Magazin für die Literatur des Auslandes

Digitized by Google

BP 373.1

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE
SUBSCRIPTION FUND
BEGUN IN 1858.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joſeph Lehmann.

Fünfundſechszigſter Band.

Januar bis Juni 1864.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1864.

Digitized by Google

IX, 6
BP 373.1

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY
Subscription fund.

Digitized by Google

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.

Zwei Lieblinge des deutſchen Volkes. S. 2. — Ein deutſches Buchdruckergeſchlecht in Deutſchland und im Auslande. S. 4. — Engländer und Franzoſen in Sachen Schleswig-Holſteins. S. 18. — K. A. F. Mahn über die romaniſche Philologie. S. 18. — Die Frage über Abſchaffung der Todesſtrafe. S. 34. — In wie weit iſt Südtirol italiäniſch? I. (Natürliche und politiſche Gränzen). S. 50; II. (Das Deutſchthum mehr und mehr von den Wälſchen verdrängt). S. 68. — Die klaſſiſchen Studien in der Gegenwart. S. 66. — Robin Hood von Anaſtaſius Grün. S. 82. — Volkswirthſchaftliches und Handelspolitiſches. S. 83. — Felix Mendelsſohn's Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 in der Ueberſetzung von Lady Wallace. S. 98. — Vor dreihundert Jahren. S. 114. — Schubart und ſeine Zeitgenoſſen. S. 130. — Die Stadt Schleswig unter däniſchem Regiment. S. 131. — Der Dichter in der Commiß-Uniform. (Joſeph Emanuel Hilſcher.) S. 146. — Die Feldzüge Alexanders des Großen. S. 162. — Die öſterreichiſchen Univerſitäten. S. 164. — Arnold Ruge's Gefängnißhaft. I. (Die deutſche National-Idee vor vierzig Jahren). S. 178; II. (Von Köpnick nach Colberg). S. 196. — Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen v. W. S. 180. — Die neueſten Gegner von Mommſen's römiſcher Geſchichte. S. 194. — Oſtern, die Göttin Oſtara und die Oſtereier. S. 210. — Carl Ritter über Frau von Staël. S. 226. — Analogieen und Gegenſätze. Straßburg und Bremen. S. 242. — Die altnordiſche Philologie. S. 244. — William Shakſpeare an ſeinem dreihundertſten Geburtstage. S. 258. — Deutſches Singſpiel und italiäniſche Oper. S. 274. — Zur Phyſiologie der Netzhaut. S. 276. — Auguſtenburg und Glücksburg. S. 290. — Shakſpeare, einer unſerer literariſchen Penaten. S. 291. — Der Staat des großen Kurfürſten. S. 306. — Meyerbeer in Deutſchland, Italien und Frankreich. S. 309. — Die Matinées royales und Herr Henry Rabault de Buffon. S. 322. — Rechtswiſſenſchaft und Volkswirthſchaft. S. 323. — Deutſche Literatur des 17. Jahrhunderts. Simpliciana. S. 338. — Die Holſteiner und Herzog Friedrich. S. 354. — Sprache und Geſchichte. S. 356. — Deutſche und engliſche Art zu reiſen. (Das Reiſewerk des Herzogs Ernſt.) S. 370. — Wie ward der letzte orientaliſche Krieg herbeigeführt. S. 386. — Deutſches Regiment in Schleswig. S. 402. — Eine Geſchichte des deutſch-däniſchen Krieges. S. 403. — Brandenburger und Preußen im Sundewitt. S. 403.

Schweiz.

Die öffentliche Meinung in der Schweiz über den deutſch-däniſchen Konflikt. S. 263. — Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf. I. (Calvin's Verfolgung des Bürgers Pierre Ameaux. 1546). S. 374; II. (Calviniſtiſche Strafjuſtiz). S. 392; III. (Die Opfer des calviniſtiſchen Syſtems). S. 404.

England.

Neue Anwendung der elektriſchen Telegraphie. Zeitkugel, Uhren-Kontrole und Stadtpoſt. S. 11. — W. M. Thackeray. S. 26. — Die Publikations-Saiſon in London. S. 26. — Die engliſchen Penny-Zeitungen und Half-Penny-Journale. S. 39. — Italien in der modernen engliſchen Unterhaltungsliteratur. Vincenzo, von J. Ruffini. S. 56. — Die Londoner Geſellſchaft und ihre wohlthätige Selbſthilfe. I. (The Charities of London). S. 73; II. (Philanthropiſche Vereine). S. 88; III. (Rettungs-Anſtalten für Verirrte, Laſterhafte und Unglückliche). S. 103; IV. (Geſellſchaften zu gegenſeitiger Unterſtützung). S. 123. — Lord Ruſſell und ſeine Feder. Eine politiſche Humoreske. S. 122. — Vorbereitungen zur Shakſpeare-Feier in England. S. 149. — Ein bibliſches Wörterbuch der Hochkirche. S. 172. — Engliſche Novelliſtik von der Schattenſeite. Miß Braddon. S. 188. — Ein Roman aus der engliſchen Geſchichte. Thomas Otway, von Marie Harrer. S. 218. — Ein Schulmann über die höheren Lehranſtalten Englands. S. 231. — Shakſpeare-Jubiläen in England. S. 261. — Das großbritanniſche Herrenhaus. I. (Die Lords Brougham und Lyndhurſt). S. 292; II. (Die Lords Derby und Weſtbury). S. 311; III. (Engliſche Junker). S. 327. — Eine kurze, aber wahre Lebensſkizze Shakſpeare's. S. 295. — Das engliſche Staatsmanns-Jahrbuch. S. 312. — Zur zweiten Auflage der Biographie Göthe's von Lewes. I. S. 358; II. (Göthe's wiſſenſchaftliche Leiſtungen). S. 376. — Die Kunſt und die Zimmer-Möblirung. S. 378. — Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. I. (Die Hochverraths-Broſchüre). S. 387; II. (Herr Omnibus). S. 388; III. (Das Tau-Ende, oder Ideal und Wirklichkeit). S. 408.

Dänemark.

Däniſche Kriegsliteratur. S. 19. — Zur däniſchen Kriegsliteratur. S. 296.

Schweden.

Die Ureinwohner des ſkandinaviſchen Nordens. S. 120. — Schwediſche Celebritäten der neueſten Zeit auf dem Gebiete der Belletriſtik, Tagespreſſe und Schaubühne. S. 233.

Belgien.

Der Kampf zwiſchen Staat und Kirche. I. (Die Ultramontanen und die Liberalen). S. 214; II. (Ein Staat im Staate). S. 227.

Frankreich.

Armande Béjart und Molière. Eine literarhiſtoriſche Skizze I. S. 6; II. (Molière's Heirath und Ende). S. 23. — Von der angeblichen phyſiſchen Degeneration der Franzoſen. S. 25. — Die neueſten Entdeckungen Paſteur's auf dem Gebiete der phyſiologiſchen Chemie. Der Gährungs- und der Verweſungs-Proceß. S. 34. — Die gegenwärtige religiöſe Bewegung in Frankreich. S. 52. — Das Budget und die Munizipalverwaltung von Paris in den letzten zehn Jahren. S. 71. — Unterrichtsweſen und wiſſenſchaftliche Arbeiten im Jahre 1863. S. 90. — Noch ein Wort über das Leben Jeſu von Renan. S. 105. — Ernſt Renan über den Zuſammenhang der Geſchichte mit den Naturwiſſenſchaften. S. 114. — Der Geiſt der franzöſiſchen Revolution. I. (Die Wahlen von 1789). S. 137; II. (Die politiſchen Schriftſteller von 1789). S. 152. — George Sand und E. T. A. Hoffmann. S. 154. — Wetterpropheten und Meteore. I. (Mathieu de la Drome). S. 168; II. (Unterſuchungen über die Meteorſteine). S. 185. — Zur Kritik von Renan's Leben Jeſu. S. 187. — Das Laien-Evangelium von Sallet franzöſiſch. S. 201. — Die Arbeiterdichtung in Frankreich. S. 216. — Das Interventions-Prinzip in unſerem Jahrhundert. S. 245. — Die Publikation der franzöſiſchen Departements-Archive. S. 267. — Der franzöſiſche Buchhandel im Jahre 1863. S. 317. — Frankreich als Seemacht. I. (Die Kriegsflotte). S. 324; II. (Kolonieen). S. 341; III. (Mexiko und die Rivalität Englands). S. 361. — Ein proteſtantiſches Ketzergericht zu Paris im Dezember 1863. S. 359. — Renan's Leben Jeſu, die philoſophiſche Kritik und das Publikum. I. (Der franzöſiſche Standpunkt in der Controverſe der Zeit). S. 372; II. (Die Gottesidee von E. Caro). S. 389. — Eine politiſche Epiſode des Juli-Königthums. S. 405.

Italien.

Neuer Aufſchwung der italiäniſchen Schaubühne. S. 8. — Italiäniſche Schriften über die weltliche Herrſchaft der Päpſte. S. 139. — Das Ptolemäiſche und das Kopernikaniſche Weltſyſtem. An Galilei's dreihundertſtem Geburtstage. S. 151. — Lateiniſche Sommer, von Ferdinand Gregorovius. S. 171. — Ein Buchhändler Italiens, Gianpietro Vieuſſeux. S. 316. — Einige neue Lebensnachrichten über Galilei. S. 329. — Bilder aus den Apenninen. Von Rom nach Civita Caſtellana. S. 346.

Spanien.

Verſuch einer Paſigraphie (allgemeinen Ideenſchrift.) S. 5.

Portugal.

Prinz Heinrich der Seefahrer und ſeine Zeit. S. 22.

Rußland.

Die öffentliche Bibliothek in Tiflis. S. 60. — Der Amur. S. 106. — Deutſche Kolonieen um St. Petersburg. I. (Geſchichte, Statiſtik und Verwaltung). S. 117; II. (Ackerbau und Viehzucht). S. 136; III. (Sitten und häusliches Leben). S. 155; IV. (Sommerleben und Volksfeſte). S. 166. — Rußlands Volksmenge, verglichen mit der der übrigen Mächte. Nach Alexander von Humboldt und Berghaus. S. 164. — Deutſche Kalender aus Rußland. S. 205. — Das Geheimniß Rußlands. S. 219. — General Michael Murawjev. Von dem Fürſten Peter Dolgorukov. S. 248. — Moskau, Rom und Konſtantinopel. I. (Der Cäſaro-Papismus, das griechiſche Schisma und die römiſche Kirche). S. 277; II. (Die ruſſiſche Kirche in ihren Beziehungen zur römiſchen). S. 297; III. (Tataren-Herrſchaft und Unions-Verſuche). S. 362; IV. (Polenthum und Ruſſenthum im Mittelalter). S. 379. — Was ſind Kirgiſen? S. 397.

Polen.

Michael Grabowſki. S. 13. — Das Königreich Polen. S. 42. — Ein neuer polniſcher Lyriker. (Z wiosnu.) S. 86. — Der Spion, eine Novelle in polniſcher Sprache. S. 380.

Digitized by Google

Böhmen.

Čechiſche Briefe aus Böhmen. I. (Zur Orientirung). S. 200; II. (Neuer poetiſcher Frühling). S. 310; III. (Die dramatiſche Poeſie). S. 396.

Serbien.

Serbiens Baudenkmäler. S. 348.

Griechenland.

Griechiſche und albaneſiſche Märchen. I. (Sage, Märchen und Geſchichte). S. 74; II. (Das griechiſche Märchen und der germaniſche Sagenkreis). S. 85. — Die Deutſchen im modernen Griechenland. S. 132. — Kapodiſtrias, nach Carl Mendelsſohn-Bartholdy. S. 181.

Ungarn.

Ungariſche Sprache und Literatur. S. 44.

Paläſtina.

Moritz Buſch: Bilder aus dem Orient. S. 61. — Die Kunde der Münzen und Maße bei den Hebräern. S. 280.

Arabien.

Arabiſche Namengebung. S. 409. — Gifford Palgrave über Arabien. (In der geographiſchen Geſellſchaft zu London). S. 410.

Oſtindien.

Streifzüge in dem Hochlande von Kaſchmir. S. 330.

Oſt-Aſien.

Die preußiſche Expedition nach Oſt-Aſien in den Jahren 1860 und 1861. W. Heine und G. Spieß. I. S. 250; II. (Japans kriegeriſche und religiöſe Zuſtände). S. 268.

Aegypten.

Eine Aegyptiſche Königstochter. S. 84.

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Photographie zu phyſiologiſchen und praktiſchen Zwecken. Auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geiſterwelt. S. 9. — Der Kandidat Jobs in Amerika. S. 28. — Literariſche Briefe aus New-York. I. (Nicht Alles iſt Humbug). S. 40; II. (Die Aſtor-Bibliothek). S. 58. — Deutſche Truppen im amerikaniſchen Befreiungs-Kriege. S. 77. — Die Bildung der Continente. Von Louis Agaſſiz. S. 100. — Franklin über den Mann mit der eiſernen Maske. S. 173. — Benjamin Franklin's „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis." S. 202. — Die große Seeſchlange wieder einmal. S. 251. — Theodor Parker's Leben und Briefwechſel. S. 266. — Literariſche Briefe aus New-York. Oeffentliche und Privat-Bücherſammlungen und Leſehallen. S. 299. — Die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. S. 343.

Britiſches Nord-Amerika.

Ein engliſcher Miſſionär über Neufundland. S. 333.

Mexiko.

Land und Leute in Mexiko. S. 365.

Südamerika.

Briefe eines deutſchen Reiſenden aus dem nördlichen Braſilien. I. S. 236; II. (Die Provinzen Ceara und Maranhao). S. 281; III. (Von Maranhao nach dem Indianer-Gebiet). S. 412. — Die Mythe von El Dorado. Nach Alexander von Humboldt. S. 283.

Auſtralien.

Dr. Doyle über die ſchwarzen Wilden. S. 313.

Kleine literariſche Revue.

Felix Mendelsſohn-Bartholdy. S. 14. — Hans Chriſtian Anderſen in Amerika. S. 15. — Der Vermaledeite. S. 15. — Eine deutſche kirchliche Zeitſchrift in Paris. S. 15. — Doyle's Chronik von England. S. 28. — Die amerikaniſche Sklavenfrage. S. 29. — Alexander Petöfi's lyriſche Gedichte. S. 29. — Mommſen's römiſche Geſchichte. S. 29. — Studien des franzöſiſchen Romanticismus. S. 29. — Die Didot'ſchen Ausgaben griechiſcher und römiſcher Klaſſiker. S. 29. — Frau und Dame. S. 30. — Deutſche Roman-Zeitung. S. 30. — Katharina II. und ihre Zeit. S. 30. — Das landwirthſchaftliche Inſtitut der Univerſität Halle. S. 45. — Die Einführung des Chriſtenthums in Belgien. S. 45. — Ein engliſcher Knigge. S. 45. — Gäa. S. 46. — Philoſophiſche Schriften. S. 62. — Preußens Ehrenſpiegel von Scholtmüller. S. 62. — Geſchichte der Bauernhöfe. S. 78. — Das Duell. S. 78. — Die Apothekenfrage. S. 78. — Die geiſtlichen Orden und Klöſter der Gegenwart. S. 93. — Rationaliſtiſche Theologie in England. S. 93. — Shakſpeare-Anthologie. S. 93. — Ephraim Kuh. S. 93. — Franzöſiſche Bibliographie. S. 94. — Schleswig in der großen Reymann'ſchen Karte. S. 109. — Cornelia, Zeitſchrift für häusliche Erziehung. S. 109. — Die Dioskuren, deutſche Kunſtzeitung. S. 110. — Der Hirtenkaspar. S. 110. — Bulwer's Eſſay's. S. 124. — Ein künſtleriſches Prachtwerk aus dem alten Moskau. S. 125. — Ideelle Rechte und reelle Bedürfniſſe. S. 125. — Caſſeler Namenbüchlein. S. 126. — Heine's „Buch der Lieder" in Amerika. S. 126. — Das Leben Galileo Galilei's. S. 141. — Bremer Sonntagsblatt. S. 141. — Deutſche Kunſt in Bild und Lied. S. 142. — Mahabharata, franzöſiſch von H. Fauche. S. 142. — Der Catalog des „Fonds Merlin". S. 142. — Bibliſche Frauen von Katharina Diez. S. 157. — Das Leben Göthe's von Lewes, in zweiter Auflage. S. 157. — Armſtrong und Whitworth. S. 157. — Friedrich Spiegel's Eran. S. 158. — Zur Schnell- und Rechtſchreibung. S. 158. — Ueber die Entſtehung des Schwefelwaſſerſtoffs in Mineralquellen. S. 158. — Shakſpeare und Ben Jonſon. S. 173. — Die Bedeutung der Thierwelt für den Menſchen. S. 174. — Theorie der Ferment-Wirkungen. S. 174. — Shakſpeare und Victor Hugo. S. 189. — Italiäniſche Journaliſtik. S. 189. — Beitrag zur Geſchichte jüdiſcher Tartüffe. S. 190. — Der Stieler'ſche Handatlas. S. 190. — Kriegsſchauplatz. S. 190. — Die afrikaniſche Reiſe des Herzogs von Sachſen-Koburg-Gotha. S. 206. — Heyſe's Syſtem der Sprachwiſſenſchaft in Italien. S. 206. — Die Lehranſtalt für Buchhandlungslehrlinge in Leipzig. S. 206. — Die praktiſche Heilkunde in England. S. 206. — Geſchichte der Belagerung von Sebaſtopol. S. 206. — Erzgebirgiſche Arbeiter-Zeitung. S. 207. — Die Karten von England in Stieler's Hand-Atlas. S. 221. — Die holländiſche Sprache in Japan. S. 221. — H. Graetz, Geſchichte der Juden. S. 222. — Symington's Färöer- und Island-Skizzen. S. 222. — Hiſtoriſche Schriften für die Jugend. S. 222. — Fröhlich's Silhouetten mit franzöſiſchem Text. S. 223. — Zur Erinnerung an Moritz Veit. S. 237. — Zur orientaliſchen Mythologie. S. 237. — Molière's Tartüffe und Gutzkow's Urbild. S. 238. — Fata Morgana aus Ungarn. S. 238. — Engliſche Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit. S. 238. — Die Pariſer „Illustration". S. 238. — Die Tiedge-Stiftung. S. 252. — Die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn. S. 253. — Die heraldiſche Wiſſenſchaft in England und Amerika. S. 253. — Oeuvres politiques de Charlotte de Corday. S. 253. — John M. Kemble's nordiſche Alterthümer. S. 254. — Ein Deutſcher in fremden Kriegsdienſten. S. 254. — Humboldt über amerikaniſche Verhältniſſe. S. 254. — Shakſpeare-Album. S. 270. — Shakſpeare im Lichte der Theologie. S. 270. — Oeſterreichiſche Geſchichtsſchreiber. S. 270. — Leſſing, Samuel Johnſon und Shakſpeare. S. 285. — Shakſpeare und die engliſche Literatur, 1564—1864. S. 285. — Victor Hugo's Buch über Shakſpeare. S. 285. — Chronik der Gegenwart. S. 286. — Die öſterreichiſchen Alpen. S. 286. — Sibiriſche Univerſität. S. 286. — Eduard Fiſchel's Werk in Frankreich. S. 287. — J. J. van Ooſterzee's Chriſtologie. S. 287. — Shakſpeare in Frankreich und Voltaire. S. 301. — Das deutſche Kirchenlied von Philipp Wackernagel. S. 301. — Caroline Perthes. S. 302. — Deutſche Volkspoeſien von Carl Weiſe. S. 302. — Die Urverwandtſchaft der ſemitiſchen und indo-europäiſchen Sprachen. S. 302. — Phöniziſche Studien. S. 302. — Hebräiſches Theater. S. 303. — Deinokrates, von Profeſſor J. H. Krauſe. S. 317. — Ehe und Eheſchließung. S. 318. — De Quincey's Opium-Eſſer. S. 318. — Der Katalog der Gemälde-Galerie in der Eremitage von Petersburg. S. 318. — Hiſtoriſche Schriften für die Jugend. S. 318. — Zur Marinefrage. S. 334. — Der Erſte über die Schlei. S. 334. — Eine Shakſpeare-Feier an der Ilm. S. 334. — Celtiſche Studien in Deutſchland. S. 335. — Ein engliſcher Geſandter im vorigen Jahrhundert. S. 350. — Die freie Preſſe Englands. S. 350. — Der Nord- und Oſtſee-Kanal. S. 366. — Virgil im Mittelalter, von Dr. Creizenach. S. 366. — Soll und Haben in Amerika. S. 366. — Unſer beiderſeitiger Freund, von Dickens. S. 366. — Zwei Reden zur Shakſpeare-Feier. S. 366. — Ein franzöſiſcher Roman aus dem 30jährigen Kriege. S. 367. — Renan über die deutſchen Univerſitäten. S. 382. — Methoden der Naturforſchung, von Agaſſiz. S. 382. — Die elfte Auflage des Converſations-Lexikon. S. 382. — Fiorentino, der Feuilletoniſt. S. 382. — Ein Engländer ohne Haß und Vorurtheil. S. 398. — Pſychiatriſche Briefe. S. 398. — Rörig's deutſche Güterfracht-Tarife. S. 399. — Ruſſiſches Album Viardot. S. 399. — Jean Calvins Leben. S. 414. Jean Reboul. S. 414. — Stimmen aus England über die dortige Corruption. S. 414. — Die drei Reiche der Natur. S. 414. — Volkslieder-Album. S. 414. — Italiäniſche Ueberſetzungen deutſcher Werke. S. 414. — Gottſchall's Gedanken-Harmonie aus Göthe und Schiller. S. 415.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 1.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 3. Januar **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Magazin für die Literatur des Auslandes 1864 2

Deutſchland und das Ausland.
Zwei Lieblinge des deutſchen Volkes . . . 2
Ein deutſches Buchdrucker-Geſchlecht in Deutſchland und im Auslande 4

Spanien.
Verſuch einer Paſigraphie (allgemeinen Ideenſchrift) 5

Frankreich.
Armande Béjart und Molière. Eine literarhiſtoriſche Skizze. . 1. 6

Italien.
Neuer Aufſchwung der italiäniſchen Schaubühne 8

Nord-Amerika.
Die Anwendung der Photographie zu phyſiologiſchen u. praktiſchen Zwecken. Auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geiſterwelt 9

England.
Neue Anwendung der elektriſchen Telegraphie. Zeitkugel, Uhren-Kontrole und Stadtpoſt . 11

Polen.
Michael Grabowſki 13

Kleine literariſche Revue.
Felix Mendelsſohn-Bartholdy. 14
Hans Chriſtian Anderſen in Amerika . . . 15
Der Vermaledeite 15
Eine deutſche kirchliche Zeitſchrift in Paris . 15
Literariſcher Sprechſaal 15

Verlag von L. Hachette & Co. in Paris.

Cervantes. L'ingénieux Hidalgo Don Quichotte de la Manche. Trad. et annotée par Viardot. Edition de grand luxe, contenant les dessins de G. Doré, gravés sur bois par H. Pisan. 114 grandes compositions, et 256 autres belles gravures insérées dans le texte. 2 vol. in fol. cart. 160 fr.

Figuier, L. La terre et les mers, ou description physique du globe. 1 vol. gr. in 8. cont. 180 vignettes et 18 cartes physiques. br. 10 fr. rel. 14 fr.

Saintine, X. B. Science enfantine. La mère Gigogne et ses trois filles. Causeries d'un bon papa sur l'histoire naturelle et les objets usuels, dont il est important de connaître la valeur et l'origine. 1 vol. gr. in 8. ill. de 150 vignettes. br. 10 fr. rel. 14 fr. (5)

A. ASHER & CO. (8)
20 Unter den Linden, Berlin.
Neue Erscheinungen.

Le BRESIL LITTERAIRE. HISTOIRE de la Littérature Brésilienne, suivie d'un choix de morceaux tirés des meilleurs auteurs Brésiliens. Par FERDINAND WOLF. 1 vol. 8vo. pag. 600. Thlr. 3. 20 Sgr.

The PRICKE of CONSCIENCE. (Stimulus conscientiae.) A Northumbrian poem by RICHARD ROLLE de Hampole. Copied and edited from Manuscripts in the Library of the British Museum. With an Introduction, notes and glossarial index. By RICHARD MORRIS. 1 vol. 8vo. pag. 370. Thlr. 4.

EARLY ENGLISH POEMS and Lives of Saints, with those of the wicked birds Pilate and Judas. Copied and edited from Manuscripts in the Library of the British Museum. By FRED. J. FURNIVALL. 1 vol. 8vo. pag. 212. Thlr. 2.

The PLAY of the SACRAMENT. A Middle-English Drama, edited from a Manuscript in the Library of Trinity College, Dublin. With a preface and glossary, by WHITLEY STOKES. 8vo. pag. 54. Thlr. 1.

LIBER CURE COCORUM. Copied and edited from the Sloane Ms. 1986, by RICHARD MORRIS. 8vo. pag. 65. Thlr. 1.

The DIALECT of the ENGLISH GYPSIES. By Bath C. SMART. 8vo. p. 88. Thlr. 1.

CATHARINE II, sa COUR et la RUSSIE en 1772. Par SABATHIER DE CABRES (Ambassadeur de Louis XV, roi de France, près la cour de Russie). 8vo. pag. 124. Thlr. 1.

PRIMAVERA y FLOR de ROMANCES ó coleccion de los mas viejos y mas populares romances castellanos publ. con una introduccion y notas por DON FERN. JOSÉ WOLF y DON CONRADO HOFMANN. 2 vol. kl. 8vo. pag. 450 & 432. Thlr. 5.

STUDIEN zur GESCHICHTE der SPANISCHEN und Portugiesischen Nationalliteratur von FERD. WOLF. 1 Vol. gr. 8vo. pap. 750. Thlr. 4. 20 Sgr.

Unter der Presse:

The CREATION of the WORLD, a Cornish Mystery edited with a translation and notes by WHITLEY STOKES.

GROSTESTE'S CHATEAU d'AMOUR A XIVth century English translation, edited by R. F. WAYMOUTH.

SHAKESPEARE in GERMANY in the XVIth and XVIIth centuries, with an account of English Players in Germany during the same epoch. By ALBERT COHN. 1 vol. 4to.

In unterzeichnetem Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Briefwechſel des Großherzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach mit Göthe in den Jahren 1775 bis 1828. 2 Bände. Gr. Lexikon-Format. Velinpapier. Preis 6 Thlr.

Göthe's, J. W. von, Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776 bis 1826. Zum erſten Male herausgegeben durch **A. Schöll.** Mit dem Bildniß der Frau von Stein. Zweite Ausgabe. 3 Bände. Preis 3 Thlr.

— — **Briefe und Aufſätze** aus den Jahren 1766 bis 1786. Zum erſten Male herausgegeben durch **A. Schöll.** Zweite Ausgabe. Preis 10 Ngr. (4)

Leipzig. Voigt u. Günther.

Feſtgeſchenke.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hartwig, G., Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darſtellung für Gebildete aller Stände. Mit Farbenbildern und Holzſchnitten. 477 Seiten. Geheftet 2 Thlr. 4 Ngr. — Elegant in Leinwand gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Hartwig, G., Die Inſeln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben dargeſtellt. Mit 4 Bildern und 3 Karten. 544 Seiten. Geheftet 3 Thlr. — Elegant in Leinwand gebunden 3 Thlr. 12 Ngr.

Hartwig, G., Die Tropenwelt im Thier- und Pflanzenleben dargeſtellt. Mit 6 Bildern in Farbdruck. 483 Seiten. Geheftet 3 Thlr. — Elegant in Leinwand gebunden 3 Thlr. 12 Ngr.

Hartwig, G., Der hohe Norden im Natur- und Menſchenleben dargeſtellt. Mit 1 Karte. 484 Seiten. Geheftet 2 Thlr. 12 Ngr. — Elegant in Leinwand gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Alle dieſe Bücher **Hartwigs** eignen ſich durch ihre elegante Ausſtattung, beſonders in den ſchönen Einbänden, vorzugsweiſe zu Geſchenken, und ſind dieſelben ganz beſonders denen zu empfehlen, die neben einer anſprechenden Außenſeite auf Wahl und Anordnung belehrenden Stoffes, und anſchauliche, anſprechende Darſtellung Werth legen. Auf dieſe Weiſe eignen ſich dieſe Bücher auch vortrefflich in die Hand der erwachſenen, nach höherer Ausbildung ſtrebenden Jugend. (2)

Digitized by Google

Magazin für die Literatur des Auslandes.

1864.

Ueber die Rückverpflanzung dieſer Blätter nach Berlin glauben wir unſeren Leſern einige Worte ſagen zu müſſen, obwohl durch dieſen Wechſel des Verlages weder in der Redaction, noch in der Aufgabe und Tendenz unſeres Journals, eine Veränderung eintritt.

In Berlin zu Anfang des Jahres 1832 gegründet, und zwar als ein ſelbſtändiges, literariſches Beiblatt der damaligen „Allgemeinen Preußiſchen Staatszeitung", hatte das „Magazin für die Literatur des Auslandes" die Aufgabe, das Kulturleben der Völker in deren literariſchen Erzeugniſſen und in ſeinen Beziehungen zu Deutſchland darzuſtellen und ein treuer Spiegel der Zeit und ihres Geiſtes zu ſein.

Die Redaction, die von der erſten Nummer dieſes Blattes bis zum heutigen Tage unverändert geblieben, glaubt dieſer Aufgabe ſtets gewiſſenhaft nachgekommen zu ſein und, unberührt von dem Wechſel der politiſchen Strömungen, dieſes Blatt zu einem über den Parteien ſtehenden, internationalen Vermittler aller Kultur-Fortſchritte der Zeit gemacht zu haben.

Um ſeine Unabhängigkeit vollſtändig zu wahren, wurde das „Magazin" im Jahre 1843 von der politiſchen Zeitung, deren literariſcher Begleiter es zwölf Jahre lang geweſen war, gänzlich getrennt. Es kam damals in den Verlag der Buchhandlung der Herren Veit & Comp. (Dr. M. Veit und J. Lehfeldt), die nach dem Ableben des letztgenannten Theilhabers durch Verkauf des Geſchäftes nach Leipzig überging.

Seit dem Jahre 1859 wurde das „Magazin" in Leipzig gedruckt und verlegt. Es ſind jedoch, da weder die Redaction noch ihre Mitarbeiter ihren Wohnſitz in Leipzig hatten, hierdurch mancherlei Störungen entſtanden, die auf die fernere gleichmäßige Wirkſamkeit und Entwickelung des Blattes nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Es iſt deshalb das „Magazin" jetzt wieder nach ſeinem alten Gründungs- und Verlags-Orte zurück verpflanzt worden. Hier werden wir mit erneueter Luſt und unveränderter Geſinnung unſerer Aufgabe nachkommen, in den Kultur-Erſcheinungen der Gegenwart die aufgegangenen Saaten der Vergangenheit und die Keime eines friedlichen Kulturlebens aller Völker nachzuweiſen, unter denen das deutſche Volk vorzugsweiſe den Beruf hat, ein internationales, geiſtiges Band in Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft zu bilden.

Die kleine Veränderung, die in der äußeren Form unſeres Blattes vorgenommen worden, wird ſich unſeren Leſern hoffentlich von ſelbſt rechtfertigen. Statt der früheren 1½ Bogen größeren, werden jetzt 2 Bogen eines von vielen Leſern gewünſchten, kleineren Formates mit jeder Nummer geliefert.

Die Redaction.
Joſeph Lehmann.

Deutſchland und das Ausland.

Zwei Lieblinge des deutſchen Volkes.*)

Haſt auch Du, lieber Leſer, als Kind die Märchenluſt voll und rein empfunden, wie ich? Haſt Du wie ich den Wintertag in ſein Grab gewünſcht und froh das reizende, trauliche Zwielicht begrüßt und mit heißem Flehen vielleicht das Herz der Amme eines jüngeren Bruders zu rühren geſucht, bis ſie nach manchem Necken und Sprödethun am wärmenden Ofen die goldene Märchenwelt erſchloß und die Tonleiter der Empfindung von dem Lieblichſten und Holdeſten bis zum Schrecken und Grauſen im Herzen des Kindes mächtig erregte? Iſt es Dir einſt ähnlich ergangen, o ſo preiſe ich Dich glücklich; denn ich weiß, es waren mir ſelige, glückliche Stunden.

Sie ſind lange dahin! Jahre auf Jahre legten dicke Decken darüber. Es kam der Schule ſchleichender Gang. Da wurde kein Märchen erzählt. Vergeſſen war die Kinderſtube und ihr dämmerndes Zauberreich. Die Zeit,

> Sie hatte mich gepackt mit der Fauſt,
> Und hatte mich weg aus dem Lande geichifft,
> Als hätt' ich da nimmer gehauſt.

Die Univerſitätsjahre hatten längſt begonnen. Da trat eines Tages — es war mein Geburtstag — ein lieber Freund zu mir herein und brachte mir als herzlich gemeiute Gabe ein prächtig gebundenes Buch. „Nimm hin! ſagte er; das iſt für Jung und Alt. Möchten auch einſt Deine Kinder ſich freuen und fröhlich in die Hände klatſchen, wenn Du das rothe Buch von dem Bücherbrette herunterholſt!" Es waren die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Ich kannte ſie bis dahin noch nicht und ſchlug ſie verwundert auf. O Gott, wie wurde mir da! Ich las und blätterte, blätterte ſtaunend weiter und las: Alles, Alles war mir bekannt; meine ganze Kindheit ſtieg in aller ihrer Seligkeit vor mir auf, ſie war mir plötzlich wiedergeſchenkt; wörtlich klangen dieſelben Worte, denen ich einſt mit ſolcher Wonne gelauſcht, wieder vor meinen Ohren; Tage, ja Wochen lang mochte ich nichts, als dieſe Märchen leſen und war glücklich — wie ein Kind.

Und darf ich noch weiter erzählen, — auch der Wunſch meines Freundes iſt in Erfüllung gegangen. Meinem älteſten Töchterchen habe ich manches jener Märchen am dämmernden Abend erzählt; nun hat ſie das Buch ſchon ſelbſt in den Händen, hat es vielmals ſchon durchgeleſen, und eine jüngere Schweſter ſitzt auf einem Bänkchen neben ihr und hängt an ihren Lippen, wenn ſie ihr die reizenden Dichtungen erzählt oder vorlieſt. Beide ſchwelgen in der ſüßeſten Nahrung der Jugend. Das Buch iſt ſchon recht abgegriffen und theilweiſe ziemlich zerleſen; aber ich zürne darüber nicht: himmliſche Freude und köſtlicher Segen iſt daraus gefloſſen und wird es nech weiter für künftige, ſpäte Zeiten.

Doch vielleicht frägſt Du, lieber Leſer, warum ich Dir dies Alles erzähle? Nun, weil es meines eigenen Lebens Erfahrung iſt; weil ich bei dem Gedanken an dieſen köſtlichſten aller Märchen-

*) Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin von Jacob Grimm, herausgegeben von Herman Grimm. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1863.

ſchätze nicht umhin kann, zu gedenken, wie und wann ich ſeiner mich freute und immer noch freue; weil ich vermuthe, daß auch Dir vielleicht es ſo oder ähnlich ergangen; weil Millionen von Menſchen, Jung und Alt, mit gleicher Liebe an dieſem Buche hängen und ihrer Kindheit dabei gedenken, und weil ich durch nichts ſo warm und innig meinen Dank, meine Liebe zu den trefflichen Männern auszuſprechen vermag, die dieſen Schatz für uns Alle gehoben und, in ſonderbarem Widerſpruch mit ihrem Namen, die mildeſten Wohlthäter der Menſchheit geworden ſind.

Ja, Wohlthäter der Menſchheit, ſoweit die deutſche Zunge klingt, ſind ſie geworden, die dieſe goldenen Dichtungen dem Herzen des Volkes abgelauſcht, aus den niedrigen Hütten hervorgeholt haben, wo man, wie ich fürchte, jetzt nur noch ſelten wie früher, am flackernden Scheine des Herdes, unter der ſchnurrenden Begleitung des Spinnrades dieſe Märchen erzählen hört. Man lieſt es in der Vorrede, wie ſie ſich gemüht, dieſe Schätze zu erhaſchen, wie nur wenige alte Mütterchen im echten Beſitz der lauteren Tradition waren, und wie ſchwer es oft war, ihr Zutrauen zu gewinnen, ihre eigenthümliche, verſchämte Zurückhaltung zu überwinden, bis der reiche und volle Strom ſich ihnen erſchloß; ein Zeichen, daß es hohe Zeit war, zu ſuchen und zu ſammeln, ſollten die Quellen, die einſt weit und breit den blumigen Boden lieblich durchrieſelten, nicht für immer unter der Pflugſchar und den ſauſenden Rädern der neuen Zeit verſchüttet werden. Nun ſind ſie gerettet, dieſe unſchätzbaren uralten Kleinode, die unſre Väter aus fernen Jahrhunderten von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben ließen. Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm haben ſie an's Licht gezogen, haben ſie in ihrer eigenſten, unverfälſchten Geſtalt uns übergeben und ſie zum unvergänglichen Eigenthum des deutſchen Volkes gemacht, ein Schmuck, wie ihn kein anderes Volk der Erde köſtlicher aufzuweiſen hat. Wo wäre in deutſchen Landen jetzt das Haus, könnte man faſt fragen, wo dieſe wundervollen Dichtungen nicht wiederklängen? Wahrlich, hätten dieſe Männer nichts, als dieſes Eine Werk vollbracht, ſo hätten ſie damit für ihre Unſterblichkeit genug gethan; denn ſo lange dieſe Märchen in lieblichen Bildern die Herzen deutſcher Kinder durchziehen, ſo lange wird der Name des trefflichen Brüderpaares mit innigſter Liebe und herzlichſter Freude genannt und werden Jacob und Wilhelm Grimm Lieblinge des deutſchen Volkes bleiben.

„In den Schuljahren, erzählt Jacob, nahm uns beide ein Bett und ein Stübchen auf; da ſaßen wir an einem und demſelben Tiſch arbeitend; hernach, in der Studentenzeit, ſtanden zwei Betten und zwei Tiſche in derſelben Stube, im ſpätern Leben noch immer zwei Arbeitstiſche in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern neben einander, immer unter einem Dach, in gänzlicher unangefochten und ungeſtört beibehaltener Gemeinſchaft unſrer Habe und Bücher. Auch unſre letzten Betten, hat es allen Anſchein, werden wieder dicht neben einander gemacht ſein."

Und ſo iſt es auch geſchehen. Jetzt ſchlafen ſie Beide unter gemeinſamem Leichenſteine dicht neben einander; wir aber, die Lebenden, rufen ſegnend: Friede ſei ihrer Aſche!

Was dieſe Männer in ihrem langen, reichen Leben auf dem weiten Gebiete der deutſchen Philologie erſtrebt und geleiſtet, ihre großartigen, weitausgreifenden Forſchungen, ihre zahlreichen Werke würdig aufzuführen, iſt nicht unſere Sache und auch hier nicht der Ort. Auch ihr perſönliches Leben wartet noch des kundigen Darſtellers. Aber das ſoll geſagt ſein, daß aus Allem, was von ihnen und über ſie bekannt geworden, es uns entgegenweht: es waren Männer echt deutſcher Art vom Wirbel bis zur Zehe, werth, der Stolz der Nation zu ſein.

Das zeigt uns auch das kleine Büchlein, das Herman Grimm, der durch ſein Werk über Michel Angelo rühmlich bekannte Sohn Wilhelms, dem Publikum übergeben hat. Es enthält Jacob Grimm's Gedächtnißrede auf ſeinen dahingeſchiedenen Bruder, und ſeine vielfach in den öffentlichen Blättern erwähnte Rede „über das Alter", beide in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin gehalten. Zwiſchen beiden Reden ſchaltet Herman Grimm eine rührende Schilderung des Hinganges ſeines Vaters und einen Ueberblick über die letzten Jahre ſeines Oheims ein. Niemand wird ohne Bewegung dieſe wenigen Blätter leſen.

In der Rede „über das Alter" erkennen wir das eigene liebliche Bild des in ſteter Jugendfriſche fortarbeitenden Neſtors der Wiſſenſchaft, wenn er aus innerſtem Herzen die mannigfachen Vorzüge des Alters preiſt. Doch unvergeſſen wird und ſoll es bleiben, wie er als den edelſten Schmuck deſſelben die ſtets wachſende freie Geſinnung rühmt. „In wem, ſagt er, (und welchem Menſchen ſollte das verſagt ſein?) ſchon von frühe an der Keim der Freiheit lag, in weſſen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geſchehen, als daß ſie im Herzen des Greiſes tief gewurzelt erſchiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rande des Grabes treten, deſto ferner weichen von uns ſollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit da, wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbeſtand und die Verbreitung ſchädlicher und großer Irrthümer. Nun iſt uns in vielen Verhältniſſen Gelegenheit geboten, eine freie Denkungsart zu bewähren; hauptſächlich aber zu äußern hat ſie ſich in den beiden Lagen, wo das menſchliche Leben am Innerſten erregt und ergriffen iſt: in der Beſchaffenheit unſers Glaubens und der Einrichtung unſers öffentlichen Weſens. Einem freigeſinnten alten Mann wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortſchaffung aller Wegſperre den endloſen Geheimniſſen Gottes und der Natur immer näher zu rücken geſtattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine ſolche beſeligende Näherung jemals vollſtändiger Abſchluß werden könne, da wir dann aufhören würden, Menſchen zu ſein. Wünſchenswertheſte Landesverfaſſung aber erſchiene ihm, die es verſtände, mit dem größten Schutz Aller einen ungeſtörten und unantaſtbaren Spielraum für jeden Einzelnen zu ſchaffen und zu vereinbaren. Sicher iſt nun, daß hinter allen Wünſchen die Wirklichkeit, an die wir zunächſt gebunden ſind, in unermeſſenem Abſtande ſtehen bleibt. Doch ſollen uns jene Ideale vorſchweben als Leitſterne; und wer wollte dem Alter den Wahn abſchneiden, daß es ſie ſchon am Rande des Horizonts aufſchimmern ſieht?"

Und hierauf laſſen wir eine Stelle aus einem ſeiner Briefe an Lachmann vom Jahre 1840 folgen, worin er über ſeine und ſeines Bruders allbekannte mannhafte That ſpricht, die ihnen, wie fünf gleichgeſinnten Göttinger Profeſſoren, Amtsentſetzung, zugleich aber den begeiſterten Beifall von ganz Deutſchland zuzog. „Unſern Schritt, ſagt er, habe ich noch keinen Augenblick bereut, und wenn ich an Göttingen denke, preiſe ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unausſtehlich iſt, weggebracht hat. Ich beſtehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Grieche oder Römer in unſrer Lage gethan haben würde oder nicht. Die Handlung iſt mir zur Zeit des Ereigniſſes viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht. Ich glaube auch, daß den Menſchen und ganzen Völkern nichts Anderes

Digitized by Google

frommt, als gerecht und tapfer zu ſein; das iſt das Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht, oder welche Frucht daraus hervorkommen ſoll, das liegt in Gottes lenkender Hand: es giebt auch Bäume, die nach Kräften aufwachſen ohne alle Frucht und nur in dem Laub grünen und ſchatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich deſto demüthiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den ſich ein Feuer des Widerſtandes nicht angefacht hätte, das für unſer ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unſers Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unſrer Ehre und Freiheit."

Ein deutſches Buchdrucker-Geſchlecht in Deutſchland und im Auslande.

Die Kulturvölker Europa's, deren moderne Kulturgeſchichte mit der Erfindung der Buchdruckerkunſt beginnt, knüpfen die Traditionen dieſer Geſchichte häufig an die Namen berühmter, alter Meiſter der Buchdruckerkunſt. Die Fauſt-Sage iſt von der deutſchen Tradition, obwohl in Widerſpruch mit dem Hiſtoriſch-wahren an dieſer Sage, an den Namen und die Perſon eines der Gefährten Guttenbergs geknüpft. Den Engländern iſt das Buchdrucker-Geſchlecht der Caxton, den Italiänern das der Aldini, den Niederländern das der Elzevire und den Franzoſen das der Firmin Didot eng verbunden mit der Geſchichte ihrer Kultur, ſoweit ſie durch die Buchdruckerkunſt Ausdruck und Geſtalt in der Literatur gewonnen hat. Den engliſchen, italiäniſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Namen, die wir ſo eben genannt, darf mit vollem Recht auch der deutſche Name Decker hinzugefügt werden. Denn nicht weniger als ſieben bis acht Generationen, die faſt bis in das Zeitalter der Reformation hinaufreichen, tragen als Buchdrucker den Namen Decker, welches Geſchlecht in gleicher Weiſe in der Schweiz und im Elſaß, wie in Berlin und in Poſen, dort mit den früheſten Leiſtungen und hier mit den vollendetſten Productionen der Typographie in Verbindung ſteht.

Georg Decker, Univerſitäts-Buchdrucker in Baſel, Stammherr der Familie, war der Sohn Kilian Decker's, der um das Jahr 1570 zu Eisfeld, einem Städtchen, in der Nähe von Hildburghauſen, blühete, und hat am 23. April 1596 das Licht der Welt erblickt. Der Univerſitäts-Typograph, der nicht blos deutſche, ſondern auch hebräiſche, griechiſche und lateiniſche Schriften druckte, hat unter Anderm die Werke der beiden berühmten Orientaliſten Buxtorf aus ſeiner Preſſe hervorgehen laſſen. Sein Sohn Johann Jacob Decker (geb. 1635) errichtete in Breiſach eine Offizin, die von der franzöſiſchen Regierung des Elſaß mit amtlichen Arbeiten beſchäftigt wurde. Auch die folgende Generation fand die Buchdruckereien der Decker in Baſel ſowohl, als im Elſaß, doch ward die franzöſiſche im J. 1698 von Breiſach nach Colmar, dem damaligen Sitze des „Conseil superieur et souverain d'Alsace" verlegt, wo ſie bis zum heutigen Tage noch beſteht und dem dortigen Zweige der Familie Decker gehört.

Johann Heinrich Decker, 1728 Univerſitäts-Buchdrucker in Baſel, war der Vater von Georg Jacob Decker, mit welchem der Name aus der Schweiz und dem Elſaß nach Deutſchland zurückgelangte, wo das Geſchlecht neue Wurzeln ſchlug, um hier der typographiſchen Kunſt neue und größere Ehren zu erwerben. Georg Jacob hatte in Straßburg ſtudirt, wo ſein mütterlicher Oheim, der gelehrte Rath Schöpflin, einen überaus günſtigen Einfluß auf die geiſtige Richtung des jungen Mannes übte, welchen ſehr bald das in Preußen aufgegangene, glänzende Geſtirn Friedrich's II. anzog. Im Jahre 1751 war Georg Jacob Decker in Berlin, wo ſeine erſte Arbeit der Satz von Voltaire's „Siècle de Louis XIV." war, der ihm, dem Kenner der franzöſiſchen Sprache und Literatur, vom Hofbuchdrucker C. S. Henning aufgetragen wurde.

Am 26. October 1763 wurde Decker, auf einen Bericht der Akademie der Wiſſenſchaften, vom Könige Friedrich II. zum Hofbuchdrucker ernannt, womit das im Jahre 1765 in Kraft getretene Vorrecht verbunden war, ausſchließlich die Druckarbeiten für die königliche Regierung zu liefern. Die hundertjährige Wiederkehr jenes Tages iſt am 26. October 1863 in den Räumen der königlichen geheimen Oberhofbuchdruckerei in Berlin durch Aufſtellung der Büſten Georg Jacob Decker's und ſeines gleichnamigen Sohnes, ſowie durch ein Feſt der zahlreichen Arbeiter und Angehörigen dieſes großartigen Etabliſſements, gefeiert worden, und bei Gelegenheit dieſes Feſtes iſt eine von Dr. Aug. Potthaſt verfaßte Denkſchrift: „Die Abſtammung der Familie Decker" erſchienen,*) welcher die Data unſeres gegenwärtigen Artikels entnommen ſind.

Georg Jacob Decker I. war unſtreitig der Bedeutendſte in der Reihenfolge der Buchdrucker dieſes Geſchlechtes. Der Geiſt des großen Königs übte auf Männer, wie Decker, die ſelbſt von einem nie raſtenden Fortſchritts- und Veredelungs-Triebe beſeelt waren, einen ſtets friſchen belebenden Einfluß. Nicht bloß wurde ſeine Buchdruckerei alljährlich größer und bekannter durch die aus ihren Preſſen hervorgegangenen, ſchönen typographiſchen Werke, ſondern auch als Verleger nahm Decker ſehr bald in Berlin einen bedeutenden Rang ein. Mit den Buchhändlern Hartung in Königsberg, Bernh. Chriſt. Breitkopf in Leipzig, Chr. Fr. Schwan in Mannheim und Hermann in Frankfurt a. M. war Decker perſönlich auf das Engſte befreundet. Der Hofbuchhändler Spener in Berlin wurde ſein Schwiegerſohn. König Friedrich ſelbſt ließ mehrere ſeiner Schriften bei ihm drucken, und kaum Einer der literariſch berühmten Männer, die damals ihren Wohnſitz in Berlin hatten, ſtand nicht mit Decker in Verbindung.

Nach dem Tode Friedrichs errichtete Decker im königlichen Schloſſe in Berlin eine eigene, mit zehn Preſſen ausgeſtattete Buchdruckerei, wo bis zum 5. April 1789 die nachgelaſſenen und die ſchon früher herausgegebenen Werke des Königs, auf Befehl ſeines Nachfolgers, in fünfundzwanzig Bänden gedruckt wurden.

Im J. 1792 überließ der Gründer des Berliner Etabliſſements daſſelbe, ſowie ſeinen Antheil an der der Familie noch gehörenden Buchdruckerei in Baſel, ſeinem Sohne Georg Jacob Decker II., der früh ſchon, auf Veranlaſſung ſeines Vaters, die berühmteſten typographiſchen Kunſt-Anſtalten Europa's aufgeſucht und zum Gegenſtande ſeiner Studien gemacht hatte. Nach den beſten Muſtern des Auslandes renovirte der junge Decker das eigene Inſtitut und beſonders deſſen Schriftgießerei.

Im J. 1794 errichtete er unter der Firma „Südpreußiſche Hofbuchdruckerei von Decker & Co." in Poſen ein Etabliſſement, zu deſſen erſten Leiter er den nachmals als Diplomat und Literar-

*) Berlin, Decker, 1863.

Digitized by Google

Hiſtoriker bekannt gewordenen Dr. Friedrich Schöll beſtellte, der dort auch das erſte Blatt der Provinz in deutſcher Sprache, die „Südpreußiſche Zeitung," gründete. Dieſes Etabliſſement in Poſen gehörte bis zum Jahre 1819 dem Decker'ſchen Hauſe in Berlin und iſt ſeitdem durch Verkauf in anderen Beſitz übergegangen.

Friedrich Schöll war inzwiſchen von Decker nach Baſel geſandt worden, um die dortige, ihm jetzt wiedrr, nach Auseinanderſetzung mit dem Zweige in Colmar, allein gehörende Buchdruckerei zu leitrn und zu heben. Leider rechtfertigte Schöll nicht das in ihn geſetzte Vertraurn, ſo daß Decker durch ihn in außerordentliche Verluſte geſtürzt wurde und im Jahre 1802 genöthigt war, das uralte Baſeler Geſchäft, welches 167 Jahre lang den Namen Decker getragen, an Joh. Jacob Thurneyſen zu verkaufen.

Decker war es, der im Jahre 1809 die Lithographie, 1816 die Stereotypie, und 1817 den Schnellpreſſen-Druck zuerſt in Berlin einführte. Er erwarb und erweiterte das ausgedehnte Gebäude in der Wilhelms-Straße, wo jetzt das großartige Etabliſſement ſich befindet, in welchem kürzlich ſein und ſeines Vaters Denkmal aufgeſtellt worden. Nach einem raſtloſen, von mannigfachen Prüfungen heimgeſuchten, aber auch durch viele glückliche Erfolge gekrönten Leben ſtarb Georg Jacob Decker II. am 26. Auguſt 1819.

Unter der Leitung ſeines Sohnes, des jetzigen Beſitzers der „Königlichen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei," Herrn Rudolph von Decker, hat dieſelbr ſeitdem ihren alten Ruf zu erhaltrn und zu erweitern gewußt. Ihre typographiſchrn Leiſtungen wetteifern an Schönheit und Präciſion mit den grrühmteſten Werken der engliſchen und der franzöſiſchen Preſſe. Bei Gelegenheit des vierhundertjährigen Jubelfeſtes der Erfindung der Buchdruckerkunſt im Jahre 1840 ging aus Deckers Offizin das Prachtwerk „Zwanzig alte Lieder von den Nibelungen," herausgegeben von Karl Lachmann, hervor. Hieran ſchloß ſich im J. 1841 die nur in zweihundert Exemplaren gedruckte Prachtausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand," die in 30 Bänden größten Quartformates rtwa 60 Bildniſſe hiſtoriſcher Zeitgenoſſen des Königs, zahlreiche Anſichten der Bauwerke Friedrich's, kunſtreichſte Vignetten und Facſimiles enthalten. Dieſe Arbeit, ſowie das Hauptwerk der Decker'ſchen Offizin, das „Neue Teſtament, von Martin Luther, nach der Ausgabe von 1545," iſt auch vom Auslande als glänzendes Zeugniß für die Vollendung der typographiſchen Kunſt in Deutſchland allgemein anerkannt.

J. L.

Spanien.

Verſuch einer Paſigraphie (allgemeinen Ideenſchrift)*).

Schon in früheren Zeiten haben ſich grübelnde Gelehrte in ihrer Studirſtube eingänglich damit beſchäftigt, rine Univerſalſprache, oder eine Univrrſalſchrift zu erfindrn, um mit ihrer Hülfe alle nationalen Schranken zu durchbrechen und die Menſchheit geiſtig zu vereinigen. Nicht immer waren es gerade gelehrte Schwärmer und Pedanten; auch Männer von praktiſcher Lebenskenntniß und umfaſſendem geiſtigen Horizonte haben es nicht zu gewagt und abenteuerlich gefunden, dieſe Frage anzuregen. Wir rrinnern hierbei nur an Leibniz.

In neuerer und neueſter Zeit iſt dieſer an ſich großartige Gedanke populärer geworden, und es iſt möglich, daß er wirklich einmal in dieſer oder jener Geſtalt praktiſche Form gewinnt. Es iſt unleugbar, daß man anfängt, die nationalen und ſprachlichrn Schranken als etwas Hemmendes zu empfinden. Der geiſtige Verkehr zwiſchen drn Kulturvölkern iſt in's Ungeheure gewachſen, und Jeder, der Anſpruch darauf erheben will, auf der Höhe ſeiner Zeit zu ſtehen, und ihren Entwickelungsgang zu verfolgen, iſt von vornherein darauf angewieſen, mehrere Sprachen hinlänglich zu beherrſchen. Andererſeits iſt das frühere Mittel allgemeinen Verſtändniſſes, die lateiniſche Sprache der Gelehrten, ſtark in Abnahme gekommen, und auch das Franzöſiſche, das nach ihm dieſe Stelle einzunehmen trachtete, hat viel von ſeinem frühern Anſehen verloren. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Idee einer Univerſalſprache und Univerſalſchrift jetzt an den verſchiedenſten Orten auftaucht, und ſich in der Zeit der Eiſenbahnen, der elektriſchen Telegraphen, der Weltliteratur und der internationalen Erziehung praktiſch geltrnd zu machen ſucht.

Wir haben in dieſen Blättern vor längrrer Zeit eine Schrift dieſes Inhalts angezeigt, die aus Süd-Ungarn kam und einen Kroaten, Herrn Moſes Paic, der vornehmlich Deutſch, Ungariſch und verſchiedene ſlaviſche Dialekte nebſt Franzöſiſch, Neugriechiſch u. ſ. w. berückſichtigte, zum Verfaſſer hatte. Darin wurde eine Paſigraphie aufgeſtellt, die das Eigenthümliche hatte, für die einzelnen Begriffe und ihre Abwandlungen Ziffern und (ſcheinbare) Zahlenwerthe zu verwenden. Dieſe Paſigraphie war namrntlich auf die praktiſche Anwendung in der internationalen Telegraphie berechnet und hatte, von dieſem Punkte aus, beim erſten Anblicke etwas Empfehlendes. Wir konnten indeß unſere großrn Bedenken nicht verhehlen. Die verſchiedene Wortſtellung, Conſtruction und Rection in den einzelnrn Sprachen, das unzureichende Vocabular, das einige tauſend Zahlenverbindungen gebrn, die eines inneren Geſetzes ganz ermangelnde Zuweiſung der für nöthig gehaltenen Begriffe an dieſe Ziffernverbindungen, endlich das ganz abſtrakte, unendlich mühſelige Auswendiglernen dieſes ganzen Gedächtnißkrames ſind mit ſo vielen Schwierigkeitrn verknüpft, daß es jedenfalls gerathener iſt, lieber drei oder vier concrete lebendige Sprachen, anſtatt dieſes noch dazu unfertigen Syſtemes, zu lernen.

Jetzt iſt uns von einer ganz entgegengeſetzten Gegend ein Buch zugegangen, das ein ähnliches Ziel verfolgt, aber dabei höhere Anſprüche erhebt. Der Verfaſſer dieſer Ideographie, ein ſpaniſcher Diplomat, iſt jedenfalls durch die chineſiſche Zeichenſchrift, die er in Oſtaſien kennrn gelernt hat und die in der That von Völkern ſehr verſchiedener Sprache gleichmäßig gebraucht wird, auf dieſe Idee gekommen.

Die vorliegende Schrift enthält, wie die Vorrede angiebt, die ausführlichere Ausarbeitung einer ſchon vor Jahren veröffentlichten Denkſchrift über denſelben Gegenſtand, welche in ſpaniſchen Blättern eine ſehr günſtige Beurtheilung gefunden hat. Der Verfaſſer theilt gleich im Anfang einen Artikel mit, den einer ſeiner Freunde in ſeinem Journale „El Coresponsal," das zu Madrid erſcheint, veröffentlicht hat. Es iſt darin von den früheren Ver-

*) L'idéographie. Mémoire sur la possibilité et la facilité de former une écriture générale au moyen de laquelle tous les peuples puissent s'entendre mutuellement sans que les uns connoissent la langue des autres, écrit par Don Sinibaldo de Mas, envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire de S. M. C. en Chine, etc. Paris, Duprat.

Digitized by Google

ſuchen, eine Paſigraphie und Paſilalie (Allerweltſprache) zu erfinden, von Leibniz, von dem engliſchen Biſchofe Wilkins, welcher bereits 1648 einen „Essay towards a Real Character and Philosophical Language" veröffentlichte, vom Abbé Changeux, dem Schüler Diderots und d'Alemberts, ſelbſt von dem Abte Tritemius die Rede.

Was das vorliegende Syſtem der Paſigraphie betrifft, ſo hat ſein Urheber zu einer gewiſſen Anzahl einfachſter Elemente ſenkrechten, wagerechten und ſchrägen Strichen, zwei, drei neben einander, Halbkreiſen, Schlingen, Häkchen, Wellenlinien u. ſ. w. gegriffen, durch deren Combination er tauſende von verſchiedenen Charakteren hervorbringt. Dieſe Zeichen werden auf die fünf Notenlinien und auf darin ſtehende Notenknöpfe übertragen, deren Stellung verſchiedene Sinnwerthe giebt. Man ſieht aus der Stellung des Notenknopfes und ſeines Schwanzes, jenachdem er aufwärts oder abwärts gerichtet iſt, ob das betreffende Zeichen als Subſtantiv, als Verbum, als Adverbium, Adjectivum, Interjection u. ſ. w. zu faſſen iſt. Der Verfaſſer hat ſich alle Mühe gegeben, ſo klar als möglich zu werden; wir finden bildliche Darſtellungen der einzelnen Redetheile, Tafeln für Declination, Conjugation, eine Darſtellung der Elemente, der Art ihrer Zuſammenſetzung, ein völliges Gloſſar dieſer Zeichen, Uebertragungen eines Stückes der Aeneis, verſchiedener Erzählungen u. ſ. w. in dieſe Zeichenſprache, nnd wir zweifeln kaum daran, daß der Verfaſſer ſeine eigene Zeichen-Schrift verſtehen wird, was nicht ganz leicht ſein dürfte.

Was uns betrifft, ſo maaßen wir uns natürlich nicht an, eine Arbeit, die ungeheuren Fleiß und zähe Geduld vorausſetzt, ihrem Werthe nach völlig abſchätzen zu können; denn ſich ganz hineinzuarbeiten, würde einen Aufwand von Zeit und Mühe erfordern, den wir der Sache zu widmen außer Stande ſind. Indeſſen glauben wir ſo viel mit Klarheit einzuſehen, daß dieſe Paſigraphie ſchwerlich Ausſicht hat, zum Gemeingute der civiliſirten Welt zu werden.

Sollten die Europäer es für rathſam finden, eine Paſigraphie einzuführen, ſo würden wir unfehlbar rathen, zu der verbeſſerten und zweckmäßig erweiterten ägyptiſchen Hieroglyphenſchrift — oder noch rathſamer — zur chineſiſchen Zeichenſchrift zu greifen, welche in Oſtaſien bereits das Bindemittel einer Anzahl von Völkern ganz verſchiedener Sprache bildet. Wir meinen, ehe man die Paſigraphie des Don Sinibaldo de Mas gehörig leſen kann, iſt man im Stande, in Peking das große Staats-Examen zu machen, und daraus ſiegreich als Han-Lin, d. i. Pinſel-Wald, oder Geheimer Ober-Doctor, hervorzugehen. Warum? Sehr einfach — weil die chineſiſche Zeichenſchrift, wie auch die ägyptiſche, der Phantaſie etwas zu thun giebt —, weil ſie die Mnemonik berückſichtigt. Man male einen Vogel und ein Ohr (freilich abgekürzt und verzogen); dies bedeutet Geſang. So etwas merkt man ſich. Aber zehntauſend Notenknöpfe mit etwa zehnerlei Arten Strichen ſo oder ſo in ewiger Wiederkehr ſich zu merken, ſie ſo weit einzuüben, daß man vier, fünf Zeichen am ſelben Notenknopfe, die in einer anderen Verbindung einen andern Sinn geben, nicht verwechſelt, das iſt ein ſtarkes Stück Arbeit, an die ſich ſelbſt das beſte Gedächtniß ſchwerlich wagen wird.

Ein anderer Umſtand, der unſer Bedenken erregt, iſt die offenbar ungenügende Einſicht, die der Verfaſſer in das Weſen der Sprache hat. Seine Abſtractionen ſcheinen aus dem Latein, aus dem Spaniſchen, Franzöſiſchen, aus dem Engliſchen und ein paar oſtaſiatiſchen Sprachen (z. B. der philippiniſchen) gemacht zu ſein; er haftet aber einerſeits auf der Oberfläche des ſprachlichen Ausdrucks, an der Redensart, und andererſeits an einer, wenigſtens in Deutſchland veralteten, Auffaſſung der Grammatik, die weſentlich die lateiniſche iſt. Der Verfaſſer betrachtet z. B. auch im Franzöſiſchen u. ſ. w. den Ablativ als einen ſelbſtändigen, nothwendigen Caſus; daß es aber auch noch einen Lokativ, einen Inſtrumentalis u. ſ. w. geben kann, daß ſich in der Caſus-Lehre Alles auf adverbielle Verhältniſſe zurückführen läßt, davon ſcheint er keine rechte Vorſtellung zu haben. Um den genauen Ausdruck, um die graphiſche Darſtellung dieſer Verhältniſſe, die allen Sprachen gemein ſind, handelt es ſich, nicht aber um den ganz zufälligen lateiniſchen Ablativ.

Unſerer Anſicht nach, müßte der Erfinder einer wirklichen Paſigraphie noch weit tiefer und bis in die innerſte Werkſtätte des bildenden Sprachgeiſtes ſelbſt hinabſteigen; er müßte die Functionen des Geiſtes, die derſelbe beim Denken und Sprechen macht, ſelbſt auffaſſen und graphiſch darſtellen; die Vokabeln, d. h. die Schriftzeichen für Dinge und Begriffe in dieſer Sprache, müßten nicht rein willkürlich nach dem Auszuge eines Wörterbuches aufgeſtellt werden, ſondern auf einer ſtreng philoſophiſchen Gliederung beruhen. Die Zeichen müßten ihre Entſtehung nachweiſen. Zeichen müßten z. B. vorhanden ſein für unorganiſche Dinge, für die Pflanze, für das lebendige Weſen und durch beigeſetzte andere Zeichen müßte dann die genauere und genaueſte Beſtimmung: Thier, Säugethier, Raubthier, Löwe u. ſ. w. erreicht werden können, und ſo durchgängig. Denn die Schrift müßte nicht blos einer mechaniſchen, ſondern einer organiſchen Ausbildung und Vermehrung fähig ſein; eine praktiſche Denklehre, Mnemonik, Logik, Pſychologie, Etymologie, Naturlehre, wie die Hieroglyphenſchriften wirklich zum Theil ſchon ſind.

Wir glauben, es würde nicht ſchwer ſein, zu zeigen, daß die Ideenſchrift von Don Sinibaldo de Mas ſelbſt in dem engen Kreiſe von Sprachen, in dem ſie ſich bewegt, nicht ausreicht.

Frankreich.

Armande Béjart und Molière.

Eine literarhiſtoriſche Skizze.

I.

Am 20. Februar 1662 beging der geiſtreichſte Mann ſeiner Zeit den dümmſten Streich, den er begehen konnte. An jenem denkwürdigen Tage vermählte ſich Molière mit Armande Béjart. Es liegt mir fern, eine Biographie zu ſchreiben, das vielbewegte Leben Armandens ſchildern, ihre ſkandalöſen und galanten Abenteuer der Reihe nach aufzählen, ihren frevelhaften Leichtſinn unverhüllt darlegen zu wollen.

Nur in ihren Beziehungen zu Molière will ich dieſe intereſſante Frau zu ſchildern mich bemühen, und aus dem Leben des größten franzöſiſchen Dichters, wie aus dem ihrigen, nur dasjenige greifen, was mir zur Löſung dieſer meiner Aufgabe unerläßlich nothwendig erſcheint.

Trotz der ſorgſamſten Forſchungen, hat noch nicht mit Beſtimmtheit angegeben werden können, wo und wann Armande geboren iſt. Ihrem Todtenſchein zufolge, der neuerdings aufgefunden iſt, wäre ſie im Jahre 1645 geboren; aber wenn man weiß, daß in der

Digitized by Google

damaligen Zeit dergleichen Atteſte nicht mit jener ſkrupulöſen Genauigkeit ausgefertigt wurden, welche unſere jetzigen amtlichen Schriftſtücke auszeichnet, wird man dieſer Angabe keine übertriebene Wichtigkeit beimeſſen können. Ed. Fournier verlegt die Geburt Armandens in das Jahr 1644. Für uns hat es nur geringes Intereſſe, ob Armande zur Zeit ihrer Heirat ſiebenzehn oder achtzehn Jahre alt war; es genügt uns vollkommen, konſtatirt zu haben, daß ſie damals noch ſehr jung war, die Zwanziger noch nicht erreicht hatte, während ihr Gemahl, Molière, der damals 40 Jahre zählte, an den Thoren des Alters ſtand, mithin 23 (oder 22) Jahre älter war, als ſeine Gattin. Wahrſcheinlich wurde ſie in Südfrankreich, im Languedoc oder in der Provence, geboren, von unbekanntem Vater, von einer fraglichen Mutter.

Die älteren Biographen, namentlich Voltaire, Grimareſt und der ungenannte Verfaſſer der „Fameuse comédienne", nennen Madeleine Béjart, die berühmte Schauſpielerin der Molière'ſchen Truppe und ſelbſt Molière's frühere Geliebte, als ihre Mutter. Dieſe früher ziemlich allgemein acceptirte Angabe iſt indeß auf Widerſpruch geſtoßen, und namentlich iſt Taſchereau, wohl der gediegenſte Molière-Kommentator, der Tradition energiſch entgegen getreten. Nach ſeiner Beweisführung, wäre Armande nicht die Tochter der Madeleine Béjart, ſondern ihre Schweſter; auch ſie wäre, wie die anderen Béjarts, die in Molière's Schauſpieler-Geſellſchaft mehr oder minder bedeutende Rollen ausfüllten, eine Tochter des alten Joſeph Béjart und ſeiner rechtmäßigen Ehefrau Marie Hervé. Taſchereau beruft ſich auf das Heiratsdokument, das gleichfalls von Beffara wieder aufgefunden iſt und allerdings ganz und gar zu ſeinen Gunſten ſpricht. Dieſes intereſſante Dokument, das nur wenigen deutſchen Leſern bekannt ſein dürfte, lautet nach dem Kirchenbuche von Saint Germain l'Auxerrois, wörtlich alſo:

„Jean Baptiſte Poquelin, Sohn des Jean Poquelin
„und der verſtorbenen Marie Creſé einerſeits, und Armande
„Gréſinde Béjart, Tochter des verſtorbenen Joſeph Béjart
„und der Marie Hervé andererſeits, Beide zu dieſem Kirchſpiel ge-
„hörig, gegenüber dem Palais Royal, ſind verlobt und verehlicht;
„mit Genehmigung des Herrn de Comtes, Dekan's von Notre
„Dame, und Großvikars des hochwürdigen Biſchofs, Kardinals
„von Retz, Erzbiſchofs von Paris, in Gegenwart des genannten
„Jean Poquelin, Vaters des Bräutigams, und des André Bou-
„det, ſeines Schwagers, der genannten Marie Hervé, Mutter der
„Braut, des Louis Béjart und der Madeleine Béjart, Bruders
„und Schweſter der genannten Braut."

(Unterzeichnet) „J. B. Poquelin (Molière); J. Poquelin (Molière's Vater); Boudet (ſein Schwager); Marie Hervé; Armande Gréſinde Béjart; Louis Béjart und Béjart (Madeleine) Schweſter der Braut."

Zu unſeren Zeiten würde ein ſolches Dokument allerdings die Frage, wer die Eltern von Molière's Frau geweſen, endgültig entſcheiden; aber ich habe ſchon daran erinnert, die amtliche Buchführung ließ damals zu wünſchen übrig, und ein derartiges Aktenſtück kann deshalb auch als vollkommen ſtichhaltig nicht angeſehen werden. Es beweiſt nur, daß die Mutter der Madeleine Béjart (Marie Béjart, geborene Hervé) das Kind Armande auf Rechnung ihrer Mutterſchaft genommen hatte. Die alte Frau Béjart war des Mutterglückes ſo oft theilhaftig geworden, daß es ihr auf ein Kind mehr nicht ankommen konnte. Nun mußte aber Madeleine zur Zeit von Armande's Geburt (1644 oder 1645) ſehr viel daran gelegen ſein, falls ſie dies Kind wirklich geboren, nicht als ſeine Mutter genannt und bekannt zu werden. Madeleine hatte zu dieſer Zeit ein Verhältniß mit dem Baron de Modène, einem jungen, leichtſinnigen Edelmann, der, wie der Abbé Arnauld von ihm ſagt, „ein Mann von Verdienſt geworden wäre, hätte er durch ſein „liederliches, ausſchweifendes Leben die ſchönen Eigenſchaften ſei-„nes Geiſtes nicht verdorben." Die ſtolze, hochtrabende Madeleine, die ſich ſelbſt aus adliger Familie dünkte, hatte begründete Hoffnung, mit dieſem Baron v. Modène dereinſt den Bund der heiligen Ehe zu ſchließen. 1638 hatte Madeleine bereits ein Kind zur Welt gebracht, welches Françoiſe hieß und von dem Baron von Modène anerkannt war. Das Kind iſt verſchollen, man weiß nur, daß es geboren iſt; was aus ihm geworden, weiß man nicht. In den beiden folgenden Jahren ſcheint ſich wenig geändert zu haben; Modène führt ſein ſkandalöſes Leben ungeſtört fort und Madeleine iſt eine derjenigen Liebſchaften, die er am wenigſten verbirgt. Die Behauptung, daß er ſie im Jahre 1640 heimlich geheiratet habe, ſcheint jedoch unbegründet zu ſein. Gleichzeitig ſchließt er ſich mit Leib und Seele dem Komplott gegen Richelieu an. Die Verſchwörung ſcheitert, Modène flieht ins Ausland und wird durch Parlamentsbeſchluß vom 6. September 1641 zum Tode verurtheilt. Madeleine, durch ihr Verhältniß mit dem Staatsverräther kompromittirt, muß Paris verlaſſen: wir finden ihre Spuren in verſchiedenen Provinzen des ſüdlichen Frankreich wieder, auch im Languedoc, wo ſie, wie der Verfaſſer der „fameuse comédienne" ſagt, „eine große Anzahl junger Leute glücklich machte."

Einige Zeit ſpäter wird ein Kind geboren, es iſt Armande. — Madeleine hat noch immer ihre Heiratsideen im Kopfe; iſt Armande ihr Kind, ſo darf es der Baron von Modène gewiß nicht erfahren. Was würde er für Augen machen, wenn er bei ſeiner Rückkehr den Kreis ſeiner zukünftigen Familie ſchon in ſo überraſchendem Wachsthum begriffen vorfände? Das kleine Mädchen muß wenigſtens aus den amtlichen Regiſtern der Sterblichen als ein Kind Madeleine's geſtrichen werden. Deshalb nimmt es die hochbetagte Großmutter auf ihre Rechnung, Madeleine erhält nur eine kleine Schweſter mehr, die allerdings 25 wohl gezählte Jahre jünger iſt, als ſie, aber darauf kommt ja wenig an. Das Kind bleibt in der Provinz zurück, und als die Béjarts auf den Pariſer Brettern wieder erſcheinen, hat ſich ſcheinbar nichts geändert. Der Baron de Modène, der indeſſen gleichfalls in Paris wieder angelangt iſt, verkehrt nach wie vor mit Madeleine. Letztere hegt noch immer die ſüße Hoffnung, als Baronin de Modène ihr Daſein zu beſchließen, aber bald ſieht ſie ſich in dieſer Erwartung getäuſcht, Modène verläßt abermals Paris, betheiligt ſich an der Revolution von Neapel, und Madeleine, des Wartens müde, tritt eine neue Wanderſchaft durch die Provinzen an. Diesmal war Molière der Direktor der wandernden Schauſpielertruppe.

Was ſich auf dieſen Irrfahrten zugetragen, gehört nicht hierher; wir müſſen nur erwähnen, daß Molière bald Madeleine's Geliebter, Madeleine des Dichters Herrin, in der franzöſiſchen Bedeutung des Wortes, wurde. Ob Modène, nachdem er aus ſeiner Gefangenſchaft in Neapel zurückgekehrt war, das Verhältniß mit Madeleine wieder aufgenommen habe, iſt ungewiß; auf keinen Fall konnte es von langer Dauer ſein, da die Béjart-Molière'ſche Geſellſchaft nach Poitiers überſiedelte, wo ſie ſieben Jahre, bis zum Frühjahr des Jahres 1658, verblieb.

Madeleine mußte ſich indeſſen davon überzeugt haben, daß ihre Heiratsprojekte mit Modène nichts als fromme Wünſche geweſen waren, und da ſie nun keine Rückſichten mehr zu nehmen hatte,

Digitized by Google

ließ ſie zur Zeit dieſer Ueberſiedelung nach Poitiers Armande, die 8 Jahre zählte, zu ſich kommen. Armande wurde 1650 oder 1651 ihrer mütterlichen Wärterin abgenommen, „die das Kind ſehr liebgewonnen hatte und ſehr betrübt war, es in die Hände ſeiner Mutter zu überliefern, um einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft zu folgen“.*) Zum Glück war Molière da, der ein zweiter Vater für das junge Mädchen wurde.

Ich bin in dieſem Berichte der ausführlichen Schilderung Fourniers**) ziemlich getreu gefolgt, und ich glaube, es kann nach dieſen hiſtoriſch feſtſtehenden Thatſachen kaum einem Zweifel unterliegen, daß Armande, ungeachtet aller amtlichen Dokumente, nicht Madeleine's Schweſter, ſondern ihre Tochter iſt; zum Ueberfluß kann noch angeführt werden, daß in dem Teſtamente Madeleine's keines ihrer Geſchwiſter bedacht war, Armande aber als Univerſalerbin eingeſetzt wurde.

Aller dieſer Einzelnheiten habe ich gedenken müſſen, weil dieſe eigenthümlichen Verhältniſſe auf den Charakter Armande's einen großen Einfluß ausgeübt haben. Es iſt überflüſſig, auf die niemals beſtrittene pſychologiſche Wahrheit beſonders hinzuweiſen, daß die Eindrücke, welche das Kind in ſeinen erſten zehn Lebensjahren empfängt, für ſein ſpäteres Sein und Weſen faſt immer beſtimmend, maßgebend werden. Man ſieht aus den vorherigen Andeutungen, welches Geſchick dem Béjart'ſchen Kinde beſchieden war. In einer kleinen Provinzialſtadt von einer fremden Pflegerin nachſichtig und liebevoll erzogen, nicht wiſſend, wer ſeine Mutter und wer der Vater, wird es in einem Alter, wo das Kind ſchon allzu richtig Unbegriffenes zu ahnen, bewußtlos zu verſtehen anfängt, in das wilde, ausſchweifende Leben einer wandernden Schauſpielertruppe hineingeworfen. Familienbande ſind ihm unbekannt; ſeine Begriffe über die nächſten verwandtſchaftlichen Verhältniſſe bleiben unaufgeklärt; kann es die Strenge der herrſchſüchtigen, ſtolzen Madeleine als unrechtmäßige Anmaßung einer älteren Schweſter zurückweiſen, oder muß es ſie als befugte Ausübung der mütterlichen Gewalt erdulden? Es kennt keine Heimat. Vielleicht war es mit zärtlicher Anhänglichkeit der ſanften Pflegemutter zugethan; auch dies Gefühl iſt in dem jungen Herzen durch gewaltſame Entfernung von der Hüterin ihrer Kindheit erſtickt worden.

Armande fühlt ſich unglücklich, zurückgeſetzt, verkannt. Madeleine, an die das Alter herangeſchlichen iſt, mürriſch und altjungferlich verbiſſen, gedemüthigt und verletzt durch das Scheitern ihrer Heiratspläne, troſtlos über das Verblühen ihrer Reize, eiferſüchtig auf ihre Kolleginnen, auf die ſchöne, üppige Duparc und auf die ſanftmüthige Debrie, denen der wankelmüthige Geliebte Molière ſein immer liebendes Herz zugewandt, behandelt die kleine Armande mit liebloſer Laune, barſch und unfreundlich. Nur bei Einem Umgange findet das kleine, intelligente Mädchen einen Zufluchtsort, nach unbilliger Züchtigung ein herzliches Wort, freundliche Behandlung. Es iſt der mit dem guten, edeln Molière. Er nimmt ſich dieſes hübſchen Aſchenbrödels an, wie ein Vater; und gewiſſermaßen iſt er auch dazu berechtigt. Lebt er nicht mit ihrer Mutter, wie mit ſeiner Frau?***)

*) Fameuse comédienne. S. 7.

**) Fournier, Le Roman de Molière. Paris, Dentu, 1863. Seite 32 bis 59.

***) Der zweite Theil dieſer Skizze folgt im nächſten Blatte.

Italien.

Neuer Aufſchwung der italiäniſchen Schaubühne.

In einem Schreiben aus Turin wird uns über die heutigen Zuſtände des italiäniſchen Theaters Folgendes geſchrieben: „Es herrſcht jetzt auf der italiäniſchen Bühne ein reges Leben, das zum Theil durch Einbürgerung engliſcher und deutſcher Muſter hervorgerufen worden. Neben dem „Saul“, dem „Oreſt“ und der „Mirra“ von Alfieri werden hier jetzt „Hamlet“ und „Macbeth“, „Maria Stuart“ und andere dem Repertoire Deutſchlands entlehnte Dramen gegeben. Dall'Ongaro und Revere haben uns ihrerſeits mit eigenen, der Form nach den engliſchen und deutſchen nachgebildeten, dramatiſchen Productionen beſchenkt. Ihnen hat ſich in der Literatur eine Anzahl gediegener junger Männer angeſchloſſen, die den guten Willen und auch wohl Geiſt und Energie genug beſitzen, um die Zeit der politiſchen Wiedergeburt Italiens auch zu einer Periode ſeiner literariſchen Verjüngung zu erheben. Am Erwartungsvollſten blickt man aber auf unſern eben genannten Volksdichter Dall'Ongaro, der ſich, gleichwie durch ſeine „Stornelli“ und Volkslieder, auch durch ſeine Vorleſungen über „vergleichende Geſchichte der dramatiſchen Kunſt“ und beſonders durch ſeine Bühnenſtücke ungemein beliebt gemacht hat. „Fornaretto“ iſt das beſte unter ſeinen älteren Dramen. Gegenwärtig wird auf dem Teatro Gerbino von Turin neben ſeinem „Marcus Kralievich“ und ſeiner „Phasma“ auch ſein neueſtes Stück: „Der letzte Freiherr“ fortdauernd mit großem Beifall gegeben. Mit „Phasma“ iſt von Dall'Ongaro ein kühner Verſuch gemacht worden, das alte griechiſche Drama auf die italiäniſche Bühne zu bringen. Φάσμα, „die Erſcheinung“, war nämlich der Titel eines verloren gegangenen Luſtſpiels des Menander, deſſen Stoff uns jedoch in den Scholien zum Terenz, von Donatus, erhalten iſt. Nach dieſen Andeutungen des Scholiaſten hat nun Dall'Ongaro das alte Luſtſpiel wieder herzuſtellen verſucht. Ob ihm dies gelungen, kann allerdings nicht entſchieden werden, da eben ein Maßſtab der Vergleichung nirgends vorliegt; doch ſoviel kann mit Sicherheit behauptet werden, daß Dall'Ongaro's „Phasma“ einen ebenſo eigenartigen als bedeutenden Platz in der Literatur des neueren Drama's einzunehmen berufen iſt. Sie hält die Mitte zwiſchen Drama und Comödie und bildet jedenfalls ein intereſſantes Studium des altgriechiſchen häuslichen Lebens. Der Form nach beſitzt dieſes Stück jene attiſche Einfachheit und künſtleriſche Würde, deren Muſter in Deutſchland von Goethe in ſeiner „Iphigenia auf Tauris“ hergeſtellt worden. — Der König von Italien hat, um auch den Fortſchritten der italiäniſchen Schauſpielkunſt ſeine Theilnahme zu beweiſen, dem Herrn Morelli, der jetzt, nach dem brillanten, aber manierirten Schauſpieler Modena, als der erſte und einflußreichſte Bühnenkünſtler Italiens zu betrachten, das Ritterkreuz des S. Maurizio- und Lazaro-Ordens verliehen.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Photographie zu phyſiologiſchen und praktiſchen Zwecken.

Auf Schlachtfeldern, in Luftballons, auf Sternwarten und in der Geiſterwelt.

Wie die Dampfmaſchine und die Eiſenbahn, ſo haben auch die beiden anderen großen Erfindungen unſerer Zeit: die Photographie und der elektriſche Telegraph, in den beiden Ländern der praktiſchſten Ausnutzung aller Ideen, in England und Amerika, die größte Anwendung, und zwar auch auf Gebieten gefunden, für welche ſie Anfangs gar nicht gemacht zu ſein ſchienen und wo man ſie auf unſerem Kantinent auch jetzt noch nicht anwendet. Das minder wiſſenſchaftliche und mehr handliche Experiment der Photographie wird beſonders in Amerika merkwürdig ausgenutzt: nicht wie in Berlin, Dresden und München zu künſtleriſchen Bildergallerieen aller Malerſchulen und Kunſtepochen, wohl aber zu phyſiognomiſchen Studien für den Geſchäftsmann, der durch ein für ihn bearbeitetes photographiſches Album die Kunſt erlernt, ſofort zu erkennen, was er für einen Kunden vor ſich hat. Die Amerikaner haben die Camera obscura auf Schlachtfeldern und in Luftballons, auf Sternwarten und — unter Geiſterſehern arbeiten laſſen. Wir wollen in den nachſtehenden Auszügen eines amerikaniſchen Buches über die Photographie in den Vereinigten Staaten eine Skizze von dem photographiſchen Leben in Amerika liefern.

Zunächſt erhalten wir durch folgende Angaben einen Begriff von der koloſſalen Ausdehnung des dortigen Geſchäfts.

„Die Quantität photographiſchen Papiers, das jährlich aus Frankreich und Deutſchland eingeführt wird, wird auf fünfzehntauſend Ries geſchätzt. Die Eier von zehntauſend einheimiſchen Hühnern ſind nothwendig, um das erforderliche Eiweiß zu beſchaffen, um das photographiſche Papier zu albuminiſiren. Um eine Idee von der Maſſe des Verbrauches von Chemikalien zu geben, können wir feſtſtellen, daß in den Vereinigten Staaten der jährliche Bedarf von edlen Metallen allein zu photographiſchen Zwecken auf zehn Tonnen Silber und eine halbe Tonne Gald (?) geſchätzt wird. Nicht minder werden ungeheuere Quantitäten unterſchwefliger Soda zu dieſem Zwecke verbraucht.“

Ueber das große photographiſche Inſtitut der Herren Anthony auf dem Broadway in New-York wird berichtet: Die Arbeiten in dieſem großen Etabliſſement, wo das Prinzip der Theilung der Arbeit im Großen durchgeführt iſt, werden wunderbar raſch und geſchickt ansgeführt. Es iſt eine Fabrik im wahren Sinne des Wortes. Eines der jungen Mädchen, welche den ganzen Tag über nichts Anderes thun, als Photographien auf Karten kleben, verſicherte, ſie habe noch niemals den chemiſchen Prozeß mit angeſehen, durch welchen das negative Bild erlangt wird, obwahl ſie ſeit Jahren nur einige Schritte von dem dunklen Zimmer entfernt ſteht, wo dieſer Prazeß den ganzen Tag über vor ſich geht.

„Die Modelle, welche in des Photographen Atelier ſitzen, bilden ein intereſſantes Studium. Sie gehören allen Lebensaltern an, von dem kleinen Kinde auf dem Arm bis zu den alten Patriarchen und Damen, deren Lächeln ebenſo viele Furchen zeigt, als eine alte Ulme Jahresringe hat. Die Sonne iſt ein Rembrandt in ihrer Weiſe und macht ſich ein Vergnügen daraus, ſämmtliche Fältchen in den alten riſſigen Geſichtern wiederzugeben. Die Photographie eines ſolchen gleicht jenen foſſiliſirten Seegeſtaden, auf denen die Regentropfen ihre Eindrücke, die Schaalthiere und Vögel ihre Spuren zurückgelaſſen; — Thränen, Sorgen und Kummer ſind, als Abdrücke, wie dort im Sandſteine die Fußſtapfen, jetzt hier auf der Platte fixirt.“

„Stellung, Kleidung, Geſichtszüge, Hände, Füße verrathen den Stand des Portraitmodells. Das Bild erzählt keine Lüge. Aufgeſetzte Geſichter ſind keine wirklichen. Der bloß ſcheinbar feine Herr, die bloß ſcheinbar gebildete Dame ſehen in ihrem photographiſchen Bilde ganz anders aus, als die echten. Mittelmäßigkeit zeigt an ſich ſelbſt, was ſie werth iſt, mag ſie auch ſanft einen ſehr ſchönen Namen haben. Griesgrämigkeit kann ſich nicht hinter falſcher Liebenswürdigkeit verſtecken. Zankſucht und Jähzorn verrathen ſich auf dem Bilde faſt ebenſo leicht, wie in den Tönen der Stimme. Die Eitelkeit, die ſich bemüht, ihre Stirn zu glätten, kann die vernehmbar ſprechende Runzel doch nicht los werden. Die innere Schwäche, die dem Willen- und Gedankenloſen anhaftet, läßt ſich ſchwer verbergen, ſelbſt wenn ein mächtiger Schnurrbart den Mittelpunkt des Geſichtsausdrucks verhüllt.“

„Alle Theile des Geſichts haben ohne Zweifel ihre beſtimmten Beziehungen zu einander und zu dem Charakter der Perſon, welcher das Geſicht gehört. Aber es giebt Einen Zug, und beſonders einen Theil dieſes Zuges, der mehr als jeder andere die Natur des Individuums verräth: dieſer Zug iſt der des Mundes und ſeiner Winkel, der, weil hier die meiſten Muskeln des Geſichtes convergiren, auch am Meiſten die Spuren des auf das Aeußere des Menſchen Jahre lang einwirkenden Innern trägt. Ein Kreis van einem Zoll Durchmeſſer, deſſen Centrum in der Verbindung beider Lippen liegt, bildet den Hauptfocus dieſes Ausdruckes.“

„Wir haben von photographiſchen Portraits viele intereſſante Dinge gelernt, die wir von den Geſichtern ſelbſt nur ſehr langſam lernen. Eines davon iſt die große Zahl von verſchiedenartigen Anblicken einer und derſelben Perſon. Wenn wir das eine Portrait anſehen, ſa ſcheint es uns, daß dies gerade das Geſicht iſt, das wir kennen, und daß es immer ſo ausſieht. Aber ein anderes Bild derſelben Perſon zeigt uns einen ganz verſchiedenen Anblick, und doch iſt daſſelbe ganz ebenſo charakteriſtiſch als das erſte. Ein drittes und ein viertes Bild überzeugen uns, daß unſer Freund nicht Einer war, ſandern der äußern Erſcheinung nach vielfach, je nach der Stimmung, in welcher ſeine Gedanken- oder Gemüthsbewegung uns ſeine innere Natur kenntlich macht.“

„Nach einer gewiſſen Anzahl von Jahren werden übrigens durch die Photographie einige neue phyſiognomiſche Reſultate gewonnen ſein, welche für Phyſiologen und Moraliſten von höchſtem Intereſſe ſein dürften. Sie werden ſich Zeit dazu nehmen, denn um einige derſelben genau feſtzuſtellen, muß eine ganze Menſchen-Generation, von ihrer Wiege bis zum Grabe, photographiſch begleitet worden ſein.“

„Zunächſt wird uns dadurch auch ein genaues Studium der Einwirkungen des Alters auf die Geſichtszüge ermöglicht. Eine Reihenfolge van Portraits einer und derſelben Perſon, in kurzen Zwiſchenräumen aufgenommen und ſorgfältig verglichen, werden dem ſcharfen Beobachter wahrſcheinlich zeigen, daß die Natur in den Umriſſen, welche die Jahre des menſchlichen Lebens angeben, ſehr genau iſt.“

„Eine andere Reihe von Beobachtungen erſtreckt ſich auf die Wirkung des Charakters, inſofern ſie die Geſichtszüge modifizirt. Man gehe eine „Schurken-Gallerie“ durch und beobachte, was die Geſichter der abgehärtetſten Schufte Gemeinſames haben. Alle

Digitized by Google

dieſe verrufenen Phyſiognomien ſind aus den harmloſen Zügen der Kindheit herausmodellirt worden. Die Polizeibeamten kennen den Ausdruck des habituellen Verbrechens hinlänglich genau. Nun, wenn alle dieſe Reihen von Geſichtern von den Tagen der Unſchuld an bis zu denen ausgemachter Schuld ſorgſam an Photographien ſtudirt worden wären, kein Zweifel, daß dann ein ſcharfes Auge — wir wollen nicht ſagen, den erſten böſen Anflug der Veränderung im Geſichte, auch nicht jede ſucceſſive Stufe in dem abſteigenden Prozeſſe der fallenden Natur — aber doch Epochen und Zeitabſchnitte mit unterſcheidenden Merkmalen vielleicht ebenſo greifbar zu erkennen vermöchte, als jene, welche das Ausſehen ſich folgender Dekaden des Lebens trennen. Und — was weit angenehmer iſt — wenn der Charakter eines verwahrloſten und verderbten Kindes durch weiſe Pflege gehoben wurde, ſo wird man die umgekehrte Veränderung bei vernachläßigter Pflege finden. — Wohlthätige Anſtalten haben erkannt, daß der ſtärkſte Beweis für ihre Leiſtungen in der Forderung Hamlets liegt: „Sieh dir dieſes Bild an, und dann dieſes" — das des zuchtloſen Buben bei ſeinem Eintritte und das des anſtändigen Jünglings bei ſeiner Entlaſſung."

Die Amerikaner haben auch bereits ihre Schlachtfelder photographirt.

„Wir haben eine Reihe von Photographien vor uns, welche das Schlachtfeld von Antietam und die umliegende Gegend darſtellen, wie ſie nach der großen Schlacht am 17. September 1862 erſchienen. Mr. Brady aus New-York hat ſich das traurige Verdienſt dieſer Darſtellung erworben. Viele mögen dieſe Reihe von Schreckensbildern gar nicht erſt anſehen; Viele, die ſie geſehen und von ihren Schrecken geträumt, werden ſie in einem geheimen Fache verſchließen, damit ſie die, deren Seele bei ſolchem Anblick ſchwach wird, nicht mit Schauder und Entſetzen erfüllen. Es kommt einem wirklichen Beſuche des Schlachtfeldes ſo nahe, daß alle die Gemüthsbewegungen, welche der wirkliche Anblick des blutbefleckten und ſchmutzigen, mit Fetzen und Trümmern bedeckten Schauplatzes erweckt hatte, uns wiederkehrten und wir ſie in einem Winkel unſeres Zimmers bargen, wie wir, wenn wir ſie beſäßen, die verſtümmelten Reſte der Todten geborgen haben würden, die ſie ſo leibhaft darſtellten. Doch Krieg und Schlachten in ihrer Nacktheit ſind nur für den Soldaten und allenfalls für den Schlachtenmaler. Es mag für einen Baron Gros und einen Horace Vernet eine ſchickliche Aufgabe ſein, ihren kaiſerlichen Gebieter mit phantaſtiſchen Abbildungen von den Schlachten zu erfreuen, wie man ſie ſich vorſtellt; der ehrliche Sonnenſchein

„Iſt der Natur furchtbarſter Maler, doch der beſte,"

und er giebt uns, ſelbſt ohne die rothe Farbe, einige Vorſtellung davon, was für ein abſchreckendes, ekelerregendes, ſcheußliches Ding dieſes Zuſammenrennen zweier tollen Haufen iſt, denen wir den Namen von Heeren geben.

„Es iſt eine Erholung, fortzueilen von dieſen traurigen Scenen und in den Ballon zu ſteigen, welcher die Herren King und Black auf ihrem luſtphotographiſchen Ausfluge trug.

„Eine ihrer Photographien liegt vor uns: Boſton, wie es der Adler und die wilden Gänſe ſehen, und wie es der ehrbare Bürger von Thürmen und Schornſteinen herab erblickt, ſind ſehr verſchiedene Dinge.

„Fenſter, Schornſteine und Dachluken beſchäftigen das Auge des Betrachters in der Mitte des Bildes — ungemein ſcharf — in überwältigender Menge. Nach dem Rande zu wird es dunkler, wolkiger und verwirrter, und an dem einen Ende wird ein ſchwarzer Fleck wellenloſen Waſſers durch die nebligen Umriſſe geſchwellter Segel erhellt. Als erſter Verſuch iſt es, im Ganzen genommen, eine merkwürdig gelungene Leiſtung; doch das größte Intereſſe dabei gewährt die Hoffnung, die wir in dieſer Richtung hegen dürfen.

„Während der Luftſchiffer von der Höhe des Himmels, wo er ſchwebt, herabſchaut auf unſern Planeten und im Fliegen das Bild der Scene unten aufnimmt, läßt auf der Sternwarte der Aſtronom die himmliſchen Körper auf dem ſenſitiven Blatte ſich abkonterfeien, das er den durch ſein Teleſkop concentrirten Lichtſtrahlen unterbreitet.

„Den höchſt erfolgreichen Verſuchen von de la Rue in England, Rutherford und Whipple (in Amerika), ſtereoſkopiſche Bilder vom Monde zu gewinnen, reihen ſich die von Dr. Henry Draper an, der ein Teleſkop mit ſilbernem Reflector, dem größten, den es giebt, ausgenommen den auf dem kaiſerlichen Obſervatorium zu Paris, ausdrücklich für Himmels-Photographie erbaut hat. Die von Dr. Draper hergeſtellten Reflectoren zeigen Kleinſtes in viermaliger Vergrößerung und laſſen mit Leichtigkeit den Trabanten des Sirius oder den ſechſten Stern im Trapeze des Orion auffinden. Wenn man Photographien von dieſen Spiegeln nimmt, wird eine Bewegung der ſenſitiven Platte von nur einem Hundertſtel Zoll das Bild merklich minder ſcharf geben. Dieſe Genauigkeit der Lichtconvergenz war es, die Draper bewog, den Spiegel achromatiſchen Linſen vorzuziehen. Er hat faſt alle täglichen Phaſen des Mondes vom ſechſten bis zum ſiebenundzwanzigſten Tage aufgenommen und hat wiederholt den Vollmond in einer Drittel-Secunde gewonnen."

Auch auf die mikroſkopiſche Welt wird die Photographie fleißig angewendet, doch wie es ſcheint, noch nicht mit gehörigem Erfolge. Auf die Einzelnheiten können wir hier nicht eingehen. Die photographiſchen Verkleinerungen, die auf einer linſen- oder ſtecknadelkopfgroßen Fläche die zuſammengeſetzteſten Bilder geben, ſind uns hinlänglich bekannt, und man kann nur bedauern, daß damit ein notoriſcher Unfug getrieben wird, indem für die damit ausgeſtatteten Induſtrie-Gegenſtände, als: Uhrſchlüſſel, Buſennadeln, Ringe u. ſ. w. in der Regel Bilder von gröbſter Unſittlichkeit gewählt werden.

„Eine weitere Anwendung der Photographie, die von Tage zu Tage dem Publikum lieber wird, iſt die, welche vergrößerte Portraits, ſelbſt in Lebensgröße, nach alten Daguerreotypen und auch nach neueren photographiſchen Miniaturen hervorbringt. Für dieſen Zweck wird ein Zimmer als Camera obſcura hergerichtet und das vergrößerte Bild von oben durch eine Linſe auf ein Blatt ſenſitives Papier geworfen, das auf einem Tiſche liegt, der ſich nach Bedürfniß höher oder niedriger machen läßt. Das Bild, durch die Ausbreitung über eine ſo große Fläche geſchwächt, druckt ſich langſam ab, aber zuletzt kommt es mit erſtaunlicher Klarheit."

Die Kopirung von Dokumenten iſt eine weitere wichtige Anwendung der Photographie. Die Amerikaner glauben, hierin Allem voraus zu ſein, was man Derartiges in Europa hat, indeſſen wohl, wie in vielem Anderen, mit Unrecht. Man kennt in Europa und überhaupt in der alten Welt die photographiſche Kopirung von Denkmälern, namentlich von antiken Inſchriften, mittelalterlichen Manuſcripten ꝛc., wie man ſie in Amerika noch nicht kennt und auch kaum kennen kann, und wir wüßten nicht, was dieſe Leiſtungen zu wünſchen übrig ließen.

Endlich kömmt unſer Amerikaner auch auf den Schwindel zu ſprechen, der in Amerika mit den Geiſter-Photographien getrieben wird, — freilich nicht überall —; es ſind nur gewiſſe

Digitized by Google

Ateliers, die ſich für eine Extra-Gratification willig finden laſſen, die Geiſter der Geſchiedenen auf die ſenſitive Platte zu zaubern.

„Die Lichtkraft eines Geiſtes auf die Platte iſt nicht ſo ſtark, als es zu wünſchen wäre; aber in Anbetracht, daß die Geiſter nahezu ſo körperlos ſind, daß, wie uns Oſſian ſagt, die Sterne durch ihre duftigen Umriſſe zu ſcheinen vermögen, iſt vielleicht die Wirkung ſo gut, wie ſie ſich nur erwarten läßt.

„Mrs. Brown z. B. hat ihr Kind verloren und wünſcht ſein Geiſtportrait mit ihrem eignen abgenommen zu ſehen. Eine beſondere Sitzung wird zugeſagt und ein beſonderes Honorar bezahlt. Zur gehörigen Zeit iſt der Photograph fertig und ganz gewiß befindet ſich das neblige Bild eines Kindes im Hintergrunde, oder gar auf der Mutter Schooß. Ob das Original des Bildes einen Monat oder ein Jahr alt war, ob es Mrs. Brown oder Mrs. John, oder Mrs. Robinſon gehörte, das zu vermuthen würde König Salomon, trotz ſeiner Weisheit, kleinen Kindern die richtigen Mütter zu ermitteln, ſchwerlich im Stande ſein. Aber es reicht hin für die arme Mutter, die vor Thränen faſt blind iſt, wenn ſie ein Stück Faltenwurf, der einem Kinderkleide ähnelt, und etwas Rundes, wie einen nebligen Fleck erblickt, der als Geſicht gelten mag.

„Sie nimmt das Geiſtportrait für eine Offenbarung der Schattenwelt. Diejenigen, welche Geſtalten in den Wolken geſehen, oder ſich an Hamlet und Polonius erinnern, oder die Erfahrung gemacht haben, wie leicht ungebildete Augen faſt in jedem dafür ausgegebenen Oelbilde Vater, Mutter, Frau oder Kind erblicken, werden begreifen, wie leicht das einfältige Volk, welches zu dieſen Ateliers ſeine Zuflucht nimmt, betrogen wird.

„Es giebt (fügt unſer Amerikaner hinzu) verſchiedene Arten, Geiſter-Photographien zu produziren. Eine der leichteſten iſt folgende: Zuerſt verſchafft man ſich einen Einfalts-Pinſel, deſſen Geiſt durch lange Eintauchung in Leichtgläubigkeit „ſenſitivirt“ iſt. Dann erkundigt man ſich nach Alter, Geſchlecht und was ſonſt noch in Betreff des abgeſchiedenen Verwandten zu wiſſen nöthig iſt. Man ſucht dann aus den zahlreich vorräthigen Negativen eines aus, das dem ſchmerzlich Beklagten ſo nahe kommt, als möglich. Man bereitet nun eine ſenſitive Platte. Jetzt legt man die Negative darauf und hält ſie nahe an eine Gaslampe, die hübſch hoch gehalten wird. Auf dieſe Weiſe gewinnt man eine verwiſchte Kopie der Negative auf einem Theile der ſenſitiven Platte, die man dann in die Camera obſcura ſchieben kann, um das lebendige Portrait des Sitzenden in der gewöhnlichen Weiſe zu nehmen. Ein geeigneter Hintergrund für dieſe Bilder iſt die Anſicht einer Anſtalt für Schwachſinnige.“

England.

Neue Anwendung der elektriſchen Telegraphie.

Zeitkugel, Uhren-Kontrole und Stadtpoſt.

Heut zu Tage ſagen gelehrte und ungelehrte Leute, vielleicht mit richtigem Inſtinkt, daß Dinge und Proceſſe in der Natur, deren Urſachen und Geheimniſſe man nicht recht verſteht, mit Elektricität zuſammenhängen. Man vermuthet die Elektricität überall, entweder als Haupt-Agenten oder als Compagnon. Auch im Verkehre der Menſchen wird ſie immer allgegenwärtiger. Sie telegraphirt mit bekannter Blitzesſchnelle über Länder und durch Meere, über unſeren Häuptern und unter der Erde hin und iſt immer gleich da, ſobald ſie abgeſchickt wird — nur zuweilen aufgehalten durch die Unbeholſenheit der Menſchen.

Aber dieſe göttlichen Merkurflügel der Elektricität ſind nichts Neues mehr. Neuer und wichtiger iſt deren Ausbildung für allerhand kleine Alltagszwecke, die Allen und nicht bloß den Mächtigen der Staaten und der Börſe zu Gute kommen, namentlich deren Anwendung für Stellung der Uhren und Lokalverkehr. Die Zeit wird unter den jetzigen Verhältniſſen der Ueberladung mit Geſchäften und ſocialen Beziehungen immer koſtbarer und wichtiger. Hier wird Pünktlichkeit eine Hauptſache, ſo daß unſere Uhr auf die Sekunde richlig gehen muß. Auch hat jeder anſtändige Menſch mannigfaltige Verbindungen in ſeiner Stadt, die oft ſehr groß iſt, ſo daß ſelbſt mit der Stadtpoſt viel Zeit verloren gehen kann. Dies hat bereits zur Einführung elektriſcher „Zeit-Kugeln“, elektriſcher Uhren und elektriſcher Stadtpoſten geführt.

Die erſte „Zeit-Kugel“ wurde von Profeſſor Airy, Direktor der Greenwich-Sternwarte (der durch einen vier Jahre lang fortgeſetzten Cyklus der feinſten Experimente das Gewicht unſerer Erde ermittelt hat), auf dem Thurme der Sternwarte angebracht. Unten geht die berühmte aſtronomiſche Uhr, die durch einen elektriſchen Apparat mit einer großen, hohlen Kugel oben hoch über dem Thurmdache in Verbindung ſteht. Durch die Mitte der Kugel geht eine polirte Stange, an welcher ſie leicht auf- und abgleitet. Die Kugel wird durch die Uhr aufgezogen und jeden Tag bis aſtronomiſch Punkt 1 Uhr Mittags oben feſt gehalten. In dem Augenblicke, wo es im Weltall 1 Uhr ſchlägt, reißt ein elektriſcher Ruck an dem Hebel, der die Kugel oben hielt, ſo daß ſie nun etwa zwölf Fuß tief niederfällt. Die Kugel, von unten geſehen, ſteht klar am Horizont und kann bei hellem Wetter und mit hellen Augen viele Meilen ringsum geſehen werden. Nun denke man ſich das Aufpaſſen und Uhrenſtellen alle Mittage! Legionen von Schiffen auf der breiten Themſe eine Meile entlang und in den rieſigen Docks mit ein paar Dutzend Wäldern von Maſten, jeder Dock ſo groß wie eine deutſche Mittelſtadt, und Tauſende von Menſchen auf dem Lande umher warten jeden Tag auf dieſes Zeichen und ſtellen ihre Uhren, ſtolz und glücklich, wenn die Differenz ſeit geſtern möglichſt klein ausfällt. In der Stadt London, wo die berühmte Greenwich-Zeitkugel Kolleginnen hat, die mit ihr in demſelben Augenblicke fallen, wiederholen ſich jeden Tag dieſelben Operationen. Die Elektro-Telegraphen-Compagnie in London, in der großen Straße The Strand, hat eine ſolche Kugel über ihrem Dache. Eine viel größere von Zink (6½ Fuß im Durchmeſſer und 150 Fuß über dem Spiegel der Themſe) findet man in der City über dem Hauſe des Chronometermachers French (Cornhill), eine auf dem Nelſon-Monumente in Edinburg und viele andere in engliſchen und ſchottiſchen Hafenſtädten. Sie hängen durch Drähte mit der Zeit-Kugel in Greenwich zuſammen und fallen durch elektriſche Mittheilung überall in demſelben Augenblicke, da die Elektricität für dieſe Entfernungen gar keine meßbare Zeit braucht. Man kann jede beliebige Zahl ſolcher Zeitkugeln mit der einen in Greenwich verbinden. Die gewählte Ein-Uhr-Stunde iſt natürlich nicht die einzige Zeit, die dieſem Zwecke zu dienen vermag. Man könnte ebenſogut jede andere Stunde wählen. Doch empfiehlt ſich die hohe Mittagszeit als die in der Regel hellſte und demnach beſte für den Zweck.

Die Zeitkugeln werden durch elektriſche Uhren regiert. Elek-

Digitized by Google

triſche Uhren ſind bekanntlich nicht wirkliche Uhrwerke, ſondern einfache Hebel, Drähte und Räder, die in London von der Central-Uhr in Greenwich in Bewegung geſetzt und dirigirt werden. Eine ſolche Uhr für das große Publikum findet man vor dem Bureau der Elektrotelegraphen-Compagnie am Strand in London. Sie zeigt Tag und Nacht (illuminirt) die aſtronomiſch richtige Zeit, wie die Normal-Uhr in Greenwich. Die meiſten andern Uhren der Art ſind in Bureaus angebracht. Und die fünfzehn Haupt-Eiſenbahnhöfe Londons (ohne etwa ſechszig Stationen, die noch in das Bereich Londons fallen) reguliren ihre Uhren nach täglich mehrmals von Greenwich aus gegebenen elektro-telegraphiſchen Mittheilungen. Die richtige Zeit iſt hier bis auf die Sekunde wichtig, da die unzähligen, den ganzen Tag und die ganze Nacht kommenden und gehenden Eiſenbahnzüge im Intereſſe des immer aus- und einfliegenden Publikums auf jeder Station (auf manchen alle ſieben Minuten) immer auf die Sekunde ankommen und abgehen.

Aber auch dieſe ſtets fliegenden und donnernden Eiſenbahnen ſind nicht ſchnell genug für die koſtbare Zeit und die in wildem Geſchäftseifer durcheinander raſenden Menſchen. Vieles, und zwar das Wunderbarſte der Welt in dieſer Sphäre, thut ſchon die alte Stadtpoſt, welche alle zwei Stunden Tauſende von Briefen durch die kleine Unendlichkeit von London vertheilt. Aber auf eine Antwort, die man oft augenblicklich haben möchte, muß man bei dieſer älteren Einrichtung vier bis ſechs Stunden warten. Man hat alſo die Elektricität zur Stadtpoſt gemacht, ſo daß man in London in jedem Augenblicke nach allen Seiten der Stadt fragen und von dort augenblicklich Antwort erhalten kann. In den amerikaniſchen Rieſenhotels und im engliſchen Parlamentsgebäude exiſtirt etwas Aehnliches. Man klingelt und ſendet Botſchaften in die verſchiedenſten Theile des Hauſes durch Elektricität. Auch in großen Fabriken correſpondirt man ſchon durch telegraphiſche Elektricität. In Paris, Brüſſel und New-York elektro-telegraphirt man ſchon über die Häuſer hinweg für lokale Zwecke. In Berlin hat der Polizeipräſident von Hinkeldey die ganze Stadt unten mit telegraphiſchen Drähten durchziehen und ſie in einem Mittelpunkte des Spinnennetzes vereinigen laſſen, um hier die ganze Stadt zu überwachen, zum Theil aber auch, um bei einem ausbrechenden Feuer ſofort von allen Spritzen-Häuſern aus den nöthigen Beiſtand zu gewähren.

Durch London hat man ein viel größeres Netz geſponnen, aber lediglich für nützliche und nicht auch für polizeiliche Zwecke; man hat, wie geſagt, eine electro-telegraphiſche Stadtpoſt angelegt. Der Mittelpunkt fällt in das Centrum Londons, Charing Croß (Trafalgar-Square). Von da aus hat man die Drähte, vier Meilen Radius, alſo acht Meilen im Durchmeſſer, nach allen Richtungen der Windroſe ausgeſponnen, zunächſt in elf Hauptpunkte, deren jeder neun Stationen enthält. Dies giebt etwa hundert Stationen oder elektro-telegraphiſche Stadtpoſt-Bureaus. Dieſe ſind ſo verbunden, daß man von jeder zu jeder Zeit nach jeder Station telegraphiren, dort den Inhalt ſofort brieflich an die Adreſſe ſchicken, und durch den Briefboten die Antwort ſchriftlich an die nächſte Station und elektro-telegraphiſch dahin erhalten kann, von wo man eben abblitzen ließ. Zur Noth kann man alſo an den Drähten, welche unſern Brief an die Adreſſe fortblitzen, ſtehen bleiben und nach einigen Minuten ſchon die Antwort ankommen ſehen.

In die Einzelheiten des wunderbaren Problems, hundert Stationen, vertheilt durch das ungeheure Labyrinth Londons, alle mit einander ſo zu verbinden, daß von jeder ſtets nach jeder andern telegraphirt werden kann, gehen wir hier nicht ein, da zu einem vollen Verſtändniß genaue Lokalkenntniß gehören würde. Wir erwähnen nur, daß die einzelnen Lokalſtationen nicht alle direkt verbunden ſind, ſondern nur mittelbar durch Haupt- und Centralſtationen, ſo daß mancher elektriſche Brief große Umwege machen muß, worauf es aber der Elektricität bekanntlich nicht ankommt, da ſie eben ſo ſchnell um die ganze Erde herumlaufen würde, wie auf einem Umwege von einer Station zur andern. Zeit braucht dieſer ſchnellſte aller Boten des Weltalls auf unſere Erdentfernungen überhaupt gar nicht. Man ſpart alſo dabei den koſtbarſten aller modernen Werthe: Zeit, ganz und gar. Nur das Abſchreiben und Abſchicken durch menſchliche Hände und Beine iſt es, was eigentlich die Zeit koſtet, die zwiſchen den beiden Endpunkten liegt.

Das Netzwerk iſt in London über die Häuſer weggeſponnen, wie ſchon viele Eiſenbahnen mit ihren oft zwanzigfachen Drähten an ihren Wegen entlang. Unterhalb Londons iſt kein Platz mehr. Da veräſteln und vernetzen ſich ſchon die Drähte von drei andern Elektro-Telegraphen-Compagnien, außerdem die Gasröhren, die Cloaken aus jedem Hauſe, auch Eiſenbahnen mit ihren Tunnels. Und über London, wie ſieht's da aus? Als vor etwa vier Jahren der erſte endloſe Draht über Häuſer und Straßen gezogen wurde, ſtaunte man ſchon über dieſe Erſcheinung. Jetzt iſt London an manchen Schwingungsknoten des Verkehrs, z. B. über Regents-Circus, Charing-Croß u. ſ. w., ſo dicht von Elektricitäts-Drähten überſponnen, daß man wie durch ungeheure Spinnen-Netze in den Himmel hinausſieht.

Die Londoner elektro-telegraphiſche Stadtpoſt iſt für alle Zwecke beſtimmt, für welche überhaupt Briefe und Boten gebraucht werden. Man muß dabei bedenken, daß in dieſer koloſſalen Stadt zu einem einzigen Wege, Beſuche oder Briefe mit Antwort oft ein ganzer Tag gehört, daß alle Großkaufleute der City weit draußen in den Vorſtädten wohnen, 5—10 engliſche Meilen von ihren Bureaus, daß überhaupt in London die Entfernungen ſehr bedeutend ſind und die entfernteſten Theile in ſtets lebendiger Verbindung mit einander ſtehen. Man fragt alſo z. B. durch die elektriſche Stadtpoſt, vielleicht zehn Meilen weit, einen Bekannten, bei dem man einen Beſuch abſtatten will: „Biſt Du zu Hauſe?" Iſt er's nicht, ſo ſpart man einen Tag, den der Beſuch gekoſtet hätte. Der Kaufmann in der City läßt ſeiner Frau telegraphiren: „Ich komme heute nicht zu Tiſche," oder: „Ich bringe einen Freund mit." Außerdem Abgang und Ankunft von Eiſenbahnen, Botſchaften von Gericht zu Gericht, Zeugenvorladungen, eben zur Welt gekommene (160,000 jährlich) oder abgeſchiedene Weltbürger (ziemlich eben ſo viel), Feuerſignale von einer Brigade zur andern, Hülferuf um ärztlichen Beiſtand in Krankheitsfällen, polizeiliche Blitze, um abfahrenden Betrügern, Verbrechern aller Art zuvorzukommen, Verbindung der elektro-telegraphiſchen Botſchaften aus den Provinzen und aus andern Ländern, reſpective Vertheilung derſelben an einzelne Intereſſenten und ſonſtige tauſenderlei Dinge, um welche man jetzt Briefe ſchreibt, auch tauſenderlei andere, um welche man jetzt keine ſchreibt. Bedürfniſſe, die man leichter, ſchneller und vielleicht auch wohlfeiler befriedigt, wachſen dadurch ſtets in einem viel größeren Verhältniſſe als Zeit und Koſten ſich vermindern — eine alte volkswirthſchaftliche Erfahrung.

Die elektro-telegraphiſche Stadtpoſt-Compagnie Londons hofft täglich von einem einzigen Bureau aus zehntauſend Botſchaften ſenden, reſpective empfangen zu können. Die Koſten für Einrich-

Digitized by Google

tung der hundert Stationen ſind auf bloß 35,000 Pfund veranſchlagt worden. Damit hofft man jährlich 40,000 Pfund einzunehmen. Dies klingt ſehr fabelhaft, iſt aber nicht unwahrſcheinlich. Hier kam es bloß darauf an, die Idee der Sache anzugeben, ein Bild von den engeren, alltäglichen Verhältniſſen zu entwerfen, welche durch weitere Ausbildung der Elektricitäts-Induſtrie Flügel bekommen.

Nachdem die vorſtehend beſchriebenen Einrichtungen beendigt waren, hat ſich unter den unterſeeiſchen, über- und unterirdiſchen, internationalen Stadtpoſt- und Univerſal-Privat-Telegraphen-Compagnien ein neuer Geiſt zu regen und geltend zu machen begonnen. Sie ſind darüber einig geworden, die großartige, beiſpiellos ſegensreiche Penny-Poſt in ihrer Weiſe nachzuahmen und für alle inländiſchen, telegraphiſchen Aufträge die Shillings-Taxe einzuführen. Das iſt ein eben ſo praktiſcher Gedanke, wie das Penny-Poſtgeld für alle inländiſchen Briefe. Wie man bei einem Penny Briefporto während der zwanzig Jahre der Einführung dieſer Poſtreform über 300 Procent Briefe mehr zu ſchreiben gelernt hat, wird der unendlich größere Vortheil, den die electriſche Stadt- und Landespoſt bietet — hier in England, wo man die Zeit wirklich als Geld zu ſchätzen und zu benutzen weiß — ſehr gern und immer häufiger mit je einem Shilling bezahlt werden. Da man nun auch den Wheateſtone'ſchen Magneto-Elektro-Telegraphen hat, der ohne alle galvaniſche Säure und Complication ungemein leicht arbeitet und in jedem Zimmer wie eine Zierde ſtehen, auch von Jedem leicht gehandhabt und verſtanden werden kann, ſo bietet dieſe Elektricitäts-Telegraphie auch in ſozialer Beziehung eine ganz neue Seite. Sie iſt bereits eine wunderſchöne, reinliche, nette und lohnende Induſtrie für Mädchen und Frauen geworden.

Wer einmal nach London kommt, ſollte ſich Eintritt in dieſe große Telegraphen-Gallerie der „internationalen Compagnie" in Great Bell Alley zu verſchaffen ſuchen. Ein palaſtartiges Gebäude, nobel und majeſtätiſch; man ſieht gleich von Außen, daß es weder ein Privat- noch ein Fabrikgebäude ſein kann. Man trete nur erſt ein und gehe in die große Gallerie für das Telegraphengeſchäft des vereinigten Königreichs; in dem großen Saale daneben für die Korreſpondenz mit dem Auslande befinden ſich lauter männliche Beamten. Aber hier im „Innern Department," dem 80 Fuß langen, 30 Fuß breiten und 30 Fuß hohen, dreifach erleuchteten Saale, mit zwei Reihen Fenſtern und dem „Himmelslichte" aus dem Glasdache, Abends durch dichte Reihen milchglasgeſchirmter Gaslampen erleuchtet, arbeiten nur Mädchen und Frauen. Wie reinlich und reizend ſieht es hier aus!

Ueber ein Hundert größtentheils junger, auch nicht ſelten ſchöner und ſchlanker, crinolinenloſer Damen ſtehen und bewegen ſich hier reinlich und nett umher und arbeiten mit weißen Händen und zarten Fingern an polirten und zierlich dekorirten kleinen Pulten und Kaſten, deren Geſichter geheimnißvoll durch Nadeln und Zeiger mit den jungen Damen zu flüſtern ſcheinen. Sie plaudern zugleich mit ganz London, ſowie mit ganz England, Schottland und Irland, ſchicken im Nu Nachrichten und Fragen aus dem Centralpunkte der Hauptſtadt nach allen Theilen derſelben und des Landes und erhalten und geben die verlangten Antworten eben ſo ſchnell und verſchwiegen wie der Blitz, der ſie befördert.

Da ganz London und England von mehr als tauſend elektro-telegraphiſchen Bureaus überſäet iſt und in allen junge Mädchenhände mit beſonders dazu geeigneten zarten Fingern beſchäftigt werden, ſo kann man ſich denken, was für eine hübſche Armee bereits dieſe Elektricitäts-Telegraphinnen bilden.

Außerdem wird man in London beſonders eine große Menge reinliche, hübſch uniformirte, flinke und ſcharf ausſehende Jungen bemerken. Das ſind die fliegenden Briefträger der elektriſchen Stadtpoſten mit ihren hübſchen Mappen und Control-Büchern. In letztere ſchreibt der Empfänger unter Stunde und Minute der Ankunft ſeines telegraphiſchen Briefes Stunde und Minute ſeines Empfangs.

Uebrigens geht es jetzt zwiſchen manchen Entfernungen ſo ſchnell, daß man oft auf Antwort warten und ſie nach 10—15 Minuten aus den elektriſchen Nadeln hervorzittern ſehen kann. Der Wheateſtone'ſche Apparat liefert in der Minute 100 Buchſtaben, und ein noch vollkommnerer, der ſogenannte „Automat," bis 600 in der Minute. Die Behandlung des letzteren, deſſen Conſtruction uns noch nicht bekannt iſt, erfordert einiges Studium und Geſchick und dürfte deshalb nicht leicht und bald allgemein verbreitet werden.

Was die Univerſal-Privat-Telegraphen-Compagnie in London betrifft, ſo iſt darüber noch Folgendes zu bemerken: In den Spinnengeweben über London wird man auch manche ſtarke Drähte bemerken. Jeder derſelben beſteht aus Hunderten, oft tauſend iſolirten Drähten, die einzeln an Privatleute zu ihrem alleinigen Gebrauch (in der Regel für Verbindung des Geſchäftslokals mit der ländlichen Wohnung außerhalb der Stadt) à 4 Pfund für die Meile und 12 Pfund für ein Paar Wheateſtone'ſche magneto-electro-telegraphiſche Inſtrumente vermiethet werden. Die Compagnie hat nicht nur London, ſondern auch andere große Geſchäftsſtädte, Glasgow, Liverpool und Mancheſter u. ſ. w. für Privat-Telegraphie überſponnen. London und England ſind nun ſchon mit einem dichten, feinen Nervengewebe des cultivirteſten und vollkommenſten Verkehrslebens durchzogen. Alle Bureaus, Feuer-, Waſſer-, Polizei-, Staats- und Compagnie-Behörden, alle Menſchen ſtehen in der lebhafteſten elektro-telegraphiſchen Korreſpondenz. Der Vater und Mittelpunkt dieſes elektriſchen Lebens iſt ein Deutſcher, Herr Reuter, deſſen „Telegramme" man jetzt alle Tage aus aller Herren Länder in den Zeitungen findet. In Deutſchland machte er Bankerott, in Deutſchland, wo ſo viele Erfindungen und Fortſchritte wegen Mangels an Centraliſation und wegen Ueberfluſſes an Bureaukratie, untergehen oder verkommen.

H. Beta.

Polen.

Michael Grabowſki.

Am 18. November ſtarb in Warſchau einer der talentvollſten und beliebteſten polniſchen Schriftſteller, Michael Grabowſki, deſſen hiſtoriſche Romane ſich den beſten Werken aus der Schule Walter Scotts nicht unebenbürtig an die Seite ſtellen. Grabowſki war erſt im März 1863 dem kürzlich verſtorbenen, als Dichter eben ſo berühmten Joſeph Korzeniowſki*) in dem Amte eines General-Direktors der Regierungs-Kommiſſion des Kultus und öffentlichen Unterrichts, oder mit anderen Worten eines Unterrichtsminiſters des Königreichs Polen, gefolgt, welches er jedoch bei den gegenwärtigen traurigen Zuſtänden ſeines Vaterlandes

*) Vgl. „Magazin" von 1863, Nr. 46.

Digitized by Google

nur dem Namen nach bekleidete, indem ihm jede Möglichkeit eines erſprießlichen Wirkens abgeſchnitten war. Der Gram über dieſe Zuſtände, der durch das Bewußtſein verbittert werden mußte, daß er, ebenſo wie ſein Vorgänger Korzeniowſki, von ſeinen Landsleuten als ruſſiſcher Beamter verketzert wurde, während er bei den Ruſſen als polniſcher Patriot in Verdacht ſtand, mag wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, ſeinem Leben frühzeitig ein Ziel zu ſetzen.

Michael Grabowſki wurde um das Jahr 1810 aus einer adeligen Familie des Gouvernements Kiew, oder der polniſchen Ukraine, geboren. Seine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche, „Betrachtungen über die polniſche Literatur," erſchienen 1828 im „Dziennik Warszawski." Die „Ukrainiſchen Melodien," welche bald darauf folgten, ſind ungemein anſprechend und erwecken das Bedauern, daß er im Felde der Poeſie ſo wenig geliefert hat.

Zu jener Zeit wüthete in Polen ein heftiger Kampf zwiſchen den Anhängern des franzöſiſchen Pſeudo-Klaſſicismus und den von Mickiewicz geführten Romantikern, denen ſich Grabowſki mit Enthuſiasmus anſchloß. In näherer Verbindung ſtand er mit drei jungen Leuten ſeines Alters, welche damals gleichfalls in Warſchau ihre literariſche Carrière begannen; es waren dies die Dichter Bohdan Zaleſki und Seweryn Goſzczynſki und der Kritiker Moritz Mochnacki. Die beiden Erſteren erwarben ſich ſpäter durch ihre genialen Dichtungen einen europäiſchen Namen; der Letztere ſtarb jung in Paris, wo er ſeine „Geſchichte des polniſchen Aufſtandes von 1831" geſchrieben hatte.

Die Ereigniſſe von 1831 übten einen niederdrückenden Einfluß auf die polniſche Literatur. Während einiger Jahre wurde, mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen, in Polen faſt gar nichts Originales gedruckt oder geſchrieben. Das Publikum, dem es an geiſtiger Speiſe fehlte, warf ſich mit Heißhunger auf Ueberſetzungen franzöſiſcher Romane, welche bald ſeine einzige Lectüre bildeten. Da trat Grabowſki nach jahrelangem Schweigen mit dem erſten Bande ſeiner literariſchen Briefe unter dem Titel „Literatura i krytyka" hervor, die allgemeines Aufſehen erregten und mit denen er ſich in die Reihe der berühmteſten polniſchen Schriftſteller einführte. Der erſte Band (Wilna, 1837) behandelt die neue Schule der polniſch-ukrainiſchen Dichter und die Volkspoeſie der Ukraine; ein zweiter (1838) enthält eine kritiſche Unterſuchung über die damalige franzöſiſche Literatur, in der ſie auf ihren wahren Werth zurückgeführt wird, und der dritte (1840) die Geſchichte des Romans in Polen. In den Jahren 1841—1842 erſchien die „literariſche Korreſpondenz" („Korrespondencya literacka" 2 Bände), eine ähnliche Sammlung von kritiſch-literariſchen Abhandlungen, der ſich 1849 eine Fortſetzung anſchloß. Außerdem ließ Grabowſki zahlreiche Recenſionen und andere literariſche Artikel in verſchiedenen Journalen, namentlich im Tygodnik Petersburgski und in dem von Kraſzewſki herausgegebenen Wilnaer Athenaeum drucken.

Seine hiſtoriſchen Romane ſind: „Koliszczyzna i Stepy", 1838, ſpäter von Neuem unter dem Titel „Opowiadanie Kurennego" aufgelegt; „Stannica Hulajpolska", 1841; Taikury, 1845, die ſchwächſte ſeiner Arbeiten; der unvollendet gebliebene „Pan Starosta Kaniowski", 1856, und „Zamieć w stepach", 1862. Ferner veröffentlichte Grabowſki intereſſante Memoiren über das polniſche Volksleben unter dem Titel: „Pamiętniki domowe" und betheiligte ſich an der Herausgabe der vom Grafen Przezdziecki geſammelten Materialien zur Geſchichte Polens (Wilna 1843—1844, 2 Bände.) Im Jahre 1847 ließ er ſein höchſt bemerkenswerthes Werk über „die alte und heutige Ukraine" erſcheinen, in welchem er die Hünengräber und andere im Gouvernement Kiew befindliche Ueberreſte des Alterthums nach den von dem dortigen Gouverneur Funduklei veranſtalteten Ausgrabungen beſchrieb. Die letzte kritiſche Arbeit Grabowſki's war die „Ueberſicht der literariſchen Thätigkeit Kraſzewſki's und ſeiner Bedeutung in der polniſchen Literatur," welche 1856 in der warſchauer „Kronika wiadomosci krajowych i zagranicznych" publicirt wurde. Als warmer, wenn auch gemäßigter und „den Umſtänden Rechnung tragender" Vaterlandsfreund zeigte er ſich in dem 1862 an die moskauer Zeitung „Den" gerichteten Sendſchreiben „Antwort eines Polen an die Ruſſen."

Bei den Landsleuten Grabowſki's ſteht er hauptſächlich wegen ſeiner kritiſchen Arbeiten in Anſehen, die für das Ausland ein geringeres Intereſſe beſitzen und in denen ſich oft der Mangel einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Bildung fühlbar macht. Seine Romane hingegen ſind nicht allein als Volks- und Sittengemälde unübertrefflich, ſondern zeichnen ſich auch durch die Treue aus, mit welcher ſie hiſtoriſche Begebenheiten darſtellen. In dieſer Beziehung iſt beſonders „Koliszczyzna i Stepy" hervorzuheben, welches eine tragiſche Epiſode aus der Geſchichte der Ukraine in ergreifenden Zügen ſchildert und von welchem, wenn wir nicht irren, auch eine deutſche Ueberſetzung erſchienen iſt.

Kleine literariſche Revue.

— **Felix Mendelsſohn Bartholdy.** Mendelsſohns „Reiſebriefe" wurden in England von Lady Wallace überſetzt und dort mit der allſeitigen Theilnahme geleſen, deren ſich der Komponiſt des „Elias" unter den gebildeten Engländern und Engländerinnen in ſo hohem Maaße zu erfreuen hat. Gegenwärtig iſt in Amerika ein überaus eleganter Nachdruck dieſer Ueberſetzung erſchienen, begleitet von einer biographiſchen Skizze des verewigten Tondichters, von Julie de Marguerittes.*) Es iſt in dieſer Skizze Richtiges und Falſches, Treffendes und Schiefes, ſtark unter einander gemiſcht. So wird erzählt, daß Prof. G. B. Mendelsſohn in Rom (ſtatt Bonn) ein Sohn von Abraham (ſtatt Joſeph) Mendelsſohn ſei, daß die Mutter von Felix eine Erbtochter des berühmten Handelsherrn Bartholdy geweſen (einen Handelsherrn dieſes Namens gab es nicht; der preußiſche Konſul Bartholdy in Rom war ein Bruder von Frau Mendelsſohn), und daß die Schweſter des Komponiſten Felix, Fanny Henſel, ſich nach Frankfurt a. M. verheiratet habe, wo ſie mitten in der Generalprobe einer von ihr komponirten Symphonie, Namens „Fauſt", vom Schlage gerührt worden. Aber trotz ſolcher und anderer Unrichtigkeiten, die zum Theil den Komponiſten ſelbſt betreffen, trägt das Ganze doch das Gepräge der Wahrheitsliebe und der aufrichtigen Verehrung Mendelsſohns. „Ein ſolches Leben", ſo ſchließt die Biographie, „ſollte Jedermann zur Belehrung darüber dienen, wie der Genius, dieſe edle, große Himmelsgabe, auf Erden in würdigſter Weiſe zur Erſcheinung kömmt. Jede ſeiner Handlungen, jeder ſeiner karg zugemeſſenen Tage zeigte von jenem ſeltenen Adel des Charakters, von jenem hohen ſittlichen Werth, der ihn Allen, die ihn kannten, unendlich theuer machte und ihm die unwandelbare Liebe ſeiner Verwandten und Freunde, die Bewunderung der ganzen Welt geſichert hat."

*) Letters from Italy and Switzerland, by Felix Mendelssohn-Bartholdy. Translated from the German by Lady Wallace. With a Biographical Notice by Julie de Marguerittes. Philadelphia: Fr. Leypoldt, 1863.

Digitized by Google

— **Hans Chriſtian Anderſen in Amerika.** Es liegt uns eine in Philadelphia erſchienene Auswahl von Märchen Anderſens in engliſcher Ueberſetzung vor.*) Der Name der Ueberſetzerin, Miß Fanny Fuller, iſt uns bereits durch andere ihrer Bearbeitungen nach dem Deutſchen bekannt. Auch die vorliegende iſt nicht nach dem däniſchen Originale, ſondern durch Vermittelung des Deutſchen hergeſtellt. Es mag allerdings für die heutigen Dänen etwas ärgerlich ſein, daß ſie das Bewußtſein haben, ohne die böſen Deutſchen nirgends in der Welt bekannt zu werden. In früherer Zeit ſuchten freilich die Baggeſen, die Oehlenſchläger und auch noch Anderſen einen Stolz darin, ihre däniſchen Dichtungen ſelbſt ins Deutſche zu übertragen, um dadurch den Beifall eines größeren, kunſtverſtändigen Publikums zu erlangen. Aber das hat ſich ſeitdem ſehr geändert. „Ein echter däniſcher Mann kann keinen Deutſchen leiden, und deutſche Bücher lieſt er nicht.“ Nun, wir wollen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Schleswig-Holſtein ſollen die Dänen zwar nicht haben; aber ihre ausgezeichneten Künſtler und Dichter, ihre Thorwaldſen und ihre Anderſen werden wir auch ferner preiſen und lieben, und wollen dazu beitragen, daß ihr Ruhm in der ganzen Welt verbreitet werde.

Unſer Landsmann, Herr Friedrich Leypoldt in Philadelphia, hat übrigens ſeinen engliſchen Anderſen ganz vortrefflich ausgeſtattet.

— **Der Vermaledeite.** „Le Maudit“, ſo heißt ein Roman in drei Bänden, der vor wenigen Tagen in Brüſſel (Lacroix, Verboekhoven u. Co.) erſchienen und das Leben und Leiden eines katholiſchen Prieſters zum Gegenſtande hat. Der Verfaſſer des Buches iſt nicht genannt, doch wird angedeutet, daß er ein Prieſter in Frankreich ſei, der die Geſchichte ſeines eigenen Lebens und Leidens, als die des „Vermaledeiten“, uns vorführt. Der Verfaſſer ſoll mit dem Vatican ſelbſt und mit dem General der Jeſuiten in naher perſönlicher Verbindung geſtanden haben und das Räderwerk, durch welches von Rom aus die ganze katholiſche Welt in Bewegung geſetzt wird, ſehr genau kennen. „Der Vermaledeite,“ heißt es in einer Anzeige des Werkes, „iſt, ſeinem Inhalte nach, die würdevolle Proteſtation einer ſtolzen, erhabenen Seele, eines unabhängigen Geiſtes; es iſt der Aufſchrei eines Gewiſſens, dem man Gewalt angethan. Nicht eine Empörung, ſondern eine Appellation an die Gerechtigkeit iſt es, was uns hier vorliegt. Ein Prieſter tritt hier auf, der dem moraliſchen Grabe, in welchem man ihn lebendig einſchließen wollte, ſich entriſſen hat und der nun ſeine Brüder, in deren Namen er das Wort führt und die Stimme erhebt, zu erwecken ſucht. Ein Prieſter erſcheint vor dem Publikum, um dieſem die bisher nicht zu ſeiner Kunde gelangten Leiden einer ganzen Menſchenklaſſe und den namenloſen Schmerz zu klagen, den ſie nur zu lange ſchon ſtumm erduldet. Die öffentliche Meinung mag darüber entſcheiden!“

Der Gegenſtand dieſes Romanes ſowohl, als das durchſichtige Geheimniß, in welches der Verfaſſer gehüllt iſt, hat demſelben ſo viele Theilnahme zugeführt, daß das Buch bereits wenige Tage nach ſeinem Erſcheinen im franzöſiſchen Buchhandel faſt gänzlich vergriffen war.

— **Eine deutſche kirchliche Zeitſchrift in Paris.** Der deutſche, evangeliſche Prediger Herr von Bodelſchwingh in Paris, der daſelbſt in der Vorſtadt La Villette, auf dem Hügel von Montfaucon, mit Hülfe des Guſtav-Adolf-Vereines, eine evangeliſche Kirche und Schule für arme deutſche Arbeiter gegründet und ſelbſt leitet,*) giebt dort jetzt auch eine religiöſe Zeitſchrift in deutſcher Sprache unter dem Titel „Das Schifflein Chriſti“ heraus. Sie erſcheint am Erſten jedes Monats in einem Oktavbogen und koſtet jährlich für Frankreich 2 Fr. und für das Ausland 20 Sgr.**) Der Ertrag iſt zum Beſten der deutſchen Kleinkinderſchule in La Villette beſtimmt. Gedruckt iſt ſie bei E. Meyrueis u. Co. in Paris, und zwar in deutſcher Fracturſchrift. Da ſich die Redaction auch an kirchliche Freunde in Deutſchland und in der Schweiz mit der Bitte um Abonnements-Sammlungen wendet, ſo unterlaſſen wir nicht, auf dieſe an ſich ſchon intereſſante Erſcheinung aufmerkſam zu machen.

Literariſcher Sprechſaal.

Der vom deutſchen Volk anerkannte Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holſtein iſt durch ſeine Gemahlin, eine Prinzeſſin von Hohenlohe-Langenburg, mit der Königin von Großbritannien und dem coburgiſchen Fürſtenhauſe nahe verwandt. Die Prinzeſſin iſt nämlich eine Nichte der Königin Victoria, deren Mutter eine geborene Prinzeſſin von Sachſen-Coburg war. Aus der erſten Ehe der Letztern mit dem Fürſten von Leiningen war die Schwiegermutter des jetzigen Herzogs von Schleswig-Holſtein entſproſſen, die im Hauſe ihrer Mutter, der Herzogin von Kent, eine ganz engliſche Erziehung erhalten hatte und in Folge deſſen auch bei ihren Kindern eine große Vorliebe für engliſche Inſtitutionen und freiſinnige Welt-Anſchauungen erweckt hat. Die jetzige Herzogin von Schleswig-Holſtein war ein Liebling ihres Oheims, des leider nicht bloß für England viel zu früh verſtorbenen Prinzen Albert. Ihr Gemahl, Herzog Friedrich VIII., hatte ſich bei ſeinem häufigen, längeren Aufenthalt in England die Freundſchaft des Prinzen erworben, und darum iſt auch in dem Hauſe des Herzogs von Schleswig-Holſtein das Andenken jenes edlen Fürſten, als eines Muſters aller männlichen und ſtaatsmänniſchen Tugenden, mit treuer Pietät bewahrt worden. Es ſind ſchriftliche und mündliche Aeußerungen des Herzogs aus früheren Jahren bekannt, die denſelben als einen unbedingten Verehrer der loyalen Politik und der innigen Achtung vor Recht und Wahrheit charakteriſiren, welche den verewigten Prinzen Albert ſo ausgezeichneten und ihn dem Volke von England unvergeßlich gemacht haben.

In der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand iſt kürzlich die dort unter den Handſchriften aufbewahrt geweſene eigenhändige Korreſpondenz der Mediri mit den Herzogen von Mailand, aus den Jahren 1496 bis 1510, geſtohlen worden. Da man für möglich hält, daß dieſe hiſtoriſch werthvolle Korreſpondenz irgend einer andern großen Bibliothek von Europa oder Amerika zum Kauf angeboten werden möchte, ſo hat man den Weg der Oeffentlichkeit gewählt, um davor zu warnen.

*) The Ice-Maiden and other Tales. By Hans Christian Andersen. Translated from the German by Fanny Fuller. Philadelphia: F. Leypoldt, 1863.

*) Vgl. Nr. 24, S. 281 des „Magazin“ von 1863.

**) Paris, J. Schneider, 11, rue des Grès.

Digitized by Google

Die Photographische Gesellschaft zu Berlin erlaubt sich hiermit auf zwei in ihrem Verlage erschienene Werke von bleibendem Werthe hinzuweisen, von denen sie mit dem Eigenthum der vorzüglichen Originalzeichnungen auch das ausschliessliche Verlagsrecht erworben. Es sind diese:

a. **Raphaels Leben der Pſyche**

in der Villa Farnesina zu Rom.

12 Photographien im Imperialformat

nach den Originalzeichnungen von Aug. tom Dieck

mit dem Texte von

Dr. G. F. Waagen,

Director der königlichen Museen zu Berlin.

Von diesem Werke sagt Peter von Cornelius in einem Briefe:

Man kann davon sagen, dass der Künstler tief in den Geist dieses wunderbaren Werkes eingedrungen ist; die Schönheit und das Leben der Formen, der Ausdruck in den Köpfen, das feine Gefühl, das in Allem herrscht, ist ihm dergestalt gelungen, wie es in keiner andern Nachbildung, so viel ich ihrer auch kenne, erreicht worden ist. De. P. v. Cornelius.

Die Redactionen der Augsburger Allgemeinen, Kölnischen, Vossischen, Nationalzeitung und der Wiener Recensionen haben dem Werke ebenfalls eingehende Besprechungen gewidmet, wodurch es sich als eine Edition ersten Ranges charakterisirt. Der Preis des gesammten Werkes incl. Text stellt sich auf 20 Thlr.

b. **Concert Friedrich des Großen in Sansſouci**

von **Adolph Menzel.**

Dieses Bild, das den grossen König darstellt, wie er in einem Abend-Concert bei der wunderbar ausgeführten Beleuchtung zweier Kronleuchter ein Flötensolo durchführt, ist so reich an feiner Charakteristik und tiefer Empfindung, dass wir auf den durch jede Buchhandlung gratis zu beziehenden detaillirten Prospect hinzuweisen uns beschränken dürfen. Durch die ausgezeichnete Portraitähnlichkeit sowohl des Königs und seiner Schwestern, als auch der dem auserwählten Kreise angehörigen mitwirkenden Musiker und Zuhörer (Bach, Benda, Graun, Quandt, Chasot, Maupertuis, Graf Gottee, Baron Bielfeld) hat das Bild neben der eminenten künstlerischen Bedeutung auch einen grossen geschichtlichen Werth. Es ist in Photographie in aussergewöhnlichem zur Zimmerausschmückung geeignetem Format (Blattgrösse 21—24 Zoll) erschienen und durch jede Buchhandlung für den Preis von 5 Thlr. zu beziehen.

Der Katalog des Kunstverlags der Photographischen Gesellschaft enthält 700 Nummern in einer Auswahl, wie sie nur durch den Beirath gediegener Künstler und Kunstkritiker getroffen werden konnte. So enthält derselbe die Werke Albrecht Dürers (Leben der Maria 20 Bl., grosse Passion 12 Bl., kleine Passion 37 Bl., kleine Passion 16 Bl. Original-Kupferstich etc.) in directen Nachbildungen nach den unschätzbaren, im königlichen Museum zu Berlin befindlichen Originalen. — Der Katalog ist durch jede Buchhandlung gratis zu haben. (10)

Bei Fr. Frommann in Jena iſt kürzlich erſchienen:

Der deutſche Zuſchauer.

4. Heft. Preis n. 10 Sgr.

Inhalt: Schluß einer Feſtrede am 18. October. — Die Bundesreform. — Oeſterreich, Preußen und der geſunde Menſchenverſtand. — Der deutſche Juriſtentag. — Correſpondenzen. — Betrachtungen am Büchertiſche. — Schleswig-Holſtein und Deutſchland.

Die Herrſchaft der Geſetze

nach ihren räumlichen und zeitlichen Grenzen

im Gebiete

des bürgerlichen und peinlichen Rechts.

Eine ſtaatsrechtliche Abhandlung

von Dr. **Reinhold Schmid,**

o. Prof. d. Rechts in Bern.

Preis n. 1 Thlr. 10 Sgr.

Von demſelben Verfaſſer früher:

Theorie u. Methodik des bürgerlichen Rechts.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (9)

Im Verlage von Guſtav Heckenaſt in Peſth erſchien ſo eben: (1)

Alexander Petöfi's lyriſche Gedichte, deutſch von **Theodor Opitz.** Zwei Bände. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich 3 Thlr.

Michael Horváth, Geſchichte Ungarns. In deutſcher Ueberſetzung. Zwei Bände. 2 Thlr.

Franz Toldy, Geſchichte der ungariſchen Dichtung, von den älteſten Zeiten bis auf Alex. Kisfaludy. Aus dem Ungariſchen überſetzt von **Guſtav Steinacker.** Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers in Stahlſtich 1 Thlr. 15 Sgr.

Friedrich Fuchs, die Centralkarpathen mit den nächſten Voralpen. Ein Handbuch für Gebirgsreiſende. Mit einer Karte 1 Thlr. 15 Sgr.

Vierte Auflage in Lieferungen à 7½ Ngr.

So eben beginnt zu erſcheinen und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

Geſchichte der deutſchen Literatur

mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller,

mit ihren Biographien, Portraits und Facſimile's.

Von **Heinrich Kurz.**

Vierte Auflage. 3 Bände, 155 Bogen des größten Lexikon-Formats mit mehr als 500 Illuſtrationen. In 48 Lieferungen à 7½ Ngr.

Dieſes vorzügliche Buch erſetzt dem Beſitzer eine ganze Bibliothek. Es enthält nicht blos die Geſchichte unſerer Literatur und eine kritiſche Würdigung ihrer hervorragenden Erzeugniſſe, ſondern umfaßt zugleich eine reichhaltige Sammlung ausgewählter Stücke aus den Werken der Schriftſteller mit ihren Biographien, Portraits und Facſimile's, wie ſie bis jetzt noch nicht exiſtirte. In jedem Monat erſcheinen regelmäßig zwei Lieferungen. (3)

Leipzig, Dezember 1863. Die Verlagshandlung **B. G. Teubner.**

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

Adelina Patti's 10 Gesänge für Sopran: La danza, Santa Lucia, La calesera, Schweizer Echo v. Eckert, Lebewohlwalzer, Valse d'adieu, Carneval de Venise, Eclat de rire — Lachlied, Il Bacio-Kuss v. Arditi, Rode's und Catalani's Bravour-Variationen in neuer Ausgabe, Nachtigallen-Arie von Massé à 10—12½ Sgr.

Berlioz. Die moderne Instrumentation und Orchestration. 2te mit vielen Partitur-Beispielen etc. vermehrte Ausgabe. gr. Fol. Lief. I. 1 Thlr. (Nicht zu verwechseln mit dem in Leipzig erschienenen Auszug!)

Die zur Jubiläumsfeier der **Schlacht bei Leipzig** aufgeführten Compositionen von: Beethoven (York'scher Marsch mit Pariser Einzugsmarsch), Meyerbeer (Feldlager in Schlesien, Krönungsmarsch), Spontini (Borussia, Sieges-Festmarsch, Olympia-Ouvertüre und Märsche aus Olympia), C. M. v. Weber (Kampf und Sieg, Jubel-Ouvertüre, 4- u. 1stim. Gesänge „Leyer und Schwerdt" v. Körner), Wieprecht-Wagner (Militair. Potpourri mit Mel. v. Beethoven, Weber, Winter etc. u. Wilhelmusmarsch), Kontski (Reveil du lion u. Marche du couronnement), Kücken (Held Friedrich), Reissiger (Blücher am Rhein), Kreutzer (Deutschland über Alles! f. Männerchor f. 1 Singst.) etc.

ANTHOLOGIE CLASSIQUE p. Piano No. 24. 2 Passepieds, Sarabande p. S. Bach. 5 sgr.

GLUCK. 2 Chöre aus Alceste und Armide, für gemischten Chor, Partitur u. Stimmen à 10 sgr.

GOUNOD. Faust oder Margarethe: Ouverture u. alle Gesangs-No. mit Begl. des Piano à 5—15 sgr.; Potpourri f. Piano 20 sgr., 3 Transscriptionen f. Piano v. Wagner (leicht) 12½ sgr., dito zu 4 Händen 20 sgr.

GRABEN HOFFMANN. 500,000 Teufel-Polonaise f. Piano 10 sgr., zu 4 H. 15 sgr., f. Orchester 25 sgr., f. 1 Bassstimme mit Piano 17½ sgr.

HASERT. 4 Paraphrases p. Piano Op. 17.: Danse norwég., 500,000 Teufel, O bitt' euch liebe Vögelein v. Gumbert. Walzer, Blümlein traut u. Soldatenmarsch aus Faust v. Gounod à 15 sgr.

OFFENBACH. Bacchus-Hymne. Marsch-Chor der Götter aus Orpheus in der Hölle f. 1 Singst., f. Piano, f. gemischten Chor à 5—10 sgr.

VIARDOT-GARCIA. Ecole classique du chant. — Classische Gesänge der berühmtesten Meister mit Angabe von Styl, Accentuation, Phrase und Nüancen. No. 1—9. mit Piano: HAENDEL'S Aria di Cleopatra p. Soprano 7½ Sgr., MEHUL'S Ina-Aria aus Ariodant p. Mezzo-Soprano 20 sgr., Gretry's Aria aus Zemire et Azor p. Tenore o Soprano 7½ sgr., MARCELLO'S Psalm XXI. p. Alto, HAENDEL'S Te Deum u. Aria aus Rodelinda p. Alto à 5 sgr., RAMEAU'S Aria aus Castor e Pollux p. Soprano, 15 sgr.

Preuss. Armeemarsch auf Befehl S. M. des Königs No. 180: Angriffs-Marsch v. Voigt 1 Thlr., f. Piano 5 Sgr. (6)

Berliner Musikzeitung „ECHO" 14. Jahrgang. wöchentlich 1 No. kl. 4., auch mit Musikbeilagen, vierteljährlich 20 sgr., jährlich 2 Thlr.

Berlin, **Schlesinger'**sche Buch- u. Musikhandlung.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien so eben:

REDE AUF WILHELM GRIMM

UND

REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**

Velinpapier. gr. 8. geh. 12 Sgr. (7)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 2.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 10. Januar **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Engländer und Franzoſen in Sachen Schleswig-Holſteins 18
K. A. F. Mahn über die romaniſche Philologie 18

Dänemark.
Däniſche Kriegsliteratur 19

Portugal.
Prinz Heinrich der Seefahrer und ſeine Zeit 22

Frankreich.
Armande Béjart und Molière. Molière's Heirath und Ende 23
Von der angeblichen phyſiſchen Degeneration der Franzoſen 25

England.
W. M. Thackeray 26
Die Publikations-Saiſon in London . . . 26

Nord-Amerika.
Der Kandidat Jobs in Amerika 28

Kleine literariſche Revue.
Doyle's Chronik von England 28
Die amerikaniſche Sclavenfrage 29
Alexander Petöfi's lyriſche Gedichte . . . 29
Mommſen's römiſche Geſchichte 29
Studien des franzöſiſchen Romanticismus . 29
Die Didot'ſchen Ausgaben griechiſcher und römiſcher Klaſſiker 29
Frau und Dame 30
Deutſche Roman-Zeitung 30
Katharina II. und ihre Zeit 30

Literariſcher Sprechſaal 30

Volks-Ausgabe. 3 Bde. 109¼ Bg. Preis 2 Thlr.

Geſchichte Friedrichs des Großen
von **Thomas Carlyle.** Deutſch von J. Neuberg.
I. bis III. Band.
kl. 8. 109¼ Bgn. in illuſtr. Umſchl. geh.
Preis 2 Thlr.
Gebdn. mit goldgepreßt. Deckel.
Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Die bisher erſchienene Ausgabe in gr. 8. eignete ſich durch den Preis von 8 Thlr. 15 Sgr. nur für ein kleines Publikum, durch Veranſtaltung dieſer billigen Ausgabe hoffen wir dieſe intereſſante und eigenthümliche Geſchichtſchreibung über den großen König auch weniger bemittelten Kreiſen zugänglich zu machen. (12)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Harrwitz (D.), Lehrbuch d. Schachspiels
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Elnbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (19)

Im Verlage von **Paul Schettler** in Cöthen erſchienen vom **Schulrath Dr. Karl Schmidt** in **Gotha:**

Geſchichte der Pädagogik.
4 Bände. Preis 8 Thlr. 20 Sgr.

Die Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts.
Für Schul- und Predigtamtscandidaten, für Volksſchullehrer, für gebildete Aeltern u. Erzieher überſichtlich dargeſtellt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Geſchichte der Volksſchule und des Lehrer-Seminars im Herzogthum Gotha.
Preis 16 Sgr.

Zur Reform der Lehrerſeminare und der Volksſchule.
Preis 12 Sgr. (13)

Im Verlage von **G. Stille** in Berlin erſchien, zu haben in allen Buchhandlungen: (11)

von Trzebiatowski, O., Die Weltüberwindung und der Friede. Ein Geſpräch als Beitrag zur Verſöhnung des Chriſtenthums mit der Bildung und Verbildung unſerer Zeit. 2. verbeſſ. Auflage mit einem kritiſchen und vergleichenden Anhange. 12° broſch. Preis 20 Sgr.

Im Verlage von **Jean Paul Friedrich Eugen Richter** in Hamburg iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Évangile
des
Laïques
par
Frédéric de Sallet.
Traduit en Vers français par J. G. Dessi.
Livraison 1 et 2.
gr. 8. 4 Bogen Velin. Preis pro Liefer. 12 Ngr.

Die Popularität, deren ſich dieſes ausgezeichnete Werk in Deutſchland erfreut, der Geiſt und die poetiſche Form, in welchem die Ideen des aufgeklärten Jahrhunderts wieder aufleben, alles dieſes hat mir ſchon lange die Weiterverbreitung des Laienevangeliums in anderer Länder Sprache als wünſchenswerth erſcheinen laſſen. Die von Herrn J. G. Deſſi veranſtaltete Ueberſetzung empfiehlt ſich durch die vollſtändigſte Treue, mit der er Vers für Vers, ſo viel als ihm die Reinheit der Verſification des Franzöſiſchen erlaubte, ſich an das deutſche Original gehalten hat. Unter ſeiner Feder iſt das Laienevangelium ein ſo ſchätzenswerthes Werk geworden, daß daſſelbe nicht nur in Frankreich, ſondern in der ganzen Welt Anklang finden wird. Das Werk wird mit ca. 8 bis 10 Lieferungen complet ſein und im Format von Victor Hugo's Printemps erſcheinen.

Lieferung I. enthält die höchſt poetiſche Einleitung des Ueberſetzers und ferner: Prologue — Evangile — Le verbe — La Généalogie — L'annonciation — Siméon — Les mages — Massacre des Innocents — Jésus en Egypte — L'enfant dans le temple — Jean Baptiste — La tentation — Renoncement de Soi — Jésus et Nathaniel.

Lieferung II. enthält: Jésus Thaumaturge — Jésus et Nicodème — Palingénésie — Aptitude céleste — Sermon sur la montagne: I. Préambule — II. Bienheureux les pauvres d'esprit — III. Bienheureux ceux qui sont doux: car ils posséderont la terre — IV. Bienheureux ceux qui pleurent: car ils seront consolés — V. Bienheureux ceux qui ont faim et soif de justice: car ils seront rassasiés — VI. Bienheureux les miséricordieux! car ils obtiendront miséricorde — VII Bienheureux ceux dont le coeur est pur, car ils verront Dieu — etc. etc. (14)

Empfehle mein Verzeichn. linguist. Werke. No. 53. Preis 2½ Sgr. (17)
J. Stargardt, 24 Jägerstr., Berlin.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Engländer und Franzoſen in Sachen Schleswig-Holſteins.

Anglien in Schleswig-Holſtein iſt der wahre echte Boden, aus dem Altengland die Wurzeln ſeiner Volkskraft gezogen; es iſt die Ur-Heimſtätte jener Angelſachſen, deren Sprache, deren Rechts- und Freiheitsgefühl noch heutigen Tages den Kern der Sprache, die Grundlage des Rechts- und Freiheitsgefühls der Engländer bildet. Und doch wollen die Engländer jetzt dieſe alte Heimſtätte der freien Angelſachſen, gegen den Willen ihrer heutigen Nachkommen, einem fremden Volke dienſtbar machen helfen! Wie iſt es möglich, ſo gegen ſeinen eigenen Geiſt und Mannesſinn, ſo gegen ſein eignes Fleiſch und Blut zu wüthen?

Julius Rodenberg, der bereits vor mehreren Jahren in ſeinem Buche von den „verſchollenen Inſeln" ein treffliches Charakterbild von Sylt und den andern Eilanden des angliſchen Schleswig geliefert, ſagt in einer neueren Nummer der „Deutſchen Blätter":

„Wenn es nur die Engländer der Mühe werth halten wollten, einmal dieſe Inſeln zu beſuchen, ſo würden ſie mit Erſtaunen wahrnehmen, wie viele Wörter ihnen und dem Volke der Inſeln gemeinſam ſind; wie viele Ausdrücke, die ſich nur noch in dem Engliſch vergangener Jahrhunderte, in Chroniken und alten Dichtern finden, hier noch lebendig ſind im Munde des Volkes — wie, um es kurz zu ſagen, die Sprache der Anglier die wahre und rechte Sprache der engliſchen Mütter noch heute iſt."

Wir können und mögen es nicht glauben, daß das Geſchrei der Times und anderer engliſchen Zeitungen über das Gebahren der Schleswig-Holſteiner, die keine Dänen und keine Sklaven der Verächter ihres Volksthums ſein wollen, wirklich aus dem Herzen des engliſchen Volkes komme. Mit dem Gelöbniß in dem herrlichen, engliſchen Nationalliede:

„Britons never shall be slaves!"

ſtimmt überein, was der dem Briten nahe verwandte Angelſachſe in Schleswig-Holſtein ſtets gelobt:

„Lewwer duad äs Slaaw!"*)

Leider giebt es aber auch einige franzöſiſche Publiciſten, die, gleich den engliſchen Zeitungsſchreibern, aus Vorurtheil weniger gegen die politiſchen, als gegen die ökonomiſchen Zuſtände der Deutſchen, für das jedenfalls freigiebigere Dänenthum Partei nehmen. Einer dieſer Franzoſen iſt Herr A. Geffroy, der lange in Dänemark und Schweden zugebracht, um ſkandinaviſche Alterthümer und — Münzen zu ſtudiren. Er ſcheint es in dieſen Studien ebenſo weit gebracht zu haben, wie die Gelehrten der Times und liefert uns davon in der Revue des deux Mondes praktiſche Beweiſe.

Im letzten Hefte dieſer Revue vom Jahre 1863 beſpricht Herr Geffroy den Streit um die Erbfolge in Schleswig-Holſtein und das warme Intereſſe, welches das deutſche Volk an dieſem Streite nimmt. Als Motiv für dieſes warme Intereſſe, für den einmüthigen Enthuſiasmus des deutſchen Volkes, vermag der franzöſiſche Literat nur die in ganz Deutſchland herrſchende Mißſtimmung über die Herrſchaft des Feudalismus zu erkennen, welcher ein Feind jedes Fortſchrittes, wie der Freiheit und der ſtaatsbürgerlichen Gleichheit ſei. In ähnlicher Weiſe, wie ſich das franzöſiſche Volk für den Mangel an politiſcher Freiheit im Innern durch die Genugthuung an der im Auslande erlangten „Gloire" entſchädigen läßt, ſo wollen — meint Hr. Geffroy — die Deutſchen, aus purem Aerger über die heimiſche Miſère, nach Außen hin als eine große, mächtige Nation ſich zeigen, und da es zu gefährlich ſei, mit Frankreich oder Rußland anzubinden, ſo ſei das kleine Dänemark, das ohne die Herzogthümer Schleswig und Holſtein gar nicht beſtehen könne, als Opfer auserſehen.

*) „Lieber todt als Sclave!"

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Hr. Geffroy das Thronfolge-Recht der Auguſtenburger nicht anerkennt. Er meint, daß die Anſprüche auf dieſe Thronfolge lediglich auf dem däniſch-oldenburgiſchen Vertrag von 1460 beruheten, welcher Vertrag längſt jedoch ſtaatsrechtlich aufgehoben und durch andere geſetzliche Feſtſtellungen beſeitigt ſei. Zu den Letzteren zählt Herr Geffroy auch die im Jahre 1852, jedoch ohne Zuſtimmung ſeines damals bereits volljährig geweſenen Rechtsnachfolgers, geſchehene Verzichtleiſtung des Herzogs Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg. Ebenſo zählt er dazu das Londoner Protokoll von 1852 und deſſen Verfügungen über die Rechte Dritter — die Rechte eines dritten Volkes ſowohl, als eines dritten legitimen Fürſten — deſſen unverbrüchliche Aufrechthaltung Dänemark von der europäiſchen Allianz zu fordern ein heiliges Recht habe.

So weit unſer Franzoſe, der, allem Anſcheine nach, däniſcher denkt und ſchreibt, als ſelbſt die Dänen. Denn auch unter dieſen, wie unter den ſchwediſchen Anhängern der ſkandinaviſchen Einheits-Idee, macht ſich die Anſicht immer mehr geltend, daß es thöricht ſei, auf Koſten Deutſchlands dem kleinen Dänemark ſeine Selbſtändigkeit erhalten zu wollen und dadurch den Haß und die Feindſchaft von Deutſchen und Skandinaven zu verewigen. In Schweden und in einem Theile von Dänemark ſind vielmehr die Skandinaven gar nicht abgeneigt, die ihnen läſtig gewordenen Herzogthümer Holſtein und Lauenburg den Deutſchen ganz und gar zu überlaſſen und von Schleswig nur diejenigen Theile feſtzuhalten, deren Bewohner wirklichen däniſchen Urſprungs ſind und darum auch nicht zu Deutſchland gehören wollen. J. L.

K. A. F. Mahn über die romaniſche Philologie.*)

Die romaniſche Philologie fand im vorigen Jahre zum erſtenmale auf der Wanderverſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner ihre lebendige Vertretung. Es war daher ein ſchickliches und dankenswerthes Unternehmen, daß der verdienſtvolle Romaniſt, Dr. K. A. F. Mahn in Berlin, die Entſtehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der romaniſchen Philologie zum Gegenſtande eines Vortrages machte, der den künftigen Arbeiten der germaniſtiſch-romaniſtiſchen Section gleichſam als Einleitung vorausging. Der Vortrag iſt bald darauf auch im Drucke erſchienen und verdient nicht allein von den Philologen von Fach, ſondern namentlich auch von Schulmännern und von den Lehrern und Freunden der modernen Sprachen beachtet zu werden. Dr. Mahn betrachtet die romaniſche Philologie, wie es auch der Titel des Vortrags

*) Ueber die Entstehung, Bedeutung, Zwecke und Ziel der romanischen Philologie. Ein Vortrag in der germanistisch-romanistischen Section der in Meissen tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 1. October 1863, gehalten von K. A. F. Mahn, Dr. Berlin, Ferd. Duemmler's Verlagsbuchhandlung, 1863.

Digitized by Google

ſchon andeutet, nach der theoretiſchen, wiſſenſchaftlichen und nach der praktiſchen Seite hin. Der frühere Betrieb der romaniſchen Sprachen konnte auf den Namen einer Wiſſenſchaft nicht Anſpruch machen, ſo ſchätzenswerthe Verſuche auch angeſtellt wurden. Erſt ſeit Fr. Dietz in Bonn ſeine Grammatik der romaniſchen Sprachen veröffentlicht, iſt eine romaniſche Philologie im wiſſenſchaftlichen und würdigen Sinne der Worte gegründet. Seit Dietz können nun die einzelnen Grammatiken und Lehrbücher der verſchiedenen romaniſchen Sprachen, ſei es, daß ſie bloß für Lehrer oder auch für Schüler beſtimmt ſind, auf eine richtigere Baſis gegründet werden und einen ganz anderen und wiſſenſchaftlicheren Charakter annehmen. Wie Grimm's Grammatik immer mehr auf die deutſche Schulgrammatik Einfluß ausüben wird, ſo werden ſich die Lehrer der romaniſchen Sprachen den wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen nicht verſchließen können. Dr. Mahn ſagt ſehr richtig: „Ich kann mich durchaus nicht mit den Philologen oder Schulmännern einverſtanden erklären, welche verlangen, daß die Wiſſenſchaft für ſich bleibe und gar keinen Einfluß auf das praktiſche Erlernen einer Sprache durch den beginnenden Schüler übe.“ Umgekehrt verlangt Dr. Mahn mit Recht von den Männern der Wiſſenſchaft lebendiges Erfaſſen der Sprache. „Nur dadurch, daß die Männer der Wiſſenſchaft auch praktiſch zu wirken und dieſelbe mit den Anforderungen und Bedürfniſſen des Lebens zu vermitteln verſtehen, werden ſie nicht nur die Wiſſenſchaft auf das praktiſche Leben und Bedürfniß ſo einwirken laſſen, wie es die neuere Zeit verlangt und wie es natur- und ſachgemäß iſt, ſondern auch der Wiſſenſchaft ſelbſt den Glanz und das Anſehen verleihen, die ſie zu ihrem nützlichen Wirken ſowohl nöthig hat, als auch verdient“. — Die am Schluſſe des Vortrags gegebene Anmerkung, zur Erinnerung an Jakob Grimm, iſt ſehr leſenswerth. R. B.

Dänemark.

Däniſche Kriegsliteratur.

Schön iſt es, die Kriegsthaten der Vorfahren und der Zeitgenoſſen zu loben, wenn ſie Lob verdienen, aber lächerlich iſt es, aus dem Unbedeutenden mit Hülfe der Kunſt Erhabenes machen zu wollen, und es wird ekelhaft, wenn hierzu noch der Gegner mit Schmutz beworfen wird. — Alle Welt weiß, in welcher Art diesſeits der erſte ſchleswig-holſteiniſche Krieg geführt wurde: es wiſſen dies ſogar die feudalen „Militairiſchen Blätter“, denn ſie erklären jetzt unumwunden, daß durch die damalige Kriegführung die preußiſche Waffenehre in Jütland und Schleswig verpfändet worden und nur durch einen ernſten Feldzug wieder hergeſtellt werden könne. „Der Soldat gehorcht, aber er gehorcht zähneknirſchend, wenn er vor einem Gegner befohlenerweiſe zurückweichen muß, den er vernichten konnte. So etwas vergißt er nie!“ — Wer wüßte nicht, daß die deutſch-öſterreichiſche Hülfe von 1848—51 hauptſächlich nur den Zweck hatte, die Dänen zu ſchonen und die Schleswig-Holſteiner, in denen man nordalbingiſche Republikaner witterte, möglichſt im Zaume zu halten. Man überlieferte ſie ja ſchließlich gebunden dem Erbfeinde! Aber wenn auch alle Welt weiß, daß die nach Schleswig-Holſtein geſchickten deutſchen Generale ihren winzigen Gegner nicht erdrückten, weil ihnen ſolches verboten war, ſo ſind doch die Dänen eitel und blind genug, ſich einzubilden, nicht eine perfide Diplomatie, ſondern ihre „egne tappre Landſoldater“ wären es geweſen, welche die „Preußer“ und andere „Rigstropper“ zurückgeworfen hätten; gar nicht zu gedenken der „Inſurgenter“ und „tydſke Vagabonder“, die ſich Freiſchärler nannten. Und es iſt nicht bloß der Kopenhagener Mob, welcher in dieſer Hinſicht dem Heupferdchen oder dem Froſche der Fabel gleicht, ſondern jedes däniſche Individuum, vom Schuljungen bis zum Profeſſor und Miniſter aufwärts — die letztere Kategorie am überſpannteſten — theilt dieſe Ideenverwirrung. Die ganze Nation läßt ſich mit einem Hauſe voll erwachſener, aber ungezogener Kinder vergleichen, von denen eins das andere durch wiederholte und jedesmal verſtärkte Lügen über die eigene Wichtigkeit zu verwirren ſucht. Die geſammte däniſche Poeſie und Literatur ſeit 1848 iſt von „tappre Landſoldater“ und deren übermenſchlichen Großthaten durchtränkt; in einem Sprachgebiete von kaum fünf Viertel Millionen Menſchen erſchienen außer einer Anzahl Pamphlete, Novellen, Romane und Feuilletonſpatten über den letzten Krieg nicht weniger wie fünf umfangreiche Geſchichtswerke einzig über dieſes Thema, und jedes Buch iſt verſchwenderiſch mit koſtſpieligen Illuſtrationen verſehen! Wer es vermochte, ſchaffte ſich alle fünf an, denn in jedem iſt etwas, das die Nationaleitelkeit mehr kitzelte, oder bewies, daß noch mehr „Tydſkere“ da und dort erſchlagen ſeien, als in dem anderen Buche. Hierzu kommt noch die Ueberſchwemmung des Bildermarktes mit aufregenden Scenen aus dem Feldzuge, das Thema ſtets variirend, nur in dem einen Punkte übereinſtimmend, daß die „Tydſkere und Inſurgenter“ jedesmal entſetzliche Prügel bekommen und ausreißen wie die Haſen. Meiſt ſind dieſe Machwerke von einer ſo elenden Ausführung, daß man nicht begreifen kann, wie ſelbſt ſtudirte Leute dergleichen kaufen und, ſauber eingerahmt, in ihren Staatsgemächern aufhängen können. Dieſer Heldenſchwindel mag Schuld ſein, daß die däniſchen Gefühlsmenſchen den letzten Reſt ihrer Urtheilskraft und Ueberlegung eingebüßt haben, nur der tollſten Leidenſchaft die Zügel ſchießen ließen und in ihrem Deutſchenhaſſe ſo weit gingen, ſelbſt die Gräber ihrer gefallenen Feinde zu zerſtören, dem „tappre Landſoldat“ und dem lebenden Orla Lehmann in Fridericia Denkmäler zu ſetzen, ſowie einen bronzenen ſogenannten Löwen auf dem Flensburger Kirchhofe zur beſtändigen Verhöhnung der Schleswig-Holſteiner und aller Deutſchen zu errichten.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß eine deutſche hiſtoriſche Geſellſchaft ſich die Aufgabe ſtellte, ſämmtliche däniſche, auf den ſchleswig-holſteiniſchen Krieg bezügliche Schriften und Abbildungen zu ſammeln; ſie lieferte dadurch der denkenden Nachwelt ein unſchätzbares medicinal-hiſtoriſches Material, welches einſt die beſten Aufſchlüſſe über das delirium tremens und die hieraus erfolgende Auflöſung des däniſchen Staatskörpers zu geben geeignet ſein dürfte. Es wäre auch ſehr wünſchenswerth, wenn die Gelehrten und Künſtler des „Kladderadatſch“, ſowie der „fliegenden Blätter“, durch bloßen Abdruck des Textes und der Bilder neu-däniſcher Kriegshiſtorie das deutſche Publicum ebenſo ſehr erheiterten wie belehrten. Bis auf Weiteres müſſen wir verſuchen, ſo viele Aufſchlüſſe über dieſen Punkt zu geben, als unſer Raum erlaubt. Leider können wir nur bei den Werken dortiger „Klaſſiker“ verweilen und darin nicht einmal ausführlich ſein, denn wir ſind kein Herkules. Nur im Vorbeigehen können wir z. B. auf die untergeordneten „Erinnerungen eines alten Soldaten“*) hinweiſen, der als Dragonerwachtmeiſter u. A. mit 20 Mann ein ganzes Bataillon „Inſurgenter“

*) „Erindringer af en gammel Soldat.“ — Zu beziehen durch Alphons Dürr in Leipzig.

Digitized by Google

zwang, mit Sack und Pack ſowie Wehr und Waffen aus dem Fenſter zu ſpringen, als er ſich „dem Hauſe“ näherte, darin es einquartirt war. Dieſer Held nennt ſich, ſeitdem er mit der Nationalität auch den Namen verändert, Kloppenborg ſtatt Kloppenburg. Er wurde durch ſeine Schrift eine Zeit lang ſo ſehr Modeſache, daß jeder, der Luſt hatte, ſeinen Namen in den Zeitungen zu leſen, ihm etwas ſchenkte; auch der Kammerherr, Bruder Berling, Raßmuſſenſchen Angedenkens, ſchenkte ihm einen ſilbernen „Bäger“ (Becher) nebſt einem für die Veröffentlichung wohl ſtyliſirten Briefe — denn nicht bloß mit National-Eitelkeit, ſondern überhaupt mit einer guten Doſis perſönlicher Geckenhaftigkeit ſind unſere nordiſchen „Beſieger“ behaftet.

Bei der Corporals- und Straßenliteratur, die in nordiſche Salons Eingang findet, können wir alſo nicht verweilen, ſondern gehen gleich zu den Claſſikern über, und zwar zuerſt zu unſerm alten Bekannten Parmo Carl Ploug, dem berühmten „ſkandinaviſtiſke Digter“, Fädrelandets-Redacteur und Beherrſcher des Kopenhagener Studentencorps. Er ſingt von der „Slagt bei Slesvig“, in der bekanntlich ca. 650 Dänen und ca. 350 Preußen zu Schaden kamen, alſo im Durchſchnitt ca. Einer auf 16 reſp. 90:

„Tydſken maatte bygge — Der Deutſche mußte bauen
Af egne Lig ſin Vold.“ — Aus eignen Leichen ſeinen Wall.

und dann wieder:

„Die Kugel pfiff (peb) und das Schwert „ſang“ zum Karthaunen-Gekrache; der Deutſche mußte lernen (lärn) die däniſche Sprache an jenem Tage (Dag). Ueber Thyra's zerbrochner Pforte (das ſogenannte Danewirk!) Blut „in Strömen“ rann (!!).“

Natürlich ſind die biederen Dänen dort von der deutſchen Uebermacht überfallen worden, denn es heißt:

„Geſchlichen war in Dunſt (Mulm) und Nacht — Heran das deutſche Heer (Här) — Kaum die däniſchen Jungen (Drenge) — Konnten gürten um ihr Schwert“ (Swärd).

Und doch ging Alles bei Schleswig ſo taghell offen und gemüthlich zu, daß ſelbſt „mit Ruhe Mittag gegeſſen“ werden ſollte, als es Eins ſchlug und ein hoher, kampfluſtiger Mann mit vaterländiſchen Schaaren herbeigeeilt kam — wenigſtens mußte er ſeinen und ſeiner Soldaten Kampfesmuth durch die Worte lähmen laſſen: „Und ich ſage Ihnen, Sie gehen nicht vor, verſteh'n Sie mir?“ O, du großer Ploug, warum machteſt du aus dieſem Vorſpiel von Bronzell eine Hunnenſchlacht?

Von unſerm Ploug wenden wir uns zu einem kleineren Mann, aber auch Klaſſiker, nämlich zu Herrn Wilhelm Holſt und ſeinen proſaiſchen, mit einer Unmaſſe künſtleriſch ausgeführter Illuſtrationen ſowie 4 Karten verſehenen „Feldzügen von 1848, 49, 50“*)

Was uns an dieſem Werke ſo ganz beſonders gefällt, ſind außer den niedlichen Bildern und den Münchhauſiaden die unverhüllten däniſchen Charakterzüge, die, von der Feder eines Klaſſikers geſchrieben, doppelt werthvoll und pikant ſind. Wie hübſch lieſt ſich z. B. Seite 128 die Stelle, da er die Exploſion des Linienſchiffes Chriſtian VIII. beſchreibt und in tückiſcher Schadenfreude ſagt, daß, nachdem die beiden ſchönſten Kriegsſchiffe, welche Dänemark beſeſſen, die Flagge geſtrichen hatten, eine unzählige Menſchenmaſſe, aus Civilen und Militairs beſtehend, an den Strand eilte, um ihre Augen an der däniſchen Niederlage zu ergötzen. Doch die Rache wartete nicht, die Exploſion geſchah, Alle ſtürzten zu Boden und ſehr viele ſtanden nie wieder auf, denn die Kanonen waren durch den Pulverblitz losgegangen und hatten ihre Ladung unter die gaffenden Verräther geſchleudert, Tauſende von Schiffstrümmern ſtürzten auf ſie nieder und zerſchmetterten ſie..“ — So malte ſich die Sache in der Phantaſie der Dänen aus; ſo wünſchten ſie, daß es hätte kommen müſſen und dieſer Wunſch, eine am Kampfe unbetheiligte, mitleidig herbeigeeilte Menſchenmaſſe durch Granaten und andere Mordwerkzeuge vernichtet zu haben, iſt ſo zur Hallucination geworden, daß ſie ſchließlich ihre teufliſche Einbildung für Thatſache halten und als ſolche in ihre Geſchichtsbücher ſchreiben. Gott ſei Dank, es ſind nur zwei oder drei Einwohner während des Kampfes durch däniſche Kugeln umgekommen, bei der Exploſion kein Einziger, nur einige Wenige wurden unerheblich verletzt. Uebrigens, welche der gefangenen Dänen haben denn das ihnen vom Sieger großmüthig geſchenkte Leben damit bezahlt, daß ſie nach erhaltenem Pardon noch einmal die auf die Stadt und Schanzen gerichteten Geſchütze des brennenden Schiffes luden? oder waren die „tappre Söhelter“ (Seehelden) wirklich ſolche Feiglinge, daß ſie, mit einem Schuß in jedem Laufe, die Flagge ſtrichen? Gewiß war der brave Unteroffizier Preußer (die Ordonnanz, von der unſer Humaniſt ſpricht), ein Dänenkenner, als er auf eigene Fauſt an Bord des Linienſchiffes eilte und den Commandeur zwang, ſofort ans Land zu gehen, denn was wollte dieſer Herr z. B. damit bezwecken, daß er das Pulver aus der Kammer nach der oberſten Batterie bringen ließ, „um es von da ins Waſſer werfen zu laſſen“, wie Herr Holſt ſagt. Dies hätte er näher in der unterſten Batterie haben können, und zwar durch ſofortiges Ueberbordwerfen ſtatt vorhergehender ſorgſamer Aufſtellung der Zündmaſſe außerhalb der viel ſichreren Kammer! — Auf der Vignette des Eckernförder Kapitels iſt auch eine Lüge ausgedrückt, nämlich der Untergang eines Kriegsſchiffes, das ſich nicht ergeben hat. Es ſchwimmt eine Danebregsflagge unter den Trümmern auf dem Waſſer — die geſtrichene Flagge Chriſtian's VIII. wurde allerdings aus dem Waſſer gefiſcht und der Dieb, welcher dieſe rechtmäßige Beute der Sieger verſenkt hatte, entging der Beſtrafung, die ihm Engländer oder Franzoſen durch Aufknüpfen an die große Raa gewiß hätten zu Theil werden laſſen; denn es iſt gebräuchlich und natürlich, daß derjenige, welcher einen ſo wichtigen Theil eines eroberten Schiffes verſenkt, ohne ſelbſt mit über Bord zu ſpringen, als Seeräuber behandelt wird. Das mögen ſich die Dänen merken!

Ueber die Behandlung deutſcher Gefangener giebt uns Herr Holſt u. A. auf Seite 165, woſelbſt er uns die Koldinger Schlacht beſchreibt, hübſchen Aufſchluß. Dieſe waffenloſen Leute wurden nämlich nicht, wie das unter civiliſirten Nationen üblich iſt, hinter die Front und nächſtdem weiter fortgebracht, ſondern da aufgeſtellt, wo die Kugeln ihrer fechtenden Landsleute am dichteſten einſchlugen — das mögen ſich die Deutſchen merken! Mit hämiſcher Freude ruft der Verfaſſer aus: „und dieſer Kugelregen gefiel ihnen durchaus nicht!“ General Schleppegrell, der bei Idſtedt einen ehrlichen Tod finden ſollte, war übrigens der ritterliche Held, unter deſſen Augen dieſe Benutzung Gefangener als Kugelfang vor ſich ging, und es wird nicht geſagt, daß er der Beſtialität ein Ende zu machen befahl, da er anordnete, daß die däniſche Batterie Marcuſſen dieſe gefährliche Stelle verlaſſen ſollte. — In dem Koldinger Kapitel findet ſich ebenfalls eine oft an anderen Stellen wiederkehrende Aufklärung über däniſche Anſichten von ſo zu ſagen völkerrechtlichen Humanitätsgeſetzen. Aerzte werden nämlich ſtets geſchont, nie gefangen, ſobald ſie in Ausübung ihres heiligen Berufes auf dem Schlachtfelde betroffen werden — ſelbſt Ruſſen und

*) Felttogene 1848, 49, 50. Kopenhagen. Kittendorff und Aagaards Verlag.

Digitized by Google

Polen beobachteten dieſen Gebrauch in dem Kriege von 1830; nicht ſo die Dänen, denn bei Kolding ſchleppten ſie 2 ſchleswig-holſteiniſche Aerzte, die bei den Verwundeten geblieben waren, als Gefangene mit fort, und noch mehrmals finden wir unter der detaillirten Aufzählung der däniſcherſeits gemachten Gefangenen deutſche Aerzte angeführt.

Daß dieſes Buch, welches dem Könige Frederik VII. gewidmet iſt, in den pöbelhafteſten Ausdrücken von den deutſchen Gegnern und ſogar von den Blutsverwandten jenes Monarchen ſpricht, dürfte Manchen Wunder nehmen, der den däniſchen Nationalcharakter nicht kennt. Wirklich ekelhaft ſind die Lügen, durch welche der eigene Verluſt oder die eigene Feigheit vertuſcht werden ſollen: — wo die Dänen Hals über Kopf vor den Schleswig-Holſteinern flohen, redet Herr Holſt und Conſorten nur von Rückzügen aus „tactiſke“ Rückſichten und ſchildert dann noch einmal die Feigheit der Gegner, welche das Feld behaupteten, alſo Sieger blieben, wie die Schleswig-Holſteiner bei Kolding. Dort heißt es von ihnen, „Viele flehten bei Erſtürmung der Häuſer **knieend** um Pardon und am Feigſten benahmen ſich die vom 9. ſchleswig-holſteiniſchen Bataillon, das aus den v. d. Tannſchen Freiſchärlern zuſammengeſetzt war.“

Zu den Bildern übergehend, finden wir uns veranlaßt, zuerſt zu bemerken, daß dieſelben von tüchtigen däniſchen Hiſtorien- und Marinemalern ſkizzirt ſind. Man ſollte daher glauben, dieſe Herren hätten wenigſtens ſo viel Künſtlerehre im Leibe haben ſollen, ihre Gegner anatomiſch richtig zu zeichnen, wenn ſie ihnen auch durchgehends die häßlichſten Spitzbuben-Phyſiognomien zulegten. Doch was ſoll man davon denken, wenn man ſieht, daß die deutſchen Soldaten faſt ſämmtlich kürzere Beine haben, als die Mongolen und längere Oberleiber, als die Feuerländer? Ob die Herren wohl je einen Freiſchärler geſehen haben? Einige dieſer „Vagabunden“ tragen Tricots ohne Schuhe und auf dem Kopfe einen Kalabreſer mit Ellen langen Hahnenfedern; Andere haben Stulpenſtiefel an und Dreimaſter oder Bärenmützen auf dem Banditenkopfe, und auf dem Geſichte eines jeden Freiſchärlers wie Soldaten malt ſich entſetzliche Todesangſt. Die Leute hatten übrigens Urſache, zu zittern, und man begreift trotz ihrer Angſt nicht den Muth, ſich den furchtbaren Dänen zu widerſetzen, wenn man ſieht, wie die Letzteren auf dem Papiere mit jenen umgingen. Beſonders die jütländiſchen Dragoner ſind ſchlimme Vettern, denn ſie brauchen nicht blos ihre Säbel, ſondern legen ſich hauptſächlich aufs Abwürgen der Deutſchen. Holſt läßt ſie deshalb nicht vom Pferde ſteigen, wie man dies auf anderen Producten däniſcher Pinſel ſieht, ſondern das unglückliche Schlachtopfer jütländiſcher Mordluſt muß auf einen Stein oder einen Erdaufwurf ſteigen, damit der „tappre Rider“ es bequem abwürgen kann! Die Freiſchärler waren meiſtens Turner, aber ſolche Angſtproductionen, wie die abgebildeten, ſcheinen doch zu übertrieben ſchmeichelhaft — ſie ſpringen beim Ausreißen ohne Sprungbrett über Achſelhöhe und ſchweben dann in wagerechter Schwimmlage in der Luft! Da die Deutſchen uns in allen drei Jahrgängen überall den Rücken zeigen, war es für die Dänen keine leichte Aufgabe, die Geſichter der Ausreißer zu zeichnen, doch haben ſie auch hierin das Unmögliche geleiſtet und weiſen uns bärtige Weibergeſichter, deren Inhaber die eine Hand flehend zum Himmel emporſtrecken, während die andere das nicht gebrauchte Gewehr als Decoration trägt. Dahingegen die „tappre Landſoldater“! welcher Schritt, welche Haltung und welches Draufgehen! Wo ſie im raſenden Bajonnetangriffe einen Bach durchwaten, heben ſie kaltblütig die Rockſchöße auf, um dieſelben nicht naß zu machen; ſo raſend ſtürmen ſie auf dem Trockenen vor, daß es mitunter ausſieht, als ob ſie ſchwämmen. Das erſte und zweite Glied ſetzt hierbei grimmige aber ſchöne Berſerkergeſichter auf, während die Leute der andern Glieder ſo heiter die Mützen ſchwenken, wie der norwegiſche Lootſe in dem famoſen Wanderliede:

„Wo von fern der Hekla ſpeit
Und der Lootſe **fröhlich** ſtrandet
Und der Fels gen Himmel ſchreit!“

Hat einer der „Tappre“ das Mißgeſchick „for Fädrelandet“ zu fallen, dann geſchieht dies mit einer Grazie, einer Würde, die einen beſſeren Zweck verdient hatte, wohingegen die „tydſke Banditer“ umfallen wie die Mehlſäcke.

Wo es den Dänen gelang, einige Gefangene zu machen, da ſind natürlich unabſehbare Züge dieſer Unglücklichen dargeſtellt; wo aber nur Einer vorhanden iſt, da wird er mehrere Male abgebildet, wie z. B. der Huſarentrompeter, ein junges „Menneſke“ von 17 Jahren, der auf der Vignette des Kapitels „Rye“ und dann noch bei der „Jagt“ figurirt, beide Male als ein herkuliſcher Kerl mit einem Schnauzbarte, der bis auf die Bruſt herabhängt. Hier ſei noch erwähnt, daß bei dem Ueberfall der 55 kurheſſiſchen Huſaren, die ſchlafend in den Betten überraſcht wurden, auch vier Bediente (Oppaſſere) zu Gefangenen gemacht wurden! Für künftige Fälle mögen ſich deutſche Truppen merken, daß dies Kunſtſtück mit Hülfe der jütländiſchen Wirthe der Kurheſſen ausgeführt wurde, wie uns der Verfaſſer triumphirend erzählt!

S. 76 ſehen wir ein melancholiſches Bild; ein preußiſcher General liegt todt auf einer Karre. Neugierig leſen wir nach, wer der Todte ſein kann, und finden die Notiz, daß in einem Gefechte bei Düppel ein todter Offizier auf einer verlaſſenen Karre gefunden worden ſei. Nun, wohl dem Hingeſchiedenen, den ſeine Feinde im Tode vom Lieutenant zum General avanciren ließen! Ein ähnliches Beiſpiel däniſcher Combinationsgabe iſt das Bild S. 40. Man ſieht einen buckligen Civiliſten mit einer Jagdbüchſe neben einer alten Buche ſtehen, deren Zweigſtumpfe und Aſtlöcher eine unheimliche Phyſiognomie darſtellen. Darunter leſen wir: „Eine der letzten Kugeln beim Rückzuge von Schleswig traf unſern genialen Major Holm; das Gerücht ſagt, ein Civiliſt hätte ihn mit einer Jagdbüchſe erſchoſſen; dies iſt ſpäter niemals beſtätigt worden, es kann aber doch wahr ſein!“

Bei der peinlichen Genauigkeit dieſes Heldenbuches, die ſelbſt bei einer feindlichen Feldflaſche oder einem weggeworfenen Stiefel als Siegesbeute verweilt, ſind doch ſehr ſorgfältig alle Andeutungen über Vorfälle, wie die Niedermetzelung zweier däniſcher Schwadronen Dragoner in den Knicks von Schleswig durch die Füſiliere des 20. Regiments, verſchwiegen worden und ſelbſtverſtändlich auch die bei der letzteren vorgefallene komiſche Scene zwiſchen einem holſteiniſchen Stangenreiter und einem jütländiſchen Dragoner, den Erſterer ſich ſo lange mit einem Kantſchu vom Leibe hielt, bis ihn die Preußen todt ſchoſſen.

Noch viel des Erheiternden und Belehrenden könnten wir aus dem klaſſiſchen Werke anführen, doch möge vorläufig dieſes zur Charakteriſtik unſerer däniſchen Feinde und ihrer Kriegsliteratur genügen. **Franz Maurer.**

Portugal.

Prinz Heinrich der Seefahrer und ſeine Zeit.*)

Unter den europäiſchen Nationen gebührt den Portugieſen der Ruhm, die erſten großen Seefahrer und Entdecker geliefert zu haben, und unter dieſen ſtrahlt wiederum Prinz Heinrich, gewöhnlich „der Seefahrer" genannt, als der glänzendſte und ruhmreichſte hervor. Die erſten Entdeckungen der Portugieſen fanden bereits um das Jahr 1420, alſo 72 Jahre vor Columbus und 78 Jahre vor Vasco de Gama, unter der Anleitung ihres großen ſeefahrenden Prinzen Dom Henrique ſtatt. Seine Entdeckungen Porto Santo's und Madeira's, der Azoren und der Weſtküſte Afrika's (Guinea) waren der natürliche Leitfaden zur Entdeckung des Weges um das Cap, ſowie zur nachmaligen Entdeckung Braſiliens durch die Portugieſen. Pereſtrello, einer der erſten Anſiedler von Porto Santo, war der Groß-Schwiegervater von Columbus, und von dieſem ſeinem Ahn erbte der Entdecker von Amerika die nautiſchen Karten und Tagebücher, aus denen er ſeine Kenntniß der Seewege der Portugieſen ſchöpfte.

Das Leben und die Thaten des Prinzen Heinrich haben demnach für die Kulturgeſchichte der Erde eine große Bedeutung, und es iſt zu verwundern, daß es bisher noch keine vollſtändige Geſchichte des Prinzen und ſeiner Entdeckungen gab. Herr Guſtav de Veer in Danzig (früher evangeliſcher Prediger in Neuwied), der vor einigen Jahren in Madeira Geneſung von einer Bruſtkrankheit geſucht und gefunden, und der ſich dort, ſowie ſpäter in Liſſabon, mit portugieſiſcher Sprache und Literatur vertraut gemacht, hat an Ort und Stelle die Quellen ſtudirt, aus denen er bei der Zuſammenſtellung ſeines Buches geſchöpft, das eine alte Schuld an die Manen des großen Prinzen abträgt und das, wenn der Verfaſſer auch nicht bereits in erſchöpfender Weiſe ſeine Aufgabe gelöſt hat, immerhin ein wichtiges Urkundenwerk für die Geſchichte der transatlantiſchen Entdeckungen bleiben wird.

Auf den Azoren (Santa Maria), welche die Portugieſen im Jahre 1432 entdeckten, befanden ſich die Seefahrer faſt auf halbem Wege nach Amerika, und es galt jetzt nur noch die etwas größere Hälfte, etwa drei Fünftel, des Weges aufzufinden, um in dem neuen Indien zu ſein, welches der Welt eine ſo veränderte Geſtalt geben ſollte.

Auf glänzende Weiſe unterſchied ſich der ſeinem Jahrhundert nach dem Mittelalter noch angehörende, ſehr humane portugieſiſche Prinz und Seefahrer von ſeinen ſpaniſchen Nachfolgern, den Conquiſtadoren des ſechszehnten Jahrhunderts, die der Golddurſt zu Unmenſchen machte, während Dom Henrique lediglich von dem Durſte nach Wiſſen und von dem Wunſche, Chriſtenthum und Civiliſation auszubreiten und den Handel ſeines Landes zu vermehren, angetrieben ward.

„Wie ſein Leib kräftig war", ſagt de Veer von ihm, „ſo waren es auch Geiſt und Seele. Dom Henrique war ein religiöſer Mann, dem all' ſein Wirken im Verhältniß ſtand zu einer höheren Leitung. Von religiöſen Gedanken ging er aus, und religiöſe Zwecke wurden größtentheils von ihm verfolgt. Dabei beſaß er Selbſtbeherrſchung in einem hohen Grade, von der auch ſeine faſt immer ruhig heitere Miene, ſein ſtets freundliches Wort Zeugniß ablegte. Aus ſeiner religiöſen Geſinnung entſprang der Wunſch, den Glauben zu verbreiten, ſowohl im Kampfe mit dem Muhamedanismus in Nord-Afrika (Ceuta und Tangier), als in jenen fernen Gegenden, denen die Schiffe der Entdecker zuſteuerten. Er faßte den Gedanken, aus den ſchwarzen Eingeborenen Afrika's — die man in Amerika und anderwärts jetzt noch mit dem Vieh gleichſtellt — geeignete Männer zu chriſtlichen Prieſtern erziehen zu laſſen..... Wie hoch ſtand doch der Infant über ſeiner Zeit.

„Der Ruf des Prinzen, der ſo Großes unternahm, und diejenigen, die ihn dabei unterſtützt hatten, ſo freigebig belohnte, indem er den Entdeckern das Entdeckte als Eigenthum verlieh, verbreitete ſich bald über die engen Gränzen Portugals, und aus den entfernteſten Ländern eilten muthige und zu kühnen Unternehmungen geeignete Männer herbei. Viele von ihnen, froh der erworbenen Auszeichnung und des erlangten Gewinnes, blieben in Portugal zurück, wie Georg Hurter und Andere. Wie ſtets das Beiſpiel des Gebieters auf ſeine ganze Umgebung einwirkt, ſo war es auch in Portugal damals; der ganze Hofhalt galt im Königreich als Muſter: man nannte ihn nur die „Schule des tugendhaften Adels". Ein Mitglied deſſelben zu ſein und ein Mann von Verdienſt, war eines und daſſelbe."

Dom Henrique war am 9. März 1394 zu Porto als dritter Sohn des Königs João I. geboren, der ſeinem Lande und der burgundiſchen Dynaſtie, obwohl er ſelbſt einer unehelichen Geburt entſtammt war, neuen Glanz und Ruhm verlieh, die Portugal unter den vorangegangenen Königen eingebüßt hatte. Frühzeitig bereits begleitete Dom Henrique ſeinen Vater auf einen Afrikazug und in den Krieg nach Ceuta. Hier gewann er die Luſt an Seefahrten und Entdeckungen, die er ſein ganzes Leben hindurch behalten hat. Viermal ſegelte er nach Afrika's Küſten hinüber, und zwar das letzte Mal, als er bereits dem Greiſenalter nahe war. Mit großen Plänen beſchäftigt, zog er ſich, als er von dem letzten Afrikazuge zurückgekehrt war, in die Einſamkeit an den Strand des Meeres zurück, wo er mit tiefen Studien praktiſche Verſuche aller Art verband. In ſeinem Palaſte ſelbſt gründete er eine Schiffsfahrtsſchule. Die unter ſeiner Leitung angefertigten Seekarten blieben Jahrhunderte lang im Gebrauch, bis Mercator die Grundprincipien der reducirten Karten entdeckte. Der Prinz errichtete das erſte Obſervatorium in Portugal und vielleicht in Europa. Er zeigte ferner thatſächlich den Nutzen, den die Schifffahrt von der Anwendung der Compaſſe ziehen könne, der, obwohl in Europa bekannt, doch bis dahin auf dem Meere nur wenig angewandt worden war. Dom Henrique wußte genau, wie man ſich auf hoher See über Länge und Breite eines beſtimmten Punktes vergewiſſern könne. Endlich verſtand er es, für die von ihm projektirten Entdeckungsfahrten diejenigen Männer auszuwählen, die am Beſten geeignet waren, ſeine Pläne auszuführen.

Der Papſt hatte den Prinzen zum Großmeiſter des Chriſtus-Ordens ernannt, als welcher er ſehr bedeutende Einkünfte beſaß, die er jedoch faſt ſämmtlich auf ſeine zum Beſten ſeines Vaterlandes ausgeführten großen Unternehmungen verwandte. Er ſtarb am 13. November 1460. Bei ſeinem Tode war Portugal im Beſitze bedeutender Kolonieen, mit denen, ſowie mit der übrigen Welt, es einen anſehnlichen Handel trieb. Mit dem Handel war auch der Werth der landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe geſtiegen, und ebenſo hatten ſich die Gewerbe ungemein gehoben. Beſonders der Schiffsbau machte unter der Förderung des Prinzen große Fortſchritte; ja, das ganze portugieſiſche Volk fing an, ſich am See-

*) Prinz Heinrich der Seefahrer und ſeine Zeit. Von Guſtav de Veer. Aus den Quellen dargeſtellt. Mit einer Einleitung über die Geſchichte des portugieſiſchen Handels und Seeweſens bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts. Danzig, A. W. Kafemann. 1864.

Digitized by Google

weſen zu betheiligen. Technik und Naturwiſſenſchaft wurden von Heinrich dem Seefahrer ſo entſchieden begünſtigt, daß man von ihm ſagen kann, es ſei der Genius unſerer Zeit in ihm bereits zur Erſcheinung gekommen. Ein Zeitgenoſſe des Prinzen, Raimundus von Sabunde, lehrte damals in Toulouſe, daß der Allmächtige dem Menſchen zwei Bücher verliehen haben, in denen er die ewigen Wahrheiten entdecken könne: das Buch der Offenbarung und das Buch der Natur.

Das vorliegende Werk, das der Verfaſſer dem regierenden Könige von Portugal, Dom Luis, der der deutſchen Sprache und Literatur kundig iſt, gewidmet hat, iſt mit einem trefflichen Bildniſſe Heinrich's des Seefahrers geſchmückt, deſſen Originalzeichnung ſich bei der im Jahre 1841 aufgefundenen portugieſiſchen Handſchrift der von dem Verfaſſer häufig benutzten „Chronica de Guiné“, von Azurara, befindet. Man glaubt, dieſes Bildniß ſei um die Zeit gemalt, als ſich Jan van Eyck mit einer burgundiſchen Geſandtſchaft, im Jahre 1428, in Portugal befand. Ein anderes Bildniß des Prinzen befindet ſich auf ſeinem Grabmal in der Kloſterkirche zu Batalha, und iſt in dem vorliegenden Buche nach einer Zeichnung des Grafen Stilfried von Alcantara wiedergegeben. Alexander von Humboldt beſaß eine Büſte Heinrichs des Seefahrers, die er ungemein werth hielt und die in ſeiner Bibliothek, auf ſeinem Arbeitspult, aufgeſtellt war, wo er ſie ſtets vor Augen hatte. Der Prinz verdiente es aber auch, daß die Männer der Wiſſenſchaft aller Zeiten den Blick der Anerkennung auf ihn gerichtet halten. J. L.

Frankreich.

Armande Béjart und Molière.

II.

Molière's Heirat und Ende.

Molière's Charakter liegt in ſeinen Schriften wie ein aufgeſchlagenes Buch vor uns. Er iſt der beſte, hochherzigſte, edelſte Menſch von der Welt; ein Herz, das immer liebt und das man liebgewinnen muß. Sein ganzes Leben iſt ein ewiger Kontraſt, eine ungelöſte Diſſonanz, ein beſtändiger Kampf zwiſchen dem Gefühls- und Verſtandesmenſchen. Sein ſcharfer, Alles durchdringender Geiſt führte ihm die Schwächen und Thorheiten, die ſein armes, mächtiges Herz beging, unverhüllt vor die Augen. Er wußte ſehr wohl, daß er anders handeln mußte, als er handelte, aber dieſes Bewußtſein half zu nichts, die Liebe war ſtärker als Alles. Sein Scharfſinn diente nur dazu, ihn noch unglücklicher zu machen; denn niemals hat er die verbotene Frucht von einem andern Baume gepflückt, als von dem der Erkenntniß. Schrieb er doch wenige Wochen vor ſeiner Hochzeit die „école des maris“. Alles, was der vierzigjährige Bräutigam einer ſiebzehnjährigen Braut über die unglückliche Liebe des alten Vormundes Sganarelle und ſeines jungen Mündels auf der Bühne ſo komiſch berichtete, ſollte er als tragiſche Wahrheit im Leben ſelbſt erfahren. Im Juni 1661 ſchrieb Molière die „école des maris“; er ſelbſt ſpielte den an der Naſe herumgeführten Sganarelle; er ſelbſt ſagte am Schluß des Luſtſpiels:

Non, je ne puis sortir de mon étonnement
Cette déloyauté confond mon jugement;
Et je ne pense pas que Satan en personne
Puisse être si méchant qu'une telle friponne.
J'aurais pour elle au feu mis la main que voilà;
Malheureux qui se fie à femme après cela!
La meilleure est toujours en malice féconde;
C'est un sexe engendré pour damner tout le monde.
Je renonce à jamais à ce sexe trompeur
Et je le donne tout au diable de bon coeur!“

Und ein halbes Jahr ſpäter heiratete er Armande! Die Liebe war bei Molière nicht nur allmächtig, — ſie war ihm ein ſtetes Bedürfniß. Sein Herz hatte, wie die Natur ſelbſt, den horror vacui und wer das feſthält, wird ſich nicht darüber wundern, daß Molière mehrfach innig geliebt hat. Als Armande noch ein Kind war, war Madeleine Béjart Molière's Geliebte, der dieſe Ehre ſpäter von zwei andern Schauſpielerinnen derſelben Geſellſchaft ſtreitig gemacht wurde. Es iſt ſogar mit ziemlicher Beſtimmtheit anzunehmen, daß Molière eine Zeit lang mit allen dreien, mit der ſchon ziemlich betagten Madeleine Béjart aus alter Anhänglichkeit, mit der üppigſchönen Duparc aus ſinnlicher Neigung und mit der herzensguten, edlen Debrie aus Hochachtung und Dankbarkeit gleichzeitig auf dem allerintimſten Fuße geſtanden hat. Ich will gern zugeben, daß ein ſolches Leben kein exemplariſches iſt und zu berechtigtem Naſenrümpfen Anlaß geben kann, aber wer Molière's Naturel genau kennt, wird deſſen ungeachtet den ihm angehängten Vorwurf, er ſei ein lüderlicher Geſell geweſen, mit aller Entſchiedenheit zurückweiſen. Einem Dichter und Schauſpieler, der Jahre lang auf den großen Straßen mit zweideutigem Geſindel gelagert, unſtät die Provinzen durchzogen hat, und in der Schule des echten Epikuräers Gaſſendi aufgewachſen iſt, einem ſolchen Menſchen, dem die Natur ein Uebermaß von Liebe und Zärtlichkeit ins Herz geſenkt hatte, wird man in einer ſolchen Zeit billigerweiſe ſchon Manches vergeben müſſen. Und hat er als Junggeſell Fehltritte begangen, ſo hat er ſie als Gatte wahrlich bitter genug gebüßt.

Im gewöhnlichen Leben war Molière immer ernſt, in ſich gekehrt, ſchweigſam. Nach ſeiner unglücklichen Heirat artete dieſe Anlage zu hypochondriſcher Schwermuth und völligem Menſchenhaß aus. Auf Molière's „Don Juan“ folgte der „Miſanthrope.“ Solche literariſche Data ſind nicht zufällig.

Armande wuchs heran, aus der Knoſpe der Kindheit erwachte die jungfräuliche Roſe. Molière liebte das Kind und wähnte es zu lieben, wie ein Kind, das die Natur geiſtig und körperlich bevorzugt hat. Er ſah dies kleine, kluge, hübſche Mädchen, das er auf den Knieen geſchaukelt hatte, zur neckiſchen Jungfrau heranwachſen, und unbewußt verdrängte eine fatale Gewalt die väterliche Zuneigung und ſetzte an ihre Stelle die wahre Liebe. Die Liebe erwachte mit nie geahnter Leidenſchaft in dem jungen Herzen dieſes vierzigjährigen Mannes; er verſchmähte die Huldigungen ſeiner früheren drei Geliebten und ſtürzte ſich mit Leib und Seele in die Arme dieſer Sirene, dieſes Kindes, das kaum die Puppe bei Seite gelegt hatte. Das menſchliche Herz iſt ein ſo launiges, wunderliches Ding.

Wie benahm ſich Armande dabei? Von der Tyrannei Madeleine's geplagt, in den Hintergrund gedrängt, verdunkelt, ſah ſie in dieſer Liebe mit einem Male eine glänzende Genugthuung für Alles, was ſie erduldet hatte. Der gefeierte Dichter Molière wandte dem hartherzigen Weibe den Rücken und legte ſich ihr, dem unbedeutenden Kinde, zu Füßen; ſie ſah ſich leuchtend aus dem Dunkel hervortreten, als Kind ſchon berühmte Frau. Eitelkeit, Prunkſucht und Koketterie, vielleicht auch ein bischen Dank-

Digitized by Google

barkeit gegen ihren früheren Tröſter und Wohlthäter, gegen ihren jetzigen Lehrer und Verliebten, beſtimmten ſie zu dem Entſchluſſe, durch ein voreiliges „Ja!“ Molière auf immer unglücklich zu machen. Sie willigte ein, und ſeitdem die Glocken von Saint-Germain-l'Auxerrois, blutigen Schalls, zum Signale für die Bartholomäusnacht zuſammengeſchlagen, hatten ſie vielleicht kein traurigeres Ereigniß verkündet, als die Vermählung Molière's mit Armande Béjart.

Der Wahn war kurz, die Reue lang. Auf die glücklichen Stunden der Flitterwochen, die in ungetrübter Seligkeit dahingefloſſen zu ſein ſcheinen, folgten die qualvollen Jahre, die Molière, noch ehe er in die unſelige Verbindung einging, ſchon geahnt hatte. Die bange Ahnung ward zur grauſamen Wirklichkeit. Armande, die Molière nie geliebt, war leichtſinnig, ohne Grundſätze, vergnügungsſüchtig, witzig, eitel, ihrer Originalität, ihrer Schönheit und ihres Talentes halber hoch gefeiert, und fand in dem ſchweigſamen, ſchwermüthigen Dichter, der nur für die Bühne Heiterkeit und Poſſen, für die Wirklichkeit aber Ruhe, Betrachtung, Ernſt und Bitterkeit aufbewahrt hatte, nicht den Mann ihrer Träume, kein Ideal. Sie kannte keine Familie, kein Pflichtgefühl. Von luſtigen, leichtſinnigen Courmachern umſchwärmt, folgte ſie faſt ohne Widerſtand der Verlockung, und nachdem ſie den erſten Schritt auf der ſchlüpfrigen Bahn gethan, koſteten der zweite und dritte keine Ueberwindung mehr. Molière wurde das Modell zu der lächerlichen Figur des eiferſüchtigen und gekränkten Ehemanns, über den er ſo oft geſpöttelt hatte.

Armande iſt nach dem, was ich von ihrer Jugend, von ihrer Vermählung und von ihren Untreuen geſagt habe, kein räthſelhaftes Weſen mehr. Um das Porträt zu vervollſtändigen, brauchen wir nur einen Blick in Molière's Komödien zu werfen; in allen ſeinen Schöpfungen finden wir dieſe echte Tochter Eva's wieder, in der ſchlimmen Bedeutung des Wortes, veredelt und idealiſirt durch die Feder eines liebenden, unglücklichen Dichters. Armande muß das reizendſte und abſcheulichſte Geſchöpf geweſen ſein, das je die Sonne beſchienen. In allen ihren Bewegungen, in ihrem Blicke, in ihrer Sprache verführeriſch, einſchmeichelnd, mit allen Gaben des Talentes und Geiſtes ausgeſtattet, Engel und Teufel, ausgelaſſen und ſchwermüthig, je nach Bedarf, aber immer originell, abſonderlich, eigenthümlich, dabei eine vollendete, berechnende Kokette, beſaß Armande, dieſe Agnes, Lucile und Climène in Einer Perſon, freilich Alles, was einen Mann wie Molière vertiebt, und einen Verliebten unglücklich machen konnte. Auf dieſe hübſche Sirene läßt ſich das, was Heine von den Weibern im Allgemeinen ſagt, man wiſſe niemals, wo bei ihnen der Engel aufhört und wo der Teufel anfängt, ganz beſonders anwenden. Sie war in Allem originell; ihre reizende Stimme hatte einen ganz ſeltſamen, entzückenden Klang. „Niemand verſteht es ſo gut“, ſagen die Brüder Parfait, die zuverläſſigen Hiſtoriographen des théâtre français, „die Coiffure mit dem Geſichte ſo in Einklang zu bringen und ſich mit ſo großem Geſchmack zu kleiden, wie die Molière; ſie iſt eine vollendete Schauſpielerin, und wenn ſie auch nichts zu ſagen hat, iſt ſie und bleibt ſie immer der Charakter, den ſie darſtellen ſoll; ſie verſteht es eben ſo gut, zuzuhören, wie zu ſprechen; und wenn ſie an ihren Haaren eine widerſpänſtige Locke zurecht legt, eine Schleife an ihrem Kleide glättet, oder an ihrem Schmucke ſpielt, ſteckt hinter dieſen kleinen Manieren immer eine geiſtreiche, verſtändige Satire. Aber ſie würde trotzdem nicht ſo ungemein gefallen, wenn der Klang ihrer Stimme nicht ſo rührend wäre. Das weiß ſie auch ſo gut, daß ſie in einer jeden neuen Rolle ein anderes liebliches Organ zu wählen weiß.“

Selbſt ihre Schönheit war originell. Sie war eigentlich gar nicht ſchön, ihr Mund war zu groß, ihre Augen zu klein, ihre Figur unbedeutend, aber wenn man ſie ſah, dachte man nicht daran und ließ ſich von dem „Air engageant et nonchalant“ (dieſe beiden Eigenſchaften waren Armande von allen Zeitgenoſſen zuerkannt) unwillkürlich beſtechen. „In allen Dingen,“ ſagt Madame Poiſſon, die ſelbſt zu Molière's Truppe gehört hatte,*) „zeigte ſie einen unwiderſtehlichen Liebreiz; bis in die geringfügigſten Bagatellen war ſie anmuthig, obgleich ſie ſich ſehr ſonderbar anzog und ſich nicht im Geringſten nach der Mode richtete.“

Das ſchönſte und zuverläſſigſte Portrait Armande's hat uns aber Molière ſelbſt geliefert. Im bourgeois gentilhomme (III. Akt 9. Auftritt) ſagt Covielle, der Diener, zu dem verliebten Cléonte, dem er die Augen über Lucile (Armande) öffnen will:

„Sie hat ja kleine Augen!“

Cléonte: „Freilich; ihre Augen ſind klein; aber ſie ſind feurig, glänzend, ſtechend, ſo reizend, wie man nur etwas ſehen kann.“

Covielle: „Sie hat auch einen großen Mund!“

Cléonte: „Ja; aber man erblickt auf ihm gewiſſe Reize, die einem jeden andern Munde fehlen; dieſer Mund flößt, wenn man ihn nur anſieht, ſüßes Verlangen ein; er iſt ſo lieblich, ſo verliebt, wie kein anderer auf der Welt.“

Covielle: „Ihre Figur — groß iſt ſie nicht.“

Cléonte: „Nein, aber hübſch, geſchmeidig, zierlich.“

Covielle: „In ihrer Sprache und in ihren Bewegungen hat ſie eine Geziertheit, eine ungezwungene Läßigkeit, die . . .“

Cléonte: „Das iſt wahr, aber bei alledem iſt ſie reizend; ihre verführeriſchen Manieren haben, ich weiß nicht welchen, zauberhaften Reiz, ſich in's Herz hineinzuſchleichen.

Covielle: „Ihr Geiſt . . .“

Cléonte: „Sie beſitzt Geiſt, und zwar den allerfeinſten, delikateſten.“

Covielle: „Ihre Unterhaltung . . .“

Cléonte: „— iſt entzückend!“

Covielle: „Kurz und gut, ſie iſt eigenſinnig und grillenhaft, wie keine Zweite.“

Cléonte: „Du ſprichſt mir aus der Seele; ja, ſie iſt launiſch und eigenſinnig; aber an den Schönen iſt Alles ſchön und Alles erträgt man von den Schönen!“

Das iſt der alte Rundreim, auf den der arme Molière immer zurückkommen mußte. Die Liebe hat ihn nicht blind gemacht, aber er kann ihr nicht widerſtehen. Wenn er Armande, die ſein Lebensglück durch ihren unverzeihlichen Leichtſinn zerſtört hatte, auch verabſcheuen mußte, er mußte ſie auch lieben. Wie herzzerreißend und wie wahr iſt im „Miſanthrope“ das Geſtändniß ſeines Unglücks, denn Schwäche wagen wir dieſe verhängnißvolle Leidenſchaft nicht zu nennen:

„ — L'amour que sens pour cette jeune veuve
Ne ferme pas mes yeux aux défauts, qu'on lui treuve,**)
Et je suis, quelque ardeur qu'elle m'ait pu donner,
Le premier à les voir comme à les condamner.
Mais avec tout cela, quoi que je puisse faire,
Je confesse mon faible: elle a l'art de me plaire;

*) Lettre sur la vie et les ouvrages de Molière et sur les comédiens de son temps. Mercure. Mai 1740.

**) Altfranzöſiſch für „trouve“.

Digitized by Google

J'ai beau voir ses défauts, et j'ai beau l'en blâmer,
En dépit qu'non en ait, elle se fait aimer;
Sa grace est la plus forte! — —."

Leider iſt dieſer Schmerzensſchrei keine dichteriſche Fiction. In der ſchon mehrfach genannten Biographie „La fameuse comédienne, ou histoire de la Guérin, auparavant femme et veuve de Molière**) iſt eine Unterhaltung zwiſchen Molière und ſeinem getreuen Freunde, dem luſtigen Dichter Chapelle aufgeführt, die ſo ganz und gar im Geiſt und in der Sprache Molières abgefaßt iſt, daß Fournier vermuthet, dem Verfaſſer des genannten Buches habe ein Brief Molière's an Chapelle vorliegen müſſen, der nur durch die Willkür des Autors dialogirt ſei. Molière erſchließt darin ſeinem Freunde ſein ganzes gemartertes Herz: „Ich bin," ſagt er zu Chapelle, „mit einem unwiderſtehlichen Drange nach Liebe geboren, und da all meine Anſtrengungen meine Neigung zur Liebe nicht beſiegen konnten, wollte ich mich glücklich machen, ſo ſehr man es eben mit einem zärtlichen Herzen ſein kann. Ich war überzeugt, daß es ſehr wenige Frauen gebe, die einer innigen Hingebung werth wären, daß Intereſſe, Ehrgeiz, Eitelkeit den Mittelpunkt aller ihrer liſtigen Pläne bildeten. Da wollte ich, daß die Wahl einer Unſchuld mir für mein Glück bürgte; ich nahm mein Weib ſo zu ſagen, aus der Wiege und ſetzte mir in den Kopf, daß ich ihr aus Gewohnheit Gefühle einzuflößen vermöchte, die der Zeit widerſtehen würden; — ich habe es an Nichts fehlen laſſen. Durch die Heirat wurden meine eifrigen Bemühungen nicht beeinträchtigt; aber ich ſtieß in der Folge auf ſolche Gleichgültigkeit, daß ich die Nutzloſigkeit aller meiner Vorſorge zu begreifen anfing. Das, was ſie für mich empfand, war weit entfernt von dem, was ich, um glücklich zu ſein, begehrte. Ich machte mir ſelbſt Vorwürfe über eine Empfindlichkeit, die mir lächerlich erſchien, und ihren Mangel an Liebe hielt ich anfangs für Grillen und Launen. Aber ich mußte aus meinem Wahne zu bald erwachen. Da beſchloß ich mit ihr zu leben, wie ein anſtändiger Mann, der eine kokette Frau hat, der es ſehr wohl weiß, der aber nicht dulden will, daß ihre ſchlechte Aufführung ſeinen guten Ruf untergrabe. In ihrer Gegenwart vergaß ich jedoch Alles, was ich mir vorgenommen hatte, und die erſten Worte, die ſie, um ſich zu vertheidigen, an mich richtete, überführten mich dergeſtalt von der Grundloſigkeit meines Argwohns, daß ich förmlich Abbitte that, ſo leichtgläubig geweſen zu ſein. Meine Güte iſt ohne Einfluß geblieben — und ich habe mich dazu entſchließen müſſen, mit ihr zu leben, als wäre ſie gar nicht meine Frau.

„Wüßten Sie, wie ich darunter leide, Sie hätten Mitleid mit mir. Meine Leidenſchaft hat einen ſolchen Grad erreicht, daß ich ſogar aus Mitgefühl ihre eigene Partei ergreife und mir ſage, wenn ich auf mich blicke und einſehe, daß ich meine Empfindungen nicht bezwingen kann, daß es auch ihr vielleicht eben ſo ſchwer fällt, ihrer Neigung zur Koketterie Gewalt anzuthun. Ich beklage ſie mehr, als ich ſie tadeln kann.

„Sie werden gewiß ſagen, Chapelle, man muß Dichter ſein, um ſo zu lieben. Ich glaube, es giebt nur Eine Art Liebe; und wer das, was ich fühle, niemals empfunden hat, hat auch niemals wahrhaft geliebt. Alles und Alles auf Erden hat in meinem Herzen Bezug auf ſie. Mein Geiſt iſt ſo mit ihr beſchäftigt, daß mich nichts erheitern, nichts zerſtreuen kann, wenn ſie mir fehlt. Sehe ich ſie nur, ſo bin ich ganz benommen; ich bin bezaubert, entzückt und kann an nichts Anderes denken; dann ſehe ich nur ihren Liebreiz und bin blind für ihre Fehler. Ja, es iſt Wahnſinn. Bewundern Sie es nicht, Chapelle, daß mir mein ganzer Verſtand nur dazu dient, meine Schwäche zu erkennen und daß ich ſie nicht beſiegen kann?"

Das iſt in wenigen Worten der traurige Roman von Molière's Familienleben. In ſeiner elfjährigen Ehe hat er wohl keine elf glückliche Wochen verbracht. Er trennte ſich von ſeinem Weibe, verzieh ihr dann, ſie täuſchte ihn abermals, verließ ihn — und ſo ging es, bis der Tod ſeinen Leiden ein Ende machte. Kurz vorher hatte er ſich mit Armande noch einmal ausgeſöhnt. Am 17. Februar 1673 hauchte er ſein Leben aus.

Die untröſtliche Witwe heiratete bald darauf den Schauſpieler Guérin.

Paul Lindau.

**) Frankfurt, Rottenberg, 1688. Taſchereau nennt Madame Boudin als Verfaſſerin dieſes intereſſanten Buches.

Von der angeblichen phyſiſchen Degeneration der Franzoſen.*)

Der Director des ſtatiſtiſchen Büreau in Paris, Herr Legoyt, hat zur Widerlegung der ſeit einigen Jahren von engliſchen und deutſchen Statiſtikern aufgeſtellten Behauptung, daß ſich die franzöſiſche Bevölkerung, im Vergleiche mit der von anderen europäiſchen Ländern, in phyſiſcher Degeneration befinde, eine eigene kleine Schrift herausgegeben, durch welche in der That mancher Irrthum in dieſer Beziehung aufgeklärt wird.

Allerdings bleibt es unbeſtritten, daß die Bevölkerung Frankreichs derjenigen von Großbritannien, Deutſchland und Preußen, was ihre durchſchnittliche Vermehrung betrifft, nachſteht; daß ſie ſich namentlich in dem dritten, vierten, fünften und ſechſten Jahrzehend unſeres Jahrhunderts nicht in gleichem Maaße vermehrt hat, wie in den letztgenannten Ländern, von welchen genaue Bevölkerungs-Angaben zur Vergleichung vorliegen. Auf je eine Million Einwohner iſt nämlich in jedem Jahre der gedachten vier Jahrzehnde die Volkszahl geſtiegen in Großbritannien um 15813 Seelen

in Großbritannien	um	15813	Seelen
in Preußen	„	15020	„
in Deutſchland, ohne Oeſterreich und Preußen	„	11495	„
und Frankreich	„	5119	„

Der Umſtand, daß Frankreich in dieſen vier Jahrzehnden Kriege in Spanien, Algerien, Belgien, Rußland und Italien geführt, während Großbritannien, Preußen und Deutſchland faſt ununterbrochenen Frieden genoſſen, kann wohl weniger zur Erklärung dieſer geringeren Bevölkerungs-Zunahme in Frankreich dienen, als der, daß hier verhältnißmäßig eine geringere Anzahl Kinder in jedem Jahre geboren wird, als in den anderen Ländern.

Aus dem letztgedachten Umſtand erklärt ſich zum Theil auch die geringere Sterblichkeit, welche Frankreich vor vielen andern Ländern auszeichnet. Nur gegen England, Schottland, Belgien, die ſkandinaviſchen Länder und die Schweiz ſteht es auch in dieſer Beziehung zurück. Es kam nämlich je ein Sterbefall

in England,	1856—60,	auf	46,9	Einwohner
„ Schweden,	1851—55,	„	46,3	„
„ Belgien,	1856—60,	„	45,2	„
„ Schweiz,	1850—52,	„	43,0	„
„ Frankreich,	1851—60,	„	42,3	„
„ Piemont-Italien,	1853,	„	38,5	„
„ Holland,	1850—59,	„	37,1	„

*) De la pretendue dégénérèscence physique de la population française, comparee aux autres populations europiennes.

in Spanien,	1848—51,	auf	36,2	Einwohner
„ Bayern,	1856—60,	„	34,9	„
„ Sachſen,	1852—56,	„	34,5	„
„ Württemberg,	1855—57,	„	33,9	„
„ Preußen,	1836—55,	„	32,5	„
„ Oeſterreich,	1855—58,	„	31,6	„
„ Rußland,	. . . . . .	„	29,1	„
„ Polen,	1850—57,	„	25,0	„

Ein Kriterium, das Herr Legoyt vorzugsweiſe zu Gunſten ſeiner Theſis anführt, iſt die anſehnliche Verminderung der für den Militärdienſt untauglichen jungen Leute in Frankreich. Von 10,000 Rekruten wurden dort in den Jahren 1831—35 als untauglich 3642 erklärt, und zwar 875 wegen Kleinheit und 2767 wegen anderer Fehler und Gebrechen. In den Jahren 1856—60 hatte ſich die Geſammtzahl auf 2677 (alſo um beinahe tauſend) vermindert, von denen 613 wegen Kleinheit untauglich waren. Der Verfaſſer will ermittelt haben, daß von zehntauſend Rekruten in Oeſterreich (1856—58) 5131, in Sachſen (1852—54) 6726, und in Preußen (1854) 7516 für untauglich erklärt worden. Wir vermuthen, daß in den genannten Staaten nach ganz andern Normen, als in Frankreich, die Tauglichkeit zum Militärdienſt beurtheilt werde, und daß hieraus die bedeutende Verſchiedenheit zu erklären ſei.

Auch eine Verlängerung der mittleren Lebensdauer iſt ſeit einem halben Jahrhundert in Frankreich eingetreten. Von hundert gebornen Knaben lebten, bei Aufſtellung der Conſcriptionsliſten für das Militair, in den Jahren 1824—25 nur noch 58,59, während in der Periode 1855—59 noch 61,59 am Leben waren.

Aus alledem ergiebt ſich, daß Frankreichs Bevölkerung in der That nicht degenerirt ſei; doch iſt ſie immerhin nicht ſo vorgeſchritten, als ſie unter der Herrſchaft des Friedens und einer geſunden volkswirthſchaftlichen Verwaltung hätte vorſchreiten können und müſſen.

England.

W. M. Thackeray.

Thackeray, eines der drei glänzenden Geſtirne am novelliſtiſchen Himmel England's, iſt am 24. Dezember todt in ſeinem Bett gefunden worden, wahrſcheinlich in Folge eines Schlaganfalles. Geboren im Jahre 1811 in Calcutta, wo ſein Vater ein höherer Beamter der Oſtindiſchen Compagnie war, hat er auf der Univerſität Cambridge gleichzeitig mit den bekannten Dichtern und Schriftſtellern Monckton Milnes und Kinglake ſtudirt, doch nicht wie dieſe auch promovirt. Als ein reicher, junger Mann, führte er lange ein luſtiges, müßiges Leben auf dem Kontinent und beſonders in Paris. Erſt als er ſein Vermögen durchgebracht hatte, legte er ſich auf die Schriftſtellerei, doch anfangs mit nur geringem Erfolg, und zwar unter dem Namen Michel Angelo Titmarſh. Gleichzeitig lieferte er damals (1845—46) Karrikaturen-Zeichnungen und humoriſtiſche Artikel für den „Punch.“ Hierdurch wurde er zunächſt zur Schreibung der beiden Romane „Vanity Fair“ und „Pendennis“ veranlaßt, durch die er mit einemmale berühmt und allgeleſen ward. In dem einen wird hauptſächlich die ariſtokratiſche und in dem andern die gelehrte, d. h. die rechtsgelehrte Welt Englands mit Scharfblick und mit geiſtreichem, treffenden Humor geſchildert. Auch Pariſer und Rhein-Skizzenbücher (The Kickleberrys on the Rhine) ſind aus ſeiner Feder gefloſſen. Thackeray war es, der zuerſt die nachmals auch von Dickens und anderen Schriftſtellern nachgeahmte Mode aufbrachte, ſeine Werke einem Herren- und Damen-Publikum ſelbſt vorzuleſen, wodurch er ſowohl in Großbritannien, als in Nord-Amerika, viele Erfolge erreichte. Das von ihm gegründete „Cornhill Magazine“, von der Londoner Straße Cornhill, in der er wohnte, ſo genannt, hatte ſich, weil es die erſten Abdrücke von Thackeray's ſpäteren Novellen brachte, einer ungeheuern Verbreitung zu erfreuen.

Das Urtheil der engliſchen Preſſe über den Verſtorbenen lautet übereinſtimmend ſehr emphatiſch und dürfte in dieſer Weiſe vom Auslande wohl nicht unbedingt adoptirt werden. Zur Probe theilen wir Folgendes aus dem Nachrufe der Daily News mit:

„Die engliſche Literatur hat in Thackeray einen Repräſentanten verloren, deſſen Name und Werke in unſerer Literaturgeſchichte ſtets eine Stelle unter den klaſſiſchen Autoren einnehmen werden. Neben den großen engliſchen Humoriſten des achtzehnten Jahrhunderts, neben Addiſon, Fielding, Swift, Sterne und Goldſmith wird Thackeray ſeinen Platz behaupten, der innerhalb der ihm geſteckten Gränzen einen der vollendetſten, tiefſten und zarteſten Schriftſteller war, die England jemals erzeugt hat. Thackeray's Autorruhm war eine allerdings etwas verſpätete Frucht. Er ſtarb im 52. Lebensjahr und hatte ſein dreißigſtes bereits überſchritten, ehe er ſeinen Landsleuten unter ſeinem wahren Namen als der Schöpfer einer Welt von phantaſtiſchen Weſen bekannt wurde, die er in ſeiner eigenthümlichen pathetiſch-geringſchätzigen Weiſe „Puppen“ zu nennen pflegte, in welchen aber ſeine Leſer Weſen von Fleiſch und Blut erkannten. Er hatte ſchon viel geſchrieben, und viel Vortreffliches, wie er nicht anders konnte, aber es war nur auf den Augenblick berechnet, und ſein Name war noch im Schatten. Seitdem er jedoch in „Vanity Fair“ zuerſt die volle Kraft ſeines harmoniſch gebildeten Geiſtes und ſeiner tiefen Einſicht in menſchliche Verhältniſſe enthüllt hatte — welche Schätze von Witz und Humor und Pathos, welche Gallerie von ſprechenden Gemälden hat er erſchaffen! Und von dieſen Schriften, wie ungleich ſie auch an Intereſſe und an Verdienſt ſein mögen, kann man behaupten, daß ſie ſämmtlich vollendete Kunſtwerke ſind und als ſolche auf die Nachwelt kommen werden, weil ſie alle dem Manne, der ſie ſchrieb, und Niemand anders gehören; in Allen iſt nicht eine einzige Zeile bloßer Reminiscenz oder Nachahmung zu finden. In Thackeray vereinigte ſich auch jenes geniale Temperament, jene Originalität der Kraft, jene Eigenthümlichkeit, jenes Gemiſch, welches Einige Cynismus, Andere Galle nennen, das aber in Wahrheit nichts iſt als der melancholiſche Humor eines Weltmannes, der auch Dichter, deſſen geiſtiges Auge ſcharf iſt, wie ein doppelſchneidiges Schwert, der ein Herz voll Zärtlichkeit hat, aber auch voll unverſöhnlichen Haſſes gegen Alles, was Schein iſt in dieſer Welt des Scheins.“

Die Publications-Saiſon in London.

Wie faſt alles höhere Leben, haben auch die Muſen von Paternoſter-Row ihre 3—4 Monate Ferien gehabt und ſind etwa ſeit Anfang Novembers wieder im Geſchäft. Ein eigenthümliches und großartiges Geſchäft, das wie alle Naturerſcheinungen und Lebens-Phänomene ſeine „immanenten“ Geſetze hat, wie denn ſelbſt Briefe mit falſchen und gar keinen Adreſſen und ſonſtige ſcheinbare

Digitized by Google

zufällige Dinge im Leben (nach Buckle) in beſtimmten Zahlen und Verhältniſſen immer wiederkehren.

Wie ſtellen ſich die Thermometer-Linien im Verlagsgeſchäfte dar? Im vorletzten Jahre wurden in England (außer Parlamentsſachen, Zeitungen und Zeitſchriften) 3913 Bücher veröffentlicht, 326 monatlich, oder wöchentlich 75, d. h. durchſchnittlich 11 jeden Tag. Aber wie verſchieden, je nach der Jahreszeit! Vom Januar bis Juli war das Durchſchnittsverhältniß ziemlich richtig, aber vom Auguſt bis Dezember ſank es weit unter die Hälfte, während es von da an bis zum März (und zwar plötzlich im Dezember ſelbſt) zur höchſten Chimborazzo-Höhe ſtieg. In der Woche bis zum 5. September blos 26 literariſche Neuigkeiten, im Dezember 428 oder 107 wöchentlich. Ohne uns auf weitere Details einzulaſſen, bemerken wir, daß der traurigſte Monat des Jahres, der November, der des Selbſtmordes und allgemeinen Abſterbens, der blühendſte und fruchtbarſte in der Verlagsliteratur iſt. Die größere Blüthe im Dezember iſt nicht eigentlich literariſch, ſondern blos Buchmach-Induſtrie, um alle die Christmas-Books und New Years Gifts — größtentheils complicirte Texte mit viel Bild und Band — auf den Markt zu bringen.

Wir wiſſen, daß es im November literariſche Neuigkeiten regnet und im Dezember regnet und ſchneit. Und während des verfloſſenen Novembers goß es beſonders lebhaft, theils mit wirklichen Neuigkeiten, theils mit Ankündigungen. Alle großen Londoner Verleger kündigen nämlich ihre unter der Preſſe befindlichen oder vorbereiteten Verlagsartikel immer Monate und Wochen lang vorher an und zwar mit Angabe eines Datums. Dies iſt kein weggeworfenes Geld, wie ſich mehrmals in der Thatſache (und eben jetzt wieder) gezeigt hat, daß man ein Buch nach dem Tage des Erſcheinens eine Zeitlang um keinen Preis kaufen kann. Es iſt durch Beſtellungen bereits vergriffen.

In dem engliſchen Buchhändler-Börſenblatte, „the Bookseller“ werden die „Prospects of the Season“ durch eine Liſte von 443 literariſchen Neuigkeiten gewürzt, die bis zur nächſten „slack time“ oder „dead season“ (d. h. bis etwa nächſten September) erſcheinen werden. Davon gehören 99 der Theologie und Religion an, 52 der Geſchichte und Biographie; 50 ſind illuſtrirte und Kinderbücher, 33 Poeſie, 17 Literatur, 52 Geographie und Topographie, 21 „Fiction“ d. h. Romane, 9 Kunſt, 31 Wiſſenſchaft, 27 Philologie, 1 Numiſmatik, 14 Pädagogik, 5 Medicin, 3 periodiſche, 27 unbeſtimmten Inhalts, was ſie „miscellaneous“ nennen.

Mudie, der große Leihbibliothekar, hat eine Liſte von 110 Büchern angekündigt, womit er ſeinen ungeheuren Vorrath bereichern will. Wenn man bedenkt, daß er manches Buch in 5—800 Exemplaren verleiht und zwar von dem Tage des Erſcheinens an, ſo will das etwas ſagen.

Viele von den angekündigten Neuigkeiten ſind inzwiſchen ſchon erſchienen, und in der engen Paternoster-Row hinter der Pauls Kirche iſt es bereits lebensgefährlich geworden. Die Laſtwagen und Pakete verdunkeln den Himmel und bedecken um die Mittagszeit alle Tage die ganze Enge und Länge der Straße.

Von den theils erſchienenen, theils vorbereiteten Neuigkeiten geben wir hier vorläufig eine kleine Anthologie. Mr. Doyle's „Illustrated Chronicle of England“ iſt, bereits erſchienen und bewundert, eine ganz neue Art von geſchichtlicher Darſtellung nämlich in Copieen von wirklichen Abbildungen aus den verſchiedenen Zeiten, ſo daß dieſe Bilder zugleich eine anſchauliche Darſtellung der Entwickelung bildlicher Künſte liefern. „Eliſabeths Regierung“ von Froude iſt ein Beiſpiel, daß durch vorhergehende Ankündigungen ganze Auflagen vergriffen worden. Als die „Reign of Elisabeth“ erſchienen war, gab's nicht ein einziges Exemplar mehr für den zufälligen Kunden, die ganze Auflage war vergriffen „out of print.“ Auch Vaughan's „Revolutions in English History“, „the Law of Nations von Dr. Twiß, der zweite Theil der von Lady Wallace überſetzten Briefe von Felix Mendelsſohn Bartholdy*) und Dr. Anſter's Ueberſetzung des zweiten Theiles von Fauſt haben vor dem Erſcheinen ungemeine Nachfrage erregt. Ferner erwartet man viel von Hinds Forſchungen im Innern von Labrador (Explorations in the Interior of the Labrador Pensinsula). Das ſind Longman'ſche Artikel, unter denen wir die „Six Sisters of the Valley“, einen Roman von Bramley Moore, nicht vergeſſen wollen. Endlich wird aus demſelben Verlage der berühmt gewordene Biſchof Colenſo mit dem 4ten Buche ſeines Pentateuch den Theologen zu ſchaffen machen.

Nun zu Murray, der auch ohnehin gleich nach den Longman's folgt. Er hat ein Bibel-Lexikon (Dictionary of the Bible), Rawlinſons Geſchichte von Babylon, Medien und Perſien, eine Biographie des Sir Joſhua Reynolds, von Leslie (herausgegeben von Tom Taylor) Lord Houghton's (früher: Monckton Milnes) poetiſche Werke u. ſ. w. angekündigt.

Die Macmillan's erſcheinen mit einem Leben Blake's, Dr. Wilſons vorgeſchichtlichen Annalen Schottlands, einem guten Romane: „Janets Home“, einem Gedichte des Bildhauers Woolner: „My Beautiful Lady“ und mit 4—5 andern Neuigkeiten aus den verſchiedenſtrn Gebieten.

Chapman und Hall brachten im November „Sports in Norway“ von Bernard u. ſ. w. und verſprachen zum Dezember Fitzgeralds „Life of Sterne“, „the Life of General Wolfe“ von Wright und ein weibliches Touriſtenbuch „Through Macedonia to the Albanian Lakes“ von Miß Walker.

Von Hurſt und Blackett ſind zwei Romane unterwegs, ein anonymer: „The Smiths and the Brown's“ und von W. Gh. Will's „A Wife's Evidence“, außerdem „Hof und Geſellſchaft von Eliſabeth bis zu Anna“ vom Herzog von Mancheſter, und ein Leben Wedgewoods von Miß Meteyard.

Smith und Elder kamen und kommen mit „Annis Warleigh's Fortunes“ von Holme Lee, „Wintr Weavings“ von Iſabelle Law, Winwood Reade's „Savage Africa“. Auch Wilkie Collins iſt neu hervorgetreten, aber diesmal nur mit „Miscellanies“. Bei demſelben Verleger (Samſon Low) erſcheint eine humoriſtiſche History of Blockheads mit ungemein ſatyriſchen Bildern gegen Darwin's Theorie, wie ſie einzeln bereits in den Illustrated Times erſchienen.

Ein Saturday Reviewer gibt „Essays in Aid of the Formation of Gentlemen and Gentlewomen, und der Amerikaner Draper eine „History of Intellectual Developement in Europe“.

Trübner bringt unter Anderem Dr. Schlagintweit's „Buddhismus in Thibet“ und Sir George Grey's „Hottentotten-Fabeln.“ Ein „modernes Frankreich“ von Kirwan, Capitain Speke's Nil-Entdeckungs-Journal, Bulwer Lytton's geſammelte „Caxtoniana“, „die vier alten Bücher von Wales“ und noch ein Paar hundert andere neue Bücher aus den verſchiedenſten Gebieten literariſcher Production werden bis Weihnachten oder Neujahr in Hunderten von Fudern aus Paternoster-Row erſt mit Pferde-, dann mit Dampfkraft in alle Welt verbreitet worden ſein.

H. Beta.

*) Der jedoch ungleich ſchlechter, als der erſte Theil überſetzt ſein und ſehr viele grobe Schnitzer enthalten ſoll. D. R.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Der Kandidat Jobs in Amerika.*)

Herr Charles T. Brooks in Philadelphia, der eine gute engliſche Ueberſetzung von Goethe's „Fauſt“ und eine nicht ſchlechte von Jean Pauls „Titan“ geliefert, hat ſich neuerdings zur Bearbeitung einen deutſchen Stoff gewählt, der zwar weder fauſtiſch, noch titaniſch iſt, aber die Auszeichnung, unſeren engliſchen und amerikaniſchen Vettern bekannt zu werden, ebenfalls verdient. Wir ſind keineswegs der Anſicht der Augsb. Allg. Ztg., daß durch die engliſche Ueberſetzung der „Jobſiade“ unſerer Literatur ein ſchlechter Dienſt erwieſen ſei, indem, was Engländern und Amerikanern hier als „teutoniſcher Humor“ vorgeſetzt werde, ihnen nur zu ironiſchen Gloſſen Gelegenheit geben würde. Der „teutoniſche Humor“ des Weſtfalen Kortüm iſt allerdings kräftig und derb, aber auch geſund und treffend, wie der ſeiner britiſchen Zeitgenoſſen Swift und Sterne, und da die Schriften der Letzteren längſt ſchon in Deutſchland bekannt ſind, ſo iſt es bloß eine unverdiente Verſpätung, wenn erſt jetzt der Weſtfale und ſein ſchwäbiſcher Held auch in England und Amerika bekannt werden. Schon vor dreißig Jahren ſagte Hermann Marggraff in ſeinem „Hausſchatz deutſchen Humors“, daß die zehn Ausgaben, die im Laufe eines halben Jahrhunderts von der Jobſiade vergriffen worden, der beſte Beweis dafür ſeien, daß dieſer poetiſche Scherz, der noch immer viel geleſen werde, einen geſunden Kern nationaler Lebenskraft enthalte. Und noch heutzutage ergötzt ſich das deutſche Volk, ergötzen ſich beſonders die Studenten an dem Examen und den ſonſtigen Erlebniſſen, Meinungen und Schickſalen des Kandidaten Hieronymus Jobs, der einſt großen Ruhm erwarb und als Nachtwächter in Schildeburg ſtarb.

Den erſten Anlaß zu dieſer Ueberſetzung des deutſchen Scherzgedichtes gaben Haſenclever's meiſterhafte vier Genrebilder nach der „Jobſiade“, die in der „Düſſeldorfer Galerie“ von New-York ausgeſtellt waren und die ſich jetzt in einer Privatſammlung in Philadelphia befinden. Herr Brooks hatte zur Erläuterung der Bilder einige Epiſoden der „Jobſiade“ überſetzt, und dieſe fanden ſo vielen Beifall, daß er dadurch aufgemuntert ward, an das Ganze zu gehen. Und in der That iſt es ihm gelungen, die Knüttelverſe Kortüm's vortrefflich wiederzugeben und auch das ganze Kolorit täuſchend nachzuahmen, wie man aus folgenden Verſen erſehen mag:

Respected reader, for thy edification
And likewise for my own recreetion,
A superfine history I plan
Of Hieronimus Jobs, a remarkeble man.

. . . .

Now, as I have received from St. Appollo
The laudeble gift of rhyme, it will follow
That instead of telling my tale in prose
A very fine kind of verse I chose

I may not always adopt that measure
In which a cultivated ear finds pleasure;
The indulgent reader will consider meanwhile
That this is what they call the popular style.

. . . .

„I, for the time pro tempore Inspector
And of the clergy present Director
Ask you: Quid sit Episcopus?“
Straightway replied Hieronimus:

A Bishop is, as I conjecture,
An altogether egreeble mixture
Of sugar, pomegranate piece and red wine
And for werming ond strengthening very fine.“

The Candidate Jobs this answer making,
There followed heede a general shaking.
And first the Inspector said: hem! hem!
Then the others secundum ordinem.

Auch die typographiſche Ausſtattung des amerikaniſchen Jobs iſt genau der des deutſchen nachgebildet. Auf dem kartonnirten Einband und dem zweiten Titelblatt befindet ſich das Bildniß des Kandidaten und als Frontiſpiz iſt das des Verfaſſers beigefügt.

*) The Jobsiad, a grotesco-comico-heroic Poem, from the German of Dr. Carl Arnold Kortum, by Charles T. Brooks, Philadelphia, Frederick Leypoldt, 1863.

Kleine literariſche Revue.

— **Doyle's Chronik von England.***) Eine „Chronik von England“ vom Jahre 55 v. Chr. bis zum Jahre 1485 unſerer Zeitrechnung liegt uns hier in einer Form vor und in einer Weiſe geſchmückt, wie wir noch kein ähnliches Buch beſitzen. Dieſe Geſchichte Englands, von der Römerzeit bis zum Ausgange des Mittelalters, iſt nämlich von Herrn Doyle, einem geſchätzten engliſchen Hiſtorienmaler und Zeichner, lediglich zu dem Zwecke geſchrieben, die vornehmlichſten Ereigniſſe dieſer Geſchichte durch Oelmalereien im Charakter der verſchiedenen Zeitalter, ihrer Sitten und Trachten zu illuſtriren. Der Maler hatte Anfangs nicht die Abſicht, dieſes Werk zu publiciren. Daſſelbe machte jedoch in ſeiner handſchriftlichen Form ſo viel Aufſehen, die damit verbundenen Bilder erwarben ſich ſo vielen Beifall — unter Anderen ſprach der verewigte Prinz Albert, deſſen kunſtſinniges Urtheil ein maaßgebendes war, ſeine volle Theilnahme dafür aus — daß der maleriſche Chroniſt bewogen wurde, das Ganze in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt herauszugeben. Ein zweiter Künſtler, der Xylograph Edmund Evans, unternahm es, die Zeichnungen zu graviren und die neue Methode des Farbendruckes zum erſten Male auf Bilder anzuwenden, die, gleich den gewöhnlichen Illuſtrationen, in den Text eingedruckt ſind. Solcher farbigen Bilder, die zum Theil in ihrer Art als wahre Kunſtwerke gelten können, ſind über achtzig in den Text eingedruckt, welcher Letztere ebenfalls nicht ohne Verdienſt iſt, da der Verfaſſer ihn zu wiederholten Malen nach ſorgfältigen Quellenſtudien umarbeitete. Es hat dieſe maleriſche Chronik für Künſtler ſowohl, als für Archäologen und Geſchichtsfreunde, einen unverkennbaren, großen Werth. Hiſtorienmaler, ſowie Dramaturgen, die das Coſtüm des Mittelalters und der in dieſe Zeit fallenden Dramen Shakſpeare's ſtudiren wollen, werden darin

*) A Chronirle of England, B. C. 55 — A. D. 1485. Written and Illustrated by James E. Doyle. London, Longman (Berlin, Asher & Co.), 1864.

Digitized by Google

reiche Beſprechung finden. Der Preis von 2 Guineen (14 Thaler) für den prachtvoll ausgeſtatteten Band von VIII und 462 Seiten in gr. 4° iſt verhältnißmäßig gering zu nennen.

— **Die amerikaniſche Sclavenfrage.** Einer der beredteſten Apoſtel der Antislavery-Partei in Amerika, Herr Wendell Phillips, hat ſeine „Speeches, Lectures and Letters“, die bisher einzeln in Zeitungen gedruckt waren, geſammelt und in einem ſtattlichen Buche herausgegeben.*) Wer die Abolitioniſten-Bewegung in allen ihren Phaſen, zu denen auch der gegenwärtige amerikaniſche Krieg gehört, kennen lernen will, der muß dieſe Reden, Vorleſungen und Briefe ſtudiren. Eine der Vorleſungen trägt die Ueberſchrift „Philosophy of the Abolition Movement“; zwei andere Vorträge ſind den „Womans Rights“ und dem für Amerika beſonders praktiſchen Thema „Mobs and Education“ gewidmet.

— **Alexander Petöfi's lyriſche Gedichte.****) Wie ein leuchtendes Meteor am Himmel ſich zeigt und in demſelben Augenblick, in dem es bewundert wird, auch ſchon wieder verſchwunden iſt, ſo iſt Petöfi, der jugendliche Held und Dichter, an Ungarns poetiſchem Himmel urplötzlich erſchienen und ebenſo raſch untergegangen. Im Jahre 1849 kämpfte er als Soldat gegen die Ruſſen in einer Schlacht, nach deren blutigem Verlauf keine Spur mehr von dem Tapfern zu finden war. Weder iſt bisher ſeine Leiche, noch der Ort entdeckt worden, wohin dieſelbe etwa von ſeinen Kampfgenoſſen gebracht wurde. Sein Vaterland hat ihn mit Recht den ungariſchen Theodor Körner, den Helden-Sänger mit der Leyer und dem Schwert, genannt. Allerdings iſt das Urtheil des Auslandes nicht ſo übereinſtimmend günſtig über ihn, als das ſeines Vaterlandes. Aber auch Theodor Körner's Lyrik wird im Auslande weder ſo erhaben, noch ſo poetiſch begeiſternd gefunden, als in Deutſchland. Es iſt das eben ſtets das Loos zeitgenöſſiſcher Dichter, die ihres Vaterlandes augenblickliche Situation in ihren Verſen darſtellen und ein Gefühl beſingen, das eben nur in ihrem eigenen Lande ſo empfunden wird. Wir glauben daher auch, daß die vorliegende, vortrefflich ausgeſtattete deutſche Ueberſetzung Petöfi's mehr die in Ungarn zahlreich lebenden Deutſchen, als die Leſer in Deutſchland feſſeln wird. Im Vergleiche mit früheren Uebertragungen, namentlich mit denen von Kertbeny, iſt die vorliegende von Theodor Opitz, einem geſchätzten Mitarbeiter unſeres „Magazin,“ als ein außerordentlicher Fortſchritt in Geiſt und Form der Dichtungen zu betrachten. Doch auch unſer Mitarbeiter hat die Schwierigkeiten einer poetiſchen Ueberſetzung aus dem Magyariſchen, einer Sprache, die im Geiſt und in den Formen ſo urverſchieden von allen anderen mitteleuropäiſchen Sprachen iſt, nicht ganz zu überwinden vermocht. Nur eine Uebertragung in Proſa, oder eine völlig freie, rhythmiſche, die wohl den Sinn, nicht aber auch die Form der magyariſchen Poeſieen, treu wiedergiebt, wird die Kritik befriedigen können. Doch relativ iſt, wie geſagt, die vorliegende Uebertragung, die wir allen deutſchen Freunden Petöfi's empfehlen, die beſte. Der erſte Theil derſelben iſt dem edeln ungariſchen Patrioten Franz Deák und der zweite dem Biographen Michel Angelo's, Herman Grimm, gewidmet. Am Sinnigſten hat der Ueberſetzer ſelbſt den poetiſchen Charakter Petöfi's in dem von ihm gewählten Motto gezeichnet:

Freiheit und Liebe, die
Zwei kann ich miſſen nie.
Für meine Liebe opfre ich
Mein Erdenſein,
Und für die Freiheit opfre ich
Die Liebe mein.

— **Mommſen's römiſche Geſchichte.** Von der engliſchen Ueberſetzung des deutſchen Werkes iſt bereits der dritte Band erſchienen.*) Alle drei bisher ausgegebenen Bände der engliſchen Ueberſetzung umfaſſen jedoch nur die beiden erſten Bände des deutſchen Originals. Die folgenden Bände werden, wie der Ueberſetzer ankündigt, bereits die Abänderungen und Verbeſſerungen aufgenommen haben, welche Herr Mommſen nach der vor Kurzem ſtattgefundenen Auffindung der „Fragmente des Licinianus“ für nöthig erachtet. „Wenn dieſe Ueberſetzung beendigt ſein wird,“ ſagt das Athenaeum, „wird ſie zuſammen mit Merrivales Werk über das römiſche Kaiſerthum „eine vollſtändige Geſchichte Rom's bilden, wie wir eine ſolche in unſerer Sprache bisher noch nicht beſeſſen und wie ſie in langer Zeit nicht übertroffen oder erſetzt ſein dürfte.“

— **Studien des franzöſiſchen Romanticismus.** Ueber den Einfluß, welchen die Geiſtesheroen Englands und Deutſchlands auf die Entwickelung der neuen, romantiſchen Schule in Frankreich ausgeübt, curſiren noch immer die verſchiedenartigſten Anſchauungen. Das vorliegende Buch von W. Reymond**) ſoll zur Klärung und Entſcheidung der Frage beitragen. In einem an den Verfaſſer gerichteten Schreiben, das dem Werk als Vorrede und vorläufiger Kritik dient, ſagt Saint-Beuve, der Autor der berühmten Causeries de lundi: „Ich erachte es im hohen Grade nützlich, das zu thun, was Sie unternommen haben, nämlich mit einiger Klarheit den Einfluß zu beſtimmen, den die germaniſche Welt auf unſere literariſche Wiedererweckung im 19. Jahrh. ausübt. Es war gut, daß dieſe Bewegung einmal nicht von uns und [illegible] von jenſeits des Rheins beurtheilt wurde und zwar von Jemand, der uns wohl kennt, ohne einer der Unſrigen zu ſein, der ſeiner Sprache und Bildung nach Franzoſe wäre, ohne jedoch der Nation ſelbſt anzugehören. Die franzöſiſche Schweiz, Genf und Lauſanne haben mir immer vortreffliche Standpunkte geſchienen, um uns in unſeren wirklichen Beziehungen zu Deutſchland zu ſtudiren. Sie, mein lieber Herr, haben noch einen Vortheil: Sie haben mit uns gelebt, ſind Pariſer geweſen und heut Berliner; morgen, hoffe ich, werden Sie wieder Pariſer ſein. Indeſſen habe ich doch, nachdem ich Sie geleſen und meine Erinnerungen befragt, einige Einwendungen gegen Ihre Beurtheilung mancher Perſonen zu machen.“ — Es folgen nun einige Bemerkungen und Berichtigungen über Villemain, die Hugo's und Ch. Nodier, der, ohne Deutſch zu verſtehen, ſo viel über deutſche Literatur (Werther ꝛc.) ſprach und ſchrieb — im Ganzen aber ein recht anerkennendes Urtheil.

— **Die Didot'ſchen Ausgaben griechiſcher und römiſcher Klaſſiker** mit franzöſiſchen Ueberſetzungen (éd. Nisard) ſind bekannt. Sie haben das Verſtändniß der Alten auch denen näher gebracht, die

*) Boſton, James Redpath (Berlin, A. Aſher u. Co.) 1863.

**) Petöfi Sándor: Lyrische Gedichte. Deutsch von Theodor Opitz. Mit dem Bildnisse des Dichters. Zwei Bände. Pest, Gust. Heckenast, 1864.

*) The History of Rome. By Theodore Mommsen, Translated with the Authors Sanction and Additions, by the Rev. William P. Dickson. Vol. III. London, Bentley, 1863.

**) Corneille, Shakespeare et Goethe. — Etude sur l'influence anglogermanique en France au XIX. siècle par William Reymond. Berlin, Luederitz, 1864.

Digitized by Google

nicht Zeit, Luſt und Geduld genug haben, ſich mit umfaſſenderen Studien zu beſchäftigen und doch das Bedürfniß fühlen, ſich mit ihnen vertraut zu machen. Gleichem Zweck dienen die Serien von allerthumswiſſenſchaftlichen Werken in franzöſiſcher Sprache, in denen wir gern den gelehrten und kritiſchen Apparat unſerer deutſchen fachwiſſenſchaftlichen Schriftſteller vermiſſen, weil ſie ſich durch eine Klarheit, Ueberſichtlichkeit und gefällige Form auszeichnen, die unſeren deutſchen derartigen Productionen bei aller Gediegenheit und künſtleriſchen, ſo wie wiſſenſchaftlichen Vollendung, meiſt zu mangeln pflegen. Beule's Akropolis*) paßt vollkommen in dieſe Serie. Ohne alle Citate bietet es auch dem Laien eine anſprechende und anregende Lection. Die artiſtiſchen Beigaben laſſen allerdings zu wünſchen übrig.

— **„Frau und Dame.“****)** Während die Fremdwörter Madame und Mademoiselle in unſeren Tagen immer mehr an Werth einbüßen und von den deutſchen Wörtern Frau und Fräulein überſtrahlt werden, ſteht das einfache Dame noch in voller Blüthe und ſcheint uns für das tägliche Leben unentbehrlich. Prof. Dietrich hat in einem ſprachgeſchichtlichen Vortrage verſucht, die Anwaltſchaft des Wortes Frau gegen das franzöſiſche Wort Dame zu übernehmen. Er hat deshalb zunächſt die Lebensgeſchichte beider Wörter betrachtet und gelangt für die Gegenwart zu dem Ergebniſſe, daß das Wort „Dame“ abkömmlich und entbehrlich, ja ſelbſt ungeziemend ſei. Das Büchlein iſt bei Wiſſenſchaftlichkeit des Inhalts ſehr warm geſchrieben, und wird von den deutſchen Frauen, denen es gewidmet iſt, ſicher als eine willkommene Gabe aufgenommen werden.

— **Deutſche Roman-Zeitung.** Der Verleger der Romane von Louiſe Mühlbach, Friedrich Spielhagen und anderen beliebten Novelliſten, Herr Otto Janke in Berlin, giebt jetzt eine „Deutſche Roman-Zeitung“ heraus, die in wöchentlichen Lieferungen von fünf Bogen (Preis der Lieferung 2½ Sgr.) die neu erſcheinenden [illegible] ſern ins Haus bringen ſoll. Schon für den erſten Jahrgang werden zwölf große Romane (30 Bände) von Friedr. Bodenſtedt, L. Mühlbach, Jacob Corvinus, Marie Sophie Schwartz (die Schwedin), Edmund Hoefer, George Heſekiel, Robert Heller, Otto Müller, H. Maron, Max Ring und Herman Schmid verſprochen. In Deutſchland pflegen ſonſt nur Leihbibliotheken die theueren Romane zu kaufen. Der Verleger hofft jedoch, daß bei dem billigen Preiſe von 10 Sgr. monatlich — was etwa dem Abonnementspreis der Leihbibliotheken entſpricht, wofür der Leſer allerdings bei Weitem mehr als zwölf oder fünfzehn Romane jährlich zu vertilgen pflegt — die „Deutſche Roman-Zeitung“ auch von dem Publikum der Leihbibliotheken angeſchafft werden wird.

— **Katharina II. und ihre Zeit** hat der ſeit einigen Jahren auch durch bibliographiſche Arbeiten bekannt gewordene Schriftſteller Ed. Maria Oettinger zum Gegenſtande eines größeren Romanes gemacht.***) Der Stoff iſt intereſſant genug, um in dieſer Form auch ein größeres Publikum zu feſſeln. Bekanntlich ſind vor etwa drei Jahren Memoiren der Kaiſerin Katharina aufgefunden und in franzöſiſcher Sprache herausgegeben worden. Ob echt, oder unecht, darauf kommt es bei Benutzung derſelben für einen Roman nicht an; doch hat der Verfaſſer den erſten Theil dieſer Memoiren, ſo weit er nämlich die Jugendzeit Katharina's und ihre Erlebniſſe und Beobachtungen am Hofe der Kaiſerin Eliſabeth betrifft, ganz unbeachtet gelaſſen, indem der Roman mit dem Tode Peter's III. erſt beginnt. Wir wundern uns darüber, da ſich der Verfaſſer gerade hierdurch die Gelegenheit zu einer pſychologiſchen Geſchichte der Charakter-Entwickelung der „nordiſchen Semiramis“ — wie ſie von Voltaire genannt worden — hat entgehen laſſen. Die erſte Abtheilung des Romans (3 Bände) hat den beſonderen Titel: „Die nordiſche Semiramis,“ während die zweite Abtheilung: „Mutter und Sohn,“ in die Geſchichte des Kaiſers Paul übergreift und nicht blos das Lebensende Katharina's, ſondern auch das ihres Sohnes ſchildert. Eine nicht unintereſſante Zugabe zu dem Roman ſind die bibliographiſchen Notizen, die der Verfaſſer hier und da eingeſtreut hat.

*) L'acropole d'Athènes par M. Beulé. Nouvelle éd. Paris, Didot. 1 vol. 8.

**) Frau und Dame. Ein ſprachgeſchichtlicher Vortrag von Dr. Franz Dietrich. Marburg, N. G. Elwertſche Univerſitäts-Buchhandlung, 1864.

***) Die nordiſche Semiramis, oder Katharina II. und ihre Zeit. Hiſtoriſcher Roman von Ed. Maria Oettinger. 6 Bände. Berlin, Otto Janke, 1863—64.

Literariſcher Sprechſaal.

Bei den Mittheilungen, welche Herr v. Schmidt-Tſchirnitz im „Magazin für die Literatur des Auslandes“ (Nr. 42 und 50 von 1863) über Daniel Hooibrenk's künſtliche Befruchtung der Pflanzen machte, ſcheint ein eigener Unſtern obzuwalten. Zuerſt machte Herr v. Schmidt den Herrn Hooibrenk zu einem Franzoſen; dann revocirt er dies und macht ihn zu einem Böhmen. Hooibrenk iſt aber weder das Eine, noch das Andere, ſondern ein Holländer, der den bekannten Baron v. Hügel, bei dem er Gärtner war, eine Zeit lang auf ſeinen großen Reiſen begleitete. Als ſich der Baron v. Hügel im Jahre 1848 genöthigt ſah, ſeine Gärten in Hietzing bei Wien zu verkaufen, acquirirte Hooibrenk einen Theil derſelben, wo er Handelsgärtnerei betrieb und noch heute unter Leitung ſeiner Frau betreiben läßt. Hooibrenk, der die Fähigkeiten beſitzt, ſeine angeblichen Entdeckungen mit vielem Lärm in die Welt zu ſenden, ſcheint jetzt eine Art Wanderleben zu führen, um Lorbeeren zu äendten.

Er trat vor einigen Jahren zuerſt mit einer angeblich neuen Weinbau-Methode hervor, deren Prinzipien ſchon lange anderweitig, beſonders in Frankreich, Anwendung fanden, deren praktiſche Ausführung nach Hooibrenk's Vorſchriften aber faſt überall, wo ſie zur Anwendung kam, verurtheilt worden iſt.

Seine künſtliche Befruchtung, ſowohl beim Obſt als beim Getraide, iſt ebenfalls nicht neu; ſie wird im Einzelnen beim Obſt ſchon lange bei uns geübt, beim Getraide ſoll dies in China geſchehen. Giebt man auch alle die angeblich erzielten Erfolge zu, ſo iſt die theoretiſche Begründung, die Hooibrenk giebt, doch weſentlich ein Unding; wenn er nun aber behauptet, daß die künſtliche Befruchtung ſogar auf den Stroh-Ertrag wirkt, ſo iſt eine ſolche Behauptung in dem Auge eines jeden Naturkundigen geradezu lächerlich.

Dr. C. Filly.

Die „Zeitſchrift des königl. preuß. ſtatiſtiſchen Bureau“ enthält in ihrer November-Nummer eine lehrreiche Abhandlung aus der Feder des Herausgebers, Herrn Dr. Engel, über „die Statiſtik im Dienſte der Verwaltung.“ Wir entnehmen dieſer Abhandlung folgende, ſpeziell für die Leſer unſerer Zeit-

Digitized by Google

ſchrift Intereſſe habenden Notizen: In einigen Staaten hat ſich — für gewiſſe Dinge wenigſtens — die wiſſenſchaftliche Seite der Statiſtik ſchon erheblich Bahn gebrochen: ſo z. B. in England, Wales und Schottland die Statiſtik der Sterbefälle nach den Todes-Urſachen und die Statiſtik der Militair-Sterblichkeit, in Irland die der Auswanderung, in Frankreich die der Juſtizpflege, in Deutſchland die des Eiſenbahnweſens, in Belgien und Schweden die einzelnen Zweige der Statiſtik des Standes und der Bewegung der Bevölkerung. Indeſſen hat unmittelbar daneben in dieſen und in anderen Staaten für andere Zweige der Statiſtik noch der roheſte Empirismus ſeine Heimat. Während z. B. in England das Parlament Millionen von Thalern für eine gute Volkszählung votirt und jährlich ganz beträchtliche Summen auf die Regiſtrirung von Geburten und Sterbefällen verwendet, iſt bis jetzt noch nicht ein Pfennig für eine Viehzählung flüſſig gemacht worden. Gerade das Umgekehrte findet in Irland ſtatt. Hier wurden für die Statiſtik des Ackerbaues und der Vieh-Haltung ſeit einer ziemlichen Reihe von Jahren jährlich über 20,000 Pf. St. mit Bereitwilligkeit ausgegeben, ehe für eine regelmäßige jährliche Statiſtik der Geburten und Sterbefälle auch nur ein Shilling aufgewendet wurde.

Die Statiſtik hat, wie Herr Dr. Engel bemerkt, noch außerordentlich viel zu leiſten, um in ſtaatswirthſchaftlichen Fragen entſcheidend mitzuwirken, oder damit wir mit Hülfe dieſer Wiſſenſchaft erkennen, was in der Staatsverwaltung erreichbar ſei und was nicht. Ueber die nächſtliegenden Dinge herrſcht ja in dieſer Beziehung noch Streit: ſo namentlich in Betreff der Vortheile oder der Nachtheile einer wachſenden Bevölkerung durch Aufnahme fremder Arbeitskräfte; ferner über die Fragen: Sind Gewerbefreiheit und Freizügigkeit nützlich oder ſchädlich? Wo liegt der größte ſtaatliche Vortheil: auf der Seite freier Bodentheilung oder der des Syſtems der Güter-Geſchloſſenheit? Iſt das Schutzzoll-Syſtem oder die Handelsfreiheit dem Gedeihen der Nationen förderlicher? Wird durch die Iſolirhaft oder durch gemeinſchaftliche Haft der Zweck der Beſſerung ſicherer erreicht? Ja, ſelbſt Sätze, von welchen man glaubte, daß ſie endlich zu Axiomen geworden, ſind wieder in Zweifel gezogen: ſo z. B. die Freigebung des Getraide-Handels. An den Kornwucher glaubend, haben kürzlich einige von Miß-Erndten heimgeſuchte Comitate Ungarn's die überall ſiegreiche Getreide-Handelsfreiheit wieder beſchränkt und die Getraide-Ausfuhr verboten!

Die Ergebniſſe gründlicher ſtatiſtiſcher Ermittelung werden dieſe und ähnliche Fragen, die ſich Jeder leicht ſelbſt bilden kann, allerdings überall im Sinne der Freiheit beantworten.

Der Generalkonſul der Republik Uruguay in Berlin, Herr Sturz, hat zunächſt für Deutſche, die ſich im La-Plata-Gebiet anſiedeln wollen, eine Ueberſicht der in Uruguay bereits für deutſche Rechnung mit Vortheil betriebenen Schafzucht und Wollproduktion im Druck herausgegeben.*) Es ſind damit einige intereſſante Notizen über die Republik ſelbſt verbunden, deren Einwohner, etwa 300,000, zur Hälfte aus Ausländern beſtehen, worunter an 8000 Deutſche und 2500 Italiäner ſich befinden. Die Engländer beſitzen in der Hauptſtadt Montevideo (60,000 Einwohner) eine Kirche, in welcher auch die deutſchen Proteſtanten bis dahin, daß ſie ſich ein eigenes Gotteshaus erbaut haben, ihren Gottesdienſt halten. Schafzucht und Wollproduction in Uruguay werden als außerordentlich gewinnreich dargeſtellt, und eine Actien-Geſellſchaft, die ſich zu dieſem Behufe bildete, würde außerordentlich gute Geſchäfte machen. Der Verfaſſer ſtellt Vergleiche zwiſchen der Schafzucht in Uruguay und der in Auſtralien an, die zum Vortheile der erſteren ausfallen. Gleichzeitig werden Ueberſichten der Schafbeſtände in Europa, Amerika und den engliſchen Kolonieen geliefert.

Die „Leipziger Illuſtrirte Zeitung," die allen nationalen Zeitereigniſſen mit Feder und Griffel folgt, hat nach Schleswig-Holſtein einen ihrer tüchtigſten Mitarbeiter, den Schlachtenmaler Aug. Beck von Düſſeldorf, geſandt, dem vom Oberbefehlshaber des Bundesheeres die Erlaubniß ertheilt worden, ſich im Hauptquartier aufzuhalten. Es wird dem Künſtler ſicher nicht an Gelegenheit fehlen, das Intereſſe des deutſchen Volkes für die Sache Schleswig-Holſteins auch durch bildliche Darſtellungen anzuregen.

Der in unſerer vorigen Nummer erwähnte, neue franzöſiſche Roman „Le Maudit" (in welchem Fragen, wie das Cölibat der Prieſter und die weltliche Herrſchaft der Päpſte, von einem katholiſchen Geiſtlichen zur Sprache gebracht werden) erſcheint in einer deutſchen Ueberſetzung von A. Diezmann, unter dem Titel: „Der Verfluchte, Roman von dem Abbé****", bei E. F. Steinacker in Leipzig. (Preis für 3 Bände 3⅓ Thlr.)

Von Prof. Dr. Eduard Munk's „Geſchichte der griechiſchen Literatur", die ſoeben in zweiter, vermehrter und verbeſſerter Auflage in der Ferd. Dümmlerſchen Verlagshandlung in Berlin erſchienen, iſt kürzlich in Moskau eine ruſſiſche Ueberſetzung [illegible]

Von der neuen (eilften) Ausgabe des Brockhaus'ſchen Converſations-Lexikons iſt das zweite Heft erſchienen, das von „Abſenker" bis „Adel" reicht. Wir machen auf den darin enthaltenen Artikel „Actie und Actiengeſellſchaft" aufmerkſam, der ſowohl die neueren Begriffs-Unterſcheidungen des in allen Ländern mächtig gehobenen Unternehmungsgeiſtes, als die Beſtimmungen umfaßt, die das neue deutſche Handelsgeſetzbuch in dieſer Beziehung enthält.

Die neue Geſammtausgabe von Berthold Auerbach's Schriften (Stuttgart, Cotta) ſchreitet raſch vorwärts, indem bereits im Dezember der vierte Band (jeder Band koſtet nur 12 Sgr.) ausgegeben wurde. Dieſer vierte Band enthält den „Lucifer" der Schwarzwälder Dorfgeſchichten und ſchließt mit den im Jahre 1847 von Auerbach den deutſchen Auswanderern in ſinniger Weiſe zugerufenen, ſeitdem vielfach als prophetiſch bewährten Worten:

„Man ſoll nicht auswandern wie der eigenſinnige Rabe aus „der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm „wohl ergeht; man ſoll auswandern wie die ausgeſchickte „Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweig, verkündend „daß die Sündfluth ſich verlaufen hat.

---

*) Berlin, im Selbſtverlage des Verfaſſers.

Digitized by Google

Von F. A. Brockhaus in Leipzig iſt durch alle Buch- und Kunſthandlungen vom 1. Januar 1864 an zu ermäßigtem Preiſe zu beziehen: (15)

Das Luther-Denkmal in Worms

nach dem Entwurfe von Ernſt Rietſchel.

Ein Kunſtblatt in Holzſchnitt mit erklärendem Text in deutſcher, engliſcher und franzöſiſcher Sprache.

Preis 10 Ngr. oder 36 Kr. Rhein. (früher 15 Ngr. oder 54 Kr.).

Bekanntlich hat die Herausgabe dieſes Blattes den Zweck, die zur Vollendung des Denkmals noch fehlenden Mittel zu beſchaffen. Von 60,000 Exemplaren ſind zwar **bereits über 45,000 abgeſetzt,** aber noch 14,000 Exemplare ſind übrig, und um dieſe möglichſt raſch zu verkaufen, haben wir die erwähnte bedeutende **Preisermäßigung** eintreten laſſen.

Alle Freunde des **Unternehmens**, welchen die Ausführung des Monuments ſelbſt am Herzen liegt, werden daher dringend erſucht, ſich in dem Kreiſe ihrer Bekannten für den Verkauf dieſes jetzt im Preiſe ermäßigten Blattes (deſſen Debit nach wie vor Herr F. A. Brockhaus in Leipzig beſorgt) lebhaft zu verwenden. Jeder Abnehmer erhält auf 10 auf einmal beſtellte Exemplare ein Freiexemplar.

Worms, im December 1863. **Der Ausſchuß des Luther-Denkmal-Vereins.**

Im Verlage von **Jean Paul Friedrich Eugen Richter** in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Arbeiterdichtung in Frankreich.

Uebersetzungen

der besten Gedichte der sich in der Revolution am meisten hervorgethan habenden Arbeiter,

von

ADOLF STRODTMANN.

8vo. 16 Bogen eleg. brosch. Preis 1 Rthlr. ord.

Dieses mit theilweise biographisch-historischer Einleitung versehene Werk verdient die grösste Beachtung, da es sich in eingehendster Weise mit einem seither niemals behandelten Thema beschäftigt. Es liefert einen wichtigen Beitrag zur Kenntniss des französischen Proletariats und einen zuverlässigen Maasstab für die Beurtheilung des Bildungsdranges, der die Arbeitermassen von Paris beseelt und sich trotz aller Hemmnisse Befriedigung zu verschaffen sucht. Wem ernstlich daran gelegen ist, die Wünsche und Hoffnungen der sogenannten unteren Volksklassen zu studiren, der sollte in der That nicht mit vornehmer Gleichgültigkeit diese Lieder übersehen, in denen das Volk selbst seine trüben Zustände schildert, seine Forderungen mit klarer Bestimmtheit Punkt für Punkt entwickelt hat. Strodtmann theilt in seinem Buche mehr als hundert dieser Lieder in meisterhafter Uebersetzung mit, und giebt ausserdem einen interessanten Abriss der Geschichte und Stellung dieser Poesie, wie der einzelnen Poeten. (16)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprach-lin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." —

„Hier schliessen wir unsere Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln." (21)

Bei Veit u. Co. in Leipzig iſt erſchienen:

Meiſter Friedrich.

Ein Dichterleben

von

Moritz Zille.

Volks-Ausgabe. IV. u. 176 S. Cart. Preis 15 Ngr.
Min.-Ausg. Elegant gebunden mit Goldſchnitt und Schiller's Portrait in Golddruck.
Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran

das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte

von

Dr. **Friedrich Spiegel.**

24 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und verbesserter Gestalt wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. a. m. dargestellt. (20)

Aus dem Verlage von Veit u. Co. in Leipzig.

Reisen im Orient

von

H. Petermann.

Zwei Bände, Lex.-8. XXII und 880 S. Mit einem Titelbilde: Druse und Drusin, und einer Karte zu den Reisen, entworfen von *H. Kiepert.* Elegant brochirt. Preis 7 Thlr.

Das **„Berliner Fremden- und Anzeigeblatt,"** welches mit dem neuen Jahre ſeinen dritten Jahrgang begonnen hat, gehört in die Reihe derjenigen Erſcheinungen der Tages-Literatur, welche mit den erſten Anfängen ſogleich den Stempel des Beſtehenden und Dauernden an ſich tragen. Es wird ein günſtiger Erfolg immer ſolche Unternehmungen begleiten, welche die Gemeinnützigkeit und das Zeitgemäße vor den pecuniären Gewinn ſtellen, dies iſt aber bei dem „Berliner Fremden und Anzeigeblatt" in erhöhtem Maaße der Fall. Der Umfang deſſelben bei täglichem Erſcheinen, die feuilletoniſtiſchen, lokalen und vermiſchten Artikel, die vorzüglichen Theater-Kritiken, die anderen höchſt ſchätzenswerthen Mittheilungen, wie die Fremdenbentiſte, Theaterzettel, Lotterieliſte, Courszettel, telegraphiſchen Depeſchen, Familien-Nachrichten, Fremdenführer ꝛc. ꝛc., ſtehen in keinem Verhältniß zu dem vierteljährlichen Abonnementspreiſe von 20 Sgr. — Wenn auch das Journal vorzugsweiſe durch Inſerate, welche bei der weiten Verbreitung des Blattes und der vortheilhaften Ausſtattung durchaus wirkſam ſein müſſen, ſeine Rentabilität ſich ſichern ſoll, ſo wird dennoch kurz oder lang eine Preiserhöhung des Abonnements doch zur Nothwendigkeit werden. Wir wüßten Familien und Geſchäftsleuten hier oder außerhalb, welche ohne von dem politiſchen Parteitreiben geſtört zu ſein, dennoch die friſcheſten und pikanteſten, wir die unterhaltendſten und belehrendſten Nachrichten täglich zu haben wünſchen, kein anſtändigeres und paſſenderes Journal für einen geringen Preis zu empfehlen. Es iſt daſſelbe durch alle Zeitungsſpediteure und Poſtanſtalten für obigen Preis ohne weitere Unkoſten zu beziehen. (15)

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausg. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

„Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Geſchichte d. brandenb.-preußiſchen Staates von **F. Voigt,** Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin. 1860 gr. 8. geh. 2 Thlr.; in engl. Einband mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (22)

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen, und läßt den äußern Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Geſchichte, und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt." Literar. Centralblatt.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 3.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 17. Januar **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die Frage über Abſchaffung der Todesſtrafe 34

Frankreich.
Die neueſten Entdeckungen Paſteur's auf dem Gebiete der phyſiologiſchen Chemie. Der Gährungs- und der Verweſungs-Prozeß . . 34

England.
Die engliſchen Penny-Zeitungen und Halb-Penny-Journale 39

Nord-Amerika.
Literariſche Briefe aus New-York. I. Nicht Alles iſt Humbug 40

Polen.
Das Königreich Polen 42

Ungarn.
Ungariſche Sprache und Literatur 44

Kleine literariſche Revue.
Das landwirthſchaftliche Inſtitut der Univerſität Halle 45
Die Einführung des Chriſtenthums in Belgien 45
Ein engliſcher Knigge 45
Göo 46

Literariſcher Sprechſaal 46

Gustav-Adolf-Vorträge.

Die Vorträge zum Besten der Abtheilung des Frauen-Vereins für die Gustav-Adolf-Stiftung haben übernommen:

Herr Prof. Dr. Dieterici: Jesaias und Muhamed.
Herr Dr. Brugsch: Moses und die ägyptischen Denkmäler.
Herr Dr. David Müller: Die Albigenser.
Herr Prediger Dr. Sydow (Thema noch nicht bestimmt).
Herr Prof. Dr. Gosche: Herders Cid.

Die Vorträge finden an Mittwoch-Abenden in dem Hörsaale des Werderschen Gymnasiums statt und beginnen Mittwoch, den 3. Februar, Abends 6 Uhr.

Einlasskarten à 1 Thlr. gültig zu allen Vorträgen sind noch zu haben in den Buchhandlungen der Herren Kempfmeyer, Scharrnstr. 2 und Fr. Schultes, Leipziger Str. 89. (30)

Der Vorstand.

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

A
Dictionary
of the
English language.
By **Jos. E. Worcester.**
gr. 4to. 1863. cloth.
LXX u. 1786 pages. Preis 10 Thlr. 15 Sgr.

„Dieses neueste und vollständigste Wörterbuch der Englischen Sprache enthält die Erklärung von nicht weniger als 104,000 Wörtern, nebst ihrer Aussprache und Etymologie und mit reichlichen Beispielen aus Schriftstellern der verschiedenen Perioden der Englischen Litteratur. Aufgenommen sind auch die technischen, veralteten, seltenen, provinziellen, localen, neu eingeführten, ja auch solche Ausdrücke, die sich noch kein volles Bürgerrecht erworben haben. Auf die Orthographie ist besonders Sorgfalt verwendet und dieselbe nach dem besten in England und Amerika bestehenden Schriftgebrauch festgestellt. . . . Der Hauptvorzug des Wörterbuchs ist die Schärfe und Vollständigkeit in den Definitionen der Wörter, ihren allgemeineren wie ihren technischen Bedeutungen nach, und die schwer zu erläuternden sind mit Hülfe eines beigefügten kleinen Holzschnittes erklärt.

Ausserdem sind wohl bei circa 5000 Wörtern die synonymischen Ausdrücke aufgeführt, mit scharfer Angabe ihrer Unterschiede in schlagender Kürze" etc.

Encyclopädie des Philolog. Studiums der neueren Sprachen von Dr. B. Schmitz. (25)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

In der **Dieterichſchen Buchhandlung** in Göttingen iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Rede
über die ſchleswig-holſteinſche Angelegenheit
gehalten in einer Verſammlung
den 19. Dezember 1863
von
H. Waitz. (29)
gr. 8. geh. 2 Sgr.
(Der Ertrag iſt für Schleswig-Holſtein.)

Ebendaſelbſt erſchien:

Zachariä (H. A.), Votum über die ſchleswig-holſteinſche Succeſſions-Frage und das Recht des Auguſtenburgiſchen Hauſes. gr. 8. geh. 10 Sgr.

In der plastischen Kunstanstalt und Gipsgiesserei von G. Eichler in Berlin (Unter den Linden 27) sind in saubern ciselirten Gipsabgüssen fortwährend zu haben:

Lebensgrosse Büsten
berühmter Männer deutſcher Nation.
(Uebereinstimmende Höhe 24—25 Zoll rhein.)
Preis 5 Thlr.

I. Dichter.

Leſſing, G. E.,	modellirt von	**E. Rietschel**	1838.
Klopſtock,	- -	**Ohmadet**	1799.
Wieland,	- -	**G. Schadow**	1817.
Herder, G.,	- -	**Klauer**	1803.
Schiller,	- -	**Dannecker**	1793.
Goethe,	- -	**Rauch**	1822.
Tieck, Ludw.,	- -	**F. Tieck**	1836.
Schlegel, A. W.,	- -	**F. Tieck**	1822.
Jean Paul,	- -	**Hildebrand**	1815.
Arndt, Moritz,	- -	**Afinger**	1856.
Körner, Theod.,	- -	**Wichmann**	1820.
Chamiſſo, A. v.,	- -	**H. Hagen**	1862.

Ferner:
Schiller, Gewandbüste, mod. v. **Dannecker** 1793.
Goethe, jugendlich von Trippel. 1786, Rom.
(Beide 28 Zoll hoch. — Preis à 6 Thaler.)
Schiller, Colossalbüste, mod. v. **Dannecker** 1806.
Goethe. Pendant dazu, mod. v. **C. Fischer** 1849.
(Beide in Hermenform, 32 Zoll hoch, à 10 Thlr.)

Alle Abgüsse sind mit möglichster Sorgfalt ausgeführt. Verpackung in Kisten wird billigst besorgt. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct. (26)

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Johann Keppler
und die Harmonie der Sphären.
Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin, am 8. Februar 1862
von
W. Förſter,
Privatdocenten an der Universität und erstem Assistenten an der Sternwarte zu Berlin.
Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr. (31)

So eben iſt erſchienen:

Geſchichte oder Roman?
Das Leben Jeſu von Ernſt Renan,
vorläufig beleuchtet
von
J. J. von Oeſterzee, (37)
Dr. und Profeſſor der Theologie zu Utrecht.
4 Bogen gr. 8. Preis 10 Sgr.
(Verlag der Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die Frage über Abſchaffung der Todesſtrafe.

Der erſte Verſuch, die Staaten auf die ſittliche Nothwendigkeit der Abſchaffung der Todesſtrafe hinzuführen, datirt bekanntlich aus der zweiten Hälfte des an großen Ideen der Humanität ſo reichen vorigen Jahrhunderts. Damals wurden die Philoſophen und Rechtslehrer aller Völker nicht müde, dem großen Marcheſe Beccaria die Unhaltbarkeit ſeiner Lehre nachzuweiſen. Halte er ſich auf die von Rouſſeau und ſeinen Zeitgenoſſen aufgeſtellte Lehre vom Staat als geſellſchaftlichem Vertrage geſtützt, und gefragt, welcher Contrahent denn nun wohl'einwilligen werde, daß man ihm das Leben nehme, ſo könnte ihm — heut mit mehr Recht, als zu ſeiner Zeit — erwiedert werden, daß die Volksvertretungen, welche gewiß mit zu den Vertragſchließern und Erhaltern gehören, leider ſehr häufig, und nennen wir's beim rechten Namen, meiſtentheils aus Furcht, allerdings ihre Einwilligung zur Todesſtrafe für die Geſetzbücher gegeben haben und noch geben. Auch die großen deutſchen Philoſophen finden wir zum Theil auf dieſer Stufe der Rechtsanſchauung, welche die Strafe als praktiſche Maaßregel gegen das Geſindel nnd Lumpenpack im Allgemeinen aufrecht erhält, während theoretiſch geſtritten wird, ob ſie Sühne, oder Beſſerungsmittel, oder Negation des Unrechts, oder abſchreckendes Beiſpiel oder was ſonſt ſein ſoll.

Aber es giebt Ideen in der Welt, die, wie der Unſterblichkeits-Glaube, ſelbſt unſterblich ſind und aus der großen Tagesordnung der Menſchheit nie gänzlich geſtrichen werden können. In Oldenburg, Anhalt und Naſſau geben die Staatsbürger ruhig ſchlafen, obwohl die Todesſtrafe längſt abgeſchafft iſt, und können es ſicherer, als in der alten Geſetzeswiege ſelbſt, dem heute ſo ſtraf- und polizeireichen Rom. Auch in Weimar und Baden arbeiten die Volksvertreter an dem gleichen Rechtsziele. Erreicht iſt es unter anderen auch in einigen Staaten des nordamerikaniſchen Nordens, wie Rhode-Island, Michigan und Wisconſin, auch in dem kleinen San Marino und in Toscana, wo ſich bisher allein in den vereinigten Reichen Victor Emanuels die feſt erworbene Rechtsnorm der Unſtatthaftigkeit der Hinrichtungen den neuen Schweſterprovinzen gegenüber erhalten hat. Dem gleichen Ziel entgegen arbeiten die Vertretungen von Portugal und Belgien. In letzterem Lande hat ſich ein Verein von Gegnern der Todesſtrafe gebildet, und eine der ausgezeichnetſten Gerichtszeitungen, die es überhaupt giebt: „la Belgique judiciaire“ zu ihrem Organ erhoben.*)

Nicht minder hat die Wiſſenſchaft ſich nun in ernſterer und würdigerer Weiſe als bisher die Erreichung menſchlicherer Rechtsanſchauungen unter den Juriſten zur Aufgabe gemacht. In Deutſchland haben ſich zu den Namen der alten Kämpfer Mittermaier und Berner noch Holtzendorff und Fries geſellt. Erſterer wirkt als Lehrer und Redacteur in ſeinen Kreiſen. Fries aus Weimar, auch als politiſcher und volkswirthſchaftlicher Führer wohl bekannt, hat das Verdienſt, die Frage von der Todesſtrafe dem deutſchen Juriſtentage unterbreitet zu haben. In Frankreich haben in gleichem Sinne Ortolan und Berenger, in England Reat und Philips geſchrieben. In Beccaria's Vaterlande aber iſt es ein großer Rechtslehrer, Profeſſor M. Ellero in Mailand, der ſeit einigen Jahren eine eigene Zeitſchrift der Abſchaffung der Todesſtrafe widmet.*) In dieſem intereſſanten Blatte läßt der Herausgeber juriſtiſche und philoſophiſche Artikel mit Miscellen, Novellen, Gedichten, Reden, Citaten ꝛc. ꝛc. wechſeln. Alles hat aber nur den einen Zweck: Abſchaffung der Todesſtrafe.

*) Vgl. No. 73 von 1863 und den Art.: „Quelques réflexions sur la prétendue nécessité de la peine de mort.“

*) Giornale per l'abolizione della pena di morte. Milano, 1861—1863.

Frankreich.

Die neueſten Entdeckungen Paſteur's auf dem Gebiete der phyſiologiſchen Chemie.

Der Gährungs- und der Verweſungs-Prozeß.

Paſteur iſt 1822 zu Dole geboren; 1849 wurde er Profeſſor der Chemie am Collége zu Dijon, 1857 kam er, als Direktor der höheren Normalſchule, nach Paris, und vor Kurzem wurde er Mitglied der Akademie. Wir geben die nachſtehenden Mittheilungen über die für Beurtheilung des Verhältniſſes der Materie zum organiſchen Leben ungemein wichtigen Entdeckungen Paſteur's, zum Theil nach einer Abhandlung in der Revue des deux Mondes.

Durch rein chemiſche Studien über die Erſcheinungen, welche die Gährung oder die Fäulniß organiſcher Körper begleiten, wurde Paſteur auf das Gebiet der Phyſiologie geführt. Jede Wiſſenſchaft muß anfangs das Gebiet ihrer Herrſchaft beſchränken. Hat ſie einen gewiſſen Grad ihrer Entwickelung erreicht, ſo darf ſie ſich auch auf die neutralen Gebiete wagen, welche ſie von den Schweſter-Wiſſenſchaften trennen: gerade in der jüngſten Zeit ſind auf dieſem neutralen Terrain die bedeutſamſten Entdeckungen gemacht worden. Paſteur ſah, daß gleichzeitig mit der Gährung eine große Zahl mikroſkopiſcher Weſen in den gährenden Subſtanzen auftrat. Man wußte dies allerdings ſchon ſeit hundertundfünfzig Jahren, und ſeitdem währte ein Streit über das Verhältniß dieſer kleinen Weſen zur Veränderung der großen organiſchen Körper, der endgültig erſt durch die Arbeiten Paſteur's und zwar nicht zu Gunſten der Materialiſten in der Naturwiſſenſchaft entſchieden iſt.

Iſt die Gährung eine Folge des Auftretens der mikroſkopiſchen Pflanzen und Thiere? Iſt umgekehrt die Gährung die Entſtehungsurſache? Oder iſt die Coexiſtenz eine zufällige?

Die philoſophiſche Richtung aller Naturforſcher im vorigen und im 17. Jahrhundert begünſtigte die Theorie von der Einheit alles Geſchaffenen; der Baum ſollte nichts ſpezifiſch Anderes ſein, als der Stein, trotzdem jener Entfaltung, alſo Leben zeigte; das Thier, trotz ſeiner Bewegung und Empfindung, nichts ſpezifiſch Höheres als die Pflanze; vielmehr führte eine ununterbrochene Stufenleiter von der todten Materie zum höchſt organiſirten irdiſchen Weſen.

Wo die heutige Wiſſenſchaft in dieſer Stufenleiter zwei unausfüllbare Klüfte anerkannt hat: zwiſchen dem Mineral- und dem Pflanzenreich und zwiſchen dieſem und dem Thierreich — da half man ſich damals durch die Annahme der ſpontanen Entſtehung (generatio aequivoca) von Pflanzen und Thieren. Wenn man nämlich kleine Quantitäten Waſſer oder organiſche Subſtanz einige Tage bei einer mäßig warmen Temperatur an einem ſtillen Orte ſtehen läßt, in einem offenen oder geſchloſſenen Gefäß, ſo

Digitized by Google

bilden ſich ſchon am dritten Tage Pflanzen und Thiere, allerdings mikroſkopiſch klein, aber doch mit allen Charakteren organiſirter Weſen: Entfaltung, Wachsthum, Vermehrung. Keime für die Entſtehung der organiſirten Weſen waren nicht ſichtbar, alſo nicht vorhanden — folglich brüteten Licht und Wärme dieſelben aus oder vielmehr ſchufen ſie, und das Waſſer oder die organiſche Subſtanz war nur das Bildungsmaterial. Man hatte ſomit die Entſtehung neuer belebter Weſen ohne Zeugung durch Eltern klar dargethan — und damit war die Schranke zwiſchen lebend und todt aufgehoben! Ein katholiſcher Prieſter in England, Needham, wies eine ganze Reihe von Einwänden gegen die Beweiskraft der eben erwähnten Experimente zurück. Es konnten ja in den als Bildungsmaterial benutzten Stoffen die Keime jener ſpäteren Weſen vorhanden ſein: er zerſtörte deshalb jene möglichen Keime durch große Hitze; die Thiere und Pflanzen entſtanden ſpärlicher, aber ſie entſtanden doch und ihre geringere Quantität ließ ſich leicht erklären durch die Veränderung, welche das Bildungsmaterial beim Kochen erfuhr. Needham's Unterſuchungen ſchienen ſo überzeugend, daß ſelbſt Buffon ſich zur ſpontanen Entſtehung der Infuſorien bekannte; die Autorität dieſes großen Namens brachte die Einwendungen der Gegner zum Schweigen.

Erſt längere Zeit darauf wagte es ein italiäniſcher Prieſter, Spallanzani, ein ausgezeichneter Phyſiologe, die Beweiskräftigkeit der Needham'ſchen Verſuche anzugreifen — er erwarb ſich auch eine große Zahl von Anhängern für ſeine Annahme von der Präexiſtenz der Keime und Eier; indeß endgültig entſchieden wurde die Sache nicht. Die Pariſer Akademie ſetzte für dieſe endgültige Entſcheidung einen Preis aus; die Zahl der Bewerber war wegen des außerordentlichen Intereſſes der Frage bedeutend — allein die Schwierigkeiten der Löſung wuchſen, je tiefer man in den Gegenſtand eindrang, ſo unverhältnißmäßig, daß Biot und ſelbſt Dumas Jedermann dringend riethen, die Löſung nicht zu verſuchen.

Paſteur verſuchte ſie trotzdem und mit Erfolg. Zunächſt prüfte er, welche Keime ſich gewöhnlich oder immer in der atmoſphäriſchen Luft vorfinden. Er ließ einen Luftſtrom durch eine dicke Schicht Baumwollenſtaub ſtreichen: die feinen Baumwollfäden halten alle feſten Partikelchen, welche der Luft beigemiſcht ſind, zurück, die Luft wird gleichſam filtrirt. Man bringt nun die Baumwolle in ein Gemiſch von Spiritus und Aether, jene löſt ſich in dieſem Gemiſch, die feſten Partikelchen fallen auf den Boden des Gefäßes und werden von hier auf den Objektträger unter das Mikroſkop gelegt. Man erkennt außer Keimen aller Getraidearten auch Keime der niedrigſten Pflanzen und Thiere. Die meiſten dieſer Keime verlieren durch den Aufenthalt in der ſpirituöſen Flüſſigkeit Nichts von ihrer weiteren Entwicklungsfähigkeit, und bringt man ſie in reine Gefäße und reine Luft, deren Keime durch vorausgegangenes Glühen getödtet worden ſind, ſo entſtehen bald zahlreiche Kryptogamen und Infuſorien. Die wichtigſten unter jenen ſind die Mykodermen, welche die Flüſſigkeiten mit einem fetten und gallertartigen Häutchen überziehen; unter dieſen die Bakterien und die Vibrionen. Die Bakterien finden ſich in außerordentlicher Menge in der Luft; ſie ſind ſtets vorhanden, wo eine organiſche Subſtanz in Zerſetzung begriffen iſt; ſie leben im Darmkanal des Menſchen und finden ſich regelmäßig in der weißen Subſtanz, welche den Zähnen anhaftet; in geronnener Milch ſieht man ſie gemeinſam mit Vibrionen. Dieſe ſind die lebenskräftigſten unter den Infuſorien; ihre Keime ertragen eine Temperatur von 100 Grad C., ohne getödtet zu werden. Die Keime vieler Kryptogamen erliegen erſt bei einer Temperatur von 130 Grad C.

Das Vorhandenſein der zahlreichſten Keime in der Atmoſphäre war ſo weit konſtatirt; es galt nun ihre Wirkung zu erforſchen.

Läßt man zu organiſchen Flüſſigkeiten nur ſolche Luft treten, welche durch Glühhitze aller jener Keime beraubt iſt, und hat man Sorge getragen, diejenigen Keime, welche ſich etwa in den Flüſſigkeiten ſelbſt finden könnten, durch Aufkochen zu vernichten — ſo bleiben die Subſtanzen (Milch, eingemachte Früchte, Aufgüſſe von Fleiſch) völlig intact. Es findet ſich folglich das Moment, welches Fäulniß oder Gährung erzeugt, nicht in der organiſchen Subſtanz als ſolcher; vielmehr ſind organiſche Flüſſigkeiten unter jenen Verhältniſſen ebenſo beſtändig, wie unorganiſche Löſungen. Es iſt ſogar nicht immer nöthig, die Luft, welche man will zuſtrömen laſſen, einer Glühhitze zu unterwerfen; man kann die Löſungen in vielen Fällen ſchon vor Fäulniß bewahren, wenn man den Hals der Flaſche ſehr verengt und in mannigfache Windungen auszieht; die Keime der Luft haften an den Ecken und Kanten des Halſes, ohne bis zur Flüſſigkeit ſelbſt vorzudringen, und dieſe bleibt unzerſetzt.

Man muß demnach unzweifelhaft jenen mikroſkopiſchen Weſen die Fähigkeit zuerkennen, das Gleichgewicht der organiſchen Körper und Gewebe umzuändern. Dieſe Fähigkeit macht ſich beſonders dann geltend, wenn die organiſchen Gewebe ihr Eigenleben eingebüßt haben. Nach dem Tode erfolgen eine Reihe von Veränderungen, die ſchließlich alle darauf hinausgehen, daß die organiſchen Verbindungen ſich in unorganiſche auflöſen; und bei dieſer Gelegenheit wird der Tod eine Quelle des Lebens für niedere Exiſtenzen. Dieſe Exiſtenzen bilden das Ferment zu der Umſetzung; ſie leiten dieſelbe ein und wachſen in demſelben Grade, in welchem ſie ihr Werk der Zerſtörung vollbringen.

Man hat lange Zeit auf die Autorität von Berzelius und Liebig hin angenommen, daß die Fermente leicht umwandelbare Subſtanzen ſind, welche bei ihrer eigenen Veränderung auf geeignete Nachbaren anſteckend wirken. Die Atome der organiſchen Verbindungen ſtehen in einem ſehr lockeren Verhältniß zu einander und es ſchien nur eines geringen Anſtoßes zu bedürfen, um ihre Verbindung zu löſen, wie ein Kartenhaus vor dem Hauche eines leiſen Windes zuſammenfällt. Man dachte ſich die Wirkung des Ferments vermittelt durch Contact. Nach Berzelius und Liebig haben zwei kühne Forſcher, Gerhardt und Berthelot, die Annahme verworfen, daß das Ferment die Urſache der Entmiſchung und Zerſetzung ſei; ſie hatten vielmehr die alte Theſe wieder aufgenommen und neu begründet, daß allen eiweißartigen Subſtanzen eine fermentirende Kraft innewohne, vermöge deren ſie bei Contact der Luft in anderen Körpern Umwälzungen hervorzubringen vermögen.

Seit Leeuwenhoeck 1680 in der Bierhefe eine Unzahl ſphäriſcher oder eiförmiger Kügelchen entdeckte, ſah man in dieſen organiſchen Zellen den Träger der fermentirenden Kraft. Thenard hatte die Hefe analyſirt, und da er bei der Deſtillation viel Ammoniak nachwies, ſchloß er mit Recht, daß das Ferment ſtickſtoffhaltig ſei. Man erkannte ferner, daß die Kügelchen ſich ganz nach Art kryptogamiſcher Gewächſe durch Theilung vermehren, aber man hielt dieſe organiſche Thätigkeit — Wachsthum und Vermehrung — für eine accidentelle, für unweſentlich in Betreff der Fermentation. Man nahm vielmehr an, daß die Zellen dann ganz beſonders Umwälzungen einzuleiten vermöchten, wenn ſie, ſelbſt abgeſtorben, in

Digitized by Google

Zerſetzung begriffen wären; ihre eigene Zerſetzung übertrage ſich auf die benachbarten Subſtanzen. Man fußte dabei auf Verſuche, welche zu beweiſen ſchienen, daß die Hefe durch ihre chemiſche, fermentirende Leiſtung ſelbſt zerſtört würde.

Alle dieſe Ideen, die lange Zeit galten, ohne die Forſcher zu befriedigen, aber auch ohne auf entſchiedenen Widerſpruch zu ſtoßen, können heute als völlig überwunden angeſehen werden. Paſteur hat nachgewieſen, daß die Zellen der Bierhefe wachſen und ſich vermehren auf Koſten der Zucker-Löſung und daß ſie dieſe Löſung durch eine phyſiologiſche Thätigkeit umformen und nicht durch eine phyſikaliſche oder chemiſche. Dieſe phyſiologiſche Thätigkeit verbindet ſich allerdings mit ſehr complicirten chemiſchen Prozeſſen: der Zucker, welchem die Ferment-Zellen einen Theil ſeiner Elemente behufs ihres Wachsthums geraubt haben, verwandelt ſich nicht blos, wie man lange Zeit glaubte, in Alkohol und Kohlenſäure, ſondern er erzeugt zugleich eine Maſſe von Zwiſchenprodukten: Bernſteinſäure, Glyzerin, Celluloſe.

Die alkoholiſche Gährung iſt alſo keineswegs ſo einfach, wie die Chemiker ſie ſich bisher gedacht hatten in ihren Formeln: — ſo und ſo viel Zucker giebt ſo viel Alkohol und ſo viel Kohlenſäure — man muß vielmehr die Zwiſchenſubſtanzen hinzufügen, deren Proportion variirt nach der Menge und nach der Kräftigkeit der Fermentzellen. Gewiſſe Subſtanzen, der Zuckerlöſung hinzugefügt, begünſtigen die Vermehrung der Hefe, andere unterbrechen dieſelbe. Nichts ſcheint ihr mehr zuzuſagen als Ammoniak-Salze und phosphorſaure Alkalien: die kleinen Organismen haben die Fähigkeit, die Nahrung unmittelbar aus unorganiſchen Salzen zu gewinnen; ſie zehren dieſelben auf und ſcheinen ſie ſogar den Subſtanzen vorzuziehen, welche bereits eine eigene Organiſation haben. Es iſt wunderbar, daß friſches Eiweiß vom Hühnerei die Hefe tödtet und auf ſie wie ein Gift wirkt, während Eiweiß aus dem Blut ihr weniger ſchädlich iſt, unzweifelhaft, weil dies letztere einige Subſtanzen mit ſich führt, die den Kügelchen Nahrung geben können. Paſteur macht bei dieſer Gelegenheit darauf aufmerkſam, daß die Albuminate und ihre Zerſetzungsprodukte Körper von ſehr verſchiedener Qualität begreifen, deren Verſchiedenheit durch Analyſe die Chemie noch nicht zu erweiſen vermag.

Hat die alkoholiſche Gährung einmal begonnen, ſo kann ſie beſtändig fortdauern, wenn man nur dafür ſorgt, daß in der Miſchung beſtändig ein Ueberſchuß von Zucker iſt, denn in ihm finden die neu ſich bildenden Zellen einen Theil ihres Nährmaterials; einen andern ſchöpfen ſie aus ihren bereits abgeſtorbenen Schweſtern. Die Hefe erneuert ſich alſo beſtändig und der junge Nachwuchs verſchlingt das vorausgegangene Geſchlecht. Der Alkohol und die Kohlenſäure, welche ſich indeß bilden, können als die Auswurfsſtoffe der kleinen organiſchen Fabriken betrachtet werden.

Der Alkohol erfährt leicht eine zweite Gährung, deren Reſultat die Bildung von Eſſigſäure iſt: der Wein ſchlägt um. Das Ferment dieſer Umwandlung iſt gleichfalls ein organiſches Weſen aus der Klaſſe der Mykodermen. Im Wein bildet es die Blume, im Weineſſig das Weineſſigbitter. Auf der Oberfläche alkoholiſcher Flüſſigkeiten bilden ſich Häutchen, die aus dicht an einander gedrängten Mykodermen beſtehen: das Mykoderma des Weineſſigs zieht aus der Atmoſphäre den Sauerſtoff an und bildet mit deſſen Hülfe aus Spiritus Eſſigſäure; das Mykoderma des Weins erhitzt zugleich durch Anziehen des Sauerſtoffs den Alkohol und verwandelt ihn in Waſſerdampf und Kohlenſäure. In dieſem letzteren Falle ſind die verbrennenden Eigenſchaften der Pflänzchen oft ſo mächtig, daß die Eſſigſäure ſich nicht zu halten vermag, ſondern unmittelbar nach ihrem Entſtehen eine höhere Oxidation erfährt. Es iſt aber dieſe Oxidation Folge zweier gleichzeitig wirkender Einflüſſe: der Sauerſtoff, welcher von den Mykodermen aus der Luft eingeſogen, worden iſt, geht ohne ſonſtige Beihülfe eine Verbindung mit allen organiſchen Subſtanzen ein, aber freilich langſam; dieſem rein chemiſchen und ſchwachem Prozeß ſteht der viel mächtigere phyſiologiſche gegenüber, dieſer iſt es beſonders, der die zahlreichen organiſchen Reſte der langſamen Fäulniß entzieht und ſie raſch zu einer hohen Oxidationsſtufe führt.

Unter gewiſſen Verhältniſſen, die noch nicht hinreichend erforſcht ſind, kann das Alkohol-Ferment nicht zur Action kommen: es erliegt dann einem ſehr ähnlichen, dem Milchſäure-Ferment und die Umſetzung des Zuckers ergiebt Milchſäure. Das Ferment ſelbſt iſt eine graue ſchleimige Maſſe, die nicht feſt zuſammenhängt und aus lauter Kügelchen beſteht; ſein Nährmaterial iſt eine eiweißhaltige Zuckerlöſung von neutraler oder alkaliſcher Reaction. Als Nebenproducte entſtehen Mannit, Gummi, Butterſäure, Alkohol, Kohlenſäure, Waſſerſtoff.

Das Ferment, welches Zucker oder Milchſäure in Butterſäure umſetzt, iſt kein Pflänzchen, ſondern ein Thier: es zeigt ſich unter der Form kleiner cylindriſcher Ringe und Klöppel, hat eine große Beweglichkeit und vermehrt ſich in auffallend kurzen Zeiträumen durch Theilung. Dieſe Thierchen leben vorzugsweiſe in Zuckerlöſungen, die Ammoniak und Phosphate enthalten; ſie ziehen ihre Nahrung direct aus den chemiſchen Salzen und gleichen hierin dem Alkohol-Ferment; aber ſie haben außerdem eine Eigenſchaft, die ſie von den übrigen lebenden Geſchöpfen ganz beſonders unterſcheidet: ſie können nämlich leben und ſich fortpflanzen, ohne jemals eines Atoms freien Sauerſtoffs zu bedürfen; ja eine kleine Menge dieſes Gaſes genügt ſchon, um ſie zu tödten. Dieſe ihre Natur bedingt eine beſtändige Fortdauer der Gährung: bringt man in eine ſehr verdünnte Löſung phosphorſaurer Alkalien etwas weinſteinſauren Kalk, ſo entwickeln ſich in Kurzem Infuſorien (namentlich Bacterium Termo), welche ſich in Gegenwart der Phosphate außerordentlich raſch vermehren und, bei ihrer Begierde nach freiem Sauerſtoff, dieſes Gas der Flüſſigkeit vollſtändig entziehen.

In dem Augenblick, wo aller freie Sauerſtoff aufgezehrt iſt, beginnen diejenigen Fermente zu wimmeln, die des Sauerſtoffs nicht bedürfen; die Weinſteinſäure iſt bald verſchlungen und es findet ſich am Grunde des Glaſes ein Depot aus Vibrionen, die in immer neueren Generationen ſich allmählich erheben. Die Bakterien, welche zuerſt entſtanden, halten ſich indeß nach der Oberfläche des Waſſers und bilden gegen das Eindringen des Sauerſtoffes aus der Atmoſphäre eine ſchützende Decke; bei einer gewiſſen Dicke derſelben kann gleichzeitig das Wachsthum der Bakterien und der Vibrionen von Statten gehen.

Je genauer man den Prozeß der Fermentation erforſcht, deſto mehr überzeugt man ſich, daß die Atmoſphäre nur eine untergeordnete Rolle bei dieſen Vorgängen ſpielt, welche die organiſchen Verbindungen allmählich zu unorganiſchen zurückführen. Als rein chemiſches Agens verbrennt der freie Sauerſtoff einen kleinen Theil der organiſchen Materie mit großer Langſamkeit; den größten Theil ſetzen die organiſirten Pflanzen und Thiere mit außerordentlicher Schnelligkeit um. Schließt man organiſche Flüſſigkeiten in Gefäße, deren Luft durch Glühhitze oder durch den Apparat

Digitized by Google

von Paſteur der Keime beraubt iſt, ſo nimmt der Sauerſtoff dieſer Luft unglaublich langſam ab. Paſteur miſchte Zuckerwaſſer und gekochte Bierhefe und ſtellte ſie unter eine große Glocke mit gereinigter Atmoſphäre: nach drei Jahren war die Miſchung noch unverändert und die eingeſchloſſene Luft hatte nur drei Procent von ihrem Sauerſtoff eingebüßt; unter gleichen Verhältniſſen war Milch nicht geronnen. Allerdings waren die organiſchen Miſchungen aufgekocht worden, damit die in ihnen vorhandenen organiſchen Keime zerſtört würden — aber ſelbſt in dem gewöhnlichen venöſen Blut, das eben aus der Ader gefloſſen, war unter der Glasglocke nach Jahr und Tag eine Entmiſchung nicht eingetreten; die organiſchen Subſtanzen erfuhren demnach trotz der Anweſenheit des Sauerſtoffs keine Veränderung. Wie raſch hingegen erfolgt dieſe, wenn die Keime der Luft Zutritt gewinnen, wenn die Flüſſigkeiten ſich mit Muzedineen bedecken oder mit Bakterien und Vibrionen erfüllen: dieſe kleinen Geſchöpfe haben die Function, der Atmoſphäre und dem Mineralreich alles das zuzuführen, dem das Leben geraubt iſt. Die Gewebe derjenigen Körper, welche ihr Eigenleben eingebüßt haben, würden Jahrtauſende beſtehen und die Kunſt des Einbalſamirens wäre unnöthig, wenn es gelänge, die Action der Keime zu verhindern.

Das Ferment der Butterſäure-Gährung ſpielt zugleich die weſentlichſte Rolle bei der **Fäulniß** aller organiſchen Gewebe. Die Arbeit wird begonnen von kleinen Infuſorien; nach Ablauf der erſten 24 Stunden beginnt eine leiſe Bewegung, die von Bacterium Termo ausgeht; leicht geſchwungen gehen zarte Linien durch die Flüſſigkeit oder über die Oberfläche hin, verdichten ſich an einigen Stellen zu Wolken und vermehren ſich ſo lange, bis der geſammte vorhandene freie Sauerſtoff aufgezehrt iſt. Kann neuer Sauerſtoff nicht zutreten, ſo iſt die Miſſion der Bakterien beendigt, ſie ſterben ab und fallen zu Boden; iſt die Atmoſphäre jedoch nicht abgeſperrt, ſo ſteigen ſie in die oberſte Schicht des Glaſes und bilden hier bald durch Vertilgung von Lebenden und Todten eine undurchdringliche Decke. In beiden Fällen beginnt nun wieder die Action der Vibrionen: im letzteren Fall gleicht das Gefäß einer chemiſchen Fabrik mit zwei Etagen; in der unteren werden die zuſammengeſetzten Stoffe in einfachere zerlegt, ohne daß jedoch Sauerſtoff hinzutritt, in der oberen werden ſie oxydirt zu Waſſer, Ammoniak und Kohlenſäure. Nicht anders iſt es mit den geſtorbenen Organismen: der Darmkanal des Menſchen, wie der aller höheren Thiere, iſt während der ganzen Lebenszeit angefüllt mit Keimen und ſelbſt mit ausgebildeten Vibrionen; ſchon Leeuwenhoeck hatte ſie beim Menſchen beobachtet; das Leben tödtet ſie nicht, es hindert nur ihre reichliche Entwicklung, aber iſt das Leben erloſchen, ſo beginnt ihre Arbeit. Ohne Luft, die ſie ja nicht brauchen, durchbohren ſie den Körper von innen nach außen, alle Gewebe umſetzend, durch welche ſie wandern. Ihnen begegnet eine zweite Wanderſchaar: die Keime der Bakterien, welche ſich in der Luft finden und auf der Oberfläche der Haut Poſten gefaßt haben, beginnen ihre Arbeit in der Todesſtunde; immer neuen Sauerſtoff aus der Luft anziehend, ſchreiten ſie von außen nach innen fort und mit ihnen wandert die Zerſetzung. Wie feindliche Mineurs, die vor einer Feſtung gegen einander kämpfen, ſo bringen die Schaaren der Infuſorien einander Verderben, ſo wie ſie ſich begegnen: die Vibrionen erliegen der Berührung des Sauerſtoffs, die Bakterien verzehren die Leiber ihrer Feinde und ſterben; das Werk der Zerſtörung iſt vollendet und Alles fällt in die Unbeweglichkeit des unorganiſchen Todes.

Bei der Eſſig-Gährung haben wir bereits erwähnt, daß der Sauerſtoff der Atmoſphäre mit Hilfe der Mykodermen in größerer Quantität zu den gährenden Subſtanzen gelangt. Paſteur vergleicht dieſen Prozeß dem des Athmens bei lebenden Weſen: die Blutkügelchen ſind nun freilich keine organiſirten Individuen, aber ſie ſind organiſirte Zellen, welche in der Oekonomie unſeres Leibes die Rolle der Mykodermen ſpielen; ſie bemächtigen ſich in den Lungen des atmoſphäriſchen Sauerſtoffs und führen ihn überall dorthin, wo er zu höherer Oxydation der Materie gebraucht wird. Wenn es thieriſche Species giebt, die ohne freien Sauerſtoff, ja überhaupt ohne Contact der Luft ſich entwickeln können, ſo begreift man dies noch leichter von einfachen organiſchen Zellen.

Paſteur macht darauf aufmerkſam, daß die organiſchen Keime der Atmoſphäre von Einfluß ſein können auf den öffentlichen Geſundheitszuſtand. Wenngleich die Atmoſphäre den Saamen für alle Fermentſubſtanzen ausſtreut, ſo iſt dieſer Saame keineswegs immer und namentlich nicht immer in gleicher Quantität vorhanden; die Keime ſchwimmen mit den Luftſtrömungen, zahlreicher in den tieferen Regionen, ſeltener in den Höhen, am ſeltenſten auf den Gipfeln, die ewigen Schnee tragen. Die bewohnten Orte ſind die Mittelpunkte der Keim-Zonen, gleichſam ihre Brutſtätten; um dieſe herum ſchwärmen ſie in dichten Schaaren. In der Nähe des Mont-Blanc war bei einer Reihe von Verſuchen die Ausbeute gering, ſie wuchs an den Ketten des Jura und nahm bedeutend zu, ſowie man ſich den Ebenen näherte. Gewiß ſtehen ſie in irgend welcher Beziehung zu den mannigfachſten epidemiſchen und endemiſchen Krankheiten; und die Unterſuchung der Luft an verpeſteten Orten wird fortan nicht das größere oder geringere Maaß von Kohlenſäure und Ammoniak betonen müſſen, ſondern die Maſſe und die Art der vegetabiliſchen und animaliſchen Keime. Neue Unterſuchungen von Davaine über eine Krankheit, welche ganze Hammelheerden hinwegrafft und bei welcher als das konſtanteſte Symptom eine Anſchwellung der Milz gefunden wird, ſcheinen die oben ausgeſprochenen Vermuthungen Paſteur's zu beſtätigen. Davaine entdeckte nämlich in dem Blute eine große Anzahl Infuſorien und in Gemeinſchaft mit Rayer inoculirte er einem geſunden Hammel Blut aus der Milz eines anderen, welcher kurz vorher an der erwähnten Krankheit geſtorben war; am dritten Tage nach der Inoculation ſtarb das Thier. Andere Inoculationen bewieſen, daß die Krankheit übertragen werden könne auf alle unſere Hausthiere und daß ſie regelmäßig im Zeitraum von 2—4 Tagen tödte. Einige Stunden nach dem Tode unterſuchte Davaine das Blut und fand eine große Anzahl Bakterien, die er nicht als Folge der eingetretenen Fäulniß betrachtete. Am 21. Juli 1863 inoculirte Davaine von dem Blute eben gefallener Thiere zwei Kaninchen und eine weiße Ratte; 24 Stunden ſpäter ſchienen die Thiere noch geſund und ihr Blut zeigte nichts Abnormes; nach Verlauf von weiteren 12 Stunden ſtarben beide Kaninchen, ihr Blut wimmelte von Bakterien; die Ratte hingegen blieb völlig geſund und widerſtand auch einer zweiten Inoculation. Die Bakterien des Milzblutes ſind nach Davaine freie Faſern, bald geſtreckt, bald rundlich oder cylindriſch, 4 bis 12 Tauſendſtel Millimetre lang und außerordentlich ſchmal; ſie ſcheinen gar keine ſelbſtändige Beweglichkeit zu beſitzen. Wenn das Blut ſich zerſetzt, verſchwinden dieſe Bakterien und ſie unterſcheiden ſich hierdurch ſehr weſentlich von jeder andern Art von Infuſorien, wenn nicht ſchon die Entſtehung im normalen und lebenden Blute ein wichtiges Unterſcheidungsmerkmal iſt. Anfang Auguſt hat Davaine ſeine Beobachtungen der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften mitgetheilt, und die Möglichkeit der Einwirkung der Bakterien

Digitized by Google

dahin erläutert, daß dieſe durch ihre außerordentliche Neigung, den Sauerſtoff zu abſorbiren, die Oxydation aller Körpertheilchen erſchweren, ſchließlich aufheben und dadurch tödten.

Es iſt daher als konſtatirt zu betrachten, daß alle organiſchen Individuen — pflanzliche wie thieriſche — welche in organiſchen Flüſſigkeiten und Geweben entſtehen, nicht dieſen Flüſſigkeiten und Geweben ihren Urſprung verdanken, ſondern Mutterkeimen; daß ferner alle Gährungs- und Fermentationsproceſſe zum kleinſten Theil Folge der Wahlverwandtſchaft zum Sauerſtoff, hingegen zum größten Theil Arbeitsproduct lebender Individuen ſind.

An dieſe Erörterung von dem allmählichen Hinabſinken des lebendigen Gewebes zu unorganiſchen Körpern und Atomen ſchließt ſich die Frage: wie iſt es möglich, daß umgekehrt die unorganiſchen und unbeweglichen Atome Bewegung gewinnen und mit einer neuen Structur nun auch Leben, Entfaltung und Vermehrung zeigen? Und wie iſt es dann wieder möglich, daß dies lebende, entfaltungsreiche Weſen nach kurzem Daſein aller ſeiner charakteriſtiſchen Eigenſchaften beraubt, in die ſtarre Ruhe zurückſinkt? Iſt Alles damit gethan, daß der ſterbende Organismus eine Reihe von kleinen Organismen zum Leben erweckt, die nur auf ſeinen Hintritt gewartet?

Fragen wir uns, ob es zwiſchen dem Leben und dem Tode eine Mittelſtufe giebt, welche beide vereint; prüfen wir von dieſem Geſichtspunkte aus das Schickſal eines Organismus, der des Eigenlebens beraubt, aber geſchützt iſt gegen die zerſtörende Einwirkung der Keime. Können wir ihm auf dieſe Weiſe eine ewige Dauer verſchaffen? und wenn er ſich verändert, wie und wodurch geſchieht dies? — Einige Erfahrungen Paſteur's können auf dieſes Problem wenigſtens einen Lichtſchimmer werfen, wenn ſie es auch nicht zu löſen vermögen. Er hat nachgewieſen, daß das menſchliche Blut, ſo leicht es auch ſonſt zur Zerſetzung neigt, in einer keimfreien Atmoſphäre mehrere Jahre hindurch ſelbſt ſeinen eigenthümlichen Geruch behält; es zeigt ſich keine Spur von Fäulniß und doch verändert ſich das Blut gar ſehr: die Blutkügelchen verſchwinden, das Serum und der Blutkuchen füllen ſich mit zarten rothen Kryſtallen; nach einem gewiſſen Zeitraume hat die kantige Form des Mineralreichs die Runde des Lebens verdrängt. Es ſcheint daher, daß eine Subſtanz, welche aufhört, unter der geheimnißvollen Einwirkung des Lebens zu ſtehen, nicht im Stande iſt, ihre Structur unverändert zu bewahren, wenn auch das chemiſche Reagens noch keine Veränderung nachweiſt.

Das Leben iſt alſo ebenſo wie der Tod nicht etwas Einfaches, Einheitliches, Untheilbares. Die Alten dachten, die Erſcheinung des Todes erfülle ſich ganz und gar in dem Augenblick, wo die Parze einen Faden durchſchnitt; aber das Leben verſchwindet aus dem Organismus nicht mit einer ſolchen momentanen That, und es tritt auch nicht plötzlich vollendet hervor, wie die Minerva aus dem Haupte des Jupiter. Im Leben, wie im Tode, gilt das Geſetz alles Organiſchen: das Geſetz der Entwicklung; das ausgetrocknete Räderthierchen, welches keine lebendige Function mehr zu erfüllen ſcheint, iſt dennoch nicht todt; einige Tropfen Waſſer erwecken es zu ſeinem Daſein und wie eben geboren vollbringt es ſeine wunderbaren Bewegungen. Die atmoſphäriſchen Keime, leben ſie? ſind ſie todt? In dem weiten Erdkreis, durch welchen die Winde ſie führen, ſuchen ſie einen Ort, an dem ſie zum Leben erwachen können, aber ſie finden ihn nicht immer; die verſchwenderiſche Natur verdammt einen unberechenbaren Theil von ihnen zur Vernichtung, noch bevor ſie ein Daſein gehabt, und ſo lange noch entwickelungsfähige Keime zu Grunde gehen, ſchafft die Natur keine ſpontan entſtehenden Geſchlechter.

Und doch hat ſie alle dieſe Geſchlechter einmal aus der todten unorganiſchen Starrheit erweckt, denn das Leben auf unſerer Erde hat einmal einen Anfang gehabt! Und dieſe Kraft wirkt noch heut: die Bildung der kleinſten Zelle in einem Pflänzchen giebt Zeugniß von jener Bildnerkraft, und die Geſchichte der Welt iſt nur eine Geſchichte der ewig und in jedem Moment ſich wiederholenden Schöpfung. Dieſe kennen wir nur unvollkommen; ihre Wege und ihre letzten Mittel kennen wir gar nicht. Kennen wir in den mikroskopiſchen Körperchen, aus denen wir ſo verſchiedenartige Wirkungen entſtehen ſehen — wie die Bildung von Alkohol und die Bildung von Butterſäure — auch nur die charakteriſtiſchen Merkmale, welche eine Claſſification ermöglichen?

Steigt man zu den unterſten Stufen der lebenden Geſchöpfe hinab, ſo kommt man zu dem Glauben, daß die Zahl der Anfangs vorhandenen Gattungen eine ſehr geringe geweſen. Die Arbeiten eines ausgezeichneten engliſchen Forſchers (Carpenter) erinnern an die Theorie von Darwin. Paſteur ſelbſt hat die Frage aufgeworfen, ob die Infuſorien, welche ohne freien Sauerſtoff leben, etwas Anderes ſein mögen als Larven derjenigen, die im Sauerſtoff ihr Lebenselement finden.

Aber wenn man nun auch einräumt, daß alle Species nur Arten weniger Urformen ſind — iſt man damit dem Geheimniß des Lebens ſelbſt auch nur um einen Schritt näher gerückt? Dieſe Urformen, dieſe Prototype, ſie bleiben die Wirkungen der unbegreiflichen Lebenskraft, welche die unorganiſchen Elemente in völlig neue Formen und Exiſtenzen umwandelt. Dieſelbe Kraft iſt es, die ohne Unterlaß die Bevölkerung unſeres Planeten erneuert, Individuen durch Individuen, Arten durch Arten und Gattungen durch Gattungen erſetzt, die Kraft des Lebens. Wie alle Naturkräfte, wie die Schwere, wie die Elektrizität, nennen wir ſie eine Naturkraft, ohne ſie erklären zu können; wir müſſen uns mit dem Studium ihrer Wirkungen begnügen, da wir ihr Prinzip nicht zu erkennen vermögen; aber ſo wenig wir an der Elektrizität zweifeln, weil wir nicht begreifen, was ſie iſt, ſo wenig dürfen wir die Exiſtenz einer Kraft leugnen, die mit keiner anderen uns bekannten zuſammengeworfen werden kann, und die Geburt, Entfaltung und Vermehrung jedes organiſirten Gebildes bedingt. Wenn man die Fermentation des Zuckers nicht zu erklären vermag allein durch Hülfe der phyſikaliſchen und chemiſchen Kräfte, wie könnte man zu hoffen wagen, das Räthſel des Lebens in Pflanze und Thier allein mit Hülfe jener Kräfte zu entſchleiern? Das Balſamiren kann die Gewebe und die Organe eines Leichnams gegen Fäulniß bewahren — aber die Gewebe verlieren bald ihre Structur, die Haut wird gelb und runzlig, ihre Unterlage wird dünn, noch hält das Ganze zuſammen, noch ſcheint es ſeine Theile im alten Gefüge bewahren zu wollen — aber ein heftiger Stoß mit dem Finger: und Atome von Staub finden ſich dort, wo vorher ein Organismus zu ſchlafen ſchien. Früher oder ſpäter verlangt die Natur ihre Rechte, und der Menſch kann Nichts thun, als ihr die Beute auf eine kurze Zeit und auch nur ſcheinbar ſtreitig machen. Aber geheimnißvoll, wie ſie zerſtört, ſo ſchafft ſie auch, und die heutige Phyſiologie wird wohl oder übel ſich wieder zur Annahme einer Lebenskraft verſtehen müſſen.

Digitized by Google

England.

Die engliſchen Penny-Zeitungen und Halb-Penny-Journale.

„Die Menge muß es bringen,“ ſagte jener Weinhändler, ſich immer vergnügt die Hände reibend, wenn man ihn fragte, wie er bei ſeinem Verkauf unter'm Einkaufspreiſe beſtehen könne? Unwillkürlich mußte ich immer an dieſen vergnügten Weinhändler denken, ſo oft ich nach Aufhebung des Stempelzwanges für Zeitungen und Journale ein Organ nach dem andern entſtehen und vergehen ſah. Es iſt unglaublich, wie viele Zeitungs-Unternehmungen ſeitdem in London und den Provinzialſtädten auf- und untergegangen ſind. Einige erſchienen zwei-, dreimal, andere 8 Tage, noch andere 3, 4, 5, 6 Wochen. Alle verſchwanden wieder mit einem Verluſt mit 500 bis 5000 Pfund Sterling, blos weil ſie mit ausgeſuchter kaufmänniſcher Pfiffigkeit auf den großen national-ökonomiſchen Grundſatz dieſes vergnügten Weinhändlers hin ſpekulirten. Die Menge muß es bringen, deshalb verkaufen wir jedes Exemplar mit Schaden. Wie aber war das in England möglich, das ſich eben ſo viel auf ſeinen kaufmänniſchen, geſchäftlichen Geiſt ſelbſt einbildet, als es von andern Völkern deshalb beneidet oder reſpektive verachtet wird? Nun die Sache iſt: ſie ſind in der Regel keine beſonderen Adam Rieſen's oder Adam Smith's. Es kommt ihnen eine dunkle Vorſtellung, daß hier und da Geld zu machen ſei, und dann wirthſchaften ſie blindlings und leidenſchaftlich drauf los, bis ſie mit langen Geſichtern und ſo und ſo viel Deficit auch ihr Deficit im Kopfe bemerken, Bankerott anſagen und den Gläubigern 1 Shilling oder eine halbe Krone für jedes Pfund oder auch gar nichts bieten. Nicht als ob's nicht große Kaufleute und richtige Spekulanten in England gäbe, o nein, aber auf hundert wiſſenſchaftliche Kaufleute kommen neunzig Kontiniers, die aufs Gerathewohl, einen dunklen Geldmachertrieb im Kopfe und ein Brett vor demſelben, ſich und Andere ruiniren, wie die Kontiniers in der Staats- und Kriegsverwaltung.

Wo der Markt ſchon ſo überfüllt iſt, wie in der engliſchen Preſſe, war es von vorn herein gefährlich, noch mehr zu liefern. Nur der feinſten Berechnung, der großartigſten Anlage und Ausdauer war es möglich, ſich ſiegreich vorzudrängen und ſiegreich zu konkurriren.

Schon vor Aufhebung des Zeitungsſtempels nahmen die engliſchen Tageblätter, die jährlich gedruckt wurden, 350 Millionen Quadratfuß ein, mit den wöchentlichen, halbmonatlichen und monatlichen Blättern eine halbe Milliarde Quadratfuß. Dazu kommen in Magazin's- und Vierteljahrsſchriften 5000 Morgen Papier, (Bogen an Bogen) welche, einen Fuß breit in der Länge gelegt, 40,000 Meilen bedecken würden. Im Jahre 1854 wurden dazu 225,000 Centner Papier verbraucht. Außerdem erſchienen im Durchſchnitt noch jährlich in London allein 4,500 neue Bände. Dieſe ausgedehnte Literatur würde ſchon hingereicht haben, die ganze Erde um den Aequator herum ſechsfach in Papier einzuwickeln.

„Waſſer thut's freilich nicht.“ Die blos mit Druckerſchwärze verdorbenen Lumpen thun's auch nicht. Auf die Menge kommt's eben ſo wenig an, wie auf die Größe. Im Gegentheil behauptete man wohl ziemlich richtig, die Aufhebung des Zeitungsſtempels ſei ein verſuchtes Attentat auf die Preſſe. Zeitungen und Literaten und Lettern ſollten ſich einander vollends zu Tode balgen und ihren geſchwächten Einfluß noch vollends ruiniren. Bisher ſah es ganz ſo aus, als ſei dieſe An- und Abſicht richtig geweſen.

Aber jetzt kommt's anders. Man hatte nicht an die Möglichkeit, an die Lebensfähigkeit täglich erſcheinender Penny-Zeitungen geglaubt.

Doch da ſind ſie nun täglich, groß wie die „Times,“ täglich zuverſichtlicher, beſſer, derber, volksthümlicher, täglich allgegenwärtiger, unvermeidlicher, lockender, unwiderſtehlicher. Da liegt er vor mir in einem Packet Nummern: „Der tägliche Telegraph“ („The Daily Telegraph“), und kommt täglich wieder und bleibt bei mir, während die „Times,“ die auch für einen Penny täglich auf eine Stunde ins Haus kam, immer wieder abgeholt ward, wenn man mitten im Leſen, mitten im Aerger über ihre ſchielende, ſchillernde, lächelnde Unverſchämtheit war.

Jetzt hat man für ſeinen Penny täglich 24 Spalten, auf jeder Spalte 200 bis 210 Zeilen, in jeder Zeile 50 Buchſtaben, im Ganzen 240- bis 250,000 Buchſtaben, und das Papier obendrein für ſeinen Penny. Das ſieht auch beinahe ſo aus, wie die Spekulation des vorhin erwähnten Weinhändlers, aber blos beinahe. Sie verkaufen nämlich eine ganz unmerkbare Linie über den Preis der Herſtellungskoſten, einen kleinen Bruchtheil der niedrigſten Kupfermünze über denſelben, aber täglich ſchon jetzt über 100,000 mal. Von dem Penny iſt etwa ein Zehntel Gewinn; 100,000 mal 1/10 Penny macht aber ſchon täglich wenigſtens 40 Pfund Sterling, alſo mindeſtens drittehalb hundert Thaler Gewinn. So iſt es dieſer zehnte Theil einer gemeinen Kupfermünze, womit man dem bisher unerſchütterlichen, unverwundbaren, uneinnehmbaren engliſchen Preß-Sebaſtopol, der „Times,“ Breſchen ſchießt. Sie verſchwindet zuſehends aus demſelben Grunde, den ich vorhin für mich angegeben, aus einer Privathand nach der andern, während Tauſende von Leuten, die früher kein Blatt in die Hand bekamen, oder nur dann und wann über die Schultern eines Anderen hineinguckten, jetzt regelmäßige Leſer und Abonnenten einer Zeitung werden, die ihrem Verſtändniß zugänglich iſt und gediegenere Leitartikel bringt, als die „Times,“ welche in ihren Leitartikeln zu einer geſchickten Taſchenſpielerin geworden iſt.

Die Abſchätzung des Gewinnes und der Circulation des „täglichen Telegraphen,“ des Standard und Morning Star, der drei Penny-Zeitungen, iſt natürlich blos ein annähernder, da die wenigſten Leſer bis jetzt regelmäßige Abonnenten ſind und faſt jeder ſich ſeine Nummer kauft, wenn er gerade Zeit, Luſt und einen Penny übrig hat. So werden manchen Tag tauſende mehr oder weniger verkauft. Dabei muß man die ungeheuren Betriebs- und Verkaufskoſten ſehr hoch anſchlagen, wogegen man freilich einen täglich ſteigenden Gewinn an den Anzeigen hinzufügen muß. Die Inſertionsgebühren ſind ziemlich hoch, 5 Silbergroſchen die Zeile, ſo daß die drei bis fünf Spalten Anzeigen täglich alſo ſchon 700 bis über tauſend Viergroſchenſtücke einbringen.

Wo bekommen aber die Unternehmer 100,000 Käufer täglich her? Nun, London hat gegen 3 Millionen Einwohner (mit den täglichen Fremden), ein Penny kommt nicht in Betracht, und für den Penny bekommt man Beträchtliches. Außerdem verbreiten die Eiſenbahnen-Netze die fliegenden Blätter im Fluge über das ganze Land für ſpottbillige Preiſe. Die Eiſenbahnen nehmen beinahe 50 Zeitungen für einen Penny Hunderte von Meilen weit mit. Und dann der Betrieb durch „fliegende Buchhändler!“ Die blühendſten Tage derſelben im Sommer 1848 zu Berlin ſind Kindereien dagegen. Wo man geht und ſteht, kommt uns der „Daily Telegraph, Star, Standard, the Halfpenny Gazette“ u. ſ. w.

Digitized by Google

entgegen. Steigt man in einen Omnibus oder heraus, oder hält er nur eine Zehntel-Minute an, ſtrecken ſich uns zehn Exemplare des „täglichen Telegraphen“ entgegen. Auf jedem Dampfſchiffe, auf jedem Landungsplatze, zwanzig- bis fünfzigfach vor und in jeder Eiſenbahnſtation, an jeder Straßenecke — überall daſſelbe Feldgeſchrei: „Daily Telegraph, Star, Standard — only one Penny.“ Ueberall daſſelbe Feldgeſchrei, im Oſten, im Süden, im Weſten, im Norden, früh Morgens und Abends ſpät, wo die fliegenden Buchhändler während des Tages ſehr ſcharf mit einer Penny-Abendzeitung konkurriren, den „Evening News.“ Und dann die Tauſende, ja Tauſende von „News veoders“ (Zeitungs- und Journalhändler) durch alle Theile Londons! Keine Straße, ſo klein und ſo ärmlich, die nicht ihren Zeitungsladen mit Cigarren, Zuckerwerk, Spielſachen, geräucherten Häringen und dergl. nährte. Dieſe und die ſtets disponiblen Legionen von Jungen, die nicht leſen können und daher gern mit Literatur handeln, die 3 Millionen Einwohner, die 15 Eiſenbahnen und die Hunderte von Dampfſchiffen machen allerdings ein ſo fabelhaftes Unternehmen, wie die Penny-Zeitung mit 250,000 Buchſtaben, nur in London möglich. In den Provinzialſtädten ſind die meiſten Penny-Unternehmungen der Art raſch zu Grunde gegangen. Nur in Mancheſter, d. h. dem Mittelpunkte eines faſt ununterbrochenen Dampfſchlottgürtels quer über England, von Liverpool bis Hull, hielt ſich bis jetzt der „Manchester Examiner,“ der neuerdings 50,000 Exemplare täglich druckt und die meiſten abſetzen ſoll. Einer Vermehrung der Auflage ſteht dort der Umſtand entgegen, daß in Mancheſter noch keine Dampf-Cylinder-Preſſe iſt. Solche Auflagen, wie hunderttauſend bis 800,000, (ja achthunderttauſend Exemplare läßt das wöchentliche „London-Journal,“ ſechszehn enggedruckte Seiten mit 3 Holzſchnitten für 1 Penny, abziehen) ſind nur mit der auf beiden Seiten gleichzeitig, d. h. in faſt gar keiner Zeit, bedruckenden Dampf-Cylinder-Preſſe möglich.

Der Sieg der Penny-Zeitung in London iſt ein großes Ereigniß für England, für die Welt. Wiſſen Sie warum? Weil damit das Monopol der „Times“ gebrochen iſt.

Kein Diplomat der Welt hat ſo virl Unheil über dir Erde verbreitet, als die „Times.“ Sie hat beſonders die Engländer demoraliſirt und vrrdummt. Sie hat durch ihre Macht eine engliſche Politik begünſtigt und populär gemacht, an deren Folgen und Früchten die ganze civiliſirte Wrlt lridet. Das Times-Monopol wird vorläufig noch beſtehen, kann ſich aber auf die Dauer nur halten, wenn ſie in Ehrlichkeit und Geradheit mit den Penny-Blättern der Volks-Intereſſen konkurriren wird.

Zu den drei nun feſt etablirten Penny-Zeitungen, Daily Telegraph, liberal, Auflage oft über 160,000 Exemplare, Morniog aod Evening-Star (Mancheſter-Partei) und Standard (conſervativ, hochkirchlich) ſind nach Aufhebung der Papier-Steuer während der letzten zwei Jahre über 20 Halb-Penny-Journale (5 Pfennige jede Nummer), zum Theil ſogar mit Illuſtrationen, gekommen. Ich weiß nicht, wie viele davon ſich gehalten haben, aber ſechs davon beſtehen mindeſtens noch. Dieſe treiben ſich noch in allen Volkskreiſen umher und ſcheinen gern und viel geleſen zu werden. Da ſie ſich gehalten, müſſen ſie einen ungeheuren Abſatz haben. Der Profit auf eine einzeine Nummer beſchränkt ſich auf den Bruchtheil eines deutſchen Pfennigs. Die ſechs Halb-Penny-Journale ſind dem Umfang und dem Inhalte nach ziemlich gleich: jede beſteht aus acht eng und nicht ſchlecht gedruckten Seiten in Quart und mit 2—3 Halbſeiten-Abbildungen (blos rine erſcheint ohne Abbildungen). Der Inhalt iſt „Leſe-Materie,“ „reading matter,“ größtentheils grauſame Verbrechen und Mordgeſchichten, wie dies auch in Deutſchland als Hauptabonnentenfangeſtoff beliebt iſt, außerdem allerlei Füllſel in Proſa und Verſen, Nachrichten und Belehrungen für Leſer und Correſpondenten, die ſich an das Blatt gewendet haben (eine ſehr cultivirte Rubrik in allen Penny- und Halb-Penny-Journalen). „The Halfpenny-Journal. A Weckly Magazine for All who can Read“ bringt Erzählungen wie: „The Hunted Falon,“ vom Verfaſſer des „Mordered Wife,“ „The Woman in Black,“ „die Vergifter von Madrid,“ „die Rache“ von So und So und „die Rache“ von Dem oder Der.

Eben ſo klingen die Titel in „The Halfpenny Miscellany,“ in der „Halfpenny Gazette. A Weekly Illustrated Journal of Fictioo, Science and Generai Literature,“ und wie ſie ſonſt alle heißen mögen. Es fehlt aber nicht an Moral und guten Lehren, daß man ehrlich und wahr ſein ſolle; daß es beſſer ſei, wenig, ſtatt viel zu trinken; wie man bei der Wahl einer Lebensgefährtin verfahren müſſe ꝛc. Dann giebt's auch „goldene Sammlungen,“ „komiſche Schnitte,“ „Wirthſchaftswinke,“ „wiſſenſchaffentliche Schnitte,“ „wiſſenswerthe Dinge,“ „intereſſante „Items“ — kurz fabrikhaft viel für 5 Pfennige. Wenn, wie dies wirklich der Fall iſt, auf den 16 eng gedruckten Spalten jedesmal nur ein Hundertſtel der eng gedruckten Zeilen ein Krümchen Witz oder Weisheit, Belehrung und guten Rath enthalten, kann der Leſer annehmen, daß er für ſeinen Halb-Penny eine viel werthvollere Waare gekauft und alles Uebrige rein umſonſt bekommen habe. Außerdem läßt ſich annehmen, daß ſich die aufgehobene Stempel- und Papierſteuer wirklich als aufgehobene „Taxes on Knowledge“ noch ſegensreich geltend machen. H. B.

Nord-Amerika.

Literariſche Briefe aus New-York.

I.

Nicht Alles iſt Humbug.

Semper aliquid novi ex — America. Das, was die alte Welt von Afrika behauptete, daß von dorther ſtets Neues komme, das paßt — namentlich ſeitdem der Krieg begonnen — heutzutage auf Amerika. Daß von Afrika immer Neues kam, das hatte, wie Ariſtoteles und Plinius ſagen, ſeinen Grund darin, daß angeblich dort ſtets neue Thiergattungen durch Miſchung entſtanden*). In ganz ähnlicher Weiſe geſtaltet ſich in Amerika ewig Neues dadurch, daß immerwährend neue Individuen und Völkerſtämme in Berührung und Verbindung kommen, und daß aus dieſer immer ſich erneuernden Miſchung auch immer neue Gebilde hervorgehen. In dieſer Beziehung iſt Amerika noch immer die neue Welt. Denn daß die ſ. g. alte Welt eigentlich viel jünger iſt, als Amerika, das hat Agaſſiz nachgewieſen. Amerika war, ſchon ein ausgewachſener Kontinent, es ſtreckte ſich ganz behaglich vom nördlichen Polarmeer bis zum ſüdlichen, während die übrigen drei noch in den Windeln des Oceans lagen und nur hir und da ein Inſelhändchen oder ein iſolirtes Füßchen hervorſtreckten.

Daß man Amerika oft einen jungen Rieſen nennt, iſt in der That ziemlich zutreffend. Wenn die Exiſtenz erſt mit dem Selbſt-

*) Aristot. hist. aoim. VIII., 28; Plinius hist. nat. VIII., 17 (al. 15.); Erasmi adagia, p. 661 ed. Basil. 1520.

Digitized by Google

bewußtſein anfängt, ſo iſt Amerika immerhin jung zu nennen und rieſig; koloſſal iſt das Land ſelbſt, und in Folge davon ſind es auch alle Verhältniſſe. So iſt z. B. die Victoriabrücke bei Montreal in Canada ein koloſſales Bauwerk; ſie muß es aber auch ſein, weil der Lorenzoſtrom, über den ſie führt, ein Rieſenſtrom iſt; dasſelbe gilt von der Suſpenſion-Bridge in der Nähe des Niagarafalls — die gigantiſche Naturkraft wird da durch ein eben ſo gigantiſches architektoniſches Kunſtwerk überwältigt. Da iſt ferner „drüben" unſer alter Vater Rhein, der vielbeſungene — aber was iſt der Vater Rhein im Vergleich zum Miſſiſſippi, dem „Vater der Flüſſe", was der Name bedeutet. Item: In der Mainzer Stadtbibliothek wird das Modell einer Brücke gezeigt, die Napoleon über den Rhein hatte ſchlagen wollen; um aber über den Hudſon eine Brücke zu ſchlagen, dazu wäre ſelbſt ein Napoleon nicht mächtig genug, und ſo führt denn auch keine Brücke von New-York zu dem andern Ufer des Eaſt- und North-River, aber es gehen fortwährend von 25 verſchiedenen Landungsplätzen (Ferries) eine Menge ganz reſpectabler Steamer herüber und hinüber — weil auch der Verkehr zwiſchen beiden Ufern ein koloſſaler iſt. Und ſo hat auf dieſem neuen Kontinente Alles antediluvianiſche Formen — es iſt Alles, ſo zu ſagen, ichthyoſauriſch, megatheriſch-maſtodontiſch.

Koloſſal iſt der Krieg, der eben geführt wird, aber auch im Frieden hat Alles rieſige Dimenſionen, denn auch im Frieden iſt Kampf, der Kampf um das Leben und für das Leben — und in dieſem Kampfe Aller gegen Alle herrſcht nothwendig das Beſtreben, ſich gegenſeitig durch großartige Maſſenentfaltung zu überbieten oder zu „bieten", wie die hieſigen Deutſchen, das engliſche to beat germaniſirend, zu ſagen pflegen. Und ſo ſind die Magazine und Stores koloſſal, die Hotels koloſſal, die Plakate und Annoncen koloſſal — und das, worin ſich das ganze Treiben abſpiegelt, die Zeitungen nämlich, ſind ebenfalls koloſſal, denn wenn auch letztere, in Folge der hohen Papierpreiſe, das Format etwas verkleinert haben, ſo iſt immerhin die Menge derſelben koloſſal zu nennen.

Und ſo mächtig und gewaltig iſt dieſes wetteifernde Ringen der friedlichen Mächte, daß ſelbſt der Krieg trotz ſeiner Koloſſalität kaum einen Einfluß darauf ausübt. Wie hoch auch die Wogen des Krieges gehen, das Kauffahrteiſchiff des Friedens geht unbeirrt daruber hin; das Gold und die Lebenspreiſe werden von den Schwankungen affizirt, es treten einzelne Störungen ein, aber im Großen und Ganzen bewegen ſich Handel und Wandel immer in denſelben Schwingungen — der Schiffscompaß im cardaniſchen Ring, der allem Schaukeln und Schwanken trotzt Ein Fremder, der nach New-York kommt und das mächtig pulſirende Leben ſieht, und wie auf dem Broadway die Menſchenmenge fluthet, kaufend, verkaufend, promenirend und flanirend, und wie überfüllt Hotels, Theater und andere Unterhaltungsplätze ſind — der ſollte eher glauben, daß „hinten weit in der Türkei", als daß im Lande ſelbſt die Völker aufeinander ſchlagen. Am Potomak donnern die Kanonen, in der Academy of Music lauſcht ein gedrängt volles Haus dem ſchauerlich leiſen Duett „Un fatal mia Donoa murmure" in Verdi's Macbeth; draußen rollen im wilden Spiel die eiſernen Todeskugeln — in Irvinghall rollen Billardkugeln, es wird da ein Tournament abgehalten zwiſchen den beſten Billardſpielern, und Tauſende von Dollars bilden den Einſatz; faſt gleichzeitig wird in Jones Wood ein Schützenfeſt von den Schweizern in New-York abgehalten, zugleich als Vorbereitung auf das deutſche Schützenfeſt in Bremen. Charleſton und Fort Sumter werden bombardirt — in New-York wird, zu Ehren der ruſſiſchen Gäſte, ein Ballfeſt veranſtaltet, das an Glanz und Pracht alles früher Dageweſene übertrifft. In der That haben einzelne Blätter den grauſamen Kontraſt zwiſchen dieſem orientaliſchen Luxus und der grimmen Noth der ſchweren Zeit hervorgehoben, und ein Gedicht in dem Sonntagsblatt der Newyorker „Abendzeitung", das eine hübſche Schilderung des Balles enthielt, ſchloß mit den Worten:

Und während ſie dort in dem glänzenden Saal'
Sich amüſirten und tanzten und lachten,
Mußten des Nordens Soldaten ſtill
Im Libby-Gefängniß verſchmachten.

New-York tanzt — und zwar nicht *obſchon*, ſondern *weil* Krieg iſt. *Eine* Aufregung ruft die andere hervor, Krieg und Tanz ſind complementär. So war man auch in Paris nie ſo luſtig, als während der Revolution, und nachdem man das Ici l'on danse auf die Trümmer der Baſtille geſchrieben hatte. Es ſcheint in der That, daß man am Wildeſten auf einem Vulkane tanzt.

Uebrigens war dieſer Ball nur eine der vielen Ehrenbezeugungen, die den ruſſiſchen Gäſten erwieſen wurden. Es geht hier eben Alles ins Koloſſale, und ſo wie es die koloſſalen räumlichen Dimenſionen des Landes mit ſich bringen, daß der Krieg ein koloſſaler iſt, ſo iſt es andererſeits eine Folge eben dieſer koloſſalen Dimenſionen, daß „blutige Schlachten" und „Geſang und Tanz" nicht, wie ſonſt wohl nacheinander, ſondern auch nebeneinander Platz finden können.

Eine Vorliebe für das Koloſſale und zugleich für alle Arten auffallender Oſtentation liegt auch im Weſen und Gebahren des Amerikaners; der Styl der Reclame durchzieht Alles. Der Amerikaner pur sang ſpricht, ſo zu ſagen, immer durch das Sprachrohr; je greller die Töne, je ſchreiender die Farbe, je größer der Spektakel, deſto mehr gefällt es ihm. Da iſt z. B. der 4. Juli, der glorreiche Fourth of July, der Tag der Unabhängigkeits-Erklärung, der allgemein gefeiert wird. Es iſt aber nicht ſowohl ein Feiern, als vielmehr ein Feuern. Bei Tage donnern unzählige Schüſſe, bei Nacht werden unzählige Feuerwerke abgebrannt; es wird geſchoſſen wie in einer Schlacht, und Tags darauf haben die Zeitungen zwar keine Todes-, aber doch viele Unglücksfälle zu berichten. Es wird aber auch ſelten eine politiſche Demonſtration ſtatt finden ohne obligate Begleitung von Pauken und Trompeten, von Raketen und Leuchtkugeln; der Enthuſiasmus muß ſich in der Feuerwerkerei kund geben. Der Krieg, ſelbſt in ſeinen erſten Phaſen, bot eine merkwürdige Illuſtration zu dieſem Hange nach Janitſcharenmuſik, nach augen- und ohrenfälliger Oſtentation. Keine Uniform ſah man häufiger als die phantaſtiſche der Zouaven. Man ſah große und kleine Zouaven, denn auch die Knaben auf der Straße ſah man in Zouaventracht, und zu läugnen iſt nicht, daß ſich letztere viel beſſer für kleine Kinder ſchickt als für große. Ebenſo verging keine Woche, in der nicht ein Paar „glorreiche Siege" verkündet wurden. Die News-boys — d. h. die Zeitungs-Colporteurs, in New-York meiſt Knaben von 8—14 Jahren — machten glänzende Geſchäfte. War auch manchmal ein Tag ohne Siegesbülletin vorüber gegangen, ſo wurde doch die Stille der Nacht durch den Ruf unterbrochen: Extra! Great battle! Glorious victory! Es waren eben die jugendlichen Herolde, die mit ihren Extrablättern in ſpäter Nacht durch die Straßen zogen, und Mancher, der ſich gerade ſchlafen legen wollte, kaufte ſich ſchnell noch das fliegende Blatt des Sieges, um auf den friſch erkämpften Lorbeeren um ſo ſüßer zu ruhen. Kurz, der Krieg machte in ſeinem erſten Auftreten den Eindruck, als wäre es nur eine andere Art von Feuerwerkerei, ein Spielen mit Schießgewehr, nur in etwas

Digitized by Google

größerem Maßſtabe. Alles das hat aber jetzt aufgehört. Die Zouaven ſind wie verſchwunden; die Knaben gehen wieder in Civil; man hört keine Extra's mehr ausrufen, und mit den Extra's hat auch alles Extravagante ſo ziemlich aufgehört. Wenn einzelne Regimenter zurückkehren, und man die zerſchoſſenen Fahnen, die ſtramme, ſelbſtbewußte Haltung und die von der Sonne des Südens gebräunten Geſichter ſieht, ſo merkt man, daß der Ernſt des Lebens, oder vielmehr der Ernſt des Todes die frühere Oſtentation verdrängt hat. Statt des Miles gloriosus, der in den Krieg zog, iſt ein wirklicher Soldat zurückgekehrt; man iſt ernſter und tiefer geworden, und der „junge Rieſe" fängt nachgerade an, aus den Flegeljahren herauszutreten. Profeſſor Leo in Halle hat in der That nicht ganz Unrecht; der Krieg iſt in vieler Beziehung eine recht hübſche Erfindung, namentlich da die HH. Profeſſoren ſelbſt nicht mit dem ſcrophulöſen Geſindel in den Krieg zu ziehen brauchen, ſondern ruhig auf ihren Kathedern ſitzen bleiben.

Daß übrigens die Amerikaner ſelbſt ſich dieſes ihres ſuperlativiſchen Hanges bewußt ſind, läßt ſich vielleicht gerade daraus ſchließen, daß man Ausdrücke, die dem „Dickethun", dem „Flauſenmachen", Schwindel und Windbeutelei der deutſchen Volksſprache entſprechen, nirgends vielleicht ſo häufig hört als in Amerika; „Bogus", „Show", „Humbug", „Blower" und das hübſche, mit romaniſirender Endung von to brag gebildete, „Bragadoccio" ſind einige dieſer draſtiſchen Bezeichnungen; auch das onomatopoetiſche „Puff" ſcheint engliſchen Urſprungs zu ſein.

Merkwürdig aber iſt, wie derſelbe Hang zur Uebertreibung und zur Effecthaſcherei auch oft in deutſchen Schriften vorkommt, die als Wahrheit und Dichtung ein Bild amerikaniſcher Zuſtände geben wollen. Es iſt als ob gar manche Deutſche in Amerika von den Amerikanern den Hang zum Koloſſalen, oder von den Urbewohnern, den Rothhäuten, die Vorliebe für das Anſtreichen mit ſchreienden Farben gelernt hätten. In vielen deutſchen Romanen, die Amerika zum Schauplatz haben, iſt das Ungewöhnliche das Alltägliche und Excentricitäten aller Art bilden das Centrum; als ſtumme Perſonen figuriren der Niagara, die Urwälder oder die tropiſche Scenerie des Südens, und dieſer ungeheuerlichen Decoration entſprechend, iſt auch alles Andere monſtrös und exorbitant. In ähnlicher Weiſe ſind manche überſeeiſche Zeitungsberichte nicht nur überſeeiſch, ſondern auch übertrieben. — Etwas Anderes iſt es, wenn z. B. in dem Buche Laboulaye's „Paris en Amerique" Alles zehntauſendfach vergrößert erſcheint, da die ganze Anlage eine humoriſtiſch-ſatyriſche iſt, und die Juxtapoſition der Gegenſätze zwiſchen Frankreich und Amerika eben nur durch das Karikirte um ſo deutlicher veranſchaulicht wird. Die Uebertreibung gehört zur Tendenz des Buches; man merkt die Abſicht und iſt nicht verſtimmt; namentlich da dieſe Abſicht keine gehäſſige iſt, ſondern als Bonhommie auftritt.

Letzteres läßt ſich aber von den erwähnten deutſch-amerikaniſchen Zeitungs-Korreſpondenzen nicht behaupten; vielmehr iſt es die ſouveräne Verachtung alles Amerikaniſchen, die Einen unangenehm und widerwärtig berührt. Daß in dergleichen Berichten über alle amerikaniſchen Einrichtungen und Verhältniſſe der Stab gebrochen wird, hat in der Regel mehr ſubjective als objective Begründung. Die Leute, die als moderne Conquiſtadoren nach Amerika kommen, mit abenteuerlichen Vorſtellungen, mit zerriſſener Fahne und zerfahrenem Leben — die ſind es auch zumeiſt, die alles Amerikaniſche en Canaille behandeln. Sie bringen von drüben nicht viel mehr mit, als das Bewußtſein von der Superiorität der deutſchen Bildung, die bei ihnen doch nur als halbe exiſtirt; ſie ſind ſtolz auf die deutſchen Univerſitäten, auf denen ſie nichts gelernt; ſie brüſten ſich mit Schiller und Göthe, mit Liebig und Humboldt, von deren Werken ſie übrigens weniger wiſſen als mancher Amerikaner (wie denn beſonders der Name Humboldt ein in Amerika hochverehrter iſt und Schiffe, Flüſſe und Ortſchaften nach ihm benannt werden). Nun aber iſt dieſe Landsmannſchaft Schiller's und Göthe's in Amerika nicht Empfehlung genug, um ohne Weiteres die verdiente Anerkennung zu finden; ein relegirter Student wird deswegen noch nicht Profeſſor am Yale-College; ein deutſcher Baron, der ſeinen Gläubigern davongelaufen, wird deswegen noch nicht Generaliſſimus der Armee — und daher die Verſtimmung und das wegwerfende Urtheil. Natürlich nimmt man ſich auch gar nicht die Mühe, vom Poſtament der eigenen Erhabenheit herabzuſteigen, um die amerikaniſchen Inſtitutionen etwas genauer anzuſehen und ſich womöglich einigermaßen damit zu befreunden — wozu? Es iſt ja doch Canaille. So bilden dieſe Leute ein deutſches Pendant zu den amerikaniſchen „Know-nothings"; ſie ſind Know-nothings zugleich in der wörtlichen Bedeutung, nur daß dieſer Knownothingismus um ſo abſurder und undankbarer erſcheint, als er in einem fremden Lande auftritt, in einem Lande, das uns Schutz und Gaſtfreundſchaft gewährt. Dem Leſer, der dieſe falſchen, oberflächlichen und einſeitigen Darſtellungen lieſt, muß ſich nothwendig die Frage aufdrängen, warum denn der Berichterſtatter auch nur Einen Augenblick länger in dem Lande bleibt, von dem er eine ſo ſchauderhafte Schilderung entwirft.

Ein Aufſatz, der vor einiger Zeit unter der Ueberſchrift „Literariſche Anſtalten in New-York" im Cotta'ſchen „Ausland" (vom 11. März 1863) erſchien, leidet auch einigermaßen an den erwähnten Gebrechen, und da in meinen nächſten Briefen zum Theil dieſelben Gegenſtände beſprochen werden ſollen, ſo wird es mir wohl geſtattet ſein, zuvörderſt einige, die hieſigen öffentlichen Bibliotheken näher würdigende Berichtigungen jenes Auslands-Artikels zu liefern.

Polen.

Das Königreich Polen. *)

In einer Zeit, wie die jetzige, wo es förmlich als Syſtem betrieben wird, Unwahrheiten zu verbreiten und Thatſachen zu entſtellen, um im Intereſſe egoiſtiſcher Parteizwecke die öffentliche Meinung irre zu führen und, wo es geradezu für eine unerlaubte Anmaßung gilt, eine Anſicht zu äußern, welche der augenblicklich herrſchenden politiſchen Stimmung zuwiderläuft, iſt es ein wirkliches Verdienſt, Bücher herauszugeben, die, auf Zahlen beruhend, geeignet ſind, der Wahrheit ihr Recht zu verſchaffen. Ein ſolches Verdienſt hat ſich der ungenannte Verfaſſer des ſoeben erſchienenen Werkes über „das Königreich Polen" erworben, indem er aus offiziellen Berichten die genaueſten Angaben über die Topographie, Statiſtik und Ethnographie Polens zuſammengeſtellt hat.

Mit Vergnügen haben wir zwar erſt kürzlich in dieſen Blättern **) geleſen, daß ſelbſt polniſche Patrioten anfangen, gegen

*) Das Königreich Polen. Topographiſche und ſtatiſtiſche Skizzen. Leipzig, H. Fries. 1864.

**) Nr. 46 von 1863.

Digitized by Google

die gefliſſentliche Fälſchung aller Nachrichten über Polen Seitens der Nationalregierung zu eiſern; indeſſen giebt es doch leider noch immer Idealiſten genug, welche, hingeriſſen von ihren Sympathien, blindlings Alles glauben, was zum Nachtheil der Ruſſen ſpricht, und ernſthaft wähnen, der gewaltſam hervorgerufene und genährte Aufſtand ſei eine nationale Erhebung der Waffen zur Wiederherſtellung des alten Polenreiches.

Entnehmen wir daher dem angeführten Werke einige nähere Notizen über die Bevölkerung des jetzigen Polens.

Sie betrug im Jahre 1816, wo das Königreich Polen zuerſt mit dem ruſſiſchen Reiche vereinigt worden war, 2,717,287, im Jahre 1860 aber 4,840,466. Sie hat ſich alſo in dieſem 45jährigen Zeitraum trotz der Unglücksjahre von 1830 und 31, wo ſie ſich um 9 Prozent verminderte, um 78 Prozent vermehrt. Im Allgemeinen rechnet man nach der mittleren Durchſchnittszahl der Jahre 1832—1856 auf 23,1 Einwohner eine Geburt und auf 28 Einwohner einen Sterbefall. Die Berichte von 1860 gaben jedoch 233,837 Geborene und 143,683 Geſtorbene, mithin eine Geburt auf 20,7 Einwohner und einen Sterbefall auf 33,6 Einwohner an.

Das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geſchlechte war wie 100 : 106,8, indem es 2,340,216 männliche und 2,500,250 weibliche Perſonen gab, und wenn man die Geſammtzahl der Bevölkerung nach ihrem Alter vertheilt, ſo erhält man nur 756,000 Männer von 20—40 Jahren.

Im Vergleich mit anderen europäiſchen Staaten, gehört das Königreich Polen ſeiner Volksdichtigkeit nach zu den Ländern mit mittlerer Dichte, da auf die Quadratmeile 2086 Bewohner kommen; im Vergleich zu den übrigen ruſſiſchen Provinzen aber gehört es zu den am dichteſten bevölkerten Theilen des Reiches.

Am bewohnteſten ſind die fünf weſtlichen Kreiſe des Gubernium Warſchau, welche an Preußen grenzen, die 4 ſüdlichſten Kreiſe im Gubernium Radom, die 2 nördlichſten Kreiſe des Gubernium Auguſtowo, die Kreiſe Plock und Pultusk im Gubernium Plock und der Kreis Lublin in dem gleichnamigen Gubernium, deſſen nordöſtliche Kreiſe, Biala und Radzyn, dagegen die am wenigſten bevölkerten Gegenden des ganzen Königreichs ſind.

Die Bevölkerung der 453 Städte, von denen blos 225 ſelbſtändig, die übrigen 228 in Privatbeſitz ſind, betrug nur 1,195,701, Warſchau mit inbegriffen, das allein 162,805 Einwohner zählte, die des flachen Landes aber, welche in 22,613 Dörfern wohnt, 3,644,765 oder 75,3 Prozent der Geſammtzahl der Bewohner. Von den Dörfern gehören 17,837 Privatperſonen, 3,446 der Krone, 837 zu Majoraten, 288 der Geiſtlichkeit, 122 verſchiedenen Anſtalten und 83 den Städten.

Die überwiegende Mehrzahl ſämmtlicher Bewohner, d. h. 3,708,219 oder 76,6 Prozent, bekennen ſich zur römiſch-katholiſchen, 6,1 Prozent zur proteſtantiſchen und 4,7 Prozent zur griechiſchen Kirche, während 12,6 Prozent Nichtchriſten, und zwar 612,098 Juden ſind. Letztere wohnen vorzugsweiſe in den Städten und haben ſich ſeit 1816 faſt um das Dreifache vermehrt, ſo daß es jetzt Flecken giebt, wo ſie ⅔ und mehr der ganzen Bevölkerung ausmachen.

Die Zigeuner, deren Zahl nicht 300 überſteigt, leben, außer im Radomſchen Gubernium, im ganzen Königreich zerſtreut; die Mohammedaner, welche 294 Seelen ſtark ſind, wohnen in den Gubernien Lublin und Auguſtowo.

Die Proteſtanten zerfallen in 281,748 Lutheraner, 6,018 Reformirte, 1,922 Herrnhuter und 1,556 Mennoniten, die Anhänger der orientaliſchen Kirche in 218,928 Griechiſch-Unirte, 5,016 Rechtgläubige und 4,362 Roskolniken oder Alt- und Gleichgläubige, zwei Sekten der ruſſiſchen Kirche.

Da die Religionsbekenntniſſe zum Theil der nationalen Abſtammung entſprechen, finden wir:

3,700,000 Slaven,
612,000 Juden,
270,000 Deutſche,
254,000 Lithauer
und: 5,660 verſchiedenen Stammes.

Die Hauptmaſſe der ſlaviſchen Bevölkerung beſteht allerdings aus Polen, indeſſen kann man ihre Zahl doch höchſtens auf 3,200,000 anſchlagen, ſelbſt wenn man die beiden poloniſirten Völkerſchaften, die aus der Miſchung der Polen mit den alten Jiatwingen, einem lithauiſchen Stamme, und mit den Weißruſſen hervorgegangen ſind, die Kurpiken und Podliachen, zu den echten Polen rechnete. Denn die Bewohner ruſſiſchen Stammes, welche in den Gubernien Auguſtowo, Plock und Warſchau, beſonders aber im Gub. Lublin leben, wo ſie ⅔ der chriſtlichen Bevölkerung bilden, belaufen ſich mindeſtens auf 500,000 Seelen. Sie zerfallen in Groß- und Kleinruſſen oder Ruſſinen, und haben nur im ſüdweſtlichen Theile des Gub. Lublin mit dem Katholicismus zugleich die polniſche Sprache angenommen, aber Sitten und Gebräuche behalten. Auch die Podliachen oder Podliaſaken laſſen in ihrem Dialekt und ihren Sitten noch deutlich ihre ſüdruſſiſche Herkunft erkennen, und die Kurpiken, welche ihren Namen ihrer Fußbekleidung, der Kurpe oder Baſtſchuhen, verdanken, und ein ſehr verdorbenes Polniſch ſprechen, erinnern durch ihr Aeußeres an die Lithauer, deren Grenznachbaren ſie ſind.

Den eigentlichen Stamm des polniſchen Volkes bilden die Großpolen, welche den weſtlichen Theil des Gub. Warſchau bewohnen, und ſich in Kleidung und Gebräuchen ziemlich rein erhalten haben. Beſonders die Kujawyen gelten für die treueſten Bewahrer der alten Sitten.

Die Maſuren oder Maſowſchanen, die Bewohner von Maſowien, ſind zwar ebenfalls echte Polen, aber in Sprache, Sitten und Gebräuchen von den Großpolen verſchieden, und die Sandomirzen oder Sandomierſchzen im ſüdöſtlichen Theil des Gub. Radom ähneln in vielen Stücken den Krakuſen oder Krakowiaken, den Nachkommen der ehemaligen Bielochroliaten, in den ſüdlichen Kreiſen deſſelben Gubernium.

Wie dieſe einzelnen Völker ſlaviſchen Stammes von einander denken, und wie namentlich die Kleinruſſen oder Ruſſinen die Polen verabſcheuen, haben wir bereits aus dem Artikel: „Die Slaven nach ihren eigenen Sprüchwörtern*)“ geſehen, und ſelbſt in England, wo die Sympathieen für die Polen noch immer die Preſſe beherrſchen, hat man ſchon auf die feindliche Geſinnung gegen die Polen aufmerkſam gemacht, welche ſich ſo offen in den Sprüchwörtern ihrer Nachbarſtämme kund thut**).

Auch die Podliaſaken haſſen die Maſuren, welche mit ihnen im Lublin'ſchen Kreiſe wohnen, und können vor Allem die Szlachta, oder den Adel, welcher in den Städten und Flecken lebt, nicht leiden.

Gleichwohl hält dies Alles den polniſchen Adel nicht ab, die Selbſtändigkeit Polens, welche einzig und allein in ſeinem Intereſſe liegt, als den Wunſch der geſammten Bevölkerung des Landes darzuſtellen.

---

*) Nr. 34 von 1863.

**) Saturday Review. 18. July, (International Titles).

Digitized by Google

Denn obſchon er im Verhältniß zur ganzen Einwohnerzahl nur wie 1: 62 ſteht, iſt er doch von jeher gewöhnt, ſich vermöge ſeiner Geſinnung und Bildung als den eigentlichen Kern des polniſchen Volkes zu betrachten, und als Repräſentant der Nation aufzutreten. Ja, er ſtrebt ſogar danach, auch die Provinzen, welche ehemals zum polniſchen Reiche gehörten, wieder zu gewinnen, ſo daß ſich alſo

8,204,272 nicht polniſche Slaven,
2,008,440 Lithauer,
2,346,815 Juden,
4,759,972 Deutſche, und
593,284 Angehörige anderer Nationen

unter der Herrſchaft von 8,450,561 Slaven polniſchen Stammes, oder vielmehr von 77,343 Polen, welche die Szlachta bilden, befinden würden.

Allerdings ſind vorläufig noch die polniſchen Provinzen Preußens und Oeſterreichs von den Forderungen der Nationalregierung ausgeſchloſſen geblieben, und blos die weſtruſſiſchen Provinzen, in denen unter einer gemiſchten Bevölkerung von 9,849,381 Seelen*) auch 1,027,947 Polen wohnen, als zu Polen gehörig reclamirt worden. Indeſſen l'appétit vient en mangeant, und als Deutſche können wir nur in einem Anflug ſentimentaler Schwärmerei, die in der Politik geradezu unverzeihlich iſt, wünſchen, daß es den Polen gelingen möge, Herren eines Reiches zu werden, welches auf 14,576 Quadratmeilen über 26 Millionen Bewohner enthalten würde. Denn trotz aller Verſicherungen von nachbarlicher Freundſchaft und Liebe bleibt doch ſtets das polniſche Sprüchwort wahr:

„So lange die Welt Welt, wird der Pole dem Deutſchen
„nie Bruder ſein."

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Ungarn.

Ungariſche Sprache und Literatur.

Die Kenntniß der ungariſchen Sprache iſt in Deutſchland viel ſeltener, als man in Betracht der nahen Beziehungen, in denen wir zu dem „Volk des Oſtens" ſtehen, erwarten ſollte. Verſtanden doch die Wiener Staatsmänner nur ſelten die Sprache einer Nation, die ohne ſolche Kenntniß vielleicht unverſtandener bleibt, als manche andere; ja Herr von Schmerling ſcheint ſich, als er die Februar-Verfaſſung entwarf, in demſelben Fall befunden zu haben, und erſt jetzt, wenn man den Berichten glauben darf, eifrig Ungariſch zu ſtudiren! Die natürliche Folge dieſer Unkenntniß iſt die meiſt unrichtige Auffaſſung der ungariſchen Verhältniſſe. Man trifft in Deutſchland verſtändige Leute und gute Patrioten, die nach den Belehrungen der Wiener Preſſe nicht begreifen können, daß die Ungarn ihre politiſche Selbſtändigkeit nicht der öſterreichiſchen Centraliſation zum Opfer bringen. Und doch iſt es gerade die politiſche Haltung der Ungarn, wodurch die deutſchen Provinzen Oeſterreichs in ihrem Zuſammenhang mit Deutſchland erhalten werden, der wahrſcheinlich — und man laſſe ſich doch ja nicht täuſchen von dem Enthuſiasmus für Deutſchland, von welchem öſterreichiſche Centraliſten zuweilen überſchäumen! — in dem Augenblick zerriſſen werden würde, wo die Ungarn ſich ſelber aufgäben und, ſtatt dem geliebten Vaterlande, im Sinn einer vom Genius der Nation geſchaffenen Verfaſſung, und geleitet von dem edlen Beiſpiel ebenſo hellſehender, wie hochherziger Vorkämpfer, als treue Bürger zu dienen, es vorzögen, ſich der Segnungen eines centraliſirten öſterreichiſchen Einheitsſtaates, der Redeübungen des Schein-Conſtitutionalismus zu erfreuen.

Darum alſo, weil bei uns in vielen Beziehungen, trotz Dampfern und Eiſenbahnen, Ungarn noch immer eine terra incognita genannt werden muß, ſind alle Beſtrebungen, die eine genauere Kenntniß des für Deutſchlands eigene Zukunft wichtigen Landes in rechter Weiſe vermitteln, unſerer Beachtung werth; und darum empfehle ich, da ja in der Poeſie eines Volkes ſich deſſen Seele am treuſten ſpiegelt, eine neue Arbeit des durch frühere Leiſtungen ſchon rühmlich bekannten Herrn Guſtav Steinacker, nämlich eine Ueberſetzung der „Geſchichte der ungariſchen Dichtung von den älteſten Zeiten bis auf A. Kisfaludy, von Dr. Franz Toldy*)."

Dieſes Werk des berühmten Literaturhiſtorikers Ungarns enthält 37 Vorleſungen, die derſelbe im Jahr 1853/54 an der Peſter Univerſität gehalten, — ein mit ſicherer Meiſterhand gezeichnetes Bild der poetiſchen Entwickelung ſeines Volks. Da bekommen wir zuvörderſt eine ziemlich lebendige Anſchauung von der Poeſie der Hunnen, lernen die Hunnen-Sage der alten Ungarn, ferner den Almus- und Arpád-Sagenkreis kennen, werfen einen Blick auf die Ueberreſte der Poeſie des ungariſchen Mittelalters, und erfreuen uns an dem Aufblühen der volksthümlich erzählenden und kirchlichen Poeſie des 16. Jahrhunderts, wo die bedeutende Geſtalt Sebaſtian Tinódi's, des letzten ungariſchen fahrenden Sängers, unſere Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich zieht.

Doch ſieh! da geht ein Stern erſter Größe auf, Nicolaus Zrinyi, der Dichter des 17. Jahrhunderts, von deſſen Genie und großer Ueberlegenheit in der Compoſition die folgenden Dichter des 18. Jahrhunderts, ſo bedeutend und erfreulich ſie an ſich ſind, überſtrahlt werden. Ihn hat daher Toldy am Ausführlichſten behandelt; mit dem lebhafteſten Intereſſe wird ihm der Leſer in ſeiner Darſtellung und Kritik der Zriniade folgen. Hier, in dieſem Gedicht — beiläufig ſei es geſagt — haben die Deutſchen in Ungarn ein Werk, durch deſſen Ueberſetzung, wenn ſie ſich dem ſchwierigen Unternehmen gewachſen fühlen, ſie ſich ein wirkliches Verdienſt erwerben können, ein Werk von ſo begeiſternder Kraft, daß der davon Ergriffene gewiß nicht warten wird, bis vielleicht einmal eine gelehrte Geſellſchaft einen Preis dafür ausſetzt!

Von der 21. Vorleſung (Zrinyi) an wird ſich die Freude an der Darſtellung Toldy's immer mehr ſteigern; denn das achtzehnte Jahrhundert iſt reich an intereſſanten poetiſchen Geſtalten. Reiche Belehrung aus dieſen Vorträgen ſchöpfend, wird ſich gewiß der Leſer mit mir dem Wunſch des Ueberſetzers anſchließen, daß es dem „vorzugsweiſe dazu berufenen Verfaſſer gefallen und vergönnt ſein möge, recht bald auch das jedenfalls noch weit allgemeineres Intereſſe erregende goldene Zeitalter der ungariſchen Dichtung im 19. Jahrhundert abzuhandeln." Toldy's durch vollkommene Beherrſchung des Stoffs, Präciſion und Klarheit ausgezeichnete Werk hat in Herrn G. Steinacker einen vortrefflichen Ueberſetzer gefunden.

Bei dieſer Gelegenheit will ich nicht unterlaſſen, die Freunde

*) Siehe 32. Jahrg. des „Magazin" S. 240.

*) Peſt, Guſtav Heckenaſt, 1863.

Digitized by Google

ungariſcher Poeſie in Deutſchland auf eine Sammlung lyriſcher Gedichte aufmerkſam zu machen, die ich in jüngſter Zeit mit Vergnügen geleſen habe. Ich meine: „Bologh Zoltán Költeményei", zu Wien in zweiter Auflage erſchienen und der Wittwe des ebenſo hochherzigen wie unglücklichen Grafen Ludwig Batthyanyi gewidmet. Die ganze neuere Lyrik der Ungarn — nur Arany, den durchaus Eigenthümlichen, ausgenommen — ſteht unter dem mächtigen Einfluß Petöfi's, und ſo iſt denn dieſer Einfluß auch bei unſerem Dichter unverkennbar; doch iſt ſeine Originalität bedeutend genug, daß von bloßer Nachahmung nicht die Rede ſein kann. Der Verfaſſer iſt, irren wir nicht, Maier, und wenn wir die vielen ſchönen und gelungenen Gedichte, die ſein Buch enthält, betrachten, freut es uns, ausſprechen zu können, daß er auch als Dichter von ſich ſagen kann: „anch' io sono pittore"!

Theodor Opitz.

Kleine literariſche Revue.

— **Das landwirthſchaftliche Inſtitut der Univerſität Halle.** Mit der Univerſität Halle iſt ſeit einem Jahre ein landwirthſchaftliches Lehrinſtitut verbunden, das unter der Leitung des ordentlichen Profeſſors der Landwirthſchaft, Herrn Dr. Julius Kühn, ſteht, der darüber einen Bericht, ſowie ein Programm, in Form eines erſten Heftes von „Mittheilungen" hat erſcheinen laſſen.*) Der Ausſpruch Juſtus v. Liebig's, daß nur eine Verbindung der landwirthſchaftlichen Akademien mit den Univerſitäten dem Bedürfniſſe der Landwirthe, die mehr und mehr nach einer univerſellen, natur- und rechtswiſſenſchaftlichen, philoſophiſchen und techniſchen Bildung ſtreben, zu genügen vermöge, hat in Preußen dieſen erſten Verſuch einer ſolchen Verbindung hervorgerufen, der, allem Anſchein nach, von dem landwirthſchaftlichen Publikum ſehr dankbar aufgenommen wird. Nachdem das Inſtitut im Winter-Semeſter 1862—63 mit zwanzig Studirenden eröffnet wurde, zählt daſſelbe im gegenwärtigen Semeſter bereits ſechsundfünfzig immatrikulirte Landwirthe, worunter 41 Preußen, 12 andere Deutſche, ein Schweizer, ein Kurländer und ein Amerikaner. Wie aus dem Lehrplane und dem Programme der Anſtalt erſichtlich, hat ſich dieſelbe die Aufgabe geſtellt, Alles, was man landwirthſchaftliche Chemie, landwirthſchaftliche Botanik u. ſ. w. nennt, ſo zu verwerthen, und aus den Grundwiſſenſchaften die leitenden Ideen und Prinzipien dergeſtalt anwenden zu lehren, daß die Landwirthſchaftslehre, unbeſchadet ihrer inneren Einheit und organiſchen Gliederung, als angewandte Naturwiſſenſchaft und Volkswirthſchaftslehre erſcheint. In richtiger Erkenntniß und Würdigung dieſer Aufgabe, hat der landwirthſchaftliche Centralverein der Provinz Sachſen, deſſen Anträge und Verwendungen am Meiſten zur Herſtellung des neuen Inſtituts beigetragen, an die Spitze deſſelben die Berufung eines Mannes veranlaßt, der mit gründlichen wiſſenſchaftlichen Studien die Erfahrungen einer vieljährigen Praxis auf landwirthſchaftlichem Gebiete verbindet. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß unter der Leitung eines ſolchen Mannes der Zweck des Inſtituts: einerſeits praktiſch vorgebildeten Landwirthen Gelegenheit zu geben, ſich eine gründliche und allſeitige Durchbildung zu erwerben, und andererſeits Studirenden der Kameraliſtik und der Verwaltungs-Wiſſenſchaft die Möglichkeit zu bieten, ſich eine nähere Kenntniß der Grundſätze des Landwirthſchaft-Betriebes anzueignen, vollſtändig erreicht werden wird.

— **Die Einführung des Chriſtenthums in Belgien.** Ein niederländiſcher Gelehrter, Herr P. A. F. Gerard, hat in vlamiſcher Sprache eine Abhandlung über die Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums in Belgien drucken laſſen, die ſowohl in Holland, als in Belgien, mit großem Intereſſe geleſen worden iſt.*) „Die ſogenannte Einführung des Chriſtenthums in Belgien," ſagt der Verfaſſer in der Einleitung ſeiner Schrift, „iſt vielleicht nichts Anderes geweſen, als eine neue Vergewaltigung dieſes Landes durch die Römer, und zwar dieſesmal unter dem Vorwande der Religion. Die Römer waren wegen ihrer Sittenloſigkeit von den Batavern ausgetrieben worden; der Aufſtand der Letzteren ward hauptſächlich durch den Mißbrauch hervorgerufen, den die Römer damals von den Jünglingen machen wollten, die zum Kriegsdienſt gezwungen worden waren. Sie konnten daher, um wieder in den Beſitz des Landes zu gelangen, nichts Beſſeres thun, als dorthin unter der Maske von Sittenpredigern zurückzukehren. Allerdings waren die Mitglieder der gallo-romaniſchen Ariſtokratie, die bei der Auflöſung des Reiches im Schoße der Kirche eine Zuflucht geſucht hatten, keine eigentlichen Römer, doch bei den Barbaren galten ſie als Vertreter Roms. Wahrlich, das Unglück iſt ein großer Lehrmeiſter, und man darf wohl annehmen, daß ihre Reue eine aufrichtige war. Wir ſind weit davon entfernt, die Tugenden der Glaubens-Apoſtel in Zweifel zu ziehen, welche die Bekehrung der Franken unternahmen. Wir wollen ihre Abſichten keineswegs verdächtigen. Wir nehmen an, daß ein heiliger Eifer für die Fortpflanzung des chriſtlichen Glaubens ihre hauptſächliche Triebfeder war. Aber nichts deſto weniger iſt es unbeſtreitbar, daß die Mittel, deren ſie ſich bedienten, um dieſes gottesfürchtige Werk zu verrichten, den Erfolg hatten, einen großen Theil des Grundes und Bodens in ihre Hand zu bringen und ihre Herrſchaft über das Volk auszubreiten, welches am meiſten zur Vernichtung der römiſchen Macht beigetragen hatte."

— **Ein engliſcher Knigge.** Ein bekannter engliſcher Schriftſteller, Herr George H. Calvert, hat ein Buch über den Umgang mit Menſchen geſchrieben, das er, nach dem Ideale engliſcher geſellſchaftlicher Bildung, „der Gentleman" genannt hat, und das jetzt in einer ſpeziell für die Amerikaner beſtimmten Ausgabe erſchienen iſt.**) Wenn irgend einem Volke, das auf den Vorzug, ein gebildetes zu ſein, Anſpruch macht, eine Anleitung über den Umgang mit Menſchen noththut, ſo ſind es die heutigen Amerikaner. Durch den Bürgerkrieg iſt ein großer Theil der jungen Leute, die immer ſchon geſellſchaftliche Ungebundenheit mit bürgerlicher Freiheit verwechſelten, vollends verwildert. Das Buch des Herrn Calvert hält ihnen nun einen Spiegel vor, in welchem ſie neben dem abſchreckenden Bilde ihrer eigenen Formloſigkeit das ſchöne, einnehmende Bild eines Gentleman erblicken. Letzterer wird

*) Mittheilungen aus dem phyſiologiſchen Laboratorium und der Verſuchſtation des landwirthſchaftlichen Inſtituts der Univerſität Halle. Von Dr. Julius Kühn, ord. öffentl. Profeſſor ꝛc. Erſtes Heft. I. Unterſuchungen über die Entſtehung, das künſtliche Hervorrufen und die Verhütung des Mutterkorns. II. Nachrichten über das landwirthſchaftliche Inſtitut. Zugleich als Programm des Inſtituts für Michaelis 1863. Mit einer kolorirten Tafel. Halle, C. E. M. Pfeffer.

*) Over de invoering des Christendoms in Belgien. Brüssel, Ferd. Claessen, 1863.

**) The Gentleman. By George H. Calvert. Boston, Ticknor & Fields.

Digitized by Google

ihnen gezeigt, wie er im häuslichen und im öffentlichen Leben, in der Geſellſchaft und im Staate ſich darſtellt. Von einer Analyſe des Begriffes und des Wortes „Gentleman" ausgehend, gelangt der Verfaſſer zu einer kritiſchen Darſtellung von hiſtoriſchen Perſonen, die ihm als Muſter-Gentlemen gelten. Als ſolche bezeichnet er z. B. Bayard und Sidney. Um die ethiſche und äſthetiſche Macht des wahren Gentleman in ihrem vollen Lichte zu zeigen, macht er auf den Unterſchied aufmerkſam, der zwiſchen dem ſcheinbaren engliſchen Gentleman George IV. und dem wirklichen echten Gentleman Charles Lamb beſtanden; ferner ſtellt er Kontraſte, wie Napoleon und Waſhington, Hampden und Leiceſter, neben einander. Auch Shakeſpeare's Gentleman-Charaktere werden nach ihrer hiſtoriſchen, wie nach ihrer poetiſchen Seite definirt. Höchſt anziehend geſchrieben iſt das Kapitel über den „Ton eines Gentleman im ſchriftlichen Verkehr" — ein Kapitel, das auch in England viele Beherzigung finden ſollte, z. B. von Seiten der Gelehrten der Times. Die Hohlheit von Cheſterfield's Codex der guten Erziehung wird von Calvert in ihrer ganzen Blöße dargeſtellt. Der Verf. läßt von keinerlei Scheingröße ſich irgendwie imponiren: er beweiſt dem „Parvenu", der ſich für einen großen Mann hält, daß er nichts weniger ſei, als dies; dagegen kennzeichnet er andere, von der Welt kaum gekannte, aber in ihren Kreiſen mit ſittlicher Kraft wirkende Männer als die wahren Gentlemen der Gegenwart und in allen Zeiten.

— **„Gäa."** So heißt eine neue Zeitſchrift für Naturwiſſenſchaft, Erdkunde und Technik, die jetzt in Köln erſcheint, *) und zwar unter Mitwirkung von Männern, wie Prof. Carl Vogt, Dr. Avé Lallemant, Dr. H. Klenke, Dr. A. Weber, Profeſſor Emsmann u. A. Das erſte Heft enthält neben vielen intereſſanten technologiſchen Notizen folgende Abhandlungen: „Ueber ſüdamerikaniſche Stromgebiete, zunächſt Braſiliens;" „die veränderlichen Sterne," „die Uhren," „das Gewitter," „Dominique François Arago" und die Sonnen-, Mond- und Planeten-Ephemeriden für den Monat November 1863.

Literariſcher Sprechſaal.

Dem Dichter Franz Grillparzer iſt vom Wiener Gemeinderath, auf Antrag der Gemeinderaths-Mitglieder, Profeſſor Stubenrauch, Frankl und Dr. Helm, das Ehrenbürger-Recht der Stadt Wien verliehen worden.

Von Renan's „Leben Jeſu" ſind — nachdem bereits in Berlin zwei deutſche Ueberſetzungen des Buches erſchienen waren — auch in Wien zwei verſchiedene deutſche Ueberſetzungen ausgegeben worden, von denen die eine — die von Patuzzi (Wien, A. Wenedikt) — ſich rühmt, die zahlreichen griechiſchen und lateiniſchen Ausdrücke Renan's, ſowie überhaupt jedes Fremdwort. erklärt zu haben.

Diejenigen Zeitungen Wiens, welche für Organe des Ultramontanismus gelten — „Wiener Kirchenzeitung", „Vaterland" und „Volksfreund" — eifern täglich gegen die öſterreichiſchen Amtsbehörden, weil ſie das Renan'ſche Buch noch nicht verboten haben, doch ſcheinen ſie ſich ſelbſt keinen Erfolg von ihrem Eifer zu verſprechen.

*) Köln, Expedition der Gäa (F. Mermet).

Unter den zahlreichen Gegenſchriften, die bisher zur Widerlegung Renan's in Frankreich und anderen Ländern erſchienen, iſt eine der würdevollſten und darum wirkungsreichſten die des holländiſchen Profeſſors Dr. Theol. van Ooſterzee in Utrecht, von welcher ſoeben auch eine deutſche Ueberſetzung ausgegeben worden. *) Wir entlehnen dieſer Schrift folgende Vergleichung des Lebens Jeſu von Renan mit dem von David Friedr. Strauß:

„Der Ludwigsburger Gelehrte blieb innerhalb gewiſſer Grenzen, über welche der Pariſer getroſt hinausgeht. Das Buch des Letzteren ſteht an Anziehungskraft für ein gemiſchtes Publikum gerade ſo hoch über dem des Erſteren, als es an Tüchtigkeit darunter geblieben iſt. Gerade darum iſt es vielleicht verführeriſcher, wenigſtens in einer Zeit, die ſicherlich mehr zur Oberflächlichkeit, als zum Gegentheil hinneigt, und die lieber mit dem Luftballon in einem Augenblicke nach Oben geht, als mit der Taucherglocke in die Tiefe hinabſteigt."

Vor einigen Monaten iſt in London der Verſuch gemacht worden, Beethoven's Compoſitionen zu Goethe's „Egmont" als Konzertmuſik aufzuführen. Herr Bartholomew hatte nämlich einen einleitenden und verbindenden poetiſchen Text für die verſchiedenen Muſikſtücke geſchrieben, die demnächſt von einem trefflichen Sänger-Perſonal und Orcheſter im Kryſtallpalaſt vorgetragen wurden. Der Eindruck, beſonders der Ouverture und der Zwiſchenakts-Muſik, von Klärchens Liedern, ſowie der Traum-Scene und des Trauermarſches, ſoll ſo außerordentlich geweſen ſein, daß dieſe Aufführung als ein neuer bedeutender Schritt für die Einbürgerung und Populariſirung Beethovens in England zu betrachten iſt. Ein Recenſent im „Reader" citirt, um des großen Tondichters eigene Anſicht über dieſe ſeine Compoſition darzulegen, deſſen an Bettina von Arnim geſchriebene Briefe über Göthe. In Deutſchland wird aber die Echtheit dieſer Briefe überhaupt angezweifelt. Marx in ſeinem „Ludwig van Beethoven" meint, daß, wenn überhaupt Etwas an dieſen Briefen ſei, Bettina jedenfalls die Worte des großen Muſikers ins Bettina'ſche überſetzt habe.

Dem Verfaſſer des „Vicar of Wakefield", Oliver Goldſmith, iſt kürzlich in Dublin ein Denkmal errichtet worden. Goldſmith iſt ein geborener Irländer und hatte auf der Univerſität Dublin ſeine Bildung erhalten. Dieſe hielt es daher auch für ihre Pflicht, nachdem ſie vor einigen Jahren die Statue des irländiſchen Dichters Thomas Moore auf einem der Vorplätze ihrer Lehrhallen aufgeſtellt hatte, auch dem älteren und populäreren Goldſmith die gleiche Dankbarkeit zu beweiſen. Demnächſt ſoll auf demſelben Platze dem ebenfalls in Irland geborenen großen Parlamentsredner Edmund Burke ein Denkmal errichtet werden.

Der geachtete franzöſiſche Akademiker Flourens tritt im Journal des Savans (November 1863) mit großer Entſchiedenheit gegen Darwin's Theorie über den „Urſprung der Gattungen" auf. Darwin leitet dieſen Urſprung bekanntlich von älteren Exiſtenzen her, die ſich nach und nach zu den gegenwärtigen entwickelt haben. Flourens bemerkt hiergegen, daß jede ältere Exiſtenz eine noch ältere zur Vorausſetzung habe und alſo zuletzt doch einen anderen Urſprung als die bloße Weiterentwickelung

*) Geſchichte oder Roman? Das Leben Jeſu von Ernſt Renan, vorläufig beleuchtet von J. J. van Ooſterzee. Aus dem Holländiſchen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes, 1864.

Digitized by Google

haben müſſe. „Es iſt“, ſagt er, „in der Naturgeſchichte nur zweierlei Urſprung möglich: entweder die ſpontane Entſtehung (generatio aequivoca), oder der Finger Gottes. Zwiſchen dieſen beiden hat man zu wählen. Herr Darwin aber ſchreibt ein Buch über den Urſprung der Gattungen, und dasjenige, was in dieſem Buche nicht nachgewieſen wird, iſt gerade der Urſprung der Gattungen.“

Was die ſpontane Entſtehung, die generatio aequivoca, betrifft, ſo meint Herr Flourens, daß auf dem heutigen Standpunkte der Naturwiſſenſchaft kein Menſch mehr an eine ſolche Entſtehung glaube*); Hr. Darwin würde alſo mit ſeiner Theorie, wenn ſie darauf hinaus liefe, zu ſpät kommen. „Allerdings“, ſo fügt der franzöſiſche Akademiker hinzu, „giebt es bisher nur wenige klare Köpfe, die mit ſicherem Blicke die unerſchütterliche Fixität der Gattungen und jene ewige Unveränderlichkeit der Weſen erkennen, die auf einander in regelmäßigem Verlaufe folgen, ſtets in gleicher Weiſe verſchieden und getrennt, in gleicher Entfernung die Einen von den Anderen. Es iſt dies das große Schauſpiel und die großartige Seite der Dinge. Die kleinen, leicht wahrnehmbaren Veränderungen derſelben nehmen unſere Aufmerkſamkeit gefangen, die kleineren Phänomene bewirken, daß wir die großen vergeſſen.“

Der engliſche Phyſiker David Brewſter hat bereits vor dreißig Jahren den Lehrſatz aufgeſtellt und nachzuweiſen geſucht, daß ſich die ſieben prismatiſchen Farben Newton's auf drei Grundfarben, Roth, Gelb und Blau, zurückführen laſſen. In neueſter Zeit hat ein anderer Engländer, Herr Field, in ſeinem Werke über „Chromatographie“ das richtige Verhältniß dieſer drei Grundfarben feſtzuſtellen geſucht, wobei er zu dem Reſultate gelangt, „daß weißes Licht aus den Farben Roth, Gelb und Blau zuſammengeſetzt ſei, und zwar in dem Verhältniſſe von reſp. 5, 3 und 8“. Hierauf fußend, hat nun ein engliſcher Lehrer der Ornamentirkunſt, Herr Owen Jones, in ſeinem Lehrbuche der Ornamentik („The Grammar of Ornament“) folgenden Lehrſatz aufgeſtellt: „Primäre Farben von gleichen Intenſitäten werden mit einander harmoniren, oder ſich gegenſeitig neutraliſiren, in dem Verhältniſſe von 3 Gelb, 5 Roth und 8 Blau.“

In der 26. Lieferung der neuen Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas befindet ſich eine ungemein anziehende neue Karte der Süd-Polar-Regionen, von A. Petermann. Es reichen die Radien dieſes vom Südpol, als Mittelpunkt, ausgehenden Kreiſes bis zum 30. Parallel S. Breite, in dem Maaßſtabe von 1 zu 40,000,000. Es umfaßt dieſer Kreis die Südſpitzen von Afrika, Auſtralien und Südamerika, ſo wie ganz Neuſeeland, und in der Weiſe, wie die von zahlreichen kleinen Nebenkarten umgebene Südpolar-Karte hier vorliegt, iſt ſie in der That eben ſo neu, als intereſſant, da etwas Aehnliches noch in keinem der uns bekannten Atlanten zu finden iſt. Wir erhalten durch dieſe Karte, wie dies weder durch eine Weltkarte in Mercators Projection, noch durch Planigloben möglich iſt, einen vollſtändigen Ueberblick der Stellung und des gegenſeitigen geographiſchen Verhältniſſes der drei Welttheile Afrika, Amerika und Auſtralien in ihren ſüdlichſten Kontinental-Ausläufern. Gerade um die Letzteren gruppiren ſich die Linien, welche die hauptſächlichſten Seewege des Welthandels bilden, die in der Kapſtadt, in King-George-Sound, in Melbourne, Sidney, Valparaiſo und Neuſeeland — welches Letztere Petermann das „Großbritannien der ſüdlichen Hemiſphäre“ nennt — zuſammenlaufen. Auch iſt zum erſtenmale auf dieſer Südpolar-Karte jener fabelhafte, durch keinerlei glaubwürdiges Zeugniß nachweisbare, antarktiſche Kontinent, mit welchem gerade ſeit einigen Jahrzehnden, auf die Schiffernachrichten der Wallfiſchfänger hin, unſere Atlanten ausgeſtattet ſind, gänzlich beſeitigt. Dr. Petermann, der zu dieſer Karte in ſeinen „Mittheilungen“ eine eingehende, hiſtoriſch-phyſiographiſche Erläuterung giebt, weiſt aus den Berichten von Cook, Bellingshauſen, Weddell, d'Urville, Wilkes, Roß und anderen antarktiſchen Seefahrern nach, daß es lediglich wandernde Pack-Eis-Koloſſe waren, die man für Kontinente gehalten. Er glaubt vielmehr, daß die dem Südpol näher liegende Region, wohin bisher noch kein Fahrzeug gedrungen, verhältnißmäßig frei von Eis und ſchiffbar ſei und daß das antarktiſche Centralgebiet einen vorwiegend oceaniſchen Charakter habe. Er fordert zu neuen Expeditionen und Forſchungen in dieſem Gebiete auf, die ſowohl für die Wiſſenſchaft, als für den Welthandel von außerordentlichem Nutzen ſein können. Zunächſt möchten ſich wohl die dieſem Gebiete verhältnißmäßig nahe liegenden, mit jedem Jahre mächtiger ſich emporſchwingenden, engliſchen Kolonieen in Süd-Auſtralien und Neuſeeland zu ſolchen Expeditionen und Forſchungen veranlaßt ſehen.

Ein neues Ergänzungsheft von Petermanns „geographiſchen Mittheilungen“ ſchließt die größte und umfangreichſte Arbeit, die ſeit dem neunjährigen Beſtehen dieſer Zeitſchrift darin publicirt worden iſt, nämlich die große Karte von Inner-Afrika in 10 Blättern, im Maaßſtabe von 1 zu 2,000,000, begleitet von einer ausführlichen Denkſchrift, mit Nachweis aller Quellenwerke über dieſes intereſſante Gebiet, und von dreizehn Originalberichten der Reiſen und Arbeiten von v. Beurmann, Kotſchy, Brun-Rollet, Behm, Antinori, v. Heuglin, Morlang und v. Harnier. Dieſe Karte, deren Bearbeitung nahezu drei Jahre gekoſtet hat, und in der zum erſten Male mit einiger Vollſtändigkeit alle bisherigen Erforſchungen und Nachrichten über Inner-Afrika vereinigt ſind, hat durch die denkwürdige Entdeckung der Nilquellen durch Speke und Grant, deren Reſultate noch auf der Karte eingetragen werden konnten, einen überaus günſtigen Abſchluß erhalten. Die Original-Reiſeberichte enthalten alle bis jetzt eingegangenen Nachrichten von Beurmann und Heuglin.

In Paris hat ein Herr Beluze, ehemaliger Tiſchlergeſell, zwei Arbeiter-Aſſociationen gegründet, die ſtreng nach dem Schulze-Delitzſch'ſchen Prinzipe von „Leiſtung und Gegenleiſtung,“ d. h. der perſönlichen Haftbarkeit und Solidarität, verfahren und, von kleinen Anfängen ausgehend, bereits neben einem eigenen Vermögen großes Vertrauen und vielen Kredit beſitzen, ſo daß ihre Wechſel gern discontirt werden. Beluze ruft den Arbeitern zu: „Verlaßt euch nur auf euch ſelbſt! Durch die Aſſociation werdet ihr ſiegen; darum gründet euch ſelbſt das Kredit-Inſtitut, das den Arbeiter-Aſſociationen die Möglichkeit gewährt, zu leben und zu gedeihen.“

---

*) Man vergleiche damit unſern Artikel über Paſteur's Entdeckungen im heutigen Blatte des „Magazin.“

Digitized by Google

Im Verlage von **J. A. Schloſſer's** Buch- und Kunſthandlung in **Augsburg** iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pſychiatriſche Briefe

oder

die Irren, das Irreſein und das Irrenhaus.

Eine vollſtändige ſyſtematiſche Darlegung aller Seelenkrankheiten

in klaſſiſchen und naturgetreuen Beiſpielen für das gebildete Publikum erläutert

von

Dr. med. **Joh. Aug. Schilling.**

Mit einer nach einer Photographie in Holz geſchnittenen Abbildung des Kaulbach'ſchen Narrenhauſes und einzelner intereſſanter Narrenköpfe deſſelben.

Nach Original von **W. v. Kaulbach**, Holzſchnitt von **Braun** und **Schneider**, Photographie von **J. Albert.**

Gr. 8. Elegant broſchirt. Preis 2 Thlr. 24 Sgr.

Es iſt wohl kaum ein Werk bisher in die Oeffentlichkeit gedrungen, das mit gleich großer Wichtigkeit das höchſte Intereſſe verbindet. — Das Publikum zu belehren, was es heiße, „ein Irre“ zu werden, — als ſolcher behandelt, — und dann geheilt zu werden oder vielleicht verloren zu gehen für das ganze ſeeliſche Leben, — iſt ſicher um ſo mehr nothwendig, als es bis jetzt kein Buch gab, das in ſo blühender anziehender Sprache, in populären Vorträgen bei der ſtrengſten Wiſſenſchaftlichkeit, in Allem Aufklärung bietet, was über Irreſein, Irrenanſtalten und Irrenbehandlung zu wiſſen nöthig iſt. — Hier iſt Belehrung, Rath und Troſt zu finden. Die Kaulbach'ſchen Bilder geben den ſchönen begeiſternden Worten des Verfaſſers die trefflichſte Erklärung. (32)

Im Verlage der **S. Schropp**'schen Landkarten-Handlung in **Berlin**, Markgrafenstr. 46, ist so eben erschienen: (36)

Karte von Schleswig, Holstein und Lauenburg nebst den angrenzenden Landestheilen. Entworfen von F. B. Engelhardt. Preis in Carton 15 Sgr.

Der grosse Maasstab (1 : 600,000) erlaubt mit Leichtigkeit die Kriegsoperationen im Norden Deutschlands zu verfolgen und empfehlen wir allen Zeitungslesern obige Karte als vortreffliches Orientirungsmittel.

Schleswig-Holſtein!

Im Verlage von G. G. Lange in **Darmſtadt** iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (38)

Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holſtein und ſein gutes Recht.

Mit dem Portrait des Herzogs in Stahlſtich.
Elegant geh. 5 Sgr.

Die kleine Schrift enthält einen allgemein verſtändlichen Abriß der Geſchichte und des Staatsrechts der Herzogthümer.

Die Papier- und Schreibmaterialien-Handlung

von **Ernſt Stiemcke,**

Jägerſtraße 42. u. Stechbahn 3.

Kunſt-, Stempel- und Präge-Anſtalt.

Briefbogen auf feinem weißen Glacé-Papier mit Buchſtaben, Vornamen, Wappen ꝛc. in weiß und farbig gepreßt in jeder nur exiſtirenden Art und Weiſe.

Taſchen- und Bleifedern zum Schrauben in großer Mannigfaltigkeit.

Brief-Couverts in mehr als 100 Sorten von den billigſten bis zu den feinſten.

Photographiſche Albums von den einfachſten bis zu den feinſten Sorten in größter Auswahl, Lager von Schreibmappen, Albums, Poeſiebüchern ꝛc.

Lager von deutſchen, franz. und engl. Diaten, Oblaten, Siegellack, Stahlfedern ꝛc. in den vorzüglichſten Sorten. (28)

Concertsaal des königl. Schauspielhauses.

Vorträge auf dem Gebiet der neueren Sprachen. Ertrag zur Stiftung eines Stipendiums für Studirende der neueren Sprachen.

Mittwoch Abends 6½ Uhr.

I. 27. Jan. Hr. Prof. Dr. Herrig: Ein englischer Staatsmann.
II. 3. Febr. 1) Hr. Dr. Rodenberg: Ueber den Schweizer Kühreihen
2) Hr. W. Reymond: Sur l'enseignement international.
III. 10. Febr. Hr. Prof. Dr. Bollmann: Ueber den Hanswurst.
IV. 17. Febr. 1) Hr. Dr. Büchmann: Geflügelte Worte.
2) Hr. J. Dare: The chief events of Franklins life.
V. 24. Febr. Hr. Dr. Leo: Hamlet und Wilhelm Tell.
VI. 2. März. 1) Hr. Dr. David Mueller: Henriette Hertz und ihr Kreis.
2) Hr. Dr. Buetin: L'Hôtel Rambouillet.
VII. 9. März. Hr. Prf. von Holtzendorff: Ueber die Gaunersprache.
VIII. 16. März. 1) Hr. Prof. Dr. Goscbe: Die spanischen Cid-Romanzen.
2) Hr. Dr. Taylor: The present english novelists.

Billets für den ganzen Cyclus zum Preise von 1½ Thlr., für einzelne Abende à 15 Sgr. bei Hrn. Hofmusikalienhändler Bock, Französische Strasse 33e und U. d. Linden 27. (35)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (33)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bibliographiſche Anzeigen.

Nr. 1 (1864) der **„Oeſterreichiſchen Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben“** (Beilage zur K. Wiener Zeitung) enthält folgende Artikel:

- Die Reſtauration des St. Stephans-Domes. Von K. Weiß.
- Die Konformität der Univerſitäten, mit Rückſicht auf gegenwärtige öſterreichiſche Zuſtände. Von Dr. K. Rokitansky.
- Die Pferde-Eiſenbahn und die Omnibus-Frage in Wien.
- Geographiſche Romane.
- Die Parteikämpfe in Nieder-Oeſterreich, 1519—1520.
- Dr. Emil Franz Rößler.
- Literariſche Notizen. (34)
- Sitzungsberichte der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Klaſſe der kaiſerlichen Akademie in Wien und der Gelehrten-Geſellſchaft in Krakau.

(Wien, in Kommiſſion bei Carl Gerold's Sohn.)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin** ſind erſchienen: (27)

Hinterlaſſene Werke des Generals

Carl von Clauſewitz

über Krieg und Kriegführung.

Zweite Auflage.

Zehn Bände. gr. 8. mit 2 Karten. 12 Thlr.

Erſter bis dritter Band (untrennbar). 4 Thlr.

Vom Kriege.

Die dritte Auflage, vermehrt mit einem Lebensabriß des Verf. und geſchmückt mit einem Bildniſſe deſſelben in Stahlſtich, erſcheint in dieſem Jahre.

Vierter Band.

Der Feldzug von 1796 in Italien. Mit einer Karte von Oberitalien, bearbeitet von F. Kiepert, und 5 Plänen. 1858. 1 Thlr. 10 Sgr.

Fünfter und ſechſter Band.

Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. 2 Bände (untrennbar). 2 Thlr. 20 Sgr.

Siebenter Band.

Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtand, und der Feldzug von 1814 in Frankreich. Mit einer Operationskarte von Rußland. 1862. . . . . 1 Thlr. 20 Sgr.

Achter Band.

Der Feldzug von 1815 in Frankreich. 1862. . . . . 1 Thlr.

Neunter Band.

Strategiſche Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Guſtav Adolph, Turenne, Luxemburg und andere hiſtoriſche Materialien zur Strategie. 1863. . . . . . 1 Thlr. 10 Sgr.

Zehnter Band.

Strategiſche Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobieski, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzog von Braunſchweig und andere hiſtoriſche Materialien zur Strategie. 1863. . . . 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Bände VII—X (Einzelpreis 5 Thlr. 10 Sgr.) werden auf einmal bezogen zum Preiſe von 4 Thlrn. abgegeben.

„Kein anderer Schriftſteller,“ ſagt die Neue Militair-Zeitung (1858 Nr. 28), „iſt gleich geeignet in das Weſen des Krieges einzuführen, keiner zwingt ſo unerbittlich den eigentlich entſcheidenden Faktoren, den letzten bewegenden Urſachen bis auf den Grund nachzugehen. **Clauſewitz** iſt ein Kritiker erſten Ranges im beſten Sinne des Wortes, inſofern die Kritik nicht blos die negative Aufgabe hat, den Irrthum und die Unwahrheit aufzudecken, ſondern zugleich die poſitive, im nothwendigen Proceß des Denkens und der Betrachtung zur Erkenntniß des Richtigen und Wahren zu führen. Er iſt ein Schriftſteller, mit dem nicht blos der Offizier, ſondern jeder höher Gebildete, der über den Krieg mitſprechen will, vor allem aber der Staatsmann vertraut ſein ſollte. In der klaren, durchdringenden Art, wie er ſeinen Gegenſtand ergreift und hinausführt, erinnert er an Leſſing. Wie bei dieſem iſt es nicht der Stoff an ſich, ſondern der Geiſt in Form und Behandlung, der unwiderſtehlich anzieht und wieder Frucht des Geiſtes hervortreibt; wie von Leſſing in Sachen des Geſchmackes und der Kunſt, ſo ſind von Clauſewitz im Gebiete des Krieges neue Bahnen gebrochen, die ächten, bleibenden Geſetze deſſelben mit einem neuen Licht umgeben worden. Indeſſen iſt ſeine Theorie allein nicht genügend, ihn vollſtändig zu verſtehen und zu würdigen. Dieſelbe iſt an der fortwährenden Betrachtung einer Reihe der wichtigſten Kriege gleichſam genährt und aufgewachſen; und wieder ſind ſeine kriegsgeſchichtlichen Werke vom Geiſt ſeiner Kritik getragen und durchdrungen. Darum iſt uns eine neue Auflage derſelben beſonders erwünſcht“ u. ſ. w.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 4.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 24. Januar **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Inwieweit iſt Südtirol italiäniſch? I. Natürliche und politiſche Gränzen. 50

Frankreich.
Die gegenwärtige religiöſe Bewegung in Frankreich 52

England.
Italien in der modernen engliſchen Unterhaltungsliteratur. Vincenzo, von J. Ruffini. 56

Nord-Amerika.
Literariſche Briefe aus New-York. II. Die Aſtor-Bibliothek. 58

Rußland.
Die öffentliche Bibliothek in Tiflis 60

Paläſtina.
Moritz Buſch: Bilder aus dem Orient. . . 61

Kleine literariſche Revue.
Philoſophiſche Schriften 62
Preußens Ehrenſpiegel von Schottmüller . . 62

Literariſcher Sprechſaal 63

In **J. H. Neumann's** Landkarten-Handlung, Mohrenstrasse 50, neben dem Englischen Hause, ist zu haben:

Karte von Holstein, Lauenburg, Schleswig und den angrenzenden Landestheilen. 1 : 600,000. Entworfen von Handtke. 20 Sgr.
Karte von Schleswig - Holstein - Lauenburg. 1 : 600,000. 8 Sgr.
Generalkarte von Schleswig-Holstein u. Lauenburg. 1 : 450,000. Entworfen von F. Geerz. Ausgabe No. 3. 1 Thlr., aufgezogen 1¼ Thlr.
Karte von Schleswig-Holstein und Lauenburg. 1 : 445,000. Bearbeitet von Gräf. 10 Sgr.
Karte vom Königreich Dänemark mit Herzogthümern Schleswig-Holstein und Lauenburg. 1 : 384,000. Entw. von Bull. 4 Blatt. 5 Thlr.
Karte von Dänemark mit den angrenzenden Theilen Norddeutschlands. 1 : 1,000,000. Gezeichnet von H. Kiepert. 20 Sgr.

Obige Karten empfehle ich Allen, die eine gute, nach neuern Materialien bearbeitete Karte zu besitzen wünschen. (44)

Unter den jüngsten Erscheinungen deutscher Literatur und Kunst haben wenige eine so epochemachende Bedeutung und sich so schnell die volle Sympathie aller Gebildeten gewonnen, als das Werk: (41)

Goethe's Frauengestalten
nach Originalzeichnungen
von
Wilhelm v. Kaulbach.

Bis jetzt sind folgende 18 Blätter in 4 photographischen und 1 Stichausgabe erschienen und durch jede Buch- u. Kunsthandlung zu beziehen:

Lotte, Adelheid, Iphigenie.
Goethe's Muse, Dorothea, Clärchen.
Gretchen (zur Kirche gehend), **Gretchen** (mater dolorosa), **Eugenie.**
Mädchen im Walde, Helena, Leonore.
Mignon, Lili.
Ottilie, Göthe in Frankfurt auf dem Eise.
Friederike, Dora.

Photographirt von J. Albert.

Als Facsimile, jedes Blatt mit eigenhändiger Unterschrift W. v. Kaulbach's. Bildhöhe über 2 Fuss. — Jedes Blatt mit erläuterndem Text.

Preis einer Lieferung von 3 Blättern 32 Thlr.
- - - - - 2 - 21⅓ -
Preis eines Einzelblattes 14 -

Grösse I. Bildhöhe circa 20 Zoll rh. — Jedes Blatt von einem erläuternden Text begleitet.

Preis einer Lieferung von 3 Blättern 20 Thlr.
- eines Einzelblattes 8 -

Grösse II. Bildhöhe circa 15 Z. 5 Lin. rh. Jedes Blatt mit erläuterndem Text.

Preis einer Lieferung von 3 Blättern 14 Thlr.
- eines Einzelblattes 5⅓ -

Grösse IV. in Visitenkartenformat.
Preis eines Einzelblattes 10 Sgr.

In Linienmanier gestochen von den ersten deutschen Kupferstechern.
in Fol. mit Text von Adolf Stahr.

Preis der ersten Liefrg. von 3 Blättern 6 Thlr.
- - zweiten - - 2 - à 4 -
- eines Einzelblattes auf chin. Pap. 4 -
- - - - weiss. - 3 -

Friedrich Bruckmann's Verlag in München.

(Fortsetzung aus No. 3 dieser Zeitschrift.)

Lebensgrosse Büsten
berühmter Männer deutſcher Nation.

II. Musiker.

Beethoven, Gewandb. model. von Hagen, 29 Z., 6 Thlr.
Dieselbe, verkleinert, 18 Z., 3 Thlr.
Mozart, Gewandb. mod. v. Hagen, 29 Z., 6 Thlr.
Derselbe, kleine Originalbüste. 1780, 18 Z., 3 Thlr.
Haydn, Gewandb. (sprechend ähnlich) 1790, 24 Z., 5 Thlr.
Derselbe, verkl. Copie, 18 Z., 3 Thlr.
Gluck, Gewandb. v. Houdon, 1760, 33 Z., 8 Thlr.
(Meisterwerk lebendiger realistischer Darstellung.)
Händel, Gewdh. v. Roubillac. 1730, 29 Z., 6 Thlr.
Graun, Gewandb., mod. 1860 von Hagen 29 Z., 6 Thlr.
Spontini, mod. 1828 von Rauch, 28 Z., 6 Thlr.
Zelter, mod. 1824 von Tieck, 24 Z., 5 Thlr.
Spohr, mod. 1855 von Wichmann 24 Z., 5 Thlr.
Mendelsſohn (Felix), 1845 von Rietschel, 24 Z., 5 Thlr.
Meyerbeer, mod. 1842 von Wichmann, 24 Z., 5 Thlr.
Rungenhagen, mod. 1846 von Wichmann 24 Z., 5 Thlr.

Vorstehende Büsten sind in saubern Gipsabgüssen fortwährend zu haben. Verpackung in Kisten billigst. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direct. (42)

G. Eichler in **Berlin** (Unter den Linden 27), Gipsgiesserei und plastische Kunstanstalt.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (43)

Les Sémites à Ilion
ou
La Vérité sur la Guerre de Troie
par
L. Benloew.
in-8. broch. 10 Sgr.
Paris. A. Franck'sche Buchhandlung.

Bei **Otto Meißner** in Hamburg iſt erſchienen:

Ludwig Uhland
von
Guſtav Liebert.
8. geheftet. 10 Sgr.

Ein mit feinem Verſtändniß geſchriebenes Büchlein, das den Verehrern Uhlands eine willkommne Gabe ſein wird. (56)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland

In wie weit iſt Südliral italiäniſch?

I.

Natürliche und politiſche Gränzen.

Die allgemeine Unbehaglichkeit und Unruhe, die der europäiſchen Menſchheit in den Gliedern ſteckt, äußert ſich auf ſo vielfache und ſo entſchiedene Weiſe, daß man gar nicht Prophet zu ſein braucht, um große und tiefgreifende Veränderungen in den Verhällniſſen aller Slaaten und Völker zu prognoſticiren. Was bisher geſchehen, ſcheint bloßes Vorſpiel zu ſein. Denn weit davon entfernt, die vorhanden geweſenen Uebelſtände zu beſeitigen und die Sachlage natürlicher erſcheinen zu laſſen, hat es nur dazn beigetragen, neue Knoten zu ſchürzen, neue Anſprüche zu erwecken, neue Unbehaglichkeiten fühlbar zu machen. Wir halten viele der jetzt gäng und gäben Schlag- und Stichwörter, viele dee ſogenannten „Prinzipien“, für die mit Blut und noch mehr mit Dinte gefochten wird — für nichts weniger als Prinzipien, ſondern für die natürlichen Ergebniſſe der Unbehaglichkeit unſeree Lage ſelbſt.

Zu dieſen Prinzipien gehört in erſter Reihe das Prinzip der Nationalitäten und das Prinzip der natürlichen Gränzen. Eine konſequente Durchführung derſelben — auch nur eines derſelben — müßte die Welt in das alte Chaos zurückſtürzen und jenes Fauſtrecht erſt recht entbinden, welches zu beſeitigen ſie eben erfunden wurden. Alles, was lebt, behauptet ſich dem zerſtörenden Prinzipe der Natur gegenüber durch Nothwehr, durch Kraftäußerung, durch das Fauſteecht; was von der Pflanze gilt, die anderen Pflanzen Licht und Luft wegnimmt, was von dem Thiere, was von dem rohen Naturmenſchen, das gilt auch von Völkern und Staaten, und nicht blos von Völkeen und Staaten des Alterthums, ſondern auch von den Völkern der neueren Zeit, und wird auch wohl in Zukunft gelten. Die Römer trieben das Veenichten fremder Nationalitäten ſyſtematiſch; ſie tödteten den fremden, ihnen feindlichen Volksgeiſt direkt durch Ausrottung alles deſſen, was Geſchichte, Literatur, Geſetz, ſtaatliche Einrichtung heißt, und es gelang ihnen, ohne daß ein Hahn darum krähte, und die Nachkommen dieſer ſo entnationaliſirten Völker, die politiſchen Franzoſen an der Spitze, haben ihnen dieſe Sünde vergeben.

Es iſt die Frage, haben die in dieſer Art entnationaliſirten Völker duech die gezwungene Romaniſirung verloren oder gewonnen? Lag es im Plane der Vorſehung,,iſt es in den Geſetzen der Menſchengeſchichte begründet, daß ſie als Galler, Iberer, Punier untergingen? Die Geſchichte kennt kein Nationalitäts-Prinzip, ſie kennt vielmehe ein Geſetz der Auflöſung kieinerer Einheiten in ein größeres Ganze, ſie kennt ein Geſetz des Fort, ſchrittes, welcher dadurch entſteht, daß durch Völtermiſchungen die Grundlagen und Motive der Geſittung und Kultur vervielfältigt und vertieft werden.

Ganz ebenſo iſt es mit der Theorie der natürlichen Gränzen, welche einzelne Völker, wie die Franzoſen und Italiäner, zu lehren belieben. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß es natürliche Gränzen giebt, die ſich als Gränzmarken zwiſchen Ländern und Völkern benutzen laſſen, aber andererſeits iſt es ebenſo klar, daß das gar zu lebhafte Verlangen, dieſelben überall herzuſtellen, wiederum nur eine direkte Herausforderung an das Fauſtrecht iſt. Und was ſollen Länder und Völker machen, die keine natürlichen Gränzen haben, wie z. B. die unglücklichen Polen? Die Nationalitätsfrage iſt auch heute noch eine Frage des Fauſtrechtes.

Italien hat ſehr ſchöne natürliche Gränzen. Man ſehe ſich nur die langhingeſtreckte Halbinſel an, wie ſie im Norden rings von einem Kranze himmelanſtrebender, faſt unüberſteiglicher Berge umgeben iſt. Hier kann kein Irrthum obwalten. Iſt dieſe Halbinſel von einem einzigen Volke mit gleicher Sprache und Sitte bewohnt, dann bildet, abgeſehen vom Meere, die natürliche Gränze der Alpengrat, der das Stromgebirt des Po begränzt und von den Gebieten der Rhone, des Rheines und der Donau ſcheidet, und es handelt ſich nur noch darum, dirſe Anſprüche zu verwirklichen und die Fremden über dieſe Scheidewand hinaus zu komplimentiren.

Italien für die Italiäner! — An gutem Willen fehlt es jenſeits der Alpen nicht, und die Luſt, dem Kaiſerſtaate auch noch Venetien und Wälſchtirol zu entreißen, hat ſich mit der Einverleibung der Lombardei in das neue Königreich nicht vermindert.

Die öſterreichiſche Preſſe läßt es ſich natürlich angelegen ſein, dieſen ſo weit gehenden Zumuthungen entgegen zu treten. Wir finden in der „Oeſterreichiſchen Revue“ von 1863 einen durch mehrere der ziemlich ſtarken Bände duechgehenden Artikel von D. R. Perkmann in Wien, weicher den Titel führt: „Studien aus Südtirol“ und für Beurtheilung dieſer Frage äuſterſt ſchätzbare Mittheilungen und Materialien enthält. Voenehmlich wied darin gezeigt, daß ſich, was Tirol betrifft, die beiden Theorien von dee Selbſtändigkeit der Nationalitäten und den natürlichen Gränzen keineswegs decken, oder mit anderen Worten, daß die deutſche Nationalität ſelbſt jenſeits der Alpen, in dem ſogenannten Wälſchtirol, noch ſehr ſtark und kräftig vertreten iſt.

„Es dürfte nicht ohue Intereſſe ſein, die Anſprüche der nationalen Reformatoren jenſeits der Alpen, ſofern ſich dieſe Auſprüche anf das deutſche Bundesgebirt, auf Südtirol, erſtrecken, einer näheren Beleuchtung zu unterwerfen, weil das Bergland im Süden des Brenner und der Finſtermünz großentheils noch wenig bekannt und die ganze Gliederung der Bewohnerſchaft nach Nationalität und Sprache noch zumeiſt, theils mit Abſicht, theils aus Unkenntniß, unrichtig dargeſtellt worden, ein Umſtand, der allein es begreiflich macht, wie deutſche Politiker und Staatsmänner einer Abtretung Südtirols an Italien das Wort reden konnten. Um unſerer Darſtellung eine zweckmäßige Ueberſicht zu geben, ſcheint es erforderlich, ſie in drei beſondere Theile zu zerlegen, je nach den Hauptmomenten, welche hier erörtert werden ſollen. Vor Allem muß das Land ſelbſt, die Plaſtik des Bodens dargelegt werden, inſofern ſie die ſtrategiſchen Operationen mit beſtimmen hilft; ſodann muß nachgewieſen werden, wie ſich die beiderſeitigen Nationalitäten innerhalb der Gränzen Südlirols nach Zahl und Beſchaffenheit zu einander verhalten, beſonders um zu zeigen, daß es nicht blos ſtaatsrechtlich zu Deutſchland gehöriges Land iſt, welches die Patrioten Jung-Italiens in den Kreis ihrer Annexionsbeſtrebungen hineinziehen wollen, ſondern daß damit ein rein deutſcher Volksſtamm, der zu den edelſten Repräſentanten des Germanenthums zählt, aus ſeinem bisherigen Veebande mit dem Mutterſtock losgeriſſen werden ſoll.

„Südtirol begreift in ſeiner Geſammtheit die ganze Gruppe der Berge und Thäler, welche ſüdlich von der Scheidewand des Brenner und dem Paſſe bei Reſchen-Scheideck bis zur hiſtoriſch allbekannten Veronrſer Klauſe reicht, und im Oſten an Kärnthen, im Weſten an die Schweiz gränzt. Die einzige naturgemäße

Digitized by Google

Linie, welche Nord- und Südtirol von einander ſcheidet, bildet ſomit die ungeheure Felſenwand der Centralalpen ſelbſt. Dieſe treten, eine Fortſetzung der hohen Schweizer-Alpen, bei Martinsbruck, in der Nähe des Nauders, aus dem Kanton Graubündten auf tiroliſchen Boden über und verlaufen hier in beinahe gerader Richtung von Weſten gegen Oſten bis zum Großglockner, in deſſen Felſenmaſſen die Gebiete von Tirol, Salzburg und Kärnthen ſich berühren.

„Dieſe Gebirgskette iſt die mächtigſte in ganz Oeſterreich. Beinahe in ihrer ganzen Längenausdehnung ragt ihre Kammhöhe bis in die Region des ewigen Eiſes hinauf. Nur an zwei Stellen iſt ſie von bedeutenderen Einſenkungen durchbrochen, im Quellengebiete der Etſch, an der weſtlichen Landesgränze, dann in der Mitte der Provinz, am Urſprung der Eiſack und der Sill. Doch auch die Höhe dieſer Querthäler iſt noch immer anſehnlich genug, um dem Geſammtcharakter des ganzen Gebirges zu entſprechen; denn der Einſchnitt zwiſchen Reſchen und Nauders hat noch eine Meereshöhe von 4840 Fuß und der Brennerpaß ſteht noch 4450 Fuß über dem Spiegel der Adria. Zwei mit großen Koſten hergeſtellte und nur mit Mühe zu erhaltende Kunſtſtraßen vermitteln durch dieſe Thore den Verkehr zwiſchen Italien und Deutſchland; nur an dieſen beiden Punkten iſt innerhalb Tirols ein Maſſendurchzug möglich, ſo lange die Paſſage nicht überhaupt durch bewaffnete Kräfte abgeſchnitten wird. Auf der ganzen übrigen Strecke der Centralkette lagern großartige Maſſen unvergänglichen Schnees, über welche nur Einzelne, an der Hand gletſcherkundiger und ſchrittſicherer Führer, wandern können. Dieſe koloſſale Gebirgskette halten die Träger des großitaliäniſchen Gedankens für die natürliche Demarcationslinie des präſumtiven Reiches, und die Wahrheit ſcheint auf ihrer Seite zu ſtehen, ſo lange man die innere Gliederung von Südtirol außer Rechnung ſtellt. Bei genauerer Betrachtung derſelben ändert ſich jedoch die ganze Conſtellation, und Südtirol erſcheint, ſeiner ganzen Ausdehnung nach, als ein integrirendes Glied in der Kette der ſtrategiſchen Hauptpunkte zwiſchen der Mitte und dem Süden unſeres Kontinents."

Die weitere Beweisführung, auf deren Einzelnheiten wir nicht näher eingehen können, läuft darauf hinaus, daß Südtirol, ſtatt mit der Lombardei einerſeits und Venetien andererſeits in einem ſogenannten natürlichen Zuſammenhange zu ſtehen, von beiden überall ſchroff abgeſchieden iſt und in geographiſcher, wie in ſtrategiſcher Hinſicht ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet.

„Wie ſehr auf dieſer ganzen Linie jedes feindliche Unternehmen erſchwert iſt, mag aus der wiederholt zur Erſcheinung gekommenen Thatſache zu ſchließen ſein, daß während der letzten Kriege Oeſterreichs mit Italien, wo dieſes die Hauptmacht der Halbinſel an den Ausläufern der Tiroler Alpen konzentriren konnte und von einer Großmacht des Kontinentes unterſtützt wurde, die ganze Weſtgränze Südtirols bis in das Thal der Chieſe hinab nur an zwei Punkten, und da nur von einer kleinen Anzahl Militär und deutſch-tiroliſchen Scharfſchützen gedeckt werden mußte, nämlich an den Uebergängen des Stelvio und Tonale. Die bekannten Pläne der italiäniſchen Actionspartei, auf dieſer Seite eine Invaſion Tirols zu verſuchen, konnten, wie jedermann einſah, niemals im Ernſte gemeint ſein, und müſſen in das Reich des Wahnwitzes oder verzweifelter Streiche geſetzt werden. Solche Unternehmungen, bei denen die feindliche Macht nach der Natur der Dinge ſtets nur innerhalb beſcheidener Gränzen gehalten iſt, würden nur dann einen Sinn haben, wenn ganz Tirol die Hände in den Schooß legen und einem Durchzug des Feindes bis in den Rücken des Feſtungsvierecks am Mincio und an der Etſch ruhig zuſehen, oder ſich gar daran betheiligen wollte!"

Etwas weniger gut, aber immerhin noch gut, iſt Tirol gegen das Venetianiſche hin geſichert. Kurzum, das Ergebniß dieſer Betrachtungen iſt, daß Südtirol einer der wichtigſten ſtrategiſchen Punkte Europa's iſt und ohne Gefahr für Deutſchland nicht aufgegeben werden kann.

„Rom hatte im fernſten Aſien, im Norden von Afrika ſchon ausgedehnte Länderſtrecken in Beſitz genommen; Iberien und Gallien hatten ſich bereits vor dem Flügelſchlage der Adler gebeugt und ſelbſt in Britannien zeigten ſich ſchon die Spuren der römiſchen Legionen; aber das nahe Deutſchland, das wichtigſte Nachbargebiet, ſtand noch in ungebrochener Kraft und erfreute ſich einer ungeſchmälerten Freiheit, weil es den Feldherren des Weltvolkes noch nicht gelungen war, die Alpenpäſſe zu durchbrechen. Kaum war aber dieſe Aufgabe mit ſchwerer Mühe und ungeheuren Opfern vollzogen, kaum war von Verona, dem Hauptquartiere der Cäſaren, aus das Etſchthal gewonnen und durch unzählige Befeſtigungen geſichert, ſo konnten die Legionen direkt gegen Norden aufbrechen, und ohne mehr auf energiſchen Widerſtand zu ſtoßen, erreichten ſie den Inn und die Donau, vereinigten ſich hier mit den Legionen aus Gallien, dort mit den Truppen aus Aquileja, und der Löſung der ſüdtiroliſchen Frage folgte nur zu bald die Unterwerfung des größten Theils von Süddeutſchland ſelbſt.

„Die Bedeutung, welche Südtirol zu den Zeiten der Römer gehabt, hat es in allen folgenden Jahrhunderten ungeſchmälert behalten. Wie damals, ſo iſt auch ſpäter deſſen Beſitz entſcheidend geweſen für das Schickſal von Deutſchland. Was das Etſchthal für Druſus war, das wurde es auch für den erſten Napoleon. Wie die Feldherren des Auguſtus die Wichtigkeit dieſes Landes erkannten, ſo entging ſie auch den Heerführern des neuen Imperators nicht, und auch hier wurde keine Anſtrengung unterlaſſen, um die ſtrategiſche Hauptlinie zwiſchen dem Po, der Donau und dem mittleren Rhein durch Tirol hindurch offen zu halten."

So weit, was die ſtrategiſche Wichtigkeit Südtirols betrifft. Der Verfaſſer kommt nun auf ein anderes Moment zu ſprechen, auf welches die Vertreter der Ideen Jung-Italiens Anſprüche auf dieſes Land begründen wollen, nämlich das ſprachlich-nationale. Sie behaupten, es müſſe zu Italien gehören, weil die Sprache und Nationalität ſeiner Bewohner romaniſch ſei und es folglich dem Süden zuweiſe.

„Es iſt ein altererbter Irrthum der öffentlichen Meinung in und außer Deutſchland, für deſſen Fortpflanzung die Geographen, Einer ſtets nach dem Muſter des Andern, die eifrigſte Sorge tragen, daß Deutſchtirol auf den nördlichen Theil der Provinz beſchränkt, dagegen der italiäniſche Antheil auf das ganze Südtirol ausgedehnt wird. . . . .

„Der ganze Flächeninhalt der Provinz Tirol, mit Ausſchluß von Vorarlberg, beträgt 503 deutſche Quadratmeilen, wovon 300 auf Süd- und 200 auf Nordtirol zu vertheilen ſind. Die Zahl der Einwohner erreicht 762,000, ſo daß durchſchnittlich gegen 1515 Seelen auf dem Raume einer Quadratmeile leben."

Die Vertheilung der Bevölkerung iſt aber nicht gleichmäßig, das rauhere und unfruchtbarere Nordtirol iſt ſchwächer bevölkert, 1000 Seelen im Durchſchnitt und darunter auf die Quadratmeile, während ſie in dem wärmeren und fruchtbareren Südtirol auf das Doppelte und noch höher ſteigt.

„Am dichteſten erſcheint die Bevölkerung in den ſüdlichſten Theilen des Landes, insbeſondere in den Bezirken von Roveredo

Digitized by Google

und Trient und in den unteren Gegenden der Sarca, wo Himmel und Erde mit allen ihren wohlthätigen Elementen zuſammenwirken, um die edelſten Gewächſe, wie Wein, Citronen, Orangen, neben Oliven, Granaten und Aloen mit tauſend andern Produkten heißer Himmelsſtriche von der vortrefflichſten Qualität in ſeltener Menge aus dem Schooße der freigebigen Natur hervorzurufen. Dieſer Fülle von Erzeugniſſen zur Seite ſteht noch ein erträgnißreicher Seidenbau mit vielen hunderten von Filanden und Filatorien, deren Schöpfung alle großen Märkte des geſammten Kaiſerſtaates beleben; dieſen günſtigen Verhältniſſen iſt es zuzuſchreiben, daß die Volksdichtigkeit des Kreiſes Trient die Zahl von 3000 Einwohnern auf der Quadratmeile überragt und in einzelnen Bezirken ſogar jenen Umfang annimmt, wie er in der benachbarten Lombardei, einem der geſegnetſten Länder unſeres Welttheiles, hervortritt.“ —

Auch das mittlere Etſchgebiet, die Bezirke von Kaltern, Botzen und Meran, ſind gut bevölkert. Die Kultur und mit ihr die Bewohnerzahl nimmt aber, je weiter man in den Neben- und Seitenthälern hinauf kommt, immer mehr ab. Die beiden Hauptſprachen des Landes bilden die deutſche und die italiäniſche; das Gebiet der deutſchen Sprache umfaßt einen Flächenraum von 382 Quadratmeilen, das der italiäniſchen iſt auf 118 beſchränkt. Von der Bevölkerung vertheilt ſich die deutſche Sprache auf drei Fünftel, die italiäniſche auf zwei Fünftel der ganzen Seelenzahl, ein Verhältniß das ſich aus der oben angedeuteten Verſchiedenheit erklären läßt. Wälſchtirol iſt verhältnißmäßig klein, aber ſtark bevölkert.

„Wer nun der Anſicht iſt, daß die geographiſche Scheidewand zwiſchen Nord- und Südtirol auch zugleich die Demarcationslinie zwiſchen den beiderſeitigen Sprachgebieten ſei, dem kann der folgende Thatbeſtand entgegengehalten werden: Von der geſammten deutſchen Bevölkerung des Landes lebt mehr als die Hälfte in Südtirol, oder in beſtimmten Zahlen ausgedrückt: 218,000 Deutſche in Südtirol gegen 216,000 in Nordtirol ...... Das von Deutſchen bewohnte Südtirol iſt um mehr als den vierten Theil größer, als Wälſchtirol, weil jenes erſtere 182 Quadratmeilen Flächeninhalt hat, wogegen letzteres nicht mehr als 118 aufweiſen kann.“

Frankreich.

Die gegenwärtige religiöſe Bewegung in Frankreich.

Es iſt in dieſen Blättern oftmals auf die gewaltige Regſamkeit hingewieſen worden, welche der franzöſiſche Proteſtantismus entwickelt. Inmitten einer von Gewinn- und Genußſucht fieberhaft ergriffenen Geſellſchaft ſollte man dieſe Betonung der religiöſen Bedürfniſſe kaum für möglich halten. Allein die äußerſten Gegenpole berühren ſich ſtets. Daſſelbe Frankreich, welches aller überirdiſchen Speculation den Rücken gekehrt zu haben ſcheint, ſah das ſeltſame Schauſpiel, wie der in ſeinem innerſten Glaubenskern noch unberührte Calvinismus der reformirten Staatskirche Tauſenden proteſtantiſcher Seelen nicht genügte, weil er ihnen weder ein hinreichendes Maaß praktiſcher Wirkſamkeit entfaltete, noch gar den ſittlichen Trieb nach Erlöſung und die ganze Strenge calviniſcher Rechtgläubigkeit genugſam verkörperte. So entſtand die „freie Kirche“ der Reformirten, nichts weniger als „frei religiös“ im Sinne des deutſchen Rationalismus, ſondern von der abſoluten Wahrheit des Chriſtenthums aufs Tiefſte durchdrungen, dem apoſtoliſchen Ideal der Glaubenskraft und des hingebenden Opfermuths nachſtrebend und nur deßhalb „frei“ zu nennen, weil ſie den eigenartigen Ausbau ihrer Verfaſſung und das Fernbleiben ſtaatlicher Einmiſchung durch den Verzicht auf Unterſtützung aus Staatsmitteln erkaufte. Das Nähere über dieſe Bewegung, ihren Charakter und ihre Beziehung zur Vorgeſchichte des franzöſiſchen Proteſtantismus iſt unter dem Titel: „Der Proteſtantismus in Frankreich“ in den Nummern 104 und 109 des „Magazin“ vom 3. und 10. September 1859 dargeſtellt.

Ausgezeichnete Köpfe von umfaſſender Bildung und gründlicher Sachkenntniß beherrſchen die Literatur der freien Kirche in Frankreich. Edmond de Preſſenſé, Verfaſſer der Histoire des trois premiers siècles de l'église chrétienne, der kosmopolitiſche Graf Agenor de Gasparin, der eifrige Prediger Frédéric Monod und der tapfere Gelehrte, Herr Roſſeeuw (ſprich Roſſiu) Saint-Hilaire, Profeſſor der Geſchichte an der Sorbonne, ſind die Bannerträger der neuen Gemeinſchaft, ihre bewußten Vorkämpfer und glühenden Vertheidiger ſowohl dem Ultramontanismus, als dem Rationalismus gegenüber. Die Hauptangriffsſtärke der calviniſchen Bekenner ſammelt ſich eben im Heerlager dieſer Form des „Réveil chrétien“, der in allen reformirten Ländern Europa's (in Frankreich, Schottland, Holland, England und der Schweiz) dem „Todtenſchlafe der Nationalkirchen“ die hitzigſten Gefechte liefert, und während bei uns die Freidenker unter den Geiſtlichen das Schlachtſchwert wider das römiſche Weſen führen, offenbaren gerade die gläubigen Anhänger der „union des églises évangéliques de France“ die entſchiedenſte Feindſchaft gegen Romanismus und Hierarchie. Von jener milden Beurtheilung Rom's wie ſie auf Seiten der deutſch-lutheriſchen Orthodoxie geläufig iſt, keine Spur! Indem der Feuereifer der neuen Sekte die Chriſtlichkeit des Romanismus ohne Umſchweif leugnet und „Evangelium“ und „evangeliſch“ überall und in jeder Hinſicht identiſch ſetzt, hat er zwiſchen ſich und Rom eine Kluft gegraben, welche das Herz des katholiſchen Frankreichs durchſchneidet. Es ſind kühne Männer, dieſe Vorkämpfer der freien Kirche; man muß ihr Wagniß bewundern, aber ob ſie auch dem erſten Theil von Chriſti Mahnwort: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben“, gemäß handeln, ſteht wohl ſehr die Frage. Sie kümmern ſich blutwenig um Kirchenpolitik. Der freieſte Ausdruck ihrer Ueberzeugung wiegt ihnen jede Rückſicht auf.

Es giebt einzelne unter ihnen, welche die ruhmvollſten Ueberlieferungen Frankreich's, Heiligthümer ſeiner Geſchichte, die im Bewußtſein des Volkes an zähen Wurzeln hangen, offenkundig antaſten, ja einzelne ſelbſt, welche fordern, daß ihr Vaterland neben den Denkmälern der Verketzerung und Verfolgung die erſten Größen ſeiner Literatur, die Tragſäulen ſeiner Kunſt und Poeſie fortſchleudern ſoll, um des independentiſchen Himmels theilhaftig zu werden und den erhabenen Dom von Charenton*) höher noch aus ſeinem Schutte wieder aufzubauen. Unter ihrer Vorausſetzung eine ſeltſame Hoffnung!

*) Nach dem Muſter des Tempels von Charenton iſt bekanntlich der franzöſiſche Dom auf dem Gendarmenmarkte zu Berlin gebaut. Der an demſelben angeſtellte Paſtor Andrié berichtet in einer Anmerkung zu der Dankpredigt, die er zur Feier der Reſtauration ſeines Gotteshauſes (am 22. Dezember 1861) gehalten, daß er auf einer Reiſe nach Frankreich nicht einmal mehr die Stelle, auf welcher jene herrliche Hugenottenkirche geſtanden, habe ermitteln können.

Digitized by Google

Die Forderungen der neuen Sekte des franzöſiſchen Proteſtantismus werfen ein charakteriſtiſches Licht auf das Weſen und das Verhältniß deſſelben zum franzöſiſchen Volksthum. Aus jedem Worte eines calviniſchen Independenten tönt der Nachklang: „Wir ſind die Nachkommen jener Märtyrer der Glaubensfreiheit, die von Euren Vätern geſchlachtet worden." Das Andenken an die erlittene Unbill lebt in den Herzen dieſer Hugenotten unvertilgbar. Sie ſind die Enkel ihrer Altvordern und ſie wollen deren echte Sprößlinge ſein. Sie fühlen ſich im Beſitz einer traurigen Erbſchaft; es klebt Blut daran und es iſt nur menſchlich, daß bei ihren Vorkämpfern etwas von Rachegefühl nicht erſterben konnte. Die Rache, die ſie im Schilde führen, iſt ſicher eine edle Rache, die von dem Bewußtſein eines gereinigten Kultus, einer durchgeiſtigten Glaubenserfaſſung gehoben und geläutert wird. Aber eine gewiſſe feindſelige Befangenheit iſt hier und da merkbar, welche den wiſſenſchaftlichen Standpunkt der „freien Kirche" zuweilen in uns verletzender Weiſe trübt. Wer ſelbſt die tadelloſeſte Erſcheinung des Katholizismus angreift, weil ſie katholiſch iſt, wer einen Descartes des Atheismus bezüchtigt und den Verkehr des heiligen Franziscus von Sales mit der gottbegeiſterten Frau von Chantal verdächtigt, der iſt nicht unſer Mann, der iſt kein würdiger Ritter der Glaubensfreiheit, dem gebührt, ſagen die Gegner, das Stigma des Verleumders auf die Stirn. Ein ſolcher Angreifer darf ſich nicht wundern, wenn die äußerſten Gegner die Ausſcheidung des Proteſtantismus als eines fremden Elementes aus dem Bildungsprozeß der Nation erſtreben.

Der Ultramontanismus hegt in der That dergleichen Ausſchließungsgelüſte; auch unter ſeinen Heißſpornen wuchert eine traurige Erbſchaft: es iſt die Tradition des alten Verfolgungseifers, der die Dragonaden anbefahl und Millionen fleißiger Staatsbürger ihr Vaterland raubte. Und hätten die Katholiken nicht einigermaßen Recht, das reformirte Weſen als ein fremdes Element zu betrachten? Wir haben dies einſt in dieſen Blättern aus der Entſtehungsgeſchichte des franzöſiſchen Calvinismus erklärt. Der Franzoſe Calvin hatte von der Schweiz her den Landsleuten ſeine „religiöſe Unterweiſung (institutio christianae religionis, zuerſt Baſel 1535) gebracht, ſeinen Anhängern war die ſchweizeriſche Eigenthümlichkeit des kommunalen Republikanismus ſcharf aufgeprägt; mitten in ein ariſtokratiſch-monarchiſch-feudales Staatsthum trugen ſie die Ideen eines unabhängigen Gemeindelebens, independentiſchen Bürgerſinn, republikaniſchen Freiſinn, altrepublikaniſche Einfachheit, Strenge und Zucht! Faſt möchte man glaublich halten, was der katholiſche Legitimiſt Capefigue ihnen vorwirft, daß ſie auf der Staffel ihrer Siege mit der Gründung eines Freiſtaats umgegangen wären. Die Etymologie ihres Schimpf- und Ehrennamens: huguenots, den Béza an eine Spukgeſchichte vom nächtig in Tours erſcheinenden König Hugo knüpft, deutet viel wahrſcheinlicher auf eignots, Eidgenoſſen, hin und ſollte die fremdländiſche Geſinnung der Calviniſten berühren.

An Genf haben ſie noch zur Stunde ihren geiſtigen Mittelpunkt, den Lichtheerd ihres Wirkens. Die Behauptung der Katholiken: „das calviniſche Frankreich iſt ſchweizeriſch" hat allerdings einiges Wahre für ſich. Mag Genf wegen mancher katholiſirenden und ſkeptiſchen Strömung bald nicht mehr die auserwählte cité du refuge ſein, die rückſichtsloſe Härte, mit welcher etliche Independentenführer die beliebteſten Erinnerungen des franzöſiſchen Volkes verdammen, bietet ganz den Anſchein einer unpatriotiſchen Verleugnung, einer fremdartigen nationalen Ueberzeugung. Es liegt unſtreitig viel Beleidigendes in ihrer Strafpredigt an die Nation, der ſie das Sündenregiſter ihrer Vergangenheit vorhalten. Was hat nicht Frankreich gethan und von ſeinen Fürſten geduldet, um die Unterdrückung der Hugenotten zu erreichen? Was hat es nicht verabſäumt, um die Unterdrückung wieder aufzuheben? Endlich wurde ſie aufgehoben, aber ſelbſt nach der Befreiung, welche die Revolution von 1789 ausſprach, war das Recht des proteſtantiſchen Häufleins noch vielfach verkümmert und ſogar dreimal ganz in Frage geſtellt! Die calviniſche Gemeinſchaft war und blieb eine ecclesia pressa; kein Wunder, daß ſie eine ecclesia militans blieb. Der ſchmerzhafteſten Bande ledig, erhob ſie kühn ihre Stimme zu unaufhörlichem Proteſt und raſtloſem Zeugniß für den Schatz ihrer Heilswahrheit. Ja, ihre antesignani, die Männer der „freien Kirche", drehten den Speer der katholiſchen Glaubens-Einheit um; ein Jahrhundert nach den „Kirchen der Wüſte" (wo die Hugenotten in Höhlen und Einöden ihren Gottesdienſt halten mußten) erſcholl der Mahnruf: „Ce qu'il faut à la France; was Frankreich noth thut, iſt das Evangelium von Chriſtus, iſt das proteſtantiſche Bekenntniß, Ihr Franzoſen, werdet evangeliſch, werdet Proteſtanten!"

Roſſeeuw-Saint-Hilaire, der ſich neben Edmund von Preſſenſé zum moraliſchen Haupt ſeiner Sekte aufgeſchwungen, iſt der Verfaſſer jener berühmten kleinen Schrift „Ce qu'il faut à la France," welche an die Geſammtheit der franzöſiſchen Nation gerichtet war und ſie aufforderte, proteſtantiſch zu werden.*) Sie ging zu Anfang 1861 in die Welt, hat gewaltiges Aufſehen erregt und eine Reihe von Auflagen erlebt.

Dieſe Schrift rollt ein Bild der geſammten Geſchichte Frankreichs auf, und ihr beſondere Senſation erregender Kern war der Ausruf: „Ihr Franzoſen, trotz alles ſchimmernden Scheines, trotz aller Pracht Eurer Tempel, allen Glanzes Eurer Helden, Eurer Denker und Dichter, Eurer Künſtler und Staatsmänner iſt Eure ſociale Entwickelung verunglückt, weil Eure religiöſe Entwickelung verunglückt iſt!" Das war ſtark, aber wenigſtens theilweiſe recht wahr! Ein Kompliment war damit ſchwerlich beabſichtigt, ſonſt wäre es auf die liebenswürdige Eitelkeit der Nation herzlich ſchlecht berechnet geweſen.

Die Apoſtrophe des begeiſterten Independenten iſt im Uebrigen ganz meiſterhaft geſchrieben. Sie fließt aus einem Guß, als hätte der Autor ſeine Feder in Feuer getaucht, alle hiſtoriſchen Argumente ſind tief durchdacht und haben eine zerſchmetternde Kraft der Ueberredung. Die Sprache iſt wunderſchön. Hier ein paar Proben ſeiner Schlußſätze.

Die erſte Periode der Geſchichte Frankreichs „Die ſtreitende Kirche, die Kreuzzüge" überſchrieben, ergiebt ihm den Satz: „Frankreich hat ein religiöſes Volk, aber die Frömmigkeit iſt bei ihm mehr ein Inſtinkt als eine durchdachte Ueberzeugung; ganz äußerlich wie der Katholizismus, hat ſie vor Allem das Bedürfniß ſich in Handlung umzuſetzen." Die zweite Periode „Die Klöſter und der Kampf mit dem heiligen Stuhl" endigt: „Was Frankreich ſtets gefehlt hat, um aufrichtig katholiſch zu ſein, iſt die Eigenſchaft gehorchen zu können. Es will wohl die römiſche Einheit, es will aber nicht den Papſt der ſie zuſammenfaßt." Die dritte Periode, „Das Konkordat und die Reformation", ſchließt charakteriſtiſch: „Frankreich zieht vor, ſtatt ſich unter das Joch des römiſchen Stuhles zu

*) Ce qu'il faut à la France, Etude historique, par E. Rosseeuw-Saint-Hilaire (avec cet épigraphe: „J'ai cru, c'est pourquoi j'ai parlé, Psaume CXVI). Paris, Dentu et Ch. Meyrueis. 103 pag. 8.

Digitized by Google

beugen, ſich unter die Vormundſchaft ſeiner Könige zu ſtellen und von ihnen ſeine Religion ganz fertig zu empfangen. Aber jede fromme und freie Seele proteſtirt, und der Proteſt Frankreichs gegen das Konkordat, das iſt die Reformation!“ Die vierte Periode „der Janſenismus und der Widerruf des Edikts von Nantes“ läuft in die energiſchen Worte aus: „Der Janſenismus iſt die ernſthafteſte Anſtrengung, die der Katholizismus machen konnte, ſich ſelbſt zu reformiren und doch iſt er geſcheitert. Der Gallicanismus iſt nur ein Name: es giebt in Frankreich kein Mittelding mehr zwiſchen dem Jeſuitismus und dem Ketzerthum. Endlich, da die Revocation die Reformation nicht getödtet hat nach der Bartholomäusnacht, ſo iſt es Gott, der da will, daß ſie lebe, und ſie wird leben!“ — Das glauben auch wir. Aber wir glauben es nicht auf Grund einer beſtimmten kalviniſchen Dogmatik, ſondern wir glauben es, weil die Reformation vom Geiſte des Chriſtenthums beſeelt iſt und den Kern deſſelben in der ungezwungenſten Weiſe ausdrückt. Roſſeeuw-Saint-Hilaire hingegen erblickt in der Niederlage der Hugenotten durch das Edict von Nantes die Niederlage des geſammten franzöſiſchen Chriſtenthums und er überſchreibt die fünfte Periode, die vom Tode Ludwigs XIV. bis auf unſere Tage dauert, ſtolz und kühn: „Frankreich ohne Gott — „Voltaire und die Encyclopädiſten, die Abſchaffung des alten Kultus in der Revolution, das Napoleoniſche Spiel mit Chriſtenthum und Papſtthum, die Verſtandes-Romantik der Reſtaurations-Epoche und der Materialismus der neueſten Zeit bieten ihm die breite Stütze für ſeine Behauptung. Dürfen wir derſelben unbedingt beipflichten? Ich denke: nein! Der Herr Verfaſſer hat lediglich vom ſubjectiven Standpunkte des Calviniſten geſprochen und ſein Dogma dem katholiſchen entgegengeſetzt. Frankreich ohne Calvinismus iſt ihm Frankreich ohne Gott; alſo leugnet er geradezu den Chriſtengott im Katholizismus, überſchreitet die Gränze der unparteiiſchen Wiſſenſchaft und ſäet Haß ſtatt Liebe. Hätte er die Glaubensfrage als Wiſſens- und Gewiſſensfrage aller Menſchen, heißen ſie katholiſch oder proteſtantiſch, behandelt und die Reformation im Hinblick auf die freie Forſchung als Kulturfrage der franzöſiſchen Nation, ſo würde er vielleicht Erfolg geärntet haben, weil er alsdann eine objective Baſis der Verſtändigung gewährt hätte. Er indeſſen, der orthodoxe Calviniſt, welcher auf Seite 35 Calvin's Lehre vom „ſchmalen Heile“ und die Prädeſtination zur Verdammniß und auf Seite 86 die reformirte Bilderſtürmerei verwirft, befindet ſich auf einem ſehr beſtrittenen Rechtsboden und er iſt von dem katholiſchen Kritiker J. M. Guardia in der Revue de l'Instruction publique (No. 52 vom 28. März 1861) mit keinem allzu großen Aufwand von Gelehrſamkeit aus dem Felde geſchlagen worden. Wir ſelber müſſen geſtehen, daß auf unſer proteſtantiſches Gefühl dieſe Widerlegung in der Seele des Autors einigermaßen beſchämend gewirkt hat.

Indeſſen Roſſeeuw-Saint-Hilaire hat ſich durch das Abprallen des erſten nicht von dem Verſuche eines neuen Sturmes abſchrecken laſſen. Unter dem Titel Etudes religieuses et littéraires (1 vol. Paris, Dentu, 1863) gab er unlängſt eine Sammlung von Abhandlungen heraus, in welche er ſein Ce qu'il faut à la France ebenfalls aufnahm, um es Frankreich zum zweiten Male ans Herz zu legen. Es hat nicht gefehlt, daß zwiſchen einer Lebensbeſchreibung Luthers und Betrachtungen über die franzöſiſche Lyrik und über den moraliſchen Zuſtand der Arbeiter ſein religiöſes Manifeſt hell hervorſtrahlte und als die Perle ſeiner Sammlung in die Augen fiel. Jetzt empfing er noch einen bedeutenderen Kritiker als bei der Separatausgabe. Herr Saint-René-Taillandier ſchrieb ihm in der Revue des deux mondes vom 1. Auguſt 1863 eine feine und geiſtreiche, auch etwas mehr noch in die Sache eingreifende Beurtheilung, welche der brave Profeſſor an der „faculté des lettres de Paris“ hoffentlich ſeines Nachdenkens gewürdigt hat. Allerdings wiederholt Saint-René-Taillandier ein Argument, welches bereits Herr Guardia ſattſam verarbeitet hat. Er deutet, wie dieſer, auf die Volkstemperamente und den Beruf, welcher einer gewiſſen Race für die Ausgeſtaltung dieſer oder jener Form eines Hauptbildungsmittels innewohnt. Der individuelle Beruf des Franzoſenthums iſt ſeines Ermeſſens nicht proteſtantiſch geweſen; gern habe Frankreich die Helden des Proteſtantismus in ſeine nationale Ruhmeshalle aufgenommen, aber es habe ſich gehütet, ihrem religiöſen Beiſpiel zu folgen. Es iſt dem katholiſchen Inſtinkte ſeiner romaniſchen Race treu geblieben. Selbſt als den heiligen Stuhl die Medici und die Borgia entehrten, habe Frankreich das Papſtthum den Lehren eines Luther und Calvin vorgezogen. Es wollte durchaus keine Glaubensſpaltung. Und als große Geiſter vom Schlage der Boſſuet und Pascal, der Malebranche und Arnould das moraliſche Anſehen der Kirche nach der Verderbniß der Italiäner wiederaufgerichtet hatten, da, glaubt der berühmte Kritiker, ſei aller Grund für Frankreich fortgefallen, ſeinen in hartem Kampf bewährten Katholizismus zu opfern. „Du kommſt zu ſpät mit deinem Vorſchlag, Du Hugenott der Religionskriege des 16. Jahrhunderts, ruft Taillandier dem Gegner zu; zwiſchen dem Jahrhundert Deiner Ideale liegen das 17. und 18., eine Welt von Geiſtesentwickelung, Descartes und Boſſuet, Voltaire und die Revolution, die Discuſſion iſt längſt geſchloſſen.“ Das Letztere müſſen wir ſtark bezweifeln, weil eben jetzt die Discuſſion wieder lebhaft geführt wird. Aber er ſagt weiter: „Du kämpfſt für die Grundanſchauung der germaniſchen Race, entgegen der Deines romaniſchen Volks, das merkſt Du nicht und kannſt nicht begreifen, warum Deutſchland ſo willig die Reformation annahm. Schon im innerſten Schooße des Mittelalters, ehe an eine Kirchenverbeſſerung gedacht wurde, waren die Deutſchen, was ſie heute ſind, im Herzen Lutheraner. Man vergleiche die beiden großen Dichter dieſer Epoche, Wolfram von Eſchenbach in Deutſchland und Dante in Italien.....; Dante iſt trotz der Freiheit ſeiner Wendungen ein tief katholiſcher Geiſt, Wolfram ungeachtet der Anmuth ſeiner Frömmigkeit eine proteſtantiſche Seele.“

Man kann hier vorab einwenden, daß dieſe Geſichtspunkte noch nicht das Weſen der Sache treffen, denn von dem Inhalte der beiden Konfeſſionen, d. h. der Beſchaffenheit ihres beiderſeitigen Glaubens, wird nicht geredet. Auch muß der Erfahrung gemäß zugeſtanden werden, daß die Volkstemperamente und Stammesgeiſter der Glaubensform keine unüberſteigliche Schranke ziehen. Die Reformation hat in ihrem Zeitalter auch in Italien und Spanien einzelne Anklänge gefunden und es giebt bei uns Leute genug, die aus dieſem Umſtande große Hoffnungen ſchöpfen und meinen, der katholiſche Süden Europa's werde alsbald das Verſäumte nachholen und nun gleich der Familie Madiai ſich zum Proteſtantismus bekehren. Das kommt Andern wieder ſo vor, als wenn man aus dem Bau der katholiſchen Kirche zu Chriſtiania und dem Uebertritt jener unglücklichen ſechs Stockholmer Damen, welche die ſchwediſche Regierung ihrer lutheriſchen Staatsreligion gehorſam, anno 1858 auf einen Dampfer packte und für ewig aus ihrem Vaterlande trieb, einen Schluß auf die baldige Katholiſirung der nordiſchen Reiche wagen wollte. Sicher hegt der römiſche Clerus nicht ſo luftige Hoffnungen. Die Angſt des ſchwediſchen

Digitized by Google

Staatsraths um das theure Leben ſeines alleinberechtigten Lutherthums flößt uns, indem wir dem Geiſte der evangeliſchen Freiheit vertrauen, nur eine humoriſtiſche Theilnahme ein, zumal in beſagtem Verfolgungsakt das, wohl auch übertriebene, Bekenntniß der Schwäche des ſchwediſchen Lutherthums liegt. Die deutſchen Theologen klagen viel über die Verſteinerung des ſchwediſchen Proteſtantismus, der keine Apoſtel, keine feurigen Bekenner hat, ſo wenig als der däniſche! Sollte man nicht meinen: das iſt der Fluch der Feindſchaft gegen das deutſche Vaterland des Lutherthums?! Die nordiſchen Reiche verdanken Deutſchland das Höchſte und Heiligſte ihrer Kultur, und ſie wenden ſich von Deutſchland ab, knechten deutſche Männer! — Es ſcheint in der That vorläufig unwahrſcheinlich, daß die Erwartungen, die ein Mitarbeiter an dieſen Blättern, Herr Baron Emil von Meyſenbug, für die Evangeliſirung der Welt ausgeſprochen hat, ſich in größerem Maaßſtabe erfüllen und durch einen abſoluten Sieg des heutigen Proteſtantismus. Wir leben wohl in einer Zeit, welche die alten Gegenſätze der Glaubensparteien von Ort zu Ort mehr durcheinander ſchüttelt, ſo daß ein München mit 14,000 proteſtantiſchen unter 120,000 und ein Berlin mit 17,000 katholiſchen unter 500,000 Einwohnern möglich wird; es iſt unleugbar, daß die Konfeſſionen, von der Dampfkraft geſchoben, einander näher treten und daß die Reſte der katholiſchen und evangeliſchen Diaſpora an tauſend Punkten zu wachſenden Kryſtalliſationskernen emporſchießen. Aber dieſe Bewegungen der Katholiken und Proteſtanten hielten ſich bisher immer das Gleichgewicht. Die Zahlen der Statiſtik melden noch nichts von dem Siege dieſes oder jenes Cultus in dem einen oder andern Lande. Es iſt ein wirres Kreuz und Queer der Tendenzen. In Deutſchland dringt der Katholizismus nach Norden vor, der Proteſtantismus nach Süden (nach Oeſterreich und Oberbayern). Erſtere Bewegung iſt der Gegendruck gegen die proteſtantiſche Reaction in Italien, die ebenfalls nach Süden vordringt. In Frankreich wälzt ſich der proteſtantiſche Strom gen Oſten, der katholiſche nach Weſten, indem er das Elſaß erobern will. In Großbritannien ſieht man das gleiche Schauſpiel: den iriſchen Katholizismus nach England, den engliſchen und ſchottiſchen nach Irland verpflanzt. Die unparteiiſche Wiſſenſchaft einer gesunden Erfahrung erblickte noch nirgends ein gänzliches Weichen der ſonſt herrſchenden Glaubenspartei.

Die Thatſachen der Empirie ſtützen alſo das Argument des Herren Guardia und Saint-René-Taillandier; es weiſt auch ſogar über ſeinen unmittelbaren Standpunkt auf einen höheren hinaus, da die Erfahrung ein Streben nach Ausgleichung der bisherigen Gegenſätze zu offenbaren ſcheint. Hieran knüpft ſich ſofort die Frage nach dem Inhalte der Konfeſſionen, und es iſt wiederum unleugbar, daß Heer Roſſeeuw-Saint-Hilaire mit ſeiner knappen Formel ſich auf einem Irrwege befindet. Sein Publikum beſteht ſeinem Motto zufolge („Ich habe geglaubt, darum hab' ich geſprochen", Pſalm 116 v. 10) theils aus Ungläubigen, theils aus Katholiken. Unter beiden giebt es, wie er ſelber ganz richtig bemerkt, Befriedigte und Unbefriedigte. Weder die zufriedenen Zweifler noch die zufriedenen Katholiken wird er bekehren können. Keiner derſelben wird ſich ſeine Ueberzeugung verkümmern laſſen. Mithin bleiben nur die unbefriedigten Zweifler und die unbefriedigten Katholiken ſeinen Proteſtantiſieungs-Verſuchen übrig. Nun will es aber das leidige Unglück, daß auch in unſerem proteſtantiſchen Heerlager die Schaar der Unbefriedigten ſehr bedeutend iſt! Herr Roſſeeuw-Saint-Hilaire predigt gerade ſo, als wenn keine philoſophiſche Skepſis die Bibel, den Buchſtaben der Offenbaeung, d. h. den Grundſtein der evangeliſchen Kirche, habe unterminiren wollen, als hätte nie ein David Strauß gelebt und geſchrieben, niemals der Rationalismus den Bekenntnißglauben erſchüttert, nie die Trennung von der calviniſchen Nationalkirche Frankreichs ſeinen Glaubensbeüdern nöthig gedünkt. Schreiber dieſer Zeilen möchte faſt weiter gehen und Herrn Roſſeeuw fragen: „Biſt Du nicht ſelbſt eine unbefriedigte Seele? Verwirfſt Du nicht die enge Heilslehre, die Prädeſtination und die Bilderſtürmerei des Calvinismus? Und Du willſt fordern, man ſoll nur die Bibel annehmen, die werde ſchon von ſelbſt proteſtantiſch und calviniſch machen?"

Saint-René-Taillandier meint, des Herrn Roſſeeuw Formel ſtreife hart an die unduldſame Mahnung: „Komme zu uns, außerhalb unſerer Gemeinſchaft iſt kein Heil für Dich!" Indeſſen wir wollen nicht ſo ſtreng über ihn richten, weil er ein tiefes Gefühl von den Bedürfniſſen des Zeitalters hat. Den calviniſchen Profeſſor ſtachelt ein unendlicher Durſt nach Wahrheit, er iſt eine unbefriedigte Seele, die aber ahnt, wo der Born der Befriedigung ruht. Sein Calvinismus erſcheint ihm vollgetränkt mit Chriſtenthum, darum identificirt er Chriſtenthum und Calvinismus. Im Sturm des begeiſterten Aufſchwungs überſieht er die dermaligen Mängel ſeiner Kirche und unterſchätzt die Zweifel ſeines Innern. Er wird ungerecht gegen die wahrhaftigen Gründe ſeiner Unzufriedenheit, gegen die unbefriedigten Gläubigen aller Konfeſſionen, gegen die Denkungsart des Jahrhunderts. Es iſt wahr, die unbefriedigten Gläubigen aller Konfeſſionen ſind das Salz der Zukunft. Sie ſtrecken die Arme aus nach einer Allgemeinen Kirche der Menſchheit, welche die zerſtreuten Glieder am Leibe Chriſti vereinige und noch mehr als ſie! Wie wird ſie beſchaffen ſein, dieſe Kirche der Zukunft? Werden die treuen Bekenner, die den Kerngehalt ihres Glaubens bewahrten, von einem abſtrakten Rationalismus ihre Befriedigung empfangen? Unmöglich, denn das hieße die Beſten von der Kirche verſcheuchen, die neue „Katholizität" bliebe inhaltleer. Wir denken, das Kriterium einer unbedingten, unbezweifelbaren Wahrheit müſſe einmal Platz greifen können, wenn die Einheit auch innerlich verſtanden iſt, die Freiheit mit dem Geſetze verſöhnt und die Nothwendigkeit des ſchöpferiſchen bibliſchen Inhalts vom Forſchergeiſte und den Gewiſſen der Menſchen gebilligt ward. Sehr wahrſcheinlich wird dieſe Bewegung nur vom Proteſtantismus ausgehen. Aber ihr Sieg, der Sieg des Chriſtenthums der Liebe und des ganz gereinigten Evangeliums, wird auch den Katholizismus umfaſſen, die Tradition der geiſtlichen Geſchichte nach Erkenntniß ihres liberalen Charatters in ihr volles Recht wiedereinſetzen und dem zerſplitterten Sectenweſen wie dem individualiſtiſchen Gebahren der Ultraproteſtanten für immer ein Ende machen. Das iſt unſer Ideal, das weder morgen noch übermorgen zu verwirklichen iſt. Leider ſcheint es nicht das Ideal des Herrn Roſſeeuw-Saint-Hilaire. Der Kritiker Saint-René-Taillandier ſteht ihm ſchon näher. Denn ſtatt auf „Konfeſſion" legt er auf „Chriſtenthum" den Hauptaccent. Er erzählt im Eingang die Seelengeſchichte der katholiſchen Circaſſierin Aiſſé, welche in der verderbten Epoche der Regentſchaft von der calviniſchen Frau Calandrini, der Gemahlin des Genſer Reſidenten, nicht zum Proteſtantismus, ſondern zum Glauben ihrer Kindheit, ihrer Kloſtererziehung, bekehrt ward. Er neigt freilich, dem Zeitgeiſt entgegen, mehr zu katholiſcher Auffaſſung der Dinge, aber er behält einen gewiſſen Grad von Unparteilichkeit. Charakteriſtiſch ſind in dieſer Richtung Tallandier's

Digitized by Google

Muſterbeiſpiele aus unſerm Jahrhundert. Als das kritiſche Hegelthum die proteſtantiſche Kirche Preußens in Lebensgefahr zu ſtürzen drohte, ſchrieb ein katholiſcher Philoſoph, der Stolz der Würzburger Hochſchule, Franz von Baader, an den Cultusminiſter von Altenſtein nach Berlin: „Retten Sie den Proteſtantismus, unſere Kirche bedarf der Ihrigen!“ Und derſelbe Baader ſchrieb am 25. Mai 1825 an Varnhagen von Enſe: „Ich freue mich, als Katholik, beigetragen zu haben, den Proteſtantismus zu ſtärken, der das große Haus der Gemeinen der Allgemeinen Kirche iſt!“ Wir fügen hinzu: dieſe brave Vorurtheilsfreiheit hat ſich unter den Schülern Baader's fortgepflanzt. Franz Hoffmann, Em. von Schaden und der Verfaſſer der ſchönen Abhandlung: „Der Logos-Begriff im Evangelium Johannis“, Prof. Lic. Ochs in Zweibrücken, ſind in ihrer Weiſe auch Kämpfer für die Kirche des heiligen Geiſtes. In anderem Sinne iſt es der berühmte Prediger der franzöſiſch-reformirten Kirche, Alexander Vinet, der in einer ſeiner beſten Predigten behauptet hat: der wahre Charakter jedweder chriſtlichen Gemeinſchaft beſtehe darin, den Menſchen den Weg zum Guten zu führen und die Dämonen auszutreiben. Jede Kirche, die den Teufel der Sünde austreibt, beſitzt ihm den Geiſt Chriſti. Und etwas ähnlich dachten, vom Inhalte des Chriſtenthums ergriffen, die katholiſchen Biſchöfe Regensburg's von Sailer und von Weſſenberg und der Breslauer Fürſtbiſchof Kardinal von Diepenbrock, der mit dem hochgeachteten Frankfurter Arzte Dr. Paſſavant, einem der Lichter der evangeliſchen Kirche Süddeutſchlands, einen vertrauten Briefwechſel über die höchſten Dinge unterhielt. Beide waren ſtrenggläubig und Beide, nach Taillandier, „unbefriedigte Seelen“, die jenſeits der konfeſſionellen Schranken ihre Glaubenseinheit fanden, ohne Preisgabe ihrer eigenthümlichen Form! Hierin erkennt man einen wichtigen Fortſchritt angebahnt. Die Welt rückt in der That vorwärts in allen Kreiſen der Geſellſchaft und wohl oder übel in allen Religionsparteien. Sie ſtrebt nach der Einheit wie nach der Freiheit der Geiſter und keine geſchriebene Formel erſchöpft ihr Ideal bis jetzt. Leibniz und Boſſuet haben es in einem Pakt über das Dogma geſucht, aber Saint-René-Taillandier hat ſchon darin Recht, wenn er ſagt: ein Vertrag kann nicht willkürlich feſtſetzen, was erſt das Leben verarbeiten muß und wozu es noch einer großen Zukunft bedarf. Dieſe und nicht das 16. Jahrhundert hätten Roſſeeuw-Saint-Hilaire und ſein Streitgenoß Arbouſte-Baſtide (Verfaſſer von „le christianisme et l'esprit moderne“) in's Auge faſſen ſollen, iſt des Kritikers Anſicht. Vielleicht würde unſeres beſcheidenen Ermeſſens bei ihren proteſtantiſchen Aufrufen etwas herausgekommen ſein, hätten ſie die Kulturſtufen des Proteſtantismus und Katholizismus hiſtoriſch verglichen und kritiſch beleuchtet. Wir glauben denn doch: wer Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbetet, der hat das beſſere Theil erwählt!

Trauttwein von Belle.

England.

Italien in der modernen engliſchen Unterhaltungs-Literatur.

Vincenzo, von J. Ruffini.*)

Es iſt, als ob das herrliche Land, wo die mächtige Roma thronte, wirklich das Zünglein in der europäiſchen Wage wäre, wie man es, ſeiner langgeſtreckten peninſularen Form wegen, wohl genannt. Es iſt, als ob es die leiſeſten Bewegungen und Schwankungen in der Politik und der Machtvertheilung des Erdtheils bald vorahnend andeuten, bald durch ſeine eigene Bewegung entſcheiden müßte, und diejenige Seite, auf welche es ſich neigt, berufen wäre, den entſcheidenden Einfluß in Europa auszuüben.

Nachdem die römiſchen Waffen die Centraliſation der apenniniſchen Halbinſel erzwungen, unterwarfen ſie ſich die Welt, weniger durch ihres eigenen Armes Kraft, die allmählich zu erlahmen begann, als durch ihre Politik, die den innern Zwiſt im Schooße fremder Staaten ſchürte und nährte, das eine Volk zur Unterdrückung des andern ſchulte, bildete und in ſeine Dienſte nahm, durch die Waffen fremder, geworbener Legionen, durch ihr unübertreffliches Organiſationstalent.

Im Mittelalter war es der todte Punkt, in welchem geiſtliche und weltliche Herrſchergewalt ſich neutraliſirten. Seine Adelsfamilien waren vom Kaiſer und Papſt geſuchte Alliirte und meiſt gaben ſeine Städte die Entſcheidung in jenen tauſendjährigen blutigen Fehden. Später ſchwankte zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, den Häuſern Bourbon und Habsburg, das Kriegsglück hin und her. Die Revolution hatte es an Frankreichs Fahne gefeſſelt, die Politik der heiligen Allianz lieferte es wieder an Oeſterreich, bis es in dieſen Tagen, freilich nicht „da se“, ſondern mit fremder Hilfe und unter dem Scepter des fremden Savoyer-Geſchlechts, ſich zu ſelbſtändiger Politik und einheitlicher Geſtaltung aufgerafft hat.

Wichtiger aber, als zur Zeit noch ſeine politiſche Bedeutung, ſcheint uns die Rolle, die in der Weltliteratur das Land des Taſſo und Dante ſpielt. Unvergeſſen iſt die von Italien ausgegangene geiſtige Wiedergeburt, und wenn die germaniſche Welt ſpäter größere Fruchtbarkeit, Friſche und Geſtaltungskraft entwickelt, ſo kehrten doch ihre Söhne gern und oft zu den reinen Quellen, die des mächtigen Stromes Urſprung bezeichneten, zurück.

Unzählige Werke ſind über Italien geſchrieben worden. Noch kürzlich bewies uns den Reichthum, den allein die deutſche Literatur davon beſitzt, eine fleißige Zuſammenſtellung, die auch in dieſen Blättern ihre wohlverdiente Würdigung fand. England wird kaum zurückſtehen und die Rolle, welche die Künſtlerheimat mit dem ewig lachenden blauen Himmel in der engliſchen Unterhaltungsliteratur ſpielt, iſt wahrlich keine unbedeutende.

Wer kennt nicht J. Ruffini, den Autor von Dr. Antonio*), Lorenzo Benoni**) und Lavinia†). Er hat uns ſoeben mit einem neuen Werke beſchenkt, das uns mitten in die neueſten politiſchen Bewegungen Italiens hineinführt und deren Reflex im friedlichen Familienleben, Stürme im Theetopfe, wie die Engländer, im Glaſe Waſſer, wie wir Deutſchen ſagen, zeichnet. Das Werkchen iſt nicht ohne belehrendes Intereſſe, und wenn man hier und da die echt künſtleriſche Geſtaltungskraft in dieſer Erzählung aus dem Lande der Formen und Farben wohl vermißt, ſo erfreut man ſich um ſo mehr an der augenſcheinlichen Naturtreue, mit der Verhältniſſe und Perſonen mit ihren hochtragenden Anſichten und menſchlichen Schwächen geſchildert ſind.

Die Handlung beginnt im Piemonteſiſchen, wenig entfernt von dem Terrain, auf welchem Manzoni's Verlobte ſich bewegen. Die Stürme des Jahres 48 dringen auch in dieſe friedlichen Thäler und Hügellandſchaften und reißen einen jungen, mit Welt und Menſchen völlig unbekannten Seminariſten aus ſeiner ſtillen

*) Vincenzo, or Sunken Rocks. By John Ruffini. Leipzig, Tauchnitz-Edition, 2 vol.

*) 1 vol. Tauchnitz. **) 1 vol. Ebd. †) 2 vol. Ebd.

Digitized by Google

Studirzelle in Ibella. Vincenzo iſt ein Waiſenkind und auf dem Landſitze eines alten Advokaten von dieſem gleichzeitig mit deſſen Tochter Roſa erzogen. Eine warme, aufrichtige Neigung hat ſich in den beiden jungen Leuten herausgebildet, und der unbewußte Patron dieſer Liebe in Kinderſchuhen iſt der alte Gärtner des reichen Advokaten, Namens Barnaby, dem man im Dorfe den Spitznamen, nach einer in Italien ſehr verbreiteten Bien-Art, „häßlich und gut“ (brutto e buono), gegeben. Vincenzo verabſchiedet ſich ſchriftlich von ſeiner theuren Roſa; auf ſeinem Wege zur Armee aber fällt er einem Schwindler und Abenteurer in die Hände, der ſich Oberſt Roganti nennt und die anmuthige Perſönlichkeit und Unerfahrenheit des jungen Mannes benutzt, um von den Landleuten Geld zu erpreſſen.

Bald aber reißt er ſich los von ſeinem unwürdigen Begleiter, und nach Beendigung der für Sardinien ſo unglücklichen Campagne finden wir ihn durch Barnaby's Fürſorge in ſeiner Heimat und dann in Turin wieder, wo er ſich, da nach dem Vorgegangenen eine geiſtliche Laufbahn nicht mehr rathſam iſt, dem Studium der Rechte widmet. Er beſteht ein brillantes Examen, findet einflußreiche Protection, wird dem Miniſter Cavour vorgeſtellt und erhält ſchließlich von ſeinem Pflegevater die Hand der angebeteten Roſa. — Hier würde ein gewöhnlicher Roman nun wohl ſchließen; der Ruffini's aber fängt erſt an. — Das bewegte Leben der letzten Jahre hat aus Vincenzo einen vollen Mann gemacht, der warm für ſein Vaterland fühlt, an deſſen Geſchick er das ſeinige knüpft und bereit iſt ihm Gut und Blut, ſeine ganze Zeit und Kraft zu widmen. Roſa iſt in ihrem ſtillen Thale fern aller Bewegung geblieben. Etwas eigenſinnig war ſie immer und ihr liebliches Köpfchen verſteht zu trotzen, wenn ſie auch ihren Vincenzo herzlich liebt. In dem geräuſchloſen, aber hartnäckigen Kampfe, der der Niederlage von 49 folgte und bis zu den Ereigniſſen des Jahres 59 eine allgemeine Bewegung vorbereitete, zogen ihre Sympathieen ſie weit mehr auf Seite des Papſtes und der Kirche, als des Landes, dem ſie angehört und das, nach der Meinung aller Patrioten, die Zukunft Italiens in ſich trug. Eine ſolche Meinungsverſchiedenheit in politiſchen und ſelbſt kirchlichen Dingen würde unter anderen Umſtänden wohl mit dem ehelichen Glücke ſich vertragen haben; in dem gegenwärtigen Zuſtande der Gährung aber, der alle Gemüther ergriffen, wurde ſie zur „verborgenen Klippe“, an der ein flottes Lebensſchiff zerſchellte.

Vincenzo hatte beſchloſſen, auf der Hochzeitsreiſe die Erziehung ſeiner Frau, wie er es nannte, vorzunehmen. Bei der Vorſtellung in Turin ſagte der Miniſter: „Selbſt eine ſo reizende Frau darf in dieſen Tagen ihren Mann nicht für ſich allein beſitzen wollen. Es giebt eine alte Liebe, die gleichberechtigte oder höhere Anſprüche hat, das Vaterland“; Roſa erröthete tief, wußte aber nichts zu erwidern.

Florenz war von dem jungen Gatten zu dem Orte auserſehen worden, wo er durch die Anſchauung der reichſten Kunſtſchätze, die in engen lokalen Vorurtheilen befangene Seele ſeiner Frau erheben, klären, läutern und erweitern, ihr patriotiſches Gefühl und Hinſtreben zum gemeinſamen Vaterlande erwecken wollte. Es war verlorene Mühe. Die ewigen Wanderungen durch die Gallerien fingen an, die ſchöne junge Frau zu langweilen, und die weichen ſonoren Klänge der lingua toscana ſchienen ihr, ſtatt ſie zu bewundernder Nachahmung hinzureißen, ein fortwährender unwillkürlicher Spott auf ihr rauhes piemonteſiſches Organ. Sie kehrten früher zurück, als es in Vincenzo's Plane lag.

Von dem ihm ſehr wohlwollenden Miniſter gedrängt, nahm der junge Mann eine höhere Beamten-Stelle in Chambéry an, und glänzende Ausſichten eröffneten ſich ihm für ſeine künftige Laufbahn. — Die Reiſe war nicht geeignet, günſtige Vorurtheile für ihre neue transalpiniſche Heimat in dem Herzen der jungen Frau aufkeimen zu laſſen. Trübes, regneriſches Wetter bei einer Reiſe im Savoyerlande, man weiß, was das bedeutet. — Auch das freundliche Chambéry verfehlte vollſtändig ſeine Wirkung. Mangel an einer paſſenden Wohnung, angemeſſene Häuslichkeit, Unbekanntſchaft mit der Sprache und die allgemeine Abneigung der Savoyarden gegen die Piemonteſen, die eine Bewahrheitung des Grundſatzes iſt, daß faſt immer die Bewohner zweier entgegengeſetzten Gebirgsabhänge ſich freundnachbarlichſt haſſen, erhöhte die Leiden der armen, jungen Frau.

Endlich konnte man eine Villa in den Umgebungen der Stadt miethen, und Vincenzo brachte gern das Opfer, täglich nach der Stadt zu pilgern, wenn er wußte, daß ſeine Frau ſich draußen wohler fühlte. Aber auch hierher folgte ihm der fatale Meinungsſtreit und zerſtörte nach und nach jeden Schimmer von Frieden, und ſtillem, häuslichem Glück. Bigotter, geſchloſſener und aggreſſiver, weil die Staatsgewalt ſie hier weniger als im eigentlichen Piemont contrebalancirte, hielt in Savoyen die klerikale Partei das Banner der Oppoſition gegen das conſtitutionelle Regierungsſyſtem und das Statuto Victor Emanuels aufrecht. Verſtärkt durch die nationalen Antipathien der Savoyarden, hatte ſie bald das ganze Land in ihrer Gewalt und in verſchwindender Minderheit nur die piemonteſiſchen Beamten und Truppen gegen ſich.

Die junge Signora folgte dem natürlichen Zuge der Gewohnheit, ſich der Kirche anzuſchließen und ſich der Armen und Kranken anzunehmen, wie ſie es in ihrem Heimatsdorfe gethan hatte. Ihr Gemahl ſah ſie gern in ihrer ſtillen, ſegnenden Thätigkeit, die ihr am erſten über die ſchweren, trüben Stunden des Heimwehs hinweg helfen konnte. Bald wurde ihr Name bekannt in der kleinen Gemeinde. Sie kam mit den Häuptern der klerikalen Partei nah und fern in Verbindung; was war natürlicher, als daß dieſe daran dachten, durch die junge Frau den einflußreichen Gemahl für ſich zu gewinnen? Kein Mittel blieb unverſucht; Gewiſſensangſt und die Möglichkeit, durch Faſten und Beten den ſündhaften Mann zu erretten, verweinte Augen, Zurückhaltung, Kälte und dringende Innigkeit; Vincenzo Candia blieb feſt, aber das Herz drohte ihm zu zerſpringen.

Indeſſen hatten ſich auch in der Heimat die Verhältniſſe weſentlich anders geſtaltet. Sein Schwiegervater, früher liberal und atheiſtiſcher Philoſoph, war in ſeiner Vereinſamung eine willkommene Beute eines jungen, gewandten Geiſtlichen geworden, der ihn erſt von ſeinem körperlichen und dann von ſeinem Seelenleiden ſo vollkommen überzeugte, daß der Alte fortan nur ihm glaubte und vertraute. Nun erfolgten auch von dort Vorwürfe, Bitten, Drohungen und als endlich ſeine Frau in intereſſante Umſtände kam und er ihr nichts verweigern konnte, gab er, gedrängt und getrieben, ſeine Stellung bei der Regierung auf, gerade in dem Augenblicke, als Cavour, durch eine geſchickte Schwenkung, Sardinien an die Seite der weſtlichen Großmächte zur Bekämpfung Rußlands brachte.

Viele ſeiner ehemaligen Kameraden von 1848 traten damals freiwillig in die nach der Krim beſtimmten Regimenter ein; er verließ ſeinen Poſten, nach hartem Kampfe mit verbittertem Herzen. Er hatte ſeinem häuslichen Frieden ſeine politiſche Wirkſamkeit zum Opfer gebracht; bald mußte er fühlen, daß er ſeine liebſten Neigungen und Träume, ſein ernſtes praktiſches Schaffen vergebens einem

Digitized by Google

Frieden aufgeopfert hatte, der nicht mehr dauern konnte. Es folgten Jahre der Schmach erzwungener Unthätigkeit, unwürdiger Behandlung und des Elendes, die ihn der Verzweiflung nahe brachten. Um den Kontraſt noch ſchneidender zu machen, ſiedelte ſich um dieſe Zeit ſein einſtiger Waffengefährte und Freund Del Palmetto in der Nachbarſchaft an, deſſen Frau Roſa wohl in Allem nachſtand, was ſonſt die Weiber liebenswürdig und begehrenswerth macht und nur auf dem durchaus unweiblichen Gebiete der Politik ihr überlegen war. Hier trifft unſren Helden kein geringer Vorwurf. Wenn er die Feſſeln, in die er ſich ſelbſt geſchlagen, nicht abſchütteln konnte, noch wollte, ſo mußte er in dem durch ſeine Familie umſchriebenen Kreiſe nützliche Verwendung ſeines Thätigkeitsdranges ſuchen und finden. In einem Lande, das ſich von Grund aus umgeſtaltet, finden tapfere Männer überall Feinde genug, die ſie bekämpfen müſſen; dies aber war die Schwäche Vincenzo's, und weil er in der Stelle, wo er ſtehen mußte, nicht genügte, verfehlte er ſeine Beſtimmung überall.

Selbſt der Sitz im Parlament, der ihm ſpäter, — nachdem er nochmals in die Adminiſtration eingetreten, nach Cavour's Tode wieder ausgetreten war, als er ſah, wie ſeine ſtill es duldende Frau ſich langſam darüber abzehrte, — angeboten wurde, konnte ihn nicht beſtimmen, ſich einer neuen Phaſe des öffentlichen Lebens zu widmen. Die einzige Beſchäftigung dieſer thatendurſtigen Seele war fortan die Erziehung ſeiner Tochter, der kleinen Roſa; aber wir zweifeln ſehr, daß das Produkt dieſer ſehr koſtſpieligen Erziehung, (weil zwei volle Menſchenleben in ihr aufgingen) jemals eine gute Hausfrau und Mutter ſein wird, wenn ſie nach den Grundſätzen des unglücklichen Vincenzo geleitet wird, der ihr ſo viel opferte.

Mit Garibaldi's ſicilianiſcher Expedition und ihren Folgen ſchließt das Buch ab. Der Friede des neuen Italiens mit der alten Kirche iſt noch nicht gemacht und ſo ſchließt Vincenzo vorläufig mit ſeiner Frau einen faulen Compromiß, bei dem beide Theile verlieren, ſich aber härmen und altern vor der Zeit. Es iſt ein unglückliches Verhältniß: er ein gefeſſelter Prometheus, aber ohne Thatkraft, ſie, nach des Vaters Tode ganz Hingabe an ihren Mann, bemüht durch ihre Buße deſſen vermeintliche Sünden abzuwaſchen, voll Religion, aber ohne die Liebe, die der Apoſtel Paulus ſo hoch ſtellt.

Die zweite engliſche Geſchichte über Italien ſpielt vor nahezu fünfzehnhundert Jahren, als vor den Sturmkolonnen Alarichs die alte Roma in Trümmer ſank. Sie iſt von Wilkie Collins, Autor des ſo ſchnell berühmt gewordenen Woman in White und des kürzlich erſchienenen „No Name", und heißt „Antonina oder der Fall von Rom."*) Das Werk ausführlich zu analyſiren, fehlt es uns an Zeit und Raum; auch dürfte dabei den meiſten unſerer Leſer der Geduldsathem ausgehen; wir verſuchen nur kurz eine Deutung der in das Gewand des Romanes eingekleideten Allegorien. Antonina, die Tochter des ſtrengen Schismatikers Numerian, ſcheint uns in ihrer ahnungsloſen Unſchuld die Perſonification des jugendlichen Chriſtenthums, das den Nachſtellungen des verderbten, in der Geſtalt des wollüſtigen Senators Vetranio verkörperten Römerthums und ebenſo den Verfolgungen des fanatiſchen heidniſchen Prieſters Ulpias ſiegreich entgeht, ſich losreißt von dem Prunk und Tand der entarteten römiſchen Biſchofskirche, um in Liebe zu dem jugendkräftigen, wenn ſchon noch etwas barbariſchen Gothen (Hermann, Hermannrich) zu entbrennen und in inniger Vereinigung mit ihm eine neue Weltordnung zu begründen.

*) Antonina, or the Fall of Rome, by Wilkie Collins. 2 vol. Leipzig, B. Tauchnitz.

Nord-Amerika.

Literariſche Briefe aus New-York.

II.

Die Aſtor-Bibliothek.

Ein Deutſcher, der nach New-York kommt, und der, wenn auch nur einigermaßen, Zeit und Sinn für wiſſenſchaftliche Beſchäftigung hat, wird, wenn er die Räume der Astor Library betritt, von dem Gefühle angenehmer Ueberraſchung, zugleich auch der Dankbarkeit erfüllt. Mitten im Gewühl der Stadt ein ſtiller Tempel der Wiſſenſchaft, von einem Kaufmann, und zwar von einem Deutſchen gegründet — wer hätte das gedacht? Es gehört mit zu den — mitunter falſchen — Vorſtellungen von der „neuen Welt", daß man glaubt, es ſei dort Alles neu, und daß man, wenn man von der alten Welt nach der neuen auswandert, zugleich auch von der Wiſſenſchaft der alten Welt Abſchied nehme. Wer gewohnt war, drüben die Bibliotheken zu frequentiren, der betrachtet dort noch einmal all' die alten, geliebten Folianten mit ſtiller Reſignation; ſie gehören auch mit zu den Freunden, die er auf dem andern Ufer nicht wiederfindet — und um ſo größer iſt die Freude und die Ueberraſchung, wenn er die alten Freunde auch auf dem neuen Boden wiederſieht, und er wird ſich eines Gefühls der Dankbarkeit nicht enthalten können gegen den, der ihm dieſe Ueberraſchung bereitete.

Die Astor Library hat ihren Namen von ihrem Stifter, Johann Jacob Aſtor, einem Pfälzer, der in ſeinem Teſtamente 400,000 Dollars zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek beſtimmte. Die Bibliothek zählt jetzt 130,000 Bände; das prachtvolle Gebäude ſelbſt iſt ein Geſchenk von Wm. B. Aſtor, dem Sohne J. J. Aſtor's. Die Aſtor-Bibliothek unterſcheidet ſich — und zwar ſehr zu ihren Gunſten — von den deutſchen Stadt- und den meiſten Univerſitäts-Bibliotheken in derſelben Art und Weiſe, wie ſich viele amerikaniſche Städte von den deutſchen Städten unterſcheiden. Während dieſe nämlich, wie Frankfurt a./M., Cöln u. ſ. w., meiſtens nur allmählich zu ihrer jetzigen Unregelmäßigkeit ſich erweitert haben, ſind Philadelphia, Waſhington u. ſ. w. von Anfang an nach einem beſtimmten Plane angelegt worden. Ebenſo iſt die Aſtor-Bibliothek nicht, wie die deutſchen Bibliotheken, aus einzelnen Sammlungen nach und nach angewachſen; ſie wurde vielmehr urſprünglich nach einem großartigen Plane gegründet, und die verſchiedenſten Wiſſenszweige wurden in gleicher Reichhaltigkeit bedacht. Wer ſich mit irgend einem Studium beſchäftigt — welchem Gebiete daſſelbe auch angehöre — der findet auf der Astor Library die nöthigen Hülfsmittel, und der Schreiber dieſes hat daſelbſt manches Buch vorgefunden, nach welchem er auf den beiden Wiener Bibliotheken, der Hof- und Univerſitäts-Bibliothek, vergeblich gefragt, gar nicht zu reden von einzelnen Seltenheiten, die als Unica zu betrachten ſind.

Die Benutzung der Bibliothek wird durch einen gedruckten alphabetiſchen Katalog (ein ſyſtematiſch geordneter, der vorläufig nur handſchriftlich exiſtirt, iſt in Ausſicht geſtellt) ſehr erleichtert. Da keine Bücher ausgeliehen werden, ſo erhält man durch den

Digitized by Google

Katalog die Gewißheit von dem Vorhandenſein oder Nichtvorhandenſein eines Buches, während die handſchriftlichen, nur für die Cuſtoden beſtimmten Kataloge der deutſchen Bibliotheken Einem die Controle erſchweren, und man auf ein „Nicht da!" nicht weiter appelliren kann. Die Unabhängigkeit von den Cuſtoden geht aber hier noch weiter; ſobald man ſieht, daß Jemand ernſtliche Studien betreibt, ſo wird ihm, ohne weitere engherzige Formalität, eines der vielen inneren Gemächer eingeräumt und damit zugleich die Erlaubniß, ſich ſelbſt die Bücher herauszunehmen.

Trotzdem nun, daß auf der Astor Library — im Gegenſatz zu mancher deutſchen Bibliothek, wo durch die Einſeitigkeit irgend eines Oberbibliothekars oft ein Lieblingsfach deſſelben beſonders bevorzugt, alle anderen aber ſtiefkindlich behandelt werden — die verſchiedenſten Wiſſensgebiete gleichmäßig repräſentirt ſind, trotz dieſer republikaniſchen Gleichberechtigung aller Zungen und Nationen, iſt andererſeits denn doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß man auch wohl Bücher vermißt, die in einer Bibliothek — namentlich in einer Bibliothek, die mit ſo großartiger Liberalität ausgeſtattet iſt, nicht fehlen dürften. Einem Deutſchen, der über dieſe einzelnen Lücken ſein Bedauern und zugleich ſeine Verwunderung ausſprach, erwiederte der frühere Bibliothekar, Dr. Cogswell (der, beiläufig geſagt, ſehr bedeutende bibliographiſche Kenntniſſe beſitzt, und der auch das Departement der bibliographiſchen Literatur auf der Astor Library auf ſeine eigenen Koſten mit vergrößert hat, ſo daß dieſes Fach allein mit 4000 Bänden vertreten iſt), man dürfe an die Aſtor-Bibliothek nicht dieſelben Anforderungen ſtellen, wie an eine europäiſche Bibliothek, da Erſtere eben nur eine Anfängerin ſei, deren Lücken im Laufe der Zeit wohl noch ausgefüllt würden. In der That beſteht die Astor Library erſt ſeit dem Jahre 1854, und ein Theil des Vermächtniſſes von 400,000 Dollars wird dazu verwendet, um mit den Zinſen deſſelben, nebſt den fortlaufenden Ausgaben, auch fortwährend neue Bücher anzuſchaffen und die Bibliothek zu kompletiren. Von der Astor Library gilt demnach, was von Amerika gilt, und was auch vom ruſſiſchen Kaiſer gilt, wie wenigſtens einmal ein Ruſſe meinte. Dieſer hatte nämlich behauptet, der Zar ſei das mächtigſte Weſen; als nun Jemand den ſchüchternen Einwand wagte, Gott ſei doch wohl mächtiger, als der Zar, ſagte der Ruſſe: „Gott? Ja, allerdings, aber Gott iſt ſchon alt — der Kaiſer iſt noch jung."

Vorläufig ſind übrigens die Lücken nicht ausgefüllt; ſie werden vielmehr in dem Maße immer größer, als der Zuwachs an Literatur-Erzeugniſſen immer größer wird. Man ſcheut zwar keine Koſten, wie das der Umſtand beweiſt, daß erſt vor Kurzem u. A. auch die beiden theuern ruſſiſchen Jubilarwerke, nämlich der Tiſchendorfiſche Codex Sinaiticus, ſowie die „Description othoographique des peuples de la Russie" von Th. von Pauly, für die Bibliothek angekauft wurden. Wahr iſt es allerdings, daß ein theures Prachtwerk, wie das letztere, für Bibliotheken beſonders paßt, und ſo zu ſagen darauf eingerichtet iſt, während es andererſeits verzeihlich iſt, wenn man Bücher anſchafft, nicht obſchon, ſondern weil ſie theuer ſind.*) Allein die wiſſenſchaftlichen Werke aus anderen Gebieten verdienen doch mindeſtens gleiche Berückſichtigung. Vor zwei Jahren wurde die Bibliothek mit Einem Male um mehrere Tauſend Bücher bereichert, was durch einen außerordentlichen Zuſchuß von Seiten Wm. B. Aſtor's ermöglicht wurde; bei dem Intereſſe, das Letzterer für die Stiftung ſeines Vaters zeigt und bei dem unermeßlichen Reichthum deſſelben würde es vielleicht nur einer, von geeigneter Seite ausgehenden Vorſtellung bedürfen, um die Astor Library zu dem zu machen was ſie ſein könnte. Uebrigens ſcheinen beſondere Untoward Events eingetreten zu ſein, die auf den Ankauf von Büchern hemmend eingewirkt. Andererſeits mag auch der Krieg in mehr als einer Weiſe Schuld daran ſein, zunächſt durch den gewaltigen Abſtand zwiſchen dem Werthe des papierenen und des klingenden Geldes (der moneta volante und moneta sonante, wie die Italiäner ſagen), und ſo iſt denn die eingetretene Stockung vielleicht nur eine momentane.

Die Art und Weiſe aber, wie in dem Journal „Das Ausland" die Astor Library geſchildert worden, liefert einen neuen Beweis, wie geachtete und gediegene europäiſche Blätter als Organ benutzt werden, um amerikaniſche Inſtitutionen im falſchen Lichte darzuſtellen, und wie dieſelben Blätter, theilweiſe wenigſtens, zu Klatſchereien und Perſönlichkeiten mißbraucht werden.

Von der Astor Library wird dort nämlich unter Anderm geſagt: „der Deutſche findet hier von Allem Etwas." Wir behaupten 1. daß der Deutſche, wenn er nur ein Wenig zu ſuchen verſteht, noch etwas mehr als „Etwas" findet, 2. daß ſich dieſes auch auf andere Nationalitäten erſtreckt. So ſind ſeit einiger Zeit zwei junge Männer, der Eine ein Armenier, der Andere ein Chineſe, fleißige Beſucher der Bibliothek; wahrſcheinlich alſo finden auch ſie „Etwas" dort, da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß ſie als Korreſpondenten in der Abſicht hingehen, bloß Fehler zu finden (to find faults). Nach jener lobenden Anerkennung der Astor Library folgen aber die Klagen. Zunächſt klagt der Berichterſtatter darüber, daß die Encyklopädie von Erſch und Gruber nicht ein Mal vollſtändig da ſei. Dies iſt allerdings begründet, doch iſt dieſe Klage eine, wie wir glauben, in allen Bibliotheken der Welt geführte, da das große, encyklopädiſche Werk bis jetzt noch nicht vollendet iſt. Es folgen dann noch andere ebenſo unbegründete Klagen: „Die Bücher ſind ohne ſtreng wiſſenſchaftliche Kenntniß, wie ſich eben die Gelegenheit bot, geſammelt." Item: „Es iſt Alles nur Prunk und Schein." Item: „Die Bibliothek wimmelt (sic) von katholiſcher Theologie und iſt beſonders reich an trivialen Gebet- und Erbauungsbüchern." Es iſt ein ſehr verzeihlicher Irrthum, wenn der Verfaſſer — wie es ſcheint — alle Bücher, deren Inhalt er nicht verſteht, für Gebetbücher hält; aber ein Kunſtſtück wäre es immerhin, eine Bibliothek von 130,000 Bänden in dieſer einfältigen Weiſe herzuſtellen, und das Kunſtſtück wäre

*) Wenn man ein Urtheil über den wiſſenſchaftlichen Werth des ethnographiſchen Werkes von v. Pauly nach dem bemeſſen wollte, was im Appendix (S. 149 ff.) zur erſten Abtheilung (peuples indo-européens) über den galiläiſchen Dialekt, über die Khassids und Tsadiks und deren Nachfolger die Samaritains, Esséens (fanatiques) und Saducéens (esprits forts), ſo wie über die ſpäteren Tsadiks (maitres, docteurs), die Sogaritos und die Kaballa (qu'on appelle dans quelques pays cabale) u. ſ. w. geſagt wird, ſo würde dieſes Urtheil eben nicht ſehr zu Gunſten des Buches ausfallen, und man wird jedenfalls zugeben müſſen, daß die artiſtiſchen Beilagen, namentlich die prachtvolle Abbildung der „Karaïmes", wahrer und getreuer ſind, als die im Text gegebenen Notizen, in welchen letzteren übrigens die Karaïmes — abgerechnet den „ſonderbaren Plural" (ce pluriel est bien singulier) — immer noch beſſer charakteriſirt werden, als die Uebrigen, was auch ganz natürlich iſt. Ein Schluß von dieſer Partie auf das ganze Werk wäre aber doch wohl zu voreilig, da beide nur in einem loſen Zuſammenhange ſtehen, und da es überhaupt mit zu dem Schickſal der Khassids, Tsadiks, Karaïmes u. ſ. w. gehört, daß ſie zuweilen auch in ſonſt ſehr gründlichen und gelehrten Büchern ſtiefkindlich, d. h. oberflächlich und unwiſſenſchaftlich, behandelt werden. D. Korr.

Digitized by Google

noch größer, wenn ſie 300,000 Bände hätte, wie in dem Artikel (dem es überhaupt nicht an Widerſprüchen fehlt) fälſchlicher Weiſe angegeben wird. Nicht zu entſchuldigen iſt es, wenn Jemand, der deutſch leſen kann, von der „ſtiefmütterlichen Behandlung der deutſchen Literatur“ in der Astor Library ſpricht, und als Beweis dafür anführt, daß von Schiller und Göthe nur alte Ausgaben vorhanden ſeien. (Die Bibliothek hat von Schillers Werken die Cotta'ſche Ausgabe von 1835—36 in 12 Bänden, von Göthe die von 1827 in 60 Bänden, dann die von 1850—51 in 30 Bänden, außerdem die verſchiedenen engliſchen Ueberſetzungen von beiden Dichtern. Ferner beſitzt ſie die Schriften von Carlyle, Browning und Lewes über Schiller und Göthe, die von Döring, Guſtav Schwab, K. Grün, Hofmeiſter, Palleske, Eckardt, Falk, Viehoff, Eckermann u. A. über die beiden deutſchen Klaſſiker in der Urſprache, manche noch außerdem in engliſcher Ueberſetzung, ſo wie die Schriften, in denen die Göthe- und Schillerliteratur überſichtlich geordnet iſt; endlich die Korreſpondenzen von Schiller, Göthe, W. v. Humboldt, Körner, Zelter, Jacobi, Bettina, Frau v. Stein u. ſ. w. Alle dieſe Schriften ſind — nebſt den Illuſtrationen zu den Werken Beider — im Kataloge unter der Rubrik Schiller und Göthe noch beſonders verzeichnet.)

Es wird ferner von dem deutſchen Kritiker behauptet, daß der Artikel „Bibel“ mehr als reichlich vertreten ſei, und daß Bibeln „in allen und möglichſt viel Indianer- und derlei Sprachen“ vorhanden ſeien. Das iſt leider wahr! Die Astor Library hat ſehr werthvolle und ſeltene Bibel-Ausgaben (auch Incunabeln); der Artikel „Bibel“ nimmt neun Seiten des gedruckten Katalogs ein. Der Schreiber jenes Aufſatzes hätte aber bedenken ſollen, daß der Artikel „Bibel“ für Theologen zwar werthvoll, aber auch für Philologen nicht werthlos iſt, und daß man von manchen Sprachen, wie z. B. von der Gothiſchen (die Astor Library hat die Ulfilas-Ueberſetzung in den Ausgaben von Benzelius, Knittel, Ihre-Büſching, Reinwald-Zahn, v. d. Gabelentz und J. Loebe, Maßmann), der Samarilaniſchen (die Astor Library beſitzt die Walton'ſche Polyglotte) und von vielen „Indianer- und derlei Sprachen“ faſt keine anderen ſchriftlichen Denkmäler hat, — als Bibel-Ueberſetzungen.

Was in dem Artikel über einzelne Perſönlichkeiten in der Astor Library erzählt wird, iſt bloßer Klatſch (um eine unſchöne Sache mit einem ſchönen deutſchen Wort zu bezeichnen) und verdient nicht, daß wir es erſt beſonders widerlegen.

Rußland.

Die Oeffentliche Bibliothek in Tiflis.

„Kurzer Katalog der Tifliſer Oeffentlichen Bibliothek, 1846 bis 1861, herausgegeben von Hrm. Ad. Berger, Tiflis 1861 in der Typographie der Oberverwaltung des Kaukaſiſchen Statthalters, XXIII & 1116, 8vo.“ Solches iſt der Titel eines Werkes, welches, wenngleich in Aſien erſchienen, durch ſeine würdige Ausſtattung und gute Anordnung, einer jeden Bücherſammlung des alten Europa zur Zierde gereichen würde. Aus der Vorrede, mit welcher der Herausgeber, ein kenntnißreicher Orientaliſt und der gegenwärtige Bibliothekar in Tiflis, dieſes Werk in ruſſiſcher Sprache einführt, entnehmen wir einige Stellen, die ſich auf die Geſchichte Gruſiens beziehen und den Mangel an Bücherſchätzen in dieſem ſeit 60 Jahren dem ruſſiſchen Reiche einverleibten Lande erklären.

„Die Geſchichte Gruſiens iſt das mehrere Jahrhunderte währende Drama ununterbrochener Kriege und Blutſcenen. Konnte wohl unter ſolchen Umſtänden eine Literatur ſich entwickeln, wenn wir unter dieſem Ausdruck, nach Schlegels Definition „alle die Wiſſenſchaften und Künſte verſtehen, welche das Leben und den Menſchen ſelbſt zum Gegenſtande haben?“ Zweifelsohne nicht. Das Gefühl der Selbſterhaltung umfaßte damals das ganze Sein des Menſchen und die Poeſie, deſſen lebendige Begleiterin, erſchien nur mündlich in Folge von mehr oder weniger wichtigen Begebenheiten und Auftritten. Die Blüthe der Wiſſenſchaften und Künſte iſt in Abhängigkeit von der glücklichen Epoche nationaler Selbſtändigkeit. Hatte aber Gruſien eine ſolche Epoche? Wir können dieſe Frage bejahend, aber mit der Beſchränkung beantworten, daß dieſe glücklichen Zeiten gar zu kurzwährend geweſen. Die glänzenden Zeiten ſeiner Geſchichle gehören bloß den Regierungen Wachtang-Gurgaslans (446—499), David des Erneuerers (1089) und der Königin Tamara (1184—1212) an. Demohngeachtet zögerte Gruſien nicht, ſobald ein glücklicher Zeitpunkt ihm anbrach, ſolche Facta aufzuweiſen, wie ſie bei andern Umſtänden und Verhältniſſen das Volk in eine Reihe mit hochgebildeten Nationen geſtellt hätten. Auf die Regierungszeiten von Wachtang-Gurgaslan und David dem Erneuerer bezieht ſich Vieles, was die Architektur hier Großartiges ſchuf und vor dem der Archäolog jetzt bewundernd und ſtaunend ob der Schönheit und Kunſt hier heimiſcher Denkmäler ſtehen bleibt. Das Zeitalter der Königin Tamara iſt, außer den architektoniſchen Denkmälern, die weit und breit an ihren Namen geknüpft werden, durch die ſchöne Poeſie des Schota Ruſtawelli verherrlicht, jene wunderbare Schöpfung des 12. Jahrhunderts, die als glänzender Stern am fernen Horizonte der gruſiniſchen Literatur leuchtet und den Eingeborenen in die längſtverfloſſenen Zeiten dieſer kurzwährenden glücklichen Vergangenheit zurück verſetzt. Um dieſen Namen gruppirt ſich die nicht minder glänzende Plejade der gleichbeliebten Poeten: Tſchachruchadſe, Abdul-Meſſy, Sſarkis Tzmogweli.

Doch vom 13. Jahrhundert an iſt Gruſien zu neuen Leiden verurtheilt, die nur ſelten, und das nur auf kurze Zeit, ſich unterbrechen; das iſt ſeine Geſchichte faſt bis zur Einverleibung Gruſiens in das ruſſiſche Reich ſelbſt. Die Literatur der Folgezeit nahm eine religiös-moraliſche und zum Theil chronologiſtiſche Richtung an und beſchränkle ſich, verſteckt in Kloſterwänden, auf trockene Pergamentrollen, auf welche die ſcholaſtiſche Feder irgend eines Büßers ein gleichzeitiges Ereigniß aufzeichnete. Solcherweiſe entſtehen die Kloſterbibliotheken, doch gleichzeitig wird die Arbeit des Verſtandes zum todten Kapital. Dieſe Bibliotheken ſind nur einer beſchränkten Zahl der Kloſterbrüder zugänglich, die das lebende Band mit der übrigen Welt zerriſſen hat und nur ſelten auf das Feld der geiſtlichen Arbeit in die Gemeine hinaustritt. Sie erreichen lange nicht den Zweck, wozu ähnliche Anſtalten in der Gegenwart gegründet werden, und daher bleibt die Mehrzahl des Volkes aller Bildung baar. Hierzu hilft ſelbſt das Seminar wenig, das zu Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Telaw beſtand und von dem man nicht leugnen kann, daß es ſich durch Gelehrſamkeit und Bildung ſeiner Vorſtände ausgezeichnet habe, aus deren Reihe beſonders die bedeutende Perſönlichkeit des Rectors David, aus der Familie der Mes-chier, hervortritt, der mit Recht der gruſiniſche Philoſoph und Poet genannt wird. Einige angeſehene Familien ſammeln, ſei es aus wahrer Wißbegierde, ſei es aus leicht verſtändlicher

Digitized by Google

Eitelkeit, Handſchriften; doch werden ſie ohne allen Nutzen in die Truhen vergraben — ein Opfer von Motten und Schimmel; und es geht bloß im Volke das Gerücht, daß ein Edelmann viel auf Pergament oder Leder geſchriebene Bücher beſitze, ein anderer, als großer Bücherfreund, einige Paar tüchtige Büffel für eine alte Handſchrift des „Pantherfelles" geopfert habe, um damit, außer mancher andern Mitgift, „ſeine Tochter auszuſteuern."

Der Mangel einer Buchdruckerei verhinderte die Verbreitung von Schriftwerken. Wohl gründete der König Heraclius II. von Kartalinien und Kachethien, derſelbe Fürſt, der im J. 1783 ſich unter ruſſiſchen Schutz begab, mit Hülfe hierher berufener griechiſcher Meiſter eine kleine Typographie, doch wurden in derſelben ausſchließlich Schriften geiſtlichen Inhaltes gedruckt.

Unſern Tagen war es erſt vorbehalten, durch Errichtung einer Bibliothek nach europäiſchen Begriffen, für das rege gewordene Bedürfniß nach Bildung zu ſorgen. Wie in vieler Beziehung, war es auch auf dieſem Felde der vielſeitig gebildete Fürſt Woronzow, deſſen ſchöpferiſcher Genius hier die Initiative ergriff. In demſelben Jahre 1846, in welchem der neue Statthalter der kaukaſiſchen Provinzen die Gründung zweier Zeitungen und des ſeitdem alljährlich eine Fülle intereſſanter und wichtiger ſtatiſtiſcher Notizen bringenden „Kaukaſiſchen Kalenders" verordnete, ward auch die Tifliſer Oeffentliche Bibliothek gegründet. Zur Anſchaffung der Bücher wurden der Bibliothek, zu deren Aufſtellung bald ein würdiges Gebäude im Mittelpunkte der Stadt errichtet ward, vom Fürſten bedeutende Geldſummen angewieſen. Schenkungen erfolgten von allen Seiten her und bewieſen das Intereſſe, das im gebildeten Publikum der kaukaſiſchen Provinzen für die neue Schöpfung herrſchte. Leider erlahmte der kaum erregte Eifer im Laufe der Kriegsjahre 1853—56 wieder. Der Fürſt Bariatinsky, dem nun die Zügel der Regierung der kaukaſiſchen Provinzen anvertraut wurden, richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf Anſchaffung der Werke, die zum Studium dieſes ausgedehnten Ländergebietes und des Orientes überhaupt erforderlich ſind. Ihm iſt die Idee zur Abfaſſung des ſyſtematiſch geordneten und würdig ausgeſtatteten Katalogs dieſer Bibliothek zu danken, mit der Hr. Ad. Berger betraut ward. Trotz der bedeutenden, von der Regierung für dieſes Inſtitut geſpendeten Geldmittel, die eine Sammlung von 12000 Bänden ermöglichten, denen noch ein kleines Münzkabinet hinzugefügt ward, bedarf es noch anſehnlicher, pecuniärer Opfer und ſteter Anſtrengungen, um eine hier ſo ſehr nöthige vollſtändige Sammlung alles auf den Kaukaſus und die angränzenden Länder Aſiens bezüglichen bibliographiſchen Materials zu ſchaffen. „Wir wollen hoffen, (ſolcherweiſe ſpricht ſich der Verfaſſer dieſes Kataloges aus) daß die erleuchtete ruſſiſche Regierung in dieſem Tempel der Wiſſenſchaften auch die Schätze armeniſcher und gruſiniſcher Manuſkripte und aller Druckſchriften vereinige, die bisher ungekannt und ungewürdigt in den dumpfen Räumen der uralten Klöſter Etſchmiadſin, Tatew, und a. a. O. allem Lichte entzogen wurden. Dieſe, vereint mit den leicht in Transkaukaſien zu ſammelnden Werken der mohammedaniſchen Literatur, würden der Tifliſer Bibliothek mit einem lokalen Gepränge den Rang einer der intereſſanteſten wiſſenſchaftlichen Schöpfungen verleihen."

Der neue Wahlſpruch Rußlands „non solum armis" — „et nunc praesertim non armis" fügen wir unſererſeits hinzu — prangt in goldenen Buchſtaben auf dieſen den Wiſſenſchaften geweihten Hallen, die, mitten in der kriegeriſchen Stadt gelegen, durch weite Baumgruppen und Gänge vor dem Geräuſche geſchützt ſind. Er prangt in glänzenderer Schrift in der Bruſt des kaiſerlichen Prinzen, der dieſes Landesinſtitut vor Allem ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit würdigte. Sein Intereſſe für Wiſſenſchaft und Kunſt läßt uns Erfüllung der eben ausgeſprochenen Wünſche in nächſter Zukunft erwarten. S—y—z.

Paläſtina.

Moritz Buſch: Bilder aus dem Orient. *)

Von dieſen Bildern des Orients, nach der Natur von A. Löffler gezeichnet und mit beſchreibendem Text begleitet von Dr. Moritz Buſch, liegen uns die 10., 11. und 12. Lieferung vor, welche die Stahlſtiche von Mar Saba (Kidron-Schlucht), Bethlehem (todtes Meer), Sichem (Nablus), Nazareth, See Genezareth und Beirut und deren Beſchreibungen enthalten. Die Stahlſtiche ſind mit großer Sauberkeit und Anſchaulichkeit ausgeführt, und die Beſchreibungen des Dr. Buſch erregen das Intereſſe für die Plätze noch mehr und machen dem Beſchauer die Anſichten doppelt angenehm, um ſo mehr, als gerade dieſe Bilder uns mit einer gewiſſen Pietät für die alte Zeit erfüllen, und wir uns in unſerer Phantaſie bald da, bald dort einen Platz oder eine Gegend herausſuchen, wo einſt der ganzen oder einem großen Theile der Menſchheit Großes oder Wunderbares widerfahren, oder wo der oder jener große Mann gelebt, gewirkt oder gelitten und ſo den Ort für ewige Zeiten geheiligt hat.

Auch manches Belehrende iſt dieſen Schilderungen eingeſtreut. So erzählt uns Buſch von Nablus (Sichem): „Die einzige Merkwürdigkeit, welche Nablus für den reiſenden Europäer beſitzt, ſind die hundertundzwanzig Samariter, die hier leben und, wie vor achtzehnhundert Jahren, auf den Meſſias warten und die Juden haſſen. Der einzige Reſt eines Volkes, welcher einſt ganz Samaria inne hatte und in verſchiedenen Städten Syriens und Aegyptens Kolonien beſaß, ſind ſie jetzt auf den ſüdweſtlichen Winkel der Stadt Nablus, ein Quartier, beſchränkt, welches nach ihnen „Haret Es Samera", das Samaritervirtel, heißt und zu dem Hauptſtadtbezirk Haret Es Jasmineh oder Jasminquartier gehört. Ihren Unterhalt erwerben ſie ſich vorzüglich durch Anfertigung wollener Jacken für die Fellahs der Nachbarſchaft und durch Handel. Einige ſind auch als Schreiber angeſtellt, faſt alle aber leben nebenher von Almoſen, welche ihnen die Theilnahme der durchreiſenden Franken reicht. In der Tracht unterſcheiden ſie ſich von den übrigen Bewohnern der Stadt nur dadurch, daß ſie blaßrothe Turbane um die Tarbuſche tragen."

Man ſieht ſo recht deutlich, wie ein Volk oder Volksſtamm bei aller zu einer gewiſſen Zeit errungenen Macht nach Außen doch keine bleibende Dauer beanſpruchen kann, wenn es nur in einer erkünſtelten Oppoſition, die von keiner inneren geiſtigen Wahrheit getragen wird, ſeine Geltung ſucht, wie bei den Samaritern; Volk und Kolonien ſind ſo bis auf den Namen geſchwunden.

Vom Berge Tabor, wo die Verklärung Chriſti ſtattgefunden haben ſoll, bemerkt die Schilderung: „Er ſteht 1800 Fuß über dem Meere, wie ein ungeheurer Altar auf der großen Ebene, und von ihm überblickt man den ganzen Norden von Paläſtina. —

*) Trieſt, literariſch-artiſtiſche Abtheilung des öſterreichiſchen Lloyd, 1863.

Digitized by Google

Und welche Erinnerungen heften ſich an dieſe Gegend, (wo am Abhange des Berges das galiläiſche Meer, der See Genezareth, von der Sonne beſtrahlt, glänzt, und nach Weſten hin das weite Blachfeld mit dem Kiſchon, „dem Bach der Schlachten“, ſich erſtreckt).

Am Bach Kiſchon beſiegten Barak und Deborah die eiſernen Wagen Siſſera's, auf demſelben Felde ſchlugen Gideon und das Schwert des Herrn die Medianiter, d. h. die Beduinenhorden Seba's und Zalmuna's, und hier unter den Bergen Gilbon's ſtarb Saul den Heldentod in der Philiſterſchlacht. Hier ferner büßte König Joſia das unbeſonnene Wagniß, mit dem er ſich Pharao Necho's Zug gegen Charkemiſch entgegenſtellte.

Nicht weniger tränkten die Kriege der Haſmonäer und Herodianer dieſe Gefilde mit Schlachtenblut. Endlich ſahen auch das Mittelalter und die neueſte Zeit hier harte Kämpfe. Im nordöſtlichen Zweig der Ebene fand am 5. Juli 1181 die letzte große Schlacht der Kreuzzüge ſtatt, in welcher Sultan Saladin dem Ritterkönig Veit von Luſignan die Schlüſſel von Jeruſalem und die Krone nahm, und faſt an derſelben Stelle kämpfte General Kleber am 17. April 1799 mit 1500 Franzoſen gegen 25000 Türken. Sechs Stunden, vom Sonnenaufgang bis zur Mittagsſtunde, währte das Treffen, und ſchon gab ſich der General der ungeheuren Uebermacht gegenüber verloren, als plötzlich Napoleon mit einigen neuen Bataillonen heraneilte, bei deren Anblick die Türken, ſtärkeren Zuzug der Gegner fürchtend, den Rücken wandten und nun zu Tauſenden niedergehauen wurden.

Vom See Genezareth, in der Urzeit Kinaroth genannt, bei der Stadt Tiberias gelegen, heißt es: „er ſei auf dieſelbe Weiſe wie das todte Meer, nämlich durch ein Erdbeben oder durch einen Einbruch der Erdrinde entſtanden.“ Sein Waſſer iſt aber ſüß und rein, und die Fiſche, nach denen einſt die Jünger Jacobus und Petrus ihre Netze auswarfen, pflanzen ſich noch jetzt hier fort. Es ſind vorzüglich ſchöne Schollen und Karpfen. — Die Länge des Sees beträgt etwa drei, ſeine Breite durchſchnittlich anderthalb Meilen, ſeine größte Tiefe circa 160 Fuß. An und auf ihm fanden mehrere neuteſtamentliche Wunder ſtatt. — Eine halbe Stunde von Tiberias befinden ſich die ſchon aus alter Zeit bekannten und noch jetzt benutzten warmen Bäder. — Da, wo der mohammedaniſche Friedhof ſich ausbreitet, zeigt man auf einem Berge darüber Grabmäler vielgefeierter jüdiſcher Heiligen; das größte und berühmteſte unter ihnen iſt das des Rabbi Akiba, der als eifriger Patriot ſich der Bewegung gegen die Römer unter Bar Kochba (130 n. Chr.) anſchloß und dann als Märtyrer ſtarb. Neben ihm ruhen in dem Berge von Tiberias, nach jüdiſcher Legende, alle ſeine Schüler, (deren er nach Einigen 24000, nach Andern 12000 gehabt haben ſoll).

Kleine literariſche Revue.

— **Philoſophiſche Schriften.** Zwei kleine Schriften vom Profeſſor Hermann: „Die Theorie des Denkvermögens“ und „Der pragmatiſche Zuſammenhang in der Geſchichte der Philoſophie“*) erörtern dieſe beiden Themata in klarer und anſprechender Form. Der Standpunkt des Verfaſſers iſt modern: ſeine Stellung in dem Konflikte zwiſchen den philoſophiſchen und den Erfahrungswiſſenſchaften eine verſöhnliche. Die Zeit der Syſteme, ſagt er, iſt für die Philoſophie allem Anſcheine nach vorüber, inſofern unter einem philoſophiſchen Syſtem eine beſtimmte einſeitige Formel für die Auffaſſung der Welt und des Lebens verſtanden wird. An die Stelle der früheren Syſteme der Philoſophie wird eine durchgreifende philoſophiſche oder geiſtig begriffsmäßige Geſtaltung des Inhalts der Wiſſenſchaft überhaupt treten müſſen. Jedes einzelne Syſtem bedingte allerdings eine gewiſſe Beſchränkung des allgemeinen wiſſenſchaftlichen Geſichtskreiſes aus ſich; eine jede ſolche Formel der geiſtigen Abſtraction iſt unwahr, die einen beſtimmten Theil des concreten Inhalts der Dinge nicht in ſich einzuſchließen vermag; jede excluſive Pedanterie der philoſophiſchen Schule ſteht mit dem allgemeinen Weſen und Charakter der neueren Wiſſenſchaft in einem beſtimmten Widerſpruch; in der ganzen Stellung der Philoſophie zur Wiſſenſchaft und zum Leben wird nothwendig im Zuſammenhang mit den allgemeinen Verhältniſſen und dem geiſtigen Bildungszuſtande der Gegenwart eine gewiſſe Veränderung eintreten müſſen. Eine eigentlich ſchulmeiſterliche Stellung dem gemeinen Wiſſen und Denken gegenüber wird von der Philoſophie überhaupt und der Logik insbeſondere jetzt nicht mehr beanſprucht werden können; der concrete Stoff des Wiſſens trägt ſelbſt überall ſeine eigene Geſetzmäßigkeit in ſich, die daher von der Wiſſenſchaft nur analytiſch aus ihm erkannt, nicht aber ſynthetiſch nach einem beſtimmten Syſtem oder Schema von außen her in ihn eingeführt werden kann. Die Richtigkeit des Denkens ſelbſt aber wird nicht durch die leere Beobachtung ſeiner äußeren Formen, ſondern durch die allſeitige Erſchöpfung und gründliche Unterſuchung ſeines Inhalts feſtgeſtellt. Die Wiſſenſchaften und das Denken ſind allmählich auf dem gegenwärtigen Zuſtande ihres Umfanges und ihrer Reife der ſchülerhaften Maßregelung durch die Syſteme der Philoſophie und dem Formalismus der Logik entwachſen; der Wirklichkeit ſelbſt iſt der Charakter des Geſetzmäßigen ihrem vollen Umfange nach immanent geſetzt worden. Die Form des Wiſſens iſt immer nur eine concrete, in ihrem Inhalte ſelbſt vorhandene, nicht aber eine abſtrakte oder kunſtmäßig von außen mit ihm verbundene; der Charakter aller wahren Wiſſenſchaft iſt der der reinen und vollen Objektivität oder des hingebenden Begreifens des Stoffes nach der ihm ſelbſt eigenen geſetzlichen Form. Die ganze Geſchichte der Philoſophie hat weſentlich die Bedeutung einer Schule des wiſſenſchaftlichen Denkens gehabt, durch welche daſſelbe ſich ſelbſt nach ſeinem wahren Verhältniß zu ſeinem Stoff zu erfaſſen in immer größerer Vollkommenheit hingeführt worden iſt.

*) Dresden. Rudolph Kuntze. 1863.

— **Preußens Ehrenſpiegel von Schottmüller.***) In den trüben Fragen der Gegenwart iſt es ein ſchönes Geſchenk der Vorſehung, daß es noch tüchtige Männer giebt, die tief durchdrungen ſind von den großen altpreußiſchen Traditionen und ein Herz haben für Preußens ruhmvolle, dem ganzen Deutſchland zur Ehre gereichende Vergangenheit. Ein ſolcher Mann iſt der ehrwürdige Profeſſor Adolf Schottmüller in Berlin, jener weitſchauende, doch früh erblindete Greis, der die ſchöne Abendröthe ſeines Alters der ſtählernen Energie ſeines Charakters verdankt. Er hat uns jüngſt die zweite Auflage ſeiner patriotiſchen Gedichtſammlung „Preußens Ehrenſpiegel“ vorgelegt, und wir begrüßen dieſes vom treueſten Eifer beſeelte Buch mit der hochach-

*) Preußens Ehrenſpiegel. Eine Sammlung vaterländiſcher Gedichte von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1861, mit einleitenden geſchichtlichen Anmerkungen von Adolf Schottmüller. II. Aufl. Mit 24 Portraits. Gütersloh, Bertelsmann, 1863.

Digitized by Google

tungsvollen Anerkennung, welche ſolchen Beſtrebungen gebührt. Aber, wer vorurtheilsfrei die ſchöne Auswahl aus Deutſchlands Dichtergarten betrachtet, wird uns nicht anklagen, daß wir aus allzu günſtiger Voreingenommenheit den Werth dieſer Publication geprieſen haben. Jeder denkende und fühlende Leſer wird mit uns die Menge der Perlen anſtaunen, welche Herr A. Schottmüller dem Moſaik ſeines Ehrenſpiegels einverleibt hat. Der Faden einer Geſchichte Preußens in den Liedern und epiſchen Erzählungen der begabteſten Pfleger des deutſchen Helikon leitet uns auf einer ebenſo freien, als geraden Bahn durch die Geſchicke des kräftigen Preußenſtaates, an deſſen deutſchem Beruf die Freunde des Lichtes und der Wahrheit niemals verzweifeln können. Den deutſcheſten Dichtern unter den warmen Anhängern Preußens, dem gewaltigen Friedrich Rückert und dem eiſenfeſten Ernſt Moritz Arndt, hat der brave Herausgeber die aufmerkſamſte Sorgfalt gewidmet. Beider genialſte Produktionen aus der Epoche des Freiheitskampfes finden wir zu einem leuchtenden Siegeskranze verbunden. Und was Adolf Schottmüller ſelbſt hinzugethan an Wort und Lied, das iſt ein würdiger Rahmen zu dem großartigen Gemälde! T. v. B.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Londoner illuſtrirte Zeitung (Illustrated London News), eines der verbreitetſten engliſchen Blätter, hat ſich zu einer vorurtheilsfreien Auffaſſung der Schleswig-Holſteiniſchen Sache bekehrt; was bei der Unklarheit und Verwirrung, in welche die Times die öffentliche Meinung Englands über dieſe Frage verſetzt hat, immerhin ein Gewinn für das geſunde Verſtändniß des engliſchen Volkes iſt. In ihrem neueſten Blatte (vom 9. Januar 1864) widmet die Illustrated News nicht weniger als drei große Illuſtrationen dem Nationalkampf in Schleswig-Holſtein. Zuerſt bringt ſie das Bildniß des Herzogs Friedrich VIII., von dem ſie ſagt, daß er „nach der Meinung Einiger ein bloßer Prätendent, nach der Anſicht Anderer jedoch der einzig rechtmäßige Beherrſcher der Herzogthümer Schleswig-Holſtein ſei.“ Sie bringt ſodann Abbildungen von dem Einzuge der Sachſen in Altona und von der öffentlichen Proklamirung des Herzogs Friedrich VIII. in der Hauptſtadt Holſteins, Beides unter Hervorhebung des allgemeinen Volks-Enthuſiasmus. Ihr Korreſpondent in Holſtein berichtet ihr, daß hier nicht von bloßen Demonſtrationen einer Partei die Rede, ſondern daß das ganze Volk einſtimmig in dem Entſchluſſe ſei, nur unter dem Scepter ſeines rechtmäßigen Fürſten leben und ſich keinem willkürlichen Beſchluſſe fremder Mächte unterwerfen zu wollen. Der engliſche Korreſpondent rühmt die Mäßigung, mit welcher nach dem Abzuge der däniſchen Soldaten das holſteiniſche Volk die Polizeiſchergen und Spione des verhaßten Dänenthums vertrieben habe; ja er ſtimmt ſogar ein in das

„Schleswig-Holstein, Sea-surrounded,“

deſſen vaterländiſche Klänge jetzt wieder überall vernommen werden. Die Illustrated News ſcheint die eingebildete Furcht vor den künftigen deutſchen Kriegshäfen Schleswig-Holſteins, von der die meiſten, in dieſer Beziehung waſſerſcheu gewordenen, engliſchen Zeitungen beſeelt ſind, nicht zu theilen.

Die deutſche „Illuſtrirte Zeitung“ bringt in ihren erſten Nummern des Jahres 1864 einen ganzen Cyklus von Illuſtrationen aus Schleswig-Holſtein, nach den Zeichnungen ihres tüchtigen Spezial-Artiſten Auguſt Beck. Obwohl zum Theil dieſelben Scenen darſtellend, wie die oben erwähnten Illuſtrationen der London News, ſind ſie doch von dieſen ſehr verſchieden, da ſie augenſcheinlich ein viel kräftigeres, nationales Gepräge haben. Einen Artikel, der die Ueberſchrift: „Ein Wort mit England“ trägt, eröffnet die Illuſtrirte Zeitung mit folgenden Bemerkungen, die der treffenden Antwort-Note des ſächſiſchen Miniſters v. Beuſt an den engliſchen Geſandten, Mr. Murray, als Illuſtration dienen können:

„Zwei Dinge vorzugsweiſe charakteriſiren den politiſirenden Engländer nach ſeiner Schattenſeite: unglaubliche Unwiſſenheit über die Zuſtände und Beſtrebungen in allen nicht zu Alt-England gehörigen Ländern und, damit Hand in Hand gehend, maßloſe Selbſtüberhebung. Nur in England — vielleicht noch ein wenig in Frankreich und Italien — giebt es politiſchen Verſtand, wachſen praktiſche Gedanken. Nur die engliſchen Intereſſen verdienen bei politiſchen Berechnungen Berückſichtigung; engliſche Staatsmänner ganz allein wiſſen, was das vielgenannte europäiſche Gleichgewicht iſt. Die Deutſchen namentlich ſind unpraktiſche Schwärmer und Träumer, nur geſchaffen, um der britiſchen Induſtrie ihre Shirtings und Raſirmeſſer abzukaufen, über transcendentalen Hokuspokus zu philoſophiren und Unmaſſen von Bier und Branntwein zu vertilgen, während das biedere Britenvolk bekanntlich die Portwein-Flaſche, die Gin-Paläſte, die Porterbrauereien nur vom Hörenſagen kennt.“

Daß die Franzoſen nicht, gleich den Engländern, es verſtehen ferne Länder zu koloniſiren, iſt eine hiſtoriſch feſtſtehende Thatſache. Seit dreiunddreißig Jahren ſind ſie im Beſitze von Algerien, allein noch immer hat dieſes Land für die Mehrung des franzöſiſchen Nationalreichthums nicht die geringſte Früchte getragen. Freilich iſt aber auch bisher das gerade Gegentheil einer rationellen Handelspolitik dort befolgt worden. Statt die Märkte Algeriens allen handeltreibenden Nationen zu öffnen, hat die Regierung dieſe Märkte unter die Aufſicht der Militärbehörde geſtellt, welche nach Willkür den Handel beſchränkt oder freigiebt, die Märkte verlegt und die Waaren bezeichnet, welche dort verkauft werden dürfen. Es fehlt nur noch, daß auch der Waaren-Preiscourant von ihr gemacht und daß dieſer zugleich mit der Parole auf der Wachtparade ausgegeben wird. Kürzlich hat die Militärbehörde von Oran eine die wichtigen Märkte dieſer Provinz betreffende Bekanntmachung erlaſſen, in welcher es unter Anderem heißt: „Wenn etwa bei euch europäiſche Kaufleute, oder Meslemie, oder Israeliten erſcheinen, die bei euch Ankäufe von Wolle oder von Lebensmitteln machen wollen, ſo dürft ihr ihnen davon nichts — ja, nicht ein einziges Schaffell — verkaufen; denn wir würden ihnen, wenn ſie bei uns dieſe Erlaubniß nachgeſucht hätten, dieſelbe verweigert haben.“

Der kürzlich in Lemberg erſchienene dritte Band von Pietruski's „Naturgeſchichte der Sing- und Hausvögel“ handelt von den Hühnern und Tauben (O kurach i gołębiach) und wird als eine auf vieljährige treue Beobachtung baſirte Arbeit des polniſchen Ornithologen angeſehen.

Bernhard Kalicki hat in Lemberg eine hiſtoriſch-politiſche Unterſuchung über „Polens geſchichtliches Recht auf Kleinrußland“ (Prawa historyczne Polski do Rusi) dem Druck übergeben.

Digitized by Google

Im Verlage von J. A. Schloſſer's Buch- und Kunſthandlung in Augsburg iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (39)

Das deutſche Singſpiel

von ſeinen erſten Anfängen bis auf die neueſte Zeit,

dargeſtellt von **H. M. Schletterer.**

gr. 8. elegant broſchiet. Preis 2 Rthlr.

Das vorliegende Werk, in welchem zum Erſtenmale ein wichtiger Abſchnitt unſerer Literatur- und Muſikgeſchichte eingehend und gründlich beſprochen wird, giebt in ſeinem Haupttheil die Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Singſpiels in möglichſt erſchöpfender Weiſe, dabei nicht nur auf die muſikaliſche, ſondern auch auf die poetiſche und ſociale Seite des Gegenſtandes Rückſicht nehmend. Die Darſtellung iſt nicht nur für Fachmänner, ſondern für das ganze große Publikum, das ſich für die Geſchichte der Muſik im Allgemeinen und für die der Oper insbeſondere intereſſirt, berechnet. Der Anhang liefert in hiſtoriſchen Nachweiſen und Belegen ein ſehr reiches kunſtgeſchichtliches Material und das dieſem folgende Textbuch eine Auswahl von Singſpielen aus früheſten Jahrhunderten, wie ſie keine andere aus den Schätzen unſerer reichen Literatur zuſammengeſtellte Anthologie bietet.

In dem Verlage von Herrmann Mendelsſohn in Leipzig iſt erſchienen: (53)

Moſes Mendelsſohn.

Sein Leben und ſeine Werke.

Von

Dr. M. Kayſerlingk.

Nebſt einem Anhange

ungedruckter Briefe von und an M. Mendelsſohn.

1862. 8. geh. 2 Thlr.

„Um Mendelsſohn die Stelle zu vindiciren, die ihm in Deutſchlands Ehrentempel gebührt, hat Dr. Kayſerlingk es unternommen ein treues und vollſtändiges Bild von dem Leben und Wirken des jüdiſchen Weiſen zu ſchaffen, und dieſen ſeinen Zweck in vollkommen dankenswerther Weiſe erreicht. Die echt ſokratiſche Geſtalt Mendelsſohns tritt uns klar und deutlich entgegen und dringt einen ungemein wohlthuenden Eindruck hervor. Der Leſer, wenn er anders Gefühl für ſittliche Größe beſitzt und frei iſt von religiöſen Vorurtheilen, wird durch das Buch bis ans Ende gefeſſelt, und fühlt ſich, wenn er es aus den Händen legt, ein beſſerer Menſch".

Literar. Centralblatt 1862. No. 26.

Bei S. Hirzel in Leipzig erſchien im v. J.:

Die Weisheit des Brahmanen.

Ein Lehrgedicht

von

Friedrich Rückert.

Fünfte Auflage.

8. geh. 2 Thlr.; roth gebd. mit Goldſchnitt 2 Thlr. 15 Sgr. (51)

Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.

La plus facile des grammaires allemandes

fondée sur un choix de poésies (49)

de **Göthe** et de **Schiller**

par

Bernard Schmitz.

gr. in-8. 1863. 12 Sgr.

Berlin. Ferd. Dümmler, libraire-éditeur.

Bei **Georg Reimer** in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Shakeſpeare's Gedichte.

Deutſch

von

Wilhelm Jordan.

1862. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Dieſe vortreffliche, alle früheren Verſuche weit hinter ſich laſſende Ueberſetzung enthält außer den Sonetten auch die übrigen nicht dramatiſchen Dichtungen Shakeſpeare's: Venus und Adonis, Tarquin und Lukretia, der Liebenden Klage, der leidenſchaftliche Pilger, und wird ſich allen Beſitzern von Shakeſpeare's dramatiſchen Werken als eine willkommene Ergänzung ſeiner Werke darbieten. Aeußerlich ſchließen ſich die Gedichte an die Oktav-Ausgabe der dramatiſchen Werke an. (45)

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Neue Erſcheinungen.

Bilder aus dem Alterthume.

Von

Adolf Stahr.

Tiberius.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Schiller in ſeinem Verhältniß zur Wiſſenſchaft

dargeſtellt

von

Carl Tweſten.

8. Geh. Preis 25 Sgr.

G. E. Leſſing.

Sein Leben und ſeine Werke.

Von

Adolf Stahr.

Vermehrte und verbeſſerte Volks-Ausgabe.

Dritte Auflage.

2 Bände. Geh. 2 Thlr. Geb. 2¼ Thlr.

Leſſing's Nathan der Weiſe.

Ein Vortrag

von

David Friedrich Strauß.

Preis 15 Sgr. (40)

In unſerem Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der deutſchen Kaiſerzeit

von

Wilhelm Gieſebrecht.

Dritte veränderte Auflage.

Erſter Band: Gründung des Kaiſerthums.

Mit einer Ueberſichtskarte von H. Kiepert.

gr. 8. geh. 57½ Bogen. 3 Thlr. 14 Sgr.

Zweiter Band: Blüthe des Kaiſerthums.

Mit einer Kunſtbeilage von **W. Diez.**

gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Braunſchweig. C. A. Schwetſchke u. Sohn (M. Bruhn.) (52)

Preisherabſetzung.

L. Erk, Deutſcher Liederhort. Auswahl der vorzüglichſten deutſchen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodieen (Ladenpreis 2 Thlr. 20 Sgr.) für 1 Thlr. 10 Sgr.

J. Mützell, Geiſtliche Lieder der evangeliſchen Kirche aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Nach den älteſten Drucken herausgegeben. Drei Bände (6 Thlr. 20 Sgr.) für 2 Thlr. (47)

Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.

Bei **Georg Reimer** in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Tragödien des Sophokles.

Deutſch

von

Wilhelm Jordan.

Zwei Theile. 1862. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Das in Leipzig erſcheinende Literariſche Centralblatt (v. 6. Juni 1863) ſagt darüber:

„Nicht ohne Mißtrauen haben wir dieſe Ueberſetzung zur Hand genommen. Wir kannten Wilhelm Jordan's Formtalent aus ſeiner ſchönen Uebertragung der Shakeſpeare'ſchen Sonette. Ob er aber, ein im Guten und Schlimmen ganz moderner Menſch, im Stande ſein werde ſein eigenes Weſen völlig zu verläugnen und die Dramen des Sophokles ganz treu und ohne moderne Zuthat wiederzugeben, das ſchien uns mehr als zweifelhaft. Nach der Lektüre dieſes ſchönen Buches geſtehen wir, daß unſre Zweifel gehoben ſind. Wir halten dies Werk für die unzweifelhaft beſte Ueberſetzung des Sophokles, welche unſere Sprache beſitzt. Sie iſt die einzige, welche Treue mit poetiſcher Schönheit verbindet, die einzige, welche auch denen, die das Original nicht kennen, ein lebendiges Bild von der Sophokleiſchen Dichtung gewährt. — Wir empfehlen das Werk allen Gelehrten und vornehmlich dem nicht klaſſiſch gebildeten Theile des Publikums aufs Wärmſte." (50)

In der C. Beck'ſchen Buchhandlung in Nördlingen iſt vor Kurzem erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (48)

Deutſche Rechtsſprichwörter

unter Mitwirkung

der Profeſſoren **J. C. Bluntſchli** und **K. Maurer,**

geſammelt und erklärt

von

Eduard Graf und **Mathias Dietherr.**

39 Bogen. gr. 8. broſch. 3 Thlr. 5 Sgr.

Dies iſt ein Buch, welches die Blüthen der deutſchen Rechtsbildung in den Sprichwörtern, nicht im Kathederſtyle, ſondern in ſprichwörtlichem Gewande vorführt, den reichen Stoff zu einem einheitlichem Kranze windet, damit jedem Gebildeten, auch dem verknöcherten Rechtsgelehrten die Poeſie im Rechte leibhaftig vor Augen ſtellt und ſo einem ſeit Jahrzehnten immer beſtimmter und vernehmbarer ausgeſprochenen Wunſche aller Freunde deutſchen Rechts und deutſcher Sitte entgegenkommt.

Im v. J. erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. Heinrich von Weſſenberg.

Ein deutſches Lebensbild

von

Dr. **Joſeph Beck,**

Großherzoglich badiſchem Geheimen Hofrath.

Preis 14 Sgr.

Dieſe Schrift iſt ein Auszug der rühmlichſt bekannten großen Biographie Weſſenberg's von demſelben Verfaſſer.

Fr. Wagner'ſche Buchhandlung in Freiburg i. Br. (46)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen: (54)

REDE AUF SCHILLER

GEHALTEN IN DER FEIERLICHEN SITZUNG DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 10. NOVEMBER 1859

VON

JACOB GRIMM.

Dritter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 8 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** **№. 5.**

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin | Sonntag, den 31. Januar | 1864.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die klaſſiſchen Studien in der Gegenwart . 66
Inwieweit iſt Südtirol italiäniſch? II. Das Deutſchthum mehr und mehr von den Wälſchen verdrängt 68

Frankreich.
Das Budget und die Munizipalverwaltung von Paris in den letzten zehn Jahren . . 71

England.
Die Londoner Geſellſchaft und ihre wohlthätige Selbſthilfe. I. The Charities of London 73

Griechenland.
Griechiſche und albaneſiſche Mährchen. I. Sage, Märchen und Geſchichte 74

Nord-Amerika.
Deutſche Truppen im amerikaniſchen Befreiungskrieg 77

Kleine literariſche Revue.
Geſchichte der Bauernhöfe 78
Das Duell 78
Die Apotheken-Frage 78

Literariſcher Sprechſaal 79

BIBLIOGRAFIA
DEI LAVORI PUBBLICATI IN GERMANIA
SULLA
STORIA D'ITALIA
DI ALFREDO REUMONT.
1863. 30½ Bg. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Die gegenwärtige Bibliographie der deutschen Arbeiten über italienische Geschichte ist keine blosse Aufzählung von Titeln, sondern zugleich ein Repertorium der mannigfaltigsten historischen und literarischen Notizen, welche so die politische und Kirchengeschichte wie die Literär- und Kunstgeschichte umfassen. Vieljährige Beschäftigung mit den verschiedenen Zweigen der auf Italien sich beziehenden Literatur aller Nationen hat den Verfasser in den Stand gesetzt, ein für Bibliotheken schwer entbehrliches, für alle Freunde der historischen Wissenschaften innerhalb wie ausserhalb Deutschlands und Italiens so nützliches wie bequemes Handbuch zu liefern.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (70)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachfolgenden Periodicals sind in meinem continentalen Debit und ich empfehle dieselben wegen ihres gediegenen Inhalts der allgemeinen Aufmerksamkeit.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft à 1 Shilling. Jährlicher Preis 4 Thlr.

The FINE ARTS QUARTERLY REVIEW. Vierteljährlich ein Band à 2 Thlr.

LONDON SOCIETY. An illustrated magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Illustrated. Monatlich ein Heft à 1 Shilling. Jährlicher Preis 4 Thlr.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by D. MASSON. Monatlich ein Heft à 1 Shilling. Jährlicher Preis 4 Thlr.

PUNCH. Wöchentlich eine Nummer. Vierteljährlich 1 Thlr. 10 Sgr.

The WESTMINSTER REVIEW. Vierteljährlich ein Band à 2 Thlr.
Diese Preise sind franco Leipzig verstanden.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. (64)

*** Interessante Neuigkeit. ***

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mémoires
du
Comte de Senfft,
ancien Ministre de Saxe.
Empire.
Organisation politique de la Suisse.
1806 – 1813.
Avec Portrait.
Royal-Octav. VIII. u. 250 S. Elegant geheftet.

Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (57)
Leipzig, im Januar 1864.
Veit & Comp.

LA DIVINA COMMEDIA
DI DANTE ALLIGHIERI
RICORRETTA SOPRA QUATTRO DEI PIU AUTOREVOLI TESTI
A PENNA DA **CARLO WITTE.**

Pracht-Ausgabe. Mit Dante's Büste in Photographie als Titelbild, und seinem Bildnisse in Cameendruck. 102 Bogen 4. Geh. 12 Thlr. Eleg. geb. in Kattun m. Goldschn. oder reicher Deckelverzierung 13 Thlr. 10 Sgr. In Leder ebenso 16 Thlr. 10 Sgr.

Wie zahlreich auch die Ausgaben der Divina Commedia sind — man rechnet deren mehr als 300 —, so beruht doch keine derselben auf einer, im Sinne der neueren Philologie, kritischen Grundlage. Eine solche hat Prof. Witte dieser Ausgabe dadurch gegeben, dass er den Text derselben ausschliesslich auf vier Handschriften gründete, die er aus mehr als vierhundert zuvor probeweise verglichenen ausgewählt hat. Der Befund dieser vier Handschriften und die Abweichungen der drei wichtigsten Ausgaben werden auf das genaueste berichtet. Ausserdem bieten die Noten das bisherige kritische Material vollständig.

LA DIVINA COMMEDIA
DI DANTE ALLIGHIERI.

EDIZIONE MINORE FATTA SUL TESTO DELL' EDIZIONE CRITICA DI **CARLO WITTE.**
34 Bogen. 8. geheftet. Preis 2 Thlr.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (65)

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atlas ethnographique
des provinces habitées en totalité ou en partie par des **Polonais**
par **R. d'Erkert,**
capitaine aux gardes, membre effectif de la société géograph. Imp. de Russie.
Sechs lithochromirte Karten in Folio.
Preis 3 Thlr.

Blätter der verschiedensten Richtungen, wie z. B. das „Literarische Centralblatt", das „Magazin f. d. Literatur d. Auslandes", die „Augsburger Allgem. Zeitung", die „Deutsche Allgem. Zeitung", „Petermann's Mittheilungen" besprechen diesen Atlas übereinstimmend günstig als einen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung der polnischen Frage. (59)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die klaſſiſchen Studien in der Gegenwart.*)

Schon lange liegt uns eine ſchöne Pflicht ob, deren Erfüllung leider Umſtände bis jetzt verhindert haben; eine Pflicht, der wir gern wünſchten, ebenſo würdig Genüge zu leiſten, als wir ihr mit vollem, freudigem Herzen uns unterziehen.

In der Geſchichte der griechiſchen Literatur von Prof. Dr. Ed. Munk nämlich liegt uns ein Werk der verdienſtvollſten Art vor, von deſſen Verbreitung wir nur die ſegensreichſte Wirkung, und nicht bloß für die Gegenwart, erwarten. Den hohen Werth dieſes Werkes zu bezeichnen, die Abſicht, die demſelben zu Grunde liegt, darzulegen, und unſer Urtheil über die befolgte Methode unſeren Leſern gegenüber auszuſprechen, das erachten wir bei dieſem dem humanſten und edelſten Zwecke dienenden Werke fürwahr als eine unſerer ſchönſten Pflichten.

Wir beſitzen eine ganze Reihe von Werken der verſchiedenſten Art, welche die Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Literatur darſtellen; die Namen unſerer gefeiertſten Gelehrten glänzen in dieſem Fache; ſie haben denſelben Stoff aufs gründlichſte und eingehendſte bearbeitet. Erſcheint nun ein neues Werk, das ſich dieſelbe Aufgabe geſtellt hat, ſo frägt man mit Grund nach der Berechtigung, da neue Ausbeute nicht mehr zu erwarten iſt, ja auch die Beurtheilung des Einzelnen im Ganzen faſt einen gewiſſen Abſchluß erreicht hat. Es bedarf daher für den Verfaſſer der Nachweiſung eines durch die früheren Werke noch nicht befriedigten Bedürfniſſes, dem er zu entſprechen unternimmt; und nur in der zweckdienlichen Behandlungsweiſe des Stoffes allein kann jene Berechtigung, kann der Werth des neuen Werkes liegen.

Indem unſer Verfaſſer in der gehaltvollen und ſehr zu beherzigenden Vorrede ſich hierüber erklärt, geht er davon aus, daß man namentlich in Deutſchland, ſeitdem deutſche Philologen in Kritik und Grammatik Unſterbliches geleiſtet, die bildende Kraft der antiken Literatur weniger in dem Realen, als in dem Formalen ſucht. Man hat daher in den Gymnaſien bei der Behandlung der Klaſſiker das Sachliche dem Sprachlichen untergeordnet, meinend, daß die Grammatik der alten Sprachen vermöge ihres vollkommenen und in ſich abgeſchloſſenen Baues als formales Bildungsmittel die beſte Gymnaſtik zur Ausbildung der wiſſenſchaftlichen Verſtandesthätigkeit ſei. Es liegt aber die den Studien des Alterthums eigenthümliche und durch keine andere Disziplin zu erſetzende Bildungskraft nicht bloß in der Form, ſondern weit mehr im Stoffe. Der das Alterthum durchwehende Geiſt iſt es, der die neue Civiliſation und wiſſenſchaftliche Bildung Europa's erwachſen ließ. Das Gymnaſium, das nicht bloß künftige Philologen bilden, ſondern zu dem hohen Berufe eines wiſſenſchaftlichen Lebens überhaupt durch Humanität erziehen ſoll, kann dieſe ſeine Aufgabe nur dann erfüllen, wenn es nicht bloß das Wort, ſondern mehr noch den Geiſt des Alterthums ſeinen Zöglingen mittheilt. Nur der heilige Geiſt der Menſchheit, wie er ſich in der klaſſiſchen Welt offenbart hat, vermag die höhere Weihe zur künftigen Pflege und Fortbildung des Beſten und Höchſten, was der Menſchengeiſt ſchafft, zu ertheilen. Hüten wir uns daher vor einer ausſchließlich philologiſchen Methode der Behandlung der Klaſſiker auf den Gymnaſien! Sie widerſtrebt wegen ihrer Trockenheit den jugendlichen Gemüthern, verleidet ihnen dieſelben oft für das ganze fernere Leben, läßt die Begeiſterung für das Klaſſiſche erkalten und läßt alles Große, Edle und Schöne, das früher die Herzen erwärmte und begeiſterte, als einen Wahn erſcheinen, aus deſſen Feſſeln der frei gewordene Verſtand ſich befreien müſſe. Man beraubt die klaſſiſchen Studien dadurch ihrer einwohnenden eigenthümlichen Macht, welche den ganzen inneren Menſchen ergreift, erweckt, erhebt, bildet und umformt. Denn ſie ſind die Humanitätsſtudien, die den Verſtand aufklären, das Gemüth erheben, die Phantaſie regeln, die die Jugend zum Edeln erziehen, dem Manne die Muſter zu unſterblichen Thaten zeigen, den Greis durch ihren ewig jugendlichen Reiz verjüngen, die den Glücklichen durch humane Geſinnung vor Stolz bewahren, den Unglücklichen durch den Beſitz unvergänglicher Güter tröſten.

Sollen aber die klaſſiſchen Studien die ganze herrliche Kraft ihrer ethiſchen Wirkung ausüben, ſo folgt daraus die Nothwendigkeit einer Reorganiſation unſrer Gymnaſien in Bezug auf dieſelben. „In den höheren Klaſſen wird der Geſammtunterricht hierin nicht wie bisher als ein philologiſcher, ſondern als ein hiſtoriſcher aufzufaſſen ſein. Die Lectüre der Klaſſiker muß einen integrirenden Theil der hiſtoriſchen Alterthumskunde überhaupt und der Literaturgeſchichte insbeſondere bilden. Die Klaſſiker dürfen nicht mehr ausſchließlich in ſprachlicher Rückſicht geleſen werden, in der Abſicht, an ſie grammatiſche und kritiſche Bemerkungen zu knüpfen, ſondern vor Allem in Rückſicht auf ihren Inhalt. Dahin muß alle Wort- und Sacherklärung gehen. Das ſogenannte ſtatariſche Leſen muß ſich in ein mehr kurſoriſches umwandeln. Je mehr wir leſen, deſto mehr leben wir uns in die Sprache und Anſchauungsweiſe der Alten hinein. Und wer ſich einmal in die Klaſſiker hineingeleſen hat, der wird ſie nicht, wie es jetzt leider gewöhnlich geſchieht, nach Abgang von der Schule in den Winkel werfen oder zum Trödler tragen, ſondern ſie werden ihm vertraut und lieb geworden ſein, ſie werden ihn ſein ganzes Leben hindurch begleiten. Nur durch eine verhaltnißmäßig reiche Lectüre iſt es möglich, daß die Alten ihre volle Wirkung auf uns üben. Die literarhiſtoriſche Rückſicht muß hierbei der Faden ſein, der die neben und nacheinander gehende Lectüre der einzelnen Autoren und Werke verbindet.

Man hat bisher die Literaturgeſchichte auf Gymnaſien faſt gänzlich vernachläſſigt. Höchſtens gab der Lehrer zur Einleitung über den zu leſenden Autor einige biographiſche Notizen, nannte ſeine Schriften und zählte einige Ausgaben auf. Und in dem Geſchichtsunterrichte pflegte man wohl anhangsweiſe einige dürftige Bemerkungen über Literatur zu machen, die ſich aber meiſt nur auf Namen und Zahlen beſchränkten. So kannte der Schüler, wenn er das Gymnaſium verließ, von den geleſenen Schriftſtellern meiſt nur einzelne Bruchſtücke, von den nicht geleſenen wußte er höchſtens nur ihre Namen und die Titel ihrer Werke und vielleicht vom Hörenſagen ein allgemeines Urtheil über ihren Werth. Und doch iſt es gerade die Literaturgeſchichte, die uns die unmittelbarſte Einſicht in das geiſtige Leben eines Volkes giebt, die mehr als irgend eine andre hiſtoriſche Wiſſenſchaft allſeitig bildend wirkt, und keine wiederum in höherem Grade als die Geſchichte der antiken Literatur. Keine Literatur hat ſich ſo originell und ſo organiſch entwickelt, als die griechiſche; keine hat eine ſo groß-

*) Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Profeſſor Dr. Eduard Munk. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1862 und 1863.

Digitized by Google

artige Unterlage, als die römiſche; keine iſt ſo rein aus dem Volksleben hervorgegangen, keine hat einen ſo bedeutenden Einfluß geübt auf die Geſtaltung der ſpäteren Literaturen des Abendlandes, als dieſe beiden. Das Verſtändniß und die Würdigung jeder anderen Literatur der Neuzeit ſetzt die Kenntniß der antiken voraus.

Es muß aber die Unterweiſung in der Literaturgeſchichte, wenn ſie wahrhaſt fruchtbringend ſein ſoll, nicht eine ſolche ſein, wie wir ſie in den gewöhnlichen für die ſtudirende Jugend abgefaßten Compendien und Lehrbüchern finden.

Eine Literaturgeſchichte für Lernende darf, wenn ſie wahrhaft ihren Zweck erreichen ſoll, weder nur aus einer trockenen Anhäufung von Notizen für das Gedächtniß beſtehen, noch durch pikante Urtheile und Proben bloß unterhalten wollen. Sie muß neben einer gedrängten, aber klaren Anſchauung des Entwicklungsganges vor Allem die Einſicht in die Hauptwerke ſelbſt gewähren. Sie ſoll den Leſer nicht bloß unterrichten, ſondern ihn anregen, für die Literatur ſelbſt intereſſiren, in ihm die Luſt erwecken, ſie näher kennen zu lernen, ihn in dem Studium des Ganzen, wie des Einzelnen leiten, nicht durch Anweiſungen auf die Bemerkungen und Schriften Anderer, ſondern dadurch, daß man dem Schüler die Betrachtung der Meiſterwerke durch Vorführung ihres Inhalts, durch Andeutung ihrer Veranlaſſung, ihres Zweckes, ihrer künſtleriſchen Compoſition und Form erleichtert, endlich daß man ein richtiges Urtheil über ſie durch Anführung von Urtheilen der bewährteſten Kunſtrichter alter und neuer Zeit begründet. Niemand begnügt ſich bei dem Studium der Naturgeſchichte mit der bloßen Schilderung eines ihm fremden Naturweſens; die einfachſte Abbildung giebt hier eine klarere Anſchauung, als die ſorgfältigſte Beſchreibung: und in der Literaturgeſchichte ſollte nicht die einfachſte Skizze eines Kunſtwerkes einen bleibenderen Eindruck zurücklaſſen, als das enthuſiaſtiſchſte Lob der Schönheiten und Vollkommenheiten deſſelben? In Werken für Männer von Fach kann billig die Kenntniß des Literaturſtoffes vorausgeſetzt werden, nicht ſo in Schriften für die ſtudirende Jugend und für Laien. Hier kommt es vor Allem darauf an, dem Leſer die lebendigſte Anſchauung des Ganzen, wie des Einzelnen zu gewähren."

Damit hat unſer Verfaſſer ſeinen Standpunkt zur Genüge zu erkennen gegeben. Zugleich hat er nach unſerm beſten Dafürhalten ein wahres, zeitgemäßes Wort geſprochen, und wir können nicht anders, als glauben, daß er vielen, vielen Einſichtsvollen, denen die Begründung einer edlen und humanen Bildung am Herzen liegt, aus innerſter Seele geſprochen hat, und dafür warmer Dank ihm gebühre.

Sein Werk hat er zunächſt für die Schüler der oberen Gymnaſialklaſſe beſtimmt, damit ſie daraus einen Ueberblick über das ganze Literaturgebiet erhalten und die Rolle, die der zu leſende Autor und ſeine Schrift in demſelben einnimmt, erkennen und einen Leitfaden bei der Wahl und der Ausführung der eigenen Lectüre erhalten. Es ſoll anregend wirken und bei der Anreizung zur Lectüre der einzelnen Originale eine lebendige Aneignung des Ganzen erzeugen.

Und um dieſen konſequent feſtgehaltenen Zweck zu erreichen, hat der Verfaſſer eine ſolche Art und Weiſe eingeſchlagen, daß wir keine andre, geſchweige eine beſſere, uns zu denken vermögen.

Der Verfaſſer iſt in der That, wie wenige, dazu berufen, die Reſultate tiefer wiſſenſchaftlicher Forſchung im beſten Sinne populär zu machen. Die auf tüchtigen Studien feſt ruhende gründliche Gelehrſamkeit, die tief innere Wahrheit und Lauterkeit des Gemüthes, verbunden mit dem angeborenen Triebe zur Mittheilung, bewahren ihn vor allen Gefahren, die bei ähnlicher Thätigkeit ringsumher drohen, und denen ſo viele zum Raube werden, ſo daß er, wir möchten ſagen unbefangen wie ein Kind, durch alle Klippen hindurchſegelt. Da iſt, trotz der planſten Darſtellungsweiſe, nichts Flaches, nichts Unerwogenes, keine Spur von Eitelkeit oder irgend welcher Sucht zu glänzen und von Effekthaſcherei, nichts von Phraſe, nichts Ungefühltes, nichts von Uebertreibung. Stets leidenſchaftslos, aber ſtets heiter und willig dem Eindrucke des Objektes ſich öffnend, giebt er treu und ehrlich denſelben, ſo wie er ihn empfangen, wieder, nicht mehr und nicht minder, und übt dabei, weil er es nicht anders kann, eine Gerechtigkeit, wie es der edelſte Mann nur vermag. Daher iſt auch ſeine Rede ebenſo ſchlicht, als klar, ebenſo ſtets gleich und natürlich fließend, als überzeugend, warm und zu Herzen dringend.

Die Hauptſache aber, wodurch ſein Werk jeden Leſer gewinnen und feſſeln muß, ſind die Skizzen, die er von allen bedeutenderen Werken giebt. Das ſind keine Inhaltsangaben, die nichts in der Seele der Leſer zurücklaſſen und die eitleren Naturen unter ihnen nur zum Nachplappern und Prunken mit ſcheinbarer Sachkenntniß und Vertrautheit verleiten könnten; es ſind auch nicht Conſtructionen und Durchmeſſungen mit äſthetiſchem Maßſtabe, ſondern, wie er ſelbſt treffend ſagt, Kopien in verjüngtem Maße, wie man ſie von Meiſterwerken zur bequemeren Anſicht macht. Indem ihm dabei ſein herrliches Ueberſetzertalent zu Statten kommt, zeigt er hierin eine ſolche Kunſt der objektiven Nachbildung und Veranſchaulichung, daß wir, ergriffen und gerührt, die überwältigende Macht der Originale ahnen und nichts ſehnlicher wünſchen, als dieſe ſelbſt wieder einmal recht zu genießen. Und dies gerade iſt die Wirkung jener völlig ungeſchminkten und wahren Wiedergabe des empfangenen Eindruckes, den wir als mit dem ganzen Charakter des wackeren Mannes ſo innig zuſammenhängend bezeichneten. Sehr erhöht wird der Eindruck jener Skizzen bei poetiſchen Werken dadurch, daß ſelbſt die metriſche Form ohne ängſtliche Nachahmung in einer dem beſtimmten Rhythmenfalle ſich mehr oder minder annähernden Sprache angedeutet iſt. Der Takt und das weiſe Maß in allen dieſen Dingen iſt aufs höchſte zu rühmen.

Die einſichtsvollſten Sachkenner haben dem Werke ihre Anerkennung geſchenkt, und die ſchnelle Verbreitung deſſelben bezeugt, daß auch das größere Publikum den Werth deſſelben richtig zu würdigen gelernt hat. Denn fürwahr, nicht bloß für die Schüler der oberen Gymnaſialklaſſen iſt es zu empfehlen, ſondern auch für Realſchulen, ſowie es allen denen, welchen eine allgemeine Kenntniß des Alterthums und ſeiner Literatur ein Bedürfniß iſt, der angenehmſte und gründlichſte Lehrer ſein wird. Wie wir kürzlich in dieſen Blättern geleſen, hat man ſogar in Rußland, wo man gegenwärtig eifrig bemüht iſt, ein tüchtiges und zeitgemäßes Unterrichtsweſen zu ſchaffen, eine Ueberſetzung ins Ruſſiſche unternommen, um dem Buche die weiteſte Verbreitung im Reiche zu verſchaffen.

Zu unſrer aufrichtigen Freude iſt bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden, die jetzt vor uns liegt. Der Verfaſſer hat zu dieſem Zwecke das ganze Werk einer genauen Reviſion unterworfen, ſo daß wir bei der Vergleichung auf Schritt und Tritt die ſorgſame Feile wahrnehmen. Als weſentlichſte Zugabe aber heben wir vor Allem hervor die Voranſetzung einer genauen Inhaltsüberſicht zur bequemen Ueberblickung des ganzen Literaturſtoffes und ſeiner Abtheilungen, ferner am Schluſſe des Werkes die Anfügung eines Namenregiſters. Erſt durch dieſe

Digitized by Google

beiden Zuthaten iſt das Buch zum bequemen Gebrauche geeignet geworden.

Wie billig, hat der Verfaſſer die Ilias und Odyſſee aufs kürzeſte behandelt und ſich auf eine bündige Angabe des Zuſammenhanges beſchränkt. Denn wenn auf dem Gymnaſium nicht einmal der Homer vollſtändig abſolvirt wird, ſo halten wir das geradezu für frevelhaft; und auch den nicht griechiſch Lernenden iſt es heutzutage ein Leichtes, ſich dieſe ſüßeſte und nothwendige Nahrung zu verſchaffen. Bei der Lyrik kam es natürlich auf eine ſchöne Ueberſetzung und gute Auswahl an; daß beides dem Verfaſſer vortrefflich gelungen, wird jeder kundige Leſer gern uns beſtätigen. Nur bei der doriſchen Lyrik, und vor Allem bei ihrem Koryphäen, Pindar, trat eine bedeutende Schwierigkeit ein. Eine bloße Skizze ſeiner Geſänge iſt kaum denkbar; eine formgetreue Ueberſetzung aber, die dem Laien leicht verſtändlich und lesbar iſt, wie wir meinen, unmöglich. So hat denn der Verfaſſer, und das wollen wir ihm gern zugeſtehen, ſich begnügt, das Erreichbare zu leiſten, indem er mit Hinweglaſſung des ſchwerer Verſtändlichen eine ſchöne und edle proſaiſche Ueberſetzung der vorzüglichſten Geſänge gegeben hat. Die Krone des der Poeſie gewidmeten Theiles aber bildet die Darſtellung der dramatiſchen Poeſie, und in ihr beſonders des Sophokles und Ariſtophanes. Welches Entzücken muß derjenige empfinden, der die genialen Meiſterwerke des letzteren, von denen er auf der Schule kaum auch nur die leiſeſte Ahnung erhalten, die im Originale zu leſen ihm ganz unmöglich und aus Ueberſetzungen zu verſtehen äußerſt ſchwierig iſt, in ſolcher lebendigen Schilderung zum erſten Male kennen lernt! Wir ſtehen nicht an, die Bearbeitung des Ariſtophanes geradezu als das Hauptverdienſt des Verfaſſers in dem erſten Bande hinzuſtellen, ebenſo wie im zweiten die Skizzirung der Werke des Platon „der vollendetſten und herrlichſten Frucht des frei ſchaffenden Hellenenthums." Hier fühlt man die ganze Innerlichkeit, die Liebe und Verehrung des Verfaſſers. Bei den vielfach auseinandergehenden Anſichten über die Ordnung der Platoniſchen Schriften können wir aber nicht umhin, auf die eigenthümliche Auffaſſung derſelben hinzuweiſen, der wir hier begegnen, und die der Verfaſſer in einer beſonderen Schrift*) niedergelegt und begründet hat. Ihm erſcheint die Hauptmaſſe der platoniſchen Geſpräche, mit Ausſchluß einiger Jugendſchriften und einiger anderer, die einer beſondern Veranlaſſung ihr Daſein verdanken, als ein praktiſch-philoſophiſches Ganzes, das Lebensgemälde des idealen Sokrates darſtellend, worin Platon die Ergebniſſe ſeiner eigenen Studien niedergelegt hat. „Die Perſon des Sokrates, ſagt er, iſt das äußere Band, das die Werke Platons zu einem Ganzen verbindet. Die Weisheit erſcheint verkörpert in einem ſchlichten Manne aus dem Volke, der, ſelber den Namen eines Weiſen ablehnend, vom Gotte für den weiſeſten erklärt wird. Er erhält die Weihe zum Philoſophen von dem alten Parmenides (Parm.); er kämpft gegen die falſche Tugend und Afterweisheit der Sophiſten (Prot. Gorg.), gewinnt die Jünglinge für das Rechte und Gute (Parm. Lach.) preiſt beim heitern Mahle den Männern das Glück der Liebe zur wahren Weisheit und erhält von dem ſchönſten Jünglinge den Siegerkranz als der Held, der durch Reden die Menſchen alle bewältigt (Symp.). Der Kampf iſt vollendet, die falſche Weisheit geſtürzt, das Feld errungen. Eine neue Schöpfung beginnt (Phaedr.). Ein idealer Staat wird gegründet, deſſen Urbild der Gottesſtaat, die Welt (Tim.), deſſen Ebenbild der Menſch (Politeia), und deſſen Gegenbild der uralte Athenerſtaat iſt (Kritias). Der Held hat ſeine Miſſion erfüllt. Durch den Märtyrertod beſiegelt er die Wahrheit ſeiner Lehre. Der Weiſe und Fromme wird der Thorheit und Gottloſigkeit angeklagt. Er ſteht vor ſeinen Richtern nicht wie ein Angeklagter, ſondern wie ein Ankläger (Apol.). Seine Freunde wollen ihn aus dem Kerker retten; er bleibt, den Geſetzen gehorſam (Kriton). Der Giftbecher wird ihm gereicht, und er ſtirbt, der Trefflichſte, Verſtändigſte und Gerechteſte aller Menſchen, mit der Ueberzeugung, nach dem Tode in ewiger Glückſeligkeit die Früchte ſeiner irdiſchen Mühen um die Weisheit zu genießen (Phaedon)." — Das Hochpoetiſche dieſer Auffaſſung können wir keinen Augenblick verkennen. Bedauern müſſen wir aber, daß bei der Vorführung der Platoniſchen Geſpräche äußere Rückſichten, wie wir ſie ſchon bei der Skizzirung der Reden des Demoſthenes und Aeſchines wirkſam geſehen, dem Verfaſſer eine bedeutende Abkürzung des in der erſten Ausgabe Gelieferten auferlegt haben. Freilich giebt er uns dafür eine ſchärfere Zuſammenfaſſung des philoſophiſchen Hauptinhaltes und einen genaueren Nachweis des Zuſammenhanges und Verhältniſſes der Geſpräche unter einander; aber dennoch müſſen wir geſtehen, daß wir jene liebevolle Wiedergabe der äußeren Form, des wahrhaft Poetiſchen, wie wir ſie in ſo reicher Ausführung in der erſten Ausgabe gefunden haben, mit großem Schmerz vermiſſen. Ebenſo können wir nicht unterdrücken, daß zur Veranſchaulichung der ſpäteren römiſchen Zeit wir gar zu gern ein Gemälde ihres Hauptrepräſentanten, Lukian, geſehen hätten.

Doch auch ohne dieſes bleibt das Werk ein wahrhaft gediegenes und edles, deſſen fleißige und aufmerkſame Lectüre und innere Aneignung nur die ſegensreichſte Frucht, wie der wackere Verfaſſer ſie wünſcht, erzeugen kann.

In wie weit iſt Südtirol italiäniſch?

II.

Das Deutſchthum mehr und mehr von den Wälſchen verdrängt.

Die Gränzen zwiſchen beiden Theilen, dem deutſchen und wälſchen, werden nun in der „Oeſterr. Revue" angegeben, und das Ergebniß iſt, daß der größere und unſtreitig der herrlichſte Theil von Südtirol nicht von romaniſchen, ſondern von deutſchen Stämmen reinſten Blutes bewohnt wird. Rein deutſch iſt zunächſt das ſchöne Vinſchgau, die Wiege der Etſch, mit ſeinen größten Nebenthälern Martell und Schnals; ebenſo die Bevölkerung im Burggrafenamte, d. h. im ganzen Weichbilde des alten Schloſſes Tirol und der Stadt Meran, ſowie im oberen Etſchlande mit den Nebenthälern von Ulten und Paſſeier, deſſen Männer in auffallender Weiſe an die herrlichen Athletengeſtalten der germaniſchen Vorzeit erinnern. Im untern Etſchlande und in dem größten Theile des Eiſackgebietes leben die Abkömmlinge der germaniſch-bojoariſchen Stämme, die einſt aus dem Donaugebiete über die Alpen geſtiegen ſind. Deutſch iſt auch noch das geſammte Puſterthal, das Quellengebiet der Drau und der Rienz.

Daß die heutige Bevölkerung des Vinſchgau und im Burggrafenamte nicht etwa germaniſirt worden, ſondern von Urſprung aus echt deutſch ſei, beweiſen Typus, Phyſiognomie, hiſtoriſch

*) Die natürliche Ordnung der Platoniſchen Schriften. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1857.

feſtgeſtellte Zeugniſſe und viele andere Thatſachen. Die Sprache, namentlich in dern Nebenthälern von Paſſeier, Ulten, Schnals und Martell, zeigt viel Alterthümliches, was genau an das Alt- und Mittelhochdeutſche und die verwandten Sprachen anknüpft. Uralte Sagen, Sitten und Gebräuche, Anſchauungen des Familien- und Gemrindelebens, ſowie der Dorfrechte, beſtätigen denſelben echt deutſchen Urſprung. Die Architektur der Kirchen in Schlanders, Meran, Botzen, St. Pauls, Kaltern, Tramin und vielen andern Orten erinnert an die beſten Werke der Gothik; die Bauart der zahlreichen Ritterburgen und Schlöſſer auf den reizenden Hügeln und Anhöhen des ganzen Etſchthales verſetzt den Reiſenden mitten in die germaniſche Welt und germaniſches Weſen. Rein deutſcher Sinn und Charakter muß hier einſt in hoher Blüthe geſtanden haben.

Eine auffallende Erſcheinung iſt es dabei allerdings, daß durch das ganze Vinſchgau hindurch bis tief in das Etſchland hinab nur wenige Benennungen von Ortſchaften, Gegenden, Gebirgen, Gewäſſern vorkommen, welche rein deutſchen Klang haben, während ringsum doch nur deutſche Sprache, Sitte und Anſchauung zu finden iſt. Die meiſten dieſer Eigennamen ſind unſtreitig das Erbtheil eines fremden Volkes aus vordeutſcher Zeit; ob ſie lateiniſch, tuskiſch, keltiſch oder griechiſch geweſen, muß hier dahingeſtellt bleiben.

Die geographiſche Verbreitung der frmdartigen Benennungen, wie ſie namentlich im Vinſchgau vorkommen, reicht im Norden und Weſten bis an das obere Innthal und Engadin, hinüber in das Gebiet des oberen Rhein, vom Einfluſſe des Jll in denſelben bis zu ſeinen Quellen und in einige Thäler der mittleren Schweiz, im Süden nnd Oſten bis gegen Botzen und in den Gebiegsſtock des Schlern. Zu beiden Seitea befindet ſich je eine Sprachinſel, hier die Sprache der Engadiner, dort die der Grödener. In dieſen beiden Idiomen dürftr für die überwiegende Mehrzahl der nicht deutſchen Namen im Etſchgebiete dieſſeits der Klauſe von Salurn die nächſte Heimat zu ſuchrn ſein. Was insbeſondere das Obervinſchgau betrifft, ſo läßt ſich das allmähliche Zurückweichen des Romauotſch, wie die Sprache der Engadiner heißt, von den Ufern und aus den Nebenthäiern der Etſch hiſtoriſch mit Beſtimmtheit verfolgen. Haid, Graun und Reſchen, im Quellengebiete der Etſch, neben Tauſers die letzten romauotſchen Nationen auf tiroliſchem Boden, ſind ſchon längſt znm germaniſchen Weſen übergegangen.

Ein zweites Beiſpiel von Germaniſirung im Süden des Brenner läßt ſich nur im Puſtrrthale, an der Drau, anführen, wo einſt die äußerſten Ausläufer des ſlaviſchen Elementes gegen Südweſten heraufreichten.

Anders iſt es im Süden; hier wird das deutſchr Element, das dem Laufe der Etſch nachgeht, durch eine Gegenſtrömung vom italiäniſchen gehrmmt und ſogar zurückgedrängt. Dieſes drang zunächſt im großrn Thale bis in die Nähe von Salurn herauf, wo aber bereits das Germanenthum ihm in compacter Maſſe entgegenſtand, und es zwang, ſich in die Seiten- und Nebenthäler zu lenken. So wurden Fleims und Nonsberg, die beiden größten Armr des Etſchthales unterhalb Salurn, von wälſcher Sprache und Sitte überſchwemmt. Heutzutage zeigen ſich hier nur noch leiſe Spuren deutſchen Lebens, wie in Laurein, Proveis und an anderen Orien, und auch dieſe gehen mit raſchen Schritten dem Untergange entgrgen.

Der Verfaſſer kommt im weiteren Verfolge auf die größeren und kleineren Gruppen deutſcher Gemeinweſen zu ſprechen, die ſich in den ſüdlichſten und ſüdöſtlichſten Thäiern der tridentiniſchen Alpen, theilweiſe ſchon auf venetianiſchem Gebiete befinden. Er meint die etwa 9000 Seelen zählende Gruppe der „Tredeci Commune Veronese“ und der bekannten für cimbriſch gehaltenen Sette commune Vicentine, ungefähr 30,000 Seelen ſtark, welche bereits der Gegenſtand häufiger Beſprechung geweſen ſind. Es giebt indeſſen nördlich davon noch andere kleinere Trümmer deutſcher Bevölkerung, z. B. die Berggemeinde Füllgrrit, ital. Folgaria, Lafraun (Lavarone), Laſte baſſe, Carotta, Brancefora, Luſerna zwiſchen Trient und Roveredo u. a.

Hieraus geht hervor, daß ſelbſt Wälſchtirol zum Theil nur italiäniſirt, nicht urſprünglich italiäniſch iſt. Ein Hauptgrund dieſer Romaniſirung liegt in drm Umſtande, daß die Bevölkerung unter romaniſchen Kirchenoberen ſteht. Schule und Kirche wurden und werden vielfach in italiäniſcher Sprache gehalten, und zwar unter der öſterreichiſchen Reglerung, der man ſonſt (jedenfalls mit Unrecht) den Vorwurf drr Tendenz zur Germaniſirung gemacht hat. Daß dieſe Erſcheinung in den „ſieben“ und „dreizehn Gemeinden“ zu Tage treten konnte, läßt ſich weniger ſchwer erklären; denn wie ſollten die nur aus italiäniſchen Prieſtern beſtehenden Curien zu Verona und Vicenza, welche die Kirch- und Schulangelegenheiten verwalteten, ein Intereſſe haben, die hier ganz anomale deutſche Nationalität zu pfirgen? Warum ſoll man den wälſchen Thrologen zumuthen, die deutſche Sprache, die ihnen zu gleicher Zeit als barbariſch und häretiſch verhaßt iſt, zu erlernen und zu pflegen?

Die Republik Venedig, welche keine nationalen Ziele verfolgte und auch gar nicht hegte, nahm Rückſicht auf die Deutſchen und ſorgte dafür, daß ſie ihre Vertretung hatten; nicht ſo die neuere italiäniſche Büreaukratie, trotz Oeſterreichs. Auch ſie trägt ihren gutrn Theil dazu bei, daß dieſe deutſchen Reſte einer ſchnellen Entnationaliſirung entgegengehen. Das Conſiſtorium von Trient, auf tiroliſchem Boden, verfährt nicht rückſichlsvoller gegen das Deutſchthum, als die Curien von Verona, und ſtellt wälſche Geiſtliche und Lehrer in deutſchen Gemeinden an. Die Wirkungen zeigrn ſich auch bereits dieſſeits der Klauſe von Salurn in der Gegend von Aichholz (Rovere della Luna), Kurtinig (Cortina), Margreid (Margre), Neumarkt (Egna), Auer, Branzoll, Pfatten (Badena) u. ſ. w., wo die deutſche Sprache immer mehr in Abnahme begriffen iſt.

Tirol zerfällt nach ſeiner kirchlichen Einthellung (abgeſrhen von einem kleinen Antheil des Erzbisthums Salzburg im unterſten Innthal) in die beiden Bisthümer von Brixen und Trient. Letzteres beſchränkt ſich nun aber nicht, wie es der Natur der lokalen Verhältniſſe entſprechend wäre, auf den italiäniſchen Antheil von Südtirol, ſondrrn umfaßt auch vom deutſchen Gebiete den ganzen ehemaligen Kreis Botzen. Trient, in neuerer Zeit das tiroliſche Brescia genannt, hegt echt italiäniſchen Haß gegen das Deutſchthum. Die deutſchen Prieſter der Trienter Diöceſe, namentlich diejenigen, welche im Verlaufe der letzten fünfzehn Jahre ihre Studien im dortigen Seminar machten, können Ausführliches erzählen von den Freuden ihres mehrjährigen, gezwungenen Aufenthalts unter ihren wälſchen Mitſchülern. Im ehemaligen Kreiſe Botzen iſt daher eine lebhafte Sehnſucht nach Abänderung dieſer Verhältniſſe und Trennung vom Bisthume Trient hervorgetreten, und es wäre zu wünſchen, daß dieſe Stimmen Gehör fänden.

Ein drittes Kapitel von Dr. Perkmann handelt von dem ita-

Digitized by Google

liäniſchen Elemente in Tirol. Wir entnehmen ihm einige der hervortretendſten Daten und Aufklärungen:

Die alten Alpenvölker, die Rhäter, Genauner, Brenner u. ſ. w., deren Beſiegung durch Druſus von den römiſchen Dichtern gefeiert wird, aſſimilirten ſich raſch mit dem welterobernden Volke; die Romaniſirung Südtirols war vollſtändig, es blidete nur mehr einen Theil des lateiniſchen Italiens.

Die erſte große Schaar germaniſcher Auswanderer, die Cimbern, ergoſſen ſich die Etſch entlang durch Südtirol. Daß ſich einzelne Reſte dieſes Volkes nach ſeiner Beſiegung in der Po-Ebene in die Alpen geflüchtet und in den Thälern Süd-Rhätiens geſetzt haben, iſt nicht unwahrſcheinlich; daß aber die sette commune u. a. keine wirklichen Nachkommen dieſer alten Cimbern ſind, kann als ausgemacht gelten. Die Sprache derſelben weiſt auf das Oberdeutſch des 12. und 13. Jahrhunderts zurück.

Hierauf folgten die Züge der Gethen und anderer Stämme, endlich der Einbruch der Longobarden, der am verheerendſten geweſen zu ſein ſcheint.

Die Zeit der longobardiſchen Herrſchaft muß als der Ausgangspunkt betrachtet werden, wenn man die Entwickelung der Sprache und Nationalität Wälſchtirols vom Anfang bis auf unſere Tage verfolgen will. Denn die Romaniſirung Südlirols folgte hier im Allgemeinen der Melamorphoſe, die ſich unter den Germanen im benachbarten Po-Gebiete vollzog. Das ganze Südtirol würde italiäniſch ſein, wenn nicht die fränkiſch-allemanniſchen und bojoariſchen Stämme einen kompakten Keil in das Etſchthal vorgeſchoben hätten, um die Verwälſchung dieſer Gegenden zu hindern.

Wälſchtirol zerfällt demnach wieder in zwei Theile oder Gruppen. In der einen iſt die Italiäniſirung des Landes ſeit der Zeit der Longobarden ohne Störung und weſentliche Unterbrechung vor ſich gegangen; ſie kann mit demſelben Rechte italiäniſch genannt werden, wie etwa die Lombardei oder Sicilien; in der andern ſehen wir noch im ſpäteſten Miltelalter weite und vollſtändig deutſche Gegenden, und ihre Verwälſchung iſt trotz der Schwierigkeiten, unter denen das deutſche Weſen ſich behaupten mußle, bis auf den heutigen Tag nicht gelungen. Ueberall, in Sprache, Phyſiognomie, in Leben und Sitte, klingt das deutſche Element noch laut hindurch.

Die Demarcationslinie zwiſchen beiden Gruppen bildet das Etſchthal, welches Wälſchtirol in eine öſtliche und weſtliche Hälfte ſcheidet. Die letztere umfaßt das Flußgebiet des Noce mit Val di Sol und Val di Non, ſodann die Gebiete der Sarca und der Chieſe, welche außerhalb des Etſchgebietes liegen. Die öſtliche Hälfte begreift das Fleims-Faſſathal, das Gebiet der Brenta und den Gebirgsſtock des Hochleiten mit zahlreichen kleineren Thäleen.

Wenn man nun von einem italiäniſchen Südtirol im eigentlichen hiſtoriſch-ethnographiſchen Sinne ſprechen will, ſo kann man darunler nur das Hauptthal der Etſch ſelbſt, von Trlent bis zur Veroneſer Klauſe, und die eben bezeichnete, weſtlich von der Etſch gelegene Landesgruppe verſtehen. Hier hat das deutſche Weſen niemals eigentlich feſten Fuß gefaßt.

Die wälſche Sprache im Südweſten von Tirol nähert ſich im Allgemeinen der Mundart in der benachbarten Lombardei, namentlich den Dialekten der angränzenden Bezirke von Brescia und Bergamo.

Die Redeweiſe an der mittlern und obeen Sarca, am Aeno und an der obern Chieſe klingt nicht wenlger rauh und abſtoßend, als jene am Oglio und unterhalb des Idroſee's. Dem Römer und Toskaner iſt es kaum möglich, etwas zu verſtehen. Merkwürdig iſt die Sprache im Val di Sol, wo faſt jede Gemeinde ihren beſonderen Dialekt hat, der bald an Rom, bald an Toskana, bald ans Modenenſiſche erinnert. Die Urſache davon iſt in den Wanderungen zu ſuchen, weiche die arme Bevölkerung Jahr aus Jahr ein des Erwerbes wegen nach jenen Orten unternimmt. Die Sprache im unteren Etſchthale, wo die Nähe von Verona, Vicenza und Venedig bereits ihren Einfluß geltend macht, klingt etwas weicher und iſt korrekler; mehr nach Norden zu wird ſie rauher, und ſchen um Trient hört man Wörter, wie: Fraila (Fräulein), Chinzner (Kindswärter), Pinter (bottajo), Auschenet (Hausknecht), Fliccenar (Flicker) u. a.

Die Abnahme und die Zurückdämmung des deutſchen Elementes in Tirol hängt übrigens mit der kirchlich-politiſchen Reaction im 16. Jahrhundert zuſammen; denn auch in Tirel hatte ſich der proteſtantiſche Gelſt geregt. Es war natürlich, daß die Kloſterorden, die ſich die Katholiſirung des Landes zur Aufgabe machten, ſich auf den Romanismus ſtützten und ihn nach Kräften förderten. In der öſtlichen Hälfte Südtirols iſt indeß die italiäniſche Sprache auf den deutſchen Grundſtock nur ſehr oberflächlich aufgepropft. Nicht blos einzelne eingeſprengte deutſche Wörter, ſondern der ganze Bau, die Technik der Sätze zeigen den urſprünglichen Gedankengang. Eine Menge alter Familiennamen iſt von der Italiäniſirung unberührt geblleben. Namen, wie Jobſtreilitzer, Zangmelſter u. a. dürften ſich nicht leicht aus der Sprache Petrarca's ableilen laſſen. Freilich haben andere Famllien zu demſelben Mittel gegriffen, zu dem viele Deulſche in Böhmen, Ungaen, Polen zu greifen pflegen, um ihre Nationalität zu verleugnen — ſie haben ſich ins Italiäniſche überſetzt.

Ein großer Theil Südtirols iſt alſo nicht romaniſch, ſondern nur romanlſirt — dieſe Verwälſchung iſt aber noch im Forlſchritt begriffen. Mehrere Ortſchaften unterhalb Botzen ſind ſchon vollſtändig italiäniſch, andere ſtehen mitten im Fluſſe der Verwälſchung, der ſie ſich ſchwerlich mehr werden entziehen können. Es dürfte jetzt ſchon ſchwierig ſein, ein Dorf oder auch nur einen unanſehnlichen Weiler zwiſchen Botzen und Saluen zu finden, wo die italiäniſche Sprache nicht ſchon mehr oder weniger bedeutende Anſätze gemacht hätte. Selbſt die Mittelgebirglandſchaften und die von der Thalebene nech entfeenter gelegenen Ortſchaften, namentlich die Gegend von Ueber-Etſch (Girlan, St. Pauls, Eppan und Kaltern), ſind bereils angeſteckt. Auch die Demarcalionslinie des Eiſack, welche das Weitergreifen des fremden Elemenls eine Zeitlang aufgehalten zu haben ſcheint, iſt ſeit wenigen Jahren durchbrochen worden; die wälſchen Vorpoſten ſtehen berelts über Botzen hinaus. Meran iſt bereits ſo weit italiäniſirt, wie es Botzen vor fünfzehn Jahren war.

Der Grund liegt in der größeren Rührigkeit und Gewerbſamkeit der italiänlſchen Bevölkerung; der wälſche Anſiedler beſitzt außer größerem Unternehmungsgeiſte eine faſt beiſpielloſe Nüchternheit und Genügſamkeit, während die deutſchen Landleute im Etſchlande, namentlich vor dem Hereinbrechen der verheerenden Traubenkrankheit, im Rufe der Genußſucht ſtanden.

Es kommen indeß noch andere Gründe hinzu: die zu weit gehende Parzellirung des Bodens, der Mangel an Kenntniſſen des rationellen Acker- und Weinbaus, der Obſtzucht, endlich langdaueende Kalamitäten, welche die Vermögensverhältniſſe des Grundbeſitzes vielfach zerrüttet und die Veräußerung der Güter unvermeidlich gemacht haben. Da kaufen ſich denn die Wälſchen ein; eine Anzahl wälſcher Familien zieht italiäniſche Kirche und

Digitized by Google

Schule nach ſich, und überhaupt ſind die italiäniſchen Kleriker und Lehrer weit eifriger für ihre Nationalität beſorgt, als die Deutſchen, wie das leider ziemlich überall der Fall iſt.

Der Verfaſſer findet eine gewaltſamere Hemmung dieſes Vordringens nicht gerathen; es könne Niemandem einfallen, gegen Verbreitung einer Sprache oder Nation Gewalt- und Zwangsmittel in Vorſchlag zu bringen, aber doch ſei es ein Gebot der Politik, ein ſo wichtiges Außenwerk nicht ohne Weiteres preiszugeben. Er baut ſeine Hoffnung auf deutſches Kapital, deutſche Arbeit und Intelligenz, die bisher nur beſchränkten Zutritt in Südtirol gehabt, während Italien darin ganz unbehindert war; kurzum er hofft — nach Beſeitigung der konfeſſionellen Abgeſchloſſenheit Tirols — auf deutſche Zuwanderer, die Geld und Intelligenz mitbrächten und einen erfolgreichen Kampf mit den Wälſchen eingehen könnten.

Frankreich.

Das Budget und die Munizipalverwaltung von Paris in den letzten zehn Jahren.

Das ſtädtiſche Budget von Paris zeigte im Jahre 1853 etwa 47 Millionen Fr. Einnahme und Ausgabe; das Budget von 1863 zeigt in runden Zahlen 117 Millionen ordentliche und 12 Millionen außerordentliche Einnahmen. Die ganze Geſchichte der letzten zehn Jahre iſt in dieſen Zahlen ausgeſprochen. Allerdings fällt innerhalb dieſes Jahrzehnts die Einverleibung der Banlieue und der benachbarten Landgemeinden in die Stadt ſelbſt, und es beträgt der Zuwachs, den Paris dadurch an Einwohnern auf einmal erhielt, faſt 500,000; aber wenn man das Budget von 1859, dem Jahre vor der Annexion, mit dem von 1853 vergleicht, ſo ergiebt ſich auch eine Steigerung von 30 Millionen.

Es iſt leicht vorauszuſehen, auf welchen Gebieten des Etats die Ausgaben eine den Einkünften entſprechende Steigerung erfahren müſſen. Oeffentliche Armenpflege, öffentlicher Unterricht, Sanitätspolizei, Verbeſſerung der Kommunikationswege, Verſorgung mit Gas und Waſſer, Kirchenbauten, Erweiterung der öffentlichen Plätze machen unabweisbare Anſprüche an das Budget. Der öffentliche Unterricht z. B. verlangte 1848: 1,100,000 — 1854: 1,700,000 — 1861: 2,400,000 — 1863 gerade 3 Millionen. Die Krankenpflege verlangte 1848 nur 6, 1861: 9 Millionen. Die Erhaltung der Straßen und Promenaden verlangte 1848: 4 Millionen, 1854: 5,500,000, 1859 wurden 7 Millionen dafür beanſprucht; 1861 bereits 17 Millionen, 1862: 19. Und dieſe Zahlen zeigen nur das Ordinarium, das regelmäßig wiederkehrt; das Extraordinarium von 1848 beanſpruchte für große und unvorhergeſehene Neubauten 8 Millionen, das von 1859 für Arbeiten im Gebiet der Architektur und ſchönen Künſte, für Brücken und Chauſſeen, Waſſerbauten, eine runde Summe von 19 Millionen.

Die Phyſiognomie der Stadt hat ſich im Laufe der letzten zehn Jahre allerdings weſentlich geändert, aber weniger durch den langſamen Fortſchritt des Wohlſtandes der Einwohner und Privatunternehmer, als durch Einwirkung der Adminiſtration. Es war zuerſt im Jahre 1851, daß von dem damaligen Miniſter des Innern, Leon Faucher, der Nationalverſammlung ein Projekt vorgelegt wurde, betreffend die Verſchönerung von Paris; es galt einen Umbau der Central-Hallen und die Verlängerung der Rivoli-Straße. In Anbetracht, daß ſo umfaſſende Arbeiten ſich mit den regelmäßigen Hülfsquellen des Budgets nicht ausführen ließen, wurde die Stadt autoriſirt, eine Anleihe von 50 Millionen aufzunehmen, mit 5 Prozent Zinſen, und der Beſtimmung, dieſe Schuld in 12 Jahren zu amortiſiren. Es folgten 1852 und 1853 Bauten, welche den Zugang zu den Tuilerien und zum Louvre bedeutend erweiterten, zu denen der Staat allerdings die Hälfte der Koſten beitrug. Im Jahre 1854 ordneten zwei Dekrete des neuen Präfekten des Seine-Departements, Haußmann, an, es müſſe eine große Promenade vom Stadthauſe aus angelegt werden, welche den am meiſten bevölkerten Theil von Paris, die Brutſtätte aller bisherigen Aufſtände, durchſchnitt; dieſer letztere Theil des Boulevard verlangte einen Aufwand von 74 Millionen; der Staat ſteuerte den dritten Theil bei. Haußmann machte für dieſe Arbeiten, welche ganz nach ſeinem Plane ausgeführt worden ſind, geltend, daß es breiter Straßen bedürfe, um die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, daß Paris geſünder und ſchöner gemacht werden müſſe. Es wurden daher drei neue Anleihen aufgenommen, zuſammen in Höhe von 93 Millionen.

Haußmann hob jedesmal hervor, daß dieſe Verbeſſerungen über kurz oder lang der Stadt ſelbſt eine bedeutende Steigerung ihrer Einkünfte bringen würden: „es würde dieſe Steigerung jedoch früher eintreten, wenn man die Bauten ſämmtlich auf Einmal in Angriff nähme; es würde für die Expropriation der niederzureißenden Häuſer alsdann auch eine verhältnißmäßig geringere Summe erforderlich ſein“.

Welchen Zweck verfolgte man bei allen dieſen ungeheuren Umänderungen? Man muß dieſe Frage unwillkürlich aufwerfen, aber man muß auch ernſtlich prüfen, welche Lehren die öffentliche Stadtverwaltung aus ihren Maaßnahmen im Laufe der letzten zehn Jahre ziehen könnte. Wenn der Präfekt des zweiten Kaiſerreichs nicht ſowohl, wie man ſich ausdrückte, ſeinem Souverän ſtatt einer Stadt von Holz eine von Marmor übergeben, ſondern den äußeren Eindruck der Stadt in hohem Grade verſchönern wollte, ſo muß man zugeben, er hat ſein Ziel erreicht. Man kann nicht leugnen, daß in der Geſchichte der Stadt Paris die Regierung Napoleon's III. eine gewichtige Rolle ſpielt, und daß Haußmann die Annalen dieſer Regierung in Lapidarſchrift auf die Außenſeite der Stadt aufgedrückt hat. Paris hat nicht nur Licht, Luft und Waſſer erhalten, es hat nicht nur in jedem ſeiner Viertel, und beſonders in den ungeſündeſten, Verbeſſerungen erfahren, die von großer Bedeutung ſind, ſondern es hat auch in ſeiner Geſammtheit einen monumentalen Charakter angenommen, für den die Nachkommen den Urhebern dankbar ſein werden.

Auch wenn man mit der Umgeſtaltung von Paris zugleich die materiellen Verhältniſſe ſeiner Einwohner verbeſſern, den Tagelohn der Arbeiter durch Unternehmung großer öffentlicher Bauten erhöhen, die Geſammtlage der arbeitenden Klaſſe verbeſſern wollte, ſo muß man ſagen, daß dieſer Zweck zum großen Theil erreicht worden iſt. Man braucht gar nicht den Maaßſtab von anderen Orten oder anderen Zeiten zu nehmen, in denen die Zunahme der Bevölkerung eine naturgemäße Steigerung des Arbeitslohnes hervorrief, und dadurch wiederum eine Steigerung der Einkünfte der Mahl- und Schlachtſteuer; man kann vielmehr ruhig zugeben, daß die Erhöhung der Einwohnerzahl und des Arbeitslohnes Reſultat eines äußeren Einfluſſes und nicht einer organiſchen Entwickelung iſt — ohne daß dieſes Reſultat darum weniger günſtig erſcheint. Man kann von der Stadt Paris ſagen, was jüngſt ein engliſches Journal von London ſagte: „Die Menge der

Digitized by Google

von Außen eingeführten Speiſevorräthe wächſt in außerordentlicher Proportion, für London in demſelben Maaße, wie für Geſammt-England; dieſes Wachsthum, das nicht Hand in Hand geht mit der Zunahme der Bevölkerung oder gar mit einer Abnahme unſerer eigenen Production, beweiſt deutlich, daß die Maſſe der Nation heut beſſer ernährt iſt, als früher!" In der That, das Paris von heut iſt beſſer genährt, als das Paris von ehedem, und man wird nicht irren, wenn man dieſe Verbeſſerung beſonders von der arbeitenden Klaſſe gelten läßt.

Es iſt noch ein zweites Bedürfniß höherer Art, deſſen Befriedigung den tieferen Schichten der Geſellſchaft ermöglicht worden iſt: das iſt das Bedürfniß der Bewegung auf den Promenaden in der Stadt oder den Parks, Gärten und Wäldern, welche ſich dicht an die Stadt anſchließen. Es war von jeher eine Lieblings-Gewohnheit der Pariſer Bevölkerung, ſich auf den Promenaden zu erholen und noch lieber den Sonntag außerhalb der Stadtmauern zu verleben — aber welcher Fortſchritt in dieſer Beziehung von den alten ſchwer beweglichen Fiakern zu dem modernen Omnibus, von den ſtaubumwirbelten Chausſeen zu den Schienenwegen, von den ſchmalen, ſchmutzigen Fußpfaden zu den breiten, ſchattigen, wohlgepflegten Wegen! Die Zahl derjenigen, welche jeden Sonntag in Meudon, Saint-Germain, Sceaux oder Verſailles ſich erholen, hat ſich gegen ſonſt verzehnfacht!

Unzweifelhaft kann die Verwaltung von Paris dieſe Veränderung nicht ſich allein als ihr Verdienſt anrechnen, vielmehr hat der allgemeine Fortſchritt der Wohlhabenheit den weſentlichen Antheil daran; aber die Maaßnahmen der Verwaltung haben dieſes günſtige Reſultat weſentlich gefördert, und es giebt eine Anzahl von Verbeſſerungen, deren Initiative ausſchließlich von der Centralleitung ausging. Wir rechnen dahin namentlich die Anlage der großen Parks im Innern der Stadt nach Londoner Muſter, welche ſo weſentlich zur Reinigung der Luft beitragen. Eine andere Verbeſſerung, die weniger ins Auge fällt, die aber doch von ebenſo großer Wichtigkeit iſt, betrifft die Verſorgung mit gutem Trinkwaſſer und die ſchnelle Entfernung aller flüſſigen Auswurfsſtoffe.

Wir haben gern die großen Verdienſte der Munizipalität zugeſtanden, aber ſo groß ſie auch ſein mögen: das materielle Wohlergehen umfaßt doch nur die eine Seite des Fortſchritts, der einer jeden Regierung am Herzen liegen muß. Neben und über den materiellen Intereſſen, ſteht das geiſtige und moraliſche Gedeihen. Wir wollen nicht ſagen, daß die Verwaltung die Intereſſen der Kultur und der Religion vernachläſſigt habe: das Budget für die öffentliche Wohlthätigkeit hat eine bedeutende Steigerung erfahren, und kein Vorwurf wäre weniger gerechtfertigt als der, daß das heutige Gouvernement ſich lange beſinne, wo es gelte, den Armen zu helfen. Die Pariſer Munizipalität hat für würdige Ausſtattung der Kirchen ſtets einen regen Sinn bewieſen und ſie hat bedeutende Opfer gebracht für die Entwickelung der Schulen. Kurz vor 1848 betrug der Zuſchuß, welchen die Stadt zur Erhaltung von Elementarſchulen gab, 1,100,000 Francs (1830 betrug die Summe 140,000); in dem Budget von 1863 beträgt der Etat 2,900,000 Francs. Dieſe Zahlen ſind beträchtlich, weil ſie nur die Beſoldung der Lehrer, die Erhaltung der Gebäude und Unterrichtsmaterialien umfaſſen; es tritt noch als Extraordinarium der Aufwand für Erbauung neuer Schulen hinzu. Aber für den weiteren Unterricht als den elementaren iſt der Aufwand ſehr beſcheiden: die Viertel am rechten Ufer der Seine verlangen ſeit 30 Jahren ein drittes Collége und die Unterrichtsanſtalten zur Fortbildung Erwachſener bedürfen noch in hohem Grade der Aufmunterung. Das iſt ein wunder Fleck, denn wer möchte leugnen, daß mit dem allgemeinen Stimmrecht auch die allgemeine Belehrung und Aufklärung Hand in Hand gehen muß? Ohne für die Idee des Zwangsunterrichts zu ſchwärmen, müſſen wir doch geſtehen, wir wünſchen die Bildungsmittel ſo bequem wie möglich hergeſtellt; bei einem bedeutenderen Zuſchuß ſeitens der Verwaltung ließe ſich ein Hinausgehen über die erſten Elementarkenntniſſe für weit größere Schichten der Geſellſchaft ermöglichen.

Wir glauben die großen Vortheile der gegenwärtigen Vergrößerung von Paris dargethan zu haben, indeß können wir nicht umhin, auch daran zu erinnern, daß die Finanzverhältniſſe der Stadt ſich nicht wenig zu ihren Ungunſten verändert haben. Wir vergeſſen nicht, daß viele der getroffenen Einrichtungen als lebendes Kapital zu betrachten ſind, das ſeinen Zinsgenuß reichlich bringen wird, aber für viele andere müſſen wir dies beſtreiten. Wir geſtehen dieſer zweiten Hälfte der Unternehmungen eine große Zweckmäßigkeit zu, aber nur eine abſolute; für die relativen Verhältniſſe von Paris eigneten ſie ſich nicht. Und wir ſind der Meinung, daß das Bedenkliche dieſes überſpannten Budgets nur die Folge des außergewöhnlichen Einfluſſes iſt, welchen der Präfekt des Seine-Departements auf die Stadtverwaltung ausübt. Deshalb beſteht jetzt Alles darauf, daß dieſe Abnormität endlich aufhöre. Das Budget der Stadt Paris übertrifft das aller Staaten dritten Ranges von Europa und es erreicht faſt die Hälfte des Budgets von Spanien: alle ſekundären Staaten, und ſelbſt diejenigen, deren Einwohnerzahl hinter der von Paris zurückbleibt, haben eine Repräſentativ-Regierung; Paris wird regiert von einem einzigen Manne, deſſen Wille vollzogen wird ohne ernſtliche Kontrole. Denn der Munizipalrath, welchem das Recht der Prüfung der Vorſchläge und das Recht der Kontrole ihrer Ausführung zuſteht, iſt aus Männern zuſammengeſetzt, die der Präſett ſelbſt präſentirt hat. Man wird es einmal für unmöglich halten, daß eine ſolche Verwaltung in dem aufgeklärten Paris beſtanden habe. Es ſcheint, daß man ſeitens der oberſten Behörden dieſe wunderbare Verwaltung eingeführt hat, um aus Paris, ſtatt einer franzöſiſchen, eine europäiſche Stadt zu machen. Aber wenn Paris wirklich dieſe Rolle anſtrebt, ſo hat es dadurch als ſociales und induſtrielles Centrum die Proportionen überſchritten, welche das Bedürfniß von Frankreich verlangt. Unzählbare Maſſen nomadiſcher Arbeiter überwuchern den eigentlichen Pariſer und ſchaffen für die Ruhe von Geſammt-Frankreich eine Gefahr durch die Beweglichkeit ihrer Intereſſen und die Unberechenbarkeit ihrer Wünſche. Ohne daß man die Größe des Zweckes irgend herabſetzen möchte, kann man doch nicht blind ſein gegen ſeine Schattenſeiten.

Zur Vermeidung aller weiteren Gefahr ſchlägt die R. d. d. M. Folgendes vor: „Neben dem kühnen Unternehmer, dem Paris ſo viel verdankt, muß eine mächtige Repräſentativ-Verſammlung ſtehen, welche ſeinen Eifer mäßigen kann; die Verſammlung muß frei gewählt ſein und es muß in ihr, neben dem induſtriellen Element, auch jedes andere weſentliche vertreten ſein; mit einem Wort: jene Verſammlung muß die Pariſer Bourgeoiſie vertreten. Wir müſſen von der Geſetzgebung von 1855 zurückgehen zu der von 1834. Mit erwählten Repräſentanten gewinnen wir eine größere Garantie für die Nützlichkeit der Unternehmungen, um derenwillen wir eine unglaubliche Schuldenlaſt kontrahirt haben. Die gerechte Erwägung der gegenwärtigen lokalen Bedürfniſſe würde ein heilſames Gegengewicht abgeben gegen weitſichtige Pläne. Und wären

Digitized by Google

dieſe Pläne noch ſo gut: heut beherrſcht ſie der Geiſt der Gewalt; der Geiſt der Freiheit, der Alles veredelt, was er beſeelt, würde ihre Ausführung nicht verzögern, aber er würde ihren Segen verdoppeln!“

England.

Die Londoner Geſellſchaft und ihre wohlthätige Selbſthilfe.

I.

The Charities of London.*)

Die Ideen und Beſtrebungen, die ſich unter dem Namen Socialismus in modernen, civiliſirten, durch Merkantilismus, Bureaukratismus und andere „ismus“ verkrüppelten Staaten und Völkerabgränzungen herumtreiben und in England bereits zu einer ſocialen Wiſſenſchaft und Aſſociation geworden ſind, müſſen als Bemühungen (wenn auch noch ſelbſt mit den Uebeln, gegen welche ſie anſtreben, behaftet), aus der Verrenkung geſellſchaftlicher und politiſcher Verhältniſſe herauszukommen, geachtet werden. Das Ziel iſt richtig und muß irgendwie erreicht werden. Nur fehlt es dem raiſonnirenden, ſentimentalen Socialismus an Einſicht in die Bedingungen, die Mittel und Wege, die Naturgeſetze der Geſellſchaft. Die Aſſociation für ſociale Wiſſenſchaft in England, von der Ariſtokratie des Staates und der Wiſſenſchaft ins Leben gerufen und geleitet, iſt wenigſtens auf dem rechten Wege: ſie ſtudirt, unterſucht und katalogiſirt ſtatiſtiſch und thatſächlich die krankhaften Verhältniſſe der Geſellſchaft und häuft damit wenigſtens eine große Menge ſchätzbarer Materialien für Erkenntniß ſocialer Krankheiten an. Diagnoſe iſt freilich noch keine Therapie, aber weſentliche Bedingung derſelben. Ohne genaue Erkenntniß keine Heilung.

Was aber an Linderung und Troſt und Hilfe im Einzelnen geleiſtet werden kann, liefert England in einem Umfange, wie keine andere Staatsgeſellſchaft der Welt. Es iſt, im Vergleich zu anderen Staaten, eine freie, ſich ſelbſt regierende, ſich ſelbſt helfende Geſellſchaft. Was die politiſchen und merkantilen, ſocialen und conventionellen Verkrüppelungen verſchulden, wird durch öffentliche und private Wohlthätigkeit, durch freiwillige Selbſtbeſteuerung in einer Großartigkeit geſühnt, wie nirgends in der Welt.

England iſt das Land der größten und meiſten ſocialen und politiſchen Güter und Uebel und der ausgebildetſten „Charities“ gegen letztere, der Wohlthätigkeitsanſtalten für materielles und geiſtiges Erbarmen. In London, wo ſich dieſe Wohlthaten und Uebel am Meiſten häufen, vertheilt ſich auch eine ungeheuere Wohlthätigkeitsſtadt von 650 Häuſern und Paläſten durch die Tauſende von Straßen.

Sechshundert und funfzig Wohlthätigkeitsanſtalten! Ein ganzes Viertel davon iſt während der letzten zehn Jahre entſtanden. Die 15 Millionen Thaler, welche dieſe Anſtalten jährlich zur Linderung von allerhand Mängeln und Elend verwenden, werden zu mehr als zwei Drittheilen (11 Millionen) durch **freiwillige Beiträge** aufgebracht. Wer je mit Aufmerkſamkeit durch London wanderte, wird oft genug ſtattliche Gebäude, große Paläſte bemerkt haben, an deren Fronten entlang mit großen Buchſtaben ſteht: „Supported by voluntary contributions“ („Unterſtützt durch freiwillige Beiträge“), worunter ſehr oft „Gänzlich unterhalten“ verſtanden werden muß.

Funfzehn Millionen Thaler jährlich bei dieſer ungeheueren Höhe von Armenſteuern! Man ſieht daraus, wie Staat und Geſellſchaft gemeinſchaftlich arbeiten, um die ungeſunden Säfte, die ſich in dem krankhaften Organismus ablegen, vor Verderben zu ſchützen und möglichſt viel davon immer wieder produktiven und geſunden Kräften zu gewinnen.

Die 650 Wohlthätigkeitsanſtalten Londons ſind in einem ziemlich ſtarken Bande von Sampſon Low ſchon vor mehreren Jahren ausführlich und im Detail geſchildert worden. Das Buch iſt neuerdings, bis zum April 1863 vervollſtändigt und korrigirt, in neuer Auflage unter folgendem Titel erſchienen: The Charities of London. Comprising an account of the operations, resources, and general condition of the charitable, educational and religious institutions of London.

Nach dem darin enthaltenen Verzeichniſſe handelt es ſich um 640 derartige Inſtitutionen, wobei die Filial- und Zweiganſtalten mit jeder Hauptanſtalt als je eine gerechnet werden. Etwa 10—15 neue Anſtalten der Art, die ſeitdem entſtanden ſind, werden auch hier außer Acht gelaſſen.

Das Verzeichniß fängt mit den 14 großen medizinischen Hoſpitälern an. Es folgen 66 andere Hoſpitäler, Krankenhäuſer und Inſtitutionen für ſpezielle medizinische Zwecke, 39 Dispenſions. d. h. Arzneibereitungs-Anſtalten für die Armen, 12 Inſtitute für Erhaltung des Lebens, der Geſundheit und öffentlichen Moral, 1 Findelhaus, 22 Hoſpitäler und Magdalenenſtiftungen für weibliche Perſonen, 16 Anſtalten für Unterſtützung von Gefangenen, Beſſerungs- und Zufluchtshäuſer (mit Ausſchluß der Induſtrie-Schulen und lokalen Zufluchts-Inſtitutionen), 29 Anſtalten für Armuth und Elend auf der Straße und ſpezielle Anſprüche, wobei 1861 noch 58,000 Pfund Sterling in den 13 Polizeigerichtshöfen freiwillig eingezahlt und ausgegeben wurden. Dann giebt es 21 Zufluchtsſtätten, „Homes“, für Näherinnen und weibliche Dienſtboten, 9 Penſionsfonds für wohlthätige Zwecke (Zahlung von Annuitäten an hilflos mündige Arme), 14 Geſellſchaften mit Fonds für arme Geiſtliche, 6 für proteſtantiſche Diſſenter-Geiſtliche, 72 Wohlthätigkeitsfonds für Handwerker-Innungen, etwa 21 Fonds von City-Compagnien und Parochial-Vorſtänden für wohlthätige Zwecke, 5 ſpezielle Nationalfonds für die Noth in Indien, die 1861 über eine halbe Million Pfund Sterling ſammelten und vertheilten (jetzt erloſchen, aber noch Geld und Wohlthätigkeit produzirend).

Die Zahl der Armenhäuſer und Aſyle für die Armut im hohen Alter iſt 124. Für Blinde und Taubſtumme giebt es 16 Inſtitute, auch 1 für arme Krüppel und Lahme. Sodann verwenden 31 Geſellſchaften von ihren Fonds jährlich gegen 100,000 Pfund für Beförderung und Unterſtützung von Schulen und 9 Anſtalten zum Unterricht für Erwachſene; 14 Aſyle erziehen und erhalten ganz und gar etwa 2000 Waiſenkinder mit jährlich 60 bis 70,000 Pfund freiwilliger Beiträge (excl. die Regierungswaiſenhäuſer) und 20 andere Aſyle erziehen und erhalten 3000 andere arme oder Verbrecherkinder für mehr als 100,000 Pfund jährlich. Endlich kommen 56 Bibel- und **Heim**-Miſſions-Geſellſchaften, die jährlich für mehr als 7 Millionen Thaler Bibeln, Troſt, Ermahnung und geiſtliche Nahrung vertheilen, und 4 unbeſtimmte Wohlthätigkeits-Geſellſchaften. Die etwa 20 Millionen Thaler, welche jährlich allein in London größtentheils freiwillig gegen allerlei Noth und Elend geſammelt, gegeben und verwendet werden, kommen nicht

*) London: Sampson Low, Berlin: Asher.

Digitized by Google

ſelten in großen Maſſen aus weichen Händen und Herzen reicher Privatperſonen. So vermachte ein Londoner Kaufmann, George Peabody, vor einigen Jahren auf einmal eine ganze Million Thaler verſchiedenen Geſellſchaften für das Wohl arbeitender Klaſſen. Beiträge von 1000 bis 5000 Pfund aus rinzelnen Händen ſind nichts Seltenes. Eiu einziger Arzt, Dr. Andrew Reed, gründete Aſyle für kleine Waiſenkinder, für vaterloſe Kinder, ein Inſtitut für Idioten und ein Hoſpital für unheilbare Kranke.

Der heilige Chryſoſtomus ſagte: „Die Kunſt des Almoſens zu verſtehen, iſt größer, als gekrönt zu werden mit Diademen der Könige.“ Nun die Engländer verſtehen dieſe Kunſt.

Die vierzehn großen Hoſpitäler mit mehr als 3500 Betten, in welchen 1861 über 32,000 Kranke behandelt wurden (außer 400,000 Außen-Patienten) haben ein jährliches Einkommen von etwa 130,000 Pfund aus Dividenden, Eigenthum und Arbeit der Patienten, dazu gegen 60,000 Pfd. freiwillige Beiträge, alſo jährlich viel übrr 1 Million Thaler. Das älteſte derſelben, St. Bartholomew's Hospital, beſteht ſchon über 700 Jahre, nachdem es im Jahre 1123 von einem Privatmanne gegründet wordrn war. Es bildet mit „St. Thomas, Bridewell, Bethlehem (Bedlam) und Chriſt-Hoſpital“ dir fünf großen Krankenhäuſer der City.

Die 66 ſpeziellen Hoſpitäler unterſcheiden ſich von einander durch Nationalität und Krankheit der Patienten. So giebt es 1 für Deutſche, 1 für Spanirr, 1 für Matroſen, 1 Fieber-, 4 Schwindſucht-, 8 Entbindungs-, 4 Weiber-, 4 Kinder-, 3 für Unheilbare, 3 Pocken-, 5 Augen-, 1 Ohr-, 9 Bruch- und Entſtellungs-, 4 Haut-, 4 Reconvalescenten-, 6 Irren-, 1 Idioten-, 3 Krankenwärterinnen-, 1 homöopathiſches, 1 Srebad-, 1 Zahn- und ſogar ein Mesmeriſches Hoſpital (reſp. Aſyl). Dies macht im Ganzen fünfzig Hoſpitäler und Krankenhäuſer in London. Es kommt hier nicht darauf an, deren Wirkſamkeit ins Einzelne zu verfolgen, ſondern von den „Charities“ überhaupt eine Vorſtellung zu grben. Nur vom Deutſchen Hoſpitale in Dalſton (Norden von London) wollen wir erwähnen, daß es ſeit der 1845 erfolgten Gründung durch Anregung des Königs von Preußen und die Unterſtützung anderer deutſchen Fürſten, ſowie deutſcher und engliſcher Privatperſonen, über 70,000 Kranke (davon etwa 5000 innerhalb) behandrlt hat, wovon über ein Drittel Engländer waren, obgleich es nur für Deutſche und Deutſchredende beſtimmt worden iſt. Dieſe Liberalität wird auch von engliſchen Hoſpitälern nach Kräften erwidert. Uebrigens können wir nicht untrrlaſſen, zu bemerken, daß ſchon wiederholt über Engliſch- ſowie Frommthun im Deutſchen Hoſpitale geklagt wurde.

Griechenland.

Griechiſche und albaneſiſche Märchen.

I.

Sage, Märchen und Geſchichte.

Die Wiſſenſchaft des 19ten Jahrhunderts wirkt, dem elektriſchen Strome vergleichbar, nach zwei ſich begegnenden Richtungen. Was früher das ausſchließliche, faſt geheimnißvolle Eigenthum der Gelehrten war, ſucht die Wiſſenſchaft heute verſchwenderiſch zum Gemeingut des Volkes zu machen; ſie weiß bei einem gebildeten Volke die Gegenſtändr und die Erfolge ihrer Forſchung am ſicherſten bewahrt. „Ich will den Wald unter den Schutz des Wiſſens Aller ſtellen“, ſagt Roßmäßler in ſeinem „Walde“. Das iſt dir eine Richtung. Dagegen — und das iſt die zweite Richtung — ſchöpft die Wiſſenſchaft wiederum aus der unverſiegbaren, ewig lebendigen Quelle des Volkes und zirht des Stoffes manchen Eimer voll hinauf in die gelehrtr Welt.

In dieſer zweiten Richtung bewegt ſich das Buch, deſſen Titel wir unten*) angegeben haben, und das mit ſeinen Märchen ein Weihnachtsgeſchenk, weniger für Kinder als für die Forſcher auf dem Gebiete der Völkerkunde iſt.

Der Verfaſſer des Buches, welcher ſeinen langjährigen Aufenthalt in Griechenland zu gründlichen Studien über dieſes klaſſiſche Land benutzte, hat hier die gangbarſtrn Märchen von Griechenland und Albanien geſammelt und wiſſenſchaftlich verwerthet. Die Sammlung ſoll als der zweite Thril eines größeren Werkes: „Vergleichende Blicke auf die helleniſchen und germaniſchen Helden-, Göttrr- und Weltſagen“ betrachtet werden; der erſte Theil wird aber durch eine eigenthümliche Verkettung der Umſtände erſt nach der Märchenſammlung zum Druck kommen, und wir müſſen die Betrachtung des Ganzen demnach mit dem zweiten Theile beginnen.

Es iſt nun zunächſt von Intereſſe zu ſehen, wie der Verfaſſer in den Beſitz der Märchen gelangt iſt. In der Vorſtellung vom Orient ſpielt der Märchenerzähler ſtets eine gewichtige Rolle. Allerdings giebt es auch in Griechenland dergleichen Leute, und man hört ihnen gern zu. Aber dieſe oft ſehr unlautere Quelle glaubte der Verfaſſer zu ſeinem Zwecke nicht benutzen zu können; ihm war an der Reinheit des Märchens Alles, an den ſchmückenden Zuſätzen und Erfindungen der profeſſionellen Erzähler Nichts gelegen. Seinr Verſuchr, die Märchen unmittelbar aus dem Volke zu heben, ſcheiterten aber an der überall gleichen Scheu der Bewohner, die Märchen einrm Fremden zu erzählen, an ihrer Furcht, ſich lächerlich zu machen. Der Verfaſſer, welcher in vielſachem Verkehr mit allen Klaſſen der griechiſchen und albaneſiſchen Bevölkerung geſtanden hat, der auf Schiffen die beweglichen Küſtenbewohner kennen gelernt, und oft wochenlang mit dem griechiſchen Bauern gegeſſen und getrunken, gejagt und gereiſt, und in ſeinen Hütten und Hürden geſchlafen, manchen Abend in griechiſchen, albaneſiſchen und bulgariſchen Chans, an dem einſamen Feuer gelagert hat, konnte trotz dieſer verſchirdenartigen Berührungen niemals auch nur ein einzigrs Märchen hören. Gleichwohl wußte rr, daß im Winter die Mädchen und Frauen zu einander kommen und die Abendr mit Spinnen und Märchenerzählen verbringen, daß hier und da ſelbſt Männer ſich bei der Unterhaltung bethriligrn. Um daher die Schwierigkeiten zu überwinden, ſetzte der Verfaſſer den ſilbernen Hebel an, und der Erfolg zeigte, daß in der Levante, wie uberall, für Geld Alles zu haben ſei, ſogar Märchen. Indeß galt es, dabei noch andere Vorurtheile zu beſiegen; denn als es in Jannina bekannt wurde, daß der Verfaſſer Märchen ſammeln laſſe, bat ihn einer der angeſehenſten türkiſchen Großen, der alte Paſchom Bey, ein Verwandter des bekannten Ali Paſcha, von dieſem Unternrhmen abzuſtehen, weil es ihm, als mit der conſularen Würde unverträglich, in der öffentlichen Meinung Eintrag thun müſſe, und er bekam ähnliche Winke auch von griechiſchen Freunden. Der Verfaſſer beſchritt einen ſeltſamen, im Erfolge ſehr glücklichen Weg. Er gewann eine Anzahl von Schülern der Lyceen, welche während

*) Griechiſche und albaneſiſche Märchen. Geſammelt, überſetzt und erläutert von J. G. von Hahn, k. k. öſterreichiſchem Conſul für Oſtgriechenland. 2 Theile. Leipzig, W. Engelmann. 1864.

Digitized by Google

ihrer Ferien ſich in der Heimat von Eltern, Schweſtern, Ammen und dergl. Märchen erzählen ließen und dieſe wörtlich aufſchreiben mußten. Auf dieſe Weiſe erhielt er die Märchen nicht allein in wortgetreuer Reinheit und Einfachheit, ſondern auch aus den verſchiedenen Theilen von Griechenland, was für die Vollſtändigkeit der Sammlung und für die wiſſenſchaftlichen Zwecke des Verfaſſers von größtem Werthe ſein mußte.

Laſſen wir indeß die Sammlung vorläufig außer Betracht; auf der wiſſenſchaftlichen Verwerthung des Märchens, auf des Verfaſſers Theorie der Märchenkunde, auf der Einleitung zur Sammlung liegt der Werth des Werkes.

Der Verfaſſer baut, um ſeinen allgemeinen Standpunkt kurz zu bezeichnen, auf dem Grunde weiter, welchen die Gebrüder Grimm für die Märchenkunde gelegt haben. Dieſe hoben die Bedeutung des Märchens weit über den gewöhnlichen Begriff deſſelben hinaus. Nicht mehr als bloße poetiſche, barocke Spielerei, nicht nur als willkommenes Material, die Phantaſie der Kinder anzuregen, ſondern als ein beſonderer und ſehr wichtiger Theil der Götter- und Heldenſagen wurde hinfort das Märchen betrachtet. Mit dem Märchen dieſes Begriffs beſchäftigt ſich die Wiſſenſchaft, und ebenſo wie ſie jetzt mehr als je und mit glänzendem Erfolge die gemeinſchaftlichen Formen für die Sprachen der Völker erforſcht, ſo ſucht ſie im Märchen die Urgedanken des Menſchengeſchlechts.

Hatten nun ſchon die Gebrüder Grimm auf die wunderbare Uebereinſtimmung, welche im Grundton der Märchen aller zu dem großen ſogenannten indogermaniſchen Stamm gehörigen Völker herrſcht, und auf die weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen dieſen und den arabiſchen Märchen hingewieſen, ſo gebührt Herrn von Hahn das Verdienſt, dieſe Forſchungen weſentlich vervollſtändigt und erweitert zu haben. Der Beweis, daß das Märchen nichts als ein ununterbrochen umgebildeter Mythus ſei, und daß wir in dem europäiſchen Märchen die letzten Goldkörner aus dem Geiſtesſchatze unſerer Urahnen, der Arier, beſitzen, iſt dem Verfaſſer die Brücke zu der Geſchichte der Urvölker; eine Brücke, welche allerdings noch manches Bauſteines bedürfen wird, bevor ſie mit Sicherheit wird betreten werden können.

Dies vorausgeſchickt, wollen wir es verſuchen, die leitenden Gedanken des Verfaſſers über das Weſen des Märchens wiederzugeben.

Der Inhalt der Märchen unterſcheidet ſich in nichts von dem der alten Götter- und Heldenſagen; nur die Ueberlieferungsform unterſcheidet ſie, und die Verſchiedenheit erklärt ſich genugſam aus dem Entwickelungsgange der Sagen überhaupt. — Der Menſch iſt nämlich unausgeſetzt beſtrebt, ſich ſeine Sagen immer begreiflicher zu machen, ſie ſeinen Verhältniſſen immer mehr anzupaſſen. Steigende Verſinnlichung iſt daher das allgemeine Entwickelungsgeſetz für alle Sage. Vermöge dieſes Geſetzes nehmen die früher nur roh zu Göttern perſonificirten Naturkräfte immer menſchenähnlichere Form an, und es kann dabei geſchehen, daß die menſchenähnlich gedachten Götter ſich mehr oder weniger von der Naturkraft loslöſen, aus der ſie hervorgegangen ſind, auf welcher Stufe denn der helleniſche und der ſkandinaviſche Götterkreis bereits angekommen ſind. Derſelbe Verſinnlichungstrieb zieht den menſchlich gedachten Gott auf die zwiſchen Göttern und Menſchen ſtehende Stufe des Helden herab und rückt ihn danach den menſchlichen Verhältniſſen um ſo viel näher. Aber ſelbſt dieſe Stufe genügt jenem Triebe noch nicht; er fühlt ſich erſt befriedigt, wenn er ſeine Helden dem ſterblichen Menſchen gleich geſtellt und ihnen höchſtens noch eine oder die andere höhere Gabe gelaſſen, an die Stelle der waltenden höheren Götter aber die dem Menſchen zunächſt ſtehende niedere Dämonenwelt geſetzt hat, und dieſe ſtatt jener in die menſchlichen Verhältniſſe beſtimmend eingreifen läßt. Dieſe letzte und jüngſte Sagenform iſt die des Märchens; das Märchen iſt daher ein auf der letzten Stufe der Entwickelung angekommener Mythus.

Der Verfaſſer ſteht auf Seite derjenigen, welche das indogermaniſche Volksmärchen in Europa als einen Theil des ariſchen Geiſtesſchatzes betrachten, welchen die einzelnen Stämme bei ihrer Trennung von dem gemeinſchaftlichen Mutterſtamme in ihr Sonderdaſein mit hinübernahmen, und deſſen Formen gleich denen ihrer Sprachen eine ſolche Zähigkeit bewahrten, daß ſich an ihnen die Urverwandtſchaft mit den indiſchen ebenſo deutlich erkennen läßt, wie an den Sprachformen.

Dieſe Auffaſſung ſteht derjenigen entgegen, zu welcher Benfey durch ſeine Forſchungen über die indiſchen Märchen (Pantſchatantra) gelangt iſt, wonach der Stock der indogermaniſchen Erzählungen und Märchen ſich als urſprünglich indiſch erwieſen und ſich von Indien in geſchichtlicher Zeit, anfangs durch mündliche, ſpäter, und zwar ſeit dem zehnten Jahrhundert n. Ch., durch ſchriftliche Ueberlieferung über Europa verbreitet haben ſoll.

Bei aller Anerkennung der Benfeyſchen Forſchungen glaubt aber der Verfaſſer, bei ſeiner Auffaſſung beharren zu müſſen. Einerſeits zeigte ihm ſeine eigene Erfahrung, namentlich die Schwierigkeit, Märchen im Volke zu hören, daß die von Benfey für die mündliche Verbreitung vorausgeſetzte Leidenſchaft des Märchen-Erzählens höchſtens bei den Frauen, welche doch ihre Heimat, ihren Wohnſitz ſelten wechſeln, keineswegs aber bei den Männern vorherrſche, welche im Gegentheil ſich niemals mit Märchen-Erzählen befaſſen — ein Umſtand, der die Annahme mündlicher Verbreitung des Märchens durchaus nicht begünſtigt. Die ſchriftliche Ueberlieferung dagegen iſt bei Völkern, welche eine eigene Literatur weder beſaßen noch beſitzen, wie Walachen und Albaneſen, welche aber gleichwohl mit den europäiſchen Culturvölkern die gleichen Märchen beſitzen, von vornherein ausgeſchloſſen.

Andererſeits zeigt die Sagen- und Märchenform im Gegenſatze zu der Schwäche mündlicher Ueberlieferungskraft geſchichtlicher Hergänge eine wunderbare Zähigkeit, welche ſich durch die Annahme erklärt, daß Sagen und Märchen nicht als göttliche Wahrheiten geglaubt, alſo durch den Glauben geſtählt wurden. Die Härte dieſer Formen läßt ſich mit derjenigen der Sprachformen vergleichen, mit denen ſie entſtanden. Sowie nun dieſe Härte der Urformen noch heutzutage die deutſchen und griechiſchen Wörter auf den ariſchen Urverband zurückführt, ebenſo erklärt ſich die Uebereinſtimmung des deutſchen und griechiſchen Volksmärchens mit dem indiſchen aus der ariſchen Urverwandtſchaft dieſer Völker.

Das Alter des Märchens iſt dem Alter der Sprache gleich zu ſtellen. Wir müſſen uns hierbei den menſchlichen Geiſt im Anfange ſeiner Thätigkeit vollkommen in die Sprach- und Sagenbildung aufgehend denken. Allmählich aber baut ſich die Sprache aus und der Geiſt gewinnt Zeit und Raum für andere Richtungen; der Unterſchied zwiſchen Leben und Nichtleben des Ichs und Nichtichs wird gewonnen, der Zeitbegriff erſtarkt: er wird eine der Grundlagen des geſammten Denkverfahrens, und Verſtöße gegen ſeine Geſetze ſind nun nicht mehr möglich. Das geſchichtliche Bewußtſein erwacht, und der Menſch fragt, was vor ihm geweſen. Auf dieſe Frage kann ihm die Vergangenheit keine Antwort geben, weil unſeren Urgeſchlechtern die Fähigkeit fehlte, ſie aufzufaſſen. Statt der menſchlichen Geſchichte findet er aber in ſeiner Erinnerung eine Reihe von Thaten und Begebniſſen ſeiner Götter, die

Digitized by Google

er möglichſt menſchlich auffaſſen mußte. Was war alſo natürlicher, als daß er ſagte: vor mir waren die Götter auf der Erde und hatten dieſe und jene Erlebniſſe! So kommt es, daß dieſelben mythiſchen Formen, in welche die Naturgeſchlechter ihre gläubigen Naturanſchauungen faßlen, ihren Nachkommen zur Geſchichte der Vorzeit wurden.

Sage und Geſchichte ſind alſo ihrem Weſen nach zwei grundverſchiedene Dinge, welche nur dieſelbe Form mit einander gemein haben; denn die Geſchichte erzählt menſchliche Begebenheiten, die Sage enthält gläubige Naturanſchauungen, welche in geſchichtliche Form gekleidet ſind und nur in der Vorſtellung der Nachkommen ihrer Urheber in Geſchichte verwandelt wurden. Sagen und nach ihnen Märchen ſind daher, nach unſeren heutigen Begriffen, reine Dichtungen; ſie unterſcheiden ſich von ſpäteren ähnlichen Erzeugniſſen nur dadurch, daß ihre Bilderform für deren Erzeuger die einzig mögliche, alſo die nothwendige war. Demnach iſt die mythiſche Form die Urform des menſchlichen Gedankens, und in Sage und Märchen ſind nur die Urgedanken der Menſchheit erhalten.

Aus der Mythe entſtand die Heldenſage. Erklären wir nun auch, wie neben letzterer das Märchen geſchaffen wurde.

Der Menſch mit einem Triebe ausgeſtattet, der ihm gebietet, Gott zu ſuchen und zu verehren, ſchied aus der Fülle ſeiner Naturanſchauungen einen beſtimmten Kreis von Göttereinheiten aus; außerhalb des Kreiſes blieben höhere Weſen, welche in der Vorſtellung des Menſchen zwiſchen ihm und den Göttern ſtanden. Dieſe Gattung von Geſtaltungen behandelt die Heldenſage. Der von den Urgeſchlechtern hervorgebrachte mythiſche Stoff konnte aber nicht vollſtändig in die Götter- und Heldenſage verarbeitet werden, und dieſer Ueberreſt der Urideen iſt als Märchen bis auf den heutigen Tag nicht nur erhalten, ſondern allein noch in dem Bewußtſein der Völker, wo er, trotz ſeines ungeheuren Alters, in unverkürzter Jugendkraft fortblüht und mächtig auf daſſelbe einwirkt. — Das Märchen iſt inſofern auch als die entwickeltſte Mythenform zu betrachten, als ſich in ihr dem freien Walten des Verſinnlichungstriebes, welchem die Mythenform ihre Entſtehung verdankt, keinerlei Schranken entgegenſtellten. Wo uns dieſelbe Sage in der Form des Götter- und Heldenmythus und der des Märchens erhalten iſt, erblicken wir demzufolge die Götter- und Heldengeſtalten der erſteren in rein menſchliche verwandelt, die erzählten Begebenheiten in die Lebensform des erzählenden Zeitalters gekleidet, und, wo ſich der Eingriff eines höheren Waltens erhalten hat, an Stelle der Hauptgötter die das untere Volksleben umſchwebenden Haus- und Elementargeiſter als Träger dieſes Waltens.

Als nach dem Ausſterben ihrer urſprünglichen Bedeutung dieſer Sagen-Gattung kein neuer beſonderer Sinn mehr untergelegt, als ſie als müßiges Erzeugniß der Einbildungskraft angeſehen wurde, flüchtete ſie ſich aus dem geſammten Volksbewußtſein nach deſſen ſtillen Plätzen, in das Kinder- und Frauenreich, wo der Reiz, welchen die, wenn auch nun verſchleierte Urbedeutung über ihre Formen ausgießt, auf die von allem Wunderbaren angezogenen Gemüther eine mächtige Wirkung äußert. In dieſer traulich heiteren Welt waltet die Urſage in ſteter Verjüngung und ewig heiterer friſcher Lebensſtrömung, die Phantaſie der aufkeimenden Geſchlechter weckend und befruchtend, bis auf unſere Tage fort, und die Zeiten, in denen ihre Strömung vertrocknen wird, möchten arm an echten Dichtern und Künſtlern ſein.

Dies bringt uns auf die dichteriſche Behandlung des Märchens.

Die Nachbildung der Heldenſage und des Märchens, ihrem eigenthümlichen Weſen nach, iſt unmöglich; nur ihre Umbildung kann unternommen werden und iſt vielfach unternommen worden. Sagen und Märchen ſind langlebige Urgewächſe, welche ihre Schöpfung dem unbewußten Triebe der menſchlichen Urgeſchlechter und ihre Umbildung derſelben Kraft verdankt, welche, dem Einzelnen unbewußt, auch in der Sprachumbildung waltet. Wer es alſo unternimmt, an dieſen Urgedanken der Menſchheit nach eigenem Ermeſſen zu beſſern, von dem kann man ſagen, daß er lebende Gewächſe mit gemachten Blüthen und Früchten ſchmücke.

So viel über das Weſen des Märchens im Allgemeinen. — Gehen wir zu den Vorſchlägen des Verfaſſers über die wiſſenſchaftliche Behandlung des Märchens über. Wir faſſen hier folgende Grundzüge zuſammen:

Der Inbegriff aller Märchen eines Volkes ſoll der Märchenſchatz, die Verſchmelzung der ſich innerhalb derſelben zeigenden Formen zu einem größeren Ganzen die Märchenkette, die im einzelnen Märchen liegenden Vorſtellungen und Anſchauungen Märchenzüge heißen. Die Märchenzüge erſcheinen als die Einheiten der Märchenkunde, und wir können uns deren Verhältniß zu dem Märchenganzen nicht beſſer vergegenwärtigen, als wenn wir ſie mit dem der Worte zu dem Satze vergleichen: der Zug iſt das Wort, das Märchenganze iſt der Satz des Märchens.

Wie nun der Trieb zur Bildung neuer Märchen faſt in dem ganzen Menſchengeſchlecht vollkommen ausgeſtorben iſt, ebenſo entſteht auch heutzutage kein neuer Märchenzug mehr im Volke; nur wird die Form des alten Zuges den Verhältniſſen der Zeit, in welcher man ihn erzählt, angepaßt, wodurch denn neue Begriffe, wie Flinte, Kanone, Fernrohr u. ſ. w. in die neue Form mit eingedrungen ſind. Wie aber auch heute bei der Satzbildung innerhalb gewiſſer Gränzen große Freiheit geſtattet iſt, ſo entſteht auch durch die Verbindung von Märchen zu Ketten, durch Verſetzung einzelner Züge von einem Märchen zum andern jene bunte Mannigfaltigkeit, welche der Märchenſchatz aufzeigt. Bei genauer Prüfung der den Einzelmärchen unterliegenden Grundgedanken findet man, daß ſich dieſelben auf eine geringe Anzahl von Formeln und Themen zurückführen laſſen, und daß die anſcheinende Mannigfaltigkeit der Märchen allein auf der verſchiedenen Gruppirung dieſer Grundbeſtandtheile beruht.

Herr von Hahn hat es verſucht, dieſe Grundformen der Märchen aufzuſuchen und ihr Verhältniß zu der Sage zu beſtimmen. Seine Zuſammenſtellung von Sagen- und Märchenformeln, zunächſt auf den helleniſch-germaniſchen Sagenkreis beſchränkt, enthält 40 Formeln in verſchiedenen Abtheilungen. Wenn wir einige dieſer Formeln beiſpielsweiſe folgen laſſen, ſo wird ſich auch das Verhältniß des Märchens zur Sage am klarſten herausſtellen.

In der erſten Hauptabtheilung ſind Verwandtſchafts-Formeln, in der zweiten gemiſchte Formeln zuſammengeſtellt. Die verſchiedenen Grade der Verwandtſchaft bilden die fünf Unterabtheilungen der erſten Hauptabtheilung. Wir haben demnach:

Eheliche Formeln.

1. Frejaformel.

   a. die Frau oder Braut fehlt und der Mann verläßt ſie darum.
   b. ſie wandert umher, um ihn zu ſuchen.
   c. Wiederfinden und Verſöhnung.

Helleniſche Sage: Amor und Pſyche, doch liegt hier der Schwerpunkt nicht auf der Wanderung.

Digitized by Google

Germaniſche Sage: In der Edda D. 35. verläßt der erzürnte Oddur die Freja.
Griechiſches Märchen: Nr. 7. 40. 71. 73 } der Sammlung von
Albaneſiſches Märchen: Nr. 100. 102 } v. Hahn.
Deutſches Märchen: Grimmſche Sammlung Nr. 56. 88. 127. 186.
Walachiſches Märchen: Sammlung von Schott Nr. 23.
Neapolitaniſches Märchen: Baſilios Pentamerone. 12. 14.
Indiſches Märchen: Pantſchatantra. Benfey 1. S. 255.

2. Penelopenformel.
  a. der Mann verläßt die Frau ohne ihr Verſchulden.
  b. ſie wartet ſeiner daheim in Treue und Sehnſucht.
  c. Rückkehr des Mannes und Wiedervereinigung der Getrennten.

Helleniſche Sage: Penelope und Odyſſeus.
Germaniſche Sage: Menglada und Swipdagr in Fiolsvinmal der Edda.
Griechiſches Märchen: v. Hahnſche Sammlung 2. 48.
Deutſches Märchen: Grimmſche Sammlung 101 mit dem Erkennungsringe. U. ſ. w.

Der Verfaſſer glaubt, daß dieſe vergleichende Zuſammenſtellung die Grundlage zur Sammlung der Märchenformeln des ganzen indogermaniſchen Stammes darbieten könnte, und hält die Erweiterung derſelben auf das ganze Gebiet dieſes Völkerſtammes für die Grundbedingung jeder Fortentwickelung der Märchenkunde. — Werden ſich dieſe Formeln, dieſe Urgedanken der Menſchheit, in Zukunft, der Sprache gleich, zu einem einheitlichen Gliederthume verbinden? Der Verfaſſer wirft dieſe Frage nur auf, um die Tragweite zu bezeichnen, welche der angezeigten Richtung nach ſeiner Anſicht zukommt. G. H.

Nord-Amerika.

Deutſche Truppen im amerikaniſchen Befreiungskrieg.*)

Welchen hervorragenden Antheil die Deutſchen an dem amerikaniſchen Befreiungskriege, und zwar ſowohl auf amerikaniſcher Seite, wie auf engliſcher, genommen, iſt hinreichend bekannt; dennoch fehlte es bis in neuerer Zeit an Arbeiten, welche dieſer Betheiligung eine eingehendere Behandlung hätten zu Theil werden laſſen. Man ſcheint dieſe Verſäumniß nun nachholen zu wollen. So hatten wir vor längerer Zeit bereits Gelegenheit, das Leben des Generals Kalb, von Kapp, zu beſprechen, und jetzt iſt uns ein Werk zugegangen, das ſich die Aufgabe ſtellt, den Antheil, den die deutſchen Hilfstruppen auf engliſcher Seite an jenem denkwürdigen Kriege genommen, geſchichtlich auszumitteln und feſtzuſtellen.

Freilich iſt die Erinnerung an dieſe für Geld erkauften Heldenthaten bei uns keine beſonders erfreuliche und bei dem für England ſchmählichen Ausgang dieſes Krieges auch nicht beſonders ruhmreich. Man könnte zweifeln, ob der heſſiſche Menſchenverkauf einer geſchichtlichen Darſtellung werth ſei; indeß der Geſchichte kommt es nicht auf Sympathien oder Antipathien, nicht auf Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit an, ſondern auf die Thatſache und die Erkenntniß des hiſtoriſchen Ereigniſſes. Von dieſem Standpunkte aus hat das Werk ſeine volle Berechtigung, und um ſo mehr, als die amerikaniſche — und gewiß auch die engliſche — Geſchichtſchreibung, wenn ſie auf dieſe deutſchen Hilfstruppen zu ſprechen kommt, vielfach ungerecht und parteiiſch, oder unglaublich dreiſt und ſeicht iſt. Das brauchen ſich die Deutſchen nicht gefallen zu laſſen, denn ſie haben ſich durchgängig ſehr brav geſchlagen und Heldenthaten vollführt, die einer beſſeren Sache werth geweſen wären.

Der Verfaſſer ſteht auf dem Standpunkte der militairiſchen Waffenehre sans phrase und iſt nicht gut auf diejenigen zu ſprechen, welche dieſe „deutſchen Truppen mit Schimpf und Schmach überhäuft“ haben. In der Einleitung kommt er auf das Alter der Soldkriegerſchaft zu ſprechen und beginnt mit den 10,000 Griechen des Xenophon; ſpäter geht er auf die Subſidienverträge ein, welche deutſche Fürſten nach dem dreißigjährigen Kriege mit fremden Potentaten ſchloſſen. Allerdings haben auch hier die Heſſen bereits den Vortritt. Schon Landgraf Carl vermiethete ſein Reichscontingent 1676 an den König von Dänemark Chriſtian V. und ſpäter 1687 1000 Mann an die Republik Venedig zum Kriege gegen die Türken, 1688 3400 Mann an die Generalſtaaten gegen Frankreich. Das Geſchäft rentirte: im ſpaniſchen Erbfolgekriege gab derſelbe Landgraf bereits 9000 Mann an die Seeſtaaten, und vier Jahre ſpäter 10,500 an England und Holland, nach dem Utrechter Frieden (1713) 12,000 Mann an Georg I. von England.

Landgraf Carl war der Erfinder dieſer ganz neuen Art von Menſchenhandel und fand natürlich bald Nachahmer. Faſt alle kleineren Landesväter legten ſich nun auf das Geſchäft, das unter der diplomatiſchen Firma „Subſidienvertrag“ geſchloſſen wurde. Bei der Belagerung von Negroponte 1688 ſehen wir bereits auch Badenſer, Würtemberger, Waldecker und Sachſen-Meininger im venetianiſchen Solde kämpfen. Der große Kurfürſt hatte bei Fehrbellin zwei ſächſiſche Regimenter als Lohntruppen in ſeinem Heere.

Die Gründe, durch welche der Verfaſſer dieſem Verfahren eine mildere Seite abgewinnen will, ließen ſich leicht widerlegen. Allerdings erklären ſich ſolche Zuſtände aus der Zeit, aber ebenſo gewiß iſt es, daß das, was dieſe kleinen Dynaſten trieben, aus geiſtiger Rohheit, Gewiſſenloſigkeit und Geldnoth oder Geldgier hervorgegangen iſt, daß dieſes Vermiethen von Truppen nichts als Menſchenhandel und ziemlich daſſelbe iſt, was die Unternehmer der Gladiatorenbanden in römiſcher Zeit thaten — Menſchen für Geld ans Meſſer liefern.

Es gab auch eine Gladiatoren-Ehre, und die Gladiatoren zogen fröhlich und mit Muſik in den Kampf. Daß die Offiziere von damals nichts Entehrendes in ihrer Stellung gefunden, glauben wir — mit bedeutenden Ausnahmen — gern. Leute, die ihr Leben und ihre geſunden Knochen feil haben, giebt es ſo unendlich viel, daß man große Armeen daraus bilden könnte, und ſolcher Leute hat es zu allen Zeiten gegeben, — auch auf die geworbenen Leute kommt nicht ſo viel an; aber wohl auf die zahlloſen armen Menſchen der „niedrigſten Stände“, die man öffentlich zu dieſem Dienſte preßte, oder geheim einfing, und die aus Verzweiflung ſangen und pfiffen, wenn es nach Amerika ging.

Uebrigens waren es keineswegs bloß heſſiſche Truppen, die durch Subſidienvertrag in engliſchen Sold gegeben wurden, um in Nordamerika die abgefallenen Kolonien wieder zu erobern; es gab auch ein Braunſchweig'ſches, ein Waldeck'ſches, ein Ansbach'ſches,

*) Die deutſchen Hilfstruppen im nordamerikaniſchen Befreiungskriege 1776 bis 1783. Von Max v. Eelking, Herzogl. Sachſen-Mein. Hauptmann und korreſp. Mitgl. der Historical Society zu New-York. 2 Bde. Hannover, Helwing, 1863.

Digitized by Google

Bayreuther, und ein Anhalt-Zerbſter Corps, das an derſelben Expedition Theil nahm. Die vorliegende Arbeit iſt vornehmlich auf die ſehr reichlich fließenden handſchriftlichen Quellen — meiſt Tagebücher betheiligter Offiziere — gegründet. Solcher heſſiſchen Berichte werden im Eingange allein 23 angeführt, daneben ſind die braunſchweig'ſchen die zahlreichſten (11). Die Arbeit iſt jedenfalls eine recht gründliche, und wird dem Geſchichtſchreiber des nordamerikaniſchen Befreiungskrieges, wie andererſeits dem wiſſenſchaftlichen Militair von Wichtigkeit und Intereſſe ſein.

Daß ſich die deutſchen Truppen ſehr feldmäßig, ſehr brav geſchlagen, verſteht ſich von ſelbſt, und wir glauben wohl, daß die ſchlecht disziplinirten Amerikaner oft vor ihnen Reißaus genommen. Das Ende aller dieſer Abenteuer, dieſer Heldenthaten iſt freilich traurig und proſaiſch, wie die zurückkehrenden Reſte der Truppen in Bremer „Böcken" die Weſer hinausgeſchafft werden, wie man ihnen, um ſie reputirlich einzubringen, neue Uniformen entgegenſchickt, und wie ſie dann mit Trommeln und Pfeifen in Kaſſel oder in Anſpach einrücken und allergnädigſt belobt werden. Andere wurden als Kriegsgefangene heimgeſchickt.

Kleine literariſche Revue.

— **Geſchichte der Bauernhöfe.** Von dem in unſerer Zeitſchrift ausführlich beſprochenen Werke des Staatsraths Ludwig von Maurer*) iſt jetzt der vierte Band erſchienen und das Werk damit beendigt. Wir theilen aus demſelben nur eine kurze Notiz mit über die traurigen Zuſtände der Bauern vor dem Bauernkrieg: Die Hofverfaſſung wankte, die Grundherren konnten nicht mehr ſchützen, aber die für den Schutz zu entrichtenden Abgaben mußten die Bauern weiter leiſten; die Grundherren erhöhten dieſe Abgaben nach Gutdünken; gab man ſie nicht willig, ſo brauchten ſie Gewalt; Schutz bei einer höheren Behörde gab es nicht: im Gegentheil, die höhere Behörde verlangte vielmehr im Lauf der Zeit auch für ſich Leiſtungen. Rolewink von Laer, der im Jahre 1490 als Karthäuſer im Kloſter St. Barbara in Köln gelebt und genaue Kenntniß der bäuerlichen Verhältniſſe ſich erworben, entſchuldigt die den Weſtfalen zum Vorwurf gemachte Untreue durch ihre traurige Lage. Die Raubritter, erzählt er, hatten den Spruch: „Stehlen und Rauben iſt keine Schande, das thun die Beſten in dem Lande," und die Bauern pflegten darauf zu antworten: „Hangen, raben, köpfen, ſtechen, das iſt keine Sunde (Sünde), wär' das nicht, wir behielten Nichts im Munde." Ueberall, wo die Bauern ſich erhoben, verlangten ſie eigentlich blutwenig; ſie wollten nur eine Wiederherſtellung der Rechte, welche ſie Jahrhunderte lang genoſſen. Die wichtigſten ihrer Forderungen waren folgende fünf:

Abſchaffung der Leibeigenſchaft, welche der heiligen Schrift und der chriſtlichen Freiheit widerſpricht.

Abſchaffung des kleinen oder Blutzehntens und zweckmäßigere Verwendung des großen Zehntens für die Geiſtlichkeit und für die Armen der Ortsgemeinde.

Abſchaffung aller willkürlich erhöhten Dienſte und Verminderung der unerſchwinglich gewordenen Abgaben.

Wiederherſtellung der Freiheit der Gemeinden, ihre Geiſtlichkeit ſelbſt zu wählen.

Unparteiiſche Juſtiz.

Das waren gewiß keine übertriebenen Forderungen; doch ſie wurden freiwillig nicht gewährt und mußten erſt durch die grauſamſten Kämpfe erſtritten werden.

— **Das Duell.***) „Die vorliegende Abhandlung iſt in dem Sinne eine Gelegenheitsſchrift, als ein erfreuliches Ereigniß der jüngſten Zeit, nämlich der biederſinnige Entſchluß deutſcher Muſenſöhne mehrerer Univerſitäten, bei Gelegenheit des Leipziger Turnfeſtes eine Antiduell-Verſammlung abzuhalten und auf die Hinwegräumung einer mit dem Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts ſo völlig unverträglichen Unſitte ferner mit aller Kraft hinwirken zu wollen, hierzu die erſte Anregung gab." Mit dieſen Worten leitet der Verfaſſer ſeine Abhandlung ein, die weſentlich auf die akademiſche Jugend berechnet iſt. Es wird zunächſt daran erinnert, daß das Duell entſtanden ſei im Mittelalter aus den Gottesurtheilen und aus dem Fauſtrecht; dort in dem vermeſſenen Wahn, der Herr würde die Klinge deſſen, der Recht habe, ſelbſt führen; hier in dem Gefühl der Macht, die nach Willkür ſchalten könne. Dann wird darauf hingewieſen, daß der praktiſche Verſtand bei der heutigen Kultur den Begriff „Ehre" nicht mehr eng faſſen, und die Verſöhnung des gekränkten Ehrgefühls von einer an den Tag gelegten Furchtloſigkeit oder Tollkühnheit nicht erwarten dürfe. Von der moraliſchen Tüchtigkeit des Einzelnen wird verlangt, daß er die Rückſicht auf die öffentliche Meinung gering anſchlage im Verhältniß zu der Gefahr eines Mordes, den er begehen könnte.

Wir wünſchen aufrichtig, daß es der Schrift gelingen möge, zur weiteren Verbannung der Duell-Unſitte beizutragen. Wir möchten uns jedoch erlauben, auf einen Punkt aufmerkſam zu machen, der bei allen Diskuſſionen über Studenten-Duelle ſich als der ſchwache herausſtellt. Die Studenten fühlen trotz mancher Ueberreſte von Renommiſterei, daß die Zeiten vorüber ſind, in welchen ſie einen beſonderen Ehr-Codex für ſich beanſpruchen können, und die Sitte, ſich ſelbſt mit Degen oder Piſtolen Satisfaction zu verſchaffen, wäre mit einem Schlage bei ihnen verbannt, wenn die „alten Herren" den Muth hätten, nie ein Duell anzunehmen. So lange indeß noch reife Männer ihre Ehre mit Pulver und Blei reinigen, und ſo lange im Offizierſtand das Duell zuweilen für unumgänglich gilt, iſt auch für die akademiſche Jugend die Beſorgniß, für feig gehalten zu werden, eine ſchwer wiegende Rückſicht. Es muß demnach die Agitation weſentlich von der Geſellſchaft ausgehen; und dieſe muß verſuchen, einen Druck auszuüben dahin, daß die ganze Schwere des Geſetzes die Duellanten treffe.

— **Die Apotheken-Frage.** Vor einem Jahre hatte der Geh. Med.-Rath Dr. Brefeld in Breslau in einer Schrift „die Apotheken — Schutz oder Freiheit" ſich entſchieden dafür ausgeſprochen, daß das Apotheken-Privilegium in Preußen aufgehoben werden müſſe. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Anſicht im Kreiſe der intereſſirten Apotheker keine Zuſtimmung fand; indeß das große Publikum hält die Intereſſirten (und mit Recht) nicht für unparteiiſch; jetzt iſt nun von unbetheiligter Seite eine Entgegnung gegen die Brefeldſche Schrift veröffentlicht worden. Der Medizinalrath Dr. Wald hat in einer Broſchüre „Schutz des Gemein-

*) Geſchichte der Frohnhöfe, der Bauernhöfe ꝛc. Erlangen, Ferdinand Enke, 1863.

*) Das Duell, von Dr. Rahlofsky, Profeſſor der Philoſophie zu Gratz. Leipzig, Louis Pernitſch, 1864. 44 S.

Digitized by Google

wohls und nicht Willkür der Arzneiverkäufer'"*) die Nothwendigkeit betont, die bisherigen Apotheken-Verhältniſſe unverändert fortbeſtehen zu laſſen. Wir müſſen eine ausführliche Beurtheilung natürlich den Fach-Journalen überlaſſen; nur einige weſentliche Momente wollen wir hervorheben: Es hätte bewieſen werden müſſen, ſagt Herr Wald, daß die freie Konkurrenz in denjenigen Ländern, in welchen ſie von jeher herrſcht, die Arzneien billiger gemacht habe, als bei uns. Es hätte bewieſen werden müſſen, daß dieſe freie Konkurrenz einen nachtheiligen Einfluß auf die Beſchaffenheit der Arzneien weder der Natur der Sache nach ausüben müſſe, noch da, wo ſie herrſcht, thatſächlich ausübe; ferner, daß mit ihrer Einführung der bisher geachtete und ehrenwerthe Stand unſerer Apotheker nicht herabgewürdigt und des wohlverdienten Vertrauens entkleidet werden müſſe. Dieſer Beweis iſt in der Breſeldſchen Schrift nicht geführt, ſagt Herr Wald, und widerlegt nun Satz für Satz die dreizehn Behauptungen, welche Herrn Breſeld als Baſis ſeiner Schlußfolgerungen gedient hatten.

Obwohl wir keine Freunde des Privilegs und noch viel weniger des Innungs- oder Zunftzwanges ſind, möchten wir doch in Bezug auf den Betrieb des Apotheken-Geſchäfts Herrn Wald beiſtimmen.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Weimar'ſche Hofbühne, die unter der Leitung Goethe's dem Vorgange des Berliner Theaters, welches zuerſt unter allen nichtengliſchen Schaubühnen auch die hiſtoriſchen Dramen Shakſpeare's: Heinrich IV., erſter und zweiter Theil, Richard III., König Johann zur Aufführung gebracht hatte, nur in einzelnen Fällen (König Johann) zu folgen wagte, und welche „Hamlet", „Macbeth" und ſelbſt „Romeo und Julie" nach ſehr verblaßten Bearbeitungen gab, iſt jetzt, unter der Leitung Dingelſtedt's, allen anderen Bühnen, mit Einſchluß der engliſchen, in einer würdigen Feier des dreihundertjährigen Shakſpeare-Jubiläums (23. April 1864) mit gutem Beiſpiel vorangegangen. Sieben hiſtoriſche Dramen des großen britiſchen Meiſters: Richard III., Heinrich IV., erſter und zweiter Theil, Heinrich V., Heinrich VI., in zwei Theilen, und Richard III., hat Dingelſtedt zu dieſer Feier bearbeitet und einſtudiren laſſen, und die vier zuerſt genannten ſind bereits in den Tagen vom 27.—30. Dezember in Weimar aufgeführt worden. Wir conſtatiren dabei zunächſt, daß die beiden Theile Heinrich's IV. in Deutſchland wieder zu Ehren kommen und nicht mehr, wie ſeit einigen Jahren in Dresden, wo Daviſon den Falſtaff giebt, zu einem einzigen Stücke zuſammengezogen ſind, das in dieſer unkünſtleriſchen Form gar nicht den Namen des Königs tragen, ſondern „Falſtaff" heißen ſollte. Dingelſtedt, der, wie wir glauben, die Sünde dieſer Zuſammenziehung der beiden Heinrich IV. ſelbſt begangen, hat ſie durch ſein jetziges Unternehmen vollſtändig geſühnt. Ja, es gereicht der Hofbühne, wie dem Publikum von Weimar, zu außerordentlicher Ehre, und es verdient in den Annalen der deutſchen Theatergeſchichte verzeichnet zu werden, daß in unſerer Zeit dort der Sinn für das Poetiſche und Erhabene einen ſolchen Sieg über die Luſt am Frivolen zu feiern vermochte.

An denſelben Abenden um Weihnachten und Neujahr, an welchen im Vaterlande Shakſpeare's die geſchmackloſeſten Farçen und die unſauberſten Pantomimen auf allen Theatern gegeben zu werden pflegen, iſt über die Bühne Goethe's und Schiller's der Geiſt des größten aller dramatiſchen Dichter geſchritten. Die Woche des 23. April, in welcher alle ſieben „Hiſtorien" des Meiſters auf dieſer Bühne erſcheinen werden, ſollte die deutſchen Freunde Shakſpeare's aus allen Theilen des Landes in Weimar verſammelt ſehen, auf daß ſie hier Zeugniß geben von dem unter uns noch herrſchenden Sinne für das Erhabene und das Schöne.

Die Rede, welche Herr Thiers am 11. Januar im Napoleons-Parlament gehalten, hat in der ganzen Welt wohlverdientes Aufſehen erregt. Der berühmte Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Revolution, des Konſulates und des erſten Kaiſerreichs hat jetzt, wie er es früher in ſeinen Geſchichtsbüchern wiederholt gethan, auch in Napoleons wohlverwahrtem Parlamente die franzöſiſche Regierung davor gewarnt, den Bogen des Abſolutismus zu ſtraff zu ſpannen, da ſonſt die Sehne des Bogens leicht reißen möchte, wie dies Napoleon I. ſattſam erfahren habe. „Frankreich", ſagt Thiers, „vermag nur eine kurz gemeſſene Zahl von Jahren die Unfreiheit zu ertragen; nach Ablauf dieſer Friſt macht die Freiheit wieder mit voller Kraft ſich geltend. Naturam expellas furca, tamen usque recurret." — Am Abende des Tages, an welchem Herr Thiers dieſe Rede gehalten, ſtrömte halb Paris nach ſeinem Wohnhauſe in der St. Georgs-Straße, um ihn zu beglückwünſchen. Die Freude der Pariſer darüber, daß der berühmte Redner wieder einmal geſprochen, wie ihm der Schnabel gewachſen, veranlaßte ein Calembourg, das auch in die Preſſe übergegangen iſt. An dem Hauſe des Herrn Thiers brannte nämlich an dieſem Abende zum erſten Male ſeit zwölf Jahren die Gaslaterne wieder mit ihrem alten Luſtre. Eine ſolche Laterne heißt nach dem Schnabel, an dem ſie hängt „bec". Nun ſagen die Pariſer: „M. Thiers a rallumé son bec."

In einem ihrer neueſten Blätter begeht die offizielle „Wiener Zeitung" den unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht zu entſchuldigenden Irrthum, daß ſie angiebt, im Herzogthum Schleswig lebten höchſtens 1000 Menſchen, die ſich der deutſchen Sprache als ihrer Mutterſprache bedienen. Ein Schleswig-Holſteiner in Wien hält es für ſeine Pflicht, dieſen gefährlichen Irrthum zu berichtigen, indem er bemerkt („Preſſe" vom 20. Jan.), daß unter den 450,000 Einwohnern Schleswigs 250,000 bis 300,000 Deutſche, 40,000—50,000 Frieſen und nur etwa 100,000 Dänen ſich befinden.

Die Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig kündigt eine neue, von David Friedrich Strauß ſelbſt vorgenommene Bearbeitung ſeines „Leben Jeſu" an. Es ſoll, abweichend von der früheren Bearbeitung, in einer allen Gebildeten zugänglichen Form abgefaßt ſein. Der Verfaſſer des „Lebens Ulrich's von Hutten" hat in der That ſeit dem erſten Erſcheinen ſeines „Leben Jeſu (1835)" ſo außerordentliche Fortſchritte in der Kunſt der Darſtellung gemacht, daß jetzt allerdings ein populäres Buch von ihm erwartet werden kann, während das vor neunzehn Jahren in einer Reihe von Auflagen erſchienene überall noch die ſtyliſtiſch-logiſchen Spuren der Schule Hegel's trägt, zu welcher Strauß damals gehört hatte.

In der Mazarin'ſchen Bibliothek iſt kürzlich ein Curioſum aufgefunden worden: nämlich ein Lobgedicht Voltaire's auf die heilige Genoveva, die Schutzpatronin von Paris. Es iſt François Arouet unterzeichnet und rührt aus ſeiner Gymnaſialzeit her, als er das Collège Louis le Grand beſuchte.

*) Berlin, 1863. Auguſt Hirſchwald. 8. S. 76.

Digitized by Google

Im Verlage von **L. Hachette & Co.** in Paris erschien so eben:

Taine, H., Histoire de la littérature anglaise.

3 vol. in 8. br. 22 fr. (62)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In Commiſſion der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung in Leipzig erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Wie ward der letzte

Orientaliſche Krieg

herbeigeführt?

Eine hiſtoriſche Unterſuchung.

Preis 18 Ngr. (60)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Ungariſche Märchen und Sagen.

Aus der Erdélyiſchen Sammlung überſetzt von

G. Stier.

Velinpapier. gr. 16. eleg. geh. 17½ Sgr.

„Hier iſt in der That aus dem friſchen Borne des magyariſchen Volkes geſchöpft, und zwar mit kunſtverſtändiger deutſcher Hand".

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin. (66)

Die vom 1. Januar 1864 an im Verlag von **Veit u. Comp.** in Leipzig erſcheinende

Ruſſiſche Revue.

Internationale Zeitſchrift

für Literatur, Kunſt u. öffentliches Leben.

Herausgegeben von Dr. **Wilh. Wolfſohn.**

Groß-Octav. Monatl. ein Heft von 10—12 Bogen.

Preis pro Quartal Drei Thaler, wovon jedes Quartal einen vollſtändig in ſich abgeſchloſſenen, einzeln verkäuflichen Band bildet, bringt unter anderem nachſtehend aufgeführte intereſſante Artikel:

Das Theater in der Moldau.
Die Wenden in der Lauſitz.
Die Gefahren der Seeſchifffahrt von R. Andree.
Die letzten Tage Puſchkin's.
Deutſche Anſichten über Ehrenſtrafen.
Die neuere Muſikliteratur in Deutſchland.
Zeit- u. Lebensfragen in der ruſſiſchen Journaliſtik.
Die Univerſität Dorpat in den letzten zehn Jahren.
Die Landſchaftsmalerei in Deutſchland.
Ausführliche Correſpondenzen aus Prag, Leipzig, München, New-York, Petersburg, Moskau, Odeſſa.
Bibliographiſche Revue.
(Kritiſche Anzeigen ruſſiſcher, deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Schriften).
Zeitſchriften-Revue.
(Ueberſicht ruſſiſcher, deutſcher, engliſcher, franzöſiſcher und czechiſcher Zeitſchriften).

Ferner in treuer Uebertragung die neueſte epochemachende ruſſiſche Erzählung:

Väter und Kinder

von

Turghenew

dem berühmten Verfaſſer der „Aufzeichnungen eines Jägers".

Die Hefte der „Ruſſiſchen Revue" erſcheinen pünktlich am 15. jeden Monats.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes an. (58)

In unſerem Verlage erſchien ſoeben:

Graf Johann Kapodiſtrias.

Mit Benutzung handſchriftlichen Materials von

Dr. Karl Mendelsſohn-Bartholdy.

Gr. 8. geh. 2 Thlr. 7½ Sgr. (56)

E. S. Mittler u. Sohn in Berlin.

Im Verlage von **E. F. Thienemann** in Gotha ist erschienen:

Ueber

Schleswig-Holsteinische Staatserbfolge.

Ein Rechtsgutachten

von

A. L. J. Michelsen.

Preis 7½ Sgr. (61)

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin iſt vor Kurzem erſchienen:

Hiſtoriſch-biographiſche Charakter- und Zeitbilder

aus

Leopold Ranke's ſämmtlichen Werken.

Ein hiſtoriſches Leſebuch

zuſammengeſtellt

von

Dr. **H. Keferſtein.**

26 Bogen. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Aus dem reichen Schatz von Ranke's Werken ſind in dieſem hiſtoriſchen Leſebuch die bedeutſamſten Zeit- und Charakterbilder — in ſich ſelbſt von künſtleriſcher Vollendung — zuſammengeſtellt und damit auch demjenigen Theile des Publikums zugänglich gemacht, dem es nicht vergönnt iſt, jene Werke ſelbſt zu ſtudiren, dem es aber bei dem immer weiter ſich verbreitenden Intereſſe an der hiſtoriſchen Literatur ein Bedürfniß iſt, jene lebensvollen Bilder, in denen die hervorragendſten Perſonen des 16. und 17. Jahrhunderts (für Preußen auch die des 18.) portraitirt ſind, aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. (67)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Johann Caspar Lavater: Worte des Herzens.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens

herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Prachtausgabe. (15. Auflage 1860) mit biographiſcher Einleitung von A. Krummacher, nebſt Lavaters Bildniß in Stahlſtich und Farbendrucktitel; in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (17. Auflage 1862) mit Lavaters Bildniß in Kupferſtich, Widmungsblatt und Facſimile; in engl. Einband mit Goldſchnitt. 1 Thlr.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchn. 20 Sgr. Dieſelbe geh. 10 Sgr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert. (68)

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins

Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich eine Nummer à 1½—2 Bogen. gr. 4.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4. zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen.

Diese Zeitung bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen betheiligte grosse Publikum von Wichtigkeit ist, indem sie alle betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Thatsachen und Fragen, die neuen technischen Erfindungen nicht nur über Eisenbahnwesen, sondern auch über das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphenwesen und das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes bespricht. (63)

Im **Cotta**'ſchen Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Valentin Teichmanns Literariſcher Nachlaß.

Herausgegeben von

Franz Dingelſtedt.

G. 8. geh. fl. 4. 12 kr. oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Hofrath Teichmann, vieljähriger Geheimer Secretär des königlichen Hoftheaters zu Berlin und die rechte Hand der Intendanten ſeit dem Grafen Brühl, hat unter dem Titel: „Hundert Jahre aus der Geſchichte des königlichen Theaters zu Berlin, 1740 bis 1840," eine Geſchichte dieſer Bühne hinterlaſſen, ſo wie ſtatiſtiſche Notizen über dieſelbe (ſämmtliche Neuigkeiten von 1771 bis 1841; der Perſonenſtand von 1790 bis 1827; die Dichterhonorare von 1790 bis 1810).

Herausgegeben vom Intendanten der Weimarer Hofbühne, liegen nun dieſe Arbeiten eines ausnehmend fleißigen und gewiſſenhaften Theaterbeamten und Bühnenkenners vor, und ſie ſind für die Geſchichte des deutſchen Theaters von bedeutendem Werth. — Den Hauptreiz erhält aber das Buch durch die beſondere Abtheilung, welche mehr als hundert Briefe von Schiller, Goethe, Tieck, A. W. Schlegel, Kleiſt, Iffland, dem Grafen Brühl u. a. enthält, und die wichtigſte Partie dieſer anziehenden Sammlung ſind wieder die zwiſchen Schiller und Iffland, und zwiſchen Goethe und Brühl in Theaterangelegenheiten gewechſelten Briefe, die zur äußern und innern Geſchichte unſerer großen Dichter die intereſſanteſten und willkommenſten Beiträge liefern. (6.)

Dieser Nummer liegt eine Anzeige von **J. Guttentag** in **Berlin** betreffend die **„Deutschen Jahrbücher für Politik und Literatur"** bei.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin für die Literatur des Auslandes.** №. 6.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 7. Februar **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Robin Hood, von Anaſtaſius Grün . . . 82
Volkswirthſchaftliches und Handelspolitiſches 83

Aegypten.
Eine Aegyptiſche Königstochter 84

Griechenland.
Griechiſche und albaneſiſche Märchen. II. Der griechiſche und der germaniſche Sagenkreis 85

Polen.
Ein neuer polniſcher Lyriker J. Wiesny . . 86

England.
Die Londoner Geſellſchaft und ihre wohlthätige Selbſthilfe. II. Philanthropiſche Vereine. 88

Frankreich.
Unterrichtsweſen und wiſſenſchaftliche Arbeiten im Jahre 1863 90

Kleine literariſche Revue.
Die geiſtlichen Orden und Klöſter der Gegenwart 93
Rationaliſtiſche Theologie in England . . . 93
Shakſpeare-Anthologie 93
Ephraim Kuh 93
Franzöſiſche Biographie 94

Literariſcher Sprechſaal 94

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin** ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sprache von **Jacob Grimm**. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (81)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

So eben wurde vollständig die neue wohlfeile Edinburger Original-Ausgabe von

Sir Walter Scott

The Waverley Novels.

25 Bände à 1 Shilling. Complet 8 Thlr. 10 Sgr.

Enthaltend:

1. Waverley. 2. Guy Mannering.
3. The Antiquary. 4. Rob Roy.
5. Old Mortality.
6. A Legend of Montrose and The Black Dwarf.
7. The Heart of Midlothian.
8. The Bride of Lammermoor.
9. Ivanhoe. 10. The Monastery.
11. The Abbot. 12. Kenilworth.
13. The Pirate. 14. The Fortunes of Nigel.
15. Peveril of the Peak. 16. Quentin Durward.
17. St. Ronan's Well. 18. Redgauntlet.
19. The Betrothed and The Highland Widow.
20. The Talisman. 21. Woodstock.
22. The Fair Maid of Perth.
23. Anne of Geierstein.
24. Count Robert of Paris.
25. The Surgeons Daughter and Castle Dangerous.

Smith, Elder & Co.'s Shilling Series.

Von dieser trefflichen Auswahl der neuesten englischen Romane erschienen bis jetzt folgende Bände, jeder einen vollständigen Roman enthaltend.

1. CONFIDENCES. By the Author of „Rita."
2. ERLESMERE: or, Contrasts. By L. S. Lavenn.
3. NANETTE AND HER LOVERS. By Talbot Gwynne.
4. SILAS BARNSTARKE. By Talbot Gwynne.
5. ROSE DOUGLAS; the Autobiography of a Scotch Minister's Daughter.
6. TENDER AND TRUE. By the Author of „Clara Morison."
7. GILBERT MASSENGER. By Holme Lee.
8. THORNEY HALL. By Holme Lee.
9. MY LADY: A Tale of Modern Life.
10. THE CRUELEST WRONG OF ALL.
11. LOST AND WON. By Georgiana M. Craik.
12. HAWKSVIEW: A Family History. By Holme Lee.
13. COUSIN STELLA. By the Author of „Violet Bank."
14. FLORENCE TEMPLAR. By Mrs Vidal.
15. HIGHLAND LASSIES: or the Roua Pass. By Erick Mackenzie.
16. WHEAT AND TARES.
17. AMBERHILL. By A. J. Barrowcliffe.
18. YOUNG SINGLETON. By Talbot Gwynne.
19. A LOST LOVE. By Ashford Owen.

Jeder Band 10 Sgr.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

G. Eichler's Gipsgiesserei in Berlin (Unter den Linden 27): (75)

Lebensgrosse Büsten
berühmter Männer deutſcher Nation
in saubern Gipsabgüssen.
Höhe übereinstimmend 24 bis 25 Zoll rheinisch.

III. Gelehrte.

		Thlr.
Kant,	modellirt von **G. Schadow**	5
Fichte,	- - **C. Wichmann**	5
Hegel,	- - **L. Wichmann**	5
Jacobi, F. H.,	- - **F. Tieck**	5
Solger,	- - **F. Tieck**	5
Müller, Joh. v.	- - **G. Schadow**	5
Niebuhr, B. G.,	- - **E. Wolff** in Rom	5
Winckelmann, J.,	- - Döll (1770 in Rom)	5
Eckhel, Joſeph,	- - **K. Fischer**	5
Wolf, Fr. Aug.,	- - **F. Tieck**	5
Lachmann,	- - **Heidel**	5
Welcker,	- - **Afinger**	5

In gleicher Grösse, sich anschliessend:

Plato,	antik, Original im Louvre	5
Ariſtoteles,	antik, Origin. in Villa Spada in Rom	5

Direct oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In **J. H. Neumann's** Landkartenhandlung, Mohrenstrasse 50, neben dem Englischen Hause, ist zu haben:

Karte von Schleswig-Holstein und Lauenburg. Entworfen von F. Geerz. Maasstab 1:450,000 1 Thlr., aufgezogen 1⅓ Thlr., mit Denkschrift 2 Thlr.

Reymann's Specialkarte von Schleswig-Holstein und Lauenburg. Maasstab 1:200,000 à Blatt 10 Sgr.

Plan von Rendsburg und Umgegend 1:20,000 1⅓ Thlr. (76)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschienen:

Ueber die politische Bedeutung des Jahres 1810 von **G. H. Pertz.** Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1861. gr. 4. cart. 16 Sgr.

Friedrich der Grosse und sein Grosskanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts v. **Adolf Trendelenburg.** Aus den Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1863. gr. 4. cart. 24 Sgr. (82)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Robin Hood, von Anaſtaſius Grün.

Graf Anton Auersperg, deſſen edles freies Wort im öſterreichiſchen Herrenhauſe durch das ganze deutſche Land wiederhallt, tritt neuerdings auch mit einem edlen poetiſchen Werke vor das deutſche Publikum. Mehr als dreißig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem der Wiener Poet in ſeinen „Spaziergängen" die Frage an den Fürſten Metternich richtete:

„Darf ich ſo frei ſein, frei zu ſein?"

Dieſer liberalen Geſinnung der dreißiger Jahre iſt Anaſtaſius Grün immer treu geblieben, obwohl er es verſchmähte, die Poeſie zu politiſchen Leitartikeln und zu Schlagwörtern des Parteikampfes zu mißbrauchen. Er hat ſich jetzt der Balladen-Dichtung Altenglands zugewandt, und es erſcheint demnächſt von ihm (Stuttgart, Cotta) eine deutſche Bearbeitung des Sagen-Cyklus von Robin Hood, eingeleitet durch einen Eſſay über die Entſtehung und die Geſchichte dieſer Sagen, die zu allen Zeiten ein Gegenſtand poetiſcher Theilnahme und kritiſcher Unterſuchungen engliſcher und ſchottiſcher Dichter, Literarhiſtoriker und Sammler, namentlich eines Percy, Ritſon, Macaulay und Aytoun, waren.

Robin Hood iſt dem Volke Großbrittanniens eine hiſtoriſche Perſon, obwohl er in der That nur eine mythiſche Perſönlichkeit iſt, von der man nicht einmal mit Sicherheit weiß, ob ſie wirklich exiſtirte und nicht vielmehr ein aus verſchiedenen Perſönlichkeiten zuſammengeſetzter Held iſt; welches der eigentliche Name des Letzteren war, und wo und wie er das Licht der Welt erblickte. Einigen Sagen zufolge, iſt Robert Hood ein Graf Huntingdon geweſen, wie dies auch ſeine angebliche Grabſchrift beſagt, die ſich im Hofe eines ehemaligen Nonnen-Kloſters zu Kirklees (Kirkley-Hall) in Yorkſhire befunden und folgendermaßen gelautet haben ſoll:

Hear undernead dis laitl stean
laiz robert earl of huntingtun
nea arcir ver az hie sae geud
an pipl kauld im robin heud
sick utlawz as hi an iz men
vil england nivir si agen.
Obiit 24. kal. debembris 1247.*)

Andere Quellen, wie ſie in den älteſten Sagen ſich finden, wiſſen nichts von dem Grafenthume Robin Hood's und bezeichnen ihn als Yeoman, doch ſtets auch als „Geächteten" (Outlaw); ſo der in der Bibliothek von Cambridge befindliche älteſte Druck von Sagen Robin Hood's, worin es gleich zu Anfang heißt:

„Lythe and lysten, gentylmen,
That be of frebore blode:
I shall you tell of a good Yeman
His name was Robin hode

„Robin was a proud outlawe,
Whiles he walked on grounde;
So curteyse an outlawe as he was one,
Was never none yfounde.

*) Hier unter dieſem kleinen Stein ruht Robert, Graf von Huntingdon. Kein Schütze war wie er ſo gut, und das Volk nannte ihn Robin Hut. Solche Geächtete (outlaws), wie er und ſeine Leute, wird England niemals wiederſehen. Er ſtarb am 24. Dezbr. 1247.

Die „Geächteten" (Outlaws) waren meiſtens angelſächſiſche Flüchtlinge, die vor den normanniſchen Eroberern geflohen waren und ihnen in den Wäldern und Bergen lange noch tapfer Widerſtand leiſteten. Fort und fort machten die Sachſen Verſuche, wiewohl ſtets vergeblich, das fremde Joch abzuſchütteln; nicht ſelten ſtanden zahlreiche Heere unter kriegskundigen Anführern, welche kühn die Fahne des Aufruhrs erhoben und den Normannen offene Feldſchlachten lieferten. Als Führer und König der in den Wäldern herumſtreichenden Outlaws aber gilt Robin Hood, der beſte Schütze, der fröhlichſte Waidmann, halb Gentleman und halb Räuber.

Anaſtaſius Grün ſagt in ſeiner Einleitung von den Outlaws: „Von der üblichen Amtsſprache jener Zeit werden ſie durch Benennungen gebrandmarkt, die geeignet ſind, ihnen alle Theilnahme zu entziehen; nämlich durch die Benennungen: „Diebe", „Aufrührer" und „Banditen." Aber ähnliche Beinamen wurden in jedem unter Fremdherrſchaft ſchmachtenden Lande der kleinen Anzahl tapferer und unabhängiger Männer ertheilt, die es vorzogen, in die Berge und Wälder zu flüchten, und die es verſchmähten, mit ihren Unterdrückern zuſammen zu leben. Das Volk, das nicht den Muth hatte, ihnen zu folgen, liebte ſie gleichwohl und begleitete ſie mit ſeinen Wünſchen. Während Verordnungen in franzöſiſcher Sprache die Stadt- und Landbewohner Englands aufriefen, die geächteten Männer des Waldes wie Wölfe zu hetzen und von Bezirk zu Bezirk zu verfolgen, pries das Volkslied in angelſächſiſcher Sprache den Ruhm dieſer Feinde der Fremdherrſchaft."

Die Percy-Society in England hat eine Sammlung aller zum Theil ſehr ſelten gewordenen, alten Balladen und namentlich auch derjenigen veranſtaltet, die ſich auf Robin Hood und die Outlaws beziehen. In dieſen Liedern wird die myſteriöſe Geburt des Helden, ſein tapferes unruhiges Leben und ſein Tod beſungen. Vor Allem aber wird die Großmuth geprieſen, mit welcher Robin Hood den Armen ſchenkte, was er den Reichen genommen hatte — in ähnlicher Weiſe, wie in neuerer Zeit auch in Deutſchland Karl Moor und Rinaldini populair geworden ſind.

Dem Wiener „Botſchafter" ſind noch vor ihrem Erſcheinen im Buchhandel einige dieſer von Anaſtaſius Grün bearbeiteten Balladen im Manuſkript zugegangen, und nach dieſer Quelle theilen wir die nachſtehende Probe mit:

Robin Hood's Tod.

Am Ufer dort, wo Ginſter wächſt,
Sprach Robin zu Klein John:*)
„Wir ſchoſſen manchen guten Schuß
„Für manches Goldpfund ſchon.

„Doch jetzt kein Schuß mir glücken will,
„Mein Pfeil das Fliegen ſcheut;
„Im Kloſter dort mein Mühmchen ſoll
„Mir aderlaſſen heut!"

Da brach Robin gen Kirkley auf,
So ſchnell als er nur kann,
Doch eh' er kam dahin, bei Gott,
Gar übel ward dem Mann.

Und als er kam nach Kirkley-Hall,
Da ſchellt er laut am Thor;
Sein Mühmchen läßt ihn ein gar ſchnell,
Niemand kam ihr zuvor.

*) Little John, ſo hieß der Waffengefährte und Buſenfreund Robin Hood's.

Digitized by Google

„„Ei, ſetzt Euch, Vetter,““ ſprach ſie hold,
„„Trinket guten Biers ein Glas!““
„Ich eſſe nicht, ich trinke nicht,
„Erſt macht den Aderlaß!“

„„Hab eine Zelle,““ ſprach ſie hold,
„„Nie ſaht Ihr das Gelaß.
„„Beliebt es Euch, ſo mach' ich dort
„„Euch euren Aderlaß.““

Sie reicht die Hand ihm lilienweiß
Und führt ihn ins Gemach;
Sie ließ ihm Blut, ſo lang hervor
Ein rother Tropfen brach.

Sie ſah ihn an mit mildem Blick:
„„Er iſt mein Vetter gut!““
Da regt ſich mitleidvoll die Hand,
Zu ſtillen ihm das Blut.

Sie ſah ihn an mit ſtrengem Blick:
„„Der Prieſter Feind iſt er!““
Da ſank erbarmungslos die Hand,
Das Blut floß immer mehr.

Sie ließ mit offner Ader ihn
Und ſchloß die Zelle dann,
Daß all den langen Tag ſein Blut
Bis nächſten Mittag rann.

Da fiel ſein Blick aufs Fenſter frei,
Das ladet ihn zur Flucht;
Er iſt zu ſchwach zu Sprung und Schwung,
Drum läßt er's unverſucht.

Da fiel ſein Blick aufs treue Horn,
Das hing zu ſeinen Knien;
Er ſetzt's zum Mund und läßt ins Rund
Drei ſchwache Stöße zieh'n,

Das hört alsbald der kleine John
Wohl unterm Waldes Dach,
„Dem Meiſter droht wohl Todesnoth,
„Er bläst ſo ſchwer und ſchwach.“

Klein John lief gegen Kirkley ſchnell,
So ſchnell er kann herbei,
In Kirkley-Hall ſprengt er mit Haſt
Zwei Schlöſſer oder drei;

Und als er ſtand vor Robin Hood,
Aufs Knie fällt der Genoß.
„„Gewährt, o Meiſter““, ſprach Klein John,
„„Mir eine Gnade blos.““

„Und welche Gnade?“ frug Robin,
„O nenne Dein Begehr!“
„„Verbrennen laß mich Kirkley-Hall
„„Und all ſein Nonnenheer!““

„Nicht doch, nicht doch!“ ſprach Robin Hood,
„Die Bitt' verſag' ich Dir;
„Nie that ich Leides einer Frau,
„Und Keinem, der mit ihr.

„Nie that ich Leides einer Maid
„Und thu's auch nicht zum Schluß;
„Doch gieb den Bogen mir zur Hand
„Und einen Pfeil zum Schuß.

„Und wo der Pfeil jetzt niederfällt,
„Sollt graben ihr mein Grab;
„Legt unters Haupt, legt mir zum Fuß
„Ein Raſenſtück hinab;

„Legt meinen Bogen mir zur Seit',
„Der wie Muſik mir klang,
„Und macht den Rand aus Gras und Sand,
„Macht's breit genug und lang;

„Macht ſchlicht und ſchlecht das Bett zurecht
„Dem Schläfer, der da ruht;
„Dann ſpricht noch ſpät, wer vorübergeht:
„„Hier liegt kühn Robin Hood.““

Volkswirthſchaftliches und Handelspolitiſches.

Dee ſoeben erſchienene Jaheesbericht des vereideten Waaren- und Produkten-Maklers, Herrn Emil Meyer in Berlin, über den Getraide-, Oel- und Spiritus-Handel im Jahee 1863 *) bietet auch in volkswirthſchaftlichee und handelspolitiſcher Hinſicht viel Intereſſantes dae. Zunächſt wied duech ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung und Vergleichung die volkswirthſchaftliche Nothwendigkeit dee Aufhebung der Mahl- und Schlachtſteuer nachgewieſen. Ferner wird im Inteeeſſe des Handels ſowohl, als der Eiſenbahn-Unternehmungen, die Herabſetzung der Eiſenbahn-Frachtſätze auf Mehl, Spiritus und Oel als ein ebenſo dringendes Bedürfniß bezeichnet, wie die bereits ſtattgefundene Herabſetzung der Frachtſätze auf Geteaide nnd Steinkohlen, die ſich in dee That als übeeaus ſegensreich füe die Production und den Verkehe erwieſen hat. Die im vorigen Jahee bewirkte Entlaſtung dee deutſchen Steomſchiffahrt von den drückendſten Zöllen duech weſentliche Ermäßigung derſelben wied als eine Maßregel bezeichnet, die, wenn nun auch noch die Regulirung und Entſandung dieſee Ströme hinzukommt, den inneeen und den auswärtigen Handel Deutſchlands ungemein zu födern vermag. Die Beſeitigung der Eiſenbahn-Durchgangszölle in Mecklenbueg, Lauenbueg ꝛc. ſcheint voeläufig noch ein frommee Wunſch zu bleiben, falls nicht etwa die jetzige bundeskommiſſariſche Verwaltung von Lauenburg hier wenigſtens dieſe kleinſtaatliche „nuisance“ (im engliſchen Sinne) beſeitigt.

In Bezug auf den Zollveeein äußert ſich der voeliegende Bericht folgendeemaßen:

„Die diesjäheigen Brutto-Reſultate des Zollvereins-Veekehrs bezeugen einen eingeſcheänkteeen Handel und ſind in den drei eeſten Quartalen hintee den gleichzeitig vorjährigen um 550,335 Thlr. (18,329,930 gegen 18,880,265 Thlr.) zurückgeblieben. Die des letzten Quartals ſind noch nicht veröffentlicht, verſprechen aber ſchwerlich günſtiger zu werden. Laſten doch weit ſchwereee Sorgen als damals auf der Handelswelt, und iſt es zweifelhaftee als je, ob alle jene ungelöſten Streitfragen, welche den politiſchen Horizont umdüſtern, nicht den Zündſtoff für einen eeropäiſchen Krieg in ſich bergen. Schon ſehen wie den ſo mühſam und erſt nach lang-

*) Berlin, im Selbſtverlage des Verfaſſers, 18 S. in 4.

Digitized by Google

jährigem Zollkriege zu einem ſegensreichen Ganzen gebildeten Zollverein in eine Exiſtenzkriſe eingetreten, hervorgerufen durch den Widerſpruch der Minorität gegen den ausgeſprochenen Willen der Majorität gelegentlich des deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrages. Die ſich als noch immer hohen Schutzzolles bedürftig gerirenden ſüddeutſchen Induſtrieſtaaten Baiern, Württemberg und das Großherzogthum Heſſen, — d. h. die Regierungen dreier Staaten, deren Bevölkerung circa 7¼ Millionen Seelen, wenig über ein Fünftel des Zollvereins repräſentirt — muthen Preußen und den anderen Zollvereinsſtaaten zu, unter Wiederaufgabe des franzöſiſchen Handelsvertrages vom 2. Auguſt 1862 Oeſterreich gleichberechtigt in den Zollverein eintreten zu laſſen. Das iſt mit anderen Worten: anſtatt die Zollvereinsſtaaten einlenken zu laſſen in die große Straße des weſteuropäiſchen Welthandels, ihnen deſſen Märkte verſchließen und dafür ſich in die Sackgaſſe verrennen, welche die hermetiſche Gränzſperre Rußlands jenſeits der öſterreichiſchen Staaten bildet, und damit alſo Schutzzollſyſtem und Stillſtand in der Entwickelung des Vereinshandels verewigen. Glücklicherweiſe weiß die preußiſche Regierung, daß ihre und die deutſche Ehre dafür verhaftet iſt, daß jener Vertrag vom 2. Auguſt zur Wahrheit werde. Sie hält in den hier tagenden Zollvereins-Konferenzen unverbrüchlich feſt an der in der Depeſche vom 26. Auguſt 1862 abgegebenen Erklärung, „daß ſie auf dem Boden der Verträge vom 2. Auguſt 1862 beharre und demgemäß die definitive Ablehnung dieſer von Preußen Namens und im Auftrage des Zollvereins verhandelten Verträge Seitens einiger Zollvereinsregierungen als den Ausdruck des Willens auffaſſen müſſe, den Zollverein mit Preußen nicht fortzuſetzen." Die Konſequenz ihrer Feſtigkeit wird hoffentlich der Sieg beſſerer Einſicht und eine einmüthige, dem Fortſchritt in liberaler Handelspolitik zugewandte Anſchauungsweiſe ſein. Die Konferenz iſt in die Berathung des Tarifes eingetreten, und dieſer baſirt auf dem des franzöſiſchen Handelsvertrages, womit ſcheinbar bereits ein Nachgeben der ſüddeutſchen Staaten eröffnet iſt. Thatſächlich kann ſich Oeſterreich als ein ſelbſtändiger Zollkörper bei ſeinem großen Umfange vollkommen genügen, und kann ein Vertrag des Zollvereins mit Oeſterreich auf möglichſt noch breiterer und freiſinnigerer Grundlage, als der von 1853, einen lebendigen, gegenſeitig nutzbringenden Handel des Kaiſerſtaates mit den Vereinsſtaaten entwickeln. Die Ausſicht darauf iſt wohl begründet, denn die ſeit 1853 in Wirkung getretene freiere Handelspolitik hat auf die bedeutende Induſtrie-Production der deutſch-öſterreichiſchen Kronländer einen unverkennbar günſtigen Einfluß geübt, und muß derſelbe naturgemäß ein weiteres Vorgehen auf dieſem heilſamen Wege zur Folge haben."

Aegypten.

Eine Aegyptiſche Königstochter.*)

Selbſt bei einer ausgedehnten Kenntniß des Alterthums iſt es dem Gelehrten ſchwer, ſich ein anſchauliches, nach allen Seiten fertiges und durchſichtiges Bild jener vergangenen Zuſtände zu bilden, die den Gegenſtand ſeines Studiums ausmachen. Viele haben kein Bedürfniß dazu und begnügen ſich, wenn ſie, wie im Dunkeln tappend, nur die Spitzen der Erſcheinungen im Auge behalten können, die aus dem allgemeinen Schiffbruche der Vergangenheit gerettet worden ſind. Andererſeits aber giebt es Männer von lebhafterer Einbildungskraft, welche, dieſen Mangel empfindend, danach ſtreben, jene alten Zeiten nicht bloß im Lichte der Geſchichte zu ſehen, ſondern auch in dem mehr verborgenen und darum vielleicht anziehenderen Leben der Familie, der Häuslichkeit und der Sitte zu belauſchen.

Ein Mittel zu ſolchen Studien iſt der antiquariſche Roman, den man füglich als einen Zweig des hiſtoriſchen, wie ihn Walter Scott u. A. kultivirt haben, betrachten darf. Die Zahl dieſer Gattung von Romanen iſt eben nicht groß und die wenigſten davon können als gelungene Leiſtungen betrachtet werden.

Je mehr nämlich der Verfaſſer eines ſolchen antiquariſchen Romans beſtrebt geweſen iſt, mit möglichſter Gewiſſenhaftigkeit nur das zu geben, was er nach den Quellen als echt antik verantworten kann, deſto ſtärker wird der freie Zug ſeiner Phantaſie und Erfindungskraft gehemmt und eingeſchränkt; das Ganze macht in der Regel dann einen dürren und wenig erquicklichen Eindruck und befriedigt weder den Laien, den das Fremdartige fortdauernd einſchüchtert, noch den Eingeweihten, welcher überall nur eine bunt zuſammengeſuchte Moſaik ſieht.

Wir beſitzen ſolche ältere Verſuche, das römiſche und griechiſche Alterthum uns näher zu rücken; in neuerer Zeit ſind andere hinzugekommen, welche ſogar höher hinaufgreifen und das verſteinerte Alterthum Aegyptens zu neuem Leben zurückzuzaubern ſuchen. Wir erinnern hier an Uhlemann's „Drei Tage in Memphis" und an eine altägyptiſche Novelle, die in Frankreich erſchienen und in dieſen Blättern angezeigt worden iſt.

Vorliegender Roman unterſcheidet ſich von jenen Leiſtungen dadurch auf das Vortheilhafteſte, daß er der beglaubigten klaren Geſchichte näher bleibt und ſich nicht ſo in jene dunkeln Zeiten verſteigt, in denen nur ſteife Königsgeſtalten und Hieroglyphen uns begegnen. Wer wollte ſich vermeſſen, hier den rechten Ton anzuſchlagen und das geiſtige Leben richtig abzukonterfeien, das damals geherrſcht hat?

Der Verfaſſer, ein talentvoller junger Aegyptologe, der im Begriffe ſteht, an einer ſüddeutſchen Univerſität ein Lehramt anzutreten, hat weſentlich die Geſchichts-Erzählung Herodots von den letzten Zeiten des ägyptiſchen Reiches unter Amaſis zu Grunde gelegt; die „ägyptiſche Königstochter" iſt ſeine Adoptivtochter, die dem grauſamen Kambyſes zur Ehe gegebene Nitetis, welche durch die mit ihr verſuchte Intrigue dem Perſerkönige Anlaß gab, das ägyptiſche Reich zu erobern.

Was den vorliegenden Roman betrifft, ſo iſt in ihm das Beſtreben erkennbar, uns ein Geſammtbild jener Zeit und der damals auf der Weltbühne agirenden Völker zu entwerfen. Wir werden nicht bloß in das Innere des ägyptiſchen Lebens, in die Zuſtände des Landes, ſeiner Politik, ſeiner Religion, ſeiner Familien eingeführt, ſondern ebenſo lernen wir auf der Brautfahrt Babylonien und Perſien auf Grund der beſten antiquariſchen und geſchichtlichen Kunde kennen. Griechenland, Kleinaſien und andere Länder ſind dabei ebenfalls bedacht.

Die Perſönlichkeiten, die uns vorgeführt werden, ſind meiſtens geſchichtliche und von der höchſten Würdigkeit. So lernen wir gleich im Anfange die berühmte Hetäre Rhadopis von Naukratis kennen, freilich als eine würdige Matrone, deren herrliches Landgut in der Nähe dieſer Stadt den Verſammlungsort — gewiſſer-

* Hiſtoriſcher Roman von Georg Ebers. 3 Bände. Stuttgart, Eduard Hallberger, 1864.

Digitized by Google

maßen den Salon bildet, wo ſich die verſchiedenſten Perſonen von verſchiedenſter Abkunft zuſammenfinden: ein landesflüchtiger Spartaner, ein Athener, ein Sybarit, ein Hebräer; ja ſelbſt, als die perſiſche Geſandtſchaft ankommt, welche um Nitetis freit, der Bruder des Kambyſes Bartja (Smerdes), der alte Krőſus, deſſen Sohn Gyges u. A. Bei derſelben Geſandtſchaft befindet ſich auch der nachmalige König Darius. Daß auch König Amaſis, ſein Sohn Pſemtek (Pſammetich), Kambyſes u. A. auf die Bühne treten, iſt erklärlich. Als Vertreter der ägyptiſchen Prieſterſchaft erſcheint der den Pſemtek geiſtig beherrſchende und gängelnde Oberprieſter der Göttin Nect von Saïs, Neithotep, ein höchſt würdiger, etwas intriganter Herr, der die allen Prieſterſchaften eigenthümlichen Züge an ſich trägt.

Soviel von dem Gegenſtande ſelbſt. Was die Behandlung betrifft, ſo können wir nur ſoviel ſagen, daß der Verfaſſer eine ausgebreitete Kenntniß des Lebens jener Zeiten und aller Hilfsmittel verräth, welche dazu dienen können, daſſelbe ans Licht zu ſtellen, und daß er gewußt hat, dieſe Kenntniß in ſehr entſprechender Weiſe zu verwerthen.

Wir geben als eine kleine Probe die Schilderung des Feſtzuges am Geburtstage des Königs zu Babylon.

„Myrthen und Palmenzweige, Roſen, Mohn- und Oleander-Blüthen, Silberpappel-, Palmen- und Lorbeer-Blätter lagen auf allen Wegen. Weihrauch, Myrrhen und tauſend andere Wohlgerüche durchwehten die Luft, Fahnen und Teppiche flatterten und wogten von allen Häuſern. Das Jauchzen und die Jubelrufe des zahlloſen babyloniſchen Volkes, welches erſt ſeit wenigen Jahren dem Perſerreiche unterworfen, nach aſiatiſcher Sitte ſeine Ketten gleich einem Schmucke trug, ſo lange es ſich vor der Macht ſeines Zwingherrn fürchtete, übertönten die ſchmetternden Fanfaren mediſcher Trompeten, die ſanften Töne phrygiſcher Flöten, die Cymbeln und Harfen der Juden, die Tamburine der Paphlagoner, die Saitenſpiele der Joner, die Pauken und Becken der Syrer, die Muſcheln und Trommeln der Arier von der Indusmündung und die lauten Töne der baktriſchen Schlachtpoſaunen.

„Duft, Farbenpracht, Gold und Edelſteingefunkel, Pferdegewieher, Jauchzen und Geſang vereinten ſich zu einem Ganzen, das die Sinne betäubte und die Herzen mit taumelnder Luſt erfüllte.

„Keine der Feſtgeſandtſchaften war mit leeren Händen gekommen. Dieſe führten eine Koppel der edelſten Pferde, jene rieſenhafte Elephanten und poſſirliche Affen, eine dritte mehrere mit Schabraken und Quaſten behängte Nashörner und Büffel, die vierte zweibucklige baktriſche Kameele mit goldenen Ringen um den zottigen Hals. Andere brachten Wagen voll ſeltener Holzarten und Elfenbein, köſtliche Gewebe, ſilberne und goldene Gefäße, Wannen voller Goldſtaub und Barren, ſeltene Gewächſe für die Gärten; und für den Wildpark des Königs ausländiſche Thiere, unter denen ſich Antilopen, Zebras (?), ſeltene Affen- und Vogelarten auszeichneten, welche letztere an einen grünen Baum gekettet waren und, mit den Flügeln ſchlagend, ein fröhliches Schauſpiel darboten."

Hier ſind ganz einfach die bildlichen Darſtellungen zu Ninive und Theben geſchildert.

Das Buch iſt Herrn Profeſſor Lepſius gewidmet. Die zu allen drei Bänden am Schluſſe gelieferten Anmerkungen ſind ungemein reichhaltig und belehrend und enthalten für diejenigen, die ſich mit den anziehenden Geheimniſſen des ägyptiſchen Alterthums vertraut machen wollen, den Schlüſſel zur Löſung vieler Geheimniſſe.

Griechenland.

Griechiſche und albaneſiſche Märchen.

II.

Das griechiſche Märchen und der germaniſche Sagenkreis.

Haben wir bei der erſten Beſprechung der von Hahn'ſchen Sammlung griechiſcher und albaneſiſcher Märchen die Anſicht des Verfaſſers über das Weſen des Märchens überhaupt zu entwickeln geſucht, ſo halten wir uns nunmehr verpflichtet, auch das Verhältniß des griechiſchen Märchens einerſeits zu dem helleniſch-germaniſchen Sagenkreiſe, andererſeits zu den deutſchen Märchen näher ins Auge zu faſſen.

Herrn von Hahn lag daran, ſeine Ueberzeugung geltend zu machen, daß das griechiſche Märchen mit dem deutſchen Märchen in einem gemeinſchaftlichen und zwar eng begränzten Sagenkreiſe ſeinen Urſprung habe, und daß die gemeinſchaftliche Quelle nicht in Arabien zu ſuchen ſei, wie vielfach angenommen wird. Wir werden ihm hierin beiſtimmen müſſen.

Seit der Urzeit ſteht Griechenland mit Aſien in ununterbrochenem Verkehr; es verharrte als römiſche und byzantiniſche Provinz über tauſend Jahre mit Vorderaſien in demſelben Staatsverbande, und in den letzten drei Jahrhunderten ſtand und ſteht es theilweiſe noch unter aſiatiſcher Hoheit. Jener Verkehr erſtreckt ſich durch die Hausſklaverei und durch die Harems türkiſcher, ſo häufig von einer in die andere Provinz verſetzter Beamten auch auf die Frauenwelt. Dabei arbeitet eine Maſſe Griechen, namentlich Epiroten, in den türkiſchen Hauptſtädten, wo an aſiatiſchen Märchenerzählern kein Mangel iſt, und es findet ſich bei ihnen zum Ueberfluß eine ſehr verbreitete und gern geleſene Ueberſetzung von „Tauſend und Eine Nacht." Dagegen war der Verkehr zwiſchen Griechenland und Deutſchland bis auf die neueſte Zeit der Art, daß er dieſen Namen gar nicht verdiente. Im Hinblick hierauf machte ſich der Verfaſſer darauf gefaßt, den neugriechiſchen Märchenſchatz mit zahlreichen aſiatiſchen, namentlich arabiſchen Elementen vermiſcht zu finden. Er entſchloß ſich gleichwohl während ſeines Aufenthaltes in Janina zu dem Verſuche, ſolche Märchen zu ſammeln, weil er hoffte, darin auch althelleniſche Märchenſpuren zu finden. Beide Erwartungen ſchlugen jedoch fehl; denn der weitaus größte Theil der vorzugsweiſe in den abgelegenen Gebirgsdörfern der alten Tomphäa (dem heutigen Zagori) geſammelten Märchen ergaben ſich als Varianten zu den Grimmſchen Kinder- und Hausmärchen, und die ſpäter auf Euböa, den Kykladen und anderwärts geſammelten Märchen ſchloſſen ſich hierin den epirotiſchen an. Eine nähere Unterſuchung der Berührungspunkte der geſammelten Märchen mit der Sammlung von „Tauſend und Eine Nacht" und mit dem helleniſchen Göttermythus lieferte das auffallende Ergebniß, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, das griechiſche Märchen zu beiden genau in demſelben Verhältniſſe ſteht, wie das deutſche.

Um über die Stellung des griechiſchen Märchens, ſoweit es ihm möglich war, ins Klare zu kommen, entwarf der Verfaſſer eine vergleichende Ueberſicht, in welcher er die von ihm geſammelten Märchen mit allen ihm zu Gebote ſtehenden europäiſchen Märchenſammlungen zuſammenſtellte. Dieſe Ueberſicht beweiſt, daß die ganze Sammlung des Verfaſſers ſich auf das innigſte in die Familie des europäiſchen Märchens eingliedert.

Die vorliegende Sammlung begreift nämlich nach Abrechnung der Elfen-, Thier- und albaneſiſchen Märchen 77 griechiſche Num-

Digitized by Google

mern. Von dieſen enthalten wenigſtens 6 keine Märchen in dem von uns entwickelten Sinne. Zu den verbleibenden 71 Nummern ſtellen ſich 57 Nummern der Grimmſchen Sammlung an die Seite, und die verglichenen übrigen deutſchen Sammlungen ergaben noch weitere fünf ſelbſtändige Gegenbilder zu denſelben.

Eine ebenſo innige Verwandtſchaft zeigen die griechiſchen Märchen mit den von Schott geſammelten walachiſchen, denn von den 27 Nummern derſelben ergaben ſich 23 als griechiſche Gegenbilder.

Faſt ebenſo eng ſchließen ſich die in Baſilios Pentamerone enthaltenen 50 neapolitaniſchen Märchen an die griechiſche Sammlung an, indem dieſelben 39 Gegenbilder ergeben.

Die 50 ſerbiſchen Märchen von Wuk liegen den griechiſchen ferner, weil ſie nur 16 Gegenbilder zu denſelben gewähren.

Auch die von Schleicher geſammelten litthauiſchen Märchen ergaben nur 10 griechiſche Gegenbilder.

Die 13 albaneſiſchen Nummern unſerer Sammlung gliedern ſich faſt in demſelben Grade in das europäiſche Märchen ein; denn von den verglichenen Sammlungen ergab die von Grimm 13, von Baſilio 5, von Schott 3, und von Wuk 2 Gegenbilder.

Dagegen zeigt unſere Sammlung noch geringere Anklänge an die in „Tauſend und Eine Nacht“ enthaltenen Märchen als die Grimmſche, und es ergeben ſich im Durchſchnitt die arabiſchen Formen abgeſchliffener als die griechiſchen, wodurch, nach Anſicht des Verfaſſers von dem Entwicklungsgange des Märchens und der daraus gefolgerten Regel, jede Entlehnung ausgeſchloſſen wird.

Dieſe Annahme wird aber durch eine höchſt überraſchende Thatſache unterſtützt, welche die Vergleichung der beiden Märchenkreiſe mit den betreffenden Sagenkreiſen ergiebt.

Unſere gemein-deutſche Heldenſage zerfällt nämlich bekanntlich in drei Gruppen: in die nach Siegfried oder den Nibelungen, in die nach Dietrich von Bern oder den Amelungen, und in die nach Gudrun genannte.

Suchen wir nun in dem helleniſchen Sagenſchatze nach Gegenbildern zu dieſen drei Gruppen, ſo findet ſich, daß die erſte Gruppe dem argiviſch-thebaniſchen Sagenkreiſe von den Melampodiden und Oedipodiden, die zweite Gruppe dem attiſchen von den Erechtiden, und die dritte Gruppe dem homeriſchen in der Ilias und Odyſſee enthaltenen Sagenkreiſe entſpreche. Wie verhält ſich nun der deutſche und griechiſche Märchenkreis zu dieſen unter einander verwandten helleniſchen und germaniſchen Sagengruppen? Sowohl der deutſche als der griechiſche Märchenkreis zeigen nur Verwandtſchaft mit dem erſten der erwähnten helleniſch-germaniſchen Sagenkreiſe, dem der Nibelungen-Melampodiden, dagegen keine Verwandtſchaft in den Hauptzügen und nur ſparſame und ſchwache in den Nebenzügen des zweiten und dritten Sagenkreiſes.

Iſt dieſe Beſchränkung des mythiſchen Stoffes im deutſch-griechiſchen Volksmärchen auf einen beſtimmten helleniſch-germaniſchen Sagenkreis an ſich ſchon auffallend, ſo ſteigt die Ueberraſchung noch, ſobald die Verwandtſchaftsſpuren in das Einzelne verfolgt werden. Dieſe ſpezielle Vergleichung, auf die wir hier nicht weiter eingehen können, führt zu dem untrüglichen Schluſſe, daß das deutſch-griechiſche Märchen in dem einen helleniſch-germaniſchen Sagenkreiſe wurzelt, und daß das deutſche Volksmärchen mit der helleniſch-germaniſchen Sage nicht mehr und nicht weniger verwandt iſt, als das griechiſche.

In dieſelben engen mythiſchen Berührungskreiſe tritt aber auch das albaneſiſche, walachiſche, ſerbiſche, litthauiſche und neapolitaniſche Volksmärchen ein.

Der Verfaſſer hält den Nachweis dieſer übereinſtimmenden und ſcharf begränzten Berührungspunkte des deutſch-griechiſchen Märchens mit der helleniſch-germaniſchen Sage für das wichtigſte Ergebniß ſeiner Arbeit, weil dadurch einestheils ein Beleg zu der Anſicht des Verfaſſers von dem hohen Alter und den feſten Formen des deutſch-griechiſchen Märchens geſchaffen, anderentheils aber gezeigt wird, welche gewichtige Beihilfe die Erforſchung der Vorgeſchichte der Völker von dem lebenden Volksmärchen erwarten darf. Dieſe Thatſache eröffnet eine unabſehbare Reihe von Problemen, deren Löſung indeß unſerem Zeitalter ſchwerlich gelingen dürfte. — Der Herr Verfaſſer ſelbſt, dem wir hiermit zu einer ſehr glücklichen Combinationsgabe gern das Beſitzzeugniß ertheilen, erklärt jeden Verſuch, dieſe Probleme ſchon jetzt ins Auge zu faſſen, für verfrüht. Und in der That, unſere ganze Forſcherrichtung ſcheint ſich gegen ſolche Verſuche zu ſträuben; unſere gegenwärtige Geſchichtsforſchung treibt aus ihrem Tempel unerbittlich Alles hinaus, was nicht den Stempel des „Geſchehenen“ deutlich an der Stirn trägt; ſie verweiſt alles Unſichere, Trübe, Zweifelhafte in das dunkle Gebiet der Sage, in die hiſtoriſche Rumpelkammer. Andererſeits bietet ſich für ganze Menſchenalter noch Material genug dar, um die Gränzen der Geſchichte nach vielen Seiten hin zu erweitern; mancher Hieroglyphe, mancher Inſchrift, manchem anderen ſchweigenden Denkmal vorgeſchichtlicher Menſchengeſchlechter bleibt die ſtarre Zunge zu löſen. Aus der Sage ſelbſt, die wir aus der Geſchichte ausſcheiden, aus dem Märchen, deſſen Form ſich den Anſchauungen aller Jahrhunderte angeſchmiegt hat, noch Geſchichte zu deſtilliren, wollen wir alſo vorläufig ſpäteren Generationen überlaſſen. Eines dürfte dazu erforderlich ſein: das Märchen in ſeiner urſprünglichen Geſtalt wieder herzuſtellen, und an dem Einen wird, ſo fürchten wir, dieſe Geſchichtsſchreibung der Zukunft ſcheitern. G. H.

Polen.

Ein neuer polniſcher Lyriker.

Z Wiosny.*)

Das vorliegende Büchlein, eines der Erſtlingskinder der Literatur des neuen Jahres, kann wohl in dem engeren Kreiſe, innerhalb deſſen wir es zu betrachten haben, auf dem Gebiete der polniſchen Literatur, auch ſchlechtweg als ein Erſtlingswerk bezeichnet werden und verdient ſowohl hinſichtlich der Zeit ſeiner Entſtehung, als auch ſeinem Inhalte nach, einigermaßen geprüft und nach Gebühr gewürdigt zu werden.

Zunächſt haben wir die Frage zu beantworten: Iſt die Lyrik in Polen eine geſunde, naturwüchſige Erſcheinung oder nicht? Zu dieſem Zwecke genügt ein Blick auf die gegenwärtige, ſich vor unſeren Augen abſpinnende polniſche Bewegung, um uns vor falſchen Reſultaten zu warnen, die wir möglicherweiſe aus fremden Gebieten entlehnten Abſtractionen herleiten dürften, namentlich aber vor demjenigen Maßſtabe, der für die Beurtheilung der deutſchen Lyrik mit Recht angewandt zu werden pflegt, auf das Gebiet der polniſchen jedoch übertragen, lauter Monſtroſitäten und aus der Luft gegriffene Behauptungen ergeben würde.

Die nunmehr in blutiger Weiſe zwar noch nicht beendete, aber vorläufig gehemmte polniſche Bewegung der letzten Jahre ſteht

*) („Frühlings-Klänge“) Lipsk, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

ſowohl durch ihren Charakter als durch ihren Beginn, einzig in der Geſchichte da. Dieſe Revolution, kann man wohl ſagen, iſt nicht ſowohl das Werk der Lyrik, als ſie mit Fug und Recht eine lyriſche genannt zu werden verdient. Wir werden dieſe, vielleicht paradox erſcheinende Bezeichnung dadurch näher zu begründen verſuchen, daß wir, ehe wir auf das große zehnmonatliche blutige Trauerſpiel eingehen, zunächſt auf das mehr als zweijährige Vorſpiel hinweiſen, das auf den Straßen und in den Kirchen Warſchau's das ſchmerzliche, thränenreiche Adagio bildete zu dem grauenvollen Finale, deſſen letzte Trauerklänge durch die öden Gefilde des unglücklichen Polenlandes in den letzten Seufzern eines gemordeten Volkes zittern. Die Anfänge der polniſchen Bewegung im J. 1860 bezeichnet das Lied. Das durch dreißigjährigen beiſpielloſen Druck zu Boden getretene Volk flüchtete ſich dahin, wo es unverletzlich zu ſein glaubte, in die ſtillen Gotteshäuſer, und die mächtigen Laute des „z dymem pożarów“ und des „Boże coś Polskę“ mahnten die lange Zeit in Sklavenbanden Schmachtenden an ihre Menſchenrechte, und die Nation folgte ihrem Rufe und ſtand da gewappnet wie ein Mann — gegen die drohenden Gefahren, vertrauend auf den Sieg. Die religiöſe Lyrik war es ſomit, die Ausgangs-, Mittelpunkt und Ausdruck der Bewegung bildete, und kaum waren die Mahnrufe durch die rohe Gewalt zum Schweigen gebracht worden, deren Zweck es war, das Volk aus ſeinem pflanzenähnlichen Traumleben zu wecken, als die neue Periode der That, wiederum durch die neuen zum Kampfe auffordernden und anfeuernden Lieder bezeichnet wurde. Aber auch der Charakter des Kampfes iſt, abgeſehen von dem Obigen, ein lyriſcher, im Gegenſatz zu den meiſten ähnlichen Bewegungen, die mehr epiſcher Natur zu ſein pflegen. Nirgends gewahren wir hier den gemeinſamen Helden des Ganzen, um den ſich die Bewegung gruppirte, und von welchem aus die durch das Geſammte ſich hindurchziehenden gemeinſamen Fäden ihren Ausgangspunkt haben könnten.

Wie der Kampf im Ganzen und Großen mehr dem Ausdruck einer Stimmung, als dem eines wohlgeordneten, politiſch durchdachten Planes gleicht, ſo ſind denn auch die einzelnen Kämpfe mehr lyriſche Intermezzos, als ſtrategiſche Meiſterwerke, mehr der Ausfluß einer glühenden Begeiſterung, als der einer von einem einheitlichen Mittelpunkte ausgehenden Willensäußerung. Kein Zweifel nun, daß es ſomit vollſtändig die Sache verkennen hieße, wollten wir bei einer ſolchen Lage der Dinge es überſehen, daß das lyriſche Gedicht unter dieſen Umſtänden nicht bloß ein berechtigtes ſei, ſondern vielleicht die allein mögliche literariſche Kundgebung des ſchaffenden Geiſtes der Nation; kein Zweifel ferner, daß es ein großer Fehlgriff ſein dürfte, wollten wir den deutſchen Maaßſtab der Beurtheilung auch auf das Gebiet der polniſchen Lyrik übertragen und mit der wohlfeilen Phraſe, daß in einer Zeit der Thaten das Singen überflüſſig ſei, Thatſachen Lügen ſtrafen, welche uns auf das Unzweideutigſte lehren, daß das Lied in den Jahren der gegenwärtigen polniſchen Bewegung nicht bloß zu Thaten angefeuert und begeiſtert, ſondern unter Umſtänden ſogar ſelber That geweſen ſei.

Eine tiefere Unterſuchung über die Urſachen dieſer Erſcheinung dürfte uns vielleicht etwas zu weit führen, indem ſie ein gründliches Eingehen auf Charakter und Eigenthümlichkeiten des deutſchen und des polniſchen Volksgeiſtes und deren Vergleichung nothwendig herbeiführen müßte. Wir begnügen uns daher, indem wir die Hoffnung ausſprechen, in nächſter Zeit auf dieſes Thema ſpezieller eingehen zu können, für diesmal, nach Vorausſchickung dieſer kurzen allgemeinen Bemerkung mit einer gedrängten Beſprechung desjenigen Buches, welches uns als Anknüpfungspunkt für die obige Betrachtung gedient hat.

Allein mit der Kritik der zu beſprechenden Gedichte geht es uns, wie es mit der Beurtheilung aller mehr oder weniger gelungenen lyriſchen Gedichte überhaupt zu gehen pflegt; wir verkennen keinen Augenblick die Schwierigkeit einer derartigen Aufgabe.

In der Lyrik giebt es, wie auf keinem andern literariſchen Gebiete nur ein entweder — oder; das Lied entſpricht entweder der durch daſſelbe zu ſchildernden Stimmung vollſtändig, indem es in dem Herzen des Leſers den entſprechenden Widerhall hervorzubringen vermag — dann iſt eine Analyſe deſſelben unmöglich; gerade wie wir die Blume aller Anmuth und alles Reizes berauben würden, wenn wir ſie auseinander pflücken; oder es entſpricht dieſer nothwendigen und unerläßlichen Bedingung nicht — dann iſt darüber wiederum nur ein Urtheil möglich, wir ſagen: es iſt dieſes eine klangloſe Reimerei, ein gehaltloſes Wortgeklingel; mit einem Worte: es iſt mißlungen.

Zur großen Freude gereicht es uns jedoch, diesmal das ſtrenge Amt der Kritik im erſtern Sinne üben zu können, und glauben wir hierzu um ſo mehr berechtigt zu ſein, als es ja keineswegs die Aufgabe der Kritik iſt, dem Leſer das Geleſene oder zu Leſende durch übertriebenes Seciren zu zerſtören und es dadurch allen Reizes zu berauben, als es vielmehr durch Aufſtellung einiger leitenden Geſichtspunkte vollſtändig genießbar zu machen.

Wohl können wir die bereits mehrfach erwähnte Sammlung von Gedichten eines anonymen, aber in Polen nicht unbekannten Verfaſſers eine Frühlingsblume nennen, und zwar eine ſolche, von deren friſchen Wangen die Thränenthautropfen der ſcheidenden Nacht ſchwer und glänzend herabhängen.

So zart und innig, ſo anmuthig und anſprechend, ſo freundlich und lächelnd dieſe geiſtigen Duftgebilde auch ſein mögen, immerhin iſt an ihnen die Spur der harten und rauhen Bedingungen ihrer Entſtehung ſichtbar — die Thräne. Mag nun der Dichter mit bezaubernden Farben die Wunderblume der Liebe unſerer Seele vorführen, mag er einen mächtigen Freiheitsgeſang in vollen, hellen Tönen anſtimmen, oder zu den Lichtgeſtalten der Kunſt und der Ideale unſern begeiſterten Blick emporheben — immer ſehen wir in dem zarten Blüthenkelche den Thränenthau ſchimmern, immer tönt durch die hellen Freudenakkorde die Klage um das unglückliche Vaterland, wie eine mahnende Geiſterſtimme, hindurch, immer geſellt ſich zu dem uns emportragenden Hauch der Begeiſterung auch ein ſchwerer Seufzer, der unſern Blick unwillkürlich auf die Trauergeſtalt eines ringenden, blutenden und hoffenden Volkes herniederſenkt.

Noch beredteres Zeugniß für die warme, begeiſterte Liebe, welche der Dichter der Sache ſeines Vaterlandes widmet, legen ſeine rein patriotiſchen Lieder ab, in denen überall ein tiefer ſittlicher Ernſt, ein heiliger Schmerz ſich kundgiebt, wie wir ihn nur bei den edelſten Vertretern aller unglücklichen Nationen zu finden gewohnt ſind; in den elegiſchen Klängen der Lenau'ſchen Leier, den durch Thränen lächelnden Geſängen des ſinnigen Beranger und in dem Schwanengeſang des Magyaren Petöfi.

Die Liebeslieder des Dichters, die wir jedoch nicht durchweg rein als ſolche bezeichnen können, weil auch ſie von einer ſtarken Beimiſchung des vaterländiſchen Schmerzes nicht frei ſind, deuten ſowohl auf eine geiſtige Verwandtſchaft des Dichters mit dem deutſchen Sänger des „Buches der Lieder“, jener „ſchmerzen-

Digitized by Google

reichen Nachtigall“, wie er in einem ſeinem Andenken gewidmeten Gedichte genannt wird, als auch auf einen nicht unbedeutenden Einfluß, den der Meiſter auf den polniſchen Jünger ausgeübt haben muß. Uebrigens ſagt dies der Dichter des „z wiosny“ in dem bereits erwähnten Gedichte in unzweideutiger Weiſe ſelbſt in den Worten:

„Gleich meines Vaters geweihtem Namen
Nannte den ſeinen mein bebender Mund;
Denn mich gebar er, der göttliche Sänger,
That in der Wiege die Liebe mir kund.“

Oder ſollte dieſe Verwandtſchaft etwa tiefer liegen, als es auf den erſten Blick erſcheinen möchte und als es der Dichter ſelbſt ſich vielleicht bewußt iſt? Bei näherer Betrachtung dieſer Gedichte können wir namentlich nicht umhin, in einigen dem Triumphe der Verbrüderung der verſchiedenen Konfeſſionen bei der gegenwärtigen Bewegung in Polen gewidmeten z. B. auf S. 229 in dem Gedichte: Rownouprawnienie (die Gleichberechtigung), ſowie in einigen ſpeziell jüdiſche Stoffe behandelnden Liedern neben dem tiefen Schmerz für das unglückliche Land, deſſen Sprache ſeine innerſten Empfindungen ſo naturwahr wiedergiebt, auch den Nachhall jenes zweitauſendjährigen Schmerzenstons zu vernehmen, deſſen Urſprung wohl nirgends anders, als in den Harfenklängen an Babels Fluthen zu ſuchen iſt (wie z. B. S. 32 Matka Machabeussow, S. 55. do matki Izraelki d. h. „die Mutter der Makkabäer“, „An die iſraelitiſche Mutter“ u. A. m.).

Alſo auch nach dieſer Richtung hin dürfte dieſe Erſcheinung beachtenswerth ſein, und wir glauben in dieſer nicht unwahrſcheinlichen Conjectur den Schlüſſel für ſo manche Verwandtſchaft mit H. Heine gefunden zu haben. Doch müſſen wir auch hier hinzufügen, daß der Dichter des „z wiosny“ keineswegs ein blinder Nachahmer Heine's iſt, von dem er ſich ſchon durch die durchgehende Reinheit und Keuſchheit ſeiner Muſe gar vortheilhaft unterſcheidet.

Zum Schluß ſei es uns nur noch vergönnt, unſeen Leſern durch die Ueberſetzung einiger Proben der beſprochenen Lieder einen, wenn auch nur annähernden Begriff von denſelben zu geben, indem wir zugleich die Verantwortlichkeit dafür übernehmen, falls es uns nicht gelungen ſein ſollte, den zarten und innigen Gehalt des Originals in entſprechender Weiſe zu verdeutſchen.

Minnelied.

Könnte doch mein Lied, das heimlich meiner Bruſt entſproſſen,
Aus dem tiefen Grabesſchlummer wecken die Genoſſen.
Könnten doch die Thränenfluthen, die ſo lange fließen,
Meiner Väter finſtre Grüfte auf zum Leben ſchließen.
Könnte doch das Blut, das heimlich quillt aus offnen Wunden,
Meinem Vaterland den Segen bringen, der geſchwunden.
Ach! wie wollt' ich ewig weinen, nie die Wunde ſtillen,
Bis die lebensmüden Glieder Grabgewölbe hüllen.
Unter der geliebten Erde ruht' ich dann im Grabe,
Der ich reichlich Blut und Thränen hingeopfert habe,
Kommt dann ach! dereinſt vorüber Liebchen hin und wieder,
Weint ſie mir manch' ſtille Thräne, legt drauf Blümchen nieder.*)

Am Weichſelufer (Zukunftstraum).

Am Weichſelſtrand ſaß ich allein
Und ſann und ſann wohl her und hin;
Da fiel mir ach, ſo manches ein,
Bis daß der Sterne Glanz erſchien.

Da ſchlief ich ein und träumte lang,
Doch was es war, ich weiß es nicht;
Von Thränen oder Schmerzensdrang?
Ob von dem holden Himmelslicht?

Von Peien? . . . . . oder Grabesleid,
Vielleicht von holder Engelsſchaar? . . .
Weiß nicht! . . . Denn ach! ſeit jener Zeit
Was hab' ich nicht geträumt, fürwahr.

Doch weiß ich, daß aus tiefer Fluth
Mir einer Jungfrau Geiſt erſchien,
Umſtrahlt von heller Sternengluth,
Sah bleich und traurig vor ſich hin.

Im Auge Thränen, blutbefleckt,
Ein blankes Schwert in weißer Hand,
Ein Kreuz den lichten Buſen deckt —
So ſtieg ſie aus der Fluth ans Land.

„Bin deine Mutter, trautes Kind,
„Die auch die Brüder dein gebar,
„Die nun fern von der Heimat ſind
„Und nach ihr ſchmachten immerdar.“

„Manch bittre Zähre weint' ich nach,
„Da ich verwittwet ward durch ſie,
„Daß von den Thränenfluthen, ach!
„Die Weichſel ward — ich weiß nicht wie!“

Ich wachte auf — der Schatten ſchwand,
Doch hör' ich etwas, früh und ſpät,
Am blutgetränkten Weichſelſtrand,
Das klingt wie Schluchzen und Gebet! J. G

England.

Die Londoner Geſellſchaft und ihre wohlthätige Selbſthilfe.

II.

Philanthropiſche Vereine.

Die zweite Hauptabtheilung der Londoner Wohlthätigkeitsanſtalten wird unter dem Namen „Philanthropiſche Geſellſchaften“ geſchildert. Sie beziehen ſich auf Erhaltung und Rettung des phyſiſchen oder moraliſchen Lebens, auf Wiedererhebung gefallener weiblicher Perſonen und Beſſerung von Strafgefangenen.

Die Liſte fängt mit der 87 Jahre alten Königl.*) Humanen (humane) Geſellſchaft an. Sie ſucht im Sommer Badende, im Winter Schlittſchuhlaufende vom Ertrinken oder Ertrunkene zu retten und hält zu dieſem Zwecke eine große Menge von Rettungsmaſchinen (drags) in 260 verſchiedenen Depots mit einer großen Menge von Wächtern und eingeleenten Perſonen, welche nach beſtimmten Vorſchriften Ertrunkene wieder zu beleben ſuchen. Auch Fälle verſuchten Selbſtmordes gehören in ihr Bereich. Im vorigen Jahre kamen 171 Unglücksfälle der Art (mit 27 verſuchten Selbſtmorden) unter ihre Obhut. Davon wurden 156 mit Erfolg behandelt, 15 waren unrettbar.

*) Dieſes Lied iſt von L. G. in Muſik geſetzt und unter dem Namen „Piosnka polska“ (Clubiona) in Leipzig bei Peters erſchienen.

*) Das „Royal“ iſt faſt überall nur Titel und bedeutet nie Königlich ſtaatlich.

Digitized by Google

Das Lebensboot-Inſtitut zur Rettung vom Schiffbruch unterhält um die Küſten Englands herum 120 ganz vorzügliche Rettungsboote und eine kleine Armee von unerſchrockenen Leuten dazu. Dieſe haben bereits über 12,000 Perſonen aus untergehenden Schiffen und Stürmen gerettet, wofür den Haupthelden 82 goldene und 666 ſilberne Medaillen im Werthe von 1400 Pfund zuerkannt wurden. Sie hat einen Fonds von etwa 16,000 Pfund.

Die Rettungsgeſellſchaft aus Feuer mit 73 „Feuer-Flucht-Stationen“, d. h. mit eigenthümlichen, auf Rädern gefahrenen Leitern, die jede Nacht in beſtimmten Entfernungen auf beſtimmten Halteplätzen durch ganz London ſtehen und von Feuermännern bereit gehalten werden, hat im vorigen Jahre aus 524 Feuern 94 Perſonen gerettet. Sie wird von mehr als 15,000 freiwilligen regelmäßigen und unzähligen unregelmäßigen Beiträgen gehalten und ſtets ausgedehnt.

Der Anti-Thierquälerei-Verein (Society for the Prevention of Cruelty to Animals) beſteht ſeit 1824 und hat während der Zeit über 7000 Fälle von Grauſamkeit den Gerichten und der Strafe übergeben, aber auch mehr als eine Million kleine Abhandlungen über naturgemäße und den Eigenthümern oder Aufſehern von Thieren vortheilhafte Behandlung derſelben auf Viehmärkten, unter Kutſcher, Knechte und Viehtreiber vertheilen laſſen. Uebrigens iſt die Behandlung der Thiere in ganz England in der Regel viel menſchlicher und kultivirter, als in Deutſchland. Man ſpricht mit Pferden, Eſeln, Kühen u. ſ. w. und dieſe verſtehen's und gehorchen. Das giebt einen naiv-idylliſch-humaniſtiſchen Zug, der ſich durch das ganze thier- und landſchaftsreiche England hindurchzieht und ſelbſt in Romanen und der Belletriſtik ſehr ſchön hervortritt. Ich habe unendlich oft bemerkt, wie die Milchknechte auf freien, hügeligen Weiden mit ihren Hütſchen und Eimern unter den glatten, reinen Kühen umhergehen, eine Kuh nach der anderen durch Liebkoſungen und Schmeichelworte überreden, ſtehen zu bleiben und ſich melken zu laſſen. Und ſie thun's denn auch alle. In einer ſtillen Straße Londons, in welcher ich einige Jahre wohnte, kamen alle Tage einige Kühe vorbei mit dem Milchverkäufer hinterher, der mit jodelnder Stimme ausrief: „Milk in your own jug, fresh from the cow.“ So wie nun Jemand mit dem Milchtopfe kam, rief der Milchmann eine Kuh bei Namen (Lisy! Janet Browny! Biggy! u. ſ. w.), hieß ſie ſtehen und melkte ihr ſofort die verlangte Quantität Milch vor den Augen der Käuferin ab. Wer kennt nicht den Pony, den Raben, den Nelly-Kanarienvogel, die Hunde von Dickens?

Im vorigen Sommer rief der Verein eine lebhafte Diskuſſion in der Preſſe durch ſeine Angriffe auf die „Viviſectionen“, die Secirungen lebendiger Thiere im Intereſſe der Wiſſenſchaft, hervor. Es iſt wahr, die Phyſiologen haben ſchon Millionen von Fröſchen, Katzen, Hunden, Spatzen, Kaninchen u. ſ. w. vergiftet, mehr oder weniger lebendig zerſchnitten, ſie ganz oder theilweiſe erſtickt, elektriſchen Torturen unterworfen, in Giftluft oder luftleeren Räumen umgebracht und Wiederbelebungs-Verſuche angeſtellt; aber die Preſſe und die Wiſſenſchaft entſchieden ſich doch mit großer Mehrheit für „Vivisection“ gegen den Verein, da die Phyſiologen energiſch gegen den Vorwurf der Thierquälerei proteſtirten und nachwieſen, daß ſie in allen Fällen, wo es möglich ſei, Chloroform anwendeten, im Uebrigen aber das Intereſſe der Wiſſenſchaft ſolche Opfer wohl verantworten könne, zumal, ſo lange Staats- und politiſche Intereſſen für unmoraliſche und ſchädliche Zwecke noch große Opfer von den Menſchen, deren Lebensglück, deren Gut und Blut verlangten und mit Gewalt und im großartigen Maßſtabe nähmen und verbrauchten.

Eine Klaſſe von wohlthätigen Menſchen-, Kapital- und Kredit-Aſſociationen, wie „Labourers Friend Society“ — „Association for improving the Dwellings of the Industrious Classes“, „Cottage Improvement Society“ u. ſ. w., iſt, wie die Namen beweiſen, auf Verbeſſerung der kleinen und Arbeiter-Wohnungen gerichtet. Es gränzt für deutſche Vorſtellungen ans Unglaubliche, was darin in London bereits geleiſtet worden iſt. Es giebt ganze Stadttheile, manche davon größer, als deutſche Reſidenzen, wo Häuschen bei Häuschen mit Gärtchen davor und dahinter in unüberſehbaren Reihen ſtehen, jedes das eigene oder das durch Miethspachtung zu erwerbende Haus für eine einzige Handwerker- oder Arbeiterfamilie.

Dieſes eigene oder durch gewöhnliche Miethszahlungen Eigenthum werdende Häuschen koſtet nicht mehr, als in Berlin eine Hofkeller- oder Hofdachwohnung in einer großen „Mieths-Kaſerne“, deren jede faſt alle Kultur- und Rohheitsgrade über-, neben- und untereinander zuſammenwürfelt, Jeder dem Andern fremd, in der Regel im Wege und zuwider, kein Einziger mit dem Gefühle des Heimatlichen, des Häuslichen und Eigenen. Welch ſittliche Kraft, welche Geſundheit liegt in dem Bewußtſein eines „sweet home“, eigenen Heerdes, des Grundeigenthums! Davon, von dieſer geſundheitlichen, ſittlichen Kraft, von den Freuden und Genüſſen des heimatlichen Hauſes hat man in den großen, modernen Städten Deutſchlands keine Ahnung.

Im Jahre 1850 wurden in England binnen 9 Monaten zweitauſend Baugeſellſchaften gegründet, alle mit dem Zweck, hausloſen kleinen Leuten Kredit, Geld und Gelegenheit zur Erwerbung eigener Häuſer für ſich allein oder dieſe Häuſer ſelbſt auf Kredit zu liefern, mit dem Kontrakt, daß ſie nach 10, 15 bis 20 Jahren — je nach Höhe ihrer Miethszahlungen — ihr ſchuldenfreies Eigenthum ſein ſollten. Durch dieſe 1815 entſtandenen und ſeitdem tauſendfältig vermehrten Baugeſellſchaften haben bis jetzt thatſächlich Tauſende von früher miethsgeplagten kleinen und mittel wohlhabenden Leuten und Familien für mehr als hundert Millionen Thaler eigene Häuſer (immer für Eine Familie) erworben, d. h. ihre Miethszahlungen ſind ihnen vermittelſt der in Deutſchland noch wenig bekannten wirthſchaftlichen Organiſation des Real- und Maſſenkredits zu Abzahlungen auf ſchuldenfreies Grundeigenthum geworden.

In Deutſchland kennt man dieſe Geld-, Geſundheits-, Sittlichkeits- und Freiheitsquelle, die ſich ſegensreich über ganz England ergießt, noch wenig. Eine gemeinnützige Baugeſellſchaft und eine Alexandra-Stiftung in Berlin (erſtere vor 20 Jahren geſtiftet) wurden unlängſt in den Zeitungen mit dem Bemerken erwähnt, daß man nichts Näheres über ſie ſagen wolle, — da die Sache dem Publikum ſehr unintereſſant geworden.

Sie ſind nicht, was engliſche Baugeſellſchaften, waren aber doch ein Keim. Er ſcheint auf deutſcher Erde verdorrt, ſelbſt in Berlin, wo das Miethskaſernenthum für alle Familien, die Ruhe, Geſundheit und eigenen Heerd lieben, mit jedem Tage zu größerer Plage wird.

Von mir ausgegangene Anregungen zu Baugeſellſchaften wurden ſchon vor mehr als einem Jahre von einem Enthuſiaſten und Kenner mit der Nachricht begrüßt: Ich habe ſchon angefangen und wir wollen nun raſch zur Ausführung ſchreiten. Es iſt verſchleppt, vergeſſen, gegen mein Andringen immer wieder vertagt worden.

Digitized by Google

Poſitive Anſtalten zum Anfangen von meiner Seite wurden durch Intereſſenten inſofern unterſtützt, als ſie ſich gleich im Anfange zu betheiligen verſprachen und ein Programm weiter ausführen, drucken laſſen, eine Verſammlung mit Namensunterſchrift berufen wollten. Dadurch iſt die Sache einfach von dieſen eigentlichen Kennern und Intereſſenten bis jetzt wieder verſchleppt, vertagt, vielleicht vereitelt worden. Ich erwähne dies nur als einen Beweis, wie weit wir in Sachen der Selbſthilfe und des praktiſchen Wohlthuns, der Kreditverwerthung unſerer Kräfte, der fruchtbaren Benutzung unſeres Geldes zurück ſind, vernachläßigt, geradezu „verbummelt" ſind.

Dieſe engliſchen „Benefit Building Societies" ſind freilich eigentlich keine Wohlthätigkeits-, ſondern Wohlthats-Anſtalten zur Selbſthilfe. Nur die citirten Vereine für Verbeſſerung der Armenwohnungen gehören in den Bereich der Wohlthätigkeit gegen Hülfloſe.

Seit 1844 vereinte Privatkräfte für Errichtung von Bade- und Waſchhäuſern für ärmere Familien haben in London über 20, in anderen Theilen Englands über 100 Anſtalten ins Leben gerufen. In London wurden 1861 über 2 Millionen Bäder in dieſen Anſtalten genommen (von 1 bis 6 Pence für jedes). In dem Modell-Bade- und Waſchhauſe am Goulſton-Square, Whitechapel, in London badeten ſich in dem Jahre mehr als 150,000 Perſonen, und gewaſchen wurde darin für ⅓ Million Perſonen.

Die „Metropolitan Free Drinking Fountain Association", 1859 gegründet, hat bis jetzt über 80 ornamentale Waſſertrinkquellen auf den Straßen Londons für 20,000 Pfund errichtet und will es auf 400 bringen. Man hat über die Benutzung einzelner dieſer Trinkquellen ſtatiſtiſche Beobachtungen gemacht und gezählt, daß eine ſolche angekettete Trinkſchale an einer dieſer architektoniſch ſchönen Trinkquellen an einem Sonntage über 5000, eine andere beinahe 10,000 Mal benutzt wurde. Früher ſtürzten die durſtigen Arbeiter und Armen auf den Straßen in die Bierhäuſer und vergeudeten Geld und Verſtand.

Ich will bei dieſer Gelegenheit aber noch erwähnen, daß in ganz London jetzt überall leicht erreichbare ſogenannte Bedürfniß-Anſtalten errichtet und ſo geſtaltet ſind, daß ſie Jeder im Vorbei- und Durchgehen ſo gebrauchen kann, daß Niemand auf der Straße irgend etwas von Arrangirung der Kleider merkt. Auch ſteht an jeder reinlichen, vollkommen geruchloſen, weil ſtets von fließendem Waſſer unterirdiſch geſpülten Anſtalt deutlich: „Adjust your dress before leaving", eine Mahnung an den öffentlichen Anſtand, der in London auch dem niedrigſten Pöbel zur zweiten Natur geworden iſt.

In Berlin werden überall beliebig Bedürfnißanſtalten „improviſirt", beſonders an der Freitreppe des Königlichen Schauſpielhauſes, dicht am künftigen — Schillerdenkmale.

Nach Jahre langen Vorbereitungen und Litfaßſäulen (die für den gemeinſamen Zweck öffentlicher Vergnügungen und Bedürfnißanſtalten kontraktlich verpflichtet waren) hat man mit 2 bis 3 Anſtalten angefangen, die Jeder nur eiligſt umgehen muß, weil ſich der Ekel darin ſofort bis zum Unerträglichen gehäuft hat.

Die Berliner ſind ſtolz auf ihre Reſidenz und können keinen Tadel vertragen. Auch dieſen nicht? Den ſollten ſie am allerwenigſten vertragen und ſo ſchnell als möglich allen zum Himmel ſchreienden und duftenden Grund dazu beſeitigen.

Mit der „Frühſchließungs-Aſſociation" und mit der „Geſellſchaft zur Unterdrückung des Laſters" ſchließen wir dieſe Abtheilung philanthropiſcher Vereine. Erſtere arbeitet mit ſich ſteigerndem Erfolge an früher Schließung der Detailgeſchäfte am Sonnabend. Die großen Geſchäfte ſchließen bereits täglich um etwa 5 Uhr, nachdem ſie jeden Tag von etwa 10 Uhr hintereinander gearbeitet haben und Jedem ein tüchtiges Diner und einen freien Abend ſichern. Deutſchland, mit Ausnahme von Hamburg, iſt auch in dieſer Beziehung geſchäftlich noch weit zurück, weil es jeden Tag durch Mittageſſen, Kaffee und Cigarren und nachfolgende ſchlechte Verdauung und Arbeit während der Mitte und Höhe des Tages in zwei Hälften zerſchneidet und mit den Feierabenden von 7—8 Uhr an nichts Geſcheidtes anfangen kann, ſo daß freie Zeit und Geſchäft, Familie und Contobuch, ſich gegenſeitig ſtörend, in einander greifen. Theilung der Arbeit! und das Salomo'ſche „Alles hat ſeine Zeit!" — das verſteht man nur in England. Man wird's in Deutſchland mit der Zeit lernen müſſen.

Die „Geſellſchaft zur Unterdrückung des Laſters" verſucht ſeit 1802, was eigentlichſt Pflicht aller guten Geſellſchaft iſt: Unterdrückung unmoraliſcher und obſcöner Druckſachen und lüderlicher Häuſer. Sie hat wenigſtens ſo viel erreicht, daß die betreffenden unmoraliſchen Gewerbe nicht mehr ungeſtraft öffentlich betrieben werden, wie auch Publikum und Polizei energiſch darin einig ſind, daß ſich das Laſter nicht in anſtändige Häuſer einmiethe, und Jeder, der von der Nachbarſchaft deſſelben frei ſein will, ſofort befreit wird. In großen Städten Deutſchlands können anſtändige Familien in den großen Miethskaſernen durchaus nicht auf Schutz oder Befreiung rechnen, wofür gar arge Beweiſe bekannt geworden ſind. — Und hier thut ſich London wieder als die thätigſte und energiſchſte barmherzige Schweſter gegen alle Arten von gefallenen oder gefährdeten weiblichen Perſonen hervor. Auch dem Laſter und Verbrechen jeden Alters und Geſchlechts ſtrecken ſich Tauſende mitleidiger und helfender Hände entgegen, um ſie vor tieferem Sinken und Untergang zu retten, auf ſittliche und produktive Wege zurück zu führen. Dieſen Beſtrebungen und Geſellſchaften ſoll unſer nächſter Artikel gewidmet ſein.

H. Beta.

Frankreich.

Unterrichtsweſen und wiſſenſchaftliche Arbeiten im Jahre 1863.

Wir haben in Nr. 45 des „Magazin" von 1863 über die Thätigkeit, die in der jüngſten Zeit die franzöſiſche Regierung für die Verbeſſerung des Unterrichtsweſens entwickelt, Einiges mitgetheilt. Die „Revue de l'instruction publique" giebt jetzt aus dem „Exposé de la situation de l'Empire" denjenigen Theil, der ſich auf den öffentlichen Unterricht bezieht, und aus dieſen wollen wir einige ſtatiſtiſche und literariſche Angaben hervorheben, die auch für uns Deutſche nicht ohne Intereſſe ſein dürften, da ſie unwillkürlich zu Vergleichungen auffordern.

Das Exposé berührt zuerſt das, was in Bezug auf den Primär-Unterricht geſchehen iſt. Es giebt in Frankreich gegenwärtig 80 Bildungsanſtalten für Volksſchullehrer (écoles normales primaires); für Lehrerinnen beſitzen bloß zehn Departements Normal-Schulen. Nach dem Dekret vom 4. September 1863 iſt für die Direktoren der Normal-Schulen das Minimum des Gehalts von 2000 Fr. auf 2400 Fr. (640 Thlr.) und das Maximum von 3000 auf 3600 Fr. (960 Thlr.), für die anderen Lehrer das Minimum von 1200 Fr. auf 1800 Fr. (480 Thlr.) und das Maximum von 1800 Fr. auf 2000 Fr. (533⅓ Thlr.) erhöht worden. Zur Unterſtützung alter, kranker und aller Hülfsmittel beraubter Lehrer, zur Gehaltszulage für Lehrerinnen, deren Gehalt die Höhe von 400 Fr. nicht erreicht,

Digitized by Google

zur Beihülfe an Gemeinden für Erwerbung oder Errichtung von Schulgebäuden, für an Schul-Bibliotheken zu vertheilende Bücher iſt die Summe von 1,071,865 Fr. (285,830 Thlr.) bewilligt worden. Es giebt noch 1018 Gemeinden, denen alle Mittel zu Schulzwecken fehlen, und 10,119 Gemeinden beſitzen noch kein eigenes Schul-Lokal. Seit 1834 haben 20,000 Gemeinden eigene Schulhäuſer theils angekauft, theils neu gebaut.

Die Erfahrung, daß viele Konſkribirte, trotzdem, daß ſie Schul-Unterricht genoſſen haben, doch weder leſen, noch ſchreiben können, weil ſie das, was ſie zwiſchen dem 8—12. Jahre gelernt, zwiſchen dem 12. und 20. Jahre vergeſſen haben, hat das Bedürfniß von Fortbildungsſchulen (cours d'adultes) und Schulbibliotheken (bibliothèques scolaires) geſchaffen. Bis jetzt giebt es nur 4161 Fortbildungsſchulen und 8000 Gemeinden beſitzen kleine Bücherſammlungen, die in den öffentlichen Schulen ausgeſtellt ſind und aus Werken beſtehen, die geeignet ſind, eine geſunde Moral und richtige Ideen über Geſchichte, Induſtrie und Ackerbau zu verbreiten. Dieſe Bücher ſind nicht bloß für die Jugend beſtimmt, ſondern ihre Benutzung ſteht auch den Familien frei, die beſonders an langen Winterabenden Belehrung daraus ſchöpfen können.

Im Allgemeinen beſtehen jetzt 82,135 Primär-Schulen, 16,136 mehr als 1848. Die Schülerzahl betrug im Jahre 1862: 4,731,946, indeß ſie im Jahre 1848 ſich auf 3,771,597 belief, was alſo eine Zunahme von faſt 1 Million oder 25% ergiebt. In 36,499 Gemeinden beſtehen 41,426 öffentliche Schulen, worunter 18,147 für beide Geſchlechter gemeinſchaftlich ſind. 37,893 Schulen mit 2,145,420 Schülern werden von Laien geleitet (écoles laïques) und 3531 Schulen mit 482,008 Schülern von Ordensmitgliedern (écoles congréganistes). Von 2,527,428 Schülern, die dieſe Anſtalten beſuchen, haben 922,820 freien Unterricht, alſo über ein Drittel. Während eines Zeitraums von 30 Monaten, vom 1. Januar 1861 bis zum 1. Juli 1863, ſind aus der Geſammtzahl der Lehrer von 37,874 öffentlichen Schulen 144 gerichtlich verurtheilt worden und zwar:

In Laien-Schulen	80 Lehrer für Vergehen.
	19 Lehrer für Verbrechen.
	99 Lehrer auf 34,873 Schulen.
In Congreganiſten-Schulen	22 Lehrer für Vergehen.
	23 Lehrer für Verbrechen.
	45 Lehrer auf 3531 Schulen.

Hieraus ergeben ſich folgende merkwürdige Verhältniſſe: Bei Laien kommt 1 Verurtheilung auf 352 Schulen und zwar 1 Verbrechen auf 1835 Schulen und 1 Vergehen auf 435 Schulen; bei Congreganiſten 1 Verurtheilung auf 64 Schulen, alſo über 5½ mal mehr, 1 Verbrechen auf 153 Schulen, ungefähr 12 mal mehr, und 1 Vergehen auf 160 Schulen oder faſt 3 mal mehr. Der Aufwand für die 37,874 öffentlichen Knaben- und gemiſchten Schulen betrug im Jahre 1862: 31,324,615 Fr. 49 C., davon kommen 29,732,479 Fr. 60 C. auf die Beſoldung der Lehrer, im Durchſchnitt etwa 790 Fr. auf den Einzelnen.

Mädchenſchulen giebt es 26,592, von welchen 13,491, alſo etwas mehr als die Hälfte, von weltlichen Lehrerinnen geleitet werden, die alle ein Befähigungszeugniß (brevet de capacité) beſitzen. Unter den 13,000 geiſtlichen Lehrerinnen haben 12,335 kein anderes Zeugniß ihrer Befähigung als das ihres Ordensgelübdes (lettre d'obédience). Die Zahl der Schülerinnen beträgt im Allgemeinen 1,669,213, davon kommen nur 604,247 auf die Laien-Schulen. Etwa der vierte Theil der Mädchen genießt freien Unterricht. Auf die Beſoldung der öffentlichen Lehrerinnen werden 9,169,020 Fr. 59 C., im Durchſchnitt 665 Fr. 33 C. auf die Einzelne, verwendet; doch haben 4756 Lehrerinnen noch einen Gehalt unter 400 Fr.

Die Zahl der Kinderbewahranſtalten (salles d'asile) iſt 3162, davon 958 mit 83,248 Kindern von weltlichen Lehrerinnen, die ein Befähigungs-Atteſt beſitzen, und 2204 mit 265,062 Kindern von geiſtlichen, nur mit einer lettre d'obédience verſehenen Lehrerinnen geleitet.

Gegen 600,000 Kinder entbehren noch gänzlich jedes Unterrichts*) und viele von denen, die in den Schul-Liſten aufgeführt ſind, beſuchen die Schule nur während zwei oder drei Wintermonaten und vergeſſen im Sommer wieder, was ſie im Winter gelernt haben. Die Behörde kennt dieſe Uebelſtände und richtet alle mögliche Sorge darauf, ihnen abzuhelfen. Aber auch das Land muß immer mehr zu der Einſicht kommen, daß es das Geld, das es für die Schule verwendet, an Gefängniſſen erſpart. Seit 1848 iſt die Schülerzahl um etwa 1 Million oder 25% gewachſen. Im Jahre 1847 kam 1 Angeklagter auf 4067 Einwohner; im Jahre 1860 1 auf 7749; eine Verminderung von 47½%. Im Jahre 1847 ſtanden 115 junge Leute unter 17 Jahren vor den Geſchwornen; im Jahre 1860 nur noch 47.

Die Sekundär-Schulen, Lyceen und Collèges, zählten in dem Schuljahre 1861—1862 einen Effektivbeſtand von 59,764 Schülern, der im Jahre 1863 auf 62,762 geſtiegen iſt. Die Zahl der Anſtalten hat ſich vermehrt und ihre innere Einrichtung manche Verbeſſerung erfahren. Den klaſſiſchen und hiſtoriſchen Studien iſt ein höheres und weiteres Ziel geſetzt. Durch das Dekret vom 29. Juni 1863 iſt die Philoſophie als Unterrichtsgegenſtand eingeführt worden. In den oberſten Klaſſen ſoll ein Curſus über die politiſchen, ökonomiſchen und ſozialen Zuſtände Frankreichs und des Auslandes als Vorbereitung für die bald ins praktiſche Leben tretenden jungen Leute hinzutreten. Der Unterricht in den lebenden Sprachen ſoll mit größerer Gründlichkeit als bisher und nach einer mehr natürlichen Methode ertheilt werden. Die öffentliche Meinung verlangt ſeit langer Zeit die Organiſation eines den Bedürfniſſen der zahlreichen Jugend, die ſich der Induſtrie, dem Handel und dem Ackerbau widmen will, entſprechenden realen Unterrichtes. Dieſer Unterricht exiſtirt zwar in den meiſten Lyceen und Collèges neben dem klaſſiſchen, doch in höchſt mangelhafter Weiſe. 4386 Schüler erhalten ihn in 64 Lyceen und 8926 in den Collèges. Für die Errichtung eigener Realſchulen ſind ſchon alle Vorbereitungen getroffen und ſie werden ins Leben treten, ſobald der geſetzgebende Körper die dazu für 1864 verlangte Summe bewilligt. — Andere die äußeren Verhältniſſe der Schulen betreffende Verbeſſerungen übergehen wir.

Was die gelehrten Fachſtudien betrifft, ſo ſind gegenwärtig alle Lehrſtühle beſetzt. In dem Rechtsſtudium iſt eine bisher fühlbare Lücke ausgefüllt worden, indem für den Curſus des adminiſtrativen Rechts die Lehrſtoffe beſtimmt ſind. In der mediziniſchen Fakultät haben ſich die im Jahre 1862 für die praktiſchen Studien getroffenen Einrichtungen bewährt. Die Zahl der Studirenden wie der Graduirten, mit Ausnahme der bacheliers ès sciences, hat ſich in allen Fakultäten vermehrt.**)

*) Man vergeſſe nicht, daß es in Frankreich keinen Schulzwang wie bei uns giebt.

**) Als Curioſum berichtet die „Gironde", daß in Bordeaux ein Fräulein Pauline Peres das Examen des Baccalaureats ès lettres glänzend beſtanden hat. Es iſt das dritte Beiſpiel, daß eine junge Dame das Baccalaureats-Examen gemacht hat. Die Erſte war Fräulein Royer, die

Digitized by Google

Die Liberalität für beſondere wiſſenſchaftliche Zwecke iſt von jeher ein ſchöner Ruhm Frankreichs geweſen, dem hierin nur England würdig zur Seite ſteht. Auch in dem verfloſſenen Jahre iſt Bedeutendes theils ausgeführt, theils vorbereitet worden. Das Inſtitut hat zum zweiten Male den großen Preis von 50,000 Fr. ausgeſetzt für die nützlichſte Anwendung der Voltaiſchen Säule. Die Académie des inscriptions et belles lettres hat den von ihr zu vertheilenden Preis dem Herrn Julius Oppert für die Entzifferung und Erklärung der aſſyriſchen Keil-Inſchriften zuerkannt.

Die von dem kaiſerlichen Obſervatorium ausgeführten Arbeiten haben die Unzulänglichkeit der bisherigen Beſtimmungen der Entfernung der Erde von der Sonne, der Erdmaſſe und der Schnelligkeit des Lichtes ergeben und dadurch zu neuen und wichtigen Unterſuchungen angeregt. Die bedeutendſte Bereicherung des Obſervatoriums iſt das kürzlich vollendete Meridian-Inſtrument, das größte, das bis jetzt exiſtirt und dem kein anderes an optiſcher Kraft gleichkommt. Es giebt zugleich die Rectaſcenſionen und Declinationen, und es wird möglich ſein, Sterne zu erreichen, die ſich bisher der Beobachtung entzogen haben. Das kaiſerliche Obſervatorium hat ſich mit dem königlichen Obſervatorium von England in Verbindung geſetzt, vom 27. Oktober 1863 an gemeinſchaftlich eine Theilung der Arbeiten zu organiſiren. Die aſtronomiſchen Verificationen in Bezug auf die Karte von Frankreich und auf die Geſtalt der Erde haben ſich über den ganzen Norden des Reichs, von Breſt bis Straßburg, erſtreckt.

Die Wirkſamkeit des meteorologiſchen Inſtituts hat ſeit dem 1. Auguſt 1863 eine neue Ausdehnung gewonnen. Mittelſt 65 Depeſchen, die täglich aus der Fremde einlaufen, wird der atmoſphäriſche Zuſtand Europa's in eine Karte verzeichnet, die den Gang der großen Störungen beſtimmt. Die daraus zu erwartenden Reſultate werden täglich den betreffenden Ländern telegraphiſch mitgetheilt.

Die Arbeiten des Bureau des longitudes haben wegen wichtiger Verbeſſerungen und Vermehrungen einigen Aufſchub in der Herausgabe der Ephemeriden veranlaßt; doch wird der Band für 1866 um die Mitte 1864 erſcheinen, dem bald der Band für 1867 folgen ſoll.

Nicht minder bedeutend ſind die im Muſeum ausgeführten Arbeiten. Der Plan ſeiner Gärten und Parks iſt verbeſſert, ein anatomiſches Laboratorium erbaut worden. Durch einen auf die Spezial-Fonds des Unterrichts-Miniſteriums bewilligten Kredit iſt es möglich geworden, die Sammlungen der Brüder Schlagintweit und des Kommandanten Duhouſſet zu erwerben.

Die von den Mitgliedern der franzöſiſchen Schule in Athen unternommenen Ausgrabungen in Delphi, die ſo intereſſante Reſultate gehabt haben, mußten in Folge der politiſchen Ereigniſſe in Griechenland unterbrochen werden. Die bereits geſammelten Inſchriften bilden einen Band, der ſo eben veröffentlicht worden iſt. Andere wiſſenſchaftliche Arbeiten ſind von den Direktoren der Schule eingereicht worden und werden in Kurzem bekannt gemacht werden. In den Provinzen haben die gelehrten Geſellſchaften beſonders in Bezug auf geſchichtliche Forſchungen ein reges Leben entwickelt. Die Zahl der wechſelſeitig ausgetauſchten Bulletins beläuft ſich jährlich auf faſt 35,000. Die Sammlung der Documents inédits iſt dieſes Jahr um 4 Werke bereichert worden: Conférences de Loudun; Cartulaire de l'Abbaye de Redon; Trésor de Brunetto Latini; Lettres du cardinal de Richélieu (Vol. IV.). Zwei topographiſche Dictionäre ſind erſchienen: das des Departements der Meurthe und das der Niederpyrenäen. Das Dépôt des livres hat mehr als 50,000 Bände vertheilt, größtentheils an Schulen.

Der Umbau der kaiſerlichen Bibliothek ſchreitet nur langſam fort wegen des geringen jährlich dafür bewilligten Kredits. Der Herzog von Luynes hat ſeine reichen und koſtbaren Bücherſammlungen dem Staate zum Geſchenk gemacht unter der Bedingung, daß ſie zu einer beſtimmten Zeit in der Bibliothek aufgeſtellt werden. Dieſer Umſtand dürfte die Regierung bewegen, den Kredit zu vermehren und den Bau zu beſchleunigen.

Wiſſenſchaftliche Forſchungen ſind auf Veranlaſſung der Regierung an verſchiedenen Punkten des Orients, namentlich in Algerien, Paläſtina, im alten Samothrace, angeſtellt worden, die theils zur Berichtigung und Vervollſtändigung der geographiſchen Kenntniſſe, theils zur Bereicherung der Muſeen an Denkmälern alter Kunſt beigetragen haben. Zwei Archäologen, Mitglieder des Inſtituts, ſind beauftragt worden, von Neuem den Orient zu erforſchen. Der Eine, der Vicomte von Rougé, ſoll alle in den letzten Jahren zu Tage geförderten Inſchriften in Aegypten kopiren und die wichtigſten von Champollion und anderen Reiſenden geſammelten Texte vergleichen. Der Andere, Herr von Saulcy, ſoll die bibliſchen Oertlichkeiten vom topographiſchen, hiſtoriſchen und archäologiſchen Geſichtspunkte aus unterſuchen.*) Von anderen Gelehrten, die wiſſenſchaftliche Miſſionen nach Rußland, Schweden, Dänemark, Deutſchland und Italien erhalten hatten, ſind die Archive und Bibliotheken dieſer Länder durchforſcht und eine nicht unbedeutende Zahl von Dokumenten, beſonders ſolchen, die für die Geſchichte Frankreichs wichtig ſind, aufgefunden worden.

Die franzöſiſche Preſſe hat im Allgemeinen dieſen Bericht günſtig aufgenommen; nur dringt das Siècle mit Recht darauf, daß man nicht auf halbem Wege ſtehen bleibe. „Das Geſetz von 1854 hat die Lehrer dem Einfluſſe der Biſchöfe entzogen und das war ein Fortſchritt; aber damit der Fortſchritt vollſtändig werde, müßte der Lehrer nicht bloß vor dieſem, ſondern vor jedem Einfluſſe ſicher geſtellt werden. Noch liegt das Schickſal des Lehrers ganz in den Händen des Präfekten, der ihn ernennt und über ihn verfügt. Die Anſtellung der Lehrer bedarf einer höheren Sanction, die ihm die nöthige Garantie einer geſicherten Stellung giebt. Man hat nur zu lange die Lage des Lehrerſtandes unbeachtet gelaſſen. Gerade dieſen beſcheidenen Beamten, die dem Staate die größten Dienſte erweiſen, gebührt vor Allem eine feſte und geachtete Stellung.“ — Andere Journale dringen auf die Errichtung von Spezial-Schulen. Sie verſtehen aber unter Spezial-Schulen Anſtalten, in denen künftige Handwerker und Künſtler neben einigen allgemeinen Kenntniſſen auch die Anfangsgründe ihres Handwerkes oder ihrer Kunſt erlernen, die ſie jetzt als Lehrlinge bei einem Meiſter erwerben. — Die klerikalen Blätter proteſtiren

in Lyon im November 1861 ſich für das Baccalaureat ès lettres, und die zweite Fräulein Milne Edwards, die ſich in Paris für das Baccalaureat ès sciences prüfen ließ.

*) Herr von Saulcy hat ſich bereits nach Jeruſalem begeben. Seine Abſicht iſt diesmal, beſonders die Gegenden jenſeits des Jordans zu erforſchen. Er hofft, hier die Beſtätigung ſeiner Anſicht von der jüdiſchen Kunſt zu finden. Herr von Saulcy ſtimmt bekanntlich auch nicht mit mehreren anderen gelehrten Archäologen in Bezug auf das Alterthum der noch ſtehenden Mauerüberreſte des Tempels in Jeruſalem überein. Seiner Meinung nach gehörten ſie ſchon den Grundmauern des Salomoniſchen Tempels an, während Herr von Vogué und andere Forſcher ihnen einen weit jüngeren Urſprung geben.

Digitized by Google

natürlich gegen die Einführung des philoſophiſchen Unterrichtes und wollen die Geſchichte nur nach Lehrbüchern, die in ihrem Sinne verfaßt ſind, gelehrt wiſſen. M.

Kleine literariſche Revue.

— **Die geiſtlichen Orden und Klöſter der Gegenwart***). Ueber die Berechtigung, im heutigen Preußen, in Rheinland und Weſtfalen, geiſtliche Orden und Klöſter des Mittelalters wieder zu errichten, iſt ſoeben in Berlin eine kleine Schrift erſchienen, deren Zweck und Form aus folgenden Stellen derſelben erſichtlich iſt:

Im Eingange der Schrift leſen wir: „Die ungemeine Vermehrung der Klöſter in den weſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates zieht in unſerer Zeit die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. An vielen Orten ſetzen ſich in aller Stille männliche und weibliche Orden aller Art feſt, und man gewahrt ſie oft erſt, wenn ihre umfangreichen Gebäude und Kirchen ſchon hervorragen. Vor Allem iſt es der Jeſuiten-Orden, der ſich mehr und mehr ausbreitet und deſſen großartige Niederlaſſungen und Erziehungshäuſer wir an vielen Orten in Rheinland und Weſtfalen, namentlich in Paderborn, Münſter, Köln, Aachen, Bonn und neuerdings in Kloſter Laach bei Koblenz erblicken, zu geſchweigen von anderen Orten am Rhein, wie Mainz."

Und am Schluſſe der Schrift heißt es:... „Kann das Cultus-Miniſterium uns keine beſſeren Gründe entgegenſtellen, ſo bleibt unſere vorbegründete Ueberzeugung unerſchütterlich feſt, und mit der Kraft dieſer Ueberzeugung mahnen wir unſere oberen Staatsbehörden, aus ihrer vielleicht abſichtlich irregeleiteten Vertrauensſeligkeit zu erwachen, die in Kraft beſtehenden Geſetze zu handhaben, den Frieden unter den Konfeſſionen, den wir ernſtlich wollen, zu wahren, Thron und Land zu ſchützen gegen das Umſichgreifen eines beiden grundſätzlich gleich feindlichen, religiöſen Fanatismus. Wir rufen ihnen zu: Videant consules ne quid detrimenti respublica capiat!"

— **Rationaliſtiſche Theologie in England.** Baurs Kirchengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts und die Tübinger Schule geben der National-Review Anlaß zu einer eingehenden Beſprechung der deutſchen und der engliſchen Art der Auffaſſung des Chriſtenthums, wobei der Reviewer zu dem Reſultate gelangt, daß, wenn der deutſche Rationalismus im vorigen Jahrhundert ſeine Grundlehren den engliſchen Deiſten zu verdanken hatte, die heutige Denkfreiheit in religiöſen Dingen in England ſich dagegen ausſchließlich auf die theologiſchen Forſchungen Deutſchlands ſtütze. In neueſter Zeit ſind in England zwei theologiſche Zeitſchriften rationaliſtiſcher Tendenz gegründet worden: zuerſt The Truthseeker (der Wahrheitſucher), herausgegeben von Reverend J. P. Hopps, die ſeit Mai v. J. als Monatſchrift erſcheint und unter Anderem folgende zwei „Vorleſungen für das Volk" enthält: 1) „Wer ſind die wahren Freunde der Bibel — die rationaliſtiſchen Forſcher, oder die Vertheidiger ihrer wörtlichen Unfehlbarkeit?" 2) „Das Gebiet der Vernunft in Sachen der Religion." — Eine andere Zeitſchrift für die theologiſche Wiſſenſchaft führt den Titel: Thought and Life (Gedanke und Leben) und wird vom 1. März ab von zwei zu zwei Monaten ausgegeben werden. Der Herausgeber, als welcher der Geiſtliche Charles Beard unterzeichnet, und ſeine Mitarbeiter, ſämmtlich Reverends, drei und dreißig an der Zahl, ſagen von ſich, daß ſie ſolchen Kirchen angehören, die ſich jetzt zu einer „unitariſchen Theologie" bekennen, und die, was ſie ſelbſt als recht und wahr erkannt, nunmehr auch offen vor aller Welt verkünden wollen.

— **Shakſpeare-Anthologie.** Nächſt den von Dingelſtedt in Weimar veranſtalteten Aufführungen der ſieben „Hiſtorien" Shakſpeare's, können wir als eine würdige, deutſche Feier des triſäkulären Shakſpeare-Jubeljahres die in der Vereinsbuchhandlung in Hamburg erſchienene „Shakeſpeare-Anthologie" des Direktors Dr. Kreyßig bezeichnen.*)

Das Buch iſt ſowohl der äußeren Form, als dem Inhalte nach eines der nobelſten literariſchen Geſchenke, das gebildeten Frauen für ihren Leſetiſch verehrt werden kann. Sie werden darin geiſtige Genüſſe und Anregungen aller Art finden, denn der mit Shakſpeare ſehr vertraute Herausgeber hat es verſtanden, die ergreifendſten und anziehendſten Stellen der Dramen des großen Dichters herauszufinden und unter leicht überſichtlichen Titeln zu gruppiren. Aber auch diejenigen Leſer, welche Shakſpeare ſowohl im Original, als in der Schlegel-Tieckſchen Ueberſetzung bereits ſehr genau kennen, werden erfreut ſein, in dieſer Anthologie einen Leitfaden zu beſitzen, der ſie zu den ſchönſten, großartigſten und anmuthigſten Partien des Welt- und Dichter-Gartens hinführt.

Wir denken auf das Buch noch zurückzukommen, und bemerken hier nur noch, daß ſich daſſelbe durch Papier, Druck und Format der bei J. J. Weber in Leipzig erſcheinenden „Deutſchen Bibliothek" älterer Autoren, herausgegeben von Heinrich Kurz, eng anſchließt, ſo daß hier Burkard Waldis, Grimmelshauſen (der Simpliciſſimus) und Shakſpeare, die Einem Jahrhundert angehörten, in würdigſter Form ſich wieder zuſammenfinden.

— **Ephraim Kuh.****) Das Leben dieſes Dichters aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (welches Berthold Auerbach zum Objekt ſeines Romanes „Dichter und Kaufmann gemacht) wird in der kleinen Schrift im allgemeinen Umriß dargeſtellt. Es iſt ein trauriges Bild: viel Selbſtbeſpiegelung, viel Grübelei, wenig Thatkraft und dazu noch viel körperliches Leid. Kuh's perſönliche Verhältniſſe waren der Entwickelung geſunder Kraft nicht günſtig und die Zerfahrenheit der Zeit hätte auch einen Tüchtigeren auf Irrwege führen können. Dem Gemüth und dem Charakter fehlte Harmonie — wie ſollte dabei eine literariſche Thätigkeit gedeihen! Charakteriſtiſch genug für den Mangel an geiſtiger Konzentration in den literariſchen Köpfen war es, daß man den Sinnſpruch zur beliebteſten Dichtungsart machte: Das verlangte keine große Sammlung und keine entſchiedene Cohärenz der Gedanken, ein guter Einfall genügte. An die tauſend kleinen Ereigniſſe und Beziehungen des geſellſchaftlichen Lebens heftete auch Kuh ſeine Reimlaſt, bei allen Erlebniſſen und Geſprächen machte er ſich Denkzeichen, um ſie nicht aus der Erinnerung zu verlieren — und über ſeine Thätigkeit war er recht froh; er ſagt einmal:

---

*) Die geiſtlichen Orden und Klöſter und die Berechtigung ihrer Exiſtenz in den weſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates. Berlin, Georg Reimer, 1864. 32 S.

*) Shakſpeare-Anthologie. Die ſchönſten und bedeutſamſten Schilderungen und Weisheits-Sprüche aus den Dramen des Dichters. Biographiſch eingeleitet und herausgegeben von F. Kreyßig. Mit 32 Illuſtrationen von Karl Winkler. Hamburg, Vereinsbuchhandlung, 1864.

**) Der Dichter Ephraim Kuh, von Dr. M. Kayſerling. Berlin, Julius Springer, 1864. 8. 47 S.

Digitized by Google

Ich lobe mir die Thoren
Trotz ihrer Midasohren:
Wenn Jedermann vernünftig wär',
Wo nähm' ich Stoff zu Sinngedichten her?

Doch bei einem auf das Hohe gerichteten Geiſt war es ſelbſtverſtändlich, daß er nicht im engen Kreis des kleinbürgerlichen Lebens ſich einpuppte: auf den Staat, namentlich auf Friedrich den Großen, finden ſich eine Reihe von Epigrammen. Wir heben eines heraus, das ſich auf das Verhältniß des Königs zu Voltaire bezieht. Es führt die Ueberſchrift: „Die Narren eines gewiſſen Fürſten“ und lautet:

Zwei Narren hat der Fürſt in ſeinem Tafelzimmer,
Den einen ſieht man ſtets, den andern ſieht man immer;
Neckt ihn der Erſte ſehr:
Neckt ihn der Andre mehr!

Kurz genug, aber auch unverſtändlich genug; man erwartet beim Leſen dieſer Zeilen noch eine Fortſetzung, einen Abſchluß, das Epigramm erſcheint unvollendet. So übertrug ſich das Halbe, Lückenhafte des Menſchen auf die Form ſeiner kleinen Leiſtungen. Ein großes Sujet, das ſeine geſammten Kräfte Jahr und Tag in Anſpruch genommen, hätte ihn vielleicht zum einheitlichen Leben geführt: das beſtändige Sprühen in kleinen Funken zerſtörte ihn vollends. Eine ernſte Mahnung, es mit der Arbeit ernſt zu nehmen.

— **Franzöſiſche Bibliographie.** Von intereſſanten neuen Erſcheinungen unter der Preſſe erwähnen wir

Boiteau (Paul). — Les Traités de commerce, texte de tous les traités en vigueur, notament des traités conclus avec l'Angleterre, la Belgique, la Prusse et l'Italie, avec une introduction historique et économique, des renseignements sur les monnaies, les mesures, les douanes, les usages, et un catalogue alphabetique, etc. 1 fort vol. in-8. Paris, Guillaumin et Co.

Plebano et Musso. — Les Finances du royaume d'Italie, avec une introduction par M. P. Boiteau. 1 beau vol. in-8. Paris. Guillaumin et Co.

Literariſcher Sprechſaal.

Am 28. Januar hielt die königliche Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Großen eine öffentliche Sitzung. Der an dieſem Tage vorſitzende Secretair, Herr Haupt, eröffnete die Sitzung mit einem Vortrage über die Beziehungen Friedrichs des Großen zur Entwickelung der deutſchen Literatur und ſprach dann über die Mitglieder und Korreſpondenten, welche die Akademie in dem verwichenen Jahre durch den Tod verloren hat. Hierauf verkündete er, daß Se. Majeſtät der König dem ordentlichen Profeſſor der Geſchichte zu Heidelberg, Dr. Ludwig Haeuſſer, für ſeine „deutſche Geſchichte ſeit dem Tode Friedrichs des Großen“, die in zweiter und dritter Ausgabe vermehrt und umgeſtaltet ſeit dem Jahre 1858 erſchienen iſt, den in dem k. Patente vom 18. Juni 1844 für das beſte Werk, das im Bereiche der deutſchen Geſchichte je von fünf zu fünf Jahren in deutſcher Sprache erſcheint, beſtimmten Preis von Eintauſend Thalern Gold nebſt einer goldenen Denkmünze auf den Vertrag von Verdun ertheilt habe. Hierauf berichtet Herr Trendelenburg, nach §. 34 der Statuten der Humboldt-Stiftung für Naturforſchung und Reiſen, über den Stand dieſer Stiftung. Am 1. Januar d. J. betrug ihr Kapitalvermögen 48,800 Thlr. in zinstragenden Effekten, und zwar einſchließlich der zweiten Rate des königlichen Beitrags von 10,000 Thlr., und baar 41 Thlr. 29 Sgr. 1 Pf. Zu Stiftungszwecken ſind für 1864 2150 Thlr. verwendbar. Im vorigen Jahre hat die Humboldt-Stiftung, nach der ſtatutenmäßigen Beſtimmung der Akademie der Wiſſenſchaften, mit dem Ertrage zweier Jahre von zuſammen 3569 Thlr. ausgerüſtet, nach Süd-Amerika entſandt Dr. Reinhold Henſel, der wiſſenſchaftlichen Welt durch zoologiſche und paläontologiſche Arbeiten bekannt. Er übernimmt eine Durchforſchung des ſüdlichen Braſiliens und der Pampas-Formation in den argentiniſchen Staaten für den Zweck, foſſile Ueberreſte, insbeſondere von Säugethier-Skeleten, aufzuſuchen; es knüpfen ſich an ſeine Sammlungen und Beobachtungen Hoffnungen für wichtige wiſſenſchaftliche Fragen, namentlich über den Anſchluß der jetzt lebenden Thierwelt an die untergegangene. Es wird dankbar die Förderung erkannt, welche Dr. Henſel für ſeine Reiſe ſowohl bei Privaten, namentlich bei angeſehenen Handelshäuſern in Hamburg und Bremen, als auch beſonders bei den preußiſchen Behörden und durch dieſelben bei der braſilianiſchen Regierung gefunden. Für den Erfolg der Stiftung bedarf es weiterer thätiger Theilnahme. — Die Sitzung ward von Herrn Pertz mit einem Vortrage über das Jugendleben des Feldmarſchalls Neidhart von Gneiſenau geſchloſſen.

Aus dem vor einigen Tagen ausgegebenen vierten Jahresberichte der deutſchen Schillerſtiftung werden Alle, die zu dieſer Stiftung beigetragen, mit Vergnügen erſehen, daß dieſelbe jetzt in voller Wirkſamkeit iſt und dem edlen Zwecke, zu welchem ſie gegründet worden, mehr und mehr entſpricht. In der Zeit vom 10. November 1862 bis zum 31. Dezember 1863 hat die Schillerſtiftung nicht weniger als eilftauſend und vierhundert Thaler in 81 Ehrenſpenden verabreicht. Es befinden ſich darunter ſieben lebenslängliche Penſionen, und zwar drei à 300 Thaler, eine à 200 Thaler, zwei à 200 Gulden und eine à 100 Thaler. Unter den ein- oder mehrjährigen Ehrenſpenden befinden ſich vier à 500 Thaler, ſechs à 300 Thaler, vier à 250 Thaler, ſechs à 200 Thaler, ſieben à 150 Thaler, dreizehn à 100 Thaler, eine à 300 Gulden Oeſterr., zwei à 150 Gulden, zwei à 100 Gulden Rheiniſch u. ſ. w. Es konnte im vorigen Jahre eine ſo reiche Ehrenſpendung ſtattfinden, weil die Schillerſtiftung in demſelben zum erſten Male auch über ihren Zinſen-Antheil an dem Erträgniſſe der Schiller-Lotterie (300,832 Thaler) verfügen konnte, zu welchem Zwecke ein Uebereinkommen mit den Dresdener Bevollmächtigten des Schiller-Lotterie-Comité abgeſchloſſen wurde. Die Schillerſtiftung hat jetzt ihr Hauptbureau in das Schillerhaus zu Weimar verlegt, das durch die Liberalität des Großherzogs in entſprechender Weiſe ausgeſtattet worden iſt.

Dem Londoner „Shakspeare-Monument-Committee“, deſſen ſchöner Zweck, an dem 300jährigen Geburtstage des Dichters den Grundſtein zu einem aus freiwilligen Beiträgen hervorgehenden in London zu errichtenden Denkmal zu legen, auch ſchon im „Magazin“ beſprochen worden, ſind auch die namhafteſten Gelehrten auf dem Gebiete der Shakſpeare-Literatur in Deutſchland beigetreten. Wir nennen nur Ulrici, Delius, Mommſen. Nach dieſem Vorgange wird, wie wir hören, auch in anderen Ländern das Intereſſe für dieſe Sache rege, und ſo wird nicht allein die Feſtlichkeit, welche im April in London ſtattfinden ſoll, ſondern auch das zu errichtende Monument ſelbſt einen internationalen Charakter erhalten. — Nächſt England hat Deutſchland vor

Digitized by Google

allen anderen Ländern Europas das Recht, den Ehrentag des großen Poeten zu feiern. Mit ihm ſteht und fällt unſere klaſſiſche Literatur; an ihm haben Leſſing, Göthe und Schiller ſich groß geſäugt, und auch den Epigonen iſt er der Urquell alles Dichtens. Es wäre daher eine zahlreiche Betheiligung deutſcher Freunde des Dichters mit Beiträgen zu dem Londoner internationalen Shakſpeare-Monument ſehr zu wünſchen. Wir ehren uns, indem wir ihn ehren.

Wie wir aus dem „Athenäum“ erfahren, hat das Londoner Comité Heren Buchhändler Albert Cohn in Berlin zu ſeinem „German Secretary“ ernannt. An ihn ſind alle Beiträge zu richten. — Für Italien hat dieſes Ehrenamt Herr Antonio Panizzi, der berühmte Vorſtand des British Museum, übeenommen.

Von London aus wird jetzt über Großbritannien und Irland eine Bewegung zu Gunſten der Abſchaffung der Todesſtrafe verbreitet. Veranlaßt iſt dieſe Bewegung hauptſächlich durch die am 12. Januar d. J. erfolgte Hinrichtung eines Arbeiters Wright, um deſſen Begnadigung ein großer Theil der Bevölkerung Londons vergebens gebeten hatte. Wright ſoll im Jähzorn und in der Trunkenheit ſeine Geliebte erſchlagen, jedoch vor den Geſchworenen, da man ihm in der Eile keinen Vertheidiger gegeben, ſich aus Unwiſſenheit des Mordes, ſtatt des Todtſchlages, ſchuldig bekannt haben. Er wurde darauf, nach dem Spruche der Geſchworenen, zum Tode verurtheilt und gehängt. Gleichzeitig wurde ein reicher Herr Namens Townley, der ebenfalls ſeine Geliebte erſchlagen und ſich dieſer Unthat öffentlich gerühmt hatte, ungeachtet des ebenfalls gegen ihn lautenden Spruches der Geſchworenen, von der Königin begnadigt, nachdem eine auf Antrag der einflußreichen Verwandten Townley's niedergeſetzte Kommiſſion ihn für geiſteskrank und unzurechnungsfähig erklärt hatte. Das Volk und die für das Volk geſchriebenen Zeitungen behaupten nunmehr, in Alt-England werde zweierlei Recht geübt, ein ſtrenges gegen die Armen und ein mildes gegen die Reichen. Der Miniſter-Staatsſekretair, Sir George Grey, wird wegen angeblicher Parteilichkeit auf das Heftigſte angegriffen, und beſonders ſeitdem auch ein geachteter Rechtskenner, Sir Fitzroy Kelly, gewiſſermaßen auf die Seite des Volkes getreten, indem er in öffentlichen Blättern nachwies, daß in England in den 57 Jahren ſeit 1806 nicht weniger als neunundvierzig Juſtizmorde unzweifelhaft begangen worden, macht die Propaganda für Abſchaffung der Todesſtrafe reißende Fortſchritte.

Die „Preußiſchen Jahrbücher“ von R. Haym*) ſetzen, wie das vor Kurzem erſchienene erſte Heft des ſiebenten Jahrganges beweiſt, ihre politiſch-literariſche Thätigkeit in der bisherigen wiſſenſchaftlichen und freiſinnigen Weiſe fort. Die „Preußiſchen Jahrbücher“ ſind der Fahne Friedrich's des Großen, die ſie in ihrer erſten Nummer aufgeſteckt, der Fahne deutſchen Rechtes in der Politik und der Fahne philoſophiſcher Wahrheit in der Wiſſenſchaft unbeirrt treu geblieben. Man hat gewiß, ebenſo wie in Preußen, auch im übrigen Deutſchland nicht verkannt, daß die „Jahrbücher“, die allerdings ihren preußiſchen Urſprung nie verleugneten und ſtets hoch hielten, doch dabei die nationale, die deutſche Idee, als das Band, welches die geſammten Stämme unſeres Vaterlandes geiſtig und phyſiſch zu einem großen Ganzen vereinigt, allezeit vorangeſtellt haben. Der tüchtige Herausgeber hat in neueſter Zeit die Zahl ſeiner Mitarbeiter durch neue, ebenſo tüchtige Kräfte zu vermehren gewußt, und wir zweifeln daher nicht, daß ſeine Beſtrebungen mehr und mehr im deutſchen, wie im preußiſchen Vaterlande gewürdigt und anerkannt werden.

*) Berlin, Georg Reimer.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Schulbüchern nur ſelten die Ehre zu Theil wird, in fremde Sprachen überſetzt zu werden, da ſie nach Form und Inhalt den lokalen Verhältniſſen angepaßt ſein müſſen und daher nicht leicht den Bedürfniſſen eines fremden Volkes entſprechen. Um ſo erfreulicher iſt es, eine Ausnahme in dieſer Beziehung konſtatiren zu können. Von dem in Berlin bei Duncker und Humblot in fünfzehnter Auflage erſchienenen „Grundriß der Weltgeſchichte von Th. Dielitz“ liegen nämlich eine franzöſiſche, eine ſchwediſche und eine holländiſche Ueberſetzung vor. Die erſte iſt in Neuſchatel, die zweite in Helſingfors und die dritte in Gröningen erſchienen. Auch die im Winckelmann'ſchen Verlage erſchienenen Jugendſchriften deſſelben Verfaſſers haben im Auslande einen ſolchen Beifall gefunden, daß mehrere derſelben („Reiſebilder“, „Land- und Seebilder“, „Hellas und Rom“) ins Ruſſiſche überſetzt worden ſind.

Voltaire's Ode zu Ehren der heiligen Genovefa, von der die vorige Nummer unſerer Zeitſchrift ſpricht, iſt den Bibliophilen bereits ſeit längerer Zeit bekannt und auch ſchon als ein Curioſum abgedruckt worden. Er hat dieſe Ode allerdings als Gymnaſiaſt gedichtet, doch gehört ſie ihm nicht allein an, da ſie die Nachahmung einer lateiniſchen Ode ſeines Lehrers, des Paters le Jay, auf die Schutzpatronin der Stadt Paris iſt.

Von Renan's „Leben Jeſu“ iſt ſoeben auch eine ſpaniſche Ueberſetzung erſchienen unter dem Titel „Vida de Jesus, por Ernesto Renan. Traduccion española de Frederico de la Vega. Con todas las notas de la edicion francesa.“

„La nouvelle Babylone“, dieſe Schilderung des heutigen Paris aus der Feder des geiſtvollen, liberalen Eugen Pelletan wird in einer deutſchen Ueberſetzung von Dr. Th. Wildberg bei Louis Levit in Bromberg erſcheinen (2 Bde., Preis ungefähr 2 Thr.)

Die vom franzöſiſchen großen Generalſtab ſeit etwa ſechzig Jahren in Hunderten von Blättern herausgegebene, ſchöne Karte von Frankreich iſt endlich im Dezember 1863 zum Abſchluß gediehen.

Der berühmte Sprachkenner, Herr Thomas Watts in London, Assistant-Keeper der Bibliothek des British Museum, wird, wie wir hören, die intereſſanteſten ſeiner in Zeitſchriften und Sammelwerken zerſtreuten Aufſätze unter dem auch in Deutſchland jetzt uſuell gewordenen Titel „Eſſays“ herausgeben. Beſonderes Intereſſe dürfte die Arbeit über die älteſten Zeitungen erregen, ein Gegenſtand, mit dem Herr Watts ſich vielfach beſchäftigt hat. Man erinnert ſich ſeines „Sendſchreibens an A. Panizzi Esq., welchem wir intereſſante Aufſchlüſſe auf dieſem Gebiet verdanken, und das bei ſeinem Erſcheinen große Aufmerkſamkeit erregte. Seitdem hat Herr Watts viele neue Forſchungen angeſtellt, deren Reſultate wir in den „Eſſays“ zu erwarten haben. Ueberhaupt ſollen die meiſten Artikel der Sammlung eine Umgeſtaltung erfahren, wie die fortgeſetzten Studien des Autors ſie bedingen.

Digitized by Google

Verlag von Wilhelm Hertz (Beſſer'ſche Bchhdlg.) in Berlin, Behrenſtr. 7.

Soeben iſt erſchienen:

Paul Heyſe.

Geſammelte Novellen in Verſen.

8. 17. Bog. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Die Braut von Cypern, die Brüder, König und Magier, Margherita Spoletina, Uriella, die Furie, Rafael, Michelangelo, Buonarotti, die Hochzeitreiſe an den Walchenſee.

Paul Heyſe's Novellen in Miniatur-Format. Band I. 4. Auflage. Geh. 1 Thlr. 3 Sgr. Geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

— — in Miniatur-Format. Band III. 2. Aufl. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr. Geb. 1 Thlr. 24 Sgr.

— — in Miniatur-Format. Band IV. 2 Aufl. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt:

Bd. I. Die Blinden, Marion, La Rabbiata, Am Tiberufer.

Band III. Die Einſamen, Anfang und Ende, Maria Francisca, Das Bild der Mutter.

Band IV. Annina, Im Grafenſchloß, Andrea Delfin, Auf der Alm. (79)

Bei **Ferdinand Schneider** in Berlin erſchien ſo eben in einer zweiten verbeſſerten Auflage:

Die Verfaſſung Englands.

Dargeſtellt von **Dr. Eduard Fiſchel.**

590 Seiten 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfaſſer entwickelt in treuer Darſtellung den jetzigen Zuſtand der Staats-, Gerichts- und Gemeinde-Verfaſſung des freieſten und deshalb glücklichſten Landes in Europa; er zeigt uns, wie dieſe Verfaſſung, kein gedrucktes Blatt von ſo und ſo vielen Paragraphen, unter langem Kampf, durch treues Feſthalten an den Grundprinzipien, ſich entwickelte. Die Ueberſetzung des Buches in das Ruſſiſche, Franzöſiſche und beſonders in das Engliſche verſchafften der Arbeit dieſelbe Anerkennung im Auslande, die ihr in Deutſchland zu Theil wurde. Leider ſollte der Verfaſſer die neue Auflage nicht gedruckt ſehen; nach Vollendung ihrer Umarbeitung führte auf einer Reiſe ein Unglücksfall ſeinen plötzlichen Tod herbei. (74)

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig erſchien:

Müller, O., Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (81)

In unſerem Verlage iſt erſchienen:

Max von Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten.

Unter Mittheilungen aus ſeinem ſchriftſtelleriſchen Nachlaß dargeſtellt von **Dr. A. Hagen**, Profeſſor der Univerſität zu Königsberg.

8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Inhalt: I. Jugend- und erſte Univerſitätszeit. Aufenthalt im Oberlande. II. In Königsberg und auf dem Amte Waldau. III. Die Familie des Landhofmeiſters von Auerswald. IV. Das Haus von David Barckley. V. Der königliche Hof. VI. Der poetiſche Männerbund. VII. Zeitſchriften und Stammbücher. VIII. Schmerzvolle Ereigniſſe. IX. Veränderte Verhältniſſe. X. Vermählung in Carlsruhe. XI. Zum Freiheitskampf. XII. Nach der Leipziger Schlacht. XIII. Zeitraum zwiſchen der Anſtellung an der deutſchen Central-Verwaltung und der an einer preußiſchen Regierung. XIV. Am Niederrhein. Beilagen.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (80)

Im Verlage von **Heyder & Zimmer** in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Dr. M. Luther's ſämmtliche deutſche Schriften

nach den älteſten Ausgaben kritiſch und hiſtoriſch bearbeitet, mit literar-hiſtoriſchen Einleitungen und einem alphabetiſchen Sachregiſter, herausgegeben von

Dr. J. K. Irmiſcher und **E. L. Enders.**

Zweite verbeſſerte Auflage.

Band 1—20. Subſkriptionspreis pr. Bd.: 22½ Ngr. Erſchienen ſind: Bd. 1, 2, 4. Nach Erſcheinen des 6. Bandes tritt der Ladenpreis von 1 Thlr. pr. Band ein.

Band 21—67 werden nicht neu gedruckt und koſten im Subſkriptionspreiſe 23 Thlr. 15 Sgr.

Luther iſt unſer erſter neuhochdeutſcher Claſſiker und ſeine Schriften ſollten darum, wenigſtens ſoweit dieſelben dem Laien verſtändlich ſind, wie denen eines Göthe und Schiller im Beſitze eines jeden Gebildeten ſein.

L. Ranke ſagt von ihm: „Gewaltiger iſt wohl nie ein Schriftſteller aufgetreten, in keiner Nation der Welt. Auch dürfte kein andrer zu nennen ſein, der die vollkommenſte Verſtändlichkeit und Popularität, geſunden, treuherzigen Menſchenverſtand mit ſo viel ächtem Geiſt, Schwung und Genius vereinigt hätte. Er gab der Literatur den Charakter, den ſie ſeitdem behalten, der Forſchung, des Tiefſinns".

Guſtav Freitag: „Luther war der fruchtbarſte, größte populäre Schriftſteller der Deutſchen."

Prof. **Köſtlin:** „Wir dürfen dieſe Sammlung der Luther'ſchen Schriften als ein Werk begrüßen, welches nicht blos den Geiſt des größten Reformators in ſeiner ganzen, vielſeitigen, fruchtbaren ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit dem Leſer darſtellt, ſondern welches ihn auch einen erfriſchenden Blick thun läßt in die lebendigen Reichthümer ſeiner Mutterſprache. — Das edle Streben, welches zu Gunſten unſerer Sprache das Grimm'ſche Wörterbuch verfolgt, werden in ihrer Weiſe ebenſo ſehr oder wohl noch mehr die Schriften eines Luther fördern, wenn ſie mit dem Hauch ihrer originalen Redeweiſe den Leſer wieder umwehen."

Beilage zur Allgem. Zeitung vom 19. Januar 1852: „Dieſe Ausgabe, welche den Vorzug der Vollſtändigkeit mit den Forderungen philologiſcher Kritik und urkundlicher Genauigkeit zu vereinigen ſtrebt, genügt allen den Bedürfniſſen, welche man jetzt an eine neue Geſammtausgabe zu ſtellen berechtigt iſt." (72)

Unſere Ausgabe der Werke Luther's gibt dieſe Schriften zum erſtenmal vollſtändig, im urſprünglichen reinen Text nach den Original-Ausgaben, unter Beibehaltung aller Sprachelgenthümlichkeiten und alleiniger Anbequemung der Orthographie und Interpunktion an die jetzige, ſo daß die Sprache Luther's, als das eigenthümliche Gepräge ſeines Geiſtes, unangetaſtet geblieben iſt.

Album-Portraits

in Viſitenkartenformat

vorräthig in der Buch- und Kunsthandlung von **Hugo Quaas** in **Berlin,** Leipzigerstrasse 25. (75)

Dichter und Schriftsteller:

Ed. About [Sgr.	10	Victor Hugo [Sgr.	10
Andersen	15	James	15
B. Auerbach	7½	D. Jerrold	15
Balzac	10	W. Irving	15
Béranger	10	Poul d'Ivoy	10
Fr. Bodenstedt	10	G. Kinkel	15
Fr. Bremer	15	von Klesheim	15
Charlotte Bronte (Currer Bell)	15	Paul de Kock	10
		Fr. Kugler	10
Will. Bryant	15	A. de Lamartine	10
Edw. Bulwer Lytton	15	J. Lelewel	10
Rob. Burns	15	M. Lermontoff	10
Lord Byron	15	Ch. Lever	15
Th. Carlyle	15	G. H. Lewes	15
Chateaubriand	10	H. Longfellow	15
A. Chénier	10	Th. B. Macauley	15
W. Collins	15	Alfr. Meissner	15
J. F. Cooper	15	J. Mery	10
P. Corneille	10	A. Mickiewicz	10
W. Cowper	15	E. de Mirecourt	10
H. Crémieux	10	X. de Montépin	10
Ch. Dickens	15	Ed. Möricke	10
Fr. Dingelstedt	10	Th. Mügge	7½
B. D'Israeli	15	L. Mühlbach	7½
Dora d'Istria	12½	Th. Mundt	10
A. Dumas père	10	E. Pelletan	10
A. Dumas fils	10	Edgar Poë	15
R. W. Emerson	15	Fr. Ponsard	10
Et. Enault	10	Rob. Prutz	10
P. Ferry	10	Edg. Quinet	10
Oct. Feuillet	10	Fritz Reuter	10
de Foudras	10	W. H. Riehl	10
F. Freiligrath	15	George Sand	10
G. Freytag	12½	J. Sandeau	10
E. Geibel	10	Saphir	15
Fr. Gerstaecker	12½	V. Sardou	10
E. de Girardin	10	Walter Scott	15
J. Gotawine	10	E. Scribe	10
Bog. Goltz	7½	Fr. Soulié	10
R. Gottschall	15	E. Souvestre	10
Anast. Grün	15	Ch. Sealsfield	10
Ida Gräf. Hahn-Hahn	10	Ad. Stahr	10
Hackländer	10	Ad. Stifter	15
Fr. Halm	15	Alfr. Tennyson	15
Fr. Hebbel	15	W. M. Thackeray	15
J. L. Heiberg	15	N. Turghenew	10
Henr. Hertz	15	M. Uchard	10
G. Herwegh	15	Ludw. Uhland	10
G. Hesekiel	7½	L. Veuillot	10
Paul Heyse	10	A. de Vigny	10

Vorstehendes ist nur ein Auszug aus dem **12 500** Portraits enthaltenden Hauptkatalog, umfassend sämmtliche Regenten, Geistlichkeit, Generäle, Diplomaten, Gelehrte, Künstler etc., welche in Original-Aufnahmen nach dem Leben stets vorräthig sind.

Im Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien erſcheint:

Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte Novara um die Erde

in den Jahren 1857—1859,

unter den Befehlen des Commodore **B. v. Wüllerstorf-Urbair.**

Beſchreibender Theil von **Karl v. Scherzer.**

Illuſtrirte Volksausgabe in 30 Lieferungen à 30 Kr. ö. W. = 6 Ngr.

Bis jetzt wurden 10 Lieferungen ausgegeben, die übrigen ſollen im Laufe des Jahres folgen. Die Prachtausgabe des Werkes, welche geheftet 12 fl. = 8 Thlr., elegant gebunden 13½ fl. = 9 Thlr. koſtet, kann fortwährend complet bezogen werden. Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. (77)

Dieser Nummer liegt eine Anzeige bei betr. die **Publikationen des Königl. Preussischen Statistischen Bureaus** im Verlage der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin und ein **Prospect zu dem illustrirten Kunstjournal: Die Dioskuren.** Commissionsverlag der Nicolaischen Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. No. 7.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Herausgegeben von

Joseph Lehmann.

Dreiunddreißigster Jahrgang.

Sendungen wie Briefe sind franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin — Sonntag, den 14. Februar — 1864.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieselbe im ganzen deutsch-österreichischen Postverein ohne Portoaufschlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutschland und das Ausland.
Felix Mendelssohn's Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 in der Uebersetzung von Lady Wallace 98

Nord-Amerika.
Die Bildung der Continente. Von Louis Agassiz 100

England.
Die Gesellschaft und ihre Selbsthilfe. III. Rettungs-Anstalten für Verirrte, Lasterhafte und Unglückliche 103

Frankreich.
Noch ein Wort über das Leben Jesu von Renan 105

Rußland.
Der Amur 106

Kleine literarische Revue.
Schleswig in der großen Reymann'schen Karte 109
Cornelia, Zeitschrift für häusliche Erziehung 109
Die Dioskuren. Deutsche Kunstzeitung . 110
Der Hirtenkasper 110

Literarischer Sprechsaal.
Dr. Moritz Veit 110
Mannichfaltiges 111

In **G. Eichler's** plastischer Kunstanstalt in Berlin ist so eben erschienen:

Portraitmedaillon Galilei's,
alte Modellirung, in saubern Gipsabgüssen,

a. 4 Zoll Durchmesser, unter Glas in Metallrähmchen 20 Sgr., in Holzrähmchen 25 Sgr., ohne Rahmen 10 Sgr.

b. 2¼ Zoll Durchm., in Metallrähmchen 12½ Sgr., in Holzrähmchen 15 Sgr. (95)

Obige durchaus zuverlässige Portraitmedaillons empfehlen sich als Andenken an den 18. d. M., an welchem Tage der 300ste Geburtstag des vortrefflichen Mannes in Italien nicht bloss, sondern auch bei uns ohne Zweifel gefeiert werden wird.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Prospectus of the Cambridge Edition of Shakespeare.

To be completed in Eight Volumes, price 10s. 6d. each, published at intervals of Four Months.

THE WORKS OF
WILLIAM SHAKESPEARE
EDITED BY
WILLIAM GEORGE CLARK, M. A.,
FELLOW AND TUTOR OF TRINITY COLLEGE, AND PUBLIC ORATOR IN THE UNIVERSITY OF CAMBRIDGE;
AND
JOHN GLOVER, M.A.,
LIBRARIAN OF TRINITY COLLEGE, CAMBRIDGE:

In announcing this edition of Shakespeare's Works the Publishers desire to call attention to certain features, which will distinguish it from previous editions:

1. A Text based on a thorough collation of the four Folios, and of all the Quarto editions of the separate plays, and of subsequent editions and commentaries.

2. All the results of this collation will be given in notes at the foot of the page, and to these will be added conjectural emendations collected and suggested by the editors and furnished to them by their correspondents. The reader will thus have in a compact form a complete view of the critical materials out of which the text of Shakespeare is formed.

3. In the cases where a Quarto edition exists, differing from the received text to such a degree that the variations cannot be shewn in notes, the text of the Quarto will be printed *literatim* in a smaller type after the received text.

4. The lines of each Scene will be numbered separately.

5. At the end of each play will be added a few critical notes upon such passages as require discussion.

6. The Poems, edited on a similar plan, will follow the Dramatic works.

The Work will be handsomely printed in demy 8vo, at the Cambridge University Press, and it will be the aim of the Publishers to make this edition distinguished for its typographical beauty.

The volumes 1 to 3 are out and to be had at the AGENCY FOR GERMANY:
MR. LUDWIG DENICKE, LEIPZIG.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Januar 1864.

The small house at Allington. — Publishers before the age of printing. — Sermons. — Parliamentary committees. — Cousin Phillis. — Ulysses in Ogygis by *J. Noël Paton.* — Respecting asses. — Shylock in London. — Yorkshire Money and money's worth. — Margaret Denzil's history (annotated by her husband.

Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. (98)

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. **Januar 1864.**

The Hillyars and the Burtons. A story of two families by *Henry Kingsley.* — Christmas thoughts on Renan's vie de Jésus by the Rev. *F. D. Maurice.* — Letters from a competition Wallah. — Froude's history of England. vol. VII and VIII by the Rev. Prof. *Kingsley.* — Dead men whom I have known or recollections of three cities by the Editor. — A son of the soil. — „My beautiful lady.“ — England's neutrality in the American contest regarded from a federal point of view by Prof. *J. E. Cairnes.*

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig. (96)

Die nachfolgenden sehr wichtigen Werke werden hiermit zu den beigesetzten Preisen offerirt:

The ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA or Dictionary of Arts, Sciences and General Literature. Eighth edition, illustrated by upwards of 5000 engravings on wood and steel. 21 volumes and Index. Royal-Quarto. Half Bound Russia. £ 32. 3s. 6d. Für Thlr. 200. Cloth . . . „ 25. 12. „ „ 160.

ANNALS of BRITISH LEGISLATION being a classified summary of public bills, statutes, accounts and papers, reports of committees and of commissioners etc. etc. of the House of Lords and Commons. Edited by Leone Levi, F. R. S., F. S. S. Volumes 1 to 12, comprising the years 1856 to 1863. Für Thlr. 48.

ANDREW SMITH. Illustrations of the Zoology of South-Africa. Complete, comprising the Mammalia, Reptiles, Birds, Fishes and Invertebratae. With upwards of 250 most beautifully coloured plates. 5 volumes. Royal-Quarto. Cloth. Published at £ 18. Für Thlr. 75.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Felix Mendelsſohn's Briefe aus den Jahren 1833 bis 1847 in der Ueberſetzung von Lady Wallace.*)

Als zu Anfang des Jahres 1862 in London eine engliſche Ueberſetzung von Mendelsſohn's „Reiſebriefen" erſchienen war, begrüßten die Freunde des Verewigten dieſe Erſcheinung mit Freuden. Hatte doch England faſt ebenſo, wie ſein eigenes Vaterland, den Werth des Komponiſten erkannt. War doch dort ſein früher Tod auf das Tiefſte empfunden und betrauert werden. Mit Recht durfte man alſo erwarten, daß das ſchöne Denkmal, welches der Bruder des Verewigten ihm in deſſen eigenen, vom edlen Feuer der Jugend und vom heiligen Geiſte der Kunſt durchdrungenen Briefen geſetzt hatte, auch in dem dem Genius Mendelsſohn's ſo befreundeten fremden Lande in ſeiner ganzen Schönheit erkannt und gewürdigt werde.

Die engliſche Ueberſetzung der „Reiſebriefe", als deren Verfaſſerin Lady Wallace genannt war, ließ kaum etwas zu wünſchen übrig. Die Arbeit trug das Gepräge der Vertrautheit ſowohl mit der Sprache des Originals, als mit der Denk- und Schreibweiſe Mendelsſohn's. Wir haben ſpäter erfahren, daß ein in England lebender treuer Freund des Verſtorbenen, der in den Briefen ſo oft und ſtets mit Liebe genannte Karl Klingemann, darüber gewacht, daß die Ueberſetzerin der „Reiſebriefe" keinerlei Mißverſtändniß ſich zu Schulden kommen laſſe, indem er Satz für Satz und Wort für Wort ihre Arbeit durchſah und korrigirte, und in Folge deſſen haben auch die „Reiſebriefe" einen gleich guten Eindruck in England wie in Deutſchland gemacht.

Leider iſt der kenntnißreiche Freund Mendelsſohn's ſeitdem ſelbſt von dieſer Erde geſchieden. Lady Wallace unternahm es, den im Jahre 1863 erſchienenen zweiten Band der Briefe von 1830 bis 1847 allein zu überſetzen. Uneingedenk der Dienſte, die ihr Karl Klingemann bei der Erklärung mancher, dem Ausländer nicht geläufigen und ſchwer verſtändlichen Wendungen und Ausdrücke des Originals, ſowie bei der Durchſicht und Retouchirung ihrer Arbeit geleiſtet, hielt ſie es — die vielleicht ſogar die Sorgfalt des Freundes als eine Verletzung ihres ſouveränen Autorrechts angeſehen hatte — nicht für nöthig, einem ſachverſtändigen Auge ihre Arbeit zur Durchſicht vorzulegen. Und was iſt nun die Folge davon?

Es liegt uns jetzt eine engliſche Ueberſetzung des zweiten Bandes der Briefe Mendelsſohn's vor, die voller Mißverſtändniſſe, Fehler und Auslaſſungen iſt, die aus einer ganz andern Feder gefloſſen zu ſein ſcheint, als die Ueberſetzung der „Reiſebriefe", die den Geiſt, den wir in Mendelsſohn's klaren und edlen Gedanken erkennen und lieben, verfälſcht und in entſtellter Weiſe wiedergiebt, und die, ſtatt ein ſchriftliches Denkmal dieſes Geiſtes in England zu ſein, auf alle engliſchen Leſer einen peinlichen, ja oft widerwärtigen Eindruck machen muß.

Wir in Deutſchland, die wir gerade dieſen zweiten Band beſonders hochhalten, weil darin der Verewigte mit inniger Wärme und Wahrheitsliebe über die Würde des Künſtlers, über die Aufgaben der muſikaliſchen Kunſt, über die Förderung derſelben durch Akademieen und Conſervatorien, ſowie über die großen muſikaliſchen Werke der Deutſchen ſich ausſpricht — wir müſſen gegen dieſe, aus der engliſchen Preſſe hervorgegangene, arge Verunſtaltung auf das Entſchiedenſte proteſtiren. Wir appelliren an die geachtete Verlagshandlung der Herren Longman in London mit der Aufforderung, daß ſie dieſen zweiten Band in der vorliegenden Geſtalt möglichſt bald aus ihrem ehrenwerthen Verlag beſeitige, indem ſie ihn von Sachverſtändigen mit dem deutſchen Originale genau vergleichen, die Mißverſtändniſſe, Korrumpirungen und Auslaſſungen verbeſſern und reſp. herſtellen und demnächſt eine umgearbeitete, zweite Auflage dieſes Bandes veranſtalten läßt. Gern wollen wir zu dieſen Korrekturen auch einige Beiträge liefern. Die Fehler laſſen ſich faſt auf jeder Seite der Ueberſetzung nachweiſen. Wir werden hier zur Probe bloß einige mittheilen, wie ſie uns bei der erſten Vergleichung ſofort in die Augen fielen.

Die Ueberſetzerin hat augenſcheinlich einige von Mendelsſohn gebrauchte, ſelten vorkommende deutſche Wörter, die zufällig in ihrem Wörterbuche nicht ſtanden, ganz nach Willkür und auf das Gerathewohl hin übertragen. So braucht Mendelsſohn in einem Brief vom 14. September 1839 (S. 207 der deutſchen Ausgabe) das Wort „behäbig". Ein deutſcher Freund in England hätte ſie vielleicht darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſes Wort dem Sinne, wie dem Laute nach, mit dem engliſchen to behave, **behavior** nahe verwandt ſei. Lady Wallace überſetzte es aber durch **„arrogant"** (S. 185 der engliſchen Ausgabe), und zwar ſoll M. ſeiner Schweſter Fanny empfohlen haben, in Italien arrogant zu ſein!

Auch das Wort „Freiſtelle" muß in dem wahrſcheinlich ſehr mangelhaften deutſchen Lexikon der Lady Wallace fehlen; denn auf Seite 316 der engliſchen Ausgabe ſpricht Mendelsſohn von „zehn Sinecuren", **sinecures**, der neuen Leipziger Muſikſchule, während in der deutſchen Ausgabe (356) von zehn Freiſtellen die Rede iſt.

Mendelsſohn hat, wie Julius Rietz in dem Einleitungsworte zu dem Verzeichniſſe der Mendelsſohnſchen Compoſitionen ſagt, einige derſelben zurückgelegt, obwohl er ſie „überarbeitet" hatte. Dieſes „überarbeitet" nimmt die Ueberſetzerin — wahrſcheinlich wieder nach ihrem mangelhaften Lexikon — für „zu ſehr gearbeitet" und erzählt: M. habe dieſe Stücke beiſeite gelegt, **„even if too much laboured"** (S. 443 der engliſchen Ausgabe).

Den deutſchen „Vetter Michel", gegen welchen Mendelsſohns Vater, wie M. am 27. Oktober 1840 (S. 239 der deutſchen Ausgabe) ſchreibt, einen unüberwindlichen Widerwillen gehabt, hält Lady W. für einen wirklichen Vetter der Mendelsſohnſchen Familie und führt ihn daher als **„Cousin Michael"** ein (S. 215 der engliſchen Ausgabe).

Unter dem „größeren Publikum", von welchem einmal Mendelsſohn ſchreibt, verſteht Lady Wallace (S. 260) **„the majority of the public"**, was augenſcheinlich beweiſt, daß ſie der deutſchen Sprache in einem ſehr geringen Grade mächtig iſt.

Dies geht auch aus dem Mißverſtändniß hervor, das ihrer Ueberſetzung des Zeitwortes „ſich wälzen" (S. 153 der deutſchen u. S. 136 der engliſchen Ausgabe) zu Grunde liegt. Sie verwechſelt dieſes Zeitwort nämlich mit dem deutſchen „walzen", indem ſie überſetzt, daß die dicken Pferde der franzöſiſchen und belgiſchen Diligencen „nicht vorwärts gehen, ſondern ſtets in der

*) Letters of Felix Mendelssohn Bartholdy from 1833 to 1847. Edited by Paul Mendelssohn Bartholdy, of Berlin, and Dr. Carl Mendelssohn Bartholdy of Heidelberg; with a Catalogue of all his Musical Compositions compiled by Dr. Julius Rietz. Translated by Lady Wallace. London, Longman, Green, Longman, Roberts and Green, 1863.

Digitized by Google

Runde“ — **not go forwards but round and round.** während Mendelsſohn ſchreibt, daß die Pferde „gar nicht laufen, ſondern ſich wälzen.“

Eines der ſeltſamſten Quiproquo's begeht aber die Ueberſetzerin, indem ſie die „Waldteufel“, wie bekanntlich gewiſſe Kinder-Inſtrumente heißen, die bei der Berliner Straßenjugend, beſonders um Weihnachten, im Schwunge ſind, für Dämonen des Waldes hält. S. 36. der engliſchen Ausgabe läßt ſie Mendelsſohn ſchreiben: „By the bye, I quite forgot to say that I wished to introduce a **wood-demon** into the „Passion“.

Ein Seitenſtück zu dieſem Wald-Dämon bildet das Muſikſtück „Teufel und ſeine Großmutter“, welches Lady Wallace (S. 202, „Devil and his Grandmother“) in einem Gewandhaus-Concerte zu Leipzig ausführen läßt. Mendelsſohn hatte nämlich (30. März 1840) geſchrieben, daß man auf einer Soiree im Gewandhauſe alles Mögliche durch einander aufgeführt und genoſſen: „Orcheſter, Chor, Biſchof, Kuchen, Meeresſtille, Pſalm, Tripelkonzert von Bach, Liſzt, Hiller und ich, Chöre aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig und Teufel und ſeine Großmutter.“ Lady Wallace, ohne zu ahnen, daß hier die Letzteren ein bloßes Etcetera ſeien, hält den Teufel und ſeine Großmutter für einen Pendant zum „Erlkönig“ und führt ſie, wie den „Erl King“, mit Gänſefüßchen als Muſikſtück auf.

Zweimal liefert die Ueberſetzerin den Beweis, daß ſie den plaſtiſchen Begriff des deutſchen Wortes „Bildung“ von dem ethiſchen nicht zu unterſcheiden weiß. Mendelsſohn ſpricht nämlich darüber, ob jetzt, nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV., in Berlin die „Bildung einer öffentlichen Meinung“ möglich ſei (S. 263 der deutſchen Ausgabe), und Lady Wallace (S. 235) macht daraus „the advantage of public opinion“. Ein andermal ſchreibt Mendelsſohn an den Miniſter Eichhorn in Berlin, (6. März 1845) über die Reform der Akademie der Künſte und ihrer muſikaliſchen Section, und bei dieſer Gelegenheit betont er mit großer Entſchiedenheit, daß alle akademiſchen Lehrer in ihren poſitiven Fächern auf denſelben Punkt hinwirken, daß auch in der Bildung der Zöglinge nirgends eine weſentliche Lücke ſei, und „daß dann endlich, gleichſam als Schlußſtein, ſämmtliche übereinſtimmende Momente der Bildung noch einmal zuſammengefaßt, in ihrer praktiſchen Anwendung den Schülern vor das Auge geführt und deſto feſter eingeprägt werden“. Hier überſetzt Lady Wallace (S. 280) beidemal das Wort „Bildung“ durch „**organization**“, wodurch dem Komponiſten geradezu Unſinn in den Mund gelegt wird.

Friedrich Wilhelm IV. hatte gewünſcht, daß Mendelsſohn die Chöre zu den Eumeniden des Aeſchylus komponire. Der Komponiſt ſchreibt jedoch (12. März 1845) an den geheimen Kabinetsrath Müller: „Es iſt mir nicht gelungen, auch nur bei Einem dieſer Chöre die Aufgabe ſo zu löſen, wie es die Hoheit des Gegenſtandes und der feine Kunſtſinn Sr. Maj. verlangen.“ In der engliſchen Ueberſetzung ſchreibt M. dagegen, es ſei ihm nur gelungen, Einen dieſer Chöre in ſolcher Weiſe zu komponiren, wie es u. ſ. w. „I have not succeeded, and **have only been enabled to fulfill the task in the case of one of them** in such a manner as is demanded by the loftiness of the subject and the refined artistic perception of the king.“ — Heißt das nicht, einen Geiſt, wie den Mendelsſohn's, dem man die höchſte Sorgfalt und Achtung ſchuldig iſt, mit der größten Nachläſſigkeit behandeln?

Mit ähnlicher Nachläſſigkeit läßt ſie den deutſchen Komponiſten am 28. Oktober 1841 ſagen: er habe es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht, niemals etwas Muſik betreffendes zu ſchreiben, ſelbſt nicht in Zeitungen — „never to write on any subject connected with music, even in newspapers.“ (S. 276 der engliſchen Ausgabe). Was ſich aber Mendelsſohn wirklich (S. 310 der deutſchen Ausgabe) zum Geſetze gemacht hatte, war: „niemals etwas Muſik betreffendes ſelbſt in öffentliche Blätter zu ſchreiben.“ Das Wörtchen „ſelbſt“ hatte die unkundige Ueberſetzerin hier in der Bedeutung des engliſchen „even“ genommen, während es doch ganz einfach „self“ oder „myself“ bedeutet.

Am 6. Oktober 1835 rühmt Mendelsſohn (S. 102 der deutſchen Ausgabe) den Chor der Thomaner (Thomasſchüler) in Leipzig „welche“, wie er ſchreibt, „Prachtjungen ſind und ſo pünktlich eintreten und losſiegen“, was Lady W. für pünktlich zur Schule gehen und wieder entlaſſen werden hält, indem ſie überſetzt, (S. 92 der engliſchen Ausgabe) „**who are capital fellows, and go to college, and are dimissed so punctually.**“

Von den Muſikzuſtänden Berlins ſchreibt Mendelsſohn am 18. Juli 1838 an Ferd. Hiller (S. 171 der deutſchen Ausgabe): „daß man ſich wohl an einzelnen (muſikaliſchen) Erſcheinungen freuen, aber mit keiner näher befreunden kann.“ In dieſer Stelle verwandelt Lady Wallace die Sachen in Perſonen, indem ſie überſetzt: „that though you may have great satisfaction in **individuals,** it is not easy to be on terms of **intimacy with any one.**“

Daß Händel in die Waſſer des Moſelfluſſes eingetaucht worden und daß Felix Mendelsſohn Asmannshäuſer Mineralbrunnen getrunken, ſcheint doch barer Unſinn, aber beides iſt in dem Buche der Lady Wallace ſchwarz auf weiß zu leſen.

Es ſteht hier nämlich zuvörderſt (S. 151): „We should at last have the true Handel in Germany, not one first dipped **in the waters of the Moselle.**“

Deutſche Kenner der Klavierauszüge und Bearbeitungen der Händel'ſchen Oratorien durch Herrn v. Moſel haben wahrſcheinlich bereits errathen, daß Mendelsſohn lediglich dieſen Verwäſſerer, nicht aber den ſchönen Strom gemeint hat, der bei Koblenz in den Rhein fällt.

Alsdann leſen wir bei Lady Wallace (S. 366): „**I drink the waters of the Assmannshäuser spring.**“ Ob es der treffliche Asmannshäuſer Rothwein, oder pures Quellwaſſer geweſen, was damals Mendelsſohn in Asmannshauſen getrunken, iſt freilich nach der ſcherzhaften Aeußerung des deutſchen Briefes (Asmannshäuſer Brunnen) nicht zu entſcheiden; es iſt jedoch anzunehmen, daß der Künſtler nichts Anderes getrunken, als was man Asmannshäuſer par excellence nennt.

Der ſpaßhaften Verwechslungen kommen übrigens noch ſehr viele vor. So hält ſie Spaſimo für einen Maler; ſie ſpricht (S. 371 der engliſchen Ausgabe) von „**paintings by Spasimo**“, während Mendelsſohn den berühmten Kupferſtich „lo Spasimo“, nach Rafael, gemeint. Wir könnten noch eine lange, lange Liſte von blunders — der vielen wichtigen Weglaſſungen gar nicht zu gedenken — hier anführen; wir glauben jedoch, hinreichend bewieſen zu haben, daß Lady Wallace ihrer Aufgabe in keiner Weiſe gewachſen war.

Das edle, ſchöne Gedenkbuch iſt unter der Hand der engliſchen Ueberſetzerin zu einer widerwärtigen Fratze geworden. Die Manen des Künſtlers verlangen dringend, daß ihnen dafür eine Genugthuung gewährt werde.

J. L.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die Bildung der Kontinente.

Von Louis Agaſſiz.

Der berühmte ſchweizeriſche (Neuchateller) Naturforſcher Louis Agaſſiz lebt und wirkt bekanntlich ſeit einigen Jahren in Nord-Amerika und zwar als Profeſſor an der Harvard-Univerſität in New-Cambridge. Wir hatten im vorigen Jahrgange des „Magazin" ſeiner geologiſchen Vorleſungen gedacht, in welchen er darlegt, daß nicht Europa, ſondern Amerika die alte Welt zu heißen verdiene, da der letztere Kontinent, ſeiner ganzen Formation und foſſilen Pflanzenwelt nach, jedenfalls früher entſtanden, als der europäiſche. Nachſtehendes iſt der Inhalt einer weiteren Vorleſung, die ſich an jene erſten anſchließt.

„Wenn wir über die Zeit hinweggehen, wo die erſten ſchichtenweiſen Niederſchläge in einem allgemeinen Ocean, in welchem weder Thiere noch Pflanzen exiſtirten, ſich ablagerten, ſo gab es ein Zeitalter in der phyſiſchen Geſchichte der Erde, wo die Länder in niedrigen Inſeln beſtanden — wo weder große Tiefen noch bedeutende Anhöhen die Oberfläche der Erde vermannichfachten — wo ſowohl die thieriſche, als die vegetative Schöpfung, obwohl zahlreich, tiefer ſtand, als die ſpätere, und verhältnißmäßig einförmig von Charakter war — wo Seekryptogamen die höchſt organiſirten Pflanzen, und Fiſche die höchſt organiſirten Thiere waren.

Dieſe rohe Skizze genügt für die ganze Zeit, obwohl ſie nicht ohne ihre geringeren Veränderungen, ihre neuen Thier- und Pflanzenformen, ihre Erhöhungen und Senkungen war. Denn nichtsdeſtoweniger war ſie während der ganzen Dauer das Zeitalter niedriger, getrennter Landmaſſen, das Zeitalter der Kryptogamen und Fiſche. Von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende trat ein höherer Typus im Thierreiche, keine vornehmere Gruppe im Pflanzenreiche auf.

Dann war ein Zeitalter in der phyſiſchen Erdgeſchichte, wo die bereits über das Waſſer hervorragenden Flecken Land ſich ſo vereinten, daß ſie große Inſeln bildeten, und obgleich das Ausſehen der Erde ſeinen inſularen Charakter behält, ſo deutete doch die Größe der Inſeln, ihr Streben, ſich durch fortwährend abgeſetzte neue Lagen zu vereinen und auf dieſe Weiſe größere Strecken trockenen Landes zu bilden, bereits den Fortſchritt zur Bildung von Kontinenten an. Dieſe Ausdehnung des trockenen Landes wurde hervorgebracht nicht bloß durch die ſtufenweiſe Anſammlung von Stoffen, ſondern auch durch die Erhebung bedeutender Lagen geſchichteter Niederſchläge; denn obgleich die höchſten Berge noch nicht beſtanden, ſo gehören doch Ketten, wie die der Alleghanies, des Jura, in dieſe Periode der Erdgeſchichte. Während dieſer Periode war der allgemeinere Charakter des Thier- und Pflanzenreiches höher, als in dem vorigen Zeitalter. Vielerlei und ſehr verſchiedenartige Reptilien rieſiger Größe und von ſonderbarem Anſehen, einige von ihnen an den Bau der Fiſche erinnernd, andere einzelne Züge von Vögeln bereits vorbildend, gaben dem Thierreiche einen neuen Charakter, während im Pflanzenreiche die Herrſchaft der Seekryptogamen vorüber war, und Landkryptogamen, und ſpäterhin Gymnoſpermen und monokotyledoniſche Bäume die Erde mit ihrem Laubwerk verhüllten.

Dies war der Charakter dieſes zweiten Zeitalters von ſeinem Beginne bis zum Schluſſe, und obſchon es Anzeichen giebt, daß, bevor daſſelbe ganz vorüber war, einige niedere Typen von Säugethieren von der Gattung der Beutler eintraten und ebenſo einige wenige dikotyledoniſche Pflanzen, ſo waren ſie doch weder zahlreich noch hervortretend genug, um das Ausſehen der organiſchen Welt im Allgemeinen zu ändern. Dieſe Periode war, ihrer phyſiſchen Formation nach, das Zeitalter großer, kontinentartiger Inſeln, während es, ſeinem organiſchen Charakter nach, das der Reptilien als höchſten thieriſchen Typus und der Gymnoſpermen und baumartigen Monokotyledonen als höchſter Pflanzengruppen war.

Dann kam ein Zeitalter in der phyſiſchen Erdgeſchichte, wo große Bergketten die bereits kontinentartig gewordenen Inſeln mit eiſernen Banden zuſammenketteten, wo weite Landſtrecken, bisher inſularen Charakters, durch die Erhebung plutoniſcher Maſſen, die ſich durch ſie hinſtreckten und mit Riegeln von Granit, Porphyr und Baſalt ſie für immer verankerten, zu einer einzigen Maſſe wurden. So ketteten die Felſenberge und die Anden Nord- und Südamerika zuſammen, die Pyrenäen einten Frankreich mit Spanien, die Alpen, der Kaukaſus und der Himalaja banden Europa an Aſien. Die Klaſſe der Säugethiere war nun an der Spitze des Thierreiches; rieſige Vierfüßer bewohnten die Erde und hauſten in Wäldern, die durch Pflanzen höherer Gattung, als alle früheren, charakteriſirt wurden — Buchen, Birken, Ahorn, Eichen und Pappeln der Tertiärbildungen. Aber obgleich die Kontinente ihre bleibenden Umriſſe erhalten hatten, ſo blieben doch ausgedehnte Strecken noch immer mit Waſſer bedeckt. Binnenſeen, Waſſerſtreifen, wie das in der jetzigen Welt ſo einzig daſtehende Mittelmeer, waren damals zahlreich. Phyſikaliſch geſprochen, war es das Zeitalter der durch große Binnenmeere unterbrochenen Kontinente, während es in der organiſchen Welt das Zeitalter der Säugethiere und großer dikotyledoniſcher Wälder war. In gewiſſem Sinne war es das Zeitalter der Vollendung, dasjenige, welches die Krönung der Schöpfungsarbeit einleitete.

Es gab ein Zeitalter in der phyſiſchen Geſchichte der noch in ihrer Kindheit lebenden Welt, als der Menſch mit den Thieren und Pflanzen, die ihn begleiten ſollten, auf der Erdkugel, die ihren jetzigen Charakter angenommen, eingeſetzt wurde. Wenigſtens waren die Kontinente vom Waſſer befreit, und die ganze Erde war den neuen Weſen zur Heimat gegeben.

Unter allen früher in das Thierreich eingeführten Typen war nicht Einer geweſen, dem nicht durch ein vollſtändig unüberſchreitbares Geſetz geographiſcher Vertheilung beſtimmte Gränzen geſetzt geweſen wären. Nur für den Menſchen waren dieſe Gränzen hinweggenommen. Er konnte mit den Hausthieren und Pflanzen, welche die Begleiter ſeiner Pilgerfahrten ſein ſollten, über die ganze Erde wandern und ſich eine Heimat ſuchen. An die Spitze der Schöpfung geſtellt, mit dem Verſtande begabt, ſowohl Thiere als Pflanzen ſeinen Beſtimmungen dienſtbar zu machen, bezeichnet ſein Auftreten auf der Erde den letzten Abſchnitt der Geſchichte unſeres Planeten.

Doch dieſe Zeitalter der Erdgeſchichte ſelbſt ſind noch beſtimmter Unterabtheilungen fähig, die ebenfalls genau definirt werden ſollten. Welches iſt die Natur dieſer Unterabtheilungen? Sie ſind alle mit plötzlichen, in ihrer Thätigkeit mehr oder minder begränzten, phyſikaliſchen Aenderungen auf der Erdoberfläche verknüpft, wobei dieſe Aenderungen ſelbſt von wichtigen Aenderungen in der organiſchen Welt herrühren.

Obgleich ein einziger Grundzug in jeder dieſer Epochen vorherrſchte, ſo ging doch nichtsdeſtoweniger ein beſtändiger Fortſchritt von Thätigkeit durch ſie alle hindurch, und in gewiſſen

Digitized by Google

Intervallen erhielt ſowohl die organiſche, wie die phyſikaliſche Welt einen plötzlichen Ruck in Folge markirter und heftiger Aenderungeu in der Erdkruſte, welche neue Erhebungen bewirkten, während in derſelben Zeit die vorhandene thieriſche Schöpfung zum Abſchluß gebracht wurde und eine neue Ordnung von Weſen auftrat. Dieſes Zuſammentreffen der verſchiedenen Erhebungen mit der Einführung einer neuen, von der früheren ganz verſchiedenen Bevölkerung iſt hinlänglich klar bewieſen worden. Wir können ſolche Unterabtheilungen der größeren Zeitalter füglich mit Epoche oder Aera bezeichnen.

Die Entdeckung des Zuſammenhanges neuer Erhebungen mit dem Auftreten neuer Thier- und Pflauzenarten verdanken wir den Studien von Elie de Beaumont.

Als ein Beiſpiel in dieſer Hinſicht kann der Jura dienen, von dem ja eine der großen Epochen der Erdgeſchichte genannt iſt In einem tiefen Schlunde des Jura war es, wo vor mehr als fünfzig Jahren Leopold von Buch zuerſt die Art und Weiſe der Gebirgsbildung entdeckte, und am Fuße des Jura, in der Nähe von Neuchatel, wurden die Unterſuchungen angeſtellt, welche zuerſt zum Erkennen der mit den Perioden verbundenen Veränderungen führten.

Wenn man die Jurakette vom Neuchateller See aus anſieht, ſo ſcheint ſie nur einen ununterbrochenen Höhenzug zu bilden, der allmählich zum Ufer des See's herabſteigt. Dennoch wird der oberflächlichſte Beobachter leicht wahrnehmen, daß dieſer Zug durch die Verſchiedenheit ſeiner Vegetation in zwei ſtark verſchiedene Farbenſtreifen zerfällt: der niedrigere und mehr allmählich ſich ſenkende Theil des herabſteigenden Gebirges iſt von einem lichteren Grün, während der obere Theil durch die Waldbäume, wie Buchen, Birken, Ahorn, darüber durch Fichten, eine dunklere Farbe zeigt.

Wenn die Vegetation in voller Entwickelung ſteht, ſo wird dieſe durchgehende Trennung, entlang der ganzen Seite der Kette, in zwei breite Bander von Grün, das hellere unten, das dunklere oben, ſehr auffallend. Das lichtere Band ſtellt den kultivirten Theil: die Weinberge, Bauernwirthſchaften, Obſtgärten, dar, welche den ſanfteren, mehr allmählichen Theil des Abhanges decken, und die Geſammtheit dieſes kultivirten Striches, der ſich hundert engliſche Meilen nach Oſten und Weſten erſtreckt, gehört der cretaceïſchen Epoche an; der obere Rücken der Kette, wo der Waldwuchs eintritt, iſt juraſſiſch. Wenn man ſich die Bergreihe anſieht, ſo bemerkt man keinen Unterſchied in dem Einfallswinkel, aber die Randlinie zwiſchen den beiden Bändern von Grün markirt in der That den Punkt, wo die cretaceïſchen Bette mit ſanfterem Anſteigen an die juraſſiſchen Schichten ſtoßen, die ihren ſteileren Abfall beibehalten und unter denſelben in die Tiefe gehen.

Dies iſt einer der Fälle, wo die Berührung zweier Epochen ſehr kenntlich hervortritt. Es leidet keinen Zweifel, nach dem Verhältniß der Ablagerungen hat der Jura bei ſeiner Erhebung die früher gehäuften Schichten mit ſich in die Höhe gehoben. An ſeiner Baſis war damals noch kein See, ſondern ein ausgedehnter Strich Meer, denn die ganze Fläche der Schweiz ſtand unter Waſſer, und viele tauſend Jahre vergingen, ehe ſich die Alpen erhoben, um dem Meere eine neue Schranke zu ſetzen und jenen binnenländiſchen Waſſerſtreifen einzuſchließen, der allmählich durch neue Anhäufungen mehr und mehr ausgefüllt und in die fruchtbare Ebene umgeſtaltet werden ſollte, welche jetzt zwiſchen dem Jura und den Alpen liegt. Will ſich der Leſer in ſeiner Einbildungskraft einen Augenblick in die Zeit verſetzen, wo die ſüdliche Seite des juraſſiſchen Rückens direkt ins Meer abfiel, ſo wird er leicht einſehen, wie ſich dieſe zweite Reihe von Niederſchlägen an ſeiner Baſis anſammelte, gerade ſo, wie ſich jetzt noch an jeder Seeküſte Stoffe anſammeln.

Natürlich müſſen ſie ſich horizontal angeſammelt haben, da lockere Stoffe ſich ſelbſt in einem ſo geringen Winkel, wie der des jetzigen unteren Theiles vom Jura iſt, nicht hätten erhalten können; aber wir werden ſpäter ſehen, daß hinterdrein viele Störungen in dieſer Gegend ſtattfanden, und daß dieſe Kreidelager, nachdem ſie feſt geworden, durch ſpätere Erhebungen aus ihrer urſprünglichen Lage in die gebracht wurden, welche ſie jetzt am unteren Theile des Jura zeigen. Die Erhebung der juraſſiſchen Maſſe hat ſie an den Theilen, welche der Erhebungsreihe zunächſt liegen, mit in die Höhe genommen, ſo daß ſie jetzt von da etwas geneigt zu der Ebene abfallen.

Obgleich dieſe Aenderung in der Neigung kaum bemerkbar iſt, wenn man die Jurakette gerade vor ſich hat, ſo giebt es doch einen Querdurchſchnitt, welcher dazu beſtimmt ſcheint, uns einen Riß von ihrer inneren Struktur zu geben. Hinter der Stadt Neuchatel erhebt ſich der „kahle Berg“ (Chaumont), ſo genannt von ſeinem kahlen Haupte, da weder Baum, noch Strauch auf ſeinem Gipfel wächſt. Mitten durch dieſen Berg, von der Nord- zur Südſeite, geht ein natürlicher Weg, gebildet von einem Riſſe in dem Berge, der vom Gipfel bis zum Fuße reicht. In dieſem Querdurchſchnitte, der eine höchſt romantiſche und maleriſche Schlucht bildet, die ins Innere der Jurakette führt, erhält man eine Profilanſicht der Veränderung in der Neigung der Schichten und kann den Verbindungspunkt beider Arten von Lagerungen leicht unterſcheiden.

Der Jura iſt ungemein reich an Foſſilien; er iſt thatſächlich aus Reſten von Thieren gebaut, und es giebt kein Korallenriff in den gegenwärtigen Meeren, das dem Naturforſcher eine beſſere Gelegenheit zum Studium gäbe, als die Korallenriffe des Jura. Als ich mit den Foſſilien des Jura bereits ziemlich vertraut war, kam ich darauf, die von dem oberen mit denen von dem unteren Gange zu vergleichen, und zu meinem Erſtaunen fand ich, daß ſie durchaus verſchieden, und daß die von dem unteren Gange unabänderlich cretaceïſchen Charakters, die des oberen juraſſiſch waren. In dem Laufe dieſer Unterſuchung entdeckte ich drei Perioden an der cretaceïſchen und vier in der juraſſiſchen Epoche, alle durch verſchiedene Foſſilien charakteriſirt. Dieſes führte zu einer noch genaueren Unterſuchung der verſchiedenen Schichtungsarten, deren Reſultat in D'Orbigny's Forſchungen eine noch größere Zahl von Perioden war.

Wir verließen Amerika am Schluſſe der Kohlenzeit, als der mittlere Theil der Vereinigten Staaten ſich bereits übers Waſſer erhoben hatte.

Werfen wir nun einen Blick nach dem gleichzeitigen Europa dieſer Urtage und ſehen wir, wie weit ſeine phyſiſche Geſchichte fortgeſchritten war.

Welche europäiſchen Länder tauchen für uns auf aus dem azoïſchen (thierloſen) Ocean, die in Zeit und Charakter der niederen Hügelreihe entſprechen, welche zuerſt die Nordgränze der Vereinigten Staaten beſtimmte? Was fügte die ſiluriſche und devoniſche Epoche jenen älteſten Strichen trockenen Landes in der alten Welt hinzu? Und wo finden wir die Kohlenlager, welche uns die Stelle ihrer kohlenbildenden Wälder angeben? Da die Wechſelbeziehung zwiſchen den Epochen verhältnißmäßiger Ruhe

Digitized by Google

und ſucceſſiver Erhebungen in Europa ſo ſorgfältig beſtimmt worden, ſo will ich verſuchen, eine Skizze dieſer älteſten europäiſchen Welt zu geben.

In dem europäiſchen Ocean der azoïſchen Epoche finden wir fünf Inſeln von bedeutendem Umfange. Die größte davon iſt im Norden. Skandinavien hatte damals bereits faſt ſeine gegenwärtigen Umriſſe, denn Norwegen, Schweden, Finnland und Lappland, welche Länder alle hauptſächlich aus Granit beſtehen, waren unter deu zuerſt ſich erhebenden Ländern. Zwiſchen Schweden und Norwegen liegt indeſſen noch heut ein weiter Strich Landes unter Waſſer, der einen großen Binnenſee bildet. Will der Leſer ſich die Mühe nehmen, ſich eine geologiſche Karte von Europa anzuſehen, ſo wird er einen ausgedehnten Strich ſiluriſchen Geſteines mitten in Schweden und Norwegen finden. Derſelbe ſtellt das Stück Waſſer dar, welches allmählich durch Anſammlung ſiluriſcher Niederſchläge ausgefüllt worden und dann durch eine ſpätere Erhebung erhoben werden ſollte.

Dann gab es eine andere Maſſe Land weit gegen Südoſten zu von dieſer ſkandinaviſchen Inſel, welche wir als die böhmiſche Inſel bezeichnen können, weil ſie an der jetzt Böhmen genannten Stelle liegt, obgleich ſie auch einen Theil von Sachſen und Mähren umfaßt.

Die nordweſtliche Ecke von Frankreich, jener Vorſprung, den wir jetzt Bretagne nennen, mit einem Theile der daran ſtoßenden Normandie, bildete eine weitere Inſel, während ſüdweſtlich davon das Centralplateau von Frankreich lag.

Großbritannien war nicht vergeſſen in dieſer Urwelt, denn ein Theil der ſchottiſchen Hügel, einige walesſche Gebirge und eine kleine Erhebung hier und da in Irland bildeten bereits einen kleinen Archipelagus in dieſer Gegend.

Durch eine äußerſt ſorgfältige Analyſis der Struktur dieſer Geſteine in dieſen alten Flecken Landes hat Elie de Beaumont, indem er alle Dislocationen der Schichten, alle Anzeichen jeder denkbaren Störung in der Erdkruſte vermerkte, vier der ſiluriſchen Epoche vorausgehende Syſteme von Erhebungen entdeckt und klaſſifizirt, zu denen er auch dieſe Inſeln im azoïſchen Meere rechnet. Er hat ſie die Syſteme der Vendée, von Finisterre, Longwy und Morbihan genannt. Dieſe Namen haben für jetzt nur eine örtliche Bedeutung — ſie ſind, wie ſo viele geologiſche Namen, von den Oertlichkeiten hergenommen, wo gewiſſe Erſcheinungen zuerſt bemerkt und unterſucht wurden — aber mit der Zeit wird man ſie ohne Zweifel auf alle gleichzeitigen Erhebungen anwenden, wo man ſie nur immer bemerkt, gerade wie wir jetzt ſiluriſche, devoniſche, permiſche und juraſſiſche Formationen ebenſo gut in Amerika, als in Europa beſitzen

Die ſiluriſche und devoniſche Epoche ſcheint die bereits erhobenen Landflecken eher erweitert, als gerade neue hinzugefügt zu haben; doch dieſen Epochen wird die Erhebung einer großen und wichtigen Inſel im Nordoſten Frankreichs zugetheilt. Wir können ſie die belgiſche Inſel nennen, da ſie den Raum des neueren Belgiens einnahm; aber ſie erſtreckte ſich bedeutend über dieſe Gränzen und ſchloß einen großen Theil des nördlichen Rheinlandes mit ein. Nur ein Theil des Striches, zu dem die Centralmaſſe der Vogeſen und des Schwarzwaldes gehört, hatte ſich während der ſiluriſchen Epoche erhoben, welche auch Wales, Schottland, die böhmiſche Inſel, die britanniſche Inſel und Skandinavien bedeutend vergrößerte. Während dieſer Epoche wurde der Streifen Waſſer zwiſchen Norwegen und Schweden trocknes Land; ein bedeutender Strich kam am Nordende an der Küſte des Eismeeres hinzu, während ein breiter Streif ſiluriſcher Ablagerungen zwiſchen dem jetzigen Finnland und Rußland dieſe Gegend vergrößerte.

Die ſiluriſche Epoche iſt von Elie de Beaumont dem Erhebungsſyſtem zugetheilt worden, welches er das Syſtem von Weſtmoreland und dem Hundsrücken nennt — wieder bloß in Rückſicht auf die Oertlichkeiten, wo dieſe Erhebungen zuerſt ſtudirt wurden, die Centren, von denen die Forſchungen ausgingen. In ihrer geologiſchen Bedeutung jedoch bezeichnen ſie alle Oscillationen und Störungen des Bodens durch den ganzen Bereich, über welchen ſich die ſiluriſchen Ablagerungen in ganz Europa erſtrecken. Die devoniſche Epoche erweiterte den Umfang der belgiſchen Inſel bedeutend. Ihr gehört die Gegend der Ardennen an, die zwiſchen Frankreich, Belgien und der Eifel liegt, und eine neue Störung der Vogeſen, durch welche dieſer Strich gleichfalls erweitert wurde.

Die bretagniſche Inſel wurde durch devoniſche Ablagerungen bedeutend vergrößert, und auch Böhmen gewann an Umfang, während das Centralplateau von Frankreich ziemlich in demſelben Zuſtand blieb. Die Veränderungen der devoniſchen Epoche werden von Elie de Beaumont einem Syſtem von Erhebungen beigemeſſen, das er die Ballungen der Vogeſen und der Normandie nennt.

Zu der Kohlenzeit gehören die Bergſyſteme von Forey, weſtlich von Lyon, die des nördlichen Englands und der Niederlande. Dieſe drei Erhebungsſyſteme ſind gleichfalls von Elie de Beaumont charakteriſirt worden, und in den zwiſchen ihren Erhebungen gebildeten Vertiefungen finden wir die Kohlenbecken von Mittelfrankreich, England und Deutſchland. Während aller dieſer Epochen, in Europa wie in Amerika, war jede ſolche Störung der Oberfläche von einer Aenderung in der thieriſchen Schöpfung begleitet.

Unterziehen wir nun das Ausſehen von Europa am Schluſſe der Kohlenzeit einer Geſammtüberſicht, ſo werden wir ſehen, daß die große ſkandinaviſche Inſel fertig iſt, während die Inſeln von Böhmen und Belgien ſich durch ihr allmähliches Wachsthum ſo weit genähert haben, daß ſie nur noch durch einen verhältnißmäßig ſchmalen Kanal getrennt ſind. Die belgiſche Inſel, die bretagniſche und die des franzöſiſchen Centralplateaus bilden zuſammen ein Dreieck, deſſen unterſter Punkt das Plateau iſt, während Belgien und die Bretagne die zwei andern Ecken bilden. Zwiſchen dem Plateau und Belgien fließt ein Kanal, den wir, weil er das alte Burgund bedeckt, den burgundiſchen nennen dürfen. Zwiſchen dem Plateau und der Bretagne iſt ein anderer Kanal, den wir nach ſeiner Lage den Kanal von Bordeaux nennen wollen. Der zwiſchen dieſen drei Landmaſſen eingeſchloſſene Raum wird von der offenen See aus geſpeiſt. Die allmähliche Schließung dieſer Kanäle und ihre Ausfüllung durch fortdauernd wachſende Anhäufungen und Erhebungen wird Gegenſtand einer weiteren Vorleſung ſein.

* * *

Wir haben bei Bearbeitung dieſer Vorleſung vieles übergehen müſſen, was ſpeziell auf einen amerikaniſchen Hörer- und Leſerkreis berechnet iſt und in ältere Arbeiten des Verfaſſers zurückgreift, die uns nicht zur Hand ſind. Aus einer früheren Vorleſung von Agaſſiz wollen wir nur als wichtig die Geſtaltung der Perioden hervorheben, wie ſie der berühmte Gelehrte nach ſeinem jetzigen Standpunkte ordnen zu müſſen glaubt. Wir geben ſie, der Deutlichkeit wegen, in der natürlichen chronologiſchen Ord-

Digitized by Google

nung, nicht wie wir ſie dort finden, von der jetzigen Welt in frühere Perioden zurückgreifend:

Paläozoiſches oder Urzeitalter.

Zeitalter der Fiſche.

Siluriſche Zeit Devoniſche „	mit zehn bis zwölf Perioden.

Sekundäres Zeitalter.

Reptilien.

Kohlen-Zeit Permiſche Trias	mit acht bis neun Perioden.
Juraſſiſche Cretaceiſche	mit gegen zwanzig Perioden.

Teetiäres Zeitalter.

Säugethiere.

Eocene Miocene Pliocene	mit wenigſtens zwölf Perioden.

Menſchenzeitalter.

Jetzt.

England.

Die Londoner Geſellſchaft und ihre Selbſthilfe.

III.

Rettungs-Anſtalten für Verirrte, Laſterhafte und Unglückliche.

Unter den ſechshundert und fünfzig Wohlthätigkeits-Anſtalten Londons nehmen neuerdings die Beſtrebungen, Verirrten und Laſterhaften jeder Art, jedes Geſchiechts und Alters eine helfende Hand für den Pfad der Tugend und Ehre zu eeichen, eine hervorragende Stellung ein. Während das alte Findlings-Hoſpital den Säugling der verlaſſenen Mutter abnimmt, um ihn phyſiſch und moraliſch zu erziehen, erbarmt ſich die „Society for the Protection of Young Women and Children“ der Waiſen von 6—10 Jahren. Der reformatoriſche und Zufluchts-Verein und die Induſtrie-Schulen nehmen ſich nach Kräften der Tanſende unerwachſener Tage- und Taſchendiebe an und ſuchen ſie der Nützlichkeit und ehrlichem Verdienſte zu gewinnen. Die weiblichen Aſyle, Schlafſtellen, Mitternachts-Meetings, Reu- und Magdalenen-Heimden eröffnen ihre Thore den Dirnen des Laſters, um ſie an ehrliche Arbeit und ein Leben der Ehre und Sitte zu gewöhnen. Dazu kommen die philanthropiſche Anſtalt für weidliche Weſen und die Eliſabeth-Zuflucht, die manches junge Mädchen vom Pfade der Verderbniß, moraliſchen und phyſiſchen Unterganges retten. Und für entlaſſene Verbrecher giebt es eine große Menge menſchenfreundlicher Auſtalten, dieſelben von der Rückkehr zum Verbrechen abzuhalten und ihnen ehrenhafte Lebenswege zu eröffnen.

Ganz beſonders beachtenswerth ſind die ſeit etwa fünf Jahren ſich ausdehnenden Bemühungen, verlaſſene und der Proſtitution ergebene weibliche Weſen durch Rede und Ueberzeugung von ihrer Lebensweiſe abzuſchrecken nnd ihnen mit Rath und That, Heimat und Arbeit zu ehrenhaftem Leben, zum Sinn für Zucht und Sitte zu verhelfen.

Die „Mitternachls-Meetings“, zu welchen die unglücklichen Nachtvögel der Straße auf die freundſchaftlichſte Weiſe, auf den nächtlichen Proſtitutions-Bällen ganz fein durch Einladungskarten, wie zu Thee und Butterbrot, (was auch in der Regel herumgereicht wird) eingeladen werden, haben als ein pikantes Curioſnm eine Art Zeitungs- und Feuilleton-Berühmtheit erlangt und ſind oft genug beſpöttelt worden. Was ich davon ſeldſt geſehen habe, nöthigt mich zu dem durch Thatſachen gerechtfertigten Bekenntniß, daß es den geiſtlichen und weltlichen Herren, die dieſe Meetings beriefen, die Ausgaben dafür aufbrachten, die „Homes“ und Refuges für Reuige etablirten und unterhielten, in eindringlichſten Reden Reue und Beſſerung zu erwirken ſuchten, vollſtändiger und heiliger Ernſt damit war. Auch haben ſie ſich wirklich guter Früchte zu rühmen. Nur leidet die Sache, wie ungemein viel andere Wohlthätigkeit in England und anderen Ländern, an einem zu ſtark aufgetragenen Pietiſten- und kirchlichem Lehe- nnd Bekehreifer. Die dibliſchen und ſalbnngsvollen Worte, die dazu verſchwendet werden, ſind nicht die rechte, eindringliche Form für ſolche umnachlete, in Frivolität und Unflätherei heimiſche Herzen. Man müßte mit ihnen praktiſcher, proſaiſcher ſprechen und ſie nicht ſowohl zu beiligen, ſondern zu anſtändigen, ſittlichen Perſonen zu machen ſuchen, ihnen die Folgen des Laſters ſtatiſtiſch aus den Beiſpielen Anderee und das Praktiſchere, Nützlichere, Sicherere eines ordentlichen Lebenswandels und produktiver Arbeit kiar und wirkſam zu machen ſnchen.

Zwölf ſolcher Meetings für Engländeeinnen und zwei für Franzöſinnen, die 1860 gehalten wurden, hatten eine Zuhörerſchaft von 2400 Perſonen. Von dieſen wurden 26 den Ihrigen wiedergewonnen, 18 in Dienſt gegeben, 91 in „Homes“ untergebracht und 10 andere in Stellungen beſödert, wo ſie redliches Brot verdienen, darunter 4 als Verheiratete. Inſofern man 80,000 Proſtituirte in London annimmt, iſt der Gewinn aus 12 Meetings ſehr gering zu nennen, zumal da noch über 9000 fromme Büchlein und 6000 Noel'ſche Adreſſen (d. h. Reden für die Frauenzimmee) vertheilt wurden. Die frommen Herren tröſten ſich freilich mit dem Umſtande, daß die Bibel von mehr Freude über eine gerettete Seele ſpricht, als über 99 Gerechle. Und religiös genommen, muß man dies auch gelten laſſen.

Das einzige, aber großartige Findlings-Hoſpital nimmt nur illegilime Kinder von „ſonſt“ reſpektadlen Müttern, wenn dieſe nachweiſen, daß die Väter noch am Leben ſind und ſie böswillig verlaſſen haben. Es hat alſo durchaus nicht den Charakter eines Findelhauſes. Im Durchſchnitt werden 4½ Hundert Kinder im Hoſpitale erzogen.

Das einzige Hoſpital, welches proſtituirten Kranken Aufnahme und Behandlung gewährt, das „Lock Hospital Asylom“, (ſeit 1746 beſtehend) hat nur Raum für 60 Patienten nnd 100 ſonſtige Aufgenommene. Ein ähnliches, größeres Inſtitut der Art iſt im Bau begriffen. Die Reu-Aſyle und „Homes“ ſind für Kranke der Art durchaus unzugänglich. — Das Magdalenen-Hoſpital (ſeit 1758) hat während des Jahrhunderts 9000 reuige Sünderinnen aufgenommen, davon über 6000 wieder mit Angehörigen verſöhnt und andere in ordentliche Lebensverhältniſſe gebracht.

Das ſeil 1812 beſtehende Guardian Society Asylum gewährt reuigen Proſtituirten einſtweiliges Unterkommen und Beſchäftigung. Seit dem Beſtehen ſind etwa 2500 aufgenommen worden.

Mit anderen Mitteln kämpft die London Society for the Protection of Youog Females ſeit 1835 gegen das ſtets wachſende Laſter, indem ſie auf Unterdrückung geheimer Häuſer der Infamie, Beſtrafung der Wirthinnen und Schutz dee jungen Geſchöpfe ausgeht, die in ſolche Häuſer gelockt und ſonſtwie im Laſter be-

Digitized by Google

günſtigt wurden. In noch nicht 30 Jahren wurden über 500 berüchtigte Häuſer unterdrückt und über 800 Mädchen unter 15 Jahren durch das Aſyl in Schutz genommen. Aeltere werden nicht berückſichtigt.

Das Female Penitentiary (ſeit 1807) gewährt ſolchen Proſtituirten, die erklären, daß ſie zu einem ordentlichen Leben zurückkehren wollen, Schutz, Aufenthalt, Unterricht und Vermittelung. Es nahm 4000 Mädchen auf, von denen über 900 in ihrer Heimat angebracht, über 1200 als Dienſtmädchen u. ſ. w. placirt wurden. Man ſieht alſo, daß ſolche Inſtitute oft genug und wirkſam den Segen des Spruches genießen und Tauſenden dieſen Genuß verſchaffen:

„O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele ſein.“

Wir können nicht alle „weibliche Neu-Aſyle und Zufluchtsörter, „Homes, Präventiv- und Reformatoriſche Inſtitutionen, weibliche Schutzgeſellſchaften“ u. ſ. w. — alle im Intereſſe Gefallener, Geſunkener, Verführter, Verlaſſener, Verlotterter und Verlorener begründet, verwaltet, vergrößert und vermehrt — nur dem Namen nach anführen. Auch die Vereine, Inſtitute und Aſyle für entlaſſene Strafgefangene, beſonders für verbrecheriſche Kinder, wollen wir eben nur erwähnen und anmerken, daß zwei ſolche Inſtitute in einem Jahre über 30,000 Thaler für 920 verlaſſene und aufgenommene Kinder ausgaben. Dabei muß man nicht vergeſſen, daß in allen Diſtrikten der ungeheuren Weltſtadt „Lumpen-“ und Induſtrieſchulen“ exiſtiren, die junges Geſindel jeder Art umſonſt aufnehmen, unterrichten, für Lohn beſchäftigen und Sinn und Geſchick für ehrliche Arbeit und ehrenhaften Lebenswandel verbreiten.

Eine andere, ähnliche Art von Wohlthätigkeitsanſtalten ſorgt für Obdach, Unterſtützung, Beſſerung, Beſchäftigung, Erziehung aller Bewohner, die dergleichen bedürfen und in das Bereich irgend einer Anſtalt kommen, ſo lange irgendwie Raum und Mittel vorhanden ſind. Die Zahl derſelben wird jetzt über ein halbes Hundert geſtiegen ſein.

Eine andere Klaſſe von mildthätigen Vereinen iſt unter dem Titel „Charitable Societies for the relief of destitution and distress“ begriffen. Es ſind Geſellſchaften für Unterſtützung im Winter, für Entdeckung von Betrügereien, zur Vertheilung von Geld unter beſtimmte Klaſſen von Armen und Arbeitern, zum Schutze von Seeleuten, von Fremden im Allgemeinen oder beſonderen Fremden, von Schotten, von Franzoſen u. ſ. w. Vor drei Jahren fand man plötzlich, daß das Armengeſetz, das Jeden, der noch nicht ſelbſt vor Hunger ſchreit, zur Beiſteuer für die Armen verpflichtet, durchaus unzureichend und ganz weſentlich ein Unſinn, eine Barbarei, die ſchreiendſte Monſtroſität ſei, da jede Gemeinde *ihre* Armen zu ernähren verpflichtet ſei. Dies heißt in dem ungeheuer individualiſirten London, wo die Reichen zuſammenwohnen und je nach ihren Vermögensgraden ſich von Weſten her nach Oſten immer ärmer zurückgedrängt fühlen, ſo daß im Oſten (und in einem Theile des Südens) ſich nur Arme mit Allerärmſten anhäufen, dies heißt in London: Je reicher Jemand iſt, deſto weniger zahlt er Armenſteuer und umgekehrt. Die Preſſe ſchrie, das Publikum war empört, als es hieß, daß in Einer Woche 19 Menſchen thatſächlich verhungert waren. Ein Paar Wochen darauf machte die Times bekannt, daß ihr *mehr* Tauſende von Thalern zur Unterſtützung von Armen, die in den Armen-Diſtrikten nicht mehr untergebracht und erhalten werden konnten, eingezahlt worden ſeien — als, wie ein Vergleich ergiebt, jemals in den deutſchen Nationalfonds und für die deutſche Flotte mit Preußiſcher Spitze zuſammengeſchoſſen ſind. Dabei regnete es Geld in die Armenbüchſen der Magiſtrats- und Polizeigerichte, aus denen ſeitdem jede Woche Tauſende von Thalern armen und obdachloſen Angeklagten zufließen. Dazu kommen eine Menge Privatvereine, die ſich ſeitdem der Elendeſten annehmen, welche von dem Armengeſetze nicht erreicht werden. Ein einziger, beſonders mit Armen überfüllter, ganz öſtlicher Diſtrikt Londons bekam allein durch die Times zu Weihnachten 1859 mehr als der deutſche Nationalfonds beträgt, nämlich 15,000 Pfund, das ſind netto 100,000 Thaler. Es iſt der Victoria-Dock-Diſtrikt, alſo das äußerſte Oſtende Londons mit 14,000 Einwohnern. Die Charitable Societies vertheilten über 50,000 Pfund in dieſem Jahre. Außerdem kamen aus den „poor-boxes“ der Magiſtrats- und Polizeigerichte 38,000 Pfund. Die Armenſteuer jedes Menſchen, der Miethe bezahlte, ſchwankte zwiſchen 9 Pence und einer halben Krone für jedes Pfund Miethe.

Unter ein anderes Kapitel fallen die „Provident and Benevolent Institutions“. Als Mittelſtufe nehmen die „Leihgeſellſchaften“, die Loan-Societies, eine merkwürdige Stelle ein. Im Jahre 1850 gab's 34 ſolcher Inſtitute, 10 Jahre ſpäter 242, jetzt ſind's beinahe 300. Die Herren und Vereine, die in dieſen Inſtituten Leuten, die Geld brauchen, Geld leihen, denken dabei nicht an Wohlthätigkeit für Andere, aber ſie ſind eine große Wohlthat, wobei man freilich von den vielen Winkel- und Betrugs-Geſellſchaften abſehen muß, die bloß von den Shillingen leben, die jeder Applicant einzahlen muß für Beſtreitung der Koſten, die Erkundigungen u. ſ. w. verurſachen. Es kann nämlich Jeder in einem ſolchen Büreau Geld bekommen, der für eine kleinere Summe einen, für eine größere zwei Gewährsmänner hat, die für Rückzahlung bürgen, falls der Borger ſelbſt nicht könnte oder wollte. Dieſe Bürgen müſſen anſäſſig ſein, ein Haus haben. Und in London hat jede halbweg anſtändige Familie ihr eigenes Haus. Die Leihgeſellſchaft geht auf jede Art von Terminen der Rückzahlung ein und macht es ſo jedem redlichen, arbeitenden Menſchen möglich, nöthiges Geld bis zu 100 Pfund und mehr in die Hände zu bekommen. Die 242 Geſellſchaften von 1860 verborgten an mehr als 20,000 Borger gegen 70,000 Pfund Sterling.

Dann kamen die Sparbanken, in welche am Ende des Jahres 1860 über anderthalb Millionen Einleger mehr als 41 Millionen Pfund gegen gute Zinſen deponirt hatten. Hier nun ſind die *Königl. Poſt-Sparbanken* (Post-Office Saving-Banks) ein ebenſo großer Segen, wie die „Money-Order-Offices“, durch welche man jeder Zeit jeden kleinen Geldbetrag in jedem Büreau des Landes einzahlen kann, um ihn in jedem beliebigen anderen Theile binnen 24 Stunden auszahlen zu laſſen. Die über das ganze Land und in alle Diſtrikte Londons vertheilten Poſt-Sparbanken nehmen jederzeit jeden Betrag von 10 Sgr. ab von Jedem an und zahlen ihn jederzeit auf Verlangen in jeder anderen Bank des Landes mit 2½ Prozent Zinſen wieder aus. Jeder Einleger kann jeden Anderen mit Deponirung oder Einziehung beauftragen. Auch Kinder können deponiren. Intereſſen für weniger als 1 Pfund werden zwar nicht bezahlt, aber wer weniger nur lange genug ſtehen läßt, erhält dann auch die Zinſen für die gemeinſame Summe, ſobald ſie mit Zins und Zinszins auf mehr als 1 Pfund geſtiegen iſt. Es kann alſo jeder Arme, der einmal ein Paar Thaler übrig hat, irgendwo um die Ecke herumgehen und das Geld zum Aufheben geben und ſicher ſein, es jederzeit auf Verlangen mit Zinſen für Tag und Stunde wiederzuerhalten. Dabei iſt von keinen Extra-Ausgaben die Rede und alle Briefe darüber ſind frei.

Digitized by Google

Solche Anſtalten ſind nur Blüthen und Früchte einer gründlichen, alten, wirthſchaftlichen Cultur und Bildung. Auf deutſchem Boden merkt man wenig davon, inſofern ſie nicht von einem einzigen, der Regierung noch dazu unangenehmen, wirklichen Manne des Volks und deſſen jahrelanger, täglicher Heldenarbeit ausging. In Berlin exiſtirt ein Verein von literariſchen Männern, die ein gemeinſames Vermögen trotz aller Debatten darüber nicht wirthſchaftlich anzulegen vermochten, ſo daß ſie endlich beſchloſſen, für das Geld zu — eſſen. Unter dieſen literariſchen Männern giebt's große Lichter der National-Oekonomie, von denen das größte Licht einmal eine große Rede hielt, bloß um den einzig guten Plan wirthſchaftlicher Verwerthung des Geldes — ſiegreich zu bekämpfen.

Von den übrigen Wohlthatsvereinen dieſes Kapitels, die zum Theil für beſtimmte Klaſſen berechnet ſind, für Näherinnen und Putzmacherinnen, Aſſociation für den Verkauf von Arbeiten ſolcher Damen, die zu arbeiten, aber nicht gut zu verkaufen wiſſen und wenig Mittel haben (verkaufte 1860 die Arbeiten von 250 Damen für 769 Pfund, im zweiten Jahre ihres Beſtehens), für junge Mädchen im Allgemeinen (mit Industrial Homes etc.), Schulen und Vorbereitungsanſtalten für Dienſtboten, Dienſtmädchen-Aſyle, Dienſtmädchen-Schutzgeſellſchaften, Kochkunſtſchulen u. ſ. w. können wir keine näheren Berichte geben, wenn wir nicht über alles Maß eines Magazin-Artikels hinausgehen wollen. Man ſieht auch hier die in Spezialitäten und *feinere* Bedürfniſſe eingedrungene humane Cultur, für welche bei uns noch kein Sinn und Erbarmen aufkommen kann, da wir uns im Politiſchen und Großen noch nicht „aus dem Gröbſten herausgehauen" haben. *Fanny Lewald* ſchrieb einmal „Oſterbriefe", worin ſie in eindringlicher Weiſe zum praktiſchen Erbarmen für Dienſtboten und ſchutzloſe Mädchen aufforderte. Aber es ſcheint taube Ohren getroffen zu haben. Wo ſoll jetzt Sinn und Geiſt für ſolche Humanität herkommen?!

Wir ſind noch politiſch und ſocial mit *grober* Arbeit überhäuft und laſſen alle höhere, menſchlichere Cultur, alle feinere Arbeit liegen und verkommen. —

Eine Menge „Infant-Nurseries", Säuglings-Pflege-Anſtalten armer und arbeitender Mütter, für 2½ Sgr. für je Tag und Nacht, wohlthätige Inſtitutionen für Krüppel, Invaliden u. ſ. w. ſollen hiermit ebenfalls nur regiſtrirt ſein. In unſerem nächſten Artikel kommen wir zum Schluß.

H. Beta.

Frankreich.

Noch ein Wort über das Leben Jeſu von Renan.

Das Leben Jeſu iſt mehrfach in Deutſchland, Frankreich, Belgien ꝛc. kritiſch beleuchtet worden, und zwar mit einer Freiheit, die weder irgend Scheu noch Rückſicht kennt, ſelbſt diejenige nicht, welche mindeſtens für die Ausdrucksweiſe unter allen Umſtänden hätte erwartet werden dürfen angeſichts eines Namens, der bereits zwei Jahrtauſende hindurch von Millionen Menſchen als der ihres Heilandes, Erlöſers, Seligmachers verehrt worden iſt und von der Kirche Gott gleich geſtellt wird. Ein größeres Unrecht, als ſolche Rückſichtsloſigkeit — welche z. B. den neueſten Darſteller dieſes Lebens, Renan, nicht abhält, Jeſus einen transſcendenten Revolutionair zu nennen — dürfte aber darin liegen, daß die Kritiker nicht von vornherein bekennen, Jeſum faſt ausſchließlich nur nach dem geſchriebenen Berichte von Jüngern beurtheilen zu können, denen Jeſus ſelbſt es bisweilen wehmüthig ausgeſprochen, daß ſie ihn nicht immer verſtänden.

Wer unter ſolchen Verhältniſſen das Leben Jeſu richtig zu erfaſſen und zu beurtheilen im Stande ſein will, dürfte dies kaum anders vermögen, als in der Erfaſſung der *Geſammtheit* ſeiner Erſcheinung, und zwar unter vorurtheilsfreier Erkennung und Würdigung der vorausgegangenen Zeitbildung aller damals bekannten Völker, gleichwie namentlich der damaligen Bildung und religiöſen Haltung des jüdiſchen Volkes. Doch auch dieſes kritiſche Urtheil wird ſelbſt ein annähernd ſicheres nur dann ſein können, wenn es von Jemandem ausgeht, der ſich im eigenen Leben ernſtlichſt bemüht hat, ein wahrer Jünger Jeſu zu ſein, und zwar nicht nach dem tödtenden Buchſtaben, ſondern nach dem freimachenden Geiſte ſeiner Lehre.

Wie ſehr Herr Renan, trotzdem daß ſeine Kritik mit der höchſten Anerkennung Jeſu und ſeiner Lehre ſchließt, denſelben mitunter doch nicht richtig erfaßt hat, dürften folgende Anführungen aus ſeiner Schrift darzuthun genügen. Nach ihm ſoll Jeſus wenig wiſſenſchaftlich unterrichtet geweſen ſein. Und doch zeigte Derſelbe ſchon mit 12 Jahren einen ſolchen Flammeneifer, ſich zu belehren, daß er bekanntlich einſtmals damit ſogar ſchwere Sorge ſeinen Eltern bereitete. Vor Allem aber bezeugt ſein Werk — ſo unvollſtändig und lückenhaft, mitunter vielleicht ſelbſt mißverſtanden, es von ſeinen Jüngern niedergeſchrieben worden ſein mag — daß Jeſus nicht allein auf das Vollkommenſte mit den religiöſen Schriften ſeines Volkes, ſondern auch mit denen anderer Völker bekannt war, namentlich wohl ohne Zweifel die Confucius-Lehre und die damals in großem Anſehen ſtehende platoniſche Philoſophie gekannt hat.

Ferner ſoll, nach Renan, Jeſus von Johannes dem Täufer Weſentliches gelernt haben, während dieſer bekanntlich die Superiorität Jeſu gleich Anfangs anerkannte. Auch ſoll er Jenem die Waſſer-Taufe nachgemacht haben, während Jeſus das Nebenſächliche dieſer mit der Bemerkung kennzeichnete, er ſei gekommen, mit Feuer zu taufen. — Demnächſt ſoll er, mit ſchlauer Planmäßigkeit, der Wunder ſich bedient haben, während er es ſo wehmüthig tief beklagte, daß man, ohne Wunder und Zeichen zu ſehen, nicht glauben wolle. — Weiter ſoll Jeſus die baldige Ankunft des Gottes-Reiches den Jüngern noch bei ihren Lebzeiten verſprochen haben. Und doch ſagte er ihnen mit klaren Worten, es werde das Reich Gottes nicht kommen mit äußerer Geberde, ſie hätten es vielmehr bereits in ſich, wenn ſie den Willen Gottes, ihres Vaters im Himmel thäten. — Endlich läßt Renan Jeſum in tadelnswerther Leidenſchaftlichkeit gegen die Phariſäer handeln, und nur aus Noth und mit Widerſtreben den Tod über ſich ergehen. Bekannt iſt aber, daß Jeſus ſelbſt im gerechteſten Zorn gegen die Phariſäer die Liebe ſo wenig ausſchloß, daß er aufs Freundlichſte mit mehreren derſelben verkehrte. Und wie erſt ſeine Unterwerfung unter den Willen ſeines himmliſchen Vaters, als der vorausgeſehene, zur Beſiegelung ſeiner Lehre unvermeidliche Marter-Tod ſich ihm nahte? — Hätte Jeſus in Wirklichkeit gelehrt oder behauptet, er ſei Gott, oder deſſen *mit überirdiſcher Machtfülle ausgeſtatteter* Sohn, wie hätte er am letzten Abend ſeines Lebens ſeine Lieblings-Jünger ſo wiederholt und dringend bitten können, mit ihm und für ihn zu beten? — Betrübt bis in den Tod rief er Gott an um Stärkung ſeines ſinkenden Muthes, doch auch voll kindlichſter und rührendſter Hin-

Digitized by Google

gebung in den Willen ſeines himmliſchen Vaters, deſſen Verherrlichung allein ſein ganzes Leben geweiht geweſen war, ein Leben, das er mit einer Bitte für ſeine Feinde und mit dem beſeligenden Ausruf „Es iſt vollbracht“ beſchloß. — Ja wohl ſchwer, unendlich ſchwer wurde ihm die freiwillige Uebernahme des Kreuzes-Todes, und eine ſolche freiwillige Uebernahme war ſie, was man nie und nimmer überſehen darf. Doch gerade in dieſer „ſchweren Uebernahme“ liegt der Beweis des rein Menſchlichen in Chriſto und des höchſten Verdienſtes ſeines Opfertodes für die zu freier kindlicher Liebe zu erlöſende Menſchheit, welches Verdienſt bei dem „Gott in Chriſto“ nicht minder als die Nachfolge der Mitmenſchen unmöglich geweſen wäre.

Allerdings bedarf es kaum eines ſolchen Beweiſes für die Natur Jeſu, des gottgeſandten Erlöſers, wie er ſelbſt ſie glaubte; beachtet man, wie ſogar nach dem Zeugniß der Evangeliſten, die nur den Gott in ihm ſahen, Chriſtus den Phariſäern, welche ihm vorwarfen, ſich Gottes Sohn zu nennen, nur erwiederte, ſie nenneten ſich ſelbſt Götter und hätten daher wohl wenig Recht zu Vorwürfen gegen ihn, der ſich ja nur Gottes Sohn nenne; wie er ferner die Macht allein für ſeinen himmliſchen Vater in Anſpruch nahm, ſeine Brüder und Schweſtern Alle nannte, die den Willen ſeines Vaters thäten, ſeinen Jüngern und Nachfolgern die Fähigkeit zuſprach, bei rechtem Glauben noch größere Wunder zu thun, als er ſie gethan; wie er endlich die Gott-Gleichheit klar und deutlich nur auf den in ihm eingeborenen von aller Ewigkeit her vorhandenen Gottes-Geiſt, das göttliche logos (Wort, Lehre) bezog.

Doch trotz alledem und alledem, iſt es nicht zu beklagen, wenn auch die ſchärfſte Kritik ſich dem Leben Jeſu zuwendet, denn der irrende Geiſt kann den berichtigenden nur finden, wenn er zu Tage tritt. Jeſus ſelbſt konnte und wollte uns kein geſchriebenes Wort hinterlaſſen, weil der Buchſtabe tödte, ein jeder ſeiner Nachfolger aber der freie Prieſter ſeines eigenen Glaubens, kein todter Nachbeter eines geſchriebenen, buchſtäblichen Glaubens ſein ſollte.

Bei ſolcher mit der kindlichſten Einfachheit gepaarten Erhabenheit von Chriſti Lehre könnte auch der größte Zweifler und Spötter, wollte er deren eigene Bethätigung auch nur verſuchen, inne werden, daß dieſe Lehre aus Gott, daß ſie die vollendetſte; iſt, die jemals gelehrt worden und die jemals gelehrt werden wird. Den Geiſtig-Jüngeren, wie einſt den Jüngern, bietet ſie den kindlichen Wunder-Glauben, den Geiſtig-Aelteren aber, nach faſt 2000 Jahren weiteren Forſchens und Erfahrens, ein beſtimmtes, klares Licht, in wahrſter Vollendung vermögend, Allen Alles zu ſein, wie der große Apoſtel es bereits ausgeſprochen. Nach Chriſti Lehre ſoll der Geiſt Alles lebendig machen, auf daß die Menſchheit Gott anbeten könne in Geiſt und Wahrheit! Fſtr.

Rußland.

Der Amur.*)

Der Amur entſteht aus dem Zuſammenfluß der Schilka und des Argun und bildet in ſeiner größten Länge, nämlich bis zur Mündung des Uſſuri, die Gränze zwiſchen dem chineſiſchen und ruſſiſchen Reich; ſein unterer Lauf und ſeine Mündung aber gehören ausſchließlich zur ruſſiſchen Seeprovinz (Primorskaja Oblast). Das Flußgebiet des Amur im ruſſiſchen und chineſiſchen Territorium erſtreckt ſich über ein Areal von 37,000 geogr. Quadratmeilen. Seine Länge, den Onon und die Schilka als Quellfluſſe angenommen, beträgt ungefähr 4000 Werſt; hiervon kommen gegen 3000 Werſt auf den eigentlichen Amur von Strelka bis zur Mündung, die übrigen 1000 auf die Schilka und den Onon. Ueber den Urſprung der ruſſiſchen Benennung des Amur ſind verſchiedene Meinungen ausgeſprochen worden. Einige erklären ſie dadurch, daß die erſten Ruſſen, welche das Flußſyſtem entdeckten, aus Unkenntniß den Namen des kleinen Zufluſſes Emur, an deſſen Mündung eines der älteſten ruſſiſchen Forts, das nachherige Albaſin, gegründet wurde, auf den ganzen Fluß übertrugen. Andere leiten den Namen Amur von Amu oder Mamu ab, mit welchem die Eingeborenen den unteren Lauf des Stromes bezeichnen. Von Strelka ab hat der Amur ſchon die Breite des Rheins, d. h. 250 bis 300 Faden; ſein Ufer iſt hier felſig, wie die Gegend, in der die Schilka ſich mit dem Argun vereinigt. Strelka liegt unter 53° 20′ N. Br. Von hier bis zur Mündung des Amaſar oder der Bolſchaja-Gorbiza, ſeines erſten bedeutenden Zufluſſes von der linken Seite, ſtrömt der Amur auf einer Strecke von 50 Werſten zwiſchen bewaldeten Bergen, die hauptſächlich mit Lärchenholz beſtanden ſind. Unterhalb der Mündung des Amaſar weichen die Berge, welche bis dahin den Lauf des Amur begleitet haben, zurück und fallen nur ſtellenweiſe in ſchroffen Abhängen zum Fluſſe herab; 190 Werſt vom Amaſar fällt rechts der Umur oder Emuri, auch Albaſicha genannt, in den Amur; ſeiner Mündung gegenüber befinden ſich die Ruinen des alten Forts Albaſin, an deſſen Stelle eine neue Koſakenſtaniza entſtanden iſt. An der Mündung der Kamara, 400 Werſt von Albaſin, erreicht der Amur ſchon eine Breite von 400 Faden und tritt 200 Werſt weiter, an der Seja, ſeinem größten linken Zufluſſe, in eine geräumige Ebene. Die Mündung der Seja, als einer der wichtigſten Punkte am Amur, iſt zur Gründung der Hauptſtadt der Amurprovinz, Blagoweſchtſchensk, erwählt worden; eine Reihe von Stanizen, die ſich längs dem Fluſſe von Uſtſtrelotſchny-Karaul bis Blagoweſchtſchensk hinzieht, dient als Verbindungslinie zwiſchen der Amurprovinz und Transbaikalien. Am rechten Ufer des Fluſſes, 30 Werſt unterhalb Blagoweſchtſchensk, liegt die chineſiſche Stadt Sachalan-Ula-Choton oder Aigun, der Hauptort der mandſchu-chineſiſchen Provinz Hei-lun-tſian. Die Breite des Amur beträgt hier 750 Faden. Etwa 200 Werſt ſtromabwärts ergießt ſich in den Amur der mittlere von ſeinen drei vornehmſten linken Zuflüſſen, die Niuman Bira, bei den Ruſſen unter dem Namen Bureja bekannt. Gegen 200 Werſt von ihrer Mündung beginnt der Durchbruch des Amur durch den ihm den ferneren Weg nach Südoſten verſperrenden kleinen Chingan, den man, zum Unterſchiede von anderen Bergketten dieſes Namens, das Burejagebirge genannt hat. Die von dem Durchbruch des Amur gebildete Schlucht hat eine Länge von 160 Werſt

---

*) Wir haben in unſerem „Magazin“ bereits das Geographiſch-ſtatiſtiſche Lexikon des ruſſiſchen Reiches (Географическо-статистическій Словарь Росс. Имп.) erwähnt, das jetzt unter der Redaction des durch ſeine Ueberſetzung von Ritters Erdkunde bekannten Gelehrten Semenov in Petersburg herausgegeben wird. Als Probe dieſes mit großem Fleiße gearbeiteten und in der Geographie Rußlands geradezu Epoche machenden Werkes laſſen wir den Artikel über den Amur folgen, der ein zwar kurzes, aber vollſtändiges Reſumé der Nachrichten über dieſen Strom in naturwiſſenſchaftlicher, geographiſcher und hiſtoriſcher Beziehung enthält.

Digitized by Google

und iſt, wie der Durchbruch des Rheins zwiſchen Bingen und Coblenz, der maleriſchſte Theil des ganzen Stromlaufs. Beim Austritt aus der Chinganer Schlucht breitet ſich der eingeengte Fluß von neuem aus, theilt ſich in mehrere Arme und vereinigt ſich 150 Werſt von ſeinem Austritt mit dem Sungari, dem ſüdlichen chineſiſchen Zweige des Stromſyſtems. Von der Confluenz des Amur mit dem Sungari wendet ſich der Doppelfluß, der jetzt bei den Chineſen den Namen Kun-lun-tſian führt, nach Nordoſten, indem er ſich der Richtung des Sungari fügt, den man daher nicht mit Unrecht als den Hauptarm betrachten kann. Die Ebene, durch die er nunmehr fließt, erſtreckt ſich bis zur Mündung des Uſſuri, 250 Werſt nordöſtlich von der Vereinigung des Amur mit dem Sungari. Von dem Uſſuri bis zum Kiſiſee (800 Werſt) wechſelt ſeine Breite an den Stellen, wo er einen einzigen Strom bildet, zwiſchen 500 und 1500 Faden, aber ſehr oft theilt er ſich in zahlreiche Kanäle. Auf dieſer Strecke fallen in den Amur von der rechten Seite die Flüſſe Dondon-Bira und Chungari, von der linken der bedeutendere Goryn. Zwiſchen der Mündung des Chungari und des Goryn wird das Strombette von hohen, bewaldeten Gebirgszügen eingeengt, die ſich in parallelen Gruppen an beiden Seiten des Amur erheben. Zur rechten Hand begleiten dieſe Höhen den Fluß auch jenſeits der Mündung des Goryn, während links eine Ebene ſich bis zum Kiſi und weiter ausdehnt. Unter 51° 40′ bildet der Amur rechts eine große Bucht, die in Verbindung mit dem Kiſiſee ſteht, der das Querthal des niedrigen Gebirgszuges einnimmt, welcher hier das Flußbett von dem öſtlichen Ocean ſcheidet. An der Bucht des Amur, die einen Arm deſſelben mit dem Kiſiſee vereinigt, liegt Mariinsk, eine der anſehnlichſten ruſſiſchen Anſiedlungen in dieſem Lande; 50 Werſt oberhalb Mariinsk, am Hauptarme des Amur, iſt die neue Stadt Sophiisk entſtanden. Jenſeits Mariinsk nimmt der Amur, durch den Kiſiſee vom Ocean abgedrängt, eine mehr und mehr nördliche Richtung an und bildet in ſeinem weiteren Laufe einen zweiten See, den Kada. Auch jetzt noch ziehen ſich waldgekrönte Berge die rechte Seite des Amur entlang und verſperren ihm den Zugang zum Ocean; es ſind dies die nördlichen Ausläufer des mandſchuriſchen Küſtengebirges Sichete-Alin. Zur Linken dehnt ſich eine Niederung aus, die zum Theil mit See'n bedeckt iſt, wovon der bedeutendſte, der Ugdil, ſeine Gewäſſer mit dem Amur vermiſcht. Nördlich von demſelben, zwiſchen 52° 30′ und 53° N. Br., nähert ſich das Amgungebirge dem linken Ufer des Fluſſes, ſo daß er von beiden Seiten zwiſchen Bergen hinfließt. Auf einem der Felſen, die ſteil zum Amur herabfallen, in der Nähe des Giljakendorfes Tyr, befindet ſich ein merkwürdiges Denkmal von Marmor, Porphyr und Granit, mit Inſchriften, welche bezeugen, daß dieſer Punkt die äußerſte Gränze der Herrſchaft der Mongolen oder der großen Dynaſtie Juan war, wie die mongoliſchen Fürſten ſich nach der Unterwerfung China's nannten. Nicht weit von dieſem Denkmal ergießt ſich in den Amur der unterſte von ſeinen drei vornehmſten linken Zuflüſſen, der Amgun. Jenſeits ſeiner Mündung wendet ſich der Amur faſt in einem rechten Winkel nach Oſten und fällt endlich, um die Nordſpitze des Sichete-Alin biegend, in den Katariſchen Kanal, indem er an ſeiner Mündung einen geräumigen, aber ziemlich ſeichten Liman bildet, an deſſen linkem Ufer, 300 Werſt unterhalb Mariinsk, ſich Nikolajewsk, die jetzige Hauptſtadt der ruſſiſchen Seeprovinz, erhebt.

Das Quellgebiet des Amur, d. h. das ganze Baſſin der Flüſſe Schilka und Argun bis Strelka, gehört noch zum oſtaſiatiſchen Hochlande. Von der Mündung des Amaſar an fließt der Amur zwar durch ein ziemlich tiefes und breites Thal, das aber faſt bis zur Seja an beiden Seiten von Bergen begränzt wird, die ſehr oft bis ganz nahe an das Flußbett heranrücken. Zwiſchen der Seja und der Bureja, an der linken Seite des Amur, geht das Bergland in eine weite, offene Ebene über, die ſich nach Middendorff bis zu den Zuflüſſen der Seja im 53. Breitengrade ausdehnt. Das Meridiangebirge der Bureja bildet die Gränze dieſer oberamuriſchen Niederung oder Prairie. Von der Confluenz des Amur mit dem Sungari ab begleitet eine zweite Ebene den Lauf des vereinigten Stromes und von der Mündung des Goryn bis zum Poſten Bogorodſkoje zieht ſich links eine dritte weitgeſtreckte Niederung hin, worauf der Amur bis zur Mündung des Amgun ſeine Fluthen von Neuem zwiſchen Bergmaſſen fortwälzt. Im Allgemeinen hat daher ſein Flußgebiet einen vorzugsweiſe gebirgigen Charakter; die Niederungen nehmen in demſelben nur mehr oder minder bedeutende Intervallen zwiſchen den Bergzügen ein und bilden höchſt ſelten jene fortlaufenden, unabſehbaren Ebenen, welche unter dem Namen von Prairien, Pampas und Silvas das Stromgebiet des Miſſiſſippi, des Rio de la Plata und des Amazonenfluſſes in der neuen Welt bezeichnen. Uebrigens ſind die orographiſchen Verhältniſſe der ungeheuren, zum Stromſyſtem des Amur gehörigen Region bei dem Mangel an hypſometriſchen Beobachtungen noch keineswegs mit hinlänglicher Genauigkeit feſtgeſtellt.

Das Klima des Amurlandes iſt unendlich beſſer als das ſibiriſche, hat aber noch immer den kontinentalen Charakter, der ſich in höchſt empfindlichen Extremen von Winterkälte und Sommerhitze ausdrückt. Selbſt bei Mariinsk iſt der Fluß 175 Tage im Jahre (von Mitte November bis Mitte Mai) übergefroren. Die Regenmenge und die Feuchtigkeit der Atmoſphäre am Amur iſt bei weitem bedeutender als in Transbaikalien und der Nachbarſchaft der waſſerloſen Wüſte Gobi die Vegetation des Amurlandes zeichnet ſich demgemäß durch Reichthum und Mannichſaltigkeit aus. Zwar hat die Flora keinen völlig ſelbſtändigen Charakter und entlehnt einen großen Theil ihrer Formen den Hochebenen Transbaikaliens und der ſüdlichen Mandſchurei, aber trotzdem trifft der Reiſende, der den Amur von Strelka aus hinabſchifft, bei jedem Schritt auf neue und intereſſante Gewächsarten, die dem inneren, kontinentalen Aſien durchaus fremd ſind und die Nähe des Oceans verrathen, ja, gewiſſermaßen den Uebergang zu der Flora Nord-Amerika's bilden. Beſonders mannichfaltig und von den ſibiriſchen verſchieden ſind die Laubhölzer und Sträucher des Amurlandes. Die Eiche, die in ganz Sibirien nicht gefunden wird, erſcheint zuerſt bei Albaſin als eine eigene Art (Quercus mongolica). Der Ahorn, den Sibirien gleichfalls nicht kennt, die Linde, die kaum den Ural überſchreitet, zeigen ſich am Amur zum erſtenmal bei der Mündung der Kamara, wo ſie ſich als Acer ginnala und Tilia mandshurica präſentiren. Noch vor der Burejamündung ſieht man die wilde Rebe des Amur (Vitis amurensis) und einen eigenthümlichen Korkbaum (Phellodendron amurensis); von der Mündung jenes Fluſſes an die Eſche (Fraxinus mandshurica) und den Nußbaum (Juglans mandshurica) und nach dem Durchbruch des Amur durch das Burejagebirge den Flieder (Syringa amurensis), Ginſeng (Panax sessiliflorum) und Epheu (Hedera senticosum). An der Mündung des Sungari treten uns neue Formen des Ahorns (A. mono, A. tegmentosum), der Linde (T. mandshurica), der Ulme (Ulmus montana) entgegen; an der Uſſurimündung eine Berberitze (Berberis amurensis), die gemeine Eibe (Taxus baccata), der europäiſche Wachholder (Juniperus communis) und die das Küſtenland des Ochotsker Meeres charakteriſirende Tannenart (Abies ajanensis). Nach der ſchließlichen Wendung des Amur gegen Nord-

Digitized by Google

oſten finden viele der hier aufgezählten Pflanzen allmählich die nördliche Gränze ihrer Verbreitung. So reich die Wälder des Amur an Baumarten, ſo grasreich ſind die Wieſen, die an Ueppigkeit den ſchönſten ſibiriſchen gleichkommen. Der Boden iſt äußerſt fruchtbar, obwohl vielleicht nicht fruchtbarer als der von Südſibirien, vor dem er jedoch den Vortheil einer größeren Humidität voraus hat, und er giebt ohne Düngung die reichen Aerndten, die ſich von einem jungfräulichen Boden erwarten laſſen. In ſeinen Kulturpflanzen kann ſich übrigens das Amurland bei ſeinem verhältnißmäßig langen und ſtrengen Winter nur mit den Produkten des mittleren Rußlands und Nord-Europa's meſſen. Sie beſtehen hauptſächlich aus Roggen, Haſer, Gerſte, Buchweizen, Kartoffeln, zum Theil aus Weizen, und nur an wenigen Punkten aus chineſiſcher Hirſe (Sorgo) und Mais. An den Reis- und Baumwollenbau iſt am Amur nicht zu denken; ſelbſt der Weinbau iſt trotz des Vorhandenſeins wilder Reben, die aber nur ſaure Trauben geben, unmöglich, da er eine mittlere Jahrestemperatur von 9½ Gr. C., die man nirgends am Amur antrifft, ſowie mildere Winter erfordert. Die Fauna des Amurlandes iſt ziemlich reich und mannichſallig. Die Wälder ſind namentlich von Bären, Vielfraßen, Füchſen, Zobeln, Eichhörnchen, Haſen, Wildſchweinen, Renn- und Elennthieren, Biſamratten und Hühnern verſchiedener Art bevölkert. Die Gewäſſer wimmeln von Fiſchen, als Hauſen (Acipenser orientalis, A. sturio), Lachſrn (Salmo lagocepha, S. proteus) u. ſ. w. Mitunter verirrt ſich aus der ſüdlichen Mandſchurei auch ein Tiger in dieſe Gegend.

Die eingebornen Bewohner der Amurregion beſtehen hauptſächlich aus verſchiedenen tunguſiſchen Stämmen: den Orotſchonen und Manegren zwiſchen Strelka und der Seſamündung, drn Golden und Mangunen von dem Burejagebirge bis zu den Seen Kiſi und Kada. Nur am unteren Laufe des Stromes wohnen Giljaken, die eher mit den Küſtenſtämmen des öſtlichen Oceans und der Kurilengruppe verwandt ſcheinen. Dieſe ganze einheimiſche Bevölkerung überſteigt kaum 8000 Seelen und ſteht demnach an Zahl den ſpäteren Ankömmlingen nach, als den Mandſchu-Chineſen, deren es allein in Aigun nicht weniger als 15,000 giebt, und den Ruſſen. Die Entdeckung des Amurlandes ſand um die Mitte des 17. Jahrhunderts ſtatt: im Jahre 1643 fuhr der von dem Wojewoden von Jakutsk abgeſandte Koſaken-Aelteſte Waſſilji Pojarkov mit 130 Begleitern die Flüſſe Aldan, Ulſchur und Gonam bis zum Stanowoi-Gebirge hinauf, überſchritt die Waſſerſcheide bis zu den Flüſſen Branda und Seja und ſchiffte dann den Amur bis zur Mündung deſſelben hinab, worauf er zur See die Mündung der Ulja erreichte und von dort auf der Maja, dem Aldan und der Lena im Jahre 1646 nach Jakutsk zurückkehrte. Dieſe erſte ruſſiſche Expedition hinterließ jedoch keine bleibenden Spuren ihres Aufenthalts am Amur. Die Ehre ſeiner Eroberung gehört dem tapferen Hieroſëi Chabarov, der in den Jahren 1649 und 1650 mit ſeiner Schaar die Olekma und den Tungir zu ihren Quellen verfolgend, den Urck hinab an den Amur gelangte. Chabarov begann ſeine Operationen mit der Zerſtörung der dauriſchen Städtchen, die er jenſelts Albaſin's antraf, und unterwarf in zwei Jahren faſt den ganzen Uferſtrich des Amur. Von den Koſaken geſchlagen, wandten ſich die Eingebornen um Hülſe an die Mandſchu-Chineſen, und von nun an begann zwiſchen den ruſſiſchen Erobereen und den Mandſchu ein hartnäckigrr und langwieriger Kampf um den Beſitz des Fluſſes. Schon 1652 wurde Chabarov ohne Erfolg von den Mandſchu im Uluß Alſchansk, am unteren Amur, belagert. Im Jahre 1655 beſtanden die Koſaken unter Onuphri Stepanov, dem Nachfolger Chabarov's, glücklich den Angriff eines zahlreichen mandſchuriſchen Heeres in dem neuerbauten Oſtrog Kamarsk. Bald darauf wurde ein direkter Weg nach dem Amur durch Transbaikalien aufgefunden und im Jahre 1658 von dem Wojewoden Paſchkov die Stadt Nertſchinsk an der Schilka gegründet. Trotzdem wurde Stepanov nicht lange nachher durch die Uebermacht gezwungen, ſich vom Amur zurückzuziehen, und kam endlich ſelbſt in einem Gefecht mit den Chineſen um; die ſchwachen Ueberreſte ſeiner Schaar vereinigten ſich mit Paſchkov in Nertſchinsk und der Amur ſchien für Rußland verloren. Indeſſen zeigte ſich 1665 von neuem eine Handvoll Ruſſen, diesmal flüchtige Verbrecher, unter der Führung Nikiphor Tſchernigowski's am Amur und verſchanzte ſich in dem verlaſſenen Albaſin. Eine den Flüchtlingrn gewährte Amneſtie und der Bau mehrerer neuer Oſtrogs befeſtigten abermals die ruſſiſche Herrſchaft am Amur und es wurden ſogar Verſuche gemacht, den Beſitz dieſer Region durch eine diplomatiſche Uebereinkunft mit China zu ſichern. Allein die von dem ruſſiſchen Bevollmächtigten, dem Griechen Spathari, geleiteten Unterhandlungen zerſchlugen ſich, und im Jahre 1685 erſchienen die Mandſchu-Chineſen mit Uebermacht vor der Feſtung Albaſin, die von dem Wojewoden Alexëi Tolbuſin vertheidigt wurde. Tolbuſin ſah ſich genöthigt, Albaſin zu übergeben und ſich mit ſeiner Garniſon zu entfernen, aber noch in demſelben Jahre kehrte er mit friſchen Kräften zurück. Die zweite Belagerung Albaſin's, wo 736 Koſaken, zuerſt unter Tolbuſin und nach ſeinem Tode unter dem Schotten Beaton, den Angriff einer ganzen Armee zu beſtehen hatten, dauerte ein volles Jahr, 1686—1687, und endete damit, daß die Mandſchu die Belagerung aufhoben. Deſſenungeachtet wurde im Jahre 1689 der Vertrag von Nertſchinsk unterzeichuet, der die Ruſſen auf lange von dem Amur ausſchloß, indem er die Gorbiza, einen Nebenfluß der Schilka, und den Argun als Gränze zwiſchen Rußland und China anerkannte.

Die Entdeckung des Amurlimans im Jahre 1849 durch das ruſſiſche Transportſchiff Baikal, Kapt. Newelskoi, und der Amurmündung ſelbſt durch die Schaluppe dieſes Schiffs unter Kommando des Lieut. Kaſakjewitſch gab den erſten Anſtoß zu erneuter Koloniſation des Amur. Der Beſetzung ſeiner Mündungen ſtellten ſich von keiner Seite ernſthafte Hindeeniſſe entgegen, um ſo weniger, als die Chineſen nicht allein auf den Unterlauf des Amur, ſondern auch auf den ganzen Raum von dem Uſſuri bis zum Oſtmeere keine Anſprüche hatten. Die Niederiaſſung der Ruſſen an der Amurmündung, welche im Juni 1850 mit der Anlage des Winterlagers Petrowskoje, in der Glücksbai (Saliw Stschastia), nördlich vom Liman, begann, worauf im Auguſt 1851 die Gründung von Nikolajewsk folgte, blieb daher von den Chineſen unbeachtet. Im Jahre 1853 legten die Ruſſen, den Amur ſtromaufwärts vordringend, am Kiſiſee den Marien- und an der nahen Caſtries-Bai den Alexanderpoſten an. Das Vorhandenſein ruſſiſcher Niederlaſſungen am unteren Amur führte zur Eröffnung der Waſſerverbindung zwiſchen ihnen und der transbaikaliſchen Provinz. Im Jahre 1854 wurde dieſer entſcheidendſte Schritt zur Occupation des Amur durch den Generalgouverneur von Oſtſibirien, Murawiew, unternommen, der mit einer in Nertſchinsk ausgerüſteten Flotille den Amur von Strelka bis zu ſeiner Mündung hinabſegelte. Im Jahre 1855 wurden durch die Expedition des Generals Korſſakov die erſten Ackerbaukolonien am Amur angelegt, im Jahre 1856 der Raum zwiſchen Nikolajewsk und Mariinsk von Kronbauern, und im Jahre 1857 die Strecke zwiſchen Strelka und Seja von transbaikaliſchen Koſaken angeſiedelt. Zu gleicher Zeit wurde eine ganze Reihe

Digitized by Google

von gelehrten Expeditionen zur Erforſchung des Amurlandes ausgeſandt, ſo daß ſeine Entdeckung für die Wiſſenſchaft Hand in Hand mit ſeiner Eröffnung für die Koloniſation und den Handel von ſtatten ging. Es blieb nur noch übrig, den faktiſchen Beſitz auf diplomatiſchem Wege auch rechtlich zu ſichern. Die Unterhandlungen mit China über die Rectification der Gränzen beider Reiche von der Gorbiza bis zum Oſtmeere hatten ſchon 1851 begonnen, aber erſt im Jahre 1854 gaben die Chineſen, von dem Erſcheinen ruſſiſcher Schiffe auf dem Amur eingeſchüchtert, dem Verlangen des ruſſiſchen Gouvernements wegen Ernennung von Bevollmächtigten zur Regulirung der Gränze nach. Die im Jahre 1855 begonnenen Verhandlungen über dieſe Angelegenheit mit den chineſiſchen Beamten am Amur führten jedoch zu keinem Reſultat. Einen deſto glänzenderen Verlauf nahm die Sache im Jahre 1857 (1858?), wo, Dank der Beharrlichkeit und der Energie des Generals Murawiew, der chineſiſche Bevollmächtigte am 28. Mai den Traktat von Aigun unterzeichnete, durch welchen die Chineſen die Herrſchaft Rußlands über das linke Ufer des Amur anerkannten. Die letzten Schwierigkeiten, welche die Chineſen bei der Ratifikation der Verträge von Aigun und Tien-tſin in den Jahren 1858 und 1859 erhoben, wurden durch den General Ignatjew beſeitigt, dem es gelang, am 14. November 1860 mit der chineſiſchen Regierung den definitiven Vertrag von Peking zu ſchließen. Derſelbe beſtätigte nicht allein alle Bedingungen des Aiguner Traktats, ſondern beſtimmte auch die Gränze der beiden Reiche am Uſſuri nach einer von der ruſſiſchen Gränzkommiſſion gezogenen Linie, wodurch alles Land zwiſchen den Quellen des Uſſuri und dem Japaniſchen Meere an Rußland kam.

Unterdeſſen machte die Koloniſation des Amur mit jedem Jahre Fortſchritte. Sie ging freilich nicht ohne Unfälle vor ſich, die bei der Anſiedlung einer wilden und wenig bekannten Region unvermeidlich ſind; die Schiffe mit Proviant ſtrandeten nicht ſelten in dem unerforſchten Labyrinth der Flußarme; die neuen Einwanderer litten Hunger und kamen ſogar in einigen Anſiedlungen durch Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten um; viele der neugegründeten Koloniſtendörfer mußten wegen unzweckmäßiger Wahl der Lokalität von einem Orte zum andern verlegt werden; aber trotzdem kann man das Reſultat der ganzen Unternehmung nicht anders als glänzend nennen, da im Laufe von ſieben Jahren am Amur und Uſſuri über ſechszig Niederlaſſungen und Militärſtationen entſtanden und mehrere von ihnen einen äußerſt raſchen Aufſchwung nahmen. So dehnte ſich Mariinſk, welches im Jahre 1854 nur aus zwei Blockhäuſern beſtand, ſchon im Jahre 1855 über einen Raum von drei Werſten längs dem Amurufer aus. Noch ſchneller entwickelte ſich Nikolajewſk, in welchem man 1855 bereits 120 Häuſer, zwei Schulen und ein zweiſtöckiges Gebäude mit einem Verſammlungsſaal, einem Leſezimmer u. ſ. w. zählte. Im Jahre 1858 wurde das Land in die Amur- und die Seeprovinz getheilt, von denen erſtere aus dem Gebiet am linken Ufer des Stromes bis zum Stanowoi im Norden und dem Meridian des Uſſuri im Oſten, mit der Hauptſtadt Blagoweſchtſchensk, letztere aus den Ländern an beiden Seiten des Amur von dem Uſſuri im Weſten bis zu den Gränzen Korea's und längs dem Meer von Ochotsk bis Kamtſchatka, mit den Städten Nikolajewſk, Mariinſk und Sophiisk beſteht. Auch der Handel macht Fortſchritte, obwohl allerdings noch ziemlich langſame. Im Jahre 1860 liefen acht ausländiſche Schiffe in Nikolajewſk und der Caſtriesbai ein, nämlich vier Amerikaner, drei Hamburger und ein Hawajier, welche Güter zum Werth von 350,000 Rubeln mitbrachten, wovon für 100,000 Rubel nach dem Inneren Sibiriens verſandt wurde.

Die Literatur über den Amur vor der ruſſiſchen Occupation beſchränkt ſich ausſchließlich auf Notizen in Werken wie Duhalde's „Description de la Chine,“ Müllers „Sammlung ruſſiſcher Geſchichten,“ Fiſchers „Sibiriſche Geſchichte,“ die Beſchreibung des chineſiſchen Reichs von dem Mönch Hyakinth (Bitſchurin) und Ritter's „Aſien,“ wozu noch die „Nachrichten über den Amur“ in Büſching's „Magazin“ (1788) und De la Bruniòre's „Excursion en Mantchourie“ in den „Nouvelles Annales des Voyages“ (1848), nebſt einzelnen Artikeln in ruſſiſchen Journalen kommen. In den letzten Jahren hingegen iſt der Amur nicht allein der Gegenſtand zahlreicher Mittheilungen in ruſſiſchen, deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und amerikaniſchen Zeitſchriften geworden, ſondern auch eigener Werke, von welchen namentlich die vortrefflichen Arbeiten von Schrenk („Reiſen und Forſchungen im Amurlande,“ Petersb. 1858–1861) und Maximowitſch („Flora des Amurlandes,“ 1859), ferner Radde's „Reiſen in Oſtſibirien“ (1861) und die beiden ruſſiſchen Werke von Maack, „Reiſe an den Amur“ (1859) und „Das Uſſuriland“ (1862) hervorzuheben ſind. Die beſten Karten des Amur ſind die von dem oſtſibiriſchen Generalſtab herausgegebene in vielen Blättern und die von der aſtronomiſchen Expedition unter Schwarz entworfene, die auf Koſten der ruſſiſchen Geographiſchen Geſellſchaft erſchienen iſt.

Kleine literariſche Revue.

— Schleswig in der großen Reymann'ſchen Karte. In dem Augenblicke, wo das verbündete öſterreichiſch-preußiſche Heer in Schleswig ſiegreich vordringt, gehen uns vier neue Blätter der Reymann'ſchen, in 405 Blättern erſcheinenden „Topographiſchen Spezialkarte von Central-Europa“*) zu, die gewiß in vielen Kreiſen mit großem Intereſſe aufgenommen werden. Es ſind die Sectionen Flensburg, Ripen, Tondern und Apenrade, die zuſammen mit der bereits früher erſchienenen Section Rendsburg und den binnen Kurzem zu erwartenden Sectionen Hjerding und Fredericia die vollſtändigſte topographiſche Ueberſicht des gegenwärtigen Kriegsſchauplatzes bilden. Mit Ausnahme der Section Flensburg, die im Stiche noch nicht ganz vollendet, doch darum nicht in dieſem Augenblicke zurückgehalten werden ſollte, gewähren dieſe Karten das treueſte Bild des Terrains mit ſeinen Seen und Waſſerläufen, mit ſeinen Sümpfen, Wieſen und Wäldern. Hierdurch erſt ſind wir im Stande, den Kriegsberichten in allen ihren Details genau zu folgen. Die Berge in Schleswig ſind bisher noch niemals in ihrem Zuſammenhange, ſondern nur in einzelnen Bruchſtücken aufgenommen worden, und fehlen daher auch noch in den vorliegenden Blättern, doch hören wir, daß Anſtalten getroffen ſind, auch in dieſer Beziehung die neuen Sectionen der Reymann'ſchen Karte zu vervollſtändigen. Bekanntlich hat ſich dieſe ſchöne deutſche Arbeit auf der Londoner Weltausſtellung des Jahres 1862 der ehrenvollſten Anerkennung zu erfreuen gehabt.

— Cornelia, Zeitſchrift für häusliche Erziehung.**) Das neue Jahr bringt regelmäßig auch neue literariſche Unternehmungen

*) Glogau, Carl Flemming.

**) Cornelia, Zeitſchrift für häusliche Erziehung. Unter Mitwirkung der Herren Oberſchulrath Lauckhard, Prof. Eckſtein, Prof. Maſius, Prof. Bock, Dir. Hauſchild, Dir. Ziſſe u. A. herausgegeben von Dr. Carl Pilz. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1864.

Digitized by Google

faſt auf allen Gebieten, und ſo würde eine „Revue der Zeitſchriften'' auch diesmal von einer nicht geringen Anzahl neu geſchaffener oder weſentlich veränderter periodiſcher Erſcheinungen zu berichten haben. — Pädagogiſche Schriften haben wir in Hülle und Fülle, doch wurde in der That bisher ein Blatt vermißt, welches ſich die häusliche Erziehung mit all ihren Intereſſen allein zum Ziele ſetzt. Dieſe Lücke ſoll die von dem bekannten Pädagogen Dr. Carl Pilz begründete und herausgegebene Zeitſchrift „Cornelia'', genannt nach der Mutter der Gracchen, auszufüllen ſuchen. Im „Proſpectus'' ſagt der Herausgeber unter Anderm: ,,Nicht mit unnützem, trockenem Regelkram, den man nicht gern lieſt und noch weniger ausführt, nicht mit philoſophiſchen Düfteleien, die nur den Gelehrten intereſſiren, nicht mit der ſchulmeiſterlichen Sucht, immer und immer zu belehren, wollen wir im Elternhauſe eintreten, ſondern lebendige Gemälde aus dem wirklichen Erziehungsleben aufrollen und dabei kurz und bündig andeuten, was das Haus ſich ſelbſt zu ſeinem Beſten ſagen kann.'' Der mannigfache und gediegene Inhalt der vorliegenden Probenummer, ſowie die Namen der auf dem Titel genannten Mitarbeiter erwecken keine geringen Hoffnungen für das neue Unternehmen, doch wird der Herausgeber darauf beſonders zu achten haben, daß in ſeiner Zeitſchrift wider ſeinen Willen die Schule keine zu große Rolle ſpiele.

— **„Die Dioskuren, ‚deutſche Kunſtzeitung.“** *) Dieſe ſeit acht Jahren in Berlin erſcheinende, von Dr. Max Schasler herausgegebene Zeitſchrift hat ſeit dem 1. Januar d. J. ein verändertes, künſtleriſches Aeußere, indem ſie, nach dem Vorbilde des engliſchen Art Journal, ihre Artikel durch in den Text eingedruckte Holzſchnitte erläutert, die ſelbſt als kleine Kunſtwerke gelten können. Wir verweiſen in dieſer Beziehung namentlich auf den Holzſchnitt nach Bernhard Plockhorſt's trefflichem Bilde „Maria und Johannes“ (in Nr. 4), auf die „letzte Visconti“, von Fra Bartolomeo (in der Doppelnummer 1 und 2), und auf die Illuſtration zu dem Artikel Kunſt und Gewerbe: ,,Die arabiſche Frau als Lampenträgerin'' (Nr. 1—2). Die Kunſt-Induſtrie und die Technik ſollen in den verjüngten ,,Dioskuren'', wie es ſcheint, mehr als bisher berückſichtigt werden, und dies kann dem Blatte nur vortheilhaft ſein. Wir glauben, daß eine Zeitſchrift nach dem Muſter des Art Journal in Deutſchland einen ſehr ausgebreiteten Leſerkreis zu finden vermag, wenn ſie, gleich dem engliſchen Blatte, dieſen nicht blos unter Künſtlern und Kunſtfreunden, ſondern auch unter den Gewerbetreibenden ſucht, deren Arbeiten eine kunſtmäßige Form haben. Die große Verbreitung des Art Journal datirt von der Zeit der erſten Londoner Welt-Ausſtellung im Jahre 1851. Damals zog das Journal zuerſt auch die Kunſt-Induſtrie in ſeinen Bereich, indem es Abbildungen von den auf der Ausſtellung befindlichen Kunſtarbeiten der Gold- und Silberſchmiede, der Möbelſchreiner, der Arbeiter in Moſaik, in Bronze, Bernſtein, Perlmutter, Elfenbein und Horn ꝛc. brachte. Bei dem verhältnißmäßig ſehr niedrigen Preiſe des Art Journal fand es bald auch unter den Gewerbetreibenden viele Leſer, und man kann wohl ſagen, daß es in dem Jahrzehend ſeines Wirkens auf dieſem Gebiete ſehr viel zur Veredelung des Geſchmackes und zur Hebung der Kunſtgewerbe in England beigetragen, wobei es übrigens auch die eigentliche Sphäre der Kunſt niemals vernachläßigt hat. Hoffentlich wird es der von Herrn Dr. Schasler geleiteten deutſchen Kunſtzeitung ebenfalls gelingen, durch größere Berückſichtigung der Kunſt-Induſtrie und Technik ihren Leſerkreis zu erweitern und in Folge deſſen immer ſo Vieles und Schönes zu leiſten, wie in den uns vorliegenden Probenummern.

*) Kommiſſionsverlag der Nikolaiſchen Verlagsbuchhandlung (G. Parthey) in Berlin.

— **„Der Hirtenkasper“.** *) Die begabte Dichterin des lieblichen Büchleins „Was den Frauen gefällt“ und der tiefſinnigen Spenden „Nach Gottes Rath“ (Berlin, Nikolaiſche Verlagshandlung, 1863) beſchenkte uns jüngſt mit einer Dorfgeſchichte, „der Hirtenkasper“, welche zu dem Beſten gehört, was in dieſer Gattung bisher geleiſtet worden. Fräulein Angelica von Michalowska hat für dieſelbe ihren Beruf hinreichend erwieſen. Wenn ungekünſtelte Anſpruchsloſigkeit des Styles und Tones, klare Erfaſſung der Wirklichkeit des bäuerlichen Lebens und das innigſte Verſtändniß vom Allgemein-Menſchlichen, das unter dem Bauernkittel ſo gut, wie unter dem Fürſtenmantel, ein offenes, ehrliches Herz bewegt, die naturgemäßen Vorzüge der ſtillen Dorfgeſchichte ſind, ſo hat die Verfaſſerin überall das Rechte getroffen, und ſie hat es noch verſchönert und veredelt durch die ſittliche Reinheit, welche friſch und geſund ihre Schöpfungen durchwebt.

Literariſcher Sprechſaal.

Dieſe Blätter haben die traurige Pflicht, das am 5. Februar erfolgte Ableben ihres früheren, vieljährigen Verlegers, des Buchhändlers Dr. Moritz Veit in Berlin, anzuzeigen. Schon die erſten Nummern unſerer Zeitſchrift im Jahre 1832 brachten Beiträge aus ſeiner Feder. Im „Magazin“ jener Zeit hat er ſeine Studien über den franzöſiſchen St. Simonismus niedergelegt, die nachmals bei F. A. Brockhaus in Leipzig als beſondere Schrift erſchienen. Schon damals, als ein junger Mann von 24 Jahren, als er eben mit Heinrich Stieglitz und Karl Werder einen ,,Berliner Muſenalmanach'' herausgegeben, zu welchem er ſelbſt treffliche poetiſche Beiträge geliefert, zeichnete er ſich durch ſein tiefes Gefühl für Recht und Wahrheit, durch ſein maßvolles Urtheil über wiſſenſchaftliche und politiſche Fragen aus. Mit der wachſenden Beobachtung wuchs auch ſein gediegenes Wiſſen, ſeine auf der lauterſten Ueberzeugung ruhende Beurtheilung der religiöſen, der ſtaatlichen und der ſocialen Kontroverſen der Zeit.

Die Korporation der deutſchen Buchhändler in Leipzig wählte ihren Kollegen Veit wiederholt zu ihrem erſten Vorſteher. Dem literariſchen Sachverſtändigen-Kollegium, deſſen Gutachten in Nachdrucks-Angelegenheiten den preußiſchen Gerichtshöfen maaßgebend ſind, gehörte er ſeit ſeiner Errichtung an.

In ſeiner Vaterſtadt Berlin wurde er zuerſt zum Stadtverordneten, ſodann zum Stadtrath und nach einigen Jahren — da er in der erſtgedachten Function größere Befriedigung für eine freie, bürgerliche Thätigkeit gefunden hatte — wiederum in das Kollegium der Stadtverordneten gewählt, deſſen ſtellvertretender Vorſteher er ward. Seine Vaterſtadt auch hat ihn im Jahre 1848 als einen ihrer Vertreter im deutſchen Parlament nach Frankfurt geſandt, wo er mit den beſten Männern Deutſchlands, beſonders aber mit den Führern der altliberalen (Gothaiſchen) Fraction ein enges Freundſchafts-Bündniß ſchloß, dem er bis zu ſeinem Lebensende treu geblieben iſt.

*) Dorfgeſchichte von Angelica von Michalowska. Berlin, Nikolaiſche Verlagshandlung (G. Parthey) 1864.

Digitized by Google

Dieſem letzteren Umſtand und ſeiner daran ſich knüpfenden gemäßigten politiſchen Haltung, die er ſowohl in der preußiſchen Erſten Kammer von 1851—53, als Abgeordneter von Trier, wie im Abgeordneten-Hauſe von 1858—61, als Vertreter von Berlin, bewahrte, iſt es wohl allein zuzuſchreiben, daß er im Jahre 1861 in ſeinem Berliner Wahlkreiſe nicht wieder zum Abgeordneten gewählt wurde.

Leider hat dieſe Wendung in den politiſchen Partei-Anſichten ſeiner Mitbürger, obwohl dem Ehrenmanne die allgemeine Achtung der Stadt verblieben war, doch einen ſchmerzlichen Eindruck auf ſein Gemüth und dadurch auch auf ſein körperliches Wohlſein gemacht, das bis dahin ſtets ungetrübt geweſen war. Seines reinen, edeln Strebens, ſeiner unbeirrten Anhänglichkeit an ein freies Verfaſſungsleben ſich bewußt, zog er ſich mit um ſo innigerer Liebe in den engeren Kreis der ſtädtiſchen, der Gemeinde-Wirkſamkeit zurück — doch im Herzen trug er bereits den Keim der Krankheit, der er jetzt erlegen iſt.

Er ſtarb den Tod des Gerechten, verſöhnt mit der Welt, wie mit ſich ſelbſt. Ohne Schmerz, ruhig und harmoniſch, wie er gelebt, iſt er hinübergeſchlummert, voll Milde und Frieden in dem menſchenfreundlichen Antlitz. Er folgte im Tode unmittelbar einem ſeiner innigſten Freunde, dem Prediger Dr. Michael Sachs, mit dem er zuſammen die poetiſchen „Stimmen vom Jordan und Euphrat“ bearbeitet hatte, deſſen lebendige Theilnahme für das Göttliche und Erhabene er ebenfalls beſaß, und dem er, wie allen ſeinen Jugendfreunden und ſpäteren Lebensgenoſſen, bis an ſein Ende unverbrüchlich treu geblieben war. J. L.

Der franzöſiſche Ueberſetzer und Commentator Spinoza's, Herr Emile Saiſſet, ein Mann von großem Talent und Wiſſen, iſt im 50. Jahre ſeines Alters mit Tode abgegangen. Obwohl ein entſchiedener Gegner des Pantheismus, hatte Saiſſet doch die Ideen Spinoza's treu und klar wiedergegeben; ja, man kann ſagen, daß von ihm erſt in Frankreich die Kenntniß und das Verſtändniß des Verfaſſers des Tractatus theologico-politicus datirt. Später iſt er in ſeinem „Essai de philosophie religieuse“ Spinoza gegenüber auf die Seite von Leibniz getreten, als deſſen Apologeten ihn auch die Leſer des „Magazin“ durch einzelne ſeiner ſcharfſinnigen Deductionen kennen gelernt haben. Saiſſet hatte, wie die R. d. d. M. ſagt, ſein Leben zweien Aufgaben gewidmet: der Vertheidigung der Philoſophie gegen ihre klerikalen Feinde und der Vertheidigung des Spiritualismus gegen den Materialismus. Der Verſtorbene war Profeſſor an der Pariſer Sorbonne und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften.

Wie ſchwer die Abgaben ſind, die in Frankreich auf der journaliſtiſchen Preſſe laſten, geht unter anderem aus dem Umſtande hervor, daß das für Schullehrer beſtimmte „Journal des instituteurs“ an Stempelſteuer und Porto nicht weniger, als 160,000 Francs jährlich, zu zahlen hatte, und zwar bei einem Abſatze von 30,000 Exemplaren. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts hat bisher, damit den armen Schullehrern das Blatt nicht vertheuert werde, das ihnen für fünf Franc jährlich geliefert wird, die gedachten 160,000 Fr. dem Verleger Paul Dupont aus den Mitteln ſeines Miniſteriums zurückerſtatten laſſen. Der jetzige Miniſter, Herr Duruy, hat jedoch angeordnet, daß dieſe 160,000 Fr. nicht mehr gezahlt, ſondern zur Verbeſſerung der Lage ſolcher Schullehrerinnen verwendet werden ſollen, welche weniger als 400 Fr. (76⅔ Thlr.) jährliches Einkommen haben. Nun wird allerdings das „Journal des instituteurs“ nicht mehr zum Preiſe von 5 Fr. jährlich geliefert werden können; der Abſatz deſſelben wird geringer werden und die franzöſiſche Staatskaſſe wird dann auch nicht mehr 160,000 Fr. Einnahme davon haben. Dafür aber wird anderen, ſehr tüchtigen, dem öffentlichen Unterricht gewidmeten Blättern, wie z. B. der vom Buchhändler Hachette herausgegebenen „Revue de l'instruction publique“, die bisher mit dem ſubventionirten Blatte nur mit großen Opfern concurriren konnten, ihre Aufgabe etwas erleichtert, während die armen Schullehrerinnen jedenfalls Vortheile von dem eingetretenen Wechſel haben.

Die von Wilhelm Wolfſohn herausgegebene „Ruſſiſche Revue“*) bringt in ihrem diesjährigen erſten Monatshefte eine Denkſchrift von Berthold Auerbach über „die Soldatenſchule in Rußland als Schule für Gemeindebeamte.“ Veranlaßt wurde dieſe Denkſchrift durch die von der ruſſiſchen Regierung an viele namhafte deutſche und andere ausländiſche Pädagogen, Volkslehrer und Volksſchriftſteller gerichtete Aufforderung, ſich gutachtlich über den (in drei Sprachen gedruckten und verſandten) Entwurf eines neuen Unterrichts-Reglements für Rußland zu äußern.**) Berthold Auerbach begleitete ſein Gutachten über dieſen Entwurf mit der vorliegenden Denkſchrift über die Benutzung der Soldatenſchulen zu Bildungsanſtalten für das Landvolk, aus dem die ruſſiſchen Soldaten faſt ſämmtlich hervorgehen und zu welchem ſie nach langer Lehr- und Dienſtzeit zurückkehren. Wie es bereits in allen Armeen Europa's Regiments-Aerzte, Geiſtliche und Richter giebt, ſo ſollen, meint Auerbach, in der ruſſiſchen Armee auch Regiments-Lehrer angeſtellt werden, die aber eben nur den Beruf hätten, Lehrer zu ſein, und zwar in allen Unterrichtsgegenſtänden, die dem künftigen Dorfgemeinde-Beamten von praktiſchem Nutzen ſein können. Es ſcheint allerdings in den Ideen, wie ſie Auerbach hier aufſtellt, mehr poetiſcher Duft, als reales Element zu ſein und ſie werden darum vielleicht von vielen Fachmännern, Militärs ſowohl als Lehrern, belächelt werden; aber es iſt auch vielen anderen neuen und originalen Ideen ſchon ſo gegangen, die hernach gleichwohl angewandt wurden und überraſchende Erfolge lieferten.

Dem diesjährigen Programm des jüdiſch-theologiſchen Seminars in Breslau geht eine Abhandlung voran: über die „Dauer der gewaltſamen Helleniſirung der Juden und der Tempel-Entweihung durch Antiochus Epiphanes“, aus der Feder des geſchätzten Hiſtorikers Dr. Grätz. Es findet nämlich ein auch das Gebiet der Dogmatik berührender, chronologiſcher Streit darüber ſtatt, ob dieſe Entweihung des Tempels bis zu ſeiner Befreiung durch Judas Maccabäus drei und ein halb, oder nur drei Jahre ſtattgefunden habe. Indem Herr Grätz die erſtere der beiden Angaben als die richtigere, und insbeſondere auch einen Paſſus im Buche „Daniel“, als auf den Syrer-König Antiochus Epiphanes ſich beziehend, nachweiſt, kommt er auch zu dem hiſtoriſch intereſſanten Ergebniß, daß der Römer-Sieg bei Pydna, durch den Feldherrn Aemilius Paulus über den Macedonier-König Perſeus erlangt, weſentlich dazu mitgewirkt, daß der mit Perſeus verbündete Antiochus Epiphanes die gewaltſame Helleniſirung der Juden verſucht und in Folge deſſen das erſte religiöſe Märtyrerthum, deſſen irgendwo in der Geſchichte gedacht wird, bewirkt habe.

*) Leipzig, Verlag von Veit u. Co.

**) Vgl. Nr. 45 unſeres „Magazin“ von 1863.

Digitized by Google

Bei J. Ricker in Gießen iſt ſo eben erſchienen

Vorleſungen

über den Menſchen,

ſeine Stellung in der Schöpfung und in der Geſchichte der Erde

von **Carl Vogt.**

Vier Lieferungen à 24 Ngr. oder 1 Fl. 24 Kr.

Der Verfaſſer verſucht in dieſen Vorleſungen eine gebildeten Laien verſtändliche Auseinanderſetzung der Fragen über den Menſchen zu geben, welche in neueſter Zeit wieder in den Vordergrund getreten ſind. Stets an der Hand der Thatſachen fortſchreitend, beſpricht der Verfaſſer die Grundſätze, welche bei dem naturgeſchichtlichen Studium des Menſchen maßgebend ſein müſſen; die Unterſuchungen über den Bau des Schädels, des Gehirnes, des Skeletes und der übrigen Theile; die Vergleichung der auf dieſe Weiſe durch Maß und Bild gewonnenen Reſultate; die Unterſchiede und Aehnlichkeiten, welche einerſeits im Bau der verſchiedenen Menſchenraſſen, anderſeits im Bau des Menſchen überhaupt und der zunächſt ſtehenden Thiere, der Affen, hervortreten. Die vielfältigen Streitigkeiten über den Bau des Gehirnes der Menſchenraſſen, der Idioten, der Affen; ſowie über die Artberechtigung der Raſſen und die Stellung des Menſchen in der Thierreihe finden auf vielfache Unterſuchungen geſtützte klare und lichtvolle Beſprechung und auch meiſtentheils Erledigung.

Zahlreiche Holzſchnitte dienen zur Erläuterung des Textes, über deſſen Behandlung wir kein Wort beifügen, da der Name des Verfaſſers hinlänglich ſowohl den Geiſt, als die Art und Weiſe der Darſtellung kennzeichnet. (87)

Im Verlage von **Ferd. Schneider** in Berlin (Victoriaſtraße 11) erſchien: (90)

Burguy, Grammaire de la langue d'oïl ou grammaire des dialectes français aux XIIe et XIIIe siècles, suivie d'un glossaire contenant tous les mots de l'ancienne langue qui se trouvent dans l'ouvrage. 3 vol. 8. 6 Thlr. 20 Sgr.

Köppen, Die Religion des Buddha und ihre Entstehung. 2 Bde. 8. 5 Thlr. 10 Sgr.

Mannhardt, Germanische Mythen-Forschungen . . . . 4 Thlr.

Altmann, Balalaika. Ruſſiſche Volkslieder, überſetzt. Miniatur-Ausgabe. 1 Thlr. 6 Sgr. (Fein gebundene Exemplare 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.

So eben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher

für

Politik und Literatur.

Januar 1864.

Inhalt: C. F. Neumann, die erſte Proteſtanten-Berufung in Altbayern. — J. Roſenſtein, die Anfänge des Cäſarismus bei den Römern. — W. Arndt, die Entſtehung der vereinigten Staaten. — R. Springer, franzöſiſche Kritiker über die neuere Philoſophie. — A. v. Stramberg, Politiſch-militäriſche Bilder aus Preußens Vergangenheit. — G. L., der Patentſchutz, ſeine Vertheidiger und ſeine Gegner. — Aus Schleswig-Holſtein. — F. P., aus Italien. — H. B. Oppenheim, Politiſcher Monatsbericht.

Abonnements-Bedingungen v. Jahre 1864 an.

Die Deutſchen Jahrbücher für Politik und Literatur erſcheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1⅔ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (94)

Verlag d. Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Römische Forschungen

von

Th. Mommsen.

Erster Band.

Zweite unveränderte Auflage.

gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. (88)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Gossmann) in **Berlin** ist erschienen: (101)

Ueber die chinesische Verskunst von Wilhelm Schott. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1857. gr. 4. 16 Sgr.

Es werden die mannichfachen Verhältnisse des Reimes in der alten chinesischen Dichtung, wie auch die rythmischen Gesetze, denen der neuere chinesische Vers unterliegt, ausführlich dargelegt. Die zahlreichen Beispiele, welche in chinesischen Schriftzeichen mit daneben gesetzter Aussprache und wortgetreuer Uebersetzung gegeben sind, liefern zugleich anziehende Proben von dem Inhalt der alten und neuen Poesie der Chinesen.

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris sind erschienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Féval, P., Les habits noirs. 2 vol. in-18. broch. 6 Fr.

Fleury, J. A., Histoire d'Angleterre. 2me édition. 2 vol. in-8. broch. 15 Fr.

Histoire populaire de la France. 4 vol. in-4. illustr. de plus de 1200 gravures. br. 24 Fr.

Taine, H., Histoire de la littérature anglaise. 3 vol. in-8. broch. 22 Fr.

Figuier, L., L'année scientifique. 8e année. 1 vol. broch. 3 Fr. 50 C.

Zeller, L'année historique. 4e année. 1 vol. broch. 3 Fr. 50 C. (93)

Aus Schinkel's Nachlaß.

Reiſetagebücher, Briefe und Aphorismen.

Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß ſämmtlicher Werke Schinkel's verſehen von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Drei Bände.

Mit 4 Portraits, 1 Skizze in Photographie, Facſimile, 2 Plänen in Steindr. u. 22 in den Text gedruckten Holzſchnitten.

71 Bog. gr. 8. geheftet. Preis 8 Thlr. 10 Sgr.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (100)

In dem unterzeichneten Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Karl Simrock, Die deutſchen Volksbücher.

Geſammelt und in ihrer urſprünglichen Echtheit wiederhergeſtellt.

Zehnter Band. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Die ſieben Schwaben. — Das deutſche Räthſelbuch. Dritte Sammlung. — Oberon. — Eulenſpiegel. — Helena.

Der elfte Band wird enthalten: Ritter Galmy. — Herzog Herpin. — Lucidarius. — St. Meinrads Leben. — Der ſieben Sibyllen Weiſſagungen. — Pontus und Sidonia.

Den zwölften Band bilden: Die Einleitung, Abhandlungen und Erläuterungen zu den einzelnen Volksbüchern. — Beide Bände werden kurz nacheinander erſcheinen. (89)

H. L. Brönner's Verlagshandlung in Frankfurt a. M.

In unserem Verlage ist erschienen:

Geschichte

der Königlichen Porcellan-Manufactur zu Berlin.

nebst einer einleitenden Uebersicht

der geschichtlichen Entwickelung der ceramischen Kunst.

In Veranlassung des hundertjährigen Bestehens der Königl. Manufactur zusammengestellt durch G. Kolbe, Geheimen Regierungsrath und Direktor der Königl. Porcellan-Manufactur.

gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (92)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Munk (Prof. Dr. Eduard) Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten.

Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. 1863. (66½ Bog.) 8. geh. 3 Thlr.

Der in dem „Magazin" No. 5 über dieſes Werk ergangenen anerkennenden Beurtheilung erlauben wir uns das Urtheil eines pädagogiſchen Blattes anzureihen.

„Ueberall iſt der hiſtoriſche Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen feſtgehalten und eine verhältnißmäßig vollſtändige Anſchauung der Literatur wird die Frucht ſein, welche die Lectüre oder beſſer das Studium des M.'ſchen Buches tragen wird. Wir empfehlen daſſelbe übrigens nicht bloß für Primaner des Gymnaſiums, ſondern eben ſo ſehr für die unſrer Realſchulen, die daraus eine Totalanſchauung des Alterthums und ſeiner Literatur gewinnen werden, welche auf ihre Bildung von weſentlichem Einfluß ſein wird."

Pädagog. Archiv. (97)

Das Magazin optiſcher und mechaniſcher Inſtrumente

von **A. Meissner**, Opticus und Mechanicus, Friedrichsstrasse 71, Ecke der Taubenstrasse, empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair- und Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (99)

Dieſer Nummer liegt bei ein Verzeichniß: **Neueſter Verlag** von F. A. Brockhaus in Leipzig (1863 Nr. 3.).

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **No. 8.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 21. Februar **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Vor dreihundert Jahren 114

Frankreich.
Ernſt Renan über den Zuſammenhang der Geſchichte mit den Naturwiſſenſchaften . 114

Rußland.
Deutſche Kolonieen um St. Petersburg. I. Geſchichte, Statiſtik und Verwaltung . 117

Schweden.
Die Ureinwohner des ſkandinaviſchen Nordens 120

England.
Lord Ruſſell und ſeine Feder. Eine politiſche Humoreſke 122
Die Londoner Geſellſchaft und ihre Selbſthilfe. IV. Geſellſchaften zu gegenſeitiger Unterſtützung 123

Kleine literariſche Revue.
Bulwer's Eſſay's 124
Ein künſtleriſches Prachtwerk aus dem alten Moskau 125
Ideelle Rechte und reelle Bedürfniſſe . . 125
Caſſeler Namenbüchlein 126
Heine's „Buch der Lieder" in Amerika . . 126

Literariſcher Sprechſaal.

Export, Gros & Detail.
Verlag von **Gustav Schauer** in Berlin
In meinem photogr. Kunst- und Verlagsinstitut erschien und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

G. Schauer's Miniaturgalerien
mit begleitendem Text, geordnet

nach den **Museen** und **Kunstschätzen der Städte.**	Florenz.	L. da Vinci.
	Madrid.	Correggio.
	Petersburg.	Tizian.
	London.	P. Veronese.
	Paris.	Murillo.
Berlin.		Rubens.
Dresden.	nach	Rembrandt.
München.	**Malern:**	van Dyck.
Wien.	Michelangelo.	Niederländer.
Venedig.	Rafael.	Dürer.

Geordnet nach biblischen, historischen wie Genrebildern.
Porträts berühmter Männer u. Frauen.
Der **Preis** der hier vorstehend bezeichneten Miniaturgalerien ist incl. Text und 10 Bildern in einem höchst eleganten Album 2 Thlr. 15 Sgr. Ergänzungen nach dem Hauptkatalog werden pro Blatt mit 6 Sgr. berechnet. (108)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Prescott's Historical Works.
FERDINAND AND ISABELLA. 2 Vols.
CONQUEST OF MEXIKO. 2 Vols.
CONQUEST OF PERU. 2 Vols.
PHILIP II. 3 Vols.
CHARLES V. 2 Vols.
ESSAYS. 1 Vol.
Wohlfeile Ausgabe à 20 Sgr. pro Band.
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Soeben wurde vollständig die neue wohlfeile Edinburger Original-Ausgabe von
Sir Walter Scott,
The Waverley Novels.
25 Bände à 1 Shilling.
Complet 8 Thlr. 10 Sgr.
Inhalt der einzelnen Bände:
I. Waverley.
1. WAVERLEY, or 'Tis Sixty Years Since.
2. GUY MANNERING; or, The Astrologer.
3. THE ANTIQUARY.
4. ROB ROY.
5. OLD MORTALITY.
6. A LEGEND OF MONTROSE and The Black Dwarf.
7. THE HEART OF MIDLOTHIAN.
8. THE BRIDE OF LAMMERMOOR.
9. IVANHOE; a Romance.
10. THE MONASTERY.
11. THE ABBOT.
12. KENILWORTH.
13. THE PIRATE.
14. THE FORTUNES OF NIGEL.
15. PEVERIL OF THE PEAK.
16. QUENTIN DURWARD.
17. ST. RONAN'S WELL.
18. REDGAUNTLET.
19. THE BETROTHED and The Highland Widow.
20. THE TALISMAN.
21. WOODSTOCK.
22. THE FAIR MAID of PERTH.
23. ANNE OF GEIERSTEIN.
24. COUNT ROBERT OF PARIS.
25. THE SURGEON'S DAUGHTER and Castle Dangerous. (102)
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
Januar 1864.
Turning over a new leaf. — Society on its feet. — Christmas and new years day in Paris. — Christmas in the colonies. — New year's eve. — Christmas with grampus. — Types of english beauty No. V Rose. — The story of Thekla. — The ordeal for wives. — A story of London life by the author of „the morals of May fair. — The spirit child. A bridegrooms tale of the new-year. — A coffee-room christmas. — The snowy christmas. — Picturesque London No. I. — The artist in the Londonparks No. II. — Albert the good. These to his memory by Mrs. P. K. Hervey. — The school of musketry at fleetwood. — Not for you. — Miss Morton's mince pies.

The WESTMINSTER REVIEW.
Vierteljährlich ein Band à 2 Thlr.
Januar 1864.
The life and writings of Roger Bacon. — The tunnel under Mont Cenis. — Astrology and Magic. — The depreciation of gold. — Gilchrist's life of William Blake. — Parties and prospects in parliament. — The inspired writings of Hinduism. — Russia. — The physiology of sleep. — Contemporary Literature.
Diese Periodicals sind im continentalen Debit der Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sous bande versichert sein:
DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. (103)

Bei R. L. **Friderichs** in Elberfeld erschien soeben: (104)
Shakespere's Werke.
Herausgegeben u. erklärt von **Dr. N. Delius.**
(Engl. Text mit deutschen erklärenden Noten.)
Neue wohlfeile Ausgabe.
Mit dem Portrait Shakespere's.
Lex.-Format. 1. Band. Preis 2 Thaler.
Das complete Werk wird in 7 Bdn. à 2 Thlr. im Laufe d. J. ausgegeben. Einzelne Bände und Stücke behalten den bisherigen Preis.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Vor dreihundert Jahren.

Das Jahr 1564 iſt für ewige Zeiten in die Jahrbücher der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes als ein glückliches eingetragen. Am 18. Februar wurde Galiläi und am 23. April Shakſpeare geboren. Himmel und Erde ſind durch die beiden Männer, welche faſt gleichzeitig in Italien und in England das Licht der Welt erblickten, in Bewegung geſetzt worden. In die Fußſtapfen der beiden ſchöpferiſchen Kinder des Jahres 1564 iſt in dieſen drei Jahrhunderten die ganze Menſchheit auf den Gebieten des Geiſtes am Himmel und auf der Erde getreten.

Zunächſt in Italien und in England wird dieſe Triſäkularfeier mit Recht als ein Feſt des Fortſchritts und der Freiheit begangen. Aus Piſa, dem Geburtsorte Galiläi's, wird uns geſchrieben, daß die Präfektur dieſer Provinz, an deren Spitze der mit deutſcher Literatur und Wiſſenſchaft innig vertraute Gouverneur Luigi Torelli ſteht, für den 18. Februar eine großartige Feier veranſtaltet hat, zu welcher ſich mit dem Gouverneur der Rektor der Univerſität und der Gonfaloniére von Piſa verbunden haben. Zunächſt wird in der Kirche von San Andrea in Fortezza, in welcher Galiläi am 19. Februar 1564 getauft wurde, ein ſolennes Tedeum geſungen und alsdann am Geburtshauſe deſſelben eine marmorne Gedenktafel, in goldener Lapidarſchrift, enthüllt werden. Auf der Univerſitäts-Bibliothek wird ein dem Orte angemeſſenes Monument aufgeſtellt, deſſen eine Seite unter Glas und Rahmen ein denkwürdiges Autograph Galiläi's enthält, während auf der andern ein Gemälde ſich befindet, das den großen Italiäner darſtellt, wie er dem Dogen von Venedig den Gebrauch des Teleſkopes erklärt. In der Aula der Univerſität hält der Rektor Centoſanti die Feſtrede, worauf eine bisher unedirte kleine Schrift Galiläi's und eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze vertheilt werden. Unter den Gedichten, die bei dieſer Gelegenheit verleſen und ebenfalls vertheilt werden, befindet ſich auch Eines, das aus dem Deutſchen überſetzt und in Berthold Auerbach's „Volkskalender für 1864"*) abgedruckt iſt.

In dieſem Kalender iſt nämlich unter jeder der zwölf Monatstafeln ein entſprechendes Gedicht aus der Feder des als ſinniger Gelegenheitsdichter rühmlichſt bekannten Dr. S. Meyer in Breslau abgedruckt, und der Februar iſt natürlich dem Andenken Galiläi's, wie der April dem Andenken Shakſpeare's, gewidmet. Wir freuen uns, daß das Gedicht unſeres Landsmannes auch an dem Geburtsorte Galiläi's ſolche Anerkennung gefunden, und theilen es daher nachſtehend nach dem auch dieſesmal wieder ſehr reichhaltigen Auerbach-Kalender mit.

Galileo Galiläi.

Er ging in finſtern Zeiten
Zuerſt des Lichtes Spur;
Sein Leben war ein Streiten
Für Licht und Wahrheit nur;
Er ſprengte ihre Hülle,
Die Wahrheit leuchtet noch,
Die Erde ſteht nicht ſtille,
Ja, ſie bewegt ſich doch!

Sie ſuchten ihn zu ſchwächen
Durch Qual und Kerkerhaft,
Doch nimmer ließ ſich brechen
Des Geiſtes hohe Kraft!
Ob ſie mit Haß und Grimme
Ihn beugten unters Joch,
Laut ruft der Wahrheit Stimme:
„Und ſie bewegt ſich doch!"

Nun glänzt ſein Geiſt bewundert
Und leuchtet fort und fort;
Nun hallt durch manch Jahrhundert
Sein weltbefreiend Wort.
Die Nebel müſſen fallen!
Die fernſte Zukunft noch
Wird ſiegreich wiederhallen:
„Und ſie bewegt ſich doch!"

„Eppure si muove"! rufen begeiſtert und einſtimmig die unter Victor Emanuel's Scepter frei gewordenen, philoſophiſch gebildeten Jünger der Univerſität Piſa, in deren Hallen einſt der große Galiläi im Geiſte die Keime der Wahrheit aufgenommen, deren Träger und Märtyrer er ſein ſollte. Aus allen Theilen Italiens ſind die Lehrer und die Studirenden der Univerſitäten und Akademien herbeigeſtrömt, um zum erſtenmale den Feſttag eines Heiligen zu feiern, deſſen ſeit dreihundert Jahren kein italiäniſcher Kalender gedenken durfte. Abends wird der Thurm Piſa's, deſſen ſchiefe Neigung dem großen Mathematiker das Mittel darbot, Experimente in Bezug auf das Fallen ſchwerer Körper zu machen, glänzend erleuchtet. J. L.

*) Berlin, A. Hofmann u. Comp.

Frankreich.

Ernſt Renan

über den Zuſammenhang der Geſchichte mit den Naturwiſſenſchaften.

Es iſt gewiß in hohem Grade anziehend, den Verfaſſer der Geſchichte des Lebens Jeſu, der ſich in früherer Zeit vorzugsweiſe mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigte, über den Zuſammenhang dieſer letzteren mit der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſprechen zu hören. Daß ein ſolcher Zuſammenhang zwiſchen der Geſchichte und der Natur von jeher anerkannt worden, geht ſchon aus der Benennung Naturgeſchichte (Historia naturalis) hervor, der den Naturwiſſenſchaften ſchon von den Alten gegeben worden. Sehen wir nun, wie ein moderner, ſcharfſinniger Beobachter der Geſchichte und der Natur dieſen Zuſammenhang auffaßt.

In der „Revue des deux Mondes" vom 15. Oktober 1863 veröffentlicht Herr Ernſt Renan einen Brief an den bekannten Chemiker Berthelot, in welchem er das Verhältniß der naturhiſtoriſchen zu den naturphiloſophiſchen und metaphyſiſchen Ideen in folgender Weiſe darlegt:

„Die Geſchichte im eigentlichen Sinne, d. h. die Reihe der Thatſachen, welche ſich auf die Entwickelung des Menſchengeſchlechts beziehen, umfaßt die jüngſte Epoche des Werdens der Welt — denn ſie beginnt unendlich viel ſpäter, als das Menſchengeſchlecht ſelbſt: Die früheſten Nachrichten, welche wir von Aegypten und China haben, zeigen dieſe Länder ſchon als Staaten mit ſehr komplizirten Einrichtungen, und Sicheres wiſſen wir über

Digitized by Google

dieſelben erſt, nachdem ſie alt geworden. Die Griechen und Juden erſcheinen uns im Glanz einer wunderbaren Jugend, aber welche Abenteuer hatten ſie vorher beſtanden; die erſten Anfänge Roms werden uns ſtets ein Geheimniß bleiben, und was wiſſen wir von den Celten, den Germanen und Slaven, bevor ſie mit den Völkern zuſammenſtießen, welche eine Schriftſprache hatten?

„Unſer Jahrhundert hat einen Theil jener Geheimniſſe entſchleiert: die vergleichende Mythologie führt in Perioden, die weit über die erſten ſchriftlichen Dokumente hinausreichen; gewiß haben ſich aus jenen Zeiten auch einzelne Thatſachen durch Tradition fortgepflanzt, aber die Sprache der Mythologie iſt weniger wandelbar, als die der Tradition: unter den Bauern in Schwaben und im Harz haben ſich, wie die Brüder Grimm nachgewieſen, noch heutzutage die urſprünglichen Sagen der indo-europäiſchen Race erhalten. Den großen Studien, welche Kubn, Max Müller, Pietet und Breal nach dieſer Richtung hin gemacht haben, verdanken wir, daß unſere Vorſtellungen von den alten Arianern, den gemeinſamen Voreltern der Griechen, Lateiner, Germanen und Slaven vor ihrer Zerſtreuung, klarer geworden, als unſer Wiſſen von dem heutigen Zuſtand der meiſten Völkerſchaften im Innern Aſiens und Afrikas. Eine ähnliche Analyſe der ſemitiſchen Alterthümer würde vielleicht gleichen Aufſchluß geben über die Zeit, da die Syrer, Araber und Hebräer noch zuſammen lebten als Ein Volk. Wenn die ernſten Forſcher nicht ſo ſelten wären, zu welchen Entdeckungen müßte ein philoſophiſches und kritiſches Studium der chineſiſchen und der tatariſchen Sprache führen!

„In der zeitlichen Reihenfolge der Wiſſenſchaften ſteht die vergleichende Mythologie und Philologie zwiſchen der Geologie und der Geſchichte. Unzweifelhaft iſt auf dem heutigen Standpunkt unſeres Wiſſens die Geologie für die Geſchichte der Menſchheit nicht mehr gleichgültig: Thatſachen, die, jetzt noch vereinzelt und widerſprechend, bald hoffentlich zahlreich und übereinſtimmend ſein werden, zwingen zu der Annahme, daß das Menſchengeſchlecht viel weiter zurückreicht, als wir glauben; die vergleichende Paläontologie, Zoologie und Anthropologie, vielleicht auch die Archäologie haben hier noch ein weites Gebiet ihrer Thätigkeit. Ich wenigſtens neige zu der Annahme, welche die ſogenannten celtiſchen Monumente in der Bretagne, in Dänemark als Denkmale jener Urbewohner betrachtet, welche der Ankunft der großen Racen vorausgingen: man hat in dieſen Monumenten nie einen Gegenſtand aus Eiſen gefunden, ſelbſt das Erz iſt ſehr ſelten. Das deutet mit Sicherheit auf einen anderen Stamm, als den der Arianer. Freilich ſind dieſe Beweiſe alle noch zerſtreut und zerſtückt, aber glauben Sie nicht, daß wenn die zoologiſche Morphologie erforſcht würde mit tieferem Sinne, mit dem durchdringenden Geiſt eines Geoffroy Saint Hilaire, eines Göthe, eines Cuvier, glauben Sie nicht, daß ſie das Geheimniß entſchleiern würde von der langſamen Bildung der Menſchheit, von dieſem wunderbaren Phänomen, auf Grund deſſen die eine Race ſich ein Hoheitsrecht anmaßt über die andere?

„Ich war ſtets der Meinung, daß das Geheimniß der Bildung der Formen in der Morphologie enthalten iſt, daß die thieriſchen Formen nur eine Hieroglyphenſchrift darſtellen, für welche uns der Schlüſſel fehlt, und daß die Darſtellung des Vergangenen völlig in den Formen ausgeprägt iſt, die vor unſeren Augen liegen, ohne daß wir ſie verſtehen. Der Menſch kann heut nicht anders als ſich als das Reſultat tauſendjähriger Entwickelung betrachten. Die Zoologen freilich, welche nach dem ſcholaſtiſchen Ausdruck Alles im Stadium des Seins, anſtatt im Stadium des Werdens betrachten, leugnen die allmähliche Umwandlung der Arten; für ſie pflanzt ſich jeder thieriſche Typus, feſtgeſtellt ein für alle Mal, unwandelbar durch die Jahrhunderte, fort — aber iſt dieſe Anſchauung richtig? Iſt nicht vielmehr in der Natur Alles in ewiger Wandelung begriffen? Man beruft ſich auf Ariſtoteles, auf die ägyptiſchen Grabdenkmäler — aber zugeſtanden, daß die Identität auf dieſe Weiſe nachgewieſen: was iſt damit gewonnen? Die wahren Grabdenkmäler, die man durchforſchen muß, ſind die Erdſchichten, und dieſe Erdſchichten zeigen uns eine Fauna und eine Flora, welche ſehr weſentlich von den gegenwärtigen abweichen. Und läßt ſich annehmen, daß dieſe Verſchiedenheit plötzlich aufgetreten iſt durch Zerſtörung und neue Schöpfung? Je tiefer man in die Geſchichte unſerer Erde eindringt, deſto mehr gewinnt man die Ueberzeugung, daß das langſame Einwirken der gewöhnlichen Kräfte genügt, um alle diejenigen Umgeſtaltungen hervorzurufen, die man ſonſt nur mit Hülfe außergewöhnlicher Kräfte zu erklären vermochte. Eines Tages — freilich nach Jahrtauſenden — wird die Zoologie eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſein: anſtatt die Fauna zu beſchreiben, wie ſie heut iſt, wird ſie nachweiſen, wie allmählich die Formen ſich gebildet haben, welche wir heut ſehen. Vielleicht ſind die Annahmen Darwins ungenügend oder ungenau — aber ſie deuten unzweifelhaft den Weg an, auf welchem die Naturforſchung fortſchreiten muß.

„Die dunkle Periode unſerer Erdgeſchichte, in welcher der Menſch zum erſten Mal auftrat, iſt uns wenigſtens nicht völlig unzugänglich: die Leiſtungen der vergleichenden Geologie und Zoologie lüften den Schleier wenigſtens einigermaßen. Der Geologe vertritt hier den Hiſtoriker: mit Hülfe der allgemeinen Phyſik erkennt er zunächſt diejenigen Veränderungen, welche die Erde überſtand von dem Augenblick, wo ſie eine ſelbſtändige Exiſtenz begann, und der Botaniker und Zoologe weiſen die Stufenfolge nach, in welcher die ſtarre Maſſe ſich mit Leben überdeckte. Wir dringen in die Zeit der erſten Anfänge des Werdens auf der Erde, des Werdens der Erde ſelbſt und auch in die Periode, da die Erde als Globus noch nicht vorhanden war. Der Aſtronom lehrt uns, daß einſt die Erde nur ein unſelbſtändiger Theil des weiten Weltalls geweſen; das Weltſyſtem von Laplace iſt die Geſchichte der Zeit, da die Planeten noch an der Sonne hafteten, und da das kleine Atom im Verhältniß zu der Central-Maſſe, um welche es kreiſt, noch gar nicht in Rechnung kam. Sie haben mir in einer Weiſe, die alle meine Einwendungen widerlegte, nachgewieſen, daß das Leben unſeres Globus ſeine Quelle in der Sonne hat, daß jede irdiſche Kraft eine Transformation der Sonne iſt, daß das Holz, welches unſeren Herd erwärmt, ſeine Wärme der Sonne verdankt, daß die Lokomotive durch die Macht der Sonne dahinfliegt, welche ſeit Jahrhunderten in den unterirdiſchen Kohlenlagern aufgeſpeichert liegt, daß das Pferd ſeine Zugkraft aus der Pflanze ſchöpft, die ihrerſeits von der Sonne erzeugt iſt, und daß der übrige Theil der Arbeit auf unſerem Planeten vollbracht wird durch die Wolkenbildung, die gewiß ihre Entſtehung der Sonne verdanken. Bevor die Religion dahin kam, zu verkünden, daß Gott außerhalb der Welt in dem Ideal, in dem Abſoluten geſucht werden müſſe, war kein Kultus vernünftiger und wiſſenſchaftlicher, als der der Sonne: ſie iſt unſer urſprüngliches Vaterland und der beſondere Gott unſeres Planeten.

„Aber iſt das Sonnenſyſtem ſelbſt ewig? Gewiß können wir über daſſelbe hinausſchreiten: die Aſtronomie lehrt uns, daß das Sonnenſyſtem nur ein Punkt iſt im Weltraum, ein kleines Syſtem unter Tauſenden ähnlicher Syſteme. Wenn uns keine Daten

Digitized by Google

geblieben ſind über den Beginn der Sonne, ſo wiſſen wir doch unzweifelhaft, daß ſie einen Anfang gehabt hat: die Nebelflecke und die Milchſtraße ſind Dokumente jener ſehr alten Geſchichts-Epoche — aber freilich iſt damit unſer Wiſſen auch beendigt. Bei jenen ungeheuren Entfernungen iſt das Fernrohr ein Kinder-Spielzeug, und es muß uns genug ſein, genau zu wiſſen, daß die Sonne nicht der einzige Stern dieſer Art iſt, daß es noch andere Sonnen giebt, unzweifelhaft von derſelben Beſchaffenheit nnd denſelben Geſetzen unterworfen.

„Die Chemie war es, welche auf dieſem Punkt ein unerwartetes Licht verſchaffte. Mehrere Thatſachen deuteten ſchon ſeit lange daranf hin, daß die geſammten Weltkörper dieſelben chemiſchen Elemente zeigen, welche wir an unſerem Planeten kennen. Bunſen nnd Kirchhoff haben bewieſen, was bisher Vermuthung war: Sonne und Erde haben die gleiche chemiſche Zuſammenſetzung. Die Chemie hört auf, eine irdiſche Wiſſenſchaft zu ſein, wie es die Geologie iſt; ſie erſtreckt ihre Macht bis zur Sonne und vermuthlich noch über die Sonne hinaus. Denn ſollten die Verſuche von Bunſen und Kirchhoff nicht auch für alle Fixſterne gelten? So führt uns die Chemie in Zeiträume, da der einzelne Fixſtern ſich noch nicht geſondert hatte von der Geſammtmaſſe; ſie führt uns in dieſe Epoche, indem ſie Thatſachen auffindet, die das Gemeinſame aller Sonnen bezeichnen. Was iſt nun die Chemie Anderes, als die Geſchichte der früheſten Periode des Weltalls, die Geſchichte der Bildung der Molecüle? Und glauben Sie nicht, daß auch die Molecüle ihrerſeits das Reſultat einer langen Entwickelungsgeſchichte ſind, einer Geſchichte, die Milliarden von Jahrhunderten dauerte, und deren Reſultat die Erzeugung des chemiſch anziehend wirkenden Stoffes war? Wie dem auch ſei: die Chemie geht offenbar der Aſtronomie voraus, weil jene uns Geſetze eröffnet, die da galten und wirkten, ehe es noch einen Stern im Weltraum gab.

„Und ſtehen wir damit wirklich am Anfang der Schöpfung? Müſſen wir nicht vielmehr eine Periode annehmen, in welcher nur mechaniſche Kräfte wirkten, Atome, die nur phyſikaliſch einander anzogen und abſtießen, aber nicht chemiſch? Unzweifelhaft! Die chemiſche Wahlverwandtſchaft, welche heut Mannichfaltigkeit der Form, der Farbe, der Schwere in die Elemente bringt, war damals noch nicht vorhanden: alle Atome glichen ſich, es gab keine Individualität, keine Charakter-Zeichen. Es gab nur Stoff, und der Stoff hatte nur *eine* Kraft: die phyſikaliſche Anziehung. Die Mechanik iſt wegen ihres Objektes die erſte aller Wiſſenſchaften — aber billig fragen wir weiter: der Stoff und die Gravitation, haben ſie einen Anfang gehabt? Und welchen Sinn verbinden wir mit dem Worte Anfang, wenn es ſich um etwas handelt, das urſprünglich geweſen und ohne Vorläufer geweſen?

„Hier verwirrt ſich unſere Vernunft, hier iſt alles Wiſſens Ende, hierher reicht keine Analogie. Wo der Begriff des Unendlichen eintritt, da eröffnet ſich eine unbegränzte Reihe von Widerſprüchen und Zirkelſchlüſſen. Nur die Mathematik, die ſelbſt mit endloſen Reihen rechnet, wirft einiges Licht auf die dunkle Region, in der des Menſchen Sohn gezwungen iſt, einen Anfang anzunehmen, ohne dieſen Anfang zu begreifen — aber die Mathematik giebt nur ein Bild, nur ein Gleichniß. Ihre Wahrheiten ſind wahr, auch wenn kein Körper, keine Linie, keine Zahl vorhanden wäre; ihre Wahrheiten leben im Reich der Ideen — und unſer Geiſt ſucht das Geſetz der Materie; von der idealen Richtigkeit der mathematiſchen Wahrheit führt keine Brücke zum erſten Geſetz des erſten Atoms

„Und was leiſtet die Metaphyſik? Sie iſt keine beſondere und keine fortſchreitende Wiſſenſchaft; ſie kann Nichts lehren, ſo wenig wie die Logik, aber ſie kann das, was man weiß, analyſiren. Auf die Thatſachen hat ſie eben ſo wenig Bezug wie die Logik. Die Regeln des Syllogismus, die Fundamentalgeſetze der Logik würden wahr und richtig ſein wie die Lehren der Mathematik, auch wenn es keinen Menſchen gäbe, der ſie begriffe. Die reine Mathematik, Logik und Metaphyſik ſind Wiſſenſchaften des Ewigen, Unveränderlichen, ſie ſind nicht hiſtoriſch, ſie kennen keine Beobachtung, keinen Verſuch, ſie haben keine Beziehung zur Wirklichkeit und zu den Thatſachen. Für ſie giebt es keinen Anfang und kein Ende des Daſeins, keine Urſache, keine Wirkung: nur Gründe. Gern geſtehen wir die Exiſtenz dieſer Wiſſenſchaften des Ewigen zu, aber im Reich der Materie haben ſie keine Macht und keine Bedeutung. Im Reich der Materie folgten hintereinander Entwickelungsepochen, die wir mit Hülfe jener abſoluten Wiſſenſchaften nicht zu erſchließen vermögen.

„Was wiſſen wir von jenen Epochen? von der atomiſtiſchen Periode, wo nur mechauiſche Geſetze galten? von der moleculären, wo die Macht der chemiſchen Anziehung begann? von der ſolaren, wo die Materie ſich zu ungeheuren Maſſen geſammelt hatte? von der planetaren, wo jede Sonne begann, ſich mit Trabanten zu umgeben? von der alsdann folgenden, in welcher der einzelne Trabant jene Entwickelungen beſtand, deren Ueberreſte uns die Geologie ahnen läßt? von jener Periode, da der Menſch zum erſten Male auftrat und Begriffe bildete und eine Sprache erfand?

„Was wiſſen wir von dieſen Epochen? Und welchen unendlich kleinen Theil der Vergangenheit umfaßt diejenige Periode, welche wir die hiſtoriſche nennen können? Und wenn wir über einzelne Strecken unſerer Erde Quellen beſitzen, die nach Jahrtauſenden zählen, wie lange iſt es denn her, daß die *Geſammtheit* der Menſchen auf unſerem Planeten *bewußt* lebt, wirkt und ſich entwickelt?

„Was wir Geſchichte nennen, es iſt die Geſchichte der letzten Stunde des Werdens, aber auch ſie lehrt uns das Weſentliche der Weltentwicklung: *das Werden*. Die alten anatomiſtiſchen Philoſophen, welche ſo tief in die Erkenntniß der Weltgeſetze eindrangen, kamen doch zu falſchen Schlüſſen, weil ſie dies Werden von Innen heraus nicht begriffen. Der „Naſenſtüber" von Descartes genügt nicht, um das All entſtehen zu laſſen: mit dieſem Naſenſtüber käme man nicht über die erſte Epoche, die mechaniſche, hinaus, und Descartes kam in der That über ſie nicht hinaus. Es bedarf der Annahme einer beſtändig fortwirkenden Kraft, die ſich nicht bloß in ihrer Urſprünglichkeit erhält, ſondern die wächſt und ſich ausbreitet; es bedarf der Annahme eines organiſchen Geſetzes im All, wie es die Pflanze, das Thier im Kleinen zeigt, es bedarf der Annahme eines Planes, der ſich vollzieht und immer größerer Maſſen und Bahnen bedarf. Jedes einzelne Daſein iſt gleichſam das Reſultat eines Kompromiſſes von entgegengeſetzten Kräften, wie eine Gleichung, die in den meiſten Fällen oder in vielen negative oder imaginäre Reſultate giebt, deren Reſultate aber in einigen Fällen auch poſitiv ſind. Was da leben will, das muß die Fähigkeit haben, ſich mit den feindlichen Mächten abzufinden, d. h. es muß harmoniſch ſein. Was unharmoniſch iſt, wird erdrückt. Und was von Individuen gilt, gilt von der Gattung. Tauſend Arten und Gattungen haben gelebt und ſind ausgeſtorben; ſie haben ein Jahrhundert gelebt oder Jahrtauſende, je nach ihrer Fähigkeit, ſich zu akkomodiren. So iſt denn das Univerſum nur ein Kampfplatz

Digitized by Google

der Sieg gehört dem, der kräftig iſt, und doch zugleich biegſam. Und in Allem, was geweſen iſt oder iſt, waltet Ein Geſetz und Eine Idee, dieſelbe, die im Inſtinkt des Thieres lebt, in den eingebornen Begriffen des Menſchen, in den Geboten des Gewiſſens, die Idee, welche ſich als Geſammt-Harmonie darſtellt. Nichts lebt, was dieſer Geſammt-Harmonie, dieſem Gottes-Bewußtſein widerſpricht; aber Alles, was mit dieſen übereinſtimmt, das lebt oder es wird leben.

„Es iſt das oberſte Geſetz des Weltalls: jede begonnene Entwicklung wird ihren Abſchluß finden; das iſt ebenſo gewiß, wie es gewiß iſt, daß der Keim zur Frucht, der Embryo zum Thier werden wird; freilich nicht ſo, daß dieſer individuelle Keim, dieſer individuelle Embryo ſeine Vollendung erfahren werde, denn der feindlichen Einflüſſe iſt eine große Zahl, aber dem Ganzen gegenüber ſind dieſe feindlichen Einflüſſe ohne Macht. Unzählbare Blumenkeime gehen jedes Jahr zu Grunde, und doch wiſſen wir: der nächſte Frühling wird uns Blumen bringen. Die Geſammtheit erliegt nicht, aber ſie bleibt auch nicht unwandelbar: wir ſehen mehrere Phaſen der Entwickelung, die ſich ſeit Milliarden von Jahrhunderten nach einem beſtimmten Geſetz vollzieht. Dies Geſetz iſt der Fortſchritt, der die Welt aus dem Reich der Mechanik in das der Chemie geführt hat, und aus dieſem immer weiter zum Selbſtbewußtſein. Der Fortſchritt zum Selbſtbewußtſein deutet für immer die Richtung aller Entwickelung an.

„Aber können wir aus der Vergangenheit einen weiteren Schluß für die Zukunft ziehen? Die Unendlichkeit der Zeit wird nach uns ſein, wie ſie vor uns geweſen iſt, und nach Milliarden von Jahrhunderten wird das Univerſum ein anderes ſein, als es heute iſt! Die Menſchheit hat einen Anfang gehabt: ſie wird ihr Ende finden. Die Erde hat ihren Anfang gehabt, ſie wird ihr Ende finden. Das Sonnenſyſtem hat ſeinen Anfang gehabt: es wird ſein Ende finden. Nur das Daſein und das Bewußtſein wird nicht enden! Aber bevor die Erde und mit ihr die Menſchheit in Folge einer Abkühlung der Sonne vernichtet wird, werden noch Millionen von Jahrhunderten vergehen, — und was wird die Welt dann ſein, wenn die Fortſchritte der Chemie, anſtatt achtzig Jahre, Millionen von Jahrhunderten gewährt haben! Welche Phantaſie wagt, dies zu träumen — und doch wird dieſe Zukunft ſein! Wer weiß, ob der Menſch oder irgend eine andere Intelligenz nicht dahin kommen wird, den letzten Grund der Materie, das Geſetz der Atome und das Geſetz des Lebens zu erkennen? Wer weiß, ob nicht ein Chemiker, ein Biologe, die Bedingungen des Lebens ſo umſchafft, daß die heutigen, natürlichen Gattungen für Reſte einer veralteten, beſchränkten Welt angeſehen werden, deren Ueberbleibſel man neugierig in Muſeen betrachtet? Wer weiß, ob nicht das unbegränzte Wiſſen zum unbegränzten Können führt?

„Gott wird vollendet ſein, wenn man mit dem Begriff Gott den Begriff Geſammt-Exiſtenz verbindet; in dieſem Sinne wird Gott dann in höherem Grade ſein, als er heut iſt: er iſt im Werden, er iſt auf dem Wege, ſich zu entfalten. Aber hier ſtehen bleiben, hieße die Theologie in engem Sinne nehmen. Gott iſt mehr, als die Geſammt-Exiſtenz; er iſt zugleich das Abſolute. Er iſt das Ideal, in dem die mathematiſchen, die metaphyſiſchen, die logiſchen Wahrheiten zu Realitäten geworden; er iſt in dieſem Sinne nicht mehr im Werden, er iſt in Vollendung.

„Daß er auch im erſten Sinne ſich vollende, das iſt das Ziel der Wiſſenſchaften. Die Naturwiſſenſchaften ſind die großen Mineurs, welche die Schachte graben in das dunkle All; die Geſchichte kann nur läutern und den Fortſchritt erleichtern, indem ſie vor Abwegen warnt.

„Forſchen wir, ein Jeder in ſeinem Beruf, mit unerſchütterlichem Muth, indem wir an das große Ziel denken.“

Rußland.

Deutſche Kolonieen um St. Petersburg.

I.

Geſchichte, Statiſtik und Verwaltung.

Es iſt ſchon öfter in dieſen Blättern von den Deutſchen in St. Petersburg die Rede geweſen, und wurde dort auseinandergeſetzt,*) wie ſich das deutſche Leben daſelbſt dadurch weſentlich von dem in anderen fremden Städten unterſcheide, daß es, alle Berufsarten, Kreiſe und Volksſchichten umfaſſend, beinahe das Leben einer wirklich deutſchen Stadt widerſpiegele. Aber nicht genug damit; dem deutſchen Leben der Stadt tritt als Ergänzung ein deutſches Leben auf dem Lande zur Seite; ja man würde ſogar in einem gewiſſen Sinne von einem deutſchen Stamme Ingermanlands ſprechen können, wenn nicht von der andern Seite eine Anzahl Umſtände in Betracht kämen, die dem ſchärferen Blicke das Scheinbild eines Stammesganzen in em bloßes Uebereinander unverbundener Theile zerlegen. Hierher gehört einmal die Zerſtreuung der deutſchen Dorfbewohner über das weite Land; ſodann die unverhältnißmäßige Ueberzahl der deutſchen Städter; ferner auch die verſchiedene Stammesangehörigkeit, ſofern die Deutſchen auf dem Lande allergrößtentheils aus Süddeutſchland ſtammen und ſüddeutſches Weſen bewahrt haben, in der Stadt dagegen beinahe ausſchließlich Norddeutſchland vertreten iſt. In Folge hiervon fehlt nun freilich jener enge Zuſammenhang zwiſchen Stadt und Land, wie er in deutſchen Ländern natürlich und nothwendig iſt; es deckt eben das Land nicht die Stadt, und dieſe nicht jenes. Aber decken ſie ſich nicht, ſo berühren ſie ſich doch; ſo ſind doch eben die beiden gegenſätzlichen Daſeinsformen eines Volkes in Wirklichkeit vorhanden; ſo iſt doch dem deutſchen Städter deutſches Landleben und dem Deutſchen auf dem Lande eine deutſche Stadt in der fremden geboten, ſo oft und wo ſich das Verlangen des einen nach dem anderen geltend macht. Zur Vollſtändigkeit des Bildes deutſchen Weſens in der Stadt gehört daher auch das deutſche Weſen auf dem Lande, und dieſe Ergänzung, dieſen Hintergrund gleichſam zu geben, ſoll die Aufgabe der nachſtehenden Zeilen ſein.

Man zählt in Ingermanland neun deutſche lutheriſche Kirchſpiele, wobei freilich drei gemiſchte mitgerechnet ſind, das zu Kronſtadt, wo auf 500 Deutſche 1000 Letten kommen; das zu Jamburg, deſſen 158 Glieder in der Stadt zum Theil Ehſten ſind, und das zu Gatſchina, unter deſſen 1258 Mitgliedern ſich auch Finnen befinden. Von dieſen neun Kirchſpielen ſind völlig ſtädtiſch das zu Kronſtadt, das zu Gatſchina, das zu Peterhof mit 250 Deutſchen, und das zu St. Johannes in Narwa, welches zu den 2169 Lutheranern in Narwa ſelbſt noch 350 andere aus dem Städtchen Gdow enthält. Zum Theil ſtädtiſch ſind das Kirchſpiel zu Oranienbaum, auf deſſen 208

*) Magazin 1861, Nr. 40 und 41.

Digitized by Google

Eingepfarrte 87 Seelen aus der Stadt Oranienbaum kommen, das **Jamburger**, wo den 8 Landbewohnern 158 Städter, zum Theil freilich **Ehſten**, entgegenſtehen, und das zu **Zarskoje Selo**, mit 404 Seelen in Zarskoje Selo und 208 Seelen zu **Paulowsk**, bei 750 Eingepfarrten im Ganzen. Dieſe landſtädtiſche deutſche Bevölkerung würde alſo, wenn man zu Gatſchina und Jamburg etwa die kleinere Hälfte, alſo 600 und reſp. 70 Deutſche rechnet, in Summa etwas über 4700 Seelen betragen, wozu man zwar noch einzelne römiſch-katholiſche hinzuthun muß, ohne daß jedoch die Summe dadurch beträchtlich vermehrt würde. Es beſteht dieſe Bevölkerung weſentlich aus deutſchen Beamten und Handwerkern, in Kronſtadt natürlich, wie die Einwohnerſchaft dieſer Stadt überhaupt, aus Offizieren, Soldaten und Matroſen der Flotte und etlichen Kaufleuten. Hier, wo wir von deutſchem Weſen auf dem Lande ſprechen wollen, mußte dieſelbe zwar der Vollſtändigkeit wegen im Gegenſatze zur Hauptſtadt erwähnt werden, kommt jedoch nicht weiter in Betracht, da von ihr weſentlich Aehnliches gilt, wie von den hauptſtädtiſchen Deutſchen. Auch die Kolonie Friedenthal unweit Zarskoje Selo, die anno 1819 von acht Weberfamilien aus dem Herzogthume Berg gegründet, jetzt 111 Seelen zählt und ſich mit Bandfabrication beſchäftigt, fällt außerhalb unſerer Betrachtung. Wir haben es zunächſt nur mit den κατ' ἐξοχὴν ſogenannten **Kolonien** zu thun, d.h. mit den ſeitens der Regierung gegründeten, mit beſonderen Rechten ausgeſtatteten **deutſchen Anſiedlungen zum Behufe des Landbaues**.

Bekanntlich begann ſchon unter Peter dem Großen ein ſtärkerer Aufſchwung der deutſchen Einwanderung, welche ſchwächer bereits ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunders unter der Regierung Iwan Waſſiljewitſch's des Schrecklichen ihren Anfang genommen hatte. Unter Peter jedoch ſtrömte in Ingermannland Alles der neu entſtehenden Hauptſtadt zu. Die Anſiedelungen auf dem platten Lande beginnen erſt unter Katharina der Zweiten, deren Verdienſte um deutſches Weſen in Rußland ſeitens der Deutſchen bei weitem nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben. Um den Finnen und Ruſſen Ingermanlands ein Muſter des Ackerbaus zu geben, rief ſie deutſche Anſiedler herbei, vornehmlich aus Süddeutſchland, gab ihnen Kronländereien, und ſo entſtanden, nachdem ſchon anno 1763 die Deutſchen eingetroffen waren, im Jahre 1765 die erſten Kolonien. Sechzig Familien aus dem Würtembergiſchen und Brandenburgiſchen legten etwa 40 Werſt von der Stadt, am rechten Newaufer, Neu-Saratowka an, das von der früheſten Zahl ſeiner Bauerwirthe auch den Namen Sechzigerkolonie erhielt und bis jetzt behalten hat, obſchon längſt durch Halbirung der Höfe die doppelte Zahl hergeſtellt iſt. Hier erhielt urſprünglich jeder Anſiedler 35 Deſſjätin Land (ein Deſſjätin = 2400 □ Faden Ruſſiſch = 4,2848 Morgen Preußiſch = 1213,200 □Ruthen Badiſch); ſpäter iſt natürlich der einzelne Wirth auf 17½ Deſſjätin gekommen. Andere zweiundzwanzig Familien legten Sredne-Rogatka an, etwa 9 Werſt von der Stadt (d. h. vom Winterpalaſte aus, von wo ab, als der eigentlichen Stadtmitte, die Entfernungen von der Stadt gerechnet werden), und gaben dieſem den Namen der Zweiundzwanzigerkolonie. In beiden wurde ſpäter, wie in Neu-Saratowka, die urſprüngliche Zahl der Höfe auf das Doppelte erhöht. Der alte, ungetheilte Hof aber umfaßte hier nur 30 Deſſjätin Land; ſo im Jahre 1765. Zwei Jahre darauf, alſo 1767, wurden in der Nähe von Jamburg die Kolonien Lutzky, Porchow und Frankfurt von katholiſchen Anſiedlern aus der Pfalz angelegt. Sie erhielten jede Familie 35 Deſſjätin Land, kamen aber zu keinem rechten Gedeihen, ſo daß ſie ſogar theilweiſe die Kolonien verließen, das verlaſſene Land aber ſpäter andere Koloniſten aus dem Petersburger Gouvernement aufnahm, und gegenwärtig bereits der dritte Theil der Wirthe lutheriſch iſt, auch von den katholiſchen Männern viele mit lutheriſchen Frauen verheiratet ſind. Seitdem haben ſich die Verhältniſſe entſchieden gebeſſert. Im vorigen Jahrhunderte fanden keine weiteren Einwanderungen ſtatt. Erſt im Jahre 1809 kamen wieder achtzehn deutſche Familien, aus Inowolodz an der Piliza in Polen, und erbauten die Kolonie Klutſchinski der Inſel Kronſtadt gegenüber, daher dieſelbe auch die Kronſtädter Kolonie heißt, und im Jahre darauf, 1810, wurde von hundert und zwei Familien aus Baden, Würtemberg und Preußen die Kolonie Iswar am Fluſſe Iswara angelegt. Hatte letztere auch keinen Beſtand, mußte vielmehr, kaum gegründet, des ſchlechten Bodens halber auch ſchon wieder aufgegeben werden, ſo wurde ſie doch die Mutter einer Anzahl Anſiedelungen, die jetzt in voller Blüthe ſtehen. Denn ſchon im Jahre 1810 gründeten elf Familien die Kolonie Kipén, 1811 ſechs Familien die Kolonie Etup, 1812 aber ſieben Familien die Oranienbaumer, vier Familien die Peterhofer Kolonie, und achtundzwanzig Familien die Kolonie Strelna, wobei in allen Kolonien jede Familie 35 Deſſjätin Land erhielt. Daß endlich im Jahre 1819 die Bandweberkolonie Friedenthal begründet worden, iſt ſchon oben erwähnt.

Aber dieſen Einwanderungen geht das innere Wachsthum zur Seite; raſch hat ſich die Bevölkerung um ein Beträchtliches vermehrt. Zunächſt zwar fand man noch in den ſchon beſtehenden Niederlaſſungen Raum; die Höfe wurden, wie oben ſchon erwähnt ward, halbirt. Allein für lange reichte das nicht aus, und da eine Güterzerſplitterung weder ſeitens der Regierung zuläſſig, noch den Betheiligten ſelbſt zuträglich war, ſo zogen eben wie aus einem überpollen Bienenſtocke junge Schwärme aus, um auf neuen Ländereien ſich niederzulaſſen. So entſtanden von hier aus im Nowgorodiſchen Gouvernement auf Ländereien der Krone in den Jahren 1835 und 1836 die Kolonie Nikolajewsky, von einundſechzig deutſchen Familien, und 1836 Alexandrowsky, von 30 deutſchen Familien gegründet. Meiſtentheils jedoch erkaufte man Land in der Nähe der Mutterkolonie zu eigen und verblieb mit dieſer bürgerlich und kirchlich in gemeindlichem Verbande, wie dies recht deutlich an den beiden Kirchſpielen Neu-Saratowka und Strelna zu erſehen iſt. Zu dem erſteren zählen, außer den alten Kolonien Neu-Saratowka mit jetzt 1247 Seelen, Sredne-Rogatka mit jetzt 423 Seelen und Iſchora mit 580 Seelen, auch die Graſchdanka, welche 1830 von zehn Koloniſtenfamilien gegründet ward und gegenwärtig 96 Seelen zählt, gleich hinter dem Forſtcorps in nächſter Nähe der Stadt gelegen, ferner Owzyna, ſechs Werſt oberhalb Neu-Saratowka, am nämlichen Ufer der Newa, gegründet auch im Jahre 1830, jetzt mit 171 Seelen; ſodann noch 21 Seelen im Dorfe Janina, 11 Seelen im Dorfe Prijutino, 16 Seelen im Dorfe Moskowskoje Pole, eine Anſiedelung bei der Porzellanfabrik mit 30 Seelen, eine von 20 Seelen, die ſich Kowalewskoje nennt, und eine neue, noch namenloſe Anſiedelung mit gleichfalls 20 Seelen; endlich ſeit dieſem Herbſte noch eine Anzahl Koloniſten, die in Pergola auf dem Gute des Grafen Schuwaloff Land auf eine lange Reihe von Jahren gepachtet haben. Mit Strelna, das jetzt 405 Einwohner hat, und Kipén, welches 148 hat, gehört noch Snamensky mit ſeinen 29 und Alexandrinsky mit ſeinen 70 Seelen zuſammen, dieſes im Jahre 1834, jenes 1843 angelegt, wie auch fünf Seelen im Dorfe Lyſſino und

Digitized by Google

einundſiebenzig Unangeſeſſene. Die anderen Kolonien zeigen bisher nur eine Zunahme innerhalb ihrer ſelbſt. Etup, mit Friedenthal zu Zarskoje-Selo und Paulowsk gehörig, hat 27 Seelen aufzuweiſen. Klutſchinsky, welches zum Kirchſpiele der Stadt Oranienbaum gehört, hat 57, und die eben dahin gehörigen Oranienbaumer und Peterhofer Kolonien haben jene 36 und dieſe 28 Einwohner. Endlich die mit der Stadt Jamburg zu einem Kirchſpiele verbundenen Kolonien: Lutzky, Porchow und Frankfurt, enthalten 87 Lutheraner und nicht ganz zweimal ſo viel Katholiken. In Summa alſo dürften bei den angegebenen Zahlen, die weſentlich freilich auf eine Zählung vom Jahre 1859 zurückgehen, an die dreitauſend deutſche Koloniſten um St. Petersburg anzunehmen ſein, während man im geſammten ruſſiſchen Reiche etwa 400,000 rechnet.

Bürgerlich bilden die Koloniſten einen beſonderen Stand des Reiches, der früher hochbevorrechtigt daſtand und namentlich auch das wichtige Adelsrecht beſaß, Grund und Boden erwerben zu dürfen. Seit der neuen Ordnung der Dinge jedoch, wo die meiſten früheren Vorrechte allgemeine Rechte geworden ſind, iſt von perſönlichen Rechten faſt nur noch die Militärfreiheit von Wichtigkeit, neben welcher allenfalls noch die Berechtigung eines jeden zu handeln, ſowie das Recht eine Erwähnung verdient, vermöge deſſen dem Koloniſten nicht allein der Uebertritt in andere Stände, ſondern, falls er will, bei einem ſolchen zugleich das Verbleiben im Koloniſtenſtande freiſteht. Völlige Glaubensfreiheit nebſt dem Rechte, eigene Kirchen und Schulen zu ſtiften, iſt zwar in ihren Privilegien gleich zu oberſt genannt, iſt aber nicht minder auch den anderen Ständen zugeſtanden und demnach kein beſonderes Koloniſtenrecht. Hinſichtlich ihrer Leiſtungen an den Staat, ſoweit dieſelben an ihren Ländereien haften, iſt wohl zu unterſcheiden zwiſchen ſolchen Deutſchen, die in den eigentlichen von der Krone gegründeten Kolonien wohnen, und denen, welche Grund und Boden durch Kauf eigenthümlich erworben haben. Letztere unterliegen für ihr Land ganz denſelben Beſtimmungen wie alle anderen grundbeſitzenden Unterthanen des Reiches; Erſtere genießen für die Ländereien der Kolonien beſchränkte Abgabenfreiheit, in Anſehung deren indeſſen die älteren Kolonien wieder vor den jüngeren im Vortheile ſind. In Ingermanland gelten als ältere Kolonien Neu-Saratowka, Sredne Rogatka, Iſchora, die bei Jamburg nnd Friedenthal bei Zarskoje Selo, obwohl der Zeit nach das letztgenannte zu allerletzt gegründet worden. Dieſe haben von Naturalleiſtungen nur für Wege, Brücken, Dämme und Fähren auf ihrem Gebiete zu ſorgen; in Geld entrichten ſie, außer den Gemeindeabgaben zur Unterhaltung der Pfarrer, Schulmeiſter, Schulzen und Beiſitzer, nur noch die ſogenannten Kronabgaben, d. h. einen Beitrag für die Gerichtsbehörde, für Land- und Waſſer-Communication, und endlich die Grundſteuer, welche je nach der Bodenbeſchaffenheit ſehr verſchieden iſt. Am meiſten zahlt Sredne-Rogatka, für den Deſſjätin Land jährlich 71¼ Kopeken; dann Neu-Saratowka, Strelna, die Peterhofer Kolonie 57¼ Kopeken; dann Klutſchinsky nnd Kipén 51¼ Kopeken; die Oranienbaumer Kolonie 45¼ Kopeken, Iſchora 43 Kopeken und die Kolonien bei Jamburg 35¼ Kopeken. Die genannten Steuern zahlen zwar alle Kolonien insgeſammt; die anderen aber, außer den oben angeführten, haben außerdem noch von Naturalleiſtungen vorkommenden Falles Einquartirung aufzunehmen, ſowie für die Poſt, für Arreſtanteutransport, für Dienſtreiſen von Beamten oder anderen Perſonen mit geſetzlichen Zeugniſſen Dienſtfuhren zu leiſten, und in Geld auch die allgemeinen Landesabgaben zu zahlen. Das Land iſt zwar, wie der Wortlaut heißt, „zu unanſtreitbarem und erblichem Beſitze auf ewige Zeiten“ verliehen, nicht jedoch als perſönliches Eigenthum, ſondern als Gemeingut allemal der ganzen Kolonie, wovon denn die Folge iſt, daß Niemand befugt iſt, etwas von ſeinem Hofe zu verkaufen oder ſonſt zu veräußeen, ja ſogar denſelben unter ſeine Kinder zu theilen. Erbe iſt vielmehr immer nur Einer, im Allgemeinen der jüngſte Sohn; ſind aber keine Söhne vorhanden, ſo beſitzen Mutter und Töchter zuſammen ſo lange den Hof, bis entweder die Mutter zum zweiten Male oder eine von den Töchtern heiratet. Der Mann, welcher ſo zuerſt in den Hof hineinheiratet, wird der Beſitzer, hat aber dafür die Mutter nebſt den übrigen Töchteen im Hauſe zu behalten und, bis ſie ſterben oder heiraten, zu ernähren.

Die gerichtliche Oberbehörde für die Koloniſten iſt die nämliche wie für die ruſſiſchen Dörfer. Mit jener vermittelte bis in die dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts ein eigener ſogenannter Inſpektor die Verbindung und war bis dahin das Deutſche Geſchäftsſprache. Seitdem aber iſt beides, das Deutſche in den Verhandlungen und der Inſpektor, in Wegfall gekommen, doch ſpricht man davon, daß in dieſem Jahre, 1864, ein ſolcher wieder eingeſetzt werden ſolle, womit denn wohl auch das Deutſche in ſein früheres Recht wieder einträte. Gegenwärtig hat daſſelbe ſeine Stelle nur in den Verhandlungen innerhalb der Gemeinde, welche nach deutſchem Muſter eingerichtet iſt. Denn an der Spitze ſteht ein Schulz, dem zwei Beiſitzer oder Gerichtsmänner zur Seite ſtehen, während in wichtigen Angelegenheiten ſämmtliche Wirthe berufen werden. Nur jedoch die urſprüngliche Kolonie gilt als bürgerliche Gemeinde; die Töchterkolonien auf erkauftem Grund und Boden gehören zu den Mutterorten, wie überhaupt jeder Koloniſt zu dem Orte gehörig verbleibt, woher er ſtammt, auch wenn er ſich von demſelben entfernt. Nur wenn er einen eigentlichen Koloniſtenhof anderwärts erheiratet, tritt er eben dadurch in die fremde Gemeinde ein. Wie die Ortsobrigkeit, iſt auch die Ortspolizei deutſchen Verhältniſſen ähnlich: bei Tage, und namentlich bei Nacht gehen Wachen durch das Dorf, die der Reihe nach von den einzelnen Gütern geſtellt werden und Nachts, wie in Deutſchland mit Hoen oder Schnarre, ſo hier durch Klopfen auf eigens dazu vor jedem Hauſe angebrachlen Brettern ihre Anweſenheit zu erkennen geben. Muſterhaft eingerichtet iſt die Feuerordnung. Die Stellung der Löſchgeräthſchaften iſt auf die einzelnen Höfe vertheilt, und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit iſt, wenn ein Feuer ausbricht, Alles auf ſeinem Platze, ſo daß denn, trotzdem daß die Häuſer nur von Holz gebaut ſind und dicht nebeneinander ſtehen, ein Schadenfeuer nur äußerſt ſelten mehrere Güter erfaßt. Selbſt außerhalb ihrer eigenen Ortſchaften iſt die Löſchtüchtigkeit der deutſchen Koloniſten bewährt. Eine kaiſerliche Fabrik retteten vor einer Anzahl Jahren die Koloniſten von Neu-Saratowka, welche zuerſt auf dem Platze erſchienen, und das mündliche Lob des Kaiſers Nikolaus „Daran erkenne ich meine Deutſchen“, ſowie ein Dankſchreiben deſſelben ſind hochgeſchätzte, werthgehaltene Erinnerungen.

Von den kirchlichen Gemeinden wurde ſchon oben gehandelt; wir ſagten, daß das Kirchſpiel allemal nach dem Hauptorte benannt werde, an dem ſich das Paſtorat befindet. Das Jamburger Kirchſpiel beſitzt jedoch noch keine Prediger, ſondern muß von Narwa und von Waiwora in Ehſtland aus geiſtlich bedient werden. Aber auch wo ein Pfarrer iſt, bringt die weite Entfernung der zu einem Kirchſpiele vereinigten Ortſchaften manche Störung mit ſich, ſo daß derſelbe nicht an jedem Sonntage ſelbſt den Gottesdienſt verſehen kann, ſondern der Schulmeiſter an

Digitized by Google

ſeiner Stelle eine Predigt leſen muß. Wo die Gemeinde bloß aus Koloniſten beſteht, wird der Pfarrer von dieſen ſelbſt gewählt und vom Konſiſtorium beſtätigt. Die Gehalte der Pfarrer fließen theils aus Pfarrland, theils aus Geldzahlungen der Gemeinde, theils aus den Accidenzien. In Neu-Saratowka ſind die letztern auf achthundert Rubel beſtimmt, während der Pfarracker fünfhundert Rubel Reinertrag liefert und die Kolonien ungefähr zweihundertundvierzig Rubel Geld zahlen; im Strelnaer Kirchſpiele beträgt der Baargehalt 535 Rubel, der Ertrag des Ackers 120 Rubel und die Zahlung eines Militärhoſpitals 28½ Rubel. Das giebt ſo ungefähr eine Ueberſicht der Gehaltsverhältniſſe, nur muß man außerdem noch freie Wohnung und Heizung mit in Anſchlag bringen.

Nicht eins mit den deutſchen Kirchgemeinden ſind die Schulgemeinden; wie könnten auch die Kinder, vollends bei hieſigem Winterwetter, die ungeheuren Entfernungen zum Kirchdorfe zurücklegen? Rühmlichſt anzuerkennen iſt es daher, daß, wo nur Koloniſten in irgend größerer Anzahl zu einer neuen Anſiedlung zuſammentraten, gleich zuerſt mit an die Gründung einer Schule gedacht wurde. So haben denn jetzt im Neu-Saratowkaer Kirchſpiele nicht allein jede der drei alten Kolonien eine Schule, ſondern auch die Graſchdanka und Owzyna; im Strelnaer ſowohl Strelna ſelbſt als Kipén; im Oranienbaumer auch Klutſchinsky. In den Kolonien bei Jamburg beſtand zwar bisher nur eine römiſch-katholiſche Kirchenſchule, jetzt aber hat man auch zu einer lutheriſchen Schule die Räume beſchafft, und wird dieſe wohl demnächſt ins Leben treten. Ja man ſpricht bereits davon, daß die Wirthe, welche letzten Herbſt in Pergola Land übernommen haben, dort eine Schule ſtiften wollen. Jeder dieſer Schulen ſteht ein Lehrer vor; nur der in Neu-Saratowka hat noch einen Gehülfen, hat aber auch 216 Schulkinder, während ſonſt 126 Schulkinder das Maximum bilden, manche Schulen aber ſelbſt die Zahl von ſiebzehn nicht überſchreiten. Schule gehalten wird nur während des Winters; im Sommer ſind die Kinder zu Hauſe und auf dem Felde nothwendig. Für den Unterricht iſt immer nur ein Saal beſtimmt, und dieſer dient zugleich anderen öffentlichen Zwecken, wie bei Gemeindeverſammlungen und dgl.; der übrige Raum iſt dem Schulmeiſter angewieſen, deſſen Wohnung in der Regel bequemer als in den meiſten Dörfern Deutſchlands eingerichtet iſt. Die Gehalte ſind ſehr verſchieden; in den Kirchdörfern werden ſie durch das Küſteramt vermehrt, das immer der Schulmeiſter mitbekleidet. Das Maximum erhält der Schulmeiſter in Neu-Saratowka, nämlich außer Wohnung und Heizung Gehalt von der Gemeinde 85 Rubel, Gehalt von der Kirche 46 Rubel, von jedem Kinde 28⁴/₇ Kopeken Schulgeld, den Ertrag von 20 Deſſjätin Land im Betrage von 330 Rubeln und ungefähr 70 Rubel Accidenzien. Dagegen bekommt der zu Sredne Rogatka nur 137 Rubel, der zu Iſchora 350 Rubel, der in der Graſchdanka neben freier Wohnung und Heizung 150 Rubel, der zu Owzyna 180 Rubel, von jedem Hofe ein Maß Kartoffeln und auch Wohnung und Heizung, der zu Strelna 360 Rubel, der zu Kipén 75 Rubel, aber obendrein 2 Tſchetwert 6 Tſchetwerik Mehl (ein Tſchetwert=3,819 Scheffel Preußiſch=1,398 Malter Badiſch; ein Tſchetwerik=0,477 Scheffel Preußiſch=1,747 Seſter Badiſch), 4 Tſchetwert ein Tſchetwerik Kartoffeln, 22 Pfund Butter, 165 Eier, 165 Kohlköpfe, 165 Schnittkohl. Im Winter, wo alles gelernt werden muß, was überhaupt gelernt wird, muß ſich der Lehrer freilich tüchtig tummeln, dafür gewährt aber auch der Sommer eine in Deutſchland ungekannte Muße.

Schweden.

Die Ureinwohner des ſkandinaviſchen Nordens.*)

Das Worſaa'ſche Bilderbuch gab uns in dieſen Blättern (1863, Nr. 9 und 10) eine längſt gewünſchte Gelegenheit, die von den Kopenhagener Sammlern erfundene Eintheilung der vorgeſchichtlichen Zeit in drei ſcharfgeſchiedene Zeitalter einmal recht genau kennen zu lernen. Wir glauben hinreichend dargethan zu haben, daß es mit der Kopenhagener Erfindung eine beſondere Bewandtniß habe, wonach ſie dem unbefangenen Prüfer zwar ſehr phantaſievoll und patriotiſch, aber keineswegs wiſſenſchaftlich ſtichhaltig erſcheint. Abgeſehen von den kleinen Aergerniſſen, welche die freilich ſehr bequeme Syſtematiſirung einer unbekannten oder dunklen Vorzeit immer mit ſich zu führen pflegt und ſich z. B. in den ſogenannten Probirſteinen bekundet, deren Zweck „die Goldprobe" war, die aber des Syſtems halber in das aller Metalle gänzlich bare Steinalter verſetzt ſind, leidet die dreizeilige Erfindung an dem großen Uebel eines nationalen Bronze-Zeitalters für Dänemark, welches die Herren in Kopenhagen beanſpruchen. Ihr meerumſpültes Vaterland, welches Briten, Angelſachſen und Deutſche bis 1000 Jahre nach Chriſti Geburt nur als die unverdorbenſte Pflanzſtätte vollſtändigſter Barbarei kannten, wird durch dies Bronze-Zeitalter zu dem Sitze einer klaſſiſchen Kultur gemacht, deren Strahlen erleuchtend bis zu den Alpen, Britannien und Oſtrußland drangen; in den ungelichteten Wäldern und zwiſchen den bodenloſen Sümpfen Dänemarks lebte ſchon zur Zeit, da Italien ganz oder größtentheils nur von rohen Wilden bewohnt war, ein Volk, das in Bronze, Gold und Silber Kunſtſachen zu ſchaffen verſtand, deren einfache Schönheitslinien die klaſſiſchen und modernen Künſtler neidiſch machen könnten.

Wir erlaubten uns, gegen dieſen däniſchen Patriotismus, der unſerer Kenntniß der Geſchichte und unſerem einfachen deutſchen Verſtande widerſprach, beſcheidentlichſt Einſprache zu erheben, ſtanden aber, wie es ſcheint, mit unſerem literariſchen Proteſte ganz vereinzelt da, denn unſer Landsmann, der verdienſtvolle Alterthumsforſcher Lindenſchmidt, hat unſeres Wiſſens nur die franzöſiſche Arroganz einer vorgeſchichtlichen galliſchen Kultur zurückgewieſen. Schweigende Proteſte gegen ein mitteleuropäiſch-nordiſches Bronze-Zeitalter finden ſich ſchon lange in verſchiedenen deutſchen Muſeen, wie z. B. im Berliner, das ſeine vaterländiſche Sammlung nach Fundorten und Aehnlichkeiten der Sachen eingetheilt hat.

Längere Zeit, nachdem unſere Beſprechung des Worſaa'ſchen Bilderbuches an die Redaction des „Magazin" eingeſandt war, erhielten wir, und zwar noch bevor es ins Deutſche überſetzt war, das werthvolle Werk des Profeſſors Nilſſon aus Stockholm zugeſchickt. Wir bedauern, daß wir nicht eher in den Beſitz der Schrift dieſes greiſen Forſchers gelangt ſind; ſie hätte uns weſentlich in unſerer Arbeit unterſtützt und das beruhigende Gefühl ge-

*) Die Ureinwohner des ſkandinaviſchen Nordens. Ein Verſuch in der komparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungs-Geſchichte des Menſchengeſchlechtes. Von S. Nilſſon. Aus dem Schwediſchen überſetzt. Hamburg, Otto Meißner, 1863.

Sein ſchwediſcher Titel iſt: Skandinaviska nordens ur-invånare, en försök i komparative ethnografien. Af S. Nilsson." Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage, mit vielen Kupfern und Holzſchnitten. Stockholm, Norſtedt u. Söhne. Preis 6 Rdr.

Digitized by Google

geben, daß wir mit unſeren Anſichten, die benen des Kopenhagener Orakels und ſeiner engliſch-franzöſiſchen Nachbeter ſchnurſtracks zuwiderlaufen, literariſch nicht allein ſtanden. Leider iſt der Wunſch nach einem Gefühl der Beruhigung darüber, daß wir mit unſerem bona fide unternommenen Angriffe auf die überſpannte däniſche Theorie kein Sacrilegium begingen, das in Deutſchland Anſtoß oder gar Unwillen hervorrufen möchte, nicht ſo unberechtigt, denn es iſt ſelbſt in unſerem Vaterlande ſoweit gekommen, daß ſcharfſinnige und gelehrte Schriftſteller den Kopenhagener Satzungen ohne Weiteres huldigen und ſich in dieſelben ſo hineinleben, daß ſie mit ihrem Wiſſen unvereinbare Schlüſſe unb Combinationen machen. So brachte z. B. das gediegene „Morgenblatt“ eine Reihenfolge anmuthig geſchriebener und intereſſanter Aufſätze über die an unſerer Nordſeeküſte zerſtreuten Alterthümer. Wie groß war unſer Erſtaunen, als wir in dem Artikel „die Pipinsburg“ die Schlußfolgerung laſen, normanniſche Seeräuber hätten den Ringwall derſelben gebaut; dafür ſpräche nicht ſowohl das „häufige Vorkommen“ ſolcher Ringwälle im ſüdlichen Skandinavien, als beſonders der Funb eines goldenen Armbandes, das genau dem ſo häufig in Dänemark gefundenen gliche. „Dies könne nur däniſches oder normänniſches Fabritat ſein und eine vornehme Normannenfrau müſſe es in dem Ringwalle der Pipinsburg verloren haben.“ Abgeſehen von dem über die Verfertiger Geſagten, machen wir nur darauf aufmerkſam, daß es bekanntlich zu den ſtolzeſten Schwüren jener rohen Seeräuber gehörte, „nie unter berußtem Dache zu ſchlafen“, und zu ihren ſtrengſten Geſetzen, „kein Weib die Planken ihres Schiffes betreten zu laſſen.“ Was ſollte ihnen alſo ein Ringwall ohne bergende Hütte und wie ſollte wohl die vornehme Normannenfrau ohne Seereiſe nach der Pipinsburg gekommen ſein und was ſollte die Dame dort? — Doch nichts für ungut!

Nun wundert ſich der geehrte Leſer vielleicht, wie wir in einem ſchwediſchen Werke, das ausdrücklich vom „Bronzealter“ des ſkandinaviſchen Nordens ſpricht, eine Unterſtützung unſerer gegen den Strom ſchwimmenden Anſicht ſehen können. Deshalb theilen wir von vornherein mit, daß der Prof. Nilſſon ein entſchiedener Verfechter der direkten phöniziſchen Einwanderung iſt, daß nach ſeiner Anſicht alle im Norden gefundenen Bronzeſachen, ja ſogar weſentliche Theile der nordiſchen Religion dieſen ſemitiſchen Orientaten und ihren Nachkommen oder Blutsverwandten zuzuſchreiben ſind, daß ferner das ſogenannte Bronzealter in die hiſtoriſche Zeit fällt, daß es das thatſächliche Steinalter nicht unterbrach, ſondern daß letzteres tiefer in das ebenfalls thatſächliche Eiſenalter hineinreicht, als ſelbſt wir annahmen. Hätten wir ſein Buch zur Hand gehabt, dann hätten wir uns nicht mit der Anführung der uns aufgefallenen Stelle des Hildebrandsliedes:

„dô stôptun to samene
staimbort chludun“

begnügt, ſondern hätten die von ihm citirte Stelle eines lateiniſchen Gedichts zu Ehren des von Wilhelm dem Eroberer bei Haſtings erfochtenen Sieges

„jactant Angli cuspides et diversorum generum tela
saevissimasque secures, et lignis imposita saxa“

ebenfalls aufgeführt. Nach dieſem Liede konnte man alſo der Steinwaffen in dem nunmehr höchſten Sitze der Eiſenkultur noch im Jahre 1066 nicht entbehren, während die Kopenhagener Sammler Steinwaffen und Geräthe dieſes Materials ſchon vor 6—7000 Jahren als überwundenen Standpunkt für ihr — Dänemark bei Seite legen!

Prof. Nilſſon iſt ſelbſtverſtändlich auch mit uns der Anſicht, daß Steinſachen ununterbrochen neben bronzenen gebraucht wurden, und er belegt dies durch Abbildung und Verweiſung auf gemachte Funde, welche darthun, daß bie roheſten Kieſelwaffen und Geräthe Begleiter der ſchönſten Bronzeſachen waren. Auch in den Sitzen der Bronzekultur erhielt ſich der Kieſel wenigſtens zu gewiſſen Zwecken, z. B. zum Opfern, wie durch die Beſchreibung des Schwurs des Knaben Hannibal erhellt. Es iſt ein beſonderes Verdienſt des Nilſſon'ſchen Werkes, recht häufig aus bem geſchriebenen Worte, aus der eigentlichen Wiſſenſchaft, zu ſchöpfen, ſtatt nach der Art von Halbwiſſern die Wiſſenſchaft zu negiren unb in deren Stelle die eigne Phantaſie, ſowie einige vermoderte Trümmer, ſprechen zu laſſen. Jeder bietet, was er hat.

Herr Prof. Nilſſon iſt wirklich Forſcher unb gleichzeitig Gelehrter, welch letzteres ihm beſonders bei ſeiner glücklichen Gabe des Findens unb dem Gefundenen die für ſeine Anſichten ſprechenden Seiten abzugewinnen, vortrefflich zu Statten kommt. Wir laſen das Werk dieſes ehrwürdigen Greiſes, ber eigentlich ſein ganzes Leben nur dem einen Zwecke, Ergründung der ſkandinaviſchen Vorzeit, gewidmet hat, mit einer gewiſſen Pietät, beren wir uns auch bei Beſprechung deſſelben nicht ganz entziehen konnten, obwohl wir uns durch dieſelbe nicht abhalten laſſen durften, den Maßſtab unſerer Kritik an das Buch zu legen.

Wir ſind demnach vollkommen einverſtanden mit dem Grundſatze des Verfaſſers, demzufolge „die bei uns gefundenen Bronzeſachen (und die entſprechenden Goldſachen) von einem, dem Norden und Weſten Europa's vollkommen fremden Volksſtamme eingeführt ſinb.“ Die Gründe hierfür haben wir ſchon oft angegeben — ſie liegen hauptſächlich in der urſprünglichen Barbarei der betreffenden Länder und in der Thatſache, daß ſich bis jetzt kein hervorragendes Kulturvolk der Kenntniß der Mit- oder Nachwelt entzogen hat. Die alten, beſtändig am Meere lebenden Nordmenſchen wären, wenn im Beſitze einer phöniziſchen oder griechiſchen Kultur, gewiß eben ſo ſicher nach dem Mittelmeere gekommen, wie jene Völker nach den Nordmeeren. — Außer dieſer Hauptanſicht ſtellt der Verfaſſer jedoch Theſen auf, mit benen wir uns nicht unbedingt einverſtanden erklären können, bei denen wir vielmehr von ſeinem Grundſatze: „Anderer Meinung zu achten, jedoch bei der eigenen zu beharren, wenn jene uns nicht zu überzeugen vermag“, umfaſſenden Gebrauch machen.

Wir können uns demnach nicht damit befreunden, — daß ausſchließlich Phönizier bie Importeurs der Bronzewaaren geweſen ſind, baß der Baldursdienſt und Druidenkultus ein und baſſelbe und nur veränderte Namen für Baalsdienſt geweſen ſein ſollen; — daß phöniziſche Kaufleute oder ihre Faktoren ſich zu Königen der nordiſchen Barbaren aufgeſchwungen und ſich ſammt ihrem Gefolge mit den Eingebornen verſchmolzen hätten. Außerdem können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſein eingehendes Buch die Frage, „wer wohnte im Norden“, offen gelaſſen hat, unb daß wir hierauf z. B. in der kurzen negirenden Abhandlung P. F. Stuhr's „Ueber einige Hauptfragen des nordiſchen Alterthums“ mehr poſitive Antworten gefunden haben. — Dann iſt es uns nicht einleuchtend, warum der Verfaſſer überhaupt noch von einem nordiſchen „Bronzealter“ ſpricht, da er S. 63, 64 u. a. O. ſagt, daß nur reiche Häuptlinge ſich einige Bronzeſachen zulegen konnten daß aber die Maſſe des Volkes an dieſem eingeführten Luxus keinen Theil hatte, daß weder in Britannien noch Skandinavien die Bronze gemiſcht ſei, da ſich niemals eingeſchmolzenes Zinn und dergleichen Kupfer einzeln gefunden habe; daß er überhaupt

Digitized by Google

der Anſicht ſei, daß unter Steinalter die Zeit im Kulturzuſtande eines Volkes zu verſtehen ſei, da dieſes nur Stein, Holz, Knochen ꝛc. zu Waffen und Geräthen brauchte; unter Bronzealter, da ſcharfe Waffen und ſchneidende Geräthe aus Bronze waren, und unter Eiſenalter, da die genannten Gegenſtände aus Eiſen beſtanden und alle Bronze abgeſchafft war. Es ſcheinen uns dieſes ſcharfe Widerſprüche ſeiner eignen greifbaren Ausführungen vom Gegentheil.

Franz Maurer.

England.

Lord Ruſſell und ſeine Feder.

(Eine politiſche Humoreske.*)

Man hat oft das traurige Schickſal des tapfern Mannes beklagt, der das Unglück hatte, ein Paar feige Beine zu beſitzen. Es war in der That ſehr hart; wie kühn ſein Herz auch ſchlagen und wie heldenmüthige Entſchlüſſe ſein Geiſt auch faſſen mochte, ſeine unverbeſſerlichen Beine liefen immer beim erſten Flintenſchuß mit ihm davon. Lord Ruſſell iſt eben jetzt das unglückliche Opfer eines vielleicht nicht ganz ſo demüthigenden, aber kaum weniger verdrießlichen Zuſammentreffens. Er ſelbſt iſt der friedlichſte und vorſichtigſte der Menſchen. Er träumt niemals von Krieg, oder wenn er ihn gelegentlich führen muß, ſo iſt es nur mit einem jener barbariſchen orientaliſchen Völker, welche offenbar von einer wohlthätigen Vorſehung dazu beſtimmt ſind, als Schießſcheibe für unſere Armſtrong-Kanonen zu dienen. Aber mit Ausnahme ſolcher exceptionellen Fälle hat er ſtets eine unendlich friedfertige Natur an den Tag gelegt. Sie leuchtet in jeder Periode ſeines politiſchen Lebens hervor, in ſeiner einheimiſchen wie in ſeiner auswärtigen Politik. Er hat ſich ſtets bereit gezeigt, den Feinden Alles zu opfern, namentlich wo er Grund hatte, zu glauben, daß ſeine Partei die ſchwächere war. Kollegen, Grundſätze, Verſprechungen ſind mehr als einmal von dieſem aufrichtigen Freunde des Friedens ſchleunigſt im Stich gelaſſen worden, wenn er ſah, daß ſie bedroht waren, und daß er in einen Kampf zu ihrer Vertheidigung verwickelt werden könnte. Es muß ein ſo ſtilles, frommes Gemüth aufs Grauſamſte kränken, daß die Götter ihm eine der ſtreitſüchtigſten Federn in Europa in die Hand gedrückt haben. Während der wenigen Jahre, ſeitdem er an der Spitze des auswärtigen Amtes geſtanden, hat er wahrſcheinlich mehr Regierungen inſultirt, als alle ſeine zehn Vorgänger zuſammen. Wäre dieſes herausfordernde Benehmen abſichtlich geweſen und von einer entſprechenden Politik getragen worden, ſo würden die Reſultate zwar für das ſteuerzahlende Publikum unangenehm, aber weder für die Nation noch für den auswärtigen Miniſter ſelbſt ſchimpflich geweſen ſein. Allein nichts iſt ferner von dem Sinnen und Trachten des ſanften und milden Geiſtes, der hinter jener Feder ſitzt, als daß es jemals zu Thätlichkeiten kommen ſollte. Wenn ſeine wahren Abſichten ſich nur in ſeinen Depeſchen ſpiegeln könnten, wenn die Fülle von Beſonnenheit, die ſeine Tapferkeit mäßigt, ſich nur ſeinen Worten mittheilte, ſo würden fremde Mächte keinen Grund für die Reizbarkeit haben, die eine engliſche Depeſche jetzt gewöhnlich in ihnen hervorruft. Aber er iſt noch nie im Stande geweſen, eine vollkommene Herrſchaft über ſeine Feder zu erlangen. Gegenwärtig hat er mit ihr eine Art Kompromiß geſchloſſen. Die Feder ſoll ſich als Regel aller muthwilligen Beleidigungen größerer Staaten enthalten, wenn nämlich ein kleiner Staat gerade da iſt, um die ihm zugedachten Inſulten in Empfang zu nehmen, und wenn dieſe Inſulten von einer kleinen oder großen Macht eine ſcharfe Antwort provozirt haben, ſo ſoll beſagte Feder den Schimpf ruhig einſtecken und keine gefährliche Replik wagen. Dank dieſer glücklichen Vereinbarung iſt der Friede bis jetzt erhalten worden. Der wahre Charakter der Ruſſell'ſchen Windbeuteleien iſt von den kontinentalen Nationen in vielen ſchlagenden Beiſpielen ſtudirt worden und iſt ihnen nunmehr völlig klar. Seine Depeſchen werden weder im In-, noch im Auslande als Vertreter des Krieges betrachtet. Man ſieht in ihnen nur eine Herausforderung zu einem Wortgefecht, in welchem der kontinentale Diplomat, der eine zartere Waffe führt, gewöhnlich einen leichten Sieg davonträgt. An einer ſolchen Prozedur iſt nichts auszuſetzen, falls ſie nur richtig verſtanden wird. Worte ſind am Ende nur konventionelle Ausdrücke der Gedanken, und wenn es einmal ausgemacht iſt, daß zornige Drohungen in Wahrheit nur den Entſchluß, nachzugeben, bedeuten, ſo können feigherzige Abſichten in dieſer Weiſe ebenſo gut ausgedrückt werden, als in einer andern. Der einzige Nachtheil iſt, daß das Ausland ſich zu der Annahme berechtigt glaubt, daß die engliſche Nation zu ihrem auswärtigen Miniſter ein Individuum erwählt, das mit ihren Geſinnungen und ihrem Charakter im Einklang ſteht. Es ſchließt demnach mit unwiderlegbarer Logik, daß ein Geſchmack an Rodomontaden und eine heilſame Furcht vor Schlägen zu den charakteriſtiſchen Zügen des engliſchen Volkes gehören.

Es iſt aber ſehr zu wünſchen, daß Lord Ruſſell und ſeine Feder zu einem noch vollſtändigeren Einvernehmen gelangen möchten, denn ſeit Kurzem hat ihm dieſes energiſche Inſtrument die ſeltſamſten Streiche geſpielt. Seine zügelloſen Kapriolen ſind ohne Zweifel an einem großen Theile der Gefahren ſchuld, welche jetzt Europa bedrohen. Wenn es zu den Rathſchlägen, die vor etwa fünf Vierteljahren dem Könige von Dänemark gegeben wurden, ſich einer weniger arroganten Sprache bedient hätte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß keine von den ſtreitenden Parteien die Sache auf die Spitze getrieben hätte, auf der ſie jetzt ſteht. Andererſeits würde mehr Anſtand in den an Rußland in Bezug auf Polen gemachten Vorſtellungen und eine gebührende Erkenntniß der Rückſichten, die man zu nehmen hat, wenn man nicht daran denkt, ſeine Proteſte durch die That zu unterſtützen, die engliſche Diplomatie vor der allgemeinen Verachtung gerettet haben, die ſie ſich auf dem Kontinent zugezogen hat, und die ihre eifrigſten Anſtrengungen zu nichte macht. Durch dieſes Syſtem, ſchmähliche Handlungen mit tapferen Worten zu verbinden, hat England ſein früheres Gewicht verloren, und der Rath, den Lord Ruſſell ſo freigebig ertheilt, wird, da ihm das Präſtigium kriegeriſcher Macht nicht mehr zur Seite ſteht, mit unverhülltem Hohn zurückgewieſen. Die gegenwärtige Stellung Englands wird genugſam durch den neulichen diplomatiſchen Schriftwechſel mit Sachſen erläutert. Es giebt wahrſcheinlich keinen Staat im Norden der Alpen, deſſen

*) Wir entlehnen dieſen Aufſatz der Saturday Review, einem der wenigen engliſchen Journale, welche in Bezug auf die ſchleswig-holſteiniſche Frage eine unparteiiſche Haltung bewahren. Man wird daraus nicht allein erkennen, daß die Politik der britiſchen Miniſter in ihrer Heimat eben ſo ſtreng beurtheilt wird, als auf dem Kontinent (was zum Theil auch aus den Verhandlungen des Unterhauſes, bald nach Eröffnung des Parlamentes, erſichtlich war), ſondern auch, daß die engliſche Preſſe noch immer die Geißel des Sarkasmus zu ſchwingen verſteht und nicht alle ihre Organe, nach Bright's Ausdruck, „gezähmt und zum Apportiren dreſſirt worden ſind“.

Digitized by Google

Lage unſicherer wäre als die des ſächſiſchen. Mit einem Gebiete, groß genug, um ein Gegenſtand des Ehrgeizes zu ſein, aber nicht groß genug, um ſich zu vertheidigen, ohne mächtige Bundesgenoſſen und mitten inne zwiſchen zwei mächtigen Reichen, deren Politik es durchkreuzt hat, iſt Sachſen in einer Lage, die es gewiß nicht dazu veranlaſſen kann, ſich einen Freund zu entfremden oder eine neutrale Macht zu verfeinden. Wenn Rußland oder Frankreich die traditionelle Würde ihrer Diplomatie ſo weit vergeſſen hätten, um eine ſolche Depeſche abzuſenden, wie die, welche Lord Ruſſell an Herrn Murray geſchrieben hat, ſo kann man verſichert ſein, daß Herr von Beuſt in ſeiner Antwort ſorgfältig Alles vermieden hätte, was ihre Empfindlichkeit erregen konnte. Daß er in ſeinen Beziehungen mit England ein entgegengeſetztes Verfahren beobachtete, zeigt den Werth, den er unſerer Freundſchaft oder Feindſchaft beilegt. Das Beiſpiel Fürſt Gortſchakoff's hat den deutſchen Staatsmännern einen edlen Wetteifer eingeflößt. In früherer Zeit war man gewohnt, England mit Höflichkeit zu behandeln und auf ſeine Verſprechungen oder ſeine Drohungen Gewicht zu ſetzen. Aber der ruſſiſche Miniſter hat die Illuſion zerſtreut. Er hat der Katze die Krallen ausgezogen.*) Er hat den praktiſchen Beweis geliefert, daß man engliſchen Drohungen mit unverhohlenem Spott begegnen kann, und kleinere Höfe ſind natürlich erfreut, auf ſo wohlfeile Art den Ruf des Muths zu erwerben. Die von Herrn von Beuſt verſuchte Nachahmung der Gortſchakoff'ſchen Manier iſt allerdings nicht ſehr gelungen. Sein Sarkasmus beſteht in wenig mehr als dem Gebrauch von derben Worten, die ſonſt im diplomatiſchen Verkehr perhorreſcirt werden. Aus einer ſo einladenden Depeſche wie die des britiſchen Staatsſekretairs hätte der Ruſſe mehr gemacht. Das Reſumé deſſelben enthält nur die Sache; aber falls Herr Murray nicht die Worte ſeines Chefs in ſeltſamer Weiſe entſtellt hat, ſo muß es ein wahres Kunſtſtück geweſen ſein, ſo viel Unſinn in einen ſo geringen Raum zuſammenzudrängen. Die heilloſe Konfuſion, wo von den Angelegenheiten Schleswigs und denen Holſteins die Rede iſt; der Verſuch, die Anordnungen des Bundestages erſt der ſächſiſchen Regierung, dann den „deutſchen Truppen" zur Laſt zu legen, und die wunderliche Phraſe am Schluſſe, die an das berühmte „Duell zu Dreien"**) erinnert, „daß Bayern, Sachſen und Württemberg *gegenſeitig* verantwortlich ſeien", hätte dem Fürſten Gortſchakoff reichliches Material zu einer jener Stilübungen geliefert, die ſeinen Namen unſterblich gemacht haben. Herr v. Beuſt hat ſich jedoch die Gelegenheit entſchlüpfen laſſen, und es iſt ihm nur gelungen, eine Depeſche zu Stande zu bringen, die noch ungezogener iſt, als die von ihm empfangene.

Aus den wenigen Auszügen, die von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern erſcheinen, iſt es klar, daß unſer auswärtiger Miniſter ſein Aeußerſtes thut, um die deutſchen Mächte von dem Kriege abzuſchrecken, den ſie unternehmen wollen. Aber er iſt in der Lage eines Arztes, der ſeinen Patienten zu ſtark medizinirt hat; wenn er die Mittel nachher braucht, wollen ſie nicht mehr anſchlagen. Daſſelbe iſt der Fall mit den barſchen Worten, die Lord Ruſſell an den Frankfurter Bundestag und die verſchiedenen deutſchen Höfe richtet. Sie ſind an dergleichen gewöhnt, und es hat aufgehört, die geringſte Wirkung auf ſie hervorzubringen. Sie wiſſen aus der Korreſpondenz über Polen, daß es gar nichts bedeutet. Rußland wurde mit „den ernſteſten Folgen" bedroht, wenn es den Polen nicht augenblicklich eine Conſtitution bewilligte; aber Rußland behandelte die Forderung einer Conſtitution mit Verachtung, und die „ernſten Folgen" ſind nie erfolgt. Vergebens erhebt England ſeine Stimme lauter und lauter; die Ohnmacht des Zornes, die dieſe gellenden Töne ausdrücken, iſt an den Tag gekommen, und wird nicht leicht vergeſſen werden. So lange man die Täuſchung aufrecht halten konnte, war das Poltern ein ganz nützliches Rüſtzeug. Es war ſehr angenehm, ſo lang es dauerte, denn wir genoſſen allen Einfluß einer großen Macht, ohne daß wir nöthig hatten, uns deshalb in Unkoſten zu ſetzen. Jetzt aber, wo das Verhältniß zwiſchen unſerer Sprache und unſerer Politik allſeitig verſtanden wird, wäre es vielleicht rathſamer, unſere Sprache auf das Niveau unſerer Politik herabzuſtimmen. Lord Ruſſell's gegenwärtige Praxis, den Mangel an wirklichem Einfluß durch die Wiederholung ohnmächtiger Drohungen zu erſetzen, hat keinen anderen Erfolg, als uns ohne Noth dem Geſpötte des Auslandes preiszugeben.

*) Anſpielung auf eine Anekdote aus der ſchottiſchen Geſchichte.

**) In Marryat's „Midshipman Easy."

Die Londoner Geſellſchaft und ihre Selbſthilfe.

IV.

Geſellſchaften zu gegenſeitiger Unterſtützung.

Die dreiundzwanzigtauſend „Friendly Societies" Englands zur *gegenſeitigen* Unterſtützung ihrer Mitglieder in Krankheit und Alter und bei Begräbniſſen der hinterbliebenen Wittwen und Waiſen ſind aus einem geſunden, humanen Volksgeiſte hervorgewachſen und dann auch vom Staate nicht bevormundet, gepeinigt und büreaukratiſirt, ſondern geſetzlich anerkannt, beſchützt und beſchirmt worden gegen Schwindel und Auswüchſe, die ſich allerdings vielfach eingefunden hatten, wie z. B. in den Burial Clubs, den Beerdigungs-Vereinen, in welche Eltern ihre Kinder, oft eins drei- bis fünfmal einkauften, um ſie dann „ſterben zu laſſen" und das Geld zu ſchlucken. Wo viel Gutes wächſt, wuchert auch Unkraut, das man nur hernach hübſch ausjäten muß. Bei uns wird das geſunde Wachsthum oft deshalb verhindert oder verboten, weil Kornblumen im Getraide wachſen könnten.

In England exiſtirt kaum noch ein Gewerbe oder Handwerk, eine Arbeiter- und Berufsklaſſe ohne ſolch eine Friendly Society zur gegenſeitigen Selbſthilfe. Sie gehören alſo weniger der Wohlthätigkeit als der Wohlthat eines freien Gemeinde- und Vereinslebens und wirthſchaftlichen Einſicht unter allen Klaſſen an. Hier in Berlin giebt's eine wiſſenſchaftlich gebildete, vereinte Berufsklaſſe, die nach Monate langen Debatten keine Verwendung für ihr gemeinſchaftliches Geld ausfindig machen konnte, als dafür zu eſſen.

Mit „Benevolent and Provident Pension Funds" ſind eine Menge Vereine und Aſſociationen bezeichnet, die ſolche Perſonen, die nach einem ehrbaren, arbeitsvollen Leben ohne Schuld bedürftig geworden ſind, durch Jahres-Renten oder Penſionen ſchützen und unterſtützen und alſo den Staat, der nur ſeine Beamten penſionirt, durch freie Vereinskraft ergänzen. Dieſe Vereine vertheilen jetzt jährlich im Durchſchnitt anderthalb Millionen Thaler unter 12,000 Invaliden der Kirche, der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Armee und Marine, welche der Staat im Stich gelaſſen.

Hierher gehört auch die Schriftſteller-Penſions-Aſſociation von Literaten, „Royal Literary Fund", ſeit 1790, incorporirt 1818, die bisher über 60,000 Pfund an etwa 3000 Literaten männlichen und weiblichen Geſchlechts vertheilte, wobei aber nie der

Digitized by Google

Name eines Empfängers genannt ward. Nach Dickens koſtet der Verein viel zu viel „Verwaltung". Es ſoll ſich aber etwas gebeſſert haben.

The Scientific Relief Fund entſtand 1859, wo die Stifter ſofort 5000 Pfund gaben, um Männer der Wiſſenſchaft oder deren Familien, „die es gelegentlich brauchen", bei ihren Arbeiten vor Nahrungsſorgen zu ſchützen. Das iſt ſchön. Wie viele wiſſenſchaftliche Arbeiten unterbleiben oder werden verzögert, unterbrochen, verdorben, weil der Mann der Wiſſenſchaft dabei verhungern würde.

Auch Künſtler haben beſondere Aſſociationen und Fonds für dieſe Zwecke, ebenſo Architekten, ferner Schullehrer, auch Schullehrerinnen und Gouvernanten. Ein „Home for Gentlewomen" bietet „Damen" in beſchränkten Verhältniſſen für 10 Shillinge wöchentlich anſtändige Wohnung, Koſt u. ſ. w., nimmt jährlich durchſchnittlich 1500 Pfund „durch freiwillige Beiträge" ein. Eine ähnliche Anſtalt erbarmt ſich reſpektabler Damen in Krankheitsfällen, eine andere der Muſiklehrerinnen, eine andere der Damen „von ſchwacher Intelligenz", andere der weiblichen Angehörigen beſtimmter Stände und Berufe. Kurz, es giebt keinen Stand, keinen Beruf, keine Klaſſe, für welche nicht theils durch Friendly Societies oder durch beſtimmte Penſions- und Verſorgungs-Aſſociationen oder durch beide im Nothfalle freundliche, humane, materielle und geiſtige Tröſtung und Hilfe geboten würde. Wer die Fäden der Humanität und Liebe, welche ſich durch die freie engliſche Geſellſchaft aller Schichten ziehen, ſehen könnte, würde ein herrliches Bild von Nervengeweben des Kulturlebens erblicken, von denen bei uns nur erſt wenige grobe und kurze Strähnen entwickelt ſind.

Ganz charakteriſtiſch, beſonders in der alten Republik Londons, der City, ſind Wohlthätigkeitsfonds von Korporationen und aus Vermächtniſſen. Von den 91 City-Korporationen ſind zwar mehrere verfallen oder ganz erloſchen, aber die meiſten haben noch Leben mit ſtarker Wurzel in tiefer Vergangenheit. Manche entſtanden ſchon im 13. Jahrhundert, wie die „honorable" Gilde der Fiſchhändler, die meiſten im 15. Jahrhundert, wie die andern 11 Gilden, die den Titel „Honorable" führen, wie Goldſchmiede, Gerber, Pökler, Eiſenhändler u. ſ. w. Ihre Vermächtniſſe beſtehen in Penſionen an alte Mitglieder, Naturalverpflegung, Vorſchüſſen an Anfänger, Fonds für Hoſpitäler, Schulen, Gefangene u. ſ. w. Die Goldſchmiede bezahlen jährlich aus ihrem Fonds 5000 Pfund an bedürftige Mitglieder. Die Fiſchhändler vertheilen jährlich etwa 10,000 Pfund an Kollegen im ganzen Lande von ihrem Einkommen aus Vermächtniſſen, das etwa 20,000 Pfund beträgt.

(In Parentheſe mag hier auch an den Tag der „Maundy Gifts", allemal am grünen Donnerſtage, erinnert werden, an welchem einſt Eduard III., 1393, Almoſen an Arme vertheilte. Dies iſt geblieben durch alle Jahrhunderte, ſo daß Königin Victoria durch den Biſchof von Oxford, nicht mehr ſelbſt, allemal an dieſem Tage in der Königl. Kapelle Geld, Kleidung, Nahrung an eben ſo viele Arme vertheilt, als ſie Jahre zählt. Maundy wird von maunde, einem Handkorbe, oder Dies Mandati der göttlichen Ueberbringung an die Jünger abgeleitet.)

Patriotiſche und andere öffentliche Fonds für ſpezielle Fälle, Rebellion in Indien, Baumwollennoth, große Feuer und ſonſtige Unglücksfälle ungewöhnlicher Art, haben während der letzten Zeit im Durchſchnitt jährlich zwiſchen 6 und 7 Millionen Thaler freiwillig eingeſteuert und ausgegeben. Außerdem gaben „Lloyds Patriotic Funds" ſeit 1803 bis 1861 noch 6 Millionen Thaler an Hinterbliebene von Soldaten, die in Schlachten gefallen waren, eine Art Aſſociation für denſelben Zweck über 700,000 Thaler an Soldaten-Waiſen, eine andere patriotiſche Aſſociation große Summen ähnlicher Art aus einem Vermögen von etwa 13 Millionen Thaler. Wie geht's dagegen unſern Invaliden und deren Waiſen? —

Eine Menge Aſyle, Hoſpitäler und Almoſen-Inſtitute für alte Leute, für Blinde, Taubſtumme, Krüppel und Invaliden aller Art, Erziehungs-, Schul- und Beſſerungs-Anſtalten für Auswürflinge, beſtrafte Kinder, Waiſen im Allgemeinen und Waiſen beſtimmter Klaſſen, religiöſe Geſellſchaften und Aſſociationen für Bibelvertheilung, „inneres" und äußeres Miſſionsweſen u. ſ. w. werden eben nur noch mit ſchwacher Erwähnung angedeutet, um eine aus den bisherigen Artikeln etwa entſtandene Vorſtellung zu erweitern und dichter zu füllen.

Es iſt allerdings nicht Alles Gold, was in dieſem beiſpiellos entwickelten Wohlthätigkeitsweſen nach Außen glänzen mag. Und Gladſtone ſprach einmal öffentlich als Finanzmann des Landes ſeine Rüge über viele faule Stiftungen und Verwaltungen in dieſer Sphäre aus. Namentlich könnte die häufig zu Tage gekommene Geldverſchwendung an Beamte ſolcher Anſtalten nicht genug gerügt werden, da es manchmal ſo weit geht, daß bloß eine Wohlthätigkeitsfirma aufgeſteckt wird, um faule Hypokriten von Secretairs und Direktoren u. ſ. w. mit Geld wohlthätiger Seelen zur Maſt zu verſorgen.

Das iſt Alles richtig und ſchlimm genug; aber erſtens ſpricht ſelbſt dieſe Schattenſeite für den unerſchöpflichen Wohlthätigkeitsſinn des engliſchen Volkes, und dann iſt es ja doch nur immer wucherndes Unkraut auf einem herrlich kultivirten Boden voll blühenden Weizens und fruchtreicher Ernten für alle Arten von Mühſeligen, Beladenen und Leidenden. Die ungemein dichte, um jeden Zoll Erde, um jeden Biſſen Brot kämpfende, beiſpiellos reiche und beiſpiellos arme, ſeltſam „geſchichtete", aber tief und hoch kultivirte Bevölkerung Englands wirft immer eine ungeheure Menge ungeſunder Säfte und Kräfte von ſich ab; aber der maſſive, ſtarke, geſunde Theil arbeitet mit allen Kräften der Kultur und Humanität unabläſſig daran, zu retten und geſund zu verwerthen, was Liebe, Erbarmen und Einſicht irgendwie noch vor Verderben und Untergang zu ſchützen vermögen.

Wir fügen nur noch hinzu, daß Sampſon Low in ſeinem citirten Werke: „The Charities of London", einen Rechenſchaftsbericht von 640 Wohlthätigkeitsanſtalten giebt und ein jährliches Einkommen derſelben „durch freiwillige Beiträge" von 1,600,000 Pfund, dazu 841,000 Pfund aus Vermächtniſſen, Arbeit und Verkauf, alſo ein Geſammteinkommen von etwa 2,500,000 Pfund Sterling nachweiſt. Das ſind viel über ſechszehn Millionen Thaler jährlich, die in dem ſtark beſteuerten Volke zur größeren Hälfte durch freiwillige Selbſtbeſteuerung aufgebracht werden.

H. Beta.

Kleine literariſche Revue.

— **Bulwer's Eſſays.***) Eine anziehende Sammlung ſeiner zerſtreuten Abhandlungen, Kritiken und Denkſchriften, welche die Engländer mit der gemeinſamen Benennung „Essays" bezeichnen,

*) Caxtoniana: a Series of Essays on Life, Literature and Manners. By Sir E. Bulwer Lytton, Baronet. Copyright Edition, 2 vol. Leipzig, Tauchnitz, 1864.

Digitized by Google

hat ſoeben Sir E. Bulwer Lytton unter dem Titel „Caxtoniana“ erſcheinen laſſen, ſo nach dem erſten großen Buchdrucker Englands, Caxton, genannt, deſſen populären Namen Bulwer bereits früher zum Gegenſtande hiſtoriſch-novelliſtiſcher Darſtellung gemacht. „Eſſays über Leben, Literatur und Sitten“, iſt der zweite Titel dieſes Buches, das dadurch, ſeinem Inhalte nach, richtig charakteriſirt wird und das jeder Klaſſe von Leſern, die an bildender Lektüre Geſchmack findet, ſicher etwas bringt, das ſie mit Nutzen und Vergnügen leſen wird. Eine dieſer Abhandlungen iſt dem Eſſay überhaupt und den vorliegenden Eſſays insbeſondere gewidmet. Bulwer macht dadurch der unter einigen unſerer deutſchen Zeitgenoſſen entſtandenen Kontroverſe über den Urſprung des Eſſay, deſſen muſtergebende Geſtaltung die Einen Baco von Verulam, die Anderen Addiſon, Steele und dem „Spectator“, die Dritten gar erſt Macaulay zuſchreiben, ein Ende, indem er nachweiſt, daß das Eſſay von den Engländern den Franzoſen nachgeahmt ſei. Der erſte Meiſter unter den Eſſayiſten, derjenige, der das Eſſay bereits in ſeiner vollendeten, klaſſiſchen Form herſtellte, war Michel Montaigne, deſſen geſammelte philoſophiſche Anregungen, Ueberblicke und Kritiken unter der Benennung „Essais“ bereits im Jahre 1580 erſchienen, während Lord Baco's erſte „Essays“ im Jahre 1597 — die erſten augenſcheinlich als ſchwache Nachahmungen Montaigne's, obwohl ſie den Verfaſſer ſofort populär machten — geſchrieben und gedruckt wurden.*) Allerdings iſt aber in England das Eſſay ungleich mehr gepflegt und in Anſehen erhalten worden, als in Frankreich. Es laſſen ſich von Baco bis Macaulay faſt ununterbrochen Männer von Geiſt nachweiſen, die dieſes Gebiet in England angebaut und vervollkommnet haben. Namentlich die großen literariſchen Reviews, „Edinburgh“, „Quarterly“, „Dublin“, waren von jeher und ſind noch jetzt die Generationsſtätten der Eſſays, die unter der Form von Bücheranzeigen das Thema des angezeigten Buches ſelbſtändig verarbeiten und dabei oft von dem letzteren ſelbſt gar nicht oder nur ſehr beiläufig ſprechen. In Deutſchland dürfen wir Leſſing, Juſtus Möſer, Börne als Eſſayiſten bezeichnen, deren zu dieſer Kategorie gehörende Erzeugniſſe — obwohl ſie ihnen niemals den franzöſiſch-engliſchen Namen beigelegt — es mit den beſten Eſſays der Engländer und Franzoſen an Geiſt und Form aufnehmen können. Wir bemerken übrigens, daß man das Wort „Eſſay“ nicht durch das deutſche „Verſuch“ zu erſetzen vermag, da es eben ſowohl „Probe“ als „Verſuch“ bedeutet, und zwar im technologiſchen Sinne des erſtgenannten Wortes. Montaigne's „Essais“ ſollten Geiſtesproben ſein, wie es „Gold- und Silber-Proben“ giebt.

— **Ein künſtleriſches Prachtwerk aus dem alten Moskau** bildet die vor Kurzem auch in den Buchhandel gekommene „Beſchreibung der Salbung und Krönung Ihrer Kaiſerlichen Majeſtäten des Kaiſers Alexander II. und der Kaiſerin Maria Alexandrowna im Jahre 1856“**), ein Werk, das nicht weniger als 240 Thaler koſtet, deſſen Text in franzöſiſcher Sprache abgefaßt iſt und deſſen Illuſtrationen zum Theil aus großen chromolithographirten Gemälden und zum Theil aus den feinſten Holzſchnitten und Steindrucken beſteht. Sämmtliche gekrönte Häupter, Botſchafter und Geſandte, ruſſiſche und fremde Würdenträger, Vertreter der zahlreichen, dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Völkerſchaften, Prieſter, Truppen-Befehlshaber, Senatoren, Bojaren und Bürger-Deputationen, die der Krönung in Moskau beigewohnt, ſind in dieſem Werke künſtleriſch portraitirt. Die prachtvollen Architekturen der Kirchen, des Kreml, der Adels-Schlöſſer, der Umgebungen und der geſammten übrigen, großartigen Monumente der alten Zarenſtadt ſind der Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit der verſchiedenen Künſtler geweſen. Unter den Letzteren nennen wir nur die Maler und Zeichner Monighetti, Zichy, Bagantz, Timm, Fürſt Gagarin, Sorieul, Teichel ꝛc. Die Chromolithographieen ſind in den Pariſer Werkſtätten von Lemercier ausgeführt. Der buchhändleriſche Debit des Werkes iſt ausſchließlich der Buchhandlung A. Aſher u. C. in Berlin übertragen.

— **„Ideelle Rechte und reelle Bedürfniſſe.“** So heißt der Titel eines zweibändigen Werkes von Hund von Hafften*) welches die politiſchen und ſozialen Anſprüche der freiſinnigen Parteien charakteriſirt und beurtheilt. Der Standpunkt des Verfaſſers fällt mit keiner der weſentlichſten Schattirungen der konſervativen Partei zuſammen; der Autor iſt vielmehr Eklektiker und ſeine Wahl zeigt ihn als loyal im weiteſten Sinne des Wortes, aber als einen entſchiedenen Gegner des Feudalismus. Wie alle energiſchen Charaktere, iſt er kein Freund der Schönrednerei, und es iſt wunderbar, wie der Parteiſtandpunkt des Verfaſſers in dieſer Beziehung übereinſtimmt mit den Anſichten derjenigen, welche das Verhalten der Fortſchrittspartei wegen ihres „Mangels an Thatkraft“ mißbilligen. Wir laſſen dieſe Stelle hier folgen: „Die Redekünſte der Tribüne und die parlamentariſchen Erfolge ſind kein ſicheres Kriterium der Selbſtändigkeit, der Uneigennützigkeit und Befähigung des Mannes; die charakterloſeſten Menſchen hören ſich am liebſten reden; die glänzendſten und momentan erfolgreichſten Gedanken gehen oft aus den Köpfen zerfahrener Genies hervor, die in ihrem eigenen Leben überall Fiasco gemacht haben und daher nirgends zur praktiſchen und dauerhaften Geltung zu kommen im Stande waren. Frankreich, das Eldorado dieſer Gattung, giebt zu dieſer politiſchen Erfahrung den nöthigen Kommentar: Leider fängt auch in Preußen an der Glaube ſich zu verbreiten: mit einer glänzenden politiſchen Rede ſei auch der politiſche Charakter eines Mannes feſtgeſtellt! Wer aber für ſich ſelbſt keinen Charakter hat, wird ihn auch nicht für das Volk haben; ſeine Gedanken werden in ihrer praktiſchen Verwerthung nichts wie Aſche und Einäſcherung zurücklaſſen und ſelbſt wenn ſie ſich vom Strohfeuer bis zum Prärie- oder Waldbrande zu ſteigern vermöchten. Ein Volk erzeigt ſich nur für das dankbar, was man ihm giebt, nicht für das, was man ihm nimmt, und die Leidenſchaft der Debatte, welche übereilte Entſchließungen der Majorität hervorruft, iſt wohl zum Zerſtören, aber nicht zum Aufbauen geeignet. Dem Jubel über gefallene Autoritäten muß der Triumph befeſtigter Ueberzeugung vorausgehen. Die Kräfte im Staate können wohl umgeſtaltet, aber nicht entbehrt werden. Für das Zerſtören finden ſich aber immer viele Hände, für das Aufbauen wenig Kräfte; darin liegt die hauptſächlichſte Gefahr eines parlamentariſchen Regiments oder, was daſſelbe iſt, einer Majoritätsherrſchaft für Preußen.“

Den meiſten der hier ausgeſprochenen Behauptungen werden alle Parteien zuſtimmen — aber jede wird aus ihnen andere Schlüſſe ziehen. Das iſt Beweis genug für das Bedenkliche des Verſuchs: konkrete politiſche Forderungen aus allgemeinen reli-

*) Vergleiche Macaulay's Eſſay: „Lord Bacon“, aus der Edinburgh Review von 1837.

**) Un magnifique volume très grand in folio. Belle reliure en demi-maroquin. Berlin, A. Asher et C., 1864.

*) Berlin, Reichard und Zander, 1864.

Digitized by Google

giöſen, philoſophiſchen und ſelbſt politiſchen Prinzipien zu erweiſen oder zu widerlegen.

— **Caſſeler Namenbüchlein.***) Hoffmann von Fallersleben hat nun ſein drittes Namenbüchlein folgen laſſen, nachdem die beiden erſten, das der Stadt Breslau (1843) und das der Stadt Hannover (1852), ſo viel Beifall und Nachahmung gefunden. In dem vorliegenden dritten, welches die Sammlung und Erläuterung der Einwohner-Namen der kurfürſtlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Caſſel zum Gegenſtande hat, folgt der Verfaſſer im Allgemeinen der früher ſchon aufgeſtellten und eingehaltenen Anordnung des Stoffes. Nach der Aufzählung der Vornamen, die jetzt auch als Familiennamen dienen, beſpricht Hoffmann nach einander die einzelnen Natur- und Lebensgebiete, welche bei der Namengebung maßgebend geweſen ſind, wie: Menſchlicher Körper; Familie, Lebensalter; Würden, Aemter; Stand, Lebensberufe, Stellungen, Beſchäftigungen u. ſ. w. In der kurzen Einleitung wird auch die einſchlägige wiſſenſchaftliche und populär-wiſſenſchaftliche Literatur bibliographiſch angeführt und zum Theil nach ihrem Inhalt und Werth beſprochen und beurtheilt, ſo daß der Leſer, der ſich in dieſem lehrreichen und zugleich unterhaltenden Gebiete der deutſchen Sprachforſchung näher zu unterrichten wünſcht, auf die betreffenden Quellen und Hülfsmittel hingewieſen wird. Die Namenbüchlein beſonderer Städte haben keineswegs ein blos particulares Intereſſe, ſondern „ſie gewähren", wie Hoffmann von Fallersleben mit Recht bemerkt, „wenn auch ein dürftiges, doch immer ein ganzes Bild von dem großen Namenſchatze unſeres Volkes."

— **Heine's „Buch der Lieder" in Amerika** iſt neuerdings, wenn wir nicht irren, zum erſtenmal vollſtändig, von dem Amerikaner Leland ins Engliſche übertragen worden.**) Die engliſchen Kritiker finden, daß eine Ueberſetzung den poetiſchen Geiſt des Originals nicht immer wiedergibt; daß ſie wenigſtens den Vorzug wörtlicher Treue beſitzt, wird man aus folgenden Verſen eines der bekannteſten Heine'ſchen Gedichte entnehmen können:

A pine-tree's standing lonely
In the North on a mountain's brow,
Nodding, with whitered cover,
Wrapped up by the ice and snow.
He's dreaming of a palm-tree,
Which, far in the Morning Land,
Lonely and silent sorrows
Mid burning rocks and sand.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Schmach der engliſchen Politik unſerer Zeit darf nicht bloß vorübergehend gekennzeichnet und der allgemeinen Verachtung preisgegeben — ſie muß allen künftigen Zeiten zur Warnung gebrandmarkt werden. Es iſt nicht möglich, die verwerflichſte Selbſtſucht, die Mißachtung der Rechte Anderer und die mit Falſtaffiſcher Prahlerei verbundene Feigheit weiter zu treiben, als es das von den Lords Palmerſton und Ruſſell geleitete England unſerer Zeit thut. Wir ſchreiben in unſerem Blatte keine politiſchen Artikel, aber wir haben zu allen Zeiten die gegenſeitigen, ſittlichen und nationalen Beziehungen Deutſchlands und des Auslandes zu Aufgaben unſerer Darſtellung und Betrachtung gemacht. Es mag daher die folgende Charakteriſtik der engliſchen Politik aus der Feder eines politiſchen Zeitgenoſſen hier eine Stelle finden:

„Neben der gemeinen, zweideutigen, treuloſen und zugleich unſäglich feigen Politik des Kabinets von St. James in der amerikaniſchen Frage gibt es nichts Abſcheulicheres und zugleich Erbärmlicheres, als die Politik der Herren Palmerſton und Ruſſell in der deutſch-däniſchen Frage. In Amerika unterſtützt England die Seceſſion, ſympathiſirt es mit der Sklavereipartei, und ſo lange die Konföderirten glücklich kämpfen, gibt England ſich den Anſchein, ihre Beſtrebungen zu unterſtützen. Kaum aber wendet ſich das Kriegsglück, ſo wendet ſich auch die engliſche Politik, und die Frechheit, mit der man kurz vorher die Seceſſion begünſtigt, verwandelt ſich in kriechende Freundlichkeit gegen die Union, deren Untergang man bereits verkündigt und deren Groll man nun auf jede Weiſe zu beſänftigen bemüht iſt. Dänemark wurde von England ſeit länger als einem Decennium diplomatiſch gehätſchelt, und jeder in Kopenhagen gegen Deutſchland ausgeheckte Bubenſtreich konnte auf den Beifall der engliſchen Staatsmänner und leider auch der geſammten engliſchen Preſſe rechnen. Gab es jemals einen kleinen Staat, der ein Recht hatte, auf die Unterſtützung eines Großſtaates ſeine Hoffnung zu bauen, ſo war Dänemark berechtigt, von England Hilfe zu erwarten. England hat den Londoner Vertrag geſchaffen, Englands Rathſchläge waren in Kopenhagen ſtets maßgebend, Englands Preſſe ergriff einſtimmig Partei für Dänemark, Englands Dynaſtie iſt mit den Glücksburgern eng verſchwägert, Englands Intereſſe endlich, ſo ſagen wenigſtens die engliſchen Depeſchen und Journale, erheiſcht, daß ein Staat zweiten Ranges die Seeſtellung zwiſchen Nord- und Oſtſee in Händen behalte. Was aber hat England für Dänemark gethan, für das es durch Verträge, Sympathien und Intereſſen engagirt iſt? Als davon die Rede war, daß der deutſche Bund Holſtein und Schleswig beſetzen ſolle, ſchrieen die Offiziöſen in Wien und Berlin, England werde es nicht dulden. Aber England hatte das Vorgehen des deutſchen Bundes geduldet, wie es jetzt das der deutſchen Großmächte geſchehen läßt; es hätte Dänemark in dem einen, wie in dem andern Falle preisgegeben, und jene, die unermüdlich die Neutralität Englands vorausgeſagt, haben Recht behalten. Warum aber hat England das „ſchwache Dänemark" durch ſeine Hilfe nicht ſtark gemacht? Weil es von vornherein entſchloſſen war, kein Schiff und keinen Soldaten für Dänemark in Bewegung zu ſetzen. Weshalb hat aber dann England nicht ſeinen ganzen Einfluß aufgeboten, Dänemark zur Zurücknahme der November-Verfaſſung zu bewegen und dadurch den Ausbruch der Feindſeligkeiten zu verhindern? Weil Englands Staatsmänner ſo wenig, wie Kaiſer Nikolaus vor zehn Jahren an die Allianz der Weſtmächte, an das Zuſammengehen Oeſterreichs und Preußens in der deutſch-däniſchen Angelegenheit glauben wollten. So überliefern ſie denn das Schoßkind Großbritanniens, Dänemark, ohne Bedenken einem im Ganzen wohlverdienten Schickſale, und wie der Name Englands jetzt bei den getäuſchten Konföderirten alle Kundgebungen des leidenſchaftlichſten Haſſes hervorruft, ſo können ihn die ſchmählich betrogenen Dänen fürder nur unter Verwünſchungen nennen."

*) Caſſeler Namenbüchlein. Einwohner-Namen der Kurfürſtlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Caſſel, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert von Hoffmann von Fallersleben. Caſſel, A. Freyſchmidt, 1863.

**) Heine's Book of Songs. Translated by Charles G. Leland, Philadelphia, 1864.

Digitized by Google

Das neueſte Vierteljahrs-Heft der Home and Foreign Review bringt einen hiſtoriſch-ſtaatsrechtlichen Artikel über die ſchleswig-holſteiniſche Frage (The Constitutional Question in Schleswig-Holstein), der ſich durch ſeine Gründlichkeit und Wahrheitsliebe von Allem unterſcheidet, was wir bisher in der entweder von Unwiſſenheit, oder von den unlauterſten Motiven geleiteten engliſchen Preſſe über dieſe Frage geleſen haben. Im Weſentlichen treffen die Rechtsbegründungen dieſer Abhandlung mit denen des deutſchen Hiſtorikers, Profeſſor Adolph Schmidt, in ſeiner kürzlich erſchienenen Unterſuchung über „Schleswig-Holſteins Geſchichte und Recht“ *) zuſammen. Nicht erſt von dem mit dem erſten Könige aus dem Oldenburgiſchen Hauſe, 1460, abgeſchloſſenen Receß, ſondern bereits aus der von König Waldemar III. im Jahre 1326 mit dem Grafen Gerhard dem Großen von Holſtein vereinbarten „Constitutio Waldemariana“, worin es mit Bezug auf Schleswig heißt: „regno et coronae Daniae non unietur nec annectetur ita, quod unus sit dominus utriusque“, ſei der Anſpruch Schleswigs herzuleiten, nicht mit dem Königreich Dänemark, ſondern mit dem Herzogthum Holſtein vereinigt zu ſein und zu bleiben. Der Reviewer, der zugleich eine Ueberſicht der neueren Geſchichte Schleswig-Holſteins ſeit dem Tode Chriſtian's VIII. liefert, gelangt dabei zu dem Reſultate, daß Dänemark ſeine gegen den deutſchen Bund übernommenen Verpflichtungen in keiner Weiſe erfüllt und dieſe vielmehr auf das Ehrloſeſte zu umgehen geſucht habe. Gleichzeitig habe Dänemark das Nationalgefühl der Deutſchen auf das Tiefſte verletzt, und in Folge deſſen erlebe Europa jetzt „das bisher unerhörte, überraſchende Schauſpiel eines praktiſchen, entſchloſſenen und einigen Deutſchlands; ja, die geſammte deutſche Nation habe auf das Unzweideutigſte erklärt, daß ſie ihre Rechte geltend machen werde, koſte es auch noch ſo viel“. Dies, ſo fügt der Reviewer hinzu, möge England wohl bedenken, wie gerecht auch ſonſt ſein Wunſch ſein mag, die Integrität der däniſchen Monarchie zu erhalten, damit der Sund und die Belte, ebenſo wie der Bosporus, die Schlüſſel der wichtigſten Verbindungsſtraßen des Meeres, in einer und derſelben Hand ſeien.

Wir haben bald nach dem Erſcheinen von Mayhew's berüchtigtem Buche „German Life and Manners“ die Vermuthung ausgeſprochen, daß dieſes Pasquill auf deutſches Leben und deutſche Sitten, insbeſondere aber auf Sachſen und Thüringen, auf däniſche Veranlaſſung geſchrieben ſei und den Zweck habe, unter dem engliſchen Volke, bei welchem Mayhew durch ſein „London Labour and London Poor“ ein beliebter Autor geworden, Propaganda gegen das deutſche Volk zu machen. Wir erfahren nun, daß Mayhew, der ein Mitarbeiter der Times iſt, als Zuträger dieſes Blattes ſowohl nach Thüringen, als nach Kopenhagen gereiſt war, von welcher letztgedachten Hauptſtadt er erſt kürzlich nach London zurückgekehrt iſt. Auch der Verleger des engliſchen Buches, Herr Allen in London, iſt, ſo viel uns bekannt, ein geborener Däne. Die Verleumdungen Deutſchlands und insbeſondere ſeiner Arbeiter- und Landbevölkerung ſind in jenem Buche ſo arger und empörender Art, daß ſelbſt die meiſten engliſchen Blätter ihre ſittliche Entrüſtung darüber zu erkennen gaben.

Die vortreffliche, zum Stieler'ſchen Hand-Atlas gehörende Karte von Dänemark und ſeinen überſeeiſchen Beſitzungen von A. Petermann haben wir, ebenſo wie die zu der großen Reymannſchen Spezialkarte gehörenden Blätter von Schleswig, im „Magazin“ bereits verdientermaßen empfohlen. Es bleibt uns noch übrig, auch die im Maaßſtabe von 1 zu 600,000 entworfene „Karte von Holſtein, Lauenburg, Schleswig und den angränzenden Ländern“, von F. Handtke, *) zu nennen, da mit dieſem Blatte ein ungemein überſichtliches und klares Bild des jetzigen Schauplatzes der erfreulichen kriegeriſchen Action und der unerfreulichen diplomatiſchen Reaction gegeben iſt.

In Berlin hält ſich gegenwärtig ein ſehr intereſſanter gelehrter Fremder auf, der Freiherr Johannes von Gumpach, naturaliſirter Engländer, aus einer fränkiſch-bayeriſchen Familie. Herr von Gumpach, Aſtronom und Chronolog, aber auch, wie mehrere theologiſch-orientaliſche Werke (z. B. ſeine „Altteſtamentlichen Studien“, Heidelberg 1852, ſeine Ueberſetzung und Erläuterung des Propheten Habakuk, München 1860, und das Buch „Ueber den altjüdiſchen Kalender“, Brüſſel 1848) beweiſen, ein tief eingedrungener Kenner der heil. Schriften, betreibt, wenn wir recht unterrichtet ſind, in Berlin die Herausgabe eines aſtronomiſch-chronologiſchen Werkes, das die Chronologie der Aegypter, die er ſchon früher (Heidelberg 1854) in Bezug auf die Schrift „Ueber den Apiskreis“, von Lepſius kritiſch behandelt, in einem neuen Lichte vorführen wird. Die ſorgſamen hieroglyphiſchen Studien des Herrn Joh. von Gumpach laſſen zum Vortheil der Aegyptologen ſehr gewichtige Aufſchlüſſe erwarten. Nach England zurückgekehrt, hofft der raſtloſe Forſcher, ſeine Idee einer neuen Feſtſtellung des Aequatorial-Durchmeſſers der Erde, welche er als Hauptgegner des Newton'ſchen Gravitationsgeſetzes (an dem bekanntlich in letzter Zeit unter den exacten Forſchern einige beſcheidene Zweifel aufgeſtiegen ſind) für dringend nothwendig erachtet, bei den maaßgebenden Kreiſen Ermunterung und Unterſtützung erwirken zu können.

Von der Aufdringlichkeit der Yankees berühmten Leuten gegenüber hat Alex. v. Humboldt etwas zu erzählen gewußt. Bekannt iſt das gedruckte Rundſchreiben, das er in ſeinen letzten Lebensjahren an die Herren und beſonders an die Damen beider Welten erließ, worin er dringend bat, man möchte ihn, der jährlich 1600 bis 2000 Briefe zu beantworten habe, doch fortan etwas verſchonen mit Zuſendung von Manuſcripten, in Bezug auf welche ſein Rath verlangt werde, von Emigrations- und Koloniſations-Projekten, von Anfragen über Luftballons und neuerfundene Flugmaſchinen, von Bitten um Autographa, von Anerbietungen, ihn zu pflegen und zu unterhalten u. ſ. w. u. ſ. w. Der Biograph von Waſhington Irving theilt in dem kürzlich erſchienenen vierten Bande ſeines Werkes **) das vorgedachte Rundſchreiben Humboldt's mit und fügt hinzu, daß es Waſhington Irving in Amerika nicht beſſer gegangen ſei. Ja, in Bezug auf den Dichter Longfellow wird ſogar Folgendes erzählt: Er habe einmal mit der Poſt ein Schreiben erhalten, worin ihm der Auftrag ertheilt wurde, ein Akroſtichon anzufertigen, deſſen Anfangsbuchſtaben die Worte „My sweet girl“ (mein ſüßes Mädchen) bilden ſollten. Hinzugefügt war die Bemerkung: „Schreiben Sie ſo, als wäre es ein junges, ſchönes Mädchen, in das Sie verliebt ſind, ganz ſo, als ob das Gedicht für Sie ſelbſt wäre.“ Als Nachſchrift endlich war geſagt: „Bitte, ſchicken Sie auch gleich die Rechnung mit!“

*) Jena, Frommann.

*) Glogau, Carl Flemming.

**) The Life and Letters of Washington Irving. By his Nephew, Pierre M. Irving. 4 vol.

Digitized by Google

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. In engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (114)

Jn unſerm Verlage iſt erſchienen:

Helleniſcher Heldenſaal, oder **Geſchichte der Griechen** in Lebensbeſchreibungen nach den Darſtellungen der Alten, von Ferd. Bäßler. **Zweite Auflage mit 32 in den Text gedruckten Holzſchnitten.** 23 Bog. Jmp. 8. Jn illuſtr. Umſchl. cart. Preis: 2 Thlr. 7½ Sgr. Jn engl. Einb. Preis: 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfaſſer ſagt im Vorwort: „Die weltgeſchichtliche Bedeutung des helleniſchen Volkes, die Größe und Folgewichtigkeit ſeiner Thaten und Geſchicke iſt es nicht allein, was eine tiefer eingehende und auch das Einzelne erfaſſende Kenntniß dieſes Abſchnitts der Univerſalgeſchichte zu einem weſentlichen Momente der höheren Bildung macht; ſondern eben ſo ſehr iſt es die edle Form, in welcher uns dieſer koſtbare Inhalt von den Alten ſelber überwieſen worden iſt. Die reine Epik ihrer Erzählung, die vollendete Plaſtik ihrer Darſtellung, die hohe Einfachheit ihrer Empfindungsweiſe, der nüchterne Sinn ihrer Auffaſſung der Lebenserſcheinungen, gepaart mit Großheit der Denkart und Wärme des patriotiſchen Gefühls, verleihen den Geſchichtsſchreibern Griechenlands einen pädagogiſchen Werth, welchen in unſeren Tagen kein Unbefangener noch verkennen wird und deſſen Ausbeutung für die Erziehung unſerer Jugend und die Bildung unſeres Volkes nicht länger mehr verabſäumt werden darf ꝛc."

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (107)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Jhr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (111)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotiſchen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre ſein, beſonders wenn es wie dieſes — aus den beſten Quellen geſchöpft — ſo reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten iſt. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur beſtens empfehlen, da es die weiteſte Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiſer durch die deutſche Volksſchriften-Literatur.

Bei **F. A. Credner**, k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in Prag, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kelle, Johann, Dr., k. k. Professor an der Universität zu Prag,

Vergleichende Grammatik der german. Sprachen,

des Gothischen, Hochdeutschen, Niederdeutschen, Angelsächsischen, Englischen, Niederländischen, Friesischen, Altnorwegisch-isländischen, Schwedischen, Dänischen. I. Band: Nomen. gr. 8. 33 Bog. Jetziger Ladenpreis geh. 5 Thlr.

Polnische Revolutionen.

Erinnerungen aus Galizien.

8. geh. 1 Thlr. 18 Sgr.

Diese höchst interessante Schrift aus der Feder eines hohen östr. Staatsbeamten enthält:

1. An der Weichsel. 2. Am Dniester. 3. Die polnische Verschwörung in Galizien. 4. Die österreichische Regierung in Galizien. 5. Lemberg. 6. Tarnow. 7. Jacob Szela. 8. Pilsno. 9. Krakau. 10. Ostgalizien. 11. Schlacht bei Gdow. 12. Podgorze. 13. Folgen der Revolution von 1846. 14. Die Märztage in Lemberg. 15. Galizien nach den Märztagen 1848. 16. Die Novemberrevolution in Lemberg. 17. Galizien während des ungarischen Revolutionskrieges. 18. Die Neuzeit. (105)

Leopold Sacher Maſoch.

Der Emissär.

Eine galizische Geschichte. 8. geh. 14 Ngr.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Gossmann) in **Berlin** erschien so eben:

Gedichte der Troubadours,

in provenzaliſcher Sprache

zum ersten Male und treu nach den Handschriften herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen versehen von

Dr. K. A. F. Mahn.

III. Bd. 1. u. 2. Lieferung à 25 Sgr.

Die früher erschienenen Bände I. u. II. kosten à Band 2 Thlr. 15. (106)

Für jeden Beſitzer von Shakeſpeare's Werken oder deſſen Verehrer.

Jn unſerem Verlage iſt erſchienen:

William Shakeſpeare's Sonette

in deutſcher Nachbildung von **Friedr. Bodenſtedt,** und zwar in 2 Ausgaben.

I. Pracht-Ausgabe gr. 8. 16 Bogen Velinpapier geh. Preis 2 Thlr., eleg. geb. mit Goldſchnitt Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

II. Volks-Ausgabe 16 Bogen weiß Druckp. (Klaſſikerformat) geh., Preis 15 Sgr., eleg. geb. m. Goldſchnitt Preis 25 Sgr.

F. B. ſagt in der Einleitung: „Die ganze Einleitung würde überflüſſig ſein, wenn Shakeſpeare als Lyriker ſchon ſo eingebürgert bei uns wäre, wie als Dramatiker. Allein das iſt er noch nicht. Möge dieſe neue, mit liebevoller Hingebung begonnene und ausgeführte Ueberſetzung dazu beitragen, daß er es werde! Möge ſie würdig erachtet werden, als Portraitbüſte Shakeſpeare's in einer Niſche des großartigſten Denkmals zu ſtehen, welches Schlegel dem engliſchen Dichter durch die meiſterhafte Ueberſetzung ſeiner Dramen in Deutſchland errichtet hat." (113)

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Bei den Verlegern dieſer Zeitſchrift erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Harfenklänge von Adolf Krummacher.

gr. 16. Velinpapier in engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Anſtatt aus einem der überaus anerkennenden Zeugniſſe der Preſſe möge der Leſer aus der folgenden Probe über den Werth dieſer „lieblichen Lieder und Geſänge" ſich ſelbſt ein Urtheil bilden.

Dürre.

Leiſe träuft der Regen nieder
Auf das dürre, durſt'ge Land,
Und es grünt und blühet wieder,
Was die Sonne ſchon verbrannt.
Und es klingt von allen Zweigen
Neu der Vöglein froher Chor;
Blumenduft und Lieder ſteigen
Wie ein Opfer friſch empor.

Laß, o Herr, den Gnadenregen
Träufeln auch in mein Gemüth,
Daß es unter ſolchem Segen
Wieder grünt und wieder blüht!
Und es ſoll in neuen Weiſen
Deine Huld erhoben ſein:
Herz und Lippe ſoll Dich preiſen,
Meine Harfe Dir ſich weihn. (109)

Das Magazin optischer und mechanischer Instrumente

von **A. Meißner,**

Opticus und Mechanicus, Friedrichsstrasse 71, Ecke der Taubenstrasse.

empfiehlt **Theater-**, **Reise-**, **Militair-** und **Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten**, **Brillen**, **Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer**, **Thermometer**, **Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (110)

Jn **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erſcheint:

Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft.

Herausgegeben von Dr. **M. Lazarus**, Profeſſor der Pſychologie an der Hochſchule zu Bern, und Dr. **H. Steinthal**, a. o. Profeſſor für allgemeine Sprachwiſſenſchaft an der Univerſität zu Berlin.

Die im vorigen Jahre erſchienenen zwei Hefte des dritten Bandes enthalten u. a.:

Lazarus, Einige ſynthetiſche Gedanken zur Völkerpſychologie. — Dr. Ludwig Rüdiger, Ueber Nationalität. — Dr. Paul Laband, Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömiſchen und germaniſchen Recht. — Pott, Ueber Mannichfaltigkeit des ſprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — C. Arendt, Darſtellung einiger intereſſanter Eigenthümlichkeiten der ungariſchen Sprache. — Miszellen und Beurtheilungen von Th. Nöldeke und H. Steinthal.

Preis des Bandes von 4 Heften (zu je 7—8 Bogen) 3 Thlr. (112)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 9.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 28. Februar **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Schubart und ſeine Zeitgenoſſen 130
Die Stadt Schleswig unter däniſchem Regiment 131

Griechenland.
Die Deutſchen im modernen Griechenland . 132

Rußland.
Deutſche Kolonien um St. Petersburg. II. Ackerbau und Viehzucht 136

Frankreich.
Der Geiſt der franzöſiſchen Revolution. I. Die Wahlen von 1789 137

Italien.
Italiäniſche Schriften über die weltliche Herrſchaft der Päpſte 139

Kleine literariſche Revue.
Das Leben Galileo Galilei's 141
Bremer Sonntagsblatt 141
Der Catalog des „Fonds Merlin“ . . . 142

Literariſcher Sprechſaal.

Soeben erschien in der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhdlg. (A. Charisius) in Berlin:

William Reymond, Corneille, Shakespeare et Goethe. Etude sur l'Influence anglo-germanique en France au XIXe siècle. Avec une lettre-préface de *M. Sainte-Beuve* de l'Académie Française. 1864. 1 Thlr. 15 Sgr.

1861 erschien:

W. Reymond, Etudes sur la Littérature du Second Empire français. 1 Thlr.
Letzteres ist in Frankreich verboten. (121)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin sind folgende Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin erschienen:

Hagen (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Kirchhoff (G.), Untersuchungen über das Sonnen-Spektrum und die Spektren der chemischen Elemente. Zweite, durch einen Anhang vermehrte Ausgabe. Mit drei Tafeln. 1862. gr. 4 cart. 1 Thlr. 10 Sgr.
— — Zweiter Theil. Mit zwei Tafeln. 1863. gr. 4. cart. 25 Sgr. (122)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.
(114)

The STATESMAN'S YEAR-BOOK. A statistical, genealogical, and historical account of the states and sovereigns of the civilised world. For the year 1864. By Frederick Martin. 10 sh. 6 d.

READE, W. WINWOOD, Savage Africa: Being the narrative of a tour in Equatorial, South-Western, and North-Western Africa; with notes of the habits of the Gorilla; on the existence of unicorns and tailed men; on the slave trade; on the origin, character, and capabilities of the negro and on the future civilization of Western Africa. With Illustrations and a map. Second edition. 21 sh.

CLARKE, CHARLES COWDEN, Shakespeare-Characters; chiefly those subordinate. 12 sh.

SHAKESPEARE-JEST-BOOKS; reprints of the early and very rare jest-books supposed to have been used by Shakespeare. I. A Hundred Mery Talys, from the only known copy. II. Mery Tales and Quicke Answeres, from the rare edition of 1567. Edited, with introduction and notes by W. Carew Hazlitt. (Old English Jest-Books. Vol. I.) 7 sh. 6 d.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutſche Bibliothek. Herausgegeben v. H. Kurz.

Im Verlage des Unterzeichneten iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutſche Bibliothek.

Sammlung ſeltener Schriften der älteren deutſchen Nationallitteratur.

Erſter und zweiter Band:

Eſopus von Burkhard Waldis. Mit Einleitung, Lesarten, Anmerkungen und Erläuterungen u. Wörterverzeichniß von Heinrich Kurz. 2 Theile. Preis 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.

Dritter und vierter Band:

Grimmelshauſen's Simplicianiſche Schriften. Mit Einleitung, Anmerkungen u. Erläuterungen von Heinrich Kurz. 1. u. 2. Theil. Preis 4 Thlr. Geb. 4⅔ Thlr.
(Der dritte u. vierte Theil erſcheinen am 15. Mai.)

Leipzig, J. J. Weber. (117)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The FINE ARTS QUARTERLY REVIEW. Vierteljährlich ein Band zu 2 Thlr. **Januar 1864.**

The Vase of Camirus. — The Loan Collection at South Kensington (concluded). — Raphaels „School of Athens.“ — Modern French Etchings. — Early History of the Royal Academy (concluded). — Horace Vernet. — Catalogue of Pictures belonging to the Society of Antiquaries. — Drawings by Nicolas Poussin in the Royal Collection. II. — „Who was Francesco da Bologna?“ (concluded). — Recent additions to the National Gallery. — Recent acquisitions by the National Portrait Gallery. — Record of the Fine Arts.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. **Februar 1864.**

In Memoriam by Charles Dickens. (With a Sketch of Mr. Thackeray's Library.) — Historical Contrast. May, 1701: December 1863. — W. M. Thackeray, by Anthony Trollope. — Margaret Denzil's History (Annotated by her Husband (Chap. X—XII.) — A Trip to Xanadu. — David Gray. — The Life of a Farm Labourer. — Cousin Phillis. Part IV. — Extenuating Circumstances. — Training in relation to Health. — The Small House at Allington (Cap. LII—LIV.)

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling. **Februar 1864.**

The Hillyars and the Burtons a story of two families by Henry Kingsley, Chapt. XIV—XVIII. — Letters from a competition Wallah. Letter IX. — A son of the soil. Part IV. — The sleepers. — Looking out for squalls. — Dead men whom I have known or recollections of three cities by the Editor. — A french Eton. part II. by Matthew Arnold. — On Thackeray by a contributor.

Diese Periodicals sind im continentalen Debit der Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sone bande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Februar. (115)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Schubart und ſeine Zeitgenoſſen.*)

Es iſt wohl noch nicht zu ſpät, in unſerer Zeitſchrift auf die Lectüre des vorliegenden Buches aufmerkſam zu machen, da es, ſoviel uns bekannt, eine eingehende Beſprechung noch nicht erfahren hat. Und doch bildet der Inhalt einen der intereſſanteſten Theile unſerer Kulturgeſchichte. Es wäre überflüſſig, dies, wenn auch nur ſummariſch, an dieſem Orte zeigen zu wollen, weil ja jede Literaturgeſchichte davon Kunde giebt, weil wir ſeener ein Leben Chriſtian Schubarts von Strauß beſitzen, welches in dem daran Antheil nehmenden Leſerkreiſe genugſam gekannt iſt und auch unſerem Dichter als Quelle gedient hat. Der Stoff des Romans iſt allerdings ein echt deutſcher und ſcheint daher einem Bericht in unſerem Blatte ſich zu entziehen. Vergegenwärtigen wir uns jedoch die Zeit und ihre Richtung, welcher Schubart angehörte; vergegenwärtigen wir uns ſeine Zeitgenoſſen, ſo glauben wir berechtigt zu ſein, auch dieſem Buche eine Stelle hier zu gönnen. War doch der geiſtige Kampf jener Männer und ihr Streben lediglich darauf gerichtet, Deutſchland vom Auslande, d. h. von Frankreichs geiſtiger Bevormundung in literariſcher Beziehung frei zu machen; ergänzten ſich doch in gewiſſer Hinſicht der im deutſchen Norden für daſſelbe Prinzip ſtreitende Leſſing und der im deutſchen Süden wirkende, freilich nicht auf gleicher Höhe ſtehende, Schubart gegenſeitig. Wie aber Schubart und ſeine Zeitgenoſſen den Kampf gekämpft, das wäre immer noch ein dankbarer Stoff für einen Darſteller, wenn gleich nicht wie hier im Gewande des Romans. Daß jenes Moment nun eben nicht beſtimmt in den Vordergrund tritt, daß wir, ſtatt einer folgerichtigen, klaren Darſtellung geſchichtlicher Ereigniſſe und Menſchen, obgleich in der Form des Romans, nur eine oft ſehr loſe zuſammenhängende Reihe von Zeitbildern erhalten, welche lediglich der Titel zuſammenhält, — darüber können wir hier nicht rechten; wohl aber müſſen wir den Leſer darauf aufmerkſam machen. Freilich ſind jene Zeitbilder zum größten Theil ſo geſchrieben, daß jedes einzelne ein kleines, oft recht gelungenes Gemälde darſtellt und das Ganze ſich demnach eigentlich zu einer Portrait- und hiſtoriſchen Galerie geſtaltet.

Als Mittelpunkt ſtellt ſich der Hof von Stuttgart (Ludwigsburg) und ſein tyranniſcher Gebieter, Herzog Carl Eugen, dar. Um dieſelben ſind nun die bedeutendſten und auch berüchtigtſten Perſönlichkeiten Württembergs gruppirt. Wäre Carlsruhe die Hauptſtadt dieſes Landes, ſo würden wir glauben, der Dichter habe nach dem Plane dieſer Reſidenz auch ſeinen Roman gebaut. Die Verwickelung iſt — ja, wie ſoll man ſagen — eine kunſtloſe, ſehr natürliche, und daher löſt ſich der Knoten eben ſo natürlich, wie in der wirklichen Geſchichte. Der Dichter führt uns, von Schubarts Schülerleben in Nüenberg beginnend (einige Scenen ſpielen im Anfange des Romans zu Stuttgart), meiſt an der Hand der Geſchichte bis zu deſſen Tode und malt daneben, wodurch Schubarts oft ſo kleinliche und niedrige Verhältniſſe und ſeine launiſche Wandelbarkeit in um ſo grelleres Licht geſtellt werden, die edlen Geſtalten Moſers und ſeiner Freunde, der württembergiſchen Landſtände, Röders von Schwenda, Franziska's, wie auch Friederikens von Baireuth. Ja, der Herzog ſelbſt nimmt unſer volles Mitgefühl noch in Anſpruch, während Schubart oft nur unſern Unmuth und Groll über ſeine Unmännlichkeit erregt. Auch Schiller und die Carlsſchüler treten recht lebendig hervor. Einzelne Landſchaftsbilder müſſen als wohl gelungen bezeichnet werden. Aber wie geſagt, die motivirende Verbindung der einzelnen Abſchnitte ſuchen wir vergebens. Es iſt daher ſchwer, eine auch nur gedrängte Inhaltsangabe des Romans vorzuführen, und wir beſchränken uns auf die Mittheilung eines kleineren Abſchnitles. In Sprache und Darſtellung finden wir, trotz einiger lapsus calami, doch den gewandten Dramatiker wieder, der tragiſche Effekte zu erreichen verſteht.

Wir hoffen, dem Verfaſſer wieder einmal zu begegnen und zwar auf einem anderen Dichtungsgebiet. Eine Biographie, unterbrochen von anderweitigen biographiſchen Epiſoden und nur umſchleiert vom Duft der Romantik, wenn auch noch ſo lieblich, iſt nicht eigentlich ein Roman zu nennen. Wir laſſen nun eine Scene aus dem vierten Bande folgen:

„Vaenbühlers und Röders Abſchied hatten den Herzog tief alterirt. Jetzt, kaum ein Jahr darauf, mußte er an ſeines greiſen Freundes Bette ſtehen, ſah den Liebling Württembergs, Röder von Schwenda, ſterben! „Carl Eugen, mach' auch Du mit Deinem Gotte Rechnung, Du haſt's ſehr nöthig, denn die Todten können nichts mehr gut machen!" Das waren Röders letzte Worte an ſeinen Herrſcher. — Carl fühlte dieſe furchtbare Mahnung, fühlte den ſtummen, ewigen Vorwurf Franziska's tief im Herzen. Er wurde auch alt, ſein Leben neigte ſich zum Herbſte und — die Todten können nichts mehr gut machen!

So erſchien denn kurz nachher, an ſeinem fünfzigſten Geburtstage, 1778, jenes merkwürdige Edikt, in welchem er ſein Volk „um Verzeihung für alle Unbill bat, ſeine vielen Irrthümer einräumte und Beſſerung gelobte." — Bewegten Herzens hörte er mit Franziska ſein eigenes Reſcript von der Kanzel verleſen. Als er mit ihr ins Schloß zurückgekehrt war, ſagte er: „Fränzel, ich hab' vielleicht ſehr ſchlimm gehandelt, aber meine Liebe zu Dir iſt ſchuld! Ich — ich will mich überwinden! Sieh', ich will den Schubart freilaſſen!" — „O Carl, mein einziger Carl, wie ſoll ich Dir dafür danken!" rief ſie flammend aus und umarmte ihn. „Danken Sie nicht zu früh, Madame!" rief der Herzog erblaſſend und trat zurück. „Ich werde mir doch noch damit Zeit laſſen! Erleichtern will ich ſein Loos — freilaſſen — die Freude könnte Sie am Ende tödlen!" Eiferſucht iſt erbarmungslos, ſie ſpielt mit ihrem Opfer.

„Der Asperg! — ein Jahr lang im finſtern Thurm, von Rieger und den Pfaffen zum Wahnſinn faſt gebetet, kommt Schubart drei Monate in ein beſſeres Zimmer, aber eine neue eiferſüchtige Laune wirft ihn in den alten Käfig zurück. Endlich iſt ihm verſtattet, zu kommuniziren, aber Niemand darf ihn ſehen. Er will dichten, man nimmt ihm die Putzſcheere, mit der er ſeine Lieder in die Wände kratzt, den Bleiſtift, mit welchem er ſein Gedicht: „der verlorene Sohn" und den „ewigen Juden" begonnen. Und doch, ſo umnachtet ſein Geiſt iſt, ganz können ſie dieſe Titanen-Seele nicht brechen. Er hat einen Freund gefunden, einen Genoſſen der Qual. In der Zelle neben ihm im Thurme liegt ſeit zwanzig Jahren, elender noch als er, Selmar von Scheitlin aus Ulm, von ſeinem eigenen Bruder internirt — damit dieſer das väterliche Erbtheil ungetheilt genieſſe. Durch eine Mauerſpalte können ſie mit einander reden. Weil Scheitlin Licht und Schreibzeug vergönnt iſt, kann ihm Chriſtian Schubart ſeine Leidensgeſchichte, ſeine Lieder diktiren. Des Gemarterten Seele erfüllt die tiefſte

*) „Schubart und ſeine Zeitgenoſſen." Hiſtoriſcher Roman in vier Bänden von Brachvogel. Leipzig, Herrmann Coſtenoble, 1863.

Digitized by Google

Sehnſucht zu Helene, eine Todestraurigkeit, als müſſe er von hinnen gehen.

„Geliebte, lebe wohl, ich ſcheide,
Dein armer Gatte flieht von Dir.
Du warſt mein Glück, warſt meine Freude,
Ach, Lebenswonne warſt Du mir!

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!
Flieht, bleiche Todesſchrecken!
Er wird den Leib, den man begräbt,
Aus Staub und Moder wecken!“
„Alles iſt Euer! O Worte des ewigen Lebens!“

Endlich giebt man ihm wieder ein beſſeres Zimmer. Welch ein Glück, ſein trauter Scheitlin iſt wieder neben ihm. Es iſt am 3. Apeil 1779. Nun iſt Schubart's Kraft hin; er gleicht nur noch einem wandelnden Gerippe, das tonlos blöde Gebete lallt. Auch Franziska's Energie erlahmt. Der Herzog iſt mit ihr auf dem Asperg. Sie weiß nicht, was er dort will, ach, der goldene Zügel füe ſeine Leidenſchaften iſt ihr längſt entglitten.

„General Rieger, wo hat Er den Arreſtanten Schubart?“

„Im oberen Thurmzimmer des Belvedere!“ „Laß Ee öffnen, ich will ihn ſehen. Komm, Fränzel! Rieger und die Beamten voeauf, geht Sereniſſimus über den Feſtungshof und durch das Espenlaub vor den Thurm. Die Riegel klirren, die Schlöſſer kreiſchen, die Thüe ſpringt auf.

„Schubart, komm Er 'raus! klang Riegers Stimme, der in die Thür getreten. Da erſchien auf der Schwelle ein bleicher, hohläugiger Menſch, verſtörten Blickes — Schubart! Er ſchrickt zuſammen, da ee ſeinen hohen Peiniger ſieht. „Ich hab durch den Bericht erfahren, daß Er ſein ruchlos Leben reumüthig gewendet hat. Das iſt allein der Weg, Ihm meine Gnade wieder zu erwerben. Ihm iſt fortan der ſonntägliche Orgeldienſt in der Kirche, Militairkoſt, beſſere Wohnung und Feſtungsfreiheit geſtattet.“

„Freie Luft!“ jauchzte Schubart weinend. „O Dank, mein allergnädigſter Herr, Dank!“ Er ſtürzt in die Knie, er will des Herzogs Hand küſſen, aber er wird ohnmächtig, ohnmächtig vor Freuden. Franziska biß krampfhaft die Zähne zuſammen, um nicht zu ſchluchzen. Steif, ſtarr, kalt, — die Staeke übeemannte ſich und ſah ruhig auf den Lebloſen nieder. Carl Eugen blickte ſie mit einee Art von Staunen an. Dann, unruhig werdend, führte ee ſie hinweg. „Der Menſch iſt fürchterlich herunter,“ ſagte der Herzog nicht ohne Bewegung, „ich wundere mich, Fränzel, daß Du dabei ſo ruhig bleiben kannſt.“ „Ich bin Deine Gemahlin, und fühle, daß die beſten Herzen auf Thronen vereiſen. Uebrigens was willſt Du? Der Menſch hat ja nun friſche Luft!“ Der Herzog ſah ſie geoß an. — Im Kommandantenbau nahm er Rieger auf die Seite. „Hör Er, der Schubart wird von heut ab ganz honnet behandelt! Sag' Er ihm, wenn er ſich gut hält, laß ich ihn nächſtens frei!“

„Franziska hatte durch Kälte erzwungen, was ihr Mitleid nicht vermocht. Schubart hatte Feſtungsfreiheit!“ A. S.

Die Stadt Schleswig unter däniſchem Regiment.

Der Verfaſſer des vielgeleſenen Buches „Vom verlaſſenen Bruderſtamm“, Herr Guſtav Raſch, lieferte der Wiener „Preſſe“ Schilderungen aus Schleswig, nachdem daſelbſt die öſterreichiſch-preußiſchen Verbündeten dem deutſchen Bruderſtamme wieder zu ſeinen ſtaatsbürgerlichen und Eheen-Rechten verholfen. Seitdem hat zwar Herr Raſch, zum Bedauern aller Deutſchgeſinnten, das Herzogthum Schleswig verlaſſen müſſen, doch hoffen wir, daß es ihm bei ſeinem Aufenthalte in Holſtein auch fernerhin möglich ſein wird, dem vaterländiſchen Publikum Alles mitzutheilen, was er über die Umtriebe der däniſchen Propaganda in den Herzogthümern mit ſcharfblickendem Auge zu ermitteln weiß. Wir kommen hier auf das zurück, was er über die letzten Spuren der däniſchen Wirthſchaft in der Stadt Schleswig ſchreibt. Er gedenkt zunächſt des ehrenhaften Auftretens des öſterreichiſchen Feldmarſchall-Lieutenants v. Gablenz und fügt dann hinzu:

„General v. Gablenz hatte den ganz richtigen Tact, ſich in Schleswig um die politiſchen Verhältniſſe gar nicht zu bekümmern, ſondern er ſagte: „Meine Aufgabe iſt es, die Dänen aus dem Lande zu treiben. Dieſe Aufgabe vollziehe ich; mag die Bürgeeſchaft ſich ihre politiſchen Verhältniſſe ſelber ordnen!“

„Die braven Schleswiger Bürger machten ſich das tactvolle Benehmen des öſterreichiſchen Generals denn auch zunutze, und räumten in den erſten vierundzwanzig Stunden nach dem Einzuge der Oeſterreicher mit dem verächtlichen Geſindel von Beamten, mit dem die däniſche Regierung ſeit zwölf Jahren die unglückliche deutſche Stadt heimgeſucht hat, auf das allergründlichſte auf. Es bildete ſich ſofort aus den angeſehenſten und achtbarſten Bürgern der Stadt ein Deputirten-Collegium, welches es ſich zur Aufgabe ſtellte, die däniſchen Beamten zu entfernen und ihre Stellen, welche ſie in ſchändlicher Weiſe ſeit eilf Jahren gemißbraucht haben, mit deutſchen Beamten zu beſetzen. Der dee Verhältniſſe nicht Kundige hat davon keinen Begriff, in welcher Art und Weiſe die Stadt Schleswig abſichtlich, aus Haß gegen die deutſche Geſinnung der Bürger, heruntergebracht iſt. Alle Jahre wurden der einſt ſo blühenden Stadt neue Schläge verſetzt, um ſie langſam zu ruiniren. Nach der Schlacht bei Idſtedt wurden achtundſechzig der Intelligenz angehörige Familien gezwungen, die Stadt zu verlaſſen und in die Verbannung zu gehen. Dann kam ein jahrelanger Belagerungszuſtand, dann die Zeit der willkürlichſten Polizei-Regierung. Der Polizeimeiſter und ſpätere Bürgermeiſter Jörgenſen war das Prototyp aller däniſchen Polizeimeiſter im Lande, eine ganz miſerable Perſönlichkeit. „Hat euch mein Vorgänger mit der Peitſche gezüchtigt“, ſagte er beim Antritt ſeines Amtes, „ſo will ich euch mit Skorpionen züchtigen“, und nun begann eine jahrelange Verfolgung der niederträchtigſten und kleinlichſten Art. Das Lied „vom meerumſchlungenen Schleswig-Holſtein“ wuede mit Gefängniß bei Waſſer und Brod beſtraft. Es wurde der Thatbeſtand eines neuen Verbrechens, des Verbrechens „der Mißlichkeit“ — man meinte damit das Verbrechen der Mißliebigkeit — erfunden. Die Verurtheilungen zu Geldſtrafen wurden bis zur Tollheit ausgeſprochen, weil ein großer Theil dieſer „Brüche“ in die Taſche der däniſchen Polizeimeiſter und Hardesvögte floß. Polizeimeiſtee Koch — dee Vorgänger des Polizeimeiſters Jörgenſen — verurtheilte an einem Tage zweihundert Bürger jeden in drei Reichsbankthalee Strafe wegen nicht vorſchriftsmäßiger Straßenreinigung, weil er Geld zu einer Vergnügungsreiſe nach Italien brauchte.

Als Karl Moltke an die Regierung kam, ſagte Graf Baudiſſin auf Borſtel zu ihm: „Sie werden doch nun wohl die Schofels von däniſchen Beamten abſetzen, welche Tilliſch in das Amt gebracht hat?“ — „Nun, mein Herr Graf“, erwiderte der neue Miniſter, „daß dieſe Beamten ſämmtlich Schofels ſind, weiß ich; aber die Moralität dieſer Leute geht mich gar nichts an; mir kommt es nur auf ihre däniſche Geſinnung an, und dieſe haben ſie im reich-

Digitized by Google

lichen Maße." Und nun wurde die Stadt mit dem Schund däniſcher Beamten von Kopenhagen aus überſchwemmt. Zwanzig Advokaten wurden an einem Tage ohne jeden Rechtsgrund ihrer Stellen entlaſſen. Es trat eine zeitlang ein vollſtändiges Juſtitium ein. Das Dänenthum hatte auf Schleswig immer einen ganz beſonderen Haß, weil es die Stadt mit Recht für den Centralpunkt der deutſchen Oppoſition gegen ſeine Daniſirungs-Beſtrebungen hielt. Schleswig ſollte und mußte ruinirt werden; deshalb wurde die Eiſenbahn von Rendsburg nach Flensburg auch nicht über Schleswig gelegt, ſondern man überließ es der Stadt, ſich eine Zweigbahn zu bauen, wodurch die Stadt natürlich aus dem induſtriellen und kommerziellen Verkehr im Lande vollkommen herausgedrängt wurde. Zu allen dieſen Maßregelungen gaben ſich Dänen von Ehre und Geſinnung nicht her. Wie oft hat man mir in Kopenhagen geſagt: „Männer von Ehre gehen nicht nach Schleswig; dorthin geht in die Stellungen der Beamten nur unſer Ausſchuß." Man kann ſich nun denken, was das für Leute waren, die in Schleswig ſeit elf Jahren gewirthſchaftet haben. Polizeimeiſter Jörgenſen hat ſich den Ruf des brutalſten und verächtlichſten Beamten im Lande verſchafft. Er übertraf noch den Polizeimeiſter Leisner in Eckernförde, und gab in ſeinen Gelderpreſſungen dem berüchtigten Hardesvogt Blaunfeldt in Fleckebye wenig nach.

„Ein Unterarzt in der däniſchen Armee, ein ganz einfältiger Menſch, wurde Direktor des großen Irrenhauſes, und entfernte aus der auf einer hohen mediziniſch-wiſſenſchaftlichen Stufe ſtehenden Anſtalt alle deutſchen Aerzte in der brutalſten Weiſe, ihre Stellen mit ſeinen Kreaturen beſetzend. Daſſelbe Manöver wurde mit dem Taubſtummen-Inſtitute vorgenommen.

„Die Gelehrtenſchule in Schleswig wurde in einen Sumpf von Bornirtheit und Dummheit verwandelt. Bis auf zwei wurden alle deutſchen Lehrer abgeſetzt, und ihre Stellen mit däniſchen Schulmeiſtern beſetzt, deren allergeringſter Fehler noch der war, daß ſie die deutſche Sprache nur ſehr unvollkommen oder gar nicht ſprachen. Die Wiſſenſchaft ſteht in Kopenhagen überhaupt auf einer ſehr geringen und niedrigen Stufe, weil das „Einpauken" und „Auswendiglernen" im däniſchen Lehrſyſteme die Hauptſache iſt, und alles eigene Denken ausſchließt. Wenn aber aus ſolchen Männern der Wiſſenſchaft nur der Ausſchuß als Schulmeiſter auf das Feſtland geht, ſo kann man ſich einen Begriff davon machen, welche Kreaturen an der „Domſchule" in Schleswig gelehrt haben. Faſt unglaubliche Dinge ſind dort vorgekommen.

„Der Hauptpaſtor am Dom, den die däniſche Regierung an die Stelle eines braven deutſchen Paſtors ſetzte, der ins Elend wandern mußte, hieß Mavens. In Schleswig nannte man ihn nur den „Schweine-Mavens", weil er in einer früheren Stelle den Ruhm hatte, die beſten Schweine in der Umgegend zu züchten. In Tönningen, wo er früher Paſtor geweſen war, hielt er neben ſeinem geiſtlichen Amte einen Schnapsladen, wo er ſelbſt mit ſeinen prieſterlichen Händen den Gäſten den Schnaps einſchenkte. Bei jeder Gelegenheit konnte man ihn in Schleswig betrunken auf der Straße umhertaumeln ſehen. Die ungerechte Sportelerhebung war ein Ding, welches bei ihm zu den täglichen Gewohnheiten gehörte; er hatte ſich in ſeinen Prieſterrock lederne Taſchen machen laſſen, um in denſelben deſto beſſer Eßwaaren und Getränke zu verwahren, welche er bei ſeinen Taufen und Hochzeitsſchmauſen heimlich einſteckte. Daß ſeine Predigt im Dom von Niemand beſucht wurde ſondern daß er immer vor leeren Bänken predigte, brauche ich nicht zu ſagen. Kurz, er ſtand in Schleswig ganz auf derſelben Stufe der Verachtung, wie in Altona der kürzlich dort fortgejagte Probſt Nievert.

„Der Amtmann in Schleswig, v. Holſtein, war ein deutſcher Renegat, eine ganz verächtliche Creatur, welche ſich von der däniſchen Regierung zu faſt unglaublichen Dingen hat brauchen laſſen. „Ich ſchäme mich ordentlich, ein Deutſcher zu ſein", äußerte er bei einer Gelegenheit, wenn ich nicht irre, zu dem Probſt Thieß in Kappeln. Und ſo ſtand es mit der Beſetzung ſämmtlicher Juſtiz- und Verwaltungsſtellen in Schleswig. Die Offiziere der däniſchen Armee behandelten ſelbſt dieſe däniſchen Beamten mit der größten Verachtung; ſie nannten ſie „Levebröder" — ſie verſtanden darunter Leute, welche nur hergekommen ſind, um das Brod zum Leben zu finden — und ſtanden im Wirthshauſe auf, wenn eines dieſer elenden Subjekte es wagte, ſich an ihren Tiſch zu ſetzen. Daß von den Schleswiger Bürgern Niemand mit ihnen und ihren Familien umging, bedarf wohl nicht der Erwähnung. Man ſprach nicht mit ihnen, man ging nicht mit ihnen auf der Straße, man lud ſie nirgends ein; wie Peſtkranke wurden ſie überall gemieden.

„Unter dieſem Geſindel haben die Schleswiger Bürger nun während der erſten vierundzwanzig Stunden, wo die öſterreichiſchen Truppen die Stadt beſetzten, auf das Gründlichſte aufgeräumt. Der Polizeimeiſter entfloh ſchon vorher aus der Stadt, mit ihm die gravirteſten Perſönlichkeiten. Dann wurde mit dem eiſernen Beſen gründlich ausgekehrt. Alle Stellen wurden ſofort mit geachteten deutſchen Beamten beſetzt. Der „Suurminmakker" (Spottname für die däniſchen Beamten, welche machten, daß die Schleswiger „ſauere Geſichter" ſchnitten) wollte ſeine fette Pfründe durchaus nicht verlaſſen. Er wollte „bei ſeinen lieben Schleswigern", wie er ſagte, „mit denen er ſo manche trübe Tage getheilt habe, noch weiter ausharren." Nur die energiſcheſten Anſtrengungen vermochten es, ihn aus der Stadt zu entfernen. Die Reinigung dieſes Augiasſtalles iſt faſt ohne jeden Exceß vor ſich gegangen, und jetzt nehmen die Bauern in Angeln, welche, weil Angeln zu den ſogenannten „gemiſchten Diſtrikten" gehört, mit dem ausgeſuchteſten Geſindel ſeit elf Jahren heimgeſucht worden ſind, daſſelbe Geſchäft in allen Dörfern vor."

Griechenland.

Die Deutſchen im modernen Griechenland.*)

An „innerer Unfähigkeit" ging bekanntlich die Regierung unſeres Landsmannes, des Königs Otto, bei den eben ſo aufgeklärten als ordnungsliebenden Hellenen zu Grunde — ſo ſagten wenigſtens alle fremden Zeitungen, und mit widerlicher Nationalitätsverleugnung und Schadenfreude wiederholte dieſes Urtheil die Mehrzahl der deutſchen Zeitungen, denn für ſie exiſtirt ja keine Landsmannſchaft, wenn ein „edles" fremdes Volk eine Revolte macht; für ſie giebt es nur eine „kosmopolitiſche Freiheit", deshalb wirft ſie ſich mit erhabener Rührung heute dem Romanen und Slaven und morgen ſelbſt dem Dänen an den Buſen, wenn dieſer, beim Plündern der Deutſchen ertappt, mit pfiffigem Grinſen das

*) Erinnerungen und Mittheilungen aus Griechenland, von Ludwig Roß. Mit einem Vorwort von Otto Jahn. Berlin, 1863. Verlag von Rudolph Gärtner.

Digitized by Google

Stichwort ruft: „Es geſchieht nur, um der demokratiſchen Konſtitution mehr Boden zu gewinnen!“ — Da läßt man gern die zum Schlage erhobene Hand ſinken, denn der edle Taſchendieb ſteht auf einem viel höheren Fuße wie z. B. der ehrliche beſchränkte Schleswig-Holſteiner, der lieber deutſche Sprache und deutſche Plage als däniſche Sprache und däniſch-demokratiſche Conſtitution will. Doch wir wollen uns nicht ereifern, denn die Verurtheiler des Wittelsdachee hatten wirklich Recht, freilich nicht in dem Sinne, wie ſie es meinten, abee doch darin, daß ſeine Regierung an innerer Unfähigkeit zu Grunde gegangen iſt — dieſe „Unfähigkeit‘ ſteckte aber in der deutſchen Gemüthlichkeit und in dem mitgebrachten deutſchen Maßſtab, der wohl auf gute Altbaiern, abee nicht auf helleniſche Klephten paßte. Ein Plon-Plon, ein Bourbon, ein engliſcher, ſpaniſcher oder franzöſiſcher Gouverneur, oder gar ein ruſſiſcher würde wegen dieſer Unfähigkeit nicht aus dem Lande gejagt werden, vielleicht paſſirt dies nicht einmal dem „Sohne der nordiſchen Seekönige“, der jetzt den überall ausgebotenen Stuhl als Mindeſtfordernder eingenommen hat. Wie es dem edlen Knaben dort gehen wird, kann uns im Uebrigen gleichgültig ſein; nur darauf möchten wir hindeuten, daß, falls es ihm glücken ſollte, aus dem „freiſinnigen“ Klephtenvolke eine civiliſirte Nation zu machen, er dieſen Erfolg nächſt dee neunſchwänzigen Katze und Juſtiz à la Hadſchi Chriſtos (ſ. weiter unten), nue den aufopfernden Vorarbeiten König Otto’s und ſeiner Deutſchen auf geiſtigem wie materiellem Gebiete zu danken haben würde. Wenn uns noch etwas in dieſer abweichenden Meinung über die deutſche Wirthſchaft beſtärken könnte, die Börne ſchon par distance von Paris aus ſo witzig geißelte, dann wäre es wohl das vorliegende Buch von Ludwig Roß, der als Augenzeuge und Mithelfer von 1832—1845 mit nur kurzer Unterbrechung da gelebt hatte, wo ſich die baieriſche Dynaſtie ſo ſchwer verſündigt haben ſoll.

Ueber Ludwig Roß etwas zu ſagen, dürfte kaum nöthig ſein, da er bei Lebzeiten durch ſeine Arbeiten reichlich dafür geſorgt hat, daß ſein Name nicht ſo ſchnell in Vergeſſenheit gerathen könne, auch iſt er ja erſt ſeit 1859 todt; doch wollen wir über ihn erwähnen, daß er nicht bloß von Geburt, ſondern auch mit Leib und Seele ein Schleswig-Holſteiner war, und um durch dieſe Mittheilung nicht von vornherein eine Menge Aufgeklärter zurückzuſcheecken, wollen wie ſchnell hinzuſetzen, daß ſein Biograph Otto Jahn von ihm ſagt, er ſei ſo freiſinnig geweſen, „daß ihm die heutige Fortſchrittspartei gewiß zu zahm vorgekommen wäre,“ und trotz dieſes tadelloſen Radikalismus vergaß er ſich 1848 im Freudenrauſche über die nationale Erhebung ſeines Volkes ſo weit, ſein Buch über Kleinaſien „dem fürſtlichen Führer, deſſen muthigem Entſchluſſe und raſcher That (Wegnahme Rendsburgs) das ewig ungetrennte Schleswig-Holſtein dauernd verpflichtet iſt,“ zu widmen, welches Verfahren ſtrenge genommen legitimiſtiſch genannt zu werden verdient, denn der konſervative Herzog von Auguſtenburg, Bruder des Prinzen von Noer, dem das Buch gewidmet war, iſt ja der Vater des einzig erbberechtigten, aber widerrechtlich vom ſchleswig-holſteiniſchen Theone ausgeſchloſſenen Herzogs Feiedrich. —

Nach Hellas gelangte Roß ohne Ausſicht auf Anſtellung und mit Hülfe eines Reiſeſtipendiums, „denn“, heißt es, „von den vielen Reiſeſtipendien, welche die däniſche Regierung mit ſo großer Liberalität (aus Geſammtſtaatsmitteln!) austheilt, fallen dann und wann einige auf Schleswig-Holſteiner, beſonders wenn dieſe beim betreffenden däniſchen Miniſter Fürſprecher haben.“ Ohne einen ſolchen hätte der Kieler Doktor ſchwerlich etwas erlangt. Seinem Wiſſen und ſeiner unermüdlichen Thätigkeit verdankte er es, daß ihn die griechiſche Regierung anſtellte, und er bekleidete ſeine verſchiedenen Poſten ſo lange mit Ehren und zum Heile der Griechen, bis dieſe ungezogenen Kinder ihn, ſowie alle „fremden“ Lehrer, wegjagten, weil ſie ſchon 1843 ſich für erzogen genug hielten, um ſelbſt zu lehren und auf eigenen Füßen ſtehen zu können. Die mehrfach ſchnöde Behandlung hat ſeltſamer Weiſe bei dem Manne keine Bitterkeit und kein getrübtes Urtheil hinterlaſſen, im Gegentheil, er war und blieb ein warmer Freund der Griechen und glaubte ſogar an eine Zukunft dieſes zügelloſen Konglomerats aus Slaven, Albaneſen, Türken, Wlachen und entarteten Hellenen.

Bei ſeiner erſten Amtsentſetzung, die deshalb erfolgte, weil er ſeine archäologiſchen Entdeckungen nicht in neugriechiſcher, ſondern in lateiniſcher Sprache herausgab*), rächte er ſich dadurch, daß er ſich von Ulrichs, dem Gründer lateiniſcher Studien in Hellas, die fähigſten Schüler überweiſen ließ, denen er Vorleſungen über Inſchriftenkunde hielt. Dieſe Vorleſungen waren die Vorläufer der Univerſität, an welcher er die Griechen altgriechiſche Sprache und Geſchichte lehrte und die Männer heranbilden half, welche jetzt in Griechenland und der Türkei den Schulen vorſtehen.

Aus ſeinem Buche erfahren wir mitunter echt ſeltſame Dinge, ſo z. B. Verſchiedenes über den hohen Grad der Achtung, welchen die fremdherrlichen Regierungen gegen die junge Regierung König Otto’s von vornherein an den Tag legten und wie ſehr ſie bemüht waren, ihm das Ordnunghalten im Hauſe zu erleichtern, was bei Leuten, die ſo eben aus tiefſter aſiatiſcher Barbarei in den ganzen Firniß der Civiliſation geſprungen waren, an ſich ſchon ſchwer war. Der noch nicht majorenne Griechenherrſcher hatte eines Tages Empfang verſchiedener ſeiner Beamten, da tritt plötzlich der ruſſiſche Admiral Ricord — derſelbe Mann, den die Kapodiſtrianer zum Präſidenten gemacht hätten, wäre ihnen ihr letzter Aufſtand geglückt — in das Vorzimmer, um beim Könige ſeine Abſchiedsaudienz zu haben. Wahrſcheinlich, um das Feierliche derſelben zu erhöhen, hatte er ſich in einen langen Paletot gekleidet und trug eine Mütze ſowie eine Reitgerte in der Hand. Graf Saporta, dem dies ſogleich gemeldet wurde, erſcheint, führt den Paletotträger in ein Nebengemach, deſſen Thüre er offen läßt, und ſagt mit lauter Stimme: „Mais, Monsieur l’amiral, Sa Majesté est habillée, pour vous recevoir, et vous venez en redingote!“ Der Admiral, welcher geglaubt haben mochte, ſich an dem jungen Hofe wegen ſeiner verfehlten Hoffnungen durch eine ſolche Inſolenz rächen zu können, murmelte betreten einige Entſchuldigungen, er müſſe noch in derſelben Nacht unter Segel gehen und erſcheine deshalb in Reiſekleidern. Graf Saporta ging zum Könige zurück, kehrte gleich wieder und ſagte nochmals mit lauter Stimme: „Le roi vous souhaite un bon voyage!“ Damit war der impertinente Admiral entlaſſen. — Ein ähnlicher Spaß paſſirte dem griechiſchen Souverain gleich nach ſeiner Volljährigkeitserklärung, diesmal jedoch nicht von einem Ruſſen, ſondern von einem highly educated gentleman, dem engliſchen Geſandten und Admiral Sie Edmund Lyons, der ihm vor der Landung im Piräus einige Meilen weit zur See in einer Barke entgegenfuhr. „Am folgenden Tage wußte jedermann, daß Lyons in Reitkleidern und mit der Gerte in dee Hand an Bord der Fregatte geſtiegen war, ſich dem Könige vorgeſtellt und ihn mit einer augenblicklichen Revolution bedroht hatte, wenn der König es wagen würde, den

*) Die unwiſſenden griechiſchen Miniſter behaupteten, daß ſeine Entdeckungen nicht ihm, dem Entdecker, oder dem Unterſtützung zahlenden gebildeten Europa, ſondern dem neugriechiſchen Volke gehörten, welches weder Sinn noch Verſtändniß für dieſelben hatte!

Digitized by Google

Grafen Armansperg von den Geſchäften zu entfernen, daß aber der König mit großer Würde und Feſtigkeit die befremdliche Vorſtellung aufgenommen und dem Geſandten entgegnet habe, er werde thun, was er als zweckmäßig und nothwendig beſchloſſen habe. In der Abenddämmerung gelangte das Schiff in den Hafen; Graf Armansperg ging an Bord, ſeinen königlichen Herrn zu begrüßen, und dieſer theilte ihm mit, daß er ihm die oft erbetene Entlaſſung — denn der Graf hatte ſie wiederholt verlangt, in der Meinung, daß er unentbehrlich ſei und dem Könige das Geſetz werde machen können — hiermit bewillige."

Solche Impertinenzen großmächtlicher Vertreter hatten wenigſtens einen politiſchen Zweck und gingen darauf hinaus, in Griechenland das Heft in die Hände zu bekommen; was ſoll man aber zu dem Gebahren eines Zaunkönigs unter den Adlern ſagen, der ſich aus perſönlicher und nationaler Eitelkeit Unverſchämtheiten erlaubte? S. 70. heißt es folgendermaßen:

„Im Herbſte (1834) langte auch der Linienſchiffscapitain Falbe als däniſcher Generalconſul an, als welcher er früher in Tunis reſidirt hatte. Falbe war nicht ohne Talent, auch ein tüchtiger Numismatiker, aber wie faſt alle Dänen von einer unglaublichen Eitelkeit und Selbſtliebe und voller Anſprüche. Da gab es denn zwiſchen ihm und der griechiſchen Regierung allerlei Häkeleien. Er konnte ſich gar nicht darein finden, daß er als Generalkonſul nicht zum diplomatiſchen Corps gehörte, nicht zur königlichen Tafel gezogen wurde; er verlangte dieſe Ehre als Linienſchiffscapitän, da doch ſchon der bloße Hauptmann in Griechenland für tafelfähig galt. Die einfache Antwort war: er ſei nicht als Schiffscapitän, ſondern als Conſul hier accreditirt; komme er als Capitän mit einem Schiffe hierher, ſo werde ſein Wunſch erfüllt werden. Das konnte er nie verſchmerzen; er war nachmals in Athen wüthend, wenn ich zur Tafel gezogen wurde und er nicht. In dieſer Stimmung fand ihn die erſte griechiſche Neujahrsfeier, wo es dem Könige ſeine Glückwünſche darzubringen galt. Das nachmalige „Palais" war, wie geſagt, ein herzlich kleines und enges Häuschen, kaum daß zwei Zimmer für ſolche Gelegenheiten aufgeſpart werden konnten. Der Miniſter Maurokordatos wies den Herren du corps diplomatique das blaue, denen du corps consulaire das gelbe Zimmer zur Verſammlung an. Mein Falbe war einer der Erſten, die ſich am Neujahrsmorgen in dem blauen Zimmer der Diplomaten einfanden; Maurokordatos mußte ihn auf ſeinen Mißgriff aufmerkſam machen. Falbe ſuchte ſich durch eine Inſolenz aus der falſchen Stellung zu ziehen: „Herr Miniſter", ſagte er ihm: „ich bin zuletzt in Tunis beglaubigt geweſen, und in allen Barbaresken-Staaten gehören die Generalconſuln zum diplomatiſchen Corps". Man lachte herzlich über dieſe Antwort, die Griechenland den jetzt verſchwundenen Barbaresken-Staaten beizählte, aber Falbe zog doch den Kürzeren. Nicht weniger bemerklich machte ſich ſeine Frau durch ihren Eifer, der Gräfin Armansperg zu ſekundiren; man nannte ſie nur die erſte Hofdame der Gräfin-Mutter."

Falbe iſt jetzt gerächt, ſein Landsmann iſt König des Barbareskenſtaates und die eitlen Kopenhagener hatten den Triumph, deutſchen Gäſten und der deutſchen Garniſon erzählen zu können: „Das griekiske Nation kommen nak Kopenhagen for ſich ſu unterwerfen ein däniſches Prinds", ſo wie es früher über die Sundbettelei hieß: „Alles Nationer muß uns zahlen Tribut!"

Ueber das ſanftere Intriguiren heißt es an anderer Stelle:

„Es iſt nicht meine Abſicht, hier die geheime Geſchichte des Winters von 1833 auf 1834 in Nauplia zu ſchreiben, ſchon aus dem vollkommen ſtichhaltigen Grunde, weil ich nicht dazu im Stande bin. Nur das kann ich bezeugen, daß es ſehr viele geheime Geſchichten gab. Vielleicht iſt ſelten auf einem ſo engen Raume und mit verhältnißmäßig ſo geringen Mitteln — den Regentſchaftsmitgliedern mit ihren Anhängſeln, den griechiſchen Miniſtern in und außer Dienſt, einem halben Dutzend fremder Diplomaten und einigen Schiffscapitainen, endlich einigen deutſchen und engliſchen Frauen — ſo nachhaltig und ausgiebig intrigirt worden, wie in jenem erſten Winter des Beſtandes des Königreichs Griechenland in der proviſoriſchen Hauptſtadt. Möglich, daß ſelbſt das Enge des Raumes zur Begünſtigung dieſer Umtriebe beitrug; man konnte ſich gegenſeitig faſt in die Fenſter und Töpfe ſehen, jedenfalls alle Thüren und Pforten beobachten oder beobachten laſſen, und ſo wiſſen, wer aus- und einging. Der Zufall oder das Verhängniß hatte gerade von Engländern vier oder fünf höchſt verſchlagene und intrigante Individuen hier zuſammengeführt; die Franzoſen waren ſchwächer vertreten, aber auch unter den Deutſchen, Männern und Frauen, entwickelten ſich die überraſchendſten Talente, und die Griechen haben ſchon vom Alterthume her ſich den Ruf zu erhalten gewußt, daß ſie in halbdunkeln Machinationen etwas zu leiſten verſtehen. Alle dieſe Fähigkeiten waren nun gegen einander losgelaſſen, während man in den Salons ſich mit ſüßer Miene gegenſeitig die Hände drückte. Der Hochverraths-Prozeß der gefangenen Häuptlinge, deſſen Führung als Staatsanwalt der (biedere) Schotte Eduard Maſſon übernommen hatte, bildete einen Mittelpunkt dieſer Beſtrebungen für und wider; aber hinter ihm bargen ſich die andern Gegenſätze: Sieg der engliſchen, der franzöſiſchen oder der ruſſiſchen Intereſſen; Fortbeſtand oder Modification der Regentſchaft; Sieg des Grafen von Armansperg oder ſeiner diſſidirenden Kollegen u. ſ. w., bis zu kleinlichen Perſonalfragen herab. Einige der damals handelnden Herren, wie der Graf von Armansperg und der Baron Rouen, ſind ſchon aus dem Leben geſchieden, andere, wie der engliſche Reſident Dawkins und ſein erſter Sekretär, ſcheinen für immer von der Bühne getreten zu ſein, aber viele leben noch in hohen Stellungen. Und überdies, wie geſagt, mein Wiſſen iſt Stückwerk, ich kann den Schleier von jenen Geheimniſſen nicht heben; ich berichte nur, was davon in die Erſcheinung trat, was offenkundig war."

Das Intrigiren ſteckte den Griechen derart in den Gliedern, daß ſie ſich gar keinen Menſchen denken konnten, der nicht Intrigant war; als daher König Ludwig, der Kunſtkenner, nach Griechenland kam, und mehrere Male mit unſerem Roß allein umherwanderte, auch wohl mitunter Dieſen in der Lebhaftigkeit des Geſprächs am Arme berührte (was die Griechen alles, ſelbſt im Oelbaumhaine, vielleicht mit Hülfe von Fernröhren bemerkt hatten), hielten ſie den ſchlichten Holſteiner für den abgefeimteſten Intriganten, weil er auf alle Fragen immer nur den Beſcheid gab: „Wir ſprachen von Alterthümern!"

Wie ſchlecht die baieriſche Gemüthlichkeit angewandt war — gegenüber dieſen treuloſen Barbaren, erhellt u. a. aus der Behandlung der im offenen, blutigen Aufſtande gefangenen Häuptlinge:

„Der Prozeß derſelben nahte ſich ſeinem Ende; alle Sympathien für und wider ſie waren in größter Thätigkeit. Unter welchen Scenen die endliche Entſcheidung erfolgte, wie ein Theil der Richter mit Gewalt auf den Sitzen feſtgehalten und zur Unterzeichnung des Urtheils genöthigt werden mußte, mögen Andere erzählen. Das Urtheil erging gegen Kolokotronis und mehrere ſeiner Genoſſen auf den Tod; ſie wurden dann zu

Digitized by Google

lebenslänglicher Feſtungshaft begnadigt, ein Jahr ſpäter, nach der Volljährigkeit des Königs, in Freiheit geſetzt und avancirten nun zu Generälen, Hofmarſchällen, Minlſtern, Slaatsräthen weiter, zumal da ein Theil von ihnen, wie Tzavellas, Spiro Milios und Theodor Grivas, die Zelt der Haft benutzt hatte, um noch ſchreiben zu lernen!"

Wenn die Herren auch in die Livree ſchlüpften und ſich mit dem Großkreuz des Erlöſerordens dekoriren ließen, das alte Klephtenherz blieb unler dem Firniß doch daſſelbe und der gall für einen Narren, welcher ſich das beſte Mittel zur Beförderung, nämlich Komplottiren und Revoltiren, enlgehen ließ! Freilich, den Fingerzeig zur Behandlung der edlen Hellenen, wie ihn die Baiern gleich am Anfange ihres Auftrelens von einem griechiſchen General Namens Hadſchi Chriſtos erhielten, konnten ſie als Deutſche unmöglich befolgen, obwohl er der einzig richtige ſcheint. Es heißl darüber:

„Die Tapferkeit und Kallblütigkeil, aber auch das halb barbariſche Weſen des bulgariſchen Generals halte den baieriſchen Offizieren, die ihm beigegeben waren, ſehr imponirt; und doch war Hadſchi Chriſtos im Privatverkehr ein weiches, höchſt lenkſames, faſt kindliches Gemüth. Beſonders eine wahre Anekdote erzählte man ſich mit Staunen und Entſetzen. Am Abende nach dem Gefechte (mil den Rebellen) ſitzl der General vor ſeinem Zelte, eine türkiſche Pfeife rauchend; da bringen die Ulanen einen Spion ein. Auf einige raſche Fragen des Generals bekennt der Gefangene zitternd ſeine Schuld; ſofort erhebt ſich Hadſchi Chriſtos, ſtellt ſorglich die Pfeife an die Wand des Zeltes, ziehl mit einem Griffe den krummen Säbel aus der Scheide und mäht dem Spione eigenhändig den Kof ab, wie eine Rübe; dann wiſcht er mit der größlen Seelenruhe das Blut von der Klinge — und raucht die noch brennende Pfeife weiter fort! Auf die deutſchen Offiziere, welche dieſer Scene beiwohnten, hatte ſie einen unauslöſchlichen Eindruck gemachl."

Die Tyrannei der baieriſchen Dynaſtie, d. h. die Freiheit von allen Feſſeln, welche heute noch die civiliſirten Nalionen Europa's faſt ohne Ausnahme drücken oder hindern, war ſelbſt dem Prieſter, der ſich zu Diebſtählen erbot (S. 17), und dem rohen Bauern unerträglich; ſo fragle ein ſolcher unſern Roß, den er wegen ſeines geläufigen Griechiſch für einen Hellenen hielt, allen Ernſtes mit finſterer Miene: „Bis wann ſollen uns dieſe drei Freſſer (er meinte die hohe Regentſchaft) noch tyranniſiren?" Das Erſte, was die „drei Freſſer" gethan hatten, war Beſtätigung des allgemeinen Wahlrechts, Herſtellung einer unabhängigen Gemeindeverwallung, unbeſchränkter Preßfreiheit, Paßfreiheit, Gewerbefreiheit für die in Zukunft ſich bildenden Gewerbe u. dgl. m. Das Ganze nannte man Synlagma oder Conſtitulion, und verſchiedene Male hörte Roß einen Bauern klagen, daß ihm das Syntagma 5 Schweine aufgefreſſen hätle; ein „allerheiligſter Exarch" fragte ihn: „Was für eine Art Menſch iſt die Regentſchaft? und was macht unſer König mit ihm?" Er wunderte ſich nicht wenig, als er hörte, dieſer räthſelhafte Menſch ſei aus drei anderen und einem vierten ergänzenden zuſammengeſetzt. Als die Leitung der Dinge noch in Händen einer Geruſia (Senal) war, hatte ein Bauer eine Reiſe nach dem Sitze der Regierung gemacht. „Du haſt alſo die Geruſia geſehen? fragte man ihn. „Ja, verſetzte er, ſie ſaß gerade im Fenſter; ſie ſiehl ungefähr aus wie eine Katze, iſt aber etwas größer." Der gute Mann halte einen zahmen Affen für die Leiterin der Schickſale Griechenlands gehalten.

Die Preſſe eiferte vorzüglich gegen die „Fremdherrſchaft", d. h. gegen die civiliſirte Regierung, und beſonders that ſich hierin der franzöſiſch-griechiſche „Sauveur" (Σώτηρ) und die deutſch-griechiſche „Hoffnung" (Ἐλπίς) hervor. Sie beſchuldigten den baieriſchen Hof des Meuchelmordes, als zwei der griechiſchen Adjutanten König Otto's in Deutſchland an der Cholera geſtorben waren. Der baieriſche Geſandte wollle klagbar werden, doch widerrieth man ihm dies, denn die Geſchwornen würden kein Schuldig ſprechen; überdies möchte er bei der Verhandlung noch gemeinere Dinge zu hören bekommen!"

Was deutſchen Zopf, Schöppenſtädtereien und Titulaturſucht betrifft, ſo fanden unſere Landsleute hierin an den Griechen ihre Meiſter; man leſe nur die Eröffnung der Otto-Univerſität S. 107, den Empfang der Königin S. 104 und die Titel der Geiſtlichkeit S. 251, den Geburtsdünkel der Landjunker oder Archonten S. 259 und das Verhältniß der Bauern zum adligen Gulsherrn S. 284. Selbſt Geſchwiſter aus den niederſten Ständen nennen ſich „Deine Wohlgeborenheit" oder „Ew. Herrlichkeit" im allläglichen Verkehr.

Der griechiſche Parlamentarismus ſcheint derſelbe geblieben zu ſein; nur hat er zu ſeinem Tummelplatz jetzt einen Palaſt mit beſonderen Rauchzimmern, ſtatt vor König Otto eine Bretterbude, mit Löchern in den Seitenwänden, durch welche die Diener der Depulirten die Mundſtücke der Tabackspfeifen ſteckten. Das plötzliche Schreien von Zwanzig: „Ihr Herren Präſidenten, ich bitte um das Wort!" wobei es dann der erhielt, welcher die ſtärkſte Stimme hatte, iſt wohl noch ärger geworden, auch die kindiſche Freude, nun endlich einen König zu haben (obſchon einen Germanen!), mag wieder zu Poſſen geführt haben, wie die des Generals Zerbas (S. 133), der in der Mitte des Saales ſtehend, ſich einen großen Strohhut über ſein Feſſ ſtülpte und dann wohlgefällig lächelnd umherblickte.

Es ließe ſich über die geiſtige Verwahrloſung des griechiſchen Volkes noch unendlich Vieles anführen, und was die materielle betrifft, ſo genügt es, zu ſagen, es gab außer Nauplia und Hydra eigenllich keine einzige Stadt im Lande, wenn man nichl die miasmaliſchen Trümmerhaufen, welche ſich da und dort fanden, mit jenem Namen belegen will. Was jetzl an Städlen, Ortſchaften und Verkehrsſtraßen, an Handwerken und Gewerben in Hellas gefunden wird, iſt deulſchen Urſprungs. König Georgios findet alle Formen und Inſtilutionen vor, die zu einem civiliſirten Staate gehören; nur fehlt ihnen der Geiſt — den er ſchwerlich ſchaffen wird. Ihn hat ein prächtiger Palaſt, das Privateigenthum ſeines Vorgängers, aufgenommen, während König Otto in dem Schutthaufen Athen buchſtäblich keine Baracke finden konnte, die ihn gegen die Witterung ausreichend geſchützt hätte. Jetzt hat die Hauptſtadl mil dem Piräus nahezu 50,000 Einwohner, damals zählte ſie nichl ſo viele Hunderte; die Hülfsquellen des Landes ſind jetzt erſchloſſen, während man damals alle Baumaterialien, bis auf Steine und Kalk, aus Trieſt, Malta, Salonichi ꝛc. und Marmor aus Carara holen mußte. Der Däne brauchl nicht um die Gränzen zu ſtreiten, dieſe ſind längſt regulirt und die wichtigen joniſchen Inſeln noch obendrein hineingezogen; ihn inſultiren keine Fremde, und ruſſiſche Offiziere fehllen nichl in den Reihen der Inſurgenten, wohl aber ſtehen ihm fremde Bajonnelte in ausreichender Zahl beim geringſten Winke zu Gebote. Eins iſt freilich daſſelbe wie damals, nämlich das Räuberweſen der „Freiheilshelden", das der Witlelsbacher mil baieriſchen Truppen ausrottete und der Däne mit engliſch-franzöſiſch-türkiſchen Kräften wird unterdrücken müſſen, und hierin wünſchen wir ihm von

Digitized by Google

Herzen Glück. In allen anderen Punkten bedauern wir jedoch nur die zu ſeinem Beſten vergeudete deutſche Kraft und Anſtrengung — mehr wollen wir nicht ſagen. Franz Maurer.

Rußland.

Deutſche Kolonieen um St. Petersburg.

II.

Ackerbau und Viehzucht.

Dem Ackerbau, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung, iſt der deutſche Koloniſt treu geblieben; denn daß auch der Dorfſchuſter, Dorfſchneider und Schmidt meiſtens aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen, widerſpricht dem nicht, und anderen Beſchäftigungen haben ſich nur ſehr Vereinzelte zugewandt. Ungeachtet der hohen nördlichen Breite, iſt der Boden nicht eben unfruchtbar, wenngleich die Arten der Feldfrüchte, welche gedeihen und den Anbau lohnen, ziemlich beſchränkt ſind. Von Halmfrüchten baut man faſt nur Roggen und Haſer. Letzterer ſoll auf dem fruchlbaren Lande durchſchnittlich etwa das ſechſte Korn, Roggen ungefähr das zehnte tragen; ja man erzählt, daß einmal auf neuaufgebrochenem Lande eine dreißigſache Aernte erzielt worden, und wenn ich das nicht verbürgen kann, ſo vermag ich doch ebenſowenig eine Urſache abſichtlicher Fälſchung zu erkennen, als eine Selbſttäuſchung hierin für möglich zu halten. Gerſte gedeiht zwar auch, wird aber, wenigſtens in der Nähe der Sladt, beinahe nur mit Hafer vermengt, als Viehfutter angebaut. Selbſt jene beiden Getraldearten aber pflegt der Koloniſt nur für den Hausbedarf, ja nicht einmal für dieſen in ausreichendem Maße, muß vielmehr oft noch im Sommer ſelber Brot kaufen; das macht, alles Andere hat der Kartoffelbau zurückgedrängt.

In den Verordnungen bei der erſten Gründung der Kolonien wird den Einwanderern ganz beſonders an das Herz gelegt, namentlich auch die Kartoffel zu pflegen, „in Gärten und auch in Feldern anzubauen und nach Kräften zu verbreiten.“ Wenigen Befehlen in der Welt wird ſo nachgekommen ſein, wie dieſem; denn Stunden lang ziehen ſich heutzutage die Kartoffelfelder hin; die Stadt verzehrt wohl zum größeſten Theile deutſche Kartoffeln, und dem Koloniſten iſt dieſe Frucht die einzige, die ihm Geld ins Haus und vielfach ſogar ein ziemliches Vermögen einbringt. Was daher für den deutſchen Landwirth die Scheune, das iſt hier für den Koloniſten der Kartoffelkeller, und als Hauptſtütze des geſammten Hausweſens und Ausdruck des Vermögens, ziehen ſich denn dieſelben nicht beſcheidentlich unter das Wohnhaus zurück, ſondern bilden ſelber umfängliche Gebäude. Tief in die Erde hinein wird ein großer Raum ausgegraben, mit Holz ausgezimmert, mit einer flachen Balken- und Bretterdecke verſehen und zuletzt mit einem bis auf den Boden reichenden, aber hohen und ſpitzen Holzdache überdeckt, ſo daß über der hölzernen Decke noch ein geräumiger, hoher Dachboden entſteht. Dort lagern die Kartoffeln und liefern das ganze Jahr hindurch, wie der Stadt, ſo dem Koloniſten ſelbſt ſeine Speiſe, der die erſten neuen ſchon im ausgehenden Juli und die alten bis eben dahin als Lieblingsgericht genießt, wo wieder neue kommen. Der Bodenraum wird für den Winter noch mit Stroh vollgeſtopft zum Warmhalten, und das iſt allerdings keine überflüſſige Maßregel bei einem Winter, wo oft während der Fahrt zur Stadt im Wagen die Frucht gefriert. Die Bearbeitung mit der Hacke hat bei dieſer Ausdehnung des Kartoffelbaues und den beſchränkten Arbeilskräften längſt aufgehört; durchgehends pflügt man ſie ein, wie auf den größeren Gütern Deutſchlands, und ein Koloniſt ſoll zu dieſem Zwecke einen beſonderen Häufelpflug erfunden und ein Palent auf dieſen erhalten haben. Den vielen Dünger, den die Kartoffel erfordert, liefert die Stadt mit ihren Abtritten, und ſind in dieſer Hinſicht namentlich die Kaſernen geſucht, dermaßen, daß ein Fuder aus ihnen mit 50 Kopeken (16 Sgr.) bezahlt wird, während doch anderwärts der Dünger vielfach umſonſt zu haben iſt, ja ſein Wegfahren ſogar bezahlt wird Die gräßlich riechenden Wagen, die uns im Herbſte und den ganzen Winter hindurch bis ins Frühjahr bei Nacht auf der Straße begegnen, gehören großentheils Koloniſten an. Der Ruſſe hegt im Allgemeinen gegen dieſes Düngemittel einen tiefen Abſcheu und hegt die feſte Ueberzeugung, in ſolchem Schmutze könne nichts Geſcheidtes wachſen, eine Behauplung, die mau allenthalben ausſprechen hören kann. Dies Düngerführen auf Wagen iſt freilich ſehr beſchwerlich und zeitraubend. Seit einigen Jahren haben ſich's daher die Koloniſten an der Newa dadurch leichler gemacht, daß ſie im Herbſte, ſo lange der Strom noch zu beſchiffen iſt, große Bote mit Dünger befrachten. Gewiß, der Arbeit bleibt viel, da zumal ſelbſt auf dem beſten Lande, welches mit Kuhmiſt gedüngt iſt, nur zwei Jahre nacheinander die Kartoffel und im dritten Jahre etwa noch Roggen oder Haſer gebaut wird, mit Stadtdünger dagegen alle zwei Jahre friſch gedüngt werden muß, aber das Tſchetwerik Kartoffeln koſtet auch 30—70 Kopeken, und ſo bleibt ihr Anbau immer am lohnendſten.

Kraut, im hieſigen Deutſch Kohl genannt, welches eine in Deutſchland faſt unbekannte Größe erreicht, ein Lieblingsgericht der Ruſſen ausmacht und auch ziemlich hoch im Preiſe ſteht, da das einzelne Haupt von vier bis zwanzig Kopeken gilt, wird von den Koloniſten ebenſowenig gebaut, wie die anderen Gemüſe, die größtentheils ſelbſt für den Hausbedarf von den Händlern entnommen werden. Gleich wenig Aufmerkſamkeit wird den Beeren zugewandt, deren unterſchiedliche Arten gezogen werden, außer Johannis-, Stachel und Himbeeren noch eine der Himbeere ähnliche, aber goldgelbe und ſäuerlich ſchmeckende Gattung, die ruſſiſch Maroſchka heißt, deutſch Malter und Schellbeere heißen ſoll, die aber mir ſelbſt wenigſtens nie in Deutſchland vorgekommen iſt; insbeſondere aber Erdbeeren, die in den mannichfachſten und größten Spielarten herrlich gedeihen, und deren Anbau einen Hauptnahrungszweig ganzer Dörfer ausmacht. Beinahe ſcheint es, als hätten ſich die einzelnen Völkerſchaften, wie in der Stadt in die verſchiedenen Gewerke, ſo auf dem Lande in die Bodenfrüchte getheilt; denn andererſeits genießt wieder die Kartoffel ſeitens der Ruſſen geringere Beachtung. Nur Cichorie bauen noch die deutſchen Koloniſten in ziemlicher Menge.

Daß von Obſtbau nicht die Rede ſein kann, verſteht ſich leicht. Der einzige Obſtbaum, der noch allenfalls das Klima verträgt, iſt der Aepfelbaum; deren giebt es denn in den Gärtchen an den Höfen öfters drei bis vier, aber der Stamm erreicht kaum die volle Mannslänge, und mitſammt dem Wipfel, der durch erfrorne und abgeſchnittene Zweige ſpärlich genug ausfällt, gleicht der Baum etwa einem Aprikoſen-, oder Pfirſichbaume in den kälteren Gegenden Deutſchlands. So iſt er mehr eine Art Zierpflanze, deren rothweiße Blüthen im Frühjahre den Blick ergötzen; die wenigen Aepfel aber, die es glücklich bis zur Reife bringen, ſpielen eine ähnliche Rolle, wie die im Kübel gewachſenen Orangen, d. h. ſie

Digitized by Google

ſind ausnahmelos etwas Vortreffliches, ſo ſauer, hölzern, ſade und geſchmacklos ſie auch ſein mögen. Man iſt eben äußerſt beſcheiden in ſeinen Anſprüchen an das Obſt, und wirklich naiv erſcheint es, wenn des Wintero bei den Straßenhändlern neben den guten in einem beſonderen Fache oder auch ohne jene allein — faule Aepfel ausgeboten werden. Auch ſie jedoch finden ihre Käufer, und ein Groſchen d. h. ein halber Kopek ſoll immer noch für das Paar bezahlt werden. Den Namen Obſt hat man hier auf die Beeren übertragen, deren Menge allerdings ſtaunenerregend iſt; der Koloniſt jedoch, wie ſchon geſagt, befaßt ſich damit nicht.

Dagegen iſt nächſt den Kartoffeln der Heuſchlag der wichtigſte Gegenſtand für ihn, und man begreift das, wenn man die Unzahl von Pferden bedenkt, welche die Stadt zu erhalten hat, ſo daß das Heu immer ſeinen Preis behält und man für das Pud (ein Pud=35,033 Pfund Preußiſch=32,763 Pfund Badiſch) je nachdem von 25 bis zu 50 Kopeken zahlt. So einträglich, werden denn die Wieſen auch gut gepflegt und mit Stadtdünger fleißig gedüngt; beſonders wirkſam ſoll die Düngung im Herbſte ſein, während die freilich bequemere im Winter oder Frühjahr ein bei weitem geringeres Ergebniß liefern ſoll. Gemähet werden die Wieſen bei der Kürze des Sommers nur einmal, in der Regel im Monat Juli, dann aber erhält man denn, bei der ſtarken Triebkraft der im Sommer faſt nicht untergehenden Sonne, ein recht langes, üppiges Gras. Indeß mit dem wilden Graſe begnügt man ſich nicht, ſondern ſäet vielfach das ſogenannte Timotheusgras auf die Felder, das, wenn die langen, rauhen, dichten Aehren der Reife nahe ſind, abgehauen, in Bündel gebunden, und das Pud um dreißig Kopeken theurer als das gemeine Heu verkauft wird, zum Pferdefutter ausgezeichnet ſein, für Kühe dagegen ſich weniger eignen ſoll.

Aber die Kühe ſpielen auch keine große Rolle auf den Kolonien; es lohnt nicht, heißt es, ſo ſchwer dies zu glauben hält, da die gewöhnliche Weinflaſche guter Milch mit 7—8 Kopeken, das Pfund Butter mit 20—30 Kopeken bezahlt wird. Der wahre Grund ſcheint vielmehr der nämliche, aus dem in der Stadt der Deutſche die Schornſteine und der Eſthe den Backofen meidet, Sitte, Gewohnheit, Herkommen. Aber dem ſei, wie ihm wolle, Thatſache iſt, daß zwar in den Kolonien für den Sommer ein Hirt gemiethet wird, der dann meiſt wieder einen Hirtenbuben dazu nimmt, beides Ruſſen in der Regel; daß auch zur Viehweide ein recht umfängliches Stück Land beſtimmt und zu dieſem der Weg, der ſich mitunter Stunden lang hinzieht, mit Stangenzäunen ſehr ſauber abgegränzt iſt; daß aber die Zahl der Kühe, die auf den Hof kommen, unverhältnißmäßig klein iſt. Wenigſtens näher bei der Stadt hat ein Gut mit 17 Deſſjätin Land, man bedenke, alſo über 72 preußiſche Morgen, ſelten mehr als drei bis vier Kühe. Was dieſe von Milch liefern, findet recht bequemen Abſatz: ruſſiſche Milchverkäuferinnen holen meiſt jeden Morgen gleich den ganzen Vorrath. Keine Butter, kein Käſe wird gefertiget, nicht einmal für den Hausbedarf, ſondern das Erforderliche von Finnen und Ruſſen, Butter in der Regel von jenen, Käſe von letzteren bezogen, und zwar iſt dieſer dem bairiſchen Backſteinkäſe ähnlich, während der in Mitteldeutſchland ſo gewöhnliche Quarkkäſe kaum bekannt iſt. Noch weniger zahlreich als das Rindvieh iſt das Kleinvieh, ja es kommt daſſelbe nur ſehr vereinzelt vor. Das Halten deſſelben, ſagt man, erſchwere der Umſtand, daß die weit ausgedehnten Stangenzäune, welche den Weg zur Viehweide begränzen, nicht wohl ſo enge gemacht werden könnten, um Schafen und Ziegen den Austritt auf die Felder zu verwehren.

Nur Schweine werden allgemein, jedoch in beſchränkter Menge gehalten. Das Pfund Fleiſch von ihnen, heißt es, koſte das Doppelte von gekauftem, und das mag inſofern ziemlich richtig ſein, als allerdings bei der geringen Menge von Halmfrüchten, die man ſelbſt baut, Kleie und grobes Mehl erſt gekauft werden muß. Pferde werden zwar nicht gezüchtet, aber zur Beſtellung der Felder in ziemlicher Anzahl gehalten. Während des Winters, zur Zeit der ſteten Kartoffelfuhren nach der Stadt und der Miſtfuhren, bis zur Ausſaat im Frühjahre, hält ein Gut von etwa 17 Deſſjätin Land drei oder vier Pferde; im Sommer ſchränkt man ſich auf zwei bis drei ein, meiſt von der kleinen, kräftigen finniſchen Race, und wird ein ſtarkes Arbeitspferd bis mit 120 Rubel Silber bezahlt, doch ſind auch ſchon für 40 Rubel und weniger recht brauchbare Thiere zu haben. Mit dem Haſer wird nicht geſpart, das zeigt das gute Ausſehen der Pferde; im Uebrigen aber iſt man von der ängſtlichen Pflege derſelben in Deutſchland himmelweit entfernt. Raſcher Trab und Galopp ſind die gewöhnlichen Gangarten, und an letzteren die Thiere ſo gewöhnt, daß wo eine Anhöhe kommt, bergan ſie meiſt von ſelbſt galoppiren. Im Sommer ſchickt man ſie viel auf die Weide.

Von Federvieh habe ich faſt nur Hühner und zwar von der gemeinen, kleinen Landrace geſehen; die hochbeinigen, dickleibigen, heiſer krähenden Arten, welche ſeit einem Jahrzehend in Deutſchland aufgekommen ſind, haben hier noch keine Verbreitung gefunden. Warum Gänſe und Enten faſt gänzlich fehlen, habe ich nicht ermitteln können.

Frankreich.

Der Geiſt der franzöſiſchen Revolution.*)

I.

Die Wahlen von 1789.

Die franzöſiſche Revolution aus den Stimmen ihrer Zeitgenoſſen kennen lernen, iſt für jeden Bürger des Kontinents von Europa eine bedeutungsvolle Handlung. Mit politiſcher Weisheit iſt das gute 19. Jahrhundert nicht gerade allzu reich geſegnet; es wäre denn, daß man jene Ausſaat ſtaatsgelehrter Abhandlungen, denen die Abſtraction von den gegebenen Zuſtänden und dem hiſtoriſchen Gewordenſein auf der Stirn geſchrieben ſteht, höher anſchlagen wollte, als eine genaue Belehrung über die innerſten Urſachen des mächtigſten Umſchwungs der ſozialen Geſchicke unſeres Erdtheils. Zwar kann Niemand gezwungen werden, aus den grünen oder grauen Blättern der Geſchichte etwas zu lernen, aber es ſollten dies doch wenigſtens Einige, welche als denkende Menſchen zu der Bemerkung Gelegenheit finden, wie nah die Vergangenheit an die Gegenwart ſich anſchließt. In den Wünſchen und Zielen der franzöſiſchen Staatsbürger von 1789 ſpiegeln ſich noch immer die Wünſche und Ziele großer moderner Parteien wieder, während noch keineswegs die Verdienſte der Revolution allſeitig anerkannt und ihre Fehler und Verbrechen überall unbefangen eingeräumt ſind. So gewiß eine wahrheitsgetreue Geſchichte

*) Ch. L. Chassin, Le Génie de la Revolution. Tome I. Des élections de 1789 d'après les brochures, les cahiers et les procès-verbaux manuscrits. Paris 1863, Pagnerre. 1 vol. in 8. de XXIV. et 495 pages.

Digitized by Google

des Rieſenereigniſſes über die Kraft unſerer Zeitgenoſſen geht,“ ſo gewiß haben wir an ihren Originalberichten und ſelbſtredenden Urkunden eine unerſetzliche Quelle der Erkenntniß und einen unendlichen Schatz von Malerial, das die beſte Orienlirung bietet. Man ſtudire die Revolution aus ihren Lebenszeugen und man wird wiſſen, was es mit unſerer dermaligen Entwickelung für eine Bewandtniß hat!

Ein zu Paris in der Publication begriffenes Werk, deſſen erſter Theil vor etlichen Monden das Licht der Welt erblickte, hal uns zum Ausſpruch der obigen Sätze bewogen. Es führt den großartigen Titel: „Der Geiſt der Revolution“, und ſein höchſt eifriger Verfaſſer, Herr Ch. L. Chaſſin, hat dieſen Geiſt in der Epoche der Wahlen von 1789 ſammt allen Diskuſſionen, die ſich an deren Inſcenegehen knüpften, den Schauplatz der Tagesbühne betreten laſſen. Er will, wofern die Vorſehung ihm günſtig bleibt, in einem zweilen Theil die konſtituirende, in einem dritten die geſetzgebende National-Verſammlung, in einem vierten den ſouveränen Konvent und endlich in einem fünften Theile unter dem einfachen Geſammttitel des Ganzen deſſen Kerngehalt reſumiren. Er will alsdann die zwei Fragen beantworten: „Welche Prinzipien ſind den Volkswünſchen von 1789 und den Verfaſſungen 1791, 1793 und 1795 gemeinſam? Welche Ordnung der Dinge kann mehr oder weniger dieſen Prinzipien angemeſſen, welche andere ihnen von Natur entgegengeſetzt ſein?“ Herr Chaſſin wird dieſe Fragen gewiß in ſeinem Sinne beantworten, d. h. in demjenigen, welcher die bei Herrn Pagnerre erſcheinende Literatur kennzeichnet. Wir haben den Standpunkt der Herren Chaſſin und Pagnerre bereits in einem früher dem Magazin (Nr. 44 v. 30. Oktbr. 1861) gewidmeten Aufſatze „Louis Blanc als Geſchichtsſchreiber, die Schreckenszeit und der Sturz Robespierre's“, deutſchen Leſern vor Augen geſtellt. Herr Chaſſin iſt ein Streitgenoſſe von Louis Blanc und Garnier-Pagès, und wir können nur unſer Bedauern hinzufügen, daß der Urheber einer ſolchen, die ſtrengſte Objektivität erfordernden Arbeit einer ſo extremen Richtung angehört. Der Autor dieſes „Geiſtes der Revolution“ iſt nicht bloß Republikaner, er ſpielt ſogar zuweilen ins ſozialiſtiſche Roth hinüber, welches unter dem Kaiſerreich bekanntlich die Lieblingsfarbe der franzöſiſchen Oppoſition geworden iſt. Wenn Männer, wie Laboulaye, Quinet und Michelet, von einzelnen Sirenenklängen der Sozialdemokratie bethört erſcheinen, weshalb ſollen nicht Genien zweiten Ranges die breite Straße der abſtrakten Gleichheit wandeln? Wer wird auch vom Politiker Studium der Menſchennatur und Einſicht in die Kulturgeſchichte verlangen wollen? Herr Chaſſin denkt, daß ſeine trefflichen Einzelheiten einer ſchimmernden Fülle von Alltagsphraſen durchaus würdig ſind, und er glaubt an nichts ernſthafter, als an die Macht der ſozialiſtiſchen Rhetorik. Es iſt wirklich jammerſchade, daß eine Feder von ſolchem Inhalt ſich eines ſolchen Stoffes bemächtigt hat. Was würde nicht unter der Hand eines Thiers oder Odilon Barrot und ſelbſt eines Guizot aus dem Plane einer Literärgeſchichte der Revolution erwachſen ſein! Wir kennen wohl die wahren Freiheitsapoſtel Frankreichs, die die guten Reſultate der Revolution zu ſichern trachten, die böſen verwerfen; wir kennen aber auch die überaus zudringlichen Fanatiker halb idealiſtiſcher, halb materialiſtiſcher Syſteme, die ſich ſtets mit der franzöſiſchen Revolution und der vollen Freiheitsidee identifiziren, und an denen erfahrungsgemäß jede geſunde Bewegung ſcheitert. (Absit omen Germanis! —) Unſer vorliegender Pächter der Freiheit beurkundet z. B. ſeine Geiſteshöhe durch die ſouveräne Verachtung, mit der er Seite 17 das im vorigen Jahre publizirte Werk des Herrn Léonce de Lavergne über die alten Provinzialverſammlungen behandelt. Die erſten Männer der conſtitutionellen Partei: Odilon Barrot, Thiers, Charles de Rémuſat, Guizot, Fernand de Laſteyrie haben dieſer tief durchdachten (zuerſt in der Revue d. d. mond. von 1861 und 62 erſchienenen) Arbeil ihren ungetheilten Beifall gezolll und Angeſichts der übertriebenen Centraliſation der franzöſiſchen Verwaltung die Studien des Herrn von Lavergne für preiswürdige Verdienſte um die wahrhafte politiſche Freiheit erklärt. Dem Herrn Chaſſin hingegen, deſſen Name unſere neueſte politiſche Bekanntſchaft iſt, gelten dergleichen Studien gar nichts; die alten Provinzialverhältniſſe ſind ihm verrottete Scharteken, mit denen die Revolution auf ewig gebrochen hat. Erhabener hiſtoriſcher Standpunkt! Herr Chaſſin ſollle ſich doch von allen 89 Präfekten ein Dankvotum ſchreiben oder für prokonſulariſche Erfindungen eine Preismedaille prägen laſſen. Die Herren Sozialiſten ſind allerdings die Freunde der unbedinglesten Centraliſation; kein Wunder, daß andere Slerbliche, die aus der Geſchichte etwas lernen mögen, nicht allzu ſtark von ihrem Freiſinn erbaut ſind. Vielleichl iſt es zwar ein Zeichen von beſonderem Freiſinn, wenn Herr Chaſſin Seite 27 ꝛc. mit großem Pathos die alberne Anklage wiederholt, Ludwig XVI., dieſer ſanftmüthige, wohlwollende Monarch, ſei ein übermüthiger Tyrann geweſen!! Das iſt der Styl von Robespierre und St. Juſt. Es iſt die Sprache der Pariſer Vorſtädte St. Antoine und St. Marceau und ähnlicher Heiligen. Allein derſelbe Herr Chaſſin proteſtirt ſehr eifrig, daß er die Revolution durchaus nicht, wie etwa der Weltgeſchichte produzirende Flaneur, als eine Schöpfung des Pariſer Genius betrachtet. Auch die Provinzen haben Revolution gemacht, lautel ſeine neue Entdeckung, und daß auch ſie Revolution gemacht haben, bezeugen am deſten die ihm zu Folge von den Hiſtorikern viel zu wenig gewürdigten Wahlen von 1789!

Man weiß nicht, ob man über dieſen Tadel gegen die franzöſiſchen Geſchichtsſchreider lachen oder weinen ſoll. Zum Glück haben ſie einen tüchtigen Mund am Kopf und weiſen mit lauter Stimme die Anklage energiſch ab. Der brave Alexis de Tocqueville, dem nach unſerem Standpunkte eine der erſten Stimmen gebührt, legt den Wahlbroſchüren und Beſchwerdeſchriften (Cahiers et Mémoires) aus dem Frühjahr 1789 einen unvergleichlichen Werth bei, weil ſie, an der Schwelle der Revolution, bei der vollkommenſten Preßfreiheit und inmitten der größten Oeffentlichkeit abgefaßt, das wahre politiſche Teſtament der altfranzöſiſchen Geſellſchaft bilden, deren klaren, entſchiedenen, unzweideutigen letzten Willen ſie ausdrücken. Doch ſchon lange vor Tocqueville hatte Chateaubriand die Sammlung der Wahlinſtruktionen (Cahiers) ein „Denkmal der öffenllichen Vernunft“ genannt, und Labaume in ſeiner Histoire monarchique et constitutionelle de la Revolution hatte von ihnen behauptet: „Wenn man genau die Wünſche der Geſammtheit der Nation befolgt hätte, ſo würde man den Gewinn der Revolution ohne die revolutionären Verbrechen erzielt haben.“

Eine gleich hohe Vorſtellung von den Cahiers der Wähler von 1789 hatten die Herausgeber der Fastes civiles de la France (1821—1823), die Herren Dupont (de l'Eure), Etienne und Manuel, und keine geringere die Herren Buchez und Roux in ihrer „Histoire parlémentaire de la Revolution“, andererſeits ſelbſt die legitimiſtiſchen Geſchichtsſchreiber, wie Herr Gabourg und die in den Zeitungen (Gazette de France und Etoile) kämpfenden Vertheidiger des älteren Zweiges der Bourbons. Der freimüthige Henri Martin, der mit ſeiner umfangreichen „Geſchichte Frankreichs“ den Preis der Wiſſensfülle, Gedankentiefe und der gründlichſten Forſchung errang,

Digitized by Google

hält die Cahiers des dritten Standes für den letzten Sühneverſuch zwiſchen der Nation und ihrer bisherigen Regierung, für die letzte Anſtrengung, das überlieſerte Königthum friedlich umzugeſtalten und es an die neue Ordnung der Dinge anzufügen. Ihm iſt die Sammlung jener Cahiers das große Buch der Herzensergießungen des neu aufathmenden Frankreichs. „Im Schooße unſerer National-Archive“, ſagt er, „ruht die Seele einer ganzen Generation, und das war die, durch welche der Uebergang von einer Welt zur andern: vom alten zum neuen Frankreich ſich vollzog!“ —

Dieſe Urtheile der franzöſiſchen Geſchichtſchreibung ſtimmen aber ſehr ſchlecht zu der angeblichen Geringſchätzung der Wahlbewegung von 1789. Weit entfernt, daß Herr Chaſſin der Erſte war, der an die Ausbeutung der bedeutſamen Wahlurkunden gedacht hätte: er iſt im Gegentheil durch die Stimmen der Geſchichtſchreiber ſeines Volkes auf jene Quellen hingeleitet worden und verdankt den geſchmähten Vorgängern ſeine Anregung. Die 176 Folio-Bände, welche das ganze Material der Wahldebatten enthalten, will er auf dem Reichs-Archiv Stück für Stück durchſtudirt haben, und das vorliegende Werk ſei der unmittelbare Erfolg dieſer Studien. So wenig wir nun bei aufmerkſamer Prüfung dieſem „Geiſte der Revolution“ die gründliche Quellenforſchung abſtreiten können, ſo wenig darf doch behauptet werden, daß des Herrn Chaſſin Darſtellung nur und lediglich eine ganz unbefangene Verarbeitung des in den Cahiers gegebenen Stoffes aufweiſt. Das Buch ſtrotzt vielmehr von politiſchen Reflexionen, die zum Theil etwas deklamatoriſch daherfahren und an die Ekſtaſe der Konventsredner erinnern. Aber angenommen, der Selbſtruhm des Autors wäre buchſtäblich begründet, ſo fragt ſich wiederum, ob die Sammlung der Cahiers einem weitſchauenden Hiſtoriker für die alleinige Quelle gelten darf? Herr Chaſſin zieht aus dem Wortlaut der Beſchwerdeſchriften ſehr eigenthümliche Folgerungen; er ſchöpft aus ihnen gerade dasjenige, was zu ſeiner Auffaſſungsweiſe paßt, nimmt jede Uebertreibung der Petenten für baare Münze und hat, indem er die ganze Bewegung rein ſubjektiv und wie ein Anwalt der Beſchwerdeführer anſchaut, keine Ahnung davon, daß die geſuchte Freiheit überall an die Nothwendigkeit gegebener Faktoren gebunden iſt, welche nur der hohle Träumer fortleugnet. Herrn Chaſſin gebricht der breite Horizont des vorurtheilsfreien Geſchichtſchreibers, der über die politiſchen Schablonen der Vergangenheit und Gegenwart hinwegſieht. Unzweifelhaft ſind die vielberufenen Cahiers Quellen von hervorragender Bedeutung und verdienen den Rang, den ihnen die franzöſiſche Wiſſenſchaft einräumt; indeß ihren rechten Platz in der politiſchen Entwickelung der Nation empfangen ſie erſt in der Verbindung mit den übrigen authentiſchen Quellen, d. h. mit der Geſammtheit der die Wahlbewegung von 1789 charakteriſirenden, wirklich beglaubigten Thatſachen.

Der Autor überſchätzt nicht ſowohl die Literatur dieſer Epoche, als das objektive Gewicht der Stimmen, die ſich hören ließen; er heftet ihnen eine politiſche Reife und Willensklarheit an, die am Allerwenigſten mitten im Sturm und Drang der erſten brauſenden Aufregung ſich offenbaren konnte. Daß die Revolution faſt zur größeren Hälfte ſcheiterte und noch eine Menge ihrer frühſten Anſprüche gar nicht verwirklicht hat, iſt ihm eine räthſelhafte Schmach (pag. XXI.), die von der Erhabenheit des Strebens der Väter empfindlich abſticht. Er geht ſo weit, zu behaupten, daß man ſich „drei Viertheile von ihrer Erbſchaft habe entreißen laſſen“. Wir meinen dagegen: eine Erbſchaft, die bloß aus utopiſchen Anſprüchen beſteht, iſt nicht allzu reich. Die Generation von 1789, deren Standpunkt Herr Chaſſin in die Wolken erhebt, beſaß zwar ſehr vielen guten Willen, ſehr viel Idealismus und ſehr viel allgemeine Menſchenliebe, die edelſten Geiſter Frankreichs jubelten ihren Wünſchen zu — aber die politiſche Bildung dieſes Geſchlechts war denn doch äußerſt gering; ſie fußte auf gar keiner Erfahrung (denn wo hätte man unter dem Despotismus und der Mätreſſen-Wirthſchaft politiſche Erfahrungen einſammeln können?), ſie fußte Alles in Allem auf zwei Büchern, von denen das erſte ein abſtraktes Naturrecht ohne eine Spur von Rückſicht auf gegebene Verhältniſſe predigte, das zweite, mehr praktiſche ein Handbuch des reinen Doktrinarismus und anerkanntermaßen von einem entſchiedenen Mißverſtändniß der engliſchen Staatsform ausgegangen war: nämlich auf Rouſſeau's Contrât social und Montesquieu's Esprit des lois. Das war die Summe der politiſchen Weisheit der Männer von 1789! Daß ſie nichts deſto weniger Größeres geleiſtet haben, als in dieſen zwei Büchern ſteckt, lag in dem Drange der gegebenen Verhältniſſe, welche die Löſung praktiſcher Fragen erheiſchten, an die Rouſſeau und Montesquieu kaum gedacht hatten. Und doch war das Hauptwerk der Generalſtände, die Conſtitution von 1791 mit ihrem überſchwänglichen Idealismus und ihrem vollendeten Mangel an Menſchen- und Sachkenntniß, eine verfehlte Arbeit. Wir freuen uns darüber nicht, ſondern wir beklagen es tief. Denn die Beſeitigung des alten Feudalſtaates wiſſen wir hoch zu ſchätzen. Wir beklagen das Werk von 1791, weil es in ſeiner jähen Haſt die ernſt gewollte politiſche Freiheit auf Decennien kompromittirt hat und die traurigſten Rückſchläge nothwendig machte, die furchtbarſten Verbrechen und das engherzigſte Säbelregiment heraufbeſchwor. Alles wollte man auf einmal anfaſſen und umändern; man zog das ganze Regiſter Jahrhunderte lang ſtill genährter Wünſche auf und brachte Legionen von ſozialen Poſtulaten auf den Kampfplatz. Der größte, bald klaſſiſche, bald ſehr unklaſſiſche Unſinn wurde ans Tageslicht gefördert, gerade als wenn alle Logik und alle Weltgeſchichte bisher verkehrt geweſen wären.

Wir werden in unſerm folgenden Artikel nach dem von Herrn Chaſſin in ſeinen „Appendices“ gelieferten Regiſter der aus dem Anfange der Revolution datirenden Druckſchriften, Pamphlets und „Cahiers“, einen ungefähren Begriff von dieſer Ueberſchwänglichkeit des Mangels an politiſcher Erziehung und Bildung in Frankreich zu geben ſuchen.

Trauttwein v. Belle.

Italien.

Italiäniſche Schriften über die weltliche Herrſchaft der Päpſte.

Als die bedeutendſte der neueren über dieſen Gegenſtand erſchienenen Schriften haben wir die von dem Cavaliere Achille Gennarelli aus Rom herausgegebene Arbeit über „die bürgerlichen und religiöſen Doktrinen des römiſchen Hofes mit Bezug auf die weltliche Herrſchaft der Päpſte“ zu nennen.*)

Der Verfaſſer, welcher auch der deutſchen gelehrten Welt durch ſeine archäologiſchen Arbeiten bekannt iſt, von denen wir nur ſeine

*) Le Dottrine civile e religiose della corte di Roma in ordine al dominio temporale, con una proposta per risolvere la questione Romana, del Cav. A. Gennarelli. Firenze, Mariani 1862. 8-vo. p. CXII. und 160.

Digitized by Google

im Jahre 1839 zu Rom herausgegebenen „Denkmäler und Inſchriften zu Fermo" und die von der archäologiſchen Akademie zu Rom 1843 gekrönte Preisſchrift über die urſprünglichen italiäniſchen Münzen erwähnen, beſonders aber ſeine Beſchreibung des Gregorianiſchen Hetruriſchen Muſeums mit 214 Kupfertafeln in zwei großen Folio-Bänden, war zugleich in Rom als bedeutender Advokat an der Rota Romana, dem wichtigſten Gerichtshofe der Chriſtenheit, ſehr geachtet, als der Papſt Pius IX. durch eine unbeſchränkte Amneſtie den früher verfolgten Gegnern des durch die heilige Allianz befeſtigten fremden Einfluſſes in Italien Gnade angedeihen ließ. Dieſes humane Auftreten des Papſtes hatte in Italien bekanntlich neue Guelfiſche Ideen geweckt, ſo daß man von einem italiäniſchen Bund mit dem Papſte an der Spitze träumte. Zu dieſen Neo-Guelfen gehörte auch Gennarelli, der mit den bedeutendſten Köpfen Roms in Verbindung ſtand, und manche Deutſche werden ſich noch ſeines gaſtlichen Hauſes während des Carnevals von 1848 erinnern. Leider überſtürzte die franzöſiſche Revolution Alles in Italien, und obgleich Gennarelli ſtets die größte Mäßigung bewieſen, mußte er doch, als der Kardinal Antonelli wieder das alte Syſtem herbeiführte, nachdem die Franzoſen als die Erſtgebornen der Kirche, ohnerachtet ſie ihren allerchriſtlichſten König vertrieben hatten, die Rückkehr des Papſtes von Gaeta und Portici bewirkt hatten, Rom verlaſſen. Er ließ ſich mit ſeiner außerordentlich reichen Bibliothek in Florenz nieder und fing an, aus ſeinem Urkunden-Schatze edirte und noch nicht edirte Schriften über die italiäniſche Geſchichte vom 6. bis zum 16. Jahrhundert herauszugeben. Als aber der erſte Band des von ihm herausgegebenen hiſtoriſchen „Tagebuches von Burcard" im Jahre 1853 in Florenz erſchienen war, wurde es in Rom verboten, und die großherzogliche Regierung von Toscana gab ihm den Rath, damit nicht fortzufahren, und ſo kam dieſe viel verſprechende Arbeit ins Stocken. Doch ſofort, nachdem der Großherzog ſein Land verlaſſen hatte, da dieſer dem italiäniſchen Bunde nicht beitreten wollte, trat Gennarelli mit der Bekanntmachung einer für die Gegenwart noch wichtigeren Urkunden-Sammlung auf, welche die Geſchichte der päpſtlichen Verwaltung in der letzten Zeit enthält.*) Gennarelli hat darin nachgewieſen, daß das bisherige Regierungs-Syſtem das Fortbeſtehen des päpſtlichen Staates unhaltbar gemacht habe. Er läßt die Thatſachen reden, und hat es nicht nothwendig gefunden, darüber viele Worte zu verlieren.

Dieſe Urkunden ſind nach folgenden Abſchnitten eingetheilt: 1) Beweiſe der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der ſogenannten väterlichen, d. h. prieſterlichen Regierung in dem Kirchen-Staate. Den Anfang macht ein Geſuch des Kardinals Alboni vom 21. Dezember 1831 an den Oberbefehlshaber des öſterreichiſchen Heeres in der Lombardei, welcher gebeten wird, die Regierung des Papſtes in der Romagna gegen den Haß des Volkes zu ſchützen. Beſonders merkwürdig iſt ein Bericht des Kardinals Maſſimo, als Legaten von Ravenna, nach welchem die Einwohner einen laut ausgeſprochenen, unüberwindlichen Widerwillen gegen die Prieſter-Herrſchaft haben, und daß die ſämmtliche Bevölkerung, welche über 18 Jahre alt iſt, die Regierung verabſcheue. Nach einem Berichte des Ober-Beamten oder Legaten von Ferrara — natürlich auch ein Geiſtlicher — würde die Bevölkerung, nicht aus Liebe zu Oeſterreich, wohl aber aus Haß gegen Rom, die Herrſchaft der Oeſterreicher der päpſtlichen Regierung vorziehen. Drei Kardinäle berichten aus Bologna, daß ſie in der ganzen Stadt keinen Menſchen finden, welcher der Regierung dienen will; auch von Forli und Ravenna werden hier Berichte mitgetheilt, daß es unmöglich ſei, Jemand zu finden, der ſich zum Cenſor hergebe. Der Biſchof von Faenza berichtet, daß er nicht im Stande ſei, Jemanden zu finden, der auch nur ein ſtädtiſches Amt annehmen möchte. Kardinal Antonelli beſiehlt bei der Unluſt der Unterthanen, in päpſtliche Militärdienſte zu treten, auch Leute von 17 Jahren und bis 4 Fuß Höhe anzuwerben, ſowie über ihre Aufführung wegzuſehen, wenn ſie nur nicht wegen entehrender Verbrechen zur Galeerenſtrafe verurtheilt waren.

Auf eine große Anzahl ſolcher Berichte der Verwaltungs-Behörden folgt 2) eine beinahe eben ſo große Menge von Berichten der päpſtlichen Behörden über die fortwährende Beſorgniß derſelben für ihre eigene Sicherheit. Wir erwähnen nur den Bericht des Kardinals Maſſimo von Imola, vom 12. Auguſt 1845, welcher ſagt, daß die geſammle Bevölkerung ſeit 18 Jahren gegen die Regierung feindſelig geſinnt ſei. Auch mehrere Berichte des öſterreichiſchen Feldmarſchall-Lieutenants Thurn bekunden den Zuſtand der Unſicherheit der päpſtlichen Regierung.

Beſonders reich iſt der dritte Abſchnitt, der eine noch größere Anzahl von Urkunden enthält, welche die von den Behörden im Kirchenſtaate verübten Grauſamkeiten nachweiſen und die verſchiedenen Torturen, welche angewandt wurden, um Geſtändniſſe zu erpreſſen. Merkwürdig iſt in dieſem Abſchnitte der Bericht des päpſtlichen Gouverneurs Maraviglia über die Menge der auf bloßen Verdacht verhafteten Gefangenen, die Jahre lang ohne Verhör gefangen ſitzen (vom 16. Juli 1853). Außerdem berichtet er, daß 450 Perſonen ſich ſeit vier bis fünf Jahren in Unterſuchung in dem Gefängniſſe zu Ceſena befinden.

Der vierte Abſchnitt enthält eine große Menge von Urkunden, aus denen hervorgeht, daß eigentlich die öſterreichiſchen Militär-Befehlshaber im Kirchenſtaate regierten und Beamten, auch ſelbſt päpſtliche Offiziere, abſetzten.

Der fünfte Abſchnitt giebt die Urkunden, welche ſich auf die Unabhängigkeit Italiens beziehen, von denen beſonders ein Schreiben des Papſtes vom 3. Mai 1848 an den Kaiſer von Oeſterreich höchſt merkwürdig iſt, worin er ermahnt, die edle deutſche Nation möge den Haß gegen die Italiäner ablegen und die bisherige Einmiſchung in nachbarlich-freundſchaftliche Verhältniſſe verwandeln; da die bisherigen, nur auf Waffengewalt beruhend, weder edel noch glücklich ſein könnten. Auch der Kardinal Antonelli erklärte Anfangs 1848, daß es dem Papſte unmöglich ſei, ſeine Unterthanen von dem Kriege für die Unabhängigkeit Italiens zurückzuhalten; bald aber traten Verfolgungen gegen die Theilnehmer ein.

Der ſechſte Abſchnitt enthält eine Menge Urkunden, welche beweiſen, daß die päpſtliche Herrſchaft mit dem gegenwärtigen Zuſtande der Sittlichkeit und der Religion unverträglich iſt. Unter Anderem zeigt dies ein Hirtenbrief des Groß-Inquiſitors Bertolotti, in welchem die Vorſchriften gegen den Umgang mit Juden eingeſchärft worden. Dieſe allgemeinen Verordnungen vom 15. Sept. 1841 wurden noch im Jahre 1843 dahin wiederholt, daß in den Handelsſtädten Ancona und Sinigaglia kein Jude einen Chriſten bewirthen, noch in ſeine Dienſte nehmen dürfe; daß alle Juden ihre liegende und fahrende Habe bei Strafe der Confiscation binnen 3 Monaten und bei Strafe der öffentlichen Verſteigerung verkaufen müſſen; auf den Verkauf irgend eines Buches durch einen Juden wird eine Strafe von hundert römiſchen Thalern und ſieben Jahre

*) Il Governo pontificio e lo stato Romano, documenti preceduti da una esposizione storica, raccolti per decreto del Governo. Prato, 1860. 2 vol. Gr. 8-vo. p. 650.

Digitized by Google

Gefängniß geſetzt; ein Jude, der eine Nacht außer dem Ghetto zubringt, oder mit Chriſten Umgang hat, verfällt der Strafe der heiligen Inquiſition, welche letztere auch allein den Juden Päſſe ertheilen darf. Ueberhaupt wurde das heilige Officium zum ausſchließlichen Gerichts-Hofe für politiſche Verbrechen beſtellt.

Ein von dem Altare bei der Meſſe verkündeter Befehl des Biſchofs und Grafen Maria von 1844 befiehlt den Eltern junger Leute, welche bemerken, daß dieſe einander dreimalige Beſuche gemacht haben, oder wenn ſonſt Vermuthung vorliegt, daß ein näheres Verhältniß zwiſchen ihnen entſtehen könnte, dem Beichtvater ſofort Anzeige zu machen; wenn dieſer eine Heirat für unmöglich hält, ſo iſt ſofort aller Umgang abzubrechen; wenn aber der Verheiratung nichts im Wege ſteht, ſo iſt dafür zu ſorgen, daß ſie ſich nur in Gegenwart von würdigen Perſonen ſehen und alle Vertraulichkeiten vermieden werden. Geſchenke dürfen vor der Ehe gegenſeitig nicht gemacht werden; geſchieht es dennoch, ſo werden die Uebertreter fünfzehn Tage lang ins Gefängniß gebracht, wo ſie ſich ſelbſt erhalten müſſen; die Geſchenke aber werden zu frommen Zwecken confiscirt u. ſ. w.

Beſonders merkwürdig iſt in dieſer Sammlung auch die Bulle Gregor's XVI. von 1832, worin die Preßfreiheit als ein Werk des Teufels angeſehen wird. Der letzte Abſchnitt theilt nicht weniger merkwürdige Urkunden über die Finanz-Verwaltung des Kirchenſtaates mit, unter denen beſonders der Bericht von 1845 über die Finanz-Verwaltung des Kardinals Toſti und deſſen Erwiderung darauf merkwürdig ſind, ferner der Bericht des Erzbiſchofs Morichini an den Papſt über den Zuſtand des Finanzweſens vom Jahre 1847; vorzüglich aber der Bericht des Marcheſe Pepoli vom 30. Oktober 1857 über denſelben Gegenſtand. Es iſt dieſer von mütterlicher Seite ein Enkel des Königs Murat, der älteſten Familie des Kirchenſtaates angehörig; er iſt jetzt als Geſandter des Königreichs Italien nach Petersburg gegangen. Auch er fühlte damals ſchon tief die Gebrechen des Kirchenſtaates.

Aus dieſen amtlichen Berichten erſieht man übrigens, daß die Bewohner des Kirchenſtaates eben nicht in Anſehung der Abgaben verſchont waren; denn bei den Staats-Einnahmen von 14 Millionen römiſchen Thalern kam auf jeden Einwohner ein jährlicher Abgaben-Beitrag von 4½ Skudi (zu 1 Thlr. 13 Sgr.), ohne die Gemeinde- und Provinzial-Laſten zu rechnen.

In dieſer höchſt wichtigen Sammlung von Urkunden befinden ſich auch alle die Verhandlungen, welche auf den Raub des Juden-Kindes Mortara zu Bologna Bezug haben.

Uebrigens dürften die Schriften des Herrn Gennarelli mit dazu beitragen, das Urtheil über die italiäniſchen Zuſtände zu berichtigen und den Grund der dortigen Uebelſtände mehr in den früheren Verhältniſſen, als in dem Volke zu ſuchen. Da die Sanfediſten, die jetzigen Briganti in Neapel, durch die fremden Peters-Pfennige unterſtützt, eine gute Handlung zu begehen vermeinen, wenn ſie einen Anhänger des aus dem Volkswillen hervorgegangenen Königs von Italien ermorden, und für ihre Mühe ſich in die Beute theilen, auch vorher ſchon den vollkommenen Ablaß erhalten, ſo darf man ſich wohl nicht wundern, daß dies anlockt. Auch war es unter der früheren Mißregierung ſtets ſo, und darf nur an die Sanfediſten unter der Königin Caroline von Sizilien erinnert werden, welche Letztere an den bekannten Räuberhauptmann Fra Diavolo ſchrieb: „Mein General und Freund!“

Als im Jahre 1856 der Einſender in Ravenna den dortigen Prälaten und Gouverneur ſprach, klagte dieſer ſehr über die Verderbtheit der dortigen päpſtlichen Bevölkerung, und bemerkte, er habe bei dem Antritte ſeines Amtes wöchentlich ſechs Raubanfälle in ſeinem Verwaltungs-Bezirke erlebt; durch die von ihm eingeführte Ordnung wären dieſelben bis auf vier Fälle wöchentlich herabgebracht worden. Als der Einſender im Jahre 1825 den Beſuv beſteigen wollte, erlaubte es die Polizei nicht, weil eine Räuberbande ſich dort aufhielt. Die Antwort war natürlich: „Verhindert doch lieber die Räuber, ſich dort aufzuhalten, als die Fremden, die ſich nicht fürchten, zu gehen, wohin ſie wollen.“

Es iſt eine ſehr bezeichnende Thatſache, daß für die Glaubens-Armee, welche der Franzoſe Lamoricière zur Vertheidigung des heiligen Stuhles zuſammenbrachte, keine päpſtlichen Unterthanen ſich anwerben ließen, ſondern daß ſie ausſchließlich aus Belgiern, Deutſchen, Franzoſen und Spaniern zuſammengeſetzt war, welche der Fanatismus dorthin trieb, während die Unterthanen des heiligen Vaters aus Vaterlandsliebe ihm ihre Unterſtützung verſagten.

Neigebauer.

Kleine literariſche Revue.

— **Das Leben Galileo Galilei's** hat in dieſen Tagen an einer Berliner Dame, Frau Lina Morgenſtern,*) eine recht gewandte Darſtellerin gefunden, welche die Größe ihres Helden nicht in den über ſein Weſen und Wirken verbreiteten Fabeln, ſondern an den italiäniſchen Quellen ſeiner Lebensbeſchreibung erkannt hat. Obgleich das gelehrte Märtyrerthum eines Galilei mit dem idealen Glaubensmuthe eines Luther und dem ſiegshaften Selbſtvertrauen eines Columbus keinen Vergleich aushält, wollen wir der Verfaſſerin der vorliegenden Schrift doch gern einräumen, daß Galilei's Leben und Schickſal im Bereiche ſeiner Geiſtesentwickelung, d. h. ſein eigentliches Forſcherleben, für die pädagogiſchen Zwecke, denen es hier dienen ſoll, verwendbar erſcheint. Allein augenfällig hat Frau Morgenſtern, indem ſie ihre Biographie Galilei's ein „Gedenkblatt zur Feier ſeines 300jährigen Geburtstages“ nannte, noch einen größeren Leſerkreis, als die heranwachſende Jugend, bedenken wollen, und in dieſer Hinſicht dürfen wir dem Büchlein, welches dem Vetter der Verfaſſerin, unſerem berühmten Mitbürger, Prof. L. Traube, gewidmet iſt, ungeachtet des engen Rahmens der Erzählung, das bereitwilligſte Lob ertheilen. Mag Galilei vor den Schranken der Inquiſition niemals, wie behauptet wird, ſein „Eppure si muove!“ gemurmelt haben. Der Geiſt der beſonnenen, von Menſchenfurcht, von Ketzergerichten unbeeinflußten Forſchung hat das in ſich, was die Verfaſſerin am Schluſſe ſo ſchön von ihm ausſagt: das Streben nach Wahrheit, „und die Wahrheit ſiegt und wird ſiegen mit der Freiheit, mit der Vernunft!“

— **Bremer Sonntagsblatt.** Unter den Wochenblättern Deutſchlands, welche von dem Tage der Befreiung von den Mühen der Arbeitswoche und der Erhebung des Geiſtes zu göttlichen Dingen den Namen haben, nimmt das „Bremer Sonntagsblatt“ mit Recht den erſten Rang ein. Unter der Redaktion des Herrn Fr. Pletzer und im Verlage des Herrn C. Ed. Müller hat dieſe Zeitſchrift, die in den erſten Nummern des zwölften Jahrganges vor uns liegt, mit welchem jetzt auch ein „literariſcher Weg-

*) Das Leben Galileo Galilei's. Gedenkblatt u. ſ. w. von Lina Morgenſtern. Berlin, Verlag von Henri Sauvage (Plahn'ſche Buchhandlung).

Digitized by Google

weiſer" als Monatsbeilage verbunden iſt, an innerem Werthe, wie an typographiſcher Ausſtattung ſehr gewonnen. Der Herausgeber ſelbſt ſcheint ſich mit Vorliebe dem Referat über muſikaliſche Kunſt gewidmet zu haben, die jetzt in Bremen einen beſonders günſtigen Boden gefunden, auf welchem der dortige „Künſtler- und Geſang-Verein" mit der Aufführung gediegener muſikaliſcher Werke gründliche theoretiſche und kunſt-hiſtoriſche Vorträge vereinigt. Einen Exkurs über Mozart's wenig bekannte Oper „Idomeneo", aus der Feder des Herrn Dr. Pletzer, haben wir mit Vergnügen geleſen, ebenſo was derſelbe über das dort zur Aufführung gekommene Oratorium „Gideon", von Ludwig Meinardus, einem begabten Jünger Felix Mendelsſohn's, ſchreibt. Dem Vorgange des Meiſters in deſſen „Elias" folgend, hat Meinardus den Triumph der Gottes-Idee und der Wahrheit über den Eiteikeits- und Hoffahrts-Dienſt des Heidenthums zum Gegenſtande ſeines Oratoriums gemacht, zu welchem er ſich den Text ſelbſt aus der Bibel zuſammengeſtellt. Das Oratorium „Gideon" vereinigt den hohen ſittlichen Ernſt der bibliſchen Erzählung mit der ganzen Beweglichkeit und Freiheit der Behandlung, welche Mendelsſohn ſeinen Oratorien verliehen hat — eine Behandiung, die ſeitdem maßgebend und zur Forderung des gebildeten muſikaliſchen Publikums geworden. „Wir haben", ſagt Pletzer, „auf Grund jenes Schrittes, den Mendelsſohn gethan, eine ganze Reihe von vortrefflichen Werken erhalten, unter denen der Gideon ſeinen Platz rühmlichſt ausfüllt."

— **Deutſche Kunſt in Bild und Lied.***) Freunde der walachiſchen Poeſie finden in dem kürzlich erſchienenen ſechſten Jahrgang des Prachtwerkes „Deutſche Kunſt in Bild und Lied" einige reizende Lieder von Alexandresko und Bolintiniano in einer ſehr gelungenen Uebertragung von R. Neumeiſter in Bukareſt. Ueberhaupt hat dieſes glänzend ausgeſtattete Album, welches Original-Beiträge deutſcher Maler und Dichter enthält, und jetzt von Müller von der Werra herausgegeben wird, von Jahr zu Jahr gewonnen. In dem uns vorliegenden Bande finden wir in dem artiſtiſchen Theile trefflich in Bunt- und Tondruck ausgeführte Bilder von A. Kretſchmer, J. Lüiwes und P. Meyerheim in Berlin, J. E. Handwerk in Kaſſel, Th. After in Dresden, M. Blanckarts, F. Hiddemann und A. Kindler in Düſſeldorf, E. Jacobs in Gotha, P. Thumann in Leipzig, J. Flüggen, O. Gebler, A. Geiſt, P. Körle und C. Otto in München, H. Harrer und E. Jäger in Nürnberg und mehreren Anderen; in dem literariſchen Theile Lieder von Fr. Brunold, A. Bube, J. v. Düringsfeld, L. Franke, E. v. Gleichen-Rußwurm, R. Hammerling, M. Haushofer, G. und L. v. Meyern-Hohenberg, Müller von der Werra, Fr. Rückert, C. Siebel, F. Sigmund, H. Simon, Ritter v. Tſchabuſchnigg, J. N. Vogl, O. Wildermuth, L. Zeller u. ſ. w., und in dem muſikaliſchen Theil zwei Compoſitionen von Graben-Hoffmann und C. Kuntze.

— **Mahabharata, franzöſiſch von H. Fauche.****) Der den Kennern rühmlichſt bekannte Sanſkritforſcher, Herr Hippolyte Fauche, der eine vollſtändige, in Frankreich ſehr geſchätzte Ueberſetzung der Râmâyana ins Franzöſiſche geliefert, iſt im Begriff, die Literatur ſeiner Mutterſprache durch ein neues, ebenſo werthvolles Geſchenk zu bereichern. Er hat vor Kurzem den erſten Theil einer franzöſiſchen Ausgabe der Mahâbhârata erſcheinen laſſen und hierdurch den Weg einer großartigen Publication beſchritten. Denn, was den Umfang betrifft, ſo wird er zur Vollendung des Werkes mindeſtens 16 ebenſo ſtarke Bände, als der herausgekommene, liefern müſſen und, was den Inhalt, ſo wird von den Sachverſtändigen dem großen indiſchen Gedicht der Platz unmittelbar hinter den Vedas eingeräumt. Der pubiizirte Band umfaßt etwas mehr als die erſte Hälfte des erſten Geſanges: Adi-parva. Der zweite, während wir dies ſchreiben, vielleicht ſchon erſchienene Band wird das Ende von Adi-parva und Sabha-parva ganz enthalten. Die gelehrte Kritik Frankreichs hat Herrn H. Fauche zu ſeinem großartigen Unternehmen auf das Anerkennendſte beglückwünſcht.

— **Der Katalog des „Fonds Merlin".** Der Pariſer Buchhändler-Verein, genannt „Cercle de la Librairie, de l'Imprimerie et de la Papéterie" hat im „Journal général de l'imprimerie et de la librairie" zu Anfang dieſes Jahres den Katalog des ihm gehörigen „Fonds Merlin", einer in der That ſehr merkwürdigen bibliographiſchen Bücherſammlung, veröffentlicht. Ein Pariſer Buchhändler des vorigen Jahrhunderts, Jean Baptiſte Gogué war auf den Gedanken gekommen, alle für den Buchhandel wichtigen Bücher und Urkunden und alle auf den Buchhandel, die Buchdruckerkunſt und die Papierfabrikation bezüglichen Regierungs-Dekrete zu ſammeln. Die Ausführung dieſes Gedankens ſetzten ſeine Geſchäftsnachfolger Née de la Rochelle, Simon Merlin und Romain Merlin fort. Der Letzte verkaufte die Sammlung an den Cercle de la librairie, welcher wohl Recht hat, zu behaupten, daß ſie ſich bei ihm ganz am Platze befindet. Jedenfalls hat der Cercle nichts verabſäumt, um den Ruf ſeines von der Familie Merlin erſtandenen bibliographiſchen Schatzes gebührend ans Licht zu ziehen. Das war eine ſehr patriotiſche und inſofern ſehr anerkennenswerthe Sache. Wir mit bibliographiſchen Hülfsmitteln ſo reich verſehenen Deutſchen können freilich den Schauſtücken des „Fonds Merlin" nicht die gleiche Bewunderung zollen. Denn eine bibliographiſche Sammlung, der die Katalog-Werke von Ganzer, Hain, Kayſer, Mettaire, Barbier fehlen, hat unſeres Erachtens auf das Lob relativer Vollſtändigkeit (die abſolute iſt hier überall undenkbar) keinen Anſpruch. — Den wahren Schwerpunkt des „Fonds Merlin" bilden daher nicht die Bücher, Broſchüren und Denkſchriften, ſondern die Edicts, Déclarations, Lettres-Patentes, Réglements und Instructions des Königs und die Arrêts des Staatsraths, das Bücher- und Kartenweſen, und die Papierfabrikation betreffend. Wer das Glück hat, dieſen Theil des „Fonds Merlin" kritiſch durchforſchen zu dürfen, der wird ſicherlich dem Studium der franzöſiſchen Geſchichte wichtige Dienſte zu leiſten im Stande ſein.

---

*) Leipzig, J. G. Bach, 1863.

**) La Maha-Bbarata, traduit complétement pour la première fois du sanscrit en français, par Hippolyte Fauche. Premier volume; Paris, Durand et Benjamin Duprat, grand in 8vo., XVI et 600 pages.

Literariſcher Sprechſaal.

In der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur in Breslau, welche am 17. Dezember 1863 den ſechszigſten Jahrestag ihrer Stiftung feierte, hielt bei dieſer Gelegenheit der Präſes der Geſellſchaft, Hr. Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Göppert, einen Vortrag über die Naturgeſchichte der Diamanten, anknüpfend an den Inhalt einer von der „Holländiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften" am 16. Mai 1863 gekrönten, zur Zeit noch nicht publizirten Schrift Göppert's" über die Natur der in den Diamanten vorkommenden feſten Körper hinſichtlich ihres organiſchen oder anorganiſchen Urſprunges."

Digitized by Google

Die Anſichten über den Urſprung der Diamanten ſind nach der uns durch Lavoiſier gewordenen Kenntniß ſeiner Zuſammenſetzung aus reinem Kohlenſtoff verſchieden; die Einen laſſen ſie durch Feuer, die Anderen auf naſſem Wege entſtehen. Schon Newton vermuthet das letztere, Brewſter desgleichen. Liebig gab bereits 1842 die anſprechendſte Erklärung, indem er die Bildung des Diamanten als einen fortgeſetzten Verweſungsprozeß betrachtete. „Denke man ſich", ſagt Herr Prof. Göppert, „die Verweſung in einer Flüſſigkeit vor ſich gehen, welche reich iſt an Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, ſo werde, ähnlich wie bei der Erzeugung der kohlenreichſten kryſtalliniſchen Subſtanz, des farbloſen Naphthalin, aus gasförmigen Kohlenwaſſerſtoff-Verbindungen, eine an Kohlenſtoff ſtets reichere Verbindung gebildet werden, aus der ſich zuletzt, als Endreſultat ihrer Verweſung, Kohlenſtoff in Subſtanz, und zwar kryſtalliniſch, abſcheiden müſſe. In der That läßt ſich hohe Temperatur mit ſeiner Bildung nicht zuſammenreimen, da er unter Einfluß hoher Temperatur ſich ſchwärzt, ja nach Despretz's Verſuchen ſogar in Coaks oder Graphit verändert wird. Der ſchwarze Diamant, oder ſogenannte Carbonat von Bahla, iſt in der That ein Gemenge von unkryſtalliſirtem Kohlenſtoff und Diamant, wie die von Löwig auf mein Erſuchen angeſtellten intereſſanten Verbrennungsverſuche zeigten. Für Entſtehung auf naſſem Wege ſprechen auch meine Beobachtungen über das häufige Vorkommen von Kryſtallen in Diamanten, von dem bis jetzt nur ein Paar Fälle bekannt waren. Zu Hunderten habe ich ſie in einzelnen Exemplaren und ſelbſt in Druſenform oder in kleinen Höhlungen im Innern beobachtet, wie durch Abbildungen in der genannten Schrift näher nachgewieſen werden wird.*) Ferner enthält ſie auch, wie ich glaube, unzweifelhafte Beweiſe für die anfänglich einſt weiche Beſchaffenheit des ſo wunderbar verdichteten Kohlenſtoffes. Man kannte bisher nur einen Diamanten in der Schatzkammer des Kaiſers von Braſilien, auf welchem der Eindruck eines Sandkornes ſichtbar iſt. Voe mir liegt ein erſt gerolltes, daher etwas undeutliches Granatoeder, welches auf ſeiner ganzen Oberfläche die Eindrücke von Sandkörnern zeigt, und ein ähnlicher Kryſtall des ſchwarzen Diamanten mit theilweiſe durch Eindrücke dieſer Art bezeichneten Flächen; in einem dritten iſt eine Druſe mit ihrer Natur nach unbekannten, gebogenen und zerbrochenen Kryſtallen. Zwei andere, ein Oktaeder und ein Granatoeder, haben tiefe Eindrücke auf der Oberfläche von Kryſtallen, die nicht von Diamanten herrühren. Die Entſtehung des Diamanten auf naſſem Wege ſcheint nun wohl kaum mehr zu bezweifeln. Nach Nachweiſung des duechweg organiſchen Urſprunges der Steinkohle, des Anthracites, ſo wie ihrer Bildung auf naſſem Wege, was vor 20 Jaheen noch zu konſtatiren war, habe ich von demſelben Geſichtspunkte aus oft den damit ſo innig verwandten, bis jetzt als ſtrukturlos anerkannten, wenn auch gewiß auf naſſem Wege gebildeten Graphit, ſo wie den Diamant, unterſucht, zugleich aber durch vieljährige Beobachtung von Bernſtein und Chalcedon viele Erfahrungen geſammelt, um zufällige Bildungen von ſolchen organiſchen Urſprunges zu unterſcheiden. Im Graphit habe ich bis jetzt noch nichts erreicht, im Diamant jedoch eine Reihe von Einſchlüſſen gefunden, die der Veröffentlichung mir werth erſchienen, welche freilich vielleicht das entſcheidende Kennzeichen ihres vegetabiliſchen Urſprunges nicht offen oder ganz unzweifelhaft an ſich tragen, aber es anderweitig auch wieder ſchwer werden laſſen, ſich negativ über dieſelben auszuſprechen. Die getreuen Abbildungen derſelben mögen darüber entſcheiden und wenigſtens zeigen und auffordern, daß die Wiſſenſchaft auf weiterem Verfolge dieſer Bahn wohl hoffen darf, entſcheidendere Erfolge, als die vielleicht für jetzt von mir erzielten, künftig zu erreichen."

*) Die von Descloiſeaux beobachtete Erſcheinung des Aſterismus fand auch von Kobell in einem dieſer an kleinen Kryſtallen reichen Kryſtalle in Form eines ſechsſtrahligen Sternes.

Der Vorſtand des „Börſenvereins der deutſchen Buchhändler" hat, bei Gelegenheit einer im Leipziger „Börſenblatt" erſchienenen Anzeige der von G. Mertens in Berlin veranſtalteten „Ausgabe" von Zſchokke's Novellen, unter dem 18. Januar 1864 angeordnet, fortan weder in die Bibliographie, noch in den Anzeige-Theil des Börſenblattes Titel oder Anzeigen von Nachdrucken ſolcher literariſchen Erzeugniſſe aufzunehmen, die bei Mitgliedern des Börſenvereins erſchienen ſind, auch wenn dieſe außerhalb Deutſchlands in ſolchen Ländern ihren Wohnſitz haben, die durch internationale Verträge gegen den Nachdruck mit Deutſchland verbunden ſind. Die deutſche Preſſe kann dieſe Anordnung nur mit Beifall begrüßen.

Als im Januar 1851 die ſchleswig-holſteiniſche Armee in Folge der damaligen deutſch-öſterreichiſchen Intervention aufgelöſt wurde, zählte dieſelbe — nach Otto Fock's „Schleswig-Holſteiniſchen Erinnerungen"*) — 43,248 Mann, unter denen ſich nur etwa 4—5000 Mann befanden, die nicht in den Herzogthümern ihre Heimat hatten. Eine Armee in dieſer ungefähren Stärke würde auch jetzt wieder aus der ſtreitbaren Jugend Schleswig-Holſtein's herzuſtellen ſein. Die Kriegs-Flotille der Herzogthümer beſtand im Jahre 1851 aus einem Schooner, drei Dampfſchiffen und 12 Kanonenbooten mit 41 Stück Geſchütz, die ſich ſämmtlich ſeitdem in den Händen der Dänen befinden. Auch erhielten Letztere im Jahre 1851 ausgeliefert: 527 Feſtungsgeſchütze, 118 Feldgeſchütze, 54,810 Gewehre, Karabiner und Piſtolen, 42,660 Säbel, 5610 Centner Pulver, 144,220 Voll- und Hohlgeſchoſſe, Kartätſchen ꝛc., 95,500 fertige Munitionen für Kleingewehr, 10 Millionen Zündhütchen u. ſ. w.

Herr St. René Taillandier iſt von Montpellier, wo er bisher an der Faculté des Lettres als Profeſſor angeſtellt war, nach Paris berufen worden, um an der Sorbonne, auf dem Lehrſtuhle St. Marc Girardin's, Vorleſungen über franzöſiſche Literatur und beſonders über die Poeſie zu halten. Sein diesmaliger Curſus umfaßt die Geſchichte der franzöſiſchen ſchönen Literatur von 1636, in welchem Jahre „le Cid" erſchien, bis 1661, alſo den ganzen Zeitraum, in welchem das glänzende Geſtirn Corneille's am Himmel Frankreichs ſtand und für dieſes Land eine Aera des literariſchen Ruhms eröffnete. Herr Taillandier hat eine bedeutende Aufgabe zu löſen, wenn er einen ſo geiſt- und kenntnißreichen Vorgänger, wie St. Marc Girardin, erſetzen ſoll, doch ſcheint ſein Debut in Paris ſehr gefallen zu haben.

Berichtigung. No. 8, S. 123, Sp. 1, Z. 29 leſe man ſtatt: „Das Reſumé deſſelben enthält nur die Sache" — „Das Reſumé derſelben enthält nur drei Sätze."

*) Leipzig, Veit u. Co., 1863.

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in Leipzig.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der geiſtige Kosmos.

Eine Weltanſchauung der Verſöhnung

von

Dr. Karl Sederholm,
evangel. Pfarrer.
Preis 3 Thaler.

Dieſes Werk iſt die Fortſetzung der zweiten Auflage der ſpekulativ-chriſtlichen Weltanſchauung, von der das erſte Heft, die Noetik, 1850 in unſerem Verlag erſchien. Der erſte Theil derſelben, die Metaphyſik, verſucht die Ergründung der ewigen Wahrheit an ſich, der zweite Theil, die Religionsphiloſophie, die Vermittelung derſelben ewigen Wahrheit durch das Chriſtenthum. Der Antrag: zur chriſtlichen Politik ſucht zu zeigen, was (in der proteſtantiſchen Welt) geſchehen müſſe, damit das Chriſtenthum ſeine weltrettende Macht entwickeln und die Schäden der Gegenwart heilen könne. (125)

Demnächst erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Mit zwei Photographien (der Gebrüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (123)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Philipp Jacob Spener und ſeine Zeit. Eine kirchenhiſtoriſche Darſtellung von **Wilhelm Hoßbach,** Dr. theol., Conſiſtorialrath, Prediger ꝛc. Dritte Auflage. 1861. 2 Theile. (36 Bg. gr. 8.) 1 Thlr. 15 Sgr.

Was das Werk auszeichnet, iſt nicht glänzende Rhetorik, ſondern die Keuſchheit und Treue der hiſtoriſchen Darſtellung, der wahrhaft Speneriſche Geiſt, der ſich durch das Ganze hindurchzieht. Hoßbach, bekanntlich mit Schleiermacher und Neander gleich befreundet, hat ein Werk in ihrem Sinne geſchrieben.

Der heilige Johannes Chryſoſtomus von Dr. **A. Neander.** Dritte verbeſſerte Auflage. Neue Ausgabe. Zwei Theile. 1858. geh. 2 Thlr. (124)

Es war dies Werk eine der Lieblingsarbeiten Neanders; vermöge der Verwandtſchaft ſeines eigenen Standpunkts mußte ſich Neander ganz beſonders durch Chryſoſtomus, den Märtyrer der Liebe, angezogen fühlen, und keins von Neanders wiſſenſchaftlichen Werken dürfte auch für Laien verſtändlicher und anziehender ſein, als grade unſer Chryſoſtomus.

In unſerem Verlage iſt bis jetzt erſchienen:

Amtlicher Bericht über die Induſtrie- und Kunſt-Ausſtellung zu London im Jahre 1862,

erſtattet nach Beſchluß der Kommiſſarien der Deutſchen Zollvereins-Regierungen.
Erſtes bis neuntes Heft. Preis 4 Thlr. 23½ Sgr. 71¾ Bogen gr. 8.
(2 Sgr. für den Bogen bei Entnahme des ganzen Berichts, 2½ Sgr. für den Bogen bei Entnahme einzelner Hefte.)

Inhalt nebſt Angabe der Einzelpreiſe: I. Heft. 1. Kl. Bergbau, Steinbrucharbeiten, Metallurgie und Mineralien. 8½ Sgr. II. Heft. 16 Kl. Muſikaliſche Inſtrumente. 13 Sgr. III. Heft. 10. Kl. Zivilbau und Bau-Vorrichtungen. 15¾ Sgr. IV. Heft. 11. Kl. Militair-Geniewesen, Ausrüſtungsgegenſtände, Geſchütze und Fahrzeuge, kleine Waffen ꝛc. 12. Kl. Schiffbaukunſt und Schiffsgeräthſchaften. 18½ Sgr. V. Heft. 29. Kl. Unterrichts- und Erziehungsgegenſtände. 12½ Sgr. VI. Heft. 13. Kl. Phyſikal. u. mathemat. Inſtrumente. 14. Kl. Photograph. Apparate und Photographien. 15. Kl. Zeitmeßinſtrumente; Uhren. 21½ Sgr. VII. Heft. 2. Kl. Chemiſche Produkte; pharmazeut. Stoffe und Präparate. 4. Kl. Animal. und vegetabil. Subſtanzen zur Verarbeitung in den Gewerben. 1 Thlr. 2 Sgr. VIII. Heft. 30. Kl. Hausgeräth. Tapezier-Arbeiten, einſchl. Papier-Tapeten und Papiermaché. 34. Kl. Glaswaaren. 35. Kl. Töpferwaaren. IX. Heft. 7. Kl. Arbeitsmaſchinen und Werkzeuge.

Berlin, im Januar 1864. (120)

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Bei S. Hirzel in Leipzig erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Weisheit des Brahmanen.
Ein Lehrgedicht
von
Friedrich Rückert.
Fünfte Auflage.
Preis geheftet 2 Thlr., roth geb. mit Goldſchnitt 2 Thlr. 15 Sgr. (116)

Bei den Verlegern dieſer Zeitſchrift iſt erſchienen:

Die Hochzeit des Kutrulis.
Ein ariſtophaniſches Luſtſpiel
von
Alexandros Rhisos Rhangawis.
Aus dem Neugriechiſchen überſetzt
von D. H. Sanders.
Zweite Ausgabe. 16. X. u. 168. 1851. 15 Sgr.

Eine überaus witzige und lebendige Schilderung der Erbärmlichkeit und Abhängigkeit der politiſchen Verhältniſſe des Königreichs Griechenland und der Intrigen u. Kämpfe der Geſandten der Großmächte um Einfluß — in Form der ariſtophaniſchen Komödie. (126)

Confirmationsgeſchenk.

Worte des Herzens
von
J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr.
Beſſere Ausgaben mit L's Porträt, Widmungsblatt, Biographie u. a. m. ſind in engl. Einband mit Goldſchnitt geb. zu 1 Thlr. 10 Sgr., bez. 1 Thlr. zu erhalten. (128)

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Das Magazin optiſcher und mechan. Inſtrumente
von **A. Meissner**, Opticus und Mechanicus,
Friedrichs-Strasse Nr. 71, Ecke der Tauben-Strasse,
empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair-** und **Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (119)

☞ **Schönſte Zeitſchrift Deutſchlands.** ☜
Verlag von **Kraiß & Hoffmann** in Stuttgart.

Preis des Jahrg. 4 fl. 48 kr. ſüdd. = 3 Thlr.

Freya,
Vierter Jahrgang
mit der
Kupferſtich-Prämie:
Das
Mädchen von Cypern.

Illuſtrirte Blätter für die gebildete Welt.

Die rühmlichſt bekannte Zeitſchrift bietet der Familie wie dem Einzelnen einen Schatz von anziehender Lektüre und ſchönen Bildern zum billigſten Preiſe. Sie enthält **Novellen, Biographien, Geſchichts- und Naturkunde, Reiſe- und Literaturbriefe ꝛc.** von **Moritz Hartmann, Paul Heyſe, Fanny Lewald, J. H. v. Mädler, Melchior Meyr, Eduard Mörike, H. Reuchlin, Adolf Stahr, Karl Vogt, Ottilie Wildermuth u. A.**

Monatlich 1 Heft von 4 Quartbogen Text mit Original-Holzſchnitten nebſt 3 Kunſt-Beilagen in Stahlſtich und Farbendruck.
à 24 kr. ſüdd. = 7½ Sgr. Subſcriptions-Preis. (118)

☛ Man ſubſcribirt auf die **Freya** bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern. ☚

Jährl. außer d. Holzſchnitten 36 Kunſtblätter

Dieser Nummer liegt bei: Neuigkeits-Bülletin von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig. No. 1. Januar 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 10.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 6. März **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.

Der Dichter in der Commiß-Uniform. Joſeph Emanuel Hilſchee 146

England.

Vorbereitungen zur Shakſpeare-Feier in England 149

Italien.

Das Ptolemäiſche und das Kopernikaniſche Weltſyſtem. An Galilei's dreihundertſtem Geburtstage 151

Frankreich.

Der Geiſt der franzöſiſchen Revolution. II. Die politiſchen Schriften von 1789 . 152

George Sand und E. T. A. Hoffmann . 154

Rußland.

Deutſche Kolonieen um St. Petersburg. III. Sitten und häusliches Leben . . . 155

Kleine literariſche Revue.

Bibliſche Frauen, von Katharina Diez . . 157

Das Leben Göthe's, von Lewes, in zweiter Auflage 157

Armſtrong und Withworth 157

Friedrich Spiegels Eran 158

Zur Schnell- und Rechtſchreibung . . . 158

Ueber die Entſtehung des Schwefelwaſſerſtoffs in Mineralquellen 158

Literariſcher Sprechſaal 159

Demnächst erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM

UND **REDE ÜBER DAS ALTER,**

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**

Mit zwei Photographien (der Gebrüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geb. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns noch seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem irischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (140)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

(129)

In fcap. 8vo, cloth extra, gilt edges, price **5s.** each volume; Morocco elegant or antique, **9s.** each.

ROUTLEDGE'S BRITISH POETS.

EDITED BY THE REV. R. A. WILLMOTT.

With Biographies and Critical Notices, and printed without abridgment from the purest text. This series comprises the works of the best English Poets, printed with new type on the best paper. Each volume contains on an average 500 pages, with Eight Illustrations, engraved by Dalziel, from designs by Edward Corbould, Birket Foster, John Gilbert, W. Harvey, or Franklin.

CHAUCER'S CANTERBURY TALES, &c. From the Text of *Tyrwhitt.*

SPENSER'S FAERIE QUEENE. To which is added his EPITHALAMION. With a Glossary.

DRYDEN'S POETICAL WORKS. With Illustrations.

MILTON'S POETICAL WORKS. Carefully revised from the Text of *Thomas Newton, D. D.*

THOMSON & BEATTIE'S POETICAL WORKS; including GILBERT WEST and HAMPFYLDE.

PERCY'S (BISHOP) RELIQUES OF ANCIENT POETRY. A New Edition, with Introduction entirely re-written, and many Notes, by Rev. *R. A. Willmott,* and Eight Illustrations by E. Corbould.

TASSO'S JERUSALEM DELIVERED. Translated by *Fairfax,* Edited by the Rev. *R. A. Willmott.* With a Biography of Tasso and Fairfax. Eight Illustrations by Corbould.

HERBERT'S POETICAL AND PROSE WORKS. In Antique Type. With Biographical and Critical Notices by the Rev. *R. A. Willmott,* with a Portrait and Illustrations.

AKENSIDE and DYER'S POETICAL WORKS. Edited by the Rev. *R. A. Willmott.* With an Original Portrait, and Eight Illustrations by Birket Foster.

POPE'S POETICAL WORKS. Edited by *H. P. Cary.*

GRAY, PARNELL, WARTON, GREEN, and COLLINS' POETICAL WORKS. Edited by the Rev. *R. A. Willmott.*

GOLDSMITH, JOHNSON, SMOLLETT, and SHENSTONE'S POETICAL WORKS. In One Volume.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Februar 1864.

Tom Probus and his Valentines. — At the Westminster Play. — Reading the Valentine. — Love's weatherglass. — The first day of the season and its results. — Picturesque London. — At Thackeray's grave. — Portrait of the late W. M. Thackeray. — The merchant — primes of England. — The ordeal for wives Chapt. IV — VIII. — The ice-kings gift to Alexandra. — Ladies' work. — An old-fashioned Valentine. — Just as it happened. — St. Valentine's day in leap year. — A chat about Valentines. — Ad lunam. — Mrs. Spencer's party and how the people amused themselves.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sone hende versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS, Februar. (t15)

Buchhandlung **F. A. Brockhaus,** Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique complétés par de articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.* Nouvelle Série. 4me année. No. 1. *Janvier* 1864.

I. Les ressources matérielles de l'Autriche. — II. Curiosités testamentaires. — III Scènes de la nature sous l'équateur. (Para et sa population. — Une excursion sur le Tocantins. — Première exploration de l'Amazone. — Santarem et Obidos. — Aventures avec les serpents et les crocodiles.) — IV. Nouvelles lettres de Félix Mendelssohn-Bartholdy, écrites de 1833 à 1847, année de sa mort. — V. Progrès de l'art des ingénieurs. — VI. Le peintre de portraits. Nouvelle russe, par X. Marmier. — VII. Les contes de Noel et du nouvel an pour 1864. — La maison garnie de Mrs. Lirriper, par *Charles Dickens.* — VIII. Pensées diverses. — IX. Poésie. — Le ver luisant et les singes. — Correspondences de la Revue Britannique. — X. Correspondance d'Allemagne. — XI. Correspondance de Londres. — XII. Chronique scientifique. — XIII. Chronique et Bulletin bibliographique. (142)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Der Dichter in der Commiß-Uniform.

Joſeph Emanuel Hilſcher.*)

Iſt ein ſpätes Standbild von Erz oder Stein Erſatz für verlorene Tage, Erſatz für Verkennung, Undank, Druck und Hohn, Erſatz für all die Wunden, die dem Genius die Mitwelt ſchlug? Als er, dem der Himmel die Gabe verlieh, auf daß Ihr ſelig würdet, indem Ihr die Göttlichkeit im Schönen ahnet — als er unter Euch wandelte, als er mehr denn Andere Eurer Liebe bedurfte, da ſtießt Ihr lieblos ihn von Euch und fügtet Schmerzen ihm zu, die Ihr nicht zu faſſen verſteht. Nun aber, da er den bittern Kampf des Lebens durchgerungen, da Ihr ihm keine Thräne mehr trocknen dürft und er ſiegprangend von ſeligen Höhen mitleidig auf Euch herniederlächelt, da erweiſet Ihr ihm zu ſpäte Ehre und miſchet unter das echte Korn wahrer, edler Begeiſterung die untrennbare grobe Schlacke Eurer eigenen Eitelkeit!

Wohl iſt es ſchön und des Menſchen würdig, den Genius im Denkmal zu feiern, damit es Zeugniß ablege für unſere Geſinnung und die Nachkommen zum Dienſte des Schönen erziehe; ſchöner iſt es, wenn in der Nation ein Bewußtſein, ein tiefes Begreifen erwacht deſſen, was der Genius ihr geſpendet; wahrlich am ſchönſten aber iſt es, und dann erſt zeigt die Menſchheit ſich der geiſtigen Offenbarung würdig, wenn des Geiſtes Frucht ſich in einer edleren Menſchlichkeit zeigt, wenn fortan ein Zug zum Großen und Schönen Hoch und Niedrig durchdringt, eine fromme Begierde, in der Gegenwart, im eigenen Leben durch würdiges Handeln, durch Menſchenliebe und Gerechtigkeit, durch Wahrheitsſinn und Freiheitsliebe, durch tiefe, heilige Pietät gegen höheres Geiſtesleben dem Verklärten gerecht zu werden. Dann wird es der Opfer der Verhältniſſe weniger geben, dann wird der Frevel, der Mord am Geiſte ſeltener werden; und ſeltener werden die Nachkommen ſchwere Vorwürfe erheben.

Zu Leitmeritz in Böhmen wurde am 29. Juni v. J. durch feſtliche Enthüllung eines Denkmals eine Sühne den Manen eines Mannes gewährt, der in dem Dienſte der Muſen ſeinen einzigen von Gott ihm verliehenen Beruf feſt und klar erkannt hatte, und der ohne Zweifel manche goldene Frucht des Geiſtes gezeitigt hätte, wenn es ihm gelungen wäre, die ſchwere, drückende Zwangsjacke, zu der das Schickſal ihn verdammt hatte, von ſich abzuſtreifen und aus dem trüben, erſtickenden Dunſt der ihn umgebenden Atmoſphäre ſich empor zu ringen, um in edlerer Geſellſchaft ein würdigeres Daſein zu führen. Weil er das Kleid der Niedrigkeit an ſich trug, ſo rauſchte die Mitwelt ſtolz an ihm vorüber, während er das reinſte Streben nach dem Ideale in ſeinem Herzen trug und die Kraft in ſich fühlte, die Flügel zu hohem Aufſchwung zu erheben. Spärliche Brocken herablaſſenden, kühlen Beifalls, vornehmes Lächeln, wie es den Stolz eines edlen Herzens beleidigt, gewährte man ihm über die trennende Kluft hinüber, während er in ſeinem verſchloſſenen Innern vor Sehnſucht nach Anerkennung und Liebe verſchmachtete; an dem Prometheusfelſen der jämmerlichen Trivialität eines banauſiſchen Dienſtes blieb er unter höhniſchem Zwange gefeſſelt, während ſeine gefolterte Seele im Sonnengefilde und Aetherdufte der Poeſie die einzige Nahrung fand, bis Nacht auf Nacht ſich um das Herz ihm lagerte und der Tod ſein Erlöſer ward.

Joſeph Emanuel Hilſcher iſt es, den wir bedauern, einen öſterreichiſchen Fourier. Keine Literaturgeſchichte nennt ſeinen Namen. Doch ſchon haben edle Männer das Streben des Dahingeſchiedenen aus dem Grabe der Vergeſſenheit hervorgezogen, ſeinen Werth mit Gerechtigkeit gewogen und dem Dulder einen ſchlichten Zweig der Ehre mit warmer Liebe um das Haupt gewunden. Wir nennen vor Allen ſeinen Freund und Landsmann, den Dichter Ludw. Aug. Frankl, den Sammler und Herausgeber ſeiner vor uns liegenden Poeſien, und Robert Prutz*) und verweiſen auf die von ihnen gegebene Lebensſkizze Hilſchers und ihre Urtheile.

Hilſcher wurde zu Leitmeritz in Böhmen 1806 geboren. Sein Vater war Regimentsproſoß der dortigen Garniſon. Im Erziehungshauſe des Regiments erzogen, zeichnete der Knabe ſich bald durch ſo bedeutende Fähigkeiten und Fortſchritte aus, daß er zehn Jahr alt, ſchon zum Lehrer ſeiner kleinen Kommilitonen gemacht wurde. Seine Wißbegierde regte ſich gewaltſam, oft fand man ihn des Morgens noch am Studirtiſche, wo der Schlaf bei den Büchern ihn überwältigt hatte. Seines außerordentlichen Talentes wegen geliebt und bewundert, empfing er von mancher Hand Mittel, ſeine Lernbegierde zu befriedigen. Zugleich erwachte ſeine Neigung zur Poeſie, die ſich zur Leidenſchaft ſteigerte und ſeinem Streben eine entſchiedene Richtung ertheilte, als ſein Regiment nebſt dem Erziehungshauſe 1818 nach Laibach verlegt wurde. Denn hier genoß er die Unterweiſung und Anregung eines höchſt talentvollen und gebildeten jungen Mannes, der, wahrſcheinlich aus guter Familie ſtammend, ein Freund Sands und in deſſen Verſchwörung verwickelt, der Verfolgung glücklich entronnen war, hier unter dem Namen Friedrich Dahl vom Regimente ſich anwerben ließ und ſpäter am Erziehungshauſe eine Lehrerſtelle erhielt.

1823 wurde Hilſcher „ausgemuſtert" und als Gemeiner dem Regimente eingereiht. Dies galt ihm als Freiheit, die er in vollen Zügen einſchlürfen wollte. Er war übermüthig heiter, voll ſprudelnder Laune und ließ ſeiner Neigung zum Sarkasmus ungehemmt den Zügel ſchießen. Mit Dahl las er fortwährend Schiller, Göthe, Shakſpeare, Calderon, Dante, Arioſto und Taſſo und deklamirte bei ſeinem glücklichen Gedächtniß Strophen auf Strophen, wenn er zur Nachtzeit Wache ſtand.

Einige Unteroffiziere hatten theatraliſche Darſtellungen in der Kaſerne veranſtaltet. Hier eröffnete ſich ihm ein neues Feld. Mit leidenſchaftlichem Feuer betheiligte er ſich als Schauſpieler, Regiſſeur und bald auch als Dichter. Da ſich einige gute Kräfte zuſammenfanden, ſo wurden dieſe Bemühungen von den Offizieren aufgemuntert und ſogar die Bühne des ſtändiſchen Theaters zu gewiſſen Zeiten ihnen für öffentliche Vorſtellungen zu milden Zwecken bewilligt. Hier dichtete Hilſcher ein Drama „Friedrich der Schöne" oder „deutſche Treue", das bei dem Publikum außerordentlichen Beifall fand, deſſen Manuſkript aber ſpurlos verſchwunden iſt.

So reifte er ſchnell heran. Doch eben ſo ſelig und ſtolz, wie er ſich ſeines Dichterberufs bewußt ward, eben ſo bitter und ſchmerzlich war die gleichzeitige Erkenntniß ſeiner Stellung in der menſch-

*) Gedichte von J. E. Hilſcher. Originale und Ueberſetzungen. Redigirt von L. A. Frankl. Herausgegeben vom Comité zur Errichtung eines Hilſcher-Denkmals und einer Hilſcher-Stiftung in Leitmeritz. Zweite vermehrte Auflage. Mit dem Portrait und der Abbildung des Denkmals des Dichters. Leitmeritz. Mercy u. Blömer, 1863.

*) R. Prutz, Kleine Schriften zur Politik und Literatur. Bd. II. S. 254—285: „Dichter und Krieger. Zum Andenken Joſ. Eman. Hilſchers."

Digitized by Google

lichen Geſellſchaft, die ſich wie ein Alp über alle Träume, Wünſche und Hoffnungen lagerte. Er fühlte den Gott im Buſen, aber auch die Kommißuniform am Leibe und ſah ſich in einer Umgebung, für deren Trivialität er tiefen Ekel nur und Widerwillen empfand, der ſich in beißender Ironie und verletzendem Sarkasmus von ſeinen Lippen ergoß, während er brannte vor Verlangen nach Mitgefühl und aufmunternder Anerkennung. Mit ganzer Inbrunſt klammerte er ſich an die Poeſie und verſchanzte ſich mit Geiſtesſtärke gegen den Spott der rohen Soldateska, mit der er die Kaſernenſtube theilen mußte. Der Schmerz ſeines Lebens hatte begonnen, um ihn nie wieder zu verlaſſen.

In dieſer Stimmung überkam ihn Byron, in deſſen Poeſie er den vollen Wiederklang aller ſeiner Schmerzen fand, mit der ſein ganzes Sein in innige Verſchmelzung überging. Fortan ſetzte er ſeine beſte Kraft daran, den großen Briten, dem er ſo tief nachempfand, in deutſche Sprache zu übertragen.

„Auch ich hab' einſam in der Welt geſtanden!"

ruft er in der Zueignung an Byron aus;

„Und darum hab' ich Dich und das empfunden,
Was in verwandter Sprache Du beſungen,
Und bin, den Puls belauſchend, in die Wunden,
Bis wo der Schmerz ſich bildet, eingedrungen." —

Um ihm aber die Stacheln noch tiefer ins Herz zu drücken, erwachte in ihm mit voller Gluth und Stärke das Gefühl, das beſtimmt iſt, den Menſchen mit den zarteſten und feſteſten Banden an Erde und Leben zu knüpfen. Er verliebte ſich in die Tochter eines Kaufmanns, die mit Schönheit jene Höhe der Bildung und geiſtige Grazie vereinte, wie ſie dem Bedürfniß ſeiner Seele entſprach. Viel zu ſchüchtern, ein Geſtändniß, namentlich in ſeiner Stellung, zu wagen, trug er lange Zeit ſein Geheimniß in ſich verborgen und vertraute nur der Muſe ſeine überſtrömende Seligkeit, ſeine Zweifel, ſeine Sorge, das Ringen und Kämpfen ſeiner Seele. Ein romantiſches Epos, der bezauberten Roſe ähnlich, ſoll in dieſer Zeit entſtanden ſein, in dem er mit dem Kranze der höchſten Idealität das ſüße Bild ſeiner Sehnſucht ſchmückte. Je härter das Leben ihn drückte, je mehr Zurückſetzung er erfuhr, die immer mehr ihn zur tiefſten Verſchloſſenheit drängte, je einſamer und verlaſſener ſein Daſein wurde, deſto heißer und inniger ſchmiegte ſich ſein Herz an ſeine Liebe und duftete all ſeinen Inhalt in Liedern aus. Sein Vater war ſchon vor Jahren geſtorben. Hier in Laibach verlor er nach einander ſeine Mutter, ſeinen jüngeren, ebenfalls geiſtig früh gereiften Bruder und ſeine zwei geliebten Schweſtern. So ſtand er nun völlig allein und losgetrennt von allen Banden des Bluts. Die Jugend entwich; er wurde ſchweigſam, ernſt, und ein elegiſcher Hauch umwehte ſeine hohe, männliche Geſtalt. Da wagte er endlich den Schritt, der über ſein Schickſal entſcheiden mußte, und erfuhr den Schmerz, ſeine unendliche Liebe ſchnöde und verächtlich zurückgewieſen zu ſehen. Nach einer Reihe von Jahren ſchreibt er an einen Freund: „Seit Jahren überzeugt, daß es aus dem öden Leben nur die *eine* Rettung ins Familienleben giebt, ſteht mir wohl nur eine Zukunft bevor, die mit heroiſcher Reſignation ertragen werden muß. Auch hier träumte ich einmal von etwas Beſſerem; — es war ein Traum. Von dem Ketzerglauben, daß ich eine bedeutende Macht auf ein Mädchenherz ausüben könne, bin ich auf bittere Art bekehrt worden. Sie, für die ich mit dem Grabſcheit hätte arbeiten können, hat mich mit einer — — abgewieſen, die den Stolzen zur Wuth empören mußte, welcher der redliche Mann nur Verachtung entgegenſetzen kann, die aber ich — ich kann es ſagen — mit einer Milde und einem Edelmuthe erwiderte, der — wenn nicht ſchon jetzt — doch einmal gewiß erkannt und meine ſchwere Rache ſein wird; denn auf dieſer weiten Erde giebt es nichts, das ſich mit der Liebe nur im entfernteſten vergleichen könnte; ſie iſt das Höchſte, was der Menſch bieten und erlangen kann, und wer ſie kalt von ſich weiſt, der verſündigt ſich an dem Heiligſten, und die Stunde wird nicht ausbleiben, wo er daran darben und danach lechzen wird. — In mir wird der Reichthum verroſten und vielleicht niemandem mehr zu Gute kommen; — — baſta! baſta! baſta!" Eine Reihe der zarteſten und rührendſten Gedichte, die ſich in ſeinem kleinen geretteten Nachlaſſe befinden, ſprechen ſein Gefühl aus. Er, der Verachtete und ſchmählich Zurückgewieſene, vermag nicht zu zürnen, er liebt und findet darin allein ſein ſchmerzliches Glück. Lauſchen wir einmal ſeiner ſanft tönenden Leier.

Die beiden Quellen.

Es ſind, wie Arioſto ſang, zwei Quellen
Von ſeltener Wunderkraft in den Ardennen;
Wer eine trinkt, der muß in Lieb' entbrennen,
Die andre zwingt zum Haß mit ihren Wellen.

Wohl haſt Du, Strenge! nimmer aus dem hellen,
Geweihten Born der Liebe trinken können,
Weil aller Gluth, die meine Lieder nennen,
Sich Deine Blicke kalt entgegenſtellen.

O hätteſt Du den Minnequell erkoren,
Den andern ich, mit Froſte mich zu tränken,
Daß Du erkannt, wie Stolz und Haß betrüben.

Doch wehe mir! welch Wort entfuhr dem Thoren?
Wie kann ich wünſchen, daß Dich Leiden kränken?
Nein, haſſe immer; ach, ich kann nur lieben!

Beklage mich nicht.

Und wenn ich ſchlafe in der engen Zelle,
Tief unter Blumen, die im Winde wanken,
Wo Epheuſchlingen um Cypreſſen ſchwanken,
Fern von des Tages freundlich goldner Helle;

Wenn ungeſehn an der geheimen Stelle
Schon Auge, Mund und Herz in Staub verſanken
Und nur im Lied Gefühle und Gedanken
Sich fort erhalten auf der Lebenswelle;

Und Du einſt nahſt dem eingeſunknen Hügel,
Dann denke mein, doch nicht mit ſpäter Klage
Und nicht mit Reue oder bittern Zähren!

Ich war ſo glücklich! Ohne zu begehren,
Genoß ich Deinen Anblick manche Tage
Und ſah auch rein in Deiner Seele Spiegel.

Noch lebte ein menſchliches Weſen in ſeiner Nähe, das ihn verſtand und zu dem er ſich hingezogen fühlte. Es war ſein dankbar verehrter Lehrer und Freund Friedrich Dahl. Doch auch dieſer ſollte ihm auf furchtbare Weiſe entriſſen werden. Dahl, wegen eines Vergehens zu einer entehrenden Strafe verurtheilt, nahm ſich durch einen Schuß das Leben. Der Eindruck auf Hilſcher war niederſchmetternd.

Doch all dieſe Schmerzen würde er wie ein Mann ertragen haben, wenn er irgend welche Ausſicht hätte erlangen können, aus der ihn erdrückenden Umgebung ſich zu retten, an das Licht der

Digitized by Google

Oeffentlichkeit zu treten und eine Stellung zur Geſellſchaft zu gewinnen, wie ſie ſeinem Bedürfniß entſprach. Doch welch ein Geiſt in den höheren Militärregionen wehte, und wie wenig Hilſcher in dieſer Beziehung hoffen durfte, beweiſt unter Anderem die Notiz, daß der Kommandant von Laibach den Korporal v. Käfer, einen talentvollen jungen Mann, der es gewagt hatte, ein Gedicht auf die Ankunft des Kaiſers Franz in die „Laibacher Zeitung" einrücken zu laſſen, mit Degradirung und 40 Stockſtreichen hatte ſtrafen wollen und ſchließlich nur aus Scheu vor dem lautgewordenen Murren des Offiziercorps von der Ausführung dieſer blödſinnigen Barbarei abſtand.

Unter ſolchen Umſtänden können wir uns nicht wundern, wenn Hilſcher ſich gegen alle Welt abſchloß, wenn er durch Ironie und äußere Unfreundlichkeit nnd Schroffheit verletzte und ſich Feinde machte. In einem Gedichte, dem einzigen in der Sammlung, das dieſen Ton anſchlägt, ſpricht er energiſch ſeine Stimmung aus.

Aufſchluß.

Ihr nennt mich kalt. Ich bin es, ja! und kalt
Wie Gletſchereis, an dem umſonſt der Strahl
Der Sonn' übt die ſchmelzende Gewalt,
Die Laub und Blüthen ſich erſchafft im Thal.

Und ungeſellig — Ja, ich bin es, gleich
Dem Aar, der, horſtend in dem Steingeklüft,
Nicht wohnen mag im niedrigen Geſträuch
Und finſter, einſam nur die Luft durchſchifft.

Und bin ich ſo, ſo bin ich es mit Recht.
Denn ihr ſeid wie die Wüſte, aber kühl;
Mißkennend, was in mir iſt wahr und echt,
Habt ihr gehöhnt, gemißbraucht mein Gefühl.

Ihr habt die Blüthen meiner Bruſt zerſtört
Und Dornen mir in's öde Herz geſä't,
Zu arger Wallung wie das Blut empört
Und Wolken mir ins Angeſicht geweht.

Drum laßt mich kalt nnd ungeſellig ſein;
Was frommt's, mit euch zu leben im Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr ſeid für mich zu leer.

Doch auch gegen aufrichtiges Wohlwollen konnte er ungerecht werden, es verkennen und von ſich ſtoßen. Einſt ließ ihn ſein Oberſt, ein kunſtliebender Mann, holen und fragte ihn, ob er nach Italien gehen wolle? Hilſcher, der dies in Verbindung mit ſeiner Liebe bringen mochte, daß man ihn vielleicht von dem Orte ihres Aufenthalts entfernen wollte, antwortete auf die freundſchaftliche Frage mit trockener Subordination: „Wie Sie befehlen!" — Ich denke, daß es Ihnen lieb ſein dürfte, als Dichter in dieſem Lande der Künſte ſich aufzuhalten. Wenn Sie es wollen, ſagte der Chef, ſo findet ſich jetzt die Gelegenheit, Sie dahin zu verſetzen. — „Wie Sie befehlen!" lautete die barſche Antwort. — Mißverſtehen Sie mich nicht, erwiderte der Chef, ich meine es freundſchaftlich, und es hängt bloß von Ihrem Willen ab. — „Wie Sie befehlen!" — So befehl' ich, daß Sie ſich entfernen! war die entrüſtete Antwort, und Hilſcher hatte von dieſer Stunde an deſſen Gunſt verloren.

Wahrſcheinlich hatte er es dieſer und ähnlichen Begegnungen zuzuſchreiben, daß auch die letzte Hoffnung, die ſich ihm zeigte, ſeine Stellung zur Geſellſchaft zu verbeſſern, und die er mit aller Freude begrüßte, vereitelt ward. Denn 1831 zum Feldwebel avancirt, hatte er bei der kurz darauf folgenden Verſetzung ſeines Regiments nach Italien unter der Hand die Zuſicherung bekommen, ſehr bald mit Uebergehung der Fähndrichscharge das Offizierpatent zu erhalten. Nichts davon aber ging in Erfüllung. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Bologna wurde er als Fourier zum Generalquartiermeiſterſtabe nach Mailand verſetzt, in welcher Stellung er bis zu ſeinem Tode verblieb.

Hier beginnt nun ſein allmähliches Zuſammenbrechen, äußerlich durch ein ſchleichendes Fieber befördert, das eine in Mailand gewöhnliche Skrophelkrankheit in ihm zurückließ. Einige poetiſche Arbeiten, die in das „Mailänder Echo" gelangten, konnten bei dem ſchlechten Stande des Blattes die Aufmerkſamkeit nicht auf ihn lenken. Die Auszüge, welche Frankl aus Briefen an v. Käfer mittheilt, ſchildern ſeinen Zuſtand völlig. Sein verbittertes Leben und ſein ſtolzes Selbſtbewußtſein, das Aufflackern ſeines Geiſtes und das Hinſiechen ſeines Leibes, ſein gewaltiges, aber beklemmtes Streben und ſein Zerwürfniß mit Welt und Menſchen ſpricht aus jeder Zeile. „Ich laſſe ſelten tief in meine Bruſt ſchauen, ſchreibt er; mein Stolz verträgt nicht den Zweifel, und es verletzt mich aufs ſchärfſte, wenn Jemand in mein Inneres wie in eine Gauklerbude blickt."

„In Summa derſelbe wie vor Jahren, bin ich doch in Einer Hinſicht ſtark verändert; ſtrenger und milder, kälter und wärmer, aber durchaus klarer für mich und Andere. Nun weiß ich, warum ich ſo oft und ſo ſehr verkannt worden bin; nun wird an mir Niemand mehr irre werden. Dem Dünkel und der Bosheit werde ich ewig ſchroff entgegenſtehen; aber an ſie allein werde ich nie mehr Offenheit und Geradheit verſchwenden. Lieber! Wenn man Gefühle und Gedanken in ſich trägt, die von Anderen als Thorheit verlacht werden, da iſt Zurückhaltung zu entſchuldigen. Ich habe ſie größtentheils aufgegeben, und wenn ich jetzt lache, ſo lache ich laut in die Welt hinein, und kann ich mich mit meinen Thränen nicht in einen Winkel zurückziehen, nun, ſo mögen ſie auch in Gegenwart von Richtern und Spöttern fallen. Aber den Menſchen weiche ich gerne aus; ſie haben mich nicht verachtet, mir nicht gefliſſentlich Leid zugefügt, ja mir Gutes gethan nach ihrer Weiſe; aber ſie haben mich viel gelangweilt und mir manches Weh verurſacht und mir für meine vollwichtigen Dukaten falſche Groſchen gegeben."

Im September 1837 lief ſeine Dienſtzeit ab und er gedachte dann unter allen Umſtänden ſeinen Abſchied zu nehmen. „Ausſichten für die Zukunft habe ich gar keine. Betteln werde ich um nichts; im Gegentheil freue ich mich darauf, wie ich am Schluſſe meiner militäriſchen Laufbahn dem langverhaltenen Groll Luft machen werde. Ich will ihnen ſchon etwas anzuhören geben, daß ihnen die Ohren gellen. Die jämmerlichen Egoiſten!" „Was ich auch zu ergreifen genöthigt bin, ich ergreife es mit Luſt. — Soldat mag ich keine Minute länger bleiben, als ich muß, und ich werde ſobald als nur möglich einen Stand verlaſſen — — der mich eben ſo ſehr verhindert hat, der Welt nützlich zu werden, als meine eigene Wohlfahrt zu gründen." Dabei ſehnte er ſich hinweg aus dem Klima, das abſpannend und entnervend auf ihn einwirkte. Dunkler und dunkler wird es in ſeinem Innern und mehr und mehr verſtummt ſein Dichtermund.

„Vergebens ſuch' ich einen reinen Ton,
Wo finſtre Stimmen tobend ſich beſtreiten;
Der Wohllaut iſt für immer mir entfloh'n,
Der Mißklang bleibt in den verſtummten Saiten."

— — — — — — — — — — —

Digitized by Google

„Ein Fremdling muß ich unter Fremden ſtehen,
Und mißverſtanden, oder ganz verkannt,
Ihr abgeſchmacktes, ſchales Treiben ſehen,
Fort aus dem Kreis der Beſſeren gebannt;
Muß ängſtlich ringen mit gemeinſten Sorgen,
Wie leid'ge Lüge flieh'n der Hoffnung Wahn,
Mit friſcher Kraft erwachen jeden Morgen,
Um ausgemüdet dumpfem Schlaf zu nah'n."

In dieſem Zuſtande fand ihn der Dichter L. A. Frankl, der durch ſeine liebevolle Theilnahme dem Verſchmachtenden vielleicht noch den letzten labenden Tropfen gereicht hat. „Ich beſuchte ihn täglich, erzählt er, und ein Rudel Kinder, wenn ſie ſeinen Schritt hörten, lief ihm jedes Mal entgegen; nun holte er aus allen Taſchen Zuckerwerk hervor und theilte heiter, wie die Kinder ſelbſt, mit Liebkoſungen daſſelbe unter ſie aus. „Das iſt meine größte Freude!" ſagte er; ſo lieben mich auch die Hunde, die im Hauſe ſind. Glauben Sie mir, Kinder und Hunde ſind die treuſten Seelen!"

Nach ein Paar Monaten war der erſehnte September gekommen, der ihm die Freiheit bringen ſollte. Doch ſchon hatte ſich ſein Leiden in eine Lungenſchwindſucht verwandelt. Er verſchied am 12. November 1837. Sein Grab iſt ein verlorenes auf wälſcher Erde.

Einige Czechen in Prag erinnerten ſich im Jahre 1861 eines Dichters in czechiſcher Sprache, Karel Hynek Macha, der 1836, erſt 26 Jahre alt, in Leitmeritz geſtorben iſt und deſſen geſammelte Schriften, von Alfred Waldau ins Deutſche überſetzt, ſoeben in Prag erſchienen ſind. Sie errichteten ihm in edler Huldigung an ſeiner Todesſtätte ein ſchönes Denkmal. Da gedachten auch die Deutſchen in Leitmeritz, daß ihnen ein Dichter durch ſeine Wiege angehöre, und ſo kam das eben erwähnte Hilſcher-Denkmal zu Stande. Die Mittel dazu wurden durch eine neue Sammlung und Herausgabe der poetiſchen Arbeiten Hilſchers, welche L. A. Frankl beſorgte, zuſammen gebracht, und die Subſcription hatte einen ſo guten Fortgang, daß das Comité, nach Beſtreitung aller Koſten des Denkmals, den Beſchluß faſſen konnte, den Fonds auch zur Gründung einer Schulſtiftung zu verwenden.

In dem kleinen poetiſchen Nachlaſſe Hilſchers, den Frankl uns gerettet hat, finden wir nur eine geringe Anzahl von eigenen Gedichten, die aber ſchwunghafte Proben eines bedeutenden lyriſchen Talentes ſind. Die Empfindung iſt ebenſo edel, warm, innig und zart, wie die Sprache und Form von vorzüglicher Reinheit und Schönheit. Den größten Umfang aber nehmen Ueberſetzungen ein, und zwar meiſtens aus Byron. Wir finden darin den Manfred, den Giaur, den erſten Geſang des Korſaren, den Gefangenen von Chillon, Pariſina, Taſſo's Klage und die Hebräiſchen Melodien. Byrons Poeſien lehrten Hilſcher ſein eigenes Leben verſtehen, und ſo haben wir denn in deſſen Ueberſetzungen Arbeiten von dem anerkannt ausgezeichnetſten Werthe vor uns, die ſchwerlich in Deutſchland übertroffen ſind.

Uns aber und Allen, die von der Qual und der Verkümmerung dieſes edlen Geiſtes je Kenntniß erhalten, mag eine Warnung durch das Herz gehen, ſo viel an jedem Einzelnen liegt, nie dem Lichte, wo und wie es ſich zeigt, zu widerſtreben, nie Frevel am Geiſte der Zeit zu begehen, ſondern edel zu ſein, hülfreich und gut. Auch in Oeſterreich hat längſt ein neues, beſſeres, viel verſprechendes Geiſtesleben emporzuſprießen begonnen; friſcher Saft iſt in das Holz geſchoſſen und an allen Enden ſchwillt und quillt es zu neuen Trieben hervor. Die alte Nacht vergeht und die Feinde des Lichtes erbleichen. Hilſcher ruft ihnen zu:

„Allmächtig iſt der Wahrheit Schimmer;
Die Geiſter unterdrückt ihr nicht.
Dreht an der Pflanze, drehet immer,
Es kehrt ſich jedes Blatt zum Licht."

Und ſo hoffen wir, wird in neueren, beſſeren Tagen bald auch eine höhere Humanität die Geſellſchaft durchziehen und eine Schmach wie Hilſchers Leben und jede Barbarei ähnlicher Art aus dem Zeitalter verſchwinden.

England.

Vorbereitungen zur Shakſpeare-Feier in England.

In den engliſchen Blättern und Köpfen wüthet ſeit mehreren Wochen ein Bürgerkrieg zwiſchen zwei Parteien, deren Namen ſchon den Laien und ſeine Sprechorgane in Verlegenheit ſetzen können. Der Krieg wird geführt zwiſchen „Commemorationists" und „Anti-Commemorationists um ein Shakſpeareſches „Tercentenary".

Erſtere kämpfen für die Feier des auf den 23. April fallenden dreihundertſten Geburtstages ihres größten Dichters, Letztere dagegen. Dagegen? Hat wohl je ein vernünftiger Menſch daran gedacht, gegen unſere Schillerfeier, das großartigſte Nationalfeſt, das je eine Nation feierte, etwas zu ſagen? Und in England eine ganze erbitterte Anti-Commemorationiſten-Partei mit der ekelhaften, aber mächtigen Times an der Spitze?

Ja, ſie ſchmücken ſich ſogar mit berühmten, poetiſchen Autoritätswaffen. Ein zweiundzwanzigjähriger Cambridge-Student hatte 1630 folgendes Gedicht geſchrieben:

On Shakespeare.

What needs my Shakespeare for his honoured bones
Ths labour of an age in piled stones,
Or that his hallowed relics shonld be hid
Under a stary-pointing pyramid?
Dear son of Memory, great heir of Fame
What needed thou such weak witness of thy name?
Thon in our wonder and astonishment
Hast built thyself a lifelong monnment,
For whilst, to the shame of slow-endeavouring art,
Thy easy nnmbers flow, and that each heart
Hath from the leaves of thy unvalned book,
Those Delphic lines which deep impression took
Then thou, our fancy of itself bereaving,
Dost make us marble with too much conceiving,
And so sepulchred in snch pomp dost lie
That Kings for such tomb would wish to die.

„Was bedarfſt Du eines Denkmals für Deine gefeierten Gebeine? Du bedarfſt keines ſolchen, wie es Architekten und Bildhauer machen. Du großer Erbe des Ruhmes haſt Dir im Wunder und Staunen der Menſchen Dein eigenes Monument aufgerichtet. Iſt nicht Dein Buch vorhanden? Leſe ich es nicht, leſen's nicht Tauſende wieder und immer wieder jedesmal mit größerem Staunen über die Leichtigkeit und Fülle der Wirkungen, die Du ſpielend erreichſt, welche wir mit unſerer Kunſt und ſchweren, langſamen Arbeit vergebens zu erzielen ſuchen? Ein Monument von Stein und Kalk? Nein! Die wir Deine Werke leſen und die tiefen Eindrücke daraus empfangen, werden durch dieſe Ueberfülle von Gedanken und Eindrücken ſelbſt ſo ſehr des Denkens und des Bewußtſeins beraubt, daß wir uns ſelbſt in Stein und Marmor

Digitized by Google

verwandelt fühlen. Und dieſer Marmor Deiner eigenen Schöpfung und Wirkung iſt Dein eigener, prächtigſter Denkſtein auf Deinem Grabe, ein Monument, um welches Könige zu ſterben wünſchen mögen.“

Das iſt der Sinn des merkwürdigen Gedichtes von 1630 und von John Milton, dem ſpäteren Dichter des verlorenen Paradieſes.

Sieben Jahre vorher war der erſte Folio-Shakſpeare erſchienen. Ein Exemplar davon in Miltons Bibliothek ſoll ſich ſpäter ſehr zerleſen und mit Anmerkungen umſchrieben gefunden haben. Es war überhaupt ſeine Gewohnheit, Bücher in eigener Handſchrift zu kommentiren. Miltons Handſchrift iſt manchem gelehrten Antiquar bekannt. Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Miltonſche Shakſpeare in Folio noch in irgend einem Winkel der unzähligen Londoner „Book-stalls“ aufgefunden werden könnte. Es iſt wunderbar, was für koſtbare Schätze ſchon in ſolchen ſchmutzigen Straßen- und Winkel-Altbuchhandlungen entdeckt, für 6 Pence gekauft und für 6—10—20 Pfund wieder an den rechten Mann gebracht wurden. Wer dieſen Miltonſchen Shakſpeare entdeckte, würde wahrſcheinlich auch obiges Gedicht darin in Miltons Handſchrift finden. Damals war Shakſpeare erſt 14 Jahre todt. Jetzt ſoll ſein dreihundertſter Geburtstag als Nationalfeſt gefeiert werden. Und jetzt citiren die Anti-Commemorationiſten Milton, um den nobelſten Gedanken zu bekämpfen? Wie iſt überhaupt dieſe raffinirte, ſchmutzige Bosheit gegen die edelſte, nationale Regung möglich? Und noch dazu eine ganze, ſtarke Anti-Commemorationiſten-Partei?

„Wir haben keine Sympathie mit ſolchen Schaugeprängen“, ſagte die Times. „Sie paſſen nicht für uns; ſie zeichnen ſich durch Schaum und Leerheit aus; ſie führen in der Regel zu einem mächtigen Aufſchäumen falſcher Sentimentalität und kreiſchender Beredtſamkeit, und ſie dienen bloß den Zwecken der kleinſten Paraſiten und Lärmmacher, welche aus dem Studium der „Committees“ gelernt haben, daß ſie eine herrliche, moderne Erfindung ſind, wie das Solar-Mikroſkop zur Vergrößerung des kleinſten Ungeziefers.“

Mit einem ſolchen „Lyriker“ kam die Times nach langem Schweigen über die Vorbereitungen und das aus 400 der angeſehenſten Dichter, Gelehrten und Autoritäten Englands und des Auslandes beſtehenden Comité zum Vorſchein. Das Comité hatte bereits den poeta laureatus Tennyſon, Charles Dickens, Sir Bulwer Lytton, den Erzbiſchof von Canterbury, den Erzbiſchof von Dublin, Lord Brougham, Earl Granville, Earl Stanhope, General Sabine, Sir Charles Eaſtlake u. ſ. w. zu Vicepräſidenten gewählt, welche Hoffnung hegten, daß der Prinz von Wales die Präſidentſchaft und die Königin das perſönliche Patronat annehmen würden.

Und gegen dieſe Männer und einen ſolchen Zweck dieſe giftige Bosheit? War es Wahnſinn des von Cobden bereits öffentlich ausgepeitſchten und an den Pranger geſtellten, nun perſönlich bekannten Hauptredacteurs, Mr. Delane? Nein, denn der Artikel fand bereits viele Sympathieen und ein Heer von Anhängern. Aber wie iſt das möglich? Das große Comité hatte ſich bereits in zwei feindliche Lager geſpalten, und viele edle Namen waren ausgetreten. Was eigentlich vorgefallen war, iſt nicht ſpeziell bekannt worden. Aber im Allgemeinen wurde kein Hehl daraus gemacht, daß die Special-Comités, welche beſtimmte geſchäftliche Vorbereitungen unternommen hatten, in beſonderen Meetings Manches der Art verſucht haben mochten, was ſie als Paraſiten, Lärmmacher, Infuſionsthierchen tauſendfach ſich ſelbſt vergrößernd, kennzeichnete oder wenigſtens verdächtigte. Das große Comité fühlte ſich verletzt, hintergangen und vernachläſſigt. Daher die Sprache der Times in dem ſtärkſten Sinne der Verletzten.

Aber das Benehmen gegen den inzwiſchen verſtorbenen Thackeray gab den Ausſchlag und trieb eine große Menge Entrüſteter in ein gewiſſes Lager von Anti-Commemorationiſten. Thackeray, ſeit vielen Jahren der unbeſtritten anerkannte Mitoberſte der olympiſchen Literatur-Götter und abſolute Wahlkönig des von ihm in Witz und Satyre eroberten Reiches, Thackeray war zu den erſten Verſammlungen des ſich bildenden Comités Anfangs Dezember eingeladen worden, aber nicht gekommen. Auch ließ er ſchriftlich nichts von ſich hören. Als er nun ſpäter unter denen, die durch Ernennung zu Vice-Präſidenten beſonders geehrt werden ſollten, vorgeſchlagen worden war, erhob ſich Oppoſition dagegen, weil er keine Notiz von den Einladungen genommen habe. Es kam in einer Sitzung des nur von 40 Mitgliedern beſuchten Comités zur Abſtimmung über Thackeray's Vice-Präſidentſchaft und zu einer Majorität von 29 gegen 9 wider ihn.

Dieſes Ergebniß ward von den andern Mitgliedern und von der Preſſe als unglückſelig und ſchändlich bezeichnet, gewann aber nach dem 24. Dezember, dem Todestage Thackeray's, die Bedeutung einer unſühnbaren, nationalen Schmach durch die Mitglieder des Shakſpeare-Comités, welche damals gegen ihn geſtimmt. In der nächſten Sitzung erhob ſich eine Stimme der Entrüſtung darüber, und die Meiſten trugen darauf an, daß jene Sitzung im Protokoll geſtrichen werden möchte. Die Majorität entſchied ſich aber für Beibehaltung des Protokolls und einen Zuſatz, in welchem das tiefſte Bedauern über den plötzlichen Tod des Beleidigten ausgedrückt wird, die aufrichtige Reue, daß er nicht vorher unter die Vice-Präſidenten aufgenommen worden ſei.

Aber damit konnte die Sünde nicht als geſühnt gelten. Preſſe und Publikum ſchienen es für ihre Pflicht zu halten, durch bittere Anklage gegen das Comité und die Verhöhnung des Commemorationismus (sit venia verbo und Gott verzeih' es den engliſchen Zeitungsſtiliſten) den plötzlich dahingerafften gefeierten Todten um ſo höher zu ehren.

Viele Mitglieder des Comités erklärten ihren Austritt und die Bleibenden quälten ſich mit Verlegenheiten um ein Programm, um eine Form der Feier ab. Viele behaupteten, es ſei überhaupt unmöglich, für den erhabenen Gedanken einer ſolchen Feier eine Form zu finden, auch werde jede Form durch Talentloſigkeit für ſolche Feſte und durch anmaßende Schreier und Wichtigthuer zur Lächerlichkeit und Kleinlichkeit herabgewürdigt werden. Ueberhaupt wird das Mißtrauen in die Fähigkeit Englands, eine würdige Shakſpeare-Feier zu Stande zu bringen, zum Hauptargumente der Gegner.

Wir Deutſche, die wir auf der ganzen Erde unſeren Schiller gefeiert haben, die wir noch manchen hundertſten Geburtstag unſerer Geiſtes-Helden zu einer Kulturfeſtlichkeit zu erheben verſtanden, können in dieſer Beziehung England gegenüber einmal etwas ſtolz ſein. Solch eine Feier, wie die eines 10. November 1859, machen uns die Engländer mit ihrem, mit unſerem Shakſpeare nicht nach, ſo weit man aus dem bisherigen Kriege der beiden Parteien ſchließen kann. Das iſt und bleibt ein ſchlimmes Zeichen, daß eine ganze, mächtige Partei von dem Mißtrauen in die Fähigkeit zu einer ſolchen Feier ausgeht, von der Befürchtung, die Gelegenheit könnte eitlen Schreiern und Schwätzern nur dazu dienen, ſich mit ihrer Leerheit und Kleinheit in das vergrößernde Licht der Feier zu ſtellen und allen Glanz und Ruhm auf ſich zu richten.

Digitized by Google

Ein ſtarkes Mißtrauensvotum der Engländer gegen ſich ſelbſt und die 400 auserleſenſten Männer der Nation!

Sie ſcheinen bis jetzt den eigentlichen Fehler noch nicht entdeckt zu haben. Wir mögen wenigſtens nicht an die Unfähigkeit überhaupt glauben. Der Fehler liegt in der Vorausſetzung, daß die Feier centraliſirt werden müſſe und zwar in London, das ſich wegen ſeiner ungeheuren Menſchenmaſſe und Verkehrsadern am wenigſten zu einer öffentlichen Feier eignet. Daher das Zerwürfniß mit den Bewohnern und Behörden von Stratford, das nach ihnen und der Meinung vieler Andern der Focus aller Feierlichkeiten werden müſſe. Man hat bei uns daran gedacht, die Schillerfeier in Schillers Geburtsort oder ſonſt wie zu konzentriren. Das Schöne und ewig Große unſerer Feier beſtand aber in deren Allgegenwart auf der ganzen Erde, wo Deutſche athmeten und in deren Centraliſation an jedem Orte, wo das Feſt gefeiert wurde. Jede war ein ſelbſtändig lebendiges Ganze.

Uns vielfach Centraliſirten ohne Selbſtregierung gelang's damals, uns überall ſelbſt zu regieren. Den freien Engländern, aufgewachſen im Self-Government, ſcheint es bis jetzt nicht in den Sinn gekommen zu ſein, daß ſich der Geiſt der Sache im ganzen Lande ſelbſt freie Formen der Feier ſchaffen müſſe. Daher ſtreiten ſie ſich noch heute, ob die Feier in Stratford oder in London als Centrum angeſehen und behandelt werden ſolle.

Das verſtreute und uneinige National- und Central-Comité in London erholte ſich etwas und ernannte ein Exekutiv-Comité, welches ein Programm für die Feierlichkeit entwerfen, und der nächſten großen Verſammlung vorlegen ſollte. Dies geſchah, aber das Programm ward mit Einer Stimme Majorität verworfen. Nun ward erſt ein Special-Comité mit vier neugewählten Männern von beſonderem Anſehen ernannt, welches das jetzt vorliegende Feſt-Programm entworfen hat. Dies lautet:

„Der dreihundertſte Geburtstag Shakſpeare's ſoll durch Grundſteinlegung zu einem Denkmal in London gefeiert werden. Das Comité wird ſich bemühen, den Sonnabend des 23. April zu einem allgemeinen Feiertage zu erheben. Auch ſchlägt es vor, daß eine goldene, eine ſilberne und eine bronzene Medaille für die drei beſten Gedichte über Shakſpeare geboten werde. Der Grundſtein ſoll um die Mittagszeit gelegt werden. Dann ſchlägt es für den Nachmittag eine muſikaliſche Shakſpeare'ſche Aufführung in Covent-Garden vor und ein Shakſpeare'ſches Stück in Drurylane für den Abend, endlich eine große Soiree in Weſtminſter-Hall, wo Shakſpeare'ſche Bücher-Illuſtrationen und andere Reliquien ausgeſtellt ſein ſollen".

Dieſes Programm iſt bereits als mager und bedeutungslos vielfach angegriffen worden und man fordert wenigſtens Ausdehnung und Bereicherung. Dabei verlangt man beſonders zwei Abtheilungen der Feier, eine des Tages und eine bleibende. Die bleibende ſoll nicht bloß in einem Denkmale von Stein oder Metall beſtehen, ſondern auch in bildlichen, muſikaliſchen u. ſ. w. Auch ſind viele Stimmen laut geworden, welche verlangen, daß in jedem Orte oder Dorfe, wo Shakſpeare-Verehrer ſich finden, der Shakſpeare-Tag nach deren beſtem Ermeſſen und Geiſte gefeiert werde.

So ſcheinen ſie mühſam auf unſer kosmopolitiſches, freies Schiller-Programm zu kommen. Freilich Shakſpeare iſt groß, aber durchaus kein Schiller im Herzen des engliſchen Volkes.

Italien.

Das Ptolemäiſche und das Kopernikaniſche Weltſyſtem.

An Galilei's dreihundertſtem Geburtstage.

Der Erſte, der das „Ptolemäiſche Syſtem" wiſſenſchaftlich angriff, war Nikolaus Kopernikus, geboren am 19. Februar 1473, ſpäter Kanonikus der katholiſchen Kirche zu Frauenburg, durch ſein berühmtes, in lateiniſcher Sprache geſchriebenes Werk: „Von den Revolutionen der Himmelskörper." Dieſe Lehre verfolgte und bekräftigte er durch ſein ſiebzigjähriges Leben hindurch, jedoch ohne dabei je die Bibel und die Kirche mit ihren feſten Glaubensſätzen und ihrer feſten, ruhenden Erde in den Bereich ſeiner Wiſſenſchaft zu ziehen. Da nun auch ſeine welterſchütternde Entdeckung, in lateiniſcher Sprache veröffentlicht, nur ſehr wenigen Gelehrten bekannt ward, legten die kirchlichen und weltlichen Autoritäten kein beſonderes Gewicht darauf und Kopernikus blieb Geiſtlicher und Gelehrter unangefochten all ſein langes Leben hindurch.

Etwas ganz Anderes war's mit Galilei, der als weltberühmter Profeſſor zu Piſa und Padua ferne Könige und Fürſten (z. B. Guſtav Adolph von Schweden) und Tauſende italiäniſcher Jünglinge als Zuhörer um ſich hatte und in der geiſtreichſten, lebendigſten Weiſe Italiäniſch vortrug, um ihnen die Kopernikaniſche Entdeckung, beſtätigt durch ſeine eigenen Entdeckungen der Jupiters-Trabanten, Sonnenflecke, Lichtwechſel im Monde, in der Venus und im Merkur, und durch das von ihm erfundene Fernrohr wiſſenſchaftlich zu beweiſen. Dabei verlangte er ſogar, der Papſt ſolle erklären, daß die Bibel mit der Kopernikaniſchen Lehre übereinſtimme. Dies regte die ganze kirchliche Welt im höchſten Grade gegen Galilei auf, namentlich die Jeſuiten, die es endlich im Jahre 1633 auch dahin brachten, daß Galilei gezwungen ward, die Lehre von der Bewegung der Erde vor dem Jeſuiten-Tribunal abzuſchwören.

Es iſt ſprüchwörtlich geworden, daß er nach der Abſchwörung ausgerufen habe: „Und ſie bewegt ſich doch!" Dies hat ihm aber das richtige Gefühl des Volkes und die Erfahrung, welche alle Verfolger der Wahrheit und des Rechts machen, nur in den Mund gedichtet.

Der berüchtigte Jeſuiten-Prozeß gegen Galilei gründete ſich beſonders auf ſein berühmteſtes Werk, das damals, in alle gebildeten Sprachen überſetzt, zu einem Welt-Ereigniß geworden war. Der Titel heißt auf Deutſch: „Dialoge über die beiden größten Weltſyſteme, das Ptolemäiſche und das Kopernikaniſche." Wir lernen es und den ganzen Charakter und Menſchen Galilei „geſchichtlich wahr" und zugleich in angenehmer Form durch einen Roman kennen: **„Galileo Galilei. Ein geſchichtlicher Roman von Mathilde Raven."***)

Durch Mittheilung eines von der Verfaſſerin gelieferten Auszugs aus den Dialogen wollen wir zur Lektüre des Romans, der nur geſchichtliche Thatſachen enthält, anreizen.

„Simplicio", Vertreter des Ptolemäiſchen Syſtems von der ruhenden Erde, will natürlich nicht glauben, daß die Erde viel größer und beſſer „ſcheine" als der Mond. Salviati, der Mann der Galilei'ſchen Wiſſenſchaft, beweiſt's ihm.

*) Leipzig, Brockhaus.

Digitized by Google

„Salviati. Sagt mir, wenn der Mond beinahe voll iſt, ſo daß man ihn bei Tage und auch noch um Mitternacht ſieht, wann erſcheint er Euch glänzender, bei Tage oder bei Nacht?

Simplicio. Natürlich bei Nacht. Und es ſcheint mir, als ahme der Mond die Wolke und die Feuerſäule nach, die den Kindern Iſraels vorangingen, die in Gegenwart der Sonne ſich wie eine Wolke zeigte, aber in der finſteren Nacht mit hellem Glanze leuchtete. So habe ich oft den Mond bei Tage unter kleinen weißen Wölkchen geſehen, ganz als wäre er ſelbſt ein ſolches, aber des Nachts ſchien er im hellſten Lichte.

Salviati. Alſo, wenn Ihr den Mond nie anders als bei Tage geſehen hättet, würdet Ihr ihn nicht für glänzender halten, als ſo ein weißes Wölkchen?

Simplicio. Nein, gewiß nicht.

Salviati. Nun ſagt mir, glaubt Ihr, daß der Mond des Nachts wirklich heller ſei, als am Tage, oder daß er nur aus Einem Grunde heller erſcheine?

Simplicio. Ich glaube, daß er bei Tage ſo hell ſei, wie bei Nacht, er aber des Nachts bloß heller ſcheine, weil wir ihn am dunklen Himmel ſehen, und daß er bei Tage viel weniger leuchtet, weil dann der ganze Horizont faſt eben ſo hell iſt, wie der Mond.

Salviati. Habt Ihr jemals die Erdkugel um Mitternacht erleuchtet geſehen?

Simplicio. Die Frage iſt nur ein Scherz oder für Einen, den man für unſinnig hält.

Salviati. Nein im vollen Ernſte und vernünftig, deshalb antwortet nur.

Simplicio. Es iſt unmöglich, daß Einer, der ſich auf der Erde befindet, bei Nacht den Theil der Erde ſehe, wo es Tag iſt, d. h. den Theil, den die Sonne beſcheint.

Salviati. Alſo Ihr habt die Erde ſtets nur bei Tage beleuchtet geſehen, den Mond aber öfter auch bei Nacht leuchtend. Deshalb glaubt Ihr, daß die Erde nicht leuchte, wie der Mond. Wenn Ihr aber die beleuchtete Erde ſehen könntet von einem dunklen Orte aus, wie in unſerer Nacht, würdet Ihr ſie heller leuchten ſehen, als den Mond. Aber weil wir die Erde nur bei Tage ſehen können, deshalb dürft Ihr ſie nicht mit dem Monde, wie er ſich in der Nacht zeigt, vergleichen, ſondern mit dem, wie er uns bei Tage erſcheint.

Simplicio. Allerdings.

Salviati. Ihr geſteht ſelbſt, daß Ihr den Mond unter weißen Wölkchen bei Tage geſehen habt, denen er ähnlich erſchien. Die Wolken ſind aber ein Theil der Erde, ſind elementariſcher, nicht himmliſcher Stoff. Ihr habt alſo zugeſtanden, daß die Wolken, alſo ein Theil der Erde, eben ſo gut fähig ſind, zu leuchten, wie der Mond, ja noch heller, da Ihr gewiß Wolken geſehen habt weiß wie der Schnee. Es läßt ſich nicht bezweifeln, daß eine ſolche Wolke in tiefer Nacht heller leuchten würde, wie der Mond. Und wenn die ganze Erde von der Sonne, gleich dieſen Wolken, erhellt würde, ſo müßte ſie gewiß nicht weniger glänzen, als der Mond. Aber darüber ſchwindet jeder Zweifel, wenn wir ſehen, daß dieſelbe Wolke bei Nacht, wenn die Sonne ſie nicht beſcheint, gerade ſo dunkel erſcheint, wie die übrige Erde, und was die Sache ganz klar macht, iſt dies: Jeder von uns hat ſchon mehr als einmal ſo ferne und niedrige Wolken geſehen, daß man zweifelte, ob es Wolken oder Gebirge ſeien; ein Zeichen, daß die Gebirge eben ſo hell waren, wie die Wolken.

Jetzt werdet Ihr auch einſehen, daß ich Euch nichts gelehrt, ſondern Ihr ſelber gewußt habt, die Erde leuchte eben ſo gut wie der Mond. Sicherlich hab' ich Euch auch nicht gelehrt, daß der Mond bei Nacht heller ſcheine, als bei Tage. Das wußtet Ihr ſelbſt. Eben ſo wenig hab' ich Euch gelehrt, daß eine Wolke ſo hell ſcheine, wie der Mond. Ihr wußtet gleichfalls, daß man die Erleuchtung der Erde bei Nacht nicht ſehen kann. Ihr wußtet das Alles ſelbſt, ohne zu wiſſen, daß Ihr es wußtet. Da nun die Erde ungeheuer viel größer iſt, als der Mond, müſſen die, welche ſie beleuchtet ſehen können, dieſelbe noch viel großartiger leuchten ſehen, wie den Mond."

Dieſe Stelle hatte Galilei ſelbſt in einer Geſellſchaft vorgeleſen. Und hier unterbrach ihn Einer der Zuhörer lebhaft mit den Worten: „Das iſt es! Das iſt der Punkt, worauf es ankommt. Ihr lehrt nicht wie die Anderen, Ihr erinnert Eure Zuhörer, daß ſie ſelbſt Sinne und Urtheil haben. Die Schüler der Anderen bedürfen nur Ohren und Gedächtniß oder Schreibtafel, die Euren müſſen Verſtand haben. Die Anderen verlangen Glauben, Ihr verlangt Nachdenken, Selbſtthätigkeit, eigene Prüfung und Ueberlegung." — Und gerade dadurch wurden die Dialoge ſo mächtig und die eigentliche Quelle einer wiſſenſchaftlichen Revolution nach zweitauſendjährigem Stillſtande.

Schon als Student hatte Galilei das nie bezweifelte Anſehen des alten griechiſchen Philoſophen Ariſtoteles, des Wiſſenſchafts-Papſtes durch das ganze Mittelalter hindurch, durch das einfachſte Experiment geſtürzt. Dieſer Philoſoph hatte nämlich auch die unumſtößliche Wahrheit aufgeſtellt, daß, wenn zwei Steine von verſchiedener Größe gleichzeitig von einer Höhe fallen, der größere und ſchwerere früher zur Erde komme.

Das wollen wir doch 'mal erſt unterſuchen, rief der Student Galilei zu Piſa, kletterte mit verſchiedenen Steinen auf den Thurm und warf ſie ſeinen Kollegen herunter. Die Steine kamen immer gleichzeitig an. Damit begann die ungeheuerſte Revolution des Prüfens und Unterſuchens der Wiſſenſchaft gegen Glauben und eingetrichterte Weisheitsſätze, der Wiſſenſchaft, von der in unſeren Tagen noch Jemand verlangte, ſie ſolle umkehren.

B.

Frankreich.

Der Geiſt der franzöſiſchen Revolution.

II.

Die politiſchen Schriften von 1789.

Wir theilen nach dem in unſerem erſten Artikel beſprochenen Werke des Herrn Chaſſin hier ein kleines Verzeichniß der aus dem Beginn der Revolution datirenden Wahlbroſchüren, „Cahiers" und Pamphlets, mit, die ein ungefähres Bild von der damals herrſchenden Bewegung liefern. Die Titel dieſer Schriften ſind oft ſonderbar genug und ſtark darauf berechnet, das möglichſte Aufſehen zu erregen. Wir geben eine Blumenleſe derſelben in der Urſprache, denn eine Ueberſetzung würde den meiſten die Spitze abbrechen. Herr Chaſſin zählt unter andern folgende Titel (als „modèles de Cahiers") auf:

Prenez-y garde! ou Avis à toutes les Assemblées d'élection, qui seront convoquées pour nommer les représentants des trois Ordres (nach Rondonneau, von dem Calviniſten-Prediger Rabaut-Saint-Etienne verfaßt).

Le Cahiers du Tiers-Etat, von Bergaſſe.

Digitized by Google

Offrande à la Patrie, von Guffroy, nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen, erſt nach den Wahlen geſchriebenen, von Marat.

Maux à découvrir aux États-Généraux, lettre d'un curé de campagne à un de ses confrères (worin kein Wort vom Clerus vorkommt).

Vive le roi! doléance du curé de M.

L'An 1789, ou la Vérité au pied du Trône.

Jérémiades des maîtres Portefaix et des autres mercenaires, du triste état de la ville de Soissons.

Cahiers du petit bailliage de S., qui ne députera pas aux États-Généraux.

Les Grands et les fripons au pilori, von Chauvau-Lagarde. — Le Cri de la nation ou les doléances d'un million de Français (ſehr heftig).

La protestation du serf du mont Jura (vom Marquis von Villette) mit einer Fortſetzung.

Les doléances du cultivateur journalier.

Le Complot d'une banqueroute générale, von Marat.

L'École des laboureurs, von Lequinio.

Les Tribuns plébéiens ou nouvel ordre judiciaire à introduire en France, pétition à insérer dans les Cahiers (d. h. einzuſchalten in die Vollmachten der Wahlbezirke. — Dieſe kleine Schrift dringt auf Abſchaffung aller Gerichtshöfe und Beibehaltung nur Eines von „Konſuln", die vom Volke ernannt würden; ſie hat bekanntlich ihren Zweck bei der Nationalverſammlung erreicht!).

Le Bailli de Cancale. Que demanderons nous?

Au nom de la Patrie, Monsieur, daignez lire ceci avant d'opiner!

Le Mont aimé, au Temps perdu, dans la rue des Projets inutiles, à l'enseigne de la Vérité (verbotenus: „Der geliebte Berg zur verlorenen Zeit, in der Straße der nutzloſen Entwürfe, beim Schildzeichen der Wahrheit").

Les Mânes de M. Métra, ou Réflexions posthumes pour guider ses confrères, les Gobe-Mouches (Tagediebe) des Tuileries, du Luxembourg et du Palais-Royal, sur les réformes à proposer.

Les Lunettes du citoyen zélé, vom Autor des Jugement du Champs de Mars.

Le Maréchal-des-Logis des trois Ordres (der Wachtmeiſter der drei Stände).

Les étrennes de mon bon cousin.

Tout ceci me passe par la tête, salmigondis d'un spectateur des folies humaines (erſchien in mehreren Lieferungen vom November 1788 bis April 1789).

Un royaume à régénerer par souscription.

L'inauguration de l'année 1789.

Le plus original des Cahiers, extrait de celui d'un fou qui a de bons moments (ganz ernſthaft; verlangt Einführung des Schulzwanges der Kinder, Beſeitigung der Polizeiſpione und Errichtung einer Bürger-Polizei in jeder Kommune).

La pierre philosophale: Tous heureux, tout contents, tous à l'aise (ebenfalls keine Satyre; der Autor, Herr v. Saint-Martin, Vicomte von Brioude, ſchlägt in aller Ruhe die Organiſation der franzöſiſchen Geſellſchaft nach den — „Prinzipien des Romulus" vor!).

Je ne suis pas de l'avis de tout le monde.

Dagegen Satyren ſind z. B.:

Le Député paralytique, idées d'un citoyen perclus.

Diogène aux États-Généraux.

Le Cahier céleste.

Le Père Eternel démocrate.

Les doléances d'un borgne à qui une fusée a crevé le dernier oeil qui lui restait.

Le trio: Don Quichotte, Chicaneau et Tartuffe (nämlich Adel, „dritter Stand" von wegen der Advokaten, die er am liebſten abordnete, und Geiſtlichkeit).

La Chasse aux intrigants, aux fripons et aux voleurs etc.

Paris namentlich ſtellte ein reiches Kontingent an ſatyriſchen Broſchüren, indeſſen ſoll der Inhalt nicht viel Intereſſe bieten. Am Drolligſten lauten:

Arrêté de la très-utile communauté de savetiers.

Très-humbles remonstrances des cheveux de fiacre.

L'ordonnance de police de Sancho-Pansa.

Les Bagnolaises ou les Étrennes du comte de Rivarol.

La colère du père Duchêne à l'aspect des abus, — les vitres cassés, — les fers brisés und andere Broſchüren deſſelben Père Duchêne in furchtbarem Franzöſiſch.

Charakteriſtiſcher für die Epoche ſind die Flugſchriften zu Gunſten des ſchönen Geſchlechts. Sie enthalten Ideen, über deren „Fortgeſchrittenheit" unſer ſozialiſtiſcher Herr Chaſſin die Naſe rümpft. Er citirt:

Requête des femmes pour leur admission aux États-Généraux. Dieſe Bittſchrift wünſcht die Zulaſſung der Frauen als vierten Stand in die Verſammlung der Generalſtände. Ihre Anmuth ſoll dort auf Adel und Geiſtlichkeit wirken; ſie ſollen die Standesprivilegien und den Cölibat abſchaffen helfen.

Protestation des Dames françaises contre la tenue des États prétendus généraux. Sie ſeien nicht wahrhaft „allgemeine Stände", weil die Frauen in ihnen nicht vertreten wären.

Nach dem Eide im Ballhauſe und der Nacht des 4. Auguſt erſchien:

Requête des Dames à l'Assemblée Nationale mit dem Motto: „Ihr habt ſoeben die Privilegien abgeſchafft, ſchafft auch die des männlichen Geſchlechts ab"! ferner:

Cahiers des doléances et réclamations des Femmes. Verlangt bloß bürgerliche und privatrechtliche Gleichſtellung der Frauen mit den Männern.

Motion de la pauvre Javotte. Der ſehr ariſtokratiſche Autor klagt über die Aufhebung des Adels, welche mit Einem Schlage alle den Frauen Brot ſichernden Künſte, nämlich die feineren und edleren Beſchäftigungen der weiblichen Hand, unterdrückt habe. Soll, fragt der Verfaſſer, die Frau fortan bloß in der Sittenverderbniß ihre Erwerbsquelle ſuchen? — Wir glauben, die Epoche des zweiten Kaiſerreichs hat auf dieſe Frage Antwort ertheilt.

Offre généreuse des Dames françaises du Tiers-Etat, ou moyen de rétablir les finances en vingt-quatre heures. (Anerbieten der „rechtloſen" Hälfte der Nation durch Hingabe ihrer Schmuckſachen, die 1000 Millionen an Werth, den Staat zu retten.

Es folgen dann verſchiedene Flugſchriften über Eheſcheidung und Cölibat vom Marquis von Villette, von Madame Necker, Herrn d'Entraigues und vielen Anonymen. Selbſt die Proſtitution iſt ernſthaft (?) behandelt worden in Réclamations des courtisanes und Très sérieuses remonstrances des filles du Palais Royal. Eine achtbarere, doch keineswegs prüde Klaſſe von Frauen betrifft: Le Cahier des plaintes et doléances des Dames de la halle et des marchés de Paris, an welche aus Gründen der Wahlverwandtſchaft Herr Chaſſin die Pamphlete für die männlichen Fiſchhändler anſchließt. Es ſind z. B. Compliments des poissards aux électeurs; Trois poissards à la santé du Tiers-Etat; Tous les coeurs en l'air, avec un compliment poissard etc. Aber nicht bloß zu Gun-

Digitized by Google

ſten der Frauen, auch gegen die Frauen wurde beim neuen Reichstage petitionirt und die Skandaloſa bedeutender Perſönlichkeiten mit in den Kauf gegeben, ſo in dem Procès-verbal de l'Ordre le plus nombreux de France und einer Reihe ſich daran anlehnender Publicationen. Am anſtändigſten und merkwürdigſten ſoll das Pamphlet: Le petit traité de l'amour des femmes pour les sots, von dem geiſtreichen Heern oou Champrenetz ſein. — Weit wichtiger ſind natürlich die Broſchüren, welche die Steliung drr Generalſtände zur Krone erörtern. Das größte Aufſehen erregten:

L'Orateur des Etats-Généraux pour 1789. Es zeigt, daß die Generalſtände die königliche Autorität abſchwächen, und daß ſie viele Gegenſtände, deren Ordnung zu den Attributen der Souveränetät gehört, zu regeln haben, und erlebte vier Auflagen, ſo wie

La Harangue patriotique de l'orateur sans souci mit der Nachſchrift: „Hrilſamer Rath für den dritten Stand, auf jedem Wege die Kreuzung der Bajonette zu verhindern. Der Monarch wird alſo allerunterthänigſt gebeten, ſie im Gewehrſtänder zu laſſen.“ — Hier brummt ſchon der Löwe der Revolution! —

Es iſt allrrdings ein buntes Detail, das wir in den Nachträgen des Herrn Chaſſin entdeckt haben. Seit dem Geheimrathsbeſchluß (Wahlerlaß) vom 5. Juli 1788 bis zum Beendigungstage der Wahlen von 1789 ſollen 1500, ſage fünfzehnhundert Flugſchriften in die Welt gegangen ſein! Ein ſtarker Strom der Bewegung.

Was die offiziellen Cahiers, d. h. die Wahlvollmachten für die Abgeordneten, anlangt, ſo ſind ſie gerade im Gegenſatze zu der Meinung des Herrn Chaſſin, hiſtoriſch betrachtet, keinesweges von dem lebhaften Intereſſe, welches ihre außerordentlichen Muſterbilder einflößen. Denn ſie beruhen auf der Vorausſetzung von ſozialen Zuſtänden, mit denen alsbald völlig tabula rasa gemacht wurde, ſie wurden binnen 8 Wochen zu Staatsalterthümern; ihre rechtliche Verbindlichkeit wurde, was Herr Chaſſin zu verhüllen ſtrebt, gleich von vornherein bei Seite geſchoben, nämlich in allen Stücken, welche die ſtändiſche Gliederung, alle Grundgedanken des bisherigen Feudalſtaates und nicht unmittelbar eine radikale Umwandelung der franzöſiſchen Geſellſchaft im Auge hatten. Daher intereſſirt uns eigentlich nur der allgemeine Theil der Vollmachten, und es iſt allerdings ſehr auffallend und den demokratiſchen Gegnern der franzöſiſchen Ariſtokratie vielleicht ſehr unerwünſcht, zu vernehmen, daß Adel und dritter Stand in der Voranſtellung der natürlichen Menſchenrechte, der Grundrechte des Bürgers, der nationalen Freiheiten und des Geſammtwohls der Staatsgemeinde weſentlich übereinſtimmten. Die Anklage der engherzigen Sorge um die alten Standesprivilegien bleibt nach Chaſſin allein auf dem Clerus haften. Und hiermit ſtimmt auch wieder die hiſtoriſche Thatſache, daß in jener denkwürdigen Nacht des 4. Auguſt die Abſchaffung aller Feudalrechte, ja die Abſchaffung des Adels ſelbſt nicht vom Bürgerſtande, ſondern vom Adel ausging.*) Das widerlegt von ſelbſt die offenen und die verſteckten Angriffe des Herrn Chaſſin auf die Geſinnung der altfranzöſiſchen Ariſtokratie. Er kann nicht leugnen, daß die Befreiung des Bauernſtandes vorzugsweiſe von Edelleuten verfochten wurde (ſiehe oben: Marquis von Villette!). Der Beginn der Revolution zeigte einen wahren Wettſtreit der Opferfreudigkeit in allen Schichten des franzöſiſchen Volkes. Deſto trauriger berührt uns die ſchnell hereinbrechende Tragik des gigantiſchen nationalen Dramas. Möchten Frankreichs Volk und Staat in Zukunft glücklicher ſein und aus den Fehlern der Väter weiſe Mäßigung und ruhige Benutzung gegebener Verhältniſſe lernen!

Trauttwein von Belle.

*) So hat der in Frankreich verbliebene Zweig der Familie des Schreibers obiger Zeilen ſich nach 1789 viele Jahre hindurch ſtatt de Belle in Einem Worte Debelle geſchrieben. Drei Generale der Republik des erſten Kaiſerreichs haben dieſe Schreibart beibehalten.

George Sand und E. T. A. Hoffmann.

Es iſt wahrlich niederſchlagend für den geiſtigen Stolz, daß ein Etwas, eine unbekannte Macht, von der man, wie vom Winde, nicht weiß, von wannen ſie kommt, ein wunderliches Weſen mit Farbenwechſel wie ein Chamäleon, für das wir keinen andern Namen haben, als „die Mode“, daß ein ſolches, wetterwendiſches, oberflächliches Ding, welches unſern Damen die Locken aufbaut und die Reifröcke bauſcht oder niederdrückt, je nachdem es ſeine Laune mitbringt, auch unſere Dichter heben und fallen laſſen kann nach Belieben!

Er iſt aus der Mode gekommen, ſagt man nicht nur von einem alten Hut, ſondern auch von dem gefeierteſten Manne ſeiner Zeit!

Die jetzige Generation denkt kaum mehr daran, Jean Paul's Werke zu leſen oder langweilt ſich furchtbar dabei; von dem ſanften Novalis, deſſen „blaue Blume“ einſt als Symbol deutſcher Poeſie verehrt wurde, wiſſen die jetzigen jungen Damen kaum den richtigen Namen (Hardenberg), und wer lieſt noch Jakobi's berühmten „Woldemar“ oder Engels „Lorenz Stark?“

Ein anderer vergeſſener Poet der undankbaren Deutſchen iſt jetzt durch George Sand in Frankreich verherrlicht worden. Es iſt E. T. A. Hoffmann, der geiſtreiche Verfaſſer der einſt ſo beliebten und berühmten Märchen, Zauberſagen und phantaſtiſchen Novellen, in denen Schauer wehten, welche ganz anders die Nerven bewegten, als die modernen Kunſtſtücke dieſer Richtung in der engliſchen Literatur. Wilkie Collins ſollte bei unſerm alten Hoffmann in die Schule gehen!

Und mit welchen einfachen Mitteln erreichte Hoffmann ſeine Wirkungen! Eine Schachtel voll Spielzeug wußte er zu beleben, daß eine Welt im Kleinen daraus entſtand. Der Nußknacker, auch eine aus der Mode gekommene Perſönlichkeit, der Kinderſtube Grauſen und Entzücken in früherer Zeit, war ſeine Lieblingsgeſtalt; er ſtattete ſie mit dem köſtlichſten Humor der Märchen-Poeſie aus. Ein paar Zuckerpuppen und eine Maus, die ſie bedrohte, waren gewöhnlich das übrige Perſonal der naiven Darſtellungen, denen der Ernſt der Ironie indeſſen niemals fehlte. Arabeskenartig wurden die Zweifel, Wünſche und Schmerzen der großen Welt durch die Spiele der kleinen geſchlungen. Hoffmann's Geſtalten ſind im Märchenhaften immer noch von tiefſter Lebenswahrheit durchdrungen.

George Sand iſt bekanntlich als Madame Aurora Dudevant Schloßherrin zu Nohant und hat dort ein kleines Theater errichtet, wo ſie von künſtleriſchen Dilettanten ihre eigenen und fremde Stücke aufführen läßt, die ſie freilich ſämmtlich erſt für die kleinen Verhältniſſe einer Privatbühne umändern muß.

Das neueſte Erzeugniß dieſer Lieblingslaune der berühmten Schriftſtellerin iſt ein Märchen von Hoffmann, welches ſie dramatiſirt und unter dem Titel: „der Weihnachts-Abend“ hat drucken laſſen. Die einleitenden Worte ſtellen dem vergeſſenen deutſchen

Digitized by Google

Poeten das ſchönſte Zeugniß aus. Seiner Feder wird eine wahre Zauberkraft beigelegt, welche die Kinder in den dritten Himmel des Entzückens hebt und die Alten mit echter Poeſie berauſcht. George Sand iſt mit Recht ſehr erſtaunt, daß Hoffmann in Deutſchland aus der Mode gekommen, während man in Frankreich jetzt ſo ſehr für ihn ſchwärmt. Löwe-Weimars hat ihn ins Franzöſiſche überſetzt und George Sand meint, daß dadurch der deutſche Dichter gewonnen habe! — eine naive Vermuthung in der That! Es geht aus dieſer Bemerkung hervor — und die geiſtreiche Frau ſagt auch, daß ſie es aufrichtig bedauert — daß ſie kein Sterbenswörtchen unſerer Sprache verſtehe „pas un traître mot d'allemand“.

Die Märchen von Hoffmann ſind übrigens ſchon vor einigen Jahren im Odeon-Theater zu Paris aufgeführt worden und haben viel Beifall geerntet. Dadurch iſt George Sand ermuthigt worden, auch für ihr kleines Theater in Nohant eine Bearbeitung zu verſuchen. Wie ſchwierig dabei die mise en scène geweſen, läßt ſich denken, wenn man lieſt, daß George Sand den Wind heulen, die Käuzchen ſchreien und die alte Wanduhr ſprechen läßt. Auch brennt ein Weihnachtsbaum von ſelbſt ſein Lichtchen an; aus einer Schachtel voll Spielzeug entwickeln ſich redende Marionetten und einer alten Violine werden ohne Menſchenhand von einem Bogen reizende Melodien entlockt. Dazwiſchen ſummen kluge Fliegen, und melancholiſche Heimchen tanzen um den Feuerheerd; der alte Kachelofen redet mit feurigen Zungen, und das faule Holz, welches er verzehren ſoll, wird wieder grün und geſtaltet ſich zu lauter Feſtguirlanden.

George Sand geſteht es zu, daß namentlich auf einem Privat-Theater alle dieſe Zaubereien ſehr wenig Illuſionen hervorrufen können, aber „der kalte Verſtand“ ſoll überhaupt nicht geduldet werden bei dieſen Vorſtellungen. George Sand bekämpft ihn aufs Eifrigſte und verlangt, daß ihre Zuſchauer eine lebhafte Phantaſie und ein warmes Gefühl für die poetiſchen Geſtalten des deutſchen Dichters mitbringen. Es iſt wohl ziemlich wahrſcheinlich, daß ihre anmuthige Bearbeitung und ihre Liebe zur Sache den Sieg davon tragen und die kälteſten Gemüther erwärmen werden. Vielleicht wirkt die franzöſiſche Begeiſterung für Hoffmann auch auf die deutſche Bühne und wir nehmen unſer geiſtiges Eigenthum wieder ſelbſt in Schutz. F. v. H.

Rußland.

Deutſche Kolonieen um St. Petersburg.

III.

Sitten und häusliches Leben.

Aber nicht nur ſeiner urſprünglichen Beſchäftigung iſt der Koloniſt treu geblieben, ſondern auch ſeinem urſprünglichen Volksthume, ja man kann wohl ſagen, von allen Eingewanderten am treueſten. Man bedenke, ſchon hundert Jahre iſt es her, daß die Haupteinwanderung ſtattfand; ſeitdem iſt mit dem Mutterlande ſo gut wie jede Verbindung abgebrochen geweſen; gleichwohl iſt noch heute Sprache und Sitte nicht nur allgemein deutſch, ſondern trägt auch das beſtimmteſte landſchaftliche Gepräge. Dies gilt wenigſtens für die Süddeutſchen; bei den Norddeutſchen zeigt ſich auch hier eine ähnliche Erſcheinung, wie man ſie in den deutſchen Anſiedelungen Beſſarabiens beobachtet hat, daß ſich nämlich dieſelben zwar nicht den Ruſſen, wohl aber den Süddeutſchen anbequemen, wo ſie mit dieſen zuſammenleben. Das Deutſch, welches man in den Kolonien redet, iſt ein württembergiſches Schwäbiſch. Fremdwörter ruſſiſchen Urſprungs fehlen demſelben zwar nicht, ſind aber doch verhältnißmäßig ſelten und betreffen zumeiſt nur ſolche Gegenſtände, die beſonderen hieſigen Verhältniſſen und Einrichtungen angehören. So heißt die Anfahrt am Flußufer: Priſtan, die Fähre: Parom, der Kahn: Jalik, der breite, gedielte Fußſteig längs der Fahrſtraße im Dorfe: Panel u. a.; woneben man freilich auch für „bummeln“ „gulain“ ſagt (vom ruſſiſchen gulatj) und für Feiertag: Prasdnik und noch einiges Wenige derart. Allein was will dies bedeuten gegenüber etwa dem Deutſch, welches in Amerika geſprochen wird? Als eine hier erſt entſtandene Spracheigenthümlichkeit verdienen die auch in der Stadt allgemein üblichen Zuſammenſetzungen mit Kerl genannt zu werden, als Grünkerl = Grünwaarenhändler, Gemüſeverkäufer, Fleiſchkerl = Fleiſcher, Holzkerl = Holzhändler. Ruſſiſch lernt zwar der Koloniſt und muß es im Verkehr mit Ruſſen vielfach anwenden, unter ſeinesgleichen aber oder überhaupt unter Deutſchen fällt es ihm nicht ein, ruſſiſch zu reden; auch ſoll ſeine Handhabung dieſer Sprache immer etwas mangelhaft ſein.

Freilich wäre dies Feſthalten der Sprache nicht möglich geweſen, hätten nicht die Koloniſten mit größter Strenge die deutſche Familie gewahrt. Bei ihnen iſt von gemiſchten Heirathen nicht die Rede, ja nicht einmal der Gedanke daran; das Volksthum iſt für Familienverbindungen eine unüberſteigbare Gränze, und eine Verheirathung in das nächſte ruſſiſche oder finniſche Dorf eine Art Unmöglichkeit, während Verbindungen mit Koloniſten, die mehrere hundert Meilen davon im Innern wohnen, nicht eben eine große Seltenheit ſind. Selbſt Umgang und Verkehr, ſoweit nicht derſelbe rein geſchäftlicher Art iſt, liegt in den Gränzen des Volksthums. — Wie ganz anders in der Stadt und den Städten überhaupt, wo Miſchheirathen beinahe ebenſo häufig, als Ehen unter Landsleuten ſind, wo nicht ſelten ſchon dem zweiten Geſchlechte ſein Deutſch anfängt, abhanden zu kommen. Ich las vor einiger Zeit einmal die Behauptung, ich weiß nicht in welcher Zeitſchrift, der Bürgerſtand ſei bereits die Regel, die anderen Stände nur noch Ausnahme. Bewahre uns Gott vor einer ſolchen Allheit des Bürgerthums, die übrigens bisher glücklicherweiſe nur in gewiſſen Köpfen und Zeitungen beſteht! Es wäre der Anfang vom Ende unſeres Volksthums, welches nicht im Stande der Bewegung, wie ihn Riehl ſo treffend darſtellt, ſondern in den Ständen des Beharrens, d. h. in Adel und Bauern, ſeinen wahren Halt hat. Im Innern von Deutſchland gewahrt man dies freilich nicht, aber man gewahrt es, wo Volksthum dem Volksthum gegenüber ſteht. Rußland zumal iſt hier im höchſten Grade belehrend: in den Oſtſeeländern die deutſchen Barone, in den Kolonien des Reiches die deutſchen Bauern. Die Oſtſeeſtädte widerſprechen dem nicht; denn ſie gehören einer Zeit an, deren Bürger der Eigenart der anderen beiden Stände weit näher ſtanden, als dem heutigen Bürgerthum. Dieſes aber, was hat es denn für unſer Volksthum gethan? Der Strom der Einwanderung reißt nicht ab, Hunderte, Tauſende kommen, aber abgeſehen von St. Petersburg ſelbſt mit ſeinen ausnehmend günſtigen Verhältniſſen, wo hat ſich denn deutſches Weſen und Leben ſo geſammelt und erhalten, daß nur annähernd ein Vergleich mit den Bauerkolonien möglich wäre? Die Kirchgemeinde iſt in der Regel das einzige Band dieſer Deutſchen unter ſich, aber ein wie lockeres, davon wiſſen die Pfarrer zu ſagen und zu klagen. In der That, der Feuerprobe gegenüber nehmen ſich ſolche Anſprüche des Bürgerthums, das doch zugleich auf ſeinen vaterländiſchen Sinn ſo

Digitized by Google

ſtolz iſt, wahrhaft lächerlich aus. Aber dem deutſchen Philiſter ſcheint es mitunter zu gehen wie dem Bären, der bekanntlich nur, wo gezappelt wird, Leben vermuthet, den ſtill Daliegenden dagegen für todt hält.

Man entſchuldige dieſe Abſchweifung; ich komme zu den Heiraten unſerer Koloniſten zurück, die alſo, wie geſagt, immer in deutſchem Blute bleiben. Uebrigens gilt, wie ja auch unter den Bauern in Deutſchland, die oberſte Rückſicht bei der Eheſchließung dem Vermögen und zumal dem Grundbeſitze. Hieraus entſpringt auch die eigenthümliche Sitte der Tauſchheiraten, des „auf Tauſch Heiratens", wie man hier ſagt; d. h. der Erbſohn eines Hofes heiratet ein Mädchen aus einem anderen Hofe unter dem Beding, daß der erbende Bruder deſſelben eine Schweſter von ihm zur Frau nimmt, oder man verheiratet, um eine Tochter gut unterzubringen, zugleich den Sohn mit der Schweſter des Tochtermanns. Dabei machen natürlich Alles die Aeltern ab; die Kinder haben wenig darein zu reden, mit ſeltenen Ausnahmen; glückliche Ehen ſind aber um nichts ſeltener als anderswo. — Eine weitere Folge der Ehen unter Landsleuten iſt, daß man dem väterlichen Glauben treu geblieben iſt, d. h. dem lutheriſchen Glauben; denn die wenigen Katholiken aus der Pfalz haben, wie ſchon oben geſagt wurde, ſich ſtark mit Lutheriſchen untermiſcht, und könnte es ſo wohl kommen, daß wenigſtens ihre Nachkommen auch der lutheriſchen Kirche zufielen. Und jene Treue ſcheint nicht bloß eine äußerliche und todte. Fleißig werden die Kirchen beſucht, Gottes Wort zu Hauſe in Ehren gehalten, und was den Wandel betrifft, ſo klagen zwar die Pfarrer über große Liebe zum Gelde, dagegen treten Trunkſucht und Lüderlichkeit nur als Ausnahmen, Arbeitſamkeit, Fleiß und ehrbares Betragen als die Regel auf, und in der Redlichkeit des Verkehrs ſind eine Anzahl Stufen über dem ruſſiſchen Verkäufer nicht zu verkennen.

Aber ſtatt ſo ins Allgemeine zu reden, nehmen wir lieber eine der Kolonien in eigenen Augenſchein und zwar gleich die größte und der älteſten eine, das ſchon mehrfach erwähnte Neu-Saratowka, zu dem uns das Newa-Dampfſchiff hinter dem Sommergarten, wenn's gut geht, in anderthalb Stunden bringt; ſchlimmeren Falls, wenn etwa widriger Wind die Fahrt ſtromaufwärts noch ſchwieriger macht, können wir auch über zwei Stunden brauchen. Sind wir nach ſo viel Zeit an einem hohen Ufer voller Schwalbenbaue vorübergekommen, ſo ſehen wir die Newa eine große Biegung machen, durch welche auf dem rechten Ufer eine Art Halbinſel entſteht. Auf dieſer liegt die Kolonie, die Gebäude in einer Reihe immer in einer Entfernung von 100—300 Schritt vom Strome ſich hinziehend und ſomit ein Hufeiſen bildenb. Dicht vor den Häuſern, nur durch ſchmale Gärtchen von einigen Fuß Breite getrennt, führt die Straße vorüber und längs dieſer den Häuſeen zu das Panel, d. i. eine erhöhte, fortlaufende Holzdiele, ein hölzerner Fußſteig, wie ſolcher in ruſſiſchen Dörfern Sitte und Vorſchrift iſt. Gerade in der Mitte liegt die Kirche, ein freundliches, ſteinernes, weiß angeſtrichenes Gebäude nebſt Pfarre und Schule und dahinter der Gottesacker.

Die achtundfünfzig Höfe oberhalb bilden das Oberdorf, die zweiundſechzig anderen unterhalb das Unterdorf. Genau genommen jedoch müßten wir halbe Höfe ſagen, denn die urſprüngliche Eintheilung in nur 60 Höfe hat ſich in der Ausdrucksweiſe der Koloniſten erhalten. Gerade der Kirche gegenüber legt das Dampfſchiff an, wofern wir es nicht vorzogen, ſchon vorher einen Kahnführer anzurufen, und aufwärts ſteigend gelangen wir in wenigen Minuten auf die Straße vor der Kirche.

Am beſten wäre es, wir kämen Sonntags juſt nach beendigtem Gottesdienſte an; da könnten wir das ganze Dorf im höchſten Putze aus der Kirche kommen ſehen. Die Männer zwar mit ihren langen, weiten Röcken, blankgewichſten, bis über die Wade reichenden Stiefeln und runden Schirmmützen würden uns kein anderes Bild gewähren, als wir's in Deutſchland da finden, wo die beſondere Volkstracht einer allgemeinen Bauerntracht gewichen iſt, wiewohl hier auch dieſe recht angenehm gegen die der ruſſiſchen Bauern abſticht; aber die Mädchen laſſen uns auf den erſten Blick merken, daß wir es hier mit einem ganz beſtimmten Menſchenſchlage zu thun haben. Ei, wie das glitzert und gleißt! Und ich rede nicht einmal von den Kleidern, ſo bunt auch dieſelben ſind; aber wer vermöchte der blendend weißen Spitzenſchürze ſeinen Beifall zu verſagen, die keinem jungen Mädchen fehlt und wie ein leichtes Federwölkchen die untere Hälfte der Geſtalt umfließt? Allein dieſes Prachtſtück kommt auch nur nach, in und aus der Kirche zum Vorſchein; den übrigen Theil des Sonntags und die ganze Woche liegt es eingeſperrt im Kaſten. Gerade umgekehrt macht es das Häubchen, welches hinten in eine Spitze auslaufend nur das vorderſte Haar frei läßt; es kommt nie vom Kopfe herunter, und ſo nicht allein bei den Mädchen, ſondern auch bei den Frauen bis in die ſpäteſten Lebensjahre, wenngleich es je nach Umſtänden ſehr verſchieden auftritt. Denn für gewöhnlich bunt, iſt es in der Trauer ſchwarz, und zwiſchen ſeiner beſcheidenen Einfachheit während der Werkeltage und ſeiner reichſten Geſtalt an Sonn- und Feſttagen iſt eine weite Stufenleiter, die vom ſchlichten Zitz über alle möglichen Stoffe bis zu den feinſten Seidenzeugen hinauf reicht. Neben dem Werktagshäubchen erſcheint ſtatt der ſpitzenen Sonntagsſchürze eine andere, große, breite, meiſt bunt geſtreift, welche etwa zwei Drittel der Geſtalt von der Hüfte abwärts bedeckt. Doch was rede ich nur vom Anzuge, als wären nicht die Geſichter ſelbſt viel wichtiger?

Es mag ſchwer zu ſagen ſein, was das eigenthümliche Geſicht der einzelnen Völker ausmacht; die gäng und gäben allgemeinen Beſtimmungen ſind ſo gut wie nichts ſagend: aber unmittelbar zu empfinden iſt es ſehr leicht, das hat wohl jeder erfahren, der in fremdem Lande auf Kreiſe von Landsleuten ſtieß. Nur einen Blick in die biderben Geſichter der Männer, in die ſchelmiſchen, friſchen der Mädchen hier, und wir haben die feſte Ueberzeugung, hier einmal ein Stück unverfälſchtes Deutſchland vor uns zu haben, noch ehe ein deutſcher Laut unſer Ohr berührt. Nie will ich's vergeſſen, welchen Eindruck auf mich ſelbſt bei meinen erſten Beſuchen auf der Kolonie mitten im Heimweh dieſe Geſichter machten, und Aehnliches, weiß ich, daß mancher hier erfahren hat. Die Stadt trotz ihrer größeren Anzahl Deutſcher vermag das nicht in gleicher Weiſe zu bieten; hier ſchmilzt nur zu ſchnell alles zu einer Allerwelts- oder Allerſtadtsart zuſammen, die beſonderen Gepräge verwiſchen ſich.

Aber machen wir einen Gang durch das Dorf. Zwiſchen der Straße und der Newa liegen die ſogenannten Newaländer, ein ſchmaler Streifen Landes, theils Kartoffel-, theils Garten-, theils Wieſenland, welches urſprünglich nicht den Koloniſten, ſondern den Ruſſen am anderen Ufer gehörte, von dieſen aber gegen Abtretung der Fiſchereigerechtigkeit am rechten Ufer eingetauſcht ward — auch ein nicht unbedeutſamer Zug für die verſchiedene Eigenart der beiden Stämme. Dort befinden ſich auch die Eiskeller, ein jeder ſeinem Gute gegenüber: raſenbelegte, birkenumpflanzte Hügel, in deren Innerem die Milch aufbewahrt wird. Auf der anderen Seite der Straße liegen die Gehöfte.

Umſonſt jedoch ſuchen wir unter dieſen nach einem Wirths

Digitized by Google

hauſe, wo wir „kneipen“ könnten. Der auf Ordnung bedachte Sinn der Koloniſten hat bisher die Anlegung eines ſolchen verhindert. Lange Zeit mußte, wer nach den Genüſſen eines ſolchen ein Verlangen trug, über die Newa ſetzen, und das hatte oft, zumal bei heftigerem Winde, ſeine Schwierigkeit. Erſt der jetzige Pfarrer der Kolonie kam auf den Gedanken, auf ſeinem eigenen Grund und Boden unweit der Kolonie eine Schenke zu erbauen und an einen ruſſiſchen Wirth zu verpachten. Der Witz der Koloniſten hat dieſelbe, da dieſer Pfarrer aus Finnland ſtammt, den finniſchen Himmel, oder auch die finniſche Hölle genannt, und gegen Abend können wir vielleicht einen Branntweinfreund noch einen Ritt dahin machen ſehen, wenn ſchon im Ganzen ſolche Beſuche nicht häufig ſind. Denn die Geſelligkeit, ſoweit überhaupt Arbeit und Jahreszeit ſolche geſtatten, iſt durchaus eine häusliche, die Nachbarn oder die aus der „Freundſchaft“ kommen zu einander, beſonders an Winterſonntagen, um Karten zu ſpielen oder gemüthlich zu plaudern; im Sommer bieten am Feierabende die vor jedem Gute angebrachten Bänkchen bequeme Gelegenheit zum Beiſammenſitzen. Alſo ein Wirthshaus giebt's nicht. Eine ſogenannte Bude, d. h. ein Kleinhandel für Alles, iſt zwar vorhanden, aber wenn wir dort auch ein Stück Weizenbrot und vielleicht ſogar eine Flaſche Bier kaufen können, ſo fehlt es doch an allem und jedem Raume zum Niederſitzen. Beiläufig geſagt, iſt dieſe Bude Eigenthum der Kirche, welche ſie verpachtet, die Pächter aber ſind immer Ruſſen, ſeitdem ein Koloniſt, welcher den Verſuch machte, bald wieder einpacken mußte. Im Kleinhandel behauptet nun einmal der Ruſſe ein entſchiedenes Uebergewicht; und wenn jetzt, nachdem das allgemeine Handelsrecht der Koloniſten durch Ueberſetzung und Veröffentlichung der betreffenden Privilegien bekannt geworden, auch andere an die Eröffnung eines Krames denken, ſo dürfte denſelben kaum viel Glück zu prophezeien ſein. Doch zurück zur Sache.

Alſo weder in einem Wirthshauſe, noch in der Bude können wir abtreten; wir müſſen alſo in eines der Gehöfte gehen. Sind wir ſchon längere Zeit in der Stadt, ſo haben wir vielleicht ſchon einen Gaſtfreund, anderenfalls müſſen wir Gaſtfreundſchaft zu machen ſuchen. Es bleibt übrigens ziemlich gleich, wo wir einkehren; die Höfe ſind alle ganz ähnlich eingerichtet, und haben wir einen geſehen, ſo kennen wir alle. Einen ziemlichen Raum, der dem Hofe eines großen deutſchen Bauerngutes nichts nachgiebt, ſchließen ringsum hölzerne Gebäude ein, aus abgeſchälten, aber nicht viereckig gezimmerten Baumſtämmen aufgeſchichtet, deren Fugen mit Moos dicht verſtopft ſind; das eigentliche Wohnhaus, mit Brettern übernagelt, ſo daß es glatte Wände zeigt, hat meiſt auch nur ein Erdgeſchoß, nie mehr als ein Stockwerk, und kehrt die breite Seite der Straße zu, die mit dem Hofe durch eine ſchmale Thüre und den breiten Thorweg in Verbindung ſteht; das Uebrige ſind Stallungen, Scheuern, Schuppen u. dgl. Oft jedoch zeigt ſich auch noch ein wohnlich eingerichtetes Gebäude, bald im Gehöfte ſelbſt, bald dieſem gegenüber auf den ſchon genannten Newaländern, und in dieſem Falle mit einem beſonderen Garten umgeben; das iſt die zum Vermiethen beſtimmte Landwohnung für Städter. Fiel uns ſchon von der Straße das ſaubere Ausſehen der Häuſer auf — zur Vergleichung bietet ſich gerade gegenüber jenſeit der Newa das ruſſiſche Dorf Rebatzki dar — ſo finden wir in den Höfen die nämliche Sauberkeit in vergrößertem Maßſtabe. Selbſt der große Düngerhaufen hat hier ſeine bevorrechtete Stelle in der Mitte hergeben müſſen und ſich beſcheidentlich hinter die Gebäude zurückgezogen. Ins Wohnhaus tretend, gelangen wir durch den Flur zunächſt in die geräumige Küche; die zugleich das Hauptwohnzimmer iſt und an welche ſich die anderen Stuben anſchließen.*)

Kleine literariſche Revue.

— **Bibliſche Frauen, von Katharina Diez.****) Mit tiefer Beſcheidenheit widmet die liebenswürdige Dichterin hundert und einige dreißig Sonette den Frauen zur Betrachtung an ſtillen Sonntag-Nachmittagen. Sie ſchildert darin das Charakteriſtiſche und die hervortretenden Momente in dem Leben bibliſcher Frauen des alten und neuen Teſtaments. Ja, gewiß müſſen das ſegensvolle Stunden der Weihe und Erhebung ſein, in denen innige Gemüther von dem Dufte dieſer Blüthen, die dem tiefſten Grunde eines zarten, edlen Frauenherzens entſproſſen ſind, durchweht werden. In der reinſten, von der feinſten und ſauberſten Kunſt durchgeiſtigten Form, in wundervoller Muſik des Wohllauts ergießt ſich in dieſen Klängen alle Innigkeit und alle Hoheit, die ganze Idealität eines weiblichen Gemüthes; ja, es iſt das ewig Weibliche, das uns in dieſen Liedern tief in die Seele dringt und ſie hinanzieht zu jenen Sphären höherer Verklärung, wo die Quellen alles Friedens fließen. Und ſollen wir Alles, was wir empfanden, mit Einem Worte ſagen: Raphaels holdſelige Geſtalten voll Himmelsgeiſt und höchſter Menſchenſchöne ſtiegen nach einander in uns auf und grüßten uns aus jedem der Gedichte. Wir meinen, Leſer, es müßte auch Dir ſo ergehen, wenn Du eintauchteſt Deine Seele in den Abendſonnenglanz dieſer Lieder.

— **Das Leben Göthe's, von Lewes, in zweiter Auflage.*****) Nachdem neun Jahre ſeit dem Erſcheinen der erſten Auflage dieſes werthvollen Buches verfloſſen, iſt es endlich jetzt zu einer zweiten Auflage gelangt — was in Erwägung der mehrfachen Ausgaben, welche die deutſche Ueberſetzung bereits erlebte, eben kein Beweis für die vielgerühmte Bücherkaufluſt der Engländer iſt. Herr Lewes hat die in neuerer Zeit über Göthe's Leben in Deutſchland veröffentlichten Aufſchlüſſe, beſonders bei Gelegenheit des Schiller-Jubiläums im Jahre 1859 und in dem Briefwechſel Göthe's mit Karl Auguſt, ſowie die Berichtigungen, die ihm in Bezug auf einzelne Angaben ſeines Buches zugegangen ſind, zu einer theilweiſen Umarbeitung deſſelben benutzt. Der Charakter des Werkes ſelbſt, das durch ſeine maaßvolle Haltung, ſowie durch die lichtvolle Kritik, die es den verſchiedenen Epochen Göthe's, ſowie ſeinen einzelnen größeren Werken widmet, ſelbſt in Deutſchland ſo muſtergebend geworden, daß Palleske es in ſeinem Leben Schiller's treu nachahmte, iſt jedoch, ungeachtet der neuen Bearbeitung, unverändert geblieben. Manches, was in der erſten Ausgabe zu weitſchweifig erſcheint, iſt in der zweiten gekürzt oder weggelaſſen, ſo daß, trotz des Neuhinzugekommenen, das Buch an Umfang nicht allein nicht zugenommen hat, ſondern ſogar, ſtatt der früheren zwei Bände, zu einem einzigen ſtarken Bande zuſammengezogen werden konnte.

— **Armſtrong und Whitworth.** „Die Geſchichte der Kanonen“ (The Story of the Guns) heißt ein ſoeben bei Longman in London

---

*) Der Schluß-Artikel folgt im nächſten Blatte.

**) Berlin, R. v. Decker, 1864.

***) The Life of Göthe. By George Henry Lewes. Second Edition, partly re-written. London, Smith Elder.

Digitized by Google

erſchienenes Buch von Sir James Emerſon Tennent.*) Das Buch iſt nicht ſowohl eine Geſchichte der Kanonen überhaupt, als eine Geſchichte der Armſtrong- und der Whitworth-Kanonen, und zwar, wie das Athenaeum behauptet, eine Parteiſchrift zu Gunſten Whitworth's und zum Nachtheil Armſtrong's. Während Herr Tennent berichtet, daß bei einer vergleichenden Probe der beiden Arten von Kanonen gleichen Kalibers (Zwölfpfünder) die Armſtrong'ſchen hinter ihren Rivalen weit zurückgeblieben ſeien, ſucht das Athenaeum nachzuweiſen, daß bei der von dem Verfaſſer erwähnten Probe die beiden Konkurrenten nicht unter ganz gleichen Verhältniſſen agirt hätten, und daß zwei Monat ſpäter eine von Herrn Tennent nicht erwähnte, neue vergleichende Probe ſtattgefunden, wobei ſich das Verhältniß von Armſtrong zu Whitworth wie 640 zu 495 herausgeſtellt habe. Ebenſo unrichtig ſollen die Angaben des Verfaſſers in Bezug auf die Anwendung von Stahlgeſchoſſen ſein, welche nicht Whitworth, ſondern Armſtrong zuerſt mit außerordentlichem Erfolge gegen Panzerſchiffe angewendet hat, und zwar aus 150- und 300pfündigen Kanonen. Ueber das Prinzip der Verwendung des Gußeiſens oder Gußſtahls zu gezogenen Kanonen ſcheint unter den beiden Rivalen ebenfalls noch Streit zu herrſchen. Ja, nach der ganzen Darſtellung im Athenaeum (vom 30. Januar d. J.) ſcheint unter den verſchiedenen engliſchen Artillerie-Behörden eine große Verſchiedenheit der Meinungen in Bezug auf dieſe neueſte verderbliche Erfindung unſeres Jahrhunderts noch obzuwalten.

— **Friedrich Spiegel's Erân.****) Das vorliegende werthvolle Werk des um die Zendſtudien und die Kenntniß der Zoroaſtriſchen Religion hochverdienten Verfaſſers iſt weſentlich aus einer Reihe von Aufſätzen entſtanden, die derſelbe in den Jahren 1858—1863 in der Zeitſchrift das „Ausland" veröffentlicht hat. Wie wir aus der Vorrede erſehen, verdanken wir dieſelben zunächſt einem perſönlichen Bedürfniſſe, indem dem Verfaſſer daran gelegen war, ſich in ſeinen Studien über das Aveſta nicht bloß mit der Grammatik und dem Lexikon der verſchiedenen iraniſchen Dialekte, ſondern auch mit der Beſchaffenheit des Landes und den Zuſtänden ſeiner Bewohner in verſchiedenen Zeiten bekannt zu machen. Außer den Betrachtungen über die einzelnen Theile des Landes, enthält das Buch noch eine Anzahl anderer über politiſche oder kulturhiſtoriſche Verhältniſſe, welche die geſammte iraniſche Nation betreffen; z. B. über Dejoces und die Anfänge der mediſchen Heerſchaft, über die Regierung des Darius nach den Keilinſchriften, über die kulturhiſtoriſche Stellung des alten Erân, über Aveſta und Veda, über Aveſta und Geneſis, Beiträge zur neueren Geſchichte des Parſismus. Einige dieſer Aufſätze ſind bereits gedruckt worden, andere ſind neu hinzugekommen. Wer eine Vorſtellung davon hat, wie lückenhaft und dunkel die Geſchichte des alten Orients und namentlich von Iran noch iſt, wie ſehr die wichtige Religion des Zoroaſter und ihre heiligen Schriften, deren genauere Kenntniß ihrer materiellen Grundlage noch immer ermangelt, und welche Wichtigkeit gediegene Aufklärungen über das Verhältniß der Iranier zu den ſtammverwandten Indern beanſpruchen können, der wird ſich verpflichtet fühlen, dem gelehrten Verfaſſer für dieſe gediegene Arbeit zu danken, die es ganz vornehmlich darauf abgeſehen hat, allgemeine Geſichtspunkte und einen Ueberblick über das Ganze zu geben. Den wiſſenſchaftlichen Forſchern auf dieſem Gebiete wird das vorliegende Werk fortan unentbehrlich ſein.

— **Zur Schnell- und Rechtſchreibung.***) Es liegen uns hier zwei neue Schriften des um die deutſche Grammatik und Schriftſyſtematik wohlverdienten und ſehr thätigen Gelehrten, Herrn Dr. Guſtav Michaelis vor. Was die erſtere enthält, iſt in dem Titel deutlich ausgeſprochen: eine Anwendung des Stolze'ſchen ſtenographiſchen Syſtems auf die engliſche Sprache. Natürlich beſitzen die Engländer bereits ihre eigene Stenographie, z. B. (abgeſehen von den älteren Verſuchen, von Timothy Bright und John Willis vom J. 1602) von Taylor und Iſaak Pitman u. A., die von phonetiſchen Grundſätzen ausgehen; indeſſen bietet die engliſche Orthographie dem Stenographen eigenthümliche Schwierigkeiten dar, und ſo läßt ſich denn wohl begreifen, daß Verſuche nach größerer Vereinfachung ganz am Orte ſind. Das Urtheil über das neue Syſtem, das gleichfalls auf phonetiſchen Grundſätzen beruht und weniger die höchſt willkürliche engliſche Orthographie, als den gehörten Laut berückſichtigt, müſſen wir den Männern von Fach überlaſſen.

Die zweite Schrift behandelt eine Streitfrage der deutſchen Orthographie, nämlich wie man es mit Fixirung der S-Laute zu halten habe. Leider droht bei den nun faſt unzähligen Verſuchen, die deutſche Rechtſchreibung zu reformiren, eine völlige Anarchie einzureißen, und dieſe betrifft nun auch die erwähnten Laute s, ss, ß u. ſ. w. Wir finden die Meinungen und Anſichten der verſchiedenen Grammatiker und Orthographen hier zuſammengeſtellt, vermiſſen aber auch hier eine radikale Löſung. Die Forſchung iſt hier ſo verwickelter Natur, daß man beim beſten Willen den Faden verliert. Namentlich handelt es ſich darum, auszumachen, ob gegenwärtig noch ein Unterſchied in der Ausſprache zwiſchen ss und ß beſtehe, ob man z. B. gros, groß oder gross zu ſchreiben habe. Als ein Beitrag zur Klärung der Anſichten, falls ſich ein Princip finden laſſen ſollte, hat die kleine Schrift ihren Werth.

— **Ueber die Entſtehung des Schwefelwaſſerſtoffs in Mineralquellen.** Im Auftrage der Brunnen-Direktion von Bad Landeck in Schleſien hat Dr. Lothar Meyer zu Breslau eine genaue chemiſche Analyſe der Badequellen Landecks vorgenommen und publizirt.**) Ueber die Entſtehung des Schwefelwaſſerſtoffs gaben folgende recht intereſſante Verſuche direkte Auskunft. Vier gleiche Flaſchen mit ſehr gut ſchließenden Glasſtöpſeln wurden an zwei Quellen vollſtändig gefüllt, und zwar ſo, daß an jeder der Quellen je eine der Flaſchen mit dem reinen Waſſer der Quelle, eine andere unter Zuſatz von einer kleinen Handvoll der im Waſſer vorkommenden Algen gefüllt wurde. Die Flaſchen wurden dann mit Pergamentpapier überbunden und im Dunkeln aufbewahrt. Nach vier Wochen wurden ſie geöffnet. Das Waſſer der Flaſchen, welche keine Algen enthielten, roch nicht nach Schwefelwaſſerſtoff. Das von den Algen klar abgegoſſene Waſſer roch ſehr ſtark nach dem

*) Leipzig, Ludwig Denicke. Berlin, A. Aſher u. Co.

**) Erân, das Land zwiſchen dem Indus und Tigris. Beiträge zur Kenntniß des Landes und ſeiner Geſchichte, von Dr. Friedrich Spiegel. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1863.

*) A new system of English Stenography or Shorthand on the Principles of W. Stolze by Dr. Gustav Michaelis (with thirty two lithographed plates.) London, Trübner; Paris L. Hachette; Berlin, Franz Lobeck.

Ueber die Phyſiologie und Orthographie der S-Laute, von Dr. G. Michaelis. Beſonders abgedruckt aus Herrig's „Archiv für das Studium der neueren Sprachen". Berlin, Fr. Lobeck, 1863.

**) Chemiſche Analyſe der Quellen zu Bad Landeck von Dr. Lothar Meyer. Breslau, Goſohorsky's Buchhandlung, 1863. 26. S.

Digitized by Google

Gaſe. Eine genaue Analyſe ergab, daß das Waſſer durch die Berührung der Algen fünf Mal ſo viel Schwefelwaſſerſtoff enthielt als ohne die Algen.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Schleswig-Holſteiner ſind ein vorzugsweiſe loyales und konſervatives Volk. Die „Grenzboten“ bemerken in dieſer Hinſicht: „Holſtentreue iſt ſprüchwörtlich geworden. Die vom großen Weltverkehr abgelegene Lage des Landes, der Mangel an großen Städten, welche einen demokratiſirenden Einfluß üben könnten, ein gewiſſes Phlegma namentlich des holſteiniſchen, ſüdſchleswigſchen und des die Marſchen bewohnenden Theils der Bevölkerung endlich wirken zuſammen, daß man zäh am Herkommen und der Ueberlieferung feſthält, was namentlich auch auf politiſchem Gebiete zu beobachten iſt. Die Jahre 1848 bis 1850 ſprechen nicht gegen, ſondern für dieſe Behauptung. Als damals die Schleswig-Holſteiner gezwungen waren, ihre Landesrechte gegen die Angriffe der däniſchen Revolution mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, haben ſie nicht einen Augenblick das Recht ihres Landesherrn in Frage geſtellt, obwohl derſelbe auf der Seite ihrer Feinde ſtand. Seitdem aber haben ſie allen Gewaltthaten, die im Namen ihres unbezweifelt legitimen Herzogs an ihnen verübt wurden, nur paſſiven Widerſtand entgegengeſetzt. Stehen ſie jetzt dem König Chriſtian dem Neunten gegenüber, ſo iſt es derſelbe loyale Charakter, der ſie dazu antrieb. Das Recht giebt für den Schleswig-Holſteiner den Ausſchlag, und ſelbſt die Dänen haben nie behauptet, daß der Protokollprinz mehr als ein zweckmäßiger, nie, daß er ein rechtmäßiger Nachfolger Friedrichs des Siebenten ſei. Das Recht iſt auf Seiten des Auguſtenburgers und ſo erklärte ſich das Land für dieſen. Die Ritterſchaft in ihrer großen Mehrzahl, die Univerſität ohne Ausnahme, die Geiſtlichkeit faſt einſtimmig, die ungeheure Mehrheit der Beamten haben ihm gehuldigt. Alle Städte Holſteins und Schleswigs proklamirten ihn, Maſſen von Deputationen der Landgemeinden erſchienen, ihm die Ergebenheit der durch ſie Vertretenen auszuſprechen. Alles dies geſchah aus freier Ueberzeugung, zum Theil noch unter dem Drucke der däniſchen Bajonnette, für einen Fürſten, dem keine andere Macht als ſein Recht und der Wille zur Seite ſtand, dieſes Recht zum Beſten des Landes geltend zu machen. Wie wird man anders als mit Gewalt dieſem Volke einen anderen Herzog geben, wie vollends ihm den König von Dänemark als Herzog aufnöthigen können, nachdem die Schleswig-Holſteiner ſeit Jahren den Augenblick herbeigeſehnt haben, wo auf legitimem Wege die Trennung von Dänemark erfolgen mußte? Es iſt wahr, man kann ſie für einige Zeit zwingen, einem Uſurpator zu gehorchen; nie aber werden ſie ihn für etwas Anderes als einen Uſurpator halten, nie die Pflicht der Treue gegen ihn anerkennen, ſondern im Gegentheil ſorgſam auf jede Komplikation in Europa achten, welche die Gelegenheit bieten kann, ſich von ihm und der Verbindung mit Dänemark loszumachen.“

Unter der Ueberſchrift „Vier Märtyrer der deutſchen Wiſſenſchaft in Inner-Afrika“ bringt das erſte diesjährige Heft von A. Petermann's geographiſchen Mittheilungen eine Karte der Reiſen von Overweg, Vogel, v. Beurmann und Steudner. Erläutert iſt dieſe Karte von Oſt- und Inner-Afrika, im Maaßſtabe von 1 zu 14,000,000, durch eine gedrängte, hiſtoriſche Ueberſicht der Reiſen und Schickſale jener vier Märtyrer, aus der Feder von A. Petermann, der, ebenſo wie Dr. Heinrich Barth, berufen iſt, dem Andenken dieſer deutſchen Männer ein würdiges Denkmal zu ſetzen.

Die neueſte Nummer der bekannten Eiſenbahn-Bücher von Bergſon-Sonenberg in Leipzig bringt uns eine von L. von Alvensleben bearbeitete deutſche Ueberſetzung des kleinen franzöſiſchen Romans „Niko Veliki“, welchen die Baronin von Reinsberg (Ida von Düringsfeld) im Jahre 1855 im Feuilleton eines Pariſer Journals und ſpäter in der „Bibliothèque Internationale“ von A. Schnée in Brüſſel veröffentlicht hat, und den wir damals bereits im Magazin beſprochen haben. Unſeres Wiſſens iſt dies der erſte Fall, daß der Roman einer deutſchen Schriftſtellerin von fremder Hand dem deutſchen Leſe-Publikum zugänglich gemacht wird.

Der Wiener Zweigverein der deutſchen Schillerſtiftung, der vor einigen Tagen ſeine Jahresverſammlung hielt, hat in den vierzehn Monaten vom 1. November 1862 bis zum 31. Dezember 1863 in 17 Unterſtützungs-Fällen 875 Gulden gewährt. Seine Einnahmen (wovon zwei Drittel in die Hauptkaſſe des Centralvereins der Schillerſtiftung fließen) betrugen in jener Zeit 3625 Gulden, und zwar 1177 Gulden durch Jahresbeiträge und 2448 Gulden durch Zins-Erträgniſſe, wozu noch 293 Gulden durch außerordentliche Zuwendungen kamen.

Von Eduard Fiſchel's „Verfaſſung Englands“ iſt ſo eben auch eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchienen, die von Ch. Vogel nach der zweiten verbeſſerten Auflage des deutſchen Originales und unter Vergleichung mit der engliſchen Ueberſetzung von Jeremy Shee bearbeitet iſt. (La Constitution d'Angleterre. Par Edouard Fischel. Paris, C. Reinwald).

Als Ergänzung der Karte von Schleswig, Holſtein und Lauenburg, von Fr. Handtke, iſt jetzt ein gleich großes Blatt desſelben von Jütland im Maaßſtabe wie 1 zu 480,000 erſchienen.*) In einem größeren Maaßſtabe (1 zu 160,000) iſt auf dieſem Blatte auch noch ein Kärtchen zur Ueberſicht der wichtigen Poſitionen von Kolding, Middelfart und Friedericia, an der Spitze des Kleinen Belt, beigefügt.

Von Dr. John Bull, dem Organiſten und Kapellmeiſter der Königin Eliſabeth, der, nach neueren Ermittelungen, der Komponiſt der National-Hymne „God save the King“ iſt, hat man kürzlich unter den Papieren des engliſchen Staatsarchives ein eigenhändiges Noten-Manuſkript aufgefunden. Es gehört dieſes Manuſkript zu den älteſten vorhandenen Aufzeichnungen muſikaliſcher Kompoſitionen in England.

Für das militairwiſſenſchaftliche Publikum ſind folgende neue Schriften von Intereſſe, die beide bei Tanera in Paris erſchienen:

Recherches sur l'organisation du corps du génie en Europe. Par C. Heydt, capitaine du génie. (7½ Fr.).

L'intendance militaire. Par le baron Frédéric de Reiffenberg. (1½ Fr.).

*) Glogau, Verlag von C. Flemming.

Digitized by Google

Confirmationsgeſchenk.

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben

von **C. W. Hufeland.**

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Beſſere Ausgaben mit L's Porträt, Widmungsblatt, Biographie u. a. m. ſind in engl. Einband mit Goldſchnitt geb. zu 1 Thlr. 10 Sgr., bez. 1 Thlr. zu erhalten. (141)

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In der Landkarten-Handlung von **J. H. Neumann** in Berlin, **Mohrenstr. 50,** neben dem Englischen Hause, ist so eben erschienen:

Special-Karte vom Sundewitt in 1:50,000

und

Plan der Gegend von Düppel mit den dänischen Schanzen in 1:25,000.

Herausgegeben von F. v. D.

Preis 5 Sgr. (135)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran

das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge

zur Kenntniss des Landes und seinne Geschichte

von

Dr. Friedrich Spiegel.

gr. 8. geh. 2 Thlr. (136)

In **J. Heaberger's** Verlag in Bern iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Helvetia. **Muſen-Almanach auf das Jahr 1864.**

Herausgegeben vom ſchweiz. literariſchen Verein. 16. 240 S. broſch. Preis 20 Ngr. (134)

Bei den Verlegern dieser Zeitscheift erscheint so eben:

Philologie, Geschichte und Psychologie.

Ein Vortrag

gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863

in erweiternder Ueberarbeitung

von **Dr. H. Steinthal,**

a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (137)

5 Bogen gr. 8. 15 Sgr.

In unſerem Verlage iſt erſchienen:

Lug und Trug.

Vom Standpunkte des Strafrechts u. der Geſchichte dargeſtellt von **Dr. Leonhard Freund.**

Erſter Band:

Lug und Trug unter den Germanen.

Von den älteſten Zeiten bis zum Erlöſchen der Herrſchaft der Karolinger.

$20\frac{3}{4}$ Bogen 8. geheftet Preis 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (138)

Armand's neueſter Roman!

In der Buchhandlung von **Schmorl & von Seefeld** iſt ſoeben erſchienen und vorräthig in allen Buchhandlungen:

Der Sprung vom Niagarafalle.

Roman in vier Bänden.

Preis 6 Thaler.

Eine glühende, anſchauliche Darſtellung und eine Erzählung, welche den Leſer dauernd feſſelt, ſtellen dieſes neueſte Werk des in ganz Deutſchland, in allen Kreiſen der Leſerwelt, gefeierten Schriftſtellers in die erſte Reihe ſeiner Schöpfungen. In einfach eleganter Sprache hat der Verfaſſer den reichen Stoff noch ſorgfältiger und ausführlicher als früher bearbeitet, die Charaktere mit Meiſterhand gezeichnet und die prächtigen Naturſchilderungen mit ſo lebhaften Farben gemalt, daß der Leſer durch dieſen neueſten Roman Armands bis zur letzten Zeile gefeſſelt und in Spannung erhalten wird. Die Befriedigung des Leſers am Schluſſe wird unſere Empfehlung rechtfertigen. (132)

Bei den Verlegern dieſer Zeitſchrift erſchien:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande u. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlſtich gez. von Ludwig Richter. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.
Kabinets-Ausgabe (elfte Auflage 1859) eleg. geb. 10 Sgr. In engl. Einband $17\frac{1}{2}$ Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie", ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (133)

Im **J. C. Hinrichs**'ſchen Verlage zu Leipzig erſcheint vom Januar 1864 an und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der

Geographie und Statiſtik

für die gebildeten Stände

begründet durch

Dr. **C. G. D. Stein** und Dr. **Ferd. Hörſchelmann**

neu bearbeitet unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von

Prof. Dr. **J. E. Wappäus.**

Siebente Auflage ergänzt bis auf die neueſte Zeit.

Zweites Abonnement in 48 Halbmonats-Lieferungen à 15 Ngr.

Das Werk kann aber auch in 10 Abtheilungen bezogen werden, von welchen 5 bereits fertig vorliegen, 3 im Laufe der nächſten Monate und 2 ſpäter fertig werden.

I. Band. 3 Abtheilungen. Allgemeine Geographie — Nordamerika — Mittel- und Südamerika von Profeſſor **Wappäus** in Göttingen

II. Band. 1. 2. Abtheilung. Afrika u. Auſtralien von Dr. **T. E. Gumprecht** in Berlin und Direktor Dr. **Meinicke** in Prenzlau.

3. Abtheilung. Aſien von Dr. **J. H. Plath** in München u. **J. H. Brauer** in Hamburg.

III. Band. 1. Abtheilung. Einleitung zu Europa von Prof. **Wappäus.** — Rußland von Prof. **Paſſart.** — Türkei, Griechenland und Jonien von Prof. **H. F. Brachelli.** — Dänemark, Schweden und Norwegen von Dr. **C. F. Friſch** in Stockholm. — Britiſches Reich von **G. E. Ravenſtein** in London. — Niederlande von Dr. **M. M. van Baumhauer** im Haag.

2. Abtheilung. Spanien und Portugal von Prof. **M. Willkomm** in Tharandt. — Frankreich von Dr. **M. Block** in Paris. — Belgien von Dir. **X. Heuſchling** in Brüſſel. — Schweiz und Italien von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.

IV. Band. 2 Abtheilungen. Oeſterreichiſcher Kaiſerſtaat. — Preußen und die übrigen Staaten des deutſchen Bundes. Von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.

Alle während des Druckes entſtandenen Veränderungen werden in Nachträgen Berückſichtigung finden, auch haben wir Sorge getragen, daß genau gearbeitete Inhaltsüberſichten und Regiſter zu jeder Abtheilung den Gebrauch des Ganzen erleichtern.

Die bedeutendſten Statiſtiker und Geographen haben an dem Werke mitgearbeitet, deſſen Reichhaltigkeit und Vollſtändigkeit von keinem ähnlichen übertroffen wird.

Proſpecte und 1. Lieferung liegen in allen Buchhandlungen zur Anſicht aus, Lieferung 2 und folgende werden nur auf feſte Beſtellung geliefert. (131)

Das Magazin optiſcher und mechan. Inſtrumente

von **A. Meissner,** Opticus und Mechanicus,
Friedrichs-Strasse Nr. 71, Ecke der Tauben-Strasse,
empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair-** und **Marine Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (133)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 11.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten an, für England H. Bendee, London, 8 Little Newport Street, Leicester Square.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 13. März **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.
Die Feldzüge Alexander's des Großen . . 162
Die öſterreichiſchen Univerſitäten 164

Rußland.
Rußlands Volksmenge, verglichen mit der der übrigen Mächte. Nach Alexander von Humboldt und Berghaus 164
Deutſche Kolonien um St. Petersburg. IV. Sommerleben und Volksleben . . . 166

Frankreich.
Wetterpropheten und Meteore. Mathieu de la Drome 168

Italien.
Lateiniſche Sommer, v. Ferdinand Gregorovius 171
Ein bibliſches Wörterbuch der Hochkirche . 172

Nord-Amerika.
Franklin über den Mann mit der eiſernen Maske 173

Kleine literariſche Revue.
Shakſpeare und Ben Jonſon 173
Die Bedeutung der Thierwelt auf den Menſchen 174
Theorie der Ferment-Wirkungen 174

Literariſcher Sprechſaal 159

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:
Lehrbuch des Schachspiels
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (154)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

THE OLD DRAMATISTS
AND
THE OLD POETS.
WITH BIOGRAPHICAL MEMOIRS, ETC.

THE OLD DRAMATISTS.

In 1 vol. 8vo, price 12s. cloth.
SHAKSPEARE. With Remarks on his Life and Writings by *Thomas Campbell*; and Portrait, Vignette, Illustrations, and Index.

In 1 vol. 8vo, price 12s. cloth.
WYCHERLEY, CONGREVE, VANBRUGH, AND FARQUHAR. With Biographical and Critical Notices. By *Leigh Hunt*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol. 8vo, price 12s. cloth.
MASSINGER AND FORD. With an Introduction by *Hartley Coleridge*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol. 8vo, price 16s. cloth.
BEN JONSON. With a Memoir by *William Gifford*; and Portrait and Vignette.

In 2 vols. 8vo, price £1 12s cloth.
BEAUMONT AND FLETCHER. With Introduction by *George Darley*; and Portrait and Vignettes.

In 1 vol. 8vo, price 10s 6d cloth.
JOHN WEBSTER. With Life and Notes, by the Rev. *Alexander Dyce*.

In 1 vol. 8vo, price 12s cloth.
MARLOWE. With a Memoir and Notes, by the Rev. *Alexander Dyce*.

In 1 vol. 8vo, price 16s cloth.
PEELE AND GREENE'S DRAMATIC WORKS. Edited by the Rev. *Alexander Dyce*.

THE OLD POETS.

In 1 vol., price 10s 6d cloth.
SPENSER. With Selected Notes; Life by the Rev. *H. J. Todd*, M.A.; Portrait, Vignette, and Glossarial Index.

In 1 vol., price 10s 6d cloth.
CHAUCER. With Notes and Glossary by *Tyrwhitt*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol., price 10s. 6d. cloth.
DRYDEN. With Notes, by the Revs' *Joseph* and *John Warton*; and Portrait and Vignette.

In 1 vol., price 10s. 6d. cloth.
POPE. Including the Translations. With Notes and Life, by Rev. *H. F. Cary*, M.A.; and Vignette.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (143)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin sind erschienen:

Bessel (F. W.), Versuche über die Kraft, mit welcher die Erde Körper von verschiedener Beschaffenheit anzieht. Mit einer Kupfertafel. gr. 4. geh. 20 Sgr.

Dove (H. W.), Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. geh. 24 Sgr.

— — Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1857. gr. 4. geh. 14 Sgr.

Encke (J. F.), Ueber die Existenz eines widerstehenden Mittels im Weltenraume. Auszug aus dem Astronomischen Jahrbuche für 1861. 1858. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Förster (W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 8. Februar 1862. Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr.

Hagen (G.), Ueber Fluth und Ebbe in der Ostsee. Erste Abhandlung. 1857. gr. 4. geh. 8 Sgr. Zweite Abhandlung. 1859. gr. 4. geh. 8 Sgr.

— — Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Humboldt (A. v.), Ueber die Haupt-Ursachen der Temperatur-Verschiedenheit auf dem Erdkörper. 1827. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Kirchhoff (G.), Untersuchungen über das Sonnen-Spectrum und die Spectren der chemischen Elemente. Zweite, durch einen Anhang vermehrte Ausgabe. Mit drei Tafeln. 1862. gr. 4. cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Zweiter Theil. Mit zwei Tafeln. 1863. gr. 4. cart. 25 Sgr.

So eben erschien bei uns in **vierter** Auflage:

Specialplan der Düppel-Stellung
mit sämmtlichen Verschanzungen, 1:33,000, nebst einer Operations-Uebersicht des Feldzuges in Schleswig-Holstein. Preis 5 Sgr., col. 7½ Sgr. (147)

S. Schropp'sche Landkartenhandlung.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die Feldzüge Alexanders des Großen.*)

Der 14. Band der Jugend-Bibliothek des griechiſchen und deutſchen Alterthums, herausgegeben von Dr. Fr. Aug. Eckſtein, enthält die „Geſchichte der Aſiatiſchen Feldzüge Alexanders des Großen." Wie haben in Nr. 7. des „Magazin" von 1862 über ein früheres Schriftchen deſſelben Verfaſſers, das den 9. Theil der Jugend-Bibliothek bildet: „Der Feldzug dee Zehntauſend Griechen", berichtet. Dieſelben Vorzüge, die wir dort zu rühmen Veranlaſſung hatten, finden ſich auch in dieſem Bändchen, nue daß die Geſchichte der Feldzüge Alexanders wegen ihrer wichtigeren welthiſtoriſchen Bedeutung und wegen dee mannichfaltigeeen und ſpannenderen Ereigniſſe ein ungleich größeres Intereſſe erregt, als der Rückzug der Zehntauſend. Der erſte Theil, der uns bis jetzt vorliegt, reicht bis zu der Einnahme von Perſis und der Zerſtörung von Perſepolis. Der Verfaſſer iſt in ſeiner Darſtellung vor allen dem Arrian gefolgt, mit Benutzung der Mittheilungen des Diodor. Curtius, Plutarch, Juſtin, Polyän und der zerſtreuten Notizen in anderen Schriftſtellern. Den zahlreichen Hilfsſchriften der Neueren hat er die gebührende Berückſichtignng geſchenkt. Zur Erläuterung der militäriſchen Verhältniſſe iſt die „Geſchichte des griechiſchen Kriegsweſens von Rüſtow und Köchly" benutzt. Die Verſicherung des Verfaſſers, daß er überall bemüht geweſen ſei, ſeine eigene Anſchauung ſo beſtimmt und ſelbſtändig als möglich zum Ausdruck zu beingen, und daß er überall sine ira et studio nur nach Erkenntniß der Wahrheit geſtrebt habe, wird man bei der Lectüre des Schriftchens wohl beſtätigt finden.

Wir heben als beſonders gelungen die allgemeine Charakteriſtik, die der Verfaſſer von ſeinem Helden giebt, hervor. „Alexander war ein ſchöner blühender Jüngling, zwar nicht von auffallender imponirender Größe, dagegen von ungemeiner Anmuth, Kraft und Wohlgeſtalt. Sein ſchönes, kühnes und offenes Antlitz zeigte lebhafte Farben; die friſche Röthe ſeiner Wangen hebt Plutarch beſonders hervor. Die Stirne war von dichtem, blondem, krauſem Haare beſchattet, das Alexander ſteil nach oben zu ſtreichen pflegte, ſo daß es nach beiden Seiten mähnenartig herabfiel. Charakteriſtiſch wae das Saufte und Schmachtende ſeines Blickes, ſobald ſein Auge nicht vom Feuer heftiger innerer Bewegung leuchtete, — in letzterem Falle nahm des jungen Fürſten Blick leicht einen furchtbaren Ausdruck an — nicht minder die Gewohnheit, das Haupt, mit einer leichten Biegung des Nackens nach links, aufwärts gerichtet zu tragen; endlich ſein lebhaftee, energiſcher Gang. In ſeinem Weſen aber und in den Aeußerungen ſeines Geiſtes lebte eine eigenthümliche Doppelnatur; Vater und Mutter, in ihren Charakteren und Grundanlagen unter einander gänzlich verſchieden, hatten charakteriſtiſche Züge ihres Weſens auf dieſen Sohn vererbt. Die Mutter Olympias, die wilde Epirotin, die Frau, von deren ſchrecklicher Leidenſchaftlichkeit die Geſchichte auf mehe als Einem blutig dunkelen Blatte redet, ſah nicht blos dieſes wilde Feuer in lheem geliebten Alexandee fortleben. In ihrer Jugend war ſie der Feier der orphiſchen Myſterien und dem orgiaſtiſchen Dienſt des Dionyſos mit fanatiſchem Enthuſiasmus ergeben geweſen; dieſes phantaſtiſche Weſen erſcheint bei Alexander in unvergleichlich veredelter Form. Der raſch auflodernde Enthuſiasmus, der ſchwärmeriſche Zug in Alexanders Naturell, die romantiſch-phantaſtiſche Stimmung, die ſo oft bei ihm durchklingt und nachmals den kühnen Jüngling wiederholt mehr als Ritter und Helden, denn als Feldherrn und König handeln läßt, endlich der ſtürmiſche Drang nach dem Unerhörten, Ungeheuern — das Alles ſind Züge, die den Prinzen des macedoniſchen Heraklidenhauſes ſonſt ganz fremd waren. Und mit dieſer Naturanlage verband Alexander doch einige der hervorragendſten Eigenſchaften des Vaters. Es ſtimmte noch vollkommen zu jenem hochfliegenden Weſen, daß Alexander Philipps Raſtloſigkeit in erhöhtem Grade geerbt hatte; daß jeder neue Gewinn ſeine Energie und das Umfaſſende ſeiner Pläne und Unternehmungen nur ſteigert. Abee Alexander entwickelt auch denſelben kalten Verſtand; dieſelbe kühle Beſonnenheit, die ruhige Klarheit in der Anlage ſeiner Unternehmungen, den glücklichen Blick bei der Wahl ſeiner Werkzeuge und Mittel, und die furchtbare Energie in der Durchführung ſeiner Beſchlüſſe, wie dieſes einſt auch die bitterſten Gegnee an Philipp gefürchtet und bewundert hatten; freilich aber auch, und das ſchon ſehr frühzeitig, dieſelbe furchtbare Härte, wenn es ſich daeum handelt, aus Motiven politiſchen Intereſſes Dinge zu genehmigen oder ſelbſt auszuführen, die mit Alexanders ſonſtiger ritterlicher Hochherzigkeit in grellem Gegenſatze ſtehen.

„Natürlich treten alle dieſe Eigenſchaften erſt nach und nach hervor; zunachſt bezauberte der tapfere, heldenmüthige, hochbegabte Jüngling ſeine Eltern, den Hof und das Volk noch durch andere Züge von menſchlich wohlthuender Art. An einem grundverdorbenen Hofe hatte ſich Alexander ſeine ganze keuſche Jugendfriſche mit Strenge bewahrt; mit einem tiefen Gefühle für Frauenehre verband er eine ideale, an den Vorbildern ſeines Homer genährte Schwärmerei für das Gefühl der Freundſchaft. Offen und hingebend, denen, die ee liebte, ohne Rückhalt vertrauend, treu und zuverläßig, bei allem fürſtlichen Stolze und Selbſtbewußtſein ſehe zur Milde, zur leutſeligen Freundlichkeit geſtimmt, — ſo wae Alexander eine durchaus liebenswürdige Natur, der Stolz der macedoniſchen Jugend. Allein dieſer glänzende Aufgang ſollte nicht ungetrübt bleiben. Zu keiner Zeit fehlen in Alexanders Geſchichte die finſteren Stunden, die im Verlauf der Jahre immer dunklere Schatten auf dieſes lichte Heldenleben werfen."

Den Wendepunkt in dem Leben Alexanders bildet der Zug zu dem Orakel des Ammon, das ihn für den Sohn des höchſten Gottes erklärte. „Alexander ließ es ganz gern geſchehen, daß ſich dergeſtalt ein mythiſch-romantiſcher Schimmer an ſeine Perſon heftete; lange legte ee nur den Orientalen gegenübee Werth auf die neue Weihe, die er aus dem Tempel des Ammon mitgenommen; den Griechen und Macedoniern gegenüber gab er noch lange dem Humor über die Mythe von ſeiner unmittelbaren Abkunft von dem Ammon-Zeus freien Spielraum. Und dennoch datiren die erſten Spuren der tiefen Entfremdung zwiſchen Alexander und einem Theile ſeiner Offiziere, die ſpätee zuerſt in Drangiana und Medien in blutig-grauenhafter Weiſe zu Tage treten ſollte, gerade von den Tagen dieſes Zuges nach dem Ammon-Tempel. Voe Allem zu der finſteren Feindſchaft zwiſchen Alexander und ſeinem Jugendgenoſſen Philotas, die den Blutſcenen von Drangiana ganz beſonders ihr entſetzliches Gepräge gegeben hat, wurde damals der erſte Grund gelegt. Noch war Alexander der eitterliche Heerkönig eines freien Kriegervolkes; aber indem er ſeine neue Krone mit dem übermenſchlichen Nimbus der Pharaonen und der Achämeniden ſchmückte, leitete ee bereits den ſchweren und traurigen

*) Nach den Quellen dargeſtellt von Dr. G. F. Hertzberg. Erſter Theil. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes, 1863.

Digitized by Google

Kampf ein, den er künftig mit den eigenen Freunden beſtehen ſollte.“

Von dieſem Zeitpunkte an ſcheint auch ſeine Politik in Betreff der eroberten und noch zu erobernden Länder eine beſtimmte Geſtalt gewonnen zu haben. Man thut dem genialen Manne offenbar Unrecht, wenn man ihn blos als einen gewaltigen Eroberer betrachtet, wenn man ihm lediglich die Abſicht zuſchreibt, Reiche zu ſtürzen und Völker zu unterjochen des eiteln Kriegsruhmes wegen. Die Krone der Achämeniden war der hohe Preis, um den zu kämpfen er ausgezogen war, und als er nach der Einnahme von Babylon als der neue Großkönig von Aſien ausgerufen worden, wollte er für die Völker ſeines neuen Reiches mehr werden, als blos ein ſoldatiſcher Zwingherr; er wollte in großem Sinne ihr König werden. Er konnte nicht daran denken, das gewaltige Reich durch ſeine Waffen zuſammenzuhalten; nur das furchtbarſte Blutregiment konnte einer Fremdherrſchaft wie die ſeinige einen Schatten von Sicherheit verleihen. Schon in Aegypten hatte er deutlich gezeigt, in welchem Sinne er die Herrſchaft im Morgenlande zu führen gedachte. Es entging ſeinem klaren Blicke nicht, daß Aegypten bei ſeiner natürlichen Lage und ſeinen reichen Mitteln einen ehrgeizigen Satrapen ſehr leicht in Verſuchung führen könnte, nach vollkommener Unabhängigkeit zu ſtreben, und ebenſo konnte der alte Nationalgeiſt der Aegypter, die ſeit Kambyſes Zeiten ſo oft im Aufſtande geweſen waren, unter Umſtänden ſich auch gegen die neue Herrſchaft erheben. Daher vertheilte er die Civil- und Militär-Verwaltung unter verſchiedene höhere Beamte, die er aus Europäern und Aegyptern in der Art auswählte, daß dieſelben thatſächlich einander überwachten, das ägyptiſche Volk aber die Abſicht Alexanders, die nationalen Gewohnheiten des Landes unangetaſtet zu laſſen, deutlich erkennen konnte. Jetzt, in dem ungemiſcht orientaliſchen Babylon, trat ihm die ungeheuere Aufgabe, die er löſen ſollte, in ihrer ganzen Größe klar und ſcharf entgegen. Dieſelben Mittel, die er in Aegypten mit Erfolg angewendet hatte, brauchte er auch hier, doch in größerem Umfange. Den chaldäiſchen Prieſtern begegnete er mit derſelben Zuvorkommenheit, wie den Prieſtern Aegyptens. Um auch die iraniſchen Völker zu gewinnen und mit ihrem Schickſale zu verſöhnen und ſie leichter und ſchneller als durch Waffengewalt zur Ergebung zu beſtimmen, glaubte er, ihnen die Ueberzeugung beibringen zu müſſen, daß nur die in Schmach und Sünden verkommene, von den Göttern verlaſſene Dynaſtie der Achämeniden durch ein neues, viel herrlicheres, von der Götter-Gunſt getragenes Königsgeſchlecht erſetzt werden ſollte. Vor Allem ſollten die edlen Geſchlechter dieſer Völker erfahren, daß der neue Großkönig nicht daran denke, ihre bisherige glänzende Stellung zu vernichten, daß auch künftig die Fürſten von Iran die Herren im Lande ihrer Väter ſein, daß auch ſie neben den macedoniſchen Rittern an dem ſtolzen Hofe dieſes Königs die alten Ehren behalten und der alten Gnaden theilhaftig werden ſollten.

Jetzt zuerſt ernennt Alexander Perſer zu Satrapen; doch wurde ihre Gewalt weſentlich beſchränkt. Neben dem aſiatiſchen Verwalter fanden europäiſche Beamte ihren Platz, die ſehr weſentliche Machtmittel in ihren Händen behielten; denn die Finanzwirthſchaft und der Oberbefehl über die Truppen wurden nur zuverläßigen Macedoniern oder Griechen anvertraut. Trotz dieſer Beſchränkung mußte das Beiſpiel ſo hoher Begünſtigung vornehmer Perſer, die dem fremden Sieger weſentliche Dienſte auf Koſten des alten Herrn geleiſtet hatten, auf die Iranier mächtig wirken und die letzten Bande der Anhänglichkeit an die untergehenden Achämeniden immer mehr lockern. Noch war das neue Reich kaum zur Hälfte vollendet; das neue Regierungsſyſtem aber in ſeinen Hauptzügen feſtgeſtellt. Alexander ſchritt auf dieſem Wege konſequent fort; es waren nothwendige Schritte, die aber auch für ihn verhängnißvoll werden ſollten.

Er ſtellte jetzt in ſeiner Perſon die Einheit und zugleich die eigenthümliche Doppelnatur ſeines Reiches in charakteriſtiſcher Klarheit dar. Für ſeine Griechen und Macedonier war er noch immer der hochgeehrte König, der gefeierte Waffenbruder treuer Krieger eines freien Volkes; für die Aſiaten aber war er ein neuer Cyrus, ein neuer Großkönig von göttlicher Abkunft. Und damit war die Entwickelung angebahnt, die über dieſen hohen Mann in aller blendenden Fülle des Glückes das tiefſte Elend bringen ſollte. Je tiefer Alexander in das Morgenland eindrang, je gewaltiger ſein aſiatiſches Reich ſich um ihn ausbreitete, um ſo ſtärker wurde auch der Einfluß, den der Orient auf ihn ſelbſt ausübte, um ſo tiefer mußte er ſelbſt auf den Geiſt und die Anſchauungen ſeiner neuen Völker eingehen, und um ſo mehr mußte er ſich von den Gefühlen und den Geſinnungen ſeines eigenen Volkes entfernen. Mit dem Einzuge in Babylon gehen die Tage ſeines ſonnenhellen Glückes zu Ende; der theuere Preis, mit dem der hohe Ruhm erkauft wird, der Weltgeſchichte neue Bahnen vorzuzeichnen, iſt auch dieſem Alexander nicht erſpart geblieben.“

Alexander gegenüber, der ſich nach der Einnahme von Perſepolis auf dem höchſten Gipfel des Glückes und des Ruhmes befand, bildet der unglückliche Darius einen das innigſte Mitleid in Anſpruch nehmenden Gegenſatz. „Seitdem dieſer Sultan nach ſeiner jähen Flucht vom Schlachtfeld am Bumodos nach Ekbatana gekommen, waren nach den Hallen des mediſchen Königsſchloſſes nur immer neue, immer ſchrecklichere Unglücksbotſchaften gelangt. Babylon und Suſa waren dahin. die Treue der Fürſten des Reiches war zum Spott geworden, die Blüthe der perſiſchen Jugend war in der mörderiſchen Gebirgsſchlacht gebrochen. Die Macht und der Glanz ſeiner Krone war nur noch ein leerer Name, der Ruhm ſeines Heeres und ſeiner Fürſten eine Poſſe, ſein Purpur ein leerer Flitterkram. Nun leuchtete der blutige Feuerſchein von Perſepolis auf, ein ſchauerliches Zeichen von dem ſchonungsloſen Ernſte ſeines grimmigen Verfolgers; nun blickte der unſelige Darius von den goldenen Zinnen der Dejocesburg immer banger hinaus nach den dunkelen Hochgebirgen des Kaſpiſchen Meeres, nach dem fernen turaniſchen Oſten: die tapferen Söhne des Hochlandes, die kühnen Reiter der Steppen wollten ſich noch immer nicht am fernen Horizonte zeigen. So ſtand er da, ohne Zukunft, ohne Hoffnung, ein gebrochener, ein verlorener Mann; heute noch ein Schattenkönig, morgen ſchon ein heimatloſer Flüchtling in dem Reiche ſeiner Väter!“

Die Kataſtrophe des großartigen Drama's wird uns zeigen, wie Beide ihr Geſchick erreicht. Darius, von des Verräthers Stahl getroffen, ſinkt als bedauernswerthes Opfer der Sünden ſeiner Väter, indeß der Halbgott Alexander, von keinem anderen Feinde als ſeiner eigenen Leidenſchaft bezwungen, der menſchlichen Schwäche den Tribut zahlt, nachdem er das auserwählte Werkzeug der Vorſehung geweſen, den Nationen der alten Welt vom Adriatiſchen Meere bis zum Himalaya die neuen Bahnen vorzuzeichnen, in denen ſie ſich viele Jahrhunderte lang bewegen ſollten. M.

Digitized by Google

Die öſterreichiſchen Univerſitäten.*)

Die öſterreichiſchen Univerſitäten leiden an zweierlei Gebrechen: mehrere von ihnen entbehren einzelne Fakultäten und alle Provinzial-Univerſitäten ſtehen derjenigen der Hauptſtadt Wien außerordentlich nach. Die Regierung fühlt das Bedenkliche der Unvollſtändigkeit in einer Zeit, in welcher mündliche Anregung der Vertreter von verwandten Disziplinen alle Wiſſenſchaft in ſo hohem Grade gefördert hat; ſie fühlt aber auch zugleich die Gefahr der einſeitigen Richtungen, welche durch die Präponderanz eines einzigen geiſtigen Centrums hervorgerufen werden; ſie hat deshalb von einer Anzahl wiſſenſchaftlicher Autoritäten Gutachten erfordert, wie den Uebelſtänden abzuhelfen ſei. Eine derſelben, Profeſſor Rokitansky, hat ſein Gutachten in einer Broſchüre niedergelegt: „Die Conformität der Univerſitäten", und er ſtellt in derſelben folgende Forderungen auf:

Es gebe im Oeſterreichiſchen Staat nur vollſtändige Univerſitäten; diejenigen, welche eine Fakultät entbehren, ſollen aufgehoben werden.

Die Univerſitäten und Fakultäten ſeien in Betreff der Studien — Studienordnung, Vertretung der obligaten Fächer, Tüchtigkeit der Lehrer, Sammlungen, Muſeen — in Betreff der Stellung der Profeſſoren, der Zuſammenſetzung der leitenden akademiſchen Behörden, des Rechts zu examiniren und zu promoviren, einander völlig gleich. Es wird dies das wirkſamſte Mittel gegen die unverhältnißmäßige Ueberfüllung der Wiener Univerſität ſein.

Sobald dieſe beiden Forderungen erreicht ſind, wird eine ſo bedeutende Conformität ſämmtlicher öſterreichiſchen Univerſitäten ſich erzielen laſſen, daß die Conformität der öſterreichiſchen und der übrigen deutſchen Univerſitäten kein frommer Wunſch mehr ſein wird, was ſie heut leider iſt.

In ſo weit haben die Forderungen Rokitansky's allgemeine Zuſtimmung gefunden; allein auf den entſchiedenſten Widerſpruch ſtieß ein anderes Verlangen, daß nämlich die wichtigſten Fächer an jeder Univerſität nur einen Vertreter finden, und daß dieſer zugleich der einzige Examinator dieſer Disziplin ſein ſolle. Es fand der Widerſpruch ſeinen Ausdruck in mehrfachen Jounal-Artikeln und am ausführlichſten in einer Broſchüre des Profeſſor von Dumreicher. Letzterer will unter Lehrfreiheit — die auch Rokitansky beanſprucht — nicht nur die Freiheit des Lehrers verſtehen, die Vorträge über das ihm anvertraute Fach nach Methode und Ausdehnung ſeiner Ueberzeugung gemäß einzurichten: er will zugleich freie Konkurrenz. Die wiſſenſchaftliche Thätigkeit ſoll wie jede andere durch den Wirkungskreis mehrerer Kräfte zu regerem Leben angefacht werden und die Lehrfreiheit dieſen Kräften den Wettſtreit ermöglichen; er erinnert an die Zeit, in welcher der Hörſaal eines einzigen Profeſſors in einem Gegenſtande, ungeachtet der bevorſtehenden Jahresprüfungen, leerer war, als jetzt die einzelnen Hörſäle der beiden Profeſſoren deſſelben Faches. Er weiſt ferner auf die rechts- und ſtaatswiſſenſchaftliche Fakultät der Wiener Univerſität hin, wo Vorleſungen über daſſelbe Fach von zwei und drei Profeſſoren gehalten werden, gewiß zum Nutzen der Studirenden und der Wiſſenſchaft. Endlich ſtützt er ſich auf den Ausſpruch, den auch Rokitansky thut, daß „ein weſentlicher Theil der Lehrfreiheit im Dozententhume liege", es darf mithin das Gedeihen und Wirken deſſelben nicht verkümmert werden, und zwar am wenigſten in denjenigen Fächern, in welchen durch die Nothwendigkeit eines beſtimmten Lehrmateriats die Konkurrenz ſtets nur eine geringe bleiben kann; freilich wird die Benutzung dieſes Lehrmaterials ſtets nur eine beſchränkte ſein können; die Zumuthung, jedem Dozenten, der ſich in einem ſolchen Fache habilitirt, die Inſtitute und Sammlungen zur Verfügung zu ſtellen, wäre nicht nur eine ungerechte, ſondern der Ruin jeder Sammlung. Aber „zweckwidrig iſt die bisherige Benutzung vieler Sammlungen, die Staatseigenthum ſind und die, wie man unſere Bibliotheken vor kurzer Zeit noch Büchergräber nannte, Mauſoleen naturwiſſenſchaftlicher Schätze genannt zu werden verdienen, da einzelne nur dem Vorſtande, Mäcenaten und Fremden zugänglich ſind."

*) Wir benutzen bei dieſer Mittheilung die treffliche „Oeſterreichiſche Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben".

Rußland.

Rußlands Volksmenge, verglichen mit der der übrigen Mächte.

Nach Alexander v. Humboldt und Berghaus.

Profeſſor Heinrich Berghaus veröffentlicht den Briefwechſel,*) welchen Alexander von Humboldt in den Jahren 1825 bis 1858 mit ihm geführt hat; die meiſten Briefe behandeln geographiſche Gegenſtände von ſtreng wiſſenſchaftlichem Intereſſe; einige jedoch ſind allgemein wichtig und allgemein verſtändlich, und von dieſen wollen wir ein Beiſpiel geben, Weiteres uns vorbehaltend.

Humboldt an Berghaus: 17. Januar 1855. Dem Könige ſoll ich Auskunft geben über Rußlands Einwohnerzahl und über die Menſchenmenge, die Monſieur Bonaparte (wie man den Kaiſer der Franzoſen oder auch noch anders zu nennen pflegt, wenngleich die Diplomaten ihn als Napoleon III. anerkannt haben) zu Gebote ſteht; auch wie viele Seelen Her most gracious Majesty in Europa zu loyalen Unterthanen zählt. Man quält mich um Details, und ich habe ſie nicht, nur ganz Allgemeines und Aelteres, es ſoll aber Neues und Neueſtes ſein. Ich bitte Sie, theuerſter Profeſſor, unterſtützen Sie mich. Haben Sie die Güte, eine kleine vergleichende Zuſammenſtellung zu machen. Unter den obwaltenden Zeitläufen werden die Zahlen wohl auch Stoff zu einem kleinen Raiſonnement geben; ich laſſe es Ihnen offen innerhalb maaßhaltender Schranken. Freundſchaftlichſt Ihr Al. Humboldt.

Humboldt an Berghaus: 20. Januar 1855. Vielen Dank für die ruſſiſche Note, die vortrefflich iſt. Sie kam zur rechten Zeit: ich wurde wieder befragt und konnte nun gründliche Antwort geben. Ich habe mit Ihrer Note Ehre eingelegt; ſie hat Beifall gefunden, auch das Raiſonnement; ſie wird dazu beitragen, manche und viel verbreitete Irrthümer zu berichtigen. Es wurden 100 Millionen zuſammengefabelt und daran der Schluß geknüpft, es werde dem Kaiſer nimmer an Kanonenfutter fehlen, und die uraliſchen und die altaiſchen Waſchanſtalten ſtänden im höchſten Flor. Ihr Al. Ht.

Dieſe „ruſſiſche Note" lautet nun folgendermaßen:

Der Akademiker Peter von Köppen, welcher in der hiſtoriſch-philologiſchen Klaſſe der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg, außer geſchichtlichen und ethnographiſchen Forſchungen, vorzugsweiſe das Departement der Statiſtik vertritt, beehrt den

*) Briefwechſel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus. 3 Bde. 8. Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1863.

Digitized by Google

Berichterſtatter ſeit länger als einem Vierteljahrhundert mit ſeiner literariſchen Freundſchaft, in Folge deſſen derſelbe in bald kürzeren, bald längeren Zwiſchenräumen durch Ueberſendung ſeiner im Druck erſchienenen akademiſchen Denkſchriften erfreut wird. Unter den jüngſten ihm eben jetzt zugegangenen Mittheilungen befindet ſich auch eine „vorläufige Ueberſicht der Bevölkerung Rußlands zur Zeit der neunten Volkszählung im Jahre 1851", welche die kaiſerliche Akademie in dem von ihr in deutſcher Sprache herausgegebenen „St. Petersburger Kalender für das Jahr 1855" hat abdrucken laſſen.

Nach dieſer Ueberſicht beläuft ſich die Einwohnerzahl des geſammten ruſſiſchen Reiches auf 66,713,600.

Davon leben im europäiſchen Antheil des Reichs, wenn deſſen öſtliche Gränze auf dem Scheiderücken des Uralgebirges angenommen wird, 52,383,500.

Inſonderheit beträgt die Volksmenge der drei Oſtſee-Provinzen Eſthland, Livland und Kurland, wo ſeit länger als einem halben Jahrtauſend deutſche Kultur heimiſch geworden, 1,650,500, die des Großfürſtenthums Finnland mit ausſchließlich lutheriſcher Bevölkerung 1,636,900 und die des Königreichs Polen 4,852,100.

Hätte heute vor 40 Jahren innerhalb gewiſſer Kreiſe ſtaatsmänniſcher Thätigkeit in der Kaiſerſtadt an der Donau nicht die Idee der Zweitheilung Deutſchlands eine Zeit lang vorgewaltet, ſo würden von den Bewohnern des Königreichs Polen gegenwärtig 1,968,200 Unterthanen des Kaiſers von Oeſterreich und 2,883,900, ſowie etwa 116,000 im Gouvernement Grodno, zuſammen 3 Millionen, Unterthanen des Königs von Preußen ſein, und Zamosz, Warſzawa und Modlin würden, ſtatt ſlaviſcher Angriffspunkte auf das Abendland, was ſie geworden ſind, feſte Burgen des germaniſchen Abendlandes gegen das ſlaviſche Morgenland geblieben ſein, was ſie 1795 geworden waren. Wäre Oeſterreichs und Preußens Oſtgränze am Bug und am Niemen — dem deutſchen Strome, wie der Slave mit dem Namen anzudeuten ſcheint, — 1815 wieder hergeſtellt worden, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß Polens Bevölkerung, von freiſinnigen Staats-Einrichtungen zur Erweckung, Belebung und Entwickelung aller Thätigkeiten der Volkswirthſchaft angeregt, nach einer weit größeren Verhältnißzahl zugenommen haben würde, als es ſeit den letzten 40 Jahren der Fall geweſen iſt. Deutſche Geſetzgebung würde einen freien Bauernſtand geſchaffen haben und ihn zum thatkräftigen Staatsbürgerthum erzogen haben; deutſcher Unternehmungsgeiſt mit Beharrlichkeit gepaart und deutſche Kapitalien würden ſich — wie es ſelbſt jetzt unter dem ſlaviſchen Regiment verſuchsweiſe geſchieht — angeſiedelt, den fruchtbaren Boden des weiten Lechenlandes in hohen Kulturzuſtand verſetzt und die auf ihm gewonnenen Roherzeugniſſe in zahlreichen Werkſtätten des techniſchen Gewerbfleißes hoch verwerthet haben, die unter der meiſt nur auf üppige Genußſucht berechneten polniſchen Adelswirthſchaft völlig verwahrloſt werden, auch wenn ſich ihr zu deren Anlage und Betrieb ſemitiſche Finanz-Quellen freigebig öffnen, um überreiche Dividenden flüſſig zu machen.

Köppen's Nachweiſungen über die Bevölkerung Rußlands enthalten aber nicht, was wohl zu merken iſt, die Kopfzahl der regelmäßig bewaffneten Macht. Mit Rückſicht auf die bekannte Verſchiedenheit, welche der Etat des kaiſerlich ruſſiſchen Heeres in der Sollſtärke und in der Iſtſtärke darbietet, glaubt Berichterſtatter recht hoch zu greifen, wenn er die im europäiſchen Rußland ſtehenden „aktiven Truppentheile der großen Armee" zu 616,300 bewaffneten Männern ſchätzt. Unter dieſer Vorausſetzung ergiebt ſich für Rußland dieſſeits des Ural — und dieſer Theil des ſlaviſchen Morgenlandes kann dem europäiſchen Abendlande gegenüber nur in Betracht kommen — eine Volksmenge von 53 Millionen.

Ein echtes Volksleben vermag ſich nach ſeinen materiellen und ſpirituellen Intereſſen aber nur da zu entwickeln, wo Boden und Klima ein nahes Nebeneinanderwohnen der Menſchen geſtatten, wo der Bewohner des einen Orts nicht etwa meilenweit zu gehen hat, um zu ſeinem Nachbar im andern Ort zu gelangen. Nun leben aber die 53 Millionen europäiſcher Unterthanen des ruſſiſchen Kaiſers — nicht Zaren, denn die Regenten Rußlands, die bis 1547 ſchlichte Großfürſten waren, nannten ſich von da an Zare, d. h. Monarch, König, ſeit Johann IV. Waßiljewitſch, dem Grauſamen, und von 1721 an, ſeit Peter I., Imperatoren — auf dem ungeheuren Raume von 90,000 Geviertmeilen, ſo daß die relative Bevölkerung nur 590 beträgt. Was in den Staaten des Abendlandes als eine dünne und lichte Bevölkerung angeſehen wird, wenn nämlich 2000 Menſchen auf der Fläche einer Quadratmeile neben einander wohnen, das iſt im europäiſchen Rußland das Maximum der Volksdichtigkeit, und dieſe Zahl oder doch nur wenig darüber trifft die innerſten Gegenden des Reichs, wie Moskau, Tula, Kursk, den Hauptſitz der Großruſſen oder des eigentlichen Ruſſenvolkes, das aber von der weſtlichen Gränze, von wo aus allein ihm die Fackel der Aufklärung leuchten kann, durch eine Entfernung getrennt iſt, die ſich mit der Strecke von Berlin bis Rom vergleichen läßt. Dieſer größten Dichtigkeit der Bevölkerung ſteht die kleinſte mit nur 16 Menſchen auf der Geviertmeile gegenüber, freilich in einem Gürtel der Erde, wo es zehn Monat lang Winter und nur zwei Monat lang Sommer iſt und die Jahreszeiten des Frühlings und Herbſtes faſt unbekannte Erſcheinungen oder doch nur auf wenige Tage beſchränkt ſind, wo die mittlere Wärme des Jahres unter dem Gefrierpunkte ſteht oder ſich kaum über denſelben erhebt; ſo im Gouvernement Archangel, das ſich auf einem Erdenraume ausdehnt, der größer iſt als das Geſammt-Areal der öſterreichiſchen Monarchie mit Hinzurechnung aller Mittelſtaaten des deutſchen Bundes.

Wie verhalten ſich nun aber die Volksmengen der mittel- und weſteuropäiſchen Mächte zu den 53 Millionen des ſlaviſchen Morgenlandes?

Seine unmittelbaren Nachbaren, Oeſterreich und Preußen, haben auf 17,100 Quadratmeilen 53 und eine halbe Million Einwohner, Oeſterreich 36 und eine halbe, Preußen 17; und fügt man dieſer Einwohnerzahl der beiden leitenden Mächte des mittleren Europa die der übrigen deutſchen Staaten hinzu, ſo ſteht dem Slaventhum ein kompaktes Germanenthum von 69 Millionen gegenüber, das auf einem Raume von 21,600 Quadratmeilen zuſammengedrängt iſt, der nicht einmal die Größe der drei nördlichſten Provinzen Rußlands hat, der Gouvernements Archangel, Wologda und Alonez, die unmittelbar mit dem Gebiet der Kaiſerſtadt an der Newa gränzen.

Und die Weſtmächte? Sie ſtehen auf einem Raume von 15,300 Geviertmeilen mit einer Volkskraft da, die, nur nach Köpfen gezählt, 63 Millionen beträgt — 27 und eine halbe Million freie Briten, 35 und eine halbe Million gezügelte Franzmänner. Das macht zuſammen 132 Millionen!

Slaviſches Morgenland, „mit dem Stahl in der Fauſt und dem Kreuz im Herzen", und germaniſch-romaniſches Abendland, das auf ſein Panier die ewigen Geſetze des Rechts, der Vernunft und der Sittlichkeit verzeichnet hat, ſind Gegenſätze geworden, die

Digitized by Google

von Menſchenmengen vertreten werden, welche nur der Anzahl der Leiber nach ſich verhalten wie 53 zu 132 oder wie 1 zu 2 und ein halb. Aber auf Seite der Zahl 1 ſteht eine Fülle kriegeriſcher Kraft, die man nicht wohl thut, gering zu ſchätzen. Alle Kulturvölker ſind friedliebend, den Werken des Krieges abgeneigter als rohe und arme Nationen. Jene Friedensliebe entſpringt nicht nur aus der Sorge für die materiellen Intereſſen, ſondern ſie iſt ein unmittelbarer Ausfluß des zum höheren Bewußtſein gekommenen Sittengeſetzes.

Deutſche Kolonieen um St. Petersburg.

IV.

Sommerleben und Volksfeſte.

Wie erinnert uns hier Alles an die deutſchen Dörfer: der umfängliche Heerd mit dem darüber angebrachten zahlreichen Geſchirre, die blankgeſcheuerte weiße Diele, ſtatt der gelbgebeizten oder des Parkets in der Stadt, ſogar die niedrige Stubendecke, welche von den hohen Geſtalten faſt berührt wird, und die ſehr urthümlichen Bilder an der Wand. Faſt überall werden wir eine zahlreiche Hausgenoſſenſchaft finden. Die Sterblichkeit iſt hier draußen ungleich geringer als in der Stadt; ſo bleiben denn die Alten lange leben, und was geboren wird, wird größtentheils groß. „Mädchen, ſagte mir einſt eine Koloniſtin, haben wir ſo viel auf der Kolonie, wir könnten die Schweine damit füttern." Die hier Geborenen aber bleiben auch meiſtens hier; zum Leben in der Stadt iſt keine Neigung vorhanden, und das Feld bedarf der arbeitſamen Hände; je mehr, deſto beſſer. Aber außer den eigentlichen Familiengliedern gewahren wir noch andere Hausgenoſſen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, vom zehnten Lebensjahre an aufwärts bis in die zwanziger Jahre, meiſtentheils mit undeutſchen Geſichtern, in ruſſiſchen Röcken, weiten Hoſen, bunten Hemden. Erſtere wenigſtens an Sonn- und Feiertagen, denn am Werkeltage hat die allgemeine Arbeitstracht, leinene Schürze und das Andere, mehr Uebereinſtimmung hergeſtellt — das ſind die Findelkinder. Bekanntlich beſteht zu Petersburg ein großes Findelhaus. Aus dieſem kommen die Kinder zunächſt nach Finnland, wohin ſie an Bäuerinnen zur erſten Pflege abgegeben werden; etwa im zehnten Lebensjahre aber bringt man ſie auf die Kolonien, wo ſie unter Oberaufſicht der Findelhausbehörde, deren Beamte oft hinauskommen und über ihr Betragen wie auch ihre Behandlung wachen, bis zur Mündigkeit erzogen werden und gegen dieſe Erziehung und Nahrung und Kleidung Knechts- und Mägdedienſte verrichten, dann aber auch, wenn ſie mündig geworden, oft noch um Lohn fortdienen.

In keinem Stücke dürften ſich unſere Landsleute von einer ſo glänzenden Seite zeigen, als dieſen armen Kindern gegenüber. In kläglichem Zuſtande langen dieſe letzteren an, immer voller Schmutz, oft mit Krankheiten behaftet, außer der finniſchen ſelten noch einer anderen Sprache mächtig; aber nur wenige Jahre, und wir ſehen ſie in friſche, ſaubere Buben und Mädchen umgewandelt, von den Koloniſtenkindern faſt nur durch die Kleidung und den fremden Schnitt der Geſichter zu unterſcheiden. Denn auch das Schwäbiſch eignen ſie ſich bald an, wenn auch bald das Ruſſiſche, ich weiß nicht wie, in den Vordergrund tritt, ſo daß ſie unter ſich ebenſo ruſſiſch reden, wie ſie ſich im Geſpräche mit den Koloniſten des Deutſchen bedienen. Aber ſie genießen auch ſo gut wie Kindesrecht, nicht allein indem ſie den Bauer und ſeine Frau Vater und Mutter nennen, ſondern indem Pflege und Behandlung völlig die nämliche iſt, eine Sache, die die Krone recht wohl erkannt hat, wenn ſie gerade den deutſchen Koloniſten ihre Findelkinder anvertraut. Daß Ausnahmen vereinzelt vorgekommen ſind, iſt am Ende nicht zu verwundern; wenn aber während des letzten Sommers in der ruſſiſchen Preſſe über ſchlechte Behandlung ſeitens der Koloniſten geklagt wurde, ſo ſchien dieſer Vorwurf zur Zahl derjenigen zu gehören, die von einer gewiſſen Seite gegen alles Deutſche geſchleudert werden. Natürlich, die Deutſchen in Rußland gehören zu den treueſten Unterthanen; wie ſollten ſie da gewiſſen Leuten nicht im Wege ſein!

Nachdem wir uns im Zimmer mit Speiſe und Trank erfriſcht, betrachten wir uns noch die Flur, zu der ein zweiter Thorweg, gegenüber dem nach der Straße zu den Zugang bildet. Iſt es jedoch nicht ſchon längere Zeit trockenes Wetter geweſen, ſo werden wir gut thun, uns Pferde ſatteln zu laſſen, die man gegen eine mäßige Entſchädigung leicht haben kann; denn der zähe Boden zeigt eine große Neigung, uns das Schuhwerk auszuziehen, und halb ſchon in Lehm begraben, ragen eine Menge alter Stiefeln und Schuhe aus den Wegen empor, als ob ſie uns warnen wollten. Wir bemerken von unſerem erhöhten Standpunkte ſofort, daß wir ein wellenförmiges Hügelland vor uns haben. Dem Hofe zunächſt finden ſich vielfach noch ein Stückchen Garten, einige Bäume, etwas Wieſe, überall aber die Kartoffelkeller; dann folgen die Felder, die beſonders an den tieferen Stellen von Wieſen durchſchnitten, ſich wohl eine deutſche Meile in gerader Linie hinziehen, und durch dieſe führt ein buntes Gewirr von Wegen, da aus jedem Gehöfte ein beſonderer Weg herausgeht, bald aber ſich dieſelben durcheinander flechten, indem das zu einem Gute gehörige Land nicht beiſammen liegt, ſondern eine Menge zerriſſener Stücke bildet. Denn wie ein Stück Wald ausgerodet wurde, wurde immer das gewonnene Feld in gleichen Looſen an die Koloniſten vertheilt, und das geht noch heute ſo fort; ein Zuſammenlegen der Grundſtücke iſt zwar mehrfach angeregt worden, aber ohne daß es zu einem Ziele geführt hätte. Der Wald reichte einſt bis an die Newa, jetzt ſchließt längſt nur ein ſchmaler und alljährlich ſchmaler werdender Streifen den Geſichtskreis ein, ſo daß man das erforderliche Holz großentheils kaufen muß. Haben wir noch Zeit, ſo würde ein Ritt in den Wald der Mühe lohnen, und die beiden wohlgebahnten Straßen dahin ſcheinen uns in der That dazu aufzufordern. Sputen jedoch müſſen wir uns; denn ſelbſt wenn wir nicht erſt zu Abend eſſen, wird noch einige Zeit darüber vergehen, bis wir nach längerem Hin- und Herreden und ſcheinbarem Zurückweiſen einer doch erwarteten Bezahlung ſchließlich unſere Zeche berichtigt haben, und das letzte Dampfſchiff nach der Stadt legt ſehr zeitig an. Wehe uns aber, wenn wir daſſelbe verpaßten! Dann bliebe nichts übrig, als entweder zu Fuße den weiten Weg zu machen oder in einem leichten Kahne zurückzufahren, was ziemlich gefährlich bleibt.

Aber nicht nur für die kurze Friſt eines Tages, wie wir eben in Gedanken thaten, wird Neu-Saratowka von der Stadt aus beſucht, ſo oft auch dies geſchieht, ſondern es iſt auch ein nicht unbeliebter Sommeraufenthalt. Bekanntlich bringt, — wer nicht unumgänglich genöthigt iſt, nicht leicht den Sommer in Petersburg ſelbſt zu, ſondern begiebt ſich wenigſtens für die Monate Juni und Juli auf das Land. Alles Leben ſtockt dann in der Stadt, die Geſelligkeit iſt aufgelöſt, alle Schulanſtalten ſind geſchloſſen, in den Theatern wird nicht geſpielt, die Künſtler ſind auf Reiſen, die Soldaten im Lager, ſelbſt in den Kirchen iſt wenigſtens der Abendgottesdienſt beſeitigt, und wenn man jemanden ſucht und ja

Digitized by Google

noch einen dienſtbaren Geiſt als Hüter des Hauſes zurückgelaſſen, nicht gar die Thür verrammelt findet, ſo erhält man ſicher die Antwort „Nicht zu Hauſe, iſt aufs Land gefahren.“ Wer möchte es auch in der Stadt aushalten, wo jetzt in hohen Säulen der Staub durch die Straßen wirbelt, eine faſt nicht untergehende Sonne mit ihren heißeſten Strahlen das Pflaſter erhitzt und ſelbſt die Gärten nur eine ſchwüle, ſtaudige, unerquickliche Zuflucht gewähren.

Am geſuchteſten ſind dann freilich die durch ihre landſchaftliche Schönheit in ganz Europa berühmten Inſeln mit dem zunächſtliegenden Feſtlande, ſowie auch die Nähe der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer, deren Gartenanlagen nicht minder berühmt ſind. Jene gefeiertſten Gegenden aber ſind auch zugleich die koſtſpieligſten und bieten in Wahrheit nur eine neue Form ſtädtiſchen Lebens, an dem ländlich beinahe nur der Platz iſt, wo es gelebt wird. Wer daher wohlfeilere Wohnungen, echtes Landleben, größere Ungezwungenheit, tiefere Ruhe und ungeſtörte Muße ſucht, der wendet ſich in der Regel entfernteren, oder doch abgelegeneren Orten zu, und wem außerdem daran gelegen iſt, ein Stück deutſches Weſen zu genießen, der wird gern ſeine Blicke auf die deutſchen Kolonien richten, unter denen, wie geſagt, Neu-Saratowka der beſuchteſten eine iſt, daher denn auch faſt jeder Hof darauf eingerichtet iſt, ein Häuschen oder doch einige Stuben au Einwohner abzugeben. Fehlen hier auch die kaiſerlichen Konzerte, die großen Vergnügungsorte und was ſonſt zum Luxus gehört, ſo iſt doch das Sommerleben keineswegs reizlos, und der ſchlichte Hintergrund des einfachen Bauernlebens, mitten in welches man ſich hineinverſetzt fühlt, läßt auch die kleinen Ereigniſſe, welche an demſelben vorübergehen, groß erſcheinen, ſo daß Abwechſelung ntcht ſchlechthin ausgeſchloſſen iſt.

Genuß der freien Natur iſt natürlich die Hauptſache, und ſchon vom frühen Morgen an liegt man demſelben ob, indem man im Garten, oder wo ſonſt Bäume gepflanzt ſind oder vor dem Gehöfte, ſeinen Kaffee einnimmt. Zu Spaziergängen bietet dem, der die Sonne nicht ſcheut, die Flur immer neue Anregung. Wie üpptg ſtehen nicht die Felder, wie dicht und hoch auf der Wieſe das Gras, und wenn man tn der allernächſten Nähe der Stadt die Pflanzenwelt für über alle Maßen arm hat halten lernen, ſo fühlt man ſich durch den verhältnißmäßigen Reichthum an bunten Blumen recht angenehm überraſcht. Allerdings iſt dieſer nur ein verhältnißmäßiger; von Phanerogamen giebt es wirklich nur wenlge Arten in Ingermanland; der wahre Reichthum liegt in den unſcheinbaren, dem Auge des Laien faſt verſchwindenden Kryptogamen. Nur Beeren, zumal Erdbeeren, giebt es die Hülle und Fülle, und wer es liebt, mit Suchen derſelben alte, liebe Kinder-Erinnerungen wach zu rufen, wird hier eine reiche Aerndte halten. Aber auch die Freunde des Schattens werden nicht leer ausgehen.

Vom Oberdorfe aus gelangt man ſtromaufwärts gehend ſehr bald in etnen ausgedehnten, prächtigen Park, der eine Menge Anſichten birgt, die an thüringiſche Landſchaftsbilder im Kleinen erinnern; vom Unterdorfe trägt Einen jederzeit ein Kahn ans jenſeitige Ufer, an dem ſich ſtromabwärts ein zwar ſchmaler, aber recht anmuthiger Park hinzieht. So wenigſtens bei trockenem Wetter. Hat es freilich geregnet, ſo bleibt, wenn man ſich nicht vorſorglich ein Pferdchen zulegte, was im Sommer ſehr leicht hält, nur ein Gang auf der Holzdiele das Dorf entlang; indeß auch dieſer mit ſeiner Reihe von Einzelbildern, gebildet durch die einzelnen Höfe mit ihren draußen ſitzenden Inſaſſen, iſt nicht ohne Annehmlichkeit.

Wünſcht man zu angeln: drüben am andern Ufer bei den großen Holzflößen ſind recht gute Angelplätze, wo man immer Fiſche genug und oft auch angelnde Geſellſchaft antrifft; iſt man ein Freund der Jagd: auf der Newa fliegen viele Möwen, und nicht Wenige beluſtigen ſich damit, dieſelben vom Kahne aus im Fluge zu erlegen. Die Gelegenheit zu baden verſteht ſich von ſelbſt, wie auch zu Waſſerfahrten, und an angenehmen Zielpunkten für letztere fehlt es weder an der Newa ſelbſt noch an ihren Nebenflüſſen. Auch mancherlei fahrende Leute finden ſich ein. Da kommen zunächſt Zigeuner aus Finnland, im Aeußern dieſelben, die ſie überall ſind, hier gerade ſo braun und ſchmutzig, wie man ſie in Ungarn herumziehen ſieht, nur ungleich proſaiſcher. Denn das Muſiziren haben ſie hier nicht zu ihrem Berufe gemacht, ſondern treiben in edler Selbſtbeſchränkung nur die beiden Gewerbe des Wahrſagens und Bettelns. Dann erſcheinen Bärenführer mit allen nur erdenklichen Arten von Bären, wie man ſie ſelten ſo verſchieden zu ſehen bekommt, ſehr große und ſehr kleine, braune, ſchmutziggelbe und zweifarbige, aber alles echte Landeskinder. Ein ungeheurer Kinderjubel empfängt ſie, wo ſie ſich unter dem Hofthore zeigen, um nach geſchehener Einladung ihre bekannten Künſte zum Beſten zu geben. Außerdem aber treibt man ſie auch in die Viehſtälle, welche für behext gelten, als einen Gegenzauber, und nach beendigter Tanzvorſtellung iſt es eine ſtehende Frage, ob ein Stall behext ſei?

Ferner dehnen auch die deutſchen Sänger und Harmonikaſpieler ihre Wanderungen bis hierher aus. Dieſe Leute, junge Burſche in blauen Kutten zwiſchen dem zwölften und achtzehnten Lebensjahre nnd faſt ausnahmelos aus dem Naſſauiſchen, ſind eine Art Räthſel des hieſigen Lebens. Man erzählte früher, es habe ſie jemand daheim ihren Aeltern abgeſchwatzt, hierher geführt und ſchicke ſie nun ſingen und betteln, ihren Verdienſt in ſeine Taſche zu ſtecken. Sie ſelbſt jedoch berichten anders. Mir ſelber theilte ein munterer Burſche mit, ſie kämen aus eigenem Antriebe, weil daheim wenig Verdienſt ſei, und brächten jeden Herbſt ihren Gewinn nach Hauſe, um den Winter davon zu zehren, gelegentlich daheim ein kleines Beſitzthum zu erwerben. Das Geſchäft ſei zwar mühſelig, aber im Grunde nicht ſchlecht; er ſelbſt habe eine Anzahl Jahre gereiſt, nach und nach verſchiedene Aecker und Kühe in ſeinem Dorfe angekauft; ein 50—70 Thaler bringe er ſchon als Reinertrag mit heim. Sei ein fruchtbar Jahr geweſen, ſo kämen ihrer nur wenige; nach Mißärndten hingegen müßten viele in der Fremde ihr Brot zu verdienen ſuchen. Rührend war dabei ſeine Anhänglichkeit an ſeine doch ſo arme Heimat; denn leben und hauſen mochte er nur dort. Verdienſt ſei hier ſchon, abee Freude ſei keine, ſogar für einen Rubel nicht, während er bei ſich zu Hauſe für wenige Kreuzer genug finde. Verhält ſich dies ſo, kann man den armen Teufeln wohl nue eine recht reiche Aerndte wünſchen. Ihr Geſang freilich beſitzt einzig vaterländiſchen Werth, da die Lieder eben deutſch ſind; der Vortrag iſt zum mindeſten fürchterlich, wo nicht gar abſcheulich. Aus dem weitaufgeriſſenen Munde quellen Töne hervor, gegen welche die böhmiſchen Harfenmädchen der Leipziger Meſſe wahrhaftige Nachtigallen ſind, und zur Steigerung der Wirkung macht dabei der Sänger oft noch allerhand Sprünge und Sätze, was er euphemiſtiſch tanzen nennt. Man iſt eben anſpruchslos auf dem Lande; ſonſt könnte man ſich nicht, was öfters vorkommt, durch dieſes Harmonikaſpiel zu einem

Digitized by Google

Tänzchen aufgefordert fühlen, das obendrein auf dem rauhen Boden des Hofes ſtattfinden muß.

Allein alle ſolche kleine Unterbrechungen des gewöhnlichen Stilllebens verſchwinden ſpurlos gegen das große Ereigniß einer Hochzeit. Schon Wochen lang vorher ſind alle Gemüther damit beſchäftigt und das Tagesgeſpräch hat daran ſeinen ſtehenden Gegenſtand. Wenn aber nur noch wenige Tage bis dahin ſind, ſo beginnen die thatſächlichen Vorbereitungen, nicht allein im Brauthauſe nnd den befreundeten Nachbarhäuſern, wo gebacken, Kaffee gebrannt und anderes mehr beſorgt wird, ſondern auch draußen, öffentlich, indem zwei Koloniſten ans der Verwandtſchaft als Hochzeitbitter ausziehen, die zahlreichen Gäſte einzuladen. Wo ſie eintreten, da bringen ſie, wenn Wirth und Wirthin herbeigerufen ſind, der Eine den althergebrachten, gereimten Einladeſpruch an, der mit dem ausgeſprochenen Vorhaben ſchließt „zu tanzen und ſingen, zu hüpfen und ſpringen''; der Andere einen zweiten, ähnlichen Spruch, in dem um „ein Gläschen Wein und ein rothes Bändelein'' gebeten wird. Man ſieht, der Spruch iſt aus Schwaben mitgekommen, wo der Wein im Lande wuchs und auch im Bauernhauſe zu Hauſe war. Hier aber bringt der Wirth, nachdem er mit gebührender Würde von Anfang bis Ende alles angehört, die Branntweinflaſche; die Wirthin dagegen ſteckt jedem von beiden ein dazu bereit gehaltenes Seidenband vorn an den Rock und bietet etwas zu eſſen an, wovon wenigſtens ein Biſſen Anſtands halber genommen wird. Daſſelbe geſchieht in der nämlichen Weiſe überall, und ſo ſchmückt denn bald jeden der beiden Hochzeitbitter ein dicker Bandknäuel, aus dem Bänder von allen möglichen Farben und Breiten in die Luft hinausflattern. Iſt endlich der große Tag ſelbſt angebrochen, ſo wird das Hochzeithaus, ſo bekannt es ſchon längſt als ſolches iſt, doch noch durch ein über die Straße geſpanntes Laubgewinde mit Tüchern beſonders gekennzeichnet. Die Gäſte finden ſich nach Mittag ein und begleiten in langem Zuge, unter Vortritt der Muſikanten, deren Amt auch Koloniſten verſehen, das Brantpaar zur Kirche. Den mit einem Blumenſtrauße geſchmückten Bräutigam führen zwei bändergeſchmückte Brautführer; die bekränzte Braut — doch hält man ſtreng auf das Recht zum Kranze — zwei Brantſchweſtern. Außerdem aber iſt beinahe das ganze Dorf als Zuſchauer auf den Beinen, und das Glockengeläute mahnt, nicht den rechten Zeitpunkt vorüberznlaſſen. Nach beendigter Trauung und der Rückkehr von derſelben beginnt die Feſtfeier im Brauthauſe. Zunächſt wird Kaffee und Kuchen gereicht, ſpäter ein einfacher Imbiß; ſchon vorher aber fängt man an, einerſeits Karten zu ſpielen, andererſeits zu tanzen. An letzterem betheiligt ſich die Braut, die dabei immer nur einige Tänze in derſelben Kleidung tanzt und ſo immer neu ſich ankleidend, nach und nach ihre ganze Garderobe zum Vorſchein bringt, ein gewichtiger Grund, dieſelbe bei ihrer Ausſtattung möglichſt reichlich herzurichten. „Die Braut iſt ſchon zum ſechſten Male angezogen'' hörte ich die Kinder auf der Straße jubeln, als ich einmal ſelbſt in die Nähe eines Hochzeithauſes kam. Die Hauptmahlzeit, beſtehend aus ungefähr drei einfachen Gerichten, wird gegen Mitternacht gereicht; nach ihr beginnt wieder Spiel und Tanz und währt bis in den Morgen. Am zweiten Tage wird vor Tiſche ausgeruht, am Nachmittage folgt dann wieder Kaffeetrinken, Tanz und Kartenſpiel; nur daß heute auch eine Art Umzug ſtattfindet, den eine Anzahl Gäſte, zum Theil in Verkleidung, unternehmen, von Muſik begleitet. Die Hauptperſon iſt dabei ein Koſak zu Pferde; wo der Zug hält, und dies geſchieht bei jedem Gehöfte, wo er vorbeikommt, da führt Jener mancherlei kurzweilige Reden, indeß die Anderen laut jauchzen und Hochzeit rufen. Auch der dritte Tag noch wird gefeiert, die Koſten aber beſtreiten dann die Gäſte, nicht die Hochzeitlente. Die Braut nämlich verkauft ihre Tänze; wer mit ihr tanzen will, muß zahlen, und der Erlös dient zur Anſchaffung deſſen, was dieſen Tag nothwendig wird. Am vierten Tage kehrt Alles zu ſeiner Arbeit zurück und es heißt „Wir haben eine ſchöne Hochzeit gehabt.''

Aber wohin bin ich gerathen? Ich wollte von den dentſchen Kolonien Ingermanlands reden, und nun bin ich wie ein überluſtiger Gaſt auf der Hochzeit liegen geblieben. So muß ich denn juſt mit der Hochzeitfreude meine Darſtellnng abbrechen. Möge dieſelbe dazu dienen, den Leſer daran zu erinneru, daß deutſche Kolonien nicht allein im amerikaniſchen Weſten zu ſuchen ſind, wo ſie jeder ſucht und weiß, ſondern daß auch im ruſſiſchen Oſten 400,000 Menſchen auf dieſen Namen Anſpruch haben, und um ſo größeren, als ſie in Sprache, Sitte nnd Glauben Deutſche geblieben ſind, was ſich bekanntlich von den Deutſchen Amerikas leider nicht behaupten läßt. Und was iſt der Grund dieſer Erſcheinung? Darüber ließe ſich viel ſagen, Eines aber ſpringt zunächſt in die Augen, was ich auch ſchon oben berührte: man hat hier nicht Zweige und Aeſte aus dem Wipfel, ſondern Wurzeln vom deutſchen Baume gepflanzt, nicht Bürger, ſondern Bauern, und echte Bauern haben dieſe Kolonien gegründet. Und dem ſteht ein Anderes zur Seite: von Anfang an hatte man deutſche Kirche, deutſche Schule, deutſche Gemeinde. Einige wenige Kolonien im Polniſchen, die einzigen in dieſer Hinſicht vernachläſſigten, ſind auch die einzigen, die ihr Volksthum vergeſſen haben. Ja, es iſt ein intereſſantes Stück deutſches Leben, das dieſe Kolonien darbieten. Weit wichtiger freilich, als die in Ingermanland, ſind die an der Wolga und in Beſſarabien, wo ſo zu ſagen ganze deutſche Füeſtenthümer entſtanden ſind; die Koloniengruppe um Petersburg gehört nur zu den kleineren. R. B.

Frankreich.

Wetterpropheten und Meteore.

Mathieu de la Drome*)

Es iſt charakteriſtiſch für unſer Zeitalter, daß die Wiſſenſchaften die Tendenz haben, auf praktiſche Zwecke hinzuſtreben. Nicht als ob dieſer Zweck immer unmittelbar und ausſchließlich Zielpunkt ſein müßte — aber das Studium muß ein Reſultat haben, das direkt oder indirekt dem materiellen oder moraliſchen Fortſchritt zu gute kommt. Diejenigen Disziplinen, welche der neueren Epoche ihre Entſtehung verdanken, haben in Bezug auf die eben erwähnten praktiſchen Zwecke den Nachtheil, daß der Reiz der Neuheit ausſchließlich die Forſcher feſſelt. Die Elektrizität z. B., welcher wir ſo außerordentliche Leiſtungen wie die Telegraphie verdanken, war für eine lange Zeit nur Gegenſtand der Neugier. Für einige andere Disziplinen wurde die Nützlichkeit ſeit ihrem Beſtehen behauptet, ohne faktiſch nachgewieſen werden zu können; dies gilt beſonders von der Meteorologie. Von jeher bemühte man ſich, das Eintreten von Sturm, Regen und Hagel in ihren Vorſymptomen zu ſtudiren, ihre Entſtehungs-Urſachen zu ergründen und auf dieſem Wege das Eintreten ſelbſt zu prophezeien. Allein die Wetterpropheten erſchienen bald als die unglaubwürdigſten unter

*) De la Prédiction du temps, par Mathieu de la Drôme. Paris, 1862.

Digitized by Google

ihren Brüdern — und man begnügte ſich daher im Laufe der letzten Dezennien, thermometriſche Beobachtungen zu notiren, um die mittlere Jahrestemperatur feſtzuſtellen oder den Einfluß der Boden-Erhebung auf die Temperatur zu unterſuchen, oder die Regenmenge an verſchiedenen Orten zu meſſen.

Männer, wie Alexander v. Humboldt, haben ſich große Mühe gegeben, die Meteorologie als Wiſſenſchaft einzubürgern, und in Deutſchland ſowohl, als in Frankreich, England, Nordamerika und anderen Ländern iſt es gelungen, die Theilnahme der gelehrten Welt dafür rege zu machen. Gleichwohl ſchien es, als hätten alle meteorologiſchen Beobachtungen keinen anderen Zweck, als Feſtſtellung der abſtrakten Durchſchnittszahl, die praktiſch ſehr wenig zu verwerthen iſt. Doch während die Wiſſenſchaft die Prophetie aufgab, nahmen ſich die Laien derſelben deſto eifriger an; mit Hülfe der Wetterfahne, des Thermo- und Barometers und einiger inſtinktiver Erfahrungen verſuchten ſie ihr Heil.

Die Volks-Ueberlieferung hat an den Meeresküſten und auch im Binnenlande einige Regeln über Wind und Wetter erhalten; ſie ſcheinen nicht ohne allen Werth. Die fortſchreitende Wiſſenſchaft weiſt die Berechtigung der meiſten nach, ſobald man nur von dem ihnen allen gemeinſamen Fehler abſieht, daß dieſe Regeln für alle Fälle gelten ſollen. Solche Regeln bilden für die meiſten Schiffer und Bauern die einzige wiſſenſchaftliche Grundlage ihrer Meteorologie und dennoch erlangen ſie durch die Praxis ein außerordentliches Feingefühl für bevorſtehende Wetterveränderungen. Unglücklicherweiſe ſind ſie ſelbſt nicht im Stande, ſich Rechenſchaft zu geben von den Momenten, nach welchen ſie ihr Urtheil bilden; ihr Inſtinkt leitet ſie, und dieſe inſtinktiven Schlüſſe ſind nur für das Individuum möglich, daher für die Wiſſenſchaft nicht zu verwerthen.

Der Volksglaube hat dem Monde ganz beſonders einen großen Einfluß auf die Veränderung des Wetters zugeſchrieben; und Arago hat in ſeinem Streben, wiſſenſchaftliche Wahrheiten möglichſt zu verbreiten, über dieſen Punkt ſich wiederholt ausführlich ausgeſprochen. „Was, ſagt er zunächſt, iſt eine Veränderung des Wetters? Der eine Meteorologe rechnet dahin eine geringe Ermäßigung des Windes, eine geringe Erheiterung des Himmels, eine mäßige Zunahme der Wolken. Der andere verlangt viel größere Variationen. Wo die Gränze ziehen? Und namentlich wie ſich über ein gemeinſames Maaß einigen? Dazu kommt eine andere Schwierigkeit: diejenigen Gelehrten, welche meteorologiſche Beobachtungen mit der Ueberzeugung geſammelt haben, daß der Mond von Einfluß ſei, beziehen dieſen Einfluß auf alle Veränderungen, welche drei Tage vor und drei Tage nach dem Neumond ſich einſtellen; indeß wer wüßte nicht, daß im Zeitraum von ſechs Tagen das Wetter gewöhnlich wechſelt? Man thut dem Monde eine Ehre an, welche ihm nicht gebührt; und es läßt ſich dies ſchon von einem theoretiſchen Standpunkte aus beweiſen, der frei iſt von jeder Willkür. Der Mond kann auf die irdiſche Atmoſphäre nur wirken durch Attraction, durch ſein Licht oder durch unbekannte Ausſtrömungen. An dieſe Ausſtrömungen können wir jedoch nicht glauben, weil wir von ihrer Exiſtenz nie etwas wahrnehmen. Das Licht des Mondes iſt im Vergleich mit dem der Sonne ſo ſchwach, daß es wegen dieſes letzteren ohne jeden Einfluß bleiben muß; und was die Anziehungskraft auf unſere Atmoſphäre betrifft, ſo beſitzen wir im Barometer ein Inſtrument von außerordentlicher Genauigkeit, das uns erlaubt, jene Anziehung in jedem Moment zu prüfen, und der Barometer belehrt uns, daß dieſe Anziehung viel zu ſchwach iſt, um einen nennenswerthen Einfluß auszuüben!"

Trotz dieſes Ausſpruches Arago's iſt die Wirkung des Mondes auf Wind und Wetter noch heutigen Tages Gegenſtand vielfacher Forſchungen und Erörterungen. In der jüngſten Zeit iſt ſie die Baſis einer vollſtändigen meteorologiſchen Theorie geworden, die mit großem Geräuſch verkündigt wurde und die öffentliche Meinung in höherem Grade beſchäftigte, als es die ernſteſten Entdeckungen vermocht hätten. Wozu dient der Mond? Dies iſt die Frage, welche Mathieu in dem oben bezeichneten Buche aufgeworfen und zu beantworten verſucht hat. Zunächſt meint er, daß das Bewirken von Ebbe und Fluth für einen Stern, der einen ſo wichtigen Platz an unſerem Himmel einnimmt, eine viel zu untergeordnete Leiſtung ſei und daher unmöglich die einzige ſein könne. Wozu hätte er denn auch ſonſt Phaſen? Er iſt unbewohnt, er hat mithin kein eigenes Leben, ſeine eigene Exiſtenz iſt nicht ſein Zweck; er iſt vielmehr nur um unſertwillen da, ebenſo wie unſere unerſteigbaren Schneegipfel, deren Nutzen dem erſten Nachdenken nicht einleuchtet und die doch in unſere Ebenen und unſere Thäler Leben bringen, indem ſie die Flüſſe in dieſelben herabſchicken. Der Mond muß daher einen überwiegenden Einfluß auf die Winde haben, auf die Temperatur, auf die Vertheilung von Elektrizität und Waſſerdunſt, alſo auf die geſammten atmoſphäriſchen Erſcheinungen; er muß ferner auf die Pflanzen, auf die Thiere und ſelbſt auf den Menſchen einwirken. Ganz abgeſehen von allen meteorologiſchen Berechnungen und Beobachtungen, wird ſchon der bloße geſunde Menſchenverſtand lehren, daß die Beſtimmung des Mondes eine ſehr weitgreifende ſei.

„Die Sonne, ſagt Mathieu, der Centralpunkt der Wärme, verflüchtigt das Waſſer des Meeres, der Seen und Flüſſe und läßt daſſelbe in Form von Dünſten in die höhere Region der Atmoſphäre ſteigen; wenn nun die Wolken gebildet ſind und in der Luft ſchweben, dann beginnt der Einfluß des Mondes: er läßt die Wolken in demſelben Grade ſteigen und fallen, wie er die Fluthen des Oceans abwechſelnd anzieht. Er bewirkt demnach Ebbe und Fluth in der Atmoſphäre und ſetzt dadurch zunächſt die höheren Schichten derſelben in Bewegung. In Folge der kombinirten Wirkung dieſer Luftfluthen und der Sonnenwärme entſtehen die Winde, die die Wolken herbeiführen oder forttreiben, und durch Vermittlung der Winde regelt der Mond den Regen, den Schnee, den Hagel." — Iſt dieſe Theorie einmal zugegeben, ſo iſt es klar, daß der Effekt der Mondanziehung verſchieden ſein muß, je nachdem die Phaſen mit Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang zuſammenfallen. Eine ſolche Luftebbe, die zu Mittag entſteht, kann natürlich nicht dieſelbe Wirkung ausüben, welche einer zu Mitternacht entſtehenden folgt; die eine wird daher ſchönes Wetter bringen, die andere Regen. Die Phaſen beſtimmen das Wetter genau in der Minute, in welcher ſie entſtehen; aber die genaue Kenntniß der Entſtehungszeit genügt nicht zur Feſtſtellung des Wetters; das Problem iſt nicht ſo einfach: die Phaſen folgen einander, ſind einander nicht gleich und wirken doch gegenſeitig auf einander.

Das iſt im großen Ganzen die Theorie Mathieu's. Er ſchließt nun weiter, daß gewiſſe Phaſen Trockenheit bringen, gewiſſe das Gegentheil. Um die einen von den andern zu unterſcheiden, hat Mathieu die meteorologiſchen Beobachtungen des Genfer Obſervatoriums zuſammengeſtellt, welche den Regenfall der letzten ſechsundſechzig Jahre umfaſſen. Indem er nun das arith-

Digitized by Google

metiſche Mittel derjenigen Phaſen berechnet, die ungefähr um dieſelbe Stunde begonnen hatten, kommt er zu folgenden Axiomen: In den Monaten September, Oktober, November und Dezember bringt der Neumond, der zwiſchen 8 und 9½ Uhr Morgens eintritt, mehr Regen als derjenige, welcher zwiſchen 7 und 8 Uhr eintritt; in den Monaten Juni, Juli und Auguſt hat das erſte Mondviertel eine mäßige Neigung zum Regen, wenn es zwiſchen 7 und 7½ Uhr Morgens eintritt; es bringt hingegen Trockenheit, wenn es zwiſchen 7½ und 8 Uhr Morgens eintritt. Man kann daher den Regen mit derſelben Sicherheit lange Zeit vorausſagen, mit der man die Mondphaſen berechnen kann. Der Autor geht indeß noch weiter: er traut ſich ſogar zu, ſelbſt die Quantität des Regens zu beſtimmen, welche an einem beſtimmten Tag fallen wird.

Die Regentheorie hatte vielleicht etwas Verführeriſches durch ihre Einfachheit, und die Prophezeiungen, welche Mathieu mehrere Monate voraus verkündigte, wurden durch die franzöſiſche Preſſe verbreitet. Mathieu überſandte ſie ſogar unter verſchloſſenem Couvert der Akademie, aber dieſe, von dem ungefähren Inhalt des Briefes unterrichtet, verweigerte die Annahme deſſelben. In der R. d. d. M. wird mit Bezug auf dieſe Weigerung der Akademie geſagt: „Das Publikum hat die Beweggründe dieſes Entſchluſſes gemißbilligt; aber es hat vergeſſen, daß die Wiſſenſchaft nicht allein aus einer Summe poſitiver Thatſachen und Geſetze beſteht, ſondern auch darin, gewiſſe Probleme (z. B. das Perpetuum mobile, die Quadratur des Kreiſes) als unlösbar zu erkennen. Wenn es wahr iſt, daß alle Wetter-Prophezeiungen auf lange Zeiträume hin zu dieſer Kategorie gehören, ſo hat die Akademie durch jene Ablehnung ihre eigene Würde gewahrt und — was freilich wichtiger iſt — die ernſten Forſcher von einem Wege fern gehalten, auf welchem poſitive Reſultate ſich nicht erzielen laſſen.“

Leverrier ſelbſt hat ſich dazu verſtanden, die Theorie Mathieu's zu widerlegen: „Bei ſtatiſtiſchen Unterſuchungen, ſagt er, liegt die Gefahr einer Täuſchung ſehr nah; es bedarf einer außerordentlichen Umſicht, um den Irrthümern zu entgehen, welche aus einer künſtlichen Gruppirung der Zahlen ſo häufig folgen. Wenn es gilt, phyſikaliſche Geſetze zu ergründen, ſo muß man ſich vor jeder Combination der Zahlen hüten, die nicht den ſtrengſten Anforderungen genügt, und man muß gegen jedes Reſultat mißtrauiſch ſein, welches eine Fülle von Erſcheinungen abhängen läßt von einer einzigen Urſache.“ Leverrier prüft darauf das erſte Axiom Mathieu's; er vergleicht nach dem Genfer Journal die Regenmenge der erſten Mondphaſen in allen den Fällen, in welchen der Neumond eintrat zwiſchen 7 und 7½ Uhr, zwiſchen 8 und 9 Uhr, zwiſchen 9 und 10 Uhr, und weiſt nun nach, daß für die ſechsundſechzig Jahre die mittlere Durchſchnittsmenge jeder dieſer drei Zahlengruppen die völlig gleiche Zahl ergiebt. Das von Mathieu angenommene Geſetz bewahrheitet ſich nicht, und man kann ſagen: die Verſchiedenheiten, welche er gefunden, ſind nur der Ausdruck der außerordentlichen Verſchiedenheit des Regenfalls überhaupt. Berechtigt die mittlere Durchſchnittszahl zu irgend welchen Schlüſſen, wenn ihre einzelnen Komponenten ſich in faſt maaßloſen Gränzen bewegen? Weiß man z. B. nicht, daß bei der mittleren Regenmenge von Paris (60 Centimeter) ein Platzregen genügt, um in einer Stunde 3 bis 4 Centimeter zu geben? Und dann? lehrt nicht die alltägliche Erfahrung, daß zwei benachbarte Ortſchaften im Zeitraume einer Woche zwei ſehr verſchiedene Regenmengen liefern? Und ſind denn nicht die Mondphaſen für die benachbarten Orte völlig dieſelben?

Die R. d. d. M. fügt dann noch hinzu: „Es reicht eben nicht hin, Thatſachen und Zahlen zuſammenzuſtellen, wenn man eine haltbare Theorie aufſtellen will. Der Zufall könnte bewirken, daß ein Geſetz für die Vergangenheit richtig iſt und doch für die Zukunft nicht mehr. Mathieu's Theorie verträgt weder das Raiſonnement des geſunden Menſchenverſtandes noch die Probe der Erfahrung. Die Aſtronomen lehren uns: eine Stunde früher oder ſpäter beim Eintreten des Neumondes korreſpondirt mit einer äußerſt unbedeutenden Stellungsveränderung des Mondes; leuchtet es dem geſunden Menſchenverſtande ein, daß dieſe geringe Veränderung eine ſo weſentliche Differenz der Luftanziehung bedingen ſolle?

„Aber, wird man einwenden, den Einfluß des Mondes auf die meteorologiſchen Phänomene leugnen, heißt die Luft-Fluth und Ebbe leugnen; und läßt ſich annehmen, daß die kombinirte Thätigkeit der Sonne und des Mondes, die am Meere ſo ſichtbar iſt, auf die Luftmaſſen ohne Einfluß ſei? Die Antwort iſt ſehr einfach: Wie Ebbe und Fluth des Ozeans die Strömungen des Ozeans nicht bedingen, ſo ſind Ebbe und Fluth des Luftmeeres ohne ſonderlichen Einfluß auf die Richtung der Winde. Die Verhältniſſe und Eigenſchaften der beiden Meere ſind einander ſehr ähnlich, nur daß der Inhalt des einen viel leichter iſt; die Winde gleichen den Meeresſtrömungen, im tiefſten Meeresgrunde herrſcht abſolute Ruhe wie hoch oben über den Wolken; die beiden Elemente, die ſich auf ſo ungeheuren Strecken unſerer Erde berühren, ſcheinen aus dieſer Berührung ewige Unruhe zu ſchöpfen; der Menſch lebt gewiſſermaßen in der Region des Sturmes.

„In der Region des Sturmes vollziehen ſich die meteorologiſchen Phänomene; und in dieſer Region müſſen wir ihre Urſachen ſuchen und ihre Geſetze finden. Die Sonne erhebt aus dem Meere die Wolken und vollbringt damit eine Arbeit, die der Arbeit vieler hundert Millionen Roſſe gleichkommt; ſie leitet die Winde und Stürme, indem ſie die verſchiedenen Erdſtrecken ungleich erwärmt und dann überliefert ſie dieſem Winde die Wolken. Die Drehung der Erde ändert die urſprüngliche Richtung der Winde — und wo Sonne und Erddrehung allein gebieten, wie auf dem Ozean, da ſind die meteorologiſchen Phänomene einfach und gleichmäßig. Aber auf dem feſten Lande ſchieben die Alpen ihre ehrwürdigen Häupter den Wolken wie eine chineſiſche Mauer entgegen; jeder Berg bildet eine Waſſerſcheide und wirkt dadurch auf Verdunſtung und Regen. Von den Polen ſtrecken die ungeheuren Eismaſſen ihre Fühler nach der wärmeren Region und kühlen mehr oder minder in verſchiedenen Jahren die Weſtwinde ab, welche aus Amerika zu uns herüberſtreifen. Der Golfſtrom erwärmt unſere europäiſche Weſtküſte. Die Wolken mäßigen, je nach ihrer verſchiedenen Dichtigkeit, die Ausſtrahlungen der Sonne. Wir legen einen See trocken, wir roden einen Wald aus, und wir haben damit das Klima einer ganzen Gegend umgeſtaltet, wir haben ihre Durchſchnittstemperatur, ihre Regenmenge und die hauptſächlichſte Windrichtung geändert. Die Luft iſt allen Einflüſſen im höchſten Grade zugänglich und dieſe Einflüſſe laſſen ſich im Voraus nicht berechnen. Um zu begreifen, in welche enge Gränzen unſere Erkenntniß und unſere Vorausſicht eingekeilt iſt, dürfen wir nur daran denken, daß unſer Sonnenſyſtem kaum ein Dutzend großer Körper umfaßt, welche nach einem ſo einfachen Geſetze auf einander wirken und daß trotz der Entdeckung dieſes Geſetzes vor 150 Jahren die Aſtronomen heut noch nicht die Bewegungen jener Körper genau berechnen können.

„Gewiß hat Mathieu Recht, wenn er den Zufall aus der

Digitized by Google

Welt der Meteorologie ausſchließt und wenn er ſagt: jeder Tropfen, der vom Himmel fällt, folgt unabänderlichen Geſetzen — aber dieſe Geſetze ſind für uns heutzutage noch ein Buch mit ſieben Siegeln. Der Prophet irrt ſich übrigens, wenn er meint, man könne das Wetter ebenſo gut vorausſagen, wie den Aufgang der Geſtirne, denn bei jenem ſpielen die zufälligen Momente eine viel zu weſentliche Rolle, und wir können hier wieder an ein Wort von Arago erinnern: „Wie bedeutend auch in Zukunft die Fortſchritte der Wiſſenſchaft ſein mögen — die wahrhaft Gelehrten werden niemals Wetterpropheten ſein.“

Italien.

Lateiniſche Sommer, von Ferdinand Gregorovius.*)

„Ich habe die meiſten Gefilde Italiens durchzogen, ich habe die berühmten Fluren von Agropont und Syrakus durchwandert, aber trotz aller Farbenpracht jener ſüdlichen Zone muß ich doch bekennen, daß mir die Campagna von Rom und Latium den mächtigſten Eindruck macht.“ Aus dieſer Landſchaft, die dem Verfaſſer durch jahrelangen Aufenthalt und durch die Forſchungen für die Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter ſo wohl bekannt iſt wie die eigene Heimat, bringt uns der vorliegende Band ſeiner Wanderjahre in Italien eine Reihe von anziehenden Skizzen in jener glücklichen Miſchung landſchaftlicher Beſchreibung und hiſtoriſcher Erinnerungen, die den eigenthümlichen Reiz von Gregorovius' italiäniſchen Wanderbüchern ausmacht. Die Entſtehung verdanken ſie den längeren und kürzeren Ausflügen ſowohl, wie den beneidenswerthen Villeggiaturen, mit denen der Verfaſſer, wenn ihn die Sommerhitze aus Rom vertreibt, die Wandermonate auf jenem wunderbaren Stück Erde zubringt. Sie führen uns in die Berge und Thäler dieſes latiniſchen Landes, von dem glänzenden Meeresbogen an, der von Terracina bis Oſtia dieſe Küſte umfängt, bis in die grünen Wildniſſe des Samniterlandes hinauf, in die köſtlichen und doch ſelbſt dem Beſucher Italiens nur ſelten zugänglichen Bergſtädte des Volsker- und Hernikerlandes, in die verfallenen Sitze der großen mittelalterlichen Baronengeſchlechter der Campagna, zu allen jenen Berühmtheiten der Aeneide, die älteren Datums ſind als Rom, und zu gefeierten Kloſterſitzen des früheſten Mittelalters, den Wiegen des abendländiſchen Mönchweſens. Angereiht ſind dieſen Campagnabildern eine Skizze der Stadt, die im Mittelalter Dezennien hindurch mit Rom als Sitz des Papſtthums zu wetteifern wagte, jenes braunen und heißen Avignon, das der Wanderer, auch wenn ihn jetzt der franzöſiſche Eildampfzug im Fluge vorbeiführt, nicht ohne mannichfaltige Bewegung an dem ſonnigen Ufer der Rhone liegen ſieht, und eine Darſtellung der römiſchen Poeten der Gegenwart, von Intereſſe aus der Feder eines Mannes, der ſich ſeit Jahren Rom zum Mittelpunkt ſeines geiſtigen Schaffens erwählt hat.

Den Leſern wird ein beſſerer Gefallen geſchehen und dem Buche am eheſten die gebührende Ehre erwieſen, wenn hier, ſtatt einer Aufzählung der herrlichen Scenerien, in die es uns verſetzt, ein Bild herausgegriffen wird, das in ſeiner Art ganz einzig daſteht und wohl am beſten geeignet iſt, von den Reizen jenes wunderbaren Landes eine Vorſtellung zu erwecken. Es iſt die ſeit dem 14. oder 15. Jahrhundert verlaſſene Stadt Nympha, belegen am Abhange des Volskergebirges nach den pontiniſchen Sümpfen zu, eine Romanze in Steinen und Blumen, die man nicht ohne Genuß mit den Worten des Verfaſſers vernehmen mag:

„Da iſt Nympha, die märchenhafte Ruine einer Stadt, mit ihren Mauern, Thürmen, Kirchen, Klöſtern und Wohnungen halb verſunken im Sumpf und begraben unter dichteſtem Epheu. Wahrlich, dieſer Ort ſieht weit reizender aus als Pompeji ſelbſt, deſſen Häuſer umherſtarren, wie halb zerfallene Mumien, die man aus der dürren vulkaniſchen Aſche emporgezerrt hat. Aber über Nympha wogt ein duftiges Meer von Blumen; jede Wand, jede Mauer, jede Kirche, jedes Haus iſt mit Epheu wunderſam verſchleiert, und auf allen Ruinen wehen die purpurnen Fahnen des triumphirenden Gottes des Frühlings und der Natur. Es macht einen unbeſchreiblichen Eindruck, in dieſe Epheuſtadt einzuziehen, in den begraſten, blumenbedeckten Mauern umherzuwandeln, wo der Wind in den Blätterharfen ſpielt, keine Stimme ſchallt als der Schrei des Raben oben, der nun Schloßvogt im Thurm iſt, als das Rauſchen des ſchäumenden Baches Nymphäus, das Liſpeln des hohen Schilfs am Weiher, und das melodiſche Singen und Säuſeln der Halme ringsumher. Es ſcheint, als hätte auch Nympha wie Pompeji ein Vulkan verſchüttet, aber nicht mit Aſche, ſondern mit Blumen. Nun wohnen hier die Millionen Schaaren der Flora und feiern ihre Feſte. Sie wimmeln durch alle Straßen; ſie ziehen in Proceſſion nach den verfallenen Kirchen; ſie klettern auf alle Thürme; ſie liegen lachend und kichernd in allen öden Fenſterräumen; ſie verrammeln jede Thüre, denn drinnen hauſen Elfen, Feen, Waſſernymphen und tauſend reizende Geiſter der Fabelwelt. Gelbe Camillen, Malven, duftige Narziſſen, graubärtige Diſteln, die einſt hier als Mönche lebten, weiße Lilien, die im Leben Nonnen geweſen waren, wilde Roſen, Lorbeerſträucher, Maſtix, hohe Farren, die Clematiswinde und der Brombeerſtrauch, die rothen Fuchsſchwänze, die wie verzauberte Saracenen ausſehen, die phantaſtiſche Cajerblume in den Ritzen der Mauern, der duftige Goldlack, die Myrthe und die duftige Mente, ganz von Gold ſtarrender Ginſter, und nun der dunkle Epheu, der alle Trümmer überwallt, der über die Mauern ſich ergießt in grünen Caſcaden — ja, man wirft ſich in dies Meer von Blumen, ganz trunken und vom Duft berauſcht, und das reizendſte Märchen hat den Geiſt betäubt.

Noch ſtehen die mittelalterlichen Mauern Nympha's, ſie umziehen in einem großen Ringe dieſe Geiſterſtadt, aber ſie ſind überall vom Epheu bedeckt, und nur hie und da taucht aus ihm eine zerbröckelte Zinne und ein viereckiger zerbrochener Thurm hervor. Die Thore ſind nicht minder von wildem Wein, Epheu und Brombeergeſtrüpp verrammelt und verbarrikadirt, als fürchteten die Blumen in Nympha einen Feind, der von draußen in die Stadt dringen wollte, wie ehemals der Saracen, oder das Soldheer Barbaroſſa's oder des Herzogs Alba und der Colonna. Sie haben ſich völlig verſchanzt hinter Epheuwällen; vielleicht ſind es Nachts die wilden Schwärme von Meteoren und Irrwiſchen im pontiniſchen Sumpf, welche die verzauberte Stadt belagern oder ſtürmen, um die Blumengeiſter drinnen in ihre Sümpfe zu entführen.

Jeder Platz und jede Straße ſteht noch da, zu ihren Seiten die verfallenen, vom Epheu umſponnenen Häuſer, manche palaſtartig, mit halbgothiſcher Architektur, einſt die Wohnungen des reichen Adels, der hier hauſte. Wunderbar ſehen die Kirchen aus,

*) Wanderjahre in Italien. Von F. G. Zweiter Band. Lateiniſche Sommer. (Erſter Band: Figuren. Dritter Band: Siciliana). Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864. 363 S.

Digitized by Google

von denen noch vier oder fünf in Ruinen stehen. Ich sah nie ſo phantaſtiſche Ruinen. Aber wie ſoll ich ſie in Worten malen? Wie ſoll ich einen ſolchen braunen, zerſplitterten Glockenthurm mit ſeinen runden, oder von kleinen Säulen getheilten Fenſtern, mit ſeinen mittelalterlichen Frieſen von ſpitzkantigen Ziegelſteinen, und mit ſeinem romantiſchen Feſtſchmuck von Epheu und im Winde ſchaukelnden Blumen zeichnen? Oder die märchenhaften Trümmer der gewölbten Niſchen und der Kirchenſchiffe ſchildern, die alle von Blüthenteppichen überhängt ſind. Dieſe Kirchen ſind alt, ſie gehören dem elften oder zwölften Jahrhundert, wenn nicht einem früheren an, denn ihr Stil iſt von ganz einfacher Baſilikenform. In ihren öden Räumen beten nun die Blumen, und die Weihrauchfäſſer ſchwingen die bachantiſchen Roſen. Von den Wänden und hier und da aus einer von Epheu umſponnenen Tribüne blickt noch ein altes Frescobild herunter. Das ſind die Märtyrer mit ihren Palmen in der Hand und mit den Marterwerkzeugen zu ihrer Seite, den verlöſchenden Nimbus um das bleiche Haupt, in goldiger Dalmatika, mit der Stola um die Schulter, ſtarren ſie mürriſch aus den Blumenſchleiern hervor, und ſcheinen ſich über den Heidendienſt zu ärgern, den nun die Kinder der Flora in dieſen verlaſſenen Kirchen aufzuführen wagen. Hier ſchallt keine Litanei des Mönchs mehr; nur der Käfer ſummt ſeine Sommerromanze fort und fort, und die Grille ſchrillt unabläſſig ihre Anakreontiſchen Liebeslieder. Die Blumen und Käfer weichen nicht mehr aus dieſen Tempeln. Dem heiligen Bernhard wurde einſt geklagt, daß von einer Kirche des ſüdlichen Frankreichs, welche eben neu geweiht werden ſollte, zahlloſe Schwärme von Fliegen Beſitz genommen hätten und ſie nicht mehr verlaſſen wollten; St. Bernhard ſagte hierauf: „ich exkommunizire ſie;“ und ſiehe da, als die Boten in die Kirche heimkehrten, lagen alle Fliegen darin todt. Aber ſchwerlich würde es einem Heiligen gelingen, die Blumen aus den Kirchen Nympha's zu exkommuniziren, und ſo zornig ſich die gemalten Märtyrer darin gebärden, ſchon kommt der Epheu geſchlichen und wird ſie bald völlig verſchleiert und vermauert haben. Von Manchem iſt bereits nichts mehr ſichtbar als der Zipfel ſeines Gewandes und der Name in altlateiniſchen Charakteren, welcher unter Blumenranken ſeufzt: Sanct Xyſtus, oder Sanct Ceſarius, und Sanct Laurentius. Ich trat in die letzte dieſer Kirchen ein — welch ein Anblick! Die ehemalige byzantiniſche oder alexandriniſche Moſaik des Bodens, mit ihren Arabesken und Kreiſen oder Quadraten, ſchienen nun die lebendigen Blumen nachzuahmen, und aus der Confeſſion, wo einſt die Gebeine des Heiligen lagen, wächſt nun fröhlich der indiſche Wein mit ſeinen blaurothen Beeren . . .

So fehlt auch hier nicht das Seitenſtück zu Pompeji: Wie ſich dort das klaſſiſche Alterthum in den heitern Frescobildern entſchieden ausſpricht, redet in Nympha zu dem ſtaunenden Wanderer die chriſtliche Epoche der Menſchheit auch aus Malereien auf den Wänden der Ruinen. Dort ſind es die mythiſchen, die reizenden Geſtalten des Lebens und der Luſt: Amoren, die am Weiher angeln, tanzende Satyren, Grillen, die ein Wägelchen kutſchiren, die ſchwebenden Bachantinnen mit ihren weißen Schleiern, die Cymbeln ſchlagend, oder ein geheimnißvolles Käſtchen in den Händen, oder auf einer Fruchtſchale ſaftige Feigen erhebend — doch im Pompeji des Mittelalters ſtellen die Fresken nur den Tod und den Schmerz dar; ſtatt jener fröhlichen Bilder ſind es die ſchwermüthigen Geſtalten der Marter und der Pein in Flammen, ans Kreuz geſchlagen oder mit gefalteten Händen vor dem Henker knieend, der ſein Schwert ſchon erhoben hat. Ich wandelte dort umher, die Gedanken immer theilend zwiſchen Pompeji und dieſem Nympha. Beide Städte ſind wahre Bilderbücher vom Charakter ihrer Zeiten. Ich bin froh, daß ich dieſe Blumenromanze Nympha ſah . . .“

Wir brechen hier ab. Die Gregorovius' frühere Schriften in Erinnerung haben, werden ihn in dieſem einen Bilde wieder finden. Wer ihn noch nicht kennt, dem wird es genügen, um zu erſehen, wie innig das Verſtändniß dieſes deutſchen Schriftſtellers für das ſchöne Land iſt, deſſen unermüdlicher Schilderer und Geſchichtsſchreiber er unter uns iſt. F.

England.

Ein bibliſches Wörterbuch der Hochkirche.*)

Ueber den Werth dieſer aus dem Schooße der anglikaniſchen Kirche hervorgegangenen lexikaliſchen Exegeſe laſſen wir am beſten einen Landsmann des Herausgebers ſprechen, zumal er ſich als frei bekundet von der Befangenheit, ja von der Antipathie der engliſchen Theologen gegen die wiſſenſchaftlichen Arbeiten der Deutſchen auf dem Gebiete der bibliſchen Kritik. „Wenn“, ſagt der Referent in der National Review, „Winer's bibliſches Realwörterbuch, dieſes Werk ausgebreiteter Gelehrſamkeit, unermüdlichen Fleißes und ſelbſtändiger Forſchung, nicht durch eine gute Ueberſetzung dem engliſchen Publikum zugänglich gemacht wurde, ſo lag dies an dem erbitterten Streit über den Lehrbegriff unter den engliſchen Chriſten, denen Glaubensformeln wichtiger erſchienen, als der Geiſt der Frömmigkeit. Auf der Wahlſtatt der Dogmatik haben die ſchlechten Leidenſchaften vollen Spielraum, und die Religion wird von ihren Bekennern gekreuzigt. So behalf man ſich denn eine Zeit lang mit den unkritiſchen, mehr theologiſchen, als bibliſchen Compilationen von Robinſon und Watſon, von Calmet und Taylor, die ſpäter von Dr. Kitty verdrängt wurden. Ein gutes theologiſches Lexikon blieb ein Bedürfniß, das nun Dr. Smith zu befriedigen ſucht. Unverkennbar läßt er ſeine Vorgänger weit hinter ſich zurück. Anerkennenswerth iſt die Mühe, der er ſich unterzogen, Mitarbeiter für ſein Unternehmen zu werben. Ihre Zahl beläuft ſich auf achtundſechzig. Natürlich iſt England überwiegend vertreten; aber auch Amerika hat Zwei, Paris Einen, Irland Zwei, Schottland Einen als Kontingent geliefert. Deutſchland, das Land der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit, blieb aus leicht begreiflichem Grunde ausgeſchloſſen — ein Grund, der des Herausgebers Muth eben in keinem günſtigen Lichte zeigt, dagegen für ſeine Klugheit als Geſchäftsmann ſpricht.“

Bei einem ſo vielköpfigen und umfangreichen Werke — über zwei Tauſend zweiſpaltige Seiten — kann ſelbſtverſtändlich von Einheit in den Ergebniſſen und der Behandlungsweiſe keine Rede ſein. Wie an den himmliſchen Wagen des Propheten „geht da Jegliches ſtracks vor ſich hin“; kein waltender, zügelnder Geiſt giebt die gemeinſame Richtung.

Dazu kommt, daß die meiſten Namen der Mitarbeiter in der theologiſchen Welt unbekannt ſind. An ſich iſt das freilich kein Maßſtab für den Werth oder Unwerth ihrer Beiträge. Denn

*) A Dictionary of the Bible, comprising its Antiquities, Biography, Geography and Natural History. Edited by W. Smith, LL. D. In 3 volumes. London, Murray 1860—1863.

Digitized by Google

wohl kann Mancher befähigt ſein, bibliſche Gegenſtände wiſſenſchaftlich zu behandeln, ohne daß er ſonſt ſchon in die Oeffentlichkeit getreten iſt und ſich als ſpruchfähiger Schriftſteller empfohlen hat. Allein die Präſumtion zu ihren Ungunſten wird durch eingehende Prüfung des Werkes zur Gewißheit erhoben. Die meiſten Artikel machen dem Kundigen den Eindruck, daß die Verfaſſer, ohne vorher von dem ihnen überwieſenen Thema Etwas zu wiſſen, ſich hingeſetzt, die weiſſagenden Bücher geleſen und den zuſammengerafften Stoff wohl oder übel bearbeitet haben. Die Gränzen, in denen ſie ſich zu halten, das Ziel, das ſie ſich zu ſtecken haben, ſcheint gar nicht in Anſchlag gebracht worden zu ſein; ſie ſollten nur ein Stück Waare auf Beſtellung liefern, das dem Geſchmack des Publikums zuſagt: nichts Neumodiſches, nichts Germaniſirtes. Das Werk iſt im Ganzen auf Einen traditionellen Schlüſſel geſetzt, auf daß keine Note das an das Zeitgeheiligte, Herkömmliche gewöhnte Ohr beleidige, gegen verjährte Vorurtheile verſtoße, die orthodoxen Nerven reize. Die Hochkirche mit ihrer ängſtlich konſervativen Richtung wird es als ihren „lieben Sohn begrüßen, an dem ſie Wohlgefallen hat“; denn Biſchöfe, Dekane, Rektoren, Vikare, Pfründner und Stiftsherrn haben bei ſeiner Zeugung treulich gewirkt. Jede Faſer in ihm iſt rechtgläubig. Der Herausgeber mit umſichtigem Scharfblick für geſchäftlichen Erfolg wählte nur Mitarbeiter, die dem Buche einen guten Markt ſichern. Strenge Wahrheitsliebe, freier kritiſcher Ton, in den Geiſt der Bibel eindringender Sinn hatten folgerecht da keine Stimme, wo das Geſchäft es mit ſich brachte, nicht aus den engen Schranken der Orthodoxie herauszutreten.

Wir müſſen es uns verſagen, auf die ausführlichen Belege, mit denen der Reviewer ſein ſcharfes, aburtheilendes Verdikt begründet, näher einzugehen, und beſchränken uns darauf, den reſumirenden Schluß mit ſeinen eigenen Worten wiederzugeben:

„Ein ſolches Buch von weit höherem Anſpruch und Werth: eine Encyklopädie, die nicht bloß mit der Tagesanſchauung Hand in Hand geht, ſondern ihr vorausſchreitet, kann und wird nur in jener glücklicheren Zukunft erſcheinen, wenn die kläffende Bigoterie der Sekten verſtummt, wenn Geiſteshelle und Freiſinn, weit verbreitet, es geſtatten, jeder Meinung Ausdruck zu geben, über der jetzt der Ketzerbann hängt, wenn die Würdenträger der Staatskirche ſelbſt jeden gewiſſenhaften Deuter aufmuntern, ſich über die Bibel auszuſprechen, wenn die Schlüſſe einer geſunden Kritik auch auf dieſem Gebiete bei Denen Anerkennung finden, die ſie auf jedem andern Felde des Wiſſens gelten laſſen, wenn die Schatten des Aberglaubens vor dem Lichte der Wahrheit fliehen und das Bewußtſein des Göttlichen im Menſchen nicht länger unter dem unnützen Ballaſt äußerlicher Beweiſe erdrückt wird.“

Und aus vollem Herzen ſtimmen wir dem wackern Referenten bei; mit ihm wünſchen wir aller Orten das Herannahen einer ſolchen Zukunft, die des heiligen Sehers Auge vor Jahrtauſenden geſchaut:

„Nicht böſe und nicht verderblich handeln ſie (die reißenden „Thiere) auf meinem ganzen heiligen Berge; denn voll iſt das „Land von Erkenntniß Jehovah's, wie die Waſſer das Meer be„decken.“ (Jeſ. 11, 9.)

Nord-Amerika.

Franklin über den Mann mit der eiſernen Maske.

In einer kürzlich zu Baltimore gedruckten Sammlung von bisher nicht herausgegebenen Briefen Benjamin Franklin's findet ſich über das Räthſel des Mannes mit der eiſernen Maske, das den Scharfſinn vieler berühmten Leute, unter Anderen Voltaire's in ſeinem Siècle de Louis XIV., beſchäftigt hat, ohne daß ſie es zu löſen vermochten, ein merkwürdiger Aufſchluß, der auch in uns vorliegenden franzöſiſchen Journalen als in hohem Grade der Wahrheit nahe kommend angeſehen wird. Franklin ſchreibt nämlich während ſeines Aufenthalts als Geſandter in Paris, wo man ihm überall mit dem größten Vertrauen entgegenkam, an ſeinen Freund John Jay:

„Ich habe geſtern mit dem Herzog von Richelieu mich unterhalten, der unſerer Sache ſehr zugethan iſt. Ich ſagte ihm mancherlei Schmeichelhaftes in Bezug auf das Miniſterium ſeines berühmten Verwandten, des Kardinals v. Richelieu. Bei dieſer Gelegenheit frug ich ihn, ob er nicht wiſſe, wer die eiſerne Maske geweſen, die unzweifelhaft zur Zeit des Richelieu'ſchen Miniſteriums geboren worden ſei? Der Herzog machte anfangs ein ſehr bedenkliches Geſicht und that, als müſſe er jede Antwort ablehnen; dann ſagte er, es handle ſich hier um ein altes Staatsgeheimniß, doch wolle er mir, um mir einen Beweis ſeines Vertrauens zu geben, das Geheimniß enthüllen, das ich indeſſen keinen Anſtand nehme auch Ihnen mitzutheilen:

„Die eiſerne Maske war ein natürliches Kind Anna's von Oeſterreich (Gemahlin Ludwigs XIII.), und der Herzog von Buckingham iſt wahrſcheinlich ſein Vater geweſen. Die Königin vertraute ſich in ihrer Angſt und Verzweiflung ihrem Feinde, dem Kardinal, an, der Alles ſo arrangirte, daß es dem Könige Ludwig XIII. verborgen blieb. Dieſes Ereigniß aber bewog den Kardinal, eine Annäherung zwiſchen dem Könige und der Königin herbeizuführen, welche Letztere bisher für unfruchtbar gegolten hatte. Warum ſollte nicht Ludwig XIII. ebenſo glücklich ſein, wie Buckingham? In Folge deſſen kamen der nachmalige Ludwig XIV. und Monſieur zur Welt. Das illegitime Kind, anfangs der Frau von Motteville anvertraut, wurde ihr nach Richelieu's Tod von Mazarin genommen, der es bis zu ſeinem ſechzehnten Jahre eingeſperrt hielt. Die Aehnlichkeit des Baſtards mit Ludwig XIV. war überraſchend groß, und darum nöthigte man den Gefangenen, eine Maske zu tragen. Man wollte dadurch jeden möglichen Skandal vermeiden und die Schande Anna's vor der Welt verbergen.

„Es iſt dies, mein lieber Jay, ein Stück Geſchichte, das allerdings keinerlei Beziehung zu unſerer Revolution hat; ich theile es Ihnen lediglich mit, um nicht immer über Geſchäftliches und Ermüdendes zu berichten. Den Männern, die bei uns ein freies Volk herſtellen wollen, können dieſe Galanterien einer koketten Königin vielleicht als Unterhaltung dienen, und nach Horaz iſt es ja geſtattet, desipere in loco. Ich zweifle übrigens nicht, daß man in Frankreich noch eine Unzahl von Romanen über die eiſerne Maske erfinden werde.*) Die Menſchen ſind in dieſem Lande ebenſo leichtſinnig als tapfer und die kleinen Hof-Intriguen haben einen außerordentlichen Reiz für ſie.“

Kleine literariſche Revue.

— **Shakſpeare und Ben Jonſon.** „Shakspeare and Jonson“ iſt der Titel einer ſoeben erſchienenen, höchſt intereſſanten, literargeſchichtlichen Denkſchrift,**) welche die Reihe der engliſchen Feſt-

*) Wir geſtehen, daß wir auch die vorliegende Geſchichte für einen ſolchen, in Frankreich erfundenen Roman halten. D. R.

**) London, J. R. Smith; Berlin, Aſher; Leipzig, Denicke.

Digitized by Google

ſchriften zu der am 23. April bevorſtehenden dreihundertſten Geburtstagsfeier Shakſpeare's in würdiger Weiſe eröffnet. In dieſer Denkſchrift bildet der Antagonismus, der zwiſchen den beiden erſten dramatiſchen Dichtern der Eliſabetaniſchen Aera, Shakſpeare und Ben Jonſon, beſtanden, den Mittelpunkt der Darſtellung. Um dieſes Centrum gruppiren ſich die Beziehungen beider Männer zu ihren Zeitgenoſſen, den Bühnendichtern Beaumont und Fletcher, Marſton, Decker, Chapman und Webſter, ſowie zu den Schauſpielern Henslove, Burbadge u. A.

Bereits im vorigen Jahrhundert haben Malone und Gifford die Rivalitäten und Streitigkeiten zwiſchen Shakſpeare und Jonſon zum Gegenſtande kritiſcher Unterſuchungen und Widerlegungen gemacht. Seitdem iſt die für die Zeit und das Leben Shakſpeare's überaus intereſſante Frage faſt ganz in Vergeſſenheit gekommen, und die neueren Biographen des großen Dichters haben ihrer kaum mehr Erwähnung gethan. Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift nimmt die Sache von Neuem auf, und wie es ſcheint, ſind dadurch die Shakſpearomanen Englands in große Aufregung verſetzt.

Die vorliegende Schrift ſucht nämlich nachzuweiſen, daß Shakſpeare in ſeinen Dramen „Timon von Athen" und „Troilus und Creſſida" ſeinen Rivalen Jonſon, der ihn allerdings zuerſt angegriffen, in perſönlicher Weiſe gezüchtigt habe; namentlich ſoll in dem letztgedachten Stücke der Therſites, der ſchon im Perſonen-Verzeichniſſe als „a deformed and scurrilous Grecian" bezeichnet wird, Niemand anders als eben Jonſon ſein. Letzterer freilich ſoll noch viel plumper ſeinen Gegner angefallen haben, namentlich in den drei Luſtſpielen: „Every Man out of his Humour" — eine Fortſetzung der berühmten Komödie Jonſon's: „Every Man in his Humour" — „Cynthia's Revels" und „Poetaster". In dem letztgenannten Stücke erſcheint Shakſpeare als „Ovid der Poetaſter", der und ſeine Gefährten, die Schauſpieler, darin als Bettelbuben und feiges Geſindel behandelt werden. Darüber waren die Freunde Shakſpeare's, Marſton und Decker, ſo erzürnt, daß ſie zur Vergeltung ein eigenes Stück: „The Return from Parnassus", ſchrieben, welches von Studenten in Cambridge aufgeführt wurde, und in dem, unter namentlicher Bezeichnung, Ben Jonſon, dem der Rath ertheilt wird, wieder, was er früher war, Maurergeſell zu werden, im wahren Sinne des Wortes an den Pranger geſtellt, Shakſpeare dagegen in den Himmel erhoben ward. Es ſteht indeſſen feſt, daß ſich Shakſpeare nachmals mit ſeinem Gegner wieder ausgeſöhnt, und daß nach des Erſteren Tode Jonſon unter deſſen eifrigſten Verehrern ſich befand und dies auch in ſeinen ſpäteren Schriften zu erkennen gegeben hat.

— **„Die Bedeutung der Thierwelt für den Menſchen".***) Profeſſor Dr. Grube in Breslau (früher in Dorpat) ſchildert in vorliegender Schrift in allgemeinen Umriſſen und in gefälliger Form den Nutzen der Thiere für die Nahrungs- und Bekleidungsbedürfniſſe des Menſchen, ihre Verwerthung für den Ackerbau und die Bedeutung ihrer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß für das Geſammtwiſſen. Es werden eine große Fülle intereſſanter Thatſachen als Belege eingeſtreut und von dieſen wollen wir einige hervorheben.

Der Verbrennungsprozeß, welcher unter den nördlichſten Breiten im menſchlichen Körper ſehr lebhaft vor ſich geht, verlangt dort fortwährend eine reiche Zufuhr von Kohlenſtoff. Raubthiere faſt allein umgeben dort den Menſchen, und als Raubthier lebt er ſelbſt. Es iſt unglaublich, welche Quantitäten von Nahrungsmitteln er dort zu ſich nimmt, wenn er allein auf thieriſche Koſt angewieſen und wenn er weiß, daß dieſe Nahrung nicht immer nach ſeinem Bedürfniß vorhanden iſt. Und welche Nahrung! Gegen das Verzehren von Blut und maſſenhaftem Fett empfinden wir einen Widerwillen; der Samojede aber trinkt das Blut des Rennthiers und der Grönländer ſchwelgt im Genuß des Thrans der Wallthiere. Schon für den Säugling genügt nicht die Muttermilch; er theilt mit ſeiner Ernährerin die fettreiche Haut des Wallfiſches. Dem Südländer dagegen genügt die Pflanzenkoſt und das weiße Fleiſch der Fiſche und Weichthiere des Meeres.

Die Zahl der koſtbaren ſibiriſchen Pelzthiere hat durch die anhaltende Verfolgung abgenommen; nach den Thieren von geringerem Preiſe hat indeß die Nachfrage erſt in jüngerer Zeit begonnen. Rußland liefert nur an Grauwerk jährlich 15 Millionen Felle, von denen 6 Millionen allein nach China gehen.

Ueber die ſchädlichen Einflüſſe der Thierwelt wollen wir noch eine Bemerkung hervorheben: Die Gefahren, ſagt Profeſſor Grube, welche dem Menſchen von den Thieren drohen, werden meiſt überſchätzt. Die gewaltigſten Katzen und die Giftſchlangen greifen den Menſchen nie ungereizt an; die Tarantel verwundet nicht gefährlicher als jede andere große Spinne; der Stich der meiſten Skorpione iſt nicht bedenklicher als der Stich einer Horniſſe. Seine ſchlimmſten Feinde findet der Menſch nicht unter den Hyänen und den Rieſen, nein — unter den Pygmäen der Thierwelt. Man zählt mit Recht zu den Plagen Südamerika's die blutſaugenden Fledermäuſe; viel furchtbarer noch, als dieſe Vampyre, ſind die Landblutegel Ceylons und Manilla's, die ſo klein ſind, daß ſie durch die Maſchen der Strümpfe dringen, in ganzen Schaaren von den Bäumen auf die Vorübergehenden ſtürzend und ſich an ihrem Blute ſättigend. Vor den Mückenſchwärmen der nordiſchen Wälder können die Reiſenden nur in den von Rauch erfüllten Zelten eine Zuflucht finden, und am oberen Orinoko löſen ſich die verſchiedenen Arten Mosquito's in den Angriffen auf den Menſchen ab: die eine Schaar zieht ſich zurück, die andere rückt vor. An der Mündung des Rio-Unare graben ſich die Eingebornen bei Nacht bis an den Hals in den Erdboden, den Kopf mit einem leichten Tuche bedeckend. Doch der Menſch ſchreckt vor dieſer Gefahr für die Dauer nicht zurück: die Zoologie lehrt, welche Art der inſektenfreſſenden Vögel die wirkſamſten Feinde jener Landplage ſeien, und es wird ihr hoffentlich auf gleichem Wege auch gelingen, die Verderblichkeit der Heuſchrecken für die Saaten und der Nonnen-Schmetterlinge für unſere Wälder zu beſchränken.

— **Theorie der Ferment-Wirkungen.***) Wir haben in Nummer 3 dieſer Zeitſchrift in einem längeren Artikel das Weſentlichſte der neuen Entdeckungen Paſteur's auf dem Gebiete der Gährung mitgetheilt; wir erwähnten damals, daß die Prüfung der Richtigkeit ſeiner Angaben natürlich Sache der Fachmänner ſei. Es iſt die Fermentation ein Prozeß von ſo außerordentlichem Intereſſe, daß alle bedeutenderen Chemiker ihn zu erforſchen bemüht waren, und daß wir faſt ſo viele Gährungs-Theorien haben, als es Koryphäen in jener Disziplin giebt. Aber der Prozeß hat auch für Laien etwas Wunderbares, und wir erwerben uns vielleicht den Dank unſerer Leſer, wenn wir ihnen ein kleines Werk nennen, in dem ſie alles auf die Fermentation Bezügliche zu-

*) Eine Rede, bei Uebernahme des Rectorats gehalten von Profeſſor Dr. Grube. Breslau, F. Hirt. 22 S.

*) Theorie der Ferment-Wirkungen, von Dr. Moritz Traube. Berlin, Ferd. Dümmler, 1858. 119 S. 8.

Digitized by Google

ſammengetragen finden. Dr. Traube hat zwar zunächſt nur für Fachleute geſchrieben, denen er ſeine eigenen neuen Anſchauungen zur Prüfung und Beſtätigung vorlegen wollte, und das Material iſt weſentlich mit Rückſicht auf dieſe neue Theorie geordnet — es ſind jedoch dabei zugleich alle anderen wichtigeren Theorien angegeben und erörtert und zur Orientirung für den Laien die weſentlichen Abſchnitte mit geſperrter Schrift gedruckt. Der Annahme Paſteur's, daß die Gährung im Weſentlichen ein Lebensprozeß der Fermente (alſo z. B. der Hefezellen) ſei, daß eine recht lebenskräftige Zelle mehr Zucker in Alkohol umwandele, als eine lebensſchwache, widerſpricht Traube; er ſtatuirt nicht nur im Effekt, ſondern auch in der Art, wie derſelbe zu Stande kommt, keine Differenz zwiſchen den lebenden Fermenten (Pflanzenzellen), den abgeſtorbenen (faulende Subſtanzen) und den unorganiſchen. Das nächſte Luſtrum bringt hoffentlich dieſe ſtreitigen Punkte ihrer Löſung näher, und wir werden nicht verſäumen, unſeren Leſern die wichtigen neueren Reſultate mitzutheilen.

Literariſcher Sprechſaal.

Während wir eben aus London einen neuen intereſſanten Beitrag zur Lebensgeſchichte Shakſpeare's und zur literariſchen Sittengeſchichte ſeiner Zeit erhalten (S. oben: „Shakſpeare und Ben Jonſon"), geht uns aus Berlin die Ankündigung eines biographiſchen Romans zu, der den großen britiſchen Dichter zum Gegenſtand hat. Heribert Rau, deſſen ähnliche Arbeiten über Jean Paul, Beethoven und Mozart ſich namentlich in der Welt der Leihbibliotheken manche Zuſtimmung erworben, hat auch dieſes Stoffes ſich bemächtigt, der allerdings zu einer romantiſchen Darſtellung ganz geeignet iſt. Der Roman wird, wie wir aus der Ankündigung erſehen, in vier Abtheilungen: 1) die abenteuerliche Jugendzeit Shakſpeare's; 2) des Dichters Leben mit Schauſpielern und anderen literariſchen Zeitgenoſſen; 3) den Hof der Königin Eliſabeth und ſeine Beziehungen zu Shakſpeare, und 4) den Abſchluß der Ruhmes-Laufbahn des Dichters behandeln. Wir wünſchen aufrichtig, daß es dem Verfaſſer gelingen möge, ein würdiges Werk zu ſchaffen, das in dieſem Jahre nicht bloß in Deutſchland, ſondern überall, wo der Name Shakſpeare's gefeiert wird, mit warmer Theilnahme geleſen werden würde.

Nach Artikel 8 des franzöſiſchen Geſetzes von 1841 iſt in Frankreich, ſowohl bei der Einfuhr, wie bei der Durchfuhr, der Handel mit Büchern in franzöſiſcher Sprache, die in Bogen, d. h. weder broſchirt, noch gebunden, vorgelegt werden, verboten. Dieſe Einſchränkung iſt ausſchließlich dazu beſtimmt, im Intereſſe der Ordnung und des literariſchen Eigenthums die Ueberwachung zu erleichtern; man hat indeſſen die Erfahrung gemacht, daß ſie, in der ganzen Strenge des Wortlauts zur Anwendung gebracht, dem Handel Schwierigkeiten bereiten kann, ohne von Nutzen zu ſein. Demgemäß ſind die franzöſiſchen Zollbeamten angewieſen worden, künftig nur den Handel mit ſolchen Büchern in franzöſiſcher Sprache als von dem aus Art. 8 des Geſetzes vom 6. Mai 1841 ſich ergebenden Verbot betroffen zu erachten, welche in Bogen vorgelegt werden, die nicht nach dem Format, in welchem ſie gedruckt ſind, und nach ihrer Seitenzahl, mithin ſo zuſammengelegt ſind, daß es nur ſchwer möglich iſt, den Anfang des Werkes zu unterſcheiden, deſſen Titel aufzufinden und deſſen Charakter zu beurtheilen.

Ein geſchätzter italiäniſcher Rechtsgelehrter, Herr Profeſſor Serafini in Pavia, hat kürzlich eine intereſſante Schrift über die auf telegraphiſchem Wege abgeſchloſſenen Verträge herausgegeben. Es iſt nämlich durch die neue Art der Korreſpondenz von Kaufleuten, Börſen-Speculanten und ſonſtigen Geſchäftsmännern mit ihren Commiſſionären, Agenten ꝛc. die Rechtsfrage entſtanden, inwiefern ſolche ohne eigenhändige Unterſchrift ertheilte Vollmachten und Rückäußerungen bindende Kraft haben. Dieſe und ähnliche Fragen werden von dem Verfaſſer mit großer Sachkenntniß und vielem juriſtiſchen Scharfſinn behandelt. Unter Anderm erklärt er es auch als gegen die Billigkeit ſtreitend, wenn die Telegraphen-Verwaltungen alle Verantwortlichkeit für Irrthümer, oder verloren gegangene Depeſchen ablehnen. Die Schrift iſt bereits ins Franzöſiſche überſetzt und verdient auch in unſere Sprache übertragen zu werden.

In Folge der durch den amerikaniſchen Bürgerkrieg hervorgerufenen Baumwollen-Kriſe hatten in einigen Gegenden Oſtindiens der Anbau und die Produktion der Baumwolle, ſo wie der Gewinn an dieſem Artikel ſich ungemein vermehrt, ſo daß der Reichthum dort in außerordentlichen Dimenſionen gewachſen iſt. Beſonders die Parſen in Bombay haben an Wohlſtand zugenommen, und der ſchon früher unter ihnen ſehr regſam geweſene Trieb, Kultur und Wiſſenſchaft zu unterſtützen, hat in Folge deſſen noch mehr Kraft gewonnen. Ein reicher Parſe in Bombay hat der engliſchen Regierung 10,000 Pfd. Sterl. zur Gründung einer Univerſität zur Verfügung geſtellt, wenn ſie eine gleiche Summe zu dieſem Zwecke hergeben wolle. Die Regierung iſt ſofort darauf eingegangen. Ein anderer Parſe, der Sohn des vor einigen Jahren verſtorbenen, von der engliſchen Regierung zum Baronet erhobenen Sir Jamſetji Jeejeebhoy, hat ebenfalls 10,000 Pfd. zum Bau eines neuen Kollegs in Poona geſchenkt. Nicht minder gründen die Parſen große Hoſpitäler und andere, der Geſundheit förderliche, gemeinnützige Anſtalten. Ja, Einer derſelben hat eine anſehnliche Summe der Vollendung eines Glockenthurmes an einer chriſtlichen Kirche zu Bombay gewidmet, da die reichen engliſchen Chriſten ſich in der Herſtellung dieſes Bauwerks ſäumig bewieſen hatten. Die Regierung geht unter Mitwirkung einiger gelehrten Brahmanen auch damit um, in Poona bei Bombay eine große Sanſkrit-Bibliothek zu gründen, zu deren Direktor unſer gelehrter deutſcher Landsmann, Dr. Haug, ernannt werden ſoll, der bereits im Auftrage der Regierung eine Reiſe nach Guzerati unternommen, um die dortigen Zend-, Pehlwi-, Parſi- und Sanſkrit-Bibliotheken zu durchforſchen und werthvolle ſeltene Werke, die ſich dort finden, entweder anzukaufen, oder abſchreiben zu laſſen. Die Vorleſungen, welche Dr. Haug in Bombay vor einem gemiſchten Publikum von Chriſten, Hindu's und Parſen über die Veda's gehalten, haben dort vielen Anklang gefunden und großen Eifer für das Studium der alten Zend-Sprache erweckt. Haug hat eine engliſche Ueberſetzung des Aitareya Brahmanum, des älteſten brahmaniſchen Werkes über Theologie und Philoſophie, veranſtaltet, die nächſtens mit Erläuterungen, ſo wie mit dem ſanſkritiſchen Original, im Druck erſcheinen wird.

Digitized by Google

Bei Unterzeichnetem erſchien ſo eben:

Herr Schleiden und der Darwin'ſche Arten-Entſtehungs-Humbug.

Nebſt einem Anhange:
Sechs Theſen für die künftige Philoſophie und Naturforſchung.
Von **Dr. Eduard Löwenthal,**
Verfaſſer des Werkes: „Syſtem und Geſchichte des Naturalismus.
Preis 5 Sgr. (148)
Berlin. **Reinh. Schlingmann.**

Confirmationsgeſchenk. (151)

Worte des Herzens.

von **J. C. Lavater.**
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einband mit Goldſchnitt geb. zu 1 Thlr. 10 Sgr., bez. 1 Thlr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Jean Paul Fr. Eugen Richter** in Hamburg erſcheint:

Feuilleton.

Bunte Blätter für Kritik, Literatur u. Kunſt.
Preis vierteljährlich 1 Thlr. (149)

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktiſche (144)

Lehrbücher zum Selbſtunterricht

in den neueren Sprachen.

Buſch u. Skelton, Handbuch der **engliſchen Umgangsſprache.** 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.
The English Echo, Praktiſche Anleitung zum **Engliſchſprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.
Fiedler u. Sachs, Wiſſenſchaftliche Grammatik der **engliſchen Sprache.** 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.
Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben u. erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.
Louis, Handbuch der **engliſchen Handelscorreſpondenz.** 15 Ngr.
Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added *notes & a map of London* by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.
Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7e édition. Avec vocab. 15 Ngr.
Booch-Arkoſſy, Praktiſch-theoretiſcher Lehrgang der franzöſiſchen Schrift- und Umgangsſprache nach dem **feinſten Pariſer Dialect.** 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüſſel dazu 10 Ngr.
Echo français, Praktiſche Anleitung zum **Franzöſiſchſprechen.** 4. Aufl. 15 Ngr.
Touzellier, Nouvelle **conversation française,** suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberſtehender **deutſcher Ueberſetzung.** 10 Ngr.
Die gleichlautenden Wörter der **franz. Sprache** in lexikal. Ordnung f. d. Schulgebrauch. 7½ Ngr.
L'Eco italiano, Praktiſche Anleitung zum **Italieniſchſprechen.** 3. Aufl. 20 Ngr.
Eco de Madrid, Praktiſche Anleitung zum **Spaniſchſprechen.** 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bei den Verlegern dieſer Zeitſchrift erſchien:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande u. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlſtich gez. von Ludwig Richter. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.
Kabinets-Ausgabe (elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie", ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (139)

Ein neuer Band von Guizot's Memoiren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**
Édition autorisée pour l'étranger.
Tome VI. Gr. in-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die sich ihrem Abschluss nähernden Memoiren Guizot's sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden. Der soeben ausgegebene sechste Band ist durch seinen Inhalt besonders geeignet, das Interesse an dem Werke von neuem anzuregen; er umfasst den Zeitraum von 1840—1842, behandelt neben inneren Angelegenheiten namentlich die auswärtige Politik Frankreichs in jener Zeit und enthält zugleich weitere, bisher noch unpublicirte wichtige diplomatische Actenstücke. (146)

Im **J. C. Hinrichs**'ſchen Verlage zu Leipzig erſcheint vom Januar 1864 an und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der
Geographie und Statiſtik

für die gebildeten Stände
begründet durch
Dr. **C. G. D. Stein** und Dr. **Ferd. Hörſchelmann**
neu bearbeitet unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von
Prof. Dr. **J. E. Wappäus.**
Siebente Auflage ergänzt bis auf die neueſte Zeit.

Zweites Abonnement in 48 Halbmonats-Lieferungen à 15 Ngr.

Das Werk kann aber auch in 10 Abtheilungen bezogen werden, von welchen 5 bereits fertig vorliegen, 3 im Laufe der nächſten Monate und 2 ſpäter fertig werden.

I. Band. 3 Abtheilungen. Allgemeine Geographie — Nordamerika — Mittel- und Südamerika von Profeſſor **Wappäus** in Göttingen.
II. Band. 1. 2. Abtheilung. Afrika u. Auſtralien von Dr. **T. E. Gumprecht** in Berlin und Direktor Dr. **Meinicke** in Prenzlau.
3. Abtheilung. Aſien von Dr. **J. H. Plath** in München u. **J. H. Gruner** in Hamburg.
III. Band. 1. Abtheilung. Einleitung zu Europa von Prof. **Wappäus.** — Rußland von Prof. **Poſſart.** — Türkei, Griechenland und Jonien von Prof. **H. F. Brachelli.** — Dänemark, Schweden und Norwegen von Dr. **C. F. Friſch** in Stockholm. — Britiſches Reich von **G. E. Ravenſtein** in London. — Niederlande von Dr. **M. M. von Baumhauer** im Haag.
2. Abtheilung. Spanien und Portugal von Prof. **M. Willkomm** in Tharandt. — Frankreich von Dr. **M. Block** in Paris. — Belgien von Dir. **X. Heuſchling** in Brüſſel. — Schweiz und Italien von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.
IV. Band. 2 Abtheilungen. Oeſterreichiſcher Kaiſerſtaat. — Preußen und die übrigen Staaten des deutſchen Bundes. Von Prof. **H. F. Brachelli** in Wien.

Alle während des Druckes entſtandenen Veränderungen werden in Nachträgen Berückſichtigung finden, auch haben wir Sorge getragen, daß genau gearbeitete Inhaltsüberſichten und Regiſter zu jeder Abtheilung den Gebrauch des Ganzen erleichtern.

Die bedeutendſten Statiſtiker und Geographen haben an dem Werke mitgearbeitet, deſſen Reichhaltigkeit und Vollſtändigkeit von keinem ähnlichen übertroffen wird.

Proſpecte und 1. Lieferung liegen in allen Buchhandlungen zur Anſicht aus, Lieferung 2 und folgende werden nur auf feſte Beſtellung geliefert. (145)

Das Magazin optiſcher und mechan. Inſtrumente
von **A. Meissner,** Opticus und Mechanicus,
Friedrichs-Strasse Nr. 71, Ecke der Tauben-Strasse,
empfiehlt **Theater-, Reise-, Militair-** und **Marine-Perspective** von unübertrefflicher Wirkung, in jeder Grösse **Lorgnetten, Brillen, Pince-nez** in grösster, geschmackvollster Auswahl, **Barometer, Thermometer, Reisszeuge** für Bauzeichner und zum Schulgebrauch, überhaupt Instrumente jeder Art zu billigen, soliden, aber festen Preisen. (150)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin

Digitized by Google

1864. **Magazin** **No. 12.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten an, für England H. Bender, London, 8 Little Newport Street, Leicester Square.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 20. März **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.

Arnold Ruge's Gefängnißhaft. I. Die deutſche National-Idee vor vierzig Jahren. 178
Denkwürdigkeiten des Domherrn Genſen v. W. 180

Griechenland.

Kapodiſtrias, nach Carl Mendelsſohn-Bartholdy 181

Frankreich.

Wetterpropheten und Meteore. II. Unterſuchungen über die Meteorſteine . . . 185
Zur Kritik von Renan's Leben Jeſu . . . 187

England.

Engliſche Novelliſtik von der Schattenſeite. Miß Braddon 188

Kleine literariſche Revue.

Shakſpeare und Victor Hugo 189
Italiäniſche Journaliſtik 189
Beitrag zur Geſchichte jüdiſcher Tartüffe . 190
Der Stieler'ſche Hand-Atlas 190
Kriegsſchauplatz 190
Literariſcher Sprechſaal 190

Zur Nachricht.

Mit Nr. 13 endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem Erſuchen in Erinnerung gebracht, ihre Beſtellung auf das nächſte Quartal möglichſt bald zu bewirken, damit keine Unterbrechung im Empfang der Nummern entſteht.

Die Verlagshandlung.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint so eben:

Philologie, Geschichte und Psychologie.

Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. H. Steinthal,
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (164)

5 Bogen gr. 8. Velinpapier. 15 Sgr.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig. (155)

In fcap. 8vo, cloth extra, gilt edges, price **5s.** each volume: Morocco elegant or antique, **9s.** each.

ROUTLEDGE'S BRITISH POETS.

Edited by the Rev. R. A. Willmott.

With Biographies and Critical Notices, and printed without abridgment from the purest text. This series comprises the works of the best English Poets, printed with new type on the best paper. Each volume contains on an average 500 pages, with Eight Illustrations, engraved by Dalziel, from designs by Edward Corbould, Birket Foster, John Gilbert, W. Harvey, or Franklin.

COWPER'S POETICAL WORKS. Edited with a picture sketch of the Poet's Life and Genius, by the Rev. *R. A. Willmott*. With Eight Illustrations by Birket Foster.

KIRKE WHITE'S POETICAL WORKS and REMAINS. With Life by *Southey*. Illustrated by Birket Foster.

SOUTHEY'S JOAN OF ARC, MINOR POEMS, BALLADS, and LYRICAL PIECES.

SIR WALTER SCOTT'S POETICAL WORKS; comprising Lay of the Last Minstrel, Marmion, Lady of the Lake, Rokeby, Bridal of Triermain, Ballads, Lays, Lyrical Pieces, and the Lord of the Isles. With Eight Illustrations by Corbould.

WORDSWORTH'S POETICAL WORKS. A New Edition, carefully edited, with a Life, and Eight Illustrations by Birket Foster.

CRABBE'S POETICAL WORKS. A New Edition, with a Life, and Eight Illustrations by Birket Foster.

BYRON'S POETICAL WORKS. Illustrated by John Gilbert, B. Foster, &c.

This volume contains all Lord Byron's Poems of which the copyright is free, with the exception of „Don Juan", from which are selected the most beautiful passages.

THOMAS MOORE'S POETICAL WORKS. A New Edition, containing Lalla Rookh, Twopenny Post-bag, Odes of Anacreon, Corruption and Intolerance, Irish Melodies (six parts), Sacred Songs (part I.), and Miscellaneous Poems and Songs. With a Complete Biography of the Author. Illustrated by Godwin, Corbould, Thomas, &c.

BURN'S POETICAL WORKS. Edited by the Rev. *R. A. Willmott*. Illustrated by John Gilbert.

ROGER'S POETICAL WORKS. With a Portrait by Sir Thomas Lawrence, and numerous Woodcuts.

JAMES MONTGOMERY'S POETICAL WORKS. With Eight Illustrations by John Gilbert, Birket Foster, &c. With a Memoir of the Author.

LEIGH HUNT'S POETICAL WORKS. Now finally corrected, revised by himself, and edited by his Son, *Thornton Hunt*. With Illustrations by Corbould.

CHARLES MACKAY'S COLLECTED SONGS. In One Volume, complete. With Eight Illustrations by John Gilbert. Contains more than Five Hundred Songs.

CHARLES MACKAY'S BALLADS AND LYRICS; with Legends of the Isles, Voices from the Crowd, Voices from the Mountains. With Eight Illustrations by John Gilbert.

ELIZA COOK'S POETICAL WORKS. With Portrait and Eight Illustrations. An entirely New and Revised Edition.

THE POETICAL WORKS OF W. C. BENNETT. With Portrait and Illustrations.

Uniform in Size and Price with "Routledge's British Poets."

LONGFELLOW'S COMPLETE POETICAL WORKS, including HIAWATHA and MILES STANDISH. With an Original Portrait and other Woodcuts, by John Gilbert. A New Edition, entirely composed with a new type.

"It contains the whole of Longfellow's poetical works — *the poems* arranged, at his own request, *in the rotation in which they were written*."

LONGFELLOW'S PROSE WORKS, comprising HYPERION, KAVANAGH, and OUTRE MER. With Eight Illustrations by John Gilbert.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

März 1864.

Denis Duval (with a Portrait of the Author [W. M. Thackeray]) Chapter I—III. — The two aspects of History. — The Theatre in China. — Sentence of death recorded. — The small house at Allington. — Phosphorus and Civilization. — The Fashion of furniture. — The forest of Essex. — Notes on the late campaign on the Punjaub frontier. — Margaret Denzils history (annotated by her husband).

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sonsthande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. März. (165)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Arnold Ruge's Gefängnißhaft. *)

I.

Die deutſche National-Idee vor vierzig Jahren.

Wohl iſt es wahr, daß in den glorreichen Jahren der deutſchen Erhebung, die den gewaltigſten Rieſen der neueren Geſchichte und ſeine Tyrannei zu Boden ſchmetterte, die große Maſſe des Volkes bei dem Namen der Freiheit an nichts als an die Befreiung von der fremdländiſchen Uſurpation dachte; das allein war der Gedanke, den die Maſſen von der Memel bis zum Rhein und von der Oſtſee bis zur Adria mit glühender Seele erfaßten, und der eine Großartigkeit des Aufſchwungs erzeugte, die nachzudenken wir Epigonen kaum mehr vermögen. Es hätte keiner Verheißungen einer höheren Freiheit bedurft; die großen Maſſen wären mit derſelben Begeiſterung, mit demſelben patriotiſchen Heldenſinn in den Tod gezogen, da ſie kein anderes Ideal kannten, als die Vertreibung der Franzoſen von deutſcher Erde. Jene goldenen Worte, welche die Verheißungen einer inneren politiſchen Freiheit enthielten, klangen nur in den Gemüthern wieder, die ſie zu faſſen fähig waren und ein Verſtändniß in ſich trugen für die höheren Güter, die des ſelbſtbewußten Menſchen würdig ſind und das Leben zu einem menſchlichen machen. Nur dadurch allein iſt es erklärlich, wie, nachdem das Geräuſch der Waffen verklungen war, Alles ſo ruhig in ſeine alten Geleiſe zurückkehrte, und wie unmittelbar nach einer beiſpielloſen Erhebung der Gemüther gerade in dem intelligenten Preußen ein Abſolutismus zum Vorſchein kommen konnte, wie er kaum jemals in dieſem Lande dageweſen, und wie man einem Volke gegenüber, welches ſoeben ſeine ganze ihm einwohnende Kraft kennen gelernt und erprobt hatte, die herrlichſten Verſprechungen vergeſſen konnte. Man rechtfertigte ſich ſelbſt und wehrte läſtige Dränger mit jenem ſeitdem ſo oft gehörten Gedanken ab: das Volk iſt noch nicht reif für politiſche Freiheit! und der Beweis war leider nicht ſchwer zu liefern, wenn man abſah von dem geiſtig bewegten Theil des Volkes, der allein den geiſtigen Sauerteig in ſich barg und die Keime zu edlerer Entwickelung enthielt, der die Ideen des neuen Zeitalters in ſich verarbeitete. Dieſe Minorität glaubte man durch Stienrunzeln beſeitigen zu können. Und doch fühlte man ſich nicht ſo ſicher, denn überall zeigten ſich unwillkommene, läſtige Gemüther, die ſich erkühnten, Gedächtniß zu beſitzen. Vorſicht, behutſamſte Vorſicht ſchien nothwendig.

Erſt an Karlsbad's ſprudelnden Quellen fanden deutſche Miniſter den nöthigen Muth und die Kraft, durch gemeinſame Spionage und einmüthiges Handeln die unliebſamen Geiſter zu bannen. Und ſo begann denn jene grauſenhafte Zeit der allgemeinen Demagogen-Riecherei, die überall Verſchwörungen zu europäiſchem Umſturz, die ſogenannten „demagogiſchen Umtriebe", witterte, die die Gedanken von der Stiene las und vor Gericht zog, der ſelbſt die Vögel in der Luft höchſt geheimnißvolle, verdächtige Lieder zu ſingen ſchienen. Darf man vielleicht vermuthen, daß etwas von böſem Gewiſſen jene Furcht ſchärfte? Behüte! Man behielt ſich die Zeit der Erfüllung des gegebenen Verſprechens ja ſtets vor.

Wie nun der Abſolutismus überhaupt gegen nichts ſo argwöhniſch iſt, als gegen eine ideale Begeiſterung, weil ſie eben ein Ausfluß der höchſten Freiheit der Seele iſt, ſo richtete ſich der ganze Haß der Reaktion gegen die Bewegung, die in den Gemüthern der ſtudirenden Jugend entſtand. Jene Burſchenſchaften beſtanden zum großen Theil aus jungen Leuten, die auf den Schlachtfeldern ihr Blut und Leben für die Freiheit des Vaterlandes eingeſetzt hatten. Dort, wo alle edlen Kräfte Deutſchlands vereint waren, hatten ſie Deutſchlands Größe und Macht erkannt; von dieſen blutigen Stätten, wo der Enthuſiasmus für Recht und Freiheit ſeine erhabenſten Triumphe feierte, hatten ſie eine glühende Begeiſterung für des großen gemeinſamen Vaterlandes Zukunft mit in die Heimat gebracht, und wie ſie als Jünglinge wußten, für welche ewigen Güter ſie gekämpft, ſo wußten ſie fortan auch, wofür es werth war, als Männer künftig zu leben, zu wirken und zu ſtreben. Und wenn wir nun ſehen, in welcher ſpießbürgerlichen Seligkeit der Mittelſtand in Deutſchland auf ſeinen Lorbeeren ruhte, wie er träge und ſchlaff, ohne allen Sinn für ein politiſches Leben, all den alten Jammer des Beamtendruckes und der Büreaukratie ruhig über ſich ergehen ließ, als hätte es der Herrgott am erſten Schöpfungstage ſchon ſo und nicht anders gewollt, — ſo erkennen wir, daß jene feurige Jugend auf den Univerſitäten das alleinige Gefäß für das Salz der Erde war; dieſe tiefe Verachtung des kleinlichen, engherzigen, tief egoiſtiſchen, unverbeſſerlichen, todten Philiſterlebens, dieſe zürnende Abwendung von aller Gemeinheit, dieſes ernſte, ideale Streben nach Veredlung und Ausbildung des Körpers und der Seele, um einſt würdige Kräfte dem Vaterlande zuzuführen, dieſe heilige Begeiſterung für die Einheit, Freiheit und Ehre Deutſchlands — es war die einzige Regung, die einzige Blüthe deutſchen Geiſtes und Gemüthes in jener matten, flauen Zeit; in der reinen Gluth dieſer jugendlichen Herzen glimmte die einzige Hoffnung einer beſſeren Zukunft. Gerade darum aber richtete ſich der ganze Groll und Argwohn der Machthaber gegen ſie.

„Sie lugten, ſie ſuchten
Nach Trug und Verrath,
Verleumdeten, verfluchten
Die junge, grüne Saat."

Als nun gar auf jenem Wartburgsfeſte Kotzebue's deutſche Geſchichte und der Gensd'armeriecodex des Herrn v. Kamptz von einigen angeheiterten Geſellen den Flammen preisgegeben wurde, da ſchrie man über die „verwilderten Profeſſoren und die verführten Studenten, die Mord, Aufruhr und Zerſtörung alles Beſtehenden predigten." Wiewohl die von den Großmächten abgeſandten Unterſucher geſtehen mußten, daß man den Geiſt des Feſtes verleumdet habe, erdreiſtete ſich dennoch der ruſſiſche Staatsrath v. Stourdza, mit einer Denkſchrift vor den Aachener Kongreß zu treten, in der er die deutſchen Univerſitäten wahre Mördergruben und Werkzeuge der Hölle, Schlupfwinkel aller Verworfenheit und Nichtswürdigkeit nannte, die Burſchenſchaft als eine aufrühreriſche Verbindung, die Profeſſoren als gemeine Demagogen und das geſammte deutſche Volk als ein ſolches darſtellte, das durchaus politiſch unmündig ſei und dem politiſchen und kirchlichen Despotismus unterworfen bleiben müſſe. Als nun der von der deutſchen Jugend tief verachtete Kotzebue es wagte, dieſe bekannt gewordene Schrift öffentlich zu vertheidigen, da ließ ſich ein Einziger von ſeiner gerechten Entrüſtung zu einer fanatiſchen That hinreißen und befleckte ſich mit dem Blute eines Menſchen. Das war ein willkommener Anlaß zum Einſchreiten; Karl Sand's verhängnißvolle That

*) Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. Dritter Band. Berlin, Franz Duncker, 1863.

Digitized by Google

öffnete der Reaktion Thor und Riegel. Die Unterſuchungen begannen; die Burſchenſchaften wurden aufgelöſt und alle erſinnlichen Beaufſichtigungen eingeführt, alle erdenklichen Hemmketten und Knebel den Univerſitäten angelegt. Bisher hatten notoriſch keine geheimen Verbindungen exiſtirt; jetzt freilich tauchten, durch den Zorn über das angethane Unrecht und die Gewaltmaßregeln hervorgerufen, formloſe Pläne auf, die aber von den Theilnehmern ſelbſt bei kühlerer Ueberlegung als unausführbar erkannt und ſogleich fallen gelaſſen wurden. Leider jedoch wurde manches davon verrathen, was neuen traurigen Anlaß zu ernſten Verfolgungen bot. In Mainz wurde eine Hauptunterſuchungs-Kommiſſion eingeſetzt, welche Verhaftungsbefehle nach allen Richtungen ſchleuderte. Hinter Kerkermauern und Feſtungswällen mußten die armen Opfer den Traum ihrer Jugend büßen und die beſten Jahre ihres Lebens vertrauern, und ſie zählten wahrlich nicht zu den ſchlechten Söhnen des Vaterlandes!

Zu den hervorragendſten unter dieſen Märtyrern, durch deren Feſſelung die Reaktion den wehenden Geiſt deutſcher Freiheit in Feſſeln zu legen meinte, gehörte Arnold Ruge, der jetzt den dritten Band ſeiner in dieſen Blätteen früher beſprochenen Memoiren hat erſcheinen laſſen. Nicht mit Unrecht ſetzt er als Motto vor die Schilderung ſeiner Gefängnißzeit, die die erſte Abtheilung des Bandes einnimmt, die ſchönen, ſtolzen Worte:

Wo ſich der Kerker ſchließt um eure Denker,
Wo ihr den Freien Ketten ſchickt und Henker,
Da reißt der Menſchheit alter Wahn entzwei,
Durch Feſſelträger wird die Erde frei.

Dieſe Worte ſind zum Theil ſchon jetzt in Erfüllung gegangen und werden es immer mehr. Den Krieg mit den luftigen Geiſtern führt keine Gewalt zu Ende. Sie iſt vielmehr verdammt, die Rolle des Satans gegen das Walten des ewigen Gottes zu ſpielen; ihm, der ſeiner nicht ſpotten läßt, muß er mit jeder neuen Unthat dienen. Jeder Frevel am Geiſt weckt tauſend und tauſend neue Jünger des Lichts. Jene, das Herz ſchwellenden Gedanken der verfolgten und eingekerkerten Jünglinge, ſie ſind gegenwärtig die Ueberzeugung, die Sehnſucht aller derer, die ihre Seele noch nicht verkauft haben. Sucht immerhin zu hindern und zu dannen! Ohnmächtig iſt all euer Beginnen.

Der Geiſt lebt in uns Allen,
Und unſre Burg iſt Gott!

Und fallen wir, ſo lebt der Geiſt ſchon in unſeren Kindern und wird in den Kindeskindern neu erſtehen und ſpült die Scholle, auf der ihr ſteht, unter euren Sohlen hinweg; denn unſer iſt die Zeit!

Die Mauer nicht den Kerker macht,
Den Käfig nicht das Gitter;
Wenn frei und froh die Seele lacht,
Iſt kein Gefängniß bitter.

Dieſe Worte fand Ruge als Inſchrift über einer Gefängnißzelle. Sie enthalten den durch ſeine ganze Schilderung wehenden Geiſt. Wahrlich, dieſe Kerkerzeit iſt ein glorreicher Lebensabſchnitt dieſes unſeres Landsmanns. Lange, lange hat uns nichts mit ſo reiner Freude ergriffen, als dieſe wunderbar anſchauliche und klare, großartig heitre Darſtellung einer Leidenszeit. Wir ſehen darin das erhebende Bild eines ſtarken, urkräftigen Geiſtes, der durch die Wirbelwinde des Schickſals immer feſter wurzelt in den ewigen, weltbefreienden Gedanken, die das ſichere Erdreich ſeines Innern bilden. Wer ſo wie er, in der Zeit der blühenden, heftig ſtürmenden Jugend, mitten aus der Wonne des Lebens hinausgeriſſen, in langer Jahrenreihe, in engem Kerkerzimmer kümmerlich vor aufreibendem Froſt und Hunger geſchützt, abgeſchnitten von allen Lieben, von rohen, oft feindlichen Kerkermeiſtern umgeben, bei dem ſteten verhaßten Anblick der engegezogenen Schranken, wer da nicht einen einzigen Tropfen der geiſtigen Lebenskraft verliert, ſondern Muth und Mannesſinn in Leidensgefährten erweckt, durch die vernünftigſte Lebensweiſe Leib und Seele geſund erhält, ſeine ganze Energie, da die äußere Freiheit verloren, auf die innerliche Befreiung und Bildung richtet, ſein trauriges Kerkerzimmer zu einem Tempel der Freiheit macht, aus dem die Muſen nimmer entweichen, den verehren wir als einen Helden der edelſten und für unſere Zeit nothwendigſten aller Tugenden, der wahren Mannestugend, constantia.

Es iſt unmöglich, durch Erzählung den Eindruck der ſo charakteriſtiſchen Schilderungen, die der Verfaſſer uns bietet, wiederzugeben; vielleicht erreichen wir durch Heraushebung einiger kleinen Scenen dieſen Zweck bei unſeren Leſern beſſer.

Im Januar 1824 wurde Ruge in Heidelberg verhaftet und nach Berlin, von dort aber bald nach Köpnick transportirt, wo eine beſondere preußiſche Unterſuchungskommiſſion zuſammengetreten war. Alle Anzeichen ſchienen ihm auf ein blutiges Ende zu deuten. Doch gutes Gewiſſen und Geſundheit der Seele laſſen ihn nicht den Humor verlieren.

Er hatte ein Eckzimmer zur ebenen Erde nach dem Schloßgarten hinaus erhalten. Sein Koffer aber, in dem ſeine Bücher ſich befanden, ſtand verſchloſſen vor ihm, denn man hatte ihm den Schlüſſel dazu verweigert. Schreibzeug und Bücher, hieß es, wären eine Vergünſtigung, auf die er fürs Erſte noch keinen Anſpruch habe. So fing man, ſagt Ruge, zwar nicht mit dem Erſchießen, aber doch mit der Strafe an, und zwar überließ man es ganz und gar, wie unter der ſpaniſchen Inquiſition, meinem eigenen Gewiſſen, mir zu ſagen, wofür dies die Strafe ſei. Doch weiß er ſich Rath. Der Stiefelknecht wird glücklich unter den Deckel des Koffers geſchoben, ſo daß ſich eine Hand durchdrängen kann; was erwiſcht ſie oben auf? den Ariſtophanes! Jubelnd ſetzt er ſich mit dieſer Beute in die Fenſterniſche vor einen kleinen Tiſch mit einer Schublade. Wenn die Schlüſſel an der Thüre raſſelten und Feinde nahten, floh Ariſtophanes raſch in dieſen Verſteck. „Mehrere Tage,“ erzählt er darauf, „blieb ich ungeſtört. Eines Morgens aber, nachdem ich mein Feuer angeſchürt, zog ich meine langen wollenen Strümpfe über die Unterhoſen und hüllte mich in meine wollene geſtrickte Jacke, die ich von meiner guten Mutter hatte. So ſetzte ich mich in meine Niſche und vertiefte mich gänzlich in den alten Schalk dergeſtalt, daß ich von Zeit zu Zeit in ein lautes Gelächter ausbrach. Dabei entdeckte ich, daß ich nicht nur vor der Thür, ſondern auch vor dem Fenſter eine Schildwache hatte. Dieſe rührte ſich nämlich und ſchrie mir zu, ich ſollte nicht lachen, worauf ich natürlich keine Rückſicht nahm. Der arme Teufel hatte ja keine Macht, ſeine Tyrannei durchzuſetzen. Ich las ihm vielmehr einige prächtige Stellen auf griechiſch vor und war neugierig, was er nun weiter beginnen würde. Er rief um Hülfe. Nun erſchien ein Abgeſandter von der Wache, dem er den Fall vortrug. „Du haſt ganz recht gehandelt, mein Sohn“, ſagte der Vater von der Wache, „ich will es melden“. Es verging eine geraume Zeit, und ich las weiter. Da raſſelten die Schlüſſel an der Thür, der Ariſtophanes flog in den Tiſchkaſten, und eine Geſellſchaft von Perſonen, die mir außer dem Aufwärter alle unbekannt waren, traten in das Zimmer. Ich erhob mich in meinem ſeltſamen Aufzuge und erwiederte ihre Verbeugungen. Dann ſahen ſie einander an, nicht wenig erſtaunt

Digitized by Google

über meine langen Strümpfe und meine Jacke, und wußten nicht, ob ſie lachen oder ſich das Lachen verbeißen ſollten. Endlich aber half keine Politik länger, und das ganze Zimmer, ich ſelbſt mit eingeſchloſſen, wenn auch aus andern Gründen, brach in ein lautes Gelächter aus. Sonderbarer Weiſe machte ſie aber mein Gelächter wieder ernſthaft. Sie hielten mich offenbar für verrückt, und ein dünner ſchwarzer Menſch im blauen Frack trat auf mich zu und fragte: „Sind Sie nicht wohl?“ „Ich bin nicht krank.“ „Worüber lachten Sie, als Sie allein waren?“ „Ueber Xanthias.“ „Wer iſt Xanthias?“ „Ein Sklave des Dionyſos.“ „Und der iſt Ihnen ſo lächerlich?“ „Ja!“ „Wollen Sie in den Garten gehen?“ „Gewiß!“ „Nun, da ziehen Sie ſich an, in einer halben Stunde wird man Sie rufen.“ — Meine Antworten hatten den Herrn Univerſitätsrichter Krauſe, den ich ſpäter in dieſem Dandy kennen lernte, nur noch mehr darin deſtärkt, daß ich verrückt ſei, oder auf dem Wege, es zu werden; denn wie kam ich dazu, über einen Sklaven des Dionyſos zu lachen? So brachten mich Xanthias und die Fröſche des drolligen Ariſtophanes an die friſche Luft. Man hatte in meiner Abweſenheit das ganze Zimmer durchſucht, um den Xanthias zu finden, über den ich gelacht haben wollte. Aber als ich zurückkehrte, fand ich ihn wohl verborgen in ſeiner Schublade.“

Nach dem erſten Verhöre wurde von ihm eine ſchriftliche Auslaſſung über die Burſchenſchaft verlangt. Er erklärte ſich dazu bereit, doch mit dem Bemerken, daß er auf beſtimmte Perſonen und Verhältniſſe nicht eingehen werde. „Was ich nun“, fährt er fort, „über die Burſchenſchaft und ihre Nothwendigkeit und Berechtigung aufſchrieb, war natürlich nicht, was die Herren wiſſen wollten. Eines Tages wurde ich alſo wieder vorgefordert und fand in einem Zimmer, worin Studentenſchläger und Piſtolen an den Wänden umherhingen, eine lange grüne Tafel mit einer Anzahl unbekannter Geſichter beſetzt; nur Krauſe und ſein junger Schreiber waren mir bekannt. Krauſe wandte ſich ſofort an mich, ſagte ein paar Worte über meine Schrift und fragte dann, ob ich weiter nichts zu ſagen habe, als was dieſe Abhandlung enthalte? Ich erwiederte: „Nein, weiter nichts!“ Es kam mir vor, als würde hier Komödie mit mir geſpielt und als ſollte ich den Leuten, die da umherſaßen und mir nicht vorgeſtellt waren, als ein Wunder vorgezeigt werden. Einer von ihnen, ein kleiner, unanſehnlicher Mann am andern Ende des Tiſches nahm nun das Wort und rief mir zu: „Ein gebildeter junger Mann, wie Sie, ſollte mehr Achtung vor der Wahrheit haben!“ Ich ſtand auf, ſah ihn ſcharf und verwundert an und rief: „Wer ſind Sie? ich kenne Sie nicht! aber es ſitzt kein Menſch an dieſem grünen Tiſch, der mir gegenüber das Recht hätte, von der Wahrheit zu reden! Was kümmert Sie die Wahrheit? Haben Sie ſie je geſucht und je auch nur das Geringſte zu ihrer Förderung gethan? Oder habe ich es hier mit einem großen Philoſophen zu thun? Das kommt mir nicht ſo vor; denn die Wahrheit iſt es, die die Menſchheit befreit, nicht die ſie in die Kerker wirft. Wir hingegen, ſo jung wir ſind, haben alle unſere Kräfte an dieſe Wahrheit geſetzt und uns nicht einen Augenblick bedacht, uns ihr mit Leib und Leben zu widmen. Reden S i e mir nicht von W a h r h e t t!“ Es war mir ganz Einerlei; ob ich ſie ausbrachte oder nicht, da ich meinen Kopf doch für verloren hielt. Der Eindruck dieſer Rede war höchſt eigenthümlich. Der kleine Mann am andern Ende des Tiſches erröthete und ſchwieg; die Anderen ſahen zum Theil lächelnd vor ſich nieder. Krauſe nahm nun wieder das Wort und fuhr heraus: „Wenn Sie uns weiter nichts zu ſagen haben, ſo verlaſſen Sie uns nur!“ Worauf ich verächtlich und aufgeregt erwiederte: „Nichts lieber als das!“

Der Vorfall wurde bekannt und erregte große Freude unter den Berlinern; denn der kleine Mann war Niemand anders als der Miniſter v. Kamptz. Dieſer verfehlte nun ſeinerſeits freilich nicht, die Sache für ſeine Zwecke zu benutzen und Ruge als einen höchſt ſtaatsgefährlichen Fanatiker darzuſtellen.

Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W.*)

Seitdem Varnhagen von Enſe uns in ſeinem literariſchen Nachlaß mit einer ſo ganz ungewöhnlich reichen Fundgrube längſt vergeſſener Berliner Klatſchgeſchichten und alltäglichen Theezirkel-Geſchwätzes überraſcht hat, greifen wir neugierig nach jedem Buche, das einen ähnlichen Schatz von Mittheilungen über lebende und todte Perſönlichkeiten erwarten läßt. So vielverſprechend aber in dieſem Bezuge der Titel des obigen Werkes lautet, ſo wenig wird die Scandalſucht ſich durch den Inhalt befriedigt finden, weil ſich der Verfaſſer aus Discretion meiſtens darauf beſchränkt hat, nur die Namen der unzähligen Perſonen zu nennen, welche er in ſeinem langen und bewegten Leben kennen gelernt hat. Allerdings ſind hier und da einige pikante Anekdoten, charakteriſtiſche Züge und mehr oder minder neue Bonmots in den Text hineingeſtreut, indeſſen möchten wir doch glauben, daß dieſe Denkwürdigkeiten bei Weitem an Intereſſe gewonnen hätten, wenn der vorliegende Band gewiſſermaßen bloß als Anhalt zu einem größeren, mehr ausgeführten Werke benutzt und der Raum, welchen die vielen ironiſch gemeinten Lobſprüche Preußens und des Adels einnehmen, zur Detailmalerei einzelner Scenen und zur Schilderung politiſcher und literariſcher Sommitäten angewandt worden wäre.

Wer der Verfaſſer eigentlich iſt, der ſich unter dem angenommenen Namen des Domherrn Grafen von W. verbirgt, dürfte nicht ſchwer zu errathen ſein.

Wer kennt nicht „den immergrünen Geſell“, wie ihn ein geiſtvoller Wiener Dichter einſt treffend bezeichnet hat, der regelmäßig mit den Schwalben ſüd- und heimwärts zieht, keine Eiſenbahn unbefahren, keinen Badeort unbeſucht und keine Bibliothek unbeſichtigt läßt?

Doch wir wollen ihm die Freude nicht nehmen, ſich hinter dem luſtigen Gazeſchleier, welcher den Anonymus verhüllen ſoll, ſcheinbar als äußerſter Rückſchrittsmann zu geriren, und wollen uns damit begnügen, zu wiſſen, daß der myſteriöſe Domherr ein ſo eifriger Leſer ſämmtlicher Werke des bekannten Geheimrath Neigebaur iſt, wie in heutiger Zeit jeder Schriftſteller einen ähnlichen ſich nur wünſchen könnte.

Daher dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn der Graf ſich nur durch ſeine Stellung pflichtſchuldigſt davon abhalten läßt, ſeine gränzenloſe Bewunderung für Alles an den Tag zu legen, was in Italien geſchieht, und wäre es auch nur, daß man dort den Abendbeſuchern keinen Thee mit Butterbrot, ſondern Eis oder Limonade vorſetzt, und wenn derſelbe im Grunde ſeines Herzens ſich nirgends unbehaglicher fühlt als in Deutſchland, ſeinem Heimatslande.

Ebenſo leicht erklärlich iſt es auch dadurch, daß der Verfaſſer

*) Vom Beginn der erſten franzöſiſchen Revolution bis zur neueſten Zeit. Leipzig, Bergſon-Sonenberg, 1864.

Digitized by Google

trotz ſeiner hohen Geburt ein zwar geheimer, aber deſto erbitterterer Widerſacher des ſogenannten Junkerthums geworden, dem er unter dem Schutze der Satyre mitleidslos alles Unheil in der Welt, die Sündflut und die zehn Plagen Aegyptens ausgenommen, zur Laſt legt. Denn wenn wir auch glücklich über die Zeit hinaus ſind, wo in Romanen und Novellen jeder hartherzige Vater, jeder leichtſinnige Verführer und jeder Miſſethäter mindeſtens ein Edelmann, am liebſten ein Baron oder Graf ſein mußte, und wo die wahre uneigennützige Liebe, die echte Treue einer Gattin und das aufopfernde Herz einer Mutter nur bei dem Mädchen aus dem niederen Volke gefunden werden konnte, ſo hat doch das Wort „Junker" noch immer nicht aufgehört, auf eine gewiſſe Klaſſe von Leuten dieſelbe Wirkung auszuüben, welche die rothe Farbe auf manche Thiere äußert. Die Erwähnung allein genügt, um namentlich bei denen, welche ſich für die alleinigen Träger des „Fortſchritts" ausgeben, den ganzen Groll hervorzurufen, den ſie darüber empfinden, daß in einem conſtitutionellen Staate ſelbſtverſtändlich jede politiſche Meinung ihre Exiſtenzberechtigung hat, und daß Niemand gezwungen werden kann, ſeine Anſicht zu ändern.

Unſer Domherr iſt zu ſehr Mann von Welt, um nicht zu wiſſen, daß es Andersdenkende giebt und geben muß, und wenn er auch, von der augenblicklichen Majeſtätsſtimmung fortgeriſſen, hergebrachter Maßen grunzt und ſchimpft, ſo geht doch aus den Namen ſeiner vielen Bekanntſchaften hervor, daß er ſich ſtets am liebſten in vornehmen Kreiſen bewegt und vorzugsweiſe mit Leuten von Familie verkehrt hat, ja daß er eigentlich ariſtokratiſcher iſt, als mancher der armen verhaßten Junker. Deshalb müſſen wir es auch rein als eine Art Liebesſchmollen anſehen, wenn der Verfaſſer immer und immer wieder darüber klagt, daß der norddeutſche Adel nicht durchweg ſo iſt, wie er ſein ſollte und könnte, und dürfen es ihm nicht verargen, wenn er in dem an ſich ehrenhaften Gefühle verletzten Stolzes auf das Anſehen des Adelſtandes ideale Forderungen an die „Junker" macht.

Indeſſen können wir ihm zum Troſte ſagen, daß wir, die wir unſerer Studien wegen weit weniger excluſiven Umgang geſucht haben als er, auch bei den nichtadeligen Ständen häufig ſämmtliche Untugenden gefunden haben, die man gewöhnlich den unglücklichen Junkern ausſchließlich vorwirft, und daß, wenn man die Zahl aller Dummköpfe ſtatiſtiſch berechnen könnte, der Nichtadel dem Adel ſchwerlich eine Bevorzugung zu Theil werden laſſen würde. Stoßen wir doch überall, wo es gilt, ſich auszuzeichnen, ſei es im Kriege, ſei es im Frieden, faſt ebenſo oft auf adelige Namen wie auf nichtadelige, und ſelbſt bei nationalen Zwecken, wie den Entdeckungsreiſen in Afrika, haben wir den geſchmähten preußiſchen Lieutenant nicht minder bereit geſehen, ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen, wie nur irgend ein Mitglied des Civilſtandes.

Daher wollen wir, ähnlich dem Verfaſſer der uns vorliegenden Denkwürdigkeiten, mit dem aufrichtigen Wunſche ſchließen, daß man es endlich überdrüſſig werden möge, die jetzt bereits abgebrauchten Phraſen und Declamationen gegen Adel und Junkerthum ewig und immer zu wiederholen, und daß man im Intereſſe des Fortſchritts und der Neuerungsſüchtigen recht bald einen anderen Gegenſtand entdecken möge, der eine Zeit lang dazu dienen könne, das alte deutſche Sprüchwort wahr zu machen:

Der Adam muß ein' Eva han,
Der er zeiht, was er gethan.

Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Griechenland.

Kapodiſtrias, nach Carl Mendelsſohn Bartholdy.*)

Griechenlands neuere Geſchichte, welche Gervinus in ſeiner „Geſchichte des 19. Jahrhunderts" in ſo umfaſſender und tiefgreifender Weiſe behandelt hat, iſt einem Schüler des berühmten Gelehrten, Dr. Carl Mendelsſohn Bartholdy (Sohn unſeres unvergeſſenen Komponiſten Felix Mendelsſohn Bartholdy), Veranlaſſung geweſen, das Lebensbild eines Mannes zu zeichnen, der mit der Geſchichte Griechenlands innig verflochten iſt, des Grafen Johann Kapodiſtrias.

Eine Biographie dieſes Mannes zu ſchreiben, war keine leichte Aufgabe. Wenn im Allgemeinen die Thaten als Maßſtab für die Beurtheilung eines hiſtoriſchen Charakters gelten, ſo genügt dieſer Maßſtab bei Kapodiſtrias nicht; ſeine Thaten beſtanden im Weſentlichen in zwar unermüdlicher und vielgewandter, aber wenig ſegensreicher Schrift, denn er war nur Diplomat! Um ihn zu zeichnen, mußte ſich der Biograph zugleich in die Geſinnung vertiefen, aus welcher heraus der Graf geſchrieben, und gleichſam die Seele portraitiren, welche hinter der Feder geſeſſen hatte. Dies iſt dem Biographen trefflich gelungen; ſein Werk iſt in hiſtoriſcher und pſychologiſcher Beziehung von gleich hohem Werthe.

Die jetzt noch lebenden Zeitgenoſſen des Grafen werden hier ihre Erinnerungen an einem wohlbegründeten Urtheile aufrichten können; denn die Verdammungen ſeiner Feinde wie die Verherrlichungen ſeiner Freunde auf das gleiche Maß zurückzuführen, die Wahrheit über einen höchſt zweideutigen und deshalb nur um ſo intereſſanteren Charakter zu Tage zu fördern, war das Endziel dieſer Biographie.

Daß dieſe Wahrheit auch in Griechenland ſelbſt noch ein dringendes Bedürfniß iſt, beweiſt der Empfang, den man dem jungen König Georgios erſt vor Kurzem in Korfu bereitete, als er kam, den umgeſtürzten Thron Griechenlands wieder aufzurichten. Man rief ihm dort zu, er möge ein würdiger Nachfolger von Kapodiſtrias werden — der unglücklichſte Wunſch, den man ausſprechen konnte, und eine Verblendung, die ſich nur durch den Haß gegen die vertriebene baieriſche Dynaſtie erklären läßt.

Das Hauptgewicht der Biographie iſt natürlich auf jene Zeit gelegt, wo Graf Kapodiſtrias Präſident des jungen, um ſeine Selbſtändigkeit ringenden Griechenlands war. Wir werden uns daher ebenfalls nur in ſeiner Beziehung zu Griechenland mit ihm beſchäftigen. Vergeben, wenn auch nicht vergeſſen, ſei dem Todten der Dienſt, welchen er den europäiſchen Großmächten auf den Wiener Kongreſſen durch die ſchlaue Hintertreibung eines großen einigen Deutſchlands leiſtete. Deutſchland, ſo erwarten wir trotz der Ungunſt der Gegenwart, wird einig daſtehen, noch ehe Graf Kapodiſtrias vergeſſen ſein wird.

Die äußere Erſcheinung des Grafen konnte einnehmend genannt werden. Er war mittlerer Statur und ſchlank gewachſen; erſt als Alter und Sorgen hereingebrochen, ging er gebückt. Die Runzeln ſeiner hochgewölbten Stirn, die Bläſſe ſeiner Geſichtsfarbe deuteten auf geiſtige Anſtrengungen und Kämpfe. In den großen braunen Augen ſchien Gewandtheit und Liſt zu lauern; hier und da verzog

*) Graf Johann Kapodiſtrias. Mit Benutzung handſchriftlichen Materials von Dr. Carl Mendelsſohn Bartholdy. Berlin, E. S. Mittler, 1864.

Digitized by Google

ſich der feingeformte Mund zu einem ironiſchen Lächeln. Ueber ſein Auftreten war jene berechnete Zurückhaltung und unnahbare Ruhe ausgegoſſen, die ſofort den Diplomaten kennzeichnen. Nur wenn er in vertrautem Kreiſe gewinnen wollte, wenn er dort ſeine ſanfte einſchmeichelnde, freilich etwas monotone Stimme erhob, konnte man ihn für einen liebenswürdigen Geſellſchafter halten, über den das Unglück ſeines Vaterlandes und der Undank der Menſchen eine gewiſſe intereſſante Melancholie verbreitet hatten. Ward er lebhafter, ließ er ſich in anſcheinend unbefangener Weiſe über die Fragen des Augenblicks aus, ſo tauchte wohl in dem weltmänniſchen Beobachter die inſtinktmäßige Furcht gerade vor dieſer Offenherzigkeit auf, die fortwährend ſelbſt das Zeugniß ausſtellte, nicht „zugeknöpft" zu ſein. Dieſe Offenherzigkeit, welche ſtets auf der Wache ſteht und für Verſtellung gehalten zu werden fürchtet, iſt für den Diplomaten charakteriſtiſch. Sie pflegt ſich mit der Kunſt, direkten Fragen auszuweichen, und mit der Gewandtheit plötzlicher Uebergänge zu verbinden, die dem Präſidenten in hohem Grade eigen war. Daneben kam es freilich vor, daß das feurige Naturell des Südländers alle Verſtellungskunſt durchbrach, daß der Graf in Wahrheit offenherzig redete, ja ſogar offenherzige Indiscretionen beging.

Die Gewandtheit des Grafen, ſich für ſeine Zwecke über die Lage des Landes und über ſeine eigene Stellung auszulaſſen, war für ihn eines der wirkſamſten Mittel, ſich Freunde zu verſchaffen. Er kannte ſeine Gegner und verſtand es ſehr wohl, über dieſelben mit rührender Oſtenſiblität zu ſprechen. Nur Männer mit tiefſchauendem Blicke, mit Menſchenkenntniß und feſſelnder Gewandtheit konnten ſich dem Zauber entziehen, welcher ihn umgab, wenn er ſeinen Worten einen Accent ſanfter Trauer verlieh; ja, Mancher kam zu ihm als ſein Gegner und verließ ihn in der Ueberzeugung, in dem Präſidenten einen Charakter von antiker Erhabenheit gefunden zu haben, deſſen weltgeſchichtlicher Beruf zur Rettung Griechenlands nicht zweifelhaft ſei. Und doch war dieſe Ueberzeugung nur eine Täuſchung.

Dem Grafen kam die Beweglichkeit und Raſchheit junghelleniſcher Naturen in ſeinem Auftreten weſentlich zu Statten. Den Mangel einer tüchtigen Erziehung wußte er durch eifrige Lektüre und ein treffliches Gedächtniß zu erſetzen, dem es nie an entſprechenden Citaten mangelte. Fehlte es ihm an Gründen, ſo behalf er ſich mit einer Sentenz. Gefühlswärme mußte oft genug den Mangel an Ueberlegung verdecken. Dagegen beſaß er ſeinen geſelligen Takt und das Talent, im rechten Augenblick zu ſchweigen und zu ſprechen, vor Allem eine unglaubliche Gewandtheit, das Geſpräch den Menſchen anzupaſſen, dem Bauer von ſeiner Heerde, dem Geiſtlichen vom Worte Gottes, dem Gelehrten vom klaſſiſchen Alterthum, den Damen von Poeſie zu reden. Ueberhaupt verſtand er es, der öffentlichen Meinung auf das feinſte zu ſchmeicheln. Er wußte, wie viel von dem äußern Auftreten des Herrſchers abhing, und daß in gewiſſen Lagen ein gewöhnlicher Rock ehrwürdiger iſt, als Uniformen und Ordensketten. So ſah man ihn in einfachem Anzuge durch die Straßen von Nauplia ſpazieren gehen, eine blaue Schärpe ſein einziger Schmuck. Einfachheit liebte er überhaupt, aber er trug ſie offenbar gern zur Schau. In Nauplia bewohnte er ein unſcheinbares Haus mit finſterem Vorhof und hölzerner Treppe. Die Schildwache fehlte, als ſei die Liebe der Nation des Präſidenten beſter Schutz. Hauptſächliche Zier ſeines Empfangzimmers war die Sonne.

Unter einem mäßigen Volke lebte der Präſident ſelbſt als einer der Mäßigſten, ängſtlich bedacht, die Schwächen ſeiner phyſiſchen Conſtitution durch Nüchternheit und Regelmäßigkeit zu erſetzen. Hiermit verband ſich jener ſparſame Sinn, den die Gegner ſchon frühe als Geiz auszuſchreien pflegten. Aber die Sparſamkeit des Präſidenten war keine bloß egoiſtiſche und leere; es erregte eine freudige Ueberraſchung, daß der Graf die Beſoldung ausſchlug, welche die National-Verſammlung ihm darbot, daß er zur Förderung patriotiſcher Zwecke die eigenen Mittel nicht ſchonte, daß er die Erziehungskoſten für junge unvermögende Griechen beſtritt und ſich mit ſeinem mäßigen Vermögen an der griechiſchen Nationalbank und der Aſſekuranz-Geſellſchaft in Syra betheiligte. Wie einſt der größte Staatsmann des Alterthums, konnte er ſeine Gegner keck herausfordern, ob ſie es wagen würden, ihn des nationalſten aller Fehler, der Beſtechlichkeit, zu zeihen!

Von früh bis Abends ſpät am Arbeitstiſche, ſchien der Graf keinen Sinn für Vergnügungen zu haben, mit denen ein anderer Herrſcher die Anſtrengungen des Herrſchens gewürzt haben würde.

Waren nun Einfachheit und Unbeſcholtenheit des Privatlebens geeignet, dem Präſidenten Bewunderer zu erwecken, ſo erhöhte er den Eindruck noch durch ſein Beſtreben, den Formen der beſtehenden Religion gerecht zu werden, durch die frommen Gewohnheiten, die er gefliſſentlich zeigte. Miſchte er doch die religiöſen Formeln ſelbſt in die Politik, und der Hinweis auf die Vorſehung iſt bei ihm ſtereotyp. Der Bruch mit der franzöſiſchen Revolution, den Kapodiſtrias überall predigte, war vor Allem auch ein Bruch mit den kirchenfeindlichen Ideen von 1789. Und ſo iſt denn Kapodiſtrias einer der hervorragendſten unter den Staatsmännern, die ſich ſeit der Reſtauration faſt an allen europäiſchen Höfen durch ihre kirchliche Richtung bemerkbar machten. Auf dieſes kirchlich-politiſche Treiben warf der Umgang mit der Krüdner, mit Franz v. Baader und Kaiſer Alexander einen Schimmer von Schwärmerei. Es miſchten ſich bei ihm auf wunderbare Weiſe die Elemente: Politik, Myſticismus, in Genf erworbene calviniſtiſche und griechiſch-katholiſche Formengerechtigkeit. Auch behielt der Graf als Präſident dieſe Richtung nicht ohne Abſicht bei; denn für einen Mann, der über die griechiſche Nation zu herrſchen ſuchte, war Frömmigkeit, oder wenigſtens ſtrenge Ausübung der religiöſen Pflichten, ein bedeutendes Erforderniß.

So war die Perſönlichkeit des Präſidenten von Griechenland.

Aber befähigten perſönliche Liebenswürdigkeit und büreaukratiſches Geſchick, unverdroſſene Arbeit und gewandte Federfertigkeit den Grafen zum Herrſcher Griechenlands? — Gewiß nicht. Griechenland bedurfte eines Geſetzgebers, und Kapodiſtrias war nur Diplomat!

Es iſt für die Befreiungskämpfe der Griechen charakteriſtiſch, daß ſie unter dem zerſtörenden Einfluſſe einer gränzenloſen Uneinigkeit durchgefochten wurden. Als dann der unmittelbare Druck türkiſcher Herrſchaft für eine ſichere unabhängige Zukunft Raum gab, brachen die Gegenſätze im griechiſchen Volke vollends zu unvertilgbarer Zerklüftung auseinander. Die drei „Themata", Peloponnes, Inſeln und Feſtland, ſchienen faſt in beſondere Staaten zerfallen zu wollen. Jemehr dadurch die Griechen an Sympathie der europäiſchen Völker verloren, deſto bereitwilliger ſtellten ſie ſich unter den offiziellen „Schutz" der Großmächte, und jede der drei Schutzmächte Rußland, England und Frankreich war durch eine Partei in Griechenland vertreten. Als im Anfange des Jahres 1827 die National-Verſammlung zuſammentreten ſollte, mußte der Gegenſatz zwiſchen der engliſchen und ruſſiſchen Partei naturgemäß zur höchſten Erbitterung ſteigen. Die dritte, franzöſiſche, Partei

Digitized by Google

beobachtete in ihrer politiſchen Bedeutungsloſigkeit — eine Folge ihrer Gleichgültigkeit — einſtweilen eine läßige Neutralität. Trat ſie aus dieſer Neutralität heraus, ſo war vorauszuſehen, daß die große europäiſche Politik ſich in der griechiſchen wiederſpiegeln, daß der damaligen ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz auf griechiſchem Boden ein für die wahren Intereſſen Griechenlands gefährliches Bündniß zwiſchen den Führern der ruſſiſchen und franzöſiſchen Partei folgen würde. So geſchah es auch. Durch die gewaltſamen, wenn auch gerechten Maßregeln, welche England zum Schutze des neutralen Handels gegen Hydra anwenden ließ, wurde die franzöſiſche Partei vollends in die Arme der ruſſiſchen Partei getrieben, und die gemeingefährliche Frucht dieſes Bundes ward die Wahl des Grafen Kapodiſtrias zum Präſidenten Griechenlands.

Der Graf befand ſich damals noch am ruſſiſchen Hofe. Dort waren ſeit dem Tode Alexanders die Beziehungen zu Griechenland weſentlich andere geworden. Kaiſer Alexander war in der orientaliſchen Angelegenheit nie über das Schwanken zwiſchen Revolutionsfurcht und Griechenliebe hinaus gekommen: Entſchlüſſe, welche ihm von den edelſten Wünſchen für Griechenland in Verbindung mit der traditionellen Politik Rußlands gegen die Türkei diktirt wurden, ließen ſich durch Metternichs ewigen Hinweis auf den Bund zwiſchen dem Aufſtande der Griechen und dem Drängen nach Freiheit im übrigen Europa erſchüttern. Nikolaus aber, der die politiſchen Verwickelungen mit ungleich ſchärferem Blicke maß und, was er beſchloſſen hatte, mit ungleich größerer Energie ausführte, war entſchloſſen, in Griechenland ebenſowohl gegen den Liberalismus wie gegen die Türken Front zu machen. Dazu ſchien ihm Graf Kapodiſtrias vorzüglich geeignet, und zu dieſem Zwecke war die Wahl des Grafen zum Präſidenten von Griechenland, wenn nicht eine wohlangelegte Mine, ſo doch wenigſtens ein willkommener Akt, der mit allen Mitteln unterſtützt werden mußte.

Es giebt ein wichtiges Dokument, das Programm enthaltend, welches Kaiſer Nikolaus dem Grafen für ſeine Thätigkeit in Griechenland aufſtellte und welchem ſich der Präſident des unabhängigen jungen Staates unterzog: er ſollte die liberalen Elemente, welche ſich an die griechiſche Bewegung geknüpft hatten, geheim und mählich von derſelben loslöſen; Kapodiſtrias ſollte, ſo lautete die diplomatiſche Phraſe, ſeine Regierung allein auf den legitimen Beiſtand der Großmächte ſtützen; denn es war das Axiom des Zaren, daß die Quelle von Griechenlands bisherigem Unheil lediglich deſſen Iſolirung geweſen ſei, und mehr als Ein Beiſpiel beweiſe, daß Nationen, die allein ſtünden, ſich auf dem Wege zur Unabhängigkeit verirrten. Vor dieſen Verirrungen Griechenland zu behüten, ſei der Graf der rechte Mann! — Und ſo hat ſich denn der Diplomat aufs Redlichſte bemüht, die diplomatiſche Aufgabe zu löſen. Kapodiſtrias wurde ein Werkzeug in den Händen der Schutzmächte, die hier — wie überall wo ſie die Vormundſchaft über einen ſchwächeren Staat übernehmen — nicht Griechenland, ſondern ihre eigenen Intereſſen ſchützten. Mit verbiſſenem Groll ſahen die Freigeſinnten, wie Kapodiſtrias die junge griechiſche Freiheit der Milch entwöhnte, die ſie an der Bruſt des europäiſchen Liberalismus geſogen hatte. Dagegen begleitete ihn der Segen der Reaction, und Jahre lang ſchien ſein Erfolg geſichert. Doch der Aufgabe des Zaren lag eine unhaltbare Fiction zu Grunde: Einigkeit der Großmächte im Widerſtand gegen die Revolution; ſobald dieſe aufhörte, mußte Kapodiſtrias ſich in unauflösliche Schwierigkeiten verwickeln, und dies iſt die tiefere Bedeutung ſeines Falles.

Sehen wir nun die Regierung des Präſidenten ſich nach jener Aufgabe regeln.

Kapodiſtrias übernahm die Herrſchaft über das noch immer „ſturmgepeitſchte" Griechenland in einer Zeit, wo die Regierungen in ſich den Beruf fühlten, die Nationen erſt zur Freiheit zu erziehen. Es herrſchte in einem großen Theile von Europa der Despotismus, der den Fortſchritt in der Staatsverwaltung wollte. Alles ſollte für das Volk geſchehen; daran, daß etwas auch durch das Volk geſchehen könne, dachten die Vormünder der Völker nicht. Wahrhafte Bürgſchaft gegen alle denkbaren Ausſchreitungen der Einzelwillkür, eine Verfaſſung zu gewähren, kam keinem der Gewalthaber in den Sinn. Auch Kapodiſtrias wollte den Bedürfniſſen ſeiner Zeit durch Verwaltungsreformen entgegenkommen, und ſie ſollten von ihm allein ausgehen. Deshalb zunächſt Vernichtung der Verfaſſung, der Preſſe und der Gemeindeverfaſſungen Griechenlands. Das Volk ſollte für dergleichen Einrichtungen, ſollte für die Freiheit noch nicht reif ſein. Aber die gerühmten Reformen des Präſidenten halten kaum die oberflächlichſte Prüfung aus, und eine Schilderung ſeiner Verwaltung ergiebt, daß der hin und wieder aufgetauchte Vergleich mit dem raſchen energiſchen Eingreifen eines Friedrich oder einer Katharina ſchlecht am Platze iſt.

Den Grafen betrog ſeine ſtaunenswerthe Vielgeſchäftigkeit um die Erfolge ſeiner Arbeit. In Griechenland ereignete ſich nichts, was nicht in eine Verordnung gefaßt worden wäre. Binnen wenigen Monaten nach ſeiner Ankunft hatte der Graf es ſchon zu der dreitauſendſten Verordnung gebracht. Doch Vielregieren iſt nicht Gutregieren. Waiſenhaus, Seminare und Elementarſchulen, die den preußiſchen Schulregulativen vorgeſchwebt zu haben ſcheinen und nur eine Verlängerung des Armes der Kirche ſein ſollten; eine gefügige gemüthliche Preſſe und Unterdrückung jedes Verſuchs, ſie freier zu geſtalten; Aufklärung für den Hausbedarf, eine Rechtspflege nach dem Muſter venetianiſcher Juriſten aus dem 15. Jahrhundert; ein Gemeindeleben nach dem Vorbild Napoleoniſchen Präfektenthums, für den Handel eine Bank, deren Gelder nur den Verlegenheiten der Regierung abhelfen ſollten, für die Gewerbe hohe Zölle, ein Steuerſyſtem, das die alten türkiſchen Mißbräuche beibehielt und den Schweiß des Volkes auf die Auktion ſetzte, für den Ackerbau eine Verpflügung von Heſiodiſcher Ureinfachheit, und daneben jene Muſterpacht von Tirynth, die ſich zu einer ſo devoten Nachahmung europäiſcher Ueberlegenheit begeiſterte, daß die Orangen in geheizten Glasräumen gezogen wurden; endlich Vernachläſſigung der Flotte, welche das Mittelmeer beherrſchen konnte; dagegen ein zahlreiches aber wenig verläſſiges Landheer, das gegen den äußeren, vorzugsweiſe aber für den inneren Feind ſchlagfertig daſtand — das waren ungefähr die Schöpfungen, mit denen der Miniſter der heiligen Allianz einer anſpruchsvollen, ruheloſen, an Widerſprüchen reichen Nation genügen wollte. Bald genug ging die in der ruſſiſchen Schule eingeſogene Neigung zum „geregelten" Fortſchritt in eine Abneigung gegen jeden Fortſchritt über; bald genug ſah der Graf in dem „Geſchrei" der griechiſchen Nation nach Verfaſſung nichts Anderes, als die Intriguen einzelner Primaten und Kapitanys, oder als die unreife Neuerungsſucht einzelner junger Leute, die von dem Gifthauch europäiſcher Demagogie angeſteckt ſein ſollten. Er unterſchätzte die Bedürfniſſe und Forderungen einer Nation, die ſich im Befreiungskampfe gegen den äußeren Feind die innere Freiheit wohl verdient hatte. Auf der anderen

Digitized by Google

Seite aber fürchtete er ſie. Der Widerwille, den er gegen die Männer und die glorreichen Erinnerungen des Aufſtandes zur Schau trug, ſein ſteter Hinweis auf die Jugend, als auf den Frühling Griechenlands und die alleinige Trägerin der griechiſchen Zukunft, hatte ihren tiefen Grund. Er wußte, daß der Freiheitskampf konſtitutionelle Anſprüche in allen Hellenen wach gerufen hatte; er kannte auch ſeine Griechen, deren Art es nicht war, in elegiſche Klagen auszubrechen über blutig erkaufte Enttäuſchungen, deren Art es vielmehr war, mit ihrem Fürſten zu rechten und zu handeln. Er kannte aber, und das iſt entſcheidend, ſeine eigene Kraft nicht.

Niemand war von der Größe ſeines Berufes mehr durchdrungen, Niemand von der eigenen Unfehlbarkeit überzeugter, als der Graf. Hätte er die griechiſche Verfaſſung, wie ſie in Trözen feſtgeſtellt worden war, treu und aufrichtig gehalten, während er ſie kaſſirte; hätte er unter Mitwirkung der Volksvertreter modifizirt, was unpraktiſch und überſchwänglich ſchien, und hätte er eine neue Charte im Sinne des gemäßigten Konſtitutionalismus entworfen; hätte er vor Allem die erſte Grundlage alles verfaſſungsmäßigen Lebens durch freie zeitgemäße Organiſation der Gemeinden gelegt, während er ſelbſt die Gemeindefreiheiten, die von den Türken niemals angetaſtet worden waren, zu Tode hetzte, ſo würden alle jene Verwaltungsreformen einen feſten Boden gewonnen haben, die ohne verfaſſungsmäßige Garantie in der Luft ſchwebten. Dann würde man ihn mit Recht den politiſchen Meſſias Griechenlands genannt und ein Ruf der Entrüſtung würde dem Protokoll von London geantwortet haben, welches der griechiſchen Nation einen fremden Prinzen an Stelle ihres Wohlthäters, des Präſidenten Kapodiſtrias octroyirte. Statt deſſen gelang es ihm kaum, durch alle Maßregeln polizeilicher Gewaltherrſchaft den lauten Jubel zu unterdrücken, mit dem Griechenland die Wahl des Prinzen von Coburg wie eine Erlöſung begrüßte. Das iſt ein ſtarker Beweis gegen die Verwaltung eines Mannes, den die Nation auf ſieben Jahre an ihre Spitze gerufen hatte!

Mit dem Protokoll pon London hatte ſich der eine Theil, mit dem Frieden von Adrianopel der andere Theil des ruſſiſchen Programms erledigt, und wir ſehen nun den Präſidenten in einer neuen Phaſe ſeiner Politik.

Dem allgemeinen Mißtrauen, welches ſich ſeit dem Protokoll von London zu erkennen gab, antwortete der Graf mit einem diplomatiſchen Kunſtſtücke; er ließ die Marionetten ſeines Senats auf der europäiſchen Weltbühne figuriren und begleitete deſſen ohnmächtigen, aber wohlberechneten Proteſt gegen die Großmächte durch jene Meiſterwerke diplomatiſcher Wortkünſtelei, durch jene Briefe an den Prinzen (jetzigen König von Belgien) Leopold, deren wenig einladender Inhalt die ſtehende Einladung, ſobald wie möglich nach Griechenland zu kommen, Lügen ſtrafte. Den augenblicklichen Erfolg, die Abdankung Leopolds, erkaufte er mit einer furchtbaren Verſchlimmerung ſeiner eigenen Lage. Es kam ein überall erfolgloſes Ringen gegen die öffentliche Meinung, welches ſich in dem Zuſammenſtoß von Poros zu einem Kampfe auf Leben und Tod geſtaltete. Als dort Miaulis, der Führer der aufſtändiſchen Hydrioten, ſeine Flotte den Flammen übergab, da mußte der Präſident den unabänderlichen Entſchluß der Griechen wahrnehmen, die Freiheit des Vaterlandes zu erhalten. Da blieb nur ein Ausweg übrig, um die Anfeindungen der Gegner zu entkräften: Kapodiſtrias mußte zurücktreten, und Niemand beſchuldigte ihn mehr, der Tyrann ſeines Vaterlandes zu ſein.

Dieß führt auf den Kern des Charakters. Der Präſident ſprach viel von Abdankung; ſeine Briefe athmeten eine rührende Sehnſucht nach der Stille des Landlebens, und jeder ehrgeizige Wunſch ſchien begraben; allein auch hier mußte man ſich gewöhnen, den Diplomaten in ihm zu ſuchen, ſeine Worte als Gegenſatz der Gedanken aufzufaſſen. Und während er gegen ſeinen Freund Eynard den Entſagenden ſpielte, ſchrieb er an den Fürſten von Soutzos: „Ich werde auf der Breſche ſtehen bis zum letzten Athemzuge!“ Dieſe Doppelzüngigkeit hat ihren tiefen Grund und läßt ſicher auf einen verborgenen Ehrgeiz ſchließen, der um ſo heftiger in dem Manne wühlte, je mehr er nach außen die Form der Reſignation anzunehmen gezwungen war. Es iſt leichter von Abdankung zu reden, als Diokletians Beiſpiel zu folgen. Auch hielt Niemand auf die Verſicherung des Grafen, daß Griechenland eine „Hölle“ ſei; Niemand glaubte ihm, daß er von ſeinem „Kreuz“ erlöſt zu werden hoffe. Die Worte wogen nichts mehr. Hörte man ihn doch in einem Athem die brave bewundernswerthe liebenswürdige griechiſche Nation herausſtreichen und ihr die politiſche Mündigkeit abſprechen!

Bei dieſen verſteckten und gewundenen Naturen pflegt eben nur ein Wahres durchzugeben; und ſo ſchimmert denn aus dem dichten Gewebe von byzantiniſchen Ränken und Falſchheiten gerade da, wo der Graf von ſeiner Opferfreudigkeit für das Vaterland redete, die Selbſtſucht und der Ehrgeiz dieſes Mannes hervor.

Hinter dieſem Faktor treten ſelbſt die ruſſiſchen Neigungen zurück, und dadurch erledigt ſich der Streit, ob Kapodiſtrias mehr Ruſſe oder mehr Grieche geweſen ſei. Unter allen Umſtänden war die ruſſiſche Hülfe Bedürfniß ſeiner Politik, wie dieſe Politik die Bedingung der ruſſiſchen Hülfe war. Deshalb hielt er auch zu Rußland, ſelbſt wenn die ruſſiſchen und griechiſchen Intereſſen kollidirten, aber nur ſo lange, als Rußland die geheimen Pläne ſeines Ehrgeizes unterſtützte. Dieſe Pläne gingen offenbar auf eine lebenslängliche Präſidentſchaft hinaus. Aber als das Petersburger Programm vereitelt war und der Präſident ſeine Projekte auf eigene Rechnung ausbauen wollte, da rächte ſich die Aufopferung der inneren und äußeren Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes. Mit England und Frankreich, mit der eigenen Nation zerfallen, ſah ſich der Präſident immer von Neuem auf die ruſſiſche Hülfe angewieſen; er mußte Rußlands Waffen gegen die konſtitutionelle Partei in Griechenland wie gegen die Weſtmächte in Anſpruch nehmen, und in dem Augenblicke, wo er eingeſehen hatte, daß die Rolle ſeines Ehrgeizes in Griechenland verſpielt ſei, wo er eingeſtandenermaßen mit allen Mitteln und Kunſtgriffen am Rande war, traf ihn der Dolch des Mauromichalis.

Man mag dieſe That als einen rein politiſchen Mord oder als eine Rache der Familie Mauromichalis für die Verfolgung und Beſchimpfung ihres Familienhauptes halten, oder, wie der Biograph, eine Verbindung beider Motive nachweiſen, für den ſtaatsmänniſchen Ruhm des Präſidenten konnte dieſe plötzliche Kataſtrophe nur gelegen kommen. Er fiel mit dem Märtyrerglanze eines Heiligen, und alles Unheil, was bald hereinbrach, ward von ſeinem Tode datirt. Wäre er den Mördern entgangen, er würde nur Zeuge geworden ſein, wie ſein Syſtem geſtürzt wurde; er wäre genöthigt worden abzudanken und allen ſeinen Plänen ſelbſtſüchtigen Ehrgeizes auf klägliche Weiſe zu entſagen; die Geſchichte aber würde längſt ihr Urtheil über ihn gefällt haben, wie ſie heute ihren Spruch formulirt: Verurtheilung. G. H.

Digitized by Google

Frankreich.

Wetterpropheten und Meteore.

II.

Unterſuchungen über die Meteorſteine.*)

Um zu entſcheiden, ob die Meteorſteine in einem näheren Zuſammenhange mit Regen und Sonnenſchein ſtehen, müßte man zuvor genau unterrichtet ſein, was dieſe feurigen Meteore, welche in heiteren Nächten am Himmel dahinſtreifen, eigentlich ſind. Lange Zeit waren ſie in ihrer Flüchtigkeit und in ihrem unregelmäßigen Auftreten für den Aſtronomen eine wunderbare Ausnahme inmitten der Welt der regelmäßigen Fixſterne. Man konnte ſie mit dem Teleſkop nicht ſtudiren, man konnte ihren Durchmeſſer und ihre Entfernung nicht meſſen: ſie entſchlüpften den gewöhnlichen Beobachtungsmethoden, ebenſo wie ſie den Geſetzen der Schwere ein Schnippchen zu ſchlagen ſchienen.

Die Gelehrten einigten ſich, unter den Meteoren drei Erſcheinungen zu begreifen, welche auf den erſten Blick weſentlich verſchieden erſcheinen. Das ſind zunächſt die Meteorſteine, welche vom Himmel herabfallen und welche man alsdann tief in den Boden eingeſunken findet; dann die hellen Kugeln, welche größer als die Fixſterne den Horizont erleuchten, ſich zertheilen und mit Zurücklaſſung eines feurigen Schweifes verſchwinden; endlich die Steenſchnuppen. Die erſten beiden ſind verhältnißmäßig ſelten, die Sternſchnuppen hingegen ſehr häufig und ſie erſcheinen in heiteren Nächten überall in großer Anzahl. Man nimmt an, daß die Meteorſteine Steenſchnuppen ſind, die zur Erde fallen, und daß die hellen Kugeln von den Sternſchnuppen ſich nur durch ihre Größe unterſcheiden. Die alten Autoren haben eine Reihe von Steinfällen notirt. Zur Zeit des Anaxagoras fiel ein dunkler Stein von der Größe eines Wagens in Thrazien herab, dicht am Fluſſe Aegos-Potamos; Plinius hatte ſelbſt einen ähnlichen Stein im ſüdlichen Frankreich fallen ſehen. Die Thatſache erſchien damals zu merkwürdig, als daß man nicht eine abergläubiſche Urſache hätte annehmen ſollen; auch die Sternſchnuppen hielt man damals für höheren Urſprungs. ſpäter wurden ſie für Theile der Sonne genommen, welche ſich von ihr losgelöſt hätten. Trotz einiger konſtatirter Fälle ſträubten die Gelehrten ſpäterer Zeiten ſich gegen die Annahme eines Steinfalls überhaupt; namentlich meinten ſie, daß die ſchwärzlichen Steine, welche man in verſchiedenen Gegenden gefunden, nichts anderes ſeien als gewöhnliche Feldſteine, welche vom Blitze getroffen. Erſt 1794 ſtellte Chladni alle Beobachtungen früherer Zeiten und ſeiner eigenen Zeitgenoſſen zuſammen und kam zu dem Schluß, daß an der Realität des Steinfalls nicht gezweifelt werden könne; die Sachverſtändigen wurden durch die Arbeiten Chladni's aufmerkſam gemacht und kurz darauf, 1803, fand ein wahrer Steinregen ſtatt in der Nähe der kleinen Stadt Laigle in der Normandie. Die Pariſer Akademie entſendete zur Prüfung des Phänomens Biot; dieſer vernahm eine große Anzahl glaubwürdiger Zeugen, die alle gleichmäßig bekundeten: ſie hätten unter einem donnerähnlichen Geräuſch die Steine fallen ſehen; die Steine waren tief in die Erde geſchlagen, fühlten ſich ſehr heiß an und verbreiteten einen unerträglichen Schwefelgeruch. Der größte wog 18 Pfund und die chemiſche Zuſammenſetzung war bei allen dieſelbe: man fand Eiſen, Schwefel, Nickel, Magneſia, Kieſelerde; das Eiſen fand ſich merkwürdigerweiſe als reines Metall, glänzend, mit vielen Löchern verſehen, gleich einem großen Schwamm, während wir in der Erde das Eiſen nur oxydirt vorfinden oder als Schwefeleiſen.

War die Exiſtenz der Aerolithen außer Frage geſtellt, ſo galt es, ihre Entſtehung zu ergründen; man kam gleich von vornherein dazu, ſie in ſehr nahe Gemeinſchaft mit den Sternſchnuppen zu bringen. Während Ariſtoteles annahm, der Stein, welcher in der Nähe des Aegos-Potamos herabgefallen, ſei vorher durch die Gewalt des Windes von der Erde entführt worden, glaubten die Späteren, daß die Aerolithen ſich in der Atmoſphäre bildeten durch Aggregation der metalliſchen Dämpfe, welche von den Hütten ausſtrömen, etwa wie der Regen, der Schnee, der Hagel ſich bilde durch Aggregation der Waſſerdämpfe; die Erzhütten, ſagte man, laſſen einen dichten Rauch ausſtrömen, welcher die Metalle ſelbſt in außerordentlich feinen Atomen mit fortreißt. Der größte Theil dieſes Metallſtaubs fällt nun freilich bald wieder herunter, aber ein kleiner Theil wird von der Luft fortgeführt in die Ferne und kondenſirt ſich mit Hülfe der Elektrizität (man appellirte gern an die Elektrizität, wenn man ſich bei Erklärung irgend eines phyſiſchen Phänomens in Verlegenheit befand) zu größeren Maſſen, die ſich nun in der Luft nicht mehr halten können. Laplace ließ die Aerolithen aus dem Monde kommen, und zwar aus den Vulkanen unſeres Trabanten, und er wies nach, daß ſie nur einer Geſchwindigkeit fünfmal ſo groß als die einer Kanonenkugel bedürften, um aus der Anziehungskraft des Mondes herauszukommen. Dieſe Theorie erklärte die chemiſche Uebereinſtimmung aller Aerolithen und zugleich die ſchiefe Richtung derſelben, die doch eine gerade hätte ſein müſſen, wenn die Steine in der Erd-Atmoſphäre ſich gebildet hätten. Doch hatte auch dieſe Theorie ihren ſchwachen Punkt, und wenn die Gegner derſelben ſie überhaupt gar nicht ernſthaft nahmen und meinten, man könne von dieſem liebenswürdigen, bleichen Erdſatelliten unmöglich vorausſetzen, daß er uns in mörderiſcher Abſicht mit Steinen bewerfe — ſo war doch damit der ſchwache Punkt wenigſtens angedeutet. Denn wenn man die Sternſchnuppen in Eine Kategorie mit den Aerolithen brachte (und das that allerdings Laplace auch), ſo ſchien es völlig unerklärlich, daß der Mond im Laufe der Jahrtauſende ſich noch nicht verausgabt habe.

Eine dritte Hypotheſe, die bis zum heutigen Tage den Aſtronomen, wenn auch nicht mehr erweislich, ſo doch mehr wahrſcheinlich erſchien, machte aus jeder Steenſchnuppe einen eigenen kleinen Planeten. Die Welt würde dann mit Milliarden ſolcher Aſteroiden bevölkert ſein, die um die Sonnen kreiſen, aber uns erſt ſichtbar werden, ſobald ſie in unſere Atmoſphäre gelangen, weil die Reibung an dieſer Atmoſphäre ſie entzündet. Zuweilen würden dieſe kleinen Sterne vollſtändig verbrennen, ohne etwas anderes als den leuchtenden Schein übrig zu laſſen, in anderen Fällen würden ſie nur bis zur Weißglühhitze erwärmt werden und dann noch ſehr warm am Erdboden ankommen. Wenn dieſe Theorie ſich nur auf die Aerolithen bezöge, ſo könnte man ſie gern als zutreffend anerkennen; während der erſten 18 Jahre unſeres Jahrhunderts hatte man nur 17 Steinfälle beobachtet, und ſelbſt wenn man annähme, daß noch viel mehr ſich der Beobachtung entzogen haben, ſelbſt dann würde die Anzahl nicht groß ſein. Aber die Sternſchnuppen, deren Anzahl am ganzen Firmament man jeden Abend auf Tauſende veranſchlagen muß — wer kann glauben, daß das Weltall bis zu dem Grade bevölkert iſt?

Es iſt überflüſſig, zu bemerken, daß man eine ganze Reihe

*) Précis des recherches sur les météores et les lois qui les regissent, par Coulvier-Gravier. Paris, 1863.

Digitized by Google

von Hypotheſen mit Hülfe der Elektrizität aufgeſtellt hat, die ſämmtlich haltlos waren, weil ſie ſich nicht auf Thatſachen, ſondern nur auf Phantaſien ſtützten; und die Wiſſenſchaft kam ſchließlich dazu, einfach einzugeſtehen, ſie wiſſe nicht, was es mit dieſen meteorologiſchen Phänomenen für eine Bewandniß habe, und ſie müſſe verſuchen, noch zuverläſſigere, hierher gehörige Thatſachen zu ſammeln.

Indeß iſt die Ausbeute, ſeitdem Chladni die Aufmerkſamkeit der Forſcher hierher gelenkt hat, nicht mehr gar ſo gering. In der Nacht vom 11. zum 12. November 1799 beobachteten Humboldt und Bonpland in Amerika einen wahren Regen von Sternſchnuppen; ſie folgten einander zu Tauſenden, mehrere Stunden lang in ſolcher Fülle, daß es unmöglich wurde, ſie zu zählen. Man bemerkte ſie an der ganzen nördlichen Hälfte der Oſtküſte von Amerika; in Boſton ſchien die Luft in der Höhe wie mit Schneeflocken erfüllt und ein dortiger Beobachter ſchätzte ihre Zahl in dieſer einzigen Nacht auf 240,000. In der Nacht vom 12. zum 13. Novembee 1833 beobachtete man in Nordamerika ein ähnliches Phänomen, und da es wiederum auf den 12. November traf, forderte Arago die Schiffer auf, um dieſe Zeit ihre Aufmerkſamkeit beſonders auf die Sternſchnuppen zu richten; antiquariſche Unterſuchungen ergaben überdieß in vielen Chroniken eine große Auzahl ſolcher dichten Sternſchüſſe aufgezeichnet.

Sollte die Theorie dieſer Phänomene einen ſicheren Boden gewinnen, ſo mußte ein Beobachter die Ausdauer haben, dieſelben in allen klaren Nächten mehrere Jahre hindurch zu verfolgen, und dieſem Studium hat ſich Coulvier-Gravier unterzogen. Seit 1841 führte er ein Journal, in welchem er nach Arago's Rath die Anzahl der jede Nacht beobachteten Meteore und zugleich ihre Richtung verzeichnete, und er konnte zunächſt feſtſtellen, daß ihre Zahl von Stunde zu Stunde vom Abend an wuchs. Im Durchſchnitt hatte er ſtündlich zehn gezählt, aber von ſieben Uhr Abends bis Mitternacht je ſieben, von Mitternacht bis ſieben Uhr Morgens je vierzehn; die ſonſt im November beobachtete Steigerung nahm er um die Zeit des 9., 10. und 11. Auguſt wahr, im Durchſchnitt 60 in der Stunde. Die Durchſchnittszahlen variiren von einem Jahe zum andern, bald ſteigen, bald fallen ſie, aber Steigerung und Abnahme erfolgen in einer ganz allmählichen Stufenleiter, und es muß abgewartet werden, ob ſolche auffallende Steigerungen, wie die von 1799 und 1833, gleichfalls das oberſte Glied einer arithmetiſchen Reihe bilden.

Es iſt wunderbar genug, daß es gelungen iſt, in dem Gange dieſer Meteore, die nur einige Momente leuchten und dann völlig verſchwinden, auch nur ein einziges Geſetz aufzufinden; es wird freilich ſchwer werden, dieſes Geſetz näher zu ergründen, wenn man bedenkt, daß zwei Beobachter, welche zu derſelben Zeit dieſelbe Himmelsgegend beobachten, keineswegs dieſelben Meteore wahrnehmen, daß vielmehr dem Einen die Hälfte der Sternſchnuppen entgeht, welche der Andere ſieht; es laſſen ſich daher gleichzeitige Beobachtungen an verſchiedenen Orten gar nicht mit einander vergleichen. Indeß der Anfang iſt gemacht.

Intereſſant war es, die Höhe zu unterſuchen, in welcher die Meteore erſcheinen. Schon 1798 verſuchten zwei deutſche Forſcher, Brandes und Benzenberg, dies Problem zu löſen. Sie beobachteten an zwei verſchiedenen Orten, notirten mit größter Genauigkeit den Augenblick, in welchem ein Meteor erſchien, und ſeine Richtung und verglichen dann diejenigen Fälle, in welchen ein Meteor von ihnen zu *derſelben* Zeit geſehen worden war. Daraus ergab ſich die Höhe. Aehnliche Beobachtungen wurden jüngſt gleichzeitig angeſtellt von Coulvier-Gravier in Paris und von dem Pater Sechi in Rom und dieſe haben ebenſo wie die älteren ergeben, daß die Sternſchnuppen wenigſtens 120 Kilometer von der Erde entfernt ſind; es iſt daher begreiflich, daß man ſie niemals unterhalb der Wolken beobachtet. Ihre Geſchwindigkeit iſt gleichfalls ſehr bedeutend, etwa 30 Kilometer (16 Meilen) in der Minute, alſo dieſelbe Geſchwindigkeit, welche die Erde in ihrer Bahn um die Sonne hat. Dieſe Höhe und dieſe Geſchwindigkeit beſeitigen die Annahme, daß die Meteore ſich innerhalb unſerer Atmoſphäre befinden, da man dieſe ziemlich übereinſtimmend in einer Höhe von 80 Kilometern aufhören läßt.

Dieſe wenigen poſitiven Thatſachen ſind nicht geeignet, irgend ein Licht über die Entſtehungsurſachen der Meteore zu verbreiten, und noch viel wenigee iſt es geſtattet, ſie in nähere Beziehung zu unſerem Wetter zu bringen. Die Alten, welche ſie für eine Art Kometen hielten, ſahen in dieſen die Vorboten ſtarker Stürme und großer Trockenheit; nach einem alten Sprüchwort der Seeleute kommt der Wind ſtets von der Himmelsgegend, nach welcher in der vorausgegangenen Nacht die Sternſchnuppen ſchießen, und ſehr reichlicher Sternfall ſollte Regen ankündigen. Coulvier-Gravier begnügt ſich nicht mit ſo allgemeinen Schlüſſen: — *alle* atmoſphäriſchen Veränderungen kann man, meint er, mehrere Tage vorher aus den Veränderungen vorausſagen, welche die Sternſchnuppen zeigen in ihrer Zahl, in ihrer Helligkeit, Richtung und Geſchwindigkeit. Wenn man auf einer Himmelskarte den Gang aufzeichnet, welchen die Meteore in einer Nacht genommen haben, ſo bemerkt man ſehr verſchiedene Richtungen, aber alle haben eine Bedeutung. Die Richtung nach Norden deutet auf kalten Wind, die nach Süden auf warme Luftſtrömung; iſt die Richtung eine ſehr gekrümmte oder gar eine unregelmäßige, als wirkten zwei faſt entgegengeſetzte Kräfte auf die Meteore, ſo gilt es, die wichtigſte dieſer Kräfte herauszufinden; iſt dieſe Hauptkraft übereinſtimmend mit derjenigen Richtung, welche die unbeirrten Meteore genommen, ſo deutet dies eine Verſtärkung der zu erwartenden Windrichtung an; wies jene Hauptkraft indeß nach Norden, während die unbeirrten Meteore aus Süden kommen, ſo wird die warme Luftſtrömung zwar noch das Uebergewicht halten, aber ſie wird doch ſchwach ſein. Nach dieſem Maßſtab hat Coulvier-Gravier die Beobachtungen einer langen Jahresreihe durchmuſtert und er hat zu finden geglaubt, daß die Beobachtungen der erſten vier Monate eines Jahres konform wären denen des ganzen Jahres überhaupt, ſo daß es möglich wäre, im Mai vorauszuſagen, ob das Jahr kalt oder warm, trocken oder naß ſein werde.

Dieſe Prophezeiung iſt nun freilich etwas ſehr allgemein gehalten; der Meteorologe begnügt ſich, einen heißen Sommer zu verkündigen, ohne zu ſagen, in welchem Monat es heiß ſein, oder beim Regen, in welchem Monat er eintreten wird, und je nach dem Sinn, den er mit einem heißen oder kalten Jahre verbindet, wird er immer Recht haben. Coulvier-Gravier giebt uns ſelbſt ein Beiſpiel dieſer Beweglichkeit der Begriffe. Am 1. Mai 1862 verkündigte er, das Jahr werde heiß und trocken ſein; nun hatte aber dies Jahr mehe regneriſche (und zwar ſieben Tage mehr) als regenloſe Tage; ja, ſagt der Verfaſſer, das kann ich nicht wiſſen, darauf kommt es aber auch nicht an, vielmehr auf die abſolute Regenmenge und dieſe war geringer, als in den vorausgegangenen Jahren.

Indeß legt er ſelbſt auf dieſe allgemeine Prophezeiung keinen großen Werth, vielmehr darauf, daß es möglich iſt, größere atmoſphäriſche Veränderungen drei oder vier Tage voraus zu wiſſen.

Digitized by Google

Wenn der Beobachter ſieht, daß die Meteore in gerader Linie gehen und einen weiten Weg machen, bevor ſie verlöſchen, ſo kann er auf große Stille in den höheren Luftſchichten ſchließen; dieſe Ruhe wird ſich auf die tieferen Schichten fortpflanzen und uns ſchönes Wetter bringen, wenn wir Sturm haben, oder uns die Fortdauer des ſchönen Wetters garantiren. Gewundener Gang der Meteore und kurze Dauer deuten umgekehrt auf Sturm. Aendert ſich die gewöhnlich weiße Farbe in roth, gelb oder blau, ſo deutet dies auf ſtarken Sturm. Haben die Meteore einen feuchten Schimmer, als wären ſie in Waſſer getaucht, ſo deutet dies auf Regen; je größer die Zahl dieſer feuchten Meteore im Verhältniß zu den übrigen iſt, auf deſto mehr Regen läßt ſich ſchließen. Solche, welche im Augenblick ihres Entſtehens verlöſchen, deuten gleichfalls auf ſtarken Regen.

Dieſes Syſtem von Coulvier-Gravier hat die Eigenthümlichkeit, daß es keinen Verſuch macht, die prognoſtiſchen Zeichen in irgend welchen Zuſammenhang zu bringen mit den verkündeten Veränderungen; ihr einziger Prüfſtein iſt die Erfahrung; und wenn man die Prinzipien der verkündenden Zeichen unterſucht, ſo findet man, daß ſie außerordentlich zahlreich und komplizirt ſind. Bald kündigt ein einziges Meteor mit ſehr gekrümmter Bahn einen Sturm an; in einer anderen Nacht bedeuten vier ſolche Meteore mitten in einer Reihe normaler eine Tendenz zur Verſchlechterung des Wetters. Wie viel iſt hierbei der ſubjektiven Anſchauung anheimgegeben, bei Beobachtungen, die einen kaum meßbaren Zeitraum dauern? Erinnern wir uns, daß auch der aufmerkſamſte Beobachter kaum die Hälfte der Meteore ſieht, welche an ſeinem Horizont vorkommen; wie leicht wird gerade der beſonders Unheil verkündende überſehen! Wenn die Meteore hoch oberhalb unſeres Dunſtkreiſes wandern, ſo werden wir das Geheimniß der Wolken und Winde ſchwerlich ſo hoch über den Lüften ſuchen dürfen und es wird uns nichts übrig bleiben, als unermüdlich auf unſerer Erde zu beobachten und Zahlen an Zahlen zu reihen, bis geläuterte Einſicht dieſe todten Zahlen belebt, auf daß ſie reden und das Geheimniß verkünden, welches ſie heut noch verſchleiern. Gewiß hat Coulvier-Gravier einen feinen Inſtinkt für bevorſtehende meteorologiſche Veränderungen, aber die von ihm angeführten prognoſtiſchen Zeichen ſind ohne Bedeutung.

Zur Kritik von Renan's Leben Jeſu.*)

In Nr. 7 dieſer Zeitſchrift befindet ſich ein Artikel: „Noch ein Wort über das Leben Jeſu von Renan", der um ſo mehr eine Erwiderung erheiſcht, da hier ein Fremder, ein Ausländer, angegriffen worden, der keine Gelegenheit hat, ſich zu vertheidigen.

Der uns unbekannte Verfaſſer des Artikels ſcheint uns nicht nur das Werk des franzöſiſchen Autors ziemlich flüchtig geleſen zu haben, ſondern auch — und dies veranlaßt uns zu dieſer Entgegnung — ohne Berechtigung den Vorwurf der Rückſichtsloſigkeit und Frivolität auf Renan geſchleudert zu haben.

Es muß nämlich geradezu beſtritten werden, daß Renan ſich der Rückſichtsloſigkeit im Ausdrucke ſchuldig gemacht. Wenn behauptet wird, er nenne Jeſum einen „transſcendenten Revolutionär", ſo iſt dies zwar richtig, aber nichts weniger, als ein Beweis für ſeine angebliche Rückſichtsloſigkeit; denn das Eigenſchaftswort „transſcendent" giebt dem Ausdruck „Revolutionär" erſt die richtige Färbung und nimmt ihm dadurch Alles, was etwa für den Leſer an dieſe Bezeichnung Bedenkliches oder Anſtößiges ſich knüpfen könnte. Auch läßt ſich in gewiſſem Sinne behaupten, daß die größten Männer, von denen die Geſchichte die Förderung der religiöſen Anſchauungen rühmt, ihren wohlberechtigten Anſpruch auf den nämlichen Ehrentitel haben. Die Bezeichnung „Revolutionär" auf wiſſenſchaftlichem und religiöſem Gebiete hat für uns überhaupt nichts Anſtößiges, und wer auf den Geſammtinhalt des Renan'ſchen Ideenganges, wie ihn ſein „Vie de Jésus" darlegt, gemerkt hat, wird auch wohl wiſſen, was er unter der Bezeichnung eines transſcendenten Revolutionärs gemeint hat.

Ferner heißt es a. a. O.: „Ein größeres Unrecht liegt darin, daß die Kritiker nicht von vornherein bekennen, Jeſum faſt ausſchließlich nur nach dem geſchriebenen Berichte von Jüngern beurtheilen zu können, denen Jeſus ſelbſt es bisweilen wehmüthig ausgeſprochen, daß ſie ihn nicht immer verſtänden." — Hiergegen muß eingewendet werden: Renan ſagt deutlich in der Einleitung, wie am Schluſſe und auch an vielen Stellen inmitten ſeiner Abhandlung, daß die Jünger Jeſu ihn nicht nur oft nicht recht verſtanden, ſondern ſogar ſehr oft gänzlich mißverſtanden; er erklärt ſelbſt, wie ſchwierig es ſei, in dem Wuſte von widerſprechenden Berichten und Zeugniſſen ſich zurecht zu finden, um ein ganzes Lebensbild Jeſu herzuſtellen; er ſelbſt unterläßt nicht, das Gefühl und die Stimme der Wahrheit und Vernunft als in erſter Linie berechtigte Faktoren bei Unterſuchung jenes hochwichtigen Gegenſtandes anzuerkennen, eine Art und Weiſe, die taktvoll und nothwendig iſt, allerdings aber in ſich die Schattenſeite birgt, der Phantaſie des Schriftſtellers und Forſchers auf jenem Gebiete mitunter einen romanhaften Schwung zu verleihen, eine Folge, die thatſächlich, aber verzeihlich iſt.

Aus den folgenden Sätzen des Aufſatzes iſt nicht recht erſichtlich, ob dieſelben nur allgemeine Expektorationen oder auch Vorwürfe für Herrn Renan ſein ſollen. Jedenfalls kann man dem franzöſiſchen Autor den erforderlichen Grad von wiſſenſchaftlicher Bildung, ſowie von ſittlichem Ernſte und die angemeſſene Pietät nicht abſprechen, und wenn dies gleichwohl von mehreren Seiten geſchehen iſt, ſo bleibt es immer noch eine Frage, welche der Diskuſſion unterliegt. Daß Renan „ſich auch bemüht hat, ein wahrer Jünger Jeſu zu ſein, und zwar nicht nach dem tödtenden Buchſtaben, ſondern nach dem frei machenden Geiſte ſeiner Lehre", dürfte von keinem unparteiiſchen Beurtheiler in Frage geſtellt werden; wie denn diejenigen, welche den Vorwurf der Frivolität auf Renan ſchleudern, mehr an den Franzoſen, als an den Autor denken und, nach der hergebrachten Vorſtellung, ſich alle Franzoſen a priori als Voltaire's vorſtellen. Aus Renan's Buch ſelbſt ſpricht eine ſo glühende Begeiſterung für die Wahrheit, eine ſo innige Verehrung ihres herrlichſten Hohenprieſters, eine ſo warme Liebe für die Menſchheit, ein ſo tiefes Verſtändniß der Bedürfniſſe des menſchlichen Herzens, eine ſo herzliche und aufrichtige Theilnahme an dem Elend der Unglücklichen und Armen, daß ihm wohl manche Extravaganzen und Sonderbarkeiten in ſeiner Auffaſſung zu Gute gehalten werden könnten. Sind die Schattenſeiten des franzöſiſchen Charakters nicht zu überſehen, ſo ſollte man doch auch ſeine Vorzüge anerkennen, welche in jenem Werke beſonders günſtig hervortreten und gewiß nicht wenig zu ſeiner ſo ſchnell erlangten Popularität beigetragen haben. Gerade Renan hat mit volksthümlicher Beredſamkeit die Erſcheinung Jeſu in ſeiner rein menſchlichen Weiſe am eindringendſten und gewinnendſten zu zeichnen verſtanden.

*) Von dem franzöſiſchen Originale des Renan'ſchen Werkes iſt am 20. Februar in Paris die elfte Auflage erſchienen.

Digitized by Google

Es folgen nun in dem in Rede ſtehenden Aufſatze einige beſondere Nachweiſe, „in wie fern Renan Jeſum nicht richtig aufgefaßt habe.“ Dabei können wir uns im Allgemeinen der Fragen nicht enthalten: Wer hat denn bis jetzt Jeſum richtig aufgefaßt? Wo iſt der Maßſtab der Richtigkeit? Hat nicht jeder ſeinen eigenen Maßſtab? Zimmert nicht jeder halbwege Baumeiſter ſich ein eigenes Leben Jeſu zurecht? Auch bleibt jener Aufſatz die nähere Beweisführung ſchuldig. Daß Jeſus mit 12 Jahren ſchon einen ſolchen Flammeneifer, ſich zu belehren, gehabt hat, iſt kein Beweis dafür, daß Jeſus nicht wenig wiſſenſchaftlich unterrichtet geweſen ſei. Ganz fraglich ſcheint es uns, woher der Verfaſſer beweiſen wolle, daß Jeſus mit den religiöſen Schriften anderer Völker, mit der Lehre des Confucius und der Philoſophie des Plato, bekannt geweſen ſei. Weiter heißt es: „Ferner ſoll, nach Renan, Jeſus von Johannes dem Täufer Weſentliches gelernt haben ꝛc.“ Das Wort „Weſentliches“ iſt nun zwar ziemlich unklar, jedenfalls aber iſt dieſer Vorwurf ungerecht, denn Renan erzählt nur, daß Jeſus von Johannes mehr die praktiſche Kunſt des populären Auftretens gelernt habe und vielleicht durch Gedankenaustauſch manche politiſche Nuancen in ſich aufgenommen habe, die ſeiner eigenen Anſchauung nicht allzu förderlich geweſen ſein möchten; kurz: daß bei der gänzlichen Verſchiedenheit jener beiden Charaktere — Jeſus und Johannes — der Einfluß des Letzteren auf den Erſteren nicht günſtig geweſen und ſeine baldige Unterbrechung deshalb heilſam geweſen ſei. „Auch ſoll er jenem die Waſſertaufe nachgemacht haben“, ſagt der Verfaſſer. Renan ſagt dies nicht, ſondern legt ganz klar und verſtändlich Jeſu Anſicht über dieſe Ceremonie dar, worauf näher einzugehen hier der Raum fehlt.

Nun aber kommt der böſeſte Vorwurf: „Demnächſt ſoll er, mit ſchlauer Planmäßigkeit, der Wunder ſich bedient haben, während er es ſo wehmüthig tief beklagte, daß man, ohne Wunder und Zeichen zu ſehen, nicht glauben wolle.“ Ein völlig ungerechter, durch nichts zu begründender Vorwurf! Gerade das Gegentheil ſagt Renan; er ſpricht Jeſum — mit einer durch ſein ganzes Werk ſich hinziehenden Beweisführung — von den Wundern frei, indem er aus den morgenländiſchen Verhältniſſen der damaligen (wie der jetzigen) Zeit entwickelt, wie ſie entſtanden, wie Jeſus ſie dulden mußte und wie ſie ſich ſpäter legendenartig erweiterten.

Die nun in jenem Aufſatze folgenden Ausführungen entbehren ſo ſehr der Begründung, daß ein einfacher Hinweis auf Renan's Buch eigentlich genügte, um ſie zu widerlegen. Renan unterſcheidet mehrere Perioden in dem geiſtigen Entwickelungsprozeſſe Jeſu; der Verfaſſer jenes Artikels wirft ſie alle durcheinander und zuſammen und zieht dann nach Belieben daraus Schlüſſe.

Zum Schluſſe folgt in jenem Artikel eine Bemerkung über „Spötter, Zweifler, innere Bethätigung der Lehre Jeſu im eigenen Leben ꝛc.“ Es iſt wieder nicht erſichtlich, ob ſich dieſe Bemerkung auf Renan beziehen ſoll; falls dies beabſichtigt iſt, hat ſie gar keine Grundlage, weder in Renan's eigenem Leben, noch in ſeinem Werke: „Vie de Jésus.“

Wir ſchließen mit der Mahnung: da es ſo leicht iſt, ungünſtig einen fern ſtehenden Autor zu beurtheilen, ſo ſollte man doch mindeſtens ſo gerecht ſein, dann wenigſtens vorſichtig und gründlich zu verfahren, und nicht Vorwürfe ausſprechen und durchklingen laſſen, die vor dem reinen Sinne eines wahrheitsliebenden Mannes, wie Renan, ſich beſchämt zurückziehen müſſen.

T. R.

England.

Engliſche Novelliſtik von der Schattenſeite.

Miß Braddon.

Die ſpannenden Romane der Miß Braddon haben durch ſchnellfingerige Ueberſetzer bereits den Weg ins große Publikum gefunden und entgehen, wie alle vielgeleſenen Sachen, dem Ausſpruche der Kritik, obgleich es gerade nützlich für die Mehrzahl des Leihbibliothek-Publikums, das ſo leicht irre geleitet wird, warnende Fingerzeige zur Bildung eines richtigen Urtheils zu erhalten.

Die Verfaſſerin von „Lady Audley's Geheimniß“ und von dem noch viel ſpannenderen Roman neuern Datums, „Aurora Floyd“, huldigt dem Zeitgeſchmack in einer Weiſe, die ihres Talentes wahrhaft unwürdig iſt. Alle dieſe künſtlichen Mittel, welche ſie anwendet, um ein äußerliches Geheimniß recht ſpannend und pikant in Scene zu ſetzen, ſind eine Verſchwendung der beſten Kräfte. Das Fieber der Erregung und Neugier ſchwindet ſchneller wie ein Champagnerrauſch, wenn das mühſam konſtruirte Geheimniß enthüllt oder durch ungeduldige Leſer vielleicht vor der Zeit verrathen wird. Zum zweiten Male wird Niemand dieſe langathmigen drei Bände leſen, in denen man wie ein Narr oder ein Kind durch falſche Vorſpiegelung geneckt und gequält worden iſt. Die tiefen Geheimniſſe der Seele zum Gegenſtande eines Romans zu machen, iſt eine würdige Aufgabe für das echte Talent, und wie viel ſpannender iſt es, dieſe vor den Augen der Leſer zu entwickeln, als die Lug- und Trugbilder der ohnehin ſo bald abgenutzten Knalleffekte.

Die ewigen Wiederholungen der Wirrniſſe, die aus heimlich geſchloſſenen Ehebündniſſen entſtehen, müſſen dem ungebildetſten Leſer nachgerade langweilig und intereſſelos erſcheinen, abgeſehen davon, daß für unſere deutſchen Verhältniſſe dieſe frei ſein ſollenden engliſchen ſozialen Zuſtände gänzlich unbegreiflich ſind. In der größten volkreichſten Stadt iſt eine heimliche Heirat in Deutſchland faſt ein Ding der Unmöglichkeit, welche Ordnungsmäßigkeit doch ein Glück iſt, da in England ſo viel Unheil durch den Mangel derſelben entſteht, wie uns die meiſten engliſchen Romane erzählen.

Sowohl in „Lady Audley“, als in „Aurora Floyd“ hat die Verfaſſerin es augenſcheinlich beabſichtigt, alle Vorurtheile zu widerlegen, welche ſich gegen die Ehen unter verſchiedenen Standes-Angehörigen erheben, aber es begegnet ihr, daß ſie gerade das durch ihre Darſtellung beſtätigt, was ſie ableugnen möchte. Der Vater von Aurora Floyd trägt weſentlich die Schuld an dem Verderben und dem Unglück ſeiner über Alles geliebten Tochter, weil er eine Comödiantin geheirathet hatte, nach deren Tode ſein Kind ohne alle Verwandtſchaft mütterlicherſeits ganz aufſichtslos heranwachſen muß und dadurch in frühеſter Jugend ſich in einen Reitknecht verliebt, dem ſie heimlich ſich antrauen läßt. Alles Elend ihres Lebens entſteht denn natürlich aus dieſem Fehltritt; ſie macht ſich der Bigamie ſchuldig und geräth ſchließlich in den Verdacht, ihren erſten Mann, den ſie allerdings ſehr bald haſſen lernte, ermordet zu haben.

Lady Audley's Geheimniß beſteht darin, daß ſie auch zwei Männern angetraut iſt und den Einen wirklich ermordet hat. Die Hartherzigkeit und Falſchheit der „vornehmen Dame“ wird auf jeder Seite hervorgehoben, aber die Verfaſſerin vergißt

Digitized by Google

daß ſie ihre Heldin gar nicht von vornehmer Herkunft ſein ließ, ſondern ſie als arme Hülfslehrerin ſchilderte, die durch die blinde Liebe eines ältlichen Mannes erſt zur Lady erhoben wurde. Gewöhnliche Leſer durchlaufen das Buch ſo flüchtig, daß ſie dieſen Umſtand gewiß überſehen und ſich an dem ſcheinbaren Haß gegen die höhern Stände erfreuen, womit die Verfaſſerin um ſich wirft.

Bedenkt man, wie ſtolz die Engländer auf alle Standes-Erhöhungen ſind, wie eifern die Standes-Unterſchiede im wirklichen Leben aufrecht erhalten werden, ſo kann man dieſen Haß begreifen; nur muß man ſich wundern, daß die Verfaſſerin nicht konſequenter dabei verfahren iſt. Sie iſt höchſt wahrſcheinlich eine der Schickſalsgenoſſinnen von den vielen gedemüthigten Gouvernanten, die ſich durch ihr Talent das Vergnügen der Rache bereiten, aber nur zu deutlich zeigen, daß ſie in ähnlicher Lage, wie ihre Unterdrücker, gerade ebenſo wie dieſe handeln würden. Die nothwendigen Schranken des engliſchen Familienlebens werden weſentlich durch dieſe Excluſivität unterſtützt; deshalb wird kein Engländer ernſtlich daran denken, ſie abzulegen.

Der Zauber dieſes Familienlebens wird in den vorliegenden Romanen mit beſonderer Vorliebe und Sachkenntniß geſchildert und es iſt nicht zu läugnen, daß darin der Hauptreiz derſelben beſteht. Das Ungeheuerliche der Ereigniſſe wirkt beſonders ergreifend in dem ſchönen friedlichen Rahmen von Naturwahrheit und Lebenswärme, den die Verfaſſerin benutzt hat. Man ſieht die reizenden Gärten, die komfortablen Schlöſſer und Wohnungen, die jede engliſche Familie von Stande ſich zu ſchaffen weiß. Man hört die Tiſchglocken, ſieht die ſauberen Anzüge, in denen jeder engliſche Leib erſcheinen muß, wenn die gemeinſchaftliche Mahlzeit eingenommen wird und fühlt ſich behaglich in der allgemeinen Regelmäßigkeit und Reichhaltigkeit der Einrichtungen; daß in ſolchen Verhältniſſen eine ſtarke Anhänglichkeit für das Beſtehende ſich erzeugt, begreift man ſehr wohl und zittert mit den Betheiligten, wenn ihnen der Verluſt ihrer Ehren und Beſitzthümer bevorſteht.

In „Aurora Floyd“ tritt ein ſolcher Verluſt in der krasſeſten Weiſe ein, und es iſt unbegreiflich, wie eine engliſche Dame, bei der das feine Gefühl doch gewiſſermaßen als angeboren zu betrachten iſt, ihren Leſern zumuthen kann, für ihre Heldin noch Sympathie zu empfinden. Die Liebe zu einem Reitknecht, und wenn er noch ſo ſchön iſt, iſt etwas zu Ungeheuerliches bei einer gebildeten Frau, als daß ein Vergeſſen und Vergeben möglich wäre.

Es iſt nicht der Unterſchied des Standes, der eine ſolche Verbindung zu einer ſchmachvollen Verirrung ſtempelt, ſondern der Unterſchied der Bildung!

Mangel an Bildung iſt bei den Männern in den meiſten Fällen auch zugleich mit Rohheit verbunden; bei den Frauen kann es allenfalls für liebenswürdige Einfalt ausgegeben werden, wenn ſie ungebildet ſind. Daher iſt es nicht ſo verletzend für das feine Gefühl, wenn ein gebildeter Mann ſich tief unter ſeinem Stande den Gegenſtand ſeiner Neigung ſucht; ja es hat ſogar Vertheidiger und Bewunderer ſolcher Verhältniſſe gegeben. Man braucht nur an Göthe und die Vulpius zu erinnern. Aber nie kann man es einer Frau verzeihen, wenn ſie Leib und Seele erniedrigt durch die Liebe zu einem rohen untergeordneten Mann!

Es wird deshalb auch gewiß ſo ſchnell und flüchtig wie möglich in „Aurora Floyd“ über die Jugendverirrung der Heldin hinweggegangen; ſie iſt nur zur Schürzung des Knotens erfunden und benutzt. Indeſſen bleibt doch der unauslöſchliche Flecken einer unweiblichen Anſchauungsweiſe auf der Verfaſſerin haften, und es iſt zu wünſchen, daß ſie ſich davon reinigt, indem ſie endlich einmal einen Roman ohne weibliche Verbrecher ins Leben treten läßt.

Die Ueberſetzung, welche im Verlag von Vogt und Günther in Leipzig erſchienen, entſpricht nicht den Anforderungen, die man jetzt zu ſtellen berechtigt iſt. Die wörtliche Treue des Ausdruckes entſchuldigt es nicht, daß die Worte noch halb engliſch benutzt werden; denn wer engliſch verſteht, wird keine Ueberſetzungen leſen und wer es nicht verſteht, weiß auch nicht was „gentlemänniſch“ und was die „Nordloge“ bedeutet. Der Name des Schloſſes wird ſogar halb engliſch „Felden-Woods“ angeführt, während Eigennamen am beſten ganz engliſch wiedergegeben werden.

Noch tadelnswerther iſt es, wenn „poor fellow“, im Munde einer Dame doch höchſtens als „armer Burſche“ zu verſtehen, als „armer Kerl“ überſetzt wird, ein Wort, das im Salon gewiß nie von weiblichen Lippen geſprochen wird. Es kommen außerdem noch häufig durchaus unſchriftmäßige Ausdrücke und unſchöne Wendungen vor, die auf große Eilfertigkeit der Arbeit oder gar Unkenntniß der deutſchen Sprache ſchließen laſſen. F. v. H.

Kleine literariſche Revue.

— **Shakſpeare und Victor Hugo.** Zum Shakſpeare-Jubiläum wird ſoeben ein eigenthümliches, großartiges Werk von Victor Hugo angekündigt. Es iſt gewiſſermaßen eine Genealogie des poetiſchen Genius, ein Stammbaum ſeiner Ahnen und ſeiner Nachkommenſchaft, zu welcher letzteren der Verfaſſer ſich ſelbſt mitzählt. Wir theilen hier die Kapitel-Ueberſchriften des Buches mit:

William Shakſpeare, von Victor Hugo.

Erſte Abtheilung.

Kap. I. Shakſpeare. — Sein Leben.
„ II. Die Genien. — Homer. — Hiob. — Aeſchylus. — Jeſaias. — Lucrez. — Juvenal. — Tacitus. — Paulus. — Johannes. — Dante. — Rabelais. — Cervantes. — Shakſpeare.
„ III. Shakſpeare, der alte.
„ IV. Die Kunſt und die Wiſſenſchaft.

Zweite Abtheilung.

Kap. I. Shakſpeare. — Sein Werk.
„ II. Die Culminationspunkte (Hamlet, Macbeth, Othello, Lear).
„ III. Die Kritiker.
„ IV. Die Schöngeiſter und die Menge.
„ V. Die Empfindung des Schönen und Wahren.

Schluß.

Kap. I. Nach dem Tode Shakſpeare's. — England.
„ II. Die Culminationspunkte.
„ III. Das Endurtheil der Geſchichte. — Jeder auf dem ihm gebührenden Platz.

— **Italiäniſche Journaliſtik.** Die Turiner Rivista contemporanea, die angeſehenſte politiſch-literariſche Zeitſchrift, die für Italien die Stelle der großen franzöſiſchen und engliſchen Periodicals im nationalen und liberalen Sinne vertritt, hat ſich mit Beginn dieſes Jahres mit der vor Kurzem von Vincenzo Roſſi be-

Digitized by Google

gründeten Rivista nazionale di Economia politica e statistica vereinigt und erſcheint ſeitdem wie bisher in Monatsheften und im Verlage von Luigi Pomba unter dem Titel Rivista contemporanea nazionale italiana. Der Ritter V. Roſſi wird die beſondere Direktion des volkswirthſchaftlichen und ſtatiſtiſchen Theiles der ſo erweiterten Zeitſchrift übernehmen. Der letzte (fünfunddreißigſte) Vierteljahrsband der Rivista, der das Dezemberheft 1863 abſchließt, enthält außer den literariſchen und politiſchen Ueberſichten an größeren Abhandlungen u. A. eine Darſtellung der vergangenen und gegenwärtigen Verhältniſſe in Iſtrien, von P. S. Bonſigli, eine Beſprechung der Sammlung von Ceſare Balbo's kleineren Schriften, von Enrico Cangini; über den italiäniſchen Bodenkredit, vom Deputirten Carlo de Ceſare; Erinnerungen eines italiäniſchen Reiſenden an das romaniſche Amerika, von Pietro de Koſter; Rom und das Reich, von E. Ottino; Drei Monate in Calabrien, von Ceſare Lombroſo.

— **„Beitrag zur Geſchichte jüdiſcher Tartüffe"** heißt der etwas ſonderbare Titel einer kleinen Schrift*) eines pſeudonymen Iſrael Levi Kohn, welche das verſteckte, unſaubere Treiben eines gewiſſen Ignaz Deutſch in Wien beſpricht, der durch die (der Schrift beigegebenen) „Eingaben an das ehemalige k. k. Kultusminiſterium in Wien über die religiöſen Zuſtände der Juden in Oeſterreich" in den Jahren 1857 und 1859 in denunciatoriſcher Weiſe die Fortſchritte und Beſtrebungen der Juden in Kultur und Kultus anklagt, und gern ſähe, daß in Oeſterreich auch den Juden ſo ein Stück Concordat und eine Art „Umkehr" von Oben herab octroyirt würde. Ign. Deutſch, der, wie die Schrift darlegt, weder wiſſenſchaftlichen, noch moraliſchen Beruf dazu zu haben ſcheint, ſteht in der großen Gemeinde Wien's ziemlich vereinzelt da, und hat weder höheren Orts Gehör, noch ſelbſt bei den Männern der alten Schule, an die er ſich auch wendet, Anklang gefunden. Und damit hätte die Farce, die derſelbe ſpielt, ein Ende, wenn ſie nicht auch die traurige Seite zeigte, daß es zu allen Zeiten und in allen Richtungen Tartüffe gibt, die mit frömmelnder Heuchelei ihren Privatzwecken den weiten Mantel allgemeinen Intereſſes umhängen möchten. Solche Männer ſind in ſich ſelbſt gerichtet und fallen der Verachtung und Vergeſſenheit anheim. Ob es aber auch gerade ſolche Käuze geben müſſe, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen.

— **Der Stieler'ſche Hand-Atlas.** Von A. Petermann gezeichnet, iſt ſoeben eine neue Auflage der Karte der britiſchen Inſeln zum Stieler'ſchen Hand-Atlas erſchienen.**) Als Beikärtchen befinden ſich auf dem Blatte ein Plan von London und Umgebung, wobei wieder der Kryſtall-Palaſt und die Wege dahin beſonders gezeichnet ſind. Sehr ſpeziell, wohl zum erſtenmale auf einem ſolchen wenig umfangreichen Blatte, iſt die Configuration des Meeresbodens der die britiſchen Inſeln umgebenden Meere angegeben, und zwar durch Linien gleicher Tiefe von 10 zu 10 engliſchen Faden bezeichnet und die ſo beſchriebenen Schichten in wachſenden, nach der Tiefe dunkler werdenden Tönen punktirt. Ebenſo ſind die Sandbänke und Watten, ſowie die Meerestiefen von über 100 Faden in leicht erkennbarer Weiſe heller oder dunkler ſchraffirt. Wir wundern uns jedoch, daß bei der Sorgfalt, die auf dieſem Blatte dem Meere gewidmet iſt, das Land dagegen inſofern vernachläſſigt iſt, als weder die Eiſenbahnen noch die großen Heerſtraßen angegeben ſind. Die Beſitzer des Stieler'ſchen Hand-Atlas ſind gewiß viel öfter in dem Falle, auf der Karte der britiſchen Inſeln die Lage der Eiſenbahnen und Landſtraßen, als die der Meerestiefen und Sandbänke zu ſuchen.

— **Kriegsſchauplatz.** Die topographiſche Karte der Düppeler Schanzen, von F. Handtke*) iſt von allen bis jetzt erſchienenen Karten und Plänen dieſes Kriegstheaters die beſte und vollſtändigſte und läßt auch in Bezug auf die techniſche Ausführung alle anderen Blätter mit der Gegend um Düppel, Stenderup und Gravenſtein weit hinter ſich. Angehängt iſt eine Operationskarte von Sundewitt und Alſen im Maaßſtabe von 1 zu 200,000, die der Reimann'ſchen Specialkarte entlehnt iſt. Gleichzeitig iſt im Anſchluß an die Reimann'ſche Sektion Apenrade in demſelben Verlag eine topographiſche Karte der Umgegend von Fridericia mit einem Plane dieſer Feſtung erſchienen.

Literariſcher Sprechſaal.

Profeſſor Preuß, der unermüdliche Vindicator von Friedrichs Ehre, wo ſie literariſch angegriffen wird, hat kürzlich in einem Artikel der „Voſſiſchen Zeitung" nachgewieſen, daß die auch vom Profeſſor v. Siebold in München neuerdings aufgewärmte Anekdote, Friedrich der Große habe dem bekannten Ichthyologen, Dr. Marcus Elieſer Bloch, auf deſſen Geſuch um eine Unterſtützung ſeines Fiſchwerkes geantwortet: „Was Er von meinen Landräthen verlangt, iſt dummes Zeug; was vor Fiſche in der Mark ſind, das weiß ich: es ſind Karpfen, Zander, Barſche und Aale; will er etwa die Gräten zählen?" — vollſtändig aus der Luft gegriffen ſei. Nach dem Erlaß einer allerdings ablehnenden Antwort, deren nichts weniger als ſcurriler Text von Preuß vollſtändig mitgetheilt wird, hat Friedrich vielmehr unterm 13. November 1781 an ſeine Kriegs- und Domainen-Kammern die Verfügung erlaſſen, „dem Dr. Bloch zur vollſtändigen Ausarbeitung der ökonomiſchen Naturgeſchichte das Verzeichniß der Namen aller Fiſche in den Gewäſſern der königlichen Provinzen anzufertigen und dieſem Verzeichniſſe inſtruktive Bemerkungen beizufügen."

In Frankreich hat die Entdeckung, daß die Gebeine Voltaire's und Rouſſeau's, die man in der St. Genovefen-Kirche von Paris, dem ehemaligen Pantheon, beigeſetzt glaubte, bereits vor fünfzig Jahren von dort heimlich entfernt und auf einem Anger in eine Kalkgrube geworfen wurden, den allgemeinſten Unwillen erregt. Im Mai 1814, bald nach der Reſtauration der Bourbonen, wußte es die Prieſterpartei durchzuſetzen, daß das „Pantheon" wieder zur Genovefen-Kirche gemacht wurde. In demſelben Monate wurde auch, wie der „Bibliophile Jakob" in ſeinem Journale „l'Intermédiaire" erzählt, unter der Leitung des ehemaligen Münz-Direktors de Puymorin, jene Schandthat vorgenommen, die ihre Urheber mit ewiger Schmach bedeckt. Hunderttauſende von Einheimiſchen und Ausländern haben in dem verfloſſenen halben Jahrhundert das ehemalige „Pantheon" beſucht, und an der Stelle, unter welcher die ſterblichen Ueberreſte Voltaire's und Rouſſeau's ruhen ſollten, der angeblichen Toleranz des Pariſer Clerus ihre Huldigung gezollt. Und nunmehr kömmt dieſe Enttäuſchung, von der auch Napoleon III. keine Ahnung hatte, da er erſt vor Kurzem noch die Abſicht gehabt haben ſoll, das

*) Leipzig, Druck von C. H. Naumann, 1864.

**) Gotha, Juſtus Perthes, 1864.

*) Glogau, Carl Flemming.

Digitized by Google

Herz Voltaire's, das bisher auf dem Schloſſe Villette aufbewahrt worden war, ebenfalls in St. Geneviève beiſetzen zu laſſen, was aber zu der ſaubern Entdeckung geführt hat. Gegenwärtig ſoll das Herz Voltaire's auf der „kaiſerlichen Bibliothek" in dem großen Saale deponirt werden, in welchem die in Erz gegoſſene, ſitzende Figur Voltaire's ſich befindet.

Zwei Kurioſitäten der Pariſer Theater ſind: 1) ein Don Carlos, von Victor Séjour, der unter dem Titel „Les fils de Charles Quint" auf dem Ambigu-Theater gegeben wird, und 2) „Das Haus des Bademeiſters" (la maison du baigneur) von Auguſt Maquet, worin das Komplott zur Ermordung Heinrich's IV. durch Ravaillac angezettelt wird. In dem erſtgenannten Stücke bildet Don Carlos den Mittelpunkt einer auf die Befreiung der Niederlande gerichteten Verſchwörung, die Herr Séjour angeblich nach authentiſchen Geſchichtsquellen ermittelt haben will, und in dem zweiten Stücke iſt der neueſte und anziehendſte Knalleffekt dadurch herbeigeführt, daß einer der Verſchwörer in dem Hauſe des Bademeiſters durch einen vor den Augen der Zuſchauer ſich herablaſſenden, ſchweren hölzernen Plafonds, der mittelſt eines außerhalb angebrachten Reſſorts in Bewegung geſetzt iſt, erſtickt und zermalmt wird. Ganz Paris drängt ſich nun, um dieſe wunderbare Decke herabſtürzen und die neue Decoration zu ſehen, die dem Gaieté-Theater, in welchem das Haus der Bademeiſters gegeben wird, den ungeheuren Zulauf verſchafft.

Am 29. Januar ſtarb zu Hampſtead bei London eine der älteſten Schriftſtellerinnen Englands, Miß Lucy Aikin, in ihrem dreiundachtzigſten Lebensjahre. Schon als ſiebenzehnjähriges Mädchen betrat ſie, durch das Beiſpiel ihrer Tante, der bekannten Dichterin Barbauld, aufgemuntert, das Feld der Literatur, ſchrieb Artikel für Reviews und Magazine, und war Mitarbeiterin an dem Annual-Register. Ihr erſtes bedeutenderes Werk waren die „Memoirs of Queen Elizabeth", welche 1818 erſchienen und mehrere Auflagen erlebten. Es war dies die erſte eigentliche Biographie der berühmten engliſchen Königin, und obgleich durch neuere Forſchungen in den Schatten geſtellt, galt ſie für die damalige Zeit mit Recht als eine höchſt verdienſtvolle Leiſtung. Es folgten ähnliche Arbeiten über Jakob I. (1822) und Karl I. (1833), und ſchließlich „das Leben Addiſon's" (1843), die gediegenſte und intereſſanteſte ihrer Schriften, in welcher ſie die engliſche Literaturgeſchichte vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit großer Sachkenntniß behandelt. Von allen Werken Miß Aikin's aber erwarb eine Kinderſchrift, die „Adventures of Rolando", die allgemeinſte Popularität und wurde ein paar Generationen hindurch von der Jugend Englands mit Begierde verſchlungen. Miß Aikin war mit vielen hervorragenden Perſönlichkeiten ihrer Zeit eng befreundet, und unterhielt unter Anderem eine regelmäßige Korreſpondenz mit dem verſtorbenen Channing über die literariſchen und ſozialen Erſcheinungen des Tages.

Der Herausgeber der Revue Britannique, Herr Amédée Pichot, hatte zu Anfang dieſes Jahres eine Reiſe von Paris nach Deutſchland gemacht, um ſich von dem hier jetzt herrſchenden, nationalen und politiſch-literariſchen Geiſte perſönlich zu überzeugen. Er kam gerade am Neujahrstage nach Leipzig, wo er die Luft-Temperatur ſehr kalt, die Geiſtes-Temperatur jedoch ungewöhnlich warm fand. Er giebt darüber im erſten Hefte der diesjährigen Revue Britannique einen vorläufigen Bericht, deſſen Motto folgende drei Citate aus Shakſpeare bilden:

„Be here German or Dane!"
(All's well that ends well, Act IV. Sc. 1)
„Germans are honest men!"
(Ibidem, Act IV. Sc. 5)
„I am sure, it may be so in Denmark."
(Hamlet, Act I. Sc. 5).

Man würde jedoch irren, wenn man aus dieſem Motto ſchlöſſe, daß Herr Pichot in ſeinem Berichte viel von Schleswig-Holſteins und von der Gerechtigkeit der deutſchen Sache den Dänen gegenüber ſpricht. Er hat kaum Zeit, dieſer brennenden Frage zu gedenken; denn ſowie er in Leipzig angekommen, wird er auch ſofort von den dortigen muſikaliſchen Genüſſen und insbeſondere von den ſchönen „Saxonnes" ſo in Anſpruch genommen, daß er ſich alle übrigen Beobachtungen für ſeinen nächſten Brief vorbehalten muß.

Es geht uns ſoeben aus Brüſſel die Ankündigung eines deutſchen Buches zu, das ein größeres literariſches Intereſſe darzubieten ſcheint, als die durch Reclamen viel angeprieſenen, in Brüſſel gedruckten Misérables und Mandits. Von Herrn K. M. Kertbeny erſcheint nämlich in der Verlagshandlung von Emil Flatau eine Sammlung von Memoiren, oder vielmehr „Plaudereien von geſtern und heute," wie ſie der Verfaſſer nennt, unter dem Titel „Diskretes und Indiskretes." Es wird darin über die verſchiedenſten Perſonen und Zuſtände Aufſchluß ertheilt, z. B. über Ernſt Renan, über Heinrich Heine's Wittwe, über das engliſch-franzöſiſch-römiſche Spirit-Medium Douglas Home, über den Fürſten A. Polignac (den kürzlich verſtorbenen Schwiegerſohn des franzöſiſchen Börſenfürſten Mirès), über Elpis Mellena, die Freundin Garibaldi's, über Roſſini in ſeinem Alter ꝛc. Wir werden, ſobald das Buch in unſeren Händen iſt, Weiteres darüber berichten.

Das eben erſchienene Verzeichniß No. 59 der Buch- und Antiqhdlg. von J. A. Stargardt in Berlin enthält wiederum mancherlei Beachtungswerthes, unter Anderem eine Sammlung von 21 alten Bruchſtücken Pergament und Papierſtreifen aus dem 14.—16. Jahrhundert, z. B. aus einem Wilhelm v. Oranſe, aus einer Apokalypſe, aus den alten Meiſterſängern und Minneſingern; Bruchſtück einer Urkunde von Bonifaz VII. ꝛc. Ferner das Ehrendiplom für den berühmten Nürnberger Künſtler und Kalligraphen Guiden; das Originalmanuſkript eines Hexenprozeſſes aus dem Jahre 1679; eine Sammlung von 26 Original-Compoſitionen, Autographen von Mozart, darunter die Comödie „Apollo und Hyacinthus;" eine Sammlung von Schriften und Dokumenten als Beitrag zur Geſchichte d. J. 1805—1816.

Einer der gründlichſten Kenner der ſlaviſchen Sprachen und Alterthümer, Alex. Chr. Woſtokov, Mitglied der ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften, iſt am 20. Februar in Petersburg mit Tod abgegangen. Er war im Jahre 1781 geboren und verſuchte ſich zuerſt als Dichter, wandte aber bald ſeine ganze Thätigkeit der ſlaviſchen Philologie zu, um die er ſich durch ſeine ruſſiſche Grammatik, ſeine Beſchreibung der Handſchriften im Rumänzov-Muſeum und namentlich durch die Herausgabe des Evangeliums von Oſtromir große Verdienſte erwarb. Noch im ſpäten Alter unternahm er die Bearbeitung eines Wörterbuchs der kirchenſlaviſchen Sprache, wovon 1858 der erſte Band erſchien. Uebrigens war Woſtokov trotz ſeines ruſſiſchen Namens nicht von ſlaviſcher Herkunft; er hieß eigentlich Oſteneck, war ein geborner Eſthe und lebte und ſtarb als evangeliſcher Chriſt.

Digitized by Google

Confirmationsgeſchenk. (163)

Worte des Herzens.

von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben

von C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einband mit Goldſchnitt geb. zu 1 Thlr 10 Sgr., bez. 1 Thlr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Revert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Das Leben und die Lehren

des

MOHAMMAD.

Nach bisher grösstentheils unbenützten Quellen bearbeitet

von

Sprenger, Professor in Bern.

Erster und zweiter Band. à Band 3 Thlr. 20 Sgr.

In dem vorliegenden Werke gibt der Verfasser das Resultat seiner langjährigen umfangreichen Studien. Wenige Gelehrte möchten zu einer solchen Arbeit einen grösseren Beruf haben als er. Zwölf Jahre lang war er Vorsteher der muhammedanischen Schulen in Britisch-Indien. Er konnte als solcher der Erforschung des Koran den grössten Fleiss zuwenden und durch die Benutzung vieler handschriftlichen Quellen seinem Werke eine bisher ungeahnte Vollendung geben.

Ausser andern hervorragenden Gelehrten bezeichnet auch **Rénan** in seinem **„Leben Jesu"** dasselbe als eine Erscheinung von dem grössten Werthe, unter Anführung bezüglicher Stellen. (160)

Der 3. Band (Schluss) wird zur Ostermesse ausgegeben.

Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Stuttgart. Bei uns iſt erſchienen und bei Herrn Wilhelm Schultze in Berlin, ſowie in jeder andern Buchhandlung zu haben:

Dunant, Henri, die Barmherzigkeit auf dem Schlachtfelde. Eine Erinnerung an Solferino. Nach der vierten franzöſiſchen Ausgabe, mit Ermächtigung des Verfaſſers neu überſetzt und mit einem Bericht über den Genfer internationalen Sanitätscongreß vermehrt von Dr. E. R. Wagner. gr. 8. br. 54 kr. oder 18 Sgr.

Eine ſo glänzende Aufnahme, wie ſie dieſe Schrift in Frankreich im tiefen Frieden gefunden, läßt ſich in Deutſchland um ſo zuverſichtlicher erwarten, nachdem der ausgebrochene Krieg mit ſeinen blutgetränkten Schlachtfeldern und vollen Kriegsſpitälern in den Herzogthümern dem in dem Buche mit ſo warmem Herzen und ſo beredter Zunge wachgerufenen Samariterdienſt an den verwundeten Soldaten ein ſo weites Feld eröffnet hat, und weil der Schrift ein Bericht über ſeine Erſtlingsfrucht, den Genfer internationalen Congreß, beigegeben iſt, welchem die in raſcher Aufeinanderfolge in ganz Deutſchland ſich bildenden Ausſchüſſe nicht nur die geſchichtliche Entſtehung des Liebeswerks, ſondern auch ſo manchen nützlichen Wink für ihre Thätigkeit entnehmen können. (157)

Chr. Belſer'ſche Verlagshandlung.

Im Verlage der Photographiſchen Geſellſchaft zu Berlin erſchien ſo eben eine

Prachtausgabe des neuen Teſtaments mit 30 und Prachtausgabe der ganzen Bibel mit 60 Photographien

nach den bedeutendſten Werken der erſten italieniſchen und niederländiſchen Meiſter. Erſtere in Octav zu 2 Thlr. 10 Sgr., in Hoch-Quart zu 9 Thlr. Letztere in Octav zu 4 Thlr. 20 Sgr., in Hoch-Quart zu 20 Thlr., mit dem anerkannt vortrefflichen Decker'ſchen Texte.

Der Generalſuperintendent Dr. Hoffmann hat derſelben eine ſehr eingehende Beurtheilung gewidmet. Es heißt darin am Schluß:

„Auch hier iſt die Auswahl eine höchſt glückliche zu nennen, und das Werk ſteht als ein ſehr erfreulicher Beweis vor uns, wie die Kunſt ein Abglanz der ewigen Gaben der Gnade Gottes iſt und zu ihnen hinleitet.

Möge durch eine lebhafte Theilnahme das Werk den Segen ſtiften, den zu ſtiften es geeignet iſt."

Berlin, 29. Februar 1864.

Dr. Hoffmann,
(161) General-Superintendent.

In J. G. Boßenecker's Verlagsbuchhandlung in Regensburg iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig: (159)

Zwei franzöſiſche Stimmen

über

Renan's Leben Jeſu

von

Edmund Scherer und Athan. Coquerel d. J.

Ein Beitrag

zur

Kenntniß des franzöſiſchen Proteſtantismus.

geb. **12 Ngr.**

Vorſtehende Broſchüre enthält zwei durch Form und Inhalt gleich vortreffliche Beurtheilungen des Renan'ſchen Buches. Sie ſind aus der Feder zweier durch Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Freimuth ausgezeichneten, an der Spitze der Fortſchrittsbewegung des proteſtantiſchen Frankreichs ſtehenden Schriftſteller.

Für Liebhaber der Sternkunde dürfte es kein zweckmäßigeres Werk geben, als die von

J. E. Bode

herausgegebene

Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels,

(Preis 2 Thaler.)

wovon kürzlich die **11. Auflage** erſchienen iſt, — ein ſicherer Beweis ſeiner Brauchbarkeit.

Ganz beſonders hat es Bode verſtanden, ſeine Leſer mit der Kenntniß der Geſtirne und allen Veränderungen der ſcheinbaren Lage derſelben während der zwölf Monate des Jahres auf die einfachſte und verſtändlichſte Weiſe bekannt und vertraut zu machen, und eben dieſe leichte Faßlichkeit ſeiner „Anleitung" macht ſie daher für Jedermann empfehlenswerth, der ſich am Himmel nur einigermaßen orientiren will." — Eine Anzahl trefflicher Stern- und Himmelskarten, die dem Buche beigegeben ſind, dienen dazu, das Verſtändniß noch mehr zu erleichtern. (158)

Nicolai'ſche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Das Leben Jeſu

für das deutſche Volk bearbeitet

von

David Friedrich Strauß.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das vor 29 Jahren zuerſt erſchienene „Leben Jeſu" von Strauß, ungeachtet es ausſchließlich für die theologiſche Welt beſtimmt war, weit über dieſen Kreis hinaus Epoche machte, ſo wird dieſes neue, ausdrücklich für das Volk geſchriebene „Leben Jeſu" deſſelben Verfaſſers noch weit mehr geeignet ſein, das allgemeinſte Intereſſe zu erregen. Es iſt ein Buch für Deutſche in demſelben vollen Sinne, wie das Leben Jeſu von Renan ein Buch für Franzoſen iſt, und darf ſich vom deutſchen Publikum mindeſtens ebenſoviel Theilnahme verſprechen, als das franzöſiſche Werk bei demſelben gefunden hat. (156)

Für Hermann Marggraff's Hinterlaſſene.

Am 11. Februar d. J. iſt Hermann Marggraff in der Vollkraft ſeines Wirkens, erſt 54 Jahre alt, in Leipzig geſtorben. In ihm haben die deutſche Literatur und der ganze deutſche Schriftſtellerſtand einen ihrer getreueſten und eifrigſten Hüter und Vertreter verloren. Hermann Marggraff, der ſich durch ſeine lyriſchen Gedichte und Balladen, durch humoriſtiſche Romane und Dramen, vorzugsweiſe aber als Literarhiſtoriker und Kritiker einen ehrenvollen, in weiten Kreiſen geachteten Namen erworben, hatte es ſich, namentlich als langjähriger Herausgeber der „Blätter für literariſche Unterhaltung", zur Lebensaufgabe gemacht, die deutſche Literatur zu heben und ihr die Anerkennung zu erringen, auf welche ſie den gerechteſten Anſpruch hat. Das Leben, welches für ihn ein unausgeſetztes Ringen und Mühen, Arbeiten und Sorgen war, iſt ihm den Lohn für ſein Streben ſchuldig geblieben; um ſo mehr iſt es für alle, welche Marggraff's Namen kennen, zur Ehrenaufgabe geworden, an ſeinen Hinterlaſſenen den Zoll des Dankes abzutragen.

Hermann Marggraff hat außer ſeiner Witwe zehn noch ſämmtlich unverſorgte Kinder, von denen das jüngſte erſt anderthalb Jahr alt iſt, hülflos zurückgelaſſen. Zwar wird die Schillerſtiftung, deren geiſtiger Schöpfer und eifrigſter Förderer er war, ſich ſeiner Hinterlaſſenen gewiß in entſprechender Weiſe annehmen, aber ſelbſt wenn ihre Gabe, wozu gegründete Ausſicht vorhanden, reichlich ausfällt, wird die Zukunft der Familie dadurch allein noch nicht vollſtändig geſichert. Dies zu erſtreben, ſind in Leipzig die Unterzeichneten zu einem Comité zuſammengetreten, und wie ſie bereits hier mit beſtem Erfolg zu dieſem Zweck gewirkt haben, richten ſie auch an alle wohlwollenden und edeldenkenden Männer im übrigen Deutſchland die Aufforderung und dringende Bitte, ſie durch Beiträge in dieſem Streben unterſtützen zu wollen. Jede Zeitungsredaction wird ſolche gewiß gern zur Beförderung an uns entgegennehmen.

Leipzig, im März 1864.

Das Comité für Hermann Marggraff's Hinterlaſſene:

Kaufmann **Hermann Bobeck**. Buchhändler Dr. **Eduard Brockhaus**. **Wilhelm Felſche**. Dr. **Friedrich Friedrich**. Stadtrath **Geibel**. Buchhändler **Franz Kohler**. Muſikdirector Dr. **Hermann Langer**. Hofrath **Marbach**. Dr. **Paul Möbius**. Profeſſor **Wenck**. Profeſſor **Wuttke**.

Die Verleger dieſer Zeitſchrift erklären ſich bereit, eingehende Beiträge in Empfang zu nehmen und über dieſelben von Zeit zu Zeit an dieſer Stelle Quittung zu geben. (162)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. # Magazin für die Literatur des Auslandes. No. 13.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten an, für England H. Bender, London, 8 Little Newport Street, Leicester Square.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 27. März **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.
Die neueſten Gegner von Mommſen's römiſcher Geſchichte 194
Arnold Ruge's Gefängnißhaft. II. Von Köpnick nach Kolberg 196
Böhmen.
Čechiſche Briefe aus Böhmen. I. Zur Orientirung 200
Frankreich.
Das Laien-Evangelium von Sallet franzöſiſch 201
Nord-Amerika.
Benjamin Franklin's „Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis." 202
Rußland.
Deutſche Kalender aus Rußland 205
Kleine literariſche Revue.
Die afrikaniſche Reiſe des Herzogs von Sachſen Coburg-Gotha 206
Heyſe's Syſtem der Sprachwiſſenſchaft in Italien 206
Die Lehranſtalt für Buchhandlungs-Lehrlinge in Leipzig 206
Die praktiſche Heilkunde in England . . . 206
Geſchichte der Belagerung von Sebaſtopol 206
Erzgebirgiſche Arbeiter-Zeitung 207
Literariſcher Sprechſaal 207

Zur Nachricht.

Mit dieſer Nr. endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem Erſuchen in Erinnerung gebracht, ihre Beſtellung auf das nächſte Quartal möglichſt bald zu bewirken, damit keine Unterbrechung in Empfang der Nummern entſteht.
Die Verlagshandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.
By GEORGE HENRY LEWES.
Copyright edition.
Second edition, partly rewritten.
2 vols. 8. Geh. 3 Thlr. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.
Diese neue Auflage des berühmten Werks, anerkannt eine der besten Biographien Goethe's, ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in neuerer Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass diese Ausgabe das Interesse eines ganz neuen Werks erregen wird. (168)

Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

Shakspeare-Literatur.

SHAKSPEARE'S Works Edited by *H. Staunton*. Illustrations by *J. Gilbert*, engraved by the brothers Dalziel. 3 Vols. Royal-8. Cloth £ 2 16 sh.
— — Edited by *Th. Campbell*. Illustrated. In one Volume. Cloth 12 sh.
— — Edited by *G. Steevens* and *E. Malone*. In one Volume. Cloth 10 sh. 6 d.
— — Edited by *W. G. Clark* and *J. Glover*. Cambridge-Edition. In Eight Volumes. Vol. I.—III. Cloth 10 sh. 6 d. each.
— — Edited by *A. Dyce*. In Eight Volumes. Vol. I. Cloth 10 sh. 6 d.
— — Edited by *W. Hazlitt*. 5 Vols. Cloth 15 sh. 6 d.
— — The First Folio Edition of 1623, reproduced under the supervision of *H. Staunton*. Part 1, folio, 10 sh. 6 d.
— — Songs and Sonnets. Illustrated by *J. Gilbert*. Bound with gilt edges. 7 sh. 6 d.
— — THE REFERENCE SHAKSPEARE; a Memorial Edition of Shakespeare's Plays, containing 11,600 References. Compiled by *John B. Marsh*. Royal 8vo. Cloth 1 £.
— — LIFE PORTRAITS of WILLIAM SHAKSPEARE. By *H. Friswell*. Illustrated by Photographs. 8vo. cloth gilt. 1£ 1 sh.
SHAKESPEARE JEST BOOKS: Reprints of the Early Jest Books supposed to have been used by Shakespeare. Crown 8vo. half-bd. 7 sh. 6d.
SHAKSPEARE and JONSON: Dramatic versus Wit Combats. Cr. 8vo. 4 sh.
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (166)

Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson*. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
März 1864.
The Hillyars and the Burtons. A Story of Two Families. By *Henry Kingsley*. Chap. XIX —XXII. — Private Schools for Boys. Their Management. By *Archibald Maclaren*, of the Gymnasium, Oxford. — Letters from a Competition Wallah. Letter X. The „Anglo-Saxon" Party in India. — Old Master Gruneay and Goodman Dodd (Stratford-on-Avon, A. D. 1579.) By *William Allingham*. — A Son of the Soil. Part V. — Concerning the Organization of Literature. — Sit Down in the Lowest Room. By *Christina G. Rossetti*. — The Law and the Church. By a Lay Churchman. — Memorandum on „A Story of the Great Mutiny." Communicated by Major-General *Vincent Eyre* C. B., late Royal Artillery (Bengal).
LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing Literature for the Hours of relaxation. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
März 1864.
How the Shareholder's Money Goes. A Railway Battle at St. Stephen's, Westminster. — An Actor's Story. — St. David's Day. — An Hour with a Snake-Charmer. — The Gullibility of Man. — London Papers and London Editors, No. 4. Captain Sterling of the „Times," Dr. John Black of the „Morning Chronicle". — William Cobbett, and his „Twopenny Trash" (With a Portrait of Dr. Black). — Football at Rugby, Eton, and Harrow. — The Merchant Princes of England II. — The De la Poles of Hull. — Art in a Railway Station. — The Duet. — Little Golden-Hair's Story. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. — Chap. IX—XII.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sons hande versichert sein:
DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. März. (167)

Bei E. H. Schroeder in Berlin, 41 Linden ist soeben erschienen.

Portrait Shakespeare's.
Brustbild. Gross Folio. Chines. Papier.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese nach dem berühmten „Chandos-Portrait" Shakespeare's von P. Rohrbach vortrefflich ausgeführte Lithographie schliesst sich in Format und Behandlung genau dem bekannten bei mir erschienenen Portrait-Cyclus an, von welchem bis jetzt Goethe (1779) — Goethe (1811) — Schiller — Lessing — Moses Mendelssohn — Haydn — Mozart — Beethoven ausgegeben sind.
Die Blätter sind durch ihr Format (Höhe der Zeichnung 11¼ Zoll, Breite 9¼ Zoll) ganz besonders zur Wandzierde für Bibliothek-, Studir-, Musik- oder Wohnzimmer geeignet.
Das Shakespeare-Portrait dürfte — ganz abgesehen von der bevorstehenden Feier — um so mehr die Aufmerksamkeit aller Verehrer des unsterblichen Dichters in Anspruch nehmen, als bisher noch nie ein Portrait desselben in dieser Grösse in Deutschland erschienen ist. (169)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die neueſten Gegner von Mommſen's römiſcher Geſchichte.

Es haben ſich in der neueſten Zeit von verſchiedenen Seiten Stimmen gegen Mommſen's Darſtellung der römiſchen Geſchichte erhoben, die um ſo bedeutungsvoller ſinb, als ſie von einem gewiſſen Stanbpunkte aus ganz gerechtfertigt erſcheinen, wenn ſie, in Mommſen's Werk eine totale Umkehrung der bisherigen Anſchauungen erkennend, vor der ſchädlichen Wirkung, die es auf verſchiedene Kreiſe ausüben könnte, waenen. Zuerſt hat Herr Peter in der unten bezeichneten Schrift*) in drei gelehrten Abhandlungen die Anſichten Mommſen's über einzelne weſentliche Partien der römiſchen Geſchichte als irrig nachzuweiſen verſucht. Wir müſſen die Vertheidigung dem Angegriffenen ſelbſt überlaſſen und bemerken nur, daß die Schrift nicht blos einen wiſſenſchaftlichen Zweck hat, ſonbern hauptſächlich für ben Kreis ber Gymnaſien beſtimmt iſt, um den nachtheiligen Einfluß abzuwehren, von dem ſie durch Mommſen's Werk bedroht ſind. Herr Peter ertheilt den Leiſtungen Mommſen's das größte Lob: er rühmt die umfaſſende Gelehrſamkeit, die künſtleriſche Geſtaltung und die feſſelnde Darſtellung; nur habe er ſeine ſchöpferiſche Kraft zu wenig gezügelt und werde deshalb oft ungerecht gegen Andere und gehe in der Bezeichnung von Dingen und Perſonen oft über das richtige Maß hinaus; ferner finden ſich viele Widerſprüche und unrichtige Auffaſſungen, und endlich habe er ſeine Parteiſtellung allzu ſehr geltend gemacht und habe durch Moderniſirung des antiken Stoffes die Erkennung und Darſtellung der eigentlichen Entwickelungs-Momente der vergangenen Zeit behindert und den Eindruck früherer Verhältniſſe und Zuſtände durch Beimiſchung fremdartiger Vorſtellungen getrübt.

Härter noch ſind die Vorwürfe in einem Aufſatze des neueſten Heftes der Deutſchen Vierteljahrs-Schrift: „Der Materialismus in der Literatur von Dr. Faber",**) deſſen Reſultat folgendes iſt. Mommſen iſt der Vertreter des troſtloſeſten Materialismus in der Geſchichte und Politik, und dieſe Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß um Louis Napoleon als das Geſtirn des Tages alle Kräfte kreiſen, wie alle Fäden in dieſem Mittelpunkte zuſammenſchießen. Daher der Zug der Demokratie zur Tyrannis, zur deſpotiſchen Willkürherrſchaft eines Einzelnen, der unſere Zeit begriffen hat und ſie auf den verſchiedenſten Gebieten beherrſcht. „Alles Ariſtokratiſche, d. h. jede ſelbſtändige und gebildete geiſtige Exiſtenz muß der Maſſe und ihrem Götzen weichen; alle die, welche im Dienſte einer Idee ſtehen, ſind Prinzipien-Narren, und die großen Männer ſind nur da zu ſuchen, wo einem praktiſchen, conſequent verfolgten Zwecke zu Liebe alle Rückſichten des Rechtes und der Humanität bei Seite geſetzt oder rückſichtslos unter die Füße getreten werden. Das iſt es, was wir den Materialismus in der Literatur nennen und was wir eben ſo gut als Jeſuitismus, Machiavellismus oder Cäſarismus bezeichnen könnten. — Sonſt ſah man es als einen letzten Troſt in Zeiten hoffnungsloſer Unterdrückung an, daß der Geiſt ſich in die Vergangenheit der Geſchichte flüchten, daß er an den hohen Beiſpielen, die er hier fand, an den hochherzigen Geſinnungen, an der Standhaftigkeit und Aufopferung der Vorfahren ſich aufrichten konnte. Jetzt wird uns auch dieſes miserum solatium geraubt. Die Geſchichte ſteht unter der Herrſchaft deſſelben spiritus rector, welcher auch die Geſchicke der Gegenwart beſtimmt, und überall finden wir dieſelben troſtloſen Lehren wieder, begegnen wir nicht nur derſelben entſetzlichen Praxis, welche gegenwärtig die höchſten Namen und Ideen der Menſchheit zu Mitteln und Werkzeugen für ihre ſelbſtſüchtigen Entwürfe macht, ſondeen müſſen auch hören, wie ſie mit den gleichen Künſten der Sophiſtik gerechtfertigt und als das einzige Vernünftige gegen die thörichten Einbildungen ſentimentaler Schwärmer geprieſen wird."

Es iſt vollkommen richtig, daß Mommſen's Geſchichte rein materialiſtiſch iſt; ſie iſt es aber, weil ſie einen rein wiſſenſchaftlichen, nicht ethiſchen Zweck hat. Und das iſt für einen Hiſtoriker ebenſo wenig ein Vorwurf, wie für einen Naturforſcher, wenn er in ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen von allem Ideellen abſtrahirt, um die nackte Thatſache zu ermitteln. Die Naturwiſſenſchaften haben erſt dann wahre Fortſchritte gemacht, nachdem ſie ſich von der Theologie emancipirt hatten. Freilich wurde Galilei eingekerkert und Copernicus' Buch kam auf den römiſchen Index; Niemand aber wird heute noch die großen Männer anklagen, daß ſie der Menſchheit das miserum solatium eines Himmelreiches geraubt, und daß ſie an die Spitze der ſichtbaren Welt nicht Gott, ſondern den spiritus rector der Natur geſtellt haben. Den Schritt, den jene Männer vor drei Jahrhunderten zum großen Heile der Menſchheit in der Naturwiſſenſchaft gethan, hat Mommſen in der Geſchichte und Politik gewagt. Er hat die Geſchichte von dem ſentimentalen Idealismus emancipirt; er hat, wie jene Männer den dogmatiſch-theologiſchen, ſo den gemüthlich-moraliſchen Maßſtab weggeworfen, um das rein materielle Weſen der Politik, entblößt von allen ideellen und ſentimentalen Illuſionen, darzulegen. Dazu hat er ſich den größten politiſchen Körper, den es je gegeben, das römiſche Reich, gewählt, weil an ihm der politiſche Entwickelungsprozeß am deutlichſten zu erkennen und nachzuweiſen war. Daß er die römiſche Geſchichte moderniſirt hat, geſchah, um zu zeigen, daß das Weſen der Politik noch heute daſſelbe iſt. Weil uns bisher die Perſonen der alten Geſchichte in ihrer uns fremdartigen antiken Hülle vorgeführt worden ſind, haben wir ſie wie Weſen aus einer anderen Welt mehr angeſtaunt, als verſtanden. Mommſen hat ihnen dieſe Hülle ausgezogen, und nun erſcheinen ſie uns wie unſeres Gleichen, wie Bekannte aus unſerer Umgebung, für die wir ein lebendiges Verſtändniß haben. Das Reſultat der Mommſen'ſchen Geſchichte iſt freilich vom moraliſchen Standpunkte aus ein ſehr trauriges: Gewalt geht vor Recht; wenn auch nicht die Gewalt der roh zuſchlagenden Fauſt, doch die des fein berechnenden Geiſtes, gegen den ſelbſt die edelſten Menſchen mit ihrer Gemüthlichkeit, ihrer Frömmigkeit, ihrem Idealismus nichts vermögen, ja, die ihm ſelbſt oft wider ihren Willen zur Erreichung ſeiner materiellen Macht dienen müſſen, ſo daß ſie in den Augen des Politikers in der That nichts Anderes ſind, als Phantaſten oder betrogene Thoren. Für dieſes Reſultat kann aber Mommſen nicht; wenn dies wirklich ſo der Lauf der Welt iſt, ſo kann zwar der Moraliſt darüber klagen, aber er wird es dadurch nicht anders machen. Der Wiſſenſchaft aber kommt es zu, ohne alle moraliſchen Sympathien und Antipathien kalt und gelaſſen zu ermitteln, wie es iſt, nicht wie es ſein ſollte. Und das iſt das große Verdienſt Mommſen's, daß er der idealiſtiſchen, ſentimentalen Geſchichtſchrei-

*) Studien zur römiſchen Geſchichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommſen's römiſcher Geſchichte. Von Carl Peter, Dr. der Theologie und Philoſophie, Rector der Königl. Landesſchule zu Pforta und Conſiſtorial- und Schulrath. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1863.

**) Deutſche Vierteljahrs-Schrift, Nr. 105, Januar-März 1864, S. 69 ff.

Digitized by Google

bung, die für ethiſche und pädagogiſche Zwecke wohl angemeſſen ſein mag, für die wiſſenſchaftliche Forſchung ein Ende gemacht hat. Dadurch kann erſt die Geſchichte das werden, was ſie nach Thukydides ſein ſoll: „nicht ein Spiel, das zur augenblicklichen Ergötzung der Hörenden dient, ſondern ein Schatz für immer, wenn wir das, was nach dem Laufe der menſchlichen Dinge immer in derſelben oder in ähnlicher Weiſe künftig wiederkehrt, mit Nutzen beurtheilen können."

Herr Faber hat Recht, wenn er den Cäſarismus, den Mommſen verherrlicht, dem Jeſuitismus und Machiavellismus gleichſtellt. Vom moraliſchen Standpunkte aus müſſen wir alle drei verabſcheuen und verdammen; als politiſche Syſteme aber können wir ſie nur bewundern. Mommſen preiſt aber den Cäſarismus nicht als Ethiker, ſondern als Politiker; ihm iſt Cäſar nicht das Ideal eines Tugendhelden, ſondern eines Staatsmannes. Weil ſeine Gegner beide Standpunkte nicht genau auseinander halten, entdecken ſie auch in ſeiner Darſtellung ſo viel Paradoxes und Widerſprechendes. Herr Peter nimmt es ihm übel, daß er Cato einen Principien-Narren, den Don Quijote der Ariſtokraten nennt*) und daß er Cicero ganz reſpectwidrig behandelt, und Herr Faber wirft ihm vor, daß ihm Pompejus ein langweiliger Gamaſchenheld und doch auch wieder als Feldherr Cäſarn ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen iſt; daß ihm Cäſar ſelbſt als das unvergleichliche praktiſche Genie erſcheint, das in Beziehung auf Sachen und Perſonen ſich nie einer Täuſchung hingiebt, und dem doch das Hauptziel ſeines ganzen Strebens eine Illuſion iſt. — Wir können Cato und Cicero unſere moraliſchen Sympathien ſchenken und dennoch eingeſtehen, daß ſie ſchlechte Politiker waren, die, befangen in ihrem ſtoiſchen und akademiſchen Idealismus, in dem Kampfe gegen Cäſar's Realismus unterlagen. Pompejus war in der That ein tüchtiger Soldat, aber eben nichts als Soldat, der ſich als ſolcher wohl mit Cäſar meſſen konnte, während er als Politiker ſo tief unter ihm ſtand, daß es Cäſar nicht ſchwer wurde, ihn zu dupiren. Ebenſo bleibt Cäſar das unvergleichliche praktiſche Genie, wenn ihn auch die Verblendung der idealiſtiſchen Freiheitsmänner mitten aus ſeiner Laufbahn herausriß. Der Cäſar war todt, aber nicht der Cäſarismus, der in Auguſtus wieder ſo auflebte, wie nach Napoleon I. in Napoleon III.

Durch die idealiſtiſche Geſchichtſchreibung iſt die Politik verdunkelt und verwirrt worden; aus ihren ſentimentalen Tiraden haben die entgegengeſetzteſten politiſchen Sekten ihre Theorien geſchöpft, deren Illuſionen der materialiſtiſche Geſchichtſchreiber mit einem Male vernichtet hat. Die Politik, deren Ziel die Macht iſt, führt im glücklichſten Falle zur aufgeklärten Deſpotie, zum Cäſarismus, der die einzige Rettung nach der Anarchie und Barbarei der Revolutionen und alſo relativ eine Wohlthat für das Menſchengeſchlecht iſt. Das iſt das unumſtößliche Reſultat, gegen das die Sentimentalität vergebens ankämpft, da die Thatſachen dafür ſprechen. Den Geſchichtsforſcher aber und ſeine Partei für dieſes Reſultat nicht wiſſenſchaftlich, ſondern moraliſch verantwortlich machen, das iſt der alte Kunſtgriff, deſſen ſich früher die Theologen gegen die Naturforſcher bedienten, die ſie ebenfalls als Materialiſten und Atheiſten verketzerten, weil dieſe ihre Illuſionen vernichtet hatten. Weil Mommſen die materialiſtiſche Politik des alten Roms bloßgelegt hat, ſind er und mit ihm alle Demokraten, Fortſchrittsmänner, kleindeutſche Materialiſten, die in der Tyrannis, in dem aufgeklärten Deſpotismus, das letzte Heil der Menſchheit ſehen. „Gewiß, ſagt Herr Faber, iſt Herr Mommſen ein Hiſtoriker von ſeltenem Verdienſt und wahrhaft gediegener Gelehrſamkeit, dazu ein durchaus fortſchrittlicher Schriftſteller, der auf der Höhe ſeiner Zeit und ihrer Ideen ſteht. Warum geht er gleichwohl in dieſer Weiſe mit der Geſchichte um? Gerade deswegen, nach unſerer Anſicht, weil in ihm der Geiſt dieſer Zeit einen ſo energiſchen Ausdruck gefunden hat, wie nicht leicht in einem Anderen, dieſer ſouveräne Geiſt, der ſich über Sachen und Perſonen keiner Illuſion mehr hingiebt, ſondern alle an ſeinen praktiſchen Drähten zu lenken glaubt. Es iſt jene übermüthige Frivolität, die keiner menſchlichen Exiſtenz mehr einen ſelbſtändigen Werth zuerkennt, die darum bis auf einen gewiſſen Grad Alle durchſchaut und im Bewußtſein ihrer Genialität über ſie abſpricht, die Alle nur wie Schachfiguren gegen einander in Bewegung ſetzt und ihnen einzig die relative Bedeutung läßt, die ſie für ihr augenblickliches Spiel haben. Darum iſt es ihr auch ſehr gleichgültig, ob ſie ſich lobend oder tadelnd, für oder gegen eine Erſcheinung ausſpricht; wo der ſittliche und rechtliche Maßſtab fehlt und die ſubjective Zweckmäßigkeit Alles gilt, da verſteht ſich dieſes von ſelbſt. Dem abſoluten, perſönlichen oder wiſſenſchaftlichen Standpunkt gegenüber iſt Jedes gleich gut und gleich ſchlecht, je nachdem es gerade in ſeine Berechnung paßt. — Was iſt dann das Reſultat dieſer Darſtellung der römiſchen Geſchichte? Die Rechtfertigung und hiſtoriſche Deduction der Tyrannis, der nicht theokratiſchen und nicht feudalen Monarchie, die zuletzt von dem bekannten philoſophiſchen Satze ausgeht: was iſt, iſt vernünftig. Was Hegel theoretiſch genommen hatte, das nimmt die neueſte Geſchichtsphiloſophie praktiſch; was bei ihm eine rein ideelle Bedeutung hatte, das gewinnt hier eine durchaus materielle und materialiſtiſche. Mit dieſer praktiſchen, materialiſtiſchen Nutzanwendung heißt dieſer Satz ſo viel als: Gewalt geht vor Recht; ſo weit ſie ſich Recht verſchaffen kann, ſo weit hat ſie Recht; eine Idee, die ſich nicht durch ſich ſelbſt behaupten kann, iſt keine Idee mehr, oder wie man dieſes recht eigentlich für den radikalen Conſervatismus und abſoluten Radi-

*) Wie Recht Mommſen hatte, Cato einen Principien-Narren zu nennen, ergiebt ſich aus der Schilderung, die Cicero in der Rede pro L. Murena, c. 29, von dieſem pedantiſchen Stoiker giebt. Wir führen Einiges hieraus an, weil es am beſten geeignet iſt, die politiſche Unfähigkeit ſolcher Principienreiter dem praktiſchen Genie Cäſar's gegenüber zu beweiſen. „Cato iſt ein Stoiker. Was iſt ein Stoiker? Es gab einmal einen ſehr geiſtreichen Mann, Zeno, deſſen Schüler ſich Stoiker nennen. Seine Lehren und Grundſätze ſind folgende: Der Weiſe macht ſich aus Gunſt nichts; nie vergiebt er Jemandem ein Vergehen; nur ein thörichter und leichtſinniger Menſch iſt mitleidig, wer ein echter Mann iſt, läßt ſich nicht erbitten und verſöhnen. Die Weiſen allein ſind ſchön, und wenn ſie auch wahre Scheuſale ſind; ſie allein ſind reich, mögen ſie auch bettelarm ſein; ſie allein ſind Könige, ſelbſt wenn ſie die niedrigſten Sklavendienſte verrichten. Uns aber, die wir keine Weiſen ſind, nennen ſie Geſindel, gemeines Volk, Feinde, ja Narren. Alle Sünden ſind gleich; jedes Vergehen iſt ein verruchtes Verbrechen. Der, welcher einen Hahn ohne Noth ſchlachtet, ſündigt ebenſo, wie der, welcher einen Vatermord begeht. Ein Weiſer meint nicht, bereut nicht, irrt nicht, kann ſeine Anſicht nie ändern. — Dieſe Grundſätze hat der höchſt geiſtreiche M. Cato, von gelehrten Männern unterrichtet, eingeſogen, nicht um, wie es die Meiſten thun, darüber zu diſputiren, ſondern um danach zu leben. Es kommen z. B. einige Unglückliche flehentlich bittend zu dir, Cato. — Du wäreſt, meinſt du, ein Böſewicht und verruchter Menſch, wenn du aus Mitleid etwas für ſie thäteſt. — Einer geſteht, daß er gegen dich gefehlt habe, und bittet dich um Verzeihung. — Es iſt ein Verbrechen, zu verzeihen! — Aber das Vergehen war nur klein. — Alle Sünden ſind gleich! — Man hat etwas nicht gerade als feſt und ſicher behauptet, ſondern meint nur ſo. — Ein Weiſer meint nicht! — Man hat ſich in einer Sache geirrt. — Das iſt ein Schimpf! u. ſ. w."

Digitized by Google

calismus erfundene Thema weiter variiren kann. Das Axiom iſt freilich unumſtößlich; es behält ewig Recht, weil es ſeine Schneide gleich ſcharf nach beiden Seiten kehrt. Denn die Gewalt ſelbſt, der aufgeklärte Despotismus, die nicht theokratiſche und nicht feudale Monarchie, ſie iſt ein dumm gewordenes Salz, ſie iſt vollkommen recht- und machtlos, ſobald ſie einen Augenblick ſtrauchelt und dadurch den von ihr unterdrückten Gedanken wieder in ſein Recht einſetzt. Dann iſt ſie nicht mehr vernünftig, ſie iſt gar nicht mehr, und was an ihre Stelle tritt, iſt das Vernünftige, weil das Wirkliche. Alles das iſt, wie geſagt, ganz unleugbar; gegen dieſe Gewalt der Dinge bäumt ſich eine ſentimentale Moral vergebens auf. Aber wenn wir dieſes Geſetz allein anerkennen, wenn wir dieſem metaphyſiſch-materialiſtiſchen Wechſelbalg von Poſitivismus huldigen, ſo verſchwindet jeder höhere, ſittliche Gehalt aus dem Leben der Menſchheit und der Zufall iſt die einzige Nothwendigkeit."

Wir haben nichts dagegen, wenn Herr Faber erklärt, daß ihm das Bild, das Mommſen von der römiſchen Politik gegeben hat, nicht gefällt. Iſt es ein falſches, ſo hätte er, wie es Herr Peter verſucht hat, nachweiſen müſſen, worin die Fehler liegen. Aber er beſtreitet gar nicht die Wahrheit deſſelben, ſondern ſchließt nur, weil es ein häßliches Bild iſt, müſſe auch der Maler häßlich ſein, und das iſt ein falſcher Schluß. Meint er aber, es ſei die Pflicht des Malers, das an ſich Häßliche zu verſchönern, oder unter das Bild einen Warnungsſpruch zu ſetzen, daß ſich nicht etwa der Beſchauer daran ein böſes Beiſpiel nehme, ſo iſt das gerade, was Mommſen durch ſeine Geſchichte ein für alle Mal in der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft hat beſeitigen wollen: die ſentimentale Schönfärberei und die moraliſirende Schulmeiſterei. Mommſen hat das Verdienſt, daß er den materialiſtiſchen Cäſarismus klar zur Anſchauung gebracht hat, ſo daß wir nunmehr wiſſen, was er iſt, aber auch wie dagegen der ſentimentale Idealismus nicht ſchützt und nicht hilft. Der Materialismus hat in der Politik ein greifbares und erreichbares Ziel, die Macht über das Materielle, die Herrſchaft der Welt, und danach ſtrebt er mit allen Mitteln, mögen ſie gut oder ſchlecht ſein, wenn ſie nur zum Ziele führen. Der ſentimentale Idealismus aber hat in der Politik dem Materialismus entweder freiwillig das Feld geräumt, indem er erklärte, das Materielle ſei das Gleichgültige, um das man ſich nicht zu kümmern brauche, oder er hat ſich in offenbare Oppoſition zu ihm geſetzt, indem er das Materielle, das Natürliche, die Welt für das Böſe erklärte, dem man mit aller moraliſchen Kraft entgegenkämpfen müſſe, ein Kampf, in welchem er nothwendig unterliegen muß, weil er das Unmögliche, Unerreichbare erſtrebt, die Unterdrückung der menſchlichen Natur:

naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Als philoſophiſche Doctrin oder als religiöſer Glaube hat dieſer Idealismus ſeine Berechtigung, wie jede andere Theorie, ja, er hat den Vorzug, daß er die Einzelnen über die Uebel einer materialiſtiſchen Politik zu tröſten vermag, indem er ihnen die Ausſicht auf eine andere, beſſere Welt eröffnet. Aber dieſer ſentimentale Idealismus, deſſen Reich nicht dieſe Welt iſt, darf nicht ſelbſt Politik treiben wollen; ſobald er dies thut, geräth er mit ſich ſelbſt in Widerſpruch: er trägt äußerlich die Maske des Idealismus und iſt doch nichts Anderes, als Materialismus, aber ein um ſo gefährlicherer, als er die Beſten und Edelſten täuſcht und ſie wider ihren Willen zu ſeinen egoiſtiſchen Zwecken mißbraucht. So hat er als Papismus, Jeſuitismus, theokratiſche und feudale Monarchie und in vielen anderen Formen ſein heuchleriſches Spiel viele Jahrhunderte lang getrieben, bis ihm die Maske abgezogen worden iſt von der Revolution, aus deren Anarchie und Barbarei der Cäſarismus Napoleon's I. die Welt gerettet hat. Dieſer erkannte wohl, woher ihm der Untergang drohe, wer ſeine gefährlichſten Feinde ſeien: eben die Ideologen, die Schönredner, die in ihrer Beſchränktheit für die edelſten Ideale zu kämpfen wähnten, während ſie doch nur ein Werkzeug in der Hand der Reaction waren, die ſie nach wiedererlangter Macht, als ſie die Verwirklichung der Ideale verlangten, als Empörer und Revolutionäre von ſich ſtieß und verfolgte. Und auf die Reaction folgte wieder eine Revolution, aus deren Anarchie und Barbarei wieder nur ein Cäſar, Napoleon III, die Welt für eine Zeit gerettet hat, und ſo wird ſich dieſes Spiel immer wiederholen, bis der krankhafte, ſentimentale Idealismus dem geſunden, verſtändigen Idealismus Platz gemacht haben wird, der, auch das Materielle als berechtigt anerkennend, ſich mit dem Materialismus verſtändigt, daß ſie der Politik nicht mehr die Macht des Einen oder des Anderen, ſondern das Recht Beider zum Ziele ſetzen wollen. Es handelt ſich auch hier um die Gegenſätze: ob Machtſtaat oder Rechtsſtaat, und ſo lange dieſer nicht geſchaffen iſt, wird der Cäſarismus immer das für ſich haben, daß er ſeine Macht nicht heuchleriſch aus irgend einer ideellen Fiction herleitet, ſondern weiß, daß er ſie ſeinem Geiſte und dem Willen des Volkes verdankt, und daß er daher ſein dynaſtiſches Intereſſe nicht von den Intereſſen des Volkes trennen darf. Wenn Männer wie Mommſen wirklich nur noch in der traurigen Hoffnung auf den Cäſarismus, auf den aufgeklärten Despotismus ihren einzigen Troſt finden können, ſo haben es diejenigen verſchuldet, die aus der Geſchichte nichts gelernt und nichts vergeſſen haben. M.

Arnold Ruge's Gefängnißhaft. *)

II.

Von Köpnick nach Kolberg.

Wie die öffentliche Meinung in und um Berlin über das Einſchreiten gegen die Burſchenſchaften und die Verfolgung der ſogenannten Demagogen dachte, davon giebt uns Ruge ein draſtiſches Beiſpiel.

Nach Beendigung der Einzelverhöre hatte man die Einzelhaft aufgehoben und die Gefangenen zu einander gelaſſen. Der Schloßgarten in Köpnick gewährte ihnen Erholung; ja man hatte ſogar ein Bad in der Spree für ſie eingerichtet. Das Badehaus war rund herum ein Lattenverſchlag, durch den der Fluß frei hindurch ſtrömte, mit einem geebneten Bretterboden, der tief genug hinabgetrieben war. So hatten ſie die freie Ausſicht über den Waſſerſpiegel des Fluſſes, der hier ſelten von Schiffen oder einigen Fiſcherbooten befahren wurde. Die großen Schiffe waren ſtille Gäſte, die kleinen Fiſcherboote hingegen deſto lebhafter. Vier bis ſechs Fiſcherinnen in breitkrempigen ſchwarzen Hüten, rothen Röcken und weißen Hemdsärmeln ruderten ihre Boote raſch den Strom hinab; vermuthlich brachten ſie Fiſche nach Berlin zu Markte. Dabei pflegten ſie mit hellen Stimmen zu ſingen, und merkwürdiger Weiſe unter anderem Goethe's Lied:

*) Arnold Ruge: Aus früherer Zeit. Dritter Band. Berlin, Franz Duncker, 1863.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luſtig Band.*)

Nun mußten ihnen wohl die Wachthabenden befohlen haben, ſich von dem Badehauſe entfernt zu halten; denn ſie waren mit den Soldaten und den Wächtern, die die Gefangenen beaufſichtigten, auf dem Kriegsfuß. Einige Boote kamen mit Geſang herbei. Die Wächter fingen an zu winken. Da hörte der Geſang auf, und die Fiſcherinnen ſchalten: „Schande über euch! Die ganze Welt weiß es: die Schlechten bewachen die Guten! Ja, droht nur! es hilft euch ja doch nichts, ihr Bettelvögte!“ Die Gefangenen lachten wie Kobolde im Waſſer. Dies freute die Fiſcherinnen und ärgerte die Wachthabenden. Sie drohten zu ſchießen. Da ſtanden die tapferen Stralauerinnen hoch auf im Boote und ſchrieen: „Schießt zu! Ihr — kerle!“ — Dann erfolgte ein allgemeines Gelächter; ſie ſetzten ſich wieder zu ihren Rudern, ſtimmten ihr Lied von den kleinen Blumen und kleinen Blättern wieder an, und das Boot ſchoß pfeilgeſchwind um das Gefängnißſchloß herum.

Mit dem Anfange des Jahres 1825 wurden die jungen Leute an die verſchiedenen Feſtungen vertheilt, um ihre Strafe „vorläufig anzutreten“; denn das Urtheil ſelbſt wurde erſt 1826 geſprochen und die meiſten durch das Oberlandesgericht zu Breslau „wegen Theilnahme an einer verbotenen, das Verbrechen des Hochverraths vorbereitenden geheimen Verbindung und deren Verbreitung“ zu einer 15jährigen Gefangenſchaft verurtheilt. Zwei waren Mecklenburger, aber Preußen beſtrafte ſie, damit ſie doch überhaupt beſtraft würden; denn die Juſtizkanzlei in Güſtrow hatte entſchieden, „daß im Grunde gar kein corpus delicti ermittelt und alle Ausſagen in Köpnick, als vor nicht gehörig beſetztem Kriminalgericht abgegeben, werthlos ſeien.“ Die Mecklenburger ſchienen ſo nicht abgeneigt, dem Herrn v. Kamptz den ganzen Kram zu verderben. Später bequemten ſie ſich denn doch zum Verurtheilen und erkannten nun etwa ein Drittel der preußiſchen Strafe. Das Verfahren Schwarzburg-Rudolſtadts gegen ſeinen einzigen Hochverräther war aber eine unverkennbare Verhöhnung der Herren Kamptz und Genoſſen. Er wurde zu dreimonatlicher Einſperrung verurtheilt und dieſe dann von der Rudolſtädter Regierung in Hausarreſt verwandelt. Die würtemberger Gerichte erkannten auf zwei- bis dreijährige Feſtungsſtrafe. Baiern endlich, wie gewöhnlich in offener Auflehnung gegen Preußen, hob die Unterſuchung auf und ließ die Gefangenen frei, die ſich nun natürlich nur vor der preußiſchen Gränze zu hüten hatten, um nicht behandelt zu werden wie die beiden Mecklenburger. So mußten denn die Preußen allein als Sündenböcke büßen, ja nicht einmal das Jahr der Unterſuchung wurde ihnen als Strafzeit mit angerechnet. Alle Anderen kamen mit einem blauen Auge davon.

Im Monat Januar wurde unſer Ruge mit einem Mediciner, Namens Schliemann, nach Kolberg transportirt. Hören wir, wie er uns den Empfang daſelbſt ſchildert.

Auf der Kommandantur, erzählt er, empfing uns der Platzmajor, Hauptmann Staël v. Holſtein, ein kleines, kränkliches, ärgerliches Männchen. „Der iſt alſo unſer künftiges Schickſal — hm!“ — Er war ein ſehr vermögender Mann, trieb alſo ſein Geſchäft nicht aus Noth, ſondern aus Neigung. Auf einem Ritt war er mit dem Pferde geſtürzt, und litt noch immer an der gebrochenen Rippe. Die Gefangenen behaupteten, dieſe Pein mache ihn eiferſüchtig auf jeden, der geſund ſei, und er laſſe darum ſeinen Unmuth an ihnen aus, wo er nur könne. Vielleicht thaten ſie ihm Unrecht; er hatte förmlich eine Philoſophie des Gefangenwärters; aber wahr iſt es, er war giftig und zänkiſch, was die Soldaten ſträflich nannten; und wenn er zufällig nicht ſo ſträflich ſein konnte, als er wohl gewünſcht hätte, weil der alte General v. Funk es verbot, ſo hielt er doch eine kleine Rede, worin er zeigte, was nach ſeiner Meinung eigentlich hätte geſchehen ſollen. Er führte uns ſelbſt auf das Thor, wo der alte Aufſeher der Staatsgefangenen ſeine Wohnung hatte, wies uns den oberen Stock an, der völlig wüſt war — er enthielt nur zwei leere Bettſtellen — und ſagte: „Hier werden Sie wohnen. Sie mögen zuſammen bleiben! Sie erhalten 5 Sgr. auf den Tag zu Ihrer Verpflegung.“ „Und damit haben wir uns auch einzurichten?“ „Wenn Sie das nöthig finden.“ Der alte Untrroffizier fiel rin, er werde einen Tiſch und zwei Brettſtühle heraufſetzen. Staël v. Holſtein machte uns eine Verbeugung, wobei ihn die böſe Rippe ſchmerzen mochte, denn er griff mit der Hand danach, und ging mit dem Unteroffizier die Treppe hinunter. — — Endlich erfuhren wir, die Kommandantur werde allerdings wohl Stroh in die Bettſtellen gewähren. Der alte Unteroffizier verſtand ſich dazu, ein Betttuch herzugeben; dies wurde über das Stroh der Kommandantur gedeckt, und damit mußten wir uns nun die Nacht behelfen, ſo gut es gehen wollte. Das Klima von Kolberg iſt im Januar nicht gerade das mildeſte, und es waren wohl wenig Leute in Pommern dieſe Nacht ſo kühl gebettet, als wir. Aber nach dem Ausdruck des Herrn Platzmajors konnten wir uns ja beſſer einrichten, wenn wir es nöthig fanden. Dieſe Nacht aber waren wir noch nicht eingerichtet und froren gehörig. Dazu war Schliemann unwohl. Dies konnte ſo nicht fortgehen. Wir verlangten, den Platzmajor zu ſprechen. „Sie haben uns einzuſperren, Herr Hauptmann, ſagte ich; aber Sie haben doch nicht das Recht, uns erfrieren zu laſſen. Auch hat man uns bei den Kloaken der Stadt an die Luft geführt, während Sie doch gewiß beſſere Luft eben ſo bequem gelegen haben.“ Der Herr Hauptmann Staël v. Holſtein erwiederte hitzig und ſcharf: „Sie ſind hier zur Strafe, nicht zum Vergnügen!“ „Unſere Strafe iſt Gefangenſchaft, nicht daß wir erfrieren, oder in verpeſteter Luft erſticken ſollen.“ „Mit Ihnen habe ich kein Mitleid.“ „Es wäre mir auch unangenehm, wenn ich Ihnen oder irgend jemand bedauernswürdig erſchiene.“ „Wäre ich der König, Sie ließe ich nie wirder frri.“ „Ich glaube doch, Herr Hauptmann, ſagte Schliemann, daß Sie in der Sache etwas thun müſſen. Ich bin krank in dieſer Winterzeit über Land geführt worden. Wären wir aber auch beide geſund, ſo könnten wir doch in dieſem Klima ohne Betten nicht bleiben.“ „Ich werde Sie aufs Lauenburger Thor ſetzen. Dort können Sie ſich heizen laſſen. Weiter kann ich nichts für Sie thun.“ Mit dieſem Beſcheide waren wir noch gnädig entlaſſen. „Wir müſſen uns wirklich ſelbſt Betten anſchaffen, ſo gut wir können, ſagten wir zu einander; aber wie?“ Wir überlegten es. Ich beſaß eine goldene Taſchenuhr, ein Geſchenk meines Vaters, die ich ſo weit bei allen Klippen vorbeigeſteuert hatte, und Schliemann glaubte etwas aufbringen zu können; aber das ging nicht ſogleich. Das Gerücht von unſerer Lage mußte ſich jedoch verbreitet haben; denn der Dr. Simon, ein Arzt in der Stadt, ſchickte Schliemann Betten. Er ſei mit ſeinem Vater bekannt, und thue dies mit Freuden, da er höre, daß es nöthig ſei.

*) Reichard's Compoſition des Göthe'ſchen Liedes hat daſſelbe ſehr populär gemacht. Die Melodie wurde damals auf allen Leierkaſten geſpielt. D. R.

Digitized by Google

Schliemann theilte nun mit mir ſeinen Vorrath, denn der gute Simon hatte reichlich geſpendet, und wir froren nicht länger. Hoffentlich hat den Herrn Hauptmann Staël v. Holſtein darum ſeine Rippe nicht ärger geſchmerzt.“

Wie derſelbe Herr ſich benahm, wenn ſeine Nergeleien und Quälereien vor die große Glocke kamen, davon wollen wir ſchweigen. Denn wir haben durch dieſe kleine Scene bereits einen Einblick in den Charakter der Umgebung unſers Gefangenen gewonnen: Hartherzigkeit und Strenge, welche die Achtung vor dem Menſchen verlernt hat, auf der einen Seite, und auf der anderen die wahre Theilnahme und Menſchenliebe Weniger, die lieblicher und wohlthätiger wie die mildeſte Frühlingsſonne in ſein Herz leuchtete.

Ruge erzählt, wie ſie auf ihrer unfreiwilligen Reiſe nach Kolberg einmal in einem Wirthshauſe Raſt gemacht hätten, vor dem ein munteres Reitpferd angebunden ſtand. Da durchblitzte ihn der Gedanke: wie wäre es, wenn du dich aufſchwängeſt, zur Oder jagteſt und auf irgend einem Fiſcherboot dich nach Schweden zu retten ſuchteſt? „Ich klopfte das Pferdchen, als hätte es mich ſchon aus dem großen Gefängniß meines Vaterlandes entführt und — ging wieder ins Haus, um mein Verhängniß zu erfüllen.

An's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an,
Oder laß dich anſchließen, gleichviel;
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.

Und das muß wahr ſein; ich bin der letzte, es zu leugnen. Was auch daraus geworden iſt, ich bereue es noch heute nicht, daß der kleine Renner mich nicht entführt hat. Wie hätte ich frei werden ſollen, wäre ich nicht im Gefängniß geblieben?“

Dies ſchöne Wort ſpricht der Verfaſſer ſicherlich im tiefſten Bewußtſein des höheren Gutes, das er ſich während der traurigen Zeit errungen. Denn vor ſeiner Seele ſtand das erhabene Bild einer höheren Freiheit, die dem Menſchen ohne ſeinen Willen von keiner Macht in der Welt geraubt werden kann, die ihn zu begeiſtern und zu beſeligen vermag, und wenn er in Ketten geboren: die Freiheit des Geiſtes und der Vernunft. Dieſer energiſche Ernſt, mit dem er ſich in die Wiſſenſchaft verſenkte, erzeugte in ihm eine Seelenſtärke, einen Frohſinn, der mit den Jahren der Gefangenſchaft nur immer zunahm. Erſt jetzt zeigte er wahrhaft, weſſen ſeine Natur fähig war; erſt jetzt ſchoſſen alle Kräfte ſeines Innern aus allen Knoſpen hervor, und es vollzog ſich die harmoniſche Entwickelung der edelſten Männlichkeit. Auch ſeinen Gefährten Schliemann rettete die mächtige Wirkung dieſes Geiſtes aus aller Schwermuth und matter Verzagtheit, und rührend iſt es, wenn derſelbe in einem Briefe vom vorigen Jahre an Ruge ſchreibt: „Wie ſollte ich nicht Dein Andenken in Ehren halten? wenn ich bedenke, mit welchem frohen Lebensmuth ich das Gefängniß verließ, und wie dagegen mancher unſerer Freunde, dem ich wahrlich nicht weniger Seelenſtärke zutrauen kann, als mir ſelber, durch die lange Haft verzagt und niedergebeugt war, ebenſo auch viele aus ſpäterer Zeit, ſo muß ich immer mehr einſehen, was ich ſchon damals ſehr wohl erkannte, daß ich wohl in eben ſolche Gemüthverfaſſung, wie Andere verſunken wäre, hätte ich nicht einen ſolchen Freund, wie Dich, zur Seite gehabt, und ſolche Studien, wie die unſrigen, zur Erhebung über Gefangenſchaft und Elend gemeinſam mit Dir betrieben. Der frohe Sinn, den ich aus dem Gefängniß mitgebracht, hält noch immer vor.“

Vor Allem war es das Studium des griechiſchen Alterthums, deſſen läuternde und erhebende Gewalt Ruge auf ſich wirken ließ. Von Ariſtophanes ging er zu Thukydides über, den er zum Theil überſetzte, eine Arbeit, von der er eine vortreffliche Probe uns bietet. Dann kamen die Dichter an die Reihe. Eine Frucht davon war die Ueberſetzung des Oedipus auf Kolonos in modernem Maße. Doch auch aus eigenem Buſen ließ er Dichtungen entſtrömen. Er ſchrieb ein Trauerſpiel „Schill“, in dem er alle Stimmungen, die er in der bewegten Zeit an ſich und Anderen erfahren, niederlegte. (Dieſes Drama und der Oedipus waren die erſten Werke, mit denen der Verfaſſer ſpäter vor das Publikum trat). Dann aber wandte er ſich mit ganzer Seele der Philoſophie zu und widmete ſich der Muſe Plato's. „Die Heiterkeit und Kraft, ſagt er, welche dem Menſchen eine ſolche Hingebung an die Wahrheit und eine ſolche Auswanderung in die metaphyſiſche Welt des freien Geiſtes giebt, iſt ein unſchätzbares Gut. Wenigen iſt es zugänglich; und unter ihnen ſind wieder Wenige, die ſo von der Noth und dem Zwange aus in Charakter, Geſinnung und Leben Philoſophen werden, ehe ſie es noch durch Belehrung und Einweihung in die Wiſſenſchaft geworden ſind. Uns wurde es nun ſo gut durch den göttlichen Alten, und wir verwandelten das Gefängniß in einen Tempel der Freiheit.“ Da galt es, die Zeit auszukaufen, um ſolchem Drange zu genügen. Früh Morgens um 3 Uhr wurde bei dem jämmerlichen Lichte einer ſelbſtgefertigten Lampe begonnen, um die vier Stunden nicht zu verlieren, die ihnen am Tage auf einer Wallſtrecke von 70 Schritt zum Ergehen geſtattet waren. In jeder Witterung wurde dieſer nothwendigen körperlichen Bewegung auch nicht eine Minute entzogen, und hier wurden nach dem ſtrengen Schweigen während des Studiums die Schleuſen des begeiſterten Geſprächs aufgezogen, und die aus den Studien geſchöpften Gedanken verarbeitet, bis es wieder fröhlich zur neuen Arbeit ging.

Die treueſte Theilnahme widmete den jungen Leuten der Kriegsrath Hänisch, wiewohl er, was ſeine politiſchen Ueberzeugungen betraf, die türkiſche Regierung für die beſte hielt und in religiöſer Beziehung, im Gegenſatz zu dem herrſchenden Rationalismus, auf ſtreng orthodoxem Boden ſtand. Nichtsdeſtoweniger aber gewährte er ihnen vor Allem die Mittel, die ſie zu ihrer Arbeit bedurften, indem er ſeine ganze ſchöne Bibliothek ihnen zur vollſten Verfügung ſtellte, und was ſich in derſelben nicht vorfand, gern für ſie beſorgte.

Daß es bei dem Frohſinn, der in ihnen herrſchte, auch nicht an kleinen komiſchen Intermezzos und erheiternden Beobachtungen fehlte, iſt natürlich, und der Verfaſſer erzählt uns viele der Art. Ein Idyll darunter können wir aber unſeren Leſern hier nicht verſagen. „In der kurzen Strecke der krummen Wallſtraße, die wir überblicken konnten, erzählt der Verfaſſer, wohnten zwei Frauen, die ſich bitterlich haßten, und eines Tages genoſſen wir die Unterhaltung, daß ſie ſich von einer Hausthür zur andern lebhaft auszankten und ſich gegenſeitig all ihre Sünden vorhielten. Die Ordnung und Abwechſelung, mit der dies lebhafte Geſpräch in Strophe und Gegenſtrophe vor ſich ging, war bewunderungswürdig. Auch hatte ſich ein würdiger Kreis von Zuhörern gebildet, und Alles war neugierig auf die Entwickelung. Wird Eine den Sieg davontragen, und welche? Endlich kam's. Die Eine hatte ihre Rede beendigt und wartete nun auf die Erwiederung ihrer Gegnerin. Aber dieſe nahm plötzlich ihre Hände aus den Seiten und rannte, anſtatt zu antworten, ins Haus. Einen Augenblick glaubten wir, ſie erkläre ſich damit für beſiegt; aber wir irrten uns; ſie kam wieder zum Vorſchein mit dem Beſenſtiel in der Hand, und nun glaubten die Zuſchauer ſchon an den Bruch der diplomatiſchen Verhandlungen und an die Eröffnung der Feind-

Digitized by Google

ſeligkeiten; man hörte das an dem allgemeinen Aufjauchzen. Aber wir hatten uns alle noch einmal geirrt. Die Dame nahm den Beſenſtiel, ſetzte ihn mit großer Anmuth vor die Thür, deutete auf ihn und ſagte zu der Gegnerin: „Da! zanke dich mit dem!" Sie verſchwand. Die Wendung war geiſtreich und entſcheidend. Was ſollte ihre Gegnerin thun? Reden? Das hieß mit dem Beſenſtiel zanken. Schweigen? Das hieß, ſich beſiegt erklären. Sie zog ſich in ſichtbarer Verwirrung und unter dem ſchallenden Gelächter der Umſtehenden zurück. Sie war beſiegt." —

Inzwiſchen wurden den Gefangenen durch die Gnade des Königs zwei Drittel der Strafzeit geſtrichen, und ſo wurde Schliemann im Mai 1829 entlaſſen, und Ruge, fortan allein, ſah ſeiner Befreiung am 1. Januar 1830 entgegen.

Schon waren die Weihnachtstage vorüber, als er einen ſehr ernſten Beſuch erhielt, mit dem er eine merkwürdige Unterredung hatte. Es war nämlich der Superintendent von Kolberg, der mit den Worten zu ihm eintrat: „Ich komme im Namen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen und der Geſellſchaft zur Beſſerung der Strafgefangenen." „Da freut es mich," erwiederte Ruge, „daß ich gerade noch den Nutzen davon haben ſoll, noch mit gebeſſert zu werden, denn in wenigen Tagen hätten Sie mich nicht mehr hier gefunden. Bitte, nehmen Sie Platz! Wollen Sie den Koffer oder ziehen Sie den Brettſtuhl vor?" Er ſetzte ſich auf den Brettſtuhl, ich mich ihm gegenüber auf den Koffer. Ich ſah ihn erwartungsvoll an; er ſchwieg; ich hatte nichts zu ſagen. Endlich nahm er die Stütze des Stockes von ſeinem Kinn weg und fing an: „Oder ziehen Sie es vor, ſo können wir uns auch von der Politik unterhalten." Worauf ich erwiederte: „Wie könnte ich wohl irgend etwas in der Welt meiner eigenen Beſſerung vorziehen, und was würden Sie dazu ſagen, wenn ich es thäte? Fangen Sie alſo nur an, mich zu beſſern." „Sind Sie in der Kirche geweſen?" „Ja, vorigen Sonntag; ich hörte Sie predigen. Sie ſprachen über die Rotte Korah, und da trafen Sie denn freilich den Nagel auf den Kopf, ohne daß Sie vielleicht wußten, welch einen Aufrührer Sie unter Ihren Zuhörern hatten." „Wie ſo? habe ich etwa unfreiſinnig geſprochen?" „Das habe ich nicht zu entſcheiden. Aber Sie erinnern ſich, daß Sie die Aufrührer verdammten, wie ſich's gehört, und ihre ſtrenge Beſtrafung rechtfertigten." Hier trat eine bedeutende Pauſe ein, und der Eiſenbelngriff ſeines Handſtockes ſetzte ſich wieder unter das Kinn meines Beſuches. Endlich begann er von Neuem: „Was halten Sie von dem Verein?" „Die Frage iſt wohl eher, was der Verein von mir, als was ich von ihm halte." „Nun, ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich glaube, Sie ſind unſerm Einfluſſe wohl entwachſen; ich habe Ihnen gegenüber keine Autorität, kann alſo bei Ihnen wohl ſchwerlich andere Gedanken erzeugen, als ich vorfinde." „Das käme auf den Verſuch an, und da Sie ihn doch nöthig finden, ſollten Sie ihn ja unternehmen." „Aber Sie ſprechen ſich nicht aus!" „Worüber ſoll ich mich ausſprechen?" „Ueber den Verein zur Beſſerung der Strafgefangenen." „Was kann Ihnen an meiner Meinung liegen, da Sie die Autorität Sr. Königl. Hoheit für ſich haben?" „Ich ſtimme mit der religiöſen Richtung Sr. Königl. Hoheit ſo wenig überein, als mit der Ihres Freundes und Beſchützers, des Kriegsraths Häniſch." „Und doch hat der Kriegsrath Häniſch mich weſentlich gebeſſert und den einzigen Weg eingeſchlagen, auf dem man überhaupt einen Menſchen beſſern kann." „Den einzigen Weg? und der wäre?" „Daß man dem Menſchen die Mittel giebt, ſich durch Arbeit in ſeinem Fach zu vervollkommnen und zu befreien." „Wie meinen Sie das?" „Sie erinnern ſich, Herr Superintendent, daß Sie ſo freundlich waren, uns von Zeit zu Zeit Zeitungen mitzutheilen. Dies machte mich zudringlich, und ich bat um Bücher aus Ihrer Bibliothek. Dieſe ſchlugen Sie aber ab." „Hätte ich das gethan?" „Und ſeitdem habe ich nur von der Kanzel herab von Ihnen gehört. Der Kriegsrath Häniſch hat mir hingegen ſeinen Glauben, ſo ſtark er auch iſt, nicht gepredigt, mir dagegen freiwillig ſeine reiche Bibliothek zur Verfügung geſtellt und mich dadurch eine Reihe von Jahren mit den Mitteln verſorgt, in meiner Wiſſenſchaft weiter zu kommen und im Gefängniß frei zu werden." „Häniſch iſt das Haupt der Frommen; er iſt mein Gegner in der Stadt, und als er ſich Ihrer einmal angenommen hatte, war ich von ſelbſt ausgeſchloſſen." „Ich glaube nicht, Herr Superintendent, daß Häniſch ſich hätte ausſchließen laſſen, wenn Sie vorher auf meine Bitte um Bücher eingegangen wären. Iſt er kein Rationaliſt in der Religion, ſo iſt er äußerſt rationell im Leben. Er war keinen Augenblick darüber im Zweifel, wie man mir in meiner Beſſerung am beſten unter die Arme greifen konnte, und wenn er kein Mitglied des Vereins iſt, ſo hat er des Vereins nicht bedurft, um den einzigen Weg zur Beſſerung der Menſchen zu entdecken, über den Sie ſelbſt der Verein noch in Zweifel gelaſſen hat." „Sie halten nichts von der Seelſorge, wie ich ſehe." „War etwa Häniſch's Sorge um mich eine Körperſorge? Und dachten Sie an meine Seele, als Sie mir Ihre Bibliothek abſchlugen? Verſchiedene Seelen wollen verſchieden beſorgt ſein, und Sie konnten wohl wiſſen, daß die meinige aus Ihrer Bibliothek und nicht aus dem Katechismus zu verſorgen war." Dies war freilich ſtark, und der Beſſerungsverſuch hatte ſich vollkommen herumgedreht. Er wurde ſehr kleinlaut und hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, wenn der Unteroffizier mit den Schlüſſeln meine Worte übertäubt und ihn erlöſt hätte. Aber es war keine Rettung; er war mein Gefangener. Endlich begann er wieder von dem Verein, über den er nach Berlin zu berichten habe: „Wenn Ihnen durch wiſſenſchaftliche Arbeit weſentlich geholfen war, ſo iſt doch nicht Jeder in Ihrem Falle. Wie z. B. würden Sie vorſchlagen, daß wir dem Herrn Fitzner und dem Herrn v. Puttkammer unter die Arme zu greifen hätten?" „Das iſt leicht geſagt. Beide rechnen darauf, einmal der Freiheit und dem bürgerlichen Leben wiedergegeben zu werden. Iſt es nun wohl recht, einem Menſchen, den man viele Jahre eingeſperrt, nur einfach die Thür des Gefängniſſes zu öffnen und ihn ohne alle Mittel und ohne alle Anknüpfung — denn ſeine alten Verhältniſſe ſind abgebrochen — in die entfremdete und unbekannte Menſchenmenge hinauszuſtoßen?" „Gewiß nicht; aber was können wir für dieſe beiden Männer thun?" „Wenn Sie mir nichts nützen konnten, Herr Superintendent, ſo nehmen Sie ſich ihrer an. Fitzner arbeitet ſehr geſchickt in Bernſtein. Laſſen Sie ſich ſeine Sachen zeigen, wenn Sie ihn beſuchen, und verhelfen Sie ihm durch Ihre Verbindungen zu einer Verwerthung ſeiner kleinen Kunſtprodukte, die ich nie ſchöner geſehen habe." „Das iſt ein ſehr zweckmäßiger Vorſchlag, und ich werde ihn nicht vergeſſen. Und wie wäre es mit dem Herrn v. Puttkammer?" „Verſchaffen Sie ihm Arbeit beim Gericht und verſorgen Sie ihn mit Büchern über das Forſtweſen, das er auf der Meininger Akademie ſtudirt hat. So wird es Beiden möglich werden, ſich einige Thaler zu verdienen, mit denen ſie ſich forthelfen können, wenn ſie aus der Haft entlaſſen werden." Kaum hatten wir dieſe Frage erledigt, ſo erſchien der erlöſende Unteroffizier. —

Die Scene ſpricht für ſich ſelbſt; ſie wirft grelle Schlaglichter

Digitized by Google

auf die damaligen religiöſen Verhältniſſe und enthält beherzigenswerthe Wahrheiten, über deren Wirkung der Verfaſſer aber ſich weder damals, noch jetzt Illuſionen macht. Doch war das Ausſprechen derſelben ein würdiger Abſchluß der Leidenszeit des Mannes, der im Gefängniß gelernt hatte, frei zu ſein.

Böhmen.

Čechiſche Briefe aus Böhmen.

I. Zur Orientirung.

In einer Zeit, wo der Parteiſtreit faſt zum Parteihaſſe ausartete und, von der Regierung fleißig geſchürt, unverſöhnlich zwiſchen ganzen Nationen wüthet und, am Marke der Völker zehrend, ihre beſten Kräfte verſchlingt, iſt wohl kaum gerathen, Mäßigung zu predigen und vom Katheder ſcholaſtiſcher Weisheit heilſame Lehren nach Art des Katechismus zu verkünden. Am Ende iſt das Evangelium der Liebe wohl recht ſchön in Verſen abgefaßt, aber als politiſche Moral dürfte es doch etwas zu primitiv erſcheinen. Nun wiſſen Sie wenigſtens, was ich meiden werde. Fürchten Sie nicht, meine Leſer, daß ich mich in ſchönen und langweiligen Phraſen, wohl gar in hochtrabenden poetiſchen Illuſionen ergehen werde! Ich will einfach und wo möglich objektiv den Stand der Dinge konſtatiren und dadurch, ſoweit es möglich, Ihnen einen klaren Einblick in das Leben und Streben der böhmiſchen Nation verſchaffen.

Freilich iſt es ſchwer, objektiv zu bleiben, da wo die Gemüther in leidenſchaftlicher Aufregung ſich befinden, und ſchwerer iſt es, zumal für einen Böhmen, welcher Wahrheit aus dem Lande eines vielverkannten Volkes berichtet, ſeinen ungeſchmückten Worten Glauben zu verſchaffen. Seit einiger Zeit giebt es ein ganzes Heer von charakterloſen Skriblern, die ſich darauf gelegt haben, dem deutſchen Volke ein Blendwerk von Lügen und niederer Schmähung vorzuhalten. Den Geiſt unſerer Nation nicht kennend, treten ſie die heiligſten Rechte eines Volkes, das beſte Streben mit Füßen und ſchmähen in feilen Schriften unſeren Ruf im In- und Auslande. Den deutſchen Blättern iſt es nicht zu verargen, daß ſie auch ſolchen Stimmen ihre Spalten öffnen — ſie hatten ja bisher wenig Gelegenheit, auch andere Meinungen zu hören, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ſie unter günſtigeren Umſtänden, der angebornen deutſchen Gerechtigkeitsliebe willfahrend, der Wahrheit gern ein aufmerkſames Ohr geliehen hätten. Von dieſer Ueberzeugung durchdrungen, will ich getroſt meine ſchwere Pflicht antreten und hoffen, daß auch das deutſche Volk einem aufrichtigen Worte freundlich entgegenkommen werde.

Es ſei mir vergönnt, vorerſt über das literariſche Streben der böhmiſchen Nation zu berichten und die leitenden Ideen, wie ſie ſich in der Literatur wiederſpiegeln, zu verfolgen.

Vor Kurzem hatte die „Berliner Revue“, als ſie die Waldau'ſche Ueberſetzung der Lieder Hanka's beſprach und dabei auch auf die „Königinhofer Handſchrift“ zu ſprechen kam, ganz im Ernſte verſichert, die ganze böhmiſche Literatur ſei vernichtet, wenn die Unechtheit der Königinhofer Handſchrift nachgewieſen werde, weil ſie eben auf dieſer Handſchrift baſire! Was den Streit, ob die Königinhofer Geſänge echt oder unecht ſeien, betrifft, ſo iſt das ein ſchon längſt überwundener Standpunkt der gelehrten Kritik. Ich will nur den Hauptſatz der angeführten Ausſage ins Auge faſſen. Erlauben Sie mir die Frage: Iſt es möglich, daß die ganze deutſche Literatur ſammt Schiller und Göthe in Nichts zerfalle, wenn es irgend einem Gelehrten, meinetwegen in Japan oder im Kaiſerthum China, einfiele, das Nibelungenlied, die Grahl- und Artus-Sagen als Falſifikate zu bezeichnen und in Abhandlungen, die von Hochgelahrtheit ſtrotzen, ſolches gar nachweiſen zu wollen? Die Literatur eines Volkes iſt der fortſchreitend ſich entwickelnde Geiſt, der in der Sprache ſich offenbart und, mit ihr unzertrennlich verwebt, ſeiner höchſten Vollkommenheit entgegenſchreitet. Die Sprache iſt die Materie, die den Geiſt bindet und ihn zum Bewußtſein des Menſchen bringt; und dieſer Geiſt lebt einestheils im lebendigen Worte, in höherer Vollendung aber in den Schöpfungen der Volkslitteratur. Und in dieſem Sinne wird die Literatur wohl Phaſen ihrer Entwickelung vom Niederen zum Höheren und zur höchſten Vollkommenheit, nie aber eine Baſis in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes oder etwa eine Baſis, wie die Grundmauern eines Bauwerkes, anerkennen. Mögen auch immerhin die erſten Werke und Anfänge der Literatur verloren gehen oder vergeſſen werden, die Literatur ſelbſt, die ſich im Verlaufe der Jahrhunderte weiter entwickelt und neue Elemente und Ideen in ſich aufgenommen hat, wird ungeſtört ihrer ferneren Ausbildung folgen und durch den ewig ſchöpfenden Menſchengeiſt als Träger des Fortſchrittes und der Civiliſation, als leitender Stern dem Volke erſcheinen. In der höheren Stufe ihrer Entwickelung ſind ja alle niederen Phaſen bis zum Uranfange einbegriffen; ihr Gipfelpunkt im Jahrhundert iſt ja eben das wahrhaft Lebendige und Alles, was unter dieſem Punkte einer vergangenen Zeit angehört, lebt eben bloß in der Literatur-Geſchichte.

Aber auch die Annahme, daß die ganze neuere böhmiſche Literatur auf der Königinhofer Handſchrift baſire, iſt unbegründet. Man hat ſich zwar auch in böhmiſchen Abhandlungen über die neuere und neueſte Literatur unſerer Nation darin gefallen, dieſe und ähnliche Behauptungen aufzuſtellen, aber das geſchah wohl mehr aus Pietät gegen die alten Schriftdenkmale, als aus wahrhafter Ueberzeugung. Die ſchönſten Geſänge der Königinhofer Handſchrift (ich nenne nur die Gedichte: „Záboj“ und „Libusin súd“) ſind epiſch gehalten, während die neuere poetiſche Literatur unſeres Volkes hauptſächlich lyriſcher Natur iſt. Eben dieſer Umſtand bekräftigt die Annahme der Volkslieder als Grundlage der weiteren Entwickelung böhmiſcher Poeſie. Und in der That, unſere Literaturgeſchichte vom Jahre 1774, von welcher Zeit an die neue Aera literariſchen Strebens und auch die Wiedererweckung unſeres ſchlummernden Volksgeiſtes zum allmählichen Bewußtſein datiren, endlich die Geſchichten des Lebens und Strebens der neueren böhmiſchen Schriftſteller und Dichter beſtätigen dieſe Annahme zur Genüge. Freilich darf auch der Einfluß, den die literariſchen Produkte anderer Nationen, vor Allem die Poeſie der Deutſchen aus der klaſſiſchen Periode und der neueſten Zeit, auf die Entwickelung unſerer poetiſchen Literatur ausgeübt, dabei nicht außer Acht gelaſſen werden. Beſonders in den Dichtungen neueſter Zeit kann man den Einfluß Heine's in erotiſcher und den Ton Herwegh's und Hoffmanns v. Fallersleben in politiſcher Lyrik nachweiſen.

Der patriotiſche Ton in der Poeſie, der in unſerer Literatur zu oft den wahrhaft poetiſchen Gehalt erſetzen mußte, iſt ſchon zumeiſt gewichen; nicht ſowohl darum, weil die Begeiſterung für das Volksthümliche und Vaterländiſche verſchwunden wäre, als aus dem Grunde, daß man ein Aufgehen in patriotiſchen Seufzern in jetzigen Verhältniſſen als überflüſſig und als Anachronismus anſieht.

Digitized by Google

Man muß, um ſich in unſerer neueſten Poeſie zurechtzufinden und den grellen Unterſchied zwiſchen Früher und Jetzt zu begreifen, unſere literariſchen, ſozialen und, sit venia verbo, politiſchen Verhältniſſe aus den früheren Zeiten kennen. Es gab eine Zeit, und das war vor etwa dreißig Jahren, wo Jeder, der auf den Namen Patriot Anſpruch machen und halbwegs in den böhmiſchen Kreiſen glänzen wollte, wenigſtens ein Gedicht, in dem er ſeine patriotiſchen Ergüſſe niedergelegt, liefern mußte. Daß in derartigen Liedern von Poeſie wenig oder gar nichts war, ausgenommen etwa die Form, iſt ſelbſtverſtändlich. Allein es waren Tendenzgedichte, und inſofern ſie zur Erweckung patriotiſchen Bewußtſeins beſtimmt waren, haben ſie ihre Aufgabe vollkommen erfüllt. Derſelbe patriotiſche Ton, obwohl in Liedern talentvoller Dichter mit wahrhafter Poeſie verbunden und an ſich ſelbſt in melodiſchen Akkorden wiederhallend, herrſchte noch lange Zeit, ja man hat es derzeit dem wahrhaft begabten Dichter Mácha, deſſen beſte Dichtungen das deutſche Publikum aus den Ueberſetzungen Alfred Waldau's kennt, ſehr verübelt, daß in ſeinen Gedichten die Schlagworte Vaterland und Patriotismus nicht wiederklingen.

Meine Leſer werden vielleicht über dieſe patriotiſche Ereiferung lächeln? Wohl, das Lächeln iſt nicht unbegründet, aber man muß erwägen, daß dieſer patriotiſche Eifer, der zu jener Zeit maßgebend erſchien, die erſte durchbrechende Stimme eines hartbedrängten Volkes war, und daß dieſelbe ausſchließlich patriotiſche Richtung in den Liedern der Polen und Magyaren, vielleicht in erhabeneren Tönen, ſich wiederfindet; man muß erwägen, daß derſelbe ausſchließlich patriotiſche Ton in deutſcher Poeſie vor etwa hundert Jahren, ja ſelbſt in den Gedichten eines Hoffmann v. Fallersleben Arndt, Körner und Herwegh, wiederklingt. Ein Volk, das um ſein Daſein krampfhaft gerungen, wie die böhmiſche Nation, begeht Manches, wozu Andere, die in glücklicheren Verhältniſſen leben, lächeln würden; es kann wohl auch in Thorheiten verfallen, aber im Angeſichte des hohen Zweckes ſind auch ſolche Thorheiten geheiligt! —p—

Frankreich.

Das Laien-Evangelium von Sallet franzöſiſch.*)

Die Debatte, welche Ernſt Renan durch ſein „Leben Jeſu" angeregt hat, ſcheint immer größere Ausdehnung anzunehmen. Das Fahrwaſſer religiös-rationeller Produktionen iſt einmal eröffnet. Deutſchland hat die Gabe des franzöſiſchen Orientaliſten einer weit über den Werth des Buches hinausragenden Aufmerkſamkeit gewürdigt; letzteres hat an David Friedrich Strauß ſehr lebhaft erinnert und bei dieſer Gelegenheit iſt praktiſchen Leuten eingefallen, daß man dem Roman des Herrn Renan deutſcherſeits ein didaktiſches Epos, wenn ſchon ein halb vergeſſenes, entgegenſtellen könne. Es entſtand der Gedanke, das Laien-Evangelium des früh verſtorbenen, dichteriſch hochbegabten Friedrich von Sallet ins Franzöſiſche zu überſetzen. Die Buchhandlung von Jean Paul Friedrich Eugen Richter in Hamburg hat dieſe Arbeit einem Herrn J. G. Deſſi, anvertraut, und wir müſſen einräumen, daß dieſer ſich ſeiner Aufgabe mit großer Gewandtheit, guter Sprachkenntniß und richtigem Takte zu entledigen weiß. Sein „Evangile des laïques" iſt eine achtbare Arbeit, welche durch die verſificirte Einleitung des Ueberſetzers keineswegs beeinträchtigt wird. Denn wir dürfen es nicht übel vermerken, wenn frei gedichtete Verſe beſſer fließen, als eine noch ſo gelungene Uebertragung. Leider hat eine Maſſe von Druckfehleen ſich in das Buch eingeſchlichen und die beſten Abſichten des Herrn Deſſi theilweiſe ganz vereitelt. Franzöſiſche Werke, die in Deutſchland gedruckt werden, erheiſchen die allerſorgfältigſte Korrektur. Wir wiſſen zwar recht wohl, daß die deutſchen Setzer im Franzöſiſchen Größeres leiſten, als die franzöſiſchen in der deutſchen Sprache, was z. B. der Wochenkatalog des Buchhändlers Hachette in Paris auf eine wahrhaft grauenerregende Weiſe bezeugt — aber auch die braven deutſchen Setzer ſind in Bereich des franzöſiſchen Helikons keine Götter, ſondern irrende Menſchenkinder. Das preßt uns angeſichts der ſonſtigen ſchönen Ausſtattung des Evangile des laïques eine aufrichtige Klage ab.

Ueber den Inhalt könnten wir ſchweigen, weil wir an dieſer Stelle weder dem deutſchen Dichter Friedrich von Sallet noch einem längſt in der Leſerwelt heimiſchen Werke das Urtheil zu ſprechen haben. Inzwiſchen wirft doch jede Ueberſetzung, und am erſten eine gute, ein eigenthümliches Licht auf das Originalprodukt und bereichert es gewiſſermaßen, da die neue Form neue Seiten des Inhalts aufdeckt. Der knappe, präciſe, mehr zum Verſtande ſprechende Ausdruck des Franzoſen giebt dem rationaliſtiſchen Elemente der Darſtellung Sallet's den entſchiedenſten Hauptaccent und macht das Gedicht abſtrakter und modern ſkeptiſcher, als es an ſich ſchon iſt. Der Deutſche hat eine angeborene myſtiſche Ader; er neigt von vornherein ſtets zum Supranaturalismus und bekundet wie von ſelbſt eine ſtarke Doſis Gläubigkeit, die Weltweisheit und Naturwiſſenſchaft, erlernte und erforſchte Gelahrtheit ihn vom Kinderglauben abwendig machen. Alsdann ſchämt er ſich der „kindlichen Auffaſſung" und wird gemeiniglich Pantheiſt. Aber wenn er den blauen Himmel und die grünen Bäume beſingt, oder gar zum Preiſe des Geiſtig-Sittlichen ſein Muſenroß anſpornt, fallen ihm die kindlichen Gedanken und Gefühle wieder ins Herz, umfangen ihn mit allem Zauber der geheimnißvollen Glaubenskraft und entwinden ihm die Waffe des Zweifels und der Erbitterung. Friedrich von Sallet, ein feuriger Dichtergeiſt, der aber tief in die ſocialen Kämpfe und Leiden der Gegenwart verſtrickt war, iſt ſeiner Tendenz nach ein fortgeſchrittener Rationaliſt und doch zugleich an tauſend Punkten ein edler „gottestrunkener" Schwärmer und ein den Glauben der Väter feiernder Myſtiker.

Nun iſt es das Schickſal ſeiner Ueberſetzung ins Franzöſiſche, daß das myſtiſch-gläubige Element an ihm großentheils verloren geht und ſelbſt eine Art Voltairianismus hier und da die Lücke ausfüllt. Hieran trägt der Standpunkt des Ueberſetzers durchaus keine Schuld. Herr Deſſi ſcheint im Gegentheil, wie ſeine poetiſche Einleitung andeutet, vielleicht auf einem poſitiveren Grunde zu ſtehen, als Friedrich von Sallet. Des Franzoſen Prophetie iſt nicht ganz identiſch mit derjenigen, welche Graf Auersperg (Anaſtaſius Grün) in ſeinem „Schutt" ſo prachtvoll und großartig vorgetragen. Wir ſind, offen geſagt, von einem anderen Ideal durchdrungen, als die abſtract-rationaliſtiſchen Denker Auersperg und Sallet, welche den poetiſchen Duft mit allen Reizen der Phantaſie und der formalen Kunſt vor dem tödtlichen Hauch des „reinen Gedankens" retten müſſen, allein wir können ihnen nachgeben und nachfühlen, daß Duldung jeder aufrichtigen ſittlichen Ueberzeugung die Loſung der Zukunft ſein muß, wofern wir nicht in die Barbarei der Religionskriege zurückſinken ſollen. Wir müſſen den gemeinſamen Zweck aller Geſellſchaftsglieder, ſeien

*) Evangile des Laïques. Par Frédéric de Sallet. Traduit en vers français par I. G. Dessi. Hambourg, Richter.

Digitized by Google

ſie Juden, Chriſten, Katholiken, Proteſtanten, geradherzig und milde, aber auch feſt ins Auge faſſen und ſo die Idee des Staatsbürgerthums humaniſtiſch erweitern. In dieſem Sinne haben wir Anerkennung für ein Laien-Evangelium von Sailet oder ein Laien-Brevier von Schefer: nicht wegen deren Dogmatik oder weil wir in ihrem Standpunkt den ewigen Canon des Humanismus fänden; nein in der Ehre für das Streben nach Mäßigung, Vermittelung, Einigung!

Trauttwein von Belle.

Nord-Amerika.

Benjamin Franklin's „Eripuit coelo fulmen, ſceptrumque tyrannis."

Ueber den Verfaſſer dieſes bekannten Verſes, der als Legende das Bild Franklin's ſchmückte, haben ſich ſchon zu ſeiner Lebenszeit Zweifel erhoben. Es wurden nacheinander Condorcet, Mirabeau und d'Alembert als Verfaſſer genannt. Lord Brougham vermuthet, er ſei dem Claudian entlehnt und auf Franklin angewendet worden. Wieder Andere geben den „Anti-Lucretius" des Kardinals Polignac als Quelle an. Ein Mitarbeiter des Atlantic Monthly entſcheidet ſich endlich nach einem alten Notizen-Buch für Turgot, und ſchickt, um ſeine Behauptung zur unumſtößlichen Gewißheit zu erheben, folgende geſchichtliche Data voran.

Franklin kam nach Paris gegen das Ende des Jahres 1776. Er hatte bereits die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichnet und der Zweck ſeiner Sendung war, die Anerkennung der neuen Macht von der franzöſiſchen Regierung zu erlangen. Der 6. Februar 1778 krönte das Werk des amerikaniſchen Bevollmächtigten: in zwei Urkunden, einem Allianz- und einem Handels-Vertrage, erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der Kolonieen an und ſicherte ihnen ſeinen kriegeriſchen Beiſtand zu. Am 15. März wurde einer der Traktate in Begleitung einer diplomatiſchen Note dem Londoner Kabinet mitgetheilt, und eine Kriegserklärung von Seiten Großbritanniens folgte ſofort als Antwort. Am 22. März wurde Franklin vom König in Verſailles empfangen. In der Zwiſchenzeit jedoch, ſeit ſeinem erſten Auftreten in der Hauptſtadt bis zu dieſem offiziellen Empfang blieb er keineswegs unbekannt und unbeachtet. „Nach dem Erfolg, den Franklin bewirkte", ſagt der Hiſtoriker Lacretelle, „ſcheint er, ſeine Botſchaft nicht an einen Hof, ſondern an ein freies Volk gerichtet zu haben. Seine Tugenden und ſein Ruf unterhandelten für ihn." Condorcet ſagt: „Franklin's wiſſenſchaftlicher Ruhm vermittelte ihm die Freundſchaft Aller, die die Wiſſenſchaft lieben und pflegen; d. h. Aller, die einen gediegenen und dauernden Einfluß auf die öffentliche Meinung haben. Bald nach ſeiner Ankunft wurde er den erleuchteten Männern ein Gegenſtand der Bewunderung, den weniger Gebildeten ein Gegenſtand der Neugier. Mit der Milde ſeines Charakters und aus Ueberzeugung, dadurch ſeinem Vaterlande zu dienen, gab er ſich willig auch der beläſtigenden Neugier hin. Ihn beſucht zu haben, galt für eine Ehre. Die Leute erzählten ſich jedes von ihm geſprochene Wort. Jedes ihm zu Ehren veranſtaltete Feſt, jede Familie, die er beſuchte, gewannen ihm neue Bewunderer, die dann eben ſo viele Anhänger der amerikaniſchen Revolution wurden.... Männer, die durch philoſophiſche Schriften geſtimmt, der Freiheit huldigten, begeiſterten ſich für die eines fremden Volkes. Ein allgemeiner Ruf erſcholl zu Gunſten des amerikaniſchen Krieges; und auch die Freunde des Friedens wagten es nicht, zu beklagen, daß der Friede der Sache der Freiheit geopfert wurde." Selbſt ein Capefigue, der ſich's zur Aufgabe gemacht, alles wahrhaft Große herabzuziehen, die Namen, die in den Kämpfen um bürgerliche Freiheit ſtrahlen, zu verdunkeln, während er die Grabſteine der königlichen Maitreſſen bekränzt, — ſelbſt ein Capefigue iſt genöthigt für die Popularität und den Einfluß Franklin's Zeugniß abzulegen, und höchſtens entſchädigt ſich der von Roſenwaſſer duftende Biograph einer Diana von Poitiers, Frau von Pompadour und Madame du Barry dadurch, daß er ſich über „den Quäker-Zuſchnitt," „die weiße Wäſche unter dem braunen Rock," luſtig macht.

Der Ankunft Franklin's folgte alsbald die Abreiſe des jugendlichen Lafayette, der über den Ocean ſegelte, um ſein edles Schwert dem Dienſte der amerikaniſchen Freiheit zu weihen. In den gedrängt vollen Cafés, an allen öffentlichen Orten wurde dieſelbe mit der lebendigſten Theilnahme beſprochen. Franklin war als der Vertreter der neuen Ideen, gewiſſermaßen als die verkörperte Republik anerkannt, ſo daß Kaiſer Joſeph II., unter dem Namen eines Grafen von Finkelſtein damals in Paris anweſend, jeden Verſuch, ihn mit dem berühmten Amerikaner zuſammenzubringen, von ſich wies, mit den Worten: „Mein Geſchäft bringt's mit ſich, ein Royaliſt zu ſein."

Vermöge einer geiſtigen Anziehungskraft, war Franklin ein willkommener Gaſt in jener Encyklopädiſten-Geſellſchaft, die auf das achtzehnte Jahrhundert einen ſo tiefen Einfluß übte. Er wurde in ihre Gilde aufgenommen. An der Tafel des Barons Hollbach, wo zweimal wöchentlich, Sonntag und Donnerſtag, ſich Alles verſammelte, was Paris an geiſtvollen Männern aufzuweiſen hatte, fand er einen gaſtlichen Platz. Am häufigſten kam er zu Madame Helvetius, wo er mit ihren Hausfreunden D'Alembert, Diderot, Hollbach, Morellet, Cabanis und Condorcet zuſammentraf. Auch Turgot, unſtreitig der Hervorragendſte unter ihnen, fand ſich hier ein. Seiner Anlage und Neigung nach Philoſoph und Reformator, blieb er auch dem Staatsdienſte nicht fremd, und hatte einige Zeit, zuerſt als Marineminiſter, dann als Finanz-Aufſeher, Sitz im Kabinette Ludwigs XVI. Vielleicht hat es nie einen Miniſter gegeben, der ſich mit ſolchem Eifer und ſo aufopfernd dem Dienſt der Volkswohlfahrt gewidmet hätte. Seine Verwaltung war ein ununterbrochener Segen für das Land. Er war aber eben zu gut für ſeine Zeit, oder vielmehr, ſeine Zeit war für ihn zu ſchlecht; er mußte den Intriguen der Hofſchranzen weichen, und der König fühlte, was er an ihm verlor und ſagte zu ihm beim Scheiden: „Wir Beide ſind die einzigen Menſchen, die das Volk wirklich lieben."

Das geſchah im Mai 1776, ſo daß Franklin, als er in Paris eintraf, den herrlichen Mann frei fand vom Zwange einer miniſteriellen Stellung. Seine Sympathie mit dem amerikaniſchen Unabhängigkeitskampf bekundet ſich in einer jugendlichen Preisſchrift im Jahre 1750 — er war damals 23 Jahr alt — in der er in folgender Stelle die amerikaniſche Revolution vorherſagte: „Kolonieen ſind gleich Früchten, die, wenn reif, nicht länger am Baume haften. Fühlen ſie ſich ſelber genug, ſo thun ſie, was Karthago gethan hat, und was Amerika eines Tages thun wird."

Des Dienſtes entlaſſen, widmete ſich Turgot der Literatur, der Wiſſenſchaft und guten Werken. Er überſetzte Horazens Oden,

Digitized by Google

Virgils Eklogen, trieb Geometrie mit Boſſuet, Chemie mit Lavoiſier, Aſtronomie mit Rochow und intereſſirte ſich außerdem für Alles, was die menſchliche Wohlfahrt fördert. Ein ſolcher Charakter, mit ſolchen ſtaatsmänniſchen Erfahrungen, der Prophet der amerikaniſchen Unabhängigkeit, war natürlich nach allen Richtungen vorbereitet zum Empfang eines Franklin, nicht des Philoſophen allein, ſondern auch des Staatsmannes.

Der klaſſiſchen Begrüßung Turgots wurde indeß durch eine etwas verſchwommene franzöſiſche vorgegriffen. Baron Grimm in ſeiner eben ſo unterhaltenden wie lehrreichen „Correſpondenz" bringt unter Nr. 1777 folgende franzöſiſche Verſe, die zu einem Portrait Franklin's verfaßt wurden:

> C'est l'honneur et l'appui du nouvel hémisphère;
> Lés flots de l'Océan s'abaissent à sa voix;
> Il réprime ou dirige à son gré le tonnerre;
> Qui desarme les dieux, peut-il craindre les rois?

Sie wurden als „gotteslästerlich" von der Cenſur unterdrückt; obgleich, wie in einer Note bemerkt wird, „ſie mit „les rois„ nur auf den König von England zielten." Vielleicht waren die Unterhandlungen mit Franklin noch nicht weit genug vorgerückt. Denn erſt nach der Mittheilung des Allianz-Traktats an die großbritanniſche Regierung und dem Empfang Franklin's zu Verſailles bemerkt Grimm unter April 1778: „Ein ſehr ſchöner lateiniſcher Vers iſt zu dem Bilde Franklin's gemacht worden: Eripuit coelo etc.; eine glückliche Nachahmung eines Verſes im „Anti-Lucretius": Eripuitque Jovi fulmen, Phoeboque sagittas."

Das iſt die früheſte Notiz über dieſen Vers, die ſeinen Urſprung beurkundet. Wenige Tage ſpäter erſchien er in der Korreſpondenz der Madame d'Epinay, deren vertrauter, an Skandal ſtreifender, Umgang mit Grimm ihre zeitige Kenntniß des Verſes erklärt. Sie erwähnt deſſen in einem Briefe an den Italiäner Abbé Galiani unter dem 3. Mai 1778 und fügt hinzu: „Die beifolgende Ueberſetzung in franzöſiſche Reime iſt von d'Alembert, der ſie neulich zwiſchen Schlaf und Wachen geſchrieben." Wie Galiani, ſelbſt Meiſter in der lateiniſchen Verskunſt, ſich an dieſer Huldigung, die dem Helden des Tages dargebracht wurde, erfreut haben muß, zeigt eine Aeußerung von ihm gegen Franklin: „Sie haben zur Stunde die größte Frage des Erdballs entſchieden: Soll Amerika von nun an über Europa herrſchen, oder ſoll Europa fortfahren über Amerika zu herrſchen? Ich möchte für Amerika ſtimmen."

Etwas ſpäter gelangte der Vers in den Salon der Madame Doublet, von wo aus er in die „Mémoires secrets de Bachaumont" unter dem 8. Juni 1778 Eingang fand; hier wird er erwähnt, als „ein ſehr ſchöner Vers, ganz geeignet zur Charakteriſirung Franklin's und zur Inſchrift für ſein Bildniß."

Genug, der Vers war jetzt munter vom Stapel gelaſſen. Die Kriegesflamme loderte hoch auf zwiſchen Frankreich und England. Nichts ſtand mehr dem im Wege, das Bündniß zwiſchen Frankreich und den Vereinigten Staaten unter die Auſpizien des Genius zu ſtellen; und warum ſollte die Hand, die dem Himmel den Blitz entriß, nicht auch dem Könige Georg das Scepter entwinden? Die Zeit der freien Sprache war gekommen; ſie hörte auf „gotteslästerlich" zu ſein.

Aber in all dieſen Citaten iſt der eigentliche Schöpfer des Verſes nicht genannt. War er zur Zeit unbekannt? Oder veranlaßte ihn der Umſtand, daß er vor Kurzem Kabinetsminiſter war, ſich hinter einer Maske zu verſtecken? Turgot war anerkannt Meiſter im Epigramm; aber zugleich ſehr vorſichtig in ſeinem Benehmen. „Keiner" ſagte Voltaire, „verſteht wie er die Kunſt, den Pfeil abzuſchießen, ohne die Hand, die ihn abſchießt, ſehen zu laſſen"....

Turgot, der unbeſtreitbare Verfaſſer des Verſes ſollte jedoch den Triumph der Sache, der er einen ſo merkwürdigen Ausdruck gegeben hat, nicht erleben: er ſtarb am 30. März 1781, einige Monate vor der Einnahme von Cornwallis, die „das ſchöne Ganze krönend vollendete" und beinahe zwei Jahre vor Abfaſſung der interimiſtiſchen Friedensartikel, in welchen die Unabhängigkeit der Kolonieen anerkannt wurde. Allein die innige Verbindung mit Franklin gehört zu den Freuden ſeiner letzten Jahre. Von ihrer Ideengemeinſchaft giebt folgender intereſſante Fall Zeugniß: Cook, der große Seemann, der „Britanniens Eiche in eine neue Welt ſteuerte", war auf einer Entdeckungsreiſe in fernen Meeren. Natürlich intereſſirte ſich Franklin für ein ſolches Unternehmen, und im Geiſte edelſter Humanität ſuchte er es vor Kriegszufällen zu ſchützen. Er empfahl demnach in einem Paſſe allen Befehlshabern von Kriegsſchiffen im Dienſte der Vereinigten Staaten aufs nachdrücklichſte, daß „wenn Einer von Euch mit beſagtem Schiffe, das gegenwärtig auf ſeiner Rückkehr in den europäiſchen Gewäſſern erwartet wird, zufällig zuſammentrifft, er es nicht als ein feindliches anzuſehen habe; Ihr ſollt nicht geſtatten, daß es ſeiner Ladung beraubt werde, und ſeiner Heimkehr nach London kein Hinderniß in den Weg legen; ſondern Ihr ſollt den beſagten Capitain Cook und ſeine Leute mit allem Wohlwollen behandeln, indem Ihr ihnen, als Freunden der Menſchheit allen möglichen Beiſtand, deſſen ſie bedürfen ſollten, leiſtet." Dieſes Dokument führt das Datum 10. März 1779. Allein Turgot war darin Franklin zuvorgekommen. Denn bald nach dem Ausbruch des Krieges hatte die franzöſiſche Regierung auf ſeine Veranlaſſung in einem Manifeſt erklärt, daß Capitain Cook nicht als Feind, ſondern als Wohlthäter aller europäiſchen Nationen zu behandeln ſei. Das war ein Sieg der Civiliſation, bei dem alle Parteien gewannen; denn ſolch ein Beiſpiel übt einen unſterblichen Einfluß.

Doch die Geſchichte des Verſes ſteht mit der Geſchichte der Anweſenheit unſeres Franklin in Paris, die eine eingreifende Epiſode der amerikaniſchen Revolution bildet, in engſter Verbindung. Der Vers war für ein Portrait geſchrieben. Und da das Eis einmal gebrochen war, konnte man ſein Bild, durch den Pinſel, den Meißel und den Grabſtichel vervielfältigt, überall zu ſehen bekommen. In der prachtvollen Sammlung der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris zählte der Amerikaner, dem wir den gegenwärtigen Auszug entlehnen, an hundert in Kupfer geſtochene Köpfe. In einer zeitgenöſſiſchen Schrift: „L'Espion Anglais" wird ein Feſt in Marſeille unter dem 20. März 1779 beſchrieben und der Referent berichtet: „Ich war bei meinem Eintritt in den Saal von der Menge von Bildniſſen der amerikaniſchen Inſurgenten überraſcht; beſonders angezogen ward meine Aufmerkſamkeit von dem Bild Franklin's mit der Inſchrift: Eripuit coelo etc., die erſt kürzlich verfaßt und von Jedermann in ihrer höheren Wahrheit bewundert ward. Nicht alſo in der Metropole allein, wo die Mode Geſetze giebt, ſondern auch an den fernen Gränzen Frankreich's zeigte ſich die volle Hingebung an die Sache, die Franklin vertrat.

Wie in den Hallen der Wiſſenſchaft und in den Verſammlungen des Volks, ſo wurde unſer Held auch in den Paläſten der Großen gefeiert. Nach einer zweiſtündigen Unterredung mit ihm, der in ſeiner ſchlichten Farmertracht den golddetreßten Geſandten, an welche die Franzoſen gewöhnt waren, ſo unähnlich ſah, äußerte der Prinz Condé: „Franklin erſchiene ihm hoch über ſeinen Ruf."

Digitized by Google

Selbſt Capefigue giebt ihm wider Willen das Zeugniß: „er habe die Herzen und Geiſter erobert, und ſein Bildniß, in dem unanſehnlichen Quäkeranzug ſei in den Hütten der Armut, wie im Boudoir der Schönheit zu finden.“

Nach einer Mittheilung der Madame Campan in ihren Memoiren, erſchien er bei Hofe in amerikaniſcher Farmertracht. Sein ſchlichtgekämmtes Haar ohne Puder, ſein runder Hut, ſein brauntuchener Oberrock ſtachen gar ſehr ab von den gepuderten und duftenden Höflingen in ihren beſtitterten und geſtickten Gewändern. Das Neue der Erſcheinung reizte die lebhafte Imagination der franzöſiſchen Damenwelt. Glänzende Fêten wurden dem Manne gegeben, der in ſeiner Perſon den Ruhm eines großen Naturphiloſophen mit den patriotiſchen Tugenden eines „Apoſtels der Freiheit“ vereinigte. Auf einem dieſer Feſte, dem Mad. C. beiwohnte, ſetzten ihm zwei der ſchönſten, aus den dreihundert anweſenden Frauen erwählt, einen Lorbeerkranz auf das greiſe Haupt und küßten ihn auf die Wangen. — Auf der Ausſtellung des Sèvres-Porzellans im königlichen Palaſte wurde das Medaillon Franklin's mit jener Inſchrift unter den Augen des Königs verkauft. Der König allerdings vermied jede Aeußerung über Franklin; und nur in einer etwas ſtark aufgetragenen „Plaiſanterie“ verrieth ſich ſeine Geſinnung. Er hatte bemerkt, daß auch die Gräfin Diana v. Polignac, eine Vertraute der Königin Marie Antoinette, die Tages-„Vernarrtheit“ theilte. „Er beſtellte nur in der Manufaktur zu Sèvres ein gewiſſes Gefäß, ließ das Bild mit der Inſchrift, das ſo hoch im Schwange ging, am innern Boden anbringen und überſchickte es der Gräfin als Neujahrsgeſchenk.“ — Mit welchen Augen die Königin die amerikaniſche Frage angeſehen, zeigt ſie in einem Briefe an Frau von Polignac unter dem 9. April 1787:

„Die Zeit der Täuſchung iſt vorüber“ ſagt ſie unter Anderm, „und jetzt bezahlen wir theuer genug unſern vernarrten Enthuſiasmus für den amerikaniſchen Krieg.“ Sie mochte mit ihrem Bruder Joſeph gedacht haben, daß es ihr Geſchäft mit ſich bringe, royaliſtiſch zu ſein. Jedenfalls kommt man zu dem Schluß, daß nicht der König, ſondern das franzöſiſche Volk der amerikaniſchen Unabhängigkeit das Siegel aufgedrückt habe.

Der Verfaſſer läßt ſich nun, die Geneſis des Verſes betreffend, auf eine weitläufige literariſche Unterſuchung ein, in die ihm zu folgen, außer der Tendenz unſeres Blattes liegt. Wir beſchränken uns darauf, das gewonnene Reſultat mitzutheilen, daß Turgot das Vorbild zu ſeinem Verſe in dem ſchon erwähnten „Anti-Lucretius“ vorgefunden habe:

„Eripuit fulmenque Jovi, Phoeboque sagittas:

Endlich vermuthet man das Prototyp für Polignac's wie für Turgot's Vers in dem „Aſtronomicon“ des Maculius, eines Dichters, über deſſen Zeitalter wie Lebensumſtände die Literaturgeſchichte keine Auskunft giebt. Es behandelt poetiſch die Aſtronomie, den Urſprung des Weltalls, die Verhältniſſe der Himmelskörper; indem er die wachſende Macht der Wiſſenſchaft rühmt, daß ſie allmählich der Natur Meiſter geworden, ſagt er:

„Eripuitque Jovi fulmen, viresque tonandi.“

(„Jupiters Händen entrang ſie den Blitz und den mächtigen Donner.“)

Wir übergehen die vielen mehr oder weniger verwäſſernden franzöſiſchen Nachahmungen und kommen zu dem „Postscriptum“ des Amerikaners. Es iſt eine gegen die Politik des jetzigen Frankreichs in Bezug auf die Union geſchleuderte Philippika. Wir können es uns nicht verſagen, den vom edelſten Zorn des gekränkten Patriotismus und der beleidigten Gerechtigkeit gehobenen Herzenserguß in wortgetreuer Uebertragung wiederzugeben:

„Und nun hört unſer Land mit Staunen, daß der uralte Willkommengruß Frankreichs an Amerika, der begeiſterte Willkommengruß Turgots an Franklin vergeſſen iſt von dem gegenwärtigen Frankreich, oder vielmehr vergeſſen von dem Kaiſer, deſſen Gedächtniß heutzutage das Gedächtniß Frankreichs iſt. Louis Napoleon will, wie es heißt, mit den rebelliſchen Sklavenzüchtern einen Bund ſchließen, gegründet auf die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit, ſo daß ſie als neue Macht ihren Platz in der Reihe der Nationen einnehmen können. Und wirklich haben wir's in den Spalten des offiziellen Organes, des „Moniteur“, geleſen, daß er den Wunſch hegt. Vielleicht bildet er ſich ein, daß er damit in die Fußſtapfen des jetztdahingegangenen Jahrhunderts tritt.

„Welch ein Wahnſinn!

„Die beiden Fälle ſtehen einander ſo ſtracks entgegen, wie Nord- und Südpol; ſehen ſich ſo ungleich, wie Freiheit und Knechtſchaft.

„Der Kampf für Amerika's Unabhängigkeit war ein Kampf für die Freiheit, und dieſer herrliche Zweck ſtempelte ihn zu einem Akt höherer Natur. Der Kampf aber für die Unabhängigkeit der Sklavenzüchter iſt nothwendig und offenbar ein Kampf für die Knechtſchaft; ihn brandmarkt durch und durch die niedrigſte Gemeinheit ſeiner unverſchämten Anmaßungen.

„Der damalige Kampf, den der gedankenlichte Genius Frankreichs ſich in Sinn und Neigung angeeignet, wird durch den Segen geweihet: „Gott und Freiheit.“*) Für den gegenwärtigen Kampf, den derſelbe Genius glücklicherweiſe verworfen hat, kann es keinen anderen Segensſpruch geben, als: „Satan und Knechtſchaft.“

„Beim damaligen Kampf galt es, einem fremden Tyrannen das Scepter aus den Händen zu nehmen; der gegenwärtige Kampf hat keinen andern Zweck, als den rebelliſchen Sklavenzüchtern die Peitſche in die Hand zu geben, um zur „Arbeit ohne Lohn“ anzutreiben, gemeine Tyrannen ſonder Zahl mit einer verruchten Macht zu bekleiden.

„Der damalige Kampf wurde durch den Willkommengruß Turgot's an Franklin entſprechend in Wort und Bild dargeſtellt. Um aber den Kampf zu malen, den jetzt Frankreich unter ſeinen Schutz nehmen will, müßten erſt ein anderer Sinn aufgeſucht, andere Worte erfunden werden.

„Den damaligen Kampf vertrat Benjamin Franklin, der bereits durch eine großartige Entdeckung der wiſſenſchaftlichen Welt bekannt war; das Weſen des gegenwärtigen Kampfes iſt durch ſeinen Vertreter John Slidell hinlänglich charakteriſirt, der ſeinen großen Ruf ſeinen Betrügereien bei einer Präſidentenwahl verdankt, ſo daß ſein ganzes Sittenleben dadurch vollkommen gekennzeichnet iſt, daß er gefälſchte Stimmen in die Urne geworfen und die Arbeitervögte mit Peitſchen verſehen hat.

„Den damaligen Kampf prophezeite Turgot, der es im Naturlauf begründet erkannte, daß Kolonien, gleich reifen Früchten, vom Mutterſtamme abfallen. Aber welcher Turgot hat es vorausgeſagt, daß nach dem Naturlauf die große Republik nothwendig entzweigehen müſſe, um eine neue Macht auf dem Eckſtein der Sklaverei zu gründen?

„An den damaligen Kampf ſchloß ſich die Sympathie der Gelehrten, der Guten und der Weiſen, während das franzöſiſche Volk ihm laut Heil zurief; der gegenwärtige Kampf hat von Allen, die

*) Der alte Voltaire, dem Franklin ſeinen Enkel zuführte, damit er ihn ſegne, legte dieſem die Hände aufs Haupt mit den Worten: „Gott und Freiheit.“

Digitized by Google

den Sinn für Pflicht und Ehre nicht verloren haben, nur Verabſcheuung zu gewärtigen, während das franzöſiſche Volk ihn mit Flüchen überhäufen müßte.

„Der damalige Kampf erfreute ſich der Gunſt Frankreichs in allen Schichten, in den Kreiſen des Wiſſens und der Mode, trotz der Könige, und wenn Frankreich ſeiner alten Geſinnung treu bleibt, ſo muß es den gegenwärtigen Kampf mit Schimpf zurückweiſen, trotz ſeinem Kaiſer. Wo Pflicht und Ehre ſo klar ſich ausſprechen, iſt es ſchmerzlich zu denken, daß nur einen Augenblick gezaudert werden kann.“

Rußland.

Deutſche Kalender aus Rußland.

„Livländiſcher Kalender auf das Jahr nach Chriſti Geburt 1864. Mit Allergnädigſtem Ruſſiſch-Kaiſerlichem Privilegio“ iſt der Titel zweier in Riga alljährlich erſcheinenden Kalender, denen wir hier (ſoviel wir glauben, in Deutſchland zum erſten Male) einige kritiſche Worte unter Betrachtung ihres Inhalts widmen wollen.

Uebergehen wir die gewöhnlichen Kalendernotizen, durchfliegen wir „alten und neuen Styl“ — denn Rußland iſt ja leider noch immer um zwölf Tage hinter der Welt zurück — es ſei denn, daß wir einige Namenstage roth anmerken, um die dem Freunde oder Vorgeſetzten ſchuldige Viſite nicht zu verſäumen, hieße er nun Iwan Iwanowitſch oder Karl Karlowitſch; ſtaunen wir nur einen Augenblick über das „Verzeichniß der Feſttage (Weihnachten, Neujahr, Oſtern, Pfingſten und Sonntage ungerechnet, ungefähr 40 an der Zahl), an denen die Behörden geſchloſſen ſind ꝛc.“, laſſen wir Anmerkungen über den Poſtverkehr und „Verzeichniß der Jahrmärkte in Livland“ aus dem Spiele — ſo iſt wahrlich jedes Blatt für uns intereſſant. Sei es, daß der Eine in den Novellen ſein Zeitvertreib findet, Piſtolen und Liebesgeflüſter ſind ja nicht geſpart; ſei es, daß „Anekdoten“ wie

„Gib Regen, Herr, und Sonnenſchein
Für Greiz und Schleiz und Lobenſtein,
Und woll'n die andern auch was haben (han),
So mögen ſie's dir ſelber ſagen (ſan).

den Andern ergötzen, während die praktiſche Hausfrau „Für Haus- und Landwirthſchaft“ durchblättert, um womöglich einen Fortſchritt in der edlen Gaſtronomie zu machen — uns feſſelt die „Zeit- und Kirchenrechnung“, noch mehr aber die „Bemerkungen zur Chronik von Riga“.

Aus erſterer erſehen wir:

„Dieſes Jahr iſt vom Anfange der Monarchie in Rußland, das iſt von Vereinigung aller Fürſtenthümer unter Einem Herrſcher, das . . . . 400.

„Von Erbauung der Stadt Moskau das. . . . . 717.

Anm. So jung noch und doch ſchon ſo altehrwürdig!

„Von Erbauung der Stadt Kiew das . . . . 1434.

Anm. So alt ſchon und doch noch ſo jung!

„Von Einführung des chriſtlichen Glaubens in Rußland das. 876.

„Von Eroberung Riga's und Livlands das. . . . . 154.

„Von dem Manifeſte, worin die geheime Inquiſition im ruſſiſchen Reiche auf immer abgeſchafft wird und die dem Adel und den Städten verliehenen Rechte und Privilegien auf ewige Zeiten beſtätigt werden, das . . . . 64.

„Von dem Manifeſte, durch welches die Leibeigenſchaft der Bauern in Rußland aufgehoben wird, das . . . . 3.

Anm. Die Zeit bringt, Gott ſei Dank, auch Manifeſte! Sind dieſe 3 Jahre nicht drei Jahrhunderte zum Wohle Rußlands geworden?

Die zweite reparirt ein altes und breitet ein neues Stück Geſchichte vor uns aus: Erkennen wie in den „Dockmännern“ und „Stadtältermännern“ nicht die Herren der Hanſa wieder? Weht uns aus der Notiz

„Am 23. September 1862, nach dem Gottesdienſte, um 12½ Uhr, wurde nach altherkömmicher Sitte vom Balcone des Rathhauſes die „Burſprake“ verleſen“

nicht der Geiſt einer alten und doch ſo bekannten Zeit an? Erinnern uns Bezeichnungen, wie „die Schwarzenhäupter“, „die St. Johannisgilde“, „die große Gildenſtube“, „Ein Wohledler Rath“ nicht an ein Magdeburg in Waffen gegen Tilly, an ein Stralſund, das dem Friedländer trotzt? Unwillkürlich ſehen wir die Wälle mit Donnerbüchſen, mit Balliſten und Katapulten beſetzt, der einförmige Tritt der Lanzenknechte ſchlägt an unſer Ohr, lang hin durch die Nacht zieht der Wachtruf der Runde, — aber da ertönt Roſſegetrampel und die paradirende „Bürgergarde“ zerſtört unſere Träumereien. Das ſind die Hanſa-Krieger nicht, aus der Säbelſcheide guckt die Elle verrätheriſch hervor und die feine Uniform riecht nach Häring und Pfeffer — eine Soldatenſpielerei (nach Rigaer Begriffen ein unſchätzbares und unantaſtbares Privilegium), die gar treffend durch das Wort „der Zopf, der hängt ihm hinten“, gegeißelt wird! Ebenſo wenig ſind die 36 Kaufleute erſter, die 144 zweiter und die 650 dritter Gilde, welche Riga beherbergt, Kaufherren alten Schlages, obgleich im Jahre 1862 1771 Schiffe ihnen die Erzeugniſſe aller Länder der Welt zuführten und 1773 Fahrzeuge aus dem Rigaer Hafen auslieſen; oder könnten die ruſſiſchen Titel „erblicher Ehrenbürger“ oder „perſönlicher Ehrenbürger“, mit welchen 60 derſelben ſich brüſten, uns täuſchen?!

Seltſam iſt der Eindruck, den dieſe kleinen Notizen auf uns machen, und ein ſchmerzliches Gefühl durchzieht unſere Bruſt, wenn wir ſchon aus einem Kalender ſehen, wie eine alte deutſche Stadt ſich nach und nach entdeutſcht, wie eine Perle nach der andern aus dem Schatze deutſcher Kronjuwelen verſchwindet, und Vater Arndt's Wort „ſo weit die deutſche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder ſingt“ eine immer traurigere Deutung erheiſcht! — Wohl ſpricht der „Rigaer Dichterverein“ deutſche Worte, wohl ſingt der „Sängerkreis“, der „Liederkranz“ und die „Liedertafel“ deutſche Lieder, wohl wurde am 3. März 1863 Haydn's Schöpfung aufgeführt, aber

„am 31. Mai erhielt der „Bajan“ oder die „Ruſſiſche Geſellſchaft für Geſang und ſchöne Rede“ in Riga vom Miniſterium des Innern die Beſtätigung der Statuten“,

und der „Bajan“ wird die Konſtituirung eines „Deutſchen Sängerbundes in Rußland“, wie die Vorſtände aller inländiſchen Männergeſangvereine ſie am 28. Juni beriethen, wohl zu vereiteln wiſſen! — 17 Lehranſtalten mit 68 Lehrenden, Handelsſchule, Polytechnicum und Navigationsſchule, literariſche Geſellſchaften aller Art und ein deutſches Theater konnten es nicht verhindern, daß Ausdrücke wie „Torg“ und „Trakt“ durch Anwendung in den Kalendern als Unzierde in die deutſche Sprache aufgenommen wurden!

O, möge Riga deutſch bleiben, wenn es der Ehre würdig ſein

Digitized by Google

will, daß — wie die Chronik meldet — ſein Wappen an dem Börſengebäude Bremens und an dem Lutherdenkmale zu Worms prange! D. U.

Kleine literariſche Revue.

— **Die afrikaniſche Reiſe des Herzogs von Sachſen-Coburg-Gotha.** Ueber dieſe im Februar 1862 unternommene und noch im Mai deſſelben Jahres beendigte Reiſe iſt jetzt ein fürſtlich ausgeſtatteter, gedruckter Bericht im Format eines Atlas, nebſt den dazu gehörenden Karten, Photographieen und chromolithographirten Tafeln, erſchienen.*) Der Text, größtentheils aus der Feder des Herzogs ſelbſt und in den letzten Abſchnitten auch aus der Feder der Frau Herzogin, die unter Anderem den Harem des Vicekönigs von Aegypten beſchreibt, ſchildert in zehn Kapiteln, von denen die erſten (wie es ſcheint, nach Aufzeichnungen Gerſtäcker's) die Reiſe nach Aegypten, auf dem Nil und auf dem Rothen Meer bis Maſſaua zum Gegenſtande haben, die Reiſen und die Jagdzüge des Herzogs in den Ländern der Habab, Menſa und Bogos. Abgeſehen von dem perſönlichen Intereſſe, das dieſe aus ſo intereſſanten Federn gefloſſenen Reiſebeſchreibungen darbieten, enthalten dieſelben auch in geographiſcher und ethnographiſcher Beziehung ſo viel Anziehendes, daß jeder Leſer dieſes Prachtwerk gewiß mit Befriedigung perluſtriren wird.

— **Heyſe's Syſtem der Sprachwiſſenſchaft in Italien.****) Herr Profeſſor H. Steinthal, der Herausgeber dieſes nachgelaſſenen Werkes des verewigten Profeſſor Heyſe, iſt, wie wir aus den uns vorliegenden italiäniſchen Kritiken erſehen, eine auch jenſeits der Alpen unter den Männern der Sprachwiſſenſchaft allgemein geachtete Autorität. In der zu Florenz erſcheinenden „Nazione" nennt Herr Angelo Degubernatis den Verfaſſer der „Geſchichte der Sprachwiſſenſchaft bei den Griechen und Römern"***) „den würdigſten Nachfolger und Fortſetzer Wilhelms von Humboldt in der Wiſſenſchaft der Sprache und in der logiſch-experimentalen Behandlungs-Methode derſelben." Der von Heyſe und noch mehr von Steinthal durchgeführte Gedanke, die Sprachwiſſenſchaft von pſychologiſchem Standpunkt aufzufaſſen, findet im heutigen Italien, wo man ſich mehr und mehr zu den Lehren der deutſchen Schule der vergleichenden Grammatik bekennt, lebhaften Anklang. Dr. Emilio Leone, der Ueberſetzer von Heyſe's „Syſtem der Sprachwiſſenſchaft", iſt, wie er in der Vorrede dieſes Werkes ſagt, damit beſchäftigt, auch Steinthal's eigene Arbeiten in Italien einzubürgern.

— **Die Lehranſtalt für Buchhandlungs-Lehrlinge in Leipzig.** Mit Theilnahme haben wir den achten Jahresbericht dieſer Anſtalt aus der Feder ihres Directors, des Herrn Dr. Paul Möbius, geleſen. Nach einem ſehr verſtändigen Plane eingerichtet und geleitet, kann dieſe Lehranſtalt am Centralpunkte des deutſchen Buchhandels nur wohlthätig auf die Geſtaltung deſſelben einwirken. Literaturgeſchichte, alte und fremde Sprachen, Bücherkunde, Handelswiſſenſchaft und Volkswirthſchaftslehre bilden natürlich die Hauptdisciplinen dieſer Anſtalt, die im vorigen Jahre einen ihrer Gründer und Hauptförderer in dem Buchhändler G. E. Fleiſcher verloren hat. Herr Director Möbius hat ſeinem Berichte eine ſehr leſenswerthe Abhandlung „über das Studium der deutſchen Dichtung als eines der vorzüglichſten nationalen Bildungsmittel" vorangeſchickt, worin unter Anderm der Nachweis geführt wird, daß dieſelben Züge, welche bereits Tacitus als Eigenthümlichkeiten des deutſchen Volkes hervorhebt, ſich auch jetzt noch in den hervorragendſten Richtungen und Werken deutſcher Dichtung vertreten finden.

— **Die praktiſche Heilkunde in England.** In einer uns erſt jetzt zu Geſicht kommenden kleinen Schrift: „Mediziniſche Reiſeſkizzen aus England im Sommer 1862", von Dr. H. W. Berend*) finden wir folgende, nicht unintereſſante Bemerkungen: „Praktiſch betrieben wird die Heilwiſſenſchaft in England dadurch, daß die Staatsgeſetze Niemandem verbieten, zu lehren; daß die Bildung mediziniſcher Schulen keinerlei Hemmniſſen unterliegt; daß der freie Konkurs für die Erlangung von Lehrſtellen dem Talente nirgends eine Sperre entgegenhält. Praktiſch iſt die Heilwiſſenſchaft dadurch, daß ihre Vertreter durch die Eigenthümlichkeit der Landesverhältniſſe, wo nur der Menſch als Menſch gilt, und ſich durch ſeine Leiſtungen einen Rang ſchafft, auch eben auf die Tüchtigkeit ihrer Leiſtungen angewieſen ſind. Der Eitelkeit und falſchen Ehrſucht iſt hierdurch die gebührliche Schranke geſteckt und andererſeits auch der tüchtigen Leiſtung der gebührliche materielle Lohn nicht verkümmert. Denn der Staat hält es nicht für zweckmäßig, die Leiſtungen der Kunſt und Wiſſenſchaft zu taxiren. Die Kunſtleiſtung iſt das Eigenthum des Künſtlers, und bis zu einem gewiſſen Grade hat er ſelbſt nur das Recht, über ihre Verwerthung zu beſtimmen. Pauperismus der Aerzte in einem Grade, wie er bei uns leider von Jahr zu Jahr in erſchreckender Zunahme begriffen, iſt bis jetzt in England unbekannt und äußere Hemmniſſe, welche dem ſtrebſamen Heilkünſtler eine Laufbahn verbarrikadiren, exiſtiren dort nicht. Der angehende Arzt in großen Städten wie London weiß zwar, daß er einige Zeit auf den Goldregen werde warten müſſen, aber er darf auch ſicher ſein, bei redlichem Streben und tüchtiger Wirkſamkeit ſich eine gute Zukunft aufzubauen. Freilich muß er ſelber Hand ans Werk legen, er kann nicht immer an den Staat appelliren. Das Self-Government hat meiſt nur mittelſt Privatkräften Hoſpitäler geſchaffen, aus welchen der Arzt nach und nach ſeine Bildung und ſein Fortkommen ſchöpft. Die Regierung hat mit der Beſetzung der dort wirkenden Haus-Aſſiſtenz, und dirigirenden Aerzte und Wundärzte, Stufen, welche zu durchlaufen ſind, nichts zu ſchaffen. Durch Leiſtungen dringt man vorwärts und ſchafft ſich einen Namen. So ſind mediziniſche Schulen und Krankenhäuſer ganz und gar das Werk der privaten Thätigkeit, aber auch hierdurch die alle von Wiſſensdurſt Erfaßten in gleicher Weiſe tränkenden, lauteren Quellen. Selbſt die naturwiſſenſchaftlichen, anatomiſchen und pathologiſchen Sammlungen Londons, mit Ausnahme derer im britiſchen Muſeum, welches Eigenthum der Nation, haben aus privaten Fundamenten ihren Urſprung und ihren allmählichen erſtaunenswerthen Aufſchwung genommen."

— **Geſchichte der Belagerung von Sebaſtopol.** Unter der Leitung des Generals Todleben, der jetzt als Adlatus des Großfürſten Nikolaus, Generaldirectors des Genieweſens, eine hohe Stelle in der ruſſiſchen Militär-Hierarchie einnimmt, erſcheint eine

*) Leipzig, Arnold'ſche Buchhandlung.

**) Sistema della Scienza delle Lingue, di K. W. L. Heyse, opera postuma edita dal dott. prof. H. Steinthal. Prima versione dal tedesco, corredata di alcune note, per cura del cavaliere Emilio Leone. Torino, Botta, 1864.

***) Vgl. Nr. 38 des „Magazin" von 1863.

*) Berlin, Aug. Hirſchwald, 1863.

Digitized by Google

Geſchichte der Vertheidigung von Sebaſtopol*), die nach einem ſo großartigen Maßſtabe angelegt iſt, daß der erſte, 700 Seiten ſtarke Band nur die beiden erſten Monate der Belagerung umfaßt. Derſelbe wurde gleich nach ſeinem Erſcheinen mit einer ziemlich ungünſtigen Kritik im „Ruſſiſchen Invaliden" aus der Feder eines Herrn Domontowitſch begrüßt, die ſich in Bezug auf die Schlacht von Inkerman (deren Verluſt bekanntlich einem Verſehen des in der Schlacht gebliebenen Generals Soimonov zugeſchrieben wird) mit großer Bitterkeit über das Verfahren ausſpricht, die Schuld an allen Mißerfolgen den Todten zuzuſchieben, um die Lebenden von der Verantwortlichkeit zu reinigen. Ein Mitarbeiter Todlebens proteſtirt nun im „Invaliden" gegen dieſen Ausſpruch, indem er durch Citate zu beweiſen ſucht, daß der Kritiker das Werk gar nicht geleſen haben kann, da Todleben im Gegentheil der Behauptung entgegentritt, daß Soimonov ſeine Inſtruktionen mißverſtanden habe; weit entfernt, ihm einen ſolchen Vorwurf zu machen, zeige er vielmehr, daß er ſie gar nicht anders verſtehen konnte und daß nur der Tod dieſes tapferen und tüchtigen Generals ihre Ausführung verhindert habe. Wie dem auch ſein möge, ſo giebt das Erſcheinen eines derartigen Artikels in dem offiziellen Organ des Kriegsminiſteriums einen neuen Beleg für die Anarchie, die in allen Zweigen der ruſſiſchen Staats-Verwaltung eingeriſſen iſt, ſeitdem der eiſerne Arm erlahmte, der die verrottete Maſchinerie zuſammenhielt. Möglich iſt es übrigens, daß der Angriff auf Todleben mit der Antipathie gegen alles Deutſche zuſammenhängt, die man gegenwärtig in gewiſſen ruſſiſchen Kreiſen zur Schau trägt.

— **Erzgebirgiſche Arbeiter-Zeitung.** Aus dem gewerbthätigen, ſächſiſchen Erzgebirge geht uns die Probenummer einer von K. Badewitz in Zwickau herausgegebenen und verlegten Arbeiter-Zeitung zu, die, bei der Aufgabe, welche ſie ſich geſtellt: die Arbeiter-Bevölkerung zu ſittlicher Freiheit heranbilden zu helfen und ſie in der intelligenten Ausdauer zu ermuntern, die ein gewerbfleißiges Volk zu einem wohlhabenden macht, ſehr ſegensreich zu wirken vermag. Zwickau, Chemnitz und Plauen, dieſe Mittelpunkte der ſächſiſchen Induſtrie, die in den letzten Jahrzehnden mit den engliſchen Bergbau- und Fabrikſtädten an Wohlhabenheit und Ausdehnung wetteiferten, werden der neuen Zeitung ebenſo lehrreichen Stoff, als zahlreiche Leſer darbieten.

Literariſcher Sprechſaal.

Biſchof Monrad, der Premierminiſter Chriſtian's IX, iſt der perſonifizirte Eiderdanismus, und aus dem Axiom des letzteren: „Dänemark bis zur Eider, oder Auflöſung in die Vereinigten Staaten von Skandinavien", iſt allein die Politik zu erklären, die jetzt in Kopenhagen am Staatsruder iſt. Jetzt, wie vor zwölf Jahren, ſetzt Biſchof Monrad ſeine letzte Hoffnung auf den Mächtigſten unter ſeinen deutſchen Gegnern, auf Oeſterreich, deſſen antinationale Diplomatie vor zwölf Jahren die Integrität Dänemarks lebhafter in Schutz nahm, als ſelbſt England. Er rechnet darauf, daß Oeſterreich auch dieſesmal die Integrität Dänemarks, ſelbſt ſeinen deutſchen Verbündeten gegenüber, werde zu retten wiſſen. Erſt wenn dieſe Hoffnung aufgegeben werden müßte, würde ſich das Eiderdänenthum in die Gränzen des Skandinavismus zurückziehen — Gränzen, die, nach dem politiſchen Katechismus auch der Schweden und Norweger, nicht an der Königs-Aa und am Meerbuſen von Kolding, ſondern erſt hinter Hadersleben und Apenrade, wo nicht gar am Dannevirk, zu ziehen ſind, welches letztere nämlich bis zum Jahre 1393 die Gränze des eigentlichen däniſchen Reiches bildete. Die Benennung „Süd-Jütland" für Nord-Schleswig ſtammt in der That nicht erſt aus neueſter Zeit, ſondern findet ſich in den älteſten däniſchen Chroniken. Das jütländiſche Amt Ribe reicht weit hinein in Nord-Schleswig, von welchem es eine Enklave bildet und wo es rings umher von däniſch redenden und denkenden Ortſchaften umgeben iſt. Die Anzahl der der däniſchen Nationalität angehörenden Schleswiger wird auf Hunderttauſend geſchätzt.

Wir Deutſchen finden zwar im Allgemeinen beim Auslande wenig Anklang mit unſerem Kriege gegen das „kleine, biedere und tapfere Dänenvolk," doch läßt deshalb keine Nation in ſo toller Weiſe ihren Gefühlen gegen uns freien Lauf, wie die engliſche Hier nur Ein Beiſpiel von unzähligen. Der „Punch", bekanntlich in England ein Witzblatt, das ſich ſehr viel mit der Erziehung der hohen und niederen Engländer zu ſchaffen macht, alle Welt für den Schuhputzer des erhabenen Albion anſieht und nur gegenüber Frankreich ſeine Brutalität aus naheliegenden Gründen etwas mäßigt, ſchreibt in einer ſeiner letzten Nummern, daß die preußiſchen und öſterreichiſchen Soldaten als Erkennungszeichen eine weiße Binde um den Arm trügen und damit wahrſcheinlich andeuten wollten, daß ſie eine „Bande von Brüdern" wären; dem Mr. Punch ſchiene es jedoch, „daß ſie eine Brüderſchaft von Banditen ſeien, die wahrſcheinlich ſämmtlich zwiſchen den Schultern noch durch ein vom Henker eingebranntes R (robber?) gekennzeichnet wären; übrigens wünſchte er ihnen, daß ſie zu der Binde an dem einen Arm bald auch Handſchellen an beiden Armen erhalten möchten." Wir regiſtriren dieſe engliſchen Ergüſſe nur, um ſpäterhin einmal darauf zurückkommen zu können; denn wir ſind der feſten Anſicht, daß bald eine Zeit kommen werde, wo die Engländer ebenſo hündiſch um die Hülfe der „noble and valiant Germans" winſeln werden, als ſie jetzt gemein auf dieſelbe Nation ſchimpfen.

Von der Gegenſchrift zu Renan's „Leben Jeſu", die der Biſchof von Arras, Monſignor Pariſis, unter dem Titel „Jeſus Chriſtus iſt Gott" herausgegeben, iſt eine deutſche Ueberſetzung bereits in zweiter Auflage bei A. G. Steinhauſer in Prag erſchienen. Napoleon III. ſoll ſich in einem Briefe an den Verfaſſer ſehr anerkennend über dieſe Schrift ausgeſprochen haben.

Als einen für Kunſtliebhaber überaus intereſſanten Leitfaden dürfen wir wohl den „Deutſchen Bilderſaal" bezeichnen, der ſoeben aus der Feder des Herrn Dr. G. Parthey, eines hochgeſchätzten, wiſſenſchaftlichen Kunſtfreundes, von der Nicolaiſchen Verlags-Buchhandlung in Berlin angekündigt wird. Es iſt dieſer Bilderſaal nämlich ein „Verzeichniß der in Deutſchland vorhandenen Oelbilder verſtorbener Maler aller Schulen." Der bis jetzt erſchienene erſte Band (wahrſcheinlich die Hälfte des Ganzen) umfaßt die Buchſtaben A—K.

*) Описаніе обороны Севастополя. Bd. I. St. Petersburg, 1863.

Digitized by Google

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erſchienen:

Grundriß der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte in Verbindung mit der deutſchen von Fr. Voigt, Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin. Zweite Auflage. 1863. 5¾ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geſchichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darſtellung, Klarheit und Ueberſichtlichkeit, ſind auch dieſem kleineren Buche eigen. — — Als beſonders praktiſch arrangirt, möchten wir ſchließlich auch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt ſeinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß ſich, wie das Buch überhaupt, ſo auch dieſer Anhang in der Praxis bewähren wird."

Schulblatt für die Provinz Brandenburg.

Von demſelben Verfaſſer erſchien früher:

Grundriß der alten Geſchichte. 1862. 4½ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunſch bewährter Schulmänner und in eben der Weiſe entworfen, nach welcher der vorſtehende von ihm 1861 herausgegebene und mit ſo großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene „Grundriß der brandenburgiſch-preußiſchen und deutſchen Geſchichte" bearbeitet iſt. (177)

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig ſind erſchienen: (175)

Pfarrius, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Kl. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus), **Die Leute aus dem Walde,** ihre Sterne, Wege und Schickſale. Ein Roman in 3 Bänden. Kl. 8. eleg. geh. 5 Thlr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus), **Unſeres Herrgotts Canzlei.** Eine Erzählung in zwei Theilen. 2 Bde. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Einen Thaler vierteljährlich.

Allen Familien, Geſchäftsleuten, Reiſenden empfohlen:

Berliner Fremden- u. Anzeigeblatt,

für Nachrichten aus dem öffentlichen Verkehr des In- und Auslandes, für Handel und Gewerbe, Unterhaltung, Theater, Kunſt und Literatur.

Mit einer Beilage 6mal im Quartal: Amtliches Poſt-Circular.

Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Erſcheint täglich Abends in großem Folio-Format und liefert ca. 150 Bogen für 1 Thlr. vierteljährlich incl. Porto.

Den Inhalt bilden unter vielem Andren: Feuilleton, Kritiken, locale, vermiſchte und Theater-Nachrichten, Literatur, gewerbliche, techniſche und landwirthſchaftl. Artikel, politiſche, Handels- u. Börſen-Depeſchen, Hof- und Perſonal-Nachrichten v. d. Armee und den Juſtizbehörden, amtliche Fremdenliſte, Kirchenzettel, Verſtorbene, Geborene, Verlobte, Verehelichte, Angebote, Lotterie-Gewinnliſte, Theaterzettel, Courszettel, Marktpreiſe, Handels-Regiſter, Wechſel-Termine, Konkurs-Nachrichten, Gerichts-Zeitung, Auktionen, Submiſſionen, Liſte offener Stellen, Fremdenführer ꝛc. ꝛc.

Anzeigen werden durch das „Fremdenblatt" in hohen und wohlhabenden Kreiſen verbreitet. Inſertionspreis pro Zeile 1½ Sgr.

Alle Zeitungs-Spediteure und Poſt-Anſtalten liefern das „Fremdenblatt" für Einen Thaler vierteljährlich. (172)

Im Verlage der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die däniſch-deutſche Verwickelung

nach ihren Entſtehungsgründen und ihrem Verlaufe dargeſtellt,

nebſt einer genealogiſchen Beleuchtung der däniſchen Erbfolgefrage

von

Guſtav Majer,

Profeſſor am königl. Gymnaſium in Heilbronn.

Mit 7 genealogiſchen Tafeln. 8. Geheftet. 1 Thlr.

Dieſe Schrift gewährt, indem ſie den ganzen Conflict nach allen ſeinen Seiten hin ſowohl aus der Vergangenheit genetiſch erklärt, als auch in ſeinem Verlaufe geſchichtlich darſtellt, gründlichen Aufſchluß über alle mit demſelben zuſammenhängenden politiſchen und ſtaatsrechtlichen Fragen; namentlich bietet ſie auch dem Freunde der Zeitgeſchichte eine eingehende und lebhafte Schilderung der Ereigniſſe der neueſten Zeit bis zum Einmarſch der Bundestruppen in Holſtein. (171)

Der Reinertrag iſt für Schleswig-Holſtein beſtimmt.

Stuttgart, Februar 1864. **J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.**

So eben erſcheint in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin: (174)

Rede

an der Bahre des hingeſchiedenen Rabbiners und Predigers Dr. **Michael Sachs.**

Rede

an der Bahre des **Dr. Moritz Veit**

gehalten von

Dr. **Joël,**

Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.

Velinpapier. (1½ Bgn.) Preis 4 Sgr.

Das heraldiſche Inſtitut

von

Dr. **Otto Titan von Hefner**

in München

(autoriſirt von der k. Regierung unterm 19. Juni 1861)

fertigt alle auf die wiſſenſchaftliche oder künſtleriſche Seite der Heraldik Bezug habenden Arbeiten.

Entwürfe und Zeichnungen zu Wappen jeder Größe und Ausführung, zu den verſchiedenſten Zwecken, für Glas-Gemälde, Siegel, Monumente, Etiquetten, Möbel, Porzellangefäße, Silber- und Goldwaaren, ebenſo wie für Trauerfeierlichkeiten, Damenarbeiten und Dekorationen; ferner Abſchriften und Facſimiles von Urkunden, Diplomen und Wappenbriefen ꝛc. Nachforſchungen über Urſprung und Wappen einzelner Familien werden beſorgt, ſowie Ahnentafeln und Stammbäume und Familien-Chroniken angefertigt. Bürgerliche Wappen, deren eine Anzahl von mehreren Tauſenden in den Sammlungen des Inſtituts vorhanden iſt, werden gegen eine Gebühr von 1 fl. aufgeſchlagen, und auf Verlangen zu dem Preiſe von 2 fl. 42 kr. bis 4 fl. nebſt vollſtändiger Beſchreibung gemalt.

☛ In Betreff der bürgerlichen Wappen wird bemerkt, daß von Seite des heraldiſchen Inſtituts nicht jenem Unfuge gehuldigt wird, der zum Schaden der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften von ungebildeten Siegelſtechern leider ſo häufig praktizirt wird — gleichlautende adelige Wappen den ſich Meldenden als ihre „Stammwappen" aufzuoktroiren — ſondern daß nur ſolche bürgerliche Wappen dort mitgetheilt werden, welche urkundlich ſich nachweiſen laſſen.

☛ Jede vom herald. Inſtitut ausgehende Arbeit trägt einen Stempel mit dem Wappen des Inhabers nebſt Angabe der Exped.-Nummer und des Datums, auf welche ſich in ſpäteren Zeiten berufen werden kann. (173)

☛ **27 Schillerſtraße 27.** ☚

In unſerem Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Aus Schinkel's Nachlaß vierter Band:

Katalog des künſtleriſchen Nachlaſſes von Carl Friedrich Schinkel,

K. Ober-Landes-Bau-Direktor,

im Beuth-Schinkel-Muſeum in Berlin.

Im Auftrage des Königl. Handels-Miniſteriums angefertigt von

Alfred Freiherrn von Wolzogen,

K. Regierungsrath.

41 Bogen gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Werk iſt nun mit dieſem Bande vollſtändig und iſt der Preis für die 4 Bände (112 Bogen mit 4 Portraits, 1 Skizze in Photographie, Facſimile, 2 Plänen in Steindr. u. 22 in den Text gedruckten Holzſchnitten) 9 Thlr. 20 Sgr.

Berlin, den 12. März 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (170)

Empfehlenswerthe Werke. (176)

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bändchen gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Geſchichte des brandenb.-preußiſchen Staates von **Fr. Voigt,** Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in engl. Einband mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen, und läßt den äußern Gang der Begebenheiten außer Acht: Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Geſchichte, und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt." Literar. Centralblatt.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 14.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten an, für England H. Bender, London, 8 Little Newport Street, Leicester Square.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 3. April **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.
Oſtern, die Göttin Oſtara und die Oſtereier 210

Belgien.
Der Kampf zwiſchen Staat und Kirche. I. Die Ultramontanen und die Liberalen 214

Frankreich.
Die Arbeiterdichtung in Frankreich . . . 216

England.
Ein Roman aus der engliſchen Geſchichte. Thomas Otway, von Marie Harrer . . 218

Rußland.
Das Geheimniß Rußlands 219

Kleine litterariſche Revue.
Die Karten von England in Stieler's Hand-Atlas 221
Die holländiſche Sprache in Japan . . . 221
H. Graetz: Geſchichte der Juden 222
Symington's Färöer- und Island-Skizzen 222
Hiſtoriſche Schriften für die Jugend . . . 222
Fröhlich's Silhouetten mit franzöſiſchem Text 223
Literariſcher Sprechſaal 223

Im Verlage von L. Hachette u. Co. in Paris erschienen:

About, E. Le Progrèe. 1 vol. in 8. br. 7 fr. 50 c.
Caro. L'idée de Dieu et ses nouveaux critiques. 1 vol. in 8. br. 7 fr. 50 c.
Deſchanel. Physiologie des écrivains et des artistes ou Essai de critique naturelle. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 fr.
Duruy. Causeries de voyage. De Paris a Bucharest. 1re partie: De Paris à Vienne. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Hugo, V. Han d'Islande. 2 vol. in 18. be. 7 fr.
— — **Le Rhin.** 3 vol. in 18. br. 10 fr. 50 c.
Lindau. Un voyage autour de Japon. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Pallu. Histoire de l'expédition de Cochinchine en 1861. 1 vol. in 8. br. 7 fr. 50 c.
Ruſſell-Killough. Seize mille lieues à travers l'Asie et l'Océanie. 2 vol. in 18. br. 7 fr.
Wallon. Richard II. Episode de la rivalité de la France et de l'Angleterre. 2 vol. in 18. br. 15 fr. (179)

Buchhandlung **Ludwig Denicke** in Leipzig.

CHEAP EDITIONS OF
STANDARD WORKS.

Jane Eyre. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Shirley. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Villette. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d cloth.
Wuthering Heights and Agnes Grey. By *Emily* and *Anne Brontë.* With Preface and Memoirs of the Sisters. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
The Tenant of Wildfell Hall. By *Anne Brontë.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
The Professor. To which are added the Poems of *Currer, Ellis,* and *Acton Bell.* Now first collected. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
The Life of Charlotte Brontë. By *Mrs. Gaskell.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Sylvan Holt's Daughter. By *Holme Lee.* Author of „Against Wind and Tide," „Kathi Brande," &c. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Transformation: or, the Romance of Monte Beni. By *Nathaniel Hawthorne.* Author of the „Scarlet Letter," &c. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Autobiography of Leigh Hunt. Edited by his Eldest Son. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Kathie Brande: The Fireside History of a Quiet Life. By *Holme Lee.* 2s. 6d. cloth
Lectures on the English Humourists. By *W. M. Thackeray,* Esq. Post 8vo. 2s. 6d. cl.
The Town: its Memorable Characters and Events. By *Leigh Hunt.* Post 8vo Forty-five Wood Engravings. 2s. 6d. cloth.
Tales of the Colonies; or, the Adventures of an Emigrant. By the late *C. Rowcroft,* Esq. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
The School for Fathers; an old English Story. By *Talbot Gwynne.* Post 8vo. 2s. cl.
Paul Ferrol; a Tale. By the Author of „IX Poems by V." Post 8vo. 2s. cloth.
Deerbrook; a Tale of English Country Life. By *Harriet Martineau.* Post 8vo. 2s. 6d. cl.
A Lost Love. By *Ashford Owen.* Post 8vo. 2s. cloth.
Romantic Tales. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Domestic Stories. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
After Dark. By *Wilkie Collins.* Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
Below the Surface. By Sir *A. H. Elton,* Bart. Post 8vo. 2s. 6d. cloth.
British India. By *Harriet Martineau.* 2s 6d. cloth.
The Political Economy of Art. By *John Ruskin.* 2s. 6d. cloth. (178)
The History of Henry Esmond. By *W. M. Thackeray.* Post 8vo. 6s. cloth.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous le direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 2. *Fevrier* 1864.

I. Le Romain à sa maison des champs. — II. Les Sociétés coopératrices ou Associations ouvrières en Angleterre et sur le Continent. — III. L'exploration des sources du Nil. 1. Les femmes d'Afrique. — IV. Curiosités des archives Allemandes. — V. L'argent fatal. 1. Du Chine en Angleterre. — Quelques souvenirs de Thackeray, par Charles Dickens. — La question des sucres, par M. A. Clapier, ancien député. — Pensées diverses. — Poésie. La ballade de la bouillabaisse, par Thackeray. — Correspondence d'Amérique. — Correspondence d'Allemagne. — Correspondence de Londres. — Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. — (177)

So eben erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**
Mit zwei Photographien (der Gebrüder Grimm).
Velinpapier. 8. eleg. geb. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (180)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Oſtern, die Göttin Oſtara und die Oſtereier.

Von der Sitte, einander am Oſterfeſte mit gefärbten und bemalten Eiern zu beſchenken, finden ſich in Deutſchland die früheſten nachweisbaren Spuren im ſechszehnten Jahrhundert. Es unterliegt indeſſen wohl kaum einem Zweifel, daß man hier einem Gebrauch begegnet, der, gleich unzähligen anderen, aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum übergegangen iſt.

Es war bekanntlich ein ſchweres Stück Arbeit, die trotzig wilden Germanen, namentlich die des Nordens, zum Chriſtenthum zu bekehren, zumal ſich für ſie an die Annahme des Kreuzes der Verluſt ihrer Unabhängigkeit knüpfte, und ſo war nichts gewonnen, wenn man ſie, wie Karl der Große die Sachſen, mit dem Schwerte ins Waſſer zur Taufe trieb. Indeſſen entging es der klugen Geiſtlichkeit nicht, daß das Leben Chriſti, ſeine Geburt, ſein Tod, ſeine Auferſtehung und ſein ewiges Reich manche Aehnlichkeit mit dem heidniſchen Naturkultus und namentlich mit Balder, dem jungen Gott des Lichtes, bot, deſſen Reich des Friedens nach germaniſcher Vorſtellung beginnen würde, wenn Loki, das böſe Prinzip, ſich von ſeinen unterirdiſchen Feſſeln befreit und die ſchnöde Welt mit Feuer verzehrt hätte. Damit war ein vortrefflicher Anknüpfungspunkt geboten und er geſtattete die ſcheinbare Konzeſſion, daß man die chriſtlichen Feiertage ſo viel als thunlich mit den heidniſchen Feſten vereinigte. Die Heidengötter ließen ſich freilich nicht mit Stumpf und Stiel ausrotten. Man ließ ihnen alſo ihre göttliche Abſtammung, aber man ſchickte ſie in die Hölle — obgleich mit zweifelhaftem Erfolg, denn ſie flüchteten ſich in das Märchen, wo ſie bis auf den heutigen Tag luſtig fortleben und ſich dadurch, allem Bann- und Weihwaſſer zum Trotz, ein gutes Stück Glauben im Volke bewahrten.

Die Verſchmelzung der Auferſtehung Chriſti mit dem germaniſchen Frühlingsfeſte insbeſondere wurde aber noch durch den Streit in der chriſtlichen Kirche ſelbſt erleichtert. Im Gegenſatz zu den morgenländiſchen Chriſten, welche dieſes Feſt ſtets mit dem jüdiſchen Paſſahfeſte zugleich feierten, beſtanden nämlich die des Abendlandes darauf, es an einem Sonntage, als dem Auferſtehungstage Chriſti, zu begehen. Dieſer Streit wurde auf der erſten Kirchenverſammlung zu Nicäa (326) dahin entſchieden, daß das Paſſahfeſt in der ganzen Chriſtenheit an demſelben Sonntage gefeiert werde, welcher unmittelbar auf den Frühlingsvollmond folgt. Unter dem Frühlingsvollmond wird derjenige verſtanden, welcher entweder auf den 21. März, als den Anfang des chriſtlichen Frühlings, oder dieſem Tage zunächſt fällt. Fiele dieſer Vollmond aber auf einen Sonntag, ſo ſollte das Auferſtehungsfeſt acht Tage ſpäter begangen werden.

Wie kamen aber die Germanen dazu, dieſes Auferſtehungsfeſt Oſtern zu nennen, während alle übrigen Völker die alt-orientaliſche Bezeichnung des Paſſah beibehielten oder annahmen? Die Antwort iſt leicht; weil es in den Oſtermonat fiel. Aber welche Bewandtniß hat es mit dieſem Worte Oſtern? J. Grimm citirt in ſeiner deutſchen Mythologie den alten angelſächſiſchen Schriftſteller Beda, der uns die Namen zweier Göttinnen ſeines Volkes aufbewahrt hat. Es ſind Eoſtra und Rheda. Von dieſen, erzählt er, haben zwei Monate ihre Benennung. Von der Einen wird der März Rhedemonat und von Eoſtra der April Eſturmonat bei den Angelſachſen genannt. Hierzu ſtimmt ein Citat von Diepholz, wonach die Feſte der Eoſtra bei den teutoniſchen Völkern in dem Paſſahmonat, dem April, gefeiert wurden. Bei Eginhart, dem Chronikenſchreiber Karls des Großen, finden wir die Bezeichnung ôstarmânoth und die älteſten althochdeutſchen Sprachdenkmäler haben für das chriſtliche Feſt den Namen ôstarâ (ôstartaga oder aostattaga, die Pluralform, weil zwei und mehr Oſtertage gefeiert wurden).

Wer aber war jene Göttin Oſtara? Der fromme Kirchenvater Beda ſagt es uns nicht. Daß der Name auf den Oſtra, alſo auf die Richtung des Sonnenaufgangs hinweiſt, ſcheint deutlich. J. Grimm zieht zur Erklärung von Oſtara aus der baskiſchen Sprache das Wort ostaro an, welches die Zeit des Blühens und Belaubens, von ostoa, Laub, Blatt, bezeichnet. Der Anklang mag, wie Grimm meint, nur zufällig ſein; indeſſen beweiſen vielfältige, bis auf den heutigen Tag erhaltene Gebräuche, daß in jenem Oſtermonat die Ankunft des Frühlings gefeiert wurde. So wurden in Norddeutſchland gegen Abend des erſten, zuweilen auch des dritten Oſtertages auf Hügeln und Bergen Freudenfeuer angezündet. Auch heißt es, daß in alten Zeiten die Oſterkerze in der Kirche durch einen Brennſpiegel oder Kryſtall angezündet worden ſei. Im Hinterrheiniſchen wird noch jetzt, wie Grimm erzählt, am Gründonnerſtag und am Oſtertage die Lampe an dem mit einem Stahl geſchlagenen Oſterfeuer angezündet. Das durch Brennſpiegel oder Stahl erzeugte Feuer galt aber als Symbol des lauteren Feuers, des Elementarfeuers, als welches auch die Sonne aufgefaßt wurde. Wir mögen hier wohl an die Sonnenopfer der alten Mexikaner denken, welche gleichfalls durch einen Brennſpiegel entzündet wurden. Weitere Analogieen dürften in dem Kultus der alten Indier und Phönikier zu ſuchen ſein.

In unverkennbarer Beziehung zu der Frühlingsſonne ſtehen die ſogenannten Oſterſpiele, die lange Zeit unter dem Volke im Schwange waren und von der Kirche geduldet wurden; wie ja der Prediger auch am Oſtertage von der Kanzel herab, an chriſtliche Vorſtellungen anknüpfend, ein ſogenanntes Oſtermärchen dem Volke zu erzählen pflegte. Als Oſterſpiel wurde noch ſpäter eine Art von dramatiſcher Vorſtellung bezeichnet, wobei zwölf mit langen Schwertern bewaffnete Männer auftraten, von denen Einer den Fridebolt oder Sommer vorſtellte, der den Winter aus dem Lande ſchlug. In dem Norden Englands, namentlich in den abgelegenen Thälern von Yorkſhire, wird dieſes Spiel noch heut, aber um die Weihnachtszeit, aufgeführt, wie Henry Dixon in ſeinen „Ancient poems, ballads and sangs of the peasantry of England“ bemerkt. Es iſt dies das bekannte Zwiſchenſpiel und der Sang der Schwerttänzer, deſſen Herſtammung den engliſchen Gelehrten noch immer ſo viel Kopfbrechen koſtet. In dieſem Spiele hat der Pfarrer im ſchwarzen Rock den Winter zu ſpielen, der erſchlagen, aber wieder lebendig gemacht wird. Unter den zwölf Männern ſind die zwölf Monate des Jahres zu verſtehen.

Grimm hat in ſeiner Mythologie eine große Zahl von Liedern niedergelegt, die bei derartigen Spielen des Winteraustreibens geſungen werden. So heißt es in Einem:

> „Ja, ja, ja, der Sommertag iſt da,
> Er kratzt dem Winter die Augen aus
> Und jagt die Bauern zur Stub' hinaus.“

Oder:

> „Stab aus, Stab aus!
> Blaſ' dem Winter die Augen aus.“

An die Stelle des Winters tritt auch der Tod, und dann heißt es:

Digitized by Google

„Stab aus, Stab aus!
Stech' dem Tod die Augen aus!"

Die Grauſamkeit, daß dem Winter oder dem Tod die Augen ausgeſtochen werden ſollen, deutet gleichfalls auf den fernliegenden Urſprung dieſer Lieder und Spiele. Dabei iſt zu erwähnen, daß das Alterthum das Jahr meiſtens nur in zwei Hälften ſchied, und während man im Norden nach Wintern, zählte man im Süden nach Sommern.

Solche Spiele, welche den Kampf des Sommers oder Frühlings mit dem Winter, das feſtliche Einholen des erſteren und des letzteren Beſiegung und Austreibung darſtellen, haben ſich an vielen Orten bis auf den heutigen Tag erhalten. In Schweden, Dänemark, England und Niederſachſen fallen dieſe Spiele auf den Mai; am Rhein, in Franken, Thüringen, Meißen, Schleſien und Böhmen auf den März. Nur in den fünf letztgenannten Landſchaften wird das höhere Weſen, deſſen Einzug und Sieg man feiert, durch eine Puppe, überall ſonſt durch lebende Perſonen dargeſtellt. Der Winter oder Tod iſt dagegen eine Puppe von Stroh oder Holz, welche ſchließlich verbrannt oder ins Waſſer geworfen wird.

Ein ſchöner, poetiſcher Oſtergebrauch herrſcht in Oſtpreußen. Dort wecken die kleinen Kinder am Morgen des erſten Feiertages ihre Eltern mit kleinen Birkenruthen, an denen ſich das erſte junge Laub befindet. Man nennt dies „ſchmackoſtern" und „ſchmack iſt" wohl nichts als das verdorbene „ſchmeck": ſchmeck' Oſtern. Dieſelbe Sitte herrſcht in der Uckermark, wo am Oſtermorgen die Kinder auf dem Lande das Recht haben, die Erwachſenen in ihren Betten zu „ſtüpen." Von einem ähnlichen Brauch in Schwaben und Baiern berichtet Wolfgang Menzel in ſeiner „Deutſchen Dichtung." Dort haben noch heut am ſogenannten Pfeffertag, dem 28. Dezember, alle Kinder das Recht, die Erwachſenen mit Wachholderzweigen zu ſchlagen. Menzel ſieht darin ein Symbol der Freiheit und Gleichheit, welche nach altem Brauch in der Weihnachtszeit, wie in Rom bei den Saturnalien, gefeiert wurden. Ich bin dieſer Anſicht nicht und ſehe darin vielmehr eine frohe Mahnung an die Wiederkehr des Frühlings. Der Wachholder oder Machandelbaum ſpielt bekanntlich in unſeren deutſchen Märchen eine große Rolle und tritt hier, wie auch Menzel an einer Stelle richtig bemerkt, da er den ganzen Winter hindurch grünt, als ein Sinnbild der unvergänglichen Lebenskraft in der Natur auf. Am 28. Dezember hat aber die Sonne bereits die Winterwende gemacht und ſchreitet dem Wiedererwachen der Natur entgegen. Zur Oſterzeit iſt die Verheißung des Wachholders in Erfüllung gegangen. Davon zeugen die neu belaubten Birkenreiſer, mit denen die Kinder das Alter gleichſam aus dem Winterſchlaf zur Freude an der verjüngten Natur erwecken und wie die Erde ſelbſt verjüngen.

Eine andere ſchöne Oſterſitte, die gleichfalls auf heidniſchen Urſprung hinweiſt, ſind die Blumenopfer. Grimm erzählt davon: „Unweit dem heſſiſchen Berge Meisner ſteht eine hohe Felſenwand, unter der ſich eine Höhle befindet, die den Namen des hohlen Steines führt. In dieſe Höhle tragen am zweiten Oſtertage Jünglinge und Mädchen der benachbarten Dörfer Blumenſträuße und ſchöpfen ſich dann kühlendes Waſſer. Ohne Blumen mitzubringen wagt es Niemand hinabzuſteigen. Grundſtücke einzelner heſſiſcher Dorfſchaften haben jährlich einen Strauß Maiblumen zu zinſen." — Dem Oſterwaſſer wird eine beſondere Kraft zugeſchrieben: Waſſer, welches in der Oſternacht ſchweigend aus dem Fluſſe und zwar gegen den Strom geſchöpft wird, hat eine beſondere Kraft, zu heilen und zu verſchönen.

Alle dieſe Spiele und Gebräuche deuten darauf hin, daß Oſtara eine gütige, freundliche, heilbringende Gottheit geweſen ſein muß, und ich ſtehe nicht an, in ihr die deutſche Perſephone zu begrüßen, die Perſonifikation der wiedererwachenden Natur und Vegetation, die uns von Oſten her ſtrahlend entgegentritt.

In dieſer holden Geſtalt der Perſephone begegnen wir Oſtara in den deutſchen Frühlingsmärchen wieder. Immer iſt es hier eine Jungfrau, oft eine Königstochter, welche von Drachen, Rieſen oder Räubern geraubt und in Höhlen gefangen gehalten wird, bis ſie entweder ein kühner Ritter befreit, den ſie dann heiratet, oder es ihr gelingt, durch eigene Liſt zu entkommen. Auch Perſephone kehrte auf goldenem Sonnenwagen, von Hermes geführt, aus dem unterirdiſchen Reiche des Aides zu ihrer Mutter Demeter zurück. Der urſprüngliche Sinn dieſer Märchen kann wohl nicht gut anders als die Befreiung der im Winter gefangenen Natur aufgefaßt werden. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die jugendlich geſchäftige Phantaſie des Volkes dieſes Motiv bald auch auf analoge Verhältniſſe, wie Geneſung von ſchwerer Krankheit, Auferſtehung vom Tode u. ſ. w. anwandte und daraus dem Frühlingsmythus ähnliche Märchen ſpann.

Eine eigenthümliche Sage dieſer Art geht in Königsberg, die hier eine Stelle finden mag, da ſie meines Wiſſens noch nicht aufgezeichnet worden iſt. Unweit Königsberg liegt am Ufer des Pregel das Dorf Arnau. Die Kirche dieſes Ortes ſchmückt als Fahne das Bild einer ſpinnenden Frau. Nun erzählt man, daß in alten Zeiten, als die ganze Gegend noch wüſter Wald war, ein ſchönes Mädchen ſich dort verirrte. Räuber fanden ſie und ſchleppten ſie gewaltſam in ihre Höhle. Da waren unermeßliche Schätze aufgehäuft. Der Räuber aber waren ſieben, und das Mädchen mußte Magddienſte bei ihnen verrichten. Endlich gelang es ihr, zu entfliehen, und ſie that ein Gelübde, daß ſie der heiligen Jungfrau eine Kirche bauen wolle, wenn ſie glücklich aus dem Walde heraus ſich nach Königsberg zurückfände. Um aber zugleich die Räuber dem Arme der Gerechtigkeit überantworten zu können, hatte ſie Erbſen zu ſich geſteckt; die ſtreute ſie auf ihrer Flucht aus. Vermöge dieſer Erbſenſpur gelang es denn auch, die Höhle wieder aufzufinden. Die Räuber wurden umgebracht und mit den vorgefundenen Schätzen die Stiftung gemacht, daß alle Tage um 11 Uhr Vormittags und um 9 Uhr Abends von dem Schloßthurm der Stadt ein geiſtliches Lied geblaſen werde, theils als Dank für die glückliche Ueberwindung der Räuber, theils auch um denjenigen, die etwa durch den Wald reiſten, ein Zeichen zu geben, daß ſie ſich nicht verirrten. Das Mädchen aber war arm. Um ihr Gelübde zu erfüllen, ſpann ſie früh und ſpät, und es ruhte ein Segen auf ihrer Arbeit, daß ſie der Jungfrau Maria die Kirche erbauen konnte, welche an der Stelle errichtet wurde, wo früher die Räuberhöhle geweſen war.

Trotz der Jungfrau Maria iſt der heidniſche Urſprung dieſer Sage nicht zu verkennen. Wir erblicken in dem jungen Mädchen die während der ſieben Wintermonate unter der Erde gefangen gehaltene Vegetationskraft, als deren Symbol hier wie in ſo vielen Märchen die Erbſe gilt, welche von allen Saaten im Frühling zuerſt grünt. Ein eigenthümlicher Zug, der ſich ſonſt nirgends in dem Frühlingsmythus findet, iſt das Spinnen; er gehört den Wintermärchen an. Er deutet auf die Göttin Perechta, Perchtha, Bertha, die gute, aber ſtrenge Mutter der Natur, welche der weiblichen Arbeit, beſonders dem Spinnen, vorſteht, weil ſie ſelbſt die Spinnerin der Lebensfäden iſt und den Teppich der Natur webt. Ob man es bei der Choralmuſik, welche noch immer vom Königsberger

Digitized by Google

Schloßthurm herab die Ohren der Hörer zerreißt, mit einem Anklang an die alte Sitte des Anblaſens des Frühlings zu thun hat und dieſer Zug darum in die Sage aufgenommen worden iſt, mag dahingeſtellt bleiben.

Ich weiß nicht zu ſagen, ob je in Königsberg die Sitte geherrſcht, die wir noch im Mittelalter in vielen deutſchen Städten finden, die Sitte nämlich, die Ankunft des erſten Storches oder der erſten Schwalbe, die von jeher für Frühlingsboten galten, von den Thürmen herab mit Muſik zu begrüßen. Von dem Frühlingsboten Storch aber erzählt man den Kindern in Norddeutſchland, daß er die Oſtereier bringe. In Bezug auf die Schwalbe bemerkt Göthe im 33. Bande ſeiner ſämmtlichen Werke, wo er von nationaler Dichtkunſt ſpricht, daß es in ſeiner Kindheit zu Frankfurt unter anderm Sitte geweſen, den im Frühling Schwalben Verkündenden Pfennige, Butterſemmel und gemalte Eier zu reichen. In Schwaben heißt es nach Meier (Schwäbiſche Sagen), die Oſtereier bringe der Oſterhaſe. Daſſelbe berichtet Schwarz in ſeinem „Urſprung der Mythologie“ vom ſächſiſchen Erzgebirge.

Unſere deutſchen Märchen ſtellen den Haſen zu den elbiſchen Weſen, welche im Gegenſatz zu der Steinwelt der Rieſen die organiſche, aber ſeelenloſe Natur repräſentiren. Es liegt nahe, den Haſen wegen ſeiner Fruchtbarkeit in Beziehung zum Frühling zu ſtellen. Doch dieſe Eigenſchaft, wegen der wohl die Wilden Amerika's dem Haſen die Erſchaffung der Welt zuſchreiben mögen, dürfte in dem Oſterhaſen kaum als die vorherrſchende aufgefaßt werden. Seine hauptſächlichſte Bedeutung möchte diejenige ſein, welche uns ſein Vorkommen auf alten Bildwerken neben Amor und Liber erklärt. Schwarz erzählt in ſeinem bereits erwähnten Werke: „Bildwerke zeigen uns oft einen mit Haſen ſpielenden Amor; ein Haſe befindet ſich auf einem alten Vaſengemälde am Eingange der Grotte, wo Liber mit der Liberia ſitzt. Liebesgötter werfen ſich auf einem Bilde, welches Philoſtratus beſchreibt, mit Aepfeln und jagen kleine Haſen auf. Auch im Kultus tritt uns ſo der Haſe in Rom entgegen; am Frühlingsfeſte der Blumengöttin Flora verfolgen junge Mädchen junge Haſen.“

Die Feſte des Liber, die Liberalien, wurden im März gefeiert. Es ſcheint demnach, daß der Oſterhaſe mit dem Märzhaſen gleichzuſetzen iſt, der als eine Erſt- oder Frühlingsgeburt zu der wiedererwachten Natur in ein gleiches Verhältniß tritt, wie die bereits erwähnten Blumenopfer. Als Symbol der animaliſchen Fruchtbarkeit möchte ich ſein Auftreten neben den Liebesgöttern und jungen Mädchen, namentlich aber neben Liber, erſt in zweiter Linie auffaſſen.

Der Oſterhaſe iſt alſo gleich dem Storch ein Frühlingsbote. Sich mit den Eiern zu beſchenken, die ſie bringen, iſt aber keine ausſchließlich deutſche Sitte. Auch bei den ſlaviſchen Völkern herrſcht ſie. Ebenſo kannten ſie die Kelten, und endlich wiſſen wir, daß es bei den Parſen Brauch war, am Frühlingsfeſte rothe Eier auszutheilen. Bei den Perſern iſt es noch heute Sitte, am 20. März, um welche Zeit bei ihnen das neue Jahr beginnt, gefärbte Eier zu vertheilen. In Frankreich ſind die Oſtereier, welche, hauptſächlich roth gefärbt, in der Champagne roulets genannt werden, ebenfalls bekannt. Früher war es daſelbſt Gebrauch, dieſe Eier am Charfreitag ſegnen zu laſſen; verſchenkt aber wurden ſie am heiligen Abend, der dem Oſterfeſte vorangeht. Franzöſiſche Schriftſteller mögen die Sitte der Oſtereier aus dem Orient ableiten; aber es ſcheint ein unnöthiger Umweg, ſich dazu der Griechen und Römer als Kanal zu bedienen. Auch Gallier und Germanen ſtammen aus dem Orient, und da beide verwandte Völkerſchaften waren, ſo läge es nahe, beiden auch gemeinſchaftliche Gebräuche beizulegen, wenn man einmal, wie es der Tick der modernen franzöſiſchen Gelehrten iſt, den Germanen durchaus nichts verdanken will, obgleich ihr Einfluß, namentlich auf das nördliche und mittlere Frankreich, unbeſtreitbar und unverkennbar iſt. Poſitiv läßt ſich freilich bei den Gallieen die Sitte der Oſtereier nicht nachweiſen, aber ſie iſt in der franzöſiſchen Schweiz noch heutigen Tages ſehr im Schwange, und die Bewohner derſelben ſind keltogalliſchen Urſprungs wie die Franzoſen. Gegen eine Einführung jener Sitte etwa aus der deutſchen Schweiz ſcheint zu ſtreiten, daß der echt germaniſche Weihnachtsbaum dort wie in Frankreich noch immer keine Wurzeln ſchlagen will. Der Weihnachtsbaum kommt in der franzöſiſchen Schweiz nur ſehr vereinzelt vor, und wo man am heiligen Abend ſeine Lichter anzündet, hat man das Bewußtſein, daß man einer fremden Sitte huldigt. In Bezug auf England bin ich nur ſo viel zu berichten im Stande, daß man in London die Oſtereier nicht kennt.

Blicken wir auf die erwähnten Oſtergebräuche zurück, inſofern in ihnen ein religiöſer Charakter nicht zu verkennen iſt, ſo zerfallen ſie in zwei Gruppen. Die eine, die der Oſterfeuer und Oſterkerzen, bezieht ſich unmittelbar auf die Sonne; die andere Gruppe beſteht, wie die Blumen, aus Erſtlingsopfern der wiedererwachten Natur. Als ein ſolches Opfer wird das Ei, welches ja an keine Jahreszeit gebunden iſt, kaum gelten können. Auch würde es in dieſem Falle wahrſcheinlich nicht durch eine beſondere Farbe ausgezeichnet ſein und die Sage von ihm erzählen, daß es der Frühlingsbote Storch oder der Oſterhaſe bringe. Wir werden es daher wohl als ein Symbol in die erſte Gruppe zu den Oſterfeuern und Oſterkerzen ſtellen müſſen. Die Mythologie, die Sage, das Märchen, dieſe Spiegeltrümmer des alten Götterhimmels, unterſtützen dieſe Behauptung.

Zunächſt erzählt der Altvater der deutſchen Mythologie, Jakob Grimm, unter Nr. 46 ſeiner Märchen eins, in dem das Ei eine Rolle ſpielt. Es gehört zur Klaſſe der Wintermärchen, in denen das böſe Prinzip der nordiſchen Götterlehre, Loki, zum Fürſten Blaubart und Räuber geworden iſt. In unſerem Märchen iſt Loki ein Räuber, der nach einander die drei Töchter eines armen Mannes geheiratet hat. Seiner letzten Frau gab er einen goldenen Schlüſſel zu einem Gemach, das ſie nie öffnen, und ein Ei, das ſie nie aus der Hand laſſen ſollte. Indeſſen verführte ſie die Neugierde doch, in das geheimnißvolle Zimmer zu dringen. Da fand ſie ihre beiden Schweſtern zerhackt und vor Schreck ließ ſie den Schlüſſel fallen. Das Ei hielt ſie aber glücklicherweiſe feſt und ſo ahnte der Räuber ſpäter auch nicht, daß ſie ſeinem Verbot ungehorſam geworden. Sie aber hatte die Glieder ihrer Schweſtern wieder zuſammengefügt und lebendig gemacht. Jetzt verlangte ſie von dem Räuber, daß er ihren armen Eltern zwei Körbe voll Gold und Silber bringen ſollte. In dieſe Körbe legte ſie aber ſtatt des edlen Metalles ihre Schweſtern. Dann lief ſie voraus, ſtellte einen geputzten Todtenkopf ans Fenſter, beſtrich ſich ſelbſt mit Honig, wälzte ſich darauf in Federn und lief ſo als Fritſchers Vogel dem Räuber entgegen. Als dieſer den geputzten Todtenkopf am Fenſter ſah, hielt er ihn für ſeine Braut und lief geſchwind ins Haus. Sie ſchloß ſchnell hinter ihm zu und verbrannte ihn ſammt dem Hauſe.

Der letzte Theil des Märchens iſt unklar. Wenn aber Fritſchers Vogel von dem isländiſchen Fritfuglar, Schwimmvogel, herzuleiten iſt, ſo liegt darin ein Grund mehr, die jüngſte Schweſter für den Frühling, wie die beiden anderen für Herbſt und

Digitized by Google

Winter zu nehmen. Denn der Schwimmvogel zeigt ſich erſt, wenn das Waſſer wieder vom Eiſe befreit iſt. Das Attribut des Reichthums, welches hier dem Räuber, und ſonſt dem Blaubart beigelegt wird, iſt ein fernerer Hinweis auf das erwähnte böſe Prinzip, die Alles und ſchließlich auch die Erde verſchlingende Zeit, die auch als feuerſpeiender Drache unterirdiſche Schätze — die im Winter gebundene Vegetation — hütet.

Was nun das Ei in der Hand des Frühlingsmonats, der Oſtara, betrifft, welche mit goldenem Sonnenſchlüſſel die Gemächer des Winters öffnet, ſo ſcheint daſſelbe gleichbedeutend mit dem Balle, den in einem anderen Märchen (bei Grimm Nr. 1) eine Königstochter in einen tiefen Brunnen fallen läßt. Ein Froſch verſpricht dem betrübten Königskinde, den Ball wieder heraufzubringen, wenn es zum Lohn dafür ſeine Frau werden wolle. Das Mädchen verſpricht, was ſie nur für einen Scherz hält. Aber Meiſter Froſch holt den Ball wirklich herauf und verlangt jetzt, daß auch ſie ihr Verſprechen erfülle. Statt deſſen ſchleudert ſie den ekeln Bräutigam an die Wand. Da ward aus dem Froſch ein ſchöner Prinz, und die Königstochter hatte nun nichts mehr dagegen, ſeine Frau zu werden. Aus Freude über des Prinzen Froſch Erlöſung ſprangen deſſen treuem Diener Heinrich die eiſernen Bande krachend ab, die er aus Kummer über die Verzauberung ſeines Herrn um ſein Herz gelegt hatte.

Jakob Grimm bemerkt in ſeinen Anmerkungen zu dieſem Märchen: „Der Froſch, ſtatt deſſen noch viel öfter die weibliche Kröte vorkommt, bedeutet die Erde in ihrer winterlichen Kahlheit und ſchmutzigen Farbe, die eiſernen Bande des Dieners aber und deren Sprengung das Eis und deſſen Abgang im Frühling."

Danach bleibt für den Ball, den die verjüngte Erde wieder aus der Tiefe herausbringt, keine andere Deutung übrig, als die Frühlingsſonne, als deren Symbol in ihrer wiederbelebenden Kraft das Ei des erſten Märchens gefaßt werden darf.

Dieſes, Heſſen und Weſtfalen gemeinſchaftliche Märchen von der Königstochter und ihrem Balle erinnert unwillkürlich an Nauſikaa, deren Ball ſich unter den dürren Blättern verliert, unter denen ſich der ſchiffbrüchige Odyſſeus verbirgt, welcher den Ball zurückbringt und vergnügt durch die Gewänder, welche ihm Nauſikaa reicht, in die Stadt des Alkinous einzieht. Es wäre wohl möglich, daß hierin ſich ein Stück des griechiſchen Sonnenmythus verbirgt, wie ſich die unverkennbaren Spuren einer ſolchen deutſchen Göttersage in unſerem Nationalepos, den Nibelungen, verrathen.

Eine griechiſche Sage iſt es auch, nach welcher die Nacht dem befruchtenden Winde das Ur-Ei gebar, aus dem Eros mit goldenen Flügeln hervorflatterte. Eros war indeſſen nicht nur der Gott der Liebe, ſondern auch, worauf hier durch die goldenen Flügel hingewieſen wird, der Gott des jungen Lichtes. Einem ſolchen Lichtei begegnen wir auch in der indiſchen Schöpfungsſage. Es heißt in derſelben, daß zu Anfang ein goldenes Ei auf dem Waſſer ſchwamm. Für dieſes Ei giebt Kuhn wohl mit vollem Rechte die Erklärung, daß darunter die Sonne gemeint ſei, weil ſie, ehe es voller Tag wird, ehe die Schöpfung beginnt, einer im Nebel ſchwimmenden Goldkugel gleicht.

Danach wird es nicht ſchwer fallen die goldgelbe Kugel zu deuten, welche man auf einem bekannten Symbol von zwei Schlangen gehalten findet. Ebenſo wird das Ei, welches auf ägyptiſchen Bildwerken zwiſchen zwei Drachen dargeſtellt wird, nichts Anderes als die Sonne, und zwar die Frühlingsſonne, bedeuten können.

Aus Aegypten ſtammt auch die Sage von dem Phönix, welcher ſich von Zeit zu Zeit in dem Heiligthum des Helios (der Sonne) ſelbſt verbrennt. Sein Gefieder iſt roth und golden. Aus ſeiner Aſche entſteht ein ſchwarzer Wurm, der dann wieder zum Phönix wird. Einige erzählen auch, daß der junge Phönix die Aſche des alten in dem Sonnentempel in einer Eierſchale beſtattet. Nach Andern wird der Phönix in einer Eierſchale verbrannt. — Was iſt dieſer ſtets wiederkehrende Phönix als die Sonne, die ſich täglich in der Abendröthe ſelbſt zu verbrennen ſcheint? Da dieſer Phönix aus der Aſche des alten entſteht und dieſe nach den Einen in einer Eierſchale beſtattet wird, ſo iſt es natürlich daß er auch wieder aus der Eierſchale ausſchlüpfen muß, und dann wäre er gleichbedeutend mit dem goldgeflügelten Eros, der aus dem Ur-Ei hervorgeht. Nach Anderen wird die Aſche des alten Phönix, aus der ſich der neue entpuppt, zu einem ſchwarzen Wurm. Dieſem ſchwarzen Wurm dürfte indeſſen nicht nur die Bedeutung der Nacht, oder im weiten Sinne der todten Jahreszeit unterliegen. Zu dieſem Schluſſe berechtigen die verwandten nordiſchen Sagen, die freilich an Formſchönheit den griechiſchen nachſtehen, dafür ſie aber meiſtens an Tiefſinn übertreffen.

Zunächſt mit dem Wurm als Symbol der Nacht und des Winters auf gleicher Stufe ſteht der Froſch, welcher dem Königskinde den Ball aus dem Brunnen heraufbringt, dann die Kröte, von der oft wiederkehrende Sagen berichten, daß in ihrem Kopfe ein ſtrahlendes Juwel verborgen ſei. Einen weitern Sinn erhält aber dieſes Symbol, wenn man den ſchwarzen Wurm zu den Schlangen hält, die ſich überall, wo dieſelben in Märchen und Sagen — oft als verzauberte Königstöchter — auftreten, als die unterirdiſch wirkſame Lebenskraft im Winter erklären laſſen. Mit den Drachen haben ſie aber dies gemein, daß ſie gleichfalls unterirdiſche Schätze hüten, deren Bedeutung uns bereits bekannt iſt.

Aus dieſer unterirdiſch wirkſamen Lebenskraft geht die Frühlingsſonne hervor. Darum heißt es auch, die Schlangen ſchaffen die Sonne. So heißt es nach einer keltiſchen Sage, welche Eckermann in ſeinem „Lehrbuch der Religionsgeſchichte" mittheilt: „Jährlich am 13. Mai verſammeln ſich die Schlangen, Vipern und Nattern in der Sologne zu einem einzigen Stück in der Weiſe, daß die ganze Maſſe ein Band bildet, größer als eine Sichel. Wenn ſie ſich alſo an den Ufern eines zwiſchen Jouy und Ardon gelegenen Teiches verſammelt haben, ſo arbeiten ſie gemeinſchaftlich an der Bildung eines großen Diamanten. Jedes dieſer Thiere ſpeit eine Art Flüſſigkeit aus, welche ſehr glänzend iſt; aus dieſer wird der Diamant von zwei Schlangen geknetet und von allen polirt."

Dieſe Sage erklärt vollends jenes Symbol der beiden Schlangen, welche eine goldgelbe Kugel zwiſchen ſich halten. Unter dem Diamanten aber die Sonne zu verſtehen, kann um ſo weniger beanſtandet werden, als dieſelbe von den alt-niederdeutſchen Dichtern als Gemme oder Edelſtein des Himmels „gimsteine himins" bezeichnet wird. Es iſt dies nur eine weitere Entwickelung jener den Parſen, Aegyptern, Griechen und Germanen gemeinſchaftlichen Auffaſſung der Sonne als Auge ihres höchſten Gottes.

Aber nicht immer erzeugen die Schlangen den Sonnendiamanten, welcher mit dem Edelſtein in dem Kopf der Kröte gleichbedeutend iſt. Oft tragen ihn die Schlangen auch in Geſtalt einer Krone auf dem Haupte, und von dem Schlangenkönig der Eſthen, dem Uſſikuningas, wird geſagt, daß ihm die Unterirdiſchen ſeine Krone geſchmiedet haben. Der blendende Glanz dieſer Krone lockt ſämmtliche Schlangen heran, daß ſie um ihn ein Knäuel von der Höhe eines großen Heuſchobers bilden, aus welchem das Haupt des Königs gleich der Sonne hervorleuchtet. Am Markustage,

Digitized by Google

dem 25. April, ſitzt er auf einem „Himpel“ und hält Rathsverſammlung.

Auch in dieſer, wie in der zuvorerwähnten keltiſchen Sage wird ausdrücklich durch das Datum auf den Frühling hingewieſen. Indeſſen iſt es klar, daß die Bedeutung der Schlange als die im Winter unterirdiſch thätige Lebenskraft hier nicht mehr vollkommen zutrifft. Dieſe Lebenskraft iſt im Frühling entbunden an das Licht getreten, und ſo wird ſich auch jener Begriff erweitern müſſen. Dieſe Erweiterung liegt in der altmythologiſchen Vorſtellung, welche das Fruchtbare mit dem Furchtbaren verbindend, in den Schlangen und Drachen Blitz und Gewitter ſich denkt. Faſt alle Völker kennen einen ſolchen von Blitzesſchlangen umwundenen Gewitterſchlangenkönig, möge er Uſſikuningas, wie bei den Eſthen, oder Typhon oder Baſilisk heißen, deſſen ſchrecklich funkelnder Blick tödtet. Und dieſe Blitze durchdringen das letzte Dunkel, in welches die Zeit die Oſtereier gehüllt hat.

Zunächſt heißt es von dem Baſilisken, daß er aus einem Ei hervorgehe, welches ein ſchwarzer ſiebenjähriger Hahn in warmen Miſt legt und welches von der Hitze ausgebrütet wird. Das Alter des Hahns deutet auf die ſieben dunkeln Wintermonate, während welcher die Sonne verborgen iſt, bis dann im Frühling, wo ſie wieder zur Kraft gelangt iſt, das Gewitter aus ihr wie aus einem Ei ausſchlüpft.

Aehnliches erzählt Eckermann von dem Oeuf cadrille de Soraine. Ein Hahn hat es gelegt. Es birgt eine Schlange in ſich, welche durch Sonnenblitze und Dampf ausgebrütet wird. Der Blick dieſer Schlange iſt tödtlich. Wird ſie aber zuerſt angeſchaut, ſo muß ſie ſterben.

In dieſen beiden Sagen entſtehen die Gewitter unmittelbar aus dem Sonnenei. Gutes und Böſes ſchlummert in demſelben Weſen, und eines kann ohne das andere nicht zur Erſcheinung kommen. Wie furchtbar indeſſen auch die Gewitter den Menſchen ſchrecken; die Frühlingsgewitter gelten als Vorbedeutung eines fruchtbaren Jahres und ſind als ſolche willkommen.

Nach einer griechiſchen Sage hat dagegen der Schlangenkönig ſein beſonderes Ei. Dort erhält Here, die immer wieder zur Jungfrau werdende Gemahlin des Zeus, die Königin der Erde, von Kronos zwei Eier, welche ſie auf ſeinen Befehl unter der Erde verbirgt, und das eine giebt dem Gewitterdrachen Typhon das Daſein. Die Gewitter aber dachte man ſich von Weſten aufſteigend, wie die Sonne von Oſten.

Aus dieſer Lichtpforte tritt nun im April die aus langem Winterſchlaf erwachte Göttin Oſtara uns hold entgegen, in der Hand das Ei als Symbol der Frühlingsſonne, in dem alle Keime des Lebens und der Fruchtbarkeit enthalten ſind. Der ſchwarze ſiebenjährige Winterhahn hat es gelegt; ſtrahlend erhebt es ſich im Oſten, und das ganze bisher gebundene Leben ſchlüpft aus und entfaltet ſich.

Robert Schweichel.

Belgien.

Der Kampf zwiſchen Staat und Kirche.

I.

Die Ultramontanen und die Liberalen.

Das kleine Königreich Belgien, welches man den conſtitutionellen Muſterſtaat genannt hat, iſt wegen ſeiner in mancher Hinſicht beneidenswerthen politiſchen Entwickelung oft mit dem großen Staatsweſen des ſtolzen Alt-Englands verglichen worden. Obgleich wir durch den Beſitz eines ausgezeichneten Details wider einige allzu günſtige Vorurtheile über belgiſche Zuſtände gewaffnet ſind, müſſen wir doch, der ſtrengſten Wahrheit gemäß, anerkennen, daß Belgiens Verfaſſungsleben inſofern dem engliſchen an die Seite geſtellt werden darf, als es die praktiſche Ausführbarkeit und Wohlthätigkeit des parlamentariſchen Regierungsſyſtems energiſch bezeugen hilft. Vieles zwar, was wir bewundern, iſt auf Rechnung der ruhmvollen Weisheit des Königs Leopold geſetzt worden, und man thäte bitter Unrecht, wenn man dieſen Ruhm verkleinern wollte. Allein der perſönliche Antheil des Herrſchers an dem ſichern, geregelten Gang der conſtitutionellen Staatsmaſchine ſchwächt doch andererſeits auch die ſelbſtändige Bedeutung und innere Kraft des Parlamentarismus nicht im Geringſten ab. Denn es iſt ja keineswegs das Weſen des conſtitutionellen Königs, ein Schattenkönig zu ſein. Das organiſche Ineinandergreifen der Staatsgewalten erheiſcht vielmehr gebieteriſch, daß jedes Glied am Körper der Staatsleitung ſeine Schuldigkeit thue, alſo das Königthum ſo gut wie der Richter und der Volksvertreter, nur daß eben das Königthum nicht als der einzige Faktor der Entſcheidung daſteht.*) Neben der edlen Greiſengeſtalt Leopolds I. wird die dankbare Nachwelt die mit Bürgerkronen geſchmückten Häupter eines Charles Rogier, Henri de Brouckère, und eines Vicomte Vilain XIV. erblicken, und es wird zur bleibenden Ehre Belgiens gereichen, daß die Nation ihre Freiheit ihrem unabhängigen Gemeinſinn verdankte und daß ſie ihren Fürſten bei dem Werke der Feſtigung dieſer von ihr ſelbſt begründeten Freiheit mannhaft und maßvoll zu unterſtützen verſtand.

In der That, England und Belgien haben wirklich conſtitutionelle Verfaſſungen; weder hier noch dort iſt die parlamentariſche Selbſtbeſtimmung des Volkes ein Schein- und Schattenbild. Belgien könnte ſogar, vermöge ſeiner gerechteren Abwägung der Gleichheitsanſprüche, d. h. des demokratiſchen Elements, welches jeder vernünftig eingerichtete Staat jedweder Form in ſich ſchließt, ein Fortſchritt über England hinaus genannt werden. In Belgien iſt das Wahlrecht kein Privilegium, das Kaſtenweſen bis auf harmloſe Titel ganz abgeſchafft. Alle Poren und Adern der Geſellſchaft haben die Begriffe der modernen Weltanſchauung, wenigſtens von Amtswegen, aufgenommen: Denk-, Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, Lehr- und Lernfreiheit, Freiheit der Preſſe, der Gewerbe, der Vereine, der Verſammlungen, parlamentariſche Selbſtregierung und Selbſtbeſteuerung, provinzielle und lokale Selbſtverwaltung, Unabhängigkeit des Richterſtuhls von höheren und niederen Einflüſſen, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, effektive Verantwortlichkeit aller Organe der Verwaltung, insbeſondere der den Kammern haftbaren Staatsminiſter, geſetzliche Einordnung der bewaffneten Macht in das bürgerliche Gemeinweſen: kurz, was der moderne Genius immer erdenken mochte zur Sicherſtellung der Rechte ſowohl des Einzelnen als der neutralen Geſammtheit, iſt durch die Verfaſſung vom 7. Februar 1831 verbrieft und durch eine Reihe gediegener Ausführungsgeſetze beſtätigt

*) In dieſer Beziehung erinnern wir an den wahrhaft muſtergebenden conſtitutionellen Brief, welchen König Leopold im Juni 1857 an den belgiſchen Miniſterrath bei Gelegenheit des „Geſetzes über die Wohlthätigkeits-Anſtalten“ gerichtet, in dem er ſo ſchlagend auseinanderſetzt, daß jede politiſche Maßregel, die den Zweck hat, oder zu haben ſcheint, die Suprematie einer Partei-Meinung über die andere zu fixiren, durchaus vermieden werden müſſe, denn nichts ſei gefährlicher für eine Regierung, als dieſe Tendenz. D. R.

Digitized by Google

werden. Auf dem Papier nicht allein, ſondern ſelbſt auf den erſten unmittelbaren Anblick ſieht Belgien unendlich viel liberaler als England aus.

Und dennoch beſteht ein weitgreifender Unterſchied, der nicht gerade zu Gunſten des kontinentalen Muſterſtaates ausfällt. Das Unfertige der politiſchen Zuſtände des Feſtlandes und der ſozialen Europa's überhaupt erkennt man auch an der belgiſchen Entwickelung wieder und nach einer beſtimmten Richtung hin ſogar in furchtbar greller Schattirung. Die Gegenſätze der engliſchen Tories, alten und neuen Whigs, der Liberalen und Radikal-Reformers, der Protectioniſten und Chartiſten ſind lange nicht ſo ſcharf und ſchneidig, wie der Eine, fundamentale Hauptgegenſatz des belgiſchen Staatslebens, der zwiſchen den klerikalen Katholiken, d. h. den Ultramontanen, und den Liberalen. Prieſterpartei und moderne Staatsbürgerpartei befehden ſich hier. Eine alte Welt des traditionellen Glaubens und eine neue Welt des Forſchens und Wiſſens treten hart an einander in die Schranken. Von Vermittelung nirgends eine Spur. Der belgiſche Klerus erhebt Anſprüche, welche, wie wir bald erkennen werden, das Daſein der Staatsgewalt in Frage ſtellen; der belgiſche Liberalismus läuft an ſeinen Spitzen zu Strebungen aus, denen das Chriſtenthum ein überwundener Standpunkt! Während man im Lager der Ultramontanen auf die Wiederherſtellung der Kirche des Mittelalters und auf die Herrſchaft derſelben über den Staat hinarbeitet, iſt namentlich durch die für Belgien verhängnißvolle Einmiſchung der Freimaurerei in die Tagespolitik eine eigenthümliche Form des religiöſen Freiſinns zur Geltung gekommen, welcher die „religion civile", der nüchterne Gedanke des ſonſt ſo genialen Rouſſeau, d. h. eine knappe Summe von Moralregeln, den Staatsbedürfniſſen angepaßt, eine Staats-Humanitäts-Religion", das Ideal der Wünſche iſt. Sagen wir, daß ein hocherleuchteter Geiſt, von der Wiſſensfülle und Seelentiefe eines Laurent, am Schluſſe des dritten Theiles ſeines merkwürdigen Werkes: L'Eglise et L'Etat*) die Civilreligion Rouſſeau's lebhaft in Schutz nimmt und für Gegenwart und Zukunft anempfiehlt, ſo brauchen wir die Sachlage nicht ſchärfer zu kennzeichnen. Uns Deutſchen iſt klar, daß die verſchiedenen Kulturzweige wie Kunſt, Religion, Wiſſenſchaft, Gewerbthätigkeit, nicht dem Staate zu Liebe, ſondern um ihrer ſelbſt willen, oder beſſer, für den Geſammtzweck der Menſchheit auf Erden ſind; wir haben kein Verſtändniß für jene Ueberſpannung der Staatsidee. Aber das ſehen wir wohl, wie unleidlich der belgiſche Prieſterglaube ſich geberdet haben muß, wenn Rouſſeau's magere Civilreligion (die bloß im Intereſſe der ſogenannten „Staatsmoral" und der jeder Rechtspflege unentbehrlichen Eidestreue und bona fides formulirt iſt) einem philoſophiſch gebildeten Kulturhiſtoriker von internationalem Horizont als die Panacee der ſozialen Ethik erſcheinen konnte. Auch der offene politiſche Parteikampf des Freimaurerordens gegen den Jeſuitismus wirft ein draſtiſches Licht auf den belgiſchen Zwieſpalt. Bekanntlich haben deutſche Freimaurerlogen, z. B. die des Sprengels der National-Mutterloge (Johannislogen) und von Royal-York (die Schottenlogen) in Preußen, das Verfahren des Grand Orient belge offiziell gemißbilligt. Dieſe Erklärung war, wie wir glauben, ein Fehlgriff! Denn mag ſein politiſches Eingreifen dem belgiſchen Freimaurerthum ſeine friedliche Kulturaufgabe erſchwert haben, ſo war doch gemäß der großen Noth der Umſtände ſein Verhalten wenigſtens in hohem Grade entſchuldbar. Mußte nicht das feierliche désaveu bei den belgiſchen Brüdern den Verdacht des deutſchen Servilismus erregen? Vollends aber war der Trompetenſtoß des „Inneren Orients von Schweden" ſehr unangebracht! Die ſchwediſchen Maurer hätten, bevor ſie ihren Bruch mit den belgiſchen allen Zeitungen anvertrauten, gefälligſt erwägen ſollen, wie dereinſt ihre Vorgänger an Guſtav III. und an Guſtav IV. Adolph (nämlich unter den Auſpicien ihres Großmeiſters, des Herzogs Karl von Södermanland, ſpäteren Königs Karl XIII.) gehandelt haben! War das etwa nicht politiſch?

Wo ein Parteikampf in ſolcher Weiſe entbrannt iſt, wie der belgiſche, werden alle religiöſen Gegenſätze politiſch und alle politiſchen ſchlagen in religiöſe um. Das Streitverhältniß iſt kein Zwieſpalt mehr, keine ruhige Verhandlung: es iſt ein Abgrund, aus dem Schwefeldämpfe emporſteigen! Von der Schroffheit dieſer Feindſchaft ein merkwürdiges Beiſpiel. Im vorigen Winter ſtirbt der liberale Präſident der Repräſentantenkammer, Herr Verhaëgen, ſelbſtverſtändlich eines der vornehmſten Häupter ſeiner Partei, zugleich ein hochgeſtellter Freimaurer. Er, der treue Anhänger aufgeklärter Prinzipien, hat das empfindliche Unglück, daß ſeine Kinder zum Ultramontanismus hinneigen. Als ſeine Herbſtfahrt über den Mont Cénis (irre ich nicht: zur Einweihung der Mailänder Freimaurerloge) ihm die Lebenskraft raubt, erläßt er ein Teſtament, welches zur bei weitem größeren Portion die freie Univerſität von Brüſſel und die milden Stiftungen des Freimaurer-Ordens, dagegen ſeine Kinder nur mit einem geringen Bruchtheil ſeines Vermögens bedenkt. Während er dem Todeskampfe entgegengeht, wollen die Kinder Kerzen anzünden und ein Cruzifix aufſtellen; dieſe katholiſchen Ceremonien empören den Sterbenden ſo, daß er nach ſeinem Piſtolenkaſten verlangt, noch hart an der Schwelle des Grabes mit einem Selbſtmorde und außerdem mit gänzlicher Enterbung droht, falls die katholiſchen Gebräuche nicht augenblicklich eingeſtellt würden. So ſtirbt er denn als Bürger eines ſtockkatholiſchen Landes ohne Prieſterbeiſtand und Sakramente; ſein Begräbniß wird eine großartige Kundgebung aller Liberalen der Hauptſtadt, vom Miniſter bis zum armen Studenten, und anſtatt des geiſtlichen Gepränges geleitet ihn die reiche Entfaltung der freimaureriſchen Ordenstracht. Dieſer Tod des berühmten Verhaëgen (eines Pächterſohnes aus der Umgegend von Brüſſel) war eine Fackel, über dem Gemälde der belgiſchen Parteiſchlacht entzündet!

Aber wo, wird man fragen, liegt der reale Grund der ungeheuren ſozialen Zerriſſenheit? Die Antwort iſt nicht gar ſchwer. Belgien büßt ſeine religiöſe Vergangenheit, den einſeitigen Sieg des Katholizismus über alle anderen religiöſen Elemente. Es giebt faſt nur Eine Kirche in Belgien und das iſt diejenige, welche kraft ihrer ganzen Organiſation am meiſten mit dem Staatsweſen konkurrirt und konkurriren muß. Daher endloſe Schwierigkeiten wegen der Stellung zum Staate. Die einfachſte Löſung derſelben ſchien die auf Lamennais' Anregung vom belgiſchen Klerus geforderte „Trennung der Kirche vom Staate!" Im Congreſſe von 1830 wurde ſie nicht allein von der dichten Schaar der Abbé's als die freiſinnigſte Maßregel in den Himmel gehoben, ſondern auch von den liberalen „Unioniſten", unvorſichtigen, patriotiſchen Schwärmern, mit großem Aufwand von „Fortſchrittlichkeit" gebührend vertheidigt. Wir erwähnten einſt in dieſen Blättern („Magazin" Nr. 33 vom 14. Aug. 1861, Artikel: „Kirchliche Zuſtände Belgiens") den idealiſtiſchen Ausruf des Baron Nothomb (des älteren der beiden ſtaats-

*) L'Eglise et L'Etat. Troisième Partie: La Révolution. Par F. Laurent, Professeur à l'Université de Gand. Bruxelles, 1862. Molines, Cans. 1 vol. gr. 8vo. de 564 pages.

Digitized by Google

männiſchen Brüder): „Es giebt nicht mehr Beziehung zwiſchen Staat und Religion als zwiſchen Staat und Geometrie.“ Er forderte, gerade wie Monſeigneur Broglie, Erzbiſchof von Mecheln, „die abſolute Trennung der beiden Gewalten“ und ſchloß ſeinen Vortrag mit mächtiger Emphaſe: „Ich endige, indem ich wiederhole, daß uns eine ehrenvolle Initiative zu ergreifen gegeben iſt. Welches auch das Loos ſei, das uns die Zukunft vorbehalten, wenn wir auch nur zum Vorübergehen beſtimmt ſind, bezeichnen wir unſere Bahn durch ein großes Prinzip, verkündigen wir die Trennung der beiden Gewalten und geben ein Beiſpiel, welches nicht ohne Einfluß auf die europäiſche Geſittung bleiben wird!“ Das machte Eindruck. Vergebens erklärte der würdige Rechtskenner Defacqz: „Die weltliche Macht muß die geiſtliche abſorbiren, weil das bürgerliche Geſetz, da es im Intereſſe Aller gemacht iſt, über dasjenige, das nur im Intereſſe Einiger beſteht, das Uebergewicht haben muß,“ und vergebens ließ Camille de Smet die Katholiken die herbe Wahrheit hören: „In allen Ländern hat es ſtets eine bürgerliche Geſellſchaft gegeben; dieſe Geſellſchaft ſtand faſt immer auf der Höhe der politiſchen Bedürfniſſe des Volkes, war in allen Ländern und zu allen Zeiten Schirmerin der Rechte eines Jeden. Nicht ſo war es mit der religiöſen Geſellſchaft; dieſe war hin und wieder lächerlich, unſinnig, barbariſch: ſie iſt es Ihrer Anſicht nach in Konſtantinopel, in Hindoſtan; in Konſtantinopel, in Hindoſtan ſpricht man ebenſo von der katholiſchen, apoſtoliſchen, römiſchen Religion!“ — „Die Freiheit iſt hier nur eine Maske. Ihre Partei iſt überall, wo ſie geherrſcht hat, Unterdrückerin geweſen. Niemals werde ich darein willigen, Ketten anlegen zu helfen, die uns im Namen der Freiheit angetragen werden. Fürchten wir, daß man uns eines Tages ſage: ſie hatten Augen, um nicht zu ſehen!“ Aber die Männer mit offenen Augen, die Henri de Brouckère, die Defacqz, die de Smet, d. h.: die ganze Hauptmacht der liberalen Partei wurde überſtimmt: 111 katholiſche und unioniſtiſche Stimmen entſchieden gegen 59 altliberale für die Trennung der Kirche vom Staat! (Artikel 16 der Conſtitution). Mit genauer Noth wurde noch die Civilehe gerettet: ſo vertrauensſelig war man den vom „göttlichen Recht geheiligten“ Anſprüchen des Clerus gegenüber. Wahrlich, ein paradieſiſcher Zuſtand ſchien für die Kirche aufzublühen, ſchier Alles wurde aus dem Vollen geſpendet, die uneingeſchränkteſte Selbſtregierung und Selbſtverwaltung der kirchlichen Organe, jede Einmiſchung des Staates abgeſchnitten und dieſem weiter nichts erlaubt, als — den Klerus zu beſolden! (Artikel 14 und 16 der Conſtitution im Vergleich zu Artikel 117). Ja, es wurde in allen Ländern Europa's zur Loſung der ultramontanen Wünſche: „Der Kirche die Freiheit wie in Belgien!“

War jetzt nicht die geſegnete Stunde des Endes allen Haders gekommen? Waren jetzt nicht die beiden Schwerter, welche Gott geſetzt, auf immer endgültig verſöhnt? Nein, keineswegs! Gerade das Gegentheil von den enthuſiaſtiſchen Erwartungen der „liberalen Union“ traf ein: jetzt erſt fing der Kampf ſo recht an! Ein wilder, glühender Kampf!

Wir werden im Folgenden ſehen, wie er bis zur Stunde geführt wird.

Trauttwein v. Belie.

Frankreich.

Die Arbeiterdichtung in Frankreich. *)

Es giebt ein Lied von Béranger, in dem er ſein bekanntes Bonmot, daß die Juli-Revolution Karl den Zehnten und die Chanſons entthront habe, widerrief und im Hinblick auf die Errichtung des Orleans-Thrones, die Wiederherſtellung der erblichen Pairskammer und andre Reaktionsmaßregeln jeden Vers mit dem Refrain ſchloß:

Chanson, reprend ta couronne!
Messieurs, grand merci!

Der Aufruf des großen Chanſonniers fand den lebhafteſten Wiederhall, beſonders unter denen, die mit ihm das Gefühl der Enttäuſchung über die Erfolge der Julitage theilten. Das Lied behielt nicht nur ſeine Bedeutung als Parteiwaffe und Parteiloſung in dem politiſchen Tageskampfe, es drang in die Schichten der arbeitenden Bevölkerung und wurde bald in ihrem Munde zum Ausdruck aller ihrer Wünſche und Hoffnungen, vor Allem ihres Strebens nach Umänderung ihrer ſozialen Stellung. Jene verhängnißvollen Lehren, die gerade im erſten Jahrzehnd des Bürgerkönigthums rückſichtslos unter die Maſſen geſchleudert wurden, gaben den Hauptinhalt für die Poeſie des Proletariats; die ſoziale Frage ſchuf ebenſo zahlreiche Chanſons, als es je eine politiſche gethan. Es entſtanden Vereine, Sängerbündniſſe; in den Café's und den Weinhäuſern organiſirte ſich der Geſang; ein ſeltſames Gegenſtück der Meiſterſängerſchulen des Mittelalters lebte inmitten des Tobens und Treibens der Weltſtadt auf. Wenn man, ſagt der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, in den Faubourgs das Lokal eines marchand de vin betrat und ſich mühſam in die Gaſtſtube hineingedrängt hatte, traf man gewöhnlich ſechs bis acht Männer, welche ſich an der Ecke eines Holztiſches das neueſte Lied einübten, die Melodie leiſe vor ſich hinſummend. Plötzlich erſcholl ein „Silence“! und die Sänger trugen mit feſtem Tone ihr Chanſon vor, während die Anweſenden laut in den Refrain oder die Chorſtrophe mit einſtimmten. So wurden dieſe Lieder bekannt und verbreiteten ſich oft in einem oder zwei Tagen durch ganz Paris. Natürlich kamen bei dieſen Verbindungen auch Heiterkeit, Frohſinn und Geſelligkeit zu ihrem Rechte. Schon die Namen, deren uns der Herausgeber eine Anzahl bewahrt hat, deuten darauf hin, daß der muntere Kneipenton, den Béranger's Muſe ſo anmuthig anzuſtimmen gewußt, auch unter den Sängern des Proletariats fortlebte. Da ſind „Höllengeiſter“ und „Kneipfiſche“, „Templer“ und „Troubadours“, „Schäfer von Syrakus“ und „Phöbuskinder“ und eine Menge anderer, oft ſehr ephemerer Vereinigungen, denen es denn auch nicht an dem gebührenden Apparate von Präſidenten, Vicepräſidenten, Ehrenmitgliedern u. ſ. w. gebrach. Einige dieſer Vereine hatten größeren Ruf und längeren Beſtand; unter ihnen zeichnete ſich beſonders die „Lice chansonnière“ aus, die während ihrer dreizehnjährigen Exiſtenz zwölf Jahrgänge ihres Albums mit Dichtungen der Mitglieder veröffentlichte. Andere wieder, von kürzerer Dauer, gaben ihre Produktionen in

*) Die Arbeiterdichtung in Frankreich. Ausgewählte Lieder franzöſiſcher Proletarier. In den Versmaßen der Originale überſetzt und mit biographiſch-hiſtoriſcher Einleitung verſehen; nebſt einem Anhange Victor Hugo'ſcher Zeitgedichte. Von Adolph Strodtmann. Hamburg, Jean Paul Friedrich Eugen Richter. LV und 234 S.

Digitized by Google

kleinen Heften heraus, die meiſt zu ſehr billigen Preiſen mitunter maſſenhaft verkauft wurden. Auch gab es Volksdichter, die, im Vertrauen auf die eigene Kraft, ihre Lieder, ohne ſich einem jener Verbände anzuſchließen, ſelbſt unter das Volk brachten, gewöhnlich ebenfalls in kleinen Heften, denen häufig die ſelbſtgefundenen Melodieen beigegeben waren. Von einem der hervorragendſten dieſer Poeten, deſſen Lieder übrigens auch früher ſchon zum Theil durch Ueberſetzungen von Freiligrath und Alfr. Meißner Verbreitung in Deutſchland gefunden haben, von Pierre Dupont, erzählt der Herausgeber eine anziehende Anekdote. Dupont hatte ſich im Anfange der vierziger Jahre mit zwei jungen Muſikern befreundet, deren Kompoſitionen ihnen ſpäter einen viel verbreiteten Namen gemacht haben, mit Gounod und Pariſot. Eines Tages hörte Gounod ſeinen Freund ſingen und war erſtaunt über deſſen wohlklingende Stimme, die den leidenſchaftlichſten wie den ſeelenvollſten Rhythmen mit gleicher Wärme gerecht ward. „Wo haſt du ſingen gelernt,“ frug Gounod. „Ich weiß es nicht.“ „du ſcherzeſt.“ „Nein, wahrhaftig, ich habe niemals ſingen gelernt.“ „Sonderbar! Und was iſt das für eine Melodie?“ „Ich habe ſie heut Morgen zu einem meiner Lieder erdacht.“ „Unmöglich! Und du hätteſt nie Muſikunterricht genoſſen?“ „Niemals.“ „Lieber Freund, du haſt da ein wunderbares Motiv erfunden. Singe mir noch einmal das Lied.“ Gounod ergriff eine Feder und notirte die Melodie, welche Dupont ihm vorſang. Dann ſpielte er ſie auf dem Klavier und betrachtete ſeinen Freund mit erſchrockener Miene. „Ohne Muſikunterricht!“ rief er aus. „Wenn du Generalbaß ſtudirſt, wirſt du uns alle übertreffen.“ „Beruhige dich,“ lächelte Dupont, „ich werde niemals Generalbaß ſtudiren, ich würde doch nichts Tüchtiges leiſten.“ „Verſprich mir wenigſtens, wenn dir künftig eine muſikaliſche Idee einfällt, ſie dir zu merken, damit ich oder Pariſot ſie notire.“ Das verſprach Dupont. Einige Tage nachher ſchienderte er eines Morgens auf der Straße von Poiſſy, als ihm eine Heerde feiſter Landochſen begegnete, die ohne Zweifel zum Schlachthauſe getrieben ward. Der Anblick der prächtigen Thiere inſpirirte ihn zu einem Gedichte, deſſen einfach trübe Melodie er ſofort vor ſich hin ſummte. Getreu ſeinem Verſprechen, beſuchte er Gounod und ſang ihm die Verſe vor. Der Komponiſt war außer ſich vor Entzücken. Wenige Jahre nachher ſang man in den Variétés und bald in Paris das Lied „die Ochſen“ mit jenem harmloſen Refrain:

> Ach, müßt' ich ſie verkaufen,
> Eh'r wollt' ich gleich verſaufen;
> Wohl lieb ich ſehr mein Weib, doch ſchüfe größ're Noth
> Der ihre nicht mir, als der Ochſen Tod.

Ein anderer hervorragender Dichter des Proletariats iſt der Nähkaſten-Arbeiter Guſtav Leroy, deſſen Lieder neben denen Pierre Duponts am häufigſten in der vorliegenden Sammlung erſcheinen und ſich durch eine beſondere Melancholie und Innigkeit der Empfindung auszeichnen.

Die Zahl dieſer Dichter des Volks iſt natürlich ſehr groß. Herr Strodtmann verſichert, allein handſchriftlich über 5000 Chanſons von mehr als 400 Verfaſſern zu beſitzen, und er zählt mehrere Sammlungen auf, in denen die beſten Lieder der vorzüglichſten und namhafteſten Sänger dieſer Klaſſe zuſammen erſchienen ſind.*)

Man kann das Buch, das etwa hundert dieſer Geſänge der franzöſiſchen Arbeiter nunmehr zu uns Deutſchen bringt, nicht ohne Wehmuth durchblättern. Zwar ſind, wenn von den wenigen „Zeitgedichten“, die der Anhang bringt (darunter den bekannten lion du quartier Latin), abgeſehen wird, ein Dutzend Jahre ſeit dem Entſtehen des jüngſten dieſer Lieder verfloſſen, und man muß ſich erſt hineinleſen, um das Gefühl des Veraltetſeins zu überwinden. Viele von ihnen haben auch in der That das Intereſſe, das ſie zu jener Zeit erregten, unwiederbringlich eingebüßt, ohne daß ihnen ſelbſt der Werth hiſtoriſcher Erinnerungen beiwohnte. Poetiſchen Werth wird man billiger Weiſe nur in beſcheidenem Maße bei ihnen vorausſetzen, und dieſe Erwartung wird ſelten übertroffen, nicht ſelten getäuſcht. Aber wie ſie da ſind, halb vergeſſen, rauh, oft ungelenk und meiſt überſchwenglich in Inhalt und Form, ſind ſie doch ein wehmüthiges Denkmal der ſtürmiſchen Wünſche und der hochfliegenden Hoffnungen, welche Jahrzehnde hindurch in den Herzen von Hunderttauſenden pulſirt haben und welche durch Gott weiß es was für harte Enttäuſchungen zu Boden geſchlagen worden ſind.

Der Herausgeber nennt ſie ein Zeugniß des Bildungsdranges, der die Arbeitermaſſen von Frankreich und beſonders von Paris durchdringt; er findet in ihnen nicht Haß, noch Rache, ſondern nur das Gefühl der Unſittlichkeit und Ungerechtigkeit der heutigen Geſellſchaftsform, nur human die Forderungen, die in ihnen oft ſo ſtürmiſch aufſchreien. — Gewiß, es ſteht ſchlimm um den, der theilnahmlos ſich von der Noth abwenden kann, die aus ihnen redet, am grellſten da, wo ſie ſich in den Ton des Humors zu zwängen verſucht. Auch wird man nicht leicht in Abrede ſtellen, daß, in den meiſten Fällen wenigſtens, ein wahrhaftes und echtes Gefühl in ihnen den Ausdruck ſucht, und Ehre jedem Streben nach Höherem, das aus dem Staube der Werkſtatt ſich emporringt! Aber mehr als von dem Bildungsdrange, der Gerechtigkeit und der Humanität der Arbeiter von Paris legen dieſe Lieder Zeugniß ab von den Verführungen, denen ſie in den dreißiger und vierziger Jahren durch die Lehren ihrer vermeintlichen Helfer und Heilande ausgeſetzt waren, und von der Begier, mit denen ſie dieſen falſchen Propheten blindlings in das eigene Verderben gefolgt ſind.

Ja, es waren falſche Propheten, damals wie jetzt, die den Arbeiter lehrten, daß der Reiche ſein Feind ſei, die ihn zum Haſſe gegen die Beſitzenden entflammten, die ihm die einſchmeichelnde und eitle Selbſtüberſchätzung, daß nur die Handarbeit nothwendig, nützlich, ehrlich ſei, beibrachten! Volksverführer waren ſie, die den Handarbeiter, ihn, den Arbeitsmann, der da, wie es in dem bekannten Liede von Alcide Reynard heißt:

> Mit Armen ſtramm
> Verdirbt
> Und ſtirbt
> Ein armer Mann,

losriſſen von der Maſſe des Volkes, indem ſie ihm vorſpiegelten, daß er allein das wahre Volk ſei; die ihn feindlich gegenüberſtellten dem gebildeten und dem beſitzenden, mit Bildung und Beſitz nicht minder arbeitenden Theile der Nation. Sie waren es, die dieſe Arbeiter entfremdeten den beſtehenden Zuſtänden in Staat, Kirche und Geſellſchaft, bis ſie ſich in wahnſinnigem Aufruhr gegen das Beſtehende erhoben und unter ſeinen Trümmern die Möglichkeit der Beſſerung und Heilung auf lange Zeit begruben.

Wer der Geſchichte dieſer letzten Jahrzehnde und ihrer Lehren eingedenk iſt, kann dieſe Bände nicht leſen, ohne mit neuer Er-

*) Meiſt in der libraire chansonnière von Durand. Z. B. La voix du peuple, von Auguſt Loynel, 1848; oder die Poésies sociales des ouvriers, herausgegeben von Olind Rodrigues, Paris bei Paulin, 1841. Zu erwähnen ſind auch die échos de la rue und die voix d'en bas, von dem Schuhmacher Savinien Lapointe, beide Paris bei Michel, 1850.

Digitized by Google

bitterung an jene altverbrauchten Sophiſtereien zu denken, durch die man damals in Frankreich dem Arbeiter den Bürger unter dem Ekelnamen der Bourgeoiſie erſt verächtlich, dann verhaßt gemacht hat, bis beide der eiſernen Zuchtruthe des auf ihrer Zwietracht begründeten Empire's verfielen. Beranger läßt nur ſeinen Vagabunden fragen, ob denn der Arme ein Vaterland hat? Hier in dieſen Liedern der Arbeiter klingt der Refrain anders. Da heißt es in der „Sklavenkette“ von Pierre La Chambeaudie, deſſen Fabeln*) die franzöſiſche Akademie zweimal krönte, zum Volke:

So lange du von Land zu Lande mit Gewimmer
Der Armuth Kette trägſt, der Schmähung Sklavenblei,
So lange ſprich von Freiheit nimmer,
Denn Armuth, ach, iſt Sklaverei!

Da ſingt Pierre Dupont in dem ſchönen „Geſange der Arbeiter“:

Geſchornes Volk, welch Prachtgewand
Läßt ſich aus Deiner Wolle weben!

Und es tönt aus ſeinem Liede vom Brote, das eine traurige Berühmtheit erlangte, jener finſtere Klang:

Man hält nicht von den Marmorſtufen
Das Volk zurück mit ſeiner Noth!
Denn die Natur gebeut zu rufen:
Brot thut uns noth! Wir fordern Brot!

Und ſo ſteigert ſich die Wuth bis zu jenem Aufſchrei in dem Liede der Jacquerie von Raoul Bravard:

Das Blut tritt an der Thränen Stelle,
Und reißen wird im Blut die Welt!

Iſt das Gerechtigkeit, Humanität und Bildungsdrang oder iſt es die entfeſſelte Rohheit, aufgeſtachelt und verblendet durch ein tolles Gemenge von Wahrheit und Lüge, die ins Verderben rennt?

Der Herausgeber begrüßt am Schluſſe ſeiner an hohen Worten nicht armen Einleitung „die franzöſiſche Arbeiterdichtung als einen verheißungsvollen Boten der Zeit, wo der Proletarier, von dem Drucke der heutigen Geſellſchafts-Ordnung erlöſt, als gleichberechtigter Bewerber mit den edelſten Geiſtern der Menſchheit um die Palme der Bildung ringen wird.“

Wir heißen ſeine Arbeit willkommen als eine verhängnißvolle Lehre für Diejenigen, welche für einen Augenblick dem Verſuche zujauchzten, der auch bei uns die Arbeiter vom Volke zu trennen unternahm, der aber an der geſunden Einſicht unſerer Arbeiter auf das Erbärmlichſte geſcheitert iſt. F.

*) Fables de P. L. Neuvième édition. Paris, Pagnerre, 1851. Eine Auswahl von hundert dieſer Fabeln iſt von Ludwig Pfau (Deſſau, Gebrüder Katz, 1856) ins Deutſche überſetzt worden.

England.

Ein Roman aus der engliſchen Geſchichte.

Thomas Otway, von Marie Harrer.

Die romantiſche Behandlung hiſtoriſcher Stoffe iſt eine moderne Liebhaberei der Schriftſteller und der Leſer, wenigſtens einer großen Mehrzahl. Der erſte und glücklichſte Bebauer dieſes fruchtbaren Feldes war ein ſo geachteter, verdienſtvoller und talentreicher Mann, der edle Sir Walter Scott, daß man ſeine Nachfolger ob ihres Beginnens nicht zu tadeln vermag. Dennoch iſt es unläugbar, daß in neuerer Zeit ſehr ſelten wahrhaft gute hiſtoriſche Romane, weder in England noch in Deutſchland, erſchienen ſind. Entweder ſie ſind langweilig oder unwahr, meiſtens auch Beides zugleich!

Die Geſchichte wird entſtellt und verwäſſert durch erfundene Liebe und Kabale, die ſehr ſelten etwas Neues zu Tage fördern und im abgeſchloſſenen Kreiſe ablaufen. Wer hiſtoriſche Kenntniſſe hat, wird die meiſten neuern Romane dieſer Art ſchnell aus der Hand legen, und wer keine hiſtoriſche Kenntniſſe hat, wird auch keine, oder doch nur höchſt verwirrte aus der Lektüre gewinnen.

Als eine Ausnahme von dieſer Regel können wir jedoch einen neuen Roman aus der engliſchen Geſchichte hervorheben, der aus der Feder einer deutſchen Dame gefloſſen iſt: „Der arme Tom“, hiſtoriſcher Roman aus der Zeit Karls des Zweiten von England, von Marie Harrer.*)

Der arme Tom iſt Thomas Otway, ein armer Poet, deſſen Lebensſchifflein in der ſtürmiſchen Zeit ſcheiterte, welche Englands feſten politiſchen Zuſtänden unter den Stuarts vorausging. Die Verfaſſerin hat nichts an dem Charakter der Geſchichte geändert; ſie hat treu und gut referirt, was ſie aus fleißigen Studien gelernt und beobachtet.

Die hiſtoriſchen Perſonen ſpielen zudem nur Nebenrollen, wodurch es erleichtert wird, ſie in ihrer wahren Geſtalt auftreten zu laſſen. Die Geſchichte des Helden dieſes Romans, Thomas Otway, iſt an und für ſich eine der Tragödien, in denen der Dichtergeiſt als gefallener Engel erſcheint; je einfacher und wahrer dieſe ewig neue „alte Geſchichte“ erzählt wird, je mehr muß ſie rühren und ergreifen.

Otway gehört in die Reihe der engliſchen Klaſſiker; er erbte noch einen Hauch von Shakſpeare's Geiſt, in deſſen Jahrhundert er auch geboren war. Unter ſeinen dramatiſchen Arbeiten, die zu ihrer Zeit den größten Erfolg hatten, fand Schiller Vorbilder für ſeinen „Don Carlos“ und „Fiesko's Verſchwörung.“ In der Gegenwart iſt er faſt unbekannt; nur wer ſich mit der Literatur und ihrer Geſchichte beſchäftigt, kennt ſeinen Namen. Der flüchtiglesenden Menge denſelben vor die Augen zu führen, iſt eine Aufgabe, welche Fräulein Marie Harrer ſich geſtellt und in vollkommenſter Weiſe gelöſt hat.

Beſonders anziehend iſt der Beginn der Lebensgeſchichte des Dichters. Die Landpfarre, auf der ſein ehrwürdiger Vater Predigten hält und zugleich mit der alten Magd das Heu ſelbſt bearbeitet und die Schweine füttert, wie es ſeine kleine Pfründe erheiſcht, iſt ein würdiges Seitenſtück zu den beſten Stellen des berühmten Vicar of Wakefield. Es iſt zu bedauern, daß die künſtleriſche Ruhe und Geſtaltungsluſt im Laufe der Arbeit die Verfaſſerin verlaſſen haben; ſie geräth, namentlich gegen den Schluß hin, in eine zu große Haſt und oberflächliche Behandlung des allerdings immer mehr anwachſenden Stoffes. Nur durch Einfachheit konnte ſie denſelben bewältigen und anſchaulich geſtalten; es werden gar zu viele überflüſſige Romanfiguren vorgeführt, gerade in dem Augenblick, wo die einfache Wahrheit ſo unendlich intereſſant ſein würde. Das tragiſche Lebensende des Dichters, durch Trunk und moraliſche Verſunkenheit herbeigeführt, wird beſonders viel zu flüchtig erzählt, während die Nebenfiguren ſich breit machen. Dagegen iſt es anerkennenswerth, daß durch das fleißige Studium der Ver-

*) Berlin, Otto Janke.

Digitized by Google

faſſerin dieſem Romane eins der intereſſanteſten Stücke engliſcher Literaturgeſchichte einverleibt worden iſt. König Karl II. und ſeine geiſtreichen Günſtlinge ſind mit Wahrheit und Leben vorgeführt.

F. v. H.

Rußland.

Das Geheimniß Rußlands.*)

Ueber Macht und Pläne unſeres rieſigen Nachbars im Oſten iſt ſo viel zum Theil einander Widerſprechendes geſchrieben, daß wohl Mancher jedes neue Buch, welches den Schleier hinwegzuziehen verſpricht, mit einigem Mißtrauen zur Hand nehmen dürfte. Uns ging es mit dem vorliegenden ungefähr ebenſo, beſonders da ſein Verfaſſer ſelbſt hinter einem Schleier ſich verbirgt. Je weiter wir aber hineinlaſen, deſto mehr wurden die Vorzüge dieſes Werkes vor vielen ähnlicher Art uns einleuchtend. Der Verfaſſer, welches auch ſein wahrer Name ſei, entwickelt tiefe ſtaatsmänniſche Kenntniſſe und keine leidenſchaftliche Aufwallung trübt den klaren, ruhigen Gang ſeiner Betrachtungen. Wir verſuchen aus dem ſehr reichhaltigen Inhalt des Werkes das Weſentliche zuſammen zu faſſen.

Das denkwürdige Erſcheinen tſcherkeſſiſcher Abgeordneten in England (1863) bot eine ſchickliche Veranlaſſung, die bisherige Nutzloſigkeit des Schwarzen Meeres für Rußland und die unermeßliche Wichtigkeit der Bemeiſterung des Kaukaſus (in ſeinem ganzen Umfang) für die Zukunft dieſes Staates quellenmäßig und auf überzeugende Weiſe ins Licht zu ſtellen. Der Verfaſſer widerlegt mit ſiegenden Gründen den gefährlichen Irrthum, als wäre Rußlands unaufhörliches Ringen um dieſen Beſitz eine Unklugheit, als verzehre es in beſtändigen fruchtloſen Kämpfen mit den Bergvölkern ſeine beſten Kräfte — ein Irrthum, welchen die Ruſſen ſelber aus großer Klugheit uns nicht zu benehmen verſuchen. Dann belehrt er ſeine Leſer über die unſelige Verblendung, welche Sebaſtopol für die Centralpoſition der ruſſiſchen Macht im Süden des Reiches hielt und durch Zerſtörung dieſer Feſte den Ruſſen einen empfindlichen Stoß beizubringen wähnte. Warum hat Rußland jenes mächtige Bollwerk, ſtatt zur Vertheidigung ſeines Haupt-Emporiums neben Odeſſa, weit davon auf die nackten Klippen der Halbinſel Taurien erbaut, wenn nicht zu dem Zwecke, daß künftige Feinde gegen ſelbiges, das eigentlich nichts vertheidigt, ſich wenden möchten, um Leute, Mittel und Zeit fruchtlos hinzuopfern? „An dieſer eiſengepanzerten Fauſt ſollten die Streitkräfte des Weſtens eines Tages zerſchellen, als für Rußland die Zeit gekommen war, die unerfahrenen Heere Englands und Frankreichs dazu zu benutzen, um die Türkei als deren ſogenannte Verbündete niederzuwerfen.“**)

Von wirklichem Nutzen konnte und kann Sebaſtopol ſchon darum nicht ſein, weil Rußland auf dem Schwarzen Meere weder gegen die Türkei, noch gegen Tſcherkeſſien etwas zu unternehmen im Stande iſt. Sehen wir noch ab davon, daß nach übereinſtimmendem Urtheil aller Sachkenner dieſer Macht in jedem und vorzugsweiſe im Schwarzen Meere die nautiſchen Mittel zu einer größeren Unternehmung fehlen: ſo verbietet ihr ſchon die Gefährlichkeit der öſtlichen wie der weſtlichen Küſten eine ſolche. Hier kommt die Richtung der Winde und Strömungen nicht minder, als die Geſtaltung der Küſtenländer in Betracht. Auch angenommen, die Gefahren des Meeres ließen ſich überwinden, ſo bliebe immer die Unmöglichkeit, von der Oſtſeite her mit Truppen ins Innere einzudringen. Rußland hat ſelbſt in der größten Noth auf dieſem Wege ſeine Zufuhren nicht befördern können; Alles, was es durch das Schwarze Meer erreicht hat, iſt die Verproviantirung ſeiner Poſten an der tſcherkeſſiſchen Küſte, die aber, ſelbſt iſolirt, für weitere Operationen auf keine Weiſe ins Gewicht fallen. Die kleinen Beſatzungen derſelben leben in ſtetem Blokadezuſtande und müſſen immer auf ihre Vertheidigung bedacht ſein.

Im Weſten iſt der kaukaſiſche Iſthmus vollkommen unzugänglich und auf dem in ſteigender Progreſſion verſandenden Kaspiſchen Meere gehört jede größere Unternehmung heutigen Tages zu den Unmöglichkeiten. In der Nähe des Mittelpunktes windet ſich der gefahrvolle Paß Wladi e Kawkas (d. i. Beherrſche den Kaukaſus!); an der Oſtſeite iſt die ſchmale „Pforte von Derbend.“*) Bis zu dieſen zwei Verbindungswegen mit den Provinzen im Süden gelangt man nach Zurücklegung von 200—300 (engl.) Meilen durch baum- und waſſerloſes Steppenland. Erſt wenn Rußland den Kaukaſus in ganzer Ausdehnung überwältigt haben wird, können ſeine Streitkräfte übers Meer transportirt werden und alsdann hat es bald auf dem geſunden und gebirgigen Theile Kleinaſiens feſten Fuß gefaßt, und Armeen für einen perſiſchen, wie für einen türkiſchen Krieg können von Odeſſa her dorthin und weiter durch Gruſien befördert werden. „Dann wird in Batun (Batumi) und nicht in Kokand oder Aſtrabad die erſte Station auf dem Wege nach Indien angelegt.“ Tſcherkeſſien ſteht der Eroberung Konſtantinopels auf der einen und Kalkutta's auf der anderen Seite im Wege.

Der Beſitz Georgiens (Gruſiens) iſt Rußland nur inſoweit von Nutzen, als es dadurch in Stand geſetzt wird, den Kaukaſus im Rücken anzugreifen. Die Annexion jenes Landes hat der Zar nicht auf militäriſchem Wege bewirkt, ſondern durch Betrug und Heuchelei erſchlichen; aber ſeine Regierungsweiſe muß die ganze, wenn auch unkriegeriſche Bevölkerung der transkaukaſiſchen Flachländer dazu bringen, daß ſie, ihre ſchon ſehr gemilderten religiöſen Antipathien ganz beſiegend, den (muſelmänniſchen) Bergvölkern die Hand bietet zur Vernichtung des gemeinſamen Feindes. Schon ein allgemeiner Aufſtand der Bergvölker würde Rußlands Heere im Süden mit einem Schlage vernichten; gelänge ihm aber die gründliche Bewältigung Erſterer, ſo könnte es einerſeits auf nie verſiegenden Erſatz an tüchtigen Streitern (und zwar ganz in der

*) „Das Geheimniß Rußlands, oder Schlüſſel zum Verſtändniß der modernen Geſchichte und Politik.“ Nebſt Beilagen, enthaltend Aktenſtücke zur Tſcherkeſſiſchen Frage. Stuttgart, Krämer, 1863. IX und 162 Seiten.

**) Der ſcharfblickende Mac Neill ſagt in ſeinem Progress of Russia (S. 35): „Seit den früheſten Zeiten, in welchen Rußland an der Politik Europa's Theil nahm, ſind deſſen Pläne im Orient durch die Unwiſſenheit gefördert worden, durch welche andere Mächte getäuſcht zu Helfern ſeiner Angriffspolitik geworden ſind.“

*) Auf Seite 77, wo der Verfaſſer den Namen „Kaukaſus“ durch „Gebirge der Kaſch“ erklärt, macht er zugleich eine Randnote, die wir ihm ob ihrer Abenteuerlichkeit ganz auszuſtreichen empfohlen hätten. Von einem Volke Kaſch wiſſen weder die Türken noch die Chineſen etwas, und es iſt mit nichts zu beweiſen, daß die Erſteren jemals Kaſch genannt worden, oder daß die Kuthlten (!!) mit ihnen ein Volk geweſen. Auch ſtammt der Name Cateja, wie die mittelalterlichen Europäer das nördliche China benannten, keineswegs von türkiſchen, ſondern von tunguſiſchen Eroberern dieſes Landes. Was für ein Confuſionsrath mag in dieſen Angaben dem Verfaſſer als Autorität gedient haben?

Digitized by Google

Nähe des künftigen Operations-Theaters), andererſeits auf nie verſiegende Zufuhr rechnen.*)

Man erwarte von der Ausdauer der Tſcherkeſſen nicht das Uebermenſchliche. Ihre immer noch friſche Begeiſterung für den heiligen Krieg wird ſich, wenn die *Mittel* zu Fortſetzung deſſelben ihnen gänzlich abgeſchnitten und ſie auf dieſe Art zu endlicher Unterwerfung gezwungen werden, über kurz oder lang in Leidenſchaft für Krieg überhaupt verwandeln, und alsdann hat Rußland für ſeine weitausſehenden Eroberungspläne das kriegeriſchſte Volk der ganzen Erde zu ſeiner Verfügung. Verluſt der Hoffnung auf Unabhängigkeit und etwaige Einführung einer gemeinſamen Regierung für alle Stämme könnten ſolch ein Ergebniß herbeiführen.**)

Die Pläne Rußlands ſind immer *auf Zerſtörung gegründet*, nur modificirt ſich dieſes Syſtem nach den Umſtänden. Zerſtörung hält ſeine Macht aufrecht, doch verfährt es dabei nicht unmittelbar. Völker und Staaten ſollen durch einander und jeder Staat durch ſich ſelbſt zu Grunde gehen. In der Periode Potemkin's operirte man ſchon gegen den Kaukaſus, aber die damalige Politik war von der heutigen verſchieden. Die ganze Ländermaſſe von den Gränzen Poſens bis zum Kaspiſchen See — von Polen, Kleinruſſen, Koſaken und Tataren bewohnt — war damals den (Greß-) Ruſſen nur mittelbar unterworfen. Während jener ganzen Periode hatte Rußland in ſchwere auswärtige Kriege ſich verwickelt und jedes der mittelbar unterworfenen Völker konnte zu jeder Zeit, obwohl nur auf eigener Baſis, ſich empören. So galt es vor Allem, für dieſe Völker ein günſtiges Feld kriegeriſcher Thätigkeit aufzufinden, aber nicht innerhalb des Staates und auch nicht zu weit entfernt. Dieſes Feld bot ſich im Kaukaſus, wo man den unzuverläſſigen Unterthanen unter rühmlichen Formen eine Schlachtbank bereitete.

Nachmals aber und beſonders ſeit dem glücklichen Kriege mit der Türkei (1829) erhielt der Kaukaſus für Rußland eine andere und höhere Bedeutung. Man hatte ſich ruſſiſcher Seits überzeugt, daß die Türkei nicht unmittelbar erobert werden könne, daß man ſie von Oſten, von Gruſien, her lähmen und die Kleinaſiaten im Rücken bedrohen müſſe. Hierin mußte Rußland ſpäter noch beſtärkt werden durch die auffallende Ueberlegenheit, welche ſelbſt die türkiſche *Landmacht* in dem Kriege ven 1854 über die ruſſiſche zeigte.

Bei den (ſchon alten) Plänen auf Unterwerfung des osmaniſchen Reiches war und iſt nicht bloße Habſucht, ſondern und zwar ver Allem die Pflicht der *Selbſterhaltung* leitender Gedanke und nicht umſonſt gebrauchte Pozzo di Borgo den Ausdruck „Gefahren der Zukunft", um die ſich entwickelnden Verhältniſſe beider Reiche zu bezeichnen. Wenn die Türkei ihre militäriſche Organiſation wieder erlangte, würde die Politik der Pforte nicht ferner durch Drohungen ſich beſtechen laſſen. Bei der erſten entſtehenden Streitfrage genügte ein einfacher, an den Hafen-Kapudan von Konſtantinopel erlaſſener Befehl, die ruſſiſchen Südprovinzen im Innern zu lähmen. Das Ausſchließen des ruſſiſchen Handels vem Bosporus würde, wenn auch nur von kurzer Dauer, ohne einen Flintenſchuß die ruſſiſche Regierung zwingen, jede ihr von der Pforte auferlegte Bedingung anzunehmen, widrigenfalls für den Staat, wie für die Hälfte der Grundbeſitzer ein Bankerott ausbräche, der gewiß einen Aufſtand aller ſüdlichen Provinzen zur Folge hätte. Nur von Transkaukaſien her läßt ſich zwiſchen die Türkei und Perſien ein für beide Staaten tödtlicher Keil eintreiben und darum . . .

Der Abzug der Türken von der Oſtküſte des Schwarzen Meeres ſetzte Rußland zuerſt in den Stand, Tſcherkeſſien von allen Seiten einzuſchließen und ſo die Niederwerfung dieſes Volkes unberechenbar wirkſamer als durch vieljährige Kämpfe vorzubereiten. Seitdem widerſetzt es ſich aus allen Kräften und auf jede Gefahr hin allem Verkehre europäiſcher Völker mit der tſcherkeſſiſchen Küſte, weil dieſer Verkehr den Europäern nicht bloß eine weit günſtigere Meinung von den Tſcherkeſſen (die man ruſſiſcher Seits als gemeine Räuber ausſchrie) beigebracht hat, ſondern auch die nothwendigen Mittel zu Behauptung ihrer Selbſtändigkeit ihnen verſchaffte.*)

Zuſammengeſetzt aus Männern, die man ob ihrer außerordentlichen Begabung gewählt hatte, erlangte das ruſſiſche Kabinet jene ſtaunenswerthe und täglich geſteigerte Fähigkeit, die Verhältniſſe und Menſchen zu beurtheilen und zu benutzen, während bei anderen Kabinetten nicht ſolche Verhältniſſe obwalteten, aus welchen bei einer gegebenen Unterhandlung eine erfolgreiche Konkurrenz mit Rußland hervorgehen konnte; ja es fehlte denſelben ſogar die Fähigkeit, wahrzunehmen, was Rußland im Begriffe zu thun oder was es anzuſtreben entſchloſſen war. Als nothwendige Folge dieſer gegenſeitigen Lage ergab ſich, daß Rußland immer im Stande war, die fremden Kabinette zu Förderung ſeiner Zwecke ſelbſt dann zu benutzen, wenn dieſe Kabinette ihm Widerſtand zu leiſten vermeinten. Dieſer Zuſtand ward, als der Herzog von Wellington ſich im Jahre 1835 am Ruder befand, als eine unbeſtrittene Maxime verkündet. M'Neill, der hervorragende Diplomat, Verfaſſer des Progress of Russia in the East, ſchrieb damals im Quarterly Review: „Von dem Augenblicke an, wo eine Macht, welche wir noch als eine barbariſche betrachten, in Stand geſetzt wird, ſich in die Angelegenheiten Europa's und Aſiens einzumiſchen, ſind die Kabinette und Staatsmänner Europa's die Werkzeuge geworden, mit denen dieſelbe arbeitet." Um dieſelbe Zeit erklärte Lord Ponſonby, der damalige britiſche Geſandte in der Türkei, daß „Konſtantinopel nur unter dem Schutze des Kaukaſus athme." Beide drangen auf einen Umſchwung der Politik der Unterwürfigkeit mit Beziehung auf Rußland, und wirklich ſchien England ein Paar Jahre lang demgemäß handeln zu wollen. Hochgeſtellte und wohlunterrichtete

*) Der noch völlig unabhängige rauhe Landſtrich des Kaukaſus liefert den Lebensunterhalt für die geſammte gegenwärtige Bevölkerung, welche nichts aus dem Flachlande bezieht, und ſetzt den kriegführenden Theil in Stand, von der Arbeit der daheim Bleibenden leben zu können. Das übrige Kaukaſien beſteht aus Ebenen und Landſtrichen, welche, obgleich gebirgig und rauh, dennoch von außerordentlicher Fruchtbarkeit ſind.

**) Im Jahre 1834 ſagte ein Tſcherkeſſe zu einem Fremden, der ihm von der Nothwendigkeit einer gemeinſamen Regierung ſprach: „Wir wären dann der Türkei gleich; das ganze Volk würde ſich vor Rußland fürchten, während unter uns jetzt kein Kind iſt, das Rußland fürchtet."

*) Hätte der (1837 confiszirte) „Vixen" ſeiner Salzladung ſich entledigt, ſo wäre augenblicklich Tſcherkeſſiens Handel mit der Donau eröffnet worden, und das Bergſalz der Wallachei hätte den Bergvölkern ein Lebensbedürfniß und noch dazu um billigen Preis geliefert. Dieſe Zufuhr würde zugleich die Geſundheit der gegen Rußland kämpfenden Krieger geſtärkt und die Aufbewahrung des Fleiſches zu ihrer Verpflegung ermöglicht haben. Wäre der Handel in dieſer Weiſe eröffnet worden, ſo wäre es ihnen auch möglich geweſen, Schießpulver zu erhalten. Waffen beſitzen ſie in Menge und von einer nirgends übertreffenen Arbeit; aber es ſind noch dieſelben Waffen, mit denen ſie erobernd dem Schwerte *Roms* ſiegreich entgegentraten! Des Feuerrohrs ſind ſie noch wenig gewohnt. Wie hoch dürfte man wohl den jährlichen Menſchenverluſt Rußlands anſchlagen, wenn einmal die Einfuhr von Salz und Schießpulver ermöglicht iſt, dem bald auch das grobe Geſchütz nachfolgen würde?

Digitized by Google

Männer erkannten in Handelsbeziehungen mit Tſcherkeſſien den einzigen Weg zur Rettung der Türkei, Perſiens und — Indiens; und das nächſte Ergebniß war (1837) die Abſendung eines britiſchen Fahrzeugs an die tſcherkeſſiſche Küſte. Aber dieſes Schiff wurde ſchmählicher Weiſe den Ruſſen geopfert; es war alſo England bald in ſeine frühere Unterwürfigkeit zurückgefallen, nur mit dem Unterſchiede, daß es, wie früher Andere, ſo jetzt, durch Billigung der Konfiskation des „Vixen", ſich ſelber zum Opfer brachte.

Erſt mit der Abſperrung vom Meere her hat Rußlands Druck dem ganzen tſcherkeſſiſchen Volke ſich fühlbar gemacht; erſt ſeitdem empfanden ſie das Bedürfniß, ihre bis dahin geſonderten Stämme zu vereinigen, und empfindliche Sorge für ihren Lebensunterhalt beſtimmte ſie endlich zur Abſendung jener Deputation, die nicht aus Diplomaten beſtand und nicht an Regierungen, ſondern an Könige und Völker geſchickt war. Zum erſten Male ſeit vielen Generationen ſehen wir die Vertreter eines aſiatiſchen Volkes an ein anderes Volk in Europa ſich wenden, und was ſie von dieſem Volke verlangen, kann es ſelbſt thun, ja das niedrigſte Individuum kann daran Theil nehmen. Sie verlangen keine Bezeugungen von „Sympathie", keine öffentlichen Beſchlüſſe oder Petitionen an das Parlament. Sie ſagen einfach: „Kommt und treibet Handel mit uns. Wir fürchten Rußland nicht zu Lande, wir können ſeinen Andrang auf jener Seite leicht hemmen, wenn Ihr das Meer nicht unſerem Feinde überlaſſet und nicht duldet, daß man Euern eigenen rechtmäßigen Handel verpönt.'"*)

Das vorläufige Ergebniß war die Gründung eines tſcherkeſſiſchen Komité's, das ein Schiff miethete, um die Abgeordneten nach ihrer Heimat zurückzubringen. Die Letzteren erwarten das Schiff in Konſtantinopel, nachdem ſie den feierlichen Schwur gethan, ſich auf demſelben einzuſchiffen, in der vollen Ueberzeugung, daß ſie ſich im Falle einer Wegnahme dem Tode weihen; allein ſie leben der Hoffnung, daß ein derartiger Tod ihren Landsleuten von unberechenbarem Nutzen ſein werde.

Das abzuſendende Schiff wied eine Wiederholung der Affaire des „Vixen" ſein, jedoch unter Umſtänden, die von jenen des Jahres 1837 in Bezug auf die Veranlaſſung der Expedition, wie in Bezug auf die Zuſtände des türkiſchen Reiches ſehr verſchieden ſind. Jedenfalls wird der allgemein angenommene Sinn des Traktats von Paris, daß das Schwarze Meer durch die Weſtmächte frei geworden ſei, die neue Expedition von Seiten des engliſchen Publikums erleichteen und andererſeits der engliſchen Regierung jede augenblickliche Hemmung des Unternehmens erſchweren. Denn es dürften alsdann verſchiedene Fragen laut werden, welche höchſt peinlich ſein müßten für gewiſſe Staatsmänner in England, höchſt beunruhigend für die Regierung überhaupt und höchſt aufregend für das Volk. Die Expedition wird wenigſtens den Erfolg haben, aller Welt die völlige Hohlheit und Nichtigkeit der ſogenannten Deklaration von Paris, wie des Vertrages von Paris zu beweiſen. Im Falle ihres Gelingens aber wird der durch das eine Schiff geführte Schlag das gerade Gegentheil von dem ſein, den die Alliirten auf Sebaſtopol richteten, indem er nicht Rußlands einzigen unverwundbaren, ſondern vielmehr ſeinen einzigen verwundbaren Fleck trifft.

Eine Zugabe handelt von den Gefahren, welche Rußland im Innern bedrohen. Der Verfaſſer erörtert hier die polniſche Frage, wie ſie in den letzten Jahren ſich geſtaltet, wirft einen Blick auf die Emanzipation der Leibeigenen, die Veränderungen des Konſcriptionsſyſtems und die immer wachſende Ausbreitung der „Altgläubigen." Er ſchließt mit folgenden Betrachtungen: „Wenn die inneren Zuſtände dieſes Reiches heute mehr Einfluß auf ſeine äußere Politik haben müſſen, als zu irgend einer früheren Zeit, ſo darf man daraus ja nicht den Schluß ziehen, daß Rußland, durch Schwierigkeiten aller Art bedrängt, ſich nach Außen deſto gefügiger zeigen werde. Ganz im Gegentheil: die inneren Angelegenheiten fördern die äußere Aktion, ſtatt ſie zu hemmen, und die eigenthümlichen Zuſtände des Reiches bringen es mit ſich, daß der ruſſiſchen Regierung gerade jetzt nichts erwünſchter ſein kann, als ein neuer Krieg mit den Weſtmächten. Rußland bedürfte nur eines mächtigen Drucks von Außen, um ſeine inneren Wirren zu bewältigen und ſeine dünngeſäete Bevölkerung zu furchtbarer Widerſtandskraft zuſammenzuballen. Einen Angriffskrieg wird es ſorgfältig vermeiden, weil ein ſolcher ſeine ganze Schwäche offenbaren würde, aber es braucht einen Vertheidigungskrieg, und weil es ihn braucht, wird es ihn haben, wird alle Mittel überlegener diplomatiſcher Kunſt und ſeiner geheimen Bundesgenoſſen jenſeits der Gränze aufbieten, um die Weſtmächte unter die Waffen zu rufen und das eigene Volk aufzurütteln und zu einigen durch den Ruf: „Das heilige Rußland iſt in Gefahr!"

*) Siehe die höchſt anziehenden Beilagen, betitelt: „Aktenſtücke zur tſcherkeſſiſchen Frage."

Kleine literariſche Revue.

— **Die Karten von England in Stieler's Hand-Atlas.** Wir müſſen einen Irrthum berichtigen, den wir (Nr. 12 des „Magazin") bei der Anzeige einer neuen Ausgabe der Karte von Großbritannien und Irland in Stieler's Hand-Atlas begangen. Wir haben nämlich überſehen, daß dieſer Atlas, außer der angezeigten Ueberſichtskarte der drei vereinigten Königreiche, auch noch eine Specialkarte von jedem einzelnen dieſer drei Königreiche enthält. Auf allen drei Specialkarten ſind die Eiſenbahnen und Kanäle mit einer Vollſtändigkeit eingetragen, die nichts zu wünſchen übrig läßt, ſo daß ihre Weglaſſung auf der Ueberſichtskarte, auf welcher dagegen die marine Geographie und die Umgebungen Londons mit einer bei dieſem Maaßſtabe bewundernswerthen Anſchaulichkeit berückſichtigt ſind, ganz gerechtfertigt erſcheint. Wir bemerken bei dieſer Gelegenheit, daß die neuen Ausgaben der Stieler'ſchen Karten von England und Wales (mit Beikärtchen der Kanal-Inſeln), von Schottland und den nördlichſten Grafſchaften Englands (mit Beikärtchen von Edinburg, ſowie der Shetland- und Orkney-Inſeln), und von Irland (mit Beikärtchen von Dublin und den Seen von Killarney) ebenfalls von Dr. Auguſt Petermann gezeichnet ſind, der ſich um den alten Stieler'ſchen Hand-Atlas außerordentlich verdient macht, indem nicht bloß jede neue geographiſche Entdeckung, wie jede neue wiſſenſchaftliche Ermittelung der phyſiſchen Erdkunde, in dieſen Atlas gewiſſenhaft eingetragen wird, ſondern auch jedes einzelne Blatt in ſeiner neuen Ausgabe an Klarheit und Korrektheit aller Grundzüge des betreffenden Landes ungemein verbeſſert erſcheint.

— **Die holländiſche Sprache in Japan.** Als mit Anfang des 17. Jahrhunderts das Reich Japan dem Verkehre mit China und Holland allein geöffnet blieb, ſtudirte man daſelbſt von europäiſchen Sprachen nur noch die holländiſche. Zwei Schulen zur Erlernung dieſer Sprache wurden geſtiftet: eine, wo künftige Dolmetſcher ſich ausbildeten, und eine andere für Gelehrte, die ſich mit hollän-

Digitized by Google

diſcher Literatur beſchäftigen wollten. Die letztere Anſtalt (in Jeddo ſelbſt errichtet) zählte im Jahre 1861 über 60 Schüler, die im Ueberſetzen von holländiſchen Texten verſchiedenen Inhalts ſich übten. Beſonders mediziniſche und chirurgiſche Werke der Niederländer ſtudirte man eifrig und überſetzte ſie mit vielem Geſchick. So wurden die japaneſiſchen Aerzte in den Stand geſetzt, ihre Patienten nach europäiſchen Grundſätzen zu behandeln.

Während aber die zu Dolmetſchern erzogenen Japaneſen durch tägliche Uebung das geſprochene Holländiſche verſtehen, und die Articulationen dieſer Sprache wenigſtens annähernd richtig nachbilden lernten, entſtand und vererbte ſich in der obgedachten Schule zu Jeddo, weit vom Schauplatze des mündlichen Austauſches beider Nationen, eine Ausſprache des Holländiſchen, mittelſt welcher der Japaneſe dem Holländer ebenſo wenig verſtändlich wird, als mit ſeiner mündlichen Verſtümmelung des Chineſiſchen dem Chineſen, deſſen Schreibeſtil er doch ſo meiſterlich nachzuahmen weiß. Aber ſehr groß ſind auch die Schwierigkeiten, welche das Lautſyſtem europäiſcher Sprachen dem Organe des Japaneſen bietet. Um nur einige Beiſpiele zu geben, ſo fehlt dem Idiome von Jamàto (dies iſt der ächte japaneſiſche Name Japans) jedes reine linguale l, dem ſie entweder n oder ihr gutturales r ſubſtituiren müſſen. Ein t vor i oder u wird bei ihnen immer ts (unſer z), daher z. B. „dieſes Dieners Tüchtigkeit" in japaneſiſchem Munde als „dſiſes Dſireres Zuckzikeit" ſich geſtalten würde. Eine überaus beſchwerliche Sache iſt dem Japaneſen die Hervorhebung einer Silbe durch Betonung, daher man wohl thut, für Japaneſen beſtimmte holländiſche Texte mit Accent-Zeichen zu verſehen.

— **H. Graetz: Geſchichte der Juden.** Von dem in dieſen Blättern bereits mehrfach angezeigten, hiſtoriſchen Quellen-Werke: „Geſchichte der Juden von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart, von Dr. H. Graetz", iſt ſoeben der achte Band erſchienen*), welcher die Geſchichte der Juden von Maimuni's Tod (1205) bis zu ihrer Verbannung aus Spanien und Portugal umfaßt. Es iſt darin die düſtere Zeit geſchildert, von der Lord Byron ſagt:

„Die wilde Taube hat ihr Neſt,
Der Fuchs ſeine Höhle,
Der Menſch ſein Vaterland,
Iſrael nur das Grab."

Die Kreuzzüge und der „ſchwarze Tod" hatten in Deutſchland, England und Frankreich die jüdiſchen Gemeinden entvölkert. Die von den unbarmherzigen Metzeleien und der verzweifelten Selbſtentleibung verſchont gebliebenen, verſprengten Ueberreſte hatten den Lebensmuth eingebüßt und wurden wie ſcheues Wild von dem einen Verſteck zu dem anderen getrieben. In Spanien und Portugal blüheten die jüdiſchen Gemeinden zwar noch; dort zeugten ihre Lehranſtalten, in denen Wiſſenſchaft und Poeſie auf das Höchſte gepflegt wurden; von dem bildſamen Geiſte der Juden, wenn ihnen nur Licht und Wärme, dieſe Förderer geiſtigen wie phyſiſchen Lebens, gegönnt werden; aber nur zu bald ſollten ſie dort noch viel Herberes, als in den Ländern Mittel-Europa's erfahren. Die heilige Hermandad mit ihren Autodafés, die Torquemadas und die Prototypen Philipp's II. waren bereits im Anzuge und ſollten für alle Zeiten die warnende Lehre liefern, wohin ein durch die Natur begünſtigtes, der höchſten Ausbildung und Macht fähiges Land und Volk durch eine ſelbſtſüchtige, ſchwache und fanatiſche Regierung gebracht werden kann. Dr. H. Graetz hat dieſen Zeitraum der jüdiſchen Geſchichte mit dem ihm eigenthümlichen Darſtellungstalent geſchildert, das, trotz aller gründlichſten Quellenſtudien, doch weder Klarheit noch Zuſammenhang der über ein weites Gebiet ſich ausdehnenden Erzählung vermiſſen läßt. Angehängt iſt dieſem Bande eine ſehr anerkennenswerthe chronologiſche Tabelle für die Geſchichte und die Literatur-Geſchichte der Juden von der Zeit der Makkabäer bis zum Jahre 1498.

*) Schriften, herausgegeben vom Inſtitute zur Förderung der iſraelitiſchen Literatur ꝛc. Leipzig, Nies'ſche Buchdruckerei (Carl B. Lorck), 1864.

— **Symington's Färöer- und Island-Skizzen.** Das engliſche Publikum, welches bekanntlich an einer tief eingewurzelten Gerechtigkeitsliebe leidet, ſobald es ihm ſcheint, daß ſeine Handelsintereſſen irgendwie durch einen Streit, der es im Uebrigen gar nichts kümmert, benachtheiligt werden könnten, hat ſich auch zum Schiedsrichter zwiſchen uns und Dänemark aufgeworfen und dahin entſchieden, daß alles Recht auf Seiten unſeres Gegners und alles Unrecht natürlich auf Seiten Deutſchlands iſt, denn — „we know the cause of the german-danish quarrel exactly well!" ſagt John Bull, der ja alle „foreign matters" ſo genau kennt. Und wie ſollte er nicht? geht doch alljährlich eine große Anzahl ſeiner reichen und „highly educated gentlemen" auf Reiſen ins Ausland; ja, ſeitdem das liebenswürdige Dänemark ſein isländiſch-färöerſches Handelsmonopol ſeit einigen Jahren aufgegeben hat, ſintemalen die Jahrhunderte lang ausgeſogenen Inſeln nicht weiter auszupreſſen waren, ſeitdem reiſen dieſe hochgebildeten Gentlemen ſogar nach Island und den Färöern, und wenn ſie nach Hauſe kommen, geben ſie prächtig ausgeſtattete Bücher über ihre Reiſeerfahrungen heraus zur Belehrung von Old-England und dem barbarous Germany. Ein ſolches Werk iſt das Buch „Pen and Pencil Sketches of Faröe and Iceland, by Andr. James Symington. (London, Longman, 1862), das wir mit ſtillem Vergnügen geleſen haben und nun auch unſeren Leſern empfehlen, ſchon wegen der Stelle, wo der gelehrte Mr. Symington ſich von der isländiſchen Sprache ſo angeheimelt fühlt, daß er angelſächſiſche Wurzelausziehungen vornimmt und dabei auf die uralte Verwandtſchaft der Engländer und Dänen hinweiſt. „Ja, auch unſere Vorfahren ſind aus Dänemark gekommen!" ruft er; „denn Angeln heißt ja noch heute eine **Provinz in Holſtein,** nach unſeren angelſächſiſchen Vätern!" — Gewiß wird ob dieſer Entdeckung mancher ſchleswig-holſteiniſche oder andere deutſche Schulknabe verwundert den Kopf ſchütteln, das thut aber nichts in den Augen der Engländer, denn Mr. Symington iſt ein gelehrter Gentleman, der Dänemark kennen muß, und er will mit dieſer Verlegung Angelns nach der Elbe, die holſteiniſche Gränze nicht etwa nach der Flensburger Föhrde vorrücken; er will eben nur beweiſen, daß zum Lande der oft erwähnten „kindly hearted Danes" auch Holſtein natur- und geſchichtsgemäß gehört, denn — our english forefathers came from Denmark! alſo Verwandtſchaft geht diesmal über Bekanntſchaft und die Engländer ſind das am beſten unterrichtete Volk in Sachen Schleswig-Holſteins!

— **Hiſtoriſche Schriften für die Jugend.** Einen höchſt ſchätzbaren Beitrag zur Jugend-Literatur bietet die ſeit Neujahr 1864 erſcheinende Sammlung von „Erzählungen aus dem deutſchen Mittelalter".*) Dieſelben haben den großen Vorzug, daß ſie unmittelbar an die Quellen der deutſchen Geſchichte ſich anſchließen und alſo in doppelter Hinſicht belehrend ſind. Sie führen nicht blos in die Geſchichte, ſondern auch gleichzeitig in die Geſchichtſchreibung des deutſchen Mittelalters ein. Uns liegen zwei Proben vor, welche warme Empfehlung

*) Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes.

Digitized by Google

rerdienen. „Heinrich der Erſte und Otto der Große“, nach den ſächſiſchen Geſchichten Widukind's von Korvei bearbeitet on Dr. Moritz Berndt und das „Leben Karls des Großen“, nach Einhard und dem St. Galler Mönch von demſelben Verfaſſer. Dieſes zweite Büchlein (Band I. der Sammlung) iſt Herren Prof. Herrmann Maſius in Leipzig gewidmet. Uebrigens nimmt nicht Wunder, daß der Styl des Herrn Berndt dem der altdeutſchen Quellen angenähert erſcheint; wir finden dies ſehr natürlich und keineswegs unangemeſſen. Die Gränze zwiſchen dem Rechte des modernen Ausdrucks und der Quellenſprache wird den Herren Mitarbeitern wohl auch für die Zukunft ſtets gegenwärtig ſein. Handelt es ſich doch bei ſolchem Erziehungsmittel darum, der ernſthafteſten Belehrung wegen nicht geradezu langweilig zu werden — was bisher glücklich vermieden worden iſt.

— **Fröhlich's Silhouetten mit franzöſiſchem Text.** Unter dem Titel „Alphabet parlant en silhouettes découpées aux ciseaux par Charles Fröhlich, texte par la baronne de Reinsberg (Ida de Duringsfeld*)“ iſt jetzt eine franzöſiſche Ausgabe des bekannten Fröhlich'ſchen Silhouetten-Alphabets erſchienen, zu welcher Ida v. Düringsfeld den Text bearbeitet hat. Als Probe der franzöſiſchen Reime wollen wir den Buchſtaben L mittheilen.

Le Lion.

En nommant le Lion, on dit: Sa Majesté,
On vante son grand coeur, sa magnanimité;
On parle des égards qu'il a pour l'innocence;
Pourtant je fuirais, moi, son auguste présence,
S'il courait le désert en pleine liberté.
La liberté souvent ressemble à la licence:
Qui sait? peut-être il en abuserait,
Et s'il en abusait — sa force est formidable:
Il tuerait un boeuf, et s'il vous caressait,
D'un coup de griffe il vous écorcherait,
Ce qui ne serait pas précisément aimable.
Donc je proposerais, pour plus de sûreté,
Evitant sagement la possibilité
D'une caresse trop sauvage,
D'admirer le Lion en cage.

Literariſcher Sprechſaal.

Von O. v. Müllmann's Gewerbe-Statiſtik von Preußen, deren beide erſte Bände das Berg-, Hütten- und Gewerbeweſen des Regierungsbezirks Arensberg, von L. H. W. Jacobi, und die gewerbliche und Bergbau-Statiſtik des Regierungsbezirks Oppeln, von Th. Schück, umfaſſen, wird ſoeben der dritte Band angekündigt.**) Es iſt die Statiſtik des Regierungsbezirks Düſſeldorf, dem dieſer dritte Band gewidmet iſt, der noch reichhaltiger und belehrender zu werden verſpricht, als die beiden erſten Bände, welche ſich eines wohlverdienten großen Anſehens erfreuen. Der Regierungsbezirk Düſſeldorf bildet in orographiſcher, populationiſtiſcher und kulturgeſchichtlicher Hinſicht einen der intereſſanteſten Gauen des geſammten Deutſchlands. Die ſpezielle, aus amtlichen wie aus wiſſenſchaftlichen und techniſch-ſachkundigen Federn fließende Bearbeitung der Darſtellungen ſeiner Naturbeſchaffenheit, ſeiner Landesgeſchichte, ſeiner gegenwärtigen Organiſation, ſeiner Volks- und Landwirthſchaft, ſeiner Gewerbe und ſeines Handels, ſowie ſeiner ethiſchen Verhältniſſe (Kirchen- und Unterrichts-Angelegenheiten, Armenweſen, Geſundheits- und Rechtspflege, Kreis- und Kommunal-Verhältniſſe) iſt demnach für Jedermann, der ſich bei der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten irgendwie betheiligt, eine reiche Quelle der Belehrung. Die Statiſtik ſelbſt iſt von dem Regierungsrath Dr. O. v. Müllmann bearbeitet, während der Oberberghauptmann Dr. v. Dechen die orographiſch-geognoſtiſche Ueberſicht (16 Druckbogen umfaſſend) geliefert hat. Außerdem haben ſich noch Herr Strombau-Direktor Nobiling bei der Schilderung der Rhein-Verhältniſſe, Herr Dr. Jahne bei den hiſtoriſchen Ueberſichten und die Herren Direktor Loſe und Profeſſor Felten bei den klimatologiſchen Darſtellungen betheiligt.

Ueber Friedrich Hebbel's „Demetrius,“ der leider ebenſo unvollendet geblieben, wie der von Friedrich Schiller, ſagt die Wiener „Preſſe“: „Als Hebbel anfing, ſich im Geiſte mit dem Gegenſtand zu beſchäftigen, als er, nach ſeiner Gewohnheit, denſelben prüfend hin und her wendete, da war es ſeine Abſicht, das Schiller'ſche Fragment als Ausgang zu benützen, vor Allem den Reichstag in Krakau als die Eröffnungsſcene beizubehalten, und dann ſelbſtändig weiterzubauen. Als er aber das Drama wirklich in Angriff nahm, da vermochte er es gar nicht zu faſſen, daß er jemals damit hatte umgehen können, ſich dem Schiller'ſchen Torſo anſchmiegen zu wollen, und die ſpäter an Hebbel gerichtete Frage: ob es denn wahr ſei, daß er Schiller's „Demetrius“ ausführe? beantwortete er mit der Bemerkung: „Es kann ebenſo wenig jemand dort anfangen, weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, als jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein Anderer aufgehört.“

Von der Tragödie, die ſich in einem Vorſpiel und fünf Akten gliedert, fehlt der letzte Akt, eine nicht ganz abgeſchloſſene Einleitungsſcene deſſelben ausgenommen. Das Drama bricht dort eigentlich ab, wo Demetrius, der ſich bis dahin für den erſten Sohn des Zars Iwan gehalten, durch die Nachricht niedergeſchmettert wird, daß er blos der Baſtard des letzteren ſei. Prosper Mérimée, aus deſſen Schrift: „Der falſche Demetrius“ Hebbel vielfach geſchichtliche Farbenſtriche genommen hat, ſtellt ſich Demetrius als einen Betrüger vor, „der einen Thron zu erringen wußte, und mitten in ſeinem Triumphe vielleicht nur deshalb unterlag, weil er, ſtatt alle Eigenſchaften eines Uſurpators zu beſitzen, einige von den Vorzügen hatte, wegen deren man einen rechtmäßigen Fürſten liebt.“ Demetrius hat alle ſittlich und menſchlich edlen Vorzüge, die einen Helden und Herrſcher zieren, doch keine einzige der Eigenſchaften, deren der Uſurpator bedarf, um ſich zu behaupten. Und die Tragik dieſes Stückes beruht darauf, daß ein Menſch von ſo hohem Seelenadel durch die Verkettungen des Schickſals und unter den gefährlichſten Umſtänden auf einen Gipfel weltlicher Macht getragen wird, von dem er herunterſtürzen muß, weil er im entſcheidenden Moment eher ſich ſelbſt opfern, als ſeiner beſſern Natur abtrünnig werden kann.“

Zum Andenken an den großen Juriſten Cujas verleiht ſeine Vaterſtadt Toulouſe alljährlich an ſeinem Geburtstage der beſten wiſſenſchaftlichen Arbeit, die in der zu dieſem Zwecke ausgeſchriebenen Bewerbung eingegangen iſt, eine goldene Medaille im Werthe von 500 Francs. Unter den für das Jahr 1864 ausgeſchriebenen Preisaufgaben befindet ſich eine Denkſchrift über das Leben und die Schriften Savigny's (Étude sur la vie et les travaux de Frédéric Charles de Savigny).

*) Bruxelles, Schnee 1864.

**) Iſerlohn, J. Bädecker.

Digitized by Google

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Botanik der Gegenwart und Vorzeit
in culturhiſtoriſcher Entwickelung.
Ein Beitrag
zur Geſchichte der abendländiſchen Völker.
Von **Carl F. W. Jeſſen.**
8. Geh. 2⅔ Thlr.

Geſtützt auf vieljährige gründliche Quellenſtudien, unternahm es der Verfaſſer im vorliegenden, ſoeben erſchienenen Werke, die Entwickelung der Pflanzenkunde von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart mit der allgemeinen Culturgeſchichte zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen. Für jeden, der ſich, ſei es wiſſenſchaftlich oder praktiſch, mit der Botanik beſchäftigt, wie nicht minder für den Culturhiſtoriker dürfte das Jeſſenſche Buch, das ſich auch durch feſſelnde Darſtellung auszeichnet, ein willkommener Wegweiſer auf dem noch ſo wenig angebauten Felde ſein. (188)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:
Lehrbuch des Schachspiels
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.
21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (189)

Empfehlenswerthe Werke. (190)

Geſchichte der römiſchen Literatur.
Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bändchen gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."
Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur.
Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Pettenkofer's Regenerationsverfahren und seine Stellung zur Gemälde-Restauration und Conservirung
von
Dr. J. A. Kuhn.
gr. 8. geh. Preis 15 Sgr. (181)

Zur Shakeſpeare-Feier erſchien folgende biographiſche Skizze, welche, durchdrungen von dem Geiſte eigenſter Forſchung, völlig neue Aufſchlüſſe über das Leben des großen Briten gibt:

Shakeſpeare.
Nach authentiſchen Quellen und eigenen Forſchungen
von
A. von Winterfeld.
Preis 5 Sgr. (186)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Ueber den Urſprung der Sitten.
Antrittsvorleſung,
gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochſchule zu Bern
von
Prof. Dr. M. Lazarus.
Abdruck aus der Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft.
3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr. (185)

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
englisch-französische Garantie
vom Jahre 1720.
Von Dr. **Georg Beſeler,**
Geh. Justizraths und ord. Professor der Rechte an der K. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. (183)
Mit Anlagen. Preis 15 Sgr.

So eben erſcheint in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin: (184)

Rede
an der Bahre des hingeſchiedenen Rabbiners und Predigers Dr. **Michael Sachs.**

Rede
an der Bahre des **Dr. Moritz Veit**
gehalten von Dr. **Joël,**
Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.
Velinpapier. (1¼ Bgn.) 8. Preis 4 Sgr.

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweite billigſte Volksausgabe
von
K. v. Rotteck's
Allgemeiner Geſchichte.
Vom Anfang der hiſtoriſchen Kenntniß bis auf unſere Tage.
11 Bände in großem Claſſiker-Format.
270 Bogen mit 24 Stahlſtichen und dem Porträt des Verfaſſers.
48 Lieferungen zu dem billigen Subſcriptionspreiſe von 4 Sgr. pro Lieferung.
Complett broch. 6 Thlr. 12 Sgr., gebunden in 7 eleganten Bänden 8 Thlr. 22 Sgr.

Von Rotteck's **großem** Geſchichtswerke ſind bis jetzt etwa **129,000 Exemplare** verbreitet. — Mit der jetzt in die Reihe tretenden **24. Auflage** wird die Subſcription auf **die zweite billigſte Volksausgabe** ſeiner **großen** Weltgeſchichte eröffnet, zu der wir hiermit einladen.

Die erſte Lieferung liegt in allen Buchhandlungen zur Anſicht und Subſcriptions-Annahme aus. (187)

„Zur Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Shakspeare's."
Fr. Kreyſſig, Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke. 3 Bde. Elegant geheftet Preis 6 Thlr.

Bei Gelegenheit der bevorstehenden Shakspeare-Feier empfehlen wir dieses von dem rühmlichst bewährten Kenner des grossen Dichters herausgegebene Werk, das zum genauesten Verständnisse seiner Dramen und Lustspiele unentbehrlich ist.

Gleichzeitig erlauben wir uns, auf nachstehende

Compositionen zum Shakespeare, von Wilh. v. Kaulbach, in den gelungensten photographischen Ausführungen,

aufmerksam zu machen:

Kaulbach's Shakspeare-Album, Klein Folie, Lief. I. (Macbeth 3 Blätter) 3¾ Thlr. — Lief. II. (Der Sturm 2 Blätter) 2½ Thlr. — Lief. III. (König Johann 3 Blätter) 3¾ Thlr. — Lief. IV. Blatt I. (Der Tod Julius Caesars.) Grösse III. 1¼ Thr.
(Einzelne Blätter à 1¼ Thlr.)
Kaulbach, der Tod Julius Caesars. Grösse II. 5 Thlr. — Grösse I. 8 Thlr.
Kaulbach's Shakspeare-Galerie in Visitenkarten-Format. 9 Blätter (à 10 Sgr.) in elegantem Carton 3 Thlr.
(Einzelne Blätter à 10 Sgr.)

Inhalt: Macbeth, Banco und die Hexen. — Lady Macbeth schlafwandelnd. — Macbeth zum letzten Kampfe sich waffnend. — Miranda, Fernando, Prospero. (Aus dem Sturm.) — Kaliban, Stephano, Trinculo. (Aus dem Sturm.) — König Johann und Philipp von Frankreich vor Angers. — Prinz Arthur und Hubert de Burgh. — Tod des Königs Johann im Klostergarten zu Swinstead. (Aus König Johann.) — Julius Caesars Tod.

Alle diese Blätter geben die ganze Schönheit der Original-Compositionen auf eine durchaus befriedigende Weise wieder. (182)

Nicolai'sche Verlagshandlung in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 15.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten an, für England H. Bender, London, 8 Little Newport Street, Leicester Square.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 10. April **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.
Carl Ritter über Frau von Staël . . . 226

Belgien.
Der Kampf zwiſchen Staat und Kirche. II. Ein Staat im Staate 227

England.
Ein Schulmann über die höheren Lehranſtalten Englands 231

Schweden.
Schwediſche Celebritäten der neueſten Zeit auf dem Gebiete der Belletriſtik, Tagespreſſe und Schaubühne 233

Braſilien.
Briefe eines deutſchen Reiſenden aus dem nördlichen Braſilien 236

Kleine literariſche Revue.
Zur Erinnerung an Moritz Veit 237
Zur orientaliſchen Mythologie 237
Molières Tartuffe und Gutzkow's Urbild . 238
Fata Morgana aus Ungarn 238
Engliſche Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit 238
Die Pariſer „Illustration“ 238
Literariſcher Sprechſaal 239

Im Verlage von **Firmin Didôt frères, fils & Co.** in Paris ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Histoire contemporaine depuis la révolution de 1830 jusquà nos jours, par *Amedée Gabourd.* Tom I. in 8vo., ein starker Band von 547 Seiten. Preis 1 Thlr. 22½ Ngr. (Das Werk wird in 6 Bänden von gleicher Stärke und gleichem Preise complet sein.)

Histoire d'une famille et mélanges par Mme *Emmeline Raymond.* 1 vol. in 18. Preis 1 Thlr. (193)

Im Verlage von J. Guttentag in Berlin ist erschienen:

Leſſing's
Nathan der Weise.
Ein Vortrag
von
David Friedrich Strauss.
1864. geh. 15 Sgr. (199)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.
This day is published, crown 8 vo. strongly bound, 686 pages, 10s. 6 d.

THE
STATESMAN'S YEAR-BOOK
A STATISTICAL, GENEALOGICAL, AND HISTORICAL ACCOUNT OF THE STATES AND SOVEREIGNS OF THE CIVILISED WORLD.
FOR THE YEAR
1864.
BY FREDERICK MARTIN.
FROM ,THE TIMES' *REVIEW OF THE WORK.*

,There could scarcely be a more opportune publication at this moment. * * * Such a book, if posted up regularly and accurately year by year, will end by becoming as indispensable as *Bradshaw* for our railway trains, or the almanac for the procession of the seasons and movable feasts. We shall know how the world wags to almost the latest particular, as long as this chart and calendar of its progress is published on the 1 st of January every year.'

1. Reigning Sovereign and Family.
2. Constitution and Goverment.
3. Church and Education.
4. Revenue and Expenditure.
5. Army and Navy.
6. Population.
7. Trade and Commerce.

CONTENTS.
PART I.
THE STATES OF EUROPE.
AUSTRIA. — BELGIUM. — DENMARK. France. — Germany, (States of the German confederation.) — *Great Britain and Ireland. — Greece. — Italy. — Netherlandt. — Portugal. Prussia. — Russia. — Spain. — Sweden and Norwag. — Switzerland. — Turkey and Tributary States.*

PART II.
THE PRINCIPAL STATES NOT IN EUROPE.
I. AMERIKA.
Argentine Republic. — Brazil. — Canada. — Chili. — Confederate States. — Mexico. — United States. —
II. ASIA.
China. — India. — Japan. —
III. AUSTRALASIA.
New South Wales. — New Zealand. — Queensland. — South Australia. — Tasmania. — Victoria. (192)

Ausführliche Prospecte stehen auf Verlangen zu Diensten. — Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 3. *Mars* 1864.

I. Le Marquis de Dangeau et le duc de Saint-Simon. — II. L'arsenal des Américains du Nord. — De quelques auteurs dont les écrits révèlent une connaissance supérieure du monde. §. 1. — IV. Scènes de la nature sous l'équateur (3e extrait). Les fourmis et les termites de la rivière des Amazones. — V. L'argent fatal. 1er episode. De Chine en Angleterre (2e partie). — VI. La Sonora. Etendue, population, climat, produits du sol, mines, tribus indiennes etc. — VII. État de la question du canal de Suez. — VIII. Poésie. — IX. Correspondance d'Espagne. — X. Correspondance d'Allemagne. — XI. Correspondance de Londres. — XII. Statistique. Agriculture et ressources du Danemark. — XIII. Chronique et Bulletin bibliographique. (200)
Jährlich 50 frcs., halbjährlich 26 frcs. 50 c.
Einzelne Hefte 5 frcs.

So eben erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**
Mit zwei Photographien (der Gebrüder Grimm).
Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (206)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Carl Ritter über Frau von Staël.

Herr G. Kramer, Direktor der Francke'ſchen Stiftungen in Halle, hat es unternommen, ſeinem Schwager, unſerem gefeierten Geographen Carl Ritter, ein Denkmal der Pietät zu errichten, wozu ihm der handſchriftliche Nachlaß des Gelehrten ein überreiches Material geliefert hat.*)

Der vorliegende erſte Theil ſchließt mit Ritters Berufung an die Univerſität Berlin, umfaßt alſo die Zeit ſeiner eigentlich pädagogiſchen Wirkſamkeit, d. h. die Zeit, in welcher er die Hollweg'ſchen Brüder erzog und mit ihnen die Reiſen nach der Schweiz und Italien unternahm. Auf der zweiten dieſer Reiſen, während eines längeren Aufenthaltes in Genf, trat Ritter in nähere Beziehung zu Frau von Staël, welche damals, im Sommer des Jahres 1809, aus Frankreich verbannt, auf ihrem Schloſſe Coppet am Genfer-See lebte. Julien, der bekannte Freund und Verehrer Peſtalozzi's, ein Freund auch der Frau von Staël, empfahl ihn der berühmten Frau, die ihm in Folge davon auf die verbindlichſte Weiſe entgegenkam. Es iſt von hohem Intereſſe, den ſchlichten, einfachen Gelehrten über dieſes Ideal der franzöſiſchen Frauen ſich in Briefen ausſprechen zu hören. Er ſchreibt:

„Ihr (der Frau von Staël) Schloß in Coppet ſteht zwar jedem Fremden von einiger Bildung offen und Jeder iſt ſicher, von ihr freundlich aufgenommen zu werden, da ſie die Huldigungen und den Ruhm liebt; aber doch hätte ich es bei meiner natürlichen Schüchternheit in Weltverhältniſſen nicht gewagt, mich einer ſo geiſtreichen Dame ohne alle weitere Veranlaſſung gegenüber zu ſtellen. Denn der geſunde Menſchenverſtand reicht in ſolchen Augenblicken nicht aus, wo es auf Gegenwärtigkeit intereſſanter Ideen in der Form der großen Welt ankommt, und wo Unbefangenheit die erſte Bedingung iſt, um ſich ſo viel geltend zu machen, als man wirklich iſt. Es war mir aber intereſſant, mich dieſer Frau zu nähern, weil ich überzeugt bin, daß der Kreis von Menſchen, in welchem ſie gewöhnlich lebt, ſehr gebildet und ſehr bildend iſt. Zugleich war ſie mir als Perſon intereſſant, von welcher die ganze Stadt ſpricht, von der ich ſchon unzählige Anekdoten und Charakteriſtiken gehört hatte, und als eine Frau, die von einem Kaiſer aus ſeinen Staaten verbannt iſt, der ganz Europa nicht fürchtet und doch vor ihr ſich ſcheut."

Frau von Staël hatte ihn nach Coppet zu Mittag eingeladen, und ſchon dieſer erſte Beſuch feſſelte ihn ungemein. Er lernte den ganzen kleinen Hof, den ſie um ſich verſammelt hatte, kennen, auch Wilhelm von Schlegel, den er damals zuerſt ſah. „Durch ſeine Vermittelung", ſchreibt er, „kamen wir bald auf deutſche Geſchichte, deutſche Kunſt, deutſche Sprache zu ſprechen und zu einer recht intereſſanten Unterhaltung, während welcher ich Frau von Staël's Kenntniſſe in dieſen Fächern mit Vergnügen wahrnahm. Zwar fielen wir beide zuweilen mit Eifer ins Deutſche, aber Frau von Staël erinnerte artig, daß bei ihr nicht deutſche Ideen, wohl aber die deutſche Sprache Contrebande ſei und nur Citate deutſcher Autoren und deutſche Gedichte eine Ausnahme machten. Sie ſelbſt führte ſolche an und ſprach das Deutſche ganz gut aus. Aber in dieſem Kreiſe wurde auch ebenſo gut engliſch und italiäniſch converſirt, lateiniſche Stellen von ihr und für ſie nicht minder citirt, doch ohne alle Affectation. So gingen wir zu Tiſche, wo es rege genug, aber doch ſehr fröhlich herging. Es fielen rechts und links Bonmots, Wortſpiele, witzige Bemerkungen aller Art, und wenn Frau von Staël ſich auch nicht als das zeigte, was man hier in Genf „brillant" zu nennen pflegt, ſo erſchien ſie mir doch wenigſtens von einer intereſſanteren Seite, als das erſte Mal, da ich in Frankfurt auf dem Riedhofe mit ihr in Geſellſchaft zuſammen war. Auch bin ich nach mehreren ausgezeichneten Zügen ihres Herzens, die ich kennen gelernt habe, jetzt der Ueberzeugung, daß ſie bei genauerer Bekanntſchaft immer mehr gewinnen muß, und ihre näheren Freunde ſind alle enthuſiaſtiſch für ſie eingenommen."

Später, nachdem auch er ihr näher getreten war, ſchreibt er über ſie: „Frau von Staël intereſſirt mich immer mehr, je näher ich ſie kennen lerne. Wenn ſie auch nicht die première imagination de l'Europe iſt, ſo iſt ſie ſicher eine der geiſtreichſten Frauen und von einer ſeltenen Herzensgüte und hoher Simplicität. Außer ihren vielen liebenswürdigen Seiten, giebt ihr zugleich ihre äußerlich unglückliche Lage und die innere Kraft, mit der ſie den Neckereien des Schickſals widerſteht, die größten Anſprüche auf innige Theilnahme. Während ihres Winteraufenthalts hier in der Stadt habe ich ſie ſehr oft in ihren häuslichen Verhältniſſen geſehen; ſie lud mich oft zu ſich ein und ſchrieb mir recht freundlich auf das Billet, daß es nur en petit comité ſei: ſie wußte ſehr gut, daß mir dies das liebſte war, weil es dann gewöhnlich zu intereſſanten Geſprächen kam, in denen ſie ſich gehen ließ und ſich in ihrer ganzen Stärke zeigen konnte. Man pflegt hier, wenn man aus ihrer Geſellſchaft kommt, zu fragen: „Est-ce qu'elle a été brillante?" — Ich habe ſie einige Male in dieſem brillanten Zuſtande und einmal wahrhaft begeiſtert geſehen. Dieſe Begeiſterung dauerte wohl eine Stunde, und in meinem Leben wurde ich nicht ſo durch und durch in allen meinen Nerven erſchüttert und bis zu den äußerſten Fingerſpitzen krampfhaft geſpannt. Es war etwas von der Kraft in ihrer Rede, die Alcibiades von Sokrates Gewalt im Sympoſion des Plato ſchildert. Das Geſpräch hatte von den moraliſirenden Predigten eines hieſigen Geiſtlichen den Anfang genommen und dieſe Art der Behandlung der sermons wurde von Sismondi in Schutz genommen, der ſich gegen die bloß religiöſen Predigten erhob und behauptete, Religion müſſe auf Moral gegründet ſein, ſonſt beſtehe ſie bloß im Gefühl; das Gefühl habe kein Prinzip, die Phantaſie bemächtige ſich deſſelben, wenn es iſolirt ſei, und bringe alle die religiöſen Ausſchweifungen hervor, wovon alle Jahrhunderte ſo viele blutige und ſchreckliche Reſultate gezeigt hätten. Moral müſſe alſo den Hauptbeſtandtheil der Predigt ausmachen, weil Religion ihre Baſis erſt in dem Verſtande finde, und das religiöſe Gefühl müſſe nur gleichſam berührt werden u. ſ. w. Es war bei dieſen mit vieler Lebendigkeit und mit viel eingeſtreuten Reflexionen geſprochenen Worten Sismondi's in ihrer Seele, wie wenn Feuer in Zunder fällt. Sie griff die engherzige Anſicht von Religion von allen Seiten mit ſiegenden Schilderungen, Beiſpielen, Gründen an, zeigte den höheren Zuſammenhang der Religion mit der Natur des Menſchen, wie ſie die Quelle aller Sittlichkeit, die Bedingung aller Moral, wie fremd unſere Moral und das Leben, wie eins und daſſelbe Religion und Leben ſei, wie Moral nur ein Bedürfniß der ſchwachen Menſchennatur ſei, Religion aber zum Weſen ſeiner edlen Natur gehört, que la morale ne fait que diriger, mais qu'elle suppose une force, une puissance qui soit dirigée, wie

*) Carl Ritter. Ein Lebensbild, nach ſeinem handſchriftlichen Nachlaß dargeſtellt von G. Kramer, Director der Francke'ſchen Stiftungen zu Halle. Erſter Theil. Nebſt einem Bildniß Ritters. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1864.

Digitized by Google

Moral durchaus nur im Begriff liege und daher nie begeiſtern könne, wie Religion das ganze Weſen des Menſchen durchdringe, wie ſie z. B. das höchſte Bedürfniß fühle, in einen sermon religieux zu gehen, aber den größten Wicerwillen, in einen sermon qui est rempli de morale, weil jeder Menſch die Moral in jedem Augenblicke des Lebens zur Hand habe und ſich ſelbſt zu geben im Stande ſei, aber Religioſität immer einen veredelten Zuſtand, eine Erhebung, eine Annäherung zur Gottheit vorausſetze; daß dieſes der Zweck religiöſer Verſammlungen ſei, und daß dieſe Erhebung des ensemble im Menſchen zugleich auch jede partie en détail veredle; daß **eine** religiöſe Stimmung die Quelle **aller** moraliſchen Grundſätze und Handlungen ſein könne u. ſ. w. Genug, der Gegenſtand war ſo ganz in ihrer Sphäre und ihre Auseinanderſetzung ſo klar, ihre Anwendungen ſo lichtvoll, ihre Pointen ſo geiſtvoll und ideenreich, daß ich dieſe Unterhaltung zu einer der intereſſanteſten meines Lebens rechne. Sie ließ ſich nachher in die Schilderung vieler einzelnen Erſcheinungen ein und ſetzte ihre Ideen pſychologiſch und hiſtoriſch ganz vortrefflich auseinander. Der Streit endigte damit, daß, als Sismondi, der ſich nicht mehr zu vertheidigen wußte, ſagte: Mais comment voulez-vous qu'il n'y ait pas de morale dans le sermon? à quoi mènent tous les sentimens qui ne sont pas dirigés par la raison? — Frau von Staël ihm laut beiſtimmend ſagte: Oui, je veux qu'il y'ait dans les sermons de la raison, mais pas de raisonnement. Doch es iſt unmöglich, eine ſolche Unterhaltung wieder zu geben; auch habe ich gefunden, daß ſie in ihren Schriften weit unter dem ſteht, was ſie in der lebendigen Unterhaltung iſt, wo ſie immer wie eine Königin erſcheint."

„Ritter theilt", fügt Herr Kramer hinzu, „noch vieles von den Unterhaltungen mit, die er mit dieſer merkwürdigen Frau, ſowie mit anderen Gliedern ihres Kreiſes hatte, namentlich mit Schlegel, der ſich damals mit dem lebhafteſten Intereſſe mit dem Nibelungenliede beſchäftigte und ſich gern darüber unterhielt. Aber keine dieſer Unterredungen machte, wie er es auch ſelbſt ausſpricht, einen ſo tiefen Eindruck auf ihn, wie jene. Er fand in den Aeußerungen der Frau von Staël über das Weſen der Religion Gedanken und Empfindungen mit hinreißendem Feuer und unabweisbarer Ueberzeugungskraft ausgeſprochen, die längſt in ſeiner Seele lagen, obwohl die Unterweiſung, die er in ſeiner Jugend ſelbſt empfangen, und die Theorie, die er in der Führung ſeiner Zöglinge befolgt hatte, überwiegend mit den von Sismondi vertretenen Prinzipien, den Prinzipien der ſogenannten Aufklärung, **übereinſtimmte**."

Belgien.

Der Kampf zwiſchen Staat und Kirche.

II.

Ein Staat im Staate.

Die große parlamentariſche Geiſterſchlacht, welche in Belgien geliefert wird, iſt für ganz Europa, ja vielleicht für die ganze gebildete Welt deshalb von ſo weitgreifender Wichtigkeit, weil der Hauptgegenſatz des modernen Lebens, der zwiſchen Autorität und Freiheit, nirgends in gleicher Klarheit, einfacher Beſtimmtheit und Schärfe zur Anſchauung kommt, wie eben hier. Belgien iſt den Einen das „gelobte Land" conſtitutioneller Freiheit, den Anderen das der römiſchen Prieſterherrſchaft, und Beide haben Recht! In Belgien hat der National-Kongreß von 1830 und 31 das Prinzip der **Trennung** von Kirche und **Staat** bis auf die Spitze getrieben, man hätte glauben ſollen, aus denſelben oder ähnlichen Beweggründen, welche ihm in Nord-Amerika ſeinen Ehrenplatz in der Unions-Verfaſſung erwirkt haben. Und iſt dieſes Prinzip nicht eines der beliebteſten Schlagwörter unſeres Liberalismus? Klingt es nicht in den Ohren der deutſchen Pantheiſten und proteſtantiſchen Freidenker und der franzöſiſchen und ſchottiſchen Independenten wie die ſüßeſte Muſik? Da ſollte man doch Wunder glauben, was für eine herrliche Bewandtniß es damit habe!

Allein man ſagt nicht ohne Grund in dieſer böſen Welt: „**jedes Ding hat zwei Seiten!**" Thatſache iſt nun einmal, daß die Trennung der Kirche vom Staate Niemand eifriger gewünſcht, gefordert und erſtrebt hat, als der römiſche Clerus! Es war allerdings ein bedeutungsvoller Umſtand, daß Herr Alexander **Vinet**, der berühmte calviniſche Redner Frankreichs, die Unabhängigkeit der religiöſen von den Staats-Intereſſen der gedrückten Lage ſeiner Glaubensbrüder am meiſten entſprechend fand, und wer den aſketiſchen Idealismus dieſer Kirchengemeinſchaft ſich etwas näher betrachtet, wird auch das **innerliche** Motiv der reformirten Sehnſucht dazu entdecken. Doch war A. Vinet keineswegs der Erſte, der das große Wort gelaſſen ausſprach, ſondern, wenn wir unſerem hochverehrten Freunde, dem tapferen Freiheitsritter, Profeſſor **Laurent** in Gent, hierin Glauben ſchenken dürfen, ſo war es der phantaſtereiche Stifter jenes eleganten Neu-Katholicismus, der ſchwärmeriſche Abbé de **Lamennais**. Dieſer hat den geiſtlichen Mitgliedern der belgiſchen Conſtituante „ihre Idee" eingegeben. Für Belgien war die Trennung der beiden Sphären eine durchaus katholiſche Idee. Denn, man merke wohl: si duo faciunt idem, non est idem, lautet ein ſehr weiſer altlateiniſcher, alſo klaſſiſcher Erfahrungsſatz, den das Kirchenſtaatsrecht wunderbar ſchön bekräftigt hat. Herr Alexander Vinet, der Proteſtant und Herr Lamennais, der Katholik, ſind zwei verſchiedene Perſonen und ihre wörtlich übereinſtimmenden Anträge ſind zwei ganz verſchiedene Handlungen. Diejenigen Gelehrten, deren Blick ſich zuweilen auf eine Landkarte verirrt, wiſſen uns zu erzählen, daß noch immer auf Italiens goldigen Gefilden ein „**Kirchenſtaat**" verzeichnet ſteht! Ein **Kirchenſtaat**? Iſt das nicht die **vollkommenſte Einheit von Staat und Kirche**? wird uns irgend Jemand hinwerfen. Ich geſtehe, daß dieſer geographiſche Einwurf an Stelle der Herren belgiſchen und rheiniſchen Ultramontanen mich ſehr außer Faſſung bringen würde. Doch was ſchadet die Geographie den praktiſchen Denkern? Von der Geographie verweiſen ſie (z. B. Herr Nothomb der Jüngere, Mitglied der belgiſchen Repräſentantenkammer) auf die **Geſchichte**, die weit lehrreicher ſein ſoll. Da kommt nun zwar wieder ein unbequemes Dilemma. Sind nämlich Gregor VII. und Innocenz IV. hiſtoriſche Perſönlichkeiten, was bisher noch kein David Strauß leugnen mochte, ſo muß man leider annehmen, daß das **Papſtthum** den **Grundſatz der Trennung von Staat und Kirche mehrmals und bei den feierlichſten Gelegenheiten auf das Entſchiedenſte verdammt hat!** Gregor VII. ſchreibt: „Der heilige Stuhl Petri hat das Recht, die geiſtlichen Dinge zu binden und zu löſen; **um ſo viel mehr hat er Gewalt über die weltlichen Sachen!**" Anderswo ſchreibt er: „Gott hat Petro alle Fürſtenthümer, alle Herrſchaften des Erdkreiſes untergeordnet; **er hat ihn zum Fürſten eingeſetzt über alle Königretche dieſer Welt!**" So ſprach der große Gegner Kaiſer Heinrich's IV. Papſt Innocenz IV., der Friedrich II. von Hohenſtaufen bekämpfte, erklärt ſich noch deutlicher: „**Die weltliche Gewalt iſt dem Papſte unmittelbar übertragen worden durch Jeſus**

Digitized by Google

Chriſtus, wahren Prieſter und wahren König. Jeſus Chriſtus hat eine ſowohl königliche als prieſterliche Herrſchaft begründet, er hat dem heil. Petrus das Reich der Erde wie das des Himmels anvertraut.“ — — Klarer kann man ſich kaum ausdrücken. Inwieſern alſo die ſogenannte „katholiſche Idee der Trennung von Staat und Kirche“ bei der Geſchichte und bei den erſten kirchlichen Autoritäten der Geſchichte ihre Unterſtützung findet, bleibt uns ein ewig verborgenes Räthſel. Daſſelbe tritt nur unter Einer Vorausſetzung aus ſeiner totalen Dunkelheit. Es giebt nämlich Leute, welche die Finſterniß nicht lieben. Zu ſolchen rechnen wir nicht blos zwei berühmte belgiſche Juriſten, wie den ketzeriſchen Laurent und den gallicaniſchen Warnkönig (Vater), ſondern auch einen ganz rechtgläubigen Rechtsforſcher: den Bonner Canoniſten, Profeſſor Ferdinand Walter. Alle proteſtantiſchen Kenner geiſtlicher Satzung ſind einſtimmig in dem Lobe von Walter's Gediegenheit und Wahrheitsliebe. Uns wundert daher, daß der ihm ebenbürtige Laurent noch keine Gelegenheit ergriff, ihn zum Kampfe herauszufordern. In dem dritten Bande von L'Eglise et l'Etat (betitelt „La Révolution“ oder L'Eglise et l'Etat en Belgique) wird von ihm, ſtatt des rheiniſchen Canoniſten, der Münchener Prof. Georg Phillips als der Schildhalter des ultramontanen Deutſchlands kritiſirt. Das iſt jammerſchade! Denn Phillips leiſtet zwar ein Erkleckliches an kühnen Kundgebungen, weswegen er von Walter gewöhnlich „mein geiſtreicher Freund“ genannt wird, aber Letzterer, unſer Rheinpreuße, hat neben dem Style von Novalis und Ernſt von Laſſaulx einen ganz beſonderen, obgleich wahlverwandten Vorzug: den einer ungeheuren Naivetät! Was alle belgiſchen und rheiniſchen Ultramontanen durch die Bank kaum zu flüſtern wagen, das ſpricht Ferdinand Walter offen aus: „es giebt gar keinen Staat im Gegenſatz zur Kirche!“ Er ſagt dann wörtlich: „der Staat iſt eine Abſtraction, woraus(!) man in der Rechtsphiloſophie alles Mögliche machen kann und gemacht hat!“ (Walter, Lehrbuch des Kirchenrechts aller chriſtl. Confeſſionen, 13. Ausgabe, Bonn 1861, § 43, Anmerk. 2.) Man ſieht, Herr Walter iſt, wie immer, „correct“, er ſchwört mitten im 19. Jahrhundert auf Gregor VII. und Innocenz IV., legt den Begriff der Souverainetät nur der Kirche bei und macht, er, der königl. preuß. Geheime Juſtiz-Rath, alle Winkelzüge ſeiner belgiſchen und deutſchen Freunde zu Schanden! Jetzt wiſſen wir, was wir von der Einheit und von der Trennung von Kirche und Staat zu halten haben! — — —

Ein derartiges Wiſſen iſt unumgänglich, wenn man den belgiſchen Kampf zwiſchen liberaler Staats- und ultramontaner Kirchen-Partei richtig beurtheilen will. Man muß von vornherein die ultramontane Loſung: Freiheit der Kirche aus ihren hiſtoriſchen Antecedentien kennen, um es erklärlich zu finden, warum die liberalen Vorkämpfer Belgiens die Freiheit der Kirche als die Herrſchaft der Kirche über die Staatsgewalt definiren. Hätten ſie darin Unrecht? Die belgiſche Staatsentwickelung von 1831—1864 giebt die authentiſche Antwort und dieſe fällt, man ſei noch ſo entſchiedener Anhänger des kosmopolitiſchen Princips der „Katholicität“, rein zu Gunſten der Liberalen aus.

Felicitas Robert de Lamennais iſt ohne Zweifel ein ſchwärmeriſcher Enthuſiaſt geweſen, aber er war auch gewiß ein ehrlicher Mann. Er meinte es ernſt mit der Trennung der Kirche vom Staate! Er hatte verlangt (Zeitſchrift „Avenir“ vom 18. Oktober 1830), „der Staat ſolle auf die Wahl der Biſchöfe und Pfarrer gar keinen Einfluß haben, dem Papſt allein ſolle die Beſtimmung des Wahlmodus zukommen, die Regierung dürfe ſich weder in den Cultus, noch in die Lehre, noch in die Disciplin der Kirche einmiſchen, die geiſtliche Gemeinſchaft müſſe außerhalb, vollkommen außerhalb der weltlichen Gemeinſchaft ſtehen.“ Von einer Beſoldung des Clerus durch den Staat konnte nach Lamennais nimmermehr die Rede ſein. Daſſelbe meinten in Belgien die liberalen Unioniſten von 1830, welche aus patriotiſchen Gründen ſich der katholiſchen Partei angeſchloſſen hatten. Ihr republikaniſcher Führer, der berühmte de Potter behauptete geradezu: „Ein vom Staat beſoldeter Prieſter iſt ein Anachronismus im 19. Jahrhundert.“ Nicht ſo die belgiſchen Abbé's, welche im National-Kongreß ſaßen. Sie nahmen strictissime alle Vortheile des von Lamennais verkündigten Programmes in Anſpruch, eroberten unbedingte Kirchenfreiheit, wollten aber von einem Verzicht der Prieſter auf Staatsbeſoldung nichts wiſſen. Der Artikel 117 der Konſtitution, welcher die Gehälter und Penſionen der Cultus-Diener dem Staate auferlegt und ſie auf das Jahres-Budget ſeiner Bedürfniſſe bringt, iſt die „vollkommenſte Verleugnung der von Lamennais gepredigten Grundſätze. Schöne Gerechtigkeit, in der That! Jedwede Aufſicht über die Maßnahmen des Clerus iſt dem Staate abgeſchnitten, aber ihn zu bezahlen, dazu iſt er gut genug. Dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit hat Profeſſor Laurent ſchon in ſeinem „Van Eſpen“ (Etude historique sur l'Eglise et l'Etat en Belgique, Bruxelles, Leipzig, Paris 1860) ſcharf und bitter gegeißelt, man machte es ihm zum ſchweren Verbrechen, daß er den Ausdruck ſeiner Indignation in dem Buche „L'Eglise et l'Etat“ energiſch wiederholte. Vier Millionen jährlich an einen Clerus, der den Staat verfaſſungsmäßig nichts angeht!

Nun frage man aber, was die Freiheit des Clerus für ihn und für den Staat beſagen will. Nach der jetzt herrſchenden ultramontanen Auffaſſung der Kirche, welche man das „Pagalſyſtem“ genannt hat, iſt die katholiſche Prieſterſchaft dem abſoluten Machtgebot ihres Oberhauptes, des römiſchen Biſchofes, unterworfen; die einzelnen Landesbiſchöfe haben alle und jede Selbſtändigkeit eingebüßt; „Landeskirchen“ giebt es nicht mehr; der Papſt iſt der Souverain im Reiche Chriſti. Dieſe Thatſache auf Belgien angewandt zeigt uns die belgiſchen Geiſtlichen als die Beamten einer fremden, auswärts reſidirenden Macht, die von ihr nach Gutdünken eingeſetzt und abgeſetzt werden, mit ihr in dem freieſten und ungehindertſten Verkehre ſtehen und allein dem Papſtthum verantwortlich ſind! Dieſe Beamten der römiſchen Hierarchie beſoldet der Staat, während er hinſichtlich ihres Perſonals nicht die geringſte Garantie beſitzt. Das Pagalſyſtem macht die Biſchöfe zu gehorſamen Dienern des Papſtes und die niedere Geiſtlichkeit, den Pfarrclerus zumal, ſetzt ſie ebenſo wiederum zu gehorſamen Dienern der Biſchöfe herab. Wie der Papſt die Einſetzung und Abſetzung der Biſchöfe, ſo haben die Biſchöfe die Einſetzung und Abſetzung des niedern Clerus in der Hand. Der Staat kann und darf die Pfarrer nicht ſchützen. Ihm ſteht das belgiſche Epiſkopat als die belgiſche Statthalterſchaft der römiſchen Univerſal-Kirchen-Monarchie drohend gegenüber! Der belgiſche Staat iſt dieſer Univerſalmonarchie tributpflichtig, er muß die fremde, ſtreng disciplinirte Armee, das kampfbereite Heer des geiſtlichen Oberlehnsherrn, jenes Monarchen, der die Seelen des Staates beherrſcht (!), im eigenen Lande hegen und verpflegen!

Das iſt die nüchterne Wahrheit von der Unabhängigkeit der Kirche. Vergebens leugnen deren Fürſprecher, daß der Staat ihr mit gebundenen Händen überantwortet iſt. Denn wo in aller Welt hat der Staat Bürgſchaften? Er hat derſelben gerade ſo viele, daß die Geſchichte des Königreichs Belgien eine einzige

Digitized by Google

ſtraffgeſpannte Kette von Niederlagen der Staatsgewalt darſtellt. Hat er etwa eine Bürgſchaft in der Art, wie der Clerus von Amtswegen ſeine Staatsbeſoldung auffaßt? das wäre die bitterſte Ironie. Nach der Anſchauung der Biſchöfe beſoldet der Staat auch gar nicht den Clerus. Die 4 Millionen Francs, die er ihm jährlich ausſetzt, ſind keineswegs ein Entgelt für die ſociale Dienſtleiſtung der Seelenhirten, die Staatsbürger moraliſch zu machen, ſondern eine Entſchädigungsſumme für die Einziehung der Kirchengüter, welche ſich die Nationalverſammlung von 1789 zu Schulden kommen ließ. Von der juriſtiſchen Unhaltbarkeit dieſer Auslegung wollen wir ſchweigen. Die belgiſche Conſtitution deutet mit keiner Sylbe etwas von Entſchädigung an, ſie ſpricht von „traitement" (Traktament, Gehalt) und gewährt dieſes traitement auch den Dienern der nicht katholiſchen Culte, die vor der Revolution ſo wenig in Belgien als in Frankreich Kirchengüter beſaßen, welche der Staat hätte einziehen können. Jedenfalls wirft jene Auffaſſung ein charakteriſtiſches Licht.

Unſer Satz: „Die Geſchichte des Königreichs Belgien iſt eine einzige ſtraffgeſpannte Kette von Niederlagen der Staatsgewalt", wird ſogleich anſchaulich werden. Man ſtelle ſich nur vor, daß bis ins Jahr 1847 hinein, d. h. faſt die ganzen erſten 17 Jahre der belgiſchen Unabhängigkeit, die Mehrheit der beiden Kammern aus der „katholiſchen Partei" hervorging, der Staat alſo von den principiellen Gegnern der weltlichen Herrſchaft regiert wurde. Dieſe ſchlichte Thatſache läßt allein ſchon ermeſſen, wie die Rechte der Staatsgewalt ein halbes Menſchenalter hindurch in Belgien Schutz und Pflege empfingen. Offen durfte man der modernen Staatsidee und dem duldſamen Geiſte des Jahrhunderts nicht widerſprechen, ſo that man es denn insgeheim und begünſtigte das Vorſchreiten der Kirche und ihres Einfluſſes in der unbefangenſten, unverfänglichſten Weiſe. — —

Wenn es je ein Gebiet gegeben hat, auf welchem der Staat zeigen muß, daß er Herr iſt im eigenen Hauſe, ſo iſt es das Gebiet des Unterrichts! Die älteſte und die höchſte Staatsweisheit, von Lykurg und Solon an bis auf Peter den Großen und Friedrich den Einzigen, hat in der Erziehung der jungen Staatsbürger einen der wichtigſten Zielpunkte des ordnenden Waltens geſchaut, wohl erwägend, daß nicht bloß die Anſammlung eines Menſchen-Kapitals, ſondern erſt deſſen Verwerthung dem Staate Kraft verleiht und nur Derjenige die Wagſchale des Jahrhunderts füllt, der mit den geiſtigen Anſprüchen deſſelben Schritt haltend emporwuchs. Die Unterrichtsfrage iſt eine Machtfrage für den Staat, eine eminente Souverainitätsfrage, weil ſie entſcheidet, ob der Staat ſeine geſammte Bevölkerung moraliſch, innerlich, geiſtig zuſammenfaßt und ihr den Stempel humaner Eigenthümlichkeit aufzudrücken vermag. Wie iſt dieſe Frage von der klerikalen Partei Belgiens gelöſt worden? Daß Gott erbarm'! Jeder vernünftige Menſch fängt ſeinen Bau mit dem Grundſtein an und nicht mit dem Dache, was auf die Unterrichtsfrage angewendet, ſo viel bedeutet als: die erſte Erziehungsſorge der Regierung iſt die Volksſchule, denn ſie iſt das Allgemeine, Elementare, auf das alle höhere Bildung fortbaut. Aber die klerikalen Majoritäten ſetzten ſich über ſolch' banale Wahrheit hinweg! Was kümmerte ſie auch das A B C der Elementarklaſſen? Man hatte größere Dinge durchzuführen. Man hatte der Lehrfreiheit, die Art. 17 der Verfaſſung gewährleiſtet, einen Damm entgegenzuſetzen vermittelſt dieſer Lehrfreiheit ſelbſt! Der hierarchiſche Herrſchaftsgedanke griff nach der Krone des Erziehungsſyſtems: des Univerſitätsunterrichts vor Allem wollte man ſich bemächtigen. Die alte, gallicaniſchen Traditionen folgende, Univerſität Loewen mußte fallen, damit an demſelben bisherigen geiſtigen Mittelpunkte Südniederlands ein katholiſcher Muſenſitz ſich erheben könne. So wurde denn bei der im Art. 17 verheißenen Regelung des „Unterrichts auf Staatskoſten" zuerſt auf Hochſchulen des Staates Bedacht genommen und laut Geſetz vom 27. September 1835 ſtatt einer ſogar zwei Staats-Univerſitäten (Gent und Lüttich) beliebt. Welch' verſchwenderiſche Huld! Die Sache war klug genug überlegt. Zwei große Staats-Bildungs-Anſtalten in den beiden Winkeln der Monarchie zerſplitterten die Kraft der von der Laiengeſellſchaft geſpendeten Geiſteskultur und machten innerhalb eines kleinen, mit dem Sinn für Wiſſenſchaft und ideale Forſchung nicht allzu ſtark begabten Volksthums den Wunſch nach Concentration des Unterrichts eo ipso rege. Und wer meldete ſich gleich nach Stiftung der Staatsuniverſitäten zu Gent und Lüttich, um dem Concentrations-Bedürfniß Genüge zu thun? Wer anders, als die katholiſche Partei! Zwei mittelmäßigen Staatsanſtalten gab man in einer feſt gegliederten, aus der ganzen katholiſchen Welt geiſtig rekrutirten „freien Univerſität" auf Grund und Boden der alten Muſenſtadt Loewen eine kräftige Nebenbuhlerin. Allein die Geſchichte iſt nicht zu Ende. Ihr Humor kommt erſt. Denn man fragt vielleicht, weſſen Geld die neue Hochſchule zu Stande brachte? Natürlich das Geld des Clerus! Doch, irren wir nicht, ſo iſt oben erzählt worden, daß der Clerus wegen Art. 117 der Conſtitution vom Staate ſeinen Unterhalt empfängt! Alſo, jetzt verſtehen wir den Humor. Der Staat bezahlt zwei Univerſitäten, die ſchwach bleiben, weil ihnen in einem induſtriellen Lande nicht die gehörige Anzahl von Kapacitäten zuſtrömt, und eben deshalb unterhält er, ohne Ruhm und Ehre davon zu haben, zwar indirekt, doch fühlbar klingend noch eine dritte Hochſchule, die ſeine beiden eigenen lahm legt! — —

Das war den Liberalen ein Schlag ins Antlitz. Was thaten ſie nun ihrerſeits der Idee jener „freien katholiſchen Hochſchule" gegenüber? Sie kurirten den Schaden homöopathiſch. Sie gründeten eine vierte belgiſche Hochſchule, die von ſchmalen Portionen lebende „freie Univerſität von Brüſſel!" Herr Laurent ſtößt ſich an dem Titel „freie Univerſität." Denn in Wahrheit iſt ſie gar keine Privatanſtalt. Sie beſteht auf Koſten der Provinz Brabant und der Kommune Brüſſel, die anſehnliche Zuſchüſſe geben, aber die Privaten laſſen ſie ſchmachten und die böſe Welt behauptet, das „Legat Verhaëgen" ſoll das erſte und letzte ihr zugewendete Vermächtniß ſein! Corporationsrechte, von denen etwa Herr Profeſſor Van Bemmel, ihr Wortführer in der Preſſe, träumt, dürften ihr ſchwerlich aufhelfen. Die Pfründnerfakultäten anderer Länder zeugen für Laurent.

Nein, die Katholiken verſtanden beſſer ihren Vortheil. Sie wußten, wieviel man aus dem ſüßen Wort „Lehrfreiheit" herausſchlagen kann. Eine Univerſität, welche Diplome ertheilt, die zum Staatsdienſt und zur Praxis eines Arztes, Advokaten ꝛc. befähigen, hat eine ungleich größere Anziehungskraft, als eine Univerſität ohne Doktor- und Licentiaten-Diplome. Gewiß; aber wie ſolche der katholiſchen Hochſchule verſchaffen? Der Zweck gab ſofort das Mittel an die Hand. Der hausbackene Zweck der allermeiſten Studirenden iſt, durchs Examen zu kommen; in den Prüfungen ſteckt der Schlüſſel der Aufgabe! Die Prüfungen werden aber in allen Ländern und wurden auch bis 1835 in Belgien von Vertretern der Staatsbehörde abgehalten. Dieſe Prärogative mußte man der Krone König Leopolds entreißen! Man hatte ein ultramontanes Miniſterium de Theux, und das ließ mit ſich

Digitized by Google

ſprechen; man hatte auch ultramontane Majoritäten in den Kammern. Es reifte ſchnell die feine Idee einer allgemeinen Prüfungs-Jury, für welche das Ernennungsrecht den Kammern zuſtände. Eine klerikale Kammer ernennt klerikale Prüfungs-Kommiſſarien. Ohne Zweifel! Indeß ging die Motion des Epiſkopats doch nur mit einer einzigen Stimme Mehrheit durch. Die Miniſter enthielten ſich der Abſtimmung. Das Reſultat war: die katholiſche Wiſſenſchaft kann Diplome ertheilen. — —

September 1842 kam endlich die Regelung des Volksunterrichts auf die parlamentariſche Tagesordnung. Der Ultramontanismus hatte inzwiſchen rüſtige Fortſchritte gemacht und die brennende Hauptfrage nicht umſonſt acht Jahre lang „ſequeſtrirt". Sein Erfolg übertraf nach liberaler Anſchauung ſeine kühnſte Erwartung. Denn nichts Kleineres eroberte er, als ein feierlich verbrieftes Recht auf die klerikale Einmiſchung in die Volksſchule, nicht aus Motiven der Zweckmäßigkeit, ſondern auf dem Rechtsgrunde der Autorität des Clerus! Hiermit beſchenkte der Miniſter des Innern und des Unterrichts, Herr Rothomb der Aeltere, die belgiſche Nation. Das Geſetz vom 23. September 1842 machte die Volksſchule konfeſſionell nach Maßgabe der Konfeſſion der Schülermehrheit. Kommentar: unter Belgiens 4½ Millionen Katholiken wohnen 10,000 Proteſtanten ſparſam verſtreut. Die Mehrheit der Schüler iſt ſo gut wie immer katholiſch, das Recht der Minderheit auf eigenen Religionsunterricht iſt ergo inhaltsleer, da die vom Clerus beherrſchte Schule einen durchaus katholiſch-religiöſen Charakter trägt. Zum Ueberfluß aber hatte Herr Rothomb ſich die 7 Normal-Volksſchulen des Clerus als Staats-Normalſchulen aufdringen laſſen: mit völlig illuſoriſchem Oberaufſichtsrechte, und deshalb wiederum nur in 2 der 9 Provinzen (denn 7+2 = 9) Normalſchulen des Staates errichten dürfen!

Nachdem das Volksunterrichtsgeſetz die Gleichheit der Kulte umgeſtürzt, war der Hauptſieg der Prieſterſchaft errungen: es galt nur, ihn zu befeſtigen und energiſch weiter zu verfolgen. Und wer möchte es glauben? ſelbſt, als die äußerſte Noth des Liberalismus den ſogenannten Syſtemwechſel des Jahres 1847 und ein liberales Miniſterium Charles Rogier herbeigeführt, blieb die geiſtliche Armee in Beſitz aller ihrer Poſitionen und ertrotzte ſogar neue Zugeſtändniſſe. Die Frage nach Regelung des mittleren Unterrichts rückte heran. Hatte der Clerus früher die Kommunalſchulen theils an ſich geriſſen, theils ruinirt, ſo wurde, risum teneatis, durch das von der liberalen Majorität diktirte Geſetz vom 1. Juni 1850 die Geiſtlichkeit höflichſt eingeladen, an den neu errichteten 10 königlichen Athenäen und 50 Mittelſchulen den Religionsunterricht zu übernehmen. Was that ſie? Sie weigerte ſich! Etwa, weil man ihren Einfluß beſchnitten? Nein, einfach, weil ſie den Religionsunterricht an Gymnaſium und Stadtſchule nicht, wie 1842 den an der Volksſchule, „à titre d'autorité" empfangen hatte. Die Seelen der Gymnaſiaſten und Stadtſchüler blieben unverſorgt. Zuletzt legte man ſich aufs Unterhandeln. Ganz im Geiſte des katholiſchen Interregnums von 1857. Ein Vertrag (!) zwiſchen dem Erzbiſchofe von Mecheln und der königlichen Regierung zu Antwerpen katholiſirte den Religionsunterricht am königlichen Athenäum dieſer Stadt ausſchließlich; um dieſen Preis gewann man einen „aumônier", wenn man ihn gewann (!) und außerdem verſprach die Regierung, ſie wolle ſich bei den Städten für die Anſtellung von geiſtlichen Schulräthen verwenden. Glücklicherweiſe zogen die Biſchöfe ihre Mitwirkung, die ſie beſiegelt hatten, faktiſch wieder zurück. Aber die Kammer hatte mit ⅔ Majorität jenen Muſtervertrag von Antwerpen genehmigt!! — Kein Wunder, daß bei ſo ſchlaffer Vertheidigung des Staatsintereſſes der Liberalismus Niederlage auf Niederlage erlitt. Jede Stiftung einer neuen geiſtlichen Mittelſchule iſt eine neue Niederlage. 1850 zählte man ſolcher „Kollegien" 51, im Jahre 1860 waren ſie auf 66 geſtiegen; in Oſtflandern allein beſitzt die Kirche 11 Kollegien mit 1658 Schülern, der Staat hingegen nur ein einziges (!) mit 254 Schülern! Was folgt daraus? Daß die katholiſche Kirche die Herrin der Erziehung in Belgien geworden iſt! — — —

Vielleicht ſind hiernach die „Lettres d'un retardataire libéral à un progressiste catholique," (Bruxelles, Tircher et Manceaux, 1863; ſchon mehrere Auflagen), welche Prof. Laurent an Baron Rothomb, den jüngern Bruder, Mitglied der belgiſchen Repräſentantenkammer, gerichtet hat, kein leeres Gerede à la Mr. Van Bemmel! Es ſind feurige Worte, blitzenden Schwertern gleich, mit denen Laurent die Angriffe mächtiger Feinde und verblendeter Freunde zurückwies. Aus dem ſtillen Studierzimmer des Gelehrten iſt ein heller Strahl in das Zwielicht der parlamentariſchen Debatte gefallen, und wir denken, daß die Herren Rothomb, Devaux, Dechamps, Thibaut, Pirmez, Van Overloop, die den Genter Profeſſor vor der Volksvertretung verklagt haben, ſeine wuchtige Strafpredigt etwas beherzigen werden. Künftig werden ſie ſparſamer ſein mit dem Ausruf: „Die Gefahr für die Staatsgewalt iſt ein Phantom!" Es ſcheint vielmehr: Der „Gottesſtaat" geht in Erfüllung!

Ein Phantom pflegt bekanntlich machtlos zu ſein. Allein der „Gottesſtaat" des belgiſchen Epiſkopats verkörpert eine notable Ausnahme. Laurent erwähnt eine Wahlbroſchüre des Herrn Emile de Lavelaye vom Jahre 1858, welche den Liberalismus aufrütteln ſollte. Das Jahr vorher war in Holland anders verſtrichen, als in Belgien. Dort hatten die Kammern ein Unterrichtsgeſetz adoptirt, welches das Kirchendogma vollſtändig vom öffentlichen Unterricht ausſchließt. Dieſe unſeres Erachtens viel zu weit greifende Maßregel wurde von Herrn E. von Laveleye für Belgien energiſch anempfohlen, geprieſen und verfochten von einem der gemäßigtſten und gediegenſten Publiciſten Belgiens! Das iſt ein Denkſtein zur Situation. Aber was hatte auch nicht derſelbe Herr von Laveleye früher von der Feindſchaft des Clerus erdulden müſſen! Und wo der große Krieg unpolitiſch, da gebraucht man die kleinen Hetzereien und Neckereien. Herr von Laveleye hat mehrere Wahlbroſchüren verfaßt. Einer von 1847, welche auch das Hauptthema des Kampfes, die Preisgabe der Volksſchule an den Clerus, beſprach, war von ihm eine franzöſiſche Ueberſetzung einer engliſchen, der Church of England Quarterly Review gewidmeten Denkſchrift ſeines Freundes, des Freiherrn Johannes von Gumpach beigefügt. Jedoch erſt den zweiten Text dieſer Denkſchrift hatte Herr von Laveleye überſetzen können. Der erſte, urſprüngliche nämlich war ſpurlos verſchwunden, oder vielmehr vom Buchdrucker Raës in Brüſſel an einen Jeſuiten ausgeliefert und von dieſem unterſchlagen worden! — Beſagtes Faktum erinnert an einen etwas ſtärkeren Gewaltſtreich. Der vorgenannte Baron Gumpach war zu Mecheln, in der Reſidenz des Monſeigneur Sterkx, einer Reihe fein angelegter Bekehrungsverſuche glücklich entgangen; es hatte aber auch von ſeiner Intimität mit dem liberalen Abgeordneten Armand de Perceval verlautet. Solches und Aehnliches boten Grund genug, daß eines ſchönen Morgens die Namen Armand de Perceval und Johannes von Gumpach als die von Erzketzern und Feinden der katholiſchen Kirche über dem Portal der Erz-Kathedrale Belgiens prangten! Der deutſche Leidensgefährte iſt naturaliſirter Engländer; er ſtand

Digitized by Google

unter dem Schutz des Gaſtrechts eines freien Landes! Er durfte ſich auf den Artikel 128 der Conſtitution berufen, der da ſagt: „Jeder auf dem Staatsgebiet Belgiens befindliche Fremde genießt des der Perſon und dem Vermögen gewährten Schutzes, unbeſchadet geſetzlich beſtimmter Ausnahmen.“ Doch was kümmerte dies die Rachegeiſter von Mecheln? Ein Verfaſſungs-Artikel war ihnen ein „Monolog des Geſetzgebers“, das Gaſtrecht ein Hirngeſpinſt und es darum nur angemeſſen, daß man einen Bürger Englands dem Haß und der Verachtung einer fanatiſch katholiſchen Bevölkerung preisgab!

Wenn vor den Augen der Staatsbehörde jenes „machtloſe Phantom“ des „Gottesſtaates“ derartige Keckheiten wagt, ſo bekommt man von der Macht des ihm gegenüberſtehenden weltlichen Regiments keinen allzu hohen Begriff. Aber es geſchehen vor den Augen der Obrigkeit auch noch weit größere Dinge! Hier betreten wir den geheimnißvollen Schauplatz der kirchlichen Verbrüderungen. Um es kurzweg auszuſprechen: Belgien hat Klöſter und viele Hunderte von Klöſtern ohne legale Exiſtenz! Geſetz und Verfaſſung kennen keine Klöſter, kennen keine todte Hand, in Belgien gilt nach wie vor die franzöſiſche Geſetzgebung von 89, welche die Klöſter abſchafft und die todte Hand beſitz- und erwerbsunfähig erklärt. Inzwiſchen für unbequeme Fälle, profane Verbote giebt es an kanoniſchen Auskünften ein ganzes Arſenal. Vom juridiſchen Standpunkt muß man die Meiſterſchaft bewundern, mit der das Verbot des Kloſterweſens umgangen wird. Die belgiſchen Klöſter ſind beileibe keine Klöſter, ſondern „freie Aſſociationen“, ihre Inſaſſen in weißer, ſchwarzer, grauer, brauner und rother Tracht „Bürger und Bürgerinnen“! Das ſcheint allerdings neu: ein Kloſter „freie Aſſociation“, welch' wahrhaft kanoniſche Auffaſſung! Alle Kirchenväter möchten ſich die Haare darüber vom Schopf reißen. Thut nichts! Die Herren Ultra's wiſſen, was ſie wollen; ſie gehen nicht umſonſt mit den Traditionen der alten Kirche ſo moderngemüthlich um! Wer einen Reſt von Ehrfurcht vor ſeinem angeſtammten Cultus hat, ſchaudert. Aber fahren wir fort. Man wird uns vielleicht entgegnen: jene freien Aſſociationen, die der 20. Verfaſſungs-Artikel ſchirmt und gegen Präventivmaßregeln wahrt, ſind (und dies iſt auch die Meinung des belgiſchen Kaſſationshofes in ſeinem Urtheil vom 30. Juni 1854) noch lange keine Corporationen, „moraliſche“ oder Rechts-Perſonen. Sehr richtig! Aber die einzelnen Mitglieder der „freien Aſſociationen“ (wir fragen nicht, wiefern ſie das ſtrengſte Gelübde bindet) werden doch hoffentlich beſitzen und erwerben dürfen. Sie ſind ja belgiſche Bürger und Bürgerinnen! Haben ſie durch ihren Eintritt ins Kloſter etwa aufgehört, belgiſche Bürger zu ſein? fragt Pater N. N. höchſt liberal. Bewahre der Himmel, wenn es ſo durchaus kanoniſch ſein ſoll. Fräulein Pauline Roëls iſt Redemptoriſtin, alſo nach modernem Sprachgebrauch Mitglied einer freien Genoſſenſchaft, nur ein verjährtes Vorurtheil könnte ſie „Nonne“ bezeichnen; ſie erbt von ihrem Vater 30,000 Francs, als „Bürgerin“ kann ſie erben, wenn auch eine „Nonne“ das Gelübde der Armuth abgelegt, ſie kann ſogar über ihr Erbe frei verfügen, und ſo verfügt denn die „Bürgerin“ Pauline Roëls zu Gunſten des — „Hauſes, in welchem ſie ihr Lebensglück gefunden“. Alles in gehöriger Form Rechtens. Siehe da, ein ſchmales Streiflicht auf die belgiſche Kloſterfrage. Wer ſich weiter belehren will, den bitten wir das Dekret der Propaganda-Congregation vom 15. December 1840 zu ſtudiren. Es iſt für die Schein-Uebertragungen der nordamerikaniſchen Kloſterleute und Weltgeiſtlichen gegeben, aber auch für Belgien muſtergültig. Im Uebrigen weiß man, wie 1857 der erbitterte Sturm gegen den de Decker-Nothomb'ſchen Kloſtergeſetzentwurf ablief.

So wenig glaubhaft es ſcheinen mag: Reaktionen des Volksbewußtſeins wider allzu kühne Anſprüche des Clerus kommen noch vor in Belgien. Herr Prof. Laurent wurde zum Dank für ſeine ironiſchen Briefe eines „liberalen Rückſchrittsmannes“ (an Nothomb II.), die er zuerſt im Journal de Gand publizirt, im Oktober 1863 von den Genter Gemeindewählern zum Stadtverordneten (conseiller communal) erkoren, und hatte unter 1800 Votanten 1600 für ſich gehabt. Das war nach der klerikalen Zeitſchrift Le Bien Public eine „Demonſtration gegen die Gottheit Chriſti“. Leider folgten ſehr illiberale Gegendemonſtrationen. Die letzten Kammerwahlen zu Gent, Brügge und ſonſt in vielen Ortſchaften der Provinzen Flandern und Antwerpen hätten dem Miniſterium Ch. Rogier beinahe das Daſein gekoſtet. Ohne die Feſtigkeit König Leopolds wäre der Ultramontanismus nochmals am Ruder und ein unberechenbarer Sieg über Staatsgewalt, Souverainetät, weltliche Autorität ſtände vor der Thür. Trauttwein von Belle.

(Berichtigung.) In dem erſten Artikel (in voriger Nummer) muß es S. 216, 1. Kol. 3. Zeile von oben ſtatt Monſigneur Broglie, Erzbiſchof von Mecheln, heißen: Monſigneur Prinz Méan, und ebendaſelbſt Zeile 32, ſtatt Henri de Brouckère: Charles und Henri de Brouckère.

England.

Ein Schulmann über die höheren Lehranſtalten Englands.

Unter der Ueberſchrift „A French Eton“ zieht ein Mitarbeiter von „Macmillan's Magazine“ *) eine Parallele zwiſchen den höheren Lehranſtalten (Univerſitäten und Colleges) Englands und Frankreichs. Die ganze Abhandlung — von der wir, zu unſerem Bedauern, nur einen Auszug geben können — trägt das Gepräge eines klaren, von keinem Nationalvorurtheil befangenen, denkenden Schulmannes, eines Mannes, der, trotzdem daß er ſich als Brite fühlt, nicht dem Glaubensſatz ſeiner Landsleute huldigt, daß in Staat und Geſellſchaft, in Kirche und Schule, extra Britanniam nulla salus. Zugegeben, ſagt er unter anderm, die Colleges zu Eton und Harrow, Rugby und Wincheſter ſeien unübertroffene Muſterſchulen: ſo ſind ſie ja nur für die Reichſten zugänglich; denn kann wohl ein Familienvater aus der Mittelklaſſe 120 bis 200 Pfd. St. — ſo hoch belaufen ſich die jährlichen Koſten eines Zöglings in jenen Anſtalten — füglich aufbringen? Iſt für die Kinder der minderbegünſtigten Volksſchichten geſorgt und liefern die Schulen für ein jährliches Didaktrum von 5 Pfd. St. ähnliche Reſultate wie das Lycée zu Toulouſe und das Collège zu Sorèze?

Zwei Dinge, fährt er fort, vermiſſen wir bei dem engliſchen Gymnaſialunterricht: eine ausreichende Anzahl guter Schulen und ausreichende Sicherheit, daß ſie auf die Dauer gut bleiben. Angenommen, die Univerſitäten geben uns Bürgſchaft für das Letztere, ſo iſt doch nicht abzuſehen, wie ſie das Erſtere verbürgen wollen. Es genügt nicht, einen Stab von Inſpektoren und Examinatoren aufzuſtellen und die Kinder der Mittelklaſſen zerſtreut

*) Leipzig, Ludwig Denicke.

Digitized by Google

den zahlloſen obſkuren Privatſchulen und „Erziehungshäuſern" zu überlaſſen, unter denen wenige gut, manche mittelmäßig, die meiſten ſchlrcht, keine mit der imponirenden Würde großer Inſtitute ausgeſtattet ſind. Englands Mittelklaſſen brauchen Schulen, die ebenſo geachtet (respected) wie beobachtet (inspected) werden.

Die Erziehung jedee Geſellſchaftsklaſſe hat, oder ſollte haben: ihr von den Bedürfniſſen wie von der Lebensbeſtimmung dieſer Klaſſe bedingtes Ideal. In der Phantaſte mag eine Geſellſchaft beſtehen, die nach einer Schablone, allen ihren Mitgliedern gerecht, erzogen werden kann; die Wirklichkeit hat in keinem Lande Europa's eine ſolche Geſellſchaft aufzuweiſen. — Bei dem Unterricht haben wir den Stand dee Klaſſen, aber nicht bloß ihren gegenwärtigen Stand, ſondern ihre Bedürfniſſe, ihre Beſtimmung, vor Allem jedoch ihre erſichtlich dringenden Bedürfniſſe, ihre erſichtlich nächſte Beſtimmung im Auge zu behalten. Sehen wir auf die engliſche Geſellſchaft in der Gegenwart, ſo darf man mit Recht ſagen, das Ideal jeglicher Klaſſe, das Ziel, das Jeder zu erſtreben habe, iſt ein verſchiedenes. Mr. Hawtrey, deſſen bewunderns- und erfolgreiches Wirken an der St. Mark's-Schule ihn berechtigen, daß ſein Wort gehört werde, ſtellt als Hauptgrundſatz auf: „Die Familie iſt das Vorbild der Schule". Arnold aber mrint, das ſei zu beſchränken und gelte nicht durchgehends für die Schulen aller Klaſſen. Sein Vater, auf den ſich Mr. H. beruft, habe das nicht ſo unbedingt behauptet. Für die Bedürfniſſe der höchſten Klaſſen, die z. B. Eton beſuchen, „iſt nicht die Schule eine Familie", ſondern „die Schule eine kleine Welt" das richtige Ideal. Er räumt nicht ein, daß bei den jungen Leuten, die nach Eton geben, das große Ziel und Streben ſein müſſe — mit den eigenen Worten H's zu reden — „ihre Jugend durch ſanftes Benehmen und freundliche Traulichkeit von Seiten der Lehrer fröhlich zu machrn". „Nein, das dringende Bedürfniß für die Kinder der Ueppigkeit iſt nimmer das ſorgliche Hätſcheln, das weiche Betten auf Roſenlaub!" Und fürwahr, das Vorherrſchen der Familienverhältniſſe und der elteelichen Beziehung im Schulleben iſt nicht Eton's ſtärkſte Seite; und es iſt gut, daß dem ſo iſt. Für die Klaſſe, die Eton beſucht, muß der Bildungszweck ſein, ihnen das zu geben, was ihnen ihre Geburt und ihee häusliche Erziehung ſchwerlich geben: außer der bloßen Büchergelehrſamkeit den Sinn für eine Art republikaniſcher Genoſſenſchaft, die Uebung eines ſchlichten Gemeinlebens, die Angewöhnung des Sichſelbſthelſens. Bei den Mittelklaſſrn ſei höchſter Bildungszweck: Weite der Seele und perſönliche Würde; bei den unterſten Schichten: Zartgefühl, feine Sitte, Humanität. In dieſem Kreiſe findet Hawtrey's Ideal der Familie, als Vorbild der Schule, ſrine gebührende Stelle; für die Kinder der Armuth, da iſt's angemeſſen, da iſt's nothwendig, „ihre Jugrnd fröhlich zu machen durch mildes Benehmen und freundliche Traulichkeit von Seiten der Lehrer." Denn hier iſt die Gefahr nicht, daß ſie durch Verzärtrlung übermüthig, ſondern daß ſie durch Zurückſetzung gefühlsſtumpf werden. Hawtrey's Wirken in St. Mark's hat eben dadurch ſo herrliche Frucht getragen, daß er ſeinen Grundſatz da angewandt hat, wo er am rechten Orte war. Allein ſelbſt in dieſer Sphäee darf er nicht ſo unbedingt und zu lange vorherrſchend bleiben. Das Bewußtſein der Menſchenwürde bedarf einrr ebenſo ſorgfältigen Pflrge wie das Gemüth. Zuvörderſt allerdings mußt du bei der Erziehung auf Erweckung und Veredlung des Herzens einwirken; haſt du aber das gethan, ſo verſäume keine Zeit, deinen Zögling ſeelenſtark zu machen. Hawtrey ſcheint die Gefahr zu überſehrn, die darin liegt, wenn die Triebfeder der Sanftmuth, der Traulichkeit, der kindlichen Empfänglichkeit für „das Abhängigkeitsgefühl von dem Vater, der ſrine Wohlfahrt fördert," zu ſtraff geſpannt wird. Die Energie und Mannhaftigkeit, die Hawtrey wie Einer würdigt, können über jener Gefühlsüberfeinerung leicht verloren gehen.

Eton, ſeien wir gerecht, befolgt krineswegs Hawtrey's Ideal; es trachtet mehr danach, die Fibern der ihm anvertrauten Pflanzen zu kräftigen, als zu ſchmeidigen. Und ſelbſt die Eltern der Zöglinge haben im Allgemeinen ein zu geſundes Verſtändniß fur das, was ihren Söhnen wahrhaft noththut, um gar zu ängſtlich zu ſein, daß ſie in der Anſtalt wohlgepflegt weedrn. Ob aber in den Mittelklaſſen dee richtige Sinn waltet für die wahrhaften Bedürfniſſe ihrer Sprößlinge, iſt die Frage. Sie wünſchen, daß ihre Kinder in der Schule Behaglichkeit, ausreichenden Unterricht für möglichſt geringe Koſten finden, und die Privaterziehungsanſtalten verfehlen nicht, dieſe Reklame auf ihr Schild zu ſetzen. Sicherlich aber erreichen ſie nicht, was ſie wünſchen, und ſo lange die menſchliche Natur bleibt, wie ſie iſt, werden ſie es auch nimmer erreichen, wenn ihnen nicht eine verläßlichere Bürgſchaft, als ein ködeender Proſpekt geboten wird. Die Aufſicht von Seiten der Univerſität oder einer anderen vertrauenswürdigen Behörde hat allerdings ihr Gutes: ſie kann die Flitterſchaft ausgeputzter Prüfungen in ihrer Blöße zeigen, groben Verſtößen und Vernachläſſigungen in den Weg treten; ſie kann viel für den Schulunterricht und etwas für die zweckmäßige körperliche Pflege thun. Allein nimmer kann ſie für das ſtehen, was die Proſpekte verheißen, was die Eltern, im Vertrauen auf dieſe Verheißungen, hoffen, was ſie für den mäßigen Preis wirklich haben können. Denn nur ein Sekundär- (Gymnaſial-) Unterricht, nach einem großen und geregelten Maßſtab organiſirt, kann das Gewünſchte um ſo geringe Koſten geben; und einen ſolchen zu organiſiren, hat jene vorausgeſetzte Aufſicht keine Macht . . . .

Das koſtbarſte Geſchenk, das ſo organiſirte öffentliche Schulen den Kindern der Mittelklaſſe geben könnten, wäre, ihnen in dem Alter, wo der Geiſt für alle Eindrücke empfänglich iſt, die heilſamen Einflüſſe der Größe, der Ehre, des Nationalgefühls zuzuführen: Einflüſſe, welche die Seele ausweiten, den Geiſt frei machen, den Charakter veredeln.

Solche Anſtalten ſind die großen öffentlichen Lehranſtalten und Univerſitäten Englands. Durch ihre Einflüſſe haben ſie die engliſche Ariſtokratie gebildet: eine Klaſſe, die trotz ihrer Mängel, trotzdem daß ſie in manchem Betracht hinter der fortſchreitenden Zeit zurückgeblieben, eben von jenen Einflüſſen einen hohen, großherzigen, herrſchtüchtigen Sinn empfangen, der ſie befähigt, dieſes große Land regierend zu heben, nimmer zu erniedrigen, und ſie ſo lange befähigt, bis ſie von den andern Klaſſen erreicht oder übertroffen wird. — Dieſe Anſtalten verdanken ihre Entſtehung milden Stiftungen, und die Zeit der Stiftungen iſt dahin. So ſchön und ehrwürdig alſo der Anblick dieſer Anſtalten dem Beſchauer erſcheint, ſo leiden ſie dennoch in ihrer gegenwärtigen Form mit ihren Beſchränkungen, Bevorzugungrn, ihrem kirchlichen Charakter, ihrer Starrheit, ihrer Kurzſichtigkeit in die Zukunft an manchen Uebelſtänden, manchen Mißbräuchen, und haben ſich zum Theil übrrlebt.

Auf dem Feſtlande Europas hat man mit dieſer alten Form der Stiftungen aufgeräumt, und auf dem reingrfegten Boden erheben ſich neue Anſtalten. England hat ſie beibehalten und in die Kette ihres Syſtems einige als abſolut nothwendig erkannte, verbeſſerude und binhaltende Fäden eingeſchlagen. Das mag noch für einige Zeit ſo hingehen; abrr kein Korrektiv, kein Palliativ

Digitized by Google

wird jemals eine öffentliche Lehranſtalt, die früheren Zeitaltern genügte, für die unſrige genügend machen, noch den Strom der Stiftungen, der ſchon vorlängſt ſeicht und waſſerarm dahin ſchlich, in den Stand ſetzen, wiederum ſo reichlich für das Bedürfniß unſerer Zeit zu fließen, wie er im Mittelalter floß. Für die Gründung öffentlicher Schulanſtalten hat die moderne Geſellſchaft ſich an den Staat zu wenden; ſich aber heißt: in ihrem Geſammt- und körperſchaftlichen Charakter. Das geſchah auch auf dem Feſtlande, und das Ergebniß war die Bildung von Schulen gleich dem Lycée von Toulouſe: Anſtalten, die nicht unbedingt zu preiſen, nicht ſo, wie ſie ſind, ſchlechtweg nachzuahmen, aber immerhin Anſtalten, die von der modernen Geſellſchaft, in moderner Verfahrungsweiſe, für moderne Bedürfniſſe eingerichtet ſind, und die im Ganzen durch ihre Erfolge dieſen Bedürfniſſen entſprechen. Sie gewähren der an Zahl unendlich überwiegenden Mittelklaſſe nicht nur eine an Unterricht und Pflege wohlgeſicherte Erziehung, ſondern auch, um nicht zu ſagen ſo viel wie Eton, Harrow, Rugby und Wincheſter, den begünſtigten Kindern des Glücks, doch etwas von jenem weiten, erhebenden und geiſtbefreienden Sinn. Die Erziehung der Geſammtjugend iſt und muß ſein Sache der öffentlichen Schulen, und darin iſt England noch zurück und hat die ihm vorausgeeilten Länder: Frankreich, Holland, Deutſchland einzuholen.

Schweden.

Schwediſche Celebritäten der neueſten Zeit auf dem Gebiete der Belletriſtik, Tagespreſſe und Schaubühne.*)

Ein ungenannter Ueberſetzer hat ſich das große Verdienſt erworben, dem deutſchen Publikum einen der großen Geiſter oder „ſieben Weiſen" des Stockholmer „Aftonbladet", nämlich den Feuilletoniſten Dr. Sturzenbecker, leibhaftig vorzuführen, indem er die „äſthetiſch"-hiſtoriſchen Skizzen deſſelben unter obigem Titel ins Deutſche übertragen hat. Wenn wir auch nicht in der Lage ſind, den Inhalt des Werkes loben zu können, ſo begrüßen wir das Erſcheinen deſſelben doch mit unverhohlener Genugthuung, denn nun hat unſer Leſepublikum es in der Hand, ſich um wenige Groſchen einen Maßſtab für ſchwediſche Größen zu kaufen, wenigſtens einen ſolchen, der für den berühmten Orvar Odd — ſo lautet der „Dichter"-Name des Herrn Doctors — paßt. Außerdem iſt — was für uns freilich weniger wichtig — durch die Verdeutſchung obiger äſthetiſch-hiſtoriſcher Skizzen eine fühlbare Lücke in der feineren Skandalliteratur ausgefüllt, für die Gourmands ein neues Gericht aufgetragen, deſſen durchdringender Wildgeruch wieder einmal anregt, die von deutſcher Aeſthetik abgeſpannten Nerven reizt und uns die „Erhabenen der Geiſterwelt" nicht bloß im tiefſten Negligé, ſondern in noch ſecreterer Stellung zeigt — — jener Bauer hatte Recht, welcher ſelbſt für eine ſchöne Königin die Nothwendigkeit eines gewiſſen Bedürfniſſes behauptete, aber er war auch nur ein grober, dummer Bauer, während Herr Dr. Sturzenbecker in ſeiner Heimat ein Dichter und Gelehrter bleibt, obſchon er ſeinen Landsleuten, und nunmehr auch uns, zuruft, daß z. B. der unvergleichliche Sänger Tegnér als Menſch ein unzüchtiger, zotenreißender Pfaff war, ein Renegat, der mit dem Biſchofsmantel die Freiheit verrieth, für die er als Jüngling und Mann gefochten; daß ferner die „Davidsharfe des Nordens," der Pſalmen dichtende Erzbiſchof Wallin, ein ſerviler Speichellecker des Gascogners und nebenher ein ſo origineller Kauz war, daß er es ſelbſt in der feinſten Damengeſellſchaft, am Spieltiſche, nicht unterlaſſen konnte, plumpe unſittliche Anſpielungen zu machen, „wenn ihn eine Dame todt zu machen drohte."

Es iſt Alles eitel! ſagt Salomo — und die geſammten „mondſcheinduftig-ſchwindſüchtigen deutſchen Klaſſiker ſammt Fouqué's Undine ſind, Gott ſei Dank, auch eitel und in Schweden kein elendes Vierſchillingsſtück mehr werth!" ſagt Herr Dr. Sturzenbecker, der ſchwediſche Feuilletoniſt par excellence, „und die verrückte Körner'ſche Eiſenbraut-Begeiſterung macht keinen nordiſchen Dichter mehr zum deutſchen Narren", wie weiland Atterbom, Hammarſköld, Ling, Afzelius und andere Phosphoriſten oder Gothen, ſetzt der „Stalbroder" des großen Klaſſikers Ploug mit edlem eiderdäniſch-ſkandinaviſtiſchem Stolze hinzu. O, Du hoher Adel und verehrtes Publikum Deutſchlands, warum haſt Du den Herrn Dr. Sturzenbecker nicht früher gekannt; würdeſt Du um die Profeſſoren v. Schiller, Vater Arndt, Uhland, den Geheimenrath v. Göthe und den Lieutenant Körner ꝛc. ſo viel Aufhebens gemacht haben? Nimmermehr, obſchon Du nicht ſo „ekelhaft" gemein biſt, wie Dich der Pinſel des Dichters Orvar Odd im Feuilleton des Aftonbladet und anderer Orten gemalt hat — beiläufig geſagt, unſer Literarhiſtoriker iſt zwar kein Maler, obwohl er großes Anſtreicher-Talent entwickelt, er gerirt ſich aber in den „äſthetiſchen Skizzen" wie ein ſchreibender Jünger des Apelles. Uebrigens hat unſer Biedermann vom geſchäftlichen Standpunkte aus Urſache, ſich der ſchwediſchen Unkenntniß deutſcher Klaſſiker und Halbklaſſiker zu freuen, da er die letzteren gelegentlich auf ſchwediſch verſturzenbeckert — verballhornt wäre ein zu edler Ausdruck. Hier gleich einige Beiſpiele:

Der Verfaſſer weiſt am Anfange des Buches darauf hin, was er und einige „Staldbrödre" ſchon für Mordskerle waren, „da noch der Regimentstambour, der kleine, blonde Atterbom, bolzengrade wie ein Zinnſoldat am hellen Tage, ſtatt beim Mondſchein, durch die Straßen Upſala's wandelte und Alle zu ihm emporſchauten und zu ſeinem verſchrobenen nebligen Schelling, auch eine Kritik deutſcher Klaſſiker ein crimen laesae geweſen wäre", da ſchon hatten ſie ihren Ulk mit allem, was von den großen Geiſtern Schwedens und Deutſchlands verehrt und angeſtaunt wurde, ja ſie wagten es ſogar, in der Kneipe „bouts rimés" zu machen, wie: „Munkeln, Dunkeln, Funkeln — Geiſterwinken, delphiſch, Dichterblinken, Schuppenfiſch, Urlebens-Aether, Peter" — und „ſelbſtverſtändlich" wurden dieſe Gedichtchen vor beendeter Kneiperei ſorgfältig vernichtet, denn derſelbe Mann, welcher jetzt alles ſo heldenmüthig mit Schmutz bewirft, war damals noch zu feige zum offenen Vorgehen und begnügte ſich mit dem „ſtummen Krieg." Das iſt jedenfalls ein offenes Bekenntniß und wenn der Herr Doktor-Dichter nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre und geſtanden hätte, daß er niemals ein Gedicht mit bouts-rimés fabrizirt, vielmehr den famoſen Gedanken der „deutſchen Geſellſchaft für Fabrikation von Sonetten", nämlich den Herren Baggeſen, Voß, Aloys Schneider und Martens, entlehnt hätte, dann machte er es uns plauſibel, warum er, der Witzedrechsler, ſein Licht ſelber ausgelöſcht! Was würden ſeine Feuilleton-Leſer für Augen gemacht haben, kennten ſie den deutſchen „Karfunkel- oder Klingklingel-Almanach auf das Jahr der Gnade 1810", darin ſich unter vielen ähnlichen folgendes Sonettchen findet:

*) Leipzig, Verlag von Chr. E. Kollmann. 1863.

Digitized by Google

Durchgang der Iſeaeliten durchs eothe Meee.

Der Strand empfängt ſie. Hinter ihnen knarren
 Die Wagen Pharaos; es hilft k in Knurren;
 Sie müſſen durch die Wogen oder ſchnurren,
 Entweder füllen den beſpießten Karren.
Es bäumen viele ſich wie wilde Farren
 Rückwärts in dem Gedräng'; und viele murren;
 Vergebens ſucht ſie Moſes anzuſpurren;
 Schilt er ſie Feige, ſchelten ſie ihn Narren.
Der Meerdurchführer hebt des Stabes Knorren,
 Als widerſpenſtig ſie zu grob ihn zerren,
 Und ſpricht: Hier geht der Weg! Gott kann nicht irren!
Mir nach! die Fiſche ſtaunen ganz verworren,
 Als, trotz der vielen Juden-Weiber Plärren,
 Er geht — und All' ihm nach mit Zungenklirren.

Ein ſolches Gedichtchen auf Schwediſch nähme heute noch der Prinzipal des Herrn Oevar Odd!

An einer anderen Stelle (S. 92), als er „den größten Wortſpielkrämer Fahlkrantz, deſſen Witzedrechſelmaſchinerie man deutlich arbeiten ſah," abthut, ſagt er, daß dieſer doch mitunter einen natürlichen Witz zu Stande brachte und unter anderen einen gemacht hat, der mehr werth iſt, wie ein Dutzend ſeiner akuſtiſchen Wortſpiele. Die Geſchichte hängt ſo zuſammen: Docent Fahlkrantz, der ſpätere Biſchof, tritt in Atterboms Zimmer, um dieſen zu beſuchen, findet ihn aber nicht zu Hauſe; im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, „fand" er auf dem Schreibepulte des Dichters ein Papier mit dem Anfange eines Gedichtes; es waren nur zwei Zeilen, welche in phosphoriſtiſcher Weiſe beſchrieben, wie die Sonne einen Fluß in ein Feuermeer verwandelt:

„Die Sonnenſtrahlen in dem Fluſſe ſchufen
Zum Feuermeer das kalte Element;"

Fahlkrantz tauchte die Feder ins Dintenfaß und ſchrieb darunter:

„Die Fiſche fingen an zu rufen:
Pfui Teufel, wie das Waſſer brennt!"

— Hier bemerkt nun der Ueberſetzer boshafterweiſe:

„Fahlkrantz kann ſich glücklich ſchätzen, daß Orvar Odd nicht (?) zu wiſſen ſcheint, daß eine ähnliche Anekdote von Schiller erzählt wird. Derſelbe hatte als Karlsſchüler einen ſeiner Genoſſen durch ſeine Lieder ſo ſehr begeiſtert, daß dieſer ſich ebenfalls dem Dienſte der Muſen zu weihen beſchloß. Nach vielem Sinnen und Denken war es ihm gelungen, folgende Zeilen auf das Papier zu werfen:

„Die Sonne dringt mit ihren Strahlenblitzen
Bis auf des Meeres tiefſten Grund . . . . "

Weiter war er nicht gekommen, als ihm die Feder entglitten und er darüber eingeſchlafen war. Schiller, welcher zufällig zu dem jungen Muſenfreunde (auch Kameraden und Hausgenoſſen) hereintrat und dieſe Zeilen las, nahm die Feder und ſchrieb darunter:

„Die Fiſche fangen an zu ſchwitzen,
O Sonne, mach' es nicht zu bunt!"

Wir können uns nur erlauben, darauf hinzuweiſen, daß, als der Jüngling Schiller ſeinen Spaß machte, Fahlkrantz noch ein Schulknabe war — aber, ſelbſt wenn der letztere der Urheber jenes Witzes wäre, dann müſſen wir fragen, iſt das etwa ein Zug „ſchwediſcher Ritterlichkeit", als Mann in eines fremden Mannes Zimmer während deſſen Abweſenheit das Schreibpult zu durchſtöbern und angefangene Manuſkripte zu „finden?" Bisher hielten wir nur Schweden von der Couleur des Herrn Orvar Odd ſolcher „Ritterlichkeiten" fähig.

An einer andern Stelle (S. 165) beſingt unſer Feuilletoniſt par excellence ſeinen Prinzipal, den biedern Lars Hjerta, den „Gründer und Beſitzer des berühmten Aftonbladet, Buchdrucker, Verleger, Fabrikbeſitzer, Schiffsrheder, Kaufmann, Kommunalverwalter, Reichstagsabgeordneten, Blumenpfleger, Luſtkutterſegler, der noch Zeit fand, mit ſeiner liebenswürdigen Familie zu ſcherzen, und wenn er feſtſaß, ſich ſtets aus der Schlinge zu ziehen wußte, mit allem Geld zu machen verſtand, nie danach fragte, wie es gemacht wurde, wenn es nur gemacht wurde, der beiſpielloſes Glück hatte, aber auch ungewöhnliches Genie beſaß und dem ein Blatt in der vaterländiſchen Geſchichte geſichert iſt." Doch wohl nur Aftonblad = Abendblatt (d. h.), deſſen Aktionär er jetzt noch iſt, oder iſt man in Schweden wirklich noch weiter gekommen, wie beim ekelhaften Volke des „hohen Adels und verehrten Publikums", deſſen unbewußte Servilität Börne lange vor Herrn Orvar Odd geheilt hat? — Beim Lobgeſange auf Hjerta beſtiehlt nun unſer Literarhiſtoriker den armen deutſchen Gaudy in unverſchämteſter Weiſe, indem er dieſes witzigen Kopfes Gedankenſpähne eines Lieutenants auf dem Exerzierplatze verſturzenbeckert und auf ſeinen Prinzipal anwendet. Der Lieutenant unſeres Gaudy phantaſirt bekanntlich etwa folgendermaßen:

„Süße Adelaide, himmliſches Weſen, wie lange noch ſollen wir uns in Sehnſucht nach Vereinigung verzehren und —

„Zehen auswärts nehmen, Musketier Schulze! ſonſt kommen Sie ins Loch!"

— unſer junges Leben vertrauern? giebt es denn für uns keinen Weg, du göttliches Mädchen, du —"

„Altes Kameel, Müller! Ihn holt ein Donnerwetter, wenn Er den Bauch nicht einzieht! ꝛc."

Und dieſen reizenden Konflikt eines ſchwärmeriſch liebenden Offiziers mit dem proſaiſchen Wirkungskreiſe überträgt der Feuilleton-Fabrikant auf einen in Demokratie machenden Spekulanten, indem er dieſen einen fulminanten Leitartikel ſchreiben läßt, der nichts Geringeres verlangt, als Umſturz der bisherigen Säulen des ſchwediſchen Verfaſſungslebens, wobei er ihn dann von einem Maurergeſellen, einem Gärtnergehülfen, einem Novellenſchreiber und ſchließlich vom Tauſendkünſtler Boseo unterbrechen läßt; aber, wiewohl alle abgefertigt werden, wird der Artikel doch vollendet!

Es iſt alſo wirklich gut, daß die Schweden die Quellen nicht kennen, von denen Bartel(-Sturzenbecker) ſeinen Moſt holt, ſie möchten ſich denſelben ſonſt durch Ueberſetzungen reiner und billiger verſchaffen!

Uebrigens iſt nur Herr Hjerta ganz heil aus den Händen ſeines Klienten hervorgegangen. Außerdem ſind noch zwei Perſonen, nämlich der Lieutenant a. D. und Dichter v. Braun, ſowie die Schauſpielerin Högqviſt ſehr, und die Schriftſtellerin Flygare Carlén, ſo weit es geht, glimpflich behandelt worden. Daß der Sänger des Frohſinns, der ſeelenvolle Braun, mit dieſem Weiſen des Aftonbladet irgend eine geiſtige Verwandtſchaft beſeſſen, können wir unmöglich annehmen, und doch ſagt er von ihm:

„Die Mädchen nannten ihn nicht anders, als den ausgelaſſenen Braun, aber ſelbſt die ehrſamſten Mütter ſahen es gern, wenn er mit ihren Töchtern ſchäkerte, obwohl ſie den Letzteren bei Leibe nicht erlaubt hätten, die cyniſchen, frivolen Erzeugniſſe ſeiner Feder zu leſen." Vielleicht hatte er eine gewiſſe Zuneigung für den Entſchlafenen, weil derſelbe ein warmer Verehrer der Högqviſt war. Was die Letztere betrifft, ſo liegt der Grund ſehr klar auf der Hand; ſie hatte ein Herz wie eine Taube, theilte verſchwenderiſch von ihrem zeitweiſen Ueberfluſſe mit, war bildſchön, gab

Digitized by Google

vertrauliche Soireen mit Champagner, Obſt und Butterbroden, bei denen der Herr Doctor ein häufig geſehener Gaſt war, hatte keine Heimlichkeiten, ſondern beluſtigte ihre Preßgäſte durch Erzählung ihrer früheren Leiden und Armuth" — ſie war alſo das grade Gegentheil von der Jenny Lind, dem „ſtumpfnaſigen, im Privatleben nur allzukingen Frauenzimmer, die Prinzen und Lords vergebens girren ließ, Silber-Service annahm, die mit ihrem Löwenherzen die Högqviſt zerriſſen hätte, wenn dieſe ihr in den Weg getreten wäre, d. h. Konkurrenz gemacht hätte! die ihr Vermögen ſicher in die engliſche Bank legte und plötzlich ihre ätheriſch-irdiſche Laufbahn als Madame Goldſchmidt endete — von der Madonnenhöhe in eine ſchmutzige Judengaſſe Hamburgs niederſtürzte*) und als holländiſcher Dukaten in einen ſchwindſüchtigen ledernen Beutel geſteckt wurde!" Schrecklich! Jedenfalls hat Jenny Lind den Herrn Kritiker nicht eines Blickes, geſchweige gar einer Soiree gewürdigt, wie die Högqviſt, ja nicht einmal eines *Eierkuchens*, wie die Flygare Carlén.

Der obligate Eierkuchen nöthigt uns, einen hübſchen Spaß der Frau Carlén, den der Verfaſſer der „äſthetiſchen" Skizzen in ſeinem Buche bringt, hier wiederzugeben — er iſt, ſtreng genommen, das Beſte des ganzen Werkes. Alſo Frau Carlén iſt im Hauſe die liebenswürdigſte, reizendſte Wirthin, „und an jenem Abende, da der Herr Doctor einen ihrer kleinen, äußerſt delikaten Romane aus Mehl, Eiern und Sahne verzehrte, theilte ſie der Geſellſchaft vor den Pfannenkuchen einen Brief mit, den ſie an demſelben Tage aus der Gegend von Calmar bekommen hatte, und zwar von einem jener kleinen Leſezirkel auf dem Lande. Frau Carlén's letzter Roman hatte den ganzen Zirkel durchlaufen: eine Peripherie von einigen Meilen, alle inneren, bisweilen ziemlich krummen Radien ungerechnet. Da war Keiner in dem ganzen Leſevereine, der nicht dieſen Roman mit Entzücken geleſen hätte, aber wiederum auch Keiner, der nicht zuletzt in ſeinen Erwartungen ſchmerzlich getäuſcht geweſen wäre. Einige von den Perſonen des Romans waren in beſter Form erſchlagen, Andere verheiratet und glücklich geworden; nur eine Figur, eine brave alte Frau, die ſich die ungetheilte Sympathie ihrer Zeitgenoſſen erworben hatte, war von der Verfaſſerin auf der letzten Seite plötzlich verlaſſen und, in gewiſſer Rembrandt'ſcher Beleuchtung in einer Luke ſitzend, der Fürſorge des lieben Gottes anheimgegeben worden. Der Zirkel hatte dieſen Verſtoß gegen poetiſche und irdiſche Gerechtigkeit mit tiefem Bedauern empfunden und ſich durch den von Hof zu Hof geſandten Botenſtab zu einer unterthänigen Adreſſe vereinigt. Ein unſchuldiger Adjunkt, der Bibliothekar des Zirkels, hatte ſich zum Organ desſelben gemacht und nahm ſich die Freiheit, „in tiefſter Ehrfurcht" und im Auftrage des Zirkels bei der hochgeſchätzten Verfaſſerin darum anzuſuchen, ob ſie, unter der Hand und nur „mit zwei Worten", gütigſt den Leſeverein davon in Kenntniß ſetzen wolle, „wie es ſpäter mit der Alten in der Luke geworden ſei?" ob ſie an der Gicht geſtorben, ob ſie in das Armenhaus gekommen, ob ſie Gehör- oder Sehkraft bis an das Ende behalten habe u. ſ. w. Die Dankbarkeit des genannten Zirkels und beſonders die des Adjunkten würde unbegränzt ſein, wenn er ſich einer geneigten Antwort erfreuen dürfe, unter der Adreſſe des Pfarrhofes N. N. via Calmar ꝛc. Das war der Inhalt des Briefes, welcher augenſcheinlich von aufrichtigem Ernſte und von ehrlicher ſmåländiſcher Gutmüthigkeit diktirt war. Wir Alle waren einſtimmig der Anſicht, daß kein Dichter einen ſo großen Triumph gefeiert habe ſeit der Zeit, wo der griechiſche Maler ſo naturgetreue Kirſchen gemalt hatte, daß die Vögel ſie von der Leinwand picken wollten; und wir Alle thaten Fürbitte für den in ſeiner ländlichen Naivetät ſo entzückenden Leſeverein. Wenn ich nicht irre, ließ Frau Carlén auch wirklich mit nächſter Poſt einen ausführlichen Bericht über die letzten Schickſale der alten Frau abgehen, über ihren ſanften Tod, ihr anſtändiges Begräbniß; nicht zu vergeſſen, daß man bei dem Ordnen ihrer Hinterlaſſenſchaft ganz unerwartet fand, daß ſie eine Summe von 35 Reichsthalern und einigen Schillingen in der Sparbank habe, außer anderen 11 Thalern in lauter Kupfermünze, die in einem kleinen Beutel von blaugeſtreifter Leinewand verſteckt waren."

Dieſe Geſchichte iſt ganz gut, obgleich wir dieſelbe beſſer und auf einen anderen Schriftſteller angewandt, gehört haben, ehe ſie der Herr Verfaſſer drucken ließ und dabei vergaß, den fraglichen Roman zu nennen; aber man ſieht doch, auch Herr Orvar Odd kann dankbar und ſelbſt „ritterlich" ſein. — Ebenſo hübſch gemacht iſt eine komiſche Scene mit dem Schauſpieler Dahlqviſt, an dem Herr Dr. Sturzenbecker kein gutes Haar läßt und nicht verfehlt, ihm boshaft vorzuwerfen, daß er früher Ladenbeſitzer geweſen ſei und Zwirntüll abgemeſſen habe — und doch hatte dieſer Mann eine „Partei" hinter ſich, die ihn ſogar außerhalb der Bühne wie ein höheres Weſen, „wie der Lazaroni den ſchlafenden Garibaldi", verehrte. „Wenn Herr Dahlqviſt aus der Probe kam", heißt es, „und quer über die Straße in Pohl's Kaffeehaus eintrat, ſah man ihn gewöhnlich mit abgemeſſenen Schritten, wie ein Geſpenſt, auf den Schenktiſch zugehen, der gemüthlichen kleinen Mamſell Roſe einen umwölkten Gruß zunickend, und mit gläſernem Auge das verſchiedene Backwerk betrachtend; dann ſteckten ſeine Freunde die Köpfe zuſammen und ſeufzten: Hm! hm! o weh! Unſer armer Hamlet! und wenn Mamſell Roſe der Scene dann ein Ende machte mit einem freundlichen: „Einen Aniſette, Herr Dahlqviſt?" Da antwortete Hamlet: „Ich glaube beinahe, lieber — einen Pfirſich!" — Gewiß nicht übel angebracht, wenn Dahlqviſt wirklich nur ein Narr, ſtatt ein für ſeine Kunſt begeiſterter Mann geweſen wäre! Ob Heer Dr. Sturzenbecker den prächtigen Witz auch gehört hat, den uns alte luſtige Herren über einen gewiſſen geckenhaften Berliner Schauſpieler erzählten, der ſehr erſchöpft nach Hauſe zu kommen pflegte, ſich auf das Sopha warf und der Frau mit matter Stimme zurief: „Reiche mir den Lorbeerkranz, Geliebte, ich habe ihn heute wieder reichlich verdient, und dann gieb mir eine ſaure Gurke, denn es iſt unerträglich heiß!"

Doch allen Scherz bei Seite: Herr Orvar Odd iſt, was er einmal iſt und wird ſich ſchwerlich ändern — es liegt in ſeiner Natur, gleich der Kröte in der Fabel Gellerts, alles Glänzende, weil es glänzt, zu beſpritzen; aber was ſoll man von dem Publikum denken, das zu einem ſolchen Manne als einem Großen der Nation emporſchaut, zu demſelben Manne, der ſeine beſten Geiſter durch niedrige Skandalſucht in den Staub zieht, deren beſte Werke begeifert, indem er einige gekünſtelte Ausdrücke aus denſelben herausgreift, während er ſelbſt immer in widerlich unnatürlichen Worten ſpricht und überall in ſeinen Kritiken den feilen Grundſatz: si duo faciunt idem, non est idem zur Geltung bringt? Findet ſich in ganz Schweden wirklich kein einziges anſtändiges Blatt, kein einziger Literat, der den Muth hätte, dieſen Monumentbeſchmutzer zum Schweigen zu bringen? — Tauchte in Deutſchland eine derartige Erſcheinung auf, da würden allerdings ihre Produkte ein- auch

*) Der gelehrte eiderdäniſche Skandinaviſt ſcheint in Hamburg ein Ghetto zu vermuthen. — Ob übrigens die Straßen der alten Hanſeſtadt noch ſchmutziger ſind wie die Stockholms, mag er als Sachverſtändiger ſelbſt entſcheiden. F. M.

Digitized by Google

zweimal verſtohlen geleſen — gewiſſermaßen als literariſcher Strachino verbraucht, nach deſſen Genuß man ſich den Mund ausſpült, — aber den Verfaſſer träfe ſofort verdientermaßen die unbarmherzigſte Verachtung und jedes anſtändige Blatt ſowie jedes anſtändige Haus würfe ihm die Thür vor der Naſe zu.

Franz Maurer.

Braſilien.

Briefe eines deutſchen Reiſenden*) aus dem nördlichen Braſilien.

Para, 20. Dezember 1863.

„Endlich" — werden Sie ausrufen — „endlich ein Lebenszeichen des ſo lange ſchweigſam Geweſenen." — Geſtern traf ich mit dem Dampfer von Manaos ein und begrüßte und wurde begrüßt von allen den lieben Bekannten meines früheren Aufenthaltes. Vorläufig nur dieſe kleine Notiz, daß ich, ſeit Sie meinen letzten Bericht über den Amazonas erhielten, eine ſehr beſchwerliche Weiterreiſe vornahm. Seitdem habe ich faſt den ganzen öſtlichen Gebirgskeſſel des Rio Branco durchſtreift, wohin wohl vor mir noch kein Deutſcher gelangte, aber auch herrliche botaniſche Ausbeute gemacht. Als ich am Rio Branco längs des Fluſſes herabſtieg, ward mir ein Entzücken durch eine Entdeckung, das nur Der nachempfinden kann, der für pflanzliche Naturwunder ſo empfänglich iſt, wie es der prüfende und forſchende Botaniker ſein ſoll. Denken Sie ſich: vor mir zeigte ſich in aller Glorie und Herrlichkeit der König des vegetabiliſchen Reichs, ein Sumach (Familie der Terebinthen), deſſen Blätterkrone einen Schattenkreis von 260 Palmos (circa 170 Pr. Fuß) im Durchmeſſer bildet.

Ueber dieſe Erſcheinung, ſowie über meine oft ſehr abenteuerliche Reiſe in den unwirthlichſten Gegenden erhalten Sie ſpäter der Reihe und Ordnung nach Bericht, ſobald ich mich nur erſt erholt und meine reichen Sammlungen geordnet haben werde.

Nun zur Beantwortung Ihres hier vorgefundenen Schreibens. Sie fragen, ob es mir genehm wäre, alle früheren, während meiner Reiſe Ihnen zugeſandten Berichte zu dem löblichen Zwecke der Veröffentlichung benutzen zu dürfen, um dadurch eine klarere Anſchauung über den fälſchlich verſchrieenen Norden des Reichs, wegen vermeintlicher Backofen-Hitze, Giftſtoffe, Fieberquellen u. ſ. w. verbreiten zu helfen. Gern ertheile ich Ihnen dieſe Erlaubniß, da ſie als Vorläufer eines größeren von mir beabſichtigten Werkes dienen mögen u. ſ. w.

Ihr

Guſtav Wallis.

Dieſem Schreiben, als Einleitung vorangeſchickt, mögen die ſehr intereſſanten Berichte in laufender Reihe folgen:

I.

Bahia und Pernambuco.

Mit welchen Vorurtheilen verließ ich Rio zu Ausgang Januars, alſo im ungünſtigſten Monat für die tropiſchen, für die Aequatorial-Gegenden Braſiliens, um mit dem Dampfſchiffe nach Bahia zu reiſen. Die Reiſe dauerte vier Tage. Nur am erſten Tage blieb die Küſte in Sicht, und gegen Abend zeigte ſich dann die ſeltſame Felſen-Formation des Cabo Frio.

Das ſchöngebaute, heitere Bahia mit ſeiner prächtigen Hafenrunde macht einen guten Eindruck auf den Beſchauer. Das Innere jedoch entſpricht den Erwartungen nicht, die der Anblick von außen einflößt. Die Stadt, wiewohl hie und da mit ſchönen, hohen Häuſern und öffentlichen Bauten geſchmückt, iſt im Ganzen höchſt unregelmäßig gebaut und voll enger, düſterer Straßen, deren mehrere ſteil anſteigen und den Verkehr beläſtigen, weshalb ein dortiger allgemeiner Gebrauch der „Leiteras", Tragſtühle, die von zwei Negern auf den Schultern getragen werden, ſehr am Platz iſt. An allen Ecken und Winkeln ſtehen ſie der Bequemlichkeit bereit.

Da der Dampfer nur 24 Stunden verweilte, ſo konnte ich außer Abgabe einiger Briefe ꝛc. nur mit genauer Noth einen Ausflug nach dem außerhalb der Stadt liegenden öffentlichen Garten machen, der die Stelle des weiland „botaniſchen Gartens" einnimmt, ein Schickſal, dem derartige Inſtitute leider ſo leicht in Braſilien verfallen. Mit der Aufhebung oder dem Verfall botaniſcher Gärten des Landes, wie in Bahia, Pernambuco und Para, hat es übrigens folgende Bewandtniß. Bei der Anlage derſelben hatte man weniger wiſſenſchaftliche Zwecke, als directen praktiſchen Nutzen, die Einführung und Verbreitung indiſcher Culturgewächſe, im Auge; nachdem dieſe Beſtimmung erfüllt, zerfällt ihre Bedeutung natürlich in ſich ſelbſt. Jedem Fremden, der nach Bahia kommt, muß die außerordentliche Menge Palmen auffallen, die hier rings die Bai umkränzen. Es ſind dies die Cocospalmen, die auf dem Boden von Bahia eine zweite Heimat gefunden haben und deren Nüſſe von dort viel nach Rio und über See weiter transportirt werden.

Nach 30ſtündiger Fahrt läuft der Dampfer in den Hafen von Maceio, einer kleinen Stadt der Provinz Alagoas, ein. Da der Aufenthalt hierſelbſt nur wenige Stunden währt, ſo kann man kaum riskiren, ans Land zu gehen. In Maceio, wie auch in Bahia, waren noch die Spuren der Empfangsfeierlichkeiten des kaiſerlichen Paares (während deſſen Beſuchsreiſe nach den Nordprovinzen) ſichtbar. Maceio hatte ein beſonders freundliches Anſehen, denn ſämmtliche Häuſer waren friſch getüncht und angeſtrichen. Wiederum ging es bald in See, und andern Morgens, am ſechſten Reiſetage, lief der Dampfer in den Hafen von Pernambuco ein, der aller Nationen Flaggen repräſentirt.

Pernambuco, wiewohl am Saum der Aequatorialzone (16 Breitegrade umfaſſend, wovon je acht nord- und ſüdwärts vom Aequator ſich erſtrecken), erfreut ſich eines geſunden, angenehmen Klimas, welches es hauptſächlich ſeiner freien Lage zu verdanken hat, da es, auf dem äußerſten öſtlichen Punkte des ſüdlichen Amerika liegend, beſonders befähigt iſt, die ganze Wirkung beider Paſſate aufzunehmen. Wäre dies nicht der Fall, ſo würde Pernambuco höchſt wahrſcheinlich zeitweiſe ſehr ungeſund ſein, da es viele enge, mit hohen Häuſern eingefaßte Straßen hat; vier- bis fünfſtöckige Wohnungen ſind nicht ungewöhnlich, dazu faſt ſämmtlich eng und düſter vergittert, was der Stadt hier und da ein melancholiſches, halb erſtorbenes Anſehen geben könnte. Uebrigens nimmt man bald reges Leben in den Straßen wahr; ein Aufſchwung aller Verhältniſſe, beſonders merkantiler, iſt unverkennbar. Pernambuco nimmt mit Recht den zweiten Rang braſilianiſcher Städte ein, wobei der beſonders glückliche Hafen — einer der beſten Braſiliens, wenn nicht des ganzen Südamerika, von Natur auf das Seltſamſte mit einem ſchützenden Felſenriff umgürtet — ſowie die directe Dampfſchifffahrtsverbindung mit Europa beſonders ins Gewicht fallen. Pernambuco erzeugt neben anderen Journalen eines von der Größe der Londoner „Times", alſo von doppelter Größe faſt des „Journal do Commercio" zu Rio de Janeiro.

*) Des Botanikers Guſtav Wallis.

Digitized by Google

Seit älterer und neuerer Zeit anſäſſig, befinden ſich hier viele Deutſche und Schweizer, auch Engländer und Franzoſen. Brüderliches Zuſammenhalten unſerer Landsleute zu Vereinen hat hier jedoch noch nicht ſtattfinden können. Kaufmänniſcher Geiſt — zu deſſen Kindern ſie ſich meiſt bekennen — unterdrückt hier wie vielwärts in Braſilien leider jede beſſere Regung.

Mein mehr denn vierwöchentlicher Aufenthalt daſelbſt ſtatuirte in meinen Thermometer-Beobachtungen das ſeltſamſte Beiſpiel gleichmäßiger Temperatur, das ich bisher in Braſilien beobachtet. Den geringen Wechſel des Queckſilbers anzudeuten, will ich hier in Kürze den halben Auszug meiner Beobachtungen geben, indem ich einen um den andern Tag anführe. Die Skala nach Réaumur.

Februar	1.	22	Gr.	Mitt. 22½	Gr.	Nachts 22½	Gr.
	3.	„	„	„	„	„	„
	5.	„	„	„	„	„	„
	7.	23	„	23½	„	22½	„
	9.	22½	„	22½	„	21½	„
	11.	21	„	22	„	22½	„
	13.	21½	„	22	„	„	„
	15.	„	„	„	„	„	„
	17.	20½	„	24	„	„	„
	19.	„	„	„	„	„	„
	21.	20	„	„	„	„	„
	23.	22½	„	22½	„	22	„
	25.	„	„	„	„	22½	„
	27.	21½	„	23	„	„	„
	29.	22½	„	„	„	„	„

Erwägend, daß der Thermometerſtand Nachts nicht beſonders ſank, ſo ergeben ſich für den ganzen Monat nur 3 Grade als Spielraum der Schwankungen.

Pernambuco wird bekanntlich durch eine Eiſenbahn mit Bahia verbunden. Eine große Strecke iſt bereits fahrbar und dem Verkehr zugänglich. Abgeſehen von der bedeutenden Länge (denn die direkte Entfernung Bahias von Pernambuco beträgt etwa 90 geographiſche Meilen), ſo ſtößt der Bau dieſer Bahn auf viele lokale Schwierigkeiten. In einer Entfernung von 10 Legoas mußte ein bedeutender Tunnel durchbrochen werden, dem ſeitdem mehrere kleinere nachgefolgt ſind.

Pernambuco verlaſſend, berühren wir kurz die Stadt Parnahyba am Fluſſe gleichen Namens mit dem Zuſatz „do Norte“ zur Unterſcheidung von dem Fluſſe, welcher die Provinz Minas Geraes von der Provinz Rio de Janeiro trennt. An der fünften Landungsſtelle, Natal, verließ ich abermals den Dampfer zu vierwöchentlichem Aufenthalt daſelbſt. Meine Hauptexkurſionen waren nach dem vier Legoas entfernten Städtchen Macaiba und nach Ceara-Mearim (7 Legoas) gerichtet, nach erſterem Orte, im Anſchluß an eine größere Geſellſchaft, um der Einweihung einer Dampfmaſchine, und zwar der erſten in dieſer Gegend, beizuwohnen; nach letzterem Orte, Ceara Mearim, begab ich mich, um Augenzeuge einer wunderbaren, üppigen Vegetation zu ſein, die — wie ein Räthſel — in der ſonſt durchſchnittlich ſandigen Provinz Platz gegriffen. Die Urſache dieſer intereſſanten Erſcheinung beruht auf dem jährlichen Austreten dreier kleiner Flüſſe, durch das, ähnlich wie beim ägyptiſchen Nil, das ganze Thal mit ſchlammigen Erdablagerungen überdeckt und aufs Neue fruchtbar gemacht wird. Ich hatte ſo viel davon rühmen hören, daß ich einen ſtarken Tagesmarſch durch heißen Sand nicht ſcheute, mich davon zu überzeugen; und gewiß, ich bereute nicht, die ermüdende Strapaze gemacht zu haben. Die Rückreiſe war um ſo intereſſanter, nach üblicher Landesart nämlich bei Nacht zu Pferde zu reiſen. Die Kühle der Nacht, die magiſche Ruhe, die ringsum über die Gegend ausgebreitet lag, der reine, ſternenklare Himmel — Alles vereinigte ſich, einen jener unvergleichlichen Genüſſe zu verſchaffen, die nur den Tropen eigen ſind.

„Mit welchen Vorurtheilen verließ ich Rio“, ſo begann mein Brief, und wahrlich, es fiel wie Schuppen von den Augen; dieſe tropiſche Zone, anſtatt unerträglich heiß zu ſein, wie hat ſie mich wider Erwarten entzückt und alle irrigen Vorſtellungen, die ich ſelbſt aus Deutſchland noch mitgebracht, beſeitigt und mir ein wahrhaftes Meer von Wundern der üppigſt wachſenden Vegetation aufgeſchloſſen.

Zum Schluß dieſes Briefes will ich noch über den Fluß Rio Grande do Norte, an dem Natal liegt, bemerken, daß es mit ihm ſo viel nicht auf ſich hat, wie der Name beſagt. In einem von ſo vielen majeſtätiſchen Flüſſen durchſchnittenen Lande, wie Braſilien, ſtellte ich mir nach einer ſolchen Bezeichnung einen gewaltigen Fluß vor. Der Fluß war klein, die Täuſchung aber groß!

Kleine literariſche Revue.

— Zur Erinnerung an Moritz Veit. Der jetzt im Druck erſchienenen Rede des Rabbiners Dr. Joël an der Bahre des Dr. Moritz Veit*) entnehmen wir die nachſtehenden vortrefflichen Worte: „Ich habe nicht die Aufgabe und nicht den Beruf, die Wahrheit der politiſchen Prinzipien, die Wahrheit der religiöſen Prinzipien, zu denen der Hingeſchiedene ſich bekannte, in allen Stücken aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Die Wahrheit ſteht bei Gott. Was wir an Menſchen hervorzuheben haben und mit Fug und Recht hervorheben, das iſt die Wahrhaftigkeit, das iſt die Uebereinſtimmung zwiſchen Geſinnung und Handlung, das iſt die Ueberzeugungstreue, die mit ſich ſelber im Einklang iſt. Und wer würde von einem Veit zu behaupten wagen, daß er jemals anders, als wahrhaftig geweſen, daß er jemals etwas Anderes, als das Gute gewollt? Man brauchte ihn bloß ſprechen zu hören, um zu wiſſen, daß man einen Menſchen vor ſich habe, der den Unterſchied zwiſchen allgemeinen und Privat-Intereſſen nicht kennt, der in den allgemeinen Intereſſen ſo recht eigentlich ſeine eigenen und ſeine privaten ſieht. Wie liebte er ſein Vaterland, wie liebte er ſeine Vaterſtadt, wie liebte er ſeine angeſtammte Religion, wie liebte er die Gemeinde, der er angehörte!“

— Zur orientaliſchen Mythologie. „Esmun, ein Beitrag zur Mythologie des orientaliſchen Alterthums“, heißt ein Vortrag, welchen Dr. Alois Müller in der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien am 24. Febr. 1864 gehalten hat. Wir theilen darüber folgenden Bericht nach der „Oeſterreichiſchen Wochenſchrift“ mit: Esmun entſpricht dem Asklepios. Er wird gewöhnlich als „der Achte“ gedeutet mit Rückſicht auf das ſemitiſche Zahlwort Acht (Schemuna). Nachdem der Verfaſſer dieſe Erklärung einer eingehenden Kritik unterzogen und als ganz unhaltbar nachgewieſen, geht er zur Feſtſtellung der möglichſt wahrſcheinlichen Etymologie des Namens über. Geſtützt nun auf die andere Form „Aſim“, welche uns die große Funeral-Inſchrift des Königs Esmunezer, der den Esmun ſo zu ſagen als ſeinen Namenspatron verehrte, bietet, erklärt der Verfaſſer, auf Belege geſtützt,

*) Zuſammen gedruckt mit der Rede an der Bahre des (wenige Tage vorher) dahin geſchiedenen Rabbiners und Predigers, Dr. Michael Sachs, gehalten von Dr. Joël, Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

den Namen Esmun als „der Glänzende“ und in übertragener Bedeutung „der Heitere, Holde, Freundliche“, welche Bedeutung auch treffend zum Weſen des Heilgottes paßt. Derſelbe iſt in der urſprünglichen Vorſtellung eine Manifeſtation der Sonne, und zwar diejenige, welche im Ganzen nicht ſchädlich, ſondern wohlthuend wirkt auf das Geſchaffene, auf das phyſiſche Leben der Creaturen, deren Fortbeſtehen und Gedeihen nur dann möglich iſt, wenn die Sonne jene Wärme ihnen ſpendet, die der Bedingung eines geſunden Fortbeſtandes und einer kräftigen Weiterbildung entſpricht, wenn die auf ſie einwirkende Luft jene geſunde Temperatur hat, welche im Allgemeinen Krankheiten ferne hält und Wohlbefinden unter Menſchen und Thieren hervorbringt. Aber nicht bloß das Beſtehen und Gedeihen dachte ſich der Naturmenſch im Allgemeinen von der Sonne abhängig, ſondern auch die Linderung und Heilung der Schmerzen, Krankheiten, Leiden und Qualen, von denen die geſchaffenen Weſen heimgeſucht werden. Esmun iſt alſo jene Kraft der Sonne, welche Fortbeſtand und Gedeihen, Geneſung und Heilung verleiht, welche wohl und geſund erhält, aber auch wieder geſund macht — er iſt die perſonificirte Geſundheits- und Heilkraft der Sonne, dann der Heilgott überhaupt. Als ſolcher iſt er eine der drei Perſonen, der drei perſonificirten Hauptkräfte, welche in der als eine Weſenheit gefaßten Sonne enthalten ſind: Baal, der Erzeuger; Moloch, der Verderber; Esmun, der Erhalter, oder das zeugende, das verderbende und das erhaltende Princip.“

— **Molières Tartuffe und Gutzkow's Urbild.** Von unſerem Mitarbeiter, Herrn Paul Lindau, iſt ein kritiſcher Excurs, in welchem Molières „Tartuffe“ und Gutzkow's „Urbild des Tartuffe“ auf die hiſtoriſch-äſthetiſche Wagſchale gelegt werden, als beſondere Schrift im Druck erſchienen, nachdem dieſe Kritik vorher in Feuilleton des reichhaltigen „Berliner Fremdenblattes“ abgedruckt war.*). Lindau wirft dem Verfaſſer der „Ritter vom Geiſt“ mit Recht vor, daß er, indem er den Präſidenten Lamoignon und nicht den Abbé Roquette zum Urbild des Tartuffes gemacht, eine Sünde gegen die hiſtoriſche Wahrheit, wie gegen die Pietät begangen, die man einem makelloſen öffentlichen Charakter ſchuldig ſei. Wir geſtehen, daß wir beim Anſchauen des Gutzkow'ſchen Dramas ſtets eine ähnliche Mißſtimmung über jenes Durcheinanderwerfen der Charaktere empfunden haben und beſonders in der letzten Scene des Stückes, wo auf eine ſo wenig künſtleriſche Weiſe die Verwechslung des einen Tartuffe mit dem anderen vor ſich geht, uns einer gewiſſen Unbehaglichkeit nicht erwehren konnten. Doch die hiſtoriſch-literariſchen Charaktere Frankreichs haben nun einmal das Geſchick, von Deutſchlands Bühnendichtern entſtellt zu werden. Uebler noch, als dem Präſidenten Lamoignon und Molière's Tartuffe, iſt es Rameau's Neffen und der Frau von Pompadour in Brachvogel's „Narciß“ ergangen, wo z. B. das höhniſche Wort Ludwigs XV. „Après nous le déluge!“ der ſterbenden Pompadour als tragiſcher Ausruf in den Mund gelegt wird!

— **Fata Morgana aus Ungarn.** Unter dem Titel „Fata Morgana“ erſcheint jetzt in Peſt und Ofen eine von einer Ungarin, Hermine Czigler v. Eny-Vecſe redigirte deutſche Wochenſchrift, die ſich die Aufgabe geſtellt, Novellen und Erzählungen im Original und Ueberſetzung, Gedichte, hiſtoriſche Schilderungen, literariſch-belletriſtiſche Abhandlungen, Reiſebilder, biographiſche Skizzen ꝛc. mitzutheilen und zugleich das Ausland mit den Erzeugniſſen der ungariſchen Literatur bekannt zu machen. Wenn von den im Programme genannten zahlreichen Mitarbeitern, unter denen wir Namen wie Anaſtaſius Grün, Johann v. Hunvalvy, L. Frankl, v. Wurzbach, Alex. Gigl, A. Dux, E. Kuh und Otto Prechtler finden, auch nur ein Theil die Herausgeberin mit ihren Beiträgen unterſtützt, ſo kann die Zeitſchrift in der That eine würdige Vertreterin deutſcher Bildung in Ungarn werden.

— **Engliſche Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit.** Die neueſte Nummer der „Illustrated London News“ bringt uns die Notiz von einem ſogenannten Racheakt der deutſchen Truppen in Flensburg, der aber in nichts Anderem beſteht, als in der Zerſtörung des berüchtigten Löwendenkmals, „das (wie der Engländer ſagt) die däniſche Regierung zum Andenken an den Kampf von 1848—50 auf dem Grabe däniſcher Soldaten errichten ließ.“ Wir wollen gern glauben, daß ſeine Unwiſſenheit von Herzen kommt; deshalb mag ſich dieſe illuſtrirte Zeitung für die engliſche gebildete Welt merken, daß der „silly act of German revenge“ nur den Zweck hatte, einen „infamous act of Danish bestiality“ aufzuheben, der zur Verhöhnung des ganzen Deutſchlands und der auf dem Monumentplatze ruhenden deutſchen Krieger ſeither gedient hatte — denn nicht auf däniſchen, ſondern auf zerſtörten deutſchen Soldatengräbern ſtand das 'Monſtrum, genannt „Idſtedter Löwe“. — Uebrigens giebt uns das angezogene Blatt in derſelben Nummer noch einen anderen hübſchen Beweis engliſcher Unparteilichkeit, indem es uns die Abbildung einer koloſſalen Panzerfregatte zu 22 Geſchützen bringt, die auf den Werften des Clyde „für Rechnung des däniſchen Gouvernements“ hergeſtellt iſt. Bekanntlich hat Mr. Pam im tiefſten Frieden gewaltſam verhindert, daß ein engliſcher Fabrikant der preußiſchen Regierung die 2 Panzerwidder verkaufte, welche urſprünglich für die Seceſſioniſten beſtimmt geweſen waren, obſchon dem preußiſchen Ankaufe keinerlei geſetzliches Hinderniß in den Weg zu legen war!

— **Die Pariſer „Illustration.“** Man glaubt im Allgemeinen, das deutſche Leſepublikum ließe ſich alles bieten, doch ſcheint es, als ob das franzöſiſche noch etwas gedankenloſer die ihm vorgeſetzten Leckerbiſſen verzehrt. So fanden wir kürzlich in der Pariſer „Illustration“, deren Leſerkreis doch ſo ziemlich an den unſerer „Leipziger Illuſtrirten“ heranreicht, einen Bericht und eine bildliche Darſtellung „der Erſtürmung des Forts Haddeby durch die Preußen.“ Nun hat zwar eine Erſtürmung des „Forts Haddeby“, das gar nicht vorhanden, weder durch Oeſterreicher, die beim Dorfe Haddeby ſtanden, noch durch Preußen, die weiter rechts fochten, ſtattgefunden, doch iſt dieſer Irrthum nebenſächlicher, da auch deutſcherſeits, weit aus dem Schußbereich, in gemüthlichen Redactionszimmern, mancherlei Phantaſieſtücke in Brief- und Bildform gemacht worden. Auffallender iſt es jedoch, daß die allerkriegeriſchſte franzöſiſche Nation ſich eine Abbildung, wie die in Frage ſtehende, gefallen läßt. Man ſieht nämlich von innen den Abſchnitt eines wunderlich angelegten Forts, auf deſſen Bruſtwehr eine Menge Geſchützröhre ohne Laffeten und Richtungsapparate liegen, und zwar mit der Kammer an der inneren Seite der Böſchung abſchneidend, während die Mündung weit über die äußere Seite derſelben hinausreicht; da, wo die Zickzacklinie der Bruſtwehr im Winkel zuſammenſtößt, liegen dieſe Geſchützröhre ſo, daß ſie ſich gegenſeitig in die Mündung ſchießen müßten. Von Munitionsvorräthen ſieht man nichts; dieſelben wären auch unnütz, da ſich mit ſolchen artilleriſtiſchen Vorkehrungen, wie die abgebildeten, doch nicht ſchießen laſſen würde. Die vertheidigenden Dänen ſtehen nicht bei der Bruſtwehr, ſondern links im Vordergrunde etwa 50 Schritte von derſelben entfernt; ſie haben ein Carré gebildet und ſchießen ein wenig; rechts liegen

Berlin, Decker'ſche Geh. Oberhofbuchdruckerei.

Digitized by Google

einige Todte unbekannter Herkunft, und drei däniſche Offiziere wollen ſo eben in graziöſer Knieſtellung auf ihnen ſterben, hauen aber vorher noch einmal nach einigen Preußen, die in die Schanze gekommen ſind und anſchejnend Luſt haben, ſich gegen die Sterbenden zu vertheidigen. Auf dem mittleren Theile der Bruſtwehr, alſo im Culminationspunkte des Bildes, ſtehen einige preußiſche Lieutenants und ſehen ſich um, wobei ſie Degen und Fahnen in die Höhe halten; dazwiſchen, ebenfalls auf der Bruſtwehr, ſtehen mehrere Tambours, welche ihre flachen Trommeln ſo eigenthümlich vor der Magenhöhle tragen, wie Kellner ihr Präſentirbrett; ſie ſcheinen nicht zu wiſſen, was ſie da oben ſollen, denn ſie ſtehen ſo theilnahmlos wie beim Kommando „rührt Euch!“ oder „Gewehr ab!“ Hinter dieſer gelangweilten Reihe von Offizieren und Tambours ragen jedoch Bajonnete und Pickelhauben hervor, was in Verbindung mit der Unterſchrift, den Leſer auf die Idee bringen muß, es handele ſich um Sturm und Blutvergießen, obwohl auf dem Glacis, ſo recht in der Kernſchußweite, preußiſche Bataillone genau ſo wie auf dem Exercirplatze ſtehen und ſich die Geſchichte mit anſehen, ja ſich vielleicht bloß über die merkwürdigen Kanonen der „Danſkes“ wundern. — Jene bemerkenswerthe Nummer, welche in deutſchen Leſerkreiſen die größte Heiterkeit erregt hat, iſt übrigens noch durch einen Artikel intereſſant, der mit bekannter franzöſiſcher Gründlichkeit nachweiſt, daß Schleswig immer und ewig däniſch geweſen iſt und die Deutſchen großes Unrecht damit thun, daß ſie in Dänemark einfallen.

Literariſcher Sprechſaal.

Der deutſche Zollverein — das ſteht feſt — kann den franzöſiſchen Handelsvertrag nicht aufgeben, ohne ſich von der großen Zukunft auszuſchließen, welche die weſteuropäiſche Welt von den neuen, freiſinnigen Prinzipien des internationalen Handels und Verkehrs zu erwarten hat. Oeſterreich — und das ſteht ebenſo feſt — vermag ſich dem franzöſiſchen Handelsvertrage nicht anzuſchließen, ohne ſeine Induſtrie, welcher die Kapitalien nicht wie dem Zollverein und den weſteuropäiſchen Handelsſtaaten zu Gebote ſtehen, weſentlich zu gefährden. Gleichwohl haben ebenſo die Staaten des Zollvereins, wie die öſterreichiſche Monarchie das unabweisliche Bedürfniß, auch auf handelspolitiſchem Gebiete ſich nicht gegen einander abzuſchließen. Sollte dies nun nicht zu erreichen ſein — und zwar ohne Gefährdung der öſterreichiſchen Induſtrie — wenn der Zollverein, der, nach dem franzöſiſchen Handelsvertrage, Frankreichs Induſtrie-Erzeugniſſe und Weine zu verhältnißmäßig niedrigeren Zollſätzen zuläßt, als Frankreich die Erzeugniſſe des Zollvereins, einen ganz gleichen Handelsvertrag mit Oeſterreich abſchlöſſe? Bei dieſer Combination brauchte weder der Artikel 31 des preußiſch-franzöſiſchen Handelsvertrages abgeändert zu werden, noch würden ſich die öſterreichiſchen Induſtriellen beklagen können, denn die Erzeugniſſe des Zollvereins würden immerhin einen höheren Einfuhrzoll in Oeſterieich zu entrichten haben, als die öſterreichiſchen im Zollverein. Die Induſtrie des Kaiſerſtaates aber würde während der Dauer des neuen Vertrages ſo viel Gelegenheit und Zeit finden, zu erſtarken, daß ſie nach Ablauf deſſelben gewiß im Stande ſein würde, die Konkurrenz mit den weſteuropäiſchen Handelsſtaaten zu beſtehen und dann vollſtändig in ihren Bund einzutreten.

Wir mögen auch unſererſeits nicht unterlaſſen, auf die von dem geſchätzten Staatsrechts-Kenner, Profeſſor Dr. L. K. Aegidy neu gegründete „Zeitſchrift für deutſches Staatsrecht und deutſche Verfaſſungs-Geſchichte“ hinzuweiſen, um ſie einer recht vielſeitigen Verbreitung zu empfehlen. „So lange noch“' ſagt der Herausgeber in dem Programm ſeiner Zeitſchrift, „über Recht geſtritten wird, iſt der Wiſſenſchaft die Entſcheidung unbeſtritten; wenn aber einer jener Kämpfe, mit denen ein Zeitalter der Barbarei heraufbeſchworen wird, wenn der Kampf gegen die Heiligkeit ſetdſt entbrennt, dann vertheidigt die Rechtswiſſenſchaft ihr eigenes Daſein und mit dieſem die Grundbedingung der Fortdauer einer ſittlichen Welt.“ — Als Mitarbeiter an dieſer dem Kampfe für die Heiligkeit des Rechts gewidmeten Zeitſchrift haben ſich dem Herausgeber die Lehrer des Staalsrechts H. A. Zachariae, W. E. Albrecht, R. v. Mohl und G. Waitz angeſchloſſen. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß es zunächſt das in der Schleswig-Holſteinſchen Frage bedrohte Völker- und Fürſten-Recht iſt, das in dieſer Zeitſchrift für Staatsrecht und Verfaſſungs-Geſchichte zu wiſſenſchaftlicher Erörterung und Feſtſtellung kömmt.

Die Wiener „Preſſe“ vom 31. März d. J. füllt ihr ganzes Feuilleton von acht Spalten mit einem unſerem „Magazin“ (Nr. 11) nachgedruckten Artikel über „Wetterpropheten“, ohne die Quelle, aus der ſie geſchöpft, auch nur anzudeuten. Es iſt dies nicht das erſtemal, daß die vielverbreitete, reiche „Preſſe“ ſich auf ſolche Weiſe unſeres Eigenthums bemächtigt, und wir haben es nur einmal wieder öffentlich konſtatiren wollen.

Die große ruſſiſche National-Encyklopädie hat mit dem ſechſten Bande zu erſcheinen aufgehört. Die „Baltiſche Monatsſchrift“ *) theilt in einem Schreiben aus Petersburg Folgendes über die Geſchichte dieſes Unternehmens mit: „Die Anlage des Ganzen war koloſſal: es ſollte über Nacht ein zweiter Erſch und Gruber geboren werden. Alle gebildeten Nationen beſitzen wenigſtens ein encyklopädiſches Wörterbuch; ihnen ſollte ſich nun Rußland mit einem Sprunge zur Seite ſtellen. Eine Aktiengeſellſchaft, vom edelſten Patriotismus beſeelt, hatte ſich gebildet; literariſchen Berühmtheiten wurden die einzelnen Fächer zugetheilt; die Beſoldungen waren glänzend; die Artikel, die einliefen, dehnten ſich zu Werken aus und wurden demgemäß honorirt. An der Spitze ſtand als Hauptredacteur Herr Krajewski, ein bisher glücklicher Journal-Spekulant, der aber bald merkte, daß die Sache nicht ganz geheuer ſei, und ſich zurückzog. Ihm folgte der Oberſt Lawrov, ein berühmter Philoſoph und Erfinder, wenn ich nicht irre, eines eigenen Syſtems, der aber leider kein Latein und Griechiſch verſteht, und dem alſo Ariſtoteles und Spinoza ewig verſchloſſen ſind; dieſem endlich der Oberſt Hörſchelmann. Der Redacteur und ſeine Gehülfen ſtrichen und änderten, das gefiel den Mitarbeitern nicht; ſpaßhafte Schnitzer liefen mit unter; an Einheit der Arbeit war nicht zu denken. Die Herausgabe ſtockte, die Honorare liefen fort. Endlich war mit dem ſechſten Bande alles Geld der Aktionäre verwirthſchaftet, und da das Intereſſe des Publikums, wie der Herausgeber, ſich ſchon längſt anderen, gleich großen Dingen zugewandt hatte, ſo iſt das Unternehmen jetzt eines ſtillen und ſanften Todes entſchlafen.“

---

*) Riga, Nicolai Kymmel (Band VIII., Heft 3).

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse No. 8, ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode**, Sprachen auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Lateinische, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch für den Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen.

Bremer Sonntagsblatt
nebſt
literariſchem Wegweiſer.
Zeitſchrift für Literatur und Kunſt,
redigirt von Dr. Fr. Pletzer.

(201)

Die Zeitſchrift hat ſich ſeit den elf Jahren ihres Beſtehens durch die Reichhaltigkeit ihres Inhalts, die Mannichfaltigkeit des Stoffes, beſonders auch durch ihre unparteiiſche, unabhängige Kritik einer ſo hohen Achtung und einer ſo guten Stellung in der literariſchen Welt zu erfreuen, daß wir uns eines weiteren Eingehens enthalten dürfen. Eine Reihe von neuen Mitarbeitern wird den bisherigen ſich beigeſellen, um das Blatt innerhalb der Grenzen, welche es ſich ſelbſt geſteckt hat und innehält, immer vielſeitiger und anregender zu geſtalten. Daß die Zeitſchrift ihren guten literariſchen Ruf vollkommen verdient, dürfen wir bei dieſer Gelegenheit von Neuem erweiſen, indem wir aus dem reichen Inhalte des Jahrgangs 1863 nur Einiges hervorheben. Das Sonntagsblatt enthielt unter Anderm folgende Beiträge: Byrons Leben. Von Otto Gildemeiſter. Bogumil Goltz. Von A. v. Eye. Charles Wolfe. Von Gisbert v. Vincke. Johann Gottlieb Fichte Von Wilh. Meyer. Auguſt Hermann Francke. Von J. W. Schaefer. Joſeph Scheffel. Von Wilh. Kieſſelbach. André Chénier. Von A. Lann. Lady Macbeth. Von Otto Gildemeiſter. Jakob Grimm. Von Hugo Meyer. Richard Wagner. Von F. Pletzer. Major Serre auf Mazen. Von J. G. Kohl. Ludwig Uhland. Von Franz Weber. Karl Maria von Weber. Von F. Pletzer. — Ferney und Voltaire. Von Ferd. Lotheißen. Die römiſchen Katakomben. Von Herm. Allmers. Der Protektor des Baſeler Concils. Von A. Cohn. Zur Biographie Ludwig Uhlands. Von J. W. Schaefer. Die Franckefeier in Halle. Von A. Wilde. Franzöſiſche Romane. Von F. Berger. Die Hünengräber des Gierefeldes. Von J. G. Kohl. Dante's göttliche Komödie. Von A. Doerr. Scotts „Herr der Inſeln." Von Wilh. Hertzberg. Die Lodbrokſage. Von P. J. Willatzen. Das dramatiſche Ideal. Von Karl Koeſtling. — Ein Ausflug ins Teufelsmoor. Von J. G. Kohl. Wanderungen in den Alpen. Von G. v. Bernewitz. Der Oberſee bei Berchtesgaden. Von W. Glander. Der tolle Walther. Von Edmund Hoefer. Das Schillerdenkmal in Berlin. Von E. Linden. Wer hat den Adel geadelt? Von Karl Seifart. Fragmente aus dem Kaukaſus. Von L. Winter. Vor Jahrtauſenden. Von H. A. Schumacher. Gluck, Gounod, Hiller, Wagner. Von F. Pletzer. Die Pfropfenſchneider von Delmenhorſt. Von J. G. Kohl u. ſ. w. u. ſ. w.

Bremen, 1864. **C. Ed. Müller.**

In **Hartleben's Verlag** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedanken
von (195)
Joſeph Freiherrn von Eötvös.

Elegante Ausgabe. 8 geh. Preis: 1 Thlr. 20 Ngr., in feinem Leinwandbd. 2 Thlr., in feinem Leinwdbd. mit Goldſchnitt 2 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfaſſer des „Karthäuſer", des „Dorfnotär", der „Herrſchenden Ideen des XIX. Jahrhunderts", nimmt weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus in der **Weltliteratur** eine hervorragende Stelle ein. Namentlich in Deutſchland hat der tiefe philoſophiſche Geiſt und das reiche Gemüth dieſes genialen Schriftſtellers die wärmſte Anerkennung gefunden. In obigem neueſten Werke hat derſelbe unter dem anſpruchloſen Titel „Gedanken" die wunderbarſten Perlen aus der Tiefe ſeines erhabenen Geiſtes und warmen Gemüthes hervorgeholt, zu einem herrlichen Kranze aneinander gereiht; eine Gabe, welche dem nüchternen Verſtande des Mannes, wie dem empfindſamen Herzen der Frau in gleich hohem Grade zuſagen wird.

So eben erſcheint in **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin: (203)

Rede
an der Bahre des hingeſchiedenen Rabbiners und Predigers Dr. **Michael Sachs.**

Rede
an der Bahre des **Dr. Moritz Veit**
gehalten von Dr. **Joël,**
Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.
Velinpapier. (1¼ Bgn.) 8. Preis 4 Sgr.

Preisermässigung,
Carlyle: **Leben Schiller**'s betreffend.

Das immer grösser werdende Interesse für die **Carlyle'schen Schriften** veranlasst mich, das von diesem Verfasser schon vor mehreren Decennien erschienene Werk:

Leben Schiller's. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. 24 Bogen gr. 8. Mit 1 Titelkupfer und Titelvignette, früherer Preis 2 Thlr. 15 Sgr., auf 1 Thlr. herabzusetzen, da lediglich der hohe Preis dem Absatze dieses ausgezeichneten Werkes schadete.

Leipzig, April 1864. (196)
J. M. Gebhardt's Verlag.

In Gebirg und Thal. (194)

Unter dieſem Titel iſt ſoeben in der Lüderitz'ſchen Buchhandlung (A. Chariſius) in Berlin ein elegant ausgeſtatteter Band **Novellen** (Preis 1 Thlr. 21 Sgr.) erſchienen von Rod. Schweichel, welcher viele Jahre an den Ufern des Genferſees gelebt hat. Der Leſer wird in dieſen Novellen vornehmlich in das Waadtland, Wallis, Savoyen geführt. Ein freier Blick, welcher die Menſchen erfaßt und darſtellt, wie ſie wirklich ſind, ein tiefes, durchaus geſundes Gemüth, welches eben ſo voll und rein im erſchütternden Ernſt, wie in Scherz und Heiterkeit erklingt, zeichnen die vorliegenden Dichtungen aus und empfehlen ſie allen Leſern von unverdorbenem Geſchmack aufs wärmſte.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss von Werken auf dem Gebiete der Sprachforschung,

erschienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. März 1862 mit Nachtrag bis 1864.

Dieses Verzeichniss (3¼ Bogen gr. 8.) umfasst eine Reihe bedeutender Werke und Zeitschriften von Autoren wie **Th. Aufrecht, Franz Bopp, H. Brugsch, A. Buttmann, G. Curtius, Jacob Grimm, K. W. L. Heyse, W. v. Humboldt, Adalbert Kuhn, M. Lazarus, K. Lepsius, Mahn, Mätzner, Schott, H. Steinthal, Spiegel, A. Weber, C. Weinhold** u. A., nebst Angaben über Inhalt und Methode, und ausführlichem Inhalt der aufgeführten Zeitschriften. Das Verzeichniss wird auf frankirte Bestellung portofrei zugesandt. (206)

Zur Shakespeare-Feier!
In meinem Verlage erschien soeben:

William Shakespeare
(in ganzer Figur.)

Nach dem Originalgemälde des Prof. Peter J. N. Geiger in Wien, lith. von C. Feederle in München, Druck von H. Müller in Stuttgart.
Preis auf chines. Papier 5 Thlr.

Pesth, den 8. März 1864. (198)
Gustav Heckenast.

Im Verlage von **George Westermann** in Braunſchweig erſchien:

Müller, O., Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (205)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Engliſches Leſebuch aus den bedeutendſten engliſchen Dichtern u. Proſaikern
von **Shakeſpeare** bis **Macaulay,**

mit einer Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Ausſprache, nebſt einer beſonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1862. (25 Bgn). gr. 8. geh. 25 Sgr.

Urtheile der Fachblätter. (202)

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Bernh. Schmitz dargereicht wird, das hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meiſterhaften an ſich. So liegt denn hier bereits in zweiter Auflage ein vortreffliches engliſches Leſebuch vor uns, das mit feinem Takt ausgewählte Stücke darbietet. — Eine beſondere und äußerſt werthvolle Zierde dieſer zweiten Auflage iſt die Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Literatur. Dieſes treffliche Buch nun, das auch recht gut ausgeſtattet iſt, können wir nicht genug empfehlen, es verdient die weiteſte Verbreitung.
Allgem. Schulzeitung.

„Dieſe mit Geſchick und Geſchmack veranſtaltete Sammlung liegt uns jetzt in einer zweiten, verbeſſerten und vermehrten Auflage vor. Der durch ſeine Lehrbücher und Kritiken bekannte Verfaſſer hat das Buch weſentlich ergänzt und bereichert. Durch die erläuternden Anmerkungen wird die Sammlung auch für den Selbſtunterricht brauchbar, für die Einführung in Schulen insbeſondere iſt ſie nicht nur wegen des intereſſanten Lehrmaterials, ſondern auch wegen der Deutlichkeit und Correktheit des Drucks ganz beſonders zu empfehlen."
Pädagog. Reform.

Gleich günſtig ſprechen ſich die Zeitſchrift f. d. Gymnaſialweſen und das Pädagogiſche Archiv aus.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 16.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten an, für England H. Bender, London, 8 Little Newport Street, Leicester Square.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 17. April **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.
Analogieen und Gegenſätze. Straßburg und Bremen 242
Die altnordiſche Philologie 244
Frankreich.
Das Interventions-Prinzip in unſerem Jahrhundert 245
Rußland.
General Michael Murawjew. Von dem Fürſten Peter Dolgorukow 248
Oſt-Aſien.
I. Die Preußiſche Expedition nach Oſtaſien, in den Jahren 1860 und 1861. W. Heine und G. Spieß 250
Nord-Amerika.
Die große Seeſchlange wieder einmal . . 251
Kleine literariſche Revue.
Die Tiedge-Stiftung 252
Die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn 253
Die heraldiſche Wiſſenſchaft in England und Amerika 253
Oeuvres politiques de Charlotte de Corday 253
John M. Kemble's nordiſche Alterthümer . 254
Ein Deutſcher in fremden Kriegsdienſten . 254
Humboldt über amerikaniſche Verhältniſſe . 254
Literariſcher Sprechſaal 254

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (219)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Shakespeare-Literatur.

Shakespeare's Works. Photo-lithographic Facsimiles of the earliest authoritative Texts. Part I. à 10sh. 6d.

— — Reprint of his collected works as put forth in 1623. Part I, II. à 10sh. 6d.

— — Edited by *W. G. Clark* and *J. Glover*. Cambridge-Edition. In 8 vol. Vol. I—III. à 10sh. 6d. each.

— — Edited by *A. Dyce*. In 8 vol. Vol. I. 10sh. 6d.

— — Edited by *Th. Keightley*. Eljeoin-Edition. Vol. 1. 5sh.

— — Cassell's illustrated edition. Part I. 6d.

— — Edited by *Staunton*. Illustration by *J. Gilbert*. 3 vol. Roy.-8. £. 2. 16sh.

— — Edited by *Th. Campbell*. Illustrated. In one Volume. 12sh.

— — Edited by *Steevens* and *Malone*. In one Volume. 10sh. 6d.

— — Edited by *W. Hazlitt*. 5 vols 15sh. 6d.

— Songs and Sonnets. Illustrated by *Gilbert*. Bound gilt edges. 7sh. 6d.

— Jest Books: Reprints of the early Jest-Books supposed to have been used by Shakespeare. 7sh. 6d.

— The Seven ages of Man. Depicted by *R. Smirke*. With 9 photographs. 5sh. (207)

Clarke, A. C., Shakespeare-Characters; chiefly those subordinate. 12 sh.

Friswell, J. H., Life portraits of W. Shakespeare: a history of the various representations of the poet, with an examination into their authenticity. Illustrated by Photographs of the most authentic Portraits, and with Views etc. by *Cundall, Downes & Co.* Cloth extra, gilt edges. £ 1. 1 sh.

Jephson, J. M., Shakespeare, his birth place, home and grave. A pilgrimage to Stratford on Avon in the autumn of 1863. With photographic illustrations by *E. Edwards*. A contribution to the Tercentenary commemoration of the poets birth. Cloth gilt £. 1. 1 sh.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In unſerem Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Sophia von Roſenberg,
geborne Markgräfin von Brandenburg.
Aus Böhmiſchen Quellen
von **Dr. L. Märker.**
Königl. Preuß. Geheimen Archivrath und Haus-Archivar S. M.
gr. 8. geheftet. Preis 10 Sgr.

Berlin, 1. April 1864.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker). (216)

So eben erscheint in einem zweiten, unveränderten Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM
UND **REDE ÜBER DAS ALTER,**
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (218)

Im Verlage von **F. C. W. Vogel** in Leipzig erſchienen ſoeben:

Shakſpeare
in ſeinem Verhältniſſe zu Deutſchland.
Ein Vortrag, gehalten von
G. L. Lemcke,
Prof in Marburg.
kl. 8. broſch. 4 Ngr.

Grundriß der Geſchichte
der deutſchen National-Litteratur
von
A. Koberſtein.
Vierte umgearbeitete Auflage.
III. Bandes. 5. Lieferung. gr. 8. broſch. 18 Ngr.
(I., II. u. III. Bandes 1—5. Liefg. 9 Thlr. 18 Ngr.

Die Schlußlieferung des III Bandes, womit zugleich das ganze Werk beendet ſein wird, erſcheint binnen Jahresfriſt. (210)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Analogieen und Gegenſätze.

Straßburg und Bremen.

Als Belege zu den Wandlungen der Zeit, die aus alten Analogieen neue Gegenſätze macht, möchten wir Straßburg im Elſaß und die freie Hanſeſtadt Bremen bezeichnen, die beide zu dem urſprünglich deutſchen auch fremde, und zwar die heterogenſten Elemente in ſich aufgenommen und verſchmolzen haben, wodurch ſie im Laufe der Zeiten in unmerklichem Uebergange ganz neue, unter ſich unähnliche Bildungen geworden ſind.

Schwäbiſch-oberrheiniſche Anſiedler bevölkerten das alte Argentoratum, Niederſachſen das alte Bremen oder Brema, und beide verehren in Karl dem Großen den Begründer und mächtigen Beſchützer ihrer Freiheiten. Unter dem Krummſtabe erwuchſen beide, anfangs als Sitze der geiſtlichen Herrſchaft zu Hauptorten ihrer reſp. Erzbisthümer gemacht, dann aber in ſelbſtbewußtem Bürgertrotze ſich auflehnend gegen jegliche Gewalt unter fortwährender Berufung auf kaiſerliche Rechte und deren unmittelbare Oberhoheit.

Bald aber gingen die Geſchicke der rheiniſchen Reichsſtadt und der Weſerbeherrſcherin weit auseinander. Schon als in den Kreuzzügen, wie in den Römerfahrten, die germaniſchen Stämme ſich um Ein gemeinſames Banner ſcharten, als der Reichsfahne in der Ottonen, der Salier und der herrlichen Hohenſtauffen ſtarken Händen die deutſchen Städte opferbereit und willig folgten, ſtellten ſich weſentliche Unterſchiede heraus zwiſchen der alemanniſchen und der niederſächſiſchen Stadt. Straßburgs Bürger folgten dem allgemeinen Heereszuge. Die Edlen des Elſaß nahmen Theil an dem vielbewegten, abenteuerlichen Leben jener hochromantiſch gefärbten, mittelalterlichen Zeit; Minneſänger und fahrende Ritter fanden gaſtliche Heimſtätte in den von der Natur ſo reich geſegneten Landen. Anders offenbarte ſich das Brauſen jener wild verworrenen Jugendkraft der germaniſchen Menſchheit an den Nordküſten unſeres Vaterlandes. Während die Heinriche und ihre Nachfolger die Markſteine deutſcher Kultur und Sitte gen Oſten immer weiter in das von Slaven beſetzte Land hineinſchoben, war Bremen eine Pflanzſtätte des Chriſtenthums für alle Küſtenländer des „deutſchen Meeres“ geworden und ſuchte mit immer größerer Entſchiedenheit ſeine Bedeutung in einer gefeſtigten handelspolitiſchen Stellung und in regen, lebhaften Verbindungen zur See. Glückliche Kriege erweiterten ſeine Macht und ſicherten ſeine Schiffe vor den Angriffen räuberiſcher Frieſen und Vitalienbrüder. Während der Kreuzzüge erſcheint ſeine Theilnahme eine durchaus ſelbſtändige, eigenartige, hervorragende. Man erinnere ſich ſeiner Betheiligung bei der Eroberung Portugals und Einnahme Liſſabons und der Begründung des deutſchen Ritterordens, von der der Chroniſt auf der Votivtafel im bremiſchen Rathhauſe naiv bemerkt:

Die von Bremen un Lübeck hen zuerſt angefenget,
Darnach hat ſich der Adel och mit angehenget.

Dieſe auseinanderſtrebenden Richtungen beſtimmten denn auch den Entwickelungsgang der beiden Städte. Sie fanden ſich nur noch einmal vorübergehend wieder vereinigt, und zwar während Deutſchlands allertraurigſter Zeit, der franzöſiſchen Occupation. Nach allem menſchlichen Ermeſſen werden ſie es wohl kaum jemals wieder werden, wenigſtens nicht bevor gewaltige Umwälzungen die alte Europa in ihren Grundfeſten erſchüttert haben, und ſo müſſen und wollen wir ſie heut betrachten und nehmen, wie ſie eben geworden ſind.

Für beide Städte bezeichnet der weſtfäliſche Friede den entſcheidenden Wendepunkt. Beide ſahen ſich, nachdem ſie in den Wogen des dreißigjährigen Krieges wie zwei gewaltige Leuchtthürme, die des Glaubens Licht hoch trugen, geſtanden, zwar frei von jeder, außer der kaiſerlichen, Oberhoheit erklärt, aber verlaſſen von ihren Volksgenoſſen, umlagert und umdroht von des Reiches mächtigſten, durch Liſt, Raub und Gewalt ſiegreichen Feinden: von den Franzoſen Straßburg, Bremen von den Schweden. — Aber während Straßburg, — unbeſchützt von dem im Breisgau ihm benachbarten Oeſterreich, — während der Schlüſſel zum Rhein, den Karl der Fünfte an Wichtigkeit weit über Wien geſchätzt, verloren ging und — nach wenig Decennien einer Scheinexiſtenz eigener Macht und Freiheit — durch Verrath und drückende Uebermacht dem ſchlauen Ludwig zufiel, hielt Bremen muthig Stand, bis Brandenburg's Sieg bei Fehrbellin ihm und den geſammten deutſchen Nord- und Oſtſee-Küſten die heiß erſehnte, mit manchem Blutstropfen erkaufte Erlöſung von dem übergewaltig laſtenden Drucke des ſkandinaviſchen Nordens brachte.

In jenen Zeiten, in welchen ſich die Bewegungsaxe des deutſchen Volkslebens und der Schwerpunkt ſeiner Macht aus dem katholiſchen Süden nach dem proteſtantiſchen Norden vorzuſchieben begann, weil die engherzige Hauspolitik der Habsburger eine Machterweiterung und Vermehrung des Reiches, die ihr möglicherweiſe gefährlich werden konnte, nicht wollte, noch förderte, wurde mit Straßburg einer der edelſten Steine aus der Krone deutſcher Städte gebrochen, und nun begannen veränderte Bedingungen ihr geſchäftiges Wirken, ſo daß, wer Bremen mit Straßburg vergleicht, die Geſchichte wird zu Hülfe nehmen müſſen, um die Aehnlichkeiten, die nichtsdeſtoweniger zwiſchen der freien Hanſeſtadt und den franzöſiſchen Departementshäuptern vorhanden ſind, aufzufinden und abzuklären.

Bremen blieb wacker auf dem eingeſchlagenen Wege, hielt gute Nachbarſchaft mit den ſtammverwandten Angelſachſen, mit denen jenſeits des deutſchen Meeres ſowohl, als mit denen jenſeits der weiten Atlantis; ſeine Flagge wehte auf allen Meeren, und ſeine Kaufleute gründeten Niederlaſſungen in allen bedeutenderen Handelsplätzen, die ihnen zur See erreichbar waren. Straßburg hatte fortwährend an militäriſcher Bedeutung gewonnen, je mehr ſich Frankreichs Gränze dem Herzen Deutſchlands genähert hatte; als es ſelbſt den Franzoſen zufiel, blieb es der Schlüſſel zum Rhein, aber in der Hand des Feindes und für ſein eigentliches Mutterland eine drohende Angriffsſtellung, eine immer friſch blutende Wunde. Birgt es auch unter der gleißenden wälſchen Hülle noch einen prächtigen, geſunden deutſchen Kern, ſo iſt doch ſeine ſelbſtändige Eigenart und politiſche Bedeutung aufgegangen im Neufrankenthum, während Bremen von dem angelſächſiſchen Nachbarn in Sitte und Art wohl Manches an- und in ſich aufgenommen hat, aber ſonſt doch äußerlich und innerlich grunddeutſch geblieben iſt.

Betrachten wir nun, nachdem wir die Geſchichte und allmähliche Entwickelung der beiden Städte an uns vorübergleiten ließen, ihre Stellung und Bedeutung in der mitlebenden Zeit. Das eigenthümliche Gepräge einer Stadt liegt in ihrem landſchaftlichen und monumentalen Charakter, und dieſer wird uns zunächſt einige wichtige Berührungs- und Anknüpfungspunkte bieten. Straßburg

Digitized by Google

liegt, wie Bremen, in einer fruchtbaren, reich bewäſſerten Ebene, die ſonſt aber des landſchaftlichen Reizes ermangelt. Nur daß von Straßburg aus der Blick bald in nebelige Ferne entrückt, bald durch den leuchtenden Sonnenſtrahl in ſcheinbar faſt greifbare Nähe gebracht, die Bergesketten beherrſcht, welche beide Ufer des herrlichen oberrheiniſchen Thales, das früher durch einen großen Landſee angefüllt geweſen ſein ſoll, beſäumen, während bei Bremen ſich rechts und links der Blick in das unendliche Flachland verliert.

Bei beiden Städten ſpielen die Waſſerverbindungen eine ſehr wichtige Rolle; ihnen verdankten und verdanken ſie zum Theil auch noch ihre handelspolitiſche Wichtigkeit. Aber während das weniger von der Natur begünſtigte, jetzt weitab vom Rhein, der früher ſeine Mauern beſpülte, gelegene Straßburg mit Eifer und Energie die künſtliche Vervollſtändigung ſeiner Kommunikation zu Waſſer betrieb, durch Kanäle ſich mit der Marne im Weſten, wie mit der Rhone im Süden in Verbindung ſetzt und den Lauf des Flüßchens Ill in der Weiſe regulirt, daß es jetzt durch, wie um die Stadt die Schiffahrt möglich macht, blieb das unweit der Weſermündung ungleich beſſer ſituirte Bremen hinter den Anforderungen zurück, welche Zeit und zunehmender Verkehr zu ſtellen berechtigt waren.

Zwar wenn man die Opfer erwägt, welche ein Staat von kaum 100,000 Seelen alljährlich für die Inſtandhaltung ſeiner Waſſerverbindungen bringt, und die in Summa jährlich 150- bis 200,000 Thaler*) Gold betragen, ſo ſollte man meinen, daß es nicht in den Leiſtungsmöglichkeiten einer einzelnen Stadt liegt, mehr zu thun. Es zeigt ſich aber hier, daß die unglückſelige deutſche Zerriſſenheit, weit entfernt, den Muth und das Selbſtvertrauen eines vom Reichskörper losgetrennten Gliedes zu ſtählen und zu ſtärken, auch dort vielmehr die redlichſten Anſtrengungen lahm legt, die thatkräftigſte Unternehmungsluſt untergräbt, weil jeder wacker Strebende fortwährend fürchten muß, von ſeinem nächſten Nachbar nicht nur allein gelaſſen, ſondern ſogar beeiferſüchtelt, contrariirt, behindert zu werden, ſo daß er zuletzt jede Freude an ſeinem Werke und die Luſt zur Ausführung verliert.

Frankreich verdankt ſeinen Tyrannen den Ausbau jenes großartigen Kanalnetzes, welches die fernſten Meere und Ströme mit einander in Verbindung ſetzt und, lange bevor noch Eiſenbahnen exiſtirten, den innern Verkehr faſt ausſchließlich vermittelte, während es jetzt noch eine nothwendige Ergänzung der Schienenſtränge bildet. Deutſchland, wie wir in dieſen Blättern mehrfach nachgewieſen und beklagt, hat für ſeine künſtlichen Flußverbindungen gar nichts oder wenigſtens nichts Entſcheidendes gethan und ſelbſt ſeine natürlichen in einer Weiſe vernachläßigt, die ihre Wichtigkeit und Bedeutung immer mehr in Frage ſtellen. Auch Bremen iſt von einer Unterlaſſungsſünde nicht völlig freizuſprechen. Nach dem Plane des genialen Ingenieurs Johann von Valkenberg, ſollte

*) Bremen zahlte 1862 für Inſtandhaltung des Fluſſes und ſeiner Schiffahrtsanſtalten:

Schlachten, Holzpforten, Theermagazin	9,348	Thaler Gold.
Die drei Häfen der Stadt	3,150	„ „
Bollwerke der Weſerufer	7,720	„ „
Hafen zu Vegeſack	2,670	„ „
Häfen zu Bremerhaven	63,264	„ „
Uferbauten, Baggerungen	54,000	„ „
Tonnen und Baken	11,058	„ „
Leuchtthurm und Leuchtſchiff	10,808	„ „
	162,018	Thaler Gold,

wobei etwaige Neubauten ꝛc. nicht mit eingeſchloſſen ſind.

die jetzige Neuſtadt (am linken Weſerufer) zur Anlage von Kanälen verwandt werden, welche von der Weſer in ſenkrechter Richtung abgezweigt und, nach Art der Hamburger Fleete, mit Packhäuſern eingefaßt worden wären. Furcht, theils vor der allzu ſchwierigen Reinigung, theils vor Entwerthung der Grundſtücke in der Altſtadt, kleinliche Motive verhinderten damals die Ausführung, und ſpäter hat ſich keine Gelegenheit wieder geboten. —

Noch wichtiger wäre die Führung eines vor Verſandung geſchützten, großen Schiffen zugänglichen Kanals bis zur Nordſee geweſen. — Hier hätte ganz Deutſchland mitwirken ſollen. — Es giebt gemeinnützige Unternehmungen, welche für die Politik im Großen wichtiger ſind, als gewonnene Schlachten. Ein ſolches würde noch zu dieſer Stunde der Eider-Kanal ſein, welcher Nord- und Oſtſee in kürzeſte Verbindung ſetzend, den Strom des Weltverkehrs in unſere deutſchen nordalbingiſchen Herzogthümer lenken, dieſe innig und unauflöslich mit dem alten Vaterlande verbinden, die Lebensadern Dänemarks, jenes unberechtigten Paraſitenſtaates, durchſchneiden und damit unſere Stellung im Norden für immer ſichern würde.

Jetzt, nachdem die Eiſenbahnverbindung mit Bremerhaven hergeſtellt, iſt der Bau jenes Kanals, obwohl noch immer wünſchenswerth, doch kein ſo unabweisbares Bedürfniß mehr und ſchwerlich wird er wohl nun zu Stande kommen. Wahrlich die gute Hanſeſtadt iſt weit entfernt von franzöſiſchen Sympathien*) und hat gewiß am Allerwenigſten Grund zu ſolchen, aber feſt gewurzelt iſt in vielen, namentlich älteren Bürgern die Ueberzeugung — und es kann uns nicht einfallen, ſie zu bekämpfen — daß, wenn Napoleon, der ja auch in dieſen Gegenden der erſte Erbauer von kunſtvollen Heerſtraßen, wie ſie dem neuzeitlichen Verkehr dienen konnten, war, länger geherrſcht, er gewiß jenen Kanal zum Meere vollendet hätte, um ſo mehr, als derſelbe in ſeinem ſtrategiſchen Kalkül eine wichtige Rolle ſpielen mußte. Hoffentlich iſt unſere Zeit und die nächſte Zukunft berufen, zu zeigen, daß unſer Land, auch ohne die politiſche und adminiſtrative Centraliſation Frankreichs zu beſitzen, um die wir es keineswegs beneiden, im Stande iſt, Kriegs- und Friedenswerke zu ſchaffen und hervorzubringen, welche den unbedingten Einſatz aller Kräfte der geſammten Nation fordern und erheiſchen.

Wenn wir nun den monumentalen Charakter der beiden Städte, ihre Architektur in den allgemeinen Grundzügen, ſowie in den beſonderen Anwendungen bei privaten und öffentlichen Gebäuden, Tempeln der Kunſt und Gottesverehrung ins Auge faſſen, ſo zeigt es ſich, daß, trotz aller Stammeseigenthümlichkeiten, deren äußerſte Pole wohl die Bewohner von Argentoratum und Bremen unleugbar repräſentiren, doch ein gemeinſames Einheitsbewußtſein der Volksgenoſſenſchaft zu allen Zeiten beſtand und daß daſſelbe, mehr noch als in der Sprache, in den Gewohnheiten und Sitten, in dem feſten, treuen Bürgerſinne, ſowie in den Bauwerken, in Wiſſenſchaft und Kunſt ſeinen Ausdruck fand. — Himmelanſtrebend in tauſend Pfeilern, gothiſchen Spitzen und Thürmen grüßt Erwin von Steinbachs wundervoller Bau ins grüne Rheinthal hinab, durch das ſich wie ein breites ſilbernes Band der herrliche Strom noch in jugendlicher Manneskraft und Schnelle hindurchzieht. So urdeutſch iſt dieſer Bau, daß ihn die Gallomanen der Revolution abbrechen wollten, weil er etwas Hohes, Erhabenes, Außerordentliches und Individuelles war, das in die allgemeine Gleichheit nicht paßte, und nur dadurch gerettet werden konnte, daß man auf den einzig vollendeten

*) Napoleon ſelbſt ſagte 1812: Ma bonne ville de Brême est la plus mal intentionnée de tout mon empire.

Digitized by Google

von den vier projektirten Thürmen eine rieſenhafte Jakobinermütze ſtülpte, die jetzt noch in der Straßburger Stadtbibliothek aufbewahrt wird. Gegen dieſen Wunderrieſen gothiſcher Baukunſt ſtehen nun freilich die kirchlichen Bauten Beemens weit zurück. Es liegt auch eben ſo wenig im Vermögen einer einzelnen Stadt, nach ihrem Belieben ein ſolches Wunderwerk, zu deſſen Herſtellung die ungetheilten Anſtrengungen ganzer Generationen der Ruhe, des Friedens und Glückes nöthig ſind, zu erzeugen, als es im Vermögen eines Vaters liegt, ſeinen Sohn zu einem bedeutenden Manne zu prädeſtiniren, wenn deſſen Anlagen und die Zeitverhältniſſe nicht angethan ſind, ihn zu einem ſolchen zu entwickeln. — Aber wie ein bedeutender Mann von ſeinem Lichte zurückſtrahlt auf ſeine ohne ihn in beſcheidenes Dunkel gehüllte Umgebung, ſo drückt auch ein bedeutender Bau, der Jahrhunderte hindurch die geſammten materiellen, finanziellen und geiſtigen Kräfte einer Stadt konzentrirte und zum Theil für ſich in Anſpruch nahm, dieſer ſelbſt ſeinen unverkennbaren Stempel auf. Die Reſte jener Zeit nun geben uns die entſcheidenden Vergleichungspunkte. Es finden ſich beiſpielsweiſe die Steinbildwerke der klugen und der thörichten Jungfrauen, die das Hauptportal des Straßburger Münſters zieren, mit ihrem idealen Geſichtsſchnitte, ihrem weichen, gefälligen Faltenwurfe in der Gewandung getreulich wieder unter den Bildhauerarbeiten des Bremer Domes, die überwölbten Verkaufshallen, Gewerbelauben (Rue des Arcades) genannt, in Straßburg, eine in vielen mittelalterlich deutſchen Städten wiederkehrende Erſcheinung, erinnern lebhaft an die großen, vorn offenen Hallen des Bremer Rathhauſes u. ſ. w. — Aber auch bauliche Beſonderheiten ſind vorhanden, die mit den Stammeseigenthümlichkeiten in enger Beziehung ſtehen. An Stelle jener überhängenden Bauten in den engen reichsſtädtiſchen Gaſſen, die man zu einer Zeit, als die Erfindung der Regenſchirme noch nicht gemacht worden war, immer geſchützt und trockenpaſſiren konnte, treten in Bremen die hohen niederſächſiſchen Giebelhäuſer mit ihren ſchmalen, bald halbrunden, bald kreisförmigen, bald eckigen kleinen Fenſterluken und den vorſpringenden Erkern im Erdgeſchoß. Fortbildungen und Weiterentwickelungen jener niederſächſiſchen Bauernhäuſer mit ihren großen Fluren und Tennen, von denen aus eben ſo wohl die Viehſtälle, als die Familienzimmer zugänglich ſind.

In ſeinen bürgerlichen Bauten iſt Bremen groß, faſt unerreicht. Das Rathhaus mit ſeinem Weinkeller, den Heine und Hauff mit poetiſchem Hauche verklärten, mit ſeinen hiſtoriſchen Ueberlieferungen, die von keckem Bürgertrotze, fröhlicher Thatkraft und energiſchem Freiheitsſtreben erzählen; der Schütting, die neue Börſe, die ſtreng in altem Stile gehalten, nun faſt vollendet iſt, und viele andere geben Zeugniß von dem Reichthum und Gemeinſinn der freien Hanſeſtadt, der ſich auch jetzt noch häufig genug in lobenswertheſter Weiſe durch Werke der Liebe und Wohlthätigkeit großartig manifeſtirt.

Wir gehen für diesmal theilnahmlos an den herrlichen tiefen Einblicken vorüber, welche beide Städte in mittelalterliches Treiben und Thun, namentlich in die Geſchichte der Entwickelung des deutſchen Handels gewähren, und bezeichnen nur flüchtig noch die Stellung, die ſie gegenwärtig im Gefüge der Staaten Europas einnehmen, ſehen zu, welche Machtelemente ſie bergen, um daraus mit einiger Sicherheit auf ihre fernere Zukunft ſchließen zu können.

Straßburg beherrſcht den Oberrhein, Bremen die Unterweſer. Beide haben einen von der Natur der Dinge ihnen angewieſenen, beſtimmt umgränzten Wirkungskreis, deſſen Bewegungscentrum in ihnen feſtliegen muß. Als Straßburg vom deutſchen Reiche losgeriſſen wurde, verlor es die Hälfte jenes ihm naturgemäß zugehörigen Landgebietes, aber die neue Zeit mit ihren raſchen Verbindungen und Transaktionen, die keine Gränze mehr reſpektiren, hat es ihm zum Theil wiedergegeben. Es bildet einen wichtigen Knotenpunkt in dem großen centraleuropäiſchen Netze, das mit eiſernen Banden den ganzen Erdtheil umſpannt. — Bremen wird erſt dann in gleich günſtiger Lage ſein, wenn es durch die projektirte Hamburg-Venloo-Bremen-Pariſer direkte Bahn in raſcheſte Veebindung mit dem Weſten wie mit dem Oſten getreten.

Schon jetzt aber erfreut es ſich eines großen Vortheils, der ſchwer wiegt in dem geſtaltungsfreudigen Leben unſerer Zeit.

Wäheend auf Straßburgs Wällen finſtere Kanonenſchlünde drohen, klappern auf den ſeinigen, die in höchſt anmuthige Anlagen verwandelt ſind, friedliche Mühlen, die nicht Pulver, ſondern Korn zu Mehl klein mahlen. Dabei vergeſſen ſeine Bürger nicht, daß gerüſtet zu ſein zur Vertheidigung des heimiſchen Herdes und der Freiheit erſtes Lebensbedingniß auch des kleinſten Staates und echte Bürgertugend iſt. Wir hoffen, beim nächſtjährigen deutſchen Bundesſchießen in Bremen die Bremenſer Jugend waffengeübter zu finden, als in irgend einem deutſchen Staate, der die allgemeine Wehrpflicht nicht hat. — Hier alſo ein freies, eigenartiges Gemeindeleben, geſtützt auf Reichthum, Macht und Bildung; dort die einſtige Selbſtändigkeit erlegen unter dem Druck der eiſernen, alles abſorbirenden Centraliſation.

Wie ganz anders würde ſich Straßburg und das elſaſſer Land unter deutſcher Oberhoheit entwickelt haben! Aber ſo beklagenswerth für uns ihr Verluſt auch ſcheint und immer bleiben wird, iſt er doch nicht ohne nachträgliche providentielle Rechtfertigung.

Die Einverleibung des Elſaß rettete vor zwei Jahrhunderten den ſchon am Boden liegenden, durch die Dragonaden des großen Ludwig faſt zu Tode gehetzten franzöſiſchen Proteſtantismus und mit ihm eines der wichtigſten Zukunfts-Elemente des neu ſich geſtaltenden Frankreich. Jetzt ſcheinen jene deutſchen Provinzen beſtimmt, das große Zauberwort auszuſprechen und für die Durchführung der Sache den feſten Kern abzugeben, an dem ſich kryſtalliſirend weitere Bildungen anſetzen, jenes Zauberwort, das allein Frankreich die Freiheit und Europa die Ruhe wiedergeben kann: Decentraliſation.

Augenblicklich wird Deutſchland ſeine ganze Kraft und Aufmerkſamkeit gegen Norden und Oſten zu richten haben, während es ſich im Weſten auf die bloße Defenſive, die „Wacht am Rhein" beſchränken kann. Dort, in unſeren nordalbingiſchen Herzogthümern, wo Deutſchlands Ehre verpfändet iſt, gilt es, ſie einzulöſen, wenn auch mit großen Opfern an Gut und Blut, um mit ihr die Baſis aller nationalen wie materiellen Weiterentwickelung zu erkämpfen: Sicherheit unſerer Küſten und Freiheit unſerer Meere. — Wirke denn Jeder, ſo viel er kann, in ſeinem Kreiſe, bis aus unſerem gemeinſamen Zuſammenwirken das Große erſprießt und erblühet.

E. S. von Mühlberg.

Die altnordiſche Philologie.

Wie Dr. Mahn ſeinen auf der Meißner Philologenverſammlung gehaltenen Vortrag über die romaniſche Philologie durch den Druck veröffentlichte (ſ. Nr. 2 d. M.), ſo auch Profeſſor Dr. Theo-

Digitized by Google

vor Möbius den ſeinen über die altnordiſche Philologie in Skandinavien.*)

Wenn auch das Studium des Altnordiſchen einen Beſtandtheil der germaniſchen Philologie überhaupt ausmacht und demgemäß auch in Deutſchland mit mehr oder weniger Eifer betrieben wird, ſo ſind in unſerem Vaterlande doch nur wenige Gelehrte zu finden, welchen das Altnordiſche wirkliche und ausſchließliche Fachwiſſenſchaft iſt. Zu ihnen gehört auch der durch verſchiedene einſchlagende treffliche Arbeiten bereits gekannte und als Autorität anerkannte Theodor Möbius in Leipzig, und ſo war es von Dieſem eine ſehr dankenswerthe Bemühung, den in Meißen verſammelten germaniſtiſchen Philologen einen Bericht abzuſtatten über die altnordiſchen Studien in den Ländern, wo dieſelben ihre eigentliche und naturgemäße Heimat haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Skandinavier der altnordiſchen Philologie gegenüber eine andere Stellung einnehmen, als etwa wir Deutſchen, die Engländer und Andere. Das Alterthum, dem ihre philologiſche Forſchung in dieſem Falle gilt, iſt für ſie nicht ein beliebiges, ſondern dasjenige, zu dem ſie als der Baſis, als der Vorſtufe ihrer heutigen volksthümlichen Entwickelung, in dem lebendigen Bewußtſein des innigen Zuſammenhanges dieſer mit jener hingeführt werden, es iſt das eigene, das nationale Alterthum. Und ſo iſt die altnordiſche Philologie ihnen nationale Philologie, ein Umſtand, der ganz vorzugsweiſe in der betreffenden Wiſſenſchaft zur Geltung kommt.

Ueber den Begriff „altnordiſch“ in Beziehung auf Sprache und Literatur herrſchen nicht immer richtige Anſchauungen. Möbius belehrt uns darüber folgendermaßen: „Was den Ausdruck „altnordiſch“ in ſeiner Anwendung auf die Sprache betrifft, ſo folge ich dem herrſchenden Gebrauch, ſo weit damit die Sprache der Edda's, der Saga's u. ſ. w. bezeichnet, — nicht aber, ſo weit dieſe Sprache — wie es doch durch „altnordiſch“ von ihr prädicirt wird, — hiermit als die einſt dem ganzen ſkandinaviſchen Norden gemeinſame bezeichnet werden ſoll. Der allein richtige Ausdruck würde altnorwegiſch-isländiſch ſein, und ſo wenig ein mit dem Sachverhalt nur einigermaßen Vertrauter da von altdeutſch ſpricht, wo er das zeitliche Nacheinander von althochdeutſch und mittelhochdeutſch zu trennen verſteht, wird man im vorliegenden Falle nicht altnordiſch ſagen, ſobald man ſich des dialektiſchen Nebeneinander von altnorwegiſch-isländiſch und ſchwediſch-däniſch bewußt geworden.“

Somit kann in dieſem engeren Sinne die altnordiſche Philologie nur für die Norweger und Isländer eine nationale ſein, jedoch iſt ſie es auch für die Schweden und Dänen geworden. Denn dieſe Letzteren haben in der Zeit, als die politiſchen Verhältniſſe den Isländern und Norwegern jede Gelegenheit zu nationaler Bethätigung entzogen, der altnordiſchen Philologie einen ſolchen Eifer zugewandt, als ſei es in Wahrheit ihre eigenſte.

Im Einzelnen ſucht nun der Verfaſſer den Antheil zu ſchildern, den die Schweden, die Dänen, die Isländer, die Norweger an den altnordiſchen Studien nehmen, und verweilt namentlich bei den zuletzt genannten, die zwar erſt ſeit einigen 20 Jahren, jedoch mit um ſo größerem Eifer ſich ihnen zugewandt haben. Die Beſtrebungen in Dänemark finden ihren Halt in Geſellſchaften und Inſtituten, wie ſie die deutſche Philologie nicht aufzuweiſen hat. Voran ſteht die Königliche Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde, weil ſie von Seiten der Regierung thatkräftig unterſtützt wird. Die Arna-Magnäaniſche Kommiſſion und die nordiſche Literaturgeſellſchaft haben mehr private Natur. Nach der Charakteriſtik der verſchiedenen Richtungen und Arbeitsgebiete, an denen die einzelnen ſkandinaviſchen Völker Theil haben, geht Möbius zur Angabe deſſen über, was von ihnen auf dem Gebiete der altnordiſchen Grammatik und der Kritik und Interpretation altnordiſcher Texte geleiſtet worden. In dieſer Beſprechung handelt es ſich hinſichtlich der Veröffentlichung altnordiſcher Quellen natürlich darum, was iſt herausgegeben worden, und wie iſt es herausgegeben worden? Wie bei uns, ſo iſt auch im Altnordiſchen die Grammatik von größter Wichtigkeit. Auf dieſem Gebiete ſind es vor Allen drei Männer, die wiſſenſchaftlich Werthvolles geleiſtet haben, wenigſtens für ihre Zeit, nämlich Raſk, Munch (geſprochen Munk) und Gislaſon, deren Verdienſte uns von Möbius im Einzelnen geſchildert werden. Unter den jüngeren aufſtrebenden Kräften, an denen die altnordiſche Wiſſenſchaft in ihrem Vaterlande keinen Mangel hat, zeichnet ſich beſonders K. J. Lyngby aus.

Die Darſtellung dieſer gewiß nur wenig bekannten Studien- und Gelehrtenverhältniſſe zeugt von außerordentlicher Sachkenntniß, und dies wurde auch von einem Norweger, Gymnaſiallehrer Dr. Lökke aus Chriſtiania, auf der Philologenverſammlung öffentlich ausgeſprochen, wie wir in einem Berichte über die Sitzungen der germaniſtiſch-romaniſtiſchen Section mit Freuden geleſen haben. Dr. Lökke hat auch ſeinen Landsleuten die Abhandlung Möbius' durch Ueberſetzung bekannt gemacht.

Bn.

*) Ueber die altnordische Philologie im skandinavischen Norden. Ein vor der germanistischen Section der Philologen-Versammlung zu Meissen [29. Sept. bis 2. Oct. 1863] gehaltener Vortrag von Dr. Theod. Möbius, Professor an der Universität zu Leipzig. Leipzig, Serig, 1864.

Frankreich.

Das Interventions-Prinzip in unſerem Jahrhundert.

Das Dictionnaire général de la Politique*) enthält in ſeiner achten Lieferung einen Artikel über „Intervention“, der unter dem Eindruck der Einmiſchung Frankreichs in die mexikaniſchen und polniſchen Wirren geſchrieben iſt; er kritiſirt unter der Maske des naturrechtlichen Standpunktes die kaiſerliche Politik ziemlich ſcharf und iſt ſowohl deswegen, als auch wegen einer kurzen Zuſammenſtellung der wichtigſten Interventionen in unſerem Jahrhundert intereſſant. Nicht minder kann dieſe ſtaatsrechtliche Erörterung den Diplomaten ein Fingerzeig ſein, die ſich jetzt wieder anſchicken, in den Angelegenheiten eines fremden Volkes und eines fremden Fürſten, in der ſchleswig-holſtein'ſchen Frage, zu interveniren, ohne dieſes Volk und den berechtigten Fürſten gehört zu haben. Der franzöſiſche Staatsrechts-Kenner ſagt zunächſt:

„Nach ſeiner etymologiſchen Bedeutung bezeichnet der Begriff Intervention einen Schiedsrichterſpruch; aber wenn die Function eines Schiedsrichters vor allen Dingen verlangt, daß er ſelbſt bei der zu richtenden Streitfrage völlig unintereſſirt ſei, ſo darf man in der Politik auf die etymologiſche Bedeutung des Wortes Intervention kein großes Gewicht legen; die Einmiſchung des einen Staates in die Angelegenheiten des anderen trägt in der Regel ein ſehr ſelbſtſüchtiges Gepräge.

*) Par Maurice Block. Paris, O. Lorenz, 1863—64.

Digitized by Google

Der Grundſatz, von welchem das Interventions-Recht theoretiſch hergeleitet werden kann und wirklich hergeleitet worden iſt, liegt in der Anerkennung eines allgemeinen Menſchenrechtes, in der Einheit der menſchlichen Entwickelung, in der moraliſchen und materiellen Solidarität der Intereſſen aller Völker, einer Solidarität, welche höher ſteht als alle partikularen Geſetze und Staatseinrichtungen. Nil humani mihi alienum puto — Nichts iſt mir gleichgültig, was für die Geſammtheit von Intereſſe iſt — ſo lautet das Glaubensbekenntniß eines Mannes, der an die Fortentwickelung der Menſchheit glaubt, ſei er Europäer oder Aſiate, aber darf man wegen dieſer fernliegenden Intereſſen nähere Pflichten vernachläßigen? und darf überhaupt jener Grundſatz, der für das Individuum gilt, auch Geltung für den Staat beanſpruchen?

In unſerem Lande, welches der Begeiſterung für allgemeine Ideen ſo zugänglich iſt, wird das Recht, im Namen der Humanität in die inneren und äußeren Angelegenheiten anderer Völker zu interveniren, faſt als ein durch göttliche Inveſtitur verliehenes betrachtet, und dieſe edle Anſchauungsweiſe hat uns oft genug vergeſſen laſſen, wie weit wir noch davon entfernt ſind, in unſerem eigenen Staate nur lobenswerthe Einrichtungen zu beſitzen. Und dabei haben wir gar nicht gefragt, ob es überhaupt heut ſchon ein menſchliches Geſetz — wir abſtrahiren natürlich von den Grundprinzipien des geſelligen Verkehrs — gäbe, ſo feſtſtehend, ſo unabänderlich, daß es von aller Welt anerkannt wäre und das daher als unangreifbarer Maßſtab dienen könnte für die Beziehungen eines Volkes zu ſeiner Regierung und nun gar für die Beziehungen der einen Nation zur anderen? Ein einziger Blick auf die Geſchichte und auf die Gegenwart belehrt uns, wie weit entfernt wir noch von dieſer Culturſtufe ſind.

Indeß ob mit Recht, ob mit Unrecht: die Intervention wird tagtäglich geübt, offen oder auf Umwegen, zum Nachtheil der allgemeinen Moral; denn ſie mußte ja allem Länderraub, aller Staatsrache, ja ſelbſt perſönlichem Haſſe zum beſchönigenden Vorwande dienen. Statt den Krieg zu verhindern, rief ſie oft aus kleiner Veranlaſſung einen allgemeinen Weltbrand hervor, den ſie ſchürte unter dem gleißneriſchen Vorgeben, die Grundſätze ewiger Gerechtigkeit zu vertheidigen gegen leichtſinnigen oder böswilligen Uebergriff.

Die bedeutendſten Schriftſteller, welche über Völkerrecht geſchrieben haben, gaben ſich die größte Mühe, das Gebiet des Interventionsrechtes zu erläutern und abzugränzen; vergebens, es gelang ihnen nicht einmal, eine poſitive Definition deſſelben aufzuſtellen. Vattel, Wheaton, v. Martens, Pinheiro Ferreira ſind ſämmtlich der Anſicht, daß das Interventionsrecht überhaupt nur Platz greifen kann, wo es ſich um äußere Angelegenheiten eines Staates handelt, daß aber die Fälle, in denen eine Intervention bei Streitigkeiten von internationaler Bedeutung erfolgen darf, nach ihrer Zahl und Art äußerſt beſchränkt ſeien — aber keiner von den Autoren wagte einen Verſuch, dieſe Fälle zu ſpezifiziren.

Im Verlauf des letzten Jahrzehnds haben einige Politiker im Gegenſatz zum Prinzip der Intervention das Recht der Nicht-Intervention angerufen; ſie haben bei der Biegſamkeit der diplomatiſchen Begriffe einer reinen Negation eine poſitive Bedeutung zu geben verſucht. Anſtatt einfach das Recht eines Volkes anzuerkennen, daß daſſelbe ſeine inneren Einrichtungen, ſeine äußeren Verträge und Allianzen nach ſeinem eigenen Ermeſſen regeln dürfe, geſtehen ſie dieſes Recht nur negativ zu, indem ſie verlangen, daß Jeder nur um ſich allein ſich kümmere.

Indeß wir wollen auf dieſe rein theoretiſche Differenz kein großes Gewicht legen, da wir bereits praktiſche Verſuche der Regierungen in genügender Anzahl haben, Verſuche, dem Interventionsrecht wenigſtens einigermaßen ſeine willkürlichen Gränzen zu nehmen. Einen ſolchen Verſuch machte zuerſt die engliſche Regierung im Jahre 1820, zur Zeit der Kongreſſe von Troppau und Laybach. Es handelte ſich um das neapolitaniſche Volk, welches ſeinem Regenten einige Garantien gegen Despotie und Willkürherrſchaft abgerungen hatte; eine Volksbewegung war geglückt, der König dankte zu Gunſten des Herzogs von Calabrien ab, und es wurde eine Conſtitution verliehen. Die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der König von Preußen waren damit nicht einverſtanden und beriefen einen Kongreß der Staaten, welche die Wiener Traktate unterzeichnet hatten, um „im öffentlichen Intereſſe" die Zurücknahme der gemachten Konzeſſionen zu erwirken. England verſagte ſeine Betheiligung, und ſeine damals abgegebene Erklärung verdient wiederholt zu werden, denn ſie leitete die Politik der Nicht-Intervention ein, die in Europa wenigſtens in vielen Fällen, wenn auch nicht in allen, zur Anwendung kam.

„Indem die engliſche Regierung zugeſteht, daß ein Staat wohl das Recht beanſpruchen kann, ſich in die Angelegenheiten eines anderen einzumiſchen, iſt ſie doch der Anſicht, daß von dieſem Recht nur in den dringendſten Nothfällen Gebrauch gemacht werden darf; namentlich iſt ſie der Meinung, daß eine Volksbewegung, welche innerhalb der Gränzen des Staates bleibt, zur Intervention keine Veranlaſſung giebt, und vollends unangemeſſen ſcheint es ihr, daß bei einer ſolchen Gelegenheit die Intervention als Baſis einer Allianz diene. Sie wiederholt, daß das Interventionsrecht nur in den ſeltenſten Fällen zur Anwendung kommen dürfe."

Wir ſind weit entfernt davon, dieſe politiſchen Grundſätze und die Zurückhaltung Englands als einen Beweis der Achtung anzuſehen, welche daſſelbe der Unabhängigkeit und dem Selbſtverwaltungsrecht der Völker zollte: wir wiſſen ſehr wohl, die Politik wurde damals wie heut von Intereſſen diktirt und nicht von Prinzipien. Indeß die öffentliche Meinung hält ſich doch gern an ſolche günſtige Interpretationen, indem ſie hofft, die beſſeren Grundſätze durch unabläſſige Wiederholung zur allgemeinen Anerkennung und dadurch auch zur Wirkſamkeit zu bringen.

Das ſonderbarſte Reſultat des Kongreſſes zu Laybach war der an die Spitze geſtellte Grundſatz der intervenirenden Mächte, es ſolle ein Souverän verhindert werden, ſeinem Volke Konzeſſionen zu machen, oder richtiger ausgedrückt, dem Volke diejenigen Rechte wiederzugeben, die ihm widerrechtlich genommen worden waren. Die Entſcheidung ging dahin, daß in Neapel der Abſolutismus rekonſtituirt werde, daß der alte König wieder die Regierung übernehme und daß nöthigenfalls für dieſe beiden Zwecke Waffengewalt angewendet werden ſolle. Oeſterreich wurde mit der Exekution beauftragt, ſeine Armee drang in das Königreich beider Sizilien und hielt während mehrerer Jahre auf Koſten Neapels die hauptſächlichſten Städte des Königreichs beſetzt.

Ein Jahr ſpäter erhob ſich Piemont und proklamirte eine Conſtitution nach dem Muſter der ſpaniſchen Verfaſſung von 1812: neue Intervention, neue Verurtheilung des inſurrectionellen Aktes der piemonteſiſchen Nation und Wiedereinführung des Abſolutismus. Wiederum fiel Oeſterreich die Rolle der Exekution zu.

Die alliirten Staaten rechtfertigten ihr Vorgehen in folgender Weiſe: „Die Revolution, welche eine legitime Regierung ſtürzt, löſt nicht nur in dieſem Lande die Bande der Ordnung, ſondern giebt zugleich für alle übrigen Staaten ein gefährliches Beiſpiel

Digitized by Google

zur Auflehnung gegen alle geſetzlichen Einrichtungen.“ (Man ſprach damals noch von geſetzlichen Einrichtungen und noch nicht von göttlicher Ordnung; der Verſuch, ſeine Willkür für göttliche Ordnung auszugeben, iſt eine Erfindung der ſpäteren Zeit.) „Die Wiederherſtellung der legitimen Zuſtände iſt daher eine Wohlthat für das revolutionirte Land und eine mahnende Warnung für alle übrigen!“

Zwei Jahre ſpäter führte Spanien ſeine alte Conſtitution wieder ein; dieſes Mal war Frankreich der Exekutor der heiligen Allianz, ſeine Waffen zerriſſen das nationale Uebereinkommen und führten jenſeits der Pyrenäen den Abſolutismus wieder ein.

Bei Gelegenheit der Erhebung der ſpaniſchen Kolonien erfolgte ein neuer Verſuch zum Interveniren — indeß dieſes Mal nahmen die Vereinigten Staaten Partei für die Revolution; England erklärte ſich bereit, die unabhängigen Regierungen, welche ſich gebildet hatten, anzuerkennen, und die heilige Allianz mußte auf die konſequente Durchführung ihres Prinzips verzichten.

Der Tod Johann's VI. rief 1825 auf den portugieſiſchen Thron ſeinen älteren Sohn Dom Pedro, damals Kaiſer von Braſilien. Die Conſtitution dieſes letzteren Reiches geſtattete nicht die Perſonal-Union mit einem anderen Staate; Dom Pedro verzichtete deshalb zu Gunſten ſeiner Tochter Maria und führte die Regierung derſelben mit der Ertheilung einer Conſtitution ein. Da erhob ſich ein Prätendent unter den Auſpizien der Großmächte; Frankreich unterſtützte Dom Miguel, aber England erklärte ſich ſehr entſchieden für die konſtitutionelle Regierung Maria's, ſchickte eine Armee nach Portugal und erzwang durch dieſe materielle Hülfe auch die Anerkennung der übrigen Mächte.

1826 bildete ſich eine neue Intervention, und dieſes Mal iſt England im Bunde mit Frankreich und Rußland zu Gunſten der griechiſchen Revolution; man vernichtet die türkiſche Flotte, und nun wird die Revolution legitim.

Vierzehn Jahre ſpäter intervenirt Frankreich zu Gunſten des türkiſchen Reiches, und Europa iſt bereit, ſich in einen allgemeinen Krieg zu ſtürzen, um dasjenige Land zu vertheidigen, welches einen kurzen Zeitraum vorher von ihm ſo arg mitgenommen worden war.

Seit 1848 brachte faſt jedes Jahr eine neue Intervention:

die römiſche Intervention zur Wiederherſtellung der weltlichen Macht des Papſtes;

die Intervention in der Krim zur Erhaltung der Integrität des türkiſchen Reiches;

die Intervention in Italien zur Wiederherſtellung der italiäniſchen Nationalität;

die Intervention in Syrien zum Schutze der Chriſten am Libanon;

die Intervention in China und Cochinchina unter dem Vorwande, Repreſſalien zu nehmen für Grauſamkeiten, welche gegen Miſſionäre begangen worden, in Wahrheit jedoch, um den Kreis der kommerziellen Beziehungen Frankreichs und Englands zu erweitern;

die Intervention in Mexiko, über deren Vorwand wir erſt kein Wort verlieren wollen, da die öffentliche Meinung bereits gerichtet hat.

Schließlich die Intervention in Polen; hier iſt einmal das von den Staaten betonte Interventionsrecht in wirklicher Uebereinſtimmung mit den Geboten der Menſchlichkeit und der geſunden Vernunft; im Grunde könnte man hier auch eine Uebereinſtimmung mit dem Staats-Intereſſe finden, dieſem geheimnißvollen und vielgeſtaltigen Intereſſe, das die unglaublichſten Unternehmungen und die widerſprechendſten Aktionen verlangt, das Charakter und Argumente beliebig modelt, je nach der Zeit und den Verhältniſſen, das in kurzen Zwiſchenräumen ſich mit den Gegenſätzen befreundet und das faſt immer Hekatomben von Menſchen und Kapitalien verlangt.

Alles in allem iſt die Intervention der Krieg, und der Krieg iſt die Unterordnung des Bürgerſinns unter das militäriſche Belieben, und mit den Gefahren und Greueln des Krieges blüht die Aera der „Staatsretter“. Scipio ſtellt die Gracchen in Schatten und ebnet den Pfad für die Cäſaren. Die Strenge der öffentlichen Moral verwiſcht ſich allmählich vor der Corruption der ſchmachvoll erworbenen Reichthümer; der Ruhm der großen Feldherren hat an ſeine Ferſen die Verderbniß der Sitten geheftet; der Krieg ſchießt ebenſo Breſche in die Tüchtigkeit der Menſchen wie in die Finanzen des Staats.

Es geſchah im Namen des Interventionsrechtes, daß Katharina II. die Theilung Polens einleitete; unter Anrufung deſſelben Rechtes ſanktionirten Preußen und Oeſterreich dieſe Uſurpation, indem ſie ſich bei dem Raube betheiligten. Unter der Fahne deſſelben Rechtes hat England allmählich die eingeborenen indiſchen Fürſten, welche Hindoſtan beherrſchten, entthront; unter dem Vorwand der Intervention ſchleuderte der Herzog von Braunſchweig ſein berühmtes Manifeſt gegen das revolutionäre Frankreich, welches auf jenes Manifeſt mit ſo vielen ſiegreichen Schlachten antwortete — und doch war die franzöſiſche Revolution eine rein innere Angelegenheit; in der Zeit ihrer Entſtehung hatte ſie nichts von dem propagandiſtiſchen Charakter, welchen ſie ſpäter erhielt. Man kann wohl ſagen: die intervenirenden Mächte verletzten die nationale Autonomie, und das Prinzip der Intervention, welches ſie durch eine Reihe von Schriftſtücken zu rechtfertigen verſuchten, war zugleich ein gebrechlicher Stab und ein zweiſchneidiges Schwert; in Ermangelung eines ſcharf umſchriebenen und in ſeiner Anwendung feſtſtehenden Gemeinrechts, das die Völker anerkennen wie die zehn Gebote, gleichviel welches der Stand ihrer Civiliſation ſei, iſt jenes Interventions-Prinzip nichts Anderes als eine ſchlechte Maske des mittelalterlichen Grundſatzes: Gewalt geht vor Recht!

Jenem Prinzip verdanken wir die ungeheuren militäriſchen Rüſtungen, welche ſo viele kräftige Arme zur Unthätigkeit verdammen und ſo viel fruchtbare Kapitalien außer Wirkſamkeit ſetzen; indem es hintereinander das Recht der Völker und das Intereſſe der Souveräne, das Recht des Gewiſſens und das Intereſſe der Religionen anruft, zerſtört es heut, was es geſtern erbaut hatte, verändert es nach Gutdünken das Gleichgewicht der internationalen Beziehungen, und unter dem Vorwand, zwiſchen den Völkern ein gleiches Geſetz und ein gleiches Recht walten zu laſſen, ruft es unaufhörlich Zwietracht hervor.

Was würde man wohl von einem Tribunal ſagen, das unter dem Druck der Intereſſen und der augenblicklichen Leidenſchaften urtheilte? das ein Geſetz anwendete, welches nicht beſtimmt und nicht anerkannt iſt? das ſeine Schiedsſprüche ſelbſt exekutirte? Und kann das Verhältniß ſich jemals beſſern? Kann die juriſtiſche Idee, kann der allgemeine Gedanke, aus welchem das Interventions-Prinzip hergeleitet wird, jemals gerechte, praktiſche Geltung finden? Kann über den Conventionen der Politik, über den kommerziellen Traktaten, über den Kabineten, über den Nationalitäten ein allgemeines Menſchenrecht gegründet werden? Kann man es auf dauerhafter Baſis gründen? Kann man auch nur

Digitized by Google

dieſer Baſis unbeſtrittene Anerkennung verſchaffen? Welcher internationale Kongreß könnte dieſen Codex der civiliſirten Nationen redigiren? Wie ließen ſich die Entſcheidungen eines ſolchen Kongreſſes ſanctioniren? Welches Tribunal entſchiede die Vergehen gegen den neuen Codex? Und mit welchen Mitteln würden die Entſcheidungen zum thatſächlichen Recht geführt, wenn es ſich um den Streit zwiſchen zwei Nationen oder zwiſchen einem Volke und ſeiner deſpotiſchen Regierung handelte?

Alle dieſe Fragen müßten ſachgemäße und genügende Beantwortung finden, wenn man in der That die Vernunft an Stelle der Gewalt ſetzen wollte, das Recht an Stelle der Fauſt, den Frieden an Stelle des Kampfes, das feſte Gleichgewicht an Stelle des ſchwankenden, die Sparſamkeit an Stelle der Verſchwendung, die freie Konkurrenz an Stelle der blutigen Entſcheidung.

Heute, welche Macht hat heute der Oelzweig? Und die friedlichſte Intervention — hat ſie heut einen anderen Urſprung als die Selbſtſucht? Wer ſich frei fühlt von den Vorurtheilen, von der Eitelkeit, von der Habſucht ſeiner Nationalität, der kann nicht anders als ein ungünſtiges Urtheil über jede Einmiſchung des einen Staates in die Angelegenheiten des anderen ausſprechen."

Rußland.

General Michael Murawjew.

Von dem Fürſten Peter Dolgorukow.*)

Es iſt ein Glück für den Fürſten Peter Dolgorukow, daß er außer dem Bereich des Mannes iſt, von dem er in vorliegendem Büchlein eine ſo liebenswürdige Schilderung entwirft. Als Verbannter und Pamphletiſt par excellence iſt Dolgorukow vielleicht kein ganz zuverläſſiger Gewährsmann; ſogar der Teufel ſoll nicht ſo ſchwarz ſein, als er gemalt wird, und vielleicht wird auch Murawjew, wie Tiberius, einſt ſeinen Stahr finden, der die verkannte Tugend wieder zu Ehren bringt. In der Hauptſache ſteht jedoch die Darſtellung mit dem, was wir aus anderen Quellen über den Proconſul von Lithauen wiſſen, nicht im Widerſpruch, und wenn auch etwas Uebertreibung mit unterläuft, ſo muß man ſie der erklärlichen Verbitterung des Autors zu gute halten.

Der General Murawjew gehört einer altadeligen Familie an, von der zahlreiche Mitglieder ſich in verſchiedenen Perioden der ruſſiſchen Geſchichte als Militärs, Staatsmänner und Schriftſteller ausgezeichnet haben. Ueber ihren Urſprung theilt Dolgorukow, der in der Genealogie außerordentlich bewandert iſt und ein großes ruſſiſches Adelslexikon herausgegeben hat, folgende Angaben mit. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte im Fürſtenthum Rjaſan ein gewiſſer Waſſilij Alapowskij. Er hatte drei Söhne, von denen Einer, Namens Jov (Hiob), in Rjaſan blieb und die jetzt ausgeſtorbene Familie „deren von Alapowskij" (um im genealogiſchen Stil zu reden) fortpflanzte; die beiden Anderen, Oſſip (Joſeph), genannt Puſchtſcha**), und Iwan, genannt Murawej, d. h. die Ameiſe, ſiedelten nach Nowgorod über. Zar Iwan Waſſiljewitſch hatte, nachdem er dieſe republikaniſche Stadt bezwungen, den größten Theil der Einwohner verbannt und Koloniſten aus anderen Gegenden ſeines Reichs berufen, um ihre Stelle einzunehmen. Unter dieſen befanden ſich Puſchtſcha und Murawej, von welchen die Familien Puſchtſchin (nicht mit Puſchkin zu verwechſeln) und Murawjew abſtammen. Außer dieſen Murawjew giebt es noch zwei Geſchlechter des Namens, die aber mit ihnen nicht verwandt ſind. Eines derſelben wurde von Ignatij Murawjew, einem Soldaten des Garderegiments Preobraſhensk gegründet, der von der Kaiſerin Eliſabeth geadelt wurde; das zweite verdankt ſeinen Namen einer kaiſerlichen Laune. Zar Paul beſichtigte einſt das Kadettencorps und fragte zufällig einen der Zöglinge, wie er heiße. „Prikasny, Sire", erwiderte der Jüngling. Nun bedeutet Prikasny etwa ſo viel wie Beamter, und Paul war den Beamten nicht grün. „Ich kann Prikasny's nicht ausſtehen", rief daher Se. Majeſtät, „man hat von ihnen keinen Nutzen"; und dann, ſich zu M. N. Murawjew, dem Erzieher des Großfürſten Alexander, wendend, fuhr er fort: „Leute wie Ihr ſind viel nützlicher; der Junge ſoll ein Murawjew ſein." Demgemäß erſchien am folgenden Tage ein Ukas, durch welchen der Name des Kadetten von Prikasny in Murawjew umgeändert wurde.

Der Generalgouverneur von Lithauen iſt ein Nachkomme der echten Murawjew. Sein Vater war ebenfalls General und bekleidete den Poſten des Direktors an einer Militärakademie. Er hatte fünf Söhne, von denen vier ſich einen Ruf erworben haben. Der älteſte, Alexander, ein Mann von liberalen Geſinnungen und edlem Charakter, war ein thätiges Mitglied der geheimen Geſellſchaften, welche ſich in den letzten Regierungsjahren Alexanders I. bildeten, und wurde als Theilnehmer an der Verſchwörung, die am 26. Dezember 1825 zum Ausbruch kam, nach Sibirien verbannt. In der Folge zurückgerufen, wurde er General und Gouverneur von Niſhni-Nowgorod und iſt als Mitglied des dirigirenden Senats im Januar dieſes Jahres geſtorben. Der zweite, Nikolaus, hat ſich durch ſeine Miſſion nach Aegypten im Jahre 1832 und durch die Belagerung von Kars bekannt gemacht. Der vierte, Andréi, iſt ein beliebter Schriftſteller, aus deſſen Werken das „Magazin" in früherer Zeit Auszüge mitgetheilt hat; über den Fünften wiſſen wir nichts zu berichten.

Michael, der dritte Sohn, wurde im Jahre 1796 geboren und trat gerade noch zur rechten Zeit in die Armee, um den Feldzug von 1813 mitmachen zu können, in welchem ſein Vater als Stabschef des Tolſtoi'ſchen Corps bei der Blokade von Dresden und Hamburg thätig war. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde er Profeſſor der Mathematik in der von dem Vater geleiteten Akademie und widmete ſeine Mußezeit der Politik. Er ſchloß ſich der Schaar von „ſonderbaren Schwärmern" an, die von einer ruſſiſchen Republik träumten, und ſeine Heirat mit einer Dame, deren Schwager, Jakuſchkin, zu den Häuptern der revolutionären Partei zählte, verband ihn noch enger mit den Gegnern des Regierungsſyſtems. Die Kataſtrophe vom 26. Dezember, wo Nikolaus die Pläne der Verſchworenen zu Schanden machte und den Aufruhr in Blut erſtickte, erweckte Murawjew ſehr unſanft aus ſeinen jugendlichen Viſionen. Der Donner der kaiſerlichen Geſchütze machte ihn auf ewig taub gegen die Stimme der Freiheit, und in den finſteren Zellen der Peterpaulsfeſtung, in welcher er ſich eingekerkert ſah, erfuhren ſeine politiſchen Ideen eine radikale Umwandlung. Mit inniger Reue, die ſich, wie Herr Dolgorukow erzählt, in Strömen von Thränen kundgab, geſtand er, daß er Zuſammenkünften der Verſchworenen beigewohnt, obgleich er leugnete, daß er ſich an ihren Verbrechen betheiligt habe. Der bußfertige Sünder wurde zu Gnaden angenommen. Seine Freunde und Verwandten ſtarben auf dem Schaffot

*) Михаилъ Николаевичъ Муравьевъ. Соч. кн. Долгорукова. Imprimerie du Prince Pierre Dolgoroukov. Londres 1864.

**) Puſchtſcha bedeutet Einöde, wüſter Raum, analog mit den ungariſchen Puszta, von dem ſlaviſchen Worte pust, wüſt oder leer.

Digitized by Google

oder wanderten nach Sibirien, aber Murawjew erhielt nicht allein ſeine Freiheit, ſondern auch den Titel eines Staatsraths und das Amt eines Vicegouverneurs. Von ſeinen früheren Gefährten wurde er natürlich beſchuldigt, ſie verrathen zu haben, um ſein eigenes Leben zu retten und Carrière zu machen, und wenn man nicht an eine ganz exceptionelle Großmuth von Seiten der ruſſiſchen Regierung glauben will, ſo muß man dieſe Anklagen gerechtfertigt finden. In ſpäterer Zeit wurde jede Anſpielung auf ſeine Verbindung mit den „Decembriſten" von ihm ſehr übel aufgenommen, wie eine Anekdote beweiſt, die zuerſt im „Kolokol" erſchien und (mit verändertem Namen) ſogar in ein Petersburger Witzblatt überging. Die von Dolgorukow gegebene Verſion derſelben lautet wie folgt: „Als M., in Grodno ankam (wo er 1831 zum Gouverneur ernannt wurde), hörte er, daß einer von den Einwohnern gefragt habe: „Iſt unſer neuer Gouverneur mit Sergius Murawjew-Apoſtol verwandt, der im Jahre 1826 gehängt ward und den ich ſehr gut kannte?" Murawjew ſchäumte vor Wuth und ſchrie: „Saget jenem polniſchen Schurken, daß ich zu den Murawjew gehöre, welche hängen, und nicht zu denen, welche gehängt werden.""

Es gelang Murawjew bald, ſich beim Kaiſer Nikolaus einzuſchmeicheln, welcher Tüchtigkeit, mit blindem Gehorſam verbunden, zu würdigen wußte, und im Jahre 1832 erhielt er den Poſten eines Militärgouverneurs von Minſk. Seine Hauptleiſtung in dieſer Eigenſchaft war eine Gefälligkeit, die er dem Fürſten Leo Radziwil, einem Günſtling des kaiſerlichen Hofes, auf Koſten der Gerechtigkeit und zahlreicher Unſchuldigen erzeigte. Von den Gütern der Radziwil waren einige in die Hände von Perſonen übergegangen, welche Geld darauf vorgeſchoſſen hatten, und deren Rechte durch einen halbhundertjährigen Beſitz geheiligt waren. Um ſeine Familiengüter wiederzubekommen, begann Fürſt Radziwil einen Prozeß, der aber einen für ihn ungünſtigen Verlauf nahm. Ehe jedoch der Gerichtshof ſeinen Ausſpruch gefällt hatte, trieb Murawjew die unglücklichen Eigenthümer von den ſtreitigen Ländereien, ohne ihnen auch nur zu erlauben, ihre perſönlichen Habſeligkeiten mitzunehmen. Dann entſchied er, dem Geſetze zum Trotz, daß das Land und alles, was darauf war, dem Fürſten Radziwil gehöre, und richtete ſo durch einen einzigen Federſtrich mehrere Familien zu Grunde, um ſich bei einem einflußreichen Magnaten in Gunſt zu ſetzen.

Sein Verfahren wurde in Petersburg vollkommen gebilligt, und bei ſeiner Rückkehr nach der Hauptſtadt ward ihm ſeine Beförderung zum Generallieutenant angekündigt. In ſeiner Herzensfreude, ſchreibt ſein Biograph, eilte er die Generals-Epauletten anzulegen. Zum Unglück für ihn begegnete ihm Tſchernyſchew, der Kriegsminiſter, der ihn nicht leiden konnte, und der, nachdem er ihm bemerklich gemacht, daß kein Offizier das Recht habe, die Generals-Epauletten anzulegen, bis ſeine Ernennung durch einen allerhöchſten Tagesbefehl angezeigt worden, ſich beeilte, die Sache dem Kaiſer zu hinterbringen. Nikolaus, der mit wahrem Fanatismus an der Routine hing, war wüthend auf Murawjew und machte ſeine Beförderung auf der Stelle rückgängig. Es waren viele Dienſte und eine lange Reihe von Jahren nöthig, um den Kaiſer einen ſolchen Verſtoß gegen die militäriſche Etikette vergeſſen zu machen.

Nach einiger Zeit ward Murawjew zum Gouverneur von Kursk ernannt, einer Provinz, in der die Steuern ſehr unregelmäßig eingingen, da das Land ſchlecht und die Bebauer arm ſind.*) Bei ſeiner Ankunft fand er bedeutende Summen im Rückſtande und begann ſogleich einen Feldzug gegen die unglücklichen Reſtanten, nahm den Bauern ihr Vieh weg und verkaufte ihre geringe Habe. Dort, wie überall, wo er das Regiment führte, iſt ſein Name in der Erinnerung des Volks mit Handlungen der Willkür und der Ungerechtigkeit verknüpft. Aber die Anerkennung der Regierung tröſtete ihn für den Haß der vile multitude, wenn er überhaupt eines Troſtes dafür bedurfte. Der Finanzminiſter Caucrin, der eine Murawjew zur Frau hatte, verſchaffte ihm das zu ſeinem Reſſort gehörige Amt eines Direktors des Departements der Steuern und Auflagen und drang, wiewohl ohne Erfolg, in den Kaiſer, ihm die verwirkte Generallieutenants-Würde wiederzugeben. Im Jahre 1842 wurde er jedoch Senator, mit dem Titel eines Geheim-Raths, der im Tſchin dem militäriſchen Rang eines Generallieutenants entſpricht, und bald darauf ward er Generaldirektor des Feldmeſſer-Corps. Die Uniformirungs-Manie benutzend, an der Nikolaus laborirte, bat Murawjew ſich die Erlaubniß aus, ſeine Feldmeſſer in Waffenröcke zu ſtecken, und dieſe glückliche Idee trug ihm endlich die langerſehnten Generallieutenants-Epauletten ein, die das Schickſal und der Kriegsminiſter einſt von ſeinen Schultern geriſſen hatten.

*) Nach anderen Nachrichten iſt aber gerade Kursk eines der fruchtbarſten Gouvernements in ganz Rußland.

Ein Sitz im Reichsrathe war die nächſte Beförderung, die ihm zu Theil wurde. Als Mitglied dieſer Körperſchaft war er ein Kollege Panin's, des Juſtizminiſters, mit dem er bald in Rivalität trat, dem er aber als Chef des Feldmeſſercorps an Rang nachſtand. Er wollte letzteren Poſten nicht niederlegen, da er von demſelben einen anſehnlichen Gehalt bezog, und er noch außerdem mit dem Recht, auf öffentliche Koſten durch das ganze Reich zu reiſen und mit einem Patronat verknüpft war, das ihm die Mittel gewährte, zahlreiche Freunde und Klienten zu verpflichten. Trotzdem mißfiel ihm jedoch ſeine untergeordnete Stellung, und er ließ alle Minen ſpringen, um ein Miniſter-Portefeuille zu erlangen. Im Jahr 1856 wurde das Miniſterium der Reichsdomänen durch die Ernennung Kiſſeler's zum Botſchafter in Paris vakant; Murawjew ſäumte nicht, ſich darum zu bewerben, ſah aber zu ſeinem Verdruß, daß ihm Scheremetjew vorgezogen wurde. Nach dem Tode des Miniſters Perowskij ward er zwar Präſident des Apanage-Departements, mußte aber den Miniſtertitel dem Grafen Adlerberg überlaſſen. Bald darauf wurde jedoch Scheremetjew durch einen Schlaganfall außer Stand geſetzt, ſeinem Amte vorzuſtehen, und Murawjew begann von Neuem die Portefeuillen-Jagd. Der Einfluß Adlerbergs war ihm geſichert, aber er mußte noch den Präſidenten des Miniſter-Conſeils, Fürſten Orlow, gewinnen. Seinem Biographen zufolge fing er dies in folgender Weiſe an: Orlow glaubte, daß Rußland am Vorabend einer Revolution ſtehe, und er verkaufte daher ſein Vermögen ſo ſchnell als möglich, um den Erlös außer Landes zu ſchicken. Zur Zeit als ſich Murawjew an ihn wandte, wollte er gern ein Palais veräußern, das er nominell vor einigen Jahren gekauft hatte, das ihm aber in der That von Nikolaus geſchenkt worden war, indem der kaiſerliche Schatz ihm das Kaufgeld, 400,000 Rubel, vorgeſtreckt und er es nie wiederbezahlt hatte. Murawjew, der dieſes wußte, verſprach, wenn er Domänen-Miniſter würde, das Palais für Rechnung des Fiskus anzukaufen. Unter dieſer Bedingung willigte Orlow ein, ſeine Anſprüche zu unterſtützen. Murawjew ward im April 1857 zum Miniſter ernannt, und auf ſeinen Bericht, daß die Räume des Miniſterial-Gebäudes ſich nicht gut heizen ließen, wurde Orlow's Palais zum zweitenmal auf Staatskoſten angekauft.

Ehe Murawjew Miniſter wurde, ſollen ihm Orlow und Adlerberg das Verſprechen abgenommen haben, die Emancipation der

Digitized by Google

Leibeigenen nicht zu befürworten. Der Verfaſſer behauptet, in direktem Widerſpruch mit allen anderen Angaben, daß Kaiſer Alexander dieſe Sache urſprünglich nicht begünſtigt, ſondern nur dem Rathe ſeines Bruders Konſtantin nachgegeben habe. Wie dem auch ſein möge, ſo viel iſt jedenfalls richtig, daß die Anhänger der Leibeigenſchaft den Großfürſten als ihren Hauptgegner betrachteten. Murawjew wirkte ihm insgeheim nach Kräften entgegen, obwohl er ſeinen Anſichten öffentlich beiſtimmte; im Conſeil rief er mit Emphaſe aus: „Nach zehn Jahren werden wir erröthen, uns daran zu erinnern, daß es in Rußland jemals Leibeigene gegeben habe", aber den Adelsdeputirten verſicherte er im Vertrauen, daß keine Aenderung in den bäuerlichen Verhältniſſen ſtattfinden ſolle. Als Vicepräſident der Geographiſchen Geſellſchaft kam Murawjew mit Konſtantin, welcher Präſident derſelben war, oft in Berührung, aber zwiſchen zwei ſo entgegengeſetzten Naturen konnte wenig Sympathie herrſchen. Es entſpann ſich ein geheimer Kampf zwiſchen den „Konſtantinowzy" und der reaktionären Partei, der mit der zeitweiligen Niederlage der erſteren endete. Man redete der Großfürſtin ein, daß die Geſundheit ihres Gemahls unter der ſorgenſchweren Atmoſphäre Petersburgs leide, und ſie bewog ihn durch ihre Bitten, ſich von dem unruhigen Treiben der nordiſchen Hauptſtadt nach den friedlichen Ufern der Inſel Wight zurückzuziehen. Murawjew und ſeine Freunde triumphirten, aber ihr Sieg war nur von kurzer Dauer. Die Krawalle, die in Petersburg und Moskau ausbrachen, ſetzten den Kaiſer ſo in Schrecken, daß er ſeinen Bruder nach Hauſe rief. Der Großfürſt kehrte zurück; ſein energiſcher Charakter ließ ihn bald ſeinen früheren Einfluß bei Alexander wiedergewinnen, und ſeine erſte Handlung war die Verabſchiedung Murawjew's. Das Publikum war über den Sturz des Generals entzückt, denn er hatte ſich während ſeiner Amtsführung höchſt unbeliebt gemacht. Er hatte ſchwere Steuern aufgelegt, die im Voraus bezahlt werden mußten; gegen die Säumigen hatte er ohne Gnade zur Exekution ſchreiten laſſen, und Jeder athmete daher freier, als ſich gegen Ende des Jahres 1861 die Kunde verbreitete, daß „die Heuſchrecke" entlaſſen ſei. Als Balſam für ſeine Wunden erhielt er jedoch ein Geſchenk an Ländereien, das ſo großartig war, daß es ſogar bei den moskowitiſchen Hofſchranzen Aergerniß erregte.

Er war noch nicht lange vom Schauplatz abgetreten, als der polniſche Aufſtand ausbrach. Der Statthalter von Lithauen, Naſimow, zeigte ſich unfähig, den Strom der Revolution zu dämmen; die Aufgabe war in der That ſchwierig, aber Murawjew glaubte ſich ihr gewachſen. Im Mai 1863 traf er, mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüſtet, in Wilna ein, wo ſeine Thätigkeit ſeitdem ein Stück europäiſcher Geſchichte geworden iſt. Mit ſeiner Ernennung zum Generalgouverneur bricht die Erzählung Dolgorukov's ab, die, ſo wenig wir ſie in ihren einzelnen Details verbürgen wollen, jedenfalls einen pikanten Beitrag zur Kenntniß der ruſſiſchen Zuſtände bildet.

Oſt-Aſien.

I.

Die Preußiſche Expedition nach Oſtaſien, in den Jahren 1860 und 1861.

W. Heine und G. Spieß.*)

Ueber die preußiſche Expedition nach Oſtaſien durfte ein offizielles Werk erwartet werden, ein Werk über die politiſchen, merkantilen und wiſſenſchaftlichen Erfolge des Unternehmens. Nahezu ſind drei Jahre verfloſſen, ſeit die Expedition an die heimiſchen Geſtade zurückgekehrt iſt, und noch immer läßt ein Werk dieſer Art nichts von ſich hören. Das iſt ſehr bedauerlich. Zwar wiſſen wir ſchon, daß Japan, das eigentliche Ziel der Expedition, ein mehr wunderliches als „wunderbares" Land iſt, und Europa, als es neugierig und ein wenig haſtig hineinſchaute, erblickte darin wie in einem ſchlechten Spiegel das Zerrbild der eigenen Civiliſation; aber dieſe Wahrnehmung wollen wir Deutſchen uns doch amtlich beſtätigen laſſen. Es nützt uns wenig, daß die einzelnen Mitglieder der Expedition ihre perſönlichen Erlebniſſe und privaten Wahrnehmungen nach und nach auf eigene Fauſt auf den literariſchen Markt bringen: Alle ſagen uns, daß die preußiſche Regierung ſich in den Beſitz reicher Sammlungen von Gegenſtänden japaniſcher Künſte und Gewerbe, von photographiſchen und gezeichneten Anſichten dortiger Landſchaften, Trachten u. ſ. w. geſetzt hat und daß auch die gelehrten Mitglieder der Expedition nicht leer nach Hauſe gekommen ſind. Wer wollte alſo einem Werke, das dieſe Materialien zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt, nicht mit Spannung entgegenſehen? — Im Uebrigen ſind dieſe Schriften, ſelbſt mit den zahlreichen ähnlichen Büchern des Auslandes verbunden, nur geeignet, unſere Erwartungen auf wiſſenſchaftliche Erforſchung Oſtaſiens und ſelbſt nur auf kommerzielle Ausbeute gar ſehr herabzuſtimmen.

Wieder haben zwei Mitglieder der Expedition, W. Heine und G. Spieß, ihre Erfahrungen am ſtillen Ocean zum Beſten gegeben. Sie beſtätigen, was eben geſagt worden: daß wir, trotz einer ganzen Bibliothek von Werken über Japan, blutwenig über dieſes Land wiſſen, und daß der alte Engelbert Kämpfer noch heute mit ſeiner Erfahrung aushelfen muß.

Das Heineſche Werk beſteht aus Briefen, die der Verfaſſer während ſeiner Reiſe „um die Welt" geſchrieben hat. Eine gar leichte Weiſe, Reiſewerke zu ſchreiben! Von dem Briefſteller verlangt man ja gemeinhin nur die Wiedergabe von Eindrücken des Augenblicks, kein Studium, und im Briefe ſoll ſich ja die Perſon des Reiſenden ſtets im Vordergrunde bewegen, die Reiſe ſelbſt nur den romantiſchen Hintergrund bilden. So ſind dieſe Briefe geſchrieben. Der Kitt der Reflexion fehlt ihnen gänzlich, und nirgends wird die geſammelte Erfahrung durch ein Urtheil gekrönt. Das iſt auch nicht der Zweck des Werkes; der Verfaſſer wollte, wie er ſelbſt erklärt, abſichtlich „keine Theorien aufſtellen, ſondern dem Leſer ſelbſt den Schluß aus den mitgetheilten Thatſachen überlaſſen".

*) Eine Weltreiſe um die nördliche Hemiſphäre in Verbindung mit der Oſtaſiatiſchen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Von Wilhelm Heine. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien u. ſ. w. von G. Spieß. Leipzig und Berlin, Otto Spamer, 1864.

Digitized by Google

W. Heine war unter Graf Eulenburg als Zeichner und zur Beaufſichtigung der Photographen engagirt, und ſegelte zum zweiten Male nach Oſtaſien. Seinen erſten Beſuch dieſer Länder, oder wie er es zu nennen liebt, ſeine erſte Reiſe um die Welt unter Admiral Perry, beſchrieb er in zwei Werken, die ſeiner Zeit im „Magazin" beſprochen worden ſind. Dieſen ſchließt ſich als eine Ergänzung das vorliegende Werk an.

Die Erfahrungen der erſten Reiſe befähigten den Verfaſſer, der die erſten Eindrücke bereits überwunden hatte, von allgemeinen Geſichtspunkten abzuſehen und ſeine Augen tiefer in die Einzelheiten zu tauchen. Das giebt dem Buche immerhin einigen Werth, insbeſondere in Bezug auf Japan. Außerdem enthalten die ſchmuckloſen Erzählungen überall den Stempel der gewiſſenhafteſten Wahrheit. Der Verfaſſer hat nur das gezeichnet, was ſeine Augen erreichen konnten; aber das Auge iſt geübt, der Künſtler blickt ſcharf und erfaßt lebendig, und ſo ſind denn recht intereſſante Schilderungen mit photographiſcher Treue entſtanden, welche durch unverwüſtlichen Humor, manch attiſches Salzkorn und einfachen, treffenden Styl ſich zu angenehmer Lectüre geſtalten, und je weniger Studium der Verfaſſer zum Schreiben aufgewandt hat, deſto weniger wird der Leſer des Studiums bedürfen, um die Lectüre zu verdauen.

W. Heine reiſt von Berlin ab, gewöhnt ſich in Korfu an wärmeres Klima, kämpft in Aegypten gegen Bakſchiſch-Forderungen und Schmutz, erſteigt in höchſt proſaiſcher Stimmung eine Pyramide, verſinkt beim Anblick der Sphinx, ich glaube das einzige Mal auf der Reiſe, in ſentimentales Träumen, und verwirft das Bedürfniß, ja beinahe die Nützlichkeit des Suezkanals; er verzichtet auf Ceylon aus Humanitätsrückſichten auf die Elephantenjagd und macht einen mißlingenden Verſuch, auf Adams Peaks äußerſter Spitze den geheiligten Abdruck von Buddhas Fuß, die Erinnerung an des Gottes Himmelfahrt und Wallfahrtspunkt vieler Millionen von Buddhaiſten, zu ſchauen; er beſucht in Singapore ein chineſiſches Theater, wo man ihm ſeinen Platz auf der Bühne ſelbſt anweiſt, und ſteigt dann in der Bai von Yeddo an japaniſches Land, mit der Verſicherung, daß dort zunächſt alles beim Alten geblieben ſei. — Später in China dringt er verwegen in die Gegenden des Bürgerkrieges, reiſt zu Lande nach Peking und bereitet ſich vor, mit ruſſiſcher Gelegenheit durch Sibirien nach Europa zurückzukehren; er geht nach Japan zurück, um dieſe Gelegenheit zu erfaſſen, muß aber die ſibiriſche Reiſe aufgeben und ſieht ſich genöthigt, ſich nach Californien einzuſchiffen und auf dem Landwege, quer durch ganz Nordamerika über Saltlake-City, wo er ſich's einige Tage bei den Mormonen gefallen läßt, nach New-York zu wandern. Hier gönnt er ſich kaum zwölf Stunden Raſt, um ſein Kind noch ein Mal zu ſehen — und ſtellt ſich, eingedenk ſeiner Pflicht als amerikaniſcher Bürger, und das Kriegsfieber in den Adern, ſofort unter das Banner des Unionsheeres.

> Und wenn wir dann dem Meuterheer begegnen,
> Wir ſtürzen uns voll Zuverſicht hinein!

Schlachten, Hoſpital, eine traurige, grauſame Kriegsgefangenſchaft, Auswechſelung, ſchwere Verwundung und Dienſtunfähigkeit folgen, dann Rückkehr nach Berlin, und der Lauf um „die Welt" iſt vollendet.

Legen wir das Buch dieſes Reiſe- und Kriegshelden einſtweilen zurück und nehmen wir das Spieß'ſche Werk zur Hand. Hier tritt der Beurtheilung ſtörend der Umſtand entgegen, daß das Werk in Lieferungen erſcheint, was zwar die Herausgabe und Verbreitung erleichtern mag, aber die Ueberſichtlichkeit des Ganzen beeinträchtigt. Die erſte und zweite Lieferung ſind bereits in Nr. 42 des „Magazin" von 1863 kurz erwähnt. Die jetzt vorliegenden nächſten beiden Hefte umfaſſen den Aufenthalt des Verfaſſers in Singapore, Yeddo und Yokuhama. Der Reiz der Neuheit iſt von großem, günſtigem Einfluſſe auf die Schreibweiſe geweſen, und wer je eine Seereiſe mit wechſelnder Gunſt des Wetters genoſſen hat, wird, um ein Beiſpiel anzuführen, die tiefempfundenen, treuen Schilderungen des Meeres nicht leſen, ohne von der Macht der Erinnerung gepackt zu werden. Ueberall macht ſich eine freie, weite Auffaſſung der Verhältniſſe durchreiſter Gegenden geltend, die von ſorgfältigen vorbereitenden Studien zeugt, und die darauf gegründeten Urtheile ſind vorſichtig und von überſchwenglichen Hoffnungen wie von finſteren Beſorgniſſen für die Zukunft des deutſchen Handels in Oſtaſien gleich weit entfernt. Die patriotiſche Wärme, mit welcher das Werk geſchrieben iſt, wirkt ebenſo wohlthuend als die maßvolle Weiſe, wie ſich die Perſönlichkeit des Reiſenden in die Situationen ſtellt. Zahlreiche geſchmackvolle Illuſtrationen führen den Leſer in die Landſchaften, Tempel, Wohnungen und Gegenſtände der Kunſt und Induſtrie Oſtaſiens ein und machen Manches recht anſchaulich, was ohne ſie bei aller genauen Beſchreibung irrthümliche Vorſtellungen erwecken würde. Wir nehmen dieſe Illuſtrationen als naturgetreu an und behalten uns nur einzelne Ausnahmen bei Zeichnungen vor, zu deren Ausführung der Zeichner ſich auf ſein Gedächtniß hat verlaſſen müſſen. So bezeichnet der Verfaſſer ſelbſt die „Arkona", welche ihn nach Japan führte, als Schraubendampfer; doch verräth ſich die Corvette in der Zeichnung auf Seite 127 zu ſehr als Raddampfer. Das iſt kaum der Rede werth, doch bedenklicher iſt die Wahrheit der Zeichnung auf Seite 131 „Bai von Yeddo." Die Konſtruktion der hier im Vordergrunde abgebildeten Brücke weicht weſentlich von derjenigen ab, welche W. Heine ganz ſpeziell beſchreibt und als Muſter für alle Brücken Yeddos hinſtellt.

In Japan leiſtete Herr Spieß, der ſächſiſche Kommiſſar der Expedition, weſentliche Dienſte durch ſeine Kenntniß der holländiſchen Sprache, welche manchem Japaneſen noch ziemlich geläufig zu ſein ſcheint; er wurde deshalb zu den erſten diplomatiſchen Verhandlungen der Geſandtſchaft zugezogen, ging aber ſpäter nach Yokuhama, wo er ſich — der Wahrheit die Ehre! — gründlich langweilte, viel fror und ſich überhaupt höchſt unbehaglich fühlte. Wir kommen im nächſten Artikel auf einige Einzelheiten in dieſen Werken zurück.

Nord-Amerika.

Die große Seeſchlange wieder einmal.

Die Zeitungen aus Shanghae (große Handelsſtadt und Seehafen in der Provinz Kiang-ſu in China) veröffentlichen (Oktober 1863) einen Bericht des Capitains Holliday von der Reiſe des Schiffes „Helen Nicholſon" von San Francisko, Californien, nach Shanghae, in 62 Tagen zurückgelegt, aus dem wir folgenden Auszug geben: „Nichts Bemerkenswerthes ereignete ſich bis zum 27. Auguſt, an welchem Tage wir uns in 22° 40' nördlicher Breite und 152° weſtlicher Länge befanden. Das Wetter war herrlich wie ſelten im nördlichen Stillen Ocean, unſer Frühſtück grade beendet, als wir nordweſtlich in beträchtlicher Entfernung von uns eine

Digitized by Google

Brandung ſahen, die ſich in wenigen Minuten ſchnell näherte und, da wir ihr weſtlich entgegenſegelten, an Ausdehnung ſichtlich zunahm. Nachdem ich den Cours des Schiffes um einige Striche hatte ändern laſſen, beobachteten wir Alle einen hoch über dem Waſſer emporragenden Felſen, auf deſſen Südſeite die Brandung auszulaufen ſchien, konnten jedoch ebenſo deutlich den anſcheinenden Felſen auf uns zukommen ſehen. In der Meinung, daß wir mit einer ſtarken nordweſtlichen Strömung trieben, ließ ich das Schiff auf den anderen Bug wenden. Wir waren inzwiſchen dem vermutheten Felſen bis auf eine Meile nahe gekommen, konnten deutlich erkennen, daß er ſich hin und her bewegte, und nachdem wir uns noch mehr genähert, gewahrten wir durch das Glas den Kopf eines mächtigen Ungeheuers, deſſen Rachen ſich anſcheinend von Zeit zu Zeit und wohl an 20 Fuß weit öffnete. Der Anblick des fürchterlichen Monſtrums ließ mich beinahe die Nähe der Brandung vergeſſen, welche durch das Glas betrachtet eine fortlaufende Linie, vom Kopfe des Ungeheuers am Körper entlang, zeigte, nur von mächtigen Floſſen, die 40 bis 50 Yards von einander abſtanden, unterbrochen. Wir waren nunmehr, nach etwa 15 Minuten, dem Monſtrum ſo nahe gerückt, daß alles an Bord den mit fürchterlichen Zahnreihen beſetzten Rachen und die ſtieren blutrothen Augen, von der Größe eines gewöhnlichen Suppentellers, vollkommen deutlich ſahen. Frau *** und ihre Kinder waren aufs Höchſte erſchrocken; Manche kletterten in das Tauwerk, entweder einen beſſeren Anblick der monſtröſen Kreatur zu erlangen, oder ſich dort oben in größerer Sicherheit wähnend, falls das Ungethüm auf Beute ausging. Ungefähr 50 Yards vom Schiffe verſchwand der Kopf unter Waſſer, und wir erblickten auf dem nachfolgenden Körper eine mächtige Mähne oder Floſſe, die mitten in der aufgeregten See in großer Länge ſichtbar war.

Wenige Sekunden nach dem Verſchwinden des Kopfes erzitterte das Schiff mit fürchterlicher Heftigkeit, als würde es plötzlich durch eine Propeller-Schraube bewegt. Da wir beinahe am nördlichen Ende der Waſſerfurche waren, wandten ſich Aller Augen naturgemäß ſeewärts, um zu ſehen, ob das Monſtrum dort ſeine Wiedererſcheinung machen würde, und ſo geſchah es auch wirklich in der Entfernung von etwa 500 Fuß, wobei wir diesmal zwei gelbe und ſchwarze Streifen nahe der erwähnten Floſſe oder Mähne, am Körper entlang, bemerken konnten. Aber während wir mit geſpannter Aufmerkſamkeit den verſchwindenden Kopf und Körper des Monſtrums betrachteten, erhielt das Schiff einen ſo heftigen Schlag auf dem Steuerbord-Bug, daß die Ketten gegen Maſten und Raaen ſchlugen und es beträchtlich emporbäumte. Nun wurden Alle von der größten Verwirrung ergriffen, die Kinder ſchrieen jämmerlich, das auf dem Verdeck untergebrachte Pferd wurde wild, und von der Mannſchaft erſcholl der Ruf: „das Schiff ſei im Sinken.“ Noch konnte ich das Ungeheuer ſüdlich von uns, in derſelben Richtung wie vorher, ſein Weg durch eine ſtarke Brandung bezeichnet, erblicken. Unſere Vor- und Marsſegel waren, wie von einer Sturzſee, vollſtändig durchnäßt; ich ließ die Pumpen arbeiten und erhielt die freudige Nachricht: „kein Waſſer“, wonach einigermaßen Beruhigung an Bord eintrat.

Als ich nach vorn gegangen, um den angerichteten Schaden zu unterſuchen, fand ich die dicken Eiſendraht-Taue am Klüverſtag wie von einem ſcharfen Inſtrument durchſchnitten, das Groß-Bram-Lattenwerk zerſchmettert auf Deck liegend, und in dem mit Eiſenplatten bedeckten Schanzbord eine tiefe Beule.

Wir waren Alle von Herzen dankbar, daß wir ohne größere Havarie davon gekommen, obgleich das Schiff aufs Heftigſte geſchüttelt und einen fürchterlichen Schlag empfangen hatte, der, wenn auch glücklicherweiſe auf das eiſenbedeckte Schanzkleid gefallen, dennoch eine neue Platte erforderlich macht, die wir nicht vor unſrer Ankunft in England beſchaffen können.

* * *

So weit der Bericht des Capitains Holliday, zu deſſen beſſerer Würdigung und derjenigen aller künftigen Seeſchlangen-Beobachter wir nun auch den Bericht eines Paſſagiers deſſelben Schiffes, der „Helen Nicholſon“, datirt Shanghae, 30. Oktober 1863, folgen laſſen:

„Nach einer Fahrt von 62 Tagen bin ich am 12. dieſes Monats mit dem Schiffe „Helen Nicholſon“, von San Francisco hier angelangt. Es war eine der langweiligſten Seereiſen, die ich je gemacht habe, die Oede auf der See war ſchrecklich, und bis zum 52. Tage der Fahrt bekamen wir kein Segel in Sicht. Wir paſſirten Bird-Inſel, zur Hawaii-Gruppe gehörig, am 21. Tage, ohne in Honolulu anzulaufen. Am 49. Tage ſahen wir St. Alexandro, etwa 1000 Meilen ſüdweſtlich von Japan, und erſt einige Tage ſpäter, als wir die Japaneſiſchen Inſeln erreichten, ſahen wir die erſten Schiffe, die von nun an zahlreich uns bis Shanghae begleiteten.

„Ich ſchicke Ihnen hiermit den Bericht des Kapitain Holliday (den Shanghae-Zeitungen entnommen) über die große Seeſchlange, die er geſehen haben will; — möge man begreifen, zu welch' erhabner Frechheit im Lügen ſich ein Menſch verſteigen kann, deſſen einziger Zweck es iſt, ſeinem Namen durch die Preſſe einige Wichtigkeit zu verſchaffen. Kapitain Holliday beſaß die Unverſchämtheit, mich zur Beglaubigung ſeines Seeſchlangen-Abenteuers — eine Erfindung, ein Lügenfabrikat von Anfang bis zu Ende — aufzufordern.

„Für alle Mühe, die er ſich gegeben, wird er jetzt hier gründlich ausgelacht.“

Kleine literariſche Revue.

— **Die Tiedge-Stiftung.** Das Grundvermögen der Tiedge-Stiftung in Dresden iſt, ſeitdem ihr im Jahre 1862 ein Drittel des Ertrages der Schiller-Lotterie zugefallen, auf die Summe von 163,739 Thlr. angewachſen. Sie iſt dadurch in den Stand geſetzt worden, ihre Wirkſamkeit zu erweitern, und zwar nach folgenden Richtungen:

1) Inſtandhaltung der Grabſtätte Tiedge's und ſeines Denkmals.

2) Unterſtützungen und Ehrengaben an würdige, hülfsbedürftige Dichter und Künſtler im Gebiete der Muſik, Malerei, Kupferſtecher-, Bildhauerkunſt und Architektur, ohne Unterſchied des Geſchlechts, ſowie an deren Hinterbliebene.

3) Preiſe für ausgezeichnete Werke der Poeſie und der Kunſt, ſowie Preis-Aufgaben. Ankauf von deutſchen Kunſtwerken, die an öffentliche Sammlungen oder an Gotteshäuſer verſchenkt werden.

Die Namen der von der Stiftung durch Ehrengaben und Unterſtützungen ausgezeichneten Dichter, Künſtler ꝛc. werden von Zeit zu Zeit bekannt gemacht. Eine ſolche Bekanntmachung hat nun am 3. März, dem Jahrestage des Ablebens des wackern Majors Serre, ſtattgefunden, durch deſſen Mühen und Opfer die Tiedge-Stiftung in ihrer gegenwärtigen Geſtalt zu Stande gekommen. Im Jahre 1863 ſind 2625 Thaler an Ehrengaben und Unterſtützungen zur Vertheilung gekommen, und zwar an achtzehn verſchiedene Empfänger, unter denen ſich einige rühmlichſt bekannte Dichter und Künſtler, ſowie mehrere Witwen geachteter Künſtler

Digitized by Google

befinden. Dem jungen Maler Th. After in Dresden wurden zu einer Ausbildungs-Reiſe 400 Thlr. bewilligt. Die hochgeachteten Männer, die das Comité der Tiedge-Stiftung bilden, ſind eine Bürgſchaft dafür, daß dieſelbe fortdauernd in einem Geiſte wirken werde, der des deutſchen Namens würdig iſt.

— **Die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn.** Als einen ſehr intereſſanten Beitrag zur Geſchichte der Eiſenbahnen in Deutſchland dürfen wir die ſoeben zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Beſtehens der Unternehmung erſchienene Denkſchrift über die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn bezeichnen.*) Am 8. April 1839 wurde dieſe Bahn zum erſtenmale in ihrer ganzen Länge befahren, nachdem bereits am 24. April 1837 die erſte Fahrt auf der erſten Strecke von Leipzig aus ſtattgefunden hatte. Es war dies nach dem Verſuche einer mit Pferdekraft befahrenen Eiſenbahn zwiſchen Linz und Budweis und nach der im Jahre 1835 ſtattgehabten Eröffnung der kaum eine Meile langen Bahn zwiſchen Nürnberg und Fürth der erſte Schienenweg Deutſchlands, auf welchem die Perſonen- und Frachtgüter-Beförderung in großen Dimenſionen zur Anwendung kam. Es lagen damals noch keine maßgebenden Beiſpiele für die Einrichtung, die Kontrollirung und die mit der höchſten Beſchleunigung verbundene höchſte Sicherheit der Paſſagierbillets-, der Gepäcks- und der Güter-Abfertigung vor. Alle dieſe Einrichtungen, die uns jetzt, wie das Ei des Columbus, höchſt einfach und natürlich erſcheinen, mußten damals erſt geſchaffen werden, und in derſelben Weiſe, wie das Direktorium der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn ſie geſchaffen hat, ſind ſie auch muſtergebend für alle übrigen Eiſenbahnen Deutſchlands geworden und zum größten Theil bis zum heutigen Tage geblieben. Nicht vergeſſen dürfen dabei die Namen derjenigen Männer werden, die ſich bei dieſen maß- und muſtergebenden Einrichtungen das größte Verdienſt erworben. Zunächſt war es Friedrich Liſt, der den Gedanken der Erbauung einer Eiſenbahn zwiſchen den beiden Hauptſtädten Dresden und Leipzig angeregt und der daran auch ſofort die große Idee eines Eiſenbahn-Netzes über ganz Deutſchland geknüpft hat — eine Idee, die zwar leider nicht ſo ſyſtematiſch und fruchtbringend, wie ſie Liſt vorgezeichnet hatte, gleichwohl aber in annähernder Weiſe zur Ausführung gekommen iſt. Ueber das perſönliche Verhältniß Liſt's zu den anderen Gründern der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn ertheilt die vorliegende Denkſchrift einige neue Aufſchlüſſe, die auch zur Berichtigung deſſen dienen können, was Häuſſer in ſeiner Biographie Liſt's über dieſes Verhältniß geſagt hat. Demnächſt haben wir Guſtav Harkort's zu gedenken, der die Idee Liſt's mit Liebe aufgenommen und ſie, aller Hinderniſſe ungeachtet, die ſich Anfangs entgegenſtellten, mit Energie durchgeführt hat, noch heute, wie vor fünfundzwanzig Jahren, an der Spitze des Direktoriums ſteht, und der mit ſeinen Kollegen allen Eiſenbahn-Verwaltungen Deutſchlands ein Muſterbild treuer Pflichterfüllung und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit geworden iſt. Endlich nennen wir noch den wackern Ober-Ingenieur und Erbauer der Bahn und ihrer Brücken, ſo wie der übrigen Bauwerke, Major Kunz, der leider kurz vor dem Eintritte dieſer Erinnerungsfeier mit Tode abgegangen, und den erſten Betriebs-Direktor und Bevollmächtigten, Friedrich Buſſe, der mit Ablauf des Jahres 1861 wegen Kränklichkeit von ſeinem Amt zurückgetreten. Beide Männer haben ſich um Begründung und Förderung des deutſchen Eiſenbahnweſens Verdienſte erworben, die in dankbarer Erinnerung bleiben werden. Daß das Unternehmen der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn bei ſeiner günſtigen geographiſchen Lage und bei ſeiner volkswirthſchaftlich tüchtigen, die Bedürfniſſe des Handels und Verkehrs vorzugsweiſe berückſichtigenden Leitung ſehr bald auch als eine der rentabelſten Eiſenbahn-Unternehmungen Europa's ſich auswies, iſt bekannt. Im Jahre 1863 war die Summe der auf derſelben in dieſen zwölf Monaten beförderten Perſonen auf 1,228,004, die der beförderten Meilen-Centner-Güter (d. h. die Zahl der Centner mit der von ihnen auf der Bahn durchlaufenen Meilenzahl multiplizirt) auf 117,649,398 und die Summe der Einnahmen für beide Arten des Dienſtes auf 2,049,927 Thaler geſtiegen.

*) Die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn in den erſten 25 Jahren ihres Beſtehens. Denkſchrift zur Feier des 8. April 1864. Herausgegeben auf Veranlaſſung des Direktoriums. Leipzig, Druck von Gieſecke und Devrient. 154 S. kl. 4 nebſt Tabellen und Längenprofilen.

— **Die heraldiſche Wiſſenſchaft in England und Amerika.** Unter dem Titel „Vicissitudes of Families“ (London, 1863) hat Sir Bernard Burke, der, als Vorſteher des britiſchen Herolds-Amtes, „Ulster King of Arms“ ſich nennt, eine Geſchichte der großbritanniſchen Adelsfamilien, ſoweit es ſich um ihre Stammbäume und Wappen handelt, in drei Bänden herausgegeben. Bemerkenswerth iſt, was der Verfaſſer in der Einleitung dieſes Buches über die Theilnahme ſagt, die der heraldiſchen Wiſſenſchaft und der Kenntniß alter Stammbäume in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika geſchenkt wird. Wörtlich bemerkt er: „Bevor der jetzige Bürgerkrieg ausbrach, waren zehn bis zwölf Jahre lang die Amerikaner die Allereifrigſten und Wißbegierigſten unter meinen genealogiſchen Klienten. Alle ſtrebten danach, ihre Ahnenſchaft auf das Mutterland zurückzuführen und ſich auf irgend eine Weiſe mit deſſen hiſtoriſchen Ueberlieferungen in Verbindung zu bringen. Maſſachuſetts beſaß mehr Liebhaber der Genealogie und Heraldik, als Yorkſhire, und Boſton hatte, was London niemals vermocht, eine Zeitſchrift aufzuweiſen, die ſich ausſchließlich mit Genealogie beſchäftigte. Mein Freund Somerby, ein ſehr unterrichteter Amerikaner, beſchäftigte ſich mehrere Jahre mit Nachforſchungen in den Kirchſpiels-Regiſtern Englands, um darin Auskunft über die Gründer der vornehmſten amerikaniſchen Familien und beſonders über die Verwandten der „Pilgrim-Väter“ zu finden, und in New-York oder Waſhington ſind ſehr große Summen auf den Ankauf einer vollſtändigen Serie engliſcher Grafſchafts-Geſchichten, als der beſten Quellen amerikaniſcher Genealogie, aufgewendet worden.“

— „*Oeuvres politiques de Charlotte de Corday*“, nennt ſich ein zu Caën bei E. le Goſt erſchienenes Schriftchen, deſſen Herausgeber ſich auf dem Titel als ein Bibliophile Normand bezeichnet. Die Broſchüre enthält den Brief an eine Freundin, vom 2. Mai 1792, den ſchon Caſimir Perier vor einiger Zeit in ſeinem Aufſatze über die Jugend von Charlotte v. Corday (Revue des deux mondes, 1. April 1862) veröffentlichte, die bekannten beiden kleinen Schreiben an Marat, durch welche ſie ſich den Zutritt zu ihm verſchaffte; ferner die Adreſſe an die Franzoſen, „die Freunde der Geſetze und des Friedens“, in der ſie vom Gefängniſſe aus ihre That rechtfertigt und das franzöſiſche Volk zur Nachahmung anfeuert, den Brief an ihren Vater, einen an den Deputirten Barbaroux, der ihre Reiſe von Caën nach Paris ausführlich und ſogar mit Humor beſchreibt; endlich ein Autograph ihres Briefes an den Advokaten Doulcet von Pontecoulant, den ſie zu ihrem Vertheidiger erwählt hatte, der aber von dieſer Wahl, wie ſich ſpäter herausgeſtellt hat, erſt nach ihrer Hinrichtung in Kenntniß geſetzt worden iſt. Der kleine Brief iſt ein charakteriſtiſches Zeichen ihres energiſchen Geiſtes

Digitized by Google

Er lautet buchſtäblich: „Le Citoyen doulcet de pootecoolsot Est un lache davoir Refus de me defendro, iorsque la chôse Etait si facile, Celui qui la fait (es war der Offizialvertheidiger Chauveau Lagarde) s'en est aquité avec toote la dignité possible, je lui en Conserve ma reconnaissaoce jusqu'au dernier moment."

— **John M. Kemble's nordiſche Alterthümer.** *) Ein wichtiges Werk zur vergleichenden Archäologie des nordiſchen Alterthums ſind die ſoeben erſchienenen Horae Ferales des verſtorbenen engliſchen Gelehrten John M. Kemble (Mitgliedes der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin), der urſprünglich die Idee hatte, alles zuſammenzuſtellen, was die Schriftſteller des klaſſiſchen Alterthums, die Geſchichtſchreiber des Mittelalters und die Dichter oder Erzähler der neueren Zeit in Bezug auf das Leben, die Sitten, den Opferdienſt, die Todtenbeſtattung u. ſ. w. der alten Völker des nördlichen Europas uns überliefert haben. An der vollſtändigen Ausführung dieſer Idee iſt der gelehrte Kemble durch den Tod gehindert worden, doch iſt ſeine Arbeit von den Herren Latham und Franks aufgenommen und vollendet worden, wenn auch nicht ganz nach der urſprünglichen Idee des Verfaſſers. Dem Werke ſind zahlreiche Abbildungen zur Vergleichung der nordiſchen Alterthümer, unter denen ſich namentlich auch viele aus Deutſchland (Preußen, Mecklenburg, Holſtein, Hannover ꝛc.) befinden, beigegeben. Zur Löſung der Streitfrage hinſichtlich des ſteinernen, des bronzenen und des eiſernen Zeitalters der ſkandinaviſchen Archäologie dürfte ſich in dem vorliegenden Werke ebenfalls manches Material finden.

— **Ein Deutſcher in fremden Kriegsdienſten.** Unter dem Titel „Erlebniſſe und intereſſante Begebenheiten eines Deutſchen in engliſchen, römiſchen, garibaldiſchen, neapolitaniſchen und franzöſiſchen Kriegsdienſten, genau nach den geführten Tagebüchern bearbeitet und herausgegeben von J. R.**)", iſt ein Buch in die Welt geſetzt worden, das, herzlich ſchlecht geſchrieben, auf dem Niveau der Jahrmarkts-Lektüre ſteht, hier aber wegen des löblichen Zweckes erwähnt werden ſoll, nämlich jeden jungen Mann vor fremden Kriegsdienſten zu warnen, da nur Wenigen auf dieſer Laufbahn Begründung ihres Glückes beſchieden iſt. Der Verfaſſer, ein echter Landsknecht und Kriegshandwerker, focht, wie wir ſchon am Titel erſehen, in den Kriegen der fünfziger Jahre bald bei Freund, bald bei Feind, fand aber den gehofften Lohn weder in der engliſchen Fremdenlegion auf dem Kap, noch in Rom, weder bei Garibaldi, noch in Algerien, und kam nach Deutſchland zurück mit der wahrlich ſehr ſpäten Erkenntniß, daß es in der Heimat am beſten ſei. Heißblütige und kriegsdürſtige junge Deutſche mögen ſich dieſe Erfahrung eines Praktikers zu Herzen nehmen!

— **Humboldt über amerikaniſche Verhältniſſe.** In dem Briefwechſel Humboldts mit Berghaus findet ſich eine Stelle über amerikaniſche Verhältniſſe, die Humboldt den 15. Auguſt 1825 ſchrieb und die heute noch von allgemeinem Intereſſe iſt: „Sie verwandeln", heißt es darin, „meinen Ausdruck „Entwickelung" der ſtaatlichen Verhältniſſe in den Republiken des ſpaniſchen Amerika in „Verwickelung" und ſchelten die Creolen eine „entartete oder doch der Entartung entgegen gehende Race." Sie haben Recht! Nirgends ſind die politiſchen Zuſtände verwickelter als in den neuen Geſellſchaften des weſtlichen Kontinents. Wir müſſen bei Beurtheilung dieſer Erſcheinung aber nicht zu ſtreng ſein und Vieles in derſelben auf Rechnung des Jahrhunderte langen Druckes ſtellen, den das Mutterland auf die Kolonien ausgeübt hat. Daher die Entfeſſelung der Leidenſchaften, unter deren Herrſchaft der klare Blick verſchleiert iſt. Ich ſehe nicht ſo düſter in die Zukunft des ſpaniſchen Amerika wie Sie; obwohl dasjenige, was Sie über die körperliche Ausartung des Spaniers in der neuen Welt ſagen, nachdem Erneuerungen des europäiſchen Blutes durch Einwanderung vom Mutterlande aufgehört haben, der Beachtung mir ſehr werth zu ſein ſcheint, vor allen Dingen, wo es ſich um die Bevölkerung der Küſtenländer unter den Tropen handelt. Auf den Plateaux iſt es weniger zu beſorgen, da der europäiſche Menſch ſich hier ſeit den Tagen der Conquiſtadoren akklimatiſirt hat. Und ſelbſt den — Bürgern der vereinigten Staaten ſtellen Sie ein böſes Prognoſtikon! Ich glaube, Sie gehen zu weit. Hier hört die Einwanderung doch niemals auf, alſo neuer Zuſchuß in Hülle und Fülle; und klimatiſche Zuſtände, die mit den unſeren nahe verwandt ſind, walten ob; ich glaube dies in meinem Memoire über die Iſothermen klar dargelegt zu haben. Ein Anderes iſt es, wenn, wie Sie ſehr richtig bemerken, die Sklaven-Frage dereinſt zum Ausbruch kommen ſollte; für den Fall theile ich vollkommen Ihre Anſicht über das Prekarium des ſtaatlichen Beſtandes der nordamerikaniſchen Union. Ich wünſche dieſen Fall nicht zu erleben. Ich halte viel, ſehr viel auf die vereinigten Staaten, weil ſie der Hort einer vernünftigen Freiheit ſind!"

*) Horae Ferales, or Studies in the Archaeology of the Northern Nations. By the late John M. Kemble, M. A. Edited by R. G. Latham and A. W. Franks. London: Lovell Reeve. Berlio: A. Asher & C., 1864.

**) Berlin, Theobald Grieben, 1863.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Politik des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holſtein, die in neuerer Zeit nicht bloß von dänenfreundlicher und von feudaler Seite, ſondern auch ſogar von Organen der altliberalen Partei, z. B. von der „Süddeutſchen Zeitung", in ungerechter Weiſe angegriffen worden, findet in einer Kieler Korreſpondenz der Leipziger „Illuſtrirten Zeitung" (vom 9. April) ihre vollſtändigſte Erläuterung. Der Herzog, ein echter Schleswig-Holſteiner, hat im Sinne und Charakter ſeiner Landsleute nicht anders handeln können, als er gehandelt hat. „Wir Schleswig-Holſteiner", ſagt der Korreſpondent aus Kiel, „wir wiſſen, daß unſerer Sache jetzt nicht mit phyſiſchen, ſondern lediglich mit moraliſchen Waffen, vor allem mit den Mitteln der Ueberzeugung und mit immer größerer Vertiefung und Befeſtigung des Glaubens im Volke gedient iſt, daß Recht Recht bleiben muß, ob die Mächte dieſer Erde es wollen oder nicht."

Eine von dem Geh. Archivrath Herrn Dr. L. Märker ſo eben herausgegebene Monographie: „Sophia von Roſenberg, geb. Markgräfin von Brandenburg"*) iſt zum Theil aus archivaliſchen Quellen des Königreichs Böhmen geſchöpft und handelt von der Verbindung einer Tochter des Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg mit einem Mitgliede des alten böhmiſchen Geſchlechtes der Herren von der Roſe, genannt von Roſenberg. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man die Fürſtin Sophia mit der Sage von der „Weißen Frau" im Schloſſe von Berlin in Verbindung gebracht. Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift weiſt unter Anderem nach, wie dieſe Beziehung der Fürſtin zu jener romantiſchen Sage entſtanden ſein mag.

*) Berlin, R. v. Decker, 1864.

Digitized by Google

Die Pariſer **Illustration** bringt wieder einmal ihren gläubigen Leſern eigene Kompoſition. Diesmal iſt es der Kampf der Dänen und der preußiſchen Brigade Gröben „unter den Mauern von Düppel.“ Allerdings iſt die heutige Zeichnung frei von Karrikaturen, obwohl die Darſtellung des in der Ferne tobenden Kampfes, zwiſchen Düppel und den Schanzen, geeignet iſt, ein ungläubiges Kopfſchütteln jedes Militärs zu erregen. Man macht keine Bayonnet-Attaken in Linienſtellung mit der Flanke gegen die feindlichen Werke gekehrt. Was aber mag ſich der betreffende Künſtler wohl unter „la ville de Duppel“, unter deren „Mauern“ der Kampf ſtattfand, vorgeſtellt haben? jedenfalls nicht das im Vordergrunde abgebildete Dorf, welches mit keinem einzigen im ganzen Sundewitt auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit hat. Bleibe die „Illustration“ daher lieber bei den Cliché's der „Leipziger Illuſtrirten Zeitung“, die wirklich vortreffliche Zeichner auf dem Kriegsſchauplatze beſitzt und deren neueſtes Blatt (vom 9. April) abermals eine Reihe der intereſſanteſten Illuſtrationen, unter Anderem eine den Beſchauer vollkommen orientirende Vogel-Perſpektive der Düppler Schanzen, des ganzen Sundewitt und der Stadt Sonderburg, ſowie eine Abbildung der preußiſchen Kriegsſchiffe „Arcona“, „Nymphe“ und „Loreley“ im Seegefecht bei Jaomund, bringt.

In Paris erſcheint ſeit kurzem ein Journal unter dem Titel „L'intermédiaire“, das, nach dem Vorgange der engliſchen „Notes and Queries“, die Aufgabe hat, ein Intelligenzblatt der Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur zu ſein, indem es Gelegenheit zur Erörterung und Beantwortung aller Fragen auf dieſen drei Gebieten giebt. Eine der erſten Fragen, die in dieſem Journale zur Erörterung kamen, und deren Beantwortung ein ſo großes, ſchmerzliches Aufſehen gemacht, war die in Bezug auf die Fortſchaffung der Gebeine Voltaire's und Rouſſeau's aus dem ehemaligen Pantheon in Paris. In einem der neueren Blätter befindet ſich auch eine Anfrage in Bezug auf den ungedruckten Briefwechſel zwiſchen Greſſet und dem Könige Friedrich II. von Preußen.

Von Joh. Wilh. Zinkeiſen's Geſchichte des osmaniſchen Reichs in Europa iſt der ſiebente Band erſchienen (Gotha, Perthes, 1863), welcher die Zeit der Reformen und der Rivalität der Großmächte um ihren Einfluß im Divan, vom Frieden mit Frankreich im Jahre 1802 bis zum Frieden mit Rußland zu Bukareſt im Jahre 1812, enthält. Nach der Vorrede hoffte der ſeitdem mit Tode abgegangene Verfaſſer das umfangreiche Werk im nächſten und letzten Band bis zur Thronbeſteigung des Sultans Abdul Aſis und damit zu ſeinem Schluſſe zu führen.

Der rühmlichſt bekannte belgiſche Photograph und Portraitmaler Fierlants hat ein neues Pracht-Album von Photographien herausgegeben. Dieſes Album*) beſteht aus 15 Folio-Blättern und giebt uns Reproductionen nach den neueren belgiſchen Meiſtern Gallait, Troyon, Willems, A. Stevens, Jacque, Vermak, Portaëls, Madou, Israels, Verlat und Bource, an der Spitze aber die wohlgelungenen Bildniſſe des Herzogs und der Herzogin von Brabant, nach Winterhalter. Um neben den Anforderungen des Luxus auch gemäßigteren Anſprüchen Genüge zu thun, hat Herr Fierlants gleichzeitig ein kleineres Album derſelben modernen Meiſter, 12 Blätter in Quartformat enthaltend, zu dem Preiſe von 25 Francs (6⅔ Thlr.) herausgegeben. Selbſt die kleineren Photographien beſitzen den Vorzug ſeltener Klarheit und Schärfe und machen den Eindruck recht anmuthiger Kupferſtiche.

Zur Rechtſchreibung deutſcher Fremdwörter bemerken wir, daß das Wort Belletriſt nicht von „bello et triste“, ſondern von „belles lettres“ herſtammt und daher nicht, wie es meiſtens geſchieht, „Belletriſt“ ſondern „Bellettriſt“ geſchrieben und gedruckt werden muß.

Am 27. Febr. wurde im Berliner „Wiſſenſchaftlichen Verein“ von dem Grafen Kanitz ein intereſſanter Vortrag über den aus dem dreißigjährigen Kriege bekannten Reitergeneral Johann v. Werth gehalten, in welchem auch der Kriegsthaten deſſelben in Frankreich gedacht und der enthuſiaſtiſche Empfang beſchrieben wurde, den man dem kühnen Condottiere bereitete, als er, allerdings nicht als Sieger, ſondern als Kriegsgefangener, in Paris einzog. Vielleicht wäre bei dieſer Gelegenheit als weiterer Beleg für die Popularität, die er in Frankreich genoß, ein Vers aus Corneille's „Menteur“ zu erwähnen geweſen, in welchem der Name Werth's unter denen figurirt, welche der Lügner zum Beweiſe ſeiner Vertrautheit mit zeitgenöſſiſchen Celebritäten im Munde führt:

„Faire sonner Lannoy, Jean de Vert et Galles.

Der „Menteur,“ der nach einem ſpaniſchen Original bearbeitet iſt, wurde 1642 auf die Bühne gebracht, alſo in demſelben Jahr, wo Johann v. Werth gegen den ſchwediſchen General Horn ausgewechſelt wurde, und noch vor dem kläglichen Feldzuge von Gallas gegen Torſtenſon, nach welchem ihn Corneille ſchwerlich noch unter die militäriſchen Größen aufgeführt hätte. Schiller nennt ihn zwar anticipando ſchon 1634 einen „Heerverderber“; in der That aber hatte er ſich bis dahin als Heerführer nicht unbedeutenden Ruhm erworben, der durch den Sieg bei Nördlingen vermehrt wurde.

Aus A. Moſer's Zeitſchrift für Kapital und Rente „(Syſtematiſche Mittheilungen aus den Gebieten der Statiſtik, National-Oekonomie, Börſe, Finanz- und Kredit-Geſetzgebung“*) iſt erſichtlich, daß in dem Zeitraume vom 1. Januar 1861 bis zum 1. Oktober 1863, alſo in 2¾ Jahren, auf den europäiſchen und einigen amerikaniſchen Geldmärkten in runder Summe nicht weniger als neuntauſend Millionen (neun Milliarden) Francs neuer Schulden für ſiebzehn verſchiedene Länder gemacht worden. An der Spitze dieſer Länder ſtehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Bürgerkrieg in dieſen 2¾ Jahren die Summe von fünf Milliarden (5000 Millionen) Fr. verſchlungen hat, wozu noch 75 Millionen von Seiten der Südſtaaten kommen. Dieſen zunächſt reihen ſich an: Italien: 1721 Millionen; Rußland: 391½ Millionen; Oeſterreich: 382½ Millionen: Frankreich: 350 Millionen; die Türkei: 350 Millionen; die deutſchen Mittelſtaaten: 188 Millionen, größtentheils zu Eiſenbahnen; Preußen: 18 Millionen, zu Eiſenbahnen, die Schweiz: 38 Millionen, zu Eiſenbahnen; Oſtindien; 175 Millionen u. ſ. w. — Von den geſammten neun Milliarden iſt nur etwa eine halbe Milliarde (500 Millionen Francs) zu productiven Zwecken, hauptſächlich zu Eiſenbahn-Bauten, aufgenommen worden; den ganzen übrigen Betrag verſchlangen die ſonſtigen Staatsbedürfniſſe, insbeſondere die Heere und Kriegsflotten, die Mittel zur Zerſtörung der Werke des Friedens und des Gewerbfleißes.

*) Berlin, Mitſcher und Röſtell. Preis 40 Thaler.

*) Stuttgart, Wilhelm Nitzſchke, 1864.

Digitized by Google

Neueſter Verlag der Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg
durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ernſt Moritz Arndt's Leben, Thaten und Meinungen,

nebſt einigen ſeiner
geiſtlichen und vaterländiſchen Lieder.
Ein Buch für das deutſche Volk von
Wilhelm Baur.
2. Auflage. 302 S. 8.
Preis: Broch. 12 Sgr. Ausgabe auf beſſerem Papier broch. 15 Sgr.

Der Verfaſſer, der u. a. durch ſein „Leben Stein's“ in weiteren Kreiſen bekannt iſt, bietet uns in der vorſtehenden Schrift zur 50jährigen Feier des Jahres 1813 zugleich eine der empfehlenswürdigſten Jubelſchriften dar. Wenn ſchon für Jeden anziehend und intereſſant geſchrieben, dürfte ſich das Buch namentlich für die reifere Jugend eignen, der in dem „alten Arndt“ das lautere Bild eines Mannes entgegentritt, der beſeelt von deutſcher Freiheit und lebendiger, chriſtlich bewußter Frömmigkeit ein treuer Führer wird durch die Leiden und Siege des Volkes, an denen er ſelbſt mit ſeinen begeiſternden Worten und Liedern bis heute unmittelbar betheiligt iſt. — Wir fügen noch hinzu, daß die Schrift in erſter Auflage in zehntauſend Exemplaren verbreitet worden. (208)

Durch alle Buchhandlungen iſt gratis zu erhalten: (214)

Verzeichniß von Schul- und Lehrbüchern
aus allen Zweigen des Unterrichts für höhere und niedere Lehranſtalten erſchienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin. 1863. (1 Bogen ſtark). Dieſes Verzeichniß wird auf frankirte Beſtellung portofrei zugeſandt und von den in demſelben aufgeführten Schulbüchern zur Prüfung behufs etwaiger Einführung bereitwilligſt Freiexemplare geliefert.

In Carl Jügel's Verlag in Frankfurt a. M. ſind bis jetzt in vielfältig erneuerten Auflagen (franz. Gramm. 12te Auflage, engl. Gramm. 9te Auflage 2c.) folgende nach der

Ollendorff'ſchen Methode

bearbeitete Lehrbücher, eine Sprache in ſechs Monaten vollkommen leſen, ſchreiben und ſprechen zu lernen, erſchienen, nämlich:

a. Grammatiken für Deutſche, um Franzöſiſch, Italieniſch, Engliſch, Holländiſch, Schwediſch, Däniſch, Ruſſiſch, Polniſch, Spaniſch und Portugieſiſch zu lernen. (Eine lateiniſche Grammatik iſt unter der Preſſe.)
b. Grammatiken für Engländer, um Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch und Spaniſch zu lernen.
c. Grammatiken für Franzoſen, um Deutſch, Engliſch und Italieniſch zu lernen.
d. Grammatiken für Italiener, um Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch zu lernen.
e. Grammatiken für Ruſſen, um Franzöſiſch zu lernen. (Eine ruſſiſch-deutſche Grammatik iſt unter der Preſſe.)

Sämmtliche Grammatiken, mit ihren dazu gehörigen Schlüſſeln und ſonſtigen Lehrbüchern ſind ſtets, dauerhaft gebunden, in den renommirteſten Buchhandlungen vorräthig.

Neu erſchienen iſt und allen Schulen und Inſtituten als beſonders praktiſch zu empfehlen:
G. Traut's Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, nach der Ollendorff'ſchen Methode für die Elementarſtufen des Schul- und Privat-Unterrichts und insbeſondere als Vorſchule der Ollendorff'ſchen franzöſiſchen Grammatik eingerichtet. In 8. dauerhaft geb. Preis 1 fl. oder 18 ſgr. (212)

Volkswirthſchaftlicher Kongreß.

„Der nächſte — ſiebente — **Kongreß deutſcher Volkswirthe** wird diesmal in den Tagen vom **22. bis 25. Auguſt** c. ſtattfinden, der Ort jedoch erſt ſpäter, im Juni, definitiv beſtimmt und bekannt gemacht werden. Als Berathungsgegenſtände ſollen auf die Tagesordnung kommen: I. Einkommenſteuer und Octroi mit Bezug auf Staat und Gemeinde; II. Häuſerbau-Genoſſenſchaften, III. Zwangscours der Banknoten; IV. Kanalfrage (Rhein-, Weſer-, Elbe-Kanal, Oderregulirung); V. Staatslotterien und conceſſionirte Spielbanken; VI. Die Handelsverträge des Zollvereins, insbeſondere der Vertrag mit Rußland; VII. Die Stellvertretung in der Wehrpflicht.
Berlin, den 3. April 1864. (209)

Die ſtändige Deputation des Kongreſſes.

Dr. **Lette**, Vorſitzender (Berlin). Dr. **Braun** (Wiesbaden). Dr. **Böhmert** (Bremen). Dr. **v. Carnall** (Breslau). **Claſſen-Kappelmann** (Cöln). Dr. **Faucher** (Wachwitz bei Dresden). **G. Hopf** (Gotha). **Michaelis** (Berlin). **G. Müller** (Stuttgart). Dr. **Rentzſch** (Dresden). **Roepell** (Danzig). **Schulze-Delitzſch** (Potsdam). **Schroeder** (Mannheim). **Stracherjan** (Oldenburg). Dr. **Weigel** (Kaſſel). **Wichmann** (Hamburg). Dr. **Max Wirth** (Frankfurt a. M.). Dr. **Wolff** (Stettin).

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.
Soeben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
April 1864.

XI. Band 1. Heft. Preis für den Band (3 Hefte) 1⅔ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.

Inhalt: Franz Pulszky, Italieniſche Zuſtände. F. v. Holtzendorff, ein altfranzöſiſcher Preßprozeß gegen Taſſo. Daniel Irányi, die franzöſiſchen Eiſenbahnen. E. Witz, Virchow's Cellular-Pathologie. Robert Springer, die naturwiſſenſchaftlichen Anſchauungen in Goethe's poetiſchen Werken. Reinhold Bechſtein, die deutſche Philologie in Jacob Grimm's Todesjahr. H. B. Oppenheim, Politiſcher Monatsbericht. (211)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Angelus Sileſius und St. Martin.

Auszüge und Bemerkungen
von
Rahel.
Herausgegeben von
K. A. Varnhagen von Enſe.
Dritte vermehrte Auflage. 12. eleg. geb. 1 Thlr.

„Was einem edlen Sinn und Gemüth Erhebung und Troſt gewähren konnte, wird zuſammen mit dem, was ſolchen Eindruck beſtimmter nachweiſt, nur um ſo fruchtbarer auch für Andere ſich als lieb und werth darbieten.“ . . . . (217)
Aus dem Vorwort.

Empfehlenswerthe Werke. (213)

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bändchen gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt.“
Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅞ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Gossmann) in Berlin ist erschienen

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.

Von Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Breslau.
Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. — — Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft. — Historische und philosophische Sprachforschung bedingen sich in ihrer Entfaltung und keine von beiden ist fruchtbar ohne die andere. Die philosophische, wie sie freilich erst eine neuere Frucht ist, will nicht etwa ein dürres logisches Schema aufstellen, welches das Allgemeine der speciellen Sprachen skizzirte, sondern sie geht darauf aus, die Stellung der Sprache in der psychologischen Entwickelung des Menschen zu finden und nur ihre Gestaltung unter den einzelnen Völkern aufzuweisen. Wir dürfen uns nicht erlauben den allgemeinen, aber innig von Concretem belebten Abschnitt, mit welchem die speciellen Darstellungen der wesentlichen Sprachtypen eingeleitet werden, zu zerlegen, können aber jedem, der sich entschliesst denselben durchzudenken zum Voraus reichen wissenschaftlichen und ästhetischen Genuss verheissen. — Hier schliessen wir unsre Anzeige dieses tiefangelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln. (215)

Dieser Nummer liegt bei: **Neuigkeits-Bulletin** von **F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium** in **Leipzig**. Nr. 2. März 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 17.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten an, für England H. Bender, London, 8 Little Newport Street, Leicester Square.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 24. April **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.
William Shakſpeare an ſeinem dreihundertſten Geburtstage 258

England.
Shakſpeare-Jubiläen in England 261

Schweiz.
Die öffentliche Meinung in der Schweiz über den deutſch-däniſchen Konflikt . . . 263

Nord-Amerika.
Theodor Parker's Leben und Briefwechſel . 266

Frankreich.
Die Publikation der franzöſiſchen Departements-Archive 267

Oſt-Aſien.
Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien. II. Japans kriegeriſche und religiöſe Zuſtände 268

Kleine literariſche Revue.
Shakſpeare-Album 270
Shakſpeare im Lichte der Theologie . . . 270
Oeſterreichiſche Geſchichtsſchreiber 270
Literariſcher Sprechſaal 271

Zur Shakspeare-Feier, am 23. d. M., erlauben wir uns allen Verehrern des grossen britischen Dichters die nachbenannten **„Illustrationen“** zu empfehlen, in denen uns der berühmte Geistesverwandte desselben, **W. von Kaulbach**, die Heldengestalten der Shakspeareschen Dramen in so wunderbarer Kraft und Vollendung vorführt.

Der Titel lautet:

Shakspeare-Galerie von W. v. Kaulbach in Kupferstichen von den berühmtesten Meistern. Lieferung I—III. Royal-Folio. Preis 36 Thlr.

Den Inhalt derselben bilden Darstellungen aus Macbeth (3 Blatt), dem Sturm (2 Blatt) und König Johann (3 Blatt). — Jedes Blatt ist auch einzeln à 5 Thlr. zu haben.

An diese **„Kupferstich-Ausgabe“** reiht sich in sehr schöner **photographischer** Ausführung würdig an:

Kaulbach, die Ermordung Julius Caesar's an der Bildsäule des Pompejus. (Shaksp. Jul. Caesar Act III Scene 1.) Ausgabe A. à 8 Thlr. — Ausgabe B. 5 Thlr. — Ausgabe C. 1⅓ Thlr.

☛ **In neuer Ausgabe** erschien soeben:

Shakespeare-Album
von W. von Kaulbach.

Nach den Original-Handzeichnungen des Künstlers auf das Sorgfältigste photographirt von G. Schauer, Hof-Photogr. in Berlin. 9 Blätter in grossem Quartformat, in eleg. Carton. Preis 11⅓ Thlr. — Einzeln jedes Blatt 1⅓ Thlr.

Inhalt: Macbeth (3 Blätter). — Der Sturm (2 Bl.) — König Johann (3 Bl.) — Julius Caesar (vorläufig ein Blatt, welchem in Kurzem noch 2 Blätter folgen sollen).

Hinsichtlich der Sauberkeit, mit welcher das rühmlichst bekannte photogr. Institut des Herrn G. Schauer diese Blätter hergestellt hat, äussert sich Herr Director v. Kaulbach vollkommen befriedigt.

Unter dem Titel **„Shakspeare-Galerie“** ist von obigen Compositionen eine mit gleicher Sorgfalt ausgeführte Ausgabe in dem beliebten **Visitenkartenformat** in 9 Blättern veranstaltet worden, deren Preis 3 Thlr. beträgt und wovon auch einzelne Blätter à 10 Sgr. zu haben sind.

Die öffentliche Kritik hat sich einstimmig auf das Günstigste über die Veranstaltung dieser photographischen Ausgaben ausgesprochen und sie jeder **Shakspeare-Bibliothek** zur Anschaffung empfohlen. — Die Verlagshandlung ihrerseits hofft, den Verehrern des grossen britischen Dichters und seines geistvollen deutschen Illustrators das Erscheinen neuer Blätter recht bald ankündigen zu können.

Bei dieser Veranlassung empfehlen wir zugleich, die von **Fr. Kreissig**, dem bewährten Kenner Shakspeare's, herausgegebenen

Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke, 3 Bände, Preis 6 Thlr., welche gleich bei ihrem Erscheinen eine so überaus günstige Aufnahme gefunden, und die zum genaueren Verständniss des grossen Dichters unentbehrlich sind. (222)

Nicolai'sche Buchhandlung in Berlin, Brüderstrasse 13.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Shakespeare-Literatur.

Shakespeare's Works. Photo-lithographic Facsimiles of the earliest authoritative Texts. Part I. à 10sh. 6d.

— — Reprint of his collected works as put forth in 1623. Part I, II. à 10sh. 6d.

— — Edited by *W. G. Clark* and *J. Glover*. Cambridge-Edition. In 8 vol. Vol. I—III. à 10sh. 6d. each.

— — Edited by *A. Dyce*. In 8 vol. Vol. I. 10sh. 6d.

— — Edited by *Th. Keightley*. Elzevir-Edition. Vol. I. 5sh.

— — Cassell's illustrated edition. Part I. 6d.

— — Edited by *Staunton*. Illustration by *J. Gilbert*. 3 vol. Roy.-8. £. 2. 16sh.

— — Edited by *Th. Campbell*. Illustrated. In one Volume. 12sh.

— — Edited by *Steevens* and *Malone*. In one Volume. 10sh. 6d.

— — Edited by *W. Hazlitt*. 5 vols 15sh. 6d.

— Songs and Sonnets. Illustrated by *Gilbert*. Bound gilt edges. 7sh. 6d.

— Jest Books: Reprints of the early Jest-Books supposed to have been used by Shakespeare. 7sh. 6d.

— The Seven ages of Man. Depicted by *R. Smirke*. With 9 photographs. 5sh. (221)

Clarke, A. C., Shakespeare-Characters: chiefly those subordinate. 12sh.

Friswell, J. H., Life portraits of W. Shakespeare: a history of the various representations of the poet, with an examination into their authenticity. Illustrated by Photographs of the most authentic Portraits, and with Views etc. by *Cundall, Downes & Co.* Cloth extra, gilt edges. £ 1. 1sh.

Jephson, J. M., Shakespeare, his birth place, home and grave. A pilgrimage to Stratford on Avon in the autumn of 1863. With photographic illustrations by *E. Edwards*. A contribution to the Tercentenary commemoration of the poets birth. Cloth gilt £. 1. 1 sh.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

William Shakſpeare
an ſeinem dreihundertſten Geburtstage.

So laßt uns jetzt des Feldes erſten Segen,
Die erſten Blumen, die der Lenz gebracht,
Den ganzen Lenz, der blühend jetzt erwacht,
Voll Liebe auf des Dichters Wiege legen!

Die Menſchheit wird ſein Angedenken pflegen,
So lange des Gedankens tiefe Pracht,
So lang der Sprache und der Dichtung Macht
Vermag ein Menſchenherz noch anzuregen.

Ein Dichter aller Völker, aller Zungen,
Hat er für alle Zeiten auch geſungen
Und will, der Sonne gleich, für Alle ſcheinen —

Vor Allem aber in dem deutſchen Land,
Von unſrem Volk gewürdigt und erkannt,
So nennt ihn ganz das deutſche Volk den Seinen.

Mit dieſem Sonnet, gedichtet von C. Meyer, begrüßt „Auerbach's Volkskalender auf das Jahr 1864" den 23. April. Aber unſer 23. April iſt gar nicht der Geburtstag Shakſpeare's. Vor dreihundert Jahren datirte man in England noch nach dem Julianiſchen Kalender, der dort erſt im Jahre 1754 abgeſchafft wurde, und da dieſer Kalender im 16. Jahrhundert um neun Tage gegen den Gregorianiſchen zurückblieb, ſo iſt Shakſpeare's dreihundertjähriger Geburtstag eigentlich erſt am 2. Mai — wenn nämlich überhaupt feſtſteht, daß Shakſpeare am 23. April alten Styls geboren. Daß er am 23. April 1616 geſtorben, beſagt allerdings ſein Leichenſtein; aber was ſeine Geburt betrifft, ſo vermuthet man nur, daß ſie am 23. April 1564 ſtattgefunden, da im Kirchenbuche von Stratford der Tag ſeiner Taufe als der 26. April bezeichnet iſt und angenommen wird, daß der Neugeborene am dritten Tage nach der Geburt getauft wurde. Auch iſt der 23. April der Feſttag des heiligen Georg, des Schutzpatrons von England; das Volk ſah es daher als etwas ganz Natürliches an, daß ſein Lieblingsdichter an dieſem Tage geboren ward.

Der 23. April 1616 — neuen Styls, da in Spanien der Gregorianiſche Kalender bereits eingeführt war — iſt auch der Sterbetag von Cervantes geweſen. Beinah ein Jahrhundert zuvor, am einem Charfreitag des Jahres 1520, welcher Tag i. J. 1483 ſein Geburtstag geweſen war, iſt Rafael Sanzio geſtorben. Der 23. April iſt kalendermäßig der letzte Gränztag für den Charfreitag. Alſo für Engländer, Italiäner und Spanier iſt der 23. April gleichmäßig mit hehren Erinnerungen verknüpft.

„Vor Allem aber in dem deutſchen Land", wie unſer Kalender-Dichter ſagt, iſt das dreihundertjährige Jubiläum Shakſpeare's feſtlich zu begrüßen. Denn ſein Genius hat nicht bloß das engliſche, ſondern auch das deutſche Drama davor bewahrt, daß es der conventionellen Unnatur verfalle, von der ſich die zurückgebliebene Tragödie der romaniſchen Völker bis zum heutigen Tage noch nicht loszuringen vermochte. Es iſt daher nicht mehr als billig, wenn wir, wie es in Weimar und an vielen anderen Orten geſchieht, das Jahrhundert-Feſt Shakſpeare's auch in Deutſchland feiern, ja, es wäre gerechtfertigt, wenn wir dem Briten Monumente ſetzten, gleich unſerem Leſſing, Goethe und Schiller. Wie Homer dem Alterthume, wie Dante dem Mittelalter, ſo hat ja Shakſpeare der geſammten neueren Zeit Geiſtesſtoff und Nahrung für Jahrhunderte zugeführt, und nächſt ſeiner eigenen Nation, war es die deutſche, die dies zuerſt erkannt und gewürdigt hat.

Aber nur nächſt ſeiner eigenen Nation; wir halten es um ſo mehr für nöthig, dies hier zu betonen, da wir auch bei der jetzigen Gelegenheit vielfach den Irrthum haben ausſprechen hören, daß die Engländer erſt von uns Deutſchen gelernt haben, ihren Shakſpeare vollkommen zu würdigen und zu verſtehen! Herr Profeſſor Lemcke in Marburg z. B. ſagt in einem am 16. Februar d. J. gehaltenen Vortrag über „Shakſpeare in ſeinem Verhältniſſe zu Deutſchland"*): „Wir Deutſchen ſind es, die Shakſpeare zuerſt ganz verſtanden, ſeinem ganzen Gehalte, ſeiner ganzen Bedeutung, ſeiner ganzen Größe nach gewürdigt haben. Früher als ſeinen Landsleuten ſelbſt iſt uns die Ahnung aufgeſtiegen von dem, was Shakſpeare war. . . . . Man war in England ſelbſt noch lange nicht über ſeinen Werth einig, noch lange war bei ſeinen Landsleuten die Ueberzeugung, daß er wirklich ihr größter Dichter war, nicht durchgebrochen, noch gab es ſogar Viele, welche zweifelten, ob man ihm auch nur einen Platz neben den größten Dichtern der Nation anweiſen dürfe, da war es Leſſing, der dem britiſchen Dichter zuerſt feſt ins Auge ſah und ſofort in ihm den Götterſohn erkannte. . . . . Wie folgenreich Leſſing's Entdeckungen — dieſes Ausdruckes darf ich mich wohl bedienen — für die Entwickelung unſerer noch jungen Literatur wurden . . . . iſt oben bereits angedeutet worden."

Alle Achtung vor den hohen Verdienſten Leſſing's, der aus den deutſchen Kunſttempeln die Lüge vertrieb und an ihrer Stelle die Wahrheit auf den Thron ſetzte, der auf Shakſpeare, als einen unerſchöpflichen Quell des Menſchlich-Wahren und Erhabenen, hinwies, und der mit maßgebendem Takt die jungen deutſchen Stürmer und Dränger vor der Nachäffung des großen Briten warnte, indem er ihnen zurief, daß Shakſpeare ſtudirt und nicht geplündert ſein wolle. Aber es heißt augenſcheinlich, die Stimme des Volkes mit der der Kritik verwechſeln, wenn man den Deutſchen, der Zeit und dem Werthe nach, in der allgemeinen Anerkennung Shakſpeare's einen Vorſprung vor den Engländern vindiciren will.

Schon die engliſchen Zeitgenoſſen Shakſpeare's, die Könige, wie die Großen des Reiches, die Dichter, wie die Schauſpieler und die „Gründlinge" des Parterre, waren einſtimmig in dem poetiſchen Verſtändniß**), in der Anerkennung und in dem Preiſe Shakſpeare's. Bereits im Jahre 1598 ſchreibt Francis Meres, ein bekannter Chroniſt jener Zeit: „Wie Plautus und Seneca als die beſten Luſtſpiel- und Trauerſpiel-Dichter der Römer angeſehen werden, ſo iſt Shakſpeare unter den Engländern der Ausgezeichnetſte in beiden Arten der Bühnendichtung, wie ſeine „Edelleute von Verona", ſeine „Irrungen", ſein „Liebesmüh verloren", ſein „Liebesmüh gewinnt" oder „Ende gut, Alles gut", ſein „Sommernachtstraum", ſein „Kaufmann von Venedig", und, was das Trauerſpiel betrifft, ſein „Richard II.", „Richard III.", „Heinrich IV.", „König Johann", „Titus Andronicus" und ſein „Romeo und Julia" beweiſen." Um dieſelbe Zeit führten die „Burſchen" der Univerſität Cambridge ein Stück auf: „The Return from Parnassus" (wahrſcheinlich von Thomas Dekker), worin, nachdem Shakſpeare als Dichter

*) Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel.

**) Was allerdings ein anderes, als das kritiſche Verſtändniß iſt.

Digitized by Google

von „Venus und Adonis“ und von „Lucretia's Raub“ gefeiert worden, der Schauſpieler Kempt mit Bezug auf die dramatiſchen Dichter der Zeit ſagt: „Ei, da iſt unſer Kollege, der Schauſpieler Shakſpeare, der läßt dieſe Dichter Alle, den Ben Jonſon nicht ausgenommen, weit hinter ſich.“*) Und Ben Jonſon ſelbſt giebt in dem poetiſchen Nachruf, den er dem großen Dichter in der erſten Geſammtausgabe ſeiner Dramen vom Jahre 1623 gewidmet, folgendes Zeugniß von dem Beifalle, den ſie bei der Königin Eliſabeth und bei König Jacob I. gefunden:

> Sweet Swan of Avon! what a sight it were
> To see thee in our waters yet appeare,
> And make those flights upon the banks of Thames,
> That so did take **Eliza** and our **James**!

Und bedarf es wohl der Hinweiſung darauf, daß ein Publikum, unter dem ſich ein Lord Baco von Verulam, ein Walter Raleigh und ein Graf v. Southampton befanden, auch das volle Verſtändniß der Stücke hatte, die für ſie geſchrieben waren? Ein anderer Zeitgenoſſe Shakſpeare's, Namens L. Digges, giebt in der gedachten Folio-Ausgabe von 1623 folgendes Zeugniß von dem damals ſchon in England verbreitet geweſenen Glauben an die Unſterblichkeit des Dichters:

> This Booke,
> When Brass and Marble fade, shall make thee looke
> Fresh to all Ages!
> — — — — — — — — — — — — —
> Be sure, our Shaka-speare, thou canst never dye,
> But crown'd with Lawrell, live eternally!

Allerdings hat der Sieg des Puritanismus, das fanatiſche Muckerthum eines Prynne und ſeiner Genoſſen ſchon ein Jahrzehend nach Shakſpeare's Tod die engliſchen Theater geſchloſſen und den Dichter, der der glänzendſte Stern des Theaters geweſen war, in den Bann gethan, aber ſelbſt noch während der Herrſchaft des Muckerthums, 1640, im Jahre der Eröffnung des „langen Parlamentes“, dichtete John Milton die berühmte Ode:

> „What neede my Shakspeare for his honour'd bones“,

an deren Schluß es heißt:

> And so sepulcher'd, in such pompe dost lye,
> That Kings for such a Tombe would wish to dye.

Wahrſcheinlich hatte es ſich ſchon damals darum gehandelt, dem großen Dichter ein Grabmal in der Weſtminſter-Abtei zu errichten, und darauf beziehen ſich die Worte Miltons: „Du (Shakſpeare) beſitzeſt bereits in Deinen Werken ein ſo prächtiges Grabmal, daß Könige wohl, um ein ſolches zu erhalten, gern ſterben möchten.“ Gerade ein Jahrhundert ſpäter ſetzten es die Frauen Englands durch, daß dem Dichter der Desdemona, der Imogen, der Miranda und der Viola in Weſtminſter das bekannte Denkmal mit der Inſchrift aus dem „Sturm“ geſetzt werde.

Im Jahre 1644, während der Parlamentskriege Karls I., erſchien die dritte Auflage von Shakſpeare's Dramen (nach den beiden erſten von 1623 und 1632) und im Jahre 1685 endlich, nach der Thronbeſteigung Jacobs II., die vierte Auflage. Außer der Bibel dürfte aber wohl in England im Laufe von 42 Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts kein anderes Druckwerk, als die Dramen Shakſpeare's, vier Auflagen erlebt haben.

Mit der „Glorious Revolution“ und mit der Regierung Wilhelms und Marie's, die von den Niederlanden herüber franzöſiſche Sitten und franzöſiſchen Geſchmack mitgebracht hatten, kam freilich auch in England die Vorliebe für die ſogenannten klaſſiſchen Muſter der Franzoſen an die Tagesordnung. Auf den Schaubühnen, wo bereits unter Karl II. das liederlichſte Treiben an die Stelle puritaniſcher Strenge getreten war, war Shakſpeare ſo gut als vergeſſen; doch die treuen Bewahrer der ſtolzen Traditionen der Eliſabethaniſchen Aera ſorgten dafür, daß ſein Ruhm außerhalb der Bühne unverkümmert blieb. Schauſpieler wie Betterton (geb. 1635), Beeſton, der darüber an John Aubrey (1627—1697) die uns von demſelben überlieferten Mittheilungen machte, hatten unmittelbar aus dem Munde der Schauſpieler Shakſpeare's vernommen, in welcher Weiſe die vornehmſten Charaktere zu ſeiner Zeit dargeſtellt wurden, und die Traditionen über Koſtüm, Haltung, ja über einzelne Geberden Lear's, Hamlets, Richards III., Heinrichs IV., Falſtaff's, Shylocks, Antonio's ꝛc. werden noch heute bei der engliſchen Bühne, wo ſie maaßgebend geblieben, von Mund zu Munde fortgepflanzt.

Freilich erſcheint darum auch die engliſche Darſtellung Shakſpeare's etwas antiquirt und hält mit den gerundeten Aufführungen der beſſeren deutſchen Bühnen keinen Vergleich aus. Gleichwohl hat aber gerade zu jener Zeit, wo die deutſche Bühne anfing, ſich von der engliſchen Nahrung für den Geiſt zu holen, England die größten Meiſter und Muſter der Darſtellung aller Shakſpeariſchen Charaktere beſeſſen. Garrik, Kemble der Aeltere, Mrs. Siddons waren im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die vollendetſten Repräſentanten Hamlets, Lear's, Macbeth's, Othello's, Coriolans, Porzia's, Julia's, der Lady Macbeth ꝛc., und ſie waren es, die Shakſpeare's Ruhm von der engliſchen Bühne über die ganze gebildete Welt verbreiteten.

Schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts (1709), alſo noch unter der Regierung der Königin Anna, hatte übrigens der Dichter Nic. Rowe eine mit den erſten Lebensnachrichten über Shakſpeare ausgeſtattete, vielfach verbeſſerte Ausgabe der Werke des großen Dichters veranſtaltet. Ihm folgten Alexander Pope (1725), Theobald (1733), Sir Thomas Hanmer in Oxford (1744), der Biſchof Warburton (1747), der berühmte Kritiker Dr. Samuel Johnſon (1765), Richardſon (1769 „Ueber die wichtigſten Charaktere Shakſpeare's“, 1776 ins Deutſche überſetzt und in Zürich erſchienen), Capell (1768), Iſaac Reed (1785) und Nicoll (1787 und ff., ein Prachtwerk mit Kupfern von Boydell), ſämmtlich mit kritiſchen Erläuterungen und philologiſchen Emendationen des Textes und zum größten Theil in mehreren Auflagen.

Mitten in dieſe Triumphe, die der Genius Shakſpeare's auf der Bühne und in der Preſſe Englands feierte, fällt (Zürich 1762—1768) der erſte ſchüchterne Verſuch Deutſchlands, den britiſchen Heros in ein deutſches Gewand zu kleiden. Man weiß, wie ſchlecht dieſer Verſuch ausfiel. Der an franzöſiſches Zuckerwerk gewöhnte und ſelbſt die nordiſchen Elfen Oberons und Titania's nur aus franzöſiſchen Fabliaux kennende Wieland war nicht der Mann dazu, den lebenskräftigſten, gewaltigſten aller neueren Dichter in Deutſchland einzuführen. Wieland, der eben Rowe's Trauerſpiel „Lady Johanna Gray“ für die deutſche Bühne bearbeitet hatte, war dadurch auch mit dem von Rowe (ſ. oben) neu edirten und mit einer anziehenden (fabelhaften) Lebensbeſchreibung des Dichters ausgeſtatteten Shakſpeare, von dem man bis dahin in Deutſchland keine Ahnung gehabt hatte, bekannt geworden. Wie die „Jane Gray“ von Rowe, ſo bearbeitete er nun auch den „Hamlet“, den „Mohren von Venedig“, „Viel Geſchrei und wenig Wolle“ (Much ado about nothing) ꝛc. ꝛc., die uns ſämmtlich heute wie Traveſtieen erſcheinen. Gleichwohl hat ſelbſt in dieſer Ge-

*) Chamber's Cyclopaedia of English Literature, Part. I., p. 216.

Digitized by Google

ſtalt Shakſpeare ſeine Wirkung in Deutſchland nicht verfehlt, wo Eckhof zum erſtenmal den Hamlet darſtrllte. Und dieſer Shakſpeare war es, der unſerem Leſſing drr Anlaß wurde, in ſeiner „Hamburgiſchen Dramaturgie" (1767—68) mit ſiegreicher Kritik auf die Naturwahrheit und die ergreifende Gewalt des engliſchen Drama's, gegenüber der abſtoßenden geſpreizten Lüge des franzöſiſchen, hinzuweiſen.

Nur ungefähr ein Jahrzehend dauerte jedoch die Herrſchaft des Wieland'ſchen Shakſpeare, der bald von der beſſern und treueren, obwohl immer noch proſaiſchen Ueberſetzung Eſchenburg's (Zürich, 1775—1782) verdrängt wurde. Auf den deutſchen Bühnen hatte ſich inzwiſchen noch ein dritter Shakſpeare geltend zu machen und zu behaupten gewußt: Schröder bearbeitete nämlich die beliebteren Stücke und wußte ſie ſich und dem Theater-Publikum mundrecht zu machen — aber den rechten, den großen Shakſpeare kannte man damals in Deutſchland noch lange nicht.

Erſt gegen Ende des achtzehnten Jahrhuuderts, als der ſprachgewandte, mit der dramatiſchen Kunſt und Literatur gleich vertraute Aug. Wilh. Schlegel an die poetiſche Bearbeitung einzelner Dramen Shakſpeare's ging und (1797) anfing, ſie herauszugeben*), bekam man in Deutſchland einen vollſtändigen Begriff von der Schönheit dieſer Werke, die der geſchmackvolle Ueberſetzer im Verlaufe ſeiner Arbeit zugleich durch ſeine Vorleſungen über Kunſt und Literatur (1802 in Berlin und 1811 in Wien) erläuterte. Gleichzeitig (1811) hatte ſein Freund Ludwig Tieck ſeine Forſchungen über „Altengliſches Theater" herausgegeben, denen in ſpäterer Zeit ſeine „Vorſchule' (1823) und ſein novelliſtiſches „Dichterleben" Shakſpeare's (1826) folgten.

Es war hierdurch allerdings für die Kenntniß Shakſpeare's und ſeiner Zeit in Deutſchland ſehr viel gethan. Aber wenn behauptet wird, daß auch die Engländer erſt von Schlegel und Tieck erfahren haben, was ſie eigentlich an Shakſpeare beſitzen und wie dieſer ſich zu ſeinen Zeitgenoſſen und Nachfolgern verhalte, ſo liegt dem, gelindeſtens ausgedrückt, eine vollſtändige Verkennung der literargeſchichtlichen Beziehungen beider Nationen zu Grunde.

Wir haben oben einen Blick auf die Geſchichte Shakſpeare's in England bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts geworfen. Stevens hatte ſich damals mit Malone und Reed, Malone wieder mit Boswell zu Publikationen von neuen großen Ausgaben Shakſpeare's verbunden, die vom Jahre 1801 ab in zahlreichen Bänden gedruckt wurden, und von denen die Malone-Boswell'ſche als eine der beſten Ausgaben Shakſpeare's angeſehen wird, die überhaupt bisher erſchienen ſind. Gleichzeitig mit Schlegel und Tieck in Deutſchland hielten Hazlitt und Coleridge in England Vorträge über Shakſpeare und ſeine Dramen. Samuel Taylor Coleridge hatte allerdings im Jahre 1799 in Göttingen ſtudirt und ſich dort mit deutſcher Literatur und Kritik vertraut gemacht. Eine Frucht ſeiner Studien war ſeine bereits im Jahre 1800 erſchienene engliſche Ueberſetzung von Schiller's „Wallenſtein." Aber ſeine Vorträge über Shakſpeare, den er gegen den Vorwurf der Regelloſigkeit und Extravaganz in Schutz nahm und von dem er nachwies, daß er das Geſetz der Einheit in einem höheren Sinne befolgt habe, als die ſogenannten Schulen des Ariſtoteles, indem die Einheit des Gefühls in jedem ſeiner Dramen durchgeführt ſei, waren ganz unabhängig von den äſthetiſchen Demonſtrationen Schlegel's in Berlin und Wien. Die Engländer ſagen von Coleridge, daß er unvergleichlich daſtehe in ſeiner tiefen und zugleich lichtvollen Beurtheilung Shakſpeare's und anderer großen Schriftſteller.*) Nicht minder hat ſich William Hazlitt durch ſeinen „Rückblick auf die engliſche Bühne" (A View on the English Stage), ſeine „Vorleſungen über die Literatur des Eliſabethaniſchen Zeitalters" (Lectures on the Literature of the Elisabethan Age), ſowie endlich durch ſeine „Charakterr Shakſpeare's" (Charactees of Shakspeare's Plays) den Ruf eines gründlichen und geiſtvollen Literarhiſtorikers erworben, der manchem deutſchen, über die Philoſophie Hamlets, oder über die Fee Mab in Romeo und Julie und ähnliche Probleme nebelnden und ſchwebelnden Aeſthetiker aus ſeinen Verlegenheiten und Sorgen helfen könnte.

Dieſer Periode Coleridge's und Hazlitt's gehört auch noch N. Drake an, deſſen umfaſſendes Werk über Shakſpeare und ſeine Zeit „(Shakspeare and his Times") im Jahre 1818 erſchien und unſtreitig den Forſchungen unſeres Tieck als Hauptquelle gedient hat.

Gleichwohl haben auch die Engländer ſtets bereitwillig anerkannt, was die „German Scholars" für die Kritik und das Verſtändniß Shakſpeare's gethan habrn. Das umfaſſende Werk von Gervinus über die Dramen des Dichters iſt ſogar vollſtändig ins Engliſche überſetzt worden — eine Auszeichnung, die unſtreitig noch höher zu ſtellen iſt, als die engliſche Ueberſetzung von Eduard Fiſchel's „Conſtitution Englands", da hierbei bereits ein für die engliſche Auffaſſung ſtets maaßgebender Präcedenzfall in der Ueberſetzung von de Lolme's Verfaſſungs-Geſchichte vorlag. Auf künſtleriſchem Gebiete hat in England ein anderer Deutſcher, der Maler Moritz Retzſch, bereits früher die allgemeinſte Anerkennung wegen ſeiner Zeichnungen und Skizzen zu Shakſpeare's Werken gefunden.

Nächſt Gervinus, haben wir hier auch noch Nicolaus Delius, Ulrici, Tycho Mommſen und F. Kreyßig als deutſche Gelehrte zu nennen, die ſich in neuerer Zeit große Verdienſte um die Kenntniß und das allgemeine Verſtändniß Shakſpeare's erworben haben. Der von Delius in ſieben Bänden herausgegebene und mit deutſchen Erklärungen und Nachträgen ausgeſtattete, engliſche „Shakspere"**) gehört zu den werthvollſten und vollſtändigſten Ausgaben des Originals und macht uns die viel theuereren, gleich vollſtändigen, engliſchen Editionen ganz entbehrlich. Delius war es auch, der mit zuerſt, und zwar bald nach dem Erſcheinen der von J. Payne Collier im Jahre 1852 herausgegebenen „alten Korrekturen Shakſpeare's", die eine völlige Umwälzung des Textes — eines Textes, der für die Engländer eine faſt ebenſo geheiligte Autorität iſt, wie der der älteſten, engliſchen Bibel-Ueberſetzung — herbeizuführen drohten, auf die kritikloſe Zuſammenſtellung und die wahrſcheinliche Unechtheit dieſer Korrekturen aufmerkſam machte. Gewichtige Stimmen engliſcher Kenner und Kritiker Shakſpeare's traten dieſem Ausſpruche von Delius bei, und es hat ſich ſeitdem durch genaue, zum Theil von unſerm Landsmanne Friedr. Bodenſtedt, dem beſten Ueberſetzer von Shakſpeare's Sonetten, veranlaßte techniſche Unterſuchungen des ſogenannten „Perkins-Folio" von 1632, in welchem die Text-Verbeſſerungen, Streichungen und Zuſätze des „alten Korrektors" ſich befinden, herausgeſtellt, daß

*) Von 1797 bis 1810 erſchienen neun Bände von Schlegel's Ueberſetzung, die jedoch nur achtzehn Dramen enthielten; die fehlenden Stücke wurden erſt ſpäter von Tieck (1826—33) nachgeliefert.

*) Vergl. Chamber's Cyclopaedia of English Literature. Vol. II., p. 336.

**) Elberfeld, R. L. Friderichs, 1854—1860.

Digitized by Google

dieſe ſämmtlich Fälſchungen, und zwar des Herrn Payne Collier ſelbſt, ſeien. Leider hat ſich dabei aber auch ergeben, daß viele früher von Collier veröffentlichte Thatſachen, „Thatſachen" aus Shakſpeare's Leben, wie z. B. ſeine ſteigende Betheiligung an den Einkünften des Theater-Unternehmens von Blackfriars, ſeine Empfehlung an den Lord-Kanzler Ellesmere durch den Grafen von Southampton, ſeine Funktionen bei dem Unterrichte der Pagen Jacob's I. u. ſ. w., ebenſalls auf gefälſchten Urkunden beruhen, und da dieſe „Thatſachen" alle in die ſeit etwa dreißig Jahren erſchienenen Lebensbeſchreibungen Shakſpeare's übergegangen, ſo ſind letztere dadurch ebenſo werthlos geworden.

Eine neue Biographie Shakſpeare's, die mit der Erläuterung ſeiner Werke Hand in Hand ginge, würde daher eine Aufgabe für einen unſerer gründlichen Kenner des großen Dichters ſein. Herr Direktor F. Kreyßig hat dazu bereits in ſeinen trefflichen, im edelſten Sinne des Wortes populären „Vorleſungen über Shakſpeare, ſeine Zeit und ſeine Werke",*) ſowie in ſeiner auch äußerlich würdig und künſtleriſch ausgeſtatteten „Shakſpeare-Anthologie",**) einer Perlenſchnur der ſchönſten und bedeutſamſten Schilderungen und Weisheitsſprüche aus den Dramen des Dichters, den Grund gelegt.

Wir glauben, dieſen Aufſatz nicht beſſer, als mit nachſtehenden Worten Kreißig's aus ſeinen Vorleſungen über Shakſpeare, ſchließen zu können:

„Shakſpeare's Genius hat einen Erfolg hervorgerufen, der durchaus einzig daſteht in der Geſchichte der Dichtkunſt. Wie einſt ſämmtliche Glieder des vielfach getheilten Volkes der Hellenen in dem Feſtjubel der olympiſchen Spiele ihres gemeinſamen Urſprungs und ihrer Würde gegenüber der Barbarenwelt freudig inne wueden, ſo verſammeln die erhabenen Geiſtesſpiele dieſes Dichterfürſten den denkenden und geiſtig lebenden Theil aller Völler germaniſchen Blutes dieſſeits und jenſeits des Weltmeeres täglich und ſtündlich zu dem Bewußtſein eines gemeinſamen, von der Macht des kühnen, feſſelloſen Gedankens bewegten und aus den Tiefen eines reichen, echt menſchlichen Gemüths ſich erneuernden Geiſteslebens. Es iſt keine Phraſe, wenn wir Shakſpeare recht eigentlich das Pantheon der germaniſchen Völker-Familie nennen, das reichgeſchmückte Heiligthum aller Götter und Dämonen dieſer lebenskräftigſten, entwickelungsfähigſten und ausgebreitetſten aller Racen. Und mit erhobener Stirn darf der patriotiſchſte Deutſche dem Geiſteshelden des ſtolzen Brudervolkes dieſe Huldigung darbringen, denn einmal glänzen die deutſchen Opfergaben rühmlich hervor unter den zahlloſen Weihegeſchenken des Tempels, und dann ſind es zwei Deutſche, die unter den Trägern der germaniſchen Kunſt dem großen Briten zunächſt und würdig ſich anſchließen. Es wird kaum ein Menſchenalter vergehen, und die Namen Shakſpeare, Göthe und Schiller werden im Munde des angelſächſiſchen Stammes ſo unzertrennlich verbunden ſein, wie ſie in dem des deutſchen ſchon lange waren."

J. L.

*) 3 Bde. Berlin, Nicolaiſche Buchhandlung, 1858—60.

**) Prachtband mit Shakſpeare's ſilbernem Medaillon auf der Vordertafel des Einbandes und mit einem ſchönen photographiſchen Bildniſſe des Dichters, das die Unterſchrift (aus „Hamlet") trägt: „Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem, Ihr werdet nimmer ſeines Gleichen ſehn!" XXIV. und 316 S. in 12. Hamburg, Vereins-Buchhandlung, 1864.

England.

Shakſpeare-Jubiläen in England.

Wir Deutſchen feiern Shakſpeare heute vielleicht einiger, als die Engländer, die ſich Monate lang durch ihr großartiges Comité und als „Commemorationiſten" und „Anti-Commemorationiſten" blamirt und lächerlich gemacht haben. Wir feiern ihn würdiger, wir verſtehen ihn jetzt beſſer, als die Engländer. Unſer Shakſpeare-Cultus hat bei den Engländern allerdings durch die ſubtile Ulrici-Philoſophie-Aeſthetik und ähnliche Aus- und Unterlegungen einen komiſchen Ruf bekommen, aber Summa Summarum kennen, verſtehen und ſpielen wir ihn jetzt beſſer, als die Engländer. Shakſpeare iſt bei uns ſogar populärer, als in England. Er ſteckt ſo ſehr in Sinn und Geiſt unſerer Dichter, Denker und Schriftſteller, wie in dem der gebildeten Leſer, daß wir Shakſpeare-Reminiscenzen viel häufiger in unſeren Büchern finden und ſie verſtehen, als die Engländer in ihrer modernen Literatur. Die ganze Belletriſtik und Poeſie des modernen England, deſſen ganze Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe, zumal die engliſche Bühne, Alles iſt nicht etwa bloß un-, ſondern antiſhakſpeariſch geworden. Die oft rauhen, phantaſtiſchen Tiefen und Höhen des Dichters, ſein ungefeſſelter Humor, die Anſtößigkeit ſeiner Komik, die vielſagende Gewalt ſeiner Gedanken und Bilder — das Alles gilt in dem modernen, gebildeten England für vulgar, common, low. Dagegen — und dies iſt ganz antiſhakſpeariſch — wird die feine, lächelnd-ironiſche, phraſenreiche und gedankenarme Form auf's Höchſte kultivirt und geſchätzt.

Shakſpeare wird weder verſtanden, noch geliebt, und nur in einem Londoner kleinen Nord-Theater noch geſpielt, aber auch herzlich ſchlecht. Die Shakſpeare-verſtändigen Berliner haben die Geſellſchaft des Herrn Phelps vom Sadlers Well's-Theater vor einigen Jahren kennen lernen und im Stillen die Köpfe geſchüttelt, da die Meiſten es nicht geradezu auszuſprechen wagten, daß dies keine Shakſpeare-Darſtellungen in deutſchem Verſtändniß ſeien. Man könnte ſagen, daß wir's eben nicht recht im Engliſch-Shakſpeare'ſchen Geiſte verſtanden; aber hohle Deklamation und künſtleriſche Darſtellung aus innerem Verſtändniß unterſcheiden ſich ganz deutlich nach allgemeinen ethiſchen und äſthetiſchen Geſetzen. Und vor dieſen fällt Phelps mit ſeinen Shakſpeare-Darſtellungen entſchieden durch. Ich habe ihn und die Seinigen mit dem nach Norden verdrängten, in ein erbärmliches Theater verbannten Shakſpeare-Cultus oft genug originaliter kennen lernen und bin empört mehrmals weggelaufen, mit beſonderem Zorn aus dem Hamlet, der bloß in zwei ganz unnatürlichen Tönen heulte und deklamirte, während die ſüße Ophelia mit einer Perſönlichkeit wie eine Kuhmagd wie durch einen dicken Stockſchnupfen ſprach.

Sadlers Well's-Theater unter Phelps iſt die noch einzige Cultus-Stätte für Shakſpeare. Es liegt etwa wie Wallner's Theater in Berlin und ſieht nicht einmal ſo gut aus, iſt ſogar kleiner und hat ein ſehr beſchränktes Publikum, zu welchem weder des Standes, noch der Bildung Ariſtokratie gehört. Phelps meint es gut. Er ſcheint wirklich Shakſpeare-Enthuſiaſt zu ſein; aber der Mann iſt hölzern und pedantiſch als Darſteller wie als Direktor.

Die übrigen 22 Theater Londons vereinen ſich zuſammen wohl kaum ein Dutzendmal im Jahre zu einem Shakſpeare'ſchen Stücke und machen dann ſchlechte Geſchäfte damit. Es giebt keine Schau-

Digitized by Google

ſpieler mehr, welche die ſtrotzenden, großartigen Charaktere dieſes Giganten erträglich reproduciren, deren Sprache reden, deren Leidenſchaften und Thatkraft perſonifiziren können. Deshalb giebt's auch kein Publikum dafür. Vielleicht muß man richtiger ſagen, daß Publikum und Bühne ſich gegenſeitig dem Shakſpeare entfremdet, ſich in dieſer Zeit der Maſchinen, der Kohlen, des Eiſens, der Baumwolle, der Phraſe und des Conventionalismus allmählich aus ihm herausgelebt haben. Außerdem iſt alles Bühnenweſen, die dramatiſche Produktion und Kunſt im entſetzlichſten Verfalle, obgleich in London wohl nicht ſo viel Theaterdirektoren, die nicht richtig ſchreiben und ſprechen können, zuſammenzubringen ſind, als in der Hauptſtadt norddeutſcher Intelligenz. Was aber die Shakſpeare-Darſtellungen in Berlin betrifft, ſo hab' ich ſie wenigſtens vor 20—12 Jahren, meiner Theater-Referenten Zeit, durchweg würdiger, wahrer und wirkungsvoller geſehen, als je ein Original bei Phelps und einige Male in anderen Theatern. Von der jetzigen Zeit in Berlin kann ich nicht urtheilen.

Nein, Shakſpeare iſt nicht populär in England, inſofern wir unter Popularität ein Leben in der Nation verſtehen, wie das eines Schiller, eines Uhland im deutſchen Volke.

So eine Jahrhundertfeier, wie ſie aus den Deutſchen auf der ganzen Erde am 9. November 1859 hervorquoll, wird uns nicht ſo leicht eine Nation nachmachen können. Keine hat auch nur annähernd einen Schiller.

Ob die Engländer den hundertſten und zweihundertſten Geburtstag Shakſpeare's gefeiert haben mögen?

Keine Spuren von Feſtlichkeiten weder 1664, noch 1764, auch nicht 1716 und 1816, dem hundertſten und zweihundertſten Todesjahre. Nur durch lokale und individuelle, wie es ſcheint, nicht ſehr erhabene Verhältniſſe kam es dreimal zu Shakſpeare-Feſtlichkeiten in England, und zwar ohne Rückſicht auf Geburts- und Todestag.

Das erſte Shakſpeare-„Jubiläum" ward 1769 auf Anregung der Stadt-Obrigkeit von Stratford und hauptſächlich durch den größten und eitelſten engliſchen Schauſpieler, Garrick, in Scene geſetzt. Der Stratforder Magiſtrat hatte ſich ein neues Rathhaus bauen laſſen, in welchem eine Niſche an der Facade leer blieb. So kam man natürlich auf den Gedanken, eine Büſte oder Statue Shakſpeare's hineinzuſetzen. Dies erfuhr David Garrick, damals auf der Höhe ſeines Ruhmes als Direktor und erſter Schauſpieler des Drurylane-Theaters zu London. Er korreſpondirte mit der Stadtbehörde von Stratford, die ihm für dieſe Ehre das Ehrenbürgerrecht, in einem Kaſten aus Holz von Shakſpeare's berühmtem Maulbeerbaum gefertigt, überſandte. Für dieſe Ehre dankbar, entwarf er den Plan zu einem Shakſpeare-Jubiläum in Stratford, das ſofort Beifall und Unterſtützung fand und im Herbſt 1769 gefeiert werden ſollte.

Es wurde auf einer Wieſe vor der Stadt am maleriſchen Avon-Fluſſe ein achteckiges Amphitheater für 1000 Perſonen gebaut und mit Colonnaden, einem Thurme, Vergoldungen, Draperien und einem Kronenleuchter mit 800 Lichtern ausgeſchmückt. Vor demſelben ſtanden über 60 Kanonen und Mörſer, die zu Anfang und Ende des Feſtes und zu einem großartigen Feuerwerk furchtbaren Lärm machten. Die Coventry-Weber hatten regenbogenfarbige Bänder geliefert, mit denen ſich die feſtlich Verſammelten reichlich ſchmückten. Eine in Birmingham aus Gold, Silber und Bronze geſchlagene Erinnerungs-Medaille enthielt auf der einen Seite die Worte aus Hamlet: „We shall not look upon his like again", auf der anderen ein Bildniß Shakſpeare's.

David Garrick, der berühmte, und ſein Bruder George waren Leiter und Regiſſeurs der Feſtlichkeiten, und Erſterer betrug ſich, als wär's ſein Jubiläum.

Am Morgen des 6. September 1769, um 5 Uhr, wurde die mit Gäſten und Zuſchauern überladene Stadt durch ungeheuren Kanonendonner aus ihrem Schlafe geweckt, und kurz darauf zogen phantaſtiſch gekleidete Schaaren mit Flöten, Clarinetten, Guitarren und anderen Inſtrumenten umher, um die Damen mit Liedern von Garrick zu beſerenaden. Nachher frühſtückten die Hauptperſönlichkeiten des Feſtes im neuen Rathhauſe. Dann zogen ſie in die Kirche, wo das Oratorium Judith von Arne von Sängern und Sängerinnen und Inſtrumentaliſten aus London aufgeführt ward. Hierauf großer Zug nach dem Amphitheater, vor dem Geburtshauſe Shakſpeare's vorbei, wo gehalten und zu ſeiner Ehre ſchlechte Verſe von Garrick geſungen wurden. Als Muſter der Garrick'ſchen Poeſie für den „Schwan von Avon" werden zwei Verſe citirt, die ſo lauteten:

„Here nature nursed her darling boy,
From whom all care and sorrow fly".

Alſo eine Art von Fibelvers-Poeſie, wie:

Gebratene Haſen ſind nicht bös'!
Der Hammer giebt gar harte Stöß'!"

Von 3 Uhr an ward im Amphitheater banquetirt mit „ſchönen neuen Liedern und Jubiläum-Dichtungen". Abends Ball mit großartiger Illumination und Feuerwerk.

Der zweite Feſttag verregnete die Hauptſache: den Feſtzug von 150 koſtümirten Shakſpeare'ſchen Charakteren auf Triumphwagen, gezogen von Satyrn u. ſ. w., in Abtheilungen mit Muſen und Grazien an der Spitze und glänzende Muſik. Aber da es, nach dem engliſchen Sprüchworte, „Katzen und Hunde regnete", zogen Melpomene, Thalia, die Grazien, die Satyrn, Hamlet und Lear und die Dromio's, Caliban und Ophelia, Shylock und Falſtaff u. ſ. w. ihre Phantaſie-Kleider wieder aus und begaben ſich Nachmittags nach vielem Kanonendonner, Glockenläuten, Frühſtücken, Ständchen für die Damen u. ſ. w. ins Amphitheater, um die Widmungs-Ode (von Garrick) und die „Krönung der Shakſpeare-Statue" (von Garrick) zu hören. Garrick, prachtvoll aufgeputzt, recitirte die Ode, und Vokal- und Inſtrumental-Muſik, dazwiſchen eingelegt und von Arne componirt, wechſelten mit deſſen pompöſer Deklamation.

Nachher und am dritten Tage wiederholte man die Feſtlichkeiten des erſten ohne weſentliche Abwechſelung, wenn wir nicht einen großartigen Maskenball in der Nacht des zweiten für eine beſonders originelle Shakſpearefeier-Idee halten wollen. Der zum dritten Tage verſuchte öffentliche Zug von Shakſpeare Charakteren, eine wahrhaft volksthümliche Feſtlichkeit, die wenigſtens einer ungemein poetiſchen und maleriſchen Ausführung fähig iſt — wurde durch einen noch ſtärkeren Regen vereitelt.

Das Jubiläum von 1769 endete mit einer wahren Sündfluth von Spott und boshafter Satyre gegen die Sache überhaupt, gegen die Art der Ausführung und beſonders gegen Garrick, der den göttlichen Giganten nur benutzt haben ſollte, um ſeine Eitelkeit zu befriedigen.

Von den Satyren werden beſonders folgende als witzig und ſchlagend angeführt: „Garrick's Vagaries or England run Mad; — Trinculo's Trip to the Jubilee; — Shakspeare's Jubilee, a Mask; — The Stratford Jubilee, a Comedy; — „Scrubs Trip to the Jubilee".

Garrick machte entſchieden viel Geld mit der Feſtlichkeit, denn ein Stück, das in Stratford vom Regen weggewaſchen worden

Digitized by Google

war, füllte hernach in Drurylane hundert Abende. — Mehrere Verſuche, ähnliche Feſtlichkeiten zu wiederholen, blieben unausgeführt, ſo daß erſt 54 Jahre ſpäter, im Jahre 1827, eine „Gala“-Feier des Shakſpeare-Geburts- und Todestages zu Stande kam.

In Stratford hatte ſich eine Art Shakſpeare-Klub gebildet, deſſen Mitglieder ſich allemal am 23. April feſtlich verſammelten. Die Mitgliederzahl ſtieg während der beiden Jahre 1824—26 von einigen Dutzenden auf mehr als vierhundert aus ganz Warwickſhire. Dieſe beſchloſſen im Herbſte 1826, den nächſten Shakſpeare-Tag beſonders großartig zu feiern und auszuführen, was 1769 verregnet worden war. Nach engliſcher Weiſe wurden Subſkriptionen für Beſtreitung der Koſten eröffnet und reichlich geärndtet, ſo daß man Mittel genug erhielt, ein glänzendes Programm auszuführen. Die Glocken der alten, maleriſchen Geburts-Stadt Shakſpeare's läuteten am Morgen des 23. April 1827 für mehr Gäſte, als Einwohner. Um etwa 11 Uhr waren alle Straßen voll Menſchen — mehr als 30,000 — um die zahlreichen Künſtler und Künſtlerinnen aus London und anderen Städten als Fleiſch und Blut gewordene, von einem Londoner Coſtumier für 75 Guineen eingekleidete Shakſpeare-Charaktere und den ganzen phantaſtiſchen Zug zu bewundern. Die Prozeſſion fiel deun auch wirklich glänzend aus. Von Fahnen und Flaggen und Bannern und Muſikchören, tapferen Rittern in Harniſch und Helm angeführt, kamen über fünfzig leibhaftige Charaktere Shakſpeare's aus 14 Dramen in zwei Abtheilungen, die tragiſchen aus ſieben Dramen mit Melpomene an ihrer Spitze, und ſieben lebendig gewordene Komödien, angeführt von Thalia. Es folgten die beinahe 500 Mitglieder des Shakſpeare-Klubs, je vier neben einander. Der Zug bewegte ſich vom Rathhauſe durch die Hauptſtraßen nach dem Geburtshauſe des Dichters, wo eine Büſte von Melpomene und Thalia mit einem Lorbeerkranze geſchmückt ward, worauf der Schauſpieler Serle eine Feſtrede hielt. Dann ging's vor die Kirche, wo eine für das Feſt von Dignum komponirte Muſik und Dichtung aufgeführt ward. Es folgte der Zug auf die Bauſtelle für ein neues Theater, zu welchem der Lord-Mayor feierlich den Grundſtein legte. Der Tag ſchloß mit Banquets, Maskeraden und Feuerwerken. Der zweite Feſttag begann, wie der erſte, mit Kanonenſchüſſen und Glockenläuten. Es folgte ein dreiſtündiges Frühſtück mit Muſik, Geſang und Vorträgen. Außerhalb war eine Art Jahrmarkt mit vielen Luſt- und Schaubuden entſtanden, wo ſich die Menge bis ſpät in die Nacht herrlich amuſirte. Abends Maskenball mit 1700 maskirten Gäſten und Feuerwerk. Am dritten Tage im Weſentlichen Wiederholung mit öffentlichen Tanzvergnügungen und Illuminationen.

Das war das „Gala“-Feſt zu Ehren Shakſpeare's, 1827.

Schon drei Jahre darauf, 1830, folgte ein noch glänzenderes „Festival“. Das erſte war „jubilee“, das zweite „gala“ getauft worden. Das „Festival“ von 1830 galt als ein ſo großer „success“, daß man beſchloß, es alle 3 Jahre zu wiederholen. König Georg wurde Patron des Feſtes und reichliche Subſkriptionen ſetzten die Unternehmer in den Stand, Künſtler und Künſtlerinnen aller Art zu engagiren und von Garderobiers, Waffenſchmieden, Fahnen- und Banner-Fabrikanten das Beſte reichlich zu kaufen oder zu miethen. Als der wichtige Freitag des 23. April 1830 anbrach, ſchien er wieder in Regen und Nebel zu Waſſer werden zu wollen, aber man ließ ſich durch die Drohungen nicht abhalten, den Morgen mit Kanonendonner, Glockengeläute, Fahnen und Flaggen in Händen und an Häuſern zu begrüßen. Alle Kutſcher und Diener der Tauſende von herrſchaftlichen Gäſten trugen flatternde Jubiläums-Bänder. Während ſich die thätigen Mitglieder der großen Prozeſſion, über 150 Perſonen, ankleideten und hernach im „Königlichen Pavillon“ (zu dieſem Zwecke extemporirt) frühſtückten, klärte ſich der Himmel wohlwollend auf, ſo daß um 2 Uhr der große Feſtzug ſich in regenloſer Luft ordnete. Von Standartenträgern und Muſikchören angeführt, folgten die Manner des Comité, hinter welchen der Schutzheilige Englands, Sankt Georg, auf einem Grauſchimmel ritt. Ihm folgte Charles Kean, der Jüngere, damals in der erſten Blüthe ſeines Ruhms, vollſtändig in polirten Stahl gekleidet. Ueber dem polirten Stahl-Helme wehte ein ganzer Wald von Straußfedern. Er war der Anführer der ganzen dramatiſchen Geſellſchaft, die in zwei Abtheilungen Shakſpeare's tragiſche und komiſche Figuren perſonificirten. Die Hauptcharaktere aus Lear, Coriolan, Cäſar, Andronicus, Macbeth, Heinrich IV., Romeo und Julie, Heinrich VIII., Richard III., Hamlet und Othello wurden von Melpomene geführt, die komiſchen aus dem Sturm, den luſtigen Weibern, den Irrungen, Zähmung der Widerſpänſtigen, Kaufmann von Venedig, Sommernachtstraum u. ſ. w. von Thalia, die auf einem von Satyrn gezogenen Thespiskarren ſaß.

Dieſe glänzende, lebendige Verkörperung von beinahe hundert Shakſpeare'ſchen Charakteren, idealen Gebilden auf wirklicher, vom Tageslichte beleuchteter Straße war nach den verſchiedenſten, enthuſiaſtiſchen Berichten der Zeitungen eines der impoſanteſten und glänzendſten Schauſpiele, durch welches der dichteriſche Geſtalten-Reichthum des Gefeierten wirklich zur offenſten, populärſten Anſchauung kam. Dabei werden noch als Curioſa hervorgehoben, daß Othello von einem wirklichen Mohren und die Zwillinge in den Irrungen von wirklichen Zwillingen perſonificirt waren.

Die Prozeſſion bewegte ſich vom Pavillon nach dem Hauſe Shakſpeare's, wo Melpomene und Thalia auf einem Gerüſte vor dem Hauſe die Büſte des Dichters mit Lorbeer krönten. Sie thaten dies mit „unnachahmlicher Grazie“ und erzeugten „einen elektriſchen Schlag unter den Zuſchauern“, wie es in dem Times-Berichte hieß. Es folgten Reden, Muſik, Banquet, dramatiſche Vorſtellungen und noch *drei* feſtliche Tage, leider faſt nur mit abgeſchwächten Wiederholungen.

Das waren die drei Shakſpeare-Feſte. Keines wurde als hundertſter oder zweihundertſter Geburtstag gefeiert.

Es iſt alſo dem 23. April 1864 vorbehalten, Verſäumtes wieder gut zu machen, was, nach den letzten Nachrichten, nur in beſchränktem Maße möglich geweſen ſein wird.

Wie wir ſchon früher berichtet, war das großartige Comité von vorn herein uneinig, zerfallen und in dem Irrthume, daß die Feier weſentlich in London koncentrirt werden müſſe, wo juſt öffentliche Feſtlichkeiten wegen Mangel an Raum und Ueberfluß an Menſchengedränge, nie gedeihen können. Wie auch die Feier ausgefallen ſein möge, ſicherlich wird ſie den Anti-Commemorationiſten reichlichen Stoff zu Spott und Satyre geliefert haben. *Unſere* Feſtlichkeiten ſind hoffentlich würdiger, vielſeitiger und zugleich einfacher gerathen.

H. B.

Schweiz.

Die öffentliche Meinung in der Schweiz über den deutſch-däniſchen Konflikt.

Das Echo des Kanonendonners jenſeits der Eider hat in den ſchweizeriſchen Alpenthälern eine Erſcheinung zu Tage gefördert, welche für die Beziehungen der verſchiedenen Racen, aus denen

Digitized by Google

ſich die Eidgenoſſenſchaft zuſammenſetzt, höchſt charakteriſtiſch iſt. Die Unterſchiede ſind in dem ſchroffen Gegenſatz der Meinungen der deutſchen und franzöſiſchen Landestheile der Schweiz hinſichtlich der großen Tagesfrage ſchärfer hervorgetreten, als jemals früher bei verwandten Gelegenheiten. Der Verfaſſer gegenwärtiger Zeilen hat dieſe entgegengeſetzten Strömungen und deren Motive aufmerkſam verfolgt, und hält die Erſcheinung für intereſſant und wichtig genug, ſeine Beobachtungen in einem Blatte zu reſumiren, welches ſich ja auch die Aufgabe ſtellt, die Meinungsäußerungen und Anſchauungen der verſchiedenen Nationalitäten hinſichtlich Deutſchlands und ſeiner geſammten geiſtigen, d. h. alſo auch politiſchen Bewegung, zu konſtatiren.

In der deutſchen Schweiz ſprach ſich von Beginn des Konflikts an eine warme Sympathie für die deutſche Sache ſowohl in der großen Mehrzahl der Organe der Preſſe, wie unter dem Volk überhaupt aus; ſüdlich vom Neuenburger und Murtener See hingegen bis an den blauen Leman trat eine unverhohlene Theilnahme zu Gunſten der Dänen immer entſchiedener hervor. Unter den Zeitungen der deutſchen Schweiz, welche das klarſte Verſtändniß der Berechtigung der deutſchen Forderungen bekundeten, ſteht der „Bund", das wichtigſte und verbreitetſte Organ der Eidgenoſſenſchaft überhaupt, obenan. Der „Bund", wenige Jahre nach der Wiedergeburt der Eidgenoſſenſchaft durch die neue Bundesverfaſſung von 1848, durch welche ſich die Schweiz aus einem locker zuſammenhängenden Staatenbund in einen Bundesſtaat umgeſtaltete, begründet, iſt in eidgenöſſiſchen Dingen ſtets der getreueſte und verſtändigſte Spiegel dieſer neuen Richtung geblieben. Er hat das föderaliſtiſche Prinzip, welches auf Grundlage der Selbſtregierung die hiſtoriſch entwickelte Eigenartigkeit der einzelnen Kantone fortbeſtehen läßt, dagegen die Geſammtintereſſen der Schweiz namentlich dem Ausland gegenüber, die gemeinſamen materiellen und geiſtigen Angelegenheiten der ganzen Eidgenoſſenſchaft in einer kräftigeren Centraliſation zuſammenfaßt, ſtets mit Einſicht und alle extremen Beſtrebungen ausſchließender Mäßigung vertreten. Schon unter dieſem Geſichtspunkt konnte ihm eine gleichartige Tendenz in dem ſtammverwandten Deutſchland, deſſen politiſche Organiſation mit allen ihren Schwächen ſo manche hiſtoriſche Vergleichungspunkte mit der neueren Geſchichte der Schweiz bis 1847 zuläßt, nicht gleichgültig ſein. Allein es dauerte nach den Enttäuſchungen von 1848 bis 1850 lange, ehe man ſich in der Schweiz von der Ernſthaftigkeit und Nachhaltigkeit der deutſchen Volksbewegung überzeugen konnte. Das politiſche Anſehen der deutſchen Nation war ſeit jener Periode zwiſchen Rhein und Alpen tief geſunken. Erſt das kräftige Erwachen des deutſchen Nationalgefühls, beſonders ſeit 1859, brachte eine Umſtimmung hervor und namentlich die deutſchen Schützenfeſte, auf welchen, wie in Bremen und Frankfurt, die Eidgenoſſen eine ſo herzliche Aufnahme fanden, die dann voriges Jahr in La-Chaux-de-Fonds erwidert wurde, ſind es geweſen, welche zwiſchen den politiſch getrennten Stammesgenoſſen eine innigere Annäherung herbeigeführt haben, die nicht ohne kulturgeſchichtlich wichtige Folgen bleiben kann. Der „Bund" hat ſeit jenen Tagen der deutſchen Bewegung ſtets eine ſympathiſche und eingehende Beachtung zugewendet, die, wie geſagt, ſeit dem Beginn des deutſch-däniſchen Konflikts nur noch wärmer hervorgetreten iſt und in den meiſten übrigen deutſch-ſchweizeriſchen Blättern Nachahmung gefunden hat.

Nicht ſo in der franzöſiſchen Schweiz. Man ſagt, daß in gewiſſen Kreiſen dieſer weſtlichen Kantone, namentlich in Waadt und Genf, ſchon der Freundſchaftsbund zwiſchen den eidgenöſſiſchen und deutſchen Schützen nicht mit beſonderer Befriedigung angeſehen worden ſei. Wir laſſen das auf ſich beruhen; ſicher iſt, daß ſich hinſichtlich des deutſch-däniſchen Konflikts vom erſten Augenblick an in den genannten Kantonen eine unverkennbare Antipathie gegen den Aufſchwung des deutſchen Nationalgefühls bemerkbar machte. Die Haltung der Preſſe war in dieſer Hinſicht charakteriſtiſch. Um zuerſt von Genf zu ſprechen, ſo erklärte das konſervative Journal de Genève gleich anfangs mit höchſt ſuffiſanter Miene, weder jene querelle d'Allemand zu verſtehen, noch überhaupt Intereſſe dafür bei ſeinen Leſern vorauszuſetzen. Das hinderte freilich nicht, ſich zu gleicher Zeit von London aus die ſchnödeſten Ausfälle auf Deutſchland, Oeſterreich und Preußen, vorzüglich aber das letztere, mittheilen zu laſſen, mit denen nun das genannte Blatt ſein frommes Publikum in der Genfer Cité täglich regalirte. Erſt in ſpäterer Zeit ſcheint es ſich zu größerer Unparteilichkeit bequemt zu haben, indem es eine im deutſchen Sinn gehaltene Hamburger Korreſpondenz bringt, die ſich in ihrer objektiven Beſcheidenheit neben der ſich ſehr cavalièrement über die Thatſachen hinwegſetzenden Hochnaſigkeit der engliſchen Danomanen oft ſonderbar genug ausnahm, aber wahrlich nicht zum Nachtheil ihres deutſchen Urſprungs. Die Nation Suisse, das Fazy'ſche Organ, ſonſt in allen Stücken der diametrale Gegenſatz des Journal de Genève, blies doch in dieſem Fall mit ihrem Kollegen von Anfang an in Ein Hoen, um endlich in neueſter Zeit bei den widerlichſten Hetzereien gegen Deutſchland und das deutſche Element anzulangen, und z. B. die deutſchen Heere mit Schmähungen zu überhäufen, deren ſich ein franzöſiſcher Vollblutschauvin ſicher ſchämen würde. Zugleich legt das Blatt eine Ignoranz aller einſchlägigen hiſtoriſchen, politiſchen, geographiſchen Verhältniſſe an den Tag, die kaum im Lande der Kaffern zu entſchuldigen wäre, unter einer Bevölkerung aber, welche auf Intelligenz Anſpruch macht, das gerechteſte Erſtaunen erregen muß.

Die Preſſe des Waadtlandes hatte gleichfalls vom Anbeginn des Konflikts an eine ähnliche Richtung eingeſchlagen. Dabei blieb die Sache nicht ſtehen. Schon im Februar verſuchten einige Agitationen, unter ihnen der bekannte demokratiſche Volksredner, Großrathsmitglied Advokat Eytel, eine Adreſſenbewegung zu Gunſten der Dänen ins Leben zu rufen, Charpie u. ſ. w. für die däniſche Armee zu ſammeln und ähnliche Demonſtrationen mehr in Gang zu bringen. Von dort aus ſuchte man auch in Genf Propaganda zu machen. Wir bedauern, hier einen Mann mit dieſer antideutſchen Bewegung in Verbindung zu treffen, den wir auf anderen Gebieten und unter anderen Geſichtspunkten hochſchätzen zu lernen Gelegenheit hatten, Prof. Dr. Galiffe, den bekannten Hiſtoriker. Wir haben von den gründlichen Forſchungen dieſes Gelehrten in dieſen Blättern bereits wiederholt mit voller Anerkennung geſprochen; wir haben in ſeiner kritiſchen Wiſſenſchaftlichkeit, welche muthig tiefgewurzelte Vorurtheile bekämpft, zum Theil die Nachwirkung deutſcher Erziehungsweiſe und Bildungseinflüſſe*) zu erkennen geglaubt. Um ſo mehr thut es uns leid, Profeſſor Galiffe in dieſer deutſchen Nationalangelegenheit auf der Seite unſerer politiſchen Gegner zu finden! hoffen jedoch, daß derſelbe Criticismus, der ihn in ſeinen Genfer Forſchungen auszeichnet, den Hiſtoriker auch zu einer wahrhaft unparteiiſchen Prüfung einer ſo wichtigen Frage der Tagesgeſchichte führen wird.

*) Galiffe, einer alten Genfer Familie entſproſſen, wurde hauptſächlich auf dem berühmten Fellenbergiſchen Inſtitut in Hofwyl, ſpäter auf der Univerſität zu Heidelberg gebildet.

Digitized by Google

Das weſentlichſte Motiv, welches im Waadtland für die Dänen-Agitation angegeben wurde, war gewöhnlich die Gleichartigkeit der Intereſſen kleiner Staaten den großen Mächten gegenüber. Man überſah geſliſſentlich nicht nur die Rechts-, ſondern auch die Nationalitätsfrage, um einfach das abſtrakte Utilitätsprinzip in den Vordergrund zu ſtellen, nach dem die kleine Schweiz dabei intereſſirt ſein ſoll, daß das kleine Dänemark nicht von Preußen, Oeſterreich und dem übermächtigen Deutſchland (!) vergewaltigt werde. Wer übrigens etwas tiefer hinter die Couliſſen zu ſchauen vermochte, dem konnte es nicht entgehen, daß noch eine ganz andere Triebfeder bei jener Agitation mit im Spiele war. Und dieſer letzte Grund war der Hauptſache nach kein anderer als die nationale Antipathie der franzöſiſchen Schweizer gegen ihre Mit-Eidgenoſſen germaniſchen Stammes, die Nachkommen der Urbegründer der helvetiſchen Freiheit, jener unabhängigen Gemeinweſen am Vierwaldſtätterſee, jenes Kerns, um welchen nach und nach die übrigen ſchweizeriſchen Republiken deutſcher Nationalität entſtanden, ohne welche heute wohl ſchwerlich von einem Kanton Waadt, Genf, Neuenburg die Rede ſein würde. Das deutſche Bern hat Waadt und Genf von ſavoyiſcher Herrſchaft befreit. Noch in dieſem Augenblick liegt die ſicherſte Garantie, der ganze Schwerpunkt der Unabhängigkeit der franzöſiſchen Schweizer, nicht in Lauſanne oder Genf, ſondern im Bundespalaſt zu Bern. Im Weſten lauert ein begehrlicher Nachbar, das ſollte man am Genferſee ſeit 1798 wiſſen; das hat 1860 die ſavoyiſche Annexion wieder ins Gedächtniß gerufen. Und doch hat man mit franzöſiſcher Unbeſonnenheit und Haſt einer rein inſtinktiven Neigung die Zügel ſchießen laſſen, ohne zu überlegen, zu welchen bedenklichen Konſequenzen ein ſolches Unterfangen führen könnte.

Die große Mehrzahl der franzöſiſch-ſchweizeriſchen Blätter war, wie bemerkt, zu einer ſolchen unbedachten Agitation, wie die zu Gunſten der Dänen, vollkommen disponirt; erſt allmählich beginnt ſich ein verſtändigeres Urtheil Bahn zu brechen und zur Umkehr zu mahnen. Das erſte Organ, dem die Ehre gebührt, auf die Gefahr aufmerkſam gemacht zu haben und in vorſichtiger Form zuerſt die warnende Stimme zu erheben, iſt die Bibliothèque Universelle, die tüchtigſte literariſche Zeitſchrift der franzöſiſchen Schweiz. In der letzten Märznummer dieſes ſo taktvoll geleiteten Blattes, deſſen Streben auch im vorigen Jahrgang des „Magazin" eine wohlverdiente Anerkennung gefunden hat, wird, nachdem auf die faſt völlig einſtimmige Parteinahme der deutſch-ſchweizeriſchen Preſſe zu Gunſten des deutſchen Rechts in der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit aufmerkſam gemacht iſt, (in dem Artikel Chronique Suisse, S. 403) dann weiter geſagt: „In der franzöſiſchen Schweiz waren die Meinungen mehr getheilt. Ein Theil der Preſſe hielt ſich zurück; ein anderer ſprach ſich zu Gunſten der Dänen aus, hauptſächlich in Folge der inſtinktiven Sympathie, welche man dem kleinen Kämpfer gegen den ſtärkeren zuwendet; eine ſehr natürliche Sympathie bei einem Volk, welches ſtets befürchtet, einmal einen ungleichen Kampf zu beſtehen zu haben. Auch hat man ſich des guten Empfangs erinnert, welcher vor drei Jahren zwei eidgenöſſiſchen Generalſtabs-Offizieren zu Kopenhagen zu Theil wurde, und des Trinkſpruchs, den damals der König, welcher ſeine in Genf, wo er ſelbſt als Bürger naturaliſirt wurde, gemachten Studien nicht vergeſſen hatte, auf die Schweiz ausbrachte. Das erklärt die Sympathie-Adreſſe, die in Lauſanne von einer öffentlichen Verſammlung an das däniſche Volk abzuſenden beſchloſſen wurde. (Man ſieht, der Verfaſſer hebt zuerſt die harmloſeren Motive hervor; wir wollen ihn wegen dieſer Vorſicht nicht tadeln, denn es handelte ſich für den Schweizer zunächſt darum, zum Frieden zu mahnen). Allein es iſt augenſcheinlich, daß Manifeſtationen dieſer Art, wie beſchaffen auch die Zahl der erhaltenen Zuſtimmungen ſein mag, Gefahr laufen, ihre bedenkliche Seite für unſer Vaterland zu haben. Iſt es in der Lage der Schweiz nicht im Geſetz der Klugheit, bei uns hinſichtlich der Streitigkeiten fremder Völker oder Souveraine niemals Akte hervorzurufen, welche individuelle Anſichten verallgemeinern? Ohne Zweifel ſind die Meinungen frei, und es iſt gewiß nicht in der Schweiz, wo man ſo viel diskutirt, der Ort, in ſolchem Fall daran zu denken, den Indifferentismus zu predigen. Allein nach unſerer Anſicht iſt es gut, es zu vermeiden, jene Meinungen unter entgegengeſetzten Fahnen durch Kundgebungen zu vereinigen, welche wieder andere im entgegengeſetzten Sinn hervorrufen und auf dieſe Art die Schweizer in einem Fall veruneinigen könnten, wo nichts größeren Werth haben würde, als eine abſolute innere Einheit, und welche Manifeſtationen endlich hauptſächlich in den Augen des Auslandes die Ernſthaftigkeit unſerer neutralen Stellung in Frage ſtellen könnten. Die Sympathien ſind überdies vielfachen Mißverſtändniſſen unterworfen, und es iſt oft mehr als eine Unſchicklichkeit damit verbunden, ſie zu laut und zu früh ausgeſprochen zu haben. Beweis dafür iſt die Umwandlung der öffentlichen Meinung, welche ſich in der franzöſiſchen Schweiz nach dem Feldzug von 1859 und der Occupation Savoyens durch Frankreich kundgab. Wozu endlich nützt es, eine bittere Polemik zu beginnen oder die Eidgenoſſen unter einander zu entzweien wegen eines Schattens, der vor dem Ende des Streits in ſein Nichts zerfließen wird? Der gelindeſte Tadel, den man ſchließlich gegen diejenigen, welche die Initiative ſolcher Demonſtrationen unternehmen, ausſprechen könnte, iſt der, oft im Namen des ſchweizeriſchen Volkes ohne irgendwelches Mandat zu ſprechen."

Soweit die wohlmeinenden Worte der Bibliothèque Universelle. Die Rolle, welche wir der franzöſiſchen Schweiz am liebſten im Kulturleben der Völker zugewieſen ſehen möchten, war nun auch ſtets in unſeren Augen eine ganz andere, als diejenige einer politiſchen Parteinahme wie die Dänen-Agitation in Waadt. Zwiſchen Frankreich und die deutſche Eidgenoſſenſchaft geſtellt, dem erſteren durch Sprache und Nationalität, der zweiten durch die politiſchen Verhältniſſe, durch Geſchichte, Sitten und zahlreiche Bildungselemente überhaupt verwandt, ſchien uns die ſchönſte und fruchtbarſte Aufgabe der franzöſiſchen Schweiz immer eine Vermittelung des romaniſchen und germaniſchen Elements in der weiteſten Bedeutung des Begriffs. Daß dieſe Aufgabe wenigſtens den Beſten in der literariſchen Welt dieſer geſegneten Landſtriche häufig vorgeſchwebt hat, dafür liegen zahlreiche Zeugniſſe vor. Schon in der proteſtantiſchen Richtung der waadtländiſchen und Genfer Literatur iſt die Einwirkung des deutſchen Geiſtes nicht zu verkennen. Die vielfachen Berührungen mit Deutſchland, der Beſuch deutſcher Univerſitäten durch viele franzöſiſche Schweizer wirken in demſelben Sinn. Erſt vor wenigen Monaten iſt den Franzoſen eine umfaſſende Kenntniß unſeres größten deutſchen Dichtergenius durch die von (dem leider ſo bald nach dieſem großen Unternehmen verſtorbenen) J. Porchat veranſtaltete Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke Goethes ermöglicht, und damit eine neue Brücke zu der geiſtigen Annäherung der beiden Racen durch einen Sohn der franzöſiſchen Schweiz geſchlagen worden. Vornehmlich aber hat die Bibliothèque Universelle, und beſonders, ſeit ſie unter der Redaction zweier ſo warmer Freunde unſerer Literatur, wie G. Revillod und Ed. Fick, ſteht, die Vermittelung des franzöſiſchen und germaniſchen Elements mit glücklichem Takt verfolgt. Und darum freut es uns

Digitized by Google

doppelt, gerade in dieſer Zeitſchrift zuerſt ein unparteiiſches Wort der Warnung gefunden zu haben.

Für uns aber enthält die Agitation in Waadt auch die politiſche Mahnung, daß wir wenigſtens niemals zu feſt auf allgemeine Sympathien bei anderen Nationen rechnen. Ja wohl, es giebt ſolche in England, in der franzöſiſchen Schweiz, in Amerika, ſelbſt in Italien u. ſ. w., ſo weit nämlich vom „deutſchen Element" die Rede iſt. Dieſen vagen Begriff haben wir bei dieſer Gelegenheit in Genf oft erwähnen hören; ſobald es ſich aber um eine Präziſirung handelte, ſtellte es ſich bald heraus, daß man nichts darunter verſtanden wiſſen will, als jenen Kulturgährungsſtoff, jene ewig befruchtenden Bildungskeime, die von Deutſchen nach allen Ländern, über die ganze Erde getragen werden. Ja wohl, Erzieher des Menſchengeſchlechts möchte man uns bis zu einem gewiſſen Grade ſchon ſein laſſen, und ſich an der ewig jungen Kraft germaniſchen Bildungstriebes ſelbſt verjüngen und erfreuen. Aber zu politiſcher Reife ſollen wir nicht gedeihen. Es kommt nun auf uns an, ob wir uns mit dieſer Rolle des „Salzes der Erde" begnügen wollen. Als Griechenland ſeine Bildung über die geſammte Kulturwelt des Alterthums ausſtrömte, aber ſeine eigene politiſche Selbſtändigkeit nicht mehr bewahren konnte, da war es auch bald mit der Kulturbedeutung des Hellenenthums am Ende. Die Graeculi in Rom ſind ein warnendes Beiſpiel. Die deutſche Nation iſt zu elaſtiſch, zu urkräftig, je zu einer ſolchen Rolle herabzuſinken. Aber ſie vergeſſe nie die alte Lehre, die Franz Löher in den kurzen Satz zuſammenfaßt: „Ein geſunder nationaler Egoismus thut uns noth."

Genf, April 1864. W. Lampmann.

Nord-Amerika.

Theodor Parker's Leben und Briefwechſel.*)

Obgleich Theodor Parker, wie Moſes, das gelobte Land nur von fern erblickte, wird doch ſein Name ſich ſtets an die politiſche und ſoziale Revolution knüpfen, die, was auch ihre ſonſtigen Folgen ſein mögen, jedenfalls der Sklaverei in Amerika ein Ende machen wird. In Europa und namentlich in Deutſchland iſt er vorzugsweiſe durch ſeine religiös-philoſophiſchen Schriften bekannt, deren Gedankentiefe, Originalität und anziehender Styl ihm zahlreiche Verehrer erworben; aber er war mehr als ein bedeutender Schriftſteller — er war ein Mann im wahren Sinne des Worts, deſſen Leben im Kampf für Recht und Freiheit hinfloß, und der nie zögerte, für ſeine Ueberzeugungen mit ſeiner Perſon einzuſtehen.

Theodor Parker wurde im Jahre 1810 zu Lexington im Staate Maſſachuſetts geboren und ſtarb zu Florenz am 10. Mai 1860. Er war nach Europa gekommen, um unter dem milden Himmel Italiens gegen die Bruſtkrankheit Hülfe zu ſuchen, die ſeinen Tod herbeiführte, aber noch bis zum letzten Athemzuge beſchäftigte ihn das Schickſal und die drohende Zukunft ſeines Vaterlandes. Schon früher, im Jahre 1843, hatte er die alte Welt beſucht, und auch damals um ſeine durch angeſtrengte Arbeit zerrüttete Geſundheit herzuſtellen; denn ſeine Thätigkeit war gränzenlos, und mehrere Jahre nach einander durchzog er alle Nordſtaaten der Union, indem er faſt täglich Reden hielt und das Volk für ſeine Ideen begeiſterte. Er ſtand in enger Verbindung mit allen liberalen Staatsmännern des Landes, und man lernt aus ſeiner Korreſpondenz mit denſelben den Charakter der amerikaniſchen Bewegung kennen, wie ſie in ihren erſten Anfängen von den ſtandhafteſten und einflußreichſten Mitgliedern der jetzt ſiegreichen Abolitioniſten-Partei betrachtet wurde.

Die Betheiligung Parker's am Emanzipationskampf datirt vom Jahre 1845, wo auf Antrieb der Sklavenhalter die Annexion von Texas beſchloſſen wurde, und er hatte der guten Sache bereits manchen Dienſt geleiſtet, als am 18. September 1850 unter den Auſpizien Daniel Webſter's eine ſchmachvolle Bill durchging, welche die Auslieferung flüchtiger Sklaven verordnete. Die Unterzeichnung dieſer Bill durch den Präſidenten Fillmore gab das Signal zu Konflikten, welche in dem blutigſten aller Bürgerkriege ihren Ausgang gefunden haben.

Den Hinderniſſen zum Trotz, welche die Abolitioniſten der Ausführung des Geſetzes — zuweilen auf legalem Wege, zuweilen auch durch Gewalt — entgegenſetzten, wurden in den nächſten zehn Jahren über 200 Farbige, Männer, Frauen und Kinder, von den Freiſtaaten in die Sklaverei zurückgeliefert; viele Andere wurden ohne gerichtlichen Prozeß eingefangen. In dieſer Kriſe legte Parker die ganze Energie ſeines Charakters an den Tag. Er gab einer Sklavin in ſeinem Hauſe Zuflucht, weigerte ſich, ſie den Behörden auszuliefern, und appellirte von den menſchlichen Geſetzen an die ewigen Geſetze Gottes, des Rechts und der Humanität. Man drohte ihm mit Geld- und Gefängnißſtrafe, aber die öffentliche Meinung ſprach ſich ſo laut zu ſeinen Gunſten aus, daß man wirklich die Anklage fallen ließ. Das bekannte Unternehmen John Browns, deſſen Hinrichtung in Harper's Ferry das Vorſpiel zum gegenwärtigen Kriege bildet, fand nicht ohne Vorwiſſen Parkers ſtatt, obgleich er Amerika ſchon im Februar 1859, mehrere Monate vor Ausführung deſſelben, verlaſſen hatte. „Brown," ſchreibt er, bei der Nachricht von ſeinem Tode, „war ein Mann von ungewöhnlichem Seelenadel. Ich habe ihn vier bis fünf Jahre gekannt und rechne ſeine Freundſchaft zu den ehrenvollſten Auszeichnungen meines Lebens. Es iſt lange nichts von ſo heroiſcher Art geſchehen. Die Aufregung, die er veranlaßt hat, iſt ohne Beiſpiel. Ein Sturm bebt jetzt in allen Theilen der Union, der ſich nicht bald legen wird. Ein gemeinſames Zuſammenwirken zwiſchen Norden und Süden kann nicht eher ſtattfinden, bis es mit der Sklaverei zu Ende iſt, und das Ende, das ſie nimmt, wird ein gewaltſames ſein — vielleicht bald. Wer weiß?"

Wie ſchon bemerkt, ſtarb Parker noch vor Ausbruch des Bürgerkrieges, den er längſt als unvermeidlich bezeichnet hatte. „Vor einigen Jahren", heißt es in einem ſeiner Briefe, „ſchien es nicht ſchwer, die Sklaverei erſt zu beſchränken und ſie dann allmählich ohne Blutvergießen abzuſchaffen. Ich glaube, dies kann jetzt nicht geſchehen und auch in der Zukunft nicht. Alle großen Freibriefe der Menſchheit ſind in Blut geſchrieben worden. Ich hoffte einſt, die amerikaniſche Demokratie würde ſich einer weniger koſtbaren Dinte bedienen können; aber es iſt offenbar, daß unſere Pilgerreiſe nur durch ein Rothes Meer führen kann, wo mancher Pharao untergehen und umkommen wird. Ach! warum ſind wir nicht weiſe genug, um gerecht zu ſein, oder gerecht genug, um weiſe zu ſein, und ſo Vieles mit geringen Koſten zu gewinnen!"

Ueber den ſchließlichen Ausgang des großen Kampfes hegte jedoch Parker nicht den mindeſten Zweifel. „Die unmittelbare Zukunft

*) Life and Correspondence of Theodore Parker. By John Weiss. 2 vol. London, 1863.

Digitized by Google

Amerikas", ſchreibt er aus Rom, „flößt mir große Sorge ein; für die entferntere Zukunft bin ich durchaus nicht beſorgt. Wir müſſen viel dunklere Stunden ſehen, ehe es Tag wird; dunklere und auch blutigere, ſcheint es mir, denn Nationen ſchlichten ihre Streitigkeiten nicht ohne Leidenſchaft und das, was aus der Leidenſchaft hervorgeht. So viel iſt klar, daß der ſklavereifeindliche Geiſt im Norden jetzt ſo wach iſt, daß er ſich nicht mehr unterdrücken läßt, und weder die Fehltritte eines Einzelnen, noch die einer Partei können ſeine Fortſchritte verzögern oder ſeinen ſchließlichen Erfolg verhindern."

Es ſei noch erwähnt, daß Parker eine ſeltene Kenntniß der deutſchen Sprache beſaß, und daß, wie er ſelbſt anerkannte, deutſche Wiſſenſchaft die Hauptquelle war, aus der er ſeine geiſtige Bildung zog. In ſeinen geſammelten Werken, die jetzt in zwölf Bänden erſcheinen, befindet ſich unter Anderem auch eine intereſſante Abhandlung über die rationaliſtiſche Schule in Deutſchland. Als Theolog ſtand er David Strauß nicht ſehr fern, den er jedoch als politiſcher Charakter weit überragte.

Frankreich.

Die Publikation der franzöſiſchen Departements-Archive.

Daß die kaiſerliche Regierung Frankreichs mit anerkennungswerther Bereitwilligkeit ihre Archive den Studien der gelehrten Welt geöffnet hat, iſt ſchon mehrfach von uns in dieſen Blättern berührt worden, z. B. als wir die höchſt intereſſanten Archival-Briefe des Herrn Ludwig Spach, Ober-Archivars des Niederrhein-Departements, erwähnten*).

Gegenwärtig hat die Regierung in dieſer ſchönen Richtung einen bedeutenden Schritt weiter gethan, indem ſie eine Sammlung der Haupt-Inventarien der Departements-Archive bis auf das Jahr 1790 den Freunden hiſtoriſcher Forſchung vor Augen legt.**) Wir bemerken hierbei, daß jedes franzöſiſche Departements-Archiv nach dem gleichförmigen Modus in eine Civil-Abtheilung und eine geiſtliche Abtheilung zerfällt. Die letztere iſt oft viel reicher, als die erſtere, wie dies bei dem Straßburger Archive der Fall, deſſen weltliche Urkundenſchätze mit den geiſtlichen gar keinen Vergleich aushalten. Allein aus hiſtoriſchen Gründen ſtellt ſich die Sache in anderen Provinzen anders. Die größere oder geringere Macht ihrer einſtigen Kirchenfürſten entſcheidet darüber. Daher ſind einzelne Civil-Archive, nämlich von Landſchaften, in denen weltliche Potentaten ihren Herrſcherſitz aufgeſchlagen, von hervorragender Wichtigkeit und es iſt alſo der ſeit dem vorigen Herbſte erſcheinende erſte Theil der „Collection des inventaires sommaires des archives départementales", der die weltlichen Urkunden an's Tageslicht ſchaffen ſoll, keineswegs zu verachten.

Von den 84 Depatements, welche in dem Rieſenwerke vertreten ſein werden und von denen mehrere bereits einen vollſtändigen Band mit leitenden Anmerkungen und Regiſtern herausgaben, müſſen natürlich die Bezirke der alten Isle de France, von Burgund, Lothringen, Flandern, Bretagne, Normandie und Oberelſaß, weil ſie gerade die anſehnlichſten weltlichen Herrſchaften einſchloſſen, die Blicke der Leſer am ſtärkſten anziehen.

So liefert uns der fertig gewordene Band der Civil-Archive des Cote-d'Or-Departements die Urkunden über das Weſen, den Geſchäftskreis und die ſtaatsrechtliche Wirkſamkeit der in Dijon reſidirenden Rechnungskammer (Chambre des comptes) der einſtigen Herzoge von Burgund. Dieſe oberſte Gerichtsſtelle (cour souveraine) befaßte ſich weit über die Sphäre der einfachen Rechnungsſachen hinaus mit allen Hoheitsrechten des Herzogs, allen ſtändiſchen und Perſonal-Privilegien der Unterthanen und den verwickeltſten Fragen des öffentlichen Rechts. Von dem ſozialen Zuſtande Burgunds im Mittelalter empfängt man durch dieſe Urkunden genauen Aufſchluß.

Bei dem Departement Seine und Marne, zur ehemaligen Insula Franciae, der Kernprovinz Frankreichs, gehörig, lernt man nicht bloß die Domänialverhältniſſe von Crécy, Melan, Mort, Provinz des Herzogthums Nemours, und die Feudalrechte der großen Adelsgeſchlechter Bourbon-Penthièvre, Luynes, Allonville, Chavigny, Choiſeul, Clermont, der auch lothringiſchen und zum Theil jetzt in Preußen anſäſſigen Clairon-d'Hauſſonville, der Maupeau (Einer war Kanzler Ludwig's XVI.), der Beuvron, d'Uzès, de la Ferronnays, Fréteau de Pény u. ſ. w. kennen, ſondern, was unzweifelhaft lehrreicher iſt, die merkwürdigſten Provinzial-Dokumente, welche die Verſammlungen der Reichsſtände von 1614 und 1789, die Wahlen, Wahlreklamationen, königlichen Inſtruktionen, Abgeordneten-Mandate, kurz alles die Reichstage Angehende betreffen. Die Beſchwerde-Hefte (Cahiers des doléances) der einzelnen Körperſchaften werfen grelle Schlaglichter auf die Vergangenheit der Isle de France; es wäre zu wünſchen, daß Herr Chaſſin, der eifrige, etwas tendenziöſe Verfaſſer des „Geiſtes der Revolution", ſie gründlich benutzt hätte.

Das Norddepartement ferner eröffnet einen Schatz von Urkunden zur Geſchichte von Flandern, Brabant und Holland, insbeſondere enthält es die hohe Politik der burgundiſchen Herzoge, deren Rechnungskammer zu Lille das Depot für die diplomatiſchen Aktenſtücke, Friedensverträge, ſtädtiſchen Freibriefe (in den Niederlanden „Keuren" d. i. hochdeutſch „(Will-) Küren" genannt —) bildete. Das älteſte Dokument iſt aus dem Jahre 706 der chriſtlichen Aera.

Leider hat ein frühzeitiger Tod dem gelehrten Archivar Legiay die Vollendung ſeines Werkes abgeſchnitten. Die Urkunden des Norddepartements reichen vorläufig nur bis zum Jahre 1394, doch ſoll der übrige Inhalt des erſten Theils oder des Civil-Archivs noch eine ganze Reihe von Bänden liefern.

Außer den drei erwähnten Departements haben Eure und Loire, Nieder-Pyrenäen, Ober- und Nieder-Rhein den vollſtändigen erſten Theil ihres Archiv-Inventars zu Tage gefördert, Seine und Oiſe iſt wegen der ungeheuren Maſſe des in Verſailles aufgehäuften Materials blos bis zur Serie A. (Hoheitsrechte und Kammergut) gediehen. Denn das königliche Haus und die prinzlichen Hofhalte des alten Frankreichs mußten größtentheils hier erledigt werden.

Nach dem Plane des franzöſiſchen Miniſteriums des Innern werden die Kommunal-Archive den Departements-Archiven unmittelbar folgen. Aber während große Städte, wie Lyon, Avignon, Boulogne-ſur-Mer, Cambrai noch mit dem Druck ihres Inventars beſchäftigt ſind, haben eine kleine Stadt, Saint-Maixent, und der Flecken Ouveilhan (Aude-Depart.) das ihrige in je einem Quarthefte vollendet.

T. v. B.

*) Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin par M. Louis Spach. Strasbourg, Ed. Piton, 1862. 1 vol. gr. in-8vo.

**) Collection des inventaires sommaires des archives départementales antérieures à 1790, publiée par ordre de S. Exc. M. le comte de Persigny, ministre de l'intérieur. Première partie: Archives civiles. Paris, Paul Dupont, 1863. Huit vol. in-4o, à 2 colonn.

Digitized by Google

Oſt-Aſien.

Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien.

II.

Japans kriegeriſche und religiöſe Zuſtände.

Um Einzelheiten aus den Werken von W. Heine und G. Spieß*) hervorzuheben, möge man mir geſtatten, mich hier zunächſt auf Japan zu beſchränken. Iſt doch Japan deshalb ein ſo wunderliches Land, weil ſeine Bewohner ohne europäiſche Hülfe, ich möchte ſagen, ohne europäiſche Konzeſſion ſich als Kulturvolk erſten Ranges etablirt haben. Je weiter wir hineinblicken, deſto mehr gewinnen wir die Ueberzeugung, daß unſere Civiliſation, abgeſehen von dem Chriſtenthume, dort faſt nichts auszutheilen hat, als was wir gern aus dem Gefolge der Civiliſation ausſcheiden möchten. Agrikultur, Gewerbe, eine Art der Kunſt und der Literatur, ſoziale Einrichtungen und Verfaſſung haben ſich bei dieſem Volke nur durch eigenes Denken, durch eigenen Schaeſſinn herausgebildet und eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ſelbſtändig entwickelt. Die relative Vollkommenheit dieſes Zuſtandes verdient unſere Anerkennung um ſo mehr, je klarer die Philoſophie der Geſchichte den Einfluß macht, welchen der gegenſeitige Verkehr, die intellektuelle Reibung der Völker auf ihre Kultivirung ausübt.

Daß die Typen japaniſcher Kultur vielfach von den europäiſchen Formen abweichen, ja ihnen zuweilen ſtracks entgegenlaufen, kann unſern Humor anregen, aber nicht unſere Anerkennung hindern.

Am wenigſten ſcheinen die kriegeriſchen Einrichtungen Japans den Forderungen der modernen Kriegskunſt zu entſprechen. In Europa iſt man zweifelhaft, ob man den Fortſchritten in dem raſchen, behaglichen Genuß des Lebens, oder denjenigen in Mitteln zur ſicheren und maſſenhaften Vertilgung des Lebens die Palme reichen ſoll. In Japan iſt die Kriegskunſt entſchieden zurückgeblieben und die Befeſtigungswerke, Waffen und Krieger der Japaneſen erregen wahrſcheinlich mit Recht das Mitleid unſerer Kriegsgelehrten. Der Krieger, welchen G. Spieß Seite 147 abbildet, gehört offenbar in ein früheres Jahrhundert unſeres Mittelalters, und ebenſo mittelalterlich fühlen wir uns bei der Beſchreibung angehaucht, welche W. Heine von einigen japaneſiſchen Waffen liefert. „Auf jedem japaneſiſchen Wachtpoſten befindet ſich eine Reihe von Haken, in verſchiedener Weiſe an langen Stangen befeſtigt. Dieſe Inſtrumente ſind gewöhnlich von dreierlei Art. Die erſte Art beſteht aus einem Bündel von acht großen Haken, vier nach oben, vier nach unten gekehrt, jeder gleich großen Angelhaken geformt. Dieſes Bündel, in die Kleider eines Fliehenden verwickelt, dient, ihn daran feſtzuhalten. Das zweite Inſtrument hat ein Querholz von 18 Zoll Länge mit vier Reihen eiſerner Spitzen und an jedem Ende mit drei kurzen Meſſerklingen verſehen, von denen zwei nach oben, zwei nach unten und zwei nach außen gerichtet ſind. Dieſe Vorrichtung dient, um einen Angriff von ſich abzuhalten. An der dritten Stange iſt eine eiſerne Gabel befeſtigt, weit genug, um einen Hals zu umfaſſen, nicht weit genug, um den Kopf durchziehen zu können. Dieſe Gabel iſt dazu beſtimmt, den Gegnee an die Wand zu drücken, ſo beim Halſe feſtzuhalten und dann zu entwaffnen. Die Stangen ſind 8—10 Fuß lang und 2—3 Fuß des oberen Endes mit eiſernen Spitzen beſchlagen, damit es nicht ſo leicht wird, ſie dem damit bewaffneten Krieger aus den Händen zu reißen."

Die Vortheile der modernen Schußwaffen ſcheinen den Japaneſen noch nicht völlig klar zu ſein. Das gereicht ihnen in den Augen des Humaniſten nicht zum Nachtheile. Indeß, mit ihrem wunderbaren Nachahmungstalente beginnen dieſe Leute ſich die modernen kriegeriſchen Einrichtungen anzueignen und zwar kühn genug auf einem höchſt ſchwierigen Terrain: zur See. — Heine fand in der Bai von Yeddo, außerhalb der Befeſtigungsbatterien vier ziemlich große dreimaſtige, nach europäiſcher Art getakelte Schiffe, die nicht veefehlten, bei der Expedition ſowohl Erſtaunen als Heiterkeit zu erregen. Die Form ähnelte derjenigen, welche man auf alten niederländiſchen Marinebildern findet, breit, tiefbauchig, vorn rund, hinten mit weit ausgebauter Campagne, die Geſchützpforten groß wie die Thorwege, die Maſten wunderlich geſtellt und die Raen durch ſeltſames Tauwerk in mancherlei verſchiedenen und ungewöhnlichen Stellungen gehalten. Zwei dieſer Meerwunder waren ſchwarz angeſtrichen, eins am untern Theil grün, das vierte roth. „Wie und wann dieſe ſeltſamen Fahrzeuge entſtanden, bleibt noch eine offene Frage; die Japaneſen wollten oder konnten dieſelbe nicht beantworten, ſcheinen aber ſehr ſtolz auf dieſe Schöpfungen zu ſein. Die Mannſchaft hockte auf den Geländern und anderen Theilen der Schiffe herum, um uns zu inſpiziren, und mit Ausnahme eines Streiſens Leinwand um die Lenden trugen die Leute meiſt nur ein einziges Kleidungsſtück, das, obſchon wahrſcheinlich ſehr unbequem zu tragen, wenn ganz neu, dennoch ſpäter nirgends drückt oder Falten wirft. Dieſes Kleidungsſtück beſtand aus der Haut des betreffenden Individuums, vom Halſe bis zu den Sohlen mit allerhand Ornamenten in rother und blauer Farbe tätowirt. Auch auf dieſe Verzierungen ſcheinen die Leute ſich nicht wenig einzubilden, und tragen mit anſcheinendem Wohlgefallen die verſchiedenen Krabben, Fiſche, Schmetterlinge oder auch Portraits von Frauen, die zwiſchen den Schultern oder auch tiefer am Körper abgebildet ſind, zur Schau."

Daß die Japaneſen den mörderiſchen Schußwaffen europäiſcher Civiliſation nicht zu widerſtehen vermögen, wird uns durch derartige Beſchreibungen deutlich genug, und die Erfahrung beſtätigt es. Man findet noch vielfache Anwendung der Bogenſchützen, und wenn auch das Schießen mit Büchſen und Flinten fleißig geübt wird, ſo dürfte doch kein Grund vorliegen, dieſe Waffen ſehr zu fürchten. Deſto gefährlichere Gegner ſcheinen die Japaneſen im Einzelkampfe zu ſein, wo ſie in der Führung des Schwertes eine wohlberechnende Gewandtheit zu zeigen pflegen. Das iſt kein bloßes Dreinſchlagen, vielmehr wird der Gebrauch des Schwertes in Fechtſchulen geübt, deren es in Yeddo allein eine große Anzahl giebt, wie denn die Gymnaſtik auch im Uebrigen, namentlich auch im Ringkampfe, mit Eifer gepflegt wird.

Nichts iſt vielleicht mehr geeignet, die Gegenſätze, aber auch die Aehnlichkeiten der europäiſchen und der oſtaſiatiſchen Kultur in das rechte Licht zu ſtellen, wie die herrſchenden Religionen. Der Buddhismus, wie er in Japan ſich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat, ſcheint den Bekennern eine ungemeine Freiheit in der Ausübung der Religion zu geſtatten. Die Phantaſie hat ſich geſchäftig geregt, um mannigfache Formen des religiöſen Weſens zu geſtalten. Hiee finden wir viele Formen der chriſtlichen Kirche wieder. Die Menge der Tempel und Klöſter, welche z. B. in

*) Vergl. die vorige Nr. des „Magazin."

Digitized by Google

Yeddo einen weſentlichen Theil der Stadt in Anſpruch nehmen, das Wohnen der Prieſter in denſelben, die Ausſchmückung und Einrichtung der Tempel, die Anbetung Buddhas, die Heilighaltung ſeiner jungfräulichen Mutter — das Alles läuft parallel mit gewiſſen chriſtlich-kirchlichen Formen. Aber ſelbſt im Weſen der Religionen — mögen die Theologen mir das Wort verzeihen! — müſſen wir Gemeinſchaftliches zugeben. Der Dualismus des guten und böſen Prinzips im Buddhaismus iſt in der chriſtlichen Religion noch nicht überwunden. Aber, wie geſagt, dort herrſcht größere Freiheit der Bewegung, und während dem Vertreter des guten Prinzips eine Wohnung neben der andern geweiht iſt, verabſäumt man doch nicht, auch den Repräſentanten des böſen Prinzips, den Füchſen, manch Tempelchen zu errichten und darin fleißig zu opfern. Man wahrt ſich eben nach beiden Seiten. Ja, noch ganz anderen Prinzipien baut man Tempel: Herr Spieß fand auf einem Ausfluge in die Umgegend von Yeddo einen Tempel, der offenbar dem Gotte der ehelichen Fruchtbarkeit gewidmet war.

Wie in Europa lange Zeit, ſo ſcheint auch in Japan die Kirche Beſchützerin der Kunſt geweſen zu ſein. Heines Beſchreibung des Tempels Gohiak-Razan oder Gohiak-Lazan in Hendzio bei Yeddo iſt in dieſer Beziehung von großem Intereſſe. „Dieſer Tempel wird auch zuweilen der Tempel der 500 Bildſäulen genannt, von 500 plaſtiſchen Darſtellungen Buddhas, die hier aufbewahrt werden. Dieſe ſtellen den Gott in allen möglichen Stellungen dar, von der einfachen nachdenkenden des fürſtlichen Göttersohnes an, der, nachdem er die Eitelkeit der Welt durchgekoſtet, zum Philoſophen wird: die Kaſteiung und das ascetiſche Leben des ſpäteren Propheten, ſeine Verſuchung und ſein Sieg über den Verſucher, die Offenbarungen, die ihm geworden, der Antritt ſeines Propheten- und Lehramts, ſein heiliger Wandel auf Erden, ſeine endliche Vergötterung und die immer zunehmende Macht ſeiner göttlichen Kraft, letztere durch unzählige, bei jedem folgenden Bilde in größerer Anzahl angebrachte Hände dargeſtellt, jede das Symbol irgend einer Tugend oder einer Kundgebung göttlicher Kraft haltend. Die Bildſäulen, theils aus Holz mit Vergoldung und Malerei, theils in Bronze dargeſtellt, befanden ſich früher in zwei großen Gebäuden von mehreren Stockwerken und waren ſo aufgeſtellt, daß man die verſchiedenen Geſtalten in chronologiſcher Ordnung ſah, wobei die jungfräuliche Mutter des Gottes als Himmelskönigin thronte. Ein Erdbeben hat den einen Tempel theilweiſe zerſtört, den anderen arg beſchädigt. Letzterer enthält noch die Statuen in ihrer urſprünglichen Ordnung, erſterer iſt ganz verlaſſen und ſeine Götterbilder ſind in einem leichtgebauten hölzernen Hauſe aufbewahrt.“

Trotz unzähliger Tempel kann dieſem Volke ein tiefes religiöſes Bewußtſein nicht innewohnen. Die Tempel werden nur ſpärlich von Perſonen beſucht, die ihren Gott im Gebet anrufen. Man überläßt die Erfüllung religiöſer Pflichten lediglich der Prieſterkaſte, welche ihres Amtes ohne alle Würde und mit auffallender Gleichgültigkeit wartet. Und kann auch die buddhiſtiſche Religion mit ihrer Fülle leerer Aeußerlichkeiten dieſem denkenden Volke genügen? Welch eine vielverſprechende Perſpektive für das Chriſtenthum! Bis jetzt freilich iſt unter den Japaneſen ſchon allein der Gedanke an eine andere Religion Verbrechen, und der Beſitz einer Bibel kann tödtliche Folgen haben. Aber das Volk wird dem inneren Bedürfniſſe einer tiefen, erwärmenden Idee in ſeiner Religion unterliegen; dann muß das Chriſtenthum auch dort wieder eine Heimat finden.

Viele Sitten ſtehen einer ſolchen Hoffnung entgegen; in anderen wird man aber, ohne der Schwärmerei und Ueberſchwänglichkeit bezüchtigt zu werden, einen fruchtbaren Boden für die Religion der Liebe entdecken können. Dahin möchte ich gern das Todtenfeſt der Japaneſen zählen, welches Heine bei Gelegenheit ſeiner Anweſenheit in Nangaſaki anziehend beſchreibt.

„Von den Hügeln der Stadt hat man faſt überall umfaſſende Ausſichten über Stadt, Hafen und die ſchönen maleriſchen Hügel, die Alles umgränzen; die Gräber aber, welche terraſſenförmig bis zu den höchſten Punkten reichen, bilden einen pittoresken Theil des Ganzen. Im Auguſt, wo die Japaneſen ihr Todtenfeſt feiern, werden vor jeder Grabſtätte Matten ausgebreitet; alle Mitglieder der Familie verſammeln ſich dann hier, eſſen und trinken, wobei ein Theil der Speiſen auf jedes Grab geſtellt, ſpäter aber den Armen gereicht wird, und am Abend iſt jedes Grab mit einer Papierlaterne erleuchtet. Perſonen, die dieſes Feſt geſehen haben, beſchreiben den Anblick dieſer mit vielen Tauſenden von Lichtern bedeckten Hügel als höchſt eigenthümlich, und meiſtens pilgert man am Abend des letzten Tages auf die Berge hinaus. Es werden dann die den Todten dargebrachten Speiſeopfer und einige kleine Kupfermünzen in kleine aus Stroh verfertigte Boote gelegt, in jedes derſelben ein Licht geſtellt, und nun ſegelt dieſe Miniatur-Flottille dem Meere zu, den Todten ihren Antheil zuzuführen. Hier wartet eine Menge von Bettlern in Booten, um, ſobald die Kerze erloſchen iſt, ſich das kleine Fahrzeug mit ſeiner Fracht anzueignen.“

Wir ſehen, die Japaneſen entbehren keineswegs der Gemüthlichkeit. Ueberhaupt wird ihr Charakter durch eine große Zahl trefflicher Eigenſchaften beſtimmt, welche vielfach überraſcht haben. Mäßigkeit bis zu einem Grade, daß auch der beſcheidenſte Europäer mit den japaniſchen Speiſeportionen ſich nicht begnügen kann; unverwüſtliche Heiterkeit und eine in ſteter Lachluſt aufgehende ſorgloſe Auffaſſung des Lebens; Höflichkeit und Gutmüthigkeit gegen Fremde bis zur Aufopferung; Feſtigkeit und Würde, Klugheit und Muth, das Leben jeden Augenblick (z. B. durch die Hara-Kiri, d. h. durch Bauchaufſchlitzen) in die Schanze zu ſchlagen; Selbſtbewußtſein, Ehrgeiz und unbeugſamer Sinn für Unabhängigkeit — das Alles müſſen wir ihnen zugeſtehen, wenn es auch ein wenig mit Eitelkeit, Hinterliſt, Untreue und lockeren Sitten durchflochten ſein mag.

Sollten wir die Hoffnung aufzugeben haben, mit einem ſolchen Volke freundſchaftliche Beziehungen unterhalten zu können? Gewiß nicht! Die bisherigen Erfahrungen ſind freilich nicht verlockend. Die Schwierigkeit, mit der Regierung Verträge zu ſchließen und die geſchloſſenen Verträge aufrecht zu erhalten; das unbeſiegbare Mißtrauen der Regierung und zum Theil des Volkes bei allem Verkehr mit Ausländern, die immer ſich wiederholende meuchleriſche Ermordung Fremder könnte wohl genügen, die fremden Nationen von dieſen ſcheinbar ſo unwirthlichen Geſtaden fern zu halten. Aber ſeien wir gerecht! Die Japaneſen ſahen plötzlich ihre Abgeſchloſſenheit, in welcher ſie ein ganz glückliches und vergnügliches Daſein unterhielten, in welcher ſich ihre Kultur auf eine faſt ſtolze Höhe geſchwungen hatte, durch die ein wenig zudringlichen Anträge von Völkern durchbrochen, die ſie nicht gerufen und nicht aufgeſucht hatten; nicht ſie beanſpruchten und bedurften die Freundſchaft und den Handel Amerikas und Europas; ihr Handel, ihre Erzeugniſſe wurden geſucht, wetteifernd bewarben ſich die Eindringlinge um ihre Gunſt, und in den Häfen ankerten inzwiſchen furchtbare Rieſen von Kriegsſchiffen, durch welche

Digitized by Google

Zur Shakeſpeare-Feier.

„Wenn ſich Muſik und Poeſie verbinden
Geſchwiſterlich in ſüßer Harmonie,
Muß ſich Dein Herz zu meinem Herzen finden
Du liebſt Muſik, ich liebe Poeſie.
Du liebſt es, Dowland's hehrem Spiel zu lauſchen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb es, mich an Spenſer zu berauſchen,
Deß Lied die tiefſte Weisheit mir enthüllt;
Du liebſt des Gottes weihevolle Klänge
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe ſeine himmliſchen Geſänge
Die, was ich ſelbſt nicht ſagen kann, mir ſagen.
Ein Gott ſchuf beide. Wie ſie ſich verbinden,
Muß ſich Dein Herz zu meinem Herzen finden."
[Son. 8.]

William Shakeſpeare's Sonette

in deutſcher Nachbildung von **Friedrich Bodenſtedt.**

1) **Pracht-Ausgabe,** gr. 8. Velinp. geh. 2 Thlr., geb. 2⅔ Thlr.
2) **Volks-Ausgabe,** weiß Druckp. geh. 15 Sgr., eleg. geb. 25 Sgr.

Shakeſpeare's Zeitgenoſſen und ihre Werke.

In Charakteriſtiken und Ueberſetzungen von
Friedrich Bodenſtedt.

I. Band: John Webſter. II. Band: John Ford. III. Band: „John Lilly", „Robert Greene" und „Chriſtoph Marlowe", die drei bedeutendſten Vorläufer Shakeſpeare's und ihre dramatiſchen Dichtungen. 8. geheftet. Preis: à 1 Thlr. 15 Sgr.
(Jeder Band wird einzeln verkauft.)
Verlag der Königlichen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker), Berlin. (223)

Bei R. L. Friderichs in Elberfeld erschien soeben.

Shakspere's Werke.

Herausgegeben u. erklärt von Dr. **N. Delius.**
(Engl. Text mit deutschen erklärenden Noten.)
Neue wohlfeile Ausgabe.
Mit dem Portrait Shakspere's.
Lex.-Format. II. Band. Preis 2 Thaler.
Das complete Werk wird in 7 Bdn. a 2 Thlr. im Laufe d. J. ausgegeben. Einzelne Bände und Stücke behalten den bisherigen Preis. (224)

Im v. J. erſchienen in dem unterzeichneten Verlage:

Lateiniſch u. Romaniſch, beſonders Franzöſiſch.
Von Dr. **Friedrich Auguſt Beger,** vormals Director der erſten Realſchule zu Dresden und Ritter des Königlichen Sächſiſchen Albrechts-Ordens. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von deſſen Bruder Dr. Johann Heinrich Beger. 8. geh. 15 Sgr.

Das kleine Buch führt Alle, die überhaupt Intereſſe für Sprachen haben und mit der franzöſiſchen und lateiniſchen Sprache auch nur obenhin bekannt ſind, auf angenehme und geiſtreiche Weiſe in den Prozeß der Entſtehung der romaniſchen Sprachen und namentlich der franzöſiſchen aus der lateiniſchen ein.

Die weſentlichen Unterſchiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptſächlich an der deutſchen und franzöſiſchen Sprache nachgewieſen, nebſt einer Einleitung über das Weſen der Sprache von **F. Eimele,** Dr. phil. gr. 8. geh. 10 Sgr. (230)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
herausgegeben von Herman Grimm.
Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Pr. Jahrb.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (229)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:
Brugſch, (H.), Wanderung nach den Natronklöſtern in Aegypten. Vorleſung gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein der Singakademie in Berlin. 16. geh. 6 Sgr. (231)

In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Ueber die ſtrafbare Nachbildung von Kunſtwerken.

(Separat-Abdruck aus dem Archiv für Preußiſches Strafrecht.)
Lex.-8. geheftet. Preis 7½ Sgr.
Berlin, den 6. April 1864. (227)
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Dainos. Littauiſche Volkslieder

überſetzt
von
G. H. F. Neſſelmann.
eleg. kart. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernſten, Friſche und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier ſind die ſchönſten, geſchmackvoll überſetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzſchnitt auf dem Umſchlage giebt das Bild eines littauiſchen Mädchens in ihrem Nationalkoſtüm. (233)

In allen Buchhandlungen iſt zu haben, Berlin in Ferd. Dümmler's Buchhandl. (W. Grube), Leipziger Straße 112.
Eylerts Charakteriſtik Friedrich Wilhelm III.
Wohlfeilſte Volks-Ausgabe.
3 Theile. 1 Thlr. 26¼ Sgr. (225)

So eben iſt erſchienen:

Geſchichte oder Roman?
Das Leben Jeſu von Ernſt Renan,
vorläufig beleuchtet
von
J. J. von Ooſterzee,
Dr. und Profeſſor der Theologie zu Utrecht.
4 Bogen gr. 8. Preis 10 Sgr. (226)
Verlag der Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg.

Luiſe, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben
dem Volke erzählt von (232)
Friedrich Adami.
8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotiſchen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre ſein, beſonders wenn es wie dieſes — aus den beſten Quellen geſchöpft — ſo reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten iſt. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur beſtens empfehlen, da es die weiteſte Verbreitung verdient."
Bernhardy's Wegweiſer durch die deutſche Volksſchriften-Literatur.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung
5 Bogen. gr. 8. geh. 15 Sgr.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates

von **F. Voigt,**
Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin. 1860. (41 Bgn.) gr. 8., 2 Thlr., in Leinwand gebd. mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen. Literar. Centralblatt.

„Der durch ſeine geographiſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte Profeſſor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geſchichtsbuch folgen laſſen, das ſich durch gewiſſenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, ſowie durch knappe, kernige und namentlich unprätentiöſe Darſtellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfaſſer um die Sache und nicht um ſeine Perſon zu thun geweſen iſt: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont ſehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfaſſer bei Concipirung und Niederſchreibung ſeines Buches als ein beſonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zuſammenhanges zwiſchen der märkiſchen und der deutſchen Geſchichte, dann die objektive Darſtellung des Thatſächlichen unter Ausſchließung alles anekdotiſchen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.
(228)

Gleich günſtig ſprechen ſich über das Buch alle pädagogiſchen Blätter ohne Ausnahme aus.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 18.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 1. Mai **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Deutſches Singſpiel und italiäniſche Oper. . . 274
Zur Phyſiologie der Netzhaut. 276
Rußland.
Moskau, Rom und Konſtantinopel. I. Der Cäſaro-Papismus, das griechiſche Schisma und die römiſche Kirche 277
Paläſtina.
Die Kunde der Münzen und Maße bei den Hebräern 280
Briefe eines deutſchen Reiſenden aus dem nördlichen Braſilien. II. Die Provinzen Ceara und Maranhao 281
Süd-Amerika.
Die Mythe von El Dorado. Nach Alexander von Humboldt 283
Kleine literariſche Revue.
Leſſing, Samuel Johnſon und Shakſpeare . 285
Shakſpeare und die engliſche Literatur, 1564—1864 285
Victor Hugo's Buch über Shakſpeare . . 285
Chronik der Gegenwart 286
Die öſterreichiſchen Alpen 286
Sibiriſche Univerſität 286
Eduard Fiſchel's Werk in Frankreich . . 287
J. J. van Oosterzee's Chriſtologie . . . 287
Literariſcher Sprechſaal 287

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Brandis (Chriſtian Auguſt), Gedächtnissrede auf Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

— — **Rede auf Wilhelm Grimm** und **Rede über das Alter** gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. 8. geh. 20 Sgr.

Exemplare des ersten Novembee v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8. (ohne Bilder) sind soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (237)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

Auckland, Lord William, Journal and Correspondence. With a preface and introduction by the Bishop of Bath and Wells. 4 vols. Ladenpreis 20 Thlr. Füe 9 Thlr.

Buckingham, Duke of, Memoirs of the courts and cabinets of William IV. and Victoria. From original family documents. 2 vols. Ladenprsie 10 Thlr. Für 6 Thlr.

Dasent, G. W., The story of Burnt Njal, or The life in Iceland at the end of the tenth century. From the Icelandic of the Njals Saga. With an introduction, maps and plans. 2 vols. Ladenpreis 9 Thle. 10 Sgr. Füe 5 Thlr. 25 Sgr.

Holland, H., Essays on scientific and other subjects, contributed to the Edinburgh and Quarterly Reviews. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. Für 3 Thlr. 10 Sgr.

Hutchinson, Th. J., Ten years' wanderings among the Ethiopians; with sketches of the manners and customs of the civilized and uncivilized tribes from Senegal to Gaboon. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sge. Für 3 Thlr.

Richardson, J., The Polar-Regions. Ladenpreis 4 Thle. 20 Sgr. Füe 3 Thlr. 20 Sgr.

Sayer, Captain, The History of Gibraltar and of its political relations to events in Europe; from the commencement of the Moorish Dynasty in Spain to the last Marocco war. Ladenpreis 6 Thlr. Für 4 Thlr.

Urquhart, D., The Lebanon: (Mount Souria.) A history and diary. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. Füe 6 Thle.

Wellington, Field-Marchal, Duke of, Life. By *Ch. D. Yonge.* 2 vols. Ladenpreis 13 Thlr. 10 Sge. Füe 9 Thlr.

Wiseman, Cardinal **H. E.,** Recollections of the last four popes and of Rome in their times. Ladenpreis 7 Thlr. Für 5 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Verzeichniss herabgesetzter Bücher wird fortgesetzt.

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf den Packeten nachgenommen werden sollen. (235)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

April 1864.

Denis Duval. Chapter IV. u. V. — A Gossip on Royal Christenings — Pagan and Christian Religious Sentiment. — On Words best left Unsaid. — The Small House at Allington. Chapter LVIII—LX. — A Day with the Emperor's Hounds. — On an Old Muff. By *Frederick Locker.* — Bookselling in the 13th. Century. — Club-House Sobriety. — A Child of Nature. — Margaret Denzil's History (Annotated by her Husband. Chaptee XVI—XVIII.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

April 1864.

The Hillyars and the Burtons: A Story of two Families. By *Henry Kingsley.* Chapter XXIII—XXVI. Subscription no Security. By the Very Rev. the Dean of Christchurch, Oxford. — On Sleeps and Dreams. By the Rev. *John Cunningham.* — Letters from a Competition Wallah. Letter XI. Christianity in India. — Inaugural Lecture on Political Economy. By *Henry Fawcett.* — The Mist on the Moor. By *D'Arcy W. Thompson.* — Two Months in Rome. — A Gossip over my Porfolio. — Letters from Coleridge to William Godwin. (236)

LONDON SOCIETY. An illustrated. Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

April 1864.

The London Opera Directors. A Series of Anecdotic Memoirs of Directors, Composers, and the leading Singers who have appeared before the British Public. Nr. 1. (With Portrait of Signora Faustina. By the Author of the Queens of Song. — Refused! — Art in the Auction Room. — Our Entertainment (With fourteen Illustrations by C. A. Doyle). — An April Foole. A Tale. — Contradictions. — The Merchant Princes of England. Chapter III. Richard Whittington of London. (With a Portrait and a Sketch of his House). — IV. The Cannings of Bristol. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chaptee XIII. u. XIV. — Lovely Lady Coventry: The Story of a Belle. — Art in a Railway Station. — Easter Eve at St. Petersburgh — Two April Pictures. — My Rowing Days. By an Old University Oar. — From Putney to Mortlake with the University-‚Eights'. — Young England's College Sports: A Day with the Champion Athletes of the Universities.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Deutſches Singſpiel und italiäniſche Oper.

Sangesluſt und Sangfertigkeit ſind vom früheſten Mittelalter an keinem Volke in ſo hohem Maße eigen geweſen als den Deutſchen. Mochten auch römiſche Kleriker, wenn ſie unſeren Vorfahren die eintönige Weiſe des Gregorianiſchen Kirchengeſanges mit ihren lateiniſchen Texten ſchwer beibringen konnten, in Unmuth gerathen über die Stimmen der Deutſchen, mochte ein Johannes Diakonus, der Biograph Gregors, klagen, daß dieſe Stimmen brauſend ſeien wie der Donner und daß die barbariſche Wildheit ihrer durſtigen Kehlen nur Laute ermögliche, knarrend wie ein Laſtwagen, der über holperiges Pflaſter hinrollt — wir finden in dieſen Klagen nur die Beſtätigung dafür, daß der deutſche Geſang ſchon damals ein theures Gemeingut der Nation geweſen iſt, das ſie ſich durch die fremden Prieſter nicht nehmen laſſen wollte. Wie zäh ſie an ihm feſthielt, das bezeugen ferner alle jene Satzungen und Gebote, die auf Kirchenverſammlungen und Reichstagen gegen die „Teufelslieder" der Bauern und der Gemeinen erlaſſen wurden und welche die im Sange fortlebende altheidniſche Heldenſage mit den Kirchenbußen und Pönitenzen des neuen Glaubens bedrohten. Man hat zwar dieſe Lieder, ein unwiederbringlicher Verluſt für die Geſchichte der Sprache und der Sitte unſeres Volks, bis auf zufällige und geringe Ueberbleibſel ausgerottet, aber die deutſche Sangesluſt blieb die alte und bewies ſich bei jedem neuen Stoffe, den die erwachende Dichtkunſt und das Volksleben des Mittelalters ihr zuwies, in lebendigſter Friſche. Lieder und Weiſen, wie ſie bald das Volk ſich ſelbſt zurecht machte, bald kunſtfertige Meiſter erſannen, waren bald allerorten bekannt; Spiel und Geſang, beſonders der Chorgeſang, waren ein Band, das je und je die vielfach zerſpaltenen und zerklüfteten Theile der Nation einigend umſchlang. Ein Beiſpiel aus einer alten Chronik von Limburg möge genügen: „In derſelbigen Zeit, erzählt ſie vom Jahre 1350, ſung man ein new Lied in allen deutſchen Landen, das war gemein zu pfeiffen und zu trommeten und zu allen Freuden. Auf dieſes aber ſung man ein gutes Lied von Frauenzuchten und ſonderlich auf ein Weib zu Straßburg, die hieße Agnes und war aller Ehren werth, und trifft auch allen guten Weibern an. Damals machte ein Barfüßer-Mönch am Mainſtrom die beſten Lieder und Reihen in der Welt, von Gedicht und Melodeyen, daß ihm Niemand auf Rheinesſtrom oder ſonſt wol gleichen mochte. Und was er ſung, das ſungen alle Leute gern, und alle Meiſter pfiffen es, und andere Spielleute führten den Geſang und das Gedicht."

Ihre höchſte Darſtellung fand dieſe deutſche Sangesfreude in den feſtlichen Spielen, welche die Kirche zur Verherrlichung großer Glaubenslehren in dramatiſirter Form unter Begleitung von Chor- und Einzelgeſängen veranſtaltete. Solche Darſtellungen mit Wechſelrede und Wechſelgeſang hatte das Volk ſeit den älteſten Zeiten geliebt. Spiele, wie der Streit des Sommers und des Winters, die Oſtara- und die Julfeſtlichkeiten, das Todaustreiben, Vermummungen in Thiergeſtalten, Schwerttänze, der Knecht Ruprecht u. A. wurzeln auch bei uns bis tief in die Heidenzeit zurück. Die Myſterien ſind nur die chriſtliche Erſcheinungsform dieſer uralten Volksſitte, und oft brach durch die chriſtliche Form der Volksgeiſt ſich die Bahn zu urſprünglichen und eigenthümlichen Schöpfungen. Dies volksthümliche Element erklärt zugleich die ungemeine Verbreitung und Ausdehnung, in der dieſe kirchlichen Spiele faſt während des ganzen Mittelalters überall in Deutſchland auftreten; es erklärt, daß auch, als die Kirche ihre unmittelbare Herrſchaft über das Volksleben verlor, die Theilnahme der Laien an den Myſterien in ſtetem Wachſen blieb. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert haben oft die Einwohnerſchaft einer Stadt ſich zu Hunderten an den Oſter-, Pfingſt- oder Dreikönigsſpielen betheiligen ſehen. Wurde die Kirche zu eng, ſo mußte der Markt zum Schauplatz dienen; Gerüſte für die Spielenden und die Schauluſtigen wurden aufgeſchlagen; was auf ihnen nicht Platz fand, beſtieg die Dächer umliegender Häuſer. Als 1412 das geiſtliche Schauſpiel Dorothea auf dem Markte zu Bautzen aufgeführt wurde, verloren 33 Menſchen ihr Leben durch den Einſturz des Löbau'ſchen Hauſes, auf deſſen Dach ſie Platz geſucht hatten. Aehnliche Unfälle waren nicht ſelten.

Seit der Begründung einer wiſſenſchaftlichen Literaturgeſchichte iſt den Myſterien eine ſorgfältige Beachtung gewidmet worden, da man in ihnen bald die Anfänge des deutſchen Schauſpiels erkannte. Man hat aus dieſem Geſichtspunkte die Wandelungen dargeſtellt, welche das dramatiſirte Feſtſpiel auf ſeinem Wege aus der Kirche und dem Kloſterhofe zu dem Lärm des Marktes und der Kirchweihplätze, aus den Händen der Geiſtlichen in die der weltlichen Meiſterſänger bis zur Reformationszeit hin durchlaufen hat; man hat die Faſtnachts-, Oſter- und Heiligenſpiele geſammelt. In den Werken von Keller, Mone, Pröhle u. A. finden ſie ſich zu ganzen Bänden. Ihre Bedeutung für die Geſchichte unſeres Schauſpiels hat Gervinus nach umfaſſender Unterſuchung in endgiltiger Weiſe dargelegt.

Weniger iſt dagegen der Zuſammenhang beachtet worden, in dem die Myſterien mit unſerem muſikaliſchen Drama ſtehen. Bei dem überwiegenden Intereſſe, welches das Schauſpiel in der Literaturgeſchichte mit Recht beanſprucht, trat der Umſtand, daß neben ihm auch die muſikaliſchen Vettern des Drama's ihren Stammbaum auf die kirchlichen Feſtſpiele zurückführen, mehr in den Hintergrund zurück. Ueberdies wurde die Abſtammung noch dadurch weſentlich verdunkelt, daß der vornehmſte dieſer muſikaliſchen Theaterverwandten, die Oper, zu uns Deutſchen von außen her, von Italien, eingewandert iſt. Die geringeren Spielarten, das Singſpiel, die kleinere Oper, die Melodramen und alle dieſe leichten Kinder der Thalia wurden auch in der Geſchichte der dramatiſchen Literatur ſelten einer eingehenden Betrachtung gewürdigt. Nunmehr aber iſt dem Singſpiel die Ehre zu Theil geworden, in einer ganz ſtattlichen Spezialgeſchichte behandelt zu werden. Das Buch des Kapellmeiſters H. M. Schletterer*) in Augsburg thut ſeine ganz direkte Abkunft von den Myſterien des Mittelalters zweifellos dar und zeigt uns in dem Singſpiel den legitimen Sprößling jener großen kirchlichen Feſtſpiele, deren volksthümliche Seite der Verfaſſer zugleich mit Geſchick und Einſicht beleuchtet.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ſich ſein Werk nicht ſtreng auf das eigentliche Singſpiel beſchränkt. Iſt es doch ſchwierig genug, daſſelbe von den verwandten Arten nach oben und unten hin abzugränzen. Im Mittelalter hieß ohnedies Singſpiel oder Sangeſpiel jede Darſtellung einer dramatiſirten Erzählung, die von Einzel- und Chorgeſängen begleitet war. Der Name Oper fand ſich erſt mit dem ausgebildeten muſikaliſchen Drama ein, das von

*) Das deutſche Singſpiel von ſeinen erſten Anfängen bis auf die neueſte Zeit. Augsburg. Verlag von J. A. Schloſſer's Buch- u. Kunſthandlung. 1863. Gr. 8vo. X u. 340 S.

Digitized by Google

jenſeit der Alpen zu uns herübergekommen iſt. Das Schletterer'ſche Buch geht denn auch auf die Entſtehung der Oper, ihre Ausbreitung in Deutſchland und das Verhältniß, in dem das fremde Kunſtprodukt zu dem nationalen Singſpiele trat, ausführlich ein. Es iſt ein günſtiges Zuſammentreffen, daß gleichzeitig Herr Dr. E. O. Lindner, der Verfaſſer der Geſchichte der erſten ſtehenden deutſchen Oper,*) in der erſten ſeiner eben erſchienenen Abhandlungen zur Tonkunſt**) die Entſtehung der Oper in Italien zum Gegenſtande einer gründlichen und intereſſanten Schilderung nimmt. Es iſt nicht dieſes Orts, auf den ſonſtigen Inhalt des Buches einzugehen, von dem namentlich der umfangreiche philoſophiſche Eſſay über künſtleriſche Weltanſchauung uns auf ein dieſen Blättern fremdes Gebiet führen würde. Es ſei nur erwähnt, daß außer den genannten noch in den Aufſätzen „Biedermann und Bach" und „Johann Sebaſtian Bach's Werke" höchſt ſchätzenswerthe Beiträge zur Literatur über dieſen Großmeiſter der deutſchen Tonkunſt gegeben werden, während in dem Ritter Vittorio Lonto ein Lebensbild aus der erſten Blüthezeit des italiäniſchen Operngeſanges und in der Gay'ſchen „Bettleroper" eine anziehende kulturhiſtoriſche Skizze gezeichnet wird. Sie illuſtrirt insbeſondere den Gegenſatz, der in England zwiſchen der italiäniſchen Oper und dem volksthümlichen Singſpiele ſtattfand und welcher dem Gay'ſchen Werke, trotz ſeiner Rohheit und Kunſtloſigkeit einen ganz unglaublichen Erfolg verſchaffte. Es iſt derſelbe Gegenſatz in Deutſchland, auf welchen die Bücher von Schletterer und Lindner uns veranlaſſen, noch mit einigen Worten einzugehen.

Das deutſche Singſpiel, ſahen wir, entſtammt der Kirche des Mittelalters, aber es iſt, wie die Myſterien überhaupt, zugleich ein Ausdruck der volksthümlichen Poeſie und Sangeskunſt und darum weſentlich ein Erzeugniß des nationalen Geiſtes. Wie ſeit ſeiner Entſtehung der Inhalt ſich über das Gebiet der kirchlichen Darſtellung hinaus auf die Geſchichte der Nation erſtreckte, namentlich den großen Gegenſatz des Mittelalters, Papſtthum und Kaiſerreich, ſchon früh in ſeinen Kreis aufnahm, ſo ſehen wir auch ſpäter jedes große Ereigniß ſich in ihm wiederſpiegeln. Der Aufſchwung, den die nationalſte deutſche That, die Reformation, dem Singſpiele nachhaltig gab, iſt der ſicherſte Beweis ſeines echt volksthümlichen Urſprungs und Weſens. Die Oper dagegen, in Italien geboren, iſt ein Kind der Renaiſſance und damit zugleich ein Kind der antinationalen kosmopolitiſchen Weltanſchauung, welche, von dem Studium des Alterthums ausgehend, jene Bildungsperiode erfüllte. Betrachten wir nur die erſte Oper; wahrhaft vorbedeutend finden ſich ſchon an ihr alle die Merkmale wieder, die dem Opernweſen aller Länder bis auf den heutigen Tag gemein geblieben ſind. Es iſt bekanntlich die „Euridice", die im Jahre 1600 zur Feier der feſtlichen Vermählung Heinrichs IV. mit Maria von Medici in Florenz öffentlich aufgeführt wurde.

Ottavio Rinuccini, der Dichter, und Jacopo Peri, der Komponiſt der Euridice, gehören beide dem Kreiſe florentiniſcher Edlen an, die, vornehmlich im Hauſe des Grafen Bardi da Vermio, aus der damals noch jedem Gebildeten unerläßlichen Beſchäftigung mit den klaſſiſchen Schriftſtellern des Alterthums, ſich der Muſik und der muſikaliſchen Dichtkunſt zugewandt und die ſich, von den Erzählungen über Orpheus, Amphion u. ſ. w., ſowie von den unbegränzten Vorſtellungen über die Herrlichkeit der altgriechiſchen Muſik angeregt, die Umgeſtaltung der Tonkunſt im Sinne der alten Griechen zur Aufgabe geſtellt hatten. Schon einige Jahre vorher hatte Rinuccini ein Feſtſpiel, das Apollo's Kampf mit dem Drachen und ſeine Liebe zur Daphne behandelte, verfaßt und Peri hatte daſſelbe ohne Rückſicht auf jede bis dahin gehörte Art des Geſanges in Muſik geſetzt. Zum Ausgangspunkte diente ihm die Vorſtellung von der Weiſe, in welcher die Alten ihre Tragödien geſungen haben ſollten. Man ſtellte ſich vor, daß die Griechen ſich einer Betonung bedient hätten, die, über die gewöhnliche Rede hinausgehend, doch keine eigentliche geſungene Melodie geweſen wäre. Die Peri'ſche Kompoſition faßte daher hauptſächlich die dramatiſche Recitation ins Auge und wurde, als stilo rappresentativo, der Anfang des eigentlichen Recitativs. Rinuccini, der Poet, war ein Kavalier, ein Hofmann im Sinne jener Zeit, in der die höfiſche Bildung ſich keineswegs auf äußere Anmuth beſchränken durfte, ein Kavalier auch darin, daß er, wie die eleganten Geiſter am Hofe der Eliſabeth, die vornehmſten Damen, z. B. die Königin Marie von Frankreich, mit ſeinen Verſen und ſeiner Neigung beehrte. „Er war, ſagt ein Zeitgenoſſe, von einnehmender Geſtalt, etwas über Mittelgröße, aber proportionirt, offenen Geſichts, mit einem kleinen Munde, in dem viel Würde lag; auf ſolche Gaben des Körpers und des Geiſtes vertrauend, ging er den durch Geburt und Schönheit hervorſtrahlenden Weibern nach und ſuchte ſich ihrem Willen geneigt zu machen." Am Hofe der Marie hatte er mehrere Jahre als Kammerherr gelebt.

Das Gedicht behandelt den antiken Stoff mit vollkommener Freiheit. Orpheus erhält, nachdem er Pluto durch ſeinen Geſang gerührt hat, die Gattin aus der Unterwelt zurück, und zwar bedingungslos, ſo daß, wie auch der Prolog verſprach, das Stück in ungetrübtem Jubel über die Macht der Liebe und des Geſanges ſchließt, freilich aber des tieferen Grundes entbehrt, in dem die griechiſche Fabel ihren unerſchöpflichen Reiz findet. Der Dichter ſelbſt bemerkt bezeichnend: „Es könnte Jemandem ſcheinen, daß ich durch die Aenderung der Fabel des Orpheus mir eine zu große Freiheit genommen, jedoch erſchien mir dies einer ſo freudigen Zeit angemeſſen; das Beiſpiel der griechiſchen Dichter in anderen Fabeln dient mir zur Rechtfertigung, ebenſo unſer Dante, der trotz deſſen, daß Homer und die anderen Dichter das Gegentheil ſagen, den Ulyſſes bei ſeiner Schifffahrt ertrinken läßt. Ebenſo bin ich der Autorität des Sophokles gefolgt, indem ich die Scene ſich verwandeln laſſe, da ſich anders die Bitten und Klagen des Orpheus nicht darſtellen ließen."

Die Aufführung war durch glänzenden Aufwand aller Mittel der Decoration und Maſchinerie ausgezeichnet. „Die Ausſtattung der Scene, ſagt der vorangeführte Zeitgenoſſe, Giov. de Roſſi, als Schriftſteller Erythraeus genannt, war durch die Munificenz der Herzöge Etruriens und anderer hoher Perſonen ſo über alle Beſchreibung herrlich, daß dieſelbe den ganzen Adel Italiens herbeizog. Die verwandelte Scene zeigte bald grüne Gefilde, bald das ungeheure Meer, bald anmuthige Gärten, bald plötzliche Regen und Stürme, indem der Himmel ſich mit furchtbaren Wolken bedeckte, bald den glücklichen Aufenthalt der Seligen, bald die ewigen Qualen der Unterwelt. Man ſah von Bäumen, deren Rinde ſich von ſelbſt öffnete, ſchöne Mädchen gleichſam geboren werden; unvermuthet entſtanden Wälder, bevölkerten ſich mit Faunen, Satyrn, Dryaden und Nymphen, brachten Quellen und Flüſſe hervor, und anderes noch weit mehr Bewunderungswerthes, was vordem vor Niemandes Auge gekommen war."

Es gehört in die Geſchichte der Muſik, wie der stilo rappresen-

*) Berlin, 1855.

**) Zur Tonkunſt. Abhandlungen von Ernſt Otto Lindner. Berlin, J. Guttentag, 1864.

Digitized by Google

tativo durch die Hinzufügung der Ouverture und die Ausbildung der Arie zu dem Ganzen der jetzigen Oper vervollſtändigt wurde. Als höfiſches Feſtſpiel, deſſen Fabel äußerlich dem Alterthum entlehnt dem jeweiligen Gelegenheitsbedürfniſſe ſich anpaßt, Geſang ohne Rede, ein Schauplatz für die Erfindungen der Maſchinerie und der Decorationskünſte, erſcheint die Oper bei ihrem erſten Entſtehen in Italien, und ſie iſt ebenſo auch in Deutſchland aufgetreten. Hier wie dort wurde eine Hofceremonie der Anlaß zur erſten Opernaufführung. Auf dem kurfürſtlichen Schloſſe Hartenfels zu Torgau wurde am 13. April 1627, bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Georg II. von Heſſen-Darmſtadt mit Sophie Eleonore von Sachſen, die „Daphne,“ Paſtoral-Tragikomödie von Martin Opitz von Boberfeld, komponirt vom kurſächſiſchen Kapellmeiſter Heinrich Schütz, vor den fürſtlichen Gäſten mit großem Erfolge aufgeführt. Der Kurfürſt hatte ſich den Text der Rinuccini'ſchen Daphne vom florentiniſchen Hofe ſchicken laſſen; Schütz, ſein Kapellmeiſter, hatte in Italien ſeine Studien gemacht und dort ſchon Opern geſehen (das Textbuch zur Daphne giebt Schletterer in dem Anhange ſeines Buchs, der überhaupt von den älteſten Zeiten her gut gewählte Beiſpiele von Texten bringt).

Der Daphne folgten andere italiäniſche Opern. Schon um die Mitte des Jahrhunderts, noch mehr gegen das Ende hin, als die ſchlimmſten äußeren Schäden der Kriegsnoth verwunden waren und ſeine unheilvolle innere Folge, die Nachäfferei des Ausländiſchen, immer weiter um ſich fraß, wimmelt es von Ariadnen und Arethuſen, Orpheus' und Amphions; die römiſche und die griechiſche Mythologie geben zu zahlloſen, innerlich gleichförmigen Erzeugniſſen den Stoff her. Den italiäniſchen Texten und Melodien folgten die fremden Sänger auf dem Fuße. Schon 1650 finden wir italiäniſche Sänger in Dresden, 1651 in Berlin. Bald waren in dem ſangesluſtigſten Lande der Welt an den Sitzen der Fürſten nur noch wälſche Muſiker zu finden. Das Unweſen der italiäniſchen Opernſängerei mit allen ihren ſchlimmen Folgen hatte ſich an den zahlreichen Höfen und Höfchen Deutſchlands eingeniſtet; es hat von dort aus der Entwickelung der Kunſt und Sitte argen Schaden gethan. Schletterer giebt eine Menge Belege von der maßloſen Verſchwendung, in der namentlich beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die deutſchen Fürſten bei Opernaufführungen wetteiferten. Leopold I., ein beſſerer Muſiker als Herrſcher, gab jährlich an 100,000 Gulden für ſeine italiäniſche Oper aus; unter Karl VI. ſteigerte ſich dieſe Summe gar auf das Doppelte. Die einmalige Aufführung der Haſſe'ſchen Oper „Siröe“ koſtete dem Kurfürſten von Sachſen 23,077 Thlr. 12 Gr. 7 Pf. und das im Jahre 1763, zu einer Zeit, wo ſein Land durch den ungeheuren Krieg, deſſen Schauplatz es überwiegend geweſen, auf das äußerſte erſchöpft war. Vergegenwärtigt man ſich dabei noch die Sittenloſigkeit, in der die fremden Sänger und Sängerinnen erſtaunliche Beiſpiele gaben, den üblen Einfluß, den ihr Hoftreiben auf das Familienleben der Hochgeſtellten und bis in die niederen Schichten des Volks hinein ausübte, ſo kann man die Verwünſchungen wohl begreifen, in die manch' patriotiſcher Mann über dieſe ganze Opernwirthſchaft ausbrach. Sie verdienen von dieſem Standpunkte aus den Spott nicht, den unſere Tonkunſthiſtoriker dieſen künſtleriſch allerdings ſehr leicht zu widerlegenden Herzensergießungen anzuhängen pflegen. Ungehobelt und oft pedantiſch, ſind ſie doch von einem Gefühle durchdrungen, das ſie über den Witz und die Geſchicklichkeit ihrer Gegner erhebt; es iſt das Gefühl der nationalen Ehre, das häufig ihren Angriffen auf das innerlichſt fremde und dem Volksgeiſte widerſprechende Opernweſen zu Grunde liegt. Einen zuſammengefaßten künſtleriſchen Ausdruck, wie es eben die Gay'ſche „Bettleroper“ in England iſt, hat das Gefühl in Deutſchland nicht gefunden; aber es iſt die Grundlage der vielfachen Verſuche geblieben, die ſich die Herſtellung einer nationalen Oper zum Ziele gemacht haben, und auf ihm beruht die Hoffnung, daß dieſes Ziel, trotz ſo vieler vergeblicher Verſuche, dennoch erreicht werden wird.

F.

Zur Phyſiologie der Netzhaut.

Ein überaus intereſſanter Beitrag zu der Lehre von den Thätigkeiten der Seele iſt die von Dr. Hermann Aubert, Profeſſor an der Univerſität in Breslau, kürzlich herausgegebene „Phyſiologie der Netzhaut“*). Der Verfaſſer hat eine der wichtigſten Seelen-Thätigkeiten, das Sehen, zum Gegenſtande dieſer Monographie gemacht. Prof. Dr. Ferdinand Cohn ſagt darüber:

Unſer Auge iſt nach ſeinen inneren Einrichtungen mit der dunklen Kammer des Photographen zu vergleichen, wo auf einer empfindlichen Platte nach bekannten phyſikaliſchen Geſetzen ein verkleinertes und verkehrtes, aber völlig getreues Abbild der außerhalb in gewiſſer Entfernung befindlichen Gegenſtände entſteht. Aber die empfindliche Platte in unſerem Auge, die Netzhaut, vermag etwas zu leiſten, was kein Collodium und kein Eiweißpapier ihm nachzuthun vermag, was überhaupt mit phyſikaliſchen Vorgängen ſich nicht vergleichen läßt; die Bilder auf der Netzhaut wirken als Reize auf unſer Sehorgan; ſie werden in Empfindungen umgeſetzt, ſie kommen zum Bewußtſein, und zwar nicht als ſubjective innere Zuſtände, ſondern ſie werden wahrgenommen als objective Gegenſtände von beſtimmter Größe, Form und Farbe, die in einer beſtimmten Entfernung außer uns ſich befinden. Die Thätigkeiten, welche bei dieſen Leiſtungen unſeres Sehorgans ſtattfinden, ſind ſo zuſammengeſetzt, daß ſie auf eine höchſt complicirte anatomiſche Structur deſſelben ſchließen laſſen, über die freilich das Mikroskop uns bisher noch keinen Aufſchluß zu geben vermochte; nur vermuthen können wir, daß die Netzhautbilder ſich aus einer großen Zahl iſolirter empfindender Punkte moſaikartig zuſammenſetzen, daß der Sehnerv dieſe iſolirten Empfindungen fortleitet; daß aber der Ort, wo dieſelben zum Bewußtſein kommen, und ſich zu einem Geſichtsfeld combiniren, viel näher dem Gehirn, vielleicht in den ſogenannten Vierhügeln zu ſuchen.

Die „Phyſiologie der Netzhaut“, welche letztere zugleich die übrigen beim Sehen mitwirkenden Nerven-Apparate in ſich begreift, ſtellt ſich nun die Aufgabe, die mannigfaltigen Vorgänge, welche bei dieſer Seelenthätigkeit zuſammenwirken, in ihre Elemente zu zerlegen, jedes einzelne nach allen ſeinen Beziehungen bloßzulegen und durch Selbſtbeobachtung und Experiment, wie bei den Thätigkeiten der Naturkräfte, klar zu erfaſſen.

Zunächſt erfahren wir, daß unſer Sehorgan eigentlich gar nicht die Fähigkeit beſitzt, den Lichtreiz an ſich zum Bewußtſein zu bringen, ſondern daß unſer Lichtſinn richtiger aufzufaſſen iſt, als die Fähigkeit, Helligkeitsunterſchiede, Lichtdifferenzen wahrzunehmen; wir ſehen einen Gegenſtand nur, wenn er heller oder dunkler, nicht aber, wenn er eben ſo hell beleuchtet iſt, als das umgebende Geſichtsfeld; wir können die Sterne nicht bei Tage ſehen, weil ſie eben ſo hell ſind, wie der Himmel; und erſt wenn mit der Abend-

*) Erſte Hälfte, mit 30 Figuren in Holzſchnitt. Breslau, E. Morgenſtern.

Digitized by Google

dämmerung die Beleuchtung des Himmels ſchwächer wird, nehmen wir das eigene Licht der Geſtirne wahr.

Wie das Ohr Luftwellen von verſchiedener Schnelligkeit als Töne von verſchiedener Höhe empfindet, ſo werden Lichtätherwellen von verſchiedener Geſchwindigkeit von unſerem Sehorgan als Farben empfunden; unſer Auge hat nicht bloß Licht-, ſondern auch Farbenſinn. Hier eröffnet ſich ein neues Feld für die Forſchungen des Verfaſſers; wir erfahren, auf welche Bedingungen es ankommt, um die Blumenkrone der Roſe als roth und ihre Blätter als grün zu empfinden, und welchen Täuſchungen wir hierbei unter Umſtänden ausgeſetzt ſind; denn bei einer gewiſſen geringen Beleuchtung, deren Größe ſich durch Verſuche in Zahlen ausmitteln läßt, erſcheinen alle Farben ungefärbt und nur die eine heller als die andere; in großer Entfernung erſcheint uns hellblau wie ſchwarz, grün wie blau, roſa erſt goldgelb, dann hellgelb, dann grau. Um die Farbe eines blauen Quadrats zu erkennen, muß daſſelbe etwa 25 mal größer, oder das Auge demſelben fünfmal näher ſein, als dies bei einem rothen Quadrat erforderlich iſt u. ſ. f.

Die zweite Hälfte des Buches, deren baldiges Erſcheinen zu hoffen iſt, wird die übrigen Bedingungen des Sehens behandeln: den Ortsſinn, in Folge deſſen unſer Sehorgan die Bilder der Netzhaut in einen beſtimmten Raum außerhalb verſetzt, das ſtereoſkopiſche oder binoculare Sehen, in Folge deſſen wir die durch gleichzeitiges Sehen mit beiden Augen, oder durch Bewegung unſerer Augen oder der Gegenſtände erhaltenen, verſchiedenen Netzhautbilder zur Vorſtellung eines einheitlichen Körpers combiniren, endlich die Phänomene des ſubjectiven Sehens, welches die Licht- und Farbenempfindungen begreift, die durch äußere Gegenſtände nicht direkt erregt werden.

* * *

Wir knüpfen hieran die Anzeige einer andern Schrift über die Netzhaut, und zwar nach dem Feuilleton des „Dresdner Journal“:

Die inwendige Photographie iſt wahrſcheinlich ſchon ſo lange betrieben worden, als überhaupt die Menſchheit auf der Erde exiſtirt, ja wir müſſen ſogar zugeben, daß auch die ſchon lange vor der Menſchheit die Erde bewohnenden Thiere, und dieſe noch in mannigfaltig eigenthümlicher abweichender Weiſe, dieſelbe ausgeübt haben. Aber erſt Daguerre iſt es gelungen, aus dem inwendigen Menſchen dieſe Kunſt herauszuzaubern und ſie außerhalb ausüben zu laſſen. Der photographiſche Vorgang im menſchlichen Auge war ſchon lange vor Daguerre bekannt, auch boten ſich ſchon Andeutungen äußerer Lichtbilder dar, deren umſichtige Beachtung dieſe gemüthliche Kunſt dann immer weiter gefördert hat. Dieſe Gedanken erweckte in uns die Anſicht der ſehr wichtigen Abhandlung des Augenarztes Dr. F. Heymann in Dresden: „Die empfindende Netzhaut. Ein Beitrag zur Erkenntniß des Sehvorganges“, welche im 30. Bande der „Verhandlungen der k. k. Leop.-Carol. Akademie der deutſchen Naturforſcher“ in allen Buchhandlungen zu finden, auch einzeln zu erhalten iſt. Dieſelbe enthält auf zwei, von Krantz gezeichneten, bei Braunsdorf lithographirten Tafeln mehre Darſtellungen von dergleichen Augenbildern, auch durch krankhafte Affectionen geſtörte, deren Anſicht für an den Augen leidende Perſonen jedenfalls ſehr belehrend ſein muß, um ſo mehr, als dieſer Vorgang ausführlich erklärt wird. Schwerer wird ſich wahrſcheinlich das Bild eines Bildes in der Iris erklären, wie zum Beiſpiel jene deutliche Inſchrift von einem Napoleonsd'or im Auge einer Franzöſin, welche in Paris vor wenigen Jahren noch lebte und von den beiden Worten „Napoleon“ und „Empereur“ im blauen Felde eines jeden Auges eins, als bleibende Decoration ihrer Iris, Jedermann ſehen ließ.*) Der Fall wird mit Wahrſcheinlichkeit aus einem „Verſehen“ der Mutter erklärt, da dieſelbe während der Schwangerſchaft mit der Tochter ihren letzten Napoleonsd'or mit Schmerz noch einmal genau betrachtete, um ihn dann dem zur Armee berufenen Sohne mitzugeben.

Rußland.

Moskau, Rom und Konſtantinopel.

I.

Der Cäſaro-Papismus, das griechiſche Schisma und die römiſche Kirche.

Wir finden in dem erſten Bande des zweiten Jahrganges (1864) der „Oeſterreichiſchen Revue“**) eine geſchichtliche Arbeit des Freiherrn Joſ. Alex. v. Helfert, die ſehr intereſſante Forſchungen umfaßt. Sie iſt betitelt „Rußland und die katholiſche Kirche in Polen“; der vorliegende Artikel giebt aber erſt die Einleitung, worin von dem geſchichtlichen Verhältniſſe der ruſſiſchen Nationalkirche zur orientaliſch-orthodoxen und zur römiſch-katholiſchen gehandelt wird.

Alt-Rom und Neu-Rom — d. i. Rom und Konſtantinopel, das ſind die Angelpunkte, um die ſich Alles dreht, was im chriſtlichen Europa theokratiſcher Natur iſt und war. Als Conſtantin der Große das Chriſtenthum annahm und zur Staatsreligion machte, fand er es bereits als fertige Hierarchie vor; der Glaube und Gehorſam der Völker, das Lebensprinzip der Zukunft hatte ſeine Ziel- und Mittelpunkte in einer wohlgegliederten Prieſterſchaft, in den Biſchöfen und Patriarchen der orthodoxen Kirche, vor Allem dem römiſchen, dem Nachfolger des erſten der Apoſtel — er mußte dieſe Thatſache anerkennen und erkannte ſie an; die Hierarchie ging einen Bund mit dem weltlichen Herrſcherthume ein, der bis heute der Hauptſache nach fortbeſteht; die römiſche, auf Waffengewalt gegründete Weltherrſchaft und das ideale chriſtliche Weltreich deckten einander ſo ziemlich und konnten vor der Hand mit einander zufrieden ſein. Es war eine Solidarität der Intereſſen geſchaffen, welche ſelbſt den Sturz der weſtlichen Hälfte des Reiches überlebte und im Stande war, nach mehr als vierhundertjähriger Anarchie die Idee des römiſchen Weltreiches im Weſten wieder ins Leben zu rufen und zur Wirklichkeit zu geſtalten.

Seit dem Sturze des weſtrömiſchen Reiches beſteht dieſe Rivalität von Rom und Konſtantinopel; Rom blieb das Centrum der theokratiſchen, Konſtantinopel das Centrum der weltlich-politiſchen Auffaſſung der Konſtantiniſchen Stiftung; hier war der chriſtliche Kaiſer das Maßgebende, dort der „römiſche“ Papſt, und wenn zwiſchen beiden, zwiſchen der politiſchen Kirche von Rom und der kirchlichen Politik von Konſtantinopel, nicht heftigere Streitigkeiten und Differenzen ausbrachen, ſo lag dies eben in

---

*) Wir halten dieſe Geſchichte, die vor etwa 25 Jahren in allen franzöſiſchen Zeitungen ſtand, ebenſo für eine „Ente“, wie die vor etwa einem Jahre von allen amerikaniſchen Zeitungen erzählte Geſchichte von dem in der Iris eines Ermordeten gefundenen Bildniſſe ſeines Mörders. D. R.

**) Wien, Carl Gerold's Sohn. Vgl. Nr. 43 des „Magazin“ von 1863, wo wir ausführlich über den Plan und den Fortgang dieſer neuen Zweimonatſchrift berichtet haben.

Digitized by Google

Umſtänden, die hemmend dazwiſchen traten, und ferner darin, daß ſich die Gegenſätze noch nicht ſchroff ausgebildet hatten.

Konſtantinopel hörte nie auf, ſeine Erbanſprüche auf die verlorenen gegangene Weſthälfte des Reiches aufzugeben, das in die Hände der Barbaren gefallen und zerſplittert war. Dem alten römiſchen Reichswappen, dem Adler der ſiegreichen Legionen, wurde ein zweiter Kopf angeſetzt, der dieſe verlorene Hälfte zu bedeuten hatte, und als ſpäter die römiſche Hierarchie es in ihrem Intereſſe fand, den mächtigen König der Franken zum neuen Auguſtus des Weſtreichs zu krönen, ſo war dies zur ſelben Zeit ein Abſagebrief an Byzanz, der wohl im Gedächtniß behalten wurde. Die Byzantiner haben nie oder nur mit Widerwillen und unter Proteſt die abendländiſchen Kaiſer deutſcher Nation als ſolche anerkannt, während dieſe ihrerſeits Byzanz wohl im Auge behielten und es vielfach mehr gelten ließen, als es wirklich werth war. Erſt zu der Zeit, als es mit der Herrſchaft am Bosporus reißend bergab ging, als die Türken ihr ein entſchiedenes Ende machten, wuchs dem deutſchen Reichsadler ſein zweiter Kopf hervor, der nach Oſten deutet und das öſtliche Römerreich als Erbſchaft der Cäſaren in Anſpruch zu nehmen ſcheint.

Nun hat ſich aber ein dritter Doppeladler gefunden, der für die Erbſchaft des erſten gleichfalls ſeinen Rechtstitel mitbringt. Im Norden, in dem alten Lande der Scythen und Roxolanen, hat ſich ein mächtiges Reich gebildet, bei dem das alte Konſtantinopel zu Pathen geſtanden hat; es will das Erbe ſeiner Taufpathe antreten und macht dieſe geiſtliche Verwandtſchaft zum Zwecke der Wiederherſtellung des weltlichen Römerreiches im Oſten geltend. —

Die Politik der lateiniſchen Kirche, deren Prinzipien ſeit mehr als anderthalb tauſend Jahren feſtgeſtellt und trotz aller Schwankungen, trotz aller Strömungen und Störungen der Außenwelt unverändert dieſelben geblieben ſind, hat den Oſten und ſeine Wandlungen nie außer Augen gelaſſen und in dem Aufgehen des moskowitiſchen Phänomens ſehr bald das erkannt, was es für den Weſten bedeutet — eine wachſende, ihm drohende Theokratie, und ſie hat auch das Wort dafür erfunden — den Cäſaro-Papismus. Während das profane Europa in dem ruſſiſchen Kaiſer meiſt nur den weltlichen Deſpoten, den durch deutſche Unteroffiziere drillenden Zuchtmeiſter zahlloſer, roher Barbarenhorden erblickt, erkennt der römiſche Prieſter, der Hierarch, wohl bekannt mit der Macht, welche die Religion über die Gemüther übt, in ihm, trotz ſeiner militäriſchen Ausrüſtung und Manieren, den wachſenden Nebenbuhler ſeines geheiligten Oberprieſters und ermißt die Gefahren, die ihm von dort drohen, und die Einbußen, die er theilweiſe ſchon erlitten hat.

Die weltlichen Arme, die Schützer und Vollſtrecker der römiſchen Anſprüche ſind allerdings wenig zuverläßig mehr. Oeſterreich, der alte Erbe der kirchlichen Schirmvogtei, wie Frankreich, ſein ziemlich zweideutiger Nebenbuhler, ſtehen nur noch ſehr bedingungsweiſe zur Verfügung der Hierarchie; indeſſen würde man doch ſehr irren, wenn man glaubte, daß dieſer Faktor der Weltgeſchichte bereits vollkommen antiquirt und außer Cours geſetzt wäre, oder daß dies in naher Ausſicht ſtände. Wir wollen nicht von Frankreich ſprechen, deſſen Politik für den Augenblick weſentlich nur durch den Selbſterhaltungstrieb eines einzigen Mannes beſtimmt wird — er läßt ſich doch gewiß nicht wenig von Rückſichten auf die Katholiken ſeines Reiches und deſſen alte religiöſe Inſtinkte beſtimmen — wir meinen vornehmlich Oeſterreich. Wenn man tiefer eingeht, ſo wird man unſchwer erkennen, daß auf ſeine Stellung, ſein Verhältniß zu Rußland dieſe kirchliche Seite der Politik einen ganz bedeutenden Einfluß übt, und daß ſich daraus eine Menge Erſcheinungen erklären, für welche die profane Journaliſtik nur ſelten Blick und Auge hat.

In der polniſchen Frage iſt dieſe Seite der Auffaſſung von der höchſten Wichtigkeit.

Polen iſt das Land, wo eine ganz überwiegend römiſch-katholiſche Bevölkerung unter orientaliſch-orthodoxer Herrſchaft ſteht und ihren politiſchen und religiöſen Druck empfindet. Darüber iſt keine Frage zu verlieren, auch darüber nicht, daß der Cäſaro-Papismus, wenn wir es ſo nennen wollen, unter Nikolaus und ſchon früher zu Gewaltſchritten gegriffen hat, um der katholiſchen Hierarchie in Polen möglichſten Eintrag zu thun. Hier iſt alſo das Papſtthum mit der byzantiniſchen Idee direkt in Konflikt getreten — in einen Konflikt, der bei minder offenkundiger politiſcher Kraftloſigkeit Rom's weit größere Dimenſionen annehmen würde. Wie die Sachen jetzt ſtehen, wird er mehr als Minenkrieg geführt, und nur hin und wieder dringt etwas davon ans Tageslicht. Die Polen ſchöpfen ihre Hauptwiderſtandskraft aus ihrem Katholicismus; faſt mehr noch als der Adel iſt die Geiſtlichkeit das lebendige Centrum der polniſchen Nationalität, da ſie das einzige Band noch zwiſchen dieſem und dem übrigen Volke, namentlich dem Bauernſtande, bildet. Von dieſem Punkte aus betrachtet, war der noch jetzt fortglimmende, vornehmlich unter Mitwirkung klerikaler Einflüſſe angezettelte Aufſtand ein unglückliches und wahnwitziges Unternehmen — wir haben es bereits im vorigen Jahre bei ſeinen erſten Stadien ausgeſprochen — und die franzöſiſchen und ſonſtigen Katholiken — weniger die deutſchen, — welche ſich in lebhafter Weiſe für dieſen Aufſtand intereſſirten, haben damit nur eine Kurzſichtigkeit bewieſen, die völlig an ihrer kirchlichen Politik irre machen kann. So lange die Polen römiſch-katholiſch ſind, ſo lange haben ſie trotz der ruſſiſchen Oberherrſchaft nichts für ihre Nationalität und deren Abſorbirung zu befürchten; hätten ſie die ihnen unläugbar angebotene Hand angenommen, hätten ſie ſich mit Wenigem begnügt und wären dann auf geſetzmäßigem, normalem Wege vorwärts gegangen, hätten ſie ſich um ihr kirchliches Panier geſchaart und mit Hilfe geiſtiger Waffen, durch den Fortſchritt von Bildung, Wiſſenſchaft u. ſ. w., ihre geknickte Nationalität aufgerichtet und wieder gekräftigt, ſo iſt keine Frage, daß in zwanzig bis dreißig Jahren Polen ſchon eine achtunggebietende Stellung hätte einnehmen und Rußland ein Schach hätte bieten können, vor dem es leicht den Rückzug ergriffen hätte. Indeſſen die Polen haben wieder einmal beweiſen wollen, daß ihr Jähzorn, ihre Leidenſchaftlichkeit unverbeſſerlich iſt, und daß ſie eben nichts gelernt haben, als Conföderationen machen und Verſchwörungen anzuſtiften. Wie die Sachen jetzt liegen, hat die katholiſche Kirche in Polen, dieſe Vormauer des Katholicismus gegen Oſten, einen harten Schlag erlitten — das „katholiſche Volk", d. h. der ſonſt der Geiſtlichkeit unbedingt gehorſame Bauer iſt faſt ganz aus dem Spiele geblieben; wenn er auch die ruſſiſche Herrſchaft nicht liebt, ſo findet er, der dulden gelernt hat, ſie doch erträglich, und wenn er auch noch ein treuer Anhänger ſeiner Kirche iſt, ſo ſcheint ihm doch ein Bewußtſein zu dämmern, daß er am klügſten thut, ſeine Knochen — auf die ganz vorzüglich gerechnet war — für ſich zu behalten und ſie nicht zum Nutzen ſeines gnädigen Herrn und des Herrn Probſtes aufs Spiel zu ſetzen. Die Mitſchuld der Geiſtlichkeit in Polen, die nur einige hirnverbrannte Ultramontane in Deutſchland ableugnen oder beſchönigen können, der Mißbrauch, den ſie mit der Religion getrieben,

Digitized by Google

hat dem Moskowiter furchtbare Mittel gegen ſie in die Hand gegeben, und er iſt ſicher der Mann, der ſie anwenden wird. Die Tage der Klöſter, welche Sitze der Verſchwörungen, Waffen-Depots u. ſ. w. geweſen ſind, dürften gezählt ſein; mit ihnen und ihren devoten patriotiſchen Einwohnern verliert das Polenthum ebenſo viele Feſtungen; das gemeine Volk, welches dahin wallfahrtete und ſich dort Rath in allen geiſtigen und leiblichen Nöthen ſuchte, verfällt nun weit leichter dem ruſſiſchen Einfluſſe, und bei dem Bildungszuſtande, in dem es ſich befindet, bei der Indolenz, die namentlich dem ſlaviſchen Bauern einwohnt, läßt es ſich vorausſehen, daß eine Ruſſifizirung nicht eben bedeutende Hinderniſſe finden wird. Der Unterſchied zwiſchen dem ruſſiſchen Popen und dem gewöhnlichen polniſchen Probſte iſt gar nicht ſo bedeutend.

So viel zur allgemeineren Orientirung in einer der wichtigſten Fragen, die exiſtiren, und nun zurück zu den Forſchungen des Freiherrn von Helfert, in denen das Eigenthümlichſte der Nachweis iſt, daß die ruſſiſche Kirche weit länger mit Rom in Verbindung geblieben, und ihm weit weniger entfremdet geweſen iſt, als die Kirche von Konſtantinopel.

Bekanntlich iſt der dogmatiſche Unterſchied zwiſchen dem römiſchen und dem anatoliſchen Glaubensbekenntniſſe äußerſt gering und beſchränkt ſich auf den Zuſatz filioque, welchen das erſtere macht. Selbſt der Streit über dieſen Zuſatz iſt nicht beſonders erheblicher Natur geweſen; wenigſtens hat man ſich in den Zeiten der beiderſeitigen Annäherung darüber ziemlich leicht einigen können.

Dieſer Zuſatz ſoll nun die Urſache der tiefgehenden Spaltung in der alten orthodoxen Gemeinſchaft geweſen ſein. Nichts iſt irriger als das; er iſt nichts als ein als Nothbehelf aufgegriffenes Schiboleth, um einen bereits beſtehenden Riß zu rechtfertigen und die Trennung zu beſchönigen. Der Stolz und Hochmuth Neu-Roms, dem alten bald barbariſch gewordenen Rom gegenüber, iſt der Hauptgrund; der Patriarch von Konſtantinopel wollte nicht die zweite Stelle in der Chriſtenheit einnehmen; die griechiſche Kirche, der Mutterſtätte der chriſtlichen Religion näher, durch den Glanz des untergegangenen Hellenenthums wie durch den Ruhm der glänzendſten Kirchenlehren und der älteſten Concilien den ſtets roher gebliebenen und nun der Barbarei anheim gefallenen Lateinern weit überlegen, konnte ſich keine Unterordnung gefallen laſſen.

Die politiſch wichtige Stellung Konſtantinopels wirkte ſchon frühzeitig auf das Anſehen ſeines Biſchofs ein. Schon auf dem zweiten Concil von Konſtantinopel (381) wurde dem Biſchof von Byzanz der erſte Rang nach dem römiſchen, alſo vor den alten Patriarchenſitzen von Alexandria, Antiochia und Jeruſalem, zuerkannt. Freilich proteſtirten auf dem nächſten Concilium von Chalcedon die päpſtlichen Legaten (auf dem früheren hatten ſie gefehlt) dagegen, indeß vergeblich; nach ihrer Abreiſe beſtätigte die Synode die Anſprüche des Anatolius. Er hatte ſie damit begründet, Konſtantinopel ſei das neue Rom, wogegen die Alt-Römer mit Recht einwandten, dies ſei ein Vorzug weltlicher Art; Konſtantinopel ſei eine kaiſerliche, aber keine apoſtoliſche Stadt. Doch was half es? Trotz aller Proteſte fuhren die byzantiniſchen Biſchöfe fort, den Patriarchentitel zu führen, ja ſie gingen noch weiter; der Patriarch Johannes „der Faſtende“, ein ſehr frommer, ascetiſcher, dabei aber äußerſt hochmüthiger Mann legte ſich im Jahre 582 den Titel „ökumeniſcher Patriarch“ bei, ein Titel, der wohl ſeine Oberherrlichkeit über die geſammte Kirche des byzantiniſchen Reiches bezeichnen ſollte. Soweit, ſich πάππας οἰκουμενικός, wie der heilige Vater in Rom hieß, zu ſchreiben, gingen ſie freilich nicht; aber trotz mancher Winkelzüge, die ſie dem anerkannten Haupte der Kirche gegenüber machten, kehrten ſie ſich an die Einſprache der Römer nicht und führten ihren Titel weiter.

Den Muth, ſich von Rom ganz loszureißen, hatte erſt der ehrſüchtige Patriarch Photius, ein Mann, den geiſtliche Bedenken wenig ſtörten. Denn er war von Hauſe aus ein Gelehrter, Beamter und Soldat, keineswegs aber Geiſtlicher geweſen; auf den Patriarchenſtuhl gelangte er als eine Kreatur Kaiſer Michael's III., eines Menſchen, der nach ſeinen moraliſchen Qualitäten etwa mit Caligula und Nero rangiren mag. Der Patriarch Ignatius hatte dieſen Kaiſer wegen offenkundigen Inceſtes mit der Frau ſeines jüngeren Sohnes nicht zum Abendmahl gelaſſen und war deshalb abgeſetzt und verbannt worden. An ſeine Stelle wurde der Soldat Photius mit Dampfgeſchwindigkeit zum Patriarchen geweiht — jeden Tag erhielt er eine Weihe: Mönch, Lector, Subdiakon, Diakon, Prieſter, Biſchof, Patriarch — in einer Woche war er fertig und am ſiebenten konnte er ruhen.

Gegen dieſen, allen Kirchengeſetzen hohnſprechenden Vorgang that der Papſt Einſpruch und erkannte, nachdem er von dem verbannten Ignatius und auf andere Weiſe hinlängliche Information über die Natur der Ereigniſſe eingezogen, dem Photius die Weihen ab. Hierauf antwortete Photius mit offener Empörung; er ſchrieb eine Synode nach Konſtantinopel (866) aus und ſpielte den Reformator, indem er den Pabſt und die Lateiner gräulicher Irrthümer und Ketzereien anklagte, z. B. daß ſie am Sabbath faſten, daß ſie in der großen Oſterfaſte den Genuß von Milch, Käſe und thieriſchem Fett erlauben, namentlich aber, daß ſie das Symbolum mit dem Zuſatze filioque verfälſcht hätten.

Nach dem Sturze des Photius wurde zwar eine Zeit lang die Trennung wieder beſeitigt, aber es dauerte nicht lange, ſo klaffte ſie ärger als zuvor, und der Riß iſt ſeitdem trotz der Einigungsverſuche, die namentlich in Zeiten gemacht wurden, wo Byzanz die Hilfe des Abendlandes nöthig hatte, bis heute nicht geheilt worden.

Dieſe Trennung Konſtantinopels von Rom hatte aber auf die junge ruſſiſche Kirche wenig Einfluß; dieſelbe blieb vielmehr noch lange in lebendiger Verbindung mit der Weſtkirche.

Es war gerade zur Zeit des Photius, als Byzanz zum erſten Male vor dem Namen der Ruſſen zittern lernte; die warägiſchen Seekönige Askold und Dir, die mit hundert leichten Schiffen den Dniepr hinabgeſchifft waren, erſchienen in Konſtantinopel, das, wenn man dem Chroniſten Neſtor und den byzantiniſchen Schriftſtellern Glauben ſchenkt, nur durch ein Wunder des frommen Patriarchen Photius gerettet wurde. Bald verlangten die Ruſſen Lehrer und Prieſter von Konſtantinopel aus, und das Chriſtenthum fand bei ihnen einigen Eingang. Im Jahre 955 ließ ſich die Großfürſtin Olga in Konſtantinopel taufen — fünf Jahre ſpäter (960) erſchienen am Hoflager Kaiſer Otto's I. Geſandte eines bis dahin unbekannten Volkes, Ruſſen oder Rugen geheißen, welche behaupteten, aus einer Stadt Kyjew im fernen Oſten zu kommen und von einer Fürſtin, Namens Helena (chriſtlicher Name der Olga), abgeſandt zu ſein, um ſich von dem großmächtigen römiſchen Kaiſer, deſſen Ruhm nach Oſten gedrungen, einen Biſchof und Geiſtliche zu erbitten. Ein Mönch aus dem Kloſter St. Maximin in Trier, Adalbert mit Namen — nachmaliger Erzbiſchof von Magdeburg und Lehrer des böhmiſchen Britſchech, d. h. des berühmten heiligen Adalbert, der von ihm dieſen Namen angenommen — wurde zum Bekehrungswerk auserſehen und ging 961

Digitized by Google

mit einigen Begleitern nach Rußland, kehrte aber ſchon das Jahr darauf mit getäuſchten Hoffnungen zurück.

Aus dieſer nicht wohl anfechtbaren Nachricht wird erſichtlich, daß für Olga die Kirchenſpaltung noch nicht vorhanden war, oder daß ſie dieſelbe abſichtlich ignorirte.

Wie Wladimir I., der Brudermörder und grauſame Peruns-Diener, endlich Chriſt wurde und ſein ganzes Volk bekehrte, iſt bekannt genug. Als eine bildliche Darſtellung des jüngſten Gerichtes ſein Gewiſſen erſchütterte und ſein Entſchluß feſtſtand, die Religion zu ändern, prüfte er durch Geſandtſchaften alle Religionen ſeiner Nachbarſchaft, das Judenthum (bei den Chaſaren, die daſſelbe angenommen), den Islam, das byzantiniſche und das deutſche Chriſtenthum (in Polen und Mähren). Die ſchönen Geſänge, die Weihrauchwolken, die Pracht der Gewänder in der Aja Sophia zu Byzanz trugen den Preis davon, und Wladimir entſchied ſich für das Chriſtenthum des Photius. Zugleich aber warb er um die Hand einer byzantiniſchen Prinzeſſin; nachdem er die Taufe empfangen, gebot er, und ſein ganzes Volk wurde in den Dniepr getrieben und getauft (991), während die Trümmer der Götzenbilder des Perun und Weles denſelben Fluß hinabſchwammen.

Paläſtina.

Die Kunde der Münzen und Maße bei den Hebräern.

Man iſt noch vielfach gewohnt, die Wiſſenſchaft und Kunde der Münzen und Maße in der Geſchichte der Völker als etwas Apartes, nicht etwa Nothwendiges zu betrachten und eine Münzſammlung als Raritätenkabinet gelten zu laſſen; allein ſo wenig Datenkunde und Chronologie für ſich beſtehende Wiſſenſchaften ſind, ſondern dem Studium der Geſchichte zur Seite gehen müſſen, deren Gebiet ſie im Rahmen der Zeit einfaſſen, ſo bereichert auch die Kenntniß der Münzen und Maße das Geſchichtsſtudium über ein beſtimmtes Volk in einer beſtimmten Zeit in deſſen Kunſt, Induſtrie, Gewerbe und religiöſer Anſchauung und iſt zur Beurtheilung des geſchichtlichen Lebens der Völker in der inneren Geſtaltung des Weltverkehrs unumgänglich nothwendig, weil Münzen und Maße unverfälſchte Zeugniſſe von der Bildungsſtufe und den Beziehungen der Völker zu einander während ihres Beſtehens darbieten. Wie nun in der Geſchichte alter und neuer Völker und ihres Verkehrslebens die numismatiſchen und metrologiſchen Studien die Gelehrten beſchäftigt haben, ſo iſt auch ſeit faſt acht Jahrzehnden in der Geſchichte der Juden viel Dankenswerthes geleiſtet worden, und nicht bloß die in der Bibel genannten Münzen und Maße haben von den Philologen und Exegeten eingehende Erörterungen erfahren, ſondern auch die ſpätern Erlebniſſe der Juden im babyloniſchen Exil und die verſchiedenen Stadien ihres Beſtehens und Verkehrs unter andern Völkern haben reichen Stoff zu Unterſuchungen auf dem Gebiete der Münz- und Maßkunde geboten, und ſeit man der Erforſchung der Geſchichte der Juden größere und ausgebreitetere Sorgfalt widmet, iſt auch dieſer Seite der Forſchung dankenswerther Fleiß mit erfolgreichen Reſultaten zu Theil geworden.

Faſt zu gleicher Zeit haben drei Gelehrte die Unterſuchung über die Münzen und Maße der Hebräer während und nach der bibliſchen Zeit ſich zur Aufgabe geſtellt, und ihre Forſchungen haben die Kenntniß der Münzen und Maße reichlich gefördert. Dr. Zuckermann in Breslau ſchrieb „über talmudiſche Münzen und Gewichte“,*) Dr. M. A. Levy in Breslau ſchrieb eine „Geſchichte der jüdiſchen Münzen“**) und Dr. L. Herzfeld in Braunſchweig veröffentlichte „metrologiſche Vorunterſuchungen zu einer Geſchichte des ibräiſchen, reſp. altjüdiſchen Handels“.***)

Die erſtgenannte Arbeit hat ſich das Ziel geſetzt, das Gewicht- und Münzſyſtem der miſchnaiſch-talmudiſchen Zeit nach jetzt gangbaren Nominalen darzuſtellen und das der ſo reichlich behandelten bibliſchen Zeit nur kurz zum näheren Verſtändniß der geſtellten Aufgabe zu berühren. Miſchna und Talmud enthalten aber keine wiſſenſchaftlichen Abhandlungen über Numismatik und Metrologie, ſondern ſie entwickeln nur beiläufig gewiſſe numismatiſche und metrologiſche Relationen, wenn es ſich nämlich darum handelt, bibliſche Verordnungen, in denen Gewicht, Münze oder Maße erwähnt oder angedeutet werden, näher zu beſtimmen und ihre Anwendung für veränderte Zuſtände, und zwar in der talmudiſchen Zeit, feſtzuſetzen. Der Verfaſſer beſpricht nun zuerſt die Gewichte und dann die Münzen und erläutert dabei mit großem Geſchicke die verſchiedenen Benennungen derſelben; am Schluſſe belehrt eine Vergleichungstabelle uns über den Werth der Münzen nach preußiſchem Courant, wonach z. B. eine Mine = 21 Thlr. 21 Sgr., ein Sekel (landesüblicher Münze) 13 Sgr. werth war, oder (nach Herzfeld) nur 9½ Sgr. (der heilige Sekel galt das Doppelte).

Die zweitgenannte Schrift hat mehr hiſtoriſches Intereſſe; ſie beſpricht den frühzeitigen Gebrauch des Silbers als Tauſchmittel im Handel und Verkehr bei den Hebräern vor dem babyloniſchen Exil, und wie dann die Juden von der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil bis zur Erhebung unter den Hasmonäern ſich der Landesmünze bedienten, bis dann Simon, der Hasmonäer, zuerſt jüdiſche Münzen prägte. In der hiſtoriſchen Darlegung dieſes Wendepunktes des jüdiſchen Volkes durch Wiedererlangung einer nationalen Selbſtändigkeit liegt ein großer Theil des Verdienſtes der Schrift, welche dann in der Aufführung der Münzgepräge und deren Erklärung bis dahin, wo auch Bar Koſiba (Bar Kochba) eigene Münzen prägte, ihre Hauptaufgabe zu löſen verſucht. Ueber die in der Bibel genannte Münze Adarkon (Darkemon) verſucht der Verfaſſer eine nicht zu verwerfende Hypotheſe aufzuſtellen, wonach dieſes Wort nicht Dareiken (Darius-Münzen) heiße, ſondern nach einer hebräiſchen Etymologie: Münzen mit dem Gepräge eines Bogenſchützen, wie ſich dergleichen noch in zahlreichen Exemplaren in verſchiedenen Münzkabineten vorfinden.

Am Ausführlichſten behandelt die drittgenannte Schrift von Dr. Herzfeld den Gegenſtand der Münzen, wie ſie bei den Juden von der älteſten Zeit bis zum Schluſſe des Talmuds im Gebrauche waren. Mit ſchätzenswerther Gründlichkeit iſt der Verfaſſer auf die betreffenden Stellen der Bibel und beſonders des Talmuds eingegangen und hat manches Irrthümliche bei früheren Forſchern zu berichtigen gewußt; ſo beiſpielsweiſe hat der Verfaſſer mit faſt an Gewißheit gränzender Wahrſcheinlichkeit die bisher verkannte Stelle in Ezechiel 45, 12. dahin zu erläutern verſucht, daß die Mine aus Stücken von 20, von 25, von 10 und von 5 Sekeln beſtehe, ſtatt daß man bisher von 20, 25 und 15 las, und ſelbſt, daß ſtatt 20 richtiger 50 zu leſen geweſen wäre,

---

*) Breslau, 1862. 40 S. gr. 4. (als Programm erſchienen).

**) Leipzig, 1862, Carl B. Lorck; mit ſehr vielen in den Text eingedruckten Holzſchnitten und Münzabbildungen und einer Schrifttafel; 163 S.

***) Leipzig, 1863, Verlag von Carl Willferodt; 95 S.

Digitized by Google

indem ſtatt Caf (die Buchſtabenzahl für 20) Nun (50) gezeichnet war. Ebenſo weiſt Herzfeld mit großer Wahrſcheinlichkeit nach, daß der Ausdruck: Litra im Evangelium Johannis 19, 39. nicht Pfund, ſondern eine Münze, Litra, bedeute, welche einem Stater gleich war. Dort wird nämlich erzählt, Nikodemus habe eine Miſchung von Myrrhe und Aloe, an 100 Litras, zur Beſtattung Jeſu gebraucht; aber 100 römiſche Pfund oder 100 jedes andern etwa durch Litra bezeichneten Pfundes waren für einen ſolchen Zweck ganz unglaublich zu viel, auch von ſo koſtbarer Miſchung wohl viel zu theuer, wie denn nach Joh. 12, 3. 5. die Litra Nardenſalbe an 300 Denare gekoſtet haben ſoll; eher iſt daher ſtatt λίτρας zu leſen λιτρῶν, für 100 Litren oder Stateren.

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß der Verfaſſer ſeine „Geſchichte des altjüdiſchen Handels", wozu die genannte Schrift nur einen Theil der Vorunterſuchungen bildet, in nicht gar zu langer Zeit veröffentlichen möge, weil bei ſeinem gründlichen Eingehen in ſeinen Stoff auch Gediegenes zu erwarten iſt, und „wenn erſt einmal (mit dem Verfaſſer zu reden) in einer Geſchichte der Menſchheit die Beſchreibungen blutiger Schlachten etwas abgekürzt werden, um für eine gebührende Würdigung auch der friedlichen Beſtrebungen der Völker einigen Raum zu gewinnen, dann wird, ſo nur Unparteilichkeit die Feder führt, auch der vielgeſchmähte jüdiſche Handelsgeiſt ſeine Ehrenrettung und ſeinen Ehrenplatz finden." — — Durch dieſe und die andern genannten Schriften iſt jedenfalls ein bisher weniger beachteter Zweig der Wiſſenſchaft mannigfach gefördert worden. K.

Briefe eines deutſchen Reiſenden aus dem nördlichen Braſilien.

II.

Die Provinzen Ceara und Maranhao.

Ueber den Fluß Rio Grande do Norte noch einige Worte. Bald hatte ich mich überzeugt, daß die erſten Entdecker im Triumphe ihres Entzückens zu ſchnell zur Taufe geſchritten waren, indem ſie dem Fluſſe eine Bezeichnung gaben, die ſpäter ſelbſt auf die Provinz übertragen wurde. Das Flußbett iſt allerdings von reſpektabler Breite, die jedoch nur 1½ bis 2 Legoas anhält und von keiner Tiefe begleitet iſt. Nach beſagter Entfernung treffen die zwei Confluenten, Inudiahy und Pontinjy, zuſammen; von dieſen iſt auch der Inudiahy nur ein armſeliges Gewäſſer, da er nur bei Regenzeit fahrbar iſt, oder es muß die Meeresfluth ſo gefällig ſein, ihm ihr Waſſer zu leihen. Auf dieſe Art iſt es möglich, den Fluß in gewiſſen Stunden vier Legoas weit zu befahren. Der Pontinjy hat eine Länge von 30 Legoas, iſt jedoch eben ſo wenig wie jener für Schifffahrt nutzbar. — Natal, zwiſchen dem 4. und 5. Breitengrade belegen, zeugt noch von gutem Geſundheitsſtande. Gegenüber der Provinz befindet ſich einige 50 Meilen weit im Meere die Inſel Fernando de Noronha, wohin die braſilianiſchen Staatsverbrecher transportirt werden. Ihrer geognoſtiſchen und phyſikaliſchen Beſchaffenheit nach, macht ſie einen Theil der Provinz Natal aus, iſt jedoch in politiſcher Beziehung der weiter entfernten Provinz Pernambuco untergeordnet, wahrſcheinlich deshalb, um jeden privaten Verkehr mit der Verbrecherinſel um ſo wirkſamer kontroliren zu können. Die Gefangenen, Lebensmittel ꝛc. werden daher auf weiten Umwegen dorthin geſchifft. Die Inſel wird zum erſten Anlaufspunkt der engliſchen Poſtdampfer genommen, um alsdann im ſüdlichen Kurſe auf Pernambuco zu ſteuern.

Den Faden der Reiſe wieder aufnehmend, ſo befinden wir uns nach 24ſtündiger Fahrt vor Ceara, der Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens. Die Provinz Ceara iſt bekanntlich eine der unfruchtbarſten wegen ihrer ſandigen Bodenbeſchaffenheit. Dies im Auge behaltend, muß der Neuankommende auf ſeinem Gange durch die Stadt auf das Angenehmſte berührt werden. Er findet ſie ſo ſchön, ſo regelmäßig gebaut, wie nicht leicht eine zweite Stadt in Braſilien. Sie iſt von wohlthuenderem Eindrucke ſelbſt wie Rio de Janeiro auf den Fremden; denn wer möchte hohe, enge Häuſer und noch engere Straßen ſchön finden? — Das unvergleichliche Panorama, welches Rio im Totalanblick bietet, hat Ceara freilich nicht; was aber Reinlichkeit, Regelmäßigkeit in der Bauart der Wohnungen, gutes Pflaſter ꝛc. betrifft, ſo bekundet es nur zu gut, welche Nation es einſt in ſeinen Mauern beherbergte.

Die Holländer haben bekanntlich im 17. Jahrhundert einen großen Theil des braſilianiſchen Küſtengebiets innegehabt. In einer der vielen, von ihnen unternommenen größeren Bauten hinterließen ſie der Stadt Ceara eine werthvolle monumentale Erinnerung, nämlich die ſchöne große Feſtung, die noch heute eine Zierde der Stadt und ſtets in gutem Zuſtande erhalten wird.

Die Regierung läßt zum Zweck der Transport-Erleichterung durch das ſandige Innere Verſuche mit eingeführten Kameelen machen. Man hatte deren zuerſt fünfzehn Stück aus Afrika holen laſſen und verſpricht ſich günſtige Reſultate. Die Provinz Ceara bietet zu ſolcher Art Einführung in Braſilien gewiß die gegründetſte Veranlaſſung, indem auch der Waſſermangel daſelbſt bedeutend iſt. Nur fehlte es damals noch an geeignetem Futter für dieſe ausländiſchen Thiere; denn die Grasſaamen, die man mitgebracht, kamen in unbrauchbarem Zuſtande an. Durch neue Beſtellungen und vorſichtigere Ueberſendung iſt wohl gegenwärtig dem Mangel abgeholfen. Der „Sociedade scientifica" hätte ich gern einen Beſuch abgeſtattet, jedoch war ſie von ihren Exkurſionen im Innern zur Zeit noch nicht zur Stadt zurückgekehrt.

Ehe ich von Ceara ſcheide, muß ich wohl der hier üblichen flachen Fahrzeuge, „Jangada", Erwähnung thun. Man begegnet ihnen ſchon in Pernambuco und ſo aufwärts an der Küſte ſtets mehr, bis ſie in Ceara ihr Maximum erreichen und darüber hinaus wieder die allgemein bekannten Canoas ihr Recht einnehmen. Vier leichte Baumſtämme, mehr oder weniger lang, bilden, durch zwei Querſtäbe vereint, das Fahrzeug, das die größte Waghalſigkeit zur Bedingung macht. Einem Baumfloß ähnlich, ſchiebt der unerſchrockene Fährmann dies kunſtloſe Werk, nachdem er den Paſſagier auf den Schultern herangebracht, durch die wilde Brandung auf die hohe See. Flink wie eine Katze und vom Waſſer triefend, klimmt er nun hinauf, in verzweifelter Haſt pflanzt er ſein Segel auf und bietet nun — ein Orion — Sturm und Wogen muthig Trotz. Das Fahrzeug fliegt wie ein Pfeil dahin. Der Angſt des ungewohnten Paſſagiers gegenüber iſt die unerſchütterliche Ruhe, die ſich auf dem Geſicht des Fährmanns lagert, ein anziehendes Schauſpiel. Das Intereſſanteſte jedoch an dieſem Fahrzeuge iſt — daß, wenn es einmal umſchlagen ſollte, außer für Paſſagiere und Effekten, keine Gefahr waltet. Solche Art Leute verſtehen das Tauchen wie die Enten und die Courage geht ihnen nie aus. Sie greifen unterwärts das Segel, ziehen es aus und richten es nun auf der entgegengeſetzten Seite auf, und luſtig geht es weiter, als wenn nichts vorgefallen wäre. Was Wunder daher, wenn Unerſchrockenheit zu ihren erſten Tugenden gehört!

Die Fahrt von Ceara nach Maranhao beträgt 2 Tage per Dampfer und die ganze Reiſe von Rio nach Maranhao 11 bis 12

Digitized by Google

Tage, einſchließlich Landungsaufenthalt, der circa 3 Tage beanſprucht.

Mit erwartungsvollen, geſpannten Gefühlen betrat ich den Boden einer Provinz, die durch die Nähe des Aequators, durch die vegetabiliſchen Reichthümer, überhaupt die geſammten Naturerzeugniſſe ein Gegenſtand vielfacher, gerechter Bewunderung iſt. Inwieweit Maranhao, Para und andere nördliche Provinzen des Reichs die öffentliche Meinung klimatiſcher Ungunſt verdienten, lag mir, zu wiſſen, nun nicht mehr fern! In Bezug auf den Geſundheitszuſtand genießen dieſe Provinzen bekanntlich nicht allein in Rio, ſondern auch im übrigen mittleren und ſüdlichen Braſilien keinen ſchmeichelhaften Ruf. Man hält Maranhao und Para für den Fokus von gelben Fiebern und anderen epidemiſchen Krankheiten! Ein pures Vorurtheil, wie alle hier anſäſſige Ausländer (Deutſche und Franzoſen) beſtätigen! Solche Beurtheilungen wendet man im Gegentheile hier — und das mit Recht — auf die Orte ihrer Entſtehung an. Rio de Janeiro zumal, der Glanzpunkt und Konflux des Reiches, mehr denn 300 Meilen von dem ſo gefährlichen Aequator entfernt, iſt in der That ungeſunder wie Maranhao. Dieſes erfreut ſich eines ſehr geſunden, wenn auch warmen, doch durch häufige Winde oder Regen gemäßigten Klimas, erfreut ſich eines wohlgebauten Menſchenſchlags, eines fruchtbaren Bodens; kurzum es gewährt in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen die Bedingungen eines glücklichen Gedeihens. Ein Blick in das Geſicht der Einwohner bildet den beſten Maßſtab des Geſundheitszuſtandes; eine Regel, die gewiß auf dem ganzen weiten Erdenrund zur unumſtößlichen Wahrheit wird. Man findet geſunde blühende Geſtalten und — Maranhao darf ſich rühmen, der Schauplatz einer beſonders ſchönen Damenwelt zu ſein! Nicht allein die weiße, auch die ſchwarze und gemiſchte Race haben auffallend ſchöne Geſichtsformen. Die Rentabilität des Bodens iſt wunderbar, der Stand des Zuckerrohrs befriedigender und weniger der Degeneration unterworfen, worüber andere Provinzen ſo viel klagen. Ich ſtehe ſelbſt nicht an, die Möglichkeit deutſcher Koloniſation — wenn es einmal ein warmes Klima ſein ſoll — in dieſer Provinz außer Zweifel zu ſetzen.

Man wird darüber ungläubig den Kopf ſchütteln. Ich weiß dies, mir iſt es ſelbſt ſo gegangen und, ich geſtehe gern, es hat die Günſtigkeit der Verhältniſſe mich überraſcht. Uebrigens befrage man nur die Urſachen, werfe man nur einen Blick auf die phyſikaliſche Lage und hydrographiſche Beſchaffenheit des ſüdlichen Amerika oder beſſer des oberen nördlichen Braſiliens, von dem wir einmal handeln — und das Räthſel löſt ſich! Die ungeheure Waſſerſtraße des Amazonas und ſeiner ebenfalls mächtigen Tributaire, die vielen Flüſſe und Binnenſeen, von denen die äquatorialen Gegenden durchſchnitten ſind, tragen genugſam die Bedingungen in ſich, um bei höherer Sonnenkraft der Atmoſphäre das nöthige Quantum an Feuchtigkeit als Aequivalent zur Seite zu ſtellen. Urſache und Wirkung ſtehen hier in ſchönem Wechſelverhältniß zu einander, da ja die Sonne es auch iſt, welche anderwärts die Entſtehung der Winde veranlaßte. Durch dieſe berühren das Land auch Einflüſſe von außen her, indem ſich die Paſſate, nach weiter Wanderung über große Meere mit reichem Dunſtgehalt geſättigt, darüber entladen, alſo die Temperatur mildern und regeln helfen. Und die obere Hälfte des ſüdlichen Amerika, iſt ſie nicht ganz dazu geeignet, dieſe äußeren Einwirkungen in vollem Sinne entgegenzunehmen? Stellen wir dem geſegneten, mit unvergleichlich üppiger Vegetation daſtehenden Südamerika eine andere Aequatorialgegend zur Seite — das mittägliche Afrika — und wie ſchön ſchlagen ſich die Gegenſätze, da letzterem Kontinente die beiden Bedingungen fehlen, die das ſüdliche Amerika zum fruchtbarſten und geſunden Erdſtriche machen! Sodann muß der Ungläubige und Zweifelſüchtige nie aus den Augen laſſen, daß das Geheimniß üppiger tropiſcher Vegetation nicht auf extremen Wärmegraden, einer Backofen-Temperatur beruht. Abweſenheit der Kälte, oder mäßige Wärme mit Feuchtigkeit gepaart, vermögen günſtige, wunderbare Reſultate zu erzielen. An ein nahes Beiſpiel Deutſchlands zu erinnern, ſo gedeiht doch an deſſen ſüdlichen Grenzen — noch wo deutſche Zunge erklingt — im nördlichen Tyrol die Eßkaſtanie, die Melone, der Mais und ſelbſt die Orange ohne beſondere Kunſt im Freien. Indem wir noch durch pflanzenphyſiologiſche Geſetze hervorheben, daß warme trockene Gegenden eine dürftige oder doch ganz veränderte originelle Vegetation erzeugen, ſo ſind wir hiermit der Theorie hinreichend durch thatſächliche Beweiſe entgegengekommen. Es geſchah, um den faulen Keim myſtiſcher Anſchauungen ausrotten zu helfen. Jemand, der von Europa plötzlich hierher verſetzt würde, müßte ſtaunen und ſeine Vorſtellungen über ein Aequatorialklima übertrieben finden, wiewohl er ſich eingebildet haben mochte, in ihnen noch hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben zu ſein. Abgeſehen von den oben erwähnten meteorologiſchen Faktoren, die das Klima ſo günſtig beſtimmen, fällt noch ein Umſtand ins Gewicht, der die Temperatur erträglicher, wie unter ſonſt gleichen Verhältniſſen in Europa, macht. Gleiche Grade hier und dort äußern ſich im Allgemeinen verſchieden auf das Lungenſyſtem. Hier iſt die Luft, der chemiſchen Konſtitution nach betrachtet, leichter, reiner und klarer. Das beſtatigen viele Thatſachen in der Optik, der Schallverbreitung, ja ſelbſt Erſcheinungen aus dem Einfluſſe helleren Lichtes auf organiſches Leben. Welcher nach Braſilien übergeſiedelte Mittel-Europäer wird nicht gefunden haben, daß 25 Grad R. nicht die beklemmende Wirkung auf die Athmungsorgane üben, wie etwa 20 Grad in ſeiner alten Heimat? Der Gedanke an Gewöhnung liegt nicht abſolut nah, da dies Beobachtungen der erſten Landungstage ſind. Noch weniger ſtatthaft würde es ſein, die wenigen auf der See verbrachten Wochen als vermittelnden Uebergang betrachten zu wollen, da die Seeluft wieder anderen Geſetzen unterliegt, indem die flache, ſtets bewegte See die Wirkungen der Sonne, anſtatt auf dem Kontinente zu vermehren, nur zu ſchwächen vermag.

Nun zur Provinz Maranhao ſpeziell zurück. Die Witterung theilt ſich in zwei Jahreszeiten, den ſogenannten Winter und Sommer, oder auch naſſe und trockene Jahreszeit genannt. Der Winter dauert von Januar bis Ende Juni. Die übrige Zeit des Jahres macht der Sommer aus. Jener im Ganzen durch häufige, täglich fallende Regen — die faſt regelmäßig um Mittag beginnen und mit einigen Unterbrechungen bis Abend andauern; — in der Temperatur etwas abgekühlt. Meine noch nicht voll dreimonatlichen Beobachtungen kann ich nicht als maßgebend hinſtellen, jedoch ſoll nach allgemeinen Ausſagen der Winter ein normaler geweſen ſein und kann ich demnach angeben, daß die Temperatur Morgens 18 bis 20 Gr. R. im Schatten betrug und während des Tages um 2 oder 3 Grad, ſelten mehr, ſtieg, nie aber 26 Gr. überragte. Die Sommer-Temperatur ſoll im Allgemeinen weitere 2—3 Gr. höher ſtehen, aber durch dann herrſchende Winde gleichfalls häufig deprimirt werden. Das Maximum der Sommer-Temperaturen betreffend, ſoll dies 28 bis 30 Gr. betragen und ſeit Jahren nicht höher beobachtet ſein, eine Höhe alſo, die auch in Deutſchland zeitweiſe vorkommt. In ſolchen Fällen hat dann aber ſicher der Deutſche größere, drückendere Schwüle, wie der Maranhenſer — man denke nur an die

Digitized by Google

heißen Hundstage! Da die nächtliche Temperatur durchaus nur wenig ſinkt, ſo ergiebt ſich ein ziemlich konſtant-warmes Klima; in ſeiner Regelmäßigkeit und ſeinen geringen Schwankungen aber ganz wohlthätig auf den Geſundheitszuſtand des menſchlichen Körpers wirkend.

Die Hauptſtadt der Provinz, wie dieſe auch Maranhao — eigentlich aber San Luiz — genannt, liegt auf dem nordweſtlichen Ende einer dem Feſtlande nahe gegenüberliegenden Inſel und bietet, in der Ferne geſehen, einen freundlichen Anblick, indem die weißen Häuſermaſſen im Vordergrunde grünbewaldeter Höhen wie aus dem Meere aufzutauchen ſcheinen.

Den Ankömmling, wenn er ſich der Stadt zur Zeit der Ebbe nähert, befremdet bald die Höhe, zu der die Fluth das Meereswaſſer erhebt. Ebbe und Fluth erreicht bekanntlich in der Aequatorialzone ihr höchſtes Maß, weshalb, und auch unter Begünſtigung anderer lokaler Verhältniſſe, der Hafen Maranhao's häufig zu Reparatur von Schiffen (ſelbſt großen Tiefganges) aufgeſucht wird. Die Höhe der Fluth variirt zwiſchen 12 und 24 Palmen. Es werden hierdurch leicht erklärlich koſtſpielige Dock-Vorrichtungen umgangen. Bei einigem Aufenthalte hat man bald Gelegenheit, ſich von dieſem intereſſanten Schauſpiele zu überzeugen.

Die Bauart der Stadt hat nichts Auffallendes. Die Straßen ſind außerordentlich lang, gerade und in rechten Winkeln ſich ſchneidend. Das Terrain, auf dem die Stadt erbaut iſt, beſteht, trotz der erhöhten Lage, aus einer wenig unterbrochenen Fläche; nur die Partien am Hafen ſind beſonders abſchüſſig, wenn nicht zum Theil eben deshalb nur mit Vorſicht zu paſſiren. Die Einwohnerzahl beträgt nach den allerdings unſicheren Schätzungen ungefähr 30,000, von denen reichlich ein Drittheil der farbigen Bevölkerung angehört (Schwarze und Gemiſchte). In früheren Zeiten ſoll die ſchwarze Einwohnerſchaft überwogen haben, — ein Verhältniß, das ſich nun jedoch ſichtbar auf Seite der Weißen neigen mußte, indem die Verkäufe der Sklaven nach den ſüdlichen Provinzen bei den daſelbſt höheren Preiſen ſtets mehr und mehr zunehmen. Hierdurch werden der Provinz wohl bedeutende Kapitalien zugeführt, ihr aber andererſeits um ſo größere Mittel — die Arbeitskräfte nämlich — entzogen. Es kann dieſer Mißſtand nur bedrohend für die Provinz ausfallen, indem der Schwarze, ſeiner Körperkonſtitution nach, im wärmeren Klima leichter ausdauert, wie jeder andere Menſch. Wie alſo beim ſteten Abgange einen Erſatz beſchaffen, da ein Zuwachs ſeit der Aufhebung neuer Sklaven-Einfuhr nicht mehr ſtattfindet? Die Regierung des Landes ſollte, indem europäiſche Einwanderung, für die ſie ſich lebhaft intereſſirt, den ihr geeigneteren ſüdlichen Theilen ſich zuwendet, doppelt bemüht ſein, obigen Nachtheilen vorzubeugen, was leicht durch Beſteuerung auf jeden einzelnen Kopf zu bewirken wäre.

Guſtav Wallis.

Süd-Amerika.

Die Mythe von El Dorado.

Nach Alexander von Humboldt.

In dem an wiſſenſchaftlichem Material ungemein reichen „Briefwechſel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus"*) reproduzirt der Letztere eine im Jahre 1837 geſchriebene, damals in den Annales des voyages von Eyriès's veröffentlichte, nicht aber auch in die Sammlung von Humboldt's kleinen Schriften aufgenommene Abhandlung deſſelben „über einige wichtige Punkte der Geographie von Guyana." Dieſer Abhandlung entnehmen wir nachſtehende Berichtigung in Bezug auf das lange in allen Beſchreibungen Süd-Amerika's vorkommende und bis zur damaligen Zeit auch auf den meiſten Landkarten verzeichnete fabelhafte Land El Dorado. Man hat den Namen Dorado (Golden) auch einem ſogenannten heiligen See beigelegt, der ſich ſüdlich von Bogotá befindet, und nachdem Humboldt in ſeinen Vues des Cordillères die hiſtoriſche Thatſache mitgetheilt hatte, daß im 16. Jahrhundert verſucht worden ſei, dieſen See abzuleiten, um ſich der Schätze zu bemächtigen, die, nach der Tradition, die Eingeborenen bei der Ankunft der ſpaniſchen Conquiſtadoren darin verborgen haben ſollten, bildete ſich in England ſogar eine Geſellſchaft zur Aufſuchung dieſer Schätze, was die Veranlaſſung zu außerordentlichen Geldverluſten wurde. Humboldt hat nun zur Widerlegung ſolcher und ähnlicher Fabeln die folgenden Reſultate ſeiner Forſchung in der gedachten Abhandlung niedergelegt:

„Die Karte von Columbien, die ich im Jahre 1825 herausgab und die von Brué nach den Zeichnungen und Materialien, welche ich dieſem geſchickten Geographen mittheilte, redigirt worden, enthält die Früchte meiner Unterſuchungen. Die oberen Theile des Laufes des Rio Branco und des Rio Caroni erſcheinen hier in einer ganz neuen Geſtalt. Bemüht, die Mythe des Dorado zu enthüllen, welches allmählich von Weſten nach Oſten, von den Quellen des Rio Negro zu den Quellen des Orenoco gewandert iſt, mußte ich eine große Wichtigkeit auf den Lauf des Rio Rupunury oder Rupunuwini (Weni oder Wini bedeutet „Waſſer", „Fluß" in der großen Verzweigung der Maypure-, Cabre- und Guyhunare-Sprachen) legen, und zwar mußte ich dies um ſo mehr, als die Karten, ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts, dem Parime- oder Dorado-See den Namen Rupunuwini gegeben haben. Die Idee eines ungemein reichen Goldlandes, welches im Jahre 1535 (nach den Berichten des Don Luis Daza) ſogleich in die Berge von Neu-Granada (Cundirumarca und Cundinamarca) verlegt wurde, wo „ein Herr, deſſen Körper mit Goldſtaub bedeckt war, ſeine religiöſen Abwaſchungen in einem Alpenſee vornahm", iſt ſeit der Expedition des Antonio de Berrio, Schwiegerſohn des großen Adelantado Queſada, auf dem Caſanare, Meta und Orenoco, an die Hypotheſe eines großen Binnen-Sees geknüpft worden, der ſein Waſſer zugleich dem Eſſequibo, Rio Branco und Orenoco zuſendet. Ich glaube, es iſt mir durch eine genauere Kenntniß der Oertlichkeit, durch ein langes und mühſames Studium der ſpaniſchen Schriftſteller, die von dem Dorado und dem Parime-Meer handeln und namentlich durch Vergleichung einer großen Anzahl chronologiſch geordneter Karten, gelungen, die Quelle dieſer Irrthümer aufzufinden. Den Fabeln, welche ſich an gewiſſe Lokalitäten knüpfen, liegt gewöhnlich etwas Wahres zu Grunde; die Fabel von dem Dorado (d. h. von dem goldenen Manne el hombre dorado) gleicht jenen Mythen des Alterthums, die, von Land zu Land wandernd, nach und nach auf verſchiedene Gegenden übertragen werden. Um das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, iſt es in den Wiſſenſchaften meiſtentheils hinreichend, die Geſchichte der Meinungen darzuſtellen und ihre allmähliche Entwickelung zu verfolgen. Die eingeborenen Völker ſchilderten, um ſich ihrer unbequemen Gäſte leichter zu entledigen, beſtändig das Dorado als leicht erreichbar und in nicht großer Entfernung. Es glich einem Phantom, das vor den Spaniern zu fliehen ſchien und ſie unaufhörlich anlockte. Es liegt in

*) 3 Bde. Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1863.

Digitized by Google

der Natur des auf der Erde herumſchweifenden Menſchen, ſich das Glück jenſeits des ihm Bekannten zu denken. Das Dorado, ähnlich dem Atlas und den heſperidiſchen Inſeln, iſt allmählig aus dem Gebiete der Fabel in das der ſyſtematiſchen Geographie übergegangen.

Die große Berühmtheit eines goldreichen Landes zwiſchen dem Caqueta (Papamene) und dem Quaupe, einem der Zuflüſſe des Rio Negro, hat die Lage des erſten Dorado's, des weſtlichen, des Dorado's der Om-Aguas und Manoa, beſtimmt. Ich ſehe mit Vergnügen, daß die Nachrichten, die ich in San Carlos am Rio Negro in Bezug auf dies gebirgige und goldführende Land geſammelt habe, neuerlich durch Herrn W. Smith, Schiffs-Lieutenant der engliſchen Marine, beſtätigt worden ſind. Dieſer Offizier hat, gemeinſchaftlich mit Herrn Löwe, faſt den ganzen Lauf des Rio Huallaga, einen Theil des Ucayali und den Amazonen-Strom von Nanta oder Omaguas bis zur Mündung des Rio Negro mit großer Genauigkeit aufgenommen. In einer Abhandlung, welche Herr Smith in der Verſammlung der geographiſchen Geſellſchaft in London am 14. Dezember 1835 geleſen hat, verſichert er, nach einem Manuſkript des Pater Andrea Fernandez de Souza, daß die reichen Goldzierrathe, die man bei den Tarianas-Indianern finde, dieſen von dem Panenoa-Stamme zukämen, der viel weiter in der Civiliſation vorgeſchritten ſei, als jene, und an den Quellen des Rio Uaupes (Quepe) wohne. Jene Goldwäſchen zwiſchen dem Uaupes, Iguiare und dem Jurubeche ſind der Schauplatz der Thaten des Pedro Urſua und Philipp von Hutten, eines deutſchen Edelmanns, deſſen Namen die ſpaniſchen Schriftſteller in Felipe de Urre und Utre verwandelt haben. Indianer von San John de Marapitanos, einem Orte 12 Seemeilen im Süden von San Carlos de Rio Negro, hatten dem Capitän Poblador, Don Apollinario Diaz de la Fuente, der dieſe Ufer des oberen Orenoco, des Caſſiquiare und des Rio Negro ein halbes Jahrhundert vor mir beſuchte, und deſſen Reiſejournale nach Quito ich mir verſchaffte, eingeredet, „daß wenn man vierzehn Tage lang auf dem Uaupes gegen Nordweſten ſchiffe, man zu einem berühmten Goldſee gelange, der von Bergen umgeben und ſo groß ſei, daß man das gegenüberliegende Ufer nicht erkennen könne. Die wilde Nation der Guanes dulde es nicht, daß man in dem ſandigen Erdreiche, welches die Ufer des Sees bilde, Gold ſammle." Das häufig überſchwemmte Land zwiſchen den Quellen des Jurubeche und des Rio Morahi, eines Zufluſſes des Caqueta, wohin La Condamine einen anderen Gold-See verlegt, den er Parahi (d. h. der See Waſſer!) nennt, kann durch eine Verwechſelung der Lokalitäten zu der abgeſchmackten Erzählung von der Unermeßlichkeit des Sees des Uaupes Veranlaſſung gegeben haben. Ich habe es immer für gewiß gehalten, daß zwiſchen den unbekannten Quellen des Rio Negro und ſeiner Zuflüſſe Quepe und Uaupes (Lat. 1° — 2½° N. Long. 71½—74° W. von Paris) ein kleines Gebirgs-Plateau exiſtire, welches goldführendes aufgeſchwemmtes Land enthalte. Die Civiliſation wird einſt in jene Gegenden vordringen, ſei es von Oſten nach Weſten durch die braſiliſchen Miſſionen, oder durch die columbiſchen am Rio Negro und Atabapo, die heutzutage gleich elend ſind, oder von Weſt nach Oſt durch die Miſſionen von Caguan und Guayavero, am Fuße der Cordilleren von Cundinamarca. Man wird dann ſehen, ob jene Schichten goldführenden Sandes der Bearbeitung werth ſind, und ob ich den geographiſchen Theil des erſten Dorado's, des Dorado's der Om-Aguas, das Ziel aller vom Jahre 1535 bis zum Jahre 1560 unternommenen Expeditionen, richtig erklärt habe. In dem letztgenannten Jahre nahm Pedro de Urſua den ſtolzen Titel Governador del Dorado y de Omagua an. Er hörte, daß ſein Gouvernement in partibus ſich über eine Provinz erſtrecke, die von den Eingebornen das Land Caricuri genannt werde, und dieſer Name, deſſen Bedeutung er ohne Zweifel nicht kannte, beweiſt allein ſchon die Wirkungen der Einfälle der Cariben in dieſe weſtlichen Länder. Im Tamanakiſchen heißt Gold Caricuri, im Caribiſchen Carucuro, zwei Sprachen, deren Verwandtſchaft ſchon durch den gelehrten Vollender des Mithridates, Herrn Vater, bemerkt worden iſt. Curi (Cori) iſt indeß auch das Peruaniſche (Quichua) Wort für daſſelbe Metall, ſo daß wir hier eine jener eingeführten Wurzeln finden, die vermittelſt wandernder Stämme einen Raum von 400—500 Lieues in der Richtung von Südweſt nach Nordoſt durchlaufen haben.

Am Ende des 16. Jahrhunderts ging Antonio de Berrio öſtlich von Tunja über die Cordilleren und gelangte auf dem Caſanare, Meta und dem unteren Orenoco nach der Inſel Trinidad. Seit dieſer Zeit wurde die Mythe von dem Dorado in den öſtlichen Theil von Guyana, zwiſchen Long. 62 und 66°, verlegt, in eine Gegend, die ganz neuerdings wieder der Schauplatz nützlicher und mühſamer Forſchungen geworden iſt. Dieſelben Namen wurden an andere Oertlichkeiten geknüpft; die geographiſche Mythe wurde nach der Configuration eines, häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Landes am Fuße der Pacaraina-Kette modifizirt. Da die Quellen großer Ströme ſtets die Neugierde des Menſchen erregt haben, da ſie den kühnſten Hypotheſen ein weites Feld darbieten, ſo finden ſich die Fragen über die Quellen des Orenoco direkt mit der Aufſuchung des Dorado im öſtlichen Guyana verbunden. Die Erzählungen eines gewiſſen Martinez, die durch Raleigh verbreitet wurden und der Geſchichte der Abenteuer des Juan Matin de Albujar nachgeahmt waren, hatten im Jahre 1595 die Einbildungskraft Antonio's de Berrio und ſeines Maeſe de Campo, Daningo de Vera, erhitzt. Jener Martinez war von den Cariben „von Stadt zu Stadt geführt worden, bis er nach Manoa, der Hauptſtadt des Dorado, kam, wo er einen Verwandten des Tuca Atabalipa (Atahualpa) zu ſehen glaubte, den er ſchon in Caramarca gekannt zu haben behauptete." Da Martinez am oberen Caroni, der von der Pacaraina-Kette herabkommt, wohnte, und da er nach einer langen Abweſenheit unter den Indianern, den Eſſequibo herabkommend, auf der Inſel Trinidad wieder erſchien, ſo hat er ohne Zweifel dazu beigetragen, den See Manoa auf den Iſthmus des Rupunuri oder Rupunuwini zu verlegen. Dieſer See wurde nach und nach zu einem Binnen-Meere (Laguna Parime oder Laguna de Roponowini des Jodocus Handius) vergrößert. In dem Jahre, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, bewahren viele ſehr neue Karten noch immer die Spuren jener alten geographiſchen Mythe, wie ſie eben ſo gewiſſenhaft die Mythe von einem großen Plateau im centralen Aſien bewahren, das ſich ununterbrochen von der Kette des Himalaya-Gebirgs bis zu der des Altai erſtrecken ſoll.

Das zweite Dorado, das öſtliche, kann man vielleicht das Dorado der Parime oder des Raleigh nennen; denn dieſer große Mann unternahm vom Jahre 1595 bis zum Jahre 1617 vier Expeditionen auf dem unteren Orenoco. Er war gewiß ſelbſt getäuſcht worden, aber als es darauf ankam, die Einbildungskraft der Königin Eliſabeth zu entflammen und die Entwürfe ſeiner ehrgeizigen Politik auszuführen, da verſchmähte er keinen Kunſtgriff der ausgeſuchteſten Schmeichelei. Er ſchilderte der Königin die Entzückung jener barbariſchen Völker bei dem Anblick ihres Portraits. Er will, daß der Name der erhabenen Jungfrau, die Königreiche zu erobern

Digitized by Google

weiß, bis in das Land der kriegeriſchen Frauen (Amazonen) von Guyana dringe; er verſichert, daß man zu der Zeit, als die Spanier den Thron von Cuzco umſtürzten, eine alte Weiſſagung aufgefunden habe, wonach die Dynaſtie der Incas eines Tages Groß-Britanien ihre Wiederherſtellung danken werde. Er räth, unter dem Vorwande, das Land gegen äußere Feinde zu vertheidigen, Garniſonen von 3000—4000 Mann engliſcher Truppen in die Städte des Inca zu legen und dieſen ſo edelmüthig beſchützten Fürſten zu verpflichten, der Königin Eliſabeth einen jährlichen Tribut von 300,000 Pfund Sterl. zu zahlen; endlich fügt er, wie Jemand, der die Zukunft vorher ſieht, hinzu, daß alle jene weiten Länder Süd-Amerika's eines Tages der engliſchen Nation gehören würden.

Die öſtlichen Theile von Guyana erlangten eine neue Berühmtheit, als, verleitet durch Indianer-Häuptlinge, die mit Hülſe der Spanier ſich an einigen feindlichen Stämmen zu rächen hofften, der Gouverneur Don Manuel Centurion im Jahre 1770 auf dem oberen Cauca neue Einfälle machte. Die Nation der Majenaos wurde damals durch falſche Ausſprache in Manaos verwandelt und dieſer, durch die Expeditionen von Urre (Hutten) und Jorge de Eſpira (Georg von Speier) berühmt gewordene Name wurde in dem Thale des Rio Branco wiedergefunden. Bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts war das weite Gebiet zwiſchen den Bergen des franzöſiſchen Guyana und den aus wilden Cacaobäumen und der Juria (Bertholletia excelsa) beſtehenden Wäldern des oberen Orenoco, zwiſchen den Quellen des Rio Caroni und dem Amazonen-Strome (von Lat. 0° — 4½° N. und von Long. 57° — 68° W. Paris), ſo wenig bekannt, daß die Geographen dort nach Belieben Seen zeichnen, und Fluß-Verbindungen ſchaffen konnten. Heutiges Tages iſt das Feld der Hypotheſen bedeutend eingeſchränkt. Man hat die Longitudo von Esmeralda am oberen Orenoco beſtimmt und öſtlich von dieſem Punkte mitten in den Ebenen und Savannen der Parime, iſt eine Zone von 20 Lieues Breite von Norden nach Süden, längs des Caroni und Rio Branco, durchſtreift worden. Es iſt dies der gefahrvolle Weg, den im Jahre 1739 der Chirurgus Nikolas Hartsmann aus Hildesheim, im Jahre 1775 der Spanier Don Antonio Santos mit ſeinem Freunde Nikolas Rodriguez, im Jahre 1793 der Oberſt-Lieutenant des erſten Linienregiments von Para, Don Francisco John Rodriguez Barata und nach den handſchriftlichen Noten, die ich dem ehemaligen portugieſiſchen Geſandten in Paris, Chevalier de Brito, verdanke, mehrere engliſche und holländiſche Koloniſten, die im Jahre 1811 über den Trageplatz des Rupunuri und auf dem Rio Branco von Surinam nach Para kamen, eingeſchlagen haben. Dieſer Weg theilt die Terra incognita der Parime in zwei ungleiche Theile und bezeichnet zugleich, was für die Geographie dieſer Gegenden ſehr wichtig iſt, gewiſſe Gränzen für die Quellen des Orenoco, die jetzt nicht mehr unbeſtimmt gegen Oſten vorgeſchoben werden können, ohne das Bett des Rio Branco, der von Norden nach Süden fließt, das von Oſten gegen Weſten gerichtete Bett des Orenoco durchſchneiden zu laſſen.

Kleine literariſche Revue.

— **Leſſing, Samuel Johnſon und Shakſpeare.** Zur Geſchichte Shakſpeare's in Deutſchland verdient bemerkt zu werden, daß gerade zu der Zeit, als Wieland's erſte Ueberſetzungen des „Hamlet", des „Kaufmann von Venedig" ꝛc. erſchienen und bevor noch Leſſing in der Hamburgiſchen Dramaturgie ſeine Polemik gegen die franzöſiſche Klaſſicität und insbeſondere gegen Voltaire begonnen hatte, nämlich in den Jahren 1764—65, Dr. Samuel Johnſon, der berühmte Polyhiſtor und Kritiker, der faſt ein halbes Jahrhundert lang als Ariſtarch die engliſche Literatur beherrſchte, einen von ihm recenſirten und mit Anmerkungen ausgeſtatteten Shakſpeare edirte. Dieſe Ausgabe war mit einer Einleitung ausgeſtattet, welche auch im Auslande und beſonders in Frankreich großes Aufſehen machte, weil darin zum erſtenmale die dramatiſche Kunſt der Franzoſen tief unter die Kunſt Shakſpeare's geſtellt wurde, deſſen Extravaganzen und Fehler Johnſon zwar zugab, nur aber, um, wie er hinzufügte, um ſo unparteiiſcher und glaubwürdiger ſeine Bewunderung für den Dichter ausſprechen zu können. Dieſer Angriff auf die dramatiſche Kunſt der Franzoſen, als deren Vertreter Voltaire ſich betrachtete, veranlaßte Letzteren zu dem bekannten Ausfalle auf Shakſpeare, der ihm heute noch unvergeſſen iſt. In dem von Voltaire für das Dictionnaire philosophique geſchriebenen Artikel „Art dramatique" wirft er nämlich dem engliſchen Kritiker Dr. Samuel Johnſon vor, daß er die „Poſſenreißereien" Shakſpeare's, „eines trunkenen Wilden", zu den Schönheiten des tragiſchen Dramas zähle. Johnſon ſelbſt hat, merkwürdig genug, auf dieſen brutalen Angriff nicht geantwortet, wohl aber übernahm es der deutſche Leſſing, den franzöſiſchen Läſterer verdientermaßen zu züchtigen und dadurch zugleich die erſte Hand an den Tempel zu legen, der der franzöſiſchen Aftermuſe in Deutſchland errichtet war.

— **Shakſpeare und die engliſche Literatur, 1564—1864.** In München*) iſt zur Feier des 23. April ein photographirtes Blatt erſchienen, das eine wahrhaft künſtleriſche Huldigung Shakſpeare's genannt werden darf. Das Blatt, von Lindenſchmitt gezeichnet, präſentirt uns in einer wirkungsvoll aufgeſtellten Gruppe von 88 Figuren die portraitähnlichen Köpfe aller Koryphäen der engliſchen Literatur der letzten drei Jahrhunderte, und zwar in ihren Beziehungen zu Shakſpeare, weshalb auch diejenigen berühmten deutſchen Schriftſteller, die für die Kenntniß Shakſpeare's in Deutſchland gewirkt, mit aufgenommen ſind. Den Mittelpunkt der vortrefflich charakteriſirten und amphitheatraliſch aufgeſtellten Gruppe bildet natürlich Shakſpeare ſelbſt. Dem Beſchauer zur Rechten thront die Königin Eliſabeth, umgeben von den Lords Bacon, Southhampton, Pembroke, Leiceſter, Eſſex und Sir Walter Raleigh. In unmittelbarer Nähe des Dichters erblicken wir ſeine Zeitgenoſſen Spenſer, Sidney, Maſſinger, Green, Marlowe, Burbadge, Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher. Es reihen ſich daran die literariſchen Zeitalter Milton's, der Königin Anna, Garrick's, Sheridan's, Byron's und Walter Scott's bis auf die Neuzeit, welche uns auch die berühmten Shakſpeare-Commentatoren Steevens, Dyce, Coleridge, Hazlitt und leider auch den Fälſcher Payne Collier bringt. An einem Platz im Vordergrund, nahe dem großen Dichter, erblicken wir Leſſing, Goethe, Schiller, Schlegel und Tieck. Das Ganze, das von einer literargeſchichtlichen Erklärung begleitet iſt, macht einen überaus freundlichen Eindruck. Wir glauben nicht, daß in England ſelbſt bei dieſer Gelegenheit eine geſchmackvollere Feſtgabe publizirt worden.

— **Victor Hugo's Buch über Shakſpeare** (Nr. 12. des „Magazin") iſt am 23. April erſchienen.**) Es iſt, wie alle ſeine neueren Schöpfungen in Poeſie und Proſa, ein Gemiſch von Erhabenheit und Schwulſt, von alten und neuen Weisheitsſprüchen und Paradoxieen. Wir

*) Bruckmann's Verlag.
**) William Shakspeare. Par Victor Hugo.

Digitized by Google

laſſen hier, um einen Begriff von dieſem Gemiſch zu geben, den Anfang des dritten Buches folgen, das „Die Kunſt und die Wiſſenſchaft" überſchrieben iſt:

„Die Poeſie kann nicht abnehmen. Warum? Weil ſie nicht zunehmen kann...... Nur von einem hohen Standpunkte aus werden Phänomene überſchaut, und die Poeſie iſt, von einem hohen Standpunkt aus überſchaut, unvergänglich. In der Kunſt giebt es weder ein Steigen noch ein Fallen. Der Genius der Menſchheit iſt zu allen Zeiten in ſeiner Vollſtändigkeit. Aller Regen zuſammen, der vom Himmel fällt, mehrt den Ocean nicht um einen Tropfen. Was man Ebbe und Fluth nennt, iſt eine bloße Illuſion; das Waſſer fällt an der einen Küſte nur, um an der andern zu ſteigen. Die Menſchen aber halten dergleichen Schwankungen für ein Abnehmen. Behaupten, daß keine Dichter mehr kommen werden, heißt ebenſo viel als behaupten, daß der Ebbe keine Fluth folgen werde."

Nur auf ſehr wenigen Blättern dieſes Bandes von 568 Seiten iſt von Shakſpeare ſelbſt die Rede. Wir haben vielmehr eine Partei- und Streitſchrift vor uns, die ebenſo gut „Garibaldi", „Victor Hugo", oder „das abſolute Genie" heißen könnte. Es iſt ein Capriccio über die Kunſt an ſich und ihr Verhältniß zum Staat und zur Geſellſchaft, über die Schönheit im Dienſte der Wahrheit, über Heldenthum in der phyſiſchen und in der moraliſchen Welt, über die demokratiſchen Tendenzen der Gegenwart, über 1789 und 1793, über alte und neue Geſchichtſchreibung, über des Dichters Märtyrium und Apotheoſe — und das Alles bei Gelegenheit von Shakſpeare's dreihundertjährigem Jubiläum. Nicht allein die mit Shakſpeare vertrauten Engländer und Deutſchen, ſondern auch die ihn noch gar nicht kennenden Franzoſen werden durch dieſes Buch um keinen Schritt in dem Verſtändniſſe des großen britiſchen Dichters gefördert werden.

— **Chronik der Gegenwart.** Aus München geht uns das Probeheft einer neuen Monatſchrift zu, die ſich die Aufgabe geſtellt hat, ihre Leſer durch hiſtoriſch-politiſche und literargeſchichtliche Abhandlungen auf den Gebieten des Staates, der Kirche und der Geſellſchaft zu orientiren. Das Journal heißt „Chronik der Gegenwart"*) und wendet ſich an „alle Stämme und alle Stände Deutſchlands", die es ebenſo durch Reichhaltigkeit des Inhalts, wie durch Billigkeit des Preiſes (3 Gulden rhein. jährlich) gewinnen will. Das erſte Heft beginnt mit einer hiſtoriſchen Betrachtung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage, die von einem Stammbaume des Hauſes Oldenburg begleitet iſt, der, wie die hiſtoriſche Betrachtung ſelbſt, die Thronrechte Friedrich's VIII. geltend macht. Es folgt ſodann eine Monographie des fürſtlichen Hauſes Schönburg, eine Abhandlung über den Schutz unſerer materiellen Intereſſen gegenüber den Gefahren eines Seekrieges; ein volkswirthſchaftliches Eſſay über „Carey und die Arbeiterfrage" und ein anderes über das „Chriſtenthum und die Nationalökonomie", woran ſich Ueberſichten des Standes der däniſchen Armee und Flotte, ſowie der bayeriſchen Armee und der preußiſchen Flotte, reihen. Den Schluß bildet der literargeſchichtliche Theil, der die Beleuchtung einer Schrift gegen Renan und einen Blick auf „die neuere Literatur des Völkerrechtes" umfaßt.

Man ſieht, der Wille iſt gut; wir wollen hoffen, daß auch die Kräfte zur Durchführung des Planes ausreichen werden. Jedenfalls iſt es ein gutes Zeichen für die junge Regierung Ludwig's II., daß in München, ſo unmittelbar nach ſeiner Thronbeſteigung, dergleichen auf wiſſenſchaftlicher und freiſinniger Grundlage ruhende Unternehmungen Platz zu gewinnen vermögen.

*) München, Druck und Verlag von Joſeph Gotteswinter.

— **Die öſterreichiſchen Alpen.** Die Erfahrung, daß dieſe Alpen viel weniger gekannt und beſucht ſind, als ſie es nach den reichen Naturſchönheiten verdienen, welche ſie umſchließen, hat den Vorſtand des öſterreichiſchen Alpenvereins, Dr. Anton von Ruthner, veranlaßt, ſeine in verſchiedenen Zeitungen und Journalen veröffentlichten Aufſätze über ſeine Fahrten auf die höchſten Spitzen der öſterr. Alpen zu ſammeln und herauszugeben.*) In dem vor uns liegenden Bande ſind vorzüglich die hohen Tauern berückſichtigt; weitere Bände über die anderen Theile der öſterr. Centralalpen ſollen ſich anſchließen. Der Verfaſſer iſt ſelbſt ein leidenſchaftlicher Bergſteiger, hat jede Gebirgsgruppe ſeiner Alpen mindeſtens einmal beſucht und gründlich durchforſcht; er befand ſich an der Spitze derjenigen, welche am 3. September 1841 den Groß-Venediger um den Ruf brachten, unerſteigbar zu ſein; er kennt dort jeden Gletſcher, jede Schlucht, jeden „Kogel" und jede Alpe; er weiß nicht minder in der Geſchichte jener Gegenden Beſcheid; er war daher vor Allen befähigt und berechtigt, dem Mangel an Literatur über einen ſo hervorragenden Theil unſeres Vaterlandes abzuhelfen und auf dieſe Weiſe das vernachläſſigte Oeſterreich gegenüber der von Alpenbeſuchern überſchwemmten Schweiz zu Ehren zu bringen. Das Buch iſt einfach und anſchaulich geſchrieben und weder trockene Wiſſenſchaft und bloßes Coursbuch, noch ſchwülſtige Schönbeſchreibung. Treue und Gewiſſenhaftigkeit ſind Haupttugenden dieſer Schreibweiſe; das Werk wird daher ebenſo gute Dienſte als Führer in den Alpenpäſſen leiſten, wie es vermöge ſeiner noblen Ausſtattung den feinſten Salon zieren mag. Sechs prachtvolle, wohlgelungene Abbildungen und eine Karte der Alpen von jenem plaſtiſchen Anſehen, das der öſterreichiſche Kartenſtich ſo meiſterhaft hervorzubringen verſteht, vollenden den Werth des Werkes, das jede weitere Empfehlung als überflüſſig von ſich weiſt.

— **Sibiriſche Univerſität.** In Sibirien denkt man jetzt ernſtlich an die Gründung einer Univerſität, zu welcher der Kaufmann Sudorov, ein ehemaliger Leibeigener, der ſich in den Goldgruben ein koloſſales Vermögen erworben, die Summe von nicht weniger als einer Million Silberrubel angewieſen und außerdem nach Eröffnung der Hochſchule eine jährliche Beiſteuer zur Unterhaltung derſelben verſprochen hat. Es fragt ſich nur noch, ob ſie in Tobolsk oder in Irkutsk errichtet werden ſoll, doch ſcheint letzteres die meiſten Stimmen für ſich zu haben. Tobolsk liegt zwar der civiliſirten Welt näher und genießt, trotz ſeiner nördlicheren Lage, eines etwas milderen Klima's (die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 0,2, während ſie in Irkutsk — 0,4 nicht überſteigt), aber ſowohl in materieller Blüthe als in geiſtiger Regſamkeit iſt es von ſeinem öſtlichen Rivalen ſchon längſt überflügelt worden. Irkutsk iſt der Sitz des ſibiriſchen Filials der ruſſiſchen geographiſchen Geſellſchaft, hat drei Zeitungen, eine Bibliothek, ein Theater, treibt einen bedeutenden Handel und dient zum Mittelpunkt des Verkehrs mit dem Amur, in dem man zwar aufgehört hat ein Eldorado zu erblicken, der aber unleugbar ſowohl in politiſcher als in kommerzieller Beziehung für Rußland von außerordentlicher Wichtigkeit iſt. Die Entfernung iſt allerdings groß; von Niſchni-Novgorod, wo die Eiſenbahn aufhört, hat man auf der gewöhnlichen Poſtroute noch 4732 Werſt bis Irkutsk; indeſſen

*) Berg- und Gletſcher-Reiſen in den öſterreichiſchen Hochalpen. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1864.

Digitized by Google

dürfte dieſer Nachtheil gegen die Umſtände, die zu Gunſten von Irkutsk ſprechen, um ſo weniger in Betracht kommen, als es jetzt durch den elektriſchen Telegraphen mit Petersburg und Europa in Verbindung ſteht.

— **Eduard Fiſchel's Werk in Frankreich.** Das Bulletin bibliographique der R. d. d. M. zeigt Eduard Fiſchel's „Conſtitution Englands" an, welche in Charles Vogel einen franzöſiſchen Ueberſetzer gefunden, und bemerkt dabei: „Im Juli 1863 fand ein Mann, deſſen Name jenſeit des Rheins ſchon ehrenvoll bekannt war, auf einer Vergnügungsreiſe zu Paris einen traurigen Tod unter den Rädern eines Omnibus, die ſein Haupt zerſchmetterten. Das Geſchick vernichtete vorzeitig ein Daſein, das die Hoffnung auf zahlreiche Leiſtungen erweckt hatte. Fiſchel war erſt 32 Jahre alt, und das einzige größere Werk, welches er uns hinterlaſſen, giebt ein Beiſpiel davon, wie bedeutend dieſe Leiſtungen geworden wären. Die engliſche Conſtitution hat Nichts gemeinſam mit unſeren Verfaſſungen, die nach abſoluten Prinzipien auf dem Papier konſtruirt ſind; ſie hat ihren Urſprung in den Satzungen des alten Sachſen-Rechtes und ſie hat ſich in der praktiſchen Wirklichkeit, unter dem Einfluß des freien engliſchen Geiſtes entwickelt. Man begreift, wie viel Wiſſen und Scharfſinn nöthig war, um die verwickelten Verhältniſſe und Inſtitutionen hiſtoriſch zu ergründen und in ihrem gegenwärtigen Beſtehen zu kritiſiren. Eduard Fiſchel hat dieſe Aufgabe mit vielem Talent und Erfolg gelöſt und wir ſind dem Ueberſetzer zu großem Dank verpflichtet, daß er uns Gelegenheit gegeben, eine gründliche und ſchöne Leiſtung der deutſchen Wiſſenſchaft in unſerer eigenen Sprache zu leſen."

— **J. J. van Oosterzee's Chriſtologie.** Das Werk eines der geachtetſten holländiſchen Theologen, des Profeſſors der Theologie an der Univerſität Utrecht, Dr. J. J. van Ooſterzee, „das Bild Chriſti nach der Schrift", welches die dritte Abtheilung ſeiner „Unterſuchung über die Perſon und das Werk des Erlöſers" bildet, iſt ſo eben in einer deutſchen Ueberſetzung von F. Meyeringh erſchienen.*) Bei der jetzt in der geſammten europäiſchen und chriſtlichen Welt durch die Schriften von Renan und Strauß hervorgerufenen Diskuſſion wird dieſe Schrift des niederländiſchen Theologen gewiß Vielen eine willkommene Erſcheinung ſein.

Literariſcher Sprechſaal.

Der wegen Ankaufs der v. Aufſeſſiſchen Sammlungen, unter Genehmigung des Königs Ludwig I. von Bayern, zwiſchen dem Germaniſchen Muſeum in Nürnberg und Frhrn. v. Aufſeß vereinbarte Vertrag iſt nunmehr förmlich vollzogen worden. In Folge Vollzugs iſt denn auch die Extradition der Sammlungen des Frhrn. v. Aufſeß bereits vor ſich gegangen; dieſelbe erfolgte in feierlicher Weiſe am 5. März auf Grund der im Jahre 1862 aufgenommenen Verzeichniſſe und Schätzungen. Die „Chronik des Germaniſchen Muſeums" bemerkt hierzu: „König Ludwig's I. edler Zweck, alle Zweifel am Fortbeſtehen des Germaniſchen Muſeums zu beſeitigen, iſt erreicht; das nationale Werk iſt geſichert und die Nation wird dieſe königliche That zu würdigen wiſſen. Sie wird dem Germaniſchen Muſeum ihre Aufmerkſamkeit und ihre Theilnahme in erhöhtem Grade zuwenden; ſie wird, das kann uns nicht zweifelhaft ſein, mit Freuden die Mittel gewähren, deren es noch bedarf, den mühſam gewonnenen, endlich geſicherten nationalen Einigungspunkt immer kräftiger, immer glänzender zu geſtalten und im Germaniſchen Nationalmuſeum den Beſtrebungen auf dem Gebiete vaterländiſcher Geſchichte und Alterthumskunde eine Centralſtelle zu ſchaffen, würdig einer Nation, die eine große Vergangenheit hat und in Bezug auf geiſtige Entwickelung, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Leiſtungen von keiner anderen Nation überboten wird."

*) Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes, 1864.

Die Errichtung des neuen mexikaniſchen Thrones hat hauptſächlich den Zweck, dem in der neuen Welt, wie in der alten, wankend gewordenen kirchlichen Einfluſſe Rom's eine neue Stütze zuzuführen, und daher der Eifer der Kaiſerin Eugenie und Napoleon's III. für die Herſtellung dieſes Thrones. Rom knüpft an die Errichtung des mexikaniſchen Kaiſerthrons große Erwartungen und erblickt in der Beſteigung des Thrones durch einen öſterreichiſchen Prinzen eine ſtarke Bürgſchaft für die Macht und Ausbreitung der Kirche auf dem amerikaniſchen Kontinente. Die offiziöſen Pariſer Blätter rechtfertigen die Reſtauration in Mexiko mit dem Hinweis, daß es galt, der überfluthenden germaniſchen Bewegung in Nordamerika einen Boden ſtreitig zu machen, den ſie allmählig zu okkupiren drohte. Aber die Monarchie in Mexiko ſoll nicht blos reagiren gegen die germaniſche Race jenſeits des Rio Grande; ſie ſoll nicht blos einen Damm bilden gegen den Strom der großen Republik und ihrer demokratiſchen Ideen; ſie ſoll hauptſächlich reagiren gegen den nordamerikaniſchen Proteſtantismus, und daher der unermeßliche Jubel, mit welchem die Klerikalen beider Welten, mit welchem Rom die Thronbeſteigung Maximilian's I. begrüßt. Napoleon III. hat mit der Errichtung des mexikaniſchen Thrones der Kirche einen ungeheuren Dienſt erwieſen, und wie Heinrich IV. einſt ſeinen Glauben abſchwor mit den Worten: „Paris iſt wohl eine Meſſe werth", ſo ſagt man ſich jetzt in Rom: „Mexiko iſt wohl werth, daß wir dem Kaiſer in den Tuillerien ein Opfer bringen."

Von G. F. Daumer ſind kürzlich bei Kirchheim in Mainz „Blumen und Früchte aus dem Garten chriſtlicher Weltanſchauung und Lebens-Entwickelung" herausgegeben worden, die unter den zahlreichen Anthologieen klaſſiſcher Dichtungen, die alljährlich in Deutſchland erſcheinen, eine der ſeltſamſten ſind. Herr Daumer hat nämlich die Gedichte von Göthe, Schiller, Herder und vielen anderen klaſſiſchen und nichtklaſſiſchen Dichtern, die er in ſein Pantheon aufgenommen, ſämmtlich, wie er meint, verbeſſert, in der That jedoch, wie alle Anderen meinen, verballhornt. In der Vorrede rühmt ſich Herr Daumer, die „techniſchen Greuel" gemindert zu haben, deren ſich die Autoren der beſagten Gedichte ſchuldig gemacht. Einer der Dichter, dem dieſe Ehre ebenfalls zu Theil geworden, und der ſich darob nicht, da er glücklicherweiſe noch lebt, wie Göthe, Schiller und Herder, im Grabe umzudrehen braucht, Herr Hermann Neumann, wies in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" (Nr. 2 vom 7. Januar 1864) nach, daß die ganze Anthologie des Herrn Daumer ein „techniſcher Greuel" ſei, der, wenn am Parnaß ein Staatsanwalt fungirte, vor dem Forum der öffentlichen Meinung angeklagt und verurtheilt werden müßte. Herr Neumann theilte als Beleg eines ſeiner in die Daumer'ſche Anthologie aufgenommenen Gedichte, „Freude und Schmerz" (Zwei Kammern hat das Herz ꝛc.) mit und zwar ſowohl in der Form, in der es urſprünglich gedichtet iſt, als in der von Herrn Daumer verballhornten Form. In dieſer liegt in der That ein „techniſcher Greuel" vor, der die ernſteſte Rüge verdient.

Digitized by Google

Neueſter Verlag der Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ernſt Moritz Arndt's

Leben, Thaten und Meinungen,

nebſt einigen ſeiner

geiſtlichen und vaterländiſchen Lieder.

Ein Buch für das deutſche Volk von

Wilhelm Baur.

2. Auflage. 302 S. 8.

Preis: Broch. 12 Sgr. Ausgabe auf beſſerem Papier broch. 15 Sgr.

Der Verfaſſer, der u. a. durch ſein „Leben Stein's" in weiteren Kreiſen bekannt iſt, bietet uns in der vorſtehenden Schrift zur 50jährigen Feier des Jahres 1813 zugleich eine der empfehlenswürdigſten Jubelſchriften dar. Wenn ſchon für Jeden anziehend und intereſſant geſchrieben, dürfte ſich das Buch namentlich für die reifere Jugend eignen, der in dem „alten Arndt" das lautere Bild eines Mannes entgegentritt, der beſeelt von deutſcher Freiheit und lebendiger, chriſtlich bewußter Frömmigkeit ein treuer Führer wird durch die Leiden und Siege des Volkes, an denen er ſelbſt mit ſeinen begeiſternden Worten und Liedern bis heute unmittelbar betheiligt iſt. — Wir fügen noch hinzu, daß die Schrift in erſter Auflage in zehntauſend Exemplaren verbreitet worden. (241)

Im Verlag von **A. Kröner** in Stuttgart iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Don Carlos.

Leben, Verhaftung u. Tod dieſes Prinzen.

Von **L. A. Warnkönig.**

Mit einem Stahlſtich-Portrait und autographen Brief des Don Carlos.

12 Bogen 8 Eleg. geb. Preis 1 Thlr.

Genaue geſchichtliche Mittheilungen über das geheimnißvolle Schickſal des durch Schiller's Tragödie in Deutſchland berühmt gewordenen Don Carlos werden allen Gebildeten von höchſtem Intereſſe ſein. (244)

Empfehlenswerthe Werke. (247)

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bändchen gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Heilandes an Chriſtenkinder.

Eine Feſtgabe

In ſiebzehn Kinderpredigten von Frauenhand.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Ausgabe.

32. kartonnirt mit Goldſchnitt 8 Sgr.

„Das ſind Worte durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde." St. Galler Blätter. (239)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Denkmäler der baskischen Sprache.

Mit einer Einleitung, welche von dem Studium der baskischen Sprache handelt und zugleich eine Beschreibung und Charakteristik derselben enthält. Herausgegeben von **C. A. F. Mahn**, Dr. 1857. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (245)

Das Baskische ist bekanntlich eine der alterthümlichsten Sprachen, eine Charakteristik derselben ist schon wegen ihres Einflusses auf die romanischen Sprachen und namentlich auf das Spanische von hohem Interesse. Der Verf. behandelt mit Berücksichtigung des Baskischen auch Fragen allgemeiner Art und theilt endlich eine interessante Ankündigung *Wilhelm von Humboldts* mit, die ein von ihm beabsichtigtes Werk über Sprache und Nationalität der Basken betrifft und seit ihrem ersten Abdruck in einer Zeitschrift sich nirgends wieder abgedruckt findet.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich Baron de la Motte Fouqué.**

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelkupfer nach Ludwig Richter; in engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie", durchdrungen vom Zauber einer vergeiſtigten Natur" (wie ſie der Wegweiſer durch die deutſche Literatur von Schwab und Klüpfel nennt) ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus treffend, und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (240)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Gedichte der Troubadours

in provenzalischer Sprache

zum ersten Male und treu nach den Handschriften herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen versehen von

Dr. **C. A. F. Mahn.**

Band III. Lieferung 3. Preis 25 Sgr.

Mit dieser Lieferung ist der dritte Band geschlossen. Die bis jetzt erschienenen drei Bände kosten jeder 2 Thlr. 15 Sgr. (242)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reiſen

in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron **J. W. von Müller.**

Mit Stahlſtichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzſchnitten.

Erſter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Verfaſſer legt mit dieſem Werke dem deutſchen Publikum die Frucht eines längern Aufenthalts in Mexico vor, ein Gemälde des Landes, dem gegenwärtig mehr als irgend einem andern außereuropäiſchen Staat das politiſche Intereſſe zugewendet iſt, ſo daß das Werk gerade jetzt den weiteſten Kreiſen willkommen ſein wird.

Kaiſer Maximilian I. von Mexico hat noch vor ſeiner Abreiſe aus Europa die Widmung des Werks angenommen und dadurch den Werth deſſelben anerkannt. (246)

Im v. J. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (Allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung) von Dr. **F. A. Brandstäter**, Professor am Gymnasium zu Danzig. gr. 4. geh. 12 Sgr.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes, die Europa, die Grenzboten, die Blätter f. literar. Unterhaltung und viele andere Blätter haben sich über diese kleine Schrift überaus günstig ausgesprochen, die jedem Verehrer Schillers angelegentlich empfohlen werden darf. (243)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Engliſches Leſebuch aus den bedeutendſten engliſchen Dichtern u. Proſaikern

von Shakeſpeare bis Macaulay,

mit einer Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Ausſprache, nebſt einer beſonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Von Dr. **Bernh. Schmitz**, Gymnaſiallehrer und Lector an der Univerſität zu Greifswald. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1862. (25 Bgn). gr. 8. geh. 25 Sgr.

Urtheile der Fachblätter. (238)

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Bernh. Schmitz dargereicht wird, das hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meiſterhaften an ſich. So liegt denn hier bereits in zweiter Auflage ein vortreffliches engliſches Leſebuch vor uns, das mit feinem Takt ausgewählte Stücke darbietet. — Eine beſondere und äußerſt werthvolle Zierde dieſer zweiten Auflage iſt die Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Literatur. Dieſes treffliche Buch nun, das auch recht gut ausgeſtattet iſt, können wir nicht genug empfehlen, es verdient die weiteſte Verbreitung.

Allgem. Schulzeitung.

„Dieſe mit Geſchick und Geſchmack veranſtaltete Sammlung liegt uns jetzt in einer zweiten, verbeſſerten und vermehrten Auflage vor. Der durch ſeine Lehrbücher und Kritiken bekannte Verfaſſer hat das Buch weſentlich ergänzt und bereichert. Durch die erläuternden Anmerkungen wird die Sammlung auch für den Selbſtunterricht brauchbar, für die Einführung in Schulen insbeſondere iſt ſie nicht nur wegen des intereſſanten Lehrmaterials, ſondern auch wegen der Deutlichkeit und Correktheit des Drucks ganz beſonders zu empfehlen."

Pädagog. Reform.

Gleich günſtig ſprechen ſich die Zeitſchrift f. d. Gymnaſialweſen und das Pädagogiſche Archiv aus.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** Nr. 19.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expeditionen.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 8. Mai **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Auguſtenburg und Glücksburg 290
Shakſpeare, einer unſerer literariſchen Penaten 291
England.
Das großbritanniſche Herrenhaus I. Die Lords Brougham und Lyndhurſt . . . 292
Eine kurze, aber wahre Lebensſkizze Shakſpeare's 295
Dänemark.
Zur däniſchen Kriegsliteratur 296
Rußland.
Moskau, Rom und Konſtantinopel. II. Die ruſſiſche Kirche in ihren Beziehungen zur römiſchen 297
Nord-Amerika.
Literariſche Briefe aus New-York. Oeffentliche und Privat-Büccherſammlungen und Leſehallen 299
Kleine literariſche Revue.
Shakſpeare in Frankreich und Voltaire . . 301
Das deutſche Kirchenlied von Philipp Wackernagel 301
Caroline Perthes 302
Deutſche Volkspoeſien von Karl Weiſe . . 302
Die Urverwandtſchaft der ſemitiſchen und indoeuropäiſchen Sprachen 302
Phöniziſche Studien 302
Hebräiſches Theater 303
Literariſcher Sprechſaal 303

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Denkmäler der baskischen Sprache.
Mit einer Einleitung, welche von dem Studium der baskischen Sprache handelt und zugleich eine Beschreibung und Charakteristik derselben enthält. Herausgegeben von **C. A. F. Mahn**, Dr. 1857. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (256)

Das Baskische ist bekanntlich eine der alterthümlichsten Sprachen, eine Charakteristik derselben ist schon wegen ihres Einflusses auf die romanischen Sprachen und namentlich auf das Spanische von hohem Interesse. Der Verf. behandelt mit Berücksichtigung des Baskischen auch Fragen allgemeiner Art und theilt endlich eine interessante Ankündigung *Wilhelm von Humboldts* mit, die ein von ihm beabsichtigtes Werk über Sprache und Nationalität der Basken betrifft und seit ihrem ersten Abdruck in einer Zeitschrift sich nirgends wieder abgedruckt findet.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.
(Fortsetzung aus Nr. 18 d. Bl.)

Ansted, D. Th., and **R. G. Latham**, The Channel Islands. With illustrations drawn by *P. J. Naftel.* Ladenpreis 8 Thlr. 20 Sgr. **Für 8 Thlr.**

Arbuthnot, G., Herzegovina; or, Omer Pacha and the christian rebels. With a brief account of Servia, its social, political, and financial condition. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr.**

Atkinson, Th. W., Travels in the regions of the upper and lower Amoor and the russians acquisitions on the confines of India and China. With adventures among the Mountain Kirghis; and the Manjours, Manyargs, Toungouz, Touzemtz, Goldi, and Gelyaks: the hunting and pastoral tribes. With a map and numerous illustrations. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 7 Thlr. 15 Sgr.**

Aylmer, F., A Cruise in the Pacific. From the log of a naval officer. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr.**

Baldwin, W. Ch., African Hunting from Natal to the Zambesi including lake Ngami, the Kalahari desert, etc. from 1852 tho 60. With illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Binning, R. B. M., A Journal of two year's travel in Persia, Ceylon, etc. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. **Für 6 Thlr.**

Blunt, J. J., Essays contributed to the Quarterly Review. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 3 Thlr.**

Boner, Ch., Chamois Hunting in the mountains of Bavaria and in the Tyrol. With illustrations. A new edition. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 3 Thlr.**

Braddon, M. E., Aurora Floyd. 3 vols. Third edition. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**

— Lady Audley's Secret. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**

Dieses Verzeichniss herabgesetzter Bücher wird fortgesetzt.

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Pakete nachgenommen werden sollen. (248)

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 4. *Avril* 1864.

I. La Chine, ses ressources agricoles, industrielles et commerciales. §. 1. — II. De quelques auteurs dont les écrits révèlent une connaissance supérieure du monde. §. II. Walter Scott et Lord Byron. — III. Les Cosaques pêcheurs. — IV. L'exploration des sources du Nil. 2e extrait: La cour d'Uganda. V. Un épisode de la vie littéraire de Frédéric le Grand (par Nadault de Buffon) — VI. L'argent fatal 1er épisode: Le portefeuille en Angleterre. — VII. Consommation de la viande à Londres, les marchés de Smithfield et les expositions d'animaux de boucherie. — VIII. Histoire d'un jeune Coucou et de sa famille adoptive. — IX. Poésies anglaises et françaises. — Au Coucou. — Le nid du Cygne. — Richelieu. — X. Le Sonora. Etendue, population, climat, produits du soleil, mines. §. II. — Pensées diverses. — XII. Correspondance d'Allemagne. — XIII. Correspondance de Londres. — XIV. Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. —
Jährlich 50 frcs., halbjährlich 26 frcs. 50 c. Einzelne Hefte 5 frcs. (249)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

D. Harrwitz:
Lehrbuch des Schachspiels
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.
21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (255)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Auguſtenburg und Glücksburg.

Es liegt uns ein an Lord Malmesbury, den Vertreter Englands bei der famoſen Londoner Konferenz von 1852, gerichtetes „offenes Schreiben“ vor, das ſehr geeignet iſt, einerſeits die damals von der däniſchen Regierung befolgte perfide Politik und andererſeits die Kurzſichtigkeit der engliſchen Regierung, die ſich von der erſteren überall täuſchen ließ, in das richtige Licht zu ſtellen.*) Lord Malmesbury hatte die sancta simplicitas, in der Oberhaus-Sitzung vom 9. Februar d. J. zu verſichern, daß er zu ener Zeit, nach ſeinem Rücktritt in das Miniſterium, die Angelegenheit der Renunciation des Herzogs von Auguſtenburg geordnet und ſomit das letzte Hinderniß, das etwa noch dem Thronfolge-Recht des Prinzen Chriſtian von Glücksburg im Wege geſtanden, beſeitigt habe.

In der vorliegenden Schrift wird nun dem edeln Lord, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Englands zu jener Zeit, authentiſch bewieſen, daß er ſich von der däniſchen Regierung habe dupiren laſſen, und zwar in dreifacher Weiſe, indem 1) von Seiten des Herzogs von Auguſtenburg gar keine Verzichtleiſtung auf ſein Succeſſionsrecht ſtattgefunden, 2) die Verzichtleiſtung der erbberechtigten Cognaten, nach der ausdrücklichen Beſtimmung des däniſchen Königs-Geſetzes, ungültig iſt, und 3) Rußland, in Gemäßheit alter Familienverträge, ſeinen frühern Antheil von Holſtein zurückzufordern, kein Recht beſitzt, ſo lange Mitglieder des Auguſtenburgiſchen Hauſes am Leben ſind.

Lord Malmesbury, der niemals für einen mit großer Einſicht begabten Staatsmann gehalten wurde, erſcheint nach den Darlegungen der vorliegenden Schrift als ein vollſtändiger Bonhomme, dem man vorgeredet hat, daß jene zum Theil gar nicht ſtattgehabten, zum Theil wirklichen Erbverzichte, auf welche die Thron-Kandidatur des Prinzen von Glücksburg baſirt wurde, rechtskräftig und gültig abgeſchloſſen ſeien, und der darauf hin den Traktat vom 8. Mai 1852 unterzeichnete!

Wir wollen verſuchen, die Beweiſe der vorliegenden, ſehr concis und überzeugend abgefaßten Schrift hier im Auszuge wiederzugeben.

I. Was die angebliche Renunciation des Herzogs von Auguſtenburg betrifft, ſo wird das an denſelben gerichtete Schreiben des preußiſchen Bundestags-Geſandten, Herrn von Bismarck-Schönhauſen, vom 31. März 1852 mitgetheilt, worin die Propoſitionen der däniſchen Regierung wegen Ankaufes der Auguſtenburgiſchen Güter auf Alſen und in Schleswig enthalten ſind, von den Succeſſionsrechten des Herzogs aber und von einem Verzicht auf dieſelben gar nicht die Rede iſt. Vielmehr wird von dem Herzog nur verlangt, er ſolle für ſich und ſeine Familie verſprechen, der vom Könige von Dänemark beabſichtigten Thronfolge-Ordnung nicht entgegentreten zu wollen, oder mit anderen Worten: er ſolle keine Schritte dagegen thun. Die däniſche Regierung wußte damals aber ebenſo gut, wie der Herzog, daß ein ihm auf ſolche Weiſe abgenöthigtes Verſprechen rechtlich kein Mitglied der herzoglichen Familie binden konnte, da alle Mitglieder derſelben majorenn waren. Der däniſchen Regierung war es auch gar nicht darum zu thun, eine ſolche Verzichtleiſtung zu verlangen, oder auch nur dem Herzog gegenüber zur Sprache zu bringen, da man ja hierdurch, wenn er ſie verweigerte, ſein Recht erſt anerkannt hätte; vielmehr wollte ſie in jenem Moment bloß etwas in der Hand haben, was wie ein Verzicht des Herzogs auf ſeine Succeſſionsrechte ausſähe, um damit die Diplomaten der Londoner Konferenz zu täuſchen, und das iſt ihr denn auch mit dem Grafen v. Malmesbury vollſtändig gelungen. Der Lord verſicherte ſogar naiverweiſe, niemals etwas von einem Proteſte des jetzigen Herzogs Friedrich VIII. gehört zu haben, während es allgemein bekannt iſt, daß ſowohl der damalige Erbprinz von Auguſtenburg, als der Prinz von Noer gegen die in Dänemark widerrechtlich eingeführte neue Thronfolge-Ordnung proteſtirte. Der Herzog ſelbſt aber, welcher Gefahr lief, das ganze Eigenthum und Vermögen ſeiner Familie einzubüßen, und dem der durch ſeinen hohen Rechtsſinn überall in großem Anſehen ſtehende Prinz Albert zuredete, nahm die durch Preußen vermittelten Propoſitionen der däniſchen Regierung an, wodurch ihm ſeine Beſitzungen abgekauft, aber nur die Hälfte des wirklichen Werthes derſelben bewilligt wurde, obwohl Dänemark den Kabinetten erklärt hatte, daß es den Herzog für ſeine Beſitzungen vollſtändig entſchädigen und ihm den ganzen Werth derſelben auszahlen laſſen wolle.

II. Die Verzichte der Cognaten hatten darum keinen Werth, weil ſie nicht zu Gunſten des Nächſtberechtigten, ſondern eines Entferntberechtigten ausgeſtellt waren, und weil dieſe Cognaten zum Theil, wie durch die der Schrift angehängte Stammtafel klar bewieſen wird, nicht ſelbſt die Nächſtberechtigten waren. Gewiß kann Jeder, der Erbanſprüche auf einen Thron hat, auf ſein Succeſſionsrecht verzichten; auch kann Jeder ſeinem Nächſtberechtigtem ſein eigenes Recht abtreten; unmöglich aber kann Jemand auf ſein Erbrecht zu Gunſten eines Nichtberechtigten oder eines entfernter Berechtigten, wie es hier geſchehen iſt, verzichten. Um dies dem Lord Malmesbury klar zu machen, ſtellt der Verfaſſer folgende Hypotheſe auf: „Geſetzt, daß der Prinz v. Wales und ſeine Brüder auf den Thron von Großbritannien zu Gunſten ihrer älteſten Schweſter, der Prinzeß Royal, vermählt mit dem Kronprinzen von Preußen, verzichteten, und daß dieſe wieder auf den Thron von Großbritannien zu Gunſten ihres Gemahls verzichtete, würde durch einen ſolchen Verzicht der Kronprinz von Preußen das Recht erhalten, König von Großbritannien zu werden? Und würden die anderen Töchter Ihrer Majeſtät der Königin Victoria durch einen ſolchen Verzicht der Kronprinzeſſin von Preußen zu Gunſten ihres Gemahls für ſich und ihre Nachkommen ihre Erbrechte auf den Thron von Großbritannien verlieren?“

Daß die däniſche Regierung ſelbſt, und zwar noch im Jahre 1851, ein Erbrecht des Hauſes Glücksburg auf den Thron nicht als beſtehend erkannte, geht aus einer Erklärung der erſteren an den däniſchen Reichstag hervor, worin ſie, nach dem gedruckten Protokoll, ſagte: „Der Prinz Chriſtian, von der Sonderburgiſchen Seitenlinie, beſitzt auf Grund ſeiner Abſtammung von König Chriſtian I. unleugbar gar keine Succeſſionsrechte, weder auf die däniſche Krone, noch auf irgend einen der Landestheile, aus denen die däniſche Monarchie beſteht. Aber zu dem Glanze, der den Prinzen, als Mitglied des Hauſes Oldenburg, nothwendig ſchmückt, kommen die wohlverdienten Sympathieen, die

*) Offenes Schreiben an Lord Malmesbury in Veranlaſſung ſeiner Rede im Oberhauſe am 9. Februar 1864. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Maucke. 23 S. nebſt einer Stammtafel.

Digitized by Google

er ſich durch ſeine ſchöne, edle Handlungsweiſe zu erwerben verſtanden hat, und dieſe Umſtände in ihrer Vereinigung ſind geeignet, die Combination zu ermöglichen, die auf ſeiner Perſon das große Prinzip der Integrität der däniſchen Monarchie beruhen läßt."

Das Gegenſtück zu dieſer Erklärung bildet eine andere, die im Jahre 1852 der Miniſter Oerſted auf dem däniſchen Reichstage in Bezug auf das neue Thronfolge-Geſetz abgab, indem er auf die Frage, ob der Herzog von Auguſtenburg verzichtet habe, erwiderte: „der Herzog habe nicht verzichtet, weil man ihm keinen Verzicht abverlangt, da er durch Theilnahme am Aufruhr ſeine Rechte verloren habe." Es liegt darin zugleich das Eingeſtändniß der däniſchen Regierung, daß ſie die Diplomaten der Londoner Konferenz, mit Einſchluß des Lord Malmesbury, belogen, als ſie ihnen vorgeredet, daß eine Renunciation des Herzogs auf ſeine Thronrechte ſtattgefunden habe.

III. Auch in Bezug auf den dritten, dem Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 zum Grunde liegenden Verzicht, den von Rußland auf den Gottorp'ſchen Antheil, hat ſich Lord Malmesbury täuſchen laſſen. „Mylord! (heißt es in der vorliegenden Schrift) Hätten Sie ſich die alten Tauſchverträge im Oldenburgiſchen Hauſe aus dem 17. und 18. Jahrhundert, ſowohl über das Großherzogthum Oldenburg, als über den früheren Gottorp'ſchen Antheil an Holſtein, vorlegen laſſen, ſo würden Sie gefunden haben, daß, ſo lange ſich die jüngere königliche (Sonderburg'ſche) Linie des Oldenburgiſchen Hauſes, von welcher Linie der Auguſtenburg'ſche Zweig der ältere iſt, am Leben befindet, Rußland kein Recht hat, den früheren Gottorp'ſchen Theil von Holſtein zu reklamiren." Dem alten engliſchen Miniſter wird aber bei dieſer Gelegenheit auch bewieſen, daß er bei der Ordnung dieſes Theiles der Angelegenheit direkt gegen das Intereſſe ſeines eigenen Landes gehandelt, indem er hierdurch Rußland ein Succeſſionsrecht nicht nur in Holſtein, ſondern, bei dem in dem Traktat anerkannten Prinzip der Integrität der däniſchen Monarchie, auch in ganz Dänemark eingeräumt habe. „Inwieſern nun," ſetzt das offene Schreiben hinzu, „Ihre eigenen Landsleute, Mylord, Ihnen dafür dankbar ſein werden, daß Sie durch den von Ihnen unterzeichneten Traktat den Kaiſer von Rußland zum nächſten Erben von Dänemark nach dem Erlöſchen der männlichen Glücksburgiſchen Dynaſtie gemacht haben, will ich Ihren Landsleuten zu beurtheilen überlaſſen."

Bei der Konſequenz in der Bornirtheit, mit welcher die Engländer die politiſche, wie die nationale Seite dieſer Frage auffaſſen, iſt jedoch nicht zu erwarten, daß ſie die Bulls und Blunders des ihrer vollkommen würdigen, alten Tory-Miniſters auch nur erkennen, geſchweige denn mißbilligen. Haben doch ſelbſt die ihnen in dieſer Beziehung ſehr nahe verwandten öſterreichiſchen Publiziſten kaum eine Ahnung davon, welcher europäiſche Mißgriff das Prinzip der Erhaltung der Integrität Dänemarks iſt. Die Wiener „Preſſe", die ſich in heuchleriſcher Weiſe ſtets für eine Vertreterin deutſcher Nationalität und Ehre ausgiebt, liefert uns in einem ihrer neueſten Blätter (vom 26. April) wieder einen Beweis dafür, wie ſie dieſe Nationalität und Ehre auffaßt. Sie ſpricht von der „Unzucht, welche der Nationalverein und die mittel- und kleindeutſchen Kabinette daheim, am Bunde und ſchließlich mit dem Bonapartismus vor allem Volke treiben" (Pfui über dieſe deutſche „Preſſe" in Wien!), und bemerkt endlich: „Wer alſo heute noch in Deutſchland die Hoffnung auf eine Löſung der deutſch-däniſchen Frage im Sinne irgend einer Losreißung der Herzogthümer von Dänemark nährt, bethört entweder wiſſentlich die öffentliche Meinung oder jagt Phantomen nach. Daß die Herzogthümer bei der Krone des Protokoll-Königs Chriſtian IX. zu verbleiben haben, iſt eine ausgemachte Sache, was immer auf dem Kriegsſchauplatze noch vorfallen mag. Wäre dieſe Frage noch ſtreitig, ſo würde die Konferenz nicht zuſammentreten können. Die in London verſammelten Diplomaten wiſſen, daß dieſer Punkt außer Frage ſteht, und daß im Grunde die Konferenz keinen anderen Zweck hat, als die Bedingungen feſtzuſtellen, unter welchen die Herzogthümer vorläufig noch mit Dänemark verbunden bleiben ſollen. Von der Londoner Konferenz etwas Anderes oder mehr für die Herzogthümer erwarten, hieße, ſich ganz nutzlos Enttäuſchungen bereiten."

Shakſpeare, einer unſerer literariſchen Penaten.*)

Der „wiſſenſchaftliche Verein" in unſerem Kreiſe hat geglaubt, daß auch der dreihundertſte Geburtstag William Shakſpeare's nicht ganz ungefeiert vorübergehen dürfe — wenn wir auch nicht in der Möglichkeit uns befinden, ja vielleicht überhaupt darauf verzichten müſſen, hier eines ſeiner Meiſterwerke in würdiger Weiſe auf der Bühne zu ſehen.

Doch nicht darauf kommt es dem pietätvollen Sinn an, daß die Säkularfeier des großen Dichters mit Gepräng und Schauſpiel verbunden ſei; wohl aber ſollten ſich heute die Gebildeten jeder deutſchen Stadt, jeder deutſchen Familie bewußt werden, daß und wie viel ſie dem Genius des Dichters, der für alle Zeiten und alle Länder ſeine Dichtungen geſchaffen, geiſtig verpflichtet ſind.

Ja, in dem Gefühl, daß alle Gebildeten dem großen Briten verpflichtet ſind und ihm ihre Schuld in einem Zeichen dankbarer Erinnerung abzutragen haben, herrſcht wohl Einigkeit in Deutſchland. Wir ſind darin einiger, als die eigenen Landsleute Shakſpeare's, deren laute Wortführer, beſonders die Times, als man drüben auf die deutſche Schillerfeier als auf ein Vorbild hinwies, ſpöttiſch erwiderten, daß man dergleichen ſentimentale Kundgebungen den guten Deutſchen allein überlaſſen möge. Es war dies eine Verhöhnung edelſter, deutſcher Nationalgefühle, wie wir ſie ſchon ſeit längerer Zeit von der Times und ihren rohen Spießgeſellen gewohnt und die nur ein Beweis dafür ſind, daß ſelbſt eine dreihundertjährige klaſſiſche Literatur nicht immer im Stande iſt, Denjenigen, die ſich für Organe der öffentlichen Meinung ausgeben, Anſtandsgefühl und Achtung vor dem einzuflößen, was Anderen heilig iſt.

Es bildeten ſich in England förmlich zwei Parteien in Bezug auf die Frage, ob das Andenken Shakſpeare's gefeiert werden ſoll oder nicht. Commemorationiſten wurden diejenigen genannt, die das Andenken Shakſpeare's feiern wollten, und Antimemorationiſten ihre Gegner. Wir Deutſchen halten uns natürlich zu den Commemorationiſten. Wir haben Alle ein treues Gedächtniß dafür, was wir großen Dichtern, den Schöpfern unſerer edelſten, erhabenſten Genüſſe ſchuldig ſind.

In Weimar, wo man den dreihundertjährigen Geburtstag Shakſpeare's dadurch feiert, daß in dieſer ganzen Woche ein Cyklus ſeiner großen hiſtoriſchen Dramen nach einander, und zwar in würdigſter Weiſe ausgeſtattet, zur Aufführung kommt, dort

*) Aus einem, in einem literariſch-wiſſenſchaftlichen Vereine, von dem Herausgeber dieſer Blätter am 23. April gehaltenen Vortrage.

Digitized by Google

hat man zugleich den Gedanken angeregt, eine über ganz Deutſchland verbreitete Shakſpeare-Geſellſchaft zu ſtiften, welche in zahlreichen Zweigvereinen die Kenntniß Shakſpeare's im deutſchen Volke mehr und mehr fördern und alle Hebel anſetzen ſoll, um Literatur, Bühne und Leben immer mehr mit dem Geiſte zu befruchten, der durch ſeine unſterblichen Werke weht.

Ja, mit Recht zählen wir Shakſpeare auch zu den Lieblingen des deutſchen Volkes. In jeder Bücherſammlung deutſcher, gebildeter Familien befindet ſich neben Schiller, Goethe, Leſſing und Herder ſicher auch ein Shakſpeare. Er gehört gleichſam zu unſeren Penaten, zu unſeren literariſchen Hausgöttern, an deren Orakel, an deren Geiſt und Herz ſtärkendes Wort wir uns wenden, wenn die drückende Proſa des Lebens uns eine Erholung, eine Stärkung nothwendig gemacht hat.

Keinen zweiten Dichter und Schriftſteller giebt es irgendwo in der modernen Welt, den, gleich Shakſpeare, auch andere Nationen als diejenige, der er durch Geburt und Sprache angehört, zu einem ihrer literariſchen Hausgötter gemacht haben. Dieſer Umſtand allein ſchon beweiſt, daß Shakſpeare nicht mit demſelben Maßſtabe, wie andere Dichter, und wären dieſe auch ſo populär wie unſer Schiller, gemeſſen werden darf. Aber noch ein anderes Moment kommt hinzu, das ihn auf dramatiſchem Gebiete über alle anderen literariſchen Größen der Neuzeit ſtellt.

Shakſpeare's Werke nämlich haben eine Feuerprobe beſtanden, wie keine anderen dramatiſchen Werke irgend eines Dichters und irgend einer Nation. Mit dieſer Feuerprobe meine ich aber nicht bloß die Zeitdauer, die drei Jahrhunderte der Shakſpeare'ſchen Dramen — eine Probe, die alle ſpäteren Dichter natürlich noch nicht beſtanden haben können. Ich meine damit vielmehr das große Verhältniß der Zahl ſeiner Werke, welche die Nachwelt als ewig jung und blühend anerkennt.

Während z. B. von Leſſing, Goethe, Schiller nur einzelne dramatiſche Werke als heutzutage noch mit unſerem Geiſtes- und Gemüthsleben völlig harmonirend angeſehen, ihre übrigen Tragödien und Komödien dagegen als damit nicht mehr in Uebereinſtimmung, bald als zu idealiſtiſch, bald als zu nüchtern und bald als nur noch für die Lektüre geeignet erſcheinen, ſind von den 37 Dramen Shakſpeare's mehr als dreißig auf der Bühne noch ebenſo anziehend und lebensvoll, wie uns ihr Inhalt, wenn wir die Stücke leſen, als ein ewig menſchlicher, als ein allezeit die Geiſter und die Herzen feſſelnder erſcheint.

Namhafte Kritiker *) haben die treffende Bemerkung gemacht, daß es ſchwer halten würde, in allen 37 Stücken Shakſpeare's auch nur zwei Charaktere aufzufinden, die einander ſo auffallend ähnlich, wie es in den meiſten neueren Dramen ſehr viele Charaktere entweder mit anderen Charakteren derſelben Dichter, oder auch mit den Prototypen Shakſpeare's ſind. Jeder Charakter des britiſchen Dichters hat ſein eigenes, inneres Leben, ſeine beſondere, vor unſeren Augen organiſch ſich entwickelnde Art zu ſein und ſeine Geſchicke mit Nothwendigkeit zu erfüllen. Die Schablone unſerer dramatiſchen Helden, unſerer Väter, Mütter und Tanten, unſerer gefühlvollen Vertrauten, naiven Liebhaberinnen, ſentimentalen Koketten und verſchlagenen Bedienten, wird bei Shakſpeare völlig zuſchanden. Nicht einmal die Nebenfiguren dieſes Dichters ſind von der Art, daß der routinirte Schauſpieler, dem eine derſelben anvertraut iſt, ſie mit der einmal üblichen Auffaſſung des betreffenden Rollenfaches behandeln darf. Er muß vielmehr, wenn er dem Kenner genügen will, den Charakter der Rolle und die Intention des Dichters genau ſtudiren.

Am auffallendſten iſt dieſer Reichthum der Charaktere Shakſpeare's, wenn wir ſeine Dramen mit denen der romaniſchen Völker, mit denen der Franzoſen, Spanier und Italiäner, vergleichen. Wer einige Stücke von Corneille und Molière, von Calderon und Lope de Vega, von Alfiéri und Goldoni genau kennt, der wird, wenn er dann an die übrigen dramatiſchen Werke dieſer Dichter geht, zwar vielen neuen, geiſtreichen und intereſſanten Situationen und Verwickelungen, ſchwerlich aber einem Charakter begegnen, den er nicht bereits aus den Stücken kennt, die er früher von dieſen Autoren geleſen. Es iſt bei ihnen, als ſähe man dieſelben Steinchen eines Kaleidoſkopes bei jeder Umdrehung ſich von Neuem gruppiren. *)

Wie ganz anders erſcheint dagegen die Originalität und die Mannigfaltigkeit der Charaktere bei Shakſpeare! Selbſt diejenigen, die eine ſcheinbare Aehnlichkeit des Geſchickes oder des Gemüthes mit einander haben, wie König Lear und Herzog Proſpero (im „Sturm"), Hamlet und der königliche Kaufmann von Venedig, Macbeth und Richard III., Caliban, Shylock und Jago, Falſtaff und Junker Tobias, Julia und Miranda, Beide in gleicher, jungfräulicher Liebesgluth befangen, Desdemona und Hermione, Beide von eiferſüchtigen Ehemännern gequält — es ſind ebenſo viele verſchiedene Typen der Menſchheit, als Erzeugniſſe der höchſten Kunſt.

Mit einer Kraft der Phantaſie ausgeſtattet, wie kein Anderer, macht Shakſpeare die ernſteſten ſittlichen Fragen, wie die gewaltigſten hiſtoriſchen Kriſen, zum Gegenſtande der dramatiſchen Behandlung. Es giebt kaum Ein ſittliches Problem, das er nicht auf geniale Weiſe in ſeinen Dichtungen gelöſt hat. Freilich dürfen wir nicht bloße moraliſche Sentenzen und wohlklingende, didaktiſche Phraſen bei ihm ſuchen. Obwohl hoch über ſeiner Zeit ſtehend, hat er mitunter nicht umhin gekonnt, ihr ſeinen Tribut durch Witze und Späße darzubringen, die nicht immer fein und manierlich ſind. Gleichwohl iſt die höchſte Sittlichkeit ſtets das letzte Ziel der fortſchreitenden Handlung und der Kataſtrophe ſeiner Dramen. Ihm iſt es immer Ernſt um die ſittliche Freiheit, um die Souveränetät des denkenden und wollenden Mannes, aber ebenſo iſt es ihm immer Ernſt um die Schuld des Frevlers und die ihr auf den Fuß folgende Strafe. Seine Helden tragen ihr Schickſal unabwendbar in ſich.

Goethe's Wilhelm Meiſter ſagt von den Helden Shaſpeare's: „Dieſe geheimnißvollſten Geſchöpfe handeln vor uns, als wenn ſie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuſe von Kryſtall gemacht iſt; ſie zeigen den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das ſie treibt."

England.

Das großbritanniſche Herrenhaus.

I.

Die Lords Brougham und Lyndhurſt.

Die nachſtehende Charakteriſtik des House of Lords und der Politik der heutigen engliſchen Ariſtokratie iſt einer amerikaniſchen Feder entfloſſen und dürfte auch deutſchen Leſern manches Pikante darbieten.

*) F. Kreißig, „Vorleſungen über Shakſpeare, ſeine Zeit und ſeine Werke". 3 Bde.

*) F. Kreißig, a. a. O.

Digitized by Google

„Der erſte Eindruck, den das Oberhaus auf einen Amerikaner macht, läßt ſich ſchwer wiedergeben. Wie ſtrömen hier die Erinnerungen auf ihn ein! Die Eroberung Wilhelm's, die Kreuzzüge, die magna charta, die blutigen Kämpfe der beiden Roſen, die Kavaliere, die mit Karl I. litten und mit Karl II. ſchwelgten, die ſpäteren Lords, deren Familienſtolz auf das Haus Hannover verächtlich herabſah, und die dann endlich in ihrem politiſch eng geſchloſſenen Bund das Gold mit vollen Händen ſpendeten, um Napoleon in ſeiner glänzenden Laufbahn aufzuhalten und Englands Uebergewicht zu Land und zu Waſſer zu ſichern.

Treten wir alſo ein und geſtehen offen, daß uns ein Gefühl der Enttäuſchung anwandelt. Hier ſitzt ein Häuflein anſtändiger Herren, oft unſorgfältig gekleidet und faſt durchgehends in engliſchem Morgenanzug. Schläfrig wird irgend eine unerhebliche Frage erörtert, und ſchon ſeid ihr entſchloſſen, den Saal zu verlaſſen, um ein anziehenderes Schauſpiel in Drurylane oder Haymarket, oder etwas Hörenswertheres im Hauſe der Gemeinen aufzuſuchen. Folgt aber mir und geduldet euch bis zur Vertagung; ſie wird nicht lange auf ſich warten laſſen, und inzwiſchen dürfte ſich eine intereſſante Debatte entſpinnen oder eine jener Perſönlichkeiten erſcheinen, deren Ruf ſo weit wie die Chriſtenheit reicht. Eben entſteht eine leichte Aufregung im Hauſe. Ein Herr iſt eingetreten, und ich rathe euch, ihn nicht aus den Augen zu laſſen. Er nimmt hart neben dem Lordkanzler ſeinen Platz, bleibt aber hier nur eine kurze Weile ſitzen. Sind euch Punch's Figuren gegenwärtig, ſo erkennt ihr ihn auf den erſten Blick. Eine magere, aber muskulöſe Geſtalt, ſcharf markirte, bewegliche Züge, eine Naſe, die jeder Beſchreibung ſpottet, gehüllt in einen Rock, der für einen weit ſtärkeren Mann gemacht ſcheint, die Beine in altmodiſche bunte Beinkleider, der Hals umwunden mit einer hohen, ſchwarz ſeidenen Cravate, dick wie ein Kräuterumſchlag. Wer mag das ſein? Wer ſonſt anders als Lord **Brougham**! fünfundachtzig Jahr alt, würde ſeine phyſiſche Thätigkeit einem Manne in der Lebensblüthe keine Schande machen. Wenige Minuten der Beobachtung können euch von ſeiner raſtloſen Beweglichkeit überzeugen. Ehe ihr's euch verſeht, iſt er auf von ſeinem Platz und im Nu am anderen Ende des Saals. Hier ſtimmt er in das herzliche Gelächter des Biſchofs von Oxford ein, und das volle, runde Geſicht „Slippery Sam's" — des **aalglatten Sam** (Samuel), unter welchem eben nicht zierenden Beiwort jeder Engländer das Kirchenlicht kennt — ſtrahlt von ſichtbarer Luſt. Kaum aber läßt er dem Biſchof Zeit, Etwas zu erwidern, denn ſchon iſt er mit beflügelten Schritten bei den Lords Granville und Somerſet, und ſich zwiſchen ſie ſetzend, plaudert er mit dem lebhaften Feuer eines Schulknaben, doch nicht lange, denn bald iſt er wieder auf den Beinen und hat mit einem halb Dutzend Peers Hände geſchüttelt. Uneingeſchüchtert von der überfeierlichen Miene des Marquis von Normanby, hat er dieſem ehrwürdigen Vorweltsmenſchen einen Scherz zugeworfen und iſt, ohne die Wirkung abzuwarten, windſchnell vorbeigeſtreift. Noch einige Worte mit Lord Derby, ein kurzes, belebtes Geſpräch mit dem Earl von Ellenborough, und er hat die Runde gemacht; überall wird er lächelnd bewillkommnet, überall findet er empfängliche und dankbare Hörer. Vielleicht ſieht man ſeinem Alter und ſeiner Größe nach, was bei einem jüngeren Manne als ungeziemend gerügt würde; gewiß aber genießt er eine Freiheit, die keinem ſeiner Kollegen geſtattet wird.

Eine ſchwerfällige Debatte, die ſich eine Stunde lang hingeſchleppt hat, kommt endlich zum Schluß; das Haus iſt ſpärlich beſetzt, und die Anzeichen einer baldigen Vertagung geben ſich kund. Wartet aber noch einen Augenblick, und eure Geduld wird ſich vielleicht reichlich lohnen. Eine kurze Pauſe, und von der Bank der Oppoſition erhebt ſich ein Greis langſam und ſchwach mit Hilfe eines Stockes, aber ſeine Stimme iſt kräftig und ſeine Geberdenſprache nachdrucksvoll. Ihr fragt euren Nachbar, wie der Lord heißt, und mit unverſtellter Verwunderung über eure Unwiſſenheit ſagt er: aber das iſt ja Lord Lyndhurſt!

Kein Mann der Oeffentlichkeit in England iſt vielleicht von ſolchem Intereſſe für einen Amerikaner, wie gerade Lord Lyndhurſt. Geboren in Boſton um die Zeit, wo Nordamerika noch in den Banden kolonialer Abhängigkeit von Großbritannien lag, erlebte er's, daß ſein Geburtsland ſich dem Vaſallenthum entwand, einen lang dauernden Kampf mit der mächtigſten Nation auf Erden kämpfte, das Recht auf Freiheit und Unabhängigkeit glücklich erfocht, mit koloſſalen Schritten die Bahn zu einer beiſpielloſen Blüthe verfolgte, eine unbeſtrittene Stelle unter den Großmächten der Chriſtenheit einnahm und zuletzt noch eine Rieſenkraft entfaltete, um eine Rebellion zu unterdrücken, gegen welche die catilinariſche Verſchwörung nur als das ohnmächtige Gebahren eines empörten Zwerges erſcheint.

Lindhurſt erhielt einen Ruf als Advokat nach England im Jahre 1804. Das geſchah, bevor die glänzenden Erfolge Erskine's an der Barre ihm den Sitz auf dem Wollſack erworben, bevor Wellington einen ruhmvollen und entſcheidenden Feldzug in Indien beendete, bevor die Glorienſonne Napoleons in Auſterlitz ihren Höhepunkt erreichte, bevor Pitt die Karte von Europa mit den traurigen Worten aus den Händen legte: „Die können wir nun auf ein halb Jahrhundert verſchließen", und gebrochenen Herzens in ein frühzeitiges Grab ſank; bevor Nelſon die vereinten Flotten Frankreichs und Spaniens bei Trafalgar vernichtete. Lord Byron hatte noch nicht die Univerſität Cambridge bezogen, Walter Scott hatte noch nicht ſein erſtes Gedicht an die Oeffentlichkeit gebracht und Canova ſtand noch auf dem Gipfel ſeines wohlerworbenen Künſtlerruhmes. Noch hatte nicht das erſte Dampfboot Robert Fulton's die ruhigen Gewäſſer des Hudſon aufgewühlt, Aaron Burr*) noch nicht ſeinen verrätheriſchen Plan geſchmiedet, Daniel Webſter noch nicht die Bahn ſeines Berufes angetreten, Thomas Jefferſon ſeine erſte amtliche Sendung als Präſident der Union noch nicht vollbracht.

Wie im Fluge wurde er zu den höchſten Ehren in ſeinem Berufe und zu den einflußreichſten Stellen in ſeinem Adoptivvaterlande befördert: 1819 General-Prokurator (Solicitor-General), 1823 Kronanwalt (Attorney-General), 1826 Archiv-Direktor (Master of the Rolls), 1827 Lordkanzler, in welcher Würde er bis 1830 verblieb, um ſie dann gegen das Amt des Oberſchatzmeiſters (Lord-Chief-Baron of the Exchequer) zu vertauſchen. Noch zweimal, 1835 und 1838, nahm er wieder den Sitz auf dem Wollſack ein.

Das Charakteriſtiſche der Reden Lyndhurſt's in ſeiner Blüthe war: unerſchütterliche Ruhe und Selbſtbeherrſchung, höchſt gefällige, maßhaltende Action, Unbefangenheit, wenn es galt, entweder eine verzwickte Frage zu löſen, oder die Wirkung eines in der That ſchlagenden Gegenargumentes zu ſchwächen. Dazu kommen: eine helle, wohltönende Stimme, große Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, die wundervolle, jedoch mit Beſcheiden-

*) Sein Plan, die transalleganiſchen Staaten von Nordamerika zu trennen und mit Mexiko zu einem beſonderen Staate zu verbinden, wurde (1807) von Jefferſon vereitelt.

Digitized by Google

heit gebrauchte Waffe der Ironie und des Spottes. Er iſt vielleicht der einzige im Oberhauſe, dem Lord Brougham zu begegnen ſich ſcheuet. Ueber dieſe Elemente einer erfolgreichen Redegewalt hat Lord Lyndhurſt bis noch vor kurzer Zeit unbeſchränkt verfügt.

Ich hörte ihn im Juli 1859. Das Haus war ſchwach vertreten. Eine kurze, unerhebliche Debatte, betreffend die Bill über den atlantiſchen Telegraphen, ließ eine baldige Vertagung vorausſehen. Da erhob ſich Lord Lyndhurſt, und zur Sache vorbemerkend, wie er ſchon früher ſeine Abſicht kundgegeben, die Aufmerkſamkeit Ihrer Lordſchaften auf die militäriſche und maritime Vertheidigung des Landes zu lenken, ging er zur eigentlichen Frage über. Es war, beiläufig erinnert, gerade um die Zeit, wo die eingebildete Gefahr einer franzöſiſchen Invaſion eine große, täglich anſchwellende Aufregung in England hervorgerufen. — Indeß gab es auch eine ſtarke Friedenspartei, die von allem Aufreizen in dieſer Richtung abmahnend, behauptete, der franzöſiſche Kaiſer wie die franzöſiſche Nation hegen die freundlichſte Geſinnung gegen England, und erachtete jeden zu Kriegsvorbereitungen aufgewendeten Schilling als Verſchwendung, Mißpolitik und verderblichen Blödſinn. An der Spitze dieſer Partei ſtanden Cobden und Bright.

Dieſer Anſchauung entgegentretend, England zu überzeugen, daß allerdings die Gefahr thatſächlich, handgreiflich hereindrohe, und daß es Ihrer Majeſtät Regierung dringende Pflicht ſei, für einen nicht bloß möglichen, ſondern wahrſcheinlichen Krieg zu rüſten — dazu nahm Lord Lyndhurſt das Wort an das Haus. Zuvörderſt verſicherte er Ihren Lordſchaften, die von ihm vertretene Politik ſei keineswegs eine angreifende, ſondern eine ſtreng abwehrende. Dann gab er einen geſchichtlichen Ueberblick aller früher verſuchten, feindlichen Landungen in England, hob das Hinderniß hervor, das allen bisherigen Verſuchen mit Segelſchiffen ſich entgegenſetzte, das aber durch die Dampfſchiffahrt ſeine Abwehrkraft verloren habe, und betonte dabei jenen Kernſpruch Palmerſtons: „Der Dampf hat den Kanal in einen Strom verwandelt und eine Brücke darüber geſchlagen."

Er bewies aus der neueſten Geſchichte, mit welcher Leichtigkeit Frankreich bedeutende Truppenmaſſen nach ſeinen Punkten zu werfen vermochte. Dann — ſeine Stimme zitterte vor innerer Bewegung — die Schleuſen ſeines wunderbaren Gedächtniſſes aufziehend, fuhr er fort: „Ich fühle ſo Etwas wie Demüthigung, wenn ich an dieſe Einzelheiten gehe. Ich erinnere mich der Zeit, wo jeder Punkt an der Küſte unſeres Nachbars von einem engliſchen Geſchwader blockirt wurde, der Tage bei Camperdown und St. Vincent, die Sir J. Jervis ſo ruhmvoll gemacht. Ich vergeſſe weder den großen Sieg auf dem Nil, noch das glorreiche Gefecht bei Trafalgar, das die vereinten Flotten der Franzoſen und Spanier faſt zu Grunde richtete. Ich vergleiche unſere damalige Stellung mit der gegenwärtigen: die Vertreibung der Franzoſen aus Aegypten, die ununterbrochene lange Reihe der Siege in Spanien, das Auftreten der britiſchen Armee im Süden Frankreichs und die große Schlacht, die dem Krieg ein Ende machte — all dieſe Ereigniſſe treten mir jetzt vor die Seele, und wenn ich auf ſie zurückſchaue, kann ich mich eines demüthigenden Gefühls nicht erwehren, dieſem Hauſe die Nothwendigkeit geeigneter Maßregeln für die Sicherheit des Vaterlandes darlegen zu müſſen."

Einen Augenblick hielt er hier inne, um ſeiner ſichtbaren Aufregung Herr zu werden, und mit einer Gewalt des Ausdrucks in ſeinem Mienenſpiel und einer Würde in ſeiner Haltung, die keine Feder beſchreibt, fuhr er fort: „Doch man könnte mich fragen: „„Weshalb dünken dich ſolche Maßregeln erforderlich? Sind wir nicht im Bündniß mit Frankreich? Stehen wir nicht mit Rußland auf Freundſchaftsfuß? Und welche Macht ſonſt hätten wir zu fürchten?"" Die Antwort auf dieſe Frage, Mylords, ſoll bündig und ſchlicht ſein: Ich werde mich nimmer dazu verſtehen, in der Abhängigkeit, ſei es von der Freundſchaft, ſei es von der Schonung, irgend eines fremden Landes zu leben. Ich vertraue lediglich auf meine eigene Kraft, mein eigenes Streben, meinen eigenen Verſtand." — Man kann ſich denken, daß dieſes offene, mannhafte Wort eine Salve heller „Cheers" hervorrief.

Auf den Krieg in Italien übergehend, wies er auf die ungeheure Heeresmacht Frankreichs zu Waſſer und zu Lande hin, betonte die ins Fabelhafte ſtreifende Schnelligkeit, mit der es ſeine Streitmaſſen in das öſterreichiſche Gebiet ſchleuderte, und ſchloß mit den Worten: „Und wir ſollen, die Hände im Schoße, an unſeren Geſtaden ſitzen und keine Vorkehrungen treffen, dieſer Macht im Falle eines Krieges die Spitze zu bieten? Ich will damit nicht ſagen, daß wir irgend einen herausfordernden, angreifenden Schritt thun; worauf ich beſtehe, das iſt, daß wir zu unſerem Schutz und Schirm jeden Nerv anſpannen müſſen; neben dieſem Zweck ſinkt die Koſtenfrage in ihr Nichts. Es iſt die Prämie, die wir für unſere Aſſekuranz zu zahlen haben, und für eine ſo beträchtliche Aſſekuranz iſt dieſe Prämie eine ſehr mäßige.

„Ich weiß, es giebt Leute, die ſagen werden: Wagen wir's darauf hin! — Es ſei. Aber, Mylords, wenn das Unheil käme, wenn die Feuersbrunſt ausbräche: welche Phantaſie vermöchte die Furchtbarkeit der Verwüſtung zu faſſen, welche Worte vermöchten die Größe des Unheils zu ſchildern? Man ſagt vielleicht, das ſind die zagen Rathſchläge des Alters. Mylords, ich meines Theils könnte es immer darauf hin wagen; für mich perſönlich habe ich nichts zu fürchten. Allein auf eine mögliche Gefahr und auf die Mittel, ihr vorzubeugen, hinweiſen, dürfte denn doch nicht als Verzagtheit, ſondern als Eingebung der Weisheit und Vorſicht bezeichnet werden. Ich habe mich auf unbeſtrittene Thatſachen, auf unwiderlegliche Schlüſſe beſchränkt; ich hoffe, nur Das geſagt zu haben, was mit Ihrem Fühlen und Meinen übereinſtimmt, und kann ſchließlich, was ich zu ſagen habe, in jene zwei feierlichen und gewichtigen Worte zuſammendrängen: Vae Victis!"

Erinnern wir uns, daß Lord Lyndhurſt damals ſein ſiebenundachtzigſtes Jahr zurückgelegt hatte, und daß dieſe ſtundenlange Rede von Anfang bis zu Ende, ohne das geringſte Anzeichen körperlicher oder geiſtiger Erſchlaffung zu verrathen, mit kräftiger, klarer, nie ſtockender Stimme vorgetragen wurde, daß ſie in der logiſchen Ordnung der Gedanken, in der richtigen Behandlung des Gegenſtandes wie in der Unumſtößlichkeit der Folgerungen gleich bewunderungswürdig ſich bewegte, ſo dürfte weder das Alterthum, noch die Neuzeit kaum etwas Aehnliches aufzuweiſen haben. — Die Rede war übrigens gewiſſermaßen ſein Schwanengeſang, denn er ſprach in der Folge nur nach langen Zwiſchenpauſen und vielleicht nur ein einziges Mal wieder ausführlich.

Ich habe oben ſchon Lord Brougham's erwähnt. Seine eigenthümliche Vortragsart iſt zu weltbekannt und von der Kritik anderweit zu gründlich gewürdigt, als daß hier am Orte wäre, Proben aus ſeinen Reden zu geben oder ſeine Art und Weiſe in der Debatte zu beſprechen. Jeder Mann von Bildung in unſerem Lande kennt ſeine Meiſtervertheidigung der Königin Karoline, ſeine bitteren Angriffe auf Canning, ſeine glänzende Schutzrede für Williams, der von der Durhamer Geiſtlichkeit verfolgt wurde. Bis auf den heutigen Tag bewahrt er dieſelbe rückſichtsloſe Richt-

Digitized by Google

achtung aller Oppoſition, denſelben verbiſſenen Grimm gegen alle conſervative Politik, denſelben Feuereifer in der Vertretung ſeiner fortſchrittlichen Grundſätze.

Eine kurze, aber wahre Lebensſkizze Shakſpeare's.

Wir haben jetzt, bei Gelegenheit des Shakſpeare-Jubiläums, wieder ſo viel Fabelhaftes und längſt Widerlegtes über Shakſpeare's Leben hören und leſen müſſen, daß wir uns dadurch angeregt fanden, für unſere Leſer die nachſtehende Skizze als das Ergebniß deſſen zuſammenzuſtellen, was neuere Biographen und Kritiker, wie Skottowe, Drce, Delius und Kreißig als authentiſch ermittelt haben:

William Shakſpeare ſtammt aus einer Familie, die in Warwickſhire, einer Grafſchaft des mittleren Englands, nachweislich ſchon im 14. Jahrhundert, in vielfachen Abzweigungen, anſäßig geweſen, ohne daß, ſo viel ſich bisher hat ermitteln laſſen, vor dem großen Dichter ſich irgend ein Mitglied der Familie zu einer höheren Lebensſtellung emporgearbeitet hätte.

Der Vater deſſelben, John Shakſpeare, war aus dem Dorfe Snitterfield, wo die Familie angeſeſſen war, im Jahre 1551 nach der Stadt Stratford am Avon gezogen, wo im Jahre 1564, angeblich am 23. April, unſer William als das älteſte von acht Kindern geboren wurde. John Shakſpeare ſcheint den landwirthſchaftlichen Betrieb, wozu auch der Handel mit Wolle und Schlachtvieh gehörte, mit allerlei ſtädtiſchen Handtierungen verbunden zu haben. Seine Frau ſtammte aus einer angeſehenen engliſchen Gutsbeſitzer-Familie Namens Arden.

In Stratford beſtand von Alters her eine lateiniſche Schule, die William Shakſpeare nicht ohne Nutzen beſucht zu haben ſcheint, da er ſchon in ſeinen früheſten Dichtungen eine gute Kenntniß der alten Mythologie und der römiſchen Geſchichte an den Tag legt.

Im Jahre 1582, als Shakſpeare 18 Jahre alt war, ließ er ſich mit der ſieben Jahre älteren Anna Hathaway kirchlich copuliren, und zwar nach vorher eingeholtem Dispens vom dreimaligen Aufgebot. Sechs Monate nach ſeiner Verheirathung wurde dem jungen Ehemann die älteſte Tochter geboren, die den Namen Suſanne erhielt und nachmals an einen Arzt, Dr. Hall, verheirathet ward. Im folgenden Jahre wurden ihm Zwillinge geſchenkt, ein Mädchen, Judith, und ein Knabe, deſſen Name nach dem Kirchenbuche von Stratford „Hamnet" geleſen wird, der jedoch, wenn man die gothiſche Frakturſchrift der ſechs Buchſtaben Hamnel richtig lieſt, d. h. als S. a. m. u. e. l., Samuel heißt. Der Knabe ſtarb, als er 11 Jahre alt war. Judith, verehelichte Guiney, wurde 77 Jahr alt. Von den Kindern Shakſpeare's ſind keine Nachkommen mehr vorhanden.

Die Einwohner Stratfords waren damals ganz außerordentliche Liebhaber theatraliſcher Aufführungen. Es ſteht feſt, daß vom Jahre 1569, als Shakſpeare 5 Jahr alt war, bis zum Jahre 1587, als Shakſpeare 23 Jahr alt war, nicht weniger als 24 Mal Schauſpieler-Geſellſchaften nach Stratford kamen, um hier eine Reihe von Vorſtellungen zu geben. Die berühmten Schauſpieler-Namen Burbadge und Green kommen auch in den Stadtbüchern von Stratford als Namen von Bürgern und Einwohnern dieſer Stadt zur Zeit Shakſpeare's vor. Letzterer war mit ſeinen Landsleuten, den Schauſpielern Burbadge und Green, auf das Innigſte befreundet. Richard Burbadge ſpielte nachmals die Hauptrollen in Shakſpeare's Stücken.

Kein Wunder war es demnach, daß der junge William ſehr bald auch Geſchmack am Theater fand, und daß er durch die gerade um jene Zeit aus den alten Myſterien und Masken-Darſtellungen neu hervorgegangene engliſche Tragödie und Komödie ſich angeregt fand, ſein poetiſches Genie darin zu verſuchen!

Wir können, nachdem die Akten darüber längſt geſchloſſen, Alles, was von Shakſpeare's Jugendſtreichen, von ſeiner Flucht wegen Wilddieberei, von ſeinem Debüt am Londoner Theater als Pferdehalter ꝛc. erzählt wird, als abgeſchmackte Märchen anſehen. Ebenſo iſt völlig erfunden, wenn erzählt wird, daß er nach jener angeblichen Flucht eine Zeitlang Dorfſchulmeiſter und Schreiber bei einem Rechtsanwalt geweſen. Auch zum Schlächtergeſellen haben ihn ſogar einige Philiſter von Biographen gemacht. Wir dürfen vielmehr mit Sicherheit annehmen, daß er auf Anregung ſeiner Stratforder Jugendfreunde Burbadge und Green unmittelbar von Stratford nach London ging und dort ſogleich wegen ſeines ſchöpferiſchen poetiſchen Talents eine ſehr auskömmliche Anſtellung am Theater fand.

Es geſchah dies im Jahre 1587. Bereits zwei Jahre darauf iſt Shakſpeare Miteigenthümer des von Green geleiteten Blackfriars-Theaters, was er nicht in Folge ſeiner Leiſtungen als Schauſpieler geworden ſein konnte, da dieſe niemals ſehr bedeutend waren, ſondern nur in Folge ſeiner Thätigkeit mit der Feder, die ſich Anfangs auf die wirkungsreiche Bearbeitung fremder Stücke beſchränkte.

Bereits im Jahre 1590, als er von den eigenen Dramen erſt den Perikles geſchrieben, erregten ſeine Erfolge die Eiferſucht ſeines Landsmannes Green, der ebenfalls Theaterdichter war und unſerem Shakſpeare in einem Anfalle von Neid vorwarf, „daß er ſich mit fremden Federn ſchmücke und ſich gleichwohl einbilde, die ganze Bühne aus den Angeln heben und eine neue Epoche beginnen zu können." In der That ſteigerten ſich von dieſer Zeit die Erfolge Shakſpeare's immer mehr, namentlich aber entwickelte er um die Gränzſcheide der beiden Jahrhunderte eine wahrhaft erſtaunliche Fruchtbarkeit. Zwiſchen 1589 und 1613, in einem Zeitraume von 24 Jahren, ſchuf er 37 Stücke, von denen nur vier Ueberarbeitungen älterer Dramen genannt werden können. Im erſten Jahrzehend überwiegen die Liebes-Komödien und Tragödien — Verlorene Liebesmüh und Komödie der Irrungen 1591, Sommernachtstraum 1594, Zähmung der Widerſpenſtigen 1596, Kaufmann von Venedig 1597, Romeo und Julie 1597, Ende gut, Alles gut 1598 — im zweiten Jahrzehend dagegen die hiſtoriſchen Trauerſpiele, von denen jedoch die Trilogie Heinrich VI. bereits in der allererſten Periode entſtanden war.

Shakſpeare's äußerer Wohlſtand nahm ſichtlich zu. Als im Jahre 1597 Stratford von einer Hungersnoth heimgeſucht war, ſcheint er dorthin Getraide geſandt zu haben, indem berichtet wird, daß er daſelbſt große Vorräthe gehabt. 1598 beſaß er in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſeine Familie in jedem Jahre beſuchte und wo er abwechſelnd mit London wohnte, bereits ein großes Haus — New Place — im beſten Stadttheil. 1602—3 kaufte er noch verſchiedene Grundſtücke dazu; 1605 erwarb er einen kirchlichen Zehnten für 440 Pfd. (2000 Thlr.); 1609 bezahlte er in der Londoner Vorſtadt Southwark, jenſeits der Themſe, wo er nahe dem Globe-Theater wohnte, die höchſte Armenſteuer in dieſem Stadtviertel! Man berechnet für ſeine letzten Lebensjahre ſein jährliches Einkommen auf 400 Pfd., was dem Werth einer heutigen Revenue von 1600 Pfd. oder 11000 Thlr. gleichkommen würde.

Digitized by Google

Sein geſelliges Leben in London ſcheint ſeinen glänzenden Erfolgen, ſeinem trefflichen Charakter und der Alles beherrſchenden Gewalt ſeines Geiſtes entſprochen zu haben. Seit 1599 bildete er den Glanzpunkt des von Walter Raleigh geſtifteten Klubs „die Meermaid." In dieſem Klub der Schöngeiſter lieferten ſich Shakſpeare und der Dichter Ben Jonſen jene berühmten Schlachten des Geiſtes und des Witzes, von denen noch heutzutage manche Ueberlieferungen vorhanden ſind. Hierher kam auch zuweilen ſein edler Freund, Graf v. Southampton, an den Shakſpeare's Sonette zum Theil gerichtet ſind, und der ganz unzweifelhaft einer der gebildetſten, ritterlichſten Männer ſeiner Zeit war.

Von Arbeiten und Erfolgen geſättigt, verließ Shakſpeare um das Jahr 1614 die Hauptſtadt und das Theater, um in ſeiner Heimat die Früchte ruhmvoller und glücklicher Anſtrengungen in Ruhe zu genießen. Das Schickſal verſagte ihm jedoch einen längeren Genuß der Früchte ſeiner Arbeit. Der Tod ereilte ihn am 23. April 1616, 52 Jahr alt, nachdem er am 25. März deſſelben Jahres ſein noch vorhandenes Teſtament bei voller Geſundheit unterzeichnet hatte.

Ueber ſeine letzte Krankheit giebt das Tagebuch des Dr. Hall, ſeines Schwiegerſohnes und Arztes, das zufällig erhalten iſt, jedoch erſt mit dem Jahre 1617 beginnt, keine Auskunft. Er ſcheint einem Schlaganfall erlegen zu ſein. Sein letzter Wille ſetzt dieſen Dr. Hall und deſſen Frau, Shakſpeare's Lieblingstochter Suſanne, zu Univerſalerben ein. Dieſer letzte Wille iſt kürzlich, als Anhang zu Friswell's „Life Portraits of Shakspeare", in einem photographirten Facſimile erſchienen, aus welchem ſich ergiebt, daß ein mit dem letzten Willen Shakſpeare's verbunden geweſenes Inventar ſeines Nachlaſſes (wahrſcheinlich mit Einſchluß ſeiner Vermögens-Betheiligung an dem Globe-Theater in London) von Dr. Hall am 22. Juni 1616 bei dem „Prärogativ-Gerichtshof" in Canterbury deponirt worden iſt. Man will nun in den Archiven dieſes Gerichtshofes Nachforſchungen nach dieſem intereſſanten Inventar anſtellen.

Shakſpeare's Grab befindet ſich in der alten gothiſchen Kirche zu Stratford, wo ihm auch bald nach ſeinem Tode ein Denkmal geſetzt wurde, aus ſeiner damals bunt übermalt geweſenen Büſte beſtehend, die mit dem Antlitze der Bildſäule des Dichters in der Weſtminſter Abtei kaum eine entfernte Aehnlichkeit hat. Nach dieſer Bildſäule ſind aber die meiſten uns bekannten idealiſirten Köpfe Shakſpeare's geformt. Kein einziges der vorhandenen Bildniſſe Shakſpeare's, mit Einſchluß des ſogenannten „Chandos-Portrait", kann ſich eines beglaubigten Zeugniſſes der Aehnlichkeit mit dem Dichter rühmen. Am ähnlichſten dürfte ihm noch die bald nach ſeinem Tode in der Kirche ſeiner Vaterſtadt aufgeſtellte Büſte ſein, obwohl dieſe ebenſo jeder idealen Auffaſſung ermangelt, als die Bildſäule in Weſtminſter an allzu ſtarkem Idealismus leidet.

In dem Shakſpeare-Hauſe in Stratford, welches neuerdings reſtaurirt worden iſt, hat man nach einem neuen und ſehr hübſchen Plane eine Bibliothek aufgeſtellt, welche Alles, was von und über Shakſpeare hier und in allen Ländern geſchrieben worden, in ſich faſſen ſoll: alle verſchiedenen Ausgaben des Textes, Ueberſetzungen, Commentare, Biographien u. ſ. w. Es ſind bereits mehrere Hundert Bände geſchenkt worden. In Deutſchland, auf deſſen Boden ebenfalls eine reiche Shakſpeare-Literatur erwachſen iſt, wird dieſe ſinnige Beſtimmung des Geburtshauſes des Dichters gewiß Anklang finden, und es wird wohl die bloße Hinweiſung genügen, um jeden Verleger, der einen dem Zwecke entſprechenden Beitrag aus ſeinem Vorrathe beiſteuern kann, zur bereitwilligen Mitwirkung zu bewegen. Die Buchhandlungen von Williams und Norgate in London und von Ludwig Denicke in Leipzig ſind gewiß gern erbötig, Zuſendungen entgegenzunehmen und an das Stratforder Comité zu übermitteln.

Dänemark.

Zur däniſchen Kriegsliteratur.

In Nr. 2 dieſes Jahrganges unſerer Blätter nahmen wir Veranlaſſung, die „klaſſiſchen" Kriegsergüſſe unſerer däniſchen Feinde zu beſprechen und durch wörtliche Wiedergabe verſchiedener Stellen unſeren Leſern vorzuführen. Da wir uns ſtreng, ohne Deutelei an den Buchſtaben hielten, konnte unſer Bericht nicht dazu dienen, die Dänen in den Augen ehrlicher Nationen beſonders zu heben, weshalb ſie uns jenen vorzüglich in ſchleswig-holſteiniſchen Zeitungen nachgedruckten und weiter verbreiteten Artikel in ihrer Weiſe ſehr übel vermerkten.

Leider ſind wir genöthigt, nochmals auf jene widerliche Kriegsliteratur zurückzukommen, diesmal jedoch nur, um zu erklären, daß der däniſche „Hiſtoriker" W. Holſt nicht ganz ſo brutal ſchrieb, wie z. B. ein Heer V. H. in der Kopenhagener „Illuſtreret Tidende" vom 3. Auguſt 1862 (Nr. 149), S. 4, in dem tragikomiſchen Artikel „Ein Tag Cantonnementsleben im Jahre 1848" (En Dags Cantonnementsliv i 1848).

Es handelt ſich hier für uns um den ebenſo tapferen als ehrenwerthen Major v. Staffeldt, der nach dem Ueberfall von Fridericia beim Durchwaten des Randsfjords, obwohl auf dem Rückzuge, doch wie ein echter Held ſtarb. Herr W. H (Wilhelm Holſt) ſagt hierüber auf S. 230 ſeines früher beſprochenen Geſchichtswerkes: „Er erreichte mit etwa einem Dutzend Leute die Furt, als er ſich plötzlich umringt ſah. „„Ergeben Sie ſich, Herr Kammerjunker"", rief ihm der Lieutenant Jäger zu, der vor dem Kriege Unteroffizier geweſen und in ſeiner (Staffeldt's) Compagnie in Rendsburg geſtanden hatte. „Niemals!" ſchrie der Verzweifelte und ſtürzte ſich ins Waſſer; noch einmal wurde er aufgefordert, ſich zu ergeben, worauf er erſchoſſen wurde." (Wie die Fama ſagt, von demſelben Lieutenant Jäger mit einem Riffel, den er einem Gemeinen zu dieſem Zweck entriß!)

In dieſem Bericht iſt ſonſt noch von Staffeldt geſagt, daß er weniger aus Neigung, als dem Drange der Umſtände nachgebend, ſich den Schleswig-Holſteinern angeſchloſſen und ſpäter ſeinen „Abfall" bitter bereut haben ſolle. Gegen dieſe Verleumdung hat er am beſten durch die Art ſeines Todes proteſtirt, und es gehört dem gegenüber ſchon die gemeine Geſinnung eines Dänen dazu, eine ſolche Lüge dem Todten nachzurufen. Doch nun zu dem lateiniſchen Herrn V. H., der uns eine zugleich witzige, rührende, gemüthliche und bramarbaſirende Beſchreibung von Fridericia und Umgegend, ſowie von dem Tage giebt, den er als Offizier mit zwei anderen Offizieren und einem Militärarzt (ſämmtlich Univerſitäts-Kameraden) dort verlebte. Gleich am Eingange ſtoßen wir auf die Worte: „Ich wohnte in Egeskov, dicht am Randsfjord, wo der Verräther Staffeldt ſich am Tage (Nacht!) von Fridericia, nachdem ſeine Abtheilung zerſprengt war, hinüberzuretten verſuchte, aber ſtatt deſſen den Tod von der Hand eines früheren Untergebenen fand!" Welche tückiſche Freude über den Tod eines (vielleicht ſtrengen und ſtelzen) deutſchen Com-

Digitized by Google

pagniechefs von der Hand eines däniſchen Untergebenen leuchtet aus dieſen wenigen Worten, und welche Brutalität muß in der Natur des däniſchen Schreibers liegen, daß nicht einmal eine akademiſche Erziehung und Bildung ihn lehren konnte, dieſelbe wenigſtens etwas zu verbergen, noch dazu beim Erzählen eines Geſchichtchens, das zur Erheiterung der „gebildeten Welt" dienen ſoll. Aller Firniß nützt nichts: der von einer Schurkenkugel gefallene tapfere Feind muß noch 14 Jahre nach ſeinem Tode öffentlich Verräther geſchimpft werden! F. M.

Rußland.

Moskau, Rom und Konſtantinopel.

II.

Die ruſſiſche Kirche in ihren Beziehungen zur römiſchen.

Wir fahren fort, nach der geſchichtlichen Forſchung des Frhrn. J. A. v. Helfert in der „öſterreichiſchen Revue", einen Ueberblick zu geben, und zwar über das Verhältniß der ruſſiſchen zur römiſchen Kirche:

„In den erſten Jahrhunderten nach der Chriſtianiſirung Rußlands ſind ſchon die Keime alles deſſen zu finden, was ſich im Laufe der Zeiten entwickelt hat. Namentlich iſt es ein doppelter Gegenſatz, deſſen wechſelvolles Spiel man von Anfang her im Auge behalten muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, die heutigen Zuſtände für willkürlich gemachte oder muthwillig herbeigeführte zu halten……

„Die beiden Gegenſätze ſind:

„Von der *einen* Seite die formell ununterbrochen fortgeſetzte Verbindung und Gemeinſchaft der ruſſiſchen Kirche mit Konſtantinopel, und daneben doch wieder das ſehr frühzeitig auftretende *Beſtreben der ruſſiſchen Herrſcher, ſich in kirchlicher Hinſicht Konſtantinopel gegenüber möglichſt ſelbſtändig und unabhängig zu ſtellen.*

„Von der *anderen* Seite die von Zeit zu Zeit immer wieder hervorkommenden Beziehungen der ruſſiſchen Kirche zu Rom und zum chriſtlichen Abendlande, die aber doch jedesmal keine dauernden Folgen zurücklaſſen, und zwar in den früheren Jahrhunderten *mitunter*, in den ſpäteren *vorzüglich durch den eingepflanzten Widerwillen der Kleriſei und die gegentheiligen Bemühungen der Politik des benachbarten Potenthums.*"

Die ruſſiſche Kirche empfing ihre Metropoliten von Rechtswegen aus Konſtantinopel. Die Patriarchen daſelbſt hatten ſich vorbehalten, die jeweiligen Metropoliten von Kiew zu ernennen und zu weihen. Sie übten dies in der erſten Zeit unbeirrt aus, und es lag bei der Neuheit der chriſtlichen Lehre unter den Ruſſen in der Natur der Sache, daß ſie erprobte Männer ihres eigenen Landes und ihres Vertrauens hinſchickten. Die erſten vier Metropoliten von Kiew waren Griechen; dann aber ſcheint die nationale Eiferſucht erwacht zu ſein. Die Großfürſten miſchten ſich in die Sache, und bereits 1051 ließ Jaroslaw I., Wladimir's I. kräftiger Sohn, auf einer von ihm berufenen Synode der Biſchöfe ſeines Reiches einen Ruſſen zum Metropoliten wählen. Ja, ſie gingen weiter und zogen andere Dinge der chriſtlichen Gerichtsbarkeit, z. B. die Heiligſprechung, vor ihr Forum. Seit 1164 ernannte, einem vorhergegangenen Abkommen gemäß, der Patriarch von Konſtantinopel keinen Metropoliten von Rußland mehr ohne vorhergegangene Zuſtimmung des Großfürſten.

Zehn Jahre ſpäter, als die ruſſiſche Großfürſtin Olga in Konſtantinopel die Taufe empfing, wurde Herzog Mieczyslaw von Polen durch die Hand der böhmiſchen Prinzeſſin Dobrawka zum Chriſtenthum bekehrt (963); zu Ehren des heiligen Wenzel, Ohms der frommen Königin, wurde in Krakau eine Kirche errichtet. Mieczyslaw legte ſein Wort auch für die Bekehrung ſeines Volkes ein, und das von Otto dem Großen mit Gutheißung des Papſtes 968 geſtiftete Biſthum Poſen bildete den erſten Sprengel, dem gleichfalls von Kaiſer Otto geſtifteten Erzbiſthum Magdeburg zugehörig. Im Jahre 997 erlitt der böhmiſche Adalbert bei den wilden Preußen den Martyrtod, und mehr als der lebende Glaubensbote trug der hingeſchlachtete Blutzeuge zur Bekehrung der heidniſchen Polen bei. Otto III. errichtete auf ſeiner berühmten Pilgerfahrt nach Poſen in Gneſen beim Grabe des heiligen Adalbert ein Erzbiſthum, und ordnete der Metropote die neu geſtifteten Biſthümer Kolberg in Pommern, Breslau und Krakau unter. Später unter Mieczyslaw kamen noch die Biſthümer Plock in Maſſovien und Wloclawek in Kujawien dazu.

Die unmittelbare Nachbarſchaft eines dem römiſchen Stuhle ergebenen ſtammverwandten Volkes und Herrſcherhauſes hätte, ſo ſollte man meinen, dazu beitragen müſſen, die Beziehungen der ruſſiſchen Kirche zur lateiniſchen ebenſo zu erleichtern und zu vervielfältigen, als zu ſtärken und zu befeſtigen. Es fand aber das Gegentheil ſtatt, und gerade die Nachbarſchaft und Stammverwandtſchaft war die Haupturſache davon.

Die gottesdienſtliche Sprache der Ruſſen war zuerſt die griechiſche, ſpäter die ſlaviſche. Kultus und ſonſtige Bräuche geſtalteten ſich demnach im Laufe der Zeit bei Ruſſen und Polen ziemlich verſchieden, während ſie das Meiſte und Weſentlichſte mit einander gemein hatten. Der dogmatiſche Krieg über das filioque ließ zu jener Zeit, wie es ſcheint, die ruſſiſche Geiſtlichkeit noch unberührt; an *dem hierarchiſchen Vorzug der römiſchen Kirche aber wurde damals nicht gezweifelt.* Die ruſſiſche Kirche hat Heilige der lateiniſchen anerkannt und angenommen; ſo z. B. den heiligen (Papſt) Klemens, deſſen Tag (25. November) auch ſo ziemlich zuſammenfällt mit dem des römiſchen Kalenders (23. November); ferner den heiligen Wentzel und die heilige Ludmilla u. A. Die auf dem Concil zu Bari 1098 angeordnete Kirchenfeier der Uebertragung der Reſte des heiligen Nikolaus von Myra nach Bari wurde von der ruſſiſchen Kirche mit der Motivirung, „daß der Papſt zu Rom dies eingeführt habe," in ihren Feſtcyklus aufgenommen. Im Jahre 1117 kam aus dem Abendlande der heilige Anton nach Nowgorod, wo er das berühmte Antoniuskloſter ſtiftete; heute noch werden goldene und ſilberne Kirchengeräthſchaften mit lateiniſchen Inſchriften gezeigt, die er mitgebracht habe. Vom zwölften Jahrhundert ab treffen wir nicht blos römiſche Katholiken, ſondern auch Capellen und Kirchen in verſchiedenen Theilen von Rußland; ſo in Kiew, Perejaslaw, Ladoga, Nowgorod, Pſkow, wo die Lateiner ein bedeutſames Element der ſtädtiſchen Bevölkerung bildeten.

Ueberhaupt ſcheint es die Politik Jaroslaw's geweſen zu ſein, Verbindungen mit dem Weſten anzuknüpfen; nicht in Konſtantinopel, ſondern im Abendlande ſuchte er die Gemahlinnen für ſeine Söhne, wie er umgekehrt ſeine Töchter an weſtliche Fürſten, nach Polen, Norwegen, Ungarn und Frankreich verheiratete. Dieſe Heiraten dauern auch noch ſpäter fort. Agnes, die Gemahlin des deutſchen Königs Heinrich IV., war eine Tochter Wſewolod's I.;

Digitized by Google

polniſche, böhmiſche Prinzeſſinnen heirateten ruſſiſche Fürſten, ohne daß Spuren von Verlegenheiten aus Konfeſſions-Unterſchieden hervortraten; es fehlte ſogar nicht an unmittelbaren Beziehungen ruſſiſcher Fürſten und Kirchenhäupter zu Rom ſelbſt, bei denen es ſich um die Oberlehnsherrſchaft der Kirche über Rußland und dergleichen handelte. Freilich waren es vertriebene Fürſten, welche dieſe Bedingungen ſich gefallen ließen.

Von der polniſchen Geiſtlichkeit wurden, wie es ſcheint, von Anfang an dieſe Verſuche gegenſeitiger Annäherung zwiſchen Rußland und Rom mit ſcheelen Augen angeſehen. Sie gewahrte nicht die weſentlichen Stücke, in denen die ruſſiſche Kirche mit der apoſtoliſchen ſtimmte, ſondern legte auf äußerliche Unterſchiede wie auf bösartige Ketzereien ein ungewöhnliches Gewicht. Sie dachte nicht auf Anbahnung eines Verſtändniſſes, ſondern auf Ausrottung der ruſſiſchen Mißbräuche, wie z. B. aus einem Briefe des Biſchofs von Krakau an den berühmten Abt Bernhard von Clairvaux vom Jahre 1150 hervorgeht.

Von Photius Auftreten 1053 bis zur Einnahme von Konſtantinopel 1453 ſind genau vierhundert Jahre. In dieſer ganzen Zeit haben die Verſuche nicht aufgehört, eine Wiederausſöhnung der feindlichen Geſchwiſter herbeizuführen, und auch die Ruſſen haben Theil genommen. Freilich meinten es die Byzantiner nicht ernſt; nur ihre Noth und die ſteigende Gefahr, von den Türken verſchlungen zu werden, beſtimmte ſie, zu dieſem Mittel zu greifen, um die Hilfe des Abendlandes zu gewinnen.

Auf dem letzten Concil zu Ferrara und Florenz (1438 und 1439), als den Byzantinern das Waſſer bis an den Hals geſtiegen war, kam eine Einigung — eine ſcheinbare — zu Stande.

Der Papſt, 8 Kardinäle, 2 Patriarchen, 8 Erzbiſchöfe, 52 Biſchöfe und 45 Aebte wohnten der Eröffnung des Concils von Florenz bei — und unter ihnen befand ſich auch der Metropolit Iſidor von Rußland, der am 8. September 1437 von Moskau abgereiſt war und ſeinen langen Weg über die Oſtſee, Lübeck, Erfurt, Nürnberg, Tyrol genommen hatte. Iſidor war einer der treueſten Anhänger des Erzbiſchofs Beſſarian von Nicäa, der von den Griechen die Einigung am eifeigſten betrieb und ſpäter Kardinal wurde.

Die Einigung ſcheiterte an dem fanatiſchen Klerus und dem Volke von Konſtantinopel, welches die Friedensſtifter mit lautem Schimpfen Ungeſäuerte (Azymiten), Lateiner, Verräther und Abtrünnige nannte. Die Geſchichte ging ihren Gang und 1453 fiel Neu-Rom in die Gewalt der Türken. Noch im Jahre 1452 war ein letzter Verſuch gemacht worden; der ehemalige Metropolit von Rußland, jetziger Kardinal Iſidor, erneuerte am 12. Dezember 1452 in der Sophienkirche die Feier der Vereinigung beider Kirchen, aber es entſtand ein Aufruhr. Die lateiniſche Liturgie des Legaten hatte die Wuth der fanatiſchen Popen erregt, und zuletzt wurden alle Geiſtlichen, die an dem Gottesdienſte Theil genommen, in den Bahn gethan, die Sophienkirche aber, die ein Jahr darauf bereits türkiſche Moſchee wurde, für entweiht erklärt.

Die Unterſchiede der griechiſchen Kirche von der lateiniſchen beziehen ſich auf dreierlei: Ritus, Dogma, und Dependenz (Anerkennung des Primates), und ſind im Grunde genommen ſehr unweſentlich. Was den Ritus betrifft, ſo hält die griechiſche Kirche mehr am Alterthümlichen feſt, und erklärt gewiſſe Bräuche und Uebungen für weſentlich, welche die lateiniſche für ſehr beilſam un löblich, aber unweſentlich erklärt; z. B. ob beim heiligen Abendmahl das Brot geſäuert oder ungeſäuert ſein muß; ebenſo die Anwendung der Nationalſprache, die Verheiratung der Geiſtlichen vor Empfang der höheren Weihen. Die unirten Griechen folgen darin unbehindert ihrem Herkommen.

Die dogmatiſche Schwierigkeit, die in dem Zuſatze filioque und in der Lehre vom Reinigungsorte (Fegfeuer) beſteht, iſt nicht beſonders tief gehend, denn die Einigungsformel war bereits feſtgeſtellt. Rom verlangte blos, daß man den Zuſatz filioque nicht für eine Ketzerei ausgeben möchte, ohne den Byzantinern zuzumuthen, denſelben in ihr Credo aufzunehmen. Für Verſtorbene beten ſowohl Griechen, wie Ruſſen, unterſcheiden ſich alſo mehr dem Namen als der Sache nach von den Katholiken, wenigſtens von denjenigen, welche das Purgatorium nur als einen nicht näher beſtimmbaren Reinigungs- und Läuterungszuſtand auffaſſen.

Die Anerkennung des apoſtoliſchen Primates von Rom haben die Griechen nicht geleugnet, und leugnen ſie noch jetzt nicht. Ihre gottesdienſtlichen Bücher und Rituale beweiſen das. In ihren Litaneien flehen ſie um die Fürbitte des heiligen Petrus, „Fürſten der Apoſtel" und „Felſens der Kirche Chriſti", des heiligen Klemens des „Schülers Petri", des heiligen (Papſtes) Sylveſter „Haupt des geheiligten Conciliums, göttlichen Oberhaupts der heiligen Kirche", des heiligen (Papſtes) Leo, „Säule der Orthodoxen der Kirche Jeſu, Nachfolger des ruhmvollen Petrus" u. ſ. w.

Um ihre Trennung zu rechtfertigen, bezüchtigt die griechiſche Kirche die römiſche eines „Abfalls von der wahren Lehre."

Ein Hauptbuch, in welchem die griechiſch-ruſſiſche Kirche ihre Beſchwerden gegen die Lateiner niedergelegt hat, iſt die Kozmeaja Kaiga, die im 13. oder 14. Jahrhundert von einem Serben oder Bulgaren aus einem älteren griechiſchen Buche überſetzt ſein mag und noch in neuerer Zeit zu Moskau neu aufgelegt worden. Das Sündenregiſter, das hier aufgeſtellt wird, iſt ein Gewebe von Entſtellung und offenbaren Lügen und beweiſt nur für die geiſtige Verſunkenheit des Byzantinismus. Man höre einen der ſtärkſten Vorwürfe: „Statt des Brotes opfern ſie (die Lateiner) ungeſäuertes (Brot)!

Sie faſten an Samſtagen, und wenn auf den Samſtag Chriſti Geburt oder Heiligung fällt, ſo löſen ſie die Faſten nicht auf trotz des Feſttages. In der großen Faſte faſten ſie nicht, ſondern eſſen ſelbſt am Chardonnerſtag Eier, Käſe und Milch.

Vom Mittwoche der erſten Faſtenwoche bis Oſtern ſingen ſie gar kein Halleluja.

Sie machen das Crucifix nicht mit Farben, ſondern aus einem Holze oder in Stein geſchnitzt.

Wenn ſie in die Kirche Gottes kommen, fallen ſie mit dem Geſicht zur Erde, und ſo liegend flüſtern ſie.

In den heiligen Altar (Ikonoſtaſe) kann Jeder hineingehen, auch Weiber. Sie eſſen Erſticktes, von Raubthieren Angefreſſenes, Fiſchottern, Schildkröten, und wenn es ſonſt noch etwas Grauſigeres giebt.

Ihre Biſchöfe und Prieſter machen ihr Kleid nicht aus Wolle, ſondern weben es mit rothen Fäden und kleiden ſich buntſcheckig u. ſ. w.

Mit allen fünf Fingern geben ſie den Segen und bekreuzen ſich mit der Mitte des Daumens u. ſ. w."

Doch genug von dieſen Kapitalverbrechen, die freilich in den Vorwürfen, welche die aufgeklärte polniſche Geiſtlichkeit den Ruſſen und Griechen macht, ihr Seitenſtück haben. Sie ſind einander werth.

Nord-Amerika.

Literariſche Briefe aus New-York.

Oeffentliche und Privat-Bücherſammlungen und Leſehallen.

Wir laſſen unſeren in Nr. 3 und 4 des „Magazin“ von 1864 enthaltenen Mittheilungen über die literariſchen Inſtitute in New-York und ſpeziell über die Aſtor-Bibliothek noch einige Nachrichten über andere Bücherſammlungen und Leſehallen der hieſigen Stadt folgen:

Das Cooper Institute gehört zwar nicht eigentlich zu den Bibliotheken, verdient aber doch, wegen ſeiner eigenthümlichen Entſtehung, eine beſondere Erwähnung. Ein reicher, noch lebender Kaufmann Peter Cooper, machte im Jahr 1857 der Stadt New-York eine Schenkung mit einem großen fünfſtöckigen Hauſe — im Werthe von 300,000 Doll. — unter der Bedingung, daß der Ertrag desſelben zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe verwendet werde (to be devoted to the moral, intellectual and physical improvement of his countrymen). Zwei Stockwerke des Hauſes ſind nun als Läden, Magazine und Comptoirs vermiethet, ebenſo das Baſement (der unterirdiſche Theil, der hier zu Lande im Allgemeinen, ähnlich wie in England, benutzt wird), woſelbſt ein „Lecture Room“ — 125 Fuß lang und 82 Fuß breit — zur Abhaltung von Reden und Vorleſungen benutzt wird. In den oberen Stockwerken ſind Unterrichtsſäle, (Classes and lecture-rooms) in welchen in einem mehrjährigen regelmäßigen Curſus Unterricht in allen Zweigen der Mathematik, im Zeichnen, in der Chemie (elementary and applied) ertheilt, und über einzelne Gegenſtände (natural and mechanical philosophy etc.) Vorträge gehalten werden. Dieſes ſind Night-Classes, wo in den Abendſtunden Unterricht ertheilt wird. Während des Tages werden Mädchen im Zeichnen und Malen unterrichtet (School of design for women). Alle dieſe Unterrichtsgegenſtände ſind „free to all“; ſie werden unentgeltlich gelehrt, da die Ausgaben aus dem Ertrag der vermietheten Stockwerke beſtritten werden. Ein anderer großer Saal ſteht als Leſezimmer Jedem unentgeltlich zur Benutzung frei; man findet daſelbſt amerikaniſche, engliſche (eigentlich engländiſche), deutſche, franzöſiſche, auch 1—2 italiäniſche Blätter (Zeitungen und Zeitſchriften) im Ganzen über 200.

Dieſer „Cooper Union for the advancement of science and art“ entſprechend, trägt die Frontſeite des Hauſes die Inſchrift: „To science and art“. Gegenüber iſt das „Bible-House“, ſo genannt, weil der größte Theil deſſelben von der Bibelgeſellſchaft benutzt wird (beiläufig geſagt, auch ein ſehr merkwürdiges „literariſches Inſtitut“, wo man ſich von dem koloſſalen Abſatz des Artikels „Bibel“ überzeugen kann). Der Korreſpondent des „Ausland“, der nicht nur mit der Grammatik, ſondern auch mit der Bibel auf dem Kriegsfuße ſteht, benutzt dieſen zufälligen Umſtand zu einer geiſtreichen Exegeſe. Die Inſchrift „To science and art“ drückt nämlich, nach ſeiner Anſicht, eine feindſelige Oppoſition gegen das gegenüberſtehende Bibelhaus aus. Peter Cooper würde, wenn er eine Ahnung davon hätte, von dieſer Aus- oder vielmehr Unterlegung ohne Zweifel ſehr überraſcht ſein; außer dem Korreſpondenten des „Ausland“ hat wohl noch kein Menſch auch nur im Traume daran gedacht, daß Cooper's Inſtitut, weil es „opposite the Bible-house“ gelegen iſt, auch eine Oppoſition gegen die Bibel ausdrücken ſoll. Nachdem unſer Vorgänger dieſe Lanze gegen die Bibel eingelegt, bindet er ein wenig mit den Juden an, die allerdings nicht ganz frei davon zu ſprechen ſind, daß ſie ſich viel mit der Bibel beſchäftigten, gleichwie nicht zu leugnen iſt, daß ſich die Bibel ſehr viel mit den Juden beſchäftigt. Unſer Vorgänger erzählt nämlich, daß die Leſehalle im Cooper Institute am Sonnabend, „unmittelbar nach dem Schluß der Synagoge“ von Schaaren „iſraelitiſcher Jüngelchen“ überfallen wird, die, wie Heuſchrecken zudringlich und rückſichtslos, beſonders die illuſtrirten Blätter in Beſchlag nehmen. Unſer Vorgänger ſpricht, wie ein ſchwäbiſcher Kleinſtädter in dem ungeheuren New-York vom „Schluß der Synagoge“, that beats All, das übertrifft alle ſeine anderen Blunders. Es giebt in New-York nicht Eine, ſondern eine große Zahl von Synagogen, aber man lebt Jahre lang in der Stadt, ohne daß deren Daſein ſich irgendwie bemerkbar macht.

Ganz in der Nähe der Astor Library und zugleich des Cooper Institute iſt die Mercantile Library, die „Bibliothek der Handelsherren.“ Wie der Name ſchon beſagt, beſtand dieſe Geſellſchaft urſprünglich nur aus Handelsbefliſſenen; doch iſt jetzt, gegen einen höheren Beitrag (5 Doll. ſtatt 3 jährlich), Jedem geſtattet, Mitglied zu werden.

In dem Clinton-hall genannten Gebäude hat dieſe Geſellſchaft ein Leſezimmer und eine Bibliothek. Wenn man letztere — wie in jenem Aufſatze geſchieht — eine Handbibliothek nennen will, ſo iſt dagegen Nichts einzuwenden, ebenſowenig als man es Jemandem verwehren kann, wenn er den Thesaurus von Stephanus oder das Glossarium von Du Cange ein Taſchenwörterbuch nennen will; es kann ja dieſer Jemand ſo gelehrt ſein, daß er den Etienne, ſammt dem Du Fresne, dominus Du Cange, in die Taſche ſtecken kann. Dieſe „Handbibliothek“ alſo zählt ohngefähr 80,000 Bücher, die meiſten belletriſtiſchen, ſehr viele belehrenden, manche auch ſtreng wiſſenſchaftlichen Inhalts. Der gedruckte Katalog, bei dem die „ſchöne Arbeit des Herausleſens“ durch Hinzufügung eines kurzen Catalogue raisonné ſehr erleichtert wird, bildet einen ſtattlichen Großoktavband, und erhält von Zeit zu Zeit Supplemente. Die Werke in deutſcher, franzöſiſcher, auch einige in ſpaniſcher und italiäniſcher Sprache ſind in einem kleineren Katalog beſonders zuſammengeſtellt. Zu den fremdſprachlichen Werken gehören auch 160 Bände römiſcher Klaſſiker in der Valpy'ſchen Ausgabe und 50 Bände griechiſcher Klaſſiker in der ſchönen Ausgabe von Firmin Didot. Im Leſezimmer ſind nahezu an 300 Zeitungen und Zeitſchriften — engliſche, deutſche, franzöſiſche, italiäniſche und ſpaniſche — außerdem eine Menge Wörterbücher (u. A. Halliwell's archaic dict., Bosworth anglo-saxon dict., Roquefort dict. etym., Jamieſon Scott. dict., Grimm's Wörterbuch, ſo weit es erſchienen, Schulze's Gothiſches Gloſſar und ſogar Wilſon's Sanſkritwörterbuch) Reallexika und ſ. g. Books of reference d. h. Nachſchlagebücher (u. A. die Encyklopädie von Rees, Encyclopaedia Metropolitana, Enc. Americana, Enc. Britannica, Pierer's Univerſallexikon, Bayle Dict. historique, Biographie universelle, l'Art de vérifier les dates). Merkwürdiger Weiſe iſt auch „der Artikel Bibel“ im Ueberfluß vorhanden; die Mercantile library hat über 40 verſchiedene Bibelausgaben, darunter recht intereſſante (The Bible of every land z. B. hat Specimina aus vielen „Indianer- und derlei Sprachen“) und eine Menge darauf bezüglicher Lexika und Nachſchlagbücher.

Die Amerikaner ſind, wie die Engländer, große Bibelfreunde. Wenn man in einem amerikaniſchen Hotel ein Zimmer nimmt, ſo vermißt man wohl eine oder die andere europäiſche Bequemlichkeit iſt aber auch z. B. kein Nachttiſchchen da, ſo liegt doch ganz gewiß eine Bibel auf dem Tiſche, bei deren Lektüre man ſich über die

Digitized by Google

Misère des Erdenlebens im Allgemeinen und die der theuren Rechnungen insbeſondere um ſo leichter erheben kann, als die Benutzung der Bibel gratis iſt und eben ſo wenig auf's Kerbholz kommt, als das Extraſchnäpschen der Marketenderin in Wallenſteins Lager. Auch findet man in keinem Lande der Welt ſoviel bibliſche (beſonders altteſtamentariſche) Namen von Perſonen und Städten wie in Amerika, und nirgends auch ſo viel bibelfeſte Leute. Die Bibelfeſtigkeit geht ſo weit, daß man ſogar in Zeitungen bibliſche Redeweiſen, mit und ohne Gänſefüßchen, antrifft (z. B. das hübſche go down to the sea in ships); und ſo iſt vor Kurzem ein politiſches Pamphlet „The new gospel of peace, according to St. Benjamin" erſchienen, in welchem der bibliſche Styl auf eben ſo witzige als getreue Weiſe imitirt iſt.

Die älteſte Bibliothek in New-York iſt die New-York Society Library, die ſchon ſeit dem Jahre 1700 beſteht. Dem Katalog, der 40,000 Bände umfaßt, iſt eine Urkunde vorgedruckt, in welcher König Georg III. ſeinen geliebten Unterthanen die demüthige Bitte um die Fortexiſtenz dieſer Bibliothek allergnädigſt gewährt (we are graciously pleased to grant the said humble request of our said loving subjects). Außerdem haben die verſchiedenen ſozialen oder wiſſenſchaftlichen Vereine ihre beſonderen Bibliotheken. So hat die Historical Society — die auch das werthvolle ägyptiſche Muſeum von Abbott angekauft hat — eine Bibliothek von 30,000 Bänden, die bloß die gedruckten Werke umfaßt. Ferner haben beſondere Bibliotheken: die Bible-Society, die zwei theologiſchen Seminare, Columbia College, Lyceum of natural history, Free Academy, ferner gibt es eine Library of the City-corporation, eine Printers free Library, Mechanics Institute Library u. ſ. w.

Auch exiſtirt in New-York eine Women's Library; dieſe iſt alſo ausſchließlich „for Ladies" — eine Inſchrift, die man, beiläufig bemerkt, hier zu Lande nicht wie in Deutſchland bloß in Eiſenbahnſtationen, ſondern auch in Poſtämtern, Gaſthöfen, Warteſälen, Dampfſchiffen, Leſezimmern u. ſ. w. findet. Ueberall iſt für das ſchwächere Geſchlecht ein beſonderer Eingang oder ein beſonderes, den Männern unnahbares, Zimmer, alſo ein Harem in des Wortes urſprünglicher Bedeutung. Einem Manne iſt ausnahmsweiſe nur dann der Zutritt geſtattet, wenn er unter dem Schutze einer Krinolinenflagge ſegelt, d. h. wenn er ſich als Begleiter einer Dame legitimiren kann. Im Allgemeinen aber wird das rauhe Geſchlecht der Männer durch die Inſchrift „for Ladies only" zurückgeſchreckt, und wer nicht das Glück hat, zu dem Gepäck einer Lady zu gehören, dem bleibt nichts Anders übrig, als bei dem Anblick dieſer Inſchrift mit Dante zu ſagen;

Queste parole di colore oscuro
Vid'io scritte al sommo d'una porta,
Perch'io: Maestro, il senso lor m'è duro.

Vor einigen Jahren iſt hier ein Buch erſchienen: „Private Libraries of New-York, by F. Wynne", das eine Beſchreibung von 51 Privatbibliotheken in New-York enthält. Es ſind das lauter werthvolle Sammlungen, und viele derſelben ſind um ſo werthvoller, als dabei Eine Spezialität vorzüglich berückſichtigt wurde. So iſt die Bibliothek des Hiſtorikers Bancroft (12,000 Bände) nebſtdem, daß ſie ſo vielſeitig iſt wie ihr Beſitzer, beſonders reich an gedruckten und ungedruckten Dokumenten, die ſich auf Amerika beziehen; die des Prof. Anthon (9000 Bände) an Werken zur griechiſchen und römiſchen Literatur; die des Erzbiſchofs Hughes (10,000 Bände) an theologiſchen, beſonders patriſtiſchen Schriften. Ein Privatmann, Mr. Cotheal, der mehrere Jahre im Orient gelebt und ein Kenner der arabiſchen Sprache und Literatur iſt, beſitzt eine Bibliothek (10,000 Bände), die beſonders wegen der orientaliſchen Druckwerke und Manuſkripte intereſſant und werthvoll iſt. Demſelben Gebiete angehörig iſt die Bibliothek des — ſeitdem im Kriege gefallenen — Colonel Pratt. An Werken der engliſchen Literatur, beſonders wegen der Sammlung von Shakſpeare-Ausgaben, ſehr werthvoll iſt die Bibliothek von Burton (16,000 Bände); an holländiſchen Werken die von G. Folsom (ehemaligem Geſandten in Holland), an ſkandinaviſchen und isländiſchen die von Fiske, die zugleich eine möglichſt vollſtändige Sammlung aller Schriften alter und neuer Zeit enthält, die ſich auf das Schachſpiel beziehen. Die Bibliothek des Dr. Anderſon (7000 Bände) iſt beſonders reich an mathematiſchen und aſtronomiſchen Werken aus den verſchiedenſten Zeiten, während die von F. Brooker (14,000 Bände) wegen ihrer Vielſeitigkeit intereſſant iſt.

In dieſen 51 Privatbibliotheken ſind faſt alle Wiſſenszweige vertreten. Auch der Artikel „Bibel" hat ſeine ſpeziellen Verehrer. Ein Mr. Lenox, ein Mann, der ſo reich iſt, daß man ein Paar Millionäre aus ihm machen könnte, hat eine Bibliothek, die — wie kompetente Leute verſichern — einen Geldeswerth von 200,000 Doll. repräſentirt, und die ſich quantitativ und qualitativ durch ſeltene und werthvolle Bibelausgaben auszeichnet; natürlich daß derſelbe Mann auch Einer derjenigen war, die ſich den Codex Sinaiticus anſchafften, und ſich von Simonides nicht davon abhalten ließen. Uebrigens iſt dieſer Hr. Lenox in dem erwähnten Buche von Wynne nicht angeführt, wahrſcheinlich deshalb nicht, weil keine Autopſie der Bibliothek möglich war, indem der Beſitzer derſelben nur wenigen Auserkorenen geſtattet, ſeine Schätze in Augenſchein zu nehmen. Es iſt das allerdings eine Eigenheit, andererſeits aber benutzt der Mann eben nur ein Vorrecht, das die Privatbibliothek vor der öffentlichen voraus hat; letztere muß es ſich gefallen laſſen, daß jeder Penny-a-liner ſeine Randgloſſen über ſie macht.

Ad vocem Randgloſſen: Beſagter Hr. Lenox wohnt zufällig in der 5. Avenue. Letztere Straße, in welcher allerdings viele reiche Leute wohnen, iſt auch ſo ein Paradegaul, der in manchen deutſch-amerikaniſchen Berichten figurirt, und der alſo auch in der mehrerwähnten Korreſpondenz des „Ausland" paradiren mußte. Wenn es aber dort als etwas Alltägliches dargeſtellt wird, daß ein Bewohner der 5. Avenue ſich eine Bibliothek in derſelben Weiſe wie andere Möbel beſtellt, und daß dabei nur auf äußeren Prunk geſehen wird, ſo iſt das eben ſo übertrieben, als es andererſeits abſurd iſt, Barnums Muſeum neben den „literariſchen Anſtalten" zu erwähnen. Dergleichen Parvenü-Stücklein mögen hier allerdings auch vorkommen, vielleicht häufiger als anderswo, und zwar deshalb häufiger, weil hier überhaupt mehr gewagt und mehr gewonnen wird, es alſo hier auch mehr Parvenü's und „Upſtarts" gibt. Namentlich ſind während des Krieges und durch denſelben viele Leute plötzlich reich geworden; dieſer neue Adel — zu dem die Armeelieferanten ein bedeutendes Kontingent ſtellen — wird, mit einem ebenfalls neuen, aber ſehr bezeichnenden, Namen „Shoddy aristocracy" oder kurzweg „Shoddy" genannt*). Es geſchieht nun wohl, daß Mancher, der plötzlich zu Vermögen gekommen, einen Theil deſſelben, aus Luxus oder aus Bedürfniß, auf Bücher verwendet. Thatſache iſt, daß Buchhändler und Buchbinder viel zu thun haben, ſo wie auch die jährlich ſtattfindenden Bücherauktionen en gros, bei welchen ſich bloß Buchhändler betheiligen, durch den Krieg durchaus keine Einbuße erlitten.

*) Shoddy iſt die techniſche Benennung der ſchlechten Wolle, die aus alten wollenen Zeugen und Hadern hergeſtellt und neu verſponnen wird.

Digitized by Google

Wie aber in der neuen Welt neben dem Neuen auch das Alte ſich behaupte, davon ſind u. a. auch die Antiquare ein Beiſpiel. Es giebt in New-York eine Unzahl Antiquare, oder richtiger Second-hand booksellers.“ Man hat hier allerdings nicht die Auswahl wie in Deutſchland, Frankreich und England, da die große Mehrzahl der Bücher aus engliſchen beſteht, doch findet man natürlich auch Bücher in fremden Sprachen. Das Habent sua fata libelli findet hier oft in anderer Weiſe ſeine Beſtätigung. Manches Buch, das als fremder, erratiſcher Block unter den vielen engliſchen liegt, iſt ein ſtummer Zeuge von dem Schickſal eines Menſchen. Beide Schickſalsgenoſſen, der fremde Mann und das fremde Buch, ſind mit einander herübergekommen, und hier trennen ſich ihre Geſchicke; das Buch wandert zum Antiquar; er aber wandert — Gott weiß wohin, vielleicht nach dem far West.

Uebrigens gibt es auch wirkliche Antiquare in New-York, Leute die nicht ſowohl gebrauchte alte Bücher verkaufen, deren Vorzug in der Wohlfeilheit beſteht, als vielmehr ſolche, deren Werth in ihrem Alter und ihrer Seltenheit beruht (livres anciens). Ein ſolcher Antiquar, Mr. Philes, gibt monatlich einen Katalog derartiger Werke heraus; dieſer Katalog bildet aber nur die Beilage zu einer bibliographiſchen Monatsſchrift, die derſelbe Herr Philes redigirt und die den Titel führt: „The Philobiblion, a monthly bibliographical journal, containing critical notes of, and extracts from rare, curious and valuable old books.“ Auf dem Titelblatte prangt das Bruſtbild unſeres alten Erasmus von Rotterdam. Das Ganze iſt auf chineſiſches Papier (India paper) gedruckt, um auch äußerlich ein alterthümliches Ausſehen zu haben.

So iſt auch in der neuen Welt das Alte ewig neu, und dieſe neue Welt ſelbſt iſt nur ein Palimpſeſt. Wie, nach Plutarchs Erzählung, bei der Gründung Rom's Jeder der Anſiedler ein Stück ſeiner Heimat-Erde dem neuen Boden einverleibte, ſo iſt auch die neue Welt die Palingeneſie der alten; und ſo wie der Name New-York oder New-Amſterdam, (wie New-York früher hieß) eben dieſe Erneuerung des Alten ausdrückt, ſo klingen auch in unzähligen anderen Namen Reminiscenzen der alten Welt wieder, der gegenwärtigen nicht nur, ſondern auch der vergangenen, des Alterthums, und ſo iſt es denn auch ewig wahr und ewig neu, was der alte Herakleitos ſagt: „Es iſt Alles ein und Daſſelbe, Entſtehen und Vergehen, Neues und Altes, Alles abwärts, aufwärts wandelnd und ſich vertauſchend in der Weltzeit Spiel.“ Max.

Kleine literariſche Revue.

— **Shakſpeare in Frankreich und Voltaire.** Herr Dr. Alex. Schmidt in Königsberg, ein geſchätzter Kenner der engliſchen und der franzöſiſchen Literatur, hat im diesjährigen Programm der von ihm geleiteten ſtädtiſchen Realſchule eine literargeſchichtlich ſehr anziehende Abhandlung über „Voltaire's Verdienſte um die Einführung Shakſpeare's in Frankreich“ abdrucken laſſen. Nicht um Voltaire ſolche Verdienſte zu vindiziren, ſondern vielmehr um die von Albert Lacroix in ſeiner „Histoire de l'influence de Shakspeare sur le théâtre français“ (Brüſſel, 1856) aufgeſtellte Behauptung dieſer Verdienſte Voltaire's zu widerlegen, iſt die vorliegende Abhandlung geſchrieben. Allerdings war Voltaire, der, als junger Mann, zwei Jahre in England gelebt und dort mit engliſcher Sprache und Literatur vertraut geworden war, der Erſte, der den Franzoſen den für ſie barbariſch klingenden Namen Shakſpeare nannte. Es geſchah dies in ſeinem, der „Henriade“ vorangeſchickten Essai sur la poésie épique, den er 1726 in London geſchrieben hatte. Voltaire hat jedoch niemals etwas dafür gethan, ſeine Landsleute auch mit den Werken Shakſpeare's und mit ihren Schönheiten bekannt zu machen. Vielmehr ſuchte er, der den engliſchen Dichter vielfach geplündert hatte — z. B. in ſeiner „Zaire“, wo „Othello“, in ſeiner „Eriphyle“, wo „Hamlet“ benutzt war, und in ſeinem „Mort de César“ — ſoviel als möglich zu verhindern, daß das franzöſiſche Publikum erfahre, aus welcher Quelle er geſchöpft. Erſt als Shakſpeare gleichwohl im Jahre 1745 von Delaplace überſetzt und in Frankreich mit derſelben Bewunderung für den Genius des britiſchen Dichters eingeführt worden war, wie ſie ſich in Deutſchland zwanzig Jahre ſpäter kundgab — erſt jetzt ließ Voltaire die Minen, die er heimlich gelegt, vor aller Welt Augen ſpringen, indem er die angebliche „Barbarei des trunkenen Wilden“ aufdeckte, dadurch aber nicht dem Angegriffenen, ſondern nur ſich ſelbſt den allerempfindlichſten Schaden zufügte. Bis an ſein Lebensende iſt Voltaire dem Ingrimm gegen Shakſpeare, deſſen dem Welt-Anſehen des franzöſiſchen Dramas nachtheiligen Einfluß er ahnte und erkannte, treu geblieben. Die letzte literariſche Leiſtung Voltaire's war noch ein an die franzöſiſche Akademie gerichtetes Schreiben, worin er gegen die, wie er meinte, uſurpirte Herrſchaft des engliſchen Dramas proteſtirte. Herr Dr. Alex. Schmidt hat die unterminirende Maulwurfs-Thätigkeit Voltaire's gegen den Genius Shakſpeare's aus den Schriften des Erſteren genau nachgewieſen und ſeine Abhandlung verdient daher auch in weiteren Kreiſen, als in denen eines Schulprogrammes, geleſen zu werden.

— **Das deutſche Kirchenlied von Philipp Wackernagel.***) Mit der vor Kurzem erſchienenen achten Lieferung iſt der erſte Band der deutſchen Kirchenlieder von Philipp Wackernagel vollendet. Er bildet gewiſſermaßen Vorarbeit und Grundlage der in den nächſten Bänden folgenden Liederſammlung, indem er eine Reihe lateiniſcher Hymnen und Sequenzen, ſowie eine hiſtoriſche Bibliographie der deutſchen Kirchenlieder enthält, und zwar iſt letztere die Fortſetzung der früheren Bibliographie Wackernagel's vom Jahre 1855 und erſtreckt ſich auf das 16. Jahrhundert, die wichtigſte Periode geiſtlicher Liederdichtung in Deutſchland. Bei der Auswahl der lateiniſchen Gedichte, die ſich über einen Zeitraum von dreizehn Jahrhunderten ausdehnte, war des Herausgebers nächſte Aufgabe, diejenigen zu ſammeln, welche eine unmittelbare Beziehung zu deutſchen kirchlichen Liedern haben, doch nahm er zugleich darauf Bedacht, dieſelben in ihrem Verbande mit dem großen Ganzen der lateiniſchen kirchlichen Poeſie darzuſtellen. In der ſo ſchwierigen und mühevollen bibliographiſchen Arbeit hat Wackernagel das Höchſte geleiſtet, was überhaupt in dieſer Richtung gefordert werden kann. Seine in der Vorrede entwickelten Anſichten über Begriff und Ziel der Bibliographie überhaupt und über ſein Verfahren insbeſondere ſind ſehr lehrreich und beachtenswerth. Das große Unternehmen wurde nur durch die Eröffnung einer Subſkription ermöglicht, doch iſt die Theilnahme nicht ſo bedeutend wie ſeinem Werthe und ſeiner Wichtigkeit nach zu wünſchen wäre. Wird das Werk, wie es in der Natur der Sache liegt, hauptſächlich von

*) Das deutſche Kirchenlied von der älteſten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. Mit Berückſichtigung der deutſchen kirchlichen Liederdichtung im weiteren Sinne und der lateiniſchen von Hilarius bis Georg Fabricius und Wolfgang Ammonius. Von Philipp Wackernagel. Erſter Band. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1864.

Digitized by Google

geiſtlicher Seite aus gefördert, ſo iſt es doch zugleich wegen ſeines literargeſchichtlichen und äſthetiſchen Elementes den Freunden der deutſchen Dichtung nicht minder gewidmet, und dieſe ſollten daher mehr als bisher zur Verbreitung dieſes Nationalwerkes beizutragen ſuchen.

— **Caroline Perthes.***) Es war ein glücklicher Gedanke des Herrn Profeſſor Monnard, die Lebensbeſchreibung des deutſchen Buchhändlers Friedrich Perthes, die ein ſo ſchönes Bild des intelligenten, des bürgerlichen und des Familien-Lebens in Deutſchland gewährt, zur Bearbeitung des vorliegenden Buches zu benutzen, das jetzt bereits in zweiter Auflage erſcheint und beſonders in der franzöſiſchen Schweiz eine ſehr gute Aufnahme gefunden hat. Caroline Perthes, die Tochter von Matthias Claudius, dem Volksdichter und populären Schriftſteller von Wandsbeck, war die ebenſo treffliche Gattin des deutſchen Mannes, den wir aus ſeiner Lebensbeſchreibung und ſeinen Briefen ſchätzen gelernt und liebgewonnen haben. Es ſind in dieſer franzöſiſchen Bearbeitung alle diejenigen Epiſoden des Originalwerkes zuſammengeſtellt, die ſich auf die erſte Bekanntſchaft der beiden jungen Leute, auf das Freundſchafts-Verhältniß Carolinens mit der Fürſtin Gallitzin-Schmettau und den Gräfinnen Reventlow, auf die für die Familie Perthes ſo verhängnißvoll geweſene Belagerung Hamburgs durch die Franzoſen und auf die weiteren Schickſale dieſer Familie beziehen. Angehängt iſt eine Auswahl von Stellen aus den Schriften von Matthias Claudius, dem „Wandsbecker Boten." Auch deutſche Leſerinnen, die nach einer geſunden und nachhaltig erquickenden, franzöſiſchen Lectüre ſuchen, werden uns Dank wiſſen, ſie auf dieſes Buch aufmerkſam gemacht zu haben.

Deutſche Volkspoeſien von Karl Weiſe.**) Daß des deutſchen Volkes Kraft, ſein Lebensmark und ſeine ſittliche Würdigung des Daſeins in den Liedern ſeiner Dichter einen treuen Spiegel haben, der Alles, was die deutſche Natur an Licht und Wärme ausſtrahlt, der Welt kryſtallenrein und klar verkündet, das iſt eine der erhebendſten Wahrheiten unſerer Geiſtesbildung. Die Dichtkunſt hat ihren Thron inmitten des Volkes aufgeſchlagen: Schiller, Goethe, Rückert, Uhland, Arndt haben in den Herzen der ſchlichten Volksmänner gezündet und ſie zu keuſchem Muſendienſt, zu anſpruchsloſem Nachſtreben begeiſtert. Die uns vorliegende Sammlung „Familienleben in Dichtungen," von Karl Weiſe, zeugt für die Tiefe und Zartheit der Empfindung, welche auf dem Boden treuherziger, volksmäßiger, durchaus unbefangener Betrachtung des innern Menſchen gar wunderſam gedeiht. Unſer Volksdichter, der wahlverwandte Freund Ferdinand Schmidt's, gedachte, als er zu ſingen begann, der großen Barmherzigkeitspredigt: „Selig ſind, die da geiſtig arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr!" Er ſpendet denen, die entbehren, und er ſpendet, ſtatt hohlen Schellenklanges, mannhafte Lieder, in denen der friſche Hauch des Volksgenius, Etwas wie von dem Wald-Arom deutſcher Eichenwipfel weht. Wer mir's nicht aufs Wort glauben will, der leſe einmal das Kerngedicht: Vater Jahn, das faſt ſchönere: Am fünfzigjährigen Todestage Theodor Körners (Stanzen im Sturmſchritt), die „Goldenen Worte," die der große Kurfürſt auf dem Sterbebett zu Gunſten der vaterlandsflüchtigen Hugenotten ſprach, die geharniſchte Elegie: „Der alte Deſſauer", die Ballade „Ritter Uchtenhagen", dann aber vorzüglich die den Zweck der Sammlung unmittelbar treffenden Lieder, „Die Braut", „Das Weib", die Romanze „Des Poſthalters Töchterlein", welche den treuen Erzherzog Johann und ſeine edle Gemahlin, jene echte Frau aus dem Volke, verherrlicht, und vor Allem das rührende Heimatbild „Die goldene Hochzeit", ein Silberblick auf den Lebensabend eines halliſchen Freiheitskämpfers, eines Kreuzritters von 1813. T. v. B.

— **Die Urverwandtſchaft der ſemitiſchen und indoeuropäiſchen Sprachen.** Bekanntlich haben die beiden großen Sprachfamilien, die ſemitiſche und die indoeuropäiſche, untereinander ſo durchgreifende Unterſchiede, daß man ſie als prinzipiell unvereinbare Gegenſätze betrachtete, nachdem es nicht hat gelingen wollen, ihren genealogiſchen Zuſammenhang zu erweiſen. Rudolf von Raumer, ein bewährter Sprachforſcher und namentlich durch ſeine eingehenden Unterſuchungen und Darſtellungen auf dem Gebiete der deutſchen Rechtſchreibung auch weiteren Kreiſen bekannt, hat ſich nicht abhalten laſſen, den ſchwierigen Verſuch, die geleugnete und für unmöglich gehaltene Urverwandtſchaft jener Sprachfamilien zur Gewißheit zu machen, aufs Neue anzuſtellen und betrachtet demgemäß erſtens den grammatiſchen Bau derſelben und zweitens ihren Wortſchatz. Das Ergebniß ſolcher Vergleichung präciſirt er dahin, daß die ſemitiſchen und die indoeuropäiſchen Sprachen aus einer gemeinſamen ariſch-ſemitiſchen Urſprache entſprungen ſeien und zu einander im geſchwiſterlichen Verhältniſſe ſtehen. Die Abhandlung wurde zum Theil bereits früher mehreren Fachgelehrten, als Manuſkript gedruckt, mitgetheilt; jetzt erſchien ſie in erweiterter Geſtalt in des Verfaſſers geſammelten ſprachwiſſenſchaftlichen Schriften.*) Wenn Raumer auch bei den Kennern Widerſpruch finden dürfte, ſo iſt doch der Verſuch immerhin als Anregung höchſt beachtenswerth, indem er auf Wege hinweiſt, auf denen die Forſchung doch vielleicht noch zu einem Ziele gelangt. Auch in dieſer ſeiner jüngſten Arbeit gibt der Verfaſſer ſeine große Gelehrſamkeit kund und feſſelt durch die Klarheit und den Fleiß ſeiner Darſtellung.

— **Phöniziſche Studien.** In den „Phöniziſchen Studien" von Dr. M. A. Levy, deren drittes Heft uns jetzt vorliegt**), begegnen wir einer Arbeit, die es wohl verdient, die Aufmerkſamkeit der Fachgelehrten ebenſo in Anſpruch zu nehmen, als die bereits früher erſchienenen Hefte. Die fleißige und gründliche Forſchung auf dieſem Gebiete läßt den Verfaſſer einen immer ſicherern Boden gewinnen, ſo daß er durch glückliche Deutung und ſachgemäße Vergleichung manche Räthſel des phöniziſchen Alterthums löſt und die Schleier, welche auf vielen Denkmälern jener Zeit ruhen, lüftet, ſo wie er frühere Irrthümer anderer Forſcher zu berichtigen ſucht. Der Verfaſſer hat es verſtanden, die ihm anderweitig gebotenen Arbeiten und Schriftdenkmäler durch eigene Studien zu bereichern, und es iſt zu wünſchen, daß die von ihm verſprochene „Geſchichte der ſemitiſchen Schrift" bald in die Oeffentlichkeit trete, weil ſie einen geeigneten Schlüſſel zur Entzifferung mancher Denkmäler bieten würde. — Das Heft enthält neun erklärende Abhandlungen über verſchiedene cypriſche, ſidoniſche, ſardiniſche, carthagiſche, unedirte neuphöniziſche Steininſchriften. Ein beſonderes Verdienſt hat ſich der Verfaſſer noch durch das mit dieſem Hefte zugleich

*) Caroline Perthès, on l'épouse et la mére chrètienne. Par Charles Monnard, professeur à l'université de Bonn. Seconde édition revue et complétée. Genève et Paris, Cherbuliez, 1864. VII. et 198 pages.

**) Dem deutſchen Volke gewidmet. Berlin, Theobald Grieben. 344 Seiten kl. 8.

*) Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften von Rudolf von Raumer. Frankfurt a. M. und Erlangen. Verlag von Heyder und Zimmer. 1863.

**) Breslau, 1864, Verlag der Schletter'ſchen Buchhandlung. Mit einer Tafel. (Die 2 erſten Hefte erſchienen 1856/57, Breslau. Leuckart).

Digitized by Google

herausgegebene „Phönizische Wörterbuch"*) erworben, in welchem er über 900 Wörter ſammelte, deren Stellen er in den Werken und Inſchriften nachwies, und die vor beinahe drei Jahrzehenden von Geſenius unternommene Arbeit (Geſenius ſammelte nur 334 Artikel) großentheils berichtigte und erläuterte. Hier war es dem Verfaſſer vorläufig darum zu thun, zu ſammeln und auf Forſchungen von Andern hinzuweiſen, ohne ſich auf gewagte Etymologien einzulaſſen, und erſt weitere Forſchungen können dieſes Feld immer mehr vergleichend klären. Der Sammel- und Forſcherfleiß des Verfaſſers verdient den Dank der Gelehrten. — Auch iſt bei ſolchen Werken der ſchöne und korrekte Druck anzuerkennen.

— **Hebräiſches Theater.** In ruſſiſchen Blättern wurde vor einiger Zeit gemeldet, daß in Odeſſa eine jüdiſche Schauſpielertruppe angekommen ſei, um dort Vorſtellungen „in althebräiſcher Sprache" zu geben. Die von ihr aufgeführten Stücke waren der jüdiſchen Geſchichte entnommen; ob es Originale oder vielleicht Nachahmungen von Racine's „Eſther", „Athalie" und ähnlichen altteſtamentariſchen Dramen waren, iſt nicht angegeben. Da ſich unter der Bevölkerung von Odeſſa über 25,000 Juden befinden,**) die ſich durch Reichthum auszeichnen und, wie alle ruſſiſchen Juden, ſehr viel auf ihre Nationalität halten, ſo wurde den Unternehmern ein günſtiges Prognoſtikon geſtellt.

Literariſcher Sprechſaal.

Die „Grenzboten" enthalten in ihrer Nr. 17 einen Artikel „Hannover und das Blaubuch", der auch beſonders abgedruckt und in ganz Deutſchland verbreitet zu werden verdient. Es wird dadurch ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der engliſchen Diplomatie in Deutſchland geliefert. Hannover, das nach dem Ableben Wilhelms IV. der Krone Großbritanniens gegenüber in ganz gleicher Lage ſich befand, wie Schleswig-Holſtein nach dem Ableben Friedrichs VII. der Krone Dänemarks gegenüber, und das, wenn ſich zu jener Zeit die europäiſche Diplomatie ebenſo in deutſche Erbrechte eingemiſcht hätte, wie jetzt, kein „Welfenſtaat" mehr ſein würde — Hannover iſt gerade derjenige unter den deutſchen Mittelſtaaten, der ſich auch jetzt noch allen Ränken der engliſchen Diplomatie als Spielball überläßt. Man muß es leſen, um es zu glauben!

In Paris iſt bekanntlich die von Freunden der romantiſchen Literatur beabſichtigte, große Shakſpeare-Feier, die mit einem Banket verbunden ſein ſollte, aus politiſchen Gründen verboten worden. George Sand hatte an das Feſt-Comité das nachſtehende Schreiben gerichtet: „Es iſt eine vortreffliche Idee, die großen Todten zu feiern; ſie ſind unſere Propheten und Heiligen und wir ſollten ihnen einen beſonderen Kalender widmen. Mit vollem Glauben und von ganzem Herzen ſchließe ich mich Ihrer Verſammlung an, doch kann ich nur im Geiſte dabei anweſend ſein. Bringen Sie in meinem Namen einen Toaſt auf das Andenken Shakſpeare's aus, des großen Dichters, der mehr vermocht hat, als wir Uebrigen alle, denn er hat über Voltaire geſiegt und iſt aus ſeiner Hand unverſehrt hervorgegangen. Später einmal werden wir Voltaire trotz alledem auch wieder feiern, ihn, der über ſo manche Andere geſiegt hat. Es möge unſer Ruhm ſein, alle unſere verſchiedenen Lehrmeiſter in demſelben Pantheon aufgeſtellt und ſie auch Alle in dem Sinne verſtanden zu haben, daß alles Genie von Gott kommt, zu welchem jeder ſchöne Weg uns führt und deſſen Tempel die Wahrheit iſt. Meine Hochachtung und Freundſchaft allen Brüdern in Shakſpeare! George Sand."

Ludw. Auguſt Frankl fährt fort, ſeine Erinnerungen „aus halbvergangener Zeit" in Wiener Blättern zu veröffentlichen. Die letzte dieſer Mittheilungen betrifft einen Shakſpeare-Klub in Wien. Wien war nächſt Hamburg eine der erſten deutſchen Städte, welche nach dem Erſcheinen von Wielands Bearbeitung (1762—69) Shakſpeare's Dramen, mit „Richard III." beginnend, auf das damalige, von Kaiſer Joſeph II. ins Leben gerufene „Nationaltheater" brachten.*) Seit 94 Jahren haben 21 Dramen Shakſpeare's zuſammen 1034 Aufführungen auf der Wiener Bühne erlebt. Unter den Ueberſetzern Shakſpeare's befindet ſich auch ein öſterreichiſcher Feldmarſchall-Lieutenant, der Dichter Ferdinand Mayerhofer.**) Der Shakſpeare-Klub gehörte noch der Zeit des alten, „halbvergangenen phäakiſchen Wien" an, in welcher auch die bekannte Ludlams-Höhle blühte. Es zerfielen ſeine Sitzungs-Abende in zwei Abtheilungen, eine „literariſche", in welcher ein Drama Shakſpeare's vorgeleſen und kommentirt, und eine „phyſikaliſche", in welcher die Phyſik in Form von Eſſen und Trinken getrieben wurde. Jedes Mitglied führte einen Shakſpeare-Namen. Alexander Bach, der nachmalige Miniſter des Innern und jetzige Botſchafter in Rom, hieß „Caliban" und Julius Becher, der nachmals im Stadtgraben von Wien mit Pulver und Blei „begnadigt" wurde, hieß „York." Erſterer las und kommentirte den „Julius Cäſar" und Letzterer die „Komödie der Irrungen." Der Klub empfing einmal von Ludwig Tieck ein Schreiben, durch das er ſich ſehr geehrt fühlte und das er in angemeſſener Weiſe von einem mit altengliſcher Literatur vertrauten Mitgliede beantworten ließ. Nachdem aber die Vorleſung dieſer Antwort beendigt war, erhob ſich ein anderes Mitglied und erklärte, der ganze Brief von Tieck ſei nur ein Spaß geweſen, den er ſich mit dem humorliebenden Klub erlaubt habe. Die Klubiſten feierten im Jahre 1848 den 23. April, den Geburts- und Sterbetag Shakſpeare's, ſeit dem Beſtande des Vereins zum erſtenmal nicht; ſie ſagten wie Macbeth, als man ihm während des Kampfes die Nachricht vom Tode ſeiner Lady brachte: „Hätte ein andermal ſterben können!" Im Jahre 1849, als Wien im Belagerungszuſtand war, ſchien es den Klubiſten nicht räthlich, ſich zu verſammeln, doch verſuchten ſie es im Jahre 1850 wieder. Die politiſche Unduldſamkeit, namentlich eines Klubiſten (Bach's), zerſtörte den eben ſo heiter-geſelligen, als geiſtig-fördernden Kreis, der nun, am Tage des dreihundertjährigen Shakeſpare-Jubiläums, auferſtanden ohne — Caliban.

*) Breslau, 1864.

**) Tarnopol („Notices historiques sur les Israélites d'Odessa") zählte im Jahre 1855 ſchon 17,000, die ſich ſeitdem um faſt 10,000 vermehrt haben ſollen.

*) Man vergleiche den Artikel: „Das deutſche Theater ſeit einem Jahrhundert" (vom Herausgeber dieſer Blätter) in Nr. 20—22 des „Magazin" von 1863.

**) „Der Liebe Müh umſonſt." Von William Shakſpeare. Ueberſetzt von Ferdinand Mayerhofer. Wien, J. P. Sollinger, 1825.

Digitized by Google

So eben iſt erſchienen:

Geſchichte oder Roman?
Das Leben Jeſu von Ernſt Renan,
vorläufig beleuchtet
von
J. J. von Oeſterzee,
Dr. und Profeſſor der Theologie zu Utrecht.
4 Bogen gr. 8. Preis 10 Sgr.
(Verlag der Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg.) (258)

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse Nr. 8 in Berlin ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode**, Sprachen auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Lateinische, Italiänische, Spanische, Englisch, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch beim Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen. (252)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Blüthenſammlung
aus der morgenländiſchen Myſtik,
nebſt einer Einleitung
über Myſtik überhaupt und morgenländiſche insbeſondere
von
F. A. G. Tholuck.
gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin. (253)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Gedichte der Troubadours
in provenzalischer Sprache
zum ersten Male und treu nach den Handschriften herausgegeben und mit kritischen Anmerkungen versehen von
Dr. **C. A. F. Mahn.**
Band III. Lieferung 3. Preis 25 Sgr.
Mit dieser Lieferung ist der dritte Band geschlossen. Die bis jetzt erschienenen drei Bände kosten jeder 2 Thlr. 15 Sgr. (242)

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.
Soeben iſt ausgegeben:
Deutſche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Mai 1864.
XI. Band 2. Heft. Preis für den Band (3 Hefte) 1⅔ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.
Inhalt: Joſeph Görres und die Ultramontanen in Baiern von Karl Friedrich Neumann. Die zwiſchen Preußen und Rußland abgeſchloſſene Kartel-Konvention. I. Von Friedrich von Rönne. William Makepeace Thackeray, von Friedrich Spielhagen. Friedrich Hebbel, von Otto Glogau. Das Ideal der Perſönlichkeit und eines Hausweſens, von Herrmann Reuchlin. Politiſcher Monatsbericht, von H. B. Oppenheim. (259)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,
gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
herausgegeben von Herman Grimm.
Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Pr. Jahrb.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (251)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Hoßbach (Dr. W.), Philipp Jakob Spener und ſeine Zeit.
Eine kirchenhiſtoriſche Darſtellung. Dritte Auflage. 2 Theile. (36 Bogen) 1861. gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Was das Werk auszeichnet, iſt nicht glänzende Rhetorik, ſondern die Keuſchheit und Treue der hiſtoriſchen Darſtellung, der wahrhaft Speneriſche Geiſt, der ſich durch das Ganze hindurchzieht. Hoßbach, bekanntlich mit Schleiermacher und Neander gleich befreundet, hat ein Werk in ihrem Sinne geſchrieben.

Neander (Dr. A.), Der heilige Johannes Chryſoſtomus.
Dritte verbeſſerte Auflage. Neue Ausgabe. Zwei Theile. (41 Bogen) 1858. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Es war dies Werk eine der Lieblingsarbeiten Neanders; vermöge der Verwandtſchaft ſeines eigenen Standpunkts mußte ſich Neander ganz beſonders durch Chryſoſtomus, den Märtyrer der Liebe, angezogen fühlen, und keins von Neanders wiſſenſchaftlichen Werken dürfte auch für Laien verſtändlicher und anziehender ſein, als grade unſer Chryſoſtomus. (257)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint:

Florae Columbiae terrarumque adjacentium
specimina selecta
Edidit
H. Karsten.
Tomi I fasciculus I—V. 1859—1863. Imp.-Fol.

Preis des Heftes mit schwarzen Tafeln 15 Thlr., desgl. mit fein colorirten Tafeln 20 Thlr.

Dieses botanische Prachtwerk, von der Königl. Preuss. Regierung auf das Liberalste unterstützt, erscheint in 10 Heften zu je 20 Tafeln, und enthält ausser den Abbildungen einen beschreibenden Text in lateinischer und deutscher Sprache. Die ausgezeichnet schöne Ausstattung des Werkes hat auf der letzten Londoner Industrie-Ausstellung, auf der sich der erste Band befand, allgemeine Anerkennung gefunden.

Der Herausgeber ist durch einen zehnjährigen Aufenthalt in Columbien und den Nachbarländern, während dessen er besonders der Förderung seiner Fachwissenschaft, der Botanik, lebte, in den Stand gesetzt, aus der eigenthümlichen Flora jener Gegenden eine Anzahl von Pflanzen bildlich dargestellt und wissenschaftlich beschrieben vorzuführen, die theils bisher gar nicht oder nicht genügend bekannt waren, theils ein medicinisches, technisches oder ästhetisches Interesse haben. Somit wird der Botaniker von Fach, wie der Arzt, der Techniker, wie der Kunstgärtner, ja jeder Pflanzenfreund an diesem Werke seine Freude haben, da in demselben nur künstlerisch vollkommne, der Natur getreue Abbildungen gegeben werden. Kritische Pflanzen aus allen Familien und solche, die für die Arzneikunde und den Haushalt des Menschen wichtig sind, werden vorzüglich berücksichtigt, schöne blühende Gewächse, neue Gattungen und morphologisch interessante Arten mit besonderer Vorliebe dargestellt. Die der tropischen Zone eigenthümlichen Formen der Palmen und baumartigen Farren werden in verkleinertem Massstabe vollständig abgebildet und eine vollständige Analyse derselben bildlich gegeben.

Ueberall finden Blume und Frucht ihre angemessene Berücksichtigung, um das Verständniss der systematischen Beschreibung derselben zu erleichtern und die Kenntniss der behandelten Pflanzen hinsichtlich ihrer Stellung im Systeme zu sichern.

Ueber den Werth und die Bedeutung dieses Unternehmens mag an Stelle vieler Zeugnisse folgende competente Stimme urtheilen.

Prof. **Ludw. K. Schmarda**, der bekannte geistreiche Naturforscher und Reisende, beginnt eine Besprechung des Werkes in den Westermannschen Illustrirten Monatsheften folgendermassen:

„Wir ergreifen den Augenblick, in welchem die dritte Lieferung ausgegeben wird, um auf dieses Prachtwerk, dessen rasche Fortsetzung schon für sein Gedeihen und den Anklang im wissenschaftlichen Publikum spricht, unsere Leser aufmerksam zu machen. — — In den vorliegenden Lieferungen finden sich 60 verschiedene Pflanzenspecies meisterhaft dargestellt. Ich muss mich hier begnügen auf die hervortretendsten Pflanzenformen, welche das Werk veranschaulicht, aufmerksam zu machen. Die zahlreich repräsentirten Chinarindenbäume, dann die Palmen, die baumartigen Farne, die eine seltene Ueppigkeit der Vegetation verrathen und nicht allein den Botaniker befriedigen, sondern auf jeden mit ästhetischem Sinn für die Schönheit der Natur und der Pflanzenwelt begabten Beschauer durch Mannichfaltigkeit in Gestalt und Farbe den freundlichsten Eindruck machen. (250)

Prospecte und Probeblätter sind durch jede Buchhandlung — die ersteren unentgeltlich zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 20.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 15. Mai **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Der Staat des großen Kurfürſten . . . 306
Meyerbeer in Deutſchland, Italien und Frankreich 309
Böhmen.
Čechiſche Briefe aus Böhmen. II. Neuer poetiſcher Frühling 310
England.
Das großbritanniſche Herrenhaus II. Die Lords Derby und Weſtbury 311
Das engliſche Staatsmanns-Jahrbuch . . 312
Auſtralien.
Dr. Doyle über die ſchwarzen Wilden . . 313
Italien.
Ein Buchhändler Italiens. Gianpietro Vieuſſeux 316
Frankreich.
Der franzöſiſche Buchhandel im Jahre 1863 317
Kleine literariſche Revue.
Deinokrates, von Profeſſor J. H. Krauſe . 317
Ehe und Eheſchließung 318
De Quincey's Opium-Eſſer 318
Der Katalog der Gemälde-Galerie in der Eremitage von Petersburg 318
Hiſtoriſche Schriften für die Jugend . . . 318
Literariſcher Sprechſaal 319

Im Verlage von **Ernst & Korn** in Berlin ist soeben erschienen:

Schinkel
als Architekt, Maler und Kunstphilosoph.
Ein Vortrag von
A. Freiherrn von Wolzogen.
Nebst Schinkels Portrait.
gr. 8. geh. 20 Sgr. (264)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien kürzlich: (273)

Philologie,
Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863.
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
5 Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Werthvolle neuere englische Bücher
zu herabgesetzten Preisen.
(Fortsetzung aus Nr. 19 d. Bl.)

Alison, A., Lives of Lord Castlereagh and Sir Charles Stewart, the second and third marquesses of Londonderry. 3 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 10 Thlr.**

Andersson, Ch. J., The Okavango river: a narrative of travel, exploration and adventure. With numerous illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Andrews, A., The History of British Journalism. With sketches of Press celebrities. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Bellew, H. W., Journal of a political mission to Afghanistan in 1857. With 8 illustrations. Ladenpreis 5 Thlr. 10 Sgr. **Für 4 Thlr.**

Barkeley, G. F., The english Sportsmen in the Western Prairies. With 10 illustrations. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

Blakiston, Th. W., Five Months on the Yang-Tsze. With illustrations and maps. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Boner, Ch., Forest creatures. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 3 Thlr.**

Buckingham, Duke of, Memoirs of the courts and cabinets of William IV. and Victoria. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

Burton, R. F., The Lake regions of Central Africa. With illustrations. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 6 Thlr.**

— — The City of the Saints and across the Rocky Mountains to California. With illustrations. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Carlyle, Th., History of Friedrich II. of Prussia, called Frederik the Great. Vol. I—III. Ladenpreis 20 Thlr. **Für 16 Thlr.**

Carnarvon, Earl of, Recollections of the Druses of the Lebanon. 2d. edition. Ladenpreis 1 Thlr. 25 Sgr. **Für 1 Thlr. 15 Sgr.**

Challice, Dr., The secret history of the court of France under Louis XV. 2 vols. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Chorley, H. F., Thirty years' musical recollections. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Clark, W. G., Peloponnesus: Notes of study and travel. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 3 Thlr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (260)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

A
Dictionary
of the
English language.
By **Jos. E. Worcester.**
gr. 4to. 1863. cloth.
LXX u. 1786 pages. Preis 10 Thlr. 15 Sgr.

„Dieses neueste und vollständigste Wörterbuch der Englischen Sprache enthält die Erklärung von nicht weniger als 104,000 Wörtern, nebst ihrer Aussprache und Etymologie und mit reichlichen Beispielen aus Schriftstellern der verschiedenen Perioden der Englischen Litteratur. Aufgenommen sind auch die technischen, veralteten, seltenen, provinzialen, localen, neu eingeführten, ja auch solche Ausdrücke, die sich noch kein volles Bürgerrecht erworben haben. Auf die Orthographie ist besonders Sorgfalt verwendet und dieselbe nach dem besten in England und Amerika bestehenden Schriftgebrauch festgestellt. . . . Der Hauptvorzug des Wörterbuchs ist die Schärfe und Vollständigkeit in den Definitionen der Wörter, ihren allgemeineren wie ihren technischen Bedeutungen nach, und die schwer zu erläuternden sind mit Hülfe eines beigefügten kleinen Holzschnittes erklärt.

Ausserdem sind wohl bei circa 5000 Wörtern die synonymischen Ausdrücke aufgeführt, mit scharfer Angabe ihrer Unterschiede in schlagender Kürze" etc.

Encyclopädie des Philolog. Studiums der neueren Sprachen von Dr. B. Schmitz. (262)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.
Mai 1864. (261)

Letters from a Competition Wallah. Letter XII. and last. Education of India since 1835 (with a Hitherto Unpublished Minute of Lord Macaulay). — The Hillyars and the Burtons. Chapter XVII—XIX. — Dead Men whom I have Known; or, Recollections of Three Cities. By the Editor. — Has England an interest in the Disruption of the American Union? By Goldwin Smith. — Jay Apass'd. A Dorsetshire Poem. By William Barnes. — A Son of the Soil. Part. VI. — The State Vault of Christ Church. By Frances Power Cobbe. — One in the Crowd. — April 10 th, 1864. By Isa Craig. — Kant and Swedenborg. — A French Eton. Part. III. By Matthew Arnold.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Der Staat des großen Kurfürſten.

Von Droyſen's wichtigrm Werke „Grſchichte der preußiſchen Politik" liegt uns des dritten Theiles zweite Abtheilung vor*), die Zeit von 1651—1663 ſchildernd, in welcher unter mannigfaltigen Kämpfen der Grund zum preußiſchen Staate gelegt wurde. Wie Minerva aus dem Haupte Jupiters iſt die Idee des preußiſchen Staates vollendet aus dem Geiſtr des großen Kurfürſten hervorgegangen und hat ſich einen politiſchen Organismus geſchaffen, der, den geſunden Lebenskeim in ſich tragend, ſich ſeiner eigenthümlichen Natur nach trotz alleu Hemmungen und Störungen fortentwickeln wird, bis die Idee in ihm völlig zur Erſcheinung gekommen iſt. Wir wollen die Hauptmomente dieſrr Schöpfungsgeſchichte hier kurz andeuten, hoffend, dadurch den Leſer zum Studium des ebenſo geiſtvollen, wie gründlichen Werkes Droyſen's anzuregen. Es thut gerade in unſerer Zrit Noth, den offenen Feinden und den falſchen Freunden Preußens gegenüber ſich zur klaren Anſchauung zu bringen, weiche Miſſion unſerem Staate von ſeiner Entſtehung an ſowohl in dem großen europäiſchen Staatenverbande, als in dem engeren deutſchen Vaterlande geworden, und wie er dieſe Miſſion nur erfüllen kann, wenn er an der Idee ſeines Gründers feſthält.

Frankreich, Oeſteereich und Schweden hatten in dem weſtfäliſchen Frieden dafür geſorgt, daß innerhalb des Reiches kein Machtgebiet entſtehe, groß genug, um die deutſchen Intereſſen zu vertreten und dem vielleicht einſt wirder erwachenden Leben der Nation einen Kern der Einigung zu bieten. Am ungünſtigſten war das Haus Brandenburg geſtellt. Die weit zerſtreute Lage der brandenburgiſchen Territorien, der konſeſſionelle Gegenſatz in ihnen und gegen das reformirte Bekenntniß des Landesherrn, die Libertät der Stände, in Preußen unter drm Schutze der polniſchen Krone, in den rheiniſchen Landen unter dem noch eigenſüchtigrren der Staaten Hollands, endlich die Nähe der ſchwediſchen Uebermacht in Liefland, Pommern und den Weſerlanden, das Alles ſchien dazu angethan, die Beſorgniß, als könne aus dieſen allerlei Territorien je eine norddeutſche Macht werden, für immer zu beſeitigen. Wie ſehr man in Berlin die eigene und drs deutſchen Vaterlandes Erniedrigung fühlte, drückt eine Stelle aus einer 1658 erſchienenen Broſchüre aus: „Unſer edles Vaterland iſt unter dem Namen der Freiheit und der Religion jämmerlich zugerichtet; wir haben unſer Blut, unſere Ehre und unſeren Namen hingegeben und nichts damit ausgerichtet, als daß wir uns zu Dienſtknechten, fremde Nationen berühmt, und die wir kaum dem Namen nach kannten, zu Heerrn gemacht haben. Was ſind Rhein, Weſer, Elbe, Oder anders, als fremder Nationen Geſangene? Was iſt unſere Frriheit und Religion mehr, als daß Andere damit ſpielen?"

Mit dem Frieden von 1648 war das Reich in ſeiner ganzen Verfaſſung in Frage geſtellt; erſt der nächſte Reichstag ſolltr die Verfaſſung feſtſtellen und zwar, wie es in dem Friedensinſtrument hieß, innerhalb 6 Monate nach erfolgter Ratifikation. Aber die kaiſerliche Politik ſchob die Berufung des Reichstages immer weiter hinaus und entſchied indeß willkürlich über die wichtigſten äußeren und inneren Fragen. Vergebens drang Friedrich Wilhelm auf die Erfüllung des Friedens in der jülichiſchen Sache. Da er bei Kaiſer und Reich keinen Schutz fand, ſo ergriff er ſelbſt die Initiative und erhob ſich zu einem Grwaltakte der Selbſthülſe trotz Kaiſer und Reich. Man muß aus dem Geſchichtswerke ſelbſt die Verwicklungen der jülichiſchen Angelegenheiten, die Intriguen des von den Jeſuiten geleiteten Pfalzgrafen von Neuburg in Düſſrldorf, den Oeſterreich und Spanien unterſtützten, die ſelbſtſüchtige Politik Hollands, die drohende Stellung Frankreichs und Schwedens, den Widerſtand der Landſtände kennen leenen, um einzuſehen, wie hier nur ein entſchiedenes Auftreten mit den Waffen helfen konnte. Dem Feldzuge von 1651 machte der Vergleich vom 11. Oktober 1654 zu Cleve und Düſſrldorf ein Ende. Das Reſultat war anſcheinend unbefriedigend, doch die Politik, die den Kurfürſten hierbei geleitet hatte, für ihn wie für ganz Deutſchland von der höchſten Bedeutung. Der weſtfäliſche Friede hatte ihm wie allen Fürſten und Ständen die freie Ausübung drr Landeshoheit, das Recht der Souveränetät gebracht, eine zwar verhängnißvolle Gabe, die jedoch den Keim neuer ſtaatlichen Bildungen in ſich trug und Deutſchland davor bewahrte, wieder in ſeine alte Form zurückzuſinken. Gegen ſolches Verſinken und Verſumpfen hatte ſich Brandenburg erhoben, zwar mit einem Gewaltakte, aber gegen einrn Mitſtand im Reiche, der nicht müde wurde, unter der Larve des Rechtes Unrecht zu üben, und gegen Competenzen, die nicht mehr galten oder in Frage grſtellt waren. Friedrich Wilhelm hatte den papiſtiſchen Umtrieben im Nordweſten des Reiches ein Halt! zugerufen; er hatte den erſten Schritt gethan, ſeine Landeshoheit von dem Einfluſſe fremder Mächte frei zu machen und der Rückbildung zu der alten Reichsform entgegenzutreten. Er konnte, wie einſt Hutten, ſagen: „Ich habe es gewagt!" Er mußte vorwärts.

Vorerſt richtete er ſein Augenmerk auf die Umgeſtaltung der inueren Verhältniſſe. Er wußte, daß er auf fremde Hülfe nicht rechnen könne, daß er ſeine Sicherheit auf ſeine eigene Macht und Autorität ſtellen müſſe. Drei Dinge waren es, auf die er ſein neues Syſtem gründete: einheitliches Regiment, Ordnung der Finanzen und Organiſation der Armee. Er brauchte nicht neue Provinzen zu erobeen, um ſeinen Staat emporzubringen, ſondern nur ſeinen Sinn darauf zu richten, durch Ordnung, Aufſicht, Gewöhnung an Treue und Pflicht ſich ſeine eigenen Länder zu gewinnen. „Was er ſchuf, war freilich nur erſt ein Anfang, nichts Vollendetes; doch war das richtige Prinzip erkannt, um die ſchlimmen Schäden der feudalen Wirthſchaft zu beſeitigen. In allen Neuerungen Friedrich Wilhelms iſt das Bezeichnende der geſunde Sinn für das Wirkliche und Wirkſame, mit dem er die Dinge erfaßte, und der große und ſichere Inſtinkt des Staatszweckes, der ihn leitete. Er fand ſo den Gedanken eines Regiments, das ſich über die hergebrachten Hemmungen des blos territorialen und ſtändiſchen Weſens, über die falſche Alternative von Libertät und dynaſtiſcher Landesherrlichkeit erheben und die Summe der öffentlichen Macht, alle ihre Funktionen in der Hand des Regenten monarchiſch vereinigen ſollte. Nicht ein höchſtes Kollrgium, nicht Miniſter für verſchirdene Verwaltungszweige, noch ein einzelner Premierminiſter, ſondern der Kurfürſt regierte perſönlich. Man hat von Ludwig XIV. geſagt, daß er es zuerſt unteenommen habe, ſein eigener Miniſter zu ſein. Ein Jahrzehnd, bevor Ludwig XIV. die Zügel der Regierung ſelbſt ergriff, hatte der Kurfürſt jene neue Ordnung ſeines Staatsweſens gegründet, nicht indem er, wie der junge Monarch Frankreichs, eine fertige miniſterielle Allgewalt in ſeine Hand nahm, ſondeen ſo, daß er ſelbſt erſt die einheitliche Gewalt ſchuf, kraft deren aus ſo und ſo viel Territorien Ein Staat, aus der hergebrachten deutſchen Landeshoheit die Monarchie werden ſollte. Nicht

*) Leipzig, Verlag von Veit und Comp., 1863.

Digitized by Google

nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. hat er Selbſtherrſcher zu ſein verſucht; in ihm ſelbſt war das Bild des Staates, der wohl monarchiſch, doch weſentlich aus deutſchem Weſen und in reformirtem Geiſte ſich geſtalten ſollte, eines Staates, von dem er, als er begann, nichts vorfand, als die leere Stelle, wo er ihn gründen, die wüſten Stoffe, aus denen er ihn auferbauen konnte, und welchem am Ende nichts als die Majeſtät des Königthums, ja von dieſer auch nur der Name fehlen ſollte."

Es koſtete noch lange und ſchwere Kämpfe, dieſen Staat aufzurichten, Kämpfe gegen die Reichsgewalt, gegen das Ausland und gegen die eigenen Stände. Auf dem Reichstage zu Augsburg, Mai 1654, hatte die öſterreichiſche Politik den Sieg davongetragen. Von allen großen Dingen, die das Friedensinſtrument angeordnet, war nichts zu Stande gebracht, als eine Reviſion der Kammergerichtsordnung, die für den kaiſerlichen Hof ſehr gleichgültig war, wenn daneben der Reichshofrath unverändert blieb. Es war nicht blos der unklare, formloſe und hülfloſe Zuſtand des deutſchen Gemeinweſens erhalten, ſondern durch die Differenzen zwiſchen Kurfürſten und Fürſten, zwiſchen Beiden und den Städten noch ärger geworden. Die durch das Friedensinſtrument beſtimmte neue Konſtituirung des Reiches konnte als beſeitigt gelten. Zudem hatte die kaiſerliche Politik die Wahl Ferdinand's IV. erreicht mit einer Wahlkapitulation, die ſich der Wiener Hof gar wohl gefallen laſſen konnte. Auf ein Menſchenalter hinaus war das Hauptintereſſe Oeſterreichs im Reiche wieder hergeſtellt. Die Gefahr, die von Oeſterreich drohte, das ariſtokratiſche Regiment Deutſchlands allmählich in eine monarchiſche Regierung zu verwandeln, wurde wohl erkannt. Ein nach beendetem Reichstage erſchienenes braunſchweigiſches Gutachten äußerte ſich: ſchon ſei Oeſterreich nahe daran, mit den neu ernannten Fürſten die Majorität im Fürſtenrathe zu gewinnen, und wenn erſt dieſer unter das öſterreichiſche Joch gebracht ſei, ſo werde die Reihe auch an das Kurfürſten-Kollegium kommen; ein Mittel, ſolcher Gefahr vorzubeugen, ſei nur, „wenn man Brandenburg, welches bei dieſem Reichstage für die gemeine Libertät gute Konſilien geführt, bei ſo guter Intention erhalten könnte." Deſſen bedurfte es nicht; denn daß es in der That geneigt war, dieſe Intention feſtzuhalten, ergiebt ſich aus einer Vorlage des Kurfürſten an den Geheimen Rath zur Begutachtung von 14 Punkten, die Situation Brandenburgs dem Kaiſer und dem Reiche gegenüber betreffend. „Vor Allem kam es dem Kurfürſten darauf an, daß ſtetig und im Zuſammenhange nach allen Richtungen gleichmäßig und aus einem Geſichtspunkte gearbeitet werde. Keine wechſelnden Liebhabereien beſtimmten ſein Thun, noch weniger ein im Voraus feſtgeſetztes Syſtem, eine politiſche oder kirchliche Doktrin. Seine Art glich der des geſunden Lebens, das aus jeder Speiſe das Nährende, aus jeder Erregung das Kräftigende, aus der Arbeit Geſundheit und Luſt zu neuer Arbeit gewinnt. Er lebte und webte in ſeinem Staate; auf ihn bezog, von ihm aus beſtimmte ſich ihm Alles. Stets in Mitten der Geſchäfte und unermüdlich in ihnen, bei jedem Einzelnen in der lebendigen Empfindung des Ganzen, in Allem großen Sinnes und für alles Bedeutende voll Intereſſe, nach allen Richtungen hin weiten Blickes, belebend und impulſirend, mit der ganzen Wucht ſeiner Perſönlichkeit wirkend, ſo führte er ſein Regiment."

In dem ſchwediſch-polniſchen Kriege, 1655—1657, war der Grundgedanke der brandenburgiſchen Politik, daß für die Ruhe Europas die Schwäche Polens und die Uebermacht Schwedens gleich gefährlich ſeien. „In der Mitte iſt unſer Heil, ſchreibt ein kurfürſtlicher Rath, eine richtige Balance zwiſchen Polen und Schweden herzuſtellen." Das Ziel, das der Kurfürſt immer vor Augen behielt, war die Souveränetät des Herzogthums Preußen. Die Polen hatten das Herzogthum weder ſchützen können, noch wollen; ſie hatten dem Kurfürſten die Souveränetät geboten, wie er ſich für die Republik ſchlagen wollte; allein er wußte, daß er von Polen Nichts zu hoffen, von Schweden Alles zu fürchten habe. Er vereinigte ſich mit Schweden, nicht um ſich für deſſen Macht und Größe zu opfern, ſondern um in ſeinem und Deutſchlands Intereſſe zwiſchen Polen und Schweden eine Macht zu ſtellen, die der baltiſchen Welt den Frieden ſicherte und, da Polen nicht mehr die Kraft hatte, einen Wall gegen die andrängenden Moskoviter, Tataren und Koſaken zu bilden, die abendländiſche Chriſtenheit vor den Barbaren des Oſtens zu ſchützen. Schweden hatte ihm den ſouveränen Beſitz der vier Palatinate gegeben; mit der Warſchauer Schlacht hatte er den Preis gezahlt. Er behielt ſich freie Hand den Polen gegenüber und zwang durch ſeine kluge Politik Schweden zu dem Vertrage von Labiau, 20. November 1656, in welchem es die Souveränetät des Kurfürſten über das Herzogthum Preußen anerkannte, und in dem Wehlauer Vertrage, 19. September 1657, erkannte auch Polen, nachdem der Kurfürſt auf Alles, was er in dem Kriege und durch Verträge mit Schweden gewonnen, alſo auf die vier Palatinate und Ermeland, verzichtet hatte, die volle Souveränetät des Herzogthums an.

In dem ſchwediſch-däniſchen Kriege, 1658—1660, kämpfte der Kurfürſt im Verein mit Oeſterreich für Dänemark im deutſchen Intereſſe; wie heute, — hoffen wir, in demſelben Intereſſe — beide Mächte gegen Dänemark. Schwedens Uebermuth hatte den höchſten Gipfel erreicht. In einer Druckſchrift ließ der Kurfürſt „dem ehrlichen Deutſchen" die ganze Schmach und Gefahr darlegen, die von Schweden dem Reiche drohten. „Dein edles Vaterland, heißt es darin, war leider im letzten Kriege unter dem Vorwande der Religion und Freiheit gar jämmerlich zugerichtet und an Mark und Bein dermaßen ausgeſogen, daß von dem einſt ſo herrlichen Körper ſchon nichts mehr übrig iſt, als das Skelett; wem noch deutſches Blut im Herzen warm iſt, muß darüber weinen." Die Darlegung ſchließt mit den Worten: „Gedenke ein Jeder, der kein ſchwediſches Brot eſſen will, was er für die Ehre des deutſchen Namens zu thun habe, um ſich gegen ſein eigenes Blut und ſein einſt von allen Nationen berühmtes Vaterland nicht zu verſündigen. Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt!"

Vor dem Ausbruche des neuen Krieges erfolgte, 18. Juli 1658, die Wahl Leopold's von Oeſterreich zum deutſchen Kaiſer. Vorzugsweiſe dem beſonnenen Verfahren des Kurfürſten von Brandenburg verdankte man es, daß die Wahl trotz den Intriguen Frankreichs und ſeiner Anhänger in Deutſchland auf das Haus Oeſterreich fiel, aber trotz den Bemühungen Oeſterreichs in ſolcher Weiſe klauſulirt wurde, daß die Kräfte des Reiches nicht für die ſpaniſch-öſterreichiſchen Hausintereſſen verwendet werden konnten. Die Gefahr, daß ein Theil der Kurfürſten und Fürſten dem mächtigen Zuge der franzöſiſchen und ſchwediſchen Politik folgen werde, ſchien ebenſo glücklich beſeitigt, wie die Selbſtändigkeit derſelben gegen das Haus Oeſterreich völlig ſicher geſtellt. In der Stille jedoch hatte ſich eine feſte Konföderation zwiſchen den drei rheiniſchen Kurfürſten, Münſter, Pfalz-Neuburg, Schweden-Bremen, den drei braunſchweigiſchen Herren und Heſſen-Kaſſel organiſirt, die am 14. Auguſt 1658 die Akte des rheiniſchen Bundes unterzeichneten, welchem am folgenden Tage Frankreich beitrat. Dieſer „Rheinbund", wie er ſich nannte, verſicherte: „zu keines Menſchen Offenſion, am wenigſten gegen Kaiſer und Reich, ſondern nur zur gegen-

Digitized by Google

ſeitigen Vertheidigung und zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe im Reiche zuſammengetreten zu ſein", und der Bundesrath, der unter dem Direktorium von Mainz in Frankfurt ſeinen Sitz hatte, erließ eine Aufforderung an Brandenburg, Schweden und den Kaiſer, die Waffen niederzulegen. Während der Kurfürſt ſein mahnendes Wort an alle deutſchen Fürſten richtete: „Gedenke, daß du ein Deutſcher biſt!", verband ſich der Rheinbund mit Schweden und Frankreich und paralyſirte ſo die Kraft Deutſchlands. „Dieſe Allianz, ſchreibt ein franzöſiſcher Staatsmann an Ludwig XIV., giebt dem Könige Gelegenheit, ſeine Freunde und ſeinen großen Kredit im Reiche zu unterhalten; ſie öffnet ihm die Thür, ſeine Miniſter indirekt zu allen Berathungen des Reiches einzuführen; ſie macht ihn zum Mitgliede des Rathes der deutſchen Fürſten, ohne ihn davon abhängig zu machen."

Die ſiegreichen Waffen des großen Kurfürſten traten allen dieſen der deutſchen Sache feindſeligen Beſtrebungen entgegen. Der Uebergang der brandenburgiſchen Truppen von Düppel nach Alſen, die Beſetzung Sonderburgs, die zur Folge hatte, daß ſich die ſchwediſche Beſatzung auf Diskretion ergeben mußte, Dezember 1658, trug dazu bei, daß der Zauber der Unüberwindlichkeit, der bisher an den ſchwediſchen Waffen gehaftet, zu erlöſchen begann, und der große Sieg bei Nyborg auf Fünen, 24. November 1659, den der brandenburgiſche General von Quaſt erfochten, führte endlich nach langem diplomatiſchen Intriguenſpiel der auswärtigen Mächte, beſonders Frankreichs, den Frieden von Oliva herbei, 3. Mai 1660. Das Ergebniß deſſelben war für Brandenburg ſcheinbar nur gering. Es ſtand nach dem Kriege iſolirter da, wie vor demſelben, dem rachedürſtenden Haſſe Schwedens, der Eiferſucht Oeſterreichs, der Mißgunſt Polens, dem beleidigten Stolze Frankreichs bloßgegeben, durch den Krieg auf das höchſte erſchöpft, in Ausſicht auf noch ſchwerere innere Verwicklungen. Allein war auch der materielle Gewinn ein geringer, ſo war der moraliſche um ſo bedeutender. Es hatte durch eine kühne Politik Schweden matt geſetzt und Frankreich, das ſich berufen fühlte, die ſchützende Hand über das Reich zu halten, zur Seite geſchoben. Gegen Schweden gab es jetzt einen Staat, der es verſtanden hatte, ſich ein Heer zu ſchaffen, das ſich bei Warſchau, in Jütland und auf Fünen erprobt hatte, und in Paris hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kurfürſt ſelbſt einen Krieg mit Frankreich nicht geſcheut hätte. „Es war ein Ereigniß für Deutſchland und Europa, daß ſich aus dem Gewirre deutſcher Territorien, aus der Erſchlaffung und Ohnmacht des deutſchen Weſens ein Staat erhoben hatte, der militäriſch, evangeliſch, trotz der Libertät ſeiner Stände und des Partikularismus ſeiner Theile Eine Macht, verkünden konnte, daß er in ſeinen Intereſſen die deutſchen mitvertrete, ein Staat, der den Willen und die Macht hatte, die deutſche Freiheit auch ohne Frankreich, das Evangelium auch ohne Schweden gegen die öſterreichiſche Politik zu vertreten, und der, im gleichen Rechte neben Oeſterreich, ſtark genug und bereit war, Hand in Hand mit dem Kaiſer, Deutſchland gegen die Anmaßungen des Auslandes zu ſchützen."

Dieſe Bedeutung hatte Brandenburg dadurch erhalten, daß es mit der Souveränetät Preußens aufgehört hatte, nur ein Glied des Reiches zu ſein. Es ſtand mit dem dritten Theile ſeines Gebietes außerhalb des officiellen Deutſchlands, nicht wie Schweden, Dänemark und Spanien, denen die Reichslande, die ſie beſaßen, nur Anhängſel ihrer Kronen waren, nicht wie Oeſterreich, das auch mit ſeinen Erblanden aufgehört hätte in der Reichsgemeinſchaft zu ſtehen, wenn man verſäumt hätte, es durch die Kaiſerwahl an die Spitze Deutſchlands zu ſtellen, ſondern für Brandenburg blieben das Kurfürſtenthum und die Kurländer der Schwerpunkt ſeiner Macht und ſeiner Politik, welche die Intereſſen nicht des abgeſtorbenen und in ſich unwahren Deutſchlands vertrat, ſondern des Deutſchlands, das trotz aller territorialen und konfeſſionellen Zerriſſenheit erhalten und hergeſtellt werden mußte, wenn der Nation ihre Zukunft gerettet werden ſollte.

„So folgte der Friede von Oliva dem weſtfäliſchen nicht als Ergänzung und Fortbildung, ſondern als dem Schlage der Gegenſchlag. In Osnabrück und Münſter Deutſchland in tiefſter Erniedrigung; in Oliva die erſte Staffel der Erhebung, die Befreiung des Kerns jener Lande, die unſere Nation einſt das neue Deutſchland genannt hat. Dort, nach furchtbaren Agonien, der Tod des alten Reiches, die Auflöſung des entſeelten Rieſenleibes; hier der Anfang eines neuen Werkes, der Grundſtein für ein dereinſtiges nationales Deutſchland. Dort die beiden fremden Kronen als Sieger und Schiedsrichter in Deutſchland; hier die eine von ihnen durch eine Koalition unter Führung der beginnenden norddeutſchen Macht auf das Aeußerſte gebracht und nur mit Mühe von der anderen aufrecht erhalten. Dort die Grundlegung eines europäiſchen Staatenſyſtems, das ſich um das verſunkene Deutſchland rings in Willkür und Gewalt zu erheben eilt; hier die erſte maßgebende Berichtigung deſſelben, eine neue Machtſtellung, aus dem eingeſunkenen Krater emporſteigend, ein Steigen, dem eine Geſammthebung des deutſchen Bodens folgen wird. — So hatte Brandenburg in dem großen Zuſammenhang der europäiſchen Politik, in der Rettung der erhaltenden Kräfte gegen den politiſchen und religiöſen Radikalismus, der Legitimität gegen die Uſurpation, des öffentlichen Rechtes gegen Willkür und Gewalt ſeinen erſten großen Waffengang vollbracht. Es hatte eine Stellung genommen, die auf ein großes europäiſches Bedürfniß gegründet war, und dies Bedürfniß wuchs in dem Maße, als neue Kämpfe das Gleichgewicht Europas heftiger erſchütterten."

Ehe es dazu kam, wurde der Kampf im Inneren gegen die Libertät der Stände ausgefochten. Friedrich Wilhelm erkannte, daß in der Staatenwelt Macht gegen Macht ſteht, daß das Weſen des Staates zuerſt und zuletzt Macht iſt, Macht zum Schutz und Trutz für diejenigen, welche er umfaßt, und daß erſt innerhalb des ſo feſten Rahmens die weiteren Segnungen, die der Staat zu ſchaffen und zu erhalten hat, möglich werden. Gegen dieſe Rückſicht ſchien ihm vorerſt jede andere untergeordnet. Von ſeinen Landen und Ständen forderte er als erſte Pflicht, ihm dieſe Macht ſchaffen zu helfen. Der Kurfürſt hat mehr als einmal den Ausdruck gebraucht, daß er ſich abſolut machen wollte. Sein Abſolutismus hat aber wenig von dem an ſich, was den Namen nachmals verhaßt und verächtlich gemacht hat. Wenn er Willens war, ſich abſolut zu machen, ſo meinte er Zweierlei damit: daß der Staat die nöthigen Mittel nicht nach dem Belieben der Herren Stände erhalte, ſondern Kraft ſeiner Pflicht fordere, ſodann daß über dem Fürſten und ſeinem Staat nicht mehr höhere Kompetenzen, fremde Garantien für innere Verhältniſſe, Interventions- und Aufſichtsrechte unbetheiligter Dritter ſtehen dürfen; mit einem Worte, er wollte den Staat aus den Feſſeln der feudalen Stände- und Reichsverfaſſung löſen. Je weniger in gewaltſamer, je mehr in vertragsmäßiger Form und in rechtlicher Begründung dieſe Umbildung durchgeführt werden konnte, deſto feſter in ſich und nach Außen wurde dieſes Werk gegründet. In den Territorien, die, gleich den Marken, nur innerhalb der Reichs- und Kreisordnungen ſtanden, hatte dies keine ernſtlichen Schwierigkeiten. Cleve-Mark aber nahm

Digitized by Google

erſt nach heftigem Widerſtreben auf dem Landtage zu Duisburg, 3. November 1660, den Receß des Kurfürſten an, und Preußen huldigte nach dem härteſten Widerſtande des Adels und der Bürger von Königsberg, den der Kurfürſt mit ebenſo großer Klugheit, wie Mäßigung zu brechen verſtand, ſeinem ſouveränen Herzoge am 18. Oktober 1663.

Ueber das Verfahren des Kurfürſten gegen Roth und ſpäter gegen den Obriſt Kalkſtein, das man als dunkle Flecken in der Regierungsgeſchichte deſſelben zu bezeichnen pflegt, ſagt der Verfaſſer: „Nach dem, was die authentiſchen Akten ergeben, wird man nicht den Zweck, den er verfolgte, die Ideen des Fortſchrittes, die er vertrat, zur Rechtfertigung der Mittel, deren er ſich bedient hat, anzurufen haben. Auch auf ſeiner Seite war ein großes und ganz poſitives Recht, und er hat ſich deſſen wenigſtens in ebenſo gutem Glauben, gewiß mit größerer Mäßigung bedient, als diejenigen, die wider ihn ſtanden, des übrigen. Nicht auf die zweiſchneidige Maxime, daß Macht über Recht gehe, hat er ſeine Stellung in Preußen, hat er ſeinen Staat gründen wollen. Er hat Geduld und Eifer, gute Worte und ernſte Mahnungen, ſelbſt bedeutende Opfer der Krone Polen, Zugeſtändniſſe den Ständen gegenüber nicht geſpart, um zu einem Abſchluß in aller Form Rechtens zu gelangen.“

Der Verfaſſer ſchließt den Band mit den Worten: „Hier wie überall ergriff er den falſchen Alternativen gegenüber den höheren Gedanken, der ſie überholte. Hieß es im Reiche: entweder öſterreichiſch und ſpaniſch, oder franzöſiſch und ſchwediſch, ſo wollte ſeine Politik deutſch ſein, und ſie war es. Zerriß ſich die Chriſtenwelt nach dem Gegenſatz der Bekenntniſſe, ſo hatte er ſchon auf dem Kongreß zu Osnabrück ſein bedeutſames Wort geſagt: weder lutheriſch, noch calviniſch, ſondern evangeliſch. Und daß auch die Anhänger der römiſchen Kirche, die Arianer, Menoniten u. ſ. w. in ſeinen Landen ungeſtört ihres Glaubens leben konnten, zeigte, — es war das erſte Beiſpiel — daß ein Staat ſich von den Vermengungen mit der Kirche reinigen, ſich in ſeiner rein politiſchen Natur begreifen könne. War überall, zumal in den deutſchen Territorien, die innere Politik bewegt und erſchüttert von dem Kampfe zwiſchen den ſtändiſchen und landesherrlichen Rechten, von der Frage, ob die öffentliche Macht im Lande mehr ein Privatbeſitz oder zum Privatintereſſe der Stände ſei, ſo erhob er über dieſe falſche Alternative: ob dynaſtiſch oder ſtändiſch, ob Libertät oder Landeshoheit, den Gedanken des Staates und gab demſelben in dem geordneten Verhältniſſe des Landrechts zum Staatsrecht, der Staatsregierung zur Landesverwaltung ſeine innere Gliederung.

Das ſind die großen Motive, die der Kurfürſt in den Grundſtein der Monarchie, die er gründete, gelegt hat. Was immer die zwei Jahrhunderte ſeitdem geändert haben mögen, Staaten, ſo lautet der alte Spruch, werden nur mit den Mitteln erhalten, durch welche ſie gegründet worden ſind.“ M.

Meyerbeer in Deutſchland, Italien und Frankreich.

Giacomo Meyerbeer, der am 2. Mai, 72 Jahre alt, in Paris verſtorben iſt, gehörte, ſeinem ganzen Naturell, wie ſeiner Kunſtrichtung nach, dreien Nationalitäten an: der deutſchen, der italiäniſchen und der franzöſiſchen. Seine muſikaliſche Bildung, und zwar den gründlichſten und tüchtigſten Theil derſelben, hatte er dem deutſchen Abbé Vogler zu verdanken, bei dem er, zuſammen mit ſeinem Jugendfreunde Karl Maria von Weber, ſtudirte. Fétis, der bekannte belgiſche Muſik-Hiſtoriker, iſt der Anſicht, daß ſich in dem Nachlaſſe Meyerbeer's noch viele ſeiner niemals publizirten, tüchtigen Klavier-Compoſitionen aus jener Zeit finden würden. Karl Maria v. Weber klagte im Jahre 1820, als Meyerbeer eben ſeine erſten, glänzenden Erfolge in Italien errungen hatte, über die Abtrünnigkeit „dieſes großen, echten, deutſchen Talentes.“

Meyerbeer aber blieb ſich des deutſchen Urſprunges ſeiner Kunſt, der erſten Stelle, die in ſeinem muſikaliſchen Streben das deutſche Element einnahm, ſtets bewußt. Alle Ruhmeskränze, die ihm das Ausland ſo reichlich geſpendet hatte, traten in ſeiner Schätzung weit zurück gegen den Beifall, der ihm nachmals in der deutſchen Heimat zu Theil wurde. Auch blieb er im Herzen ſtets ein Deutſcher, wie er dies durch ſein Familienleben und durch die deutſche Erziehung ſeiner Kinder bewieſen hat.

In Italien, wo er den ſüdlichen Wegen Roſſini's gefolgt war, hat man zuerſt ſein entſchiedenes Compoſitions-Talent, den Reichthum ſeiner muſikaliſchen Erfindung, gewürdigt und mit Beifallsjubel begrüßt. Meyerbeer erwiderte inzwiſchen ſeinem Freunde Weber auf den ihm gemachten Vorwurf, daß ihn der italiäniſche Beifall in dem Glauben an die deutſche Kunſt nicht irre gemacht habe. Das, was ſeine ſpäteren italiäniſchen Werke, ſeine „Emma von Roxburgh“, ſeine „Kreuzritter in Aegypten“, von dem gewöhnlichen italiäniſchen Opern-Getändel unterſchied, das war eben die gefühlstreuere Anſchmiegung der Muſik an den Text, und das bezeichnete er ſelbſt als das deutſche Moment in ſeinen italiäniſchen Compoſitionen.

Die eben genannten beiden Werke, die von den Italiänern in Paris aufgeführt wurden, machten ihn auch zuerſt in der franzöſiſchen Hauptſtadt bekannt, wo er bald die Aufforderung erhielt, auch für die große Oper zu ſchreiben, und zwar in Verbindung mit dem gewandteſten franzöſiſchen Bühnendichter, mit Scribe, der in dem Komponiſten der „Kreuzritter“ den Mann erkannt hatte, deſſen Muſik, wenn ſie von entſprechenden Texten begleitet wäre, einen ſtarken Zug auf das Publikum üben und für ihn, den betheiligten Dichter, die größten Tantièmen-Antheile herbeiführen würde. Leider war Scribe wirklich der einzige, mit dramatiſcher Geſchicklichkeit arbeitende Libretto-Dichter ſeiner Zeit. Vergebens hatte ſich Meyerbeer nach einem ſolchen in ſeinem Vaterlande umgeſehen. Er mußte ſich, um einen wirkſamen Text zu bekommen, in alle Prätenſionen und Launen ſeines franzöſiſchen Mitarbeiters fügen. Meyerbeer hat oft von ſeinen Kämpfen mit Scribe, von deſſen Eigenſinn und Deſpotismus erzählt, wenn er mit Freunden in Deutſchland über die Geſchichte der Entſtehung des „Robert“, der „Hugenotten“ und des „Propheten“ ſprach. Gleichwohl war dem Komponiſten keine andere Wahl geblieben, was z. B. auch Rellſtab's „Feldlager in Schleſien“ bewies, zu welcher Muſik er, um die Oper auch für ein anderes Publikum, als das Berliner, genießbar zu machen, von Scribe erſt einen neuen Text (L'Etoile du Nord) mußte ſchreiben laſſen.

Trotzdem aber waren und blieben auch in ſeinen großen franzöſiſchen Opern, namentlich in den „Hugenotten“ und im „Propheten“, die tieferen deutſchen Empfindungen und Erinnerungen unverkennbar. Ja, mit zu ſeinen tüchtigſten und tiefempfundenſten Tondichtungen gehören ſeine Ouverture und ſeine muſikaliſchen Einlagen zu Michael Beer's Trauerſpiel „Struenſee“ und ſein zum Schiller-Jubelfeſt von 1859 komponirter Schiller-Marſch. Möge ihm die deutſche Erde, in welcher er zu ruhen verlangte, leicht ſein! J. L.

Digitized by Google

Böhmen.

Čechiſche Briefe aus Böhmen.

II.

Neuer poetiſcher Frühling.

Gottlob, die Cenſur iſt nicht mehr! — Auch das deutſche Volk hat lange unter ihrem Joche ſchmachten müſſen; aber ſeit Jahren ſchon ſind die letzten Spuren des geiſtigen Zwanges bei Ihnen verweht, und nur wie böſe Träume mögen Ihnen die trüben Tage geiſtiger Erſtarrung erſcheinen. — Bei uns war zwar ſeit den ſtaatenerſchütternden Ereigniſſen des Jahres 1848 die Cenſur für Druckſchriften ebenfalls abgeſchafft, aber Preßfreiheit, wie ſie zum Aufblühen und Gedeihen der Literatur unumgänglich nothwendig iſt, hatten wir noch lange nicht. Uebrigens ſind wir im Staate Oeſterreich, wie Sie ohnehin aus Erfahrung wiſſen, ſehr beſcheidene Leute und wählen (wenn uns nichts Anderes übrig bleibt) von zwei Uebeln das kleinere, und ſo balanciren wir, um nirgends anzuſtoßen, als echt conſtitutionelle Seiltänzer zwiſchen den Paragraphen unſeres Preßgeſetzes. Durch geſchickte Wendungen des Styles kann der böhmiſche Schriftſteller doch ſo manches vorbringen, und wenn er noch obendrein hochpoetiſche Figuren und unſchuldige Allegorien am rechten Orte anzuwenden weiß, wird ihm nicht ſo leicht etwas Menſchliches paſſiren. Auch haben jetzt die Kirchenväter und die hohen Herren am Staatsruder einen beſſeren Magen und vertragen zuweilen auch ſaure und bittere Gerichte, ohne ſich den Appetit auf längere Zeit zu verderben.

Aber wie ganz anders war es in früheren Jahren! Wie hätte unter einer Cenſur, die ſogar die Verbindung des Wortes „Altar“ mit weltlichen Dingen, wenn auch in poetiſchem Sinne, als Ketzerei und jede freiere Regung der Poeſie als Hochverrath verdammte, unſere Literatur aufblühen und ſich frei entfalten können? Jede Neuerung, ſelbſt die Anwendung des weichen ĺ nach dem Laute e, ſtatt des ſprichwörtlich gewordenen y in der Rechtſchreibung ſchien den Herren Cenſoren ſtaatsgefährlich, und die Verfechter der neuen Lehre hatten von Seiten k. k. Patrioten wahre Märtyrerleiden zu beſtehen.

Während der Zeit vom Jahre 1852 bis zur Schlacht von Solferino gab es für unſere Literatur und unſer nationales Streben nur trübe Tage. Das Regieren Bach's und die Wirkſamkeit des unvergleichlichen Grafen Leo Thun hätten uns auf das Allerſanfteſte in Finſterniß und Verdummung hineingeführt und eine Gebetbücher-Literatur geſchaffen, die den heiligen Geiſt aus Böhmen in kurzer Zeit herausgefegt haben würde. In den Schulen wurde die Jugend auf Grundlage des Konkordats nach jeſuitiſchen Grundſätzen vom Clerus fleißig bearbeitet; vor Allem wurde unbedingter Gehorſam gegen die römiſch-katholiſche Kirche und die von Gott eingeſetzten k. k. Aufſichts-Behörden gepredigt, und in verſchiedenen „erhebenden“ und gottesfürchtigen Werken und Schriften wurden dieſe Lehren für Erwachſene weiter tradirt. Das war ein trauriger Zuſtand in der Literatur, wie im öffentlichen Leben!

Doch die Tage dieſes Jammers waren gezählt, und der oppoſitionelle Geiſt, das krampfhafte Ringen nach geiſtiger Freiheit kam immer mehr zum Durchbruche, und ſchon mit dem Jahre 1859 beginnt eine beſſere Epoche der böhmiſchen Literatur und vorzüglich der Poeſie. Beſonders war es das akademiſche Gymnaſium in Prag, wo der Nationalgeiſt, durch edles Streben nach Freiheit und wahre Begeiſterung für alles Schöne und Edle gehoben, mächtig aufloderte. Natürlich war das mehr eine literariſche, als politiſche Bewegung; ſie war vornehmlich gegen das Spießbürgerthum und die jeſuitiſche Frömmelei in der Literatur abgeſehen. Mácha, der vom Philiſterthum verketzerte edle Dichter und erſte Apoſtel Hegel'ſcher Philoſophie in Böhmen, ward der Vergeſſenheit entriſſen und als Vorkämpfer geiſtiger Freiheit hoch gefeiert. Auch Lord Byron, Heine und Victor Hugo fanden ihre Anhänger und Verfechter in der neuen Dichterſchule, die ſich zum Unterſchiede von der alten, ſogenannten klaſſiſchen, die romantiſche Schule nannte. Aber man darf ſich dieſe romantiſche Schule nicht etwa in dem Sinne, wie ſie in Deutſchland genommen wird, denken. Unter dem Begriffe Romantiker verſtand man überhaupt einen Dichter, der gegen die Abgeſchmacktheit und Spießbürgerei, wie ſie gäng und gebe waren, ankämpft und die Frömmelei und engherzige Philiſter-Moral über den Haufen wirft. Es war alſo keineswegs eine Schwärmerei für mittelalterliche Inſtitutionen und mittelalterliche chriſtliche Poeſie; es weht uns vielmehr aus den Werken dieſer Schule faſt überall der moderne Rationalismus an, und in den mannigfaltigſten Variationen wiederklingend, geſtaltet er ſich bei einigen Dichtern zum offenen Glaubensbekenntniß.

Es iſt begreiflich und ganz natürlich, daß die Tendenz der jugendlichen Schule von Seiten der Gegenpartei einen großen Sturm hervorrief, der in heftigen Polemiken tobte. Ganz beſonders gegen die neue Dichterſchule erbittert war der fromme katholiſche Dichter P. B. Štulc, der alle ſeine Kräfte aufbot, um (wie er ſich ausdrückte) der böhmiſchen Literatur ihre Jungfrauen-Reinheit zu bewahren. Ich könnte hier auch den literariſchen Taglöhner und Denuncianten Jakob M., der damals mit aller ihm angeborenen Perfidie gegen die neue Schule zu Felde zog, erwähnen, doch ich möchte ihn nicht gern zum Märtyrer ſeines Glaubens ſtempeln, und überdies iſt er eine ſo unbedeutende Figur, daß er ſelbſt unter der Lupe verſchwindet.

Ein poetiſcher Almanach, nach der größten Dichtung Mácha's „Máj“ (der Mai) genannt und dem frühzeitig verſtorbenen Dichter, dem Meiſter und Vorbilde der romantiſchen Schule, gewidmet, war die erſte bedeutende Manifeſtation der neuen Richtung, und da finden wir die Namen Barák, Fric, Jahn, Janda, Jeřábek, Hálek, Mayer, Neruda, Pfleger u. a. m. unter den beſten Dichtungen der neuen Schule. Ihre Thätigkeit war wirklich erfreulich und berechtigte zu ſchönen Hoffnungen. Guſtav Pfleger, der tiefſte Denker der romantiſchen Schule, ließ einen Band Gedichte unter dem Titel „Dumky“ erſcheinen, die ſich namentlich durch Innigkeit der Gefühle, Erhabenheit der Gedanken und Eleganz der Sprache auszeichnen. Dann folgte ein großes epiſches Gedicht, das der Verfaſſer einen Roman in Verſen nannte und „Pan (Herr) Vyšinsky“ betitelte. Es iſt ein ſatyriſches Gedicht, das beſonders gegen den verſtorbenen Kritiker Hansmann, Redacteur eines mähriſchen offiziellen Blattes, gerichtet iſt. Mittlerweile traten auch Johann Neruda und Hálek mit ſelbſtändigen Arbeiten auf. Neruda veröffentlichte ein Bändchen lyriſcher Gedichte, die unter dem Namen „Hřbitovni kviti (Blumen vom Kirchhofe) erſchienen, und Hálek ließ neben zwei größeren epiſchen Dichtungen: „Mejrima a Husejn“ und „Alfred“, die vielfach an Byron erinnern, ein Bändchen erotiſcher Gedichte unter dem Titel „Večerni píseň“ (Abendlieder) erſcheinen. Letztere mahnen an die erotiſche Innigkeit Heine's und ſind auch, was die Gedanken und poetiſchen Figuren betrifft, ſehr ſtark mit Heine's Gedicht verwebt.

Auch die dramatiſche Poeſie hat durch die neue Schule einen

Digitized by Google

mächtigen Aufſchwung erreicht und durch inniges Anlehnen an die Meiſterſtücke Shakſpeare's, die wir faſt alle in trefflicher böhmiſcher Ueberſetzung beſitzen, einen völligen Umſchwung erlebt. Die dramatiſche Poeſie unſeres Volkes will ich nächſtens in einem beſonderen Artikel ausführlicher beſprechen und dann wieder an den weiteren Verlauf unſeres literariſchen Strebens in neueſter Zeit anknüpfen.

England.

Das großbritanniſche Herrenhaus.*)

II.

Die Lords Derby und Weſtbury.

Lord Derby iſt unbeſtritten der gewandteſte parlamentariſche Taktiker und vollendetſte Redner im Oberhauſe. Von ihm, im Jahre 1834 Mitglied des Hauſes der Gemeinen, ſagte Macaulay: „Seine Kunſt in Handhabung der parlamentariſchen Waffen erſcheint wie angeborene Naturgabe.“ Er iſt der anerkannte Führer der Tories oder Konſervativen und diktirt ſeine Parteipolitik mit deſpotiſcher Entſchiedenheit. Er gehört einer der älteſten Peersfamilien Englands an, hat bereits die wichtigſten Staatsämter bekleidet, iſt Kanzler der Orforder Univerſität, beſitzt eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung, genießt ein unberechenbares Einkommen von ſeinen ausgedehnten Gütern, und ſo mag er wohl für eines der beſten Muſter der engliſchen Ariſtokratie gelten. Er hat das nicht zu verkennende Weſen der Autorität ohne den leiſeſten Beiſchmack von Anmaßung, jenen „Stolz in der Haltung“, der ohne Worte die Würde einer langen Ahnenreihe behauptet. Seinen kraftvollen, eindringlichen Reden ſteht eine ſeltene, gewählte Sprache zu Gebote; dazu beſitzt er eine genaue und umfaſſende Kenntniß aller in die Verwaltung einſchlagenden Fächer, eine aus lebenslanger, ebenbürtiger Berührung mit den beſten Geſellſchaften Europas gewonnene Selbſtbewachung, ein feſtes Vertrauen auf die eigenen geiſtigen Hilfsquellen, und dieſe Eigenſchaften ſtempeln ihn zu einem vorzugsweis parlamentariſchen Redner.

Ein anderer Kämpfer von ausgezeichnetem Talent auf dieſer Arena iſt Dr. Samuel Wilberforce, Biſchof von Orford. Er iſt der dritte Sohn des berühmten Philanthropen William Wilberforce, aber keineswegs Erbe jener Charaktereinfalt, jener Freiheit von allem perſönlichen Ehrgeiz, die ſeinem Vater weit und breit Liebe und Verehrung gewonnen hat. Bekannt als Führer und Vertreter der hochkirchlichen Fraction, iſt er ſtets ſchlagfertig auf dem Platze, wenn eine Frage unmittelbar oder mittelbar das Intereſſe ſeiner Parteiſache berührt. Schon längſt ſagte man von ihm, daß, hätte er die Bahn des Staatsdienſtes eingeſchlagen, er ſich leicht und ſicher zum Premier erhoben haben würde. Seit Jahren bezichtigte man ihn einer entſchiedenen Hinneigung zum Puſeyismus, und die Gewandtheit, mit der er jeder Unterſuchung der in ſeinem Sprengel eingeführten Kirchenzucht auszuweichen verſtand, hat ihm wohl zumeiſt den Spitznamen Slippery Sam eingetragen.

Auch Lord Weſtbury, der gegenwärtige Lord-Kanzler, darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Nachdem er bei zwei aufeinanderfolgenden Adminiſtrationen das Amt des Generalprokurators und zweimal das des Kronanwalts bekleidet hatte, beförderte ihn der Tod des Lord Campbell zu dem Sitz auf dem Wollſack. Als Kanzleigerichtsanwalt ſoll er die reichſte Advokaten-Praxis gehabt haben, denn während der vier Jahre, die ſeiner Erhebung zur Peerſchaft vorangegangen, betrug ſeine jährliche Einnahme im Durchſchnitt 20,000 L. St. (125,000 Thlr.)

Im Sommer 1860 traf ich's ſo glücklich, ihn (damals Sir Richard Bethell) in einer wichtigen und intereſſanten Sache vor dem Vicekanzler Wood plaidiren zu hören. Der Streitpunkt betraf einen Ehepakt zwiſchen dem Fürſten Borgheſe in Rom und der Lady Talbot, zweiten Tochter des Grafen Shrewsbury. Durch ausdrückliche Uebereinkunft ſollte der Wortlaut des Kontraktes übereinſtimmend mit dem römiſchen Herkommen ausgelegt werden. Da es ſich nun darum handelte, den Sinn gewiſſer Stipulationen feſtzuſtellen, ſo wurde zu dem Behufe eine Kommiſſion nach Rom geſandt, und das Ergebniß ihrer mühſeligen Arbeit waren mehrere dickleibige Folianten, angefüllt mit den widerſtreitenden Meinungen der größten römiſchen Rechtsgelehrten, belegt mit Stellen aus den Kanoniſten, den Entſcheidungen der „Santa Rota“, den Inſtitutionen und Pandekten; ja, man ſtieg hierauf bis zu den Geſetzen der Republik und der Auguſteiſchen Aera.

Zur Führung des Prozeſſes, der eine ungewöhnliche Theilnahme des Publikums erregt hatte, wurde der erſte Anwalt des Königreichs angenommen. — Die Gerichtsſitzung war eröffnet, und Aller Augen richteten ſich auf Sir Richard, an dem jede Bewegung, jede Stellung von durchdrungenem Selbſtbewußtſein zeugte. Nicht Chatam übertraf ihn an leidenſchaftlich theatraliſchem Effekt; kein Schauſpieler auf der Bühne hat jemals eine ſolche Durchbildung und Vollendung ſeiner Kunſt zur Erſcheinung gebracht, und das bis in die geringſte Einzelheit. Mochte er einen prüfenden Blick in ſein Konzept werfen, einem Kollegen Etwas zuflüſtern, über einen Punkt in ſeines Widerparts Rede eine Notiz aufzeichnen, auf eine Bemerkung von der Richterbank aushorchen — Alles hatte einen dramatiſchen Anhauch. Während des Verhörs übergab ihm ein Anwaltſchreiber einen Brief, und die Art, wie er dieſen empfing, öffnete, las und beantwortete war allein eine Studie. Die Güte eines befreundeten Advokaten machte mich mit einem der jüngeren Akoluthen des Kronanwalts bekannt. Während wir uns nun über den Prozeß unterhielten, drehete ſich Sir Richard zu uns um und machte eine Bemerkung über den Gang des Verhörs; mein Freund ließ ſich's aber ſo wenig beikommen, mich dem Fürſten der Barre vorzuſtellen, als er's gewagt hätte, die Königin Victoria bei einer Fahrt durch Hydepark aufzuhalten, um mir Gelegenheit zu geben, ihr meine Huldigung darzubringen.

Mit welcher Ehrerbietung lauſchten die anderen Anwälte auf jedes Wort, das er an ſie zu richten ſich herabließ! Wie geſpannt hafteten die Jünger der Themis auf ſeinen Mienen, als wäre in dieſen kalten, harten Zügen irgendwie Rechtsprinzip zu leſen! Und als er ſich endlich erhob, langſam und feierlich, um das langerwartete Plaidoyer vorzutragen, mit welcher Sammlung ſchickten ſich Gerichtshof, Barre und Publikum zum Hören an! Er ſprach gelaſſen und deutlich; der Ausdruck war knapp und dem Gedanken angepaßt, ohne rhetoriſchen Prunk, ohne Haſchen nach Schönrednerei. Nach kurzer, gemeſſener Einleitung ging er ſofort auf die Sache ein. Der klare Verſtand wendete ſich in gewichtigen Worten mit ernſter, eindrucksvoller Haltung ſelbſtvertrauend an ein ſpruchermächtigtes Tribunal.

Und doch ſah es keineswegs ſo aus, als ob ein Untergeordneter einen Höherſtehenden zu überzeugen ſucht, ſondern vielmehr,

*) Nach amerikaniſcher Darſtellung.

Digitized by Google

als wäge Einer ſeine Anſichten gegen die eines ihm Ebenbürtigen ab, der zufällig eine Stellung von gemachter Wichtigkeit einnimmt. Man fühlte, hier ſteht eine Macht hinter dem Thron, die den Thron ſelbſt überragt.

Dieſes Bewußtſein geiſtiger und beruflicher Ueberlegenheit, von dem einmüthigen Urtheil des Publikums unterſtützt, hat unbezweifelt in Lord Weſtbury jenes herausfordernde, um nicht zu ſagen übermüthige Gebaren, erzeugt und großgezogen. Bekannt iſt die Anekdote, daß, als man ihm vor einigen Jahren eine Richterſtelle mit 5000 L. St. jährlichen Gehalt antrug, er das Anerbieten mit den Worten von der Hand wies: „Ich will lieber 10,000 L. St. jährlich einnehmen und mit Verſtand ſprechen, als 5000 L. einnehmen und den Unſinn Anderer geduldig anhören müſſen." Aehnliche Geſchichtchen aus ſeinem Advokatenleben ſind wenig im Umlauf, und ſein barſches Benehmen gegen Kollegen und Clienten hat ſich ſeit ſeiner Beförderung zum Wollſack um Nichts gemildert. Sein rauhes, anſahriges Betragen gegen Sachwalter, die vor ihm erſcheinen, iſt oft genug allgemein gerügt worden. Ja er trieb ſeine Rückſichtsloſigkeit ſo weit, daß er — was in den parlamentariſchen Annalen dieſes Hauſes ohne Vorgang iſt — einen Peer bei voller Sitzung der Lüge bezichtigte.

Fürchteten wir nicht, dieſen Artikel über Gebühr auszudehnen, wir könnten das Verzeichniß der Oberhaus-Größen mit noch manchen Namen vermehren, worunter z. B. Graf Granville, Graf Ellenborough, Herzog von Somerſet, Graf Shaftesbury keinen unverdienten Platz einnehmen würden.

Da aber das Genie ſich nicht nothwendig von Geſchlecht auf Geſchlecht fortpflanzt, wenn auch der Sitz im Oberhauſe erblich iſt, ſo begreift ſich leicht, daß es eine beträchtliche Zahl von Peers giebt, die ihre Bänke eben nur körperlich ausfüllen; weder natürliche Anlagen, noch erworbene Tüchtigkeit befähigen ſie zu ihrer geſetzgeberiſchen Sendung. Sie ſprechen gelegentlich aus einem dunkeln Gefühl, daß ſie es ihrer Stellung ſchuldig ſind; wenn ſie ſich aber bewußt werden, daß das, was ſie ſagen, kein Stäubchen in die Wage der Debatte legt, ſo ſind ſie froh, ſich der unwillkommnen und läſtigen Pflicht wohl oder übel erledigt zu haben. Das ſind nun die Stockenden und Stammelnden, denen ihre Hüte und Stöcke ſtets in die Quere kommen, und die niemals mit ſich einig werden, was ſie mit den Händen anfangen ſollen. Gewiß, wer das Haus der Lords das erſte und letzte Mal beſucht, während ein Redner dieſes Schlages ſeine Meinung über eine debattirte Frage abgiebt, wird mit einem ſehr ungünſtigen und völlig unrichtigen Urtheil über das Rednertalent der engliſchen Peers das Haus verlaſſen.

Wir ſchweigen von den Mitgliedern des Hauſes, die ſelten oder nie einer Debatte beiwohnen. Die Geſammtzahl der Lords beträgt 460, und die durchſchnittliche Zahl der Gegenwärtigen erreicht kaum die Ziffer 50. Durch Vertretung zu votiren, iſt ein Vorrecht der Peers, von dem ſie bei den wichtigſten Beſchlüſſen einen ſehr ausgedehnten Gebrauch machen. Schon vor vielen Jahren bezeichnete Macaulay das Oberhaus als ein „ſpärliches und ſchläfriges Auditorium", und wahrlich, es ſteht wohl heute damit um kein Haar beſſer.

Ein beträchtlicher Theil der Abweſenden iſt unter den „lockern Junkern" (fast noblemen) des Königreichs zu ſuchen. Das ſind ſolche, die ihre höhere geſellſchaftliche Stellung zu den niedrigſten Lebenszwecken herabwürdigen, Vermögen, Kräfte und Zeit in entehrenden Lüſten vergeuden, eine leichte Beute durchtriebener Gauner und eine brennende Schmach ihres Standes. Mitunter pauſiren ſie eine Weile hart am Rande des Abgrundes, aber nur um Apoſtel der Sünde zu werden und Andere in daſſelbe Verderben zu locken. Das freche und erfolgreiche Treiben dieſer betitelten roués fängt bereits an, die Aufmerkſamkeit und das Bangen des beſſeren Theils ihrer Landsleute zu erwecken. Schon wuchert der Same des vergiftenden Beiſpiels in den ſogenannten unterſten Schichten der Geſellſchaft, wo es freilich nicht in ſo vornehmem, elegantem Gewande auftritt. Gegen dieſe ſchwellende Fluth des anſteckenden Einfluſſes erhebt jetzt die Preſſe ihre warnende Stimme, und ihre offnen und rückhaltloſen Schilderungen, ihre zuverſichtlichen Hinweiſungen auf eine unheilverkündende Zukunft ſind weit entfernt, engliſche Augen zu befriedigen oder engliſchen Ohren zu ſchmeicheln.

Das engliſche Staatsmanns-Jahrbuch.

„The Statesman's Year-Book",*) heißt ein Jahrbuch, herausgegeben von Frederik Martin, das kürzlich zum erſtenmal erſchienen und fortan in jedem Jahre fortgeſetzt werden ſoll. Der Herausgeber ſagt in der Vorrede: „Frankreich, Italien, Rußland, Oeſterreich und „ſelbſt Deutſchland" werden bei uns oft wie lebende Individuen citirt, die eine gewiſſe Macht, Stärke und Willenskraft beſitzen, und deren Bedeutung und Umfang zu kennen von Jedermann vorausgeſetzt wird. Aber Diejenigen, die mit dieſen Dingen zu thun haben, über politiſche Gegenſtände ſchreiben und ſprechen oder auch wohl bei der Regierung betheiligt ſind, ſind ſich ſehr wohl bewußt, daß dieſe Materie durchaus nicht allgemein bekannt iſt und in der That, wenn nicht in abſolutes Dunkel gehüllt, doch mindeſtens ungemein verworren erſcheint."

Alſo um der in England herrſchenden allgemeinen Verwirrung in dieſem Punkte abzuhelfen, die auch bereits (wie der Verfaſſer bemerkt) von dem verſtorbenen großen Staatsmann Sir Robert Peel ſchmerzlich empfunden worden, hat man das vorliegende „Staatsmanns-Jahrbuch" gegründet, das in ähnlicher Weiſe wie der Gothaiſche genealogiſche Kalender, jedoch ſyſtematiſcher und vollſtändiger, ſtatiſtiſche, genealogiſche und hiſtoriſche Ueberſichten aller Staaten und ſouveränen Familien der civiliſirten Welt enthält.

Wir können das Unternehmen nur mit dem aufrichtigen Wunſche eines guten Erfolges begleiten, da wir in Deutſchland gerade am beſten wiſſen, wie ſehr es dem engliſchen Volke an Kenntniß der Verhältniſſe fremder Länder und ihrer Regierungen, beſonders aber auch ihrer verfaſſungsmäßigen Rechte und nationalen Bedürfniſſe gebricht. Das Buch des Herrn Martin enthält eine Fülle von Nachrichten über alle Staaten Europas, Amerikas und Auſtraliens, ſowie eines Theils von Aſien (China, Japan und Oſtindien), und ſo viel wir haben prüfen können, ſind alle ſeine Data mit gewiſſenhafter Sorgfalt und Objektivität zuſammengetragen und dargeſtellt. Als Motto hat der Verfaſſer in deutſcher Sprache Göthe's Worte abgedruckt:

„Man ſagt oft: Zahlen regieren die Welt,
Das aber iſt gewiß, Zahlen zeigen, wie ſie regiert wird."

Ueberhaupt ſcheint der Verfaſſer mit deutſcher Sprache und Literatur vertraut zu ſein, da er häufig deutſche Ausdrücke citirt und ſpeziell auch über Deutſchlands Verhältniſſe beſſer unterrichtet iſt, als man es von engliſchen Schriftſtellern erwartet. Sogar

*) A Statistical, Genealogical and Historical Account of the States and Sovereigns of the civilised world. For the year 1864. London and Cambridge, Macmillan u. Co.; Leipzig, Ludw. Denicke.

Digitized by Google

den ſchleswig-holſteiniſchen Erbfolgeſtreit faßt er ohne Haß und Vorurtheil auf, ſo daß wir ſchon darum allein dem Buche recht zahlreiche Leſer in England wünſchen.

Während das Jahrbuch nämlich unter Dänemark bemerkt, daß nach dem Erlöſchen der königlichen Linie des Hauſes Oldenburg König Chriſtian IX. aus dem Hauſe Glücksburg auf den Thron gelangt ſei, fügt es hinzu, daß mit Bezug auf die deutſchen Herzogthümer die Rechtsgiltigkeit des Londoner Vertrages vom 8. Mai 1852 angefochten werde, wobei der Verfaſſer auf ſeine Deductionen unter „Deutſchland" verweiſt. Und hier iſt bei „Holſtein und Lauenburg" Folgendes geſagt, nachdem in Betreff Chriſtian's IX. auf „Dänemark" verwieſen worden:

„Friedrich, Erbprinz von Holſtein, geboren am 6. Juli 1829, Sohn des Herzogs Chriſtian von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg, folgte bei dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark, nachdem ſein Vater auf die Krone verzichtet hatte, am 15. November 1863; vermählt am 11. September 1856 mit der Prinzeſſin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg, geb. am 20. Juli 1830. Kinder: zwei Töchter und ein Sohn, nämlich Auguſta Victoria, geb. am 22. Oktober 1858; Caroline Mathilde, geb. am 25. Januar 1860, und Ernſt Günther, geb. am 9. Auguſt 1863.

„Die herzogliche Linie von Schleswig-Holſtein-Sonderburg-Auguſtenburg wurde von dem Herzog Ernſt Günther, geb. 1609 und geſt. 1689, gegründet. Dieſer erbaute das Schloß Auguſtenburg auf der Inſel Alſen. Durch das Erlöſchen der beiden älteren Linien von Franzenhagen und der katholiſchen Linie iſt das Haus Auguſtenburg der älteſte Zweig der Familie der alten Herzoge von Holſtein geworden. Nach dem Ausſterben der männlichen Linie der Könige von Dänemark wird die Krone von Holſtein-Lauenburg, in Gemäßheit des in den Herzogthümern geltenden ſaliſchen Geſetzes, vom Herzog Friedrich beanſprucht. Das Herzogthum Schleswig, das ſeit dem Jahre 931 mit Holſtein verbunden iſt, wird ebenfalls von der herzoglichen Linie in Anſpruch genommen. Nach dem Erlöſchen der alten Dynaſtie der Herzoge von Schleswig und Holſtein wählten dieſe Landſchaften im Jahre 1459 den König Chriſtian I. zu ihrem Herzog. Er erklärte in einem offenen Briefe vom Jahre 1460, „daß, nachdem die Prälaten, Herren, Städte und Einwohner von Schleswig und Holſtein ihn aus freiem und gutem Willen zu ihrem Souverän gewählt und ihm den Eid der Treue und des Gehorſams geſchworen, nicht als König von Dänemark, ſondern als ihrem Herzoge, ſo ſolle die Erbfolge in dieſen Herzogthümern dadurch nicht alterirt werden und ausſchließlich der männlichen Linie zuſtehen." Auf dieſes Dokument hauptſächlich ſtützen ſich die dynaſtiſchen Anſprüche Friedrich's VIII."

In gleicher Weiſe unparteiiſch, wie in Schleswig-Holſtein, iſt das engliſche Jahrbuch auch in Nord-Amerika, wo neben der Regierung, der Verfaſſung 2c. der „Vereinigten Staaten" auch die der „Conföderirten Staaten" vollſtändige Berückſichtigung finden.

Auſtralien.

Dr. Doyle über die ſchwarzen Wilden.

Wer die wilden, ſchwarzen Eingeborenen Auſtraliens nur aus üblichen Beſchreibungen oder durch die Halblinge kennen gelernt hat, die ſich in und um den großen Städten Melbouene, Sidney u. ſ. w. ſtehlend, raubend, bettelnd und verkommen zwiſchen Civiliſation und Barbarei herumtreiben, urtheilt über ſie in dem guten Glauben, daß ſie zu den niedrigſten und häßlichſten Arten des menſchlichen Geſchlechts gehören. Eine genauere Kenntniß derſelben aber in ihrer echten, unverfälſchten Wildheit, der Art und Weiſe, wie ſie die rohe Natur, in der ſie leben, beherrſchen und überliſten, um ſich ihre Bedürfniſſe, Nahrung und Kleider, ſogar Putz und Schmuck und Luxus zu verſchaffen, Krieg und Jagd zu führen, ſich zu vertheidigen u. ſ. w. beweiſt ſehr ſtark das Gegentheil. Es ſind größtentheils ſtarke, geſchickte, kräftige, elaſtiſche und ſehr pfiffige Leute in ihrer Art.

Der Engländer Dr. Doyle hat ſie in ihren Wildniſſen beſucht, ſie beobachtet und mit ihnen geſprochen, gelebt, gejagt, gegeſſen und getrunken. Und man muß geſtehen, daß ſie aus ſeinen Schilderungen nach dem Leben geſchickter, klüger und pfiffiger hervorgehen, als mancher Doktor der Philoſophie bei uns in ſeiner Weiſe beſtehen würde.

Sie ſind beſonders liſtige und geſchickte Jäger gegen Emu's, Känguru's, Schlangen und ſogar gegen Bienen. Der auſtraliſche Emu iſt ein Vogel, wie ein Strauß, nur etwas kleiner, aber ſehr ſtark in den ſchnellen, langen Beinen und mit kräftigem Hals und Schnabel. Seine größte Stärke iſt das Laufen, denn die Füße ſind lang und kräftig, die Flügel ſehr kurz und gar nicht hinreichend zu irgend einem Fluge. Auch iſt der Emu ſehr menſchenſcheu und flieht ſchon, ſobald ein menſchliches Weſen weit in der Ferne nur wie ein ſchwarzes Pünktchen ſichtbar wird. Dagegen haben ſie wenig Furcht vor Menſchen zu Pferde oder vor ihres Gleichen. Dies wiſſen die ſchwarzen Auſtralier recht gut und machen ſich das praktiſch zu Nutze, um ſich des ſchnellfüßigen Rieſenvogels zu bemächtigen. Sie reiten ihm langſam nahe. Wenn der Vogel dann Gefahr merkt, flieht er ſchneller, wie das beſte Pferd oder der geſchwindeſte Känguruh-Hund. Aber er hält es bloß etwa eine halbe deutſche Meile weit aus. Dann wird er matter und langſamer. Und wenn er jetzt nicht in Waldes Dickicht Schutz findet, kann er von Reitern und Hunden überholt werden, wenn ſie die Jagd noch bis 1½ Meilen weit fortſetzen können. Aber auch im Augenblick des Sieges iſt die Jagd nicht ohne Gefahr. So furchtſam der Emu iſt, ergiebt er ſich doch endlich nicht ohne kräftige Gegenwehr. Sind ihm Reiter und Hunde auf den Hacken, kehrt er plötzlich Schnabel, Krallen und die kräftigen Keulenſchläge ſeiner Flügel gegen ſie und vertheidigt ſich manchmal noch Stunden lang, er allein gegen mehrere Reiter und Hunde. Letztere werden mit einem Schlage des Schnabels oder einer Kralle der Füße getödtet, wenn ſie ihm zu nahe kommen.

Die ſchwarzen Wilden ziehen deshalb auch gern die Jagd durch Beſchleichung vor. Darin ſind ſie Meiſter.

Irgend ein ſchwarzer Künſtler läßt ſich die ganze beſiederte Haut eines Emu ſo geſchickt um den Körper nähen, daß er ganz ausſieht, wie ein ſolcher Vogel. Mit einem hervorgeſtreckten Arm und mit dem Kopfe des Vogels in der Hand, macht er genau deſſen Kopf- und Halsbewegungen nach, pickt damit auf der Erde und nähert ſich ſo einer fernen Emuheerde, indem er oft ſtehen bleibt, mit den Füßen kratzt, wie eine Henne oder ein Emu, und überhaupt durch und durch ſo vollſtändig den Vogel ſpielt, daß weder Menſchen in der Ferne noch die Emu's ſelbſt die Liſt merken. So kommt er bis mitten unter die Emuheerde und macht mehreren den Garaus, ohne daß es die andern merken. Welcher civiliſirte Jäger könnte dieſe Kunſtſtücke nachmachen? Auch in Ueberliſtung der zwar furchtſamen, aber in Todesnoth furchtbaren und onſt nicht auf den Kopf gefallenen rieſigen Springratten, der

Digitized by Google

auf Hinterfüßen und Schwanz mächtig hüpfenden Känguru's, ſind die Herren Ureinwohner Auſtraliens ſchlaue Diplomaten und Jäger. Man ſtellt ihnen beſonders des dicken, fetten Schwanzes wegen nach, der gekocht die delikateſte Suppe giebt. Schildkröten- und Ochſenſchwanzſuppen ſollen armſelig dagegen ſein. Auch verſchmähen die Wilden keinen andern Theil des Känguru's, wenn ſie nichts Beſſeres haben, z. B. Schlangen. Die großen männlichen Exemplare dieſer Springratten, mehr als mannesgroß auf ihren Hinterfüßen, machen Jägern und Hunden oft viel zu ſchaffen. In jedem Hinterfuße haben ſie eine Kralle, wie der Zahn einer eiſernen Harke, und wenn ſie ſich in äußerſter Gefahr mit dem Rücken gegen einen Baum lehnen und Hund oder Reiter ihnen zu nahe kommen, ſuchen ſie mit den Vordertatzen Roß oder Reiter oder Hund zu umarmen. Gelingt ihnen das, ſo halten ſie feſt, bis ſie mit den Hintertatzenkrallen ihnen den Bauch aufgeriſſen haben. Alte Hunde nnd erfahrne Jäger ſetzen ſich nicht leicht dieſer Gefahr aus, aber junge, übermüthige Thiere oder Menſchen kommen nicht ſelten darin um. Auch kommt es vor, daß ein Känguru den Hnnd packt, ans Waſſer ſchleppt und ſo lange untergetaucht hält, bis er ertrunken iſt. Engländer und Deutſche in Auſtralien ſtellen Känguru-Jagden zu Pferde und oft nur zum Vergnügen an. Es giebt dort eine ganz vorzügliche Sorte von ſchnellen, ausdauernden und kühnen Jagdpferden und Reiter dazu, die wie darauf gegoſſen ſitzen und das Pferd ohne Steigbügel und Sporen bloß durch Druck der Kniee regieren. So fliegen ſie wie die Götter über unabſehbare Wildniſſe dahin, hinter Emu's oder Känguru's her und ſtechen letztere, wenn ſie von Hunden endlich umringt ſind und an ihrem Baume ſtehen, mit großer Geſchicklichkeit nieder, was für beſſer gilt, als das Todtſchießen.

Die kleinen Arten werden von Jägern und Hunden gemeinſchaftlich vom Leben zum Tode befördert. Erſtere gebrauchen ihre Peitſchenſtöcke oder kleinen Keulen, die, auf die Köpfe treffend, die gehetzten Thiere bald zu Boden bringen, wo ſie von den Hunden vollends zerriſſen werden.

Fabelhaft klingt es, daß die auſtraliſchen Wilden auch auf die Honig- und Bienenſagd gehen. Aber es iſt eben ſo richtig und wahr, wie ihre Leibenſchaft für die Schlangen-Jagd. Ueberhaupt haben dieſe herumziehenden ſchwarzen Bewohner weiter nichts zu thun, als ſich Nahrung zu beſorgen. Wohnen und Miethebezahlen und Sorgen für Kleider und Schuhe, Steueen und Abgaben ſind ihnen unbekannt. Sie ziehen in Stämmen und Heerden, je unter einem Häuptling, umher, gehen auf die Jagd nnd verſammeln ſich Abends wieder in einem Lager, wo ſie ihre gemeinſchaftliche Beute auf Kommando des Häuptlings verzehren, um dann auszuſchlafen und den folgenden Morgen daſſelbe Geſchäft wieder anzufangen. Gefällt es ihnen in einer Gegend nicht mehr oder fehlt's an Wild und Beute, ſo brechen ſie mit Kind und Kegel und all' ihrer Habe auf und ziehen weiter. Dann giebt's wohl auch 'mal einen Krieg mit einem anderen Stamme, der in einer fetten Gegend allein jagen will; aber im Ganzen iſt in dem ungeheuer ausgedehnten Innern noch Raum und Jagdrevier genug, ſo daß ſie alle neben einander Platz haben. Freilich rückt ihnen die engliſche Civiliſation von der Küſte her immer weiter ins Innere auf den Leib, wie den Indianern in Amerika, ſo daß ſie mit der Zeit an dieſer europäiſchen Bildung, die ſie nicht vertragen können, zu Grunde gehen werden. In den ungeheuren Wäldern Auſtraliens, wo es oft wenig zu leben giebt für die Eingeboenen, die nicht ſäen und ärndten, leben wilde Bienen in großer Menge. Europäiſche Anſiedler wiſſen das auch, aber es gelingt ihnen ſelten, die honigreichen Verſtecke dieſer Wilden zu entdecken. Das verſtehen nur die eingebornen, ſchwarzen Menſchen, die nicht ſelten aus Mangel an Fleiſch und Brod hauptſächlich von Honig leben. Weiße, die dieſe Süßigkeit auch lieben, können ſie nur von Schwarzen bekommen.

Wenn man ſo einem flinken, ſchwarzen, nackten Teufel eine gute Belohnung verſpricht, verſchwindet er im Walde und kehrt nach einigen Stunden mit einer guten Aerndte wilder Honigwaben zurück. Civiliſirte Menſchen begriffen dies lange nicht, bis es Dr. Doyle gelang, ſich genau zeigen zu laſſen, wie ſie's eigentlich machen. Er hatte am Ober-Darling-Fluß den Häuptling Worrvallàch kennen geleent und fragte ihn aus über dieſe geheimnißvolle Geſchicklichkeit. Dieſer ſagte: „Wir paſſen auf, wo die Bienen trinken, und laufen ihnen dann nach bis in ihr Haus.“ Das hörte ſich wie ein ſchlechter Witz an und fand wenig Glauben. Da verſprach der Häuptling, ihm die Art ihrer Honig-Jagd ſelbſt zu zeigen, wenn er mitkommen wolle. Dies nahm der engliſche Doktor gern an, und ſo gingen ſie zuſammen fort ins Weite bis zu einem Teiche. Hier warf ſich der Häuptling nieder, ſchlürfte den Mund voll Waſſer und blieb mit dem Kopfe über'm Waſſer ganz bewegungslos liegen, und zwar wohl wenigſtens eine Stunde lang, bis endlich eine Biene um ihn herumſummte und durch Veränderung ihres Summ-Tones verrieth, daß ſie trinken wolle. Sie ſummte um ſeinen Kopf herum, hin und her, über ihm und von allen Seiten, aber der Schwarze blieb liegen wie todt, bis die Biene ſich thatſächlich auf das Waſſer niederließ, um zu trinken. Jetzt gab er ihr plötzlich mit einem lauten Puſten den ganzen Mund voll Waſſer über den Pelz, ſo daß die kleine Kreatur die Fähigkeit verlor, zu fliegen. Und nun fing er ſie geſchickt und vorſichtig bei den Flügeln und klebte ihr mit bereit gehaltenem, klebrigem Safte ein lockeres Fläuſchchen wilder weißer Baumwolle an den Körper. Nun ließ er ſie los. Sie ſchüttelte ſich trocken und flog ſchwerfällig in einer beſtimmten Richtung fort, der Häuptling in vollem Carrière hinter ihr her. Der Doktor folgte ihm und erreichte ihn endlich unter einem großen Gummibaume. Bis hierher hatte er die Biene verfolgt. Hier war ſie oben in einer Höhlung verſchwunden. Jetzt kletterte er, mit einem Netze umgeben, hinauf, arbeitete ſich mit ſeinem Stein-Tomahawk (Beile) Zuganz in das Loch und kletterte bald mit einer guten Menge voller Honigwaben herunter.

Auch nicht ohne Genie iſt ihre Art, Schlangen zu fangen. Da dieſe in verborgenen Löcheen und Baumhöhlungen ſtecken und man nicht wiſſen kann, welche von den vielen Höhlen bewohnt ſind oder nicht, wird an alle Ausgänge friſcher Lehm geſchmiert. Am folgenden Tage werden die Löcher unterſucht und an dem Lehme ſieht man ſehr leicht, in welchen Schlangen aus- oder eingekrochen ſind. Ueber die bewohnten wird nun Honig an einen Baum oben geſchmiert. Die Schlange, ſehr eifrig und feinnaſig für Honig, wittert die Delikateſſe bald, kommt vorſichtig herausgekrochen und windet dann ihren klebrigen Körper am Baume aufwärts nach dem Honig. Der verſteckte ſchwarze Lauerer kommt ſetzt mit ſeinem „Bobo“, einem ſehr langen, am Ende zweizinkigen Stabe, zum Vorſchein, aber verborgen hinter einer Opoſſum-Haut, die ihm als Schild dient. Er reizt die Schlange durch Stiche mit dem „Bobo“, die ſich nun, oft 10—12 Fuß lang, wüthend herabwindet, um den Feind anzugreifen. Der Jäger läßt ſich aber dadurch nicht einſchüchtern, ſondeen fährt fort, das ſich windende Ungethüm zu reizen. Es hebt ſeinen Kopf mit herausgeſtreckter dreizackiger Zunge hoch empor und hackt nach ihm. Er aber fängt den Stoß blitzſchnell mit der Opoſſum-Haut auf und reizt und erzürnt ſie ſo lange, bis

ſie matt iſt und ſich lang ausſtreckt. Jetzt ſpießt er ſie mit der Gabel am Halſe feſt, jedoch ohne ſie zu verletzen. Die Schlange windet ſich im Nu um den langen Stock und in demſelben Augenblicke ſtreift der ſchlaue Wilde ein langes Netz über ſie weg, zieht es zu und eilt nun im Triumphe mit der lebendigen Schlange ins Lager, wo ſie zum gemeinſchaftlichen Mahle Abends abgeledert, gekocht oder gebraten und als höchſte Delikateſſe verzehrt wird. Schlangen ſind ihnen immer Leckerbiſſen und die Ehre des Jägers erfordert es, daß er die Schlange lebendig ins Lager bringe.

Oft verirren ſich die einzelnen Mitglieder eines Stammes den Tag über weit nmher vom Lager und dürfen in der Regel auch nicht eher zurückkehren, als bis der Häuptling ſie ruft. Wie macht er's aber, um weit hinein in die Wildniß ſeinen Befehl zu rufen? Er ſteigt auf eine Anhöhe und ſchreit ſein „Cuuuuu—i“ meilenweit hinein in die Wildniß. Dieſes „Cuuuuu—i“ klingt in der Nähe gar nicht ſo ſehr laut, aber es kann ringsum beinahe eine deutſche Meile weit gehört werden. Dieſe ungeheure Schallweite wird durch eine eigenthümliche Mund- und Tonbildung erzeugt, die durch vorgehaltene Hände, wie durch das Schallloch einer Trompete, noch mehr verſtärkt wird. Es iſt eine Art Bauchrednerei. Der dunkele, langgezogene Ton „Cuuuu“ kommt aus der Tiefe des Halſes, ſtatt aus dem Munde und dringt ſo lang gezogen in weite Ferne. Sowie die zerſtreuten Angehörigen des Stammes dieſen Feierabend-Ruf hören, kommen ſie von allen Seiten, von Höhen und aus Thälern, aus Wäldern und Ebenen mit den Erträgen ihrer Tagesarbeiten herbei, geſchwind wie die Hunde, die oft mit ihnen laufen. Sieht man dann aus der Ferne dieſe Schwarzen am weißen oder grauen Felſen herabklettern, giebt das in dämmernder Abendbeleuchtung gar eigne, großartige Landſchafts- und Lebensbilder.

Und wenn ſie dann um das hochlodernde Feuer verſammelt ſind mit Weibern und Kindern und ihre ſchwarzen, nackten Schatten ſich grell von dem Feuer abgränzen, wie ſie ſich raſch und gewandt hin- und herbewegen, Schlangen abledern, zertheilen und röſten oder kochen, lüſtern über dem Känguruſchwanz-Suppentopfe ſchnüffeln, lachen und jauchzen und in ihrer vielſilbigen Sprache mit einander ſchnattern und ſchnabbern nnd dann endlich kauernd und liegend in allen möglichen wilden, maleriſchen Poſitionen einhauen und ſchmatzen und ſchlingen und ihre großen, weißen Zähne fletſchen und mit dem runden Weiß ihrer Augen aus den ſchwarzen Geſichtern in der Wolluſt des Gutſchmeckens ſtrahlen, ſo kann man kaum etwas Wilderes und Eindrucksvolleres von menſchlichen Zuſtänden zu Geſicht bekommen. Wenigſtens treffen die Schilderungen von Europäern, die mit dieſen Wilden in nähere Berührung kamen, darin überein, daß ſie an Kraft, Liſt, Geſchicklichkeit, Gewandtheit des Körpers und des Geiſtes in ihrem Gebiete die meiſten Wilden anderer Länder bei Weitem übertreffen.

Die maleriſchſten Nachtſcenen in Auſtralien ſind theils echt wilder, theils wilder und civiliſirter Art. Zu letzteren tragen die auſtraliſchen Wolfshunde, die Dingo's, viel bei. Dieſer auſtraliſche Hund iſt ein Mittelding zwiſchen Schäferhund und Fuchs mit einem ſehr dicken Halſe und einem entſchiedenen Wolfscharakter. Er bellt nicht, ſondern ſtößt nur manchmal ein melancholiſches Geheul aus. Wenn man dann ſeine großen, runden, glühenden Augen durch die Nacht her flimmern und die unheimlichen Kreaturen mit aufrecht ſtehenden Ohren und buſchigen Schweifen von Bergen und aus dunklen Thälern her heulen hört, wird Jedem unheimlich zu Muthe. Am ſchlimmſten haben's die zahlreichen Schafhirten, die ihre großen Heerden auch des Nachts in freier Wildniß zu bewachen und zu hüten, beſonders gegen die Dingo's zu ſchützen verſtehen müſſen. Die Dingo's umſchleichen oft heerdenweiſe die Schafheerden und lauern auf Gelegenheit, plötzlich d'runter zu ſpringen, rechts und links eine Menge verdutzte Schafe mit mächtigem Schnappen zu beißen und endlich bloß eins zum Schmauſen auszuwählen. Ein einziger Biß des Dingo's iſt in der Regel tödtlich, ſo tief nnd feſt ſchnappt er. Deshalb ſind dieſe zottelhaarigen, röthlichen Wolfshunde die größte Geißel der zahlreichen großen Schafzüchter. Sowie der Hirt mit ſeinen Wächtern während der Nacht einmal nachläſſig wird oder wohl gar einnickt, ſind ſie mitten unter der Heerde und beißen links und rechts mit wüthender Geſchwindigkeit und Kraft. Außerdem verfolgen ſie aus ſicheren Verſtecken Schafheerden oft Tage lang und ſchnappen jedes weg, das ſich einmal verirrt oder müde hinter den andern herhinkt. Und was ſie dadurch nicht ſchaden, ſuchen ſie durch ihr ſchauderhaftes Geheul von nächtlichen Bergen und Höhen her wieder gut zu machen, ſo daß man einen geſunden Schlaf haben muß, um von ihrer Muſik nicht geſtört zu werden. Und wenn dann noch Eingeborne zufällig ihr „Corrobberie“ in der Nähe feiern, mag man nur die Nachtruhe aufgeben und lieber aufſtehen und zuſehen.

Sie feiern mehrere „Corrobberie's“, eine Art von religiös-politiſchen Feſten, die entweder zu einem Kriege vorbereiten, oder umgekehrt als Friedens-Feierlichkeiten nach einem Kriege gelten. Eine beſondere Art iſt das jährlich wiederkehrende Feſt „Cabbawagocorrobberie“, das große Feſt der Geheimniſſe, wie's etwa überſetzt klingen würde. Es fällt allemal in den zwölften Monat nach dem letzten Feſte in die Zeit der Mondabnahme und wird von mehreren Stämmen gemeinſam gefeiert. Tage lang vorher ziehen die benachbarten Stämme nach einem beſtimmten Mittelpunkte, zu einem großen, künſtlichen, mit Aſche bedeckten Erdhaufen, der von einer Menge „Curawai's“ oder künſtlichen Waſſerlöchern umgeben iſt. Um dieſen Punkt vereinigen ſie ſich, beladen mit Emu's, Känguru's, wilden Enten, wildem Honig, Opoſſums nnd mit großen Maſſen einer Art von Grasſaamenkörnern, ans denen ſie Brod zu backen verſtehen. Gegen den Abend des Feſtes kommen zunächſt die alten „Wammarugo's“ jedes Stammes, d. h. die Arznei- und Religionsmänner auf dem großen Berge zuſammen, zünden ein Feuer an und machen die Runde um daſſelbe herum, wobei ſie ihre Zauberſprüche und Beſchwörungsformeln abſingen und alte Talismane oder Zauberſchutzmittel, die ſie während des Jahres um den Hals trugen, ins Feuer werfen. Nach Beendigung dieſer Feierlichkeit ſteigen ſie, Jeder mit einem brennenden Stück Holz, vom Berge herunter und ſtecken die Holzſtücke an den Gränzen des Lagers in die Erde, „um böſe Geiſter abzuhalten.“ Aehnliche Mittel gegen Behexung und Zauberei, wenn auch in anderer Form, haben ſich bis auf den heutigen Tag in manchen Dörfern Dentſchlands und anderen civiliſirten Ländern erhalten.

Nachdem dies in der größten Stille geſchehen, machen die Menge Schwarzer beiderlei Geſchlechts ihre Toilette für die Corobberie-Feier, d. h. ſie beſchmieren ſich mit Kalk, rothem Eiſenroſt und Fett. Die weiblichen Gäſte kauern ſich dann in langen Reihen kreuzbeinig in Schneidermanier gradlinig hin, in jeder Hand ein Stück Holz, genannt: Nullà-Nullà. Dann wird vor ihnen ein Feuer angemacht, und von einem der Prieſter, Arzneimänner oder Zauberer unterhalten. Die Männer ſetzen ſich dann ebenfalls in Schneidermanier den Weibern gegenüber, während einer von den Wammarugo's auf dem Berge auf den Aufgang des Mondes wartet. Bis dahin iſt Alles mäuschenſtill, und der Anblick der doppelten Reihen ſchwarzer, ſcheußlich beſchmierter Teufel in

Digitized by Google

flackernder Feuerbeleuchtung iſt ebenſo entſetzlich, als komiſch. So wie der Wammarugo auf dem Berge die Ankunft des Mondes verkündet, geht's los. Die Weiber und Mädchen erheben ein monotones Geſchrei, ſchlagen mit ihren Nullà-Nullà's Takt dazu und die Männer ſpringen auf und tanzen dazu. Die vom weiblichen Theile geſungenen Worte klingen überſetzt etwa ſo:

Das Känguru iſt geſchwind,
Doch geſchwinder iſt — Ugoyullomann.
Die Schlange iſt klug,
Doch klüger iſt — Ugoyullomann u. ſ. w.

Der Name Ugoyullomann klingt aus jedem weiblichen Munde anders: jede nennt den Namen ihres Mannes oder Geliebten durch den ganzen Geſang hindurch.

Die Männer ſcheinen dieſe Lobeserhebungen ihrer Schönen durch unbändige Sprünge und gellendes Geſchrei verdienen zu wollen. Sie brüllen, jauchzen, grählen, lachen und gebehrden ſich wie eine Hölle voll betrunkener Teufel, werfen mit ihren Speeren, Bumerangs, ſonſtigen Waffen, Händen und Füßen um ſich, bis ſie athemlos vor Erſchöpfung hinſtürzen. Dann geht's ans Braten und Backen und zum Verſchmauſen der zum großen Picknik mitgebrachten eßbaren Schätze. Sind ſie damit zu Ende und überladen, bleiben ſie unter einander liegen und ſchlafen, mit dem Nachthimmel zugedeckt im Mondſcheine, bis die aufgehende Sonne auf die ſchwarzen, mit Fett, Kreide und Ocker verſchmierten Maſſen lebendigen Menſchenfleiſches brennt. Jetzt geht's wieder an die Tagesarbeit, vielleicht mit einem Gefühl, das wir nach einem recht frohen Weihnachts- oder Sylveſter-Abende haben mögen.

Das Kabbawagoccorrobberie-Feſt iſt ihnen vielleicht eben ſo viel, wenn nicht mehr als uns Oſtern, Pfingſten oder Weihnachten. Man ſieht aus dieſen Mittheilungen Dr. Doyle's, der als Augenzeuge und aus eigner Forſchung berichtet, daß die wegen thieriſcher Beſtialität verſchrieenen Urbewohner Auſtraliens in ihrer Weiſe und für ihre Bedürfniſſe ungemein klug und geſchickt ſind und ſogar etwas Religion haben.

Italien.

Ein Buchhändler Italiens.

Gianpietro Vieuſſeux.

Die Herausgeber des Archivio Storico Italiano veröffentlichen in dem neueſten Hefte dieſer berühmten Zeitſchrift für hiſtoriſche und archivaliſche Forſchungen in Italien einen dem Andenken ihres Verlegers Vieuſſeux gewidmeten Nachruf, in welchem die Verdienſte dieſes eminenten Buchhändlers um die Hebung der Literatur und des wiſſenſchaftlichen Studiums in Florenz, Toskana und ganz Italien gebührend anerkannt werden.

Vieuſſeux hat in der That zu jenen ſeltenen Männern gehört, denen der Buchhandel mehr als ein bloßes Gebiet kaufmänniſchen Verkehrs iſt und die, ohne den Standpunkt des Geſchäftsmannes zu vernachläſſigen, in der Literatur und der Wiſſenſchaft eine vielſeitig anregende Wirkſamkeit ausüben, wie deren auch Deutſchland Mehrere aufzuweiſen hat. Obwohl nicht ſelbſt Schriftſteller, ſind ſolche Buchhändler, als Miturheber bedeutender Geiſteswerke, doch Literaten im eigentlichen Sinne des Wortes. Kommt, wie bei Vieuſſeux, hinzu, daß dieſe Wirkſamkeit auf das politiſche Leben der Nation einen tief eingreifenden Einfluß hat, ſo wird man keinen Anſtand nehmen, einen ſolchen Mann als eine literariſche Erſcheinung zu bezeichnen, deren Bedeutung nicht auf die Gränzen ihres Heimatlandes beſchränkt iſt.

Der Abſtammung und Geburt nach Franzoſe, war Vieuſſeux erſt nach mancherlei Schickſalen nach Florenz gekommen, das ihm eine zweite Heimat geworden iſt. Als er ſich im Jahre 1819 dort niederließ, war er ein Mann von vierzig Jahren, der die Welt und das Leben auf vieljährigen Handelsreiſen gründlich kennen gelernt hatte. In Florenz hielt ihn anfänglich der Zauber feſt, mit dem die Herrlichkeiten der Arnoſtadt jedes dem Sinne für das Schöne und Erhabene offene Gemüth umfangen, dann die Bekanntſchaft und Freundſchaft mit den an Geiſt und Bildung hervorragenden Männern, welche Gebuet, Beruf, Neigung und die Gunſt — oder, wenn man will, die Ungunſt der Zeit gerade damals dort in außergewöhnlich hohem Grade vereinigten. Es war die Zeit der Reaktionen und der Kongreſſe, die auf keinem anderen Lande ſchwerer lag, als auf Italien, das nach Metternichs Verſicherung Nichts war, als ein geographiſcher Begriff, und das damals in der That wenig mehr war, als ein Appendix des Metternich'ſchen Oeſterreich. Von dieſem Drucke, um ſo ſchwüler, als der Ausbruch der Militärrevolutionen in Neapel und Sardinien ſchon in der Luft lag, war Toskana allein verhältnißmäßig frei. Der Großherzog, obwohl öſterreichiſcher Prinz, war nicht ohne einigen nationalen Ehrgeiz und gegen die übermüthige Behandlung des öſterreichiſchen Gewalthabers empfindlich genug, um hier und da dem Wunſche nach einer ſelbſtändigeren Stellung Ausdruck zu geben. Sein Miniſter Foſſombroni, in der Napoleoniſchen Aera des Königreichs Italien und den Grundſätzen der franzöſiſchen Geſetzgebung groß geworden, wußte dieſe Eigenſchaften des Großherzogs mit Geſchicklichkeit und Erfolg zu benutzen und ſich in den Augen aller Unzufriedenen, d. h. ungefähr aller Italiäner, zum Führer der nationalen Wünſche nach Unabhängigkeit zu machen. So wurde Florenz der Sammelpunkt aller derer, die ſchon damals das Werk begannen, deſſen Ausführung wir in unſeren Tagen erlebt haben. Der eigentliche geiſtige Mittelpunkt aber, um den das junge Italien ſich ſchaarte, ward das von Vieuſſeux hier begründete Leſekabinet. „Jeder Fremde", ſagt Gervinus in der Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, „erinnert ſich der großen Leſeanſtalt von Vieuſſeux in Florenz, zu der hier 1820 die Erlaubniß gegeben wurde, lange ehe Wien etwas Aehnliches beſaß. Aus ihr ging 1821 die Antologia hervor, ein Mittelpunkt der geiſtigen Bewegung in Toskana, die von da auf ganz Italien weiter wirkte. Die verſchiedenſten geiſtigen Richtungen waren in ihr vertreten, die aber alle gleichmäßig auf gemeinnützige Zwecke gerichtet waren, die Flüchtlinge der zwanziger Jahre aus Mailand und Neapel, jene Montani, Pye, Porcio, Colletta, Giordani, waren hier vereinigt und fanden ihren Mittelpunkt zu einer freiſinnigen Thätigkeit ohne Vermeſſenheit, eines Wirkens ohne unfruchtbaren Prunk, eines ideenreichen Strebens ohne abenteuerliche Ziele."

Es waren indeſſen im Anfange, wie bekannt, die politiſchen Beſtrebungen bei dieſer Reorganiſation Italiens weniger hervortretend, als die literariſchen, welche jenen erſt Grundlage und Richtung zu geben hatten. Als Organ dieſes literariſchen Strebens, das auf die Erweckung und Kräftigung des Nationalgefühls in ganz Italien von größter Wirkung geweſen iſt, diente eben die von Vieuſſeux begründete und verlegte Antologia, die während der Zeit ihres Beſtehens, von 1821—1832, als das erſte literariſche und wiſſenſchaftliche Blatt Italiens auch im Auslande Anerkennung und Verbreitung fand. Als die Antologia 1832 den Reaktionen

Digitized by Google

erlag, welche der verunglückte Aufſtand in der Romagna von neuem über die kleineren italiäniſchen Staaten brachte, folgte ihr, wiederum auf Vieuſſeux's Anregung und bis zu ſeinem Tode in ſeinem Verlage, das Archivio Storico italiano, eine Zeitſchrift, die in ihrer erſten Serie im Weſentlichen das zu leiſten unternahm, was die Monumenta, gleichfalls ja eine Schöpfung und Rückwirkung des erhöheten Nationalgeiſtes, für Deutſchland gethan haben, die dann aber zugleich ſich zum Organe aller hiſtoriſchen und archivaliſchen Forſchungen in Italien machte und noch gegenwärtig die hervorragendſte hiſtoriſche Zeitſchrift Italiens iſt. Von welcher Wirkung dieſe Vertiefung des geiſtigen Lebens und ganz beſonders der unermüdliche Hinweis auf die geſchichtliche Einheit und Zuſammengehörigkeit der Nation auf die Geſchicke Italiens geweſen ſind, das bedarf kaum eines Hinweiſes. Die Reorganiſation des literariſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens iſt in Italien die Vorgängerin und zum großen Theil die Urheberin der politiſchen Wiedergeburt geworden.

Der Antheil, der Vieuſſeux an der Antologia und dem Archivio, ſowie an den zahlreichen Werken, die dem Kreiſe ſeines Leſekabinets entſprangen, gebührt, beſchränkt ſich keineswegs auf das Verdienſt buchhändleriſcher Geſchicklichkeit. Er war nicht blos der Verleger, ſondern der unermüdliche Berather, Anreger, Freund und Führer der Männer, die ſich zu dieſen Arbeiten vereinigten. Vieuſſeux war, ſo heißt es in dem Nachrufe der Herausgeber des Archivio, in der That ein geborener Feldherr und Führer. Ihn führte ein ſicherer Inſtinkt, wo ihre Gelehrſamkeit irregeleitet haben würde. Ohne gelehrte Bildung, wußte er vielleicht gerade deshalb die verſchiedenartigen Gemüther der Schriftſteller und Gelehrten, die ſich um ihn ſchaarten, in Eintracht zu erhalten. Mit dem treffendſten Scharfblick beurtheilte er Jeden nach ſeinen Fähigkeiten; er ermunterte Alle zur Thätigkeit, wies ihnen den richtigen Weg, verſöhnte Alles und fand für Alles die richtige Stelle. Was in Wiſſenſchaft und Volkserziehung an Würdigem und Edlem in dieſen letzten vierzig Jahren in Italien geleiſtet worden iſt, wird zum großen Theile ſeiner Beihülfe und ſeinem Rathe verdankt. Wer daran zweifelt, mag uns etwas in Florenz an geiſtigem Leben nachweiſen, das nicht von Vieuſſeux ausgegangen oder gefördert worden wäre.

Seiner unermüdlichen Thätigkeit, ſchließen die Herausgeber, und einem gewiſſen Geſchehenlaſſen der damaligen Regierung verdankte es Florenz, daß es in wenigen Jahren die geiſtige Hauptſtadt Italiens wurde. Das gab dem kleinen Toskana einen gerechten Stolz und eine moraliſche Bedeutung, von der umſichtige Staatslenker ſeiner Zeit hätten Vortheil ziehen können. Ihm iſt es ferner zuzuſchreiben, daß Italien den Fremden in ſeinem wahren Werthe bekannt wurde. Er enthob ſie der Information von Führern und Lohndienern und ließ ſie begreifen, daß es in Italien nicht blos Bilder und Statuen, Kirchen und Paläſte giebt, ſondern Männer, die der Achtung und Liebe eines jeden gebildeten Volkes werth ſind. Italien und das Ausland vereinigen ſich in dem Urtheile, daß wenige Männer, ohne direkten Antheil an der politiſchen Thätigkeit zu nehmen, auf ihr Land und auf ihre Zeit einen ſo tiefen Einfluß ausgeübt haben, als Gianpietro Vieuſſeux.

Sein Name iſt werth, der Nachwelt ſo erhalten zu werden, wie er in dem Andenken ſeiner Freunde lebt. Möge ſeine geiſtige Hinterlaſſenſchaft nicht aus Mangel an Liebe und Thatkraft bei uns, bei den Ueberlebenden, fruchtlos liegen. F.

Frankreich.

Der franzöſiſche Buchhandel im Jahre 1863.

Der, nach dem Muſter des Leipziger Börſenvereins der deutſchen Buchhändler, in Paris gegründete Cercle de la Librairie, de l'Imprimerie et de la Papéterie hielt am 26. Februar d. J. ſeine jährliche General-Verſammlung, die von 60 Mitgliedern (Buchhändlern, Buchdruckern und Papier-Fabrikanten) beſucht wurde. Herr Noulhac, als Präſident des Verwaltungsrathes, erſtattete den Jahresbericht, worin er über die wachſende Ausdehnung und Bedeutung des franzöſiſchen Buchhandels und der damit zuſammenhängenden Geſchäftszweige ſprach. Der Berichterſtatter glaubte dieſen Erfolg den aufgeklärten Beſtrebungen der Regierung zur Verbreitung des öffentlichen Unterrichts, der Errichtung von Schul- und Kommunal-Bibliotheken, ſowie von Spezial-Bücherſammlungen in den größeren Fabrik-Etabliſſements, beſonders aber dem wachſenden Geſchmack an der Lektüre und der ſtets zunehmenden Wißbegierde aller Klaſſen der franzöſiſchen Bevölkerung zuſchreiben zu dürfen.

In dem verfloſſenen Jahre ſind, wie der Berichterſtatter ſagte, in Paris allein mehr als 12,000 neue Druckſchriften und an Muſikwerken und Kupferſtichen, Lithographien ꝛc. nahe an 20,000 erſchienen. Außerdem wurden in den Departements mehr als 6000 Werke publizirt. Nach dem Auslande wurden im vorigen Jahre für 17,477,435 Francs Bücher, Kupferſtiche und Lithographien ausgeführt, gegen 15,829,230 Fr. im Jahre 1862. An Papieren und Pappen wurden im Jahre 1863 für 16,677,900 Fr. ausgeführt, gegen 13,542,419 Fr. im Jahre 1862. Zur Vermehrung der letztgedachten Ausfuhren hat namentlich die Herabſetzung des Einfuhrzolles auf Druckpapier in Spanien beigetragen.

Im vorigen Jahre ſind übrigens auch in Frankreich, wo bis dahin die Einfuhr von Druckſchriften nur über eine ſehr beſchränkte Anzahl von Gränz-Zollämtern ſtattfinden durfte, 26 ſolcher Aemter für die unbeſchränkte Zulaſſung jener Erzeugniſſe eröffnet worden. Auch wurden die Transportkoſten für Druckſchriften, die nach Algerien, den engliſchen Kolonien, Mexiko und Cuba ausgeführt werden, bedeutend herabgeſetzt.

Aus dem Schoße des „Cercle" iſt in neuerer Zeit auch eine gerichtliche Sachverſtändigen-Kommiſſion hervorgegangen, die ihre Wirkſamkeit am 13. März 1863 begann und die ſeitdem in nicht weniger als hundertundfünfzig vor den Gerichtshöfen ſchwebend geweſenen Prozeſſen ihre Gutachten abgegeben und dadurch in den meiſten Fällen einen Vergleich der Parteien herbeigeführt hat.

Vom 1. Januar 1864 ab iſt der jährliche Beitrag jedes Mitgliedes des „Cercle" auf hundert Francs ermäßigt worden.

Bei der am 26. Februar geſchehenen Neuwahl ſind der Buchhändler Hachette zum Präſidenten des „Cercle" und die Herren P. Firmin Didot und Laboulaye zu Vice-Präſidenten erwählt worden. Herr Pagnerre bekleidet das Amt des Schriftführers und Herr Prioux das des Schatzmeiſters.

Kleine literariſche Revue.

— **Deinokrates, von Profeſſor K. H. Krauſe.** Eine der würdigſten Erſcheinungen der deutſchen Literatur des verfloſſenen Jahres iſt unſtreitig der „Deinokrates" des Profeſſors Dr. Krauſe

Digitized by Google

in Halle.*) Mit Benutzung der älteſten Ueberlieferungen, wie der neueſten Forſchungen und Entdeckungen, ſind in dieſem zugleich gründlich und gemeinverſtändlich abgefaßten Werke die Wohn- und die Grabſtätten, die Tempel und die Baudenkmäler der früheſten geſchichtlichen Zeit in Aſien, Afrika und Europa dargeſtellt, und zwar unter Hinweiſung auf parallele, tektoniſche Erſcheinungen der mittleren und neueren Zeit. Von der Rohr-, Schilf- und Binſenhütte der älteſten Menſchengeſchlechter, von dem Beduinen-Zelt und Troglodytenbau leitet uns das Werk zu der Entſtehung von Dörfern, Städten und Reſidenzen, zu den Bauten der Aegypter, der Aſſyrer, der Phönizier, der Inder, der Griechen, der Römer und der Byzantiner. Die Belehrung, welche dieſes Gebiet der Wiſſenſchaft darbietet, iſt, wie der Verfaſſer mit Recht bemerkt, noch lange nicht erſchöpft und noch viel weniger zur allſeitigen praktiſchen Reproduktion und Verwerthung gelangt. Mögen ſich Architekten und andere Künſtler, Bautechniker und Induſtrielle die Gelegenheit, welche ihnen hier geboten iſt, nicht entgehen laſſen! Die Ausſtattung des Werkes iſt dem werthvollen Inhalte völlig entſprechend.

— **Ehe und Eheſchließung.** Zwei kultur- und rechtshiſtoriſche Vorträge über Ehe und Eheſchließung im deutſchen Mittelalter und über Eheſchließung und Eheſcheidung in England und Schottland, die Herr Dr. jur. Emil Friedberg, Docent der Rechte an der Berliner Univerſität, vor einem größeren Publikum gehalten, ſind kürzlich im Druck erſchienen.**) Dieſelben können als intereſſante Beiträge zur Charakteriſirung des rein bürgerlichen Momentes der Inſtitution der Ehe bezeichnet werden. Im mittelalterlichen Deutſchland, wie in England, hat der Abſchluß des Ehevertrages in der Form des Brautkaufes, oder, wie die uns überkommenen ſchriftlichen Denkmäler darthun, in der Form des „Kaufes der Mundſchaft", d. h. der Gewalt des Bräutigams über die Braut, ſtattgefunden. Bekannt iſt, wie lange ſich in England bis in die neuere Zeit die mittelalterliche Form der Eheſcheidung durch formellen Wiederverkauf der Frau, die von ihrem Manne an einem ihr um den Hals geſchlungenen Strick geführt und an den Markt gebracht wurde, erhalten hat. Gleichwohl iſt die Einführung der fakultativen Civilehe in England erſt in neueſter Zeit nach langer Bekämpfung durch die Conſervativen ermöglicht worden.

— **De Quincey's Opium-Eſſer.*****) Die „Bekenntniſſe eines Opium-Eſſers" werden von Engländern als ein kleines ſtyliſtiſches Meiſterwerk angeſehen. In älteren Jahrgängen des „Magazin" iſt über dieſe Bekenntniſſe, die zuerſt im Jahre 1821 erſchienen und damals ſogleich großes Aufſehen erregten, mehrfach berichtet worden. In England ſowohl, als in Nord-Amerika, ſind ſie unzähligemal neu aufgelegt, und jetzt, nach dem Tode des Verfaſſers, iſt die vorliegende neue, ſorgfältig revidirte Ausgabe erſchienen, welche, der Ankündigung nach, außer den „Bekenntniſſen" auch ſämmtliche andere Eſſays und größere Werke de Quincey's bringen wird. Die „Bekenntniſſe eines Opium-Eſſers" bilden den erſten Band dieſer neuen Ausgabe. Da der vorliegende, mit dem Portrait des Verfaſſers ausgeſtattete, ſtarke Band nur 4½ Sh. (1½ Thlr.) koſtet, ſo dürfte er auch wohl in Deutſchland zahlreiche Verbreitung finden.

— **Der Katalog der Gemälde-Galerie in der Eremitage zu Petersburg** iſt vor Kurzem im Druck erſchienen. Dieſe prachtvolle Sammlung enthält jetzt 1631 Gemälde, eine Auswahl aus 7—8000, die allmählich von den ruſſiſchen Monarchen ſeit Peter I. erworben worden waren. Den Kern derſelben bilden die berühmten Galerien des Baron Crozat in Paris, des ſächſiſch-polniſchen Miniſters Grafen Brühl und Sir Robert Walpole's, Premierminiſters der Könige Georg I. und II. von England. Dieſen von der Kaiſerin Katharina II. angekauften Kunſtſchätzen fügten ihre Nachfolger die ſchönſten Gemälde aus dem Palaſte Malmaiſon und den Sammlungen des Königs der Niederlande, die Fresken Raphael's aus der Galerie Campana in Rom und andere hinzu. Von den 1631 Gemälden gehören 327 zu den italiäniſchen Schulen, 115 zu den ſpaniſchen, 944 zu den vlaemiſchen, holländiſchen und deutſchen; 172 ſind von franzöſiſchen Meiſtern, 8 von engliſchen und 65 von ruſſiſchen. Der Hauptreichthum der Eremitage beſteht in ihren ſpaniſchen und niederländiſchen Meiſtern; unter erſteren befinden ſich 20 Murillo's und 6 Velasquez, unter letzteren 60 Gemälde von Rubens, 34 von van Dyck, 40 von dem jüngeren Teniers, 41 von Rembrandt, 50 von Wouvermans, 9 von Potter. Die franzöſiſche Abtheilung wird an Reichthum nur von den Sammlungen des Louvre übertroffen. Auch unter den Produkten ruſſiſcher Maler giebt es einige von bedeutendem Werth. Die Galerie füllt 39 Zimmer und Kabinette im erſten Stock des Muſeums.

— **Hiſtoriſche Schriften für die Jugend.** Einen höchſt ſchätzbaren Beitrag zur Jugend-Literatur bietet die ſeit Neujahr 1864 erſcheinende Sammlung von „Erzählungen aus dem deutſchen Mittelalter".*) Dieſelben haben den großen Vorzug, daß ſie unmittelbar an die Quellen der deutſchen Geſchichte ſich anſchließen und alſo in doppelter Hinſicht belehrend ſind. Sie führen nicht blos in die Geſchichte, ſondern auch gleichzeitig in die Geſchichtſchreibung des deutſchen Mittelalters ein. Uns lagen zwei Proben vor, welche warme Empfehlung verdienen. „Heinrich der Erſte und Otto der Große", nach den ſächſiſchen Geſchichten Widukind's von Korwei bearbeitet von Dr. Moritz Berndt und das „Leben Karl's des Großen", nach Einhard und dem St. Galler Mönch von demſelben Verfaſſer. Dieſes zweite Büchlein (Band 1. der Sammlung) iſt Herrn Profeſſor Herman Maſius in Leipzig gewidmet. Uebrigens nimmt nicht Wunder, daß der Styl des Herrn Berndt dem der altdeutſchen Quellen angenähert erſcheint; wir finden dies ſehr natürlich und keineswegs unangemeſſen. Die Gränze zwiſchen dem Rechte des modernen Ausdrucks und der Quellenſprache wird den Herrn Mitarbeitern wohl auch für die Zukunft ſtets gegenwärtig ſein. Handelt es ſich doch bei ſolchem Erziehungsmittel darum, der ernſthafteſten Belehrung wegen nicht geradezu langweilig zu werden: was bisher glücklich vermieden worden iſt.

*) Deinokrates, oder Hütte, Haus und Palaſt, Dorf, Stadt und Reſidenz der alten Welt, aus den Schriftwerken der Alten und nach den noch erhaltenen Ueberreſten, mit Parallelen aus der mittleren und neueren Zeit, dargeſtellt von Dr. Joh. Heinrich Krauſe, Profeſſor ꝛc. Mit fünf lithographirten Tafeln. Jena, Fr. Mauke, 1863. XVI. und 620 S. in gr. 8.

**) Berlin, Mittler u. Sohn, 1864.

***) Confessions of an English Opium-eater. By Thomas de Quincey. New Edition. Edinburgh, Black; Leipzig, Ludwig Denicke, 1864.

*) Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes.

Digitized by Google

Literariſcher Sprechſaal.

Die Aprilnummer der Londoner Free Press*), des einzigen engliſchen Blattes, welches die Sache des ſchleswig-holſtein'ſchen Volkes vertheidigt und das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 als einen frevelhaften Eingriff in die Rechte Dritter bezeichnet, giebt Nachrichten über eine Correſpondenz des Prinzen von Schleswig-Holſtein-Noer mit dem Grafen von Malmesbury, betreffend die Rechtsgiltigkeit der von den Cognaten des oldenburgiſchen Regentenhauſes und vom Kaiſer von Rußland, in ſeiner Eigenſchaft als Prinz von Holſtein-Gottorp, ausgeſprochenen Verzichtleiſtungen, auf welchen der Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 beruht. Auch in dieſer Correſpondenz wird, wie in dem (in unſerer vorigen Nummer erwähnten, wahrſcheinlich von dem Herzog Chriſtian von Auguſtenburg herrührenden) Sendſchreiben an Lord Malmesbury, ſowohl die Werthloſigkeit dieſer Verzichtleiſtungen nachgewieſen, als der Umſtand geltend gemacht, daß der Herzog von Auguſtenburg niemals einen wirklichen Verzicht auf ſeine Thronfolge-Rechte in Dänemark und in Schleswig-Holſtein ausgeſprochen habe.

Der Verfaſſer des Artikels gegen Renan in Nr. 7 dieſes Blattes erwidert ſeinem Gegner in Nr. 12, daß ſein Artikel nicht geſchrieben war zur Verunglimpfung von Renan, ſondern zur Verherrlichung des Chriſtenthums, von dem in wenigen Worten gezeigt werden ſollte, wie dann erſt recht, wenn — ganz übereinſtimmend mit Herrn Renan — ſein Stifter nicht als übermenſchlicher Gott, ſondern nur als gottbegeiſterter Menſch erfaßt werde, daſſelbe die erhabenſte und herrlichſte Religion ſei, die jemals gelehrt worden und jemals gelehrt werden kann. Das Chriſtenthum vermag Allen Alles zu ſein und ſelbſt den Zweifler und Spötter zu verſöhnen, wenn es in ſeiner geiſtigen Erhabenheit erfaßt und durch die That verſucht wird. Dieſe Anſicht über das Chriſtenthum ſchließt jeden Streit über den Buchſtaben ſeiner Satzungen aus und berechtigt ſelbſtverſtändlich Herrn Renan zur freieſten Entwickelung ſeiner Auslegungsweiſe, die daher mit obigem Artikel in einigen Einzelheiten bloß berichtigt, nicht aber getadelt werden ſollte. Fſtr.

Von dem großen hiſtoriſchen Quellenwerke der Monumenta Germaniae Histor., herausgegeben von G. H. Pertz, iſt kürzlich ein neuer Band, der achtzehnte, erſchienen.**) Er enthält ausſchließlich „norditaliſche Annalen", die für die deutſche Reichsgeſchichte des Mittelalters von außerordentlichem Werthe ſind. Die Annalen von Genua ſind durch Dr. Winkelmann und die „kleineren Annalen" von Mailand, Parma, Ferrara, Cremona, Bergamo und Breſcia durch Dr. Philipp Jaffé kritiſch bearbeitet und kommentirt. Regiſter und Gloſſen ſind von Dr. Wilh. Arndt hinzugefügt.

Zur Vervollſtändigung des nur langſam fortſchreitenden Werkes der Monumenta erſcheint ſeit Kurzem auch (Berlin, Weidmann) eine „Bibliotheca rerum Germanicarum", herausgegeben von Philipp Jaffé, deren erſter Band (640 S.) die hiſtoriſchen Handſchriften der Abtei Korvei, eine ungemein gründliche Arbeit, enthält.

---

*) Monatsſchrift, herausgegeben von einem „Foreign Affairs Committee."

**) IV. und 889 S. Mit 3 color. und 3 Facsimile-Tafeln, in gr. Fol. Hannover, Hahn, 1863.

Bei Guſtav Heckenaſt in Peſt iſt ein lithographirtes Bildniß William Shakſpeare's, in ganzer Figur, nach dem Oelgemälde des Profeſſors Peter J. N. Geiger, erſchienen. Der große Dichter ſitzt an ſeinem Pulte, ſinnend, mit der Schreibfeder in der Hand, vor ihm die alten Chroniken aufgeſchlagen, denen er die Stoffe zu ſeinen unſterblichen Dramen entlehnt. Die idealiſirte Auffaſſung der Statue Shakſpeare's im Poets Corner von Weſtminſter iſt dieſem Bildniß zum Grund gelegt, das ſich jedem Verehrer des Dichters als eine würdige Zimmer-Verzierung empfiehlt.

Ein vortreffliches Wort über den am 31. Januar d. J. in Berlin verſtorbenen, durch ſeine Wirkſamkeit als Prediger der jüdiſchen Gemeinde, durch ſeine Schriften und Dichtungen und durch ſeinen Charakter gleich hochgeachteten Dr. Michael Sachs befindet ſich in dem kürzlich erſchienenen „neunten Bericht" des Dirigenten der Religionsſchule der jüdiſchen Gemeinde in Berlin, Dr. Roſin. Es reihet ſich an dieſe, beſonders auch über die Schriften von Sachs Auskunft gebende Lebensdarſtellung ein kurzes, aber nicht minder treffendes und ſchönes Wort über Veit, der nur wenige Tage jünger war, als ſein Freund Sachs, und auch nur wenige Tage nach dieſem der Welt entriſſen wurde. Beide Lebensſkizzen ſollten, unſerer Meinung nach, nicht bloß als Eingang eines Schulprogramms benutzt ſein, ſondern verdienen auch einem größeren Publikum durch den Druck zugänglich gemacht zu werden.

A. Bernſtein's naturwiſſenſchaftliche Volksſchriften haben auch in Holland Eingang gefunden, wo ſie (Rotterdam, Hendrik Altmann) unter dem Titel „Natuurkundige Leesboekjes" erſcheinen. Die Reihenfolge derſelben iſt mit der Abhandlung über die Schnelligkeit des Lichtes (Over de snelheid van het licht) eröffnet worden.

Ein anderes, in Amſterdam erſcheinendes, mit zahlreichen Illuſtrationen ausgeſtattetes, naturwiſſenſchaftliches Werk hat den Titel: „Ueber die Einwirkung der Naturgeſetze auf ſittlichem Gebiete, ſowie über die Uebereinſtimmung der ſittlichen und der materiellen Natur-Erſcheinungen."

Das dritte (März-) Heft von Petermann's geographiſchen „Mittheilungen" bringt auf Einem Blatte neun phyſikaliſche und ſtatiſtiſche Karten-Skizzen von Oeſterreich in hydrographiſcher, orographiſcher, geologiſcher, klimatographiſcher, hyetographiſcher (die Regenmenge darſtellender), populationiſtiſcher, ethnographiſcher, religiöſer und kultur-induſtrieller Beziehung. Es ſind dieſe neun Kärtchen, die, neben einander auf Einem Blatte, ſehr intereſſante Momente der Vergleichung darbieten, dazu beſtimmt, zweien Blättern einer neuen Karte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, die binnen Kurzem bei Perthes in Gotha erſcheinen, als Illuſtrationen zu dienen.

Das im Februar ausgegebene Ergänzungsheft Nr. 12 der „Mittheilungen" bringt eine ebenfalls mit einer ſehr belehrenden Terrain- und Höhen-Karte, ſowie mit vier Anſichten in Farbendruck ausgeſtattete geographiſche Skizze: „Die hohe Tatra in den Central-Karpathen" von Profeſſor Karl Kořiſtka in Prag.

Digitized by Google

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.

Mit Unterstützung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und unter besonderer Mitwirkung von **H. Barth, H. W. Dove, C. G. Ehrenberg, H. Kiepert** in Berlin, **K. Neumann** in Breslau und **I. E. Wappaus** in Göttingen, herausgegeben von Prof. Dr. **W. Koner.**

April-Heft 1864.

Ost-Asien und West-Amerika. Nach chinesischen Quellen aus dem 5., 6. und 7. Jahrhundert. Von *Karl Friedrich Neumann.* — Die Indianer-Stämme von Loreto. Von Dr. *Langkavel.* — Die Domkirche von Puebla. Von Prof. Dr. *Ed. Buschmann.* — Routen im türkischen Armenien, von *Julius Bluhm,* bearbeitet von *H. Kiepert.* (Mit zwei Karten.) — Miscellen. — Neuere Literatur.

Durch alle Buchhandlungen ſind zu erhalten:

Das phönizische Alterthum.

In drei Theilen.

Von

Dr. **F. C. Movers,**

Profeſſor an der Univerſität zu Breslau.

Dritter Theil. Erſte Abtheilung.

Handel und Schifffahrt.

1856. gr. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Den reichen kulturhiſtoriſchen Inhalt dieſes Theiles des ausgezeichneten Werkes, zeigen die folgenden Kapitel-Ueberſchriften: 1. Einleitung. 2. Urſprung und Geſchichte des phöniziſchen Handels. 3. Handelsgegenſtände (Silber, Gold, Zinn, Kupfer, Eiſen.) 4. (Sclavenhandel.) 5. (Wein, Getreide, Obſt und Früchte, Affen und Pfauen, Kleidungsſtücke, Galanterie- und Luxuswaaren, Aromen und Gewürze, Fabelſagen über deren Herkommen.) 6. Die Kaufleute nach verſchiedenen Klaſſen. Kaufmänniſche Gilden in fremden Handelsſtädten. 7. Der Landhandel im Oriente. 8. Der Seehandel, das Seeweſen und die Schifffahrt der Phönizier überhaupt. 9. Der phöniziſch-paläſtinenſiſche Handel. 10. Phöniziſch-aſſyriſcher Handel. 11. Phöniziſch-arabiſcher Handel. 12. Phöniziſch-ägyptiſcher Handel. — (271)

Ueber die geographiſche Verbreitung der Baumwolle

und ihr Verhältniß zur Induſtrie der Völker alter und neuer Zeit

Erſter Abſchnitt. Antiquariſcher Theil.

Geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften von **Carl Ritter.**

1852. gr. 4. geh. 25 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. (274)

Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen von Dr. **Adalbert Kuhn.**

1859. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Wir begrüssen dieses gediegene, treffliche Werk als die erste in vollem Detail ausgeführte Monographie auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Waren die bisherigen derartigen Arbeiten *Kuhns*, der als der wahrhaftige Schöpfer dieser neuen Wissenschaft dasteht, vielleicht in etwas zu allgemeinen Umrissen gehalten, um sich die ihnen gebührende Anerkennung und Zustimmung auch in weiteren Kreisen sofort allseitig zu gewinnen, so wird jetzt vor der Fülle der hier für einen einzelnen Fall gebotenen Thatsachen jeder Zweifel, auch der Bedenklichsten, schwinden müssen." Literar. Centralblatt.

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Voigt (F.) — Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates

(41 Bogen.) gr. 8. 2 Thlr. (267)

In Leinwand gebunden mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen." Literar. Centralblatt

---

Zu erhalten durch alle Buchhandlungen:

Rede an der Bahre des hingeſchiedenen Rabbiners und Predigers Dr. Michael Sachs.

Rede an der Bahre des Dr. Moritz Veit gehalten von **Dr. Joël,** Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu Breslau.

Velinpapier. (1½ Bgn.) Preis 4 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.)

(268)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

Indische Skizzen.

Vier bisher in Zeitschriften zerstreute Vorträge und Abhandlungen von **Albrecht Weber.**

Nebst einer Schrifttafel. 1857. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Diese Arbeiten des sehr geachteten Sanskritforschers sind für Alle, die für Fragen der ältesten Völkergeschichte Sinn haben, von hohem Interesse. Sie behandeln in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form die neueren Forschungen über das alte Indien, über den Buddhismus, die Verbindungen Indiens mit den Ländern im Westen, endlich den semitischen Ursprung des indischen Alphabets.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (269)

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Beiträge zur Geschichte des schlesischen Adels.

Herausgegeben von **Rudolph Grafen Stillfried**, Grafen von Alcántara.

Heft II. Auszüge aus dem ältesten Glätzer Amtsbuche und der Adel des Glätzer Landes. Royal-4. geheft. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Früher erschien:

Heft I. **Stammtafel und Beiträge zur älteren Geschichte der Grafen Schaffgotsch.** Royal-4. Mit zwei Abbildungen und zwei Stammtafeln. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. (263)

Berlin, 4. Mai 1864.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (266)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erscheint:

Florae Columbiae terrarumque adjacentium

specimina selecta

Edidit

H. Karsten.

Tomi I fasciculus I—V. 1859—1863. Imp.-Fol.

Preis des Heftes mit schwarzen Tafeln 15 Thlr., desgl. mit fein colorirten Tafeln 20 Thlr.

Ueber den Werth und die Bedeutung dieses Unternehmens mag an Stelle vieler Zeugnisse folgende competente Stimme urtheilen.

Der berühmte Reisende Hr. v. **Martius** in München sagt darüber in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (6 April 1861): „Dem eben geschilderten Werk stellt sich das von Karsten, ebenfalls deutschen Ursprungs, durch Pracht der Ausstattung würdig zur Seite. Auch hier zeigt sich uns die Kunst der botanischen Ikonographie in allen den Vorzügen, welche sie neuerlich durch lebendige Zeichnung, naturgemässes Colorit und Feinheit in Untersuchung der kleinsten Theile von Blüthe und Frucht erreicht hat. Der Verfasser hat zweimal die pflanzenreichen Gegenden Columbiens besucht und dort im ganzen zwölf Jahre vorzugsweise zur Förderung seiner Fachwissenschaft zugebracht. — — Eine reiche Ernte sehr mannichfaltiger Pflanzenformen, wie sie nur auf einem so verschiedenartig gestalteten Terrain vorkommen können, ward gewonnen. Viele hat der Reisende mit umsichtigem Fleiss in die europäischen Gärten übergesiedelt, wie er uns denn unter andern auf diesem Weg eine genaue Kenntniss vieler Baumfarren vermittelt hat, jener merkwürdigen Gewächse, die schon in früheren Schöpfungsperioden eine so wichtige Rolle auf unserm Planeten gespielt haben. — — Es ist nicht zu zweifeln, dass die schöne auch der Verlagshandlung zur Ehre gereichende Unternehmung in dem wissenschaftlichen und kunstliebenden Publikum ermuthigende Theilnahme finden werde. Deutschland hat in früherer Zeit für analoge Prachtwerke unter geringeren wissenschaftlichen Ansprüchen den Ton angegeben, und darf jetzt um so weniger zurückbleiben, als seine Pflanzenkenner gegenwärtig eine gründliche und allseitig entwickelte Schule bilden." (270)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin für die Literatur des Auslandes.** No. 21.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 22. Mai **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die „Matinées royales“ und Herr Henry Radault de Buffon 322
Rechtswiſſenſchaft und Volkswirthſchaft . . 323
Frankreich.
Frankreich als Seemacht. I. Die Kriegsflotte 324
England.
Das großbritanniſche Herrenhaus III. Engliſche Junker 327
Italien.
Einige neue Lebensnachrichten über Galilei 329
Oſtindien.
Streifzüge in dem Hochlande von Kaſchmir 330
Britiſches Nordamerika.
Ein engliſcher Miſſionär über Neufundland 333
Kleine literariſche Revue.
Zur Mainefrage 334
Der Erſte über die Schlei 334
Eine Shakſpeare-Feier an der Ilm . . . 334
Celtiſche Studien in Deutſchland . . . 335
Literariſcher Sprechſaal 335

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Etymologische Untersuchungen über geographische Namen.

von

E. A. F. Mahn, Dr. phil.

Lief. 1—4. 1856—1862. 8. Zu je 5 Sgr.
Lief. 5—7. 1863. 15 Sgr.

Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. — 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Klint, Paris und Lutetia Parisiorum, Weichsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Chimborazo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5—7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee. —

Diese Abhandlungen wenden sich an den wissenschaftlichen Leser überhaupt, der für geschichtliche Untersuchungen Interesse hat; denn etymologische und geographische Namen sind meist das einzige Denkmal der vorgeschichtlichen Völkerwanderungen. Der Werth dieser Arbeiten wird nicht blos durch andere gelegentliche Etymologieen, sondern auch dadurch erhöht, dass der Act der Namengebung an Völker und Städte nach allen Möglichkeiten dargelegt wird und dadurch für alle hierher gehörende Untersuchungen anregende Fingerzeige gegeben werden. (277)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 20 d. Bl.)

Collins, W., The Woman in white. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**
— — No Name. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**
Cornwall, B., Dramatic Scenes. With other poems. Illustrated. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 5 Thlr.**
Court life at Naples in our own times. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**
Davis, N., Carthage and her remains. With maps and illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 5 Thlr.**
Du Chaillu, P. B., Explorations and adventures in Equatorial Africa. With map and illustrations. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**
Dyer, Th. H., History of modern Europe from 1453 to 1857. Vol. I, II. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 8 Thlr.**
Edwards, S., History of the Opera. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 5 Thlr.**
Eliot, G., The Mill on the floss. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**
— — Silas Marner. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 2 Thlr. 10 Sgr.**
Female Life in Prison. By a prison matron. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr.**
Freer, M. W., Henry III. King of France and Poland: his court and times. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 7 Thlr.**
— — History of the reign of Henry IV. King of France and Navarre. 4 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 8 Thlr. 20 Sgr.**
Grey, Earl, Parliamentary government with reference to a reform of Parliament. Ladenpreis 2 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr.**
Gurney, J. H., Chapters from French History. Ladenpreis 2 Thlr. 5 Sgr. **Für 2 Thlr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (275)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Mai 1864.

How Charley Blake Went in for the Heiress. A Tale. — The London Opera Directors. A Series of Anecdotic Memoirs of Directors, Composers, and the leading Singers who have appeared before the British Public. No. II. (With Portraits of Geminiani, Giardini, Veracini, and Aaron Hill). — Notes Drawn on the Avon Bank for General Circulation. (With Portraits of Shakespeare, and Sketches at Stratford.) — Picturesque London. — Hyde Park. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chapter XV—XVIII. — Parisian Promenade. — The Merchant Princes of England. The Greshams of London. — Notes on Dress at a Fancy Ball. — A Modern Masquerade. How Some Folk Prepare for the Derby. — An Answer to Contradictions. — A Gossip about Garden Games. Chapter I. Quoits. II. Bowls, Summer-Skates, and Children's Garden Games.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Mai 1864.

Denis Duval. Chapter VI. VII. — Garibaldi's Invisible Bridge. — Thoughts on Half-Holidays. — Money and Manners. — The Socrates of the Athenian People. — Margaret Denzil's History (Annotated by Her Husband) Chapter XIX. XX. — Blind Workers and Blind Helpers. — Country Gentlemen. — A Day's Pleasure with the Criminal Classes. (276)

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

A. Houzé: **Etude sur la signification des noms de lieu en France.** Paris, Ve Hénaux. 5 fr.
Paul Meurice: **Les chevaliers de l'esprit.** Un volume. Paris, Pagnerre.
Seize sujets de Hamlet, dessinés et litographiés par Eugène Delacroix. Paris, Pagnerre.
La Religieuse. Par l'abbé *** (Auteur du Maudit) 2. vol. Paris, librairie internationale. 10 fr.
Histoire de la révolution polonaise, 1772—1864. Par le comte Stanislas Araminski. Un fort vol. 12 fr. (Librairie historique.)
La France en Pologne. Paris, Cournol. 1 fr.
Almanach diplomatique de Paris. Annuaire général de diplomatie, de politique, d'histoire et de statistique pour tous les pays du globe. (En préparation pour 1865.) Paris, Amyot. (278)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die „Matinées royales“ und Herr Henry Nadault de Buffon.

Herr Henry Nadault de Buffon, ein Urenkel des großen Buffon, hat im April-Hefte der Revue Britannique einen auch in beſonderem Abdrucke erſchienenen kritiſchen Excurs über die in neuerer Zeit wieder mehrfach publizirten „Matinées royales“ erſcheinen laſſen.*) Während die gründlichſten deutſchen Geſchichtsforſcher, die gewiſſenhafteſten, mit den Werken Friedrich's des Großen vertrauten Kritiker ſämmtlich darin übereinſtimmen, daß die Matinées royales ganz unmöglich von dem Könige geſchrieben ſein können und vielmehr alle Kennzeichen an ſich tragen, daß ſie das Erzeugniß eines geſchickten, franzöſiſchen Autors (vielleicht Voltaire's) ſeien, der vor hundert Jahren dieſes Pamphlet abgefaßt, um dadurch dem Könige von Preußen in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, bleiben einige untergeordnete engliſche und franzöſiſche Köpſe, die von Friedrich und ſeinen Werken eine ganz oberflächliche Kenntniß haben, wie z. B. Sir John Dalberg Acton und Herr Nadault de Buffon, bei der Anſicht, kein Anderer, als der König habe dieſen literariſchen Wechſelbalg erzeugt.

„Die Authentizität der Matinées du roi de Prusse,“ ſagt Herr v. Buffon in der vorliegenden Schrift, „die ſo lange unſicher war, ſcheint jetzt feſtzuſtehen. Das Zeugniß von Buffon's Sekretär, eines unbetheiligten Mannes, der um ſo glaubwürdiger iſt, als er von dem Werthe ſeiner Behauptung nicht einmal eine Ahnung hat, iſt eine koſtbare Thatſache, welche die deutſche Kritik zu notiren und zu widerlegen Urſache hat, deren Wichtigkeit aber zu verkennen unmöglich iſt.“

Nun, wir erkennen weder die Koſtbarkeit, noch die Wichtigkeit dieſes Zeugniſſes an. Was bezeugt und was behauptet denn eigentlich Herr Humbert Bazile, der Sekretär des großen Buffon? Er behauptet, daß im Jahre 1782, als der Sohn Buffon's auf einer Reiſe nach oder von St. Petersburg durch Berlin kam, der greiſe König Friedrich dem jungen Buffon die bereits im Jahre 1766 gedruckten „Matinées“ in einem vom Könige ſelbſt geſchriebenen Manuſcripte als Geſchenk für ſeinen Vater übergab, damit dieſer, wie Herr Nadault de Buffon ſehr ſcharfſinnig vermuthet, an der Stelle Voltaire's, der nicht mehr am Leben war, die Schrift korrigire. Giebt es wohl etwas Abgeſchmackteres, als ſolche Behauptung? Der König — das ſteht feſt — hat bereits im Jahre 1766 gegen die Niederträchtigkeit der Imputation, Verfaſſer einer ſo wenig ehrenhaften Schrift zu ſein, auf das Lebhafteſte proteſtirt, und nun ſoll er, der ſchon in ſeiner Jugend den Antimachiavell und ſpäter die Geſchichte des Hauſes Brandenburg und ſeiner eigenen Zeit, nebſt ſo vielen anderen glorreichen Werken, verfaßt hatte, jenes machiavelliſtiſche Opus, worin die Geſchichte des Hauſes Brandenburg und die Regierungs-Politik des Königs als ein Gewebe von berechneten Nichtswürdigkeiten charakteriſirt werden, im hohen Alter, vier Jahre vor ſeinem Ableben, wie ein Schulknabe dem alten Buffon zur Korrektur geſandt haben!

Mein Herr Nadault de Buffon, der Sie die Werke von Friedrich II. eben ſo wenig zu kennen ſcheinen, als Ihr Vorfahr, der Sohn des großen Buffon, den ſein Großvater (in einem Briefe vom 10. Juni 1782) erſt darauf aufmerkſam machen mußte, daß er es in Potsdam mit einem Monarchen zu thun habe, welcher ſich im Frieden wie im Kriege berühmt gemacht — ich kann Ihnen nur rathen, ſich die „Oeuvres de Frédéric le Grand“ in der neuen Ausgabe von dreißig Bänden etwas genauer anzuſehen. Sie werden dann bei einiger Vergleichung ſofort zugeben müſſen, daß dieſe dreißig Bände durchweg von dem Geiſte der Ehre, der Wahrheit und der Schönheit durchdrungen ſind, während Ihre Matinées royales von der erſten bis zur letzten Seite ein mephiſtopheliſches Gepräge der Unehrenhaftigkeit, der Lüge und der Karrikatur an ſich tragen.

Es iſt unmöglich, daß Sie die authentiſchen Werke des Königs kennen, da Sie es ſonſt nicht für möglich halten würden, daß dieſes Pamphlet von ihm verfaßt ſei. Laſſen Sie ſich daher wenigſtens über die erſteren durch einen Ihrer Landsleute belehren, deſſen Autorität Sie unbezweifelt anerkennen. Wir meinen Herrn Sainte-Beuve, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, der in ſeiner Anzeige der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen*) über die Praktiken Auskunft giebt, die man in Frankreich zur Zeit Ludwig's XV. anwandte, um die Schriften Friedrich's zu fälſchen und ſeinen Ruf zu beeinträchtigen, und der dann Folgendes über den Charakter des Königs und ſeiner Werke ſagt:

„Man hat einen Widerſpruch zu finden vermeint zwiſchen den Worten und Schriften Friedrichs, des Philoſophen, einerſeits und den Handlungen des Königs und Eroberers andererſeits. Ich finde jedoch dieſen Widerſpruch nicht in der Weiſe, wie behauptet wird. Ich will abſehen von einzelnen Aufſätzen und Ausfällen Friedrich's, als er noch Kronprinz und ſehr jung war; aber von dem Augenblicke an, wo er ſich ſeiner Stellung als König bewußt war, finde ich den ganzen Mann in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt; ich finde ihn überall wahr. Und ſo finde ich z. B. auch in den Geſchichtswerken, die er abgefaßt, nicht Ein Wort, das nicht durch ſeine Handlungsweiſe und durch ſein Leben gerechtfertigt wäre.

„Ein Fürſt — ſo ſagte und ſo dachte Friedrich — iſt der erſte Diener und Beamte des Staates. Er iſt ihm Rechenſchaft ſchuldig über den Gebrauch, den er von den Abgaben macht. Er erhebt dieſelben, um den Staat vermittelſt der Truppen vertheidigen zu können, die er unterhält; um die Würde, die er bekleidet, aufrecht zu erhalten; um treue Dienſte und das Verdienſt zu belohnen; um einigermaßen ein Gleichgewicht zwiſchen Reichen und Armen herzuſtellen; um Unglücklichen jedes Standes und aller Art beizuſtehen; endlich um in Allem, was den Staat als ſolchen und als ein Ganzes angeht, großartig aufzutreten. Wenn der Monarch einen aufgeklärten Geiſt und ein gerades Herz beſitzt, ſo wird er alle ſeine Ausgaben zum Nutzen des Landes und zum größten Vortheil ſeines Volkes verwenden.“

Dies, mein Herr Nadault de Buffon, ſind die eigenen Worte und Gedanken des Königs, wie ſie Ihr Landsmann Sainte-Beuve anführt. Das Uebrige, was zur Widerlegung Ihrer abgeſchmackten Meinung über Friedrich und ſeine Schriften dienen kann, mögen Sie in der bezeichneten Recenſion ſelbſt nachleſen. Sie haben zwar auch den Hiſtoriographen, Herrn Profeſſor Preuß, aufgefordert, Sie zu widerlegen; ich zweiſle jedoch daß der wackere Geſchichtſchreiber Friedrich's des Großen, der viel Wichtigeres zu thun hat, ſich darauf einlaſſen werde.

J. L.

*) Un épisode de la vie littéraire de Frédéric le Grand, par M. Henri Nadault de Buffon. Paris, au bureau de la Revue Britannique 1864. 35 pages.

*) Causeries du Lundi. T. III. p. 113.

Digitized by Google

Rechtswiſſenſchaft und Volkswirthſchaft.

Der Verfaſſer der nachſtehenden Erörterungen entlieh vor Kurzem zu gleicher Zeit zwei verſchiedene Werke, eines von einem engliſchen National-Oekonomen, das andere von einem deutſchen Juriſten herrührend, um in beiden nachzuleſen, was darin über die Natur der Banknoten geſagt war. Das erſte las er, trotz der fremden Sprache und trotzdem er in der Nationalökonomie nur ſporadiſche Kenntniſſe beſitzt, mit großem Nutzen; er fand durch daſſelbe ſeine Kenntniſſe bereichert, ſeinen Geſichtskreis erweitert, und ſich durch jeden Satz zum eigenen weiteren Nachdenken mächtig angeregt. Mit dem Buche des deutſchen Profeſſors aber ging es ihm (oder vielmehr mir, — denn es iſt läſtig, von ſich ſelbſt auf die Dauer in der dritten Perſon zu ſprechen) ſeltſam. Wenn Jemand, der zwar engliſch und franzöſiſch, aber nicht ſpaniſch verſteht, zum erſten Male ein ſpaniſches Buch in die Hand bekommt, ſo wird er bei wiederholtem Leſen ſich wohl den allgemeinen Gedankengang zu eigen machen können, aber es wird ihm im Einzelnen Vieles dunkel bleiben. So ungefähr ging es mir mit dem juriſtiſchen Werke: ich fand da Erörterungen über Vital-, Genital- und Finalfunctionen der Aktien, über ſymboliſtiſche Obligationsbildungen und civiliſtiſche Intuition, über die Strenge der Verkehrslogik und tauſend andere Ausdrücke, die ich nie zuvor gehört hatte. Ich konnte zwar dem Gedankengange des Verfaſſers im Allgemeinen folgen; ich konnte zur Noth jeden einzelnen von ihm gebrauchten Ausdruck mir überſetzen; allein der Geiſt der Sprache, in welcher das Werk geſchrieben war, blieb mir fremd, und während ich aus dem Buche des Engländers ein klares Syſtem von Gedanken mitnahm, welches ich jeden Augenblick im Geiſte reproduziren konnte, lieferte mir das deutſche Werk keine Ausbeute, und ſo oft ich verſuchte, mir die Reſultate des Autors zu vergegenwärtigen, führte mir der böſe Zufall Mirza Schaffy's Lieder durch den Kopf, z. B.:

> Ich höre das Geklapper einer Mühle
> Und ſehe doch kein Mehl;

oder

> Das dem gemeinen Verſtand Unverſtändliche
> Hat ſeine Quelle im Unverſtand.

Ich übte gern die Beſcheidenheit, die Geringfügigkeit der Aerndte, die ich aus dem Durchleſen eines 729 Seiten ſtarken Werkes habe ziehen können, auf Rechnung meiner Unkenntniß oder meines Auffaſſungsvermögens zu ſetzen, allein ich träte dadurch vielen verdienten Männern zu nahe, die mir in Glauben verdienenden Formen eine mittelmäßige Tüchtigkeit zur juriſtiſchen Theorie und Praxis zugeſprochen haben, und ich muß mir die Behauptung geſtatten, daß Werke wie das erwähnte — warum ſollte ich es nicht bezeichnen? es iſt Kuntze's Lehre von den Inhaberpapieren — für das große Publikum, ja für die große Menge des Juriſtenſtandes, mit Einſchluß der ſtudirenden Generation, nicht den geringſten Nutzen ſtiften, wodurch ich ihnen übrigens den Werth und die anregende Kraft für Profeſſoren der Jurisprudenz nicht abſprechen will.

Dabei drängt ſich mir eine Betrachtung auf, die meines Bedünkens ſehr ernſter Art iſt. Der deutſche Nationalökonom verſteht den franzöſiſchen, den engliſchen Nationalökonomen ſo gut, als wäre der Unterſchied der Nationalität und der Sprache keiner. Der deutſche Nationalökonom verſteht den deutſchen Juriſten ſo wenig, als wäre der Unterſchied der Fachwiſſenſchaft ein nicht zu überwindender. Ich bemerke, daß ich unter Jurisprudenz und Juriſt hier wie im folgenden ausſchließlich die Lehre vom Vermögensrecht und den, der dieſen Zweig der Wiſſenſchaft behandelt, verſtehe. Wenn ein Ereigniß, wie der Brand von Alexandrien, unſere geſammte deutſche Literatur vernichtete, und es bliebe nur Ein Lehrbuch des Privatrechts und Ein Lehrbuch der Nationalökonomie übrig, die beide in demſelben Jahre erſchienen und von Lehrern an derſelben Hochſchule geſchrieben ſind, ſo würde der glückliche Finder, dem dieſelben nach Jahrtauſenden in die Hände fallen, zu der Annahme geneigt ſein, daß beide in weit von einander entlegenen Ländern und in durch Jahrhunderte geſchiedenen Zeiträumen entſtanden ſeien. Umgekehrt würden neben einem deutſchen Werke, etwa dem von Max Wirth, die Schriften von Baſtiat und Mill in deutſchen Ueberſetzungen erhalten, ſo würde derſelbe glückliche Finder durch Nichts zu dem Glauben bewogen werden, daß dieſe verſchiedenen Geiſtesprodukte innerhalb verſchiedener Nationen entſtanden ſind. Gränzen nicht die Felder des Nationalökonomen und des Juriſten hart an einander? Iſt es nicht die Befriedigung der menſchlichen Bedürfniſſe durch Arbeit und durch den Austauſch der Arbeitsprodukte, die den Stoff zu den Unterſuchungen beider hergiebt? Sind nicht Preis, Lohn, Zins die Grundbegriffe, die, in immer kunſtvolleren Verſchlingungen und Geſtaltungen wiederkehrend, den Gegenſtand für die Betrachtungen beider hergeben? Und dennoch nimmt ſelten der Eine Bezug auf das, was der Andere geſagt hat; dennoch berührt ſich das, was der Juriſt über den Wechſel oder die Aktie zu ſagen weiß, gar wenig mit dem, was der Nationalökonom über denſelben Gegenſtand ſagt. Die Folgen davon ſind wahrlich nicht erfreulich; es herrſcht unter den Berufs-Juriſten im Allgemeinen eine bedauerliche nationalökonomiſche Unkenntniß. Das unſeres Dafürhaltens ungerechtfertigte Verlangen nach beſonderen Handelsgerichten würde nicht erhoben werden, wenn unſre Richter ein eingehenderes Verſtändniß für die Verhältniſſe des Verkehrs hätten. Und man frage unſere großen Bankhäuſer, wie ſelten ſie einen Advokaten, man frage unſere Handelskammern, wie ſelten ſie einen Conſulenten finden, tüchtig, um Fragen zu bearbeiten, für welche Kenntniſſe der nationalökonomiſchen Verhältniſſe unentbehrlich ſind. Auf der anderen Seite zeigen auch die deutſchen Nationalökonomen weniger Verſtändniß für die Anforderungen der Rechtsordnung, als etwa die engliſchen. Ich ſprach vor einiger Zeit mit einem der vortrefflichſten Volkswirthe über gewiſſe, den Wechſelverkehr betreffende Fragen, und erhielt von ihm als ein Argument gegen die von mir entwickelte Anſicht den Satz, daß zu einem gültigen Wechſel unter anderem die Formel gehöre: „Werth erhalten.“ Als ich ihn erſtaunt darauf aufmerkſam machte, daß die deutſche Wechſelordnung dieſe Formel nicht verlange, wenngleich ich ihm zugeben müſſe, daß ſie im Verkehr üblich und unter allen Umſtänden wünſchenswerth ſei, antwortete er achſelzuckend, er ſpreche eben von dem im Verkehr Ueblichen, denn er ſei kein Juriſt, und könne nicht wiſſen, was in der Wechſelordnung ſtehe. Er ſagte es mit einem Stolze, als ſei es ein Vorzug, keine juriſtiſchen Kenntniſſe zu haben, und doch wußte ich, daß er praktiſcher Juriſt geweſen war. Der Nachweis wäre nicht ſchwer zu führen, daß es zu Einſeitigkeiten in der nationalökonomiſchen Theorie führen muß, wenn man den Verkehr ſtets nur in ſeiner normalen Entwickelung vor Augen hat, nicht auch in den Störungen, denen er in Folge von Rechtswidrigkeiten ausgeſetzt iſt, wenn man ſich gewöhnt, über der Geltendmachung der einen Forderung: Freiheit des Verkehrs, die andere: Aufrechterhaltung der Rechtsordnung, zu überſehen.

Die Hauptſchuld an dem Zerwürfniß, welches zwiſchen beiden Wiſſenſchaften beſteht, tragen allerdings die Juriſten; ſie verlangen von ihrem Publikum eine beſondere Art des Denkens, das „juriſtiſche

Denken", während die Nationalökonomen ſich an den geſunden Menſchenverſtand wenden, das heißt an diejenige Art des Denkens, die allen gemeinſam iſt. Der größte Juriſt der neueren Zeit und einer der größten aller Zeiten, v. Savigny, hatte eine Verſtändigung zwiſchen beiden Wiſſenſchaften angebahnt. Bei ihm findet ſich durchgängig das Beſtreben, das Weſen der Rechtsinſtitute dadurch zu erläutern, daß er ſie auf ihre volkswirthſchaftlichen Vorausſetzungen zurückführt. Dieſes Beſtreben, wie es mit Nothwendigkeit hervorging aus jenen Principien, auf welche er ſeine hiſtoriſche Rechtsanſchauung gründete, iſt ein nicht weniger glänzendes Verdienſt, als die Feſtſtellung der Grundprincipien der hiſtoriſchen Rechtsſchule ſelbſt. Er bemüht ſich, die Rechtsinſtitute ſo darzuſtellen, daß wirthſchaftliche und juriſtiſche Bedeutung ſich vollkommen decken. Auf dieſem Wege ſind ihm von ſeinen Schülern nur wenige gefolgt; wir können von denſelben Keller und Ihering nennen. Puchta, welchen das Vorurtheil als den berechtigten Nachfolger Savignys, als den Fortführer ſeiner Lehre auffaßte, ſchlug einen völlig entgegengeſetzten Weg ein; ſeine „Conſtructionen" werden häufig ein ſcholaſtiſches Spiel mit Begriffen, denen keine Thatſachen zu Grunde liegen. Er ſetzt ſich über die Natur der Sache, das heißt über die wirthſchaftlichen Verhältniſſe, auf denen die Rechtsregeln beruhen, ſpöttiſch hinweg. Die Schule Puchta's und des eifrigſten unter ſeinen Anhängern, Gerbers, iſt die herrſchende geworden. Dieſe Schule geht nicht darauf aus, die Rechtsverhältniſſe von ihrer wirthſchaftlichen Seite aufzufaſſen, ſondern ſie romaniſtiſch zu conſtruiren, obwohl die römiſchen Rechtsbegriffe nur auf Verhältniſſe anwendbar ſein können, die ſchon im wirthſchaftlichen Verkehr der Römer ſich vorfanden. So finden wir denn alles Ernſtes den Verſuch, Theaterbillets, Bade- und Speiſe-Marken romaniſtiſch zu „conſtruiren", d. h. dieſe „Rechtsinſtitute" ſo zu erläutern, daß ein römiſcher Juriſt, der aus dem Grabe auferſtände, ſie ſofort dem Syſtem ſeiner Begriffe einverleiben könnte.

Volkswirthſchaftliche und juriſtiſche Auffaſſung ſind Betrachtungen deſſelben Gegenſtandes von verſchiedenen Seiten. Die engliſche Wirthſchaft iſt von der deutſchen verſchieden, ſo weit ſie Landbau, Familienleben und den kleinen Verkehr anbetrifft; auf dieſen Gebieten werden und mögen daher England und Deutſchland verſchiedenes Recht behalten. Der engliſche und deutſche Verkehr ſind hingegen einander völlig gleich, ſo weit ſie ſich auf Wechſel, Banknoten, Staatspapiere und Aktien beziehen; hier wird und muß ſich daher ein gleiches Recht, ein internationales Recht ausbilden. Ein juriſtiſcher Satz, der Grundeigenthum, Erbrecht, Güterrecht der Ehegatten oder Wohnungsmiethe anbetrifft, kann in Deutſchland wahr und dennoch in England unwahr ſein, weil die wirthſchaftlichen Verhältniſſe verſchieden ſind. Ein wiſſenſchaftlicher Lehrſatz, (von willkürlichen Einzelheiten des poſitiven Rechtes abgeſehen,) der Wechſel oder Banknoten betrifft, kann nicht in Deutſchland wahr ſein, wenn er in England falſch iſt. Da nun das römiſche Recht in England überhaupt, im Großverkehr insbeſondere, unanwendbar iſt, ſo kann es in Deutſchland, ſo weit der Verkehr, die wirthſchaftliche Organiſation, der engliſchen gleich iſt, nicht anwendbar ſein.

Von den römiſchen Juriſten hätten ihre deutſchen Nachfolger zweierlei lernen ſollen: Erſtens, daß der beſte Juriſt zugleich der beſte Nationalökonom ſein muß. Die wenigen nationalökonomiſchen Wahrheiten, die wir bei römiſchen Schriftſtellern finden, finden wir bei ihren Juriſten, und die Theorie, die Paulus vom Gelde aufſtellt, iſt noch heute nicht übertroffen. Zweitens, daß wo ein internationaler Verkehr ſich bildet, die beſchränkte Rechtsauffaſſung einer Nation einem internationalen Recht weichen muß. Gegen Ende der Republik wurde das commercium des Römiſchen Bürgers durch den internationalen Verkehr des ganzen orbis terrarum in den Schatten geſtellt. Damals wurde das eng umgränzte jus civile auf den wichtigſten Verkehrsgebieten zerbrochen, und an deſſen Stelle ein jus gentium, ein internationales Recht geſetzt.

Es muß heute das jus civile des deutſchen, das heißt das römiſche Obligationenrecht auf dem Gebiete des Handelsverkehres gebrochen und durch ein internationales Recht erſetzt werden. Dieſem muß aber eine internationale Rechtswiſſenſchaft vorangehen. Wir verlangen daher, daß jeder, der über die rechtliche Natur der Wechſel, Banknoten, Staatspapiere und Aktien ſchreibt, der dieſe Inſtitute conſtruirt, ſo ſchreibe, daß er nicht allein von deutſchen Juriſten, ſondern auch von deutſchen Nationalökonomen, auch von engliſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und amerikaniſchen Juriſten und Nationalökonomen verſtanden werde, denn er verbreitet ſich über Wahrheiten, deren Wirkſamkeit nicht auf deutſches Gebiet beſchränkt iſt. Wir verlangen eine internationale Rechtswiſſenſchaft. A. M.

Frankreich.

Frankreich als Seemacht.

Es dürfte intereſſant ſein, ein Urtheil über Frankreichs Streben nach Seemacht aus der Feder eines amerikaniſchen Marine-Offiziers kennen zu lernen. Wir entlehnen daſſelbe dem Atlantic Monthly:

I.

Die Kriegsflotte.

Seit fünfundzwanzig Jahren hat Frankreich eine Reihe wichtiger Eroberungen unternommen und zum Theil glücklich ausgeführt. Hier und da hat es ſeine Flagge aufgepflanzt und ſeine Feſtungen aufgeführt an Punkten, die von Natur reiche Hülfsquellen bieten; überall hat es daſſelbe Ziel verfolgt: Erſatz für ſeine früheren Verluſte an Seemacht und Kolonien. Es hofft, in dieſem Wettkampfe um merkantiliſche und navale Größe der Königin der Meere die Palme zu entringen.

Nach dem Frieden von 1815 lag Frankreichs Seemacht hoffnungslos danieder. Ja in den dreizehn Jahren, die jenem Frieden vorangegangen, hatte ihm England nicht weniger als ſechshundert Kriegsſchiffe theils abgenommen, theils zerſtört. Im Mittelmeere, im Atlantiſchen Ozean, in Weſtindien, im fernen goldnen Oſten, überall wo ſich die erbitterten Zweikämpfer mit einander maßen, ſei es Flotte gegen Flotte, ſei es Schiff gegen Schiff, zog Frankreich den Kürzeren. Wenige Fiſcherhäfen abwärts vom Lorenzbuſen, etliche Zuckereilande in Weſtindien, einige wehrloſe Faktoreien, die an Afrikas und Hindoſtans Küſten zerſtreut lagen und nur durch Englands Gnade ihr Leben friſteten — das war Alles, was dem hochfliegenden Ehrgeize geblieben war, ihm, der ſich vermeſſen hatte, dem amerikaniſchen Feſtlande gegenüber den unbeſchränkten Herrn zu ſpielen, über die reichen Eilande und Halbinſeln Aſiens eine mehr als königliche Gewalt zu üben und dem zu Boden geworfenen England mit den Kanonenmündungen ſeiner Armaden den Frieden zu diktiren. Nach fünf, binnen 75 Jahren, geführten furchtbaren Kriegen, nachdem es alle Hülfsquellen erſchöpft und mehr als einmal alle Marinen Europas gegen

Digitized by Google

den inſularen Feind verbündet hatte, war Frankreich gezwungen, vor der britiſchen Beharrlichkeit und ſeemänniſchen Tapferkeit die Segel zu ſtreichen. Der Frieden, der keinen Augenblick zu früh kam, fand es mit einer buchſtäblich vernichteten Marine, und von ſeinem Kolonien-Beſitz war kaum mehr als die Erinnerung geblieben. Vergleichen wir nun jenen hoffnungsloſen Bankerott mit der merkantilen Thätigkeit und der Seemacht des heutigen Frankreich; werfen wir einen Blick auf ſeine gegenwärtigen Kolonien, die Keime künftiger Reiche: ſo können wir dem Muth und der Thatkraft, die ſolche Reſultate hervorgerufen, unſere höchſte Bewunderung nicht verſagen.

Bei dieſem Reſtaurationswerk hatte Frankreich nicht weniger als Alles zu ſchaffen: Schiffe, Ausrüſtung, Maſchinen, ſelbſt Matroſen, die in den Schlachten Gefallenen zu erſetzen. Es war zunächſt die *Produktionsfähigkeit* zu produziren: es mußten neue Häfen angelegt oder die alten vervollkommnend ausgebeſſert, Docks gemauert, Werfte eingerichtet, Material angeſchafft werden. Und das geſchah, ſtill und unabläſſig. In der Größe, in den mechaniſchen Hülfsmitteln, in der Anhäufung aller Werkzeuge und Erforderniſſe zum Neubau oder zur Ausbeſſerung der Kriegsſchiffe auf Einem Punkt — kurz in Allem, was zur Förderung der Schiffahrt beitragt, kann ſich kein Hafen in der Welt mit den franzöſiſchen Häfen meſſen.

Daß wir nicht übertreiben, dafür mag der Hafen von Cherbourg zeugen. Urſprünglich war er wenig mehr, denn eine offne Bucht, von dem Kanal in die franzöſiſche Küſte gehöhlt, mit felſigem Geſtade, das jedem Nordwinde bloßgeſtellt war. Aber ſie lag gerade auf dem Fleck, wo Frankreich einen Hafen brauchte: in der Mitte der Nordküſte, England gegenüber. Quer durch dieſe offne Bucht wurde nun, wie eine Bogenſehne, ein Rieſenwall geſpannt. Ueber eine Meile weit von dem Buchtende im tiefen Waſſer aufgeführt, ſtreckt er ſich, drei Seemeilen lang, an der Baſis neunhundert Fuß breit, faſt von einer Küſte zur anderen. Von dem Seebette aus ſechsundſechzig Fuß hoch, iſt er feſt genug, die ſtärkſte Feſtung auf ſeinem Rücken zu tragen. Das iſt der berühmte Damm von Cherbourg. Siebzig Jahre hatte der Bau mit den Elementen zu kämpfen. Oft zerſtörten die Wellen das Werk von Jahren. Einmal fegte ein raſender Sturm den ganzen Oberbau hinweg: Schanzen, Rüſtzeug, Baracken, die Mannſchaft ſelbſt, wurden vom Meere verſchlungen. Allein der Widerſtand erweckte nur friſche Thatkraft; und nun ſteht er vollendet da, im Meere wurzelnd gleich einem Riff. An jedem Ende des Dammes, zwiſchen ihm und dem Lande, bieten breite Kanäle den größten Schiffen bei jedem Meeresſtande einen bequemen Durchgang. So hat die Wiſſenſchaft einen ſicheren Hafen ins Daſein gerufen; ſicher gegen die Anfälle des Meeres durch eine Barre von Granit; aber auch nicht minder ſicher gegen die Anfälle der Menſchen durch das Geſchoß aus mehr denn ſechshundert Feuerſchlünden.

Doch das iſt nur das Aeußere von Cherbourg. In den Buſen der Felsklippen an der Weſtküſte ſind drei Becken oder Docks gehauen worden. Ein wahres Rieſenwerk! Das erſte, 1813 vollendete, 950 Fuß lang, 768 Fuß breit und 55 Fuß tief, kann 15 Linienſchiffe faſſen. Das zweite, von kleineren Dimenſionen, 1829 vollendete, hat Raum für 12 Schiffe; das dritte und größte, das 1858 mit großen Feierlichkeiten eröffnete, iſt 1365 Fuß lang, 650 Fuß breit und 60 Fuß tief und kann 18—20 Schiffe erſten Ranges bequem aufnehmen. Neben denſelben befinden ſich zwölf Schiffsbauplätze und ſieben Docks. Dann reihen ſich an einander Zeughäuſer, Magazine, Zimmerhöfe, Seilerbahnen, Segeltuchwebereien, Maſchinenwerkſtätten — kurz alle Anſtalten zur Fertigung alles möglichen Schiffsbedarfs. Und es iſt keine windige Prahlerei, daß eines ſchönen Morgens in dieſem Hafen auf eine beſtimmte Stunde eine Flotte ausgerüſtet und bemannt bereit ſtehen kann, um eine Armee von 100,000 Mann einzuſchiffen.

Cherbourg iſt indeß nur einer von den fünf Häfen, die eben ſo mächtig, eben ſo befeſtigt, eben ſo mit allen Erzeugniſſen mechaniſcher und nautiſcher Erfindung ausgeſtattet ſind. Breſt, l'Orient und Rochefort im Weſten haben bei weitem größere natürliche und kaum geringere durch die Kunſt angeeignete Vorzüge; während der alte Toulouer Hafen am Mittelmeere das für die ſüdlichen Gewäſſer, was Cherbourg für die nördlichen leiſten kann. Eine Thatſache mag zeigen, bis zu welchem Grade man die Macht der nautiſchen Produktion geſteigert hat: In dieſen fünf Häfen ſind etliche und achtzig Werften, fünfundzwanzig Docks und damit verbunden alles Material, alle Werkzeuge, alle Arbeit ſparende Maſchinen, alle mechaniſchen Kräfte, die das neunzehnte Jahrhundert kennt, und ſo kann Frankreich, wenn es will, vierzig Linienſchiffe und vierzig Fregatten zu gleicher Zeit bauen und überdies fünfundzwanzig andere Schiffe in Ausbeſſerung nehmen. Der Schluß iſt alſo kein gewagter, daß in Betreff des Umfangs, der Vollſtändigkeit, der Konzentrirung aller Arbeitskräfte auf Einen und den rechten Punkt die Häfen und Werften Frankreichs ſchlechterdings ihres Gleichen nicht haben. Und das Werk geht unausgeſetzt ſeinen Gang. Gegenwärtig ſind 22,000 Menſchen bei den nautiſchen Arbeiten beſchäftigt. Binnen ſechs Monaten iſt ein Dock in Toulon, ein anderer in l'Orient fertig geworden, während in Breſt eine lange Reihe von Werften ihrer Vollendung nahe ſind. Auch zu Cherbourg ſoll, wie man ſich zuflüſtert, noch ein Baſſin in dem feſten Geſtein ausgehauen werden.

Was hat nun Frankreich durch dieſe ungeheuren Vorbereitungen an Seekriegsmacht gewonnen? Alles! Seine Dampfflotte — denn die Segelſchiffe haben durch die Einführung dieſes allmächtigen Hebels auch in der Nautik viel an ihrer Bedeutung verloren — ſteht keiner in Europa nach. Der gegenwärtige Beherrſcher der Franzoſen hat das ganze Gewicht dieſes neuen Elements in der Seekriegführung zu würdigen verſtanden und in den letzten zehn Jahren ſeine volle Energie darauf gewendet, Dampfer von der größten Kraft und der ſchönſten Bauart herzuſtellen. Seit 1852 ſtieg die Zahl ſeiner Linienſchiffe von zwei auf zwanzig und ſeiner Fregatten von einundzwanzig auf ſechsundvierzig. Numeriſch iſt ſeine Flotte der engliſchen gleich, an Stärke und Wirkſamkeit — inſofern dieſe von der Feſtigkeit und Tragkraft der Schiffe abhangen — ihr vielleicht überlegen.

Werfen wir einen Blick auf die Panzerſchiffe, ſo geben ſie uns wieder Gelegenheit, den Scharfblick, die Energie und das geheimnißvolle Walten Louis Napoleon's zu bewundern. In dem Krimkriege ſchwammen drei eiſenbeſchlagene Batterien, jede achtzehn Fünfzigpfünder auf ihrem Rücken, an die Feſte Kinburn, und vor ihrem Donner verſtummten die ruſſiſchen Geſchoſſe. Das war eine Lektion, aus der jeder lernen mochte, und Napoleon lernte. Kann ein Schiff ganz oder zum Theil unverwundbar gemacht werden, welchen Vortheil bietet dann die Wahl der Stellung, die früher meiſt Schlachten entſchied? Wird nicht der als Sieger hervorgehen, deſſen Kanonen die ſchwerſten Ladungen mit Blitzesſchnelligkeit ſchleudern und deſſen Kanoniere den zerſtörenden Kugeln die genaueſte Richtung zu geben vermögen? Der franzöſiſche Kaiſer hat ſeine Rivalen jenſeit des Kanals ausgeſtochen. Während ſie noch experimentirten, legte er den Kiel zu zwei Panzer-

Digitized by Google

ſchiffen von 6000 Tonnen Laſt. 1859 befahl er den Bau von zwanzig ſtahlgekleideten Fregatten und fünfzig Kanonenbölen. Lord Clarence Paget erklärte vor Kurzem in einer Debatte, daß, während England bloß ſechzehn eiſenbeſchlagene Fregatten theils vollendet, theils in Angriff genommen, Frankreich einunddreißig fertig gebaut habe — ungerechnet die ſchwimmenden Batterien und Kanonenböte, von denen die franzöſiſchen Zeitungen, wenn ihnen zu trauen, fabelhafte Zahlen angeben.

Allein wie ſollen dieſe verſchiedenen und zahlreichen Fahrzeuge bemannt werden? Wo ſind die Arme, dieſe furchtbaren Hebel in wirkſame Bewegung zu ſetzen? — Nelſon rief einſt beim Anblick der ſtattlichen ſpaniſchen Schiffe: „Gott ſei Dank, daß Spanien keine Leute bauen kann!“ Nun hat zwar die jüngſte Veränderung in der Nautik vielleicht den bezüglichen Werth des bloßen Seemannes um Vieles herabgeſetzt, ſo daß jener Ausruf heutzutage nicht ganz zutreffend ſcheint; allein am Ende kann auf dem rauhen, ſturmbedroheten Meere, der ſprüchwörtlich gewordenen wandelbaren, unſicheren Reiſe, „auf der Welle, wo Alles Welle iſt“, Nichts den Menſchen erſetzen; da gilt dennoch der brave und tüchtige Seemann, gehärtet in dem Kampf mit Wind und Wetter, ruhig, beſonnen in Gefahren, auf alle Zufälle gefaßt; der da noch den engen Pfad der Rettung ausfindet, wo das gewöhnliche Auge nichts als Untergang und Tod ſiehet. Frankreich weiß das, weiß, wie viele ſeiner früheren Niederlagen zur See der Mangel an tüchtigen Seeleuten verſchuldet hat.

Aber von wannen ſollte Abhülfe kommen? Woher Matroſen nehmen, wo ſolche machen, daß ſie denen gewachſen ſeien, die auf den raſtloſen Wogen ſozuſagen geboren und erzogen ſind? Aus dem Schoße einer ſchwachen Kauffahrerflotte uno eines Volkes, das den Mühſalen und Gefahren des Seelebens abhold iſt, wie vermöchte man die dünn gewordenen Reihen der geſchickten Seeleute auszufüllen? Das iſt Frankreichs Aufgabe, und es hat Alles gethan, ſie zu löſen; aber Unmöglichkeiten kann es nicht aus dem Wege räumen.

Der erſte Schritt, zu dem die Klugheit rteth, war, die Zahl der Matroſen zu vermehren. In Frankreich verkehren, nach ungefährer Schätzung, höchſtens 150,000 Menſchen zur See, wogegen England an Bootsleuten, Fiſchern, Küſtenfahrern und eigentlichen Matroſen 800,000 Köpfe zählt. Hebet dieſes Mißverhältniß und die Frage iſt erledigt. Unglücklicher Weiſe kann die Regierung hier Nichts, des Volkes Neigung und Gewohnheit Alles thun. Der ſtrengſte Despotismus kann keine Handelsmarine ſchaffen, wenn im Volke der Handelsſinn fehlt. Und keine noch ſo lockende Stimme wird den franzöſiſchen Bauer von ſeinen Weinbergen, ſeinen Saatfluren wegbringen. Die franzöſiſchen Regenten haben gethan, was ſie konnten. Sie haben die Fiſchereien mit feſter und freigebiger Hand gehegt. Jeden Frühling ſegelten 20,000 Menſchen nach der beſten Pflanzſchule für das Seeweſen, nach den Geſtaden von Neufundland. Sie bekommen von der Regierung eine Prämie; dagegen ſind ſie der Schiffsdisciplin unterworfen und gehalten, wenn einberufen, ſofort ohne Verzug in den Seedienſt zu treten. Um zu überſeeiſch-kaufmänniſchen Unternehmungen anzuſpornen und ſo mittelbar die Bildung von Seeleuten zu fördern, gewährte man den Dampfern, die nach Braſilien und nach dem Oſten ſteuerten, bedeutende Subſidien. Und das Streben nach dem Beſitz von Kolonien, ſo daß in unſeren Tagen faſt gleichzeitige Verſuche angeſtellt worden, auf beiden Hemiſphären und in allen Gewäſſern Niederlaſſungen zu gründen, — es hat unſtreitig in der Abſicht ſeine Wurzel, eine Handelsmarine und ſomit eine zahlreiche Schaar geſchickter Seeleute ins Daſein zu rufen. Wenn aber der Erfolg weit hinter dem Plane zurückgeblieben iſt, ſo lag die Schuld wahrlich nicht an der Mangelhaftigkeit des Entwurfs, ſondern an der Schwierigkeit, den Seeſinn in der Bruſt derer zu wecken, die ihrem ganzen Weſen nach mit dem Feſtlande verwachſen ſind.

Kann nun die Vermehrung der Flottenmannſchaft auf dem einfachen Wege der Werbung nicht bewirkt werden; lebt im Herzen des Franzoſen eine unüberwindliche Liebe zu der Scholle, die ihn taub macht gegen den lockendſten Geſang der meergebornen Sirene — was räth nun die Klugheit zunächſt? Das: Mache die Seeleute, ſoviel du ihrer haſt, ſo tüchtig und brauchbar wie möglich zum Dienſte. Und das hat die franzöſiſche Admiralität mit Umſicht und Erfolg gethan. Jeder Matroſe, jeder Maat, ja Jeder, deſſen Beſchäftigung irgendwie mit dem Waſſer in Berührung ſteht, ſei es auch nur der Führer eines Flußkahnes, der Arbeiter im Hafen oder den Docks, wird in die Marinerolle eingetragen, und von da ab iſt er gehalten, auf den an ihn ergangenen Ruf in den aktiven Dienſt einzutreten. So ſteht die geſammte ſeefahrende Bevölkerung der Regierung zur Verfügung. Ueberdies findet jährlich eine Aushebung unter den Eingetragenen ſtatt, ſo daß in einer neunjährigen Periode alle nach einander an die Reihe kommen. Sie werden in Allem, was den Seedienſt betrifft, fleißig geübt: in der Bedienung der Stücke, in der Handhabung des Segels und Steuers und den Manövern der Flotte. Wie plötzlich denn auch die Einberufung an ſie ergeht; aus welcher Richtung ſie auch herbeikommen: immer ſind ſie tüchtig auf dem Platze und nimmer ſticht eine Flotte mit einer Schaar von Grünlingen in die See.

Mit demſelben Ernſt wird die Bildung der Seeleute im wirklichen Dienſt fortgeſetzt. Die franzöſiſche Admiralität duldet keine Drohnen am Bord: in keinem Falle werden ſie zu Vertrauensſtellen befördert. Die Ehrenplätze werden gewonnen, nicht erkauft. Jede Stufe aufwärts, vom Maat bis zum Admiral, muß durch ehrenwerthen Dienſt, durch theoretiſche und praktiſche Fortſchritte in der Seemannskunſt erſtiegen werden. Der heutige franzöſiſche Seeoffizier iſt Meiſter in allen Fächern ſeines Berufes und nimmt es darin mit jedem Berufsgenoſſen in anderen Flotten auf. Offiziere, wie Gemeine — 25,000 Mann ſind ſelbſt in Friedenszeit im Dienſte — werden am Bord großer Uebungsflotten in allen Zweigen der Nautik fleißig geſchult. In und außer dem Hafen ſind ſie nie müßig. Auf die täglichen, vorgeſchriebenen Exercitien wird ſtreng gehalten. Und der Erfolg dieſer Organiſation liegt unverkennbar zu Tage. Der franzöſiſche Matroſe von 1863 iſt kein Abklatſch des Matroſen von 1800; in Gewandtheit, in Sachkenntniß, in ſchweigendem Gehorſam ſteht er hoch über ſeinem Vorgänger. Das franzöſiſche Schiffsvolk wird die Anker lichten, die Segel beiſetzen und reffen, die Stangen aufſetzen und ſtreichen, die Takel handhaben, kurz alle Arbeiten, die das Tagewerk am Bord fordert, mit derſelben Schnelligkeit und Präziſion ausführen, wie das Schiffsvolk irgend welcher Nation. Keine Verwirrung, kein Geſchwätz, worüber ſich die britiſchen Schriftſteller ſonſt ſo luſtig machten, ſtört die Eleganz der Flottenmanöver. Ein Kopf lenkt das Ganze, Eine Stimme unterbricht das Schweigen. Seit dem Krimkriege ſprechen die Engländer mit Hochachtung von dem ſeemänniſchen Takt der Franzoſen; und wenn ſie ihnen auch nicht den gleichen Rang neben ſich einräumen, ſo ſtellen ſie doch nicht in Abrede, daß in einem eventuellen Seekriege zwiſchen den beiden Nationen mit einer bisher niegekannten Heftigkeit um die Palme würde gerungen werden müſſen.

Digitized by Google

Alles, was Klugheit und Erfahrung an die Hand geben können, iſt verſucht; Alles, was Bildung und Mannszucht vermögen, iſt ausgeführt worden. An einer Schwäche jedoch kränkelt Frankreich, für die es keine Heilmittel hat: es fehlt ihm an Reſerven für den Flottendienſt. Um ſeine Marine auf den Kriegsfuß zu ſetzen, braucht es alle ſeine verfügbaren Seeleute; ein Ueberſchuß, um die Lücken, die der Krieg reißt, ſofort auszufüllen, iſt nicht vorhanden. Die Schaaren von Leuten, die mehr auf der See als auf dem Lande einheimiſch ſind, wie ſie in den engliſchen Häfen wimmeln und auf eine Anwerbung paſſen, fehlen in Frankreich und werden ſo lange fehlen, bis der rechte Handelsgeiſt in der Bevölkerung erwacht, daß ſie der „blauen Göttin" ſich freudig weihen, „die ſie mit freundlicher Spiegelhelle ladet in ihren unendlichen Schooß."

England.

Das großbritanniſche Herrenhaus.*)

III.

Engliſche Junker.

Eine andere und keine ſpärliche Klaſſe des Oberhauſes charakteriſirt Sydney Smith in ſeinem „Granby": „Mit Lord Cheſterton kamen wir oft zuſammen und hatten von Se. Herrlichkeit nicht wenig auszuſtehen. Ein plumper, aufgeblaſener Mengtſichinalles, reißt er den größten Theil der Unterhaltung an ſich, ſagt in zehn Worten, wozu zwei genug wären, und iſt dennoch überzeugt, daß er mit ſeiner Beredtſamkeit einen überwältigenden Eindruck macht. Er weiß genug, um mit ſeinem Wiſſen die Mitmenſchen zu quälen, aber nicht genug, ſie zu belehren. Von den jungen Mädchen wird er gefoppt und von witzigen Köpfen aufs Korn genommen. Wer aber ſein langweiliges Gewäſch aus Höflichkeit anhören muß, würde gewiß, hätte er eine Wahl, Zahnweh und Ohrenzwang vorziehen. Und es mag fürwahr keinen geringen Seelenkampf koſten, wenn man an einem Menſchen entdeckt hat, daß er ein Dummkopf iſt, und dennoch weder durch Worte, noch durch Winke verrathen darf, daß man die Entdeckung gemacht habe."

Unglücklicher Weiſe exiſtirt die edle Sippſchaft Cheſterton bis auf den heutigen Tag, und die zahlreichen Vertreter hegen und pflegen die ererbten Familien-Narrheiten mit wahrer Mutterſorge. Ihr Lieblingsſchauplatz, wo ſie ihr Licht leuchten laſſen, iſt das Oberhaus, theils weil hier der gemeſſene Anſtand ſie vor jeder unbequemen Unterbrechung ſchützt, theils auch, weil ſie ſich hier an ein ebenbürtiges Auditorium wenden, bei dem ſie ihrer Würde nichts vergeben. Im Hauſe der Gemeinen würden ſie, bevor ſie zehn Minuten der koſtbaren Zeit, die der Oeffentlichkeit gehört, verbracht hätten, niedergehuſtet oder niedergebrummt werden. Und wenn ſie dem Geſchick im Oberhauſe entgehen, ſo haben ſie es mehr der Urbanität dieſer Körperſchaft, als deren richtiger Schätzung der Kürze des menſchlichen Lebens zu verdanken. Selten wird im Oberhauſe eine wichtige Frage debattirt, ohne daß ein Sproß der Cheſterton's ſein Scherflein an hochtrabendem Blödſinn und bodenloſer Sachunkunde beigeſteuert oder ſeinen Sack veralteter und abgetriebener Vorurtheile ausgeſchüttet hätte. Da ſteht er, der flache, eingebildete, in ſeine Gedankenmenge eingezwängte Hohlkopf, feierlich, unerſchütterlich, unlenkſam, unverbeſſerlich, an den jedes Wort in Geſtalt eines Vernunftbeweiſes rein verſchwendet iſt, von dem alle Pfeile des Witzes und Spottes, ohne ihm auch nur die Haut zu ritzen, wie Strohhalme abfallen. In der That iſt er gefeiet gegen alle geiſtigen Waffen, welche menſchliche Kunſt ſchmieden und ein kräftiger Arm ſchwingen kann; er erwartet jeden Angriff und widerſteht jedem Ausfall mit jener dummen, verächtlichen Ruhe, die einen Gegner zum Wahnſinn bringen könnte.

Das treffende Bild eines Cheſterton in und außer dem Oberhauſe zu zeichnen, geht über meine Kräfte. Er iſt ſtreng genommen sui generis; er hat weder die ruhige, unanmaßliche Würde der Derby, der Shaftesbury, Warwick, noch die gemeine Eitelkeit eines Cockney, der nie über das Weichbild ſeiner Stadt hinausgekommen. Dickens hat es verſucht, dieſen Charakter im „Bleak House" darzuſtellen; allein Sir Dedlock iſt ſelbſt der Meiſterhand nicht gelungen, bloß weil die Selbſtſucht und der Wichtigkeitsdünkel bei dem Baronet nur eine oberflächliche Kruſte iſt, während dem richtigen Cheſterton dieſe Eigenſchaften ins Herz gedrungen ſind, und ebenſo wie irgend ein Glied ſeines Leibes oder ein Zug ſeines Geſichts einen Theil von ihm bilden. Ein echter Cheſterton iſt ſeiner albernen Karrikatur, wie ſie in der Rolle des „Lord Dundreary" auf unſeren Bühnen erſcheint, ebenſo wenig ähnlich, wie John Bull auf den franzöſiſchen Brettern, der ſeine Frau am Halfter herbeiſchleppt und ruft: „Goddam! ich will mein Weib in Smithfield verkaufen", einem Engländer aus dem wirklichen Leben ähnlich ſieht. Lord Cheſterton kneift ſich kein Glas ins rechte Auge, beginnt nicht jeden neuen Satz mit einem „Ah, wohlan nun!" Er ſtiert euch nicht aus der Faſſung in einem Kaffeehauſe, verwundert ſich auch nicht: „Was Teufel meint der unverſchämte Kerl!"

So viel für die negative Schilderung; um ihn poſitiv zu faſſen, müßt ihr ihn ſehen, hören; gleichviel wann und wo ihr ihm begegnet, er iſt ſtets und überall derſelbe; ihr findet zuletzt ſein Benehmen ganz natürlich für einen Schwachkopf, der die Traditionen eines alten, betitelten Geſchlechts ererbt hat und von Kindheit auf in dem Glauben erzogen iſt, daß er einer höheren Weſenordnung angehört.

Der Angelpunkt, um den ſich das ganze Cheſtertonweſen dreht, iſt das, was er ſeinen „Conſervatismus" nennt. Jedes Ding hat für ihn nur Werth, wenn es grau vor Alter iſt. Ein von der Zeit geweiheter Mißbrauch gilt ihm höher, als der wohlthätigſte Fortſchritt, der jung an Jahren iſt. Mit dem verſtorbenen Herzog von Somerſet bedauert er den armen Adam, „der ja keine Ahnen zählte." Seine Sympathien — ſofern er jemals Etwas empfindet, was dieſen Namen verdient — ſtehen immer auf der Seite der Tyrannei. Er läßt ſich allerdings ſo weit herab, den liberalen Inſtitutionen Englands ſeinen Beifall zu zollen, nicht aber weil ſie liberal, ſondern weil ſie engliſch ſind. Nächſt der Hochkirche, dem regierenden Souverän der königlichen Familie, ſeinem Stande und ſeinem koſtbaren Selbſt, gilt ſeine wärmſte Verehrung jedem althergebrachten, durchgreifenden, allesniedertretenden Deſpotismus. Er vertheidigt den öſterreichiſchen Kaiſer und ſieht in dem König von Neapel einen unwürdig behandelten Monarchen.

Hat Se. Herrlichkeit — was höchſt wahrſcheinlich — auf der diplomatiſchen Bühne geſpielt, ſo wird er das gefährlichſte Organ, das jemals die edelſten Gefühle einer civiliſirten Geſellſchaft irregeführt oder in die Räder der öffentlichen Diskuſſion hemmend gegriffen hat. Von den berechneten Schmeicheleien deſpotiſcher Höfe berauſcht, ſieht er den ſchwärzeſten Zuſtand in Roſenfarbe

*) Nach amerikaniſcher Darſtellung.

Digitized by Google

Er verſichert Ihre Lordſchaften, keinen einzigen, amtlich beglaubigten Fall der Bedrückung der unteren Volksklaſſen zu kennen, während unter ſeinen Augen Hunderte der beſten Familien Italiens, z. B. vor einem entzügelten, verthierten Pöbel flüchten mußten, um, mit Zurücklaſſung aller ihrer Habe, das nackte Leben zu retten. Wie überſchwemmt er das Haus mit verfälſchten Thatſachen und eigens zugerichteten ſtatiſtiſchen Angaben! Wie warnt er die edlen Lords gegen die Streiche Mazzini's, den gewiſſenloſen Ehrgeiz Victor Emanuel's, die kopfloſe Haſt Garibaldi's!

Natürlich ſpart Se. Herrlichkeit ſeinen bitterſten Haß und ſeinen innerlichſten Abſcheu für die demokratiſchen Inſtitutionen. Gegen ſie predigt er einen beſtändigen Kreuzzug. Vom Wirbel bis zur Zeh hieb- und ſtichfeſt gerüſtet gegen den geſunden Menſchenverſtand, legt er ſeine ſtumpfe Lanze ein, arbeitet wie toll mit ſeinem hölzernen Schwert und wirft ſich dann wie ein Feiger in die Bruſt; lächerlich anzuſchauen. Die Demokratie iſt die bête noire der Cheſterton's. Nicht weil die Demokratie als neue Erfindung ihnen ein Dorn im Auge iſt, ſondern weil ſie die Fortdauer ihres excluſiven Standes bedrohet, darum richten ſie ihre Angriffe gegen dieſelbe. Von dem praktiſchen Wirken einer Republik haben ſie keine beſſere Kunde, als von den Inſtitutionen Islands oder der Politik Patagoniens. Für ſie genügt es vollkommen, zu wiſſen, daß ſich die Demokratie auf die Gleichheit der Menſchen gründet, und daß, wo ihre Lehren ins Leben getreten ſind, eine bevorrechtete Klaſſe zu den unbekannten Größen gehört.

Es iſt kaum nöthig, hinzuzufügen, daß der gegenwärtige Zuſtand der Union der ganzen Familie der Cheſterton's als ein Gottesurtheil erſcheint. Haben ſie uns nicht unſeren Unſtern und Verfall prophezeiet? Haben ſie nicht wirklich ſeit unſerer nichtzurechtfertigenden Unabhängigkeits-Erklärung uns dieſe Prognoſe geſtellt? Haben ſie nicht Jedem, der's hören wollte, bewieſen, daß eine Republick die Elemente nationalen Zuſammenhangs entbehrt? Kurz, haben ſie nicht unſere wachſende Macht und Bevölkerung ſo gefürchtet, wie nur ſolch niedriggeſinnte und unedle Seelen den ſicheren und ſtetigen Fortſchritt eines rivalen Volkes fürchten können? Zum Unglück iſt ihr Einfluß an maßgebender Stelle nicht unwichtig: der Blendeſchimmer eines alten Geſchlechts, die ehrerbietige Rückſicht, die man in England einer höheren geſellſchaftlichen Stellung zollt, und die Patronatsmacht vereinigen ſich, den Cheſterton's eine gebieteriſche und überwiegende Autorität zu geben, die mit ihrer geiſtigen Berechtigung in einem lächerlichen Mißverhältniß ſteht.

In unſerem Lande trägt man ſich mit der Vorſtellung, daß England langſamen zwar, aber feſten Schrittes einer mehr demokratiſchen Regierungsform und einer gleichmäßigeren und gerechteren Vertheilung der Gewalt unter die verſchiedenen Schichten der Geſellſchaft näher zu kommen ſtrebe. Wie weitab von der Wahrheit liegt dieſe Vorſtellung! In England wurde es vielmehr ſtets und wird es noch jetzt als ungebührlich angeſehen, wenn ein Menſch mit weniger als zwei- bis dreitauſend Pfund jährlich ſich's beikommen läßt, über wichtige Staatsſachen eine Meinung zu haben. Vervierfacht ſich aber dieſe Summe und kommt als Zugabe noch ein Sitz im Oberhauſe dazu, dann wird es der Inhaber ſchon gewahr werden, wie ſeine Meinungen in der Beachtung ſteigen. Die Zuſammenſetzung des gegenwärtigen engliſchen Kabinets iſt ein neuer, ſchlagender Beleg für dieſes Prinzip. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß in dieſem Augenblick die innere und äußere Verwaltung in den Händen der Lords liegt. Heute, wie im Verlauf des vorigen Jahrhunderts, hat das ariſtokratiſche Element der engliſchen Geſellſchaft die überwiegende praktiſche Gewalt. Während die Geſchäfte des Oberhauſes ſich zu denen des Unterhauſes wie 1 : 20 verhält, erfreut jenes ſich des Löwenantheils an der Adminiſtation.

Dieſe Machtvertheilung im engliſchen Kabinet erklärt hinreichend die Haltung der engliſchen Regierung gegen unſer Land. Die herrſchenden Klaſſen in England können keine Sympathie für den Norden haben, deſſen Inſtitutionen und Neigungen demokratiſch ſind. Dagegen leiſten ſie dem Süden Vorſchub, weil er in Herzen und That weſentlich ariſtokratiſch iſt. Das gefährliche Beiſpiel einer blühenden Republik, worin Jedermann dieſelben bürgerlichen und religiöſen Rechte genießt, worin bürgerliche und politiſche Bevorrechtung undenkbar iſt — dieſes Beiſpiel zu beſeitigen, wurde in den Köpfen der Ariſtokratie Englands eine gebieteriſche Nothwendigkeit. Verglichen mit der Wichtigkeit, dieſes Ziel zu erſtreben, ſind alle anderen Rückſichten wie „das Scherflein, das in der Wage bleibt." Verwandt nach Abſtammung, Sprache und Religion, nannten ſie uns Brüder, ſo lange wir einig und mächtig waren. Seitdem aber die Bürgerkriege uns geſchwächt, große Nationalfragen uns getrennt haben, ſehen ſie in uns Fremde, wo nicht Feinde. Der Süden dagegen, deſſen Führer ſtets in erſter Reihe waren, Front gegen England zu machen und deſſen „eigenthümliche Inſtitutionen" uns von Seiten der engliſchen Philanthropiſten mit einer Fluth beredter und ſchonungsloſer Anklagen überſchwemmt haben — der Süden iſt nun liebes Kind bei dem „Mutterlande." Daß der von je ſchlecht verhehlte Widerwille der Tories jetzt zu offener Gehäſſigkeit gereift iſt, erklärt ſich nun von ſelbſt; daß wir den ſchalen Witzen der Cheſterton's zur Zielſcheibe geworden, mag hingehen; muß ſich der ſterbende Löwe nicht Langohrs Fußtritte gefallen laſſen? Aber woher kommt es, daß Männer, wie Lord Brougham und Lord Shafteſbury, die ſich einſt zu unſeren Freunden bekannten, die mit Feuer gegen die Sklaverei in die Schranken traten — daß auch ſie uns den Rücken kehren? — Woher? Die Erklärung liegt in einer Nußſchale vor: Wir wurden zu ſtark, wir droheten, das Gleichgewicht der Macht zu ſtören. Die raſtloſe Thätigkeit und die allüberwältigende Energie, die einer reinen demokratiſchen Verfaſſung anhaftet, ſtach ihnen zu empfindlich in die Augen, und darum: „muß Karthago zerſtört werden!"

Aber merkt, wie eine chriſtliche Nation mit einem chriſtlichen Verbündeten umſpringt. Unſere Auflöſung muß vollbracht werden, aber nicht im offenen Kampf, nein, unter dem feigen, tückiſchen, trugvollen Vorwand der Neutralität. Diplomatiſch anerkannt wird die ſüdliche Konföderation nicht, aber eine furchtbare Flotte wird unſerem Feinde zur Verfügung geſtellt, ſeine Heere werden reichlich mit Kriegsbedarf verſehen — von der engliſchen Regierung? Behüte! England kann den Süden nicht officiell anerkennen oder unterſtützen, ohne eine feindliche Stellung gegen unſer Land einzunehmen. Inzwiſchen aber können engliſche Kapitaliſten öffentlich auf das vom Süden ausgeſchriebene Anlehen zeichnen; von engliſchen Werften können Geſchwader gepanzerter Kriegsſchiffe auslaufen, unſern Handel zu vernichten und die blokirten ſüdlichen Häfen zu durchbrechen. Was dann das Ende ſein wird? Wer mag in die Zukunft ſchauen. Aber dazu gehört keine Sehergabe, vorauszuſagen, daß viele Jahre die Politik des engliſchen Kabinets unter der Leitung der engliſchen Ariſtokratie bei den Amerikanern nicht in Vergeſſenheit bringen werden.

Digitized by Google

Italien.

Einige neue Lebensnachrichten über Galilëi.

Bei Gelegenheit der am 18. Febr. d. J. in der Univerſität Piſa ſtattgehabten Feier des dreihundertſten Geburtstages von Galilëi iſt daſelbſt auch eine Schrift zur Vertheilung gekommen, welche eine Anzahl bisher noch nirgends gedruckter Briefe, die von oder an Galilëi geſchrieben waren, ſowie einige auf ſein Leben und ſeine Werke ſich beziehende, neue Ermittelungen enthält.*) Man hätte es kaum für möglich halten ſollen, daß nach den in neuerer Zeit erſchienenen, vortrefflichen und vollſtändigen Ausgaben der Schriften Galilëi's, namentlich der prachtvollen Ausgabe von Eugenio Albèri, noch irgend Etwas über den großen Mathematiker vorhanden ſein könne, was nicht gedruckt iſt. Gleichwohl iſt es den Forſchungen ſeiner gelehrten Landsleute in Piſa gelungen, noch eine kleine Nachleſe zu halten, welche, wenn ſie auch den früheren Aerndten auf dieſem Felde keinen außerordentlichen Zuwachs zuführt, doch auch nicht beſorgen läßt, daß ſeinem Ruhme dadurch Abbruch geſchehe, wie wir dies zuweilen ſchon bei der Publikation poſthumer Schriften großer Autoren erlebt haben.

Den Briefen von und an Galilëi ſind einige ſehr intereſſante neue Lebensnachrichten über ihn beigefügt, z. B. das bisher unbekannte Moment, daß er einige Zeit in einem Kloſter des Ordens von Vallombroſa als Novize zugebracht und beinahe Mönch geworden wäre, wodurch die Welt vielleicht ſeiner freien Forſchungen über das Verhältniß der Erde im Weltraume beraubt worden ſein würde. In dieſem Kloſter von Santa Maria di Vallombroſa hatte Galilëi ein inniges Freundſchafts-Verhältniß mit dem Mönche Don Orazio Morandi angeknüpft, welcher Letztere ebenfalls aſtronomiſche Studien trieb und nachmals, obwohl er zum Abte des Vallombroſaner Kloſters, zum Abate Generale in Rom und zu anderen hohen Kirchenwürden befördert worden war, auf Befehl des Papſtes Urban VIII., nebſt einigen anderen Mönchen eingekerkert und wiederholt gefoltert wurde, ſo daß er an den Folgen dieſer Folterungen, am 6. Oktober 1580, im Gefängniß geſtorben iſt. Ueber die Urſache von Morandi's Einkerkerung ſind verſchiedenartige Berichte vorhanden, die unter Anderm auch ſeine Liebhaberei für die Aſtrologie als dieſe Urſache angeben. Herr Profeſſor Francesco Selmi, der die betreffende Nachricht über Morandi und Galilëi in der vorliegenden Feſtſchrift mittheilt, bemerkt dazu: „Es iſt nicht unintereſſant, zu bemerken, daß während die Folterungen Galilëi's durch die Inquiſition von Geſchichtsforſchern in Zweifel gezogen werden, jetzt ermittelt wird, daß ein Freund, Bewunderer und Wiſſenſchaftsgenoſſe von Galilëi ſo grauſamen Folterungen unterworfen worden, daß er in Folge derſelben geſtorben iſt."

Nicht minder von Intereſſe ſind die Nachrichten, welche die vorliegende Schrift über den Zuſtand der Univerſität Piſa zur Zeit Galilëi's enthält. Nachdem in Folge der Bürgerkriege des Mittelalters die Stadt mit ihren alten Unterrichts-Anſtalten ungemein gelitten hatte und faſt zerſtört war, ließ Coſimo von Medici die Univerſität wieder herſtellen und mit den beſten Lehrkräften Italiens ausſtatten. Am 1. November 1543 wurden die neuen wiſſenſchaftlichen Vorleſungen eröffnet. Die glänzendſten Namen, an deren Spitze der Philolog Robertelli als Rektor ſtand, zierten damals, ſowie zur Zeit, als Galilëi am 18. Februar 1564 geboren wurde, die Univerſität. Im Jahre 1589, als er 26 Jahr alt war, trat Galilëi ſelbſt als Lehrer der Mathematik in die Hochſchule ein. Seine Kollegen waren Buonamici, der Portugieſe Rodrigo Fonſeca, Giulio Libri, Buonaparte von San Miniato u. A. Ariſtoteles war damals der unumſchränkte Meiſter und das Muſter aller Fakultäten. In der juriſtiſchen wagte es zuerſt Buonaparte und in der philoſophiſch-mathematiſchen Galilëi ſeine eigenen Theorien geltend zu machen. Darob mußte Letzterer ſchon nach drei Jahren die Univerſität Piſa verlaſſen, worauf er nach Florenz und bald darauf zur Univerſität Padua ging, von wo er jedoch nach Verlauf von 16 Jahren wieder von Coſimo di Medici nach Florenz zurückberufen wurde, um ſich dort des Schutzes und der Ehren dieſes großherzigen Fürſten zu erfreuen. Gegen Ende des Jahres 1610 kam Galilëi nach Florenz, wo er nunmehr als Lehrer der Mathematik verblieb, obwohl er fortdauernd dem Rectorate der Univerſität Piſa unterworfen war und von dort auch ſein Honorar bezog.

Unter den bisher ungedruckten Briefen Galilëi's, die in der vorliegenden Feſtſchrift mitgetheilt ſind, hat derjenige, den er aus Florenz am 26. Juni 1612 an den Maler Cardi di Cigoli in Rom richtete, ein ganz beſonderes Intereſſe, weil ſich der berühmte Mathematiker darin, zum Theil aus optiſch-mathematiſchen Gründen, über die Vorzüge der Kunſt des Malers gegen die des Bildhauers ausſpricht. Wir laſſen hier einen Theil dieſes Briefes in der Ueberſetzung folgen:

„Hochgeehrteſter Herr und Gönner!

„Es iſt eine durchaus falſche Behauptung, die Skulptur ſei bewunderungswürdiger als die Malerei, weil jene plaſtiſch iſt und dieſe nicht. Gerade aus dieſem Grunde übertrifft ja eben die Malerei ſo außerordentlich die Skulptur, weil die Plaſtik, die man in der Skulptur wahrnimmt, dieſe nicht als Skulptur, ſondern als Malerei erſcheinen läßt. Ich erkläre mich deutlicher: Man verſteht unter Malerei jene Fähigkeit, die mit Hülfe von Licht und Schatten die Natur nachahmt. Nun müſſen die Skulpturen ſo viel Relief haben, als ſie einerſeits Licht und andererſeits Schatten zeigen ſollen. Und daß dies wahr iſt, beweiſt ja die Erfahrung ſelbſt, denn wenn wir eine Relief-Figur künſtlich beleuchten, nachdem wir ſie vorher mit gleichmäßiger Farbe ſo beſtrichen haben, daß da Schatten hinfällt, wo ſonſt Licht iſt, ſo wird ſie jeglichen Reliefs beraubt erſcheinen.

Um wie viel höher ſteht alſo die Malerei, die gar kein Relief beſitzt und uns doch das Plaſtiſche ebenſo wie die Skulptur veranſchaulicht. Doch was ſage ich, ebenſo? Tauſend Mal mehr, wenn man bedenkt, daß es ihr nicht nur möglich iſt, auf einer und derſelben Fläche das Relief einer Figur mit einem oder zwei Armen darzuſtellen, ſondern ſogar die Entfernung einer Landſchaft und die Ausdehnung des Meeres auf viele, viele Meilen weit. Und diejenigen, welche darauf erwidern, daß in dieſem Falle das Taſtgefühl uns die Täuſchung zu erkennen geben würde, ſind gewiß nur ſolche ungebildete Leute, für welche Skulptur und Malerei nicht nur zum Betrachten, ſondern auch zum Anfühlen gemacht ſind. Ueberdies bin ich überzeugt, die Leute bewundern das Plaſtiſche der Statuen hauptſächlich deshalb, weil ſie es als das Mittel betrachten, uns durch Naturtreue zu täuſchen. Nun achte man auf folgenden Beweis: Jene Plaſtik, welche das Geſicht täuſcht, theilt die Malerei mit der Bildhauerkunſt — ſogar in höherem Grade,

*) Nel trecentesimo natalizio di Galilei in Pisa. XVIII Febbrajo MDCCCLXIV. Pisa, tipografia Nistri, 1864.

Digitized by Google

weil außer Licht und Schatten, (die man das ſichtbare*) Relief der Skulptur nennen könnte) die Malerei noch die natürlichen Farben hat, welche die Skulptur entbehrt. Daraus folgt zwar, daß die Skulptur die Malerei in jenem Theil der Plaſtik überragt, der dem Taſtgefühl unterliegt, jedoch nur für diejenigen, welche meinen, die Skulptur könne mehr Täuſchungen auf dieſes Gefühl hervorbringen als die Malerei, indem ſie beabſichtigt, uns das Werk ſo täuſchend darzuſtellen, daß unſer irre geführter Sinn den Gegenſtand ſo für richtig hält, wie er uns vorgeführt, nicht aber, wie er von Natur iſt. Aber wer glaubt wohl, daß Jemand, der eine Statue anfaßt, wähnen könnte einen lebendigen Menſchen zu berühren? Gewiß Niemand; und um jenen Bildhauer iſt es ſchlimm beſtellt, der, nicht im Stande das Geſicht zu täuſchen, ſeine Zuflucht zur abſichtlichen Täuſchung des Taſtgefühls nimmt, und der überſieht, daß nicht nur die Erhöhungen und Vertiefungen (die die Plaſtik der Statuen ſind) jenem Gefühl unterliegen, ſondern auch Weichheit und Härte, Kälte und Wärme, Zartheit und Schroffheit, Schwere und Leichtigkeit; — Alles Merkmale, die das Täuſchende einer Statue bedingen.

„Die Statue hat nicht das Relief, um breit, lang und tief zu ſein, ſondern um Licht und Schatten hervorzubringen. Und man beachte wohl, daß bloß zwei von den drei Dimenſionen dem Auge ſichtbar ſind, nämlich Länge und Breite; (welche die Oberfläche bilden und bei den Griechen „Epiphanie," d. h. Umfang oder Peripherie, genannt wurde) und weil man von Dingen, welche erſcheinen und ſichtbar ſind, nur die Oberfläche ſieht, und die Tiefe vom Auge nicht begriffen werden kann, da unſere Sehkraft nicht in undurchſichtige Körper zu dringen fähig iſt. Alſo von einer Statue ſehen wir offenbar nur die Oberfläche, alſo Breite und Länge ohne Tiefe. Daher kennen wir die Tiefe nicht als beſtimmtes Objekt für die Sehkraft, ſondern nur ungefähr und in Anbetracht von Licht und Schatten. All dieſes findet ſich in der Malerei ebenſo vor, wie in der Skulptur; ich meine, Licht, Schatten, Länge und Breite; aber der Skulptur giebt die Natur von ſelbſt Licht und Schatten, während die Malerei ſie durch die Kunſt erhält; darum iſt aus dieſem Grunde auch ein ausgezeichnetes Gemälde bewunderungswürdiger, als eine ausgezeichnete Bildhauerarbeit.

„Darauf endlich, daß die Bildhauer ſagen, die Natur verfahre beim Menſchen mehr als Skulptur, wie als Malerei, antworte ich, daß ſie ihn nicht weniger malt als meißelt, denn ſie formt und färbt ihn. Gerade das iſt es, was zu ihrer Unvollkommenheit beiträgt, und was den Werth der Skulptur ungeheuer verringert, denn jemehr die Mittel, mit denen man nachahmt, von den nachzuahmenden Dingen verſchieden ſind, deſto bewunderungswerther iſt die Nachahmung. Im Alterthum wurden ſolche Gaukler höher geſchätzt, welche eine ganze Geſchichte und Fabel durch Zeichen und Geſten zu erzählen wußten, als die, welche ſie ihnen durch lebendige Sprache in der Tragödie und Komödie wiedergaben; weil die Mittel und die Darſtellungsart, die ſie anwendeten, ſo himmelweit verſchieden von den Handlungen ſelbſt waren.

„Werden wir nicht einen Muſiker, welcher ſingend uns die Kämpfe und Leidenſchaften eines Liebhabers darſtellt, und uns dadurch zum Mitleid bewegt, mehr bewundern, als wenn er uns dieſelben weinend veranſchaulichte? Und kommt dies nicht daher, weil gerade Geſang von dem wirklichen Ausdruck des Schmerzes und der Thräne nicht nur verſchieden, ſondern ihm gerade entgegengeſetzt, und das Weinen das Naheliegende iſt? Und noch mehr werden wir ihn bewundern, wenn er ſelbſt ſchweigend, nur durch ſein Inſtrument mit ſtarken, muſikaliſch-pathetiſchen Accenten auf uns wirkte, weil die lebloſen Saiten weniger fähig ſind, die verborgenen Affekte unſerer Seele wachzurufen, als die erzählende Stimme es thut. Iſt es daher ein ſo großes Wunder, die meißelnde Natur durch die meißelnde Kunſt nachzuahmen, und Plaſtiſches durch ebenſolche Plaſtik wiederzugeben? Kein großes, oder doch nur ein geringes! Die kunſtvollſte Nachahmung iſt diejenige, welche das Erhabene durch ſein Gegentheil, die Fläche, darſtellt. In Anbetracht deſſen iſt alſo die Malerei viel wunderbarer, als die Skuptur."

*) ſichtbar im Gegenſatze des Fühlbaren.

Oſtindien.

Streifzüge in dem Hochlande von Kaſchmir.

Wenn unter der Hochfluth ſeichter Reiſebeſchreibungen, die alljährlich den engliſchen ſowohl, als den deutſchen Büchermarkt überſchwemmen, einmal eine friſche, originelle, urwüchſige Erſcheinung auftaucht, ſo iſt das immer ein erfreuliches Ereigniß, und wir ſehen dem Veranlaſſer deſſelben mit Rückſicht auf das Behagen, welches er uns verſchafft hat, gern ſo manche kleine Schwächen und Mängel nach, die ſein Buch vielleicht beſitzt.

So begrüßen wir freudig Richard Bentley's Verlagsproduktion: „Das Tagebuch eines Fußwanderers in Kaſchmir und Thibet, von Capt. Knight vom 48. Regiment." *) Ein praktiſches Buch, denn mit ſeinen minutiös genauen Angaben der Beförderungsmittel, Wege und Stege, der Reiſe-Annehmlichkeiten und unzertrennlichen Leiden, der Etabliſſements, welche in dortiger Gegend die Stelle unſerer Hotels und Wirthshäuſer vertreten und Baradureo's (Landhäuſer mit 12 Thoren) heißen, kann es recht wohl als ein vorläufiger Murray für die Himalaya-Hochlande gelten.

Der Verfaſſer iſt, wie der Titel des Buches bekundet, Offizier im 48. Linien-Infanterie-Regiment und ſeit Umgeſtaltung des Heerweſens nach der Empörung von 1857/58 in Indien ſtationirt. Er nimmt mit einem Freunde und Kameraden einen ſechsmonatlichen Urlaub zu einer Reiſe ins Innere und führt dieſelbe von Mai bis Oktober 1860 aus.

Die Vorbereitungen ſind bald gemacht. Waffen und Schießbedarf, leichte und bequeme Kleidungsſtücke, geſunder, fröhlicher Muth und etwa 100 £ in ſilbernen Zwei-Shillings-, ſogenannten Guldenſtücken, der einzigen engliſchen Münze, die ſich in Oſtindien neben der einheimiſchen Rupie völliges Bürgerrecht erworben hat, wurden angeſchafft, zu dem noch ein vielgewandter Hindu, Namens Rajor, der ſchon mehrmals mit Engländern die Himalaya-Thäler beſucht, auch als Soldat während der großen Rebellion für ſeinen Herrn geſochten hat, engagirt, der ſich verpflichtete, als Führer die Reiſe mitzumachen; er wird mit dem ſtolzen Titel eines Generalquartiermeiſters (Quarter-Master General) bekleidet und erſcheint im ganzen Buche mit der Bezeichnung ſeines militäriſchen Ranges „Qu. M. G." — Er hat für möglichſt comfortable Nachtquartiere zu ſorgen, mit Führern, Trägern und Wirthen zu unterhandeln, und, wenn die jungen Offiziere in ſtürmiſcher Abenteuerluſt Streif- und Entdeckungszüge auf eigene Fauſt und

*) Diary of a pedestrian in Cashmere and Thibet by Capt. Knight, 48. Reg. 1 vol. gr. in 8. Cloth, with numerous Engravings 23 s. London, Bentley; Leipzig, Ludwig Denicke.

Digitized by Google

Rechnung zu kulinariſchen Zwecken oder in löblichem Jagdeifer unternehmen, für die Sicherheit des Rückzugs Soege zu tragen und den immerhin zahlreichen Teoß zu bewachen. Er wird als ein ſchlauer und geriebener, dabei abee gutmüthiger Bueſche bezeichnet, der zufrieden iſt, wenn er ſeine Hubble-Bubble oder Cocoenußwaſſerpfeife ſchmauchen kann und nue über meum und tuum manchmal ſehe unſichere Begriffe in die Praxis des täglichen Lebens überſetzt, was ihm aber wenig verdacht wird, da er einer unterdrückten und beraubten Nation angehört.

Nun geht es voewärts in das alte Wunderland von Kaſchmir (the hills), wie es im Pendſchab heißt, dem milden, mäßigen, ja kühlen Landſtriche, der in den Einſattelungen des Himalaya gelegen, ſich hoch über die verzehrend heißen, ſumpfigen und deshalb für die Geſundheit der Europäer mörderiſchen Nieoerungen dee Stromgebiete des Indus und Ganges eehebt.

„Wer hat vom Thale Kaſchmir nicht gehört,
Von ſeinen Roſen, ſeiner Sonne Spiegel,
Mit Grotten, Tempeln, Hallen halb zerſtört;
Ein Kuß des Himmels und der Gottheit Siegel.“

So ſingt ſchon Thomas Moore, der das Land, das ſeine Phantaſie mit ſo glühenden Faeben malte, niemals ſah, freilich dafüe auch nichts von den tauſend kleinen und geoßen Unannehmlichkeiten zu leiden hatte, die füe unſere Reiſenden den halb komiſchen, halb ernſten Revers de la médaille bilden. Bis Cawnpur geht die Reiſe mit der Eiſenbahn, dann bis Simla im Dak, einem eigenthümlichen Reiſefuhrwerk, oder dem Dak garn, der landesüblichen Poſtkutſche, freilich in grellem Kontraſt gegen die raſchen, bequemen, gemüthlichen und poetiſchen Stage-coaches of Old-England.

Das Tagebuch der eigentlichen Reiſe beginnt mit dem 21. Mai und fürchterlicher Hitze. Bisher haben noch die allgemein bekannten, mehr oder mindee bequemen und eegulären Murray-Conveyances leidlich vorgehalten, jetzt iſt man auf die eigenen Füße und die Begleitung eines Teoſſes von 14—20 Hindus oder Kulis angewieſen.

Noch aber übeeläßt Britannia ihee Söhne nicht völlig und theilnahmlos den Gefahren der bergeinſamen Wildniß, allwo es kein Roſtbeef giebt und Mutton-Chop manchmal nue ſchwer und mit Gefahr des eigenen Lebens zu bereiten iſt. In Umballa, am Fuße des Himalaya, erfreuen ſie ſich noch an dem fetten, heiter lächelnden Geſicht einer 18 Stein ſchweeen engliſchen Landlady. Das herrliche Klima beſtimmt viele europäiſche Familien, ihre Sommerfriſche hier zu nehmen; füe Bädee und ſonſtige Annehmlichkeiten iſt auf dieſem herrlichen Landſitze zur Genüge geſorgt, und ſogae Konkurrenz iſt hinreichend vorhanden, ſo daß alle die kleinen Häkeleien und Kunden-Abtreibungsveeſuche der engliſchen und kontinentalen Bäder ſich wiederholen.

Unſere Reiſenden ſind abee keine Freunde von derlei bezahlter Höflichkeit und landsmänniſcher Freundſchaft. Dee Zuſtand ihrer Kaſſe foedert außeedem auf, am Luxuriöſen zu ſparen, um am Nützlichen und Nothwendigen nicht Mangel zu leiden, und ſo verlaſſen ſie nach kuezem Aufenthalt die engliſche Colonie, um ſich weiter, gegen die „Heimat des Schnees“ hin, vorwärts zu bewegen.

Bei Mondſcheinbeleuchtung ward untee zahlreicher Begleitung aufgebeochen, und nun geht's vorwärts zu Roß, zu Fuß und in einem landesüblichen Beförderungsmittel, dem Jampan, in die wundervolle Landſchaft hinein, die, je höher man ſteigt, ihre eigenthümlichen Schönheiten mehr und mehe enthüllt und auch manchen herrlichen Einblick in das mehr und mehr entſchwindende Pendſchab geſtattet. Mr. Knight bekundet ſich zugleich als Maler, und die geſchmackvollen Farbenſkizzen erinnern an die zu Andráſy's großen Reiſewerke, *) wenn auch ſonſt die beiden Länderbeſchreibungen wenig Wahlverwandtſchaft zu einander haben.

Immer häit ſich unſer Knight ſtreng an die Form des Tagebuches, bei einem derartigen Weeke vielleicht die zweckmäßigſte und intereſſanteſte, aber hier mit einer ſolchen militäriſchen Pünktlichkeit und Peäciſion durchgeführt, daß wie an jedem Reiſetage genau erfahren, wann aufgebrochen, was, wann und wie gefrühſtückt, ob und wann gemittagt wuede, wobei auch, als bei einer ordentlichen Comptabilität, die Einkaufspeeiſe nicht vergeſſen woeden ſind. Dieſe variiren nach Ort, Umſtänden und Gelegenheiten ſehr. Wir entnehmen im Ganzen, daß unſere Reiſenden bei allem koloſſalen Dienertroß, allen Uebervortheilungen, denen ſie durch Gaſtgebee, Kaufleute und iheen eigenen Fourieren ausgeſetzt geweſen ſein mögen, doch nicht theueer gelebt, nicht mehr gebraucht, als ſie als einzelne junge Leute bei ſehr mäßigen Anſprüchen in den gleichen ſechs Monaten, welche ihre Reiſe dauerte, in London ausgegeben haben würden.

Das in Kaſchmir cirkulirende Geld von nationalem Gepräge beſteht aus Rupien im Werthe von 1 s 3 d oder 12½ Sgr., welche die für eine heidniſche Münze allerdings ſonderbaee Aufſcheift J. H. S. tragen, und Anna's im Werthe von 1 gGr. unſeres Geldes. Letztere ſollen in Form und Gepeäge einem Beemer Groten gleichen, d. h. ganz ebenſo ſchlecht gehalten ſein.

Mit wenigen Anna's kann man ſchon eine große Menge von Handreichungen und Dienſtleiſtungen bezahlen, und der Beſitz von meheeren Rupien iſt ein Reichthum, deſſen ſich die Landes-Einwohner, aus Furcht vor neuen Steuern, Bedrückungen und Erpreſſungen, nicht gern rühmen.

Zur Beſteigung dee Schnee- und Eisfelder, für die im Chamouny-Thale der Hausknecht die Bergſchuhe mit beſonders ſtaeken, ſpitzen Nägeln beſchlägt und wohl auch mit Steigeiſen befeſtigt, benutzt man in Kaſchmir unförmlich klumpige Geflechte von Gras odee Baſt, die aber, wenn man ſich einmal daean gewöhnt hat, ebenſo bequem als praktiſch ſein ſollen. Freilich ſind ſie füe europäiſche Füße ſelten längee, als einen ordentlichen Marſchtag beauchbar, koſten dafür aber auch nur 6 Annas (9d oder 7½ Sgr.) Unſeee Reiſenden fanden auf den beſuchteren Bergpfaden überall ſolche Schuhe liegen, welche nach gemachtem Gebrauche weggeworfen woeden waeen, und genügſame Kulis können durch deren Benutzung ſich wohl die Reiſekoſten noch beteächtlich ermäßigen.

Intereſſante Streifzüge und Jägerabenteuee der drolligſten und verwegenſten Art, bei deeen Eezählung man aber vielleicht gut thun wird, ſich des vom edlen Waidwerk nun einmal unzerteennlichen Jägeelatein aus „Heren Petermann's neueſtem Jagdbuche“ **) zu erinnern, um gleich ſelbſt die nöthigen Reductionen vorzunehmen, bringen anmuthige Abwechſelung in die Eintönigkeit des Maeſches. Aber herrliche Ausbeute muß dies wilde, jungfräuliche Terrain doch der fröhlichen Jagdluſt bieten, und wie die Floea, ſo ſteigt auch die Fauna von dee des glühendſten Südens, den heißeſten Tropen, zu der ernſten, winterlichen Noediands-Fauna in den Regionen des ewigen Schnees und Eiſes auf.

*) Reiſe des Grafen Emanuel Andraſy in China, Japan und Bengalen. gr. Fol. mit Holzſchnitten und 16 Chromolithographien. Peſt, 1859, Carl Geibel.

**) München, Braun und Schneider.

Originell ſind die Schilderungen der einheimiſchen Würdenträger in Kaſchmir. Das Land erkennt zwar die britiſche Schutzherrſchaft an, hat ſich aber ſonſt eine vollkommene Selbſtändigkeit zu wahren gewußt, und ſein Beherrſcher, der Maharadſcha, übt ziemlich unumſchränkt alle Hoheitsrechte aus. Fremde werden von ihm freundlich empfangen und bewillkommnet, meiſt ſogar beſchenkt. Sie bringen Geld ins Land, an dem der Selbſtherrſcher ein großes Bedürfniß hat. Unſere beiden Offiziere wohnen einer Parade bei und laſſen die etwa 2000 Mann reguläre und circa dreimal ſo viel irreguläre Truppen ſtattlich im langſamen preußiſchen Paradeſchritt vor ſich vorüberziehen. Weiter im Lande rufen die Gewohnheiten von Land und Leuten und einige ſprachliche Anklänge Reminiscenzen aus dem Krimkriege wach, die auch durch die verſchiedenen zerſtreuten Völkerſtämme tatariſcher Abkunft nicht ohne Berechtigung ſind.

Eine Ehrenwache von 8 Mann wird den beiden Offizieren zuertheilt, und ſie präſentiren vor ihnen mit gravitätiſcher, bewußter Würde. Vor ihrem Zelte finden ſie auch die Gaſtgeſchenke des Maharadſcha, durchaus dem praktiſchen, augenblicklichen Bedürfniſſe entſprechend, etwa 30 Töpfe mit Butter, Fett, Gemüſe, Mehl und Korn. Tabak, Branntwein und Pulver haben die Reiſenden in hinreichender Menge für das halbe Jahr ihrer Abweſenheit von den engliſchen Lagerplätzen mitgenommen, und das nöthige friſche Fleiſch liefern ihnen Jagd und Fiſchfang, oder der gelegentliche Ankauf eines fetten Hammels, der nie mehr als etwa 1 Thlr preuß. Crt. koſtet und ein vortreffliches Mutton Chop liefert. Jagd- und Fiſchfang ſind in den Vorländern des Himalaya natürlich vollkommen frei; nur die ſogenannten heiligen Fiſche in den herrlich klaren, tiefblauen Teichen ſtehen unter dem Schutze der Religion. Sie ſind ſo zahlreich, daß ſie ſich durch ihre Maſſen gegenſeitig aus dem Waſſer drängen und heben, ſo zahm, daß ſie ſich in der hohlen Hand fangen laſſen und das Brot, das man ihnen unter dem Waſſer hinhält, mit haſtiger Bewegung aus den Fingern reißen, und werden feit wie Butter. Die heiligen Teiche, in denen ſie ſich befinden, ſind rings mit ſteinernen, uralten, bemooſten und grün bewachſenen Götzenbildern umſtellt, um welche die beſchuppten Heiligen Tag und Nacht ſich gleichſam in ewiger Gebets- und Andachtsübung aufhalten und wie zum Ave ihre Schnauze fortwährend öffnen und ſchließen. Dieſer Umſtand, der natürlich den Geruch der Heiligkeit der ſtummen Floſſenthiere bei allen Gläubigen noch erhöht, erklärt ſich aber ſehr einfach dadurch, daß fromme Seelen fortwährend Reis und andere Leckerbiſſen, die ſie zum Opfer beſtimmt haben, auf oder neben die ſteinernen Götzen legen, wo ſie dann von den Fiſchen dankend in Empfang genommen werden.

Die gegenwärtige Hauptſtadt von Kaſchmir heißt Sirinaggar und wird von Abendländern das Venedig des Oſtens genannt.

Die Shawls von Kaſchmir ſind weltberühmt. Der größte Kaufmann in dieſer Spezialität heißt Salſala Baba, in ſeiner tadelloſen weißen Kleidung mit grünem Turban eine ſtattliche Erſcheinung, zugleich Bankier für das ganze Land, deſſen Verkehr mit der übrigen Welt er zum großen Theil vermittelt, mit ſeinem Heer von Dienern, Commis, Agenten, faſt einflußreicher, als der Maharadſcha. Seine Shawls verkauft er zu 300 bis 1000 Rupien (120—400 Thlr.) Auch andere Induſtrien floriren in Sirinaggar. Es giebt Goldſchmiede und Juwelenhändler, die einen großen Ruf wegen des Reichthums ſowohl, als der künſtleriſchen Vollendung ihrer Arbeiten haben. Auch in Silber werden viel künſtliche Sachen geliefert, und hübſche Niello- und Filagranarbeiten gehören eben nicht zu den Seltenheiten. Den Preis eines Silberwerthes von 2 s veranſchlagt man verarbeitet mit 2½ s; die Arbeit erhöht alſo den Preis des edlen Metalles um 25 pCt. Bei allen Kaufleuten, Künſtlern und Handwerkern, denen die Fremden Beſuche machen, wird ihnen Thee und ſüße Speiſe vorgeſetzt, und es würde unhöflich ſein, zu refüſiren. — Ein großes Feſt bei dem Maharadſcha vereinigt die beau-monde von Sirinaggar. Grell contraſtiren die einfachen Uniformen oder Jagdröcke der europäiſchen Gäſte gegen die prachtvollen Toiletten von Kaſchmir. Nach Tiſch zeigen üppige Tänzerinnen ihre Künſte und — nackte Sohlen; für beides wird ihnen reichlicher Beifall geſpendet.

Ueber die weiblichen Schönheiten jener von der Natur ſo überreich geſegneten Landſtriche ſind von den Reiſenden die verſchiedenſten Urtheile gefällt worden. Alle haben ihren kritiſchen Scharfſinn auf Grund mehr oder minder empiriſcher Forſchungen daran erprobt; unſer Knight hat jedenfalls das klügſte Theil erwählt, denn ſtatt alles Raiſonnements zeichnet er den Kopf und die Büſte ſeiner Gulamble auf das geduldige und ſtarke Papier. Dies geſehen, müſſen wir allerdings anerkennen, daß Diejenigen ſehr im Irrthum ſind, welche behaupten, es könne das Herz eines züchtigen Europäers nicht durch eine ſolche braune Schönheit zu heißer Liebe entflammt werden; vielmehr müſſen in dem dunklen Geſichtchen die hellen, blitzenden Augen ganz abſonderlich leuchten. Die Formen ſind weich, voll und gerundet, das reiche dunkle, glänzende Haar iſt gewiß auch kein übler Schmuck, und die einfache, aber doch phantaſtiſche Kleidung, welche die zarten Umriſſe mehr bezeichnet, als verhüllt, muß wohl einen andern Eindruck machen, als die modiſchen Stahlreifen und Faßdauben unſerer weißen hochciviliſirten Frauen.

Außer in der Hauptſtadt, wo Engländer häufig verkehren und anſäßig ſind, hatten übrigens unſere Reiſenden nicht viel Gelegenheit, die weiblichen Schönheiten, die echten, leicht olivenfarbenen Even zu bewundern, denn überall in den kleinen Dörfern und Weilern am Wege nahmen bei ihrer Annäherung die Frauen gewöhnlich ihre liebſten Schätze, ihre Kinder, auf den Rücken, ſchloſſen das Haus zu und verbargen ſich in den nächſten Wäldern und Schluchten. Nur ſelten gelang es ihnen, durch Ueberraſchung und Ueberredung einen Schluck Milch zu erlangen und die Einwohner zu traulicherem Verkehre zu vermögen.

Von Sirinaggar wurden zu Land und zu Waſſer, bald im Anſchluß an größere Geſellſchaften, bald allein meiſt ſehr lohnende Ausflüge gemacht.

In der Nähe ſteht der alte Tempel, Thron des Salomo (Tukt i Suliman) genannt, deſſen auch Moore in ſeiner „Lalla Rukh" Erwähnung thut. Man nimmt an, daß er ums Jahr 200 v. Chr. erbaut worden ſei. Der Felſen, auf dem er ruht, erhebt ſich 1000 engliſche Fuß über das umliegende Land, und ſo genießt man von dort eine wundervolle Fernſicht weit in die Ebene hinab und ins Gebirg hinein. Ein Theil des alten Baues iſt unter der Hindu-Dynaſtie zu einem Tempel der Göttin Mahadewin umgewandelt, und büßende Fakirs treiben dort ihr wunderliches Weſen.

Herrlich iſt die Lage des Forts Hurree Purbor. Die hügelige Landſchaft bildet einen reichen belebten Vordergrund, den des Himalaya ſchneegekrönte Häupter ſchweigend umrahmen. In dem Staatsgefängniſſe werden 110 Gefangene mit dem Aushülſen von Reis und anderen nützlichen Dingen beſchäftigt. Ihre Uniform iſt die einfachſte, die ſich denken läßt; ſie beſteht nämlich einzig

Digitized by Google

aus Fußeiſen von beträchtlicher Schwere und Dicke, ſonſt ſind die Körper völlig nackt.

Der Wuler See, auf den wohl die Beſchreibung paßt, die Meore von jenem „sunny lake of cool Cashmere", entwirft, iſt ein herrliches, blaues, durchſichtig klares Landſchaftsauge, ein koſtbarer Edelſtein in reicher Faſſung. Die zahlreichen Inſeln ſcheinen eher auf einem weiten, grünen Raſenteppich, als auf dem blauen Waſſerſpiegel zu ruhen, ſo haben die Waſſerpflanzen ſich ringsherum gelagert.

Am 11. Juli ward der alten, jetzt ziemlich verfallenen Hauptſtadt des Landes Islamabad, der Burg des Islams, ein Beſuch gemacht. Auch dort vorherrſchende Teppich-Induſtrie, ausſchließlich Holzarchitektur, einzelne ſechsſtöckige Häuſer von wunderlicher Bauart. In der Nähe ein ſchöner, von Dſchehengar, dem Welteroberer, angelegter Brunnen, zu dem der Dichter Survaſt eine Inſchrift gemacht. Sie lautet: „Von den Waſſern des Paradieſes ſind dieſe Waſſer gefloſſen", und drückt, ähnlich wie die Sinnſprüche an alten Bürgerhäuſern in den ſchwäbiſchen Reichsſtädten, zugleich die Jahreszahl der Erbauung aus. —

Im Auguſt geht dann die Reiſe weiter nach Thibet, in das alte Buddha-Land. „Um mani pane" iſt dort das Zauberwort, das auf allen Straßen wiedertönt, bei jedem Gruß ausgeſprochen und in Tauſenden von Gebeträdern täglich viele Millionenmal abgeleiert wird, deſſen eigentliche Bedeutung zu erforſchen jedoch auch unſeren Reiſenden nicht gelingt. Dieſe Gebeträder vertreten ungefähr die Stelle der Roſenkränze, nur ſind ſie viel großartiger und arbeiten fabrikmäßiger. Eins derſelben ſah unſer Freund von einer Waſſermühle getrieben, und ſollte daſſelbe wahrſcheinlich ſeinen unaufhörlichen Umdrehungen der Gebetspflicht des ganzen Landes genügen, der außerdem aber auch jeder Einzelne, ſo viel an ihm iſt, eifrig und gläubig nachzukommen ſucht. In einer buddhiſtiſchen Kathedrale begeht Knight einen Kirchenraub, um wenigſtens dahinter zu kommen, was eigentlich in jenen Gebeträdern, die ſenkrecht aufgeſtellt und von den Gläubigen mit den Fingern umgedreht werden, verborgen ſei. Er fand darin nichts, als einen langen Papierſtreifen, auf dem jenes geheimnißvolle „Um mani pane" 4444 mal abgedruckt war.

Uebrigens haben auch gründlichere Forſcher, als unſer Knight vom 48ſten Linien-Infanterie-Regiment, an den Geheimniſſen des Buddhismus ſich vergeblich die Stirne blutig geſtoßen, ſo Ad. Schlagintweit in ſeinem umfangreichen Werk.*)

Auch Kloſter Herms wird beſucht und noch manch kühner und lohnender Streifzug gemacht, auf dem wir hier unſerm braven Hauptmann nicht wohl folgen können. Lieber möchten wir es in Wirklichkeit! — So kommen denn die letzten Tage des Urlaubs heran, ehe man ſich deſſen verſieht, und um nicht in die Lage zu kommen, Nachurlaub fordern zu müſſen und die Geduld der Kameraden, die indeſſen alle dienſtlichen Geſchäfte mit beſorgen mußten, nicht über die Gebühr in Anſpruch zu nehmen, iſt die baldige Rückkehr unerläßlich.

Den Schluß bilden nicht eben tiefe, aber immerhin lesbare Betrachtungen über die Religion des fernen Oſtens und ihr Verhältniß zum Chriſtenthum, deſſen Bekenner, im Beſitze der wahren Religion, nach des Verfaſſers Meinung, ſo wenig bemüht ſind, ihre Ueberzeugung thatkräftig zu beweiſen, während die Völker des Oſtens ihre Irrthümer mit ſo vieler Liebe hegen und pflegen.

*) Schlagintweit, Buddhism in Thibet.

Wir ſcheiden ungern von dem Buche, wie deſſen Verfaſſer von den wunderbaren Ländern, die zu beſuchen ihm gegeben war. Knight geſteht unumwunden, daß er die Forſchungen von Klaproth und Cunningham erſt kennen lernte, nachdem er bereits von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war. Gewiß hätte er mit umfangreicherem Wiſſen und beſſeren Vorſtudien noch ganz andere Reſultate aus ſeiner Reiſe ziehen können; aber eben die fröhliche Unmittelbarkeit der Eindrücke, die ſich darin wiederſpiegeln, die kunſtloſe Form und der rein touriſtiſche Beigeſchmack machen uns ſein Buch vor vielen anderen lieb und werth. E. S. v. Mülberg.

Britiſches Nord-Amerika.

Ein engliſcher Miſſionär über Neufundland.*)

Neufundland ſpielt weder in der Ethnographie, noch in der Geographie, noch in der Politik der Welt eine bedeutende Rolle; es iſt die Heimat der Stockfiſche, und die Stockfiſchfänger, die dorthin gehen, pflegen ſich nicht mit Schriftſtellerei abzugeben.

Rev. Moreton iſt ein Geiſtlicher, der ſich dreizehn Jahre lang als Miſſionär zu Labuan, ſpäter zu Greenspond, einem Hauptorte der unwirthbaren Inſel, aufgehalten hat, um die engliſche Bevölkerung jener Gegenden zu paſtoriren — eine ziemlich traurige Lebensaufgabe. — Wir ſehen Rev. Moreton auf dem Titelblatte im Holzſchnitte dargeſtellt, wie er ſich — ein halber Eskimo ſeiner Ausrüſtung nach — auf ſeine geiſtlichen Rundreiſen zu begeben pflegt: Pelzrock, rieſige Pelzmütze mit Klappen, Schneeſchuhe an den Füßen, Torniſter, die Stiefel zur Seite hängend, das Gewehr auf dem Rücken.

Auch die übrigen Illuſtrationen — Hütte im Walde — Windſchutz in der Schneenacht, das kleine Kirchlein nebſt Pfarrhaus in Greenspond — haben nicht viel Anmuthendes. Alles Froſt und Winter! — Auch iſt davon ſehr viel die Rede. Daß das Brot gefriert, iſt gewöhnlich — um dies zu verhindern, nehmen es wohl die Dienſtmädchen Nachts mit in's Bett. Das Leben des Fiſchervölkchens ſcheint ſehr ärmlich und materieller Natur zu ſein; auch ſcheint der Geiſtliche ſeine liebe Noth bei ihnen zu haben. Sie glauben, der Reverend würde nicht zu ihnen kommen, wenn er nicht Geld zu verdienen hätte — nämlich das ſchmale Salair, das ihm ſeine Geſellſchaft giebt — und die genannte Geſellſchaft zur Verbreitung des Evangeliums bilde einen Theil der engliſchen Regierung, der ſie ſomit indirekt Steuer zahlen müßten.

Die Neufundländer ſind ſehr geldgierig und deshalb unlovely. Das neufundländiſche Chriſtenthum ſcheint eigenthümlicher Natur zu ſein. Den Namen zufolge, die dort im Schwange ſind, iſt es ſehr altteſtamentariſch. Lo Ruhama („fand nicht Gnade"), Lo Ammi, Jeruſcha, Abi, Keren-Hapuch ſind vorkommende Taufnamen; aber ſie nennen ihre Kinder wohl auch Hemmony (Hermione? meint Mr. Moreton), Pertilda (ſtatt Matilda?), Familia (ſtatt Pamela), ja ſogar Diana — „a very frequent choice, I rejected as heathen and substituted Dinah."

Er traf ſogar einen unglücklichen Jungen, dem man den ominöſen Namen Kain gegeben hatte. Das war doch zu ſtark; die

*) Life and Work in Newfoundland. Reminiscences of Thirteen Years spent there, by the Rev. Julian Moreton. London: Rivingtons, Berlin; A. Asher et Co. 1863.

Digitized by Google

Gültigkeit des Aktes nicht anerkennend, griff der Miſſionär zu der Auskunft einer neuen Taufe. — Eine Frau nannte ihren Namen Blizer; auf weitere Nachforſchung erklärte ſie, zwei Namen zu haben und eigentlich Anna Eliza zu heißen und ſcharfſinnig brachte nun Mr. Moreton heraus, daß ſie eigentlich auf die Namen Annabella Eliza getauft ſei.

Ein ſchönes Land iſt Neufundland nicht, und der Pfarrer von Greenspond, in deſſen Garten wirklich noch Kartoffeln und Kohl wachſen, nicht zu beneiden.

Kleine literariſche Revue.

— **Zur Marinefrage.** Ein preußiſcher Seeoffizier hat in einer ſo eben erſchienenen Broſchüre „Kann unſere Flotte der däniſchen Seemacht die Stirn bieten?"*) ſeine Gedanken und ſachgemäßen Erfahrungen vor dem deutſchen Publikum in unbeeinflußter und würdiger Weiſe ausgeſprochen. Er ſagt in Betreff der augenblicklichen Abhülfe der preußiſchen Schwäche zur See, daß die Operationsbaſis unſerer größeren Schiffe dem eigentlichen Kriegsſchauplatze ſo nahe gelegt werden müſſe wie möglich, unſere Korvetten daher verſuchen ſollten, den Kieler, Flensburger oder, wenn es irgend anginge, den Apenrader Hafen zu erreichen; wolle man aber dieſes nicht thun, dann ſolle man, mit Aufgebot aller verfügbaren Mittel, Swinemünde mehr zu einem proviſoriſchen Kriegshafen umwandeln, als bisher geſchehen, und vor allen Dingen für die ſofortige Anſchaffung eines hinreichend großen ſchwimmenden Docks daſelbſt ſorgen, damit es unſeren Schiffen möglich würde, ſchwere Beſchädigungen ſchnell auszubeſſern. Hinſichtlich Danzigs und der oft genannten Bucht von Oxhöft giebt er den wohlbegründeten Rath, beide aufzugeben, reſp. außer Acht zu laſſen, da der Hafen zu ſeicht, die Bucht nicht zu befeſtigen iſt, und — was der ſchlimmſte Uebelſtand — der Abſchnitt zwiſchen Hela und der friſchen Nehrung für die preußiſche Marine ſtrategiſch ſo ungünſtig liegt, wie kaum ein Küſtenpunkt der Monarchie. — Bei dem genauen Vergleiche der däniſchen und der preußiſchen Schiffsartillerie, ſo wie der Wirkung derſelben auf die beiderſeitigen Schiffskörper motivirt er das dringliche Verlangen unſerer Marine-Offiziere nach ſtählernen Spitzgeſchoſſen, da nur mit dieſen die Panzerplatten und damit der Uebermuth unſerer däniſchen Feinde gebrochen werden könne, „denn um Brechen, nicht um Erſchüttern handelt es ſich!" wie der Verfaſſer ſehr treffend ſagt und damit gleichzeitig denen von ſeinen Herren Collegen einen gelinden Seitenhieb verſetzt, welche noch immer der „Erſchütterungstheorie" anhangen. — Sehr anſprechend in dieſer rein ſachgemäßen Schrift iſt das conſequente Vermeiden von Anſpielungen auf die innere Politik der letzten Jahre, ſowie die beſcheidene Weiſe, in welcher der gewiß ſachkundige Autor zu den Laien in Marineſachen ſpricht, ſie über einen ihnen unbekannten Gegenſtand erſt zu belehren und dann zu ſeiner Privatanſicht herüberzuziehen ſucht. Wer noch kein Kriegsſchiff betreten hat, wird die überſichtliche Beſchreibung eines ſolchen, ſowie der Vorbereitungen zum Kampfe, gewiß mit Intereſſe leſen und wer hierin für ſich nichts Neues zu finden vermag, dürfte dafür um ſo eingehender bei der Durchführung eines fingirten, bis in die äußerſten Conſequenzen gedachten Fernkampfes (Verfolgung im Kielwaſſer) zwiſchen einem großen feindlichen Dampfer und einem preußiſchen Kanonenboote verweilen. Und ſo wird jeder Leſer, der ſich überhaupt für die Marine intereſſirt, etwas Anſprechendes in dem Schriftchen finden, von dem wir zum Schluſſe doch nicht umhin können zu ſagen, daß es jedenfalls mehr genützt häte, wenn es vor drei Jahren erſchienen wäre. F. M.

*) Berlin, Voſſiſche Buchhandlung (Strikker).

— **„Der Erſte über die Schlei,"***) lautet der Titel einer allerliebſten Erzählung, welche A. von Winterfeld in dem kürzlich erſchienenen neunten Bändchen ſeiner „Humoriſtiſchen Soldaten-Novellen" mit patriotiſcher Wärme vorgetragen hat. Den Stoff gewährte die aufopfernde Heldenthat eines leider nicht genau namhaft gemachten und nach Winterfeld noch unbelohnt gebliebenen Sergeanten W. Kr., vom Weſtfäliſchen Pionier-Bataillon Nr. 7, der in eiskaller Jannarnacht mit einem einzigen militäriſchen Begleiter von Miſſunde her als Recognoscirungs-Vorhut über die Schlei ſetzte und dann ganz allein die däniſchen Schanzen bei Cappeln wegnahm. Es iſt ein tiefer Humor in dieſer Geſchichle, und der Verfaſſer hat ihn durch die maleriſche Zeichnung einer wahren Stimmungs-Landſchaft anmuthig verſtärkt. In die Seele dieſes Berichts trifft ſympathiſch hinein die mächtige Strophe von Klaus Groth (dem einſtigen Schulmeiſter von Heide und Dichter des „Quickborn") „Dar kumt en Bruſen as Vaerjahrswind," die Rettungsbotſchaft des deutſchen Heeres, das für Schleswig-Holſtein kämpft und blulet. Eben ſo ſchön wie dieſe gigantiſche Strophe des plattdeutſchen Barden eingewoben iſt, eben ſo kernhaft ergreift uns der Schleswig-Holſteiner populäres Spottlied auf die Dänen, frei nach Ernſt Moritz Arndt gedichtet und anhebend: „Was is de Dän' ſin Vaterland?", welches Winterfeld an paſſender Stelle mittheilt. Er hat ſeinem Geſchichtchen einen gutdeutſchen Geiſt eingeblaſen, jenen Geiſt, der des Autors Dichtung, „Ein Spazierritt nach Jütland," durchweht, und wir denken, dieſe, wie die vorangehende Erzählung („Die Geſchichte von den Kanonen"), eine draſtiſche Kanonier-Epiſode aus dem großen Schlachlgemälde von Waterloo — wiederum eine rettende That, und zwar die des wackeren Kanoniers Schmerk von der engliſch-deutſchen Legion, der ſchwarzen Schaar Braunſchweigs, darſtellend — werden Anklang finden bei Leſern, denen ein patriotiſches Herz und der Sinn für ſoldatiſches Weſen einwohnt. T. v. B.

— **„Eine Shakſpeare-Feter an der Ilm."****) In Weimar hat am 23. April, außer der großen, eine Woche dauernden Feier durch die Aufführung von Shakſpeare's „Hiſtorien" im Hoftheater auch eine kleinere, vor dem Auditorium eines geſelligen Vereines veranſtaltete und von Karl Gutzkow geleitete Feier ſtattgefunden, die in der Aufſtellung von lebenden Bildern aus Shakſpeare's Dramen, namentlich aus „Coriolan", „Mittſommernachts-Traum", „Macbeth", „Was ihr wollt", „Romeo und Julia", „König Johann" und „Hamlet" beſtand, denen ſich ein Bild aus „Weimars goldner Zeit" anſchloß. Den poetiſchen Rahmen zu dieſen Bildern d. h. die erklärenden Verſe, die, als Prolog und Intermezzi, geſprochen wurden, hat Gutzkow geliefert, und zwar in der geſchickten, die Intereſſen der Gegenwart mit den allgemeinen Intereſſen der Kunſt verwebenden Weiſe, die wir oft ſchon Gelegenheit hatten, in ſeinen Dichtungen anzuerkennen. Der vorliegende Abdruck dieſer Verſe giebt vielleicht auch noch anderen Geſellſchaftskreiſen An-

*) Humoriſtliche Soldaten-Novellen für Sopha und Wachtſtube, von A. v. Winterfeld. Neuntes Bändchen. Berlin, B. Behr's Buchhandlung (E. Bock), 1864.

**) Von Karl Gutzkow, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

laß, die beliebte Unterhaltung der lebenden Bilder mit einer künſtleriſchen Feier Shakſpeare's zu verbinden.

— **Celtiſche Studien in Deutſchland.** Es iſt gewiß eine unbedingte Anerkennung deutſcher Wiſſenſchaft, wenn die Engländer ihre Forſchungen auf Sprachgebieten, die, wie das alte Iriſche und das Gaeliſche, ausſchließlich der britiſchen Herrſchaft angehören, auf die Studien deutſcher Gelehrten begründen, deren Publikationen ſie überſetzen und als maßgebend adoptiren. Eine ſolche Anerkennung liegt uns in Dr. William Sullivan's, Profeſſors an der „katholiſchen Univerſität" in Dublin, Uebertragung von Hermann Ebel's „Celtiſchen Studien" vor.*) In der Vorrede ſeines Buches ſagt der engliſche Ueberſetzer: „Die Ehre, in einem großen Maße dasjenige, was Jakob Grimm durch ſeine berühmte Grammatik für die germaniſchen Dialekte that, für die celtiſchen Dialekte gethan, und dadurch die Grundlage feſtgeſtellt zu haben, auf welchen nachmals der indo-europäiſche Charakter dieſer Dialekte nachgewieſen werden konnte, gebührt dem deutſchen Gelehrten J. Kaspar Zeuß. Nach dreizehnjähriger Arbeit überreichte er der wiſſenſchaftlichen Welt im Jahre 1853 unerwartet ſeine Grammatica Celtica, in lateiniſcher Sprache, ein Denkmal zugleich ſeines Genius und ſeiner beiſpielloſen Ausdauer." — „Im Jahre 1856", ſo bemerkt unſer irländiſcher Gewährsmann weiter, „wurde in Deutſchland ein den ariſchen, celtiſchen und ſlaviſchen Sprachen gewidmetes Journal gegründet, das unter dem Titel: „Beiträge zur vergleichenden Sprachforſchung" von den Herren Dr. Kuhn und Schleicher herausgegeben wurde, als eine Art Supplement zu der bekannten „Zeitſchrift für vergleichende Sprachkunde", von Th. Aufrecht und Adalbert Kuhn (jetzt von Dr. Kuhn allein redigirt), deren Gebiet das Germaniſche, Griechiſche und Lateiniſche iſt. Von den „Beiträgen" erſcheint alle zwei Jahre ein Band in vier Abtheilungen.**) Dieſelben verdienen die lebhafte Unterſtützung aller derjenigen, die ſich für den Fortſchritt in der celtiſchen Philologie intereſſiren, und in keiner öffentlichen Bibliothek in Irland, Schottland oder Wales ſollte ein Exemplar dieſer „Beiträge" fehlen". Die „Celtiſchen Studien" Ebels bilden acht Abhandlungen der „Beiträge, und dieſe werden nun von Profeſſor Sullivan mit einer Einleitung über die Wortbildung im Celtiſchen, nach Zeus, den britiſchen und hauptſächlich den irländiſchen Gelehrten vorgelegt.

Literariſcher Sprechſaal.

Soweit iſt es mit Lord Palmerſton gekommen, daß ihn die Deutſchen jetzt — und zwar mit Fug und Recht den neuen Metternich nennen. (Vgl. Nr. 110 der Berliner Spenerſchen Zeitung). Wie der alte Metternich gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Griechen, der Belgier und der Italiäner konſpirirte und intriguirte, ſo konſpirirt und intriguirt jetzt der neue Lord Metternich gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der Schleswig-Holſteiner, die doch an Reichthum und Bildung den Griechen, den Italiänern und den Dänen weit überlegen ſind. Es iſt zu hoffen, daß ebenſo, wie der alte Metternich ſeine antinationalen Umtriebe gegen die Griechen und die Belgier — zuletzt ſogar ſeine Definition des geographiſchen Begriffes von Italien — zu Schanden werden ſah, auch ſein engliſcher Nachfolger die rechts- und freiheitsfeindlichen Intriguen gegen Schleswig-Holſtein wird zu Schanden werden ſehen. Bereits hat ja der neue Metternich es erreicht, daß ſeine Politik in einem großen Theile von Europa, Aſien und Amerika ebenſo gründlich gehaßt und verachtet wird, als jemals die des alten Metternich gehaßt und verachtet worden.

Die Frage: Wird Shakſpeare in England geleſen? iſt, wie es ſcheint, eine überflüſſige Frage, wenn man die zahlloſen Ausgaben von Shakſpeare muſtert, die alljährlich in England die Preſſe verlaſſen — Ausgaben in allen möglichen Formaten, zu allen möglichen Preiſen, mit und ohne Anmerkungen und Erklärungen — Ausgaben für das Volk, für den Salon, für das Studirzimmer — Ausgaben à la Bowdler, mit Ausſcheidung ſolcher Stellen, welche manche Dramen des unſterblichen Dichters zu einer Lectüre machen, que la mère ne permettra pas à sa fille. Es giebt keine einigermaßen wohlſituirte Familie in England, die nicht ihr Exemplar des Shakſpeare beſitzt — aber lieſt ſie es auch? Die Saturday Review glaubt dieſe Frage verneinen zu müſſen, und zwar zunächſt auf Anlaß eines Artikels in jenem großen Bilderbuche, der Illustrated News (das ſich übrigens als Journal eben ſo ſehr durch ſeine Geſinnungsloſigkeit, wie durch ſeine Unwiſſenheit auszeichnet), in welchem die bekannte Stelle aus „Troilus und Creſſida":

One touch of nature makes the whole world kin,

als ein Vers von Campbell citirt wird! Der Reviewer beweiſt ferner, das dieſe oft angeführte Stelle, weil man ſie eben aus dem Zuſammenhang reißt, gewöhnlich falſch verſtanden wird, und fragt mit Recht, ob ein ſolches Mißverſtändniß möglich wäre, wenn Shakſpeare wirklich allgemein ſtudirt würde — wenn man ihn weniger prieſe und mehr läſe, wenn man ſich nicht damit begnügte, ein Entzücken zu heucheln, das man nicht fühlt, und ſtatt ſich an den herrlichen Gebilden des Dichters zu erfreuen, nach der Leihbibliothek liefe, um ſich die letzte „Sensation novel" zu holen. „Mögen wir immer," fährt er fort, „um die Mode mitzumachen und uns des unangenehmen Gedankens zu erwehren, daß die Deutſchen mehr von Shakſpeare halten als wir, ſein dreihundertjähriges Gedenkfeſt feiern. Aber wir ſollten uns die Wahrheit nicht verbergen, daß unſer größter Schriftſteller — derjenige, der uns vor allen Andern lehren kann, richtig zu urtheilen und edel zu fühlen — in England noch wenig geleſen wird." — Wie möchte wohl eine ſolche Frage, eben ſo aufrichtig beantwortet, in Bezug auf Deutſchland ausfallen?

Die Literatur und die Literaten Spaniens der heutigen Zeit hat ein Buch des franzöſiſchen Schriftſtellers Antoine de Latour zum Gegenſtand. Es heißt: Études littéraires sur l'Espagne contemporaine und ſchließt ſich an die touriſtiſchen Darſtellungen an, die derſelbe Autor früher über Spanien veröffentlicht hat. Unter den zeitgenöſſiſchen Literaten Madrids, denen die Études sur l'Espagne gewidmet ſind, nehmen der Novelliſt Antonio de Trueba, der Geſchichtſchreiber Amador de los Rios und der Bühnendichter Adelardo Lopez de Ayala eine hervorragende Stelle ein.

Ein im Buchhandel gewiß ſelten vorkommender Fall iſt der der Preis-Erhöhung eines erſt kürzlich erſchienenen Werkes. Die Buchhandlung L. Hachette u. Comp. in Paris kündigt an, daß ſie ſich veranlaßt finde, die bei ihr erſchienene, von Guſtav Doré illuſtrirte Ausgabe von Dante's „Hölle", in italiäniſcher Sprache, von 100 auf 150 Fr. zu erhöhen.

*) Celtic Studies: from the German of Dr. Hermann Ebel, with an Introduction etc. By William K. Sullivan etc. London, Williams and Norgate, 1863.

**) Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

Literatur des Auslandes

erschienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin:

Französisch.

Corneille's (P.), Meiſterwerke metriſch überſetzt (von Carl v. Hänlein) Zwei Theile. 11. 8. geb. 2 Thlr.

Inhalt: Der Cid, Cinna. — Horatine oder der Kampf der Horatier und Curatier, Pompejus' Tod.

Griechisch.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geſchichte der griechiſchen Literatur. Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. 1863. 8. geb. 3 Thlr.

Enthält zahlreiche Ueberſetzungen, die poetiſchen Stücke meiſt in der Versform des Originals.

Indisch.

Malavika und Agnimitra. Ein Drama des Kalidasa in fünf Acten. Zum ersten Male aus dem Sanskrit übersetzt von Albrecht Weber. 1856. kl. 8. geh. (ursprüngl. Preis 1 Thlr.) jetziger Preis 15 Sgr.

Die erste Uebersetzung eines indischen Lustspiels.

Sündfluth (Die) nebst drei anderen der wichtigsten Episoden des Maha-Bharata. Aus der Ursprache übersetzt von Franz Bopp. kl. 8. 20 Sgr. (279)

Littauisch.

Dainos. Littauiſche Volkslieder, überſetzt von G. H. F. Neſſelmann. 1853. 16. in Umſchlag kart. mit Goldſchnitt. 1 Thlr.

Neugriechisch.

Rhangawis (Alexandros Rhisos), Die Hochzeit des Kutrulis, ein ariſtophaniſches Luſtſpiel. Aus dem Neugriechiſchen überſetzt von Dr. D. H. Sanders. Zweite Ausgabe. 1851. 16. geh. 15 Sgr.

Persisch.

Blüthen-Sammlung aus der morgenländiſchen Myſtik nebſt einer Einleitung über Myſtik überhaupt und morgenländiſche insbeſondere, von F. A. D. Tholuck. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Polnisch.

Niemzewicz (Julian), Levi und Sara. Briefe polniſcher Juden. Ein Sittengemälde. Aus dem Polniſchen überſetzt. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.
Eine Darſtellung der Secte der Chaſſidim.

Römisch.

Horatius' erste Satyre, lateinisch und deutsch mit einigen Scholien (von Fr. Aug. Wolf). 1813. gr. 4. 12½ Sgr.

Terenz. — Das Mädchen von Andros, eine Komödie des Terentius in den Versmaassen des Originals übersetzt von F…x (Felix Mendelssohn-Bartholdy). Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. W. L. Heyse. Angehängt ist die neunte Satyre des Horatius, übersetzt von dem Herausgeber. 1826. 4. 22½ Sgr.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geſchichte der römiſchen Literatur. Drei Theile. 1858—1861. 8. geb. 3 Thlr.

Enthält zahlreiche Ueberſetzungen. Die poetiſchen Stücke im Versmaße des Originals.

Spanisch.

Cervantes. — Numancia. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Miguel de Cervantes Saavedra. Zum erſten Male überſetzt aus dem Spaniſchen in den Versmaßen des Originals (von Friedrich Baron de la Motte Fouqué). 16. 11¼ Sgr.

Ungarisch.

Ungariſche Märchen und Sagen. Aus der Erdelyiſchen Sammlung überſetzt von H. Stier. 1850. gr. 16. Velinpapier. geh. 17½ Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
herausgegeben von Herman Grimm.
Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte.“ Pr. Jahrb.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (285)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen.

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelkupfer nach Ludwig Richter; in engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie“, durchdrungen vom Zauber einer vergeiſtigten Natur“ (wie ſie der Wegweiſer durch die deutſche Literatur von Schwab und Klüpfel nennt) ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus treffend, und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (280)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Ueber das Schwimmen.

Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage.
11. 8. (51 S.) geh. 5 Sgr.

Dieſe kleine Schrift aus der Feder des General a. D. v. Pfuel, bekanntlich des Begründers der großen Pfuel'ſchen Schwimm-Anſtalt in Berlin, giebt nützliche Winke und anziehende Bemerkungen über das Schwimmen, namentlich in Betreff des Unterrichts in demſelben.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann). (282)

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Kunst über alle Künste
Ein bös Weib gut zu machen.

Eine deutsche Bearbeitung von *Shakespeare's The Taming of the Shrew* aus dem Jahre 1672.
Neu herausgegeben
mit Beifügung des englischen Originals und Anmerkungen
von **Reinhold Köhler.**

8. Elegant geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bietet als wahrscheinlich älteste gedruckte deutsche Bearbeitung eines Shakespeare'schen Stückes in literar-historischer Beziehung ein ganz besonderes Interesse. (281)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

A. v. Sydow: Central-Karpathen.

Bemerkungen auf einer Reise im Jahre 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Central-Karpathen, als Beitrag zur Charakteristik dieser Gebirgsgegenden und ihrer Bewohner. Von Albrecht von Sydow. Mit einer Karte von den Central-Karpathen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Für Denjenigen, der die hochromantischen Karpathen besuchen will, ist dieses Werk — eines der wenigen überhaupt über diesen Gegenstand erschienenen — noch immer fast unentbehrlich; bei dem in neuester Zeit diesem Gegenstande zugewandten Interesse erlaubt sich die unterzeichnete Buchhandlung auch andern Lesern die auf sorgfältiger Beobachtung beruhende Darstellung dieses Gebirges zu empfehlen. (283)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erſcheint:

Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft.

Herausgegeben von
Dr. **M. Lazarus,** Profeſſor der Pſychologie an der Hochſchule zu Bern
und
Dr. **H. Steinthal,** a. o. Profeſſor für allgemeine Sprachwiſſenſchaft an der Univerſität zu Berlin.

Erſchienen ſind zwei Bände (1859—1862) und vom dritten Bande zwei Hefte. Preis des Bandes von 4 Heften zu 8 Bogen 3 Thlr.

Die Aufgabe, welche ſich dieſe Zeitſchrift geſteckt hat, iſt im Allgemeinen: eine Erkenntniß der Volksgeiſter zu bereiten wie die bisherige Pſychologie eine des individuellen Geiſtes erſtrebte. Es ſoll die Geſchichte der Menſchheit, der einzelnen Völker und ihrer Beſtrebungen, nicht nur als Thatſache kennen gelernt, ſondern auch nach ihren innerſten Gründen begriffen werden. Demnach kann alles, was im Verlauf der Geſchichte als Saat oder Frucht, als Bedingung oder Erfolg des geiſtlichen Geiſteslebens ſich darſtellt, Gegenſtand der Betrachtung unſerer Zeitſchrift werden: alle Arten von Strebungen und Leiſtungen des Kulturlebens bis hinauf zu den Ideen, welche den Genius einer Nation erfüllen und bewegen.

Die Sprache iſt diejenige Erſcheinung im Leben eines Volksgeiſtes, über welche uns die Thatſachen am vollkommenſten vorliegen, und von der mannichfaltige Lichtſtrahlen auf andere Gebiete deſſelben geworfen werden. Die Sprachwiſſenſchaft, wie ſie hier bearbeitet werden ſoll, verſchieden von Philologie und rein empiriſcher Linguiſtik, hat auf dem Wege der exakten Forſchung vornehmlich die pſychologiſchen Geſetze zu begründen, nach welchen die Idee der Sprache ſich im Menſchen verwirklicht. Die Zeitſchrift wird von überſichtlichen Darſtellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteriſtiken der verſchiedenen Sprachſtämme oder einzelner Sprachen oder auch beſonderer Gruppen von Formen, wie z. B. Verbal-Formen, ausgehend, zu allgemeinen ſprachwiſſenſchaftlichen Anſichten übergehen, in welchen durch Thatſachen aus den verſchiedenen Sprachen pſychologiſche Geſetze entweder gewonnen oder unterſtützt werden. (284)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 22.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 29. Mai **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Deutſche Literatur des 17. Jahrhunderts. Simpliciana 338

Frankreich.
Frankreich als Seemacht. II. Kolonieen . 341

Nord-Amerika.
Die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 343

Italien.
Bilder aus den Apenninen. Von Rom nach Civita Caſtellana 346

Serbien.
Serbiens Baudenkmäler 348

Kleine literariſche Revue.
Ein engliſcher Geſandter im vorigen Jahrhundert 350
Die freie Preſſe Englands 350
Literariſcher Sprechſaal 350

Von nachstehenden zwei Werken ist eine Anzahl von Exemplaren in meine Hände übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Peintures à fresque du Camposanto de Pise, dessinées par Joseph Rossi et gravées par le Prof. Chev. D. P. Lasinio fils. Fol. 44 pag. avec 46 planches. Florence 1833. 80 fr.

Raccolta di pitture antiche intagliate dal C. G. P. Lasinio. Edizione seconda. Fol c. 13 tavole. Firenze 1853. 20 fr. (291)

Turin. Hermann Löscher.

Neue Erſcheinungen der italiäniſchen Literatur.

Storia d'Italia, dal 1814 al 1863. Da Luigi Anelli. 4 vol. Milano, Brigola. 12 Lire.

La Battaglia di Novara. Notizie storiche, da Felice Venosta. Milano, Brigola. 50 c.

La terra e l'uomo. Manuale di geografie, metafisica, fisica e politica. Da G. Boccardo. 2 vol. Torino. 5 Lire.

Lutero il riformatore. Guglielmo Herschel etc. 3 vol. Torino, Amministrazione della Democrazia. 1½ Lire.

Della morte di Francesco I de' Medici e di Bianca Cappello. Relazione storica, da G. E. Saltini. Firenze, Cellini. (292)

L'uomo di stato, indirizzato al governo della cosa publica. Dal conte Clemente Solaro della Margherita. Torino, Speirani.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 21 d. Bl.)

Hind, H. Y., The Canadian Red River and the Assiniboine and Saskatchewan exploring expeditions of 1857—58. 2 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 9 Thlr.**

Hogg, Th. J., Life of Shelley. vol. 1, 2. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Holt, E. S., Memoirs of Royal Ladies. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Kavanagh, J., French Women of letters. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Kennedy, E. S., Peaks, passes and glaciers. Second Series. With maps and illustrations. 2 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 10 Thlr.**

Lennox, Lord W., Pictures of sporting life and character. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

— — Recreations of a Sportsman. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Lyell, Ch., Geological evidences of the antiquity of man. Second edit. With illustrations. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. **Für 4 Thlr.**

Macleod, L., Travels in Eastern Africa. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

Madden, R. R., Phantasmata, or Illusions and fanaticisms of protean forms productive of great evils. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr. 10 Sgr. **Für 6 Thlr.**

Marryat, Hor., A Residence in Jutland, the Danish Isles, and Copenhagen. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. **Für 6 Thlr.**

Metcalfe, F., The Oxonian in Thelemarken. Notes of travel in South Western Norway 1856—57. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

— — The Oxonian in Iceland. Notes of travel in that island 1860. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**

Middleton, Ch. S., Shelley and his writings. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Motley, J. L., History of the United Netherlands from the death of William the Silent to the Synod of Dort. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 9 Thlr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (286)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

A
Dictionary
of the
English language.
By **Jos. E. Worcester.**
gr. 4to. 1863. cloth.
LXX u. 1786 pages. Preis 10 Thlr. 15 Sgr.

„Dieses neueste und vollständigste Wörterbuch der Englischen Sprache enthält die Erklärung von nicht weniger als 104,000 Wörtern, nebst ihrer Aussprache und Etymologie und mit reichlichen Beispielen aus Schriftstellern der verschiedenen Perioden der Englischen Litteratur. Aufgenommen sind auch die technischen, veralteten, seltenen, provinzialen, localen, neu eingeführten, ja auch solche Ausdrücke, die sich noch kein volles Bürgerrecht erworben haben. Auf die Orthographie ist besondere Sorgfalt verwandet und dieselbe nach dem besten in England und Amerika bestehenden Schriftgebrauch festgestellt. . . . Der Hauptvorzug des Wörterbuchs ist die Schärfe und Vollständigkeit in den Definitionen der Wörter, ihren allgemeineren wie ihren technischen Bedeutungen nach, und die schwer zu erläuternden sind mit Hülfe eines beigefügten kleinen Holzschnittes erklärt.

Ausserdem sind wohl bei circa 5000 Wörtern die synonymischen Ausdrücke aufgeführt, mit scharfer Angabe ihrer Unterschiede in schlagender Kürze“ etc.

Encyclopädie des Philolog. Studiums der neueren Sprachen von Dr. B. Schmitz. (287)

A. Asher & Co., 20 Unter den Linden, Berlin.

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Le sac à malices. Par Francisque Ducros. (Unter den Satyren dieſes Buches heißt eine „Un malin d'avant Jésus-Christ“ und iſt der Geſchichte Julius Cäſars und ſeinem neueſten Geſchichtſchreiber gewidmet; eine andere: „Le cuisinier du Docteur Strauss“ bezieht ſich auf Renan und ſein berühmtes Werk, und eine dritte: „Le père Trinquefort au bord du Rhin“ hat die Politik der deutſchen Fürſten und die davon abweichende Politik des deutſchen Volkes in Schleswig-Holſtein zum Gegenſtand). Paris, E. Maillet. 3 fr. (293)

L'ami des femmes. Comédie en cinq actes, par Alex. Dumas fils. Paris, Cadot. 2 fr..

Dissertations bibliographiques. Par P. L. Jacob, bibliophile. In 12. VIII et 364 p. (Tiré à 260 exemplaires numérotés.) Paris, Gay.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Deutſche Literatur des 17. Jahrhunderts.

Simpliciana.

Den Nationalſchriftſtellern eines Volkes kann kein ſchöneres und dauernderes Ehrendenkmal geſetzt werden, als wenn man deren Werke der Geſammtheit in Ausgaben zugänglich macht, die ſich durch ihren inneren Werth ſowohl, wie durch eine geſchmackvolle äußere Ausſtattung empfehlen. Ein ſolches Verdienſt hat ſich die Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig durch die **„Deutſche Bibliothek"** erworben, die eine Sammlung ſeltener Schriften der älteren deutſchen National-Literatur, von dem rühmlichſt bekannten Literar-Hiſtoriker Heinrich Kurz herausgegeben und erläutert, enthält. Es liegt uns der dritte und vierte Band der Sammlung, die Simplicianiſchen Schriften von Grimmelshauſen enthaltend, vor.*) Die gehaltvolle Einleitung giebt die Literatur der Simplicianiſchen Schriften, die Unterſuchungen über den wahren Namen und das Leben des Verfaſſers, ein Verzeichniß ſeiner Schriften und deren Geſammtausgaben, eine Charakteriſtik ſeiner Sprache und Orthographie, ſeiner ſchriftſtelleriſchen Eigenthümlichkeiten, ſeines Styls und ſeiner Darſtellung, eine Aufzählung der früheren Ausgaben des Simpliciſſimus, die kritiſchen Prinzipien, nach denen die vorliegende Ausgabe veranſtaltet worden iſt, endlich eine Beurtheilung des poetiſchen Werthes des Romans.

Der wahre Name des Verfaſſers des Simpliciſſimus iſt zuerſt von Herman Kurz entdeckt und von Echtermeyer und Paſſow außer allen Zweifel geſetzt worden. Er lautet Hans Jacob Chriſtoffel von Grimmelshauſen, wovon die angeblichen Autornamen „German Schleifheim von Sulsfort", „Samuel Greiffenſon von Hirſchfeld" und viele andere nichts als Anagramme ſind. Grimmelshauſen iſt im Jahre 1625 oder 1626 in Gelnhauſen in der heſſiſchen Provinz Hanau von niederen Eltern geboren, ward ſchon als zehnjähriger Knabe, von heſſiſchen Truppen gefangen, Soldat, im Jahre 1635, und diente in den verſchiedenen Kriegsheeren während des dreißigjährigen Krieges, vielleicht bis zu Ende desſelben. Er durchſtreifte als Soldat viele Länder und machte ſpäter große Reiſen, namentlich nach der Schweiz und nach Frankreich. Nach dem Kriege ſcheint er ſich den Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hingegeben zu haben. Als Proteſtant geboren, iſt er ſpäter aus unbekannten Gründen zum Katholicismus übergetreten. Er hatte ausgedehnte Verbindungen mit den angeſehenſten Perſonen, und durch ihre Vermittelung geſchah es wahrſcheinlich, daß er geadelt wurde. Im Jahre 1667 wurde er biſchöflicher Schultheiß oder Prätor zu Renchen, in dem jetzigen Großherzogthume Baden, und er ſtarb als ſolcher am 17. Auguſt 1676.

Grimmelshauſen war ein Mann von reichen Kenntniſſen in den verſchiedenſten Wiſſenſchaften und von einer ſeltenen Beleſenheit. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die ſpaniſchen Romane des Quevedo und Guevara, die er jedenfalls gekannt hat, anregend auf ihn gewirkt haben. Was ihn von den Schriftſtellern ſeiner Zeit beſonders unterſcheidet, iſt der heitere Geiſt und der friſche Humor, der ſich auf die ſchönſte Weiſe mit der volksthümlichen Haltung in Sprache und Darſtellung verbindet. Sein Styl iſt durchaus rein und echt deutſch, und ſeine Darſtellung zeichnet ſich durch eine ſeltene rhetoriſche Kraft und durch großen Gedankenreichthum aus. Vor allen ſeinen Schriften verdient der Simpliciſſimus, abgeſehen von den ſpäteren Fortſetzungen, die nur locker mit dem Hauptwerke zuſammenhängen, als Kunſtwerk unſere vollkommenſte Anerkennung, und gewiß giebt es nur wenige deutſche Romane, die ihm gleichzuſtellen ſind. Die Kompoſition iſt höchſt einfach, indem der Verfaſſer die Schickſale ſeines Helden von deſſen erſtem Auftreten bis zu dem Augenblicke, wo er der Welt entſagt, chronologiſch vorüberführt; aber eben durch dieſe biographiſche Anlage erhält das Ganze eine leichte und erfreuliche Ueberſichtlichkeit. In dieſen engen Rahmen führt der Dichter eine große Menge von Verhältniſſen und Perſonen vor, in welchen er eine eben ſo große Erfindungs- als Geſtaltungsgabe offenbart. Daß er zum Theil ſich ſelbſt mit dem Helden des Romans identifizirt, giebt der Dichtung den Reiz der Wahrheit. Die Zuſtände und Ereigniſſe des dreißigjährigen Krieges und beſonders das Soldatenleben während deſſelben können nicht lebensvoller und wahrer geſchildert werden. Simpliciſſimus ſelbſt tritt uns zuerſt als ein durchaus unwiſſender Burſche entgegen, der mit den gewöhnlichſten Lebensverhältniſſen völlig unbekannt iſt. Ein Einſiedler nimmt ſich des Verlaſſenen an, erzieht ihn zur Gottesfurcht und theilt ihm einige Kenntniſſe mit. Nach des Einſiedlers Tode wird er in das wilde Treiben des Soldatenlebens geworfen. Hier muß er ſich verſtellen und heucheln lernen, um ſich vor mannigfaltigem Unglück zu hüten; doch verliert er hierbei ſeine urſprüngliche Herzensreinheit nicht, und der Dichter hat es mit großem Geſchick durchgeführt, wie ſich Offenheit und Wahrheitsliebe auch mit Verſtellung und Heuchelei vertragen könne. Stets vom Schickſal hin- und hergeworfen, gelangt Simpliciſſimus ſehr früh zur Selbſtändigkeit und wird noch in jungen Jahren zu einem kühnen und gewandten Freibeuter. Als er gefangen lange Zeit unthätig bleiben muß, verleitet ihn der Müßiggang zu allerlei Verirrungen, die ihn zuletzt in das äußerſte Elend bringen, ſo daß er zum Marktſchreier herabſinkt; aber nach einer Reihe von Wechſelfällen findet er ſein beſſeres Selbſt wieder und zieht ſich endlich ganz von der Welt zurück.

Es iſt dies ein Hauptvorzug des deutſchen Schelmenromanes vor den ähnlichen ſpaniſchen und franzöſiſchen, daß der Held bei allen ſeinen Verirrungen doch nie ſich ſelbſt verliert, und dieſer ſittliche Gehalt iſt es, der dem Roman ſeinen beſonderen Werth giebt, zumal das Didaktiſche nicht in trockenen und langweiligen Moralpredigten ſich äußert, ſondern geſchickt in die Erzählung ſelbſt verflochten iſt. Es ſpricht ſich hierin eine Tüchtigkeit der Geſinnung aus, die uns in dem Verfaſſer einen Ehrenmann erkennen läßt, der in den traurigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges nicht ſein Mitgefühl für die Leiden der Einzelnen, wie des geſammten Vaterlandes eingebüßt hat. Der Dichter iſt ein echter deutſcher Patriot; er empfindet die Zerriſſenheit des in der Politik und in der Religion getheilten Deutſchlands um ſo ſchmerzlicher, als eine Ausſicht auf Beſſerung in der Wirklichkeit nicht vorhanden iſt. Daher wiegt er ſich in ſchöne Träume von einem einigen Deutſchland, das an Ruhm und Macht alle Reiche der Welt, die je geweſen und noch ſind, übertreffen müßte, und, bezeichnend genug, legt er die Phantaſien von einem freien und glücklichen Vaterlande einem Wahnſinnigen in den Mund, der, ſich Jupiter dünkend, ſeine Göttermacht dazu benutzen will, ein wunderbar herrliches deutſches Reich herzuſtellen.

*) H. J. C. v. Grimmelshauſen, Simplicianiſche Schriften. Herausgegeben und mit Erläuterungen verſehen von Heinrich Kurz. Zwei Bände. (3. und 4. Band der „Deutſchen Bibliothek"). Leipzig, J. J. Weber, 1863.

Digitized by Google

„Ich will einen ſolchen Helden ſchicken, läßt er ihn ſagen, der keiner Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren ſoll. Er wird von einer Stadt zur anderen ziehen und von jeder Stadt durch ganz Deutſchland zwei von den klügſten und gelehrteſten Männern zu ſich nehmen, aus denſelben ein Parlament machen, die Städte auf ewig mit einander vereinigen, die Leibeigenſchaften ſammt allen Zöllen, Acciſen, Zinſen, Gülten und Umgelten durch ganz Deutſchland aufheben und ſolche Anſtalten machen, daß man von keinem Frohnen, Wachen, Kontribuiren, Geldgeben, Kriegen, noch einziger Beſchwerung beim Volke mehr wiſſen, ſondern viel ſeliger als in den elyſiſchen Feldern leben wird. Alsdann werde ich oftmals den ganzen Chorum Deorum nehmen und herunter zu den Deutſchen ſteigen, mich unter ihren Weinſtöcken und Feigenbäumen zu ergötzen; da werde ich den Helikon mitten in ihre Gränzen ſetzen und die Muſen von neuem darauf pflanzen; die drei Grazien ſollen meinen Deutſchen tauſend Luſtbarkeiten erwecken. Ich werde Deutſchland höher ſegnen mit allem Ueberfluß als das glückſelige Arabiam, Meſopotamiam und die Gegend um Damaskus. Die griechiſche Sprache werde ich alsdann verſchwören und nur deutſch reden und mit einem Worte mich ſo gut deutſch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor dieſem den Römern, die Beherrſchung über die ganze Welt werde zukommen laſſen."

„Höchſter Jupiter, ſagte hierauf Simpliciſſimus, was werden aber die Fürſten und Herren dazu ſagen, wenn ſich der künftige Held unterſteht, ihnen das Ihrige ſo unrechtmäßiger Weiſe abzunehmen und den Städten zu unterwerfen? Werden ſie ſich nicht mit Gewalt widerſetzen oder wenigſtens vor Göttern und Menſchen dagegen proteſtiren?"

Jupiter antwortete: „Hierum wird ſich der Held wenig kümmern! Er wird alle Großen in drei Theile unterſcheiden und diejenigen, ſo unexemplariſch und verrucht leben, gleich den Gemeinen ſtrafen, weil ſeinem Schwerte keine irdiſche Macht widerſtehen kann; den Uebrigen aber wird er die Wahl geben, im Lande zu bleiben oder nicht. Was bleibet und ſein Vaterland liebet, die werden leben müſſen wie andere gemeine Leute; aber das Privatleben der Deutſchen wird alsdann viel vergnügſamer und glückſeliger ſein, als jetzt das Leben und der Stand eines Königs, und jeder Deutſche wird alsdann ein Fabricius ſein, welcher mit dem Könige Pyrrho ſein Königreich nicht theilen wollte, weil er ſein Vaterland neben Ehre und Tugend ſo hoch liebte. Die Dritten aber, die Herren bleiben und immerzu herrſchen wollen, wird er durch Ungarn und Italien in die Moldau, Wallachei, in Macedoniam, Thraciam, Gräciam, ja über den Helleſpontum in Aſiam hineinführen, ihnen dieſelben Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln in Deutſchland mitgeben und ſie alldort zu lauter Königen machen. Alsdann wird er Konſtantinopel in einem Tage einnehmen und allen Türken, die ſich nicht bekehren oder gehorſamen werden, die Köpfe vor die Füße legen; daſelbſt wird er das römiſche Kaiſerthum wieder aufrichten und ſich wieder nach Deutſchland begeben und mit ſeinen Parlaments-Herren, welche er, wie ſchon geſagt, aus allen deutſchen Städten paarweiſe ſammeln und die Vorſteher und Väter ſeines deutſchen Vaterlandes nennen wird, eine Stadt mitten in Deutſchland bauen, welche viel größer ſein wird, als Manoa in Amerika, und goldreicher, als Jeruſalem zu Salomon's Zeiten geweſen."

„Was werden aber, fragte Simpliciſſimus, die chriſtlichen Könige bei der Sache thun und ausrichten?"

Er antwortete: „Der in England, Schweden und Dänemark werden, weil ſie deutſchen Geblütes und Herkommens, der in Hiſpania, Frankreich und Portugal aber, weil die alten Deutſchen ſelbige Länder hie bevor auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen, Königreiche und inkorporirten Länder von der deutſchen Nation aus freien Stücken zu Leben empfahen, und alsdann wird, wie zu Auguſti Zeiten, ein ewiger und beſtändiger Friede zwiſchen allen Völkern in der Welt ſein."

„Wie wird aber, wendete Simpliciſſimus ein, Deutſchland bei ſo unterſchiedlichen Religionen einen ſo langwierigen Frieden haben können? Werden ſo unterſchiedliche Pfaffen nicht die Ihrigen hetzen und wegen ihres Glaubens wiederum einen neuen Krieg über den anderen anſpinnen?"

„O nein! ſagte Jupiter: mein Held wird dieſer Sorge weislich zuvorkommen und vor allen Dingen alle chriſtlichen Religionen in der ganzen Welt mit einander vereinigen."

Hierauf ſagte Simpliciſſimus: „O Wunder! Das wäre ein großes, wares und recht vortreffliches Werk! Wie müßte dies zugehen?"

Jupiter antwortete: „Das will ich dir herzlich gern offenbaren. Nachdem mein Held den Univerſal-Frieden der ganzen Welt verſchafft, wird er die geiſtlichen und weltlichen Vorſteher und Häupter der chriſtlichen Völker und unterſchiedlichen Kirchen mit einem ſehr beweglichen Sermon anreden, und ihnen die bisherigen hochſchädlichen Spaltungen in den Glaubensſachen trefflich zu Gemüthe führen, ſo auch durch hochvernünftige Gründe und unwiderlegliche Argumenta dahinbringen, daß ſie von ſich ſelbſt eine allgemeine Vereinigung wünſchen und ihm das ganze Werk ſeiner hohen Vernunft nach zu dirigiren übergeben werden. Alsdann wird er die allergeiſtreichſten, gelehrteſten und frömmſten Theologos von allen Orten und Enden her aus allen Religionen zuſammenbringen und ihnen einen Ort, wie vor dieſem Ptolemäus Philadelphus den zweiundſiebenzig Dolmetſchern gethan, in einer luſtigen, doch ſtillen Gegend, da man wichtigen Sachen ungehindert nachſinnen kann, zurichten laſſen, ſie daſelbſt mit Speiſe und Trank, auch aller anderen Nothwendigkeit verſehen und ihnen auflegen, daß ſie, ſobald immer möglich, jedoch mit der allerreifſten und fleißigſten Wohlerwägung, die Streitigkeiten, ſo ſich zwiſchen ihren Religionen enthalten, erſtlich beilegen und nachgehends mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, heilige chriſtliche Religion, der heiligen Schrift, der uralten Tradition und der probirten heiligen Väter Meinung gemäß, ſchriftlich verfaſſen ſollen. Um dieſelbige Zeit wird ſich Pluto gewaltig hintern Ohren kratzen, weil er alsdann die Schmälerung ſeines Reiches beſorgen wird; ja, er wird allerlei Finten, Ränke, Bosheit und Liſt entdecken, einen Querſtrich darein zu machen, und die Sache, wo nicht gar zu hintertreiben, jedoch ſolche ad infinitum oder indefinitum zu bringen, ſich gewaltiglich bemühen. Er wird ſich unterſtehen, einem jeden Theologo ſein Intereſſe, ſeinen Stand, ſein geruhig Leben, ſein Weib und Kinder, ſein Anſehen und ſe ſo etwas, das ihm ſeine Opinion zu behaupten einrathen möchte, vorzumalen. Aber mein tapferer Held wird auch nicht feiern; er wird, ſo lange dieſes Concilium währet, in der ganzen Chriſtenheit alle Glocken läuten und damit das chriſtliche Volk zum Gebet an das höchſte Numen unabläſſig anmahnen und um Sendung des Geiſtes der Wahrheit bitten laſſen. Wenn aber er merken würde, daß ſich Einer oder der Andere vom Plutone einnehmen läßt, ſo wird er die ganze Congregation wie in einem Conklave mit Hunger quälen; und wenn ſie noch nicht daran wollen, ein ſo hohes Werk zu fördern, ſo wird er ihnen allen vom Hängen predigen oder ſein wunderbarlich Schwert weiſen und ſie alle erſtlich mit Güte, endlich mit Ernſt, Erſchrecken und Bedrohungen dahin bringen, daß ſie ad rem ſchreiten und mit ihren

Digitized by Google

halsſtarrigen falſchen Meinungen die Welt nicht mehr wie vor Alters foppen. Nach erlangter Einigkeit wird er ein groß Jubelfeſt anſtellen und der ganzen Welt dieſe geläuterte Religion publiziren; und welcher alsdann darwider glaubet, den wird er mit Schwefel und Pech martyriſiren oder einen ſolchen Ketzer mit Burbaum beſtecken und dem Plutoni zum neuen Jahre ſchenken. Jetzt weißt du Alles, was du zu wiſſen begehrt haſt."

Der Gedanke an eine allgemeine Union aller chriſtlichen Kirchen kehrte in Deutſchland ſeit der Reformation in allen Zeiten bei Männern von echter Religioſität, denen die Anfeindungen und Verfolgungen des Glaubens wegen ein Greuel waren, immer wieder. Hat ja ſelbſt der große Leibniz durch Wort und Schrift für eine ſolche Vereinigung zu wirken geſucht. Man hat ſich bemüht, eine allgemeine Glaubensformel zu finden, der ſich Alle fügen könnten; aber Niemand hat mit treffenderer Ironie die Vergeblichkeit ſolcher Beſtrebungen dargethan, als eben unſer Grimmelshauſen, der ſeinen Jupiter die Theologen durch Hunger und Androhung von Galgen und Rad ein allgemeines Bekenntniß auszuarbeiten zwingen läßt, das zuletzt doch nur wieder aufrecht erhalten werden kann, wenn man die Widerſprechenden als Ketzer wieder mit Feuer und Schwert ausrottet. Daß unſer Verfaſſer recht wohl zwiſchen Religion und Konfeſſion zu unterſcheiden wußte, indem er in jedem Bekenntniſſe nur eine menſchliche Meinung ſah, die auf abſolute Wahrheit keinen Anſpruch machen könne, geht aus einem merkwürdigen Geſpräch zwiſchen Simpliciſſimus und einem beſchränkten calviniſtiſchen Pfarrer hervor, worin, wie der Herausgeber richtig bemerkt, Gedanken und Anſichten ausgeſprochen werden, die an Leſſing's Nathan erinnern. Simpliciſſimus, von dem Pfarrer gefragt, welcher Religion er angehöre, da er zu Weihnachten weder bei den Calviniſchen noch bei den Lutheriſchen zum Tiſche des Herrn gegangen, antwortet: „Der Herr Pfarrer höret ja wohl, daß ich ein Chriſt bin, und wenn ich keiner wäre, ſo würde ich mich nicht ſo oft in der Predigt eingefunden und dem Gottesdienſte beigewohnt haben; im Uebrigen aber geſtehe ich, daß ich weder Petriſch noch Pauliſch bin, ſondern allein ſimpliciter glaube, was die zwölf Artikel des allgemeinen heiligen chriſtlichen Glaubens in ſich halten, werde mich auch zu keinem Theil vollkommen verpflichten, bis mich einer oder der andere durch genugſame Erweiſungen perſuadiret, zu glauben, daß er vor den anderen die rechte, wahre und allein ſeligmachende Religion habe."

Hierauf ſagt der Pfarrer: „Jetzt glaube ich erſt recht, daß Er ein kühnes Soldaten-Herz habe, Sein Leben wacker dran zu wagen, weil Er gleichſam ohne Religion und Gottesdienſt auf den alten Kaiſer hinein dahin leben und ſo frevelhaftig Seine Seligkeit in die Schanze ſchlagen darf. Mein Gott! wie kann aber ein ſterblicher Menſch, der entweder verdammt oder ſelig werden muß, ſo keck ſein? Er ſage mir doch, warum Er ſeiner Eltern Fußſtapfen in der reinen chriſtlichen Religion nicht nachfolget? Oder warum Er ſich ebenſo wenig zu dieſer, als zu einer anderen begeben will, deren Fundamenta ſowohl in der Natur, als heiligen Schrift doch ſo ſonnenklar am Tage liegen, daß ſie auch in Ewigkeit weder Papiſt, noch Lutheraner nimmermehr wird umſtoßen können?"

Simpliciſſimus antwortet: „Herr Pfarrer! das ſagen auch alle Anderen von ihrer Religion; welchen ſoll ich aber Glauben ſchenken? Vermeinet der Herr wohl, es ſei ſo ein Geringes, wenn ich einem Theile, den die anderen zwei läſtern und einer falſchen Lehre bezüchtigen, meiner Seele Seligkeit vertraute? Er ſehe doch, aber mit meinen unparteiiſchen Augen, was Conrad Vetter und Johannes Naß wider Lutherum und hingegen Luther und die Seinigen wider den Papſt, ſonderlich aber Spangenberg wider Franciſcum, der etliche hundert Jahre für einen heiligen und gottſeligen Mann gehalten worden, in offenen Druck ausgehen laſſen. Zu welchem Theil ſoll ich mich dann thun, wann ja eins das andere ausſchreiet, es ſei kein gut Haar an ihm? Vermeinet der Herr Pfarrer, ich thue Unrecht, wenn ich einhalte, bis ich meinen Verſtand völliger bekomme und weiß, was Schwarz oder Weiß iſt? Sollte mir wohl Jemand rathen, hineinzuplumpen, wie die Fliegen in einen heißen Brei? O nein! das wird der Herr Pfarrer verhoffentlich mit gutem Gewiſſen nicht thun können. Es muß unumgänglich eine Religion recht haben und die anderen beide unrecht; ſollte ich mich nun zu einer ohne reiflichen Vorbedacht bekennen, ſo könnte ich ebenſo bald eine unrechte als die rechte erwiſchen, ſo mich hernach in Ewigkeit reuen würde. Ich will lieber gar von der Straße bleiben, als nur irre laufen; zudem ſind noch mehr Religionen, als nur die in Europa, und was ich für eine davon annehme, ſo muß ich mit meinen Religionsgenoſſen den anderen allen widerſprechen."

Darauf ſagt der Pfarrer: „Der Herr ſteckt in großem Irrthum und herannahendem höchſt ſchädlichem Seelenverderben; aber ich hoffe zu Gott, er werde Ihn erleuchten und aus dem Schlamm helfen; zu welchem Ende ich Ihm dann unſere Konfeſſion inskünftige dergeſtalt aus der heiligen Schrift bewähren will, daß ſie auch wider die Pforten der Hölle beſtehen ſoll."

Simpliciſſimus antwortete, deſſen würde er mit großem Verlangen gewärtig ſein, gedachte aber bei ſich ſelber: „Bis du mit deinen Beweisthümern fertig biſt, ſo bin ich vielleicht, wo der Pfeffer wächſt."

Der Roman ſchließt mit dem fünften Buche befriedigend ab. Zu den Fortſetzungen, die der Verfaſſer giebt, mag er durch den Beifall, den ſich die Hauptſchrift erworben, veranlaßt worden ſein. Das ſechſte Buch, das er zunächſt dem Roman hinzugefügt hat, bildet ein ſelbſtändiges Ganzes von einem durchaus verſchiedenen Charakter und gehört eher unter die Viſionsſchriften, als unter die Romane. Merkwürdig iſt es auch deshalb, weil es in Kapitel 19—27 die erſte Robinſonade enthält, da Defoe's Robinſon erſt 1719, alſo 50 Jahre ſpäter, erſchien. Die drei Kontinuationen ſind noch ſpätere Nachträge, die der Verfaſſer wahrſcheinlich urſprünglich zu ſeinem Kalender beſtimmt hatte, da ſie aber zu umfangreich waren, als beſondere Flugſchriften herausgegeben hat. Auch dieſe Nachträge enthalten nicht nur viel Ergötzliches, ſondern auch manches Belehrende; wie denn überhaupt die Simpliciana eine wahre Fundgrube für die Kultur- und Sittengeſchichte Deutſchlands in der Mitte des 17. Jahrhunderts ſind, ein Schatz, der noch lange nicht vollſtändig ausgebeutet worden iſt.

Bisher haben die meiſten Gebildeten Deutſchlands von dem Simpliciſſimus höchſtens nur eine hiſtoriſche Kenntniß aus der Literaturgeſchichte gehabt; hoffentlich wird ſie die einladende Form, in der ihnen jetzt der Roman geboten wird, anregen, ihn ſelbſt kennen zu lernen, um ſich an dem naturwüchſigen Humor und der ergötzlichen Schalkhaftigkeit des Helden zu erfreuen; einige Rohheiten und Derbheiten werden ſie ihm um ſo eher verzeihen, je naturgetreuer ſolche Züge an einem Abenteuerer aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ſind. M.

Digitized by Google

Frankreich.

Frankreich als Seemacht.

II.

Kolonieen.

Wenden wir uns von der Flotte zu dem Kolonialweſen, ſo tritt uns ein neuer Beweis entgegen, daß die Franzoſen den vor fünfzig Jahren ſo traurig für ſie abgebrochenen Kampf wieder aufgenommen haben. Der alte Traum des Kolonienbeſitzes iſt wiedergekehrt. Und konnte es anders ſein? Eine Nation, wie die franzöſiſche, mit dem hochfahrenden Ehrgeiz, wird nimmer, wenn ſie's ändern kann, Tag für Tag den bitteren Trank der Demüthigung trinken, während Englands Kolonien, ſoweit die bewohnte Erde reicht, verbreitet ſind, Holland faſt den Alleinhandel im öſtlichen Archipel in Händen hat, ſelbſt Spanien Manila im Oſten und Cuba im Weſten beſitzt — ließ ſich's erwarten, daß die Franzoſen, jeder dieſer Nationen ebenbürtig und in gewiſſem Betracht allen überlegen, ſich's werden gefallen laſſen, allein auf das heimiſche Gebiet beſchränkt zu bleiben?

Ferner lebt im Herzen der Franzoſen tief wurzelnd, wenn auch äußerlich verhüllt, die Eiferſucht auf Englands Uebermacht zur See. Die ſtrenge Logik der Thatſachen hat allerdings gegen ſie entſchieden; ſie ſind aber weit entfernt, das Verdikt anzuerkennen, vielmehr ſind ſie geſonnen, mit ſtarker Hand die Akten zu revidiren. Dazu bedürfen ſie nun einer Marine; eine Marine aber kann ihre höchſte Macht nur dann entfalten, wenn ſie einen thatkräftigen, weitreichenden Handel zur Grundlage hat; und. ſolch ein Handel kann wiederum nicht beſtehen, wenn ihm nicht überall Stapelplätze und Agenturen, Abſatzkanäle und Märkte eröffnet ſind. Vor Allem jedoch haben wir die Quelle dieſes neuen Strebens nach Kolonien-Erwerb in dem Charakter und den Zwecken des außerordentlichen Mannes zu ſuchen, der gegenwärtig die Geſchicke Frankreichs mit gewaltiger Hand lenkt. Seine geiſtige Begabung machen ihm ſelbſt ſeine Feinde nicht ſtreitig. Die Kunſt, mit der er ſeine Gegner ſelbſt gezwungen, ſeine Größe zu fördern — das Gepräge, das er ſeiner Politik aufgedrückt, — ſeine Macht, die ganz Europa ſcheuet: ſie zeugen für ihn. Wer aber ſein vergangenes Leben ſtudirt, muß zu der Einſicht kommen, daß ſein Ehrgeiz kein gewöhnlicher iſt. Die Herrſchaft eines einzigen Königreichs füllt den Ehrgeiz nicht aus. Ueber die Schickſale der Staaten als Schiedsmann zu beſtimmen — den Strom der Ereigniſſe zu leiten und die Zukunft nach ſeinen Entwürfen zu geſtalten — auf jedem Punkt der Erdkugel ſeiner Macht Geltung zu verſchaffen — ſeinen Namen in jeglichem Lande, unter jeglicher Sonne bekannt zu machen: das iſt ſein Ehrgeiz. Kein Wunder, daß unter ſolchem Herrſcher Frankreich in eine Bahn zur Kolonialvergrößerung eingelenkt hat, deren Ziel und Grenze nicht zu berechnen iſt. Die Hand, die den nordiſchen Despoten gebeugt und den Traum der italiäniſchen Einheit zur Wirklichkeit gemacht hat, darf ſich wohl vermeſſen, einen Puppenkaiſer auf den Thron der Azteken zu ſetzen und aus dem fernen Indien reiche Provinzen zu ſchneiden.

Mit der Eroberung Algeriens machte Frankreich ſeinen erſten Koloniſirungsverſuch. Der Dey von Algier ſagte eines Tages zu dem engliſchen Konſul: „Die Algerier ſind eine Bande Hallunken und ich bin ihr Oberſter“ — eine ſelbſterkennende Erklärung von unübertroffener Richtigkeit. Daß die europäiſchen Völker es duldeten, ſich von ſolchem Geſindel brandſchatzen zu laſſen, gehört zu den Anomalien der neueren Geſchichte. Noch leben Zeitgenoſſen, die Zeuge waren, wie dieſe Piratenhorde ſich der Civiliſation des neunzehnten Jahrhunderts ins Geſicht mit ihrer Barbarei brüſtete. Doch im Jahre 1830 ward die Schale des Zorns bis an den Rand gefüllt. Der Dey gab, bei öffentlicher Audienz, dem franzöſiſchen Konſul einen Schlag ins Geſicht. Ein franzöſiſches Geſchwader erſchien, um den Schimpf zu rächen, und da zeigte ſich's, auf welchem hohlen Boden dieſe Gewalt ſtand. Das landende Heer ſtieß auf keinen Widerſtand. In fünf Tagen war die ganze algeriſche Kriegesmacht zerſtoben; in weniger als Monatsfriſt waren die feſten Plätze gebrochen und beſetzt. In Verfolg fortgeſetzter Züge dehnte Frankreich ſeine Herrſchaft über eine Strecke an der Nordküſte des Mittelmeeres von ſechshundert Meilen in die Länge und fünfzig Meilen in die Breite. — Welchen Nutzen ſonſt Algerien dem franzöſiſchen Staate gebracht oder nicht gebracht hat: ſoviel iſt gewiß, es eröffnete ihm ein weites Uebungsfeld, eine Bildungsſchule für Soldaten. Fünfundſiebzigtauſend Mann beobachteten und befehdeten hier einen verſchmitzten Feind Tag und Nacht. Hier gewannen die großen Krieger des Kaiſerreichs ihre erſten Lorbeeren: Arnaud, Peliſſier, Canrobert, Bosquet. Hier unter den Drangſalen wilder Oeden, in den Feldlagern rauher Gebirge erwuchs jene wunderbare Truppe: die Zuaven, „auserleſene Burſche, unterſetzt, breitſchulterig, tiefgebruſtet, ſtiernackig“, flink wie die Ziegen; die bei Hunger und Durſt an Ausdauer auf dem Marſch, im Gefecht den Wüſtenaraber überboten; Kerle, die niemals einem Feinde den Rücken zeigten. Nehmet der Armee Louis Napoleons die algeriſchen Helden und es bleibt ein Leib, dem die Seele entflohen iſt.

Nicht ganz ſo befriedigend ſtellen ſich die Handelsergebniſſe heraus. In der That überſteigt die Einfuhr (ungefähr 125,000,000 Fr.) die Ausfuhr (etwa 75,000,000 Fr.) bedeutend genug. Allerdings haben ſich beiläufig 200,000 Europäer in der Kolonie anſäſſig gemacht und einige Hundert Quadratmeilen ſind auf europäiſche Art angebaut worden; allein, da die Verwaltungskoſten ſich auf 75,000,000 Fr. belaufen, kann der reine Gewinn eben nicht von großem Belang ſein. Dennoch braucht die Regierung ſich die Koſten nicht gereuen zu laſſen; denn Algerien iſt das Sicherheitsventil Frankreichs, um die ungeſunden, müßigen, unzufriedenen, revolutionären Dünſte abzuleiten.

Noch Eines iſt bei der Beſitznahme Algeriens überſehen worden: die Folgen für das Seeweſen. Bisher hatte Frankreich außer Toulon und Marſeille keinen guten Hafen am Mittelmeere. Es war in ſeinen eigenen Gewäſſern weniger zu Hauſe, als England. Die neue Eroberung gab ihm einen Küſtenſtrich am ſüdlichen Rande dieſes Meeres, aber keinen Hafen. Aehnlich wie bei Cherbourg klaffte bei Algier eine offene, nach Norden gekehrte Bucht, von den Stürmen mit ſolcher Wuth gepeitſcht, daß ein Windſtoß eines Tages nicht weniger denn zwanzig Fahrzeuge an den Strand warf. Die Franzoſen ſcheinen ſich indeß darin zu gefallen, mit den Fluthen anzubinden und um den Sieg zu ringen. Faſt unmittelbar nach der Einnahme der Citadelle legten die Ingenieure Hand an's Werk. Drei Dämme wurden nach verſchiedenen Richtungen weit hinaus in dem tiefen Gewäſſer aufgeführt, und 1850 waren ſie ſoweit fertig, daß ſie einen ſicheren Hafen von 200 Morgen einſchloſſen. Damit nicht zufrieden, haben ſie, um die angreifbaren Punkte zu decken, noch andere Wehre entworfen und vielleicht ſchon ausgeführt, die einen ſicheren Ankerplatz von tauſend Morgen herzuſtellen bezwecken. Daß dieſe Arbeiten nicht läſſig fortſchreiten werden, dafür ſind die bezüglichen Präcedentien Bürge, und in nicht ferner Zeit wird ſich hier vor den Augen des ſtaunenden

Digitized by Google

Europa ein zweites Cherbourg erheben. — Jungfrankreich freilich flüſtert ſchon von einem Algier, das das Mittelmeer zu einem franzöſiſchen See machen werde. Doch das erſcheint etwas verfrüht. So lange England in Gibraltar und Malta Wache hält und ſeine Seemacht nicht gebrochen iſt, hat es mit jeder Großprahlerei gute Wege.

Nicht ganz ſo ehrenhaft und berechtigt, wie die Eroberung Algiers, erſcheint das nächſte Unternehmen Frankreichs. Mitten im ſtillen Ozean liegt ein Eiland, Otaheiti oder Taheita, ein wahres Juwel, „das die himmelumwandelnde Sonne anblickt mit einer freundlichen Helle." Die ſtille balſamiſche Luft — die Wellenfläche, die ſich bald zu Hügeln hebt, bald zu Thälern ſenkt, in tropiſch-üppigem Pflanzenwuchſe grünend — der in der Ferne ſchimmernde Gürtel von Korallriffen, der das Land von dem ruhigen blauen Gewäſſer abſchließt — der leichte, harmloſe Sinn der Eingeborenen: Alles vereinigt ſich, über den bloßen Namen Otaheiti einen romantiſchen Duft zu verbreiten. Die chriſtliche Welt iſt noch durch ein anderes Band mit der Inſel verbunden. Proteſtantiſche Miſſionäre, durch die Berichte von dem lenkſamen Sinn der Eiländer herbeigezogen, wirkten mit ſolchem Erfolg auf dieſelben, daß 1817 der König und alle ſeine Unterthanen ſich zum Chriſtenthum bekehrten. In dieſes Eden nun ſchlich die Zwietracht in Geſtalt eines römiſch-katholiſchen Katecheten, um für die Rückkehr der Verlorenen in den Schoß der Alleinſeligmachenden zu arbeiten. Wie ſehr er aber auch, ſich der Unliebſamkeit ſeiner Sendung bewußt, ſeinen Charakter und ſeinen Zweck verheimlichte, wurde er dennoch entdeckt und von der verwittweten Königin Pomare, um Aufregung der Gemüther und Störung der öffentlichen Ruhe zu verhüten, mit ſeinen Gefährten aus der Inſel gewieſen. Das war ihr ganzes Vergehen. Vier Jahre ſpäter, 1838, erſchien jedoch unerwartet der franzöſiſche Kapitän De Petit Thouars in der Fregatte „Venus" und verlangte im Namen ſeiner Regierung als Genugthuung 2000 ſpaniſche Piaſter und freie Ausübung der katholiſchen Religion. Beides ward ihm bewilligt. In zwei darauf folgenden Beſuchen ſteigerte er, ohne daß ein gegründeter Anlaß von Seiten der Königin gegeben war, die Maßloſigkeit ſeiner Anſprüche, ſtellte das Eiland unter franzöſiſches Protektorat und nahm endlich 1843 davon als franzöſiſche Kolonie völlig Beſitz. Die hülfloſe Königin wandte ſich an Louis Philipp, der ihr großmüthig die Inſel zurückgab, aber das Protektorat ferner beibehielt.

Seltſame Ironie dieſes Protektorat! Der franzöſiſche Gouverneur ziehet alle Aus- und Einfuhrzölle ein, fertigt alle Staatsſchriften aus, beruft und entläßt nach Wohlbelieben die geſetzgebende Körperſchaft, reicht der Königin zur Beſtreitung ihrer Hofhaltung 1000 Pfd. jährlich wie ein Almoſen, hält ſie in ihrem eigenen Hauſe in Gewahrſam, wenn ihr Benehmen ihm mißfällt, und geſtattet ihr, nur nach eingeholter ausdrücklicher Erlaubniß, fremden Beſuch aufzunehmen. Es gehört wahrlich ein ſtarker Glaube dazu, daß es der Eifer für die katholiſche Kirche war, der Louis Philipp antrieb, für ein ſo leichtes Vergehen eine ſo unverhältnißmäßig ſchwere Strafe über die arme Königin zu verhängen. Eine weit größere Schuld laſtet auf der Inſel: ſie iſt die reichſte Vorrathskammer in der Südſee, wo landende Schiffe ſich bequem mit Zehrung verſorgen können; für dieſe Schuld konnten lüſterne Augen keine entſprechendere Sühne finden, als eben die Beſitznahme, gehüllt in den beſcheidenen Namen des Protektorats.

Verſetzen wir uns nun aus der Südſee nach dem indiſchen Ozean. Wir ſtoßen da auf ein kleines felſiges Eiland St. Paul. Es liegt in demſelben Breitengrade mit Kap Town und Melbourne und in völlig gleichem Abſtand von beiden, ſo daß es auf der langen Fahrt zwiſchen jenen Punkten den einzigen Schutzort bietet. Der Hafen — wenn es ein Hafen zu nennen iſt — iſt vielleicht der ſicherſte, abgeſchloſſenſte und romantiſchſte in der Welt. Er iſt vulkaniſchen Urſprungs und wenig mehr denn ein erloſchener Krater mit einem ſchmalen Erdrand, der ihn von der See ſcheidet. Durch dieſen Rand haben die Gewäſſer des Ozeans einen Kanal gehöhlt, ſich hinein ergoſſen und einen klaren, tiefen, faſt kreisförmigen Salzſee gebildet. Er hat eine Meile im Durchmeſſer und die ihn einſchließenden vulkaniſchen Wälle leuchten im ſchönſten Grün. Die ihn mit der See verbindende Straße iſt nur 300 Fuß breit und bei hoher Fluth 10 Fuß tief, ſo daß nur kleine Fahrzeuge durchkommen können; ohne Zweifel aber kann ſie vertieft genug werden, um auch größeren Schiffen den Durchgang zu geſtatten. Gegenwärtig iſt St. Paul freilich nicht ſtark beſucht; allein auf einem Meere, das mit jedem Jahre von den Kauffahrern aller Nationen mehr und mehr durchkreuzt wird, iſt die Wichtigkeit einer ſolchen Mittelſtation nicht hoch genug anzuſchlagen. Der Beſitztitel iſt einigermaßen ſchwankend. England ſchien ſie für eine Dependenz von St. Mauritius zu halten. Allein 1847 nahm der Gouverneur von Bourbon mit einem kühnen Griff, als von einem Außenpoſten ſeiner Inſel, Beſitz davon und verpflanzte eine kleine franzöſiſche Fiſcherkolonie dahin. Wir haben nicht gehört, daß ſie ihm ſeitdem ſtreitig gemacht worden.

In Cochin-China bereitet ſich eine neue Eroberung im Oſten vor, die an Umfang und Wichtigkeit vielleicht nur der engliſchen in Hindoſtan nachſteht. Der Kambodja, der größte Fluß in Südaſien, mit dem parallellaufenden Saigon bewäſſert ein Gebiet von mindeſtens 500,000 Quadratmeilen. Der Landſtrich, um den die Franzoſen kämpfen, umfaßt die Provinzen an den Mündungen dieſer Flüſſe. Eine glücklichere Lage kann es nicht geben. Denn während ſie einerſeits die Mündung eines Fluſſes beherrſcht, der achtzehn Meilen lang ein reiches und fruchtbares Land durchſtrömt, und andererſeits ſich in das chineſiſche Meer hineinſtreckt und in einen Punkt zwiſchen Singapore und Hong Kong ausläuft, ſichert ſie ſo dem Beſitzer einen entſchiedenen Einfluß auf dieſe wichtige Handelsſtraße. Der ſcheinbare Grund dieſes Krieges war der Mord eines franzöſiſchen Miſſionärs. War dies aber je der wirkliche Grund, ſo iſt er ſeitdem längſt zurückgetreten und hat der feſtvorgeſetzten Abſicht der Eroberung Platz gemacht.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1862 ward der Kaiſer von Cochin-China gezwungen, den Franzoſen die Provinzen, nach denen ihnen gelüſtete, abzutreten. Schon hatten ſie zu Saigon Befeſtigungen, Schiffswerfte, Kohlenmagazine angelegt, kurz alle Vorbereitungen getroffen, ſich hier dauernd feſtzuſetzen. Die „Times" brachte unter dem 23. Januar 1863 folgende Notiz für Rheder: „Für die Adminiſtration der franzöſiſchen Marine liegt zu Glasgow ein ſchwimmendes eiſernes Dock in Stücken, die ſie nach Saigon verſenden will. Das Gewicht dieſes Docks mit Maſchinen, Pumpen, Ankern und ſonſtigem Zubehör wird zwiſchen 1000 und 1500 Tonnen betragen. Rheder, die geneigt ſein ſollten, den Transport zu übernehmen, haben ihr Angebot bei dem Miniſterium der Marine und der Kolonien vor dem 5. Februar abzugeben." Bedenken wir, daß die Nachricht von der erwähnten Abtretung nicht vor dem Schluſſe des Jahres 1862 nach Frankreich gelangen konnte; daß ein Dock von ſolcher Größe nicht binnen wenigen Monaten herzuſtellen möglich war: ſo läßt ſich's an den Fingern abzählen, daß der Annektirungsplan längſt zuvor in des Kaiſers Kopfe fertig gelegen hatte.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Aus offiziellen Berichten *) über den Geſundheits-Zuſtand der Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten ergeben ſich folgende, zur Beurtheilung des Bürgerkrieges nicht unintereſſante Zahlen:

Die Zahl der Regimenter, welche dem Bericht zu Grunde gelegt ſind, iſt zweihundert (200), von welchen 37 in den Neu-England-Staaten (Maine, New Hampſhire, Vermont, Rhode Island und Maſſachuſetts), 101 in den Mittel-Staaten, einſchließlich Virginien, Maryland und Delaware, und 62 in den Weſt-Staaten, einſchließlich Kentucky, Miſſouri, Kanſas und Nebraska, rekrutirt worden.

Zeitaufwand der Rekrutirung.

Die zur Rekrutirung eines jeden dieſer Regimenter verwandte Zeit betrug durchſchnittlich 6 Wochen, der kürzeſte Zeitraum 10 Tage, der längſte ungefähr 3 Monate.

Geburtsort der Freiwilligen.

Geborene Amerikaner bildeten die Mehrheit der Soldaten in 76½ Procent der inſpicirten Regimenter; in 6½ Procent waren es Deutſche; in 5½ Procent Irländer, und in 5½ Procent der Regimenter war die Zahl der Einheimiſchen und der Ausländer ungefähr gleich. Unvollſtändige Liſten bezüglich der Nationalität der Soldaten hat nur Ein Procent der Regimenter geführt.

Mit Genauigkeit das relative Verhältniß der Zahl der Einheimiſchen und Fremden in der Freiwilligen-Armee anzugeben, iſt nicht möglich. Es iſt eine unrichtige Angabe, daß die Mehrzahl der Armee von Ausländern gebildet iſt; dagegen wird der Wahrheit die Annahme näher ſein, daß zwei Drittheile unſerer freiwilligen Soldaten von amerikaniſcher Geburt, neun Zehntheile aber adoptirte Bürger der Vereinigten Staaten, unter den Geſetzen und in der Sprache des Landes auferzogen, ſind.

Alter.

Die etwas unvollſtändigen Liſten ergeben das Durchſchnitts-Alter der Freiwilligen ein Geringes unter 25 Jahr. Mehr als die Hälfte der Zahl ſind unter 23 Jahr. Das Durchſchnittsalter der Offiziere iſt 34 Jahr.

Die Zahl der Leute in dem Alter zwiſchen 18 und 40 Jahren iſt ungefähr die doppelte der 5 Jahr älteren; z. B. die Zahl der 20 Jahr alten iſt doppelt die der 25 Jahr alten, die der 25 Jahre alten doppelt die der 30 Jahr alten u. ſ. w.

Unterſuchung der Rekruten.

In 58 Procent der Regimenter hatte eine gründliche Unterſuchung bei der Einſtellung der Rekruten nicht ſtattgefunden. Nur in 9 Procent der Regimenter wurden dieſelben nachträglich genau unterſucht.

Der Bericht weiſt auf die erſtaunliche Thatſache hin, daß von 1,620 Mann, die aus der Potomac-Armee als untauglich für den Dienſt entlaſſen wurden, 53 Procent dieſer Zahl ſchon vor oder bei ihrer Einſtellung von jedem verſtändigen Arzte als unbrauchbar für den Dienſt hätten bezeichnet werden müſſen. Jeder dieſer Leute koſtete der Regierung wenigſtens 100 Dollars für Löhnung, Rationen, Bekleidung, Beförderung, Medizin ꝛc., eine Ausgabe im Ganzen von über 80,000 Dollars, die durchaus auf Leute verſchwendet worden, die niemals hätten eingereiht werden dürfen. Nicht nur dürfte die Verſchwendung in demſelben Verhältniß bei der ganzen Armee weit über eine Million Dollars betragen, es leidet auch die Wirkſamkeit derſelben, wo eine beträchtliche Zahl ſolcher „impedimenta" ihr zugehören.

Es wird auch auf die Gefahr hingewieſen, die die Aufnahme liederlicher und laſterhafter Individuen in die Freiwilligen-Armee zur Folge hat. Während in der regulären Armee dergleichen Leute durch ſtrenge und ſyſtematiſche Disziplin gezügelt werden, iſt dies bei neugebildeten Freiwilligen-Corps nicht eher ausführbar, als bis die Mehrheit der Leute in Wirklichkeit und nicht bloß dem Namen nach Soldaten geworden ſind. Während dieſe Heranbildung ſtattfindet, kann das Beiſpiel von einem halben Dutzend bösartiger und widerſpenſtiger Leute die Disziplin einer ganzen Truppe gefährden.

Feldlager.

Die Lager der Truppen werden in der Regel nur mit Rückſicht auf militäriſche, mit weniger oder gar keiner Rückſicht auf geſundheitliche Erforderniſſe gewählt. Die Militärärzte werden ſelten dabei zu Rathe gezogen, und häufig ſind Krankheiten dieſer Unterlaſſung direkt zuzuſchreiben.

Auf ſolchen Lagerplätzen, die ſchon früher von anderen Truppen benutzt worden, fanden ſich 25 Procent der Regimenter vor. Gewöhnlich befinden ſich die Lager auf Hügeln oder deren Abhängen; während der warmen Jahreszeit war beinahe die Hälfte im Schatten von Bäumen — ein der Geſundheit nachtheiliger Umſtand.

Waſſer. In der Nachbarſchaft aller Feldlager, mit Ausnahme von zweien, befand ſich Waſſer von guter Beſchaffenheit. Auch wurden viele derſelben während der heißen Jahreszeit mit Eis verſorgt.

Dauer des Feldlagers. Die durchſchnittliche Dauer der Benutzung eines Feldlagers war 21 Tage. In den öſtlichen Staaten wurde dieſe Periode oft bedeutend überſchritten, und Regimenter lagen häufig viel länger auf derſelben Stätte, als ſicher oder rathſam war.

Lager-Ordnung. Im Allgemeinen werden hierin die vorgeſchriebenen Geſetze befolgt, jedoch die Zelte näher aneinander geſtellt, als es vorſchriftlich erlaubt iſt. Die Entwäſſerung wird dadurch erſchwert, und die mühſam zu reinigenden engen Räume zwiſchen den Zelten dienen zur Anhäufung von Unrath.

Zelt-Ordnung. In dem gewöhnlichen „Keil"-Zelt wohnen 6 Leute. In dem „Sibley"-Zelt, von koniſcher Form, deſſen Spitze geöffnet werden kann und bequem Ventilation geſtattet, lagern im Kreiſe, mit den Füßen nach dem Centrum gekehrt, 12—16, manchmal 20 Leute.

Ventilation. Die Zelte werden ſelten in der Nacht hinlänglich gelüftet. Bei allen inſpizirten Regimentern in Keil-Zelten war dies nicht der Fall, und in Folge deſſen litten die Leute an ihrer Geſundheit. Das Sibley-Zelt läßt ſich viel beſſer lüften und kann nicht ſo dicht wie das keilförmige geſchloſſen werden. Es ergiebt ſich, daß Typhus in keilförmigen Zelten im Vergleich zu den Sibley'ſchen ſich wie 29,5 zu 23 verhielt. Das 7. Maſſachuſetts Freiwilligen-Regiment war das einzige, in welchem eine vollſtändige Ventilation des Keil-Zeltes durchgeführt worden. Die Veran-

*) A Report to the Secretary of War upon the Sanitary Condition of the Volunteer Army. By Fred. Law Olmsted. Washington, Witherow. — Mortality and Sickness of the U. S. Volunteer Forces, 1861—62, by E. B. Elliot. New-York, Wm. C. Bryant & Co.

Digitized by Google

laſſung dazu war der Ausbruch des Typhoid-Fiebers, und gelang es durch ſtrikte Ventilation neben anderen untergeordneten Mitteln, die Krankheit gänzlich zu entfernen.

Zelte. 58 Procent der Regimenter waren mit Keil-Zelten verſehen, 10 Procent mit Wand-Zelten, 7 Procent mit Glocken-Zelten, 19 Procent mit Sibley-Zelten, von den anderen fehlte der Bericht.

Von allen zuſammen waren 90 Procent von gutem Segeltuch, der Reſt von geringem oder ſo altem Stoffe, daß er nicht waſſerdicht war.

Fußböden. In 24 Procent der Regimenter waren die Zelte mit Bretter-Fußböden, in 20 Procent mit Gummi-Decken verſehen. In 21 Procent wurde Stroh oder Laubwerk dazu benutzt und in 35 Procent ſchliefen die Leute auf dem Erdboden.

Aus den Berichten von 120 Regimentern im Monat November 1861 iſt folgender Krankheitsſtand (mit Bezug auf Fußböden und im Durchſchnitt für je 1000 Mann) erſichtlich:

bei Bretter-Fußböden	krank per 1000 Mann	75,7
„ Gummi-Decken	„ „ „ „	60,9
„ bloßem Erdboden	„ „ „ „	91,3
„ Stroh oder Laubwerk	„ „ „ „	77,5

Bekleidung. Die im Gebrauch der Leute befindlichen Hemden wurden in 26 Procent aller Regimenter von ſchlechter Qualität befunden, in 74 Procent waren ſie von der erforderlichen Güte. In 94 Procent aller Regimenter hatten die Leute jeder zwei Hemden, in 4½ Procent jeder ein Hemde und in den übrigen waren ſie unvollſtändig damit verſehen.

Der Mangel dieſes oder anderer Kleidungsſtücke beruht auf dem Umſtande, daß die Leute die empfangenen Stücke oft verkaufen oder vertauſchen. Die Freiwilligen-Offiziere vernachläſſigen häufig ihre Pflicht, indem ſie dergleichen Unordnung überſehen, anſtatt ſie auf Koſten der verantwortlichen Leute zu beſeitigen und zu beſtrafen.

82 Procent aller Regimenter waren mit Mänteln, 7 Procent nur theilweiſe mit denſelben verſehen; in 11 Procent fehlten die Mäntel.

75 Procent aller Regimenter hatten gute Tuchröcke, Flanell-Jacken ꝛc.

Von den 200 Regimentern waren 175 hinreichend mit Hoſen verſehen, 8 nur ſpärlich, 17 ſehr knapp. Von den letzteren wurden im Sommer einzelne Leute auf Wache oder Parade nur in der Unterhoſe geſehen.

In 75 Procent der 200 Regimenter hatten die Leute jeder eine wollene Decke empfangen, in 20 Procent zwei wollene Decken und in 5 Procent keine dergleichen.

Die ſich aus der Inſpektion ergebenden Mängel ſind überall beſeitigt worden; wo ſolche noch vorhanden ſind, iſt die Unwiſſenheit, Nachläſſigkeit oder Unehrlichkeit der Regiments- oder Compagnie-Offiziere daran Schuld. Genügende Vorräthe von allen erforderlichen Bekleidungsſtücken, ſowie von Handſchuhen und Strümpfen, befinden ſich in den Hauptdepots und werden auf Befehl der dazu ermächtigten Offiziere ſchleunigſt ausgeliefert. Niemals zuvor iſt vielleicht eine ſo große Armee in einer ähnlichen Kriegsperiode ſo wohl verſorgt geweſen.

Beköſtigung. Die vorſchriftliche Beköſtigung iſt, wie allgemein anerkannt, im größten Ueberfluß vorhanden, und alle Regimenter ſprechen ſich zufrieden darüber aus. Der Mangel an friſchen Vegetabilien veranlaßte Klage, aber nur in den Regimentern, welche durch Nachläſſigkeit der Offiziere keine Compagnie-Kaſſen beſaßen. Getrocknete Gemüſe wurden theilweiſe verwendet, waren aber nicht beliebt, da die Leute die Zubereitung derſelben nicht verſtanden. In der regulären Armee ziehen die Soldaten die getrockneten Gemüſe den friſchen vor.

Compagnie-Kaſſen. Das Kriegsminiſterium hat endlich den wiederholten Vorſtellungen nachgegeben und Befehl zur Anlegung von Compagnie-Kaſſen ertheilt, wodurch ein Austauſch der Rationen oder Verkauf von überſchüſſigen Lebensmitteln an die Regierung geſtattet wird. Die Freiwilligen können ſomit ihre Diät durch Einſchaltung anderer Lebensmittel, als die in den Rationen vorgeſchriebenen, wechſeln.

In 40 Procent der inſpizirten Regimenter waren im November 1861 Compagnie-Kaſſen vorhanden; auch in den Compagnien mancher der anderen Regimenter beſtanden dieſelben. Bei einer früheren Inſpektion von 200 Regimentern war in 136 derſelben nicht eine einzige Compagnie mit einer Kaſſe verſehen.

Die einzige Hilfsquelle des Soldaten für viele ſeiner Geſundheit, Bequemlichkeit und Wirkſamkeit unentbehrliche Gegenſtände, wie z. B. friſche Gemüſe, Butter, Milch, Pfeffer, Koch- und anderes Geſchirr, Bürſten, Wichſe u. ſ. w. iſt die Compagnie-Kaſſe.

In einem Falle betrugen die Erſparniſſe einer Compagnie in einem Monat 57 Dollars, und die Leute lebten, nach ihrer eigenen Ausſage, ſehr gut dabei.

Ein Regiment von 1000 Mann müßte per Jahr mindeſtens 6000 Dollars erſparen, und dieſe Summe geht verloren, wo keine Compagnie-Kaſſen beſtehen. — Ganz ebenſo verhält es ſich mit den Hoſpital-Kaſſen.

Trunkenheit. In 31 Regimentern war Händlern der Verkauf von Branntwein geſtattet, in 169 ward dies, laut Bericht der Offiziere, nicht erlaubt. Dennoch ergiebt es ſich, daß in 177 Regimentern Branntwein von Händlern mehr oder weniger öffentlich zu erſtehen war, während in nur 23 Regimentern die Leute ſelten oder nie denſelben erlangen konnten.

Dies iſt keineswegs ſo zu verſtehen, als wenn in Folge deſſen ernſtliche Trunkenheit in den Regimentern ſtattgefunden hätte; vielmehr war dieſelbe in nur 6 Regimentern etwas Gewöhnliches. In 31 Regimentern kam Trunkenheit hin und wieder vor, und in 163 ergab die Inſpektion nur höchſt ſeltene Fälle.

In einigen Regimentern, die viele Deutſche zählten, wurde Lagerbier in reichlichem Maße getrunken, und die Inſpektion fand, daß der Genuß deſſelben (beſonders während des Sommers) der Geſundheit der Leute förderlich war.

Erholung. Ungefähr der fünfte Theil aller Regimenter beſitzt Bibliotheken, meiſt religiöſe Bücher, Geſchenke der Feldkaplane. Die „American Tract Society" in Boſton allein hat mehr als 20,000,000 Seiten Druckſachen unter die Freiwilligen-Armee vertheilt.

Der Begehr nach leichter Lektüre und Zeitungen iſt ſehr groß. In einer Compagnie wurden aus den Erſparniſſen an Lebensmitteln 60 Dollars für Zeitungsſubſcriptionen und für ein Leſezelt verausgabt.

In 42 Regimentern finden gymnaſtiſche Uebungen, Spiele, Turnen ꝛc. ſtatt. In 156 Regimentern giebt es dergleichen nicht, von 2 Regimentern mangelt der Bericht darüber. Wo dieſe Uebungen nicht exiſtiren, findet ſich Karten- und Hazardſpiel an deren Stelle, und mancherlei Uebel, wie das, daß gewerbsmäßige Spieler ſich als Soldaten zu dem Zwecke haben aufnehmen laſſen, ihren Kameraden das Geld abzunehmen.

Digitized by Google

Regiments-Muſik. Von 200 Regimentern waren 143 mit Muſik verſehen, 57 entbehrten dieſelbe. Wenn auch die Leiſtungen ſehr untergeordneter Art waren, ſchienen doch die Leute ſtolz auf ihr Muſikcorps, welches ſie gemeinſchaftlich mit den Offizieren durch Selbſtbeſteuerung, die oft 5 Procent ihres Soldes betrug, nebenbei unterſtützten. Die Inſpektoren überzeugten ſich von dem großen Werthe, ſelbſt der ſchlechteſten Militärmuſik, ſei es in oder nach der Schlacht, namentlich aber im Lager nach ungünſtigem Waffengeſchick. Ein Soldat bemerkte: „Ich fechte mit zehnmal größerem Muth, wenn ich die Muſik unſerer Nationalhymne höre,“ und die Verwundeten baten, „daß mehr Muſik gemacht würde.“

Verwendung des Soldes. In 114 Regimentern hatten die Leute einen großen Theil ihres Soldes an ihre Familien geſandt. Von den übrigen 86 waren viele am Tage der Inſpektion noch ohne Löhnung. Allgemein war die Neigung der Leute, ihren Sold an ihre Familie zu ſenden, und es wird daher der Regierung empfohlen, dieſen lobenswerthen Zug der Freiwilligen — die ſomit von den Laſtern des Kriegslebens bewahrt bleiben, nicht herabſinken zu gemeinen Söldlingen und bei ihrem Wiedereintritt in das Gemeindeleben gute Bürger ſind — in jeder Weiſe und ſelbſt mit Aufwand von erheblichen Koſten zu beſtärken und zu ermuthigen.

Schließlich heben wir aus dem voluminöſen Bericht (108 Druckſeiten), der ſich beſonders ausführlich über Befähigung und Thätigkeit der Chirurgen, Hoſpitäler, Vorkommen und Charakter der Krankheiten, Behandlung derſelben und ſtatiſtiſche Reſultate verbreitet, noch etwas über Sterblichkeit in der Armee hervor.

Die durchſchnittliche Zahl der Todesfälle per annum in der Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten beträgt pro 1000 Mann der Zahlenſtärke: 53,2 — von welchen auf Krankheit 44,6 und auf Verwundung 8,6 kamen. (Dieſe Angabe bezieht ſich auf 9 Monate, vom 1. Juni 1861 bis 1. März 1862, und es ſtellt ſich bei den folgenden 15 Monaten daſſelbe Verhältniß faſt ohne Abweichung heraus.) Bei den Offizieren betragen Todesfälle, da ſie mehr bloßgeſtellt ſind und vom Feinde ausgezielt werden, durch Verwundung 11⅓ pro 1000, bei den Soldaten dagegen nur 8⅓. Durch Krankheit verlieren die Erſteren indeſſen nur 22 pro 1000, die Soldaten dagegen 46 pro 1000.

Im Juni, Juli und Auguſt 1861 war die Sterblichkeit in der Armee pro 1000 = 21,2; im September, Oktober und November pro 1000 = 36; im December, Januar und Februar 1862 pro 1000 = 70,3.

Die durchſchnittliche Stärke der Regimenter iſt 872 (35 Offiziere und 837 Soldaten) wovon beſtändig 91 krank ſind; daher iſt es nothwendig, um die Zahl von 500,000 dienſtfähigen Leuten im Felde zu haben, eine fernere Zahl von 58,300 in Hoſpitälern oder ſonſt wo zu verpflegen, und da die Verluſte in den Reihen durch Tod, Entlaſſung, Deſertion u. ſ. w. jährlich 119,000 Mann betragen, ſo lange der Krieg dauert, monatlich etwas über 10,000 Rekruten eingeſtellt werden. Von dieſen 119,000 Mann ergänzen 83,000 den Verluſt durch Tod (und Ausſtoßung vom Dienſte), 34,000 den Verluſt durch Deſertion und Verſprengung in der Schlacht und 2000 den nicht ſpezifizirten Verluſt.

Die Zahl von 500,000 dienſtfähigen Leuten korreſpondirt zu 573 Regimentern à 872 Mann; 58,000 Kranke ſind gleich 67 Regimentern, daher die ganze zu unterhaltende Stärke von 558,000 Mann gleich 640 Regimentern von 872 Mann Stärke iſt.

Zur Vergleichung der Sterblichkeitraten in der Vereinigten Staaten-Armee und anderen Armeen während Frieden und Krieg ſind noch folgende Zahlen anzuführen:*)

Die Durchſchnitts-Sterblichkeit per annum der Vereinigten Staaten-Armee in Friedensjahren (reguläre Armee-Stärke 10,397 Mann) von 1840—1846 und 1849—1859 (Mexikaniſche Kriegsjahre 1847 und 48 ausgelaſſen) war auf 1000 = 26, und zwar unterſchiedlich in Weſt-Point (Hudſon River, N.-Y.) 4 auf 1000; an Texas' Südgränze 50 auf 1000.

Die Sterblichkeit der Civil-Bevölkerung per annum derſelben Altersſtufen in England und Amerika iſt pro 1000 = 9,5, alſo ungefähr ein Drittheil der obigen Rate von 26.

Die jährliche Sterblichkeit der Vereinigten Staaten-Truppen im mexikaniſchen Kriege (1847/48) war pro 1000 = 118, wovon 104 durch Krankheit und 14 durch Verwundung. Die Stärke der Armee, reguläre und Freiwilligen-Armee zuſammen, 100,454 Mann.

Die jährliche Sterblichkeit in der britiſchen Armee im Peninſular Kriege (1811—14) unter Wellington war pro 1000 = 165, wovon 113 durch Krankheit und 52 durch Verwundung.

Die Sterblichkeit per annum in der britiſchen Armee in den Kolonien war im Kriege (1803—12) pro 1000 = 80, wovon 71 pro 1000 durch Krankheit und 9 durch Verwundung.

Während des Krieges in Europa und in den Kolonien (1793—1815) war die jährliche Sterblichkeitsrate der britiſchen Soldaten pro 1000 = 56, alſo ähnlich der unſerer Truppen im gegenwärtigen Kriege (= 53).

Die Sterblichkeit per annum der im Krim-Kriege engagirten britiſchen Truppen (1854—56) war in den erſten 3 Monaten (April bis Juni 1854) bei ihrer Ankunft in der Türkei pro 1000 = 8,8, alſo beinahe identiſch mit der der Civil-Bevölkerung in der Heimat.

Im folgenden Monat, im Juli, in Bulgarien, Varna, ſtieg die Sterblichkeitsrate per annum auf 160 pro 1000. In den folgenden 3 Monaten, Juli, Auguſt und September, war ſie ſchon 293 pro 1000, wovon 96 Procent, alſo 282, auf Krankheit kamen.

In den nächſten 3 Monaten, Oktober, November und Dezember, wo die Truppen in die Krim gelangten, ſtieg die Sterblichkeit (ſelbſtverſtändlich ſtets durchſchnittlich per annum berechnet) auf 511 pro 1000, wovon ⅞, oder 443, auf Krankheit kamen.

Im Januar 1855 kulminirte die Sterblichkeit, denn in dieſem Monat war die Durchſchnittsrate per annum unter den britiſchen Truppen 1,174 pro 1000, wovon 97 Procent, alſo 1,143, auf Krankheit und nur 31 auf Verwundung kamen.

Nach dieſem Verhältniß würde der durch Tod allein, abgeſehen alſo von Verluſt durch Untauglichkeit, Ablauf der Dienſtzeit, Deſertion und anderen Urſachen, entſtehende Verluſt eine gleichzählige, vollſtändig neue Armee in je 10¼ Monaten nöthig machen.

Die Durchſchnittsrate der Sterblichkeit in den erſten 3 Monaten von 1855 war 912 pro 1000, wovon 98 Procent, alſo 892, auf Krankheit und 20 auf Wunden kamen. Das würde eine vollſtändige Ergänzung der Armee durch eine gleiche Zahl Truppen in je 13 Monaten nöthig machen.

Im April, Mai und Juni 1855 begann der Einfluß der von der britiſchen Regierung angeordneten Sanitäts-Maßregeln ſich

*) Die britiſchen Sterblichkeitsberichte enthalten nur die Todesfälle durch Krankheit oder Verwundung im Hoſpital, dagegen die amerikaniſchen Berichte auch die auf dem Schlachtfelde Getödteten einſchließen; mithin war die britiſche Sterblichkeit um ſo viel größer, als die Zahl der Todesfälle auf dem Schlachtfelde betrug.

Digitized by Google

geltend zu machen, und die Durchſchnittsrate der jährlichen Sterblichkeit für dieſe Periode fiel herab auf 250 pro 1000, wovon 215 auf Krankheit, 35 auf Wunden kamen.

Von nun an fiel dieſelbe ſchnell und regelmäßig bis zum Ende des Feldzuges:

im Juli, Auguſt und September pro 1000 = 152,
im Oktober, November und Dezember " " = 54,
im Januar, Februar und März 1856 nur " " = 16,6.

Aus folgendem Kontraſt ergiebt ſich der Einfluß und die Nützlichkeit der Sanitäts-Maßregeln: Während des Winters 1854/55, in der Periode von 7 Monaten, von September bis März, war die durchſchnittliche Sterblichkeit per annum 650 pro 1000, dagegen während des Winters 1855/56, in den korreſpondirenden 7 Monaten, nur 48 pro 1000.

Im Januar 1855 war die Durchſchnittsrate per annum 1,174 pro 1000, dagegen im Januar 1856, unter dem Einfluß der Sanitäts-Maßregeln, 25 pro 1000.

Im Februar 1855 979 pro 1000; im Februar 1856 12 pro 1000.

Für die ganze Kriegsperiode (2¼ Jahre), von der Ankunft der Armee in Konſtantinopel bis zum 30. Juni 1856, war die durchſchnittliche Sterblichkeit per annum 232 pro 1000, oder vier und ein Drittheil Mal größer, als die der Vereinigten Staaten-Armeen jetzt im Felde. Etwas mehr als 93 Procent der Todesfälle war die Folge von Krankheit, und wiederum neun Zehntheil der Krankheitsfälle (wie dies auch heut in der Vereinigten Staaten-Armee ſich ebenſo verhält) gehören der vorzubeugenden, Zymoti'ſchen Klaſſe an, d. h. Krankheiten hauptſächlich ſkorbutiſcher Art und malaria, welche bei gehöriger Aufmerkſamkeit auf Beſchaffenheit und Zubereitung der Speiſen und Getränke, bei richtiger Wahl der Lagerplätze, Vermeidung von Ueberfüllung der Zelte und bei wirkſamen Lager-Regulativen mit Leichtigkeit vermieden oder beſiegt werden können.

Unter dem neuen, verbeſſerten Syſtem der britiſchen Armee-Statiſtik hat ſich die Sterblichkeit um die Hälfte vermindert; im Jahre 1859 war dieſelbe nur 9 pro 1000, während ſie in früheren Jahren 16 pro 1000, in den 10 Jahren von 1837—46 17,5 pro 1000 geweſen. Nach dieſem Syſtem — hervorgegangen aus der Kommiſſion, beſtehend aus Lord Herbert, Sir Alex. Tulloch und Dr. Wm. Farr — werden Berichte über den Zuſtand und die Veränderungen in jedem Armee-Corps wöchentlich an den General-Direktor gemacht. „Der veränderliche Zuſtand der Armee wird „ſomit klar zum Bewußtſein des ärztlichen Departements, der „Befehlshaber, des Oberbefehlshabers und des Staatsſekretärs „gebracht, ſo daß Uebelſtände augenblicklich bekannt und häufig „ſchon im Entſtehen unterdrückt werden können."

Aus den angeführten Thatſachen ergiebt ſich, daß die Durchſchnitts-Sterblichkeit der Vereinigten Staaten-Soldaten im gegenwärtigen Kriege bei Weitem geringer iſt, als im Allgemeinen die anderer Armeen im Kriegsdienſte, daß ſie beinahe dieſelbe iſt wie die der ganzen britiſchen Armee in Kriegszeiten (1793—1815), welche Armee aus Truppen im aktiven Dienſte außerhalb des Landes und im inaktiven Dienſte im Lande beſtand, und daß ſie größer als die der britiſchen Armee im letzten Theile des Feldzuges in der Krim, nach Einführung und kräftiger Handhabung der Sanitäts-Maßregeln, iſt.

Den Berichten ſind ferner Tabellen beigegeben, welche die Sterblichkeit in den britiſchen und amerikaniſchen Armeen, im Felde, im Frieden, nach Rang, nach Jahreszeiten u. ſ. w., mit überraſchender Deutlichkeit und nach offiziellen Daten bearbeitet, darſtellen.

Italien.

Bilder aus den Apenninen.

Von Rom nach Civita Caſtellana.

Das muntere Geklingel der Schellen und Glöckchen, mit denen unſer Dreigeſpann ſtattlich behangen iſt, verſtummt plötzlich. Der Wagen, den ſie vor uns her gemächlich den Abhang hinaufgezogen haben, hält oben auf der Höhe; der Vetturin winkt uns zu folgen, öffnet den Schlag zum Einſteigen und zeigt mit dem Peitſchenſtiel über die weiten Linien des welligen Hügellandes hin nach etwas am fernen Horizont: Addio Roma! Und dabei lacht er vergnügt, daß jedes Haar in ſeinem ſchwarzen Vollbart ſich kräuſ't, reibt ſich die Hände, ſieht nach den Koffern hinten, Avanti! Und die Schellen und Glöckchen klingen hurtig ihren Weg ins Thal hinab.

Er kann wohl lachen, der hübſche Burſch draußen, wenn er die Kuppel von Sankt Peter zum letzten Mal auf ein paar Wochen ſieht. Iſt's nicht für ihn ein rechter Stolz, hoch auf dem Bocke zu regieren wie ein Sovrano, die drei getreuen Unterthanen die Peitſche hören und ſchmecken zu laſſen und den Signori drinnen, was auf der Landſtraße zu ſehen iſt, zu demonſtriren wie der beſte Cicerone in Roma? Und wenn der Wagen durch einen der dunkeln, ſonnenverbrannten Orte raſſelt, nicken ihm nicht alle die würdigen Stadtbürger, die, ihre Jacke auf der einen Schulter, vor der Hausthür ihr Pfeifchen rauchen, die freundlichſten Grüße zu, als könnte er die forestieri jedem Einzelnen ins Haus bringen, und erwidert nicht manch hübſches Geſichtchen am Brunnen auf dem alten Markt oder vor der braunen Kathedrale gar holdſelig das Lächeln des Krausbarts? Don Alceſte, der römiſche Vetturin, iſt ein gern geſehener Gaſt in den Städtchen der Campagna, der Marken und des Gebirgs, wenn er Fremde bringt, beſonders jetzt, wo dies Himmelsmanna ſo ſelten kommt.

Mit weniger heiteren Mienen haben die drinnen im Wagen Michel Angelo's Rieſenkuppel verſchwinden geſehen. Das Addio Roma hat ſchon in den letzten Wochen auf ihnen gelaſtet wie ein banger Alp. Wie ſind ſie erſtaunt geweſen, als die Zeit ihres römiſchen Lebens mit einem Male abgelaufen, überſchritten war. Wie vieles hatten ſie noch zu ſehen, vieles noch einmal und öfter wiederzuſehen. So ſind ſie in den letzten Tagen von einem Orte zum andern gegangen, Abſchied zu nehmen, und dann wiedergekehrt, um ſich mit neuer Wehmuth loszureißen. Von Sankt Peter zu den Hallen des Vatikans, von der Transfiguration zum Apollo, und wieder zurück, um noch einmal unter der erhabenen Kuppel des größten Domes der Chriſtenheit zu ſtehen. Von den Kaiſergärten oben auf dem Palatin, wo Monſieur Roſa jetzt auf Befehl des Napoleoniden die Herrlichkeit der Cäſaren entdecken ſoll, haben ſie zum letzten Mal auf das ſchweigende Forum geſchaut, auf die Säulengrazien am Abhang des Kapitols, und auf das ſchöne Rund des Coliſeo, mit dem Rom ſteht und fällt. Und welch ein Sonnenuntergang war es, der ihnen von der Ruine der Taſſo-Eiche, bei dem Klöſterlein Sant' Onofrio, wo der Sänger des befreiten Jeruſalem ſchlummert, die ewige Stadt mit all' ihren Kuppeln, Thürmen und Paläſten, die weite Campagna ringsum und die leuchtenden Bergzüge von Albano, Tivoli und dem Sabinerlande zum letzten, ſchönſten Scheidegruße ſchimmernd zeigte? Addio Roma!

Digitized by Google

Beati Loro ſeufzen die Römer den Abſchiednehmenden zu, die ſich wieder zur Heimat „draußen" wenden. Wenn dieſe Glücklichpreiſung nicht bloße Form römiſcher Höflichkeit iſt, ſo muß ſie dem Fremden als ein wunderbarer Zug der menſchlichen Ungenügſamkeit erſcheinen, die nie mit dem eigenen, wahren Glücke zufrieden nach dem eingebildeten des Andern trachtet. Er ſeinerſeits wäre im Stande auf dieſe beneidete Seligkeit noch länger Verzicht zu leiſten. Hat doch die unzerſtörbare Herrlichkeit Roms, nachdem der erſte Drang, das Längſterſehnte zu ſchauen, geſtillt war, ſeine Seele je länger je mehr, wie mit dem Zauber der Heimat, umſponnen. Das wußte auch der alte, joviale Papſt Gregorio, der Vorgänger ſeiner jetzigen Heiligkeit, ſehr gut. Wenn Fremde in den Vatikan zur Abſchiedsaudienz kamen, pflegte ſie der santissimo Padre zu fragen, wie lange ſie in Rom geweſen wären? Sagten ſie dann vergnügt: drei Wochen oder einen Monat, ſo gab er ihnen ſeinen Segen und wünſchte glückliche Reiſe. Hörte er aber von bloß ſechs Monaten oder von einem, von nur einem Jahre, ſo ſagte er lächelnd: Wir werden uns wiederſehen.

Und iſt es nicht wahr, daß Jeder, der nur einige Tage der Ruhe, des friedlichen Genießens oder gar des Studiums und des Schaffens in Rom verlebte, ſich gar nicht wieder von ihr trennen mag, der alten Weltherrſcherin? Die freilich, welche als Packete oder als Felleiſen durch Italien geſchleudert werden, bringen von Rom böſe Erinnerungen mit. Die vielen Kirchen! Und der unerbittliche Mahner, das Reiſehandbuch mit ſeinen endloſen Sehenswürdigkeiten, die alle in ein paar Tagen „durchgemacht" ſein wollen! Von dem Jammer derer, die hier den Comfort der Hotels am Arno oder die leckere Küche des üppigen Neapel entbehren, will ich gar nicht reden. Sie haben daneben meiſtens noch den Schmerz, daß die Ruinen ihnen in der Wirklichkeit lange nicht ſo „romantiſch" vorkommen, wie auf der Photographie oder im Stereoſkop. Aber wer in Rom Zeit und Herz für Rom hat, verläßt es nie wieder, oder mit dem feſten Vorſatz, es wiederzuſehen.

Aber wie hat ſich die Gegend verändert! Die unabſehbaren ernſten Wellenlinien der Campagna, nur hier und da durch die kräftigen Ueberreſte einer Waſſerleitung oder eines mittelalterlichen Caſtells unterbrochen, ſind zugleich mit San Pietro verſchwunden. Tiefer ſchneiden ſich links die Thäler in die leichtbewaldeten Höhenzüge ein; oft zwingen ſie die treffliche Landſtraße — es iſt die alte via Flaminia — ihren launiſchen Windungen zu folgen. Rechts ſtellt ſich uns unſer wohlbekannter Soracte in völlig unerwartet neuer Geſtalt vor. So lange haben wir ihn nur als eine mäßig anſteigende wohlgeſittete Pyramide von Rom aus erblickt, mit ehrwürdigem kahlen Haupte. Von hier aus ſieht man ihn höchſt burſchikos ſteil, unregelmäßig anſteigen; ſtatt des Gipfels trägt er eine ganze Sierra phantaſtiſcher Zacken und Zinken, deutlich iſt ein Wäldchen erkennbar, und weißes langhingeſtrecktes Gemäuer daneben. Der alte, heitere Berggott, der auf Horazens ſchönſtes Trinklied ſtolz ſein konnte, iſt ſchon lange in einen chriſtlichen Sant' Oreſte konvertirt worden; ſtatt des Apollotempels trägt er ſeit Jahrhunderten auf ſeinem breiten Rücken das Kloſter San Silveſtro, das Karlmann ſchwachen Angedenkens, Pipins Sohn, hier oben gegründet hat. Sein Name verlockte uns nicht, den Berg zu erklimmen.

Und wieder hält der Wagen auf der Höhe, uns Ausgeſtiegene zu erwarten. Oben iſt ein wunderſamer Anblick. Gerade gegenüber liegt in gleicher Höhe, auf gänzlich ſchroff geſenkter Felſenwand, vor uns Civita Caſtellana, das uns zur Nachtraſt auserkoren iſt. Nicht minder ſteil ſenkt ſich der Abhang dicht vor uns in das tiefe, weite, ebene Thal, das der Tiber zwiſchen ſchönen Wieſen und hellen Baumgruppen in lieblichen Schlingungen durcheilt. Wie kommen wir hinüber? Ci vuol pazienza, ſagt Don Alceſte. In einer Stunde werden wir da ſein. Die alte Flaminia weiß ſolche Schwierigkeiten meiſterlich zu umgehen. Langſam führt ſie uns mit dem Hemmſchuh hinab, langſam mit Ochſenvorſpann auf der anderen Seite hinauf, und durch altes Feſtungsgemäuer hindurch langen wie in der letzten Stadt des Pontifex an. Zu welchem Zwecke dieſe Mauern erbaut ſind, iſt nicht leicht zu errathen. Keinenfalls machen ſie die Stadt feſter, welche ſchon von Natur die ſtärkſte Feſtung iſt, die man ſich nur vorſtellen kann. Ohne gerade hoch gelegen zu ſein, nimmt ſie ein durchaus unzugängliches Plateau ein, das von allen Seiten durch breite und tiefe Abgründe abgeſchnitten iſt. So ſchroff, ſo phantaſtiſch erhebt ſich überall aus der buſchigen Sohle dieſer Schlünde der nackte Stein, der die Stadt trägt, wie etwa die zinnengekrönten Felſenburgen, welche unſere Düſſeldorfer Romantiker in den Hintergründen ihrer früheſten Gemälde, aller Geologie zum Trotz, emporſtarren ließen. Eine prachtvolle Brücke verbindet den Stadtfelſen an einer Stelle mit dem gegenüberliegenden Continent; ſie erſpart den Einwohnern die Nothwendigkeit, auch auf dieſer Seite, wie auf der römiſchen, eine Stunde hinab und hinaufklettern zu müſſen.

Die kleine Stadt füllt den Raum, den ihr die jähen Abgründe umſchränken, völlig, aber behäbig und wohnlich aus. Kein ängſtliches Durch- und Uebereinander von hochemporgeſchoſſenen Häuſern und aſthmatiſchen Gaſſen, ſonſt allenthalben die Erbkrankheit von Bergſtädten, verwirrt hier den Reiſenden; ein ſtattlicher Marktplatz, ſelbſt einige Gärten am Rande der Platte haben Platz gefunden. Einer der lieblichſten umfängt die kleine Kathedrale, die in dieſem ſtillen Winkel friedlich altert. Ein ſchöner weithin geſpannter Porticus mit freien Moſaiken ſpricht von der frühen Zeit ihrer Erbauung, die im Innern beſonders durch die phantaſtiſchen Ornamente an den Säulenkapitälen der kleinen Krypte bezeugt iſt. Leider ſind die Wände dieſer Krypte, an deren leichte Säulenſtellungen mich ſpäter die reizende Unterkirche von San Miniato in Florenz lebhaft erinnerte, neuerdings ganz friſch geweißt worden. Dem alten Sakriſtan, der ſeine Kirche dem Fremden mit großer Genugthuung zeigte, war dieſe Weißheit ebenſo ſtörend wie uns. Die alten Freſken wären zwar ſehr verblichen geweſen, hätten aber doch beſſer ausgeſehen, und die Signori Foreſtieri hätten ſie oft gelobt. Aber Monſignore habe ſeinen Kopf für ſich. Große Kunſtſchätze wird der Tüncherpinſel der Welt hier kaum entzogen haben; aber er thut es an anderen Orten, wo mehr zu verderben iſt.

Der alte Dom iſt indeſſen weder die älteſte noch die größte Sehenswürdigkeit von Civita-Caſtellana. In erſterer Beziehung kommt vielmehr die unbeſtrittene Priorität den nahebei belegenen Ruinen von Falerii zu, jenem uralten tuskiſchen Landſtädtchen, das Livius durch die Hiſtorie von der Belagerung und dem verrätheriſchen Schulmeiſter verherrlicht hat. Dieſer Schurke, ganz das Widerſpiel ſeines biederen Kollegen in den „Huſſiten vor Naumburg", führte die ihm anvertraute Schuljugend als Geiſeln ins Feindeslager; aber der große Camillus, nicht weniger edelmüthig als der kleine Prokop, ließ ihn vor den Kleinen mit Ruthen in die Stadt zurückpeitſchen, worauf ſich denn die gerührten Bewohner dem hochherzigen Diktator ergaben. Daß ich deſſenungeachtet keine Sehnſucht in mir verſpürte, die — in der That unbe-

Digitized by Google

deutenden — Ueberreſte des Schauplatzes ſolcher Thaten zu beſichtigen, ſetzte mich in den Augen meines Gaſtwirths tief herab. Gleich bei unſerer Ankunft hatte er Falerii auf den Lippen und die Kaleſche — er iſt nämlich zugleich Poſthalter — im Hofe. Auf unſer ablehnendes Lächeln machte er ſich mit der dringendſten Beredſamkeit ans Werk, uns von der unvermeidlichen Nothwendigkeit dieſer Viſite zu überzeugen, deren Reize er über alle anderen Merkwürdigkeiten von Italien weit erhob. Wären wir nur nicht am nämlichen Tage von Rom geſchieden, der größten Ruine der Welt! So war ſeine Peroration vergeblich, vergeblich auch, daß er unſern wiſſenſchaftlichen Ehrgeiz durch die Bemerkung ſpornte, alle fremden Herrſchaften gingen nach Falerii. Dies cosi fan tutti wendet man allerwärts in Italien als letztes und ſtärkſtes Mittel gegen halsſtarrige forestieri an, meiſtens mit gutem Erfolge.

Ich habe auch die anderen Curioſita vernachläßigt, deren ſich Civita Caſtellana gleichfalls ſeit langer Zeit erfreut. Das iſt der famoſe Räuber Antonio Gasperone, der in dem hieſigen Bagno ſeit länger als einem Menſchenalter reſidirt. Aus den Erzählungen früherer Beſucher war mir bekannt, mit welchem Reſpekt der alte Bandit, ehemals das Haupt einer furchtbaren Schaar, von ſeinen Schließern und Gensdarmen behandelt werde, und mit welcher Würde er die Huldigungen dieſes Hofſtaates, ſowie der durchreiſenden Neugierigen entgegenzunehmen pflege. Unter der großen Anzahl der paarweis an einander geſchmiedeten Züchtlinge bewegt er allein ſich frei und in der alten Tracht ſeiner Bergheimat; noch hat er nicht vergeſſen, daß er nur durch verrätheriſchen Bruch einer Capitulation in die Geſangenſchaft des ſtrengen Leo XII. gerathen iſt, und daß er ein Anrecht auf die Bewunderung ſeiner Mitmenſchen hat. Ich konnte mich indeſſen nicht dazu bewegen, den alten Sünder darin zu beſtärken; es widerſtrebte mir, die Hand zu drücken, die ſo viel Menſchenblut vergoſſen hat, und die jetzt mit der gedruckten Liſte ihrer Mordthaten — über hundert ſollen es ſein — den Beſuchern einen Zoll der Ehrfurcht abheiſcht. Wie Gasperone ſolchen Paſſagieren gegenübertritt, wird manchem Leſer dieſer Blätter aus den pikanten Plaudereien von Edmond About (Rome contemporaine) überdies bekannt geworden ſein.

Das Caſtell, in deſſen Gängen und Höfen dieſer Patriarch und ſeine wilde Heerde hauſet, iſt von der Stadt, an deren Ende es liegt, durch Wall, Graben und Zugbrücke getrennt und ſonſt rings von den furchtbarſten Abgründen umgeben. Von der Plattform des hohen runden Thurmes, der ſich über die Gebäude des ziemlich regelmäßigen Pentagons, eines Denkmals von Ceſare Borgia, ſtolz erhebt, bietet ſich eine entzückende Ausſicht dar in die fremdartigen, dunkeln Schluchten rings um die Felſenſtadt und über das weite Thal des viel gewundenen Tiber hin nach den Bergketten, die den Horizont teraſſenförmig aufſteigend beſchränken. Ein gefälliger Tambour des franzöſiſchen Voltigeur-Regiments, von dem hier eine Compagnie in Garniſon liegt, hatte uns hinauf geführt und machte uns mit einigem Stolz auf die Feſtigkeit der Poſition aufmerkſam. Civita Caſtellana iſt jetzt eine Gränzfeſtung; der Zeigefinger unſeres petit tambour wies uns die Tiberbrücke, die von ihrem Erneuerer Sixtus V. (Felix Peretti) den Namen Ponte Felice bewahrt hat, auf der die franzöſiſche Fahne der italiäniſchen Trikolore, der Garibaldiſt im rothen Hemd dem rothhoſigen Beſchützer des Kirchenſtaats Auge in Auge ſchaut. Von jenen Soldaten der franzöſiſchen Südarmee ſprach unſer flinker Pariſer mit einer gewiſſen Zurückhaltung, aber doch mit kameradſchaftlichem Tone. Des jeunes gens, mais des bons garçons; ſie haben ſich recht gut geſchlagen, beſſer als die polissons da unten. Und dabei richtete er ſeinen Pfeifenſtiel auf die päpſtlichen Gensdarmen unten im Hofe, die zwiſchen dem kettenklirrenden Gewühl auf- und abſtolzirten. Wüſtes Geſchrei der Züchtlinge tönte herauf; ſie hatten uns erblickt und rieſen einander und uns ausgelaſſene Worte zu. Mancher ſtreckte die Hand mit der ſchmutzigen Kappe bettelnd zu uns empor; keiner zeigt ſich durch die Anweſenheit zahlreicher Schergen und Wärter im mindeſten genirt. Ein widriger Anblick! Ein Bagno war das Erſte geweſen, was ich, in Civita Vecchia landend, von dem Reiche des Statthalters Petri wahrgenommen hatte; hier, in der letzten Stadt, über deren Thor die Löwen der Maſtai mit den Schlüſſeln und der Tiara ſchildern, wiederum ein Bagno!

Die Sonne war hinter den glühenden Spitzen der Appenninenkette verſchwunden; das letzte Tageslicht verblich in falbem Schimmer auf den Anhöhen rings umher; finſtere Nacht ſtieg aus den Felſengründen um die Stadt herauf, als wir uns zum Rückwege wandten. Morgen geht's in die Berge hinein!

P. D. Fiſcher.

Serbien.

Serbiens Baudenkmäler.*)

Mehr als einmal mußten Kunſthiſtoriker von Fach beklagen, daß ihnen alle Baudenkmäler in dem ehemals ſerbiſchen Reiche aus Mangel an geeigneten Beſchreibungen und Zeichnungen unzugänglich wären, und dieſes Bedauern war um ſo gerechtfertigter, als gerade die architektoniſchen Monumente Serbiens dadurch von großem Intereſſe ſind, daß ſie zwar im engſten Zuſammenhange mit den Traditionen byzantiniſcher Bauweiſe ſtehen, aber die Einwirkungen abendländiſchen Einfluſſes nur zu oft nicht verleugnen können.

Der bekannte Maler F. Kanitz in Wien, deſſen ethnographiſche Bilder in der „Leipziger Illuſtrirten Zeitung", im „Globus" und anderen illuſtrirten Blättern ihn als vortrefflichen Kenner ſüdſlaviſcher Länder und Völker bekunden, hat daher die auf ſeinen Reiſen gemachten Studien ſerbiſcher Baudenkmäler geſammelt und unter dem Titel: „Serbiens Byzantiniſche Monumente", mit begleitendem Text in deutſcher und ſerbiſcher Sprache, als ein Album in Groß-Folio herausgegeben, welches die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien mit gewohnter Vollendung in Buntdruck ausgeführt und mit wahrhaft verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet hat.

Im Allgemeinen hat die vielgerühmte Aya Sophia in Conſtantinopel, das unerreichte Vorbild aller Kirchen im byzantiniſchen Reiche, auch den Serbenſtämmen als Muſter der zahlloſen religiöſen Bauten gedient, in deren Gründung ſich geiſtliche und weltliche Herrſcher der Nation überboten. Denn wo nur ein Heiliger gelebt und gefaſtet, oder wo er am liebſten gebetet hatte, wo nur ein Wunder geſchehen oder ein Martyrium erlitten worden war, erhob ſich bald eine Kirche oder ein Kloſter, und eine Sage erzählt, der Zar Duſchan, der ſich „in Chriſtum wohlgetreuer Zar der Serben, Griechen und Bulgaren" nannte, habe einen reichen Mann, welcher ſich ſchwer gegen ihn vergangen hatte, unter der Bedingung

*) Serbiens Byzantiniſche Monumente. Gezeichnet und beſchrieben von F. Kanitz. Wien, Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. (Leipzig, L. Denicke.)

Digitized by Google

begnadigt, daß er 70 Kirchen im Moiſſinje Gebirge bei Kruševac baue.

Da der Boden, auf welchem eine Kirche ſteht, und der Raum, der ſie umgiebt, als geheiligt betrachtet wird, iſt er gewöhnlich durch Mauerwerk abgeſchloſſen, und nicht ſelten ſind die Mauern, durch die es geſchieht, noch durch Thürme verſtärkt, ſo daß das Ganze, von Außen geſehen, den Eindruck einer Feſte macht. Ein Wohngebäude mit einigen Mönchszellen und Fremdenzimmern, einige untergeordnete Baulichkeiten für das Geſinde und die ökonomiſchen Bedürfniſſe ſchließen ſich den Umfaſſungsmauern an und einige Anpflanzungen zieren in der Regel den freien Raum um die Kirche. Dieſe ſelbſt, welche mit ihrem oft rohgezimmerten Glockenthurm die Mitte des geweihten Terrains einnimmt, bildet in ihrem Grundriß ein griechiſches Kreuz. Ueber der Vierung erhebt ſich eine Kuppel, das Symbol der Auferſtehung des Herrn, die Vorderſchiffe ſind tribünenartig abgeſchloſſen und die Vorderhalle (Narthex) iſt ſo breit wie das ganze Gebäude. Manche Kirchen haben auch mehrere Kuppeln, und in dem meiſt ſehr hohen Tambour, auf welchem die Kuppel ruht, ſind viele ſchmale Fenſter ſo angebracht, daß zwiſchen ihnen nach Innen zu eine ziemlich breite Fläche zu Bildern von Heiligen und Propheten bleibt.

Die Schiffe ſind gewölbt, die Querſchiffe durch Apſiden geſchloſſen, die faſt immer Polygonalform haben. Aus der Mitte des Hauptſchiffes und der Querarme führen gewöhnlich Eingänge nach dem Transepte, die hier und da mit Vorhallen verſehen ſind. Ueber den Thüren befinden ſich einfache oder Doppelfenſter, oft auch Fenſterroſen, um die Kreuzſchiffe zu erhellen.

Der Narthex oder die Vorhalle iſt zwar größtentheils mit in den Geſammtbau der Kirche eingeſchloſſen, aber vom Hauptſchiff getrennt und nur durch eine, manchmal durch drei Thüren mit dem Hauptraum verbunden.

Die Glockenthürme ſind, da die Glocken erſt ſeit der Beſitznahme Griechenlands durch die Franzoſen unter Villehardouin und Guy de la Roche im Orient eingeführt wurden, getrennt von der Kirche, aus Holz, ſelten aus Stein errichtet, und nur Kruševac beſitzt einen gleich urſprünglich mit in den Bau begriffenen Glockenthurm, der ſich an der Stirnfaçade über dem Narthex befindet.

Die prachtvollen Taufkapellen, welche einen weſentlichen Beſtandtheil der alten byzantiniſchen Bauten bilden, fehlen an den ſerbiſchen Kirchen. Auch Krypten finden ſich nirgends. Dagegen ward die älteſte byzantiniſche Dekorirungsweiſe der Stirn- und Seitenfaçaden durch Niſchen und blinde Arkaden auch in Serbien angewandt.

Die Bedachungen ſind gewöhnlich niedrig und gewölbt und beſtehen aus Blei- oder Kupferplatten, mitunter auch blos in italiäniſcher Weiſe aus Ziegeln.

Bei der äußeren Dekorirung der ſerbiſchen Kirchen haben ſich vielfach abendländiſche Einflüſſe geltend gemacht; das Innere dagegen iſt ziemlich gleichmäßig nach byzantiniſcher Weiſe dekorirt. Von dem Sockel bis zur Kuppel, von der Vorhalle bis zur Tribuna ſind die Wandflächen mit ſtreng ſtyliſirten Scenen aus der heiligen Schrift oder aus dem Leben der Heiligen bedeckt. Die vier Pfeiler oder Säulen, welche ſich durch Bogen- und Gewölbeſtücke zu einem runden Unterbau verbinden und den Tambour tragen, zeigen ſymboliſch die geiſtigen Pfeiler der Kirche, die Bruſtbilder der Heiligen, und in der Kuppelwölbung erſcheint in dem gedämpften Lichte, das durch die ſchmalen Fenſter des Tambour fällt, das gigantiſche Bild des Pantokrators inmitten ſeiner Heiligen, Apoſtel und Propheten.

Die ſogenannte Bilderwand oder Ikonoſtas trennt das Sanctuarium von den übrigen Räumen der Kirche, zu denen drei Eingänge führen. Das Thor in der Mitte, welches das Königsthor heißt, iſt dem celebrirenden Prieſter vorbehalten, mit reich vergoldeten, durchbrochenen Arabesken verziert und durch einen purpurrothen Vorhang geſchloſſen; die beiden Seitenthüren ſind für die Diakone und die Djak's oder geiſtlichen Schüler beſtimmt.

Der von allen vier Seiten freiſtehende Altar bildet einen Tiſch, deſſen Platte gewöhnlich nur von einer einzigen hölzernen oder ſteinernen Stütze getragen wird, und iſt in der Regel mit einer Art Tabernakel, in welchem ſich Theilchen geweihten Brodes befinden, einem Kreuz, einem Evangelienbuch und zwei bis drei Leuchtern, größtentheils Geſchenken aus Rußland, geſchmückt.

Einfache Pulte mit zum Küſſen aufgeſtellten Heiligenbildern, einige ſeltſam geformte rieſige Kerzenträger und Lampen vor der Ikonoſtas, ein aus der Kuppel herabhängender vielarmiger Leuchter, mehrere zierlich gearbeitete Betſtühle und manchmal ein Vorleſe- oder Singpult (Ambo) in der Mitte der Vierung vervollſtändigen die innere Ausſtattung der ſerbiſchen Kirchen.

Eines der älteſten byzantiniſchen Monumente Serbiens iſt die nahe vor der Stadt Semendria oder Smederevo an der Donau auf einer Anhöhe gelegene alte Kirche, die, laut einer Inſchrift, im Jahre 1010 erbaut worden ſein ſoll, und von welcher die Volksſage behauptet, ſie habe mehrere Jahrhunderte hindurch unter einem Berge gelegen, ehe ſie wieder entdeckt und ausgegraben worden ſei.

Ueber die von den Serben hochverehrte Kloſterkirche zu Ravanica an dem Flüßchen Ravana, das ſich zwei Stunden davon bei Cuprija in die Morawa ergießt, berichtet ein Volkslied: Knez Lazar, der für den Gründer oder Erweiterer des 1375 erbauten Schloſſes zu Ravanica angeſehen wird, habe dieſelbe Anfangs aus den koſtbarſten Materialien aufführen wollen, ſei aber von ſeinem Schwiegerſohn Miloš Obilić davon abgehalten worden, weil dieſer fürchtete, die Habgier der Türken möchte dadurch gereizt werden. So unterblieb es, und als die Türken 1435 das Schloß mit ſeinen ſieben Thürmen vollſtändig verwüſteten, beſchränkte ſich ihre Zerſtörungswuth in der Kirche auf die Vernichtung der Fresken.

Noch wohlerhalten in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und frei von allen entſtellenden Zuthaten aus ſpäterer Zeit tritt dem Beſchauer das merkwürdige Kloſter Manaſſia entgegen, als deſſen Erbauer der Sohn des unglücklichen Lazar, Stephan Lazarević, „Deſpot aller ſerbiſchen Länder und Küſten", aber eigentlich Vaſall ſeines Schwagers, des Sultans Bajazeth, genannt wird. Eng umſchloſſen von mächtigen Bergen, ſteht die kleine hellfarbige Kirche mit ihren metallgedeckten ſechs Kuppeln in der Mitte des alterthümlichen Schloſſes, welches aus zwölf krenelirten, durch hohe Mauern mit einander verbundenen Thürmen gebildet wird. Einer der Thürme, von denen jeder wieder von einem krenelirten Vorwerk umgeben wird, überragt alle anderen, und eine Mauer, deren Bruchſtücke man noch ſieht, diente als äußerſte Ringmauer des Schloſſes.

Žiča, in deſſen prächtiger Kirche ſechs ſerbiſche Könige gekrönt wurden, iſt zwar gegenwärtig reſtaurirt, aber ſo gänzlich umgeſtaltet worden, daß man die alte Krönungskirche nur noch in ihrem Grundriß erkennen kann.

Auch die weithin ſichtbare Kirche von Kruševac, die bei der Verheerung der ehemaligen Reſidenz des bei Koſſovo gefallenen Zars Lazar allein verſchont blieb, hat durch Reſtaurirung ſehr gelitten und zeichnet ſich nur noch durch die reiche Fülle von Ornamenten aus, welche die Façaden ſchmücken.

Digitized by Google

Das größte, reichſte und prachtvollſte Kloſter Serbiens iſt das von Studenica, welches die Serben nie anders als Čarska lavra, Kaiſerkloſter, nennen.

In einem höchſt romantiſchen Gebirgskeſſel an der Studenica gelegen, die an den Kloſtermauern vorüber dem Ibar zurauſcht, ward es von dem erſten ſerbiſchen Könige, Stephan I. Nemanja, gegründet, welcher 1199 als Mönch auf dem Berge Athos ſtarb, und unter dem Namen „Simeon" heilig geſprochen wurde. Sein Leichnam wurde auf Veranlaſſung ſeines Sohnes, des heil. Sava, ſchon 1203 mit großem Pomp nach Studenica geholt und von ſeinem Enkel Radoslav zwar 1227 nach Žiča übertragen, aber ſpäter wieder nach Studenica zurückgebracht, wo er noch jetzt in einem vor der Ikonoſtas ſtehenden alten, mit Ebenholz und Perlmutter ausgelegten Sarge ruht, den Fürſt Alexander Karageorgević durch einen prachtvollen ſilbernen erſetzen ließ. An dem Tage des Heiligen wird der Sarg geöffnet und das Volk zum Küſſen des Kopfes zugelaſſen.

Der in der linken Seitenkapelle des Anbaues eingeſchloſſene Kirchenſchatz enthält unter Anderem Kirchengewänder und Rauchfäſſer, welche vom heil. Sava herrühren ſollen.

Der neue, 1839 beendigte maſſive Kloſterbau iſt für die übernachtenden Pilger beſtimmt, während der Archimandrit ein im türkiſchen Styl eingerichtetes kleines Häuschen neben dem Glockenthurm bewohnt und ſeine Mönche ſich in den daranſtoßenden älteren Baulichkeiten aufhalten.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Kleine literariſche Revue.

— **Ein engliſcher Geſandter im vorigen Jahrhundert.** Thomas Carlyle kömmt im neueſten Bande ſeiner Geſchichte Friedrichs des Großen endlich auf die Zeit des ſiebenjährigen Krieges.*) Mit großer Ausführlichkeit geht er auf die geheime Geſchichte der Motive dieſes Krieges und auf den diplomatiſchen Verrath von Menzel und Weingarten ein, den er in wohlverdienter Weiſe brandmarkt. Dagegen ſpricht er mit patriotiſchem Stolze von der Loyalität des engliſchen Geſandten, Sir Andrew Mitchell, der im Jahre 1756 an die Stelle von Mylord Tyrconnel an den Hof des Königs Friedrich gekommen war. Der Geſchichtſchreiber iſt vollkommen berechtigt, auf dieſen geraden, männlichen und zugleich tapferen Mann mit Stolz hinzuweiſen, beſonders zu einer Zeit, in der das für jeden engliſchen Gentleman beſchämende Schauſpiel aufgeführt wird, daß engliſche Geſandte an deutſchen Höfen es ſich zum Geſchäfte machen, im angeblichen Intereſſe ihres Landes den Samen der Zwietracht in Deutſchland auszuſtreuen. Carlyle berichtet in ſeiner bekannten Manier, an jener Stelle (S. 238 der Tauchnitz-Edition):

„Ein weiſes Ding haben die Engländer gethan: ſie ſandten eine Excellenz Mitchell, einen Mann voll Loyalität, Verſtand und Ehrenhaftigkeit, als ihren Reſidenten nach Berlin. Es iſt dies der kennenswürdige, leider noch nicht genug gekannte Sir Andrew Mitchell, bei Weitem die beſte Excellenz, die England jemals an dieſem Hofe beſaß. Ein Schotte aus Aberdeen, zur Ehre ſeines Landes ebenſo energiſch als ſcharfblickend, ſkeptiſch bei dem, was er ſieht, aber fähig, überall das Richtige zu erkennen und daran loyal, ja, wo es möglich iſt, hartnäckig feſtzuhalten. Zu einem gegenſeitig innigen Verkehr mit Friedrich, deſſen er ganz würdig war, gelangend, war er während der folgenden ſieben Kriegsjahre beſtändig um ſeine Perſon. Seine Briefe gehören zu den für alle Zeit werthvollen Dokumenten über Friedrichs Geſchichte.*)

„Mitchell befindet ſich in Berlin ſeit dem 10. Juni 1756. Mitchell, der ſich auf dem Schauplatze ſelbſt befindet und der mit eigenen Augen in Friedrich hineinſchaut, hat anfangs oft das Wort zu wiederholen: Behüte, Majeſtät!, das bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte ſeine Haupt-Ermahnung blieb, doch erſchien ihm das Wort ſelbſt bald mehr und mehr bedenklich. Endlich giebt er dem Könige zu erwägen: „Fragen Sie doch ganz offen Ihre Majeſtät von Ungarn, was eigentlich dieſe Feldlager in Böhmen zu bedeuten haben?" „Pah!" antwortet Friedrich, „es erfolgt Nichts, als irgend eine zweideutige Antwort, vielleicht ſogar in beleidigender Weiſe." Nichtsdeſtoweniger denkt er (der König) beſſer und beſchließt auch, demgemäß zu handeln.

— **Die freie Preſſe Englands.** Es hat wirklich das Anſehen, als ſei es vorbei mit der alten freien Preſſe Englands, die bei unſeren Vätern und Großvätern in hohem Anſehen ſtand, daß ſie von ihnen als die höchſte Bürgſchaft der politiſchen Freiheit eines großen Landes und Volkes geprieſen wurde. Es giebt in dieſem Augenblick in England keine einzige Zeitung, die über innere und auswärtige Angelegenheiten eine andere Meinung zu haben wagt, als Lord Palmerſton, der die engliſchen Journaliſten alle am Schnürchen hält. David Urquhart, der einzige engliſche Publiziſt von bekannter Selbſtändigkeit, bezeichnet die Zeitungen ſeines Landes ohne Ausnahme als „mercenary". Bekanntlich hat er ſelbſt ſeit dem J. 1854 eine politiſche Monatsſchrift unter dem Titel „The Free Press" herausgegeben, worin er mit Freimüthigkeit als Vertheidiger der Königin Victoria gegen die Anmaßungen ihrer Miniſter und gegen die „zehntauſend Regierenden" überhaupt auftrat. Aber dieſes Blatt ſcheint nach zehnjährigem Beſtehen, wegen Mangels an Theilnahme, eingehen zu ſollen, wie aus der letzten Mai-Nummer deſſelben zu ſchließen iſt. Er wartet zwar noch auf neue Anregung zur Fortſetzung ſeines Journals, doch er ſagt ſelbſt, daß unter den gegenwärtigen, politiſchen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes ſeine vereinſamte Stellung hoffnungs- und einflußlos ſei. Urquhart war in der engliſchen Preſſe bisher der einzige Vertheidiger des deutſchen Rechtes in Schleswig-Holſtein und der Einzige in England, der den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 als mit der Gerechtigkeit überhaupt und mit dem Intereſſe Englands insbeſondere — wegen der Anſprüche, die der Vertrag dem Kaiſer von Rußland auf die däniſche Monarchie verleiht — im Widerſpruch erklärt.

Literariſcher Sprechſaal.

Wir haben in der vorigen Nummer unſeres Blattes einer Anerkennung auf ſprachlichem Gebiete, und zwar auf dem der iriſchen und galiſchen Sprache gedacht, die in Irland der deutſchen Wiſſenſchaft zu Theil geworden. Eine andere ſolche Anerkennung, und

*) History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great. By Thomas Carlyle. Copyright Edition. Vol. IX. Leipzig, Tauchnitz, 1864.

*) „Glücklicherweiſe ſind dieſe Briefe im Britiſh Muſeum erhalten und befinden ſich jetzt in der vollſtändigſten Ordnung behufs Nachſchlagens — Dank dem Sir F. Madden und dreijähriger wohlangewandter Arbeit. Die Briefe Mitchells ſollten und werden gewiß einmal auf das Gründlichſte durchgeleſen und von ihren Dunkelheiten, äußerlichen und innerlichen — die ſehr bedeutend ſind — durch irgend eine kompetente Feder befreit werden." (Anmerkung Carlyle's.)

Digitized by Google

zwar auf dem Gebiete Newton's und Herſchel's liegt uns in einer, zum Gebrauche von Vorleſungen auf den Univerſitäten Oxford und Cambridge veranſtalteten Ueberſetzung von Brünnow's „ſphäriſcher Aſtronomie“ vor*). Der Ueberſetzer, Herr Rob. Main, iſt Präſident der k. aſtronomiſchen Sozietät und Direktor der Sternwarte der Univerſität Oxford und ſagt in der Vorrede ſeines Buches, daß namentlich auf der Univerſität Cambridge, die ſtets wegen ihrer beſondern Pflege der mathematiſchen Wiſſenſchaften (Whewell iſt bekanntlich Stead-Master des Trinity-College in Cambridge) einen großen Ruf hatte, der Mangel eines guten Lehrbuches der ſphäriſchen Aſtronomie ſehr tief empfunden worden. In Folge davon ſei er von den größten Aſtronomen Englands aufgefordert worden, das in Deutſchland mit Recht allgemein geſchätzte Werk des Hrn. Dr. Brünnow zu überſetzen. — So viel wir vernehmen, veranſtalten jetzt die Verleger des deutſchen Originals eine engliſche Ausgabe dieſes vor zwei Jahren in zweiter Auflage erſchienenen Werkes, die der Verfaſſer, der eine Reihe von Jahren einer Sternwarte in den Vereinigten Staaten vorgeſtanden hat, ſelbſt abfaßt.

Das März-Heft der Zeitſchrift des ſtatiſtiſchen Bureau's in Berlin enthält über die Frage der Beſteuerung derjenigen, die wegen körperlicher oder anderer Hinderniſſe, ihrer Militairpflicht zu leiſten außer Stande ſind, einen ſehr belehrenden Aufſatz aus der Feder des Geheimen Regierungsrath Dr. Engel.**) Im J. 1862 belief ſich in Preußen die Zahl der zwanzigjährigen männlichen Bevölkerung auf 227,005, von denen, wenn die Zahl der jährlich in die Armee einzuſtellenden Rekruten auf 63,000 angenommen wird, 164,005 Mann von der Wehrpflicht befreit blieben, welches Verhältniß ungefähr auch für jedes der folgenden Jahre angenommen werden kann. Die „Schleſiſche Zeitung“ bemerkt, mit Bezug auf dieſen Umſtand: „So, wie die Sache gegenwärtig liegt, ſind wir offenbar nahe daran, die Wehrpflicht, nicht, wie es wahrer Gemein- und Mannesſinn verlangt, und wie die patriotiſchen Gründer unſeres Wehrſyſtems es bezweckten und beabſichtigten, als eine Bürger- und Ehrenpflicht zu betrachten, ſondern als eine in der ungerechteſten Weiſe auf geſunde Gliedmaßen gelegte ſchwere Laſt anzuſehen, die man, wo möglich ſich vom Halſe ſchaffen müſſe. Die Stimmen vom Rhein, die nach Stellvertretung rufen, ſind ein trauriges Zeugniß dafür.“ Die vom Militairdienſte befreiten jungen Männer erhalten für die Dauer der Dienſtzeit vom Staate, wenn man den wirthſchaftlichen Verdienſt jener 164,005 Mann durchſchnittlich berechnet, jährlich ein Geſchenk von vielen Millionen Thalern, und zwar auf Koſten derjenigen 63,000 Mann, die ihr körperlicher Zuſtand und das Loos auserſehen hat, die Militairlaſt allein zu tragen. In keinem Lande iſt die allgemeine Wehrpflicht konſequenter durchgeführt, als in der Schweiz; aber mit der größten Strenge wird gerade in dieſem Staate eine Steuer, nicht bloß von allen Dienſtunfähigen, ſondern ſogar auch in Fällen der Dienſtverſäumniß wegen Krankheit von Dienſtfähigen eingezogen. Auf dem „volkswirthſchaftlichen Kongreß“ in Weimar (1862), wo eine höchſt anziehende Beſprechung über die Frage der Unwirthſchaftlichkeit des Syſtems der ſtehenden Heere ſtattfand, trug der Volkswirth, Herr Gögg aus Offenbach, auf die vom Kongreſſe ſchließlich angenommene Reſolution an, „daß die, zum Heeresdienſt untauglich Befundenen einen im Verhältniſſe zu ihrem Vermögen ſtehenden Beitrag zum Beſten der bedürftigen Kriegspflichtigen und ihrer Familien zu leiſten haben.“ — Es würde dem Staat, wenn er dieſe Reſolution des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes zur Ausführung beachte, dadurch leicht das beſte und einfachſte Mittel gegeben ſein, unſeren im Kriege gefallenen, oder verkrüppelten Landeskindern, oder reſp. ihren Angehörigen, gerecht zu werden, ſo daß die Einen, wie die Andern einer Almoſen-Unterſtützung nicht bedürften, deren wir uns zu ſchämen hätten.

*) Brünnow's Spherical Astronomy. Translated by the Rev. Robert Main, M. A, F. R. S. President of the Royal Astronomical Society and Radcliffe Observer at Oxford. Cambridge and London. Bell et Co.

**) Reſultate des Erſatz-Aushebungsgeſchäfts im preußiſchen Staate in den Jahren 1855—1862.

Der gemeine Hohn, mit welchem das engliſche Parlament die Nachricht von der angeblichen Niederlage des öſterreichiſch-preußiſchen Geſchwaders bei Helgoland aufnahm, hat die gute Folge gehabt, daß das deutſche Nationalgefühl der ſonſt ſo undeutſch-ſchwarzgelben Blätter Wien's einmal wirklich aufgeregt wurde. Hoffen wir, daß dieſes ihr deutſches Gefühl nicht von ebenſo kurzer Dauer ſein werde, wie ihr deutſcher Rauſch bei der im Auguſt 1863 zu Frankfurt a. M. aufgeführten Allerdurchlauchtigſten deutſchen Komödie! Die halbamtliche „Wiener Abendpoſt“ ſagt: „Es ſpiegelt ſich in dieſem unanſtändigen Jubel des engliſchen Publikums etwas von dem gemeinen Behagen, mit dem es ſich Preisboxereien, Hahnen- und Rattenkämpfe anſieht, und geiſtiger Rohheit macht es keinen Unterſchied, wenn es einmal zur Abwechslung um Menſchenleben geht. Mit der angeblichen Geringſchätzung der deutſchen Beſtrebungen zur Hebung ſeiner Seemacht kann es unmöglich ernſt ſein in England, wenn man dort ſchon das geringſte Ereigniß, welches etwa in dem Sinn gedeutet werden könnte, als ſeien dieſe Beſtrebungen erfolglos geblieben, oder müßten es künftig bleiben, mit Aeußerungen brutaler Freude begrüßt.

Das Goethehaus in Weimar iſt bereits ſeit einer Reihe von Jahren mit allen ſeinen Spuren geheiligter Erinnerung den Verehrern des großen Dichters verſchloſſen. Adolf Stahr ſagt in ſeinen Briefen über die Shakſpeare-Feier in Weimar (Nat.-Ztg. Nr. 223): „Uns verlangte, das Innere des Goethe-Hauſes zu ſehen, aber dieſer Wunſch ſollte unerfüllt bleiben. . . . Die Enkel Goethe's, die das hohe unverdiente Glück genießen, ſeinen Namen zu tragen und deren ſchönſte Pflicht es ſein ſollte, dafür zu ſorgen, daß die Stätte, an welcher der Genius ein halbes Jahrhundert hindurch gelebt und gewirkt, der dieſen Namen für alle kommende Zeiten unſterblich gemacht hat, ein Heiligthum Weimars und der deutſchen Nation ſei und bleibe — ſie haben kein Gefühl für die Ehre dieſer Pflicht. Sie laſſen das Haus verfallen, die Räume des Arbeitszimmers, in denen er ſo viel Großes geſchaffen, und des Gemaches, in welchem er nach mehr Licht verlangend, ſeinen Geiſt verhaucht hat, in Verſchloſſenheit verdumpfen und verkommen. Sie laſſen den Garten am Stern mit dem kleinen, durch tauſend Erinnerungen geweihten Hauſe verwildern und verwachſen, und gönnen allen den Tauſenden, die unendlich mehr Anrecht auf die Verwandtſchaft mit dem Geiſte Goethe's haben, als ſie, nicht einmal den frommen verehrenden Einblick in die Heiligthümer ihrer theuerſten geiſtigen Erinnerungen!“

Digitized by Google

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien soeben:

Zwei Sepulcralreden
aus der Zeit Augusts und Hadrians
von
Theodor Mommſen.
Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1863.
gr. 4. cart. 14 Sgr. (294)

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.
von J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von **C. W. Hufeland.**
Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (297)
Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr. reſp. 1 Thlr.

Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann.
Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Sur le lieu de naissance de Charlemagne.
Mémoire
présenté a l'Academie royale de Belgique en reponse à la question suivante:
Charlemagne est-il né dans la province de Liége?
par
M. Hahn,
Docteur en Philosophie, à Berlin.
1861. gr. 8. geh. 20 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (298)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt ſo eben erſchienen:

Engliſches Elementarbuch
mit durchgängiger Bezeichnung der Ausſprache.
Ein Lehrbuch,
mit welchem man auch ſelbſtändig die engliſche Sprache leicht und richtig erlernen kann.
Von
Dr. **Bernh. Schmitz.**
Dritte nicht mehr veränderte Auflage. (9 Bogen.) gr. 8 geh. 10 Sgr.

Die bereits in der zweiten Auflage hinzugekommenen deutſchen Aufgaben ſind zugleich Schreib- und Sprechübungen, nämlich über die in 17 Leſeabſchnitte eingetheilten Stücke aus der engliſchen und ſchottiſchen Geſchichte.

Der Verfaſſer iſt durch ſeine Encyclopädie des philologiſchen Studiums der neueren Sprachen, wie durch ſeine Lehrbücher der engliſchen und franzöſiſchen Sprache (Engl. Grammatik, 3. Auflage, Engl. Leſebuch, 2. Aufl., Franz. Elementarbuch I, 4. Aufl., II, 3. Aufl.) in pädagogiſchen Kreiſen wohlgeachtet, die vorgenannten Schulbücher, wie das obige Elementarbuch ſind in vielen Schulen als Lehrmittel eingeführt. (295)

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben:

WILLIAM SHAKESPEARE
von
Victor Hugo
Deutsch von A. Diezmann.
Autorisirte Ausgabe.
Gr. Octav. — 19 Bogen. — Preis 1⅓ Thlr.

Shakespeare und *Victor Hugo*! Der grösste Dichter Englands beurtheilt von dem grossen Dichter Frankreichs! Gewiss ein interessantes Buch und zugleich eine zeitgemässe und willkommene Festgabe zur Feier der dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstages des genialen Britten!

Uebrigens ist diese Schrift *Victor Hugo*'s nicht etwa eine kritische, nicht einmal eine rein literarische, sondern eine viel weiter greifende, eine sociale und selbst politische. Bei der Besprechung *Shakespeare*'s und der Werke desselben berührt er alle Fragen der Kunst und der Civilisation, ja Alles, was unmittelbar alle Völker bewegt. Die Schrift wird deshalb ein wirkliches literarisches Manifest von hoher Bedeutung sein. (288)

Leipzig, Mai 1864. E. F. Steinacker.

In dem Verlage von **Georg Wigand** in Leipzig erſchien ſoeben:

Aus dem Natur- und Völkerleben
im tropiſchen Amerika.
Skizzenbuch
von
K. v. Scherzer.
gr. 8. geh. 2 Thlr. (290)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Souvenirs d'un Exilé en Sibérie
(le prince Eugène Obolenski).
Traduit du russe
par
le prince Augustin Galitzin.
un vol. 24 Sgr.

Mes Prisons en Russie
Mémoires
de **J. Gordon** (Polonais).
un vol. 20 Sgr.
In Frankreich verboten.

La Vérité sur la Russie
par
le prince Pierre Dolgoroukow.
Deuxieme édition, augmentée et corrigée.
2 vols. 1 Thlr. 15 Sgr.
In Frankreich verboten.

Paris und Leipzig. (289)
A. Franck'sche Buchhandlung.

Empfehlenswerthe Werke. (296)

Geſchichte der römiſchen Literatur.
Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."
Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur.
Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin erſcheint:

Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft.
Herausgegeben von
Dr. **M. Lazarus,** Profeſſor der Pſychologie an der Hochſchule zu Bern
und
Dr. **H. Steinthal,** a. o. Profeſſor für allgemeine Sprachwiſſenſchaft an der Univerſität zu Berlin.
Preis des Bandes von 4 Heften zu 8 Bogen 3 Thlr.

Die bisher erſchienenen (Bd. I. u. II, III. 1—3) Hefte enthalten u. a. folgende größere Arbeiten:
M. Lazarus und **H. Steinthal,** Einleitende Gedanken über Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft. — **Steinthal,** Aſſimilation und Attraktion pſychologiſch beleuchtet. — **Paul Heyſe,** Ueber italiäniſche Volkspoeſie. — **v. Eckſtein,** Der Sitz der Kultur in der Urwelt. — **Steinthal,** Ueber den Idealismus in der Sprachwiſſenſchaft. — **Derſelbe,** Zur Charakteriſtik der ſemitiſchen Völker. — **Pott,** Ueber Mannigfaltigkeit des ſprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — **L. Tobler,** Verſuch eines Syſtems der Etymologie mit beſonderer Rückſicht auf Völkerpſychologie. — **G. Gerland,** Pſychologiſche Anthropologie. — **Steinthal,** Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs. — **Lazarus,** Ueber den Urſprung der Sitten. — **H. v. Blomberg,** Das Theatraliſche in Art und Kunſt der Franzoſen. — **Steinthal,** Die urſprüngliche Form der Sage von Prometheus. — **Derſelbe,** Ueber den Aberglauben. — **Derſelbe,** Die Sage von Simſon. — **L. Tobler,** Ueber die dichteriſche Behandlung der Thiere. — **W. Lübke,** Der gothiſche Styl und die Nationalitäten. — **Steinthal,** Der Durchbruch der ſubjektiven Perſönlichkeit bei den Griechen. — **M. Lazarus,** Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Geſammtheit. — **Steinthal,** Ueber die Wurzeln der Sprache. — **Lazarus,** Einige ſynthetiſche Gedanken zur Völkerpſychologie. — **L. Rüdiger,** Ueber Nationalität. — **Laband,** Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömiſchen und germaniſchen Recht. — **L. Tobler,** Das Wort in der Geſchichte der Religion. — **Berthold Delbrück,** Die Entſtehung des Mythos bei den indogermaniſchen Völkern. Ein pſychologiſcher Verſuch. — **C. Arendt,** Ein Hauptzug der magyariſchen Poeſie. — **Pott,** Ueber Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nach Laut und Begriff. Wetter, Himmel, Gott.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin für die Literatur des Auslandes.** №. 23.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 5. Juni **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die Holſteiner und Herzog Friedrich . . . 354
Sprache und Geſchichte 356
England.
Zur zweiten Auflage der Biographie Göthe's von Lewes 358
Frankreich.
Ein proteſtantiſches Ketzergericht zu Paris im Dezember 1863 359
Frankreich als Seemacht. III. Mexiko und die Rivalität Englands 361
Rußland.
Moskau, Rom und Konſtantinopel. III. Tataren-Herrſchaft und Unions-Verſuche . . 362
Mexiko.
Land und Leute in Mexiko 365
Kleine literariſche Revue.
Der Nord- und Oſtſee-Kanal 366
Virgil im Mittelalter, von Dr. Creizenach . 366
Soll und Haben in Amerika 366
Unſer beiderſeitiger Freund, von Dickens . 366
Zwei Reden zur Shakſpeare-Feier 366
Ein franzöſiſcher Roman aus dem dreißigjährigen Kriege 367
Literariſcher Sprechſaal 367

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mémoires de l'Amiral Tchitchagoff
(1767—1849).
Avec une notice biographique
d'après des documents authentiques.
un vol. broché 1 Thlr.

Table des matières. I. L'amiral Tchitchagoff, ses mémoires et sa vie. — II. Paul Ier. — III. Campagne de 1812. — IV. Incendie de Moscou. — V. La Pologne. — VI. Testament de l'amiral Tchitchagoff. (304)

Paris und Leipzig.
A. Franck'sche Buchhandlung.

Verlag von Wilhelm Hertz (Beſſer'ſche Buchhandlung) in Berlin. (303)

Soeben erſchien:

Göttinger Feſtreden
von
Ernſt Curtius.

8. eleg. geb. (255 S.) Ldpr. 1 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: 1. Der Wettkampf. 2. Das Mittleramt der Philologie. 3. Der Weltgang der griechiſchen Cultur. 4. Wort und Schrift. 5. Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens. 6. Die Idee der Unſterblichkeit bei den Alten. 7 Das alte und neue Griechenland. 8. Die Freundſchaft im Alterthume. 9. Die Kunſt der Hellenen. 10. Zum Andenken Schillers (10. November 1859).

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 22 d. Bl.)

Moore's, Thomas, Memoirs, journal and correspondence. 6 vols. Ladenpreis 21 Thlr. **Für 16 Thlr.**

Napier's, Admiral, Life and correspondence. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

(Oliphant.) Chronicles of Carlingford. Salem Chapel. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. **Für 6 Thlr.**

Paton, A. A., Researches on the Danube and the Adriatic. 2 vols. Ladenpreis 4 Thlr. **3 Thlr. 15 Sgr.**

Pim, B., The Gate of the Pacific. With maps and illustrations. Ladenpreis 6 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Porter, W., History of the Knights of Malta. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. 10 Sgr. **Für 7 Thlr. 10 Sgr.**

Red, White and Blue. Sketches of military life. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Richardson, J., Travels in Marocco. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

— — The Polar Regions. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. **Für 3 Thlr. 20 Sgr.**

Roscoe, W. C., Poems and Essays. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Rose's, George, Diaries and correspondence. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 6 Thlr. 15 Sgr.**

Russell, W. H., My diary North and South. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 5 Thlr.**

de Saulcy, Narrative of a journey round the Dead Sea and in the Bible Lands. 1850—51. Edited by E. de Warren. Second edition. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. 20 Sgr. **Für 7 Thlr.**

Schlesinger, M., Saunterings in and about London. By O. Wenckstern. **Für 1 Thlr. 10 Sgr.**

Scott, Ch. H., The Danes and the Swedes. Ladenpreis 2 Thlr. 25 Sgr. **Für 2 Thlr. 10 Sgr.**

— — The Baltic, the Black Sea and the Crimea. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 1 Thlr. 20 Sgr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (300)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedächtnissreden.

Brandis (Chriſtian Auguſt), Gedächtnissrede auf Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

— — **Rede auf Wilhelm Grimm** und **Rede über das Alter** gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. 8. geh. 20 Sgr.

Rudorff (A. F.), Gedächtnissrede auf Friedrich Carl von Savigny. Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1862. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (305)

Statistische Abhandlungen
von dem verstorbenen
Director des Königl. Preuss. Statistischen Bureau in Berlin
Geh. Reg.-Rath und Professor Dr. **Dieterici.**

Ueber die Anzahl der Geburten in den verschiedenen Staaten Europa's überhaupt, und im preussischen Staate insbesondere. 1855. gr. 4. cart. 20 Sgr.

Ueber den Begriff der mittleren Lebensdauer und deren Berechnung für den preussischen Staat. 1859. gr. 4. cart. 24 Sgr.

Ueber die Fortschritte der Industrie und die Vermehrung des Wohlstandes unter den Völkern in besonderer Beziehung auf die ethischen Verhältnisse und die geistige Entwicklung der Menschen. 1856. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Ueber das Verhältniss der neu geschlossenen Ehen zu der Anzahl der gleichzeitig Lebenden. 1857. gr. 4. cart. 24 Sgr.

Ueber die Zunahme der Bevölkerung im preussischen Staate in Bezug auf Vertheilung derselben nach Stadt und Land. 1857. gr. 4. cart. 22 Sgr.

Sämmtliche hier aufgeführte Abhandlungen sind besonders abgedruckt aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. (306)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die Holſteiner und Herzog Friedrich.*)

Es war ein kalter Januartag zu Anfang d. J., als ein langer Zug eenſt blickender Männer durch die Holſtenſtraße in Kiel, die im bunten Schmucke deutſcher und ſchleswig-holſteiniſcher Fahnen prangte, und dann durch die Buchenallee zu den ſchneebedeckten Höhen von Düſternbrook hinaufzog.

Dithmarſen waren es, die Nachkommen jener berühmten alten Bauernrepublik, deren Namen glorreich in der Geſchichte daſteht und ewig unvergeſſen bleiben wird, weil ſie der Welt gezeigt hat, wie man Land und Freiheit wahren und ſchützen ſoll gegen jede Anmaßung, die ſie anzutaſten wagt. Vierhundert jener tapferen Bauern ſtanden im Jahee 1550 unter Wolff Isbeand in der Schanze auf dem Duſenddüwelswall dreißigtauſend Dänen und Holſteineen gegenüber. Ein Mädchen, mit dem Crucifix in der einen, mit dem Schwerte in der anderen Hand, ſprach ihnen Muth zu, als ſie den langen Zug der däniſchen Ritter heranrücken ſahen, feuerte ſie an, tapfer zu kämpfen, und ſie hielten Stand; der Regen ward ihr Bundesgenoſſe, und in wenig Stunden war die ganze große Armee des Dänenkönigs vernichtet, ſo daß an 20,000 däniſcher Ritter todt auf dem Platze blieben. Und im letzten Dänenkriege, als eine dithmarſiſche Paſtorwittwe von ihren beiden Söhnen, die vor Friedrichſtadt ſtanden, einen Brief erhielt, worin ſie ihr den bevorſtehenden Sturm auf die Feſtung meldeten und bei der nahe liegenden Möglichkeit, dabei den Tod zu finden, ihr Bedauern ausſprachen, ihr die Liebe, die ſie ihnen erwieſen, nicht vergelten zu können, antwortete die hochherzige Frau ganz im Sinne jener Spartanerin: „Meine Liebe werde ich alsdann vergelten ſehen, wenn Ihr bei dem Sturm die Erſten, bei dem Rückzug die Letzten ſeid!“

Jetzt kamen dreihundert Männer aus dieſem Ländchen, um im Namen ſeiner ſämmtlichen heimatſtolzen Bewohner ihrem rechtmäßigen und angeſtammten Herzoge zu huldigen. Vorausgetragen wurde das Bild einer Doppeleiche, mit grünem Laub umkränzt und mit Bändern in den ſchleswig-holſteiniſchen Farben geſchmückt. Dann kamen die Sprecher der Deputation, die Vertreter der Geiſtlichen, der Lehrer, der Landleute und der Gewerbtreibenden, dann zehn Prediger im Ornate, in langen, ſchwarzen Gewändern. Ihnen folgten die übrigen paarweiſe. Ueber dem Zuge wehten deutſche und ſchleswig-holſteiniſche Fahnen; in dee Mitte des Zuges wurde die dithmarſiſche grüne Fahne getragen, mit dem goldenen, gehaeniſchten Reiter auf weißem Roß im rothen Felde. Sie zogen die Höhen von Düſteenbrook hinauf nach dem Kurhauſe, von wo man einen weiten Blick über den Hafen und ebenſo auf die kleine Feſte Friedrichsort und die Oſtſee hat. Dort machten ſie Halt. Der Saal des Kurhauſes war feſtlich mit Fahnen geſchmückt. Ein Seſſel ſtand auf einer mit Teppichen belegten Thronſtufe. In dieſen Saal zogen die Dithmarſen ein.

Als ſie ſich in einem großen Halbkreis um den Theonſeſſel aufgeſtellt hatten, erſchien der Herzog. Er iſt in ſeiner Geſtalt, in Geſicht, in Sprache, kurz in ſeinem ganzen Weſen das Prototyp eines Schleswig-Holſteiners. Blond, von mittlerer Größe, tragen ſeine Züge den Stempel der holſteiniſchen Geſichtsbildung; ſogar ſeine Sprache hat etwas Schwerfälliges, wie es vielfach im Lande vorkommt, und die Tonfärbung des Dialekts zwiſchen Elbe und Königsau.

Das war der Mann, der jetzt in den Saal zu der Deputation der Dithmarſen trat. Der Empfang war dem Unabhängigkeits-Gefühl derſelben und dem holſteiniſchen Weſen völlig enſprechend. Es ertönte kein ſerviles „Hoch,“ ſondeen die Bauern, die Gewerbtreibenden, die Paſtoren und die Lehrer traten zu dem Herzog heran, gaben ſich gegenſeitig die Hände und ſprachen ihre Freude aus, einander in Schleswig-Holſtein zu ſehen. Dann, nachdem dieſer herzliche und freundliche Empfang einige Minuten gedauert hatte, trat der Herzog auf den Teppich, auf dem der Seſſel aufgeſtellt war, und nun begann die Anſprache der drei Sprecher der Deputation. Sie ſprachen ganz dem Stolze, dem Feeiheitsgefühl und dem Unabhängigkeitsſinn ihres Landes, der ehemaligen freien Bauernrepublik gemäß, langſam und deutlich, jeder mit dem dem Holſteiner eigenen ſchweren Ton in der Sprache.

„Wir ſind gekommen, begann Dr. Chriſtiany aus Brunsbüttel, aus beiden Dithmarſen, Geiſtliche, Lehrer, Landleute und Gewerbtreibende, um Ihnen nochmals zu bethätigen, was wir bereits in der Adreſſe ausgeſprochen haben, um Ihnen zu wiedeeholen, daß wir Sie anerkennen, daß wir keinen Anderen wollen, daß wir Ihnen getreue Unterthanen ſein werden. Wir ſind erfüllt von Freude und Dank gegen die Vorſehung, daß ſie uns einen Herzog gegeben hat, der die Eigenſchaften des Heerſchers mit denen des deutſchen Mannes vereinigt. Wir ſind beglückt, das Antlitz des geliebten Fürſten zu ſehen, ihm beſtätigen zu können, daß er nicht nur unſer Herzog ſei als der legitime Erbe des Landes, ſondern daß auch dann, wenn die freie Wahl uns zuſtände, wir Sie zu unſerem Fürſten erwählt haben würden. Wir wollen, da Sie die Rechte unſeres Landes anerkannt haben, da Sie gelobt haben, das Volk zu lieben, es zu ſchützen, es glücklich zu machen; — wir wollen Sie lieben und zu Ihnen ſtehen feſt und immerdar. Gott ſegne Sie, Hoheit, Gott ſegne das Vaterland!“

Die Aneede war echt dithmarſiſch. Auf die Freiheit des Landes, auf die freiwillige Anerkennung, auf die freie Wahl war das hinreichende Gewicht gelegt.

Dann trat Paſtor Hanſen von Meldorf vor im langen ſchwarzen Talare. Auch er ſprach in würdiger, nationaler Weiſe von der großen Geſchichte und von der Freiheit ſeines Landes. „Die Geiſtlichkeit des Landes Dithmarſen,“ begann er mit langſamer, tönender Stimme, „iſt gekommen, um Sie, Hoheit, als den von Gott gegebenen, rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen. Dithmarſen iſt ſtolz auf die Thaten ſeiner Vorfahren; es hat eine große Geſchichte. Aber als es aufgehört hat, ein freies Volk zu ſein, da hat es wohl mit Schmerz dieſe Freiheit dahingegeben, aber es hat ſeitdem ſtets mit Liebe und Treue dem rechtmäßigen Landesherrn angehangen. Das dithmarſiſche Volk iſt nie leibeigen geweſen; es ſteht keinem Landestheil nach an Adel der Geſinnung, welche es mit vollem Herzen ſeinem Fürſten darbringt. Möge Gott der Herr Sie und Ihr Haus ſegnen!“

Der dritte Redner war Lehrer Sönnichſen aus Meldorf. „Ich habe die feſte Ueberzeugung,“ ſagte er, „daß alle Lehrer Dithmarſens gekommen ſein würden, wenn nicht äußere Verhältniſſe ſie abgehalten hätten; alle aber halten feſt und unerſchütterlich an ihrem Fürſten. Wir werden keine Opfer ſcheuen, Ihr Recht, Hoheit, ſowie unſer Recht zur Geltung zu bringen. Hoffentlich iſt die Zeit nicht fern, wo die Lehrer ſich endlich der ſchönen Aufgabe hingeben können, nationale Geſinnung, Treue und Ergeben-

*) Guſtav Raſch, der Krieg in Schleswig-Holſtein im Jahre 1864. Erſter Band: Die Bundesexekution in Holſtein. Leipzig, Otto Wigand, 1864.

Digitized by Google

heit gegen Vaterland und Fürſt in die Herzen der Kinder zu pflanzen."

Die Art und Weiſe, wie der Herzog antwortete, war ebenſo würdig, wie die Anrede der drei Sprecher. Er ſprach langſam, aus dem Stegreif. Die Art und Weiſe ſeiner Rede, der holſteiniſche Ton ſeiner Worte war von ſichtlicher Wirkung. „Ich danke Ihnen," ſagte er, „für die Gefühle der Treue, der Liebe und der Ergebenheit, welche Sie mir dargebracht haben. Gott hat mir die Pflicht auferlegt, meine Rechte geltend zu machen. Ich fühle mich erhoben durch die Uebereinſtimmung mit meinem Volke. Denn nur dadurch, daß mein Recht in der Ueberzeugung des Volkes wurzelt, daß es eines iſt mit dem Rechte des Volkes, kann es zur Geltung kommen. Ich bin beglückt, bei den Dithmarſen ſolche Geſinnung für mich zu finden. Ich weiß es gewiß zu würdigen, wenn ein von jeher freies Volk in ſolchen Gefühlen ſich ausſpricht. Noch ſind wir waffenlos, haben keine Armee, haben nur die Ueberzeugung von unſerem Recht und das Bewußtſein, daß, wenn Alle zuſammenhalten, wir dann das eine Ziel erreichen: die Freiheit Schleswig-Holſteins. Der Welt wollen wir zeigen, was wir wollen: keine Dänen ſein, frei und ſelbſtändig werden. Mit dieſer Einigkeit wollen wir ganz Europa entgegentreten, und das Wohl des Landes wird gegründet werden."

Jetzt brach die Verſammlung in ein dreimaliges „Hurrah" aus. Der Herzog trat dann wieder zu der Deputation heran, und es wiederholte ſich nochmals die Scene, welche der Huldigung vorausging. —

So ſchildert uns der unermüdliche Agitator für Schleswig-Holſtein, Guſtav Raſch, in ſeinem ſoeben erſchienenen Werke *über die Bundesexekution in Holſtein* dieſen ſchönen, vielverſprechenden Tag. Und doch, ſo glückverheißend dieſe erſten Schritte auch waren, ſo laut und einſtimmig das ganze Land ſeinen Willen und ſein Recht vor der ganzen Welt ausſprach, es wäre über dieſe erſten Schritte hinaus nie zu weiteren Erfolgen gekommen, Schleswig wäre nimmer befreit worden, wenn nicht Preußen und Oeſterreich, ohne den deutſchen Bund zu fragen, aus eigener Machtvollkommenheit zum Schwerte gegriffen, Deutſchlands militäriſche Ehre gerettet und mit vernichtenden Streichen den Feind aus den Marken des Bruderſtammes hinausgewieſen hätten.

Als der deutſche Bund nach der Beſetzung Holſteins unthätig blieb und ſich wochenlang nicht entſchließen konnte, die Anerkennung des Herzogs auf die Tages-Ordnung zu ſetzen, war allgemein die geſpannteſte Erwartung darauf gerichtet, ob Holſtein ſelbſt auf eigene Hand es unternehmen würde, das Werk weiter zu führen, die Brüder jenſeit der Eider zu befreien und für Schleswig-Holſtein die Selbſtändigkeit zu erringen.

Freilich wirkte an einzelnen Orten Holſteins, wie z. B. in Altona und Neumünſter, der materielle Nutzen in bedenklicher Weiſe auf die Stärke der nationalen Geſinnung der Bewohner ein; die heimlichen Dänen im Lande, die däniſch geſinnten, von den Bundes-Kommiſſären nicht entfernten höchſten Beamten wendeten alle Mittel des Einfluſſes, der Beſtechung und der Intrigue an, um jede nationale Bewegung niederzuhalten. Groß war endlich die wohlberechtigte Furcht vor abermaliger Auslieferung an die alten Unterdrücker und deren künftige Rache: dennoch aber, bei allem Phlegma, bei aller Neigung zur Apathie, die tief im Charakter der Holſteiner liegt, ihre Aufopferungsfähigkeit, mit der ſie gern und freudig Leib und Leben, Hab und Gut für das Vaterland hingeben, ihre unwandelbare Treue, ihr tapferer Muth, mit dem ſie der für Recht und Ehre erhobenen Fahne folgen, ſtehen einzig unter allen deutſchen Volksſtämmen da; aber die Fahne muß auch von der berechtigten Hand erhoben und ihnen vorangetragen werden; geſchieht das nicht, ſo iſt an eine Volks-Erhebung in Holſtein gar nicht zu denken. Sehr bezeichnend ſagt der Verfaſſer: „Wenn der Herzog von Schleswig-Holſtein heute eine freiwillige Steuer von einer halben Million ausſchriebe, ich glaube, die Ausſchreibung würde geringen Erfolg haben; aber wenn er zum Wohle Schleswig-Holſteins eine ſolche Beſteuerung *befehlen* würde, man würde mit einer Million binnen acht Tagen antworten."

In bekannter Weiſe giebt der Verfaſſer hunderte von Belegen in den ſprechendſten Zügen aus allen Schichten des Volkes für das Geſagte. Hätten die Bundestruppen plötzlich das Land verlaſſen und hätte der Herzog die Holſteiner zum Kampfe aufgerufen, in acht Tagen hätten ſicherlich 20,000 Bewaffnete dageſtanden, um die Dänen zurückzuſchlagen. „Man überlaſſe uns nur uns ſelbſt, wir werden allein Schleswig erobern!" konnte man alle Tage hören. Von Stunde zu Stunde kamen die Deputationen aller Gemeinden des Landes, um dem Herzog nicht bloß ihre Huldigung darzubringen, ſondern um die Dienſte, das Geld, die Pferde ihrer Gemeinden ihm zur Verfügung zu ſtellen, ſobald er nur riefe. Der Gutsbeſitzer *Bülow* von Bootkamp überſandte dem Herzog die Summe von 25,000 Thaler zur Verwendung für das Wohl des Landes und ſchrieb dazu: „Ich werde 125,000 Thaler außerdem ſenden, ſobald die Vertreibung der Dänen aus Schleswig in Angriff genommen worden iſt." Der Hauptmann *Wiggers* war ein tapferer und verdienſtvoller Offizier der ſchleswig-holſteiniſchen Armee geweſen. Nachdem er, wie die meiſten Offiziere der Armee, nach ihrer Auflöſung lange in nichts weniger als glänzenden Verhältniſſen gelebt hatte, fand er endlich vor einigen Jahren eine ſehr gute Anſtellung als Waſſerbau-Direktor in Cuxhaven. Der Mann hat Familie und lebt in Cuxhaven in ſehr guten Verhältniſſen. Trotz alledem kam er nach Kiel, um dem Herzoge ſeine Dienſte anzubieten, bereit, ohne irgend eine Garantie, ſeine Stelle in Cuxhaven aufzugeben und wieder den Säbel in die Hand zu nehmen, um die Dänen aus Schleswig zu vertreiben. Derartige Beiſpiele kamen täglich vor, und man muß dies beſonders hervorheben — ohne jede Oſtentation. Und auf welche Geſinnungen die Verführungs-Verſuche der Dänen ſtießen, dafür bleibt uns der Verfaſſer ebenſo wenig die Belege ſchuldig. Ein Lehrer, *Meſtern* mit Namen, erzählt er, wurde ſeiner Stelle in der Nähe von Kellinghuſen vor einer Reihe von Jahren von der däniſchen Regierung ſeiner deutſchen Geſinnung wegen entſetzt. Dieſem Manne wurde kürzlich Seitens eines Agenten der däniſchen Regierung ein Gehalt von 800 Thalern geboten, wenn er ſich für Durchführung däniſcher Intereſſen in Holſtein gewinnen laſſen wollte. Der brave Mann ſchlug das Anerbieten aus. Eine allgemein bekannte und unter den kleinen Bürgern und Handwerkern einflußreiche Perſönlichkeit in Kiel iſt der Zimmermeiſter *Riepen*. Von einem Agenten der däniſchen Regierung wurde ihm vor anderthalb Jahren die koloſſale Summe von 60,000 Bankthalern geboten, wenn er in Kiel die däniſchen Intereſſen befördern wollte. Man muß den braven und energiſchen Zimmermeiſter kennen, ſagt der Verfaſſer, um ſich ſagen zu können, mit welchem Hohn er das Anſinnen ausſchlug.

Und der Herzog? Bei ihm ſtand es ganz allein. Nur ein Wort von ihm hätte genügt, und das ganze Land hätte, von einem feurigen Strom des Wetteifers ergriffen, alle ſeine Kräfte aufgeboten und wäre, ohne rück-, noch vorwärts zu ſehen, ihm

Digitized by Google

gefolgt, wohin er es geführt. Zu wiederholten Malen war der Augenblick für ihn günſtig. Wieder und wieder bot das Zuſammentreffen der Umſtände ihm die Gelegenheit zur Initiative dar. Er ergriff ſie nicht. Warum nicht? Die vollſtändige Antwort darauf fehlt uns bis jetzt. „Der Herzog wird ſich lieber tödten laſſen, als das geringſte Dorf von Schleswig aufgeben!" ſagte zum Verfaſſer Dr. Sammer. „Für den äußerſten Nothfall iſt für Alles geſorgt, ſelbſt wenn der Herzog erſchoſſen würde. Unſer Recht kann weder untergehen, noch geſchmälert werden. Fürchten Sie nichts!" Das ſind beherzte Worte, und wenn die bisherigen Handlungen des Herzogs nicht ebenſo beherzt ſcheinen, ſo ſpricht eben nur der Schein gegen ſie. Denn der Herzog durfte diesmal nicht, wie im Jahre 1848, ſeine Perſönlichkeit auf das Spiel ſetzen, ohne die Ausſicht zu haben, dadurch etwas für ſein Land und ſein Volk erreichen zu können. Am Nichtswürdigſten aber iſt unter den Verdächtigungen und Verleumdungen, die gegen den Charakter des Herzogs erhoben worden ſind, gewiß die der Feigheit. An allen Kämpfen des vorigen Krieges hat er Theil genommen und ſich die höchſte Anerkennung aller Waffengenoſſen erworben, und diejenigen, die es ihm zum Vorwurf machen, daß er jetzt nicht in der preußiſchen Armee perſönlich am Kampfe gegen die Dänen Theil genommen, wiſſen es ſelbſt am beſten, daß unter den Verſprechungen, die ihm in Berlin abgenommen worden, auch diejenige war, nicht als Offizier des preußiſchen Heeres am Kampfe Antheil zu nehmen.

„Ich verlaſſe mich auf den König von Preußen," ſagte der Herzog zu unſerem Verfaſſer, „und ich weiß, worauf ich mich verlaſſe!" Und ſo müſſen ſchließlich auch wir ſprechen, heute, am Vorabend der Entſcheidung, wo die preußiſche Politik endlich ihren tief verhüllenden Schleier herabfallen laſſen muß. Wieder einmal beruht auf Preußens Haltung Deutſchlands Geſchick. Möchte die Entſcheidung ſo ausfallen, daß unſere Todten auf Düppels blutigen Höhen in ihren Gräbern ruhig weiterſchlafen, wir Lebenden aber Luſt zum Leben gewinnen und wieder uns des deutſchen Namens freuen können! Das wolle Gott!

Sprache und Geſchichte.

Einer unſerer gelehrteſten und geiſtreichſten Sprachforſcher, Profeſſor Dr. Steinthal in Berlin, hat in einer kleinen, aber gehaltvollen Schrift*), die eine Erweiterung eines in der Philologen-Verſammlung zu Meißen 1863 gehaltenen Vortrags iſt, ſich die Aufgabe geſtellt, das Verhältniß der Sprachwiſſenſchaft zur Geſchichtswiſſenſchaft zu beſtimmen, angeregt, wie er ſelbſt in dem Vorworte angiebt, durch folgende Aeußerung Droyſen's: „Die Aufgabe, das Weſen und die Geſetze der Geſchichte zu beſtimmen, hat außer der beſonderen Bedeutung für geſchichtliche Studien noch eine andere, allgemeinere und beginnt eben darum die Aufmerkſamkeit der wiſſenſchaftlichen Welt zu beſchäftigen; ſie ſcheint dazu angethan, der Mittelpunkt der großen Diskuſſion zu werden, welche in dem Geſammtleben der Wiſſenſchaften die nächſte bedeutende Wendung bezeichnen wird." Wir können uns hier nur darauf beſchränken, das Hauptreſultat der Steinthal'ſchen Schrift in kurzen Worten vorzuführen, was hoffentlich genügen wird, auf die Bedeutung derſelben aufmerkſam zu machen.

Ueber das Verhältniß der Sprachwiſſenſchaft zur Philologie ſind in der neueſten Zeit wieder ſehr unklare Vorſtellungen verbreitet worden, nachdem ſchon während eines Menſchenalters die richtige Anſicht gegolten hat, daß die Sprache ein Moment des geſchichtlichen Geiſtes, die Grammatik eine geſchichtliche Wiſſenſchaft ſei. Die jüngere Schule der vergleichenden Grammatik hat im Gegenſatze zu dieſer Anſicht den Grundſatz aufgeſtellt: die Sprachwiſſenſchaft iſt eine naturhiſtoriſche Disciplin und die Sprache ein Naturorganismus; verſchieden von der Sprachwiſſenſchaft, deren Objekt ein konkretes und reelles iſt, nämlich die beſtimmten, gegebenen Sprachen, iſt die Sprachphiloſophie, die ein ideelles, abſtraktes Objekt, die Sprache überhaupt, vor Augen hat. Die Sprachwiſſenſchaft oder Glottik hat man für eine naturhiſtoriſche Disciplin gehalten, weil man glaubte, daß die Ausbildung der ſprachlichen Lautformen vor aller Geſchichte liege und in der hiſtoriſchen Zeit ſich nirgends eine Entwickelung und Weiterbildung der ſprachlichen Form, ſondern vielmehr das Schauſpiel des ſprachlichen Verfalles zeige; denn Sprachbildung und Geſchichte ſeien ſich ablöſende Thätigkeiten der Menſchen, zwei Offenbarungsweiſen ſeines Weſens, die nie zugleich ſtattfinden, ſondern von denen ſtets die erſte der zweiten vorangeht.

Dagegen wendet unſer Verfaſſer mit Recht ein, daß nicht nur die Sprache, ſondern alle geiſtigen Momente, wie die Entſtehung und Ausbildung der Mythen, der Poeſie, des Glaubens, der Sitte, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, in der vorgeſchichtlichen Zeit der Völker ihren Anfang nehmen und ſpäter, wenn das geſchichtliche Bewußtſein erwacht, durch daſſelbe alterirt werden und zum Theil untergehen, indeß der Verfall vieler Sprachen ſchon in der vorgeſchichtlichen Zeit beginnt, während gerade umgekehrt die Geſchichte durch die Kultur überhaupt und beſonders durch die Schrift eine konſervirende Macht ausübt. Gegen die Behauptung, daß Geſchichte und Sprachwiſſenſchaft im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen, daß je reicher und gewaltiger die Geſchichte', deſto raſcher der Sprachverfall, ſpricht gerade die geſchichtliche Erfahrung. Hatten die Oſſeten, Kurden, Afghanen, Zigeuner und heutigen Hindus eine ſo gewaltige, reiche Geſchichte, wie ihre Sprachen verfallen und herabgekommen ſind? Iſt die Geſchichte der Engländer um ſo viel reicher denn die der Deutſchen, als die engliſche Sprache ärmer iſt als die deutſche? Welche Geſchichte hatte der Grieche der römiſchen Zeit hinter ſich! und doch ſtand ſeine Sprache derjenigen, welche das helleniſche Volk beim Beginn ſeiner Geſchichte ſprach, noch um vieles näher, als unſer Deutſch dem karolingiſchen. Geſetzt aber auch, jene Thatſache, daß die Sprachformen ſich vor der Geſchichte bilden und in der Geſchichte verfallen, ſei wahr, ſo folgt noch nicht daraus, daß die Sprache ein Naturobjekt ſei. Wäre ſie dies, ſo müßte ſie, wie die Natur überhaupt, von jeder Geſchichte unberührt bleiben. Durchweg zeigt die Sprache geiſtiges Weſen, und wenn ſie unabänderlichen Geſetzen unterworfen iſt, ſo ſind dies keine phyſiologiſchen, ſondern pſychologiſche. Die Sprachformen und ihre Geſchicke liegen allerdings außerhalb der Willensbeſtimmung des Einzelnen; allein daſſelbe gilt auch von anderen allgemeinen geiſtigen Momenten des Völkerlebens, von Sitte, Glauben, Vorurtheilen und dergl., wie denn überhaupt der Gang der Geſchichte außerhalb der Willensbeſtimmung des Einzelnen liegt, wenn er ſich auch ihrer Macht für ſeine Perſon theilweiſe entziehen kann, ſo daß ihn ſelbſt nichts hindert, ſeine Sprache zu wechſeln.

*) Philologie, Geſchichte und Pſychologie in ihren gegenſeitigen Beziehungen. Von Dr. H. Steinthal, Profeſſor für allgemeine Sprachwiſſenſchaft an der Univerſität zu Berlin. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1864.

Digitized by Google

Die meiſten Völker haben gar keine Geſchichte, oder ihre Geſchichte iſt eine unſelbſtändige, von der eines geſchichtlichen Volkes abhängige; dennoch äußert ſich auch bei ihnen ein geiſtiges Leben in Sprache, Religion, Sitte, Staat u. ſ. w., nur daß überall die geſchichtliche Entwickelung fehlt. Für dieſes ungeſchichtliche geiſtige Leben iſt die Ethnographie die Wiſſenſchaft. Es gab ferner eine Zeit, in welcher die geſchichtlichen Völker, wie Griechen, Römer, Deutſche, noch keine Geſchichte hatten; doch lag in ihrem Charakter ſchon der Keim der Geſchichte; ſie waren alſo zu jener Zeit nicht ungeſchichtliche, ſondern vorgeſchichtliche Völker. Von der geſchichtlichen Bewegung werden alle Momente des Geiſtes ergriffen, wenn auch nicht in gleichem Maße. Am meiſten macht ſich der geſchichtliche Fortſchritt im Denken und Erkennen geltend. Der eigentliche Boden der Geſchichte iſt das Selbſtbewußtſein. Ein gewiſſes Selbſtbewußtſein hat jedes Volk, ein Gemeingefühl, eine nationale Ehre und Schmach; aber es iſt deshalb noch kein nationales Selbſtbewußtſein, das erſt entſteht, wenn die Nation das Bewußtſein von der Stellung beſitzt, welche ſie in der Welt einnimmt, von der Geltung, die ſie in derſelben hat, und wenn nach Innen ſich ein beſtimmtes Streben nach erkannten Gütern der Civiliſation, ein freies Setzen gewiſſer Ziele bemerkbar macht. Das ungeſchichtliche Volk gleicht dem Kinde oder Ungebildeten, deſſen Selbſtbewußtſein noch kein perſönliches iſt, das geſchichtliche Volk aber einem Manne, der die Welt, in der er lebt, überſchaut und ſich ſelbſt in ihr findet. Dieſes nationale Selbſtbewußtſein, das ſich in dem Volksgeiſte ausſpricht, ſetzt eine Stufe geiſtiger Entwickelung voraus, welche die ungeſchichtlichen Völker nie, und ſelbſt die geſchichtlichen in vorgeſchichtlicher Zeit nicht erreicht haben. Die Träger des Volksgeiſtes ſind Individuen; daher muß die Verſchiedenheit des Selbſtbewußtſeins des geſchichtlichen Geiſtes von dem des ungeſchichtlichen in der Seele des Individuums nachgewieſen werden und zwar einerſeits in dem Verhältniſſe des individuellen Bewußtſeins an ſich, andererſeits in dem Verhalten der Individuen zu einander und endlich in der Wechſelwirkung beider, aus welcher das Nationalbewußtſein entſteht, welches, obwohl von den Individuen getragen, doch über jedes hinübergreift und den Boden für die Entwickelung des Einzelnen darbietet.

In dem vorgeſchichtlichen und geſchichtlichen Leben handelt es ſich um Ereigniſſe von allgemein geltendem Werthe, die dem ungeſchichtlichen Leben fehlen. Es tritt etwas Individuelles auf, das an ſich ſelbſt allgemein iſt, ein Individuum, das den Werth der Art beanſprucht und ſich ſelbſt ſeine Norm giebt. Das geſchichtliche Leben unterſcheidet ſich von dem vorgeſchichtlichen durch eine immer mannigfaltigere Gliederung und immer beſtimmtere Formung der Verhältniſſe, durch eine fortſchreitende Individualiſirung bei Erhöhung des allgemeinen Gehaltes, durch eine Vervielfältigung und Steigerung der Kräfte und Leiſtungen. Bei ungeſchichtlichen Völkern hat die gleichförmige Volksmaſſe nur geringen Halt und Feſtigkeit, und der Selbſterhaltungstrieb, die erſte und niedrigſte Form des Selbſtbewußtſeins, iſt noch ſchwach. Bei den Kulturvölkern tritt der Unterſchied zwiſchen niederen und höheren Ständen, die individuelle Bildung, hervor, wogegen die Sinnlichkeit und alles unmittelbare Zuſammenleben mit der Natur zurücktritt. Der Naturmenſch hat mehr Kraft zu allen Schöpfungen lebendiger Sinnlichkeit, wie Sprache, Glaube, Poeſie, Sitte. Er ſchafft die Sprache, indem die Sprachwurzeln wie freiwillig bei jeder inneren Regung hervorbrechen. Je mehr jedoch das individuelle Selbſtbewußtſein wächſt, deſto mehr ſinkt die Fähigkeit zur Sprachſchöpfung, und für die neu auftauchenden Erkenntniſſe werden ſchon vorhandene Elemente zu neuen Formen kombinirt und überflüſſige Gebilde verwerthet. In der geſchichtlichen Zeit verſiegt auch die Kraft zu neuen Lautſchöpfungen; dafür beginnt das intellektuelle Wirken des Geiſtes, das ſich an der Bedeutung des Wortes und der Wortform und in der Satzbildung äußert. Der Leib ſtirbt und der Geiſt erſteht, der ſich zuletzt in dem, was geniale Denker und Schriftſteller durch Entwickelung von Bedeutungen, durch neue Ableitungen und Zuſammenſetzungen, durch neue Wendungen des Satzbaues ſchaffen, zwar auf individuelle, doch wiederum nationale Weiſe als geſchichtliche Schöpfung ausſpricht, ſo daß das Individuelle Gemeingut Aller wird.

Wollte man behaupten, die Betrachtung dieſer Thatſachen gehöre in die Philologie, während die Sprachwiſſenſchaft nur die Entſtehung der Redetheile und Wortformen zum Gegenſtande habe, ſo würde man das einheitliche Objekt der Sprache zerreißen, gleichwie wenn der Naturforſcher für jede Entwickelungsſtufe der Pflanze, für Wurzel, Stamm, Blüthe und Frucht, eine beſondere Wiſſenſchaft ſchaffen wollte. Bei der Theilung der wiſſenſchaftlichen Arbeiten wird allerdings der Sprachforſcher die Entwickelung der Sprache durch Zuſtände hindurch verfolgen, der Philologe aber vorzugsweiſe die ſprachlichen Thatſachen betrachten, die einzelne Rede, welche, von geſchichtlicher Bedeutung, eine literariſche That, ein ſprachliches Denkmal iſt. Beide zuſammen fördern die Sprachwiſſenſchaft, die die Sprache ſowohl als ſprachlichen Zuſtand, wie auch als ſprachliche That zu erforſchen hat. Der Hiſtoriker hingegen kann nur die Sprache, wie alle anderen Momente des geiſtigen Lebens eines Volkes aus dem Volksgeiſte erklären, und dieſer kann wieder nur in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung aus dem allgemeinen Entwickelungsgeſetze des menſchlichen Geiſtes erkannt werden.

Hierbei hat man auf den Unterſchied zu achten zwiſchen der Ableitung und der Erklärung einer geſchichtlichen Erſcheinung aus dem Volksgeiſte. Eine Erſcheinung aus dem Volksgeiſte ableiten, heißt in ihr denſelben Charakterzug nachweiſen, den man zugleich als die den geſammten Volksgeiſt beherrſchende Idee erkannt hat. Eine ſolche Ableitung iſt eine Charakteriſtik, eine äſthetiſche Konſtruktion aus dem Volksgeiſte, aber keine genetiſche Erklärung, keine Entwickelung eines geiſtigen Zuſtandes aus dem anderen nach Geſetzen, die ihren Grund in der menſchlichen Seele haben. Geſchichte iſt nicht das Machwerk der Einzelwillkür, noch auch ein geiſtloſer Zufall; ſie iſt das Produkt gewiſſer idealer Mächte oder Ideen, die nicht in der Luft ſchweben, ſondern in einem Bewußtſein oder Subjekte liegen und die Macht haben, zu anderem Inhalte deſſelben in ein wirkſames Verhältniß zu treten. Die Ideen geſchichtlicher Thatſachen ſind nicht an ſich ſchon Geſetze der Geſchichte, ſondern bedürfen, als Elemente der Geſchichte, der Analyſe und unterliegen Geſetzen, die, weil aus der Seele des Individuums entnommen, pſychologiſcher Art ſind. Eine Pſychologie, welche die Geſchichte erklären will, mag Völkerpſychologie heißen, weil die Völker der reale Boden und die realen Faktoren der Geſchichte ſind. Indem aber ihre Aufgabe überall da liegt, wo Seelen, Subjekte, mit und in einander wirken, ſo gehört jede Gemeinſamkeit geiſtigen Lebens in ihren Bereich. Ihr Gegenſtand iſt der Menſch, als das ſich geiſtig entwickelnde Weſen, nicht in ſeiner Einzelheit, ſondern in ſeinem Zuſammenleben innerhalb einer Gemeinſamkeit, vor Allem innerhalb eines Volkes. So fallen Völkerpſychologie und Geſchichte in Wahrheit zuſammen und laſſen ſich relativ ſo unterſcheiden, daß man die Geſchichte als den analytiſchen, die Völkerpſychologie als den ſynthetiſchen Theil der Wiſſenſchaft vom Geiſte bezeichnet. Der Philologe oder Hiſtoriker in der Idee iſt

Digitized by Google

zugleich der Völkerpſychologe und umgekehrt. Wir, die endlichen Individuen, ziehen freilich uns jeder ſeine beſonderen Schranken, die jedoch die Gemeinſamkeit und Einheit der Geiſter nicht ſtören, ſondern ſtärken ſollen. M.

England.

Zur zweiten Auflage der Biographie Goethe's von Lewes.

I.

Wie von der erſten Auflage dieſes Werkes, ſo hat auch von der kürzlich in London erſchienenen, zum Theil umgearbeiteten zweiten Auflage die Brockhaus'ſche Buchhandlung in Leipzig mit Bewilligung des Verfaſſers und des engliſchen Verlegers einen wohlfeilen Abdruck in zwei Bänden veranſtaltet.*) Das Lewes'ſche Werk iſt eine ſo würdige, dem großen deutſchen Dichter und unſerer geſammten Literatur dargebrachte Huldigung, daß wir es für unſere Schuldigkeit halten, auch dieſer zweiten, veränderten Auflage in ausführlicher Weiſe zu gedenken. Bevor wir aber zu einer Ueberſicht des Inhaltes und der Modifikationen dieſer zweiten Auflage übergehen, wollen wir Herrn Lewes ſelbſt darüber ſprechen laſſen, indem wir Nachſtehendes aus der neuen Vorrede mittheilen:

„Es lag vielleicht eine gewiſſe Kühnheit in dem Verſuch, ein Leben Goethe's zu einer Zeit zu wagen, in der kein deutſcher Schriftſteller die Aufgabe unternommen hatte,**) aber die Aufnahme, die mein Werk, ſelbſt nach dem Erſcheinen der Biographieen eines Viehoff und Schäfer erfahren hat, ſei eine Rechtfertigung des Unternehmens. Der Abſatz von vierzehntauſend Exemplaren in England und Deutſchland und die edelmüthig ausgeſprochenen Beweiſe der Theilnahme, die freilich gleichzeitig mit manchen abſprechenden, ja heftigen Kritiken mir zugingen, ſind Zeugniſſe, daß meine Bemühungen, ſo weit ſie auch vom Ziele zurückgeblieben ſein mögen, doch nicht gänzlich verfehlt waren. Für die öffentlichen und privaten Theilnahmsbeweiſe ſage ich meinen ſchuldigen Dank; auch habe ich mich ſo viel wie möglich bemüht, aus jeder noch ſo feindſeligen Kritik Nutzen zu ziehen.

„Es iſt mir Bedürfniß, die mir von dem verſtorbenen Franz Demmler geleiſtete Hülfe hier ſpeziell zu erwähnen. Obgleich ein mir Fremder, hatte dieſer vollendete Goethekenner die Freundlichkeit, trotz mancherlei dringender Geſchäfte, mein Buch zu dem ausdrücklichen Zwecke durchzuleſen, mir ſeine Bemerkungen darüber mitzutheilen. Er ſandte mir auch mehrere Blätter mit Notizen und Kritiken, die alle die Schärfe ſeines Geiſtes und ſeine große Beleſenheit bekunden. Einige davon habe ich mit Freuden benutzt, und konnte ich mich auch mit andern nicht einverſtanden erklären, ſo waren ſie doch alle ſorgfältig erwogen. In gewiſſen Punkten waren unſere Anſichten ſogar geradezu entgegengeſetzt, aber immerhin war es von Vortheil für mich, ſo freimüthige und ſcharfe Kritiken leſen zu können.

„Die gegenwärtige Auflage iſt, der Form und dem Inhalte nach, verändert. Sie iſt theilweiſe neu geſchrieben und zwar nicht nur, um alles durch verſchiedene wichtige Veröffentlichungen gelieferte neue Material zu verwerthen, ſondern auch in der Abſicht, durch Verbeſſerung und Umarbeitung des Vorhandenen das Werk der Gunſt des Publikums würdiger zu machen. Da für ſpätere Veröffentlichungen wichtigen neuen Materials wenig Ausſicht iſt, ſo hoffe ich, daß dieſe Umarbeitung meines Buches eine endgültige bleiben werde.

„In Bezug auf die Benutzung des mir zu Gebote ſtehenden Materials, insbeſondere der Autobiographie Goethe's, kann ich nur wiederholen, was ich ſchon in der Vorrede zur erſten Auflage ausgeſprochen habe: Dichtung und Wahrheit entbehrt nicht nur der egoiſtiſchen Schwatzhaftigkeit, der genauen Details, die ſolchen Memoiren erſt ihren eigentlichen Werth verleihen, es bietet dem Biographen auch große Schwierigkeiten. Der Hauptgrund liegt in der Ungenauigkeit der Stimmung, die weit mehr irreführt, als die vielen thatſächlichen Ungenauigkeiten, und die der ganzen von ihm dargeſtellten Jugendperiode ein ſo vollkommen anderes Anſehen giebt, als ſie aus gleichzeitigen Zeugniſſen, beſonders aus ſeinen Briefen gewinnt, daß ein Verſuch, die Widerſprüche zu vereinigen, unmöglich iſt. Wer das bezweifelt und nach dem erſten Theil dieſes Werkes bei ſeiner Meinung beharrt, der leſe Goethe's Briefe an die Gräfin von Stolberg, oder die kürzlich veröffentlichten Briefe Keſtners und Lotte's, und vergleiche ihren Ton mit dem Tone der Autobiographie, in der der Greis den Jüngling malt, wie ihn der Greis ſah, nicht aber wie der Jüngling wirklich fühlte und lebte. Das Bild der jugendlichen Thorheiten und Leidenſchaften wird, durch den weiten Raum dazwiſchenliegender Jahre betrachtet, ein gemildertes. Das Feuer eines genialen Jünglings iſt zwar nicht ganz vergeſſen, wird aber mit majeſtätiſcher Zurückhaltung angedeutet. Jupiter, der heiter auf dem Olympos thront, vergißt, daß er ſich einſt ſelbſt mit den Titanen empört hat.

„Wenn wir die wirklichen Thatſachen kennen lernen, ſo ſehen wir, daß die Autobiographie nicht falſch darſtellt, aber die Bedeutung der Dinge unterſchätzt; wir, die wir zwiſchen den Zeilen leſen, bemerken, daß ſie weit mehr durch Mangel an Schärfe und Genauigkeit der Details, als durch poſitiv falſche Schilderungen ſündigt. Im Vereine mit gleichzeitigen Zeugniſſen bietet ſie eine ergiebige Quelle für die Geſchichte der jüngeren Jahre; ſchade, daß nicht mehr gleichzeitige Zeugniſſe für fernere Details vorhanden ſind.

„Für ſpätere Perioden habe ich neben Benutzung der Maſſen gedruckter Zeugniſſe in Geſtalt von Briefen, Memoiren, Erinnerungen u. ſ. w. auch verſucht, die Wahrheit von Denjenigen zu erforſchen, die mit ihm unter einem Dache lebten, in freundſchaftlichem Verkehr mit ihm ſtanden oder ſich ſein Leben und ſeine Werke zum ſpeziellen Studium gemacht haben. Ich habe verſucht, ein beſtimmtes Bild von dem lebendigen Manne zu gewinnen und wiederzugeben, nicht bloß von dem Manne, wie er in allen gedruckten Schilderungen daſteht. Zu dieſem Zwecke berichtigte und vervollkommnete ich die gedruckten Zeugniſſe mit Hilfe von Papieren, die nie das Licht geſehen haben und es wohl nie ſehen werden, durch perſönliche Bekräftigungen und die vielen kleinen Details, die von Fern und Nah geſammelt werden, wenn man auf jeden noch ſo geringen Beitrag authentiſcher Belehrung Werth legt. Indem ich nun ſo Zeugniß mit Zeugniß verglich und das geſtern Gelernte durch heute Gelerntes ergänzte, nicht ſelten einen einzigen Satz aus Details zuſammenſtellte, die mir von ſechs verſchiedenen Seiten zuſtrömten, habe ich die Reſultate gewonnen, die mein Werk bietet.

*) The Life of Goethe. By George Henry Lewes. Second Edition. Partly rewritten. 2 vol. Leipzig, Brockhaus. Copyright Edition.

**) Dies iſt nicht ganz richtig; die Aufgabe war bereits von mehreren deutſchen Schriftſtellern unternommen, jedoch von keinem derſelben in befriedigender Weiſe gelöſt worden. D. R.

Digitized by Google

„Hoffentlich wird es bei dieſer ſchweren, oft delikaten Arbeit erſichtlich ſein, daß mich nur der reine Wunſch nach Wahrheit geleitet hat, da ich weder einer beſtimmten Sache dienen wollte, noch durch Parteiſtellung oder perſönliche Beziehungen irregeführt werden konnte. Man wird erkennen, daß ich die Schwächen meines Helden weder leugnen, noch mit Stillſchweigen übergehen wollte. Der Mann iſt zu groß und zu gut, um unſerer Liebe verluſtig zu gehen, weil er in einigen Punkten unſeren Tadel auf ſich zieht.

„Einen großen Raum habe ich Analyſen und Kritiken von Goethe's Werken eingeräumt, aber im Leben eines großen Feldherrn nehmen ja billig auch ſeine Feldzüge einen beträchtlichen Platz ein. Mit dieſen Analyſen glaubte ich ebenſowohl dem Forſcher deutſcher Literatur, als den nicht Deutſch Leſenden von Nutzen zu ſein; hoffentlich leuchtet überall die Bemühung hindurch, den Leſer auf dieſem ihm fremden Gebiete heimiſch zu machen.

„Die wiſſenſchaftlichen Schriften ſind mit ſcheinbar unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt, und zwar nicht nur weil die Wiſſenſchaft auch einen großen Theil von Goethe's Leben ausgefüllt hat, ſondern auch weil ſelbſt in Deutſchland keine vollſtändige Darlegung ſeiner Beſtrebungen und Leiſtungen auf dieſem Felde exiſtirte."

Frankreich.

Ein proteſtantiſches Ketzergericht zu Paris im Dezember 1863.

Der franzöſiſche Proteſtantismus hat in den letzten Jahren einiges Unglück gehabt; er hat ein paar Niederlagen erlitten, welche der Freund ſeiner Sache um ſo ſchwerer beklagen muß, als ſie in der That ſelbſtverſchuldet waren. Wir meinen hier gewiß nicht den ehrenvollen Vertheidigungskampf wider den übermächtigen Einfluß des Romanismus, ſondern wir meinen ganz andere Dinge, höchſt unangenehme Erfahrungen, die das kleine Häuflein „evangeliſcher Bekenner" ſich hätte erſparen ſollen. Eine grobe Niederlage des Proteſtantismus war ſchon der Bekehrungsaufruf „Ce qu'il faut à la France" aus der ſtylgewandten Feder des feurig beredſamen Profeſſors E. Roſſeeuw-Saint-Hilaire, und wir haben in Nr. 4 dieſer Blätter vom 24. Januar d. J. wohl deutlich genug gezeigt, inwiefern dieſer Appell an Frankreichs Volk eine Niederlage war. Der calviniſche Independent ſchien uns gegen die objektive Vernunft der Dinge und gegen die ſubjektive Toleranz, gegen die Weltanſchauung des Zeitalters und gegen das Prinzip des hiſtoriſchen Fortſchritts geſündigt zu haben: darum beſtritten wir ſeinen Standpunkt. Heute haben wir einen ähnlichen Mißgriff der reformirten Staatskirche zu beleuchten. Der neueſte Mißgriff iſt weit gefährlicher, denn er iſt praktiſcher Natur! Hören wir, um was es ſich handelt!

Herr Athanaſe Coquerel Sohn, vielleicht das berühmteſte Kirchenlicht der modernen Hugenotten, der Verfaſſer des ſchönen Buches Jean Calas et sa famille (Étude historique d'après les documents originaux suivie des dépêches du comte St. Florentin, Paris 1858), er, der dem letzten großartigen Märtyrerthum von Frankreichs Proteſtantismus ein Denkmal geſetzt, iſt ſelber zum Märtyrer geworden. Man hat, zur ewigen Schande ſeiner Richter, dieſem in zwei Erdtheilen hochgeachteten Namen die Schmach der Amtsentziehung angeheftet. Seit 1846 Suffragan-Pfarrer des unaufhörlich dienſtunfähigen Titular-Paſtors Martin Paschoud in Paris hatte der jüngere Coquerel bisher jedes Jahr die ihn wie den Presbyterialrath gleicherweiſe ehrende Erneuerung ſeiner Approbation erlebt. Allein urplötzlich hat die geiſtliche Behörde eine andere Meinung von ihm gewonnen. Nicht blos der Polizei-Präfektur-Beamte Mettetal, nein, auch eine viel gewichtigere Stimme hatte ihn der „Ketzerei" beſchuldigt. Herr Franz Guizot (!!), der Exminiſter des Bürgerkönigs, glaubte den frommen Eifer des Presbyterialraths durch eine Blumenleſe aus Coquerel's Zeitſchrift „Le Lien" unterſtützen zu müſſen. Ein Guizot gab ſich zu der Rolle eines Denunzianten her! Wir erröthen in der Seele des großen Geſchichtsſchreibers. Indeſſen, wer Guizot's Flugſchrift: „L'Église et la société chrétienne en 1861" geleſen hat und ſich erinnert, wie der ſtaatskluge Doctrinär in dem Angriff der Italiäner auf das Papſtthum eine Gefahr für das Chriſtenthum erkannte, muß willig einräumen, daß ſeine neueſte öffentliche Handlung rein die praktiſche Conſequenz ſeiner jüngſten theoretiſchen Einſicht iſt. Herr Victor Couſin hat vor dem Throne des Statthalters Chriſti ſeine philoſophiſchen Ketzereien abgeſchworen und ſein hiſtoriſches Seitenſtück, Herr Guizot, hat die Solidarität der proteſtantiſchen mit der katholiſchen Kirche verkündet. Der verewigte Bunſen würde ſicherlich in dieſen Phänomenen bedeutungsvolle „Zeichen der Zeit" erblickt haben, wenn er ſie noch erlebt hätte! Und es ſind Zeichen der Zeit. Couſin und Guizot ſind in ihren Bußpſalmen durch Renan's Leben Jeſu beſtärkt worden, ſie liegen auf ihren Knieen und flehen, wie einſt Friedrich Julius Stahl gebetet, aus dem Herzen ihres Zeitalters heraus (?) um Gnade für den „allgemeinen Abfall von Gott." Als Guizot die Sache des edlen Coquerel ſo unduldſam entſchied, ſprach er, ein getreuer Spiegel des deutſchen Staatsphiloſophen: „Es giebt ein Bächlein, das wider den chriſtlichen Glauben anſtrömt, wir müſſen uns ſorgſam vor Allem hüten, was ſeine Gewäſſer anwachſen läßt!" O ſonderbares „Bächlein!" Sieht man die bebende Angſt, die es einflößt, man ſollte es faſt für einen recht breiten Strom halten.

Die Anklage, die der Polizei-Agent Mettetal und die Se. Exzellenz, der Exminiſter Ludwig Philipps, Herr F. Guizot auf das Haupt des angeblich rationaliſtiſchen Predigers gehäuft, wurde zwar aus der Zeitſchrift „Le Lien" herausdeſtillirt, aber ihr Kernpunkt betraf nichts deſtoweniger nur die paar unſchuldigen Worte, die Coquerel gelegentlich gebraucht: „Herr E. Renan, unſer gelehrte Freund"! Der geiſtreiche Charles Dollfuß, der in ſeiner Revue Germanique (vom 1. April 1864) das Ketzerurtheil einer vernichtenden Kritik unterzog, rieth dem Beſchuldigten, er hätte einfach antworten ſollen: „Wir haben Herrn Renan unſern gelehrten Freund genannt, weil er gelehrt und weil er unſer Freund iſt!" Allein Coquerel fand es unter ſeiner Würde, auf dergleichen überhaupt zu antworten, er erklärte kurzweg in summa: „Ihr habt meine Eide und habt meine Schriften, leſet ſelber! Was brauch' ich da mehr zu ſagen und was verhört ihr mich dann?"

Charles Dollfuß bemerkt mit Recht, daß Herr Guizot ſich hier ſehr indiskret beweiſen. „Wollte er ſich noch über die Grundwahrheiten des Chriſtenthums unterrichten und über den Geiſt des Evangeliums? Wir möchten es nicht glauben, ſagt Dollfuß; Herr Guizot lehrt gern, er liebt es weniger zu lernen!" — Das Ende vom Liede war, wie erwähnt, daß Coquerel der Ketzerei ſchuldig befunden wurde, weil er zum Socinianer-Unglauben hinneige. Er habe die Gottheit Chriſti geleugnet und ergo ſei er kein Chriſt. Quod erat demonstrandum.

Obwohl wir ſelbſt am allerletzten einem abſtracten Rationalismus huldigen und nicht zugeben, daß die Philoſophie das Chri-

Digitized by Google

ſtenthum widerlegen könne, erſcheint uns doch das Verfahren des Pariſer Presbyterialraths, d. h. der 9 verurtheilenden unter den 12 richtenden Stimmen, über die Maßen unchriſtlich, lieblos und widerſinnig. Ja noch mehr, es ſcheint uns die leibhaftige *Verleugnung des Proteſtantismus*. Vor Allem war es geradezu der Wahrheit zuwider, daß Coquerel ſich zum Socinianismus bekannt habe; er war lediglich mit der Behauptung aufgetreten, *daß die Socinianer Chriſten ſeien, oder beſſer geweſen ſeien*. Denn wer irgendwo die erſten Elemente der Kirchengeſchichte ſtudirt hat, weiß, daß der weiland in Polen geborene *Socinianismus* nicht mehr gangbare Münze, ſondern den Theologen ein *überwundener Standpunkt* iſt. Der (natürlich nur *relative*) Zweifel gewiſſer proteſtantiſcher und unproteſtantiſcher Sekten an einzelnen Dogmen hat längſt *ganz andere Formen* als die des abgelebten Socinianismus angenommen, was die Herren Ankläger hätten bedenken ſollen, weil man nicht einem Verklagten jedes beliebige Schimpfwort an den Kopf werfen darf. In Deutſchland werden von den rechtgläubigen Lutheranern die Katholiken und Rationaliſten „*Pelagianer*" titulirt, in Frankreich ſcheint bei gewiſſen calviniſchen Heiligen der Ausdruck „*Socinianer*" populärer zu ſein. Der Begriff, der mit ſolchen Redensarten verbunden wird, iſt jedenfalls äußerſt düſter und unklar, wenn er nicht durch ſeine Geſchmeidigkeit ſich empfiehlt. Leider aber macht man die Erfahrung, daß dem Parteihaß eben jedes Wort und jedes Mittel recht iſt und die Eigenthümlichkeit hiſtoriſch verbriefter Erſcheinungen zum leeren Schall herabſinkt, wenn es darauf ankommt, einen Gegner zu brandmarken. Das von der Kirchengeſchichte aufgehäufte Lager von Ketzerſekten bildet in dieſer widerwärtigen Polemik ein wahres Brandmarkungsdebit.

War nun Herr Coquerel Socinianer oder nicht, treuer Bekenner der Confession de foi de La Rochelle oder nicht, ſo fragt ſich immerhin noch, wie ſeine Richter zu ihrer Orthodoxie gekommen waren? Auch dieſe 9, reſp. 12 „Paſtoren und Aelteſten" ſind Kinder des 19ten Jahrhunderts und von der geiſtig-ſittlichen Lebenswürdigung deſſelben unzweifelhaft tief durchdrungen. Daß ſie ausnahmsweiſe von „dem Geiſte der Toleranz *nicht* durchdrungen waren, thut bei ihrer Orthodoxie nichts zur Sache. Es iſt rein unmöglich," daß die 12 Ketzerrichter einen andern Glauben hegen, als den, welchen die Erkenntnißſtufe unſerer dermaligen Kultur bedingt. Sie glauben *nicht* à la Chlodwig und nicht à la Philipp der Schöne von Frankreich. Wenn ſie aber ſo und nicht anders glauben, ſo erſcheint ihre moraliſche Kompetenz ſehr anfechtbar. Sie hätten Herrn Coquerel beweiſen müſſen, daß er als retrograder Socinianer mit ſeinem Zeitalter im Widerſpruch ſteht. So freilich haben ſie bewieſen, daß *ſie* ihrerſeits mit dem Zeitalter im Widerſpruch ſtehen, daß ſie von deſſen Geſinnung und ſittlicher Lebenswürdigung nichts wiſſen, daß ſie das reformirte Chriſtenthum, wie es unter dem Einfluß des 19ten Jahrhunderts ſich geſtaltet hat, *nicht kennen*, daß ſie folglich *außerhalb der modernen reformirten Kirche* ſtehen und daher im ſchreiendſten Grade *inkompetent* ſind.

Das iſt die Erwägung, welche an der ſonſt meiſterhaften Kritik des Herrn Dollfuß fehlt und zum Schaden ſeiner eigenen Zuſtändigkeit fehlt. Denn nur vom chriſtlichen Standpunkte iſt unchriſtliches Gebahren zu bekämpfen. Er mußte den Spieß umkehren.

Unſerer Anſicht nach verſchlägt es wenig, wie die Orthodoxie des Herrn Coquerel in specie beſchaffen war. Sie konnte unter allen Umſtänden nicht anders beſchaffen ſein, als ein erleuchteter Geiſt den ihm von der Geſchichte dargebotenen Stoff zu verarbeiten, als Proteſtant *ſelbſtändig* zu verarbeiten pflegt. Welche Auffaſſung und Auslegung dies den traditionellen Formen und Formeln gegenüber ergab, iſt eine Sache des Gewiſſens und der innern individuellen Prüfung. Inſofern war es vortrefflich geſagt, daß Charles Dollfuß die größtmögliche Orthodoxie im Proteſtantismus die *Aufrichtigkeit* nennt! Wären nur die Ketzerrichter ebenſo aufrichtig als eifrig geweſen.

Der franzöſiſche Berichterſtatter hebt beſonders die *formale* Seite ihrer theologiſchen Incompetenz hervor. Die geißelt er mit erbarmungsloſer Schärfe. Er verweiſt auf den gerade von den *Konſervativen* ſtets gepredigten Grundſatz, *daß über den Glauben keine Mehrheit entſcheiden kann*. Es iſt das die auf Kirchenſachen angewandte Predigt wider die *Majoritäten-Wirthſchaft*, der wir in dieſem Falle übrigens (hier, wo es ſich um das Recht jedes einzelnen Gewiſſens handelt) aus voller Seele zuſtimmen. Herr Dollfuß fragt: waren die 9 Richter der Mehrheit oder die 3 Richter der Minderheit *vom heiligen Geiſte getrieben*, oder war es etwa *die Stimmabgabe jener Gemeindewähler, die alljährlich einen neuen Presbyterialrath beſtellen*?? Die Achillesferſe des Calvinismus kommt hierbei zur Sprache. Geben alſo dieſe 12 jährlich wechſelnden Repräſentanten einen Maßſtab, einen Kanon der Orthodoxie? Wenn nicht, dann etwa die Confession de La Rochelle, wie ſie vor 300 Jahren verſtanden wurde, und wenn dieſe nicht, das Symbolum Apostolorum, wie es vor 1500 Jahren verſtanden wurde, oder endlich die *Bibel*, von der Boileau ſagt: „Jeder Proteſtant iſt Papſt, eine Bibel in der Hand?" Gewiß inhaltſchwere Fragen. Bei der Bibel muß länger verweilt werden, denn ſie iſt die Quelle aller Dogmen. Herr Dollfuß, kein Bekenner der abſoluten Göttlichkeit Chriſti, erinnert an den einſt nach *Millionen* zählenden Anhang des Arius, der Chriſti Gottesnatur leugnete. Sie ſei bis zum Nicäiſchen Concil beſtritten geweſen, ſei noch auf dieſem discutirt worden, der ehrwürdige Biſchof Euſebius habe trotzdem den Arianismus vertheidigt und Kaiſer Conſtantin die Lehre von der bloßen *Gottähnlichkeit* des „Sohnes" begünſtigt. Dann erwähnt er, wie die Nichtanerkennung der Trinität keineswegs an den Socinianern ihre letzten Fürſprecher gefunden habe, ſondern bis zum heutigen Tage bei ſehr orthodoxen Proteſtanten, bei den *Unitariern* Englands und Nordamerikas, den Freunden eines Channing und Theodor Parker. „Die Unitarier, fügt er hinzu, exiſtiren zahlreich zu Mancheſter, zu Amſterdam, in Genf und in Berlin. *Es giebt deren in Paris*." — —

Wir glauben, dieſe *unitariſche* Auseinanderſetzung war überflüſſig, weil in dem *hyperboliſchen Sinne*, in welchem Coquerel ein *Unitarier* genannt werden könnte, ſeine Richter, mindeſtens die *Laien* unter ihnen, es *höchſt wahrſcheinlich ſelber ſind*. Hierfür bürgt, indem von einer Revolution oder plötzlichen konſervativen Reaction in der Pariſer Gemeinde nichts berichtet ward, ſchon genugſam der Umſtand, daß ein ſo *rationaliſtiſcher Prediger 18 Jahre lang auf ſeinem Poſten belaſſen wurde*. Das charakteriſirt unſeres Erachtens den abſcheulichen Richterſpruch weit beſſer, als die Schonung, welche, Herrn Dollfuß zufolge, die reformirte Staatskirche Frankreichs für den in ihrem Schooße aufkeimenden Unitarismus hegen ſoll. Wir empfehlen ihr eine andere *Schonung*, und das iſt die Schonung für das *Grundprinzip des Proteſtantismus*. Die *freie Forſchung* iſt die Seele und die Größe deſſelben und es kann keine härtere Beleidigung gegen ihn erdacht werden, als die Annahme, daß Proteſtantismus und freie Forſchung einander verneinen. Herr Athanaſe

Coquerel Sohn war und iſt eine Zierde der freien proteſtantiſchen Forſchung und ſo hat ſich die Pariſer Calviniſten-Gemeinde ins eigne Antlitz geſchlagen, als ſie eine ihrer Leuchten vom Altar entfernte. Und wie durften, fragt Dollfuß wieder ſehr ſcharf, die 9 ſtrafenden Ketzerrichter ſich unterfangen, das proteſtantiſche Geſammtbewußtſein, das Gewiſſen der reformirten Kirche abſorbiren zu wollen? Iſt die reformirte Nationalkirche ein Dutzend jährlich neu gewählter Presbyterialräthe, oder iſt ſie nicht vielmehr, echt konſervativ geſprochen, *eine Inſtitution, die durch die Jahrhunderte ſchreitet*? Wie durften jene Zwölf das Evangelium discutiren und das zum Gegenſtand einer Abſtimmung machen, was eine Angelegenheit zwiſchen Gott und Menſchenſeele iſt?

Das *Recht der Minderheit* (auf Achtung ihrer Ueberzeugung) war ſonſt immer das eigenſte Recht und das charakteriſtiſche Merkmal proteſtantiſcher Gemeinden. Für das Recht der Minderheit auf Glaubensfreiheit haben die alten Hugenotten gekämpft und geblutet, gehungert und gedürſtet, ihr Vaterland verlaſſen und ſich, der Heimat gewaltſam beraubt, fremden Geſetzen und fremder Sitte gefügt. Jetzt aber tritt ein Pariſer Presbyterialrath, einen Polizei-Agenten und einen Exminiſter und großen Geſchichtſchreiber an der Spitze, die ruhmvollen Traditionen ſeiner Voreltern mit Füßen, ſchändet einen Mann, der dieſes Märtyrerthum der Glaubensbrüder mit heiliger Begeiſterung und glühender Beredſamkeit geſchildert; man lügt dieſem Vorkämpfer der edelſten Sache an, er ſei kein wahrer Reformirter, er ſei kein wahrer Hugenott; man proſkribirt das Recht der Minderheit, auf welchem allein der reformirte Rechtsbeſtand ruht; man proſkribirt die freie Forſchung, welche die Seele des Proteſtantismus, und man krönt ſeinen Abfall von den ſo theuer erkauften Heiligthümern, indem man eine *Inquiſition* einſetzt und den Proteſtantismus an den Romanismus verräth. Die *Jeſuiten* müſſen recht gelacht haben bei der Nachricht von dem Ketzerprozeſſe. Köſtlicher Beifall der Ultramontanen! Wenden wir das Auge ab von dem traurigen Anblick! — — Trauttwein von Belle.

Frankreich als Seemacht.

III.

Mexiko und die Rivalität Englands.

Die Unterwerfung Mexiko's iſt — den Beweis dafür können wir uns erſparen — in Charakter und Methode um kein Haar von den anderen ähnlichen Akten des franzöſiſchen Herrſchers verſchieden. Allerdings hat Mexiko den Verbündeten Grund zur Beſchwerde gegeben. Es hat ihren Unterthanen, die ſich zeitweilig dort aufhielten, große Summen unter dem Namen von Anleihen abgezwungen, ſie ins Gefängniß geworfen, mitunter ermordet. Es ſegelte nun eine gemeinſchaftliche Flotte nach Mexiko. Der Zweck der Expedition war, erſtens Genugthuung für die Beleidigungen und zweitens ſichere Bürgſchaft zu erlangen, daß ſie ſich fürder nicht wiederholen. Ausdrücklich aber war es unter den Betheiligten verabredet, daß es den Mexikanern überlaſſen bleibe, ihre Regierungsform frei zu wählen; und die ſpäteren Vorgänge ſcheinen zu beweiſen, daß England und Spanien ihren Erklärungen treu geblieben ſind.

Alles ging ſeinen ruhigen Gang bis zur Einnahme von Vera-Cruz. Da begann Louis Napoleon ſeine geheimen Pläne, ganz abweichend von dem urſprünglichen Programm, zu enthüllen. Sie liefen darauf hinaus, die Schwäche der Union zu benutzen, um in Mexiko den europäiſchen Einfluß anzubahnen, von der Hauptſtadt Beſitz zu nehmen und dem Volke eine Regierung zu geben, die ſich den Verbündeten gefügiger als die gegenwärtige erwieſe. England und Spanien zogen ſich nun mit kaum verhehltem Verdruſſe von der Expedition zurück, indem ſie erklärten, ſie ſeien nicht gekommen, ein freies Volk ſeiner Rechte zu berauben, ſondern um Zufriedenſtellung und Schutz für ihre eigenen Unterthanen zu erlangen. — Louis Napoleon nahm ſich nicht einmal die Mühe, dem Waſhingtoner Kabinet ſeine Pläne zu verheimlichen. „Unſer Zweck iſt", ſagte er, „der lateiniſchen Raçe auf der anderen Seite des Atlantiſchen Ozeans ihre Macht und ihren Glanz wieder zu gewinnen. Allerdings liegt es auch in unſerem Intereſſe, daß die Republik der Vereinigten Staaten erſtarke und gedeihe; nicht aber, daß ſie des ganzen mexikaniſchen Golfs ſich bemächtige, um die Antillen, wie den Süden Amerikas zu beherrſchen und über die Produkte der neuen Welt allein und nach Gutdünken zu verfügen." — Das iſt doch deutlich genug. Gleichgiltig bleibt, in welche Regierungsform er den eroberten Staat, ob in die monarchiſche, vicekönigliche oder republikaniſche, gegoſſen — welchen Schattenregenten er unter dem Kaiſertitel an die Spitze dieſes von ihm abhängig bleibenden Reiches geſtellt — genug, wenn ſein Plan gelingt, ſinkt die unermeßliche Länderſtrecke, die Cortez gewonnen und Spanien verloren hat, zu einem bloßen Anhängſel Frankreichs herab.

Nicht zu überſehen iſt folgender Umſtand: Es iſt Napoleon gelungen, mit der Macht, die das meiſte Intereſſe und die meiſte Fähigkeit hat, ſeine Pläne zu durchkreuzen, in eine Reihe von Beziehungen zu treten. Unter den Bourbonen lag der alten Politik Frankreichs das Princip einer unwandelbaren Feindſchaft gegen England zum Grunde. Und das Ergebniß war, daß ſtets, wenn Frankreich ſeine Vorbereitungen noch nicht vollendet hatte, der Krieg zum Ausbruch kam und daß die konzentrirte Flotte Englands jede Spur einer widerſtrebenden Macht von der See wegfegte. Louis Napoleon ſchlug einen anderen Weg ein. Er ſuchte Englands Freundſchaft. Er führte häufig die Gelegenheit zu gemeinſchaftlichem Handeln herbei. Er vermied ſorgfältig jeden Anlaß zu einem Anſtoß. — Kinglake in ſeinem „Krimkrieg"*) meint, Louis Napoleon ſuche die Freundſchaft der Engländer und ihrer edlen Königin, um die Frevel, die ihm zur Macht verhalfen, zu verhüllen. Es iſt aber wahrſcheinlicher, daß er darauf ſinnt, ſich unter ihrem Schatten eine widerſtandsloſe Gewalt aufzurichten; gerade wie die Eiche im Schatten anderer Bäume zu Stärke und Höhe wächſt, nur um ihre Wohlthäter zu erdrücken.

Das angetragene Bündniß wurde anfangs von Seiten des engliſchen Volkes mit Empfindungen aufgenommen, die hart an Ekel ſtreiften. Die Erinnerung an die Treuloſigkeit, durch welche die uſurpatoriſche Gewalt gewonnen worden — an die Mißhandlung und Verbannung der größten Staatsmänner und Krieger Frankreichs — an die gräßlichen Metzeleien auf den Boulevards — die Erinnerung war in England zu friſch, um ſich von ſolcher Freundſchaft ſehr angezogen zu fühlen. Wohl mochte eine kluge Politik die Annahme befürworten; eine menſchlich gerechtfertigte Abneigung aber widerſprach ihr. Da kam ihr ein gewiſſer Nationalſtolz zu Hilfe. Der Gedanke war zu ſchmeichelhaft, daß den

*) The Invasion of the Crimea: its Origin, and an Account of its Progresses down to the Death of Lord Raglan. By A. W. Kinglake. With all the plains, maps and emendations of the third London Edition 4 vols. London, Tauchnitz, 1863.

Digitized by Google

verbündeten Mächten die Obmannsrolle in der Welt zufallen, daß ihrem Spruch ſich keiner zu widerſetzen wagen und daß es nur bei ihnen ſtehen würde, den moskowitiſchen Despoten, der danach trachtet, ſeine Horden aus den nordiſchen Eisfeldern in die heiteren Fluren des Weſtens zu verpflanzen, in ſeine Gränzen zurückzuweiſen. Die gebotenen Gaben waren zu lockend, um nicht endlich zu überſehen, von welchen Händen ſie dargereicht wurden.

Nachhalten aber konnte dieſes Gefühl nicht. Als das engliſche Volk innewurde, wie unausgeſetzt Louis Napoleon bei jedem Kriege ſeinen Privatvortheil ärndtete, wie aller Glanz aus dem Krimkriege auf ihn zurückſtrahlte; wie der italiäniſche Krieg ihm den Biſſen, wonach ihm der Mund gewäſſert hatte, die Provinz Nizza, zuwarf; da begann es an ſeinen ſchönen Verſprechungen zu zweifeln; und dieſe Eiferſucht iſt faſt in Furcht übergegangen. Das engliſche Volk ahnet inſtinktartig die nahende Gefahr. Wer will, kann es ſehen, daß die „entente cordiale" nicht mehr das iſt, was ſie war; ſie ſinkt immer mehr dem Gefrierpunkte zu. Ein Lord der Admiralität, nachdem er im Parlamente von ſeinem Platze aus über die mächtig wachſende Marine Frankreichs geſprochen, ſchloß mit den Worten: „Ich ſage, daß jedes Miniſterium, das nicht von dieſem Geſichtspunkte aus handelt und nicht ſofort daran geht, das Land in die Stellung zu bringen, die es in Bezug auf ſeine Marine einnehmen muß, verdienen würde, in den Tower geſchickt zu werden." Und wahrlich, wenn ein britiſcher Lord der Admiralität ſo ſpricht, dann können wir gewiß ſein, daß Englands Eiferſucht im höchſten Grade erweckt iſt.

Doch um zu wiſſen, wie England denkt, brauchen wir nur zu ſehen, was es thut. Seit ſechs Jahren iſt es in unausgeſetztem Krieg gegen Frankreich, nicht mit Schwert und Bajonett, aber thatſächlich mit ſeinen Werkſtätten und Schiffswerften, deren Arbeitskräfte es auf's äußerſte anſpannt, um ſeine Ueberlegenheit zur See zu ſichern. Die neue Befeſtigung ſeiner Häfen, wie die Erweiterung und Verſtärkung alter Bollwerke — Alles deutet auf ein tiefgewurzeltes Mißtrauen. Plymouth iſt befeſtigt, die Themſe-Mündung wird für uneinnehmbar erklärt. Portsmouth und Gosport ſind mit einem ungeheuren Schanzengürtel umringt. — Wir mögen über Cherbourg beliebig denken, England ſiehet darin eine fortwährende Drohung. Der ſtolzen Herausforderung ſendet es eine trotzige Antwort zurück. Gerade Cherbourg gegenüber, an der ihm zunächſt gelegenen Küſte, erhebt ſich ein „Gibraltar des Kanals" auf der kleinen Inſel Portland. Bei ſeichtem Waſſerſtande wird ſie zur Halbinſel, die mittelſt eines zehn Meilen langen, niedrigen Kieſelwerders, Cheſelbank genannt, mit dem Feſtlande verbunden iſt. An dieſes Eilands nördlichem Rande, der in die Weymouth-Bucht ſchauet, iſt eine Gruppe felſiger Hügel, die zu beträchtlicher Höhe ſchroff aufſteigen und beiläufig einen Flächenraum von ſechzig Fuß einnehmen. Auf dieſen iſt die Feſtung Veme erbauet. An der nördlichen Seite iſt ſie durch eine Klippe, die ſich faſt ſenkrecht aus dem Waſſer erhebt, ſchlechterdings unzugänglich; an den anderen Seiten hat man ſie durch einen in das feſte Geſtein geſprengten Graben iſolirt. Durchweg nicht weniger denn hundert Fuß breit und achtzig Fuß tief, erweitert er ſich an den Winkeln bis zu zweihundert Fuß und ſenkt ſich unterhalb der Batterien faſt lothrecht hundertunddreißig Fuß tief. Zwei Baſteien, die von dem Hauptwerke in dieſen furchtbaren Schlund hineinragen, ſchützen ihn durch ein Kreuzfeuer vor jedem feindlichen Andrang. Auf allen Seiten iſt die felſige Fläche der Hügel ſo raſirt, daß jeder Punkt, ſee- oder landwärts, von dem Feſtungsgeſchütze beſtrichen werden kann. Für den Fall einer Belagerung iſt die Feſtung durch Magazine und Waſſerbehälter auf Monate, ja auf Jahre verſorgt. — Iſt dieſes Titanenwerk im Geiſte des Vertrauens errichtet? Bekundet es die Hoffnung Englands auf die Dauer franzöſiſcher Freundſchaft? Gewiß nicht. Es ſagt uns vielmehr, daß unter dem freundlichen Schein ein haßglühender Kampf im Anzuge iſt; daß jedes gehöhlte Dock, jedes vom Stapel gelaſſene Schiff, jede neugegründete Kolonie und jede neuangelegte Feſte ein Schritt näher iſt zu einem Krieg auf Tod und Leben um die Seeherrſchaft.

Wann dieſe unter der Aſche glimmende Gluth ausbrechen, wann dieſe ſcheinbare Verbrüderung in offene Feindſchaft und erbitterten Kampf umſchlagen wird — wer mag das vorausſagen? Aber es geſchieht, ohne Zweifel, früher oder ſpäter; denn in dem Schooße rivaler Nationen liegen die Keime zum Streite, den kein Bündniß, kein Vertrag, kein Motiv der Weisheit oder des Intereſſes für immer im Zaume hält; und hat er ſich einmal vom Zügel losgeriſſen, wer vermag dann End und Ziel ſeines tollen Laufes abzuſehen? Nur dieſe gefürchtete Ungewißheit erhält, mehr als alles Andere, den Frieden. Wir können uns nur denken, daß Englands Seefahrtsgenie, welches die größten Erfolge auf dieſer Erde ſich erkämpfte, damit eigentlich die Gränzen ſeines wahren Nationalcharakters weit überſchritten hat, daß aber dieſelben Urſachen, die es in den gefahrvollen Kämpfen der Vergangenheit befähigt haben, ſeine Allgewalt auf den Meeren zu behaupten, es auch in der Zukunft anſpornen und ſtählen werden, allen es erwartenden Konflikten die Stirn zu bieten, um den mächtigen Dreizack nicht aus den Händen zu laſſen. Wie es aber auch kommen, über wen auch das Geſchick die Niederlage verhängen mag: die Erinnerung an den Scharfſinn, die Beharrlichkeit und den Muth, womit das franzöſiſche Volk und ſein Beherrſcher gerungen haben, ſich aus der, entweder durch die Organiſation ihrer Geſellſchaft oder die Natur ihrer Race verſchuldeten Inferiorität zur See herauszuwinden — dieſe Erinnerung kann nimmer von den Blättern der Geſchichtsbücher gelöſcht werden.

Rußland.

Moskau, Rom und Konſtantinopel.

III.

Tataren-Herrſchaft und Unions-Verſuche.

Wir haben in den früheren beiden Artikeln (Nr. 18 und 19) eine Abhandlung des Freiherrn v. Helfert in der „Oeſterreichiſchen Revue" über die Verhältniſſe der ruſſiſchen Landeskirche zum Papſtthum beſprochen; wir führen jetzt aus derſelben Quelle weitere Arbeiten desſelben Verfaſſers über „Rußland und die katholiſche Kirche in Polen" vor, um daraus das für unſeren Leſerkreis Wichtigſte zu entnehmen.

„Das dritte Rom" (Moskau) iſt die Ueberſchrift des zweiten Abſchnittes jenes hiſtoriſchen Eſſay. Das erſte Licht, welches die europäiſche Geſchichte auf die weiten Länderſtrecken von den Karpathen bis an das ſüdliche Geſtade der Oſtſee und von der Oder bis jenſeits des Dnjepr wirft, zeigt uns Ruſſen und Polen als unmittelbare Nachbarn. Sie waren beide urſprünglich Binnenvölker. Von der Oſtſee ſchied ſie eine Reihe wilder, tapferer, zum Theil noch lange Jahrhunderte hindurch heidniſcher Völker: die Preußen, die Litauer und Letten, die Lieven und Eſthen, die

Digitized by Google

beiden letzteren finniſchen Urſprungs. Vom Schwarzen Meere war das alte Ruſſenland durch die von den Dako-Romanen bewohnten Landſtriche und durch jene Steppen vom Dnjeſter bis an die Wolga getrennt, auf deren ausgedehntem Gebiete die Chazaren, die Petſchenegen, die Polowzen ihren Tummelplatz hatten; doch vermittelte der Dnjepr den Zugang zum Schwarzen Meere. Die Bildung des ruſſiſchen Staates nahm von Groß-Nowgorod am Ilmenſee und von Kyjew am Dnjepr ihren Ausgang; nach Weſten hin gehörte ein großes Stück bis über die Karpathen und in's nördliche Ungarn hinein dem ruſſiſchen (rutheniſchen) Stamme. Wenn die heutigen Polen und ihre ſchlecht unterrichteten Freunde von der nationalen Wiederherſtellung einer Volksmaſſe von 20 Millionen Seelen ſprechen, ſo liegt dem eine arge Täuſchung zu Grunde. Zur Zeit der größten Ausdehnung der polniſchen Herrſchaft gehörte ethnographiſch mehr als die Hälfte, territorial mehr als drei Viertheile des polniſchen Reiches der litauiſchen und kleinruſſiſchen Raçe an, die unterjocht, aber in Sprache und Sitte und meiſt auch in der Religion von ihren Nachbarn ganz verſchieden war.

Selbſt in den Gränzen des heutigen Königreichs Polen befindet ſich ein nennenswerthes Gebiet, das von nicht polniſchen Slaven bewohnt iſt.

Längs dem Bug und der mittleren Weichſel geriethen Polen und Ruſſen frühzeitig an einander, und ihre territoriale Herrſchaft war vom Ende des 10. bis Anfang des 13. Jahrhunderts herüber und hinüber häufigen Wechſeln unterworfen.

Hierauf laſtete die furchtbare Mongolen-Herrſchaft an drittehalb hundert Jahre lang über Moskau und ſchlug dem jungen Reiche Wunden, an denen es theilweiſe noch jetzt leidet. Es ging damals eine altruſſiſche Kultur zu Grunde, die auf griechiſcher Grundlage beruhte, und von der man nicht zu geringſchätzig denken darf. Die Zerſtörung der prächtigen, altehrwürdigen Metropole von Kyjew (im Jahre 1240) durch denſelben Batu-Chan, der das Jahr darauf die Schlacht gegen Heinrich den Frommen bei Liegnitz lieferte, war ein ſchwer-vernichtender Schlag gegen das friſch und kräftig aufſtrebende Volk. Das ruſſiſche Land ſank blutend zu den Füßen ſeines grauſamen Siegers. Im Jahre 1243 berief Batu-Chan zum erſten Male die ruſſiſchen Fürſten nach Saraj, legte ihnen Tribut auf und behielt ſich das oberſte Richteramt über ſie vor. Vom Don bis zum Uralgebirge, vom Schwarzen und Kaspiſchen Meere bis an die Kama hielten die Chane der Goldenen Horde das ruſſiſche Volk unter ihrer eiſernen Fauſt. Tief in der Tatarei reſidirte der Großchan, zwiſchen dem Orchon und Tamir in Karakorum; ihm waren die Chane des Kiptſchak unterthänig. Sklaviſch war die Unterwürfigkeit, welche die mongoliſchen Bedrücker von den Ueberwundenen forderten. Der Chan ſetzte als oberſter Lehnsherr die ruſſiſchen Fürſten ab und ein, wählte den Großfürſten, zog ihre Streitigkeiten vor ſeinen Stuhl, gebot über Leben und Tod. Die ruſſiſchen Fürſten mußten um ihre Anerkennung an den goldenen Sitz von Saraj in der erſten Zeit ſogar bis Karakorum pilgern, bei den Hofleuten um Fürſprache bitten, Frauen beſchenken, Geſinde beſtechen, zwiſchen Reinigungsfeuern durchgehen, Götzenopfer bringen, ſich vor dem heiligen Gürtel, der Sonne, dem Feuer verneigen. Fürſt Michael von Tſchernigov, der letzteres ſtandhaft weigerte, ſtarb dafür als Märtyrer 1246.

Gefiel es dem Chan, eine Botſchaft zu ſchicken, ſo mußte ihr der Fürſt oder Großfürſt demüthig entgegengehen, einen Pelz unter die Hufe des Roſſes, auf welchem der Geſandte ritt, breiten, ihm ſelbſt aber einen Becher Pferdemilch zum Willkomm reichen und, wenn jener einen Tropfen auf die Milch ſeines Zelters verſchüttete, dieſen mit ſeinen eigenen Lippen wegnehmen, ſodann knieend das Gebot des Oberherrn anhören oder ableſen. Die Steuern trieben armeniſche, buchariſche, jüdiſche Kaufleute ein; wer nicht baar erlegen oder Rückſtände mit Wucherzinſen zahlen konnte, zahlte mit Leib und Freiheit.

Durch die Mongolenherrſchaft wurde Rußland in zwei große Hälften auseinander geriſſen, aber gleichwohl der Grund zu der jetzigen machtigen Herrſchaft gelegt. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts hatte der Großfürſt Georg Dolgorukej (Langhand) den Grund zu Moskau gelegt; hier bildete ſich langſam die Macht von Großrußland heran. Daniel Romanowič dagegen, der Sohn des von den Mongolen 1224 bei Kalka geſchlagenen Mſtislaw von Halič, erkaufte durch demüthige Bitten und große Geſchenke vom Großchan die Unabhängigkeit vom Großfürſten von Moskau. Er wurde der Gründer von Kleinrußland, das Halič (Galicien theilweiſe), Wolhynien, Podolien, Theile von Grodno, Lublin und der Moldau umfaßte. Die Herrſcher dieſes Landes machten ſich vom Joche der Tataren frei, büßten aber ihre Unabhängigkeit nach anderer Seite hin ein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts vereinigte Georg von Halič ganz Südweſt-Rußland unter ſeinem Scepter und nannte ſich König von Rußland; aber bald wurde dieſes Reich von den ſeit Wladislaw Lokietek (ſeit 1306) mächtig werdenden Polen und Litauern geſchwächt. Der polniſche Ruhm war freilich nicht von beſonderer Gediegenheit. Seit Wladislaw II. Jagello wurde Polen ein Wahlreich, und ſomit war die abſchüſſige Bahn betreten, welche dieſem Lande allmählich den Untergang bereiten ſollte.

Ganz im Gegenſatze mit der polniſchen Geſchichte bietet die Geſchichte Rußlands das Schauſpiel einer wachſenden, inneren Erſtarkung mitten aus einem Zuſtande tiefſter Bedrängniß und Gebietsbeengung heraus.

Es gab eine Zeit, da ſich der ganze Umfang Großrußlands ſo zu ſagen auf die Gegenden um die Kljasma und obere Wolga beſchränkte. Im Palaſte des Großfürſten zu Wladimir hauſten die Oberbefehlshaber der goldenen Horde, deren ſchreckenvolle Macht durch die vielfältigen Erbtheilungen und endloſen Streitigkeiten unter den einzelnen Dynaſten aus Rurick's Stamme nur verſtärkt wurde. Aus dieſer traurigen Zeit tritt nur die Heldengeſtalt Alexander Newski's hervor, der 1240 an der Newa (daher ſein Name) die Schweden auf's Haupt ſchlug und 1242 den deutſchen Schwertbrüdern Pſkow und andere Eroberungen entriß. Später aber folgte für Großrußland eine langjährige Anarchie, aus der es ſich erſt etwa hundert Jahre ſpäter wieder erholte. Iwan I. Kalita (1328—1340), der den Steuereinnehmer des Großchans machte und dieſes Amt für ſich nutzbar zu machen wußte, gründete das dauernde Uebergewicht des Großfürſten von Moskau über alle übrigen ruſſiſchen Fürſten. Er hatte einen reichen Schatz und eine anſehnliche Streitmacht; ſo wurde er Goſſudar von ganz Rußland, entſchied über Krieg und Frieden und führte allein die Verhandlungen mit der goldenen Horde. Schon Dimitry Iwanowič (1378—1380) wagte, ſich gegen die Tataren zu erheben, wurde aber geſchlagen, als der Chan Tochtamys ſeine ganze Macht gegen ihn aufbot. Ebenſo ging es Dimitry's Sohne, Waſil I., den der Mongolenführer Edigej 1408 wieder zur Unterwerfung zwang. Die Zeit von 1439—1447 gehört wieder zu den traurigſten der ruſſiſchen Geſchichte; Fürſtenfehden, Bürgerkriege, Tartaren-Einfälle verwüſteten das Land.

Digitized by Google

Als Iwan III. Waſiljewic 1462 den Großfürſtenſtuhl von Moskau in Beſitz nahm, zerfiel Großrußland in die Fürſtenthümer Moskau, Twer, Rjäzan, Nowgorod und Pſkow; jedes derſelben zerfiel aber wieder in eine größere oder geringere Anzahl von Theilgebieten, da man im Ganzen 150 Familien aus Rurick's Stamme zählte, die alle den Fürſtentitel führten. Manche davon beſaßen freilich nur ſehr winzige Fürſtenthümer.

Iwan brachte während ſeiner langen Regierung alle dieſe Gebiete ſowohl durch Ueberredung und auf friedlichem Wege, als durch Liſt und Gewaltthat unter ſeine beſondere Botmäßigkeit; das mächtige Nowgorod bezwang er nach zweimaligem harten Streite. Endlich, etwa im Jahre 1472, wagte er es, der Goldenen Horde den Gehorſam zu kündigen und die Tributzahlungen einzuſtellen. Die Horde im Kiptſchak und das Anſehen wie die Kraft ihrer Herrſcher waren bereits im Verfall. 1480 zog Chan Achmed aus, um die Ruſſen wieder zu unterwerfen, und Iwan zog ihm mit einem großen Heere entgegen. Beide Theile ſtanden ſich an der Ugra wochenlang gegenüber; es kam aber zu keinem Treffen. Da riß in Iwan's Heere ſolche Muthloſigkeit ein, daß er ſich eiligſt gegen Borowsk zurückziehen mußte. Andererſeits aber ergriff auch Achmed Chan die Flucht, und zwar deshalb, weil er die Flucht der Ruſſen als eine ihm gefährliche Kriegsliſt anſah. Er wurde bald darauf von den Nogacern aus dem Reiche vertrieben und erſchlagen; Rußland aber war, ohne auf beſonderen Ruhm in einem Befreiungskampfe Anſpruch machen zu können, der furchtbaren Mongolenherrſchaft für immer entledigt.

Seit Iwan III. richtet Rußland nach Weſten ſeine Blicke und ſucht jene Theile des ruſſiſchen Bodens wieder zurückzugewinnen, die es in der Zeit der Knechtſchaft eingebüßt hatte.

Doch wir kehren zum Kirchlichen zurück und erinnern dabei an unſeren erſten Artikel, wo der Nachweis geführt wurde, daß prinzipielle Gegenſätze zwiſchen der römiſchen und der ruſſiſchen Kirche gar nicht beſtünden. Dieſe ſind vielfach erſt künſtlich geſchaffen. Freiherr v. Helfert führt Beiſpiele offenbarer Fälſchung von ruſſiſcher Seite an, Edikte z. B. eines Metropoliten Johannes aus dem zwölften Jahrhundert, welche Gemeinſchaft mit den Lateinern und dergleichen verbieten, Fälſchungen, die ſelbſt bei den ruſſiſchen Geſchichtſchreibern (Karamſin, Strahl) Eingang gefunden; andererſeits erklärt ſich der Verfaſſer gegen zu weit gehende Folgerungen römiſcher Seits, z. B. P. Auguſtin Theinerts, der aus den Schreiben eines vertriebenen ruſſiſchen Fürſten den Schluß zieht, „Rußland ſei ein Lehenreich des heiligen Stuhles“ geweſen.

Die Schuld der gegenſeitigen Entfremdung liegt ſtark auf beiden Seiten, bei den Ruſſen in dem ſtarren Feſthalten an gewiſſen durch's Alter geheiligten Aeußerlichkeiten, bei den Lateinern an der hochmüthigen Verachtung, mit welcher ſie darauf herabblickten. Was insbeſondere Polen betrifft, ſo kam ein politiſches Moment hinzu.

Papſt Innocenz III. ſandte 1209 Legaten nach Rußland mit der Ermahnung an die ruſſiſche Geiſtlichkeit, in den Gehorſam des apoſtoliſchen Stuhles zurückzukehren. Bei den Ruſſen, namentlich einigen Fürſten, war große Geneigtheit dazu vorhanden. Manche entſchuldigten ihr bisheriges Fernbleiben mit der Unwiſſenheit, in der ſie über dieſe Dinge gelebt, Andere verlangten nur Beibehaltung der ſlaviſchen Kirchenſprache. Von 1220—1230 zog ein gewaltiger Mann, eines der erſten begeiſterten Mitglieder des damals jungen Dominikanerordens, der heilige Hiacynthus, ein geborener Oberſchleſier aus dem Hauſe der Grafen von Odrowanz, von Krakau aus durch Rußland bis tief nach Aſien hinein, überall lehrend, predigend und Klöſter ſeines Ordens ſtiftend, davon eines in Kiew. Die bald einbrechende Tatarennoth machte die ruſſiſchen Großen, die Hilfe vom Weſten erwarteten, nur noch geneigter dazu. Mit mehreren derſelben kam eine Union zu Stande, einzelne fielen davon wieder ab, bei anderen löſte ſie der Tod im Kampfe mit den Tataren, anderwärts erhielt ſie ſich länger. Der herabgekommene Metropolenſitz wurde von Kiew nach Wladimir (1299) und ſpäter (1328) nach Moskau verlegt, was dem Unionswerke keineswegs nachtheilig war. Römiſche Glaubensboten (societas peregrinantium), namentlich Franziskaner und Dominikaner, durchzogen mit Geſtattung der Tataren Rußland und mit Erlaubniß der damals noch heidniſchen Großfürſten auch Litauen. Von Nordweſten her machte Schweden Verſuche, der katholiſchen Kirche mit Gewalt Bahn zu brechen. 1348 machte König Magnus einen förmlichen Kreuzzug gegen die Ruſſen im Nowgoroder Gebiet.

Nach dem Tode des Metropoliten Alexis, der zugleich mit den Patriarchen von Konſtantinopel, Alexandrien und Jeruſalem an Papſt Urban V. ein Bekenntniß des katholiſchen Glaubens eingeſandt hatte und ſpäter von der Synode von Zamość für heilig erklärt wurde, traten wegen Beſetzung des Metropolitenſtuhls durch eine Partei herrſchſüchtiger Bojaren Zwiſtigkeiten ein. Cyprian, ein Serbe, der nach harten Kämpfen den Stuhl dauernd behauptete (er ſtarb 1408), blieb ſtets in freundlichen Beziehungen zu Rom und hegte die heißeſten Wünſche für die dauernde Vereinigung beider Kirchen. Nach ſeinem Tode trat eine Spaltung der ruſſiſchen Kirche in zwei Metropolien, in die von Moskau und die von Kiew ein, die erſtere unter dem Schutze der ruſſiſchen Großfürſten, die letztere unter dem des litauiſchen Großfürſten Witold ſtehend. Zu letzterer gehörten das Erzbisthum von Polozk und Litauen, die Bisthümer von Tſchernigow, Luzk, Wladimir, Przemyſl, Smolensk, Chelm und Turow. Später ging das Schützeramt dieſes Theiles auf die polniſchen Könige über.

An dem Einigungswerke der öſtlichen Kirche mit der weſtlichen nahmen auch Litauen und Polen Theil. Von König Wladislaw II. von Polen und deſſen Bruder Witold von Litauen abgeſandt, erſchienen am 19. Februar 1418 neunzehn Biſchöfe auf dem Concile zu Konſtanz, den Metropoliten Gregor von Kiew an der Spitze, die als ihren hauptſächlichſten Wunſch die Förderung der Union durch ein aus beiden Kirchen zuſammengeſetztes Concil ausdrückten. Papſt Martin V. verlieh den beiden nordiſchen Herrſchern den Titel von Generalvikaren der römiſchen Kirche in den ruſſiſchen Gebieten und ermahnte ſie, das Werk zu fördern.

1437 wurde ein Grieche, Iſidor von Theſſalonich, einer der berühmteſten Theologen ſeiner Zeit, von Konſtantinopel aus zum Metropoliten von Moskau und Kiew, die nun wieder vereinigt werden ſollten, beſtellt. Er war ein eifriger Freund des Unionswerkes und betrieb alsbald ſeine Abſendung zum Concil von Ferrara.

Karamſin ſchildert uns mit lebhaften Farben die Reiſe Iſidor's, wie er am 8. September 1437 Moskau verläßt, wie ihn zu Riga der Erzbiſchof mit Ehrenbezeugungen überhäuft, wie er überall in Deutſchland Freundlichkeit und gaſtliche Aufnahme findet, wie ſeine Ruſſen vor Erſtaunen über die blühenden deutſchen Städte, über die dauerhaften und bequemen Gebäude, die herrlichen Gärten, „die durch Menſchenhände geleiteten Flüſſe“ (die ſteinernen Waſſerleitungen) ganz außer ſich gerathen, wie ſie im ſüdlichen

Digitized by Google

Tirol am Fuße himmelanſtrebender, mit ewigen Eis- und Schneeflächen bedeckter Berge den üppigſten Blumenflor, Pflanzen und Fruchtbäume des Südens erblicken. Am 18. Auguſt 1438 langten ſie in Ferrara an und gingen zu Anfang des nächſten Jahres nach Florenz hinüber. Iſidor von Rußland ſtand während der Unions-Verhandlungen ſeinem greiſen Patriarchen Joſeph von Konſtantinopel und dem wackeren Beſſarion treu zur Seite. Der Papſt machte ihn im Auguſt 1439 zum Legatus a latere für Litauen und verlieh ihm ſpäter im Dezember zugleich mit Beſſarion die Kardinalswürde.

Die Ruſſen gingen im September über Venedig, Dalmatien und Kroatien nach Ofen ab, von wo aus Iſidor einen Hirtenbrief nach Rußland vorausſandte, der einen vorurtheilsfreien, verſtändigen Geiſt athmet. Er fordert darin Griechen und Lateiner auf, herüber und hinüber in denſelben Kirchen zu beten und in gleicher Weiſe das Abendmahl, ſei es von geſäuertem oder ungeſäuertem Brote, zu empfangen. Noch vor dem Ende des Jahres kam Iſidor unter dem Jubel des Volkes nach Kiew und im Frühling 1440 nach Moskau. Hier erhob ſich aber der Widerſtand; der ruſſiſche Klerus nahm an „dem römiſchen Kreuz" und den Biſchofſtäben, die beim Einzug ſichtbar geworden, großen Anſtoß, ebenſo der Großfürſt, der ſich ſtreng gegen jede Aenderung in Glaubensſachen erklärte; Iſidor wurde alſo abgeſetzt und in ein Kloſter geſteckt, um Buße zu thun. Nach zwei Jahren indeß gelang es ihm, vielleicht unter ſtillſchweigender Gutheißung des Großfürſten, aus ſeiner Haft zu entkommen und nach Rom zu gelangen, wo er fortfuhr, die Union mit Eifer zu betreiben. Er überlebte den Fall Konſtantinopels und ſtarb im Jahre 1463 zu Rom.

Mexiko.

Land und Leute in Mexiko. *)

Mexiko beſteht, nach ſeiner republikaniſchen Verfaſſung vom 4. Oktober 1824, aus neunzehn verſchiedenen Staaten, deren jeder bisher ſeine inneren Angelegenheiten ſelbſt verwaltete und die nur nach Außen, ſowie in Betreff der Armee, der Flotte, der Rechtspflege, der Poſt ꝛc., wie die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und die Kantone der Schweiz, als gemeinſamer politiſcher Staatskörper regiert wurden. Der Kongreß, aus einem Repräſentanten-Hauſe und einem Senat beſtehend, deren Mitglieder beſoldet waren (2000 Doll. jährlich pro Kopf), war in jedem Jahre vom 1. Januar bis zum 15. April verſammelt.

Die Staats-Einnahmen Mexikos beliefen ſich in verſchiedenen Perioden ſeit dem Jahre 1700 auf folgende Summen:

1700	3,000,000	Doll.	1827	10,494,299	Doll.
1763	5,705,876	„	1828	12,232,385	„
1802	20,200,000	„	1829	14,493,189	„
1825	10,690,608	„	1830	18,923,299	„
1826	13,289,682	„	1831	16,413,060	„

Die Budgets der Finanzminiſter von 1824 bis 1841 — mit Ausnahme der Jahre 1835 und 1836, deren Budgets niemals veröffentlicht worden — beliefen ſich zuſammen auf 274,737,317 Doll., was im fünfzehnjährigen Durchſchnitt 18,315,821 Doll. pro Jahr ergiebt; doch hat die wirkliche Einnahme und Ausgabe in vierzehn dieſer Jahre nur 17,732,292 Doll. (24,800,000 Thlr.) jährlich betragen.

Die Hälfte der Staats-Einnahmen floß aus den Zöllen; andere Einnahme-Quellen waren: die Münze, ſowie Monopole auf Tabak, Salz, Pulque (indianiſches Getränk ſtatt des Bieres) und Schießpulver; Poſt, Lotterie, Stempelgebühren, Patente und Privilegien. Die Staatsländereien, von denen bisher nur wenige verkauft wurden, vermögen, nach einer mäßigen Schätzung, einen jährlichen Ertrag von vier Millionen Doll. (5½ Millionen Thlr) zu liefern.

Die Staatsſchulden Mexikos, mit Einſchluß der rückſtändig gebliebenen Zinſen, berechnete man zu Anfang des Jahres 1863 auf 116 Millionen Doll. (160 Millionen Thlr.), von denen mehr als zwei Drittel engliſche Gläubiger zu fordern haben.

Man ſchätzt die Zahl der Einwohner ſämmtlicher neunzehn Staaten — eine genaue Zählung hat noch niemals ſtattgefunden — auf acht Millionen, wovon 270.000 auf die Hauptſtadt Mexiko kommen.

Die Bevölkerung zerfällt in 5 verſchiedene Klaſſen: 1) Weiße, die die Ariſtokratie des Landes bilden und gewöhnlich Creolen genannt werden; es ſind die direkten Nachkommen der Spanier, und ihre Anzahl wird auf 300,000 geſchätzt. 2) Diejenigen, die ſich für Weiße halten; es ſind Miſchlinge von ſpaniſcher und indianiſcher Abkunft, die hauptſächlich Militairs ſind oder Beamtenſtellen bekleiden; ihre Anzahl beträgt etwa 800,000. 3) Indianer, die ſich im Zuſtande der Dienſtbarkeit und der größten Armuth befinden; ſie leben in Dörfern und bilden die Ackerbau-Bevölkerung; ihre Anzahl wird auf 4 Millionen geſchätzt; ihre Sprache iſt das Aztekiſche. 4) Die Meſtizos oder Miſchlinge verſchiedener Racen, die wiederum verſchiedene Bezeichnungen haben: Zambos ſind die Miſchlinge von Indianern und Negern; Mulattos die von Weißen und Negern; Terzeronen von Weißen und Mulatten; Quadronen die von Weißen und Terzeronen u. ſ. w. bis zur zehnten Farbenſtufe. Die Anzahl der „Meſtizos" wird auf 1½ Millionen geſchätzt. 5) Die Europäer, unter denen die Spanier die Mehrzahl bilden, und die auf 40,000 geſchätzt werden. Letztere werden von den Mexikanern „Gatſchupinos" genannt, was auf aztekiſch ſo viel als „Sporenträger" bedeutet. In früherer Zeit gehörte es zu den Majeſtätsrechten der Könige von Spanien, die Farbigen zu „Weißen" zu erheben, d. h. zu erklären: „que se tenga por blanco", „daß er ſich für weiß halte." Damit waren politiſche Vorrechte verbunden, die jedoch durch die Verfaſſung von 1824 aufgehoben wurden.

Die Geſammt-Einfuhren Mexikos hatten im Jahre 1856 den Werth von 26 Millionen Dollar oder 36 Millionen Thaler; die Ausfuhren wurden auf 28 Millionen Dollar oder 38½ Millionen Thaler berechnet. England war bei den Einfuhren mit ungefähr der Hälfte und bei dem geſammten Export- und Import-Geſchäft Mexikos mit drei Fünftel betheiligt. Ein großer Theil dieſes Handels ging früher im Tranſit durch die Vereinigten Staaten. Im Hafen von Veracruz ſind im Jahre 1859 183 Schiffe eingelaufen, worunter nur 7 deutſche (hanſeatiſche), dagegen 31 nordamerikaniſche, 20 franzöſiſche, 18 engliſche und 12 ſpaniſche waren.

Unter den Einfuhren aus England befanden ſich im Jahre 1860 22 Millionen Yards (engliſche Ellen) Calicots (Kattun), 3102 Centner baumwollen Garn, ſowie Seiden- und Leinen-Waaren zum Werthe von 1,340,000 Thaler. In demſelben Jahre wurden die Einfuhren aus den Vereinigten Staaten auf 2,284,929 Dollar oder 3,200,000 Thaler und die Ausfuhren dahin aus Mexiko auf 1,649,206 Dollar oder 2,309,000 Thaler berechnet.

*) Nach Frederick Martin, The Statesman's Year-Book. Leipzig, Ludw. Denicke, 1864.

Kleine literariſche Revue.

— **Der Nord- und Oſtſee-Kanal.** Ueber dieſen wichtigen Gegenſtand geht uns ſo eben eine kleine Schrift von J. J. Sturz zu*), die wir unſeren Leſern nicht dringend genug empfehlen können. Denn nächſt der Emanzipation eines deutſchen Stammes von der däniſchen Sklaverei wird die Eroberung Schleswigs durch deutſche Heere die für ganz Deutſchland ſegenverheißende Folge haben, daß unſerem Oſtſee-Handel durch Legung eines hinlänglich tiefen und breiten Kanals ein ſicherer und naher Weg nach der Nordſee und dem Ozean eröffnet wird und daß unſere Kriegsmarine künftig nicht mehr der Erlaubniß Englands und Dänemarks bedürfen wird, um ſich aus dem einen deutſchen Meere nach dem anderen zu begeben. Schon aus den ärgerlichen und boshaften Aeußerungen der Engländer über jeden Gedanken, Kiel zu einem deutſchen Seehafen zu machen, iſt erſichtlich, wie nothwendig unſerem Seehandel und unſerem Nationalreichthum die Vereinigung Schleswig-Holſteins mit Deutſchland iſt. Aus der vorliegenden Schrift des Herrn Sturz (auf welche wir zurückzukommen denken) iſt jedoch zu entnehmen, welche unermeßlichen Vortheile der an den rechten Punkten und in möglichſt vollſtändiger Weiſe herzuſtellende Kanal für ganz Deutſchland haben kann.

— **Virgil im Mittelalter, von** Dr. **Creizenach.** Einen intereſſanten Beitrag zur Charakteriſtik des Mittelalters liefert das diesjährige Programm des Gymnaſiums zu Frankfurt am Main in der Abhandlung des Dr. Th. Creizenach: „Die Aeneis, die vierte Ecloge und die Pharſalia im Mittelalter." Der Verfaſſer zeigt an der Auffaſſung der Virgiliſchen Gedichte, wie das Mittelalter mit allen überlieferten Bildungsſtufen durchaus ſelbſtthätig und ſchöpferiſch verfahren ſei. In den erſten Jahrhunderten lebte, bei dauernder Wirkung des Alterthums, auch Virgil fort, wenn auch unter entſtellenden Einflüſſen einer ſinkenden Periode. Vom 6. Jahrhundert an wendet ſich der rohe Zeitgeiſt von ihm ab; unter dem Schutze der Allegorie und der chriſtlichen Deutung bleibt er jedoch der Schule und dem Leben erhalten. Unter den Karolingern, mehr noch unter den Ottonen genießt er einer großen, klaren Verehrung; er regt zu ſelbſtändiger Nachbildung auf volksthümlicher Grundlage an (Eckhardt's Waltharius). Mit Beginn der Kreuzzüge wird er von der mächtig erregten Zeit zum Genoſſen ihrer Sinnesart umgeſtaltet; ſein Held kleidet ſich in romantiſches Gewand (Roman d'Enéas von Benoit de Sainte More; „Eneït" von Heinrich von Veldeke). Zugleich hilft er eine Weltanſchauung begründen, die ſich unter den Hohenſtaufen weiter entwickelt, um ſich bei Dante zu vollenden. Er iſt der Ausgangspunkt der mittelalterlichen geſchichtlichen Auffaſſung, die den Dualismus der politiſchen und kirchlichen Herrſchaft auf Cäſar und Chriſtus zurückführt. Die vierte Ecloge verkündet den Eintritt des Chriſtenthums als gleichzeitig mit dem in der Aeneis verherrlichten Abſchluſſe des römiſchen Weltreiches durch Cäſar und Auguſtus. Den Gegenſatz zu Virgil bildet Lucanus, der ſich in ſeiner Pharſalia dem Götterſchluſſe entgegenſtellt, durch welchen Cäſar zum Siege gelangt iſt. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Virgil, der eigentliche Hauptheld des Gedichtes, erſcheint bei Dante als die Perſönlichkeit, die den höchſten ſittlichen Standpunkt einnimmt, der ohne die Gnade und Taufe zu erreichen war, und die Minneſänger verehren ihn als den Heiden, der eine des Chriſtenthums würdige Moral gelehrt habe. Am Ausgange des Mittelalters nimmt Virgil's Bild ſchwankende und abenteuerliche Züge an, indem er bald als chriſtlicher Seher, bald als Magier auftritt. Nachdem in der neueren Zeit das Alterthum wieder in vollem Umfange bekannt geworden war, drang auch die objektive Beurtheilung der antiken Schriftwerke wieder durch und Virgil und Lucan erhielten die ihnen nach ihrem rein poetiſchen Werthe gebührenden Plätze in der Reihe der antiken Dichter.

— **Soll und Haben in Amerika.** Guſtav Freytag's vielgeleſener Roman hat in Amerika ein eigenthümliches Schickſal gehabt: er iſt dort zweimal fortgeſetzt worden, zuerſt als Roman unter dem Titel „Anton in Amerika", von R. Solger, die Schickſale des aus Freytag's Erzählung bekannten jungen Anton in den Vereinigten Staaten behandelnd, welcher Roman, ungeachtet ſeiner Mittelmäßigkeit, den Preis davontrug, den eine deutſche Zeitungs-Redaktion in New-York auf die beſte deutſch-amerikaniſche Novelle ausgeſetzt hatte. In neueſter Zeit iſt eine zweite Fortſetzung in der Form eines Theaterſtücks unter dem Titel „Anton in Amerika oder Fauſt's Soll und Haben", von Seeberg, ſowohl auf der deutſchen Bühne in New-York, als in Druck erſchienen.*) Dieſes Stück iſt bei ſeiner erſten Aufführung ausgepfiffen und vom „Sonntagsblatte der New-Yorker Staatszeitung" als „gemein" und „albern" charakteriſirt worden. Wir wagen nicht zu behaupten, daß es dieſes Schickſal nicht verdient habe. Der Verfaſſer hat die Freundlichkeit gehabt, uns ſein Opus zu überſenden, und da er unſere Meinung darüber zu hören wünſcht, ſo ſagen wir ihm, daß es zur Ehre deutſcher Kultur und deutſchen Geſchmackes in Amerika beſſer wäre, wenn dergleichen Dinge dort ungeſchrieben oder doch mindeſtens ungedruckt blieben.

— **Unſer beiderſeitiger Freund, von Dickens.** „Our Mutual Friend," heißt die neueſte, in Lieferungen erſcheinende Novelle in vier Büchern von Charles Dickens.**) Es liegen uns von der erſten Lieferung ſowohl die Londoner Ausgabe in 8o., die in Deutſchland durch die reich mit engliſchem Verlag ausgeſtattete Buchhandlung von Ludwig Denicke zu Leipzig debitirt wird, als die gleichzeitig erſcheinende wohlfeile Tauchnitz-Edition in 16o. vor. Beide Ausgaben umfaſſen, die eine auf ihren 32 und die andere auf ihren 64 Seiten, genau denſelben Inhalt. Auch von den der Londoner Ausgabe beigefügten zwei Illuſtrationen von Marcus Stone iſt eine: „The Bird of Prey," in kleinerem Maaßſtabe auf das Sauberſte ausgeführt, in der Tauchnitz-Edition enthalten. Wir müſſen nun unſeren Leſern anheimſtellen, welche von beiden Ausgaben ſie ſich anſchaffen wollen.

— **Zwei Reden zur Shakſpeare-Feier** liegen uns vor, die beide gleich gedankenreich ſind: die eine „über die ſittliche und volksthümliche Berechtigung des Shakſpeare-Kultus", von F. A. Th. Kreyßig***) und die andere „über Shakſpeare als Dichter der Naturwahrheit"†), von Paul Möbius. Nur Folgendes läßt ſich dagegen bemerken: Beide Redner haben für nöthig erachtet, die

*) Der Nord- und Oſtſee-Kanal durch Holſtein, Deutſchlands Doppelpforte zu ſeinen Meeren und zum Weltmeere. Mit einem Vorſchlage zu einer neuen Befeſtigungsweiſe der deutſchen Strom-Mündungen und Küſten. Von J. J. Sturz. Berlin, Mitſcher u. Röſtell, 1864.

*) New-York, Druck von G. B. Teubner. 1864.

**) Our Mutual Friend. By Charles Dickens. With illustrations by Marcus Stone. London: Chapman u. Hall, May 1864. Leipzig, L. Denicke, Pr. 1 Schill. The Same. Copyright Edition. Nr. 1. Leipzig, Tauchnitz. Pr. 1/10 Thlr.

***) Elbing, Neumann-Hartmann.

†) Leipzig, Voigt u. Günther.

Digitized by Google

Berechtigung des fremdländiſchen Dichters, in Deutſchland ſo gefeiert zu werden, wie am 23. April geſchehen, erſt nachzuweiſen, was uns mit Verlaub etwas überflüſſig erſcheint.

— **Ein franzöſiſcher Roman aus dem dreißigjährigen Kriege.** Herr Amedée Achard hat einen zweibändigen hiſtoriſchen Roman unter dem Titel: Les coups d'epées de M. de la Guerche herausgegeben.*) Die Chevaliers von La Guerche und von Chauſontaine, Abkömmlinge von alten franzöſiſchen Burgrittern, ziehen nach Deutſchland und dienen dort abwechſelnd unter Tilly, Guſtav Adolph und Wallenſtein. Kriegs- und Liebes-Abenteuer wechſeln in bunter Reihe und ſind, wenn auch zum Theil auf Koſten der hiſtoriſchen Treue, mit großem Talent dargeſtellt.

Literariſcher Sprechſaal.

Am 25. Mai hat der Provinzial-Landtag des alten deutſchen Kurlandes Böhmen mit — allerdings nur unbedeutender — Majorität beſchloſſen, daß die čechiſche Sprache auch in den deutſchen Schulen Böhmens obligatoriſcher Lehrgegenſtand ſein ſoll und daß in zahlreich beſuchten Gymnaſien in gewiſſen Fällen Parallel-Klaſſen für jede der beiden Sprachen zu errichten ſeien. In Böhmen giebt es bekanntlich große, volk- und gewerbreiche Kreiſe, die ausſchließlich von Deutſchen bewohnt ſind, welche das Bedürfniß, die ſchwere, nur in einem verhältnißmäßig ſehr kleinen Ländergebiet verſtändliche čechiſche Sprache zu erlernen, durchaus nicht empfinden. Die deutſchen Abgeordneten ſagten nun auf dem böhmiſchen Landtage ihren čechiſchen Kollegen ebenſo human als ſachgemäß: „Wollt Ihr Eure Kinder deutſch lernen laſſen — in Gottes Namen! Doch gezwungen ſollt Ihr dazu nicht werden. Ja, noch mehr: unſeren deutſchen Kindern wollen wir ſogar Gelegenheit bieten, auch das Čechiſche zu erlernen, wenn ihre Eltern es wünſchen, aber — nur keinen Zwang nach irgend einer Seite hin!“ Dieſen, den Grundſätzen der Freiheit und der Humanität entſprechenden Vorſchlag haben jedoch die Čechen abgelehnt, und mit ihrer Majorität von zehn Stimmen glauben ſie nun, die gebildeten Deutſchen Böhmens zwingen zu können, alle ihre Kinder die für ſie ganz nutzloſe, čechiſche Sprache erlernen zu laſſen!

Die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung“ enthält jetzt „finanzielle Briefe“, die über den Geldmarkt der europäiſchen und amerikaniſchen Börſen Auskunft geben und augenſcheinlich von einer gut unterrichteten, gewiegten Feder herrühren. In dem letzten dieſer Briefe ſpricht der Verfaſſer über den ſeit einiger Zeit in England neu erwachten Aktienſchwindel, der auch über das Ausland ſeine gierige Hand ausſtreckt. So haben die Engländer ſeit Kurzem eine ſogenannte „kaiſerliche Bank für China, Japan und Oſtindien“, eine „Londoner Bank für Mexiko und Südamerika“ gegründet, welche direkte Geſchäftsverbindungen mit allen dieſen Ländern anknüpfen. Geſellſchaften ſind entſtanden, die auf dem europäiſchen Kontinent alle möglichen Eiſenbahnen, für die dort kein Kapital zu finden iſt, gegen Ausgabe von Aktien erbauen wollen, deren geſchickte Unterbringung jedenfalls guten Gewinn abwerfen würde. Dampfſchiff-Geſellſchaften wollen nach allen möglichen überſeeiſchen Plätzen Fahrten unternehmen, unter Anderem auch nach den Häfen der konföderirten Südſtaaten, deren Blokade man durch beſondere, zu dieſem Zweck erbaute, ſchnell fahrende Dampfer durchbrechen will, um Baumwolle zu holen. Den „Gründern“ dieſer Unternehmungen liegt natürlich blutwenig an einem ſoliden Geſchäft; ihr nächſter Zweck iſt ein möglichſt hoher Gewinn auf die neuen Aktien; was ſpäter aus der Sache wird, das kümmert ſie nicht.

*) Paris, L. Hachette & Co.

Die „Zeitſchrift für ägyptiſche Sprach- und Alterthumskunde,“ herausgegeben von Dr. Heinrich Brugſch in Berlin*) enthält in ihrer April-Nummer einen Artikel: „Zur Umſchrift der Laute des altägyptiſchen Alphabetes,“ der ein großes Intereſſe für Alle darbietet, die ſich mit den Rudimenten der Hieroglyphen-Schrift vertraut machen wollen. — Die ſeit dem 1. Juli v. J. erſcheinende Monatsſchrift, die mehr und mehr zu einem Centralblatte der ägyptologiſchen Studien Europas ſich geſtaltet, hat auch in den letzten Monaten aus Frankreich, England und anderen Ländern zahlreiche Einſendungen gebracht, welche Sprachkunde und Archäologie des alten Aegyptens betreffen.

Von Herrn Dr. Brugſch iſt folgendes neue Werk angekündigt: „Zwei bilingue Papyrus, die wichtigſten Schrift-Denkmäler zur Entzifferung altägyptiſcher Texte nächſt der Inſchrift von Roſette.“ (Mit 44 lithographirten Tafeln. Preis 12 Thlr.)

Eine den gegenſeitigen internationalen Austauſch von Büchern, Journalen und Druckſchriften aller Art ungemein erleichternde und befördernde Maßregel iſt die ſeit dem 2. Mai d. J. in Kraft getretene Vereinbarung der preußiſchen und der franzöſiſchen Poſtverwaltung über einen neuen Porto-Tarif für Sendungen unter Kreuz- und Streifband. Hiernach werden dergleichen Sendungen fortan bis zum Gewichte von drei Pfund zur Beförderung mit der Briefpoſt angenommen, und zwar beträgt das preußiſche und das fremde Frankirungs-Porto zuſammen nicht mehr als $\frac{3}{4}$ Sgr. für je $2^{4}/_{10}$ Loth Gewicht, wofür man jetzt innerhalb des deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins 3×4 Pfennige = 1 Sgr. zu zahlen hat. Wir begrüßen dieſe wohlthätige Maßregel als einen, dem internationalen Verkehr zu Statten kommenden Vorläufer des mit Sehnſucht erwarteten deutſch-franzöſiſchen Handelsvertrages.

Es iſt zu wünſchen, daß die von der däniſchen Regierung in Schleswig-Holſtein ſyſtematiſch angeordnete Vertheuerung und Beförderungs-Erſchwerung der deutſchen Zeitungen ſobald als möglich durch Einführung des deutſch-öſterreichiſchen Porto-Tarifs für Briefſendungen, für Sendungen unter Kreuzband und für Zeitungsbeförderungen beſeitigt werden. Bis zum heutigen Tage muß man in Altona und in ganz Schleswig-Holſtein für Briefe und Zeitungen, die aus Deutſchland kommen, beinahe noch einmal ſo viel, als in Hamburg zahlen. Die Altonaer können freilich dieſe däniſche Steuer dadurch umgehen, daß ſie die für ſie beſtimmten Briefe und Zeitungen nach Hamburg adreſſiren und dort abholen laſſen; die übrigen Bewohner der Herzogthümer müſſen jedoch ihre Luſt an deutſcher Brief- und Zeitungs-Lektüre ſehr theuer bezahlen. Daß auch Handel und Verkehr unter dieſer Vertheuerung des Briefportos ſehr leiden, verſteht ſich von ſelbſt.

*) Leipzig, Verlag der J. C. Hinrichs'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Bei **Karl Gerold's Sohn** in Wien erſchien und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Theorie der Politik

als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratiſcher Lehrmeinungen.

Von **Julius Fröbel.**

Erſter Band: Die Forderungen der Gerechtigkeit und Freiheit im Staate.
gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. = 3 fl. ö. W.

Zweiter Band: Die Thatſachen der Natur, der Geſchichte und der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen und Beweggründe der Politik.
gr. 8. geh. Preis 2⅔ Thlr. = 4 fl. ö. W.

Das vorliegende Werk hat den Zweck, das leitende Prinzip für die Politik — die Wiſſenſchaft und Kunſt des Lebens im Staate — darzulegen. Während der erſte Band gewiſſermaßen eine Staatsethik und der zweite eine Staatsphyſik enthält, werden im dritten Bande die Ergebniſſe beider als Grundlage zu einer Staatstechnik dienen, in welcher die Forderungen der Idealpolitik und die Bedingungen der Realpolitik praktiſch ausgeglichen werden ſollen. (301)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Entwicklung der Schrift.

Nebst einem offnen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott von Dr. **H. Steinthal.**

(7½ Bgn.) gr. 8. geh. 22½ Sgr.

Nachdem der Verf. an W. v. Humboldt anknüpfend den Begriff der Schrift erörtert hat, stellt er vom psychologischen Standpunkte aus die verschiedenen Schriftarten als ebenso viele Entwicklungsstufen dieses Begriffes dar. In der Entwicklungsreihe, die mit der Schriftmalerei der wilden Nordamerikaner und der Mexikaner beginnt, folgen die Bilderschrift der Chinesen und der Aegypter, die mit einander verglichen werden, dann wird den übrigen bekannteren Schriftarten in der Reihefolge, die mit den Runen schliesst, die ihnen gebührende Stelle angewiesen. Das Sendschreiben stellt des Verf. Verhältniss zu Humboldt dar und bespricht die Classification der Sprachen. (311)

In der unterzeichneten Buchhandlung ſind im v. J. erſchienen:

Beger (Dr. Friedrich Auguſt), **Lateiniſch und Romaniſch, beſonders Franzöſiſch.** Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von deſſen Bruder Dr. Johann Heinrich Beger. 8. geh. 15 Sgr.

Eimele (Dr. F.), **Die weſentlichen Unterſchiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen,** hauptſächlich an der deutſchen und franzöſiſchen Sprache nachgewieſen, nebſt einer Einleitung über das Weſen der Sprache. (Gothenburg 1862.) 8 geh. 10 Sgr.

Mahn (Dr. K. A. F.), **Ueber die Entſtehung, Bedeutung, Zwecke und Ziele der Romaniſchen Philologie.** Ein Vortrag in der germaniſch-romaniſchen Section der in Meißen tagenden Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner am 1. October 1863 gehalten. 8. geh. 6 Sgr.

Dieſe drei kleinen Schriften werden für Jeden, der mit einer der romaniſchen Sprachen vertraut iſt und für ſprachliche Erſcheinungen Sinn hat, von großem Intereſſe ſein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Goßmann) in Berlin. (312)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte von Dr. **Friedrich Spiegel.**

24 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und verbesserter Gestalt wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. a. m. dargestellt. (307)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (309)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin sind erschienen:

Dove (H. W.), Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. geh. 24 Sgr.

— — Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1857. gr. 4. geh. 14 Sgr.

Hagen (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr. (310)

Demnächſt erſcheint der Schlußband von

Pierer's Univerſal-Lexikon.

4. Auflage.

Das Werk hat ſich durch ſeine große Vollſtändigkeit und Genauigkeit der verſchiedenen Artikel einen guten Ruf erworben, und ſteht in dieſer Beziehung einzig in ſeiner Art da. Der 1. Band liegt in jeder Buchhandlung zur Anſicht bereit. (302)

Altenburg. Verlagshandlung **H. A. Pierer.**

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Zumpt (C. G.) Die Religion der Römer. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

— Ueber die bauliche Einrichtung des römiſchen Wohnhauſes. Zweite Auflage. Mit einer lithographirten Tafel. gr. 8. geh. 10 Sgr. (313)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Ueber den Urſprung der Sitten.

Antrittsvorleſung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochſchule von Bern
von
Prof. **Dr. M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft.

3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr. (314)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen.

Voigt (F.) — Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates

(41 Bogen.) gr. 8. 2 Thlr.
In Leinwand gebunden mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen." Literar. Centralblatt.

„Der durch ſeine geographiſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte Profeſſor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geſchichtsbuch folgen laſſen, das ſich durch gewiſſenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, ſowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöſe Darſtellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfaſſer um die Sache und nicht um ſeine Perſon zu thun geweſen iſt: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont ſehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfaſſer bei Concipirung und Niederſchreibung ſeines Buches als ein beſonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zuſammenhanges zwiſchen der märkiſchen und der deutſchen Geſchichte, dann die objektive Darſtellung des Thatſächlichen unter Ausſchließung alles anekdotiſchen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg. (308)

Gleich günſtig ſprechen ſich über das Buch alle pädagogiſchen Blätter ohne Ausnahme aus.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** № 24

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 12. Juni **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Deutſche und engliſche Art zu reiſen. Das Reiſewerk des Herzogs Ernſt 370
Frankreich.
Renan's Leben Jeſu, die philoſophiſche Kritik und das Publikum. I. Der franzöſiſche Standpunkt in der Kontroverſe der Zeit 372
Schweiz.
Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf. I. Calvin's Verfolgung des Bürgers Pierre Ameaux. 1546. 374
England.
Zur zweiten Auflage der Biographie Goethe's von Lewes. II. Goethe's wiſſenſchaftliche Leiſtungen 376
Die Kunſt und die Zimmer-Möblirung . . 378
Rußland.
Moskau, Rom und Konſtantinopel. IV. Polenthum und Ruſſenthum im Mittelalter . 379
Polen.
Der Spion, eine Novelle in polniſcher Sprache 380
Kleine literariſche Revue.
Renan über die deutſchen Univerſitäten . . 382
Methoden der Naturforſchung, von Agaſſiz 382
Die elfte Auflage des Converſations-Lexikon 382
Florentine, der Feuilletoniſt 382
Literariſcher Sprechſaal 383

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris erschienen:

Chodzko, Al. Contes des paysans et des patres slaves. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.

Dickens, Ch. Les grandes espérances. Trad. de l'anglais par Derosne. 2. vol. in 18. br. 6 fr.

Féval, P. Annette Laïs. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Figuier, Mme. L. La prédicante des Cevennes. 1 vol. in 18. br. 2 fr.

Janin, J. Les oiseaux bleus. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Lavergne, Al. de. Le chevalier du silence. 1 vol. in 18. br. 2 fr.

Reybaud, Mme. Ch. Valdepeiras. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Serret, E. Neuf filles et un garçon. 1 vol. in 18. br. 3 fr.

Entretiens populaires publiés par E. Thévenin, 4e Série (1863). 1 vol. in 18. br. 2 fr. Inh.: Bouchardat, Du lait. — Duval, Emigration et colonisation. — Samson, Le Misanthrope. — Barral, De l'air. — Paris, Du sentiment littéraire chez le peuple au moyen âge. — Chasles, Du progrès. — Bobinet, Des sciences d'observation. — Perdonnet, Le Pont du Rhin, Le Mont Cenis. — Battie, Crédit et prévoyance. (317)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Die nachstehenden werthvollen auf meinem Lager vorräthigen Erscheinungen der neueren englischen Literatur sind in gutgehaltenen Exemplaren zu den beigesetzten sehr ermässigten Preisen zu beziehen. Es wird um Beschleunigung gefälliger Aufträge gebeten, da der Vorrath sich schnell vergreifen wird.

(Fortsetzung aus Nr. 23 d. Bl.)

„Scrutator", Lord Fitzvarine. 3 vols. Ladenpreis 10 Thlr. 15 Sgr. **Für 4 Thlr.**

— — Recollections of a Fox-Hunter. Ladenpreis 5 Thlr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

Seymour, H. D., Russia on the Black Sea and Sea of Azof. With maps and illustrations. Ladenpreis 4 Thlr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**

Sleemann, W. H., Journey through the kingdom of Oude 1849—50. 2 vols. Ladenpreis 8 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Smiles, S., Lives of the Engineers, with an account of their principal works. With Portraits and numerous illustrations. 2 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 11 Thlr. 15 Sgr.**

Smith, Aesop, Rides and reveries. Edited by *Peter Query* (Martin F. Tupper). Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr. 15 Sgr.**

Stanhope, Earl, Life of William Pitt. 4 vols. Ladenpreis 14 Thlr. **Für 12 Thlr.**

Thornbury, G. W., Art and Nature at home and abroad. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

— — Life in Spain: past and present. With 8 tinted illustrations. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. **Für 4 Thlr.**

Trollope, T. A., A decade of Italian women. 2 vols. Ladenpreis 7 Thlr. 10 Sgr. **Für 4 Thlr. 15 Sgr.**

Tyndall, J., Mountaineering in 1861. Ladenpreis 2 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr.**

Valdez, T. F., Six years of a traveller's life in Western Africa. With numerous illustrations. 2 vols. Ladenpreis 10 Thlr. **Für 7 Thlr.**

Watson, J. S., Life of Richard Porson. Ladenpreis 4 Thlr. 20 Sgr. **Für 3 Thlr. 15 Sgr.**

Wilson, D., Prehistoric Man. Researches into the origin of civilisation in the old and the new world. With illustrations. 2 vols. Ladenpreis 9 Thlr 10 Sgr. **Für 9 Thlr. 10 Sgr.**

Wyndham, F. M., Wild life on the fjelds of Norway. With illustrations. Ladenpreis 3 Thlr. 15 Sgr. **Für 2 Thlr. 10 Sgr.**

Beträge wollen baar eingesandt werden, wenn sie nicht auf dem Packete nachgenommen werden sollen. (315)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juni 1864.

How they ‚get up' a Company. — In the Water. I. A Fatal Negligence. II. The Ladies' Swimming-school on the Seine, and the Ladies' Bath in Marylebone. III. Society in the Sea. — What is my Love like? — Our Croquet Party. — A Midsummer Lyric. — The Playgrounds of Europe: Cheap Switzerland. — The London Opera Directors. — The Undercurrent! — Social Pioneers: Charles Knight and the Penny Press. — The Merchant Princes of England. VI. The Hawkinses of Plymouth. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chapter XIX — XXII. — The Bay-Window of our Club. — Searching for Summer Quarters. —

THE WESTMINSTER REVIEW. New Series Nr. L.

April 1864.

I. The Basin of the Upper Nile and its Inhabitants. II. Strikes and Industrial Co-operation. — III. The Abolition of Religous Tests. — IV. The Prerogative of Pardon and the Punishment of Death. — V. New Zealand. — VI. Taine's History of English Literature. — VII. The Philosophy of Roger Bacon. — Contemporary Literature. — (322)

Vierteljährlich ein Band Preis 6 Shilling.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung sone bande versichert sein:

DENICKES MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Mai 1864.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mélanges sur la Russie
par
Le Prince Augustin Galitzin.
Un vol. broché. 20 Sgr.

Table des matières: La Princesse Dachkoff. — L'impératrice Marie Féodorovna et Lavater. — Louis XVI. et Alexandre II. — Le comte Grégoire Schouvalof. — Une canonisation en Russie. — L'apôtre des monts Alléghaniens. — La Russie et le comte de Maistre. — La Russie devant la papauté. — La Russie devant le protestantisme. — Un fou qui ne l'était pas. — Le cabaret du petit Martin. — La nuit du 11 mars 1801. (318)

Paris und Leipzig.
A. Franck'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Deutſche und engliſche Art zu reiſen.

Das Reiſewerk des Herzogs Ernſt.*)

Germaniſche Wanderluſt iſt ſeit Beginn unſerer Kultur-Epoche eine der Haupttriebfedern zur Entwickelung und Heranbildung der Menſchheit geweſen. Von den Jahrhunderten, da halbbarbariſche Horden das römiſche Weltreich zertrümmerten, bis zu unſern Tagen, wo der rührigſte Weltverkehr Land und Meer der „vielfach umwohnten“ Erde umſpannt, verbindet und zuſammenhält, haben die Römerfahrten der Deutſchen, die Kreuzzüge des Abendlandes und ſpäter die Entdeckungen einer neuen Welt der Wander- und Abenteuerluſt der Maſſen immer neue Impulſe gegeben, während einzelne kühne Pioniere des Geiſtes und der Kultur in der eignen Bruſt Muth und Anregung ſchöpften, bisher noch unbetretene Pfade zu verſuchen, den trägen Maſſen voraus zu eilen, neue Bahnen zu bereiten.

Das Intereſſe der Nation iſt den wackeren Reiſenden dauernd gefolgt; noch in jüngſter Zeit legte die Ausrüſtung der Heuglin'ſchen Expedition großartiges Zeugniß für die Willenseinheit unſeres Volkes in dieſem Sinne ab. Auch die buchhändleriſche Spekulation wußte ſich dieſes echt germaniſchen Zuges erfolgreich zu bemächtigen, und ſo iſt eine Reiſeliteratur entſtanden, die an Gediegenheit und wiſſenſchaftlichem Werthe keiner ausländiſchen, auch der engliſchen nicht, deren neueſte Produktion wir am Schluſſe unſeres Aufſatzes beſprechen werden, untergeordnet iſt.

Von dem Prachtwerk, welches die preußiſche Expedition nach Oſtaſien illuſtriren ſoll**), iſt ſoeben das erſte Heft zur Verſendung gekommen, ſtattlich genug und im Verhältniſſe zu dem, was es bietet, nicht theuer (10 thlr. pro Heft), aber doch zu koſtſpielig, um dem Privaten die Anſchaffung zu erleichtern. Daß, angeſichts der Zeitverhältniſſe, die verlegeriſche Thätigkeit von ſolchen Werken, die ein nicht unbeträchtliches Anlage-Kapital erfordern, einigermaßen Abſtand nehmen mußte, kann nicht in Verwunderung ſetzen. Wir ſind daher in den letzten Monaten an Zahl der neu auf den Markt gekommenen Produkte merklich hinter den Engländern zurückgeblieben, ſchwerlich aber an Werth, denn das Werk des deutſchen Herzogs wiegt viele andere auf.

Wie man auch über den „Schützen Ernſt“ urtheilen mag: Hoheit, Seelen-Adel und warmes Vaterlandsgefühl beſitzt er in reichem Maße, und wenn er den langen und beſchwerlichen Weg von einem kleinſtaatlichen Dynaſten zum freien Fürſten eines deutſchen Volkes ehrenvoll zurücklegt, wozu die Ereigniſſe mindeſtens eben ſo viel beitragen müſſen als er, ſo wird ſein Herzogshut höher ſtrahlen, als manche Kaiſerkrone. In dem vorliegenden Werk erſcheint er uns mit allen ſeinen Eigenſchaften und — Schwächen klarer, beſtimmter und ſchärfer, als in irgend einer ſeiner vorhergegangenen Aeußerungen; es iſt zugleich ein werthvoller Beitrag zur Charakteriſtik des Mannes, der nicht einflußlos auf Deutſchlands Geſchick geblieben iſt und zu einer noch größern Rolle vielleicht berufen iſt. Er reiſt nicht mehr wie ſein junger Neffe, der Prinz von Wales, mit dem er in Aegypten zuſammenkommt, um ſich die Hörner abzuſtoßen, ſondern als gereifter Mann, der beſtimmte Ziele verfolgt und auch praktiſche Reſultate mit heimbringen will. Wer ſich erinnert, mit welcher freudigen Erregung die Nachricht von dem eben ſo raſch gefaßten als ausgeführten Entſchluſſe des Herzogs, faſt unmittelbar einer höchſt unliebſamen Begegnung, deren Eindruck er verwiſchte, folgend, in ganz Deutſchland begrüßt wurde, wird dem Buche das rechte Verſtändniß entgegen tragen.

Die zahlreiche Reiſegeſellſchaft, beſtehend aus dem herzoglichen Paare, den Fürſten Ed. Leiningen und Herm. Hohenlohe, Dr. Brehm, Gerſtäcker, Major Reuter nebſt Frau, verſchiedenen Dienern und Dienerinnen, ſchifft ſich in Trieſt auf der Archiducheſſa Carolina des Oeſterr. Lloyd ein und landet nach ziemlich bewegter Meerfahrt in Alexandria, wo engliſche Kriegsdampfer ſalutiren und Kanonenſalven die grün-weißen ſächſiſchen Flaggen begrüßen, denen es ja ſo ſelten vergönnt iſt, und immer nur als Kurioſität, ſich auf hoher See zu zeigen. Die Bahnſtrecke von Alexandria nach Kairo, wo die deutſchen Gäſte im Namen des Vice-Königs höchſt zuvorkommend empfangen werden, legt ein beſchleunigter Extrazug in 4 Stunden zurück, während gewöhnliche Perſonenzüge 7 Stunden brauchen und die Paſſagiere nach Suez in Kairo übernachten müſſen. Bei geregelterem Betriebe würde es leicht ſein, in 7—8 Stunden von Alexandria bis Suez zu gelangen, wobei dann der Aufenthalt in Kairo wegfallen müßte. Daran liegt aber der ägyptiſchen Regierung wenig und auch dem größten Theil der Reiſenden nicht allzuviel. Zwiſchen Kairo und Alexandria iſt täglich zweimal, nach Suez nur einmal Verbindung.

Da in Kairo die Nachricht eintrifft, daß der engliſche Kriegsdampfer Odin, welcher die japaneſiſche Geſandtſchaft nach Hauſe zurück gebracht hat und nun unſere Reiſenden von Suez nach Maſſaua befördern ſoll, im Rothen Meere noch mit widrigen Winden zu kämpfen hat, ſo acceptirt man gern des Vice-Königs Vorſchlag, einige Tage erzwungener Ruhe zu einem Ausfluge nilaufwärts zu benutzen, der urſprünglich nicht im Reiſeplan lag. Während der angenehmen Fahrt auf dem ſchmucken, mit allen Bequemlichkeiten ausgerüſteten Dampfer erſchließen ſich alle Reize des wundervollen Nilthales, nicht minder die neuen Schöpfungen, als die Trümmer der alten, untergegangenen Welt. Man beſucht das hundertthorige Theben, Luxor (eigentlich El Ukſor), wo der Vertreter Preußens ſich ziemlich in den Landesfarben, in ſchwarzem Kaftan mit weißer Einfaſſung, präſentirt, freilich ohne in irgend einer abendländiſchen Sprache ſich verſtändlich machen zu können. Außer dem ſchmucken Dampfer „Krokodill“, auf welchem ſie fuhren, können die Reiſenden nicht mit Beſtimmtheit verſichern, eines jener gefürchteten Amphibien geſehen zu haben. Nach einem Zuſammentreffen mit dem Prinzen von Wales, der eben von einem Ausfluge ins Obernilland zurückkommt, kehren auch die Koburger nach Kairo zurück und treten, da unterdeſſen telegraphiſche Meldung von dem Eintreffen des „Odin“ in Suez angelangt, die weitere Eiſenbahnfahrt durch die Wüſte an, die ſie mit dem Extrazuge wieder in 4 Stunden hinter ſich laſſen. Ein in Kairo anſäßiger Arzt aus Hohenzollern-Sigmaringen, Billhartz, und zwei deutſche Handwerksburſchen, auf ihren Wanderungen bis hierher gelangt, vergrößern den ſtattlichen Zug und erweiſen ſich ſämmtlich als nützliche Glieder der Expedition, Billhartz freilich erliegt, allgemein betrauert, kurz nach Beendigung der Reiſe einer Krankheit, die er ſich während

*) Reiſe des Herzogs Ernſt von Sachſen-Koburg-Gotha nach Aegypten, den Ländern der Habab, Menſa und Bogos. Mit 20 Illuſtrationen nach der Natur aufgenommen und chromolithographirt von Robert Kretſchmer, 4 Photographien nach Zeichnungen und 2 Karten. Leipzig, 1864. Arnold. Quer-Folio. Geb. 32 Thlr.

**) Anſichten aus Japan, China und Siam. Erſtes Heft. 1 Blatt Haupttitel, 3 Bl. Text, deutſch, franzöſiſch, engliſch. Berlin, Geheime Ober-Hof-Buchdruckerei (R. v. Decker.)

Digitized by Google

derſelben zugezogen. Bemerkenswerth iſt, was S. 24. und 25 über Leſſeps und ſeine Arbeiten geſagt wird. Mit dem Bau des Süßwaſſerkanals iſt in der bisher völlig kulturloſen Wüſte Wadi Tumeilat eine Möglichkeit zum Anbau geſchaffen worden. Franzöſiſche Arbeiter und Koloniſten bevölkern das Land; auch die Eingebornen, welche ſich hier niederlaſſen, entziehen ſich ebenſo der einheimiſchen Gerichtsbarkeit. Die Geſellſchaft hat unumſchränkte Hoheitsrechte während des Baues und 99 Jahre nach Vollendung des Kanals; wie alſo, wenn derſelbe gar nicht fertig würde? Die Unternehmer haben nun eigentlich gar keinen Grund, die Sache zu beeilen; Hr. v. Leſſeps, ein Verwandter des Kaiſers der Franzoſen, iſt nur deſſen Werkzeug, und wenn Frankreich in einer oder der andern Weiſe den Iſthmus in ſeine Hände bekommt, ſo iſt der Zweck erreicht. Uebrigens behauptet man, daß die ungeheuern Anlage-Kapitalien ſich kaum mit ½ % verzinſen würden und die Einnahmen vielleicht kaum zureichen werden, um den Kanal vor fortwährend drohender Verſandung zu ſchützen und ſchiffbar zu erhalten.

Nach kurzer Raſt in dem comfortablen europäiſchen, aber mit orientaliſcher Pracht ausgerüſteten Hôtel zu Suez geht man an Bord des Odin, paſſirt die Linie und landet im Hafen von Maſſaua. In dem Dörfchen M'Kullu, nahe genug, um immer unter dem Schutze engliſcher Kanonen und doch hoch genug, um nicht allzu ungeſund zu ſein, bilden zwei ärmliche Strohhütten, ohne Fenſter und ſonſtige Annehmlichkeiten, die Sommerreſidenz der Herzogin. Die Frauen werden unter genügendem Schutz dort zurückgelaſſen, während die Männer ihrer Ungeduld und Wißbegierde weiter ins Land hinein folgen. Freilich iſt die Lage der Zurückgebliebenen nicht ganz ſo beneidenswerth und idylliſch, als unter ähnlichen Verhältniſſen etwa in einem romantiſchen Waldthale Thüringens, obwohl die Reize der afrikaniſchen Berglandſchaft nichts zu wünſchen übrig laſſen, und beſonders gehoben werden durch das unvergleichliche Farbenſpiel, welches die Sonne der Tropen erzeugt. Die Nachtkonzerte der nahe heranſchleichenden Schakals und Hyänen, gegen welche die wachſamen Hunde anſchlagen und die Lagerwachen zuweilen feuern, die Schaaren von Inſekten, welche aus den ſtrohenen Wohnungen ſich nicht verbannen laſſen, der brennende Durſt, den man nie voll befriedigen darf, ſind eben keine Touriſten-Annehmlichkeiten. Aber die muthigen deutſchen Frauen zagen nicht; ſie beſuchen die Ruine von Andulis, welches im Munde der Eingeborenen noch wie bei den alten Griechen Andule heißt und einſt eine bedeutende und weit berühmte Handelsſtadt war, die den Verkehr Central-Afrika's mit den Kulturvölkern am Mittelmeer beherrſchte; ſie beſteigen die waldigen Berge von Kreilat, die den Tiroler Alpen gleichen, und beſchleunigen durch angenehme Beſchäftigung mit Zeichnen und Skizziren den trägen Lauf der Zeit.

Die „Jäger" ſind indeſſen weſtlich gezogen. Von nun an übernimmt Herzog Ernſt die unverantwortliche Redaktion des Textes ſelbſt, der alsbald von Waidmanns-Ausdrücken zu wimmeln beginnt, wie von Trichinen das Muskelfleiſch einer kranken Sau. Siehe, geneigter Leſer, im Fall Du ſolches nicht verſtehſt, darüber nach im Idiotismus venatorius, das iſt „Revierförſter Holſter's aufrichtiger kleiner Lehrprinz der Jägerſprache, mit 50 dauerhaften Kupfern, bei Arnz in Düſſeldorf."

Mit mannigfachen Schwierigkeiten kämpfend, geht der Zug bis an das Bett des Fluſſes Ain-Saba, deſſen Namen die chriſtlichen Eingebornen mit der Königin von Saba in Verbindung bringen, und der, wie ſo viele andere in dem heißen Lande, von einer Breite wie der Rhein bei Bonn, plötzlich ſpurlos im Sande verſchwindet.

Keren iſt das äußerſte Reiſeziel, doch verweilt man dort nur einige Stunden und kehrt noch an demſelben Tage wieder in das alte Nachtquartier zurück. Es gelingt mit Hülfe eingeborner Jäger, auf dem Rückmarſch zwei Elephanten zu erlegen, ſonſt kommen noch eine Menge von Vierfüßlern, Vierhändern und Federwild, jedoch kein Löwe zum Schuß.

Am 22. April vereinigen ſich die Jäger wieder mit ihren zurückgelaſſenen Frauen, und ein ſolennes Abſchiedsmahl wird den engliſchen Offizieren und dem Paſcha von Maſſaua gegeben, wobei freilich unzählige Heuſchrecken, Grillen und Muskito's als ungebetene Gäſte ſich einſtellen und die Freude ſehr beeinträchtigen. — Alle Reiſenden nehmen aus den afrikaniſchen Tropenregionen großartige Eindrücke mit nach Haus, die Meiſten freilich ein ganz anderes Bild, als ſie ſich früher entworfen. Die Rückfahrt iſt vom Wetter nicht begünſtigt und die Patienten haben hart zu kämpfen. In Kairo erholen ſie ſich ein wenig, und nachdem die Frau Herzogin noch der erſten Frau des Vice-Königs in Alexandria einen Beſuch abgeſtattet, wird auf der engliſchen Brigg „The Queen" die Heimfahrt angetreten.

Von den artiſtiſchen Beigaben haben namentlich die Photographien nicht Schärfe, Klarheit und einheitlichen Ton genug; beſſer ſind die Chromolithographien und die beiden kleinen Reiſekarten. Im Texte macht es ſich eigenthümlich, daß in den erſten Kapiteln alles bei hohen und höchſten Herrſchaften übliche Ceremoniell in ſehr verſchwenderiſcher, faſt komiſch-pathetiſcher Weiſe gebraucht wird, während es ſpäter ganz einfach heißt: „Ed. Leiningen, Herm. Hohenlohe und meine Wenigkeit." Wie ſchon erwähnt, iſt der Jagdzug vom Herzog ſelbſt, die übrige Reiſe von einem Andern beſchrieben, aber obwohl man dies weiß, thut doch dieſer Umſtand der Wirkung des Ganzen einigen Eintrag. Aber dieſe kleinen Mängel ſollen uns nicht hindern, dem Werke voll und freudig die Anerkennung zu zollen, welche es verdient. Der deutſche Herzog hat ſich gerechten Anſpruch auf unſere Dankbarkeit erworben, ſeine Afrika-Expedition war eine nationale That und wir haben aus ſeiner Darſtellung ihn ſelbſt zumeiſt und alle ſeine Reiſegefährten, bis zu den abenteuer- und wanderluſtigen deutſchen Handwerksburſchen herab, lieb gewonnen. Wir wiederholen, daß ſein Werk die größere Anzahl der engliſchen Produktionen gleicher Art, welche uns die letzten ſechs Monate gebracht, vollkommen aufwiegt.

Es bleibe uns noch übrig, einen Blick auf dieſe letztern zu werfen. Nachdem wir in einem frühern Artikel Knight's Diary of a Pedestrian bereits ausführlich beſprochen, haben wir noch der Werke von Speke*), Smythe**), Reade***) und Eaſtwick †) zu erwähnen.

Bei Speke's vielbeſprochenem Berichte prävaliren engliſche Ignoranz und Anmaßung. Der deutſchen Forſchungen wird nicht gedacht; ſie werden nur an geeigneter Stelle ohne Angabe der Quellen benutzt. — Der Titel von Savage Africa ſchmeckt nach

*) Journal of the discovery of the Source of the Nile, by John Hanning Speke, Captain H. M. Indian Army, with map and portraits, and numerous illustrations chiefly from drawing, by Capt. Graul. Edinburg, Blackwood, Leipzig, L. Denicke.

**) Smythe (Mrs.), Ten Months in the Fidgi-Islands. With an introduction and an appendix by Col. W. J. Smythe, R. A. Hamburg, Oncken.

***) Savage Africa, being the Narrative of a Tour in aequatorian, south-western and north-western Africa. By W. Winwood Reade. London 1864. Leipzig, Denicke.

†) Eastwick, Journal of a Diplomate's three years Residence in Persia. 2 vols. London, Smith, Elder & Co. Leipzig, Denicke.

Digitized by Google

Münchhauſen, das Buch nach gar nichts; die Expedition beſchränkt ſich auf unfruchtbare Küſtenexplorationen. Die Bücher von Smythe und Eaſtwick ſind dankenswerthe Erſcheinungen. Col. Smythe war im Regierungsauftrage zu den Fidtſchi-Inſulanern geſchickt, ſeine Frau hat in Briefen nach der Heimat lebhafte Schilderungen der vorgefundenen Zuſtände entworfen, und aus dieſen Briefen iſt der vorliegende Band entſtanden.

Es legt aber auch die Reiſeliteratur Zeugniß von der Zerſetzung engliſcher Zuſtände ab. Deutſchlands maritimer Aufſchwung wird hoffentlich die Ueberlegenheit Albions brechen:

Friſch auf, Deutſchland, zur Sonne!

E. E. v. Mühlberg.

Frankreich.

Renan's Leben Jeſu, die philoſophiſche Kritik und das Publikum.

I.

Der franzöſiſche Standpunkt in der Kontroverſe der Zeit.

Die Nachhaltigkeit der Wirkung des Renan'ſchen Werkes läßt ſich heut nicht voraus erkennen; für die zeitige Extenſität der Wirkung haben wir einen klaren Maßſtab an den vielfachen Auflagen, welche das Buch in den meiſten Ländern Europas erfahren hat.

Wir Deutſchen können uns nur ſchwer Rechenſchaft geben von den Urſachen, welche in den romaniſchen Ländern die religiöſe Strömung dirigiren; unſere Nachbarn — ſo muß es uns ſcheinen — nehmen erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter als wir Notiz von den gewaltigen philoſophiſchen Geiſtern, die bei uns für die Betrachtung der Geſchichte, der Religion und der Kirche neue Geſichtspunkte aufſtellten. Bei uns werden dieſe Geſichtspunkte von einer großen Zahl der Gebildeten getheilt, von allen gekannt: bei den romaniſchen Völkern iſt nur ein kleiner Kreis der Fachmänner gefolgt, aber in dieſem Kreiſe haben ſich die Wandlungen mit eiſerner Konſequenz vollzogen, und nun, da Einer aus dem Kreiſe heraustritt auf den Markt, da erzählt er einfach, was er denkt — einfach, ohne Beweis — und immer größer werden die Schaaren, die hören wollen.

Das iſt nach unſerer Meinung charakteriſtiſch für die Eigenthümlichkeit des Werkes und des Publikums, daß nirgends in eine kritiſche Prüfung der Quellen eingetreten und nirgends ein Beweis dafür geliefert oder auch nur verſucht wird, daß die Darſtellungsweiſe des Verfaſſers die richtige iſt. Wir kennen nur eine einzige Stelle, in welcher man eine Beweisführung finden könnte: „Keines der Wunder, von denen die alten Geſchichten voll ſind, hat ſich unter wiſſenſchaftlich zuläſſigen Bedingungen begeben. Eine Beobachtung, welcher noch nie widerſprochen worden iſt, iſt die, daß Wunder nur in den Zeiten und Ländern geſchehen, wo man an Wunder glaubt und in Gegenwart von Perſonen, die zu dieſem Glauben aufgelegt ſind. Kein Wunder hat ſich bisher gezeigt vor einer Verſammlung von Menſchen, welche geiſtig befähigt ſind, den wunderbaren Charakter eines Faktums zu konſtatiren. Weder Perſonen aus dem Volke, noch Weltleute ſind dazu kompetent. Es bedarf großer Vorſicht und einer langjährigen Gewohnheit wiſſenſchaftlicher Unterſuchung dazu!" Dieſe wenigen Zeilen, welche den hiſtoriſchen, naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Standpunkt des Verfaſſers bezeichnen, ſprechen ein Anathema über die Bildung desjenigen aus, der an Wunder glaubt. Renan ſpricht nur zu denen, die nach ſeinen Begriffen nüchtern ſind; dieſen erzählt er, wie es wohl mit der Lebensgeſchichte Jeſu geweſen ſein möge; ungefähr, denn die genaue Wahrheit iſt nicht zu ermitteln: „Wer dafür hält, Geſchichte beſtehe in der bloßen Wiedergabe der Dokumente, welche auf uns gekommen ſind, den bitte ich zu bedenken, daß dies bei einem ſolchen Gegenſtande nicht gut thunlich iſt. Die vier Hauptdokumente ſtehen mit einander in offenem Widerſpruch: man muß wählen." Wer ſein Werk lieſt und ſeinen Worten glaubt, der mag es thun, gut; wer z. B. an Wunder glaubt, der legt das Buch bald fort, er muß es langweilig finden und kann vielleicht einer großen Entrüſtung ſich nicht erwehren, daß der Inhalt eines zweitauſendjährigen Glaubens in ſo naiver Weiſe als völlig unhaltbar dargeſtellt wird. Aber er kann nicht ſagen, daß irgendwo ein Verſuch gemacht wird, durch langathmige naturwiſſenſchaftliche Erörterungen oder philoſophiſche Deduktionen Schritt für Schritt Terrain zu gewinnen.

Wäre das Buch in Deutſchland zuerſt erſchienen, ſo hätte es wegen der Schönheit der Darſtellungsweiſe und wegen der Konſequenz in der rein menſchlichen Auffaſſung Chriſti gewiß einen großen Leſerkreis gefunden, aber es iſt ebenſo gewiß, daß es nicht epochemachend geweſen wäre. Die Geiſtlichkeit hätte es auf den Index der verbotenen Bücher geſetzt, aber es wäre ihr nicht eingekommen, Anti-Renan's und in großer Zahl zu ſchreiben. Denn um einen Gegner zu widerlegen, muß man einzelne Gründe des Gegners aufſuchen können; Strauß prüfte einzeln, Schritt für Schritt, die Angaben der Evangelien — darauf ließ ſich Schritt für Schritt antworten; Leſſing ſelbſt in ſeinem Nathan läßt den weiſen Richter und den Nathan hinterher Gründe anführen, „denn gründen ſich nicht alle auf Ueberlieferung ꝛc.?" Dieſe Gründe ließen ſich prüfen. Wenn aber Jemand ſagt: „Kein vernünftiger Menſch glaubt an Wunder, folglich iſt Alles, was von den Wundern Chriſti, ſeiner göttlichen Abſtammung und ſeiner Himmelfahrt erzählt wird, bloße Phantaſiedarſtellung!" — nun ſo erklärt man ihn einfach für einen Ketzer, aber man widerlegt ihn nicht. So denken wir in Deutſchland!

In Frankreich hingegen iſt es anders: die naive Darſtellung hat dem Anſchein nach für die dortigen Leſer Ueberzeugendes genug. Das kann nur zweierlei Urſachen haben: entweder iſt die religiöſe Frage, um welche es ſich handelt, ſo allſeitig diskutirt, daß die Elemente zu den letzten Schlüſſen überall vorhanden ſind, und dieſe letzten Schlüſſe nur einfach ausgeſprochen zu werden brauchen, um allgemeine Zuſtimmung zu finden, oder die außerordentliche Cultur hat eine ſolche Richtung, daß gerade dieſe religiöſe Anſchauung ſich ihr anpaßt: wer ſie in anſprechender Weiſe erklärt, hat ohne weiteres Zuthun Alle für ſich. Wir ſtehen nicht an, für den bei weitem größten Theil der Renan'ſchen Anhänger in Frankreich die zweite Alternative zutreffend zu finden; es iſt dort heut die Geſammtſtimmung eine ähnliche, wie im vorletzten Decennium bei uns in Deutſchland; der Materialismus lag damals bei uns in der Luft: je konſequenter ein Autor ihn durchführte, um deſto mehr konnte er gewiß ſein, daß er gefiel, der Menge, wie den denkenden Köpfen.

Der Kampf gegen den Materialismus ging in Deutſchland damals gleichzeitig von drei Lagern aus: dem kirchlichen, dem philoſophiſchen und dem naturwiſſenſchaftlichen. Die Kirche fand-

Digitized by Google

die Urſache des Uebels in dem Mangel an Concentration des Gemüths und in dem wiſſenſchaftlichen Dilettantismus; ſie erließ die Schulregulative in Preußen und vermehrte das Aufſichtsrecht der Geiſtlichkeit über den Unterricht in Oeſterreich (Concordat). Die philoſophiſche Partei — und zu ihr gehören, Dank dem Einfluſſe und der Nachwirkung Hegels, faſt alle Gebildeten, auch diejenigen, die heut ſehr geringſchätzig von Hegel ſprechen — hatte zunächſt ein äſthetiſches Bedenken: der Materialismus erſchien oft ſehr häßlich; dann aber ein moraliſches: ſo edel einzelne Vertreter der herrſchenden Richtung waren, die Jünger und ihr Anhang ſteuerten faſt ausſchließlich nach dem Egoismus. Unter den Naturforſchern erhoben ſich Männer erſten Ranges, die man nicht wohl „der doppelten Buchführung" beſchuldigen konnte, erinnerten an das kleine Maß unſeres poſitiven Wiſſens und machten darauf aufmerkſam, daß die Materialiſten ebenſo Dogmen aufſtellten und dieſe ebenſo intolerant verfochten, wie die Orthodoxen aller Religionen. Der Materialismus verlor allmählich den Boden, und geläuterte, maßvolle Anſichten brechen ſich gegenwärtig überall Bahn.

In Frankreich iſt Seitens der Naturforſcher eine Streitſchrift gegen Renan nicht zu erwarten geweſen; der Inhalt ſeines Werkes bietet der Naturwiſſenſchaft kein Angriffs-Objekt. Diejenigen Forſcher, welche dort den naturwiſſenſchaftlichen Materialismus bekämpfen — und wir haben bei der Beſprechung der Entdeckungen Paſteur's und der Darwin'ſchen Hypotheſe über geiſtvolle Darlegungen referiren können — wenden ſich naturgemäß gegen Darwin. Aus dem kirchlichen und philoſophiſchen Lager hingegen wurde der Kampf ſehr eifrig aufgenommen. Die Kirche erinnerte in zahlreichen kleinen Schriften (von denen mehrere auch ins Deutſche übertragen worden ſind) an die tauſendfachen Zeugen von Chriſti Leiden und Wundern, an die Zuverläßigkeit der Evangelien, deren Glaubwürdigkeit ſeit achtzehnhundert Jahren nur der Leichtſinn anzugreifen gewagt habe; zu dieſen Leichtſinnigen gehöre auch Renan; aber auch ihm werde die wahre Erkenntniß noch kommen, durch Gnade oder durch Züchtigung (je nach der milden oder ſtrengen Geſinnung des Verfaſſers). Dieſe Schriften wenden ſich an die Gläubigen wie Renan's Werk an die Ungläubigen; jene ſind in ihrer Darſtellung naiv wie dieſes; auch ſie feuern ihre Leſer an, ohne indeß extenſiv Propaganda zu machen.

Anders iſt es mit der philoſophiſchen Partei, ſo weit ſie Renan bekämpft. Sie läßt den antidogmatiſchen und damit zugleich den kirchlichen Theil der Renan'ſchen Schrift völlig bei Seite; ſie ſucht als den Ausgangspunkt ſeiner Anſchauungen den Gottesglauben Renan's zu erkennen. Die Gottesidee Renan's, behauptet ſie, ſei nicht konſtant; in ſeinen früheren Schriften*) ſei er Kantianer und thue eigentlich nichts Anderes, als daß er die Hauptreſultate der „Kritik der reinen Vernunft," in künſtleriſche Form gebracht, vortrage. Aber während Kant trotz der negativen Ergebniſſe der „Kritik der reinen Vernunft" den Glauben an Gott und an eine ewige Weltordnung als unabweisliche Annahme der praktiſchen Vernunft hinſtelle, bleibe Renan in der Negative. Nur ſpreche er dieſe Negation nicht offen aus, vielmehr verhülle er ſie, indem er mit ſeiner negativen Doktrin in ganz wunderbarem Kontraſt ein ganz ungewöhnlich tiefes religiöſes Gefühl verbinde. Man wolle nicht unterſuchen, ob dieſes ſo prononcirte religiöſe Gefühl ein aufrichtiges ſei; man wolle das nicht bezweifeln, aber man mache eine wunderbare Entdeckung, wenn man den Charakter dieſes Gefühls unterſuche. An vielen Stellen nämlich mache das Buch den Eindruck, daß Renan für alle religiöſen Ideen die tiefſte Devotion empfinde; Niemand ſcheine tiefer durchdrungen von der Heiligkeit alles Göttlichen, als er, Niemand drücke dieſe Heiligkeit mit ſo ſchönen Worten aus. Indeß ſtamme dieſe religiöſe Darſtellung nicht aus religiöſem Glauben, vielmehr bleibe es in dieſem Punkte bei der reinen Negation; aber wie Kant als Ergänzung des Kritikers den tief ſittlichen, moraliſch-praktiſchen Mann folgen laſſe, ſo erſcheine plötzlich bei Renan nach dem Kritiker der begeiſterte Künſtler! Die tiefe Erfaſſung des Göttlichen, von dem das Buch durchdrungen ſcheint, ſei Nichts weiter als eine von den Formen, welche die Liebe zur Kunſt eingebe. Das Schöne, das ſei ſein Cultus, ſein Glaube, ſein Gott! Er habe eine neue Art des Dilettantismus erfunden: den religiöſen; aber dieſen Dilettantismus treibe er mit einer Leidenſchaft, einer Intelligenz und einem Geſchmack, der wie ein Zauber die Negation ſeines Inhaltes verdecke und eine Poeſie über ſeine Darſtellung verbreite, die das Gemüth bewältige und den Zweifel gar nicht zu Worte kommen laſſe.

In den ſpäteren Schriften Renan's*) zeige ſich eine Wandelung: Renan habe ſich Hegel zugewandt; der Gottesbegriff ſei durch beſtändige Abſtraktion ſo abſtrakt geworden, daß er nicht mehr faßbar ſei. Aber aus welcher Quelle entſpringe dieſer abſtrakte Begriff? Die Erfahrung und die Spekulation, ſage Renan, kann den Menſchen nie zur Erkenntniß Gottes führen; es bleibt nur ein Weg übrig, den die Myſtiker von jeher gewandelt: das Gefühl, und Renan, der ſonſt vollendeter Skeptiker ſei, ſpreche wie ein Myſtiker: „Wenn die Menſchheit nur intelligent wäre, ſo könnte ſie nur atheiſtiſch ſein. Gott iſt das Produkt des Gemüths, nicht des Wiſſens und der Metaphyſik. Nicht die Vernunft erkennt ihn, ſondern das Gefühl!" Allein dieſe Anſchauung werde nicht feſtgehalten, ſie bilde nur einen Hintergrund, von dem ſich der Begriff des abſoluten, die Summe alles Hohen umfaſſenden, aber doch nur abſtrakten Gottes deſto ſchärfer abhebe. Von dieſem Gotte Renan's ſei denn nun freilich ein Eingreifen in den Gang der Ereigniſſe nicht zu erwarten, weil er nichts Anderes ſei als eine höhere Form unſerer Ideen, eine reine Idee. Die religiöſe Kritik könne daher nach Renan keinen anderen Zweck haben, als die Erklärung des Weges, auf welchem die Religionen durch die Arbeit der menſchlichen Fähigkeiten allein ſich gebildet haben, wie allein die verſchiedenen äußeren Verhältniſſe nicht nur die Culte, ſondern auch die Gottesbegriffe beſtimmt hätten.

An dieſe Anſchauungen müſſe man denken, wenn man das letzte Werk Renan's, das Leben Jeſu, richtig beurtheilen wolle. Man könne dann von dieſem letzten Werke auch nicht überraſcht ſein; es ſei nicht plötzlich außer allem Zuſammenhange als etwas Neues entſtanden, es ſei vielmehr das ganz natürliche Endergebniß der langen Geiſtesarbeit, die ſich ſeit 50 Jahren in Deutſchland, ſeit etwa 20 Jahren in Frankreich vollzogen habe, in Deutſchland durch Anregung der Philoſophen, in Frankreich durch Anregung der Unterſuchungen von Strauß über das Leben Jeſu.

Die philoſophiſchen Gegner Renan's ſind daher, wie man ſieht, weit entfernt, ihn des Materialismus zu beſchuldigen: er iſt ihnen ein Vertreter der „kritiſchen Schule," welche ſie freilich energiſch bekämpfen. Die Energie konzentrirt ſich begreiflicherweiſe gegen Renan's letztes Werk, weil dieſes ſich an das große

*) Études d'histoire religieuse.

*) Avenir de la métaphysique.

Digitized by Google

Publikum wendet und nicht mehr, wie die früheren, an die Fachmänner, und weil mit der Abnahme der ſelbſtändigen Denkfähigkeit des Leſers die Gefahr wächſt.

Schweiz.

Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf.

I.

Calvin's Verfolgung des Bürgers Pierre Ameaux. 1546.

Wir haben ſchon im vorigen Jahrgang dieſer Blätter*) auf die Verdienſte aufmerkſam gemacht, welche ſich die beiden Galiffe, Vater und Sohn, um eine gründlichere Kenntniß der Genfer Geſchichte und vornehmlich des Reformations-Zeitalters, oder, um den Kern dieſer Verdienſte genauer zu beſtimmen, um die Einführung eines ernſteren Studiums der Quellen erworben haben. In den Materialien zur Geſchichte Genfs und dem umfangreichen Werke Notices généalogiques des ältern Galiffe, ſowie in den hiſtoriſchen Beiträgen des jüngern, des gegenwärtigen Profeſſors der Nationalgeſchichte an der Genfer Akademie, iſt ein kritiſch geſichteter Stoff angeſammelt, der früher theils noch völlig unbekannt war, theils ſich die allerwillkürlichſte Behandlung ſeitens der Bearbeiter der Genfer Geſchichte gefallen laſſen mußte. Die meiſten frühern Autoren, die ſich mit der Reformationsgeſchichte beſchäftigten, ſind in ihrer Darſtellung der damaligen Zuſtände, ſowie der unmittelbar vorhergehenden Periode Bonivard und den übrigen Parteimännern des 16ten Jahrhunderts gefolgt. Erſt die beiden Galiffe ſind zu den Urquellen, den offiziellen Staats- und Rathsregiſtern, ſowie den Konſiſtorial-Protokollen, hinabgeſtiegen, um ein gänzlich neues Licht über jene bis dahin ſo oberflächlich und einſeitig behandelten Zeiten zu verbreiten. Mit vollem Recht durfte der jüngere Galiffe von den Reſultaten ſeiner Forſchungen mit Menander ſagen: „venit veritas in lucem interdum non quaesita," denn die der traditionell-dogmatiſchen Richtung folgenden Geſchichtsſchreiber waren zuerſt nicht wenig überraſcht, jenen Zeitraum, den ſie als den Glanzpunkt der Genfer Geſchichte zu feiern gewohnt waren, nun zum nicht geringen Theil ſeines Nimbus entkleidet, und ihren Heros Calvin, den ſie als den unmittelbaren Mann Gottes auf den Altar erhoben hatten, nicht nur als gewöhnlichen Sterblichen, ſondern ſogar mit Schwächen und Mängeln des Charakters behaftet zu ſehen, welche kaum von den großartigen und unantaſtbaren Geiſtesgaben dieſes Mannes aufgewogen werden können. Denn bei einem Reformator, deſſen Miſſion doch weſentlich eine ſittliche ſein ſoll, werden wir ſtets und vor allen Dingen nach ſeinen humanen Eigenſchaften fragen, und wo dieſe fehlen, oder durch Herrſchſucht, geiſtigen Hochmuth, Unverſöhnlichkeit, Rachſucht, Härte und Grauſamkeit überall beſchränkt und verdunkelt erſcheinen, uns unmöglich mit unerſchütterlicher Willenskraft, ſtarrer Conſequenz, glänzendem Verſtand, Gelehrſamkeit und Scharfſinn zu befriedigen vermögen.

Die Ergebniſſe der Galiffeſchen Forſchungen ſind nicht nur ein wiſſenſchaftlicher, ſondern ein praktiſch-ſittlicher Gewinn. Dieſer wiegt um ſo ſchwerer, als die überfrommen Kreiſe Genfs ſeit der Reſtauration bis auf dieſen Tag die größten Anſtrengungen gemacht haben, im Gegenſatz zu der mehr rationellen, wenn auch etwas bureaukratiſchen, vom Zopfthum ihrer Zeit nicht freien Richtung der Genfer Geiſtlichkeit des vorigen Jahrhunderts eine Umkehr zu dem ſtreng dogmatiſchen Urcalvinismus, den man durch die organiſatoriſche Praxis des engliſchen Methodismus zu unterſtützen ſuchte, anzuſtreben und damit auf kirchlichem, wie politiſchem und geſellſchaftlichem Gebiet die Bahn einer Reaktion zu betreten, deren nachtheilige Folgen nicht ausgeblieben ſind, indem ſie dem Materialismus, wie dem politiſch-radikalen Nihilismus als natürlichem Gegenſatz die Thore geöffnet, das ſoziale Leben überhaupt unterwühlt hat. Die grünen Tiſche, welche ſich im Anſchluß an den, ſeiner Zeit vielgenannten, jetzt endlich geſchloſſenen Cercle des Étrangers im Faubourg St. Gervais etablirt hatten, und das Genfer Konventikelweſen mit ſeiner Heuchelei und Scheinheiligkeit ergänzten ſich nicht übel als die extremen Gegenſätze deſſelben Abfalls von wahrer Vernunft und Sittlichkeit. Jeder Kultus will ſeine Götter und Heroen haben; die geiſtlichen Schriftſteller der angedeuteten Richtung waren bemüht geweſen, Calvin zu dieſer hohen Stellung zu erheben. Man hatte ihn ſo lange mit Weihrauch umräuchert, ſo lange mit buntem Flitterſtaat ſchönredneriſcher Ausſchmückung und einer conventionell gewordenen Tradition umhangen, daß die hiſtoriſche Geſtalt des Reformators zuletzt völlig unkenntlich geworden, ja verloren gegangen war. Daß endlich ein ſolches Gebahren in Genf ſelbſt, wo — außer auf politiſchem Parteigebiet — die Kritik ſich nicht ſehr muthig zeigt und gewöhnlich ſehr leiſetreteriſch und mit Sammtpfötchen einherſchreitet, eine energiſche Polemik, wie ſie Galiffe übt, hervorrief — ſchon das verdient, abgeſehen von dem der Wiſſenſchaft geleiſteten Dienſt, volle Anerkennung. Unſer Hiſtoriker hat die Axt an die Wurzel des Uebels gelegt.

Herr J. B. G. Galiffe hat ſeiner von uns im vorigen Jahrgang beſprochenen Schrift kürzlich eine neue folgen laſſen. Sie führt den Titel: „Nouvelles pages d'histoire exacte, soit le procés de Pierre Ameaux et ses incidents 1546. Suivi de nouveaux éclaircissements sur l'état des partis politiques et religieux sous Calvin etc. etc."*) Der Verfaſſer ſagt Seite 110: „So parador dieſe Behauptung auch erſcheinen könnte, ſo ſind wir doch der Meinung, daß Calvin, wie es der Fall mit allen großen Männern iſt, nur dabei gewinnen könnte, wenn er endlich in ſeinem wahren Licht dargeſtellt wird, mit ſeinen Fehlern, wie mit ſeinen guten Eigenſchaften, mit ſeinen Ausſchreitungen, wie mit ſeinen ruhmvollſten Werken: denn nur der iſt wahrhaft groß, nicht nur in der vorgefaßten Meinung einer Partei, ſondern in den Augen Aller, von dem man Alles ſagen kann, ohne daß er aufhört groß zu ſein; während der geſunde Menſchenverſtand und die Billigkeit immer gegen ſolche Berühmtheiten ein Mißtrauen empfinden werden, welche ihre Apologiſten nur dadurch feſt begründen zu können glauben, daß ſie Alles, was jene verdunkeln könnte, ohne Grund verleumden."

Dieſe Sache wird gewiß jeder, der den Maßſtab der Sittlichkeit an die Geſchichte zu legen gewohnt iſt, von ganzem Herzen unterſchreiben; allein die Apologiſten Calvin's werden freilich der Meinung ſein, daß Galiffe dem Zweck, auch ihrem Idol durch eine Rehabilitation der objektiven hiſtoriſchen Wahrheit zu nützen, „fürwahr auf gar beſondere Weiſe dirnt." Denn auch das vorliegende Werk gleicht einer vollkommenen Anklageſchrift und die Gegner möchten es ohne weiteres gern als Parteipamphlet verurtheilen,

*) Vergl. „Zwei Hochverrathsprozeſſe unter Calvin" in Nr. 7 des „Magazin" von 1863.

*) Genève, 1863.

Digitized by Google

wenn ſie nur die Quellen widerlegen könnten! Das iſt freilich ſo wenig geſchehen, wie bei Galiffe's frühern hiſtoriſchen Arbeiten. Die calviniſtiſchen Schriftſteller haben ſie wohl zu verdächtigen geſucht, allein wir kennen nicht eine einzige gründliche oder haltbare Widerlegung; im Gegentheil, ſelbſt Hr. Merle d'Aubigné, um von andern zu ſchweigen, citirt die beiden Galiffe in ſeinem neueſten Werk über die Geſchichte der Reformation in Genf und Frankreich häufig, natürlich ſoweit ſolche Citationen ſeinen Zwecken dienen können. Allein ſchon dieſes Zeugniß eines der geachtetſten unter den calviniſtiſchen Autoren dürfte genügen, die Verdächtigungen der kleinen Ränkeſchmiede zum Schweigen zu bringen. Die Quellen unſeres Hiſtorikers ſind, um dies noch einmal zu wiederholen, hauptſächlich die Staatsregiſter, von denen er eine von ſeinem Vater ſelbſt verfertigte, mehr als 40 ſtarke Quart-Bände umfaſſende Abſchrift beſitzt, welche bei der Schwierigkeit, viele dieſer vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1547 gehenden Protokolle zu entziffern, eine wahre Rieſenarbeit genannt zu werden verdient — das glänzendſte Zeugniß für den ausdauernden Fleiß und Sammlereifer des ältern Galiffe.

Auch in den Nouvelles pages bietet, wie in den Quelques pages d'histoire exacte, die Beleuchtung der Genfer Juſtiz- und Parteiverhältniſſe unter den Einflüſſen Calvins das Hauptintereſſe. Wir erhalten hier zunächſt wieder die aktenmäßige Darſtellung eines politiſchen Prozeſſes, der zwar nicht, wie ſo viele andere, auf dem Schaffot ſein blutiges Ende findet, der aber, als erſter Verſuch Calvins nach ſeiner Rückkehr im Jahr 1541, ſeine Macht der Nationalpartei und den Genfer Behörden gegenüber zu erproben, eine ganz eigenthümliche Bedeutung erhält. Die Zeit des Dramas fällt in das Jahr 1546, alſo ein Jahr vor dem Perrinſchen Prozeß, den Galiffe in ſeinem letzten, von uns beſprochenen Buche zum Gegenſtand der intereſſanteſten Unterſuchungen gemacht hatte. Ueber das Opfer dieſes erſten calviniſtiſchen Experiments, Pierre Ameaux, Staatsrath, Generalkapitain und Gouverneur des munitions de guerre de la république, werden wir ſogleich einiges Nähere erfahren, wollen jedoch zuvor noch Einiges aus Galiffes Betrachtungen zum Verſtändniß der allgemeinen Lage der Dinge und des Standpunkts des Verfaſſers vorausſchicken.

Dieſer Prozeß, ſagt unſer Gewährsmann, ſo unbedeutend bei ſeinem Beginn, nimmt nach und nach immer größere Ausdehnung an, indem er eine Menge unvorhergeſehener Zwiſchenfälle erzeugt. Man findet hier über die religiöſen, politiſchen, ſozialen und Rechtszuſtände der Zeit eine Maſſe von Nachrichten, welche man anderwärts, als in den bisher unveröffentlichten Materialien, vergebens ſuchen würde. Hier lernt man das Räderwerk dieſer auf Angeberei, ſelbſt unter Verwandten und Freunden, begründeten geheimen Polizei kennen, mittelſt deren Calvin nicht allein von den Thaten, Handlungen und Worten, ſondern ſelbſt den Gedanken und Meinungen aller Einwohner von Genf, ſelbſt der momentan abweſenden, unterrichtet war. In einer Note führt Galiffe dann eine Reihe ſolcher Beiſpiele von Angebereien an. So mußte 1545 eine minderjährige Tochter gegen ihren Vater zeugen, „weil ſie ihren himmliſchen Vater mehr fürchten müſſe, als ihren irdiſchen.“ Es gab förmlich angeſtellte und bezahlte Spione, ſo ein gewiſſer Bombrille; der Prozeß gegen Ami Perrin und Maigret liefert andere Beiſpiele. Angebereien zwiſchen Brüdern, Gatten, Freunden, Amtsgenoſſen waren an der Tagesordnung.

Auch wird man, fährt der Verfaſſer fort, mit Spannung die Haltung des großen Reformators, der bekanntlich ebenſo großen Rufs als Rechtskundiger wie als Theolog genießt, in einem Prozeß verfolgen, wo die einfachſten Rechtsbegriffe, die Genfer Verfaſſung und Edikte, welche er ſelbſt derſelben hatte hinzufügen laſſen, wiederholt verletzt und mit einer Rückſichtsloſigkeit mit Füßen getreten wurden, von welcher man nur unter dieſem Regime ein Beiſpiel finden kann. Allein die hiſtoriſche Wichtigkeit der gegen Ameaux gerichteten Verfolgungen liegt hauptſächlich in der Thatſache, daß ſie ſeit Calvins Rückkehr von Straßburg den erſten offenen Angriff der calviniſtiſchen Partei gegen die Nationalpartei konſtituiren, welcher Angriff ſelbſt der Wiederherſtellung dieſer letztern, 1540 unterdrückten Partei vorhergeht, wenn er nicht wohl gar die hauptſächlichſte Urſache derſelben war. Denn ſeit dem Sieg der Guillermins (der Anhänger Guillaume Farels und Calvins, d. h. der franzöſiſchen Reform im Gegenſatz zu dem lutheriſchen Proteſtantismus, wie er zuerſt unter dem Einfluſſe des Bündniſſes mit Bern in Genf Eingang gefunden hatte), welchem die Rückberufung Calvins nach Genf folgte, würde man vergebens die geringſte Spur einer ernſten, übereinſtimmenden Oppoſition gegen die Abſichten des Reformators ſuchen, ſelbſt unter denjenigen, welche ſich ſpäter als ſeine erklärteſten Feinde zeigten. Der General-Kapitän Ami Perrin, an welchen die Reihe erſt im folgenden Jahr kommen ſollte, war ihm noch vollkommen ergeben und noch im Jahr 1546 höchſt nützlich. Die Gebrüder Berthelier (die Söhne des frühern Freiheitsmärtyrers), ganz ihren Geſchäften gewidmet, hatten die Rolle, welche ſie ſpäter ſpielen ſollten, noch nicht ahnen können. Der ältere, Philibert, war ſelbſt 1541 in Frankreich wegen ſeiner Religion verfolgt, und der Rath beſchloß, ſich ſeiner mit allen Kräften anzunehmen. Auch die übrigen Opfer der ſpäteren Verfolgungen im Jahr 1555 verhielten ſich damals noch ruhig. Die vom calviniſtiſchen Syſtem untrennbaren ſtrengen Maßregeln waren nur gegen ſchutzloſe Fremde oder einzeinſtehende, bedeutungsloſe Eingeborene gerichtet.

Das Alles erklärt vielleicht die Wahl des Hauptopfers von 1546. Es wäre gefährlich geweſen, dies aus einer mächtigen Familie zu nehmen; und doch mußte es hervorragend genug ſein, um wirkſam zu dieſem Einſchüchterungsſyſtem beizutragen, welches die ganze Richtung Calvins charakteriſirt. Pierre Ameaux gehörte jener Kleinbürgerklaſſe an, welche durch die gezwungene Auswanderung der Katholiken, den Rücktritt der alten „Eidgenoſſen“*) und die neuliche Verbannung der Partei der Independenten ans Ruder gekommen war. 1530 in den Rath der Zweihundert, 1533 in den der Sechzig und 1535 in den Staatsrath eingetreten, war Ameaux von der Partei, welche die franzöſiſche Reformation zurückwies, in dieſen letztern nicht wiedergewählt worden; er ſtand ſelbſt auf kaltem Fuß mit der Regierung von 1539. Daß die Guillermins und die Calviniſten ihn für Einen der Ihrigen hielten, wird durch den Umſtand noch mehr erwieſen, daß ſie ihn im Jahr der Rückkehr Calvins (1541) wieder in den Rath der Zweihundert und den der Sechzig eintreten ließen. Bei den Wahlen von 1545 gelangte er auch wieder in den Staatsrath, welcher ihn mit den ſehr wichtigen Funktionen eines Capitaine des artilleries et Gouverneur des munitions de guerre de la ville betraute. Seine bürgerliche Stellung ſtand kaum im Verhältniß zu den hohen politiſchen Würden, welche er bekleidete; er trieb, wie auch ſein Vater, das Geſchäft eines Cartier, d. h. er verfertigte Spielkarten, Kegel, Würfel und andere Spiel-

*) Eydguenots; ſo nannte man bekanntlich die Gründer der Unabhängigkeit Genfs von Savoyen und des Bündniſſes mit Freiburg, Bern und den Schweizern überhaupt. Aus dem Wort ſoll ſpäter die Bezeichnung der franzöſiſchen Proteſtanten, Huguenots, entſtanden ſein.

Digitized by Google

werkzeuge, und hielt dieſe Gegenſtände in einem Laden feil. Außerdem hatte er das Unglück, eine leichtfertige Frau zu beſitzen, deren Ausſchweifungen und Thorheiten den Schein des Lächerlichen auf ihn werfen mußten. Nimmt man noch hinzu, daß Ameaux ſich niemals zu den Staatsgeſchäften vordrängte, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß die calviniſtiſche Partei jedenfalls einige Verdienſte an ihm finden mußte, wenn hauptſächlich ſie ihn zu allen jenen Aemtern berief. Vergebens würde man auch in den Urkunden der Zeit irgend einen Umſtand ſuchen, der ſeinen Ruf als guter Genfer und Proteſtant beeinträchtigen könnte. Um ſo auffallender muß es erſcheinen, wenn wir dieſen Mann plötzlich in offener Feindſchaft mit dem Reformator ſehen. Auch würde dieſe Thatſache, wie ſo manche andere ähnliche, unerklärlich bleiben, wenn wir nicht die kleinſten Umſtände der frühern Beziehungen der Gegner genau unterſuchen wollten. Die calviniſtiſchen Hiſtoriker haben den erſten Grund der Zwietracht in dem ſkandalöſen Prozeß der Gattin Ameaux's zu finden geglaubt, den ſie nach ihrer Art zuſtutzten. Der Groll des beleidigten Gatten gegen Calvin findet allerdings dadurch ſeine genügende Erklärung; allein die ſonderbare Rolle des letztern wird in andern, frühern Umſtänden zu ſuchen ſein, wobei zu bedenken bleibt, daß ſelbſt viele Panegyriſten Calvins die Neigung deſſelben zum Nachtragen nicht blos für erlittene Beleidigungen, ſondern ſelbſt für kleine, oft ganz abſichtsloſe Widerwärtigkeiten nicht in Abrede ſtellen.

Mit dieſen faſt wörtlich übertragenen Betrachtungen leitet unſer Verfaſſer ſeine Geſchichte des Ameaux'ſchen Prozeſſes ein. Ueber ſeine Quellen, die Protokolle des Konſiſtoriums und des Raths, fügt er noch hinzu: „Die den Abſichten derjenigen, welche dieſe Regiſter geführt haben, entgegen ſtehenden Wahrheiten treten dort ſo klar hervor, daß wir, wenn wir die Sache Ameaux einfach plaidiren wollten, es nicht beſſer zu thun wüßten, als durch buchſtäbliches Abſchreiben der Stellen, in denen ſie enthalten ſind.“

England.

Zur zweiten Auflage der Biographie Goethe's von Lewes.

II.

Goethe's wiſſenſchaftliche Leiſtungen.

In der vorliegenden neuen Bearbeitung ſeines Werkes beſchäftigt ſich Lewes noch eingehender mit Goethe's wiſſenſchaftlichen Arbeiten, als in der erſten Auflage. In Bezug auf die von den Newtonianern heftig bekämpfte und zurückgewieſene, wenn auch nicht in gleichem Maße widerlegte Farbenlehre ſucht er Goethe's Verdienſte, trotz der falſchen Baſis ſeiner Theorie, zur richtigen Würdigung zu bringen und Goethe's bittere Polemik gegen ſeine Widerſacher theils durch das Gefühl der eigenen Schwäche, theils durch die Aufnahme ſeiner anderen, wirklich verdienſtvollen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten zu erklären. Die franzöſiſche Akademie, von der er einen Bericht über ſein Werk verlangte, verſagte ihm dieſe Ehre; Cuvier erklärte verächtlich, daß ein ſolches Werk nicht dazu angethan ſei, eine Akademie zu beſchäftigen, Delambre antwortete auf alle Bitten mit der Phraſe: „Des observations, des expériences, et surtout ne commençons pas par attaquer Newton.“ Als ob die Erhaltung von Newton's Ruhm wichtiger wäre, als die Wahrheit ſelbſt!

Lewes führt beide Theorien auf ihre Grundzüge zurück und findet die Streitfrage einfach in dem Satz: Welche von beiden Lehren giebt die vollſte, klarſte Erklärung der Beobachtungen?

Licht und Farben ſind, gleich Schall und Tönen, entweder als objektive, gewiſſen äußeren Bedingungen unterworfene Phänomene oder als ſubjektive, von gewiſſen Sinnes-Wahrnehmungen abhängige Erſcheinungen anzuſehen. Wir müſſen daher, ehe wir fragen: Was iſt Licht oder Schall? feſtſtellen, ob wir die objektive Thatſache oder die ſubjektive Empfindung meinen.

Jedermann weiß nun, daß außerhalb des empfänglichen Organismus die objektiven Phänomene des Lichts und Schalls exiſtiren, wenngleich nicht als das Licht und der Schall, die wir durch unſere Sinne kennen. Da wir ſie aber nur mit ihrer Hülfe erkennen können, ſo ſcheint es außerordentlich philoſophiſch, auf dem Studium der ſinnlichen Empfindungen ſelbſt unſere Forſchungen zu beginnen. Dies hat nun Goethe gethan; er entwickelt die Geſetze phyſiologiſcher Farben, die Modifikationen der Netzhaut, und ſeine außerordentlichen Verdienſte in dieſer Richtung ſind von Phyſiologen bereitwillig anerkannt worden. Wir lernen jedoch auf dieſe Weiſe nie die äußeren Bedingungen der Erſcheinungen kennen und müſſen daher in objektiven Thatſachen die möglichſt beſte Erklärung ſuchen. Da Schall und Licht die Wirkungen gewiſſer Schwingungen eines elaſtiſchen Mediums ſind, ſo müſſen akuſtiſche und optiſche Erſcheinungen auch zu berechnen ſein und hier liegt der Schlüſſel zu Goethe's Irrthümern. Er, der ſeiner ganzen Geiſtesrichtung nach nur das concrete Phänomen erfaſſen und ſich nicht in Abſtraktionen verlieren wollte, verſchmähte hartnäckig die Anwendung der von ihm verachteten Mathematik. Während ihn ſubjektive Beobachtungen zu dem Glauben verleiteten, daß Töne aus der Zuſammenwirkung von Schall und Stille und Farben aus Licht und Finſterniß entſtänden, die je nach der überwiegenden Einwirkung des einen Faktors entweder hoch oder tief, hell oder dunkel würden, läßt ſich die entgegengeſetzte Annahme der verſchiedenen Strahlen von ungleicher Brechung nicht nur durch prismatiſche Zerlegung und Wiederherſtellung, ſondern auch durch das von Snellius entdeckte Geſetz der Refraktion beweiſen. Der daraus folgende Schluß, daß das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zwar für jede Farbe konſtant, aber für die verſchiedenen Farben des Spektrums wechſelnd iſt, bringt die ganze Frage ins Gebiet der Mathematik; die Phänomene ſind nicht nur qualitativ, ſondern auch quantitativ, alſo meßbar. Wollten wir nun ſelbſt die Richtigkeit der Goethe'ſchen Theorie zugeben, ſo ſind doch ſeine Beobachtungen nicht berechenbar, und gerade die Genauigkeit und Ausdehnung, mit denen in neueren optiſchen Werken die Berechnungen geführt werden, geben an ſich ſchon Grund genug, eine Theorie vorzuziehen, bei der ſolche möglich ſind. Denn Copernikus ſagt tiefſinnig: Es iſt durchaus nicht wichtig, ob eine Hypotheſe wahr ſei oder auch nur wahr erſcheine; es genügt, wenn ſie Berechnung mit Beobachtung in Einklang bringt. Trotz alledem iſt Goethe's Arbeit für Künſtler und Phyſiologen von unberechenbarem Werth, und ſelbſt Phyſiker müſſen geſtehen, daß bei allen Irrthümern der Theorie und Unvollkommenheiten der Methode doch die Fülle und Syſtematiſirung der Beobachtungen und ihre geiſtreichen Erklärungen aufrichtige Hochachtung verdienen.

In Bezug auf den Werth Goethe'ſcher Arbeiten auf dem Gebiete der Naturgeſchichte, für die ſeine, durch Naturanlagen und Erziehung gebildete Geiſtesrichtung ihn beſſer befähigte, kann der Biograph, wie er in ſeiner zweiten Auflage ſagt, das Zeugniß mancher Autorität ſparen, da Goethe's Stellung zur Wiſſenſchaft täglich mehr und mehr anerkannt wird.

Was Goethe's Anſprüche auf die Entdeckung des Zwiſchenknochens im menſchlichen Unterkiefer betrifft, ſo hat ſich

Digitized by Google

Lewes vielfach mit der Frage beſchäftigt und eine Beobachtung gemacht, die, je nach den herrſchenden Anſichten über ſolches Eigenthumsrecht, von größerer oder geringerer Wichtigkeit iſt. Es iſt vor Allem die Frage, ob das Ausſprechen der bloßen Idee ohne alle Detaillirung Jemandem die Priorität einer Entdeckung ſichert oder ob, nach dem Worte Owen's, der wahre Entdecker erſt derjenige iſt, der eine Theorie ſo einführt, daß ſie allgemein anerkannt und aufgenommen wird. Wer ſich alſo einer vernachläſſigten oder zurückgewieſenen Lehre annimmt, ſie nach allen Seiten hin beleuchtet und die Gründe darlegt, die zu ihrer ſtillſchweigenden oder offenkundigen Zurückweiſung geführt haben, der wird ſchließlich immer in die Rechte des Entdeckers eingeſetzt werden. Nach der erſten Anſicht müſſen wir die Entdeckung dem berühmten franzöſiſchen Anatomen Vicq d'Azyr zuerkennen, nach letzterer gebührt ſie Goethe. Vicq d'Azyr hatte bereits 5 Jahre, ehe Goethe ſeine Entdeckung an Herder mittheilte, dieſelbe in der Académie des sciences 1779 niedergelegt, wenn auch dieſelbe erſt 1786 eigentlich veröffentlicht wurde. Daß Goethe von der Entdeckung ſeines Vorgängers nichts gewußt hat, dafür ſpricht ſein plötzlicher Enthuſiasmus, ſein jubelnder Triumph; und daß ſie auch in der übrigen wiſſenſchaftlichen Welt kein Echo gefunden hatte, geht daraus hervor, daß drei der berühmteſten Gelehrten, Camper, Blumenbach und Sömmering, von der Exiſtenz der von Goethe beanſpruchten Entdeckung nichts wiſſen wollten. Lewes giebt uns in ſeiner zweiten Auflage einen kleinen Beitrag zu der nicht ſehr ehrenvollen Neigung der Menſchen, ſich bei paſſender Gelegenheit mit der Kenntniß einer Entdeckung zu brüſten, von der ſie vorher durchaus nichts wiſſen wollten. Vicq d'Azyr erzählt in ſeinem Discours sur l'Anatomie bei Erwähnung ſeiner Entdeckung des Zwiſchenknochens, Camper habe ihm bei ſeiner letzten Reiſe nach Paris geſagt, daß dieſer Knochen ihm ſchon längſt bekannt ſei. Nun hatte aber derſelbe Camper, als er die anonyme Diſſertation empfing, in der Goethe ſeine Entdeckung niedergelegt, geſagt, er müſſe das Alles noch einmal unterſuchen; als er aber erfahren, daß Goethe der Verfaſſer ſei, Merk gegenüber verſichert, der Knochen exiſtire nicht. Kaum ſagt ihm dagegen ein großer Anatom, daß der Knochen vorhanden iſt, ſo erklärt er: „Ich habe das ſchon lange gewußt."

Während andere Botaniker und Anatomen ſich mit Analyſen beſchäftigten, die Merkmale einzelner Theile beſchrieben, und ihnen unterſcheidende Namen gaben, ſuchte Goethe's poetiſcher und philoſophiſcher Geiſt im Gegenſatz zu ihnen nach einem allgemeinen Geſetz, das alle individuellen Abweichungen auf eine höhere Einheit zurückführe. Die Anwendung dieſer durchaus nicht ſo nahe liegenden oder in die Augen ſpringenden Idee unternahm er nach zwei Richtungen hin, bei der Metamorphoſe der Pflanze und der Lehre von den Wirbelknochen. Um ſeine Theorie zu beweiſen, was nicht leicht war, nahm er eine Urpflanze an, von der alle exiſtirenden Pflanzen die mannigfachen Abbilder ſeien, und hier beſtätigt Lewes Schleiden's Meinung, der dieſe Idee nicht nur unglücklich, ſondern auch irreführend nennt. Glücklicher war ſeine Annahme, daß die verſchiedenen Organe einer Pflanze Abarten eines Grundtypus ſeien, den er Blatt nennt; doch meint Lewes, damit einen in der erſten Auflage von ihm gemachten Irrthum berichtigend, ſei dies nicht analog mit der Metamorphoſe der Thiere, noch überhaupt Metamorphoſe. Piſtill und Blumenblatt ſind nicht zuerſt als Blätter entwickelt und aus dieſen Blättern in Piſtill und Blumenblatt, wie die Raupe in die Puppe und die Puppe in den Schmetterling, verwandelt; nur das ſei Metamorphoſe. Statt derſelben müſſen wir die ganze Pflanze als eine Reihenfolge von mannigfaltigſten Wiederholungen des Grundtypus anſehen, von denen einige wenig, die anderen merklich variiren. Die beiden typiſchen Formen ſind Stengel und Blatt. Vom Keime geht eine aufſteigende und eine heruntergehende Axe aus, die aus einer Reihe von Stengeln gebildet iſt. Die aufſteigende Axe iſt der Stiel der in die Luft geht, die heruntergehende die Wurzel. Von dieſen beiden Stengeln gehen Seitenſtengel oder Zweige aus und von dieſen wieder andere. Das Blatt iſt der zweite Typus, er bildet alle anderen Organe mit verſchiedenen Modifikationen. So weit auch Piſtill vom Blumenblatt und beide wieder vom gewöhnlichen Blatte abweichen, ſo werden ſie doch durch die Geſchichte ihrer Entwickelung als identiſch enthüllt.

Auch hier unterzieht Lewes die Frage wieder einer eingehenden Betrachtung, in wie weit Goethe, der ja ſelbſt Linné und Wolff ſeine Vorgänger nennt, die Ehre der Entdeckung zukommt. Jedenfalls war ſie das aperçu Linné's, ein Funke, der durch die Berührung mit einer empfänglichen Phantaſie zur Flamme angefacht wurde, und wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Goethe Linné liebte, ſo iſt es kaum anders anzunehmen, als daß deſſen aperçu mehr als einmal als Ahnung der Wahrheit ſeinen Geiſt durchblitzt habe. In Bezug auf Caspar Friedrich Wolff ſteht es feſt, daß er in ſeiner unſterblichen Theoria Generationis die morphologiſchen Prinzipien ſo klar dargelegt hatte, daß Goethe wenig hinzuzufügen brauchte; doch iſt es ſehr ungewiß, ob Goethe ſie geleſen. Erſt wenige Jahre nach Veröffentlichung ſeines eigenen Werkes erwähnt er mit Stolz Wolff's als ſeines bewundernswerthen Vorgängers und ſagt, daß ſeine Aufmerkſamkeit auf das Werk deſſelben durch den Namensbruder des berühmten Embryologen gelenkt worden ſei. Es war daher für Lewes keine geringe Ueberraſchung, bei Düntzer die unverblümte Verſicherung zu leſen, daß Goethe im Jahre 1785 von Herder die Wolff'ſche Theoria Generationis zum Geſchenk erhalten habe, die in einfachen Umriſſen mehrere Goethe'ſche Lieblingsideen enthalte. Wäre dieſe Behauptung wahr, ſo ſtände allerdings Goethe in ſchwerem Verdacht, doch iſt ſie durchaus inkorrekt. Vor allen Dingen geht Herder in ſeinem Briefe an Knebel, der Düntzer zum Beweiſe ſeiner Behauptung dient, durchaus nicht auf die Theoria Generationis ſpeziell ein, noch nennt er überhaupt C. F. Wolff, er meint vielleicht einen ganz anderen Wolff, da dieſer Name unter deutſchen Schriftſtellern ein ziemlich gewöhnlicher iſt; ſodann beabſichtigt auch Herder erſt, das Geſchenk zu machen, wenn er ein Exemplar erhalten kann, und bittet Knebel, gegen Goethe nichts von dem Buche zu erwähnen. Gegen die ſchweren Anſchuldigungen, die Düntzer's Behauptung gegen Goethe erhebt, ſpricht aber vor Allem Goethe's nicht hoch genug zu haltende Wahrhaftigkeit, ſeine Verſicherung, die Schrift ſeines Vorgängers erſt mehrere Jahre nach dem Erſcheinen ſeines eigenen Werkes geleſen zu haben, und ſchließlich die Jahreszahl des erwähnten Briefes, der zehn Jahre ſpäter (1795), als Düntzer uns vermuthen läßt, alſo 5 Jahre nach der Veröffentlichung der Goethe'ſchen Anſichten, geſchrieben iſt. Mögen aber immerhin Linné und Wolff die Morphologie der Pflanze anticipirt haben, Goethe gebührt das Verdienſt, ihre Einführung bewerkſtelligt zu haben.

Indem nun Lewes die Anſichten Goethe's mit Hülfe der Ausſprüche neuer Botaniker berichtigt, meint er: Wie auch die endgiltige Entſcheidung über die Morphologie der Pflanze ausfallen möge, immer wird es der größte und einzige Ruhm eines Dichters bleiben, einen neuen Zweig der Wiſſenſchaft mit vollgiltigen wiſſenſchaftlichen Mitteln geſchaffen zu haben.

Digitized by Google

Auch Goethe's Verdienſte um anatomiſche Forſchungen ſucht Lewes in ſeiner zweiten Auflage noch eingehender zu beſprechen und ihm vor Allem den Rang eines Denkers neben dem eines nicht zu verachtenden Arbeiters einzuräumen. Er beweiſt, daß Milne-Edward's Geſetz von der Theilung der Arbeit im thieriſchen Organismus und Cuvier's Subordination der Theile ſchon klar von Goethe ausgeſprochen waren. Mit großer Klarheit entwirft nun Lewes ein Bild vom Standpunkt der früheren und jetzigen anatomiſchen Wiſſenſchaft und ihren leitenden Theorien, mit beſonderer Bezugnahme auf die Vertebral-Theorie des Schädelgerüſtes.

Lewes ſchließt das in ſeiner zweiten Auflage noch verlängerte Kapitel, wie in der erſten, mit den Worten: „Mein Hauptzweck war, die Richtung ſeines Geiſtes, ſeine Leiſtungen und Fehlgriffe in der Wiſſenſchaft darzuthun, zu zeigen, welchen großen Raum ſeines Lebens ſie ausgefüllt hat, und alle Vermuthungen zurückzuweiſen, als ſei er ein bloßer Charlatan geweſen. Was Buffon von Plinius ſagt, kann wahrlich auf Goethe angewendet werden: er habe cette facilité de penser qui multiplie la science; für den Denker Goethe verlange ich aber einen erhabenen Platz in dieſem großen Reiche."

Die Kunſt und die Zimmer-Möblirung.

„The Fashion of Furniture," ſo iſt ein Eſſay in einem der neueſten Hefte des früher von Thackeray redigirten Cornhill Magazine überſchrieben. Es dürfte für deutſche Leſer nicht ohne Intereſſe ſein, auch einmal das Gebiet der Möbelmoden, das in neuerer Zeit die Engländer den ſonſt überall maßgebenden Franzoſen nicht ohne Erfolg beſtritten haben, von einer engliſchen Feder beſprochen zu ſehen. Wir geben nachſtehenden Auszug aus jenem Eſſay:

„Der Entwurf zur Ausſtattung eines Geſellſchafts-Zimmers bleibt ſeit langer Zeit in statu quo. Schwankende, ſchwache Geſtelle von Wallnuß- oder Roſenbaumholz, mit faſt unſichtbarer Perlmutter eingelegt oder zu einer imaginären Lehne geſchnitzt, welche den Sitzenden entweder martern und drücken oder unter ſeiner Laſt zuſammenbrechen, ſtellen die „Geſellſchaftsſtühle" vor, welche von dem engliſchen Publikum ſo ſehr geſucht werden. Sophas, welche nicht mehr Façon haben, als ein in einem Winkel verſtecktes Federbett, ohne nur annähernd ſo bequem zu ſein, werden „elegant und luxuriös" genannt. Luxuriös ſind ſie allerdings für diejenigen, welche die ganze Nacht darauf ſchlafen wollen, ohne ſich ihrer Kleider zu entledigen; aber unter ſolchen Umſtänden ziehen es die Leute gewöhnlich vor, ſich ins Bett zu legen. Es hält ſchwer, in einer ganzen Ausſtellung von Zimmergeräthen irgend etwas Häßlicheres aufzufinden, als das moderne Sopha oder Kanapée. Die lächerlichen Schnörkeleien und Geflechte deſſelben, das ſorgfältige Verſtecken ſeiner Bauart (ein leidiger Mißgriff bei der Anfertigung aller nützlichen Gegenſtände), ſowie ſein aufgeblaſenes und prahleriſches Aeußere bilden zuſammengenommen ein vollkommen unkünſtleriſches Werk. Das alte quaſigriechiſche Sopha, welches in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts Mode war, hatte eine viel beſſere Form und war ſo bequem, wie es nur jeder Träumer oder Faulenzer wünſchen konnte. Die Behauptung iſt nicht zu ſtark, daß man jetzt in dem modernen Laden eines Möbelhändlers kaum Einen Gegenſtand finden kann, welcher nur entfernt den allergewöhnlichſten Anſprüchen an ein gutes Modell entſpräche. Die individuellen Verdienſte gothiſcher oder klaſſiſcher Kunſt werden hier nicht berückſichtigt. Unſer jetziges Möbel hat gar keinen Styl. Räthſelhaft aber iſt's, wer die Muſter zu dieſer endloſen Mannigfaltigkeit von Abgeſchmacktheiten liefert, wer für die ausgeſchweiften Verzierungen der Büffets und Waſchtiſche und die verſchnörkelten Beine unſerer Stühle verantwortlich iſt. Ohne Zweifel giebt es viele großartige Lager, welche ſich ſchmeicheln, daß ihre Waaren eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bilden, und in der That, wenn hohe Preiſe und ſolide Arbeit guten Geſchmack in ſich begriffen, würde man gewiß in dieſer Beziehung zufrieden geſtellt werden. Unglücklicher Weiſe iſt aber das Möbel, welches ſich — um einen kaufmänniſchen Ausdruck zu benutzen — auf Lager befindet, um ſo häßlicher, je koſtſpieliger es iſt.

„Ich will hier nicht auf den gegenwärtigen Zuſtand der ſogenannten ſchönen Künſte Englands hindeuten, außer in ſo fern, als er die Modelle neuerer Manufaktur beeinflußt. Was Malerei und Skulptur (in dem gewöhnlichen Sinne des Worts) betrifft, ſo können wir nicht ſagen, daß wir je nationale Schulen gehabt hätten. Aber wir hatten eine nationale Architektur und darin liegt der Unterſchied zwiſchen ihrer Geſchichte und der anderer Länder. Sie beſitzen die ihre meiſtentheils in einer entarteten Form. Wir haben unſere eigene gänzlich verloren und mit ihr jene Fähigkeit, die richtige Form von der falſchen in Gegenſtänden täglichen Gebrauchs herauszuerkennen, und gerade daraus bildet ſich der nationale Geſchmack.

„Leider hat die Kunſtrichtung in England bis auf unſere Zeit die gewöhnlichen Dinge allzuſehr vernachläſſigt. Wir haben gelernt, wie wir ſchöne Koſtüme innerhalb goldener Rahmen malen, aber nicht, wie wir rohe Wände übertünchen. Wir haben die Götter des Olymps in weißem Marmor wiedergegeben, aber können nicht mit den alten engliſchen Bildhauern wetteifern, welche in ihre Quaderſteine ſcherzhafte Satyre meißelten. Wir haben verſucht, Monumente zu errichten, ohne zuerſt unſere Hand an Hütten zu üben, und vertieft in das Studium von Paläſten, haben wir vergeſſen, uns nach einem Stuhle umzuſehen. Dennoch finden wir gerade ihn in den guten Zeiten der Kunſt zu den Nothwendigkeiten gezählt, ſo gut wie die Poeſie des Lebens, nicht mit größerem Ernſte in des Künſtlers Atelier, als in des Tiſchlers Werkſtatt behandelt. Eine große Autorität hat uns bewieſen, daß die einzig wahre hiſtoriſche Malerei aller Nationen diejenige geweſen iſt, welche ihre eigene Zeit verherrlichte. Können wir auf eine ſolche Kunſt hoffen, während wir von Gegenſtänden umgeben ſind, für die ſich der Maler unmöglich intereſſiren oder begeiſtern kann? Die moderne Schule der Prä-Raphaeliten ſtellte die Idee auf, die heroiſchen Ereigniſſe des Alltaglebens zum Sujet zu nehmen. Dieſe Idee war vortrefflich und verſprach eine geſunde und gerade Richtung der Kunſt in dieſem Lande. Aber von den Beförderern dieſer Richtung ſind nur wenige ihrer urſprünglichen Tendenz treu geblieben und der Grund, obgleich vielleicht nicht anerkannt, iſt augenſcheinlich genug.

„Es iſt unmöglich, mit einem poetiſchen Begriff die rohen und gewöhnlichen Formen, welche die Nebendinge eines modernen Hintergrundes ſind, zu vereinen. Dieſe Feuerprobe war zu ſtark ſelbſt für den Pinſel eines Hunt oder Millais. Diejenigen, welche Werke, wie „das erwachende Gewiſſen", geſehen und bewundert haben, werden ſich erinnern, wie unmöglich es war, nur einen Blick auf die Staffage eines edeln Bildes zu werfen, ohne zu fühlen, daß der Kompoſition ihre halbe Poeſie geraubt war. Das Auge wird durch die Einführung moderner Möbel in einer Scene, welche dem Beſchauer die höchſte Bewegung und Sympathie entlockte, vollſtändig beleidigt. Daß ſolche Gemälde überhaupt anziehend waren, danken ſie den Meiſterhänden, welche ſie hervorbrachten. Und was

Digitized by Google

ſelbſt Meiſterhände mit Schwierigkeit vollbrachten, verfehlten untergeordnete Künſtler vollſtändig. Es iſt nicht zu viel geſagt, daß von jenen ausgeſtellten Gemälden, deren Sujets aus dem Gefühlsleben der Salons und Boudoirs entnommen ſind, neun Zehntel mit Gleichgültigkeit oder Verachtung übergangen werden. Die Darſtellungen unſerer häßlichen Stühle und Tiſche erregen das Bedauern, daß Zeit und Mühe auf die Abbildung ſolch' unintereſſanter Gegenſtände verſchwendet worden iſt. Ganz anders war es in den guten Zeiten der Kunſt. Damals brauchte ſich der Maler ſeines Hintergrundes nicht zu ſchämen und verwandte eben ſo viel Sorgfalt auf die Darſtellung eines Seſſels oder das geblümte Muſter eines Vorhangs, als auf die Züge ſeines Helden. Es giebt ein Gemälde von Van Eyck (einſt bekannt als „die Verlobung," in der Nationalgalerie). Die Staffage dieſes Bildes iſt eben ſo intereſſant, als die Figuren ſelbſt. Eine von der Decke herabhängende eherne Lampe und ein konvexer Spiegel an der Wand ſind mit ſo außerordentlicher Genauigkeit gemalt, daß ſie von jedem intelligenten Handwerker nachgebildet werden können.

Es iſt allgemein beobachtet worden, daß der Zuſtand der Manufakturen in Frankreich hoch über unſerm eigenen ſteht, und in der That, der fruchtbare Erfindungsgeiſt und das Zeichnentalent ſeiner Arbeiter ſtellen unſere Produktionen vollſtändig in den Schatten. Aber ihre Leichtigkeit iſt ſogar noch gefährlicher, als unſere Unwiſſenheit. Das Auge wird durch die Feinheit der Ausführung ſo geblendet, daß der Zweck des beabſichtigten Artikels und das Motiv des angebrachten Ornaments ganz vergeſſen werden und daß eine leicht und graziös gearbeitete Zierde mehr um ihrer ſelbſt als um des Gegenſtandes willen, welchen ſie ſchmücken ſoll, geduldet wird.

„Ein Verein junger Leute (die meiſten derſelben ſind Maler) hat den Verſuch gemacht, eine Schule für Kunſtmöbel zu gründen. Einige Reſultate ihrer Arbeiten waren in dem „Mediaeval Furniture Court" bei der letzten großen Ausſtellung zu ſehen. Ihre nach altem Prinzip gearbeiteten Tapeten wurden von Kennern bewundert, aber die Schönheit ihrer Holzarbeiten wurde hauptſächlich nur von Malern anerkannt.

„Die Frage bleibt alſo noch zu erledigen: Werden wir je wieder einen richtigen Möbelſtyl haben? Wird irgend ein Londoner Gewerbsmann die Sache mit etwas Beſſerem als Handelsgeiſt aufnehmen und das Beiſpiel zu einer Reform geben? Es iſt gewiß, daß einen ſolchen Zweck zu erreichen, er die werthvollſte Hilfe von der Künſtlerwelt erlangen könnte, und vorausgeſetzt, daß ſeine Waaren einen billigen und angemeſſenen Preis hätten, würden ſie ihm ohne Zweifel eine ausgedehnte Kundſchaft ſichern."

Rußland.

Moskau, Rom und Konſtantinopel.

IV.

Polenthum und Ruſſenthum im Mittelalter.

In Rußland blieb der Zuſtand ein ſchwankender; für Kiew ernannte der Papſt Eugen IV. 1444 einen Metropoliten, während Waſſil II. auf eigene Veranſtaltung hin, ohne in Konſtantinopel anzufragen, einen Metropoliten für Moskau wählen ließ. Die Eparchien der ſüdlichen Metropolie, Brzesć, Smolensk, Przemysl, Turow, Luzk, Wladimir, Polozk, Chelm, Halitſch, Lemberg, Brianſk ſchloſſen ſich der Union an, während Jonas, der Metropolit von Moskau, alle Mittel in Bewegung ſetzte, die rutheniſche Geiſtlichkeit in den genannten Biſthümern abſpenſtig zu machen. Im Moskauer Gebiet ſelbſt hatte die Union immer noch ihre eifrigen Freunde; Iſidor's Freunde, Biſchof Elias von Twer und Euthymius II. von Nowgorod z. B. ließen ſich nicht von ihrem Metropoliten in Moskau, ſondern in Kiew weihen. Nur die Drohungen des Moskauer Oberbiſchofs und die Gewaltmaßregeln des Großfürſten Iwan vermochten es, jene Beſtrebungen endlich zu unterdrücken.

Im Bereiche der ſüdlichen Metropolie blieb die Union zum größten Theile aufrecht, und ſie würde noch tiefere Wurzeln geſchlagen und den moskowitiſchen Fürſten und Metropoliten noch erfolgreicher getrotzt haben, wenn nicht die Politik der polniſchen Regierung die Sache verdorben hätte.

Den Polen waren der orientaliſche Ritus und Ruſſenthum, der occidentaliſche Ritus und Polenthum gleichbedeutend. Sie führten daher gegen den erſteren einen Vernichtungskrieg.

Schon Kaſimir der Große, welcher 1340 Galizien und Wolhynien unter ſeine Botmäßigkeit brachte, fing damit an, ſich die neuerworbenen Unterthanen durch rückſichtsloſe Gewaltmaßregeln zu entfremden. Er plünderte ohne Umſtände die reichen rutheniſchen Kirchen (z. B. in Lemberg); bald nahm er dieſelben ganz weg und verwandelte ſie in lateiniſche, confiscirte die Güter rutheniſcher Bojaren, ſchenkte ſie an Polen und vergab Aemter und Würden nur an ſolche, welche zur lateiniſchen Kirche übergingen. Schon 1343 war den Ruthenen das polniſche Joch ſo unerträglich geworden, daß ſie die Tataren um Hilfe gegen die Polen anriefen.

Freilich machte dies ihre Lage nur ſchlimmer; die vollſtändige Verſklavung und Rechtloſigkeit des rutheniſchen Landvolkes war die Folge davon.

Nicht beſſer ging es in Litauen zu, nachdem der Großfürſt Jagello 1386 zu Krakau die Taufe empfangen und auf dem Reichstage zu Wilna 1387 die römiſch-katholiſche Religion zur herrſchenden erklärt hatte. Die Bekehrung der Litauer fand in ebenſo roher und oberflächlicher Weiſe ſtatt, wie vierhundert Jahre früher die der Ruſſen. In Wilna wurde ein Biſthum errichtet und der Erzdiöceſe Gneſen zugetheilt. Später eroberte Großfürſt Witold (1413 und 1416) Samogitien und führte auch dort das Chriſtenthum ein. Doch kaum war er aus dem Lande abgezogen, als die wilden Heiden ſich wieder empörten, die Prieſter erſchlugen oder verjagten und die Kirchen zerſtörten. Wenn auch nun das Chriſtenthum am Ende Sieger blieb, ſo fehlte doch viel daran, daß es im Gemüthe des Volkes Wurzel geſchlagen; es blieb mehr äußerer Firniß. Die lateiniſchen Miſſionäre, meiſt der Sprache unkundig, konnten ſehr wenig thun. Die beſten darunter waren noch die polniſchen, obgleich auch ſie nicht zu den würdigſten Söhnen ihrer Heimat zählten. Die Politik, welche in Polen gegenüber dem orientaliſchen Ritus eingehalten wurde, fand auch in Litauen Eingang. Schon unter Wladislaw Jagello wurden die bürgerlichen Rechte der griechiſchen Glaubensgenoſſen auch in Litauen beſchränkt, Wechſelheirathen mit Lateinern verboten und dergleichen; kurzum in Polen, wie in Litauen, war die ausgeſprochene Bekämpfung und Unterdrückung des ruſſiſchen Ritus an der Tages-Ordnung, und dabei wurde mit einer Rohheit und Schonungsloſigkeit verfahren, welche das unterjochte Volk in ſeinen heiligſten Gefühlen kränken mußte. Als man z. B. 1412 die Domkirche zu Przemysl wegnahm und zur lateiniſchen Kathedrale machte, warf

Digitized by Google

man, ehe man ſie der neuen Weihe für würdig erachtete, alle Leichen und Reſte der hier begrabenen Ruthenen (und das waren doch ſicher nicht gemeine Leute) hinaus — unter lautem Schluchzen und Wehklagen des ruthenischen Volkes. Den Ruthenen wurde unterſagt, neue Kirchen zu bauen, alte zu reſtauriren; es wurden dieſelben in verächtlicher Weiſe mit dem Namen „Synagogen" bezeichnet. Kein Ruthene durfte als Zeuge wider einen Polen vor Gericht zugelaſſen werden.

So verfuhren die Polen in den Landſtrichen, die ſie noch vor kurzer Zeit als altpolniſche Provinzen reklamirten; wir aber ſehen hieraus, daß die tödtliche Feindſchaft zwiſchen Polen und Ruſſen nicht von heute und geſtern iſt.

„In der Geſchichte des ruſſiſchen Zarenthums," ſagt Uſtrjalov, „tritt hauptſächlich die fortdauernde Entwickelung des Gedankens hervor, daß es unerläßlich ſei, Rußland wieder in denſelben Gränzen herzuſtellen, welcher es unter Jaroslaw und etwa dreihundert Jahre nach ihm hatte. Aus dieſer Quelle floſſen alle unſere Streitigkeiten mit Polen, mit dem liefländiſchen Adel, mit Schweden, die ſich während der unglücklichen Unterwerfung Rußlands durch die Mongolen der beſten Theile unſeres Vaterlandes bemächtigt hatten."

Nachdem Iwan III., vom Glücke begünſtigt, das Joch der Tataren abgeſchüttelt hatte, richtete er alsbald ſein Augenmerk auf die Wiederherſtellung der ruſſiſchen Macht und die Wiedererwerbung der verlorenen Provinzen. Iwan's Kämpfe mit Polen um die abgeriſſenen Landestheile begannen 1492 gegen Kaſimir IV.; als oberſter Schutzherr und Vertheidiger des „orthodoxen" Glaubens, auch der unter litauiſcher und polniſcher Herrſchaft ſtehenden Ruſſen, hatte er hinlänglich Gelegenheit zur Einmiſchung. Als Iwan III. 1505 ſeine Augen ſchloß, gab ihm ſein dankbares Reich den Beinamen des Großen. 1487 hatte er Kaſan erobert und dadurch ſeine Macht nach Aſien zu erweitert, wie 1503 Severien gegen Litauen zu. Er fügte ſeinen Titeln den eines Zaren von Weißrußland bei, der eine dauernde Bedeutung gewann: Den Völkern des Oſtens bis tief nach Aſien hinein iſt der Beherrſcher Rußlands „der weiße Zar."

Bei dieſer feindlichen Stellung des lateiniſchen Polens und Litauens gegen das griechiſche Rußland kann es nicht Wunder nehmen, wenn das mühſam zu Stande gebrachte kirchliche Einigungswerk mehr und mehr verfiel.

Schon 1514 klagte der berühmte Erzbiſchof von Gneſen, Johann Lasko, auf dem lateranenſiſchen Concil, daß ſich die Union in Rothrußland gänzlich aufgelöſt habe.

Der polniſche König Sigmund I. ſchien in der erſten Zeit ſeiner Regierung ernſtlich darauf bedacht, ſich die Zuneigung ſeiner ruthenischen Unterthanen zu erwerben und ihre gerechten Wünſche zu befriedigen; er machte den rutheniſchen Fürſten Conſtantin von Oſtrog, einen ebenſo ausgezeichneten, als mächtigen Mann, von erklärter Anhänglichkeit an den griechiſchen Ritus, zum Woiwoden von Trozk; allein hierdurch brachte er den polniſchen Adel auf das Heftigſte gegen ſich auf; ein Sturm des Unwillens entſtand, der ihn zwang, auf dem Reichstage zu Grodno 1522 für ſich und ſeine Nachkommen das Verſprechen abzulegen, die Bekenner der griechiſchen Kirche für immer von allen Würden auszuſchließen. Die Bedrückung des orientaliſchen Ritus und ſeiner Bekenner war bald wieder im vollen Gange. 1525 erging in Lemberg an die Ruthenen das Verbot, Ausſchank zu halten, Gewerbe zu treiben oder in Zünfte zu treten, denen ſie nicht ſchon früher angehört. Häuſer zu bauen war ihnen nur in gewiſſen Gaſſen erlaubt.

Um dieſen Bedrückungen zu entgehen und an den Vortheilen politiſcher Geltung Theil zu nehmen, traten zahlreiche rutheniſche Adelsfamilien zum lateiniſchen Ritus über; dies iſt der Grund, weshalb ſich Litauen und Oſtgalizien ſo bald poloniſirten. Der litauiſche und kleinruſſiſche Adel verſchmolz bald ganz und gar mit dem polniſchen, indem er neben ſeinem Kultus auch ſeine Sprache und Sitte mit der polniſchen vertauſchte. In Rothreußen und Wolhynien, den zuerſt von Polen erworbenen Ländern, ging dieſer Prozeß auf ſehr einfache und gewaltſame Weiſe vor ſich. Man verjagte die alten Beſitzer von Haus und Hof und ſetzte dafür Polen ein. Viele nahmen alſo aus Schreck und Furcht die polniſche Staatsreligion an. Etwas glimpflicher ſcheint es in Litauen hergegangen zu ſein, weil ſich das kleinruſſiſche Idiom ſelbſt als Staatsſprache gegen das Polniſche behauptete. Das litauiſche Statut von 1530 iſt in kleinruſſiſcher Sprache verfaßt und behielt ſeine Geltung bis in die ſpäteſten Zeiten der Republik.

Polen.

Der Spion, eine Novelle in polniſcher Sprache.*)

Der letzte polniſche Aufſtand hat ſeinen Sänger noch nicht gefunden, während der von 1830—31 bekanntlich einen ganzen Parnaß polniſcher Dichter begeiſterte, unter denen Mickiewicz den Reigen führte. Zwar berechtigte das ausgezeichnete Talent des jungen Dichters Mieczyslaw Romanowski die Polen zu der Hoffnung, daß in ihm ein würdiger Nachfolger von Mickiewicz erſtanden ſei; doch den jungen Dichter, der es vorzog, zu kämpfen, ſtatt zu ſingen, raffte eine feindliche Kugel hinweg. Zwar gab auch der Verfaſſer des „Pater Hilari," Wlodzimirz Wolski, ein Bändchen „revolutionärer Geſänge" heraus, doch hat die Muſe dieſes Dichters keine Sympathien zu erregen vermocht.

Ein bedeutenderes, poetiſches Gebilde würde unzweifelhaft „Einige Blätter aus dem blutigen Jahre 1863" zu nennen ſein, wenn mit der geübten Hand des beliebten Sängers der Vergangenheit die Klänge ſeiner Laute nicht auch verriethen, daß ſie nicht auf dem Schlachtfelde gerührt worden iſt.

So iſt denn der polniſche Aufſtand bisher ohne Sang und Klang geblieben, und noch ſchweigt die Muſe der Geſchichte!

Indeſſen hat ſich auf dem Gebiete der Roman-Literatur in der Perſon des Herrn Boleslewita (vermuthlich ein Pſeudonymus) ein Mittler gefunden, der hervorragende literariſche Bedeutung mit genauer Kenntniß der Vorgänge verbindet und uns dieſelben in dem Rahmen einiger Erzählungen vorführt.

Zuerſt erſchien „Ein Kind der Altſtadt,"**) welches die Zeiten beſcheidener Demonſtration und des Chorals: „Gott, der Du Polen" darſtellt. Der „Spion" geht weiter; in ihm weht der Geiſt des Hymnus: „Mit dem Rauch der Feuersbrünſte," der Geiſt der Zeiten kriegeriſcher Rüſtungen, militäriſcher Uebungen, heimlicher Organiſation.

Man hat die Hoffnung aufgegeben, von Rußland Konzeſſionen ohne Blutvergießen zu erlangen; ſchon giebt es ein ruſſiſches und ein polniſches Lager. In letzterem giebt ſich ein gewiſſes Auseinandergehen zu erkennen; man theilt ſich in die Parteien der „Weißen" und „Rothen," d. h. im polniſchen Sinne dieſer

*) Poſen, J. K. Żupanſki, 1864.

**) So heißt die älteſte Straße in Warſchau.

Digitized by Google

Wörter in die Partei der noch zu einigen Leidensjahren Reſignirten, um dann kraftvoller, durch den inzwiſchen zu hebenden Bauernſtand verſtärkt, eine große Anzahl vom wahren Nationalgefühl beſeelter Streiter ſtellen und mit der Gewißheit des Sieges ſich erheben zu können, während den „Rethen" das Joch der Fremdherrſchaft bereits jetzt ſo unerträglich geworden, daß ſie Kampf um jeden Preis verlangen und das ganze Volk von der ihnen eigenen Anſicht durchdrungen glauben. Begeiſterung und Durſt nach Rache erſetzen bei ihnen den Mangel an materiellen Streitkräften und Waffen.

Weit entfernt, uns in eine eingehende Beleuchtung der Thätigkeit oder der Richtigkeit der Anſichten dieſer beiden Parteien einzulaſſen, wollen wir nur das Nöthige zum Verſtändniß der Erzählung hier erwähnen.

Der Ort der Handlung iſt Warſchau, als Ausgangspunkt aller das Land bewegenden Ereigniſſe — ein „Spion" iſt der Held. Doch in ihm finden wir nicht die bewunderungswerthen Eigenſchaften von Cooper's Spion, ſondern Moskowiens feiler Söldling ſtellt ſich uns dar, ein früher, wegen irgend eines Vergehens, aus der polniſchen Armee geſtoßener alter Militär, den Armuth und Trunkſucht zu gänzlicher Verworfenheit geführt haben, ein Mann von geringen Fähigkeiten, deſſen untergeordnete Dienſtleiſtungen nur dürftigen Lohn erhalten. Im Herzen dieſes Menſchen, dem längſt jede andere Tugend entflohen, lebt nur das einzige beſſere Gefühl der Liebe zu ſeinem Sohne. In dieſer Liebe findet der Verbrecher ſeine Strafe und die Erzählung ihren Knotenpunkt.

Dieſer Sohn iſt Student und als ſolcher Mitglied der Verſchwörung, welche die Befreiung des Vaterlandes bezweckt. Das Weib des Spions iſt eine arme, vom Unglück zermalmte Frau, welche das Geheimniß ihres Gatten kennt und vor einer Entdeckung deſſelben durch den Sohn bebt; — noch wächſt eine Tochter inmitten dieſes Kreiſes auf, ebenſo ungepflegt und ſchön wie die Blume der Einöde, welcher Sonnenſtrahlen und Thautropfen zauberiſche Farbentöne leihen. Des Bruders Fürſorge, welche ſie mit Büchern verſieht, einer reinen Liebe heilige Flamme, die ihr Herz beſeelt, ſind Roſa's mächtigſte Schutzwaffen gegen jeden verderblichen Einfluß von Außen.

Wenn nun in dieſem Familienkreiſe des Spions die Entwickelung und die Hauptſcenen der Erzählung zu finden ſind, ſo bieten dagegen die Schilderungen der Kanzlei des Polizeihauptmanns, der ruſſiſchen Generäle und Adjutanten, der Citadelle und des bis zu Thränen rührenden Abſchiedes beim Abmarſch der nach Sibirien Verbannten höchſt intereſſante Acceſſorien.

Julian, der Sohn des (allgemein unter dem Namen „der Lieutenant" bekannten) Spions, im Begriff, der patriotiſchen Zuſammenkunft verſchiedener Handwerks-Innungen in einer Verkleidung beizuwohnen, erblickt inmitten der Anweſenden ſeinen eigenen Vater. Ein Unbekannter flüſtert ihm zu: „Hüte Dich vor Jenem, denn das iſt ein ruſſiſcher Spion." — Julian iſt wie vom Donner gerührt. Athemlos ſtürzt er nach Hauſe, ladet ſein Piſtol und harrt nur des väterlichen Wortes zur That. Des Vaters Leugnen giebt dem Jüngling das Leben zurück. Doch damit iſt das Drama nicht geſchloſſen.

Vom Wunſche eines bedeutenderen Erwerbes beſeelt, iſt es dem „Lieutenant" gelungen, ein altes Fabrikgebäude ausfindig zu machen, wo man der Jugend lehrt, Gewehre zu fertigen. Die Polizei verhaftet die dort Verſammelten — unter ihnen auch Julian.

Jetzt kommt die Zeit ſchwerer Buße. Von ſeiner Frau als Sohnesmörder verflucht, von Gewiſſensbiſſen zur Verzweiflung getrieben, will der Spion des Sohnes Leben auf Koſten des ſeinigen retten. Geiſtige und moraliſche Verſunkenheit hindert ihn an der Auffindung edlerer Mittel und Wege. — Vergebens windet er ſich zu Füßen Unwürdiger. Endlich verſpricht der die Unterſuchung leitende General dem Spion die Freilaſſung ſeines Sohnes, wenn dieſer nur das National-Comité verrathen wolle. — Die Scene in der Citadelle iſt ſchaudererregend. Julian ſteht leichenblaß vor dem General und ſeinem Vater — doch unbeugſam im Verweigern des Verrathes. Dem Vater zeigt er die Blutflecken auf ſeinem Hemde, Spuren der erlittenen Tortur; er bittet ihn um den letzten Segen. Da tritt der General zwiſchen Vater und Sohn, um neues Feuer in die brennenden Wunden des letzteren zu gießen, indem er fragt: „Weißt Du denn auch, was Dein Vater iſt?" Stolz entgegnete der Sohn: „Ein alter Krieger Polens!" „Hahaha," hohnlacht der grauſame Sbirre, ſchon im Vorgefühl des zu machenden Eindrucks: „alſo Du weißt —" Das trotz all ſeiner Verſunkenheit vor einer Entehrung in Gegenwart des Sohnes zurückbebende Vaterherz ließ den Spion die ganze Ungeheuerlichkeit der noch nicht vollendeten Worte errathen, und in der Angſt das Aeußerſte wagend, ſchließt er mit beiden Händen den Mund des Generals.

Jetzt aber greift der Vater zum letzten Mittel zur Rettung Julian's.

In Warſchau befindet ſich der Adjutant Schurkin, ein getreues Prototyp des verfeinerten Ruſſen. Dieſer iſt nicht ohne Einfluß in den Regierungskreiſen und zugleich großer Liebhaber des ſchönen Geſchlechts. Dieſe Eigenſchaft will der Spion zur Rettung ſeines Sohnes vermittelſt einer Fürbitte Roſa's benutzen. Letztere durchſchaut den Gedanken ihres Vaters; ſie verſieht ſich heimlicher Weiſe mit Gift, folgt dem Vater zum Adjutanten und erlangt von ihm das Verſprechen ſeiner Verwendung für Julian. Nach einigen Tagen beſucht Schurkin das unglückliche Mädchen, dem er Geſchenke mitbringt. Eben im Begriff, ſich an ihr gewaltſam zu vergreifen, wird er von dem rechtzeitig eintretenden Bräutigam Roſa's zur Thür hinausgeworfen. Es iſt bekannt, wie man in Rußland ſolche Beleidigungen rächt; — von nun an iſt Julian's Verweiſung nach Sibirien beſchloſſen. Mit tief ergreifender Wahrheit iſt der Abzug der Verbannten nach Sibirien geſchildert. Auch Julian's früh gealterte Mutter ergreift den Wanderſtab, um ihrem Sohne zu folgen. Roſa verſchwindet ſpurlos — Schurkin ſtirbt eines gewaltſamen Todes. Auch der alte Spion endet ſein Leben, in einem Anfall von Trunkenheit, in den Wellen der Weichſel.

In dem Vorſtehenden iſt nur der Erzählung kurzer Abriß, die Entwickelung derſelben flüchtig angegeben, denn wie vieles wäre erwähnenswerth geweſen, was ſich nicht obenhin berühren, ſondern nur geradezu abſchreiben ließe — daher unſer gänzliches Uebergehen dieſer Stellen.

Wenn die Charakteriſtik der ruſſiſchen Generäle ſich durch Witz und Richtigkeit auszeichnet, ſo ſcheint dagegen die Feder, welche die nach Sibirien verbannten Truppen malt, in Thränen getaucht zu ſein.

Ebenſo verdienten die Geſtalten einiger Handwerker, Studenten, ruſſiſcher Beamten und der polniſche Oberſt eingehendere Beſchreibung, als uns in dieſer Ueberſicht zu geben möglich war.

B. v. P.

Digitized by Google

Kleine literariſche Revue.

— **Renan über die deutſchen Univerſitäten.** Im Maiheft der Revue d. d. Mondes befindet ſich ein Artikel von Ernſt Renan über den Univerſitäts-Unterricht in Frankreich*), bei welcher Gelegenheit er Folgendes über die deutſchen Univerſitäten ſagt:

„Obwohl gegenwärtig im Rückgange, iſt doch die Bewegung der deutſchen Univerſitäten immer noch ſehr glänzend; ſie bildet den vornehmſten Theil der Errungenſchaften des menſchlichen Geiſtes. In den phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften haben die Hochſchulen Deutſchlands vielleicht Rivalen, aber in der Philologie und Geſchichte ſteht ihre Ueberlegenheit ſo feſt, daß man von Deutſchland ſagen kann: es habe der Wiſſenſchaft größere Dienſte geleiſtet, als das ganze übrige Europa zuſammen genommen. Die großartige Wiederherſtellung der griechiſchen und lateiniſchen Texte, die ſeit fünfzig Jahren ſtattgefunden, iſt das Werk Deutſchlands. Die vergleichende Sprachkunde iſt eine Schöpfung Deutſchlands. Die hiſtoriſche Kritik verdankt ihm, wo nicht ihr Daſein, doch mindeſtens ihre allgemeine Anwendung. Nur in der Archäologie und im Fache der wiſſenſchaftlichen Reiſen hat Deutſchlands Ruhm auch in anderen Ländern ſeines Gleichen. Eine deutſche Univerſität letzten Ranges, wie Gießen oder Greifswald, mit ihren kleinſtädtiſchen Sitten, mit ihren dürftig beſoldeten, linkiſch ausſehenden Profeſſoren, mit ihren hohlwangigen, ausgehungerten Privatdocenten thut mehr für den menſchlichen Geiſt, als die ariſtokratiſche Univerſität Oxford mit ihren Millionen Einkünften, ihren prachtvollen Lehrhallen, ihren reichen Beſoldungen und ihren faulen Fellows. Verhüte Gott, daß ich England herabwürdige! In der Phyſik und Mathematik hat es Männer vom erſten Rang aufzuweiſen. In allen Stücken gleicht ſich durch die Großartigkeit der Leiſtungen Einzelner die Schwäche der ſtaatlichen Direktion aus. Aber in der Wiſſenſchaft der Geſchichte und der Philologie bildet die geringe Befähigung des engliſchen Geiſtes: das, was er nicht ſelbſt iſt, zu begreifen, die Schwerfälligkeit ſeines ſtarken, praktiſchen Verſtandes, der in derlei Studien nicht zu Hauſe iſt, ein wirkliches Hinderniß und daher ſeine Inferiorität. Man könnte faſt ſagen, daß das Talent für die Wiſſenſchaften, von denen wir ſprechen, im umgekehrten Verhältniſſe zu dem Talent für die Politik ſteht. Ich hatte eines Tages Macaulay leſen wollen; aber wie haben mich ſein vorweg eingenommener Standpunkt, ſeine Art und Weiſe, die Gegner nicht zu lieben, ſeine unverhüllten Vorurtheile, ſein Mangel an Parteiloſigkeit, ſeine Unfähigkeit, die entgegengeſetzte Anſicht zu begreifen, ſein Liberalismus, der nichts weniger als Freiheit des Geiſtes, und ſein Chriſtenthum, das ſo wenig chriſtlich iſt, verletzt! Das arme, ſchwache Menſchengeſchlecht bedarf ſolcher engherzigen Geiſter. Vielleicht iſt die politiſche Ohnmacht Deutſchlands die Bedingung ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit. Ja, weil der franzöſiſche Geiſt das liebenswürdige Vorrecht beſitzt, ſich leichter als ein anderer über die Vorurtheile des Kaſten- und Sektenweſens, des Handwerks und der Spezialität zu erheben, darum ſetzt er die Welt ſo oft durch ſeine Widerſprüche, ſeine Schwäche und ſeine merkwürdige Umkehr in Erſtaunen.“

— **Methoden der Naturforſchung, von Agaſſiz.** Profeſſor Louis Agaſſiz hat ſoeben in Boſton ein überaus lehrreiches Werk über die verſchiedenen Methoden der Naturforſchung herausgegeben.**)

„Die Zeit iſt gekommen“, ſagt er in der Einleitung, „wo die wiſſenſchaftliche Wahrheit aufhören muß, das Eigenthum von Wenigen zu ſein und ſie vielmehr mit dem gewöhnlichen Leben der Welt verwebt ſein muß.“ Agaſſiz ſelbſt iſt bekanntlich einer der großen Pioniere der neuern Naturwiſſenſchaft; ſeine Methode der Forſchung hat Bahn gebrochen, wie kaum eine andere. Gleichwohl weiſt er ſich ſelbſt einen beſcheidenen Rang unter den Naturforſchern an. „Was ich gethan“, ſagt er, „beſteht darin, daß ich eine Uebereinſtimmung nachgewieſen zwiſchen der Aufeinanderfolge der Fiſche in geologiſchen Zeiten und den verſchiedenen Stationen ihres Wachsthums im Ei, — dies iſt Alles.“ — Daß hierin, wie unſcheinbar es auch ausſieht, gleichwohl ein großes Verdienſt um die Wiſſenſchaft involvirt iſt, brauchen wir wohl nicht erſt bemerklich zu machen.

— **Die elfte Auflage des Converſations-Lexikon.***) Mit dem kürzlich erſchienenen zehnten Hefte iſt nunmehr der erſte Band dieſer neuen Auflage vollendet, die in der That als eine Umarbeitung und Verbeſſerung bedeutender Art angeſehen werden kann. Wir glauben nicht, daß irgend eine frühere neue Auflage dieſes vielbearbeiteten Werkes ſich einer ſo umfaſſenden Reſtauration, wie die vorliegende, rühmen kann, denn ſeit dem Erſcheinen der zehnten Auflage ſind gerade auf dem Felde der Wiſſenſchaft, der Entdeckungen und Erfindungen und der Technik die allerbedeutendſten Fortſchritte gemacht worden, die, wie nicht zu verkennen iſt, in das große Nachſchlagebuch ſorgfältig eingetragen ſind. Wir beſitzen in unſerer Privat-Bibliothek, außer dem berühmten großen Werke der franzöſiſchen Encyklopädiſten des achtzehnten Jahrhunderts, mehrere, der neueſten Zeit angehörende, ähnliche Werke der Franzoſen, wie die „Encyclopédie Moderne“ (27 Bände), das „Dictionnaire de la conversation,“ das „Dictionnaire universel des contemporains“ und das (noch nicht vollendete) „Dictionnaire général de la politique,“ aber keines derſelben hält einen Vergleich mit dem deutſchen Buche, beſonders in ſeiner neueſten Auflage, aus. Während ſich jene vier franzöſiſche Werke gegenſeitig ergänzen, indem das erſte vorzugsweiſe die mathematiſch-phyſikaliſch-geographiſchen, das zweite die philoſophiſch-ſozialen, das dritte die biographiſch-hiſtoriſchen und das vierte die politiſchen und ſtaatsrechtlichen Gebiete behandelt, umfaßt das Brockhaus'ſche Converſations-Lexikon alle dieſe Gebiete zuſammen und iſt nebenbei auch noch für Deutſche ein Erklärungsbuch für jedes wiſſenſchaftliche Fremdwort. Es hat ſich erwieſen, daß der vor einem halben Jahrhundert zu dieſem Werke entworfene Grundriß ſo vollſtändig und ſo praktiſch als möglich war, indem nach dieſem Grundriſſe das Gebäude ſtets erweitert, ergänzt und immer als ein für die Bedürfniſſe der Gegenwart vollkommen ausreichendes Nachſchlagebuch hergeſtellt werden konnte. Wir können nur wünſchen, daß auch die neue Auflage eine recht weite Verbreitung finde, damit die Verlagshandlung, deren Inhaber ſich bereits in der dritten Generation an der Erweiterung dieſes Werkes betheiligen, dadurch aufgemuntert werde, das deutſche Converſations-Lexikon ſtets mit der Zeit gleichen Schritt halten zu laſſen und es auch künftigen Generationen als ein Muſterbuch ſeiner Art darzubieten.

— **Fiorentino, der Feuilletoniſt.** Der am 31. Mai in Paris als ein ſteinreicher Mann verſtorbene Feuilletoniſt und muſikaliſche Kritiker Pier Angelo Fiorentino, war ebenſo, wie ſein Kollege P. Scudo, ein mit großer Gewandtheit franzöſiſch denkender und ſchreibender Italiäner. Zu Neapel im Jahre 1810 geboren, hatte

*) L'instruction superieure en France, son histoire et son avenir.

**) Methods of Study in Natural History. By L. Agassiz. Boston, Ticknor et Fields.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

er dort bereits im Jahre 1831 zwei Journale, „Il Omnibus“ und „Il Vesuvio“, gegründet. Später ſchrieb er mehrere, auf den Theatern von Neapel und Turin mit Beifall aufgeführte Dramen, ſowie einige Novellen, welche letzteren ihn mit Alex. Dumas dem Aeltern bekannt machten, der mit dem geiſtvollen Manne in Paris ein Kompagnie-Geſchäft in Novellen gründete. Fortan ſchrieb Fiorentino nur in franzöſiſcher Sprache, und zwar unter dem Namen von Alexander Dumas, deſſen Novellen „Le Coppicolo“, „le Speconare“, „Maitre Adam le Calabrais“, „Jeanne de Naples“ u. a. von dem Italiäner verfaßt ſind. Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe in Paris eine Poſition begründet hatte, trat er im Jahre 1846 in die Redaktion des Corsaire ein, von wo ab ſein Ruf als Feuilletoniſt datirt. Mit der politiſchen Geſinnung nahm er es dabei ebenſo wenig genau, als mit der Nationalität. Er ſchrieb nach der Thronbeſteigung Napoleons III. gleichzeitig für den Constitutionnel und für den Moniteur, und zwar in letzterem pſeudonym als A. de Rouvray, oder Rovere. Durch dieſe Doppelſtyligkeit zog er ſich Angriffe von Seiten der Société des gens de lettres zu, deren Mitglieder er in Folge dieſer Angriffe ſämmtlich herausforderte. Herr Amédée Achard, dem Alphabet nach der Erſte in jener Geſellſchaft, ſtellte ſich zuerſt und wurde in dem Zweikampfe ſchwer verwundet. Dies hatte die Folge, daß man Herrn Fiorentino nunmehr in Ruhe ließ und ſeine Feuilletons, die er fortan auch in der „France“ fortſetzte, noch mehr als früher geleſen wurden. Beſonders ſeine muſikaliſchen Kritiken waren ſehr gefürchtet und genoſſen großes Anſehen ſowohl beim Publikum, als bei den Künſtlern und Komponiſten. Meyerbeer ſoll zu den beſonderen Protektoren Fiorentino's gehört haben, der eine der werthvollſten Sammlungen von Kunſt- und anderen Geſchenken hinterlaſſen hat, die ihm im Laufe der letzten fünfzehn Jahre von Künſtlern und Kunſtfreunden zugegangen ſind.

Literariſcher Sprechſaal.

Die agrariſchen Fragen ſind jetzt ein vielbeſprochenes Thema der liberalen engliſchen Preſſe. Cobden und die Mancheſter-Schule haben ermittelt, daß in ganz Großbritannien und Irland die Zahl der eigentlichen Grund-Eigenthümer — nicht zu verwechſeln mit den temporären Grundbeſitzern, deren Grundſtücke jedesmal nach 99 Jahren an die Eigenthümer zurückfallen — nur noch fünfzehntauſend beträgt, während ſie im Jahre 1821 noch auf 38,000 ſich belaufen hat. Freiheit der Arbeit und Theilung der Arbeit ſind die beiden großen Grundſätze der Volkswirthſchaft, welche Adam Smith vor neunzig Jahren in England zuerſt gelehrt und die ſeitdem dort auch auf den Gebieten der Induſtrie, der Gewerbe und des Handels den Nationalreichthum ungemein vermehrt haben. Nur der Landbau der vereinigten Königreiche kennt noch die in früherer Zeit viel geſchilderten, furchtbaren engliſchen Kontraſte des koloſſalſten Reichthums und der elendeſten Armuth ohne irgend ein verbindendes Mittelglied, wie es in den Städten und Fabrikorten der Gewerbeſtand iſt. — Es giebt jetzt in Großbritannien und Irland über 1,200,000 meiſtens elende Tagelöhner neben jenen 15,000 Grund-Eigenthümern. Die Schuld dieſer traurigen Zuſtände trägt eben nur das engliſche Erbfolge- und Heimfalls-Recht, die Primogenitur, die dort dem älteſten Sohn alles unbewegliche und zum größten Theil auch das bewegliche Vermögen, den jüngeren Söhnen des Adels und der Gentry aber faſt nur die traurige Mitgift einer anſpruchsvollen Erziehung und eines verſchwenderiſchen, luxuriöſen Lebens überläßt. Vergebens hat bereits Adam Smith gegen dieſe Mißbräuche der britiſchen Erbfolge-Geſetze gewarnt. Vergebens warnen jetzt auch Cobden und die Mancheſter-Schule vor den nothwendig aus ſolchen naturwidrigen ſozialen Verhältniſſen hervorgehenden Reaktionen. Ihre Organe — Morning- and Evening-Star — ſind die einzigen, die es wagen, den regierenden 15,000 Grund-Eigenthümern zuweilen durch Hinweiſung auf das Elend, das unter den Pächtern und Tagelöhnern der ländlichen Diſtrikte herrſcht, entgegenzutreten. Die übrigen Organe der engliſchen Preſſe, namentlich die Times, die Morning-Post, der Morning Herald, die Daily-News ꝛc., ſind ſämmtlich zu korrumpirt und zu abhängig von jenen 15,000, als daß ſie den Muth beſitzen ſollten, auch nur eine eigene Meinung über ſolche verrottete Zuſtände zu haben. Sie verſchweigen nicht bloß die Wahrheit, ſondern fälſchen geradezu das Bild ihres Landes.

Das zweite Heft der neuen Münchener Monatsſchrift „Chronik der Gegenwart“ ſetzt die im erſten Hefte begonnene Rundſchau auf den Gebieten des Staats, der Kirche und der Geſellſchaft fort und liefert in ſeinem hiſtoriſch-politiſchen Theile einen Artikel über den verewigten König Maximilian II. und einen andern über die Kriegsoperationen in Schleswig. Vorwiegend ſind auch in dieſem Hefte die volkswirthſchaftlichen Themata, wie der Einfluß der verſchiedenen Lebensverhältniſſe auf Sterblichkeit und Lebensdauer, die Stellung der Frauen in Staat und Geſellſchaft, Carey und die Arbeiterfrage, Chriſtenthum und National-Oekonomie, Staatswörterbücher in England, Frankreich und Deutſchland und die neuere Literatur des Völkerrechts. Der deutſche Wanderkongreß der Volkswirthe und der zuletzt in München tagende deutſche Handelstag haben augenſcheinlich auch in Bayern mehr Theilnahme, als früher dort zu finden war, für volkswirthſchaftliche Gegenſtände ins Leben gerufen, und dieſe Theilnahme rege zu erhalten, dazu ſcheint uns die populär geſchriebene „Chronik der Gegenwart“ ganz geeignet. Hoffentlich wird dieſelbe auch bald die Erhaltung des deutſchen Zollvereins und des damit Hand in Hand gehenden franzöſiſchen Handelsvertrages in den Bereich ihrer Beſprechung ziehen. Geſchieht dies, wie zu erwarten iſt, vom richtigen volkswirthſchaftlichen Standpunkte, ſo wird es in Bayern, wo ſich die Regierung noch in ſolchem Widerſpruche mit den Anſichten der deutſchen Volkswirthe über die mit dem Auslande abzuſchließenden Handelsverträge befindet, nur von Segen ſein.

Nach den Anträgen des böhmiſchen Landtages ſollen die Gymnaſien des Königreichs Böhmen fortan in ſprachlicher Hinſicht folgendermaßen charakteriſirt ſein:

Deutſche Gymnaſien.		Čechiſche Gymnaſien.	
Kleinſeite Prag.		Altſtadt Prag.	
Eger.		Jičin.	
Leitmeritz.		Königgrätz.	
Komotau.		Neuhaus.	
Brüx.		Piſek.	
Böhmiſch-Leipa.		Neuſtadt Prag.	
Saaz.		Klattau.	
Pilſen.		Leitomiſchl.	
Budweis.		Beneſchau.	Unter-Gymnaſien.
Braunau.	Unter-Gymnaſien.	Schlan.	
Schlackenwerth.		Jungbunzlau.	
		Reichenau.	
		Deutſch-Brod.	

Digitized by Google

Verlag von J. Guttentag in Berlin.

Soeben wurde ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Juni 1864.

Inhalt: Württembergiſche Zuſtände und Parteien von N. N. — Die zwiſchen Preußen und Rußland abgeſchloſſene Kartel-Konvention (Schluß) von **Friedrich von Ronne.** — Berlins Architektur in der Neuzeit II. von **Alfred Woltmann.** — Aus Berlins Malerwerkſtätten von **J. L. Klein.** — Eine Apoſtrophe an Pio Nono von Aleardo Aleardi. Mitgetheilt von **Adolf Stahr.** — Nordamerikaniſche Statiſtik von **C. J. Bergius.** — Ruſſiſche Briefe über deutſche Zuſtände. (1. Der Reichswirrwarr. 2. Die Zoll-Vereinskriſis.) — Erklärung der Redaktion.

Preis für den Band (3 Hefte) 1⅓ Thlr.
Einzelne Hefte 18 Sgr. (319)

So eben iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien.
Reiſebilder aus Japan, China und Siam.
Aus dem Tagebuche von J. Kreyher,
ehemaligem Schiffsprediger an Bord S. M. S. „Arcona“.
28 **Bogen.** 8. **br. Preis 1 Thlr. 12 Sgr. oder 3 Mk. 8 Sch.**
Verlag der Agentur des Rauhen Hauſes in Hamburg. (320)

Bei S. Hirzel in Leipzig erſchien ſoeben:

Darſtellungen
aus der
Sittengeſchichte Roms
in der Zeit
von Auguſt bis zum Ausgang der Antonine.
Von
Ludwig Friedländer,
(Profeſſor in Königsberg.)
Zweiter Theil.
8. Preis 2 Thlr. 7½ Sgr.

Der erſte Band erſchien im Jahre 1862 und koſtet 1 Thlr. 25 Sgr. (316)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Philologie,
Geschichte und Psychologie.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen
zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. H. Steinthal,
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft
an der Universität zu Berlin. (324)
5 Bogen gr. 8. Velinpapier. 15 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Etymologische Untersuchungen
auf dem Gebiete der
romanischen Sprachen
von
C. A. F. Mahn, Dr.
Specimen 1—XVI (enthaltend Nr. 1—103)
1853—1861. 8. 1 Thlr. 2 Sgr.
Jedes Specimen einzeln für 2 Sgr.

Der als gründlicher Kenner der romanischen Sprachen bekannte Verfasser behandelt eine Reihe von romanischen Wörtern, indem er ihrem Ursprunge nachspürt und die Ansichten anderer Gelehrten darüber kritisirt. Wir begnügen uns hier die bekannteren Wörter aufzuzählen:

Anchois, alligatore, calibre, casamatta, caserne, hazard, amiral, marauder, porcellana, bastard, rodomonte, saftian, lieue, blouse, chiffre, fricasser, abricot, rue, eau, brusc, maskera, amarillo, cabaie, zutano, massacrer, cammeo, feu, fene, chimie, mazapan, gazzetta, huguenot, elixir, pistole, pedante, baffet, alcohol, blasé, ananas, cahier, campheo. (325)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschienen:

Grimm (Jacob): Ueber den Ursprung der Sprache.
Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (326)

Steinthal (Prof. Dr. H.): Der Ursprung der Sprache
im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Ausgabe. 1858. gr. 8. geh. 1 Thlr.

In der neuen Ausgabe ist diese Schrift eine vollständige geschichtliche Darstellung und Kritik aller bemerkenswerthen Ansichten über den Ursprung der Sprache, die in neuerer Zeit aufgestellt worden sind. Denselben schliesst sich zuletzt die Ansicht des Verfassers an, nach welcher die Frage nach dem Ursprunge der Sprache nicht nur zum Mittelpunkt, ja zum Inbegriff der ganzen Sprachwissenschaft wird, sondern auch eines der wichtigsten Kapitel der Psychologie bildet, indem von ihrer Beantwortung für die Entwicklung des individuellen Subjects wie der Völker die anziehendsten und gründlichsten Aufschlüsse zu erwarten stehen.

Beliebtes Feſtgeſchenk.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin empfiehlt als ſolches:

Worte des Herzens.
von J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von
C. W. Hufeland.

(Siebzehnte Auflage 1862) mit Widmungsblatt, L's Facſimile und Porträt in Kupferſtich; in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann.

Dieſe neue Auflage iſt mit einem höchſt intereſſanten Schriftbilde geſchmückt, auf das namentlich die zahlreichen Verehrer Lavaters aufmerkſam gemacht werden.

Außerdem ſind Ausgaben zu 1 Thlr. 10 Sgr. und zu 20 Sgr. vorhanden. (322)

In der Math. Rieger'ſchen Univerſitäts-Buchhandlung in München erſchien ſoeben, und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte der kirchlichen Trennung
zwiſchen dem
Orient und Occident
von den erſten Anfängen bis zur jüngſten Gegenwart.
Von Dr. **A. Pichler,**
Privatdocent der Theologie an der Univerſität München.
1. Band. **Byzantiniſche Kirche.**
gr. 8. broſchirt. Preis fl. 5. 24 kr. oder Rthlr. 3. 6 Sgr.

Den Geiſt und Inhalt dieſes Werkes bezeichnet der Verfaſſer hinlänglich in der Vorrede mit den Worten: „Vorliegendes Werk bietet den erſten Verſuch einer vollſtändigen Geſchichte der kirchlichen Trennung zwiſchen Orient und Occident. Die Trennung der beiden Kirchen, der Lateiniſchen und Griechiſchen, übte auf die ganze Entwickelung Europa's in kirchlicher wie in ſtaatlicher, in wiſſenſchaftlicher wie in ſocialer Hinſicht einen mächtigen Einfluß, der dem des Proteſtantismus im Ganzen kaum nachſteht. Die richtige Beantwortung der beiden Fragen: wer trägt die Schuld an dem Urſprunge dieſer Spaltung? und wie kömmt es, daß die zahlloſen, bis in die jüngſte Zeit fortgeſetzten Verſöhnungsverſuche in der Hauptſache gänzlich erfolglos geblieben ſind, iſt daher nicht blos für den Theologen, ſondern für den Hiſtoriker überhaupt (und, fügen wir bei, gewiß für jeden Gebildeten) von großer Wichtigkeit. Die bisher gewöhnlich gegebene Löſung: der Hochmuth und die ſtumpfſinnige Hartnäckigkeit der Orientalen ſei die Urſache an dem Einen wie an dem Andern, ſcheint mir für keinen ernſteren Denker genügend zu ſein. Ich hielt es für nothwendig, die griechiſche Kirchentrennung vor Allem im Zuſammenhange mit der Entwickelung des Papſtthums, der Rechte desſelben und der hierüber im Laufe der Zeit herrſchenden Doctrinen, ſowie der Europäiſchen Staatenverhältniſſe zu betrachten, und bin auf dieſem Wege zu dem Reſultate gekommen, daß auch der Occident von einem guten Theile der Schuld an dem Urſprunge und der Fortdauer dieſer Trennung nicht freizuſprechen ſei.“ (321)

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss: Neuer Verlag der **C. F. Winter'schen Verlagsbuchhandlung** in **Leipzig** und **Heidelberg.** III. Abtheilung: **Philologie, Theologie** und **Pädagogik.** — **Vermischtes.**

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 25.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 19. Juni **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Wie ward der letzte orientaliſche Krieg herbeigeführt? 386
England.
Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. I. Die Hochverraths-Broſchüre II. Herr Omnibus 388
Frankreich.
Renan's Leben Jeſu, die philoſophiſche Kritik und das Publikum. II. Die Gottesidee, von E. Caro 389
Schweiz.
Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf. II. Calviniſtiſche Strafjuſtiz 392
Böhmen.
Cechiſche Briefe aus Böhmen. Die dramatiſche Poeſie 396
Rußland.
Was ſind Kirgiſen? 397
Kleine literariſche Revue.
Ein Engländer ohne Haß und Vorurtheil . 398
Pſychiatriſche Briefe 398
Röritz's deutſche Güterfracht-Tarife 399
Ruſſiſches Album Viardot 399
Literariſcher Sprechſaal 399

Benachrichtigung.

Mit der nächſten Nummer (Nr. 26) endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebenſten Geſuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Beſtellung auf das nächſte Quartal möglichſt bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Neue Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur.

De la beneficencia en Inglaterra y en España. Informe leido por Sr. D. Salustiano de Olózaga en la Academia de ciencias. Madrid, 1864. En 4.

El ejercito español; lo que ha sido y lo que debe ser. Por el commandante de infanteria D. Ignacio Andres. Zaragoza y Madrid, Cuesta. En 4. 72 paginas. 4 R

España y Santo Domingo. Observaciones acerca de lo que interesa a la nacion española la posesion de dicha isla, y sobre los beneficios que han de recibir los Dominicanos. Por D. Cayetano Martin y Oñate. Toledo y Madrid, Cuesta. 176 pag. 10 R. (331)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint bei **Longman & Co. in London** die erste wohlfeile Original-Ausgabe des berühmten Werkes:

LORD MACAULAY'S
HISTORY OF ENGLAND
FROM THE
ACCESSION OF JAMES THE SECOND.

PEOPLE'S EDITION,
Embodying the Author's last Notes and Corrections.

Diese neue, correct und schön gedruckte Ausgabe wird vier Bände umfassen und gebunden nur 16 sh. kosten.

Erschienen sind bis jetzt Band I, Preis 4 s. 6 d., und Band II, Preis 3 s 6 d.; der dritte und vierte Band erscheinen noch im Laufe dieses Jahres. (327)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juni 1864.

Denis Duval. Chapter VIII. With a Note by the Editor. — The Red Shirt in Calabria. — Parting By Frederick Greenwood. — The — Story of a Spoilt Life. — How we Mounted the Oldenhorn. — Margaret Denzils History. Chapter XXI—XXIII. — Devon Lanes and their Associations. — The Church as a Profession.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juni 1864.

The Hillyars and the Burtons: A Story of two Families, By *Henry Kingsley.* — The Kalif of Baldacca. By *Henry Wadsworth Longfellow.* — The Last Days of Simon de Montfort: A Fragment. By the Rev. *F. J. A. Hort.* — A Little French City. By Philip Gilbert Hamerton (Second Article.) — A Son of the Soil. VII. — Biography at a Discount. By *Charles Allston Collins.* — A Mother's Waking. By *E. M. Murray.* — On the Study of Nature as a Guide to Art. By *J. L. Roget.* — Note on the Article „Subscription no Security" in the April Number. By the Dean of Christ Church, Oxford. — Mr. Matthew Arnold and the Great Public Schools: Eton.

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 5. *Mai* 1864.

I. Le christianisme primitif, ses origines et ses développements. — II. La péninsule du Labrador, par *M. H. Y. Hind.* — III. Les banques. — IV. Veronica Cybo, par *M. Guerazzi.* — V. Dix jours d'agonie. — VI. La ville et le port de Panama. — Une légende Musulmane. — Ressources naturelles de Mexique. — Pensées diverses. — VII. Correspondance d'Espagne. — VIII. Correspondance de Londres. — IX. Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. (329)

Durch jede Buchhandlung ist aus dem Verlag von Hayder & Zimmer in Frankfurt a. M. zu beziehen:

Dr. L. Döderlein's
öffentliche Reden.
1860. gr. 8. X. u. 446 S. broch. 2 Thlr.

Ueber die Bildung zum Mann und zum Menschen. Ueber die Pflege ächt deutscher Gesinnung. Ueber die wahre Jugendlichkeit. Ueber die Pflege des Gemüths. An Göthe's, an Schiller's 100jähr. Geburtstag.

„Das theure Vermächtniss eines Meisters, der in Wahrheit den Gehalt des Alterthums in seinen Busen, die Form in seinen Geist geschöpft hatte. Sie gehören zu den classischen Erzeugnissen deutscher Prosa, werth von jung und alt gelesen und studirt und geliebt zu werden; ja wenn manch schimmerndes Meteor unserer Tagesliteratur, nach unseres Dichters Wort: „für den Augenblick geboren", längst wird verschwunden und vergessen sein, werden diese Reden auch künftigen Geschlechtern zur Bildung und Erhebung dienen, denn „das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."" (330)
Beilage der Allg. Zeitung.

Das Verzeichn. einer werthvollen philolog. orient. Bibliothek, meist aus d. Sammlungen Heyse's, Benary's, Olshausen's, deren Versteigerung am 8. Aug. d. J. in Berlin stattfindet, steht auf Verlangen gratis zu Diensten beim Verleger dieser Zeitschrift, ferner bei J. A. Stargardt in Berlin, Jägerstr. 53, wie bei allen Buchhändlern.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

„Wie ward der letzte orientaliſche Krieg herbeigeführt?“*)

Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift beweiſt uns, daß Napoleon III. der eigentliche Urheber des orientaliſchen Krieges geweſen iſt, womit er freilich nur aktenmäßig bekräftigt, was der gemeine Mann ſeither inſtinktmäßig fühlte und der Gebildete längſt klar eingeſehen hat. Durch ſeine meiſterhafte Bloßlegung der diplomatiſchen Geſpinnſte, deren einzelnen Fäden er bis zu ihrem Urſprunge in Paris, London, St. Petersburg und Konſtantinopel folgt, führt er aber den denkenden Leſer auf die jetzt ſehr nahe liegende Idee, daß derſelbe Meiſter der Staatskunſt, welcher es damals ſo ausgezeichnet verſtanden hat, aus einem kleinen Fünkchen einen Brand anzufachen, der die Füße des Europa erdrückenden ruſſiſchen Koloſſes wegſchmolz und das rieſenhafte Schreckbild zum Geſpötte der vom Alp befreiten Völker der Länge nach zu Boden warf, ohne daß er ſich ſelbſt die Finger dabei ſo verbrannte, wie der düpirte John Bull, oder wie Oeſterreich, das ſich mit ſeinem „weltberühmten Undank“ ſeinen älteſten Verbündeten verſcherzte, — daß dieſer ſelbe Meiſter es auch verſtehen wird, den Tyrannen aller Meere und Küſten, den nimmer ſatten engliſchen Haifiſch an die Angel zu locken und auf's Trockene zu ziehen, wozu ſich gerade jetzt eine ſchöne Gelegenheit bietet, da gegen den brutalen Krämerſtaat nicht bloß in deutſchen Volkskreiſen, ſondern auch — aus ſehr verſchiedenen Motiven entſpringend — in höheren Regionen die größte Erbitterung herrſcht. Die „continentale“ britiſche Armee würde alſo diesmal jedenfalls nicht für England bluten.

Napoleon III. hat viele Sünden begangen und wird deren vorausſichtlich noch mehr begehen, aber wenn er zur Bändigung des ruſſiſchen Bären noch die Unſchädlichmachung des engliſchen Seeungeheuers fügte, dann wäre ihm, trotz alledem, in der neueren Mythologie (die nicht bloß in Frankreich blüht!) der Ehrenplatz eines Theſeus oder gar Herkules geſichert.

Uebrigens ſind wir mit dem Verfaſſer der „hiſtoriſchen Unterſuchung“ vollſtändig darin einverſtanden, daß der Krim-Krieg, der über hunderttauſend Menſchen das Leben koſtete und noch mehr zu Krüppeln machte, aus ganz frivolen Urſachen angefangen wurde und in ſeinem weiteren Verlaufe die frivolſten und zugleich gleißneriſchſten Bemäntelungen gefunden hat. An das grauenvoll Lächerliche ſtreifen z. B. in erſter Reihe die ruſſiſchen Kriegs- und Rekrutirungs-Ukaſe (über welche der Verfaſſer ſchweigend hinwegſchlüpft), in denen der „bedrohte heilige Glaube“ und die „Gefährdeten Gränzen des heiligen Rußlands“ eine ſo große Rolle ſpielen; oder die anglo-franzöſiſchen Proklamationen, Depeſchen, Noten ꝛc., oder die Medaillen mit der famoſen Umſchrift „England and France, to avenge offended Europe“; oder auch die Ergüſſe der vom Ruſſenhaſſe förmlich berauſchten damaligen Tagesblätter mit faſt einziger Ausnahme des Kladderadatſch, der dem Krim-Schwindel von vornherein die richtige Seite abgewann und nicht in die Anbetung der Dezembermänner Canrobert, St. Arnaud, Colonel Carbonade, oder der engliſchen Patent-Generale und Admirale reſp. Mordbrenner an der wehrloſen finniſchen Küſte, mit einſtimmte, ſondern die Fahne der geſunden Vernunft und zweiſchneidigen Kritik aufrecht hielt.

Der Rückblick, welchen der Verfaſſer auf die damalige Bearbeitung reſp. Kundgebung der öffentlichen Meinung macht, iſt ſehr unterhaltend, doch hätte er die angenehme Leſung deſſelben nicht durch gefliſſentliche Unrichtigkeiten abſchwächen ſollen, indem er zu Zeiten von einer öffentlichen Meinung Deutſchlands und Oeſterreichs ſpricht, „die entſchieden ruſſenfreundlich und gegen das Vorgehen der Weſtmächte eingenommen war, auch in dem Autokraten Nikolaus den populärſten (!) Monarchen Europas ſah.“ Jedenfalls hat er mit dieſer „Volksſtimmung“ nur die Meinung der „kleinen, aber mächtigen Partei in Preußen“, mit der er beſtändig liebäugelt, bezeichnet; er entfremdet ſich aber damit den Theil derſelben, welcher noch für altpreußiſche Ehre Sinn hat und die Behandlung des Grafen Brandenburg in Warſchau abſeiten dieſes „gemäßigtſten aller Souveräne“, — in Folge deren jener preußiſche General buchſtäblich am gebrochenen Herzen ſtarb, — nicht vergeſſen kann. Ueberdies iſt es eine politiſche Taktloſigkeit, in einer Schrift, die, Angeſichts der neueſten Ereigniſſe, Frankreich in Deutſchlands Meinung herabſetzen und Rußland erhöhen ſoll, Privatanſichten Raum zu geſtatten, indem der Verfaſſer ſchadenfroh auf die Urſache der Amtsentſetzungen eines Bunſen, Pourtalès, Bonin ꝛc. anſpielt; beſonders was den Letzteren betrifft, iſt es ſogar unklug, zu ſagen, daß der General vom deutſch-däniſchen Kriege her einen Grimm gegen Rußland hegte, denn damit berührt er einen Fleck, der nicht geeignet iſt, die Sympathien eines großen Theiles der preußiſchen Militärs zu erwecken, trotzdem dieſelben in dem „unparlamentariſchen“, abſoluten Zarenreiche ſonſt ihr Ideal erblicken mögen.

Wir können es uns nicht verſagen, unſeren Leſern eine auf Preußen bezügliche Stelle des Buches, die zugleich eine hübſche Probe der Schreibweiſe deſſelben bildet, wiederzugeben; ſie handelt über die 30 Millionen Anleihe von 1854 und lautet:

„Preußen befand ſich in der unbehaglichſten Lage. Von allen Seiten gedrängt, hin und her ſchwankend, mangelte ihm die feſte Hand, die ſein Staatsſchiff durch die offenen und verdeckten Klippen und Untiefen ſicher hindurchgeführt hätte. Sein erſter Steuermann hatte dazu weder die Geiſteskraft, die Ideen, noch die Charakterſtärke. Da man ſich trotz der Friedensliebe des Königs auf alle möglichen Fälle gefaßt zu halten hatte, alſo auch zum Kriege, ſo mußte man ſich der nöthigen Mittel dazu verſichern. Zu dieſem Zwecke verlangte die Regierung am 18. März von den verſammelten Kammern die Bewilligung zu einer Anleihe von 30 Millionen Thalern. Hier offenbarten ſich die Geſinnungen. Die zwei Parteien, in welche das Land damals getheilt war, die ruſſiſche und anti-ruſſiſche, erwarteten mit Ungeduld den Vortrag des Miniſterpräſidenten, um daraus zu erſehen, nach welcher Seite die Regierung ſich eigentlich neige. Doch die Rede des Präſidenten war ſo verzwickt und unbeſtimmt, ſo reich an Worten und arm an Gedanken, daß am Ende beide Parteien ſo klug waren wie zuvor und jede ihre Hoffnungen und Befürchtungen behielt. Ein Ausſchuß von 21 Perſonen wurde hierauf gewählt, um den Regierungsentwurf einer Prüfung zu unterwerfen und der Kammer über ihn zu berichten. Hier zeigte ſich abermals das Uebergewicht der Rußland feindlichen Partei, indem auf 5 Ruſſiſchgeſinnte 16 anti-ruſſiſche Glieder gewählt wurden, unter ihnen der Hauptredner der Oppoſition, v. Vincke. In dieſem engeren Ausſchuſſe hoffte man der Regierung ihr Geheimniß zu entreißen und drang auf eine nähere Erklärung über ihre künftigen Entſchlüſſe. Der Miniſterpräſident legte ihnen auf die damaligen Verhandlungen bezügliche Papiere vor und ließ ſich die Verſicherung entſchlüpfen:

*) Hiſtoriſche Unterſuchung. Leipzig, 1863, J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung. (194 S. gr. 8.)

Digitized by Google

daß man an der Wiener Konferenz feſthalte und, wenn man Geld verlange, es nur geſchehe bei der Möglichkeit eines Konflikts mit Rußland. Der Kriegsminiſter General Bonin, der vom däniſch-holſteiniſchen Kriege her ein Gefühl des Grimmes gegen Rußland behalten, ging noch weiter. Nachdem er vorgeſtellt, daß Preußen zwiſchen drei Entſchlüſſen zu wählen habe: Neutralität oder Anſchluß an eine der entgegengeſetzten Mächte, ſagte er, nachdem er die zwei erſten Fälle erwogen und die zu befolgenden Operationen entwickelt hatte: „Was den dritten Fall betrifft, Anſchluß an Rußland, ſo mag ich gar nicht davon ſprechen. Es giebt Dinge, die man nicht einmal vorausſetzen darf; — ſo wollte auch Solon für den Vatermord keine Anordnung treffen, da er ihn für unmöglich hielt.“ — Die Worte waren bezeichnend für den Mann und die Partei, erregten aber bei den Gegnern und Allen, welche die Dinge aus einem höheren (?!) Standpunkte betrachteten, einen gerechten Unwillen. Auch der König theilte dieſen und bemerkte: „Nicht um Vorausſetzungen zu machen und Kriegspläne zu entwerfen, habe er den General in den Ausſchuß geſchickt.“ — Einige Wochen darauf ward das Kriegsminiſterium ihm abgenommen. — Der Ausſchuß billigte endlich die Anleihe, wofern die Regierung in ihrem bisherigen Syſtem verharre, d. h. im Verein mit den Konferenzmächten vorſchritte und ſich vornehmlich eng an Oeſterreich und Deutſchland hielte; er ſchloß ſeinen Bericht mit einer heftigen Erklärung gegen Rußland.“

Zum Schluſſe können wir nicht umhin, das angeblich ſchon 1856 geſchriebene Buch einer größeren Aufmerkſamkeit zu empfehlen, als ihm bisher zu Theil geworden iſt, denn es bildet in ſeiner Faſſung wirklich eine beherzigenswerthe Erinnerung und einen recht werthvollen Beitrag, reſp. eine Ergänzung der ſachgemäßen Krimkriegs-Literatur, wie dergleichen bis zu ſeinem Erſcheinen noch nicht vorhanden war.

Franz Maurer.

England.

Erinnerungen eines Flüchtigen.*)

Von Berlin nach London.

I.

Die Hochverraths-Broſchüre.

Im Frühlinge des Jahres 1849 hatte man ſchon ziemlich aufgeräumt in Berlin, aber ich war noch da und arbeitete, 6 Pfennige die Zeile, für die Nationalzeitung, für die Abend-Poſt und ſchrieb eine Broſchüre, wenn ſonſt keine Ausſicht auf Befriedigung des Regiments-Schneidermeiſters, bei dem ich wohnte, und zum Ankauf von Eß-Marken bei Pietſch Unter den Linden vorhanden war. Bei Pietſch. Der runde Tiſch am Sopha war damals der Literaten-, ſpeziell der Kladderadatſch-Tiſch. Hier aßen damals noch, im Abonnement zu 6 Silbergroſchen, A. Hofmann, Verleger und Pflegevater des luſtigſten und unſterblichen Kindes der Revolution, der damals bloß lange und ſonſt durch keine Dimenſion bemerkliche W. Scholz, neben ihm der körperlich bloß kurze Dichter des hohen Liedes, Titus Ullrich, der immer bereit war, einen Witz von dem Langen durch die geniale Art des „Sichgefallenlaſſens“ zu verſchönern, Dohm, der Redacteur, Löwenſtein, Vater von „Karlchen Mießnick“, Kaliſch, der außer „Hundert Tauſend Thaler“, „Berlin bei Nacht“ u. ſ. w. auch „Hrn. Zwickauer“ geſchaffen hat, Rudolph Genée, damals Xylograph, ſpäter Bühnendichter, zuletzt Redacteur der Coburg-Gothaer Zeitung und während der ganzen Zeit ein Virtuoſe, Witze im tiefſten Baſſe theils zu machen, theils zu würdigen und zu würzen. Ein Paar Buchhändler, wie Laſſar, Doktoren und Aſſeſſoren waren als Gäſte, ſpäter als Stammgäſte ſtets willkommen, weil man ſtets Marken von ihnen kaufen konnte. Herr Pietſch nahm allerdings nicht bloß monatliche Abonnements, ſondern verkaufte jederzeit für jeden beliebigen Thaler fünf Marken, jede im Geldwerthe von 6 Sgr., aber in Zahlung für Mittagstiſch und Kaffee von 8 Sgr. Da wir während des Eſſens immer die mächtigſten und geſundeſten Verdauungspillen, Witz auf Witz und homeriſches Göttergelächter mitgenoſſen, hatten wir alle immer guten Appetit. Manteuffel und Hinkeldey aber ſorgten dafür, daß wir nie Ueberfluß an Honorar mit uns herum trugen, nicht einmal immer einen ganzen Thaler zum Ankauf der Abonnements-Marken, en gros, nehmlich fünf auf einmal. Bei gutem Appetite und gedrückten Zeiten aber 8 ſtatt 6 Sgr. für ein- und dieſelbe Waare zu bezahlen, erſchien uns immer als eine deſto ſchwerere Sünde, je leichter wir uns in der Taſche fühlten. Wer konnte uns daher willkommener ſein, als die Kröſus von Nicht-Literaten, die immer für einen ganzen Thaler Marken auf einmal von dem freundlichen Herrn Pietſch im Großen kauften, um ſie ſofort im Detail ohne Profit und Prozente uns abzulaſſen? Es war doch trotz Manteuffel und Hinkeldey eine ſchöne Zeit, wenigſtens bei Tiſche. Wir gediehen vortrefflich, und es war mehr Wahrheit als Witz in dem großen Bilderbogen der Gelehrten des Kladderadatſch: „Der Traum eines Republikaners“, worin unter Anderem der populäre „dicke Stein“ leibhaftig, mit einer Tafel vor dem Magen abgebildet war, auf welcher Pietſch anzeigte: „Dieſer Mann aß bei mir im Abonnement zu 6 Silbergroſchen.“

Wir hatten und verdienten damals wenig Geld, aber keiner von uns zweifelte daran, daß wir Manteuffel und Hinkeldey überleben, und Das, was wir in der Jugend wünſchten, im Alter die Fülle haben würden. Inſofern darunter Geld und Gut verſtanden wurde, hat ſich's an Allen leidlich, an Einigen glänzend bewährt.

Aber damals ſah es einmal zu Ende des Monats kläglich in der Richtung zum erſten aus. Hinkeldey hatte mir zwei große Arbeiten konfisziren laſſen. Der Regimentsſchneider hatte kein Erbarmen, das wußt' ich ſicher. Er hielt es für ein Verdienſt in der Zeitlichkeit und Ewigkeit, mich zu vertilgen. Nur durch pünktlichſte Zahlung für Miethe, Aufwartung und Auslagen konnte er von Monat zu Monat bewogen werden, mein Leben zu ſchonen. Wo das Geld hernehmen und nicht ſtehlen? „Du ſchreibſt wieder eine Broſchüre“, flüſterte mir eine unſichtbare Macbeth'ſche Hexe zu. Aber worüber?

„Die rothe Fahne wird über ganz Europa wehen“. So ſchloß an dem Tage, an welchem ich nach einem Thema ſuchte, ein Leitartikel der Kreuzzeitung. Da hatt' ich den Titel. In 24 Stunden war dieſe „Prophezeiung der Neuen Preußiſchen Zeitung“ in guter Broſchürenlänge beleuchtet und 24 Stunden ſpäter mit prächtigen Goldſtücken Gerhardt's honorirt. Einige Tage ſpäter und die rothe Broſchürenfahne flog in alle Welt. Damit man mich nicht für'n Rothen halte, mach' ich ausdrücklich darauf aufmerkſam, daß ich bloß dieſe Prophezeiung der Kreuzzeitung beleuchtete und der Sicherheit und Hinkeldey's wegen ſo ſchloß, es werde leider ſo kommen, wenn man es durchſetze, das Königthum zum Schilde und Heiligenſcheine des feudalen Programms zu machen.

Bei Pietſch wurden Legionen Witze über dieſe rothe Fahne, die um der Miethe willen über Europa wehte, in das Abonnements-Eſſen gemiſcht, aber der Staatsanwalt aß nicht mit uns und

*) Aus einem zum Druck vorbereiteten Werke von Dr. H. Beta.

Digitized by Google

nahm die Sache ohne Witz als „Anreizung zum Hochverrath". — „Zwei bis neun Jahre Zuchthaus." Nicht möglich! ſagten juriſtiſche Kenner. Keine Frage, daß du freigeſprochen wirſt. Aber in die Unterſuchungshaft mußt Du, wenn Du Dich kriegen läßt. Verreiſe doch in 'ne ſtille Gegend bis zum Termine. Dann ſtellſt Du Dich und wirſt mit Glanz freigeſprochen. Die Unterſuchungshaft iſt ſehr langweilig und ennuyant.

So ſchien es mir auch. Und ſo ließ ich mich eines Morgens nach einer ſtillen Gegend verſchwinden, in das Haus eines alten Schiffs-Kapitäns unweit der Oſtſee, unmittelbar zwiſchen zwei Fiſcherdörfern hinter Lehmbergen am Waſſer gelegen.

II.

Herr Omnibus.

Hier blüht' ich im Verborgenen, in ländlicher Einſamkeit von Lehmbergen, Fiſcherhütten, Kranichen, Verhaftungs- und Zuchthausgedanken umgeben, einen ganzen Frühling, einen ganzen Sommer, einen ganzen Herbſt, einen ganzen Winter hindurch, immer des Termins oder einer „Wendung der Dinge", einer ſtets „dem Vernehmen nach" beabſichtigten allgemeinen Amneſtie harrend, und „ſteckbrieflich verfolgt." Die Fiſchersleute leſen keine Zeitungen, keine Steckbriefe, und über dieſe Berge hinunter kam niemals Polizei. Die friedlichen Leute fiſchten, aßen Kartoffeln mit Buttermilch und thaten nichts Böſes, ſondern lieferten mir gelegentlich Stoff zu Fiſcherdorfgeſchichten. Der alte Kapitän hatte alles Mögliche auf allen möglichen Meeren und in allen möglichen Häfen erlebt und kriegte oft Beſuch von ſtämmigen, braunen, noch activen Kollegen, ſo daß ich öfter in die Lage kam, unſerem einzigen Seeromanhelden, dem dicken, braven Heinrich Smidt, ins Handwerk zu pfuſchen.

Auch lag oben auf dem Lehmberge zwiſchen Pflaumenbäumen ein zweites Haus des Schiffs-Kapitäns, in welchem das größte Univerſal-Genie lebte, das ich je in meinem Leben habe kennen lernen. Er war Dorfſchullehrer, dann Heidenſpieler, dann Theater-Direktor und unglücklicher Ehemann geweſen, ſpäter Uhrmacher, Thierarzt, Fliegenwaſſerfabrikant, Hühneraugen-Operateur, Schloſſer, Goldſchmied, Freiwerber, Rechtsanwalt, Bitt- und Beſchwerdeſchriften-Verfertiger, Ratten-, Mäuſe- und Grillenvertilger und Kreisphyſikus wider Willen der ganzen Fiſcherdorf-Gegenden. Alle dieſe Geſchäfte trieb er jetzt zuſammen in friedlicher Harmonie. So weiß ich, daß er eines Tages auf ein benachbartes Dorf gerufen ward, um einer alten Frau das kalte Fieber zu vertreiben. Dabei brachte er die alte Wanduhr wieder in Gang, feilte einen Schlüſſel zum Holzſtall-Vorlegeſchloß zurecht, beſſerte einen Fiſchkaſten aus, ſtand Gevatter, fungirte als Friedensrichter zwiſchen zwei Nachbarn, die ſich um einen auf der wand- und ſtacketloſen Gränze ſtehenden Pflaumenbaum geprügelt hatten, machte für 2½ Sgr. den Accoucheur bei einer kalbenden Kuh, deklamirte beim Schulzen Schillers „Handſchuh" im jüdiſchen Dialekt und kam Abends mit einem großen Kornſack voll Hobelſpänen nach Hauſe. Letztere waren das Honorar für eine dem Dorftiſchler aufgeſetzte Bittſchrift an den Landrath, er möge die in Ausſicht ſtehende Ausbeſſerung der Kirchenthüre ihm übertragen.

Ich ſah an dieſem Abende Herrn „Omnibus", den Mann für Alle und für Alles, wie ich ihn taufte, rieſig groß wie er war und größer durch den über ihn hin ſich bauſchenden Honorar-Sack, ſich am Abendhimmel abzeichnend, von der Höhe her über den holprigen Lehmweg heimwärts ſchreiten. Erſt dacht' ich, es wär' ein Gensdarm zu Pferde, wollte mich an deſſen Schwanz binden und ſo mit mir zum Ober-Staatsanwalt Meyer in Berlin reiten. Das war eine Vorſtellung, an welche ich mich mit der Zeit gewöhnt hatte. So oft ich unter den Fiſcherkähnen oder auf heranpruſtenden Dampfſchiffen oder zu Lande von den Höhen her oder im Thale am Fluß-Ufer entlang zwiſchen Bäumen etwas Helmartiges oder Uniformliches oder zweierlei Tuch oder Treſſen-Kragen oder ſonſt etwas Glänzendes aufblitzen und wohl gar näher kommen ſah, und vielleicht gar ein Kahn mit einem irgendwie rockzugeknöpften Menſchen darin vor dem weißen Hauſe des Kapitäns anlegte, rief eine Stimme in mir: „Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften", jetzt wirſt auch Du von den unheimlichen, geiſterhaften, aber ehernen Armen der in Form und Geſtalt nicht mehr zu meſſenden, unbegreiflichen, unſicher fluctuirenden und doch ſo gußeiſern-preußiſch-kontrerevolutionären Staatsmacht ergriffen, eingeſchloſſen, von einem grimmigen Staatsanwalte, vor Literaten, friedlichen Bürgern und Eigenthümern in den ſchwärzeſten Farben gemalt und dann wegen einer für Miethe und Stiefelwichſen geſchriebenen, harmloſen Broſchüre mit geſchorenem Haar in eine graue Jacke geſteckt, um als Hochverräther mindeſtens zwei Jahre Wolle zu ſpinnen.

Ich bin niemals wirklich und wahrhaftig arretirt worden, aber unendlich oft und in den verſchiedenſten, lächerlichſten und grauſamſten, phantaſtiſchen Formen der unheimlichen Staatsmacht im Geiſte und im Traume. Dieſe Träume ſtellten ſich hernach ſpäter auf engliſchem Boden immer wieder ein, nur daß ſie ſtets mit dem wonnig erwachenden Bewußtſein endeten: Wir ſind auf engliſcher Erde.

Dieſes Phänomen kam einmal in einer Flüchtlings-Verſammlung zur Sprache, grade als vierzehn zum Tode Verurtheilte (drei davon doppelt) neben einander ſaßen. Sie alle beſtätigten die furchtbarſten, mitunter lächerlichſten Torturen, die im Traume von den Arretirungs- und Strafgewalten der Heimat an ihnen wieder und immer wieder vollzogen würden. Mehrere davon fühlten ſich auch am Tage nicht ſicher und ließen ſich, theils aus Eitelkeit von dem Gefühl ihrer ungeheuern Wichtigkeit, oder von wirklicher, bis zur Geiſteskrankheit ausartenden Einbildung auf Tritt und Schritt von deutſchen, ſogar franzöſiſchen, fabelhaft hoch honorirten Spitzeln und Spionen verfolgen. Einer der edelſten Menſchen, Flüchtling aus Dresden, hernach einer der angeſehenſten Aerzte in London, wurde von dieſer Krankheit ſo zerrüttet, daß er um ſein ganzes Haus herum Tag und Nacht Spione ſtehen und ſchleichen, in ſeinem Hauſe während ſeiner Abweſenheit durch beſtochene Dienſtboten Unterſuchungen anſtellen, hinter ſeinem Wagen hereilen, in Nebenzimmern von Krankenſtuben horchen, ja ſogar ſelbſt krank werden und zu ihm kommen ſah, bloß um ihn auszuhorchen und ſich nach verdächtigen Dingen umzuſehen und darüber zu berichten. Alle Bemühungen der Freunde halfen nichts, die Krankheit nahm langſam, aber ſicher zu. Als ich ihn zuletzt ſah, erzählte er mir mit lächelnder Ruhe und Sicherheit, daß Napoleon wieder 100,000 Franks herübergeſchickt habe, um die Spionage gegen ihn zu vervollkommnen und zu ſtärken. Eines Morgens war er verſchwunden, auf einem Schiffe nach Amerika. Hier fühlte er ſich dicht von Spionen und gedungenen Mördern umgeben, denen er kurz vor der Landung in New-York zuhörte, wie ſie über die Art ſeiner Ermordung beriethen. Um ihnen zuvorzukommen, ſtieß er ſich ein Meſſer in den Leib. Der Schiffsarzt war ſchnell bei der Hand. Die Wunde, nicht abſolut tödtlich, heilte, und ſeine Krankheit wurde unter Behandlung des Dr. Löwe aus Calbe, damals praktiſchen Arztes in New-York, ſo weit gehoben, daß er ſich ſpäter auf ſeiner Farm in Miſſouri nicht mehr von bezahlten Spionen umſchlichen ſah.

Digitized by Google

Nein, es war kein berittener Gensdarm, ſondern Freund Omnibus, der unter ſeinem Honorar-Sacke vom Abendhimmel her auf dem Berge heimwärts ſchritt. Er erkannte mich zuerſt und rief mir unter dem Sacke hervor geſungene und declamirte Stellen aus ſeinen Opern und Heldenrollen zu. Eine alte Schweſter, die ihm die Wirthſchaft führte, eilte aus dem Hauſe erwartungsvoll, denn es fehlte an Holz, Brod, Butter, Geld, Abendeſſen.

„Freude ſei in Troja's Hallen!" rief er ihr in ſeiner unverwüſtlichen guten Laune und mit Saraſtro-Baß zu, warf den Sack zur Erde und fing an, verſchiedene Honorarzahlungen aus den Spänen heraus zu enthüllen. „Da ſind zunächſt die Späne, altes Haus! die gehören nach der neueſten Naturforſchung zu den verbrennbaren Produkten, zu den Kaffee kochenden. Honorar für 'ne Bittſchrift Speckſtreifen — wo iſt der Speck? Ah hier! In Anerkennung des vertriebenen kalten Fiebers, das aber alle drei Tage wiederkommt. Hat keinen Reſpekt vor der Weidenrinde, die ich aus Patriotismus ſtatt der weithergeholten China verabreiche. Dieſer Wurſtzippel nebſt drei Eiern, die ich in der Taſche habe, außerdem 2½ Sgr., für Anspuſten der alten Wanduhr. Alten Schlüſſel gefeilt zum Holzſtallſchloſſe — Metze Kartoffeln unten im Sacke. Vom Schulzen dieſe Gabe der Ceres — das ſchöne, runde Bauerbrod für den jüdiſchen Handſchuh. Bei Schrödern Gevatter geſtanden und das Gebet geſprochen — Steinkruke voll Reisſuppe hier in der Taſche. Fiſchkaſten ausgebeſſert: 6 Krebſe unten im Netze und zwei Silbergroſchen. Alſo Alles da, Alte! Fortunatusſäckel. Morgen wieder Verdienſte um die Menſchheit: 3 Scheeren zu ſchleifen, mütterlichen Brief zu ſchreiben an einen Matroſen. Maß genommen zu zwei Trauringen. Schwarze Hufſalbe beſtellt für Heinzen's „Chiker Talpaim", wie die Juden hufkranke Pferde nennen. Morgen krieg' ich noch Pferdegeſchirr auszubeſſern. Und Du mußt ein Brautkleid anmeſſen, zuſchneiden und fertig machen. Zwei Jungens, die nach Höherem ſtreben, wollen Violine bei mir lernen. Nun komm und mach Dir Speck und Eier. Ich bin noch ſatt genug. Reich' mir die Hand mein Leben, komm' in mein Schloß mit mir! Euch begrüß' ich, ehrwürdige Hallen, ſäulengetragenes, herrliches Dach, wo es niemals durchregnet, wenn's ſchneit. Gute Nacht, Doktor." —

Was war natürlicher, als eine Fiſcherdorfgeſchichte mit dem Helden Omnibus zu ſchreiben? Ein dickes Buch, das ich geſchrieben, war, wie die Arbeit eines ganzen Jahres durch Hinkeldey, durch kurheſſiſche Staatsrettungs-Maßregeln geopfert worden. Man hatte den Verleger in Kaſſel arretirt und alle ſein Hab' und Gut mit Beſchlag belegt.

Ich wollte nun etwas ganz Unſchuldiges ſchreiben, die Omnibus-Fiſcherdorfgeſchichte. Durch den Helden, durch den Capitain und einige andere Perſönlichkeiten war viel intereſſanter Stoff geboten. Ich benutzte Erlebtes, machte aber natürlich ganz andere Dinge und Menſchen daraus. Ich arbeitete mehrere Tage hintereinander. Sie ſchoß ſchnell zuſammen und zum Ende. Um mich zu erholen, begleitete ich Herrn Omnibus auf einer Waſſerpartie, die er machen mußte, um in einem Dorfe weiter unten den letzten Willen eines ſterbenden Fiſchers aufzunehmen. Niemand im Dorfe konnte ſchreiben. Die Frau kam ſelbſt, um ihn zu holen und ſich gegen die gefürchteten Anſprüche Verwandter an die Hinterlaſſenſchaft zu ſchützen.

Die vollendete Fiſcherdorf-Geſchichte war auf meinem Zimmer offen liegen geblieben.

Da Omnibus außer dem letzten Willen auch noch einen Ofen zu ſetzen fand und hernach noch zu zwei Kranken, einer Kuh und einem Kinde, gerufen ward, kamen wir erſt ſpät Abends nach Hauſe.

Frankreich.

Renan's Leben Jeſu, die philoſophiſche Kritik und das Publikum.

II.

Die Gottesidee, von E. Caro.*)

Es machen ſich in Frankreich neben der kritiſchen Schule drei philoſophiſche Richtungen geltend. Der Naturalismus, als deſſen Vertreter Taine bezeichnet werden kann; der Idealismus, von Vacherot, deſſen Hauptwerk**) eine ganz vorzügliche Leiſtung iſt und einer Uebertragung in's Deutſche nach unſerer Meinung in hohem Grade würdig, und der Spiritualismus. Die beiden erſteren haben mit der kritiſchen Schule den Ausgangspunkt und die Methode gemeinſam; der Spiritualismus trennt ſich in jeder Beziehung von ihr; er ſtellt die entſchiedenſten Gegner Renan's, und aus dem Werke eines dieſer ſpiritualiſtiſchen Gegner wollen wir im Folgenden die weſentlichſten Züge einer Kritik des „Lebens Jeſu" mittheilen:

Renan, ſagt Herr Caro, behandelt die Quellen für das Leben Jeſu nicht als hiſtoriſche Dokumente, ſondern als Legenden; um das Leben Jeſu darzuſtellen, muß er daher daſſelbe *nach den gewöhnlichen Geſetzen des Entwickelungsganges organiſcher Weſen* behandeln; als Führer auf dieſem Wege nimmt er *ſein eigenes Gefühl*, d. h. mit anderen Worten, er ſchreibt Geſchichte nach den Geſetzen des hiſtoriſchen Romans. Zu ſeiner Rechtfertigung weiſt er auf die Widerſprüche der vier Evangelien hin: „man muß wählen!" Die Evangeliſten ſagen: „Jeſus war ein Nachkomme David's; Jeſus war geboren zu Bethlehem; Jeſus war geboren von einer Jungfrau, auf daß die Prophezeiung ſich erfülle!" Renan ſagt in ſeinem fünften Evangelium: „Jeſus war nicht ein Sohn David's; er war nicht geboren zu Bethlehem; er hatte Brüder und Schweſtern, auf daß die Prophezeiung ſich nicht erfülle!" Das iſt allerdings eine ſehr einfache Argumentation; ſtatt die Genealogie zu diskutiren, welche S. Mathäus und S. Lukas geben, und welche die Abſtammung nachweiſt, erklärt er ſie ohne Weiteres für erfunden und erledigt die Frage mit den Worten: „Der Titel „Sohn David's" war der erſte, den Jeſus annahm, *wahrſcheinlich* ohne an der unſchuldigen Täuſchung Theil zu nehmen, mit der man ihm dieſen Titel ſichern wollte. Die Familie David's war, *wie es ſcheint*, längſt erloſchen. „Es *iſt wahr*, heißt es in einer Note, daß manche Gelehrte, wie Hillel und Gamaliel, für Abkömmlinge David's ausgegeben wurden: aber das ſind ſehr zweifelhafte Angaben!'' Warum? — Weil, wenn die Familie David's noch vorhanden geweſen wäre, ſie in den Kämpfen der Zeit eine beſondere Rolle geſpielt hätte. Nun — hat ſie das etwa nicht, da Jeſus von ihrem Stamme war?

„Dieſer Methode der Darſtellung entſpricht der Styl: kein wichtiger Punkt ohne ein „wahrſcheinlich," „wie es ſcheint," „beinahe." Die Evangeliſten ſind nicht zuverläßig, aber ſie ſind es doch *beinahe*. Jeſus iſt nicht Gott, nicht Gottes Sohn, aber *in einem gewiſſen Sinne* iſt er es *beinahe*. Das iſt der Styl der Künſtler: die modernen Schöngeiſter wie die Führer der kritiſchen Schule operiren nur mit zarten Annäherungswerthen. Die *Farbe* iſt immer falſch, weil ſie zu roh iſt: ſie ſtört die empfindlichen Augen, welche

*) L'Idée de Dieu, par E. Caro. Paris, Hachette, 1864. Un volume de 504 pages.

**) La Métaphysique et la science.

Digitized by Google

nur für die Nüance geſtimmt ſind. Bejahen kann nur der Naturburſche und der pedantiſche Schulgelehrte, für dieſe paßt das; der Künſtler bejaht niemals, er ſagt niemals: dieſe Sache hat ſich ſo zugetragen, ſondern nur: dieſe Sache hat ſich vielleicht ſo zugetragen, oder ſie hat müſſen dieſen Verlauf nehmen — weil er ſofort den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung begreift. Wo er dieſen Zuſammenhang nicht ſofort begreift, da iſt es auch mit der ganzen Hiſtorie Nichts! Oder die Hiſtorie iſt zwar nicht zu leugnen, aber ſie iſt dunkel, man muß ſie auslegen, „nach den Geſetzen unſerer eigenen Bruſt,“ „man muß wählen!“ Und bei dieſer Wahl bleibt man in einem erhabenen Dunkel, aus dem der Leſer ganz verſchiedene Wahrheiten herausleſen kann. Dieſes erhabenen Dunkels iſt Renan in ganz beſonderem Grade mächtig. Wenn er ſpricht vom Reiche Gottes, von dem kindlichen Gefühl, das der Menſch im Schooße des Vaters empfindet, von der reinen Religion, von Gott — ſo haben dieſe Worte auf ſeinen Lippen dieſelbe Bedeutung wie auf denen eines anderen Menſchen, aber haben ſie auch dieſelbe Bedeutung in ſeinen Gedanken? Wer möchte das glauben? Warum möchte er ſich ſonſt derſelben mit einer Art Affektation bedienen? Warum ſonſt die myſtiſche und oft ſentimental weiche Sprache, wenn man eben die metaphyſiſchen und religiöſen Illuſionen zerſtört hat, welche die Welt mit dieſen Worten verbindet?

„Die Wirkſamkeit Jeſu ſelbſt theilt Renan in zwei Abſchnitte; er will für ihn daſſelbe thun, was man für Muhammed gethan hat: „„Der Koran, der das Leben Muhammed's in einer vollſtändigen Verworrenheit überliefert, hat durch eine ſorgfältige Kritik ſein bisheriges Dunkel in Betreff der Zeitfolge verloren. Ein ſolches Ordnen iſt für das Leben Jeſu viel ſchwieriger, weil ſein Leben kürzer geweſen und ärmer an äußeren Ereigniſſen; indeß es iſt nicht unmöglich. Man ſtellt keine bloße Hypotheſe auf, wenn man annimmt, daß der Stifter einer neuen Religion ſich zunächſt an die geläufigen Moral-Aphorismen anſchließt; daß er dann, reifer und in vollem Bewußtſein ſeines Gedankens, ſich in einer Sprache gefällt, die poetiſch, warm, lieblich, fern von jeder Controverſe und frei wie das reine Gefühl; daß er ſchließlich durch Polemik und heftige Angriffe zur Exaltation kommt!““ Es iſt für das Leben Jeſu ſchwierig, eine ſolche Eintheilung durch haltbare Beweiſe zu unterſtützen; Renan ſtützt deshalb dieſelbe durch ſein entſcheidendes Kriterium: das Gefühl eines lebenden Organismus, und durch eine eigenthümliche Deutung des Evangeliums Mathäus. Aber eine unbefangene Betrachtung dieſes Evangeliums lehrt, daß es unmöglich iſt, aus ihm eine chronologiſche Ordnung herauszufinden. Der ſanfte Jeſus der Renan'ſchen erſten Periode zu Galiläa und der feurige in ſeiner zweiten zu Jeruſalem, ſie wechſeln in jedem Kapitel mit einander. Und geſetzt auch, es ließe ſich eine ſolche Eintheilung nachweiſen, ſo müßte die Umwandlung doch nach der eigenen Annahme Renan's gemäß den Entwickelungsgeſetzen eines lebenden Organismus ſich vollziehen. Aber nein! Dieſe beiden Perſonen bleiben einander völlig fremd, zwiſchen ihnen iſt keine Entwickelung möglich, ſondern nur ein Widerſpruch.

„Und nun vollends: was wird aus Jeſus in der zweiten Periode bei Renan? Seine Stimmung wird durch die Kämpfe düſter, das Gefühl ſeiner Kraft wankt bald, bald wird es übermächtig. Es beginnt der finſtere Fanatismus, er ſucht den Tod zu ſeiner eigenen Befriedigung! Und dieſe Aenderung vollzog ſich in zwei bis drei Jahren!

„Und was wird aus ſeiner Lehre? Kein Symbol, kein Sakrament! Die Taufe eine Redensart, das Abendmahl eine Metapher. Dafür bekommen wir die reine Religion, die ewige, abſolute, definitive. Jeſus iſt ein Idealiſt, kein Spiritualiſt: er hat keinen Begriff von einer Seele ohne Körper, ſeine Unſterblichkeit iſt nicht wörtlich zu verſtehen; wenn er vom Himmel ſpricht, ſo iſt das eine Redensart!

„Dies Chriſtenthum iſt keine Religion, ſondern ein philoſophiſches Syſtem, und ſein Stifter iſt kein Heiliger, ſondern ein edler Menſch mit menſchlichen Schwächen!

„Und doch, fragt man, hat dieſes Buch ein ſo gewaltiges Aufſehen gemacht, da alle jene Anſchauungen oft ausgeſprochen und ebenſo oft widerlegt worden? — Sonſt lockt doch nur das Neue, und hier? —

„Das Publikum Renan's beſteht zunächſt aus den ſyſtematiſchen Gegnern jeder Religion: das iſt eine Menge, unzählbar wie der Sand am Meere, unlenkſam, ſtörriſch, unruhig, aggreſſiv und maßlos argwöhniſch; ihre Kampfesmittel gegen die Doktrinen, deren Größe ſie nicht zu erfaſſen vermögen, ſind Beſchuldigungen und Beleidigungen, die ihnen bequemer und geläufiger ſind als Ideen. Die einzige Fahne, welche ſie zuſammenhält, iſt das Prinzip der Negation; alles, was auch nur entfernt an eine religiöſe Lehre ſtreift, iſt Aberglaube und droht der Menſchheit Knechtſchaft und Verderben; die bürgerliche Freiheit ſcheint ihr nicht geſichert, die Civiliſation nicht garantirt gegen die Geſpenſter des Mittelalters, ſo lange das Chriſtenthum noch unter uns beſteht; das Chriſtenthum iſt ihr die Inſurrektion in Permanenz gegen die moderne Geſellſchaft; dieſe retrograden Einrichtungen, ſagt ſie, werden ſich niemals beſſern, man muß ein Ende mit ihnen machen; das einzige Mittel, ſie zu reformiren, beſteht darin, daß man ſie ausrottet.

„Wie jeder Fanatismus, macht auch dieſer ſeine Gründe geltend: er iſt fanatiſch im Namen der öffentlichen Wohlfahrt, die ein Gegengewicht verlangt gegen die drohende Gefahr des wieder hereinbrechenden religiöſen Fanatismus! Aber iſt jener Fanatismus weniger ſchlimm? Uebt er nicht einen ungeheuren Druck auf die Gewiſſen? Verſichere Einer, er gebe gegen die Uebergriffe der Kirche alle geſetzlichen Garantien, alle möglichen Einſchränkungen der Prieſter — das nützt nichts, wenn er zugleich eine auch nur mäßige Selbſtändigkeit des religiöſen Cultus verlangt — er iſt verdächtig. Der Katholik vollends! Aber auch der Proteſtant, der da erklärt, daß er an etwas Ueberirdiſches glaube! Und es ſchützt nicht — man denke an Guizot — die unbeſtreitbare wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit und anerkannte Unſträflichkeit des Gewiſſens.

„Dieſes ganze, große Publikum war ſchon im Voraus gewonnen für ein Buch, welches die chriſtliche Religion an ſeiner Quelle angreifen würde; die Führer dieſer Partei haben keinen Augenblick gezögert, das Werk Renan's als ein Manifeſt zu ihren Gunſten auszugeben. Gewiß, Renan iſt unſchuldig an der Complicität dieſer Genoſſen, er iſt hoch erhaben über dieſe Art des Triumphes. Aber bei großen Erfolgen finden ſich ſtets niedrige Einflüſſe, die ſich einmiſchen, um alles zu beſchmutzen.

„In den höheren Regionen, in welchen man denkt, finden ſich, man kann es nicht leugnen, ſehr entſchiedene Gegner des Chriſtenthums, die daſſelbe nach der Manier von Voltaire, oder von Strauß oder auf tauſendfach andere Weiſe bekämpfen. Ohne Paulus, oder Strauß, oder Baur, oder Ewald geleſen zu haben, ohne zu wiſſen, daß es eine Göttinger und Tübinger Schule giebt, haben ſie doch bei ihrer Lektüre eine Reihe von Gedanken eingeſogen, die in der Luft zu liegen ſcheinen. Die Einen ge-

Digitized by Google

ſtehen die Wahrheit der evangeliſtiſchen Thatſachen zu, aber ſie leugnen alles Wunderbare: der Gang durch's Rothe Meer — Ebbe und Fluth; die Plagen Pharao's — Phänomene des Klima's; die Speiſung mit den fünf Broten — Phänomene der Mäßigkeit. Andere geſtehen die Wunder zu, aber die Wunder vollziehen ſich nach ihnen nicht in der Wirklichkeit, ſondern nur im menſchlichen Geiſt, der die Thatſachen in Symbole umwandelt. Für Andere ſind die Evangelien keine Mythen, ſondern Legenden: die hiſtoriſche Realität Jeſu und ſeiner Zeitgenoſſen bleibt intakt, aber dieſe Zeitgenoſſen haben undeutlich geſehen oder mißverſtanden.

„In dieſen Regionen verzichtet man nicht auf das Chriſtenthum, aber unter dem Vorwande oder in der redlichen Abſicht, daſſelbe von Auswüchſen zu reinigen, zerſtört man es. Zunächſt beginnt man mit dem Cölibat der Prieſter, der Einrichtung der Sakramente; dann kommen die Dogmen an die Reihe, und es bleibt nichts übrig als die Moral. Aber auch hier muß man noch wählen: unter den Vorſchriften Chriſti ſtoßen viele hart gegen die Natur und brechen vor der Liebe zu Gott alle menſchlichen Bande — warum dieſe nicht ausmerzen, da ſie zu weit gehen? —

„Und was bleibt nach alledem übrig? Eine individuelle Religion ohne jedes gemeinſame Band, ein Jeruſalem, wie Herr von Sacy ſagt, mit hundert Thoren, über die man den Namen Muhammeds neben den von Moſes ſchreibt, den von Buddha neben Chriſtus, Voltaire und Rouſſeau neben St. Petrus und St. Paulus! Das iſt kein Jeruſalem, das iſt ein Babylon mit ſeinem Thurm!

„Das Werk Renan's hat das Glück, als eine Fahne angeſehen zu werden, unter welche alle Regirenden ſich ſchaaren! Sprecht Einen poſitiven Satz aus, und die Menge zerſtiebt in alle Winde!"

Soweit Herr Caro! Ueber ſeine geiſtvolle Kritik des Renanſchen Werkes mögen Sachverſtändige ſich ausſprechen: wir ſind weder Hiſtoriker, noch Theologe; aber ſeine treffende Charakteriſtik des Publikums macht einige Bemerkungen nöthig.

Die „große, aggreſſive und maßlos argwöhniſche Menge der ſyſtematiſchen Gegner" jeder Religion — woher kommt ſie? Dieſe Partei lebt nicht nur in Frankreich und nicht allein im katholiſchen Lager, ſie findet ſich im Chriſtenthum, im Judenthum, im Jslam, und wir wiſſen aus den neueren Berichten, daß ſie ſich in den Staaten Oſtaſiens ebenſo mächtig regt, und das Vorhandenſein dieſer Partei beklagen nicht nur die Orthodoxen aller Konfeſſionen, ſondern jeder ehrliche Mann, der die Religioſität erhalten wiſſen will, wenn die Kirche ihren politiſchen Einfluß aufgiebt! Woher kommt das Anwachſen dieſer Partei? — Iſt es denn wirklich nur die Folge eines giftigen Contagiums, das von einzelnen Literaten in die Welt geſchleudert worden iſt, und das peſtartig um ſich greift? Sind die Diener der Kirche und die orthodoxen Parteien in der jetzigen Generation und in der vorausgegangenen denn wirklich außer aller Schuld? — „Ja, allerdings," ſagt Herr Caro, „haben im Mittelalter die Diener der Kirche und die orthodoxen Parteien das Fortſchreiten der Cultur aufgehalten und durch den religiöſen Fanatismus die öffentliche Wohlfahrt beeinträchtigt. Aber wer wird heut die Geſpenſter des Mittelalters beſchwören?" — Wirklich Geſpenſter? Und wirklich des Mittelalters? Iſt der letzte Bannfluch wirklich im Mittelalter ergangen, die Rekonſtituirung der Jeſuiten wirklich im Mittelalter erfolgt? Iſt wirklich vor Jahrhunderten zum letzten Mal ein Menſch zum Zuchthaus verurtheilt worden, weil er die Bibel geleſen? Iſt das öſterreichiſche Konkordat vor vielen Menſchenaltern geſchloſſen? Und in Bezug auf die orthodoxen Parteien: ſind die Katholiken in England ſeit Jahrhunderten emanzipirt? Sind die Juden es heut auf dem Kontinent? Darf aus Schweden und Norwegen Niemand mehr auswandern, weil er zum Katholicismus übertritt? — „Ah ba! das ſind unbedeutende Einzelheiten!" — Aber ſoll „der maßlos Argwöhniſche" nicht auf den Löwen ſchließen dürfen, wenn er die Klaue ſieht? Und geſetzt auch, dieſer Löwe iſt ein Geſpenſt, hat die Furcht vor der Wiederkehr der Tage von 1789 oder der Junitage von 1848 bei Euch in Frankreich keine Macht über die Parteien? Und ſoll dieſe Geſpenſterfurcht bei der Gegenpartei erklärlich ſein und bei der anderen nicht, bei der Gegenpartei Beachtung verdienen und geſchont werden und bei der anderen nicht? Und wird ſie bei der anderen geſchont? Setzte die Gegenpartei nicht alle politiſchen Mittel in Bewegung, um Strauß unſchädlich zu machen? Und iſt es heut mit Renan anders? Iſt dies wirklich der kürzeſte Weg, um Religioſität zu verbreiten? Iſt es der edelſte, liebevollſte?

Und nun die Kreiſe, „in denen man denkt." „In dieſen Regionen verzichtet man nicht auf das Chriſtenthum" — wir ſagen: überhaupt auf poſitive Religion — „aber man zerſtört es unter dem Vorwande, oder in der redlichen Abſicht, es von ſeinen Auswüchſen zu reinigen." — Giebt es keine Auswüchſe? Darf kein Wort der Bibel aufgegeben werden? Nach unſerer Meinung iſt der orthodoxe Spiritualismus des Herrn Caro unhaltbar: man beſchuldige uns nicht des Materialismus, die Beſchuldigung wäre falſch; nicht des Pantheismus: wir halten ihn, auch in ſeiner ſublimſten Form, für eine Irrlehre; nicht der bloßen Negation: wir wollen einen poſitiven Glauben mit Dogmen und Symbolen. Aber können wir irgend Jemand zu der Annahme zwingen, daß die Sonne um die Erde kreiſt, damit ſeine Annahme konform mit der Bibel ſei? Und wenn die Bibel einmal irrt, folgt nicht nothwendig die Möglichkeit, daß ſie auch ein anderes Mal irrt? Und wenn Jemand einen ſolchen Irrthum korrigirt, darf man ihm dann mit Recht vorwerfen: „Du zerſtörſt das Gebäude, da Du die Abſicht haſt, einen morſchen Stein durch einen geſunden zu erſetzen!" — Iſt es wirklich wahr, daß der Bau eine ſo ſchmale Grundlage hat?

Es bleibt kein anderer Weg: die orthodoxe Partei muß ſich zu einem Kompromiß verſtehen, wenn die Menge der „ſyſtematiſchen Feinde" und der unliebſamen Reformatoren nicht noch weiter wachſen ſoll.

Aber freilich iſt dies nur die eine Seite der Reformation und die am leichteſten zu vollbringende; viel mißlicher ſieht es mit der nothwendigen Reformation der „denkenden Kreiſe" aus: ſie ſind zum großen Theil in ihrer religiöſen Geſinnung negativ und daher paſſiv in ihrem Verhalten. Als vor drei Jahren in der zweiten preußiſchen Kammer die fakultative Civilehe für Geſchiedene diskutirt wurde, da erklärten alle liberalen Redner: „Es iſt ſchlimm, daß der Geiſtliche Denjenigen nicht trauen will, welchen der Staat für berechtigt hält, ein neues Ehebündniß zu ſchließen; aber damit wir den Ehe-Kandidaten nicht zwingen, aus der Landeskirche auszuſcheiden und zur freien Gemeinde überzutreten, müſſen wir die Civilehe einführen!" Das iſt das paſſive Verhalten der negativen Religion, deren Mattherzigkeit keinen Segen bringen kann. Ein einziger Mann ſprach einen poſitiven Gedanken aus: „Es iſt nicht genug, daß wir dem Geſchiedenen, der ſich wieder verheiraten will, die Möglichkeit erhalten, in der Landeskirche zu bleiben; es iſt nicht genug, daß wir die Weigerung des Geiſtlichen ergänzen durch die Staatsgewalt: wir müſſen dafür ſorgen, daß die Geſinnung des Geiſtlichen konform iſt mit

Digitized by Google

dem ſtaatlichen Geſetz. Jeder Christ hat ein Recht auf kirchliche Trauung, und der Geiſtliche, der betreffenden Falls die Gewährung des Rechts verweigert, muß vom Staat zur Gewährung gezwungen werden!" Die Worte des Herrn Gneiſt fanden damals wenig Anklang: wir wollen uns nicht darüber äußern, ob ein Zwang gegen den Geiſtlichen ausgeübt werden darf, deſſen Privat-Geſinnung im Konflikt iſt mit der Staats-Geſinnung; wir wollen von dem Inhalt des Beiſpiels abſtrahiren — aber die religiöſe Grundanſchauung, welche Herr Gneiſt ausgeſprochen hat, die wollen wir betonen, weil wir ſie für die allein ſegenbringende halten. Es bedarf der Dogmen, es bedarf der Symbole, und es brauchen keine neuen geſchaffen zu werden — aber gegen die Auslegung der alten Seitens der orthodoxen Partei darf ſich die liberale nicht paſſiv verhalten und nicht negativ, ſondern aktiv.

Wenn wir nicht irren, zeigt ſich dieſe Aktivität ſchon bei vielen Führern derjenigen Cultur, welche ſich am freieſten bewegen können; aber ſollen dieſe Bemühungen nicht fruchtlos verhallen, ſo müſſen die Laien, denen es um Erhaltung der Religion und der Religioſität zu thun iſt, jene Bemühungen auf das Wärmſte unterſtützen. Dr. Pincus.

Schweiz.

Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf.

II.

Calviniſtiſche Strafjuſtiz.

Galiffe geht nun zu den Umſtänden über, in welchen er die erſte Urſache des Grolls des Reformators gegen Ameaux zu entdecken glaubt. Dieſe führen auf den Monat September des Jahres 1541 zurück, auf jene geſpannten Zeiten, wo das Genfer Volk, noch unter der Wucht der Enthauptungen und Verbannungen des vorhergehenden Jahres, von einem Tag zum andern Calvin zurückerwartete, der von ſeinen ſiegreichen Anhängern von Straßburg zurückberufen war, nachdem ihn im Jahr 1538 die gegneriſche Partei, die bekanntlich aus den erſten Proteſtanten beſtand, aus Genf vertrieben hatte, jetzt aber ihrerſeits proſkribirt wurde. Der Rath beſtand aus den wärmſten Anhängern des Reformators und hielt darauf, ihn aufs Beſte zu empfangen, wozu es jedenfalls nicht an Zeit fehlte, da Calvin zehn Monate auf ſich hatte warten laſſen. Sonderbarer Weiſe hatte man die Hauptſache, die Wohnungsfrage, noch nicht entſchieden, als ein Brief aus Neuenburg vom 9. September die unmittelbar bevorſtehende Ankunft des Reformators meldete. Nun wurden zwei Rathsmitglieder beauftragt, in Eile ein paſſendes Lokal zu beſchaffen; ſie wählten eines der ſchönſten Gebäude in Genf, das Haus eines Herrn de Fresneville in der Rue des Chanoines, welches ſie gewiſſermaßen von Amtswegen mit Beſchlag belegten, ohne ſich zuvor mit dem abweſenden Eigenthümer über Miethzins oder die Einwilligung überhaupt zu verſtändigen; Calvin kam am 13. September an, vier Wochen nachher ſeine Gattin und ſeine ganze Haushaltung. De Fresneville war ſehr unzufrieden über die gegen ihn geübte Willkür, ſowie über den geringen, vom Rath ausgeſetzten Miethzins der Wohnung (14, ſpäter 30 Genfer Gulden). Hieraus entſtanden nun zwiſchen dieſem ſehr angeſehenen Eigenthümer und den Behörden zahlreiche Reibereien, wobei Pierre Ameaux, den Herr de Fresneville in ſeinen Briefen ſeinen cher frère et bon ami nennt, als Vertreter dieſes auftritt. Die Verhandlungen endigten ſchließlich damit, daß Calvin ausziehen und ſich in dem für ihn inzwiſchen eingerichteten Nachbarhauſe niederlaſſen mußte (Mai 1542)*). Man weiß, wie außerordentlich empfindlich Calvin gegen jeden Schein der Lächerlichkeit war; dieſe erſten Widerwärtigkeiten in einer Stadt, in die er im Triumph zurückzukehren gedachte, mußten ihn daher um ſo unangenehmer berühren. „Iſt es unwahrſcheinlich, fragt Galiffe, daß in Abweſenheit des Herrn de Fresneville die üble Laune der Behörden und Calvins ſelbſt ſich gegen den Vertreter des Eigenthümers kehrte?" Sicher iſt, daß von dieſem Augenblick an die Verfolgungen gegen Ameaux begannen. Unter dieſen nimmt der ſchon erwähnte ſkandalöſe Prozeß gegen ſeine Ehefrau einen Hauptplatz ein. Dieſes Weib, Benóte, geborne Jaccon, gehört zu jenen im Reformationszeitalter nicht ſeltenen Erſcheinungen, die als Vorläufer der „emanzipirten Frauen" der Neuzeit angeſehen werden können. Man wollte mit Hülfe des neuen Dogma's die eigne Liederlichkeit entſchuldigen und rechtfertigen. Die von dem Gatten wegen Ehebruchs angeklagte Genfer Meſſaline erklärte wiederholt vor Gericht, daß ſie bei ihren Ausſchweifungen ſtets nach bibliſchen Lehren und vor Allem nach dem Gebot gehandelt habe: „Andern das zu thun, was man von ihnen ſelbſt gethan zu haben wünſche!" Wiedertäuferiſche Ideen und die Theorie einer auf die Bibel ſich ſtützenden Rehabilitation des Fleiſches begegnen ſich in der Vertheidigung der verhafteten Angeklagten. Am Auffallendſten aber iſt die Erſcheinung, daß Calvin, der ſonſt, wie hundertfältig bei Unzuchtsklagen, Hexenprozeſſen u. ſ. w., erwieſen iſt, mit ganz beſonderer Strenge gegen das weibliche Geſchlecht zu verfahren pflegte, in dieſem Fall nicht ohne Einfluß bei der Entſcheidung des Raths geweſen zu ſein ſcheint, daß Pierre Ameaux ſeine Frau, weil ſie Reue zeige, wieder zu ſich nehmen und die Ehe fortſetzen ſolle! Nach hartnäckiger Weigerung und langwierigen Verhandlungen, in denen der Ehebruch der Frau gerichtlich anerkannt wird, bequemt ſich Ameaux, Mai 1544, wirklich, das Weib zurückzunehmen! Allein ſchon nach einigen Monaten, ſeit September 1544, haben die Rathsregiſter von neuen Ausſchweifungen der Unverbeſſerlichen, die nun geradezu als anabaptiste bezeichnet wird, zu berichten. Endlich, im Sommer 1545, wurde die Eheſcheidung ausgeſprochen, und Pierre Ameaux erhielt die Erlaubniß, ſich wieder zu verheirathen. Allein auch die Frau wurde nach wenigen Wochen gegen allen Brauch und Regel des calviniſtiſchen Rigorismus begnadigt, unter dem Verſprechen jedoch, bei Lebensſtrafe ſich eines ſittſamen Lebenswandels zu befleißigen.

Ameaux hatte durch das anſtößige Verhalten und den Prozeß ſeiner Gattin nichts in der Achtung ſeiner Mitbürger verloren. Denn noch während der Verhandlungen wurde er zu verſchiedenen bürgerlichen und militäriſchen Aemtern und kurz nachher in den Staatsrath gewählt. Calvin mußte alſo zu anderen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, wenn er die ihm verhaßte Perſönlichkeit verderben wollte. Die Gelegenheit fand ſich bald. Nach langer Krankheit hatte Pierre Ameaux am 26. Januar 1546 vier Bekannte, den Rath Pierre Verna, den Kerkermeiſter (damals eine wichtige Perſönlichkeit) Aimé des Arts, Mitglied des Raths der Zweihundert, den Apotheker Amblard Dupan und Jean Malbuiſſon, Mitglied des Raths der Zweihundert, zum Abendeſſen bei ſich. Die Unterhaltung drehte ſich um die wichtigſten politiſchen und confeſſionellen Fragen des Tages, und es konnte nicht fehlen, daß die einflußreichſte Perſönlichkeit Genfs, Calvin, dabei eine Hauptrolle ſpielte. Von Wein erhitzt,

*) Als Kurioſum mag erwähnt werden, daß dieſes Haus ſich gegenwärtig im Beſitz eines katholiſchen Frauenordens befindet.

Digitized by Google

vergaß Pierre Ameaux jene Vorſicht, welche hundert Beiſpiele damals mehr als zu jeder andern Zeit anriethen; die Vermuthung liegt nahe, daß ſelbſt ſeine Gäſte ihn noch mehr anregten, ſeinen innern Herzensmeinungen freien Lauf zu laſſen. Genug, am folgenden Tage, 27. Januar, erſchien einer dieſer angeblichen Freunde, Pierre Verna, in der Rathsſitzung und hinterbrachte die Aeußerungen ſeines Wirths vom vorigen Abend. Worin nun dieſe für Ameaux ſo verhängnißvollen Worte beſtanden, iſt aus ſeinen Ausſagen und denjenigen ſeiner Gäſte, wie ſie ſich in den Akten finden, dem Buchſtaben nach nicht leicht mehr feſtzuſtellen. Nach der gravirendſten Verſion, hätte Ameaux etwa geſagt: „Calvin ſei ein ſchlechter Kerl und nur ein Picarde, er predige eine falſche Lehre und das wolle er, Ameaux, beweiſen.“ Weiter ſoll er hinzugefügt haben, Calvin wolle nicht geſtatten, daß die Kinder in der lateiniſchen Sprache und der Grammatik unterrichtet würden, damit ſeine falſche Lehre nicht entdeckt und beleuchtet werde; es ſei unrecht, daß Calvin dieſen Lehrgegenſtand durch die hebräiſche Sprache erſetzt habe. Ferner, daß die amtlichen Beſoldungen Calvins und der Prediger im Verhältniß zu ihrer Mühwaltung übertrieben ſchienen*); daß die Herren von der Genfer Regierung nichts ohne den Wunſch und Rath Calvins thäten, und endlich, daß die Fremden, d. h. die Franzoſen, bald die Herren der Stadt ſein und die Genfer unter ihren Armen durchkriechen laſſen würden.

Es ſteht feſt, wie aus einer Vergleichung der Akten hervorgeht, daß Pierre Ameaux **nicht mehr** geſagt hatte. Seine Worte ſind nichts weiter als das Echo der Klagen, welche von der Nationalpartei, von den Berner Bundesgenoſſen, ja ſelbſt von vielen franzöſiſchen Flüchtlingen fortwährend gegen Calvin und ſeine Partei erhoben wurden. Die meiſten dieſer Klagen waren nur allzu begründet, ſie aber auszuſprechen, war freilich das größte Unrecht in den Augen der Calviniſten, welche durch Verdrehungen und Zuſätze zu den urſprünglichen Worten des unglücklichen Ameaux einen einfachen Disziplinarfall in ein Staatsverbrechen zu verwandeln ſuchten. Nach den Edikten hätte der unbedeutende Handel in ein paar Tagen erledigt ſein müſſen, Calvin und ſeine Freunde ſpannen ihn zu einem langwierigen Prozeß aus, in welchem die größten Willkürlichkeiten und Rechtsverletzungen geübt wurden.

Wir können nun die ganze aktenmäßige Darſtellung des prozeſſualiſchen Verfahrens, wie ſie Galiffe gibt, in ihren Einzelheiten, ſo wichtig dieſe auch in kulturhiſtoriſcher Hinſicht und ſo charakteriſtiſch ſie für die Parteien und die handelnden Perſonen ſind hier nicht verfolgen, ſondern müſſen uns auf eine gedrängte Zuſammenſtellung der Hauptmomente beſchränken. Allein auch ſo werden wir uns einen deutlichen Begriff machen können, welchen unheilvollen Einfluß der Reformator auf die bürgerlichen Zuſtände und Rechtsverhältniſſe Genfs auszuüben wußte. Der Rath hatte ſogleich am 27. Januar auf Verna's Denunziation die Verhaftung Ameaux beſchloſſen. Gleich im Anfang treten die größten Willkürlichkeiten hervor; ein Diener Ameaux's wird gegen ſeinen Herrn vernommen, eine Hausſuchung angeordnet; ein Geſuch des fünfzehnjährigen Sohnes des Angeklagten, dieſen freizugeben, da wegen bloßer Aeußerungen eine Haft nicht über drei Tage daueen dürfe, erhält abſchläglichen Beſcheid. Nach längern Verhandlungen finden wir plötzlich die Anklage, die urſprünglich nur auf unehrerbietige Aeußerungen über Calvin lautete, auf Gottesläſterung ausgedehnt. Endlich hatten ſich Ameaux's Verwandte für ſeine Freilaſſung und Verzeihung der Auslaſſungen über Caloin verwendet, worauf der Rath unterm 23. Februar beſchließt: daß der Gefangene zuvor in einer Bittſchrift jene Worte **eingeſtehe**! In dieſem Begehren lag eine jener in hundert ähnlichen Fällen wiederholten Maßregeln des calviniſtiſchen Syſtems, die aus dem rechtlichen wie allgemein menſchlichen Geſichtspunkt gleich verwerflich erſcheinen und an manche neuere politiſche Prozeduren erinnern, welche die traurigſte Periode der Reaktion nach den Jahren 1848 und 1849 in verſchiedenen Ländern begleiteten. Aus den Zeiten der Genfer Geſchichte, von denen wir hier ſprechen, liegen Beiſpiele genug vor, wo die lange Haft, die Rückſicht auf die in Verfall gerathenden Privatverhältniſſe, die Hoffnung auf Freiheit mehr wirkten als die Folter. Und wie oft wurde die Hoffnung betrogen, wie oft ſehen wir in den Urtheilen ſolche Eingeſtändniſſe als „freiwillige Bekenntniſſe“ figuriren!

Auch Ameaux erlag der verführeriſchen Ausſicht, die Freiheit wiederzuerlangen; ſeine de- und wehmüthige Bittſchrift vom 26. Februar iſt noch erhalten. Voll Zerknirſchung nennt er ſich gleich Eingangs den désolé serviteur et sujet der magnifiques, puissants et très redoutés Seigneurs. Nun aber gab es in Genf keine Unterthanen als die zinspflichtigen Bauern der Landbezirke, und Ameaux war ſelbſt noch neuerdings von ſeinen Mitbürgern zum Seigneur Conseiller d'Etat ernannt: man wird ſtark verſucht, anzunehmen, daß der Gefangene nicht freiwillig dieſe demüthigenden Worte niederſchrieb. Aber auch in dieſem ſeinem abgedrungenen Bekenntniß beharrt er darauf, daß jene inkriminirten Worte gegen Calvin in einem Zuſtand ausgeſprochen ſeien, wo er noch unter den ſchlimmen Nachwirkungen ſeiner Krankheit ſtand. Die Supplik Ameaux's ſchließt mit der Bitte um Freilaſſung, in Anbetracht des vorſtehenden mildernden Umſtandes, der langen Haft, der ſeinem Handelsgeſchäft drohenden Nachtheile u. ſ. w. Höchſt merkwürdig und charakteriſtiſch für die Rechtszuſtände iſt nun die unterm 1. März gefällte Vorentſcheidung. Sie beſteht in einer Alternative, über welche ſich dann der Rath der Zweihundert auszuſprechen hatte. Es heißt in den Protokollen: „Hinſichtlich des Prozeſſes Pierre Ameaux und ſeiner Antworten, aus denen erhellt, daß er gegen die chriſtliche Reformazion (dieß war ein durchaus willkürlicher Zuſatz, wie noch mehrere folgen) geſprochen und den Herrn Johann Calvin, Prediger, ſchwer beleidigt hat, indem er ſagte, er ſei ein Irrlehrer und habe als ſolcher ſeit ſieben Jahren eine falſche Lehre verkündigt, wie noch weiter in ſeinen (Ameaux's) Bekenntniſſen enthalten iſt, — wird beſchloſſen: in Anbetracht, daß er um Gnade bittet, ſoll ihm Gnade zu Theil werden in der Art, daß er im großen Rath die Gnade Gottes und die Gerechtigkeit anruft (crier merci à Dieu et à la Justice, die gewöhnliche Formel), Böſes geredet zu haben bekennt und für die Feſtungswerke der Stadt 60 Sonnenthaler (mehr als 3000 Fr. nach heutigem Gelde) zahlt. — Und wenn man ihm keine Gnade gewähren will, ſo ſoll er von der Biſchofsburg (l'Evêché, das Gefängniß) baarhäuptig, eine brennende Fackel in ſeinen Händen tragend, herbeikommen, und zwiſchen den beiden Thoren (des Stadthauſes) ſoll ſein Prozeß verleſen werden, und der Angeklagte ſoll auf den Knien Gott und die Gerechtigkeit um Gnade anrufen und in Gegenwart des Herrn Calvin bekennen, daß er Böſes geredet hat, und man ſoll ihm alle ſeine Ehren nehmen (d. h. er ſoll mit dem bürgerlichen Tode beſtraft werden). Und dieſe beiden Anträge (opinions) ſollen morgen im Rath d

*) Galiffe weiſt in der That an einem andern Ort ſchlagend nach, daß die Beſoldungen und Gratifikationen, welche Calvin und die übrigen franzöſiſchen Prediger aus Staatsmitteln erhielten, in auffallendem Gegenſatz zu der dem Reformator und ſeinen Anhängern gewöhnlich nachgerühmten aſcetiſchen Lebensweiſe und Genügſamkeit ſtehen.

Digitized by Google

Zweihundert vorgebracht werden, welcher auf Koſten des beſagten Ameaux gehalten werden wird.“

Die Sitzung des Raths der Zweihundert fand am 2. März ſtatt und gab zu heftigen Debatten Veranlaſſung. Auffallend iſt, daß man zwar die perſönlichen Freunde Ameaux's zur Abſtimmung zuließ, aber auch ſeine Ankläger, die alſo nach einander Zeugen, Richter und Partei in einer Perſon geweſen waren. Ueber den gefaßten Beſchluß ſagt das Regiſter: „Man hat die Unterſuchung gegen Pierre Ameaux verleſen, nebſt dem Gutachten der Advokaten und dem von ihm eingereichten Bittgeſuch, worin er bekennt, mehrere häßliche Worte gegen die Ehre Gottes (neuer falſcher Zuſatz), des Herren Predigers Calvin und gegen Andere geſagt zu haben, wie ausführlicher in der beſagten Bittſchrift enthalten iſt (worin ſich indeſſen nicht ein Wort von l'honneur de Dieu findet), in welcher er bittet, die geſagten Worte ihm zu verzeihen. Auch hat man das Gutachten des Kleinen Raths verleſen, und als die Frage zur Abſtimmung gebracht wurde, hat ſich die Mehrheit dafür entſchieden, daß mehrgenannter Ameaux in den großen Rath kommen, und dort auf den Knien Gott, die Gerechtigkeit und den beſagten Herrn Calvin um Verzeihung bitte, bekennend, bös und ſchändlich geredet zu haben, und daß ihm auf dieſe Weiſe verziehen werde.“ Auch die zweite Abſtimmung ergab das gleiche Reſultat. So war alſo Ameaux's Begnadigung, freilich unter Bedingungen, die ſich mit unſeren heutigen Begriffen von „Gnade“ wenig reimen, entſchieden. Doch blieb wenigſtens die bürgerliche Ehre des Angeklagten unberührt und ſeiner Wiedereinſetzung in ſeine Würden hätte nichts im Wege geſtanden. Calvin aber trachtete, ſeinen Gegner für immer unſchädlich zu machen. Der Reformator ſann alſo darauf, den Beſchluß des ſouveränen Raths der Zweihundert, gegen deſſen Sentenzen bisher nicht appellirt werden konnte, kaſſiren zu laſſen. Wie übrigens das Volk ſchon jetzt über den Fall dachte, läßt ſich daraus ſchließen, daß drei der Ankläger Ameaux's Gegenſtand des Volksunwillens geworden waren.

Allein noch andere Umſtände riethen Calvin zur Vorſicht, ehe er ſeine, auf eine offene Verfaſſungsverletzung gerichteten Ränke ſpielen ließ. Denn man erwartete in den nächſten Tagen die Berner Geſandten, welche den Eid des Bürgerrechtsvertrags, d. h. des Bündniſſes zwiſchen Bern und Genf, erneuern ſollten. Die Berner aber machten aus ihren Sympathien für die Genfer Nationalpartei kein Hehl.

Unterm 4. März beſchließt der Staatsrath, daß die Zweihundert auf den folgenden Tag einberufen werden ſollen, um über Ameaux's Freilaſſung zu berathen. In den Regiſtern findet ſich aber die weitere Notiz, daß der „Sieur Calvin“ auf die an ihn ergangene Einladung, ſich gleichfalls wegen der ihm von dem Angeklagten zu leiſtenden Ehrenerklärung in der Sitzung einzufinden, erwidert habe, „er werde nicht erſcheinen, auch niemals die Kanzel wieder betreten, bevor nicht die Ehrenerklärung und öffentliche Gerechtigkeit (justice patente) wegen der Schmähung des Namens Gottes erfolgt ſei. Auch ſei es nicht genug, daß Ameaux die ſchändlichen und blasphemiſtiſchen Worte gegen Gott und mehrere andere gegen die Herren Syndici Corne und Dupan gethane Aeußerungen widerrufe.“ Der Reformator mußte ſich jetzt in der That ſtark genug fühlen, ſich ſo geradezu den Befehlen der beiden Räthe zu widerſetzen, da er doch ſonſt ſtets den Satz aufſtellte, daß deren Jurisdiction nicht angegriffen werden dürfe, weil ſie von Gott komme. Wir haben den Schlüſſel dieſes kecken Auftretens in den Regiſtern des Konſiſtoriums zu ſuchen. An demſelben 4. März war es nämlich Calvin gelungen, dieſe Behörde mit in ſein Intereſſe zu ziehen. Sie hatte beſchloſſen, bei den Räthen die ſogenannte „Begnadigung“ Ameaux's rückgängig zu machen, da er den Namen Gottes geläſtert habe. Bis dahin waren die Prediger jenem Prozeß fremd geblieben, jetzt treten ſie ſolidariſch für Calvin auf. Vielleicht war es nicht ohne Einfluß auf dieſe Wendung geblieben, daß ſich der Reformator gleichzeitig, wie ſo häufig, für eine Verbeſſerung der ökonomiſchen Lage ſeiner Amtsgenoſſen beim Rath verwendet und die gewünſchten Zuſagen erhalten hatte. Schon am 5. März brachten Calvin, die Geiſtlichen und die Laienmitglieder des Konſiſtoriums ihre Collectivklage gegen Ameaux vor den Rath. Der Angeklagte habe ſie als ſchlechte Leute und Irrlehrer bezeichnet; dazu könnten ſie nicht ſchweigen und die Schmach auf ſich ſitzen laſſen, denn dieſe würde auf die Kirche zurückfallen. Ein ſolches Vergehen könne nicht „im Geheimen“ abgebüßt werden. Der ſchwache Staatsrath beſchloß, die Sache ſofort vor den Rath der Sechzig zu bringen, wo die Geiſtlichen ihre Klagen vorbringen ſollten; ebenſo vor den Rath der Zweihundert.

Dem Staatsrath ſtand die Kriminaljuſtiz zu, dem Rath der Zweihundert das Begnadigungsrecht. In einer rein gerichtlichen Angelegenheit hatte der Rath der Sechzig, eine Zwiſchenkörperſchaft von zweifelhaftem Nutzen in der Genfer Verfaſſung, nichts zu ſchaffen; ſeine Aufgabe und Befugniß war vorwiegend politiſch. Miſchte ſich aber dieſer Rath in die Ameaux'ſche Angelegenheit, wie ſpäter in den Perrin'ſchen Prozeß, ſo erhielten ſolche Fälle einen politiſchen Anſtrich und traten in Beziehung zu der Sicherheit des Staats. Ferner iſt zu bedenken, daß die Staatsrathsmitglieder auch im Rath der Sechzig ſaßen, dieſe aber wieder im Rath der Zweihundert, welcher niemals vollzählig war. So verſicherten ſich Ameaux's Feinde im Voraus der Mehrheit, was keineswegs überflüſſig war, wie wir gleich ſehen werden.

Denn ſchon in der am Nachmittag des 5. März ſtattfindenden Sitzung des Raths der Sechzig wagte ein Mitglied, Julien Boccard, gegen die Ungeſetzlichkeit der Prozedur zu proteſtiren und auf die Aufrechthaltung des urſprünglichen Beſchluſſes zu dringen, da ja durch diß in Vorſchlag gebrachte Aenderung die Autorität der Zweihundert geradezu verſpottet werde, woraus leicht Streit entſtehen könne. Allein die Anhänger Calvins wußten ſofort den Beſchluß durchzuſetzen, dem Rath Boccard einen Verweis zu ertheilen, ihn zu fragen, welche Kunde er von einer möglichen Meuterei habe, und ihm anzudrohen, daß man, im Fall eine ſolche ausbreche, ſich an ihn halten werde. Das wirkte; der erſchrockene Boccard erklärte, er wiſſe von keiner Meuterei, und bat wegen ſeiner kühnen Worte um Entſchuldigung. So weit war die Einſchüchterung der Rathsmitglieder bereits fortgeſchritten. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Rath der Zweihundert am 6. März den Beſchluß faßte, *die Begnadigung Pierre Ameaux's zurückzunehmen*, und, „damit die Ehre Gottes und Genfs bewahrt bleibe,“ die Sache nochmals vor den kleinen Rath zu bringen, damit dieſer „nach Gewiſſen“ darüber entſcheide!

Seit einigen Jahren kamen in Genf ſonderbare Unregelmäßigkeiten im Gerichtsweſen, wie im Adminiſtrations- und Regierungsfach, vor. Um aber in den Genfer Annalen Präzedenzfälle zu dem gegenwärtigen zu finden, müßte man auf die ſogenannten Generalräthe zurückgehen, welche in Abweſenheit der flüchtigen und eingekerkerten „Eidgenoſſen“ unter dem Druck der bewaffneten Schaaren des Fürſtbiſchofs Johann von Savoyen oder der Hellebardierer ſeines würdigen Vetters, des Herzogs Karl III., gehalten wurden. Und dennoch lag die calviniſtiſche Strafjuſtiz nur erſt in ihren Windeln; acht Jahre ſpäter hätte der Prozeß Ameaux's

Digitized by Google

weniger Zeit gebraucht, hätte aber ſicher auf dem Schaffot ſein Ende gefunden, wie es bei ſo vielen andern Genfer Bürgern der Fall war, deren Antipathien ſich faſt in denſelben Worten Luft gemacht hatten. Schließlich iſt es um ſo wichtiger, dieſe Rücknahme einer durch zwei Abſtimmungen beſtätigten Begnadigung zu notiren, als man während der gerichtlichen Schlächtereien des Jahres 1555 dieſelben Richter, denſelben Einflüſſen und derſelben Leitung unterworfen, die Erklärung abgeben ſieht, daß ein Verdammungsurtheil nicht zurückgenommen werden könne.

So ſtand denn für Ameaux eine entehrende Strafe in ſicherer Ausſicht und ſeine Feinde hatten ihren Zweck erreicht. Doch müſſen wir, mit Uebergehung des farbenreichen culturhiſtoriſchen Gemäldes, welches die von Galiffe mit größter Sorgſamkeit zuſammengeſtellten Materialien vor uns entrollen, noch ſummariſcher als bisher verfahren, um raſch zum Schluß des Dramas zu gelangen. Seit dem 11. März tritt der Prozeß in eine neue Phaſe, indem unter dieſem Datum einer Denunziation Erwähnung geſchieht, welche von dem franzöſiſchen Flüchtling Dr. Benôt Tixier oder Textor, eine der Kreaturen Calvins, gegen den Prediger Henri de la Mare zu Juſſy erhoben wurde. Dieſer de la Mare war damals der Aelteſte unter dem Genfer Klerus. Sein erſtes Auftreten datirte aus dem Jahr 1534; er hatte ſchon damals, alſo zwei Jahre vor Calvins Ankunft, der Reformation angehangen und ſpäter in dem Gewühl der heftigſten Kämpfe zwiſchen den religiöſen und politiſchen Parteien durch ſeine Mäßigung die allgemeine Achtung erworben. Allein bei Calvin war es keine Empfehlung, die nationale, lutheriſche Regierung, welche ihn 1538 wegen Rebellion und Ungehorſam ausgewieſen hatte, zur Zufriedenheit bedient zu haben. De la Mare wurde, um irgend einem neuen Günſtling in der Stadt Platz zu machen, nach Juſſy, wo er allerdings ſchon früher das Predigeramt verwaltet hatte, zurückverſetzt und erhielt dort eine Wohnung, die den Einſturz drohte, während ſeine neuangekommenen calviniſtiſchen Amtsgenoſſen in der Stadt die beſten Wohnungen und reichen Gehalt durch Calvin's Fürſorge bekamen. Auch blieben alle Vorſtellungen de la Mare's unberückſichtigt. Dieſer arme Prediger hatte ſeinen vermeintlichen Freund Textor in deſſen Schreibſtube beſucht und hier, im vertraulichen Geſpräch an den Ameaux'ſchen Prozeß anknüpfend, ſich einige kritiſche Aeußerungen über den franzöſiſchen Reformator und deſſen zornmüthigen und rachſüchtigen Charakter erlaubt, zugleich aber die Bitte hinzugefügt, doch ja nichts von dieſen Meinungsäußerungen weiter zu ſagen. Dr. Textor aber, nachdem er den argloſen Mann unter dem Verſprechen unverbrüchlichen Stillſchweigens vollends ausgehorcht, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Sache gehörigen Orts anhängig zu machen, indem er mit gleißneriſcher Naivetät hinzufügt: „als ich nun ſah, daß die Sache von ſo großer Wichtigkeit wäre, entſchloß ich mich, mehr das öffentliche Beſte und den Vortheil einer Stadt, wo ich wohne, zu berückſichtigen, als das Wohl eines einzelnen Mannes, und wäre er ſelbſt der beſte Freund, den ich auf dieſer Welt beſitze." Das war die neue calviniſtiſche Moral, welche die franzöſiſchen Flüchtlinge in Genf importirt hatten.

Am 16. März wird dann de la Mare's Verhaftung verfügt, nachdem noch ein anderer Franzoſe, der Geiſtliche Jean Ferron, als Ankläger gegen ihn aufgetreten war. Dieſer Ferron war ſchon 1544 ſchlechter Sitten überführt und mußte endlich 1549 wegen wiederholter Lüderlichkeit (paillardise) abgeſetzt werden. Allein wir haben ſchon in dem Maigretſchen Prozeſſe*) geſehen, daß Calvin im Punkt ſeines vielgerühmten ſittlichen Rigorismus unter Umſtänden verſchiedenes Maß und Gewicht anzuwenden wußte, beſonders wenn er die betreffenden Leute noch zu gebrauchen dachte.

Inzwiſchen hatte ſich die allgemeine politiſche Lage Genfs außerordentlich geſpannt geſtaltet. Bei der Anweſenheit der Berner Geſandten, des bekannten Schultheis Hans Franz Nägeli und des Bannerherrn Anton Tillier, zur Erinnerung der Combourgeoiſie (14. März) war das Mißtrauen Berns gegen die Plane der calviniſtiſchen Partei ſcharf hervorgetreten. In Bern, wie in den übrigen Schweizerkantonen, in Savoyen und den andern Nachbarländern, hegte man die Ueberzeugung, daß dieſe Partei, die man als die franzöſiſche bezeichnete, im Stillen dahin arbeite, Genf dem König von Frankreich zu überliefern. Die Calviniſten ihrerſeits warfen den Bernern Anmaßung und uſurpatoriſche Tendenzen vor. Bei der Bürgerrechtserneuerung, welche zu andern Zeiten ſtets Anlaß der glänzendſten Volksfeſte geweſen war, ging es daher dießmal ſehr kühl her; die Geſandten verweigerten ſelbſt das ihnen von der Stadt gebotene Feſtſouper, um noch denſelben Abend abreiſen zu können. Der Empfang der Genfer Geſandten in Bern war noch kühler geweſen. Noch ſchlimmer geſtalteten ſich die innern Verhältniſſe. In dem von jeher durch ſeine politiſche Rührigkeit bekannten Quartier oder Faubourg**) St. Gervais trat die Unzufriedenheit des Volkes offen hervor. Ganz beſonders empörte es die Bewohner, daß ſie von Calvin ſelbſt von der Kanzel herunter als bêtes, batteurs de pavé, pendarts u. ſ. f. traktirt worden waren. Es war überdies das Viertel, in welchem Pierre Ameaux anſäßig war. Man befürchtete Unruhen. Als Schreckmittel verordnete der Rath, daß auf der Place St. Gervais (30. März) ein Galgen errichtet werde, Verhaftungen wurden vorgenommen, Streifwachen mußten des Nachts, von mehreren Rathsherren geleitet, die Straßen durchziehen. Ganz beſonders bezeichnend für die Schwierigkeit der Lage iſt es, daß plötzlich Farel und Viret aus Neuchâtel und Lauſanne ankommen, welche beide Reformatoren ſtets als Dei ex machina erſcheinen, wenn durch Calvins Eifer und Ränke die Sachen auf die Spitze getrieben waren.

Dieſer übrigens ſchien ſeines Erfolges ſicher; ſtützte er ſich doch auf die ergebenen Räthe und vor allem auf die Geiſtlichkeit, welcher er gerade um jene Zeit durch eine außerordentliche Fürſorge ſchmeichelte, zugleich aber auch bei einzelnen zweifelhaften die Drohungen und indirekten Einſchüchterungen nicht zu ſparen unterließ. So kann es denn nicht auffallen, daß die am 17. März auf Veranlaſſung des Staatsraths verſammelten „ministres de la ville et de la campagne" bezüglich der von Ameaux gegen den Reformator erhobenen Beſchuldigungen die Erklärung abgaben, „daß ſie Calvin als wahren Chriſten erkannt hätten, der ſtets das reine Wort Gottes predige, und daß ſie für ſeine Lehre leben und ſterben wollen." So vorbereitet, konnte man denn endlich den letzten Schlag führen. Am 8. April, für welchen Tag der Rath ganz beſondere Vorkehrungen und Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte, wurde das Endurtheil gegen Pierre Ameaux gefällt; es lautete dahin, daß der Angeklagte im Hemd, entblößten Hauptes, eine brennende Fackel in der Hand, durch die Stadt geführt, dann vor das Gericht zurückgebracht werden und auf den Knien Gott und die Gerechtigkeit um Gnade anrufen und bekennen ſolle, jene „ſchändlichen Worte ſchmählicher Weiſe ausgeſprochen zu haben, welche ihm jetzt ſehr leid thäten." Dieſes ihm genau vorgeſchriebene Be-

*) Vergl. „Zwei Hochverrathsprozeſſe."

**) Richtiger Bourg, denn es beſtand eine eigene, geſonderte ſtädtiſche Verfaſſung dort.

Digitized by Google

kenntniß, welches Galiffe aktenmäßig mittheilt, hatte der Angeklagte auch auf drei öffentlichen Plätzen, Bourg-de-Four, Molard und St. Gervais, in obigem Aufzug vor allem Volk zu wiederholen, und endlich alle Prozeßkoſten zu tragen. So hatte denn Calvin ſeinen Zweck erreicht; ſein verhaßter Gegner war unſchädlich gemacht, denn nach einer ſolchen Schmach war Ameaux's bürgerliche Ehre verwirkt, er konnte kein öffentliches Amt mehr bekleiden. Aber auch in ſeinen privaten Verhältniſſen war er zu Grunde gerichtet. Später ſcheint er Buchdrucker geworden zu ſein und verſchwindet endlich in völliger Obſcurität, nachdem wir dieſen einſt ſo angeſehenen Mann 1548 und 1549 noch einigemal vor das Konſiſtorium citirt ſehen, um ſich wegen ſeines ſeltenen Kirchenbeſuchs und dergleichen zu rechtfertigen. Die Antworten des armen Mannes in den Protokollen zeigen, wie tief er gebeugt war. Der Pfarrer de la Mare aber wurde ſeines Amtes entſetzt und dadurch in das größte Elend geſtürzt. Später ſcheint er ſich nach Bern gewandt zu haben. Ameaux's Ankläger hingegen ſehen wir mit Ehrenämtern überhäuft.

Böhmen.

Čechiſche Briefe aus Böhmen.

Die dramatiſche Poeſie.

Die dramatiſche Poeſie iſt in der böhmiſchen Literatur keineswegs eine neue Erſcheinung. Wie bei allen gebildeten und auf der Bahn der Civiliſation fortſchreitenden Nationen Europas, iſt ſie auch hier religiöſen Urſprunges, und demgemäß hat ſie ſich in ihrem Uranfange, der in das 13. Jahrhundert zu verlegen iſt, zuerſt durch die ſogenannten Faſtnachtsſpiele manifeſtirt. Nach der fortſchreitenden Progreſſion aller geiſtigen Entwickelung hat ſich unſere dramatiſche Poeſie auf dieſer Grundlage weiter entfaltet, und nachdem ſie ſich aller dogmatiſchen Anhängſel und des religiöſen Aberglaubens glücklich entledigt, hat ſie ſeit den Vierzigerjahren dieſes Jahrhunderts eine neue, die Bahn vorurtheilsfreier Anſchauung und Darſtellung des Lebens, angetreten. Es wäre ſehr weitläufig, wollte ich den Entwickelungsgang unſerer dramatiſchen Dichtung, vom 13. Jahrhundert angefangen, bis zur neueſten Zeit im Detail ſchildern. Ich müßte nur das, was vom Drama in der Weltliteratur überhaupt zu ſagen iſt, wiederholen; beſonders von den Faſtnachtsſpielen müßte ich erwähnen, daß ſie nichts Anderes als Nachahmung oder Ueberſetzung lateiniſcher Muſter ſind und nur hier und da, wo das komiſche Element, wie im Mastičkář (der Quackſalber), bunt und farbig hervortritt, Urſprünglichkeit und Naturwahrheit durchſchimmern laſſen.

Erſt gegen das Ende des 18., oder wenn man will im Anfange des 19. Jahrhunderts, ſchlägt die dramatiſche Poeſie eine patriotiſche Richtung ein und wählt Stoffe aus der vaterländiſchen Geſchichte. Das böhmiſche Drama geht aus dem kirchlich-myſtiſchen in das heroiſch-wunderbare, oder beſſer geſagt, in das romantiſche über, und dabei müſſen natürlich die Wundergeſchichten und Sagen aller Nationen, und beſonders die romantiſchen Spukgebilde deutſcher Literatur aus jenen trüben Tagen ſtark herhalten. Mit wahrem Heißhunger wird überſetzt, alle möglichen Stoffe, ob tragiſch oder komiſch, werden bearbeitet, und beſonders groß in dieſer Eigenſchaft zeigt ſich Wenzl Tham, einer von denen, die durch unermüdlichen Fleiß mehr, als durch wirkliches Talent, der neueren böhmiſchen Literatur Bahn gebrochen.

Nach ihm in erſter Reihe zu nennen iſt J. Nep. Stepánek, der Theologe, Krieger, Sekretär, Theaterdirektor und endlich Theaterkaſſirer, welcher eine erſtaunliche Maſſe von Theaterſtücken ins Böhmiſche überſetzt und daneben eine nicht unbedeutende Menge im kläglichſten Sinne des Wortes bearbeitet hat. Stepánek war auch patriotiſch geſtimmt, oder vielmehr verſtimmt, denn jenen ſervilen und jeſuitiſch-moraliſirenden Ton in ſeinen dramatiſchen Werken muß man nothwendig der traurigſten Gattung menſchlicher Gefühls-Verſtimmung zuſchreiben. Stepánek's größter Fehler aber war ein gränzenlos hochfahrendes Selbſtbewußtſein, ſein anmaßendes Benehmen gegen andere dramatiſche Schriftſteller, und beſonders gegen Klicpera und Tyl, deren weit vollkommenere Schöpfungen er neben ſeinen kurzathmigen Figuren auf der Bühne nicht leiden mochte. Theaterberichte und Anekdoten aus dem damaligen Künſtlerleben geben uns in dieſer Beziehung ſehr intereſſante Aufſchlüſſe über die Bühnenverhältniſſe jener Zeit und zugleich den deutlichſten Beleg für die wahren Urſachen des langſamen Aufſchwunges unſerer dramatiſchen Literatur. Man muß ſich nur um ſo mehr wundern, daß neben ſolcher Miſère Dichter wie Klicpera und Tyl noch emporkommen konnten.

Klicpera und Tyl ſind ebenbürtige dramatiſche Dichter und mit vollem Recht als Bahnbrecher und theils auch Begründer einer neuen Richtung unſerer dramatiſchen Poeſie zu betrachten. Sie ſind die erſten wahrhaft nationalen dramatiſchen Dichter unſeres Volkes, weil ſie nationale und populäre Stoffe zu ihren Dichtungen gewählt und dieſe in würdiger, anſtändiger und leicht faßlicher Form dem Publikum wiedergegeben. Sie beide ſind in das innerſte Weſen des böhmiſchen Nationalcharakters eingedrungen, ſie haben dem Volke ſeine Geſchichte, ſeine Leiden, ſeine Gebräuche und Gewohnheiten wie in einem Spiegel vorgehalten, und darum werden ſich ihre beſten Stücke noch lange Zeit auf der Bühne erhalten. Beſonders fruchtbar und glücklich war Klicpera, deſſen Luſtſpiele zu den anmuthigſten und markirteſten Schöpfungen dieſer Art gehören. Zu Tyl's populärſten und beliebteſten Stücken gehören „Slepý mládenec“ (der blinde Jüngling) und „Jiříkovo vidění“ (Jiřík's Traumgeſicht). Erſteres iſt wohl unbedeutend und verträgt den Maßſtab ſtrenger Kritik durchaus nicht, aber es findet immerhin Anklang in den weniger gebildeten Kreiſen, weil ſeine Hauptfigur, der blinde Jüngling, mit den Traditionen unſerer Volksſage ſo innig verwachſen iſt und mächtig in das Volksbewußtſein eingreift. Weit vollkommener und als Poſſe recht anmuthig iſt das Stück „Jiříkovo vidění,“ deſſen Hintergrund die allbekannte böhmiſche Sage von den im Berge Blanik ſchlafenden böhmiſchen Rittern bildet. Das Märchenhafte der Poſſe verſchwindet mit dem erſten Akte, und obwohl Grundlage des ferneren Verlaufes der Handlung, läßt es doch weit mehr das wirkliche Leben in vier verſchiedenen lebendigen Bildern hervortreten. Hier findet man nicht das fade und widerwärtige Moraliſiren der Kaiſer'ſchen oder Neſtroy'ſchen Poſſen, und dies iſt wohl der Hauptvorzug des böhmiſchen Stückes. Außer dieſen beiden Dramen wären noch viele andere zu nennen, allein eine ausführliche Beſprechung derſelben würde nur in einer größeren Monographie über Tyl's Thätigkeit Raum finden; hier konnte nur das Allgemeine und das beſonders Charakteriſtiſche hervorgehoben werden.

Eine von beiden erſtgenannten Dichtern verſchiedene, poetiſch erhabenere und in manchen Punkten an Schiller erinnernde Natur iſt der Dichter und Schauſpieler Joſ. J. Kolár, der treffliche Dolmetſch von Schiller's und Shakſpeare's dramatiſchen Werken, der unübertreffliche Ueberſetzer von Göthe's Fauſt und der Ver-

Digitized by Google

faſſer der beiden Tragödien: „Monika“ und „Magelona,“ an die ſich das dritte Stück „Zizkova smrt“ (Zizka's Tod) würdig anſchließt. Kolár's Dichtungen zeichnet das wahrhaft Dramatiſche der Handlung und ganz beſanders eine ſchöne und ſchwungvolle Sprache aus. Die Charaktere ſeiner Tragödien ſind meiſterhaft durchgeführt und gleich groß im Götttich-Erhabenen wie im Teufliſch-Abſcheulichen gezeichnet. Kolár ſteht als dramatiſcher Dichter erhaben über allen ſeinen Vargängern in unſerer Literatur und viel höher als der leider zu früh verſtorbene geniale Archäalog Mikovec, deſſen zwei dramatiſche Werke: „Záhuba rod Premyslovcuv“ (Untergang des Premysliden-Stammes) und „Dimitri“ zu den beſſeren der böhmiſchen Literatur gehären.

Mächtig anregend und ſegensreich war der Einfluß Schiller's, deſſen beſter Ueberſetzer Kolár geweſen, auf unſere dramatiſche Dichtung, aber intenſiver war der Impuls, welchen die unſterblichen Werke Shakſpeare's unſerer dramatiſchen Literatur gegeben. Als Beiſpiel könnte ich unter den älteren wiederum Kolár anführen, in deſſen Werken ich Shakſpeare's theatraliſche Technik und bildliche Sprache nachweiſen könnte; aber wozu Belege mühſam heraufbeſchwören, da das Beſtreben unſerer jüngſten dramatiſchen Dichter, und unter ihnen beſanders die erhabene Muſe des geweihten Prieſters im Tempel der Melpamene, die Muſe des Dichters Vitezslav Hálek, ſo deutlich für dieſe Anſicht ſprechen? „Alexej“ (Alexis), das Opfer ſchnöder Verführung, eigener Schwäche und Opfer grauſamer Hof-Intriguen, derſelbe, den auch Jul. Moſen zum Heldrn einer Tragödie gemacht, iſt in Hálek's erſtem dramatiſchen Werke meiſterhaft wiedergegeben, und dieſes Werk dürfen wir als die erſte affenbare Manifeſtation Shakſpeare'ſcher Richtung kennzeichnen.

Wir ſind nun mit der dramatiſchen Poeſie wiederum bei der romantiſchen Schule angekommen. Hálek, ihr gefeierteſter Vertreter, iſt zugleich der erſte dramatiſche Dichter der neueſten Zeit. Seine zweite und beſte Tragödie „Závis Falkensteina“ (Zaviz v. Falkenſtein) hat ihn über alles in unſerer dramatiſchen Paeſie bisher Geleiſtete erhaben, und wenngleich auch ſeine ſpäteren Tragädien: „Catilina“ und „Král Vukasin“ (König Vukaſin) ſchwächer als beide erſtgenannten ſind, ſo bleibt doch ſein Ruf ungeſchmälert, und die Hoffnungen, die wir in Hálek's dichteriſchen Beruf ſetzen, bleiben ungeſchmälert. Neben Hálek iſt als Tragödiendichter Guſtav Pfleger löblich hervarzuheben, und als Luſtſpieldichter ſind wiederum Beiden Jah. Neruda und Fr. V. Jerábek an die Seite zu ſtellen.

Um unſere jetzigen Theaterzuſtände zu berühren, erwähne ich, daß wir ſeit dem Jahre 1862 in Prag ein ſelbſtändiges Theater beſitzen, ein neues, unter der Direktion, die ſeit Oſtern 1863 fungirt, wohleingerichtetes Gebäude, worin täglich, an Sann- und Feiertagen ſagar zweimal, geſpielt wird. Natürlich gehären Shakſpeare's Stücke zur ſchönſten Zierde unſeres Repertoirs. Sie ſind es auch, die gleich bei ihrem erſten Erſcheinen auf der Bühne den ungetheilten Beifall des böhmiſchen Publikums erhielten, was gewiß vom guten Geſchmack unſeres Volkes zeugt. Man mag immerhin unſer Streben belächeln, wie dies van mancher Seite ſchon geſchehen; man mag auch mit Achſelzucken van unſeren literariſchen Zuſtänden ſprechen — was iſt damit erwieſen? Den ſprechendſten Beweis für unſer Kunſtgefühl gab die am 23. April d. J. vom böhmiſchen Künſtlerverein veranſtaltete Shakſpeare-Feier, welche ſo glänzend ausgefallen, daß ſie ihres Gleichen ſucht. Wir haben den göttlichen Meiſter, den Genius der Dichtkunſt gefeiert und dadurch auch unſeren äſthetiſchen Standpunkt angedeutet. Naturwahrheit einerſeits und auf der anderen Seite wiederum Erhabenheit und ideales Streben wollen wir in der dramatiſchen Poeſie. Wir fardern van ihr, daß ſie uns den Menſchen, in ſeinen Varzügen, wie in ſeinen Schwächen, wiedergebe, und hier ein wahrer Spiegel der Natur, ſall ſie auch dem erhabenen Ringen des Menſchengeiſtes, dem Höchſten in der Welt, ihre beredte Zunge und überzeugende Kraft leihen. Die dramatiſche Poeſie ſei eine Welt im Kleinen, wa das Göttliche wie das Böſe, das Erhabene wie das Kleinliche, in kleinen Raum kanzentrirt, deſto heller hervartritt. Und dieſe Bahn hat unſere dramatiſche Paeſie in der neueſten Zeit eingeſchlagen; inwiefern ſie glücklich und heilbringend iſt, das wird die nächſte Zukunft entſcheiden.

Rußland.

Was ſind Kirgiſen?

Gewöhnlich, aber ganz mit Unrecht, giebt man dieſen Namen einem Valke, das ihn keineswegs beanſprucht, nämlich den Chaſak oder Kaſak, die, in drei Horden zerfallend, vam Kaspiſchen Meere bis zum Altai und von der Stadt Omſk bis zum Reiche Chakand nomadiſiren. Den Namen Kirgiſen erhielten die Kaſak durch die ruſſiſchen Eroberer Sibiriens, welche das echte Kirgiſen-Valk im öſtlichen Altai lange bekämpft hatten und die benachbarten „drei Harden“ mit demſelben nahe verwandt glaubten. Später wurden beide Völker ſo unterſchieden, daß man die echten Kirgiſen „ſchwarze“ und die Kaſak: „Kirgis-Kaſak“ (ader „Kaiſſak“) nannte.

Die kirgiſiſche Nation hatte weiland ihre vornehmſten (vielleicht urſprünglichen) Wohnſitze am oberen Jenißej und ſtand vom 6. bis ins 13. Jahrhundert unſerer Zeit in häufiger Beziehung zu den Chineſen, in deren Annalen die „Kiku,“ ader, nach möglichſt genauer ſpäterer Schreibung, Kilkiß, als ein ſtarker und hochgewachſener, dabei blander und blauäugiger (genauer „rathhaariger und grünäugiger“) Menſchenſchlag geſchildert werden. Dieſer Schilderung zufalge haben ältere europäiſche Farſcher das in Frage ſtehende Volk bald für ein germaniſches und bald für ein finniſches erklärt; aber van den Chineſen uns aufbewahrte Wörter ihrer Sprache laſſen kaum einen Zweifel darüber, daß ſie ſchon vor wenigſtens tauſend Jahren türkiſch geſprachen, und mag es varläufig dahin geſtellt bleiben, wie dieſer Umſtand mit ihrer angeblichen ehemaligen Blandheit in Einklang zu bringen iſt.

Im Altai darf man übrigens keine Kirgiſen mehr ſuchen: dasjenige Valk, welches heutzutage ſich ſelbſt dieſen Namen beilegt, hat ſeine Weideplätze wahl zehn Breitegrade ſüdweſtlicher im ſagenannten „Himmelsgebirg“ (Thjan Schan der Chineſen) und ſeine Winterquartiere zumeiſt am See Iſſi Köl, bis wohin die ruſſiſche Herrſchaft im letzten Jahrzehend vorgedrungen iſt.

Als Nachkommen der vor kaum zwei Jahrhunderten vertriebenen Jeniſſej-Kirgiſen ſind die am Himmelsgebirge gewiß nicht zu betrachten, da keine, auf eine frühere nördliche Heimat hinweiſende Traditian bei ihnen ſich findet. Herr W. Radloff aus Berlin (Profeſſor an der Bergſchule zu Barnaul) vermuthet nicht ohne Grund, daß ein Theil der alten Kirgiſen (die unmittelbaren Voreltern der heutigen?) auf ihrer im zehnten Jahrhundert u. Z. erfolgten Flucht aus dem Uiguren-Lande (wo ſie Jahrhunderte lang geherrſcht und gewüthet) ſich weſtlich wendeten und im Thjan

Digitized by Google

Schan ein bleibendes Aſyl fanden.*) Die heutigen Chineſen nennen die Kirgiſen des Himmelsgebirges Bulut oder Burut (wie ſie bei den Kalmyken heißen) und ahnen nichts von Verwandtſchaft derſelben mit den berühmten „Kilkiß“ der alten Zeit.

Herr Radloff charakteriſirt die (von ihren Nachbarn mit dem Epithet „ſchwarze“ belegten) echten Kirgiſen als athletiſch, rauh, leidenſchaftlich und von düſterem Ernſte. Das Gaſtrecht iſt ihnen ſo heilig wie den Beduinen. Wie ihre Heimat keine ſceniſche Mannigfaltigkeit bietet, wie man da überall entweder rieſige, mit ewigem Schnee bedeckte Berge, oder endloſe, einförmig grüne Ebenen erblickt: ſo offenbart auch der Kirgiſe, ſei er reich oder arm, Herr oder Knecht, immer gleichen Typus und gleiche Bildungsſtufe. Zur Muſik haben ſie viel natürliche Anlage, und ihre Stegreifdichter ſind weit berühmt, aber die Induſtrie iſt ſehr im Rückſtande.

Die „ſchwarzen“ Kirgiſen bekennen ſich zwar zum Islam, ſollen aber nur mit den äußeren Gebräuchen deſſelben vertraut ſein und haben weder Geiſtliche, noch religiöſe Bücher. Sch.

Kleine literariſche Revue.

— **Ein Engländer ohne Haß und Vorurtheil.** Wir nehmen gern Act von der Schrift eines Engländers zur Bekämpfung der Irrthümer und der Unwiſſenheit ſeiner Landsleute in Sachen Schleswig-Holſteins. Es liegt uns ein kleines „blaues Buch“ vor, ein „nicht offizielles“ natürlich, das ſich als die „Anſicht eines alten Engländers über Schleswig-Holſtein und Deutſchland“ und als ein „praktiſches Zeugniß für die Gerechtigkeit der deutſchen Sache“ ankündigt.**) Für uns Deutſche iſt in der über 4 Bogen ſtarken, eng gedruckten Schrift allerdings Nichts enthalten, was wir nicht bereits wiſſen; neu iſt uns nur, daß wir auch einmal in engliſcher Sprache einen auf hiſtoriſcher Wahrheit ruhenden Bericht und kein unwürdiges, verſtandloſes Gepolter und Geſchimpfe über die ſchleswig-holſteiniſche Frage vor uns ſehen.

Wir theilen zur Probe aus dieſer Schrift eines ihrer argumenta ad hominem mit, das ſelbſt den hartköpfigen Leſern der Times verſtändlich und einleuchlend ſein dürfte:

„Geſetzt den Fall, der König von Dänemark, als Nachfolger des Königs Canut des Großen, wäre heutzutage auch noch, wie zu den Zeiten der Heptarchie, Herzog von Kent, und es herrſchte überhaupt in England noch ein ſo vielgegliederter Staats-Zuſtand, wie in Deutſchland. Däniſche Beamte und däniſche Soldaten würden in dieſem Falle die Engländer nöthigen, ſo oft ſie nach dem ſüdöſtlichen Theile von London hinüberfahren, einen Eingangs-Zoll, und zwar in däniſchem Gelde zu entrichten. Auf der anderen Seite der Themſe würden wir — wie die Hamburger auf der unteren Elbe — beſtändig däniſche Küſtenfahree unter däniſcher Flagge hin- und herfahren ſehen; hier und da, an der Mündung des Fluſſes, würde vielleicht auch ein däniſches Kriegsfahrzeug liegen. Bei einem Beſuche in Kopenhagen würden wir am Palaſte des Königs Chriſtian unſere Landsleute von Kent Schildwacht ſtehen ſehen, und zwar bemerken wir, daß die herzoglichen Regimenter aus Kent von däniſchen Offizieren in däniſcher Sprache kommandirt werden. Würden wir Engländer dabei wohl einen Troſt in dem Argnmentr finden, daß die reſpektiven Herrſcher-Familien blutsverwandt mit einander ſind? Und wenn — um die hypothetiſche Aehnlichkeit feſtzuſetzen — dieſe traurigen, empörenden Zuſtände, nach vierhundertjährigem Beſtehen, endlich aufhörten, und zwar auf vollkommen legale Weiſe, gleichſam durch ein Gottesurtheil, — was würden wir dann wohl ſagen und thun, wenn ſich Frankreich einmiſchte, uns über die Kleinlichkeit unſerer Beſchwerden Vorſtellungen und uns ſogar den Vorwurf machte, daß wir in unehrenhafter Weiſe ein armes, kleines Land, wie Dänemark, unterdrücken und plündern, ja, wenn es bei allen anderen Mächten herumbettelte, eine allgemeine Razzia gegeu England zu unternehmen?“

— **Pſychiatriſche Briefe.***) Dr. Schilling giebt in dem unten näher bezeichneten Werke für gebildete Laien eine allgemeine Ueberſicht der normalen und krankhaften pſychiſchen Verhältniſſe. Der Verfaſſer iſt der Ueberzeugung, daß eine allgemeine Kenntniß des Irren-Weſens für jeden Gebildeten nothwendig ſei, und daß es an einer geeigneten Schrift fehle. Die normalen pſychiſchen Verhältniſſe werden in einer kurzen Einleitung recht überſichtlich beſprochen; es folgt dann eine ausführliche und allgemein verſtändliche Erörterung der Urſachen der Geiſtesſtörungen, und es werden die einzelnen Formen des Irrſeins, von der Melancholie bis zur allgemeinen Geiſteslähmung, durch zahlreich eingeſtreute Beiſpiele verdeutlicht. Einen ſehr intereſſanten Anhang bildet ein Kapitel: „Geſchichte der Entſtehung des Wilhelm von Kaulbach-ſchen Bildes: das Narrenhaus,“ nebſt eingehender Schilderung der einzelnen Figuren jenes Bildes.

In dem Buche weht ein warmer Hauch reiner Menſchenliebe; nicht mit kaltem Auge durchforſcht der Verfaſſer die traurigen Zerſtörungen der intellektuellen und gemüthlichen Kraft, ſondern mit tief von Schmerz bewegtem Herzen. Dieſe Schreibart thut dem Geſunden wohl, aber für den Schwachrn iſt ſie bedenklich, ſie erinnert an alle die Gefahren, welche ſo vielen Laien von dem Leſen medizíniſcher Bücher drohen. Wir heben beiſpielsweiſe eine Stelle hervor: „Und kein Menſch, kein Alter, kein Geſchlecht iſt je vor dieſem ſchrecklichen Unglück (geiſteskrank zu werden) völlig geſichert. Wer heut über die Tollheit der armen Irren ſpottet und mit kaltem, hochmüthigem Lächeln ihre Reihen durchgeht, kann morgen ſchon zu ihnen gehören. Wie wenig gehört überhaupt manchmal zum Närriſchwerden? Eine unmerklich, tückiſch ſchmerzlos auftretende Erkrankung des Gehirns — ein Kochlöffel voll Waſſer in einer der Gehirnhöhlen — ein gedrückter Nerv — ein überraſchendes Unglück — eine verfehlte Spekulation ſind oft hinreichend, den kurz zuvor noch friſcheſten Geiſt in dem geſundeſten Körper plötzlich zu zerrütten und leider oft für immer zu umnachten!“

Gewiß iſt das wahr; gewiß ſollen uns ſolche Erfahrungen vor Uebermuth warnen; gewiß hat der Verfaſſer ſolche Erfahrungen mit tiefſtem Schmerz wahrgenommen — aber der Laie, der dieſe

*) Siehe einen auf perſönliche Bekanntſchaft mit einem Kirgiſen-Stamme in deſſen eigenen Revieren gegründeten Artikel des oben erwähnten reiſenden Forſchers im diesjährigen Journal Asiatique.

**) An old Englishman's Opinion on Schleswig-Holstein and Germany, being a practical Evidence for the Justice of their Cause, given after a 50 years' residence in Germany. With supplement of official documents. A non-official Blue Book. London, Trübner & Co., 1864. Pr. 6 *d.*

*) Pſychiatriſche Briefe, oder die Irren, das Irreſein und das Irrenhaus. Von Dr. med. Joh. Aug. Schilling. Augsburg, J. A. Schloſſer, 1863. 500 S.

Digitized by Google

Zeilen lieſt, kann leicht vergeſſen, daß ſelbſt der ſchwache Geiſt jahrelanges Anſtürmen der verſchiedenſten Leidenſchaften erträgt, ohne zu erkranken, und daß Erkrankungsfälle durch einmalig wirkende Momente und namentlich urplötzliche Erkrankungsfälle immerhin zu den Ausnahmen gehören. Der Laie kann dies vergeſſen oder er weiß es überhaupt nicht — und weſſen Gemüth erregbar iſt, der kann ganz unnöthigerweiſe ernſte Beſorgniſſe über ſeinen Geiſteszuſtand ſchöpfen und gerade dadurch krank werden.

— **Rörig's deutſche Güterfracht-Tarife.** Von dem koloſſalen Wachsthume des Güterverkehrs auf den deutſchen Eiſenbahnen giebt der kürzlich erſchienene fünfte Jahrgang des von A. Rörig herausgegebenen „Allgemeinen deutſchen Eiſenbahn-Gütertarif-Buches“ einen Begriff. Aus dem beſcheidenen Bändchen von 200 Seiten des erſten Jahrganges ſind zwei Bände von reſp. 450 und 106 Seiten in gr. 8. geworden, die jetzt in engem, wiewohl deutlichem und durchaus nicht anſtrengendem Drucke vor uns liegen.*) Neben dieſen deutſchen Güter-Reglements, Eiſenbahn-Stationen-Regiſtern, Frachten- und Zahlen-Tabellen bildet der in Frankreich alljährlich zum Preiſe von 12 Francs erſcheinende „Recueil général des Tarifs des Chemins de fer et de leur Correspondances pour les transports à grande et à petite vitesse,“ ein Buch von beſcheidenem Umfange, das gleichwohl eine viel ſchwierigere Berechnung der Frachten auf langen, aus mehreren Bahnen zuſammengeſetzten Linien, ſowie eine ſehr komplizirte Vergleichung der auf den verſchiedenen Eiſenbahnen geltenden, verſchiedenartigen Reglements, erforderlich macht. Daß es, was den letzteren Punkt betrifft, in Deutſchland viel beſſer beſtellt ſei, als im centralen Frankreich und ſelbſt im praktiſchen England, iſt das Verdienſt des ſeit dem Jahre 1847 beſtehenden „Vereins der Deutſchen Eiſenbahn-Verwaltungen,“ deſſen „Reglement für den Vereins-Güter-Verkehr“ auf allen deutſchen Eiſenbahnen maßgebend iſt, und dem ſich zum Theil auch die Eiſenbahnen der Schweiz und der Niederlande angeſchloſſen haben. Neben dieſem centraliſirenden, deutſchen Eiſenbahn-Verein, giebt es zwar noch einzelne engere Verbände, wie den „Norddeutſchen,“ den „Mitteldeutſchen,“ den „Weſtdeutſchen,“ den „Süddeutſchen,“ den „Weſtfäliſchen,“ den „Rheiniſchen,“ den „Rheiniſch-Thüringiſchen,“ den „Rheiniſch-Thüringiſch-Belgiſch-Franzöſiſchen,“ den „Norddeutſch-Rheiniſch-Franzöſiſchen“ und den „Oeſterreichiſch-Süddeutſch-Schweizeriſch-Franzöſiſchen“ Eiſenbahn-Verband, doch die Beſtimmungen aller dieſer Verbände, die ſämmtlich nur die Erleichterung und Beſchleunigung des Verkehrs im Auge haben, dürfen nichts enthalten, was mit den allgemeinen Beſtimmungen des centralen deutſchen Eiſenbahn-Vereins im Widerſpruch iſt. Auch über die genannten engeren Verbände giebt übrigens das Rörig'ſche Tarifbuch meiſtens die erforderliche Auskunft. Zu wünſchen iſt, daß dieſes mit jedem Jahrgange umfangreicher werdende Buch dadurch nicht mit der Zeit an Ueberſichtlichkeit verliere. Es liegt im Intereſſe der Eiſenbahn-Verwaltungen ſelbſt, daß ſie den fleißigen Herausgeber in den Stand ſetzen, ſein Werk mehr und mehr zu vereinfachen und dadurch um ſo brauchbarer zu machen.

— **Ruſſiſches Album Viardot.** In Rußland macht ein muſikaliſches „Album“ großes Glück, zu welchem Madame Viardot, geb. Garcia, die Kompoſitionen der darin enthaltenen ruſſiſchen Lieder geliefert. In Moskau iſt nun eine Ausgabe dieſes Albums mit ruſſiſchem und deutſchem Text erſchienen, und zwar hat Friedrich Bodenſtedt die deutſche Ueberſetzung der ruſſiſchen Lieder veranſtaltet. Madame Viardot, die auch in Deutſchland, wo ſie ebenſo vortrefflich deutſch, als in anderen Sprachen (italiäniſch, ſpaniſch, franzöſiſch und ruſſiſch) geſungen, in ſehr gutem muſikaliſchen Andenken iſt, hat durch dieſes Album einen neuen Beweis ihres außerordentlichen, vielſeitigen Talentes geliefert.

*) G. Schulz, Allgemeines deutsches Eisenbahn-Gütertarifbuch, mit Einschluss des Güterverkehrs von und nach den wichtigeren Orten Frankreichs, Belgiens, der Niederlande und der Schweiz, 1864. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von A. Rörig. Fünfter Jahrgang. 2 Bde. Berlin, Ernst Schotte & Co., 1864.

Literariſcher Sprechſaal.

Der Landtag des Herzogthums Sachſen-Coburg hat in ſeiner Sitzung vom 30. Mai einmüthig und feierlich erklärt, „daß er ſich der bekannten gemeinſchaftlichen Rechtsverwahrung deutſcher Abgeordneten in Sachen Schleswig-Holſteins anſchließt und gegen jeden Verſuch, das gute und zweifelloſe Recht der Herzogthümer Schleswig-Holſtein, welches zugleich das gute Recht Deutſchlands iſt, zu beugen, ſowie insbeſondere gegen die Ueberlaſſung eines Theiles von Schleswig an Dänemark, auch ſeinerſeits Proteſt einlegt.“

Leider haben wir abermals den Tod eines der wackeren Männer zu regiſtriren, die ſich vor drei Jahren in Gotha zu der afrikaniſchen Expedition zur Aufſuchung des Dr. Eduard Vogel verbanden. Der Gärtner Schubert aus Penig bei Leipzig, von welchem man, ſeiner robuſten, an Abhärtungen aller Art gewöhnten Körper-Conſtitution wegen, mit Sicherheit gehofft hatte, daß er alle Gefahren des Klimas überwinden werde, iſt dieſen gleichwohl erlegen. Am 15. November 1862 hatte er, nachdem die Heuglin'ſche Expedition ſich getrennt hatte, von Chartum aus auf dem Bahr el Ghaſal ſich eingeſchifft, um mit dem Kaufmann und Elephanten-Jäger Glanznik über El Hafrah nach Wadai vorzudringen. Sie gingen den genannten Fluß hinauf bis Miſchna el Reck, der letzten Schifffahrts-Station des Stromes. Von hier aus folgten ſie dem Wege von Glanznik's Handelsſtation im Lande der Njam-Njam (im Lande der angeblich geſchwänzten Neger). Dort iſt Schubert mit Tode abgegangen. Ob von ſeinen Aufzeichnungen etwas nach Europa kommen wird, iſt noch ungewiß, da Glanznik's Schiff noch nicht nach Chartum zurückgekehrt iſt. Auch die muthige holländiſche Dame, Mejuvrouw Tinne, die im vorigen Jahre mit einem eigenen Schiffe eine Expedition von Chartum aus auf dem Bahr el Ghaſal nach den weſtlichen Ländern Afrika's veranſtaltet hatte, iſt dort mit ihren beiden Kammerfrauen dem verderblichen Klima erlegen.

Bei Gelegenheit des Berichtes über die von den deutſchen Hoftheater-Verwaltungen beſchloſſene Gründung einer muſikaliſchen „Meyerbeer-Stiftung“ erinnert das Londoner Athenaeum daran, daß bereits vor mehreren Jahren beſchloſſen worden, ein Inſtitut ähnlicher Art unter dem Namen „Mendelsſohn-Stiftung“ zu begründen, ohne daß jedoch in Deutſchland etwas Weiteres dafür gethan worden ſei. In England allein, und zwar mit Hülfe von Madame Jenny Goldſchmidt-Lind, ſei ein Anfang gemacht worden, für dieſe Stiftung ein Gründungs-Kapital zu ſchaffen.

Digitized by Google

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Verantwortlicher Redacteur **J. E. Schmaler.**
Zweiter Band. Erstes Heft.

I. Die alten glagolitischen Denkmale von *J. Szjeznjevskij.* — II. Bosnien zu Anfang des Jahres 1858; von *A. von Hilferding.* — Die Slaven in Andalusien von *K. Szajnocha.* — IV. Gedrängte Uebersicht der liturgischen Bücher der griechisch-slavischen Kirche von *P. J. Schafarik.* — V. Die Lausitzer Serben erhielten das Christenthum zuvörderst von den Slaven und dann von den Deutschen von *J. E. Schmaler.* — Die kroatische Literatur; von *V. Jagić.* — Ueber bulgarische Literatur von *Vasil D. Stojanov.* — Kurze Nachrichten. — Vom Büchertische. — Sbornik. Slavische Novitäten (Nr. 1). (332)

Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.

La plus facile des grammaires allemandes
fondée sur un choix de poésies (334)
de **Göthe** et de **Schiller**
par
Bernhard Schmitz.
gr. in-8. 1863. 12 Sgr.
Berlin. Ferd. Dümmler, libraire-éditeur.

Empfehlenswerthe Werke.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben. (333)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Philologie, Geschichte und Psychologie.

Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. H. Steinthal,
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (339)
5 Bogen gr. 8. Velinpapier. 15 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin,
herausgegeben von Herman Grimm.
Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm).
1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Pr. Jahrb.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8 (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten. (337)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin.

Bei den Verlegern dieſer Zeitſchrift erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlſtich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (erſte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie", ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (336)

Einladung und Programm
zur siebenten

Versammlung des volkswirthschaftlichen Kongresses,

welche
in Hannover
vom 22. bis 25. August d. J. stattfindet und am 22. August, Vormittags 10 Uhr, eröffnet wird.

1. Die Anmeldung wie die Aushändigung der Eintrittskarten nebst etwanigen Schriften über die Berathungsgegenstände erfolgt gegen Erlegung von 3 Thalern oder 5¼ Gulden süddeutscher oder 4½ Gulden österreichischer Währung bei dem Localcomité am 21. und 22. August c., Vor- und Nachmittags, in dem von demselben anzuzeigenden Local, später während der Sitzungstage, am Eingange des Versammlungs-Locals, das bei der Anmeldung bekannt gemacht wird.

2. Der Zutritt zum Kongress und dessen Verhandlungen steht Jedermann frei, welcher sich dazu meldet und die Eintrittskarte löst. Staats- und Gemeindebehörden, Gesellschaften, Vereine und Geschäftshäuser können durch Bevollmächtigte vertreten werden.

3. Die Mitglieder früherer Kongresse, wie neu hinzutretende Mitglieder, welche auf dem Kongresse zu erscheinen verhindert sind, erhalten gegen Einsendung des oben gedachten Jahresbeitrages an das Localcomité oder an den Schatzmeister, Finanzrath Hopf in Gotha, ein Exemplar der Berichte nebst vorhandenen Schriften.

Tages-Ordnung des Kongresses.

a) Jahresbericht der ständigen Deputation.

b) Wahl eines Präsidenten, seiner beiden Stellvertreter und von fünf Schriftführern für die Kongressverhandlungen.

c) Entgegennahme etwaniger neuer Anträge von Mitgliedern, dergleichen statutenmässig nur vor oder bei Eröffnung des Kongresses gestellt werden können, über deren Berathung und den Zeitpunkt derselben der Kongress entscheidet.

d) Berichterstattungen durch die von der Deputation bestellten Kommissionen und Referenten und Berathungen, in der Regel sofort im Plenum.

I. Einkommensteuer und Octroi mit Bezug auf Staat und Gemeinde.
II. Häuserbau-Genossenschaften.
III. Zwangskurs der Banknoten.
IV. Kanalfrage (Rhein-Weser-Elbe-Kanal, Nord-Ostsee-Kanal durch Schleswig-Holstein, Oder-Regulirung).
V. Staats-Lotterien und konzessionirte Spielbanken.
VI. Die Handels-Verträge des Zoll-Vereins, insbesondere der Vertrag mit Russland.
VII. Die Stellvertretung in der Wehrpflicht.

e) Wahl der ständigen Deputation zur Geschäftsbesorgung für das folgende Jahr von 18 Mitgliedern, 9 durch die Versammlung, 9 durch Cooptation. (338)

Anfang und Zeit der Plenarsitzungen an den folgenden Tagen wird jedesmal bestimmt.

Berlin, den 1. Juni 1864.

Die ständige Deputation des Kongresses deutscher Volkswirthe.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin für die Literatur des Auslandes.** No. 26.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 26. Juni **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Deutſches Regiment in Schleswig 402
Eine Geſchichte des deutſch-däniſchen Krieges 403
Brandenburger und Preußen im Sundewitt 403

Schweiz.

Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf. III. Die Opfer des calviniſtiſchen Syſtems 404

Frankreich.

Eine politiſche Epiſode des Juli-Königthums 405

England.

Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. III. Das Tau-Ende, oder Ideal und Wirklichkeit 408

Arabien.

Arabiſche Namengebung 409
Gifford Palgrave über Arabien. (In der Geographiſchen Geſellſchaft zu London) . 410

Braſilien.

Briefe eines deutſchen Reiſenden aus dem nördlichen Braſilien. III. Von Maranhao nach dem Indianer-Gebiet 412

Kleine literariſche Revue.

Jean Calvins Leben 414
Jean Reboul 414
Stimmen aus England über die dortige Corruption 414
Die drei Reiche der Natur 414
Volkslieder-Album 414
Italiäniſche Ueberſetzungen deutſcher Werke. 414
Gottſchall's „Gedanken-Harmonie aus Göthe und Schiller" 415
Literariſcher Sprechſaal 415

Benachrichtigung.

Mit der nächſten Nummer (Nr. 26) endet das laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebenſten Erſuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Beſtellung auf das nächſte Quartal möglichſt bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Verlag der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Berlin.

Der

Rosengarten

des

Scheikh Muslih-eddin Sadi

aus

Schiras.

Aus dem Persischen übersetzt von

G. H. F. Neſſelmann.

8. Elegant cartonirt in farbigem Umschlag. Preis 1 Thlr. 20 Sgr. (342)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint bei **Longman & Co. in London** die erste wohlfeile Original-Ausgabe des berühmten Werkes:

LORD MACAULAY'S
HISTORY OF ENGLAND
FROM THE
ACCESSION OF JAMES THE SECOND.

PEOPLE'S EDITION,

Embodying the Author's last Notes and Corrections.

Diese neue, correct und schön gedruckte Ausgabe wird vier Bände umfassen und gebunden nur 16 sh. kosten.

Erschienen sind bis jetzt Band I, Preis 4 s. 6 d., und Band II, Preis 3 s. 6 d.; der dritte und vierte Band erscheinen noch im Laufe dieses Jahres. (340)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Das bekannte Prachtwerk:

Dav. Roberts's

Sketches in the Holy Land,

Syria, Idumea, Arabia, Egypt, and Nubia;
reduced
from the lithographs by Louis Haghe.
With
historical and descriptive notices
by
G. Croly and **W. Brockedon.**
6 volumes. With 250 plates,

ist jetzt zu nachstehendem bedeutend ermässigtem Preise zu erhalten:

In 6 parts. Broch. Statt 7 £ 7 sh. **für 3 £ 15 sh.**

In 3 volumes. Blue cloth. Statt 9 £ 9 sh. **für 4 £ 10 sh.**

In 3 volumes. Half morocco. Statt 10 £ 10 sh. **für 5 £.**

In 3 volumes. Whole morocco. Statt 11 £ 11 sh. **für 6 £.**

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (341)

Neue Erſcheinungen der italieniſchen Literatur.

Annuario statistico-italiano per cura di Cesare Correnti e Pietro Maestri. Anno II. 1864. 16. Torino. 7 l. 50 c.

Bombicci, L., Corso di mineralogia. Con XLV tavole. 8. Bologna. 12 l.

Cantù, C., Storia della letteratura greca. 12. Firenze. 4 l.

Cipolletta, E., Memorie politiche sul conclavi da Pio VII. a Pio IX., compilate su documenti segreti rinvenuti negli archivi degli esteri dell' exregno delle due Sicilie. 12. Milano. 3 l. 50 c.

Faloncini, E., cinque mesi di prefettura in Sicilia. 8. Firenze. 5 l.

Heyse, P., l'amore in Italia; racconti, tradotti da G. Strafforello. 2 Vol. 32. Torino. 2 l.

Forma il 6. e 7. volume delle „Ore di piacere; raccolta nuovissima di romanzi racconti, viaggi".

Mommsen, T., Storia romana. Prima traduzione dal tedesco di G. Sandrini. Con note e discorsi illustrativi di insigni scrittori italiani. Vol. 1. 8. Milano. 9 l. 50 c.

Poliziano. — Le stanze, l'orfeo e le rime di Messer Angelo Ambrogini Poliziano, rivedute su i codici e su le antiche stampe e illustrate con annotazioni di varii e nuove da G. Carducci. 12. Firenze. 4 l.

Polo. — I viaggi di Marco Polo, secondo la lezione del codice Magliabechiano più antico; reintegrati col testo francese a stampa per cura di Adolfo Bartoli. 12. Firenze. 4 l.

Regli, F., Storia del violino in Piemonte. Col ritratto di N. Paganini. 8. Torino. 12 l.

Selvatico, P., Arte ed artisti; studi-racconti. 12. Padova. 5 l.

Spaventa, B., la filosofia di Gioberti. Vol. I. 8. Napoli. 8 l. (343)

Tommasèo, N., di Giampietro Vieusseux e dell' andamento della civiltà italiana in un quarto di secolo; memorie. 12. Firenze. 2 l. 50 c.

Buchhandlung von **H. Löscher** in Turin.

Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur.

Alfredo, ó la unidad católica en España. Por el P. Pedro Salgado, sacerdote escolapio. Obra dedicada al Nuncio de S. S. en España. Madrid, libreria de Sanchez Rubio. 488 paginas con 6 laminas. 15 R.

Krause y sus discipulos convictos de panteismo. Por Don Juan Manuel Orti y Lara. Madrid, Olamendi. En 4. 68 paginas.

La mujer adultera. Novela de costumbres, original de D. E. Perez Escrich. Madrid, Manini. Entrega 1.

Proverbios ejemplares, por D. Ventura Ruiz Aguilera. Madrid, Lopez. Dos tomos en 4. (344)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Deutſches Regiment in Schleswig.

Wir haben in Nr. 23 des „Magazin“ nach dem neuen Buche von Guſtav Raſch: „Der Krieg in Schleswig-Holſtein im Jahre 1864“ eine Epiſode mitgetheilt, die den wackeren Holſten und beſonders den Dithmarſen gewidmet war. Wir laſſen uns jetzt durch den zweiten Band des Werkes*) nach Schleswig hinauf geleiten, und zwar gehen wir über die Periode des Mißtrauens, mit welchem dort Anfangs das deutſche Regime aufgenommen wurde, raſch hinweg, damit wir mit um ſo freudigerem Gefühle bei der ſeitdem wiedergekehrten Zeit des deutſchen Vertrauens weilen können. Der Verfaſſer ſucht jenes Mißtrauen der patriotiſchen Schleswiger durch die Maßregeln zu erklären, welche die deutſche Civilverwaltung Schleswigs, die ſich Anfangs des däniſchen Regiments und ſeiner Vertreter ſchützend annahm, zu treffen für gut fand. Dazu kam die Proklamation vom 8. Februar, in der es hieß, daß die Regierungsgewalt des Königs von Dänemark nur ſuſpendirt ſei, daß die zu Recht beſtehenden Landesgeſetze maßgebend für die Civilverwaltung bleiben ſollten, daß ſämmtliche im Lande angeſtellte Beamte beſtätigt würden, falls ſie ſich der Autorität des Civilkommiſſars unterwürfen, und falls nicht durch ganz beſondere Umſtände ihre Entfernung nothwendig gemacht werde. Alle dieſe Beamten hätten auf Schutz und Unterſtützung in ihrer Amtsführung zu rechnen, und es ſeien Vorkehrungen getroffen, daß Bedrohungen dieſer Beamten durch irregeleitete Maſſen (!) ſich nicht wiederholten. Zum Schluß dieſer Proklamation wurden die Vertreibungen der Beamten „ſtrafbare Exceſſe“ genannt und ihre „ſtrafbaren Urheber und Theilnehmer“ mit ſtrengen Strafen bedroht. Außerdem wurden alle „politiſche Vereine,“ alle öffentlichen Demonſtrationen und Kundgebungen, und insbeſondere diejenigen, welche ſich auf die Proklamirung des Herzogs von Schleswig-Holſtein beziehen würden, verboten und ebenfalls mit ſtrengen Strafen bedroht.

Dieſe Proklamation erregte einen Sturm der Entrüſtung im ganzen ſüdlichen und mittleren Schleswig. Sie war die Antwort auf die energiſchen Worte des braven Hanſen in Flensburg: „Dieſe däniſchen Beamten, dieſe Unterdrücker jedes Rechts, müſſen fort!“ ſie war die Antwort auf die Erklärungen von Deputationen, die in keinem Lande der Welt in ſo gemäßigter Weiſe aufgetreten wären, wie in Schleswig-Holſtein; ſie war die Antwort auf die Bitte um Abſchaffung notoriſcher entſetzlicher Zuſtände. Im ganzen mittleren und ſüdlichen Schleswig war man zu einem einmüthigen Widerſtande entſchloſſen. Die braven Bewohner der Städte und Landſchaften gaben ſich das Wort, die däniſchen Beamten ſo oft von Neuem fortzujagen, als man ſie ihnen von Neuem aufdringen würde. „Wir werden uns der Gewalt mit Gewalt widerſetzen!“ ſo lautete der allgemeine Wahlſpruch, und die Erbitterung geſtaltete ſich zu einem intenſiven Haß gegen die Intervenirenden. Graf Revertera, der öſterreichiſche Civilkommiſſar, war freilich noch immer nicht angekommen und hütete ſich weislich, bei dieſem Gange der Dinge durch perſönliche Theilnahme die Verantwortlichkeit und das Odium mit zu übernehmen.

Einige Tage ſpäter — wer und was den wirkſamen Anſtoß ertheilte, iſt noch zu wenig enthüllt — trat ein merkwürdiger Umſchwung in der Verwaltung der oberſten Civilſtelle in Flensburg ein. Herr v. Zedlitz fing wirklich an aufzuräumen, und zwar in gründlichſter Weiſe. Täglich wurden die erbärmlichen „Levebröder“ maſſenhaft abgeſetzt. Alle Abſetzungen und Erneuerungen, welche die braven Bürger in Schleswig, in Eckernförde, in Huſum, in Friedrichſtadt, in Tönningen, in Bredſtedt vorgenommen hatten, wurden beſtätigt; die Stellen aller Lehrer an der ſchleswigſchen Domſchule, dieſem „Sumpf von Bornirtheit und eiderdäniſchem Fanatismus,“ wurden für erledigt erklärt. Dann fegte es wie ein Weſtſeeſturm unter die däniſchen Poſtbeamten und Zollbeamten; ſelbſt das Haupt des Löwen auf dem Friedhofe zu Flensburg fiel unter den Streichen der beiden Civilkommiſſare; denn als die Ereigniſſe dieſe veränderte Richtung genommen, hatte ſich auch Graf Revertera eingefunden und übte einen energiſchen Einfluß auf die neue Thätigkeit der oberſten Civilſtelle aus. Maſſenweiſe fielen die Amtsverwalter, die Landvögte, die Deichinſpektoren. Dann ſchlug der Blitz in die Flensburger und Haderslebener Gelehrten-Schule ein und verzehrte ſie in Haupt und Gliedern in einer ſtürmiſchen Winternacht. Mit einem einzigen Schlage fiel das ganze Flensburger Appellationsgericht. Leider traten für das nördliche Schleswig der Thätigkeit der Civilkommiſſare plötzlich Inſtruktionen aus Berlin und Wien entgegen, ſo ſehr auch die Bewohner um Erlöſung von ihrer Landplage flehten. Denn das nördliche Schleswig iſt nicht däniſch, es iſt deutſch. Die deutſchen Sympathien haben ſich daſelbſt weit energiſcher kundgegeben, als in Flensburg. Die großen Grundbeſitzer ſind durchweg deutſch. Daß ein Theil der ärmeren, ländlichen Bevölkerung, der aus eingewanderten Jüten beſteht, däniſch iſt, kann nicht maßgebend ſein.

Woher dieſer plötzliche Windſtoß eigentliche ſtammte, dem die armen Schleswiger reine Luft und fröhliches Aufathmen nach langer, drückender Schwüle verdanken, iſt dunkel, und erſt ſpätere Tage werden eine genauere Aufklärung darüber bringen können. Man mochte ſich überzeugt haben, daß die Volksbewegung leicht den Regierenden über den Kopf wachſen könne, wenn man ſich nicht bei Zeiten ſelbſt ihrer bemächtigte. So viel aber ſteht feſt, daß an jenem blutigen, glorreichen 18. April neben dem Feldherrntalent des Prinzen Friedrich Karl der deutſche Volksgeiſt der Soldaten es war, welcher triumphirte. Das tiefe Gefühl der von einem verächtlichen Feinde verletzten deutſchen Ehre, der Rachedurſt für die dem deutſchen Namen angethane Schmach war es, die den preußiſchen Krieger zum Helden machten und auf den Schwingen des von der Muſik angeſtimmten Liedes: „Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?“ ihn durch Ströme von Blut über den Plan des Höchſtkommandirenden hinaus unaufhaltſam in einem Zuge zum ganzen, vollen Siege trieben. Es war der Drang der Volksbewegung, der hier ſich Luft machte und im Verjagen des Feindes von deutſcher Erde ſeine Befriedigung fand, und die Ströme deutſchen Blutes, die dort an jenem Tage gefloſſen ſind, haben die ſchleswig-holſteiniſche Sache für immer zu einer deutſchen gemacht.

„Wird die Erlöſung Schleswig-Holſteins von däniſcher Knechtſchaft den Denkſtein auf dieſen Gräbern bilden? Ich glaube es nicht,“ ruft der Verfaſſer. Gott ſei Dank, hierin allein glauben wir ihm jetzt nicht mehr beipflichten zu dürfen. Die wenigen Wochen, die verfloſſen ſind, ſeitdem er dieſes traurige Wort ſchrieb, das damals auch das niederdrückende Bekenntniß unſerer Seele war, — die wenigen Wochen haben zu lehren begonnen, daß die Macht der Verhältniſſe gewaltiger iſt, als das Widerſtreben einer kleinen Partei. Mit der entſcheidenden That auf Düppels Höhen

*) Leipzig, Otto Wigand.

Digitized by Google

iſt eine Bahn eingeſchlagen, von der man nicht mehr wieder abweichen kann, ohne ſich ſelbſt völlig zu verlieren. Es liegt eine Conſequenz in den Dingen, die wie ein Naturgeſetz mit unwandelbarer Strenge fortwirkt und treibt. Eine Umkehr ſcheint nicht mehr möglich. Die eigenen Thaten haben eine Mauer dagegen aufgethürmt, hinter der ein Chaos voll Graus und Schrecken dem Verwegenen droht, und vorwärts müſſen ſogar die Widerſtrebenden. Ja, es iſt der Anfang zum Beſſeren geſchehen; die eine Laſt wird von unſerer Seele genommen werden, und freudige Hoffnung wird wiederum in unſerem theuren, über Alles geliebten deutſchen Vaterlande erſtehen.

Wenn wir aber unſere aus Schleswig heimkehrenden Sieger bekränzen und wir jubelnd danken Allen, die mitgewirkt zur Wiederherſtellung deutſcher Ehre, dann vergeſſen wir auch nicht, mit einem vollen, friſchen Eichenkranze unſeren Verfaſſer, Herrn Guſtav Raſch, zu ſchmücken. Denn wahrlich, er hat tapfer und treu gekämpft gleich dem beſten der deutſchen Krieger und kann ſich ſeiner Erfolge freuen. Denn er iſt es, der es wie kein Anderer verſtanden hat, in ganz Deutſchland, vom erſten bis zum letzten Hauſe, die einmüthige Entrüſtung über die Schmach und Unterdrückung unſerer nordiſchen Brüder hervorzurufen; die koloſſale Wucht der öffentlichen Meinung, welche die mächtige Preſſion auf die Regierungen ausgeübt hat und noch weiter ausüben wird, iſt zum großen Theil ſein Werk. Darum gebührt ihm mit Recht die öffentliche Anerkennung.

Eine Geſchichte des deutſch-däniſchen Krieges.

Lange bevor der gegenwärtige deutſch-däniſche Konflikt durch die Erſtürmung der Düppeler Schanzen und die Beſetzung von Jütland die Bedeutung eines ernſtlich gemeinten Krieges erlangte, ging uns die Schrift „Der deutſch-däniſche Krieg von 1864, politiſch-militäriſch beſchrieben von W. Rüſtow, Oberſtbrigadier, Ritter des militäriſchen Ordens von Savoyen" (Mit Kriegskarten und Plänen. Erſte Abtheilung.) zu.*)

Das iſt ein Werk, welches eine ganz neue Art der Geſchichtsſchreibung in ſich ſchließt, nämlich die Schreibung einer Geſchichte, die noch nicht geſchehen iſt. Wohl gemerkt, der Verfaſſer will nicht eine einfache Chronik liefern, ſondern die Verhandlungen und Ereigniſſe, aus welchen der Konflikt beſteht, mit der Flamme ſeiner Kritik beleuchten. Wenn aber die hiſtoriſche Kritik die Aufgabe hat, zu zeigen, einerſeits in welcher Weiſe der Zweck politiſcher Handlungen erreicht worden iſt, andererſeits wie dieſer Zweck hätte erreicht werden ſollen, und wenn die Kritik einen beſtimmten Standpunkt einnehmen muß, von welchem herab ſie ihren Schauplatz überſieht, ſo bedarf die Rüſtow'ſche Kritik aller dieſer Erforderniſſe nicht. Sie hat kein Ziel, weil ſie den Zweck nicht kennt, der erreicht werden ſoll; ihr fehlt jede Grundlage, weil ihr Gegenſtand ſelbſt noch gleich einem Irrlicht auf dem Sumpfe einer ſehr troſtloſen Ungewißheit umherſchwankt; ſie hat keinen Standpunkt und ſie ſcheut ſich vor der Angabe ihrer Quellen.

Bei ſolch ſeichter Art, einen, wenigſtens für Deutſchland, hochwichtigen Gegenſtand zu behandeln, kommt es auf ein paar Anachronismen nicht an. Es iſt Sache des Leſers, die Irrthümer zu berichtigen. Z. B. erzählt uns Rüſtow bei Gelegenheit der Verhandlungen, welche vor Ausbruch des Krieges diplomatiſch gepflogen wurden, die intereſſante Neuigkeit, daß Oeſterreich und Preußen die Occupation von Schleswig auf Grund des Bruchs mit den Vereinbarungen von 1851 und 1852 durch den Bund vorgenommen wiſſen wollten, und ſpäter alſo allein vorgenommen haben. Das wußte Rüſtow ganz allein; denn ganz Deutſchland ſah erſt im Verlaufe der neuen Londoner Conferenzen die lange vergeblich genährte Hoffnung erfüllt, daß Preußen offiziell erklären würde, der Krieg habe das Londoner Protokoll vernichtet.

Wir würden dieſes Muſter leichtfertiger Geſchichtsſchreibung mit Stillſchweigen übergangen haben. Wenn uns aber darin die offenbare Abſicht entgegentritt, Deutſchlands gutes Recht in Bezug auf die Elbherzogthümer zu ſchmälern, ſo haben wir dem Auslande gegenüber, wo dieſe Schrift verlegt worden iſt, die Pflicht, darüber zu ſprechen. In deutſcher Sprache entwickelt Rüſtow eine Auffaſſung von den Verhältniſſen Schleswig-Holſteins, wie ſie aus dem Munde eines Dänen oder Engländers kaum undeutſcher hervorgehen könnte. Mit der gelehrteſten Miene von der Welt tiſcht uns Rüſtow die Geſchichte der Herzogthümer auf, und zwar von Karl dem Großen ab, um uns mit dem Reſultate zu regaliren, daß Herzog Friedrich von Auguſtenburg dort keineswegs erbfolgeberechtigt ſei, nicht allein weil ſein Vater allen Erbfolge-Anſprüchen entſagt habe (?), ſondern auch weil die Herzogthümer ſich in älteſter Zeit an die Krone von Dänemark gekettet hätten.

So führen wir den Krieg mit Dänemark alſo wirklich als Räuber fremden Gutes; ſo iſt alſo unſer gutes deutſches Recht nur eine bequeme Phraſe, um unſer Gelüſt nach Schleswig-Holſtein zu verbergen; ſo iſt denn der träumeriſche Deutſche zu einem Raufbolde geworden, der die Gelegenheit vom Zaune bricht, um den ruhigen, ſchwachen Nachbar in ſeinem Beſitzthum zu ſtören, und ſo haben denn unſere beſten Staatsrechtslehrer in ihren Urtheilen über die Erbfolge in Schleswig-Holſtein nur Kindermärchen zur Welt gebracht!

Gewiß kann Herr Rüſtow nicht gehindert werden, ſeine Anſichten über irgend welche Gegenſtände drucken zu laſſen. Aber eingedenk des Arndt'ſchen Wortes, daß Deutſchlands geiſtige Gränzen reichen, ſoweit die deutſche Zunge klingt, wünſchen wir lebhaft, Herr Rüſtow möge ferner nicht die deutſche Sprache mißbrauchen, um deutſches Recht im Auslande zu untergraben.

Brandenburger und Preußen im Sundewitt.

Der große Kurfürſt in Satrup, 1658.*)

„Am Sundewitt, am Sundewitt,
Er einſt für unſre Ehre ſtritt
Und warf den Feind zu Boden.
Er hat die Siegesbahn gezeigt,
Die unſer Adler aufwärts ſteigt.
Ehrt ihn, den großen Todten."

Alte Traditionen weiſen uns den Weg nach den nordiſchen Marken. Dort hat das Geſchlecht der faſt in allen Dingen praktiſchen und gediegenen ſächſiſchen Kaiſer ſich in Wahrheit als des Landes Schutz und Schirm bewährt, dort hat Brandenburg mit ſeine erſten Lorbeeren erfochten. Ueber den Aufenthalt des großen Kurfürſten im Lande ſind nur wenige Details bekannt geworden. Das Küſterhaus in Satrup, welches man als ſein Hauptquartier

*) Zürich, Friedrich Schultheß. 1864.

*) Aus dem nächſtens (Bremen, C. Ed. Müller) erſcheinenden Skizzenbuche: „Aus dem Torniſter eines preußiſchen Freiwilligen in Schleswig-Holſtein, von Emil Schneider (Mühlberg)."

Digitized by Google

bezeichnet, ſteht nicht mehr, doch mag das ſpäter erbaute ſich wohl genau an derſelben Stelle erheben, welche die Gegenwart des großen Fürſten geweiht und geheiligt hat. Man könnte daher dort immerhin mit einigem Rechte eine Denktafel errichten, vorausgeſetzt natürlich, daß dieſer Theil des Landes nicht wieder däniſch wird, denn ſonſt dürfte ſie ſchwerlich erhalten bleiben.

Bei dem im darauf folgenden Jahre ausgeführten Uebergange der brandenburgiſchen Truppen nach Alſen und nach Fühnen, wo ſie bei Nyborg wacker kämpften, war der Kurfürſt nicht perſönlich gegenwärtig.

Die Erde, welche unſerer Brüder Blut getrunken, und der Boden, welcher ſie bedeckt, müſſen uns heilig ſein für alle Zeiten. Auch für uns ſind die Braven gefallen und als Sieger von der blutigen Erde geſchieden; ihre Arbeit hat uns frei gemacht. — Die Heldengräber des hübſch gelegenen Kirchhofs zu Broaker veranlaßten den folgenden Nachruf für die gefallenen Waffengefährten:

Schweigend ruhen Eure Hügel, die der Frühling übergrünt,
Alte Schuld am deutſchen Reiche habt Ihr Braven wohl geſühnt.
Frei bis zu dem fernſten Meere iſt des Nordlands reiche Mark,
Und gebeugt in ſeinem Heere liegt das ſtolze Dänemark.

Ruht in Frieden, wack're Brüder, leicht mög' Euch die Erde ſein,
Und Euch preiſen deutſche Lieder von der Weichſel bis zum Rhein.
Bald, ach, ſchiedet Ihr vom Leben, ließt die Liebe trauernd hier,
Doch den ſchönſten Tod erlitten habt gewiß vor Allen Ihr.

In der Kampfluſt Jugendfülle und vom Pulverdampf umwogt,
Bei des Donners Grabgeläute Ihr zur Himmelsheimat zogt.
Unverloren, unvergeſſen ſeid Ihr in dem Strom der Zeit,
Im Gedächtniß ſollt Ihr leben bis in alle Ewigkeit.

E. Schneider.

Schweiz.

Galiffe's neue Beiträge zur Geſchichte der Reformation in Genf.

III.

Die Opfer des calviniſtiſchen Syſtems.

So ſchließt dieſe Epiſode, welche den offenen Kampf Calvins und ſeiner Anhänger gegen die Genfer Nationalpartei einleitet. Sie kann einen Vorgeſchmack von den Prozeduren geben, welche nun von Jahr zu Jahr bis zu der Vernichtung dieſer Partei im Jahre 1555 mit immer größerer Kühnheit ſich folgten, nach dem Maße, wie Calvin ſeine Stellung ſich immer mehr befeſtigen ſah. In dem zweiten Abſchnitt ſeines Buchs gibt Galiffe noch eine ganze Reihe von Beiſpielen, welche das Genfer Juſtizweſen in wachſender Demoraliſation darſtellen. Wir müſſen darauf verzichten, dieſes intereſſante Material und die daran geknüpften Betrachtungen hier noch weiter zu verfolgen, können uns jedoch nicht enthalten, dieſem Abſchnitt noch eine ſummariſche Statiſtik der Opfer zu entnehmen, welche in einem verhältnißmäßig ſehr beſchränkten Zeitraum dem calviniſtiſchen Syſtem fielen. Dieſer Zeitraum geht von der Rückkehr Calvins im Herbſt 1541 oder richtiger vom Anfang des Jahres 1542 bis Ende 1546, umfaßt alſo nur 4 Jahre. Er gehört noch zu den friedlichſten Perioden, denn noch hatte der offene Kampf der Calviniſten gegen die Nationalpartei nicht begonnen, noch hatten die Enthauptung Jacques Gruets, der berüchtigte Prozeß Ami Perrins, der ohne die Dazwiſchenkunft der Berner Bundesgenoſſen ebenfalls auf dem Schaffot geendigt haben würde, und andere Verfolgungen im Jahre 1547 nicht den Beweis geliefert, welche Rieſenſchritte zur abſoluten Gewalt der Reformator und ſeine Freunde in ſo kurzer Zeit gemacht hatten. Auch war jener Moment noch nicht gekommen, wo Calvin, die franzöſiſchen Flüchtlinge und ihr Anhang ſich ſtark genug fühlten, wie dies acht Jahre ſpäter, 1555, geſchah, ſich mit Einem Schlage aller ihrer politiſchen und religiöſen Gegner, die der Zahl nach einige Hunderte betrugen, durch den Tod und die Verbannung zu entledigen. Ebenſo wenig ſind hier die zahlreichen, größtentheils aus dem Auslande gekommenen Opfer berückſichtigt, welche, wie die Seb. Caſtalion, Hieron, Bolſec, Mich. Servet u. ſ. w., der Zorn Calvins aus dogmatiſchen oder kirchendisziplinariſchen Gründen traf. Galiffe ſpricht in dem angegebenen Zeitraum vielmehr nur von den beſtraften Perſonen, welche er die „laufenden Opfer" (victimes courantes) des Syſtems nennt. Bei einer flüchtigen Durchſicht der Staatsregiſter von 1542 bis 1546 zählt er nur achtundfünfzig Hinrichtungen und ſechsundſiebenzig Verbannungen auf, von welchen letztern die meiſten bei Todesſtrafe ausgeſprochen und durch vorhergehende Buße in bloßem Hemd, wobei der Verurtheilte eine Fackel in der Hand zu halten hatte, verſtärkt worden waren. Verurtheilungen geringeren Grades, obwohl ſie häufig mit Folter, Auspeitſchung, Halseiſen, Buße im Hemd, in bloßem Haupt und Füßen, einfacher Haft oder Gefangenſchaft bei Waſſer und Brod u. ſ. w. verbunden waren, hat der Verfaſſer gleichfalls nicht in Anſchlag gebracht.

Von den 76 Verbannungen betreffen nur 23 Genfer Bürger oder Unterthanen; 40 kommen auf Männer, 36 auf Frauen oder Mädchen. Sie vertheilen ſich nach der Natur der begangenen oder in den meiſten Fällen nur gemuthmaßten Verbrechen folgendermaßen: 6 Fälle von Diebſtahl, Hehlerei, Betrügerei u. ſ. w.; 13 von Korrektionalſachen, wie Schlägerei, Trunkenheit, Ungehorſam, Spiel, Vagabundiren, Verleumdung u. dergl.; 7 von Blasphemie, Wiedertäuferei, Sektirerei (dabei einige Fälle von Geiſtesverwirrung, aliénation mentale, die gelegentlich als Verbrechen behandelt wird); 21 von Vergehungen gegen die Sitten, wobei die Frauen gewöhnlich ſchlimmer wegkamen als die Männer, vorzüglich wenn letztere zur „Partei" gehörten; 27 von Hexerei und Peſtverbreitung (bei welcher letzteren gleichfalls ein Bündniß mit dem Teufel vorausgeſetzt wird); 2 von politiſchen Vergehungen. Bei den 58 Hinrichtungen dieſer vier Jahre ſind 30 der Opfer männlichen, 28 weiblichen Geſchlechts; 13 dieſer Perſonen wurden gehängt, 10 enthauptet, 35 lebendig verbrannt, nachdem ihnen vorher die rechte Hand abgehauen, einige auch mit glühenden Zangen gezwickt worden waren. Unter dieſen Todesſtrafen ſind 20 wegen gewöhnlicher Verbrechen, wie Mord, qualifizirter Diebſtahl, Falſchmünzerei, politiſche Vergehen, Schriftfälſchung u. ſ. f. gefällt worden. Bei den politiſchen Todesurtheilen kommt ein Fall vor, wo der Rath zuerſt ſich geneigt zeigte, gegen eine Loskaufsſumme den Angeklagten zu begnadigen, und erſt, als dieſe nicht aufgebracht werden konnte, zur Verurtheilung und Hinrichtung ſchritt! Und leider ſind, wie Galiffe nachweiſt, ſolche Fälle keineswegs vereinzelt; zu ſolcher Käuflichkeit und Verwilderung war die Genfer Juſtiz in jenen Zeiten herabgeſunken. Es gab eine förmliche Taxe für die Begnadigung; alles war fiskaliſch geworden unter dieſer ſchlechten Verwaltung. — Die 38 übrigen Hinrichtungen betreffen alle ſolche Perſonen, welche der Zauberei oder der Peſtverbreitung angeklagt waren, oder beider Verbrechen zuſammen; denn, wie bereits eben bemerkt, dieſe beiden angeblichen Verbrechen wurden in gleiche Linie geſtellt, und die ſogenannten semeurs und engrais-

Digitized by Google

seurs de peste galten ebenſo wie die sorciers und devins als dem Teufel mit Leib und Seele verſchrieden, von dem ſie die todbringende Salde erhalten haben ſollten. Natürlich wurden alle Geſtändniſſe durch die Folter erpreßt, und die von Calvin nach Genf gezogenen franzöſiſchen Rechtsverſtändigen hatten ſogar neue, bis dahin im Genfer Criminalweſen unbekannte Marterqualen importirt. Die Verurtheilten wurden auf einer Schleiſe durch die Stadt gezogen, indem die Gravirteſten auf dieſem Wege noch mit glühenden Zangen gezwickt wurden. Auf dem Molard, einem mitten in der Stadt gelegenen Platz, wurde ihnen die rechte Hand abgebauen; dann ging der Zug nach dem Plainpalais, einer kleinen, weſtlich ven Genf zwiſchen Arve und Rhone gelegenen Ebene, wo die lebendige Verbrennung der Unglücklichen stattſand. Der furchtbarſte, haarſträubendſte Fall, den unſer Gewährsmann in den Akten entdeckt hat, iſt jedenfalls der, daß im März 1545 der im Amte befindliche Scharfrichter Jean Granjat ſeine eigene, der Peſtverdreitung angeklagte Mutter lebendig verbrennen mußte, nachdem er ihr vorber die rechte Hand abgehauen batte! Mit Entſetzen wenden wir uns ab ven ſo vielen Greueln. Galiffe iſt geneigt anzunehmen, daß der furchtbare Wahnglauben von der Peſtverbreitung durch teufliſche Künſte von dem calviniſtiſchen Genf aus ſeinen Weg in die Nachbarländer fand, wie die von der Stadt Lyon, aus dem Wallis, aus den Schweizerkantonen, aus mehreren Städten Savoyens an die Genfer Regierung gelangten amtlichen Anfragen bezeugen. Doch waren auch früher ſchon, freilich in beſchränktem Umfang, einige ähnliche Fälle in Genf vorgekommen, und in Wiers Buch De Praestigiis finden wir (S. 525 in der deutſchen Frankfurter Ausgabe von 1575) eine Stelle, welche den Urſprung des entſetzlichen Aberglaubens nach Italien zu verlegen ſcheint. Daß dieſer durch die Autorität des großen franzöſiſchen Reformators neues Gewicht und immer weitere Verbreitung fand, unterliegt dagegen wohl keinem Zweifel. Ebenſo weiſt Galiffe nach, daß die Kriminaljuſtiz des biſchöflichen Genf keine ähnlichen Grauſamkeiten kannte, wie ſie unter Calvin zuletzt förmlich zur Tagesordnung wurden.

Das Mitgetheilte dürfte genügen, das hohe Intereſſe auch der neueſten Galiffe'ſchen Schrift genügend zu beurkunden. Sie verbreitet, wie die früheren Forſchungen deſſelben Gelehrten, ein ganz neues Licht über einen Zeitraum, Zuſtände und eine Perſönlichkeit, die bisher, wie wir Eingangs ſahen, der hiſtoriſchen Wahrheit entrückt und in den Bereich eines kunſtlich geſchaffenen, mit Parteilichkeit feſtgehaltenen Nimbus verſetzt waren. Die Veröffentlichung fällt in eine Zeit, wo noch einmal von der Partei, welche jene phantaſtiſche, götzenhafte Geſtalt geſchaffen, die außerordentlichſten Anſtrengungen gemacht werden, durch neue Weihrauchwolken den unbefangenen Blick des Publikums zu trüben. Im Mai des gegenwärtigen Jahres nämlich iſt auch in Genf, wie von den Proteſtanten in Frankreich, der dreihundertjährige Todestag Calvins gefeiert worden. In Frankreich hat das Feſt ohne Zweifel ſeine Bedeutung; am Leman aber wird eine Demonſtration beabſichtigt und die frommen Kreiſe bieten Alles auf, verlornes Terrain wiederzugewinnen. So wächſt alſo auch die actuelle Bedeutung der Galiffe'ſchen Enthüllungen, und es erklärt ſich das Aufſehen, welches die Schrift in Genf ſelbſt hervorruft, ſo ſehr auch eine in literariſchen und wiſſenſchaftlichen Dingen allzu zahme Preſſe ſie „todtſchweigen" möchte. Jede der Galiffe'ſchen Arbeiten iſt ein neuer Bauſtein zur Wiederherſtellung der Genfer Geſchichte, welche erſt dann gründlich wird dargeſtellt werden können, wenn die kritiſche, quellenmäßige Forſchung ſich über alle Zeiträume gleichmäßig verbreitet haben wird, für welchen Zweck jetzt auch manche andere tüchtige Kräfte thätig wirken. Noch fehlt in den Galiffe'ſchen Studien die wichtige Periode von 1532 bis 1540, d. h. der Zeitraum der erſten, von Bern kommenden Einführung der Reformation; worauf dann erſt das Erſcheinen des franzöſiſchen Reformators (1536) folgt. Auch dieſe Lücke wird, wie wir von dem Geſchichtsforſcher ſelbſt wiſſen, demnächſt ausgefüllt werden.

Galiffe mußte faſt überall von Grund aus neu beginnen, ſo zu ſagen aus dem Rohen herausarbeiten. Genfer Recenſenten, denen Eleganz der Form das Höchſte iſt, werfen unſerm unermüdlichen Forſcher wohl gelegentlich einmal vor, daß er die künſtleriſche Ausführung zu ſehr vernachläßigt habe. Für Leute, die ſich mit einer leichten Lectüre eine angenehme Stunde verſchaffen wollen, hat Galiffe allerdings nicht geſchrieben. Ihm kam es zunächſt auf eine Auffindung, kritiſche Sichtung und Zuſammenſtellung des Stoffes an; wenn dieſen Zwecken genügt war, ſo war auch ſeine Hauptaufgabe erreicht. Und er hat ſie mit ebenſo viel Fleiß und Kenntniſſen, wie mannhafter Geſinnung gelöſt. Daß er gelegentlich mit einiger Schroffheit auftritt, daß er bei dem humanen Antheil, welchen ihm das von Calvin in ſeinen tüchtigſten Vertretern um einen leeren Wahn und zur Befriedigung undegränzter Herrſchſucht hingeopferte Volk einflößt, manchmal vielleicht auch mildernde Umſtände überſieht, nicht immer die allgemeine Roheit eines ſtürmiſch drängenden Zeitalters, ſondern mehr den humaniſtiſch-ſittlichen Maßſtab der modernen Welt bei ſeinen Urtheilen in Anſchlag bringt — das wird man unſerm Forſcher kaum zum großen Vorwurf machen können, beſonders wenn man das Verfahren ſeiner Gegner kennt. Seine Angaben beruhen auf den Quellen, und wenn jene erwähnten Recenſenten es tadeln, daß Galiffe allzuſehr ſeine Belegſtellen häufe, ſo möchten wir gerade darin einen der beſonderen Vorzüge ſeiner Schriften erkennen. Denn bei dem bisherigen Dunkel, welches über jenen Zeiträumen und Zuſtänden ſchwebte, und gefliſſentlich erhalten wurde, kam es vor allem auf aktenmäßige, diplomatiſch treue Begründung der neuen Entdeckungen an, welche ſomit der Prüfung und Kontrole jedes andern Forſchers unterbreitet werden. Daß übrigens Galiffe auch nach den Geſetzen der künſtleriſchen Geſchichtsſchreibung zu arbeiten verſteht, hat er in ſeinem „Bazanſon Hugues" gezeigt, und Verfaſſer dieſer Zeilen ſelbſt hofft demnächſt Zeit zu finden, dem deutſchen Publikum den Beweis dafür in einer freien, ſich aber ſtofflich ſtreng an das Original haltenden Bearbeitung dieſes Buches vorlegen zu können.

Genf. Wilhelm Lampmann.

Frankreich.

Eine politiſche Epiſode des Juli-Königthums.*)

Die Denkwürdigkeiten eines Staatsmannes der, wie Franz Guizot, die Geſchicke des mächtigen und weit über ſeine Territorial-Verhältniſſe einflußreichen Franzoſen-Staates gelenkt hat, verdienen an und für ſich ſchon die regſte Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen, ſie verdienen ſie aber in noch weit höherem Grade, wenn dieſer politiſche Kopf noch unter den Mitlebenden weilt, wenn ſeine Gedankenarbeit ungeſchwächt fortdauert und das Drama ſeiner Tha

*) Memoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot. Tome 6me. Leipzig, Brockhaus, 1864. Edition interdite pour la France. 532 pages.

Digitized by Google

ten dem Leſer noch deutlich vor Augen ſchwebt. Guizot's Memoiren ſind gewiß ein unſchätzbares Material für die einſtige unbefangene Würdigung der Geſchichte des 19. Jahrhunderts. Dies iſt ein objektiver Ruhm derſelben, zu dem ſich glücklicher Weiſe auch ein ſubjectiver geſellt. Der ſubjektive Werth der Memoiren, welcher den objektiven verbürgt und vergrößert, beſteht in der Aufrichtigkeit, deren unverkennbarer Stempel dem Werke aufgedrückt iſt. Mag im Einzelnen hin und wieder ein klarer, unleugbarer Fehler des Orleaniſchen Miniſters durch einen liebenswürdigen Euphemismus und die dem Franzoſen eigene Gewandtheit der Darſtellung verdeckt ſein, das Ganze trägt um ſo ſchärfer und lebhafter jenen Stempel, je tiefer die Feder des Autors in den innerſten Zuſammenhang der Dinge einzutauchen und das genaueſte Detail zu geben ſich veranlaßt fand. Was man alſo an irgend einer Stelle nicht in den Zeilen unſeres Guizot ausgeſprochen ſteht, das lieſt man deutlich zwiſchen ſeinen Zeilen und es gehört bei der Ehrenhaftigkeit des Berichterſtatters keine ungewöhnliche Divinationsgabe dazu.

Ein gutes Buch läßt aus jedem Theile den Inhalt des Ganzen erkennen. Selten ward dieſer Satz wirkſamer bethätigt, als durch Guizot's Memoiren. Ihr Totaleindruck ſchwebt nicht in nebelgrauer Ferne über ihnen, ſondern er bekundet ſich in jedem Kapitel mit vollendeter Energie. Ueberall hat man die Empfindung, daß hier eine große politiſche Kataſtrophe geſchürzt wird und ein Märtyrerthum des conſtitutionellen Conſervatismus oder des Doctrinarismus, der Fleiſch und Bein anzunehmen ſuchte, in Ausſicht ſteht. Guizot hat unſeres Erachtens die Meiſterſchaft ſeiner Darſtellung dadurch am ſchönſten erwieſen, daß er die Kataſtrophe ſeiner Politik, ſeiner Partei, ſeiner Perſon und ſeines Herrſchers zum Brennpunkte aller Phaſen der Entwickelung macht und indem er die Gegenwart erzählt, unmittelbar das Räthſel der Zukunft löſt. Denn das Kommende ſchließt ſich immer auf's Engſte an das Vorangegangene an. Inſofern darf man dreiſt ſagen, daß Guizot ſich nicht geſchont hat. Die Fehler, in die er ſeit ſeiner erſten Beſitzergreifung eines Miniſterpoſtens verfiel, waren durchweg methodiſcher Art; ſie floſſen aus einer Geſammtanſchauung der Situationen und einer weithergeholten Berechnung der Umſtände, welche den pragmatiſchen Hiſtoriker, den gelehrten Profeſſor characteriſtiſch auszeichnet, aber dem praktiſchen Staatsmanne ſchwere Verlegenheiten bereitet hat.

Eine Dynaſtie vertheidigt man nicht durch bloßen Vertheidigungskampf. Und die Vertheidigung, die Rettung, die Erhaltung der Julidynaſtie war viel zu offenkundig der einzige Zweck jeder Regierungsmaßregel des Hauſes Orleans. Auch der queckſilbern regſame Thiers hat in dieſer Beziehung erſtaunliche Thorheiten geleiſtet. Vielleicht klingt es grauſam hart, wenn wir behaupten, daß der bitterſte Vorwurf, den man der Orleaniſchen Politik ins Antlitz ſchleudern kann, zugleich der treffendſte iſt. Allein der treue, gewiſſenhafte Anhänger der parlamentariſchen Monarchie darf vor der ungeſchminkten Wahrheit nicht zurückſchrecken. Es iſt leider nur allzu wahr, daß die theils in Ludwig Philipp perſonificirte, theils um ihn gruppirte Politik des Julithrons gar nicht zum unbefangenen Blick auf die allgemeine Weltlage, gar nicht zum Standpunkte der allgemeinen europäiſchen Intereſſen ſich erhob! Das iſt das Gegentheil von einem vagen Paradoxon. Man vergleiche doch nur die angſtvoll beſorgten Schritte der Julikabinette mit den ebenſo kühnen als vorſichtigen Schachzügen der Politik Napoleon's III. Dieſer Kontraſt wirkt ſchlagend. Die Herren Miniſter des Julikönigs dachten bei jeder Eventualität und jeder Unternehmung nur an die Exiſtenzfrage der Dynaſtie: „Wird auch nicht etwa der Thron hierüber umſtürzen?" Das hieß förmlich den Teufel an die Wand malen. Wer kann ſich einbilden, daß die Welt ſeine Befürchtungen nicht merkt, wenn er unabläſſig ein und dieſelbe Richtung ins Auge faßt, als drohe von dorther ſeinem Leben Gefahr? Sollten es die auswärtigen Mächte nicht gemerkt haben? Sollte es dem franzöſiſchen Volke nicht evident geworden ſein? Nur eine großartige Auffaſſung der Sachlage konnte retten, eine energiſche auf Europa gemünzte Politik, nicht aber das ſorgliche Hin- und Herrücken auf dem unſicheren Thronſeſſel, nicht der allgegenwärtige und ewige Gedanke an das Uebelwollen der Parteien und die Eiferſucht der Nachbarſtaaten. Allerdings hatte man darin Recht: im Grunde ihrer Seele mochten ſehr wenig Leute das Orleaniſche Regiment, in Frankreich und außer Frankreich; aber es war doch über das Maaß ungeſchickt, das Bewußtſein ſo ſtarker Antipathien auf Schritt und Tritt ſich merken zu laſſen und Jedermann auszuplaudern: „Hört, ihr Leute, ich fürchte mich, ich weiß ſehr genau, daß die Mehrzahl meiner Umgebung lieber heute als morgen meinen Tod wünſcht!" Eine wahrhaft köſtliche Naivetät! Furcht iſt zwar leider ſeit der Revolution von 89 ein Hauptagens der ſocialen Bewegung Frankreichs geworden, allein wenn nun einmal das Moment der Furcht unabweisbar ſich ausdrängt, ſo ſcheint es immer klüger, Furcht einzuflößen, als bei ſich ſelber Furcht zu empfinden. Jenes war von jeher das Mittel ſtarker Regierungen, die auf ſtraffe Gewaltübung ihrer Herkunft wegen angewieſen waren, dieſes von jeher der Fehler ſchwacher Regierungen, die über den Makel ihrer revolutionären Abſtammung nicht hinfort kommen können. Dem Orleanismus ſchlug das Legitimitätsprincip unaufhörlich in den Nacken; er wollte aller Welt kundthun, wie prächtig der Conſervatismus mit ihm, dem Julikönigthum, ſich vertrage, wie legitimiſtiſch es denke; er wollte Europa, d. h. die Großmächte, über ſeine ſchöne, durch und durch conſervative Loyalität beruhigen, mit den Verträgen von 1815 leben, aber auch die Charte constitutionelle von 1830 in Ehren halten und ebenfalls loyal conſerviren. Es kann ſogar im Allgemeinen behauptet werden, daß kaum jemals auf Erden eine loyalere Regierung einem Volke vorgeſtanden, als die Regierung des Königs Ludwig Philipp. Und doch mußte ſie fallen, denn mit Loyalität und Furchtſamkeit allein kann man der Welt ſein Daſein nicht aufdrängen.

Der vorliegende 6. Theil der Denkwürdigkeiten Guizot's iſt der getreue Spiegel unſerer obigen Gloſſen. Die tragiſche Ironie des hausväterlichen Bürgerkönigs, die freilich mehr Ironie als Tragik war, ſpringt aus der Epiſode von 1840—1842 in plaſtiſchen Zügen hervor, ſie iſt ganz eigentlich mit Händen zu greifen. Dieſer 6. Theil nimmt den Faden der Erzählung am 29. Oktober 1840 auf, an dem Tage, an welchem Guizot ſeinen Nebenbuhler Thiers, dem das Kriegeriſchſein ſo eben verunglückt war, in dem reellen Vorſitz des Cabinets (den formellen hatte nach wie vor der Marſchall Soult) und der Leitung der auswärtigen Geſchäfte abgelöſt. Die Leſer des 5. Theils erinnern ſich, daß im Grunde keine politiſche Combination, ſondern dem Charakter der Orleaniſchen Epoche getreu das am 15. Oktober 1840 durch den Bohner Marius Darmès an Ludwig Philipp verübte Attentat den Cabinetswechſel verſchuldet hatte. Das erſte Capitel des Theils und das 34. des Geſammtwerkes kann nun als ein klaſſiſches Modell für den Sorgenſtuhl des Julimonarchen und ſeiner Räthe gelten. Guizot unterhält uns am Eingang mit einer Auseinanderſetzung über das Rechnungtragen und Nichtrechnungtragen den

Digitized by Google

Mächten und den Volkswünſchen gegenüber, einer Auseinanderſetzung der Situation, die ſehr ſchön geſchrieben, in ſehr wriſem Ton gehalten und ſicher auch ſehr weiſe gemeint war. Man wird bereits durch die erſten Sätze unterrichtet, daß Frankreich in Folge ſeiner orientaliſchen Politik zu Gunſten des ehrgeizigen Mehemed Ali ſich auf drm Iſolirſchemel befand und daß es hohe Zeit war, ſich uach Stützen umzuſehen, ſich im Innern und nach Außen hin zu kräftigen. Herr Thiers, der Amtsvorgänger Guizol's, hatte ſchon gleichfalls den Stachel dieſer Iſolirung empfunden, er hatte vor Allem nach einem Stützpunkt im Innern getrachtet und war bei ſeinen pelitiſchen Meditationen auf die Volksſympathien für Napoleon I., auf die Idee der Abholung ſeiner „Aſche“ von St. Helena gekommen. Man gedachte dem Bonapartismus ſeine Popularität gleichſam aus den Eingeweiden herauszuſchneiden, ſie auf das Julikönigthum, dieſen „Bewahrer aller edlen Inſtincte des franzöſiſchen Volkes,“ hin- und abzuleiten und dadurch den Prinzen Louis Napoleon unſchädlich zu machen. Guizot trat im zweiten Monat ſeiner Amtsführung die Erbſchaft der hohen Idee des Rivaleri an und ſchildert in Tacitiſcher Kürze, doch ausdrucksvoll genug, die Landung der Kaiſerleiche am 30. November und ihre Beiſetzung im Invalidendom am 15. December 1840. Der ſchwarze Anſtrich der Fregatte Belle Poule, welche der Orleaniſche Königsſohn, der ritterliche Prinz von Joinville, über den Atlantiſchen Ocean zum Grabe des ſchlachterprobten Imperators geſteuert hatte, war ein finſteres Symbol für die Julidynaſtie; dieſe Fregatte war der ſchwimmende Sarg des Orleanismus, der in blinder Vermeſſenheit einen dräuenden Geiſt beſchwor und ſeine lebendigen Feinde noch um einen todten, doch im Volksbewußtſein ſtets fortlebenden Gegner vermehrte. Welch' unſägliche Therheit dieſe Abholung der Kaiſerleiche, dieſe Erweckung der ruhmreichen Erinnerungen an den Monarchen, welcher die Neider des franzöſiſchen Revolutions-Koloſſes zittern gemacht hatte! Welche Thorheit von Seiten eines friedliebenden Regiments! So eben war man, des lieben Friedens halber, vor den Greßmächten zurückgewichen; der Sommer 1840 hatte keine franzöſiſchen Waffen an der Rheingränze geſchaut, ja man war entſchloſſen, dem gehätſchelten Schützling Mrhemed Ali das erbeutete Syrien rauben zu laſſen, und jetzt zeigte man dem franzöſiſchen Volke die einbalſamirte Lriche, die unzerſtörten Züge des ſieggewohnten Soldatenkaiſers, den kleinen Hut und den ſchmalen Degen, die grüne Jägeruniform des gewaltigen Nimrod! Fehler zu begehen in der Politik iſt erlaubt, weil es alle Tage vorkommt, aber Fehler wie jener fallen unter die Kategorie der Staatsverbrechen; es ſind Attentate gegen die rigene Sicherheit, gegen die eigene Exiſtenz. Die ſtets wache, ſtets ventilirte Exiſtenzfrage des Julithrons wurde hier gegen ihn ſelbſt gewandt! Wahrlich die Julidynaſtie hat das politiſche (?) Verdienſt, die „Napoleoniſche Idee“ in Frankreich wieder eingeführt zu haben!

Ein ähnlicher Mißgriff war es unter den gegebenen Umſtänden, wie man die Befeſtigung von Paris betrieb. Alle Welt ſagte den Miniſtern auf den Kopf zu, die Bollwerke der Hauptſtadt würden nicht gegen das Ausland, ſondern gegen das Inland und deſſen Unruhe gerichtet. Guizot räumt in ſeiner Darſtellung mit gewöhnlicher Offenheit ein, daß der zweite Punkt wirklich den Schwerpunkt der Sache bildele; er entwickelt uns, während er die Vorliebe des Marſchalls Soult für die den Pariſern anſtößigen „detachirtrn Forts,“ das von den Generalen Haco und Clauzel proponirte, von der Bevölkerung erwünſchte Syſtem der Umwallung, das Schwanken des Cabinets, das von Maiſon befürwortete gemiſchte Syſtem und das perſönliche Intereſſe des Königs und des Herzogs von Orleans an dem Befeſtigungsplane ſchildert, alle Momente einer vom innerſten Antriebe der Furcht geleiteten Berathung, die, um ſchließlich nirgends oder beſſer überall anzuſtoßen, ſich für das gemiſchte Syſtem, ſowohl der Umwallung als der detachirten Forts, entſchied, weil die Juliregierung zwei Hauptzwecke: Sicherung vor dem Auslande, Sicherung vor dem Inlande, im bitteren Gefühl gränzenloſer Unſicherheit verfolgen zu müſſen glaubte.

Gegen wen iſt die Feſtung Paris eine Feſtung? fragte ſich Europa im Jahre 1840, und dieſelbe Frage empfing von ganz Frankreich alltäglich die unliebſamſte Antwort. Den Schwachen iſt es gefährlich, ſich ſtark zu heucheln, und die Gegenwart, welche den Februar 1848 erlebt hat, fragt ihrerſeits (iſt ſie conſtitutionell, vielleicht mit gepreßter Stimme): was hat die Feſtung Paris dem Julithron genützt, was ſeine Schonung aller Sympathien, was ſeine parlamentariſche Loyalität, was ſein europäiſcher Conſervatismus? Wir denken: Niemand kann zween Herren dienen; wer dem Schein der Dinge ſich hingiebt, verfällt der böſeſten Macht des Erdballs und, das iſt die furchtbarſte Großmacht!

Eine Regierung, die auf Dauer Anſpruch machen will, muß den Glauben an ſich ſelbſt beſitzen und nicht in jedem Staatsbürger einen Feind erblicken. Die Julidynaſtie ſah aber nur ringsum Feinde, weil die unaufhörlichen Attentate gegen den König und die königlichen Prinzen das Mißtrauen ſtets in Athem hielten und der Regierung immer wieder und wieder zu Gemüthe führten, wie unbeliebt ſie war. Man denke ſich, der Herzog von Aumale (der dritte Sohn Ludwig Philipps), kehrt am 13. September 1841 an drr Spitze des von ihm als Oberſten befehligten 17. leichten Infanterie-Regiments nach ſieghaften Kämpfen, für welche das Antlitz der Krieger und die vom Pulver geſchwärzte, von Kugeln zerfetzte Fahne der Schaar Zeugniß gab, aus dem neugewonnenen Algerien zurück, die Herzoge von Orleans und von Nemours holen den tapfern Bruder ein; war das die rechte Gelegenheit für einen Mordverſuch auf die Prinzen? Als ſie durch die Rue Saint-Antoine ziehen, fällt aus nächſter Nähe ein Schuß auf die fürſtliche Gruppe, aber ſtatt des jugendlichen Oberſten wird nur das Pferd des neben ihm reitenden Oberſt-Lieutenants Levaillant getroffen und ſtürzt unter dieſem zuſammen. Ein peinlicher Anblick, den Soldaten wie dem Volke. Und dies war kaum ein Jahr nach den Obſequien des Kaiſers Napoleon I. geſchehen! Zwei Tage nach denſelben, am 17. Dezember 1840 wurde die Pariſer Zeitung Le National vor den Schwurgerichtshof der Seine geſtellt, weil ſie in ihrer Nummer vom 9. Dezember, von Thiers und Guizot ſprechend, erklärt hatte: „Was kümmern uns Eure hohlen Zwiſtigkeiten? Ihr ſeid Alle Mitſchuldige. Aber der Hauptſchuldige: o, wir wiſſen wohl, wer er iſt und wo er iſt; Frankreich weiß es auch und die Nachwelt wird es ſagen; aber Ihr, Ihr ſeid die Mitſchuldigen geweſen!“ — Man glaubt zu träumen, wenn man dergleichen unter den Augen des Königs in der Hauptſtadt ſeines Reichrs veröffentlichte, ihn unverblümt perſönlich anklagende Worte lieſt! Solche Dinge bot man dem conſtitutionellen, dem nicht verantwortlichen, dem vom Geſetz geheiligten, unverletzlichen Herrſcher! Und weit gefehlt, daß die Pariſer Geſchwornen wider den Läſtermund eingeſchritten wären! Nein, ſie ſprachen den National frei! Gleich am Tage nach der Freiſprechung rief er bei Ankündigung derſelben aus: „Ja, es war der König, den wir bezeichnen wollten; unſer Gedanke war ſonnenklar, unſere Ausdrücke gaben ihn ganz treu wieder. Es leugnen, wäre eine wahrhafte Beſchimpfung des geſunden Menſchenver-

Digitized by Google

ſtandes und der Intelligenz der Jury geweſen und unſererſeits eine unwürdige Lüge!" Dieſe directeſte Majeſtätsbeleidigung zog denn doch Strafe nach ſich? Bewahre der Himmel! Die Geſchwornen des Seine-Departements ſprachen zum zweiten Mal frei! Was kümmerte ſie der Träger des baumwollenen Regenſchirms und der freigebige Spender cordialer Händedrücke? Dieſer Julikönig imponirte ihnen nicht, ſie ließen ihn ruhig beſchimpfen.

Daß Ludwig Philipp nicht die ihm unnatürliche Rolle des Eroberers ſpielen mochte, verzeiht man ihm gern, um des Weltfriedens halber, der durch ſeine Friedfertigkeit auf Jahrzehende gewonnen ward; doch, moraliſche Eroberungen mußte er dafür deſto größere im Innern des Reiches machen; er mußte ſich mit einem Parlamente umgeben, das den wahrhaften Ausdruck des Volkswillens, die unverfälſchte Stimme der Nation darſtellte. Dieſe Muth erfordernde That hat Ludwig Philipp verabſäumt. Seine durch die Höchſtbeſteuerten gewählte Deputirtenkammer mit ihrem ſtarken bureaukratiſchen Beiſatz konnte nicht für eine unabhängige Volksvertretung gelten. Es war ſehr kurzſichtig und ein wiederum nur von der Angſt dictirtes Verfahren, daß Guizot's Miniſterium die Reformvorſchläge der Herren Gameron und Ducos vom 10. und 14. Februar 1842 von der „dynaſtiſchen" Majorität verwerfen ließ. Ludwig Philipp, der Stützen ſo bedürftig, hätte an einer der Stellenjägerei unzugänglichen, von der ganzen Nation erkorenen Vertretung, an einem beim Volke beliebten Parlamente die einzig dauerhafte Stütze gefunden; er verſchmähte dieſen kräftigſten Anhalt des verfaſſungsmäßigen Thrones, er opferte, wenngleich wider ſeinen Willen, dem Götzen des Schein-Conſtitutionalismus, und ehe er ſich deſſen verſah, war ſein Platz unterhöhlt und das Julikönigthum ſank in Trümmer! —

Trauttwein von Belle.

England.

Erinnerungen eines Flüchtigen.

Von Berlin nach London.

III.

Das Tau-Ende, oder Ideal und Wirklichkeit.

Das Haus des Kapitäns lag, bloß durch einen Vorgarten getrennt, weiß und weitleuchtend zwiſchen den düſtern Fiſcherhütten, am Ufer des Fluſſes, von welchem ein Graben dicht an das Haus führte. In dieſen Graben lief unſer Kahn ein und wir ſprangen tuſtig an's Land, uns gegenſeitig raſch eine gute Nacht wünſchend.

Omnibus ſtieg langbeinig nach ſeiner Schlaf-, Werk und Wohnſtätte hinauf, ich trat ganz heiter beim Kapitän in die Parterre-Wohnſtube ein, wo um dieſe Zeit, außer der Familie gewöhnlich noch andere Leute verſammelt waren. So ſah ich mit Erſtaunen, daß der Kapitän ganz allein, unruhig und puterroth im Zimmer auf und abſchritt, wie ein wildes Thier im Käfig.

„Um Gottes willen, was iſt Ihnen, lieber Kapitän? Was iſt hier vorgefallen?"

Er ging, er ſtürzte noch einige Male raſcher, raſender im Zimmer hin und her, ein mehrfach gedrehtes, hartes Tau-Ende in der Hand. „Sollen's gleich erfahren," ſtotterte er faſt ſprachlos vor Wuth heraus. „Keinen Knochen will ich an Ihnen ganz laſſen. Das hab' ich geſchworen, Sie — Sie — Alles geleſen auf Ihrer Stube. Mich zum Dummkopf gemacht. — Und das ſoll gedruckt werden, wie? Mich, der ich Ihnen Zuflucht — mich vor der Welt — daß es alle Leute leſen können — mit Fingern auf mich zeigen?" —

„Erlauben Sie, liebſter, beſter Kapitän, — Wo denken Sie hin? Beruhigen Sie ſich erſt und ich will Ihnen deutlich auseinander ſetzen —"

„Ich bin deutlicher", brüllte er in furchtbarer Wuth, mit dem Tau-Ende auf mich zuſpringend.

„Einen Schlag — und ich ſteche Sie in demſelben Augenblicke nieder!' ſchrie ich nun auch mit aller meiner Kraft und hielt ihm ein großes, aufgeklapptes Gartenmeſſer entgegen. Ja' hatt' es in demſelben Augenblicke gezogen, als ich die lieblichen Worte vernahm: „Keinen Knochen ganz laſſen!" Ich erinnere mich genau, daß ich in dieſem Augenblicke feſt entſchloſſen war, den erſten ſchmachvollen Schlag durch einen Stich zu rächen.

Hinter der verſchloſſenen Thür im Nebenzimmer kreiſchte die Frau erſchreckt auf, die Kinder ſchrieen. Der Kapitän ſprang vor dem Meſſer zurück.

„Um Gottes willen, Herr Kapitän, laſſen Sie uns als Männer reden und zwingen Sie mich nicht, eine Brutalität, eine Schmach, die Sie mir anthun wollen, mit Blut zu rächen. Hören Sie, hören Sie es genau, einen Schlag nehm' ich nicht hin, ohne es auf Tod und Leben ankommen zu laſſen. Sonſt jede Genugthuung!" —

Er ſah bläulich weißlich aus und ließ das Tauende ſchwach herunter hängen. Jetzt glaubte ich gewonnen zu haben. Ich ſchritt ſacht' auf ihn zu, legte meine Hand auf ſeine Schulter und ſagte ganz weich und herzlich: Wir haben uns bisher gegenſeitig ſo lieb gehabt, beſter Herr Kapitain! und jetzt dieſe Situation! Hab' ich Sie erzürnt, will ich Ihnen jede Satisfaction geben, wie ſie ein Paar anſtändige Leute nur irgend verlangen und geben können. Nur hören Sie mich erſt an! Der Kapitän in der Novelle —

— Das ſoll ich ſein! Welch 'nen Hanswurſt —

„Der Kapitän in der Novelle iſt eine komiſche, heitere, liebenswürdige, erdichtete Figur, erdichtete, tieber Herr Kapitän!!" —

„Ach was, Redensarten! Sie haben mich lächerlich gemacht! Denken Sie, ich bin ſo dumm, daß ich nicht leſen kann?"

„Bitte, beruhigen Sie ſich. Göthe ſagt" —

„Ich ſcheere mich den Teufel um das, was Göthe ſagt. Ich ſage, daß Sie ein niederträchtiges Pasquill auf mich gemacht haben."

„Wenn das wahr iſt, wenn Sie daſſelbe noch ſagen, wenn ich mit Ihnen meine Erzählung durchgenommen" —

„Iſt verbrannt, verbrannt hab' ich die Sudelei." —

„Wie? Sie haben" —

„Verbrannt hab' ich die Schmiere, verbrannt, verſtehen Sie das?"

Jetzt dacht' ich eine ganze Reihe Gedankenſtriche mit einzelnen Worten dazwiſchen: „Zwei Arbeiten — ein ganzes Jahr — von Hinkeldey kurz vor der Aufführung verboten, — Mieths-Broſchüre — Hochverräther, — dickes Buch von Staats- und Gelehrtenſachen in Kaſſel mit einem ganzen Verlage weggenommen — endlich „unſchuldige" Novelle verbrannt und das Ende davon ein Tau-Ende." —

„Wiſſen Sie, was das heißt?" fragte ich endlich.

„O ich weiß wohl, Sie können mich verklagen, wenn Sie als ſteckbrieflich Verfolgter" —

„Schon gut. Sie fühlen ſich alſo ſicher. Nichts mehr davon. Ich kann Ihnen nicht einmal zürnen, da ſie einmal geglaubt haben, ich habe Sie lächerlich machen wollen. Göthe ſagt, bitte — Göthe ſagt, man ſolle bei Dichtungen ſich immer fragen, ob man etwas

Digitized by Google

Erlebtes zu Grunde legen könne. Ich habe hier auch Erlebtes zu Grunde gelegt, aber etwas ganz Neues daraus gemacht, ideale Figuren, die mit dem Erlebten nur einzelne Thatſachen gemein haben, aber ganz andere Menſchen ſind. Sie werden auch geſunden haben, daß der Kapitän in der Novelle tauſenderlei Dinge thut und ſagt, die Sie nie" —

„Um ſo ſchlimmer. Dadurch haben Sie mich eben nur um ſo lächerlicher machen wollen." —

Kurz, wie lange ich mich auch noch bemühte, ihm den Unterſchied zwiſchen Ideal und Wirklichkeit deutlich zu machen, wie gut es mir endlich auch gelang, die Menge liebenswürdiger Züge in dem Charakter des Novellen-Kapitäns für meine gute Geſinnung gegen den wirklichen aus der Aſche phönixartig auffliegen zu laſſen, — Summa Summarum verſtand er doch keinen Spaß. Das Tau-Ende lag am Boden, aber unter ſeinem Dache ſollt' und durft' ich nicht mehr ſchlafen. —

Nachdem ich bei Freund Omnibus unter der Drehbank (er war natürlich auch Drechsler) auf drei friſchen Schaffellen, die er gerben und ſeiner Schweſter zu einem Pelze verarbeiten ſollte, von Tau-Enden, Meſſerſtichen, Gensdarmen, Ketten und Kerkern, geſchorenen Köpfen, grauen Jacken, Spulen und Spindeln und ſonſtigen höheren Kunſtgegenſtänden geträumt hatte, glaubte ich auch mir wachend gefallen zu laſſen, wie ein furchtbarer Rieſe mir mit einem dumpf aufdröhnenden Hammer Nägel in den Kopf ſchlug. Es war aber doch nicht recht angenehm, ſo daß ich mit der Hand nach dem Hammer griff und damit meinen Freund Omnibus in ſeiner Arbeit ſtörte. Dieſe beſtand darin, daß er auf meine neubeſohlten Stiefeln eben Nägel ſchlug.

„O ſeht, wie ſtrahlet ſchön der Moegen
Hier am Geſtad' nach trüber Nacht."

ſang er mir mir ſeinem gewaltigen, luſtigen Baſſe zu.

Ich klagte über Kopfſchmerzen. Schuſter Omnibus verwandelte ſich in Doktor und Apotheker, rührte mir ein Pulver ein und reichte es mir mit dem Mephiſto-Ausſpruche:

„Der Geiſt der Medizin iſt leicht zu faſſen:
Man durchſtudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende geh'n zu laſſen,
Wie's Gott gefällt."

„Nehmen Sie getroſt, Doktor! Ein Doktor hackt dem andern die Augen nicht aus. Das Pulver iſt gut. Ich hab' das Pulver erfunden. Warten Sie zehn Minuten und Sie ſingen wie der Fieberkurirte in „Doktor und Apotheker" (durch die Fiſtel:)

„Herr Fips, mich treibt die Freu — eude her,
Das Fieber iſt verſchwunden." —

Das war ſo ſeine Art. Ein untergegangenes Genie durch und durch und der beſte, heiterſte, gutmüthigſte, naivſte Menſch, der mir je auf Erden vorgekommen. Der wüthende Kapitän hat auch Deine Apotheoſe mit verbrannt, Du höchſte Glorie aller heruntergekommenen Götter unter den Menſchen! Jetzt biſt Du mir ein freundlicher, aber unbeſtimmter Schatten geworden, wie ſo viele liebe Freunde und Freundinnen, die wie nie alternde, unzertrennliche Gefährtinnen dieſer ſüßen Gewohnheit des Daſeins alle Tage kamen und gingen, wie das liebe Sonnenlicht und doch endlich ſanken, ohne je wieder aufzugehn.

Wir tranken eine ſeiner Erfindungen, geröſtete Gerſte als Kaffee, Malzextrakt, den alſo mein Freund Omnibus erfunden hat, nicht der Anzeige-Fabrikant in der „neuen" Wilhelmsſtraße zu Berlin. Wir tranken Malzextrakt und ich nahm herzlichen Abſchied, um durch furchtbar aufgeweichte Lehmwege mich bis zur nächſten Stadt hindurchzuwinden. Ein entſetzlicher, weiter, ermüdender, erſchöpfender Weg.

Arabien.

Arabiſche Namengebung.

Der preußiſche Konſul für Syrien, Herr J. G. Wetzſtein in Damaskus, der ſich um die Kenntniß dieſes Landes namentlich durch ſeine auch in unſeren Blättern beſprochenen Reiſen in das wenig bekannte Haurängebirge große wiſſenſchaftliche Verdienſte erworben, hat jetzt ſeine in jenen wichtigen Gegenden geſammelten griechiſchen und lateiniſchen Inſchriften herausgegeben. Sie liegen uns in einem beſonderen, aus den Abhandlungen der Berliner Akademie (1863) veranſtalteten Abzuge*) vor und werden gewiß nicht verfehlen, das lebhafteſte Intereſſe der gelehrten Welt zu erwecken. Sie belaufen ſich auf 207 Nummern, von denen freilich manche nur wenige Worte enthalten; die größte Anzahl derſelben iſt griechiſch und zum Theil ſchon aus chriſtlicher Zeit herrührend. Sehr wichtig iſt das hinten angefügte, umfangreiche Verzeichniß der in dieſen Inſchriften vorkommenden arabiſchen, aber in griechiſcher Schrift feſtgehaltenen Eigennamen, inſofern damit die philologiſche Erklärung aus der arabiſchen Sprache verbunden iſt. In Bezug auf die Namengebung bei den Arabern finden wir einen ſehr leſenswerthen Exkurs, den wir hier mittheilen wollen.

„Die Araber haben ſich zu keiner Zeit, wie die heutigen europäiſchen Völker, mit einer Handvoll abgeſtorbener und verſteinerter Eigennamen beholfen, vielmehr ſichtete bei ihnen jede Generation das überkommene Erbe ihrer Vorgängerin und erſetzte den Abgang durch neue, dem eigenen Leben und dem eigenen Geſchmacke entſprechende Namen. Tauſende derſelben entſtehen mit ihren Trägern und ſterben wieder mit ihnen ab, weil ſie nicht, wie bei uns, bedeutungsloſe, den Nummern ähnliche Unterſcheidungszeichen ſind, ſondern beſtimmte appellative Bedeutung haben, die meiſtens von einer direkten Beziehung zu der genannten Perſon ſind, ſei es, daß ſie an zufällige Ereigniſſe und Umſtände bei der Geburt erinnern oder durch eine körperliche Eigenſchaft, oft auch nur durch das momentane Befinden des Kindes, veranlaßt werden. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß dies die nämliche Baſis iſt, auf welcher die bibliſche Namengebung beruht; eine ſolche Uebereinſtimmung iſt aber für uns von Intereſſe und für die Exegeſe der Bibel von Nutzen. Jene uns ſo fremdartige Sitte der Semiten beſteht, wie im grauen Alterthume, ſo noch heutigen Tages in ungeſchwächter Volksthümlichkeit fort.

„Im Jahre 1860 war ich Gaſt des Scheichs Toĕmis, Oberherrn des Stammes der Meſaid, und dieſer ſtellte mir ſeine drei Söhne, Suwerân, Furĕwân und Galûs, vor. Auf meine Frage, was die Namen bedeuteten, ſagte der Vater, der älteſte ſei in einer Hürde (suwêra) geboren worden, der zweite ſei als Siebenmonatskind zur Welt gekommen und habe zwei Monate lang in einem Pelze (fuĕwn) geſteckt und der dritte ſei bei ſeiner Geburt klein wie eine Puppe (galûs) geweſen. Der eigene Name des Toĕmis bedeutete

*) Ausgewählte Griechiſche und Lateiniſche Inſchriften, geſammelt auf Reiſen in den Teachenen und um das Haurängebirge von Joh. Gottfr. Wetzſtein. Mit einer Karte. Berlin, Druck der Akademie, 1864. In Kommiſſion in F. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann)

Digitized by Google

„den kleinen Blinzer," da er bei ſeiner Geburt die tamasa (eine Augengeſchwulſt) hatte. Ein durch ſeinen Edelmuth in der Steppe gefeierter Mann, der Scheich der Sulubât, heißt Fuwerân, weil bei ſeiner Geburt eine Maus (fuwêra) über die Mutter lief. Ein Damascener Kaufmann heißt Zalamtani, weil ſeine nach der Niederkunft ſterbende Mutter zu dem Kinde ſagte: „Du haſt mir Unrecht gethan" (zalamtani). Im Winter (sitâ), Sommer (qêd), Regen (matar), Nebel (ghathâth), am Trânkort (menhil) geboren, heißt das Nomadenkind Sitwân, Quêdân, Matrân, Ghuthêjith, Munêhil. Ein Beduinenmädchen in der Nacht (lêl), am Morgen (subh), auf der Wanderung (rahil), beim Gaſtmahl (kerma), in einem Dorfe (qirja), bei Thau (tall) oder Schnee (thelg) geboren, würde Lêla, Subêha, Ruhêla, Kerma, Qirjâna, Talla, Thelga genannt werden.

„Fällt bei der Geburt das Auge der Mutter auf einen Ameiſenhaufen (niml), auf des Mannes Lanze (zâna), Streitroß, Jagd-Unze (fahed) u. ſ. w., ſo wird ſie die Tochter Nimla (Ameiſe), Zâna, Filwa (Füllen), Fuhêda nennen. Bei dem Stamme der Belkâr in Gôlân fragte ich ein durch ihre Schönheit auffallendes Mädchen nach ihrem Namen, und ſie nannte ſich Zôêla, „der kleine Irrgee," erklärend, daß ſich ihre Eltern geärgert hätten, weil ſie nicht ein Knabe war. Einem in dem Dorfe Sekkâ als Flüchtling lebenden armen und kranken Manne wurde ein Kind geboren, das er Dêf-allâh, „Gottesgaſt," nannte, weil er zweifelte, es ernähren zu können. Ein Beduine, deſſen Tochter Ghubna, „die Sorge," hieß, erzählte mir als Veranlaſſung dieſes Namens, daß, da bei ihrer Geburt eine ſchwarze Ziege, die man als Löſegeld bei der Geburt eines Mädchens ſchlachten muß, nicht bei der Hand geweſen, er ſich ſchnell auf das Pferd eines anweſenden Gaſtes aus Damaskus geſetzt habe, um das Thier zu holen, aber beim Ueberſpringen eines Grabens geſtürzt ſei, wobei das Pferd einen Fuß gebrochen habe. Wie nun der Gaſt erklärte, daß er in Betracht der Umſtände das Thier nicht erſetzt haben wolle, habe er in einer Anwandlung von Hochherzigkeit ausgerufen: „Nun, ſo erziehe ich Dir das Mädchen als Deine Braut!" der Andere habe ſie acceptirt, und dieſer Umſtand ſei die Urſache ihres Namens, denn der Gedanke, daß das Kind der Feelheit die Frau eines Städters werden würde, ſei die Sorge ſeines Lebens. Von zwei mir befreundeten Stammhäuptern der Ruwala wurde der Eine bei der Hochzeit ('irs) geboren und deshalb Moarvis, „Hochzeitmacher (ſeiner Kinder)," benannt, ein Name, der zugleich von guter Vorbedeutung für ein langes und glückliches Leben war. Bei der Geburt des Andern wurde die Niederlaſſung von Ibrâhim Paſcha's Landreitern überfallen, deren Anführer, einen in der Steppe ſehr gefürchteten Offizier, die Beduinen nur unter dem Namen ſeiner Hofcharge als Gaftân Aga, „Mantelbewahrer," kannten. Das Kind erhielt daher den Namen Gaftân.

„Natürlich giebt es auch eine Menge Eigennamen, die häufiger wiederkehren, was hauptſächlich daher kommt, daß der Enkel ſehr oft wie der Großvater genannt wird, um, wie man ſagt, den Namen des verſtorbenen Großvaters zu beleben. Auch die Namen berühmter Stammgenoſſen ſind häufig, weil ſie guter Vorbedeutung ſind. Bei den in Städten und Dörfern anſäſſigen Arabern, welche durchgängig gute Muſelmänner, Chriſten oder Juden ſind, findet man ſelbſtredend alle diejenigen Eigennamen, an welchen die religiöſe Tradition haftet, denn ſie gelten für ſegenbringend."

Gifford Palgrave über Arabien.

(In der Geographiſchen Geſellſchaft zu London.)

Am 22. Februar d. J. hatte die „Königl. geographiſche Geſellſchaft" in London unter dem Vorſitze ihres Präſidenten Sir Roderich Murchiſon eine ungewöhnlich zahlreich beſuchte Sitzung, um den Bericht des Herrn Gifford Palgrave (Sohnes des vor Kurzem verſtorbenen Geſchichtsſchreibers, des Master of the Rolls Sir Francis Palgrave) über die Reiſe anzuhören, welche er von Gaza in Syrien aus mitten durch Arabien nach El Chalif am Perſiſchen Meerbuſen und von dort nach dem wenig bekannten Königreich Oman an der ſüdöſtlichen Spitze Arabiens gemacht hat. Der vorgeleſene Bericht enthielt, nach dem Ausdrucke des ausgezeichneten Reiſenden, kaum mehr als eine magere Inhalts-Anzeige (skeleton) ſeiner Reiſe-Erfahrungen; aber ſelbſt in dieſer unausgeführten Form verdient er beſondere Aufmerkſamkeit, weil er von Gegenden und Ländern handelt, über die ſo wenig bekannt und doch ſo viel Falſches verbreitet iſt. In Gaza hatten die Reiſenden ſich mit Verkleidungen zu verſehen, da die nomadiſchen ſowohl als die anſäſſigen Araber allen Europäern, ſelbſt die Türken nicht ausgenommen, ſo feindſelig geſinnt ſind, daß ſchon mancher kühne Reiſende unter ihnen ſeinen Tod gefunden. Herr Palgrave reiſte als wandernder Doktor oder galt eigentlich den meiſten Perſonen, mit denen er in Berührung kam, als ein Charlatan, der in ſeiner Geburtsſtadt Damaskus ſich irgend eines Verbrechens ſchuldig gemacht hatte und deshalb nach Arabien geflohen war. Dieſe Maske, durch einige Kenntniſſe der Arzneikunde vervollſtändigt, war ihm dadurch ſehr nützlich, daß ſie ihn mit allen Klaſſen der Geſellſchaft in Berührung brachte und ſogar eine große Anzahl Perſonen aus weiter, 10—12 Tagereiſen abgelegener Entfernung um ihn verſammelte. Von dieſen Patienten konnte er die beſte Auskunft über den Weg erhalten, den er zu nehmen hatte, um die Ortſchaften zu vermeiden, in denen eine politiſche Aufregung herrſchte, die ſtellenweiſe bedeutend genug war, um den Namen einer Revolution zu verdienen. Der Redner bemerkte entſchuldigend, daß er ſeine Mutterſprache faſt vergeſſen habe, da er 18 Jahre von England abweſend war und während dieſer Zeit faſt ausſchließlich Arabiſch geſprochen hatte.

Beim Ueberſchreiten der Gränze von Gaza aus kommt man zunächſt in die Wüſte und erreicht Djebel Schonur, das nördlichſte Königreich Arabiens, bei Man. Von hier eilten die Reiſenden in öſtlicher Richtung weiter durch eine andre 7 Tagereiſen lange Wüſte, die nur Einen Brunnen enthält und in der ſie während eines erſtickenden Wüſtenwindes beinahe umgekommen wären. Darauf kamen ſie nach Jauf, einer Ortſchaft mit einigem Handel, mitten in der Wady Serhan. Von dort wandten ſie ſich ſüdlich nach Haib, der Hauptſtadt von Djebel Schonur, einer Stadt von 20,000 Einwohnern, nahe an der ſüdlichen Gränze des Königreichs. Jetzt waren ſie an den großen Centralebenen Arabiens und im Begriff, das vielbeſprochene Königreich der Wechabiten zu betreten.

Der Titel, den der Monarch deſſelben führt, iſt Sultan der Nedjed; der jetzige Sultan heißt Ibn Saûd. Zu Riath, der gegenwärtigen Hauptſtadt, nachdem das bekanntere Derajeh, das eine halbe Tagereiſe entfernt, von Ibrahim Paſcha zerſtört worden, blieben unſere Reiſenden 7 Wochen; darauf fanden ſie nützlich, ſich heimlich davon zu machen und erreichten nach einiger Noth und Gefahr El Chalif. Von hier ſandte Mr. Palgrave ſeinen Reiſegenoſſen nach Bagdad, um nicht die bisher gewonnenen werthvollen Reiſe-Ermittelungen noch größeren Gefahren des Verluſtes

Digitized by Google

durch eine gemeinſchaftliche Reiſe nach der räuberiſchen Küſte von Oman auszuſetzen. Dieſes letzte Abenteuer beſtand Mr. Palgrave allein; er wäre auf der Seereiſe faſt in einem Schiffbruche umgekommen, aus welchem von 21 Reiſenden nur 9 ſich retteten. Er wurde ſehr freundlich von dem Machthaber aufgenommen, der bei uns als Imaum von Maſkat bekannt iſt. Nach Hrn. Palgrave iſt dies ganz unrichtig; ſein wahrer Titel iſt vielmehr Sultan von Oman; ſeine Hauptſtadt heißt Sohar und liegt etwas nordweſtlich von Maſkat, welches blos der bedeutendſte Handelsplatz des Landes iſt. Von hier aus erreichte er nach dreimonatlicher Reiſe Bagdad, wo er ſeinen Reiſegenoſſen fand, nachdem ſeit 11 Monaten keiner ſeiner Freunde Nachricht über ihn erhalten hatte.

Auf Erſuchen des Vorſitzenden gab Mr. Palgrave darauf eine höchſt anziehende und lebendige Auskunft über die Sitten, ſowie über die politiſchen und religiöſen Eigenthümlichkeiten der Stämme, die er beſucht hat; außerdem erzählte er mit großem Humor die Fährlichkeiten, in welche der Durſt des Sultans der Wechabiten nach verbotener Erkenntniß ihn verwickelt hat. Demnächſt beſtritt P. den allgemein verbreiteten Irrthum, welcher den wandernden Beduinen mit dem eigentlichen Araber verwechſelt und annimmt, daß die ganze Halbinſel von nomadiſchen Zeltbewohnern bewohnt ſei. Die Beduinen, ſagte er, wandern an den Außenſeiten des Königreichs umher, deſſen mittlere Theile in ihrer Art eine eben ſo feſt ausgebildete und ebenſo ausgeprägte Form der geſellſchaftlichen Entwicklung haben, als irgend ein civiliſirteres Land. Einige Städte haben 20,000 Einwohner und darüber und enthalten nicht nur Läden, Bazars und Moſcheen, ſondern Häuſer von 2 und 3 Stockwerken; die Außenſeiten von einigen derſelben ſind mit einem Geſchmack verziert, mit dem, wie P. meint, die Straßen Londons nicht wetteifern können. Was die Toleranz der Bewohner betreffe, ſo ſei zwar Gaſtfreundſchaft bekanntlich die eigenthümliche Tugend der Araber; doch habe er kaum erwartet, daß ſein Chriſtenthum, aus dem er kein Geheimniß machte, ihm nie die geringſte Beleidigung, oder Unannehmlichkeit zuziehen werde. Ein viel ernſtlicherer Nachtheil könne den Reiſenden aus der außerordentlichen Strenge des Muhamedanismus der Wechabiten entſtehen. Der Gründer dieſer Secte, Ibn Abd'el Wechab (in originali: Wahab) iſt vor ungefähr hundert Jahren in der Stadt Hormeilemeh (durch die der Reiſende kam) geboren. Er erneuerte die Glaubensvorſchriften in ihrer alten Strenge, ſo daß, wer zu ſehen begehrte, was der Iſlam in ſeinen Blüthentagen geweſen, nichts Beſſeres thun konnte, als zu Wechab zu gehen. Seine Anhänger ſind getheilt in Mollahs, geiſtliche Führer, die ſich lediglich durch Gelehrſamkeit und Frömmigkeit auszeichnen, und die große Maſſe der Laien, die mit einem erblichen Despotismus regiert werden, der an Strenge und Härte vielleicht in der Geſchichte ſeines Gleichen nicht hat. So feſt werde hier an den Vorſchriften des Koran gehalten, daß ein demüthigender Feudalismus ſtatt aller Religion diene; hiervon gab Mr. Palgrave einige lächerliche Beiſpiele. Außerdem würde die Eintheilung der Sünden in große und kleine in Europa ſchwerlich viele Anhänger finden. Die Strafen für Mord und Raub hat ſich die Vorſehung ſelbſt vorbehalten, und Alla hu kerim (Gott iſt gnädig) iſt der Troſt, den der Gläubige murmelt, wenn er einen Verbrecher ſeiner wohlverdienten Strafe entrinnen ſieht. Aber die tödtlichſte und verdammenswertheſte aller Sünden iſt das Tabakrauchen — „das Schändliche trinken" — wie der von Abſcheu ergriffene Wechabit es nennt. Gleichwohl war es nicht unbekannt, daß Mr. Palgrave zuweilen dieſer abſcheulichen Gewohnheit fröhnte, aber er wurde deshalb nicht beläſtigt und hätte viel länger im Lande bleiben können, wenn er nicht unglücklicherweiſe einen Anfall von Lähmung der Zungennerven durch äußerliche Anwendung einer ſehr kleinen Doſe Strichnin mit Erfolg kurirt hätte. Der Ruf dieſer Wunderkur verbreitete ſich bis zu Sr. Majeſtät; und der Sultan verdoppelte darauf ſeine ſchon vorher dem ſyriſchen Doktor erwieſene große Aufmerkſamkeit, um von dem wunderwirkenden Pulver etwas zu erhalten. Dies wurde abgeſchlagen auf den Grund hin, daß die Anwendung ohne Kenntniß gefährlich; darauf aber ließ der Monarch einen Wink fallen, daß ſolche Eigenſchaft es ihm um ſo werthvoller mache zur Erreichung politiſcher Zwecke. Nach einer Scene, in welcher der Reiſende ſich nur durch Charakterfeſtigkeit vom augenblicklichen Verderben gerettet, machte er ſich am nächſten Tage während des langen Abendgebetes heimlich davon, und erreichte wie oben erwähnt, El Chalif, in deſſen Roſengebüſchen er ſich eine Zeit lang verborgen hielt. Ehe er aber die Hauptſtadt verließ, war er nach dem Marſtall berufen worden, um eines der königlichen Pferde zu kuriren, und ſah bei dieſer Gelegenheit die Auswahl der ſchönſten arabiſchen Pferde der Nedjed-Race. Alle für arabiſch ausgegebenen Pferde, ſagte der Redner, kommen aus dem nördlichen Arabien, dem ſüdlichen Syrien oder Aegypten. Ein echtes Roß der Nedjed-Race auszuführen, ſei abſolut unmöglich. Dieſelben ſeien entweder Grauſchimmel oder Hellbraune (Füchſe kommen nie vor) ſelten Schimmel, Rappen oder Dunkelbraune. Schecken und Falbe ſeien gänzlich unbekannt. Das eigenthümlich ſchräg angeſetzte Schulterblatt gebe ihnen Elaſtizität in ihren Bewegungen; nächſtdem machen der vorzüglich gebaute Rumpf, das kräftige Sprung-Gelenk, der ſchön angeſetzte Schweif, das zarte Maul und der herrliche Hals ſie zum beau ideal des Pferdes, obgleich ſie ſelten höher als 15 Hand hoch, und ein 16 Hand hohes Pferd gar nicht vorkomme.

Oman, den Theil Arabiens, den Palgrave unmittelbar nachher beſuchte, ſchilderte der Reiſende als den ſchönſten Theil des Landes; in ſeiner Bodenformation und im Klima gleiche es Indien, da es eine Reihe Berge wie die weſtlichen Ghauts, aber dem Anſcheine nach ſo hoch als der Libanon, von Ras Muſſeuden bis unterhalb Maſkat an der Küſte, beſitze. Der Sultan (oder Imaum) habe ihn ſehr gaſtlich empfangen. Die Einwohner von Oman danken einen großen Theil ihrer Eigenthümlichkeit dem Umſtande, daß ſie von dem übrigen Arabien durch weite Wüſten getrennt ſind. — Der Iſlamismus Arabiens hat noch häufig Spuren der alten ſabäiſchen Anbetung der Sonne, aus der Zeit vor Muhammed. Im nördlichen Arabien z. B. fängt das Morgengebet an, wenn der erſte Sonnenſtrahl den Horizont beleuchtet und dauert bis die ganze Scheibe ſichtbar iſt. Das Gleiche, nur in umgekehrter Ordnung, gilt für das Abendgebet. — In Oman dagegen fand P., daß die Betenden ſich nicht der Sonne im Oſten oder Weſten zuwandten, ſondern gegen Norden, und erfuhr zu ſeiner Ueberraſchung, daß der Name des Polarſterns hier Jah ſei, derſelbe Name, mit welchem im alten Teſtament die Gottheit bezeichnet werde. Der Gebrauch, wie der Name, bezöge ſich ſeiner Meinung nach auf die angenommene Unbeweglichkeit des Nordſterns. Zum Schluſſe wolle er noch bemerken, daß alle Völker die den Iſlam nicht angenommen, im Orient ſich in den Gebirgen feſtgeſetzt hätten.

Nachdem der Redner unter Beifall geendet, ſagte der Präſident, daß, ſo lange er der Geſellſchaft angehöre, er nie einen Reiſebericht angehört, der durch die Mannigfaltigkeit des Inhalt-

Digitized by Google

und durch die vollendete Form anziehender, als der des ausgezeichneten Redners geweſen ſei.

Sir Henry Rawlinſon pflichtete dem Vorſitzenden bei, daß der Bericht Palgrave's der werthvollſte Beitrag ſei, den die Geſellſchaft über Arabien erhalten. Beſonders anziehend ſei ihm geweſen, was der Reiſende über den Feuerkultus mitgetheilt; doch ſei er geneigt, die in Oman herrſchende Form der Nachbarſchaft Perſiens zuzuſchreiben, da er zweiſle, daß der Kultus in Arabien herrſchend geweſen. Ueber die Nedjed-Pferde bemerkte er, daß er ſelbſt eines in ſeinem Stalle habe, an deſſen Abſtammung er nicht zweiſle, obgleich es ein Fuchs, und Pferde dieſer Farbe, nach des Redners Verſicherung, in Arabien nicht vorkommen.

Braſilien.

Briefe eines deutſchen Reiſenden aus dem nördlichen Braſilien.

III.

Von Maranhao nach dem Indianer-Gebiet.

Ueber Maranhao weiter berichtend, gehe ich zum Totaleindruck der Stadt über. Es iſt nichts Hervorragendes in der Bauart derſelben zu bemerken. Die Straßen ſind außerordentlich lang, gerade und im rechten Winkel ſich ſchneidend. Das Terrain, auf dem die Stadt erbaut iſt, beſteht, trotz der erhöhten Lage, aus einer wenig unterbrochenen Fläche; nur die Partien am Hafen ſind beſonders abſchüſſig und darum nur mit Vorſicht zu paſſiren. Die Einwohnerzahl beträgt nach den allerdings unſicheren Schatzungen ungefähr 30,000, von denen reichlich ein Drittel der farbigen Bevölkerung angehört (Schwarze und Gemiſchte). In früheren Zeiten ſoll die ſchwarze Einwohnerſchaft überwogen haben — ein Verhältniß, das ſich jedoch auf Seite der Weißen neigen mußte, ſeitdem die Verkäufe von Sklaven nach den ſüdlichen Provinzen bei den daſelbſt höheren Preiſen ſtets mehr und mehr zunehmen. Hierdurch werden der Provinz wohl bedeutende Kapitalien zugeführt, ihr aber andererſeits um ſo größere Mittel — die Arbeitskräfte nämlich — entzogen. Es kann dieſer Mißſtand nur bedrohlich für die Zuſtände der Provinz ſein, indem der Schwarze ſeiner Körper-Conſtitution nach im wärmeren Klima leichter ausdauert, als jeder andere Menſch. Wie alſo beim ſteten Abgange einen Erſatz beſchaffen, da ein Zuwachs ſeit der Aufhebung neuer Sklaven-Einfuhr nicht mehr ſtattfindet? Die Regierung des Landes ſollte, da die europäiſche Einwanderung, für die ſie ſich lebhaft intereſſirt, den ihr geeigneten ſüdlichen Theilen ſich zuwendet, doppelt bemüht ſein, obigen Nachtheilen vorzubeugen. Das Geſundheits-Verhältniß der Stadt iſt gut und hat ſelbſt bei dem den Norden ſtrichweiſe durchziehenden gelben Fieber nicht mehr, ja noch weniger Opfer erheiſcht, wie an anderen, vermeintlich geſunder gelegenen Orten.

In Beziehung auf Luxus, Bildungs-Anſtalten, Journal-Literatur ꝛc. ſucht Maranhao mit anderen modernen Städten ſich gleichzuſtellen. In ſolch mildem Klima eitlen Moden nachjagen, ſich von allen Formen läſtigen Zwanges nicht einmal losſagen können, das heißt der glücklichen Zone allen zauberhaften Reiz nehmen. Der Maranhenſer achtet nicht die Gunſt eines ewig ſonnenheitern Himmels, und der Fremde bemerkt es kaum, daß er ſich in einer tropiſchen, äquatorialen Stadt befindet. Eine eigene, nationale Tracht, wie der Orientale ſie ſich geſchaffen, dem Klima angemeſſen, würde ihn nicht ſo befremden, wie die nichtsſagenden Pariſer Moden mit ihrer allwöchentlich friſchen Auflage. Die Herren müſſen ganz gewaltſam von Kopf zu Fuß in ſchwerer Tuchbekleidung ſich quälen; Glacéhandſchuhe, ein eleganter Frack und des Caſtors hoher Trommelkaſten verſtehen ſich von ſelbſt. Die Damen gehen weſpenleibig zuſammengeſchnürt, in ſchwerer Seide rauſchend. Richtigen, beſcheidenen Sinn muß dies Alles natürlich unbefriedigt laſſen. Die eitle Putzſucht bemächtigt ſich hier nicht allein aller freien, ſondern auch der ſchwarzen, der dienenden Bevölkerung, was ein Gang durch die Straßen der Stadt an feſtlichen Tagen beſonders darzuthun vermag. Das einzige Nationale hat ſich hier wie überall nur unter der niederen Bevölkerung erhalten. Eigenthümlich ſchmückt die ſchwarzen Frauenzimmer eine helmartig aufgekämmte Erhöhung des Haares, beſonders aber der gewaltige aufrechtſtehende Kamm, deſſen Höhe 10—12 Zoll, wenn nicht darüber beträgt, und neben Perlen und anderem Flitterkram den Hauptſtaat dieſer Klaſſe ausmacht. Man glaubt eine Krone auf dem Haupte zu ſehen.

Unter den Feſtlichkeiten wird die Prozeſſion des heiligen Benedictus wohl nirgends im Kaiſerreiche ſo gefeiert, wie hier. Da dieſer Heilige ein Schwarzer war, ſo gilt dieſes Feſt auch beſonders der ſchwarzen Bevölkerung, und theilnehmendem Sinn muß es zu freudiger Wahrnehmung gereichen, wie ſelbſt die Weißen, Alt und Jung, dieſen Tag feiern. Man könnte die Feier als ein Verbrüderungs- und Ausſöhnungsfeſt bezeichnen. Der 15. April gab mir Gelegenheit, ihm beizuwohnen. Man ſah den langen Feierzug durch etwa 400 Kinder eröffnen, von denen wohl 150 der ſchwarzen, die übrigen der weißen und gemiſchten Farbe angehören mochten. Alle gingen ohne Zwang, ohne Abſonderung durcheinander, je drei oder vier eine Reihe bildend, deren äußerſtes Glied von einer älteren Perſon geführt wurde. Einzelne waren, wie das überall im Lande bei ſolchen Gelegenheiten Sitte iſt, auf das Koſtbarſte mit feinen Steinen, Gold und ähnlichem Schmuck beladen, kleine Engel vorſtellend. Nächſt den Kindern erſchien auf einem Gerüſte der heilige Benedictus, der natürlich ſo ſchwarz war, daß ihn die Schwarzen ſelbſt nicht ſchwärzer ſich denken können. Hieran reihten ſich unüberſehbar erwachſene Perſonen beiderlei Farben, worauf einige Abtheilungen mit zwei Muſikbanden den langen Zug beſchloſſen.

Zu den Bildungsanſtalten der Hauptſtadt kann man namentlich zwei Collegien rechnen. In einem derſelben, dem „Collegio episcopal," finden wir einen jungen Deutſchen, Herrn Carl Seidl aus Wien, als Mitdirigenten thätig. Es wird daſelbſt außer den gewöhnlichen Unterrichtsgegenſtänden auch Engliſch, Deutſch und Latein gelehrt.

Das große Intereſſe, welches das Publikum am Journalweſen nimmt, läßt ſich am beſten aus den beſtehenden Tageblättern ermeſſen. Vier Druckereien verlegen deren mindeſtens 9, von denen 6 politiſchen, gemiſchten Inhalts, 2 lediglich der Unterhaltung und 1 der Religion gewidmet ſind. Dies letztere ſoll unter der Mitwirkung des Biſchofs von Maranhao eine gediegene Leitung haben und ſeiner Gattung nach das einzige Braſiliens ſein.

Was das Theater betrifft, ſo wechſelt eine Schauſpieler-Geſellſchaft zwiſchen Maranhao und Pernambuco, indem ſie abwechſelnd in jeder Stadt einen ſechsmonatlichen Aufenthalt nimmt.

Mit den öffentlichen Vergnügungsorten iſt es ebenſo beſtellt, wie im ganzen Lande. Es exiſtiren keine, da die Braſilianer ſie nicht frequentiren würden. Und gute Gelegenheit wäre den Maranhenſern geboten, durch vergnügte Tage eine Abwechſelung in das ewige Einerlei des Lebens zu bringen! Liegt doch der Stadt

Digitized by Google

gegenüber auf dem Feſtlande das kleine freundliche Städtchen Alcantara; um ſo geeigneter zu Ausflügen, als die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft im Falle des Bedürfniſſes eine geregelte Verbindung mit dieſem Punkte bewirken würde, was bisher nur einmal wöchentlich geſchah.

Seit noch nicht gar langer Zeit erfreuen ſich die Maranhenſer auch eleganter Droſchken, die in keiner Beziehung, ſelbſt buntbetreßte Jockeis nicht ausgenommen, etwas zu wünſchen übrig laſſen. Gute Reitpferde ſind ebenfalls zu jeder Stunde zu miethen. Die Pferde hierſelbſt, wie auch in der Provinz Para, verlieren bei einiger Behandlung durchaus nicht an ihren guten Eigenſchaften.

Omnibus ſind hier eine Schöpfung neueſter Zeit und oft brechend beſetzt.

Für die Verbindung mit den hauptſächlichſten an der Küſte und den Flüſſen belegenen Städten iſt auf das Möglichſte geſorgt. Die zu dieſem Zweck gegründete „Internationale Dampfſchifffahrts-Compagnie" unterhält ſechs Linien, von denen drei für den Küſtendienſt und die übrigen zur Befahrung der Flüſſe Itapecuru, Mearim und Pindaré beſtimmt ſind. Außer der ſchon länger beſtehenden größeren „Companhia brasileira," die ihren Sitz in Rio de Janeiro hat, ſetzen genannte Küſtenfahrten die Hauptſtadt noch ſpeziell nördlicherſeits mit der Provinz Para und dem ſchon genannten Alcantara, ſowie ſüdlich mit den Provinzen Paranahyba und Ceara in geregelte Verbindung. Die Fahrten auf den Flüſſen bedingen wegen des im Sommerhalbjahr bedeutend herabſinkenden Waſſerſtandes nur ſehr flachgehende Fahrzeuge. Die Dampfer haben deshalb nur 3—5 Palmen Tiefgang und 30—50 Pferdekraft. Die verſchiedenen Flußfahrten verbinden die Hauptſtadt 1) mit Caxias am Itapecuru, einer Stadt von 5000 Einwohnern und 83 Leguas von der Küſte entfernt, 2) mit Secco das Almas am Mearim circa 70 Leguas entfernt und 3) mit Vianna und Moncao am Pindaré, in Entfernung von 30 und 50 Leguas liegend.

In Folge der Reiſe, die ich mit den Dampfern in die verſchiedenen Richtungen der Provinz unternahm, entſchloß ich mich zu einer abermaligen auf dem Pindaré, um dieſes Flußgebiet unter beſſerer Vorbereitung weiter durchforſchen zu können. Noch liegt dieſes Gebiet größtentheils mit geheimnißvollen Schleiern umſchloſſen, den Wilden noch nicht abgerungen. Noch verfolgte kein europäiſcher Forſcher den Lauf des unbekannten Fluſſes, und dies beſonders beſtimmte mich zu dem Wunſche, das Innere der Provinz in dieſer Richtung zu durchreiſen, indem ich zugleich nach verſchiedenen Angaben und theilweiſe eigenen Schlüſſen mir ein günſtiges Reſultat für meine ſpeziellen Zwecke verſprechen durfte. Nach gefaßtem Entſchluſſe reiſte ich daher ſchnell nach Maranhao zurück, um mich für eine eventuell dreimonatliche Reiſe zu verproviantiren, wie auch die übrigen Einrichtungen zu beſorgen. Vom Präſidenten der Provinz wurden zu gleicher Zeit die geeigneten Schritte getroffen, um aus dem Detachement zu Moncao zwei Soldaten zu meiner Begleitung auszuheben und in S. Pedro (einer Indianer-Kolonie oberhalb Moncao) ein Boot mit der nöthigen Mannſchaft und einem Miſſionär bereit zu halten. Eine Bereiſung unwirthbarer Gegenden, wie ſie dem Pindaré eigen ſind, und die monatelang jeden Recurſes menſchlicher Erhaltung entbehren, erfordert, daß man wohlbedacht auf geiſtiges wie materielles Wohl zu Rathe gehe. So mußten unter Anderem Schießgeräthſchaften, Conſervationsmittel für Naturalien, wie auch eine Partie Haushaltungsgegenſtände, Perlen und ähnlicher Kram zum Handel und Verkehr mit den Wilden berückſichtigt werden. Unter den Wilden courſiren Waaren ſtets wie Geld. Auch ließ ich noch einen Ochſen ſchlachten und das Fleiſch einſalzen und trocknen, um mit der Jagd möglichſt wenig Zeit zu verlieren, denn ſchon mahnte ein erſter Abſchluß der Regenperiode an Beſchleunigung. Dieſer Fleiſchvorrath ſollte uns auch vor etwaiger Noth ſchützen; aber ſchlecht berechnet! Denn 8 Mann bei ſaurer Arbeit zehren einen Ochſen raſch auf. Als ich denn in der Kolonie S. Pedro (5 Leguas oberhalb Maranhao und gleichfalls am Pindaré liegend) eingetroffen war, wurde noch ſo viel Aufenthalt genommen, als erforderlich war, dem Boote die letzte zweckmäßige Einrichtung zu geben. Die Kolonie lernte ich ſchon während meines erſten Beſuches kennen und bin mit einer Schilderung derſelben noch im Rückſtande. S. Pedro iſt nämlich eine der von der Provinzial-Regierung gegründeten Kolonien, die zum Zweck haben, die benachbarten Wilden zu civiliſiren, reſpectiv geregeltem Landbau zuzuführen und zeitgemäß ordentliche Landesbürger aus ihnen heranzubilden. Das Unternehmen gedieh beſonders unter der Mitwirkung eines Braſilianers, der eine Reihe von Jahren als politiſcher Flüchtling unter den Wilden verlebt und ſich deren Sprache zu eigen gemacht hat — derſelbe Mann, der mir als Miſſionär mitgegeben wurde. Unter den verſchiedenen Stämmen der Wilden waren jedoch nur die friedlich geſinnten Gujajaras einer gewiſſen Civiliſation fähig. Alle übrigen Verſuche, die ſelbſt die ſo gefürchteten raub- und mordluſtigen Timbiras nicht ausgeſchloſſen hatten, ſcheiterten nach und nach.

Das Aeußere dieſer Race, wie auch der übrigen, die ich ſpäter kennen lernte, zeigt jene Typen, die faſt alle ſüdamerikaniſchen Wilden, ſo verzweigt ſie ſind, in Gemeinſchaft zu charakteriſiren pflegen. Die Farbe iſt ein helles Zimmetbraun, der Körper meiſt unterſetzt, die Glieder muskulös und in richtiger Proportion und auch die Geſichtszüge von auffallender Regelmäßigkeit. Kaum verräth der gemeiniglich den Wilden eigene mißtrauiſche Blick eines geſchlitzten oder kleinen Auges die Abkunft der Gujajaras. Nur das Haar und die nicht immer ganz ſenkrechte Zahnſtellung laſſen außer der Farbe — die doch in Braſilien bei einer ſo farbedurchmiſchten Bevölkerung nichts ſagen will — in vielen Fällen erſt den Gujajara von civiliſirten Weißen unterſcheiden. Und in der That, oft erfordert es ſelbſt geübten Kennerblick, um ſogleich die richtige Mitte herauszufinden. Das Haar iſt ſchlicht, ſchwarz und dünnzählig (faſt wie bei Pferden) und über den ganzen Kopf gleich vertheilt, nur über der Stirn, dieſe oft verdeckend, ſtumpf abgeſchnitten. Bei den Frauen hängt das Haar ſchlicht im Nacken herab, in einer Länge von 1½ bis 2 Fuß, ohne weiteren Schmuck, als einzelne eingewobene Papageienfederchen, zu tragen. Die Zähne ſind blendend weiß und ganz geeignet, dem Geſichte größere Schönheit zu verleihen. Die Unſitte, die Zähne fleiſchig ſpitz zu wetzen, wie einzelne braſilianiſche Schöne ſie üben, fand ich wider Erwarten bei keinem Wildenſtamme. Das Lob dieſer ſchönen Erfindung gebührt alſo ihnen nicht, wie man mit ſcheinbarer Wahrſcheinlichkeit angenommen hat. Jeder Leſer, und beſonders wenn er noch keine wilden Menſchen ſah, wird ſich ungläubig erzählen laſſen, daß unter den weiblichen Gujajaras ganz intereſſante Phyſiognomien exiſtiren. In einigen Haushaltungen Moncao's fand ich indianiſche Mädchen erzogen, die man — jedoch nur in früherer Zeit — gegen verhältnißmäßig geringe Vergütung von den Eltern derſelben erlangen konnte. Da die Wahl natürlich ſtets auf ein möglichſt ſchönes Mädchen fiel, ſo konnte der anfängliche Beobachter allerdings leicht zu einer vorgefaßten, allzu günſtigen Meinung über dieſe Wilden verleitet werden. Wieder-

Digitized by Google

holte Erfahrungen jedoch haben mich überzeugt, daß in dieſer Beziehung die Frauenzimmer der Guſajares ſelbſt im Naturzuſtande vor anderen Stämmen bevorzugt ſind. Jene Mädchen ſind arbeitſam und für alle häuslichen Dienſte verwenbar. Ich lernte Braſilianer kennen, die ſelbſt mit indianiſchen Mädchen ſich verheirateten. So auch mein Miſſionär, der der Vater einiger netten Kinderchen war. Gewöhnlich tragen die aus ſolchen Ehen entſproſſenen Kinder noch die Farbe ohne merkliche Abänderung. Amerikaniſch-indiſches Blut ſcheint bei der Miſchung mit weißer Race ſtärker zu influiren, wie dies unter gleichen Verhältniſſen bei afrikaniſcher Abkunft (mit Negern) der Fall iſt. Guſtav Wallis.

Kleine literariſche Revue.

— **Jean Calvin's Leben.** Wir ſind es der literariſchen Gerechtigkeit ſchuldig, neben dem Berichte, den unſere Blätter über die neueſten Genfer Publikationen in Bezug auf die politiſche und richterliche Wirkſamkeit Calvin's enthalten, auf die, bei Gelegenheit des dreihundertjährigen Jubiläums von Calvin's Todestage (27. Mai 1564) erſchienene Lebensbeſchreibung des Reformators, von Paul Preſſel, hinzuweiſen.*) Neben der Kritik vom heutigen Standpunkte der Bildung hat, bei der Beurtheilung eines Mannes, der ſo gewaltig, wie Calvin, in die Geſchicke ſeiner Zeit eingegriffen und der ſtets einem Heere von Feinden, die ihn von entgegengeſetzten Seiten angriffen, kampfbereit gegenüber ſtehen mußte, auch die Anſchauung ſeiner eigenen Zeit ihre Berechtigung. Und dieſe Anſchauung ſtellt den franzöſiſchen Reformator faſt einſtimmig neben ſeine großen deutſchen Zeitgenoſſen. Der Verfaſſer der vorliegenden Lebensbeſchreibung behauptet, daß ſich ſelbſt gegen die Verbrennung Michel Servet's unter den Zeitgenoſſen Calvin's keine Stimme von reformatoriſcher Bedeutung und prinzipiell nur die ſogenannten „Libertiner“, ſowie Wiedertäufer und humaniſtiſche Laien, erhoben hätten. „Humaniſtiſche Laien“ ſind freilich in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts faſt alle Gebildeten, und wenn jetzt, im Gegenſatze zum ſechzehnten Jahrhundert, die reformatoriſche Wirkſamkeit Calvin's von den Schatten ſeiner ſtrafrichterlichen Wirkſamkeit in ein bedenkliches Dunkel geſtellt wird, ſo iſt das eben eine Folge der in den Köpfen und Herzen der Menſchen vorgegangenen Wandlungen.

— **Jean Reboul**, der poetiſche Bäcker von Nimes, iſt zu Anfang dieſes Monats, 68 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Er war der Sohn eines Schloſſers und hatte nur ſehr dürftigen Jugend-Unterricht genoſſen. Den Vater verlor er früh, und um ſich zu ernähren, mußte er ſehr jung bei einem Bäcker in die Lehre eintreten, wo er jedoch Zeit und Gelegenheit fand, ſeine bald ſich kundgebenden poetiſchen Anlagen auszubilden. Allerdings ſind ſeine Jugend-Poeſien ſehr unbedeutend; erſt in ſpäterer Zeit entwickelte ſich ein wahrhaftes poetiſches Gefühl bei ihm. Im J. 1828 erſchien in der Quotidienne (der „Kreuzzeitung“ der Reſtauration) ſein ſchönes Gedicht „der Engel und das Kind“, das er der Mutter eines eben verſtorbenen Säuglings gewidmet hatte. Dieſes Gedicht machte ihn bekannt und populär in Frankreich. Lamartine feierte ihn durch die Ode „Le Génie dans l'obscurité“ in ſeinen „Harmonien.“ Reboul's Poeſien erſchienen im J. 1836 zum erſtenmale geſammelt und erlebten fünf Auflagen. Als er im J. 1839 nach Paris kam, wurde ihm hier die allgemeinſte Huldigung dargebracht. Man feierte in ihm allerdings mehr noch den Handwerker, der ſich durch Talent und tiefe Empfindung emporgeſchwungen, als den Dichter. Später hat er auch für die Bühne zu ſchreiben verſucht, doch ohne ſonderlichen Erfolg. Im J. 1848 wurde Reboul in ſeinem Departement zum Deputirten der conſtituirenden Verſammlung gewählt, wo er ſich der legitimiſtiſchen Fraktion anſchloß. Die Stadt Nimes hat ihrem poetiſchen Mitbürger ein Ehren-Begräbniß auf ihre Koſten zu Theil werden laſſen.

— **Stimmen aus England über die dortige Corruption.** Urquhart hat ſein politiſches Blatt, die „Free Press“, nicht aufgegeben, wie er im Mai angekündigt; es iſt für den Monat Juni wie gewöhnlich erſchienen und ſoll auch noch für die nächſten Monate fortgeſetzt werden. Bei aller ſeiner Excentricität verdient Urquhart doch von Deutſchland beachtet und unterſtützt zu werden, denn er iſt einer der wenigen engliſchen Publiciſten, die es ehrlich mit der Sache meinen, über die ſie ſchreiben und die nicht der britiſchen Oligarchie verkauft ſind. Aus Lancaſhire haben einige unabhängige Männer die Bitte an Urquhart gerichtet, daß er ſeine politiſche Thätigkeit nicht aufgeben möge, „damit die Königin nicht in ihrem Kampfe gegen den Verrath von Lord Palmerſton und gegen die Intriguen einheimiſcher und fremder Diplomateu ganz allein ſtehe.“ Ein anderer Freund, das frühere Parlaments-Mitglied Mr. Attwood, ſchreibt ihm, daß auch er allerdings an Englands politiſchen Zuſtänden und namentlich an der Corruption der geſammten engliſchen Tagespreſſe verzweifle, daß er jedoch in der Erwartung der Kataſtrophe, welcher das Land unvermeidlich entgegen gehe, den Freund um ſo dringender auffordern zu müſſen glaube, die Fahne nicht zu verlaſſen, damit er zur rechten Stunde an dem Kampfe Theil nehmen könne. Attwood, der ſich in dieſem Schreiben als einen auf dem Sterbebette liegenden Kranken bezeichnet, deſſen letzte Worte dies vielleicht ſeien, fügt hinzu: „that never heretofore in any land, at any period, the corruption has become so universal and so absolute as in ours“ (daß in keinem Lande und zu keiner Zeit je zuvor die Corruption ſo allgemein und abſolut geweſen, wie jetzt in England).

— **Die drei Reiche der Natur.** Seit dem Anfange dieſes Jahres erſcheint bei L. Hachette u. Co. in Paris eine illuſtrirte Wochenſchrift unter dem Titel „Les trois règnes de la nature,“ die es ſich zur Aufgabe gemacht hat, das Gebiet der Naturgeſchichte zu populariſiren. Bisher iſt es hauptſächlich die Zoologie, die wir in dieſer Zeitſchrift vertreten finden. Einige der darin enthaltenen Thier-Illuſtrationen ſind ebenſo naturtreu als kunſtvoll zu nennen. Die beiden anderen Reiche der Natur ſollen demnächſt an die Reihe kommen.

— **Volkslieder-Album.***) Deutſche, hauptſächlich ſüddeutſche, und einige ausländiſche, beliebte Volkslieder für eine Singſtimme, mit Begleitung des Pianoforte, ſind in dieſem Album, 32 an der Zahl, zuſammengeſtellt. Die Auswahl iſt gut getroffen und ganz geeignet, jüngeren gebildeten Kreiſen den muſikaliſchen Unterhaltungsſtoff zu liefern.

— **Italiänische Ueberſetzungen deutſcher Werke.** Von Chamiſſo's „Peter Schlemihl“ iſt vor kurzem eine italiäniſche Ueberſetzung aus der Feder einer Dame, der Signora Sofia Weill-Schott in

*) Johann Calvin. Ein evangeliſches Lebensbild von Paul Preſſel. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1864.

*) Eine Sammlung ausgewählter Volkslieder für eine Singſtimme, mit Begleitung des Pianoforte. Berlin, T. Trautwein'ſche Buch- und Muſikalien-Handlung (M. Bahn).

Digitized by Google

Mailand, erſchienen, deeen Bruder, Herrn Leone Weill-Schott, einen italiäniſchen Offizier, wir bei dem internationalen ſtatiſtiſchen Kongreß in Berlin, wo er unter den Abgeordneten der italiäniſchen Regierung ſich befand, als einen Kenner und Vereheer der wiſſenſchaftlichen Literatur Deutſchlands kennen gelernt haben. — Das „Nibelungen-Lied“ hat einen Ueberſetzer in dem italiäniſchen Landtags-Abgeordneten, Profeſſor Schiavoni aus Neapel, einem der früher von der neapolitaniſchen Regierung verfolgten und verbannten Gelehrten, gefunden. Ein andeeer dieſer Verfolgten, dee ehemalige Miniſter de Sanctis, der im Kerker deutſche Studien getrieben, hat ein philoſophiſches Werk des Königsberger Profeſſors Roſenkranz ins Italiäniſche überſetzt. — Auch Mommſen's römiſche Geſchichte erſcheint jetzt in italiäniſcher Ueberſetzung und ſoll ſich in Italien großen Beifalls erfreuen.

— **Gottſchall's „Gedanken-Harmonie aus Göthe und Schiller.“ *)** Innerlich ſowohl, als äußerlich iſt dieſe Blumenleſe, von der uns bereits die zweite Auflage vorliegt, ſo geſchmackvoll ausgewählt und ausgeſtattet, daß ſie jedem Büchertiſche gebildeter und kunſtliebender Frauen als Zierde dienen kann. Sie bildet innerlich und äußerlich ein ſchönes Seitenſtück zu dee in derſelben Hamburger Verlagshandlung erſchienenen „Shakſpeare-Anthologie“ von Kreißig. Die Stellung, die beide große Dichter, denen die vorliegende Sammlung gewidmet iſt, neben einander in der Werthhaltung und Gruppirung des deutſchen Volkes einnehmen, nehmen ſie auch in dieſer Auswahl ihrer ſchönſten Gedanken, ihrer Lebens- und Weisheits-Sprüche ein. Der Herausgeber charakteriſirt dies ſehr bezeichnend in folgender Weiſe: „Wo es ſich um Vaterland und Freiheit, um die Fragen der ſittlichen Weit handelt, da vertritt Schiller die erſte Stimme und Göthe accompagnirt nur; das Umgekehrte iſt der Fall, wo es Gott und Natur und die Regeln der Lebensweisheit betrifft. In der Feier der Liebe aber und der Dichtkunſt tönt die Lyra des Einen vollkräftig mit der des Andeen zuſammen. Gerade die Vergleichung der neben einander ſtehenden Sentenzen wird außerodentlich aneegend wirken und das Charakterbild der beiden großen Dioskuren unſerer Poeſie in ſcharf geſonderten Umriſſen vor die Seele führen.“

Literariſcher Sprechſaal.

— Im Mai 1865 werden ſechshundert Jahre verfloſſen ſein, ſeitdem Dante, der größte Dichter des Mittelaltees, der Dritte im Bunde von Homer und Shakſpeare, in Florenz geboren wurde. Kark Witte, unter den deutſchen Dante-Forſchern einer der verdienteſten, macht in der Augsburger „Allg. Zeitung“ folgende deei Vorſchläge zn einer würdigen Dante-Jubelfeier in Deutſchtand:

1) Es ſoll in Dresden, der Reſidenz des königlichen Dante-Kenners und Ueberſetzers, eine vollſtändige Dante-Bibliothek, d. h. eine Sammlung nicht bloß aller Ausgaben Dante's ſondeen auch des geſammten, von einem halben Jahrtauſend gelieferten Apparates von myſtiſch-ſcholaſtiſchen, philoſophiſchen, hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Kommentaeen und Ueberſetzungen gegründet werden.

2) Gründung einer Dante-Zeitſchrift, die in italiäniſcher, franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache alle wahrhaft neuen Ergebniſſe der Dante-Forſchung regiſtrirt und die neuere Dante-Literatur beſpricht.

3) Gründung von Stipendien für junge Deutſche, die nach Italien reiſen wollen, um mit philoſophiſchem Fleiße das dort überall reichlich vorhandene Material zu einer noch nicht vorhandenen kritiſchen Ausgabe der kleineren Schriften Dante's zu ſammeln, zu ſichten und zu verarbeiten.

Wir bezweifeln, ſagt die „Kölniſche Zeitung“, daß, wenn nicht Philalethes (König Johann von Sachſen) das Beſte dazu thut, von dieſen drei Vorſchiägen mehr als Nr. 2 zur Ausführung gelangt.

Der franzöſiſche Akademiker, Herr Salomon Munk in Paris, geboren zu Glogau in Schleſien im Jahre 1807, der als Nachfolger Renan's auf dem Lehrſtuhle für orientaliſche Sprachen im Collége de France genannt wird, iſt ein Schüler von Bopp und Wilkens in Berlin und von Sylveſtre de Sacy in Paris. Er hat ſich hauptſächlich durch ſeine hebräiſchen, arabiſchen und perſiſchen Sprachſtudien, ſowie durch ſeine Herausgabe des großen philoſophiſchen Werkes: „Wegweiſer der Irrenden,“ von Maimonides, in arabiſcher und franzöſiſcher Sprache, bekannt gemacht. Auch ſein hiſtoriſch-archäologiſches Werk über Paläſtina (La Palestine, déscription biographique, historique et archéologique) erfreut ſich mit Recht eines großen Rufes. Im Jahre 1842 wurde Munk zum Conſervator der orientaliſchen Handſchriften der königlichen Bibliothek in Paris ernannt, doch mußte er nach etwa zehn Jahren dieſe Stelle niederlegen, da er in Folge anſtrengender Aebeiten gänzlich erblindete. Mit ſeinem Kollegen, dem Akademiker Renan, führte er voe mehreren Jahren im Schooße der Akademie einen zur Zeit auch in dieſen Blättern erwähnten wiſſenſchaftlichen Kampf über die Offenbarungs-Lehre unter den ſemitiſchen Völkeen, namentlich auch unter den Phöniziern, mit deren Sprache und Geſchichte ſich Herr Munk ebenſalls ſehr viel beſchäftigt hat. Sein Namensvetter, Profeſſor Dr. Eduard Munk, dee Verfaſſer der geſchätzten deutſchen Werke über die Geſchichte der griechiſchen und der römiſchen Literatur, iſt ein entfeenter Verwandter von Salomon Munk und ebenſalls in Glogau gebürtig, wo er jetzt wieder lebt, nachdem er bis zum Jahre 1848 ein Lehramt in Breslau bekleidet hatte.

Neue intereſſante Beiträge zur novelliſtiſchen Literatur ſind:

Das „Mormonen-Mädchen.“ Eine Erzählung aus der Zeit des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage“ im Jahre 1857—1858. Von Balduin Möllhauſen, Verfaſſer der „Halbindianer,“ des „Flüchtiing,“ des „Mayordomo“ ꝛc.*)

„Ein deutſcher Landsknecht der neueſten Zeit.“ Aus dem Leben eines Verſtoebenen, nach deſſen hinterlaſſenen Papieren bearbeitet von Julius von Wickede. Erſter Theil: Die Feldzüge von 1848 bis 1850 in Schleswig-Holſtein.**)

„Die Chronik der Sperlings-Gaſſe.“ Herausgegeben von Wilhelm Raabe (Jakob Coevinus). Neue, durchgeſehene berichtigte Auflage.***)

*) Lebens- und Weisheitsſprüche aus Göthe's und Schiller's Werken. Geſammelt und heeausgegeben von Rudolph Gottſchall. Mit acht Farbendruck-Titeln nach Adalbert Müller. Zweite Auflage. Hamburg, Vereinsbuchhandlung, 1863.

*) Wohlfeile Volksausgabe. Jena und Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1864.

**) Deutſche Roman-Bibliothek. Zehnter Band. Jena und Leipzig, Coſtenoble, 1864.

***) Berlin, Ernſt Scholte u. Co.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates von F. Voigt,

Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin. 1860 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (349)

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt. — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen.“ Literar. Centralblatt.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Die Preussische Expedition nach Ost-Asien.

ANSICHTEN AUS JAPAN CHINA UND SIAM.

Im Auftrage der Königl. Regierung herausgegeben von A. Berg.

Erstes Heft.

1 Blatt Haupttitel.
3 Blatt Text, deutsch, französich, englisch.
6 Blatt Ansichten.

(4 in photo-lithograph., 2 in chromo-lithograph. Druck von Korn, Process **Osborne**.) 26⅛ Zoll Höhe und 20⅛ Zoll Breite.

Preis: Acht Thaler.

Inhalt:

1. **Yeddo.** Aufgang zum Tempel O-Yawuts.
2. **Yeddo.** Der Tokaido.
3. **Yeddo.** Strasse bei Akabane.
4. **Yeddo.** Japanischer Garten.
5. **Yeddo.** Portal eines Miodjin-Tempels.
6. **Yokuhama-Kanagava.**

Berlin, Juni 1864.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker.) (348)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Die deutſchen Ortsnamen

mit beſonderer Berückſichtigung der urſprünglich wendiſchen in der Mittelmark und Niederlauſitz von Prof. **Al. Bullmann.**

1856. 8. geh. 17½ Sgr.

Die Wichtigkeit, welche die Erforſchung der Bedeutung der Ortsnamen ſowohl für die Sprachforſchung, als auch für die Geſchichte der Völker hat, iſt ſchon längſt allgemein anerkannt. Das vorſtehende Buch gehört nicht nur zu den umfangreichſten, ſondern auch zu den gründlichſten und intereſſanteſten Arbeiten auf dieſem Gebiete. Im erſten Theile deſſelben gibt der Herr Verf. die Geſichtspunkte an, nach denen die Ortsnamen überhaupt zu erklären ſind, wobei er, ſo zu ſagen, die Phyſiologie dieſer Namen im Allgemeinen, aber durch zahlreiche Beiſpiele belegt, darſtellt. Der zweite Theil enthält die ſpecielle Anwendung dieſer Geſichtspunkte auf die ſlaviſchen Namen der Städte im nordöſtlichen Deutſchland, dem Sitze der ehemals mächtigen Wenden, für deren Ausdehnung, Lebensweiſe und Religion die Ortsnamen eine ſchöne und ſichere Ausbeute liefern. Ein alphabetiſches Regiſter der erklärten Ortsnamen erleichtert den Gebrauch des Buches. (347)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Angelus Sileſius und St. Martin.

Auszüge und Bemerkungen von **Rahel.**

Herausgegeben von **K. A. Varnhagen von Enſe.**

Dritte vermehrte Auflage. 12. eleg. geb. 1 Thlr.

„Was einem edlen Sinn und Gemüth Erhebung und Troſt gewähren konnte, wird zuſammen mit dem, was ſolchen Eindruck beſtimmter nachweiſt, nur um ſo fruchtbarer auch für Andere ſich als lieb und werth darbieten.“ .... (345)

Aus dem Vorwort.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben dem Volke erzählt von (346) **Friedrich Adami.**

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotiſchen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre ſein, beſonders wenn es wie dieſes — aus den beſten Quellen geſchöpft — ſo reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten iſt. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur beſtens empfehlen, da es die weiteſte Verbreitung verdient.“

Bernhardy's Wegweiſer durch die deutſche Volksſchriften-Literatur.

Verlag von **George Weſtermann** in Braunſchweig.

Unſere Tage.

Blicke aus der Zeit in die Zeit.

Culturgeſchichtliche Revue in zwangloſen Heften.

Zweite Folge.

Monatlich ein Heft von vier Bogen à 6 Sgr.

Das allſeitige Streben unſrer Zeit auf den ſämmtlichen Gebieten, welche dem menſchlichen Wiſſen und Können angewieſen ſind, hat etwas Verwirrendes. So Vieles und ſo Mannigfaltiges wird geſchaffen, mit ſo drängender Thätigkeit bewegen ſich Wiſſenſchaften und Kunſt, Handel und Induſtrie gegen ihre Ziele hin, daß auch das aufmerkſamſte Auge den Faden verliert und vielleicht ein Chaos zu erblicken glaubt, wo doch nur ein förderndes Ineinandergreifen verwandter Kräfte und harmoniſcher Richtungen vorhanden iſt. Wer in einer ſolchen Zeit dem Allgemeinen ſich entziehen wollte, um einem beſtimmten Fach, irgend einem abgegrenzten Theil des Ganzen ſeine Beachtung allein zu widmen, der würde in Einſeitigkeit verfallen und ſchließlich das Verſtändniß der Gegenwart einbüßen. Eben das iſt ja der größte, der eigentlich charakteriſtiſche Zug des Jahrhunderts, daß die in der geiſtigen Welt und im Völkerleben neu entſtehenden Tauſende von Berührungspunkten alles Iſolirtſein aufheben, und daß kaum etwas Bedeutendes geſchehen kann, das nicht eine umgeſtaltende Wirkung auf ſcheinbar Fernliegendes ausübte. Was Goethe ſo ſchön von der Werkſtatt des Denkens ſagt, „daß ein Tritt tauſend Fäden regt, — ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt“, gilt von unſerm ganzen modernen Leben. Trotz freieſter Bewegung gibt es ſich uns wie eine rieſige Maſchine, deren Hebel, Stangen, Räder und Stifte in gemeinſamer Wechſelwirkung ſchaffen und erzeugen. Iſt die Tendenz der Zeit offenbar die, Alles einander zu nähern und zu einem ungeheuern Ganzen zu verflechten, ſo iſt es vom höchſten Intereſſe, allen Phaſen dieſes Proceſſes zu folgen und in jedem Augenblicke zu wiſſen, bei welchem Punkte die gewaltige Bewegung angelangt iſt.

Der Gelehrte und Künſtler, wie der Geſchäftsmann wird den beherrſchenden Standpunkt, deſſen er bedarf, um ſich über die Zeit und ſeine Stellung in ihr klar zu werden, weder in Zeitungen noch in abgeſchloſſenen Sammelwerken finden. Die erſten liefern ihm nur Notizen, einen ſtets abreißenden Faden; die letztern zeigen ihm bloß, was kurz vorher geweſen iſt. Das beſte Converſations-lexikon iſt im nächſten Jahre veraltet. Hier thut ein in kürzeren Friſten erſcheinendes Werk Noth, bei dem jede einzelne Monatslieferung planmäßig darauf berechnet iſt, das menſchliche Schaffen der Gegenwart in ſeinen intereſſanteſten und bedeutendſten Momenten aufzufaſſen und alles neu und bleibend Gewonnene in den vorhandenen Vorrath an Wiſſen an der rechten Stelle einzufügen. Ein ſolches Werk darf ſeinen Inhalt weder in Notizenkram zerſplittern, noch einer ſchwerfälligen Gelehrſamkeit nachgeben. Es muß im beſten Sinne des Worts **populär**, alſo klar und doch nicht flach ſein, mit lebhaftem Streben der **Zeitbewegung Schritt für Schritt folgen**, in richtigem Verſtändniß der Gegenwart keinen Fortſchritt ſich entgehen laſſen, kurz ſeinen Leſern vor Augen führen, wo der Zeiger der Welt eben ſteht.

Dieſe Zwecke ſuchen **„Unſere Tage“** zu erfüllen. Sie wollen Alles aufzeichnen, was im Gebiete des **Staats**, der **Religion**, der **Wiſſenſchaft**, der **Kunſt**, der **Induſtrie** und der **Erfindungen**, als wichtiges Moment hervortritt, ſie wollen vollſtändig, genau und faßlich ſein, die Maſſe des Geſchehenen ordnen und alles wichtige Neue vorführen, unter Hervorhebung der charakteriſtiſchen Merkmale und mit ſteter Hinweiſung auf das, was dadurch gegen den frühern Standpunkt gewonnen worden, alſo den Kern aller Beſtrebungen der Zeit im Zuſammenhange geben. Sie wollen endlich über jede Stufe, zu der eine Wiſſenſchaft oder ein Induſtriezweig aufſteigt, einen **Ueberblick** des friſch eröffneten Geſichtsfeldes geben, der Entwicklung der **volkswirthſchaftlichen** Gedanken eine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmen, die fernere **Geſchichte der Culturvölker** in paſſenden Abſchnitten erzählen, den **geographiſchen Entdeckungen** folgen und insbeſondere die **hervorragendſten Männer der Zeit** in Biographien und Charakteriſtiken vorführen.

Die Ausgabe von **„Unſere Tage“** geſchieht in Heften von 4 Bogen, welche jährlich (13 bis 16 Hefte) einen Band bilden.

Jedes Heft koſtet 6 Sgr. — Format in gebrochenen Columnen gr. Lexikon-Octav. — Schrift wie die vorſtehende.

Subſcriptionen werden in allen Buchhandlungen angenommen. (350)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joſeph Lehmann.

Sechsundſechzigſter Band.

Juli bis December 1864.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1864.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.

Der deutſche Nord- und Oſtſee-Kanal. S. 418. — Ludw. Aug. Frankl's biſche Poeſieen. S. 420. — Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde. ie praktiſche Seite der Sprachvergleichung. I. (Zur Löſung des Räthſels ezzoionti). S. 434; II. (Die Lautſyſteme der Hauptſprachen Europa's). . 451. — Die Sprachforſchung und die Darwin'ſche Theorie, nach A. chleicher. S. 437. — Aus Schinkels Nachlaß. Schinkel als Künſtler id Kunſtphiloſoph. S. 450. — Friedrich von Raumer als Literarhiſtori. e. S. 466. — Der biographiſche Roman. S. 467. — Ein Gotſcheer Volks- d. S. 468. — Ein ſächſiſcher Miniſter zur Zeit Napoleons I. Memoi- e des Grafen von Senfft. S. 482. — Fremde Ortsnamen in Deutſch- ad. S. 485. — Die öſterreichiſche Politik nach Julius Fröbel. Legolis- is und Legitimismus. Die Triosidee. S. 498. — Zeitſchrift für ſlavi- e Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft. S. 501. — Der Staat und die alkewirthſchaft. Rentſch und Laſſalle. S. 514. — Anfänge Shakſpeare- er Poeſie in Deutſchland. S. 516. — Die Pſychologie in Verbindung i der Geſchichtswiſſenſchaft. S. 530. — Eine neue Bearbeitung des atſch-angelſächſiſchen Gedichtes Beowulf. S. 546. — Das Zeitungsweſen d die Journaliſten in Oeſterreich. I. (Einförmigkeit aus Mangel an po- ſchen Parteien). S. 562; II. (Achtzehn Wiener Zeitungen und einige dere). S. 579. — Der moderne Reiſeroman. S. 578. — Schulze-De- ſch und die Vorſchußvereine in Frankreich. S. 594. — Aus dem Orient, i Heinrich Brugſch. S. 610. — Feigenblätter, eine Umgangsphiloſophie i Bogumil Goltz. S. 611. — Deutſche Charaktere, von Guſtav Kühne. 626. — Aeſthetiſche Vorträge von A. W. Grube (Göthe und Schiller der Gegenwart). S. 642. — Briefe an Ludwig Tieck. S. 658. — Ein enbahn-Sanitätsbericht. S. 660. — Ein Wort über Steinkohlen in tſchen Hauptſtädten. S. 661. — Der Staatskanzler Hardenberg. S. . — Die Walhalla Nordalbingiens. S. 690. — Richard Böckh's achkarte vom preußiſchen Staat. S. 706. — Das Städteweſen im ßherzogthum Poſen. S. 707. — Sagenbuch der Lauſitz. S. 708. — engliſche Sprache und Literatur in Deutſchland. S. 722. — Mand- ſch-deutſches Wörterbuch. S. 723. — Die Adreſſe der engliſchen Han- kammern an die öſterreichiſchen. S. 738. — Die Revue des deux des in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage. S. 739. — Die große Karte Welt (Chart of the World) und die neue Mercator-Karte von Herm. zhaus. S. 754. — Das öſterreichiſche Steinöl und deſſen Produkte. 756. — Das deutſche Kriegsweſen der Urzeiten. S. 770. — Ein Win- idzug im Jahre 1678. S. 771. — Eines deutſchen Malers Weltreiſe. 794. — Buntes Laub. S. 795. — Die politiſchen Parteien in Deutſch- und Gneiſt's Engliſches Staatsrecht. S. 810. — Die Seelenſtörun- und die Humanität in ihrer Behandlung. S. 810. — Zur Geſchichte Erfurt. S. 826.

Schweiz.

Die Gletſcherbildung. Nach einer geologiſchen Vorleſung von Agaſſiz merika. S. 422. — Eine Stimme aus der franzöſiſchen Schweiz für eswig-Holſtein. S. 439. — Genfer Literatur. I. Sammlung des Brief- ſels der franzöſiſchen Reformatoren. II. Etymologiſches Schulwörter- der franzöſiſchen Sprache. S. 457. — Leopold Robert. S. 744. — i Jacques Porchat. S. 812.

England.

Parteien und Ausſichten im Parlament. S. 420. — Die alten höl- en Wälle Englands und die neuen Panzerſchiffe. S. 441. — Der -Verkehr Londons. S. 454. — Facſimile von Shakſpeares erſter Folio- gabe. S. 469. — Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach on. IV. Ein bürgerliches Trauerſpiel. S. 470. — Barbara's Ge- te. von Miß Edwards. S. 490. — Philippica gegen das Tabakrauchen. 07. — Der Großfiſchmarkt in London. (Billingsgate). S. 548. — periodiſche Preſſe Englands. S. 551. — Zur Phyſiologie des Schin- S. 566. — Maria Stuart's Bibliothek. S. 587. — Die Königin der ations-Belletriſtik. S. 600. — Eine Galerie engliſcher Celebritäten. 34. — Die engliſche Correſpondenz über Wiſſenſchaft und Glauben. 43. — Britiſche Forſchungen über Ortsnamen. S. 644. — Thacke- Biographie. S. 665. — Zur engliſchen Roman-Literatur. S. 684. — re Schulen in England. S. 694. — Deutſche Früchte aus England. H. Beta. Zehn Jahre in London. S. 697. — Wärme als Faktor Bewegung. Nach Profeſſor John Tyndall. S. 713. — Ein neuer in von Charles Reade. Hard Cash. S. 724. — Enoch Arden, von d Tennyſon. S. 739. — Die deutſche Bühne in London im Jahre S. 762. — Der Kreuzzug von Richard Löwenherz. S. 763. — ; Müller und die engliſche Preſſe. S. 772. — Hauptmomente in der vickelung der engliſchen Literatur. Nach H. Taine. I. (Die Literatur- chte ein Spiegel der Geiſtesentwickelung). S. 796 II. (Die Zeit der icipatio n des Geiſtes). S. 814. — Zur Beurtheilung Milton's. S. 828.

Schweden.

Neue Gedichte vom Probſt Mellin. S. 621.

Belgien.

Die katholiſche Reaktion im Zeitalter der Religionskriege. S. 647.

Frankreich.

Pariſer Bilder. Napoleon und die Veilchen. S. 429. — Victor Hu- go's kleinere Schriften. Die Pariſer Theater und die civiliſatoriſche Miſſion Frankreichs. S. 471. — Zur Statiſtik des Selbſtmordes. S. 489. — Die Geſchichtſchreibung des Elſaßes. Ludwig Spach und ſein Wirken. S. 521. — A. Gabourd's „zeitgenöſſiſche Geſchichte" I. (Zur Charakteriſtik der Reſtau- ration). S. 535; II. (Ludwig Philipp und die Herzogin von Berri). S. 552. — Janet gegen Darwin. I. (Die Entwickelung des Auges). S. 564; II. Der Inſtinkt). S. 585. — Edmond About über den Fortſchritt unter Napoleon III. S. 597. — Guizot über das Weſen der Religion. Gott und Moſes. S. 613. — Zur Molière-Literatur. Molières Werke. S. 629. — Der Stand des Volksunterrichts in den Mädchenſchulen. S. 662. — Bibliographie der auf Liebe, Frauen und Heirath bezüglichen Werke. S. 664. — Kosmopolitiſche Emigranten-Literatur. Fürſt Dolgorukow über Perſigny. S. 714. — Internationale Schulen. S. 729. — Ein Geſpräch mit Meyerbeer über die Muſik der Zukunft. S. 731. — Aus Paris von Paul Lindau. Victor Hugo und ſeine letzten romantiſchen Dichtungen. S. 742 und S. 759. — Die hiſtoriſche Geſellſchaft in Straßburg und Col- mar. S. 758. — Deutſche Romane aus franzöſiſcher Geſchichte. Die Dame von Payerne. S. 827.

Italien.

Italien und die Italiäner, nach ſtatiſtiſchen Momenten. S. 426. — Das Miniſterium Ricaſoli. S. 442. — Der römiſche Muſenalmanach. S. 474. — Roba di Roma. von William W. Story. S. 538. — Das Brigantenthum in Neapel. S. 568. — Sang und Klang in den Straßen von Rom. S. 616. — Der Koſtenpunkt. S. 667. — Die Reiſen und die Schauſpiele der alten Römer. S. 677. — Rudolf Gottſchall: Reiſebilder aus Italien. S. 732. — Platen's Grab. S. 733. — Präſident von Kirch- mann: Erinnerungen aus Italien. S. 800 — Eine illuſtrirte Beſchrei- bung der römiſche n Katakomben in Rom. S. 829.

Dalmatien.

Dalmatiniſches Inſelleben. S. 779.

Portugal.

Portugieſiſche Volkslieder und Romanzen. S. 555. — Die erſte por- tugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie. S. 745.

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens I. (Thomas W. Atkinſon). S. 501; — II. (Rußlands Politik in Central-Aſien). S. 517. — Des Kaufherrn Sadko Meerfahrt. Eine alte Nowgoroder Sage. S. 541. — Charkow, die Hauptſtadt der Ukraine. S. 618. — Die Men- noniten an der Molotſchna. S. 710.

Finnland.

Europäiſche Angelegenheiten. S. 461. — Neueſte Erſcheinungen der finni- ſchen Literatur. S. 820.

Polen.

Zoroaſter als Prophet der Polen. S. 504.

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen. S. 492; 605; 709; 817. — Cechiſche Briefe aus Böhmen. Der Sozial-Roman. S. 581.

Serbien.

Erinnerungen an poetiſche Zeitgenoſſen. Vuk Stefanovich. S. 519.

Griechenland.

Ein neugriechiſches Gedicht. Mitgetheilt von A. Ellissen. S. 486. — Die franzöſiſche Hochſchule in Athen. I. (Deutſche, Franzoſen und die klaſſi- ſchen Sprachen). S. 675; II. (Die Protection der Wiſſenſchaft durch Frank- reich). S. 692.

Digitized by Google

Ungarn.

Ladislaus Szalay. S. 583. — Städtebilder aus Oberungarn. Der Eliſabethdom zu Kaſchau. S. 646. — Michael Horváth: Urſprung und Herkommen der Magyaren. S. 681. — Emerich Madách. S. 702. — Ueber den Urſprung der Magyaren. I. (Sprachliche Momente, nach Paul Hunfalvy). S. 798; II. (Hiſtoriſche Momente. S). 818.

Orient.

Der Prieſter Johannes in Sage und Geſchichte. S. 556. — Hebräiſch-bibliſche Literatur. Maſſoretiſches. S. 589. — Kritiſche Text-Ausgabe des Talmud. S. 637. — Zur Geſchichte des Judenthums. S. 679.

Perſien.

Die erotiſche Poeſie bei den Perſern. S. 834.

Oſt-Indien.

Neueſtes Werk über den Buddhismus. S. 477.

Indiſcher Archipel.

Dr. Karl Scherzers Novara-Reiſe. Die Nikobariſchen Inſeln. S. 570.

Siam.

Der Buddhismus nach der Erklärung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen. (J. Kreyher). S. 636.

China.

Die menſchliche Ungenügſamkeit. S. 445. — Das Le en in Shanghai. S. 836.

Japan.

Rudolf Lindau's Japanfahrt. Zur Geſchichte Japans und ſeiner Verfaſſung. S. 803.

Aegypten.

Aus Dendera. S. 717. — Die Aegypter der Gegenwart. S. 832.

Das übrige Afrika.

Speke's Reiſewerk in deutſcher Ueberſetzung. Die Nilquellen und das Negerland. S. 601.

Nord-Amerika.

Die Sanitäts-Commiſſion der Vereinigten Staaten. S. 475. — Amerikaniſche Kriegsbedürfniſſe. S. 525. — A. Douai: Land und Leute in der Union. Die Partei der Rohheit und die der Bildung. S. 532. — Zur Geſchichte Europa's in Amerika. I. (Die Hugenotten und die Indianer in Florida). S. 726; II. (Franzöſiſcher Wind, herannahender Sturm). S. 748; III. (Die Noth, der engliſche Sklavenhändler, die ſpaniſche Macht). S. 764. — Zur Geſchichte der Abolitioniſten-Partei. S. 774. — Der freie Menſch und die freie Arbeit in den Vereinigten Staaten. S. 801. Eheliche Verhältniſſe der Indianer und Neger Amerika's. S. 820. — Draper's Geſchichte der geiſtigen Entwickelung Europa's. Einfluß des Klima's auf die Menſchen. S. 829.

Mexiko.

J. W. v. Müller's Reiſen in Canada und Mexiko. S. 458. — Die Armee, das Freiheitsfeſt und der Popokatepetl. (Nach v. Müller). S. 699. — Mexiko und ſeine gemiſchte Bevölkerung. Charakter der Indianer. S. 777.

Weſtindien.

Cuba und die Sklaven-Emancipation. S. 604.

Süd-Amerika.

Soziale und kirchliche Zuſtände in Uruguay. S. 651.

Oceanien.

Leben und Literatur bei unſern Antipoden. S. 524.

Kleine literariſche Revue.

Nathaniel Hawthorne. S. 430. — Sealsfield. S. 430. — Gram-
matik der deutſchen Mundarten. S. 430. — Antheil des Auslandes an
der germaniſchen Philologie. S. 430. — Don Carlos, von L. A. Burg-
könig. S. 445. — Geſchichte des Alterthums im Orient. S. 445. — Ein
Reliquie von Hermann Marggraff. S. 446. — Shakſpeare-Schule für dra-
matiſche Künſtler. S. 446. — „Clarinette“, von Aug. Lewald. S. 46
— Die beiden Hamlets. S. 462. — Schleswig-Holſtein, von Patrik Ma-
thew. S. 462. — Ausländiſche Dichtungen, von A. Lanu. S. 46 —
Zwei deutſche Monatsſchriften. S. 477. — Der Engländer George Ste-
phens. S. 478. — „Aus dem Torniſter eines preußiſchen Freiwilligen“.
S. 479. — „Dunkele Häuſer und Straßen in London“. S. 479. — Die
deutſche Expedition in Oſt-Afrika, 1861 und 1862. S. 493. — Der deutſch-
däniſche Krieg im Jahre 1864. S. 493. — Der Citatenſchatz des deutſchen
Volkes. S. 493. — Typen der Geſellſchaft. S. 494. — Oſenbrüggen's
kulturhiſtoriſche Bilder. S. 494. — C. v. Winterfeld, Schleswig-holſtei-
ſcher Krieg. S. 510. — Die franzöſiſchen Proſaiſten des vierzehnten Jahr-
hunderts. S. 510. — Dorfgeſchichten aus der franzöſiſchen Schweiz. S.
510. — Der Palmbaum. S. 511. — Talmud-Ausgabe. S. 511. — Der
Name „Germanen“. S. 525. — Bodenſtedts ausgewählte Dichtungen. S.
525. — Geiſtliche Volkslieder. S. 526 — Eine Straßburger theologiſche
Studie. S. 526. — Griechiſche gelehrte Geſellſchaften in Konſtantinopel.
S. 526. — Block's franzöſiſches Staats-Lexikon. S. 542. — Engl
Jahrbuch für innere und auswärtige Politik. S. 542. — Der Römer und
der Teutone. S. 542. — Altdeutſche Sprichwörter. S. 543. — „Briefe
an Ludwig Tieck“. S. 557. — Der franzöſiſche Buchhändler Hachette. S.
558. — Diplomatiſche Geſchichte der Jahre 1813—15. S. 558. — Ab-
bé's Bernard's Geſchichte der Poeſie. S. 558. — Novelliſtik. S. 55 —
Archiv für Buchdruckerkunſt. S. 558. — Der große norddeutſche Kanal.
S. 574. — Oeſterreichs Betheiligung am Welthandel. S. 574. — Frank-
reichs Handelspolitik. S. 575. — Das Juli-Königthum und das Kaiſer-
thum in Frankreich. S. 590. — Max Müller's ſprachwiſſenſchaftliche Vor-
leſungen. S. 590. — Zur Naturgeſchichte der Sage. S. 591. — Dies-
ſeits und jenſeits des Oceans. S. 606. — Ernſt Scherenberg's Stimmen
des Frühlings. S. 606. — Die Himmelsſtraße, eine altdeutſche Dichtung.
S. 606. — Der britiſche Staat, eine Spar-, Bank- und Altersverſicherungs-
Anſtalt. S. 622. — Die evangeliſchen Slowaken Ungarns. S. 622. —
Ein Schreiben Ludwigs XVI. über Dichter-Ehren. S. 638. — Kardinal
Wiſemann's Vorſchlag zu einem Shakſpeare-Denkmal. S. 638. — Die
Briefe Joachim Imhof's. S. 638. — Zur Schach-Literatur. S. 638. —
Homer und die Aeſthetik. S. 654. — Kulturbilder aus Hellas und Rom. S.
654. — Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. S.
— Der Sozialismus vom ultramontanen Standpunkte. S. 655. — Die
ruſſiſchen Finanzen. S. 669. — Lehrſtuhl für Volkswirthſchaft in
S. 670. — Braſilien und Uruguay. S. 670. — Das altnordiſche
buch. S. 670. — Die öſterreichiſche Wochenſchrift. S. 686. — Der
der Schöpfung. S. 686. — Das mittelländiſche Meer und Nord-
S. 686. — Vorſchule der Aeſthetik von Ludwig Eckardt. S. 686. —
Jacob Grimm's kleinere Schriften. S. 702. — Staats- und Verfaſſungs-
recht. S. 703. — Italiäniſche Ueberſetzung von Platen's Geſchichte von
Neapel. S. 703. — Graf von Sievers und Rußland unter Katharina II.
S. 703. — Schleswig-Holſteins Landesgeſchichte S. 718. — Zur
vertheidigung. S. 718. — Pierre Scudo. S. 718. — „Einfache Geſchich-
ten“. S. 718. — Die vlamiſche Bewegung in Belgien. S. 733. — Die
engliſchen Genoſſenſchaften im Jahre 1863. S. 734. — Ein allgemeines
Alphabet. S. 734. — Rudolf Gottſchall's Maja. S. 734. —
Medizin. S. 734. — „Oeſterreichs Zukunft.“ S. 749. — William
„Preußiſche Geſchichte“. S. 750. — Göthe's Jugend auf franzöſiſchem
Theater. S. 750. — Aug. Scheler's franzöſiſche Etymologieen. S.
Dr. Levysohn's „Kritiſche Blätter“. S. 751. — Payne's Illuſtrirter Fa-
milien-Kalender. S. 751. — General La Marmora und Garibaldi. S.
765. — Peter von Köppen. S. 766. — Bryant's amerikaniſche Gedichte.
S. 766. — Eine engliſche Anthologie. S. 766. — Himmel- und Höllen-
fahrten eines Kleinſtädters. S. 766. — Deutſche Orthographie. S.
— Literariſche Weihnachten. S. 781; S. 806; S. 822. — Zur Geſchichte
der Jungfrau von Orleans. S. 782. — Simplicianiſche Schriften. S.
782. — Alfred von Reumont. S. 806. — Präſident Lincoln. S.
Albert Wild's Theorie und Praxis der Lotterieanleihen. S. 807. — Der
Dichter Landor. S. 822. — Deutſch-engliſches Handelskorreſpondenz-
S. 822. — Ergänzungsblätter zu jedem engliſchen Handwörterbuch. S.
— Die Fremdwörter in Luther's Bibelſprache. S. 838. — Gindely's Ru-
dolf II. und ſeine Zeit. S. 838. — Valentin Weigel. S. 838. — Die
alte Gerichtsverfaſſung der Mark Brandenburg. S. 838. — Die jüdi-
ſche Sage. S. 838.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 27.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 3. Juli **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Der deutſche Nord- und Oſtſee-Kanal . . 418
Ludw. Aug. Frankl's jüdiſche Poeſien. . . 420
England.
Parteien und Ausſichten im Parlament . . 420
Schweiz.
Die Gletſcherbildung. Nach einer geologiſchen Vorleſung von Agaſſiz in Amerika. . . 422
Italien.
Italien und die Italiäner, nach ſtatiſtiſchen Momenten 426
Frankreich.
Pariſer Bilder. Napoleon und die Veilchen 429
Kleine literariſche Revue.
Nathaniel Hawthorne 430
Sealsfield 430
Grammatik der deutſchen Mundarten. . . 430
Antheil des Auslandes an der germaniſchen Philologie 430
Literariſcher Sprechſaal 431

Benachrichtigung.

Titel und Inhalt der erſten 26 Nummern dieſes Jahrganges, die den 65. Band des Magazins bilden, werden den geehrten Abonnenten mit der nächſten Nummer zugehen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Charakteristik
der
hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues
von
Dr. **H. Steinthal.**
Zweite Bearbeitung seiner
Classification der Sprachen.
(24 Bogen.) 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„Da die Darstellung der Art ist, dass man dem Verfasser fast überall ohne besondere Vorkenntnisse zu folgen vermag, so ist diese Schrift ganz vorzüglich geeignet, einem jeden, der Sinn für das eigenthümliche Leben der Sprachen mitbringt, die grosse Mannigfaltigkeit des menschlichen Sprachbaues, auf feste Gesichtspunkte zurückgeführt, summarisch vor Augen zu führen. — Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für reiche Belehrung und Anregung.“ —

Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin. (353)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint bei **Longman & Co. in London** die erste wohlfeile Original-Ausgabe des berühmten Werkes:

LORD MACAULAY'S
HISTORY OF ENGLAND
FROM THE
ACCESSION OF JAMES THE SECOND.

PEOPLE'S EDITION,
Embodying the Author's last Notes and Corrections.

Diese neue, correct und schön gedruckte Ausgabe wird vier Bände umfassen und gebunden nur 16 sh. kosten.

Erschienen sind bis jetzt Band I, Preis 4 s. 6 d., und Band II, Preis 3 s. 6 d.; der dritte und vierte Band erscheinen noch im Laufe dieses Jahres. (351)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Das bekannte Prachtwerk:

Dav. Roberts's
Sketches in the Holy Land,
Syria, Idumea, Arabia, Egypt, and Nubia;
reduced
from the lithographs by Louis Haghe.
With
historical and descriptive notices
by
G. Croly and **W. Brockedon.**
6 volumes. With 250 plates.

ist jetzt zu nachstehendem bedeutend ermässigtem Preise zu erhalten:

In 6 parts. Broch. Statt 7 £ 7 sh.
für 3 £ 15 sh.
In 3 volumes. Blue cloth. Statt 9 £ 9 sh.
für 4 £ 10 sh.
In 3 volumes. Half morocco. Statt 10 £ 10 sh.
für 5 £.
In 3 volumes. Whole morocco. Statt 11 £ 11 sh.
für 6 £.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 352)

Bei **S. Hirzel** in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staatengeſchichte der neueſten Zeit.
Achter Band.

Geſchichte Englands
ſeit den Friedensſchlüſſen von 1814 und 1815.
Von
Reinhold Pauli
(Profeſſor in Tübingen).
Erſter Theil.

555 S. in gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Die früheren Bände der Staatengeſchichte enthalten:

1\. 2. Geſchichte **Frankreichs** von 1814 bis 1852. Von **W. L. v. Rochau.** 2 Thle. 1 Thlr. 28 Sgr.
3\. 4. 5. Geſchichte **Italiens** von Gründung der regierenden Dynaſtien bis zur Gegenwart. Von Herm. **Reuchlin.** 2 Theile in 3 Abtheilungen. 2 Thlr. 18 Ngr.
6\. Geſchichte **Oeſterreichs** ſeit dem Wiener Frieden 1809. Von **A. Springer.** 1. Theil. 1 Thlr. 18 Ngr.
7\. Geſchichte **Rußlands** und der europäiſchen Politik in den Jahren 1814—1831. Von Th. v. **Bernhardi.** 1. Theil. 1 Thlr. 14 Ngr. (354)

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Librairie philosophique de Ladrange, Paris.

Philosophie de la nature, de Hégel. Traduite pour la première fois et accompagnée d'une Introduction et d'un Commentaire perpétuel par *A. Véra*, Professeur de philosophie à l'université de Naples. Tomes I et II. 16 fr. 50 c. (Le Tome III est sous presse.)

Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie au XVIIIe siècle, par *Ph. Damiron*, précédés d'une introduction par *Ch. Gourbaud*. T. III, contenant les mémoires sur Maupertuis, Dumarsais et Condillac. 6 fr.

Neueste Schriften gegen Renan:

Action de Jésus sur le monde, ou conséquences du christianisme. Par Daniel Ramée. Paris, Dentu. 6 fr.

Les Déicides. Examen de la vie de Jesus et des developpements de l'église chrétienne dans leurs rapports avec le judaïsme. Par *J. Cohen*. Paris, Michel Lévy. 6 fr. (355)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Der deutſche Nord- und Oſtſee-Kanal. *)

Bereits im Jahre 1848—49, während des erſten Schleswig-Holſtein-Krieges, wurde die Ausführung eines Kanales, der für die größten Seeſchiffe die Befahrung zwiſchen den beiden deutſchen Meeren möglich macht, als das erſtrebenswertheſte Ziel deutſcher Volkswirthſchaft und deutſcher Küſten-Vertheidigung bezeichnet. Zwei tüchtige Ingenieurs beſchäftigten ſich damals mit dieſem Projekte: der Waſſerbau-Direktor Chriſtenſen, ein Schleswig-Holſteiner, der ſeitdem mit dem Herzog Chriſtian von Auguſtenburg nach Schleſien überſiedelte, und der öſterreichiſche Oberſt Möring, der auf den Wunſch des damaligen Reichsverweſers, Erzherzog Johann, einen Entwurf zur Ausführung dieſer patriotiſchen, deutſchen Idee ausarbeitete.

Als aber in den folgenden Jahren die Dänen wieder von den Herzogthümern Beſitz nahmen, wurde das große Projekt zu den Akten gelegt. So lange die „Danſke" über einen Fußbreit deutſcher Erde zu gebieten haben, werden ſie ihre Herrſchaft zur Unterdrückung deutſcher Wohlfahrt anwenden — das war ſelbſtverſtändlich für alle Welt, und darum dachte Niemand wieder an die Möglichkeit der Ausführung des Kanals, bis König Friedrich VII. ſtarb und mit dieſem Ereigniſſe die Stunde der Erlöſung für die deutſchen Herzogthümer ſchlug. Bereits am 15. Dezember v. J. wurde von Berlin eine Denkſchrift nach Holſtein geſandt, welche die Grundzüge der Betrachtungen enthielt, die uns jetzt in der Druckſchrift des Herrn Sturz vorliegen. Ein Theil des Inhaltes derſelben iſt in der Berliner geographiſchen Geſellſchaft am 3. April d. J. zum Gegenſtand eines eingehenden Vortrages gemacht worden. Deutſche Staatsmänner, Techniker und Kapitaliſten machten ſich mit der Idee vertraut, und dieſe hat ſeitdem mehr und mehr Ausſicht zu ihrer Verwirklichung auf die eine oder die andere Weiſe erhalten. **)

Nicht die Sache Einer deutſchen Regierung — etwa Schleswig-Holſteins oder Preußens allein — wird und kann es ſein, der Ausführung dieſes großen, Deutſchland zu einer Seemacht erhebenden Kanalprojektes ihre Kräfte zu widmen. Der Verfaſſer berechnet die Koſten deſſelben auf 100—120 Millionen Thaler, ***) deren Sicherſtellung durch den Kanalzoll allein nicht zu ermöglichen ſein dürfte. Wohl aber wird das geſammte Deutſchland, deſſen Nationalreichthum durch den Kanal ungemein gefördert werden wird und das an den beiden Mündungen dieſes Kanals die beſtgelegenen, wirkſamſten Kriegshäfen zur Vertheidigung ſeiner Seeküſten erhält, die Sicherheit und die Verzinſung der darauf verwendeten Kapitalien zu garantiren die Pflicht haben.

Die meiſte Ausſicht auf eine außerordentliche Vermehrung ihres Wohlſtandes und ihrer Weltbedeutung durch den projektirten Kanal haben die beiden Hanſeſtädte Hamburg und Lübeck. Denn wie Herr Sturz in ſeiner Schrift nachweiſt, hat die ſüdlichſte der in Holſtein gezogenen Linien, und zwar die zwiſchen Büttel, unfern von Glückſtadt und der Mündung der Stör in die Elbe und dem Hämelsdorfer See, unfern von Travemünde und dem Lübſchen Fahrwaſſer, die geringſten Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden und die meiſten ſtrategiſchen ſowohl, als Seefahrts-Vortheile für ſich.

Der Kanal würde hiernach an derſelben Stelle, wie die von Chriſtenſen vorgeſchlagenen Kanal-Anlagen, bei Büttel, unmittelbar neben dem kleinen Flüßchen Stör, auf der linken Seite des letzteren, in die Elbe münden und von dieſem Punkte aus in beinahe völlig gerader Linie bis zu dem Orte Schönbeck, eine Meile weſtlich von Lübeck, laufen. Bei Schönbeck wendet ſich der Kanal nach Nordoſt, tangirt neben Schwartau die Serpentine der Trave und läuft in den Hämelsdorfer See; vom See ſoll, eine Achtelmeile nördlich von ſeiner gegenwärtigen Mündung, ein neuer Weg zum Meere gegraben werden. Dieſe Kanallinie iſt, je nachdem man auf die eine oder andere Variante eingeht, dreizehn oder vierzehn deutſche Meilen lang. Ihre Herſtellung würde, wie bereits erwähnt, 100—120 Millionen Thaler koſten, wenn man den Kanal, wie Herr Sturz räth, ohne alle Hebeſchleuſen, 30 Fuß tief und 200 Fuß in der Sohle, 320 Fuß im Waſſerſpiegel breit bauen, rechts und links, anſtatt des Leinpfades, Schienenwege für Schlepp-Lokomotiven anlegen und die Böſchungen mit Bruchſteinen auskleiden würde. Eine ſolche Tiefe und Breite geſtattet den größten Linienſchiffen und Klippern, ohne alle Gefahr, im Fluge an einander vorüberzufahren. Die Schlepp-Eiſenbahn ſoll das nicht ganz gefahrloſe Verwenden der Schiff-Dampfmaſchinen erſparen und die Durchfahrt ſelbſt von mehreren hundert Dreimaſteen an einem Tage möglich machen. Man glaubt nämlich auf eine ſehr große Frequenz dieſer neuen Fahrſtraße, und deshalb auch auf eine gewiſſe Rentabilität derſelben, wenigſtens in einer ſpäteren Zukunft, wenn auch nicht ſchon im erſten Jahrzehend, rechnen zu können. Die Schiffe, die aus der Oſtſee nach dem Kanal La Manche oder der Themſe fahren, oder umgekehrt, kürzen nämlich durch den Nord-Oſtſee-Kanal ihren Weg um vierthalbhundert Seemeilen ab; Dampfer gewinnen zwei, Segelſchiffe fünf bis acht Tage, und man nimmt an, daß der ganze Verkehr zwiſchen den ungeheuren Hinterländern der Oſtſee, zwiſchen Rußland, Preußen, Schweden und dem Weſten dieſe neue Straße einſchlagen und dann mit den Durchgangsgebühren das auf die Anlage verwendete Kapital allmählich verzinſen werde.

Vor der Hand erwartet man vom deutſchen Bund eine ausgiebige Subvention, falls dieſer es nicht vorziehen ſollte, den Bau auf eigene Koſten zu unternehmen, da der Kanal ſelbſt mit ſeinen Zwiſchenbaſſins auch den deutſchen Hauptkriegshafen mit zwei Ausfallsthoren nach Weſten und nach Oſten bilden und die Anlage anderer koſtſpieliger maritimer Etabliſſements erſparen ſoll. Man verſpricht ſich von einer richtigen Befeſtigung der Elbemündung genügende Sicherheit gegen einen aus der Nordſee anſegelnden Gegner und bezeichnet den Hämelsdorfer See als das trefflichſte Hafenbaſſin, das ſich für ähnliche Zwecke überhaupt finden laſſe. Dieſes Binnenwaſſer iſt nur durch 2300 Fuß Haideland vom Meere getrennt, welches unmittelbar am Strande ſchon 40 Fuß

*) Der Nord- und Oſtſee-Kanal durch Holſtein, Deutſchlands Doppelpforte zu ſeinen Meeren und zum Weltmeere. Mit einem Vorſchlage zu einer Befeſtigungsweiſe der deutſchen Strommündungen und Küſten. Von J. J. Sturz. Berlin, Mitſcher und Röſtell, 1864.

**) Bereits im Laufe des Jahres 1863, noch vor dem Ableben Friedrichs VII., war in Schleswig (bei Heiberg) eine anonyme Schrift erſchienen: „Durchſtich der Holſteiniſchen Landenge zwiſchen Oſtſee und Nordſee," die eigentlich das Verdienſt hat, in jüngſter Zeit die Sache zuerſt wieder angeregt zu haben. D. R.

***) Die in Berlin unter dem Vorſitze des Freiherrn v. d. Heydt organiſirte Nordoſtſee-Kanal-Kommiſſion hat die Koſten der kürzeſten Kanallinie — natürlich ohne Befeſtigungs-Bauten — nur auf 35 Millionen berechnet. Ein preußiſcher, hoher Beamter und geſchätzter Techniker hat demnach auch bereits die erſten Vorarbeiten eingeleitet. D. R.

Digitized by Google

Tiefe beſitzt. Der See erſtreckt ſich, bei einer Breite von ½ bis ¾ Meile, 1½ Meilen weit in das Land hinein; ſeine Oberfläche beträgt 2000 Morgen, wovon 350 über 30 Fuß und ein Theil ſogar 148 Fuß tief. Hügelreihen ſchützen ihn vor widrigen Winden und machen die Anlage ſichernder Befeſtigungen möglich. Deutſchland könnte hier alſo mit verhältnißmäßig geringen Koſten einen Hafen gewinnen, der, vollkommen gedeckt gegen Angriffe der überlegenſten Gegner, ſeinen Flotten geſtattet, binnen einem halben Tage auf der Höhe von Rügen oder auf der von Helgoland zu erſcheinen, der vor den ſchleswigſchen Fjörden den Vorzug hat, daß ſeine Zufahrt nicht durch die Engſtraßen zwiſchen den däniſchen Inſeln hindurchführt und gegen eine Land-Invaſion vom Norden her durch die Fortifikationen an der Eider geſchützt werden könnte.

Daß England auf das Zuſtandekommen des deutſchen Kanals mit ſcheelen Blicken herüberſchaut, darf uns nicht wundern. Es erkennt in dieſem von Dänemarks Kontrole und feindſeliger Geſinnung unabhängigen Verbindungsgliede der Nord- und Oſtſee einen außerordentlichen Vorſchub deutſcher Machtſtellung zur See. So bereit daher jetzt auch engliſche Kapitaliſten ſind, jedes Agiotagegeſchäft zu unterſtützen, das irgend einem Schwindel-Projekte zur Herſtellung kontinentaler Eiſenbahnen zum Grunde liegt, ſo entſchieden werden ſte ſich weigern, bei dem deutſchen Kanalprojekte ſich zu betheiligen. Sie werden gegen daſſelbe, wo möglich, eine noch thätigere Oppoſition entwickeln, als gegen das Suezkanal-Projekt. Aber noch viel weniger, als dem letzteren, werden ſie dem erſteren durch ihre Ränke und lügenhaften Ausſtreuungen zu ſchaden im Stande ſein. Im Gegentheil wird und muß jedes Zeichen einer engliſchen Intrigue gegen den deutſchen Kanal ein vermehrter Sporn für das Streben unſeres Landes ſein, das großartige Unternehmen recht bald zur Ausführung zu bringen.

Auch Herr Sturz bringt das Projekt des Suez-Kanals in eine vergleichende Verbindung mit dem deutſchen Kanal-Projekt. Er ſagt: „Wer aber erwägt, daß, fern von der Heimat und unter den widrigſten Verhältniſſen; *franzöſiſche* Induſtrie 96 Millionen Kubikmeter oder 3,105 Millionen Kubikfuß Erde fortbewegen *will und wird*, und damit in acht Jahren fertig zu werden gedenkt, der müßte des deutſchen Namens unwürdig ſein, wollte er daran zweifeln, daß Deutſchlands Kraft und Wille einem *Werk für die eigene Exiſtenz* ebenſo gewachſen ſei, wie Frankreich, das jetzt einen großartigen Kanal baut, bloß um ſeinen Einfluß auszudehnen. Und wie günſtig ſind bei uns alle Verhältniſſe! Uns kann kein mächtiger Nebenbuhler einen Plan durchkreuzen, der zu unſeren *häuslichen* Einrichtungen gehört und der zugleich die Geſammtintereſſen des Welthandels aller Völker befördert. Freie deutſche Arbeiter werden eifriger arbeiten, als gepreßte Aegypter, und Deutſchlands ſo ruhmvoll geprieſene Techniker werden gewiß nicht hinter franzöſiſchen Ingenieurs zurückſtehen. Wenn die Compagnie des Suez-Kanals jährlich 7½ Millionen Kubikmeter oder 242,600,000 Kubikfuß Erde aushebt, wird Deutſchland auf deutſchem Boden ſpielend das Doppelte, wenn nicht das Vierfache leiſten, ſo daß in 6—8 Jahren der ganze Kanal vollſtändig fertig und eröffnet werden kann. Welch ein Tag, wenn die Völker Deutſchlands aus allen Gauen herbeiſtrömen, nicht um wie ſo oft das Gedächtniß der Vergangenheit zu feiern, ſondern mit Himmelsjauchzen das Morgenroth der langerſehnten, beſſeren Zukunft zu begrüßen! Kaiſer Barbaroſſa hat endlich den feſtgewachſenen Bart aus dem ſteinernen Tiſche gezogen, und frei führt er ſein Volk aus dem rabenumkrächzten Binnenkeller hinaus aufs freie Weltmeer!“

Frankreich und ſeine Kapitalien werden dem deutſchen Kanalbau ihre Theilnahme ſchenken, und wäre es auch bloß darum, weil die Engländer dagegen intriguiren. Sicher wird aber auch der auswärtige Handel Frankreichs, namentlich mit Rußland und den anderen Ländern der Oſtſee, durch den die Fahrten ſo bedeutend abkürzenden und die Seegefahren außerordentlich vermindernden deutſchen Kanal erheblich gewinnen. Was Rußland betrifft, ſo ſagt Herr Sturz darüber:

„Das gewaltige ruſſiſche Reich, das neuerdings in ſeiner noch ungeſchwächten Urkraft einen mächtigen Anlauf genommen hat, um mit ſeinen 70 Millionen in die Reihe der fortſchreitenden Völker einzutreten, hat ſeine Hauptküſte am Geſtade des Meeres, welches durch den deutſchen Kanal in unmittelbare Verbindung mit der Nordſee und dem Atlantiſchen Ocean gelangen ſoll. Was iſt natürlicher, als daß die ungeheure Maſſe der Erzeugniſſe Rußlands, deſſen Produktionsfähigkeit noch gar nicht zu überſehen iſt, nach dieſem Kanal ſtrömen, daß ſein im Entſtehen begriffenes Eiſenbahn-Netz und Kanalſyſtem, welches in nicht allzu langer Zeit einen großen Theil des Handels zwiſchen Europa und Aſien vermitteln muß, ſich an der Oſtſee concentriren und nach dieſer Richtung die innerſten Landestheile dem Weltmarkte eröffnen wird? Nach dem Vorhergeſagten liegt es auf der Hand, daß der Handelsverkehr von Nord- und Mittel-Rußland, ſowie eines Theils von Aſien, mit den Atlantiſchen Geſtaden und den wichtigſten Küſten Amerikas nur über die Oſtſee, alſo nur durch den künftigen Kanal gehen kann, ſo daß alſo der deutſche Kanal in viel höherem Grade als der von Suez ein *weltverbindender* werden würde. An den Ufern des Kanals (oder in Hamburg) wird daher ein großer Theil von allen, meiſt voluminöſen Export-Erzeugniſſen Rußlands gelagert werden müſſen, da die Häfen dieſes Reiches fünf Monate des Jahres durch Eis verſchloſſen ſind. Aber auch die fremden Produkte, deren die große ruſſiſche Bevölkerung bedarf, müſſen aus demſelben Grunde daſelbſt aufgeſtapelt werden, und man wird alſo nicht nur die Erzeugniſſe des Nordens (mit Einſchluß Skandinaviens) in den holſteiniſchen Speichern finden, ſondern auch Weſtindiens Tabake und Zucker, Afrikas Hölzer, Palmöl und Elfenbein, Oſtindiens Baumwolle, Amerikas Bergöl, Wälſchkorn, Mehl, Tabak und Baumwolle, Braſiliens Kaffee, Chilis Kupfererze, Perus Guano und Salpeter, der Laplata-Länder Häute und Hörner, Frankreichs, Italiens und Griechenlands Weine, Oele, Südfrüchte, Droguen, Schwefel, kurz alle Produkte, die zum Verbrauch jener nordöſtlichen Länder und des ganzen ruſſiſchen Reiches bis tief nach Aſien hinein beſtimmt ſind.“

Der Verfaſſer verbindet mit ſeiner Schrift über den deutſchen Kanal auch einige, wie es ſcheint, neue und ſinnreiche Vorſchläge in Bezug auf die künftige Vertheidigungsart der Seeküſten Deutſchlands. Die Anwendbarkeit dieſer Vorſchläge zu beurtheilen, ſind wir außer Stande, und bemerken wir nur noch, daß Strandbatterien eigenthümlicher Art mit unterirdiſchen und unterſeeiſchen Geſchoſſen, die durch elektriſche Drähte entzündet werden, das weſentliche Moment dieſer Vorſchläge bilden, in deren Beziehung wir Diejenigen, die ſich für den Gegenſtand intereſſiren, auf die Schrift ſelbſt verweiſen müſſen.

Digitized by Google

Ludw. Aug. Frankl's jüdiſche Poeſien.

Unter dem Titel „Ahnenbilder“*) hat Ludwig Auguſt Frankl, der gemüth- und ſinnreiche Dichter, wieder einen ſchönen poetiſchen Kranz gewunden, deſſen Blumen theils der älteren jüdiſchen Geſchichte und ihrem Sagenkreiſe, theils freien Dichtungen und Erlebniſſen entnommen ſind, und die eine angenehme und erhebende Lektüre bieten. In Frankl lodert noch eine Gluth frommer Begeiſterung für die Heiligthümer ſeines Volkes, und er weiß mit zartem Gefühl die rechten Saiten anzuſchlagen, wenn er uns auch nicht immer beſonderes Neues bietet, das nicht ſchon früher von Andern (Sachs, Stein, Tendlau, Kraft) bearbeitet wäre. Er verſteht es aber, ſeinen Dichtungen einen feinen Anhauch ſeines weichen Gemüthes zu geben, das auch das Bekannte uns lieb erſcheinen läßt.

Viele Scenen ſind der ſo überreichen Leidensgeſchichte des jüdiſchen Volkes entnommen und mit einem düſtern Schleier der Trauer umflort. Zu den ſchönſten unter den Gedichten gehört: „Ein Gräber-Eremit,“ in dem ein Sprößling eines untergegangenen Königsgeſchlechtes „als Bettler lebt zwiſchen Gräbern und ſchläft zu Nacht auf Leichenſteinen,“ und von Alexander dem Großen, der ihn trifft, wie „er wägt, juſt prüfend in den Händen, betrachtend ernſt, zwei Todtenſchädel,“ befragt wird: „Warum verweilſt du unter Gräbern?“ und er giebt die Antwort: „Den Unterſchied will ich erforſchen, weß' einer war von dieſen Schädeln, ob eines Sklaven oder Königs?“ Und als ihn Alexander einlud, bei ihm in ſeinem Palaſte zu wohnen, ſpricht er zu ihm:

„O Schwerterführer, Kronenhalter!
Kannſt ohne Tod du mir das Leben
Und eine Jugend ohne Alter
Und Freuden ohne Sorgen geben?“

Und Alexander ſpricht für ſich: „Fürwahr, ein Weiſ'rer, als der Weiſe, der mich beſcheid'nen Sinns geheißen, ihm aus der warmen Sonne gehen.“

In dem Gedichte: „Jochanan ben Sackai,“ das uns ſchildert, wie dieſer Mann bei dem Untergange Jeruſalem's von dem Feldherrn Rom's die einzige Gnade erbat, in Jabnah (Jamnia) eine Lehrſchule zu gründen, was ihm auch gewährt wurde, preiſt der Dichter den Sieg, den Iſrael's Lehre über die herrſchenden Völker des Heidenthums errang, und ſchön und wahr heißt es darin:

„Wenn ein Geſchlecht von Weiſen ſtarb,
Geſchlechter erben's muthig weiter,
Bis, ob umdroht von Tod und Nacht,
In tauſendjähr'ger Geiſterſchlacht
Der Bau des neuen Reichs vollbracht,
Ein für die Ewigkeit gefeiter.
— — — — — — — — —
Noch ziehen Deines Geiſt's Gebete,
O Königin des Zederthums,
Empor gleich Adlern Libanon's — —
Du bleibſt der grüne Strauch voll Duft,
Wenn ihn die Flamme auch umwehte.

Und wenn in Zeiten, die verſchollen,
Der Holzſtoß flammend Dich umloht,
Da ſangen ſie Dich in den Tod
Mit Pſalmenſang, die Mitleidsvollen
O ſchön're Rache ward Dir nie:
Der Pſalmen heilige Melodie,
Von Deinem Dichter borgen ſie
Die Hymnen, wenn ſie beten wollen.

Die Sänger aller Völker dichten
An Deiner ew'gen Elegie;
Entflammt iſt ihre Phantaſie
Von Deinen heiligen Geſichten.
Es iſt unſterblich nur allein,
Wen ſanft umfließt der Mythe Schein —
Und iſt die Gegenwart nicht Dein,
Es muß ſich Deine Zukunft lichten.“

Um des ſchönen Ganzen willen mag dem Dichter mancher Vers nachgeſehen werden, dem die gehörige Feile fehlt; wir begegnen dem ſinnigen Poeten gern in ſeinen Erzeugniſſen. K.

*) Leipzig, Oskar Leiner, 1864.

England.

Parteien und Ausſichten im Parlament.

Unter dieſer Ueberſchrift bringt die Westminster Review (1864, I.) einen längeren Artikel, der in mehr als einer Beziehung intereſſant iſt. Wir meinen weniger die freimüthige Art, in der an den Staatsmännern Kritik geübt wird — das iſt ein Ding, bei dem ſich die Betroffenen ganz wohl fühlen, und das Niemand in England für ehrenrührig hält, das aber für uns große Aehnlichkeit mit ſauern Trauben hat. Ein größeres Intereſſe haben für uns bei einer ſolchen Kritik die Schlaglichter, welche auf die jetzt regierenden Miniſter fallen, und die manches zur Erklärung der politiſchen Sachlage beitragen können. „Lord Palmerſton,“ heißt es z. B. gleich im Anfange, „hat jetzt augenſcheinlich keinen weiteren Wunſch mehr, als daß die Staatsmaſchine noch ſeine Lebenszeit aushält. Seine Stellung im Parlament iſt die einer ungetrübten Behaglichkeit (serene comfort)“ — ſo daß Punch vielleicht Recht hat, wenn er Old Pam mit Jupiter vergleicht! — Das ganze Credo der Whigs unſerer Zeit hat Graf Ruſſell in bewundernswürdiger Weiſe bei Gelegenheit ſeiner Blairgowry-Rede in das berühmte Motto zuſammengefaßt: „Ruh Dich aus und danke Gott!“ Vergleiche Polen, Dänemark.

Die jetzige Seſſion, beginnt der Reviewer, iſt eine ganz ungewöhnliche. Durch das Fehlen bedeutender *innerer* Fragen ſind die alten Parteien zerfallen; man iſt ſtillſchweigend übereingekommen, ſolche Fragen entweder in aller Ruhe abzumachen oder ganz bei Seite zu ſchieben; nur zum Schein ficht man noch Kämpfe, von denen aber Jedermann weiß, daß ſie nicht ernſt gemeint ſind. Ein Tory „von der durchſchnittlichen Dummheit“ weiß gar nicht, wie er daran iſt: die Oppoſition klatſcht Lord Palmerſton Beifall, und ein Angriff auf Disraeli ruft bei derſelben Oppoſition Bravos und Gelächter hervor. Früher war es doch anders, da war kein Irrthum möglich: drüben ſaßen die Miniſter, folglich kämpfte man gegen ſie. Die Conſervativen haben entſchieden keine rechte Luſt, das jetzige Miniſterium zu ſtürzen, denn ſie können „weder mit Disraeli, noch ohne ihn leben.“ Niemand beſitzt auch den Einfluß, deſſen ſich Lord Palmerſton im Hauſe der Gemeinen erfreut; was er nicht durchſetzt, gelingt keinem Anderen, ſeine Popularität iſt unbegränzt — und doch iſt er weder ein Redner, noch hat er ſich irgend eines großen, ſtaatsmänniſchen Erfolges zu rühmen. In ſeinen Reden erhebt er ſich weder in Sprache,

Digitized by Google

noch in Gedanken über Gemeinplätze; dabei iſt ſeine Haltung ungefällig, die Sprache oft ſtotternd, die Geſten ſind eckig; er hält ſich ſtets an der Oberfläche einer Frage, kein erhabener Gedanke, kein großes Prinzip, keine glänzende Gelehrſamkeit, keine überwältigende Logik — kurz, der Premier iſt alles Andere, nur kein Redner. Und doch ſind ſeine Reden von großer Wirkung. Mit einem gewiſſen Inſtinkt bringt er nur die Gründe vor, die am beſten für die Stimmung ſeiner Zuhörer paſſen, er gefällt ihnen, weil er nie Vorleſungen hält oder ſie langweilt, ſie brauchen auch nicht ihren Verſtand anzuſtrengen, um ihm folgen zu können, ſie haben nie einen ſcharfen Gegner an ihm. Witz liegt ihm ſehr ferne, aber ſeine „Späße“ ſind höchſt ſelten unzeitgemäß, oft ſind ſie von meiſterhafter Wirkung, um die Gegenſätze abzuſtumpfen oder die Nachwirkungen eines glänzenden Angriffs zu ſchwächen. Das ganze Geheimniß ſeines Erfolges liegt in ſeiner genauen Kenntniß des engliſchen Charakters und in ſeiner Verzichtleiſtung auf jeden Anſpruch auf „Geiſtreichigkeit.“ Er iſt der Durchſchnitts-Engländer, der Repräſentant eines Zeitalters, das merkwürdigen Abſcheu hat vor erhabenen Zielen und konſequent durchzuführenden Beſtrebungen, das alles Extreme haßt, namentlich das Genie, welches nicht gern hat, wenn ſeine Gefühle lange nach einer Richtung hin angeſpannt werden, eines Zeitalters, welches praktiſch iſt, inſofern es nichts riskiren will, beſonders aber alles haßt, was, ſei es in Kunſt oder in Literatur, oder in Diplomatie, größere Anforderungen an ſeine Verſtandeskräfte erhebt. Lord Palmerſtons Politik iſt das augenblicklich Zweckmäßige; ſein Triumph iſt es, wenn er dabei Erfolge erzielt; ſein Ruhm wird es ſein, daß er dabei Erfolge erzielt hat.

Man braucht nicht perſönlich Erfahrungen geſammelt zu haben, es genügt, nur aufmerkſam die Zeitereigniſſe zu verfolgen, um das Treffende in dieſer Charakteriſtik des greiſen Premierminiſters zu erkennen, der einen Einfluß ausübt, wie ihn nur wenige engliſche Miniſter beſeſſen haben, einen Einfluß, den die Königin, wie früher auch Prinz Albert, nur widerwillig ertragen haben. Ohne Prinzipien im öffentlichen, wie im Privatleben, ohne Streben nach einem Ideal, nur nach dem Zweckmäßigen trachtend und nur nach den Bedürfniſſen des Augenblicks ſein Handeln bemeſſend, iſt Lord Palmerſton der getreue Repräſentant des jetzigen England und darum unentbehrlich; es iſt auch Niemand vorhanden, der ſeine Stelle jetzt ausfüllen könnte.

Ohne Zweifel, fährt der Verfaſſer fort, wird mit Lord Palmerſton's Abgange der jetzige lethargiſche und erfolgloſe Waffenſtillſtand zwiſchen den Parteien aufhören. Aber wer ſoll dann die Führerſchaft im Hauſe der Gemeinen übernehmen? Sidney Herbert iſt todt, Lord Canning iſt dem indiſchen Klima erlegen, Sir G. Cornewall Lewis iſt frühzeitig entſchlafen — Mr. Gladſtone, der „brillant“ Finanzminiſter des jetzigen Kabinets. Gladſtone iſt jedenfalls der größte Parlamentsredner, weit größer als Lord Derby, geſchweige als Disraeli; Bright iſt nur bedeutend als Volksredner. Daneben glänzt Gladſtone als Finanzmann; als ſolcher iſt er ſtets kühn und unternehmend, nie zögernd oder vorſichtig. Es iſt bei ihm Alles dazu angethan, daß er über kurz oder lang Premier wird — und doch ſcheint ſich Niemand auf dieſe Ausſicht zu freuen. Er iſt kein echt engliſcher Charakter, wie das Volk ihn als Staatsmann verlangt: er iſt zu gewiſſenhaft, er ſtudirt ſorgfältig alle Seiten einer Frage und entdeckt dann zu viel Seiten in ihr. Das lieben die Engländer nicht, die der Amerikaner Hawthorne ſehr treffend charakteriſirt: „Das Geheimniß ihrer großen praktiſchen Erfolge liegt in der eigenthümlichen Fähigkeit, ein Auge zuzumachen; dadurch erhalten ſie eine ſo deutliche und beſtimmte Anſicht von dem, was ſie unmittelbar betrifft, daß ſie über hundert unüberſteigliche Hinderniſſe weg darauf losſtolpern und einen herrlichen Triumph davontragen, ohne auch nur die Hälfte der Schwierigkeiten gewahr zu werden.“ Gladſtone dagegen hat immer beide Augen offen, weit offen; wenn alle Anderen die ſchwächere Sache verloren gegeben haben, entdeckt er irgend etwas, um ſie noch zu ſtützen. Lord Palmerſton iſt anders, er freut ſich, wenn das Volksgeſchrei ihm Gelegenheit giebt, mit dem Stärkeren zu gehen. Ferner fehlt Gladſtone die unerſchöpfliche gute Laune und Höflichkeit Lord Palmerſton's gegen die Oppoſition; früher allerdings behandelte der edle Lord ſeine Gegner mit einer faſt unverſchämten Geringſchätzung, die jetzt das Gewand der „bonhomie“ trägt. Gladſtone iſt zu heißblütig, er nimmt alles ernſt, was er ſagt; es iſt ſeine volle Ueberzeugung, die aus dem Herzen kommt; ſeine glänzende Beredſamkeit reißt oft ihn ſelbſt und ſeine Gegner mit ſich fort, dadurch verletzt er manchen, namentlich ſolche, die im Ganzen genommen ſeiner Meinung ſind, aber mit geringen Modifikationen, Leute mittelmäßigen Schlages, die es durchaus nicht lieben, von überwältigender Beredſamkeit zum Schweigen gebracht zu werden. Denn man darf wohl behaupten, kein Charakter ſichert in England ſo viel Vertrauen, als der einer ſoliden, konſequenten Mittelmäßigkeit. Das weiß eben Lord Palmerſton. Aber Gladſtone iſt dem Engländer zu genial. — Der fein gebildete, kenntnißreiche Mann kann ſich auch über nationale Vorurtheile hinwegſetzen, ſeine Politik würde nicht in dem alten, ausgefahrenen Geleiſe bleiben, nicht ſo durchaus von der Hand in den Mund leben. Er iſt dem gewöhnlichen Engländer ein „unruhiger Kopf,“ er gefällt ihm auch nicht, weil er öfters wohl nicht gleich einſehen würde, cui bono ſein Miniſter handelte. In der ſchleswig-holſteiniſchen Frage findet die kurzſichtige Politik des Premiers und des Grafen Ruſſell an ihm ihren Hauptgegner. Doch weiter!

Auf der liberalen Seite fehlt es ganz entſchieden an Capacitäten: die Granville, Argyle, Cardwell, Grey u. ſ. w. ſind in ihrer Art ſehr ehrenwerthe Leute, aber zum Premier hat keiner von ihnen das Zeug. Es ſind wohl noch vielverſprechende junge Leute da, aber es fehlt ihnen die Hauptſache, die vornehme Abkunft, ohne die es nun einmal in England nicht möglich iſt, die höchſte politiſche Stellung zu erreichen. Die Radikalen, Bright und Cobden, haben ſich ſo zu ſagen überlebt; unter ihren Anhängern iſt nichts Hervorragendes zu entdecken. Die ganze liberale Partei iſt todtkrank an der reſpektablen Mittelmäßigkeit.

Bleiben die Conſervativen. Sie ſind noch ſchlimmer daran: mißtrauiſch, uneinig, unſicher, mißvergnügt. Ihrem Führer Disraeli trauen ſie kaum, können ihn aber nicht erſetzen, und ihnen ſelbſt, als Partei, fehlt es gänzlich an parlamentariſchen Talenten; ſie haben nicht eine einzige Perſon, die man Staatsmann nennen könnte, nicht ein einziges Weſen, das ſelbſt die Parteilichkeit ſeiner Freunde einen hervorragenden Redner nennen könnte. Die Partei iſt ſo heruntergekommen, daß ſie „ſogar mit einer Art von Bewunderung die erbärmlichen, cyniſchen Spiegelfechtereien anhört, die dem unverbeſſerlich beſchränkten Gehirn eines Lord R. Cecil entſtammen.“ (Vergl. die Debatte im Unterhauſe Anfang Mai über H. Verney's Interpellation.) Lord Stanley allein beſitzt alle Eigenſchaften eines Parteiführers, aber wenn er jemals Führer würde, ſo würde er gewiß falſche Wege führen.

Digitized by Google

Die Tories ſind allerdings ſchlimm daran; ſie wiſſen meiſtens kaum, wofür ſie eigentlich kämpfen ſollen, das Zeitalter iſt ihnen über den Kopf gewachſen. Früher, vor 50 Jahren und mehr, machte der angehende Tory ſeine „grand tour,“ erwarb ſich den „jargon de la haute politique,“ wußte von vornherein, daß er gegen die Whigs zu ſtimmen habe, und machte ſo ſeine Carrière. Inzwiſchen aber hat ſich Europa gewaltig geändert, neue Prinzipien ſind erſtanden, alte verſchwunden. Legitimität, europäiſches Gleichgewicht, Nationalhaß gegen Frankreich ſind ziemlich überwundene Standpunkte: auf der anderen Seite ſteht der Freihandel mit ſeinem unermeßlichen, nur mühſam zu erforſchenden Gefolge von national-ökonomiſchen Fragn. Der Sieg des Freihandels hat nicht bloß die conſervative Partei aus dem Amte getrieben; was viel wichtiger iſt, er hat ihren ganzen Prinzipien den Boden unter den Füßen weggezogen, *die Partei hat kein Loſungswort mehr.* Einſehend, daß ſtummer Groll nichts nutzt, geht ſie auf den modernen Standpunkt über: der Freihandel iſt auch ihr Glaubensbekenntniß, für die Südſtaaten wie für Italien (— nur für Schleswig-Holſtein nicht —) beanſprucht ſie das „heilige, unveräußerliche Recht“ des Volks, ſich ſeinen Herrſcher ſelbſt zu wählen. Kurz, die Tories als Partei ſind jetzt nichts; vielleicht findet ſpäter eine Reorganiſation derſelben ſtatt auf Grundlage der modernen Prinzipien.

Doch die Whigs? — „Das Capua des Miniſteramtes hat ſie ruinirt.“ Ihnen fehlt auch ein neues Glaubensbekenntniß; das alte von Frieden, von Sparſamkeit, von Reform haben ſie jämmerlich in Mißkredit gebracht. Vor der Unverſchämtheit eines Fürſten Gortſchakov kriechen ſie demüthig im Staube; Heer und Flotte koſten jetzt im Frieden mehr, als in gewöhnlichen Kriegszeiten, und was die Reform betrifft, ſo gehört mehr als gewöhnlicher Muth dazu, ſich als einen Anhänger derſelben zu erkennen zu geben. Jetzt iſt das Glaubensbekenntniß der Whigs von ihrem Herrn und Meiſter kurz und trefflich feſtgeſtellt worden: Sei ruhig und danke Gott! Lord John exiſtirt nicht mehr, der „Adler, der früher zur Sonne emporſtrebte,“ ſitzt gemächlich in ſeinem Horſte; früher ſang man ihn an: „alles Große und Erhabene ſteht hochſtrebenden Geiſtern, wie dem Deinen, zu Gebote.“ Aber Graf Ruſſell iſt alt, freilich nicht ſo alt wie Lord Palmerſton, aber er denkt, weil er harter Arbeit müde ſei, müſſe das ganze Land auch müde ſein. Für ſeine ſchwächliche Vertheidigung Polens führte er auch als Grund an, in ſeinem Alter könne er nicht die Verantwortlichkeit für eine ſo kritiſche Politik übernehmen. Er iſt alt und ſchwach geworden wie andere Staatsmänner auch, das Zeitalter bringt es mit ſich.

Im engliſchen Charakter ſind zwei Gegenſätze: das innige Behagen am Alten, das Mißtrauen gegen Neues ſtehen einer raſtloſen Energie, einem unermüdlichen Streben nach Vorwärts gegenüber. Halten beide ſich das Gleichgewicht, ſo entſteht jener gleichmäßige, ſich nicht überſtürzende Fortſchritt, der England ſo groß gemacht hat. Aber jetzt ſcheint der letztere der beiden Gegenſätze zu fehlen, *England ſucht, wie jedesmal in Zeiten dee Entartung und Schwäche, das Bündniß Oeſterreichs.* Im Innern giebt es genug zu reformiren; die jetzt herrſchende Neigung zum Schlaf ähnelt der des armen Reiſenden, der ſich im Schnee verirrt hat. Dieſe Politik des „Ruh dich aus und danke Gott!“ macht aus den Staatsmännern alte Invaliden, die ſich vor der Thür ihres Hoſpitales ſonnen und in der Erinnerung ihrer Heldenthaten ſchwelgen. Darum iſt die jetzige Parlaments-Seſſion ſo vorzüglich arm geweſen, es hat viel geſchwatzt über innere und äußere Fragen, aber keine gelöſt: der einzige Troſt iſt der, daß ſeine Stunden gezählt ſind.

So weit der Reviewer. Die Richtigkeit ſeiner Bemerkungen hat ſich auch in der letzten Zeit herausgeſtellt. Es iſt ſchwer, den politiſchen Zuſtand anders zu bezeichnen, als er; die alten Parteien ſind zerfallen, ihre alten Prinzipien ſind im Laufe der Zeiten beſeitigt worden, daher die Ruſſell'ſche Friedenspolitik, daher ſteht Lord Palmerſton, der *Mann ohne Prinzip*, an der Spitze, daher iſt er augenblicklich nicht zu erſetzen. Wohl aber hat die Neubildung der Parteien ſchon begonnen; die Kirchſteuerfrage muß gelöſt werden, das Verhältniß der katholiſchen Kirche in Irland muß geregelt werden, und von vielen Seiten regt ſich eine Agitation gegen das Monopol der herrſchenden Klaſſe; Gladſtone hat ſein „first bid for the premiership“ in einer Reformrede gethan. Lord Palmerſton wird nicht lange mehr die Gegenſätze vertuſchen können — dann hat er ſeine Schuldigkeit gethan und kann gehen; ein anderer erſetzt ihn. Die ſchleswig-holſteiniſche Frage hat recht deutlich den Zerfall der Parteien gezeigt. Mit welcher Sorgfalt iſt jede direkte Kundgebung des Unterhauſes vermieden worden, mit welcher ſauren Miene hat man ſelbſt Interpellationen beantwortet! Erhebt ſich die conſervative Partei für ihr erhabenes Prinzip der Legitimität? Kämpfen die Liberalen für das heilige, unveräußerliche Recht des Volkes, ſich ſeinen Herrſcher ſelbſt zu wählen? Fehlen der Partei große Prinzipien, ſo werden gemeine Leidenſchaften und Vorurtheile um ſo hartnäckiger als erhabene Grundſätze verfochten. Die Seeherrſchaft der Engländer iſt längſt dahin: die Vereinigten Staaten, Frankreich ſind ebenbürtige Gegner geworden, andere Mächte ſtellen auch beträchtliche Kontingente — und Deutſchland, der natürliche Verbündete Englands in ſozialer wie in politiſcher Hinſicht, ſoll der nimmerſatte Räuber ſein, weil es endlich einmal ſein klares Recht fordert und mit den Waffen durchſetzen, weil es ein paar Kriegsſchiffe bauen will, um ſeinen Handel, *den dritten der Welt*, zu ſchützen! Indeſſen ein fait accompli imponirt Niemandem mehr, als dem Engländer; ein entſchloſſener self-made Charakter, der nöthigenfalls mit der Fauſt dreinfährt, erfreut ſich ſtets ſeiner Hochachtung, während ihm das bloße Pochen auf das Recht, ohne feſten Entſchluß, das Recht durchzufechten, als Schwachheit erſcheint. Die neueſten Ereigniſſe beweiſen es — ſobald Preußen das nationale Recht entſchieden verfolgt, verwandelt ſich das wüthende Gekläff offizieller und nicht offizieller bulldogs in das wohlbekannte Knurren.

Darum friſch vorwärts!

Schweiz.

Die Gletſcherbildung.

Nach einer geologiſchen Vorleſung von Agaſſiz in Amerika.

Der lange Sommer war vorüber. Jahrhunderte hindurch hatte eine tropiſche Luft über der Erde geweht und Thiere, die jetzt unter dem Aequator heimiſch ſind, ſchweiften überall auf der Erde von dem fernſten Süden bis zu den arktiſchen Geſtaden. Die Rieſengeſchöpfe: Maſtodone, Elephanten, Rhinozeroſſe; die Raubthiere: Löwen, Tieger, Hyänen und Bären, deren Ueberreſte gegenwärtig in Europa von den ſüdlichſten Vorgebirgen bis zu den

Digitized by Google

nördlichſten Säumen Sibiriens und Skandinaviens, wie in Amerika vom Kap Horn bis nach Grönland und den Melville-Inſeln unter dem Boden gefunden werden — damals hauſten ſie auf dem Erdboden wie in ihrem ausſchließlichen Eigenthume. Allein ihr Reich ging zu Ende. Ein plötzlich hereinbrechender ſtrenger Winter, der ſeinerſeits wiederum Jahrhunderte anhalten ſollte, lagerte ſich auf das Erdenrund, ſeine Gewalt auch über die Gegenden verbreitend, wo jene Tropenthiere ihre Heimat hatten; und ſo jählings überkam ſie das, daß ſie in die Schnee- und Eismaſſen eingeſargt wurden, ehe ſie noch Zeit gehabt, in die dem Tode folgende Verweſung überzugehen. Im Norden Rußlands und Aſiens kommen die Ueberreſte von Elephanten ſo häufig vor, daß ſie bei den unwiſſenden Einwohnern Anlaß zu dem Aberglauben gegeben haben, es leben unter der Erde Rieſenmaulwürfe, die, wenn ſie an die Luft kommen, ſich auflöſen und in Staub zerfallen. Ohne Zweifel entſtand dieſe Volksſage daher, daß die Leute beim Graben die Körper dieſer Thiere unter dem gefrorenen Boden wohlerhalten fanden, die aber, dem Licht und der Wärme ausgeſetzt, ſofort in Stücke zerfielen. Admiral Wrangel, deſſen arktiſche Forſchungen die Wiſſenſchaft ſo ſehr bereichert haben, erzählt uns, daß die Reſte dieſer Thiere an gewiſſen Stellen in Sibirien in ſolchen Maſſen angehäuft liegen, daß er und ſeine Leute über Anhöhen kletterten, die ganz aus Elephanten- und Rhinozerosknochen beſtanden.

Noch aber fehlt uns der Schlüſſel zu dem Räthſel der großen und plötzlichen klimatiſchen Veränderung. Mancherlei Vermuthungen ſind darüber angeſtellt worden; unter anderen auch die, daß die Neigung der Erdachſe in Urzeiten größer geweſen ſei, oder daß eine Ueberſchwemmung, die das Feſtland unter Waſſer geſetzt, die Lufterkältung herbeigeführt habe. Alle dieſe verſuchten Erklärungen befriedigen nicht und es bleibt der Wiſſenſchaft annoch die Aufgabe, zu dieſer, wie zu allen damit zuſammenhängenden Erſcheinungen die Urſache aufzufinden. Als unbezweifelte Gewißheit iſt jedoch anzunehmen, daß mit dem Eintritt des tertiären Zeitalters ein Weltſommer und ein Weltwinter einander abgelöſt, ſo daß tropiſche Hitze und nordiſcher Froſt auf einem großen Theil unſerer Kugel abwechſelnd gewaltet haben.

In dem ſogenannten Trieb (drift), einer der tertiären Formation ſich anſchließenden Flächenablagerung, von der wir weiterhin reden werden, finden ſich im fernen Süden Ueberreſte von Thieren, die gegenwärtig theils in der nördlichen Polargegend, theils in den kälteſten Strichen der Mittelzone heimiſch ſind. Das Rennthier iſt heutzutage auf den nördlichſten Theil Schwedens und Norwegens beſchränkt und doch finden ſich ſeine foſſilen Reſte in dem Trieb in der Umgegend von Paris; ſo daß ihr ehemaliger Aufenthalt hier ein dem nördlichſten Skandinavien entſprechendes Klima vorausſetzt. Neben den Rennthiergerippen liegen die Reſte des europäiſchen Murmelthiers, deſſen gegenwärtige Heimat die Gebirge ſind, die ſich zu ſechstauſend Fuß über den Meeresſpiegel erheben. Das Vorkommen ſolcher Thierreſte in den Flächenablagerungen der Ebenen Centraleuropa's, von denen die noch lebenden Exemplare der einen Gattung auf den äußerſten Norden, die der anderen auf die hohen Berge beſchränkt ſind, weiſt augenſcheinlich auf eine vollſtändige Umwandlung der klimatiſchen Verhältniſſe hin, die ſeit der Zeit ihrer Exiſtenz eingetreten iſt. Die europäiſchen Schalthiere, die jetzt auf den Nord-Ozean beſchränkt ſind, finden ſich als Foſſilien in Italien und zeigen, daß, während das gegenwärtige arktiſche Klima in der Mittelzone vorherrſchte, die letztere ſich weit in die ſüdlichen Regionen hineinſtreckte, die wir jetzt die aftertropiſchen zu nennen pflegen. In Amerika giebt es ausreichende Beweiſe derſelben Art: durchweg in den jüngſten Meerablagerungen der Mittelzone, welche die Niederungen des transatlantiſchen Feſtlandes bedecken, trifft man auf foſſile Schalthiere, die gegenwärtig an Grönlands Geſtaden leben. Nicht bloß auf der Nordhalbkugel, ſondern auch in Afrika und Südamerika kommen dieſe thieriſchen Ueberreſte vor; auch hier ſind Spuren von Geſchöpfen, die ein vormals viel kälteres Klima bezeugen.

Doch nicht die organiſchen Ueberreſte allein ſind Zeugen des geologiſchen Winters; zahlreiche Erſcheinungen der anorganiſchen Welt deuten darauf hin, daß während jener Periode zwei ungeheure Eisvorberge ſich vom Nordpol ſüdwärts und vom Südpol nordwärts weit in das Land gegen den Aequator zu geſtreckt haben; und die Eismaſſen, wie ſie ſich gegenwärtig über die Polargefilde ausbreiten, bedeckten damals einen großen Theil der Mittelzone, während auf den tropiſchen Hochgebirgen die Schneelinie ſich viel tiefer als jetzt hinzog. Da nun dieſe Thatſachen in der beobachteten Erſcheinung des Gefrierens eine Erklärung finden dürften, ſo wenden wir uns natürlich der Betrachtung der Gletſcherbildung zu.

Die erſte weſentliche Bedingung der Gletſcherbildung in den Gebirgen iſt die Geſtalt der Thäler. Zu der Höhe und Ausdehnung der Berge ſtehen die Gletſcher durchaus in keinem Verhältniß. Es giebt Bergketten von gleicher oder noch größerer Höhe wie die Alpen, die nur wenige und kleine, wenn überhaupt, Gletſcher haben. In den Anden, den Rocky-Mountains, den Pyrenäen, dem Kaukaſus ſind die wenigen, aus der Eisperiode übrig gebliebenen Gletſcher von unbedeutendem Umfang. Die vulkaniſche Kegelgeſtalt der Anden, obgleich ihre Gipfel mit Schnee bedeckt ſind, bietet dennoch der Gletſcherbildung keinen günſtigen Boden. Die Gletſcher der noch wenig unterſuchten Rocky-Mountains ſind bekanntlich von keiner beträchtlichen Ausdehnung. In den Pyrenäen giebt es bloß Einen großen Gletſcher, und doch erheben ſie ſich zu ſo bedeutender Höhe, daß, wäre die Formation ihrer Thäler zur Anhäufung von Schnee geeignet, ſie die ſchönſten Eisfelder darbieten würden. In Tirol dagegen, wie in Norwegen und Schweden, geben die Gletſcher an Größe und Schönheit den helvetiſchen wenig nach, obgleich ſie den Alpen in der Höhe beiweitem nicht gleich kommen, weil bei der Mannigfaltigkeit ihrer Formen die Thäler ſich an den Halden der langgeſtreckten Kämme nach oben erweitern. Die Gletſcher des Kaukaſus ſtehen in keinem Verhältniß zu ſeiner Höhe; dagegen ergänzen an der Nordſeite des Himalaya weite und ſchöne Gletſcher, während der ſüdliche Abhang ſie ganz entbehrt. Spitzbergen und Grönland ſind wegen ihrer prachtvollen Gletſcher berühmt. Sie ſenken ſich der Seeküſte zu, wo ungeheure Eisſtücke, viele hundert Fuß dick, ſich ablöſen und auf dem Ozean fortſchwimmen. Dieſes in großartigem Maßſtabe vorgehende Polarphänomen wiederholt ſich im Kleinen bei Almetſch, am ſüdlichen Abhang der Jungfrau. Auch hier neigt ſich der zehn Meilen lange Gletſcher zum Rande eines ſchmalen Sees, den ein Becken zwiſchen den Bergen einſchließt; ein Stück Eis bricht ſich hin und wieder los und treibt auf dem Waſſer umher.

Waſſer verwandelt ſich bei einem gewiſſen Temperaturgrade in Eis, nach demſelben Kryſtalliſationsgeſetz, wonach jegliche flüſſige anorganiſche Subſtanz feſt wird, indem ſie die Geſtalt eines regelmäßigen, mathematiſch genau zuſammengefügten Körpers annimmt. Der Froſt bildet nicht etwa eine ſolide Eistafel über der Waſſerfläche, vielmehr erzeugt er Kryſtalle, d. h. dünne Blättchen, die unter einem Winkel von 30—60 Grad an einander anſchließen und ein geſchloſſenes Netzwerk darſtellen. Bei dem Prozeß abwechſelnden Gefrierens und Aufthauens verlieren dieſe Kryſtalle ihre regel-

Digitized by Google

mäßige Form und gehen in einander auf. Aber auch dann iſt die dadurch entſtandene Eismaſſe keineswegs von abſoluter Dichtigkeit; denn die Luftblaſen, deren Gegenwart leicht erklärlich iſt, machen ſie zu einer poröſen Subſtanz. Da das Eis nun die Wärme leicht durchläßt, ſo iſt das Waſſer unter der gefrorenen Decke eben ſo empfindlich für die Steigerung der Temperatur außerhalb, als wenn es mit der Luft in unmittelbarer Berührung wäre. Dieſer Temperaturwechſel erzeugt Luftblaſen, die aufwärts gegen die Kehrſeite der Eisfläche ſchweben und dort ſtranden. In der Nacht kommt etwa ein harter Froſt, neues Eis bildet ſich unterhalb der Luftblaſen, dieſe werden eingefangen und feſtgehallen; und ſo entſteht eine Luftblaſenſchicht zwiſchen zwei parallelen Eisſchichten. Bei der Fortſetzung dieſes Prozeſſes lagert ſich eine ganze Reihenfolge ſolcher abwechſelnden Schichten auf einander und bilden einen mehr oder weniger von Luft durchdrungenen Eiskörper. Bei der Expanſionskraft, die dieſen Blaſen einwohnt, ſind ſie im Stande, die Maſſe noch poröſer zu machen, denn da das Eis dem Durchgang der Wärme keinen Widerſtand leiſtet, ſo kann eine Luftblaſe während des Tages erwärmt werden; hat ſie nun 32 Gr. Wärme erreicht, ſo ſchmelzt ſie das Eis in ihrer nächſten Nachbarſchaft, ſchafft ſich dadurch mehr Raum und ſteigt durch das Waſſer, das ſie durch ihre eigene Wärmethätigkeit erzeugt hat. So bilden ſich im Eiſe vertikale, mit Waſſer gefüllte Röhren, die an ihrer oberſten Mündung eine Blaſe tragen.

Das Eis dieſer Art, das aus dem unmittelbaren Gefrieren des Waſſers hervorgeht, iſt unter allen Umſtänden an ſeinem regelmäßigen Geſchichte leicht kenntlich, da die erwähnten, abwechſelnden Lagen, je nach der Intenſität der Kälte und je nach dem Stande unter dem Gefrierpunkte während einer längeren oder kürzeren Periode an Dicke bald zu- bald abnehmen. Die Schichtungsart wird von den Umſtänden bedingt, unter welchen das Waſſer gefriert. Die Temperatur wechſelt nämlich weit raſcher in der Atmoſphäre, als im Waſſer. Wenn in der erſteren die Temperatur unter den Gefrierpunkt ſinkt, dann breitet ſich über die Waſſerfläche eine kalte Luftſchicht, die durch ihre Intenſität und Dauer die erſte Eisſchicht erzeugt. Gemäß der wechſelnden Temperatur, nimmt dieſer Prozeß ſeinen Fortgang mit wechſelnder Thätigkeit, bis die Eisplatte eine ſolche Stärke hat, daß ſie dem Waſſer unter ihr ein Schutz gegen die äußere Kälte wird. So kann eine gegebene Dicke des Eiſes die Ausſetzung des Gefrierprozeſſes verurſachen; ja die erſte Eisſchicht kann zum Theil aufthauen, bevor die Kälte ſich mit ſolcher Intenſität erneuert, um durch das Anſetzen friſcher Lagen die weitere Verdickung der Eistafel zu bewirken. — Auf dieſe Art wachſen die Eisſchichten ſtufenweis und ihre Unterſcheidung wird verſchärft durch Anhäufung der Luftblaſen, die an einem warmen und hellen Tage aus ſchlammigem Grund in großer Zahl aufſteigen. Zufolge dieſer zufälligen Anſammlung von Luftblaſen weichen die Lagen nicht bloß an Dichtigkeit und Geſchloſſenheit, ſondern auch an Farbe von einander ab; denn die gedrungenen Schichten ſind blau und durchſichtig, während die von Luftblaſen durchzogenen undurchſichtig und weißlich ſind, wie das zu Schaum geſchlagene Waſſer.

Nehmen wir eine Scheibe Teich- oder Flußeis und halten ſie nach verſchiedenen Richtungen gegen das Licht, ſo wird ſie die angegebenen Erſcheinungen ganz deutlich zeigen; wir werden überdies, das allmähliche Schmelzen beobachtend, die kriſtalliſirte Struktur noch beſſer kennen lernen. Ebenſo wie der Bildungsprozeß iſt auch der Zerſetzungsprozeß verſchieden, je nachdem er am Friſchwaſſereis, oder an Land- und Gleiſchereis vor ſich geht. Das Waſſereis im Kontakt mit warmer Luft ſchmilzt gleichmäßig über die ganze Fläche, indem die Maſſe ſtufenweis von außen verringert wird, bis ſie ſich endlich auflöſt und verdunſtet. Geht der Prozeß langſam vor ſich, ſo ſteigert ſich die Temperatur der darin enthaltenen Luftblaſen in dem Grade, daß ſie die eben erwähnten Röhren bilden. Bei der Veräſtung dieſer Röhren verwandelt ſich möglicher Weiſe die ganze Maſſe in viele winkelige Pyramiden, die durch Querbalken von Eis bald feſter, bald loſer zuſammenhängen, und fällt, wenn ſie im Innern mehr und mehr ſchmelzend, durch und durch gehöhlt iſt, zuletzt in Stücke.

Die Urſache dieſes Eisbruches liegt in der Erweiterung der von den erwärmten Luftblaſen erzeugten Räume, die nothwendig mehr oder weniger parallel in vertikaler Richtung laufen, indem die Luftblaſen ihrer Natur gemäß aufwärts ſtreben, bis ſie die Oberfläche erreichen und dort verſchwinden. Eine derartige auf dem Waſſer ſchwimmende Eistafel löſt ſich in derſelben Weiſe auf: ſie ſchmilzt entweder an der ganzen Oberfläche, wenn der Prozeß einen raſchen Verlauf nimmt, oder zerfällt ſtückweiſe, wenn die Luftblaſen nur allmählich den Temperaturgrad erreicht haben, um die Geſammtmaſſe zu durchlöchern und zu lockern. Vergleichen wir nun dieſe Thatſachen mit dem, was uns von der Textur des Landeiſes bekannt iſt, ſo werden wir ſehen, wie weſentlich verſchieden die beiden Bildungsarten ſind.

Das Landeis, woraus die polaren Eisgefilde, wie die Berggletſcher, beſtehen, wird durch die ſtufenweiſe, langſame Verwandlung des Schnees in Eis erzeugt; aber obgleich das ſo entſtandene Eis an Klarheit und Durchſichtigkeit dem weißen Teich- oder Flußeis gleich kommen mag, ſo iſt die Textur nichtsdeſtoweniger eine durchaus verſchiedene. Um aber die Spuren der beiden unterſchiedenen Prozeſſe zu verfolgen, brauchen wir weder die beſchwerliche Reiſe nach den Polargegenden, noch die anlockendere auf die Alpen zu unteenehmen: in jeder Umgebung können wir mit etwas gutem Willen erfolgreiche Beobachtungen anſtellen. Der erſte warme Tag nach einem dichten Schneefall von heller und trockener Beſchaffenheit reicht hin, deſſen Oberfläche zu ſchmelzen. Bei der Poroſität dieſes Schnees dringt das Waſſer leicht durch, ſo daß im Laufe des Tages die ganze Maſſe mehr oder weniger von Waſſer geſchwängert wird. Während des niedrigern Temperaturgrades in der Nacht jedoch friert das Waſſer wieder und der Schnee wird von neuem mit Eistheilchen angefüllt. Setzt ſich dieſer wechſelnde Prozeß lange genug fort, ſo verwandelt ſich der Schnee in eine Art Eisgerinne; oder, wenn die Körner zuſammenhangen, in eine, dem Puddingſtein ähnliche Maſſe, innerhalb welcher ſich die Luft verfängt und zwiſchen den Eisklümpchen eingeſchloſſen bleibt. Dieſer Prozeß, vermöge deſſen die Schneeflocken oder Schneekriſtalle in mehr oder weniger feſte Eiskörner ſich umgeſtalten, iſt leicht be- begreiflich. Er iſt das Reſultat eines theilweiſen Aufthauens bei einer Temperatur, die 32° nahe kommt, indem ſie bald ein wenig über den Gefrierpunkt ſteigt, bald ein wenig unter denſelben ſinkt, und ſo einen Wechſel des Gefrierens und Aufthauens hervorbringt. Dieſer Vorgang knetet gewiſſermaßen den Schnee, daß ſich die in den Flocken kohärirenden Theilchen klümpern und das gekörnte Eis erzeugen. Natürlich greift dieſer Wechſel ſtufenweis Platz und hält mit den verſchiedenen Tiefen in demſelben Bette des friſchgefallenen Schnees ungleichen Schritt. Das hängt ſehr von dem Belauf der Feuchtigkeit ab, durch die die Maſſe gelockert iſt; ob ſie nun von der eigenen geſchmolzenen Oberfläche, oder vom Thau, Regen, Nebel, die darauf gefallen ſind, herrühre. Die in der Maſſe enthaltene Waſſermenge wird ſowohl von dem Boden, auf dem ſie ruhet

Digitized by Google

wie von dem Temperaturſtand der Atmoſphäre afficirt. Bei einem gewiſſen Kältegrad verglaſt der Schnee bloß auf der Oberfläche, indem ſich eine dünne Eiskruſte darüber bildet, die die untere Maſſe ſchützt, daß der Froſt nicht tiefer eindringt; oder er wird, von Waſſer überfüllt, zu einem weichen Brei, der beim Gefrieren ſich ſofort in feſtes Eis verwandelt; oder das Waſſer ſinkt auf einmal zu Boden, ſo daß es nur von der unterſten Schicht eingeſogen wird, während die oberſte trocken bleibt. Unter allen dieſen Umſtänden jedoch wird der Froſt die Schneekriſtalle in bald mehr, bald weniger kompaktes Eis umgeſtalten; dieſes beſteht dann aus einer unendlichen Zahl angehäufter, in Regelmäßigkeit der Umriſſe ungleicher Schneepartikeln, die von anderartigem, aus der durchſickerten gefrorenen Feuchtigkeit entſtandenem Eis zuſammengekittet und von Luft durchzogen ſind. Laß nun die Temperatur ſich heben, und die vorher ſtarre Maſſe wird ſich wiederum in getrennte, mehr oder weniger gerundete Hagelkörner auflöſen. Dieſer Prozeß kann ſich ſo oft wiederholen, bis die ganze Maſſe in ein ſehr feſtes, faſt gleichförmig durchſichtiges, blaues, von den eingedrungenen Luftblaſen gelichtetes Eis verwandelt wird. Solche Eismaſſe, wenn einer hinreichend hohen Temperatur ausgeſetzt, ſchmilzt nicht an der Oberfläche und verliert ſich nicht wie die des Flußeiſes durch allmähliche Verminderung ihres Volums; ſondern zerkrümelt ſich in ihre urſprünglich hagelförmigen Theilchen, die dann einzeln ſchmelzen. Daraus erklärt ſich, daß man oft die Eisberge, anſtatt ſich langſam in die Fluthen des Ozeans zu verlieren, in Stücke fallen und mit eins verſchwinden ſieht.

Die Bildung derartigen Eiſes können wir jeden Winter an dem Rande kleiner Teiche, oder an den mit Schnee bedeckten Spitzen der Thorpfoſten beobachten. Aus ſolchem Eiſe beſtehen die Gletſcher; nur kommt bei denſelben noch ein anderes Bildungsmoment hinzu, das wir noch nicht beſprochen haben: der ungeheure Druck des berghoch angehäuften Schnees innerhalb eines umſchloſſenen Raumes. Im Kleinen ſehen wir die Wirkungen dieſes Zuſammenpreſſens, wenn unſere Jungen Schneebälle machen. Lockerer, leichter, ſtark poröſer, und, durch die Menge eingeſchloſſener Luft, lichtweißer Schnee wird ſofort in einen harten, feſten und durchſchimmernden Klumpen geſtaltet. Dieſe Verwandlung wird um ſo ſchneller vor ſich gehen, wenn der Schnee anfangs feucht iſt; iſt er aber trocken, ſo wird die Thätigkeit der Hand alsbald Feuchtigkeit genug erzeugen, um den Prozeß zu vervollſtändigen. In dieſem Falle wird der bloße Druck dieſelben Wirkungen hervorbringen, wie die eben erwähnte Abwechſelung des Aufthauens und Gefrierens; nur daß im letzteren Falle das Eis körnig erſcheint, anſtatt daß es, unterm Druck gebildet, eine maſſive Subſtanz darſtellt. Bei den Gletſchern gehen die beiden Prozeſſe Hand in Hand, und einſeitig und irrthümlich haben die bisherigen Beobachter den Eiserſcheinungen bald den einen, bald den andern ausſchließlich ins Auge gefaßt. Einige ſchreiben daher die ganze eisbildende Bewegung der Ausdehnung zu, als Folge des Frierens der eingeſickerten Feuchtigkeit; Andere hielten Schwere und Druck lediglich für die wirkenden Urſachen. Noch eine dritte Anſicht, die wahren Eigenſchaften des Eiſes verkennend, möchte uns glauben machen, daß ſie wie der Theer z. B. zähe iſt, wenn er ſich bewegt, ſo ſei auch das Eis zähe, weil es ſich bewegt. Wir werden weiterhin ſehen, daß die an der fortrückenden Bewegung der Gletſcher beobachteten Erſcheinungen weit mannigfaltiger ſind, als man gemeinhin angenommen hat.

In keiner Gebirgskette iſt die Geſtalt der Thäler für die Gletſcherbildung ſo günſtig, wie in den helvetiſchen Alpen. Eng an den unterſten Theilen, erweitern ſich dieſe Thäler nach oben und ſtrecken ſich in tiefen und breiten muldenförmigen Einbiegungen. Das Hasliethal z. B. iſt am Eingang oberhalb Meyringen nur ¼ Meile breit; aufſteigend jedoch erweitert es ſich mit jedem Schritt, bis es ob dem Grimſel am Fuße des Finſteraarhorns mehrere Meilen in der Breite mißt. Die ſo ungeheuren Bergmulden ſind die rechten Wiegen für den Schnee, der ſich in unermeßlicher Menge darin ſammelt und, ſich langſam niederſenkend, in Eis übergeht. Das in dem unterſten engen Raum zuſammengepreßte iſt rein, blau und durchſichtig; je höher wir aber ſteigen, deſto lockerer und poröſer wird es, ſelbſt die Körnerform verliert ſich und es nimmt allmählich den Schneecharakter an, bis es endlich in der höchſten Region ſo leicht und zerſtäublich wie der Wüſtenſand wird. Ein Schneeſturm auf einem Berggipfel unterſcheidet ſich ſehr von einem Schneeſturm in der Ebene, was ſeinen Grund in dem verſchiedenen Grad der atmoſphäriſchen Feuchtigkeit hat. Auf bedeutenden Anhöhen ſind nicht Dünſte genug vorhanden, um die zarten Schneekriſtalle zuſammenzurinnen zu machen und Schneeflocken zu bilden. „Ich habe," ſagt Agaſſiz, „auf der Firn der Jungfrau geſtanden, als eine gefrorene Wolke die Luft mit Eisnadeln füllte, während ich ſehen konnte, wie dieſelbe Wolke Regengüſſe über Lauterbrunn ergoß. Es war ein Naturſchauſpiel, wie ich mich eines ähnlichen auf meinen Alpenwanderungen nicht zu erinnern vermag. Die Luft in meiner nächſten Umgebung ſchien von Regenbogenſtaub angefüllt: die Eisnadeln glitzerten in tauſend Farben des zurückgeworfenen zerſetzten Lichtes, während das finſtere Wettergewölk im Thale danieder zu dem Glanz der obern Region, in welcher ich mich befand, einen ſcharfen Abſtich bildete." Man wundert ſich, woher die vielen Dünſte in ſolcher Höhe kommen mögen, um in die zarteſten Schneefaſern verwandelt zu werden. Das geht aber ganz natürlich zu: die warmen Winde, die an den Thalgehängen hinanklimmen, erwärmen dieſe um die Mittagszeit, nehmen die dadurch entwickelten Dämpfe auf und führen ſie in die ſtreng kalten oberen Luftſchichten, wo ſie bald in Schnee verwandelt werden.

Warme Luftſtröme wirken auf die Ausdehnung der Gletſcher und beeinfluſſen auch die ſtehende Schneelinie, die keineswegs ſelbſt in benachbarten Oertlichkeiten gleiche Höhe innehält. Die Größe der Gletſcher beſtimmt zum Theil ihre Höhengränze, aus dem einfachen Grunde, weil kleine Eismaſſen raſcher und bei verhältnißmäßig niedrigerer Temperatur ſchmelzen, als große. Die kleinen Gletſcher des Rothhorns, der Triſt ob dem Grimſel erheben ſich zu bedeutender Höhe über der Ebene, während das Eismeer, geſpeiſt aus den großen Eiskeſſeln des Montblanc, ſich tief nach dem Chamouni-Thal neigt, der Grindelwald-Gletſcher, fortwährend genährt aus den tiefen Behältern, wo die Jungfrau ihre Schneevorräthe aufſpeichert, bis auf 4000 Fuß ob dem Meeresſpiegel niederſteigt. Der Aar-Gletſcher, obgleich ebenfalls von beträchtlichem Umfang, macht auf einer Höhe von beiläufig 6000 Fuß Halt, weil der Südwind von der andern Alpenſeite, der italiäniſche Sirocco, über ihn hinweht und ihn in einem weit höhern Niveau, als das des Eismeeres und des Grindelwaldes, zum Schmelzen bringt. Eine merkwürdige Thatſache iſt's, daß, wenn Ihr im Hasli-Thale aufwärts ſteigt, die Temperatur ſich oft hebt, ſtatt zu fallen; ebenſo zeigt das Thermometer auf dem Grimſel einen höhern Temperaturgrad, als in Meyringen, das niedriger liegt, wo die warmen Winde nicht ſo unmittelbar verſpürt werden. Der Aletſch-Gletſcher am ſüdlichen Abhang der Jungfrau, in welchen viele andere Gletſcher münden, reicht bis zu einer anſehnlichen Höhe, weil er gegen

Digitized by Google

das Rhone-Thal gewendel iſt, durch welches die Südwinde unabläſſig ſtreichen.

Unler gewöhnlichen Verhältniſſen hört in dieſen Gebirgen die Vegetation bei einer Höhe von 6000 Fuß auf; allein in Folge der vorwaltenden Winde und der ſchützenden Bergwände ſind die Gränzen des ewigen Schnees und Eiſes nicht gleichförmig abzuſtecken. Bei ſtetigen Strömungen der warmen Luft bilden ſich durchaus keine Gletſcher, ſelbſt wenn die andern Bedingungen ihre Formation günſtig ſind. Es giebt Alpenthäler in einer Höhe von 6000 Fuß, die keine Gletſcher und auch den ewigen Schnee nur an der Nordſeite haben. Dieſer Temperaturgegenſatz führt zu einem wunderbaren Gegenſatz der Scenerie: Sommer und Winler weilen hier neben einander und hart an den Schnee lagern, ja mitten unter ihnen, zehn- bis zwölftauſend Fuß über dem Meeresſpiegel, lächeln uns Blnmen an. Nirgends ſtirbt die Vegetation ganz aus. Agaſſiz erinnert ſich, auf dem höchſten Punkt der Jungfrau ein Büſchel Moos an einem Felſen, der aus dem Schnee emporſtarrte, erblickt zu haben. Einen unſäglichen Eindruck machen auf den höchſten Alpen die völlige Einſamkeit und die tiefe Stille: da tummelt ſich kein Wild, da weidet kein Vieh, da flattert kein Vogel, da hört man keinen Laut; denn bei der Dünnheit der Luft könnte ſich, wenn auch eine Stimme angeſchlagen würde, der Schall kaum fortpflanzen. Die ungeſtörte Ruhe, die Reinheit der Atmoſphäre, in welcher jeglicher Gegenſtand in ſeinen natürlichen Umriſſen erſcheint, die weiten Schneefluren, nur hin und wieder von den Kuppen winkliger Felſen unterbrochen — geben ein Bild, das eben ſo ſchön, wie erhaben iſt. Mitunter ſtößt man auf einen Fleck von ſogenanntem rothen Schnee. Aus der Ferne glaubſt Du, die Spuren irgend eines blutigen Vorfalls zu erblicken; je näher aber Du kommſt, deſto mehr geht das grelle Roth in ein zartes Roſa über, bis auch dieſe Tinte ſich in den reinen farbloſen Schnee umher verliert und den erſten Eindruck völlig verwiſcht. Dieſer rothe Schnee rührt von einem kryptogamiſchen Gewächs her, das hier in üppiger Fülle wuchert; gerade wie die mikroſkopiſchen Pflanzen, die im Frühling unſere Sümpfe grün färben. Es iſt eine in den Polargegenden bekannte Alge, die während des Sommers über die dortigen Gefilde einen Teppich webt.

Nachdem wir uns mit den die Beſtandtheile der Gletſcher betreffenden Thatſachen bekannt gemacht haben, gehen wir nun an die Betrachtung ihrer Struktur in Verbindung mit ihrer Bewegung und den Wirkungen, die ſie auf die Fläche, über die ſie ſich erſtrecken, ausüben. Wir haben bereits bemerkt, daß das Gletſchereis nicht überall in gleicher Beſchaffenheit erſcheint, ſondern ſich darin nach dem Höhenverhältniß richtet. Wir unterſcheiden nun in dieſer Beziehung drei Regionen: in der oberſten, an den ſteilſten und höchſten Abhängen der Bergrücken, beſtehen die Eisfelder hauptſächlich aus den Schneeſchichten, wie ſie ſich durch die fortgeſetzten Schneefälle in den kältern Jahreszeiten auf einander geſtößt haben, und die in dieſer Uebereinanderlage unverändert verbleiben würden, wenn ſie nicht in Folge der ſtufenweiſen Abwärtsbewegung einen Wechſel erlitten: die Maſſe ſenkt ſich und der leer gewordene Raum wird durch friſche Schneehaufen ausgefüllt. Dieſe Uebertragung, durch welche in der Vertheilung der Schneemaſſe das Gleichgewichl bewahrt wird, wiederholt ſich bei allen Gletſchern, ſo daß anſtatt unbegrenzt in die Höhe zu wachſen, da bei der intenſiven Kälte der Zuwachs ſelten zum Schmelzen käme, ſie andauernd dieſelbe Dicke behalten, indem ſie durch die Wiederbewegung auf ein Maß zurückgebracht wird, das dem jährlichen Zuſchuß an friſchem Schnee entſpricht. Gerade ſo bewahrt ein Hauptſtrom, in den viele Nebenflüſſe münden, den gleichen Waſſerſtand, indem Zufluß und Abfluß einander die Waage halten. Schwere Regengüſſe, plötzliches Thauwetter in manchen Jahren oder auch in gewiſſen Jahreszeiten können allerdings die Ueberſchwemmung eines ſolchen Stromes herbeiführen. Auch bei den Gletſchern treten in manchen Jahren und zu verſchiedenen Perioden Unterbrechungen in dem regelmäßigen Verlauf der Schneefälle ein, und die nothwendige Folge davon iſt, daß die auf einander geſchichteten Schneelager nicht von gleicher Stärke ſind. In gewöhnlichen Zeiten jedoch beträgt die Stärke der jährlich zugewachſenen Schicht ſechs bis achl Fuß durchſchnittlich über ausgedehnte Gefilde; denn die größere Anhäufung von Flugſchnee an einzelnen Punkten kommt hier nicht in Betracht. Dieſe Schneeſchicht verwandelt ſich allmählich in mehr oder weniger kompaktes Eis, indem es durch einen vermittelnden Zuſtand geht, ähnlich dem Zuſtande des Geleiſes einer Schlittenbahn; und in dieſem Zuſtande hauptſächlich nimmt es die Oberfläche der ausgedehnten, muldenförmigen Vertiefungen ein, in welche die Maſſen ſich niederſenken. Dieſe Region heißt die Névé-Region. Sie iſt die angebliche Geburlsſtätte der Gletſcher, denn hier beginnt die Eiswandlung. Das Névé-Eis, obgleich wechſelnd in dem Grade der Gedrungenheit und Feſtigkeit, iſt doch ſtets ſehr porös und von weißlicher Farbe, während es tiefer unten geſchloſſen, kernig, durchſichtig und bläulich iſt.

Abgeſehen aber von der Verſchiedenheit in der Feſtigkeit und der äußern Erſcheinung, ſind noch gar manche andere wichtige Abwechſelungen an dem Eiſe in den verſchiedenen Regionen wahrzunehmen, die hauptſächlich von dem Drucke, den es bei der fortſchreitenden Bewegung niederwärts, den Erſchütterungen bei dieſer Ortsverſetzung herrühren; endlich übt die Form ſelbſt ihren Einfluß nicht bloß auf die äußere Erſcheinung, ſondern auch auf die innere Struktur der Gletſcher.

Italien.

Italien und die Italiäner, nach ſtatiſtiſchen Momenlen.*)

Der anerkannt lüchtigſte Statiſtiker Italiens, Herr Correnti aus Mailand, jetzt Slaatsrath in Turin, gab im Jahre 1858 ein ſtatiſtiſches Jahrbuch heraus, welches großen Beifall fand. Er wollte es in den nächſten Jahren fortſetzen, allein es hatte ſich ſeitdem in Italien ſo viel verändert, daß er erſt mit dem Anfang des Jahres 1864 dieſen zweiten Jahrgang zu liefern vermochte.

Daß hier nach deutſcher Gründlichkeit geſtrebt worden, zeigen ſchon die vorausgeſchickten deutſchen Denkſprüche von Göthe und Humboldl, von denen der erſte ſagt: daß Zahlen zeigen, wie die Welt regiert wird, und der letztere: daß im politiſchen Haushalte die Zahlen das Entſcheidende ſind und der letzte entſcheidende Richter.

Vorausgeſchickt iſt eine kurze Einleitung über das Weſen und die Wirkſamkeit der Statiſtik mit einer tabellariſchen Ueberſicht der europäiſchen Staaten in Anſehung ihres Umfangs, der Bevölkerung, der bewaffneten Land- und Seemacht, der Finanzen und des Handels, was zur Vergleichung mit den italäniſchen Verhältniſſen einen nützlichen Anhalt giebt.

*) Annuario statistico Italiano per cura di C. Correnti e P. Maestri. Anno II. Torino, 1864. Tip. Letteraria. 709 p. in 16.

Digitized by Google

Hierauf folgt der Bericht an das italiäniſche Miniſterium über den fünften ſtatiſtiſchen Kongreß in Berlin im Jahre 1863, von dem Staatsrath Correnti, der dem Kongreſſe als Abgeordneter der Regierung des Königreichs Italien beiwohnte.

Was nun die Statiſtik von Italien ſelbſt betrifft, ſo hatte bereits der erſte Jahrgang das ganze, von Italiänern bewohnte Land umfaßt, mithin Corſica, Malta, Iſtrien, das italiäniſche Tirol und die italiäniſche Schweiz ebenfalls. Dies iſt nun auch im zweiten Jahrgange beibehalten.

Den erſten Abſchnitt bildet die Bevölkerung, wonach die verſchiedenen Provinzen des jetzigen Königreichs Italien 21,893,141 Einwohner zählen; dazu kommen noch die anderen, nicht zu dieſem Königreiche gehörigen, von Italiänern bewohnten Länder, als Malta mit 155,711 Einwohnern, Corſica mit 254,350, Venetien mit 2,380,353, der Kirchenſtaat mit 723,121 Seelen u. ſ. w.; ſo daß die Geſammtzahl der von Italiänern bewohnten Länder eine Bevölkerung von 26,910,733 Einwohnern nachweiſt. Die Bevölkerung hat in 10 Jahren um 0,54 auf 100 Einwohner zugenommen, mehr als in Frankreich, aber weniger als in Oeſterreich, Preußen, Belgien und England. Was die Dichtigkeit der Bevölkerung betrifft, ſo wohnen im Durchſchnitt auf dem Quadrat-Kilometer (8 Kilometer ſind gleich einer geographiſchen Meile) 84 Seelen; auf der Inſel Sardinien nur 24, in Piemont und Ligurien 103, in Umbrien 53, in der Lombardei 134. Eine beigefügte Karte zeigt die Dichtigkeit der Bevölkerung in 8 verſchiedenen Schattirungen. Ueberall erſcheint die Zahl der männlichen Geburten überwiegend gegen die der weiblichen. Die Civil-Stands-Regiſter ſind nur in den Provinzen vorhanden, wo nach der Reſtauration auf dem Wiener Kongreſſe das Geſetzbuch Napoleons beibehalten worden iſt, als in Parma und in dem ehemaligen Königreiche beider Sicilien; in den anderen Provinzen des Königreichs Italien werden noch die Kirchenbücher nach alter Art geführt, doch ſoll dies durch das jetzt in Arbeit befindliche neue allgemeine Geſetzbuch abgeſchafft werden.

Die Topographie weiſt für das jetzige Königreich Italien einen Flächen-Inhalt von 256,396 Qr.-Kilometer nach und wird bei Aufzählung der 59 Provinzen oder Präfekturen, in welche das Königreich getheilt iſt, bei jeder Provinz der Flächen-Inhalt und die Seelenzahl angegeben, ſowie der Nachweis, wie viel Seelen in jeder Provinz auf den Qr.-Kilometer kommen. Bei allen Provinzen ſind die Kreiſe angegeben, in welche ſie getheilt ſind, nebſt der Seelenzahl derſelben. Die größte Provinz iſt in Anſehung der Bevölkerung Turin, mit 944,992 Seelen auf 10,270 Qr.-Kilometer, mit den Kreiſen Aoſta mit 81,884 Seelen, Jorec, Pinerolo, Suſa und Turin mit 484,571 Seelen. Die Provinz Neapel zählt 867,983 Seelen. Eine der kleinſten Provinzen iſt Lucca mit einem Flächeninhalt von 1,472 Qr.-Kilometer und 256,161 Einwohnern und einem einzigen Kreiſe; noch kleiner iſt die Provinz Groſſetta mit 100,000 Seelen auf 4,299 Qr.-Kilometer, ſo daß nur 23 Seelen auf 1 Qr.-Kilometer kommen, in Lucca dagegen 174 Seelen, in der Provinz Turin 92 Seelen, in Genna 158 und in der Provinz Mailand 317 auf 1 Qr.-Kilometer. Es wird hierbei gezeigt, wie dieſe Eintheilung entſtanden, nämlich ſo daß man die neapolitaniſche Provinzial-Eintheilung beibehalten, aber die in den alten Provinzen geändert hat. Aus dieſen früheren Verhältniſſen wird auch nachgewieſen, daß ſich darin ein Uebelſtand findet, daß die Gemeinden ebenfalls von ganz verſchiedener Größe ſind. In der Lombardei iſt die Seelenzahl einer Gemeinde im Durchſchnitt gegen 1000 Einwohner, in Toscana und der Romagna ſind die Gemeinden aber bis 7 Mal mehr bevölkert; hier umfaßt eine Gemeinde durchſchnittlich beinahe 100 Qr.-Kilometer, in der Lombardei nur etwa 10 Qr.-Kilometer. In dem geſammten Italien findet überall Selbſtverwaltung der Gemeinden ſtatt, da dort das Lehnweſen nicht in dem Maße zur Ausführung kam, wie in Deutſchland, wo der Edelmann die Gemeinde war, und noch jetzt ſelbſt in Ländern, die auf der höchſten Stufe der Civiliſation zu ſtehen vermeinen, der gnädige Gutsherr das Polizei-Verwaltungs-Recht zugleich mit erbt oder erkauft. Das Königreich Italien zählt 7,721 Gemeinden, die, wie geſagt, ſich ſelbſt verwalten. Im Durchſchnitt zählt eine ſolche Gemeinde 2,821 Einwohner; weniger als 500 Seelen zählen nur 1,094 Gemeinden, von denen 607 auf die Lombardei kommen und 359 auf Piemont und das Genueſiſche (Ligurien); 141 Gemeinden haben über 10,000 Einwohner, 79 über 20,000, 9 über 50,000 und 8 über 100,000 Einwohner.

Ein Unterſchied zwiſchen Städten und Dörfern findet in Italien eigentlich nicht ſtatt, noch weniger, daß der Bewohner der einen Bürger, der anderen Bauer genannt wird. Ueberhaupt iſt Italien kein Kaſtenland; man überläßt dort die hiſtoriſch begründete Gliederung der Geſellſchaft denen, welche darin das Ziel der Welt ſuchen. Von den in dieſem Werke namentlich aufgeführten Gemeinden mit mehr als 20,000 Einwohnern ſind nur 8 in ihren alten Mauern eingeſchloſſen, nämlich Mailand, Genua, Parma, Florenz, Cremona, Pavia und Siena; die anderen mit Wällen und Mauern umgebenen Städte ſind auch außerhalb derſelben bedeutend, z. B. Aleſſandria, Ferrara, Ravenna, Arezzo u. a. m. Städte über 100,000 Einwohner ſind folgende: Meſſina 108,000 Bologna 109,000, Florenz 114,000, Genua 137,000, Palermo 194,000, Mailand 196,000, Turin 204,000 und Neapel 447,000 Einwohner. Bei dieſem Abſchnitte werden auch die vorzüglichſten, Italien betreffenden Karten angeführt, und iſt eine Karte von den Juliſchen Alpen, von dem Paſſe von Gonteba an bis nach Adelsberg beigegeben.

Der Abſchnitt über die innere Verbindung weiſt nach, daß über 12,000,000 Meter Kunſtſtraßen in dem Königreiche in Gebrauch ſind, deren jährliche Unterhaltung über 8,400,000 Franken koſtet; am wenigſten iſt damit die Inſel Sicilien verſehen. Der Bau der Eiſenbahnen hat in den letzten Jahren, ſeit dem Entſtehen des Königreichs Italien, einen ſo mächtigen Aufſchwung genommen, daß jetzt bereits 3,446 Kilometer befahren werden; noch mehr aber ſind bereits in Arbeit, welche vertragsmäßig, da ſie Bau-Geſellſchaften überlaſſen ſind, bis zum Jahre 1868 vollendet ſein werden. Dann kommen auf 1000 Qr.-Kilometer Flächenhalt 24 Kilometer Eiſenbahnen; in Frankreich nur 10 Kilometer, in Preußen 19, in Oeſterreich 7, in Belgien 44 und in England 48. Von den im Bau begriffenen Eiſenbahnen mit 2,157 Kilometer kommen auf das Neapolitaniſche 394, auf Toscana 566 und auf Piemont mit Ligurien 655 Kilometer, worunter die Bahnen von Genua nach Nizza und Sarzana mit begriffen ſind, ſowie der Tunnel des Mont Cenis. Außerdem werden bereits Studien noch für andere 2,307 Kilometer Eiſenbahnen gemacht, wobei es noch nicht ganz entſchieden iſt, ob die Verbindung zwiſchen Genua und dem Mittelmeere nach der Nord- und Oſt-See über den Lukmanier, den Splügen oder den Septimer gewählt werden wird.

Die bereits in Thätigkeit befindlichen 248 Telegraphen-Stationen umfaſſen 12,800 Kilometer und bringen beinahe die Koſten auf. Das Königreich hat 2,368 Poſtämter, die im Jahre 1862 133,900,000 Briefe beförderten, welche 10½ Millionen Franken einbrachten; dennoch fehlt noch viel zu dem Verhältniß in England,

wo jährlich auf einen Einwohner 22 Briefe kommen. Die Poſtſchiffe werden von 4 Privat-Geſellſchaften unterhalten, welche 11 Dampfer mit Rädern und 25 mit Schrauben gebrauchen, aber noch einen jährlichen Zuſchuß von 3,700,000 Franken bedürfen. Die Zahl der Poſtbeamten beträgt 4,048 und deren Beſoldung 4,500,000 Franken.

Ein ſehr wichtiger Abſchnitt enthält die Einrichtung der inneren Verwaltung. Es wird hier zurückgegangen in die klaſſiſche Vorzeit des römiſchen Reiches, in die Zeit der erſtarkenden Macht des Bürgerthums, welches dem Lehnweſen ein Ende machte, worauf aber das göttliche Recht des Hohen-Prieſters zu Rom alle Rechte der Humanität vernichtete. Erſt unter Napoleon I. fing Italien an, ſich wieder als ein einheitliches Volk zu fühlen. Alle dortigen Bewegungen hatten ſeitdem nur den Zweck, zur Einheit zu gelangen, bis man in der Monarchie von Sardinien das Mittel fand, die erſtrebte Einheit zu erhalten. (S. der italiäniſche Bund und der deutſche Fürſtentag, von J. F. Neigebaur, Leipzig 1863, bei Sonnenberg.) Als dieſe Einheit ſeit 1860 endlich erreicht war, erhob ſich Streit über die Einrichtung der Verwaltung. (S. Giorgini, L'unita d'Italia in ordine al diritto ed alla storia, Firenze 1860, und Proudhon, La féderation et l'unité en Italie, Paris, 1863.) Indem hier die Vortheile der Centraliſation und Decentraliſation beleuchtet werden, erſcheint Frankreich als der klaſſiſche Boden für die Centraliſation. Man fand aber nach Vergleichung mit der inneren Verwaltung in England und in Nord-Amerika für Recht, das rationelle Prinzip vorzuziehen, das ſich auf freies Gemeindeweſen gründet.

Es folgen dann alle die nach dieſen Erörterungen erlaſſenen Geſetze, welche gegeben worden, um die vollſtändige Einheit des italiäniſchen Königreichs zur Ausführung zu bringen. Dieſer Abſchnitt ſchließt mit der Statiſtik der Wahlen zum Parlamente. Hiernach hat das Königreich 394,365 Wähler; von dieſen wählen ſtets 50,000 einen Abgeordneten, ſo daß auf 443 Abgeordnete gerechnet wird; auf 55 Einwohner aber kommt ein Wähler.

Der von der bewaffneten Macht handelnde Abſchnitt fängt mit der Geſchichte der Errichtung eines italiäniſchen Heeres an, nachdem früher nur kaiſerliche, franzöſiſche, ſpaniſche, päpſtliche und wieder kaiſerliche, päpſtliche und andere Soldaten in Italien gekannt waren. (S. Stella Milizia cisalpina Italiana, per Zonoli, Milano, 1845.) Dieſe Geſchichte wird fortgeſetzt bis zum Falle Napoleons I. und weiter bis zur Reſtauration, wo ſich ergiebt, daß unter den 5,500,000 dem italiäniſchen Volksſtamme angehörigen öſterreichiſchen Unterthanen ſich 74,900 Soldaten befinden. (Siehe die Vertheilung der Volksſtämme in der öſterreichiſchen Monarchie von Czörnig. Wien, 1861.) So werden auch die ſardiniſchen und neapolitaniſchen Heere beſchrieben, wie dieſelben vor 1848 waren, worauf die Kriege ſeit jener Zeit, die Vertheidigung von Venedig, Rom u. ſ. w. folgen, die damaligen Bewaffnungen in Bologna, Florenz u. ſ. w. Sehr wichtig ſind die hier mitgetheilten Zahlen-Verhältniſſe, ſowie die zur Zeit des letzten Krieges mit Oeſterreich im Jahre 1859, als Neapel noch ein Heer von 90,800 Mann, der Papſt 13,400 und Toscana, Parma mit Modena gegen 24,000 Mann unter den Waffen hatten, alſo den Piemonteſen weit überlegen waren. Nach der letzten Armee-Formation iſt der Beſtand des italiäniſchen Heeres: 91 Regimenter Infanterie, 7 Regimenter Schützen, 26 Cavallerie, 11 Regimenter Artillerie, mit den Pontonniers, 2 Regimenter Sappeurs vom Genie, 3 Regimenter Train, mit den Verwaltungs- und den anderen Mannſchaften 243,931 Köpfe. Es wurde berechnet, daß auf 500 Seelen alle Jahre ein Rekrut ausgehoben werden konnte, ſo daß deren jährlich 45,000 eingeſtellt werden. Das Heer bildet 7 Armee-Corps, das von Turin, von Mailand, von Parma, von Bologna, von Florenz, von Neapel und Palermo; die Inſel Sardinien bildet ein abgeſondertes General-Kommando. Jeder Italiäner iſt zum Militärdienſt verpflichtet, kann aber durch die Zahlung von 600 Thalern ſich von der perſönlichen Dienſtpflicht befreien. Da dies den Unbemittelten, welche länger dienen wollen, zukommt, findet kein Menſch darin eine Ungerechtigkeit, weil kein unerreichbares Vorrecht der Geburt ſtattfindet, jeder aber die Möglichkeit vor ſich hat, etwas erwerben zu können. Dem Unbemittelten iſt es gleich, ob er dem Bauer oder dem Bürger dient, oder dem Staate; dagegen kann Jeder auf Beförderung rechnen, denn das dritte Avancement in jedem Regiment zum Unter-Lieutenant iſt für die Unteroffiziere beſtimmt. Im Frieden geht das Avancement bis zur höchſten Stelle fort nach der Anciennetät, im Kriege aber hat der König den dritten Theil zu beſtimmen, doch muß jeder 2 Jahre in dem vorhergehenden Grade gedient haben. Bei jedem Regiment ſind Schulen angeordnet, in denen Offiziere die Unteroffiziere zu höheren Graden vorbereiten. Ausgenommen ſind die in den Militär-Erziehungs-Anſtalten ausgebildeten Zöglinge über 18 Jahr alt. Die gelehrten Waffen werden hier am meiſten geſchätzt, daher die vornehmſten und reichſten jungen Leute ſich für die Artillerie u. ſ. w. ausbilden, da ſie die Mittel haben, in die diesfallſige Turiner Militär-Akademie einzutreten. Cadetten-Häuſer für einen bevorzugten Stand giebt es nicht, wohl aber Militär-Erziehungs-Armen-Häuſer für arme Soldaten-Söhne. In die Erziehungs-Anſtalten zum Offizier ſteht der Eintritt jedem frei; die Anſtellung als Offizier erfordert aber eine ſtrenge Prüfung. Ueber alle dieſe Verhältniſſe, Penſionirung, Verpflegung, das Rechnungsweſen, über Hoſpitäler, Feſtungen u. ſ. w. wird hier genaue Auskunft gegeben, ſelbſt über die Militär-Bibliotheken. (S. die Bibliotheken im Arſenal zu Turin und die Militär-Bibliotheken des Herzogs von Genua daſelbſt, von dem Geheimrath Neigebaur im Leipziger „Serapeum.“)

Hierauf folgen die genaueſten Nachrichten über die Seemacht des Königreichs Italien, welche in 53 größeren Kriegsſchiffen beſteht, die 1,189 Kanonen führen; darunter befinden ſich 14 gepanzerte Schiffe (corazzate) mit 558 Kanonen, 14 Schraubendampfer mit 574 Kanonen, 15 Raddampfer mit 91 Kanonen und 10 Segel-Schiffe mit 100 Kanonen. Außer dieſen ſind noch 100 kleine Schiffe mit 1,322 Kanonen bewaffnet. Die Mannſchaft dieſer Seemacht beſteht aus 23,162 Köpfen. Außer dieſer hier genau beſchriebenen Seemacht ſteht die italiäniſche Handels-Marine ebenfalls unter dem Marine-Miniſter, da ſie gewiſſermaßen die Pflanz-Schule der Kriegs-Marine ausmacht. Auch Garibaldi und andere jetzt bekannte Generale führten früher Kauffahrer in den amerikaniſchen Gewäſſern; doch fehlt es nicht an Unterrichts-Anſtalten für die See-Offiziere, von denen die eine in Genua, die andere in Neapel iſt. See-Arſenale ſind in Genua, in Porto Ferrajo, 2 in Neapel, in Palermo und Ancona, und wird noch ein ſolches in Spezzia errichtet.

Der Abſchnitt über die National-Garde iſt beſonders merkwürdig, da ſie ſchon im letzten Kriege, zum Theil mobil gemacht, die Feſtungen beſetzte und jetzt im Neapolitaniſchen zur großen Zufriedenheit der Linie mitwirkt; ſie beſteht aus 1,997,540 Mann, von denen bereits 1,230,988 Mann vollſtändig organiſirt ſind, ſo daß hier die geſammte bewaffnete Macht, mit Einrechnung der mobiliſirten National-Garde, auf 563,000 Mann angeſchlagen wird. Zur Vergleichung wird angeführt, daß in Oeſter-

Digitized by Google

reich für den Krieg ausgerüſtet ſind 612,650 Mann, in Frankreich 700,000 Mann und in Rußland über eine Million, in Preußen 489,500 Mann. Hiernach wird hier berechnet, daß in Italien ein bewaffneter Mann auf 38 Einwohner des Königreichs Italien kommt, in Preußen auf 35, in Oeſterreich auf 57, in Rußland auf 55 und in Frankreich auf 52 Einwohner. In Anſehung der großen Kriegsſchiffe wird Italien mit ſeinen 53 Schiffen (die ſtärker ſind als Corvetten) der vierte Rang eingeräumt; Rußland beſitzt ſolcher Schiffe 57, Frankreich 156 und England 260, Preußen deren 8.

Es würde zu weit führen, dieſem höchſt intereſſanten Werke noch weiter zu folgen; wir bemerken nur noch aus der Statiſtik des öffentlichen Unterrichts, daß allein im Jahre 1862 in 363 Gemeinden neue Volksſchulen angelegt wurden, und daß die Zahl der angeſtellten Volks-Schullehrer und Schullehrerinnen in demſelben Jahre um 2,751 vermehrt wurde. Die Gemeinden genießen die vollkommenſte Selbſt-Verwaltung auch hinſichtlich ihrer Unterrichts-Anſtalten.

Neigebaur.

Frankreich.

Pariſer Bilder.*)

Napoleon und die Veilchen.

Die „lebenden Bilder aus Paris" ſind eine bequeme, angenehme Lektüre im Feuilletonſtyl. Die ſozialen Verhältniſſe werden geſchildert, die bedeutendſten Perſönlichkeiten, die Vergnügungen des Hofes und Adels, der Bourgeoiſie, der unteren Schichten. Wir wohnen in der großen Oper der erſten Vorſtellung des „Tannhäuſer" bei, bei Hofe dem Empfange des türkiſchen Geſandten; wir belauſchen hinter einem Fenſtervorhang den Kaiſer im Familienkreiſe — Alles iſt hübſch geſchrieben, ohne Anſpruch, etwas Bedeutendes zu ſein. Von Politik und Religion iſt nicht viel die Rede; wo dies geſchieht, befindet ſich der Verfaſſer auf dem Standpunkt der „Kölniſchen Blätter," für welche die Abſchnitte des Buches einzeln geliefert wurden. Wir geben als Probe eine kleine Epiſode, die auch an und für ſich intereſſant iſt.

Es war in den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts. Der große General, der die Geſchicke Frankreichs und Europas, wie er ſich ſelbſt rühmte, auf der Spitze ſeines Schwertes trug, war bereits zum Conſul auf Lebenszeit ernannt und ſtieg raſchen Schrittes die Stufen zum Kaiſerthron hinan. In Malmaiſon wohnte ſeine Gemahlin Joſephine; er ſelbſt bewohnte das Eliſee, denn die Tuillerien bezog er erſt nach ſeiner Krönung. Faſt täglich ritt er nach Malmaiſon hinaus, nur von einem Diener oder auch von ſeinem treuen Ruſtan gefolgt. So war er auch an einem Februar-Morgen unterwegs und ritt ſchneller als gewöhnlich, denn er hatte ſich verſpätet. Die Urſache der Verzögerung war ein Veilchen-Bouquet, das der Conſul aus den Treibhäuſern von Verſailles erwartete, und das nicht ankam. Damals waren Veilchen im Winter eine Seltenheit, und ein Bouquet ſofort anderweitig aufzutreiben, war geradezu unmöglich. Und doch hatte Bonaparte ein Verſprechen zu löſen, denn es war der Namenstag ſeiner Frau, und ſie hatte ihm wenige Tage vorher auf ſeine Anfrage, welches Geſchenk ſie wünſche, einfach geantwortet: Nichts als einen Strauß Veilchen. Nun ſollte er dieſen Wunſch nicht erfüllen. Zwei Couriere hatte der Ungeduldige ſchon nach Verſailles geſchickt; es ging ihm wirklich wie Ludwig XIV.: er mußte warten. Da bringt man plötzlich von unbekannter Hand einen großen, prächtigen Veilchenſtrauß, ſo duftig und friſch, wie mitten im Mai gepflückt, jedenfalls viel ſchöner, als das von Verſailles erwartete Bouquet geweſen wäre. Der Conſul, überraſcht und gerührt — ahnte er vielleicht, von wem der Strauß kam? — ſchwingt ſich haſtig damit aufs Pferd und ſprengt nach Malmaiſon. Dort iſt ſchon große Verſammlung; die Freunde des Hauſes — und begreiflich zählt der erſte Conſul deren nicht wenige — waren mit reichen, glänzenden Geſchenken gekommen. Bonaparte tritt hinein, umarmt ſeine Gemahlin und überreicht ihr das Bouquet.

Von da an datirt die Vorliebe Napoleons für Veilchen. Der bewußte Strauß wurde gehegt und gepflegt wie ein Schooßkind, auf den beſonderen Befehl des Conſuls. Als die Blumen endlich verwelkt waren, ſorgte Joſephine, die ſich die plötzliche Veilchen-Paſſion ihres Gemahls gar nicht erklären konnte, für friſche, und auch als Kaiſerin blieb ſie dieſem Cultus treu.

Später, da ſie als Opfer einer unheilvollen Politik dem Thron entſagte und ſich nach Malmaiſon zurückzog, gebeugt und verlaſſen, war Blumenpflege ihre liebſte Beſchäftigung, und ihre Lieblingsblume blieb das Veilchen. Als ſie nach einigen Jahren am gebrochenen Herzen ſtarb, pflanzte man Veilchen auf ihr Grab, und noch heut, wo ein prächtiges Mauſoleum über der Gruft der erſten Kaiſerin aufgeführt iſt, blühen Veilchen in Fülle rings umher.

Auch auf St. Helena pflanzte Napoleon Veilchen mit Vorliebe, und als ſein Sarg in Cherbourg die franzöſiſche Erde berührte, war er in wenigen Minuten mit Veilchenſträußen und Kränzen über und über bedeckt.

Unter der Reſtauration hob die weiße Lilie ihr ſtolzes Haupt, und unter der proſaiſchen Juli-Regierung bekümmerte man ſich gar nicht um Blumen; aber mit dem neuen Kaiſerthum trat das Veilchen wieder an ſeinen früheren Ehrenplatz.

Im November 1848 war die Aufregung der Gemüther groß in Paris, denn es waren die Tage der Präſidentenwahl für die neue Republik. Die blutigen Juni-Tage waren noch im Gedächtniß Aller, und verhüllter als je zuvor ſchien die Zukunft Frankreichs. Man fragte ſich ängſtlich, welcher Name hervorgehen würde aus der Volksabſtimmung? Cavaignac mit dem Säbel-Regiment, Louis Blanc, oder Ledru-Rollin mit dem Sozialismus und dem Communismus, oder endlich Louis Napoleon mit dem neuen Kaiſerreich? Der Prinz ging unruhig auf und ab in einem Salon des Hotel du Rhin am Vendome-Platz, wo er als ſchlichter Privatmann abgeſtiegen war. Auf dem Kamin und auf den Fenſterbrüſtungen ſtanden in reichen Vaſen herrliche Veilchen-Bouquets, eine Aufmerkſamkeit des Wirths, die ihm der ſpätere Kaiſer nicht vergeſſen haben ſoll. Wenige Getreue umgaben ihn: Perſigny, Morny, Dr. Conneau. „Die Blumen bedeuten Glück," ſagte der Prinz zu Perſigny und wies auf die Veilchen — und ſchon wälzte ſich der Tumult näher und näher vom Hotel de Ville, wo man gerade die gigantiſche Addition der drei Millionen Stimmen abgeſchloſſen hatte: neun Zehntheile waren zu Gunſten Napoleons ausgefallen. Der Saal und die anſtoßenden Zimmer füllten ſich nach wenig Minuten mit zahlreichen Gratulanten, und bis nach Mitternacht wogte die Menge auf und ab. Der Prinz

*) Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 2 Bände. Köln, J. P. Bachem, 1863.

Digitized by Google

zog ſich ſpät zurück; im leeren Saal dufteten die Veilchen, und in jedem Jahr, wenn der Napoleonstag kommt, ſcheint ſich ganz Paris in einen Veilchengarten zu verwandeln. Verkünden die Blumen die Dauer ſeines Glücks?

Kleine literariſche Revue.

— **Nathaniel Hawthorne.** Dieſer amerikaniſche Schriftſteller, von deſſen geiſtvollen Skizzen Englands das „Magazin" im vorigen Jahre einige Proben mittheilte, iſt am 19. Mai zu Plymouth in den Vereinigten Staaten, 60 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Gewöhnlich wurde er als der Verfaſſer des „Scarlet Letter" und des „House of the Seven Gables" bezeichnet, weil dies ſeine beſten Arbeiten, Novellen voll pſychologiſchen Intereſſes, ſind. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren hatte er ſich den amerikaniſchen Socialiſten angeſchloſſen, die allerlei Verſuche von Arbeiter-Kolonien machten, um ſolche Theorien, wie ſie früher Owen von Lanark und in Deutſchland neuerdings Laſſalle gepredigt, praktiſch zu machen. Aber die Arbeiter-Kolonie zu Roxburg, an deren Spitze Hawthorne und einige andere Literaten ſtanden, ging bald zu Grunde, und Erſterer nahm darauf eine Stelle als Steuerbeamter in Boſton an. Von ſeinem Freund und Studien-Genoſſen Franklin Pierce wurde er, als Letzterer Präſident der Vereinigten Staaten geworden war, zum Conſul in Liverpool ernannt, welchen ſehr einträglichen Poſten Hawthorne im Jahre 1853 antrat und bis zur Präſidentenſchaft Lincoln's bekleidete. Seine Skizzen Englands und der Engländer hat er erſt nach ſeiner Rückkehr in Amerika publizirt. Sie ſind ſämmtlich aus dem Leben gegriffen und, da der Verfaſſer unangeſteckt von dem verblendeten Eigendünkel der Engländer war, nichts weniger als ſchmeichelhaft für dieſe, und haben daher in England manchen Widerſpruch gefunden.

— **Sealsfield.** Am 26. Mai verſtarb auf ſeinem beſcheidenen Landſitze bei Solothurn der Deutſch-Amerikaner Charles Sealsfield, über deſſen geheimnißvolle Herkunft und Erſcheinung dieſe Blätter vor etwa zwei Jahren einen Artikel aus der Feder der Frau v. Reinsberg-Düringsfeld gebracht haben. Wahrſcheinlich iſt Sealsfield, Saalfeld oder Siegelsfeld, ein geborener Deutſcher geweſen, der in früher Jugend nach den Südſtaaten von Nord-Amerika kam und dort durch den Betrieb einer Plantage ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarb. In der Einleitung zu ſeinem Romane, der „Virey (Vicekönig)," findet ſich eine Notiz, nach welcher der Verfaſſer im Jahre 1828 in Mexiko ſich befand. Der Banquerott eines Bankhauſes in Neu-Orleans brachte ihn um einen großen Theil ſeines Vermögens, und in Folge deſſen wandte er ſich der Schriftſtellerei zu, und zwar zunächſt als Mitarbeiter des damals in Neu-Orleans in franzöſiſcher Sprache erſcheinenden Courrier des Etats-Unis. Aus Geſundheitsrückſichten ging er im Jahre 1830 nach Europa, wo er abwechſelnd in London und in Paris lebte, von wo er in engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache mit verſchiedenen Zeitungen korreſpondirte. Seit dem Jahre 1832 iſt die Schweiz ſein Adoptivland. Hier ſoll er mit dem jetzigen Kaiſer der Franzoſen und deſſen Mutter auf Schloß Arenenberg in näherer Verbindung geweſen ſein. Im Jahre 1833 erſchien in Zürich ſein erſter Roman in deutſcher Sprache „Der Legitime und der Republikaner," welchen er früher engliſch unter dem Titel „Tokeah" in Amerika veröffentlicht hatte. Da das Buch in Deutſchland, ſeiner originellen, kernigen Schreibart und der Naturwahrheit wegen, mit der es die amerikaniſchen Zuſtände ſchilderte, großen Beifall fand, ſo folgten ihm bald darauf andere Arbeiten des „Verfaſſers des Legitimen," namentlich die „Transatlantiſchen Reiſeſkizzen," die „Lebensbilder aus beiden Hemiſphären," der „Virey" ꝛc. ꝛc. Auf den ſpäteren Werken wird er als „Verfaſſer des Virey" bezeichnet; ſein Name jedoch blieb länger unbekannt, als der des Verfaſſers der Waverley-Novellen (Walter Scott). Vor etwa 12 Jahren kehrte Sealsfield nach Amerika zurück, wo er neue Materialien zu einem größeren Werke, einer vergleichenden Charakteriſtik der alten und neuen Welt, ſammelte, doch iſt dieſes, ſo viel bekannt, nicht vollendet worden — der Bürgerkrieg in Amerika brach nämlich aus und lieferte ihm den Beweis, daß die Schlüſſe, die er aus ſeinen Studien gezogen, falſch ſeien. Er ſoll das Manuſcript in ſeiner letzten Krankheit verbrannt haben. Krank kehrte er nach Europa zurück, wo er auf ſeinem Landhauſe in der Nähe von Solothurn, einſam und von keinem Angehörigen betrauert, verſtorben iſt.*)

— **Grammatik der deutſchen Mundarten.** Für die Erforſchung des mundartlichen Sprachbeſtandes hat Karl Weinhold ſchon früher Bedeutendes geleiſtet, und darum hatte er, wie wenige Grammatiker neben ihm, den Beruf, die bis jetzt ungelöſte große Aufgabe einer zuſammenfaſſenden grammatiſchen Darſtellung der deutſchen Mundarten in ihren Hauptgebieten auf ſich zu nehmen. Der vorliegende erſte Band behandelt den alemanniſchen Dialekt,**) der zweite iſt dem baieriſchen beſtimmt. In gleicher Weiſe ſollen dann die Mundarten der anderen deutſchen Stämme, der Franken, Thüringer, Sachſen und Frieſen bearbeitet werden. Weinhold's Werk führt den von Jacob Grimm begonnenen Bau einer hiſtoriſchen Grammatik weiter aus, nicht aber iſt es, wie es auf den erſten Blick ſcheinen könnte, eine Darſtellung ausſchließlich der heutigen Dialekte, und obwohl dieſe auch in gebührender Weiſe berückſichtigt ſind, ſo liegt doch der Kern der Arbeit in der Veranſchaulichung des geſchichtlich grammatiſchen Stoffes. Von den älteſten Zeiten an ſucht der Verfaſſer aus den zugänglichen Quellen die Laute, die Wortbildung und die Wortbiegung in jedem Dialekte zu entwickeln. Die Leiſtung Weinhold's entſpricht der Aufgabe in vollkommenſter Weiſe; ſie ſtellt ſich dem klaſſiſchen Werke Grimm's würdig an die Seite. In der deutſchen Philologie iſt lange kein ſo hervorragendes Buch erſchienen, welches zugleich auf das Studium und ſeine Entwickelung einen ſo entſchiedenen Einfluß auszuüben beſtimmt und geeignet iſt. Wir müſſen es herzlich wünſchen, daß dem Verfaſſer Leben, Kraft und Muth bleibe, das begonnene Werk weiter zu führen und zu beenden.

— **Antheil des Auslands an der germaniſchen Philologie.** Die von Jacob Grimm zur eigentlichen Wiſſenſchaft erhobene hiſtoriſche Sprach- und Literaturforſchung hat auch auf die uns ſtammverwandten Nationen ihren Einfluß ausgeübt, namentlich auf die Skandinavier. Wir möchten alle diejenigen, welche ſolchen Beſtrebungen ihr Intereſſe ſchenken und den Gang der Alterthums-Wiſſenſchaft im Auslande, wenn auch nur zunächſt durch Kenntnißnahme von der Exiſtenz der betreffenden Literatur-Erſcheinungen, zu verfolgen wünſchen, auf die von Profeſſor Karl Bartſch zu

*) Seine Teſtamentserben wohnen, wie man vernimmt, in Mähren.

**) Grammatik der deutschen Mundarten, von Karl Weinhold. Erster Theil: Das alemannische Gebiet. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Gossmann, 1863. (XVIII. u. 477 S. gr. 8.) Auch unter dem Titel: Alemannische Grammatik, von Dr. Karl Weinhold, ord. Professor an der Universität zu Kiel.

Digitized by Google

Roſtock in Pfeiffer's Germania gegebene „bibliographiſche Ueberſicht der Erſcheinungen auf dem Gebiete der deutſchen Philologie im Jahre 1863" aufmerkſam machen, welche auch in einem beſonderen Abdrucke erſchienen iſt.*) Es iſt dies das zweite Mal, daß eine ſolche Bibliographie veröffentlicht wird. Dieſe letzte hat gegen die vorjährige dadurch bedeutend an Umfang gewonnen, daß Bartſch auch die Abhandlungen und Zeitſchriften unter die eigentlichen Büchertitel eingereiht hat. Die Betheiligung des germaniſchen Auslandes an der Wiſſenſchaft iſt gebührend und in möglichſter Vollſtändigkeit in dieſer Ueberſicht zum Ausdruck gekommen. Was das Altnordiſche betrifft, ſo hatte der Bibliograph in Profeſſor Theodor Möbius in Leipzig einen zuverläſſigen Mitarbeiter gewonnen, der die von ihm bibliographiſch genannten Werke zugleich mit kurzen, ſehr dankenswerthen Referaten begleitete und ſo zur Bereicherung unſerer Kenntniß von jener, den meiſten immer etwas fern liegenden Literatur und Gelehrſamkeit weſentlich beiträgt. Ohne Zweifel wird eine derartige Beihülfe auch für die anderen Länder- und Sprachgebiete nicht verbleiben, und ſo dürfte mit der Zeit die alljährliche Bibliographie der deutſchen Philologie allſeitigſter Beachtung ſicher ſein.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Idee der ſkandinaviſchen Union wird vielleicht durch den Drang der Ereigniſſe ſehr bald verwirklicht; jedenfalls tritt ſie früher ins Leben, als die lang genährte Idee der deutſchen Einheit. Die Union der drei Königreiche Schweden, Norwegen und Dänemark wird ſich nach den Verhandlungen, die kürzlich in Stockholm und Kopenhagen ſtattgefunden haben, zunächſt auf die Gemeinſamkeit der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegsweſens erſtrecken, die durch ein gemeinſames Unions-Parlament (Oberhaus und Volkshaus) kontrolirt werden, dem auch die Miniſter der auswärtigen, der Kriegs- und Marine-Angelegenheiten in den drei außerdem unter völlig abgeſonderten Regierungen verbleibenden Königreichen verantwortlich ſein ſollen. Die ſchwediſchen und die norwegiſchen Skandinavier, die in dieſer Kombination einen Keim künftiger nationaler Entwickelung und Größe erblicken und die von einer Beimiſchung antipathiſcher Elemente, wie der Deutſchen in Schleswig-Holſtein, eine Schwächung der ſkandinaviſchen Einheit beſorgen, ſtellen geradezu das Verlangen an die Dänen, ſich dieſer Elemente zu entſchlagen, während mit aller vereinigten Kraft darauf gehalten werden ſoll, daß das ſkandinaviſche Element in Nord-Schleswig dem däniſchen Reiche nicht verloren gehe. Bisher haben die Dänen ſich nicht entſchließen mögen, auf dieſe Idee vollſtändig einzugehen; ſie hielten bisher an der Illuſion feſt, die Deutſchen bis zur Schlei daniſiren zu können. Haben ſie ſich aber erſt entſchloſſen, unbedingt auf das Verlangen der Schweden und Norweger einzugehen und die antipathiſchen deutſchen Städte und Landſchaften auch des mittleren Schleswig aus ihrer däniſchen Unterthanenſchaft zu entlaſſen, dann iſt wohl mit Recht anzunehmen, daß ihnen die in Nord-Schleswig vorherrſchenden ſkandinaviſchen Elemente in keinem Falle entriſſen werden können.

Es darf wohl nicht Wunder nehmen, daß in demſelben Jahrzehend, in welchem die Beibehaltung der Sklavenpeitſche in einem Theile der neuen Welt dort einen Bürgerkrieg auf Leben und Tod hervorgerufen, die geſetzliche Einführung der Peitſche in einem Theile des alten Deutſchland hier wenigſtens einen Sturm von Unwillen und Mißachtung gegen die betreffende Landesverwaltung hervorgerufen hat. Nachdem die politiſchen Organe Deutſchlands ihre Schuldigkeit gethan und einſtimmig ihr Verdammungs-Urtheil über das mecklenburgiſche Prügel-Geſetz ausgeſprochen, iſt es nun auch an den deutſchen Organen der Literatur, ſich dieſem Veto anzuſchließen, damit es in allen Chroniken und Erinnerungsſchriften des Jahres 1864 verzeichnet ſei, daß man in unſerer Zeit in Deutſchland nicht ungezüchtigt dem Geiſte der Humanität in das Geſicht ſchlagen darf. Mit Vergnügen laſen wir daher in den „Grenzboten" (Nr. 25) einen Bericht aus Mecklenburg über die diplomatiſche Aktion des Schweriner Miniſteriums in Sachen der körperlichen Züchtigung. Wir entnehmen daraus, daß das Oberappellations-Gericht in Mecklenburg ſich in dieſer Frage in entſchiedenem Widerſpruch mit der Anſicht der Regierung befinde und den Rittergutsbeſitzern in wiederholten gerichtlichen Entſcheidungen das polizeiliche Strafrecht in Fällen von Dienſtvergehen aberkannt und daſſelbe den Gerichten vindicirt habe. Aber gerade dieſen Entſcheidungen gegenüber hat die Regierung geglaubt, ſelbſt ohne vorherige volle Zuſtimmung des Landtages, die Verordnung vom 2. April d. J. erlaſſen zu müſſen, wodurch der Guts-Obrigkeit die Befugniß ertheilt wird, auf Strafen bis zur Höhe von fünf Thalern und einer Woche Gefängniß, ſowie auf körperliche Züchtigung bis zu fünfundzwanzig Streichen zu erkennen. In der Note zu der Denkſchrift, mit welcher das mecklenburgiſche Miniſterium ſich veranlaßt geſehen, einigen anderen deutſchen Regierungen gegenüber ihre Verordnung zu rechtfertigen, wird zwar behauptet, daß nur die „Umſturz-Partei" in Deutſchland und einige Mißvergnügte im Lande Mecklenburg gegen ſeine Anſichten über Menſchenwürde ſich auflehnen; das mecklenburgiſche Miniſterium brauchte jedoch nur einmal eine Incognito-Reiſe durch Deutſchland und das civiliſirte Europa zu unternehmen, um gründlich über die Stellung belehrt zu werden, die es in der Achtung der Welt einnimmt.

Das von W. Henckel herausgegebene „Poſt-Wochenblatt"*) enthält in ſeiner Nummer vom 8. Juni einen Artikel über das Poſtweſen in den Herzogthümern Holſtein und Schleswig, wo jetzt neben den alten, von der däniſchen Regierung eingeſetzten Poſt-Verwaltungen preußiſche, öſterreichiſche, hannoverſche und ſächſiſche Feldpoſt-Anſtalten beſtehen. Jedes der beiden Herzogthümer legt beſondere Rechnung in Poſt-Angelegenheiten, und es findet zu dieſem Zwecke auch an der Gränze beider Verwaltungs-Bezirke eine gegenſeitige Verrechnung der Porto-Beträge ſtatt, was eben nicht zur Vereinfachung des Geſchäftsganges und zur Erleichterung des Verkehrs beitragen mag. Holſtein gehörte nach dem Jahre 1848 eine Zeit lang zum deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereins-Gebiet, doch hat die däniſche Regierung nach ihrer Reoccupation des Herzogthums in ihrer bekannten antideutſchen Weiſe bald dafür geſorgt, daß die Verbindung wieder aufhöre. Ebenſo hat ſie den ſchleswig-holſteiniſchen Eiſenbahn-Verwaltungen, welche Mitglieder des deutſchen Eiſenbahn-Vereins ſind, die Portofreiheit entzogen, welche ſämmtliche deutſche Eiſenbahn-Verwaltungen für ihren gegenſeitigen amtlichen Briefverkehr genießen. Auch das „Poſt-Wochenblatt" ſpricht (wie wir es kürzlich gethan) den Wunſch aus, daß die Herzogthümer bald wieder in den deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein eintreten mögen.

---

*) Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1863. Von Karl Bartsch. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn, 1864. (46 S. 8.)

*) Cammin in Pommern, W. Henckel.

Digitized by Google

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.

von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben
von
C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (362)

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr. reſp. 1 Thlr.

Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann.

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erſcheint ſo eben:

Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft

herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus**, und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Dritter Band. Drittes Heft.

L. Tobler, Das Wort in der Geſchichte der Religion. — **Berthold Delbrück**, Die Entſtehung des Mythos bei den indogermaniſchen Völkern. Ein pſychologiſcher Verſuch. — **L. Tobler**, Innere Sprachformen des Zeitbegriffes. — **Carl Arendt**, Ein Hauptzug der ungariſchen Poeſie. — **Pott**, Ueber Mannichfaltigkeit des ſprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff (Wetter, Himmel, Gott). — **H. Steinthal**, Die Zahlmethode der Mandenga-Neger. — Derſelbe, Beurtheilungen.

(363)

Preis d. Bandes v. vier Heften (30 Bgn.) 3 Thlr.

Empfehlenswerthe Werke.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben. (359)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

D. Harrwitz, Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (357)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Monatsbericht

der

Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Die Hefte Januar bis April d. J. enthalten u. a. folgende Vorträge:

Schott, Ein Artikel zur Lexikographie des Japanes. — **Hübner**, Ueber das Alter der *Porta nigra* in Trier, mitgetheilt von Hrn. Mommsen. — **Riedel**, Ueber den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg und sein Streben nach der Herrschaft am ganzen Ostseestrande, namentlich auch nach dem Erwerbe von Holstein und Lauenburg. — **Kirchhoff**, Ueber die Zeit der pythischen Festfeier. — **Kiepert**, Beitrag zur alten Ethnographie der iberischen Halbinsel. — **Magnus**, Ueber die Beschaffenheit der Sonne. — **Hopf**, Schluss seiner Reiseberichte, mitgetheilt von Herrn Olshausen.

Preis des Jahrganges von 12 Monatsheften (etwa 60 Druckbogen gr. 8. nebst zahlreichen Tafeln) 2 Thlr. (361)

Im v. J. erſchienen in dem unterzeichneten Verlage:

Lateiniſch und Romaniſch,

beſonders Franzöſiſch. Von Dr. **Friedrich August Beger**, vormals Director der erſten Realſchule zu Dresden und Ritter des Königlichen Sächſiſchen Albrechts-Ordens. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von deſſen Bruder Dr. Johann Heinrich Beger. 8. geh. 15 Sgr.

Das kleine Buch führt Alle, die überhaupt Intereſſe für Sprachen haben und mit der franzöſiſchen und lateiniſchen Sprache auch nur obenhin bekannt ſind, auf angenehme und geiſtreiche Weiſe in den Prozeß der Entſtehung der romaniſchen Sprachen und namentlich der franzöſiſchen aus der lateiniſchen ein.

Die weſentlichen Unterſchiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptſächlich an der deutſchen und franzöſiſchen Sprache nachgewieſen, nebſt einer Einleitung über das Weſen der Sprache von **F. Eimele**, Dr. phil. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) (360)

Weſtermann's

Holzſchnitt-Illuſtrations-Katalog.

für Buchhändler und Buchdrucker
in mehr als 2500 Nummern.

Monatlich 1 Lieferung in gr. 4. à 6 Sgr.

Der Katalog bietet ein reiches und mannigfaltiges Illuſtrationsmaterial zu den verſchiedenſten Zwecken, und zugleich das Mittel, durch Bezug von Clichés oder galvaniſchen Niederſchlägen einem Illuſtrationsbedarf abzuhelfen, wo zu eigener Herſtellung von Original-Illuſtrationen weder Neigung noch Zeit, und dieſe vorausgeſetzt — weder Zeichner noch Holzſchneider vorhanden ſind.

Bei Beſtellungen bitte ich Gegenſtand und Nummer genau anzugeben, und berechne für Clichés pro Quadratzoll Braunſchweiger Maaß 6 Sgr., für galvaniſche Niederſchläge 7½ Sgr. Baarzahlung; beſondere Vereinbarungen bei großen Beſtellungen vorbehalten. Ich bedinge für jede Ausführung 8 Tage Zeit, und liefere jede Sendung franco Braunſchweig oder Leipzig. — **Die neunte Lieferung iſt ſoeben ausgegeben.** (358)

Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.

Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: **J. C. Hinrichs**'sche Buchhandlung in Leipzig.

Wöchentlich eine Nummer à 1½—2 Bogen. gr. 4. (356)

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4. zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen.

Diese Zeitung bringt ausser den officiellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen betheiligte grosse Publicum von Wichtigkeit ist, indem sie alle betreffenden financiellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Thatsachen und Fragen, die neuen technischen Erfindungen nicht nur über Eisenbahnwesen, sondern auch über das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphenwesen und das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes bespricht.

Dieser Nummer liegen bei:

Alphons Dürr's Skandinavischer und Niederländischer Literatur-Bericht. No. 7.
Neuigkeits-Bulletin von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig. No. 3. Mai 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 28.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 10. Juli **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde. Die praktiſche Seite der Sprachvergleichung. 1. Zur Löſung des Räthſels Mezzofanti 434
Die Sprachforſchung und die Darwin'ſche Theorie, nach A. Schleicher 437

Schweiz.

Eine Stimme aus der franzöſiſchen Schweiz für Schleswig-Holſtein 439

England.

Die alten hölzernen Wälle Englands und die neuen Panzerſchiffe 441

Italien.

Das Miniſterium Ricaſoli 442

China.

Die menſchliche Ungenügſamkeit 445

Kleine literariſche Revue.

Don Carlos, von L. A. Warnkönig . . . 445
Geſchichte des Alterthums im Orient . . . 445
Eine Arlianie von Hermann Marggraff . 446
Shakſpeare-Schule für dramatiſche Künſtler 446
„Clarinette", von Aug. Lewald 446

Literariſcher Sprechſaal 447

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

**Ueber
den Personenwechsel in der Rede**
von
Jacob Grimm.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
gr. 4. cart. 22 Sgr.

In dieser Abhandlung des berühmten Gelehrten wird die Literatur der alten und neueren Völker mit Unterscheidung der verschiedenen Darstellungsformen und Style berücksichtigt und überall weiss der Verfasser die zarten Abschattungen der Wirkung, welche die eine oder andere Gebrauchsweise der Personenwörter hervorbringt, mit dem feinen Sinne, der ihn auszeichnete, ins Licht zu setzen. Zwei Excurse stellen die Ausdrücke für *denken* und *sprechen* etymologisch zusammen und ein dritter zeigt die Uebereinstimmung der Völker im Eingange der Märchen, Parabeln und Volkslieder. (369)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Murray's Student's Manuals.

The Student's Hume.

A History of England. Based on the history of Hume. Continued to the year 1858. Illustrated by engravings on wood. Fortieth thousand. Cloth 7 sh. 6 p.

**The Student's
Manual of the English Language.**

Lectures of the English Language. By **G. P. Marsh.** Edited by **W. Smith.** Second edition. Cloth 7 sh. 6 p.

**The Student's
Manual of English Literature.**

A History of English Literature. By **Th. B. Shaw.** Edited by **W. Smith.** Cloth 7 sh. 6 p.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (366)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Samuel Smiles,

Self Help;
with illustrations of character and conduct.
Fifty-fifth thousand.
1863. cloth. 6 sh.

**The story
of the life of G. Stephenson.**
With portrait and illustrative woodcuts.
Eighteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.

Industrial Biography:
Iron workers and tool makers.
Fifteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.

Direkt oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (367)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:
Ueber Leibnitzens Entwurf einer allgemeinen Charakteristik von Adolf Trendelenburg. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1856. gr. 4. geh. 12 Sgr.

Wenn eine anerkannte philosophische Autorität einen Gedanken Leibnizens erörtert, welcher sich der Zeit und dem Inhalte nach an die Erfindung der Differenzialrechnung knüpft, so darf solche Arbeit gewiss auf die allgemeinste Theilnahme rechnen. Je mehr sonst der Versuch einer allgemeinen Sprache mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen ist, um so anziehender wird es sein zu sehen, wie ein grosser Geist das Triviale zur höchsten Bedeutung zu bringen vermag. (381)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Neue Erſcheinungen der italiäniſchen Literatur.

Bertolotti, A., Peregrinazioni in Toscana. 12. Torino. 2 l.
Claretta, G., Notizie storiche intorno alla vita ed ai tempi di Beatrice di Portogallo, duchessa di Savoia; con documenti. 8. Torino. 4 l.
Coletta, L., il Pentateuco Renan o i razionalisti di Germania. 8. Napoli. 2 l.
Comparetti, D., Notizie ed osservazioni in proposito degli studi critici del prof. Ascoli. — 1. Sui coloni greci e slavi dell' Italia meridionale. — 2. Sulle ricerche albanesi. 8. Pisa. 1 l. 50 c.
Fagnani, E., delle intime relazioni in cui sono e con cui progrediscono la filosofia, la religione e la libertà. 8. Torino. 6 l.
Guerrazzi, F. D., Pasquale Paoli ossia la rotta di Pontenuovo; racconto córso del secolo XVIII. 2 Vol. 12. Milano. 8 l.
Liberatore, H., Opuscoli varii. — Del matrimonio. Confutazione di un enciclica ad Antimo. — Roma e il mondo. — Dialoghi filosofici. — Commedie filosofiche. 12. Roma. 8 l.
Manzoni, G., Annali tipografici Torinesi del secolo XV. 8. Torino. 6 l.
Vigano, F., le banche popolari ovvero banche in generale — monti di pieta — casse di risparmio — banche di Scozia — associazioni di prestiti d'onore agli operai — società di anticipazione di Prussia o germaniche — la cooperazione inglese — banche dell' avvenire pelle classi medie, pegli artisti e letterati, pegli operai. 8. Milano. 12 l. (371)

Hermann Loescher in Turin.

Buchhandlung F. A. Brockhaus, Sortiment in Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année.
No. 6. *Juin* 1864.

1. Les Anglais à la campagne. — Rome au moyen âge. — La Chine, ses ressources agricoles, industrielles et commerciales (seconde et dernière partie). — La misère en Angleterre. — L'influence des chemins de fer considerée sous trois points de vue. — Mes voisins d'en face. — Le christianisme hétérodoxe. — Don Fulano (1er extrait). — L'observatoire de Greenwich. — Correspondance d'Allemagne. — Correspondance de Londres. — Chronique et Bulletin bibliographique. — (370)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde. *)

Die praktiſche Seite ber Sprachvergleichung.

I.

Zur Löſung des Räthſels Mezzofanti.

Aus dem Alterthum iſt uns König Mithridates, aus der Neuzeit Karbinal Mezzoſanti wegen des ungewöhnlich großen Umſanges ihrer Sprachenkenntniß als lebendige Polyglotten bekannt. Von dem poetiſchen Könige wird erzählt, daß er ſämmtliche zweiunbzwanzig Sprachen der ſeiner Herrſchaft unterworſenen Völkerſchaften verſtand, und noch bedeutend größer iſt bie Zahl der Sprachen, welche Mezzoſanti nicht bloß verſtand, ſondern auch mit Geläufigkeit ſprach und ſchrieb. Einer ſeiner nächſten und glaubwürdigſten römiſchen Freunde, der bekannte Pater Auguſtin Theiner, der als Vatikan-Bibliothekar mit dem Kardinal faſt täglich verkehrte, giebt die Anzahl dieſer Sprachen auf zweiundſechzig an, und bas von ihm mitgetheilte Sprachen-Verzeichniß umfaßt in ber That nicht allein ſämmtliche europäiſche Sprachen durch das ganze Alphabet, vom Albaneſiſchen bis zum Türkiſchen und Wallachiſchen, ſondern auch die bedeutendſten aſiatiſchen, aſrikaniſchen unb amerikaniſchen Sprachen.

Es wäre nun ſicherlich nicht bloß in pſychologiſcher, ſondern weit mehr noch in kulturgeſchichtlicher und pädagogiſcher Hinſicht von größter Wichtigkeit geweſen, wenn der berühmte Kardinal über dieſe ans Wunderbare ſtreiſende Erſcheinung entweder ſelbſt die näheren Umſtände mitgetheilt, namentlich die Methode, welche er bei Erlernung ſo vieler und ſo verſchiedenartiger Sprachen angewandt, unb den Zeitraum, innerhalb deſſen er eine jede dieſer Sprachen bewältigt, angegeben hätte, oder wenn wenigſtens ſeine Freunde Alles, was ihnen in dieſer Beziehung aus dem Leben und den Studien des großen Sprachenkenners bekannt geworden, veröffentlicht hätten. Denn bei Betrachtung dieſer in der Kulturgeſchichte bis jetzt einzigen Erſcheinung einer ſicher beglaubigten Kenntniß von 62 Sprachen in Schrift und Rede (das Letztere iſt bekanntlich etwas ganz Anderes, als die gegenwärtig gar nicht mehr ſeltene linguiſtiſche Polymathie) tritt von ſelbſt die Frage an uns heran, ob eine glückliche geiſtige Begabung, verbunden mit beſonders günſtigen äußeren Verhältniſſen, der längere Aufenthalt in fremden Länbern, ber Verkehr mit vielen „in Zungen Redenden,“ zur Erklärung dieſer Erſcheinung ganz ausreichen, oder ob hierzu noch irgend ein unbekanntes, geheimnißvolles, über ben Kreis des Natürlichen hinausgehendes Agens angenommen werden muß. Da wir aber auf wiſſenſchaftlichem Gebiete uns zur Annahme eines ſolchen wunderthätigen Agens ſchwer entſchließen können, ſo wird es Auſgabe der Wiſſenſchaft ſein, nach den natürlichen Kräften zu ſorſchen, welche bei der in Rede ſtebenben Erſcheinung wirkſam geweſen ſind.

Mehr als irgend eine frühere Zeit, nimmt die Gegenwart Intereſſe an der richtigen und vollſtändigen Löſung dieſes Räthſels, weil in keiner Zeit das Bedürſniß nach umfaſſender Sprachenkenntniß ſo viel verbreitet war, wie in der gegenwärtigen. Zuvörderſt iſt es der ſo mächtig erweiterte Völkerverkehr, die weitreichende direkte geſchäftliche Verbindung mit dem Auslande, die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher wir jetzt nach fremden Ländern und zu fremden Zungen gelangen — ſchon dieſe Umſtände laſſen uns das Verſtehen einer größeren Anzahl fremder Sprachen als dringende Nothwendigkeit erſcheinen. Mit dem Franzöſiſchen und Engliſchen allein reicht gegenwärtig bie Geſchäftswelt bei weitem nicht mehr aus. Der Verkehr mit italiäniſch oder ſpaniſch redenden Kaufleuten, mit Schweden und Ruſſen, mit Griechen und Türken, und die leicht eintretende Nothwendigkeit des Reiſens unter den verſchiedenſten Nationalitäten zieht von ſelbſt bie Sprachen derſelben in den Bereich der Studien des Geſchäftsmannes. Wie in Rom zu Miſſionszwecken, ſo werden jetzt in den großen Hanbelsſtädten Europas für Induſtriezwecke fremde Sprachen in viel größerem Umſange, als ehemals, ſtudirt, und es iſt nichts Seltenes mehr, Kaufleuten zu begegnen, welche fünf, ſechs fremde Sprachen mit Gewandtheit ſprechen und ſchreiben.

Aber auch auf dem höheren, kulturgeſchichtlichen Standpunkte erſcheint eine umfaſſendere Sprachenkenntniß als Zeitbedürfniß. Seitdem Leſſing uns mit Shakſpeare und Herder mit den Stimmen der Völker in Liedern bekannt gemacht hat, iſt die „Literatur des Auslandes“ eine Lieblingsbeſchäftigung der Deutſchen geworden, und die täglich ſich ſteigernde Fülle von Ueberſetzungen ausländiſcher Geiſtesſchöpfungen beweiſt, daß dieſe Lieblingsbeſchäftigung an Umfang außerordentlich gewonnen hat. Allein was ſind die beſten Ueberſetzungen, gegen die Originale gehalten? Es bedarf keines Beweiſes, daß, ſo wenig Voß uns den griechiſchen Homer, ebenſo wenig Streckfuß uns den italiäniſchen Dante, Schlegel uns den engliſchen Shakſpeare entbehrlich gemacht hat. Ueberſetzungen ſind unter allen Umſtänden nichts als mehr oder weniger gelungene Kopien, im beſten Falle Kunſtſtücke, niemals ſelbſt Kunſtwerke; ſie ſind Nothbehelſe in Ermangelung der Originalwerke, oder, wie Platen einmal ſagt: „man kommt am Ende zu dem Reſultate, daß alle Ueberſetzungen immer nur Pygmäen im Vergleich mit ihren großen Originalien bleiben.“ Wer der franzöſiſchen oder engliſchen Sprache mächtig iſt, wird ſicherlich nicht Beranger ober Byron in einer Ueberſetzung leſen wollen. Je reicher und voller aber gegenwärtig die Quellen der verſchiedenen Nationalliteraturen fließen, je klarer und ausgeprägter die durch keine Ueberſetzung wiederzugebenden Eigenthümlichkeiten dieſer Literaturen hervortreten, deſto lebhafter muß das Verlangen ſein, dieſelben in ihren eigenen Lauten zu vernehmen und nachzufühlen. Wer von uns hat in ſeiner Jugendzeit, als die Abenteuerlichkeiten des berühmten ſpaniſchen Ritters an ſeinem geiſtigen Auge vorüberzogen, nicht den Wunſch gehegt, dieſes Meiſterwerk des großen Cervantes in der Urſprache genießen zu können? Und wer, dem dieſer Wunſch ſpäter ſich erfüllte, hat nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß der übermüthige unb doch ſo maßvolle Humor des Originals von keiner Ueberſetzung jemals erreicht werden kann? daß den wahren Hidalgo von la Mancha nur der kennt, der ihn im ſpaniſchen Gewande kennen gelernt hat? — Ganz daſſelbe gilt von Tegnér's in faſt alle europäiſche Sprachen übertragene Frithjofsſage, deren elegiſche Accorde nur aus dem ſchwediſchen Original in ihrem ganzen, vollen, wunderſam ergreiſenden Klange zu uns herüber tönen. Daſſelbe gilt von den in unerſchöpflicher Fülle dem Herzen entquellenden Liedern des neuern Hellas, daſſelbe auch von den Erzeugniſſen einer der jüngſten europäiſchen Literaturen, die, lange mit ber Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe im Kampf, ſich endlich zu vollkräftiger Selbſtändigkeit emporgerungen hat und nun mit dem ganzen Feuer der Jugend ihre Begeiſterung für Freiheit und Recht und Vaterland in die Welt hinaustönt, aber

*) Von Herrn Director Dr. Wilhelm Freund, dem geſchätzten Lexikographen.

Digitized by Google

freilich ganz nur von dem verſtanden werden kann, für den die naturwüchſigen magyariſchen Sprachformen keine unbekannten, monſtröſen Lautgebilde ſind.

Es erſcheint darum völlig zeitgemäß, daß die Sprachwiſſenſchaft an die Beantwortung der Frage gehe, ob die Erlernung einer größeren Anzahl fremder Sprachen, alſo zunächſt etwa der zwölf Hauptſprachen Europas, das angeborene Vorrecht einiger weniger vom Schickſale beſonders Begünſtigter, alſo einer Art Philologen-Adels iſt, oder ob jeder Mann und jede Frau von guter Schulbildung und nicht beſchränkten Geiſtesanlagen unter ſachkundigen Lehrern und bei geregeltem Fleiß in einer beſtimmten Anzahl von Jahren das angegebene Ziel ebenfalls erreichen kann.

Ich weiß nicht, welche Antwort die gefeierten Meiſter der Sprachwiſſenſchaft auf dieſe Frage geben möchten. Darf ich aber meine auf vieljährige Beobachtung ſich gründende Ueberzeugung ausſprechen, ſo erkläre ich mich ohne Bedenken für die letztere Annahme. Es giebt in Europa keine einzige Sprache, welche, methodiſch gelehrt und täglich praktiſch geübt, von gereiſten und lernbegierigen Schülern nicht in den 365 Tagen Eines Jahres bis zum Verſtehen und Sprechen erlernt werden könnte. Wo dieſes Ziel nicht erreicht wird, da hat es entweder an der Tüchtigkeit des Lehrers, oder an der allgemeinen geiſtigen Begabung des Schülers, oder an dem ſtetigen Fleiß deſſelben gefehlt.

Freilich, wer ſich die mitunter dickleibigen Grammatiken und Wörterbücher der europäiſchen Sprachen vor Augen ſtellt, der muß ſich wohl vor der furchtbaren Maſſe des zu überwältigenden Stoffes entſetzen und wird darum meine Behauptung für unbegründet halten. Allein in der Wirklichkeit geſtaltet ſich dieſe Maſſenhaftigkeit doch ganz anders. Von den 25 getrennten Sprachen, welche gegenwärtig in Europa geſprochen werden, gehören nicht weniger als zwanzig, und unter dieſen gerade die zwölf Hauptſprachen, zu Einem Sprachengeſchlecht, dem ſogenannten indo-europäiſchen, und ſind darum in grammatiſcher und lexikaliſcher Beziehung ſo vielfach miteinander verwandt, daß ganze Reihen von Wörtern und Wortformen, mit geringen, leicht faßlichen Modifikationen, das Eigenthum mehrerer Sprachen zugleich ſind. Ueberdies gruppiren ſich innerhalb dieſes Sprachengeſchlechts die zwanzig europäiſchen Sprachen wiederum zu beſonderen Sprachenfamilien, deren Glieder zu einander in noch engeren Verwandtſchafts-Verhältniſſen ſtehen. Die erſte Gruppe, die griechiſch-romaniſche, umfaßt 5 Hauptſprachen: das Neugriechiſche, Italiäniſche, Spaniſche, Portugieſiſche und Franzöſiſche; die zweite Gruppe, die germaniſche, umfaßt ebenfalls 5 Hauptſprachen: das Deutſche, Holländiſche, Engliſche, Däniſche und Schwediſche; die dritte Gruppe, die ſlaviſche, enthält 2 Hauptſprachen: das Polniſche und das Ruſſiſche. Jede dieſer drei Gruppen hat z. B. für Gott eine andere Bezeichnung; aber jede dieſer Bezeichnungen geht auch mit geringem Lautwechſel durch alle zuſammengehörigen Familienglieder, ſo daß alſo drei Namen für zwölf Sprachen ausreichen. In der griechiſch-romaniſchen Gruppe heißt Gott: griechiſch θεός (theós), italiäniſch dio, ſpaniſch dios, portugiſiſch deos, franzöſiſch dieu; in der germaniſchen Gruppe: deutſch Gott, holländiſch god, engliſch ebenfalls god, däniſch gud, ſchwediſch ebenfalls gud. Endlich in der ſlaviſchen Gruppe, ſowohl polniſch, als ruſſiſch, bóg. Unterſuchen wir vollends die drei Gottesnamen θεός, Gott und Bóg ihrem etymologiſchen Urſprunge nach, ſo finden wir, daß das germaniſche Gott, god, gud, d. h. „der Gute,“ ſtammverwandt iſt mit dem griechiſchen ἀ-γαθός, (a-gathós) „gut,“ und daß Bóg eigentlich „der zu Ehrende,“ „Ehrwürdige,“ „Venerabilis“ heißt, von der im Sanskrit noch vorhandenen Wurzel bhag, ehren, ſowie endlich das griechiſch-romaniſche θεός (theós), dio etc., eigentlich „der Glänzende,“ „Lichtvolle,“ das „Licht,“ ebenfalls in dem ſanskritiſchen dio, „glänzen,“ ſeinen Urſprung hat.

Ein ſämmtlichen genannten Sprachen gemeinſames Wort iſt die Bezeichnung der Nacht, nämlich:

in der griechiſch-romaniſchen Gruppe: griechiſch νύξ (nyx), italiäniſch notte, ſpaniſch noche, portugieſiſch noite, franzöſiſch nuit; in der germaniſchen Gruppe: deutſch Nacht, holländiſch ebenfalls nacht, engliſch night, däniſch nat, ſchwediſch natt; endlich in der ſlaviſchen Gruppe: polniſch noc, ruſſiſch ночь (notsch).

Wie in dieſen beiden Beiſpielen, ſo ſind viele Hunderte von Wörtern den verſchiedenen Sprachen Eines Sprachengeſchlechts oder doch Einer Sprachenfamilie gemeinſam, und da dieſe Wörter meiſt Grundwörter ſind, an welche ſich ganze Reihen von Ableitungen und Zuſammenſetzungen anſchließen, ſo wächſt die Zahl der in den Hauptſprachen Europas ſtammverwandten und darum leicht faßlichen Wörter zu mehreren Tauſenden heran. Welch ein reiches Geleit führt z. B. das deutſche „Herz“ hinter ſich her, das ja ſelbſt ſeine Stammverwandtſchaft mit dem καρδία (kardia) der Griechen und mit dem cord (cor) der Lateiner, alſo auch mit cuore, corazon, coracão, coeur der Romanen nicht verleugnen kann. Sowie ſich nun an unſer deutſches Herz die Wortgebilde herzlich, herzhaft, herzlos; Herzeleid, Herzweh, Herzensluſt, Herzensgrund, Herzlichkeit ꝛc. leicht kenntlich anlehnen; ſo werden neben dem italiäniſchen cuore auch cordiale, cordialmente, cordialità, cordoglio, cordoglioso, cordogliosamente; neben dem engliſchen heart auch hearty, heartily, heartless, heartblood, heartsore, heartbroken, lighthearted, stouthearted unſerem Gedächtniß ſicherlich ohne Schwierigkeit einzuprägen ſein.

Hierzu kommt nun noch bei ſämmtlichen europäiſchen Sprachen die ſehr große Menge von Wörtern mit ihren Ableitungen und Zuſammenſetzungen, welche im Laufe der Jahrhunderte auf dem Wege des Völkerverkehrs aus fremden Ländern eingewandert und in der neuen Heimat in mehr oder weniger veränderter Geſtalt eingebürgert ſind. In Religion, in Wiſſenſchaft und Kunſt (namentlich in Muſik und ihrem Widerpart, der ſogenannten Kriegskunſt), in Handel und Gewerbe, in Schifffahrt, in Hausweſen, Kleidertrachten u. ſ. w. haben Griechenland, Rom und Italien, ſpäter Frankreich, England, Deutſchland Hunderte von ihnen eigenthümlichen Wörtern an die übrigen europäiſchen Völker abgegeben, und es gewährt dem Sprachforſcher oft ein beſonderes Intereſſe, dieſe Fremdlinge in ihrer Jahrhunderte alten Umgeſtaltung wiederzuerkennen. Wie der griechiſche „Chor“ (ὁ χόρος, ho choros) ſeinen Weg durch ganz Europa gemacht und in den verſchiedenen Sprachen verſchiedene Geſtalt (coro, choeur, choir, koor, chorus [engliſch], cór [polniſch]), in Deutſchland auch noch verſchiedenes Geſchlecht (der Chor, das Chor) angenommen hat, ebenſo erſcheint die griechiſche λαμπάς (lampás) „Fackel“ oder „Leuchte,“ als italiäniſch lámpade, ſpaniſch lámpara, portugieſiſch lámpada, franzöſiſch lampe, deutſch Lampe, holländiſch lamp, engliſch lamp, polniſch lampa; ja ſelbſt der Ungar, deſſen Sprache bekanntlich ganz außerhalb des indo-europäiſchen Sprachengeſchlechts ſteht, hat ſeine lampa. Auf gleiche Weiſe hat das griechiſche μάρμαρον (mármaron), „Marmor,“ die Runde durch Europa gemacht, hier als mármo (italiäniſch), dort als marmol (ſpaniſch), wiederum als marbre (fran-

Digitized by Google

zöſiſch), marble (engliſch), mermur (polniſch), bis es endlich ſelbſt in der Türkei heimiſch geworden iſt und als mermer ſich behauptet. — Dieſelbe Wanderung und Wandelung läßt ſich beim griechiſchen βάλσαμον (bálsamon) nachweiſen, das jetzt am Tajo wie an der Themſe heimiſch geworden iſt und unter den Engländern ſich in balm zuſammengezogen, unter den Franzoſen gar zu baume ſich umgeſtaltet hat. — Daß Bibel, Evangelium, Katechismus, Philoſophie, Phyſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, Monarchie, Ariſtokratie, Demokratie und hundert ähnliche Fachbezeichnungen aus griechiſchen Wörtern zu europäiſchen geworden ſind, braucht hier nur vorübergehend erwähnt zu werden.

Als Cicero in ſeinem rühmlichen Streben, die vaterländiſche Sprache von griechiſchen Fachwörtern möglichſt zu reinigen, in der Bezeichnung des „Sittlichen" für das herkömmliche griechiſche ἠθικός (éthikós, ethiſch) aus dem rein lateiniſchen mores ein neues Wort moralis wagte, wie er ausdrücklich bemerkte, „um die lateiniſche Sprache zu bereichern" (decet augentem linguam Latinam dicere *moralem*), da konnte er nicht ahnen, daß er mit dieſem neuen Worte nicht bloß das Wörterbuch der Römer, ſondern faſt aller civiliſirten Völker bereichert hatte. Schon im nächſten Zeitalter war das Wort moralis bei den römiſchen Schriftſtellern gang und gäbe; Seneka und Quintilian gebrauchen es ohne Weiteres zur Bezeichnung eines Theils der Philoſophie neben naturalis und rationalis, und noch während des Beſtehens des Römerreichs hatte es den Sproß moralitas getrieben. In ſpäterer Zeit iſt es mit ſeinen Derivaten in faſt alle Sprachen des chriſtlichen Europa übergegangen, und wie der Spanier ſein moral, moralmente, moralidad, moralista, moralizar, moralizador, ſo hat der Engländer ſein moral, moraly, morality, moralist, moralize, moralization, und der Pole ſein morał, moralny, moralista, moralność, moralizować und dergl. Nur allein der derbgermaniſche Holländer hat ſich die romaniſche „Moral" fern gehalten und iſt der germaniſchen „Sitte" treu geblieben; er kennt in ſeiner Sprache nur zede (Sitte), zedig (ſittig), zedelijk (ſittlich), zedelijkheid (Sittlichkeit), zedekunde oder zedeleere (Sittenlehre), zedewet (Sittengeſetz). Wir Deutſchen ſprechen noch heute von „moraliſchen" Eroberungen, wo „ſittliche" beſſer an ihrem Platze wären, ja ſogar von einem „ethiſchen Prinzip" (alſo griechiſch und lateiniſch neben einander), obgleich unſer eigener Sprachſchatz uns das gleichbedeutende „ſittlicher Grundſatz" darbietet.

Ganz eigenthümlich iſt es einem Sprößling des lateiniſchen Wortes umbra (Schatten) auf ſeiner Wanderung durch Europa gegangen. Neben dem klaſſiſchen Derivatum von umbra, umbraculum, für „Sonnenſchirm," war im Mittelalter die lateiniſche Neubildung umbrella in Gebrauch gekommen, und zur urſprünglichen Bedeutung „Sonnenſchirm" wurde noch die übertragene „Regenſchirm" gefügt. Während nun die Franzoſen auf eigenem Boden für „Sonnenſchirm" parasol, für „Regenſchirm" parapluie herausgebildet und „ombrelle" in den Hintergrund gedrängt, haben die Engländer das letztere Wort wieder zu Ehren gebracht, und zwar — echt charakteriſtiſch engliſch — in der alten Form mit der neuen Bedeutung: umbrella, „Regenſchirm," während für Sonnenſchirm das franzöſiſche parasol angenommen iſt. Ebenſo iſt jenes Wort aber auch nach dem heutigen Griechenland und nach der Türkei gewandert; in erſterem iſt ὀμβρέλλα (ombrélla), in letzterer omrella die herrſchende Bezeichnung für „Regenſchirm."

Eine noch intereſſantere Carrière hat der lateiniſche minister auf ſeiner Wanderung durch Europa gemacht. Wenn die Annahme auch unrichtig iſt, daß der minister ſeinen Namen von manus, „Hand," hat und daher von Haus aus einen „Handlanger" bedeutet, ſo weiſt die richtigere Ableitung von minus, „geringer" (entſprechend dem magister von magis, „mehr") dem minister doch jedenfalls die urſprüngliche Stellung eines „Dieners," gegenüber dem magister, als dem „Herrn," zu. Minister Falerni iſt dem römiſchen Dichter Catull „der Mundſchenk," und Virgil berichtet aus dem Palaſte der Dido von hundert ministri, die neben einer gleichen Anzahl von famulae (Dienerinnen) den Tiſch zu ſerviren und die Pokale herumzuſetzen hatten (ministri, qui dapibus mensas onerent et pocula ponant, Aen. 1, 706). Ebenſo ſpricht Seneka von einem „Miniſterium des Sklaven" (ministerium servi esse etc.). Es war daher ganz folgerichtig, daß der, namentlich in religiöſen Dingen, am Alten feſthangende Engländer die Worte der Schrift: „Da ſtand Moſes auf und Joſua, ſein Diener" (Exod. 24, 13), durch die Worte: „Mose rose up and his minister Joshua" überſetzte, während der Franzoſe dafür serviteur wählte. Gegenwärtig iſt dieſer römiſche „Diener" in ſämmtlichen Staaten Europas (mit alleiniger Ausnahme Griechenlands und der Türkei) und in allen europäiſirten Staaten Amerikas zur höchſten Staatswürde, zum „Zweiten neben dem Könige," emporgeſtiegen.

Nächſt den Griechen und Römern haben die Italiäner und Franzoſen die größte Menge von Kunſtausdrücken den europäiſchen Sprachen geliefert, aber auch andere Völker haben ihren Beitrag gezahlt, ſo ſelbſt die Mauren zur Zeit ihrer ſpaniſchen Herrſchaft; die Wörter arabiſchen Urſprungs: Admiral, Algebra, Alkali, Alkohol, Alkove, Almanach, Arſenal, Bazar, Magazin, Tarif, Nadir und Zenith u. a. ſind bei allen civiliſirten Völkern der Erde eingebürgert.

Aus dem Bisherigen geht, hoffe ich, zur Genüge hervor, daß die ſcheinbar nicht zu bewältigende Fülle des Wörtervorraths einer größeren Anzahl von Sprachen doch durch die denſelben gemeinſamen Wörter, deren Zahl mehrere Tauſende beträgt, ſehr weſentlich verändert wird und dadurch an ihrem abſchreckenden Charakter bedeutend verliert. Wenn der Zoologe, der Botaniker zwanzig-, dreißigtauſend Thier- und Pflanzennamen ſeinem Gedächtniſſe ſicher einprägen kann, ſo wird auch der Sprachenbefliſſene ſeine Wörtertauſende in einer gewiſſen Reihe von Jahren bewältigen können, wenn nur die rechte Methode — denn ſie iſt die weſentlichſte Bedingung des günſtigen Erfolges — angewandt wird, und namentlich die Wörter nicht bloß ungeſprochen an dem Auge vorüberziehen, ſondern durch das Ohr in die geheimnißvolle, mit jedem Zuwachs wunderbar ſich erweiternde Werkſtatt der Gedanken eingeführt werden.

Ich komme nun zur grammatiſchen Seite der vorliegenden Frage. Es iſt bekannt, daß die meiſten europäiſchen Sprachen, und die zwölf Hauptſprachen alleſammt, im Laufe ihrer geſchichtlichen Entwickelung durch die Jahrhunderte und zum Theil Jahrtauſende ihres Schriftthums, außerordentlich viel von der Mannigfaltigkeit ihrer grammatiſchen Formen eingebüßt haben. Das, was man jetzt in der Grammatik italiäniſche, engliſche, ſchwediſche, ja ſelbſt polniſche und ruſſiſche Formbildung nennt, iſt, gegen die organiſche Formenfülle des Sanskrit, des Altgriechiſchen, des Gothiſchen, des Altſlaviſchen gehalten, faſt nur leichtes Elementarwerk. Was will die ganze Formenlehre des Engliſchen, die ein aufmerkſamer Schüler in 6 Stunden überwunden haben kann, bedeuten? was die Declinations- und Comparationslehre der romaniſchen Sprachen? Wie geringfügig in Rückſicht auf das Erlernen derſelben erſcheinen die abge-

ſchwächten neueuropäiſchen Conjugationen mit ihren faſt überall wiederkehrenden Hülfszeitwörtern „haben,“ „ſein“ und „werden,“ im Vergleich zu den ſelbſtändigen, ſtarkgegliederten und gedrungenen Conjugationsformen des Sanskrit, des Griechiſchen, des Lateiniſchen? Welche neuere Sprache brächte dem Lernenden die kopfbrechenden Qualen eines griechiſchen Perfects und Aoriſts in Activ, Paſſiv und Medium?

Dazu kommt, daß die zu Einer Familie gehörenden neueuropäiſchen Sprachen den grammatiſchen Bau nach ſeinem Grundcharakter und in ſeinen Haupttheilen gemein haben (reich, reicher; rich, richer; rik, rikare — riche, plus riche; ricco, piu ricco; rico, mas rico u. dergl.), ſo daß, wer Deutſch und Franzöſiſch verſteht, in den meiſten grammatiſchen Regeln der Schweſterſprachen, des Däniſchen wie des Holländiſchen, des Spaniſchen wie des Italiäniſchen, ſchon theilweiſe Bekanntes erfährt, und daß, wer des Polniſchen kundig iſt, mit dem Ruſſiſchen und Serbiſchen nur halbe Mühe hat.

Was hier von der Formbildung in den europäiſchen Sprachen geſagt iſt, gilt im Großen und Ganzen auch von der Satzbildung, der ſogenannten Syntax. Auch hier iſt, namentlich in Sprachen Einer Familie, des Gemeinſamen und Gleichartigen ſo viel, daß der Lernende nach Ueberwindung einiger Hauptſprachen Europas ſich in den übrigen ſehr leicht orientirt und auf bekanntem Terrain bewegt.

„Alles das zugegeben,“ ſo lautet häufig die Entgegnung auf das zuletzt Geſagte: „aber die Ausſprache? Wenn nur die abſchreckend ſchwierige Ausſprache nicht wäre!“

Dieſer „Seraph mit dem flammenden Schwerte“ hat ſchon Hunderte, die es ernſt mit dem Erlernen fremder Sprachen meinten, von dem Baume der Erkenntniß zurückgewieſen. Und dennoch wage ich zu behaupten, daß, wie überall im Leben Schreckbilder nur ſo lange ihre angſterweckende Gewalt üben, bis man an ſie herangeht und den Kampf mit ihnen verſucht, ſo auch das Schreckbild der Ausſprache fremder Zungen, bei näherer Betrachtung als bloßes Phantom ſich erweiſt. Am allerwenigſten aber haben wir Deutſchen Urſache, uns vor den fremden Lauten zu fürchten, da gerade unſere Sprache ſelbſt einen größeren Reichthum an Vocal- und Conſonantenlauten beſitzt, als die meiſten übrigen europäiſchen Sprachen, und darum die Zahl der Laute, welche den einzelnen Zungen eigenthümlich, der unſrigen aber fremd ſind, nur eine ſehr geringe iſt. Eine ſorgfältige Zuſammenſtellung der wirklich geſonderten Laute ſämmtlicher 25 lebenden Sprachen Europas ergiebt 24 Vocal- und 27 Conſonantenlaute, im Ganzen 51; von dieſen beſitzt die deutſche Sprache in ihrem gegenwärtigen Lautſyſtem — das nicht mit ihrem mangelhaften Lautzeichen- oder Schriftſyſtem verwechſelt werden darf — 39, nämlich 19 Vocal- und 20 Conſonantenlaute. Demnach fehlen uns, um die Wörter der übrigen 24 europäiſchen Sprachen ausſprechen zu können, im Ganzen 5 Vocal- und 7 Conſonantenlaute. Und dieſe Laute bieten unſerem Sprachorgane nicht etwa Schwierigkeiten dar, wie z. B. die Clicks der Südafrikaner, Schnalzlaute, denen ähnlich, deren wir uns beim Antreiben der Pferde bedienen, obgleich am Ende auch dieſe Clicks, da ſie von Menſchenzungen hervorgebracht werden, auch von Menſchen zu erlernen ſein müſſen. Allein die europäiſchen Töne, von denen hier die Rede iſt, ſind viel harmloſerer Art; es befindet ſich darunter der Laut des franzöſiſchen j, den wir uns in bon jour ſchon von Kindesbeinen an zu eigen gemacht haben; es gehört dazu der offene O-Laut, der uns in dem bekannten ſächſiſchen „lieber goar“ ſo liebenswürdig erſcheint und von uns gar nicht ſchwer nachgeahmt werden kann. Und was die übrigen zehn Laute betrifft, ſo dürfen wir nie vergeſſen, daß Sprache ein Tonwerk iſt, daß auf dem uns anerſchaffenen Toninſtrumente, welches von der Stimmritze bis zu den vorderen Lippenrändern reicht, alle menſchlichen Sprachlaute ihre beſtimmte Stelle finden, und daß darum bei ſorgfältig aufmerkendem Ohr und bei unermüdlich fortgeſetzten Uebungen dem menſchlichen Willen die Nachahmung eines noch ſo ſchwierig ſcheinenden Sprachlautes gelingen muß.

Wir wollen zur Aufklärung dieſes für das Sprachſtudium ſo wichtigen und doch noch ſo wenig in populärer Weiſe beſprochenen Punktes in unſerem nächſten Artikel eine Muſterung der Hauptſprachen Europas in Beziehung auf ihre Laute anſtellen.

Wilhelm Freund.

Die Sprachforſchung und die Darwin'ſche Theorie, nach A. Schleicher.*)

Mit dem Namen Darwin's iſt der Begriff des allmählichen Entſtehens und Vergehens aller pflanzlichen und thieriſchen Gattungen für lange Zeit verbunden; dieſe Vorſtellung iſt nicht neu, ſie iſt ebenſo alt wie die andere: daß jede Gattung durch Schöpferkraft aus dem Nichts hervorgerufen worden, aber vielleicht war ſie niemals ſo verbreitet wie heut. Daher die Leidenſchaft, mit der ſie verfochten und angegriffen wird.

Das unten bezeichnete kleine Büchlein acceptirt die Darwin'ſche Hypotheſe für eine Disziplin, in welcher ſie nach unſerer Meinung mit klaren Beweisgründen diskutirt und entſchieden werden kann. „Die Sprachen,“ ſagt Herr Schleicher, „ſind Naturorganismen, die, ohne vom Willen des Menſchen beſtimmbar zu ſein, entſtanden, nach beſtimmten Geſetzen wuchſen und ſich entwickelten und wiederum altern und abſterben; auch ihnen iſt jene Reihe von Erſcheinungen eigen, die man unter dem Namen Leben zu verſtehen pflegt. Die Glottik, die Wiſſenſchaft der Sprache, iſt demnach eine Naturwiſſenſchaft; ihre Methode iſt im Ganzen und Allgemeinen dieſelbe, wie die der übrigen Naturwiſſenſchaften!“

Es folgt nun der Nachweis für dieſen Satz im Einzelnen, und wir wollen die weſentlichſten Momente dieſes Nachweiſes hier wiederzugeben verſuchen:

Die Beobachtung lehrt, daß alle lebendigen Organismen, die überhaupt in den Kreis genügender Beobachtung fallen, ſich nach beſtimmten Geſetzen verändern; die Entwickelungsgeſchichte eines Organismus iſt daher ein ſehr weſentliches Moment für ſeine Erkenntniß. Das iſt zunächſt einleuchtend für den individuellen Organismus des Pflanzen- und Thierreichs. Lyell ging dann weiter und ſtellte das Leben unſeres Planeten als eine Reihe allmählich verlaufender Veränderungen dar; ein ruckweiſes, plötzliches Eintreten neuer Lebensphaſen finde auch hier nicht ſtatt; die Beobachtung des allerdings ſehr kurzen Zeitraumes des jüngſten Erdenlebens ergiebt nur eine allmähliche Veränderung, daher haben wir kein Recht, für die Vergangenheit eine andere Art des Lebensverlaufs vorauszuſetzen. Ebenſo fällt das Leben der Sprachen auch nur für den jüngſten kurzen Zeitraum ihres Beſtehens in den Kreis der Beobachtung; aber dieſe kurze Zeit lehrt mit Ge-

*) Die Darwin'ſche Theorie und die Sprachwiſſenſchaft. Sendſchreiben an Profeſſor Häckel von Auguſt Schleicher. Weimar, Hermann Böhlau, 1863. 29 S.

Digitized by Google

wißheit, daß das Leben der Sprachorganismen nach beſtimmten Geſetzen in ganz allmählichen Veränderungen verlaufe, und daß wir nicht berechtigt ſind, vorauszuſetzen, es hätte dies je ſich anders verhalten.

Die Verhältniſſe der Spezifizirung im Gebiet der Sprachen ſind im Weſentlichen dieſelben wie die im Reich der Naturweſen, aber die Worte zur Bezeichnung dieſer Verhältniſſe ſind verſchieden. Die Gattung der Naturforſcher heißt bei den Glottikern Sprachſtamm, auch Sprachſippe; näher verwandte Gattungen werden wohl auch Sprachfamilien einer Sippe genannt. Die Arten einer Gattung ſind die Sprachen eines Stammes, die Unterarten die Dialekte einer Sprache.

Was zunächſt die von Darwin behauptete Veränderungsfähigkeit der Arten im Verlauf der Zeit betrifft (durch welche, wenn ſie nicht bei allen Individuen in gleichem Maße hervortritt, aus einer Form mehrere Formen hervorgehen), ſo iſt ſie für die ſprachlichen Organismen längſt allgemein angenommen. Von Sprachſippen, die uns genau bekannt ſind, ſtellen wir Stammbäume auf, wie dieſe Aufſtellung für Pflanzen und Thiere verſucht worden. Es zweifelt Niemand mehr, daß die ganze Sippe der indogermaniſchen Sprachen, Indiſch, Eraniſch, Griechiſch, Italiſch, Keltiſch, Slaviſch, Litauiſch, Germaniſch, alſo eine Sippe, die aus zahlreichen Arten, Unterarten und Varietäten beſteht, von einer einzigen Grundform, der indogermaniſchen Urſprache, ihren Ausgang genommen habe; daſſelbe gilt von den Sprachen der ſemitiſchen Sippe, zu denen Hebräiſch, Syriſch, Arabiſch gehören.

Die Differenzirung der Sippe in Arten muß man ſich etwa folgendermaßen denken: in einer früheren Lebensperiode des Menſchengeſchlechts gab es eine Sprache, die wir aus ihren Abkömmlingen ziemlich genau erſchließen können, die indogermaniſche Urſprache. Nachdem dieſe von einer Reihe von Generationen geſprochen worden, nachdem die Generationen ſelbſt an Zahl und Ausbreitung gewachſen, nahm die Urſprache auf verſchiedenen Theilen ihres Gebietes allmählich einen verſchiedenen Charakter an, ſo daß endlich zwei Sprachen aus ihr hervorgingen. Möglicherweiſe waren es auch mehrere Sprachen, von denen aber nur zwei am Leben blieben und ſich entwickelten; daſſelbe gilt auch von allen ſpäteren Theilungen. Jede dieſer beiden Sprachen unterlag dem Differenzirungsprozeß noch zu wiederholten Malen. Der eine Zweig, den wir nach dem, was ſpäter aus ihm ward, den Slavodeutſchen nennen wollen, theilte ſich abermals „durch die fortgeſetzte Neigung zur Divergenz des Charakters" (wie es bei Darwin heißt) in Deutſch und Slavolettiſch, von denen das erſtere die Stammmutter aller germaniſchen Sprachen und Mundarten, das letztere die der ſlaviſchen und litauiſchen (baltiſchen, lettiſchen) ward. Die andere Sprache, welche ſich durch Differenzirung aus der Urſprache entwickelt hatte, das Ario-Griechiſche, theilte ſich ſpäter in zwei Sprachen, von denen die eine die Mutter der griechiſchen, albaneſiſchen und derjenigen Sprache wurde, aus welcher ſpäter Keltiſch und Italiſch hervorgingen, die andere aber, die ariſche, die nah verwandten Stammmütter der indiſchen und der eraniſchen Sprachfamilie, erzeugte.

So denken wir uns die Differenzirung — aber iſt das Phantaſie, bloße Vermuthung oder iſt das ein Wiſſen? Aehnliche Stammbäume auch für Pflanzen- und Thierſippen zu entwerfen und ihre Grundform in ihren Hauptzügen zu erſchließen, iſt ein unausführbares Beginnen; die Exiſtenz dieſer Grundform iſt aber der Angelpunkt, um den ſich die ganze Darwin'ſche Frage dreht. Auf dem Gebiet der Pflanzen und Thiere iſt ſie nicht mehr nachzuweiſen, aber der Sprachforſcher iſt in glücklicherer Lage: einige Sprachfamilien kann er durch mehr als zwei Jahrtauſende beobachten, da ihm mittelſt der Schrift das im Weſentlichen treue Bild ihrer früheren Formen überliefert iſt. Dies iſt z. B. beim Lateiniſchen der Fall. Wir kennen ſowohl das Altlateiniſche, als die durch Differenzirung und durch fremden Einfluß — die Naturforſcher würden ſagen: durch Kreuzung — nachweislich aus ihm hervorgegangenen romaniſchen Sprachen; wir kennen das uralte Indiſch, kennen die zunächſt aus dieſem gewordenen Sprachen und die weiterhin von dieſen ſtammenden neuindiſchen Sprachen. So hat der Sprachforſcher feſten Beobachtungsgrund. Was bei denjenigen Sprachen, die wir ſo lange Zeiträume hindurch beobachten können, weil die ſie redenden Völker glücklicherweiſe aus verhältnißmäßig früher Zeit Schriftdenkmale hinterlaſſen haben, wirklich vorliegt, das darf auch bei den anderen Sprachſippen vorausgeſetzt werden.

Der Schrift verdanken wir jene langen Beobachtungsreihen; wäre ſie nicht erfunden, ſo würden die Sprachkenner wohl niemals auf den Gedanken gekommen ſein, daß Sprachen, wie z. B. Ruſſiſch, Deutſch und Franzöſiſch, von Einer Stammmutter abſtammen. Vielleicht wäre man überhaupt dann gar nicht darauf verfallen, gemeinſamen Urſprung für irgend welche Sprachen vorauszuſetzen und anzunehmen, daß die Sprache veränderlich iſt. Wir wären ohne Schrift in dieſer Beziehung noch übler daran als Botaniker und Zoologen, denen doch Reſte früherer Bildungen zu Gebote ſtehen, und deren wiſſenſchaftliche Objekte ſich leichter beobachten laſſen als Sprachen. Dafür mögen wohl die Veränderungen in den Sprachen im Ganzen in kürzeren Zeiträumen vor ſich gegangen ſein, als in der Thier- und Pflanzenwelt, ſo daß Zoologen und Botaniker etwa erſt dann mit den Sprachforſchern gleich günſtig geſtellt wären, wenn wenigſtens von einigen Gattungen ganze Reihen ſogenannter vorweltlicher Formen in vollkommen erhaltenen Exemplaren, alſo mit Haut und Haar, mit Blatt, Blüthe und Frucht auf uns hätten kommen können. Die ſprachlichen Verhältniſſe ſind alſo die paradigmatiſchen Beiſpiele für die Entſtehung von Arten aus gemeinſamen Grundformen, und ſie ſind daher lehrreich für jene Gebiete, auf denen es, bis jetzt wenigſtens, an nachweislichen Fällen der Art fehlt.

Allein über die Grundfrage, wie es ſich mit der Urſprünglichkeit der den Sippen zu Grunde liegenden Mutterſprachen verhält, giebt auch die Schrift keine Auskunft. Hat es nur Eine Urſprache gegeben? Die Antwort ließe ſich mit größerer Sicherheit geben, wenn wir die Gattungsgrundformen einer größeren Reihe von Sprachſippen aus ihren Nachkommen nach den Geſetzen des Sprachlebens erſchloſſen hätten; heut läßt ſich nur Folgendes ſagen:

Die Verſchiedenheit der einzelnen, als ſolche ſicher erkannten, ſprachlichen Sippen iſt eine ſo große, daß ein gemeinſamer Urſprung ſich kaum denken läßt. Kein Menſch iſt im Stande, ſich eine Sprache vorzuſtellen, von welcher Indogermaniſch und Chineſiſch, Semitiſch und Hottentottiſch abſtammen könnten; ſelbſt aus den Grundformen benachbarter und in ihrem Weſen einigermaßen ähnlicher Sprachſtämme (z. B. Semitiſch und Indogermaniſch) läßt ſich keine Mutterform erſchließen.

Anders aber verhält es ſich in Bezug auf die rein ſprachliche Form. Sämmtliche höher organiſirte Sprachen zeigen durch ihren Bau augenfällig, daß ſie aus einfachen Formen durch allmähliche Entwickelung hervorgegangen ſind, aus ſolchen Formen, wie z. B. das Chineſiſche heut noch zeigt. Alle Sprachen begannen mit

Digitized by Google

Bedeutungslauten, einfache Lautbilder für Anſchauungen, Vorſtellungen, Begriffe, die in jeder Beziehung, d. h. als jede grammatiſche Form fungiren konnten, ohne daß für dieſe Funktionen ein lautlicher Ausdruck vorhanden war. Auf dieſer urälteſten Stufe ſprachlichen Lebens giebt es alſo, lautlich unterſchieden, weder Zeitworte, noch Hauptworte, weder Conjugation, noch Deklination. Die älteſte Form z. B. für die Worte, die jetzt im Deutſchen „That, gethan, Thäter, thätig" lauten, war zur Entſtehungszeit der indogermaniſchen Sprache „dha"; davon im Altindiſchen „dha", im Altbaktriſchen „da", im Griechiſchen „the", im Litauiſchen und Slaviſchen „de", im Gothiſchen „da", im Hochdeutſchen „ta". In etwas ſpäterer Entwickelungsſtufe ſetzte man, um beſtimmte Beziehungen auszudrücken, die Wurzeln, welche damals noch als Worte fungirten, doppelt, oder fügte ihnen ein anderes Wort bei, doch war jedes dieſer Elemente noch ſelbſtſtändig. Um die erſte Perſon des Präſens auszudrücken, ſagte man „dha — dha — man," aus welchem im ſpäteren Lebensverlauf der Sprache durch Verſchmelzung zu einem Ganzen „dhadhami" entſtand (Altindiſch „dhadhami," Altbaktriſch „dadhami," Griechiſch „tithemi," Althochdeutſch „tom, tuom," Neuhochdeutſch „thue").

Einigermaßen entſprechend wird es ſich wahrſcheinlich mit der Entſtehung der pflanzlichen und thieriſchen Organismen verhalten; die einfache Zelle iſt wohl die gemeinſame Urform derſelben; die Zellen ſind in einer gewiſſen Periode des Lebens unſeres Weltkörpers, als in Menge entſtanden, vorauszuſetzen; dieſe anfänglichen, weder als Pflanzen, noch als Thiere anzuſprechenden Formen des organiſchen Lebens bildeten ſich ſpäter nach verſchiedenen Richtungen hin allmählich aus.

In hiſtoriſcher Zeit ſehen wir fort und fort ſprachliche Arten und Gattungen untergehen und andere ſich auf ihre Koſten ausbreiten, z. B. die indogermaniſche Sippe ſich ausbreiten und die amerikaniſche zu Grunde gehen. In der Vorzeit, als die Sprachen noch von ſchwachen Bevölkerungen geſprochen wurden, mag das Ausſterben ſprachlicher Formen in höherem Grade ſtattgefunden haben. Da nun die höher organiſirten Sprachen, z. B. die Indogermaniſche, bereits ſehr lange exiſtiren müſſen (wegen ihrer hohen Entwickelung und ihrer jetzt ſchon ſenilen Form), ſo folgt, daß die vorgeſchichtliche Lebensperiode der Sprachen eine viel längere geweſen ſein muß, als die innerhalb der geſchichtlichen Zeit fallende; in dieſem langen Zeitraum gingen höchſt wahrſcheinlich viel mehr ſprachliche Gattungen zu Grunde, als deren gegenwärtig noch fortleben, und ſo erklärt ſich auch die Möglichkeit der großen Ausbreitung einzelner Sippen.

In der gegenwärtigen Lebensperiode der Menſchheit ſind vor Allem die Sprachen indogermaniſchen Stammes die Sieger im Kampf um das Daſein; ſie ſind in fortwährendem Wachſen begriffen und haben bereits zahlreichen anderen Sprachen den Boden entzogen.

Durch den maſſenhaften Untergang von Sprachen ſtarben manche Mittelformen aus, durch die Wanderungen der Völker verſchoben ſich die urſprünglichen Verhältniſſe, ſo daß nicht ſelten Sprachen ſehr verſchiedener Form als Gebietsnachbaren erſcheinen, ohne daß Mittelglieder zwiſchen beiden vorhanden ſind; ſo iſt z. B. das vom Indogermaniſchen völlig verſchiedene Baskiſche als Sprachinſel in jenes eingeſprengt.

Dies ſind die weſentlichen Grundzüge der intereſſanten kleinen Schrift; wir haben auf die Verklauſulirungen des Herrn Verfaſſers nicht erſt aufmerkſam zu machen: die Hauptfrage, ob Eine Urſprache oder mehrere, läßt er ſelbſt unentſchieden. Nur das wollen wir noch kurz erwähnen: man darf nicht etwa für die Darwin'ſche Theorie aus dem Verhalten der Sprache ein Beweismoment deduziren wollen; die Sprachen ſind Produkte menſchlicher Denkthätigkeit, die Geſetze des Denkens gelten auch für ſie, alſo vor Allem das weſentlichſte: das Geſetz der Entwickelung. Die thieriſchen Gattungen mit gleichem Maß zu meſſen, geſtattet bis jetzt nur eine Hypotheſe.

Schweiz.

Eine Stimme aus der franzöſiſchen Schweiz für Schleswig-Holſtein.

Die däniſche Demokratie, deren uſurpatoriſches Gebahren in Deutſchland bei allen Parteien, bei allen Ständen und allen Confeſſionsverwandten die tiefſte Entrüſtung hervorgerufen hat, iſt, wie man weiß, in anderen Ländern glücklicher geweſen; in England ſowohl, als in den Gebieten romaniſcher Zunge hat ſie wahre Triumphe gefeiert, ein Garibaldi hat ihr das Loblied geſungen; ſie iſt ſammt ihrem Chriſtian IX. und ihrer wahnwitzigen Wuth gegen das Deutſchthum zu einer Art Popularität emporgeſtiegen, nachdem die öffentliche Meinung des Südens und Weſtens zum Echo der Preſſe des Nordens, d. h. durch ihre einheimiſchen Organe methodiſch irre geleitet worden war.

Auch in der romaniſchen Schweiz hat jener „kosmopolitiſche Radikalismus, der mit der Geſchichte und den wohlerworbenen Rechten ſehr verſchwenderiſch umgeht," für Dänemarks Centraliſations-Beſtrebungen Propaganda gemacht, und eine recht eifrige! Im Waadtlande, in Genf, in Neuchatel ſind Adreſſen zum Beſten des „unterdrückten Dänemarks" geſchmiedet worden, und ſelbſt die Gazette de Lausanne, welche, abgeſehen von ihrer ſonderbaren „Correſpondenz aus Schleſien," noch nicht zu den ſchlechtunterrichtetſten Blättern gehört, ſoll ihre Spalten däniſch geſinnten Kundgebungen geöffnet haben. Wir wollen nicht fragen: warum dieſe Saat des Haſſes und der Verfolgung? Wir wiſſen nicht, was das deutſche Volk den anderen Völkern Europas für ein Leid angethan hat, daß jede Erhebung deſſelben, jeder begeiſterte Aufſchwung eine Gift ſprühende Eiferſucht erregt. Mögen Diejenigen, welche Slaven und Romanen, Engländer und Skandinavier wider uns aufhetzen, es hier vor ihrem Gewiſſen und dereinſt vor dem Richterſtuhl der Vorſehung rechtfertigen, daß ſie den abſcheulichſten Einflüſterungen und einer ſtrafbaren Unkenntniß heilig verbriefter Thatſachen Gehör gaben.

Zum Glück denken nicht alle Geiſter in den romaniſchen Gauen wie die Federn der Times oder der Opinion nationale. Aus der franzöſiſchen Schweiz iſt jüngſt eine ehrenhafte Stimme zu uns gedrungen, welche, ohne Dänemark zu haſſen, den deutſchen Standpunkt in der Schleswig-Holſteiniſchen Sache vertritt. Es iſt die Stimme eines achtungswerthen Juriſten romaniſcher Abkunft, eines Waadtländers, des Profeſſors der Rechte Alphonſe Rivier zu Bern, welcher im Mai-Hefte der Bibliothèque universelle et Revue suisse einen trefflich ſtyliſirten, klar durchdachten und von der Wärme unparteiiſcher Gerechtigkeit durchglühten Aufſatz veröffentlicht hat. Die Aufnahme dieſes Artikels, der den Titel führt: „Le royaume de Danemark et les duchés-unis," und alſo ſchon im Titel die Untrennbarkeit der Herzogthümer betont, macht der Unabhängigkeit und dem Rechtsgefühl der Genfer Redaction alle

Digitized by Google

Ehre und beſlätigt von Neuem die ausgezeichnete Meinung, die man bei uns von der Schweizeriſchen Revue ſtets gehegt hat.

Herr Alphonſe Rivier will nicht bloß anregen, er will unterrichten; er giebt eine genaue Darſtellung des geſammten status causae et controversiae, er greift tief in die Geſchichte der Herzoglhümer zurück, beſprichl ihre mittelalterlichen Rechtsbriefe: König Waldemar's Conſtitution, dann die Handfeſte von 1460, die Natur des Königsgeſetzes (Konge Lov, lex regia) von 1665, welches in den Herzoglhümern niemals Gültigkeit erlangt hat; er erklärt, wie die „Incorporation" vom 22. Auguſt 1722, d. h. die Vereinigung des herzoglichen mit dem königlichen Antheil Schleswigs (des Antheils der damals ausgeſtorbenen herzoglichen mit dem der königlichen Linie Holſtein-Gotlorp) zu verſtehen ſei; er beleuchlel alsdann die Aſſimilirungs-Verſuche des 19. Jahrhunderts, den famoſen „offenen Brief" Chriſtians VIII. von 1846, der das Königsgeſetz auch auf Schleswig und Lauenburg ausdehnen wollle, endlich die Kalaſtrophen von 1848, von 1850 und das verhängnißvolle Londoner Prolokoll.

Was das innere Staatsrecht der Herzogthümer oder die Seite ihrer Rechtseinheit betrifft, ſo hebt Herr Rivier die Gemeinſamkelt der politiſchen Inſtitulionen ſehr ſchön hervor. Er verweiſt zuerſt auf die gemeinſchaftliche, oberſte, begutachtende Behörde. das Landraths-Kollegium von 24 Mitgliedern, von dem ſchleswigſchen Land-Droſt und dem holſteiniſchen Land-Marſchall präſidirt, geht dann auf die gemeinſame Ständeverſammlung über, welche ſeil 1397 beſtand und „gemeine Mannſchaft" genannl wurde. Sie war aus den Vertrelern der drei Stände: den Prälalen, der Ritterſchaft und den Städlen beider Länder gebildet und wurde bald auf ſchleswigſchem, bald auf holſteiniſchem Boden abgehalten. Sie hatte über Krieg und Anſlagen zu entſcheiden. Als es nach 1712 zu keinem General-Landtage mehr kam, wurde das gemeinſame Parlament durch die Ritterſchaftsconvente und die Prälatentage erſetzt, ein Einheilsband, welches, ungeachlet es dem Weſen nach ſchwächer ſchien, doch ſeine Dauerhaftigkeit bewährte. Denn dieſer ſogenannte „nexus socialis" von Schleswig-Holſteins Adel und Geiſtlichkeit, von einem bleibenden Ausſchuſſe ununterbrochen verkörpert, hat nie aufgehört: noch Chriſtian VIII. hat ihn 1840 nebſt anderen nationalen Rechten feierlich anerkannt.

Die Truppen beider Herzogthümer machten bis zur vorvorigen Regierung einen von der däniſchen Armee ganz unabhängigen Heeresverband aus; die Geſetzgebung, die Finanzverwaltung, das Kirchen- und Schulweſen, das Ober-Appellationsgericht waren den Herzoglhümern gemeinſchaftlich und zahlloſe Verordnungen aus den letzlen Jahrhunderten, wie namenllich die Zollordnung von 1668, die Münzordnung von 1678, welche das „Schleswig-Holſteiniſche Courant" einführte, die Stempelordnung von 1732, die Jagdordnungen von 1737 und 1746 ſind klaſſiſche Zeugen dieſer ſtetigen Geſchwiſterſchaft.

Wenn aber die Centralſtelle ihrer Verwaltung die „deutſche Kanzlei" zu Kopenhagen war, der alle die „deulſchen Herzogthümer" betreffenden Sachen in letzler Inſtanz zu erledigen oblag, ſo war hiermil nicht nur die Einheit der Herzogthümer auf das Unzweideutigſte bekundet, ſondern auch deren Nalionalilät!

Das Moment der reinen Perſonal-Union mit Dänemark (bis 1863) und der Verſchiedenheit der Erbfolge in den Herzogthümern und im Königreiche iſt von Herrn Rivier ſcharf, klar und anſchaulich entwickelt. Deutſchen Leſern berichtet er, was dieſen Punkt anlangt, allerdings nichts Neues. Am tüchtigſten ſcheinl die Darſtellung der däniſchen Einverleibungs-Verſuche, die ſchon 1802 begannen und 1806 beim Tode der deutſchen Reichsherrlichkeit, als Friedrich VI. ſich in Holſtein ſouverain und dieſes Herzoglhum für einen „ungetrennten" (Anfangs wollte er ſagen: „untrennbaren") Theil der däniſchen Monarchie erklärte, einen papicenen Anhall empfingen. Die ſpäteren Gewaltſtreiche der däniſchen Fanatiker ſind ſatlſam in Aller Munde.

An den ſchnöden Bruch jener Verheißungen, welche der König-Herzog unter dem 29. Januar 1852 den deutſchen Großmächten gegenüber hinſichtlich der Selbſländigkeil Schleswigs und ſeiner Verbindung mit Holſtein gethan, knüpft Herr Rivier ganz paſſend ein paar Beiſpiele aus den effiziellen Aktenſtücken, welche das Ausland in Betreff der deutſch-däniſchen Frage dem däniſchen Uebermuthe anzuhören gegeben hat. Sie lauten für das Inſelvolk am Sund nicht gar ſchmeichelhaft. Mag die große Maſſe in England unter Anführung ihres Heros Palmerſton den Sinn für Wahrheil, Gerechligkeit, Treue und Ehrlichkeit eingebüßt haben und für die heiligſten Güter einer achtbaren Nation blind und taub geworden ſein, es iſt auch zu engliſchen Staatsmännern aus engliſcher Quelle die Stimme der Wahrheit gedrungen, und es iſt bedeutſam genug, wenn ein engliſcher Diplomal, Herr Ward, großbrilanniſcher Geſchäftsträger und General-Conſul zu Hamburg, an ſeine Regierung ſchrieb:

„Das däniſche Gouvernement hat feierlich verſprochen, niemals das Herzogthum Schleswig dem Königreich Dänemark einzuverleiben. Aber die konſtante Politik, welche es unaufhörlich verfolgt hat, muß allgemein die Ueberzeugung einflößen, daß die bevorſtehende Einverleibung des Herzoglhums ſeit ſehr langer Zeit und noch jetzt der wahrhafte Zweck ſeines Strebens iſt. Was die Rechtspflege, das Kirchenweſen, den öffenllichen Unlerricht anlangt, ſo wird noteriſch die däniſche Nationalität der deutſchen vorgezogen, und die ſchreiendſten Handlungen der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit, zu zahlreich, um hier einzeln aufgeführl zu werden, ſind in den letztverfloſſenen Jahren von der däniſchen Regierung begangen worden. Das beſtändige Ziel war, das Herzogthum zn daniſiren und mit allen guten oder böſen Mitteln die deutſche Nationalität auszurotten. — — Die Klagen der Bewohner von Schleswig ſind nolotiſch. Wenn auch nur von dem einzigen Geſichtspunkte der Menſchlichkeit, wäre es wünſchenswerth, daß einem ſolchen Zuſtande der Dinge ein Ende gemachl werde!" — Eine ruſſiſche Depeſche vom 5. Mai 1861 ſagt: „Es wäre zu wünſchen, daß die däniſche Regierung ihre Zugeſtändniſſe vervollſtändigen möchte, namentlich was den Gebrauch der deulſchen Sprache, das Aſſociationsrecht und die Ausübung der politiſchen Rechte betrifft. Auch würde weſenllich ſein, daß ſie gleichzeilig der deulſcheu Bevölkerung eine Bürgſchaft gegen die willkürliche und drückende Einmiſchung der Lokalbehörden, ſei es in den Wahlen, ſei es in den Verwaltungs- und Polizei-Angelegenheilen, darböte. Endlich, und das iſt ein gewichtiger Punkt, könnle ſie das Herzogthum Schleswig, wie das Herzogthum Holſtein, nicht genugſam über die Erhaltung der nicht (?) politiſchen Bande beruhigen, welche ſeit Jahrhunderten zwiſchen ihnen beſtehen. In dieſer Hinſicht iſt die däniſche Regierung mehr als einmal Verbindlichkeiten eingegangen, welche durch den königl. Erlaß vom 28. Januar 1852 formell beſtätigl wurden, und es iſt die wirkliche oder eingebildete Furchl, jene Bande ſich lockern zu ſehen, welche Sr. Majeſtät Regierung beſtimmt hal" u. ſ. w. — Schon am 1. Dezember 1857 hatte Rußland die ernſteſten Vorſtellungen gemacht. Allein was verſchlug der däniſchen Pöbelherr-

Digitized by Google

ſchaft die Stimme der Vernunft, die Stimme Europas? Herr Miniſterpräſident Hall erklärte in ſeiner Depeſche vom 26. December 1861 mit dürren Worten: „Die Regierung verzichtet auf die nutzloſen Verſuche, die Verbindlichkeiten von 1852 zur Ausführung zu bringen." — Das war der reine Hohn. Die deutſchen Großmächte, welche nur unter Wahrung jener Verbindlichkeiten dem Londoner Protokoll beigetreten waren, mußten in dieſer peremtoriſchen Antwort die Löſung ihrer eigenen Verpflichtungen erblicken.

Dänemark hat ein ſehr hohes und ſehr leichtſinniges Spiel geſpielt, und es wird gewiß der Tag kommen, an welchem ganz Europa und allem Volk diesſeits und jenſeits des Meeres über dieſes falſche Spiel die Augen aufgehen werden. Herr Profeſſor Rivier hat für ſeinen Theil wacker dazu beigetragen; wir wünſchen ihm Angeſichts ſeiner Landsleute in der romaniſchen Schweiz den kräftigſten Erfolg! Unſeren deutſchen Brüdern aber, den treuen Schleswig-Holſteinern, wünſchen wir die endliche Erhörung ihres theuerſten Anliegens, ein freies, ein deutſches Vaterland! Mögen ſie einen Fürſten empfangen, der ihre Rechte achtet und ehrt, auf daß jenes von Herrn Rivier angeführte Proteſtlied von 1846, das Emanuel Geibel aus tiefſter Seele geſungen, nie wieder vor der Burg des eigenen Herrſchers ertöne! T. v. B.

England.

Die alten hölzernen Wälle Englands und die neuen Panzerſchiffe.

Wir entlehnen Nachſtehendes einem Referate des Londoner Athenaeum über Berichterſtattungen, die in dem engliſchen Inſtitute für Schiffbau ſtattgefunden:

„Seitdem Menſchen ſich zuerſt in gehöhlten Baumſtämmen oder in rohgezimmerten Nachen dem Meere anvertraut, bis auf die neueſte Zeit hat das Schiffbauſyſtem keine ſolche Umwälzungen erlebt, wie in den letzten Jahren. Und welche Veränderungen der Flotte noch bevorſtehen, iſt ein Problem, deſſen Löſung von Jahr zu Jahr ſchwieriger wird. Der Zweikampf zwiſchen der Kunſt des Angriffes und der Kunſt der Vertheidigung kommt nimmer zur Entſcheidung. Wir hören von fußdicken Eiſenplatten und von Feuerſchlünden, die ſechshundertpfündige Bomben werfen. Die Platten ſollen den Feſtungsgeſchützen trotzbieten; aber welches Fahrzeug kann Sechshundertpfünder tragen?

Die Geſchichte der eiſernen Schiffe fällt in die Neuzeit. 1787 baute Wilkinſon ein Kanalboot, 70 Fuß lang, 6 Fuß 8½ Zoll breit und 8—9 Zoll dick. 1815 baute Jervons von Liverpool ein ſchmales eiſernes Boot und fuhr damit auf dem Merſey. 1821 entwarf Aaron Mamby den Riß zu einem eiſernen Dampfboote, das von der Horſley-Geſellſchaft der Staffordſhire-Werke ausgeführt wurde. Es nahm eine Ladung Leinſamen und Gußeiſen ein und ſegelte von London nach Havre und von hier die Seine aufwärts nach Paris, unter dem Befehl des Admirals Sir Charles Napier. Ein zweites Fahrzeug wurde in Charenton gebaut. 1839 baute Laird die „Nemeſis" und den „Phlegethon" für die Oſtindiſche Compagnie. Dieſe Dampfer nahmen thätigen Antheil an dem chineſiſchen Kriege von 1842. Sie führten eine Laſt von reſp. 660 und 570 Tonnen und beſtanden die Feuerprobe, die Erſchütterung von den ſchweren Geſchützen, die von ihren Decken donnerten, auszuhalten.

Auf Anlaß des Sir George Cockburn ſtellte die Admiralität in den Jahren 1834 und 1835 Verſuche an, um die Widerſtandskraft der eiſernen Platten gegen Schüſſe zu erproben, Schießſcheiben wurden zu Woolwich aufgeſtellt und Dreißigpfünder auf dreißig Yard Diſtanz gegen ſie abgefeuert. Das Reſultat war für die Eiſenplatten ſo ungünſtig, daß die Admiralität auf die Anwendung des Holzes zurückkam. Aehnliche Experimente wurden 1835 in Metz gemacht. Die Ergebniſſe brachten den General Du Bourg in ſeinem Werke: „Les Principes de l'Organisation de la Marine de guerre" zu dem Schluß, daß „unter allen Dampfſchiffen die eiſernen die untauglichſten für den Krieg ſind."

Was würde er jetzt ſagen, wenn er hörte, daß die eiſerne Bruſt des „Warrior" einem Achtundſechzigpfünder bei einem Abſtande von 60 Yards widerſteht? — 1840 machte man Verſuche zu Woolwich, die Wirkungen der Kugeln auf eine eiſerne, mit Kautſchuck und Kork gefütterte Schießſcheibe zu prüfen. Die Stärke der Eiſenplatte betrug ⅝, die der Unterlage 8 Zoll. Der Schuß, ein Zweiunddreißigpfünder, durchdrang das Eiſen und blieb in der Unterfütterung ſtecken. 1850 wurden verſchiedene Verſuche am Bord des „Excellent" gegen eine Schießſcheibe gemacht, die, die Seiten des „Simoon" darſtellend, ⅝ Zoll dick war; ſie wurde ſtets von den Kugeln durchbohrt. Daſſelbe Schickſal hatten die Dampfer, und gar durch Traubenkegel, in einem Treffen auf dem Parana 1846. General Paixhans in ſeinem Werke: „Nouvelle force maritime" meint zwar, die eiſernen Schiffe könnten ſchußfeſt gemacht werden; allein Sir Howard Douglas findet das lächerlich. Ein anderes Experiment fiel eben ſo unglücklich aus. Nach der Erfindung Napier's wurde ein mit feſteingeſtampfter Baumwolle gefüllter eiſerner Cylinder aufgeſtellt und dagegen ein Vierundſechzigpfünder abgefeuert. Der Schuß ging richtig durch, zum nicht geringen Erſtaunen des Erfinders, der mit Zuverſicht auf Erfolg gerechnet hatte. Die Baumwollkugeln, vom General Jackſon in New-Orleans angewandt, und der Widerſtand eines loſe aufgehängten Taſchentuches gegen eine Piſtolenkugel mochten ſeiner erhitzten Phantaſie vorgeſchwebt haben.

Während des ruſſiſchen Krieges ließ Napoleon III. eiſenbeſchlagene ſchwimmende Batterien bauen, die in dem Krimfeldzuge gute Dienſte leiſteten. Die zerſtörenden Wirkungen der Bomben und des geſchmolzenen Eiſens auf Holz erſchienen unberechenbar. Vor den Paixhans' und Moorſom's bot ſich kein Schutz und entſetzlich war das Gemälde einer Exploſion dieſer Maſchinen unter der gedrängten Mannſchaft auf den Decken; die bravſten Leute konnten bei ihren Kanonen nicht Stand halten; alle Bande der Mannszucht waren gelöſt und das Schiff glich einer ſchwimmenden Schlachtbank. Und als nun gar die Gewalt der Geſchoſſe durch die vom Kapitän Minié erfundenen gezogenen Rohre bis zur Alldurchdringlichkeit geſteigert wurde, da ſchien die Vertheidigungskunſt völlig überwunden; denn das Miniégewehr brachte Feldgeſchütze zum Schweigen. Whitworth erfand ein gezogenes Rohr, das an Wirkſamkeit und Genauigkeit das Minié'ſche noch übertraf, und William Armſtrong konſtruirte eine gezogene Kanone, die durch jeden Gegenſtand drang. Ein glattgebohrter Dreihundertpfünder mit einem hundertundfünfzigpfündigen Bolzen und einer Ladung von fünfzig Pfund Schießpulver durchdrang eine Scheibe mit fünftehalbzölligen Eiſenplatten und einer feſten Rückenbekleidung von achtzehn Zoll. Whitworth's gezogener Hundertundzwanzigpfünder mit abgeglätteter cylindriſcher Kugel und einer Ladung von 27 Pfund Pulver durchbohrte eine fünftehalbzöllige Scheibe in einer Diſtanz von 800 Yards.

Es war nun erwieſen, daß hölzerne Schiffe einer ſolchen Artillerie nicht Stand halten können, und hohe Zeit, ſich nach anderen Vertheidigungsmitteln umzuſehen. Auf Antrieb des franzöſiſchen Kaiſers entwarf und konſtruirte Dupuy de Lôme ein hölzernes Schiff „La Gloire", beſchlagen mit fünftehalbzölligen Platten von gewalztem Eiſen, die 800 Tonnen wiegen; 77,90 Metres lang, 16,77 Ms. breit und 8,50 Ms. waſſertief, von 5600 Tonnengehalt, führt es 36 Fünfzigpfünder bei 900 Pferdekraft und 12 Knoten Schnelligkeit. Von den anfänglichen guten Erfolgen dieſes Fahrzeuges und dem erlangten Uebergewichte der Franzoſen beunruhigt, veranſtaltete die Admiralität unter der Verwaltung des Grafen Derby den Bau des „Warrior", der die „Gloire" bei weitem übertrifft. Das Gerüſt, wie die innere Bekleidung iſt von Eiſen, die äußere Bekleidung von achtzehnzölligen feſten Bohlen; ein Panzer von fünftehalbzölligen Eiſenplatten deckt ein Drittel der Seitenlänge. Es hat eiſerne Querwände vorn und hinten. Seine Länge beträgt 380 Fuß, die Weite 58 Fuß, Tonnengehalt 6109, Waſſertiefe 26 Fuß 2 Zoll, Schnelligkeit 14,3 Knoten. Nach dem Bauplane ſollte es 50 Kanonen führen; es hat aber nur 13 Achtundſechzigpfünder Breitſeite. Dieſe Ausrüſtung iſt entſchieden ungenügend und Hundertzwanzigpfünder nach Whitworth's Konſtruktion wären bei weitem angemeſſener.

In der Anſtalt hat ſich eine Sektion unter ihrem Vorſteher Samuda gegen die Bauart der „Gloire" und des „Warrior" erklärt. Sie finden es unrathſam, die Extremitäten der Schiffe, wie es bei dem „Warrior" der Fall iſt, unbeſchützt zu laſſen. Die vier Punkte, auf die unſer Augenmerk gerichtet ſein müſſe, ſind ihrer Meinung nach: vollkommene Deckung, höchſte Schnelligkeit, leicht zu erſetzende Ausrüſtung; endlich muß die Rüſtung, wenn ſie die Stärke des Schiffes vermehren ſoll, der Struktur einverleibt werden. Dieſe Bedingungen finden indeß ihre weſentlichen Beſchränkungen in den Erforderniſſen des Dienſtes. Denn, haben wir vollſtändige Panzerung, ſo müſſen wir Etwas an der Schnelligkeit und viel an der Lenkſamkeit opfern. Der „Warrior" würde im baltiſchen Meere und in engen Seen unbeholfen manövriren und bei der Vertheidigung der engliſchen Küſten an den ſeichten Stellen ſich von weniger Wirkſamkeit erweiſen. Ungern würde man ihn zu einer längeren Kreuzung in den Stillen Ozean oder fern von den Docks ſchicken, wo er alle zwei oder drei Monate ſich einfinden müßte, um ſeinen Raum klar zu machen. Das außerordentliche Gewicht der Eiſenbekleidung ſchließt nothwendig nahezu das Doppelte an Tonnengehalt in ſich, wenn er dieſelbe Zahl Stücke führen und dieſelbe Schnelligkeit behaupten will; überdies bieten ſein Umfang und die außerordentliche Waſſertiefe ernſtliche Schwierigkeiten, die möglichſt zu erledigen ſind.

Einen bedeutenden Schritt näher zu dieſem Ziele that Kapitän Coles durch die von ihm erfundenen Kuppel- oder Thurmſchiffe. Bei beträchtlich vermindertem Gewicht der Panzerung ſchützt dieſe das Schiff vollſtändig. Durch einen Mechanismus leicht beweglich, wirkt Eine Kanone hier mehr, als zwei auf anderen Schiffen. Die Bauart geſtattet einen geringeren Tonnengehalt und gewährt zugleich eine größere Schnelligkeit. Die Kuppelſchiffe ſind im Stande, die ſchwerſten Stücke zu tragen, während Schiffe mit Breitſeitenpforten ſich auf Armſtrong-Hundertzehnpfünder beſchränken müſſen. Jenes kann eine im Verhältniß zu ſeinem Tonnengehalt ſchwerere Volladung geben und dabei raſcher und präziſer feuern, als irgendwelches nach anderer Methode gebautes Kriegsfahrzeug. Unter anderen Verbeſſerungen empfiehlt Coles für ſeine Kuppelſchiffe dreifüßige, röhrenförmige, eiſerne Maſten.

Die Schwere der Eiſenrüſtung macht es nothwendig, daß die Schiffe ſehr lang gebaut werden, die aber in engen Gewäſſern, in Flüſſen, Buchten, wie in der Nähe der Küſten nicht operiren können. Sachkundige, mit den theilweis gepanzerten Fahrzeugen, wie „Warrior" und „Defence", unzufrieden, behaupten, daß ein Kriegsſchiff durchweg in Eiſen gekleidet ſein muß. Kann eine darauf geſchleuderte Bombe in dem Rumpf explodiren, ſo entſpricht es nimmermehr ſeinem Zwecke. Und in der That, eine dreihundertpfündige Whitworth-Bombe, die in der Achter-Kajüte eines Kriegsſchiffes platzt, macht, wenn ſie es auch nicht zerſtört, es doch kampfunfähig. — Die Admiralität gab nun Befehl zum Bau des „Minotaur", der vom Schnabel bis zum Spiegel geharniſcht iſt. Er iſt 400 Fuß lang, bei 6621 Tonnengehalt. Er zieht 26 Fuß 2 Zoll Waſſer und dampft 14,3 Knoten in der Stunde. Er führt 13 Achtundſechzigpfünder und 4 Hundertundzehnpfünder auf der Breitſeite, giebt eine Volladung von 1324 Pfund und zählt 704 Köpfe der Bemannung.

Allein Fahrzeuge von ſolchen Dimenſionen ſind zum allgemeinen Gebrauch zu ſchwerfällig. Reed legte nun Zeichnungen zum Bau geharniſchter hölzerner Schiffe von verhältnißmäßig kleinen Dimenſionen und geringer Waſſertiefe vor und ſein Plan wurde angenommen und er zum Schiffbaumeiſter der Admiralität ernannt. Er modifizirte indeſſen ſeine Anſicht dahin: Brauchen wir ein Schiff, das den Dienſt unſerer Jachten und Korvetten zu übernehmen hat, die Flüſſe ab- und aufzudampfen, innerhalb und außerhalb der Häfen herumzufahren, den Weg über unerforſchten Grund ermitteln, ſo kann der Rumpf allerdings von Holz gezimmert werden. Soll aber ein Schiff von ungewöhnlichem Umfang ſeine 14 Knoten in der Stunde machen, ſo muß es durchaus von Eiſen gebaut werden. Im Auftrage der Admiralität baute nun Reed nach ſeinem Syſtem die drei Schiffe: „Entrepriſe", „Reſearch" und „Favorite." Coles, der mit dem Admiral Halſted Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit der Bauart erhob, baute ein Kuppelſchiff nach ſeiner Methode mit dem ſeltſamen Namen „Naughty Child" (unartiges Kind).

Die Vortheile und Mängel beider Syſteme gegen einander abwiegend, geht nun der engliſche Referent in die techniſchen Einzelheiten ein, die nur Fachmännern verſtändlich und intereſſant ſein können. Für unſere Leſer genügt, aus dem Vorſtehenden die Anſchauung gewonnen zu haben, welche Rieſen-Anſtrengungen die engliſche Marine macht, um mit der fortſchreitenden Wiſſenſchaft und Technik Hand in Hand, von ihren unerſchöpflichen Hülfsquellen unterſtützt, ſich auf der Höhe ihres ungebrochenen Uebergewichts zu behaupten. Ob auch für Deutſchland die Zeit kommen wird, im Rathe der meerbeherrſchenden Mächte ſeine Stimme in die Wage zu legen, das iſt zwar vorläufig noch ein Problem, doch wird die Löſung deſſelben hoffentlich nicht mehr zu lang auf ſich warten laſſen.

Italien.

Das Miniſterium Ricaſoli.

Italien kann ſich über den Mangel an ſympathiſirenden deutſchen Schriftſtellern nicht beklagen. Eine ganze Reihe mehr oder minder gewandter Federn bemüht ſich, das Mitgefühl des deutſchen Volkes für die italiäniſche Sache an den Tag zu legen. Unter dieſen Federn nimmt die des Herrn W. Rüſtow, des bekannten Militär-Schriftſtellers, nicht die letzte Stelle ein, ſowohl was die Begei-

Digitized by Google

ſterung für die Einheit Italiens, die er einſt mit dem Schwerte erkämpfen half, als auch was die Stoffmenge betrifft, welche er dem deutſchen Publikum zuführt.

Vor uns liegt ein neues Buch der Annalen des Königreichs Italien,*) in dem ſich Rüſtow zum Geſchichtsſchreiber des Miniſteriums Ricaſoli macht und die Thätigkeit dieſes Miniſteriums in jener Weiſe kritiſirt, welche in Bezug auf die italiäniſchen Zuſtände bei den deutſchen Schriftſtellern zum guten Tone zu gehören ſcheint, nämlich von dem Standpunkte der italiäniſchen Fortſchrittspartei.

Wir ſtehen nicht auf dieſem Standpunkte. Statt die italiäniſchen Staatsmänner der Neuzeit zu verurtheilen, weil ſie Rom und Venedig noch nicht erobert haben, beklagen wir ſie aufrichtigen Herzens; denn ſie müſſen ſich zu der traurigen Erfahrung bekennen, daß es weit leichter iſt, einen großen Staat zu ſchaffen, als ihn zu erhalten und zu entwickeln. Das iſt um ſo ſchmerzvoller und muß auch den lebendigſten Patriotismus um ſo mehr niederdrücken, als ein Staatsmann in ſolcher Lage Niemandem genügt, auf Niemandes Dank rechnen darf.

Das Miniſterium Ricaſoli übernahm eine verhängnißvolle Erbſchaft. Als Cavour ſtarb, betrauerte man in ihm den Schöpfer des Königreichs Italien. Die Leichtigkeit, mit welcher er den zerriſſenen Stiefel Europa's zuſammengefügt hatte, war genügend geweſen, ihm den Ruf des größten Staatsmanns ſeiner Zeit zu erwerben. Und in der That, in der Eleganz und Sicherheit, mit welcher Cavour wie ein großer Jongleur die diplomatiſchen Künſte ausübte, lag viel Großartiges, Anziehendes, Bewundernswerthes. Dennoch würde der Ruf dieſes Staatsmannes erſt dann gerechtfertigt ſein, wenn Cavour auch die innere Entwickelung Italiens vollbracht, oder doch in ihren Grundzügen für alle Zeit geſichert hätte. Wohl lag der Stiefel — um bei dieſem populären Gleichniſſe zu bleiben — fertig da; allein dem Fabrikate fehlte zweierlei: Cavour hatte nicht allein zwei große Löcher, Rom und Venedig, darin gelaſſen, ſondern auch ſelbſt ein paar dergleichen, Nizza und Savoyen, hineingeriſſen; und dann ſchien der Stiefel noch auf keiner Seite recht paſſen zu wollen. Dem Entſchluſſe, dieſe Mängel an ſeinem Werke zu beſeitigen, unterlag Cavours phyſiſche Natur; das nachfolgende Miniſterium ging moraliſch an derſelben Aufgabe zu Grunde, und dieſem Schickſale wird noch mancher Nachfolger Cavours verfallen. Der Grund davon ſcheint ſehr einfach: die Italiäner verlangen von jedem Miniſterium, daß Italien in demſelben Preſto, mit welchem das Königreich hätte conſtituirt werden können, nun auch zu einem Kulturſtaate erſten Ranges erhoben werden ſoll, ein Ziel, zu deſſen Erreichung viele Jahrzehnte erforderlich ſind.

Rüſtow hat ſeine Annalen inſofern ganz glücklich angelegt, als er für Jeden, der ſehen will, wenngleich unwillkürlich, alle Schwierigkeiten aufdeckt, die ſich der Vollendung des Cavour'ſchen Werkes entgegenthürmen. Die Annalen müſſen in dieſer Beziehung auf jeden Freund Italiens den unbehaglichſten Eindruck machen. Italien ſollte frei ſein, und es kann ſich nimmer der Kette entledigen, an welcher Napoleon Rom wie Turin feſthält. Italien ſollte „das ganze Italien“ ſein, und es muß noch immer Rom, die dekretirte Hauptſtadt des Landes, außerhalb ſeiner Grenzen ſehen. Italien ſollte einig ſein, und doch gelingt es nicht einmal im Parlamente, die Gegenſätze von Nord- und Süd-Italien zu verſchmelzen. Italien ſollte ſtark ſein, um unabhängig zu werden, und doch ſieht die Aktionspartei nur in der Revolution das Heil des Vaterlandes. Italien ſollte auch intelligent ſein, und doch muß noch der weitaus größte Theil der Jugend ohne Primärunterricht ſein. — Italien mit einem Schlage ganz, frei, einig, ſtark und intelligent zu machen, das verlangte man von dem Miniſterium Ricaſoli; ja noch einige Kleinigkeiten mehr, als da ſind: Regulirung der zerrütteten Finanzen, Herſtellung eines umfaſſenden Eiſenbahnnetzes, Bildung einer Flotte erſten Ranges, Ausführung von Garibaldi's Vorſchlag der Nationalbewaffnung, Reorganiſation des Juſtizweſens, Verminderung der Beamten, Unterdrückung der Brigantage, Erfüllung des Cavour'ſchen Teſtamentes: „freie Kirche im freien Staate“, und tauſend andre Dinge mehr. Dies Alles ſollte das Miniſterium etwa ein Jahr nach Eroberung Neapels ſchaffen. Vermiethete man in dem Miniſterium den Geiſt des Albertus Magnus, der den Frühling mitten in den Winter hinein zaubern konnte?

Allein nicht nur in der Menge von Aufgaben, welche der Löſung harrten, lag die Schwierigkeit der Lage. Nach allen Seiten hin wurde das Miniſterium in ſeiner Thätigkeit von Perſonen gehemmt, über welche man nicht einfach hinweggehen konnte. Da war vor Allem Napoleon, der die Vormundſchaft über das junge Italien feſt in ſeiner Hand hielt; der Papſt mit ſeinem unveränderlichen fatalen Non possumus; ein großer Theil der Geiſtlichkeit mit einem leicht begreiflichen Egoismus und einem reſpektablen Einfluſſe; Garibaldi, der ſchmollende Heros Italiens; Mazzini, den Schatten der Revolution über Italien verbreitend, und andre Geiſter geringerer Gattung.

Dagegen waren die Hülfsquellen des Miniſteriums ziemlich unbedeutend. Schon das Programm, mit welchem es vor das Parlament trat, zeigte ſich ſo locker, daß aus demſelben auf eine feſte, dauernde Einheit innerhalb des Miniſteriums durchaus nicht zu hoffen war. Außer der Nationalbewaffnung konnte das Miniſterium vorläufig keine organiſchen Geſetze in Ausſicht ſtellen. Die Berathung der wichtigen Geſetze über Verwaltung und Verwaltungseintheilung vermöchte man, ſo hieß es, in der damaligen Seſſion noch nicht zu Ende zu führen und man habe ſich daher geeinigt, vorerſt in dieſer Beziehung nur einige dringende Punkte zur Erledigung zu bringen. Außerdem hoffte das Miniſterium die Anerkennung auswärtiger Staaten zu erlangen, das Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe durch eine Anleihe, und die Vermehrung der Einkünfte durch einige Finanzgeſetze herbeizuführen; übrigens verſprach es, immer nur aus der Verfaſſung und den ſie ausführenden Geſetzen die Kraft zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung zu ſchöpfen.

Das iſt ein Programm von ſolcher Magerkeit, wie ſie in bewegten Zeiten ſich nicht zu zeigen pflegt. Sie hatte offenbar in der ſehr loſen Zuſammenſetzung des Miniſteriums ihren Grund. In der That traten die Spaltungen in demſelben bald genug hervor, Spaltungen, welche die volle Entfaltung einer ſegensreichen Thätigkeit nicht zuließen und endlich wirklich den Sturz des Miniſteriums herbeiführten. So hatte Ricaſoli an ſeinen Kollegen nur ſehr wankende Stützen, ja in einigen wichtigen Fragen ſogar prinzipielle Gegner, deren einen er allerdings ſpäter — zu ſpät beſeitigte.

Was Ricaſoli ſelbſt betrifft, ſo war für ihn dreierlei charakteriſtiſch. Erſtens beſaß er einen unbeugſamen Sinn für Unabhängkeit, den er auf die Leitung des Staates übertragen zu können

*) Annalen des Königreichs Italien. 1861—1863. Von W. Rüſtow, Oberſt-Brigadier, Ritter des militäriſchen Ordens von Savoyen. 2. Buch Das Miniſterium Ricaſoli. Zürich, Meyer u. Zeller; Leipzig, K. F. Köhler, 1864.

Digitized by Google

vermeinte. Er haßte jeden Einfluß, der ſich von außen auf Italien geltend machen wollte. Er hatte mit Befriedigung die Oeſterreicher aus Italien vertreiben ſehen; aber aus demſelben Grunde verſchmähte er die franzöſiſche Freundſchaft. Dagegen hoffte er auf ein Bündniß mit dem — angeblich — diskreten, uneigennützigen und thatkräftig hülfreichen England. Zweitens, war er entſchiedener Feind der Revolution und hatte ſich in früheren Stellungen durch ſeine Jagd auf Mazziniſten bekannt gemacht. Man konnte nicht im Unklaren darüber ſein, was er mit den Worten des Programms meinte: er werde aus der Verfaſſung die Kraft zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung ſchöpfen. Drittens hatte er als Privatmann, als Beſitzer umfangreicher Landgüter, ein organiſatoriſches Talent gezeigt, das ſich, wie man hoffte, in der Verwaltung eines mächtig ſich aufſchwingenden Reiches bewähren ſollte.

Unglücklicherweiſe pflegt man in der Neuzeit den Beziehungen zum Auslande einen verhältnißmäßig viel zu großen Werth beizulegen und die ſogenannten auswärtigen Angelegenheiten weit über die innere Entwickelung eines Landes zu ſtellen. Reſpekt vor dem Scharfſinn, welchen die glückliche Behandlung der auswärtigen Beziehungen erfordert; aber der Schwerpunkt für die Thätigkeit des beſten Kopfes und des bravſten Herzens ſollte ſtets innerhalb der Marken des Vaterlandes liegen. Italien insbeſondere bedurfte in der Zeit, von welcher wir ſprechen, eines erleuchteten Sinnes, um die vielfachen inneren Mängel des neuen Staates zu beſeitigen, und wir glauben, daß Ricaſoli, deſſen tüchtige Kräfte an dem offen ſich zeigenden Felſen der römiſchen Curie und an den verborgenen Klippen der franzöſiſchen Freundſchaft Schiffbruch litten, beſſere Erfolge erzielt haben würde, wenn er die ganze Wucht ſeiner Thätigkeit der inneren Organiſation des Landes zugewandt hätte. Als Miniſter des Aeußeren ſtand Ricaſoli gleichſam ſich ſelbſt im Wege.

Das Parlament hätte dem Miniſterium eine feſte Stütze ſein müſſen. Gewiß ſind Volksvertretungen behufs der Theilnahme an der Geſetzgebung ein glänzendes Erzeugniß des Geiſtes unſerer Zeitperiode. Aber je größer unſere Achtung vor dieſem Inſtitut iſt, deſto anſpruchsvoller dürfen wir in den Anforderungen an die Würde und Hingebung geſetzgebender Körperſchaften ſein und deſto verächtlicher erſcheinen uns jene Verſammlungen, welche ſich ſelbſt zum Tummelplatz feſſelloſer Leidenſchaften oder zum Tempel engherziger Servilität machen. Leider müſſen wir dieſen Satz auf das italiäniſche Parlament jener Periode anwenden. Nicht ſelten wurde das Unterhaus Italiens durch ſeine Majorität mit Scenen entweiht, welche ſich von den berüchtigten Vorfällen im Senate zu Waſhington nur dadurch unterſchieden, daß ſie das Forum der europäiſchen' Geſittung nicht ſcheuten. Aber hierron abgeſehen, nahm „die Kammer" dem Miniſterinm gegenüber eine ſeltſame Stellung ein. Nicht daß ſie den Geſetzesvorlagen nicht zugeſtimmt hätte — im Gegentheil, das Miniſterinm ſetzte faſt alle Entwürfe durch. Aber trotz der Majorität vermochte ſich das Miniſterium nach dem Ausſcheiden des Miniſters des Innern nicht wieder aus der Kammer zu ergänzen, weil kein Mitglied derſelben das Programm des Miniſteriums theilte, und obgleich dieſer Umſtand ein ſehr herbes *Mißtrauensvotum* in ſich ſchloß, ſo ertheilte die Kammer dem Miniſterium dennoch ein *Vertrauensvotum*, um bald darauf gänzlich von ihm abzufallen. Jenes Votum war alſo gleichſam das letzte Mahl, das man einem in die Ewigkeit zu ſpedirenden Verurtheilten noch darreicht. — Bei näherer Unterſuchung dieſes Verfahrens gelangen wir zu ſo niedrigen Intriguen, zu ſo engherzigen Parteikämpfen, zu ſo offenen Spaltungen innerhalb der Kammer, daß wir wohl an der Einheit Italiens verzweifeln ſollten, wenn wir nicht überzeugt wären, daß die Idee eines einigen Italiens, einmal tief erfaßt wie ſie iſt, vom Volke auch bis zum letzten Ziele durchgekämpft werden wird.

Nicht weniger fehlten dem Miniſterium die Hülfsmittel, die ſonſt ein geordneter Staat darbietet. Flotte und Heer ſtanden ihm noch am zuverläſſigſten zu Gebote. Im Uebrigen hatte es ein Land ohne Finanzen, ohne intellektuelle Grundlagen, ohne Induſtrie, ohne weitere Verbündete als den zweifelhaften Freund an der Seine, zu regieren — wahrlich, Muth zu ſolcher Aufgabe war nicht die geringſte Tugend dieſes Miniſteriums.

Es iſt wahr, das Miniſterium war nicht glücklich in der Löſung ſeiner Aufgaben; und es konnte nicht glücklich ſein.

Was die auswärtigen Beziehungen betrifft, ſo triumphirte Ricaſoli mit der Anerkennung Italiens durch Frankreich. Allein dieſer ſogenannte diplomatiſche Erfolg war mindeſtens zur Hälfte eine Täuſchung, inſofeen derſelbe nicht diejenige Freiheit der Bewegung zur Folge hatte, welche Ricaſoli für die Löſung der römiſchen und venetianiſchen Frage ſo dringend wünſchte. Die römiſche Frage blieb nach wie vor ungelöſt, obgleich Ricaſoli in jenem bekannten Briefe, zu deſſen Beſtellung die franzöſiſche Regierung ſich leider nicht als Briefträger hergab, dem Papſte ein Concordat unter ſo günſtigen Bedingungen darbot, daß der heilige Vater unter andeen Umſtänden wohl beide Hände danach ausgeſtreckt haben würde. Die Löſung der venetianiſchen Frage ward nicht erſt verſucht.

Die inneren Angelegenheiten litten zum Theil an ſchweren Verwickelungen; zum Theil beanſpruchte ihre Förderung einen Zeitraum, deſſen Länge nicht zu der Eile paßte, der man ſich in allen Dingen befleißigen zu müſſen glaubte. — Zu der erſteren Kategorie gehörten z. B. die Finanzen, zu deren Regulirung das Miniſterium eine Anleihe in der reſpektablen Höhe von 500 Millionen Fr. und außerdem eine Menge Steuergeſetze forderte und erhielt, ohne jedoch durch dieſe ſchwere Belaſtung des Landes aller Verlegenheiten enthoben zu ſein. Die Anleihe koſtete die erheblichſten Opfer, und die Steigerung der Einnahme, auf welche der Finanzminiſter hoffte, blieb aus, weil die Erhebung der Steuern, namentlich in den ſüdlichen Provinzen, auf Hinderniſſe ſtieß, die freilich nicht unerwartet kommen konnten: Niemand will die Freiheit billiger, als wer ſie ſo eben theuer bezahlen mußte! — Unter denjenigen Angelegenheiten, welche ihrer Natur nach ſich erſt allmählich entwickeln laſſen konnten, die man aber gleichwohl in vollendeter Geſtalt forderte, zählt die Herſtellung eines Eiſenbahnnetzes, das ſyſtematiſch über ganz Italien geſpannt werden ſollte; ſeener die Verbeſſerung der Marineſchulen, namentlich für die Handelsmarine; ferner der Ausbau der Seehäfen, die Fürſorge für Sicilien und Sardinien, das Unterrichtsweſen. Die Oppoſition bombardirte in dieſer Beziehung das Miniſterium planmäßig mit Interpellationen, deren Maſſe einen ziemlich humoriſtiſchen Eindruck macht. Und doch hatten dieſe Erörterungen ihre tief gerechte Seite. Sie deckten Zuſtände auf, welche uns das klaſſiſche Land der Römer in dem Gewande äußerſter Verkommenheit zeigen. Der öffentliche Unterricht iſt hierbei der beſte Maaßſtab. Es iſt wahr, Italien beſaß damals, d. h. im Jahre 1861, ohne Rom und Padua nicht weniger als zwanzig Univerſitäten mit etwa 1200 Lehrſtühlen. Nur bildet dieſe Ueberfülle einen komiſchen Kontraſt zu der Dürftigkeit des *Volksunterrichts*. Selbſt in Piemont, wo ſeit 1848 für das Schulweſen viel geleiſtet worden war, konnten noch im Jahre 1857 von 17705 Rekruten deren 9096, alſo über die Hälfte, weder leſen

Digitized by Google

noch ſchreiben. Noch bei weitem trauriger ſah es im Neapolitaniſchen aus. Hier hätten nach den alten Schulgeſetzen an 3094 Orten oder Theilen von Orten Elementarſchulen beſtehen ſollen; aber an 1084 dieſer Orte fehlten die Schulen gänzlich; an 920 war nur für Knaben, an 91 nur für Mädchen geſorgt, und nur etwa der achtzehnte Theil derjenigen Kinder, welche in den Elementarſchulen hätten unterrichtet werden ſollen, erhielt überhaupt regelmäßigen Unterricht.

Hier that ſchleunige Hülfe Noth, hier aber konnte von einem ſchleunigen Erfolge am wenigſten die Rede ſein. Auf die dießfällige Interpellation in der Kammer antwortete der Unterrichtsminiſter de Sanctis, er werde nicht eher ruhen, bis alle Italiäner leſen und ſchreiben könnten; er habe ſchon den Anfang zur Ausbildung von Volksſchullehrern für die ſüdlichen Provinzen gemacht und neuerdings zwei Lehrer dorthin geſchickt, um in der Methode zu unterrichten; die betreffenden Schulen hätten ſchon 300 Schüler, was als ein gutes Zeichen erſcheine. Uebrigens erkläre er ſich für vollſtändige Freiheit des Unterrichts; d. h. es ſoll Jedem frei ſtehen, eine Schule zu gründen, Jedem auch, ſeine Kinder unterrichten oder verwildern zu laſſen. Das iſt eine Nachahmung des engliſchen Unterrichtsweſens; ſie iſt aber in Italien weit gefährlicher, weil, wie Rüſtow mit Recht hervorhebt, der Unterricht hier nothwendig in die Hände des Klerus zurückfallen muß, von deſſen verderblichem Einfluß Italien ſich eben befreien will.

Wenn von den vielen Verſuchen, Italien zu einem Staate zu erheben, manche mit vollſtändigem Fiasko endeten, andere nur den Keim der Entwickelung in die vernachläſſigten Elemente legten, ſo konnte doch das Miniſterium auch von wichtigen Erfolgen ſprechen. Dieſe beſchränken ſich hauptſächlich freilich nur auf drei Ziele miniſterieller Thätigkeit: es gelang erſtens, die Unification der Staatsſchulden, d. h. die Zuſammenziehung aller öffentlichen Schulden der alten Theile Italiens, durch Anlegung des „großen Buchs der italiäniſchen Staatsſchuld" herbeizuführen, in deſſen Blätter man nicht weniger als 3000 Millionen Fr. mit einer Rente von 115 Millionen Fr. einzutragen hatte. Dadurch wurde der Kredit des Königreichs weſentlich gehoben. Zweitens, zog Ricaſoli nach und nach die Statthalterſchaften in Umbrien, Neapel und Sicilien ein und vernichtete dadurch nicht allein das ſinnloſe Syſtem der Regionen, in welche der Miniſter des Innern, Minghetti, Italien nach Maßgabe ſeiner alten Beſtandtheile eintheilen wollte, ſondern auch ein gutes Stück Partikularismus, der trotz der Einheitsidee noch immer in den Italiänern ſteckt. Drittens, gelang in unerwartet vollkommener Weiſe die erſte allgemeine Militäraushebung auch in den ſüdlichen Provinzen.

Die Bedeutung dieſer Erfolge zu unterſchätzen, wäre ein großer Irrthum. Die Einigung Italiens, weit entfernt ein leichtes Werk, ein Spiel zu ſein, mißt ihre Fortſchritte nur nach ſehr kurzen und ſehr langſamen Schritten. Deſto wichtigee ſind die Schritte, welche wirklich näher zum Ziele führen, und ſeine drei Maßregeln, beſtimmt, die bisher höchſtens durch das Parlament loſe zuſammenhängenden Beſtandtheile Italiens trotz ihrer widerſtrebenden Naturen zu verſchmelzen, müſſen als die erſten Grundlagen für die innere Einheit Italiens in finanzieller, adminiſtrativer und militäriſcher Beziehung betrachtet werden.

Das Miniſterium Ricaſoli, mißtrauiſch empfangen auf dem Boden ſeiner Thätigkeit, oft unglücklich in ſeinen Unternehmungen, ruhmlos bei ſeiner Auflöſung, wird dabee dennoch nicht vergeſſen werden können, wenn Italien einſt die Begründer ſeiner Einheit in der Geſchichte feiern wird. G. H.

China.

Die menſchliche Ungenügſamkeit.*)

Den ganzen Tag wird überlegt,
Wie man dem Hunger wehren mag,
Und iſt die Sättigung erreicht,
So ſinnt man über Kleidung nach.

Iſt gute Koſt zur Gnüge da,
Und hüllet reiches Kleid den Leib,
So fehlt noch, reizend anzuſchaun,
Im Schlafgemach ein junges Weib.

Haſt Du ein ſchönes Weib erlangt
Und ſchöne Kebſen noch dazu,
So fehlen Sänfte Dir und Roß,
Die Beine ſehnen ſich nach Ruh'.

Iſt muntres Rößlein nun im Stall
Und auch die Sänfte angeſchafft,
So findeſt Du Dein Grundſtück klein,
Zum Aufwand fehlt des Bodens Kraft.

Du kaufeſt Garten, Wieſe, Feld,
Der Zahl nach wohl ein hundert King:**)
Du fehlen Rang und Titel Dir,
Die Menſchen ſchätzen Dich gering.

Du ſteigſt zum ſechſten, fünften Grad,
Noch ſcheineſt Du Dir allzuklein;
Du ſteigſt zum vierten, dritten Grad,
Noch macht die Niedrigkeit Dir Pein.

Jetzt iſt der erſte Grad erreicht,
Du wirſt am Hofe Tsai-ſiang:***)
Da geizeſt Du mit wilder Gier
Noch eines Lehensfürſten Rang.

Iſt endlich Dir ſo hold Dein Glück,
Daß es Dir ſchenkt die Kaiſerkron',
So willſt Du gar dem Tod entfliehn
Und ewig ſitzen auf dem Thron.

Dee eitlen Wünſche bunter Hauf
Umtobet Dich auf jedem Schritt;
Erſt wenn der Sarg für immer Dich
Umſchließet, hat's ein End' damit.

Sch.

Kleine literariſche Revue.

— **Don Carlos, von L. A. Warnkönig.** †) Seitdem Ranke vor mehr als dreißig Jahren zuerſt das deutſche Publikum darüber belehrte, was eigentlich von dem Charakter des durch Schiller's

*) Aus einem moraliſchen Volksbuche der Chineſen, betitelt Ngàn schi tëng, d. i. des finſtern Hauſes Leuchte. Der Text iſt zumeiſt in Proſa, doch ſind auch Verſe eingemengt, zu denen die obigen gehören.

**) Ein king (genauer khing) iſt ungefähr 15 Morgen Landes.

***) Tsài-siàng iſt der eeſte Staatsminiſter.

†) Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieſes Prinzen. Nach den neueſten Biographieen und mit Rückſicht auf frühere Forſchungen bearbeitet von L. A. Warnkönig. Mit einem Stahlſtich-Portrait und einem autographen Brief des Don Carlos. Stuttgart, A. Kröner, 1864.

Digitized by Google

Poeſie mit einem moraliſchen Nimbus umgebenen Infanten von Spanien zu halten ſei, ſind bekanntlich mehrere andere hiſtoriſche Forſcher, Deutſche, Engländer, Franzoſen und Belgier, in ſeine Fußtapfen getreten und haben, namentlich nach dem ſpaniſchen Archive von Simancas, neues Licht über die drei Generationen Karl's V., Philipp's II. und des Infanten Don Carlos verbreitet. Wir haben in verſchiedenen Jahrgängen des „Magazin" über die Forſchungen Stirling's, Mignet's, Pichot's und Gachard's, den Aufenthalt Karl's V. im Kloſter zu Juſte betreffend, ſowie über die Forſchungen Ranke's, Friedrich von Raumer's, de Mouy's und Gachard's über den Infanten Don Carlos, zu denen auch noch die Berichte des Profeſſors Ahrendt in Löwen, in den Bulletins de l'Académie royale de Belgique, zu zählen, Mittheilung gemacht. Herr Profeſſor Warnkönig in Stuttgart hat nunmehr alle dieſe Forſchungen zu einer Biographie des Infanten Don Carlos verarbeitet, die den zahlreichen Freunden einer leichten hiſtoriſchen Lektüre eine willkommene Erſcheinung ſein wird. Es würde dieſer halb blödſinnige Enkel Karl's V., der nur die krankhaften und nicht auch die erhabenen Empfindungen ſeines Großvaters und ſeines Vaters kannte, und der ſein trauriges Leben nur bis zu einem Alter von 23 Jahren (1545—1568) brachte, kaum ein Intereſſe für deutſche Leſer haben, wenn ihn nicht eben die veredelnde Darſtellung Schiller's zu einer mit der deutſchen Literatur verwebten hiſtoriſchen Perſon gemacht hätte. Nicht unintereſſant iſt, daß, wie aus der vorliegenden Schrift erſichtlich, noch ein anderer von Schiller idealiſirter Charakter, Maria Stuart, vor gerade dreihundert Jahren (als William Shakſpeare geboren wurde) mit dem Infanten Don Carlos in die engſte Verbindung kommen ſollte. Maria Stuart entſchied ſich damals unter den vielen Bewerbern um ihre Hand (unter denen ſich Erzherzog Karl, ein Sohn Kaiſers Ferdinand I., und König Karl IX. von Frankreich befanden) für die des ſpaniſchen Infanten, und die Verbindung wäre auch wirklich zu Stande gekommen, wenn nicht Philipp II. im Auguſt 1564 die lange mit Schottland gepflogenen Unterhandlungen plötzlich abgebrochen hätte, worauf dann Graf Darnley ſo glücklich war, die Hand der ſchönen Königin zu erlangen.

— **Geſchichte des Alterthums im Orient.***) Laut der Vorrede, hatte der Verfaſſer des vorliegenden Buches zunächſt diejenigen gebildeten Laien im Auge, welche, ohne die Muße für das Studium der betreffenden größeren Geſchichts- und Reiſewerke finden zu können, ſich genauer und eingänglicher mit der Geſchichte des Alterthums im Orient, namentlich mit den Reſultaten der neueren Forſchungen, bekannt machen wollen, als dies durch die gewöhnlichen Handbücher möglich iſt. Sein Hauptzweck war demnach, in zuſammenhängender und anſprechender Darſtellung, frei von dem gelehrten Apparat, gerade die unbeſtrittenen (?) Reſultate der neueren Forſchung vorzuführen. Auf ſelbſtändige Forſchung macht das Buch keinen Anſpruch. Das Unternehmen, die Geſchichte des Orientes als ein Ganzes geſondert hinzuſtellen, iſt ein anerkennungswerthes, und wir glauben auch, wie es hier gelöſt wird, kein verfehltes. Man muß nur in Anſchlag bringen, was in dieſer Sache möglich und was unmöglich iſt. Denn was wir Geſchichte des orientaliſchen Alterthums nennen, iſt eben nichts als eine Zuſammenſtellung elendeſter Reſtchen, die ſich aus einem allgemeinen Schiffbruch gerettet haben; dieſes gilt ſelbſt nach den Errungenſchaften neueſter Forſchungen.

*) Geſchichte des orientaliſchen Alterthums von den älteſten Zeiten bis auf die Perſerkriege. Von F. Pahle, Kollaborator am Gymnaſium zu Jever. Oldenburg, Gerhard Stalling, 1864.

— **Eine Reliquie von Hermann Marggraff.** Unter den vielen bei Gelegenheit des Shakſpeare-Jubiläums herausgekommenen Schriften über den und nach dem großen Dichter iſt uns die von Hermann Marggraff: „William Shakſpeare als Lehrer der Menſchheit"*) doppelt werth, denn ſie enthält neben einer geſchmackvollen, alphabetiſch nach den Ueberſchriften geordneten Blumenleſe aus dem reichen poetiſchen Garten Shakſpeare's die letzten von Marggraff niedergeſchriebenen Worte über die geiſtige Erziehung eines großen, weltumfaſſenden Dichters. Mit Recht führt Marggraff aus, daß eine Weltanſchauung und eine Poeſie von der Höhe und dem Umfange, wie ſie bei Shakſpeare erſcheint, unbedingt von Seiten des Dichters die gründlichſte Kenntniß und das tiefſte Studium der bis zu ſeiner Zeit bekannt geweſenen, größten poetiſchen Schöpfungen aller Zeiten vorausſetzen laſſe. Auch die philoſophiſchen Syſteme der Alten, wie ſeiner Zeitgenoſſen, muß Shakſpeare aus dem Grunde gekannt haben, denn er ſteht in ſeinen Dramen auf der Höhe der Philoſophie eines Baco von Verulam. In der Ausbildung ihrer poetiſchen Fähigkeiten können es Autodidakten, auch wenn ſie aus niederen, ungebildeten Verhältniſſen hervorgegangen, allerdings zu etwas bringen, wenn ſie ein lebhaftes Naturell und einen energiſchen Geiſt beſitzen. Aber gewiß werden ſie nicht leicht dazu gelangen, ſich über die Regeln ihrer Kunſt Rechenſchaft zu geben und ſich jene feine und zarte äſthetiſche Empfindung anzueignen, die erforderlich iſt, um ſich für Werke der Malerei, wie der bildenden Kunſt überhaupt, lebhaft zu erwärmen und Geſchmack an ihnen zu finden. Aus dieſen Prämiſſen zieht Marggraff den Schluß, daß Shakſpeare, deſſen Vater in frühester Zeit ein wohlhabender Mann und deſſen Mutter einem edeln Geſchlecht entſproſſen war, einen ſehr guten Jugend-Unterricht genoſſen und vielleicht auch frühzeitig Reiſen in das Ausland gemacht habe, wo er den Grund zu ſeiner weltmänniſchen Bildung gelegt, die ihm nachmals die Freundſchaft der edelſten und gebildetſten Männer ſeiner Zeit verſchafft habe. Jedenfalls muß die Peripherie ſeines Lebenslaufes eine viel umfaſſendere geweſen ſein, als wir aus den dürftigen Ueberlieferungen deſſelben wiſſen; ja, ſie muß ihn mit den mannigfachſten Verhältniſſen, mit allen Tiefen und Höhen der Geſellſchaft in unmittelbare, perſönliche Berührung gebracht haben.

— **Shakſpeare-Schule für dramatiſche Künſtler.** Das unter dem Protektorate der Königin Victoria ſtehende Dramatic College in London hat beſchloſſen, eine „Shakſpeare-Schule für klaſſiſchen Unterricht und allgemeine Bildung der Kinder von Schauſpielern, Schauſpielerinnen oder dramatiſchen Schriftſtellern" zu gründen. Der Director des Adelphi-Theaters und der Banquier Coutts in London nehmen zu dieſem Zwecke Subſcriptionen an. Es ſcheint, daß der Bericht über den bei Gelegenheit des Shakſpeare-Jubiläums in Dresden gegründeten Verein mit ähnlichen Zwecken die engliſchen Shakſpeare-Verehrer aufgeſtachelt hat. In ihrer Anſprache an das Publikum ſagen ſie, daß durch eine ſolche dramatiſche Schule dem Dichter und Schauſpieler Shakſpeare das würdigſte Denkmal geſetzt werden würde.

— **„Clarinette," von Aug. Lewald.** Der frühere Redacteur der „Europa", der in ſeiner Jugend vom Judenthume zum evangeliſchen Chriſtenthum übergetreten und der in ſeinen alten Tagen katholiſch geworden, ſcheint in neueſter Zeit in den Jeſuiten-Orden

*) Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken, nebſt einer Einleitung, von Hermann Marggraff. Leipzig, F. A. Brockhaus. VIII und 235 S.

Digitized by Google

eingetreten zu ſein. Kürzlich hat er bei Hurter in Schaffhauſen einen Roman unter dem Titel „Clarinette" herausgegeben, in dem er die allerſeltſamſten Anſichten aufſtellt und verficht. Unter Anderm behauptet er (S. 24), „daß die Jeſuiten ſolche Helden ſind, denen ſelbſt die erbittertſten Feinde des Ordens ihre Verwunderung nicht verſagen können. Ihr Glaubenseifer, ihre Ausdauer, ihre Weisheit, die ſie in allen von ihnen geſtalteten Einrichtungen zeigten, ihre milde, das Vertrauen erweckende Ueberredung, das feſte Band, welches ſich dadurch zwiſchen ihnen und den durch ſie Bekehrten knüpfe, die ſtrenge Ordnung in gleichmäßiger Verwaltung der Einkünfte, der Reichthum, der hierdurch dem Ganzen erwächſt, während der Einzelne arm bleibt und an demüthiger Entſagung und Opferwilligkeit unübertrefflich erſcheint — dieſe unvergleichliche Organiſation der Geſellſchaft Jeſu, welche Menſchen einem unverbrüchlichen Gehorſam unterwirft, der unter jeder anderen Verfaſſung einer empörenden Sklaverei gleichkäme, ſteht einzig und unerreicht da. Es iſt eine veredelte Dienſtbarkeit zu nennen, die den, der ſich ihr unterzieht, nicht erniedrigt, weil das Gelübde der Religion ihn heiligt und ihn in jeder anderen Beziehung frei erklärt .... Männer von höchſter Begabung, von tiefſtem Wiſſen erfüllt, entſagen den Freuden der Welt, um in den Orden zu treten, und tragen in Demuth, aber auch mit Würde, ihre Mönchskleidung, unbeirrt von dem Geſchrei, das ſie verfolgt und läſtert. Wer darin die gewöhnliche Weltklugheit ſähe, die auf ganz andere Ziele losſteuert, müßte ſelbſt nicht klug ſein und die Welt nicht kennen."

Literariſcher Sprechſaal.

Das große, ſeit einer Reihe von Jahren in Florenz erſcheinende Werk, die Berichte der venetianiſchen Geſandten an ihre Regierung während des ſechzehnten Jahrhunderts enthaltend, iſt kürzlich mit dem fünfzehnten Bande beendigt worden.*) Auch dieſe intereſſanten Offenbarungen verdanken, wie die ſpaniſchen Publikationen von Simancas, zum guten Theil den hiſtoriſchen Forſchungen unſeres Leopold Ranke den erſten Anſtoß zu ihrer Enthüllung aus dem Dunkel der Archive. Der gelehrte Marcheſe Gino Capponi verband ſich zu dieſem Zwecke mit mehreren ſeiner Landsleute aus verſchiedenen Theilen Italiens, namentlich mit Signor Eugenio Alberi, und dem ausdauernden Eifer des Letztern iſt es hauptſächlich zu verdanken, daß das große Werk, welches er mit erklärenden Anmerkungen begleitet hat, glücklich zu Ende geführt worden.

Im neueſten (Mai-) Hefte der „Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde"**) giebt Dr. Heinrich Barth, nach dem arabiſchen Reiſeberichte des vom Senegal gebürtig geweſenen muhamedaniſchen Offiziers Allun Sal, eine Ueberſicht der Reiſe dieſes mit der Negerſprache und Negerſitten innig vertraut geweſenen, leider bei ſeiner Rückkehr verſtorbenen Mannes durch das weſtliche Negerland bis in die Nähe von Timbuktu. Es wird dadurch unſere Kenntniß dieſes Theiles von Afrika abermals um einige weſentliche Momente bereichert. Auch iſt es bei dem fortdauernden, unbeſiegbaren Fanatismus der meiſten Negerfürſten gegen chriſtliche, weiße Reiſende erfreulich, daß ſich jetzt auch landeseingeborene Muhamedaner finden, welche wiſſenſchaftlichen Sinn genug beſitzen, ſich den Forſchungen der europäiſchen Reiſenden anzuſchließen. Urſprünglich hat der franzöſiſche Marine-Lieutenant Regnault einen Abriß dieſes arabiſchen Reiſeberichts in dem von dem franzöſiſchen Gouverneur, General Faidherbe herausgegebenen Annuaire du Sénégal mitgetheilt.*)

Nach den Sonnenflecken-Beobachtungen und den Berechnungen des engliſchen Aſtronomen Carrington**) beträgt die Umdrehungszeit der Sonne um ihre Achſe zwiſchen 28,36 und 30,86 Tagen, im Durchſchnitt alſo etwa 29 Tage. Eine ganz genaue Ermittelung und Feſtſtellung iſt erſt noch von künftigen Beobachtungen und Berechnungen zu erwarten. Es wäre jedoch überaus merkwürdig, wenn die Umdrehungszeit der Sonne mit der Umlaufszeit des Mondes um die Erde genau übereinſtimmte, wenn alſo der Mond der aſtronomiſche Zeitmeſſer für die Achſen-Umdrehung der Sonne und wenn hierdurch eine neue geſetzmäßige Einwirkung der drei den Menſchen und alles irdiſche Leben zunächſt beherrſchenden großen Weltkörper auf einander konſtatirt wäre.

The Reader kündigt das bevorſtehende Erſcheinen einer großen engliſchen Mondkarte mit einem ausführlichen genauen Katalog aller bisher auf dem Monde beobachteten Krater, Gebirge, Rinnen, Thäler, Flächen (ſogenannten „Meere"), lichten und dunkeln Flecken ꝛc. an. Die Mondkarte von Beer und Mädler, die das engliſche Journal als eine bisher unübertroffene, wiſſenſchaftliche Meiſter-Arbeit bezeichnet, iſt der neuen Karte zu Grunde gelegt, natürlich unter Beſeitigung ihrer ſeitdem konſtatirten Irrthümer und unter Eintragung aller neuen Beobachtungen, die namentlich in England der Aſtronom de la Rue mit Hülfe der von der Königl. Sozietät aufgeſtellten großen Teleſkope bewirkt hat. Die neue Karte wird etwa den vierfachen Umfang der Beer-Mädler'ſchen haben und in Zonen, ſowie in Quadrate mit entſprechender Buchſtaben-Bezeichnung abgetheilt ſein, ſo daß Karte und Katalog ſich gegenſeitig leicht expliciren.

Das franzöſiſche Gewerbeblatt „Le Génie industriel" macht Mittheilungen über die von einem Mechaniker, Namens Bryois, erfundene ſtenographiſche Druckmaſchine, welche die Forderung, daß die Hand nicht mehr Zeit als die Stimme gebrauche, um ein Wort herzuſtellen, vollſtändig erfüllt. Der „sténographe imprimeur", wie Herr Bryois ſeine Maſchine nennt, hat die Form eines Klaviers, deſſen Taſten, den Lauten der Zunge entſprechend, ſo geſchickt vertheilt und disponirt ſind, daß ein einziger Finger allenfalls genügt, um eine Rede vollſtändig wiederzugeben. Mit allen zehn Fingern arbeitend, kann ein Stenograph vermittelſt dieſer Maſchine in derſelben Zeit ſo viel leiſten, als zwanzig gewöhnliche Schreiber mit der Feder. Die mit dem neuen Stenographen aufgenommenen Worte ſollen ſofort allgemein lesbar ſein, was uns jedoch nicht recht einleuchtend iſt, da andererſeits geſagt wird, daß die Maſchine für jeden einfachen oder zuſammengeſetzten Ton der Sprache ein beſonderes Zeichen hat.

*) Le Relazioni degli ambasciatori Veneti al Senato durante il secolo decimosesto, raccolte ed illustrate da Eugenio Alberi. Vol. XV. (Appendice). Firenze, 1864.

**) Berlin, Dietrich Reimer.

*) Annuaire du Sénégal et des dépendances, pour l'année 1864; suivi d'un résumé des voyages d'exploration faits par ordre du Gouverneur en 1859, 1860 et 1861. St. Louis, 1864.

**) Observations of the Spots of the Sun, from Nov. 9. 1853 to March 24. 1861, by R. C. Carrington.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates von F. Voigt,

Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin. 1860 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (372)

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen.“ Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von George Weſtermann in Braunſchweig ſind erſchienen: (373)

Pfarrius, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Kl. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Raabe, W. (Jakob Corvinus), **Die Leute aus dem Walde,** ihre Sterne, Wege und Schickſale. Ein Roman in 3 Bänden. Kl. 8. eleg. geh. 5 Thlr.

Raabe, W. (Jakob Corvinus), **Unſeres Herrgotts Canzlei.** Eine Erzählung in zwei Theilen. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorträge
im
Wiſſenſchaftlichen Verein in der Singakademie in Berlin.

Brugſch, (Heinrich), Die Adonisklage und das Linoslied. Mit einer lithogr. Tafel. gr. 8. geh. 10 Sgr.

— — Wanderung nach den Natronklöſtern in Aegypten. 16. geh. 6 Sgr.

Casper, (Dr. Joh. Ludw.), Ueber die wahrſcheinliche Lebensdauer des Menſchen. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Förſter, (W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. 8. Velinpapier. geh. 8 Sgr.

Zumpt, (C. G.), Die Religion der Römer. 8. geh. 7½ Sgr.

— — Ueber die bauliche Einrichtung des römiſchen Wohnhauſes. Zweite Auflage. Mit einer lithogr. Tafel. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Hieran ſchließen ſich:

Grimm, (Jakob), Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck 1860. Velinpapier. gr. 8. geh. 8 Sgr.

— — Ueber den Urſprung der Sprache. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften vom Jahr 1851. Fünfter, unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

— — Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter, gehalten in der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographien (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

Lazarus, (Prof. Dr. M.), Ueber den Urſprung der Sitten. Antrittsvorleſung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochſchule zu Bern. gr. 8. geh. 8 Sgr. (374)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.
von J. C. Lavater.
Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben
von
C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (377)
Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Widmungsblatt, Biographie, Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr. reſp. 1 Thlr.

Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann. Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Juli 1864.

Inhalt: F. H., Die geſchichtlichen Bedingungen des engliſchen Selfgovernment. Karl Friedrich Neumann, die Monroe-Lehre und das Kaiſerthum Mexiko. I. Die Monroe-Lehre. Alfred Woltmann, Berlin's Architektur in der Neuzeit (Schluß.) A. von Stramberg, ein Blick auf den däniſchen Feldzug. Dr. Guſtav Eberty, die öffentlichen Abgaben und Schulden. Dr. Hermann Vogel, die Photolitographie. H. B. Oppenheim, Stahl über die Parteien. — Ruſſiſche Briefe über deutſche Zuſtände. III. (Geſchichte und Phyſiognomie der bürgerlichen Geſellſchaft.)

Abonnements-Bedingungen: Die deutſchen Jahrbücher für Politik und Literatur erſcheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1⅔ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (378)

Berlin, im Juni 1864. J. Guttentag.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Dainos. Littauiſche Volkslieder
überſetzt von
G. H. F. Neſſelmann.
eleg. kart. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernſten, Friſche und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier ſind die ſchönſten, geſchmackvoll überſetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzſchnitt auf dem Umſchlage giebt das Bild eines littauiſchen Mädchen in ihrem Nationalkoſtüm. (375)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Heilandes
an Chriſtenkinder.
Eine Feſtgabe in ſiebzehn Kinderpredigten.
von Frauenhand. (376)
Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage.
1856. 32. eleg. geh. mit Goldſchnitt 8 Sgr.

„Das ſind Worte, durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde.“ St. Galler Blätter.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Lehrbuch der Naturlehre
für Volksſchullehrer, zum Gebrauch an Seminarien und zum Selbſtunterricht,
von
Dr. W. Erler,
Profeſſor und Oberlehrer am Königl. Pädagogium bei Züllichau.
Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage.
Mit 177 Holzſchnitten.
1862 19½ Bogen. kl. 8. 20 Sgr.

Dieſes Lehrbuch, das in den Fach-Zeitſchriften durchweg auf das Günſtigſte beurtheilt worden, zeichnet ſich vor den meiſten für denſelben Zweck bearbeiteten Büchern durch ausführliche Behandlung derjenigen Gegenſtände aus, die praktiſche Wichtigkeit haben, ſowie der einſchlägigen Erſcheinungen des täglichen Lebens, namentlich der meteorologiſchen, ſowie der klimatologiſchen Geſetze, endlich durch die den einzelnen Paragraphen angehängten geſchichtlichen Bemerkungen.

Se. Excellenz der Herr Miniſter der Geiſtlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, hat die Königl. Provinzial-Schulkollegien auf das Buch aufmerkſam gemacht und deſſen Einführung in Seminarien geſtattet. (379)

In dem unterzeichneten Verlage ist im v. J. erschienen:

Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen u. Römern
mit besonderer Rücksicht auf die Logik
von
Dr. H. Steinthal,
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
XXII u. 712 S. gr. 8. geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Nach der allgemeinen Einleitung, in welcher Wesen und Beziehungen der Geschichte, sowie die Keime der Sprachwissenschaft bei verschiedenen Völkern dargelegt werden, wird zunächst die Geschichte der Sprachbetrachtung bei den Philosophen gegeben und dann die Stellung der Grammatiker im Zusammenhange mit dem allgemeinen Geiste der Griechen in der Zeit nach Alexander und mit der Entwicklung des griechischen Geistes überhaupt dargelegt. — Hierauf wird das Object, an welchem sich die griechische Grammatik entwickelte, nämlich die Sprache der alten Classiker und im Gegensatze zu ihr die spätere Sprache, endlich die Eigenthümlichkeit des Textes der homerischen Dichtungen, im Verhältnisse zur grammatischen Thätigkeit charakterisirt, wobei das Wesen der vielbesprochenen Κοινή ausführlicher zu bestimmen versucht wird. — Dann folgt der Versuch einer gründlichen Darstellung des Kampfes für und gegen die Analogie und Anomalie. Endlich wird die Grammatik der Alten sowohl nach ihrem allgemeinen Geiste, als auch nach ihren wesentlichen Ergebnissen im Einzelnen angeführt, insofern letztere entweder an sich wichtig sind oder als die Verwirklichung grammatischer Ideen zu gelten haben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (380)

Dieser Nummer liegen bei: **Titel und Inhalts-Verzeichniss des verflossenen Halbjahres Nro. 1—26.**

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 29.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 17. Juli **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereie ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Aus Schinkels Nachlaß. Schinkel als Künſtler und Kunſtphiloſoph 450
Beiträge zur volksthümlichen Sprachkunde. Die praktiſche Seite der Sprachvergleichung. II. Die Lautſyſteme der Hauptſprachen Europa's 451

England.

Der City-Verkehr Londons 454

Schweiz.

Genfer Literatur. I. Sammlung des Briefwechſels der franzöſiſchen Reformatoren. II. Etymologiſches Schulwörterbuch der franzöſiſchen Sprache 457

Mexiko.

J. W. v. Müller's Reiſen in Canada und Mexiko. Politiſche Stimmung der Canadier. Der Citlaltepetl und ein Hoffnungsſtrahl für die Finanzen des Kaiſers Maximilian 458

Finnland.

Europäiſche Angelegenheiten 461

Kleine literariſche Revue.

Die beiden Hamlets 462
Schleswig-Holſtein, von Patrik Matthew . 462
Ausländiſche Dichtungen, von A. Laun . 462

Literariſcher Sprechſaal 462

Bei Franzen und Große in Stendal erſchien ſo eben:

Beiträge
zur Geſchichte Kaiſer Karls V.
Briefe Joachim Imhof's an ſeine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547.
Herausgegeben von
J. A. F. Knaake.
gr. 8. geh. 10 Sgr. (382)

Soeben erschien bei J. Russel Smith in London und ist bei uns zu haben: (388)

William Shakespeare's Coriolanus
edited by
Dr. **F. A. Leo.**
With a Quarto-Facsimile of the tragedy of Coriolanus from the folio of 1623.
Photolithographed by A. Burchard. And with extracts from North's Plutarch. Gr. 8 vo. in eleganten englischen Einbande. Preis 5 Thlr.
A. Asher & Co.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Murray's Student's Manuals.

The Student's Hume.
A History of England. Based on the history of Hume. Continued to the year 1858. Illustrated by engravings on wood. Fortieth thousand. Cloth 7 sh. 6 p.

The Student's
Manual of the English Language.
Lectures of the English Language. By **G. P. Marsh.** Edited by **W. Smith.** Second edition. Cloth 7 sh. 6 p.

The Student's
Manual of English Literature.
A History of English Literature. By **Th. B. Shaw.** Edited by **W. Smith.** Cloth 7 sh. 6 p.
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (386)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Samuel Smiles,

Self Help;
with illustrations of character and conduct.
Fifty-fifth thousand.
1863. cloth. 6 sh.

The story
of the life of G. Stephenson.
With portrait and illustrative woodcuts.
Eighteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.

Industrial Biography:
Iron workers and tool makers.
Fifteenth thousand.
1863. Cloth. 6 sh.
Direkt oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (387)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien kürzlich: (394)

Philologie,
Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.
Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

New Publications
by F. Leypoldt, Philadelphia.

Schiller's Complete Works in English. Selected by *S. T. Coleridge, L. E. Bulwer, Melish, T. Martin, A. J. W. Morrison, J. Churchill* and others. Edited by *Charles J. Hempel.* 2 vols. large royal 8 vo. Price 5 Dollar.
Letters of Felix Mendelssohn-Bartholdy, from 1833 to 1847. With a Catalogue of all his Musical Compositions. Translated by *Lady Wallace.* 1 vol. 16 mo. 1⅓ Dollar.
Musical Sketches by *Elise Polko.* Translated from the sixth German Edition by *Fanny Fuller.* 1 vol. 16 mo. Pr. 1⅓ Doll.
Life of Chopin by *F. Liszt.* Translated by *Mrs. Martha Walker Cook.* Second revised edition. With a Photograph. Pr. 1 Doll.
Heinrich Heine's Book of Songs. Translated by *Charles G. Leland.* Printed on tinted paper. Pr. 1½ Doll.
Heinrich Heine's Pictures of Travel. Translated by *Charles G. Leland.* Fourth revised edition. Pr. 1¼ Doll.
Modern Essays. By *Matthew Arnold.* 1. Heinrich Heine. Pr. 25 Cents.
Wilhelm von Humboldt's Letters to a Lady. With an introduction by *C. G. Leland.* Pr. 1 Doll.
Immensee. By *Th. Storm.* Translated from the eighth German edition, by *H. Clark.* — Grandmother and Granddaughter. From the German of *Louise Esche,* by *Mme. C. R. Corson.* 1 vol. Pr. 75 Cents.
The Good for Nothing (Der Taugenichts). A Story of Artist Life and Love. By *Joseph Baron von Eichendorff.* Translated from the German by *C. G. Leland.* (385)

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse No. 8, ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode**, Sprechen auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Lateinische, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch für den Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen.

Digitized by Google

wird ſich erinnern, wie derſelbe in θεός, ἀγαθός, ἄνθρωπος, θυγάτηρ u. dergl. die Aſpiration des θ deutlich hören läßt — ſo würde uns ſpäter bei Erlernung der neueren Sprachen dieſer gehauchte Zungenlaut (der bekanntlich auch als engliſches th in father, mother, brother, thunder, three u. ſ. w. zur Qual der Lernenden erſcheint) keine Schwierigkeit machen. Die Ausſprache deſſelben, ſowie die ſeines ſchwächeren Bruders, des gehauchten δ in ἀδελφός (adhelfós, Bruder), δόντι (dhónti, Zahn), ποδάρι (podhári, Fuß), gelingt übrigens nach einiger Uebung, ſobald man ſich nur gewöhnt hat, die Zunge an das obere Zahnfleiſch anzulegen und ſo t und d, jenes ſtärker, dieſes ſchwächer, beide aber ohne Beimiſchung eines ſ-Lautes (der ſich bei dieſer Lage der Zunge in der Nähe der Zähne leicht erzeugt), auszuhauchen. — Außer den genannten beiden Lauten hat der Deutſche noch die harte Ausſprache des χ (ch), wie in unſerem ach, Rache, doch, als die im Neugriechiſchen allein herrſchende zu beachten, alſo ἔχω (echo), nicht wie unſer Echo, ſondern mit ſcharf gehauchtem Kehllaut (wie wenn ach o zu Einem Worte verbunden, acho, und für a e geſetzt würde) auszuſprechen.

2. Die italiäniſche Sprache beſitzt ebenfalls ein viel einfacheres Lautſyſtem, als die unſrige. Sie hat, wie die neugriechiſche, nur die fünf einfachen (kurzen und langen) Vocale, keinen Umlaut, keinen Diphthong; außerdem fehlen ihr die Kehl- und Gaumenlaute h, j und ch (wie in unſerem hat, ja, ich, ach) gänzlich. Mehr als die deutſche Sprache hat ſie nur den weichen franzöſiſchen Ziſchlaut j, dieſen aber ſtets in Verbindung mit einem vorſchlagenden d (man denke ſich im Franzöſiſchen déjà das é hinweg, bleibt djà; hiervon iſt dj der italiäniſche Laut), ſo daß dieſer Laut dj, wie in già, giorno, giusto, als ſpezifiſch italiäniſch erſcheint. Der dieſem Laut entſprechende ſtarke Ziſchlaut tſch in cera, cielo, cio u. dergl. kann nicht als ein dem Deutſchen fremder Laut betrachtet werden, da er nur eine Verbindung des t- und ſch-Lautes iſt und in unſerem Kutſche, rutſchen, klatſchen erſcheint.

3. Die ſpaniſche Sprache hat wiederum nur die fünf einfachen Vocale, keinen Umlaut, keinen Diphthong. Unter den Conſonanten fehlt ihr unſer j-, z- und zum Theil auch unſer b-Laut, da das ſpaniſche b in den meiſten Fällen ſo erweicht und gelind ausgeſprochen wird, daß es viel näher unſerem w-Laute ſteht. Ferner fehlt dem Spaniſchen wie dem Neugriechiſchen unſer weiche ch-Laut (in ich, recht, echt); es beſitzt aber, wie dieſes, unſeren harten ch-Laut (in ach, Macht, doch), und zwar auch zu Anfang eines Wortes und nach den Vocalen e und i (wo wir weiches ch hören laſſen). Was den Lernenden bei dieſem Laute ſtutzig macht, iſt lediglich die Bezeichnung deſſelben durch j (früher x) und g, wie in Méjico (früher Mexico), Alejandro (früher Alexandro), Don Quijote (früher Don Quixote), gente, egemplo, gigante, welche mit hartem, ſtarkgehauchten ch (wie in Rache oder im Schweizeriſchen iᵃch) geſprochen werden: Méchiko, Alechandro, Don Kichete, chente, echemplo, chigante u. dergl.: woran unſer Auge ſich jedoch ebenſo ſchnell gewöhnt, wie an die franzöſiſche Schreibung Bruxelles, soixante, wo Brüſſähl, ßoaſſangt geſprochen wird. — Gar nichts Abweichendes haben die ſpaniſchen l- und n-Laute in lleno, Sevilla, maravilla, Señor, dueña, da hier nur die Laut-Verbindungen lj und nj ſtattfinden (ljeno, Sſewilja, marawilja, Sſenjor, duenja).

4. Das Portugieſiſche gleicht in der Vocal-Armuth den drei genannten Sprachen. Es beſitzt aber alle Conſonanten der deutſchen Sprache, außer unſerem weichen ch; es beſitzt ferner den ſpeciſiſch-franzöſiſchen j-Laut, wie in gentil, gengivas, perjuro, javali u. a. Eigenthümlich iſt der portugieſiſchen Sprache ein Naſenlaut in der Verbindung ão, õo, ães, welcher dem unſrigen in Angel, Enge, bringen u. dergl. ähnlich iſt, aber etwas milder, mit geringerem Hervortreten des g-Lautes, ausgeſprochen wird.

5. Die franzöſiſche Sprache iſt in ihren Vocallauten reicher, als die bisher genannten Sprachen. Sie beſitzt außer den fünf einfachen (langen und kurzen) Vocallauten auch unſere langen und kurzen Umlaute (wie in unſeren Wörtern: käme und Kämme, Göthe und Börne, Gefühl und Fülle); aber unſere deutſchen Diphthonge ei, au und eu fehlen ihr. Dagegen hat ſie den oben erwähnten langen, offenen o-Laut des ſächſiſchen går (wie in encore, or, alors u. dergl.). Von Conſonanten fehlen ihr unſer j-, unſer harter und weicher ch- und unſer z-Laut: ſie beſitzt dagegen den mehrfach erwähnten milden Ziſchlaut j (in bonjour, déjà, jamais und dergl.).

So wären wir denn die fünf griechiſch-romaniſchen Hauptſprachen Europas durchgegangen, ohne einem für uns beſonders ſchwer auszuſprechenden Laute begegnet zu ſein.

6. Unter den fünf Hauptſprachen der germaniſchen Familie ſteht bekanntlich das Holländiſche dem Deutſchen am nächſten; es hat ſämmtliche deutſche Laute, ausgenommen unſeren (langen und kurzen) Umlaut ä (wie in käme und Dämme), unſer g, unſer weiches ch und unſer ſch. Der Holländer ſpricht ſein ch, auch in der Verbindung sch, ſtets als harten Kehllaut aus, wie der Grieche ſein χ, der Spanier ſein j, und wie wir in ach, Macht, Schlucht (alſo holländiſch in dicht, Gedicht, wie in kracht, Kraft; schip, Schiff, geleſen ſ-chip, schoon, ſchön, geleſen ſ-choon). Und neben dieſem harten Kehllaut ch hat ſich analog ein milderer Kehllaut g ausgebildet, den man als ſpeciſiſch holländiſchen Laut betrachten kann, und der ſich zum holländiſchen harten ch, wie franzöſiſch j zu unſerem vollen Ziſchlaut ſch verhält; er wird mit geringerem Nachdruck in der Kehle hervorgebracht und gleicht dem Laute, der in manchen Gegenden Deutſchlands das auslautende g (z. B. in den Wörtern mag, Tag, genug ꝛc.) hat. So holländiſch geven, geben; getal, Zahl; twintig, zwanzig; dertig, dreißig; negentig, neunzig; gunstig, günſtig u. dergl.

7. Wir kommen nun zu der bekanntlich wegen der Ausſprache ſo ſehr verſchrieenen engliſchen Sprache. Dem Engländer fehlen fünf von unſeren deutſchen Vocallauten, nämlich das klare kurze a, die beiden langen Umlaute ä und ö und das lange und kurze ü. Er hat keine Wörter wie unſer das, wäre, Göthe, Güte, Gründe. Von unſeren Conſonantlauten fehlen ihm ch (ſowohl das weiche in ich, als das harte in ach) und z, alſo Wörter wie möchte machen, zünen. Was nun andererſeits die engliſchen Laute betrifft, welche der deutſchen Sprache fehlen, ſo möchte ich unter dieſe die Vocallaute in can, has, but, cut nur bedingt rechnen: denn wenn wir nur unſer kurzes ä in Dämme, Glätte, Fälle und unſer kurzes ö in Götter, Zölle, Börne genau und ſcharf ausſprechen, ſo ſind wir jenem engliſchen a und u ſchon ſo außerordentlich nahe, daß wir von einer fortgeſetzten Uebung getroſt das völlige Erreichen der engliſchen Laute erwarten können. Was ferner den engliſchen langen, offenen o-Laut in all, ball, law betrifft, ſo haben wir ihn bereits in dem franzöſiſchen o in encore, or, alors beſprochen; er bietet uns Deutſchen gar keine Schwierigkeit. Engliſche Conſonantenlaute, die dem Deutſchen fehlen, ſind die beiden gehauchten d- und t-Laute (wie in father, mother, that, thunder) und der ſpeciſiſch engliſche w-Laut (in water, what, wonder). Die beiden erſteren haben wir bereits im Neugriechiſchen gefunden, und das engliſche w erlernen wir mit großer Leichtigkeit, wenn wir es nur einige Male richtig ausſprechen hören und die Stellung der gegenſeitig gebogenen, aber einander nicht berührenden Lippen bei der Ausſprache deſſelben beobachten.

Digitized by Google

8. Die däniſche Sprache hat ſämmtliche deutſche Vocallaute und alle Conſonantlaute, ausgenommen ch und z. Eigenthümliche, dem Deutſchen fehlende Laute beſitzt ſie gar nicht.

9. Das Schwediſche hat ebenfalls ſämmtliche deutſche Laute, außer ch und z; dagegen beſitzt ſie den tangen offenen o-Laut des franzöſiſchen encore, alors und des engliſchen all, ball, und einen ſpecifiſch ſchwediſchen Vocallaut, der auf der Sprachtonleiter ſeine Stelle zwiſchen dem o und u, doch näher dem u zu einnimmt (wie in bot, Hütfe; ro, Ruhe; dom, Urtheil).

Wir gelangen endlich zu den beiden Hauptſprachen der ſlaviſchen Familie, zum Polniſchen und Ruſſiſchen.

10. Allbekannt iſt das Vorurtheil, das gegen die Erlernung des Polniſchen wegen der überaus ſchwierigen, vom deutſchen Organ angeblich gar nicht zu bewältigenden Ausſprache herrſcht. Sehen wir, wie weit dieſes Vorurtheil begründet iſt. Die polniſche Sprache hat nur die deutſchen fünf einfachen Vocallaute und den kurzen Umlaut ä (wie in jeden, ein; Niemiec, der Deutſche ꝛc.), ſonſt weder Umlaute, noch Diphthonge. Von den deutſchen Conſonanten fehlen dem Polniſchen der reine h-Hauch und das weiche ch, da der Pole jenen Hauch ſtärker aus der Kehle hervortreibt, und den harten ch-Laut (in unſerem ach, Macht), gleich dem Neugriechen, Spanier und Holländer, in allen Verbindungen anwendet.

Eigenthümlich iſt dem Polniſchen zunächſt ein zwiſchen o und u befindlicher, ſich dem u nähernder Laut, dem eben erwähnten ſchwediſchen Laut in bot, ro, dom ähnlich; ſo im Polniſchen Bóg (Gott), Król (König), naród (Nation); dann das ſogenannte geſtrichene ł (l), das wir leicht hervorbringen, wenn wir die Zungenſpitze an die Oberzähne legen und die Zungenfläche hohl biegen.

Hiermit iſt aber auch alles ſpecifiſch Polniſche im Lautſyſtem erſchöpft. Denn die ſehr mannigfachen Ziſchlaute der polniſchen Sprache erweiſen ſich bei genauerer Prüfung theils als nicht ausſchließlich polniſch, theils als bloße Verbindungen allgemein verbreiteter Laute. Da iſt zuvörderſt der Ziſchlaut in proś (bitte), raźno (bequem), pieśń (das Lied): was iſt dieſer Laut aber anders als der franzöſiſche j-Laut in jour, jardin, jamais? Mit dieſem uns hinlänglich geläufigen j-Laut verbindet ſich in vielen polniſchen Wörtern ein ſchwach vorſchlagender r-Laut, alſo wie franzöſiſch rj geſprochen; ſo in rzeka (der Fluß), rzadko (ſelten), rząd (die Regierung). Ferner iſt die im Polniſchen häufige Lautverbindung tſch, wie in czas (die Zeit), czapka (die Mütze), czarny (ſchwarz) uns keineswegs fremd: wir haben ſie inlautend in klatſchen, Kutſche, rutſchen, auslautend in Putſch. Und denken wir uns eine deutſche Ziſchlaut-Verbindung wie: ſie wäſcht ſchon, er haſcht ſchier, in Einem Worte verbunden, ſo haben wir das polniſche ſchtſch in puszcza (puſchtſcha, die Wüſte), szczupak (ſchtſchupak, der Hecht), deszcz (däſchtſch, der Regen), und werden endlich in dieſer Lautverbindung die eigentlichen Ziſchlaute nicht wie deutſches ſch, ſondern wie franzöſiſches j, und der vermittelnde Zungenlaut nicht wie t, ſondern wie d geſprochen, alſo zuſammen wie franzöſiſch jdj, ſo haben wir die richtige Ausſprache von kość (kojdj, der Knochen), dość (dojdj, genug), leźć (lejdj, kriechen) u. dergl.

So viel über die polniſche Sprache, deren Verachtung unſererſeits gerade ſo gerecht iſt, wie die Bezeichnung Niemiec, „der Sprachloſe,“ „Stumme,“ mit welcher die Polen bekanntlich den Deutſchen wegen ſeiner ihnen kauderwälſch erſchienenen Sprache belegt haben.

11. Das Lautſyſtem der ruſſiſchen Sprache endlich gleicht dem Polniſchen ſowohl im Mangel der deutſchen Umlaute, Diphthonge und des milden h- und ch-Hauches, als in der großen Häufung der Ziſchlaute, vom weichen ſ-Laute bis zur Verbindung ſchtſch, und im Beſitz des ſpecifiſchen Lautes des geſtrichenen l (ł), dagegen beſitzt ſie den beſonderen polniſchen u-Laut nicht.

Die bisherige überſichtliche Darſtellung der wichtigſten europäiſchen Lautſyſteme, in welcher nichts Weſentliches übergangen worden, iſt, wie ich glaube, ausreichend, um die vielverbreitete Furcht vor der Ausſprache fremder Zungen als grundlos oder doch als ſehr übertrieben darzuſtellen. Die Laute der europäiſchen Sprachen bieten dem aufmerkſamen Hörer durchaus keine unbeſiegbaren Hinderniſſe für die Nachahmung, vorausgeſetzt, daß er mit keinem Fehler der Sprachwerkzeuge und des Gehörs behaftet iſt, und daß er nicht als Anfänger ſchon die feinſten oratoriſchen Laut-Nüancen des eingeborenen und geübten Redners hervorbringen ſoll: was freilich ſo viel hieße, als von dem Geigerlehrling den feſten, reinen Strich des Violinvirtuoſen verlangen. Eine wirkliche, wenn auch gleichfalls nicht unüberwindliche Schwierigkeit tritt nur dann ein, wenn nicht zuerſt die gehörten Laute nachgeſprochen, ſondern die geſchriebenen Laute geleſen werden ſollen; wenn demgemäß der engliſche Sprachunterricht z. B. mit der nicht ſehr anlockenden Regel beginnt: a wird im Engliſchen auf fünf verſchiedene Arten ausgeſprochen: wie äh in cake, wie langes offenes o in all, wie kurzes o in what, wie kurzes ä in bad, wie langes a in dark, und der Schüler dann weiter für die richtige Ausſprache mit Regeln und Ausnahmen und Ausnahmen von den Ausnahmen in Hülle und Fülle Monate lang gequält und verwirrt wird: — dann freilich

„wird ihm von alle dem ſo dumm,
als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum;“

dann muß die fremde Sprache die Sünden der verkehrten Methode büßen. Wenn ich Miniſter des Unterrichts wäre, würde ich den Lehrern der neueren Sprachen in den erſten 4 oder 6 Wochen des Sprachunterrichts den Gebrauch eines jeden gedruckten Buches auf das Strengſte unterſagen. Erſt wenn der Schüler Hunderte von Wörtern und leichten Sätzen nachgeſprochen und nachgebildet hat, wenn ihm the sun shines; the cake is sweet; come, make haste u. dergl. in Laut und Bedeutung ganz geläufig ſind, erſt dann öffne er ein Buch und ſehe, wie die alten Bekannten ſich in Schriftgeſtalt ausnehmen: dann findet er in the das ſonſt ſo gefürchtete engliſche th, in sun das theoretiſch mit ſo viel Umſchweif behandelte engliſche u, in sweet das ſpecifiſch engliſche Dobb'ljuh ꝛc.

Sprache muß vor Allem und ohne Unterlaß geſprochen werden; nicht ohne Grund entlehnt ſie bei den meiſten Völkern ihren Namen von der Zunge (laschôn, γλῶσσα, lingua, langue etc.). Wenn der Schüler die Laut-, Form- und Satzlehre der zu erlernenden Sprache an zahlreichen, vorgeſprochenen Beiſpielen hörend und nachſprechend lernt, und wenn ihm gleichzeitig der nöthige Wortvorrath aus den ihm am nächſten liegenden Sphären des Familien- und des bürgerlichen Lebens für eigene Satzbildungen eingeübt wird: dann ſtellt ſich nach wenigen Monaten — oft nach wenigen Wochen — ſchon die Befähigung ein, Sätze aus dem Gedankenkreiſe des Lernenden in der fremden Zunge mit Leichtigkeit auszuſprechen; dann beginnt, wenn auch in beſchränktem Kreiſe, das Denken in der fremden Sprache — und hiermit iſt der ſicherſte und zugleich kürzeſte Weg zum völligen Erlernen und Verſtehen der letzteren geebnet. Je größer aber die Zahl der bereits überwundenen Sprachen iſt, deſto leichter werden neue hinzugelernt, weil des Gleichartigen und Analogen im Wortvorrath und in der Formbildung der europäiſchen Sprachen ſo außerordentlich viel iſt.

Digitized by Google

Denken wir uns nun einen begabten jungen Mann, der mit Vorliebe für das Sprachenſtudium erfüllt iſt, in Verhältniſſe geſetzt, die ihm die Befriedigung dieſer ſeiner Neigung beſonders erleichtern, ſei es, daß er in einer Weltſtadt, wie Rom, London oder Paris, lebt, wo Hunderte von Fremden aus allen Erdtheilen ihm Gelegenheit geben, die fremden Sprachen aus dem Munde der Eingeborenen zu hören und im Verkehr mit ihnen ſie ſelbſt zu üben, oder, daß er reiſend, in vieler Herren Länder kommt und dort ſich die fremden Sprachen im täglichen Umgang mit leichter Mühe aneignen kann: ſo wird es uns gar nicht überraſchen, wenn wir einen ſolchen, vom Schickſal beſonders-begünſtigten Sprachbefliſſenen — ohne daß er Sprachgelehrter und Sprachforſcher in ſtrengem wiſſenſchaftlichen Sinne, ein Bopp, Pott oder Grimm, zu ſein braucht — nach Verlauf mehrerer Jahrzehnde mit der Kenntniß von zwanzig Sprachen und mehr ausgeſtattet finden. Und hat ein Solcher erſt die Hauptſprachen des Morgen- und des Abendlandes inne, dann ſetzen ſich im weiteren Verkehr mit Eingeborenen fremder Länder und Zonen neue Sprachen wie neue Knospen an, und wenige Monde reichen hin, die Knospen zur Blüthe zu entfalten.

Aus ſolchen Momenten, aus der viva vox der Lehrenden, aus der Verwandtſchaft der Sprachen und den darauf beruhenden Sprachanalogieen, aus dem durch ein halbes Jahrhundert mit Eifer fortgeſetzten Sprachenſtudium und endlich aus der Gunſt der Verhältniſſe wird, nach meiner Ueberzeugung, das Räthſel Mezzofanti am ſicherſten zu löſen ſein, zugleich aber auch für Andere, die unter weniger günſtigen Verhältniſſen die Erlernung einer größeren Anzahl fremder Sprachen anſtreben, die Hoffnung erwachſen, daß ihr Mühen, in rechter Weiſe angewandt und ſtetig fortgeſetzt, kein vergebliches ſein wird.

Wilhelm Freund.

England.

Der City-Verkehr Londons.

Während ſich die Politiker und Diplomaten in aller Herren Ländern die Köpfe um Schleswig-Holſtein zerbrechen, giebt es hier kaum eine brennendere Frage, als: Wie kommen wir ſo ſchnell wie möglich in oder durch die oder aus der City? Die City iſt der Mittelpunkt Londons und aller Geſchäfte, das Herz im Herzen der Welt und dabei nicht umfangreicher, als eine engliſche Geviertmeile, während London ſelbſt bereits über Einhundert Quadratmeilen bedeckt. Aus dieſem London und der Umgegend gehen oder reiten oder fahren täglich im Durchſchnitt 1,000,000 Menſchen in der City aus und ein, dazu etwa 130,000 Fahrzeuge auf Rädern, außer den unter, auf und über London fortwährend hinſauſenden Eiſenbahnen. Wie ſollen ſie's machen, um neben und gegen einander raſch durchzukommen und das koſtbare Geld, genannt „Zeit", das in zunehmenden Maſſen durch täglich wiederholte Stauungen und „stoppages" verloren geht, möglichſt zu retten? In den vielen Verkehrs-Schwingungsknoten je fünf zuſammenlaufender Straßen (dem Verkehr viel günſtiger, als die rechtwinkeligen Durchſchnitte je zweier Straßen oder vier gerader Straßen-Linien) fahren ſich unzählige Arten von Wagen alle Tage mehrmals feſt, ſo daß die Verkehrs-Direktoren der Polizei und die Um- und Einſicht und die kaltblütige Wagenlenker-Kunſt der Kutſcher alle ihre Genialität vereinigen müſſen, um immer wieder flott zu werden. Und ſo breit und muſterhaft eben und rinnſteinfrei auch die meiſten Straßen-Trottoirs ſind, gerathen doch geſchäftseifrige Fußgänger und bauſchende Krinolinen oft genug in eine Miſchung, die mit gleichen Kräften nach entgegengeſetzten Seiten drängt und deshalb einen ſehr bewegten Stillſtand bildet. Omnibus-Pferde ſtecken ihre pfauchenden Nüſtern in die Hinterfenſter ihrer Vorgänger oder ſtoßen ſich gegenſeitig die Deichſeln in die Rücken, zwei- und vierrädrige Droſchken verwirren und miſchen ſich mit ihren Rädern und reißen eilende Doctor-Wagen oder Vergnügungs-Equipagen in allgemeine Verräderung, ſo daß Doctoren zu ſchon Geſtorbenen, Eiſenbahnreiſende 10 Minuten nach Abgang des Zuges, Waaren und Güter nach dem letzten Termine der Ablieferungsfriſt an Ort und Stelle kommen. Die Goliath's von Güterwagen, die Pickfords, drohen, ihre oberſten Ballen und Tonnen*) durch die Fenſter erſter Etagen zu ſchleudern und die Hunde oben auf wechſeln freundſchaftliche Schwanzwedelungen und Küſſe mit den Schoßkötern, die aus 1 — 2 Treppen hohen Fenſtern gucken. Die Uebergänge in den fünfſtrahligen Straßenkernen, obwohl in der Mitte durch Stein- und Eiſenumſchützte Zufluchtsörter gegen drohende Räderung verſehen, ſind immer voller Angſt und Lebensgefahr, obwohl Menſchen und Wagen eine wahrhaft wunderbare Geſchicklichkeit und Virtuoſität beſitzen, ſich gegenſeitig zu ſchonen. Aber es wird immer ärger und unmöglicher, den ſteigenden Verkehrsmaſſen Raum zu verſchaffen. Man hat mehr dafür gethan, als in irgend einer Stadt der Welt und arbeitet noch Tag und Nacht unter, auf und über den Straßen an neuen Auswegen, doch ehe dieſe fertig ſind, ſieht man ſchon, daß ſie nicht ausreichen.

Die City-Obrigkeit erhielt in der vorigen Seſſion ein Parlaments-Privilegium, den Straßen-Verkehr durch beſondere Geſetze und Maßregeln zu ordnen. Zu dieſem Zweck wurden zunächſt ganz in engliſch-praktiſch-ſtatiſtiſcher Manier Unterſuchungen über den Umfang und die Maſſe des Verkehrs zu Fuß und zu Wagen angeſtellt, um das Ergebniß mit früheren Reſultaten zu vergleichen. So ergab ſich aus übereinſtimmenden Berichten ſcharfäugiger Policemen, daß 1850 an einem beſtimmten Tage von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends 11,000 Wagen vor der Bow-Kirche und Cheapſide (geſpr. Tſchiepſcheid) der Hauptverbindungsſtraße zwiſchen Oſt und Weſt in der City, vorbeigefahren waren, in derſelben Zeit voriges Jahr 12,300. Die Zählung der Wagen auf der London-Brücke (der Hauptverbindung zwiſchen Süd und Nord) ergab 1850 an einem Tage 13,000, im vorigen Jahre nicht weniger als 20,000. Von andern ähnlichen Zählungen will ich nur die neueſte und umfangreichſte erwähnen. Es galt zu ermitteln, wieviel Menſchen und Wagen überhaupt durch alle 48 Zugänge in die City täglich einpaſſirten. Man nahm zu dieſer Abſchätzung einen beſtimmten Tag, an welchem alle Eingänge mit einer Armee von zählenden, ſich gegenſeitig ablöſenden und kontrolirenden Policemen beſetzt wurden und blieben. Das Ergebniß klingt fabelhaft, iſt aber durch ſtets mehr Zählende vollſtändig beglaubigt. An dieſem Tage alſo bahnten ſich 48,177 Wagen ihren Weg in die City mit ungezählten Waarenmaſſen und 155,060 Perſonen in und auf dieſen Wagen, während 370,107 andere Perſonen zu Fuß kamen. Da man eben ſo viel Ausgehende annehmen muß, ſtellt ſich der tägliche Aus- und Einverkehr in der City auf etwa 100,000 Wagen und über 700,000 Perſonen, die oft genug zu mehr als 1 Million anſchwellen mögen.

Dabei iſt nichts ausgemachter, als daß weder ein Pferde- noch

*) Pickford hat das größte Gütertransport-Geſchäft in der Welt mit Hunderten von eiſernen Laſtwagen auf Federn und mehr als 1500 Pferden.

Digitized by Google

Menſchenfuß zum Vergnügen in die City geht. Lauter dringendes, eiſeenes, unaufſchiebbares Geſchäft. Alle großen Geſchäfte Englands und des Welthandels werden auf dieſer Fünftel-Quadratmeile (geographiſch genommen) abgemacht. Ja hier giebt's Großgeſchäfte. Die Firma Moriſon Dillon und Co. (Schnitt- und Strumpf-Waaren) ſagte vor einem Parlaments-Comité offiziell aus, daß ihr Geſchäft jährlich 5 Millionen Pfund Sterling Umſatz mache, jeden Morgen durchſchnittlich 150 Beſtellungen aus der Provinz erhalte und dieſe binnen 3—4 Stunden befriedigt, wo die Packete den betreffenden Eiſenbahnen übergeben werden müßten, daß die Beſtellungen aus der Stadt ſelbſt den ganzen Tag einlieſen und ausgeführt würden, daß ſie binnen 3 Tagen über 2200 Packete in 23 großen und 40 kleinern Wagen abgeſchickt habe. Die Zufuhr von Waaren habe 1863 über 40,000 große Ballen und Kiſten betragen. Mr. Trowers, Haupt des Zucker-, Kaffee-, Reis- und Italiäner-Waarengeſchäfts ſagt aus, daß ſeine Firma 17 große maſſive Häuſer in Cannonſtreet vereinigt habe, um Raum für das wachſende Geſchäft zu bekommen und man im letzten Jahre anderthalb Millionen Centner Zucker, Kaffee, Reis u. ſ. w. empfangen und wieder verkauft habe. Copeſtake und Moore, Hauptfirma in Mancheſterwaaren, gab dem Parlaments-Comité zu Protokoll, daß ſie 25 Häuſer zwiſchen drei Straßen der City in Ein Geſchäftshaus vereinigt, ſo daß es nun in allen drei Straßen Ein- und Ausgänge habe, daß ſie ſiebzehn Nebengeſchäfte beſitze und 25 Reiſende beſchäftige. Vom Comité gefragt, wie viel Menſchen in dem Londoner Hauſe beſchäftigt ſeien, antwortete Mr. Moore: Wir ſind täglich unſer 600 bei Tiſche.

Das ſind einige Firmen unter den Hunderten von „größten" Engros-Geſchäften. Man denke, daß ſie alle ihre Güter importiren und exportiren und dieſe alle auf dieſem Raume einer Fünftel-Quadratmeile ſo ſchnell als möglich ab- und zugeſchafft werden müſſen.

Dieſen Lokal-Verkehr auf Rädern zwiſchen den Eiſenbahnſtationen Londons für die Großhandels-Ballen und Kiſten beſorgen beſonders zwei Spediteurs: die Firma Pickford und „Chaplin und Horne". Letztere hat wöchentlich 140,000 Centner Waaren in London hin- und herzufahren, Pickford noch mehr, doch ſind von Letzterem keine amtlichen Angaben gemacht worden. Erſtere Firma beſchäftigt 450 Wagen, 350 ganz große und 100 kleinere, um dieſe etwa 15 Millionen Centner jährlich zu beſördeen. Dabei iſt es intereſſant, zu erfahren, welche Mühe man ſich gegeben, um Wagen und Waaren auf den kleinſten Raum zu beſchränken und beide mit einander in Uebereinſtimmung zu bringen. Beide große Spediteurs haben ihre koſtbaren, feſten, auf Federn ruhenden eiſernen Wagen ſo vervollkommnet und verkleinert, daß juſt immer zwei Waaren-Ballen, die zu dieſem Zweck auch immer eine beſtimmte Größe und Weite angenommen haben, daß je zwei Mancheſterwaaren-Ballen, je zwei Ballen von Derby-Strumpfwaaren oder Nottingham-Spitzen gerade neben einander Platz haben. Die Wagen ſind dadurch einen Fuß ſchmäler (7½ ſtatt wie früher 8½ Fuß breit) geworden und werden juſt mit 100 Centnern für je zwei ihrer rieſig ſtarken Pferde voll beladen. Die früheren Wagen wurden von vier Pferden gezogen und erſchwerten dadurch ſich und andern das Fortkommen außerordentlich. Mit den jetzigen Zweiſpännern geht's raſch und mit bedeutend verringerten Hinderniſſen.

Man darf dieſe freiwillige Vereinigung unzähliger freier Privat-Induſtrieen zu dem gemeinſamen Zweck der Verkehrs- und Transport Erleichterung nicht gering anſchlagen. In weniger kultivirten Städten und Staaten wäre ein ſolches Zuſammenwirken wohl nur durch polizeilichen Zwang und ſchwere Strafen für Kontraventionsfälle zu Stande gekommen. Hier in London haben ſich die beiden großen Konkurrenz-Spediteurs, die Kunden, die Fabrikanten in den Provinzen um des praktiſchen Zwecks willen alle vereinigt, um Wagen und Waaren in genaue Uebereinſtimmung zu bringen. Den Spediteurs hat dieſe Reform, die ſie ſelbſt veranlaßten, Laſtwagen voll Geld gekoſtet, aber ſie hatten Capazität genug, den Vortheil dieſer Opfer einzuſehen und raſch und rüſtig danach zu handeln. Das iſt etwas werth, zumal wenn man den Jammer und die Verlegenheit des unendlich kleineren Verkehrs in den weiten Straßen Berlins geſehen hat und damit vergleicht.

Von den Angaben der Herren Chaplin und Horne erwähnen wir nur noch, daß ſie allein nach dem einen großen Eiſenbahnhofe von Great Northern 1300 Wagenladungen wöchentlich abliefern. Pickfords Geſchäft iſt noch größer, und dann giebt's noch 9 andere große Eiſenbahnhöfe voll ſtets kommender und gehender Waaren. Und dann die ungeheuren Tonnenlaſten für Schiffe und aus Schiffen! Sie und alle andern Laſten von Waaren, Produkten und Fabrikaten von der ganzen Erde und für die ganze Erde werden von dem kleinen City-Mittelpunkte Londons aus bewegt und brauchen dazu mehr Raum, als in, auf und unter dieſem koſtbaren Stück Boden beſchafft werden kann. Ich will nicht auf das für den Laien unentwirrbare Gewinde von über- und unterirdiſchen reſp. unter-Themslichen Eiſenbahnprojekten eingehen, mit welchen man dieſen ſich ſtets ab- und zudrängenden Waarenmaſſen leichtere Wege und Durchgänge verſchaffen will. Einige davon ſind ſchon fertig. Nach Vollendung aller wird die City oben, parterre und unter der Erde ein dichtes Geäder von Eiſenbahnen ſein, mit einem dichten Netze von Telegraphen-Drähten ganz oben darüber, ſo daß es ausſehen wird, als läge dieſes mit Centnerlaſten ſtets pulſirende Herz wie unter einer ungeheuren Glocke von Draht-Gaze.

Auch die umfangreichen Geſetze und Maßregeln für beſtändige Flüſſighaltung des City-Verkehrs auf Wagen ſind intereſſant, freilich aber auch für auswärtige Leſer zu lokal. Deshalb nur im Allgemeinen, daß Omnibus gewiſſe Straßen vermeiden, daß gewiſſe große Fuhrwerke zwiſchen 9 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends gar nicht durch die City fahren dürfen, daß alle Fuhrwerke eine gewiſſe Höhe und Breite einhalten müſſen. In gewiſſen Straßen dürfen zwiſchen 9 — 5 Uhr des Tages keine Kohlen, kein Bier u. ſ. w. abgeladen und abgeliefert werden. Weder Wagen, noch Menſchen, noch Waaren dürfen ſich zu gewiſſer Zeit und in gewiſſen Straßen durch Stehen oder Liegenbleiben an der ſouveränen Macht des Verkehrs verſündigen. Eine Höferkarre am unrechten Orte wird wie eine Majeſtäts-Beleidigung gegen den engliſchen Diktator „Verkehr" beſtraft, eine Majeſtätsbeleidigung gegen die Königin aber nicht, da eine ſolche ſelten vorkommt und dann bloß mit Verachtung beſtraft wird.

Ja, England iſt klein und noch viel kleiner die allergrößte Stadt der Welt im Verhältniß zu der Ungeheuerlichkeit des Verkehrs. Einkommen und Ausgaben haben ſich während des letzten halben Jahrhunderts zum Theil um 1000 bis 1500 Prozent vermehrt, alſo auch die Gegenſtände, welche dieſes Wachsthum bedingen.

Der Präſident des Civil-Ingenieur-Inſtituts, Mr. M'Clean, hielt neulich in der großen Jahres-Verſammlung einen Vortrag über dieſen Gegenſtand, aus dem einige Angaben von Intereſſe ſein werden. Im Jahre 1815 betrug das Jahres-Einkommen aus Bergwerken, Kohlen- und Eiſenminen noch nicht 1½ Millionen Pfund, 1856, alſo 40 Jahre ſpäter, über 18 Millionen, welche nach

Digitized by Google

dem Maße der bisherigen Steigerung 1866 über 25 Millionen ausmachen werden. Dieſes ungeheure Wachsthum iſt, wie er nachwies, ein Segen der Eiſenbahnen, welche nach den ungeheuerſten Schwindeleien und Verluſten nun doch ein darin ſteckendes Kapital von ungefähr 400,000,000 Pfund Sterling meiſt gut, in einzelnen Fällen mit mehr als zehn Prozent verzinſen. Die Eiſenbahnen nehmen 200,000 Acres Land ein, der bebaute Boden umfaßt 40,000,000 Acres. Und dabei bezahlen dieſe 200,000 Acres Eiſenbahnen beinahe denſelben Betrag an Steuern, wie ſämmtliche Beſitzer der 40,000,000 Ackerbauboden.

Ungefähr 300,000 Menſchen ſchaffen jährlich 2,000,000,000 — zweitauſend Millionen Centner — Kohlen aus dem engliſchen Boden, und es wurde im Hauptorte dieſer Kohlen-Induſtrie, Newraſtle, die Beſorgniß laut, daß bei dieſem ungeheuren, noch immer ſteigenden Bedarf der noch ſo reiche Vorrath doch endlich erſchöpft werde und man einſt Kohlen nach Newraſtle, wie früher Eulen nach Athen, tragen würde, aber nicht mehr als einen Ueberfluß, ſondern als ein theures Bedürfniß. M'Clean zerſtörte dieſe Furcht mit Hülfe der Geologen, durch welche man ermittelt hat, daß in einer tieferen Schicht über halb England auf ſtarken Kohlenlagern ruhe, welche trotz der größeren Schwierigkeiten und Hitze in dieſen tieferen Schichten (durch maſſenhafte Ventilation) mit dem größten Vortheil benutzt werden könnten, ohne daß an eine Erſchöpfung im Laufe von Hunderttauſenden von Jahren zu denken ſei. Jetzt erſetzen die engliſchen Kohlen in England allein die Kraft von 12 Millionen Pferden à 1 Penny Tageskoſten für jede Pferdekraft (d. h. im Bergwerke ſelbſt, ohne die Transportkoſten).

Mit den Kohlen wird auch viel Eiſen gewonnen. Die 1862 aus der Erde geholten 160,000,000 Ctr. Erze wurden in 80,000,000 Centner Roheiſen u. ſ. w. verwandelt. Für Kohlen- und Eiſen-Export wurden 25,000,000 Pfund Sterling eingenommen, 1863 noch mehr, in welchem Jahre der Geſammtwerth aller engliſchen Produkte und Fabrikate auf 146,489,763 Pfund Sterling ſtieg, d. h. um beinahe 20,000,000 höher, als im Jahre vorher.

Da ſich die Engländer, wie jedes geſcheidte Volk, nicht todtes Geld für dieſe Exporte zahlen laſſen, ſondern Waaren und Produkte, die mehr werth ſind, als das baare Geld, alle im- und exportirten Waaren aber in London wenigſtens verrechnet und ausgeglichen werden, nicht in London, ſondern im hundertſten Theile deſſelben, der City, ſo kann man ſich denkrn, odrr vielmehr nicht denken, was darin gebucht, verrechnet, durch Wechſel und Baarzahlungen ausgeglichen wird. Alſo Reſpekt vor dieſen Pferden und Menſchen der City! Sie ſind die Majeſtät Englands, welche ſich meiſt nur mit ihren Anfangsbuchſtaben ſchreibt, die ſo ausſehen: „£. s. d." (Pfund, Schilling, Penny.) Man nennt die Engländer deshalb auch gern ein gemeines Krämer-Volk, beſtehend aus backenbärtigen Sklaven des Geldmachrns (whiskored slaves of money-making), aber da andere Menſchen und Majeſtäten auch gewaltigen Reſpekt vor Geld haben und es ſich oft um jeden Preis zu erwerben ſuchen, werden dieſe gemeinen Engländer mit dem meiſten Gelde und dem großartigſten Verkehre verehrt, beneidet werden, ſo lange der Mammonismus eine verbreitetere Religion bildet, als der Monotheismus.

Uebrigens iſt's nicht bloß das Geld, das ſie groß macht und ſo erhält. Man darf England nicht nach ſeinen Diplomaten, auch nicht nach ſeiner politiſchen Preſſe beurtheilen. Dieſe repräſentiren bloß die gemeinſte, mercurialſte und mercantilſte Seite Englands und ſchimpfen und intrigniren gegen Alles, was außerhalb nur Miene macht, im Handel zu konkurriren oder den Handel zu ſtören. Die Preßwuth gegen Preußen ſtammt aus keiner andern Quelle, als aus dem Gefühl, daß es durch Krieg die Handelsintereſſen ſtöre und ſich durch Ausdehnung bis zur Eider an der Nord- und Oſtſee ſeemächtig und handelstüchtig gegen England machen könne. Und inſofern die engliſchen Staatsmänner annehmen, daß ſich der Krieg doch noch hätte vermeiden und Alles diplomatiſch löſen laſſen können — in welcher Richtung ſie ſehr thätig waren, kann man ihnen und der Preſſe dieſe Erbitterung gar nicht ſo ſehr übel nehmen. Sympathieen für Dänemark liegen nicht zu Grunde. Sie würden, wenn es ihren Intereſſen nothwendig erſchiene, Kopenhagen ebenſo ohne Umſtände bombardiren, wie 1807. Daß der Haß gegen die ſiegreichen Waffen Preußens die Form von däniſchen Sympathieen und einer hämiſchen Oppoſition gegen die zeitlebens bisher verehrte und gebildete Königin angenommen hat, iſt Folge einer eigenthümlichen Entwickelung des mündig, Ehemann und Vater gewordenen Prinzen von Wales. Mir hat dieſer Jüngling nie recht gefallen wollen, ſo oft ich ihn als Knabe größer und größer ſah. In ſeinem Geſicht lag ſtets etwas von dem Charakter eines „sneak", der hinter den Ohren hat, wo gewiſſe untergeordnete Geiſtesanlagen und Leidenſchaften ihre phrenologiſchen Höcker anſetzen. Er ſcheint einer der Georgs zu werden, der fünfte. Die vier Vorgänger ſind ſehr gut gekannt durch Thackeray's weltberühmt gewordene Vorträge. Der engliſche Thronfolger fängt als fünfter gut an mit Trotz und Hohn gegen ſeine Mutter, mit Wein und Liebe und ſonſtigen Tugenden eines „fast young man", wofür wir auf deutſch Lebemann oder noch deutſcher roué ſagen würden. Es courſiren allerlei böſe Sagen über ihn, ſeine unglückliche kranke, ſchöne Frau und die noch unglücklichere Mutter. Manches hat auch in deutſchen Zeitungen geſtanden, aber noch lange nicht Alles. Obgleich dergleichen gern und gierig geleſen wird, will ich doch die Chronique scandaleuse über dieſen hoffnungsvollen König von England, der Garibaldi in einem ſehr weinſeligen Zuſtande beſuchte, und in deſſen Intereſſe am Windſorſchloſſe der Königin mehrmals angeſchlagen ſtand: „Dieſe Zimmer ſind zu vermiethen!" nicht noch vermehren. Die pöbelhafte Times, die's immer mit werdenden und gemachten Größen hält und dem Sinkenden oder Todten mit Falſtaffs-Courage noch gern ein Bein abhaut, wie dem gefallenen Percy, die Times und die meiſten übrigen Zeitungen ſchwärmen mit dem fünften Georg für Dänemark, nm Deutſchland und die deutſchgeſinnte Königin zu kränken. Das iſt allerdings unerhört gemein und pöbelhaft einer ſolchen Königin gegenüber, welcher ſogar die Trauer um den Tod des deutſchen Gemahls, den der junge Georg auch beſchleunigt haben ſoll, zum Vorwurf gemacht wird, ſo daß ſie neulich es für nöthig fand, öffentlich erklären zu laſſen, daß ſie alle Pflichten einer Königin auch ferner noch erfüllen werde, die Beförderung des Abſatzes von Schnittwaaren und Putzſachen aber durch Veranſtaltung von Hoffeſtlichkeiten nicht mehr ſrlbſt unternehmen könne.

Ich habe ſchon oft angedeutel und mehr oder weniger deutlich geſagt, daß man England nicht nach ſeinem Throne, ſeiner Ariſtokratie, ſeinen Diplomaten, ſeinem Parlamente, ſeiner Politik und Tagespreſſe beurtheilen dürfe. Dieſe Mächte herrſchen in England nur nach den Vorſtellungen außerhalb und auf Grund der täglichen Auszüge aus der Schleſinger'ſchen lithographiſchen Korreſpondenz. In der Wirklichkeit aber herrſchen die produktiven und Handels-Intereſſen, denen ſich, wenn's ſo zu ſagen zum Klappen kommt, alle die offiziellen Staatsgewalten fügen müſſen. Und da Deutſchland und der Friede mehr werth ſind, als das vom Kopenhagener Pöbel beherrſchte Dänemark, wird's auch der fünfte Georg, wenn er Kö-

Digitized by Google

nig geworden ſein wird, nicht zu einem Kriege für Dänemark gegen Preußen bringen können, ſelbſt wenn ihm dies in weinſeliger Laune als eine nothwendige und unumgängliche Heldenthat erſcheinen ſollte. Zwar munkelt man bereits von allerlei kühnen Plänen und Maßregeln, durch welche der künftige König die von ſeiner Mutter und ſeinem Vater ſtets zu weit getriebene Nachgiebigkeit gegen Parlaments- und Volksſtimme abſchaffen wollte, um das von ſeinen Eltern verſcherzte Anſehen der Krone wieder zu reſtauriren, aber die Zeiten der vier Georgs ſind vorbei. Auch dürfte die von dem Prinzen adoptirte Lebensweiſe nicht geeignet ſein, ihm viel Energie zu reſtaurirenden oder kriegeriſchen Heldenthaten übrig zu laſſen. Auch darf man nicht vergeſſen, daß die verhaßte Palmerſton-Politik, ſo lange und ſo oft der Schrecken und das Verderben anderer Völker, ſehr altersſchwach und eben in der deutſch-däniſchen Sache nicht nur allgemein lächerlich, ſondern auch verächtlich geworden iſt und jedenfalls über ein Kleines mit moraliſchem und phyſiſchem Tode abtreten wird. Inzwiſchen hat ſich eine volks- und ſtaatswirthſchaftliche Einſicht begründet und verbreitet, die eben ſo richtig rechnet, als auf Grund dieſer richtigen Exempelſummen human iſt, die ſogenannte Mancheſter-Schule der Friedens-Tauben, die in ihren Repräſentanten Cobden, Bright u. ſ. w., trotz aller Verſuche, ſie lächerlich zu machen, doch immer ſchon lange dermaßen reſpektirt wird, daß Cobden und Bright nirgends eine Rede halten können, die nicht mit vielen Koſten in den Zeitungen ſofort nach ſtenographiſcher Nachſchrift wörtlich und ausführlich mitgetheilt und durch Leitartikel ausgezeichnet würde. Das paſſirt den Herren Miniſtern nur ausnahmsweiſe. Man begnügt ſich, den in der Regel ſtrohernen Inhalt ihres Makulaturs anzugeben und die Sache dann zu vergeſſen und zu vergeben.

Die große produktive und bis weit hinab gebildete Maſſe der Nation läßt ſich die Palmerſton- reſp. Derby-Größen eben noch gefallen, weil ſie in ihrem Sinne doch nichts Geſcheidtes mehr ausrichten und ſtets klug genug waren, ſtarkem Gedränge des Nationalbedürfniſſes nachzugeben, auch weil die Nation in dem Bewußtſein dieſer Macht durch die etwas ſchwach gewordenen Schwindel-Diplomaten im Weſentlichen nicht inkommodirt wird und es für beſſer hält, deren Ende abzuwarten, ſtatt durch gewaltſame Demonſtrationen deren Ab- und Untergang zu beſchleunigen. In Folge der Perfidie gegen Garibaldi kam es allerdings zu bedeutenden Aeußerungen des Unwillens und Vorſchlägen, dem Palmerſtonianismus einen ſanften Schub zum Abgange angedeihen zu laſſen, aber die Vorſtellung, daß jede Kriſe nachtheilig auf Wagen- und Menſchen-Verkehr in der City wirkt und ein ſo verfrühtes Gericht Geld koſtet, ſiegte wie immer über die zornerglühenden Geſichter, ſo daß man nun die alten Herren Schwachköpfe wieder ruhig konferenzen ließ, womit ſie ihr unſeliges Ende hoffentlich ſelbſt etwas beſchleunigt haben.

Schweiz.

Genfer Literatur.

I.
Sammlung des Briefwechſels der franzöſiſchen Reformatoren.

Das Calvin-Jubiläum, welches zwar, wie aus den Zeitungen bekannt, als nationale Feier in Genf aus hiſtoriſchen, politiſchen und dogmatiſchen Gründen geſcheitert iſt, hat dagegen eine Reihe von literariſchen Unternehmungen und Publikationen in ſeinem Gefolge gehabt, die nicht bloß für die theologiſche Welt, ſondern auch für das große gebildete Publikum überhaupt von hohem Intereſſe ſein dürften. Eine der wichtigſten iſt jedenfalls die von der H. Georg'ſchen Buchhandlung in Genf angekündigte Sammlung des Briefwechſels der franzöſiſchen Reformatoren. Sie führt den Titel: „Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française, recueillie et publiée avec d'autres lettres relatives à la réforme et des notes historiques et biographiques, par A. L. Herminjard.“ Das Werk iſt auf den Umfang von 8—10 Großoctavbänden, je zu etwa 500 Seiten, berechnet und wird eine Vollſtändigkeit anſtreben, wie ſie bei ähnlichen Sammlungen nur ſelten erreicht iſt. Der Herausgeber ſelbſt hat bereits 4000 Briefe und Aktenſtücke geſammelt, unter denen ſehr viele bisher ungedruckt geblieben; er hofft, während des Erſcheinens ſeines Werkes durch die Theilnahme und Beiträge des gelehrten Publikums dieſes ſehr anſehnliche Material noch vervollſtändigen zu können. Nicht nur die hervorragendſten Geſtalten, wie Calvin, Farel, Viret, Theodor Beza, ſollen berückſichtigt werden, ſondern überhaupt alle jene Männer, welche an dem Reformationswerk in den franzöſiſchen Ländern während der Periode von 1512—1565 einen thätigen Antheil nahmen. Jedes einzelne Stück ſoll der leichteren Ueberſicht wegen mit kurzen Summarien und hiſtoriſchen und biographiſchen Erklärungen nach den beſten Quellen verſehen werden. Sehr erfreulich iſt überhaupt das ernſtere und mehr kritiſche Streben, welches ſich gegenwärtig auf dem Gebiete der franzöſiſchen Reformationsgeſchichte im Gegenſatz zu der früheren oberflächlichen, traditionellen Behandlung des Gegenſtandes geltend zu machen beginnt. In dieſer Richtung hat die entſcheidende Polemik Galiffe's unzweifelhaft gute Früchte getragen.

II.
Etymologiſches Schulwörterbuch der franzöſiſchen Sprache.

Profeſſor J. A. Weiß-Haas aus Breslau, ehemaliger Lehrer der deutſchen Sprache am Gymnaſium in Genf, hat ſoeben (bei H. Georg daſelbſt) ein „Franzöſiſch-deutſches etymologiſches Wörterbuch, enthaltend eine Sammlung von mehr als 11,000 nach Wurzeln geordneten Wörtern und Redensarten (zum Schulgebrauch und Selbſtunterricht empfohlen vom Unterrichtsdepartement des Cantons Genf.)“ herausgegeben. Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, wie zur Ausführung eines Baues die Herbeiſchaffung des nöthigen Materials das erſte Geſchäft ſein müſſe, ſo ſei auch die Anſammlung eines gewiſſen Wörtervorraths die erſte Bedingung der Erlernung einer Sprache. Die größte Schwierigkeit ſei hierbei für die Lehrer und Lernenden, einen geeigneten Grundſatz aufzufinden, welcher das Auswendiglernen und Behalten der Wörter erleichtere. Dieſe Aufgabe werde am beſten gelöſt durch die genetiſche Methode, d. h. die etymologiſche, oder mit anderen Worten durch die Unterordnung der einzelnen abgeleiteten Wörter unter die den Grundbegriff ausdrückende Wurzel. Dieſe Methode hat bereits in den klaſſiſchen Sprachen ihre vielfache Anwendung gefunden; für die modernen, und namentlich für die franzöſiſche Sprache, fehlte es noch an ſolchen für den Schulgebrauch beſtimmten Wörterbüchern, obwohl durch das „Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne,“ von Aug. Scheler, Bibliothekar des Königs der Belgier zu Brüſſel, eine vortreffliche, ſich auf die großen Vorarbeiten und Prinzipien von Diez ſtützende wiſſenſchaftliche Grundlage geliefert war. Herr Weiß-Haas hofft, einem

Digitized by Google

ſolchen Mangel durch ſein etymologiſches Wörterbuch abzuhelfen, und, ſo viel uns eine flüchtige Durchſicht zu urtheilen geſtattet, hat er ſeine Aufgabe ſehr glücklich gelöſt. Das Buch bietet in der That mehr, als der Titel beſagt; nicht nur wird es dem Schüler die Erlernung der franzöſiſchen Sprache durch eine nach den Wurzeln ſehr überſichtlich geordnete Zuſammenſtellung des nothwendigſten Sprachmaterials weſentlich erleichtern, ſondern auch jedem Gebildeten einen intereſſanten Einblick in die innere Geſchichte und Phyſiologie der Sprachen-Entwickelung eröffnen. Ein beſonderes alphabetiſches Verzeichniß derjenigen Wörter, deren Abſtammung nicht in die Augen fällt, iſt eine ſehr zweckmäßige Beigabe für Anfänger. Der Unterrichtsrath des Cantons Genf hat das Buch warm empfohlen, welches, wie wir hören, auch auf den Schulen mehrerer anderer Schweizer-Cantone amtlich eingeführt werden wird. W. L.

Mexiko.

J. W. v. Müller's Reiſen in Canada und Mexiko.*)
Politiſche Stimmung der Canadier.

Der Citlaltepetl und ein Hoffnungsſtrahl für die Finanzen des Kaiſers Maximilian.

Der Kaiſerthron in Mexiko iſt errichtet und das Kaiſerreich im alten Lande der Azteken eine Thatſache, die bereits auf die deutſche Literatur ihren Einfluß übt. Das uns vorliegende Buch, ein ſchön ausgeſtattetes Reiſewerk, iſt bereits Sr. Majeſtät Maximilian I., Kaiſer von Mexiko, gewidmet. Man ſieht, daß das Werk dieſer hohen Dedikation, der zu Ehren der ſchön in Kupfer geſtochene Haupttitel „Reiſen in Mexiko" vorgeſetzt iſt, erſt in den ſpäteren Stadien der Ausarbeitung theilhaftig geworden; denn eigentlich nehmen die Erlebniſſe des Reiſenden in Mexiko in dieſem erſten Bande nur einen mäßigen Theil des Buches ein, das, wie auch ein zweiter Titel richtig angiebt, überhaupt eine Reiſe in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko beſchreibt.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß die Veröffentlichung des Werkes erhebliche Verzögerungen erfahren hat. Der Herr Verfaſſer hatte das Unglück, daß ihm in Mexiko mehrere Kiſten auf eine unerklärbare Weiſe abhanden kamen, welche die Reſultate vieler meteorologiſcher und magnetiſcher Beobachtungen, topographiſcher Aufnahmen und Barometer-Beſtimmungen, mehrere aztekiſche Original-Manuſkripte, eine Anzahl altmexikaniſcher Geſchichtswerke und beſonders ein reiches Material zu einer Statiſtik des Landes enthielten. Als Folge der Reiſen in dem tropiſchen Klima ſtellte ſich auch ein längeres Siechthum ein, welches am Arbeiten hinderte.

Das Werk iſt auf drei Bände berechnet, von denen die beiden erſten die einfache Erzählung der Reiſe-Erlebniſſe mit eingeflochtenen Beobachtungen über Menſchen, Thiere und Pflanzen enthalten ſollen.

Von dem dritten ſagt der Herr Verfaſſer:

„Er zerfällt in drei Abtheilungen, deren erſte der Geſchichte des Landes gewidmet iſt. Nachdem ich die Quellen aufgeführt, aus welchen die Geſchichtsſchreiber bisher geſchöpft, habe ich verſucht, in einer Geſchichte der Tolteken, Chichimeken und Azteken, in der ſorgfältigen Reviſion des aztekiſchen Kalenders und durch eine Prüfung der Werke des Ixtilxochitl, des größten mexikaniſchen Schriftſtellers, dem Leſer ein wahrheitsgetreues Bild der Entwickelung dieſer Völker vor der ſpaniſchen Eroberung zu geben. Um dieſes Gemälde zu vervollſtändigen und den Leſer namentlich mehr mit dem inneren Weſen und dem pſychiſchen Leben der Autochthonen bekannt zu machen, habe ich der aztekiſchen Sprache, den Menſchenopfern, den Künſten und Wiſſenſchaften, ſowie den Geſetzen Netzahualcoyotl's beſondere Abſchnitte gewidmet und durch Citate und Ueberſetzungen indianiſcher Dichtungen und deren Vergleichung mit hebräiſchen das poetiſche Element der Azteken zu veranſchaulichen geſucht. Die geſunde Moral, die vollkommenſte Sittenreinheit und Tugend, der hohe Seelenadel, welchen wir in ſo vielen Handlungen jener Völker treffen, erfüllt uns mit Staunen und Entzücken, während wir in nicht geringerem Grade den raſchen Verfall dieſer Tugenden bedauern, ſowie Schauer über die Greuel empfinden, welche die Horde der tapferen, aber blut- und golddurſtigen fanatiſchen Abenteurer unter Cortez beging, wie uns dies die Geſchichte der ſpaniſchen Eroberer zeigt."

Wir ſind auf dieſen Theil ſehr begierig. Er dürfte geeignet ſein, eine große Lücke in unſerer Kenntniß Amerika's auszufüllen.

Der Verfaſſer, der in Württemberg anſäſſig zu ſein ſcheint, verließ Stuttgart am 20. Februar 1856 und begab ſich über Paris nach Havre, von wo er mit einem Segelſchiffe nach New-York überfuhr. Er beſuchte von hier aus die nördlichen Theile der Union und ging von da nach Canada.

Seine Schilderungen amerikaniſchen Lebens gehören ſelbſtverſtändlich der Zeit des damals noch nicht geſtörten Friedens an und nehmen bei dem vorwiegend wiſſenſchaftlichen Reiſezwecken des Verfaſſers nur eine untergeordnete Stelle ein. Herr v. M. machte unter den Gelehrten Amerika's intereſſante Bekanntſchaften, namentlich auch die des berühmten Eismeerbefahrers Kane, der bekanntlich ſeitdem geſtorben iſt. Ueber den Niagarafall finden wir eine kleine wiſſenſchaftliche Abhandlung, die, von Illuſtrationen begleitet, für geologiſche Forſcher von beſonderem Intereſſe ſein wird. In Canada wurden Queenstown, der Ontarioſee, Toronto, Montreal, Quebek beſucht. Wir erfahren da manches Neue, ſo z. B. über die politiſche Geſinnung der Canadier.

„Während der Fahrt miſchte ich mich unter die Paſſagiere zweiter Klaſſe, welche ſich auf dem Vorderdeck geſammelt hatten. Es waren ſämmtlich Canadier, Landleute der nächſten Umgebung, welche den Markt von Montreal beſuchen wollten und ſich, ihrer Abſtammung getreu, lebhaft in franzöſiſcher Sprache unterhielten. Ich nahm Theil an ihrer Unterhaltung. Meiner Ausſprache nach hielten ſie mich für einen geborenen Franzoſen und kamen mir deshalb mit größter Artigkeit entgegen. Einer „aus dem alten Vaterlande" bedarf hier keiner weiteren Empfehlung; den Engländern iſt es nie gelungen, ſich ihre Sympathieen zu erwerben. Alle Canadier rühmen ſich heute mit Stolz ihrer franzöſiſchen Abkunft und im Fall eines Krieges zwiſchen England und Frankreich würden ſie wie Ein Mann aufſtehen, um gegen den britiſchen Leoparden zu kämpfen. Nach den vielen praktiſchen Einrichtungen und Verbeſſerungen, welche die Engländer geſchaffen, nach den bedeutenden Freiheiten, deren ſich die Canadier unter ihnen erfreuen, erſcheint dies beinahe unerklärlich; allein wer ſie ſprechen hört, überzeugt ſich bald von der Wahrheit meiner Behauptung." (Wer kann ſich auch in Deutſchland heutzutage noch darüber wundern, daß der engliſche Volkscharakter, ungeachtet ſeiner vielen guten Seiten, bei allen anderen Völkern den unüberwindlichſten Widerwillen erregt?)

*) Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko, von Baron J. W. von Müller, Dr. phil. etc. In 3 Bänden. Erſter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

„Mit unerſättlicher Neugier fragten ſie nach Paris und allen dort vorgenommenen Neuerungen und Verſchönerungen, als ob dieſe Stadt ihre eigene Heimat wäre, und waren ſo auf dem Laufenden, daß ihnen alle Lieder und Couplets der Vaudevilles und Straßen bekannt waren. Als ſie aber gar auf den Kaiſer zu ſprechen kamen, auf ſeine Allgewalt in der Welt, ſeinen alldurchdringenden Verſtand, ſeine Allen überlegenen Fähigkeiten, und wie es ihm gelungen, in wenigen Jahren eine Seemacht herzuſtellen, welche der engliſchen bereits gleich komme, da leuchteten ihre Augen vor Freude und es ſchien, als ob ihnen mit dem Gedanken eines Krieges mit England ein neuer Hoffnungsſtern aufginge.“

„Mais, vous-êtes pire qu'un Anglais“ hörte der Verfaſſee einen Fuhrmann auf der Gaſſe ſchimpfen, nachdem er den ganzen Vorrath ſeiner Scheltworte erſchöpft hatte.

Bereits am 14. Juli deſſelben Jahres finden wir den Reiſenden auf der Fahrt von New-York nach Vera-Cruz, wo er am 5. Auguſt ankam und von den dortigen Regierungsbehörden ſehr freundlich aufgenommen wurde. Von Vera-Cruz führte die Reiſe nach Orizaba. Auf dem Wege dahin wunderte ſich Herr v. M. über die Menge von Wohnplätzen mit zahlreicher Bevölkerung, während er doch oft im Umkreiſe von Tagereiſen keine Spur von Ackerbau zu entdecken vermag. Das Räthſel löſt ſich durch das Vorhandenſein der Bananenfrucht, die ſtreckenweiſe angebaut wird und eine ungemein ausgiebige Nahrung gewährt.

„Ein Arbeiter von ungewöhnlich gutem Appetit bedarf, ohne irgend ein anderes Nahrungsmittel, 12 Bananen zu ſeiner täglichen Nahrung oder 4380 im Jahr. Dieſe werden nach Annahme des geringſten Ertrages von 6—7 Stammgruppen geliefert, welche zu ihrer Kultur (à 8 Quadratfuß Abſtand) eine Bodenfläche von ca. 150 Quadratfuß fordern.“

„Sehen wir, welche Bodenfläche dagegen erfordert wird, um z. B. mit Koen bepflanzt einem Manne ſein tägliches Brod zu tiefern. Wir können annehmen, daß auf 300 Quadratfuß guten europäiſchen oder nordamerikaniſchen, mit Kunſt und vieler Arbeit zugerichteten und gedüngten Landes im höchſten Anſchlage 30 Pfund Korn oder 21⅗ Pfund Mehl oder 26,61 Pfund Brot erzeugt werden. Ein Mann gebraucht von letzterem zu ſeiner Ernährung wäheend eines Jahres 1200 Pfund, zu deren Hervorbringung alſo 12,000 Quadratfuß Landes dearbeitet werden müſſen.“

Die Banane (Musa paradisiaca L.) ſtammt übrigens aus der öſttichen Hemiſphäre; ſie wurde von den Arabern von Afrika aus zuerſt nach den kanariſchen Inſeln verpflanzt. Von dort her brachte ſie der Pater Thomas de Berlangas im Jahre 1616 nach S. Domingo, wie dies ein Zeitgenoſſe Oviedo's in ſeiner Naturgeſchichte von Indien bezeugt. Die Banane, von den Spaniern Platano, in der Mayaſprache Jaa's genannt, zählt ſehr verſchiedene Varietäten, je nach den Ländern, von denen ſie ſpäterhin eingeführt wurde: Platanos machos y hembras (Musa paradisiaca), Platanos de Zanzibar (Musa troglodytorum), Platanos de India, zuerſt aus Otaheiti nach Lima und Acapulco gebracht, Platanos de Guinea aus Afrika, Musa coccinea aus China u. ſ. w.

Alle dieſe Arten verbraucht man roh oder gekocht, grün, halbreif, reif oder getrocknet, je nach dem Geſchmack der Bewohnee. Die Famitie der Platanos de Guinea enthält alle Grundſtoffe, um aus ihnen Zucker, Wein, Eſſig und Branntwein zu bereiten. Sie ſind ſehr ſüß, aeomatiſch und angenehm zu eſſen; doch muß man ſich hüten, zu viel davon zu genießen, und vermeiden, nach dem Genuſſe Spirituoſen zu teinken. Aus dem trockenen Schaft oder Stamme der Banane (auch Piſang genannt) gewinnt man den Stoff zur Bereitung eines Papiers, zu Geweben, ferner eine Art Flachs oder Hanf, der ſich zu allerlei Seilerarbeiten verwenden läßt.

Herr v. M. hatte ſich als erſte größere Expedition in Mexiko die Beſteigung des Citlaltepeti, oder des Vulkans von Orizaba, vorgenommen und führte dieſen heroiſchen Entſchluß auch aus. Dieſer ungemein hohe und intereſſante Berg war bisher noch unbeſtiegen, wie der Chimboraſo vor A. v. Humboldt, auf deſſen Spuren wir unſeren gelehrten Landsmann mehrfach erblicken. Sein Begleiter auf dieſer gefährtichen Fahrt war ſein Sekretär, Herr Auguſt Sonntag; ferner ſchloſſen ſich dem Unternehmen an: der in Orizaba wohnende Herr Bernhard Malmsjö aus Schweden und Dr. Stamm aus Berlin, der im Begriffe war, nach Mexiko zu gehen. Die Zeit war nicht die günſtigſte, alle eingezogenen Nachrichten ſtimmten darin überein, daß der gegenwärtige Moment zur Beſteigung der gefährlichſte ſei, da der aufgeweichte Schnee das Steigen ſehr erſchwere und namentlich häufige Lawinen dem kühnen Reiſenden todbringend werden könnten.

Wir können auf die Einzelheiten dieſer Bergbeſteigung, die weit über die Höhe des Montblanc hinausreicht, nicht weiter eingehen, wir bemerken nur, daß der erſte Verſuch verunglückte und daß die Gefährten des Reiſenden — zuerſt Dr. Stamm — von ihm abfielen. Freilich waren auch die Strapazen und Gefahren, die man zu beſtehen hatte, ganz ungeheuere. Es ging Herrn v. Müller beinahe ſo, wie Alexander v. Humboldt auf dem Chimboraſo, als er ſich plötzlich auf einer dünnen Schneebrücke über einem unendlich tiefen Abgrunde ſah. Sein Begleiter, Hr. Malmsjö, ſank plötzlich bis unter die Arme im Schnee ein, aus dem er ſich nur mühſam hervorarbeitete. „Beinahe in demſelben Augenblicke brach auch ich mit einem Beine ein. Als ich mich darauf Malmsjö näherte, zeigte mir dieſer, vor Schreck beinahe ſprachlos, das Loch, in welchem er geſteckt hatte. In meinem Leben werde ich den Eindruck nicht vergeſſen, den der Anblick auf mich machte. Ich fühlte, wie mein Haar ſich ſträubte und kalter Schweiß mir über den Körper rieſelte. Wir befanden uns über einem Abgrund, von dem uns nur eine wenige Zoll dicke Eisdecke trennte. Vergebens ſuchten meine Blicke den Boden zu erſpähen: Eisſäulen und Kryſtalle erfüllten die Tiefe; dabei war der Abgrund nicht dunkel, ſondern ſchien von einer unterirdiſchen Lichtquelle prachtvoll erleuchtet.“ . . . .

Beide Reiſende hielten es nun gerathen, ſich mit ausgebreiteten Armen platt auf den Schnee zu werfen und ſich ſo weit hinabgleiten zu laſſen, bis ſie wieder ſteinigen Grund fanden. Kaum waren ſie dort, ſo brachten dunkle Wolken und ein ſchrecklicher Schneeſturm neue Leiden, und nur mit großer Mühe gelang es, nachdem man die völlige Beſteigung des Gipfels von dieſer Seite aus aufgegeben, zu der Hütte zurückzukommen, wo Dr. Stamm zurückgeblieben. Am nächſten Tage war die halbe Reiſegeſellſchaft, die als Führer dienenden Indianer einbegriffen, ſo gut wie erblindet — ein Zuſtand, der mehrere Tage lang anhielt.

Hr. v. M. wagte eine neue Beſteigung, der ſich, nachdem ſeine früheren Begleiter hierzu den Muth verloren, zwei andere Herren anſchloſſen, ein Nordamerikaner, Inſpektoe der mexikaniſchen Telegraphenſtationen, Hr. Campbell, und Hr. de la Huerta von Puebla. Dieſe zweite Beſteigung gelang, der Citlaltepetl oder „Berg des Sternes“ mußte ſich ergeben und ſeinen furchtbaren Kratrr, von dem eine kleine Anſicht beigegeben iſt, zum erſten Male ſterblichen Augen ſehen laſſrn. Die Mühſatr auf dieſer Fahrt müſſen unbeſchreiblich geweſen ſein; indeſſen ſelbſt die heftigſten Bruſtſchmerzen, die ſchrecklichſten Augenſchmerzen, die größten Athembeſchwerden, die todähnliche Erſchöpfung waren nicht im Stande, den

Digitized by Google

kühnen Muth des Reiſenden zu dämpfen; er erreichte ſein Ziel, als er aber in den Krater hineinſchaute, ſank er zuſammen und ein heftiger Blutſtrom ergoß ſich aus ſeinem Munde. Seine vollkommene Erſchöpfung ließ ihm eben nur noch Kraft, mit dem Azimuth-Kompaß die Form des Kraters zu beſtimmen. Da der Plan, am oder im Krater zu übernachten, ſich als unausführbar erwies, ſo mußte bald der Rückweg angetreten werden, der denn mit Hülfe der Indianer ziemlich raſch von Statten ging.

In Chalchicomula angekommen, ließ ſich Hr. v. M. von dem dortigen Subpräfekten Don Criſtoval Cantolene ein ausführliches Zeugniß über die vollbrachte Beſteigung des Orizaba ausſtellen, welches in Ueberſetzung wie im Original mitgetheilt wird und auf den Ausſagen von Hrn. Campbell und Hrn. de la Huerta beruht.

Zum Belege dafür, daß dem Reiſenden manchmal Ereigniſſe ſo wunderbarer Art zuſtoßen, daß er ſich genirt, dieſelben wieder zu erzählen, berichtet der Hr. Verfaſſer eine Geſchichte, die wir allerdings mit Kopfſchütteln geleſen haben. „Obgleich dieſelbe in allen Stücken der Wahrheit gemäß iſt und aus authentiſcher Quelle ſtammt, ſo zwingen mich doch die Verhältniſſe, die Namen der handelnden Perſonen, wie des ſpeziellen Schauplatzes zu verſchweigen.“ . . . . . „Ein Reiſender in Mexiko (!!) erzählte nachſtehende Epiſode.“

Doch wir müſſen kurz ſein und uns allgemein faſſen: Der betreffende Reiſende wird in ſeinem Nachtquartiere durch einen Indianer erſucht, ſchleunig mit ihm zu kommen, und von demſelben durch Kreuz und Quer, durch Straßen und Felder in eine Hütte geführt, in der ein Geiſtlicher auf dem Sterbebette — ganz allein — liegt. Der Sterbende erklärt, warum er ihn habe holen laſſen; er habe Zutrauen gerade zu einem Fremden, zu einem Landsmann von A. v. Humboldt, der ſich um Neuſpanien ſo große Verdienſte erworben, ihm wolle er deshalb ein großes Geheimniß anvertrauen.

Dieſes Geheimniß beſteht darin:

Als in Spanien die Dynaſtie der Bourbonen geſtürzt wurde, habe der damalige Vizekönig von Mexiko, Don José Iſturrigaray, und ſein Anhang in der Hauptſtadt ſchnell die ungeheure Summe von vier Millionen Peſos zuſammengeſchoſſen, um damit den König Ferdinand VII. und das alte Königshaus zu unterſtützen, und dieſes Geld, zu dem noch lebensgroße ſilberne Heiligenſtatuen und andere Kleinode kamen, auf den Weg nach Vera-Cruz gebracht, von wo es nach Spanien hätte eingeſchifft werden ſollen.

Doch wir gehen in die direkte Rede über, um den Kern der Sache klar zu machen.

Die Nachricht von der großen Conducta war wie ein Lauffeuer durch's Land gegangen und hatte alle beuteluſtigen Leute, an denen es in Mexiko bekanntlich nicht fehlt, elektriſirt. Es dauerte nicht lange, ſo war eine Bande von hundert der kühnſten und entſchloſſenſten Männer zuſammengebracht, darunter auch der Prieſter, der dem gedachten Reiſenden auf dem Sterbebette das Geheimniß anvertraute. Der Streich glückte, man überfiel den Zug in einem wüſten Engpaſſe, metzelte die Begleitung nieder und brachte dann den ganzen Schatz, den man auf der Stelle zu vertheilen nicht gerathen hielt, in Sicherheit. Die ſämmtlichen ſchwerbeladenen Maulthiere wurden in vier Haufen getheilt und auf vier verſchiedenen Wegen nach einem beſtimmten Punkte im Gebirge getrieben, wo man ſich wieder vereinigte. Hier verſteckte man den ganzen Schatz in einer Höhle, die ſich an einer 1000 Fuß hohen Felswand befand. Hierauf trieb man die Maulthiere fort, ſchlachtete ſie an einer beſtimmten, weit entfernten Stelle und warf ihre Körper in die Fluthen des Rio, der ſie dem Meere zuführte. Alle Spuren wurden nun ſorgfältig unkenntlich gemacht, ja ſogar ein Fluß, der in jener Gegend fließt, abgeleitet und „durch die natürlichen Verhältniſſe des Terrains“, die zu Hülfe kamen, gerade auf die Felswand zugeführt, ſo daß er von nun an gerade darüber herabſtürzte und die nur mit Strickleitern zu erreichende, wohl mit Steinen verſchloſſene Höhle bedeckte.

Nach Jahresfriſt wollten die Herren Räuber zurückkommen und die Theilung in aller Ruhe vornehmen. Vorläufig ging Jeder nach Hauſe und ſeinem Geſchäfte nach; dabei aber vergaß man nicht das Gerücht auszuſprengen, die ganze Geſchichte des Raubes ſei eine Erfindung des Vizekönigs.

So weit war alles gut; der Vizekönig wurde nicht lange darauf in ſeinem Palaſte ergriffen, nach Vera-Cruz transportirt und von da nach Spanien geſchickt; aber wie es ſtets ergeht, wie das Verbrechen ſtets neue Verbrechen zeugt, ſo auch hier; der Teufel des Geizes und der Habſucht bemächtigte ſich der einzelnen Räuber, indem Jeder wo möglich den ganzen Schatz für ſich haben wollte. Es bildeten ſich einzelne kleinere Banden aus der großen. Verſchwörungen entſtanden und ein gegenſeitiges Morden ging los, das bald tüchtig aufräumte.

Endlich, nach verſchiedenen Zwiſchenfällen, waren deren ſo wenige nur noch übrig, daß ſie nicht mehr im Stande waren, für ſich allein den Schatz zu heben. Denn fremde Hülfe durften ſie aus Furcht vor Verrath nicht beanſpruchen.

Der Erzähler dieſer Geſchichte alſo, ein Theilnehmer an dem Raube, ging ins Kloſter — jetzt lag er auf dem Sterbebette; um nun das Geheimniß, das ihm auf der Seele lag, nicht mit ins Grab nehmen zu müſſen, hatte er den Fremden (ſollte es unſer Landsmann Hr. v. M. ſelbſt geweſen ſein?) zu ſich rufen laſſen. Er ſtarb vor ſeinen Augen, nachdem er ihm geſagt, daß unter dem Maisbündel, worauf ſein Haupt ruhte, ein Papier liege, welches eine genaue Beſchreibung des Ortes, wo der Schatz ſich befinde, enthalte.

Der Reiſende nahm das Papier an ſich, verließ die Hütte und theilte dann einem Freunde die Erlebniſſe der letzten Nacht mit.

„Neugierig machten wir uns an das Studium des empfangenen Papiers. In demſelben war die ganze Lokalität auf's genaueſte beſtimmt, um von einem Punkte am Rio de la Soledad aus die betreffende Felswand zu finden.“

Richtig! — Der Freund nahm die Sache auf ſich, während der Andere weiter zog; er machte eine Expedition nach den betreffenden Gegenden und fand, trotz der „üppigen tropiſchen Vegetation“, die Alles überwuchert und unkenntlich gemacht hatte, zwar nicht den Schatz, aber wenigſtens den Waſſerfall und die Felswand nebſt allen anderen Anzeichen, ſo daß für beide Freunde das Vorhandenſein des Schatzes feſtſteht. Leider waren ſie nicht im Stande, ihn zu heben, theils weil die mexikaniſche Regierung davon hätte Kenntniß erhalten und ſie um die Früchte ihrer Arbeit bringen können, theils aus Furcht vor Banditen und Mördern.

So liegt alſo, wie es ſcheint, dieſer ungeheure Schatz noch in der 1000 Fuß hohen, von einem Waſſerfalle überſtürzten Felswand. Ein glückliches Schickſal ſcheint ſeine Hebung und die damit verbundenen ungeheuren pekuniären Vortheile, welche den Finanzen Mexiko's ein ganz anderes Anſehen zu verleihen im Stande ſein werden — Sr. Majeſtät dem Kaiſer Maximilian I. von Mexiko zugedacht zu haben und es wäre nur gerecht und dem Laufe der Dinge angemeſſen, wenn der neue Monarch ſobald als möglich Anſtalten träfe, das Geheimniß, das ihm unſer Herr Verfaſſer zu enträthſeln im Stande iſt, auch in ſeinen Einzelheiten zu erfahren.

Digitized by Google

Wir zweifeln keinen Augenblick, daß derſelbe für dieſe unſchätzbare Morgengabe, dieſe Inaugurirung ſeiner neuen Regierung ſich dankbarer erweiſen wird, als die ehemalige republikaniſche Regierung, mit der wegen ihrer Wortbrüchigkeit kein Vertrag zu ſchließen war. Alſo Glückauf!

Objektiv betrachtet, dürfte man vielleicht ſich die Freiheit nehmen, eine Geſchichte von ſo romantiſcher Färbung, die dreiſt in einem Roman von A. Dumas ſtehen könnte, anzuzweifeln, indeß muß man in Anſchlag bringen, daß Mexiko eben ein außergewöhnliches Land iſt, wo Romane weit häufiger paſſiren können als bei uns. Wollten wir ferner, wozu wir vorläufig keinen Anlaß haben, den Fährten des Zweifels nachgehen, die hiermit angeſchürft werden könnten, ſo müßte ſich überhaupt unſere kritiſche Stellung zu dem vorliegenden Buche ſo bedeutend ändern, daß dann auch die Beſteigung des Orizaba (der Glanzpunkt des Buches) und das darüber ausgeſtellte Teſtat, ſowie andere Gegenſtände von Bedeutung in nähere Erwägung gezogen werden müßten. Wir ſalviren hiermit nur unſer kritiſches Gewiſſen und wollen Niemanden zu nahe getreten ſein.

Von San-Andres Chalchicomula reiſte Hr. v. M. nach Mexiko, wo er den 16. September 1856 ankam. Die Reiſe hatte alſo etwa 7 Monate gedauert. Der Schluß iſt merkwürdig kurz. Im Anhange ſind Abhandlungen über den Gebrauch einiger phyſikaliſchen Inſtrumente, die Logge, den Sextanten, den Chronometer, über Länge- und Breitebeſtimmungen auf dem Meere beigegeben, die, ſtreng genommen, eigentlich nicht hierher gehören. Mehr iſt dieſes mit den meteorologiſchen Beobachtungen, die der Hr. Verfaſſer in Vera-Cruz gemacht hat, der Fall.

Finnland.

Europäiſche Angelegenheiten.

Dieſe Ueberſchrift gilt nicht etwa unſerem ganzen Welttheil, ſondern einem darin geborenen Individuum, Herrn D. E. D. Europaeus in Helſingfors, den ſein Name zu großen Dingen verpflichtet.

Dieſer Herr — mit verdientem Ruhm genannt als Entdecker epiſcher Geſänge des finniſchen Alterthums, Verfaſſer eines guten ſchwediſch-finniſchen Wörterbuchs u. ſ. w. — gehört zu der Klaſſe von Patrioten, die politiſche Geringſchätzung und in deren Folge politiſche Unterdrückung ihrer Landsleute befürchten, wenn ſie — mit gewiſſen Völkern näher als mit gewiſſen anderen verwandt ſein ſollen. Wie es gar viele Stock-Magyaren giebt, die knirſchend an ihre Säbel ſchlagen, wenn man ihre Mutterſprache als eine weſentlich tatariſche ihnen darſtellt: ſo kann Finnland wenigſtens eines Gelehrten ſich rühmen, der ſeine Sprache und Nationalität durch Nachweiſung näherer Verwandtſchaft mit denen der Türken, Mongolen und Tunguſen beſchimpft glaubt. Doch reicht unſer finniſcher Eiferer wenigſtens den Magyaren die Bruderhand, während die Mehrheit der Letzteren ſelbſt den Finnen wie ein unreines Thier von ſich ſtößt, weil ſie dann konſequenter Weiſe auch Lappen, Oſtjaken, ſogar Samojeden als ihre Vettern begrüßen müſſen. Herr Europaeus ſtrapazirt ſich um den Beweis, daß die finniſch-ungariſche Familie eine frühere Abzweigung des rieſigen Stammes ſei, welcher unmittelbar nach jener die ſogenannten indiſch-europäiſchen Sprachen und hinter dieſen wohl alle Sprachen der Welt hervorgetrieben; aber die finniſch-ungariſche Familie ſoll der indiſch-europäiſchen gerade drei Mal näher ſtehen als die türkiſch-tatariſche.

Zum Unglück ſteht der wackere Patriot in ſeinem eigenen Vaterlande wie ein Säulenheiliger da und erfreut ſich nicht einmal der Verehrung eines ſolchen; kein Wunder alſo, wenn er auf's Aeußerſte erbittert iſt und ſeinen Klagen, zu erhöhter Verbreitungs-Fähigkeit derſelben, in einem deutſch abgefaßten Schriftchen Luft gemacht hat.*) Sein deutſcher Ausdruck iſt oft nicht weniger „fürchterlich," als die Schwierigkeiten, mit denen er nach ſeiner Verſicherung gegen Diejenigen kämpfen muß, die es als eine Lebensaufgabe anſehen ſollen, die große Maſſe der Nation zum todten Werkzeug ihrer eigenen winkelparteilichen Pläne und Intereſſen zu machen.

Laſſen wir den Verfaſſer jetzt ſelbſt reden: „Durch jene Kunſtgriffe wurden mir vor ein paar Jahren 4,225 Rubel Silber abgeſchlagen, und noch vor einem Jahre wurde es mir ſo vorbereitet, daß mir ein Stipendium von 750 Rubel jährlich zum Schaden dieſer meiner Sprachforſchungen von drei Jahren auf ein Jahr eingeſchränkt wurde. Es iſt leicht, mir den Vorwurf zu machen, daß ich über dieſe Forſchungen bis jetzt gar zu wenig habe drucken laſſen. Die proſaiſche Urſache dazu iſt aber, daß man mir verweigert hat, Abhandlungen über dieſe Forſchungen zum Druck anzunehmen, obgleich ſehr zweideutige Artikel gegen mich freien Eintritt erhalten haben. Man hat es mir ſogar offen herausgeſagt, daß dieſe Weigerungen als Vorwand benutzt worden ſind, mir eine vollkommen geeignete Anſtellung, die Dozentur (!) in den finniſch-ungariſchen Sprachen an der Univerſität, abzuſchlagen. Weil das rechte Verhältniß dieſer Sache mehreren von den reſpektiven Herren durch briefliche und mündliche Mittheilungen zur Genüge bekannt war: ſo muß ich es annehmen, daß die Benutzung der Weigerung gefliſſentlich und aus der alten, maſſenfreſſeriſchen (ſo!) Politik hervorgegangen iſt. Trotz dieſer fürchterlichen Oppoſition habe ich jedoch keine Noth, meinen ehrlichen, nationalen Standpunkt den Parteitreiblern gegenüber zu behaupten. Mit der Hülfe reiner Unehrlichkeiten, mit logiſchen und anderen Abſurden (!) und mit allen Zeichen, nur einer maſſenfreſſeriſchen, außergeſetzlichen, dritten Macht im Staate dadurch dienen zu wollen, mag Niemand dieſe meine Forſchungen zu bekriegen verſuchen, ohne öffentlich erwähnt und entgegnet zu werden... Eine bedenkliche Hebung darf hier von keiner anderen Seite befürchtet werden können, als nur von der Seite eines gröberen oder feineren, maſſen-erzwingenden (!) Parteirevolutionismus (!). Dieſen Intereſſen will ich aber nie, weder mit einer ganzen, noch mit einer halben Nachgiebigkeit zu dienen, mich erniedrigen."

Wir werden alſo durch Herrn Europaeus darüber belehrt, daß die hiſtoriſch-philologiſche Fakultät, die ihm ſein Geſuch abgeſchlagen, nicht etwa einfache Menſchenfreſſer (was ſchon ziemlich paradox klänge), ſondern Verzehrer ganzer Maſſen unter ihren Mitgliedern zählt. Denſelben Ehrentitel hat er aber, wie man deutlich ſieht, auch für jeden negirenden Kritiker ſeiner Forſchungen, ſobald er dabei logiſch (alſo abſurd) zu Werke geht, in Bereitſchaft, und Gott bewahre uns davor, ihn zu verdienen. Wir

*) Der Titel deſſelben iſt: „Vorläufiger Entwurf über den Urſtamm der indo-europäiſchen Sprachfamilie und ſeine vor-indo-europäiſchen Abzweigungen." Helſingfors, 1863.

Digitized by Google

wollen ihm nur noch bemerken, daß Maſſen zwar unter Umſtänden ſich zwingen und in gewiſſem Sinne ſogar verſchlingen laſſen, daß aber ein Erzwingen derſelben zu den bis jetzt ungelöſten Aufgaben gehört.

Kleine literariſche Revue.

— **Die beiden Hamlets.** Zum Verſtändniſſe und zur Seelen-Geſchichte Shakſpeare's iſt in England ein Wiederabdruck der beiden erſten Ausgaben des „Hamlet" von den Jahren 1603 und 1604, und zwar in einem Bande neben einander, zur Vergleichung der Texte erſchienen.*) Dieſe beiden erſten Ausgaben, welche zugleich zwei von einander ſehr verſchiedene Formen des ganzen Dramas ſind, bilden in der That eine anziehende Studie Shakſpeare's, denn ſie zeigen, welcher ſchöpferiſchen Gedanken- und Wortbildung der Dichter fähig war, wenn er, von einem ſeiner älteren Werke nicht voll befriedigt, daſſelbe zu verbeſſern und umzugeſtalten ſich entſchloß. Die Ausgabe von 1604 — der „Hamlet," wie wir ihn jetzt allgemein beſitzen und kennen — verhält ſich zu dem von 1603, welches übrigens nicht das richtige Datum iſt, da dieſer „Hamlet" bereits fünfzehn Jahre vorher (1588) geſchrieben worden ſein ſoll, aber im Jahre 1603 zuerſt, und zwar, wie man glaubt, ohne Zuſtimmung des Autors, gedruckt wurde — wie das vollendete Kunſtwerk zu einem zwar genialen, aber rohen Entwurfe. Jede Parallelſtelle in der zweiten Bearbeitung, verglichen mit der erſten, bezeichnet einen geiſtigen und künſtleriſchen Fortſchritt des Jüngers, der ſich zum Meiſter aufgeſchwungen. Auch Charles Victor Hugo, der in ſeine franzöſiſche Ueberſetzung Shakſpeare's beide Texte des „Hamlet" aufgenommen, ſagt, ſie lieferten „une comparaison infiniment curieuse en ce qu'elle nous permet de pénétrer puisqu'au fond la pensée du poéte et de surprendre les secrets du génie en travail."

— **Schleswig-Holſtein, von Patrik Matthew.****) Die in dieſer kleinen Schrift enthaltenen fünf Briefe zu Gunſten des deutſchen Rechtes in Schleswig-Holſtein hat ihr engliſcher Verfaſſer vergeblich den „Gentlemen" von der Londoner Preſſe zum Druck angeboten. Er hegt, wie er in der Vorrede ſagt, die Hoffnung, daß die Gentlemen of the Press der Zukunft beſſer unterrichtet und wahrheitsliebender, als die der Gegenwart, ihm und den wackeren Deutſchen in Schleswig-Holſtein werden Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der erſte der hier abgedruckten Briefe iſt ſpeziell an Lord Palmerſton gerichtet und hat die Ueberſchrift: „Verſuchte Zerſtückelung Deutſchlands." Der zweite wendet ſich an das britiſche Volk und klagt die Preſſe Englands an, daß ſie verfaſſungsmäßigen und nationalen Rechten in Schleswig-Holſtein entgegentrete. Die drei letzten Briefe ſind mehr allgemeiner, kosmopolitiſcher Tendenz. Der Verfaſſer iſt beſtrebt, ſchlicht und redlich die Sachen darzuſtellen, aber wir fürchten, daß gerade darum ſeine Schrift in England wenig geleſen werden wird. Wenn man dort recht viele Leſer haben will, muß man dreiſt lügen und erfinden, wie die Morning Poſt, die durch ihre diplomatiſchen Enthüllungen aus Berlin, Wien, St. Petersburg und Paris den Beweis geliefert hat, wie weit man in England in der Ausbeutung des Grundſatzes Mundus vult decipi zu gehen wagt.

— **Ausländiſche Dichtungen, von A. Laun.***) In der erſten der beiden unten genannten Sammlungen ausländiſcher Gedichte finden wir nur Poeſien nach engliſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Originalen, die, fein ausgewählt, fließend überſetzt und mit dem Anhang deutſcher Gedichte aus des Ueberſetzers eigener Feder den friſchen, jugendlichen Geiſt bekunden, der dieſe Sammlung ſchuf, ohne Abſicht auf Herausgabe derſelben. In der zweiten Sammlung, die um viele Jahre ſpäter veröffentlicht wurde, finden wir England und Nordamerika, Spanien und Portugal, Frankreich, Italien, Rußland, Schweden und Holland vertreten. Manche bis dahin wohl wenig bekannte poetiſche Blüthe des Auslandes wird dem Leſer geboten; deutſches Gemüth hat das Fremde durchdrungen und bietet es dem deutſchen Herzen zum Genuſſe dar, als ſei es in der Mutterſprache gedacht und empfunden. Man fühlt den Uebertragungen an, daß ſie kein mühſames Werk ſind, ſondern leicht aus der Feder gefloſſen und mit Liebe wiedergegeben.

Literariſcher Sprechſaal.

Das Londoner Athenaeum vom 25. Juni enthält zwei in ſehr gutem Engliſch abgefaßte, literariſche Berichte deutſcher Schriftſteller: Friedrich Bodenſtedt's in München, über die in Weimar in der Woche des 23. April veranſtaltete dramatiſche Shakſpeare-Feier, die er, was den ſolennen Ernſt und die nachhaltige Wirkung betrifft, mit den religiöſen Schauſpiel-Aufführungen im bayeriſchen Oberammergau zuſammenſtellt, und Julius Rodenberg's in Berlin, über die ihm ſpeziell bekannt gewordene Abſicht Meyerbeers, für engliſche Muſikfreunde, die das Theater nicht zu beſuchen pflegen, ein weltliches Oratorium zu komponiren. Rodenberg hatte es übernommen, den deutſchen Text eines ſolchen Oratoriums abzufaſſen, der nach Vollendung der Compoſition ins Engliſche überſetzt werden ſollte. Das unerwartete Ableben des Meiſters hat jedoch die Ausführung dieſes Planes vereitelt.

Der Sprachenſtreit in Schleswig giebt der Wiener „Preſſe", die dabei einen Seitenblick auf den Sprachenſtreit in Böhmen wirft, zu folgenden treffenden Bemerkungen Anlaß:

„Es iſt eine alte Lehre, daß kleine Tyrannen die ärgſten ſind; der Satz iſt auch wahr, weil er ſeine innere Begründung hat. Die Unmacht führt zur Furcht und aus der Furcht fließt häufiger das tyrannenhafte Gebahren, als aus Laune oder Bosheit. Jetzt, da der Druck auf immer vorübergegangen, iſt es ſchwer, ohne daß die Lachmuskeln in Bewegung gerathen, daran zu denken, wie die geiſtlichen Nachfolger des hochwürdigen Biſchof Monrad den deutſchen Bauern in Schleswig Sonntag nach Sonntag in urdäniſchen Lauten Predigten halten mußten, die dieſen unverſtändlicher waren, als der Geſang der Vögel in den Bäumen oder das Blöken der Heerden auf dem Anger. Nichts iſt überhaupt unbedachter und unverſtändiger, als das Verlangen kleiner Nationalitäten, mit ihrer Zunge auf den Fuß vollkommener Gegenſeitigkeit geſetzt zu

*) Hamlet, 1603—1604: Being exact Reprints, in one Volume, of the First and Second Editions of „Hamlet." With a Biographical Preface by Samuel Timmins. Birmingham, Josiah Allen jun.; Leipzig, Ludwig Denicke.

**) Schleswig-Holstein. By Patrick Matthew, Author of „Emigration Fields" etc. London, Spottiswode. Berlin, A. Asher & Co.

*) Poetiſche Nachbildungen ausländiſcher Gedichte mit einem Anhang eigener, von Dr. Adolph Laun, Profeſſor der deutſchen Sprache am königl. Collegium in Bordeaux. Bremen, Carl Schünemann, 1846.

Fremde Dichtungen in deutſchem Gewande, von Fr. Ruperti und Ad. Laun. Bremen, Heyſe, 1862.

Digitized by Google

werden mit den Sprachen der großen Kulturvölker. Wenn der Ire aus den Bergen von Connaught engliſch zu reden ſich bemüht, ſchon um in den fruchtbaren Grafſchaften Englands ſich mit Vortheil zur Einheimſung der Aerndte zu verdingen, oder um im Hafen von Liverpool die Schiffe entlegener Länder entfrachten zu helfen, hat er darum ein Recht, dem Engländer zuzumuthen, auch Gäliſch zu ſtudiren? Die ſchönen Geiſter Dänemarks, Baggeſen und Oehlenſchläger, zuletzt Anderſen, haben die deutſche Sprache gleich ihrer eigenen gebraucht, um, anſtatt mit etwa 2 Millionen Menſchen, mit 50 Millionen in Verkehr zu treten. Wollen etwa die Eiderdänen behaupten, daß die Deutſchen ſchlechte Kameraden ſind, die keine Reciprocität üben, weil Schiller und Uhland nicht däniſch ſchrieben und dichteten? Wenn eine Sprache eine Kokarde wäre, welche man um einen Groſchen in jedem Kramladen kaufen könnte, ſo dürfte Einer zum Anderen ſagen: Trage Du meine Farben, wenn ich die Deinen tragen ſoll. Aber wenn die Zunge eines fremden Volkes nur mit einer großen geiſtigen Anſtrengung, nur mit einem Stück Leben erkauft werden kann, da ziemt es ſich wohl, eine Unterſcheidung zu machen. Wenn der gleiche Preis für Güter verſchiedenen Werthes gezahlt werden ſoll, ſo ſucht ſich der denkende Menſch das werthvollere Gut aus. Er nimmt für ſeine Leiſtung lieber das goldene Gefäß, als das kupferne, lieber das ſeidene Gewand, als das hanfene. Es iſt nicht unſer Verſchulden, wenn der Himmel eine Sprache zum Gemeingut von Millionen, die andere nur zum Beſitz von Tauſenden von Menſchen gemacht hat. Es wäre aber unſere Schuld, wenn wir unſeren Verſtand nicht brauchten, um bei der Wahl zwiſchen beiden den höheren Werth dort nicht anzuerkennen, wo er ſich findet.

Zu Melbourne in Auſtralien iſt der dreihundertjährige Geburtstag Shakſpeares feſtlicher und würdiger, als in den meiſten Städten Englands gefeiert worden. Dort ruht auf ſeinen theatraliſchen Lorbeeren der alte Charles Kean, der in der neueſten Welt von den Renten des Kapitals lebt, das ihm in der alten die gelungene Darſtellung Shakſpeare'ſcher Charakter-Rollen eingetragen. Ein in der Stadthalle von Melbourne unter dem Vorſitze des Mayors der Stadt abgehaltenes Meeting überreichte zunächſt dem Herrn Charles Kean und ſeiner Gattin eine von den vornehmſten Einwohnern Melbournes unterzeichnete Adreſſe, worauf Kean ſelbſt eine Feſtrede zu Ehren Shakſpeare's hielt. Es wurde ſodann beſchloſſen, an der Univerſität Melbourne einen Lehrſtuhl für engliſche Literaturgeſchichte und insbeſondere für die Erläuterung Shakſpeare's zu gründen. Abends traten Kean und ſeine Gattin zum erſtenmale wieder nach langer Zeit im Theater auf, und zwar in Scenen aus dem „Kaufmann von Venedig" (Kean als Shylock) aus „Wie es euch gefällt" und aus „Romeo und Julie." Zum Schluſſe wurde der dritte Akt von „König Johann" vollſtändig gegeben.

Die preußiſche Regierung hat beſchloſſen, die Erlebniſſe und Reſultate der Expedition nach Oſt-Aſien in einem umfaſſenden Werke zur Kenntniß und Anſchaffung des Publikums zu bringen. Daſſelbe zerfällt in drei Abtheilungen:

eine allgemeine Beſchreibung der Expedition, von welcher der erſte Band mit nächſtem erſcheinen wird;

einen wiſſenſchaftlichen Theil, die Berichte der der Expedition beigegebenen Fachmänner enthaltend, von dem die zoologiſchen Bände jetzt vorbereitet werden; dieſe beiden Werke in groß Oktav,

und ein Foliowerk „Anſichten aus Japan, China und Siam."

Von letzterem iſt das erſte Heft von 6 Blättern mit erklärendem Text in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache bereits verſandt worden.*) Es enthält Darſtellungen aus Yeddo und eine Anſicht von Yokuhama. Vier dieſer Blätter ſind auf photolithographiſchem Wege nach den Federzeichnungen eines der Geſandtſchaft beigegebenen Künſtlers in dem Inſtitut von W. Korn in Berlin nach dem Osborne'ſchen Verfahren fakſimilirt, die beiden anderen in chromolithographiſchem Druck ausgeführt. Die Bilder gründen ſich auf gewiſſenhaft an Ort und Stelle gemachte Studien und dürfen auf die größte Treue, ſowohl im allgemeinen Eindruck, als auch in den Einzelheiten Anſpruch machen. Die photolithographiſche Fakſimilirung gewährt den großen Vortheil, die Originalzeichnungen, welche durch jede Reproduktion auf Metall, Holz oder Stein abgeſchwächt zu werden pflegen, in ihrer vollen Urſprünglichkeit wiederzugeben.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Expedition bei ihrem fünfmonatlichen Aufenthalte in der japaniſchen Hauptſtadt ein künſtleriſches Material geſammelt hat, wie es bis jetzt noch nicht exiſtirt hat und nach der Geſtaltung, welche die dortigen Verkehrsverhältniſſe ſeitdem angenommen haben, ſchwerlich ſo bald von anderer Seite wird geſammelt werden können.

Das Werk ſoll landſchaftliche Darſtellungen aus Yeddo, Nangaſaki, Shanghai, Taku, Tientſin, Peking, Hongkong, Canton, Macao, aus der ſiameſiſchen Hauptſtadt Bangkok und deren Umgebung bringen und in mehreren Heften zu je 6 Blättern erſcheinen. Die Ausſtattung iſt des monumentalen Charakters durchaus würdig, welchen die preußiſche Regierung dem Unternehmen zu geben beabſichtigt.

Das von Le Verrier in Paris redigirte Bulletin international enthält zwei in meteorologiſcher Hinſicht höchſt intereſſante Mittheilungen des Aſtronomen Pater Secchi in Rom und des Herrn Henri de Parville in Paris über den magnetiſchen Einfluß des Mondes und der Sonne auf die Atmoſphäre der Erde, auf die Luft- und Meeres-Strömungen und auf die Witterung. Der engliſche Admiral Fitzroy, der ebenfalls über dieſe Einflüſſe und ihre regelmäßige Wiederkehr Beobachtungen angeſtellt, theilt die gedachten beiden Artikel in franzöſiſcher Sprache im Londoner Athenaeum vom 25. Juni mit.

---

*) Die Preußiſche Expedition nach Oſt-Aſien. Anſichten aus Japan, China und Siam. (Im Auftrage der Königl. Regierung herausgegeben von A. Berg.) Erſtes Heft. 1 Blatt Haupttitel. 3 Blatt Text, deutſch, franzöſiſch, engliſch. 6 Blatt Anſichten. (4 in photo-lithograph., 2 in chromo-lithograph. Druck von Korn. Prozeß Osborne.) 26½ Zoll Höhe und 20½ Zoll Breite. Preis: Acht Thaler. Inhalt: 1) Yeddo, Aufgang zum Tempel O-Yawuts. 2) Yeddo. Der Tokaido. 3) Yeddo. Straße bei Akabane. 4) Yeddo. Japaniſcher Garten. 5) Yeddo. Portal eines Miodſin-Tempels. 6) Yokuhama-Kanagava. Berlin, Verlag der Königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Digitized by Google

In unſerem Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Ausgewählte Dichtungen
von **Friedrich Bodenſtedt.**

kl. 8. geh. 20 Sgr. Elegant gebunden 1 Thlr.

Inhalt: Lieder. Sinngedichte und Sprüche. Sonette. Verſchiedene Zeit- und Gelegenheits-Gedichte. Volksweiſen als Intermezzo. Aus dem Morgenlande (1843—1845). Die Roſe von Tiflis. Aus dem Buche Edlitam (1847—1851). Aus dem Diwan des Abbas-Kuli-Chan. Der Edelfalk.

Dieſe Auswahl des beliebten Dichters von „Mirza Schaffy“ darf wohl zu dem billigen Preiſe als Gelegenheits-Geſchenk beſonders empfohlen werden.

Blüthen
des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung,
gepflückt am Lebenswege
von **E. v. P**

kl. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Berlin, 1. Juli 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. von Decker). (392)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (393)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8 geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt.“

Literar. Centralblatt 1862. (391)

Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausg. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

„Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen, und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Volgt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Geſchichte, und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt.“ Literar. Centralblatt.

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfiehlt die unterzeichnete Buchhandlung:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlſtich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, geſtochen von Chr. Hoffmeiſter. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geb. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie“, ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (390)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig

macht in Bezug auf die von ihm im November 1862 gestellte Preisfrage:

> **„Welche sind die geographisch-statistischen und politisch-commerciellen Verhältnisse „derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutschen Auswanderung „vorzugsweise gerichtet gewesen ist, und welche Länder empfehlen sich hiernach am „meisten für eine wohlorganisirte deutsche Colonisation?“**

hierdurch Folgendes bekannt.

Es ist auf diese Preisfrage nur eine Beantwortungsschrift eingelaufen, mit dem Motto: *„Rex est, qui metuit nihil etc.“* Ihr Herr Verfasser zeigt unverkennbar sowohl Talent als Fleiss. Er hat aber sehr vieles gar nicht zur Sache Gehöriges mit hereingezogen. Wenn er in der zweiten Hälfte der Preisfrage unter „wohlorganisirter deutscher Colonisation“ nur politisch organisirte Massen-Uebersiedelung versteht, so wollen wir das keineswegs tadeln. Es hätte dann aber die zweite Hälfte von der ersten: Schilderung „derjenigen Länder, nach denen in neuerer Zeit der Zug der deutschen Auswanderung vorzugsweise gerichtet gewesen ist“, scharf gesondert werden müssen. Der Herr Verf. dagegen vermischt diese beiden Gesichtspunkte und hat dadurch keinem derselben völlig genug gethan. Seine Besprechung der Erfordernisse, welche zu einem geeigneten Ziele der Massenauswanderung gehören, ist viel zu wenig gründlich und systematisch, um die Theorie dieses Gegenstandes wirklich zu fördern. Ebensowenig aber kann die Einzelnschilderung derjenigen Länder, nach welchen die Colonisation gerathen oder widerrathen wird, in dem Grade vollständig und lebendig heissen, dass man sich bei einer etwa beabsichtigten Auswanderung aus ihr Rath erholen könnte. Der Verein sieht sich daher, unter Anerkennung manches Guten in der vorgelegten Bewerbungsschrift, doch ausser Stande ihr den Preis zu ertheilen.

Er verlängert vielmehr den für die Beantwortung der oben ausführlich abgedruckten Preisfrage angesetzten Termin bis zum 30. November 1865. Dabei wird noch ausdrücklich bemerkt, dass der Verein nicht unbedingt eine vollständige Beantwortung der ganzen Frage verlangt. Es wird ihm vielmehr genügen, wenn auch nur eins oder einige derjenigen Länder, welche vorzugsweise als Ziel der deutschen Auswanderung gedient haben, oder als solches zu empfehlen sind, diese dann aber freilich mit solcher Gründlichkeit und solchem praktischen Eingehen geschildert werden, dass die Bewerbungsschrift z. B. dem gebildeten Auswanderungslustigen wirklich als Rathgeber mit gutem Gewissen in die Hand gegeben werden kann.

Der ausgesetzte Preis beträgt **Einhundertundfunfzig Thaler.** Die Bearbeitungen müssen in deutscher Sprache abgefasst sein und bis spätestens am 30. November 1865 bei dem Schriftführer des Vereins Dr. **Henry Lange** (Leipzig) eintreffen, an welchen sie portofrei in der Weise anonym einzusenden sind, dass jede derselben mit dem nämlichen Motto wie das den Namen und die vollständige Adresse des Verfassers enthalte de versiegelte Couvert versehen wird. Die Veröffentlichung der motivirten Urtheile erfolgt im März 1866.

Gemäss dem vom Verein aufgestellten Preisfragen-Regulativ wird das Manuscript jeder mit dem Preise oder einem Accessit gekrönten Arbeit Eigenthum des Vereins, jedoch so, dass es dem Vereinsvorstande freisteht, jede solche Arbeit entweder ganz oder auszugsweise oder theilweise drucken zu lassen, ohne dass der Verfasser auf Honorar Anspruch zu machen hätte; doch ist der Vereinsvorstand befugt, dem Verfasser eine anderweitige Veröffentlichung seines Werks im ersten Falle nach Jahresfrist, im zweiten und dritten Falle sofort zu gestatten.

Leipzig, im April 1864.

Der Verein von Freunden der Erdkunde.

Prof. **J. V. Carus.** Vorsitzender. Dr. **H. Lange.** Schriftführer. Dr. **A. Barth.** Cassirer. (384)

Bei den Verlegern dieſer Zeitſchrift erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Harfenklänge von Adolf Krummacher.

gr. 16. Velinpapier in engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Anſtatt aus einem der zahlreichen anerkennenden Zeugniſſe der Preſſe möge der Leſer aus der folgenden Probe über den Werth dieſer „lieblichen Lieder und Geſänge“ ſich ſelbſt ein Urtheil bilden.

Dürre.

Leiſe träuft der Regen wieder
Auf das dürre, durſt'ge Land,
Und es grünt und blühet wieder,
Was die Sonne ſchon verbrannt.
Und es klingt von allen Zweigen
Neu der Vöglein froher Chor;
Blumenduft und Lieder ſteigen
Wie ein Opfer friſch empor.

Laß, o Herr, den Gnadenregen
Träufeln auch in mein Gemüth,
Daß es unter ſolchem Segen
Wieder grünt und wieder blüht!
Und es ſoll in neuen Weiſen
Deine Huld erhoben ſein:
Herz und Lippe ſoll Dich preiſen,
Meine Harfe Dir ſich weihn. (389)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 30.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 24. Juli 1864.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Friedrich von Raumer als Literarhiſtoriker . 466
Der biographiſche Roman 467
Ein Gottſcheer Volkslied, mitgetheilt von Ludw. Aug. Frankl 468
England.
Facſimile von Shakſpeare's erſter Folio-Ausgabe 469
Erinnerungen eines Flüchtigen. Von Berlin nach London. IV. Ein bürgerliches Trauerſpiel 470
Frankreich.
Victor Hugo's kleinere Schriften. Die Pariſer Theater und die civiliſatoriſche Miſſion Frankreichs 471
Italien.
Der römiſche Muſenalmanach 474
Nord-Amerika.
Die Sanitäts-Commiſſion der Vereinigten Staaten 475
Oſt-Indien.
Neueſtes Werk über den Buddhismus . . 477
Kleine literariſche Revue.
Zwei deutſche Monatsſchriften 477
Der Engländer George Stephens 478
„Aus dem Torniſter eines preußiſchen Freiwilligen" 479
„Dunkele Häuſer und Straßen in London" 479
Literariſcher Sprechſaal 479
Guizot über das Weſen des Chriſtenthums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MÉDITATIONS
SUR L'ESSENCE DE LA RELIGION CHRETIENNE
PAR **M. GUIZOT.**
Edition autorisée pour l'étranger.
8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte Verfasser behandelt in dieser aus acht einzelnen Abschnitten bestehenden Schrift: das innerste Wesen der christlichen Religion, d. h. die natürlichen Probleme, denen sie entspricht; die Grunddogmen, durch welche sie diese Probleme löst: die übernatürlichen Thatsachen, auf welchen diese Dogmen beruhen; die Schöpfung; die Offenbarung; die Inspiration der heiligen Schrift; Gott nach der Bibel; Jesus Christus nach dem Evangelium. Als ein Seitenstück zu Renan's und Strauss' „Leben Jesu" wird diese Schrift Guizot's gewiss Aufsehen erregen. (396)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The English
Catalogue of Books.

Royal 8. pp. 918, half-bound morocco,

15 Thlr.

This Catalogue gives the title, size, price, number of volumes, Publisher's name, and date of publication of 67,500 distinct works — being the English publications, importations of original American works, and Continental English books, for the twenty-eight years from January 1835 to January 1863.

The latest Edition of the London Catalogue —now incorporated with this work—gave 42,340 works for the twenty-five years from 1831 to 1855; additional researches have added to this number about 5,300 titles which had escaped former compilers; from which, however, 1,500 must be deducted, omitted by reason of the four years' difference of date in commencement. This calculation leaves 21,960 books published during the last eight years, or an average of 2,787 per annum, exclusive of reprints.

The chief feature of the present Catalogue is the addition of dates to every title, indicating either when the work was first published, or, if it was not originally published within the period embraced by this volume, the date of the last edition. In many instances both dates are given, as also the dates of alterations in the prices of the books. The dates were first introduced by the Editor in his British Catalogue in 1849, and now uniformly adopted throughout.

In addition to the general Alphabetical Catalogue are the following Appendices: —

Appendix A. — Learned Societies, Printing Clubs, and other Literary Associations, with a List of their Publications.
" B. — Publishers' Libraries, Series, &c.
" C. — Magazines and Miscellaneous Periodical Literature.
" D. — List of Works first published on the Continent in the English Language.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (395)

Erſcheinungen der italieniſchen Literatur.

Annuario statistico del regno d'Italia con particolari notizie sulle provincie di Lombardia pel 1864, compilato su dati ufficiali dal Rag. A. Dell' Acqua. Anno V. 8. Milano. 7 l.

Audisio, G., Diritto pubblico della chiesa e delle genti cristiane. 3 Vol. 12. Roma 1863. 10 l.

Bosio, F., il marchese Salvatore Pes di Villamarina; memorie e documenti inediti. 12. Torino. 2 l.

Campori, G., Notizie inedite di Raffaello da Urbino tratte da documenti dell' archivio Palatino di Modena. 4. Modena. 2 l. 50 c.

Capranica, L., Fra Paolo Sarpi. Romanzo storico. 3 Vol. 12. Milano. 9 l.

Chiavacci, E., Guide de la galerie royale du palais Pitti. 16. Florence. 2 l. 50 c.

De' Sivo, G., Storia delle due Sicilie dal 1847 al 1861. Vol. I. 12. Rome. 5 l.

Hamberger, I principali punti della filosofia della religione secondo i principii dello Schelling; diciotto discorsi tradotti dal tedesco della marchesa Fl. Waddington, con una introduzione e note della stessa. 12. Firenze. 2 l.

Luzzati, L., la diffusione del credito e le banche popolari. 12. Padova. 2 l. 50 c.

Petrarcae, Franc., epistolae de rebus familiaribus et variae, studio et cura J. Fracassetti. 3 Vol. 8. Florentiae 1861—1864. 30 l.

Salinas e Seveso. — I monumenti sepolcrali scoperti nei mesi di Maggio, Giugno e Luglio 1863 presso la chiesa della Santa Trinita in Atene, descritti da A. Salinas e disegnati da A. Seveso. Con 5 tavole. 4. Torino. 15 l.

Storia, la, di Ginevra degli Almieri di Agostino Velletti, riprodotta sulle antiche stampe, con prefazione del Prof. A. D'Ancona. 8. Pisa. 1 l. 50 c.
Edizione di 100 esemplari. (397)

Torricelli di Torricella, la poesia di Dante ed il suo castello del Limbo. Commento con annotazioni del cav. F. Scolari; si aggiunge qualche studio di bibliografia dantesca per F. S. Fapanni. 8. Venezia. 2 l. 50 c.

Verlag von Hermann Loescher in Turin.

Max Müller's
Lectures (398)
on the
Science of Language.
Second Series.
Ein starker Band in 8vo. cloth. 18 sh.
vorräthig bei A. Asher & Co., Berlin und London.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Friedrich von Raumer als Literarhiſtoriker.

Der ehrwürdige Veteran der deutſchen Hiſtoriker, Friedrich von Raumer, hat ein „Handbuch der Geſchichte der Literatur" herausgegeben*), das ſeine Entſtehung Vorleſungen verdankt, die er im Winter 1849—1850 vor einem Kreiſe von Damen gehalten hat. „Von dem unermeßlichen Inhalte der Literaturgeſchichte, heißt es in dem Vorworte, war es nothwendig, nur das Anziehendſte und Wichtigſte auszuheben, mithin alle mittelmäßigen Schriftſteller, ja ſelbſt nicht wenige der gerühmteren unerwähnt zu laſſen, insbeſondere ſobald, ungeachtet löblichen Inhaltes, die Form vernachläſſigt war. Hingegen erſchien es wichtig, zunächſt hinſichtlich der am kürzeſten behandelten alten Literatur durch eine Auswahl vorzuleſender Stellen eine nähere Bekanntſchaft mit den Schriftſtellern ſelbſt herbeizuführen."

Das Werk hat einen eigenthümlichen Eindruck auf den Referenten gemacht, ungefähr wie wenn nach vielen Jahren ein Jugendbekannter uns beſucht und wir, die Gegenwart vergeſſend und alte Erinnerungen weckend, die längſt entſchwundene Welt mit ihren damaligen Intereſſen und Anſchauungen wieder auffriſchen. Welchen Reiz eine ſolche Verſetzung in die längſt vergangene Jugendzeit hat, werden die älteren unter unſeren Leſern wohl an ſich ſelbſt ſchon erprobt haben. Raumer's Handbuch zaubert uns in die glückliche Zeit zurück, als es noch keine politiſchen und ſozialen Fragen zu erörtern gab, ſondern neben dem Theater die Literatur faſt den einzigen Stoff der Unterhaltung in den Kreiſen der gebildeten Welt bot. Eine allgemeine Kenntniß der Literatur war ein nothwendiges Erforderniß für Jeden, der ſich in ſolchen Kreiſen bewegte. Man mußte mit den wichtigſten Lebensumſtänden und den Hauptſchriften der namhafteſten Autoren bekannt ſein und über ſie ein beſtimmtes Urtheil in kurzer, charakteriſtiſcher Faſſung bei der Hand haben. Die Meiſten entlehnten dieſe Kenntniß aus den damals gangbarſten literarhiſtoriſchen und kritiſchen Werken von Bouterwek, Eſchenburg, Tieck, den beiden Schlegel, auf die auch unſer Verfaſſer am häufigſten verweiſt. In der Würdigung der einzelnen literariſchen Erſcheinungen nahm man nicht einen objektiven hiſtoriſchen Standpunkt ein, ſondern folgte ſeinem ſubjektiven Gefühle und dem Geſchmacke, der meiſt von der Zeitrichtung beſtimmt wurde. Jeder hatte ſeine beſonderen Lieblinge, denen er ſeine ganze Zuneigung ſchenkte, während er ſich wieder von anderen Schriftſtellern antipathiſch abgeſtoßen fühlte, und hierin lag der pikante Reiz der literariſchen Unterhaltung, daß Jeder für den Erwählten ſeines Herzens muthig in die Schranken trat und ſeine Lanze einlegte.

Dieſe gemüthliche, faſt möchte ich ſagen, ritterlich-romantiſche Zeit der literarhiſtoriſchen Auffaſſung bringt Raumer in ſeinem Buche der Gegenwart wieder vor Augen. Er erkennt keinen organiſchen Zuſammenhang, keine naturgemäße Entwickelung in der Literaturgeſchichte an. „Die politiſche Geſchichte, ſagt er, läuft ab an einem untrennbaren Faden. Die Verbindung von Urſachen und Wirkungen, die Uebergänge und Gegenſätze liegen meiſt klar zu Tage; hingegen ſteht die Literaturgeſchichte allerdings mit der politiſchen Entwickelung, dem allgemeinen Bildungszuſtande, dem Sinn und Charakter des Volkes u. ſ. w. in weſentlicher Verbindung; andererſeits aber finden wir faſt unerklärliche, wunderbare Erſcheinungen, verletzende Lücken und überraſchende Sprünge. Durch höhere Schickung treten die verſchiedenartigſten Meiſter in den Vordergrund. Heſiod folgt auf Homer, Virgil auf Lukrez, Göthe auf Klopſtock." — Es kam daher dem Verfaſſer auch gar nicht auf den inneren Zuſammenhang, auf die Erklärung der einzelnen Erſcheinungen an, ſondern er erfaßt jede literariſche Perſönlichkeit als etwas unmittelbar Gegebenes, das ſich unſerer Betrachtung und Beurtheilung von unſerem ſubjektiven Standpunkte aus darbietet. Darum behandelt er auch nicht die Literaturen der verſchiedenen Völker und Zeiten ethnographiſch und chronologiſch, ſondern nach einer freien Auswahl reiht er Aehnliches zu Aehnlichem oder er ſtellt die Kontraſte neben einander, immer den Eindruck ſchildernd, den die Objekte auf ihn ſelbſt gemacht haben.

Der Verfaſſer hat ſich ſelbſt über dieſen ſeinen Standpunkt ausgeſprochen in einer humoriſtiſchen Selbſtrecenſion, die er dem Schluſſe der zweiten Abtheilung ſeines Buches folgen läßt. „Ich erſchrecke, zurückblickend, mit welcher Kühnheit ich über die größten Männer geurtheilt habe. Um zur gebührenden Beſcheidenheit und Selbſterkenntniß zu gelangen, will ich mich ſelbſt recenſiren, wie folgt: Im Anfange des zweiten Heftes ſeiner literariſchen Randgloſſen erzählt uns der Verfaſſer, daß ſich Sprachen verändern: dies weiß Jeder, mithin ſind die hierüber ausgeſprochenen Bemerkungen trivial und überflüſſig. Mit einem Sprunge, einem salto mortale, möchte ſich der kleine Verfaſſer zum großen Dante erheben; fällt aber ſogleich hinab auf einen philiſtrigen, bornirten Standpunkt, und klagt z. B., daß ihm die Höllenqualen ſehr herbe erſcheinen: als wenn die Teufel in der Hölle Verkehr trieben mit Zuckerwaſſer und Roſenöl, und als wenn Dante beim Erfinden und Niederſchreiben jener Qualen nicht ſelbſt mehr ausgeſtanden hätte, als ein ſchwächlicher Leſer! — Da nun der überzarte Verfaſſer ſich in Hölle, Fegefeuer und dem theoretiſirenden Paradieſe nicht bequem befindet, ſo ſollte man glauben, der zarte Petrarca müſſe ihn entzücken; allein die Hunderte variirter Liebesſonette wollen ihm auch nicht munden und er verſteht es nicht, ſich bei Boccaccio zu ſtärken, ſondern nergelt, aus angeblich ſittlichen Rückſichten, an dem, was natürlich und damals an der Zeit war. — Gegenſtände, über welche große, gelehrte Bücher geſchrieben ſind, beſeitigt der Verfaſſer auf wenigen Seiten und fügt einige Jammereien bei über deutſche und italiäniſche Zuſtände, welche dieſelben gewiß nicht verbeſſern werden. — Die Hoffnung, eine genaue Inhaltsanzeige des raſenden Roland und des befreiten Jeruſalems zu finden, wird getäuſcht und nur für Camoens zeigt ſich einige Vorliebe, wahrſcheinlich, weil der Verfaſſer eine größere Wahlverwandtſchaft beſitzt zu trockener Geſchichte, als zur lebendigen Poeſie. — Daß er Lope und Calderon nicht ſo hoch ſtellt, als einige deutſche Kritiker, wollen wir nicht tadeln; doch giebt ſich auch hier des Verfaſſers Unfähigkeit kund, den weltbeherrſchenden Standpunkt des Katholizismus zu begreifen. — Allerdings finden wir 14 Bände deutſcher lyriſcher Gedichte des 17. Jahrhunderts (v. W. Müller und K. Förſter) auf 14 Blätter zuſammengeſchnürt; wir würden uns aber auch nicht grämen, wenn ſie mit 14 Zeilen abgefertigt wären. — Mit Shakſpeare treibt der Verfaſſer Götzendienſt und Ben Jonſon konnte einem Manne nicht behagen, der willkürliches Belieben über Regel und Geſetz hinausſtellt. — Daß Klopſtock den Milton erſt gereinigt und geheiligt hat, iſt dem Verfaſſer verborgen geblieben und ſein anmaßlicher Tadel des Meſſias zeigt die Mangelhaftigkeit ſeines Studiums, Gefühls und ſeiner Einſicht. Ueber Geſchichtſchreibung giebt der Verfaſſer allerhand gute Rathſchläge: Schade

*) 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

nur, daß er unfähig war, ſie in ſeinen hiſtoriſchen Werken zur Anwendung zu bringen. — Der Verfaſſer las, ſo ſcheint es, die vielen franzöſiſchen Memoiren und die langen italiäniſchen Geſchichtſchreiber mit Vergnügen; unbegreiflich, warum er ſich nicht einen weit größeren und heiligeren Genuß durch wiederholtes Leſen des Meſſias verſchaffte. — Möchte dieſe Recenſion, die von einem dem Verfaſſer aufrichtig zugethanen Manne herrührt, dazu dienen, ihm auf den rechten Weg zu verhelfen, und ihn abhalten, Gegenſtände, welche die umſtändlichſte, gründlichſte Erörterung verdienen, leichtſinnig und cavalièrement zu behandeln oder vielmehr zu mißhandeln."

Der Hauptwerth des Raumer'ſchen Handbuches iſt, daß wir daraus weniger die Literarhiſtorie, als den Literarhiſtoriker kennen lernen. Ihn zieht in den Werken großer Schriftſteller nicht ſowohl die vollendete künſtleriſche Form, als der klare Gedanke, die tüchtige Geſinnung, die edle Abſicht an; er ſucht in der Literatur Nahrung für den Verſtand und das Herz, nicht für die Phantaſie, und indem er ſo nicht den äſthetiſchen, ſondern den ethiſchen Maßſtab anlegt, erſcheint er oft ungerecht gegen den gefeiertſten Namen, während er andererſeits für manchen geſchmähten Schriftſteller als beredter Vertheidiger auftritt. Daher dienen auch die Auszüge, die er aus den Schriften der verſchiedenen Autoren giebt, meiſt dazu, nicht die ſchriftſtelleriſchen Eigenthümlichkeiten, ſondern die perſönliche Geſinnung derſelben zu charakteriſiren.

Die deutſche Literatur des vorigen Jahrhunderts bildet den Stoff des letzten Vortrages und der Verfaſſer ſchließt mit einer kurzen Ueberſicht des durchlaufenen Weges: „Wenn ich zurückblicke, ſagt er, auf den Entwickelungsgang der Literatur, ſo ſchloſſen die Abtheilungen meiner Vorträge auf ſehr verſchiedene Weiſe. Die alte Literatur zeigte ein trauriges Abſterben, einen völligen Bankerott, und das Mittelalter genügte nur in Hinſicht auf einzelne Richtungen. Es vergingen an acht Jahrhunderte, bevor ſich ganz neues eigenthümliches Leben hervordrängte. Dies war aber ſo kräftig, daß die nächſten Abtheilungen meiner Vorträge keineswegs mit Erſchöpfung endeten, ſondern mit mannigfachen glänzenden Erſcheinungen: Shakſpeare und Milton, Rouſſeau und Voltaire, die engliſchen Redner, Scott und Byron. Betrachten wir hingegen die zuletzt behandelte Reihe deutſcher Schriftſteller, ſo könnte, ſobald wir nicht ſeitwärts, ſondern vorwärts ſchauen, die Beſorgniß entſtehen, es zeige ſich ſeit Leſſing, Herder und Wieland eine Abnahme der Tiefe und Kraft. Gottlob, daß dem nicht ſo iſt; ſondern wiederum über alle Erwartung und geſchichtliche Wahrſcheinlichkeit hinaus ſtieg der glänzendſte literariſche Tag über unſer Vaterland herauf. Seit den Griechen hat eine ſo mannigfache Entwickelung der Philoſophie nicht ſtattgefunden: Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Jacobi, Herbart, Fries, Schleiermacher, Solger u. A. werden, trotz mancher Auswüchſe, ihre große Bedeutung nie verlieren. Nicht minder iſt Geſchichtforſchung und Geſchichtſchreibung weſentlich fortgeſchritten und durch ein verändertes öffentliches Leben, durch eine nationale Wiedergeburt auch der Beredſamkeit Bahn eröffnet.

„Am reichſten endlich hat ſich die Dichtkunſt entwickelt. Daß man in der gerechten Freude Manches überſchätzte, iſt nicht zu tadeln, ſondern natürlich und löblich: was aber auch die Zeit, dieſer ſtrengſte Kritiker, allmählich in den Hintergrund ſtellen mag, es bleibt des der Ewigkeit Würdigen noch genug übrig. Selbſt Abgeneigte werden zugeben: Göthe ſei der erſte aller neueren deutſchen Elegiker und Lyriker und ſein Hermann ein auf unbetretener Bahn gegründetes meiſterhaftes Epos. Verlieren ſeine Romane, wie alle, auch den Reiz der Neuheit und Gegenwart, ſo bleibt ihnen die Vollendung der Auffaſſung und Darſtellung; ſind ſeine Dramen minder draſtiſch, als die einiger großen Meiſter, ſo offenbaren ſie pſychologiſche Tiefe und gemüthliche Zartheit. Und wer mit den Wanderjahren und dem zweiten Theil des Fauſt unzufrieden iſt, wird geſtehen, daß die großen Vorzüge der erſten Hälften zu dieſem Urtheile Veranlaſſung geben.

„An dem vielbewunderten Schiller iſt vielleicht das Größte, daß er ſeine wilde Kraft zu Maß und Schönheit erzog und verklärte. Mit Recht ſind beide Dichter Lieblinge des Volkes geworden; doch beruht der Reichthum deutſcher poetiſcher Literatur nicht auf ihnen allein. So dürften z. B., um aus Mehreren nur Einen zu nennen, Tieck's Werke mit der Zeit immer mehr hervorragen über die unzähligen Waſſerwogen, welche ſie umſpülen und nicht wenigen ſonſt rüſtigen Leuten verdecken.

„Um dieſe, ſowie viele andere denkwürdige Schriftſteller der europäiſchen Neuzeit und ihr Verhältniß zu der politiſchen Entwickelung gebührend zu ſchildern, ſind größere Kräfte erforderlich, als mir zweiundachtzigjährigem Greiſe zu Gebote ſtehen. Möge das bis hieher Dargebotene freundliche Aufnahme finden!"

Der Wunſch des edlen Greiſes wird gewiß nicht unerfüllt bleiben; denn in der Gabe, die er uns gereicht, hat er ſich ſelbſt ganz in der milden und gewinnenden Weiſe gegeben, die ihm von jeher eigen war und die ihm auch das Alter nicht hat rauben können.

M.

Der biographiſche Roman.

Vor kurzer Zeit hat in dieſen Blättern der neueſte Roman Brachvogel's „Schubart und ſeine Zeitgenoſſen" eine Beſprechung gefunden. Im Anſchluß daran erlauben wir uns, nachträglich auf einige frühere Arbeiten deſſelben Verfaſſers hinzuweiſen, die von ihm unter dem Titel „Hiſtoriſche Novellen"*) herausgegeben ſind. Von den acht Erzählungen, die uns hier geboten werden, bewegen ſich zwei in der Geſchichte Richelieu's und Mazarin's und ſind jedenfalls glänzende Früchte eines ſchönen Studiums und einer phantaſievollen Ergreifung jener Zeiten. Doch ſcheuen wir uns nicht zu geſtehen, daß uns die kleine Novelle „die Pforte der Zukunft," die das erſte Auftreten Colbert's uns ſchildert, bei weitem als die Perle der beiden erſten Bände erſchienen iſt. Mit dem hohen Reiz einer lebendigen Darſtellung, wie ſie dem Verfaſſer ſtets eigen iſt, verbindet die gelungene Arbeit durchaus die Anlage, die wir bei einer hiſtoriſchen Novelle erwarten. Mitten aus der deutlich und kräftig gezeichneten Umgebung der Zeit tritt ein intereſſanter Charakter und ein bedeutender Vorgang heraus, deſſen Reſultat eine weite Perſpektive auf die Zukunft eröffnet, die wir in dämmernder Ferne zu erkennen glauben.

Den bei weitem größten Raum in dem Werke nimmt aber die Darſtellung des Lebens jenes intellektuellen Erfinders der Dampfmaſchine ein, des unglücklichen Mondecaus. Der Verfaſſer hatte urſprünglich den Stoff zu einem Drama benutzt, und erſt ſpäter hat er ihn zu der vorliegenden „hiſtoriſchen Novelle" umgeformt.

Der biographiſche Roman, wozu wir auch dieſe Erzählung rechnen müſſen, iſt neuerdings eine ſehr beliebte Gattung geworden. Das Leben von bedeutenden Männern, von Dichtern, Künſtlern, Fürſten ꝛc. wird, je bunter und bewegter es iſt, deſto begieriger

*) A. E. Brachvogel. Hiſtoriſche Novellen. Vier Bände. Jena und Leipzig, Hermann Coſtenoble, 1863—64.

Digitized by Google

von Schriftſtellern und Schriftſtellerinnen ergriffen und der Held mit farbenreicher Zeichnung der zeitigen Umgebung über alle Höhenpunkte ſeines Lebens von der Wiege bis zum Grabe geführt. Mögen es uns die Leſer, wenn ſie durch die draſtiſche Darſtellung und durch den reichen Stoff, zumal wenn er, wie ſehr oft, aus der Neuzeit entlehnt iſt, überwältigt und gefeſſelt worden ſind — mögen ſie es uns verzeihen, wenn wir über dieſe moderne Gattung des Romans unſer Bedenken nicht zurückzuhalten vermögen und ſo kühn ſind, den biographiſchen Roman als eine beklagenswerthe Entartung des hiſtoriſchen Romans zu bezeichnen.

Der biographiſche Roman iſt eine Zwittergeburt, in der die Kunſt aus ihren Gränzen heraustritt und dadurch ſich ſelbſt zerſtört. Das freie poetiſche Schaffen hört auf; die Erfindung der Fabel und der Charakter ſteht dem Verfaſſer nicht mehr frei, vielmehr muß er ſich der Geſchichte beugen und ſich darauf beſchränken, das von ihr Gegebene durch eine phantaſievolle Reproduktion zu beleben. Während er ſo ſeines ſchönſten Vorrechtes, der freien Erfindung und Geſtaltung, ſich ſelbſt entäußert, empfängt er von Jedem, dem es ernſtlich um das Hiſtoriſche zu thun iſt, für ſeine nothwendigen Zuthaten und freieren Ausführungen wenig Dank. Aus dieſer ſchwankenden Doppelnatur ferner ergiebt ſich eine Reihe von Konſequenzen, die unſere Auffaſſung noch mehr zu beſtätigen ſcheinen. Denn abgeſehen von dem Ungeſchmack, ſtets ab ovo zu beginnen, wozu der novelliſtiſche Biograph gezwungen iſt, wird ſich die weitere Darſtellung in fortwährenden Sprüngen bewegen müſſen. Aus der Fülle des Stoffes wird der Verfaſſer ſtets nach intereſſanten Scenen haſchen, die ein charakteriſtiſches Licht auf Zeit und Perſonen werfen. Perſonen kommen und handeln; plötzlich ſind ſie wieder verſchwunden und kehren nicht mehr wieder, weil der Gang der Geſchichte eine andere Wendung nimmt. So wird das Werk mit Nothwendigkeit ſich in eine Reihe von loſe aneinander gereihten Einzelheiten auflöſen, und für den inneren Mangel an kunſtvoller, organiſcher Geſtaltung wird der Verfaſſer nur durch die Lebendigkeit der Schilderung und die Schärfe der Charakteriſtik im Einzelnen entſchädigen können. Immer nur das Einzelne wird den Leſer feſſeln und oft auch beſtechen; der höhere Genuß aber, den die Einheit einer nach poetiſchen Geſetzen entworfenen Kompoſition bietet, wird ihm entzogen, und darin erkennen wir die deutlichen, in der Geſchichte jeder Kunſt wiederkehrenden Zeichen des Verfalls und der Entartung. Doch müſſen wir innehalten, da hier nicht der Ort iſt, dieſe Gedanken weiter zu verfolgen. Wir begnügen uns vielmehr, unſern Standpunkt in Kürze angegeben zu haben, um es zu rechtfertigen, wenn wir ſolche Werke, ſo glänzende Seiten ſie auch darbieten mögen, als verfehlt bezeichnen.

In ungleich höherem Maße als Brachvogel's Erzählung iſt uns hiefür der „Thaddeus Koſciuszko“ von Marianna Bugomirska*) ein Beiſpiel; das Erſtlingswerk der Verfaſſerin, das im Einzelnen durch die große Lebendigkeit der Darſtellung und genaue Schilderung der Zeit und des Volkscharakters bedeutende Vorzüge beſitzt. Es lebt Polenblut in der Verfaſſerin, die außerdem durch ihren verſtorbenen Gatten dem Helden ihres Werkes verwandt iſt; ſie iſt daher vor Allem zu einer lebenswahren und getreuen Zeichnung jener Zeit, ſowie des Polenvolkes in allen ſeinen Schichten, befähigt. Freilich können wir nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß die allzu grelle und ausführliche Schilderung der tiefen Unſittlichkeit und der daraus entſpringenden Verirrungen unter den höheren Ständen aus der Feder einer Frau uns ſchmerzlich berührt hat.

Den richtigen Weg des hiſtoriſchen Romans ſcheint uns dagegen Julius von Wickede in ſeinem „langen Iſaack“*) eingeſchlagen zu haben. Er verſetzt uns in die große, mächtig bewegte Zeit unſerer Befreiungskriege. Der Held des Werkes iſt die höchſt originell gezeichnete Figur eines hauſirenden Juden, der in ſeiner unſcheinbaren Hülle den glühenden Patriotismus verbirgt und ohne Unterlaß, trotz vielfachen Undanks und harter Demüthigung, ſein Leben für die Sache der Befreiung auf das Spiel ſetzt. Ob hiſtoriſch, ob nicht, jedenfalls iſt dieſer Charakter ein hiſtoriſch möglicher, und es iſt ein edler, humaner Gedanke, der dem Herzen des Verfaſſers Ehre macht, gerade ein Glied des noch immer mit Vorurtheil und Mißtrauen betrachteten Volksſtammes, mit dem höchſten Adel der Seele geſchmückt, als mitwirkend an jenem großen, deutſchen Werke hinzuſtellen. Perſonen, wie des Hauſirers liebliche Tochter und die treffliche Geſtalt des lüneburgiſchen Bauern Bruhn treten in vollendeter Zeichnung hervor, wogegen wir das Zeitgemälde im Ganzen großartiger angelegt wünſchten.

Ein Gotſcheer Volkslied,

mitgetheilt von Ludw. Aug. Frankl.

Die Gotſchee, ein Landſtrich von 16 Quadrat-Meilen mit 2,800 Einwohnern im Süd-Oſten des Herzogthums Krain gelegen, ſtellt eine deutſche Sprachinſel inmitten ſlaviſchen Landes dar und gehört zum Fideikommiß des Fürſten Carlos Auersperg. P. v. Radics, kraineriſcher Hiſtoriograph, mit der Erforſchung der topographiſchen, ethnographiſchen und linguiſtiſchen hiſtoriſchen Verhältniſſe dieſes merkwürdigen Ländchens beſchäftigt, erkennt in den heutigen Bewohnern — den auf allen Märkten ſichtbaren „Gotſcheewern“ — dreierlei Abkömmlinge: Gothen aus der Völkerwanderung, Franken und Thüringer (aus dem heutigen Herzogthum Meiningen) hierher im 14. Jahrhundert verſetzt, und Bayern. Neben eigenthümlichen Sagen und Märchen beſitzen die Gotſcheer auch Lieder, unter denen beſonders die Hochzeitlieder, das Lied von der „maererin,“ (Sagenjungfrau — Gudrun), das von der „faulen Grete“ (ganz ſo geſungen wie das von Profeſſor Schleicher publizirte gleichnamige Lied aus Meiningen) und das hier mitgetheilte vorzügliche Beachtung wohl in Anſpruch nehmen dürften; wir geben es in wortgetreuer Ueberſetzung:

„O mueter liebai mueter moain!“

„O Mutter, lieb Mutter mein!
Weh thut mir greulich mein Herzelein
Um die ſchöne Maid,
Um die ſchöne Maid,
Die geſtern ich geſehn
Auf einen ſchönen Kirchtag gehn.“
„„Mein lieber Sohn, ſei nicht betrübt ſo heiß,
Wir werden baun ein Mühlchen weiß;
Wenn malen kommen alle Leut',
Kommt malen auch die ſchöne Maid.““
Es kam nicht malen die ſchöne Maid.

„O Mutter, lieb Mutter mein!
Weh thut mir greulich mein Herzelein

*) Thaddeus Koſciuszko. Hiſtoriſcher Roman von Marianna Bugomirska. 4 Bde. H. Coſtenoble, Leipzig, 1864.

*) Der lange Iſaack. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der deutſchen Befreiungskriege, von Julius von Wickede. Leipzig, H. Coſtenoble, 1864.

Digitized by Google

Um die ſchöne Maid,
Um die ſchöne Maid,
Die geſtern ich geſehn
Auf einen ſchönen Kirchtag gehn."
„„Mein lieber Sohn, ſei nicht betrübt ſo heiß,
Wir werden baun ein Kirchlein weiß;
Wenn zur Meſſe kommen alle Leut',
Kommt beten auch die ſchöne Maid.""
Es kam nicht beten die ſchöne Maid.

„O Mutter, lieb Mutter mein!
Weh thut mir greulich mein Herzelein
Um die ſchöne Maid,
Um die ſchöne Maid,
Die geſtern ich geſehn
Auf einen ſchönen Kirchtag gehn."
„„Mein lieber Sohn, ſei nicht betrübt ſo heiß,
Wir werden anrichten ein Leichlein weiß;
Wenn zur Leiche kommen alle Leut',
Wird kommen auch die ſchöne Maid.""

kam zur Leiche die ſchöne Maid:
„Was iſt das für wunderbare Leich!
Die Füße zum Sprung bereit,
Die Hände, zum Haſchen gleich,
Die Augen, zu ſehen weit!"

Er ſpringet auf,
Er erwiſcht ſie um den Hals,
Er halſ't und küſſet ſie:
„Nun bleibſt Du mein und ich bin Dein!"
„„Nun bin ich Dein und Du biſt mein!""
Es kann und mag nicht anders ſein.

Nachher ſah man zwei weiße Leichen ruhen,
Sie legten ſie in zwei weiße Truhen,
Sie trugen ſie zum Kirchlein weiß,
Zum grünen Friedhofkreis,
Und gruben Eins an jeder Seite ein.
Aus Ihm wuchs auf ein Weinrebelein,
Aus Ihr wuchs eine Gartenroſ' herauf,
Sie wuchſen ineinand nach Jahreslauf;
Die halſ'ten ſich und küßten nun,
Wie Eheleute thun.

England.

Facſimile von Shakſpeare's erſter Folio-Ausgabe.

Faſt gleichzeitig ſind uns aus England die Ankündigungen und die Probe-Lieferungen von zwei verſchiedenen, dort veranſtalteten Facſimiles der ſehr ſelten gewordenen und, wenn ſie einmal auf Auktionen vorkömmt, mit Gold aufgewogenen, erſten vollſtändigen Ausgabe Shakſpeare's von 1623 zugegangen.

Das eine dieſer Facſimile iſt auf photo-lithographiſchem Wege hergeſtellt, und zwar nach den beiden Exemplaren des Originals, die ſich in den Bibliotheken von Bridgewater-Houſe und des Britiſchen Muſeums befinden, wobei der bekannte Shakſpeare-Editor Howard Staunton, dem die beiden ſeltenen Exemplare anvertraut waren, die Oberaufſicht des Verfahrens nach ſeiner wiſſenſchaftlichen Seite übernommen hatte. Die photo-lithographiſche Anſtalt von Day & Son in London, aus welcher bereits mehrere als Kunſtwerke mit Recht bewunderte Arbeiten der photographiſchen Kunſt hervorgegangen, hat das Verdienſt, auch dieſen Shakſpeare hergeſtellt und es ſo jedem Liebhaber ſeltener Bücher, ſowie den Verehrern des großen britiſchen Dichters in der geſammten literariſch gebildeten Welt, möglich gemacht zu haben, ſich zu einem allerdings immer noch hohen, jedoch im Vergleiche zu den Auktions-Preiſen der Folio von 1623 mäßigen Preiſe ein Exemplar dieſer Ausgabe anzuſchaffen.*)

Die uns vorliegende erſte Lieferung, 64 Seiten in gr. Folio mit zwei Columnen enthaltend, iſt, auch was den Farbenton des Papiers und die Schwärze des Druckes betrifft, genau dem Buche nachgeahmt, welches vor 241 Jahren durch die Preſſe geliefert wurde. Das Haupt-Titelblatt, auf welchem ſich das von einem Zeitgenoſſen Shakſpeare's geſtochene Bruſtbild mit der Inſchrift Martin Droeshout sculpsit London befindet, trägt den Titel: **Mr. William Shakespeare's Comedies, Histories, & Tragedies. Published according to the True Originall Copies. London. Printed by Isaac Jaggard, and Ed. Blount. 1623.** Gegenüber dem Bildniſſe auf dem Titelblatte ſtehen die B. I. (Ben Jonſon) unterzeichneten Verſe To the Reader:

This Figure, that thou here seest put,
It was for gentle Shakespeare cut, etc. etc.

Es folgt darauf die (ſehr unterthänige und phraſenreiche) Dedication des Buches an die Grafen Pembroke und Montgomery, unterzeichnet von den beiden Herausgebern deſſelben, den Schauſpielern John Heminge und Henry Condell, Kollegen Shakſpeare's. Daran reihet ſich die würdiger gehaltene Vorrede derſelben beiden Männer: To the great Variety of Readers. Es folgen ſodann die Weihgedichte an die Manen Shakſpeare's von Ben Jonſon (worin das berühmte Sweet Swan of Avon), Hugh Holland, L. Digges und J. M., woran endlich ein Verzeichniß der Namen ſämmtlicher Schauſpieler, welche mit Shakſpeare zuſammen dieſe Dramen aufgeführt und ein „Catalogue der verſchiedenen in dieſem Bande enthaltenen Comedies, Histories und Tragedies" ſich reiht.**)

Das Bisherige nimmt nicht weniger als die erſten achtzehn Folio-Seiten ein. Es folgen ſodann auf den übrigen 46 Seiten der erſten Lieferung „der Sturm," „die beiden Edelleute von Verona" und ein Theil der „luſtigen Weiber von Windſor." Das Ganze wird hiernach etwa 1000 Folio-Seiten umfaſſen. Die Form der Typen erſcheint keineswegs veraltet, ſondern im Gegentheil deutlich auch für ein verwöhntes Auge. Daß wir hier das treueſte Spiegelbild des Abdruckes mit allen ſeinen Curioſa und typographiſchen Fehlern vor uns haben, dafür bürgt die wundervolle Kunſt der Photographie, deren jodirte Platten in England mittelſt eines neuen Verfahrens auf Stein und Zink übertragen werden, eines Verfahrens, mittelſt deſſen auch das in dieſen Blättern früher erwähnte, ſchöne Facſimile des engliſchen Domesday Book hergeſtellt worden iſt.***)

---

*) Shakespeare. The First Folio Edition of 1623. Reproduced under the immediate Supervision of Howard Staunton. By Photo-Litography. London, Day and Son. Leipzig, Ludwig Denicke. Part I. Price 10 s. 6 d. To be completed in 16 parts. (Das Ganze koſtet 8 £ 8 s = 53½ Thlr.)

**) Die Folio von 1623 enthält ſämmtliche Dramen Shakſpeare's, mit Ausnahme des „Perikles." Etwa die Hälfte der Dramen war bis dahin noch nicht gedruckt worden.

***) In Berlin iſt dieſes Verfahren ebenfalls bereits in Anwendung gekommen, und zwar iſt es von dem engliſchen Photographen Osborne in dem Inſtitute von W. Korn eingeführt worden. D. R.

Digitized by Google

Das zweite, in England erſchienene Facſimile der Folio-Ausgabe von 1623 iſt auf gewöhnlichem typographiſchen Wege mit einer ebenfalls bewundernswerthen Treue hergeſtellt,*) doch iſt das Folio-Format in ein bequemes Quarto verwandelt. Dieſe Ausgabe erſcheint in drei Abtheilungen, von denen die erſte die „Comedies," die zweite die „Histories" und die dritte die „Tragedies" umfaßt. Jede Abtheilung koſtet nur 10 *s* 6 *d*, ſo daß das Ganze nur etwa den fünften Theil der anderen Ausgabe (10⅔ Thaler) koſten wird. Freilich bekömmt man dafür auch nicht, abgeſehen von dem geänderten Formate, ſo vollſtändig wie dort die alte Folio von 1623 wieder. Die Verleger ſelbſt nehmen in einem vorgedruckten Worte die Nachſicht des Publikums wegen der bei einem ſolchen Wiederabdrucke, aller Sorgfalt ungeachtet, unvermeidlichen Irrthümer — als ſolche wären ſelbſt alle Verbeſſerungen urſprünglicher Druckfehler zu betrachten — in Anſpruch. Einem ähnlichen Unternehmen der Herren Vernor und Hood in London, die im Jahre 1807 einen genauen Wiederabdruck der Folio von 1623 veranſtalteten, hat man nicht weniger als 368 Fehler nachgewieſen.

Wem es alſo darum zu thun iſt, aus der Urquelle von 1623 ſelbſt zu ſchöpfen, wer ſelbſt einen überflüſſigen Punkt oder ein Komma nicht vermiſſen will, welche Shakſpeare's Zeitgenoſſen vielleicht nicht ohne Abſicht in ihrer Ausgabe haben ſtehen laſſen, der muß ſich ein photographiſches Exemplar anſchaffen. J. L.

Erinnerungen eines Flüchtigen.
Von Berlin nach London.**)

IV.

Ein bürgerliches Trauerſpiel.

Um die Mittagsſtunde — Sonntags — trat ich endlich wieder ein in den heiligſten Raum meines Lebens, in welchem die blondlockige, blauäugige Jungfrau erblüht war, die einſt als Braut ſprachlos an mein Herz ſank, die mich in Liebe und Treue durch's Leben zu geleiten, im edelſten und ſchönſten, zu führen hoffte, und die wir mit den treuen, blauen Augen zum letzten Schlummer geſchloſſen, hinaustrugen, grade, als der „Oberbefehlshaber in den Marken" die Kanonen um die Nationalverſammlung herum auffahren ließ. Das einſt epheugrüne Grab war eingeſunken, als ich's nach zwölfjährigem Exil wieder ſah. —

„Mama ſchläft da unten?" fragte mein Kind mit großen, blauen Augen, als wir den Epheu pflanzten. „Wann kommt ſie denn wieder, Papa?" —

In demſelben Raume, in welchem ich an jenem Sonntage Mittags eintrat, ſprang mir im blauen Kittel und mit blonden Locken mein Knabe entgegen vom Mittagseſſen. Er war hier in lieber Pflege. In meiner Freude merkt' ich zuerſt nicht, daß mir die Erwachſenen im Zimmer auf meine Fragen kein Wort erwiederten und ſtumm vor ſich hinſahen.

Das liebe Kind wand ſich aus meinen Armen, um mir alle ſeine Spielſachen zu zeigen, auch das Meiſterſtück von wirklich auf einem künſtlich aus faltigem Zeuge untergeklebtem Meere und einer verſteckten Feder ſchwankendem Schiffe, deren Baumeiſter der Kapitän, ich und Omnibus geweſen waren, ein vollſtändig richtiges, bis in die kleinſten Theile genaues Schooner-Modell, ſeine unbändigſte Freude, ſein unerſchöpflichſtes Glück, wenn er es immer wieder mit Zuckerwerl oder ſeinem Frühſtück laden, ſo hübſch zwiſchen den Wogen ſchwanken laſſen, in den Hafen, die Sophaecke, einlaufen, löſchen und die ganze Ladung aufeſſen konnte.

Während er noch um mich herumtrippelte mit ſeinen bloßen Waden und weißen Höschen, Alles ſo leicht, ſo elaſtiſch, ſo weich und graziös in jeder Bewegung mit den kleinen Händchen und Füßchen und dem um mich herum ſtrahlenden, ſonnigen Geſichte, warf ich zuerſt einen vollen Blick auf den jungen Hausherrn, der Meſſer und Gabel klirrend weggeworfen hatte und kurzathmig vor innerm Zorn nach Worten zu ſuchen ſchien. — Alſo auch hier war ein böſer Geiſt eingezogen, keine Frage! Man kann ganz unſchuldig ſein, wie Desdemona, und doch erwürgt werden, wie ich's manchmal auf dem Theater Shakſpeariſch geſehen und ſingen gehört habe. Wer war hier mein Jago? Und was hatte er in die Ohren derer, die mich ſonſt ſo liebten, für Gift geträufelt?

„Aber was iſt dir? fragte ich endlich im Angeſicht einer entſetzlichen Wirkung, von deren Urſache ich keine Ahnung hatte. „Was iſt hier vorgefallen? Wie ſiehſt du aus? Sieh mich an und ſprich!"

„Wenn Sie nicht gehen, müſſen wir unſer Haus verlaſſen," ſo ſtürzten ſeine erſten Worte aus zorngeſchnürter Kehle in furchtbar gequälten, heiſeren Accenten hervor. Er ſprang vom Tiſche auf, daß der Stuhl umfiel und rief den Andern barſch zu: „Kommt! Wenn er nicht gehen will, gehen wir."

Die Andern erhoben ſich zu folgen, obwohl mit Widerſtreben. „Kommt!" befahl er noch aufgebrachter.

Mein lieber Junge, der bisher ganz in ſein Glück verloren, auf dem Teppich kauerte, ſprang bei dieſem „Kommt!" erſchreckt auf und ſah uns Alle mit großen, großen, runden, blauen Augen an. Der junge Hansherr riß die Thür auf, ſtürzte die Treppe hinunter und ſchrie den Uebrigen noch ſchneidender zu: „Kommt!"

„Halt!" rief ich nun meinerſeits auch mit aller Schärfe und Kraft. „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wenn es ſich bloß um die Frage handelt, wer gehen ſoll, ich es thun werde. Alſo bleibt. Und du, kehr' um! Komm zurück! Mach mir Platz! Du ſiehſt, daß ich dieſe Art, mich hinauszuweiſen, verſtehe. Aber das Geringſte, was ich vorher verlangen kann, was du mir ſchuldig biſt und jetzt augenblicklich zahlen mußt, iſt, mir zu ſagen, was dieſem unerklärlichen, entſetzlichen Zorne zu Grunde liege."

Er kam zurück, ſtürzte im Zimmer hin und her, konnte aber nicht ſprechen.

Mein Kind weinte und ſchrie. Ich nahm es in meine Arme und mußte mit ihm weinen, ſprachlos, unmännlich aufgelöſt, im Tiefſten erſchüttert, widerſtandslos eine Beute des unſäglichſten Weh, mit ihm weinen, ſchluchzen, mich von dem Schmerzenskrampfe durchzucken laſſen, wie ein Schulbube.

„Wir haben leider Alles erfahren," ſagte endlich eine weibliche Stimme. „Sie haben uns ſehr weh gethan, ſich in eine Verbindung einzulaſſen" —

Und nun kam eine perſönliche Angelegenheit, die im Leben auch ſonſt leicht genommen und leicht überſehen wird, aber hier in den grellſten Farben und Jago-Entſtellungen (den Jago vertraten hier eine ganze Reihe ehrbarer, unbeſcholtener, ältlicher und ſehr alter Damen ledigen Standes) vor dem drakoniſchſten Richterſtuhle

---

*) Shakespeare. A Reprint of his collected Works as put forth in 1623. In three parts. London, Lionel Booth. Leipzig, Ludw. Denicke.

**) Aus einem nächſtens erſcheinenden Skizzenbuche von H. Beta (Nr. 25 und 26 des „Magazin"). Wir brechen hierdurch dieſe Skizzen ab, behalten uns jedoch vor, darauf zurückzukommen, ſobald die Erzählung erſt den engliſchen Boden erreicht haben wird. D. R.

Digitized by Google

unterſucht und ohne Anhörung des Angeklagten furchtbar in contumaciam verurtheilt worden war.

Ich forderte jetzt Gehör als mein Recht, begegnete aber ſo maßloſem, beleidigenden Zorne und wurde durch die ſchon in Ausführung begriffene Drohung, daß ſie dann gehen müßten, genöthigt, von meinem Kinde Abſchied zu nehmen und das Zimmer, das Haus zu verlaſſen, wo ich ſo manches Mal der liebendſte und geliebteſte Gaſt geweſen.

Da das Ganze eine perſönliche Angelegenheit iſt, die viele noch lebende Perſonen berührt, will ich ſie übergehen. Nur ſo viel, daß ſich — freilich erſt nach Jahren — Alles auf das Gründlichſte und Perſönlichſte ausgeglichen hat. Mich aber warf dieſe Kataſtrophe in einer Stimmung und Lage auf die Straße, die an Demüthigung und Tiefe des Elends Alles übertraf, was je im Leben mich niederdrückte. In ſolchen Lagen nehmen ſich Menſchen das Leben oder werden wahnſinnig. Es war kein großes, tragiſches Geſchick, durch welches Helden auf der Bühne und im Leben zuſammenbrechen: es war etwas unendlich Tödtlicheres, eine lange Reihe von kleinlichen Miſèren, ohnmächtigen, vereitelten, literariſchen Kämpfen, Konfiskationen, Verboten, Ausweiſungen und Verurtheilungen von Freunden, einer lächerlichen Anklage (wie ſich hernach vor Gericht ſelbſt erwies), die mit Verurtheilung zu ſchmachvollem Zuchthaus enden konnte, eines qualvollen, müßigen, ſteckbrieflichen, verſteckten, bürgerlich todten Jahres, eines mir zugeſchwornen Tau-Endes und der angedeuteten Kataſtrophe, die mit ihren Kontraſten ſo tief in's Herz und gleichſam phyſiſch in alle Sehnen ſchnitt, daß ich auf den kalten, feuchten, engen Straßen kraftlos ſchlotterte und ſchwankte. Durch den mühſamen, weiten Weg durch aufgeweichten Lehm- und Thonboden, war ich durch und durch erhitzt worden. Jetzt rieſelte es an der Haut herunter, durch alle Glieder mit zitteriger Todeskälte. Der Magen war leer und appetitlos. Als ich ihm ſpäter etwas bieten wollte, fand ich auch alle Taſchen leer. Wahrhaftig! das Bischen Kaffe war wirklich beim Kapitän zurückgeblieben. Das Alles war nicht tragiſch, beſonders letzterer Umſtand nicht, aber Alles zuſammen wirkte viel entſetzlicher, als alle Schauerfurcht-Akte in Tragödien. Ich habe ſpäter mit Manchen geſprochen, die wegen politiſcher Vergehen zum Tode verurtheilt, im Kerker ſaßen und ſie ausführlich ſchildern hören, wie ſie, einmal vollſtändig auf die Kugeln der Soldaten gefaßt, eine vorher nie geahnte Kraft wunderbar in ſich aufglühen und durch alle Glieder mit elektriſchen Schlägen zucken fühlten, eine Kraft, die ſie dann nie wieder auf die Dauer verließ, die ſich nach „feiger Gedanken bänglichem Schwanken" immer wieder einſtellte, ſchöner, göttlicher, ſtolzer. Daß dies keine Redensart iſt, beweiſen theils deren Briefe, Gedichte und Reden aus ſolcher Zeit, theils die Briefe, Reden und Handlungen Solcher, die wirklich von den Kugeln der Contre-Revolution durchbohrt niederfielen. Einer kompakten Maſſe wirklich tragiſchen Geſchicks, einem Märtyrertode kann man eine große, moraliſche Selbſterhebung entgegenſetzen und als Mann kämpfen, dulden und ſterben. Aber wenn man auf einem Ameiſenhaufen geſeſſen und dann wüthend aufſpringt, oder zwiſchen ein Paar Millionen Mücken geräth, mag man thun und declamiren, was man will, tragiſch können wir uns nicht erheben und untergehn.

Alle die kleinlichen, theils lächerlichen, theils verächtlichen Miſèren, die jetzt im vollen Chore harpyienhaft um meinen dumpfen Kopf, um die dumpf ſauſenden Ohren, um die leichenhaft kalten Glieder fledermaushäutig flirrten und ſchlugen, durchrieſelten mich mit einer Todeskälte, einer Selbſtverachtung, einer phyſiſchen und moraliſchen Niedergebrochenheit, gegen welche ich ſtundenlang keine Spur von moraliſchem Gegengewicht ausfindig machen konnte. Erſt als ich gegen Abend auf einer hohen, breiten Brücke ſtehen blieb und lange hinunter geſehen und mir ausgemalt hatte, wie ſie mich herausfiſchen würden und die Zeitungen dann Alles mit ein Paar rührenden, politiſch-demonſtrativ-lächerlich-tragiſchen Zeilen auf immer abmachen könnten, warf ich eine Art von altem Adam verächtlich von mir und ſtatt meiner ſelbſt in's Waſſer.

Ich kehrte wenigſtens mit einem beſtimmten Gedanken um. Es war freilich erſt Ende März, und der furchtbare Hochverrathstermin auf den 4. Juni „anberaumt," aber ich wollte mich nun ſtellen. Die Polizei ſollte mich ausliefern. So wankte ich ziemlich grade auf das Haus der Polizei-Direktion zu. Bald ſtand ich davor und ſah mir's erſt ein Weilchen von Außen an. Vor der Thüre ſtanden mehrere uniformirte Herren, ſchienen mich zu bemerken und von mir zu ſprechen. Es lag förmlich eine Art Troſt darin. Ich weiß es noch ganz genau; das lag wirklich in dieſem Augenblicke darin nach den eben durchlebten Stunden. Wenigſtens der Staat hielt jetzt etwas von mir. Dieſe unheimlich-unbegränzte Macht, aus Jahrhunderten hervorgewachſen, mit Hunderttauſenden furchtbarer Waffen und Geſetze, hatte Furcht vor mir, daß ich, ich allein, hätte den Staat können verrathen wollen. —

Hier bin ich nun! Staat, fünfte Großmacht, bring Deinen mächtigen Gegner unter Schloß und Riegel, ſonſt iſt's um Dich geſchehen.

Wie ich nun ſo daſtehe nnd warte, daß ſie mich einladen ſollen, näher zu treten, geht einer der Herren in einem Bogen ſo, daß ich in deſſen Peripherie komme. Er ſchreitet langſam näher, legt dann die Hand an den Mund und flüſtert mir im Vorbeigehen, ohne mich anzuſehen, zu: „Ach Jott, jehn Sie doch nur! Wir wollen Ihnen ja gar nich! Hab' Ihnen Mal in den „Drei Kronen" die Stiebeln gewichſt. Wir ſind hier nich Hinkeldeiſch." — —

Gott ſei Dank, das war heiter. Die Komik dieſer Wendung war echt. Es wärmte mich beinahe, als ich mit dem Ausrufe davon ging:

„Aus allen Himmeln vertrieben und von der Hölle verſchmäht!"

Frankreich.

Victor Hugo's kleinere Schriften. *)

Die Pariſer Theater und die civiliſatoriſche Miſſion Frankreichs.

„Man hat in unſeren Tagen längſt aufgehört, irgend welche ideale Forderungen an das Theater zu ſtellen. Von Poeſie, ja ſelbſt nur von einem verſtändigen Zuſammenhange iſt in den allermeiſten der heutigen Bühnen-Machwerke Nichts zu finden. In dem chaotiſch-wüſten, ſchmutzigen Gewoge der alles ſittlichen Inhalts baren ausländiſchen Frivolität und äſthetiſchen und moraliſchen Blaſirtheit, wie es die Dichter des neueſten Imperialismus zu uns herüberſenden, erſcheinen nur noch ſelten wie Schiffbruchs-Trümmer die Schöpfungen echter Dichtung, verirrte Fremde in der Oede, ungehörte Prediger in der Wüſte. Der Gemüths- und Ideen-Gehalt der alltäglichen Theater-Waare ſchwankt in einer raffinirt berechneten Oscillation zwiſchen zwei Polen einher, deren einer das Bordell, der andere das Zuchthaus iſt."

*) Littérature et Philosophie mêlées. 2 vols. Paris, L. Hachette, 1864.

Digitized by Google

So klagte jüngſt Adolph Stahr bei Gelegenheit eines brieflichen Berichts über die Shakſpeare-Feier in Weimar. Leider ſind die Klagen gerechtfertigt: die Moral und der geſunde Menſchenverſtand ſind in den meiſten jetzt erſcheinenden Theaterſtücken um einen Grad tiefer geſunken, als in den früheren Jahrzehnden. Der Witz iſt immer noch eine ſeltene Waare, das Publikum verlangt ſtets Neues und Neueſtes, und die ſchnellſchreibenden Genies ſind rar genug. Der Imperialismus trägt Schuld, viel Schuld; ſeine Dichter malen die „Sünde recht nackt" und der Polizei und der Wohlanſtändigkeit wegen auch „den Teufel dazu" — aber man darf auch ſeine Schuld nicht vergrößern. Sue und Dumas und ihre Nachfolger in Deutſchland hatten ſchon vorher die groteskeſten Phantaſien dem Publikum aufgetiſcht und auf den ſinnlichen Kitzel deſſelben ſpekulirt, und es iſt nicht ſchwer begreiflich, daß die Theaterdichter nicht hinter den Romanſchriftſtellern zurückbleiben durften, wenn ſie ſich an daſſelbe Publikum wenden wollten. Allerdings Genien erſten Ranges durften und dürfen es ſchon wagen, gegen den Strom zu ſchwimmen und einfache, geſunde Koſt vorzuſetzen; das große Publikum folgt ihnen gern: aber die Woche hat ſieben Theaterabende, es geht nicht ohne Lückenbüßer. Freilich ſind die Lücken ſehr groß, und die Marmorſäulen ſind ſelten — aber wie beſſern? „Subvention den Theatern nnd den Künſtlern!" ſagte man in dem centraliſirten Frankreich, „um ſie unabhängig zu machen von dem verdorbenen Geſchmack des Publikums." Wir blättern in der eben erſchienenen neuen Auflage der kleinen Schriften von Victor Hugo: Die Junitage des Jahres 1848 ſind vorüber, Paris dampft noch von dem vergoſſenen Blut, die ultima Ratio hat alle Utopien und alle Verſuche zu ihrer Ausführung niedergeſchmettert; indeß auch die Sieger ſind beklommen: das Alltagsleben kommt noch nicht recht in Fluß. Die National-Verſammlung zu Paris fühlt, daß ſie Etwas thun müſſe, um eine behaglichere Stimmung zu ſchaffen; die Vergnügungslokale, die Theater an der Spitze, ſind leer, die Schauſpielertruppen wollen ſich wegen Mangels an Theilnahme ſeitens des Publikums auflöſen. Victor Hugo ſchlägt in der Verſammlung vor, dies zu verhindern, es gilt, ſagt er, die Inſtitute zu erhalten, die eine erhebende Wirkung auf die Maſſe auszuüben im Stande ſind. Die Verſammlung ernennt eine Kommiſſion zur Berichterſtattung, Victor Hugo iſt Referent, in dem Referat jedoch wird hauptſächlich — der Arbeitsſtille wegen — auf die Stockung Rückſicht genommen, welche beim Schließen der Theater in vielen Induſtriezweigen ſich zeigen würde. Nur am Schluß des Referats finden ſich diejenigen Gedanken kurz angedeutet, welche den Antragſteller eigentlich leiteten. Es iſt ein Genrebild der Zeit, dieſes Referat, und wir wollen die weſentlichſten Momente deſſelben hier anführen:

„In den ernſten Zeiten, welche wir heut erleben, haben die Mitglieder der Kommiſſion, welche Sie, meine Herren, zur Berichterſtattung über den Antrag, die Pariſer Theater zu ſubventioniren, ernannt hatten, den Muth gehabt, völlig abzuſehen von den hohen Betrachtungen über Kunſt, Wiſſenſchaft und nationalen Ruhm, die bei Erwägung unſeres Gegenſtandes ſich ſo natürlich einſtellen; wir haben den Muth gehabt, davon abzuſehen und allein auf dem Standpunkt der politiſchen Zweckmäßigkeit auszuharren.

„Aber auch ſchon mit Rückſicht auf dieſen einzigen Standpunkt halten wir es für unſere Pflicht, Ihnen die Annahme der Subvention zu empfehlen.

„Die Theater von Paris ſind vielleicht die wichtigſten Räder in dem komplizirten Mechanismus, welcher den Luxus der Hauptſtadt in Bewegung ſetzt und mit dem Luxus zugleich die unzählbaren dahin einſchlagenden Induſtriezweige; das iſt ein ausgedehnter und doch ein empfindlicher Mechanismus, den eine gute Regierung mit Sorgfalt beſchützt; ſeine Störung erzeugt Elend und, wenn ſie lange anhält, würde ſie die fatale Stunde hervorrufen, wo von Neuem ſoziale Umwälzungen den politiſchen folgen.

„Die Theater von Paris geben der Pariſer Induſtrie einen bemerkenswerthen Impuls, und die Pariſer Induſtrie influirt ebenſo bemerkenswerth auf die der Departements. Die Pariſer Theater ernähren ganz unmitteibar zehntauſend Familien; außerdem beſchäftigen ſie dreißig oder vierzig Handwerkszweige, deren jeder Hunderte von Arbeitern umfaßt, und die Summe, welche ſie jährlich in Umlauf bringen, iſt mit dreißig Millionen Francs noch ſehr niedrig gegriffen.

„Ein Schließen der Pariſer Theater iſt daher eine kommerzielle Kataſtrophe. Dieſe vermeiden, heißt uns das Gebot der Selbſterhaltung, denn die Summen, welche wir Ihnen heut als Subvention vorſchlagen, müßten Sie in einem Monat als Almoſen für die allgemeine Armuth verzehnfachen.

„Andere Betrachtungen unterſtützen die politiſche Bedeutung der Maßregel, welche das Beſtehen der Theater ermöglicht. Wir leben in einer Epoche der Läſſigkeit und der Paſſivität, wie ſie ſtets den Stürmen folgt; in einer ſolchen Epoche, welche nur wenigen Geiſtern eine ſchlagfertige Aktivität läßt, folgt die Menge den Schlagworten und Richtungen, welche ihr in blendender Form geboten werden — in einer ſolchen Periode ſind die dramatiſchen Darſtellungen eine wünſchenswerthe Zerſtreuung, aber ebenſo ſehr eine Macht, und insbeſondere bei einem Volke, das eine ſo hohe Intelligenz beſitzt, wie das unſere. Die Bewohner von Paris, die in ſo vielfacher Beziehung denen von Athen gleichen, wenden ſich gern, auch in Zeiten der Bewegung, den Genüſſen für Geiſt und Gemüth zu; wenig Aufläufe halten Stand neben einem geöffneten Theater, keiner würde Stand halten neben einem Theater mit Gratis-Vorſtellungen."

Nun folgt in dem Bericht eine Berechnung der Summe, welche vorausſichtlich nöthig ſein würde (680,000 Francs), und ein Vorſchlag über die allmähliche Bezahlung derſelben an die Direktoren der Theater. Schließlich heißt es:

„In Folge aller dieſer Erwägungen hoffen wir, daß Sie, meine Herren, dies Dekret votiren werden, deſſen Wichtigkeit Sie bereits anerkannt haben. Es iſt nothwendig, daß die Symptome des allgemeinen Vertrauens und Behagens ſich wieder zeigen, es iſt nothwendig, daß die Theater ſich öffnen; es iſt nothwendig, daß die Bevölkerung ihre Heiterkeit wiedergewinnt, indem ſie ihre gewohnten Erholungen wiederfindet. Was die Gemüther zerſtreut, ſtimmt ſie auch zur Zufriedenheit.

„Und erlauben Sie, meine Herren, dem Referenten zum Schluß die Bemerkung: was wir Ihnen vorſchlagen als nützliche Maßregel für die Gegenwart, das wird ſich fruchtbar und heilbringend zeigen für die Zukunft. Es iſt keine verlorene Wohlthat, die Sie den Theatern gewähren: die Theater werden ſie Ihnen zurückerſtatten. Ihre Ermuthigung wird für die Theater eine Verpflichtung ſein. Heut kommt die Geſellſchaft dem Theater zu Hülfe, mergen wird das Theater der Geſellſchaft zu Hülfe kommen. Das Theater (das iſt nicht bloß ſeine Pflicht, es iſt auch ſeine unwandelbare Funktion) moraliſirt die Maſſen. Es hat den unmittelbarſten Einfluß auf die Phantaſie, und in ernſter Zeit, wie die unſrige, werden die dramatiſchen Autoren, daran zweifeln Sie nicht, meine Herren, ihre Pflicht begreifen: ſie werden aus der

Digitized by Google

Bühne eine Stätte der unbeſtechlichen Wahrheit und Sittenreinheit machen, in dem Gefühl, daß ſie Wahrheit und Sittenreinheit in das Herz der Zuſchauer führen; ſie werden ihren Stolz und ihren Ruhm darin ſuchen, zu erfreuen, zu belehren und zu tröſten. Meine Herren, bewilligen Sie die Summe!“

Nun die Summe wurde bewilligt — aber wenn die Theater belehrten, ſo war der Inhalt der Lehre wahrlich nicht lehrenswerth, und wenn ſie erfreuten, ſo war es wahrlich nicht durch Sittenreinheit. Moraliſirt wurden im Verlauf der Zeit die Maſſen nicht; Alexander Dumas Sohn ſtieg in der Scala der Wohlanſtändigkeit noch einige Stufen tiefer, als ſeine Vorgänger, und die Begabteſten, wie Feuillet, brachten ihre natürliche Logik der Hofgunſt zum Opfer. Der Realismus und der Materialismus der Zeit bewirken, daß die Bretter, welche die Welt bedeuten, in Paris beſonders, ein faſt photographiſches Abbild der Wirklichkeit geben. Wenn wir von Frankreich nichts weiter wüßten als den Inhalt der heutigen Pariſer Theaterſtücke, wir hätten ein genügendes Urtheil über das „Frankreich, das für eine Idee zu kämpfen im Stande iſt, und das an der Spitze der Civiliſation einherſchreitet.“ Wir ſind es ſeit der Revolution von 1789 und eigentlich ſchon ſeit Ludwig XIV. gewohnt, daß die offiziellen Aeußerungen der Pariſer Machthaber in hochtönender Phraſe viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit geben, und wir haben es deshalb längſt verlernt, jene hochtönenden Phraſen für ernſt gemeint anzuſehen und ſie kritiſch zu beleuchten. Indeß von Zeit zu Zeit iſt eine ſolche Kritik doch gut, nicht dem Auslande gegenüber, denn das Ausland lieſt ſie nicht, ſondern um unſeretwillen; man hat es oft genug geſehen: die ſtereotype Wiederholung einer Redensart, ſie wirkt doch, gleich der Catoniſchen Verwünſchung gegen Karthago, und daher iſt eine öffentliche Zurechtweiſung oft an ihrem Platze.

Der Verfaſſer der unten bezeichneten kleinen Schrift *) prüft nicht in der Art eines Politikers oder Feuilletoniſten, ſondern in der Art und in dem Styl eines Philologen, auf das Gründlichſte den Stand der franzöſiſchen Civiliſation. Er beruft ſich auf franzöſiſche Quellen, und wir wollen die wichtigſten ſeiner Daten hier kurz anführen.

Chateaubriand ſagte 1818: „In Frankreich findet ſich ebenſo Unabhängigkeit in den Ideen, als Servilität in den Sitten. Wir ſind frei von allen Vorurtheilen, aber wir ſind Sklaven aller Leidenſchaften, wir beherrſchen alle Geſetze, aber wir kriechen vor allen Herren.“ Und daß es heut nicht anders iſt, das lehren die Geſtändniſſe von Dupont-White, Baſtard-d'Eſtang, Guizot, Remuſat, Carne. Ueber den Zuſtand der Kunſt und Dichtung ſagte David: „Die Kunſt iſt bei uns unmöglich, weil die Franzoſen ein unmoraliſches Volk ſind; die Kunſt hat ſich nach Deutſchland geflüchtet;“ und Laboulaye: „Wir lieben nicht die Natur; wie alle lateiniſchen Völker, brauchen wir das Stadt- und Kaſernen-Leben. Die Geſellſchaft und die Abhängigkeit gefallen uns, die Einſamkeit und die Freiheit flößen uns Furcht ein.“

In Bezug auf die öffentliche Moral hatte Tocqueville behauptet, daß die Ehen nirgends ſchlechter ſeien, als in Frankreich; Carlier hatte ihm entgegnet, ſie ſeien in England und Amerika, trotz dem Selfgovernment, nicht beſſer, aber er gab allerdings zu, daß die *Eheſchließung* ſelbſt in Frankreich ein reiner Handel geworden, wie ſonſt nirgends. Die Familienerziehung fehlt; das Kloſter und das College für die Wohlhabenden, die Schule für die Aermeren, das ſind die einzigen Erziehungsinſtitute neben einem zügelloſen Leben, in welches man ohne Vermittelung aus der klöſterlichen oder militäriſchen Zucht tritt. Mit dem Gemeindeleben ſteht es nicht beſſer, als mit dem privaten: die wenigen Reſte kommunaler Freiheit hat die Revolution und das erſte Kaiſerreich vernichtet, und die Aktion des zweiten Kaiſerreichs hat dieſe Vernichtung vervollſtändigt. Die mittelalterlichen Stände ſind ſammt den entſprechenden Zuſtänden nicht durch eine geſunde organiſche und dadurch ſelbſt wieder produktive Entwickelung beſeitigt, ſondern mit Gewalt aufgehoben und an deren Stelle die Ideen einer Freiheit und Gleichheit geſetzt worden, für welche, auch wenn ſie richtiger verſtanden worden wären, noch alle reale Grundlage fehlte. Der Adel, der Bürgerſtand und die unteren Klaſſen waren, jede in ihrer Art, demoraliſirt, und indem ſie ſich gegenſeitig aufzureiben ſuchten, weil ihnen die höhere, gemeinſame Idee fehlte, begegneten ſie ſich nur in der Gemeinſchaft der Eitelkeit und Hinneigung für eine vorherrſchend äußerliche nationale Größe und in dem Streben, dieſe Größe für die eigene Eitelkeit auszubeuten.

Die Preſſe iſt geknechtet; dieſer Gradmeſſer zeigt den tiefen Stand der civiliſatoriſchen Entwickelung an; die Verwaltungs-Maſchine allein arbeitet prompt, ſie kann wohl ein todtes Mittel im Dienſt einer Idee ſein, nicht aber ſelbſt Erfinder und einziger Träger derſelben; die Reſſorts der Maſchine werden dem Naturgeſetz der Abnützung unterliegen und, wenn nicht von anderer Seite Rettung kommt, in das Chaos zurückführen, aus welchem ſie ein Mechaniker herausgebaut hat.

Es iſt bemerkenswerth, daß Proudhon in ſeiner neueſten Broſchüre (über die vereideten und eidverweigernden Demokraten) die gegenwärtige Lebensfrage Frankreichs darin findet, daſſelbe allgemeine Stimmrecht, welches die formell legale Grundlage des ganzen jetzigen Zuſtandes iſt, zu retten und mit dieſem Stimmrecht zugleich die Nation vor weiterer Entſittlichung zu bewahren; er hofft dieſe Rettung ſogar eventuell von der kaiſerlichen Regierung, welche, entſetzt über die ſittliche Verkümmerung des ganzen Volks, überzeugt von der Ungeheuerlichkeit der Gefahr, dadurch, daß ſie das allgemeine Stimmrecht zu einer Wahrheit werden läßt, die Nation ins politiſche Leben zurückrufen muß. Aber iſt die franzöſiſche Nation fähig, das allgemeine Stimmrecht frei in wahrhaft politiſchem Sinne zu üben? Und hat die Regierung die Macht und den Willen, einen derartigen Gebrauch herbeizuführen?

So lange nicht eine innere Wiedergeburt Frankreichs energiſch verſucht wird durch eine gänzliche Umgeſtaltung des Unterrichts-, Gemeinde- und Verwaltungsſyſtems, kann Frankreich für ſeine idealen Vorſpiegelungen keinen Glauben verlangen. Selbſt ſeine redlich angebotenen Gaben erwecken den Verdacht der Danaer-Geſchenke, und die Spitze der Civiliſation, an der es ſtünde oder an die es ſicherlich bald zu ſtehen käme, müßte die *untere* Spitze ſein. Denn es iſt wahr, was der Marquis de Pierre jüngſt ſagte: „Eine Nation kann während einiger Zeit die Freiheit entbehren, aber nur mit der Folge, daß ſie in dem Gange der Civiliſation hinter den anderen zurückbleibt.“

So weit Herr Held!

Dem Auslande gegenüber, wir wiederholen das, iſt eine kritiſche Beleuchtung der hohlen Phraſe nutzlos, aber um unſeretwillen begrüßen wir ſie mit Dank. Unſere Nation fühlt ſich ſtark genug, um nicht vor tönenden Worten zu Kreuz zu kriechen — die Tage von Jericho ſind vorüber — indeß auch wir haben in un-

*) Frankreich an der Spitze der Civiliſation, von Dr. J. Held. Würzburg, A. Stuber, 1863.

Digitized by Google

ſerem ſozialen und politiſchen Leben noch allen Grund, uns von der Phraſe zu emanzipiren. Seien uns unſere weſtlichen Nachbarn ein Muſter, wie wir es nicht zu machen haben.

Italien.

Der römiſche Muſenalmanach.

Rom hat keinen Antheil an dem Aufſchwunge, den die italiäniſche Poeſie ſeit den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts erfahren hat. Weder die Stadt, noch der Staat des Papſtes haben Männer hervorgebracht, die ſich den großen Poeten Norditaliens, einem Manzoni, Niccolini, d'Azeglio, ebenbürtig zur Seite ſtellen können. Der einzige namhafte Dichter, deſſen der Kirchenſtaat ſich bis vor Kurzem rühmen mochte, Leopardi, war zwar dort geboren, in Recanati, weit ab von Rom im Appennin, aber er hat in Florenz gelebt und iſt in Neapel geſtorben. Rom ſelbſt hat bis in die neueſte Zeit auch nicht einmal eine Kraft zweiten Ranges in den italiäniſchen Dichterbund geſtellt. Die Thatſache hat auf den erſten Blick etwas ſehr Befremdendes. Es ſcheint kaum glaublich, daß die Stadt, deren Vergangenheit und Gegenwart vor anderen die dichteriſche Betrachtung wach rufen, deren ganze Erſcheinung einem erhabenen Gedichte gleicht, daß die Stadt der Seele, wie Byron ſie ſo tief empfunden nennt, die bis in die neueſte Zeit die Dichter aller Nationen ſo unwiderſtehlich anzieht und anregt, nicht ſelbſt in ihren Kindern die Gabe des Geſanges gedeihen laſſen ſollte. Um ſo unglaublicher, als nicht bloß das Grandioſe der hiſtoriſchen Erinnerungen, die Majeſtät der Ruinen, die Wunderwerke der Kunſt zur Dichtung herauszufordern ſcheinen, ſondern auch ganz entgegengeſetzte Naturen durch die Friſche und die Fülle des täglichen Lebens, durch den unnennbaren Reiz des Daſeins in der ewigen Stadt wohl zu heiteren Schöpfungen, gleich den römiſchen Elegien unſeres Goethe, begeiſtert werden dürfen.

Allein dies Schweigen iſt erklärlich. Die unbefangene Freude an der Gegenwart, von der man hier nicht mit Unrecht edle Früchte hoffen möchte, wird in Rom, und zwar gerade unter den Gebildeten Rom's, durch die politiſche Lage auf's Schwerſte beeinträchtigt, wo nicht gar ganz verdrängt. Sie mochte ſich noch zu Goethe's Zeiten, kurz vor dem Ausbruche des großen Revolutionsſturmes, und unter dem milden Regimente von Pius VI. Braſchi, heiter ergehen in jenen wohlgemeinten Produktionen der Dichter-Akademien, die ja auch nicht verfehlt haben, den großen deutſchen Gaſt in die Reihen ihrer ſeltſam benannten Kunſtbrüderſchaft aufzunehmen. Heut hätte kein Menſch die Geduld, ſich mit den Reimereien dieſer Arkadier, oder wie ſie ſonſt heißen, zu befaſſen, wenn er nicht etwa ſelbſt einer iſt. So wäre denn die römiſche Dichtung darauf hingewieſen, ſich in die Größe der Vergangenheit, in die unvergleichliche Geſchichte der Welt zu verſenken. Aber wie wäre eine Behandlung der Stoffe, die ſich dem Dichter hier in ſo ſeltener Großartigkeit bieten, möglich, ohne ihn in den lebhafteſten Gegenſatz mit den gegenwärtigen Zuſtänden und damit in den Konflikt mit den gegenwärtigen Machthabern zu bringen? Unter der Herrſchaft der Hierarchie konnte ſich Rom nicht ſelbſtthätig an dem Aufſchwunge der nationalen Dinge betheiligen, denn dieſer Aufſchwung beruht auf dem Erwachen der nationalen Ideen und Hoffnungen, denen die Hierarchie hemmend und feindlich gegenüberſteht.

Nichtsdeſtoweniger hat ſich in der jüngſten Zeit auch in Rom ein eigenthümliches poetiſches Schaffen zu entfalten begonnen. Ein Abſchnitt des neulich in dieſen Blättern beſprochenen Buches von Ferdinand Gregorovius giebt uns Gelegenheit, unſere Leſer mit dem Haupterzeugniſſe dieſer neueſten römiſchen Poeſie, dem römiſchen Muſenalmanach, bekannt zu machen. Er iſt, wie es ja auch bei uns früher war, der Mittelpunkt und das Organ einer Vereinigung meiſt junger Dichter, und es mag als ein Beleg des vorhin Bemerkten dienen, daß dieſer römiſche Almanach ſich genöthigt ſieht, in Florenz *) zu erſcheinen. Dort ſind auch die Poeſien der einzelnen Mitglieder dieſes römiſchen Dichterkreiſes in beſonderen Heften gedruckt worden; in Rom ſind ſie zum Theil verboten.

Durch Geburt und Reichthum, nicht minder aber durch Begabung und innere Neigung, war Don Giovanni Torlonia ganz dazu berufen, daß die junge römiſche Poetenſchule ſich in freier und zwangloſer Weiſe um ihn verſammelte. Er hatte den Muth, nicht nur den aufſtrebenden Talenten ein Mäcen zu ſein, ſondern auch mit ihnen ſelbſt als Dichter zu wetteifern. Er und Paolo Emilio Caſtagnola ſind als Herausgeber des Almanachs genannt. Seine Poeſien ſind überdies ſchon einige Jahre früher (gleichfalls in Florenz) beſonders erſchienen. Man fühlt ſich ſonderbar berührt, in dem kleinen Bändchen von nur 66 Seiten ſo vielen Anklängen, oft auch Ueberſetzungen, aus deutſchen Dichtern zu begegnen. Vor Anderen iſt Lenau für ihn, wie für ſeine römiſchen Genoſſen, von beſonderer Anziehungskraft geweſen. Es wird nicht ohne Intereſſe ſein, den Deutſchen und ſeinen römiſchen Interpreten neben einander zu hören. Dies Beiſpiel wird zugleich die Schwierigkeiten veranſchaulichen, die dem Ueberſetzer durch die der deutſchen ſo entgegengeſetzte Streuge und Klarheit ſeiner Mutterſprache bereitet wurden, und die Gewandtheit, mit der er dies Hinderniß zu beſiegen wußte.

Heſperus, der blaſſe Funken,	Oh quanto melanconico
Blickt und winkt uns traurig zu.	E d'Espero il fulgor,
Wieder iſt ein Tag geſunken	Quando scintille languido
In die ſtille Todesruh';	Tra il giorno che si muor!
Leichte Abendwölkchen ſchweben	La nuvolette, simili
Hin im ſanften Mondenglanz,	A impalliditi fior,
Und aus bleichen Roſen weben	Sembra che un serto intreccino
Sie dem todten Tag den Kranz.	Al giorno che si muor.
Friedhof der entſchlafnen Tage,	Del cuore umano i gemiti
Schweigende Vergangenheit!	Ma le sue gioie ancor,
Du begräbſt des Herzens Klage,	Al muto avello scendono
Ach, und ſeine Seligkeit!	Col giorno che si muor.

Tief vertraut mit der deutſchen Poeſie iſt Fabio Nannarelli (Poesie, bei Le Monnier, 1853 und 1856), ein ernſter, zur Melancholie, ja zur Sentimentalität, die ſonſt dem römiſchen Weſen ſo innerlich fremd iſt, geneigter Charakter, deſſen Richtung ſich durchaus mit dem Motto aus Tiedge bezeichnen läßt:

> Suche Hoffnung, Troſt und Ruh' und falle
> Weinend in die Arme der Natur,

das er einem ſeiner Gedichte vorgeſetzt hat. Andere tragen Sprüche aus Schiller und aus dem Hamlet. Hier liegt die Verirrung in jene thränenſelige Empfindſamkeit der Naturvergötterung nahe, in der Engländer und Deutſche des vorigen Jahrhunderts gewetteifert haben. Der romantiſche Cultus des Schmerzes, bemerkt

*) Strenna Romana. Florenz, Le Monnier. Zuerſt 1858.

Digitized by Google

Gregorovius treffend, ſcheint wie eine Cholera durch die Literaturen zu wandern; untee den Römern aber nimmt er ſich ſeltſam aus. Mögen ſich, fügt ee hinzu, die Poeten Rom's vor der Anſteckung bewaheen, ſonſt erleben wir es noch, daß der Geiſt Werther's im Mondſcheindämmer des Coloſſeums mit Förſter's Reiſehandbuch unterm Arm ſpazieren geht.

Sicher vor dieſer Gefahr ſcheint das heitere und kräftige Talent des Advokaten Ignazio Clampi, der mit romantiſchen Novellen in Ottaverime aufgetreten iſt, Liebesgeſchichten mit abenteuerlichen Schickſalen und phantaſtiſchen Scenen. Unter ſeinen Gedichten finden ſich wunderlich genug Nachahmungen ruſſiſcher Lieder, aber auch manches eigene, das erfreulicher iſt, als dieſer Verſuch, dee bei dee unermeßlichen Kluft, die Ruſſiſches und Römiſches ſcheidet, doch nur als eine liteeariſche Curioſität betrachtet werden kann. Wie hübſch iſt z. B. die von Gregorovius mitgetheilte „Fata Moegana:“

Die Erde der Sel'gen
Zu ſuchen, mit Muth
Vertraut' ich dem Schiff mich
Und wallender Fiut.

Da lachte ein Ufer,
O lochender Hohn!
Schon weiter und weiter
Mir war es entflohn.

Ich ahnte der Zukunſt
Verworrenen Lauf,
Der graue Pilote
Verſetzte darauf:

Ihr ſahet die Fata,
Sie lachte, denn wißt:
Auf Erden die Erde
Der Sel'gen nicht iſt.

Auch eine Dame treffen wie in dieſem Kreiſe, Fräulein Tereſa Guoll, die ſowohl den Muſenalmanach mit einigen zum Theil vortrefflichen Gedichten bereichert, als auch ſich in einem größeren Werke „Taſſo in Soreent“ verſucht hat, einer Art Melodeam, mit dem idylliſchen Appaeate dee Schäſer und Schäſerinnen, der im Vateriande des Aminta und des „Paſtor fido“ noch immee gebräuchlich iſt. Ihee Stellung zu den Voezenannten und die Einwirkung der Deutſchen auf ſie Alle ergiebt ſich am klarſten aus den Zeilen, die Toelonia an ſie gerichtet:

E delle idee Germaniche
Seguendo il volo, libero, sublime,
Prendi soggetto alle tue nuove rime.

Der Gegenwart und ihren Beſtrebungen näher ſtehen der ſchon oben als Mitherausgeber des Almanachs genannte Caſtagnola und Grambattiſta Maccari. Zwar die Romanze „Emellina,“ in welcher Caſtagnola das tragiſche Ende Conradin's, ſeine Geſangennahme im Schloß Aſtura durch den veerätheriſchen Frangipane, beſingt, behandelt dieſen anziehenden Gegenſtand mit allem Aufwande romantiſcher Schwärmerei. Aber hier und da findet in ſeinen Gedichten die Politik der Gegenwart ihre Stelle, und mehr noch in denen des geiſtverwandten Maccari, der auch ſonſt in ſeinen Balladen aus dem Leben zu ſchöpfen liebt und verſteht, und in der „Erdbeerenverkäuferin,“ der „Paſtorella,“ der „Cicoriara“ mit großem Reiz jene volksthümlichen Geſtalten vorführt, die aus den Bergen und der Campagna in die ewige Stadt und von da in den Mappen dee Maler duech die ganze Welt ziehen.

Aus den Bergen und der Campagna, aus dem Munde eben jener Hirten und Schnitter ſtammten endlich jene Volksgeſänge, deeen Sammlung den Almanach ſchließt. Durch Paul Heyſe's italiäniſches Liederbuch ſind dieſe Volkspoeſien bei uns allgemeiner bekannt geworden; Jedermann kennt ſeitdem das Ritornell, dieſe Blumenſprache des italiäniſchen Bauees, von denen neuerdings Tigri in Toscana und Vigo in Sicilien ſo wundervolle Sträuße geſammelt haben. Hier iſt eine Nachleſe aus Rom, dee Sabina, der Campagna und der Marittima, darunter einzelnes von ganz beſonderer Schönheit. So das liebliche:

M' affaccio alla finestra e vedo mare
Tutte le barche le vedo venire
Quelle dell' amor mio non vuol tornare.

Ich liege im Fenſter, da ſehe ich Meer.
Alle die Barken, ich ſehe ſie kommen,
Die Barke des Liebſten kommt nimmermehr.

Oder dies Blumenritornell:

Io benedico de le rose 'l fiore
Quest' è la sorte delle cose care,
S'acquiete 'n pranto, e se lascie 'n dolore.

Man darf dieſe eeizenden kleinen Lieder mit doppelter Freude begrüßen. Dem Volke entſprungen, die Sprache ſeiner Liebe und ſeines Leides, ſind ſie ein lebendiges Zeugniß von der unverwüſtlich edlen Menſchennatur, die aus dem Schutte der Jahrhunderte und aus dem Drucke der Prieſterherrſchaft ſtets neue und kräftige Blüthen treibt.

F.

Nord-Amerika.

Die Sanitäts-Kommiſſion der Vereinigten Staaten.*)

In Re. 22 dieſes Blattes (v. 29. Mai d. J. pag. 343—346) haben wie verſchiedene Notizen über die Freiwilligen-Armee der Vereinigten Staaten und namentlich über den Geſundsheitszuſtand derſelben mitgetheilt und gezeigt, daß die Durchſchnitts-Sterblichkeit bei den Soldaten der Vereinigten Staaten im gegenwärtigen Kriege bei weitem geringer iſt als im Allgemeinen die anderer Armeen im Keiegsdienſte. Der hauptſächlichſte Grund hiervon iſt in den Leiſtungen dee Sanitäts-Kommiſſion zu ſuchen, welche ſich für den gegenwärtigen Krieg gebildet hat. Verſchiedene amerikaniſche Beeichte über dieſelbe werden in einem Aufſatze der Revue des deux mondes (vom 1. Mai d. J.) beſpeochen, nach welchem wir hier einige Mittheilungen über das Weſen und die Zwecke dieſer ſpeziell amerikaniſchen Einrichtung machen.

Die Ehre, den erſten Anteieb zu dem großen amerikaniſchen Nationalwerk gegeben zu haben, gebührt den amerikaniſchen Frauen. Schon ſeit dem Beginn des Krieges hatten ſich in allen Theilen dee Union Frauen-Comité's gebildet, um die in den Krieg ziehenden Freiwilligen zu unterſtützen, doch wuede es den vereinzelten Vereinen natüelich ſchwer, die patriotiſchen Gaben richtig zu vertheilen und an den eechten Mann zu bringen. Die Newyorker Frauen wandten ſich deshalb an einige angeſehene Männer, damit dieſe ſich mit der Regierung verſtändigten und eine einheitliche Leitung

*) The United States Sanitary Commission, a Sketch of its purposes and its work, compiled from documents and private papers. Boston 1863. The Sanitary Commission Bulletin. New-York, 1863—1864. The Philantropic Results of the War in America, by Marcellus Hartley New-York, 1864.

Digitized by Google

übernähmen. Dieſelben ſetzten ſich mit den Militärbehörden und mit den verſchiedenen Unterſtützungsvereinen in Verbindung, um ſich die nöthige Ueberſicht über die Bedürfniſſe des Heeres und die Vorräthe an Gaben zu verſchaffen und wurden, trotz des anfänglichen Widerſtrebens ſowohl der Militärbehörden wie der Regierung, doch ſchließlich von dieſer durch ein Dekret vom 13. Juni 1861 ermächtigt, ſich als United States Sanitary Commission zu konſtituiren. Ohne ſich durch den ihnen vielfach gezeigten üblen Willen irre machen zu laſſen, entfaltete die Kommiſſion die regſte Thätigkeit und wußte ſich auch bald das Vertrauen der Truppen zu erwerben, ja ſich denſelben nach und nach ganz unentbehrlich zu machen.

Die Thätigkeit der Kommiſſion iſt eine ſehr vielſeitige. Sie ſendet zu den verſchiedenen Heerestheilen Aerzte und andere Agenten als Inſpektoren, welche alle Fragen zu unterſuchen haben, die ſich auf die Geſundheit, das materielle Wohl, die Polizei bei den Truppen, die Verwaltung der Hoſpitäler ꝛc. beziehen. Dabei iſt deren Stellung eine rein offiziöſe; ſie ſtehen ganz außerhalb der Militär-Hierarchie und behalten ihren Charakter als freie, von der Armee unabhängige, nur dem amerikaniſchen Volke verantwortliche, wahre Vertreter deſſelben. Dieſe Agenten verſchaffen ſich eine genaue Kenntniß von dem Zuſtande und den Verhältniſſen des Heeres, zu welchem Zwecke ſie z. B. den Offizieren eines jeden Regiments eine Reihe von mehr als 150 beſtimmten Fragen vorlegen, und ſtellen dann das Reſultat aller erhaltenen Antworten und ihrer eigenen Beobachtungen in einem an die Central-Kommiſſion in Waſhington gerichteten Rapport zuſammen. Dieſe kann nun, da ſie mit dem Geſundheitszuſtande der verſchiedenen Regimenter immer vollſtändig bekannt iſt, bei graſſirenden Krankheiten ſofort der Urſache nachſpüren, die Armeewundärzte genau beurtheilen u. ſ. w.

Die Sanitäts-Kommiſſion facht ferner den patriotiſchen Eifer des Volkes immer wieder von neuem an; ſie ſorgt dafür, daß das, woran es dem Heere gerade beſonders fehlt, von den 30,000 Frauen-Comités beſchafft wird, und daß die eingegangenen Gaben richtig und zweckentſprechend vertheilt werden, wobei kein Unterſchied gemacht werden ſoll, ob die Soldaten von dieſem oder jenem Staate geſtellt ſind; ob es Eingeborne oder Eingewanderte, Weiße oder Schwarze ſind. Auf dem Schlachtfelde ſoll ſogar den Unioniſten wie den Konföderirten gleiche Pflege zu Theil werden.

Die von der Kommiſſion zu den verſchiedenen Heeren geſendeten inſpizirenden Aerzte haben die ſtrenge Weiſung, die Disziplin in keiner Weiſe zu verletzen, dieſelbe vielmehr gerade als die erſte Geſundheitsbedingung im Feldleben zu betrachten. Sie haben daher ſtets die Aufforderung der bei dem Heere angeſtellten Wundärzte abzuwarten, ehe ſie die Dienſte ihrer Krankenwärter und die Benutzung ihrer Apotheken, Vorräthe und Feldlazarethe anbieten, und müſſen ſich jeder Einmiſchung enthalten, ſo lange die Mittel der Armee zur Pflege der Kranken und Verwundeten ausreichen. Sobald aber der ärztliche Dienſt beim Heere aus irgend einem Grunde leidet, treten die Agenten der Kommiſſion mit ihrer Hülfe ein. Im erſten Kriegsjahre war dies ſehr oft nöthig, denn die Sanitätsanſtalten des Heeres lagen ſehr im Argen und es fehlte namentlich entſetzlich an tüchtigen Militärärzten. Seit jener Zeit iſt nun zwar der Sanitätsdienſt im amerikaniſchen Heere ganz neu organiſirt worden und würde ſogar, wenn man den offiziellen Berichten hierüber glauben dürfte, dem keines andern Heeres nachſtehen, allein die mannigfachen Wechſelfälle des Krieges verſchaffen doch der Sanitäts-Kommiſſion noch öfter Gelegenheit, dem Heere die nützlichſten Dienſte zu leiſten. Das Reſultat dieſer ſtändigen Ueberwachung und Unterſtützung des Geſundheitsdienſtes bei der amerikaniſchen Freiwilligen-Armee durch die Sanitätskommiſſion hat ſich glänzend gezeigt in der verhältnißmäßig geringen durchſchnittlichen Sterblichkeit, welche in dem oben erwähnten Aufſatze nachgewieſen wurde.

Eine weitere Fürſorge der Sanitäts-Kommiſſion für die Freiwilligen beſteht darin, daß ſie in allen bedeutenden Städten große Herbergen (homes) errichtet hat, in welchen die zur Fahne Eilenden ſowie die vom Heere Entlaſſenen, ſelbſt deren Verwandten, wenn ſie den Ihrigen entgegeneilen ꝛc. umſonſt verpflegt werden. Die an dieſen Armee-Heimatshäuſern angeſtellten Beamten beſchäftigen ſich überhaupt mit der Sorge für die materiellen Intereſſen der Freiwilligen: ſie verfolgen die vielen Spitzbuben, welche den unerfahrenen Soldaten das Geld abſchwindeln wollen; ſie vertreten die Soldaten der Regierung gegenüber, damit ſie Sold und Servis richtig erhalten, nicht ungerecht beſtraft werden ꝛc.; ſie wirken den in ihre Heimat Zurückkehrenden billigere oder ganz freie Beförderung auf den Eiſenbahnen aus u. dgl. m. Um Mißbräuche zu verhüten, übt die Sanitäts-Kommiſſion eine außerordentlich ſtrenge Aufſicht, bringt Deſerteurs ꝛc. alsbald zur Anzeige und führt ein ſehr genaues Regiſter über den Aufenthaltsort ſämmtlicher Soldaten der Vereinigten Staaten, welches ſie in den Stand ſetzt, beſſer als die Regierung ſelbſt ſtets Auskunft über jeden Freiwilligen zu geben.

Man ſieht, daß die Sanitäts-Kommiſſion eine weſentlich amerikaniſche Einrichtung und auch nur in einem Lande wie Amerika möglich iſt, welches jetzt faſt hundert Jahre im Genuſſe der freieſten Staatseinrichtungen lebt. Kein europäiſcher General würde die Bildung einer ſolchen freien Geſellſchaft von Hoſpitalitern dulden, welche ſich ähnliche Aufgaben ſtellte wie die amerikaniſche. Als die engliſchen Streitkräfte während des ſchrecklichen Winters in der Krim faſt die Hälfte ihres Effektivbeſtandes verloren, entſchloß ſich die britiſche Regierung zwar dazu, eine Geſundheits-Kommiſſion zu ernennen, um die Reſte ihres Heeres zu retten, welches ſich faſt aufzulöſen drohte, aber die Kommiſſion mußte ſich darauf beſchränken, die Militärintendanz zu reorganiſiren und die Befolgung von Geſundheitsmaßregeln anzuempfehlen. Am meiſten laſſen ſich mit den Beſtrebungen der amerikaniſchen Patrioten diejenigen des im Oktober v. J. in Genf verſammelten internationalen Kongreſſes vergleichen. Die Ideen deſſelben ſind zwar ſogar noch edler und weitergehend als die amerikaniſchen, auch haben ihr offizielle Ermuthigungen und die Zuſtimmungen verſchiedener Fürſten nicht gefehlt; leider hat ihr aber die volksthümliche Begeiſterung noch nicht ihre allmächtige Unterſtützung geliehen.

Die nothwendigen, ſehr bedeutenden Mittel werden der Sanitäts-Kommiſſion durch den Patriotismus der Nation verſchafft. In den 27 Monaten ihres Beſtehens, bis zum 1. Oktober 1863, erreichten die von den Frauen-Comité's eingegangenen Gaben an Geld und anderen Gegenſtänden den Betrag von etwa 11½ Millionen Thalern; gegenwärtig haben ſie den Werth von 13 Millionen überſchritten, und da die meiſten Anſtalten der Kommiſſion ihre Dienſte umſonſt leihen, können faſt alle Gelder direkt zur Verbeſſerung des Schickſals der Soldaten verwandt werden. Während die amerikaniſchen Frauen auch früher ſchon von Zeit zu Zeit und an verſchiedenen Orten kleine Gegenſtände zum Beſten der Sammlungen verkauften, ſind in jüngſter Zeit zu dieſem Zwecke förmliche allgemeine Induſtrie- und Kunſt-Ausſtellungen veranſtaltet worden. Alle Handwerker arbeiten hierbei umſonſt an dem Bau und

Digitized by Google

der Ausſchmückung des Gebäudes; die Kaufleute überlaſſen ihre Waare, die Künſtler ihre Gemälde ꝛc., Jeder ſteuert ſein Beſtes dazu bei, damit möglichſt viel Geld gewonnen wird. Cincinati, Boſton, Chicago, Brooklyn haben ſchon große Wohlthätigkeits-Meſſen gehabt, welche zuſammen etwa 1½ Millionen Thaler eingebracht haben. Von der gegenwärtig in New-York befindlichen, bei welcher aber auch nichts verſäumt iſt, um möglichſt viel Einnahme zu erzielen, hofft man noch viel mehr für das Budget der Kommiſſion, da ſie in den erſten ſechs Tagen ſchon etwa ½ Million eingebracht hat. Durch dieſe Meſſen nimmt zugleich die Popularität des Werkes ſo zu, daß die Gründer deſſelben hoffen, das bisherige jährliche Budget von ungefähr 5 Millionen Thaler für das Jahr 1864 auf das Doppelte ſteigen zu ſehen.

Ueberdies beſchäftigen ſich neben der Sanitäts-Kommiſſion noch mehrere andere Geſellſchaften in den Vereinigten Staaten mit der Wohlfahrt der Soldaten. So ſorgt die vom General Fremont gegründete Western Sanitary Commission ſpeziell für die von den Weſtſtaaten ausgeſchickten Heere; die „chriſtliche Kommiſſion“ will durch Verbreitung von Büchern und Broſchüren, Einrichtung von Leſekabinets u. ſ. w. die Sittlichkeit unter den Truppen fördern; die War-Claim Association endlich, unter Präſidium des General Winfield Scott, hat es ſich zur Aufgabe gemacht, die Soldaten bei etwaigen Forderungen an die Regierung zu vertreten.

Ein ſchönes Ziel hat ſich die Sanitäts-Kommiſſion endlich noch für die Zeit geſteckt, wenn der Krieg einmal glücklich beendigt ſein wird, und die Freiwilligen verabſchiedet und in ihre Heimat entlaſſen werden. Sie will dann dem Soldaten den Rücktritt aus dem militäriſchen in das bürgerliche Leben erleichtern und namentlich für die Invaliden und deren Familien ſorgen. Zwar zahlt die Regierung jedem Invaliden eine Penſion von wenigſtens 11 bis 12 Thaler monatlich aus, welche auch auf ſeine Wittwe und minderjährigen Kinder übertragen wird, und bietet ihm außerdem, wie jedem andern Familienvater, ein Eigenthum von etwa 250 Morgen Land an, aber die Penſion iſt in vielen Fällen gänzlich unzureichend, nur ein geringer Theil der Soldaten wird ſich im Stande ſehen, das ihm in den Einöden des Weſtens angebotene Land anzunehmen, und auch die nicht invaliden Soldaten werden durch das lange Leben im Felde mehr oder weniger zur Arbeit untauglich geworden ſein. Die Kommiſſion wird ſich dann bemühen, allen verabſchiedeten Freiwilligen paſſende friedliche Beſchäftigung zu verſchaffen und räth, auch den verſtümmelten Soldaten in den Schoß ſeiner Familie zurückkehren und den Reſt ſeiner Kräfte auf eine nützliche Arbeit verwenden zu laſſen. Jedenfalls hat ſie ſich ſchon jetzt ſehr entſchieden gegen die Anlage von Verpflegungshäuſern ausgeſprochen, welche etwa den europäiſchen Invalidenhäuſern nachgeahmt wären, da jede Anhäufung von müßigen Menſchen unvermeidlich eine Quelle der Demoraliſation werden und Gelegenheit zu einem Faulenzerleben in einem Lande geben würde, in welchem alle Bürger bis jetzt ihren Unterhalt nur aus der Arbeit zu ziehen gewohnt ſind.

Oſtindien.

Neueſtes Werk über den Buddhismus.

Aus mongoliſchen, tibetiſchen, chineſiſchen, japaniſchen, indiſchen Quellen haben Forſcher, wie J. J. Schmidt, Hodgſon, Burnouf, Hoffmann (in Leyden), W. Schott, Foucaux, Waſſiljev u. A., viel wichtigen Stoff zur Erkenntniß des Buddhismus ans Licht gefördert und zum Theil mit kritiſchem Geiſte verarbeitet. Aber die vielen Schulen oder Syſteme, welche im Schooß dieſer ſo merkwürdigen Lehre entſtanden, und ihre äußere Entwickelung in den verſchiedenen Ländern, wo ſie herrſchend geworden, geſtatten noch manche reiche Nachleſe. Jetzt hat Herr Dr. Emil Schlagintweit, angeregt durch perſönliche Beobachtungen ſeiner rühmlichſt bekannten Brüder, die ſie in den tibetiſchen Hochlanden angeſtellt, das Studium der tibetiſchen Sprache mit Erfolg angegriffen und unter gewiſſenhafter Benutzung aller in Europa verfaßten, die „Heilslehre“ irgendwie betreffenden Werke, in engliſcher Sprache ein Werk herausgegeben, das ſich ebenſo durch typiſche Schönheit, wie durch Beherrſchung des Stoffes und Klarheit der Darſtellung empfiehlt.*) Beigegeben iſt ein Atlas in größtem Folio mit ſorgfältig umgedruckten Facſimiles von religiöſen Bildern, und dem Texte ſelber iſt viel dergleichen einverleibt.

Nach einleitendem Bericht über Entſtehung, Verbreitung und die vornehmſten Syſteme des Buddhismus, geht der Verfaſſer auf deſſen Geſtaltung in Tibet (den ſogenannten Lamaismus) ein, bei den heutigen Satzungen der dortigen Hierarchie und den mannigfachen heiligen Gebräuchen mit Ausführlichkeit verweilend. Ueber gewiſſe Prieſter-Erfindungen, z. B. eine Art religiöſer Schauſpiele, an die autos sacramentales einigermaßen erinnernd, erhalten wir erſt in dieſem Buche Auskunft. Eine neue und willkommene Gabe iſt des Verfaſſers eigene Ueberſetzung einer Anſprache an diejenigen Buddha's, von denen man vorzugsweiſe Sündenvergebung hofft, mit beigegebenem, ſehr ſchön gedrucktem tibetiſchen Texte.

In die ſtatiſtiſchen Angaben hat der Irrthum ſich eingeſchlichen, daß die ſogenannten Kirgiſen (Kaſak), Buddha-Verehrer ſeien. Dieſes Nomadenvolk bekennt ſich zum Islam, obgleich es faſt nur mit deſſen Außenſeite vertraut ſein ſoll. Als reine Buddhiſten ſind die Hunderte von Millionen des chineſiſchen Volkes deshalb nicht zu betrachten, weil ihr Cultus einen ſynkretiſtiſchen Charakter hat. In den Schulen lehrt man ſie die Religion von „Himmel und Erde,“ und die Mönche bringen ihnen buddhiſtiſche Litaneien bei. Was die Theokratie der Lama's betrifft, ſo findet dieſe bekanntlich, außer Tibet und der Mongolei, keine Anerkennung.

Kleine literariſche Revue.

— **Zwei deutſche Monatsſchriften** gingen uns aus dem Auslande zu, und zwar aus den entgegengeſetzteſten geographiſchen und politiſchen Richtungen, aus Rußland und aus Nord-Amerika, und beiden müſſen wir die Anerkennung zu Theil werden laſſen, daß ſie deutſchen Geiſt und deutſche Wiſſenſchaft im Auslande würdig repräſentiren.

Von Riga und Dorpat erhalten wir freilich nicht zum erſten Male ſolche Beweiſe, aber die Vereinigten Staaten haben uns in der That durch ihre „Deutſch-Amerikaniſchen Monatshefte für Politik, Wiſſenſchaft und Literatur“**) in ganz unerwarteter Weiſe überraſcht. Der Herausgeber, Herr Caſpar

*) Buddhism in Tibet, illustrated by literary documents and objects of religious worship etc. Leipzig bei Brockhaus, und London bei Trübner.

**) Chicago, Druckerei des „Hausfreund,“ 1864. Leipzig, Bernhard Hermann.

Butz, ein klaſſiſch geſchulter Literat, der, wie es ſcheint, ſeine Mitbürger auch bereits im Repräſentanten-Hauſe von Waſhington vertrat, hat ſich zu der neuen Zeitſchrift mit den beſten literariſchen Kräften verbunden, die ſich jetzt unter den Deutſchen Amerikas finden, nämlich mit den Herren J. B. Stallo, Theodor Olshauſen, Friedrich Kapp, Karl Göpp, Emil Preetorius, C. Hering, R. Solger, E. Dorſch, Adolf Douai, Karl Schurz, Friedrich Hecker, H. Tiedemann, Franz Sigel und Friedrich Münch (pſeudonym: Far Weſt). Die uns vorliegenden beiden erſten Hefte bringen mannigfaltige hiſtoriſche, politiſche und literariſche Artikel, ſämmtlich (mit Ausnahme einer Korreſpondenz von Karl Blind in London) in Amerika geſchrieben, alle in Ton und Haltung gleich würdig. Deutſche Leſekabinette, die ſo viele ausländiſche Zeitſchriften halten, welche deutſchem Leben fremd und feindlich ſind, würden wohlthun, ſtatt derſelben die „Deutſch-Amerikaniſchen Monatshefte“ anzuſchaffen.

Die „Baltiſche Monatsſchrift“*) bringt in ihrem Mai-Hefte unter Anderm eine überaus intereſſante „Livländiſche Korreſpondenz“ über die ſcheelen Blicke, die man in Moskau auf das ſelbſtändige geiſtige Leben der deutſchen Oſtſee-Provinzen Rußlands wirft. Der kürzlich in einer Landtags-Predigt des evangeliſchen Biſchofs Walter in Riga ausgeſprochene fromme Wunſch, daß doch die Zeit bald kommen möchte, in der auch die lettiſchen und eſtniſchen Bauern an dem geiſtigen Leben der Deutſchen in den baltiſchen Provinzen Theil nehmen, hat in Moskau böſes Blut gemacht und die „Moskauer Zeitung“ zu der ganz unprovozirten Aeußerung veranlaßt: „Was müßte aus dieſen unſeren, an Deutſchland gränzenden Provinzen werden, wenn die deutſche Nationalität alle Bevölkerungs-Schichten durchdränge? Würden ſie dann nicht auch in politiſcher Beziehung zu Deutſchland graviтiren? Und dann — welche Quelle von Widerſtrebungen, Niederdrückungen und Widerwärtigkeiten in dieſem jetzt friedlichen Lande! Man bereitet den Nachkommen keine ſegensreiche Aerndte, wenn man die Saat der Zwietracht auszuſtreuen geſtattet. Wir dürfen alſo im Intereſſe des ruſſiſchen Staates, im Intereſſe der betreffenden Provinzen und in dem der Eſten und Letten ſelbſt deren Germaniſirung nicht zulaſſen!“

Dieſer Inſinuation, daß die Deutſchen in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen, daß Männer, wie Biſchof Walter und andere Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft und Bildung, dort die Saat der Zwietracht ausſtreuen, tritt nun die „Baltiſche Monatsſchrift“ in der würdigſten Weiſe entgegen. Wenn den baltiſchen Deutſchen, ſcheinbar mit Recht, der Vorwurf gemacht wird, daß ſie an ihrer veralteten ſtändiſchen Sonder-Verfaſſung feſthalten, ſo findet dies, wie die Monatsſchrift bemerkt, ſeine Erklärung darin, daß dieſe Sonder-Verfaſſung mindeſtens ein Landesrecht, die Gleichberechtigung der proteſtantiſchen mit der ruſſiſchen Staatskirche, garantire, während die allgemeinen Reichsgeſetze das gerade Gegentheil enthalten. Erſt wenn die ruſſiſche Reichsgeſetzgebung die humanen und liberalen Forderungen der Zeit erfüllt haben werde — erſt dann werde ſich mit den Oſtſee-Provinzen über ein Aufgeben ihrer Sonderſtellung reden laſſen. Und was die Slaviſirung der Eſten und Letten betrifft, welche die ruſſiſchen Panſlaviſten als Gegen-Beſtrebung gegen die Germaniſirung verlangen, ſo antwortet darauf die „Baltiſche Monatſchrift“ in ähnlicher Weiſe, wie Leſſing's Nathan in der Erzählung von den drei Ringen:

Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten? Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten?
— — — — — — — — — —
Wohlan,
Es eifre Jeder ſeiner unbeſtoch'nen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend, tauſend Jahre
Sie wiederum vor dieſen Stuhl; da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich, und ſprechen!

— **Der Engländer George Stephens.** Es wird einem Theil unſerer Leſer noch erinnerlich ſein, daß wir einſt einen Kopenhagener Profeſſor dieſes Namens an das Tageslicht ziehen mußten, indem wir auf das Erſcheinen ſeines Werkes aufmerkſam machten, das um den geringen Preis einer Guinea allen Wiſſensdurſtigen Aufklärung über die Inſchrift jedes nordiſchen Runenſteines geben würde und von dem ſchon ein ſo gründlicher Gelehrter, wie der ſchwediſche Poſſenreißer, Herr Oscar Patrik Sturzenbecker, im Voraus erklärte, es würde beweiſen, daß die angelſächſiſche Sprache (die ſich bekanntlich erſt aus Angliſch und Sächſiſch in England bildete) das älteſte Idiom des ſkandinaviſchen Nordens geweſen ſei. Nun war dieſe Empfehlung des „verehrten Geſinnungsgenoſſen“ aber eine ſo handgreifliche Reklame, daß uns augenblicklich ein ähnliches Unternehmen der Art, nämlich das weltbekannte „Buch der Wilden“ einfiel; umſomehr, als beſagter engliſcher „Profeſſor“ durch eine ebenſo ſchimpfwörterreiche als wiſſensarme Polemik gegen Deutſchland (welcher der pfiffige „Klaſſiker“ Ploug beim Abdruck das Anſehen gab, als ob ſie der Saturday Review nachgedruckt wäre!) bewieſen hatte, daß er vom Hochdeutſchen eben ſo wenig wie von irgend welchem alten oder modernen Deutſch, oder von deutſchen Verhältniſſen die geringſte Kenntniß habe. Unter Hinweis hierauf erlaubten wir uns daher einige beſcheidene Zweifel an der Unfehlbarkeit ſeines Subſcriptionswerkes und erhielten bald darauf in Folge deſſen ein eigenhändiges Schreiben des großen Mr. George Stephens, worin er u. A. viel von deutſchen und engliſchen Brüdern ſprach und ſchließlich feierlichſt erklärte, daß er nie und nirgends je eine Zeile Polemik gegen Deutſchland losgelaſſen habe; ganz beſonders aber beſtritt er die Autorſchaft des mit ſeinem vollen Namen unterzeichneten Schmähartikels im „Faedrelandet.“ Nun bringt die immer wohlunterrichtete „Süddeutſche Zeitung“ unter dem Titel „Engliſche Feld-Correſpondenten“ eine Notiz auch über unſeren Helden, die wir hier wörtlich wiedergeben: „Mr. Stephens, ein der Kopenhagener Univerſität attachirter engliſcher Sprachlehrer, hat ſeit längerer Zeit eine ausgedehnte Thätigkeit in der engliſchen Preſſe entfaltet, um das Land, das ihn ernährt, dem Lande, das die Ehre hat, ihn geboren zu haben, zu empfehlen. Jetzt eben hat er eine der beſſeren Verbreitung wegen als beſonderes Supplement gedruckte Rhapſodie im „Faedrelandet“ veröffentlicht, welche Deutſchland in trochäiſchen Rhythmen mit Koth bewirft. Schade, daß er, wie ihm neulich im „Dagbladet“ nachgewieſen wurde und er ſo gut wie zugeben

*) Riga, Nicolai Kymmel.

Digitized by Google

mußte, unlängſt in drohendem Tone bedauerte, ſeine Dienſte einer Sache gewidmet zu haben, die ihn nur ärmlich belohnt habe." — Gewiß, ein anglo-däniſches Normal-Genie von einem Soldſchreiber!

— **„Aus dem Torniſter eines preußiſchen Freiwilligen."***) Nicht ſowohl aus einem Torniſter — denn wie glauben kaum, daß der Dichtee ſelbſt auf dee Wahlſtatt von Schleswig mitgekämpft — als aus einem patriotiſchen Herzen ſind dieſe poetiſchen Kriegsbilder aus Düppel, Geavenſtein und Broaker gefloſſen. Der preußiſche Feeiwillige, den wir im bürgerlichen Leben als einen mit vielen Ländern und Sprachen vertrauten Jünger des deutſchen Buchhandels kennen, hat hier in Verſen ſeine Begeiſterung füe deutſche Waffenehee ausgeſpeochen und dem noch einige andere Dichtungen hinzugefügt, die ſeine alten und jungen Waffengefährten, denen ſie gewidmet ſind, gewiß mit Theilnahme leſen weeden.

— **„Dunkele Häuſer und Straſſen in London."****) Der literaeiſche Anwalt Schleswig-Holſteins, Herr Guſtav Raſch, entrollt hier eine Reihe von Bildern aus ſeinee Londoner camera obscura. In dem uns voeliegenden zweiten Bändchen befinden ſich unter Anderen Schilderungen des Irrenhauſes Bedlam, des Newgate-Geſängniſſes nnd des Beſſerungshauſes in Weſtminſter. In einem Anhange theilt der Verfaſſer Einiges über ſeine Beſuche bei Kael Blind und Gottfried Kinkel mit.

Literariſcher Sprechſaal.

Herr Emil Pirazzi in Offenbach hat ſeinen von mehreren Zeitungen bereits im Auszuge gebrachten ſchleswig-holſteiniſchen Briefwechſel mit dem engliſchen Paelaments-Mitgliede Sir H. Verney auf einem beſondern Blatte vollſtändig abdrucken laſſen. Letzterer hatte in ſeiner Erwiederung auf Pieazzi's Denkſchrift: „Ein Wort an England ꝛc." den Vorſchlag gemacht, die Bewohner Schleswigs ſelbſt darüber abſtimmen zu laſſen, ob ſie zu Deutſchland oder zu Dänemaek gehöeen wollen. Herr Pieazzi antwortet darauf:

„Es ſind dem gegenüber zwei hochgewichtige Einwände zu machen: 1) Die Zone, wo deutſche, und die, wo däniſche Bevölkerung wohnt, legen ſich keineswegs ſo glatt nebeneinander, wie zwei Streifen Leinwand, und laſſen ſich nicht ebenſo glatt von einander abſcheiden, es findet ſich da vielmehr die uneegelmäßigſte Sprach- und Volksſchichtung: in Mittelſchleswig z. B. das halbwegs däniſche Flensbueg; ganz im äußeeſten Noeden aber, unfern der jütiſchen Gränze, die uedeutſche Stadt Hadersleben, ſeit Jahehunderten ein Sitz deutſcher Bildung, der nördlichſt vorgeſchobene Poſten deutſcher Kultur! Am 6. Juni haben 6000 (zu einem geoßen Theil däniſchredende) Noedſchleswiger in einer Verſammlung auf einer Anhöhe bei Hadersleben erklärt, daß eine Theilung Schleswigs das größte Unglück ſei, welches ſie nur treffen könne! Und am 21. d. M. haben 5000 Weſtſchleswiger auf einer Verſammlung in Lügumkloſter unter lautem Jubel die Erklärungen der Verſammlung von Hadeesleben auch zu den ihrigen gemacht. 2) Die Ehre der deutſchen Nation fordert gebieteriſch, auch nicht Eine deutſche Seele, geſchweige denn ganze Städte und Diſtrikte, der Rache ihrer däniſchen Bedrücker zu überliefern! Was es aber um däniſche Rachgier, Treuloſigkeit und Gewalt iſt, davon hat die Welt in Schleswig-Holſtein bereits das Aergſte erfahren, und was es hieße, Nordſchleswig den Dänen aufs Neue preiszugeben, das hat erſt unlängſt eines der eeleſenſten Rüſtzeuge däniſcher Tyrannei, der Amtmann von Heltzen in Apeneade, in der ausgeſtoßenen Deohung bekundet: „„Wann erſt die Dänen wieder Herren der Stadt ſeien, ſo werde er deei Tage lang kein Auge für die Dinge haben, die dann in Apenrade ſich eeeignen würden!""

Herr Pirazzi hat ſeine oben erwähnte Denkſchrift, mit bedeutenden Zuſätzen vermehrt, ins Franzöſiſche überſetzt und denkt nun dieſe internationale Ausgabe ſeines „Wortes an England" an ſämmtliche Mitglieder der Paelamente und Kammern von England, Frankreich, Belgien, Holland, Italien ꝛc. zu überſenden.

In Nr. 24 des „Magazin" befindet ſich ein kleiner Artikel über die agrariſchen Fragen Englands. Daß die engliſchen Grundbeſitz-Verhältniſſe dem Verfaſſer des Artikels nicht gefallen und derſelbe ſie nach ſeiner Anſicht beleuchtet, ſteht ihm frei; über ſubjektive politiſche Anſichten iſt überhaupt nicht zu rechten; in Hinſicht ſeiner Behauptung über die Primogenitur befindet ſich jedoch derſelbe in einem ſo großen Irrthum, daß ich nue bedauern kann, daß derſelbe in einer ſo ſchätzbaren Zeitſchrift einen Platz gefunden hat. In England findet die unabänderliche Erbfolge des Grundbeſitzes nur bei den mit einer Pairie verbundenen Liegenſchaften ſtatt, bei allen anderen Grundſtücken tritt die Erbfolge der Pelmogenitur nur als ſubſidiariſches Erbeecht ein, wenn keine Diſpoſition des Beſitzees vorhanden iſt. Das Diſpoſitionsrecht des Beſitzers im Leben und durch Teſtament iſt unbeſchränkt. Es iſt vor einigen Jahren ein kleines Werk übee den Gegenſtand erſchienen, das aus der ſachkundigen Feder des Herrn Thomas Solly gefloſſen*), deſſen Studium ich Jedem empfehlen kann, der ſich mit engliſchen Agrar-Zuſtänden beſchäftigt.

v. H. zu L.

Der vom Profeſſor Kael Biedermann, Redacteur der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung," erſtattete Bericht über den erſten deutſchen Journaliſtentag, gehalten zu Eiſenach, am 22. Mai d. J., iſt ſoeben im Drucke erſchienen.**) Wir können dieſem Berichte nur eine recht weite Verbreitung wünſchen, damit die auf dem Journaliſtentage ausgeſprochenen Wünſche in Bezug auf die ungehinderte Entwickelung dee moealiſchen Keaft der deutſchen Preſſe mehe und mehe Unterſtützung und Förderung finden.

Die Deutſche Wehezeitung***) vom 5. Juli enthält einen Bericht über den von einer Anzahl ſüddeutſcher Offiziere in und außer Dienſt vor einem Vierteljahre gegründeten deutſchen Offiziertag. Wir heben daraus die Bemerkung hervor: „Der deutſche Offiziertag iſt in ſtrenger Folgerichtigkeit der Thatſachen nue eine Konſequenz des deutſchen Füeſtentages, durch den ſeine Beſtrebungen von ſelbſt legaliſirt woeden ſind."

*) Von Emil Schneider. Bremen, C. Ed. Müller. Berlin, G. Behe, 1864.

**) Von Guſtav Raſch. Wittenberg, R. Herroſé.

*) Grundſätze des engliſchen Rechtes über Grundbeſitz, Erbfolge und Güterrecht der Ehegatten. Von Thomas Solly, Barriſter of Law und Lector an der Univerſität Berlin. Berlin, Enslin 1853.

**) Leipzig, F. A. Brockhaus.

***) Coburg, F. Streit.

Digitized by Google

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erſchien ſo eben:

Zeitſchrift für Völkerpſychologie und Sprachwiſſenſchaft

herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus,** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Dritter Band. Drittes Heft.

L. Tobler, Das Wort in der Geſchichte der Religion. — **Berthold Delbrück,** Die Entſtehung des Mythos bei den indogermaniſchen Völkern. Ein pſychologiſcher Verſuch. — **L. Tobler,** Innere Sprachformen des Zeitbegriffes. — **Carl Arendt.** Ein Hauptzug der ungariſchen Poeſie. — **Pott,** Ueber Mannichfaltigkeit des ſprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff (Wetter, Himmel, Gott). — **H. Steinthal,** Die Zählmethode der Mandenga-Neger. — Derſelbe, Beurtheilungen. (401)

Preis des Bandes v. 4 Heften (30 Bgn.) 3 Thlr.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861, Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." —

„Hier schliessen wir unsere Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln." (402)

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.

von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (403)

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, reſp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr. reſp. 1 Thlr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Dainos. Littauiſche Volkslieder

überſetzt von

G. H. F. Neſſelmann.

eleg. kart. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernſten, Friſche und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier ſind die ſchönſten, geſchmackvoll überſetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzſchnitt auf dem Umſchlage giebt das Bild eines littauiſchen Mädchen in ihrem Nationalkoſtüm. (399)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON **HERMANN GRIMM.**

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (406)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates von F. Voigt,

Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin. 1860 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (405)

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen." Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Heilandes

an Chriſtenkinder.

Eine Feſtgabe in ſiebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. (404)

Nach dem Engliſchen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage.

Mit einem Holzſchnitt gez. von Ludwig Richter, geſchnitten von A. Gaber.

1856. 32. eleg. geh. mit Goldſchnitt 8 Sgr.

„Das ſind Worte, durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde." St. Galler Blätter.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (407)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotiſchen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre ſein, beſonders wenn es wie dieſes — aus den beſten Quellen geſchöpft — ſo reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten iſt. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur beſtens empfehlen, da es die weiteſte Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiſer durch die deutſche Volksſchriften-Literatur.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin** ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (408)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien im vorigen Jahre:

Eran das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte

von

Dr. **Friedrich Spiegel.**

24 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und verbesserter Gestalt wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. a. m. dargestellt. (400)

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss: Neuester Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig (1864. Nr. 1).

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 31.

für die Literatur des Auslandes.

Ausland.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 31. Juli **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Ein ſächſiſcher Miniſter zur Zeit Napoleon's I. Memoiren des Grafen von Senfft . . . 482

Fremde Ortsnamen in Deutſchland . . . 485

Griechenland.

Ein neugriechiſches Gedicht. Mitgetheilt von A. Elliſſen . . . 486

Frankreich.

Zur Statiſtik des Selbſtmordes . . . 489

England.

Barbara's Geſchichte, von Miß Edwards . 490

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen . . . 492

Kleine literariſche Revue.

„Die deutſche Expedition in Oſt-Afrika, 1861 und 1862 . . . 493

Der deutſch-däniſche Krieg im Jahre 1864 493

Der Citatenſchatz des deutſchen Volkes . . 493

Typen der Geſellſchaft . . . 494

Oſenbrüggen's kulturhiſtoriſche Bilder . . 494

Literariſcher Sprechſaal . . . 494

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Caisse de l'avenir et hôtels d'invalides civils. Projet par Ch. Bordon. 1 fr.

Législation française des chemins de fer. Traité théorique et pratique, par M. Cotelle, professeur de droit etc. In 8vo. XV et 516 p. Paris.

Le libéralisme jugé par la Civiltà cattolica. Analyse et traduction de la Revue Romaine, par Leonce de la Rallaye, redacteur du Monde. 3 fr.

Le loup et le renard dans la guerre d'Italie. Par Martial Urbain. 3 fr. 50 c. Paris, Aug. Fontaine.

Londres pour ceux qui n'y vont pas. Par Antonin Rondelet, professeur de philosophie. 1 fr. 50 c.

Qu'est-ce que l'homme? Controverses sur l'état de pure nature etc. Par Ant. Cesinius, de la compagnie de Jésus. Le Mans. 3 fr.

Madame Swetchine, sa vie et son influence religieuse. Par le père Ch. Daniel, de la compagnie de Jésus.

En chemin de fer. Nouvelles de l'est et de l'ouest. Par X. Marmier. 3 fr.

Théatre de Nohant. Par George Sand. (Le Drac. — Plutus. — Le pavé. — La nuit de Noël. — Mariello.) Un fort vol. in 18. Paris, Michel Lévy. 3 fr. (412)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The English
Catalogue of Books.

Royal 8. pp. 918, half-bound morocco,

15 Thlr.

This Catalogue gives the title, size, price, number of volumes, Publisher's name, and date of publication of 67,500 distinct works — being the English publications, importations of original American works, and Continental English books, for the twenty-eight years from January 1835 to January 1863.

The latest Edition of the London Catalogue —now incorporated with this work—gave 42,340 works for the twenty-five years from 1831 to 1855; additional researches have added to this number about 5,300 titles which had escaped former compilers; from which, however, 1,500 must be deducted, omitted by reason of the four years' difference of date in commencement. This calculation leaves 21,960 books published during the last eight years, or an average of 2,787 per annum, exclusive of reprints.

The chief feature of the present Catalogue is the addition of dates to every title, indicating either when the work was first published, or, if it was not originally published within the period embraced by this volume, the date of the last edition. In many instances both dates are given, as also the dates of alterations in the prices of the books. The dates were first introduced by the Editor in his British Catalogue in 1849, and now uniformly adopted throughout.

In addition to the general Alphabetical Catalogue are the following Appendices: —

Appendix A. — Learned Societies, Printing Clubs, and other Literary Associations, with a List of their Publications.

„ B. — Publishers' Libraries, Series, &c.

„ C. — Magazines and Miscellaneous Periodical Literature.

„ D. — List of Works first published on the Continent in the English Language.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (410)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

LONDON SOCIETY. An illustrated Magazine of light and amusing literature for the hours of relaxation. Mit zahlreichen Holzschnitten. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juli 1864.

A Lady's Adventures in Search of a Horse. — The Paris Season. — Society gone to the Dogs. — Young Oxford at the Commemoration. — Society in Cambridge. The Royal Visit. — The Ordeal for Wives. A Story of London Life. Chapter XXIII., XXIV. — The Colonel's Love Change, or, the Story of a Blank Envelope. — The Playgrounds of Europe. The Southern Slope of the Alps. — Cricket Legislation (With a Portrait of Edward Grace, Esq.) — Seven Flats. By Mrs. *Th. K. Hervey.* — The London Opera Directors. — My competitive Examination. — My First Soirée.

The CORNHILL MAGAZINE. Illustrated. Monatlich ein Heft zu 1 Shilling.

Juli 1864.

Brother Jakob. — My Three Days' Dictatorship. — Turnpikes. — Sentimentalism. — Margaret Denzil's History annotated by her Husband. Chapter XXIV—XXVII. — Charleston under Fire. — Dreary Court Sky. — On some Points of the Eton Report. By *Paterfamilias.*

THE FINE ARTS QUARTERLY REVIEW. Vierteljährlich ein Band. 2½ Thlr.

Mai 1864.

Proposal for a Tercentenary Memorial of Shakespeare. — Analysis and Synthesis in Painting. — The Reaction from Pre-Raphaelitism. — Recent Additions to the National Art Collections. — Paul Delaroche. — Art-Exhibitions in London. — The Fine Arts in India in the Reign of James I. — Catalogue of Pictures belonging to the Society of Antiquaries, II. — Gleanings from the Westminster Abbey. — Professor Schäffer on a Copy of Raphael's St. Cäcilia. — Jacob Binck. — Early Christian Glass. — Catalogue of C. Visscher's Works III. — Correspondence. — Fine Arts Record.

Diese Periodicals sind in continentalem Debit der Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung s o n s b a n d e versichert sein: (411)

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. June 1864.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Ein ſächſiſcher Miniſter zur Zeit Napoleon's I.

Memoiren des Grafen von Senfft.*)

Die Freunde neuerer Geſchichte werden in dem unten näher bezeichneten Werke eine Quelle, zwar nicht neuer großer Züge, wohl aber vieler pikanter Einzelheiten aus jener Zeit finden, wo des erſten Napoleons gewaltige Hand tyranniſch auf Deutſchland, auf Europa lag, aus jener Zeit, auf welche kein deutſches Herz auch der ſpäteſten Geſchlechter ohne ſchmerzliche Bewegung wird zurückblicken können.

Der Graf von Senfft, von 1806—1809 ſächſiſcher Geſandter in Paris, ſpäter, und zwar bis nach der Schlacht bei Lützen, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten im ſächſiſchen Kabinet, dann für Oeſterreich diplomatiſch in der Schweiz beſchäftigt, ſchrieb dieſe Memoiren im Jahre 1814 und vermachte das Manuſcript einem Freunde, mit deſſen uneigennütziger Zuſtimmung das Werk nunmehr, nachdem zehn Jahre ſeit dem Tode des Verfaſſers verfloſſen ſind, von der Verlagshandlung der Herren Veit und Co. in Leipzig herausgegeben wird.

Das Hauptintereſſe der Memoiren bewegt ſich um die Haltung des ſächſiſchen Kabinets einerſeits Napoleon und Deutſchland, andererſeits Polen gegenüber. Es iſt zunächſt des Kurfürſten, des Königs Friedrich Auguſt perſönliche Politik, die ſich in ihrem ziemlich beſchränkten Horizont vor unſeren Blicken aufrollt. — In einer Zeit, wo die Zertrümmerung von Thronen faſt zur Tagesordnung geworden war, wo mächtige Reiche von der Karte wie alte Fürſtengeſchlechter von der Regententafel ohne alle Umſtände geſtrichen wurden, ſchien es für das Oberhaupt eines kleinen Staates wohl gerathen, ſich recht nahe an den Krater des verderbenſpeienden Vulkans anzuklammeren; dann konnten die Ausbrüche des Rieſen vielleicht unſchädlich über das zitternde Haupt hinweg gehen und man hatte überdies Gelegenheit, das wunderbar großartige und nur ein wenig blutig-ſchauerliche Schauſpiel der Zermalmung befreundeter Staaten, von ſicherem Verſtecke aus, zu betrachten. Wenn Friedrich Auguſt ſo dachte, ſo wird man ihm doch kaum den Vorwurf undeutſcher Politik machen können: ein Deutſchland gab es nicht mehr; das heilige römiſche Reich lag in Trümmern; der Kurhut Sachſens vermoderte im Staube. Was konnte alſo Sachſen für Deutſchland thun?

> Zurück! Du retteſt den Freund nicht mehr,
> So rette das eigene Leben!

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet, wird die Politik Friedrich Auguſt's wenigſtens mildernde Umſtände für ſich gewinnen, wenn wir auch nicht im Stande ſind, in ihr die Perſpektive der Ehre und der Würde, welche in der Politik doch nie außer Acht gelaſſen werden ſoll, zu verfolgen.

Furcht und Hoffnung erſcheinen ſeit der Schlacht bei Jena als die Leiter der ſächſiſchen Politik, und dieſe beiden Motive finden wir bei jedem bedeutſamen Schritte des Kabinets in der verhängnißvollen Epoche zwiſchen den Schlachten bei Jena und Leipzig wieder: die Furcht vor der Vergewaltigung Napoleon's, der, wie ſchon manche bedeutendere Macht auch Sachſens Fürſtenhaus an die Räder ſeines Siegeswagens ſpannen konnte, und die Hoffnung — auf den Thron von Polen.

Wenn Friedrich Auguſt nach der Schlacht bei Jena, in welcher ſächſiſche Truppen dem preußiſchen Heere zur Seite geſtanden hatten, die Verbindung mit Preußen aufgab und ſich Napoleon zur Verfügung ſtellte, ſo war der Kaiſer für dieſes rührende Vertrauen nicht undankbar. Der Friede von Tilſit brachte dem Könige das Herzogthum Warſchau ein. Ein köſtliches Geſchenk! Polens anarchiſche Zuſtände, die raſtloſe Aufregung, die unpatriotiſchen Zwiſtigkeiten der dortigen Brauſeköpfe, die traurige Zerrüttung der Finanzen, die troſtloſe Vernachläſſigung aller Bildungsmittel, die Verkehrtheit aller ſtaatswirthſchaftlichen Einrichtungen hätten wohl den ſchwärmeriſchen Geſetzgeber vor der Aufgabe zurückſchrecken ſollen, die Zügel der Regierung über ein Land mit ſo ſchwachen ſtaatlichen Elementen zu übeenehmen. Friedrich Auguſt fühlte ſich aber, wie es ſcheint, ſtark genug für dieſe Aufgabe. Stand doch der allmächtige Kaiſer hinter ihm mit dem Befehle, ſeine franzöſiſche Geſetzgebung nach Polen zu verpflanzen; konnte doch ſeine Eiſenhand den Herzog über die Parteien heben, damit er nicht wieder ihr Spielball werde. Die Erfahrungen, die zwei ſeiner Vorfahren in Polen geſammelt hatten, ſchienen für Friedrich Auguſt nicht aufgezeichnet worden zu ſein. Und Napoleon ſeinerſeits, in der Eilfertigkeit, mit welcher er die widerſtrebendſten Nationalitäten zuſammenzuſchweißen pflegte, überſah, daß Polen und Deutſche als Staatselemente nie zu einem harmoniſchen Ganzen ſich vereinigen laſſen. Ueberdies war es ihm, wie er ſpäter in beleidigender Weiſe zeigte, höchſt gleichgültig, ob das ſächſiſche Fürſtenhaus in den ruhigen Beſitz von Polen gelangen würde. Sein Zweck war erreicht: Friedrich Auguſt hatte ſich mit Polen ködern laſſen, und inzwiſchen war Sachſen eine franzöſiſche Provinz geworden, eine feſte Stütze des Kaiſers zu dem gewaltigen Zuge nach dem Zarenreiche.

Dieſe Zuſtände fand Herr von Senfft vor, als er das Portefeuille als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

Herr von Senfft, von dem ehrenhafteſten, biederſten Charakter, treuer Patriot, war, wie man ziemlich allgemein glaubte, im Grunde ſeines Herzens dem franzöſiſchen Syſteme abhold. Das Publikum begrüßte daher ſeine Ernennung mit der Hoffnung, daß er dem Kabinet eine dem franzöſiſchen Einfluſſe ſich entziehende Richtung geben würde. Und in der That ſehen wir in den Memoiren mehrfach den Wunſch des Herrn von Senfft auftauchen, daß ſich Gelegenheit finden möchte, das Joch Frankreichs von Sachſen, von Deutſchland abzuſchütteln. Aber größer als die Hoffnung der ſächſiſchen Patrioten war des Königs Furcht vor demſelben Umſtande. War es nun die Auffaſſung damaliger Miniſter, daß ſie mehr Diener als Räthe der Krone ſeien; war es der überwältigende Einfluß der Unterredungen, welche er bei ſeinem Abgange von Paris mit dem Kaiſer gehabt, oder wie in den Memoiren als hauptſächlich angenommen wird, „der Schrecken, welcher während jener traurigen Epoche ganz Europa unwiderſtehlich zur Unterwerfung fortriß" — Herr von Senfft ging ganz in das franzöſiſche Syſtem ein, dergeſtalt, daß er noch nach der Kataſtrophe von Moskau, ja, als ſchon die „Alliirten" ſiegreich über die Schlagbäume Sachſens ſchauten, mit allzuzähem Vertrauen auf die Unvergänglichkeit dieſes Syſtems daran feſthielt. Als im Januar 1812 Herr von Watzdorf als Geſandter nach Wien ging, waren ſeine Inſtruktionen von Herrn von Senfft abgefaßt „in dem Sinne einer unveränderlichen Anhänglichkeit am franzöſiſchen Syſteme," und wirklich, weit entfernt, die Wendung der Ereigniſſe vorauszuſehen oder zu ahnen, daß die Sache von Frankreich jemals von

*) Memoires du Comte de Senfft, ancien Ministre de Saxe. Empire. Organisation politique de la Suisse. 1806 — 1813. Avec Portrait. Leipzig, Veit et Co., 1863.

Digitized by Google

derjenigen Napoleons getrennt werden könnte, glaubte der ſächſiſche Miniſter die Haltung ſeines Hofes in jedem Stande der Dinge durch die Alternative vorgezeichnet: „entweder triumphirt der Kaiſer, dann iſt die Möglichkeit nicht geſtattet, ſich ſeinem Einfluſſe zu entziehen; oder die Alliirten erreichen Erfolge, dann würde der Herrſchaft Napoleons in Deutſchland allerdings ein Ziel geſetzt, Frankreich aber dem ungeachtet mächtig genug gelaſſen werden, um ſeine Alliirten zu unterſtützen, berufen wie es iſt, die natürliche Stütze der deutſchen Fürſten gegen ihre Nachbarn in Nord und Oſt zu bleiben.“

Inzwiſchen mußte man den Einmarſch der Alliirten in Sachſen täglich erwarten, nnd es war vorauszuſehen, daß die franzöſiſche Armee nicht im Stande ſein würde, ihn zu verhindern. „Die Menge wünſchte, daß der König in ſeiner Hauptſtadt bleiben und ſich in die Arme der Alliirten werfen möchte; und einige Leute am Hofe unterſtützten indiskreterweiſe dieſe Anſicht. Aber des Königs Art zu denken ſtieß dieſen Vorſchlag zurück. Andererſeits erſchien es Herrn von Senfft ſowohl der Würde als auch den Intereſſen ſeines Fürſten entgegen, ſich auf Gnade und Ungnade dem vielleicht nur vorübergehenden Uebergewicht zu überliefern, welches das Schickſal der Waffen den Alliirten gab, und ſich unter die Feinde Frankreichs zu ſtellen, ohne Beſchwerde gegen die Macht erheben zu können, wie z. B. Preußen, und bevor Frankreichs Gewalt in Deutſchland als gänzlich niedergeworfen betrachtet werden könnte.“

Erſt als der Strom der Bewegung gegen Frankreich in unwiderſtehlichen Wogen daherrollte und Frankreichs Heere immer weiter nach Weſten gedrängt wurden, machte das ſächſiſche Kabinet auf Herrn von Senffts Betrieb eine erfolgreiche Bewegung zum Anſchluſſe an das damals neutrale Oeſterreich. Aber es iſt ſeltſam, daß auch dieſer Schritt, den man im Publikum als den Anfang einer nationalen Politik begrüßte, nur in den Feſſeln einer durchaus antinationalen Richtung gewagt wurde: Oeſterreich ſollte an Stelle Frankreichs dem Könige den Beſitz von Polen garantiren, auf deſſen Nacken Rußland bereits ſeinen Fuß geſetzt hatte.

Der nächſte Erfolg der franzöſiſchen Waffen lehrte, wie ungern ſich Friedrich Auguſt dem Zauberkreiſe Napoleons hatte entziehen laſſen. Von Gewiſſensbiſſen gequält, durch die Verhandlungen mit Oeſterreich die gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen gebrochen zu haben, von Napoleon mit dem gänzlichen Verluſte ſeiner Staaten bedroht, eilte dieſer unglückliche Fürſt, nach einer ziemlich undiplomatiſchen Scene mit Herrn von Senfft, von neuem unter die Fittige des kaiſerlichen Adlers. Herr von Senfft aber glaubte ſich doch zu weit in die Verhandlungen mit Oeſterreich eingelaſſen zu haben, um dem Könige mit Ehre folgen zu können. Er legte ſein Amt nieder, mußte aber doch noch ſeine Hand zur Erfüllung jener drei demüthigenden Bedingungen leihen, die Napoleon dem ſächſiſchen Kabinet als Preis ſeiner Gnade auferlegte: er mußte dem Kaiſer eine genaue Schilderung der Beziehungen zu Oeſterreich liefern, hatte dafür aber auch die Genugthuung, daß Napoleon ihn und den General Langenau mit der Drohung beehrte, „er werde den Einen feſtnehmen und den Anderen füſiliren laſſen, wenn er ſie in ſeiner Gewalt haben würde.“

Wir wollen mit Herrn von Senfft nicht darüber rechten, ob es deutſcher Ehre und den Intereſſen Sachſens nicht angemeſſener geweſen wäre, dem Drängen des Volkes nachzugeben und ſich eng und rückhaltlos an die kämpfenden Alliirten anzuſchließen. Die vielen unerträglich-übermüthigen Beleidigungen, welche das ſächſiſche Kabinet von Napoleon erfuhr, hätten den innigen Anſchluß an die Feinde des Kaiſers mehr als gerechtfertigt, ſie erheiſchten ihn unſeres Erachtens gebieteriſch. Außerdem würde man dadurch Gelegenheit gefunden haben, das Verfahren gegen das befreundete Preußen nach der Schlacht bei Jena zu ſühnen, ein Verfahren, das dem Könige nicht die geringſten Gewiſſensbiſſe verurſacht zu haben ſcheint. Wir machen dem Diplomaten nur zwei Vorwürfe: daß er ſich allzuſehr von dem (zuweilen mit der niedrigſten Pöbelhaftigkeit gepaarten*) Glanze des kaiſerlichen Rieſen blenden ließ, während er ſich das Wort jenes Marquis d'Ormond, deſſen Bekanntſchaft er in Paris machte, beſſer zu Herzen hätte nehmen ſollen: „Wer ihn berührt, beſudelt ſich! (Quiconque y touche se salit!)“; andrerſeits, daß auch er eine zu überſchwängliche Hoffnung auf den Beſitz von Polen ſetzte und die Kräfte Sachſens dieſer Chimäre zum Opfer brachte.

Man wird nicht fehl gehen, wenn man Polen als den Kernpunkt der ſächſiſchen Politik von damals betrachtet. Abgeſehen von anderen ſchlagenden Thatſachen beweiſt dies die offenbare Vorliebe, mit welcher ſich Herr von Senfft über die polniſchen Angelegenheiten, Perſönlichkeiten und Zuſtände verbreitet. Herr von Senfft hatte große Pläne in Bezug auf Polen, Pläne, die, wie wir ſehen werden, ſich einigermaßen im Widerſpruch mit der ſonſtigen etwas pedantiſchen Anſchauungsweiſe und Politik dieſes nüchternen, wir möchten ſagen, hausbackenen Charakters befinden.

Von dieſen Plänen heben ſich vorzugsweiſe zwei hervor: derjenige der inneren Entwickelung des Landes und ſeiner Bevölkerung, und derjenige der Erweiterung der Gränzen, welche, um eine Machtentfaltung zu geſtatten, allerdings immer bis zur Oſtſee würden ausgedehnt werden müſſen.

Die Reiſe des Königs nach Warſchau im Jahre 1811 giebt Herrn von Senfft Gelegenheit, Polen und die Polen näher kennen zu lernen, deren intellektueller Führer er ſein ſollte. Er fand die traurigſten Zuſtände da, wo ſeine Hoffnungen ſo rege geweſen waren. Er that eben ſo tiefe Blicke in die leitenden Perſönlichkeiten wie in das Volk. Er ſah, daß in den Miniſterien Leute herrſchten, welche an der Spitze der Verwaltungszweige nur die Befriedigung ihrer Eitelkeit und ihrer Privat-Intereſſen ſuchten, oder Leute, deren glänzender und beliebter Name, nicht deren Kraft, ihre Wahl bewirkt hatte. Ueberall fehlte die Einſicht in die wahren Intereſſen des Staats; überall machte ſich eine Erſchlaffung der ſozialen Organiſation, eine Nachläſſigkeit in Ausführung der höheren Befehle, ein Mangel an Gehorſam geltend, was insbeſondere auf die Einziehung der direkten Abgaben den unſeligſten Einfluß ausübte. Dazu kam, daß der Seekrieg die Ausfuhr der Landesprodukte verhinderte, was wiederum den Handel lähmte. Der Grundbeſitz war zu wenig getheilt und wenig ergiebig, ein großer Theil der Güter überdies in den Händen franzöſiſcher Beſitzer, welche die Revenüen davon auswärts verbrauchten. Endlich hatte das Herzogthum eine Armee von 50,000 Mann zu erhalten, eine Laſt, welche die wenigen Mittel des Landes vollends erſchöpfte. — Noch trauriger war der Anblick der niederen ländlichen Bevölkerung. Herr von Senfft findet ſie in einer ſo troſtloſen

*) Einen bisher weniger bekannten Akt dieſer Pöbelhaftigkeit erzählt Herr von Senfft bei Gelegenheit des Aufenthaltes in Bayonne. Der oktroyirte König von Spanien, Joſeph, ſollte von ſpaniſchen Edelleuten feierlich begrüßt werden. Unter ihnen führte der Herzog del Infantado das Wort; ſeine Anrede ſchien jedoch dem Kaiſer einige Zweideutigkeiten zu enthalten, und er unterbricht ihn daher, indem er ihn andonnert: „Weit entfernt, ein Diplomat zu ſein, tauge er nur für die Schwelgereien von Paris; er prophezeie ihm den Strick (la corde)“ und ſo weiter.

Digitized by Google

Geiſtesverfaſſung, daß er den Ausdruck „viehiſche Dummheit“ dafür nicht zu ſtark hält.

Eines langen Friedens und einer Hand von Eiſen bedurfte es, um dieſe Schäden auszurotten — Früchte einer zwanzigjährigen Anarchie, die ſich aber nur zu ſehr dem Geiſte des Volkes aſſimilirt hatten.

Herr von Senfft urtheilte ganz richtig, daß die ſoziale Reinigung des Volkes nur durch Hebung des öffentlichen Unterrichts gründlich erfolgen könne. Das iſt ein langer, aber der allein geeignete Weg zum Ziele. Herr von Senfft ſetzte ſich daher mit Herrn Kolontay in Verbindung, von welchem der im Jahre 1790 mit vielem Beifall eingeführte Plan für den Volksunterricht ausgearbeitet worden war. Später war dieſer wichtige Gegenſtand in die Hände des Grafen Stanislaus Potocki gelangt, welcher aus der Leitung deſſelben nur Nahrung für ſeine Eitelkeit zog und nur eine höchſt armſelige Einſicht darin beſaß, während der Juſtizminiſter, um ſeine Privatintereſſen zu begünſtigen, durch eine mehr als gewagte Anwendung der Prinzipien des Code Napoleon die Mittel unſicher zu machen ſuchte, die dem öffentlichen Unterrichte gewidmet und auf die früheren Beſitzungen der Jeſuiten angewieſen waren. Herr von Senfft ſtellte ſpäter die Rechte der Unterrichtskammer durch eine Königliche Entſcheidung wieder her.

Die Erziehung des Volkes wollte Herr von Senfft in zweierlei Form verſuchen: zunächſt durch den öffentlichen Unterricht. In dieſer Beziehung ſchien es ihm, daß man nichts dauernd Gutes ſtiften könnte, wenn man die Primärſchulen vermehre, bevor die Mittel und die Einrichtung der Landesuniverſität in Krakau, des wahren Mittelpunkts und der wahren Quelle des Unterrichts für Polen, nicht auf ſoliden Fuß geſtellt würden, und wenn man ſich nicht gleichzeitig mit der Sorge um die Erziehung der neuen Generation, namentlich mit der Civiliſation der Maſſe der Landbewohner beſchäftige, deren Verdummung ſich ſtets durch die Macht des Beiſpiels und der Gewohnheit in der Familie als ein unüberwindliches Hinderniß den Anſtrengungen entgegenſtellen würde, die man auf den Unterricht der Jugend verſchwenden möchte. Deshalb wollte Herr von Senfft zweitens auf militäriſchem Wege die Bildung des Volkes verſuchen.

Die wunderbare Fähigkeit des polniſchen Volkes, ſich durch die militäriſche Disziplin zu bilden und zu entwickeln, welche ſelbſt bei den von aller Kultur entblößten Individuen in wenig Wochen eine kaum begreifliche Veränderung erzeugt, gab Herrn von Senfft die Ueberzeugung, daß nichts das Werk der Civiliſation del dieſer ſo reich begabten Nation ſo ſchnell befördern werde, als die Bildung von Nationalgarden, welche periodiſch die ganze Bevölkerung dem Dienſte, der Strenge und der Gewohnheit des militäriſchen Lebens unterwerfen und ſie ſo an Ordnung und Sauberkeit gewöhnen würde. Er hoffte, daß dabei gleichzeitig der Keim jenes Ehrgefühls ſich würde entwickeln laſſen, welchen man in ſo hohem Grade bei dem polniſchen Soldaten bemerkt, wenn er in der Sprache und durch Offiziere ſeiner Nation kommandirt wird. Herr von Senfft ging noch weiter. Er wollte an ausgezeichnete Dienſte in der Nationalgarde den Beſitz kleiner Bauergüter knüpfen, die nach einem allgemeinen Geſetze, auf den Domainen ſei es des Staats, ſei es des Adels, in Ausſicht zu nehmen ſein würden. Hierdurch würde man Muſter von Induſtrie und Landwirthſchaft heranbilden, und ſo würde ſich mit der Zeit unter der Landbevölkerung der Geſchmack an jenen Tugenden verbreiten, welchen das Beiſpiel fremder Koloniſten umſonſt gepredigt hatte und deſſen Mangel ſich vielleicht mehr als der Wille der Herren der größeren Theilbarkeit des Grundeigenthums und der wirklichen Emanzipation der Leibeigenen entgegenſtellte, deren Feſſeln nur ſcheinbar durch die Konſtitution von 1807 gelöſt worden waren.

Bei weitem kühner erſcheint der Plan, die Gränzen Polens zu erweitern oder vielmehr Polen in ſeinen alten Gränzen wieder herzuſtellen. Hier iſt der kühle Miniſter aus des heiligen römiſchen Reiches beſtem Gaue kaum wieder zu erkennen. Die Schwingen ſeiner Phantaſie fürchten nicht mehr das Napoleoniſche Syſtem, ſcheuen ſogar die Revolution nicht, um Polen und mit ihm das ſächſiſche Fürſtenhaus zu einer Macht erſten Ranges zu erheben. In einer Zeit, als ſcheinbar Unmögliches gelang und oft Tiefdurchdachtes ſcheiterte, wo man um Throne und Völker gleichſam im Hazardſpiele rang, durfte ſich vielleicht auch der ernſte deutſche Miniſter die Theilnahme an einem ſolchen Spiel erlauben. Und in der That hatte ſeine Kombination, die Kraft der Ausführung vorausgeſetzt, manche Chancen für ſich. Die Polen der alten Provinzen waren ſtets zu einer Erhebung bereit; Rußland war tief verwickelt in ſeinen Krieg mit der Türkei; die Höfe von Wien und St. Petersburg behandelten ſich mit gegenſeitiger Empfindlichkeit; Schweden hatte Intereſſe an der Schwächung Rußlands; Frankreich beſchäftigte einen großen Theil ſeiner Truppen in Spanien; die Feſtungen Danzig, Küſtrin und Glogau waren von polniſchen und ſächſiſchen Truppen beſetzt und man konnte ſich alſo ohne Schwierigkeit zum Herrn dieſer Plätze machen. Dann hätte man eine feſte Barrière an der Oder und Weichſel gehabt und leicht eine Verbindung mit England herſtellen können.

„Es iſt wahr, fährt Herr von Senfft fort, man konnte hierbei nicht auf die bedeutendſte Perſönlichkeit unter den damaligen Polen, den Fürſten Poniatowski, rechnen. Mit wenig unternehmendem Geiſte begabt, war er durch die ſchmeichleriſchen Aufmerkſamkeiten Napoleons zu ſehr gefeſſelt, um dem franzöſiſchen Intereſſe entgegenzuhandeln. Leichter hätte man die Generäle Dalatowski, Zaiaczek und Rozniecki gewinnen können. Herr von Senfft verſtändigte ſich über dieſen Gegenſtand mit dem Grafen Felix Potocki, der kürzlich aus Spanien zurückgekehrt war, wo er ein polniſches Regiment kommandirt hatte. Sie kamen darin überein, daß die Wiederherſtellung Polens von einem Kriege hoffen, den, wie man nicht mehr zweifeln konnte, Napoleon gegen Rußland im Sinne trug, ſo viel ſei als das Schickſal der Nation und die Frucht ihrer Anſtrengungen dem Ungefähr einer fremden Politik überliefern. Man mußte alſo dieſer Eventualität zuvorkommen, und Potocki, Enkel des Marſchalls der Konföderation von Bar, feuriger Patriot, verbunden mit Allem, was in Polen der Sache des Vaterlandes ergeben war, verſprach das Gewebe der Revolution zu ſpinnen, die auf ein von der Armee des Herzogthums gegebenes Zeichen, zu derſelben Zeit von Kiew bis zu den Ufern der Dwina ausbrechen ſollte.

„Die Genehmigung des Königs konnte man nur dann hoffen, wenn man, nachdem alle Federn geſpannt waren, ſich im Stande ſah, ihm einen zur Ausführung vollſtändig reifen Plan zu unterbreiten. Herr von Senfft hielt den Sommer von 1811 für den geeigneten Zeitpunkt, um die Unternehmung mit Erfolg zu beginnen. Allein der Graf Potocki erlebte dieſen Zeitpunkt nicht, und die Verhältniſſe drängten ſich dann mit einer unaufhaltſamen Raſchheit, um die franzöſiſche Macht an den Abgrund hinzureißen und Polen um alle ſeine Hoffnungen zu bringen.“

Man kann Herrn von Senfft zu der Zertrümmerung ſeiner Hoffnungen im Grunde nur Glück wünſchen: ihm wurde der herbe Schmerz erſpart, welcher ſtets im Gefolge der Ernüchterung

Digitized by Google

iſt. Dieſe Ernüchterung mußte bald genug eintreten. Die Hoffnung auf eine dauernde Verbindung mit Polen mußte ſogleich ſchwinden, wenn Sachſens Fürſten wirklich die Eiſenhand auf Polen gelegt hätten, die Herr von Senfft für erforderlich hielt. Nimmer würden die Polen das Scepter eines fremden, zumal deutſchen Fürſten auf die Dauer über ſich geduldet haben. Und die Sachſen? Weit entfernt, auf den Beſitz von Polen ſtolz zu ſein, gaben ſie ſich vielmehr einer gerechten Eiferſucht hin auf Alles, was von dem ſächſiſchen Kabinet für Polen gethan wurde. Die Aufſchrift, welche Herr von Senfft einſt an ſeinem Hauſe fand: „Hotel de Pologne“ enthielt ein treffendes Epigramm, das man zunächſt auf den Verkehr ſo vieler Polen in des Miniſters Hauſe beziehen mochte, das aber in einem Witze à la Kladderadatſch den Empfindungen der deutſchen Sachſen gegen die Polen unverhüllten Ausdruck gab. Je mehr der ſächſiſche Hof ſich die Sympathien der Polen erworben hätte, deſto mehr würde er ſeinen Halt bei den deutſchen Unterthanen verloren haben — ein trügeriſcher Tauſch, an den Hund in der Fabel erinnernd, der ſein gutes Stück Fleiſch fallen ließ, um nach dem im Waſſer wiedergeſpiegelten Fleiſchbilde zu ſchnappen. G. H.

Fremde Ortsnamen in Deutſchland.

Nach Vollendung ſeines altdeutſchen Namenbuches, deſſen erſter Theil die Perſonennamen und deſſen zweiter die Ortsnamen enthält, hat der verdienſtvolle Ernſt Förſtemann als Fortſetzung ſeiner bisherigen Thätigkeit eine Schrift über die deutſchen Ortsnamen*) veröffentlicht, welche den Zweck hat, eine möglichſt leichte Ueberſicht über das Gebiet der deutſchen Ortsnamenkunde zu gewähren. Der Verfaſſer ſetzt hier das Material und die gelehrten Nachweiſe des Namenbuches voraus; hinſichtlich der neueren und neueſten Ortsnamen hat er aus eigenen Sammlungen, ſowie aus den Arbeiten Anderer geſchöpft. So wiſſenſchaftlich auch Förſtemanns abhandelnde Schrift ihrem Inhalte und Weſen nach gehalten iſt, ſo wenig hat ſie gelehrten Schmuck durch Citate und Anmerkungen gewinnen ſollen, ſo daß ſie eine faſt populäre Geſtalt bekommen hat und ſomit allen Gebildeten und nicht bloß den Gelehrten Nutzen und Genuß gewähren kann.

Die Ortsnamen werden von Förſtemann in mannigfachſter Weiſe der Bearbeitung unterworfen: Formen und Arten der Bildung und Zuſammenſetzung werden ſowohl nach ihrer grammatiſchen als auch nach ihrer geiſtigen Seite hin geordnet und beleuchtet, und ein gutes Regiſter erleichtert die Benutzung des inhaltreichen Werkes. — In einem Capitel „Deutſch und Fremd“ werden die verſchiedenen räumlichen, zeitlichen, ſprachlichen und geiſtigen Beziehungen, in welchen die deutſchen Ortsnamen zu den undeutſchen ſtehen, in kurzer und nur andeutender Weiſe — eine erſchöpfende Behandlung erforderte für dieſes Gebiet ein Buch — zuſammengeſtellt und beſprochen. Für die Leſer dieſer Blätter wird dieſer Theil der deutſchen Ortsnamen ein beſonderes Intereſſe haben, weshalb wir denſelben in ſeinen Hauptzügen verfolgen wollen.

Bei Beſprechung der fremden Namen auf deutſchem Gebiete beſchränkt ſich Förſtemann auf einen in einem früheren Capitel bezeichneten Raum, auf welchem noch gegenwärtig, und zwar ſchon ſeit langer Zeit, die deutſchen Ortsnamen die Hauptmaſſe bilden. Auf die Frage, in welchen Landſchaften gegenwärtig deutſche Ortsnamen vorherrſchend ſeien, zieht dort Förſtemann mit Berückſichtigung der Landkarte eine Gränze, welche zu vier Fünfteln faſt genau mit der gegenwärtigen Sprachgränze zuſammenfällt. Nur zwiſchen dem Fichtelgebirge und der Oſtſee iſt die deutſche Sprache über gewaltige Gebiete vorgerückt, ohne den onomatologiſch vorherrſchend ſlaviſchen Charakter dieſen Gebieten nehmen zu können. Aehnlich hat im Weſten die romaniſche Zunge Eroberungen gemacht, ohne die Mehrheit der deutſchen Ortsnamen zu unterdrücken.

Von einem großen Theile jenes Raumes iſt es gewiß, daß die Vorgänger der Deutſchen die Kelten waren, und keltiſcher Namen ſind daher ſicher auf deutſchem Gebiete unzählige haften geblieben. Beſonders ſind ſie unter den Bezeichnungen der Berge und Flüſſe zu erwarten. Da jedoch wahre Wiſſenſchaft auf keltologiſchem Gebiete noch ziemlich jung iſt, ſo hat es bei vielen dieſer Namen noch nicht gelingen wollen, ihre Deutung mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit zu löſen. Mit annähernder Gewißheit ſind als keltiſch erkannt und gedeutet z. B. Hercynia, Dubra (Tauber), Glana (die Glan oder Glon), Labara (die Laber). Klarer ſind die Namen vieler bewohnten Oerter. Dahin gehören die Formen auf das Adjectivſuffix iac (iacum, iacus), wie Lauriacum, Maogontiacum, die unzähligen, namentlich am Rhein begegnenden, heutigen Formen auf ich, ig (Linnich, Breiſig), die auf uba, wie Gelduba, die auf magus (wie Noviomagus, das heutige Nimwegen), ferner die auf bona, briga, dunum und durum u. ſ. w.

Kürzer gedenkt der Verfaſſer der Slaven, welche ſich in mancher Hinſicht zu den Germanen verhalten wie dieſe zu den Kelten. Die Slaven ſind als nachrückendes Volk ſelbſt in jenes engere Gebiet, welches wir hier nur im Auge haben, hineingedrungen.

Minder organiſch hat ſich Romaniſches in das deutſche Gebiet eingedrängt. Dahin gehören römiſche Militairſtationen, wie Augusta, ſowohl Vindelicorum wie Rauracorum, Colonia Agrippina Confluentes, Aquae, Tabernae u. ſ. w. Ferner neumodiſche franzöſiſche Namen von Schlöſſern, wie Sanssouci, Bellevue, Montbrillant, die mehr ein kulturhiſtoriſches als ſprachlich-etymologiſches Intereſſe haben. Die Endung ei mit ihren zahlloſen Bildungen gehört inſofern auch hierher, als ſie zur Ortsnamengebung diente. Bekannt iſt die Sitte, Häuſer nach dem Namen der Wirthe mit angehängtem ei zu bezeichnen, welche ſich namentlich in Univerſitätsſtädten findet.

Aber germaniſche Brüder ſkandinaviſchen Stammes ſind in unſer Gebiet eingedrungen, wovon vor allen ſüdſchleswigiſche Namen mit -by, -hund, -töft, -büll u. ſ. w. Zeugniß geben. In unſeren Tagen iſt die däniſche Benennung in Schleswig noch weiter und zwar oft gewaltſam verſucht worden.

Dagegen hat der angelſächſiſche Stamm, wie Förſtemann ſagt, „uns ziemlich unbehelligt gelaſſen“. Außer einigen Wirthshausnamen, wie British Hotel oder London Tavern, verräth nichts in unſeren Namen die Spur ſeines Daſeins.

Nach dieſer kurzen Ueberſchau über den fremden Sprachbeſtand im Gebiete unſerer Ortsnamen gedenkt der Verfaſſer der Ueberſetzung fremder Namen, wie wir ſie innerhalb und außerhalb unſeres Vaterlandes vorgenommen haben.

Wenn unſere geographiſchen Lehrbücher und Karten in allen Erdtheilen einen Reichthum deutſcher Namen aufweiſen, ſo iſt dies von geringer Bedeutung, dagegen hat die Erſcheinung ihre beſondere Wichtigkeit, daß wir Ortsnamen derjenigen Völker, mit denen wir uns in Wohnſitzen und Blutmiſchung durchdrungen haben, zugleich mit eigenen Benennungen bezeichnen. So vor allen ſla-

*) Die deutschen Ortsnamen. Von Ernst Förstemann. Nordhausen 1863. Ferd. Förstemanns Verlag.

Digitized by Google

viſche Ortsnamen. Beſonders in den Ländern, in welchen noch heute eine ſlaviſch redende Bevölkerung unter deutſcher Herrſchaft ſteht, in Böhmen, in der Lauſitz, in Oberſchleſien, Poſen, Weſtpreußen und Illyrien finden ſich Oerter theils mit deutſchen, theils mit ſlaviſchen Namen. Seltener kommt im gewöhnlichen Leben die Ueberſetzung aus dem Deutſchen ins Romaniſche vor. Dagegen war die gelehrte Ueberſetzung deutſcher Ortsnamen ins Lateiniſche in älterer Zeit, namentlich im Reformationszeitalter beliebt, ähnlich wie die Latiniſirung deutſcher Familiennamen.

Ein geringerer Grad als die Ueberſetzung, möge ſie nun genau oder ungenau ſein, iſt die Annäherung des fremden Namens an den heimiſchen Klang. Wackernagel nennt dieſen Prozeß bekanntlich „Umdeutſchung". Es iſt dies einer der intereſſanteſten Vorgänge der Sprachentwickelung, indem durch den Trieb nach leichterer Ausſprache das fremde Wort eine ſo deutſche Geſtalt erhält, daß ſeine Abſtammung nicht gefühlt, ſondern ſogar volksetymologiſch zu einer deutſchen gemacht wird. Bei Deutung ſolcher Namen iſt das Zurückgehen auf die älteſte Form vor allem unerläßlich, weil ſonſt der Irrthum auf Schritt und Tritt begegnet. — Förſtemann hat ein kleines Verzeichniß ſolcher umdeutſchten Namen gegeben und in Parentheſe das die Volksetymologie bewirkende Wort beigefügt. Daß auch einzelne nicht ſpezifiſch einheimiſche Oerter berückſichtigt wurden, liegt in der Natur der Sache. Einige Beiſpiele mögen hier folgen.

Keltiſch-deutſche Namen ſind z. B. Noviomagus (noch 1674 Nieumegen), das heutige Nimwegen (Gedanke an Weg); Danubius, Donau (Au); Mediolanum, Mailand (Land); Vitodurum, Winterthur (Winter); Alemana, Altmühl (alt und Mühle); ſlaviſch-deutſch ſind: Potsdussimi, Potsdam (Damm); Luboraz, Lieberoſe (Roſe); Dubrawice, Dummerwitz (dumm und Witz), ferner die wendiſchen Namen auf das Suffix —ow, —owo, welches ſich zu deutſchem —au (Au) umwandelt. Von romaniſch-deutſchen Bildungen ſei erwähnt: Klagenfurt und das überſeeiſche Finſterſtern (jetzt gewöhnlich in pedantiſcher Weiſe wieder finis terrae genannt). Bei Klagenfurt denken wir unwillkürlich an Klage und Furt (wie Schweinfurt, Frankfurt), die urſprüngliche Form lautet aber Claudii forum. Das engliſche Canterbury wurde früher Cantelberg genannt. Aus Kiöbenhavn (Kaufmannshafen) wird Kopenhagen mit dem Gedanken an Hagen, aus Norge Norwegen (Weg). Oft täuſcht ſich auch die Volksetymologie und ſicht ein wirklich germaniſches Wort, deſſen Bedeutung aus dem Sprachbewußtſein ſchwand, als ein fremdes an und ſucht es dann zu verdeutſchen. So wird Antwerpen noch im 17. Jahrhundert Antorff genannt.

Zu der allerinnigſten Vereinigung kommen zwei Sprachen, wenn jede von ihnen einen Theil eines zuſammengeſetzten Wortes liefert. Bei den deutſchen Ortsnamen kann das deutſche Element den erſten oder den zweiten Theil der Kompoſition bilden. Auch hier kommen jene drei fremden Einflüſſe in Betracht; zum romaniſchen Elemente haben wir hier auch die griechiſchen und hebräiſchen Ueberlieferungen zu rechnen, welche uns durch Vermittelung des Römiſchen zugeführt werden. Es ergeben ſich folgende ſechs Arten zweiſprachiger Namen:

Deutſch-romaniſch: Hierher genau genommen alle Namen, die auf Fremdwörter ausgehen, wie Celle, Kirche, Kammer, Münſter, München und dergl.

Deutſch-ſlaviſch: Beiſpiele ſind unter anderen: Waldbrietzen, Treuenbrietzen, Deutſchbrod, Brücklas, Höflas.

Deutſch-keltiſch: Seewalchen, Dietrichsmais, Holzbobel, Rehkogel.

Mehr Anſpruch auf die Bezeichnung als deutſche Namen haben die folgenden drei Klaſſen:

Romaniſch-deutſch: Alle mit romaniſchen (griechiſchen, hebräiſchen) Perſonennamen beginnenden, wie die Hunderte von Julien-, Margarethen-, Marien- (wozu auch wohl Mergentheim), von Auguſts-, Theodors-, Johannes-; ferner die auf eine Würde, wie Kaiſer-, Biſchof-, Probſt- hinweiſenden. Dann die mit Kloſter, Klauſe u. ſ. w. anfangenden: überhaupt iſt die Maſſe hier unerſchöpflich.

Slaviſch-deutſch: Beiſpiele ſind Knietzenberg, Piaſtenthal, Wenzelsdorf, Nowahutta u. ſ. w.

Keltiſch-deutſch: Hierher ſind zu rechnen z. B. Wirtemberg, beſonders aber ſolche Namen, deren erſten Theil ein undeutſcher Flußname bildet, wie Rheinſtein, Ahrweiler, Tauberſchallbach. In Tauberbiſchofsheim vereinigt ſich keltiſch, romaniſch und deutſch.

In der letzten Abtheilung unſeres Kapitels ſtellt der Verfaſſer eine Vergleichung zwiſchen Deutſchen und Fremden an und entwickelt hier höchſt geiſtvolle und anregende Ideen, welche die Sprachwiſſenſchaft der Zukunft weiter auszuführen hat. Am Schluſſe giebt er eine bibliographiſche Ueberſicht über ſolche Schriften und Aufſätze, welche die Erforſchung fremder Ortsnamen ſich zur Aufgabe gemacht haben. In dieſer Bibliographie findet ſich auch die kleine Arbeit zur Etymologie des Namens „Berlin" in Nro. 44 des Jahrgangs 1862 dieſer Blätter mit aufgeführt. R. B.

Griechenland.

Ein neugriechiſches Gedicht.

Mitgetheilt von A. Elliſſen.

Die in Athen erſcheinende, relativ ausgezeichnete politiſche und literariſche Zeitſchrift Εὐνομία enthält im Feuilleton ihrer Nummer vom 21. April (3. Mai) d. J. ein Gedicht mit der pſeudonymen Unterſchrift Philon, welches der Herausgeber der Eunomia, der als Archäolog, Dichter und Staatsmann rühmlichſt bekannte Profeſſor Alexander Rhiſos Rhangabé (unter König Otto vom Oktober 1855 bis Juni 1859 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) mit folgenden Worten einleitet.

„Miſanthropiſcher Unmuth über den gegenwärtigen Zuſtand der griechiſchen Angelegenheiten hat einem Dichter unſeres Volkes das nachſtehende beachtungswerthe Gedicht eingegeben, welches wir übrigens eben ſowohl, wie er ſelbſt, als einigermaßen blasphemiſtiſch anerkennen. Könnten die arg mitgenommenen Alten es leſen, ſo würde die Rache dieſer wohlwollenden und uneigennützigen Bewunderer der ſchönen Poeſie darin beſtehen, daß ſie dem Dichter ihren Beifall ſpendeten."

Abgeſehen von dem eigentlich poetiſchen Werthe des Gedichts, hinſichtlich deſſen wir dem Urtheil des Leſers nicht vorgreifen wollen, ſchien es uns durch ſeinen ganzen, für die Auffaſſung der gegenwärtigen griechiſchen Zuſtände von Seiten eines heller ſehenden und vorurtheilsfreieren griechiſchen Patrioten höchſt charakteriſtiſchen Inhalt ein allgemeineres Intereſſe hinlänglich beanſpruchen zu können, um die nachſtehende vollſtändige Mittheilung einer treuen Verdeutſchung zu rechtfertigen. Allem Anſchein nach,

Digitized by Google

beſonders nach den letzten Strophen zu ſchließen, gehört **Philon**, wie er ſich nennt, **nicht** zu den ſanguiniſchen Neuhellenen, welche in der Palmerſton-Bulgaris'ſchen Oktober-Revolution von 1862 und ihren Ergebniſſen, die neuerdings in der Vereinigung Griechenlands mit den Joniſchen Inſeln zu einem engliſchen Vaſallenſtaat nach dem Muſter der indiſchen Nabobthümer bis auf Weiteres zu einem würdigen Abſchluß gediehen, die Wiederkehr des goldenen Zeitalters für Hellas erblicken.

Was die metriſche Bearbeitung des im Original gereimten Gedichts betrifft, ſo glaubten wir uns dabei auf reimfreie Jamben beſchränken zu müſſen, da eine gereimte Ueberſetzung nur auf Koſten der **Worttreue** durchzuführen wäre, die vor Allem wünſchenswerth ſchien, und die mit dem hier gewählten leichten Versmaße ſehr wohl vereinbar iſt.

Οἱ ἀρχαῖοι.*)

Μαὶ ἐρωτᾷς εἰς τὴν ἐπιστολήν σου
'Οποῖοι ἀληθῶς εἶν' οἱ ἀρχαῖοι.
Δεινόν τὸ ζήτημά σου καὶ συγχέει
Δικαίως, ἀδελφέ, τὴν κεφαλήν σου.

Κ' ἐγώ συχνάκις ἀφορῶν ὀπίσω
Τὸ μέτωπόν μου εἰς τὰς χεῖρας κρύπτων,
Καὶ εἰς τὰ πάλαι νοερῶς ἐγκύπτων,
Πασχίζω τὸ μυστήριον νὰ λύσω.

'Αναθεωρῶν τὴν δόξαν τῶν προγόνων,
'Ησαν μεγάλοι, ἐμφωνῶ, ἐκεῖνοι;
"Η μὴ ἀπατηλῶς τοὺς μεγαλύνει
'ς τὰ ὄμματά μας ἡ ἀχλὺς τῶν χρόνων;

Die Alten.

Du fragſt in deinem Briefe, wie in Wahrheit
Wohl unſre Ahnen einſt beſchaffen waren.
Traun, eine inhaltſchwere Frage, Bruder,
Die Dir mit Recht den Kopf verwirren mag.

Ich ſelbſt auch, rückwärts ſchauend, in den Händen
Die Schläfen bergend und im Geiſt mich in
Die alte Zeit verſetzend, mühte oft ſchon
Mich ab, um das Geheimniß zu erforſchen.

Dem Ruhm der Ahnen ſpür' ich nach und frage
Mich zweifelnd: waren ſie denn wirklich groß?
Wie, oder ſollte trügeriſch der Nebel
Der Zeit in unſern Augen ſie vergrößern?

Bläht bis zum Uebermaß nicht ihre Thaten
Die Lupe willkürlicher Täuſchung auf?
Hat der gelehrten Alterthumsverehrer
Vertrauen unſer Urtheil ſtumpf gemacht?

Vergiß auf einen Augenblick die Welt
Der Bücher, jene Welt der Unnatur;
Laß hinter Dir der Schule Phantaſien
Und würdige die Vorzeit, wie ſie war.

Sieh der Geſchichte wirklichen Verlauf,
Und ob der Griechen Weſen ſich verwandelt.
Der **Vortheil** war die Gottheit auch der Alten,
Ihr Ich der Götze, dem allein ſie dienten.

Bei ihnen auch war dünn geſät die Tugend
Und ihre Thaten die gewöhnlichſten;
Nicht anders ward das Land, gleich blieb ſich Alles,
Die nämliche Geſellſchaft überall.

Drum nenn' ich weiſ' und treffend auch die Worte
Des Fremden, der den richt'gen Spruch gefällt:
„Das Volk der Griechen iſt noch heutzutage,
Was es vor Alters war: Canaillenpack!"

Möcht'ſt Du um ſolche Worte mich vielleicht
Der Läſt'rung zeihen, richte nicht zu raſch:
Denn prüfſt Du unparteiiſch nur die Dinge,
Wer weiß, du ſtimmſt mir endlich ſelbſt noch bei.

Laß uns ſelbander denn die alte Zeit
Durchlaufen, um zu ſehen, wie ſie war.
Womit nur ſollen wir den Anfang machen?
Beginn' ich mit den Göttern des Olymp?

Sprech' ich von ihrer Liebſchaft Aergerniſſen?
Gedenk' ich ihres ruchlos wüſten Treibens,
Der Schändlichkeit in der Myſterien Hülle,
Der ganzen zucht- und ſittenloſen Lehren?

Du ſagſt vielleicht, nicht von den Göttern ſolle,
Nur von den Menſchen hier die Rede ſein.
Gut! — doch für jede Zeit und jedes Land
Iſt durch den Göttercult die Form bedingt.

Die Sterblichen ſind gleichwie ihre Götter,
Und ſo verfiel ich auf die alten Mythen,
Um Dir zu zeigen, wie das alte Hellas
In ſeinen Sitten des Olympos Bild.

Geh' von den Göttern zu der Zeit nun über,
Die man die goldne hieß, das Heldenalter.
Sieh doch, mit welchen ſtolzen Heldenthaten
Es prangt: mit Räubereien, Diebſtahl, Mord,

Mit Seeraub, mit Gewaltthat aller Art . . .
Das iſt's, wovon ganz Hellas übervoll war,
Worin von Kadmos bis zur Ilias
Die liebſten ſeiner Heldenſagen wurzeln.

Wovon denn anders hat Homer geſungen?
Was ſind's für Tugenden, die er gefeiert?
All überall Verleumdung, Scheelſucht, Neid,
Zwietracht und Trunkenheit und Völlerei.

Das giebt ihm Nahrſtoff der Begeiſterung!
Und was denn war des Ilionsliedes Anlaß?
Der See- und Heerzug räuberiſcher Schaaren:
Um welchen Preis? Um ein verlauf'nes Weib!

Sieh nur, wie der verſtänd'ge Heſiod
In ſeiner Dichtung ſeine Zeit geſchildert.
Was ihn umgiebt, erregt ihm tiefſten Unmuth,
Abhold und widerwärtig ſcheint ihm Alles.

Doch das ſind eitel Fabeln, magſt Du ſagen.
Nur die **Geſchichte** willſt Du ſehn, die echte?
Im Weſen findeſt Du auch hier daſſelbe,
Siehſt gleiches Leid und Laſter mit Bedauern.

Blick' hin auf ihrer Seiten glänzendſte,
Auf Marathon's glorreich geprieſ'nen Kampf.
Wo wär' ein andrer Tag doch aufzuweiſen,
Der mehr, als der, das Vaterland geehrt?

*) Wir theilen zur Probe die drei erſten Verſe des Originals mit, woraus die des Neugriechiſchen kundigen Leſer entnehmen können, wie glücklich der deutſche Ueberſetzer die Schwierigkeiten des Originals überwunden hat. D. R.

Digitized by Google

So lange Herzen in der Männer Bruſt,
Durchglüht von Tugend, kühn und ſtolz noch ſchlagen,
So lange wird dein Namen ehrfurchtsvoll
Genannt, du heil'ges Feld von Marathon.

Ein Häuflein freier Schwerbewaffneter
Errettete dich, hehre Freiheit, dort.
Doch was hat die Geſchichte hier verfehlt?
Wem wohl war der Triumph allein zu danken?

Ward nicht jedweder Held von Marathon
Des gleichen Lohns: des Bildes werth geachtet?
Und ward die Schlacht durch Zufall nicht entſchieden?
Mußt' eines Looſes Wurf nicht Hellas retten?

Dem Vaterlande drohte das Verderben,
Der Strom der Feinde hatt' es überſchwemmt:
Und worauf nur ſann jedes ſeiner Kinder?
Wie Feldherr der nur ſein ſoll und kein andrer!

Zwietracht und Hader herrſchen unter ihnen,
Zehn Führer zählt das Heer und ſo viel Sinne.
Verleumd' ich etwa oder täuſch' ich mich?
So leider iſt, ſo war einſt der Hellene!

Und hätt' ein Andrer an demſelben Tage
Statt des Miltiades den Stab geführt,
So ſiegte dort des Perſers Heer, ſo beugte
Athen ſich unter'n Turban der Satrapen.

Und wenn Themiſtokles bei Salamis,
Wo man mit Ruthenſtreichen ihn bedrohte,
Die zagenden Hellenen nicht mit Liſt
Zum Kampf gebracht — was wäre draus geworden?

Als des Verderbens Abgrund vor ihm gähnte,
Als die Vernichtung ſeinem Volke drohte,
Stand ſo es um das hochgeprieſ'ne Hellas,
Bewährte ſo ſich der Hellenen Sinn!

Verlangſt Du mehr und ſtärkere Beweiſe?
Blick' hin doch, als es frei nun von dem Andrang
Der Fremden war, iſt wohl ein Tag vergangen,
Der innerliche Fehden nicht gebracht?

Streit überall: es haßt des Feſtlands Grieche
Die Dorerſtämme des Peloponnes;
Der Attiker verabſcheut den Böoter;
Schwer trifft Meſſenien Sparta's finſtrer Groll.

Zwietracht, wohin Du nur den Blick magſt wenden:
Stadt gegen Stadt, ein Freiſtaat wider'n andern,
Derweil der hadernden Parteien Selbſtſucht
Und Streit im Innern jeden noch zerreißt.

Wer war auf das Gemeinwohl nur bedacht,
Den eignen Vortheil aus dem Sinn ſich ſchlagend?
Wer gab, den Fernblick in die Zukunft ſendend,
Dem Traum ſich eines großen Hellas hin?

Gar weit entfernt war jeder, auf's Gemeinwohl
Sein Denken und ſein Träumen nur zu richten;
Nein! wie der eigne Name widerhallen
Und wie er ſeine Kaſten füllen möge.

Er ſelbſt das All und Alles nur für ihn,
Richtſchnur iſt ihm der eignen Füße Spur,
Sein Griechenland der kleine Heimatflecken,
Und er allein der größte der Hellenen.

Wer hätte willig wohl des Erſten Platz
Dem Beſſern, als er ſelbſt war, eingeräumt?
Wer ließ ſich wohl herbei, das theure Ich
Zu opfern auf des Vaterlands Altar?

Hoffahrt und Hochmuth, Ruhmſucht, Eitelkeit,
Unwiſſenheit und müßiges Geſchwätz,
Selbſtſucht und ſchmutzigſter gemeiner Geiz,
Kargheit an Thaten, Ueberfluß an Worten:

Ja, ſo war Hellas, und nicht wähn' etwa,
Daß ich die Zeiten durcheinanderwerfe!
Sein enger Horizont, er blieb derſelbe
Und unverwandelt der Hellenen Weſen.

Doch warum wird denn Hellas ſo gefeiert
Und zu den Wolken ſchier ſein Ruhm erhoben?
Um ein'ger hellen Sterne willen, die da
An ſeinem nächtlich dunkeln Himmel glänzen.

Wenn es die Sänger der Aeonen preiſen,
Erhellt ihr Licht das Vaterland, und unter
Dem Schirm des einzigen Leonidas
Birgt eine Schaar von Ephialten ſich.

Leicht täuſchen uns die längſt verrauſchten Zeiten,
Das Licht entrückt das Dunkel unſern Augen;
Der großen Namen mächtig voller Klang
Läßt uns nichts Andres klaren Sinns beachten.

Doch wenn vereinzelt jene nicht geweſen,
Wie würde wohl ihr Ruhm ſo hoch gefeiert?
Wenn ihre Tugend nichts gar Seltnes war,
Wie dann verfolgte Hellas ſie mit Wuth?

Abhold und neidiſch höherer Begabung,
Begegnet es mit Undank jedem Ruhm.
Glücklich zu preiſen jeder ſeiner Söhne,
Den zeit'ger Tod vor der Verfolgung ſchützte.

Der Hellas vor dem Perſerjoch beſchirmt,
Fand ſeiner Leiden Ziel in Kerkerbanden,
Und dem Athen die Wohlthat der Geſetze
Verdankt, er ſchied verzweiflungsvoll vom Leben.

Der große Sieger auch von Salamis
Befreite ſich durch Gift in fernem Lande;
Denſelben Ausweg der Verzweiflung ſeh'n wir
Demoſthenes fern von Athen ergreifen.

Verbannung, Schierling, gift'ger Neid — das ſind
Die Preiſe, die den Edeln Hellas ſpendet!
Herzloſe, blinde Mutter, die den Ruhm
Den eignen Sprößlingen nicht gönnen mag.

Auf alle Arten iſt ſie nur bedacht,
Den einz'gen Glanz zu tilgen, der ihr leuchtet.
Du fragſt dem Grund nach? Iſt denn der Undank
Nicht aller Sterblichen gemeines Erbtheil?

Verkennen nicht der Zeitgenoſſen Augen
In ihrem Nächſten noch den Trefflichen?
Täuſcht nur der Glanzſchliff der Aeonen drüber,
Wie Schlacken ſich vom Golde unterſcheiden?

Wie, aber kann nicht leider ſolcher Schliff
Der Dinge Weſen und Natur verwandeln?
Iſt er im Stande nicht, des Goldes Farbe
Auch den gemeinſten Schlacken zu verleihn?

Digitized by Google

War wohl der Glanz auch jener hellen Sterne
So leuchtend, wie er uns verkündet ward?
Hat nicht der Nachgeborenen Verblendung
In trügeriſchen Schimmer ſie gehüllt?

War ſo ganz ungerecht ihr Vaterland,
Wenn es des Guten nicht allein gedachte?
Ja waren auch die Beſten jener Beſten
Von ſchweren Mängeln gänzlich frei und rein?

Der ruhmgekrönte Sieger Marathons
Wetteiferte mit perſiſchen Satrapen;
Die Cherſoneſer knechtete die Hand,
Die Hellas Freiheit neu befeſt'gen ſollte.

Den Perſern beugte ſich des Helden Ruhm,
Der ihnen obgeſiegt bei Salamis,
Und dem Demoſthenes verſchloß zur Schmach
Der Pnyx Geldbräune den beredten Mund.

Wer war der trefflichſte von Allen? Der
Den Göttern gleichgeſchätzte Sokrates.
Allein wer ſagt mir, ob Xantippe, als
Sie ihn begoß, ſo ganz im Unrecht war?

Wer möchte wohl ſein Weib geweſen ſein?
Glaub' nur! wenn manche, die ihn jetzt vergöttern,
Zu ſeiner Zeit gelebt, ſie hätten wahrlich
Es wider ihn mit Anytus gehalten.

Ach! eitel iſt des Patrioten Freude
Auch an der Väter Thaten: Wind war Alles;
Und unſ'er heutiges Canaillenpack
Iſt von dem alten wenig nur verſchieden.

Doch welche Läſt'rung! O des Trugs, des Irrthums!
Wohin riß mich des Herzens Bitterkeit?
Verzeihung, hehre Schatten unſrer Ahnen!
Euch Rieſen wären wir, wir Zwerge gleich?

Nein! nimmermehr reicht bis zu eurer Höhe
Dies lebende Geſchlecht; — o meiner Blindheit,
Der blinden Thorheit! Was denn blieb uns noch,
Wenn euer Ruhm auch uns genommen würde?

Des alten Griechenlandes Zerr- und Spottbild,
Sein kläglich Spottbild, dieſes heut'ge Hellas:
Sieh da den Schlüſſel, der Dir Aufſchluß giebt,
Was mich zu dieſer Threnodie begeiſtert.

Als ich gewahrt, wie jeder Conſpirant
Den Thraſibul will ſpielen und für einen
Ariſtogiton jeder Mörder gelten,
Sah unſern Spiegel ich im Alterthum.

Da ward mir auch der Ahnen Ruhm verhaßt,
Und gleichwie Hiob jene Nacht verfluchte,
Da man einſt ſprach: „Ein Knäblein iſt geboren,"
Flucht' ich dem Angedenken unſrer Väter.

Frankreich.

Zur Statiſtik des Selbſtmordes.

Seitdem man entdeckt hat, daß auch die anſcheinend freieſten Handlungen des Individuums, ſobald man ſie in Maſſen betrachtet, dem Geſetze einer regelmäßigen Wiederkehr unterliegen, oder wie es ein berühmter Statiſtiker ausdrückte: „daß das Budget der Schaffotte, Bagnos und Gefängniſſe jährlich mit größerer Sicherheit ringeht, als das Budget des Staates", hat man der Aufzeichnung der Zahl moraliſcher Ereigniſſe größere Sorgfalt zugewendet. Indeſſen beſchränkt ſich dieſe Aufmerkſamkeit in den meiſten Ländern nur auf die Verbrechen und Vergehen, die ohnedies von den Gerichten erhoben werden müſſen; weniger hat man auf die ſtrafloſen Handlungen des bürgerlichen Lebens, z. B. auf den Selbſtmord geachtet. Hier iſt Frankreich allen andern Staaten voraus; ſeine ſtatiſtiſchen Tabellen ziehen ſeit 1827 auch den Selbſtmord in ihr Bereich, und eine durchſchnittliche Bevölkerung von etwa 33 Millionen hat ſeit dieſem Jahre nahezu eine Million Selbſtmörder geliefert, eine Fülle an dieſem traurigen Material, welche einen ſichern Schluß auf die zu Grunde liegenden allgemeinen Geſetze zuläßt. Wir nehmen hier die Zahlenangaben des Herrn Legoyt, Direktor des ſtatiſtiſchen Bureaus in Frankreich, zu Hülfe.

Am meiſten Intereſſe bietet das Verhältniß der Selbſtmorde zur Zahl der lebenden Menſchen. Gegenwärtig ſterben in Frankreich 11 Menſchen von 10,000 durch eigene Hand, doch iſt dieſes Verhältniß in den einzelnen Jahrgängen ſehr wandelbar. Im Jahre 1827, wo die ſtatiſtiſche Aufzeichnung der Selbſtmorde anfing, kamen 5,41 Selbſtmorde auf 10,000 Lebende, von 1831—1835 waren es 6,41, von 1836—1840: 7,59, von 1841—1845: 8,48, von 1846—1850: 9,68, von 1851—1855: 10,04, endlich von 1856—1860: 11,04. Man ſieht alſo ein ſtetiges Zunehmen in der Zahl der Selbſtmorde; doch iſt der Anwachs ſeit 1840 langſamer geworden.

Vergleicht man die Zahl der männlichen und der weiblichen Selbſtmörder, ſo ſtellt ſich das Verhältniß von 207 Männern gegen 100 Frauen heraus und bleibt auch im Laufe der Jahre ziemlich beſtändig. Dagegen treten nach dem Alter fühlbare Unterſchiede ein. Bis zu 20 Jahren ſind nicht viel mehr Selbſtmörder als Selbſtmörderinnen (137 gegen 100), ſo daß man, mit Rückſicht auf die frühere Reife des Weibes, für die gleiche Reife die Zahlen gleich ſetzen könnte. Von da bleiben die Frauen in der Zahl der Selbſtmorde immer mehr zurück, und das Maximum des Unterſchiedes findet ſich zwiſchen dem 50. und 60. Jahre (375 gegen 100). In den höheren Jahren nähern ſich die Zahlen wieder, und über 80 Jahre kommen nur 24,3 Männer auf 100 Frauen, die Hand an ſich legen.

Aber giebt es wohl noch Selbſtmörder in einem Alter, welches dem natürlichen Tode ſo nahe iſt? Allerdings! Der Hang zum Selbſtmord wächſt fortwährend von der Kindheit an (man hat ſchon zehnjährige Selbſtmörder gefunden) und erreicht ſeine größte Frequenz zwiſchen 40 und 50 Jahren. In dieſem Alter, wo die Noth des Lebens an den Menſchen am härteſten herantritt, wo ſo viele Hoffnungen der Jugend gefallen ſind und zugleich die Charakterfeſtigkeit vorhanden iſt, die zu verzweifelten Entſchlüſſen gehört, wird auch am eheſten der Entſchluß gefaßt, ſeinem Leben durch Gewalt ein Ende zu machen. Auch der Wahnſinn iſt, wohl aus denſelben Urſachen, am häufigſten in dieſem Alter. Vom 50. Jahre an nimmt der Selbſtmord langſam ab, ohne doch irgend ein Lebensalter ganz zu verſchonen. Sogar die Zahl der achtzigjährigen Selbſtmörder iſt bedeutend, wenn man ſie mit der Zahl der Lebenden überhaupt vergleicht, welche dieſes Alter erreichen. So iſt ſelbſt die körperliche Schwäche, die von hohen Jahren unzertrennlich iſt, kein genügendes Abhaltungsmittel, und Menſchen, die ſchon nach dem Laufe der Natur den Tod nahe haben, widerſtehen nicht immer der Verſuchung, ihm freiwillig entgegen zu gehen.

Digitized by Google

Den *Jahreszeiten* nach, iſt eine große Verſchiedenheit bemerklich. Von 12,000 Selbſtmorden kommen 2467 auf den Winter (Dezember bis Februar), 2616 auf den Herbſt (September bis November), 3346 auf den Frühling (März bis Mai) und 3571 auf den Sommer (Juni - Auguſt). Herr Legoyt folgert hieraus einen Zuſammenhang des Selbſtmordes mit der Wärme. Allein dieſer Anſicht ſteht entgegen, daß ſich zwiſchen Sommer und Frühling eine weit geringere Differenz zeigt, als zwiſchen Frühling und Herbſt, welche Jahreszeiten einander doch in der mittleren Temperatur nahe ſtehen. Eine genauere Unterſuchung iſt geeignet, hier auf den rechten Weg zu führen. Vergleicht man nämlich die einzelnen Monate, ſo findet man, daß der Selbſtmord in der erſten Hälfte des Jahres von Januar bis Juni ſteigt, und eben ſo ſtetig in der zweiten Hälfte von Juli bis Dezember abnimmt. *Der Selbſtmord nimmt alſo zu und ab mit der Länge der Tage.* Durch welche Zwiſchenglieder dieſe erſte Urſache mit der Leibes- und Gemüthsverfaſſung zuſammenhängt, aus welcher der Selbſtmord unmittelbar hervorgeht, mag freilich noch lange ein Geheimniß bleiben. — Leichter läßt ſich die bisher unerklärte Thatſache begreifen, daß von allen Tageszeiten zwiſchen 12 und 2 Uhr Mittags die wenigſten Selbſtmorde vorfallen. In dieſen Stunden ſpürt man entweder den Hunger, oder man iſt gerade in voller Sättigung vom Mittagseſſen, und ſowohl die eine, als die andere Empfindung läßt den Entſchluß zum Selbſtmord ſchwer aufkommen.

In Beziehung auf die *Mittel* zur Verübung des Selbſtmordes herrſcht ebenfalls eine große Regelmäßigkeit. Mehr als zwei Drittel der Selbſtmörder wählen den Strick oder das Waſſer; darauf folgen im Range die Feuerwaffen, nach dieſen die Erſtickung durch Kohlendampf. Nur ein Zehntel der zum Selbſtmord Entſchloſſenen nimmt zu Gift, zu ſchneidenden Werkzeugen oder zum Herabſturz von einer Höhe ſeine Zuflucht. Nach dem Geſchlechte unterſchieden, geben die Männer dem Hängen, die Frauen dem Ertränken den Vorzug; es ſtürzen ſich 9 Weiber gegen 5 Männer ins Waſſer. Auf 25 Männer, die ſich erſchießen, kommt erſt eine Frau; dafür tödten ſich die Weiber doppelt ſo oft durch Gift oder Kohlendunſt als die Männer. Man will daraus ſchließen, daß die Frauen jede Todesart ſcheuen, welche den Körper verunſtaltet.

Es ſcheint indeſſen, daß die Statiſtik bei der Erwägung der Todesarten manchmal zu ſpitzfindig ſei. Der Selbſtmörder greift wohl immer zu dem Mittel, welches am nächſten zur Hand iſt und ihm den am wenigſten ſchmerzhaften Tod verſpricht. Niemand wird ſich deshalb wundern, wenn der Soldat oder Jäger die Feuerwaffe anwendet, der Apotheker oder Arzt Gift nimmt, der Barbier ſich die Kehle abſchneidet oder die Adern öffnet ꝛc. Auch die konſtanten Unterſchiede in der Häufigkeit gewiſſer Todesarten, welche ſich zwiſchen den beiden Geſchlechtern oder zwiſchen verſchiedenen Ländern aufweiſen laſſen, werden ohne Mühe aus dieſen Urſachen erklärt. In den Ländern, wo die Flüſſe mehrere Monate gefroren ſind, werden weniger Selbſtmorde durch Ertränken vollzogen werden, als in wärmeren Gegenden, deren Gewäſſer das ganze Jahr eisfrei bleiben. England, wo Jedermann leicht Gift zu kaufen bekommt, wird mehr Vergiftungen aufweiſen, als jene Länder, wo der Gifthandel einer ſtrengen Aufſicht unterliegt. Seit zwanzig oder dreißig Jahren ſind die Selbſtmorde durch Phosphor immer häufiger geworden, weil man dieſen Stoff ohne Mühe von den Zündhölzchen abnehmen kann. Wenn ſo wenige Frauen ſich durch Erſchießung tödten, ſo erklärt ſich das ganz natürlich, weil ſie überhaupt wenig mit Feuergewehr zu thun haben. Insbeſondere iſt die Erklärung unbefriedigend, daß das weibliche Geſchlecht die Todesarten ſcheue, welche die Leichen entſtellen. Die Leiche Ertrunkener oder durch einen Herabſturz Getödteter ſehen häßlich genug aus, und doch werden dieſe Todesarten viel öfter von Frauen, als von Männern gewählt.

Trotzdem iſt in der Wahl der Todesart noch immer manches Unerklärliche; neben den Fällen, welche die Wiſſenſchaft aufhellt, bleiben dunkle Stellen, wohin bis jetzt noch kein Strahl gedrungen iſt. So iſt die Vorliebe der Frauen für den Waſſertod unleugbar; „das wird mich noch dem Waſſer zutreiben", hört man oft von Frauenzimmern der niederen Stände als Ausdruck der Verzweiflung. In England wird der Strick öfter als in irgend einem anderen Lande von den Selbſtmördern gewählt, wie denn der Brite auch den Tod am Galgen nicht mit demſelben Abſcheu betrachtet, als der Feſtländer, und ein Sprichwort hat: gehängt werden, iſt kein Tod. Dagegen iſt die Erſtickung durch Kohlendunſt die national-franzöſiſche Art des Selbſtmordes, oder genauer geſagt die Pariſer Art, denn zwei Drittel derjenigen, welche dieſen Tod wählen, gehören dem Seine-Departement an.

Was den Familienſtand betrifft, ſo iſt der Selbſtmord häufiger bei ledigen Männern und bei Frauen, die in der Ehe oder im Concubinate leben. Die Ehe macht den Mann ruhiger und geduldiger, bringt aber dem Weibe Leiden, welche es zum Selbſtmorde führen können (Eiferſucht, ſchlechte Behandlung durch den Mann, empfindliche Noth, wobei ihre Kinder leiden ꝛc.)

In Beziehung auf die Häufigkeit des Selbſtmordes nach einzelnen Bezirken zeigt Frankreich keine Erſcheinungen, welche von denen anderer Länder abweichen, oder ſchwer zu erklären ſind. Der Selbſtmord iſt häufiger in den Städten, als auf dem Lande, häufiger unter einer induſtriellen Bevölkerung, als unter Ackerbauern, häufiger in den gebildeten, als in den zurückgebliebenen Bezirken. Dieſe Verhältniſſe finden ſich überall wieder. Das mühevolle ſtädtiſche Leben, der häufigere Glückswechſel, die bei dem künſtlichen Getriebe der Induſtrie und bei der höheren Bildung geſteigerten Hoffnungen und Anſprüche, deren Enttäuſchung dann um ſo ſchmerzlicher trifft, alles das vermehrt die Beweggründe zum Selbſtmord, während die Macht der Religion, als des kräftigſten Abhaltungsmittels, unter dem Einfluſſe eben dieſer Umſtände geringer wird.

L. Rüdiger.

England.

Barbara's Geſchichte, von Miß Edwards.*)

Barbara's History iſt natürlich wieder die alte Geſchichte, die ewig neu bleibt, aber ſie hat einige Beſonderheiten, und die wollen wir hier bezeichnen. Man könnte die junge Schriftſtellerin etwa einen umgekehrten Turgenjeff nennen und behaupten, daß, während deſſen „adeliges Neſt" den Verrath einer koketten Frau an ihrem Manne und den Einfluß dieſer Treuloſigkeit auf das Seelenleben des in jeder Hinſicht gediegenen, getäuſchten Gatten ſchilderte, Barbara's Geſchichte die Wirkung, welche der Verrath oder die Schwäche des Gatten auf ein in jeder Hinſicht ausgezeichnetes weibliches Weſen ausübt, malen ſoll.

Auch einige Geſtalten ähneln ſich. Da iſt die alte Tante Peſtov bei Turgenjeff und die alte Tante Sandyshaft in dem engliſchen Werke, die beide als barocke, alte jungfernhafte, unzu

*) Barbara's History, by Miss Edwards. 2 vols. Leipzig, Tauchnitz-Edition, 1864.

Digitized by Google

gängliche Repräſentanten ihrer vorurtheilsvollen, die Fremden verachtenden Nationalitäten erſcheinen und beide im Leben des oder der Helden mitbeſtimmend wirken. Beide Schriftſteller endlich bevorzugen deutſche Reminiscenzen, deutſche Anſchauungen und Geſtalten in einer ganz hervortretenden Weiſe, der Ruſſe in der mit köſtlichem Humor und photographiſcher Treue gezeichneten Geſtalt des Kapellmeiſters Chriſtoph Gottlieb Lemm, die Engländerin, indem ſie ihre Heldin in Deutſchland und von deutſchen Lehrern gebildet werden läßt, ſie mit deutſchen Freundinnen und Traditionen umgiebt, und auch ſchließlich ihrem alten deutſchen Führer geiſtig und körperlich ihre Rettung verdanken läßt.

Die Geſchichte beginnt mit dem erſten Jugendalter Barbara's in einem düſtern, alten herrſchaftlichen Hauſe im nördlichen London. Mutterlos wird ſie mit ihren beiden Schweſtern vom Vater wenig beachtet, bis eine alte Tante in Suffolk ſie zu ſich nimmt. Auf dem großen Landgute fließt ihr ein Jahr raſch und glücklich dahin, während welcher Zeit ſie, ein elfjähriges Mädchen, eine glühende, kaum noch kindiſche Zuneigung für den benachbarten Squire, Hugh Farghar von Broomhill gewinnt. Weit über ihre Jahre reich an Geiſt wird ſie auch von dem reichen Gutsherrn, der viele Jahre lang ſich in allen Welttheilen herumgetrieben, bevorzugt und halb ſcherzend, halb ernſthaft ſchenkt er ihr einen ſilbernen Ring mit arabiſchen Zeichen und verſpricht, ihn nach ſieben Jahren gegen den goldenen Verlobungsring zu löſen.

Bald darauf muß ſie in ihr väterliches Haus zurück. Ihr Vater, ebenſo ſtolz als arm, Nachkomme des großen Lord Marlborough will nur unter der Bedingung, daß die Tante ſich zu einem Teſtamente zu Gunſten ſeiner Kinder verpflichtet, die Tochter bei ihr laſſen. Nachdem ihre mittlere Schweſter geſtorben, wird ſie mit der ältern Hilda gleichzeitig in ein deutſches Erziehungs-Inſtitut unweit Frankfurt a. M. gebracht. Sie findet dort und namentlich in ihrer aufrichtigen Liebe für die Kunſt eine wahre Heimat und iſt auf den beſten Wegen eine bedeutende Malerin zu werden, während Hilda ſich aus den engen Mauern hinaus in ein reiches, bewegtes Weltleben ſehnt.

Ihr Vater beſucht ſie nach ſechs Jahren zum erſten Male, zeigt ihnen an, daß er ſich wieder verheirathet hat, ſtellt ſie der neuen Mrs. Churchill vor und nimmt Hilda, die zu einer blendenden Schönheit geworden iſt, mit ſich nach Paris, wo ſie bald den alten, reichen Grafen Chaumont zu feſſeln verſteht und ſich mit ihm verlobt. Zur Hochzeit wird Barbara eingeladen und ihre Abreiſe für die nächſten Tage feſtgeſetzt. Da zeigt ſich zum erſten Mal der Jugendfreund ihr wieder, der bisher von ihrem Aufenthalt keine Kunde hatte, England und Europa, zum Theil ſie ſuchend, durchſtreifte, und nun ſie nach Paris begleitet. Ihrer Vereinigung ſteht nichts im Wege; die ſieben Jahre ſind verfloſſen, Barbara iſt ein prächtiges Mädchen geworden und nach einem wonnevollen Reiſejahre in Deutſchland, Italien und der Schweiz führt Hugo ſie heim nach England, nach Broomhill. Nicht ungemiſchte Freude bei Tante Sandysbaſt, die ſich vorgenommen hatte, die Zukunft des einſtigen Zöglings in ihrer Weiſe zu ſichern und eine alte Gegnerin der Farghars iſt, im Ganzen aber ein überaus glückliches Leben, wobei auch die Kunſt nicht völlig vernachläſſigt wird. — Barbara malt einen „Erasmus in Baſel.“ Sie geht in die große und wohlerhaltene Bibliothek, welche einen beſondern Theil des weitläufigen Landſitzes ausfüllt, um einen Band der Acta Sanctorum zu holen, der aufgeſchlagen vor dem Satyriker des Reformations-Zeitalters liegen ſoll. Die Bibliothek iſt vortrefflich gehalten, Spuren, daß jüngſt hier noch eine ordnende Hand gewaltet, ein loderndes Feuer brennt im Kamin. — Gegenüber den alten Bänden der Acta ſteht eine Reihe von neuen; ſie will einen herausziehen und findet, daß die Rückentitel nur eine Bretterwand verdecken; unabſichtlich gleitet ihre Hand darüber hin und dem unmerklichen Drucke öffnet ſich geräuſchlos eine verborgene Thür, die zu einem dunklen Gange leitet. Mit zögernder Neugier, bebend betritt ihn Barbara und gelangt in ein wohnliches, nett eingerichtetes Zimmer, deſſen Fenſter der Epheu umſchlingt und verbiegt. Auf dem Tiſche italiäniſche Bücher, auf dem Pult angefangene Briefe, ein Medaillon mit dem Bildniß ihres Gatten: kein Zweifel, unter einem Dache, in dieſem Zimmer wohnt, vor aller Welt verborgen, eine Geliebte des Ungetreuen. — Iſt nicht Tippoh, der indiſche Diener, verſchwiegen wie das Grab? Iſt ſie nicht ſelbſt in dem weitläufigen Park manchmal einer Dame tief in Schwarz begegnet, die immer haſtig vor ihr floh und deren Namen ſie nie erfahren konnte?

Gefoltert von dieſen Gedanken iſt ſie in einen Stuhl geſunken, als ihr Mann eintritt. Er redet ihr ſanft zu, verſpricht ihr vollſtändige Aufklärung und ſie folgt ihm in ſein Zimmer. Sie vernimmt, daß Maddalena die Tochter eines Schiffers iſt, deren Bekanntſchaft er auf Capri gemacht und die, von ihren Verwandten zu einem verhaßten Ehebündniß gezwungen, vom Hochzeitsmahle hinweg in ſein zur Abfahrt bereites Schiff geflohen iſt. Er verſichert, daß er nie ihr näher geſtanden, nur aus Mitleid ihr eine ſorgfältige Erziehung und ſpäter ein verborgenes Aſyl in ſeiner Bibliothek gegeben habe, deren Ordnung zugleich ihre einzige Erholung und Beſchäftigung bilde.

Barbara glaubt ihm und der eheliche Frieden bleibt ungetrübt, bis eines Nachts, als die Gatten von einem Balle in der Nachbarſchaft zurückgekehrt ſind, Hugo ſich entfernt, um noch einige Briefe zu ſchreiben. Angekleidet ſinkt die junge Frau auf dem Sopha in einen kurzen Schlummer. Als bei ihrem Erwachen der Gatte noch nicht zurückgekehrt, will ſie nach ihm ſehen und belauſcht ihn ungeſehen im Geſpräch mit Maddalena, die zu ſeinen Füßen hingeſtreckt, den Kopf auf ſeinen Knieen geſtützt, ihn mit den zärtlichſten Worten beſchwört, ſie doch nur einmal wieder bei ihrem alten Namen zu nennen. Er nimmt ihren Kopf zwiſchen ſeine beiden Hände und nennt ſie: Sposa mia ....

Die unglückliche junge Frau iſt keines andern Begriffs fähig, als daß ſie nicht länger unter dieſem Dache weilen, ihren Gemahl nie wiederſehen darf. Er hat ſie ſchändlich betrogen. Jene Frau iſt ſeine Geliebte, ſeine Gattin und ſie ſelbſt, trotz ihrer legitimen Ehe, nur ſeine Mätreſſe, das Kind, welches ſie unter dem Herzen trägt, ein Baſtard.

Noch an demſelben Morgen bewerkſtelligt ſie ihre Flucht, begleitet von ihrer alten Amme, die nicht von ihr laſſen will und deren Erſparniſſe ihr Reiſegeld bis nach Rom bilden ſollen, wo ſie mit Hülfe ihrer Kunſt ſich und ihr Kind zu ernähren hofft. Unter falſchem Namen gelangt ſie nach Civita Vecchia, wo ſie ſchwer erkrankt. Ihr ehemaliger Lehrer findet ſie dort, unterſtützt ſie und ſichert ihren künſtleriſchen Arbeiten in Rom günſtige Aufnahme, ſo daß ſie wirklich ihren Lebensunterhalt erwirbt. Gerührt durch ihre Jugend, Schönheit und ihr Unglück trägt ihr der Profeſſor, der ſie nach ihrer Ausſage für eine Wittwe hält, ſeine ehrliche, ſchlichte, einfache Liebe an und erfährt jetzt erſt ihre wahre Stellung. — Im Vatican mit künſtleriſchen Arbeiten beſchäftigt, wird ſie von ihrer Tante aufgefunden und nach verſchiedenen Irrfahrten mit dem durch ihre Flucht troſtlos vereinſamten Gatten wieder vereinigt, deſſen Geliebte, aber nicht Gattin, Maddalena allerdings

Digitized by Google

geweſen iſt. Dieſe, nachdem ſie durch Intriguen das Wiederſehen der Verſöhnten noch um einige Monate verzögert, ſtirbt in der Stunde des Zuſammentreffens am Krankenbette Hugo's. . . .

Schon aus dieſem möglichſt ſcharf umriſſenen Gedankenſkelett des Romans wird man erſehen, welches ſeine hauptſächlichſten Mängel ſind, wenn ſie auch bei der reichen Umhüllung, welche die Verfaſſerin ihm gegeben, vielleicht weniger klar zu Tage treten. — Kommen wir nun auf die im Eingange angeregte Vergleichung mit Turgenjeff (S. „Magazin" 1861 S. 223) zurück, ſo zeigt ſich der Ruſſe in Bezug auf Zeichnung und Ausführung im knappen Rahmen und Raum entſchieden überlegen. Schon die beiden prächtigen Charakterfiguren der Tante Peſtov einer- und Mrs. Sandys-haft andrerſeits ſind ganz geeignet das zu erhärten. Ebenſo klingt der ruſſiſche Roman in einer gewaltigen, ſchrillen Diſſonanz aus, die erſt außerhalb des eigentlichen Rahmens der Geſchichte ihre endliche befriedigende Löſung finden kann, die aber deshalb ſo ſchön und unerſetzlich iſt, weil ſie eine natürliche Folge innerer Nothwendigkeit und äußerer Bedingungen, eine konſequente Frucht der vorhergegangenen Begegnungen, oder, wie Emerſon ſich trefflich ausdrückt, „der Schatten früherer Thaten" iſt. Miß Edwards läßt, wie man ſieht, nach einem Prüfungsjahre, ihre Heldin wieder in den Hafen ungetrübten Glückes einlaufen, und wenn dieſer Schluß jedenfalls dem großen Publikum der angenehmſte und willkommenſte iſt, ſo zeigt er ſich doch hier weder mit genügender äußerer Wahrſcheinlichkeit noch mit Folgerichtigkeit genugſam motivirt, um den Kritiker vollſtändig zu befriedigen. Doch J. S. Turgenjeff iſt ſilberlockig und von allen Stürmen des Lebens geſchüttelt, die engliſche Schriftſtellerin aber wahrſcheinlich noch eine junge Miß (für welchen Umſtand auch die jugendliche Exuberanz ihres Stils an manchen Orten ſpricht) und ſo haben wir wohl noch mehr und immer Vollkommneres von ihr zu erwarten. E. S.

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen.*)

1. Wie die Elſter entſtand.

Als der Herr Jeſus, als Bettler verkleidet, auf Erden wanderte, um die Menſchen zu prüfen, kam er einmal zu einer Bäuerin, die eben Brot backen wollte. Da bat Jeſus um ein Brot. „Lieber Mann, jetzt habe ich keins," antwortete ſie, „denn der Teig iſt noch im Gähren; kommt aber ſpäter, ich will für euch kleines Brot machen." Der Herr Jeſus war über den milden Sinn der Bäuerin ſehr erfreut und ſprach insgeheim ſeinen Segen über den gährenden Teig aus, ſo daß die Brote ungewöhnlich groß aufſchoſſen. Am größten aber wurde das dem Herrn verſprochene Brötchen, das doch früher am kleinſten geweſen. Nach einigen Stunden kam der Herr Jeſus abermals vor die Thür der Bäuerin und bat um das verſprochene Brot. Allein diesmal ſteckte die Bäuerin den Kopf zur Thür hinaus und rief ſcheltend: „Ich gebe nichts — das Brot iſt zu groß — will es ſelber eſſen!" Hierauf ſchlug ſie die Thür heftig zu. Weil ſie aber ſo geizig war und das gegebene Wort nicht erfüllte, ſo erzürnte ſich der Herr

*) Aus einem nächſtens erſcheinenden Werke von Alfred Waldau über die böhmiſchen Chriſtusſagen, welches bisher noch wenig gekannte, reichhaltige Gebiet der čecho-ſlaviſchen Literatur der Verfaſſer zum Gegenſtande beſonderer Studien gemacht hat. D. R.

Jeſus über ſie und fand für gut, ſie zu ſtrafen. Und er verwandelte die ſcheltende Bäuerin in eine weiße Elſter, die alsbald kreiſchend zum Schornſtein herausflog, wo ſie ſich noch an dem Ruß zur Hälfte ſchwarz machte. Und ſo fliegt ſie noch immer herum, iſt noch immer ſo geizig und hat ſich auch das Schimpfen noch nicht abgewöhnt.

2. Der Guckuck.

Der Feſttag „Mariä Verkündigung", der nicht blos der Jahrestag der Empfängniß unſeres Heilands, ſondern auch der Jahrestag ſeines heiligſten Sterbens ſein ſoll, wurde vor alten Zeiten ſo ſtreng gefeiert, daß ſogar die lieben Vögel ruhen mußten und nichts in ihre Neſter eintragen durften. Nur der Guckuck zollte dem Herrn Jeſus nicht die gebührende heilige Ehrfurcht und ſammelte ganz allein von jenen Vögeln noch fleißiger als je ein. Deßhalb wurde er von Chriſtus verflucht, fortan nirgends Raſt und Ruhe, ja nicht einmal ein eigenes Neſt zu haben und ſtets ohne Männchen leben zu müſſen.*) So iſt es noch und ſo bleibt es auch.

3. Die Erdbeeren.

Unſer Herr Jeſus wandelte einmal ganz allein durch einen grünen Wald und fand daſelbſt ein Mädchen, das rothe Erdbeeren in einen Krug ſammelte. „Was pflückeſt du hier, Jungfräulein?" fragte der Heiland. „Ich pflücke nichts," antwortete das Mädchen mürriſch, denn es beſorgte, von den Erdbeeren hergeben zu müſſen. Worauf der Herr Jeſus zu dem geizigen Mädchen ſagte: „Wenn Du „Nichts" pflückeſt, ſo möge es immerdar auch „Nichts" bleiben!" Von dieſem Augenblicke an verloren die Erdbeeren ihre ſättigende Kraft; mag man davon noch ſo viel eſſen, man bleibt dennoch hungrig.

4. Die Schildkröte.

In einem Dorfe lebte eine Bäuerin, und die war ſo geizig und hartherzig, daß ſie ſogar ihr einziges Kind hungern ließ. Eines Tages war ſie eben mit Brotbacken beſchäftigt, als ein alter Bettler in die Stube trat und um ein Stückchen Brot flehte. „Gehe nur in Gottesnamen weiter, lieber Bettelmann," ſagte die Bäuerin zu ihm, „ich habe leider nichts zu verſchenken, denn ich ſelber bin ſehr arm!" Der Bettler ſchüttelte traurig das Haupt und bat noch einmal um ein Stückchen Brot. Da ſprach die Bäuerin mit geheuchelter Milde: „Begieb dich noch in die andern Häuſer und komme nach einer Stunde wieder; inzwiſchen wird das Brot gebacken ſein und ich ſchenke dir nachher ein Stück davon." Der Bettler dankte und verließ die Stube. Nach einer Weile rief die Bäuerin ihr Kind zu ſich und ſagte: „Ich werde mich unter dieſe Strohſchüſſel verbergen; du ſage hernach dem zurückkommenden Bettler, ich hätte eilig eine kranke Nachbarin beſuchen müſſen, er möge alſo in Gottesnamen weiter ziehen." Alsdann verbarg ſich die geizige Frau unter die Strohſchüſſel. Es währte nicht lange, ſo trat der Bettler in die Stube und bat um das verſprochene Brot. Da ſagte das Kind, was ihm die Mutter aufgetragen hatte; trotzdem blieb der Bettler an der Thürſchwelle ſtehen. „Die Mutter iſt nicht daheim," wiederholte das Kind, „ſie mußte eine kranke Nachbarin beſuchen. Gehet alſo in Gottesnamen weiter, alter Mann!" — „Kind, du lügſt," ſagte darauf der Bettler und ſeine Stimme klang ſo ernſt und erſchütternd; „deine Mutter iſt zu Hauſe und hält ſich unter jener Backſchüſſel verborgen. Allein weil ſie dies aus Geiz gethan, um nicht einem hungernden

*) Der Guckuck iſt bei allen Slaven weiblich.

Digitized by Google

Bettler einen Biſſen Brotes darreichen zu müſſen, ſo möge ſie auch fernerhin unter der Strohſchüſſel bleiben und immerdar nur mühſam und ſchmerzenreich von Ort zu Ort ſich bewegen, bis ſie alſo den ganzen Erdkreis durchwandert hat!“ Der Bettler ſprach's und war ſchon verſchwunden. Wer war aber dieſer Verwünſchende? Der Herr Jeſus ſelber! Und ſein ſtrafendes Wort ging raſch in Erfüllung. Das arme Kind ſah ſeine Mutter nie mehr, denn ſchon war ſie in eine Schildkröte verwandelt! Nun kriecht ſie in der weiten, weiten Welt herum, ſchmerzerfüllt und ruhelos. Die Stunde ihrer Erlöſung wird erſt am jüngſten Tage ſchlagen: dann wird ihr der Heiland die Sünde des Geizes verzeihen.

5. Chriſtus und der Engel.

Es war einmal eine arme Wittwe und die hatte ſechs unmündige Kinder, für die ſie als gute Mutter unermüdlich ſorgte. Allein trotzdem hatte ſie gar oft kein Brot für ſie, und darob härmte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie zuletzt zu Tode erkrankte. Als nun ihr letztes Stündlein kommen ſollte, da rief der Herr Jeſus einen Engel von ſeinem goldenen Himmelsthron und ſagte zu ihm: „Gehe hinab zur Erde und führe die Seele der armen Wittwe in das Reich der Seligen!“ Der Bote Gottes flog vom Himmel hernieder. Als er jedoch vor das Lager der armen Wittwe trat und die ſechs Waiſen um die ſterbende Mutter bitterlich weinen ſah, da that ihm ſein Engelherz ſo recht weh und er kehrte allein zum Herrn Jeſus in den goldenen Himmel zurück. Hierauf ſank er vor dem himmliſchen Herrn auf die Kniee und bat ihn, er möchte doch den armen Waiſen die gute Mutter noch einige Zeit am Leben laſſen. Da ſagte der Sohn Gottes zu dem Engel: „Kehre zur Erde zurück, tauche in das Meer, da wo es am tiefſten iſt und hole mir einen großen Felſenſtein herauf!“ Sogleich flog der Engel zurück, holte vom Meeresgrunde einen großen Stein und trug ihn in den Himmel hinauf. Der Heiland nahm den Stein und brach ihn entzwei, als wäre es ein Brot, und o Wunder! in dem Stein wimmelte es von tauſend und abermals tauſend Thierchen! Nun ſprach Jeſus zu dem ſtaunenden Engel: „Siehe, tauſend Thiere leben vergnügt in dieſem Felſenſtein und ich laſſe ſie nicht zu Grunde gehen. So werde ich auch jene ſechs Waiſen nicht umkommen laſſen, wenn ihre Mutter nicht mehr unter ihnen iſt!“ Nach dieſen Worten legte er die beiden Steinhälften wieder zuſammen und gab ſie dem Engel. Dieſer mußte den Stein wieder an jene Stelle im Meere hinlegen, woher er ihn genommen. Und weil er ein ſo ſchwaches Vertrauen zu des Heilandes Macht und Güte hatte, mußte er zur Strafe fünf Jahre auf Erden verbleiben und den Menſchen dienen. Erſt als dieſe Zeit um war, durfte der Engel wieder in den Himmel zu Chriſtus, dem Herrn, zurückkehren.

Alfred Waldau.

Kleine literariſche Revue.

— „**Die deutſche Expedition in Oſt-Afrika, 1861 und 1862.**“*) Unter den werthvollen Ergänzungsheften zu Petermann's geographiſchen „Mittheilungen“ iſt das ſoeben erſchienene Ergänzungsheft Nr. 13 eines der werthvollſten. Es enthält eine Zuſammenſtellung der aſtronomiſchen, hypſometriſchen und meteorologiſchen Beobachtungen, ſowie der trigonometriſchen und itinerariſchen Aufnahmen von v. Heuglin, Kinzelbach, Munzinger und Steudner im oſtägyptiſchen Sudan und den nordabeſſiniſchen Gränzlanden, womit ein von Munzinger abgefaßter, allgemeiner Bericht über den Verlauf der deutſchen Expedition von Maſſua bis Kordofan verbunden iſt. Nahezu drei Jahre haben die wiſſenſchaftliche Ausarbeitung, die Berechnung der aſtronomiſchen Beobachtungen Kinzelbach's durch Profeſſor C. Bruhns in Leipzig, die Zuſammenſtellung der meteorologiſchen und hypſometriſchen Beobachtungen Kinzelbach's durch den inzwiſchen verſtorbenen Direktor Dr. Kreil in Wien, die Konſtruktion der trigonometriſchen und itinerariſchen Aufnahmen durch B. Haſſenſtein in Gotha und die dazu nöthigen perſönlichen Konferenzen mit Werner Munzinger, die Zeichnung und der Stich der Karten und die Ausführung der anderen Illuſtrationen in Anſpruch genommen. Die uns jetzt vorliegende Frucht dieſer Arbeiten iſt aber auch ein literariſches Werk, auf welches die deutſche Erdbeſchreibung ſtolz ſein kann. Sie bildet den erſten Abſchnitt der wiſſenſchaftlichen Reſultate jener aufopferungsvollen Beſtrebungen der deutſchen Expedition zur Aufſuchung Vogel's, einer Expedition, von deren ſieben Theilnehmern drei, die Herren Moritz Beuermann, Dr. Steudner und Hermann Schubert, leider in Afrika ein frühes Grab gefunden. Dr. A. Petermann, der verdienſtvolle Herausgeber des vorliegenden Werkes, ſagt von den Arbeiten der deutſchen Reiſenden, daß ſie eine ſolche treffliche und genaue Baſis zur Mappirung der erforſchten Gebiete geliefert, wie ſie ihm in ſeiner 25jährigen geographiſchen Praxis noch niemals vorgekommen. Mit Recht weiſt der Herausgeber zugleich auf die große, in naher Zukunft, nach Vollendung des Suez-Kanals, zur Erſcheinung kommende, handelspolitiſche Wichtigkeit der hier vorzugsweiſe erforſchten oſtafrikaniſchen Landſtriche hin, die mit ihren günſtigen Naturverhältniſſen in dieſem Augenblicke noch eine Art „No Man's Land“ ſind, nach welchem irgend eine europäiſche Macht die Hand ausſtrecken kann. Die der Arbeit beigegebenen drei größeren Karten, entworfen von A. Petermann, bearbeitet und gezeichnet von B. Haſſenſtein, ſind wiederum als bahnbrechend auf den behandelten afrikaniſchen Gebieten zu betrachten und ebenſo, wie das Frontiſpiz-Bild „Keren und die Hochebene von Mogàra“ und die von Heuglin aufgenommene „Rundſicht vom höchſten Gipfel des Sewân bei Keren“ auch techniſch ſchön und anſprechend ausgeführt.

— **Der deutſch-däniſche Krieg im Jahre 1864.***) Ein preußiſcher Offizier hat auf den vorliegenden Blättern (16 S. gr. 8.) eine chronologiſche Ueberſicht der Ereigniſſe und Waffenthaten des letzten Krieges geliefert, wobei jedoch die Eroberung der Inſel Alſen noch nicht aufgenommen, da die Schrift mit der Waffenruhe vom 12. Mai abſchließt. Es dürfte auch für Laien intereſſant ſein, eine klare Ueberſicht ſowohl der Formation der drei (öſterreichiſchen, preußiſchen und däniſchen) Heere, als der gleichzeitigen, in neben einander gedruckten Kolumnen vergleichbaren Bewegungen der verſchiedenen preußiſchen und öſterreichiſchen Armee-Corps zu beſitzen.

— **Der Citatenſchatz des deutſchen Volkes.****) Unter dem Titel „Geflügelte Worte“ hat ein Herr Georg Büchmann verſucht, den Citatenſchatz unſeres Volkes aus einheimiſchen und fremden Schriftſtellern zu ſammeln. Der Erfolg dieſer wirklich umfaſſenden Anſtrengungen iſt nicht allein angenehm zu leſen,

*) Mit 4 Original-Karten, einer Anſicht und einem Gebirgs-Panorama in Farbendruck. Gotha, Juſtus Perthes, 1864.

*) Mit zwei erläuternden Karten. Wittenberg, R. Herroſé.

**) Geflügelte Worte. Der Citatenſchatz des deutſchen Volkes. Von Georg Büchmann. Berlin 1864. Haude- und Spenerſche Buchhandlung (F. Weidling).

Digitized by Google

ſondern auch oft belehrend, indem der Urſprung mancher weitläufigen Wendung, die wir unſer Eigenthum glauben, aufgeklärt wird. Von dem vielgebrauchten „rothen Faden“ z. B., der durch die Tauwerke der engliſchen Flotte geht, iſt intereſſant zu erfahren, daß Göthe (Thl. II. Kap. 2. der „Wahlverwandtſchaften“) es war, der ihn als Bild in die deutſche Sprache eingeführt hat. Den von Hauff und von Platen ſo gegeißelten Verfaſſer der „Mimili“ Clauren (Heun) begrüßen wir hier mit mächtigem Staunen, weil er das „Der König rief und Alle, Alle kamen“ gedichtet und, von Philipsborn in Muſik geſetzt, zu Gnadenfrei am 24. Juni 1813 (Datum des erſten Druckes) dem patriotiſchen Preußen übergab. Die bekannte Redensart „durch ſeine Abweſenheit glänzen“ findet an Tacitus (Annalen, Buch III.) ihren Erfinder und an J. Chénier (im „Tibère“ Akt I., Sc. 1) ihren heutigen Formgeber. Das berüchtigte Wort: „Dem Menſchen iſt die Sprache gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen“ ſoll nach Büchmann keineswegs von Talleyrand herrühren, ſondern von Voltaire, der in ſeinem 14. Dialoge „le Chapon et le Poularde“ den Kapaun ſagen läßt: „Les hommes ne se servent de la pensée que pour autoriser leurs injustices et n'emploient les paroles que pour déguiser leurs pensées.“ — In einzelnen Citaten aus dem Alterthum iſt der Verfaſſer weniger glücklich. Ovid iſt ihm z. B. (Metamorphoſen B. III. V. 136 und 137) Urheber des Spruches

Dicique beatus
Ante obitum nemo supremaque funera debet;

während wir aus Herodot genau wiſſen, daß der weiſe Solon den prahleriſchen Krôſus mit dieſem beſcheidenen Satze („Niemand kann vor ſeinem Tode glücklich geprieſen werden!“) auf die Eitelkeit aller irdiſchen Größe aufmerkſam machte. T. v. B.

— **Typen der Geſellſchaft.***) Wenn Bogumil Goltz ſeine „Typen der Geſellſchaft“ im Titel als „Ein Komplimentir-Buch ohne Komplimente“ näher erklärt hat, ſo hat er, wie ſonſt oft genug, ein wahres Wort geſprochen, und die im Jahre 1864 neu erſchienene dritte Auflage hat dieſe Wahrheit von Neuem beſtätigt. Die „Typen der Geſellſchaft“ ſind die derbſte, unumwundenſte und ſchneidigſte Schöpfung ihres Meiſters, aber auch vielleicht die urkräftigſte und am meiſten aus ganzem Holze geſchnitzte. Ich verordne uns biedern Philiſtern beiſpielsweiſe das Kapitel „Die Myſterien der Mittelmäßigkeit“ als ein untrügliches Rezept für ſchwache Stunden, und da ich weder an dem Ehrenprädikat „ein Dutzend-Literat“, noch an dem „ein Staats-Tagelöhner“, noch an dem „ein graduirter Hoſenpauker“ irgend Anſtoß nehme, ſo darf man von meiner Unparteilichkeit aufs Innigſte überzeugt ſein. Um „uns“ jedoch wieder auf den hehren Standpunkt kritiſchen Ernſtes zu ſchwingen, wollen „wir“ augenblicklich hinzuſetzen, daß Etwas uns an dem Buche nicht gefällt, nämlich die harte Beurtheilung der Frauen. Goltz iſt kein Verehrer des ſchönen Geſchlechts und das iſt den deutſchen Frauen gegenüber, unter denen Gott ſei Dank noch viele ſind, welche den Kern von der Schaale zu unterſcheiden wiſſen, ein ungerechtes Goltziſches Kompliment! Das „Ehret die Frauen!“ iſt keine Erfindung Schiller's, es iſt eine urdeutſche Loſung, welche der unſerm Volke tief eingewurzelten Achtung vor der Weiblichkeit ihren Urſprung ſchuldet, und ſelbſt der Humoriſt könnte in dieſer Achtung recht aus dem Herzen heraus einiges Gediegene leiſten. Goltz verwechſelt offenbar die kleinſtädtiſchen Frauen und die Klatſchſchweſtern mit den Frauen überhaupt.*) T. v. B.

— **Oſenbrüggen's kulturhiſtoriſche Bilder.** Unter den Juriſten der Weſtländer Europa's iſt die Anzahl der literariſch gebildeten Männer nicht unbedeutend. In der Schweiz iſt ſie, wie der Kenner unſerer Zeitgeſchichte ſich erinnern wird, durch mannigfache Anläſſe, namentlich von Deutſchland her, verſtärkt worden, und dieſe Neuſchweizer verſtehen es, die Eigenthümlichkeit ihrer zweiten Heimat mit der ganzen Wärme und Innigkeit des Deutſchen zu erfaſſen. Ein hervorragendes Beiſpiel iſt der Profeſſor der Rechte, Dr. Eduard Oſenbrüggen in Zürich, Verfaſſer jener (auch im „Magazin“ beſprochenen) „Kulturhiſtoriſchen Bilder aus der Schweiz“, die im vorigen Jahre ein ſo allgemeines Intereſſe erregt haben. Das Buch enthält eine Menge merkwürdiger Notizen über die Sitten der Schweizer in den Central-Cantonen. Für die Richtigkeit der Angaben Oſenbrüggens leiſtet die Anerkennung der Schweizer ſelbſt die ſicherſte Bürgſchaft. Im benachbarten Elſaß hat der Appellationsgerichtsrath Véron-Reville zu Colmar, der in ſeinem „Essai sur les anciennes juridictions d'Alsace“ die feſte Grundlage zu einer Landes- und Rechtsgeſchichte des Elſaß gelegt, die „Kulturhiſtoriſchen Bilder“ des Züricher Rechtslehrers zum Gegenſtand einer beſonderen Schrift gemacht, in welcher er viele Ueberſetzungen daraus liefert. Die „Tableaux historiques de la vie sociale en Suisse“, (Neufchatel, Atlinges, 1863) von der kundigen Feder des Rechtshiſtorikers Véron-Reville erläutert, ſind unſeres beſcheidenen Erachtens eine wirkliche Bereicherung der franzöſiſchen Literatur. T. v. B.

Literariſcher Sprechſaal.

In einer ſchon des Ortes wegen, wo ſie gedruckt iſt, höchſt intereſſanten Anzeige des neuen, „für das deutſche Volk“ bearbeiteten „Leben Jeſu“ von Strauß, in der Wiener „Preſſe“, heißt es am Schluſſe:

„Derſelbe Mann, der ſo energiſch ſchreibt, wo er außerhalb der gelehrten Tretmühle ſteht, wie ſpricht er zum deutſchen Volke! Mitunter leuchtet wohl auch hier die Flamme ſeines friſchen Geiſtes auf, aber nur, um den weiten Weg durch die doktrinäre Steppe hoffnungslos zu beleuchten. Schon auf der Eintheilung des neuen Werkes ſieht man den alten Schulſtaub liegen. Die Einleitung allein geht bis zur Seite 145; ſie kämpft wieder gegen alle längſt bekämpften Theologen und reſumirt wieder alle längſt beſiegten Hypotheſen über das Verhältniß der ſynoptiſchen Evangelien zum Johanneiſchen. Erſt nach 159 Seiten Druckes erſcheint das Wahrzeichen des Neubaues, „das Leben Jeſu im geſchichtlichen Umriſſe.“ Hier ſtünde er endlich mit Renan auf gleichem Boden, hier könnte er wirken wie dieſer. Allein was finden wir? Kritik und wieder Kritik — Gelehrſamkeit ohne Ende. Gleich im Anfange eine intereſſante, aber ſehr weitläufige Vorbereitung; dann Rückblicke auf den Entwickelungsgang des Judenthums, auf den Entwickelungsgang der griechiſch-römiſchen Bildung — Abhandlungen von hohem Werthe für die Reichen an Wiſſen und Bildung, ermüdend ſelbſt für den gebildeten Mittelſtand, Luxusartikel für Alle. Denn Strauß hat vergeſſen, daß im Laufe der Zeit ſelbſt die Gränzen

*) Typen der Geſellſchaft. Ein Komplimentir-Buch ohne Komplimente von Bogumil Goltz. 3. Auflage. Berlin 1864, Otto Janke. 2 Bände fl. 8.

*) Eine begeiſterte Kritik der Goltz'ſchen Schriften iſt ſoeben unter dem Titel: „Denkrede auf Bogumil Goltz, von Otto Spielberg“ als beſondere Schrift (Grünberg, W. Levyſohn) erſchienen. D. R.

Digitized by Google

des gemeinen Verſtändniſſes vorgerückt ſind, daß Vieles, was damals neu war, jetzt, und zum Theil durch ihn ſelbſt, ſchon als fertiges Moment in die Bildung unſerer Zeit eingegangen iſt. Sagt er doch ſelbſt in der Einleitung, daß wir auf einem anderen Boden ſtehen, daß wir einen Theil des feindlichen Gebietes ſchon erobert haben, daß es an ſich nicht nothwendig wäre, ſich mit den Theologen einzulaſſen. Allein die alte Gewohnheit ſiegt, der geſchichtliche Umriß iſt polemiſch zerfaſert, die Noten ſind in den Text aufgenommen. Es fehlt uns hier der Raum, dies weiter nachzuweiſen; man darf das Buch wo immer aufſchlagen — es wird ſich zeigen. Das Werk hat 630 Seiten und einen Druck, der uns ſchon phyſiſch zurücktreibt, — er ſtarrt uns wie ein dichter, pfadloſer Wald entgegen und benimmt uns allen Muth, einzudringen. Und dies iſt der berühmte Verlag von Brockhaus in Leipzig! Man ſehe, wie ſchön gedruckt ähnliche Werke der Pariſer uns licht, freundlich und überſichtlich entgegenkommen. Man ſehe Druck und Papier von Dentu, Levy in Paris, Lacroix in Brüſſel; man betrachte die großen Ausgaben von Renan, von Peyrat, vom Maudit, von La Religieuse — dann muß man ſich wahrlich ſchämen, daß wir ſo weit zurück ſind. Es iſt dies nicht unbedeutend; das Eine iſt ein Gewinn, das Andere ein Schaden für die Sache ſelbſt. So druckt man nicht Bücher für das deutſche Volk und ſo ſchreibt man ſie nicht. Wenn unſer edler und tüchtiger David Strauß ein wirkliches Volksbuch ſchreiben will, ſo ſetze er nochmals die Feder an, aber nicht um zu ſchreiben, ſondern um zu ſtreichen. Er gebe weniger, damit es mehr werde. Es fehlt ihm nichts zu dieſem Unternehmen, er hat die Einſicht und den Muth, den Geiſt und die Phantaſie, um das ſchönſte Volksbuch zu ſchreiben. Dann aber laſſe er ihm auch die äußere Erſcheinung geben, die ſeiner Leiſtung und des deutſchen Volkes würdig iſt."

Es iſt uns ein „Flugblatt der volkswirthſchaftlichen Geſellſchaft für Oſt- und Weſtpreußen" (Nr. 2) zugegangen.*) Daſſelbe hat den Zweck, populäre Gedanken über das Gränz-Zollweſen und den Zollverein zu verbreiten. Iſt in Deutſchland die Erkenntniß der Nachtheile des alten Schutzzollſyſtems und der Vortheile des Anſchluſſes an das weſteuropäiſche freie Handelsſyſtem mehr und mehr im Wachſen, ſo kann man von Oſt- und Weſtpreußen ſagen, daß dieſe Erkenntniß dort bereits ſeit vielen Jahren zum Gemeingut des Volkes geworden. Es kömmt jetzt nur darauf an, dasjenige, was dort bisher inſtinktiv als das Richtige erkannt wurde, nach Urſache und Wirkung zum allgemeinen Bewußtſein zu bringen, und dies iſt die Aufgabe, die ſich die vorliegende Flugſchrift ſtellt, der wir auch außerhalb Oſt- und Weſtpreußens eine große Verbreitung wünſchen.

Von dem kürzlich in Paris als ſteinreicher Mann verſtorbenen franzöſiſch-italiäniſchen Kritiker Fiorentino wird erzählt, daß ihm einmal ein junger, die Bühne in Paris zum erſtenmale betretender Sänger verſprochen, ihm den ganzen Betrag ſeiner erſten Jahres-Gage zu überlaſſen, falls des Sängers erſtes Debut und ſeine folgenden Rollen in den von Fiorentino beherrſchten Feuilletons der Pariſer Zeitungen lobend kritiſirt werden. Am nächſten Tage las man in dieſen Zeitungen die Ankündigung des Debuts jenes Sängers mit den Worten: „Ce jeune homme promet beaucoup, nous verrons ce qu'il tiendra."

*) Danzig, A. W. Kafemann.

Wir ſprachen kürzlich von der ſtenographiſchen Druckmaſchine des Herrn Bryois. Ein Seitenſtück dazu bildet der telegraphiſche Druck-Apparat des Herrn Hughes, den kürzlich der franzöſiſche Phyſiker Abbé Moigno in Paris einem gemiſchten Publikum von Herren und Damen vorzeigte und erklärte. Auch dieſer Apparat hat die Form eines Klaviers, vermittelſt deſſen man in einer Minute zweihundert Buchſtaben, vollſtändig gedruckt, nach jeder beliebigen Richtung telegraphiren kann.

Ein mediziniſches Werk des engliſchen Arztes Dr. Chapman: „Functional Diseases of Women; Cases Illustrative of a new Method of treating them through the Agency of the Nervous System by means of Heat and Cold" wird als epochemachend bezeichnet. Es ſoll darin dem von Harvey aufgeſtellten Syſtem der Blutcirculation durch eine Reihe von Beobachtungen entgegengetreten ſein.

Die franzöſiſche Akademie der Künſte hat für das Jahr 1865 folgende Preisfrage geſtellt:

> Welches ſind die Urſachen, die vom Beginn der Renaiſſance bis zu dem Ende dieſer Fortſchritts-Periode auf den Gang der Kunſt Einfluß ausgeübt, und welches ſind die Urſachen, die im umgekehrten Sinne den zweiten Verfall der Kunſt herbeigeführt, der bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gedauert hat?

Der für die beſte Beantwortung dieſer Frage zu gewährende Bordin'ſche Preis beſteht in einer goldenen Denkmünze im Werthe von 2,900 Francs. Die concurrirenden Schriften müſſen vor dem 15. Juni 1865 bei dem Sekretariat des „Inſtituts" in Paris eingegangen ſein.

In Genf (J. G. Fick) iſt eine Reihe von 14 der ſeltenſten Schriften des ſechzehnten Jahrhunderts in neuen Abdrücken erſchienen, und zwar in getreuer Nachbildung der Originale in Druck und Papier.*) Darunter ſind:

1. Les Actes et gestes merveilleux de la cité de Genève, nouvellement convertie à l'Evangile, faicts du temps de leur Reformation et comment ils l'ont receue, rediger par escript en fourme de Chroniques Annales ou Histoyres commençant l'an 1532 par Anthoine Fromment. Mis en lumière par G. Revilliod.

2. Confession de Foy faicte d'un commun accord par les fidèles qui conversent ès pays bas, lesquels desirent vivre selon la pureté de l'Evangile de nostre Seigneur Jesus Christe. Reimpression faite sur l'édition de 1561.

Außer dem Glaubensbekenntniſſe der Niederlande enthält dieſes koſtbare Werk noch eine ſehr ſchöne und rührende Epiſtel an den König Philipp II.

3. Annales de la cité de Genève, attribuées à Jean Savnyen, syndic.

4. Comédie du Pape Malade et tirant à la fin. Reimpression faite sur l'édition de 1561.

5. Vie de tres haulte, tres puissante et tres illustre Dame, Madame Loyse de Savoye, religieuse au couvent de Madame Saincte-Claire d'Orbe, escripte en 1507 par une Religieuse, précédée d'une notice et suivie de documents et de notes historiques.

6. Le livre du Recteur. Catalogue des étudiants de l'Academie de Genève, de 1559 à 1859.

*) Vorräthig bei J. A. Stargardt in Berlin, Charlottenſtr. 54.

So eben erſchienen in zweiter vermehrter Auflage die

Gedichte
von
Ludwig Bauer.

Preis broch. 1 Fl. 30 Kr. = 25 Sgr., elegant in engliſche Leinwand gebunden 2 Fl. 12 Kr. = 1 Thlr. 7½ Sgr.

Wenn ſchon die erſte Auflage von Seiten des Publikums ſich der beſten Aufnahme und von Seiten der Kritik ſich der günſtigſten Beurtheilung erfreute, ſo dürfte dies bei der vorliegenden zweiten Auflage umſomehr der Fall ſein, als viele ältere Jugendlieder weggelaſſen und durch reifere, neuere Produkte erſetzt ſind. Tiefe der Empfindung und Formgewandheit wurden von faſt allen Beurtheilern beſonders hervorgehoben.

Herr Dr. Ludwig Storch ſagt am Schluſſe einer Beſprechung: „Wir ſehen den Dichter die Anſprüche, die man an ſein reiches Talent zu machen berechtigt iſt, nach allen Seiten hin glänzend erfüllen. Und ſo ſchließt er ſich über ſechs Jahrhunderte hin an ſeinen großen Landsmann Walther von der Vogelweide an, deſſen Vielſeitigkeit auch ihm eigen iſt. Um das Urtheil über unſern Dichter in ein kurzes, bezeichnendes Wort zuſammenzufaſſen: „Ludwig Bauer iſt ein ächter deutſcher Minneſänger unſerer Zeit.

Die Verlagsbuchhandlung war beſtrebt, durch würdige Ausſtattung und billigen Preis eine größere Verbreitung zu ermöglichen. (413)

A. Stuber's Buchhandlung, Würzburg.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Heilandes
an Chriſtenkinder.

Eine Feſtgabe in ſiebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. (416)

Nach dem Engliſchen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage. Mit einem Holzſchnitt gez. von Ludwig Richter, geſchnitten von A. Gaber.

1856. 32. eleg. geb. mit Goldſchnitt 8 Sgr.

„Das ſind Worte, durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde." St. Galler Blätter.

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862. (421)

Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausg. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfiehlt die unterzeichnete Buchhandlung:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlſtich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, geſtochen von Chr. Hoffmeiſter. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie", ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (415)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

Philologie, Geschichte und Psychologie
in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag
gehalten in der Versammlung der Philologen
zu Meissen 1863
in erweiternder Ueberarbeitung
von
Dr. **H. Steinthal,**
a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (417)

5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (420)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Dainos. Littauiſche Volkslieder
überſetzt von
G. H. F. Neſſelmann.

eleg. kart. mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Zartheit und Innigkeit zeichnen bekanntlich die ernſten, Friſche und naiver Witz die heitern Lieder der Littauer aus. Hier ſind die ſchönſten, geſchmackvoll überſetzt, in einen duftigen Strauß gebunden. Ein Holzſchnitt auf dem Umſchlage giebt das Bild eines littauiſchen Mädchen in ihrem Nationalkoſtüm. (418)

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON **HERMANN GRIMM.**

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (419)

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint:

Zeitschrift des Königl. preussischen statistischen Bureaus
jährlich 40 Bgn. Royal-4to in 12 Monaten. Preis 2 Thaler.

Diese von dem Director des Bureaus, Herrn Geheimen Ober-Regierungs-rath Dr. Engel redigirte Zeitschrift ist gegenwärtig in ihrem 4. Jahrgange und hat sich während der kurzen Zeit ihrer Existenz zu einer der ersten ihrer Art emporgeschwungen. In der That steht sie an Reichhaltigkeit und Gediegenheit statistischer und staatswirthschaftlicher Originalabhandlungen keinem anderen ähnlichen Pressorgane nach, an Wohlfeilheit übertrifft sie alle. Solchen, welche sich für die genaue Kenntniss preussischer Verhältnisse interessiren, ist sie längst eine unentbehrliche Fundgrube der werthvollsten Nachweise geworden.

Das stetig wachsende Interesse an dieser bereits in 4200 Exemplaren Absatz findenden Zeitschrift giebt sich auch in der wachsenden Zahl ihrer Mitarbeiter und der zur Aufnahme eingesendten Abhandlungen kund, so dass die Redaction auf eine Erweiterung des Blattes bedacht sein musste. Zu diesem Zwecke ist die Einrichtung getroffen, von Zeit zu Zeit, in zwangloser Folge,

Ergänzungshefte

zur Zeitschrift zu veröffentlichen, denen zwar eine eben solche Ausbreitung wie die der Zeitschrift selbst zu wünschen, zu deren Abnahme jedoch kein Abonnent der letzteren verpflichtet ist. Genannte Ergänzungshefte sind vorzugsweise für die Aufnahme der grossen Monographieen bestimmt, wovon einige treffliche im Manuscript vorliegen und demnächst zur Veröffentlichung gelangen werden. So z. B. eine Geschichte und Statistik des Danziger Handels bis zum Jahre 1864; ferner: Nachrichten über die Lage der arbeitenden Klassen in den einzelnen Kreisen des preussischen Staats u. s. w. — Der Bogen dieser im Format der Zeitschrift erscheinenden Ergänzungshefte wird mit 2 Silbergroschen berechnet.

Bestellungen auf die Zeitschrift und die Ergänzungshefte nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (414)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 32.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 7. Auguſt **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die öſterreichiſche Politik, nach Julius Fröbel. Legalismus und Legitimismus. Die Trias-idee 498
Zeitſchrift für ſlaviſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft 501

Rußland.
Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens. I. Thomas W. Atkinſon 501

Polen.
Zoroaſter als Prophet der Polen 504

England.
Philippica gegen das Tabakrauchen . . . 507

Kleine literariſche Revue.
C. v. Winterfeld, Schleswig-Holſtein'ſcher Krieg 510
Die franzöſiſchen Proſaiſten des vierzehnten Jahrhunderts 510
Dorfgeſchichten aus der franzöſiſchen Schweiz 510
Der Palmbaum 511
Talmud-Ausgaben 511

Literariſcher Sprechſaal 511

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris erschienen:

About, E. Le progrès. 2me éd. 1 vol. in-18. br. 3 fr. 50 c.

Deslys, Ch. L'héritage de Charlemagne. 2 vol. in-18. br. 6 fr.

Faugere, M. P. Mémoires de Madame Roland, écrits durant sa captivité. Nouv. éd. revue et complétée. 2 vol. in-18. br. 7 fr.

Figuier, L. La terre et les mers, ou description physique du globe. 2me éd. revue et augm. 1 vol. gr. in-8. cart. 182 vignettes et 20 cartes de géographie physique. br. 10 fr. rel. 14 fr.

Legrelle, A. Holberg considéré comme imitateur de Molière. 1 vol. in-8. br. 6 fr.

De Mouy, Ch. Le roman d'un homme sérieux. 1 vol. in-18. broch. 3 fr.

Robert, A. Le combat de l'honneur. 1 vol. in-18. br. 3 fr. (426)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

South Kensington Museum.

Italian Sculpture of the Middle Ages and Period of the Revival of Art

A descriptive catalogue of the works forming the above section of the Museum, with additional illustrative notices.

By
J. C. Robinſon, F. S. A.
Text.
Octavo. Plates, Cloth. 2 Thlr. 15 Sgr.

Der zu diesem Werke gehörende
Atlas
erschien unter folgendem Titel:

A Series of fifty Photographs of Works in the above section of the Museum.

Selected and arranged
by **J. C. Robinſon,** F. S. A.
The Photographs executed by *C. Th. Thompson.* Gross-Folio. Half morocco. 42 Thlr.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (422)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

MACMILLAN'S MAGAZINE. Edited by *D. Masson.* Monatlich ein Heft en 1 Shilling.
Juli 1864.

The Hillyars and the Burtons. Chapt. XXXV —XL. — Corruption at Elections. By *F. D. Maurice.* — „Resurrecturis" A Poem, from the Polish of Sigismund Krasinski. — Dead Men whom I have Known; or Recollections of Three Cities. By the Editor: *Dr. Chalmers.* Part I. His Youth. — Palingenesis. By *Henry Wadsworth Longfellow.* — In Her Teens. — A Son of the Soil. Part VIII. — Nathaniel Hawthorne: By *Edward Dicey.* — The Last Days of Sönderborg.

Dieses Periodical ist in continentalem Debit der Buchhandlung Ludwig Denicke in Leipzig.

Bibliotheken und Freunde englischer Literatur wollen verlangen und prompter Gratiszusendung eens hande versichert sein: (423)

DENICKE'S MONTHLY LIST of NEW WORKS and NEW EDITIONS. Juli 1864.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist kürzlich erschienen:

Hanſſen (G.), Die Gehöferschaften (Erbgenossenschaften) im Regierungsbezirk Trier. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1863. gr. 4. geh. 8 Sgr. (427)

Darstellung einer anziehenden volkswirthschaftlichen Erscheinung.

Erſcheinungen der italieniſchen Literatur.

Anelli, L., Storia d'Italia dal 1814 al 1863. 4 Vol. 12. Milano. 12 l.

Aretino, P., Opere ordinate et annotate per Massimo Fabi, precedute da un discorso intorno alla vita dell' autore ed al suo secolo. 12. Milano. 4 l.

D'Azeglio, R., Ritratti di uomini illustri dipinti da illustri artefici, estratti dall' antica raccolta dei Reali di Savoja, con una biografia dell' autore per G. Briano. 12. Firenze. 3 l.

Bentivoglio, — Memorie del cardinal Guido Bentivoglio con correzioni e varianti dell' edizione d'Amsterdam del 1648, aggiuntevi cinquantotto lettere inedite tratte dall' archivio del cav. C. Morbio. 3 Vol. 16. Milano. 5 l. 50 c.

Brunengo, G., I primi papi-rè e l'ultimo dei rè longobardi. 8. Roma. 3 l.

Dalbono, C. T., Storia di Beatrice Cenci e de' suoi tempi, con documenti inediti. 12. Napoli. 5 l.

De Rosa, i Moriddu, scene della vita sarda. 2 Vol. 12. Parma. 6 l.

Levi, G., sulla teocrazia Mosaica; studio critico e storico. 12. Firenze. 2 l. 50 c.

Nel trecentesimo natalizio di Galileo in Pisa il 18 febbrajo 1864 Cinque lettere inedite di Galileo. — Lettere a Galileo. — Una particolarità ignota della vita di Galileo del prof. F. Selmi. — Pisa e la sua università ai tempi di Galileo del prof. F. Buonamici. — Saggio di concetti di Plauto e Terenzio, col volgar fiorentino da un manuscritto di Galileo. 8. Pisa. 1 l. 50 c.

Nobile, G., un mese a Napoli. Descrizione della città di Napoli e delle sue vicinanze divisa in XXX giornate. 3 Vol. 12. Napoli. 25 l.

— Pompei descritta ed illustrata, estratto dalla guida un mese a Napoli. Con 32 figure. 8. Napoli. 5 l.

Saraceno, F., Vita del cav. Pietro Derossi di Santa Rosa, con documenti inediti. 12. Torino. 2 l. (428)

Hermann Loescher in Turin.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die öſterreichiſche Politik, nach Julius Fröbel. *)

Legalismus und Legitimismus.

Die Triasidee.

Der zweite Band von Julius Fröbel's Theorie der Politik, der über die Thatſachen der Natur, der Geſchichte und der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen und Beweggründe der Politik handelt, liegt uns vor. Der Verfaſſer nennt ſeine Theorie der Politik das Ergebniß einer „erneuten Prüfung demokratiſcher Lehrmeinungen.“ Sein gegenwärtiger Standpunkt iſt hinlänglich bekannt, um uns den Schlüſſel zu gewähren, wie dieſe erneute Prüfung aufzufaſſen ſei. Die vorliegende Theorie der Politik, weit davon entfernt, ſich in der Weiſe der meiſten Demokraten in aprioriſtiſchen Konſtruktionen zu ergehen, hat ſich mit den Thatſachen abgefunden, wie ſie nun einmal im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate vorliegen, und auf dieſe Thatſachen iſt ſie gebaut; ſie iſt eine oratio pro domo, eine Schutzrede für das liberal wiedergeborene Oeſterreich, ſie ſucht die Grundlagen zu ermitteln, auf denen dieſer in mannigfacher Hinſicht krankende Staat ſeine Stellung in Europa und ebenſo ſehr in Deutſchland behaupten, vor Allem aber ſtärken und befeſtigen könnte. Es handelt ſich alſo hier vornehmlich darum, den ſpezifiſchen Auſtriacismus in möglichſten Einklang mit den allgemeinen Ideen zu bringen, welche die Zeit bewegen, z. B. die Nationalidee ſo weit zu mäßigen und abzuſchwächen, daß Čeche, Italiäner, Ungar u. ſ. w. in den Rahmen des neuen Centralſtaates paſſen, die deutſche Idee ſo weit in die Hand zu bekommen, daß Preußen unſchädlich und die Kleinſtaaten dem öſterreichiſchen Selbſterhaltungs-Intereſſe dienſtbar bleiben, die Legitimität ſo weit zu ſtärken und zu kräftigen, daß Oeſterreich, kraft derſelben, gegen Italien, Frankreich, Rußland u. ſ. w. einen Stein im Brett erhalten kann, endlich die demokratiſche Weltanſchauung nicht ganz fahren zu laſſen, um gegen Frankreich Fühlung zu behalten und nicht von der allgemeinen Strömung ausgeſchloſſen zu bleiben. Wir haben es alſo nicht mit einer allgemeinen Theorie der Politik zu thun, die unbeſtimmt in der Luft ſchwebt und etwa dem Königreiche Utopien angehören könnte, ſondern mit einer ſpezifiſch öſterreichiſchen, welche mit liberalen Elementen verquickt, die Perſpektive der kaiſerlichen Hafburg hat.

Wie raſch wir in unſerer Zeit leben, iſt uns bei Leſung dieſes Buches wieder recht aufgefallen. Offenbar iſt es unter Stimmungen, Eindrücken und Hoffnungen geſchrieben, welche dem berühmten Fürſtenkongreß von Frankfurt im vorigen Jahre vorangingen und folgten; vielleicht gehört es mit zu dem philoſophiſchen Unterbau, der einer erneuerten Herrſchaft Oeſterreichs in Deutſchland zur Grundlage zu dienen beſtimmt war. Seit jener Zeit iſt indeſſen ſchon wieder eine bedeutende Maſſe Waſſers die Donau hinuntergefloſſen, und die Perſpektive hat ſich ſo vollſtändig geändert, daß wir Mühe haben, uns in vielen der dort geäußerten Anſichten zurechtzufinden. Die öſterreichiſchen Staatsmänner dürften ſich ſeit jener Zeit überzeugt haben, daß eine bundesſtaatliche Mediatiſirung, reſp. Penſionirung, Preußens vermöge einer modifizirten Triasidee keineswegs ein ſo leichtes Werk ſei, als man ſich damals vorgeſtellt; ja die überraſchend ſchnelle Schwenkung, die ſie gemacht, die gegenwärtigen Konſtellationen zeigen, daß man in Oeſterreich die Sachen weit weniger ernſt nimmt, als es den Anſchein hat, daß man ſich mit allerlei Thatſachen abzufinden weiß, und eben das thut, was man nach dem herrſchenden Winde thun kann; im größten Maßſtabe extemporiren.

Ganz Europa experimentirt; überall ſind die Pfuſchkuren im größten Maßſtabe im Gange; der Vorrath von geſammelter Erfahrungsweisheit iſt ein ungeheurer, aber der Muth, den entſcheidenden Schritt zu thun, die Fähigkeit und das Selbſtvertrauen, etwas Durchgreifendes anzubahnen, äußerſt gering. Wir tadeln das auch gar nicht; denn der Grund dieſer Vorſicht, die es zu nichts Ernſtlichem kommen läßt, liegt in dem inſtinktmäßigen Bewußtſein, daß Großes auf dem Spiele ſteht, und daß, wenn einmal die Ereigniſſe im Fluſſe ſind, große Verrückungen der Machtverhältniſſe nicht ausbleiben können. Jeder thut daher gut, ſich ſeine Philoſophie zu machen und Rechenſchaft über das abzulegen, was er etwa zu hoffen oder zu fürchten, zu gewinnen oder zu verlieren haben dürfte.

Die Lage Oeſterreichs iſt gerade nicht die günſtigſte; es hat äußere Feinde und leidet an inneren Schäden; es hat verhältnißmäßig wenig zu hoffen, aber viel zu fürchten Wir können uns mit Hilfe unſeres Buches ziemlich in die gegenwärtige öſterreichiſche Perſpektive hineinleben.

Das dritte Buch, welches den Anfang des vorliegenden zweiten Bandes macht, handelt von den Thatſachen der Natur, der Geſchichte und der gegenwärtigen Weltlage als Bedingungen und Beweggründen der Politik, von der Ungleichheit unter den Menſchen, ihren Gränzen und Grundformen, der politiſchen Stellung des weiblichen Geſchlechts, der Geſchlechter und Lebensalter, der Racenunterſchiede, der Ungleichheit des Vermögens, der geſellſchaftlichen Stellung, der Civiliſation, der Ungleichheit der Macht als Urſprung des Staates.

Hier kommt der Verfaſſer auf die Begriffe des Legalismus und der Legitimität zu ſprechen, die er für ſein Syſtem zur Geltung zu bringen ſucht.

„Ungleichheit der Macht iſt der thatſächliche Urſprung des Staates und ſeiner Ordnung, ſowie die Grundbedingung aller Staatenverhältniſſe“ . . . . . . „Mit der Uebermacht konſtituirt ſich eine Gewalt, die wir — je nach ihrer ſittlichen Qualität — Herrſchaft, Obrigkeit, Regierung nennen, und unter der die Geſammtheit der Beherrſchten oder Unterthanen ſich als Volk ausbreitet.“ „Volk und Regierung zuſammen machen die organiſirte Machtgemeinſchaft aus, die wir eine Nation nennen, und welche mit dem geographiſchen Gebiete ihrer Machtvollkommenheit den Staat darſtellt.“ . . .

„Das Verhältniß von Macht und Recht iſt das von Thatſache und Prinzip. Der Fortſchritt von erſterer zu letzterem wird durch das ſittliche Bewußtſein bewirkt. Die bewußte Machtgemeinſchaft iſt eine Zweckgemeinſchaft, und die anerkannte Zweckgemeinſchaft iſt eine Rechtsgemeinſchaft. Aber die Durchdringung des Staates mit dem Rechtsgedanken, oder mit anderen Worten ſeine Legaliſirung, iſt ebendarum erſt ein Ergebniß ſeiner Bildungsgeſchichte, und der Rechtsgedanke kann alſo nie den Staat hervorbringen. Das thatſächliche Daſein des Staates iſt noch kein *legales*; aber es iſt mehr als das: es iſt ein *legitimes*. Durch das Recht *legaliſirt* ſich freilich der Staat, aber nur durch die Macht kann er ſich *legitimiren* . . . . *Legitim* iſt die Uebermacht, von welcher der Urſprung des Staates ausgeht, *legal* ſind nur die

*) Theorie der Politik, als Ergebniß einer erneuerten Prüfung demokratiſcher Lehrmeinungen. Von Jul. Fröbel. Zweiter Band. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1864.

Untermächte, welche durch dieſe Uebermacht geſchaffen werden oder unter ihrem Schutze zur Anerkennung gelangen."

„Die Unklarheiten über das Verhältniß, welches zwiſchen der Legalität und der Legitimität beſteht, haben in den Syſtemen und praktiſchen Richtungen der Politik viel Unheil geſtiftet. Legitimismus und Legalismus haben ſich einander als zwei ſich ausſchließende Prinzipien gegenübergeſtellt, während jeder Staat eine Sphäre der Legitimität und eine Sphäre der Legalität haben muß. Es handelt ſich darum, daß dies richtig verſtanden wird. Die Legaliſirung des Staates ſoll nicht alle legitimen Machtbildungen ausſchließen oder abſorbiren. Der Legalität gegenüber macht ſich die Legitimität praktiſch als Autonomie geltend. Legitim iſt, was ſein Recht aus der Macht der Thatſache, aus der Natur des Dinges ſelbſt ſchöpft, und eben dies iſt es, was wir im Gegenſatze gegen die Allgemeinheit des abgeleiteten Rechts Autonomie nennen. Die Autonomie einer Provinz, eines Standes, einer Familie gehört der Sphäre der Legitimität an." „Ein legaliſtiſcher Abſolutismus iſt der Freiheit ſo gefährlich wie ein legitimiſtiſcher. Wenn durch den Abſolutismus der Legalität alle autonomen Mächte im Staate abſorbirt oder vernichtet werden, muß mit der Macht die Kraft und mit der Kraft die Freiheit untergehen. Die, welche im Namen der Freiheit den äußerſten Folgewirkungen des Legalitätprinzipes das Wort reden, vergeſſen, daß ſelbſt die „Menſchenrechte," welche das Grunddogma der Demokratie bilden, nicht legal, wohl aber legitim ſind. Die Menſchenrechte ſind die unterſte Stufe der Autonomie." . . .

Mit anderen Worten: der Staat iſt weſentlich ein Produkt der Gewalt; als ſich ſelbſt behauptende Gewalt iſt er legitim; inſofern dieſes Produkt der Gewalt die Rechtsidee in ſich aufnimmt und ſich hierdurch veredelt (was beſtimmte Gränzen hat), wird der Staat ein legaler. Einen reinen Rechtsſtaat giebt es nicht, da der Staat nie ſeinen Urſprung durch die Gewalt, alſo durch ein Unrecht, verleugnen kann; vielmehr iſt die Durchführung eines ſolchen Rechtsſtaates abermals ein Akt der Gewalt, folglich des Unrechts, aber einmal durchgeführt, kann er auch legitim werden.

„Legitim iſt das fait accompli, ſobald es unbeſtreitbar geworden. Legitim iſt der Eroberer, ſobald er feſtſitzt. Legitim iſt der Fürſt aus eigner Kraft, welcher nicht der Klient eines Advokaten oder einer kabuliſtiſchen Diplomatie ſein darf." —

Danach iſt natürlich Napoleon III. der legitimſte Monarch Jung-Europas. Die alte öſterreichiſche, Metternich'ſche Legitimität, „die Erhaltung der reinen Thatſache, wie ſie iſt, gut oder ſchlecht, dumm oder geſcheidt," „das Prinzip der reinen Prinziploſigkeit, wird mit der neuen franzöſiſchen Legitimität vertauſcht und nachgewieſen, daß es Unrecht ſei, in Frankreich die verkörperte Revolution zu ſehen, daß vielmehr Napoleon I. und Napoleon III. ſich um die conſervativen Intereſſen große Verdienſte erworben haben." (S. 250.)

„Der franzöſiſche Imperialismus legitimirt ſich damit als eine weſentliche und nothwendige hiſtoriſche Bildung und iſt weit davon entfernt, die vorübergehende Monſtroſität zu ſein, für die er von einſeitigen und verblendeten Parteiurtheilen erklärt wird." . . . . „Das franzöſiſche Kaiſerthum iſt ein im Zuſammenhange der gegenwärtigen Weltverhältniſſe tief begründetes, politiſches Gebilde. Es mag vielleicht nochmals umgeſtürzt werden — es wird abermals neu entſtehen . . . . Eine franzöſiſche Republik von dauerndem Beſtande gehört zu den größten Unwahrſcheinlichkeiten der Weltgeſchichte. Nur eine Theilung Frankreichs, eine Vernichtung der franzöſiſchen Nation, könnte Frankreich ſeine Rolle (als erſte Kontinentalmacht und Erbin der Kaiſeridee) entreißen, und dieſe Rolle findet im Kaiſerthum den richtigen Ausdruck." —

Alſo das öſterreichiſche Kaiſerthum, das um ſeinen Principat gekommen und in die zweite Stelle gerückt iſt, paktirt mit dem als legitim anerkannten galliſchen Kaiſerthume und benutzt daſſelbe zur Behauptung ſeiner Stellung in Deutſchland. Um den gefährlichen Nebenbuhler Preußen, von dem Herr Fröbel mit ſichtlichem Unbehagen redet, möglichſt unſchädlich zu machen, wird die Triasidee ſtark befürwortet.

Welche Chancen der Verwirklichung die Triasidee unter den gegenwärtigen Verhältniſſen habe, können wir ruhig dahingeſtellt ſein laſſen; ſo viel wenigſtens ſteht feſt, daß Preußen, das damit aus Deutſchland in ähnlicher Weiſe exkludirt werden ſoll, wie es Oeſterreich bereits iſt, ſich mit Hand und Fuß dagegen wehren würde. Sie iſt das Ende der Weisheit, das caput mortuum, das nach fünfzigjährigem Schwärmen, Reden, Philoſophiren übrig geblieben, der Nagel zu Deutſchlands Sarge.

„Die Trias (ſagt Herr F.) iſt die Form, in welcher allein ſich die weſentlichen Intereſſen der deutſchen Parteien und der europäiſchen Mächte entweder vereinigen oder neutraliſiren (ja wohl) laſſen. Vor Allem iſt die Trias die einzige Form, in der ſich eine Regeneration Deutſchlands mit der franzöſiſchen (conſervativen?) Politik verträglich machen läßt, und wir haben gezeigt, daß hierauf ein beſonderer Werth zu legen iſt. Der gute Wille Frankreichs (ſo!) iſt unentbehrlich, um mit irgend einem Grade von Sicherheit des Erfolges die Löſung der deutſchen Frage zu unternehmen, und der gute Wille Frankreichs iſt dazu auch ausreichend. Die Trias aber iſt die einzige Löſung, bei welcher Deutſchland (weil es ſchwach und ungefährlich bliebe?) dieſes guten Willens ſicher (?) iſt. Die Einwendung, daß die engere Bundesgenoſſenſchaft der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten eine Wiederholung des Rheinbundes ſei, hat ſchlechterdings keinen Sinn. Der Rheinbund war an ſich eine durchaus naturgemäße (legitime?) Bildung, gegen welche nichts als ſeine Abhängigkeit von Frankreich einzuwenden war." . . .

„Eine richtige öſterreichiſche und preußiſche (?) Politik wäre es alſo, die Triasbildung zu befördern. Die Trias läßt Oeſterreich und Preußen (??) ungeſtört die Bahn ihrer naturgemäßen beſonderen Entwickelung gehen. Sie rettet das deutſche Mutterland vor dem widernatürlichen Schickſale, von ſeinen Kolonien erobert zu werden." . . .

Die naturgemäße beſondere Entwickelung, die Preußen nehmen könnte, möchten wir gern ſehen. Herr Fröbel ſcheint ganz vergeſſen zu haben, was er S. 124, 125 geſchrieben.

„Geſtalten, wie die der Republik Chili, des Staates Californien, des Königreichs Preußen, gehören zu den ungünſtigſten und würden, wenn nicht Chili durch ſeine Abgelegenheit, Californien aber und Preußen als Glieder größerer, föderativer Körper geſichert wären, durchaus unhaltbar ſein. Hat Preußen ein Recht, ſich als einen unabhängigen europäiſchen Staat hinzuſtellen (nach Herrn Fröbel's Erklärung von Legitimität vollkommen), ſo iſt auch die preußiſche Politik eine Abrundung oder Unterwerfung der dazu erforderlichen kleineren deutſchen Staaten gerechtfertigt." —

Wie klar, wie ſchön, wie vernünftig! Nun wird uns Herr Fröbel wohl zugeben, daß es unſtreitig keine richtige preußiſche Politik ſein würde, die Triasidee zu befördern, eine Idee, die weiter nichts heißt, als daß Preußen ſeine für Oeſterreich unbe-

Digitized by Google

queme Stellung an Bayern abtreten ſoll, weil dieſes bequemer iſt, einen allenfalls dienſtwilligen Vaſallen abzugeben, und zugleich den Zweck erfüllt, den preußiſchen Vergrößerungs-Gelüſten einen Gypsverband anzulegen, in welchem keine Verheilung ſeiner zwei getrennten Hälften möglich wäre.

Dafür, daß Bayern keinen abſorbirenden und aſſimilirenden Einfluß auf die kleineren Staaten übe, würde von Wien aus ſchon geſorgt und dem unſchädlichen Berlin zu dem Zwecke einiger Einfluß eingeräumt werden. Die Krähwinkelei innerhalb der Trias wäre dann für lange Zeiten gewährleiſtet; daſſelbe Stück, welches jetzt fünfzig Jahre geſpielt hat, könnte weitere fünfzig Jahre geſpielt werden, wenn nicht in der Zwiſchenzeit das Ausland, Ruſſe oder Franzoſe, das Einſehen hätte, dieſer Spottgeburt ein Ende zu machen.

Die Grundgedanken der öſterreichiſchen Politik ſind ſehr einfach und leicht zu verſtehen. Man irrt gewaltig, wenn man glaubt, daß der Sturz des Metternich'ſchen Syſtems (welches nur ſehr theilweiſe geſtürzt iſt) bedeutend viel geändert habe; weſentlich iſt die Sache dieſelbe geblieben, die Männer und Köpfe ſind andere. Die Idee der Legitimität, der Conſervation des Hergebrachten, ſo weit es für das Kaiſerhaus zuträglich iſt, hat Metternich überlebt und macht franzöſiſche Studien. Die Napoleone haben ſich um die conſervativen Intereſſen ſehr verdient gemacht; ſie haben den rebelliſchen Pöbel zuſammenkanonirt, die Bourgeoiſie matt geſetzt und eingeſchüchtert, der Welt ein Zwangsgeſetz aufgedrungen. — Schaun's, wie ſchön das paßt; das kann man in Wien auch brauchen; dafür kann man ſchon die Schaffung des Königreichs Italien und die Amputirung der Lombardei hingehen laſſen; die große Aehnlichkeit in der Finanzverwaltung, wie ſie in beiden Staaten beſteht, müßte dieſe Freundſchaft vollends zu einer intimen machen. Für Oeſterreich handelt es ſich darum, daß Frankreich die Idee der Unſchädlichkeit des triadiſchen Deutſchlands behält, daß dieſes ſich ſagen kann: „Die thun mir nichts, ces bons Allemands;“ daß ferner Oeſterreich den unbequemen Nebenbuhler lähme und in der Zwangsjacke halte. Preußen ſoll ſeiner „europäiſchen“ Machtſtellung entſagen, das Triasdeutſchland keine ſolche bekommen, folglich iſt bloß Oeſterreich mit ſeinen vorwiegend undeutſchen Intereſſen Großmacht und Deutſchland ſein bloßer Appendix; quod erat demonstrandum.

Hören wir, was Herr Fröbel, dem auf der anderen Seite auch Rußland ſchwere Sorge macht, in Bezug auf Polen und die polniſche Frage ſagt:

„Wenn auf dem blutgetränkten Boden Polens Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt ſein wird, werden Oeſterreich und Preußen zu europäiſchen Gränzländern geworden ſein. Nicht nur für ſich ſelbſt, auch für Europa iſt Polen verloren; es müßte denn einmal noch durch Oeſterreich und Preußen für Europa wieder erobert werden. Die polniſche Frage in ihrer allgemeinſten Bedeutung iſt eine oſteuropäiſche Gränzfrage. Mit der däniſchen gemeinſam, hat ihre Entſcheidung den wichtigſten Einfluß auf das Schickſal Deutſchlands. Eine Wiederherſtellung Polens würde einer Wiederherſtellung des deutſchen Reiches unter Oeſterreichs Führung vorausgegangen ſein. In ſeiner polniſchen Politik wurde Oeſterreich zuerſt dem Programm des Frankfurter Fürſtentages untreu. Dieſes Programm hatte nur einen Sinn, ſofern Oeſterreich im Vereine mit Frankreich und England die Wiederherſtellung Polens durchzuſetzen entſchloſſen war. Ein regenerirtes Deutſchland ſetzte ein regenerirtes Polen voraus, und nur mit einem wiederhergeſtellten Polen im Rücken Deutſchlands konnte Frankreich eine Erneuerung Deutſchlands zulaſſen. Das Programm des Frankfurter Fürſtentages aber, ohne Oeſterreichs Mitwirkung zur Wiederherſtellung Polens, war ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, eine Unmöglichkeit, welche nur durch die Gefahr Bedeutung erhält, die mit jedem unmöglichen Unternehmen verbunden iſt. Indem ſich Oeſterreich in der polniſchen Angelegenheit von einer aktiven, weſtmächtlichen Politik fern hielt und damit die weſtmächtliche Politik ſelbſt hinderte, aktiv aufzutreten, trat es thatſächlich auf die Seite des ruſſiſchen Intereſſes, traf wieder mit Preußen zuſammen, von dem es ſich durch die großdeutſche Politik getrennt ſah, und gab dem deutſchen Dualismus, der durch das Programm des Fürſtentages hatte beſeitigt werden ſollen, eine neue Grundlage. Durch die Haltung Oeſterreichs in der polniſchen Angelegenheit wurde eine, wenn auch vielleicht nur ganz vorübergehende Verſtändigung Oeſterreichs und Preußens auf der Baſis der Mainlinie vorbereitet. Die Wirkung iſt eine durchaus folgerichtige. Mit der Theilung Polens iſt der Riß entſchieden, welcher zwiſchen Oeſterreich und Preußen durch Deutſchland geht, und nur eine Wiederherſtellung Polens durch Oeſterreichs Zuſammengehen mit England und Frankreich hätte ihn heilen können. Indem Oeſterreich dieſes Zuſammengehen von ſich wies, verzichtete es auf die Heilung, und die Ausführung der Mainlinien-Politik wäre unvermeidlich geweſen, wenn nicht der Tod Friedrich's VII. von Dänemark plötzlich den deutſchen Mittelſtaaten die Möglichkeit gegeben, Stand zu halten und die Triaspolitik der Mainlinien-Politik entgegenzuſtellen. Die Triaspolitik aber, welche Vortheile ſie auch für Deutſchland, für Oeſterreich, für Frankreich (sic) haben mag, iſt hoffnungelos für Polen; es ſei denn, daß es von den Polen für einen Gewinn gehalten werden ſollte, dereinſt den ruſſiſchen Theil ihres Landes in den Beſitz Preußens oder Oeſterreichs übergehen zu ſehen. Dies iſt die einzige Ausſicht, welche aus einer deutſchen Dreiherrſchaft für Polen hervorgehen kann.“ —

Was das Zuſammengehen Oeſterreichs mit England und Frankreich zum Zwecke der Befreiung Polens betrifft, ſo haben wir gleich von Anfang nie an ſeinen Ernſt, geſchweige denn an die Möglichkeit eines Krieges zu Gunſten des unglücklichen Landes geglaubt. So tief konnte ſich der Kaiſerſtaat mit den ſeit 1859 liebreich gepflegten liberalen Ideen gar nicht einlaſſen, ohne ſeinen eigenen Beſtand zu gefährden. Polen befreien und herſtellen, iſt leicht geſagt; aber ganz abgeſehen davon, daß Oeſterreich den Hauptſchlag gegen Rußland hätte thun und auf ſich nehmen müſſen, was würde die ganz unausbleibliche Folge davon geweſen ſein? Tödtliche Feindſchaft mit Rußland, Entfeſſelung des Nationalitäts-Prinzips im Oſten und Südoſten Europas, als Gegendienſt die Befreiung Ungarns durch Rußland, vielleicht mit Hilfe des befreiten Polens.

Wir glauben nicht, daß durch eine Wiederherſtellung Polens, ſelbſt wenn dieſes Land, wie angenommen zu werden ſcheint, ſich unter die ſchützenden Fittige des öſterreichiſchen Doppeladlers begeben hätte, der Riß in Deutſchland geheilt, d. h. Preußen mediatiſirt worden wäre. Wie prekär die geographiſche Lage dieſes Staates ſein mag, wie wenig abgerundet ſein Gebiet und wie unſicher noch ſeine Stellung als europäiſche Großmacht ſein mag, ſo beſitzt er doch eine ungleich größere Kraft und Machtconcentration und ſtärkere Aſſimilationsfähigkeit, als namentlich Oeſterreich, und hat wiederholt bewieſen, daß er ein Faktor iſt, mit dem man rechnen muß. Die Geringſchätzigkeit, mit der man in Wien wieder von ihm zu ſprechen beliebt, iſt überdies keine natürliche, ſondern eine erkünſtelte. Wenn ſich Preußens Staatsmänner,

Digitized by Google

wie die öſterreichiſchen ohne Skrupel thun, einmal zu der Idee erhöben, rein europäiſche Großmachtspolitik zu treiben, und ausländiſche, namentlich franzöſiſche Gewogenheit zu erkaufen, um in Deutſchland auf Koſten Oeſterreichs vorzugehen, man würde in Wien wahrſcheinlich ſehr bald zur Ueberzeugung kommen, daß gewiſſe Verſuche, den alten deutſchen Reichsjammer wieder herzuſtellen, keine Ausſicht auf Erfolg mehr haben.

Wie die Dinge jetzt liegen, ſo kann man ſich kaum verhehlen, daß in Sachen Deutſchlands ein ernſtes Wort geſprochen werden wird. Die ſchleswig-holſteinſche Frage birgt bereits den Keim großer Veränderungen innerhalb des Bundes in ſich. Für Oeſterreich handelt es ſich darum, in dem neuen, von Dänemark losgetrennten Staate, ein neues Bundesglied zu ſchaffen, das die Aufgabe übernimmt, ſeinen Anhang zu verſtärken und Preußen von Norden her zu hemmen und zu behindern; für Preußen handelt es ſich darum, zum Meere vorzudringen und den neuen Staat mit ſeiner günſtigen Lage ſo weit in die Hand zu bekommen, daß er den dringenden maritimen Intereſſen Deutſchlands nutzbar werden kann.

Wie dieſer ſchon ſichtbare Konflikt ausgefochten werden wird, auf dem Wege der gewöhnlichen Bundesintrigue, oder, was Gott verhüten wolle, auf gewaltſamem Wege, das liegt im Schooße der Zukunft.

Zeitſchrift für ſlaviſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft. *)

Die Waffen ruhen, mit welchen wiederum eine Zeit lang zwei ſlaviſche Völkerſchaften in bedauernswerthem Haſſe ſich zerfleiſchten, und des Friedens ſegensreiche Tage ſcheinen auch ihnen wieder zurückgekehrt zu ſein. Es iſt daher an der Zeit, daß ſolche Unternehmungen, wie die bereits früher in anderer Form erſchienene lauſitziſche „Zeitſchrift für ſlaviſche Literatur,“ die nicht von einem aggreſſiven panſlaviſtiſchen, ſondern von einem völkerverſtehenden und vergleichenden, deutſchen Standpunkte die verſchiedenartigen literariſchen, wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Leiſtungen der Slaven auffaßt und darſtellt, wieder aufgenommen und in der alten, ebenſo anerkennenden wie anerkannten Weiſe fortgeſetzt werden. Es ſoll von dieſer Zeitſchrift fortan regelmäßig in je ſechs Wochen ein Heft von 5—6 Bogen erſcheinen, und ſechs Hefte werden einen Band oder Jahrgang bilden. In dem vorliegenden Hefte befinden ſich zehn Artikel, die ſich über faſt alle Zweige der großen ſlaviſchen Völkerfamilie verbreiten. Neben einem hiſtoriſchen Aufſatze über die alten glagolitiſchen Schrift-Denkmale finden ſich politiſch-literariſche Excurſe über „Bosnien zu Anfang des Jahres 1858“ (von A. Hilferding) und über die neuen Anfänge der alten bulgariſchen Literatur. In beiden Artikeln findet der unglückſelige Einfluß der türkiſchen Herrſchaft auf die Kultur-Zuſtände der Slaven beredte Schilderung. Die Bosnier ſind bekanntlich zum Theil zum Muhammedanismus übergetreten; gleichwohl haben ſie die ſerbiſche National-Poeſie noch mit ihren chriſtlichen Stammesgenoſſen gemein, wenn auch zuweilen türkiſche Wörter, mit denen ſie gern prahlen, der Schönheit ihrer urſprünglichen Sprache Eintrag thun. Die muhammedaniſchen Bosnier ſind übrigens jetzt eben ſolche Feinde der osmaniſchen Unterdrücker ihres Landes, wie die chriſtlichen. (Wir haben früher im „Magazin“ ſelbſt nach dieſer Darſtellung Hilferding's einen Artikel über die Bosnier geliefert.) In Bulgarien waren es von der Zeit der Eroberung Konſtantinopels bis zum Jahre 1830 die Griechen (Fanarioten), welche, als Werkzeuge der Unterdrückung, noch viel ärger gegen die Kulturzuſtände der Slaven wütheten, als die Osmanen ſelbſt. Seit dem Krim-Kriege ſcheint auch dort eine Zeit der Wiedergeburt und der Erlöſung eingetreten zu ſein, beſonders nachdem ſich die bulgariſche Kirche von der Herrſchaft der griechiſchen Popen vollends emancipirt hat. Auf dem Felde der Literatur ſind allerdings erſt ſchwache Anfänge wahrzunehmen, doch verſprechen dieſe mit der Zeit ſich zu einer erfreulichen Blüthe zu entfalten. Die türkiſche Regierung iſt freilich noch immer ſehr mißtrauiſch, und ſo iſt eine ſeit dem 1. Januar 1864 in Bukareſt gegründete bulgariſche Zeitung, „die Zukunft“ (Budustnost), „bei Todesſtrafe“ von ihr verboten worden; doch — das Signal iſt einmal gegeben, und der Geiſt der Zeit drängt vorwärts. Nicht minder erfreulich iſt, was in der vorliegenden Zeitſchrift über kroatiſche Literatur von V. Jagić mitgetheilt wird, der im Vereine mit Dr. Racki und J. Torbar in Agram eine tüchtige „Zeitſchrift für kroatiſche und ſerbiſche Sprache und Geſchichte, ſowie für Naturwiſſenſchaft,“ in kroatiſch-ſerbiſcher Sprache herausgiebt. — Schließlich bemerken wir, daß jedes Heft der lauſitziſchen Zeitſchrift unter der Ueberſchrift „Sbornik“ eine Auswahl von guten ſlaviſchen Dichtungen in zwei ſlaviſchen Sprachen mit deutſcher Uebertragung, ſowie eine bibliographiſche Ueberſicht aller Novitäten in ruſſiſcher, polniſcher, čechiſcher, ſüdlich-ſerbiſcher und lauſitziſch-ſerbiſcher Sprache mittheilt.

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.

I.

Thomas W. Atkinſon.

Wer den Glauben an die bibliſche Miſſion Adams bewahrt hat, zweiter Schöpfer des Menſchengeſchlechts zu ſein, der wird ihm auch das Verdienſt zuſchreiben müſſen, die erſten Entdeckungsreiſen gemacht und ſeinen Nachkommen die Neigung zum Reiſen, zum „in die Ferne ſchweifen“ in das Herz gelegt zu haben. Adams erſte Reiſe, diejenige aus dem Paradieſe in das wüſte Land, wo er im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot eſſen mußte, war freilich eine unfreiwillige Auswanderung, zu welcher ihm der Engel mit dem flammenden Schwerte den Conſens überreichte. Aber ſchon dieſe erſte Reiſe genügte, um in dem ganzen nachfolgenden Geſchlechte den Wandertrieb für immer hervorzurufen.

Ein literariſches Unternehmen, auf den Wandertrieb des Menſchen geſtützt, wird, verſtändig angefaßt, immer glückliche Erfolge haben. Solche Erfolge prophezeien wir denn auch Herrn Hermann Wagner für ſein „Buch der Reiſen und Entdeckungen,“ ein Werk, welches in dieſen Blättern ſchon mehrfach erwähnt iſt.

Der ſoeben ausgegebene ſiebente Band dieſer Reiſebibliothek führt den Leſer in die Steppen und Hochgebirge Aſiens,*) in jene Gegenden, welche in Europa noch immer als bloße Verbrecher-Colonie Rußlands, als lebendiges Grab der Verbannten, als der

*) „Zeitſchrift für ſlaviſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft.“ Verantwortlicher Redacteur: J. E. Schmaler. Zweiter Band, erſtes Heft. Bautzen, Schmaler und Pech, 1864.

*) Illuſtrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Aſien II. Reiſen in den Steppen und Hochgebirgen Central-Aſiens. Leipzig, Otto Spamer, 1864.

Digitized by Google

Inbegriff aller Unwirthlichkeit und Barbarei, kurz, um ein geläufiges Wort Hamlet's frei zu benutzen, als das Land angeſehen wird, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Das Buch der Reiſen giebt ein ganz anderes Bild, und es iſt kein geringes Verdienſt, daß daſſelbe durch wahrheitsgetreue Schilderungen und durch Zuſammenſtellung der neueſten Forſchungen die irrenden Anſichten über einen weſentlichen Theil unſerer Erde zu berichtigen ſucht. Ja, das beſſere Wiſſen über Central-Aſien iſt für denjenigen geradezu unentbehrlich, der die aſiatiſche Politik Rußlands nur einigermaßen würdigen will und in der Erweiterung ſeiner ſüdlichen und öſtlichen Gränzen in Aſien etwas Anderes ſieht, als bloße gierige Verſchluckung zwar ungeheurer, aber ſcheinbar nutzloſer Landſtriche.

Getreu dem Programm des ganzen Unternehmens, bietet der vorliegende Band als Einleitung eine Ueberſicht des geſammten aſiatiſch-ruſſiſchen Reiches, von der kundigen Hand Anton von Etzels entworfen. Das Buch iſt vorzugsweiſe für deutſche Leſer geſchrieben, und die Bedeutung des aſiatiſchen Rußlands für Deutſchland iſt darin mit Recht betont. Einem allgemeinen Ueberblicke über die phyſiſchen Verhältniſſe folgen Naturgemälde Nord- und Mittelaſiens; das Pflanzen- und Thierreich, ſoweit es erforſcht iſt, entwickelt ſich vor dem Leſer, der über die Mannigfaltigkeit, insbeſondere der Fauna, erſtaunen muß. Sodann paſſiren die Völker Sibiriens und der Steppenländer die Revue: Tataren, Turalinzen, Barabinzen, Mongolen, Bucharen, Wugolen, Jäken, Kalmücken, Oelotſen, Samojeden, Jakuten, Tunguſen, Tſchuktſchen, Buräten und wie die Mitglieder der großen Völker-Menagerie Rußlands ſonſt noch heißen. Ein beſonderer Abſchnitt iſt den Amurländern und ihren Bewohnern gewidmet, aus Anlaß der Wichtigkeit, welche dieſes Gebiet unter der ruſſiſchen Regierung erlangt hat, und welche weit über Aſien hinaus auch nach Amerika und Europa hinübergreift. Den Schluß der Einleitung bildet die Geſchichte der politiſchen und wiſſenſchaftlichen Eroberung Nordaſiens und der Amurländer.

Die Reiſen in das mittlere Aſien ſind noch nicht modern geworden; unſere Touriſten glauben dort zu wenig Comfort und pikante Abenteuer, unſere Maler zu geringe Süjets für ihre Staffelei zu finden; ſelbſt die Wiſſenſchaft, nicht immer völlig unabhängig von den Strömungen der Mode, inklinirt neuerdings mehr für Afrika, als für Aſien. Mit Unrecht! Von Marco Polo an, dieſem kühnen Touriſten, Schriftſteller und Diplomaten in Einer Perſon, bis auf die jüngſten ruſſiſchen Gelehrten, welche die Regierung des Zaren unausgeſetzt in die Länder ihrer Wünſche entſendet, hat noch jeder Reiſende eine reiche Ausbeute ſeiner Forſchung aus Aſien davongetragen; jeder bekundet, daß Central-Aſien allenfalls kulturfähig iſt und ebenſo den Maler wie den Natur- und Völker-Forſcher zu befriedigen weiß, und Alexander von Humboldt muß ſeine geheimen Gründe gehabt haben, als er dem bekannten Maler und Reiſenden W. Heine von einer projektirten Reiſe durch Mittel-Aſien abrieth, angeblich weil Heine als Maler dort nur auf geringe Ausbeute zu rechnen haben würde.

Unſer Buch der Reiſen ſtützt ſich bei der Schilderung Aſiens auf die Forſchungen von R. Ludwig, Ledebur, Erman, Middendorf, Kaiſerling, Kruſenſtern, Semenov und anderen Reiſenden, im erſten Bande des vorliegenden Theiles aber vorzüglich auf die Darſtellungen, welche der unerſchrockene Engländer Atkinſon mit Pinſel und Feder entworfen, und welche ſeine nicht minder kühne Frau ergänzt und vervollſtändigt hat. Zahlreiche Abbildungen, zum Theil nach R. Ludwig, zum Theil nach Atkinſon ſelbſt, gehören mit zu dem Beſten, was bisher im Holzſchnitt geleiſtet worden.

Atkinſon, dieſen modernen Marco Polo, kennen zu lernen, wird für manchen Leſer dieſer Blätter von Intereſſe ſein, und ich darf daher das, was in dem Buche der Reiſen über ihn geſagt iſt, hier wiedergeben, zumal ſeine Lebensgeſchichte mit Aſien eng verflochten iſt.

Thomas W. Atkinſon war eine jener kräftigen, intereſſanten Naturen, die man in England als einen „ſelbſtgemachten Mann" bezeichnet. Schon als Knabe von acht Jahren verlor er ſeine Eltern und mußte von dieſer Zeit an, da ſie ihm kein Vermögen hinterlaſſen hatten, ſich durch eigene Kräfte weiterhelfen. Er lernte indeß etwas Tüchtiges, bildete ſich nachmals zum Architekten aus und erbaute unter Anderem in Mancheſter eine Kirche. Eine beſondere Geſchicklichkeit erwarb er ſich im Entwerfen und Ausführen von Aquarellen, vorzüglich von Landſchaftsbildern.

Außer ſeinen eigentlichen Fachſtudien eignete er ſich aber auch äußerlich alle jene angenehmen Manieren an, durch welche er ſelbſt in den feinſten Zirkeln der Geſellſchaft wohlgelitten ward. Von Geſtalt hager, gewandt und ſehnig, trug ſein Auftreten das Gepräge eines vollendeten Gentleman alten, guten Geſchlechtes. Seine auffallend ſanfte Gemüthsart ſpiegelte ſich in ſeinem gutmüthigen Geſicht, und ſein Auge verrieth einen Zug von Poeſie, der ſich auch in ſeiner Unterhaltung und ſeinen Schriften wiederſpiegelt. Dazu geſellte ſich aber auch jene Zähigkeit des Willens, die das einmal geſteckte Ziel trotz aller Schwierigkeiten beharrlich verfolgt, jene Energie, welche einem echten Sohne Albions zukommt. Mit einem Handgelenk wie ein Fels, ſicher im Kernſchuß und völlig ſattelfeſt, war er gleichzeitig gerüſtet, phyſiſchen Hinderniſſen erfolgreich entgegenzutreten, und ſeine Beleſenheit in den Klaſſikern, ſeine Gabe, angenehm zu unterhalten, machten ihn bei dem reichen Schatze von Erfahrungen, der ihm in ſpäteren Jahren zu Gebote ſtand, zum geſuchten Geſellſchafter. Er war nicht nur ein großer Freund von Muſik, ſondern blies auch ſelbſt gewandt die Flöte. Ein zweiter Orpheus, durchzog er mit ſeinem Lieblings-Inſtrumente die Wildniß und übte durch daſſelbe eine eigenthümliche Macht über die rohen Kinder der Natur, mit denen er in Berührung kam, wie er andererſeits bei den Abendkränzchen der nordiſchen Nobleſſe hierdurch mit zum gern geſehenen Gaſte ward.

In Bezug auf ſeine ausgedehnten Reiſen in Aſien erzählt Atkinſon, daß er durch eine zufällige Bemerkung A. von Humboldt's auf die landſchaftlichen, geographiſchen, naturhiſtoriſchen und ethnographiſchen Schätze aufmerkſam geworden ſei, welche das Innere von Aſien noch unerſchloſſen berge. Der berühmte Naturforſcher war bekanntlich in Begleitung Ehrenberg's und Erman's bis zum Altai vorgedrungen und hatte durch Erkundigungen von den ruſſiſchen Bergbeamten und den Kaufleuten, welche mit den Karavanen die Steppen im Süden der ruſſiſchen Gränze durchzogen, mancherlei Intereſſantes auch über die Gegenden erfahren, die er nicht mit eigenen Augen geſehen. Hierdurch war Atkinſon auf den Gedanken gekommen, ſich eine eingehendere Erforſchung jener Gegenden als Aufgabe zu ſtellen, trotzdem er nicht über ein anſehnliches Privatvermögen zu gebieten hatte. Er hat ſich, wie es ſcheint, größtentheils durch den Ertrag ſeines Malerpinſels durchgeholfen. In der Steppe mußte die Büchſe die Küche verſorgen, und die bekannte Gaſtfreundſchaft der ruſſiſchen Beamten in den abgelegenen Berg- und Hüttendiſtrikten mag das Uebrige gethan haben.

Digitized by Google

Nachdem er 1847 allein einen Streifzug von Petersburg aus über Moſkau und Jekaterinburg nach dem Ural und dem Altai gemacht und ſeine Mappe mit zahlreichen Skizzen bereichert hatte, die er wahrſcheinlich verwerthete, kehrte er nach Petersburg zurück und verheiratete ſich mit einer Engländerin, welche acht Jahre in dem Hauſe des Generals Murawiew in Petersburg die Erziehung der Tochter des Generals geleitet hatte. Sie ſcheint eine ganz ähnliche Natur geweſen zu ſein, wie er ſelbſt, von früh an gewöhnt, ſich in alle Lagen des Lebens zu ſchicken, und mit der ſeltenen Fähigkeit begabt, ſelbſt mißlichen und drückenden Situationen die angenehme Seite abzugewinnen. Dabei war ſie körperlich abgehärtet, paſſionirte Waſſertrinkerin und eine ſolche Verehrerin von kalten Bädern, daß ſie ſich nicht ſcheute, ſelbſt das Eis aufhauen zu laſſen, um ſich — zu ſtärken. Sie ritt, trotz ihrem Manne, ebenſo ſicher zu Roß, wie auf dem Kameele; ja, ſie erzählt in einem Briefe an eine Freundin, daß ſie ſogar gelernt habe, auf Kirgiſen zu reiten — bei einer Flußpaſſage nämlich, bei welcher Gelegenheit ein Sohn der Steppe die Lady dienſtfertig auf dem Rücken hinübertrug. Sie verſtand ferner mit gleichem Geſchick die Küche und die Speiſekammer zu verſorgen, wie ſie eigenhändig die Garderobe im Stande hielt. Durch ihre Virtuoſität in der Führung der Nadel und Scheere erſchien ſie, trotz ihrem geringen Körpergewicht und ihrer ſchmächtigen Statur, ſelbſt den Kirgiſen-Fürſten als ein Juwel von Frauenzimmer, und einer derſelben bot ihrem Ehegeſpons eine namhafte Anzahl Rindvieh als Aequivalent, wenn er ſie ihm käuflich überlaſſen wollte. Obgleich Atkinſon gelegentlich kauſtiſch genug bemerkt: die Engländer könnten von den Kirgiſen in Bezug auf die Behandlung der Frauen gar mancherlei lernen, ſo fand er ſich doch bewogen, jenes Anerbieten abzulehnen.

Herr und Frau Atkinſon verließen im Februar 1848 Petersburg und kamen im März bereits in Tomsk an. Nachdem ſie gemeinſchaftlich den Altin-Kul (Goldnen See) im Altai beſucht, durchzogen ſie die Kirgiſenſteppe und gelangten bis Kopal, am Fuße des Alatau, damals dem äußerſten ruſſiſchen Vorpoſten nach Süden. Hier ward die Familie durch die Geburt eines Söhnchens vermehrt, das die erfreuten Eltern nach dem Gebirge „Alatau" und nach einem daſelbſt befindlichen ſchönen Quell „Tamſchibulak" tauften. Das reiſende Paar ward von den Bergkirgiſen in Folge dieſes Ereigniſſes allgemein angeſtaunt. Die Nomaden hatten Beide für ein Paar Brüder und die Lady für einen jungen Mann gehalten und meinten, Allah habe ein ganz unerhörtes Wunder geſchehen laſſen, daß er zwei Männer mit Familie geſegnet. Durch dieſe Veränderung des Hausſtandes waren die beiden Atkinſon aber gezwungen, gegen ihre urſprüngliche Abſicht den ganzen Winter über in Kopal zu bleiben, das ſich noch in den erſten Anfängen ſeines Entſtehens befand und an Einfachheit aller Verhältniſſe ſelbſt die Niederlaſſungen der Hinterwäldler im „fernen Weſten" weit übertrifft. Im Sommer 1849 beſuchte die Malerfamilie die benachbarten Gebirge: den Karatau, Alatau, Actau und Muſtau, und erreichte Anfangs September wieder den Bergdiſtrikt am Altai, wo ſie in Smeinogorsk gaſtfreie Aufnahme fanden. Nachdem ſie hier und in Barnaul bis zum Juni des folgenden Jahres gelebt, brachen Beide auf zu einer Partie nach dem Jeniſey und machten in den Jahren 1850 und 51 von Irkutsk aus Touren in das Sajangebirge und bis zu dem chineſiſchen Gränzort Maimatſchin. Im Jahre 1852 ward die Rückreiſe von Irkutsk nach Barnaul angetreten, 1853 von hier nach dem Ural, und am 24. Dezember dieſes Jahres kamen Beide wieder in St. Petersburg an. Atkinſon berechnet, daß er während ſeiner ſiebenjährigen Reiſen in Rußland 59,400 Werſt oder 8,500 deutſche Meilen zurückgelegt habe.

Die Reiſemühſale und das Alter machten bei Atkinſon aber ſich geltend, und als er in England im Sommer 1860 ſich durch einen unglücklichen Fall verletzte, bedurfte er eine geraume Zeit, ehe er ſich wieder erholte. Er beſuchte zu dieſem Zwecke das Seebad Lower-Walmer (Kent). Seine Kräfte nahmen trotzdem mehr und mehr ab und am 13. Auguſt des folgenden Jahres verſchied er ſo ruhig, als ſei er eingeſchlafen, in einem Alter von 62 Jahren.

Atkinſon hatte ſeine Reiſe-Erlebniſſe in zwei mit zahlreichen Abbildungen geſchmückten Bänden veröffentlicht; nach ſeinem Tode gab die Witwe ihre Reiſe-Erinnerungen ebenfalls in einem beſonderen Bande heraus. Während Atkinſon vorzugsweiſe als Maler und Naturfreund die landſchaftlichen Scenerien ſchildert, erzählt Miß Atkinſon in liebenswürdigſter Weiſe eine Menge jener kleinen Erlebniſſe des täglichen Lebens, durch welche das Geſammtbild der Reiſe gleich einem Stereoſkopbilde plaſtiſch wird. Wenn man das vorgerückte Alter des biederen Malers, ſeine zunehmende Kränklichkeit und die damit verbundenen mißlichen Verhältniſſe bedenkt, ſo kann man nicht umhin, den Mann zu bewundern, der, nachdem er eine Reihe von Jahren alle Unbilden der Steppe und des wilden Verglebens durchgemacht, der bei den Koſaken auf einſamen Wachtpoſten, bei den Jägern in bärenreichem Waldgrund und bei den Hirtenſtämmen der Wüſte ſich heimiſch fühlen gelernt hat, als alter Herr noch Ausdauer und Kraft zu umfangreichen literariſchen Arbeiten beſitzt, welche durch die Poeſie ihrer Schilderungen noch die Begeiſterung und Jugendfriſche wiederſpiegeln, unter deren Einfluß die Reiſe angetreten ward. Merkwürdigerweiſe erwähnt Atkinſon ſeiner Gattin in ſeinem Werke niemals, während ſie doch faſt überallhin ſeine treue Begleiterin geweſen. Dieſer ſeltſame Umſtand läßt ſich nur durch die Abſicht Atkinſon's erklären, ſeiner Gattin für ihre Darſtellungen die unbeſchränkteſte Selbſtändigkeit zu laſſen und ſo die Theilnahme für ihre Reiſe-Erinnerungen in keiner Weiſe zu ſchmälern.

Die zerſtreuten Mittheilungen aus beiden Werken des Malers und die Erzählungen ſeiner Gattin hat Herman Wagner in ſeinem Buche der Reiſen zu einem Geſammtbilde des aſiatiſchen Rußlands und der Kirgiſenſteppen verſchmolzen, welchem da, wo Mittheilungen anderer tüchtiger Reiſenden vorlagen, auch dieſe noch einverleibt ſind. In der That ſind hier ſowohl die großartigen Naturſchönheiten der Hochgebirge und die ermüdenden aber durch ihre ungeheuren Ausdehnungen und durch ihre Einförmigkeit gleichwohl imponirenden Steppen mit gewandter, eindringlicher Feder gewürdigt, und die natürlichen Anlagen und Anſchauungen, die Sitten und häuslichen Zuſtände der Ruſſen wie der Eingeborenen in gemüthlicher, oft recht heiterer Weiſe geſchildert. Es iſt ein Bild voll Leben und Bewegung. Gleichſam dramatiſch ſind die Gegenſätze an einander gereiht, ſpannend und anregend die perſönlichen Erlebniſſe der Reiſenden, welche an Abenteuerlichkeit oft die Phantaſiegeburten arabiſcher Märchen-Dichter weit hinter ſich laſſen, eingeflochten und klar genug für den denkenden Leſer das Streben der ruſſiſchen Regierung, die Kultur des Weſtens mit den natürlichen Reichthümern ihrer aſiatiſchen Beſitzungen zu verbinden, hervorgehoben.

Digitized by Google

Polen.

Zoroaſter als Prophet der Polen.*)

Das von uns hier näher zu beſprechende Buch, eine neue und ſogar, wie es auf dem Titel heißt „verbeſſerte“ Ueberſetzung der Schriften Zoroaſter's, erregte in uns eine lebhafte Neugierde, und wir machten uns ſofort daran, uns über den Werth oder Unwerth deſſelben ins Klare zu ſetzen.

Was Herrn Dr. Pietraſzewski, den Verfaſſer dieſer angeblichen Ueberſetzung betrifft, der ein perſiſches Motto auf den Titel ſeines Buches ſetzt, der, wie eine Anmerkung unter dem Texte verräth, ſelbſt Perſien beſucht hat und Ritter des (perſiſchen) Löwen- und Sonnen-Ordens iſt, ſo gehen wir wohl kaum fehl, wenn wir ihn für identiſch mit dem Dollmetſcher halten, der vor einigen Jahren einer bekannten Geſandſchaft nach Perſien attachirt war. Von einem ſolchen Manne können wir es glaubhaft finden, daß er ſich auch mit dem Studium des Altperſiſchen, der zoroaſtriſchen Schriften u. ſ. w. befaßt hat.

In der That giebt derſelbe in der Vorrede an, daß er ſich ſeit länger als zwanzig Jahren mit dem Studium der Zendſprache (bekanntlich nicht ſo ſchlechthin Eine) befaßt habe: „Tage und Nächte habe ich jedem Worte nachgeforſcht, um es richtig zu erklären, die meiſten orientaliſchen Sprachen zur Hülfe genommen; beſonders aber iſt es mir durch Kenntniß ſlaviſcher Dialekte gelungen, eine wort- und ſinngetreue Ueberſetzung zu liefern. Hier wiederhole ich die Behauptung: daß ohne Kenntniß der polniſchen Sprache, wie überhaupt aller ſlaviſchen Dialekte, eine richtige Ueberſetzung durchaus unmöglich iſt.“

Freilich iſt die Philologie der von Herrn Pietraſzewski entdeckten Zendſprache (Altbaktriſch, Pehlvi, Huſchwareſch ſcheinen für ihn in ihrer Sondierung nicht zu exiſtiren) ziemlich auffallend und gewährt gerechtes Bedenken.

Er giebt ſeiner deutſchen Ueberſetzung den Titel: „Zen-dawasta“ „das Leben-Gebende.“ „Wollte ich dieſelbe „Avesta“ betiteln, ich würde die Laien betrügen, denn es iſt nur ein halbes Wort ohne Sinn und Bedeutung.“

Was ſagen nun wohl die Herren Spiegel, Laſſen und andere Gelehrte dazu, die behauptet haben, „Zend-Avesta“ ſei eigentlich unrichtig, und müſſe heißen Avesta (die Urſchrift) und Zend die Erläuterung, der Kommentar?

Daß „speontoy“ (ſo ohne nähere Angaben ſtatt çpenta heilig) und das polniſche święty heilig u. ſ. w. alte Sprachverwandtſchaft zeigen, iſt keine neue Entdeckung des Herrn Pietraſzewski, daß aber „mithroy“ mithro (Mithras?) in deutſcher Sprache geblieben (wie auch gathwo!! Gatte) und „Meiſter“ bedeute, klingt im Munde eines ſo bedeutenden Gelehrten verwunderlich. Als nur mäßig ſattelfeſter Etymologe und Sprachforſcher mußte er wiſſen, daß „Meiſter“ kein urſprünglich deutſches Wort, ſondern aus dem lateiniſchen magister entſtanden iſt.

Doch auf das, was Windiſchmann, Laſſen, Spiegel, Haug, ja ſelbſt Bournouf und noch früher Anquetil du Perron, der die Zendſchriften aus Aſien brachte, von Zoroaſter, alt-ariſcher Religion und Sprache zu wiſſen behaupten und lehren, kömmt es hier nicht an. In der Zeit der Saſſaniden iſt nämlich die Zendſprache in vollkommenen Verfall gerathen und „es war aus mißverſtandenen einzelnen Worten eine Mythologie gebildet, mit welchem Irrthum die neueren Gelehrten Europas ſich vergebens abmühen.“

„Sie häufen Irrthum (heißt es weiter) auf Irrthum, und eben weil eine Täuſchung das Fundament iſt, auf welches ſie bauen, wird ihr Bau in ſich zuſammenſtürzen; deſſen bin ich in meiner Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit meiner Behauptungen (wir werden ſehen, ob das wahr iſt) gewiß, obgleich ich mich weder mit den Gelehrten an Weisheit meſſen, noch mit ihnen ſtreiten werde, denn „Ich überſetze nur.“

Gut! Herr Pietraſzewski überſetzt? Glücklicherweiſe haben wir die neueſte Arbeit, die Zoroaſtriſchen Studien von Fr. Windiſchmann, zur Hand — wir können einen Vergleich anſtellen, und zwar an dem zweiten Kapitel (Fargard).

Windiſchmann.

1. Es fragte Zarathuſtra den Ahura-Mazda: Ahura-Mazda: heiligſter Geiſt, Schöpfer der bekörperten Irdiſchen, reiner! Wem zuerſt von den Menſchen haſt Du, o Ahura-Mazda außer mir dem Zarathuſtra, geredet, wem haſt Du gezeigt die ahuriſche, zarathuſtriſche Lehre?

2. Hierauf ſprach Ahura-Mazda: Mit Yima, dem ſchönen, mit guten Schaaren, o reiner Zarathuſtra; ihm zuerſt von den Menſchen habe ich geredet, ich der ich Ahura-Mazda bin, außer Dir, dem Zarathuſtra; ihm habe ich gezeigt die ahuriſche zarathuſtriſche Lehre.

3. Da ſprach ich zu ihm, ich Ahura-Mazda: Sei mir Yima, ſchöner Sohn des Vivanhao, Verkünder und Träger der Lehre. Hierauf antwortete mir der ſchöne Yima, o Zarathuſtra: Ich bin nicht tauglich und nicht unterrichtet zum Verkünder und Träger der Lehre.

Pietraſzewski.

1. Zoroaſter betet zu Gott: Herr und Schöpfer! der Du nur im Geiſt erfaßt werden kannſt — der Du die Menſchheit wie eine hoffnungsvolle Saat erſchaffen haſt — deren Beſtimmung es iſt, immer tugendhaft d. h. ohne Sünde zu ſein.

2. Wem iſt es vor mir gelungen, mit Dir, der Du ein Geiſt biſt, zu ſprechen?

3. Haſt Du einen andern außer mir, dem Zoroaſter, den Geiſt gegeben, deine Geſetze den Menſchen zu lehren, welche ich, Zoroaſter, als Dein Prophet verkündige?

4. Hierauf antwortete der allmächtige Gott: Dem tugendhaften und vom Geiſt Gottes beſeelten Ima (poln. ausgeſprochen Jima) — o du frommer Zoroaſter!

5. Er war der erſte von den Menſchen, mit welchem ich geſprochen habe — Ich — der Schöpfer der Welt!

6. Andere Geſetze, als die Ich durch Dich, Zoroaſter, verkündige — Andere als jetzt ſind die Gebote Gottes, gelehrt von Dir dem Propheten Zoroaſter.

7. Höre Folgendes, was Ich mit ihm geſprochen habe, o Zoroaſter, Ich der allmächtige Gott.

8. Höre auf mich, o Du tugendhafter und die Menſchheit beglückender Ima: Gieb Dir Mühe, die Menſchen dahin zu lenken, Meine Geſetze zu lernen und nach denſelben zu leben.

9. Höre, was Ima, der Tugendhafte, Mir antwortete, o Zoroaſter.

10. Ich beſitze nicht die Gabe der Rede — meine Ausſprache iſt mangelhaft — man wird mich nicht verſtehen, und ſich nicht dadurch bewegen laſſen, nach den Geſetzen zu leben und dieſelben zu lernen.

Wunder über Wunder möchte man ausrufen! wo Windiſchmann drei Verſe in ſeinem Texte hat, lieſt Herr Pietraſzewski deren zehn; erſterer hat den Namen Zoroaſter fünfmal, letzterer ſiebenmal und in ganz verſchiedenen Verſen; wie das zugeht, wie die Verſe ſo ganz und gar abweichen, die Worte einen ſo verſchiedenen Sinn haben, wie das gemeine Zend-Aveſta und das höhere Zen-dawaſta im Urtexte ſich zu einander verhalten, das auszumachen, ſcheint eine ſchwierige Sache zu ſein. — Allerdings hat Herrn Pietraſzewski's Ueberſetzung den Vortheil, daß ſie durchſichtig und klar, wie Waſſer iſt.

Auch das erſte Kapitel entſpricht noch dem erſten Fargard des Avaſta nach Art einer weitſchweifigen Paraphraſe; wir finden hier

*) Deutſche verbeſſerte Ueberſetzung der Bücher des Zoroaſter I. Theil. Zen-dawasta, das „Leben Gebende.“ Zur Erleichterung (?) der erſten Auflage von Dr. Profeſſor Ignatius Pietraſzewski, Mitglied der Jagellonſchen Akademie in Krakau, Ritter des Löwen- und Sonnen-Ordens u. ſ. w. Berlin, 1864, Kommiſſion der Haude- und Spener'ſchen Buchhandlung. (F. Weidling.)

Digitized by Google

wirklich die verſchiedenen Redensarten von Iran, die Ormuzd erſchaffen und Arman dann verdorben hat, mit ihren deutlich erkennbaren Namen aufgezählt: Sogd, Merv', Balch, Herat, Weſekert, Urwa, u. ſ. w., aber doch ſchon mit ganz eigenthümlichen Dingen vermiſcht. Weiterhin aber in den folgenden Kapiteln bis zum Schluſſe hört Alles rein auf. — Wer da etwas von Gajomart, Tamuraph, Feridun, den Ameſcha ſpenta, dem Berge Albordſch, dem Safte Hom, von den Kajanieen u. ſ. w. zu erfahren hofft, der iſt übel dran und zu bemitleiden, weil er noch ſo tief in den falſchen Vorſtellungen ſteckt, welche die Saſſaniden und der böotiſche Stumpfſinn der franzöſiſchen und deutſchen Zendgelehrten verſchuldet haben; man erſtaunt über die ungeheure Wendung der Frage, über den Ruck und Umſchwung, welchen der berühmte ſlaviſche Gelehrte durch ſeine tiefe Kenntniß der polniſchen und ſonſtiger ſlaviſchen und aſiatiſchen Sprachen der berrgten Sache gegeben hat. Derſelbe hat auch bereits die Zuſtimmung bedeutender Autoritäten erlangt. Vor einigen Jahren ſchickte er laut der Vorrede ſeine erſte Ueberſetzung des *Zen-dawasta* dem „größten Orientaliſten Europa's dem Direktor der Univerſität Kaſan, Dr. und Profeſſor Kowalewski."

„Sein gewichtiges Urtheil gab mir Muth, weiter zu arbeiten und noch Vieles zu verbeſſeen; denn ſchwer, ſehr ſchwer wurde es mir, ohne Lexikon, ohne richtige Grammatik (löbliches Geſtändniß), in den wahren Sinn und Zuſammenhang einzudringen, was bei der Armuth (sic) der Ur-Zend-Sprache um ſo ſchwieriger war, als ſie keine beſtimmte Artikel (o!) und keine ausgebildete Biegungen (!!!) hat und ein Wort oft viele Dinge und Begriffe bezeichnet, deren jedesmalige Bedeutung nur aus dem Zuſammenhange herausgefunden werden kann. Doch der genannte Gelehrte und Orientaliſt ſchrieb mir, obgleich perſönlich mir unbekannt: „Lieber Pietraſzewski, Du haſt es getroffen!!" — Das war ein ſo großer Lohn für meine Arbeit, daß ich dieſe Worte immer und immer wieder leſe."

Unſeren mit der Sache vertrauteren Leſeen wird einigermaßen kurios zu Muthe geworden ſein. — Manche werden denken: „Wieder eine jener überſtudirten, gelehrten Einfaltspinſeleien und Faſeleien, an denen wir ſchon reich genug ſind; vielleicht irgend eine harmloſe gelehrte Monomanie, eine nationale Marotte von der Art, wie etwa, wenn Einer etruskiſche Inſchriften aus dem Čechiſchen, Iriſchen u. dgl. erklärt.

Nun, nationaler Eifer iſt allerdings ſehr ſtark dabei im Spiele; allein ſehr irren würde man ſich, wenn man glaubte, es mit einer harmloſen Marotte zu thun zu haben.

Herr Pietraſzewski iſt ohne Zweifel ein gelehrter und ſeiner fünf Sinne, wie ſeiner Phantaſie vollſtändig mächtiger Mann; der Inhalt ſeines Buches, der es mit der Geſetzgebung Zoroaſters für das Slaventhum zu thun hat, zeigt eine vorwiegende rationaliſtiſch nüchterne Verſtandesthätigkeit; auch die Korreſpondenz mit dem Direktor Kowalewski, die, wenn erdichtet, auf Herrn Pietraſzewski ein ſehr zweideutiges Licht werfen würde, ſcheint ihre Richtigkeit zu haben. Herr Kowalewski verſteht Herrn Pietraſzewski wie ein Freimaurerbruder den andern; wir aber werden, wie es ſcheint, als Profane und Laien angeſehen! —

Was hat es alſo mit dieſem ſonderbaren Buche für eine Bewandtniß? —

Wir ſind gewiß fern davon, unberufen in fremde Geheimniſſe eindringen zu wollen, und noch ferner liegt uns der Gedanke, Gefühle nationaler Antipathie zu hegen; gewiß haben wir mit einem unglücklichen und tiefgebeugten Volke ein aufrichtiges Mitleid, und wollen ihm ſelbſt manche Extravaganz, die aus unnatürlicher Gefühlslage entſpringt, zu Gute halten; aber Alles hat ſeine Gränzen. Nicht das Buch ſelbſt, wohl aber die Art und Weiſe, wie daſſelbe in deutſcher Ueberſetzung uns entgegengebracht wird, verdient eine ernſte Abweiſung.

Wenn Herr Pietraſzewski Recht hat, ſo ſind offenbar die gefeierten franzöſiſchen und deutſchen Gelehrten Einfaltspinſel, und unſere ganze univerſelle Sprachwiſſenſchaft iſt reiner Humbug, und indirekt ſagt dieſes auch Herr Pietraſzewski ziemlich deutlich. Dieſe deutſche Ueberſetzung ſoll offenbar Verachtung der deutſchen pedantiſchen Gelehrſamkeit ausdrücken; ſie iſt ein uns in's Geſicht geſchleuderter Hohn, und ſoll uns auch ihre Dreiſtigkeit imponiren und ärgern. Wir glauben recht gern, daß Herr Pietraſzewski ſeinen gelehrten, wie ungelehrten polniſchen Landsleuten, vielleicht einer gewiſſen ſlaviſchen Partei, vollgültig ſein Prophetenthum, und die Richtigkeit ſeiner Ueberſetzung der Schriften Zoroaſters, deſſen Namen ſie wahrſcheinlich das erſte Mal hören, im Gegenſatz zu den hochmüthigen und dummen Deutſchen vollſtändig einleuchtend gemacht haben wird; ja wir glauben, daß es im Bereiche der Hängegendarmerie gefährlich wäre, einen Zweifel an der Richtigkeit dieſer Behauptungen zu äußern; glücklicher Weiſe aber athmen wir nicht in dieſer Atmoſphäre, und ſomit proteſtiren wir wider den bewußten planmäßigen Unfug, der hier mit einem der ehrwürdigſten Namen der alten Religionsgeſchichte und mit der ernſten Würde der Wiſſenſchaft getrieben wird; damit aber Herr Pietraſzewski ſehe, daß wir Deutſche gar nicht ſo pedantiſch und einfältig ſind, als er uns zu halten ſcheint, ſo wollen wir ihm hier ſeinen Gedankengang, wie er der Schmiedung eines falſchen Zoroaſter's zu Grunde liegt, vollkommen klar darlegen.

Man kennt das famoſe Buch Mormon, einen apokryphen Roman, der zur Stiftung der fanatiſchen Sekte der Mormonen in Amerika Veranlaſſung gegeben hat. Hier liegt etwas Aehnliches vor: dieſes Zen dawaſta (das Leben-Gebende!) iſt ein ſlaviſches Buch Mormon, der Verſuch, durch eine apokryphe, angeblich von Zoroaſter herrührende Geſetzgebung, das Slaventhum, vor allem die Polen, zu regeneriren.

Zu einem einfältigen Spaße iſt die Sache zu ernſt und ſchwerfällig angelegt: Das angebliche Original nach Herrn Pietraſzewski's Leſung, d. h. ſein echter Zoroaſtertext, wahrſcheinlich eine Uebertragung eines urſprünglichen modern polniſchen Originals in einen phantaſtiſch ausgeklügelten urſlaviſch-perſiſchen Dialekt, exiſtirt, wie wir aus der Rückſeite des Umſchlages erſehen: Text, mit polniſcher und franzöſiſcher Ueberſetzung, mit Vokabulär und Grammatik. Die drei Bände koſten zuſammen 20 Thaler, müſſen alſo ſehr umfangreich ſein. Daß Herr Pietraſzewski ſeine Uebertragung aus den echten Texten herauslocken könne, glauben wir nicht, und ich denke, unſere Leſer werden es auch nicht glauben, ſobald ſie die raren Dinge erfahren werden, die hier zu finden ſind.

Aber wie kann ein Menſch von fünf Sinnen auf dieſe koloſſale Idee gerathen, den Zoroaſter zum Propheten der Polen zu machen?

Ich denke, etwa auf folgende Art.

Man weiß, in welches Entzücken ſlaviſche Gelehrte, Böhmen, Polen wie Ruſſen gerathen, wenn ſie auf die herrlichen Zeiten des Urſlaventhums zu ſprechen kommen. — Damals herrſchte ihnen zufolge die patriarchaliſche Republik, die höchſte Freiheit, deren ein Sterblicher fähig iſt, war verwirklicht. Die alten Slaven lebten in paradieſiſcher Unſchuld; als friedliche, ſanfte Menſchen bauten ſie, von ihren Aelteſten, den Staroſten und Schupanen, ohne Zwang geleitet das Land, zehrten, ohne Privateigenthum zu beſitzen, von den gemeinſamen Aerndten, tranken Meth, aßen Honigfladen, tanzten, ſangen und waren guter Dinge. — Das Bild, welches

Digitized by Google

moderne Slaven davon entwerfen, bleibt immer etwas unvollſtändig und entbehrt der alterthümlichen Farbe; will man aber eine Schilderung dieſes Lebens aus dem grauſten Alterthum haben, wo Alles Zug für Zug paßt, ſo braucht man nur die Schilderung des heiligen Gartens zu leſen, in welchem der gerechte, fromme Jima die auserleſenſten Menſchen, Thiere, Pflanzen und Feuer ſammelte. Jima, ein Urprophet der Arier, iſt der Stifter des Ackerbaus und aller auf Ackerbau gegründeter Stammverpflanzungen und Gemeinweſen — alſo auch Urprophet der Slaven.

In dieſer Beziehung hat Herr P. gar nicht Unrecht; daß die Slaven zu demſelben Völkerſtamme gehören, wie die Schaaren Jima's, daß ſie einen nahverwandten Dialekt ſprechen, iſt außer Zweifel; ebenſo gewiß ſcheint es uns, daß die älteſten ſozialen und religiöſen Einrichtuugen bei den Slaven, wie wir ſie geſchichtlich finden, auf Civiliſirung von Iran aus und auf Einflüſſen der zoroaſtriſchen Religion beruhen.

Die Slaven haben für die Ausdrücke heilig und Gott (swęty, bóg u. ſ. w.) genau dieſelben Wörter, wie das Zendvolk (çpenta, bagas), ſie kannten in Czarni Bug und Bjel Bug den altiraniſchen Dualismus, die älteſten Stammeintheilungen und viele andere Dinge zeigen die engſte Verwandtſchaft.

Man kann alſo ſehr gern zugeben, daß Zoroaſter in gewiſſem Sinne ein alter Prophet und Geſetzgeber der Slaven geweſen iſt.

Hierauf iſt der Roman des vorliegenden Buches gegründet: Zoroaſter tritt hier als Prophet der heutigen Polen auf, und giebt ihnen auf göttliche Eingebung hin eine ſoziale Ordnung, die, obgleich in höchſt alterthümlichen Ausdrücken geoffenbart, dennoch das neunzehnte Jahrhundert und die franzöſiſchen Ideen des achtzehnten an der Stirn trägt.

Mit Recht ſagt daher Herr Pietraſzewski in der Vorrede:

Dieſe Geſetze (die Zoroaſter den nach Polen ziehenden Ariern gab — im Texte: „nach dem ſiebenten Klima, wo man Bernſtein fiſcht") enthalten nur die einfache, aber heilige Lehre von einem allbarmherzigen Gott. Dieſelben fordern die Sittlichkeit, die Monogamie und die Arbeit, beſonders gebieten ſie den Ackerbau, als das ſicherſte und ſegensreichſte Mittel, wohlhabend und unabhängig zu werden. Außer dieſen heiligen Wahrheiten finden wir nirgends eine tiefe Gelehrſamkeit, nirgends eine myſtiſche Andeutung, wohl aber große Weisheit darin."

Je nach Geſchmack, auch vielleicht das Gegentheil. Wie z. B. hat Herr Pietraſzewski aus dem aller geſchichtlichen Anhaltspunkte baren Texte die Notizen herausbekommen, die in der Vorrede und einigen Ueberſchriften ſtehen? — Ihm zufolge lebte Zoroaſter im 8. Jahrhundert vor Chr. Geburt (S. 168.) Damals „herrſchten die perſiſchen (sic!!!) Satrapen mit ſolcher Grauſamkeit, daß ſie dem Volke ſogar das Trinkwaſſer beſteuerten." Dieſer Noth und Unterdrückung abzuhelfen, befiehlt Zoroaſter dem Volke („Perſern auch Lachen" d. i. Lechen, Polen genannt, S. 154) nach dem ſiebenten Klima, „wo man Bernſtein findet," (vergl. Vorrede), auszuwandern und giebt ihnen ſeine Geſetze mit auf den Weg, die ſo vortrefflich ſind, daß ſie, namentlich mit den erklärenden Noten des Herrn Pietraſzewski verſehen, noch heute als anwendbar erſcheinen.

Deshalb ſagt derſelbe auch in ſeiner Vorrede zum „Wyſpered" (S. 197), welches bedeutet „Vor Allem" oder das „Wichtigſte":

„Ich übergebe auch dieſe Ueberſetzung der Oeffentlichkeit mit der vollen Ueberzeugung, nicht nur ein für die Sprachforſchung, Völker- und Geſchichtskunde ſehr verdienſtvolles Werk vollendet, ſondern auch ein noch in unſeren Zeiten allgemein nützliches Lehrbuch, das auch als ſolches in allen Ständen ſich Bahn brechen wird, an's Licht gerufen zu haben."

Das Natürlichſte wäre die demnächſtige Bildung einer polniſch-zoroaſtriſchen Religionsgemeinſchaft. Wir bedauern im Intereſſe der polniſchen Zoroaſtrier und ihrer Lichtreligion dann nur dieſes, daß Herr Pietraſzewski dabei nur auf die proſaiſche und wenig imponirende Würde eines Dollmetſchers Anſpruch macht. Warum hat er nicht lieber die vorhandenen Zendtexte, mit denen ſich die deutſchen Gelehrten abquälen, geradezu für Fälſchungen und untergeſchobene erklärt? warum iſt der echte Text, der uns hier offenbar vorliegt, nicht mindeſtens in altſlaviſcher Keilſchrift geſchrieben und in den jüngſt entdeckten Gräbern der alten ſcythiſchen Könige gefunden worden? warum hat ſich Herr Pietraſzewski zur Entzifferung keiner inſpirirten Brille bedient, wie der berühmte Joë Smith, als er das berühmte Buch Mormon aus dem „verbeſſerten Aegyptiſch" überſetzte? Wir wollen hier nur auf den altſlaviſchen Philoſophen Abaris, der auf einem goldnen Pfeile durch die Lüfte fuhr, auf der Scythen Anacharſis aufmerkſam machen, die ohne allen Zweifel ſehr geiſtreiche Erklärungen zu dem obigen Zoroaſter haben können.

Herrn Pietraſzewski-Zoroaſter iſt es indeſſen blutig ernſt mit ſeiner auf eine Regenerirung der Polen gerichteten Geſetzgebung. Vor allem räth er den Ackerbau an und giebt umfaſſende Vorſchriften darüber:

„Wir ſollen aufs Neue geboren werden und Ackerbau treiben! das gebietet der Herr" . . . (nur 31mal auf 4 Seiten wiederholt, S. 201 flgd.) In der erſten Hälfte giebt Gott darüber die detaillirteſten Vorſchriften, die ſich ſogar auf das Caſtriren aller Arten von Vieh erſtrecken.

Einige Proben dieſer Offenbarungen:

V. 124. „Wenn Jemand auf Land (frägt Zoroaſter), welches zum Ackerbau benutzt werden kann, Leichen von Menſchen oder Thieren hingeworfen hat, und ſie beinahe ein Jahr liegen läßt —

124. Wie ſoll man ihn beſtrafen?

125. Der Allmächtige antwortete: Man gebe ihm fünfhundert Hiebe mit der Pferdepeitſche auf ſeinen Hintertheil — und er zahle noch fünfhundert Silbermünzen dazu." (S. 24).

In dieſem Tone mit Steigerung der Strafen geht es fort, und man erſieht ganz deutlich daraus, welche geringe Meinung Herr Pietraſzewski von der Arbeits- und Ordnungsliebe der polniſchen Bauern hat, an deren Adreſſe Dies und das meiſte Uebrige geht. Aus dieſem Grunde ſchenkt er auch, trotz der problematiſchen Anſichten Zoroaſters über das Jenſeits, ungeheuer viel Fegefeuer. S. 88.

252. O Schöpfer der Welt! welche zur Tugend beſtimmt iſt. Wenn Jemand eine Fabrik für Eiſengießer — oder für Töpfer — oder Bäcker einrichten möchte (würde) — oder eine Glashütte — oder Schmelztiegel für Goldſchmiede und Silberarbeiter — oder einen Eiſenhammer — oder Kupferhammer — oder eine Tuchwalkerei — oder Pechhütte — oder Apotheke — oder Jemand möchte (würde) für die Feld- und Landarbeiter ein Haus erbauen, wo ſie ſich durch Vergnügungen erholen könnten — oder ein Haus, wo man ſcharfe Getränke verkauft (Schnaps?) — oder einen Gaſthof, wo der Reiſende aufgenommen wird und Brot findet.

253. Was wird ſeine Belohnung, wenn die Seele — vom Körper geſchieden — in die Ewigkeit zurückkehrt?

254. Der Allmächtige antwortete: „Wenn er zu tauſend Jahren Fegefeuer verdammt iſt — iſt er frei — weil er für den allgemeinen Nutzen etwas erfunden hat."

Digitized by Google

255. „Und ein Anderer hätte fünfhundert Jahre im Fegefeuer zu büßen — wird er frei — weil er für den allgemeinen Nutzen etwas erfunden hat."

In dieſem Tone erläßt Herr Pietraſzewski-Zoroaſter 100, 90, 80, 70, 60, 50, 40, 30, 20 Jahre Fegefeuer. Nur ſchade, daß bereits das Pulver erfunden worden iſt; man hätte für deſſen Erfindung wohl einen Generalablaß bekommen. Andererſeits iſt mit dem Propheten nicht zu ſpaßen; die Karbatſche ſpielt bei ihm eine große Rolle — wahrſcheinlich aber blos unter dem Geſetze des Jima, im alten Teſtamente, wo die „Leibeigenſchaft" beſtand.

Zoroaſter ſteht auf der Höhe ſeines Jahrhunderts; er befiehlt im Namen Gottes: „daß in den Gemeinden die Wirthe gemeinſchaftlich eine Schule errichten — wo die Kinder und der Kinder Kinder in den Wiſſenſchaften unterrichtet werden — damit ſie neugeboren ihren „Eltern in der Tugend nachahmen möchten." — Dieſelbe ſoll zehn Schritt von den Wohnungen der vom „Glauben erleuchteten Landleute ſein, zwanzig Schritt von der herrſchaftlichen Wohnung (sic), dreißig Schritt vom Waſſer und fünfzig Schritt von den Wirthſchaftsgeräthen, welche zum allgemeinen Gebrauch dienen" (S. 152.) — Meiſterhaftes Kunſtſtück, wenn es die Schule zu machen im Stande iſt!

„Das Kapitel, welches vom Glauben (an Zoroaſter) handelt, müſſen die Ruthen den Kindern nöthigenfalls vorſingen."

Doch genug von dieſer tiefen Weisheit Zoroaſter's, deſſen Grundgedanke iſt, einem Ackerbau treibenden Volke eine ſociale Verfaſſung zu geben, die weſentlich auf den Grundſätzen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, und einem aufgeklärten Deismus beruht. Zoroaſter giebt Vorſchriften über alles Mögliche, wie man Ackerbau treiben, Vieh züchten, Gärten anpflanzen, Krankheiten heilen, Todte begraben, eine Frau wählen und die Tugend üben ſolle; namentlich eifert er ſehr ſtark gegen die Lügenhaftigkeit und die Unzucht; er dringt vor Allem auf ſtrenge Heilighaltung der Ehe. Der Kultus dagegen iſt wenig bedacht und ſchwach organiſirt: eine heilige Lampe, die ſtets im Hauſe brennt und eine myſtiſche Bedeutung zu haben ſcheint, und eine „Abendmuſik" ſpielen dabei eine hervorragende Rolle. Wie das Fegefeuer zu dieſen geläuterten Vorſtellungen paßt, wird uns nicht geſagt. Gelegentlich hat Zoroaſter gemüthliche Faſeleien im Style des höheren Alterthums eingeſprengt, gewiß aber nur in der Abſicht, um nicht ganz aus der Rolle zu fallen und dem Ganzen einen antiken Anſtrich zu geben.

Politiſcher Fanatiſmus — wir bemerken das ausdrücklich — iſt in dem Buche nicht ſichtbar, und als ſolches mag es unſchädlich ſein. Wir wollen es nur als eine intereſſante Studie und als ein Symptom gewiſſer ſonſt unſichtbarer Geiſtesſtrömungen betrachtet wiſſen, die unleugbar vorhanden ſind. In den Zeiten minutiöſer Gelehrſamkeit, in den Zeiten der Aufklärung und der vollendeten Zweifelſucht wirft man derſelben den Fehdehandſchuh hin und greift zu dem Mittel, an die Gläubigkeit zu appelliren. Sie muß doch eine ungeheuer ſtarke Potenz ſein. Die Entſtehung des Mormonenthums in Amerika, die auf einer lächerlich einfältigen Erdichtung beruht, iſt genügender Beweis, daß wirklich heutzutage Dinge möglich ſind, die über allen Begriff hinausgehen, und daß hier Spott am ganz unrechten Orte wäre. Rußland und die ſlaviſchen Länder überhaupt wimmeln von Anſätzen zu ſolchen Erſcheinungen: man denke an die vielen Sekten! es wäre gar nicht unmöglich, daß — wir laſſen hier Zoroaſter ganz bei Seite — bei der Unwiſſenheit, Unbildung und dem Glaubensbedürfniß dieſer jetzt losgebundenen und in Gährung befindlichen Maſſen plötzlich einmal eine religiöſe Afterbildung in irgend einer Weiſe aufträte. An geheim brütenden Geiſtern fehlt es gewiß nicht.

Von dieſem Standpunkte wird nun auch das erſte Kapitel, von den bekannten Segensorten Iran's, die Ariman mit Plagen ſchlug, klar. Man hat darunter wahrſcheinlich polniſche Landſchaften zu verſtehen, „die ſich überall einniſtenden und fleißigen Ameiſen," welche die Einwohner der Stadt und Landſchaft Balch beläſtigen, bedeuten wohl ein gewiſſes Volk, dem die Polen nicht gewogen ſind. — Die einzelnen Sünden und Gebrechen aller dieſer Landſchaften geben ein ziemlich vollſtändiges Sittengemälde des Volkes, auf welche das Buch berechnet iſt.

England.

Philippica gegen das Tabakrauchen.

Es geht in viele Millionen Thaler und Centner, was die Menſchheit jährlich an verſchiedenartigen, aufregenden und narkotiſchen Genußmitteln verbraucht. Wir wollen keine Liſte derſelben geben, ſondern uns hier blos mit der Leidenſchaft des Rauchens beſchäftigen.

In Deutſchland iſt das eine oder das halbe Procent von Nichtrauchern (die dafür wahrſcheinlich meiſt ſchnupfen, was noch ſchlimmer iſt) viel zu unbedeutend zur Annahme einer Ausnahme. Alles qualmt hier, alle Privatzimmer (mit nur vornehmen, ſeltenen Ausnahmen), alle öffentlichen Lokale, alle Vereins-Hallen und politiſchen Verſammlungsſäle, die meiſten Comptoire und amtlichen Bureaux, alle Omnibus- und Eiſenbahn-Coupés. Menſchen und Kleider (auch die der ſeidenſten Damen, die ſich darin räuchern laſſen) duften nach den flüchtigen und brenzlichen Oelen und giftigen Alkalien der Tabaksgiftpflanze. Neunundneunzig Procent der männlichen Muskeln und Lungen Deutſchlands ſind mit Nicotingift erfüllt, die der ſtarken Schnupfer manchmal ſo arg, daß man das reine Gift aus ihren Leichen deſtillirt hat, und daß ſie im Leben bis zum Ohnmächtigwerden Anderer dieſes Gift ausathmen.

Es iſt im Jahre 1859 dreihundert Jahre geweſen, daß die erſten Tabaksblätter nach Europa kamen, aber lange noch nicht nach Deutſchland. Fernandez de Toledo brachte die erſten Pflanzen und Samen im Jahre 1559 von St. Domingo nach Spanien. Er ſchenkte dem franzöſiſchen Geſandten in Portugal, Jean Nicot, etwas davon, der, in Liſſabon angekommen, einige Blätter dem Groß-Prior ſchenkte. Nach ihm wurde das Giftkraut zuerſt „Herbe du Grand-Prieur" genannt. Nicot machte nach ſeiner Rückkehr nach Paris mit ſorgfältig bewahrten Samen und Blättern der Königin Katharina von Medici ein Geſchenk, nach welcher der Tabak mit dem Titel: „Herbe de la Reine," Königin-Kraut, beehrt ward. Der botaniſche Name ward und iſt geblieben: „Herba Nicotiana," zu Ehren des erſten Tabak-Miſſionärs Nicot. Der Name Tabak ſtammt von dem Orte Tabago, von wo er zuerſt bezogen ward. Ein anderer, noch heiligerer Titel kam in den Zeiten des erſten Tabaks-Enthuſiasmus in die Mode: „Herba sanctae crucis," italiäniſch: Santa Croce, Heilig-Kreuzkraut, von dem päpſtlichen Nuntius in Portugal Santa Croce, der zuerſt Samen und Pflanze in Italien einführte. In Zeit von zehn Jahren hatte der Tabak einen größeren Ruhm wegen ſeiner Allheilkräfte, wie zur Zeit der ſogenannte Malz-Extrakt des Herrn Hoff

Digitized by Google

in der „Neuen“ Wilhelmſtraße. Er heilte damals auch hauptſächlich Perſonen höheren Standes, wie dieſes Malzbier. Er war gut gegen alle Uebel des Leibes und der Seele, wie aus einem engliſchen Lobgedicht aus damaliger Zeit hervorgeht:

„The herb which borrows Santa Croce's name
Sore eyes relieves and healeth wounds; the same
Discusses the king's evil, and removes
Cancers and boils; a remedy it proves
For burns and scalds, repels the nauseous itch,
And straight recovers from convulsion fits.
It cleanses, dries, binds up, and maketh warm,
The headache, toothache, cholic, like a charm etc. etc.

Nach beinahe einem Jahrhundert freilich war das Gift und die Schmutzerei der Rauchleidenſchaft ſo arg geworden, daß überall Verfolgung und Beſtrafung der Rauchſünde und Ausrottung des Uebels verſucht ward.

Das Tabaksgericht zu Moskau (1643) beſtrafte jeden zum erſtenmal ertappten Nicotinſelbſtvergifter mit der Knute, zum zweiten Male mit dem Tode. Faſt gleichzeitig ward in Perſien Todesſtrafe auf das Rauchen geſetzt; aber Viele waren ſchon in dem Maße vom Rauchteufel beſeſſen, daß ſie in einſame Gebirge und Wüſten flohen, bloß um zu rauchen. Sultan Amurath IV. des türkiſchen Reichs ließ erwiſchte Tabaksraucher mit einer durch die Naſe geſtochenen Pfeiſe durch die Straßen peitſchen, das zweite Mal enthaupten. Papſt Urban VIII. ſchleuderte 1624 eine Bulle gegen das Schnupfen in Kirchen. Das Verbot blieb in Kraft gerade ein Jahrhundert, bis es 1724 von dem ſelbſt ſchnupfenden Benedict XIV. aufgehoben ward.

In der Schweiz (wenigſtens in Appenzell) wurden (1653) Raucher vor Gericht geſtellt und zu Geld- und Gefängnißſtrafen verurtheilt. Auch die Puritaner in Amerika erließen Verbote gegen das Rauchen. Im Reiche des Rebellen-Kaiſers von China wird Opium- wie Tabakrauchen als Kriminal-Verbrechen beſtraft.

König Jakob I. verſuchte erſt durch eine Steuer von 7 Shillingen (2 Thlr. 10 Sgr.) auf's Pfund Tabak den Rauchteufel zu bannen, aber es half eben ſo wenig, wie die jetzige engliſche, ſehr hohe Tabaks-Steuer, und ſeine (Jakob's I.) berühmt gewordene Strafpredigt: „Counterblaste of Tobacco.“ Wir wollen nur den Schluß ſeiner Verurtheilung überſetzen: „Die Gewohnheit des Rauchens iſt ekelhaft dem Auge, gehäſſig für die Naſe, ſchädlich für das Gehirn, gefährlich der Lunge und in dem ſchwarzen, ſtinkenden Rauche des Tabaks ganz ähnlich dem ſchrecklichen Dunſte der Unterwelt der Verdammten, welche bodenlos iſt in ihrem Abgrunde.“

Bald darauf erſchien in England ein Spott- und Strafgedicht mit dem komiſch-wüthenden Titel: „Tobacco battered, and the pipes shattered about their ears that idly idolize so base and barbarous a weed, or, at leastwise, over-love so loathsome a vanity, by a volly of holy shot thundered from Mount Helicon.“

Der Dichter, genannt Sylveſter, beweiſt hier in Verſen, daß beide Arten von rauchenden Mordinſtrumenten — Pfeifen und Schießgewehre — ſataniſchen Urſprungs ſeien, wie prophezeiet in der Apokalypſe.

Die betreffende Stelle iſt originell genug, daß wir ſie hier citiren wollen:

„Two smoky engines, in this latter age
(Satan's short circuit the more sharp his rage,)
Have been invented by too wanton wit,
Or rather vented from the infernal pit:
G u n s and t o b a c c o p i p e s, with fire and smoke,
At least a third part of mankind to choke;
(Which happily the Apocalypse foretold;)
Yet of the two we may, I think, be bold,
In some respects to think the last the worst,
However, both in effects accurse;
For guns shoot fromward to their foes,
Tobacco pipes h o m e w a r d to their own,
When from the touch-hole firing the w r o n g end,
Into ourselves the poison's we send.

Der in dieſem Gedicht ausgeſprochene Gedanke, daß Pfeifen ſich nur darin von Schießgewehren unterſcheiden, daß wir mit letzteren Tod gegen unſere Feinde ſchleudern, mit erſteren aber tödtliches Gift i n u n s ſ e l b ſ t hinein, indem wir die Mündung wie Selbſtmörder gegen uns ſelbſt richten und in den Mund nehmen, iſt gewiß nicht übel und von tragikomiſcher Kraft.

Seitdem ſind die Beweiſe für die Schädlichkeit des Rauchens, die Angriffe gegen Rauchen, Schnupfen und Kauen, die traurigen Folgen des Tabakgebrauchs immer häufiger und ſchlagender, das Rauchen, Schnupfen und Kauen ſelbſt aber Lieblingslaſter aller gebildeten und barbariſchen Völker geworden. Man ſieht, daß alle Warnungen und Beweiſe nichts geholfen haben. Man ſchlägt jeden Angriff gern mit dem Einwande ab: Es ſchmeckt und thut wohl, und ſollte es auch ein Gift ſein, es ſchadet uns nichts mehr, da wir daran g e w ö h n t ſind. Wir wollen ſehen, was die neueſte engliſche Broſchüre „What Put only Pipe Out; or Incidents in the Life of a Clergyman“ (London, Partridge) Alles dagegen vorzubringen weiß.

Nach Linnée gehört die Tabakspflanze zu den geſpenſtiſch-häßlichen, giftigen „luridae,“ wie Fuchskraut, Nachtſchatten, Schierling, Lobelia und andere Giftpflanzen, die ſich alle durch ein unheimliches (lurida) Anſehen auszeichnen und unter dem Namen „Atropa“ (ein Furiennamen) zu einer Klaſſe vereinigt ſind.

Als die Soldaten-Preſſung noch in England Mode war, haben ſich oft Soldaten dienſtunfähig, zu Invaliden gemacht, indem ſie naſſe Tabaksblätter unter die Armhöhle klemmten. Sie wurden dadurch gelähmt und mußten ſich nach dem Eſſen übergeben. Schon durch Eintauchung der Hand in eine ſtarke Abkochung von Tabaksblättern entſteht Todesſchwäche und Empörung des Magens durch häufiges Uebergeben. Nach dem Zeugniſſe eines Arztes wurde ein Mann ohnmächtig und litt hernach noch lange an Schwindel und Nervenſchwäche, bloß weil er in gutem Glauben an die Heilkraft des Tabaks etwas von einer Abkochung als Medizin eingenommen hatte.

Es iſt bekannt, daß Jeder erſt rauchen „lernen,“ d. h. ſeine Natur an die jedesmalige Vergiftung durch Tabaksrauch gewöhnen muß. Dieſes Lernen beſteht darin, daß man ſich von Todtenbläſſe, Herzklopfen, Zittern am ganzen Körper, Schwarzes vor den Augen, Schwäche, kaltem, fieberhaftem Schweiß, Uebelkeit, Uebergeben u. ſ. w. nach der erſten halben Cigarre oder Pfeiſe nicht abhalten läßt, zum zweiten Male anzufangen, und ſo fort. Dieſe Heldenthaten werden von ſchon rauchgewohnten Tertianern, „Füchſen“ und ſonſtigen älteren Freunden inſofern unterſtützt, als ſie den Feigling verhöhnen, der nicht den Muth aufbringen kann, ſich immer wieder zu übergeben u. ſ. w., bis er's endlich „kann.“ Die junge, ſtarke Natur überwindet denn auch eine Vergiftung durch Cigarre oder Pfeife nach der andern, bis es dann und wann denn doch zu toll wird. Dann will's durchaus nicht mehr ſchmecken. Auch ſagen Bürger und Bauern ſprüchwörtlich: „Wenn mir die Pfeiſe nicht ſchmeckt, dann weiß ich, daß ich wirklich krank bin.“

Digitized by Google

Das iſt richtig, denn in allen dieſen Fällen iſt die Natur eben nicht ſtark genug für ihre ſonſtige Heldenarbeit, alle Tage die Folgen von ſechs Pfeifen oder ein Dutzend Stinkadores-Cigarren zu überwinden. Auch tritt bei älteren Rauchern, wenn ſie nerven- und ſonſt ſchwach werden, eine mehr oder weniger bleibende Unfähigkeit ein, die ſonſt gewohnte Vergiftung zu vertragen, ſo daß ſie nur noch ſehr wenig rauchen können oder es ganz aufgeben müſſen. Folgendes iſt eine charakteriſtiſche Stelle, wörtlich überſetzt aus dem engliſchen Buche:

„In Deutſchland gilt das Rauchen für ſo weſentlich zum Leben, wie das liebe Brot. Ueberall Tabakrauch. Auf den Straßen, in den Gaſſen, in Höfen, auf Plätzen, in Gärten, auf Promenaden, auf allen Wegen und Stegen, in allen Verſammlungen und Kneipen, überall Tabaksqualm.

Ich denke dabei an das Abendeſſen in Südamerika, von Friederike Bremer beſchrieben. Man wird gefragt: Sind Ihnen Pickles (eſſiggeingemachte Früchte, Gurken u. ſ. w.) gefällig?

„Nein, dank' Ihnen!"

Es entſteht eine Pauſe von einigen Minuten. Dann entdeckt Dein Tiſchnachbar, daß Du keine Pickles haſt, und Pickles kommen von der linken Seite: Darf ich Ihnen Pickles anbieten?

„Nein, dank' Ihnen!"

Während der nun folgenden Geſpräche fährt Dein Nachbar zur Rechten mit Selbſtvorwürfen auf: „Was, Sie haben keine Pickles? Hätt' ich längſt bemerken ſollen. Hier iſt die Flaſche. Darf ich Ihnen ſelbſt einige Pickles auflegen?"

„Sehr gütig! Nein, nein, dank' Ihnen!"

Du kommſt dann in eine intereſſante Unterhaltung mit dem Nachbar und biſt eben im Begriff, über eine wichtige Frage Belehrung zu bekommen, als eine Dame gegenüber Deinen pickleslofen Zuſtand bemerkt, und die Picklesflaſche wandert zu Dir über die Breite der Tafel hinweg, und Du biſt verpflichtet, Dich wieder zu vertheidigen:

„Nein, dank' Ihnen! Ich eſſe keine Pickles."

Nun vertiefſt Du Dich in die Unterhaltung. Da fährt plötzlich in lauter dienſtwilliger Liebenswürdigkeit ein von einem Ohre bis zum andern mit den weißeſten Zähnen lächelnder ſchwarzer Sklave dazwiſchen und hält Dir die Picklesflaſche vor die Naſe, ſo daß Du Dich endlich ganz überwunden und geſchlagen fühlſt von der unbarmherzigen Pickles-Verfolgung.

Dieſelbe Verfolgung mit Pickles iſt in Deutſchland Mode. Die Pickles beſtehen aber hier aus Cigarren.

„Wollen Sie nicht rauchen?" ſagt ein Freund.

„Bitte, nehmen Sie doch 'ne Cigarre," ein Anderer.

„Sind Sie doch kein Sonderling," der Dritte.

„Sie ſind ja kaum halb ein Mann ohne Cigarre," Nummer Vier.

„Verſuchen Sie's nur, es macht ſo munter und gemüthlich," der Fünfte.

Vergebens ſchilderte ich ihnen meine traurigen Erfahrungen bei meinen Verſuchen.

„Das iſt immer ſo im Anfange," hieß es. „Haben gleich zu viel gequalmt. Kinder können nicht laufen, ehe ſie gehen gelernt. Die Sache verdient einige Opfer. Abgeſehen von dem Vergnügen ſelbſt rauchen zu können, raucht doch eben auch jeder Andere. Und ein Mann ſieht ſo ſonderlingsartig aus ohne Cigarre zwiſchen lauter Rauchern. Außerdem muß man zu ſeiner Selbſtvertheidigung rauchen. Du kannſt vielleicht leben, ohne zu rauchen, aber dich nicht vor Rauch retten. Und das beſte Mittel gegen den Rauch Anderer iſt, ſelbſt zu rauchen." —

Hierin liegt die meiſte Verführung zum Rauchen angedeutet. Es muß aber auch hinzugefügt werden, daß die Meiſten in Lehr- und Flegeljahren rauchen lernen, weil ſie's überall von Erwachſenen ſehen, die dadurch in ihren Augen eine höhere Würde und Weihe gewinnen. Der Lehrjunge nimmt auch ſofort eine Herren-Phyſiognomie an, wenn er mit dem ſchmauchenden Nicotin-Zulper (drei für 'n Sechſer) aus dem Laden tritt, wenigſtens verſucht er ganz ſo männlich und würdevoll zu ſpucken, wie der Herr Graf, dem er neulich ein Paar Stiefel oder eine Bukskinhoſe brachte.

Es iſt die verführeriſche Macht der Mode. Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten. Man hätte einmal vor der Mode einer Dame zumuthen ſollen, ſich in einen Krinolinen-Hühnerkorb zu ſtecken: zehn Pferde hätten ſie nicht dazu bringen können. Jetzt können ſie zwanzig Pferde nicht aus dem Korbe herausziehen. Erſt wenn dieſes Stahllattenwerk von der Mode verurtheilt wird, fällt es von ſelbſt wieder, und erſt dann bekommt man wieder Damen zu ſehen, die gehen, ſchreiten, ſchweben und Grazie und Anmuth in ihrem Gange entwickeln.

Die Rauchwuth kommt freilich wohl nie wieder ganz aus der Mode, obwohl man auch darin in Deutſchland anſtändig ſein lernen wird, wie in England. Die furchtbare Allgemeinheit des Rauchens liegt aber hauptſächlich darin, daß ſich die Meiſten während der Flegel-Jahre dazu dreſſiren und hernach den gewohnten Reiz nicht leicht wieder entbehren können, ſondern im Gegentheil durch mehr und ſtärkere Cigarren ihn immer wach zu erhalten ſuchen.

Mit der Gewöhnung, d. h. dem immer wieder erneuerten, ſiegreichen Kampfe der Natur, ſo lange ſie noch ſtark genug dazu iſt, gegen jede neue Vergiftung, und der Mode, wird der Gebrauch des Tabaks in der Regel entſchuldigt und beſchönigt. Was aber Tabak, namentlich das concentrirte Gift deſſelben, „Nicotin," thun kann, dafür werden manche tragiſche Beiſpiele angeführt.

Endlich werden eine Menge berühmter Aerzte genannt, Taylor, Marſchall Hall, Sir Aſtley Cooper u. ſ. w., welche die Urſache vieler Krankheiten: Ohnmachten, Epilepſie, Krämpfe, Schlafloſigkeit, Magenleiden, Koliken, allgemeine Nervenſchwäche, Zucken der Augenlider, Blindheit, Taubheit, Entzündungen verſchiedener Art dem übermäßigen Tabaksgenuſſe zuſchreiben. Krankheiten dieſer Art treten ein, wenn der an Tabak Gewöhnte durch dieſen ewigen Kampf gegen die tägliche Vergiftung ſo ſchwach geworden, daß er in dieſem Kampfe nicht mehr ſiegen kann.

Eine ungeheure Armee von Zahlen, die man gegen das überall den beſten Boden erobernde und ausſaugende Tabaksungeheuer in den Kampf geſchickt hat, ſieht nach den angeführten Thatſachen allerdings fürchterlich aus. Die Zahlen ſind einem Berichte im engliſchen Unterhauſe von 1848 entlehnt nnd haben ſich ſeitdem beinahe um ein Drittel vergrößert. Danach bauten die europäiſchen Staaten allein, ohne Amerika, ſchon vor 15 Jahren nicht weniger als 136,680,000 Pfund Tabak jährlich. Man kann jetzt mehr als 150 Millionen Pfund annehmen und ein ganzes Drittel auf Deutſchland rechnen.

In England darf gar kein Tabak gebaut werden, ſo daß die 30 Millionen Pfund, die dort jährlich verbraucht werden, alle von außerhalb — mit 3 Thaler Steuer für's Pfund — kommen. Amerika baut jährlich etwa 300 Millionen Pfund, von denen mehr als die Hälfte im Lande ſelbſt verbraucht werden. Die kleinere Hälfte kommt nach Europa, wovon 50 Millionen nach Eng-

Digitized by Google

land, von wo jedoch viel wieder gleich aus den Docks unverſteuert exportirt wird.

Zum Tabaksbau gehört der beſte Boden. Dieſer Boden mit Weizen und ſonſtigen Nahrungsmitteln bebaut, würde jedes Viergroſchenbrot in eins für zwei Groſchen verwandeln und der rauchenden Menſchheit ohne Rauch jährlich über 300 Millionen Thaler für nützlichere, ſchönere Dinge, für beſſere Kleider, Wohnungen, für Erziehung, Bildung, Wohlſtand, Handel, Kunſt und Wiſſenſchaft und allgemeinere Verſchönerung des Lebens und einen unendlich beſſeren Geſundheitszuſtand — mehr, als ſie jetzt dafür verwenden kann, zur Verfügung laſſen.

Doch alle dieſe Thatſachen und Gründe werden den Rauchern, die einmal daran gewöhnt ſind und es nicht laſſen können oder wollen, den Appetit und die Leidenſchaft wenig oder gar nicht verderben. Sie ſagen:

1) Ich merke nicht, daß es mir ſchade.

2) Ohne Cigarre oder Pfeife oder Priſe bin ich ſo gut wie krank.

3) Ich habe Freude dran. Ich rauche für mein Leben gern.

4) Das Rauchen ermuntert, beruhigt, wirkt namentlich förderlich auf die geiſtige Thätigkeit, ſo daß ich's als Studirender, als geiſtiger Arbeiter, durchaus nicht entbehren kann.

Das ſpricht für's Rauchen. Dagegen:

1) Man hat's zuerſt von Wilden gelernt.

2) Jeder lernt's ſeitdem in ſeinen Flegel-Jahren, wohl ſelten Jemand, wenn er zu Verſtand und Bildung gekommen.

3) Es iſt eine Beleidigung gegen die natürlichen und äſthetiſchen Gefühle der Geſellſchaft, beſonders wenn Damen und reine Gardinen im Zimmer ſind.

4) Die berühmteſten Aerzte wiſſen aus Erfahrung, daß das Rauchen der Geſundheit ſchadet, viele Krankheiten erzeugt und auch die Geſunden, denen es ſcheinbar nicht ſchadet, nöthigt, unbewußt einen guten Theil ihrer Kraft in ſteter Ueberwindung der Vergiftung zu vergeuden.

5) Der Tabaksbau nimmt ungeheure Länderſtrecken, den beſten Boden der Kultivirung geſunder und angenehmer Nahrungs- und Genußmittel.

6) Das natürliche Gefühl empört ſich immer zuerſt gegen die Selbſtquälerei des Rauchenlernens.

7) Es fördert die Trunkſucht, namentlich die deutſche Bier-Völlerei. (Dagegen verträgt es ſich ſchlecht mit Alkohol.)

8) Tabak koſtet im Leben eines Rauchers außer Zeit, Geſundheit u. ſ. w. mehr als die Ausſtattung mehrerer Töchter oder die Erziehung einiger Söhne.

Das iſt wenig für, ſehr viel gegen.

Wenn dem Leſer die Pfeife oder Cigarre dabei ausgegangen, wird er ſie ſich hoffentlich wieder anzünden und weiter über die Sache nachdenken. Er läßt's dieſes Artikels wegen nicht. Aber etwas Geſcheidtes könnte er doch thun, nämlich ſeinen heranwachſenden Jungen die Sache klar machen, wenigſtens ihnen ſagen, daß ſie gut thäten, ſich nicht abzuſtrapaziren, um's zu „lernen." Auch könnte er als gebildeter Menſch daran denken, daß es beſſer ſei, den Leuten nicht überall an öffentlichen Orten ſeinen Qualm in's Geſicht zu blaſen. Endlich möchten wir beſonders Eiſenbahn-Behörden gebeten wiſſen, auch für die dritte Klaſſe Coupés für Nichtraucher einzuführen.

H. B.

Kleine literariſche Revue.

— **C. v. Winterfeld, Schleswig-Holſtein'ſcher Krieg.***) Es liegt uns hier die erſte Abtheilung einer pragmatiſchen Geſchichte des gegenwärtigen Krieges vor, der wir die Anerkennung gern zu Theil werden laſſen, daß ſie mehr erfüllt, als ihr Titel verſpricht, und zwar in einer Weiſe, die keinen deutſchen Leſer zurückſtößt, er mag der preußiſch-öſterreichiſchen oder der mitteldeutſchen Anſchauung des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges huldigen. „Schleswig-Holſtein und ſein Recht" iſt die Einleitung überſchrieben, die uns auf 48 Seiten mit dem Land und ſeinen wackern Bewohnern, ſowie mit der früheren Geſchichte der Herzogthümer bis zum Londoner Protokoll von 1852 und bis zum Tode des Königs Friedrich VII. bekannt macht. Der daran ſich ſchließende Abſchnitt hat die Ueberſchrift: „Der Krieg für Schleswig-Holſtein's gutes Recht," und hat dem Verfaſſer dabei augenſcheinlich ein reicheres und zuverläßigeres Material, als das der in den Zeitungen enthaltenen Kriegsberichte, zu Gebot geſtanden. Das Ganze wird in drei, höchſtens vier ſolchen Abtheilungen, wie die vorliegende, vollendet ſein.

— **Die franzöſiſchen Proſaiſten des vierzehnten Jahrhunderts.** Der ſtudirenden Jugend, der es darum zu thun iſt, auch in den neueren Sprachen ſich eine mehr wiſſenſchaftliche, die hiſtoriſche Entwickelung derſelben umfaſſende Kenntniß zu erwerben, empfehlen wir als ein paſſendes Hülfsbuch für das Studiren der franzöſiſchen Sprache Monnard's Chreſtomathie der franzöſiſchen Proſaiker des 14.—16. Jahrhunderts, (3 Theile).**) Der erſte, einleitende Theil enthält einen kurzen Abriß der Geſchichte der franzöſiſchen Sprache, eine Grammatik der älteren Proſa und ein Wörterbuch, in welchem auch der Etymologie die nöthige Berückſichtigung geſchenkt iſt. Die Chreſtomathie ſelbſt zerfällt in zwei Theile, deren erſter den elementaren, während der zweite den höheren Curſus bildet. In dem elementaren Curſus ſind höchſt zweckmäßig die Leſeſtücke nach der umgekehrten Zeitfolge geordnet, ſo daß mit Proben aus Schriftſtellern des 16. Jahrhunderts begonnen und mit Proben aus dem 14. Jahrhundert geſchloſſen wird, damit der Anfänger ſtufenweiſe von dem Bekannteren bis zu der von dem jetzigen Franzöſiſch am meiſten abweichenden Sprache geführt werde. In dem höheren Curſus iſt die natürliche Zeitfolge beibehalten; er beginnt mit Proben aus Froiſſart und ſchließt mit Proben aus Montaigne. Kurze Notizen über das Leben, die Schriften und den Werth der Autoren gehen den einzelnen Abſchnitten voraus. Die Auswahl der Proben iſt eine zweckmäßige, ebenſo die Belehrung, wie die Unterhaltung der Schüler berückſichtigend.

— **Dorfgeſchichten aus der franzöſiſchen Schweiz.** Unter dem Titel „Im Gebirg und Thal"***) hat uns Robert Schweichel mit drei Novellen erfreut, die wir allen Liebhabern lebensfriſcher, natürlicher Darſtellung zur Leſung empfehlen können. Der Verfaſſer hat lange Zeit in der franzöſiſchen Schweiz gelebt, deren Natur und Eigenthümlichkeiten er mit deutſcher Gründlichkeit beobachtet und aufgefaßt hat; deshalb werden ſeine Dorfgeſchichten, welche nicht

---

*) Der Schleswig-Holſtein'ſche Krieg von 1864. Von C. v. Winterfeld. Erſte Abtheilung. 120 S. in 8. Potsdam, Eduard Döring.

**) Chrestomathie des prosateurs Français du quatorzième au seizième siècle. Par Charles Monnard, Professeur ordinaire à l'Université de Bonn. 3 Parties. Genève & Paris. Joël Cherbuliez, libraire-éditeur, 1862.

***) Berlin, C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung (A. Chariſius), 1864.

Digitized by Google

dies Perſonen und Sachen, ſondern auch das republikaniſche Gemeindeleben, das decentraliſirte und doch feſt zuſammenhaltende Schweizerthum ſchildern und einige hiſtoriſche Reminiſcenzen mit hineinweben, nicht blos eine unterhaltende, ſondern auch eine angenehm belehrende Lektüre bilden, wenigſtens für jeden Leſer, der nicht ſelbſt Gelegenheit hatte, das eigenthümliche Leben und Treiben jener abgelegenen Berge und Thäler mit eigenen Augen zu ſehen. In den beiden Novellen „Das weiße Kreuz in Ormont" und „Die Wildheuerin" begegnen wir nur hausbackenen und nach der Natur gezeichneten Charakteren; die Entwickelung iſt logiſch, nirgends gekünſtelt oder unwahrſcheinlich, und das Ende der beiden Geſchichten iſt ſelbſtverſtändlich der Triumph des guten Prinzips, wie es der Leſer gern hat, aber ſo, daß er die Abſicht nicht merkt und darüber verſtimmt wird. Die „Wildheuerin" verdient jedenfalls den Preis von allen dreien. Weniger hingegen konnte uns der „Schmuggler" gefallen, weil in ihm das Motiv der Erzählung unter dem lieblichen Gewande allzu deutlich hervorſchimmert, auch etwas geſucht zu ſein ſcheint — nämlich der Triumph des edlen Herzens und der geſunden Vernunft über die mannigfachen Standesvorurtheile und die Zerklüftungen der menſchlichen Geſellſchaft.
F. M.

— **Der Palmbaum.** Das Buch, das eine engliſche Dame, Mrs. Moody, ſoeben über den Palmbaum hat erſcheinen laſſen,*) gehört in das jetzt weniger, als im vorigen Jahrhundert, angebaute Fach der theologiſchen Botanik. Die Verfaſſerin ſagt in dem Vorworte ſelbſt, daß es hauptſächlich ihr Beſtreben ſei, dasjenige, was der Pſalmiſt über die Schönheit des Palmbaumes, „dieſes Dieners Gottes und Freundes der Menſchen" geſagt, in ſeiner Wahrheit nachzuweiſen. Was die Naturgeſchichte der Palmen betrifft, ſo hat ſie bloß abgeſchrieben, was unſer Landsmann Dr. Berthold Seemann in ſeinem deutſch und engliſch gedruckten, vielgeleſenen Buche über den Gegenſtand geſagt.

— **Talmud-Ausgaben.** Unter den Talmud-Ausgaben der jüngſten Zeit, die einander den Rang abzulaufen ſuchen, zeichnet ſich die im Selbſtverlage von A. Salomon in Tilſit**) vortheilhaft aus. Nicht nur die äußere Ausſtattung: ſchönes Papier, ſcharfe Typen — ſo daß ſelbſt die kleine Raſchiſchrift das Auge nicht anſtrengt — und handliches Format, ſondern auch der reiche Inhalt, in den zu den gewöhnlichen Kommentarien, Additamenten und Novellen eine Reihe Erklärungen, Superkommentarien, Anmerkungen ſpäterer Gelehrten aufgenommen ſind, werden dieſer Ausgabe bei den Talmudleſern willkommenen Eingang verſchaffen, da überdies der Preis von 18 Thlr. als ein ſehr billiger zu bezeichnen iſt. Gleichwohl möchte dem Herausgeber zu empfehlen ſein, noch größere Sorgfalt auf die Korrektur zu verwenden, da in den bereits erſchienenen Bänden — von den 24 haben bis jetzt 9 die Preſſe verlaſſen — allerlei Druckfehler aufgefallen ſind.

*) The Palm Tree. By S. Moody. London, Nelson & Sons. Leipzig, Ludw. Denicke.

**) Berlin, W. Adolf und Co.

Literariſcher Sprechſaal.

Ein Artikel der „Oeſterreichiſchen Wochenſchrift" (Nr. 30 vom 23. Juli) über den gegenwärtigen Zuſtand der ungariſchen Literatur klagt über die verhältnißmäßig geringe Theilnahme, welche dieſe jetzt in Ungarn ſelbſt finde, und ſucht dies durch den überwiegend idealiſtiſchen und erkünſtelten Charakter der Literatur zu erklären, mit welchem der realiſtiſche, praktiſch-wiſſenſchaftliche Drang der Zeit in Widerſpruch ſich befinde. Wir entlehnen dem Artikel die folgenden Bemerkungen.

„In den letzten Jahren des verfloſſenen Decenniums iſt in Ungarn die Schreibeluſt, welche am Anfange deſſelben ganz gelähmt ſchien, mit erneuerter Kraft wieder erwacht. Das ungariſche Publikum, das durch die allmähliche Ausbreitung des deutſchen Elements den Fortbeſtand der ungariſchen Nationalität bedroht fühlte, ſah in der Literatur den einzigen Rettungs-Anker und that Alles, was möglich war, zur Befeſtigung deſſelben. Man las zwar wenig, aber man kaufte Alles, was ungariſch geſchrieben war, und zwar hauptſächlich dieſes letzteren Umſtandes wegen. Es fanden ſich Mäcenaten, die in materiellen Opfern wetteiferten, um die Literatur zu heben und die Verbreitung derſelben möglichſt zu befördern. Daß unter ſolchen Umſtänden die Zahl der Schriftſteller jeden Ranges täglich wuchs, bis endlich der Büchermarkt mit guten und ſchlechten Produkten aller Art überſchwemmt wurde, iſt ſelbſtverſtändlich. Insbeſondere aber war es die periodiſche Tagespreſſe, welche, wenn auch nicht qualitativ, ſo doch quantitativ Erſtaunliches leiſtete. Es beſtanden damals regelmäßig nicht weniger als 60 bis 70 Zeitſchriften, unter denen manche ſehr beliebt und verbreitet waren, wie z. B. die „Vasárnapi ujság" (Sonntags-Zeitung), welche zeitweiſe an 10,000—12,000 Pränumeranten zählte. Die Produktion ſtieg immer höher, bis ſie endlich im Jahre 1861 unnatürlich wurde und deshalb, den gegebenen Verhältniſſen gemäß, ſich in engere Gränzen zurückziehen mußte. Der Fluth folgte die Ebbe, der unnatürlichen Anſtrengung die nothwendige Erſchöpfung. Die Kriſis iſt eingetreten, wie dies z. B. ſchon aus der einen Thatſache erhellt, daß im Laufe des vorigen Jahres nicht weniger als 21 Blätter aufgehört haben zu erſcheinen."

Mit dem kürzlich ausgegebenen dritten Hefte der Münchener Chronik der Gegenwart*) iſt zum erſtenmal auch ein belletriſtiſcher Anhang, der Beginn einer Novelle „Vor ſiebzig Jahren," von G. E. Haas, verbunden. Der Eine der beiden Herausgeber, Herr F. Retzer, ſetzt in dem vorliegenden Hefte ſeine Betrachtungen über die Stellung der Frauen in Staat und Geſellſchaft fort, während der Andere, Herr J. Strobel, die letzte Londoner Konferenz zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung macht. Eine Biographie von König Maximilian II., ſtatiſtiſche Ermittelungen über Sterblichkeit und Lebensdauer bei verſchiedenen Ständen und Volksklaſſen und „Gedanken über moderne Geſchichtſchreibung füllen den übrigen Raum des „hiſtoriſch-politiſchen Theiles" aus. In dem „literargeſchichtlichen Theile" ſetzen Dr. Leonhard Freund (Verfaſſer der Schrift „Ueber das Recht auf Wahrheit") und Dr. Carl Adler ihre volkswirthſchaftlichen Abhandlungen über „das Chriſtenthum und die National-Oekonomie" und über „Arbeit und Verkehr" fort. Wir wollen wünſchen, daß dem jungen literariſchen Unternehmen durch den neuerdings in München zu Gunſten der Dunkelmänner eingetretenen Umſchwung keine Hinderniſſe bereitet werden mögen.

*) Redigirt von F. Retzer und J. Strobel.

Digitized by Google

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfehlen wir:

Worte des Herzens.

von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben
von
C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einb. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (429)

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, reſp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr., reſp. 1 Thlr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann."
Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin** ist erschienen: (430)

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlichen Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (430)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Geſchichte
des
brandenburgiſch-preußiſchen Staates
von
F. Voigt,

Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin.

1860. 41 Bgn. gr. 8 geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (431)

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen." Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Neuer Roman von Charles Dickens.

Unſer gemeinſchaftlicher Freund.

Roman in 4 Büchern von Charles Dickens (Boz).

Mit 40 Illuſtrationen von Marcus Stone.

Deutſche, autoriſirte Ausgabe von Marie Scott.

Vollſtändig in 20 Monats-Lieferungen à 6 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

(424)

Die erſte Lieferung iſt am 15. Juli erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Im Verlage von George Weſtermann in Braunſchweig erſcheinen:

Weſtermann's

Illuſtrirte Deutſche Monatshefte

für das

gesammte geiſtige Leben der Gegenwart.

Gr. 8. Velinpap. Geheftet. Preis pro Quartal 1 Thlr.
15 Bände ſind bereits erſchienen. Preis jedes Bandes 2 Thlr.

Wir dürfen uns bei der heutigen Aufſtellung unſers Programms über die Tendenz dieſer Zeitſchrift, die ſeit ihrer erſten Nummer die Löſung ihrer großen Aufgabe mit Kraft und ſicheren Schrittes angeſtrebt hat, — mit einiger Genugthuung auf das bisher Geleiſtete zurückwenden. Für die vielen Tauſende derjenigen unſerer Leſer, die mit wachſender Theilnahme unſer Unternehmen bisher begleitet haben, und von denen uns zahlreiche Zeichen der Anerkennung geworden, bedarf es, wie wir hoffen und vertrauen, keiner erneuten Zuſicherungen für das, was wir ferner zu leiſten gedenken.

Unſere Motive, unſre Auffaſſung, unſer Streben, bleiben unverändert, und — wir dürfen es dankbar hinzufügen — unter der unausgeſetzt wachſenden Zahl der mitwirkenden Kräfte wächſt die Gewähr für eine weitere Entwicklung und Bedeutung unſers Unternehmens auf's Erfreulichſte. Die Regiſter der erſten zwölf Bände weiſen über zweihundert Mitarbeiter nach.

Wir dürfen deshalb mit gutem Grunde hoffen, daß die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte noch viele neue Freunde finden, und alſo in mannigfach neue, ihnen bisher nicht geöffnete Kreiſe eindringen werden.

An dieſe richten wir noch Folgendes:

Die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte haben es ſich zur Aufgabe gemacht, ein Central-Organ für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung zu ſein. — Sie wollen alſo die Reſultate der Wiſſenſchaft vortragen, ſoweit ſolche in des Volkes Blut und Leben übergehen können; ſie wollen mit Tiefe und Wahrheit die Einfachheit und allgemein verſtändliche Form der Darſtellung verbinden: ſie wollen, mit kurzen Worten, die Bildung zu populariſiren ſuchen. — Sie widmen ſich nicht nur der allgemeinen Unterhaltung, ſondern ſie beſchäftigen ſich auch mit den verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften und ihren Einflüſſen auf die Culturzuſtände. Sie berichten über Kunſt, Literatur und geſellſchaftliches Leben, über Erzeugniſſe und intereſſante Erſcheinungen auf dem Gebiete der Induſtrie, des Handels und Völkerverkehrs, und vergegenwärtigen ſowohl in Ueberſichten wie in ſpeciellen Ausführungen die auf all dieſen Feldern ſtattfindenden Bewegungen und Fortſchritte. — Mit Sorgfalt ausgeführte Illuſtrationen kommen der Phantaſie und dem Verſtändniß des Leſers zu Hilfe.

Die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte wollen in jeder Familie zu Hauſe ſein; ſie werden die Stunden der Muße beim traulichen Zuſammenſein bilden und veredeln helfen, ſie werden unterhaltend belehren, und belehrend unterhalten. Sie werden fortfahren, indem ſie alles menſchliche Wiſſen, Denken und Streben zu umfaſſen ſuchen, für Geiſt und Gemüth jene Schätze zuſammentragen und Jedem zuführen zu helfen, dem die Bildung und Pflege ſeiner geiſtigen Befähigung ein Bedürfniß, und die Theilnahme an den raſtlos vorwärts ſtrebenden Bewegungen in allen Richtungen des menſchlichen Geiſtes unentbehrlich iſt, und ſo das gediegenſte und nützlichſte Familienbuch ſein für alle Stände des gebildeten deutſchen Volkes, eine ſich fortwährend bereichernde Hausbibliothek des mannigfachſten Inhalts von bleibendem Werthe.

Subſkriptions-Bedingungen.

Die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte erſcheinen zu Anfang jedes Monats in großem Lexikon-Octav-Format. Jedes Heft in einer Stärke von 7 bis 8 Bogen reich und geſchmackvoll ausgeſtattet. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der unglaublich billige Preis für jedes Heft von wenigſtens 112 Seiten des größten Octav-Formats in doppelten Columnen beträgt nur 10 Sgr. — Vierteljährlich 1 Thlr. — Die Subſcribenten brauchen ſich nur zur Abnahme eines Quartals zu verpflichten. — Die bisher erſchienenen 87 Hefte ſind ebenfalls noch durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Jeder Band iſt auch elegant gebunden zu haben. (425)

Dieser Nummer liegt bei eine Literarische Anzeige: Verlagsbericht von J. J. Weber in Leipzig. Juli 1864.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 33.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 14. Auguſt **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Der Staat und die Volkswirthſchaft. Rentzſch und Laſſalle 514
Anfänge Shakſpeare'ſcher Poeſie in Deutſchland 516

Rußland.
Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens. II. Rußlands Politik in Central-Aſien 517

Serbien.
Erinnerungen an poetiſche Zeitgenoſſen. Vuk Stefanovich 519

Frankreich.
Die Geſchichtſchreibung des Elſaſſes. Ludwig Spach und ſein Wirken 520

Oceanien.
Leben und Literatur bei unſern Antipoden . 524

Nord-Amerika.
Amerikaniſche Kriegsbedürfniſſe 525

Kleine literariſche Revue.
Der Name „Germanen" 525
Bodenſtedt's ausgewählte Dichtungen . . 525
Geiſtliche Volkslieder 526
Eine Straßburger theologiſche Studie . . 526
Griechiſche gelehrte Geſellſchaften in Konſtantinopel 526
Literariſcher Sprechſaal 527

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

A trompeur trompeur et demi, ou le renard et la cicogne (Un vol. de la Bibliothèque chretienne et morale) Limoges.

Memoires sur la Chine. Par le comte Escayrac de Lauture. I. Histoire. In 4. 131 p. et cartes dans le texte. Paris.

Voyages et aventures en Mexique. Par G. Ferry. 355 p. 3 fr. 50 c.

Dictionnaire des noms propres, ou Encyclopédie illustrée. Par B. Dupiney de Vorepierre. T. I. Livraison prém. In 4. à 3 colonnes avec des cartes, portraits et gravures. 160 livraisons à 50 c. Paris, Michel Lévy.

Doctrine des Bouddhistes sur le Nirvana. Par P. E. Foucaux, professeur au collège de France. In 8. 33 p.

La Justice, ou les intérêts, les droits et les devoirs en conciliation. Prém. partie. Les lois éternelles et la justice de dieu. Par L. W. Gasne, president. XI et 537 p. Paris.

La jeunesse de Haydn, suivie d'une notice sur Ang. Pajou. Par Madame A. Grandsard. 142 p. Lille. (435)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

BELL AND DALDY'S
POCKET VOLUMES,
A SERIES OF SELECT WORKS OF FAVOURITE AUTHORS.

The intention of the Publishers is to produce a Series of Volumes adapted for general reading, moderate in price, compact and elegant in form, and executed in a style fitting them to be permanently preserved.

They do not profess to compete with the so-called cheap volumes. They believe that a cheapness which is attained by the use of inferior type and paper, and absence of editorial care, and which results in volumes that no one cares to keep, is a false cheapness. They desire rather to produce books superior in quality, and relatively as cheap.

Each volume will be carefully revised by a competent editor, and printed at the Chiswick Press, on fine paper, with new type, and ornaments and initial letters specially designed for the series.

The Pocket Volumes will include all classes of Literature, both copyright and non-copyright; Biography, History, Voyages, Travels, Poetry, sacred and secular, Books of Adventure and Fiction. They will include Translations of Foreign Books, and also such American Literature as may be considered worthy of adoption.

The books will be issued at short intervals, in paper covers, at various prices, from 10 Sgr. to 1 Thlr. 5 Sgr. and well bound in cloth top edge gilt at 5 Sgr. per volume extra.

Now Ready.
Burns's Poems. 25 Sgr.
Burns's Songs. 25 Sgr.
Walton's Complete Angler. 25 Sgr.
Sea Songs and Ballads. By Dibdin, and others. 25 Sgr.
White's Natural History of Selborne. 1 Thl.
Coleridge's Poems. 25 Sgr.
The Robin Hood Ballads. 25 Sgr.
The Lieutenant and Commander. By Capt. Hall. 1 Thl.
The Midshipman. By Capt. Hall. 1 Thl.
Southey's Life of Nelson. 25 Sgr.
George Herbert's Poems. 20 Sgr.
George Herbert's Works. 1 Thl.
Longfellow's Poems. 2[illegible] Sgr.
Lamb's Tales from Shakspeare. 25 Sgr.
Milton's Paradise Lost. 25 Sgr.
Milton's Paradise Regained and other Poems. 25 Sgr.
Well Bound in cloth, 5 Sgr. extra.

Preparing.
The Conquest of India. By Capt. Hall.
Walton's Lives of Donne, Wotton, Hooker, &c.
Gray's Poems.
Goldsmith's Poems.
Goldsmith's Vicar of Wakefield.
Henry Vaughan's Poems.
Other Works are in Preparation.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (433)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg.
No. 7. *Juillet* 1864.

I. L'artillerie rayée en Angleterre et en France. — II. Les aveugles assistés par eux-mêmes. — III. Un village dans l'Inde et ses habitants. — IV. Henri Heine. — V. De l'établissement de colonies Belges en Allemagne et en Angleterre §. 1. — VI. Don Fulano (2e extrait). — VII. 1. Les oiseaux du roc d'ailsa. 2. Les écitons ou fourmis fourrageères. — VIII. L'observatoire de Greenwich (2e et dernière partie). — IX. Pensées diverses. — X. Correspondance d'Allemagne. — XI. Correspondance d'Italie. — XII. Correspondance de Londres. — XIII. Correspondance de Belgique. — XIV. Chronique scientifique. — XV. Chronique et Bulletin bibliographique. (434)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin** ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." —

„Hier schliessen wir unsere Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dass Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser Innerstes und erstes geistiges Leben wiederspiegeln." (436)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Der Staat und die Volkswirthſchaft. *)

Rentzſch und Laſſalle.

Unter den vielen Schriften, die in neuerer Zeit zur Erläuterung und Populariſirung der Volkswirthſchafts-Lehre in Deutſchland erſchienen, iſt keine ſo geeignet, nach den verſchiedenſten Seiten dem Belehrungsdrange der Zeitgenoſſen zu entſprechen, wie die vorliegende. Es ſind nicht akademiſche Vorleſungen und gelehrte Abhandlungen, ſondern populäre Belehrungen und Vorſchläge zu Reformen in Bezug auf die verſchiedenen, den Gewerbetreibenden, wie den Politiker in gleicher Weiſe intereſſirenden, volkswirthſchaftlichen Fragen, die uns hier vorliegen. „Programm der zeitgemäßen volkswirthſchaftlichen Reformen," hätte der Verfaſſer, wie er ſelbſt ſehr richtig bemerkt, ſeine Schrift nennen können, in welcher er an der Hand ſtreng wiſſenſchaftlicher Begründung und mit Zugrundlegung der Kultur-Geſchichte und Statiſtik belehrende Vergleichungen zwiſchen den Forderungen der Volkswirthſchaft und den leitenden Grundſätzen der beſtehenden Geſetzgebung angeſtellt hat. Mannigfaltiger, gemeinverſtändlicher und darum auch lehrreicher, als die Abhandlungen in gewiſſen neueren, für Volkswirthſchaft und Politik ausdrücklich gegründeten Zeitſchriften, ſind die patriotiſchen Wünſche und Vorſchläge, die der Verfaſſer hier ebenſo an die deutſchen Regierungen, wie an das deutſche Volk gerichtet hat.

Freiheit des Grundes und Bodens, Freiheit der Niederlaſſung, Freiheit der Arbeit, Freiheit des Kapitals, Freiheit des Handels und des Verkehrs ſind die Themata, die der Verfaſſer hauptſächlich in den vorliegenden vierzehn volkswirthſchaftlichen Eſſays behandelt. Die Fortſchritte, welche in den letzten Jahrzehnden die Freiheit auf den vorgedachten Gebieten in den meiſten deutſchen Staaten gemacht, werden von dem Verfaſſer conſtatirt, und mit Recht knüpft er daran die Ueberzeugung, daß diejenigen Staaten, die bisher noch zurückgeblieben, ihren paſſiven Widerſtand ſehr bald werden aufgeben müſſen. Unmöglich können ſich Bayern und Würtemberg lange noch von ſchutzzöllneriſchen Ideen leiten laſſen. Ebenſo iſt es unglaublich, daß Bayern noch auf lange Zeit dem Zunftzopfe huldige, während Würtemberg und Baden die Freiheit der Gewerbe auf ihre Fahne ſchreiben. Während Bremen und Oldenburg die in allen Handelsſtaaten längſt unangefochtene Freiheit des Zinsfußes anerkannten und die wohlthätigen Einwirkungen dieſer Freiheit ſich bei ihnen geltend zu machen anfangen, wird das ihnen benachbarte Königreich Hannover unmöglich länger die Unfreiheit der Kapitalien aufrecht erhalten können, indem es den Kapitaliſten die Höhe des Zinsfußes vorſchreibt, zu welchem ſie die Mittel zur Vermehrung der National-Arbeit und des National-Reichthums hergeben ſollen. Und ſollte Mecklenburg wirklich im Stande ſein, die chineſiſche Mauer, durch die es ſich gegen die von außen kommende Vermehrung ſeiner Productions- und Arbeitskraft abſperrt, durch die es ſogar den eigenen Landeskindern die Freizügigkeit wehrt, noch länger aufrecht zu erhalten, obwohl es ſichtlich ſowohl phyſiſch, als moraliſch verkommt, während ſeine deutſchen Nachbarſtaaten ebenſo an Intelligenz und Bildung, wie an Einwohnerzahl und Wohlhabenheit alljährlich zunehmen?

Der eine deutſche Bruderſtamm fühlt ſich mit den anderen Stämmen nicht nur vereinigt durch gleiche Sprachen und Sitten, verbunden durch die Ereigniſſe früherer böſer und guter Tage, ſondern auch durch die Gemeinſamkeit in der Production und Conſumtion, durch die Harmonie des übereinſtimmenden Verkehrslebens. So viele Verſuche auch gemacht worden ſind und noch gemacht werden mögen, die auf die freieſte Entwickelung baſirten Tendenzen unſeres neuen wirthſchaftlichen Lebens in Deutſchland nach alten verbrauchten Doctrinen wieder künſtlich zu regeln und ſeine Entwickelung ſchablonenmäßig zu formuliren, ſo herrſcht doch bereits ein ſo freier Geiſt, daß ſelbſt Siege der reactionären Partei zwar momentan außerordentlich ſchaden, ſich aber auf die Dauer unmöglich halten können.

Wir haben vorſtehend die Gedanken des Herrn Rentzſch, zum Theil ſogar mit ſeinen eigenen Worten, wiedergegeben. Fügen wir hier noch hinzu, welche Aufgaben der Verfaſſer dem ſich eben neu generirenden Zollvereine ſtellt: „Der Hauptzweck des Zollvereins," ſagt er, „beſteht auf keinen Fall darin, die Zölle als eine bequeme Fundgrube für den Staats-Haushalt auszunutzen. Seine Aufgabe denken wir uns vielmehr in der Wahrung der deutſchen Handels-Intereſſen im Auslande, in der Schaffung eines völkerrechtlich anerkannten Organes mit gemeinſamer Konſular-Vertretung und in dem Schutze der gemeinſamen Handelsflagge durch eine deutſche Kriegsflotte. Die Wirkſamkeit dieſes Handelsverbandes wird ſich nach Innen zu erſtrecken haben auf eine gemeinſame Handels-Geſetzgebung, auf Durchführung eines einheitlichen Münz-, Maß- und Gewichts-Syſtems — eventuell auf eine gemeinſame Erfindungspatent-Geſetzgebung — auf Beförderung des Verkehrs durch die Regulirung der Waſſerſtraßen, durch den Bau von Kanälen (vornehmlich des großen deutſchen Nord- und Oſtſee-Kanals) und Eiſenbahnen, ſoweit dieſe nicht durch die Privatthätigkeit hergeſtellt werden, durch das im volkswirthſchaftlichen Intereſſe zu führende Oberaufſichts-Recht über das Poſt- und Telegraphenweſen u. ſ. w., endlich auf die zu leiſtende Garantie, daß von Seiten der einzelnen Staaten nach keinerlei Richtung hin die liberalen, volkswirthſchaftlichen Grundſätze der Einigung verletzt werden."

Wir gehen nunmehr zu einer Frage über, die neuerdings wieder zum Gegenſtande der Polemik, und zwar nicht bloß auf ſchriftſtelleriſchem Gebiete, ſondern auch öffentlicher Verſammlungen geworden: nämlich zu der Frage der Arbeiter-Aſſociationen. Ein wichtiger Beitrag zur Erörterung dieſes viel beſprochenen, aber nur ſelten richtig aufgefaßten Themas iſt die Geſchichte der Arbeiter-Aſſociationen in Frankreich, die kürzlich ein in Paris lebender Deutſcher, Herr Sigmund Engländer, herausgegeben.*) Die Geſchichte der konfuſen Ideen, die in Frankreich ſeit der Juli-Revolution von 1830 über dieſe Materie vorherrſchend waren, und die in der Februar-Revolution von 1848 ihren entſprechenden Ausdruck fanden, wird zu allen Zeiten ein warnender Spiegel für das Volk der Arbeiter ſowohl, als der Arbeitgeber, ſein können. Noch immer tönt zu uns aus jener Periode Frankreichs der Wiederhall der Phraſe von der Feindſchaft des Kapitals und der Arbeit — einer Phraſe, die ſelbſt in der objektiv ſein

*) Der Staat und die Volkswirthſchaft. Eine Parallele zwiſchen den leitenden Grundſätzen der beſtehenden Geſetzgebung in den zeitgemäßen Forderungen der Volkswirthſchafts-Lehre. Von Dr. Hermann Rentzſch. Leipzig, Guſtav Mayer, 1863.

*) Geſchichte der franzöſiſchen Arbeiter-Aſſociationen, von Sigmund Engländer. Vier Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Digitized by Google

ſollenden Geſchichte Engländer's zu den Axiomen gezählt wird, und die auch der ebenſo klaſſiſch gelehrte, als unklaſſiſch pöbelhafte **Laſſalle** in ſeinem „ökonomiſchen Julian“ zur Grundlage ſeiner Lehre von der Emancipation der Arbeit macht. **Die Arbeit iſt vom Kapital zu emancipiren**, ſo lautet das Carthaginem esse delendam der franzöſiſchen und der deutſchen Arbeiter-Catone. Aber das iſt gerade ſo rationell und ebenſo praktiſch möglich, als das Waſſer von der Luft oder die Frau vom Manne emancipiren wollen. Arbeit und Kapital ſind gleich untrennbar, gleich unemancipirbar von einander, wie Frau und Mann, wie Waſſer und Luft, vorausgeſetzt, daß ſie exiſtenzfähig bleiben, und daß das ſoziale Leben, das Menſchen-Leben und alles irdiſche Leben überhaupt nicht aufhören ſollen. Kapital iſt nichts weiter, als geweſene Arbeit, und Arbeit nichts Anderes, als künftiges Kapital. Nicht ſie von einander zu trennen und zu emancipiren, ſondern ſie noch inniger und zweckentſprechender zu **aſſociiren**, als bisher, iſt die ihrer Löſung entgegengehende Aufgabe unſerer Zeit. Arbeiter-Aſſociationen allein mögen zur Wahrung perſönlicher **Freiheit**, perſönlicher **Rechte** förderſam und wohlthätig ſein; ſollen die Aſſociationen jedoch auch die **materiellen Intereſſen** der Arbeiter fördern, ſollen ſie ihnen und ihren Familien das **Hilf dir ſelbſt!** möglich machen, ſollen ſie endlich den **National-Reichthum** und damit das Wohlbefinden jedes Einzelnen in der Nation vermehren, ſo müſſen ſich die bereits zum Kapital gewordene und die erſt Kapital zu werden beſtrebte Arbeit mit einander aſſociiren. Das richtige Syſtem **dieſer** Aſſociation aufzufinden, haben ſich die wahren Freunde der Arbeiter unter unſeren praktiſch tüchtigen Zeitgenoſſen, die **Schulze-Delitzſch**, die **Lette**, die **Huber** u. A., zur Aufgabe gemacht, und die Anfänge der Ausführung dieſes Syſtems liegen uns bereits in mannigſachen, gelungenen Verſuchen, ſowohl in Vorſchuß-, als in Productions- und Conſum-Vereinen, vor.

In dem Eſſay über das Thema **Staats-Unterſtützung und Selbſthilfe** geht Herr **Rentzſch** ebenſalls auf den von Laſſalle ausgeſprochenen Vorwurf der angeblichen Ausbeutung der Arbeiter durch den „wucheriſchen **Unternehmer-Gewinn**“ des Kapitals ein. Herr Profeſſor **Schäffle** in Tübingen hat bereits *) dem Herrn Laſſalle in ähnlicher Weiſe, wie einſt der berühmte franzöſiſche Sozialiſt Graf v. St. **Simon** einem deutſchen Theoretiker, nachgewieſen: „qu'il a bien critiqué, mais pauvrement doctriné.“ Es iſt leicht, zu behaupten, daß die Arbeiter, wenn ihnen der Staat nur das nöthige Betriebskapital vorſchieße, den **Unternehmer-Gewinn** ebenſo unter einander theilen könnten, als die Arbeitslöhne. Aber was ſoll geſchehen, wenn gar kein Unternehmer-Gewinn, ſondern vielmehr, wie es nur zu häufig in Folge von Handels-Conjuncturen der Fall iſt, ein **Unternehmer-Verluſt** konſtatirt iſt? Als ob der Gewinn des Unternehmers ebenſo nothwendig und unausbleiblich wäre, als der Lohn des Arbeiters! Es iſt eben das charakteriſtiſche Unterſcheidungs-Merkmal des kaufmänniſchen Unternehmers, daß er ein „**Gewinn- und Verluſt-Conto**“ führt und **führen** muß; es ſind ſeine Kenntniſſe, ſeine Erfahrungen, welche bewirken, daß auf dieſem Conto der Verluſt durch den Gewinn ſtets überwogen wird und **werden** muß, wenn der Unternehmer nicht untergehen, d. h. bankerott werden will. Sollen etwa die vom Staate mit Betriebs-Kapital ausgeſtatteten Arbeiter-Aſſociationen des Herrn Laſſalle, wie der kaufmänniſche Unternehmer, unter Umſtänden auch Bankerott machen und die Benefizien der cessio bonorum beanſpruchen können?

*) Deutſche Vierteljahrsſchrift, 1864, II b.

Die Behauptung Laſſalle's, daß die „Bourgeois-Geſellſchaft“ den Lohn des Arbeiters auf das niedrigſte Maß des Bedarfes zum Lebensunterhalt herabdrücke und es darauf zu erhalten wiſſe, iſt übrigens gerade in neueſter Zeit durch die Erſcheinung widerlegt, daß in Deutſchland ſowohl, als im Auslande, Forderungen der Arbeitnehmer auf höheren Lohn ſich geltend machten, denen die Arbeitgeber, die Unternehmer, zum Theil entſprechen mußten. Man hat dieſe Erſcheinung volkswirthſchaftlich durch den Mangel an Arbeitern erklärt, der hier und da durch die ſtärkeren Militär-Aushebungen herbeigeführt worden. In Preußen namentlich wird auf dem Lande ſowohl, als in beſtimmten Gewerben, über den Mangel an Arbeitern ſehr geklagt. In Preußen ſind ſeit drei Jahren etwa 60,000 kräftige junge Männer mehr, als früher, der produzirenden Arbeit entzogen und der bewaffneten Macht zugeführt worden. Das hat in vielen Gewerben und Orten die inſtinktive Erkenntniß unter den Arbeitern herbeigeführt, daß die Nachfrage nach Arbeit jetzt ſtärker ſei, als das Angebot, und wie in allen anderen Dingen, hat dies auch hier die volkswirthſchaftliche Folge einer Erhöhung der Preiſe gehabt.*) Aber eine ſolche Erſcheinung eben beweiſt genügend, daß die volkswirthſchaftlichen Geſetze auch auf dieſem Gebiete das richtige Niveau herbeiführen, ohne daß es der ungeſunden, thörichten Rathſchläge des Herrn Laſſalle bedarf.

Herr Rentzſch ſagt mit Bezug auf die Beſtrebungen des Herrn Laſſalle und ſeiner Freunde: „Die kleine Partei, die in Deutſchland darauf ausgeht, die Arbeiter als eine beſondere Klaſſe darzuſtellen, wird für den höchſt wünſchenswerthen Einheitsbau des Geſammt-Vaterlandes auch nicht Einen Stein herzutragen; ſie wird vielmehr durch ihre unglückſelige Theorie, daß die eine Klaſſe auf Koſten der anderen unterhalten werden müſſe, Zwieſpalt und falſche Intereſſen-Vertretung heraufbeſchwören, um endlich durch Bürgerkrieg und Straßenkampf Freiheit und Kultur zu Grabe zu tragen und der Reaction die Wege zu ebenen. Iſt bei uns noch nicht Alles ſo, wie es ſein könnte und ſollte, ſo empfiehlt es ſich weit mehr, dem Arbeiter die intellektuelle Bildung zugänglicher zu machen, auf dem Wege der Geſetzgebung die Hinderniſſe zu beſeitigen, die der Verwerthung der geiſtigen und phyſiſchen Kräfte noch entgegenſtehen, und ihn dann ganz auf ſeine eigene Kraft zu verweiſen. Dann wird es nur noch von der Thätigkeit und der Energie des Einzelnen oder einer Vereinigung von Arbeitern abhängen, mit welchem Grade des materiellen Wohlbefindens ſie ſich begnügen und welche Stufe ſie in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen wollen. Der Weg iſt langſam, aber naturgemäß und ſicher.“

Schließlich gedenken wir noch der von Herrn Rentzſch behandelten Frage der **Freiheit des Zinsfußes**. Hohe Zinſen vom **Produzenten** und hohe Zinſen vom **Konſumenten** nehmen — das unterſcheidet das **Disconto-** vom **Wucher-**Geſchäft. Das Alterthum kannte, wie Herr **Laſſalle** in ſeiner oben erwähnten Schrift richtig bemerkt, nur das Leihbedürfniß der Konſumenten, die, oft um nur das Leben zu friſten, Gelder aufnehmen mußten, und daher der Abſcheu des Alterthums, wie aller Religionsſtifter, vor dem Zinſennehmen. In unſerer Zeit werden zwar auch noch

*) Vergl. den lehrreichen Aufſatz über die Reſultate des Aushebungs-Geſchäfts und die Militärdienſt-Steuer, von Dr. Engel, in der Juli-Lieferung der Zeitſchrift des ſtatiſtiſchen Bureau in Berlin von 1864.

manche Darlehne zu konſumtiven Zwecken und um die Noth des Daſeins zu befriedigen, gemacht, doch die Summen dieſer Darlehne ſind verſchwindend klein im Vergleiche zu den Hunderten von Millionen, die der Kredit des Produzenten und des Kaufmanns benutzt, um dadurch Arbeit, Kapital und Nationalreichthum zu vermehren. Dieſem Bedarf gegenüber iſt der hohe Zins kein Wucher, ſondern nur der wohlbegründete Antheil des Gewinnes an einem gemeinſamen gewagten Geſchäft. Und daher kömmt das einſtimmige Verlangen der Neuzeit, die Wuchergeſetze abzuſchaffen. J. L.

Anfänge Shakſpeare'ſcher Poeſie in Deutſchland.

Die Shakſpeare-Feier dieſes Jahres hat von Neuem die literarhiſtoriſche Frage über die Zeit, in welcher die Shakſpeare'ſche Poeſie zuerſt in Deutſchland eingeführt worden, angeregt. Einen intereſſanten Beitrag zur Löſung derſelben hat Herr Dr. Reinhold Köhler geliefert durch die neue Ausgabe des Luſtſpiels „Kunſt über alle Künſte ein bös' Weib gut zu machen."*) Das Stück iſt offenbar eine Nachbildung der „gezähmten Widerſpenſtigen" von Shakſpeare und, abgeſehen von dem „Peter Squenz" des Andreas Gryphius, die erſte gedruckte Bearbeitung eines Shakſpeare'ſchen Dramas in Deutſchland. Nach der Forſchung des Herausgebers, iſt die erſte Ausgabe des Luſtſpiels in Rapperſweil im Jahre 1672 erſchienen, und ihr folgte noch in demſelben Jahre ein Wiederabdruck, der jedoch minder korrekt iſt. Daß das Stück nicht das einzige geweſen, das ſein Verfaſſer geſchrieben, hat Herr Köhler nachgewieſen, der ſo glücklich war, noch zwei andere Stücke nebſt ihren Nachſpielen oder „ſingenden Poſſenſpielen," wie ſie der Verfaſſer nennt, aufzufinden: „Der pedantiſche Irrthum", Rapperſweil 1673, und „altmodiſch technologiſches Interim," Rapperſweil 1675.

Ueber Namen, Geburtsort und Stand des Verfaſſers hat ſich bis jetzt noch nichts ermitteln laſſen. Er ſelbſt ſagt im Nachworte zum „pedantiſchen Irrthum": „Meinen Namen hat der Leſer nicht nöthig zu wiſſen: denn ein Kätzchen Mignon, Mietzchen, Heinz, Murner, Rorazemblich oder Auſtraliſch mag genannt werden: wenn es nur wohl mauſet." Der Herausgeber vermuthet, daß der Name den Zeitgenoſſen kein Geheimniß geweſen; möglicher Weiſe findet er ſich bei Durchforſchung der gleichzeitigen Literatur noch irgendwo angedeutet. Bei dem Mangel aller äußeren Zeugniſſe über den Autor ſind wir allein auf ſeine Schriften angewieſen, aus denen ſich ergiebt, daß er ein Mann von klaſſiſcher Bildung geweſen ſein muß, wie die häufigen lateiniſchen Wörter und Phraſen, die Citate aus alten Autoren und die Reminiſcenzen aus der antiken Mythologie und Geſchichte beweiſen. Sein Deutſch iſt von einer mundartlichen Färbung, die auf eine ſüddeutſche Abkunft ſchließen läßt. Der Druckort ſeiner Schriften, Rapperſweil, könnte vermuthen laſſen, daß er in der öſtlichen Schweiz oder in Schwaben zu Hauſe geweſen ſei.

Das Luſtſpiel „Kunſt über alle Künſte" hat er ebenſo wenig, wie Gryphius ſeinen „Peter Squenz", unmittelbar aus dem Shakſpeare übertragen. Beide kannten gewiß weder den Namen, noch die Schriften Shakſpeare's. Unſerem Verfaſſer lag höchſt wahrſcheinlich eine handſchriftliche Ueberſetzung aus dem Engliſchen vor, die zum Behufe einer Bühnenvorſtellung gemacht worden war. Daß das Stück aus England ſtamme, davon hatte er keine Ahnung; vielmehr verleitete ihn der Umſtand, daß die Handlung in Italien ſpielt und daß die Perſonen italiäniſche Namen führen, zu dem Glauben, der urſprüngliche Autor ſei ein Italiäner geweſen, wie aus dem Nachworte zu dem Stücke hervorgeht, worin es heißt: „Von dieſem Freudenſpiele kann ich ſagen, daß es eines Anderen und doch auch mein ſei. Eines Anderen iſt es, weil es nicht allein ſchon oft von Komödianten auf dem Schauplatze vorgeſtellt worden, ſondern auch die Erfindung, alle Namen und Redensarten dem, ſo es zuvor angeſehen und gehört, zeigen, daß es von italiäniſchem Urſprunge. Mein kann ich es nennen, dieweil ich ſolches wegen ſeiner artigen Manier gefaßt und aus meinem Kopfe, wie es mir gefallen, geändert und hingeſchrieben, nach dem es die geſchwinden Einfälle ohne Kopfbrechen gegeben." Hierzu bemerkt der Herausgeber: „Aus dieſem Nachwort iſt abzunehmen, daß das Shakſpeare'ſche Luſtſpiel mit Beibehaltung der italiäniſchen Namen und ſonſtiger darin vorkommender italiäniſcher Beziehungen auf den deutſchen Bühnen im 17. Jahrhundert gegeben worden iſt. Unſer Verfaſſer ſah es und verfaßte ohne Zweifel nach einem Bühnenmanuſkript — denn aus dem bloßen Gedächtniß iſt nicht denkbar — ſeine Bearbeitung, ohne zu wiſſen, daß es von einem engliſchen Dichter herrühre, vielmehr in dem leicht erklärlichen Glauben, daß es italiäniſchen Urſprungs ſei. Nach dem, was wir in neuerer Zeit von dem Einfluß der engliſchen Komödianten auf die deutſche Bühne und insbeſondere von ihrer Uebertragung Shakſpeare'ſcher Dramen nach Deutſchland wiſſen, könnten wir ohne Weiteres auch die Darſtellung der bezähmten Widerſpenſtigen vorausſetzen; es laſſen ſich aber gerade hiervon ſichere Spuren nachweiſen." Nämlich nach einem Zittauer Schulprogramme des Rektors Keimann vom Jahre 1658, wurden in dieſem Jahre vier Stücke in Zittau aufgeführt, worunter eins den Titel hatte: „Die wunderbare Heirat des Petruvio mit der böſen Katharina," offenbar eine mehr wörtliche Bearbeitung des Shakſpeare'ſchen Luſtſpiels. Dieſes Stück diente wahrſcheinlich zum Vorbild eines anderen deſſelben Inhaltes, das noch handſchriftlich vorhanden iſt: „Die böſe Katharina" von dem bekannten Zittauer Schulrektor Chriſtian Weiſe, der es im Jahre 1705 in Zittau aufführen ließ. Das Stück ſtimmt in der Grundanlage der Fabel und in den drei Perſonennamen Baptiſta, Katharina, Bianca mit Shakſpeare überein.

Unſer Verfaſſer hat alle Namen, bis auf den der Katharina, geändert und in deutſche umgewandelt. Ueberhaupt rühmt ihm der Herausgeber nach, daß es ihm gelungen ſei, durch Beſeitigung alles ſpezifiſch Engliſchen in Koſtüm und Anſpielungen dem Stücke einen ſo deutſchen Charakter, ein ſolches Gepräge der Originalität zu geben, daß ein Leſer, der das Shakſpeare'ſche Luſtſpiel nicht kennt, nimmermehr daran denken würde, die Bearbeitung eines ausländiſchen Originals vor ſich zu haben. Das von unſerem Verfaſſer benutzte Vorbild ſcheint ſich noch ziemlich treu an Shakſpeare gehalten zu haben, daher ſelbſt noch in unſerem Stücke ſich faſt auf jeder Seite wörtliche Uebereinſtimmung mit dem Shakſpeare'ſchen Texte findet, wobei es freilich nicht an einzelnen Anglicismen und Mißverſtändniſſen fehlt. Um die Vergleichung zu erleichtern, hat der Herausgeber den entſprechenden engliſchen Text unter den deutſchen geſetzt. Doch finden ſich auch wieder viele Weglaſſungen, Abweichungen und Zuſätze, die größtentheils wohl von unſerem Verfaſſer herrühren, ſo daß er mit Recht ſagen konnte, das Stück ſei das eines Anderen und doch auch wieder das ſeine.

*) Kunſt über alle Künſte. Ein bös Weib gut zu machen. Eine deutſche Bearbeitung von Shakſpeare's The Taming of the Shrew aus dem Jahre 1672. Neu herausgegeben mit Beifügung des engliſchen Originals und Anmerkungen von Reinhold Köhler. Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1864.

Digitized by Google

In Bezug auf den Werth und Unwerth dieſer Aenderungen erlaubt ſich der Herausgeber kein Urtheil. Uns ſcheinen ſie im Allgemeinen theils unnöthig, theils geradezu verfehlt. Der Shakſpeare'ſche Geiſt war gewiß noch in der unſerem Verfaſſer vorliegenden mehr wörtlichen Bearbeitung nicht gänzlich ausgetrieben; in unſerer Nachbildung iſt dies durchaus geſchehen. Der Verfaſſer ſcheint überhaupt kein Organ für die Auffaſſung des köſtlichen Humors und der feinen Ironie Shakſpeare's gehabt zu haben. Er zieht Alles in das Grobe und Gemeine herab. Das Stück hat im Ganzen für ihn nur die praktiſche Tendenz, geplagten Ehemännern zu zeigen, wie man ein böſes Hauskreuz beſſere. Daher läßt er den „geduldigen Hiob in des frommen Sokrates Hoſen" als Prologus auftreten und klagen, wie ſehr er von ſeinem böſen Weibe geplagt worden ſei. „Wollte Gott", ſo ſchließt er, „es hätte zu meiner Zeit der Sittenlehrer, welcher jetzt auftreten wird, gelebt; ich hätte bei ihm wollen in die Schule gehen, um zu lernen, einem böſen Weibe den Irrthum aus dem eigenſinnigen Gehirn zu treiben. ... Ihr ſeid in der glücklichen Zeit, in der Ihr von ihm lernen könnet, weil er Euch die beſte Weiſe ſagt. .. Begreifet die Kunſt wohl und ſaget mir Dank für gute Anweiſung und Erinnerung. Wer aber ſolche nicht faſſen oder damit fortkommen kann, komme zu mir und laſſe ſich von dem in der Geduld unterweiſen, der zu ſeinem Symbolo hat: Perfer perpatienda." Und am Schluſſe, wo bei Shakſpeare Katharina, die auf Befehl Petruccio's den ſtarrköpfigen Weibern erklären ſoll, was für Pflichten ſie ihren Ehemännern ſchuldig ſeien, die köſtliche Rede hält, in der ſie ihrem Manne das Unrecht abbittet und ihm als ihrem Herrn huldigt, legt unſer Verfaſſer ihr nichts, als die kurze, trockene Lehre in den Mund: „Ihr Männer, liebet Eure Weiber, und Ihr Weiber, gehorchet Euren Männern!"

Der Witz bewegt ſich am liebſten in Obſcönitäten. Die zahlreichen Abänderungen und Zuſätze verdanken größtentheils der Luſt des Verfaſſers an Zweideutigkeiten und unſauberen Scherzen ihren Urſprung. Man vergleiche z. B. die köſtliche Scene bei Shakſpeare, in welcher Bianca bei Lucentio und Hortenſio Sprach- und Muſikunterricht nimmt (Act 3, Scene 1), mit der entſprechenden in unſerem Stücke (S. 91 flg.): dort die zarteſte Bewerbung um die Gunſt der Geliebten und die feinſte Huldigung ihrer Vorzüge; hier die plumpeſten Anträge und die gemeinſten Anſpielungen, welche die edle Jungfrau ohne Unwillen anhört, ja in die ſie nicht ſelten ſelber eingeht. Als eine kleine Probe ſtellen wir die Erklärung der Scala, die Hortenſio der Bianca giebt, der entſprechenden bei unſerem Verfaſſer gegenüber. Bei Shakſpeare heißt es:

> C. Scala, Grund der Harmonie genannt,
> D. Soll Hortenſio's heiße Wünſche deuten.
> E. F. O Bianca, ſchenk' ihm Deine Hand
> G. A. Und laß ſein treues Herz Dich leiten.
> H. Nimm zwei Schlüſſel an, die er Dir bot·
> C. Dein Erbarmen, oder ſeinen Tod.

Bianca: Das nennt Ihr Scala? Geht, die mag ich nicht.
Die alte lieb' ich mehr, bin nicht ſo lüſtern,
Seltſamer Neu'rung Echtes aufzuopfern.

Bei unſerem Verfaſſer:

Muſikus: Hier iſt die Scala, welche ich nach einer neuen Manier auf das Beſte eingerichtet, und weil b-dur dem Frauenzimmer beſſer als b-moll eingehet, als will ich ſolches am liebſten mit Ihr fürnehmen und zwar erſtlich ascendendo, da ſich dann descendere ſelbſt lehret.

Sabina: Von dieſem habe ich ſchon ſo viel, als ich von ihm zu wiſſen begehre, iſt alſo ganz unnöthig, ſolches fürzunehmen.

Die gegen Ende des Stückes eingeſchobene Gerichtsſcene (S. 191 flg), ſo charakteriſtiſch ſie auch in vieler Beziehung für die damalige Zeit iſt, hat ihre Pointe in dem unſauberen Verhältniß des Dieners Wurmbrand zu der Kammermagd Sibylle, das hier in Gegenwart der Katharina und ihrer Schweſter Sabina ohne Scheu bloßgelegt und auf eine mehr als milde Weiſe beurtheilt wird. Der Herausgeber entſchuldigt dies alles mit dem Zeitgeiſte: „Das 17. Jahrhundert hatte eben ganz andere Anſtandsbegriffe als wir, und ſo ſind die meiſten Luſtſpiele jener Zeit, obwohl ſie in Gegenwart von Damen, auch der höchſten Stände, aufgeführt wurden, reich an Derbheiten und Zoten; ſelbſt Schulkomödien, wie z. B. die Weiſe'ſchen, ſind nicht überall frei davon. Alle dieſe Stellen in unſerem Stücke zu mildern oder wegzulaſſen, hätte ſeinen Charakter entſtellt und den Werth des Abdrucks bedeutend verringert. Nur drei beſonders ſchmutzige Stellen habe ich geglaubt weglaſſen zu dürfen, zumal da ſie unbeſchadet des Zuſammenhanges wegfallen können." In der That trifft der Vorwurf der Luſt an dem Laſciven faſt alle Schriftſteller dieſer Zeit; ſelbſt Gryphius hat ſich in ſeinem Peter Squenz, wie in ſeinen übrigen Luſtſpielen nicht frei davon gehalten; allein dafür entſchädigt er andererſeits wieder durch echten Witz und geſunden Humor, woron ſich bei unſerem Verfaſſer nur ſehr ſchwache Spuren finden. Jedoch die Mängel des Stückes beeinträchtigen durchaus nicht das Verdienſt, das ſich Herr Köhler ſowohl durch die Herausgabe deſſelben, als auch beſonders durch die hinzugefügten Anmerkungen um die Kenntniß der Literatur, der Sprache und der Sittengeſchichte des 17. Jahrhunderts erworben hat. M.

Rußland.

Wanderungen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.

II.

Rußlands Politik in Central-Aſien.

Was die Schilderungen der Naturſchönheiten in des Engländers Atkinſon Werk über den Altai und Ural noch weit überragt, das ſind ſeine tiefen Einblicke in die von Rußland in Central-Aſien befolgte Politik. Nicht allein die Rieſenfortſchritte, welche die ruſſiſche Herrſchaft nach Süden und nach Oſten hin macht, bedingen dieſes Intereſſe, ſondern auch, was allerdings davon nicht zu trennen ſein wird, die Thatſache, daß die Thätigkeit der ruſſiſchen Regierung nach Oſten hin derjenigen nach Weſten ſtracks entgegengeſetzt iſt. Dies nachzuweiſen, wird es nur weniger Andeutungen bedürfen.

Während die Mächte Europa's, Rußland an der Spitze, ängſtlich ihre Blicke auf das Zünglein der Gleichgewichts-Wage gerichtet halten und in fieberhaft kriegeriſche Aufregung gerathen, um, wenn das Zünglein ſchwankt, ſeine Spitze wieder aufzurichten, wird in Aſien das Gleichgewicht unausgeſetzt und dauernd unterbrochen. Rußland hat hierzu den Anſtoß gegeben. Rußland ſperrt ſeine Gränzen gegen Deutſchland und die Türkei ab — und alle Hoffnungen auf Beſeitigung der Zollſchranken waren bis jetzt verfrüht. Am Stillen Ocean und an der chineſiſchen Gränze dagegen iſt Rußland ganz Freihändler. In ſeinen weſtlichen Beſitzungen arbeitet Rußland auf den Panſlavismus hin — im Oſten läßt es die eingeborenen Völker im Stolze ihrer unvermiſchten

Digitized by Google

Abkunft. Im Weſten zerknickt es mit eherner Fauſt die nationale Selbſtändigkeit ſeiner Völker — im Oſten begnügt es ſich mit der Beherrſchung des Terrains und läßt es den Nomaden-Sultanen die Herrſchaft über ihre angeborenen Stämme. Im Weſten ſucht es die griechiſche Kirche auf Koſten der katholiſchen auszubreiten — im Oſten theilen ſich Islamiten, gottloſe Heiden, Buddhiſten, Chriſten und Juden ungeſtört in die Liebe Gottes; dort kann Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden. Im Weſten hat Rußland bis jetzt das Barbarenthum in der Politik vertreten — im Oſten überläßt es dieſe Rolle den Engländern und Franzoſen, wie die Geſchichte der chineſiſchen und japaniſchen Verträge beweiſt. Kurz, Rußland verleugnet ſich im Oſten völlig.

Solche Widerſprüche laſſen ſich ohne ein tieferes Eingehen in die Beſtrebungen Rußlands in Aſien nicht löſen. Es iſt leicht, aber ſehr ſeicht, zu ſagen, Rußland fürchte an ſeinen europäiſchen Gränzen die Einſchleppung ſtaatsgefährlicher Gedankenſeuchen, zu welchen es im fernen Oſten keine Veranlaſſung habe. Als ob die Idee der Freiheit in dem Freihafen von Nikolajewsk keinen Eingang, durch Sibirien keinen Fortgang finden könnte! Wir müſſen den Schlüſſel zu dieſer Politik tiefer ſuchen, und die Geſchichte diene uns als Wegweiſer.

Rußland verfolgt in Aſien ein Ziel, das am Amur, am dauriſchen Gebirge, am Altai erſt ſichtbar wird. Es verfolgt dieſes Ziel ſeit Jahrhunderten mit denſelben Mitteln, und in unſerer Zeit, wo in dem diplomatiſch geſchulten Europa die Politik nur aus der Hand in den Mund lebt, verdient die ruſſiſche Beharrlichkeit in Aſien, auch abgeſehen von dem Erfolge, unſere volle Anerkennung, mag auch manches Mittel dieſer Politik ſich nur durch den Drang politiſcher Nothwendigkeit rechtfertigen laſſen. Aber je mehr wir die Befolgung einer ſolchen traditionellen Politik bewundern, deſto größer iſt unſere Berechtigung, einen Blick in die Zukunft Aſiens zu thun und Rußlands Abſichten in Aſien mit dem Maßſtabe ſeiner bisherigen Schritte, mit der Elle von Jahrhunderten, zu meſſen.

Erſt kurze Zeit hatte man mehr Kenntniß, als Ahnung von den weiten Landſtrecken Nordaſiens, als Rußland mit ſeinen Eroberungen der Gränz-Länder öſtlich vom Ural begann. Der erſte Schritt dazu geſchah um die Mitte des 15. Jahrhunderts; am Ende dieſes Jahrhunderts war die Eroberung ausgeführt. Wenig mehr als 50 Jahre ſpäter (1555) bot Indiger, Herrſcher in Sibirien, durch Geſandte dem Großfürſten Iwan II. Waſſiljewitſch die Unterwerfung Sibiriens an, und von da ab nahm Rußlands Zar den Titel „Herrſcher aller ſibiriſchen Lande“ an, ohne jedoch Herrſcherrechte ausüben zu können. Sibirien mußte erobert werden. Dies geſchah durch flüchtige doniſche Koſaken, deren Hauptmann ſeine Verſöhnung mit dem Zaren erwirkte, indem er verſchiedene Chane von ihren Thronen ſtieß und die herrenloſen Chanate dem Zaren zu Füßen legte. Von nun an ſehen wir Rußland mit wahren Siebenmeilenſtiefeln über Sibirien hineilen. Schon Feodor I. pflanzte ſeine Fahne am Baikal und am Jeniſey auf. 1639 unterwarfen ſich die Jukagiren, Buräten, Tunguſen und Andere dem ruſſiſchen „Schutze.“ Das ganze ungeheure Land zwiſchen der Anabara, dem Jeniſey und Ob, bis zum Amur und der Lena kam mehr durch die Kunſt der Ueberredung, als durch Gewaltthat unter die ruſſiſche Herrſchaft; 1689 wurde Kamtſchatka in Beſitz genommen: Rußland hatte ſeinen nordöſtlichen Ocean; 1713 wurden endlich auch die Kirgiſen zinsbar gemacht. Seitdem iſt noch manche Quadratmeile hinzugetreten, und obgleich ſchon im Jahre 1727 ein Gränzvertrag mit China, deſſen Gränzen erreicht waren, aufgeſtellt wurde, hat Rußland doch ſeine Koſakenſtationen allmählich immer tiefer in das chineſiſche Mongolen- und Tatarenreich verlegt, ohne daß irgend Jemand in Europa ſonderlich davon Notiz genommen hätte, bis endlich die Ergreifung des Amurgebietes — beiläufig 36,000 Quadratmeilen groß — eine ebenſo lebhafte, als natürliche Beſorgniß der Herren vom Gleichgewicht hervorrief. Seit länger als 200 Jahren bereits hatte Rußland ſeinen Fuß aufgehoben, um ihn für immer auf das reiche Amurgebiet zu ſetzen — und dennoch hat die Leichtigkeit überraſcht, mit welcher das Geſchäft ſich ſchließlich regelte.

Mit derſelben Leichtigkeit ſetzt Rußland weiter weſtlich ſeine Gränzpfähle vorwärts. Das weite Mongolenreich, dem Namen nach chineſiſch, wird noch vielfach von unabhängigen Sultanen und ihren Stämmen bewohnt, die ſich gegenſeitig bekriegen und ſonſt ein freies, ungebundenes, nicht ſelten räuberiſches Daſein führen. Hier iſt noch ein günſtiges Feld für die Thätigkeit Rußlands, und zuweilen recht beluſtigend ſind die Erwerbungen, welche hier gemacht werden. In der Regel genügen einige gemüthliche Unterhandlungen mit dem betreffenden Sultan, ein kleines Opfer in blanken Silberrubeln, eine Medaille, einige glanzvolle Phantaſie-Uniformen, um auf die Eitelkeit des Häuptlings zu wirken — und der Vertrag wird geſchloſſen. So erkaufte Rußland erſt nach dem Krimkriege einen ſilberreichen, gut gelegenen Diſtrikt im Tſchingis-Tau, einem Gebirgszuge nordöſtlich vom Balkaſch, um den Preis von 1000 Silberrubeln, einigen Medaillen und Goldmünzen, einem Säbel und mehreren buntfarbigen Seidenkleidern. Wo aber edle Metalle nicht genügen, da weiß Rußland auch im Nothfall das Eiſen anzuwenden, und die Kanonen der ruſſiſchen Artillerie haben an der chineſiſchen Gränze guten Klang! — Mit Geld, Liſt und Gewalt hat Rußland neuerdings ohne großes Geräuſch einen Bezirk am Ili und Iſſi-Kul erworben, groß genug, um ihn zu einem beſonderen Kreiſe (Ala-tau) zu erheben. Die Verlegenheiten der chineſiſchen Regierung im Oſten kommen den ruſſiſchen Operationen weſentlich zu Statten. Man legt an einem günſtigen Punkte ein ſogenanntes Fort an, wirft einen Koſakenpoſten hinein, ſtellt einige Geſchütze auf den Schanzen auf, macht einiges Land urbar oder baut einen Schacht auf Silber — und das ruſſiſche Gebiet iſt fertig. So ſind die Beſitzungen Kopal,*) Wjernoje und andere entſtanden. Erſt 1857 wieder bemächtigten ſich die Ruſſen eines Forts, welches der Sultan Tawtſchubek, unterſtützt von ſeinen Verbündeten aus Kokan, an einem ſehr wichtig gelegenen Punkte des Ili errichtet hatte.

Aber Rußland iſt noch nicht am Ende ſeiner Eroberungen. Ein Blick auf die Karte beweiſt, daß es erſt das Geringſte von demjenigen erreicht hat, was es in Aſien erreichen muß; es hat erſt die nördlichſte Hälfte des Amurs erlangt, eines Fluſſes, deſſen ſchiffbare Waſſer im großen Oceane aufgehen. Rußland muß noch weitere große Waſſerſtraßen nach Oſten und Süden erhalten und zu dieſem Zwecke noch zu mancher Eroberung ſchreiten. Es iſt darin wahrlich nicht ſaumſelig, ja ſein Vorgehen nach Süden und Oſten ſcheint gleichſam dem Geſetze der Schwere zu folgen: je länger der Koloß nach jener Richtung hinrollt, deſto raſcher wird die Bewegung. China und ſelbſt England in Indien mögen ſich hüten: die Zeit wird erſcheinen, wo Rußland nach den Flußgebieten des Hoangho, Yangtſe-kiang, des Indus und Ganges

*) Auf den neuen Karten findet man dieſen Punkt bereits unter dem Namen Kopalsk.

Digitized by Google

greift! Dann aber wird es den Schwerpunkt ſeiner Macht ganz nach Aſien verlegen.

Was kann auch Rußland an den Flüſſen Sibiriens, da ſie ihren Lauf nach dem Polarmeere nehmen, gelegen ſein, ſo lange die nördliche Durchfahrt nach Amerika nicht offen iſt? Was kann ihm an den Hochgebirgen Aſiens, was an der mongoliſchen Hochebene und an der Wüſte Gobi gelegen ſein?

Rußland muß große, natürliche Verkehrsmittel haben, um ſeinen Handel nach Oſten leiten zu können. In der That, für den lebhaften Verkehr, der ſich bereits auf dem Landwege Sibiriens entwickelt und an den chineſiſchen Gränzen eine nie geahnte Ausdehnung annimmt, ſind die Transportmittel viel zu gering. Karawanen, zum Theil mit Kameelen, zum Theil in Wagen, befördern mit großem Zeitverluſt und ungeheuren Schwierigkeiten die Handelsartikel durch den ganzen Erdtheil, in China noch inſofern beſchränkt, als die aus Rußland kommenden Züge nicht von mehr als 200 Perſonen begleitet ſein dürfen. Dieſe Karawanen ſind das einzige Verkehrsmittel, unzuverläßig und tauſend Zufällen bloßgeſtellt. Zudem geht eine einzige Straße mitten durch die nordſibiriſchen Länder zur Verbindung mit dem europäiſchen Rußland. — Der elektriſche Telegraph verknüpft den fernen Oſten mit dem Weſten, aber er befördert nur Gedanken, und Eiſenſchienen werden vorläufig erſt bis in den Ural, bis Jekaterinburg, auf den ruſſiſchen Boden genagelt.

Aber wo der Handel blühen ſoll, müſſen Menſchen leben, und dieſe müſſen Bedürfniſſe haben. Vom Amurgebiete abgeſehen, leben im ruſſiſchen Aſien nur 12, ſage zwölf Menſchen durchſchnittlich auf der Quadratmeile. Rußland muß alſo die Einwanderung befördern, und da dieſe von Weſten her nicht zu hoffen iſt, ſo wird ſie durch unbedingtes Freihandelsſyſtem an den aſiatiſchen Gränzen von Oſten her hineingeleitet. Das iſt es auch, was Rußlands zartes Auftreten gegen die eingeborenen Völker gebietet. Nichts leichter, als dieſen Völkern jede freie Bewegung zu rauben, ſie zu knebeln und zu vernichten, etwa wie man die Indianer in Amerika ausſterben läßt. Aber welche Unruhe würde ſich Rußland durch einen ſolchen Vernichtungskrieg aufbürden; wie würde es dadurch von ſeinen eigentlichen Zielen abgelenkt werden, und hauptſächlich, wie viel Menſchen würde es aus ſeinen Beſitzungen verdrängen, die es durch friedliche Begegnung verbinden, die es vom Nomadenleben doch endlich zu einem ruhigen, ſeßhaften Daſein emporheben kann.

Wie richtig Rußlands Spekulation in dieſer Beziehung iſt, beweiſt der ungewöhnliche Zuſammenfluß von Menſchen an Orten, die für den Handel günſtig gelegen ſind. Nicht allein am Amur, wo Tauſende ſchon an dem lebhaften Verkehr auf dem Fluſſe Theil nehmen, und wo Nikolajewsk ſchon eine anſehnliche Handelsſtadt geworden iſt, ſondern auch in den Binnenländern. So fand Atkinſon das Fort Kopal in der Nähe des Iſſi-Kul noch im Entſtehen; damals waren 800 Koſaken die einzigen Bewohner, jetzt zählt der Ort gegen 1100 Einwohner und verſpricht einer der lebendigſten Handelsplätze jener Gegend zu werden; ja ſeit jener Zeit iſt bereits wieder eine neue Stadt, Wenoje am Almatai, 50 Meilen ſüdweſtlich von Kopal, entſtanden, und andere folgen nach. Das erinnert an das Aufwachſen nordamerikaniſcher Städte und ſollte in Deutſchland nicht unbeachtet bleiben.

Eine Politik, die ihre Ziele ſich in ſolche Ferne ſtellt, muß nothwendig die Saatkörner der Kultur auf ihrem Wege ausſtreuen ſuchen. Rußland kultivirt in der That ſein Aſien — nicht mit der Ueberſtürzung, in welcher man z. B. Aegypten im Anfange dieſes Jahrhunderts mit einer dünnen Kruſte von Kultur zu vergolden ſuchte, ſondern ſyſtematiſch aufſteigend und dem Bedürfniſſe an ſeinem rechten Orte ſtufenweiſe Rechnung tragend. Es unterdrückt die Räubereien der Kirgiſen, lehrt dieſe Nomaden den Acker bebauen und nimmt ihre Häuptlinge bereitwillig als Offiziere in die Armee auf; ruſſiſche Dörfer entſtehen auf fruchtbaren Gefilden da, wo der Koſak zuerſt nur ſeinen Speer als Gränzwächter in den jungfräulichen Boden ſteckte. Der ruſſiſche Bauer, anſtellig in allerlei mechaniſchen Arbeiten, treibt neben ſeinem Ackerbau alle Handwerke; zahlloſe Bergwerke ſchachten die Metalle aus der reichen Tiefe der Gebirge; Gelehrte durchfurchen im Auftrage der Regierung nach allen Richtungen das großentheils noch unerforſchte Land; niedere und höhere Schulen werden da, wo der Erfolg den Verſuchen entſpricht, unterhalten, wie denn z. B. in Irkuzk ſich Schulen ſelbſt für Tunguſen und Buräten und am Gymnaſium Lehrſtühle für Chineſiſch und Japaneſiſch finden. Rußland hat endlich ſchon viel zur Aufklärung der bildungsfähigen, vornehmeren Kalmückenſtämme gethan und bereits 1829 zur Erzielung geſchickter Dolmetſcher und Beamten ein beſonderes kalmückiſches Inſtitut gegründet. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man die Verbannten oder, wie ſie in Rußland heißen, die „Unglücklichen" als Mittel zur Kultur benutzt und nach ihren Fähigkeiten verwendet, was ihnen ein unerwartet volles Maß von Freiheit und Selbſtändigkeit einträgt. Nur wer dieſe Freiheit mißbraucht und ſich einem müßiggängeriſchen, verbrecheriſchen Leben ergiebt, wird in die ſchauerlichen Schachte der Bergwerke von Nertſchinsk geſteckt. Muth, Talent und Fleiß finden auch in Sibirien Anerkennung.

Das Alles wird einſt gute Früchte tragen; das, wenn ich nicht irre, Heine'ſche Wort: Im Oſten geht die Sonne auf, im Weſten geht ſie u. ſ. w. wird vielleicht in ungeahnter Weiſe zur Wahrheit, und wer Beruf zum Prophezeien in ſich fühlte, könnte ausrufen: Rußland, nach Jahrhunderten im Beſitze des ganzen kultivirten Aſien, die eine Hand auf Europa, die andere auf Amerika, wird der Welt Geſetze geben, und ſie werden von der Humanität und von der Freiheit diktirt ſein! G. H.

Serbien.

Erinnerungen an poetiſche Zeitgenoſſen.

Vuk Stefanovich.

Es giebt bisweilen hier und da im Leben kleine Gruppen von Tagen, die durch und durch intereſſant ſind. An einer ſolchen Oaſe in der Langenweile der Jahre erquickte ich mich im März 1854, als wir auf der Rückkehr von Dalmatien nach Schleſien in Wien ausruhten. Nie wieder habe ich binnen ſo kurzer Zeit ſo viele bedeutende Menſchen kennen gelernt, wie damals, und zwar ſo kennen gelernt, daß mir von jeder Bekanntſchaft ein beſtimmter und dauernder Eindruck blieb. Jeden Morgen kam Fürſt Friedrich Schwarzenberg, der „Landsknecht," um zu erzählen, wie er ſchreibt; Miklosich, der Weltmann unter den ſlaviſchen Gelehrten, beſuchte mich, um mir bei meinen ſüdſlaviſchen Ueberſetzungen Rath zu ertheilen; an einem Abend brachte Rudolph Hirſch mich zu Heinrich Laube, an einem andern lud Frau von Pereira, die Freundin Theodor Körners, mir Hammer-Purgſtall ein, mit dem es ſich ſo munter plaudern ließ, als hätt'

Digitized by Google

er keine große Geſchichte des osmaniſchen Reiches geſchrieben, und endlich war ich einen ganzen Nachmittag lang draußen auf der „Landſtraße" beim alten lieben Vuk Stefanovich.

Siegfried Kapper, der Böhme, der ſüdſlaviſche Wanderer, der literariſche Arzt, hat uns in der Augsburger Allgemeinen ein anſprechendes Bild des alten Serben geliefert. Wir ſehen ihn als Knaben in dem prägnant ſtereotypen ſüdſlaviſchen Bergleben, welches halb aus Geſang, halb aus Gefechten, oft aus Mangel, noch öfter aus Einſamkeit und immer aus Poeſie beſteht. Die Mutter ſingt, die blinden Bettler ſingen, die alten Baſen und die jungen Muhmen ſingen, der Knabe hat Page werden ſollen und daher im Kloſter ſchreiben gelernt; er kann nicht Page werden, es koſtet zu viel, er wird einſtweilen Vaters Hirtenbub', aber während er die kleine Heerde weidet, ſchreibt er die Lieder auf, die er gehört. Und mit dieſen Liedern wird er bekannt und berühmt, als er das Vaterland verlaſſen muß, für welches er umſonſt gekämpft. Dieſe Lieder erwarben ihm die Freundſchaft Grimm's, die Beachtung Goethe's, die Bewunderung der europäiſchen Gelehrtenwelt und endlich, wenn auch ſpät, die volle Anerkennung in der Heimat. Um das wiſſenſchaftliche Exiſtenzrecht dieſer Lieder zu beweiſen und zu begründen, ſchafft er gleichſam die ſerbiſche Sprache, und als er ſich in ihr erſt ein Medium gebildet, durch welches er mit ſeinem Volke verkehren kann, da giebt er dieſem Volke mehr und mehr die Früchte ſeiner Studien, die Reſultate ſeiner Arbeit, man möchte ſagen: ſein ganzes Leben aus vollem Herzen und mit vollen Händen, und ermüdet nicht im Geben, bis er ſtirbt.

Ich hatte in Dalmatien überall vom Vuk gehört. Er war Tradition, Quelle, Autorität geworden. Nur die Spalatriner hielten mehr vom Kacic, aber ſonſt konnte man einen Dalmatier, mochte er Zaratiner, Raguſäer oder Bocheſe ſein, in Bezug auf Volksſitten oder Volkspoeſie fragen, was man wollte, ſo antwortete er mit: „Il Vuk." Il Vuk hatte das geſagt, geſammelt, aufgeſchrieben, gedruckt, il Vuk wußt' es, folglich braucht es Niemand anders zu wiſſen, wenigſtens nicht beſſer, als il Vuk. Auch ich hegte alle mögliche Verehrung für il Vuk, nur etwas hatt' ich gegen ihn: das neue Alphabet, welches er ſich zurecht gemacht, und welches zu lernen man nun auch noch gezwungen war. Als ob es beim Slaviſchen an Sprachen, Dialekten und Ortographien nicht ſchon genug zu lernen gäbe! Indeſſen man lernte es, und während im feuchten raguſäiſchen Winter der Scirocco auf dem Meer brauſte und die Tauſendfüße an den Wänden herumliefen, las ich mit meinem ſiebenjährigen Knaben, welcher das Serbiſche theils in den Converſazioni der vornehmen Bürgerinnen, theils von den Straßenjungen der Vorſtadt gelernt hatte, manchen Abend in den Helden- und Frauenliedern von Vuk Stefanovich.

Ich hatte damals den Plan, den ich übrigens jetzt noch nicht aufgegeben habe, die ſüdſlaviſchen Volkslieder ſo zu behandeln, daß die Verſionen eines jeden Liedes, in den verſchiedenen Dialekten vergleichend nebeneinander geſtellt, eine Ueberſicht des poetiſchen Materials der Serben und ſeiner ethnographiſch variirten Behandlung gewähren ſollten. Außerdem hatte ich viele noch ungedruckte Lieder von der Inſel Leſina übertragen, welche mir vom Sammler derſelben, Don Sime Gljubich, der damals noch ein junger, unbekannter Prieſter war, zur Ueberſetzung anvertraut worden waren. Von dieſen Liedern hofft' ich, ſie könnten il Vuk intereſſiren, meinen Plan wollte ich ihm doch auch gern vorlegen, und ſo ging denn Baron Reinsberg am Morgen zu ihm und frug an, ob er am Nachmittag mit mir kommen dürfe. Nun, das verſtand ſich doch wohl von ſelbſt. Waren wir denn unbekannt? Waren wir nicht Deutſche ohne Slaven-Antipathien? Genug, wir ſollten nur kommen, willkommen waren wir.

Noch ſeh' ich den kleinen Herrn vor mir, wie er, ganz der Beſchreibung Kappers getreu, mit ſeinem Stelzfuß, ſeinem rothen Feß auf dem Kopfe und dem prächtigen weißen Schnurrbart in dem guten, ſoldatiſchen Geſichte, mich in ſeiner Studirſtube empfing, mir die Hände ſchüttelte, ſich freute, mich zu ſehen und mir wieder die Hände ſchüttelte. Einfach, anſpruchslos, natürlich und dabei völlig durchgebildet und ſehr bedeutend, erſchien Wilhelmine Karadſchi ihrem Vater zur Seite. Man fühlte ſich ungemein wohl zwiſchen Vater und Tochter, eben weil beide ſich gar keine Mühe gaben. Sie waren wie ſie immer waren; das Geſpräch kam von ſelbſt, das Lachen blieb nicht aus. Der alte Serbe war friſch und munter, das Leben in der Stadt und zwiſchen Büchern hatte das Waldgrüne und Bergkräftige in ſeiner Natur nicht dämpfen und abſchwächen können. Man hörte und fühlte in ihm noch immer den Hirtenſänger und den Freiheitskämpfer, der ſein Bein auf dem Felde gelaſſen hatte und dann mit dem Stelzfuß zu der Höhe des Gelehrtenruhmes emporgeklommen war. Daß er jetzt oben ſaß, kümmerte ihn weiter nicht. Er war nicht einmal beſcheiden, denn es fiel ihm nicht ein, daß er es nicht ſein könnte. Er war aber der Vuk, mit warmem, offenem Herzen für Alles, was zu ihm kam, Freunde oder Fremde. Wenn es mit allen Beſuchern geweſen iſt, wie mit uns, und bei den meiſten dürfte es wohl geweſen ſein, ſo gingen ſelbſt die als Fremde gekommen waren, ſicherlich als Freunde wieder fort. Ganz Ohr und Herzlichkeit, bezeigte er für alle unſere Entwürfe, und damals war bei uns alles Südſlaviſche noch Entwurf, die lebendigſte Theilnahme. Bei den Liedern rieth er mir nur: ich möchte ja die Originale mit drucken laſſen, damit man nicht etwa dächte: ich hätte ſie fabrizirt. Als ich ihn ganz erſtaunt anſah und fragte: „Aber wer wird denn das thun?" lachte er herzlich über meine Naivetät. Meinen Plan billigte er ſo ganz, daß er mir vorſchlug, wir wollten gemeinſchaftlich eine Reiſe nach Serbien und Bosnien unternehmen. Er hatte ſchon einmal eine Engländerin begleitet, die hatte ſich indeſſen zu den Volksſtudien, bei denen Vuk ihr als Profeſſor dienen ſollte, äußerſt ungeſchickt angeſtellt. Wilhelmine beſonders wußte die ergötzlichſten Schilderungen von dieſer verunglückten wiſſenſchaftlichen Reiſe zu machen und der alte Vuk ſchüttelte noch in der Erinnerung lachend den Kopf darüber. Mit mir, meinte er, würde er ſich mehr Ehre einlegen, ich würde mit ihm jedes ſüdſlaviſche Volk ſo recht aus dem Grunde kennen und zugleich ſerbiſch ſprechen lernen, wozu ich es, Dank meinem Widerwillen gegen Frauenſchwatzereien, nicht gebracht hatte. Die Männer in Dalmatien verſtanden ſämmtlich eine oder die andere europäiſche Salonſprache; ich wäre alſo nur mit meinem Geſchlecht auf Serbiſch angewieſen geweſen, und, wie geſagt, zu häufiger Unterhaltung mit „guten Frauen" und ſchlimmen Dienſtmädchen fehlte mir der Muth. So konnte ich denn nicht ſerbiſch ſprechen, aber ich ſagte Vuk, daß mein Sohn es könne. Wo der Junge wäre? warum wir ihn nicht mitgebracht hätten? Wir hatten ihn mit, nur daß er es vorgezogen hatte, unten beim Kutſcher zu bleiben. — Vuk erklärte: den müſſe er ſehen. — Folglich Geſandtſchaft an den Jungen, der ſich nach mancherlei Einwendungen endlich dazu bequemte, vom Bock herunterzuklettern und ſich oben vorzuſtellen. Auf dem langen deutſchblonden Haar die ſcharlachrothe Morlachenkappe, erſchien er vor dem alten Slaven und antwortete auf deſſen Anrede im geläufigſten „Naſchki", wie der Raguſäer den ihm eigenthümlichen Dialekt nennt. War Vuk ſchon über die rothe Kappe erfreut geweſen, ſo war er über das Naſchki ganz und gar entzückt,

Digitized by Google

fiel förmlich über den Jungen her und küßte ihn, als ob er ihn geradezu aufeſſen wollte.

Uns ſchenkte er ſein Kovcecic, das intereſſante kleine Werk, worin Rizano ſo vortrefflich beſchrieben iſt. In dieſem Bändchen haben wir auch ſeine Handſchrift, in einem Briefe nicht — er ſchien nur durch Geſchäfte gezwungen epiſtolär zu ſein, denn auf eine Sendung von Brüſſel aus antwortete er nicht. Dagegen erſchien im Sommer 1857, glaub' ich, bei Ferdinand Hirt in Breslau ein alter, militäriſch ausſehender Herr mit einem Stelzfuß und einem mächtigen weißen Schnurrbart und frug ſehr herriſch: wo unſere Güter lägen? — er wäre auf der Durchreiſr, wollte Poſt nehmen und zu uns auf's Land. Als Hirt ihm antwortete, wir hätten ſchon ſeit drei Jahren verkauft, ſchüttelte er den Kopf, meinte: das thäte ihm leid, und er ſei Vuk Stefanovich. Im vorigen Jahre bekamen wir noch einen ſchriftlichen Gruß von ihm durch den bekannten Maler Philipp Kanitz; vor einigen Tagen erhielten wir durch Zufall nur die Blätter, in denen ſein Nekrolog ſteht. Einer mehr dahin, der uns wohl wollte, und ein Verluſt mehr für die Slaven, welche einen ihrer großen Namen nach dem andern aus dem lebendigen Wirken in die Literaturgeſchichte übergehen ſehen.

Ida von Düringsfeld.

Frankreich.

Die Geſchichtſchreibung des Elſaſſes.

Ludwig Spach und ſein Wirken.

Es iſt oft in dieſen Blättern beſprochen worden, wie regſam das geiſtige Leben in den Gegenden, welche wir die „Vermittelungsländer" nennen möchten, ſich geſtaltet und offenbart. Im Nordoſten ſind die baltiſchen Provinzen Rußlands, dann das eigentliche Alt-Preußen mit ſeinem Lichtheerd Königsberg und das geſegnete Schleſien klaſſiſche Zeugen von dieſem blühenden Wachsthum, im Nordweſten ſind es die Niederlande und im Südweſten bietet vor Allem die grünr Flur des von der Vorſehung ſo reich beſchenkten Elſaſſes eine ſchöne Bekräftigung der Wahrheit unſerer Ausſage. Wo verſchiedene Stämme und Zungen zuſammentreffen, da iſt es, als ſchlüge rin Funke geiſtiger Elektrizität unabläſſig über und hinüber und entzünde ein magiſches Licht in den Häuptern der Strebenden: es erhebt ſich ein warmer Wetteifer der ſchöpferiſchen Kräfte, der die Vergangenheit nicht hinter Gegenwart und Zukunft zurücktreten läßt. In allen jenen vorgedachten Ländern findet die Erforſchung der geſchichtlichen Denkmäler den dankbarſten Boden, die Geſchichte eines Staates und Volkes greift hier unmittelbar in die innerſten Falten der Schickſale eines benachbarten ein, man hat ſofort rin großes Panorama von Völker-Wanderungen und Wandelungen vor ſich und die werthvolle Errungenſchaft der Neuzeit, in aller Geſchichte Kulturgeſchichte zu erblicken, kommt hier am tirfſten zum Bewußtſein.

Was das Elſaß betrifft, ſo iſt der hiſtoriſche Sinn ſeiner Bürger einer der ſchärfſten Züge ihres Charakters. Die Anhänglichkeit an dir engere Heimat und dir Pietät für der Väter Thaten und Leiden gränzt bei dem Elſaſſer faſt an Schwärmerri; jedes Stäubchen vaterländiſcher Erde iſt ihm ein Heiligthum. Wohl in keinem Lande der Welt hat eine hiſtoriſch-archäologiſche Geſellſchaft bei der Geſammtheit der Bevölkerung ſo die allgemeinſte Theilnahme zu wecken verſtanden, wie bei den Elſäſſern die „Geſellſchaft zur Erhaltung der hiſtoriſchen Denkmäler des Elſaſſes" (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace; — mit dem Hauptſitz Straßburg und Filialverein zu Colmar für das Oberelſaß), ſeit dem Jahre 1855 von dem Erſten Archivar des Niederrhein-Departements, dem würdigen Ludw. Spach, präſidirt. Aber die Fluthen elſäſſiſcher Geſchichtſchreibung, die der heutige Betrachter dieſer einſt deutſchen Reichsprovinz in nirgends ähnlicher Fülle ſtrömen ſieht, haben ſchon ein Alter von Jahrhunderten, und die gleiche Liebe der Einwohner hat im 17. Jahrhundert von Bernegger und Knipsſchildt angeregt, die „Straßburger Regimentsblume", d. h. das Muſterbild der weiſeſten Stadtverfaſſung, angeſtaunt und im 18. Jahrhundert Schoepflin und Grandidier entflammt. Schoepflin, der Verfaſſer der Alsatla illustrata und der Alsatia diplomatica, obgleich kein geborener Elſäſſer, ſondern aus Baden-Durlach gekommen (das er durch ſeine Historia Zaringo-Badensis verherrlicht hat), genießt noch bis zur Stunde der feurigſten Popularität im Elſaß und überſtrahlt, ungeachtet er im Grunde mehr Quellenſammler, als pragmatiſcher Geſchichtsſchreiber war, noch immer den höchſt verdienten Ruhm ſeines genialen, man könnte ſagen, Schülers, des blutjung dahingewelkten Abbé's Philipp Andreas Grandidier (lebte vom November 1752 bis zum Oktober 1787), der, ein Straßburger Stadtkind, aus der katholiſchen Stifts-Atmoſphäre heraus hart an der Schwelle der franzöſiſchen Revolution und des mächtigſten Umſchwungs ſeines Heimatlandes die geiſtliche und weltliche Geſchichte deſſelben mit franzöſiſcher Feinheit und deutſcher Redlichkeit ſchilderte. (Von Grandidier's Hauptwerk: L'Histoire ecclésiastique, militaire, civile et littéraire de la province d'Alsace iſt nur der erſte Band in ſeinem Todesjahre fertig geworden; vorher halte dieſer glühende Bewunderer des Münſterdomes eine Histoire de l'Eglise de Strasbourg und 1782 den Essai historique et topographique sur l'église cathédrale de Strasbourg, Tome I. veröffentlicht).

Unſere Tage ſind nicht nur nicht ärmer an Elſäſſer Hiſtoriographen, ſondern weiſen auch deren ſehr ausgezeichnete auf. Wieder in deutſcher Sprache (nachdem Schoepflin der lateiniſchen, Grandidier der franzöſiſchen ſich bedient) ſchrieb der Profeſſor A. W. Strobel ſeine „Vaterländiſche Geſchichte des Elſaſſes von der früheſten bis auf die gegenwärtige Zeit" (Straßburg 1841—1849, 6 Oktav-Bände, im 6. von L. H. Engelhardt angemeſſen vollendet) und der proteſtantiſche Pfarrer Timotheus Roehrich ebenfalls deutſch die: „Geſchichte der Reformation im Elſaß und beſonders in Straßburg" (Straßburg 1820—32, 4 Theile in 12), zu welcher 1855 in 3 Oktavbänden „Mittheilungen aus der Geſchichte der evangeliſchen Kirche des Elſaſſes" hinzugetreten ſind. Neben Roehrich haben der 1863 verſtorbene Straßburger Stadtbibliothekar Profeſſor der evangeliſchen Theologie A. Jung 1830 in deutſcher, und 1857 der Vicomte Th. de Buſſierre in franzöſiſcher Sprache die Elſäſſer Reformationsgeſchichte bereichert. Allein in gewiſſer Hinſicht iſt, Grandidier gegenüber, der Profeſſor Karl Schmidt, von der Straßburger Theologenfakultät, noch ein beſſeres Analogon als Roehrich. Denn Schmidt, der Verfaſſer der europäiſch berühmten Histoire des Cathares (Sekte der Katharer) hat die alte Nebenbuhlerin des Münſters, die ehrwürdige Thomasſtiftung, jetzt der Kern und der Anhalt des Proteſtantismus im Elſaß, hiſtoriſch verherrlicht: ſeine nur in wenigen Exemplaren abgezogene Histoire du Chapitre de Saint-Thomas de Strasbourg pendant le moyen âge (Straßburg, 1860, etwa 480 Seiten in 4.) hat das ſchmeichelhafteſte Aufſehen erregt. Nennen wir endlich noch auf weltlichem Gebiete den Rechtshiſtoriker Appellationsrath Véron-Reville in Colmo

deſſen Essai sur les anciennes juridictions d'Alsace (Colmar, 1857, in 8.) ihn als gründlichen Germaniſten zum würdigen Vorſitzer der oberelſäſſiſchen Abtheilung der hiſtoriſchen Geſellſchaft ſtempelt, ſo haben wir gewiß reichlich angedeutet, daß die Elſäſſer der Gegenwart nicht hinter ihren Vätern zurückbleiben.

Es giebt aber Einen unter den heutigen Geſchichtsſchreibern des Elſaſſes, welchem eine eigenthümliche generelle Stellung zukommt. Dies iſt der bereits oben erwähnte Straßburger Archiv-Direktor Ludwig Spach. Derſelbe darf als der wahrhafte Illuſtrator ſeines Vaterlandes gelten: auf einer Menge von Feldern heimiſch, konnte er den Ruhm ſeiner Landsleute in tauſend Richtungen verfolgen und durch die gleich tüchtige Kenntniß der deutſchen wie der franzöſiſchen Sprache und eine überaus glückliche ſtyliſtiſche Anlage unterſtützt, einen unausgeſetzten Verkehr zwiſchen dem Heute und dem Geſtern und Ehedem anbahnen, die hiſtoriſche Monographie und die Biographie im Elſaß zur Blüthe bringen. Das Schickſal vergönnte ihm nicht die Concentration aller Kräfte auf ein einziges das ganze Leben beſchäftigende Werk; er mußte ſtets unmittelbar in den Gang der Dinge eingreifen und ſich in umfaſſendem Maße an der periodiſchen Preſſe betheiligen. Es giebt keine größere periodiſche Publikation des Elſaſſes, die Spach nicht mit hiſtoriſchen Monographien ausgeſtattet hätte.

Spach wurde am 27. September 1800 zu Straßburg geboren. Sein Vater, aus Colmar ſtammend, hatte die anfangs eingeſchlagene juriſtiſche Laufbahn ſpäter mit dem Kaufmannsſtande vertauſcht und eine Dame aus der ſeit dem 10. Auguſt 1792 hiſtoriſch merkwürdigen Familie Roederer geheiratet. Er war Proteſtant und ließ ſeinen Sohn Ludwig das vom proteſtantiſchen Seminar abhängige St. Wilhelms-Gymnaſium und dann die Hörſäle der Straßburger Juriſtenfakultät beſuchen.

Aber in der Seele des Studenten Spach ſchlummerten noch andere als blos juriſtiſche Gedanken. Ein Aufenthalt zu Lauſanne im Jahre 1819 hatte ſeine Begeiſterung für die Natur und alles Schöne und Edle in helle Flammen ausbrechen laſſen; er wurde, dem Janusantlitz der Heimat getreu (bei franzöſiſch-deutſcher „Doppelbildung", wie Profeſſor L. A. Warnkoenig ſagt) zugleich deutſcher und franzöſiſcher Dichter; er ſchrieb drei franzöſiſche Romane: Henri Farel, roman alsacien, Le Nouveau Candide und Roger Manesse, die 1834 und 1835 zu Paris das Licht der Welt erblickten, aber auch deutſche Gedichte, die 1839 zu Straßburg herauskamen, alle vier Publikationen unter dem Pſeudonym Ludwig Lavater. Die Gedichte haben uns vorgelegen, ſie tragen den Stempel der Lord Byron-Epoche der ſchönen Literatur und verdienen wegen ihrer warmen und anmuthigen Sprache die Aufmerkſamkeit der deutſchen Literarhiſtoriker. Sehr gewandt zeigt ſich Spach in der Wiedergabe fremder Klänge, ſeine Ueberſetzung von Ritter Harolds Abſchiedslied iſt die beſte, die uns vor Augen kam, ſie übertrifft an Kraft und Schwung bei Weitem die Leiſtungen von Baron Zedlitz und Adolf Boettger. Allein was dieſen Dichtungen „Lavaters" ihren innerſten Werth an ſich ſelbſt und für des Autors Lebensentwickelung verleiht, iſt ein melancholiſch prophetiſcher Hauch, der ſie durchweht und uns des Dichters Zukunft enthüllt. So am Schluß des Sonettes „Regen":

Nach innen kehrt ſich ſpäterhin der Sinn
Der früher nur in Wald und Bergen lebte
In ungemeſſener Höh' mit Adlern ſchwebte;
Er ſucht Genuß am freundlichen Kamin.
Er ſieht die Welt in einem andern Lichte:
Die Fabel ſinkt, es hebt ſich die Geſchichte.

Und noch zarter und inniger fühlen wir dies aus dem Liedchen heraus, das nach der Anfangszeile den Titel führt:

Die Berge ſah ich noch ſo eben.

Die Berge ſah ich noch ſo eben
Im Wolkenſchleier fern verhüllt;
Der Heimat Berge, wo das Leben
Aus tauſend reinen Röhren quillt.

Ich hoffte dort in Wald und Triften
Zu mehren dieſe Liederſchaar,
Und in den balſamreichen Lüften
Zu werden, was ich ehdem war.

Ich hoffte wieder zu erwecken
Was leiſe wie das Echo ſchlief,
Und in der Wildniß aufzudecken
Der Bruſt verſchloſſenes Archiv.

In's Bergland zieht ihr nun, ihr Zeilen,
In lieben Händen, ohne mich,
Auch dort in Wolken zu verweilen;
Seid ihr nicht glücklicher als ich? ......

Fünf Jahre nach ſeinem Aufenthalte zu Lauſanne übernahm der junge Spach eine Hofmeiſterſtelle beim Grafen Saint-Aulaire, begleitete dieſen Diplomaten, als derſelbe 1831 den Geſandtſchaftspoſten in Rom erhielt, in der Eigenſchaft ſeines Privat-Sekretärs dorthin und knüpfte hier neben anderen literariſchen Bekanntſchaften freundſchaftliche Beziehungen mit Bunſen an. In den Jahren 1834 und 35 finden wir ihn zu Paris, das, wie es ſcheint, mächtig auf ihn einwirkte; er widmete ſich der Erziehung eines Sohnes von Grafenried de Villar (und Enkels des Banquiers Rougemont), trat durch die obengenannten Romane Saint-Marc-Girardin nahe und wurde Mitarbeiter verſchiedener periodiſcher Blätter, namentlich am Journal des Débats. Ein Bruſtleiden, das erſt 1838 nachließ, beſchleunigte ſeine Rückkehr ins Vaterhaus und führte ihn zurück in die Welt ſeiner Heimatprovinz, der er von nun an ganz angehören ſollte. Straßburg beſaß damals einen durch dichteriſche Begabung, tiefe Gelehrſamkeit im Fach des öffentlichen Rechts und adminiſtratives Talent gleich ausgezeichneten Maire, den Profeſſor Friedrich Schützenberger (Veranſtalter des Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg, Straßburg, Silbermann 1843, gr. 4, in deſſen erſter Abtheilung auch die berühmte Chronik von Jacob Twinger von Königshofen abgedruckt ſteht —) und Schützenberger war der Mann, Spach's Fähigkeiten zu würdigen. Er vermittelte für ihn die Stelle eines Sekretärs beim Präfekten des Niederrheins, Herrn Sers, und zugleich den Poſten eines Departements-Archivars am Straßburger Provinzial-Archiv. Hierzu kam 1848 noch das Sekretariat beim Directoire de l'Eglise de la Confession d'Augsbourg, der oberſten geiſtlichen Behörde der Lutheraner Frankreichs: man liebt es in Straßburg, ſeine Leute ſo vielfältig als möglich zu verwenden, faſt wie in der Schweiz. Inzwiſchen war auf die Dauer dieſe Häufung von Aemtern mit dem Hauptſtreben des Hiſtorikers unvereinbar. Nicht daß wir an eine Beengung ſeiner Vorurtheilsfreiheit durch die Pflichten des Kirchendienſtes zu denken hätten: die Straßburger Kirche, von einem Theodor Braun, einem Reuß, einem Karl Schmidt beeinflußt, iſt den hochſinnigen Grundſätzen treu, welche die Ehre des Proteſtantismus ausmachen. Wenn Spach 1854 den Poſten beim Lutheriſchen Direktorium aufgab, ſo geſchah es, weil ſeine Ernennung zum Erſten Archivar des Departements (archiviste-

Digitized by Google

en chef du Bas-Rhin) ihm die Concentration ſeiner Kräfte dringend anrieth. Ihn hatte der Geiſt der Geſchichte ſeines Vaterlandes ergriffen, es war ihm eine Wonne geworden, ſich in deren Schätze zu vertieſen, ſie aus den Archiven ans Tageslicht zu heben und er wollte dieſem Dienſte hiſtoriſcher Wiſſenſchaft von nun an ſein ganzes Daſein widmen.

Mit dem Jahre 1840 hatte ſein freilich in örtlicher Hinſicht ſehr zerſplittertes Werk der Illuſtration ſeiner Heimat begonnen, doch gewährte ihm die Description du département du Bas-Rhin,*) welche der raſtlos eifrige Präfect Herr Migneret, ein Kenner und Werthſchätzer der Statiſtik, 1858 ins Leben rief, den Troſt einer größeren, zuſammenhängenden Arbeit. Während Spach's gelehrter Freund, der Buchhändler Karl Friedrich Heitz, den bibliographiſchen Theil dieſer Publikation übernahm, durfte er ſelbſt, frei von jeder offiziellen Einmiſchung, ein abgerundetes Bild von der Geſchichte des Nieder-Elſaſſes liefern, eine Darſtellung, welche er noch in demſelben Jahre 1858 als eigenes Werk herausgab. Ungeachtet der gewiſſenhafteſten Quellentreue, welche dieſe gediegene Arbeit verräth, lieſt ſie ſich doch äußerſt leicht und angenehm, und man muß die Schärfe und Präciſion bewundern, wie die Energie der Auffaſſung, mit welcher Spach ein ſo maſſenhaftes Detail in den engen Rahmen von 384 Großoktavſeiten (ohne 31 Seiten Urkunden-Beilagen und Regiſter) einzufügen wußte.

Neben der Histoire de la Basse Alsace bilden die in dieſen Blättern mehrfach (und noch vor Kurzem in Nr. 17 vom 24. April c.) erwähnten Lettres sur les archives départementales du Bas-Rhin Spach's umfangreichſte Veröffentlichung (436 Seiten gr. 8), ſie waren 1861 einzeln im „Niederrheiniſchen Courier" abgedruckt worden und erſchienen im folgenden Jahre ſelbſtändig.

— — Wer nun unſern hiſtoriographiſchen Helden nach obigen Aufzählungen beurtheilen wollte, der möchte vielleicht ſeine Thätigkeit als Geſchichtsſchreiber für etwas beſcheiden anſehen. Man erinnere ſich jedoch, daß wir in der Einleitung dieſes Aufſatzes den Schwerpunkt des Mannes im Fach der Monographie antrafen und dieſe erſt rechtfertigt unſere Behauptung, Spach ſei der moderne Illuſtrator ſeiner Heimatprovinz. Ihre Freudenfeſte und ihre Todtenklagen hat er monographiſch begleitet und der eigenen wie der Pietät ſeiner Mitbürger Schritt für Schritt Denkmäler geſetzt. Als 1842, im Jahre der geräuſchvollen Säkularfeier des Gutenbergsfeſtes, der Congrès scientifique de la France in Straßburg tagte, war es Ludwig Spach, der den verſammelten Gelehrten das alte Straßburg aus Goethe's Jugendzeit plaſtiſch vorführte (gedruckt als La Ville et l'Université de Strasbourg en 1770); als der berühmte Pädagog und Geſchichtsſchreiber der deutſchen Philoſophie, Joſeph Willm, dahinſtarb, war es Spach, der ihm in der Revue d'Alsace eine Gedenktafel ſchuf; als Chriſtian Bartholmeß, der Straßburger Geſchichtsſchreiber der preußiſchen Akademie ebenfalls viel zu früh der Wiſſenſchaft und den Seinen entriſſen ward, ſchrieb Spach 1855 dem Verehrer des großen Friedrich und dem Verfaſſer des „Giordano Bruno" einen feurigen, trefflich durchdachten Nekrolog an demſelben Orte; ſeinem Freunde, dem Maire Schützenberger, den ſeine „Lois fondamentales de l'état social" bei den Staats- und Rechtsforſchern berühmt gemacht haben, wie deſſen Vorgänger Friedrich von Türkheim, dem Sohne von Goethe's Lilli, jener Eliſabeth Schoenemann aus Frankfurt am Main, widmete er pſychologiſch tief begründete Charakteriſtiken; den geiſtreichen Maler Henri Lebert (aus Mühlhauſen), den Dichter und Erzieher George Ozaneaux, den Humaniſten Theodor Kreiß feierte er in der würdigſten Weiſe: kurz er ſchien der geborene Leichenredner ſeiner berühmten Landsleute. Das unmittelbare Gebiet der Geſchichte aber betreffen ſchon ſeine Eloges auf hiſtoriſche Größen des Elſaſſes und hier ſtehen naturgemäß voran die übrigens keineswegs in leeren Schmeichelworten ſich ergießenden Eloges auf Grandidier, auf Schoepflin (1850), auf Oberlin (1862); auch die Biographie des Generals Rapp (in der Revue d'Alsace, und ſelbſtändig Colmar 1856) trägt den Stempel dieſer Darſtellungsform, wogegen jene Abhandlungen, welche die beiden Straßburger Bürgermeiſter des Namens Dietrich betreffen, nämlich den Ammeiſter Dominicus Dietrich, der die Hauptſtadt des Elſaſſes 1681 an Frankreich übergeben mußte, und den erſten Maire Friedrich von Dietrich, der 1790 die neue Aera der Stadt einleitete, in ſtrengerem hiſtoriſchem Style gehalten ſind.

Ein gleiches Urtheil verdienen Deux voyages d'Elisabeth d'Autriche, épouse de Charles IX., roi de France, Correspondance inédite (1570—75), eine aus archivaliſchen Quellen geſchöpfte Monographie (Colmar, Decker, 1855) und die ſchier unzähligen hiſtoriſchen Beſchreibungen, die Spach von den alten Burgen, den Dynaſtenſchlöſſern (wie der berühmten Hohenkönigsburg, von Oberbronn ꝛc.) von Abteien und Klöſtern (Weißenburg, Eſchau, Maurusmünſter, Neuburg) von der altheſſiſchen, meiſt im Elſaß belegenen Grafſchaft Hanau-Lichtenberg und über die einſtige Landvogtei Hagenau, welche die 10 oder 11 vereinigten Reichsſtädte des Elſaſſes umfaßte, veranſtaltet hat.

Die letzten Jahre haben unſern, im Jünglingsalter auch mit deutſcher Dichtung beſchäftigten Spach dem Studium der altdeutſchen Muſe des Elſaſſes zugeführt und er hat ſchöne Früchte dieſes Studiums geſammelt. Im weiteſten Umfange beweiſen es ſeine Etudes sur quelques poëtes alsaciens du moyen âge, du 16e et 17e siècle (zuerſt in Briefen an den Redakteur des Niederrheiniſchen Couriers, dann 1862 ſelbſtändig bei Silbermann in Straßburg), eingehender aber und die innigſte Liebe zur Sache bekundend, die Abhandlungen „Meiſter Gottfried von Straßburg" (1862 in der erſten Lieferung des Bulletin de la Societé littéraire de Strasbourg) und „Wolfram von Eſchenbach" 1863 in der 2. Lieferung des Bulletin, aber auch ſelbſtändig bei Berger-Levrault). Beide Darſtellungen hätten ſich auch eines innerdeutſchen Verfaſſers nicht zu ſchämen, denn ſie ſtehen auf dem Standpunkte der germaniſtiſchen Wiſſenſchaft der Gegenwart und ſind augenſcheinliche Zeugniſſe, daß ihr Autor den vertrauteſten Umgang mit dieſer pflegt.

Wenn das Haar grau wird, ſcheint die Hingabe an die alten kraftvollen Stämme der Völker ein erquickender Balſam zu ſein. Das erkennen wir an ſo vielen greiſen Forſchern im Borne urewiger Poeſie, unter den Deutſchen an den Verehrern Walter's und Wolfram's, Shakſpeare's und des feurigen Dante; es iſt wie eine mild beglückende Abendröthe, welche dem ſtrebſamen Geiſte die Wunder der Schöpfung anhaucht. Möge dem rüſtigen Sechziger Ludwig Spach dieſe Abendröthe noch lange und freundlich die Bahn erhellen!

Trauttwein von Belle.

*) Tome premier. Strasbourg, Veuve Berger-Levrault et fils, 1858. 1 vol. gr. 8, de XX. et 720 pages.

Digitized by Google

Oceanien.

Leben und Literatur bei unſern Antipoden.

Bei dem internationalen ſtatiſtiſchen Kongreſſe in Berlin waren die Kolonien des fünften Erdtheiles nur durch ihr Mutterland vertreten, und die betreffenden Vorarbeiten für den Kongreß hatten während der politiſchen und adminiſtrativen Umgeſtaltung, die ſich zu jener Zeit auf den Inſeln, welche Oceanien bilden, vollzog, nicht mit der Genauigkeit und Uniformität vorgenommen werden können, die eine univerſelle Statiſtik erfordert hätte. — Drei Jahre früher, bei dem internationalen Kongreſſe in London (4. Verſammlung) waren die Vertreter der hauptſächlichſten Kolonien erſchienen, und ihre Mittheilungen fanden gebührende Würdigung.

Seitdem ſind die damals gemachten Angaben längſt überſchritten und veraltet. Man kann mit Recht behaupten, daß jetzt erſt die Weltſtellung Auſtraliens geſichert und konſolidirt erſcheint. Das Goldfieber iſt mit ſeinen wildeſten Ausbrüchen vorüber und hat einer geordneten und regelmäßigen Ausbeute Platz gemacht. Hunderttauſende jener abenteuernden Goldſucher, die aus Europa, Amerika und Aſien, namentlich China, herbeiſtrömten, ſind friedliche Anſiedler geworden; die Segnungen des errungenen Selfgovernment beginnen ſich zu entfalten; die Ruhe iſt, abgeſehen von den Kämpfen in Neuſeeland, wiedergekehrt, und nur die wohlthätigen Folgen der Erſchütterung wirken nach.

Es iſt ein eigenthümliches Bild, das ſich dort erſchließt: heimiſche Zuſtände, eine Bevölkerung, deren älteſte Glieder vor noch nicht einem Menſchenalter unſern Erdtheil verlaſſen haben und deren überwiegend größere Maſſe noch kaum ein Decennium in der neuen Heimat weilt, in einer durchaus fremden Natur, und die doch wiederum ſo ſehr den Bedürfniſſen und Gewohnheiten unſerer gemäßigten Klimate entſpricht, daß ſie berufen ſcheint, einige der europäiſchen Lebenskeime mit ſtaunenswerther Raſchheit zu einer ſolchen Entwickelung zu bringen, wie ſie in der vielfach beengten und beſchränkten alten Heimat kaum für möglich gehalten worden war. Auſtralien, wie man die kompakte Landmaſſe, und Auſtralaſien, wie man den geſammten Inſel-Komplex mit Einſchluß von Neu-Seeland nennt, haben einige weſentliche Vorzüge vor allen durch Europäer koloniſirten Ländern, und wenn man die oft mißbrauchte Phraſe von einer großen Zukunft auf dieſelben anwendet, ſo heißt das ſo viel als: ſie ſind beſtimmt, ein vergrößertes Groß-Britannien für die Uferländer des Indiſchen und des Stillen Oceans zu werden, vielleicht einſt ihre Mutterländer an Seemächtigkeit weit zu übertreffen. Werfen wir einen Blick auf die Entwickelung der Kolonie Victoria, deren Name erſt ſeit wenigen Jahren vorkommt und die jetzt auf den ihr abgegränzten 55 Millionen Acker Land 655,000 Einwohner zählt.

Ein genauer Kenner Auſtraliens und einer der älteſten Koloniſten, William Weſtgarth, hat ein neues Werk*) vom Stapel gelaſſen, das ſich ſeinen früheren Schriften über denſelben Gegenſtand würdig anſchließt. Ihm werden wir in nachſtehenden Skizzen hauptſächlich folgen.

Es iſt ein wildes, eigenartiges Leben „im Buſch" und in den Bergen, deren Goldreichthum noch nicht erſchöpft ſcheint und die, während bei allen übrigen Lagerungen des edlen Metalles die Ergiebigkeit ſich auffallend raſch vermindert, ſobald man von der Erdoberfläche ſich entfernt, noch in einer Tiefe von 50 Fuß „Nuggrts" (gediegene Goldklumpen) von ſehr bedeutendem Gewicht zu Tage gefördert haben. Die Bevölkerungs-Elemente ſind ſo bunt als möglich gemiſcht; daß darunter Deutſche nicht fehlen, iſt klar. Noch immer bilden Diejenigen, „welche ihre Ueberfahrt nicht bezahlt haben," die Convicts oder oid coves, die vom Mutterlande ausgeſchloſſenen Verbrecher, einen nicht unbedeutenden und gefährlichen Bruchtheil der Kolonial-Einwohnerſchaft, obwohl auch andererſeits die erfreulichen Thatſachen nicht ſelten ſind, daß ſolche, die in England durch Noth getrieben zu Verbrechern wurden, bei den Antipoden ſich wieder zu thätigen und ehrlichen Mitgliedern der Geſellſchaft hinauf arbeiteten.

Ihre Kinder frägt Niemand mehr nach Abſtammung und Herkunft; oft zählen ſie zu den reichſten und angeſehenſten Bürgern der Kolonien. Die eingeborene ſchwarze Bevölkerung des Hauptlandes iſt dem Ausſterben nahe. Tasmania zählte Ende 1863 nur noch 7 der alten Ureinwohner. Mit Ausnahme der Neuſeeländer Maori's, mit denen jetzt die Koloniſten ſich im blutigſten Vernichtungskampfe befinden, und die eifrige, fanatiſch gläubige Chriſten ſind, betrachtet man, und wie es ſcheint mit Recht, die auſtraliſche Raſſe als vollkommen kulturunfähig. Bis jetzt iſt jedes Mittel geſcheitert, ſie zu Arbeit und regelmäßigem Leben zu bringen und mit Ausnahme einiger treuen Herrenhuter haben die übrigen Miſſionäre keinerlei nur irgend nennenswerthen Erfolg aufzuweiſen.

Die brennende Frage und zugleich der Erisapfel der Kolonien iſt die regelmäßige Verbindung, namentlich die raſche Poſtverbindung mit dem Mutterlande zunächſt und mit dem geſammten übrigen Europa. Der Weg um Kap Horn iſt als langweilig und viel zu zeitraubend längſt verlaſſen worden und gegenwärtig ſchwankt man, ob man im Anſchluß an die oſtindiſche Overland-mail dem Wege über Suez und durch das Mittelmeer, oder einer ſelbſtändigen Poſtverbindung über Panama den Vorzug geben ſoll, welche letztere namentlich den Neu-Seeländern die gelegenſte und von ihnen durch hohe Beiträge wirkſam unterſtützt werden würde. Eine Fahrt auf flinkem Poſtdampfer durch die ewig lachenden Wellen des Stillen Oceans, an jenen kleinen ſmaragdenen Inſeln vorüber, die Juwelen in funkelnder Strahlenkrone gleichen, muß in der That ſe höchſt poetiſch ſein, daß dieſe Fahrt allein einer Reiſe werth wäre. Da aber Dampfboote nicht mit Poeſie, ſondern mit Kohlen unterhalten ſein wollen, ſo iſt dieſe Frage im wahren Sinne des Wortes die „brennende". Durch die liberalen Unterſtützungen der Kolonien aber wird es wahrſcheinlich, daß trotz großer Schwierigkeiten, namentlich auf letzterer Route, wahrſcheinlich doch nun beide zur Ausführung kommen werden, und der unternehmende Touriſt hat dann die Annehmlichkeit, in einer nicht allzu großen Anzahl von Wochen die Reiſe um die Welt auf ſchnellen, comfortablen Poſtdampfern vollenden zu können.

Die Kolonien Victoria und Neuſeeland haben für ihre eigene Rechnung, zunächſt ohne jede äußere Veranlaſſung, je ein gepanzertes Kuppelſchiff in Sydney bauen laſſen und bemannt, lediglich um zu beweiſen, daß ſie mit der Selbſtregierung auch ihre Selbſtvertheidigung zu übernehmen geſonnen ſind, in welchem Sinne ſie auch die äußerſt ſchwache Militärmacht von etwa 1200 Mann für ganz Auſtralien, mit gegen 10,000 freiwilligen Riflemen verſtärkten. Herrſchte in unſeren alten deutſchen Städten nur ein Zehntel der Thatkraft und Opferfreudigkeit, die in jenen jungen Kolonien überſprudelt, wie bald ſollte dann eine ſtolze deutſche Flotte das

*) The Colony of Victoria, its History, Commerce and Gold Mining; its Social and Political Institutions; dawn to the end af 1863. With Remarks, incidantal and comparative, on the other australian colonies. With a map. London, Low. Leipzig, Denicke, 1864.

Digitized by Google

deutſche Meer bedecken, mächtig genug, jedem Feinde wenigſtens vor den Mündungen unſerer Ströme und an den Eingängen unſerer Häfen die Stirn zu bieten.

Die Coloniſation geht mit Rieſenſchritten vorwärts. Weſtgarth nennt mit Recht das Vorgehen der großen Viehzüchter mit ihren nomadenhaft wandelnden Heerden eine Coloniſation im Galopp, die einerſeits mit ſtaunenswerther Raſchheit ungeheure Ländergebiete ſich dienſtbar und nutzbar macht, ohne ſie der ſpätern Bearbeitung mit Pflug und Spaten zu entziehen, die freilich in Auſtralien vielfach durch die Natur des Bodens auf Hinderniſſe ſtößt, an deren Beſeitigung man wenigſtens jetzt noch nicht denkt, wo noch weite Strecken mächtig fruchtbaren Landes ohne große Mühe reichen Ertrag bieten.

Der Krieg in Neuſeeland wüthet fort und koſtet der Regierung gewaltige Opfer an Geld und Menſchenleben. Von dem Geiſte, in welchem derſelbe von den Eingebornen geführt wird, mag ein Brief Zeugniß geben, den man nach einem Treffen auf dem blutigen Schlachtfelde fand. Er war von einem Maori-Häuptling kurz vor der Schlacht an einen ſeiner Stammgenoſſen geſchrieben und lautet:

Taramakoe, 8. Juli 1863.

„Freund Witare, ich grüße Dich und Dein ganzes Volk. Groß iſt meine Liebe zu Euch. Das iſt wieder mein Wort und wird es in aller Zukunft ſein. Bitte Gott, daß er unſer Freund ſei. Weil ich höre, daß Ihr nicht müßig geweſen ſeid, ermahne ich Euch, auch vom Glauben nicht zu laſſen.

Im Kriege zwiſchen den Philiſtern und Israel war Gott David's Freund, und Goliath, der große und ſehr tapfere Mann, wurde von David getödtet.

Darum alſo iſt dies ein Zeichen für uns, daß wir nicht auf unſere Kraft vertrauen, ſondern uns auf Gott verlaſſen ſollen.

Freunde, Väter, laſſet uns vorſichtig ſein! O Volk, halte feſt an Gott, ehe denn er ſich von Euch wende.

Dies iſt Alles von Eurem Bruder
Hakareia te Kuho Ataiwhakaen.

England folgt dem Schickſal aller einſtmals ſeemächtigen Nationen. Seine Kraft verſtreut und verzettelt ſich in ungeheuren Territorien, die ſpäter ihre loſe Verbindung mit dem Mutterlande mit kräftigem Ruck zerreißen. Vielleicht iſt die Zeit nicht mehr allzu fern, wo die in ſich unhaltbar gewordene Poſition zuſammenbricht und die Trümmer des Weltreichs auseinander fallen. E. S.

Nord-Amerika.

Amerikaniſche Kriegsbedürfniſſe.

Der engliſche National-Almanach bringt eine intereſſante Zuſammenſtellung der im verfloſſenen Jahre vom Kriegsminiſterium der Vereinigten Staaten aufgewandten Summen. Außerordentliche Ankäufe, Anſchaffung von Ausrüſtungs-Gegenſtänden und Munition belaufen ſich im Jahre 1863 allein auf 42,313,630 Dollars, und folgende Gegenſtände figuriren als angekauft in den Liſten:

1,577 Feld- und Belagerungsgeſchütze nebſt Zubehör.
1,082,841 Handfeuerwaffen für Fußtruppen.
282,389 " " Kavallerie.
1,251,995 Kanonenkugeln und Granaten.
48,719,862 Pfund Ladung und gefüllte Geſchoſſe.
1,435,046 Vollſtändige Geſchützpatronen.
259,022,216 Patronen für Handfeuerwaffen.
347,276,400 Zündhütchen.
3,925,369 Friktions-Zünder.
5,764,768 Pfund Schießpulver.
919,676 Uniformen und Montirungsſtücke für Soldaten.
94,639 Sattel und Riemenzeug für Kavalleriepferde.
3,281 " " " " je 2 Artillerie-Beſpannungspferde.

Seit Beginn des Krieges bis zum 30. Juni 1863 wurden auf Seiten der Nordſtaaten 13,071,073 Pfund Schießpulver zu Kriegszwecken verſchoſſen, und die Kanonen warfen 1,745,586 Vollgeſchoſſe und 50,054,515 Pfund an Ladung und Füllung dem Feinde zu. — Um das Bild zu vervollſtändigen, ſei noch erwähnt, daß 1861 die Einfuhr an edelen Metallen — Silber und Gold — um 3,309,760 £ die Ausfuhr überſtieg, daß alſo Amerika beträchtlich mehr an Handelswerthe producirte, als es verbrauchte, und dafür zum Erſatz klingendes Metall bekam. 1863 überſtieg dagegen die Ausfuhr an edelen Metallen um 10,920,192 Pfund Sterling die Einfuhr, woran der Ausfall des Baumwollen-Exports wohl hauptſächlich die Schuld trägt. — Die National-Schuld der Vereinigten Staaten war im Jahre 1837 vollſtändig abbezahlt, und das Budget war mit keiner Ausgabe für Zinſen der Staatsſchuld belaſtet. Jetzt beträgt die öffentlich anerkannte Schuld 1,222,113,569 Dollars, ohne die ſchwebende Schuld und natürlich auch ohne diejenige Anleihe, welche einzelne Staaten, Landſchaften und Communen für kriegeriſche Zwecke oder in Folge des Krieges contrahiren mußten. E. S.

Kleine literariſche Revue.

— **Der Name „Germanen."** Ueber den Namen, mit dem wir uns zu nennen lieben, herrſchen bekanntlich ſehr verſchiedene und auseinandergehende Anſichten. Adolf Holtzmann, Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der Heidelberger Univerſität, hat ſchon vor geraumer Zeit in ſeiner Schrift „Kelten und Germanen" nachzuweiſen verſucht, daß das Wort lateiniſch ſei, ohne jedoch die andere und beliebteſte Anſicht vom galliſchen Urſprunge des Namens verdrängt zu haben. Neuerdings hat Holtzmann in Pfeiffer's Germania die Frage wieder aufgenommen und verſucht es, die verſchiedenen aus dem Keltiſchen genommenen Deutungen als nichtig darzuſtellen und ſeiner alten, auf das Zeugniß Strabo's geſtützten Behauptung, daß die Römer den Deutſchen den Namen Germanen gegeben hätten, auf's Neue zur Anerkennung zu verhelfen. Der Aufſatz iſt ſehr leſenswerth und verdient von denen, die ſich für die Streitfrage intereſſiren, hauptſächlich deshalb beachtet zu werden, weil faſt alle Anſichten über Geſchichte und Begriff des Namens zuſammengeſtellt und beleuchtet ſind. An ſich läßt Holtzmann's Beweis die römiſche Etymologie des Wortes vermiſſen, und ſo ſcheint uns das Dunkel noch nicht enthüllt; auch werden Holtzmann's Gegner mit neuen Gegenbeweiſen nicht auf ſich warten laſſen.

— **Bodenſtedt's ausgewählte Dichtungen.** *) Seit langer Zeit iſt uns von der deutſchen Preſſe kein ſo reicher und mannigfaltiger,

*) Ausgewählte Dichtungen von Friedr. Bodenſtedt. Berlin, R. von Decker, 1864.

Digitized by Google

poetiſcher Strauß dargeboten worden. Wer den Dichter der Lieder Mirza Schaffy's, den Erzähler von Tauſend und Ein Tag im Orient kennt und lieb gewonnen, der wird begierig nach ſeinen „ausgewählten Dichtungen" greifen und gewiß unſerem vorſtehenden Ausſpruche aus vollem Herzen beiſtimmen. Jugendliebe und Altersweisheit, Gedankentiefe des Abendlandes und Bilderpracht des Orients begegnen ſich in dieſen Liedern, Sinngedichten und Sprüchen, Sonetten und Volksweiſen, deutſchen und fremden Anklängen. Mit einem ſinnigen Rückblicke auf des Dichters Lebenslauf beginnt dieſe Sammlung ſeiner beſten kleineren Dichtungen. Wir laſſen die erſte und letzte Strophe dieſes poetiſchen Lebenslaufs folgen:

Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt;
Bedeckt von Torf und Heidemooren
Und Acker, der den Bauer nährt,
Liegt rings das Land, der Kunſt verloren,
Der es ein Obdach nie gewährt —
Ich bin an keinem Ort geboren
Durch Schönheit der Natur verklärt.
— — — — — — — — —

Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.
Herr, ſegne Weib und Kind hienieden,
Sei, wenn ich nicht mehr bin, ihr Stab!
So ſcheid' ich von der Welt in Frieden
Und bange nicht vor Tod und Grab —
Ich dürfte nicht nach Ruhm, zufrieden
Mit Glück, das mir die Liebe gab.

— **Geiſtliche Volkslieder.** Als ein Supplement zu Philipp Wackernagel's deutſchem Kirchenlied hat Friedrich Hommel eine Sammlung geiſtlicher Volkslieder und Singweiſen *) herausgegeben, welche die Beachtung der Literaturfreunde verdient, wenn ſie auch gegen den praktiſchen Nutzen, den der Herausgeber von ſeinem Werke hofft, gleichgültig ſein werden. Die handſchriftlichen und gedruckten Quellen zu dem 254 Stücke zählenden Liederſchatze reichen vom 15.—18. Jahrhundert; namentlich bot das Reformationszeitalter reiche Ausbeute. In der Mittheilung der Texte hat Hommel die Ueberlieferung ſo viel als möglich geſchont und mit richtigem Takt die nöthige Moderniſirung eintreten laſſen. Die Melodien ſind in der Weiſe unſerer heutigen Notenſchrift gegeben, auf eine mittlere Stimmlage geſetzt und in der Regel durch eine zweite begleitende Stimme ergänzt. Beſonderes Intereſſe gewähren diejenigen geiſtlichen Lieder, die urſprünglich weltliche Volkslieder waren, und deren bekannter Melodie ein frommer Text untergelegt wurde. Streng genommen, waren lateiniſche Hymnen von einer Volkslieder-Sammlung auszuſchließen, doch durften ſolche, die das Gepräge der Volksmäßigkeit an ſich tragen, und deren Melodien anmuthig ſind, nicht ganz unberückſichtigt gelaſſen werden.

— **Eine Straßburger theologiſche Studie.** **) Der Zuſammenhang, in welchem ſich die Straßburger proteſtantiſch-theologiſche Fakultät mit der deutſchen Wiſſenſchaft befindet, zeigt ſich in jeder gelehrten Arbeit, welche von Elſäſſern ausgeht, mag ſie unmittelbar aus dem Schoße der Fakultät oder aus deren weiterem Umkreiſe entſprungen ſein. An dieſe Thatſache, die zu den Triumphen internationaler Bildung zu zählen, wurden wir kürzlich wieder durch eine recht gründliche Straßburger Abhandlung erinnert, die, theologiſch-orientaliſcher Natur, von einem Profeſſor am evangeliſchen St. Wilhelms-Gymnaſium herrührt. Die Studie des Herrn Daniel Eugen Scherdlin, Licentiaten der Theologie, über die Erörterungen das Oſterfeſt betreffend, zeugt von vertrauter Kenntniß der deutſchen theologiſchen Exegeſe und orientaliſchen Kritik, ohne welche dieſe Forſchung wohl auch kaum möglich geweſen wäre. Denn auf orientaliſtiſchem Boden ſcheint die deutſche Wiſſenſchaft faſt alleinherrſchend, wenigſtens tonangebend. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn die vorliegende Abhandlung, welche dem Straßburger Profeſſor der Theologie Dr. Fritz gewidmet iſt, die Reſultate der deutſchen Textkritik weiter zu verfolgen ſtrebt und zwar in der Richtung von Franz Delitzſch, T. H. R. Bieſenthal und hier und da auch von Lücke. Fachmänner werden entſcheiden, ob Herrn Scherdlin's Leiſtung den hohen Anforderungen des jetzigen Stadiums der Entwickelung entſpricht; auf den erſten Anblick möchte es der Fall ſein. — Wir aber freuen uns von Herzen, daß die Brücke der Ideen, welche zwiſchen dem Elſaß und Deutſchland Glaube und Wiſſen aufgerichtet haben, noch immer in fröhlicher Kraft fortbeſteht! T. v. B.

— **Griechiſche gelehrte Geſellſchaften in Konſtantinopel.** In der alten Hauptſtadt des oſtrömiſchen Reiches beſtehen ſeit einigen Jahren, wie wir aus einer deutſchen Zeitſchrift *) erſehen, eine philologiſche und eine mediziniſche, gelehrte Geſellſchaft, deren Mitglieder zu beſtimmten Zeiten zuſammenkommen und durch Vorträge und Beſprechungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände ihre Zwecke verfolgen. Die philologiſche Geſellſchaft giebt auch eine alle zwei Monate in neugriechiſcher Sprache erſcheinende Zeitſchrift heraus, in welcher philologiſche und archäologiſche Aufſätze, die Verhandlungen der Geſellſchaft, bibliographiſche Notizen und Auszüge aus ungedruckten Handſchriften mitgetheilt werden. Am 15. Mai d. J. begingen beide Geſellſchaften (unter Zuziehung eines ebenfalls von Griechen in Pera gebildeten muſikaliſchen Vereins) ihr dreijähriges Stiftungsfeſt in feierlicher Weiſe durch eine in der daſigen Börſenhalle, Βυζάντιον, veranſtaltete öffentliche Verſammlung, zu der auch das ſchöne Geſchlecht Zutritt hatte, und welcher unter Anderen auch der öſterreichiſche Internuntius, Prokeſch v. Oſten, als Ehrenmitglied der philologiſchen Geſellſchaft, beiwohnte. Aus der bei dieſer Gelegenheit vom Vorſteher der letzteren gehaltenen Rede war erſichtlich, welches Intereſſe dieſe Geſellſchaft auch unter den Helleniſten und Gelehrten Europas bereits gefunden hat. Es wurden Zuſchriften an dieſelbe von Gladſtone, Brunet de Presle (Mitglied des Institut de France), dem jüngſt verſtorbenen Haſe in Paris und dem Neſtor der deutſchen Philologen, Boeckh, erwähnt. Als ein Curioſum theilen wir hier aus der gedachten Rede mit, daß ſogar die türkiſchen Miniſter, der Großweſir Fuad Paſcha, und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Aali Paſcha, die „Ehre der Mitgliedſchaft" angenommen und nicht unterlaſſen haben, „ermuthigende und wohlwollende Worte gegen dieſelbe auszuſprechen."

*) Geiſtliche Volkslieder aus alter und neuerer Zeit mit ihren Singweiſen herausgegeben von Friedrich Hommel, Bezirksgerichtsrath zu Ansbach. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1864. (XVIII. und 308 S. gr. 8.)

**) Étude sur les discussions relatives à la fête de Pâques, par Daniel Eugène Scherdlin, docteur en philosophie etc. Strasbourg, Silbermann, 1864. 148 pages.

*) Literariſcher Wegweiſer des „Bremer Sonntagsblatt."

Digitized by Google

Literariſcher Sprechſaal.

Aus Paris ſchreibt man: „Der General von Mylius hatte der franzöſiſchen Akademie das Anerbieten einee jährlichen Rente von 500 Francs gemacht, die ſie als Preis für die Verbreitung vou Grundſätzen religiöſer Toleeanz zuerkennen ſollte. Die Akademie hat jedoch dieſes Anerbieten abgelehnt, und in Folge deſſen hat der genannte General folgendes Schreiben an mebrere Pariſer Zeitungen gerichtet:

Paris, 8. Juni 1864.

„Mein Herr! Durch ein Schreiben vom 27. Mai c. hat mich Herr Villemain, beſtändiger Sekretäe der Akademie, benachrichtigt, daß dieſelbe ſich weigert, das Geſchenk von 500 Francs immerwährender Rente anzunehmen, das ich ihr zu dem Zwecke offerirte, alljäbelich eine goldene Denkmünze dem Verfaſſer der beſten Abhandlung über allgemeine religiöſe Toleranz zuzuerkennen, durch welche der Haß unter den verſchiedenen Glaubensbekennern getilgt, ſo daß unter allen Völkern ein gegenſeitiges Wohlwollen herrſchend wird. Mein Vorſchlag hat für die Menſchheit ein zu großes Intereſſe, als daß ich mich durch jene Weigerung ſollte abſchrecken laſſen. Ich offerire daher die gedachte Rente von 500 Frs. jedem kompetenten Verein, der ſich an mich wendeu und mir für die Dauer ſeiner Exiſtenz, ſowie füe die Ausführung meines Vorſchlages Garantie leiſten wird. Ich behalte mir vor, den Namen des Vereins, ſeine Adreſſe und die Zeit des Beginuens der Konkurrenz bekannt zu machen. Das Programm und das Schreiben, welche ich an die Akademie gerichtet, werde ich ſofort dem Druck übergeben und vertheilen laſſen.

„Genehmigen Sie ꝛc.

Der General F. von Mylius."

In einem Feuilleton-Artikel Ludwig Aug. Frankl's in der Wiener „Preſſe," der den vormärzlichen Küuſtler-Verein „Concordia" zum Gegenſtande hat, wird daran erinnert, daß, als im Jahre 1840 Nikoiaus Becker's „Rheinlied" durch ganz Deutſchland ertönte, dieſes, weil es eben ein deutſches, nationales Lied, in Wien zu ſingen verboten war. Ein Mitglied der „Concoedia," Adolf Müller, hatte eine Compoſition des „Rheinliedes" geliefert und erregte damit großen Jubel. Die deutſche Stimmung der Wiener fand hier nach langen Jahren wieder zum erſtenmal einen, wenn auch erſt zaghaften Ausdruck. Der Komponiſt wurde, um dem Vorgange noch mebe Relief zu geben, von der Geſellſchaft mit einem ſilbernen Pokale ausgezeichnet. Frankl fügt hinzu: „Wie dem Lichte der Schatten, folgte die liebliche Polizei dieſen Verſammlungen. Der Präſident der Geſellſchaft wurde von ihe vorgeladen, um über das Abſingen des Rheinliedes Auskunft zu geben und ſich „ſtandhaft" zu rechtfertigen. Es war auch denuncirt worden, daß Lieder von Hoffmann von Fallersleben geſungen worden ſeien! Als dies in Abrede geſtellt und zugeſagt wurde, daß fortan keine politiſchen Lieder mehr geſungen werden ſollten, verſprach der Polizei-Direktor, Herr v. Amberg, die „harmloſen Vergnügungen der Geſellſchaft" nicht ſtören zu wollen, beſtellte aber einen Kommiſſar, der fortan den Verſammlungen beiwohnen mußte."

In Frankreich hat ſeit kurzem — in Folge einer miniſteriellen Autoriſation vom 19. April 1864 — eine Geſellſchaft zue Verbeſſerung und Förderung der Volksliteeatur (Société poor l'amélioration et l'encouragement des publications populaires) ihre Wirkſamkeit begonnen. Letztere beſteht darin, daß die Geſellſchaft alle Volksſchriften, ältere ſowohl als neuere, ohne Unterſchied der Herausgebee und Verleger, einer Prüfung nnterzieht nnd in einem Monats-Katalog diejenigen bezeichnet, die ihr beſonders empfehlenswerth ſcheinen; daß ſie es übernimmt, alle in ihren Katalogen verzeichneten Bücher denjenigen, die es wünſchen, geheftet oder in billigen Einbänden, zu überſenden; ſie ſtellt auch ganze Bücherſammlungen zuſammen, je nach dem Zweck und dem Preiſe, den dieſe Sammlungen haben ſollen. Die gedachten Monats-Kataloge werden gratis verſandt. Die Geſellſchaft hat folgende Preiſe zue Beförderung der Volksliteratur ausgeſetzt: 1) 500 Fr. für den beſten Volkskalender; 2) 1000 Fr. für die beſte Auseinanderſetzung der chriſtlichen Glaubenslehre, verbunden mit einer Ueberſicht der Religionsgeſchichte; 3) 1000 Fr. für das beſte Werk unter dem Titel: „Erzählungen und Biographien aus der Geſchichte Frankreichs; 4) 1000 Fe. für die beſte gemeinverſtändliche Darſtellung der Volkswirthſchafts-Lehre.

In San Francisco (Kalifornien) erſcheint jetzt, wie Philippſon's „Zeitung des Judenthnms" berichtet, unter dem Titel „The Hebrew" eine den religiöſen Intereſſen und der Geſchichte der Juden gewidmete Zeitſchrift in engliſcher Sprache, herausgegeben von Philo Jacoby. Auch Artikel in deutſcher Sprache bringt dieſe Zeitſchrift; unter Anderem war darin ein deutſch geſchriebener, intereſſanter Artikel über die dem preußiſchen Abgeordneten-Hauſe angehörenden drei Mitglieder jüdiſchen Glaubens abgedruckt. Die unter den amerikaniſchen Juden ſehr beliebte Feeimaurerei bildet ebenfalls ein häufig beſprochenes Thema der Zeitſchrift.

Vom öſterreichiſchen General-Conſul v. Hahn in Syra (dem Sammler der Albaneſiſchen Volkslieder) und von dem Architekten Ziller in Dresden ſind im vorigen Monat merkwürdige Ausgrabungen auf dem Felde von Troja gemacht. Es iſt die ganze Akropolis des alten Troja freigelegt. Sie befindet ſich 20 Minuten vom Dorfe Bunar baſchi entfernt, auf dem Endpunkte des Bergrückens, der die drei bekannten großen Grabhügel der homeriſchen Helden trägt. Die Umfaſſungsmauern und Ausfallsthore ſind noch wohl erhalten. Sie gehören zwar verſchiedenen, aber nur helleniſchen Zeitaltern an. Die Bodenverhältniſſe und die Art und Weiſe der Verſchüttung machen es ſehr wahrſcheinlich, daß mehrere Fnndamente der Akropolis dem älteſten Troja angehören.

Einer hiſtoriſchen Abhandlung zufolge, die kürzlich in einer Abtheilnng der ungariſchen Akademie von Herrn Cſengery vorgetragen wurde, leben in Peſt chriſtliche Abkömmlinge eines jüngeren Bruders des tückiſchen Sultans Murad Bey, welcher Erſtere ſich im Jahre 1436 mit Weib und Kindern in Ungarn niedergelaſſen bat. Sollte alſo einmal das jetzt in Konſtantinopel regierende osmaniſche Herrſcherhaus ausſterben, ſo wüeden ſich in Peſt direkte Nachkommen des Propheten nachweiſen laſſen.

Digitized by Google

Soeben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher
für
Politik und Literatur.
Auguſt 1864.

Inhalt: Von einem Würtemberger, König Wilhelm von Würtemberg. F. v. Holtzendorff, die Reform der Staatsanwaltſchaft in Deutſchland. Dr. Karl Braun, die Zugfreiheit in Deutſchland und in Rußland. Karl Friedrich Neumann, die Monroe-Lehre und das Kaiſerthum Mexiko. II. Das Kaiſerthum Mexiko. Adolph Stahr, die Tapferkeits-Ehrenzeichen der Gladiatoren bei den Römern. Otto Glogau, Schleswig-Holſteiniſche Zuſtände. H. B. Oppenheim, das Geſpenſt der heiligen Allianz.

Abonnements-Bedingungen: Die deutſchen Jahrbücher für Politik und Literatur erſcheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1⅔ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (439)

Berlin, im Auguſt 1864. **J. Guttentag.**

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin sind erschienen:

Jacob Grimm:

Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Ueber den Ursprung der Sprache. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1851. Fünfter, unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Rede auf Wilhelm Grimm und **Rede über das Alter,** gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr. (440)

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8 geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862. (441)

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

In unserem Verlage ist soeben erschienen:

DAS DEUTSCHE KRIEGSWESEN DER URZEITEN
IN SEINEN VERBINDUNGEN UND WECHSELWIRKUNGEN
MIT DEM GLEICHZEITIGEN
STAATS- UND VOLKSLEBEN.
VOM
GENERAL VON PEUCKER.
DRITTER THEIL.

Inhalt: Wanderung über die Schlachtfelder der deutschen Heere der Urzeiten. Erster Theil. Die Kämpfe in den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung.

26¾ Bogen gr. 8. geheft. Preis 2 Thlr.

Früher (1860) erschien von demselben Werke der I. und II. Theil.

Inhalt I. Die im Staats- und Volksleben wurzelnden allgemeinen Grundlagen der Heeresverfassung, die aus solchen hervorgehende Entwickelung des Waffenrechts und der Waffenpflicht, und die durch den Heerbefehl hervorgerufenen Veränderungen in der Staatsverfassung. II. Der Bereich der Organisation, der Bewaffnung, der Taktik, der Befestigungen und des Seewesens, und ein Blick auf das römische Heerwesen Behufs Beurtheilung der Wirksamkeit der Germanischen Kampfesweise und Gefechtsaufstellungen, den römischen Heeren gegenüber.

64 Bogen gr. 8. geheft. Preis 4 Thlr. (437)

Berlin, den 1. August 1864. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Verlag von **George Weſtermann** in Braunſchweig.

Unſere Tage.
Blicke aus der Zeit in die Zeit.
Culturgeſchichtliche Revue in zwangloſen Heften.
Zweite Folge.

Monatlich ein Heft von vier Bogen à 6 Sgr.

Das allſeitige Streben unſrer Zeit auf den ſämmtlichen Gebieten, welche dem menſchlichen Wiſſen und Können angewieſen ſind, hat etwas Verwirrendes. So Vieles und ſo Mannigfaltiges wird geſchaffen, mit ſo drängender Thätigkeit bewegen ſich Wiſſenſchaften und Kunſt, Handel und Induſtrie gegen ihre Ziele hin, daß auch das aufmerkſamſte Auge den Faden verliert und vielleicht ein Chaos zu erblicken glaubt, wo doch nur ein förderndes Ineinandergreifen verwandter Kräfte und harmoniſcher Richtungen vorhanden iſt. Wer in einer ſolchen Zeit dem Allgemeinen ſich entziehen wollte, um einem beſtimmten Fach, irgend einem abgegrenzten Theil des Ganzen ſeine Beachtung allein zu widmen, der würde in Einſeitigkeit verfallen und ſchließlich das Verſtändniß der Gegenwart einbüßen. Eben das iſt ja der größte, der eigentlich charakteriſtiſche Zug des Jahrhunderts, daß die in der geiſtigen Welt und im Völkerleben neu entſtehenden Tauſende von Berührungspunkten alles Iſolirtſein aufheben, und daß kaum etwas Bedeutendes geſchehen kann, das nicht eine umgeſtaltende Wirkung auf ſcheinbar Fernliegendes ausübte. Was Goethe ſo ſchön von der Werkſtatt des Denkens ſagt, „daß ein Tritt tauſend Fäden regt, — ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt", gilt von unſerm ganzen modernen Leben. Trotz freieſter Bewegung giebt es ſich uns wie eine rieſige Maſchine deren Hebel, Stangen, Räder und Stifte in gemeinſamer Wechſelwirkung ſchaffen und erzeugen. Iſt die Tendenz der Zeit offenbar die, Alles einander zu nähern und zu einem ungeheuern Ganzen zu verflechten ſo iſt es vom höchſten Intereſſe, allen Phaſen dieſes Proceſſes zu folgen und in jedem Augenblicke zu wiſſen, bei welchem Punkte die gewaltige Bewegung angelangt iſt.

Der Gelehrte und Künſtler, wie der Geſchäftsmann wird den beherrſchenden Standpunkt, deſſen er bedarf, um ſich über die Zeit und ſeine Stellung in ihr klar zu werden, weder in Zeitungen noch in abgeſchloſſenen Sammelwerken finden. Die erſten liefern ihm nur Notizen, einen ſtets abreißenden Faden; die letztern zeigen ihm bloß, was kurz vorher geweſen iſt. Das beſte Converſationslexikon iſt im nächſten Jahre veraltet. Hier thut ein in kürzeren Friſten erſcheinendes Werk Noth, bei dem jede einzelne Monatslieferung planmäßig darauf berechnet iſt, das menſchliche Schaffen der Gegenwart in ſeinen intereſſanteſten und bedeutendſten Momenten aufzufaſſen und alles neu und bleibend Gewonnene in den vorhandenen Vorrath an Wiſſen an der rechten Stelle einzufügen. Ein ſolches Werk darf ſeinen Inhalt weder in Notizenkram zerſplittern, noch einer ſchwerfälligen Gelehrſamkeit nachgeben. Es muß im beſten Sinne des Worts **populär**, alſo klar und doch nicht flach ſein, mit lebhaftem Streben der **Zeitbewegung Schritt für Schritt folgen,** in richtigem Verſtändniß der Gegenwart keinen Fortſchritt ſich entgehen laſſen, kurz ſeinen Leſern vor Augen führen, wo der Zeiger der Welt eben ſteht.

Dieſe Zwecke ſuchen **„Unſere Tage"** zu erfüllen. Sie wollen Alles aufzeichnen, was im Gebiete des **Staats,** der **Religion,** der **Wiſſenſchaft,** der **Kunſt,** der **Induſtrie** und der **Erfindungen,** als wichtiges Moment hervortritt, ſie wollen vollſtändig, genau und faßlich ſein, die Maſſe des Geſchehenen ordnen und alles wichtige Neue vorführen, unter Hervorhebung der charakteriſtiſchen Merkmale und mit ſteter Hinweiſung auf das was dadurch gegen den frühern Standpunkt gewonnen worden, alſo den Kern aller Beſtrebungen der Zeit im Zuſammenhange geben. Sie wollen endlich über jede Stufe, zu der eine Wiſſenſchaft oder ein Induſtriezweig anſteigt, einen **Ueberblick** des friſch eröffneten Geſichtsfeldes geben, der Entwickelung der **volkswirthſchaftlichen** Gedanken eine vorzügliche Aufmerkſamkeit widmen, die fernere **Geſchichte der Culturvölker** in paſſenden Abſchnitten erzählen, den **geographiſchen Entdeckungen** folgen und insbeſondere die **hervorragendſten Männer der Zeit** in Biographien und Charakteriſtiken vorführen.

Die Ausgabe von **„Unſere Tage"** geſchieht in Heften von 4 Bogen, welche jährlich (18 bis 16 Hefte) einen Band bilden. Jedes Heft koſtet 6 Sgr. — Format in gebrochenen Columnen gr. Lexikon Octav. — Schrift wie die vorſtehende.

Subſcriptionen werden in allen Buchhandlungen angenommen. (438)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin für die Literatur des Auslandes.** No. 34.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 21. Auguſt **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Die Pſychologie in Verbindung mit der Geſchichts-Wiſſenſchaft 530

Nord-Amerika.

A. Douai: Land und Leute in der Union. Die Partei der Rohheit und die der Bildung 532

Frankreich.

A. Gabourd's „zeitgenöſſiſche Geſchichte. I. Zur Charakteriſtik der Reſtauration . . 535

Italien.

Roba di Roma, von William W. Story . 538

Rußland.

Des Kaufherrn Sadko Meerfahrt. Eine alte Nowgoroder Sage 541

Kleine literariſche Revue.

Block's franzöſiſches Staats-Lexikon . . . 542
Engliſches Jahrbuch für innere und auswärtige Politik 542
Der Römer und der Teutone 542
Altdeutſche Sprichwörter 543
Literariſcher Sprechſaal 543

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON **HERMANN GRIMM.**

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (444)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Now ready, in small foolscap 8vo.

BELL AND DALDY'S

ELZEVIR SERIES

OF STANDARD AUTHORS.

MESSRS. BELL AND DALDY, having been favoured with many requests that their Pocket Volumes should be issued in a larger size, so as to be more suitable for Presents and School Prizes, have determined upon printing New Editions in accordance with these suggestions.

They will be issued under the general title of „Elzevir Series," to distinguish them from their other collections. This general title has been adopted to indicate the spirit in which they will be prepared, that is to say, with the greatest possible accuracy as regards text, and the highest degree of beauty that can be attained in the workmanship.

They will be printed at the Chiswick Press, on fine paper, with rich margins, and will be issued in tasteful binding at prices varying from 1 Thl. 5 Sgr. to 2 Thl.

Most of the Volumes already published in the „Pocket Volumes" will be issued in this Series, and others of a similar character will be added. Some will contain a highly finished Portrait, or other Illustration.

Now ready.

Burns's Poems. price 1 Thl. 15 Sgr.
Coleridge's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Longfellow's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Shakespeare's Plays. Carefully edited by Thomas Keightley, Esq. Vols I. II. and III. à 1 Thl. 20 Sgr.

This edition will be completed in six volumes before the end of the year.

Shortly.

Walton's Lives.
Milton's Paradise Lost.
Walton's Angler.
Washington Irving's Sketch Book.
— — *Tales of a Traveller.*
And others. (442)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neue Erſcheinungen der italiäniſchen Literatur.

Annuario biblografico italiano pubblicato per cura del Ministero della Istruzione pubblica. Anno I. 1863. 8. Torino. 5 l.
Atti del decimo congresso degli scienziati italiani. 4. Siena. 7 l.
Belgiojoso, C., Repubblicani e Sforzeschi 1447 —1450. 2 Vol. 12. Milano. 7 l.
Bianco di Saint-Jorioz, A., il brigantaggio alla frontiera pontificia dal 1860 al 1863. Studio storico-statistico-morale-militare. 16. Milano. 6 l.
Castagnola, P., Osservazioni intorno ai pensieri di Giacomo Leopardi. 8. Torino. 2 l.
Colombo. — Raccolta completa degli scritti di Cristoforo Colombo ad illustrare e documentare la scoperta dell' America recati in italiano, corredati di note e di una introduzione da G. B. Torre. 8. Torino. 12 l. 50 c.
Documenti diplomatici tratti dagli archivj Milanesi e coordinati per cura di L. Osio. Vol. I. Parte 1. 4. Milano. 8 l.
Gervinus, G. G., Risorgimento della Grecia, traduzione dal tedesco coi fatti posteriori della Grecia e delle isole Ionie. 3 Vol. 12. Milano. 15 l.
Guerrazzi, F. D., Vita di Andrea Doria. 2 Vol. 12. Milano. 8 l.
Menzel, V., Storia dell' Europa dal 1789 al 1856. Vol. I. II. 8. Milano. 10 l.
Passaglia, C., Conferenze di diritto pubblico. 8. Torino. 6 l.
Platen, A. di, Storia del reame di Napoli dal 1414 al 1443, tradotta dal tedesco da T. Gar. 12. Napoli. 2 l. 50 c. (443)
Viaggio in terra santa di Fra Riccoldo da Monte di Croce. Volgarizzamento del secolo XV secondo un manoscritto della Biblioteca imperiale di Parigi. 8. Siena. 1 l. 25 c.
Edizione di 150 esemplari ordinatamente numerati.

Hermann Loescher in Turin.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag

gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863

in erweiterter Ueberarbeitung

von

Dr. **H. Steinthal,**

a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (445)

5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die Pſychologie in Verbindung mit der Geſchichts-Wiſſenſchaft. *)

Obwohl wir über die in der Anmerkung näher bezeichnete Schrift bereits in Nr. 23 des „Magazin" ein Referat geliefert, glauben wir doch berechtigt und verpflichtet zu ſein, noch eine andere Stimme, von anderem Standpunkte ausgehend, darüber zu hören, da es ſich hier um eine bahnbrechende neue Idee auf dem Gebiete der Philologie und Geſchichte handelt.

„Alle Beſucher der vorjährigen Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner in Meißen, welche Profeſſor Steinthal aus Berlin über „Philologie, Geſchichte und Pſychologie" haben reden hören, waren darin einig, daß dieſer Vortrag unter allen der geiſtvollſte, gedankenreichſte, freilich aber auch der ſchwierigſte für das Verſtändniß geweſen ſei. Mag dieſer Umſtand zum Theil auch in der Art und Weiſe der Behandlung und Darſtellung begründet ſein, ſo iſt er der Hauptſache nach in der Neuheit des Themas zu ſuchen oder geradezu in der Neuheit des wiſſenſchaftlichen Syſtems, für welches erſt das allgemeine Intereſſe erweckt werden ſollte. Leitete doch der Redner ſeinen Vortrag gleich mit der Bemerkung ein, daß er gegen die Gewohnheit, in ſolchen Verſammlungen Ergebniſſe der Forſchung zur Mittheilung zu bringen, die Aufmerkſamkeit der Verſammlung nicht ſowohl für etwas Fertiges in Anſpruch nehmen wolle, als vielmehr für etwas Begonnenes, und eine Ausſicht zu eröffnen hoffe auf ein weites Gebiet von Aufgaben und möglichen Leiſtungen. Wenn durch das geſprochene Wort die lebendigſte Anregung gegeben wird, ſo bietet doch die Schrift erſt dem Verſtändniſſe wie dem Urtheile eine ſichere Stütze dar, und darum begrüßen wir die Veröffentlichung von Steinthal's Vortrage auf das herzlichſte, aber nicht bloß im Intereſſe der eigentlichen Fachmänner, ſondern auch im Intereſſe Aller, die an den wiſſenſchaftlichen und überhaupt an den geiſtigen Beſtrebungen der Gegenwart Antheil nehmen. Wird der Vortrag Steinthal's auch zunächſt in unſerem Vaterlande, in welchem ja die Wiſſenſchaft der Philoſophie, der Geſchichte und Philologie ihre eigenſte Heimat hat, Beachtung finden und Einfluß ausüben, ſo ſind die in ihm angeregten Fragen doch ſo allgemeiner und prinzipieller Art, daß ſie nicht ausſchließlich dem Gebiete der ſpeziell deutſchen Wiſſenſchaft zufallen, ſondern auch ein Anrecht haben, von der Wiſſenſchaft des Auslandes berückſichtigt und beurtheilt zu werden.

Die Anſichten, die Steinthal in ſeiner kleinen Schrift entwickelt, ſind allerdings in gleicher oder ähnlicher Weiſe ſchon in ſeinen früheren Werken und namentlich in der von ihm und Lazarus herausgegebenen Zeitſchrift für Sprachwiſſenſchaft und Völker-Pſychologie ausgeſprochen worden; der Vortrag iſt aber beſonders deshalb bedeutſam, weil hier das Prinzip, welches er von ſeiner Wiſſenſchaft verlangt, als ſolches dargelegt, weil hier gewiſſermaßen ſein wiſſenſchaftliches Glaubensbekenntniß im Zuſammenhang abgelegt wird. Jede neue und weiterſchreitende Erkenntniß ſetzt ſich der Natur der Sache nach immer in einen Gegenſatz zu den beſtehenden abweichenden Auffaſſungen, und darum iſt auch in Steinthal's Vortrage eine bald gelindere, bald entſchiedenere Polemik gegen allgemeine wiſſenſchaftliche Prinzipien oder gegen beſondere Disziplinen mit der Aufſtellung neuer Geſichtspunkte auf das engſte verknüpft. Ohne Zweifel wird Steinthal nicht überall Glauben, ſondern im Gegentheil vielfachen Widerſpruch finden, einmal was die prinzipiellen Fragen, und dann was verſchiedene von dieſen mehr oder weniger unabhängige Einzelheiten betrifft. Es wird die Aufgabe der gelehrten Zeitſchriften ſein, die Kritik in ihrer Strenge walten zu laſſen; wir können in dieſen Blättern dagegen nur für die Wichtigkeit der Steinthal'ſchen Anregung zu intereſſiren ſuchen und wollen dies, indem wir den allgemeinen Gedankengang verfolgen und die beſonders bedeutſamen und anziehenden Punkte hervorheben.

Steinthal giebt gleich im Anfang kurz und beſtimmt ſeine Abſicht und die Art ſeiner Aufgabe kund: „Ich will von der Beziehung der Pſychologie zur Philologie reden, d. h., um es ſogleich beſtimmter auszudrücken, ich werde die Frage zu beantworten verſuchen: welche Aufgaben hat der Philologe und Hiſtoriker der Pſychologie zu ſtellen? Es braucht wohl kaum ausdrücklich hinzugefügt zu werden, daß, wenn jener auf ſeinem eigenſten Gebiete pſychologiſche Aufgaben vorfindet, dann auch für ihn die Löſung derſelben von nicht geringer Wichtigkeit ſein muß. Die angegebene Frage kann demnach auch ſo geſtellt werden: welche Hülfe hat der Hiſtoeikee von der Pſychologie zu erwarten? Und dieſe Frage ſchließt eben die dritte ein: welche Veranlaſſung hat der Hiſtoriker, der Pſychologie ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken?" Bevor der Verfaſſer des Näheren auf die Beantwortung dieſer Fragen eingeht, hält er einige Bemerkungen für nöthig über das Weſen der Philologie und ihre Stellung im Kreiſe der Wiſſenſchaft, wobei es nahe liegt, ſich auch zugleich über das Weſen der Philoſophie und ihre Beziehung zur Empirie und Hiſtorie zu äußern.

Schon aus dieſen Angaben iſt erſichtlich, daß Steinthal die Begriffe „Philologie" und „Hiſtorie oder Geſchichte" prinzipiell als einheitlich anſieht, und ſpäter äußert er ſich über dieſen Punkt noch ausdrücklich; er begreift beide unter dem Namen der Wiſſenſchaft vom Geiſte im Gegenſatze zur Naturwiſſenſchaft. Dieſen beiden Wiſſenſchaften ſteht als abgeſonderte Wiſſenſchaft die Philoſophie gegenüber, wenn ihnen allen auch der Kreis höchſter wiſſenſchaftlicher Begriffe und Denkformen gemeinſam iſt.

Steinthal glaubt, daß der Dualismus von Philoſophie oder Spekulation einerſeits und Empirie oder Hiſtorie andererſeits, den das Mittelalter erzeugte, das Alterthum aber nicht kannte, in der neueren Zeit überwunden zu werden beginne. Zwar hat das Alterthum auch die Gegenſätze zwiſchen a priori und a posteriori, ſynthetiſch und analytiſch, Syllogismus und Induction, die jenem Dualismus entſprechen, erkannt und zu ergründen geſucht. Jene Gegenſätze hat die Philoſophie der neueren Zeit ſyſtematiſch verwerthet und ihnen ſo Deutungen gegeben, welche ſich nach und nach prinzipiell umwandelten. Dieſe Auffaſſungen ſind von Steinthal mit großer Klarheit, wenn auch nicht in ganz leichter Sprache, dargeſtellt. Im Gegenſatze zu früheren Theorien behauptet Steinthal, daß bei jedem Akte unſeres Denkens und Erkennens ein relativ aprioriſcher und relativ apoſterioriſcher Faktor in Wirkſamkeit ſei. Ebenſo verwirft er die Forderung, die in der Geſchichts-Wiſſenſchaft aufgeſtellt wird, von der objektiven und vorausſetzungsloſen Betrachtung, indem er die wahren Ergebniſſe als

*) Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung von Dr. H. Steinthal, a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann), 1864.

Digitized by Google

das Produkt von „richtigen“ Vorausſetzungen anſieht. Wie die allgemeinen Disziplinen die Vermittelung bilden zwiſchen den beſonderen Disziplinen und der theoretiſchen Philoſophie, ſo erblickt Steinthal in der Pſychologie die Prinzipien für die geſchichtliche und philologiſche Wiſſenſchaft enthalten, und deshalb erachtet er es für unerläßlich, daß ſich die Vertreter dieſer Wiſſenſchaft dem pſychologiſchen Studium hingeben.

Der Verfaſſer giebt nun zur Aufklärung und Annäherung einige Punkte an mit Bezug darauf, wie die Pſychologie vortheilhaft für die Geſchichte werden kann. Zunächſt kommt er auf die Sprache als Objekt der Philologie zu ſprechen und beruft ſich auf ſeine verſchiedenen früheren Darlegungen, in welchen er den Nachweis zu liefern ſuchte, daß die Sprache nicht durch Logik und Metaphyſik, ſondern nur auf Grundlage der Pſychologie zu erforſchen ſei. Dennoch ſcheint es ihm nicht überflüſſig, auf das Verhältniß der Sprachwiſſenſchaft zur Philologie zurückzukommen, weil hierüber in neueſter Zeit wieder ſehr unklare Vorſtellungen verbreitet worden ſeien, nachdem ſchon während eines Menſchenalters eine richtigere Anſicht gegolten hätte. Es knüpft ſich nun eine Polemik an gegen die jüngere Schule der vergleichenden Grammatik, namentlich gegen Auguſt Schleicher und Max Müller, als deren prinzipiellen Gegner wir Steinthal ſchon früher kennen gelernt haben. Dieſe Polemik ſcheint uns der hauptſächlichſte und intereſſanteſte Theil des ganzen Vortrages zu ſein; auch gewinnt hier des Verfaſſers Darſtellung einen vortheilhaften Ausdruck friſcher Lebendigkeit.

Mit dem Auftreten der neuen Sprachwiſſenſchaft, namentlich alſo durch Jakob Grimm, wurde es bekanntlich als die neue Entdeckung, als der neue Fortſchritt verkündet, die Grammatik ſei nicht ein todtes Objekt, ſondern ein Moment des geſchichtlichen Geiſtes. Folgerichtig gründet hierauf Steinthal die Behauptung, daß ſie ein pſychologiſches Objekt ſei. Dagegen erſcheint den jüngeren Vertretern der vergleichenden Grammatik die Sprachwiſſenſchaft als eine naturhiſtoriſche Disziplin und die Sprache als ein Naturorganismus. Wir können hier nicht im Einzelnen die Einwendungen verfolgen, die Steinthal gegen die Behauptungen ſeiner Gegner geltend macht, wir wollen nur ganz beſonders auf dieſen Theil der Schrift aufmerkſam machen, weil hier die ſyſtematiſchen Gegenſätze innerhalb einer jungen und jugendlich regen Wiſſenſchaft auch für den Fernerſtehenden in einer ſo klaren und beſtimmten Weiſe ausgeſprochen ſind, wie man es ſonſt nicht leicht finden wird. Bevor Steinthal an eine eigene Darlegung des Verhältniſſes zur Sprachwiſſenſchaft geht, ſpricht er als Ergebniß der vorausgeſchickten Kritik unter Anderem Folgendes aus: „Die Sprache gehört ebenſo wenig dem freien, in der Geſchichte ſchöpferiſchen Geiſte, als der Natur. Sie ſtammt aber nicht aus einem Dritten, einer Indifferenz und Grundlage von Natur und Geiſt, ſondern ſie iſt ganz und durchaus geiſtigen Weſens, ein Erzeugniß des Geiſtes, aber unter eigenthümlichen Bedingungen hervorgebracht.“

Der Verfaſſer geht aus von Böckh's Beſtimmungen, die dahin lauten, daß die Philologie die Erkenntniß der geſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit ſei, die Wiſſenſchaft von dem ſich entwickelnden Geiſte, „kurz, Philologie iſt Geſchichte,“ und darum will er im Folgenden nur von Geſchichte reden. Natürlich iſt dies bloß eine begriffliche Beſtimmung; Jeder weiß, daß beide, Geſchichte und Philologie, in gewiſſem Sinne beſondere und ſich gegenſeitig ergänzende und fördernde Wiſſenſchaften bilden. — Die Geſchichte gliedert ſich einerſeits nach den Völkern, andererſeits nach den inneren Momenten des Geiſtes; beide Theile ſondern ſich und hören doch nicht auf, ein Ganzes zu bilden. Die Sprachwiſſenſchaft geht über das Gebiet der Geſchichte hinaus, weil ſie auch die Sprache ungeſchichtlicher Völker zum Gegenſtande hat. Die Wiſſenſchaft für das Leben dieſer ungeſchichtlichen Völker iſt die Ethnologie. Die Sprachwiſſenſchaft, indem ſie die Sprachen aller Völker zuſammenfaßt, verbindet alſo nicht bloß die Geſchichte der verſchiedenen Völker, ſondern ſetzt dieſe Verbindungslinie auch noch fort aus der Geſchichte durch die Ethnologie hindurch.

Die folgende Betrachtung über die ungeſchichtliche, vorgeſchichtliche und geſchichtliche Zeit in ihren Bedingungen und Aeußerungen enthält eine Fülle feiner und anregender Gedanken. Von beſonderem Werthe ſcheint uns die ausdrückliche Betonung des geiſtigen Inhaltes der Sprache zu ſein. Während viele Sprachforſcher der neueren Zeit den urſprünglichen Sprachgebilden um ihres unbeſtrittenen Vorzugs des Lautreichthums und der Formenfülle willen eine ſo hohe Verehrung zollen, daß die modernere Sprache in den Schatten geſtellt wird, fragt Steinthal mit Recht: „Gehört denn nun die Bedeutung nicht zur Sprache? Iſt es erlaubt, die Sprache verkümmert und verkrüppelt zu nennen, weil der Laut verdorrt, da doch die Bedeutung des Wortes und der Wortform und die Satzbildung lebt? Nein, hier heißt es ſo klar wie in ſeltenen Fällen: der Leib ſtirbt und der Geiſt erſteht.“ Und ferner: „Darf man denn unbeachtet laſſen, was geniale Denker und Schriftſteller durch Entwickelung von Bedeutungen, durch neue Ableitungen und Zuſammenſetzungen, durch neue Wendungen des Satzbaues in der Sprache ſchaffen? Iſt nicht die Sprache Pindar's, Platon's, jedes griechiſchen Klaſſikers, eine Schöpfung, eine geſchichtliche That, eben ſowohl eine geſchichtliche That, als die eines Phidias, eines Praxiteles?“ Die Trennung zwiſchen Philologie und Sprachwiſſenſchaft, den Gegenſatz zwiſchen Geſchichte und Sprache weiſt Steinthal entſchieden zurück. „Der Laut iſt durchweg der ſekundäre Faktor der Sprache, der primäre iſt die innere, ſeeliſche Thätigkeit.“

Allerdings iſt die Art, wie die Sprache betrachtet wird, eine verſchiedene, wie es durch die Theilung der Arbeit geboten iſt. An ſich aber hat die Sprachwiſſenſchaft die Sprache als ſprachlichen Zuſtand, wie auch als ſprachliche That zu erforſchen. Und alſo ſetzt ſie nicht nur Geſchichte und Ethnologie, ſondern auch Vorgeſchichte und Geſchichte und den verhältnißmäßig ruhenden Zuſtand mit den lebendigſten Thaten der Geſchichte in Verbindung. Und dieſe Unterſuchungen können nicht ohne Pſychologie geführt werden. „Die Philologie und Geſchichte wird größere Sicherheit und Klarheit erhalten, ja prinzipiell vertieft und wohl auch berichtigt werden, wenn ihr die pſychologiſche Grundlage bereitet wird, wenn zur äſthetiſchen Konſtruktion nach Ideen und zur Erklärung aus Entwickelungsgeſetzen des Geiſtes die Erklärung aus der Seele, aus pſychologiſchen Geſetzen, hinzutritt.“

Wie ſich immer mehr das Bedürfniß und die Forderung gezeigt hat, die Geſchichte in ihren verſchiedenen Richtungen als Kultur-Geſchichte aufzufaſſen und zu betreiben, ſo bedarf auch die Statiſtik ſchon zu ihrer eigenen Ergänzung der Pſychologie und um ſo mehr, wenn ſie eine Stütze der Geſchichte werden ſoll.

Um an einer Thatſache zu erweiſen, wie durch die Pſychologie der hiſtoriſche Sinn gereinigt und geſtärkt werden könne im Gegenſatze zu dem allgemeinen Fehler des Formalismus erinnert Steinthal an die gewohnte, nach literariſchen Gattungen geordnete Geſchichtsbetrachtung der griechiſchen Dichtung, in welcher das Prinzip irrig, durchaus ungeſchichtlich iſt, weil unpſychologiſch. Um-

Digitized by Google

gekehrt verlangt Steinthal nicht etwa nur eine vorwiegend chronologiſch angeordnete Literaturgeſchichte, ſondern er präciſirt ſeine Forderung dahin, „daß die ganze Aufgabe noch reiner hiſtoriſch zu erfaſſen iſt.“ Weiterhin werden wir noch auf einen nicht minder bedeutſamen Fall aufmerkſam gemacht, der ein Lieblings-Gegenſtand für die Philologen wie für die Laien geworden iſt, nämlich auf die Charaktere der griechiſchen Stämme, welche bisher viel zu ſehr als bloße Naturbeſtimmtheiten aufgefaßt worden ſeien, als etwas Gegebenes, das alle Bedingungen zu den geiſtigen Erzeugungen jedes Stammes ſchon vollſtändig in ſich trug. Zu der Löſung dieſer Frage bedarf es durchaus der Vereinigung pſychologiſcher und hiſtoriſcher Betrachtung; es liegt hier eine Aufgabe geſchichtlicher Pſychologie und pſychologiſcher Geſchichte vor, was der Verfaſſer im Folgenden näher bezeichnet und ausführt. Keineswegs will Steinthal die Geſchichte ihrer idealen Seite berauben, noch auch will er ſie in einen ihr fremdartigen Kreis von Wiſſenſchaften ziehen; er behauptet nur, daß die Geſchichte nach der Eigenthümlichkeit ihrer weſentlichen Aufgabe die pſychologiſche Methode zur Grundlage haben müſſe.

Die in unſeren Tagen immer mehr wachſende Entfremdung zwiſchen den exakten und den ſpekulativen Disziplinen läßt ſich nicht leugnen, aber dennoch iſt ſie anormal und unwahr, und gewichtige Stimmen dringen auf eine Ausgleichung dieſer Gegenſätze. Eine echt wiſſenſchaftlich bearbeitete Geſchichte wird hierzu beitragen, und Steinthal erwartet dies, wie er es zu erweiſen ſuchte, von der pſychologiſch eindringenden Geſchichte.

Zum Schluſſe ſpricht der Verfaſſer einen Namen für eine Wiſſenſchaft aus, den er vorher nicht genannt, der aber in ſeiner Betrachtung begrifflich immer durchſchimmerte, den anderwärts ſchon eingeführten und, wie es ſcheint, allgemein verſtandenen und adoptirten Namen der „Völkerpſychologie.“ Wir nannten ſchon Eingangs das wiſſenſchaftliche Organ, welches die Völker-Pſychologie in Verbindung mit der Sprachwiſſenſchaft fördern und zur Geltung bringen ſoll. Steinthal ſagt: „Eine Pſychologie, welche die Geſchichte erklären will, mag Völkerpſychologie heißen, weil die Völker der reale Boden oder die realen Faktoren der Geſchichte ſind. Indem aber, beſtimmter ausgedrückt, ihre Aufgabe überall liegt, wo Seelen, Subjekte mit und in einander wirken, ſich einen, ſo gehört jede Gemeinſamkeit geiſtigen Lebens in ihren Bereich. Ihr Gegenſtand iſt der Menſch als das ſich geiſtig entwickelnde Weſen; das iſt aber der Menſch nicht in ſeiner Einzelheit, ſondern in ſeinem Zuſammenleben innerhalb einer Gemeinſamkeit, vor Allem innerhalb eines Volkes.“

In der ideellen Auffaſſung der Geſchichte und der Völker-Pſychologie müſſen wir dem Verfaſſer beiſtimmen, wenn er ſagt: „Der Philologe oder Hiſtoriker in der Idee iſt zugleich der Völker-Pſychologe und umgekehrt.“

Der Schrift von Steinthal wünſchen wir viele Leſer, natürlich nur ernſte und aufmerkſame. Die philoſophiſche Ausdrucksweiſe iſt für das größere gebildete Publikum mit der Zeit ungewöhnlich geworden, und es bedarf deshalb der Anſtrengung, wenn man von jeder Einzelheit das volle Verſtändniß gewinnen will. Erleichtert aber wird die Lektüre durch die ungemeine Klarheit und Schärfe der Gedanken und äußerlich auch durch die Gewandtheit der ſtyliſtiſchen Darſtellung. Der gebildete Mann findet in dem Vortrage Steinthal's eine Fülle reifer Urtheile und überraſchender Gedankenblitze, daß er ſie ſicher als eine reiche Quelle der Belehrung, aber auch vielleicht des Zweifels, der zur Wahrheit drängt, betrachten wird. Wir dürfen unſerem kurzen Berichte das Eine hinzufügen, daß wir ſehr geſpannt ſind auf die ohne Zweifel nicht ausbleibenden wiſſenſchaftlichen Controverſen, die Steinthal's Anſichten hervorrufen werden. B — n.

Nord-Amerika.

A. Douai: Land und Leute in der Union.*)

Die Partei der Rohheit und die der Bildung.

Wir haben ſeit einer Reihe von Jahren eine ganze Anzahl von Büchern vor uns gehabt, die in der Abſicht geſchrieben waren, uns Europäern Land und Leute von Amerika zu ſchildern. Wie verſchieden dabei auch die Standpunkte und Lebensanſchauungen der Verfaſſer waren, im Ganzen kann man ſagen, ihre Schilderungen ſtimmten in der Hauptſache mehr überein, als dies bei jedem andern Volke der Fall geweſen ſein würde. So buntſcheckig die Verhältniſſe jenſeits des Oceans ſein mögen, der Geſammtausdruck iſt bleibend und Amerika hat ſeine ſehr beſtimmte Phyſiognomie.

In der letzten Zeit haben uns wiederholt die Schilderungen von Trollope und von Grieſinger beſchäftigt. Was den erſteren betrifft, ſo hat der engliſche Touriſt von beſtimmter Lebensſtellung vornehmlich die höheren Kreiſe von Nordamerika, das höhere geiſtige Leben in Boſton, New-York, Philadelphia, Waſhington ſeiner Unterſuchung unterworfen, und ſieht daher Alles mit ziemlich kühler Objektivität an; Grieſinger dagegen, der ſich durch das rauhe Leben ſelbſt hat Bahn brechen müſſen, und alſo keine Veranlaſſung hat, den Yankee's überflüſſige Höflichkeiten zu ſagen, ſchildert mit ſchwäbiſcher Derbheit, was er geſehen und erlebt hat.

Einen andern Standpunkt als Beide nimmt der Verfaſſer des uns jetzt vorliegenden Buches, Herr Adolph Douai, ein. Als naturaliſirter Amerikaner und anderweitigen Präredenzen zufolge — Herr Douai ſtammt aus der Hanſeſtadt Bremen — ſieht er das amerikaniſche Leben mit weit günſtigeren Blicken an, und es läßt ſich unſchwer erkennen, daß eine beſtimmte ſtaatliche Theorie ziemlich ſtark auf ſeine Anſchauungsweiſe influirt. Er unterſcheidet im Süden wie im Norden eine Partei der Bildung und eine Partei der Rohheit, wobei natürlich die an den Yankee's gerügten Fehler ausſchließlich der letzteren zugeſchoben werden. Dies iſt eine ſehr charakteriſtiſche Unterſcheidung, und wir glauben auch, daß ſie ſehr richtig iſt und lange ſchon beſtanden hat; aber bisher hat man kaum gewagt, ſie als ein Kriterion hinzuſtellen, das einen ſozialen Unterſchied begründen könnte. Der gebildete Amerikaner und der ungebildete Amerikaner, einen ſolchen Unterſchied zu machen, wäre noch vor Jahren ein Attentat auf die amerikaniſche Staatsverfaſſung und die demokratiſche Gleichheit geweſen, die Keinem erlaubt, gebildeter zu ſein, als die große Maſſe. Hörte man die Freunde derſelben, ſo waren alle Amerikaner gebildet und, namentlich an Kenntniſſen, allen andern Völkern bei weitem überlegen; hörte man dagegen die Gegner derſelben an, ſo waren alle Amerikaner im Grunde genommen roh und gemein, und ihre Bildung äußerer Firniß. Wir ſehen alſo, daß auch hier eine Klärung eintritt, daß ein Scheidungsproceß vor ſich geht, der auch völlig naturgemäß iſt.

Wir ſtellen hier gleich ein Urtheil über die amerikaniſche Geſittung voran. Der Verfaſſer hat im Vorhergehenden den Wiſſens-

*) Land und Leute in der Union. Von Adolf Douai, Direktor der Hoboken-Akademy im Staate New Jerſey. Berlin, O. Janke, 1864.

Digitized by Google

trieb der Amerikaner unb die große Sorgfalt, die ſie Schulen und Bildungsanſtalten widmen, lobenb hervorgehoben. „Die Durchſchnittsbildung der Maſſen in Amerika iſt deswegen höher, als ſelbſt in Deutſchland, wenn auch ziemlich einſeitig, und der günſtige Fortſchrittsdrang bei Weitem größer, weil freiwillig entſprungen und nicht von oben herab dem Volke aufgedrängt. Allein dieſe Bildung iſt viel oberflächlicher, weil von vorn herein auf bloße Nützlichkeit für das gewerbliche unb öffentliche Leben angelegt. Wie das Volk ſchnell durch Bildung (!) reich werden will, ſo will es auch ſchnell gebildet werden und dünkt ſich am Ziele der Weisheit unb Erkenntniß, wenn ſich ihm kaum die Laufbahn eröffnet hat. Die Schulen werden zu Abrichtungsanſtalten, die Lehrer zu bloßen Ueberhörern des von den Schülern Auswendiggelernten, unb die Schulbücher und Handbücher der Wiſſenſchaft zu Eſelsbrücken; das Lernen hört auf, auch in dem Sinne Selbſtzweck zu ſein, daß es der inneren Befriedigung, dem Innewerden des geiſtigen Wachsthums zur Selbſtſtändigkeit dienen ſoll; es wird faſt lediglich Mittel zum Zweck des leiblichen Selbſtändigwerdens und ſtockt, nachdem der Zweck erreicht iſt.

„Die Wiſſenſchaft und Kunſt um ihrer ſelbſtwillen werden von einem weit engern Kreiſe wahrer Verehrer gepflegt, als in Deutſchland, während die Zahl der Liebhaber aus Langeweile, der Anhänger um des bloßen Scheines der Bildung willen, in den wohlhabenden Klaſſen des Nordoſtens oft ſehr groß und raſch im Wachſen iſt. Dieſe Ungründlichkeit der Bildung trägt zur Vermehrung des Leichtſinns im Nationalcharakter nicht wenig bei."

Dies Urtheil iſt keineswegs neu; ziemlich ſo haben den Amerikaner auch zahlreiche andere Verfaſſer geſchildert. Was man unter Bildung hier verſteht, iſt eben nichts, als eine einſeitige Ausbildung der Verſtandesthätigkeit. Dieſe vorherrſchende Verſtandesthätigkeit begünſtigt das amerikaniſche Leben ſelbſt, das vorläufig mit rein praktiſchen Zielen der Urbarmachung eines neuen Erdtheils zu thun hat; die wiſſenſchaftliche Bildung tritt nur als Förderungsmittel ergänzend hinzu; von Bildung, wie wir ſie verſtehen, d. h. von Bildung der edleren Gefühle, des Herzens unb Gemüthes, ſcheint nicht die Rede ſein zu können, und man wird den Amerikanern ſchwerlich Unrecht thun, wenn man ſie von dieſer Seite als ein rohes Volk bezeichnet. Beides verträgt ſich recht gut: virtuoſe Ausbildung der logiſchen Fähigkeit unb große Rohheit des Fühlens, Stumpfheit des Gemüthes. Hätten die Amerikaner mehr Gemüth, ſo würben ſie aber ſicher nicht jenen raſtloſen, unbedenklichen Unternehmungsgeiſt beſitzen, bei dem der Begriff Gewiſſen eine unbekannte Größe iſt.

Herr Douai erkennt dieſe Thatſache an, und er leitet ſie aus verſchiedenen Urſachen ab, unter denen die phyſikaliſchen und geſchichtlichen keine geringe Stelle einnehmen.

„Die Hinderniſſe der höheren Kultur ſinb in der neuen Welt größer als in der alten. Der Körper hat zunächſt mit klimatiſchen und Bodeneinflüſſen zu kämpfen, welche den Geiſt mächtiger herabziehen oder einſeitig werden laſſen, und es gehört mehr geiſtige Tüchtigkeit dazu als in Europa, um ſich in Amerika zu einem harmoniſch entwickelten Menſchen auszubilden und auf der errungenen Kulturſtufe zu erhalten. . . . . .

„Zunächſt iſt die Einförmigkeit der Landſchaft ermüdenb und wirkt verflachenb auf Geiſt und Gemüth, und zwar um ſo mehr, je weiter die Wanderung in's Innere des Landes führt. . . . . . Große Ebenen befördern die Verſtandes-Entwickelung, wo ſie einmal begonnen hat, aber nicht die des Gefühls und Gemüthes, denen ſie zu wenig Abwechſelung der Eindrücke bieten, zu wenig tiefe Aufregung unb mannigfache Uebung. . . . .

„Sodann iſt das Klima zu ſehr zu Ausſchreitungen geneigt, um eine harmoniſche Entwickelung des Menſchen zu begünſtigen. Wir können ſeine Wirkungen am verſtändlichſten bezeichnen, daß es den Menſchen vor der Zeit reife unb altere. Seine ſchroffen Witterungswechſel regen das Nervenleben bedeutend an, ſeine langen Zwiſchenräume trockener Winde, welche das Ausgleichen der Körper-Elektricität hemmen, ſpannen die Willenskraft frühzeitig (?), machen die Kindheit und Jugend wild und ruhelos, Erwachſene übermäßig thätig und doch dabei veränderlich und laſſen ſchon bald nach erreichtem vierzigſten Jahre eine Abgenutztheit und Erſchlaffung des Organismus eintreten, welche der harmoniſchen Geiſtesentwickelung zu einer Zeit ein Ende ſetzt, da ſie eigentlich erſt die nöthige Reife der Erfahrung vorfindet. . . . . . Es giebt in Amerika keine wahre Jugend, mit ihrem frohen Spiele, Kindesſinne und ihrer Poeſie, wie es keinen Frühling giebt. Das frühere Alter Erwachſener iſt zu wechſelvoll, ſtürmiſch und ſchwül, ohne allen wahren Lebensgenuß — wie es der amerikaniſche Sommer iſt. Das höhere Alter aber iſt zu lang und abſpannend, erſchöpft und konſervativ — wie es der lange amerikaniſche Spätſommer und Herbſt iſt.

„Und dies iſt um ſo nachtheiliger, da das Klima mit jedem Geſchlechte nachtheiliger die Körperverfaſſung angreift. Wie bei den Indianern dehnt es den Körper in die Länge, hält die Muskel- und Knochen-Entwickelung des Oberkörpers zurück, drückt den Schädel in eine länglich ovale Form, die vorderſten und hinterſten Gehirntheile auf Koſten der mittleren begünſtigenb und die Stärke des Verſtandes und Willensvermögens auf Koſten der Breite und Allſeitigkeit der Geiſtesausbildung. Die Naſe tritt mehr und mehr ſcharf geſchnitten unb fein gebildet, vor die ſenkrechte Linie, welche Stirn unb Kinn verbindet, hervor, und die Stirn bleibt breit blos unmittelbar über den Augen, während das Geſicht ſchmäler und ſchmäler wird. Der Hinterkopf thürmt ſich empor, ſo daß er die höchſte Stelle des Schädels wird und überhaupt ſeine breiteſten Durchſchnitte zeigt. Zugleich zieht ſich, bei der energiſchen Kopfarbeit des Amerikaners welche ihm zu wenig Zeit zum, und zu wenig Genuß am Eſſen läßt, die untere Kinnlade ſammt allen Eßwerkzeugen in immer kleinere Verhältniſſe zurück. Es fehlt bald den Zähnen an Raum — woher die häufigen Zahnkrankheiten (und die größere Kunſtfertigkeit der Zahnärzte) — und mit dieſen Hauptbedingungen thieriſcher Geſundheit muß allmählich die Zeugungsfähigkeit der Race erlöſchen. . . . . ."

Das iſt ein ſchlechtes Prognoſtikon; intereſſant bleibt aber die Erſcheinung doch, auf die man bereits mehrfach aufmerkſam gemacht hat — nämlich die Umgeſtaltung des anglo-europäiſchen Typus in einen ſich dem indianiſchen annähernden. Ob man indeß dem entſprechend auch Recht hat, die geiſtigen Eigenthümlichkeiten der Amerikaner in größter Ausdehnung aus phyſikaliſchen Verhältniſſen zu erklären, wollen wir auf ſich beruhen laſſen.

Der Amerikaner macht ſich wenig Bewegung; er hat eine ſtarke Abneigung vor Fußwanderungen, wie überhaupt vor regelmäßiger Muskelthätigkeit. Grobe Arbeit überläßt er gern den Negern, Iren und Deutſchen. Um dieſen Charakterzug zu erklären, hat man allem Anſcheine nach nicht nöthig, auf die klimatiſchen Verhältniſſe zurückzugeben; er erklärt ſich, wie auch Herr Douai an einer andern Stelle andeutet, aus der zunehmenden Einwanderung, die den dollarbeſitzenden Yankee's ihre Arme zur Verfügung ſtellte

Digitized by Google

Seit dieſer Zeit entartete die amerikaniſche Race reißend ſchnell; bei geringer Fleiſchnahrung und fehlender Muskelthätigkeit entſtand ein überreiztes Nervenleben. Dieſer Verfall wird durch den fortgeſetzten Genuß alkoholiſcher Getränke beſchleunigt, welche in dem trockenen Klima Amerika's doppelt ſo ſtark als in England oder Deutſchland berauſchen und die Verdauung ſtören. Die Deutſchen ſind dieſem körperlichen Verfalle weit weniger ausgeſetzt, und daher prophezeit ihnen der Verfaſſer eine große Zukunft. —

Da derſelbe auf der Seite des Nordens ſteht und an abolitioniſtiſchem Eifer wenig zu wünſchen übrig läßt, ſo wird man ihm wohl da unbedingten Glauben ſchenken können, wo er unwillkürlich zum Ankläger wird.

Mit grelleren Farben, als er ſelbſt thut, haben auch Pelz und andere abſpenſtig gewordene Demokraten, die hier der Uebertreibung bezüchtigt werden, den herrſchenden Schwindel auch nicht geſchildert. Freilich hilft ſich der Verfaſſer ſeiner Anſchauung gemäß dadurch, daß er den amerikaniſchen Handelsſtand ſchlechthin zur „Partei der Rohheit" rechnet, die bei ihm eine ſo bedeutende Rolle ſpielt; indeß es iſt hierbei nur die Frage, wie ſtark bereits die Partei der Bildung iſt, und welche Ausſicht ſie hat, an's Ruder zu kommen. Zu der Partei der Rohheit wird nicht nur alles das gerechnet, was mit dem Süden, den Sklavenhaltern u. ſ. w. Gemeinſchaft hat, ſondern auch im Norden ziemlich alles dasjenige, was wir als ſpezifiſch amerikaniſch-demokratiſch anzuſehen gewohnt ſind, namentlich z. B. der allmächtige Handelsſtand und die ſtädtiſche Bevölkerung überhaupt. „In den reinen Yankeediſtrikten pflegt das Land der Partei der Bildung, die Stadt der der Rohheit anzugehören" — alſo umgekehrt, wie in Europa.

Freilich iſt es für den Fernerſtehenden ſehr ſchwer, ſich eine klare Vorſtellung vom Unterſchiede dieſer beiden Parteien zu bilden, wenn wir z. B. leſen, daß die bekannte Knownothing-Bewegung von den Prinzipien der Bildungspartei ausgegangen ſei (S. 106). Wenn die Nativiſten und Knownothings die amerikaniſche Bildung vertreten, ſo wären wir wirklich begierig, die entſprechende Rohheit kennen zu lernen. Die Sklavenhalterpartei im Süden ſoll die Exceſſe hervorgerufen haben, um die Bildungspartei zu diskreditiren. — Kurzum, wir verſtehen hier nichts mehr, wir ahnen blos, daß in Amerika unter den Leuten, welche beſſere Inſtinkte gerettet haben, ein Beſtreben ſich geltend macht, die rohe Pöbel- und Bummlerwirthſchaft los zu werden, die das reiche und ſchöne Land in ſolche unabſehbare Wirren geſtürzt hat, und daß man hin und her tappt, um irgend eine Parole zu finden, welche die Formel der Löſung abgeben ſoll. Welchen politiſchen Kurs die „Partei der Bildung" jenſeits des Oceans habe, ob ſie nicht vielleicht blos ein frommer Wunſch ſei, darüber wollen wir uns nicht weiter den Kopf zerbrechen.

Inwiefern der Handelsſtand dazu kommt, Patron der „Partei der Rohheit" zu ſein, wird von Seite 209 ab ausführlich entwickelt. Die Großſtädte gleichen ſich auf der ganzen Erde am meiſten — der Handelsſtand iſt kosmopolitiſch — dieſer Kosmopolitismus iſt der falſche, auf keinen Patriotismus begründet. — Die Kaufleute ſind in der Regel die kurzſichtigſten Politiker; ſie ziehen raſchen Gewinn dauernden Vortheilen vor, der gedeihliche Augenblick giebt ihnen mehr, als die auf gleichmäßigen national-ökonomiſchen und ſittlichen Fortſchritt des ganzen Volkes begründete gedeihliche Zukunft.

„In der Union, wo die allerfreieſte Bewegung aller Intereſſen obwaltet, wo das Recht des Stärkern gilt, alle Schwächern ſo weit unter ſeine Füße zu treten, als ſie ſich deſſen nicht durch Selbſthülfe erwehren können, in der Union iſt die Herrſchaft und Heerſchergewalt des Handelsſtandes am früheſten zur Reife entwickelt worden, und Europa wird die Zuſtände und Entwickelungen, welche er hier heraufbeſchworen hat, erſt erleben müſſen. . . . .

„Unſere Geſchichte iſt deshalb lehrreich für die Geſchichte der alten Welt; unſere bedauerlichen Erfahrungen ſollten drüben nicht Spott und Schadenfreude, ſondern warnende Aufmerkſamkeit erregen. Nie vorher in der Geſchichte hatte der Handel eine ſo rieſige Bedeutung unter den Berufsarten, als er ſie in Amerika erlangt hat. . . . . .

„Es ging ihm Alles nach Wunſch. Und wie benutzte er dieſe Gunſt des Schickſals? Beförderte er die Volksbildung und alle Fortſchrittsbeſtrebungen? Suchte er den Mißbrauch der demokratiſchen Freiheit, die Demagogie, die Rohheit, die Sklaverei zu bekämpfen, durch welche allein dem Fortbeſtehen ſeines eigenen Gedeihens Gefahr drohte? Ging er Hand in Hand mit der Induſtrie, um die Menge der Handelswerthe zu vermehren, anſtatt die vorhandenen durch bloßen Zwiſchenhandel und Spekulation zu vertheuern? Strebte er nach Solidität, nach Beſchränkung des Kredits auf die deſſelben Würdigen und Fähigen, nach Verhütung der Ueberſpekulation, des Schwindels, der Finanzkriſen und Bankerotte? Im Ganzen das reine Gegentheil von alledem. Es bezeichnet ein bodenloſer Leichtſinn, ein blindes Leben in den Tag hinein, eine verdammliche Gleichgültigkeit gegen die Geſchicke des Landes den hieſigen Handlsſtand als ſolchen.

„Charakteriſtiſch iſt zuerſt die Art, wie die großen Geldinſtitute verwaltet werden, alſo Banken, Verſicherungs-Anſtalten, Sparkaſſen und Aktien-Geſellſchaften aller Art. Nachdem die Jahres-Verſammlung und Beamtenwahl ſtattgefunden hat, bekümmert ſich, wenn der Jahresbericht der Direktoren nur irgend günſtig lautet, die Geſellſchaft das ganze Jahr nicht weiter um die Geſchäfts-Verwaltung, es ſei denn, daß die Dividenden ausbleiben. Selbſt die Direktoren laſſen in der Regel dem Präſidenten, Sekretär und den eigentlichen Beamten die Zügel ſchießen. Die Folge iſt, daß Unehrlichkeit der Letztern unverhältnißmäßig häufig iſt. Fälle, wie der des Herrn Schuyler, Kaſſirers der New-Haven-New-York-Eiſenbahn, welcher nach Ausgabe von 1½ Millionen Dollars falſcher Aktien mit ſeinem ganzen Raube nach Europa entwich (1853), der Ohio Life and Trust-Company, welche mit 4 Millionen fallirte, nachdem alle Beamten ſich durch den ärgſten Schwindel bereichert hatten (1857), des Herrn Allibone, des Präſidenten der Penſylvania-Bank in Philadelphia, unter deſſen Verwaltung 700,000 Dollars rein verſchwunden waren (1857), ſind ſo wenig Seltenheiten, daß die vollſtändige Aufzählung aller ähnlichen ein Buch von der Dicke des vorliegenden füllen würde. Auch in Europa bekannt ſind die maſſenhaften Falliſſements der Noten-Banken, wie ſie im Jahre 1837 (800 Banken auf einmal) 1842, und die vorübergehende Einſtellung der Baarzahlungen, wie ſie 1857 bei allen Banken der Union, welche gerade nicht fallirten, vorkamen. Die Anzahl der Privat-Bankerotte beträgt ſeit Jahrzehenden 5 bis 900 für die Union (jährlich?)." Daß ein ſelbſt betrügeriſcher Bankerott nichts Entehrendes an ſich hat, daß er ſogar als Beweis von „Smartness" betrachtet wird, und keineswegs weiteren Kredit verſchließt, wiſſen wir auch von vielen anderen Seiten her.

„Das Kreditweſen iſt bodenlos; 9-, 12- und 15monatliche Kredite werden ganz gewöhnlich gegeben, und zwar auf die ungenügendſte Sicherheit hin. Der kaufmänniſche Oſten verlor an dem kaufmänniſchen Weſten im Jahre 1857 nahe an 300 Millionen,

Digitized by Google

wovon ſpäter nur ein kleiner Theil „kollektirt“ wurde.“ Mit Ausnahme der Zettelbanken von New-York, Maſſachuſetts und New-Orleans ſind die meiſten übrigen Banken als Schwindel-Anſtalten im Großen zu betrachten. „Sie geben Papiergeld aus, welches auf Nichts fundirt iſt, als auf angeblich in gleichem Belaufe beim Staate deponirte Staatsſchuldſcheine und andere Werthpapiere, die aber zu oft nicht vorhanden ſind, oft nicht einmal auf dieſes Unterpfand. . . . . .“

„Die Verſicherungs-Geſellſchaften ſind im Ganzen ſolider; die Eiſenbahn-Geſellſchaften aber um ſo unſolider. Die Börſen-Geſchäfte ſind durch gar kein Geſetz vor dem Schwindel der Zeitkäufe und Verkäufe, der großen Kombinationen für Hauſſe und Baiſſe und anderem Börſenſpiel bewahrt.

„Ohne eine hohe Ehrenhaftigkeit und einen gründlichen Abſcheu vor Schwindel war wenigſtens in früheren Zeiten, und iſt noch hier und da der echte Kaufmann nicht denkbar. . . . . . Nicht ſo in Amerika. Hier iſt noch immer der eigentliche Handelsſtand mit der Partei der Rohheit verbündet geweſen. Darum eben herrſcht dieſelbe in allen Handelsſtädten und Staaten. Darum ſteht der eigentliche Kaufmannsſtand mit wenigen Ausnahmen auf Seiten des Südens und der Sklaverei. Es wäre z. B. dem Handelsſtande und den Kapitaliſten von New-York ein Leichtes, dieſe Stadt zu einer eben ſo gut policirten als Boſton zu machen, die Demagogie zur Ruhe zu weiſen und das Proletariat zu heben; aber ſie wollen nicht. Ihre Hauptzeitung der „New-Yorker Herald“ iſt das verlogenſte, gemeinſte Pöbelorgan in der Welt. Alle übrigen von ihnen bevorzugten Blätter, wie der „New-Yorker Expreß“ „New-Yorker Commercial“, „World“ und andere ſind im Intereſſe der Sklavenhalter, der Rohheit, der Demagogie, der Bordell-, Schnaps- und Raubhöhlenwirthe. Und wie es in New-York iſt, ſo in allen Handelsſtädten.“ —

Was der Verfaſſer von den Deutſchen in Amerika ſagt, berechtigt zu den beſten Hoffnungen für die Zukunft. Er leugnet, daß ſich unter denſelben die Stammesunterſchiede ſo ſtark geltend machten, als von anderen Seiten vielfach behauptet worden iſt.

„Deutſchland wird überhaupt nirgends, außer in Mexiko (?!) ſeine eignen Kolonien haben, bevor es ſeine Einheit als freie Nation errungen hat. Es wird, wie wir gezeigt zu haben glauben, *überhaupt nie Kolonien im Sinne der Römer haben*, das hat ihm zum Glück der Geiſt, welcher in der Weltgeſchichte herrſcht, verſagt, damit dereinſt *die ganze Welt eine einzige deutſche Kolonie im Sinne der Griechen werde*. Es hat aber ſchon *eine großartige Kolonie dieſer Art in den Vereinigten Staaten*, welche allen ſeinen Bedürfniſſen bis dahin genügt, wo eine mächtige deutſche Nation deren in allen übrigen Theilen der Welt gründen kann. . . . . .“

Wir ſchließen mit dieſer Prophezeiung, und empfehlen das Buch dem Studium. Es macht auf Gründlichkeit Anſpruch, während die Schilderungen des Grafen Baudiſſin, des Herrn Eduard Pelz, der beiden Trollope, des Herrn Julius Fröbel, und des Herrn Karl André großer Oberflächlichkeiten bezüchtigt werden. Wir haben darüber kein Urtheil und maßen uns auch keines an, aber, wie geſagt, wir finden, daß in den Hauptgeſichtspunkten Herr Douai ganz mit Jenen übereinſtimmt; der Geſammteindruck — und das iſt doch die Hauptſache — bleibt derſelbe. — Herr Douai konnte als nationaliſirter Amerikaner allerdings eine ſtrengere Perſpektive und einen beſtimmteren Parteiſtandpunkt einhalten und deshalb ſeinen Schilderungen einen minder ſchwankenden Mittelpunkt geben.

Frankreich.

A. Gaboued's „zeitgenöſſiſche Geſchichte.“ *)

I.

Zur Charakteriſtik der Reſtauration.

Nach der Schlacht von Waterloo dachte Niemand an eine Republik als eine für Frankreich auch nur mögliche Staatsform; es gab nur die Alternative: Napoleon II. oder die Bourbonen. Die Wahl war für die auswärtigen Mächte nicht ſchwer und die Bourbonen begriffen, daß ſie eine Nothwendigkeit waren. Obwohl ſie noch den Staub des Exils an ihren Füßen trugen, ſprachen ſie mit Autorität.

Die Aufgabe der Reſtauration war nicht leicht: ſie ſollte die Revolution lieben, deren Schlachtopfer ſie geweſen war, ſie ſollte ihre treueſten Freunde verleugnen, die mit ihr proſkribirt worden und mit ihr das bittere Gnadenbrot im Auslande gegeſſen hatten. Dieſe treuen Freunde ſelbſt verlangten, ſie ſolle durchaus keinen Unterſchied machen zwiſchen den Ideen von 1789 und den Perſonen; ſie verlangten eine Art Königthum, wie es in Frankreich nie beſtanden hatte und nie begriffen worden wäre, ſelbſt nicht zur Zeit des größten Abſolutismus; auch die letzten Volks-Prärogative, welche Ludwig XIV. geſchont hatte, ſollten fallen.

Ludwig XVIII. hatte die Conſtitution von 1814 oktroyirt und auf Veranlaſſung des Kaiſers Alexander von Rußland hatte er Frankreich politiſche Rechte eingeräumt, deren Umfang er vielleicht hätte einſchränken wollen. Indeß wie weit auch hierin ſeine Neigung ging: er hatte einen feinen und ſcharfſichtigen Geiſt und die langen Jahre des Exils hatten ihn gelehrt, daß er ohne Transaktion mit den Ideen von 1789 den Thron ſeiner Väter nie würde beſteigen können. Er ließ ſich gern den geſetzgebenden König nennen, den Autor der Charte, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verbunden habe, und das war bei ihm nicht Phraſe, ſondern aufrichtig gemeint. Die Liberalen indeß, die Verſchwörer und die Revolutionäre der unterſten Gattung antworteten auf ſeine verſöhnlichen Ideen mit Haß, Bitterkeit oder Aufſeſſigkeit, und erlaubten ihm nicht, auszuruhen unter der „Herrlichkeit der konſtitutionellen Monarchie.“ Als Mann von gefälligen Sitten, nach dem Erfolg des Salons verlangend, eingenommen für künſtleriſche Feſte, war er kein großer Freund der ernſten Politik und nur die dringende Nothwendigkeit veranlaßte ihn, alle ſeine Geiſteskräfte auf Regierungs-Fragen zu richten. Indeß er regierte trotz aller Complotte; ohne Zagen nahm er den Kampf auf, den ſeine Feinde ihm boten, obwohl er ſich nur danach ſehnte, im intimen Zirkel ſeiner Günſtlinge zu leben, den Horaz zu kommentiren, über Anakreons Verdienſte zu disputiren und Witze in Cours zu ſetzen, über welche der Hof in Verwunderung gerieth. Er erinnerte in mannigfacher Beziehung an Karl II. von England.

Karl X., wir möchten ſagen Jakob II., vollendete die Analogie mit den Stuarts. Unter der Regierung ſeines Bruders war er der Führer der Partei geweſen, die geſetzliche Freiheit und ſchrankenloſe Willkür mit gleichem Gewichte wog und gleich ſtark verwarf. Mit großem Mißbehagen hatte er geſehen, daß die Charte von 1814 die Grundlage der neuen Einrichtungen wurde, und nun

*) Wir können die ſoeben in den beiden erſten Bänden erſchienene „Histoire contemporaine, par Amédée Gabourd (Paris, Firmin Didot Frères,) allen Leſern als einen treuen, überaus lehrreichen Sitten- und Charakter-Spiegel der Zeit empfehlen. D. Red.

Digitized by Google

ſollte er die Ausführung dieſer Charte ſelbſt in die Hand nehmen. Während der Revolution hatte er Antheil genommen an allen Kampfen, welche die Legitimität gegen die neuen Ideen verſuchte, und nun war er der Erbe eines Mannes, der durch einen freien Akt dieſe Ideen ſelbſt legitim gemacht hatte. Vor 1789 hatte er Turgot und Necker verwünſcht und Calonne halsſtarrig unterſtützt; in den beiden Notabeln-Verſammlungen war er der energiſche Advokat der königlichen Prärogative geweſen. Er war unter den Erſten, die, erſchreckt von den blutigen Scenen der Revolution, Frankreich verlaſſen und ſich an die fremden Höfe begeben hatten, um die Könige und Armeen Europa's zum Kampfe aufzurufen gegen die franzöſiſche Demokratie und zur Rettung eines Thrones, der in Trümmer fiel. Später, in den Londoner Zuſammenkünften, hatte er ſich mit Pitt verſtändigt zur Organiſation des Krieges gegen Frankreich; und dann, als wollte er für das Unglück von Quiberon Revanche nehmen, hatte er die Urheber des Komplotts unterſtützt, das gegen den erſten Konſul geſchmiedet worden. Mit einem Worte: ſeit Beginn ſeiner Laufbahn hatte er unter allen Formen und mit allen Waffen die Ideen und die Vertreter der franzöſiſchen Revolution bekämpft.

Ein guter und freundlicher Menſch, leutſelig, gewöhnt, Irrthümer hinzunehmen und ſich der Nothwendigkeit zu fügen, war er nicht der Mann, thöricht gegen Hinderniſſe anzuſtürmen, deren Macht er begriff; aber wenn er ſich entſchloß, die Charte aufrecht zu erhalten und ihre Ausführung zu verſichern, ſo geſchah das doch nur mit dem ſtillen Vorſatz, in günſtigeren Zeiten das läſtige Joch abzuwälzen. Bei ſeiner Thronbeſteigung waren die Gefahren für die Dynaſtie zu groß, als daß es möglich geweſen wäre, ungeſtraft einen Kampf aufzunehmen gegen die Ordnung, welche Ludwig XVIII. eingerichtet hatte. Vielmehr wäre es dringend geboten geweſen, die Herzen zu gewinnen, die Parteien zu beſänftigen, das Mißtrauen auszurotten. Man hatte die Majorität des Parlaments für ſich und rechnete auf die Armee: die gewöhnliche Klugheit hieß abwarten und ſehen, ob man nicht ſelbſt innerhalb der Gränzen der Charte allmählich Boden gewinnen und die liberalen Ideen außer Coues ſetzen konnte.

Während das Königthum die Zukunft der Charte bedrohte, fingen die mittleren Klaſſen der Geſellſchaft bereits an, ſich mit dem Werke Ludwigs XVIII. zu befreunden und die Waffen niederzulegen. Sie zeigten zwar noch eine ſtarke Antipathie gegen die Miniſter der Krone, aber, einmal entſchloſſen, das Königthum zu reſpektiren, wieſen ſie dem Souverän die unantaſtbare Stätte der konſtitutionellen Unverantwortlichkeit an. Man hätte ſagen können, daß ſie dieſe konſtitutionelle Fiction ernſt nahmen und daß ſie zu Gunſten der Charte den Pakt mit den Bourbons erneuerten, der früher zwiſchen Frankreich und Heinrich von Navarra geſchloſſen worden war.

Man hat bisher dieſe Verhältniſſe des Landes nicht ſcharf genug betont; die Reſtauration wenigſtens begriff ſie nicht. In dem Maaße, in welchem der König an den Konflikten des Landes unmittelbaren Antheil nahm, gerieth er mit der Charte, die er beſchworen, in Widerſpruch; und in demſelben Maaße gewöhnte ſich das Land, der konſtitutionellen Doktrin zu huldigen, ſeine Intereſſen zu diskutiren, die Preſſe auszubeuten; der Groll und die Nachwehen lang vergangener böſer Tage dämmerten wieder auf. Das Königthum hörte auf, dem Volk eine freundſchaftliche Hand zu reichen — indeß ſeitens des Landes war das Vertrauen noch groß genug.

Das Fatale der Lage wuchs indeß, als nach dem Abtreten Villèle's eine intelligente, verſöhnliche und maaßvolle Adminiſtration zwiſchen Volk und König trat. Die kleinſten Konzeſſionen wurden vom Volk mit Dank angenommen, die Führer der Parteien begnügten ſich mit einer ſehr loyalen Oppoſition, die Jakobiten und Puritaner von 1815 verwandelten ſich in konſtitutionelle Royaliſten und man ſah die erleuchtetſten Führer der Reſtaurations-Partei, Chateaubriand, Delalot, Hyde de Neuville, ſich verſtändigen mit Royer-Collard, Villemain, Guizot. Von hier bis zu dem Standpunkt von Laffitte und Conſtant war nur ein Schritt, und die Zeitgenoſſen werden gern einräumen, daß Caſimir Perier kein gefährlicher Anarchiſt war.

Indeß die Situation war ſchwierig. Die Oppoſition, beherrſcht von dem Toben der Preſſe und von philoſophiſchen Doktrinen, zeigte ſich auf mehreren Punkten ungerecht und unwiſſend: ſie hatte die Regierung gezwungen, gegen die religiöſen Congregationen Maßregeln kleinlicher Verfolgung zu ergreifen, ſie ereiferte ſich ſtets gegen die Geiſtlichkeit und gefiel ſich darin, aus der Freiheit eine ſtets nachſichtige Beſchützerin der Religionsloſigkeit zu machen. Man ändert aber nicht in Einem Tage die Sitten eines Landes. Indeß wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß man auch in unabhängigen und gebildeten Kreiſen anfing, von der Religion mit Achtung zu ſprechen, und wie ein Dichter ſich damals ausdrückte, es war erlaubt, „ſogar in die Meſſe zu gehen aus Achtung vor der Freiheit.“ Die geheimen Geſellſchaften waren machtlos: die heranwachſende Generation hatte die Erniedrigungen von 1814 und 1815 nicht erfahren. Das liberale Frankreich verlangte nur die Aufrechthaltung der Charte; es fügte ſich dem Mechanismus Ludwigs XVIII., und wenn es dieſen Mechanismus als Waffe benutzte, ſo geſchah es ohne Hintergedanken. So hätte alſo eine aufrichtige Verſöhnung zwiſchen dem Volk und dem konſtitutionellen König in kurzem Zeitraume ſich vollenden können, die Regierung der beiden Greiſe, deren Erinnerung noch in die Zeit des Abſolutismus hineinreichte, wäre vorübergegangen, die Thronbeſteigung des jungen Königs, der in den beſtehenden Formen auferzogen, wäre das Signal zum Frieden geweſen; die Jakobiten hätten aufgehört, ſich auf die Negation des neuen Rechts zu ſteifen, die Rundköpfe der Revolution hätten ſich in Whigs des linken Centrums verwandelt. Das iſt der Gang der Ereigniſſe und der Parteien; wenn man jeden Fatalismus bei Seite läßt und nur die Vorſehung, welche die Freiheit des Menſchen leitet, als eine Nothwendigkeit betrachtet, ſo ſummirt ſich die Geſchichte aller großen Konflikte in die drei Worte: Aktion, Reaktion, Transaktion.

Weder der König, noch die Prinzen, noch der Hof, noch die Bourgeoiſie und die Maſſen ahnten das. Die Arbeit der Verſöhnung und des Friedens vollendete ſich ohne ihr Wiſſen, und nur auf der Oberfläche erſchien die Gährung des Kampfes. Karl X. hatte zu viel von der Revolution von 1789 geſehen, um ohne Furcht ihr auch nur einen Theil des Terrains zu überlaſſen. Die Volksrechte dagegen, welche 1814 anerkannt und proklamirt worden waren, glaubten ſich ſtets bedroht und verlangten für ſich Garantien, welche mit der Würde der Krone ſich nicht vereinigen ließen. Vergeblich verſuchten die maaßvollen und einſichtigen Männer aller Klaſſen, ſich im Intereſſe des Königthums und des Landes zu verſtändigen und zu verſtärken: die Umgebung des Königs ſah darin nur neue Gefahr und neuen Frevel gegen das göttliche Geſetz. Als daher das Miniſterium Martignac in Bezug auf die Generalräthe und Munizipalitäten des Königreichs Geſetze mit liberaler Färbung vorlegte — es waren jedoch die Wahlbeſchränkungen bei dieſen Geſetzen noch einengender als die heutigen Konſtitutionen — gerieth der Hof über dieſe Konzeſſion in Aufregung und beklagte

Digitized by Google

ſich laut darüber, daß man mit dem revolutionären Prinzip zu transigiren wage. Die Unzufriedenheit wurde ſo groß, daß Karl X. ſelbſt erklärte, „er ſteige tieber auf das Pferd als in den Karren“ — und das Miniſterium, erſchreckt von den Wirkungen ſeiner Vorlage, beſchloß die Zurückziehung derſelben; und dabei waren, wir wiederholen es, dieſe Geſetze weniger gefährtich für die Souveralnetät des Monarchen als die heut geltenden, die doch wahrlich keinen bedenklichen Charakter haben. Wenn das Königthum von ſolcher Furcht ergriffen war, war es dann auffallend, wenn die Liberalen mißmuthig wurden und die Einſichtigen an der Zukunft verzweifelten?

Das Königthum, das ſich ernſtlich bedroht glaubte, und das über die Angriffe gegen die Kirche erſchreckt war, warf zuerſt ſeinen Feinden den Fehdehandſchuh hin. Es handelte in gutem Glauben, es befand ſich nach ſeiner Meinung in der Nothwendigkeit, ſich zu vertheidigen und ſah ſein Heil in einem offenen Kampfe gegen die Männer und Ideen von 1789. Polignac wurde zu dem gefahrvollen Präſidium eines Miniſteriums berufen, das ganz und gar für die monarchiſche Reaktion ſtimmte. Er ſelbſt zweifelte nicht an dem Erfolge, die übrigen Miniſter waren weniger zuverſichtlich und glaubten auch weniger an die Gerechtigkeit ihrer Sache: indeß ſie zögerten nicht. Die Revolution, nicht mehr in ihren Ueberſchreitungen bedroht, ſondern in ihrem legitimen Beſitz, mußte die Herausforderung annehmen. Es erſchienen die Ordonnanzen und die Revolution ſiegte.

Die Kriſis von 1830 war die unvermeidliche Ergänzung der von 1789; Caſimir Perier unterſchied ſich von Mirabeau nach ſeinem Talent, nach ſeinem Charakter; er aber vollendete das Werk, das dieſer angefangen hatte. Die Erſchütterung von 1830 war ausgebreiteter und nachdrücklicher als die von 1789, weil dieſe für die meiſten Völker vorzeitig kam. Aber die Revolution von 1830 hatte nicht das Privilegium, die politiſchen gewaltſamen Umänderungen abzuſchließen. Das kam daher, daß die erſte Revolution eine große Zahl von politiſchen und ſozialen Problemen *aufgeworfen* hatte, deren *Löſung* während der Napoleoniſchen Kriege auch nicht einmal verſucht werden konnte, Probleme, die alle beſtehenden Anſchauungen über den Haufen warfen.

Die unteren Schichten wurden durch populariſirte Ausgaben der Werke von Voltaire, Diderot, Naigeon, Volney in ihrem religiöſen Glauben erſchüttert; es wurde ein neues Teſtament herausgegeben, in dem die Erzählungen von den Wundern Chriſti und ſeiner göttlichen Abkunft geſtrichen waren und, das Volk griff begierig danach. Die gebildete Geſellſchaft hielt ſich in der Negative oder wenigſtens im Zweifel; es entwickelte ſich als freilich machtloſes Korrektiv die Schule von Kant und Fichte, die ſich vom Senſualismus losſagte, nicht zu Gunſten der religiöſen Wahrheit, ſondern zum Triumph des menſchlichen Ich. Victor Couſin lehrte Kant, Royer-Collard die ſchottiſche Philoſophie — aber beide, trotz ihrer Fehler ausgezeichnete Männer, verſuchten vergeblich, die Jugend für gewiſſe ſpiritualiſtiſche Ideen zu gewinnen: die überwiegenden Doktrinen gehörten dem Materialismus Brouſſais' an, oder dem anatomiſchen Fatalismus Gall's, und von Beiden wurde der Menſch als eine mechaniſche Maſchine betrachtet. Durch alle Schichten gleichmäßig ſpukten außerdem ſozialiſtiſche Ideen, die, mit einer Selbſtloſigkeit und einem Feuer ohne Gleichen verkündigt, im Sturm alles Elend und allen Jammer von der Erde vertilgen wollten.

Das waren die Zuſtände, bei welchen die Reſtauration den Verſuch gemacht hatte, den konſtitutionellen Vertrag zu brechen, welchen Ludwig XVIII. unterſchrieben und den das Land nach und nach angenommen hatte; die Reſtauration hatte ihre Zeit mißverſtanden und ihr Verſuch, der an und für ſich ganz unnöthig war, mußte ſcheitern.

Auf das Signal von Paris pflanzte Frankreich die Trikolore auf und proklamirte den Juliſieg mit aufrichtigem Herzen oder um ſchlimmeren Eventualitäten zu entgehen. Das Land durchzitterte vor Furcht, Freude oder Zorn bei der Erzählung von den drei Tagen, an welchen der Sieg geſchwankt hatte. Die königliche Familie wanderte zum drittenmal ins Exil, aber indem ſie die Inſignien der alten Monarchie zuſammenfaltete, hatte ſie das Gefühl, daß ſie nur das Rechte gewollt und nur ihre Pflicht gethan. Das Königthum fühlte ſich nicht ſchuldig, es glaubte ſich verrathen; es ſagte ſich: ſein Kampf ſei für Thron und Altar zum wahren Wohle Frankreichs unternommen worden. Höchſtens geſtand es ſich, daß die Umſtände ſchlecht gewählt geweſen ſeien; indeß es hielt feſt an der Reinheit ſeiner Aufgabe und ſeiner Mittel. Das war eine Illuſion, aber dieſe Illuſion hat es ſich bewahrt bis auf den heutigen Tag: es repräſentirt eine völlig abgewickelte Vergangenheit; die Gegenwart vermag es nicht zu begreifen, und ſo kann man ſich auch für daſſelbe keine Zukunft denken.

Der Herzog von Orleans, der den Titel eines Königs aus den Händen des Volkes empfing und der liberal umgearbeiteten Verfaſſung Treue geſchworen, ſtand bereits in ſeinem ſiebenundfünfzigſten Lebensjahre. Unter den Maſſen war er nur wenig populär, aber die Führer der Linken und des linken Centrums, welche ſich ſeit Jahren ſchweigend um ihn geſchaart hatten, bürgten für ihn bei dem Volke. Indeß dieſer Bürgſchaft zum Trotz beruhigte die Vergangenheit des neuen Königs die Revolutionäre nur halb, und die Herzen der Royaliſten waren ihm wegen dieſer Vergangenheit ganz entfremdet. Man wußte, daß ſein Vater einen ſchändlichen Antheil genommen hatte an der Verurtheilung Ludwig's XVI. Er war ein Zögling der Schriftſtellerin Frau von Genlis, einer Dame ohne Sittenſtrenge und ohne religiöſe Grundſätze, die alle ihre Erziehungsmaximen aus dem Emil von Rouſſeau ſchöpfte. Von Kindesbeinen an Voltairianer und Skeptiker, hatte er als junger Prinz den erſten Saturnalien der Revolution beigewohnt; er hatte Antheil genommen an dem Haß ſeines Vaters, an ſeinen Hoffnungen und ſeinen Wünſchen. Im Jahre 1790 hatte er ſich als Mitglied in den Jakobinerklub aufnehmen laſſen, und er hatte in den Civilſtandsregiſtern hinter ſeinem Namen den Titel „Prinz“ durchgeſtrichen. Später hatte er, fortgeriſſen von Begeiſterung und einem Patriotismus, welchen Niemand ihm zu beſtreiten wagte, ruhmvollen Antheil genommen an den Siegen von Valmy und Jemmappes, und auch bei dem unglücklichen Gefecht von Neerwinden hatte er ſich ausgezeichnet. Nach ſeiner Proſkription genöthigt, die Verbannung zu ſuchen, hatte er ſich lange Zeit hindurch ſtill verhalten und ſich entſchieden geweigert, an den Conſpirationen der Emigranten ſich zu betheiligen. Das war die ruhmvolle und reine Periode ſeines Lebens; die folgende war weniger ehrenvoll. Nach vieler Demüthigung von Ludwig XVIII. in Gnaden aufgenommen, hatte er unter dem Kaiſerreich die ſpaniſchen Cortes aufgereizt, die Armeen Napoleons zu bekämpfen und feindlich zu behandeln. Als vier Jahre darauf die Reſtauration vollendet war, ſah man ihn die Ideale ſeiner Jugend verleugnen, und ſein politiſches Verhalten nur nach den Regeln der kühlen Klugheit einrichten. Indem er mit Würde ſeine Stellung als Prinz von königlichem Geblüt wahrte, nahm er doch allmählich ſeine Stellung als Chef einer jüngeren Linie; er ſpähete nach allen möglichen

Digitized by Google

Gelegenheiten, ſeine Hand an das Scepter zu legen, und er befreundete ſich mit den Hoffnungen der Unzufriedenen. Bei Hofe war er gemäßigt, zuvorkommend, unterwürfig und bemüht, ſich dem Mißtrauen der Legitimität gegenüber keine Blößen zu geben; in den prächtigen Gemächern des Palais-Royal ſprach er von dem National-Ruhm und erinnerte an Jemmappes; er zog Alles an ſich, was ſich nach der Trikolore ſehnte, alle diejenigen, welche ſich durch die Traktate von 1814 und 1815 verletzt fühlten. Indem er dieſe doppelte Rolle ſpielte, hörte er nicht auf, über ſeine geringſten Schritte zu wachen, ſeine geringſten Worte abzumeſſen, um dem Souverain niemals verdächtig zu werden, und doch alle Nüancen der liberalen Oppoſition an ſich zu ziehen. Zuweilen ließ er durch Vertraute die Mißvergnügten zu ſich rufen und vermehrte die Schwierigkeiten, welche die beſtehende Regierung hatte, aber er benahm ſich ſtets ſo, daß man ihm Nichts anhaben konnte, und ſpielte ſtets die Rolle des loyalſten Unterthanen, des ſorgſamen Familienvaters, des Cincinnatus, der nur mit ſeinen Gütern, ſeinen Aerndten, ſeinen Einkünften und ſeinen Prozeſſen beſchäftigt war. Er ſpekulirte auf die Banquiers und auf die Bourgeoiſie; den Maſſen gegenüber hielt er ſich zurück, und gegen weitgehende Forderungen des Liberalismus zeigte er ſich entſchieden abgeneigt. Als ihm die Krone angeboten wurde, zögerte er mit der Annahme aus Furcht, der rechte Augenblick ſei noch nicht gekommen; als ſeine Zuverſicht ſtieg, kam er zu Pferde mitten unter die Barrikaden, die nur erſt halb fortgeräumt waren, um die revolutionäre Weihe zu empfangen, und ſtimmte laut in die Marſeillaiſe ein. Am nächſten Tage ſchrieb er vertraulich an alle Souveräne Europas, um ihren Dank dafür zu ärndten, daß er durch die Annahme der Krone Frankreich und Europa gerettet habe vor der Rückkehr der Greuel der erſten Revolution.

Dieſe Klugheit verließ ihn nicht während ſeiner ganzen Regierungszeit, nie wurde er übermüthig; aber ſeine Neigung, es mit keiner Partei zu verderben, entfremdete ihm allmählich alle Parteien; und wenn ſeine Regierung am Ende ihres zweiten Dezenniums zuſammenbrach, ſo geſchah es hauptſächlich darum, weil er auch die Bourgeoiſie, auf die er am meiſten rechnete, nicht an ſich zu ketten vermocht hatte.

Italien.

Roba di Roma, von William W. Story.*)

Ein amerikaniſcher Künſtler, der ſeit Jahren in Rom lebt, führt uns hier das römiſche Leben in heiteren und getreuen Schilderungen vor, das Rom der Gegenwart, wie es einem gebildeten und empfänglichen Ausländer erſcheint, der ſich von nationalen Vorurtheilen losmachen und für die Eigenthümlichkeiten eines fremden Volkes Verſtändniß faſſen kann. Es ſind nicht Bilder eines Touriſten, denn Mr. Story lebt in der Stadt, die ihm eine zweite Heimat geworden iſt, als ein dauernd anſäſſiger Gaſt, und er malt nicht mit verſchönender Erinnerung aus, was er einmal ſah, ſondern was täglich und ſeit Jahren den Kreis ſeines Lebens berührt und erfüllt. Dieſe Roba di Roma bringen nichts von pikanten Raiſonnements über die politiſchen Gegenſätze, in denen die päpſtliche Hierarchie, das Napoleoniſche Kaiſerreich und das neuitaliäniſche Königthum ſo wirr verflochten ſind; ſie zeigen uns Rom nicht durch das bunte Glas des tendenziöſen Broſchüre-Schreibers, wie es die „Rome contemporaine“ des Herrn Edmond About that, oder in dem verſchönernden Lichte des Curialen, wie der Cardinal Wiſeman in ſeinen Erinnerungen an die letzten vier Päpſte. Roba di Roma ſind, wie der Name es ſagt, römiſche Dinge im Alltagsgewande, wie die ewige Stadt ſie eben bringt, in buntem Wechſel und in reichlicher Fülle an einander gereiht, von einem Manne, dem Rom lieb iſt, weil es Rom iſt, nicht als Zukunftsmetropole des Königreichs Italien und auch nicht als Reſidenz des Statthalters Chriſti. Am eheſten könnte man das Buch des Amerikaners den „Figuren“ unſeres Landsmannes Ferdinand Gregorovius an die Seite ſtellen; beide Verfaſſer haben den langen Aufenthalt in der Stadt gemein, und daß ſie dort ſich nicht bloß aufhielten, ſondern dauernde und die Stadt ſelbſt angehende Studien betreiben, der Deutſche als ihr Geſchichtsſchreiber, der Amerikaner für ſeine Kunſt. Aber der Unterſchied iſt doch nicht unbedeutend. Gregorovius giebt mehr perſönliche Erinnerungen, in die er, wie er's ja ſeitdem öfter und immer anziehend zu thun gewußt hat, Klaſſiſches und Romantiſches aus dem Alterthum und Mittelalter reichlich einwebt, oder ſich der Beſchreibung der wunderſchönen Landſchaften der römiſchen Campagna mit Begeiſterung hingiebt; und wo er Bilder aus dem römiſchen Volksleben der Gegenwart einflicht, geſchieht es doch immer mehr aus einem äſthetiſchen Geſichtspunkte und in einem Style, deſſen Eleganz vor der Schilderung alltäglicher und derber Wirklichkeiten eine gelinde, mitunter etwas vornehme Abneigung bekennt. Story iſt zwar Künſtler, aber Realiſt; auch er liebt es, ſeine Beleſenheit, nicht ſelten ſogar in einem Schweiſe ſeltſamer Citate, zu entfalten; aber er geht dabei in einer ruhigen und nüchternen Weiſe zu Werke, etwa wie ein gutes Reiſehandbuch, und weniger aus perſönlicher Vorliebe, als im Intereſſe derer, die ſein Buch an Ort und Stelle benutzen wollen. Sein Buch hätte den gelehrten Apparat, der ihm Mühe genug gekoſtet haben mag, füglich entbehren können, ohne dabei weſentlich an ſeinem Werthe zu verlieren. Seine Stärke liegt eben in der gründlichen Kenntniß des gegenwärtigen Roms, das er uns mit ſeltener Anſchaulichkeit und Lebendigkeit ganz prächtig vorzuführen weiß. Er iſt Künſtler, aber das hat ihn nicht verführt, von ſeinem Plane abzuweichen; Räſonnements über die Kunſt bringt er gar nicht, und die Aufzählung der immenſen Schätze in den Galerien, Muſeen, Paläſten und Kirchen von Rom hat er den profeſſionellen „Führern“ vollſtändig überlaſſen.

Die anſpruchsloſe Aufgabe, die ſich der Verfaſſer hiernach geſtellt hatte, giebt ihm zu einer heiteren Polemik gegen die haſtigen und vorurtheilsvollen Meiuungen Anlaß, die noch immer über den Charakter des italiäniſchen Volkes im Gange ſind, und die nicht zum wenigſten der bornirten Selbſtgenügſamkeit flüchtiger und unwiſſender Reiſenden entfließen. Beſonders iſt es die bekannte Art britiſcher Touriſten, die ihm reiche Gelegenheit zu treffender Satyre giebt. „Das moderne Leben in Rom,“ ſagt Story, „iſt bisher nur oberflächlich erörtert worden, hier und da mit Geiſt und Anmuth, wie von Charles M'Farlane und Anderſen, öfters mit beträchlicher Ignoranz, wie von Jones, Brown und Robinſon (er hätte hinzuſetzen ſollen: und ähnlichen Philiſtern aus aller Herren Ländern), die durch die Augen ihres Couriers und durch die Brille ihrer Vorurtheile zu ſehen pflegen. Der erſte Eindruck eines Fremden iſt leicht ein falſcher Eindruck, und es iſt mein beſtändiges Loos, meine Landsleute aus den dürftigſten

*) Roba di Roma, by William W. Story. Third Edition. London, Chapman and Hall. Leipzig, Ludw. Denicke, 1864.

Digitized by Google

Prämiſſen die falſcheſten Folgerungen ziehen zu ſehen, ſie über den Charakter der Italiäner, die ſie natürlich alle in Einen Topf werfen, aburtheilen zu hören, wenn ſie gerade lange genug im Lande waren, um unter der Obhut eines Couriers von Civita Vecchia nach Rom zu reiſen, wenn ſie von der Sprache ungefähr ſo viel verſtehen, daß ſie nach einem Kutſcher fragen, wenn ſie einen Löffel haben wollen, und wenn ſie außer ihrem Courier bereits mit ein Paar Laſtträgern, einigen Bettlern und Gaſtwirthen, ſowie mit dem padrone ihrer Wohnung, Bekanntſchaft gemacht haben."

Wie Jeder, der lange in Rom gelebt hat, liebt Story die Stadt und ihre Bewohner. Er iſt nicht blind für die Schwächen der Italiäner und kennt die wirklichen Fehler des Nationalcharakters; aber er hat ein Auge für ſeine Vorzüge, und ſein Urtheil iſt gerecht, aber im Ganzen günſtig. Aus eigener, wenn auch weit weniger andauernder Bekanntſchaft, möchte Unterzeichnerter buchſtäblich beſtätigen, was der Verfaſſer am Schluſſe eines hübſchen Kapitels über die Sangesluſt der Italiäner ſagt: „Ob dieſe Gewohnheit der Südländer beſtändig, auch bei der Arbeit, zu ſingen, Glück und Zufriedenheit ausdrückt, wage ich nicht zu entſcheiden; aber ſie iſt erfreulicher, als das traurige Stillſchweigen, mit dem wir Anglo-Sachſen unſer Werk verrichten, und ſie ſcheint ein freieres und weniger beängſtigtes Gemüth vorauszuſetzen. Aber das ſcheint mir ganz ſicher, daß dieſe ſüdlichen Menſchen leichter zu befriedigen und zu vergnügen, weniger mürriſch und weniger neidiſch ſind auf Rang und Reichthum, als wir. Sie geben wenig auf den Unterſchied der Stände, haben wenig Ehrgeiz und wenig Verlangen nach großem Vermögen und ſind mit dem geringſten Bedarf zufrieden, wenn ſie nur einigermaßen genug davon haben. Der Dämon der Unzufriedenheit quält ſie nie. Sprichſt du mit ihnen, ſo antworten ſie mit einem Lächeln, das man nirgends ſonſt findet. Die Nation iſt alt, aber die Menſchen ſind Kinder. Ihr Gemüth iſt wie ihr Klima, meiſt ſonnig, gelegentlich heftigen Stürmen unterworfen, aber ſie verbrüten ihr Leben nicht in einem dauernden Landregen von Unzufriedenheit. Sie leben in der Natur, ſympathiſiren mit ihr und lieben ſie, ſind für jeden Hauch der Schönheit empfänglich, und wenn man ſie nicht reizt oder herausfordert, ſehr friedlich und liebenswürdig. Der Flecken ihres Charakters iſt Eiferſucht, und es iſt ein großer Flecken. Ihr Mangel an Wahrheitsliebe iſt das Reſultat ihrer Erziehung. Wir, die wir thätigeren und geſchäftigeren Nationen angehören, blicken verächtlich auf ſie herab, weil ſie nicht jene reizbare Anlage beſitzen, die uns vorwärts treibt und uns zwingt, unſere Lage zu verbeſſern; wir halten unſeren Ehrgeiz für edeler, als ihre Läſſigkeit. Aber in beiden liegt Gutes. Wir thun mehr, ſie genießen mehr; wir machen heftige Anſtrengungen, glücklich zu werden, wir erfinden, ſchaffen, arbeiten, um zu dem ruhigen Genuſſe zu gelangen, den ſie mühelos beſitzen, und für den uns unſere Arbeit ſelbſt oft unfähig macht, wenn wir die Mittel dazu erworben haben. Die landläufige Vorſtellung, daß der Italiäner ſtreitſüchtig und bösartig und im beſten Falle doch immer ein verkleideter Bandit ſei, iſt lediglich ein Irrthum. Lernt man ſie näher kennen, nicht bloß auf den großen Heerſtraßen, wo die Reiſenden ſelbſt ſie oft verderben, ſo wird man ſie einfach, gutmüthig und offen finden."

Dieſes Volk bei ſeiner Arbeit und ſeiner Erholung, auf dem Markt und im Hauſe, von der Bettlerlegion Roms bis zu dem purpurnen Prälaten und dem ahnenreichen Nobile hinauf, ihre Wohnungen in Hütten und Paläſten, in den Vignen und Villen, ihre Gärten und Haine, Ackerbau und Jagd auf der Campagna, das Familien- und Geſellſchaftsleben, in dem die Reminiscenzen der uralt klaſſiſchen Kultur ſich auf das ſonderbarſte mit den Einwirkungen der altbegründeten Prieſterherrſchaft verbinden; die Sitten und Gebräuche bei Hochzeiten und Verlöbniſſen, Taufe und Begräbniß, das Ghetto und die Ruinen, Pasquin und die Theater: das ſind einige Unterſchriften zu den Bildern, die der Verfaſſer in lebendiger Fülle und farbenreicher Friſche vor uns entrollt. Er führt uns hinaus auf die Campagna, wie ſie bis zu den blauen Bergen der Sabiner und Volsker im Sonnenglanze ſich ausbreitet, mit den Aquäducten der Kaiſerzeit, die mit ihren halbzerbrochenen Gliedern den Skeletten rieſiger Urweltsthiere gleichen, und mit den braunen Ruinen des fehdereichen Mittelalters, das ſich aus den Grabmälern des klaſſiſchen Roms Burgen und Thürme umſchuf. Er ſieht ſie, die herrlichſte Einöde der Welt, nicht bloß mit dem entzückten Auge des Künſtlers oder mit der Begeiſterung des Archäologen oder Geſchichtsfreundes; für ihn hat dieſer hiſtoriſche Boden auch Reiz als die Heimat der jetzt lebenden Menſchen, und er verfolgt die Anſtrengungen, die ſie machen, um dieſem ewig blüthenreichen Lande auch Früchte zu entlocken, die Arbeiten, die mancher Papſt auf die Kultivirung dieſes weiten Gebiets, jetzt das einzige, das dem Stuhle Petri geblieben iſt, gewandt hat, und die ſeine Nachfolger verfallen ließen, wie der jetzige Papſt die Meliorationspläne des menſchenfreundlichen und energiſchen Leo XII. verfallen läßt. Er führt uns in die Ackerwirthſchaft des Kirchenſtaats ein, in das Verhältniß der wenigen Grundbeſitzer zu den zahlloſen kleinen Pächtern und Tagelöhnern, und zeigt uns, wie der größte Grundbeſitzer des Staats, die Kirche, ihrer mittelalterlichen Erinnerungen vergeſſend, am wenigſten für den Anbau ihres Landes thut. „Die Kirche betreibt natürlich ſelbſt keine Ackerwirthſchaft. Die ſtarken, kraftvollen, feiſten und robuſten Bettelmönche — es gab ihrer im früheren Umfange des Stato della Chiesa nicht weniger als 21,415 — ſind eine Armee von Müßiggängern, nicht von Arbeitern, ſie graben nicht und pflanzen nicht; nach dem Worte des Evangeliums arbeiten ſie nicht und ſpinnen ſie nicht, auch war wohl Salomo nicht angethan wie ſie; aber ſie klopfen mit ihrem Bettelſacke an die Thür des Pächters oder ſie ſchlendern in den Weinbergen und füllen ihren Korb auf Koſten des Beſitzers, den ſie dafür durch ihre Unterhaltung und ihr Zuſehen unterſtützen, und bieten dem ſchwer arbeitenden Tagelöhner, der vom Schweiße ſeines Angeſichts lebt, leutſelig eine Priſe an. Sie unterſtützen das Volk wie jener Küſtenwächter in Toscana, der in dem Berichte über einen Schiffbruch in der Nähe ſeiner Station ſchrieb: „Ich half dem Schiff, ſo viel ich nur immer konnte, mit meinem Sprachrohre, aber nichtsdeſtoweniger wurden am nächſten Morgen mehrere Leichen am Strande gefunden." Wie man von jenem engliſchen Garderegimente ſagte: „das Zehnte tanzt nicht," ſo heißt es auch: „die Kirche arbeitet nicht, ſie begnügt ſich damit, Andere arbeiten zu laſſen."

Oder um einen anderen Abſchnitt zu ſkizziren, folgen wir dem Verfaſſer in das Coloſſeum. Er ſchildert es nicht, oft beſchrieben, wie es iſt, aber er läßt ſeine Geſchichte und mit ihr die der Gladiatorenkämpfe und der Jagdſpiele in Rom überhaupt an uns vorüberziehen, und wie Jerome, der Franzoſe, auf ſeinem berühmten Gemälde, belebt er die Bänke mit ſeinen hunderttauſend Zuſchauern der Kaiſerzeit, die Arena mit dem Getümmel des ſchrecklichen Kampfes und zeichnet uns hier mit ſehr glücklicher Beleſenheit das furchtbare Bild mit den erſchütternden Verſen des Amphilochius:

Digitized by Google

Sie ſitzen während dieſer Qualen froh,
Zuſchauer eines Schauſpiels. Flieht ein Mann
Dem Rachen eines Thiers, ſo murren ſie,
Als ob die Beute ihnen, nicht dem Thier,
Entginge und vergebens ſie nun ſäßen.
Reißt dann der nächſte Sprung das Opfer nieder
Und ſchreit es unter Biſſen oder ſtöhnt
Und ſchlägt in ſeiner Leiden Qual den Staub,
Dann ſtirbt das Mitleid in den ſtieren Blicken;
Sie jauchzen, wenn das Blut in Bächen fließt,
Sie ſtarren gier'gen Auges, ohne Thränen
Und hetzen das Gethier mit Beifallsruf
Und fordern neue Opfer für die Beſtien,
Und heulen, toben wie die Meeresbrandung,
Und kniriſchen Tigern gleich, nach Menſchenfleiſch.

Wie dämoniſch der Reiz war, den dieſe ſchauervollen Schauſpiele auf ein römiſches Gemüth ausübten, das beweiſt er dann mit jener Erzählung des heiligen Auguſtin von einem ſeiner Freunde, dem jungen Alipius, der um's Jahr 300, bereits dem Chriſtenglauben zugethan, von Mailand nach Rom kam. Hier drängten ihn ſeine Mitſtudenten, das Coloſſeum zu beſuchen. Er weigerte ſich, gab aber endlich nach, indem er ſich feſt vornahm, die Augen zuzumachen, damit er nichts von den Scheußlichkeiten des Gladiatorenkampfes ſähe. Dieſen Entſchluß hielt er eine Weile; aber als das Volk über einen gewandten Fechterſtreich beſonders laut jubelte, öffnete der arme Alipius unwillkürlich die Augen. Nun war es vorbei mit ihm, er konnte ſie nicht mehr abwenden; von Augenblick zu Augenblick ſtieg ſeine Aufregung, und bald jauchzte er wahnſinnig wie die Anderen und behielt fortan eine raſende Leidenſchaft für dieſe Schreckensſpiele.

„Das ſind einige der Schatten, die in dem zerbröckelnden Rund des Coloſſeums hauſen. Nach ſoviel Blut und Mord und Schlacht und Märtyrerthum, wie friedlich und ſtill liegt es da! Ueber uns flattert die Schwalbe, die ihr wiegenreiches Neſt bis hoch hinauf zu dem überhängenden Frieſe und den Pfeilern des höchſten Walles erbaut. Oben iſt die Luft köſtlich. Da rauſcht die Krähe vorbei und die Eule, wenn die Nacht heraufkommt. Da bauen und brüten Schwärme wilder Tauben unter den Ruinen und ſegeln in die blaue Weite hinab. Alle Bänke ſind mit Gras und Unkraut bewachſen, von Buſch und Blumen überwuchert, darunter manche ſeltſame und ſeltene Pflanze, die dem Orte eigenthümlich iſt. Der Platz läßt ſeine alten Schreckenstage nicht ahnen, wenn er friedlich in dem vollen Sonnenlicht eines italiäniſchen Tages ſchläft. Aber wenn die Schatten der Nacht heraufziehen, wenn die Wolken ſich verdunkeln und der Wind durch die leeren Galerien und Bogen heult, wenn der Sturm über das Coloſſeum hereinbricht, dann hört man wieder das Geklirr der Gladiatoren, das Blutgeſchrei tauſendfältiger Stimmen erwacht mit der Windsbraut, und auf den zerbrochenen Sitzen nimmt eine furchtbare Audienz von Geſpenſtern Platz."

Aber laſſen wir die Geiſter des Coloſſeums ruhen. Der Sommer ſteht in voller Höhe. Die Stadt flüchtet ſich auf's Land. Ein reizendes Kapitel giebt uns Mr. Story über die römiſchen Villeggiaturen. Wie er Italien kennt und wie er es zu ſchildern verſteht, das möge die köſtliche Beſchreibung einer jener ſchönen Sommernächte darthun, mit der wir unſere Ueberſicht ſchließen.

„Die Stadt ſtirbt zu Mittag aus. Die Straßen ſind ſtill wie in Pompeji. Die Sonne backt und brätelt an den weißen Häuſern und glüht auf dem Pflaſter. Der Erdboden, das flimmernde Licht, das über ihm zittert, Alles ſchläft. Selbſt die Heuſchrecke, die den ganzen Tag ſonſt ſägt und ſchrillt, hört auf, unter den Ulmen und den Steineichen zu zirpen. Die Stimme der contadini in den Vignen verſtummt, kein Karren raſſelt durch die Straßen. Neigt ſich nun aber die Sonne, dann ſtrömen die Menſchen aus den Häuſern hervor. Alle Stühle und Bänke vor den Cafés ſind voll; Geſellſchaften von Spazierenden drängen ſich, vor jeder Thür iſt eine Gruppe, die todte Stadt iſt wieder auferſtanden. In den grünen Baumgängen der „Galerien," die meilenweit von Albano nach Genzano führen, ſieht man ganze Familien wandeln und durch die mächtigen Stämme der Kaſtanien hinausſehen in das purpurne Licht, das ſich mehr und mehr über die Campagna ergießt. Die Heuſchrecke nimmt ihren Sang wieder auf. Die Bauern kehren aus den Weinbergen heim, mächtige Körbe mit Trauben oder große Holzbündel auf dem Kopfe tragend. Um den Brunnen drängt man ſich; Frauen füllen ihre großen Kupfergefäße mit Waſſer und ruhen zum Plaudern aus, ehe ſie unter ihrer Laſt wie ſtattliche Karyaliden ſich heimwärts wenden. Breitgehörnte weiße Stiere ziehen ihre knarrenden Wagen heim. Von ferne hört man den eintönigen Sang des Hirten, mitunter von einem ſchrillen Ausruf an das Vieh unterbrochen. Weißhaarige Ziegenböcke kommen in Heerden durch die Feldwege, knispern im Vorbeigehen an überhängendem Gebüſch, ſteigen auf deine Bank, um an den Blumen hinter dir zu rupfen, und ſehen dich mit glasgelben Augen an und nicken mit dem Barte.

„Nun beginnt die Grille im Gras zu zirpen, und Feuerfliegen ſchwirren durch die Hecken. In den Eichengebüſchen und den Gärten ſingen Nachtigallen bis in die Mitte des Juli; den ganzen Sommer laſſen Glühwürmer ihren ſmaragdnen Glanz um die grauen Mauern und die überhängenden Weinreben ſchimmern. In der Ferne hörſt du lachende Mädchen und ſingende Wanderer und das Geſumme des Tamburins, wenn ſie den Saltarello tanzen. Die Jagdeule flattert um alte Grabmäler; der Uhu antwortet aus den Ruinen, und der klagende Ruf des Käuzchens erſchallt durch die Thäler. Das Mondlicht ruht in ſchimmernden Flächen auf der Piazza, und die Schatten der Häuſer ſchneiden ſich ſcharf dagegen ab wie ſchwarze Marmorblöcke. Die glänzenden Blätter des Lorbeers blinken im Mondſtrahl und flüſtern, wenn der Wind darüberfährt. Hoch darüber iſt der ſanfte, klare Himmel; große, nahe, funkelnde Sterne ſtrahlen ihr Licht von Smaragden, Topaſen und Rubinen. Die Milchſtraße ſchwingt ſich wie ein zarter, zerriſſener Schleier über den Himmel. Die Fronten der Villen glänzen durch die grauen Oliven am Hügel. Reben wehen von Thurm und Gemäuer; aus ihrem Schatten klingt es zur Guitarre: Non ti scordar, non ti scordar di me.

„Es giebt nichts Köſtlicheres, als dieſe italiäniſchen Sommernächte. Der Himmel ſelbſt, ſo weit, ſo weich und zart, iſt nirgends ſo ſchön. Stehſt du auf einem der Balkone oder wandelſt auf der Terraſſe deiner Villa in Frascati und ſiehſt über die geheimnißvolle Campagna, dem beſtändigen Geplätſcher der Brunnen und dem Sange der Nachtigall lauſchend: dann fühlſt du Italien, das Italien von Romeo und Julia. Alles iſt wie verzaubert durch dieſen magiſchen Glanz. Der friſche, köſtliche Lufthauch, der durch die Orangen und Myrtengrotten weht und Stirn und Wange kühlt, bringt die ſchönſten Jugendträume zurück. Das iſt Italien, das Italien unſerer Träume, nicht das Italien der Bettler, Vetturinen und Flöhe, ſondern das Italien der Romantiker, der Dichter und der Liebenden." P. D. Fiſcher.

Digitized by Google

Rußland.

Des Kaufherrn Sadko Meerfahrt.

(Eine alte Nowgoroder Sage.*)

Von ſeinen ungezählten Schätzen ließ Sadko dreißig Schiffe zimmern; die befrachtete er mit Waaren aus Nowgorod.

Und es ſegelte Sadko den Wolchow hinab, aus dem Wolchow in den Ladoga, aus dem Ladoga in die Newa, aus der Newa ins blaue Meer.

Auf dem blauen Meere ſteuerte er der Goldenen Orda zu.**) Da verkaufte er ſeine Nowgoroder Waaren mit großem Gewinn, füllte zwei Tonnen, die je vierzig Eimer faßten, die eine mit rothem Golde,***) die andere mit reinem Silber, und begab ſich wieder auf die Heimfahrt über das blaue Meer.

Da erhob ſich im Meer ein gewaltiger Sturm: die Segel wurden zerriſſen, die Schiffe zerſchlagen und kamen nicht von der Stelle.

Sprach Sadko, der reiche Kaufherr, zu ſeiner Mannſchaft: „Schon viele Jahre haben wir das Meer befahren und dem König des Meeres keinen Zoll entrichtet. Gewiß verlangt er nun, was ihm zukommt. Wohlan, Brüder, meine wackern Genoſſen! nehmet die Tonne mit reinem Silber und verſenkt ſie in das blaue Meer."

Und ſein Gefolge that, wie er geboten. Aber die Woge zerriß die Segel und ſchlug zerſtörend an die Schiffe, wie vorher, und keines kam von der Stelle.

Da nahmen Sadko's wackere Genoſſen die Tonne voll rothen Goldes und ſenkten ſie auf den Meeresgrund. Aber der Sturm wüthete wie vorher, und kein Schiff kam von der Stelle.

Sprach Sadko, der reiche Kaufherr: „Ich ſehe, der Meerkönig verlangt ein lebendiges Haupt zum Opfer. Brüder, machet euch Looſe aus Holz; ich ſelbſt will für mich eines aus rothem Golde machen. Jeder ſchreibe ſeinen Namen auf ſein Loos, dann werfet ſie alle ins Meer. Weſſen Loos auf den Grund ſinkt, der gebe ſich dem Meere Preis."

Und ſie thaten nach ſeinem Befehl. Da ſchwammen die Looſe der Mannſchaft wie Enten auf dem Waſſer, aber Sadko's Loos verſank.

Sprach Sadko, der reiche Kaufherr: „Brüder, wackere Genoſſen! Dieſe Looſe ſind nicht richtig. Machet für euch Looſe aus rothem Golde und ich will das meinige aus Holz machen."

Und ſie thaten alſo und warfen die Looſe mit ihrem Namen darauf ins Waſſer. Da ſchwammen die der Mannſchaft wie Enten auf dem Waſſer, aber das Loos des Kaufherrn verſank.

Sprach Sadko: „Ich ſehe, liebe Brüder, der Meerkönig verlangt mich ſelber zum Opfer. Bringet mir Dinte, ein Blatt geſtempeltes Papier und eine Schwanenfeder." Und ſie brachten ihm das Verlangte.

Da verzeichnete der reiche Kaufherr ſeine ganze Habe. Ein Theil derſelben verſchrieb er den Gotteshäuſern, ein anderes Theil den Armen, ein drittes ſeinem jungen Weibe, das übrige ſeiner wackern Mannſchaft.

Darauf ſprach Sadko: „Brüder, wackere Genoſſen! Reichet mir mein Gußli, daß ich zum letzten Mal die Saiten rühre. Oder ſoll ich es mit mir nehmen ins blaue Meer?"

Er nahm ſein Gußli und ſprach: „Werfet ein eichenes Brett ins Waſſer! Wenn ich auf dem Brette treiben kann, iſt mir der Tod nicht ſo ſchrecklich."

Sie ließen das eichene Brett ins Waſſer hinab. Da ſetzten ſich die Schiffe in Bewegung und flogen dahin wie ſchwarze Raben.

Sadko blieb im Meere zurück und ſchlief auf ſeinem Brette vor Erſchöpfung ein. Er erwachte auf dem Grund des Meeres. Durch das Waſſer ſah er die glühende Sonne, die Abendröthe und das Morgenroth. Er erblickte einen Palaſt aus ſchimmernd weißem Steine und trat in denſelben.

Da ſaß der Seekönig mit einem Kopfe wie ein Haufen Heu (куча сѣнная!). Und es ſprach der König zu ihm:

„Ei du reicher Kaufherr Sadko! So lange ſchon befähreſt du die Meere und haſt mir noch keinen Zoll bezahlt. Man ſagt, du ſeieſt ein Meiſter auf dem Gußli: ſpiele mir doch etwas vor!"*)

Da griff Sadko in die Saiten, und der Seekönig begann zu tanzen im blauen Meere. Sadko ſpielte einen Tag, dann noch einen, dann einen dritten, und immer wüthiger tanzte der König. Das Waſſer des Meeres wogte gewaltig und trübte ſich vom gelben Sande. Viele Schiffe wurden zertrümmert, viel reiche Habe ging unter, viele Seefahrer ertranken.

Und die Menſchen flehten zum heiligen Nikolai von Mojaisk. Da fühlte Sadko ſeine rechte Schulter berührt und hörte die Worte: „Sadko von Nowgorod, du haſt genug geſpielt."

Sadko wendet ſich um, ein greiſer Alter ſteht vor ihm. „Ich habe nicht meinen eigenen Willen im blauen Meere; es iſt mir befohlen, auf dem Gußli zu ſpielen."

Der Greis ſprach: „Zerreiß' die Saiten, zerbrich die Zapfen und ſage dem König, daß du nicht weiter ſpielen kannſt. Dann wird er dich fragen, ob du nicht im blauen Meer eine ſchöne Maid zum Weibe verlangſt. Sag' ihm darauf, du habeſt im Meere keinen eigenen Willen. Wiederum wird er dir ſagen: „Erhebe dich morgen in der Frühe und wähle dir eine ſchöne Maid." Wenn es dann zur Wahl kommt, ſo daß dreimal dreihundert Jungfrauen an dir vorübergehen, hinter Allen kommt die ſchöne Tſchernawa, dieſe nimm dir zum Weibe."

Sadko riß an ſeinem Gußli die Saiten aus und zerbrach die Zäpfchen. Da frug ihn der Seekönig: „Warum ſpielſt du nicht weiter?" — „Die Saiten meines Gußli ſind entzweigegangen und die Zapfen zerbrochen, und ich habe weder Saiten, noch Zapfen in Vorrath."

---

*) Auszugsweiſe mitgetheilt in Filonov's Русская Хрестоматія (Petersburg, 1863). Sadko heißt einer der vornehmſten kaufmänniſchen Heroen des Sagen-Cyklus von Nowgorod. In ihm perſonificirt ſich der Reichthum dieſer alten Handelsſtadt und ſeine Quellen.

**) D. h. durch die Oſtſee, Nordſee, das Atlantiſche, Mittelländiſche und Schwarze Meer. Bis an die Nordgeſtade des Letztgenannten erſtreckte ſich die Goldene Orda, d. h. der Mongolen-Staat in Rußland.

***) Rothes Gold hieß bei den Slaven, den Scandinaviern und Deutſchen des Mittelalters (wie noch jetzt bei den Chineſen) das reine, unverfälſchte Gold.

*) Nach einer anderen Sage hatte Sadko ſchon als armer und verachteter Mann mit ſeinem Gußli-Spiel die Gunſt des Seekönigs erworben und verdankte dieſer Gunſt die Grundlage zu ſeinen unermeßlichen Reichthümern. Als er einſt am Ilmen-See ſitzend, ſeiner Schwermuth auf dem lieben Tonwerkzeug Sprache lieh, tauchte der entzückte Gott aus den Wellen empor und rieth ihm, mit den reichſten Kaufleuten Nowgorod's um ihre ganze Habe zu wetten, daß Fiſche mit goldenen Floſſen im See lebten. Der Seekönig verſchaffte ihm ſolche Fiſche ins Netz, und die rieſige Wette war gewonnen! Sadko hatte, da er nichts beſaß, ſeinen eigenen Kopf verwettet.

Digitized by Google

Sprach der König: „Willſt du nicht heuren im blauen Meere ein liebes Seelchen, ein ſchönes Mägdlein?" — „Habe nicht eigenen Willen im blauen Meere." — „Nun Sadko, erhebe dich morgen früh und ſuche dir eine Schöne aus."

Sadko erhob ſich am Morgen recht früh, und ſiehe da, es kamen dreihundert ſchöne Jungfrauen. Die erſten dreihundert ließ er vorbei, desgleichen die anderen und die dritten. Ganz hinten folgte die ſchöne Tſchernawa; dieſe nahm er zur Gattin.

Vorüber ging der hochzeitliche Schmaus, und Sadko legte ſich ſchlafen. Da erwachte er in Nowgorod, an des Flüßchens Tſchernawa ſteilem Ufer! Und wie er aufblickte, ſiehe da kamen ſeine Schiffe den Wolchow hinein.

Schon erhob Sadko's Weib die Todtenklage: „Nicht kehrt er wieder aus dem blauen Meer!" Aber Sadko ſteht am ſteilen Ufer, begrüßt ſeine Mannſchaft, die auf dem Wolchow heranſegelt.

Und die Mannſchaft ſtaunt ob des Anblicks. „Geblieben iſt Sadko im blauen Meere und jetzt erſcheint er vor uns in Nowgorod, begrüßt ſeine vom Wolchow kommenden Leute!"

Sadko eilte den Seinen entgegen, führte ſie in ſeinen glänzenden Palaſt. Da freute ſich ſein Weib über die Maßen, drückte ihm die weißen Hände, küßte ihm den ſüßen Mund.

Darauf entfrachtete Sadko ſeine reiche Habe,*) baute eine Hauptkirche dem heiligen Nikolai von Mojaisk. Und Sadko fuhr nicht wieder über das blaue Meer, lebte forthin ruhig und behaglich in Nowgorod.

Kleine literariſche Revue.

— **Block's franzöſiſches Staats-Lexikon.** Das uns vorliegende, neueſte Heft von Maurice Block's Dictionnaire de la Politique**) Douzième livraison, iſt die reichhaltigſte und intereſſanteſte der bisher erſchienenen Lieferungen dieſes von den erſten Schriftſtellern Frankreichs und auch von einigen ausgezeichneten deutſchen Federn unterſtützten Staats-Lexikons. Es umfaßt dieſe Lieferung allerdings die anziehenden und mannigfaltigen Stoffe, die innerhalb der alphabetiſchen Gränzen einerſeits des „Prince" und andererſeits der „Résistance (Droit de)" ſich finden. Mit der Erklärung des Begriffes „Fürſt" hebt das zwölfte Heft nämlich an und mit der Erörterung des „Widerſtands-Rechtes" eines gegen alle göttliche und ſittliche Ordnung unterdrückten und geknechteten Volkes ſchließt daſſelbe. Zwiſchen dieſen beiden äußerſten Extremen befinden ſich in ziemlich naher Nachbarſchaft: „Principes de 1789," Progressistes et Modérés," „Réaction" und „Rebellion", welchen beiden Letzteren die „Révolution" im nächſten Hefte auf den Fuß folgen wird. Wir laſſen, um ein Beiſpiel von der Art der Auffaſſung und Darſtellung zu geben, hier den Schluß des Artikels „Reaktion" folgen: „Wenn in einem Parteienkampfe die Sieger zu Verfolgern werden, ſo werden ſie überall Intereſſe für ihre Opfer, d. h. eine Reaktion, erwecken; man wird mit Eifer wiſſen, die ſchwache Seite der Unterdrücker aufzufinden und die auf dieſe Weiſe wider ſie vereinigten Einflüſſe werden dann mit Recht zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Wenn dagegen die Sieger Mäßigung beobachten, wenn ſie außerdem mehr als ihre Gegner die Wahrheit auf ihrer Seite haben, ſo findet eine Reaktion entweder gar nicht ſtatt, oder ſie bleibt ohnmächtig, und der angegriffene Fortſchritt befeſtigt ſich. Einem ruhigen, ernſten Fortſchritte gegenüber fällt die Reaktion bald zu Boden; ſie hat nur dann Erfolg, wenn der Fortſchritt ſeinen Zweck überſchreitet.

— **Engliſches Jahrbuch für innere und auswärtige Politik.** Nach dem Beiſpiele des Annuaire des deux Mondes, erſcheint jetzt auch in England das Annual Register in veränderter Form, indem es nicht mehr, wie früher, eine bloße abgekürzte Zuſammenſtellung der Parlaments-Verhandlungen iſt, ſondern eine politiſche und ſoziale Geſchichte Englands im vorangegangenen Jahre ſein ſoll. Der erſte Jahrgang dieſes neuen Register liegt uns jetzt vor.*) Wie ſich jedoch die jetzige Politik Englands zu der von Frankreich verhält, verhält ſich auch das Annual Register zu dem Annuaire. Nirgends findet ſich dort eine Spur großartiger, objektiver Auffaſſung der Welt-Ereigniſſe; überall vielmehr machen ſich die kleinlichſten Geſichtspunkte und die eigennützigſten Motive geltend. Während das Annuaire, der Schwäche und der Rechtloſigkeit der innern Politik Frankreichs ſich bewußt, über dieſe einen Schleier wirft, der bei Allem, was er verbirgt, doch dem künftigen Kulturgeſchichtsſchreiber manche beredte Andeutungen giebt — gefällt ſich das Annual Register, das ſchwatzhaft wie ein Kind iſt, in der Erzählung alles möglichen Anekdoten-Krams vom Hofe und von der Ariſtokratie Englands, in der Befriedigung der gemeinen Vorliebe für Kriminal-Geſchichten und causes célèbres und in der ausführlichſten Darſtellung aller „accidents", die das engliſche Volk in ganz gleiche Linie mit hiſtoriſchen Ereigniſſen zu ſtellen pflegt. Die auswärtige Politik des Annual Register hat natürlich denſelben Kirchthurms-Horizont, den die Politik des engliſchen Parlaments hat. Dänemark iſt das Schoßkind und Deutſchland der Prügelknabe dieſer Politik. Bei der Alles überwindenden Herrſchaft jedoch, welche die „vollendete Thatſache" auf die politiſche Anſchauung der Engländer übt, wird das Annual Register für das Jahr 1864 ſicher den Deutſchen ſowohl als den Dänen ganz andere Stellung und Bedeutung vindiciren, als das für das Jahr 1863.

— **Der Römer und der Teutone.****) Unter dem untenſtehenden Titel hat der Profeſſor der neueren Geſchichte, Charles Kingsley, eine Reihe ſeiner Vorträge, welche er an der Univerſität Cambridge gehalten, in einen Band vereinigt durch den Druck veröffentlichen laſſen. Wie der Titel ſchon andeutet, behandeln dieſe Vorträge den Kontakt der germaniſchen und der romaniſchen Raçe und ſtellte ſich der Verfaſſer hierbei die Aufgabe, den römiſchen oder germaniſchen Urſprung gewiſſer Inſtitutionen der Jetztzeit und der Vergangenheit zu ermitteln, ſowie die Urſache des Falles vom weltbeherſchenden Rom und des Untergangs ſo mancher auf den römiſchen Trümmern erbauten deutſchen Staaten zu begründen, wobei trotz aller Unparteilichkeit die Römer, beſonders aber der römiſch-katholiſche Clerus, nicht immer gut wegkommen. Die Weiſe des Verfaſſers hat viel Aehnlichkeit mit der Chauteaubriands, nur daß wir hier nicht mit einem fränkiſchen Ariſtokraten und Katholiken vom reinſten (und edelſten) Waſſer, ſondern mit einem angelſächſiſchen Vollblutbürger und Proteſtanten entſchiedenſter Färbung zu thun haben, der in ſeinem reinen teutoniſchen Blute allein ſchon ſein

*) Obgleich beide Tonnen ins Meer verſenkt waren?!

**) Dictionnaire général de la Politique, par Maurice Block, avec la collaboration d'hommes d'état, de publicistes et d'écrivains de tous les pays. Paris, O. Lorenz. Leipzig: A. Dürr. Genève: H. Georg.

*) The Annual Register. A Review of Public Events at Home and Abroad. For the Year 1863. New Series. London: Rivingstons. Leipzig: Denicke. VII. and 775 p. 10 sh 6 d.

**) The Roman and the Teuton. By Charles Kingsley. London and Cambridge: Macmillan and Co. 1864. Leipzig: Denicke.

Digitized by Google

Adelsdiplom, aber ein nationales, erblickt. Wie bei Chateaubriand, ſo weht auch hier durch alle Vorträge neben gothiſchem Stolze ein Geiſt der Milde und Humanität, aber es tritt auch überall der Hinweis auf das ewige Weltgericht hervor, dem ſchließlich doch jedes Unrecht zur Rache anheimfallen muß. So nimmt er bei Gelegenheit der Darſtellung des Unterganges der Gothen Veranlaſſung, zu erklären, daß eine der Haupturſachen ihrer Vernichtung die Sklavenhalterei geweſen iſt, der auch ſie fröhnten und durch welche ſie nach und nach zur Zügelloſigkeit ihrer Leidenſchaften, d. h. zum Unrechte, verleitet wurden, ſowie in unſern Tagen eine eben ſo ritterliche(?) und tapfere Nation jenſeits des Oceans, die deshalb auch fallen und vergehen muß gleich den tapferen Oſtgothen. Wenn dieſe Parallele für die Südſtaatler auch viel zu ſchmeichelhaft iſt, ſo gereicht ſie England jedenfalls doch zu größerer Ehre, als die ekelhaft heuchleriſchen Deduktionen über die Heiligkeit und Nothwendigkeit der Sklaverei, welche wir ſeit dem amerikaniſchen Bürgerkriege von England her zu hören gewohnt ſind. Recht originell iſt übrigens das Kapitel von der „Strategie der Vorſehung“, welches außerdem beweiſt, daß der Herr Profeſſor (der vielleicht auch zu den Volunteers gehört) ſich nicht bloß in angenehmer Beſchaulichkeit an der Streitbarkeit ſeiner teutoniſchen Vorfahren ergötzt, ſondern die Tradition praktiſch aufleben läßt, indem er mit gutem Beiſpiele voranging und eingehende Studien über Strategie und Taktik gemacht hat, die eigentlich Jedermanns Sache und nicht blos Aufgabe der Militärs von Fach ſein ſollten. F. M.

— **Altdeutſche Sprichwörter.** Die Sprichwörterliteratur ſteht gegenwärtig bei uns in hoher Blüthe. Wenn es aber bei allen Volksüberlieferungen darauf ankommt, die Erſcheinungen bis in die entlegene Zeit zurück zu verfolgen, ſo iſt es auf dieſem Gebiete vor allen Dingen deshalb geboten, weil uns die ältere Literatur die reichſte Ausbeute gewährt und von dem langen und friſchen Leben unſeres Sprichwörterſchatzes beredtes Zeugniß giebt. Darum hat die von dem bekannten Germaniſten Ignaz Zingerle, jetzt Profeſſor der deutſchen Literatur und Sprache an der Insbrucker Univerſität, veranſtaltete Sammlung der deutſchen Sprichwörter im Mittelalter*) einen ganz beſonderen Werth. Denn während die meiſten heutigen Sammler höchſtens bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen und die damaligen bekannten Sprichwörter-Sammlungen, wie die von Agricola und Sebaſtian Frank, als Quellen benutzen, giebt Zingerle eine Blumenleſe der Sprichwörter und ſprichwortähnlichen Wendungen, ſowie der dichteriſchen Umſchreibungen einer ſprichwörtlichen Tendenz aus den Werken des 12.—15. Jahrhunderts, unter denen natürlich die Dichtungen bevorzugt ſind, und unter dieſen Freidank's Beſcheidenheit, Hugo von Trimberg's Renner und Boner's Edelſtein. Die Ordnung iſt eine alphabetiſche nach den Schlagworten. Eine ähnliche Sammlung hatte ſich Wilhelm Grimm vorgenommen, wozu ihm ſeine Ausgabe von Freidank's Spruchgedichte den Anlaß gab. Da dieſe Verheißung nicht erfüllt worden iſt, ſo ſind wir dem jüngeren Arbeiter auf gleichem Gebiete zu Danke verpflichtet, daß er ſich der nicht geringen Mühe des Sammelns unterzogen hat. Den Freunden des deutſchen Sprichworts wird das auch in ſeiner äußeren Erſcheinung anſprechende Buch eine anregende und belehrende Gabe ſein, und nur in äußerſt wenigen Fällen dürfte die ältere Sprache dem Uneingeweihten einige Schwierigkeit im Verſtändniſſe verurſachen.

*) Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Gesammelt von Dr. Ignaz V. Zingerle. Wien, 1864, Wilhelm Braumüller. (199 S. 8.)

Literariſcher Sprechſaal.

Im Verlage von Dietrich Reimer wird ſoeben eine neue Auflage der „Karte vom preußiſchen Staate, mit beſonderer Berückſichtigung der Kommunikationen,“ herausgegeben vom techniſchen Eiſenbahn-Bureau des k. Handels-Miniſteriums, angekündigt. Dieſe zuerſt im Jahre 1859 herausgegebene, aus 12 großen Blättern beſtehende Karte des Preußiſchen Staates und des mit ihm verbundenen Zollvereins-Gebietes erſcheint jetzt in dritter, durch Hinzufügung der neueſten Eiſenbahnen und Chauſſeen weſentlich vervollſtändigter Auflage. Da die Materialien über den Eiſenbahn- und Chauſſeebau in Preußen dem Miniſterium, als der hierfür reſſortmäßig oberſten Behörde, zur Dispoſition ſtanden, und bezüglich der übrigen in die Karte fallenden Staatsgebiete von den betreffenden Regierungen bereitwilligſt übermittelt wurden, ſo gewährt dieſelbe eine genaue und zuverläſſige Ueberſicht der verſchiedenen dem Handelsverkehr dienenden Straßen, die in dem letzten Jahrzehend eine ſo große Ausdehnung gewonnen. — Es ſind ſowohl die in Betrieb geſetzten als die im Bau begriffenen Eiſenbahnen, erſtere mit Angabe aller Stationen und deren Entfernungen von einander, ferner die Chauſſeen und Poſtſtraßen mit deren Stationen und Längen, ſowie die Stationen der Staats-Telegraphen darauf bezeichnet.

Der Sekretär des „Deutſchen Hülfsvereins in Paris,“ Herr Profeſſor Dr. Julius Oppert, hat uns ſeinen bei Georg Kugelmann in Paris gedruckten deutſchen Bericht über die Leiſtungen dieſes Vereins im Jahre 1863 zugehen laſſen. Wir erſehen daraus, daß es jetzt im Plane iſt, mit dem ſeit zwanzig Jahren beſtehenden Hülfsverein ein deutſches Hoſpital in Paris zu verbinden und daß ein zu dieſem Zwecke zuſammengetretenes Damen-Comité in Paris und in Deutſchland Sammlungen an Geld und an Verkaufs-Gegenſtänden für einen im Laufe des nächſten Jahres im Hotel der öſterreichiſchen Geſandtſchaft abzuhaltenden Bazar veranſtaltet, deſſen hoffentlich reicher Ertrag dem gedachten Hoſpital gewidmet iſt. Die Einnahmen der Hülfsvereine haben im Jahre 1863 mit Einſchluß der Beſtände aus dem vorigen Jahre 48,112 Fr. 90 C. betragen. Verausgabt wurde: 1) an Unterſtützungen, 2) an Medikamenten und 3) an Reiſegeldern für heimkehrende arme Deutſche 24,813 Fr.; ferner an Gehältern, Bureaukoſten ꝛc. 5021 Fr., was uns als viel zu viel im Verhältniß zu den Einnahmen und Unterſtützungen erſcheint. Der Kaiſer der Franzoſen, der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen haben jeder 1000 Francs beigeſteuert. Von anderen regierenden Fürſten haben nur noch der König von Hannover 500 Fr. und der Großherzog von Heſſen 200 Fr. beigetragen. Gleichwohl iſt der königlich ſächſiſche Geſandte, Freiherr von Seebach erſter und der königlich bayeriſche Geſandte, Herr von Wendland, zweiter Präſident des deutſchen Hülfsvereins. In dem vorliegenden Berichte warnt der Hülfsverein wiederum vor dem leichtſinnigen Reiſen nach Frankreich. „Ein ganz bedeutender Theil der Reiſe-Unterſtützungen wird von Leuten in Anſpruch genommen, die nur einige Tage in Paris ſind und nur deshalb die Hülfe der Geſellſchaft erhalten, weil ſie ohne ſchleunige Zurückbeförderung in der großen Weltſtadt zu Grunde gehen würden.“

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (450)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Charakteristik
der
hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues
von
Dr. H. Steinthal.
Zweite Bearbeitung seiner
Classification der Sprachen.
(24 Bogen.) 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„Da die Darstellung der Art ist, dass man dem Verfasser fast überall ohne besondere Vorkenntnisse zu folgen vermag, so ist diese Schrift ganz vorzüglich geeignet, einem jeden, der Sinn für das eigenthümliche Leben der Sprachen mitbringt, die grosse Mannigfaltigkeit des menschlichen Sprachbaues, auf feste Gesichtspunkte zurückgeführt, summarisch vor Augen zu führen. — Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für solche Belehrung und Anregung.“ — (451)
Literar. Centralblatt.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Geſchichte
des
brandenburgiſch-preußiſchen Staates
von
F. Voigt,
Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin.

1860. 41 Bgn. gr. 8. geh. 2 Thlr.; in Kattunband und Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (452)

„Der durch ſeine geographiſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte Profeſſor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geſchichtsbuch folgen laſſen, das ſich durch gewiſſenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, ſowie durch knappe, fernige und namentlich unprätentiöſe Darſtellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfaſſer um die Sache und nicht um ſeine Perſon zu thun geweſen iſt: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont ſehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfaſſer bei Concipirung und Niederſchreibung ſeines Buches als ein beſonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zuſammenhanges zwiſchen der märkiſchen und der deutſchen Geſchichte, dann die objektive Darſtellung des Thatſächlichen unter Ausſchließung alles anekdotiſchen Beiwerks.“ Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Populäre Aſtronomie. **J. J. von Littrow's Wunder des Himmels** erſcheinen gegenwärtig in neuer Bearbeitung von **Carl von Littrow**, Director der Sternwarte in Wien, in 20 Lieferungen à 5 Sgr., mit 8 lithogr., theils in Farben gedruckten Tafeln, und zahlreichen Holzſchnitten. **Fünfte Auflage.**
(Verlag von Guſtav Weiſe in Stuttgart.) (416)
☞ **Die erſte Lieferung iſt in jeder Buchhandlung vorräthig.**

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlſtich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, geſtochen von Chr. Hoffmeiſter. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.
Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie“, ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (447)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschienen:

Grimm (Jacob): Ueber den Ursprung der Sprache.
Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851.
Fünfter unveränderter Abdruck 1862. Velinpapier. 8 geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (449)

In dem unterzeichneten Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hinterlaſſene Werke des Generals Carl von Clauſewitz über Krieg und Kriegführung.

Zweite und theilweiſe dritte Auflage. Zehn Bände. gr. 8. mit 2 Karten. 12 Thlr.

Band I.—III. (untrennbar). **Vom Kriege.** Drei Bände (etwa 60 Bgn.) 4 Thlr.

Die dritte Auflage dieſes ausgezeichneten Werkes, bereichert durch einen Lebensabriß des Verf. und geſchmückt mit dem Bildniß deſſelben in Stahlſtich befindet ſich in der Preſſe.

Bd. IV. **Der Feldzug von 1796 in Italien.** Mit einer Karte von Oberitalien, bearbeitet von Prof. H. Kiepert, und 5 Plänen. 1858. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bd V. u. VI. **Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz.** 2 Bände (untrennbar.) 2 Thlr. 20 Sgr.

Band VII. **Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtand, und der Feldzug von 1814 in Frankreich.** Mit einer Operationskarte von Rußland bearbeitet von Prof. H. Kiepert. 1862. 1 Thlr.

Band VIII. **Der Feldzug von 1815 in Frankreich.** 1862. 1 Thlr.

Band IX. **Strategiſche Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Guſtav Adolph, Turenne, Luxemburg und andere hiſtoriſche Materialien zur Strategie.** 1863. 1 Thlr. 10 Sgr.

Band X. **Strategiſche Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobieski, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzog von Braunſchweig und andere hiſtoriſche Materialien zur Strategie.** 1863. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die Bände VII—X (Einzelpreis 5 Thlr. 10 Sgr.) werden auf einmal bezogen, wie die obige erſte und zweite Gruppe, zum Preiſe von 4 Thlrn. abgegeben.

„Kein anderer Schriftſteller,“ ſagt die Neue Militär-Zeitung (1858 Nr. 28), „iſt gleich geeignet in das Weſen des Krieges einzuführen, keiner zwingt ſo unerbittlich den eigentlich entſcheidenden Faktoren, den letzten bewegenden Urſachen bis auf den Grund nachzugehen. **Clauſewitz** iſt ein Kritiker erſten Ranges im beſten Sinne des Wortes, inſofern die Kritik nicht blos die negative Aufgabe hat, den Irrthum und die Unwahrheit aufzudecken, ſondern zugleich die poſitive, im nothwendigen Prozeß des Denkens und der Betrachtung zur Erkenntniß des Richtigen und Wahren zu führen. Er iſt ein Schriftſteller, mit dem nicht blos der Offizier, ſondern jeder höher Gebildete, der über den Krieg mitſprechen will, vor allem aber der Staatsmann vertraut ſein ſollte. In der klaren, durchdringenden Art, wie er ſeinen Gegenſtand ergreift und hinausführt, erinnert er an Leſſing. Wie bei dieſem iſt es nicht der Stoff an ſich, ſondern der Geiſt in Form und Behandlung, der unwiderſtehlich anzieht und wieder Frucht des Geiſtes hervortreibt; wie von Leſſing in Sachen des Geſchmackes und der Kunſt, ſo ſind von Clauſewitz im Gebiete des Krieges neue Bahnen gebrochen, die ächten, bleibenden Geſetze deſſelben mit einem neuen Licht umgeben worden. Indeſſen iſt ſeine Theorie allein nicht genügend, ihn vollſtändig zu verſtehen und zu würdigen. Dieſelbe iſt an der fortwährenden Betrachtung einer Reihe der wichtigſten Kriege gleichſam genährt und aufgewachſen; und wieder ſind ſeine kriegsgeſchichtlichen Werke vom Geiſt ſeiner Kritik getragen und durchdrungen. Darum iſt uns eine neue Auflage derſelben beſonders erwünſcht“ u. ſ. w. (448)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 35.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 28. Auguſt **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Eine neue Bearbeitung des deutſch-angelſächſiſchen Gedichtes Beowulf 546

England.

Der Großfiſchmarkt in London. (Billingsgate) 548
Die periodiſche Preſſe Englands 551

Frankreich.

A. Gabourd's „zeitgenöſſiſche Geſchichte". II. Ludwig Philipp und die Herzogin von Berri 552

Portugal.

Portugieſiſche Volkslieder und Romanzen . 555

Orient.

Der Prieſter Johannes in Sage und Geſchichte 556

Kleine literariſche Revue.

„Briefe an Ludwig Tieck" 557
Der franzöſiſche Buchhändler Hachette . . 558
Diplomatiſche Geſchichte der Jahre 1813—15 558
Thalès Bernard's Geſchichte der Poeſie . 558
Novelliſtik 558
Archiv für Buchdruckerkunſt 558

Literariſcher Sprechſaal 559

Im unterzeichneten Verlage erschien im v. J.:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er v o r z u g s w e i s e unter s o l c h e n dem deutschen Leser minder b e k a n n t e n wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (454)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Just published, in 2 vols. royal 8vo, cloth, 11 Thlr. 20 Sgr.

INTERNATIONAL

COMMERCIAL LAW.

BEING

TH EPRINCIPLES OF MERCANTILE LAW

OF

THE FOLLOWING AND OTHER COUNTRIES,

VIZ:

ENGLAND, SCOTLAND, IRELAND,

BRITISH INDIA, BRITISH COLONIES,

Austria,	*Greece,*	*Prussia,*
Belgium,	*Hansetowns,*	*Russia,*
Brazil,	*Italy,*	*Spain,*
Buenos Ayres,	*Netherlands,*	*Sweden.*
Denmark,	*Norway,*	*Switzerland,*
France,	*Portugal,*	*United States,*
Germany,		*Wurtemburg.*

BY LEONE LEVI.

SECOND EDITION.

WHARTON'S LAW LEXICON.

Third Edition. 1864.

A Law Lexicon, or Dictionary of Jurisprudence, explaining all the Technical Words and Phrases employed in the several Departments of English Law; including also the various Legal Terms used in Commercial Transactions, together with an Explanatory as well as Literal Translation of the Latin Maxims contained in the Writings of the Ancient and Modern Commentators. Third Edition. Greatly Improved and Enlarged. Royal 8vo. 13 Thlr. 10 Sgr.

PHILLIPS'S LAW OF COPYRIGHT.

The Law of Copyright in Works of Literature and Art, and in the Application of Designs. With the Statutes relating thereto. By *Charles Palmer Phillips.* In 8vo. 4 Thlr. cloth. (453)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Théâtre impossible. Par Edmond About. (Guillery. L'assassin. L'éducation d'un prince. Le chapeau de Ste. Catherine.) 2e édition. Paris. 3 fr. 50 c.

Les salons d'autrefois. Souvenirs intimes, par Mme la comtesse de Bassanville. Abbeville et Paris. 321 p. in 18.

Recherches sur les eaux pluviales, recueillies à Nantes en 1863. Par A. Bobierre, professeur &c. Nantes. 39 p. in 4.

Jésus devant Caïphe et Pilate, ou procès de Jésus-Christ, suivi d'un choix de textes contenant les principaux fondements de la religion chrétienne. Par M. Dupin, procureur général à la cour de cassation. Paris. XIV et 315 p. in 32. 2 fr.

Dégustation medico-hygiénique. Le procès des fécules, tapioca, sagou, fécules d'igname, de pomme de terre &c., leur non-valeur alimentaire, et de l'atrophie des enfants qui en sont nourri. Par le docteur Deroche. 48 p. in. 8. Paris.

Etude sur l'association des idées. Par M. Mervoyer. Paris. 6 fr. (455)

Neue Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur.

Dos años y un dia. Los hombres necessarios: Espartero, Olozaga. Memoria historico-politica. Madrid, Cuesta.

El diablo en palacio. Novela historica original de Don Ramon Ortega y Frias. Madrid, Cuesta.

Historia de las heresias. Traducida del Italiano y anotada por D. Miguel Sanchez, presbitero. Madrid, Cuesta y Olamendi.

La venganza catalana, ó la Espedicion de Oriente. Barcelona. (Biblioteca popular historica y novelesca.)

Estudios del archipelago asiatico, por D. Balbino Cortés, Consul de España en Singapore. En 4. 140 p. Madrid, Cuesta. (456)

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft.

Verantwortlicher Redacteur: *J. E. Schmaler.*
Zweiter Band. Zweites Heft.

I. Die Ueberreste der Sclaven auf der Südküste des baltischen Meeres. Von *A. von Hilferding.* (Schluss.) — II. Slovenisches. — III. Jährlicher Vertrieb polnischer Bücher und Zeitschriften und die Stärke ihrer Auflage. — IV. Die Slaven im ehemaligen griechischen Kaiserreiche. — V. Kurze Nachrichten. — VI. Vom Büchertische. — Verzeichniss slavischer Novitäten Nr. 2. (457)

Verlag von Schmaler und Pech in Bautzen.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Eine neue Bearbeitung des deutſch-angelſächſiſchen Gedichtes Beowulf. *)

Zum erſten Male wird uns hier eine lesbare Ueberſetzung der edelſten Perle der angelſächſiſchen Poeſie geboten, eine Gabe, die wir nach unſerer Meinung mit ganz beſonderem Danke entgegennehmen ſollten. Denn unſere Literaturgeſchichten pflegen die Dichtungen jenes ſo bald von Deutſchland ausgeſchiedenen Volksſtammes aufs kürzeſte abzufertigen und deren Betrachtung den engliſchen Literarhiſtorikern zu überlaſſen. Und ganz gewiß werden Letztere ſtets in ihnen den Anfangspunkt ihrer Literatur finden. Wenn wir aber ſehen, wie rein deutſcher Geiſt in dieſen Dichtungen weht und wie die Verſchiedenheit derſelben von unſeren eigenen Volksdichtungen keine andere iſt, als die von Geſchwiſtern, die unter gleichem Herzen geruht haben, an denen wir in jedem Zuge die überraſchendſte Aehnlichkeit entdecken, dann, glauben wir, iſt es ein Unrecht, das wir uns ſelbſt anthun, wenn wir ſo theure Abdrücke eines ſtammverwandten Geiſtes ſo unfromm unbeachtet laſſen. Entziehen wir uns dadurch doch jenen edelſten und reinſten Genuß, wenn das Wort unſerer Altvordern wie ein trauter Gruß uns durch die Seele wallt und wir wie Weitgewanderte voll Freude bei ihnen deutſche Art und Sitte, deutſches Gemüth wiederfinden. Traun, das ſind gute, ſchöne Stunden, wenn aus alter, grauer Zeit edler Samen in unſer Herz herüberfliegt und es befruchtet; dann tönt in den Lüften der liebe, holde Ruf:

An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an:
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.

Bedenken wir ferner, daß wir von unſeren älteſten Liedern, die Karl den Großen einſt erfreuten, nichts als ein kleines Fragment aus dem Hildebrandsliede übrig haben, das ein gütiger Zufall uns aufbewahrt hat und wunderbar uns finden ließ, daß für den Verluſt jenes Liedes, das die Kämpfe Walthers von Waſichenſtein ſang, wir durch die lateiniſche Ueberſetzung uns tröſten müſſen, mit welcher Liebe und Ehrfurcht müſſen wir dann an ein Werk wie den Beowulf herantreten — wenn wir von Caedmon's Paraphraſe der Geneſis abſehen — das älteſte und vollſtändig erhaltene in einem deutſchen Dialekte geſchriebene Gedicht, durch und durch voll deutſchen Lebens! Denn die Sagen von dem tapfern Gothenkönig Beowulf nahmen die Angeln und Sachſen bereits im fünften Jahrhundert auf ihren Fahrten nach Britannien mit; dann wurde die ruhmvolle Regierung des nach Angabe des Ueberſetzers hiſtoriſchen Gothenkönigs Hygelac und ſeine Kämpfe gegen die Franken und Frieſen aus dem Anfang des ſechſten Jahrhunderts mit hineinverwebt, während zugleich das von den Angelſachſen ſo willig aufgenommene Chriſtenthum ſeinen durchgreifenden Einfluß auf Geiſt und Ton der Volksdichtung ausübte, bis das Gedicht in ſeiner jetzigen Geſtalt im achten Jahrhundert aufgezeichnet wurde. Noch, heißt es, ſind manche angelſächſiſche Dichtungen ungedruckt geblieben; aber ſo viel wir wiſſen, wird uns außer der oben genannten Paraphraſe der Geneſis von Caedmon kein älteres Werk genannt.

Es iſt wahr, unſerem Gedichte liegt kein ſo hochpoetiſcher, tief erſchütternder und das Weh der Menſchheit wiedertönender Gegenſtand wie dem Hildebrandsliede zu Grunde, eine Sage, deren Quelle vielleicht im fernen Oſten liegt, wo ſpäter Firduſi ſie fand und ſie in ſeinem Liede von Ruſtem und Sohrab zu wundervoller Schönheit geſtaltete. Auch jene reiche Kunſt der Abwechſelung und den kecken Humor, den unſer Waltherlied geathmet haben muß, finden wir nicht im Beowulf; vergebens ſuchen wir nach einer aus dem Innerſten Gemüth entſpringenden tragiſchen Verwickelung; keine ſüße Minne, keine liebreizende oder dämoniſche Frauengeſtalt tritt uns entgegen, nichts von all dem! Und dennoch, wenn wir ein wohlmeinendes, liebevolles Gemüth, jene unerläßliche Pietät zu dem Gedichte mitbringen, ſo werden wir, je weiter wir leſen, von der ſchlichten Einfalt der Darſtellung, der die Kraft und Würde nicht fehlt, von dem treuherzigen Tone und Geiſt der Dichtung, von all den Zügen deutſchen Lebens und dem hehren Bilde des ebenſo ſtarken und tapferen, wie milden Helden, das die Seele unſerer Altvordern erfüllte, — von all dem werden wir, je weiter wir leſen, ſtets ſanfter und inniger uns gefeſſelt fühlen.

Das Versmaß des Gedichtes iſt das allerälteſte deutſcher Dichtung, nämlich das alliterirende. Dieſes hat der Ueberſetzer aber, wie wir glauben, mit Recht aufgegeben, da daſſelbe, abgeſehen von der Schwierigkeit der Nachbildung, wirklich zu wenig, namentlich in einem längeren Gedichte, unſerem Gefühle entſprechen würde. Statt deſſen hat er den ſchlichteſten Vers, den wir haben, den fünffüßigen Jambus, erwählt, und, wie es uns ſcheint, wiederum mit richtigem Takte; denn die mittelalterlichen Reimzeilen würden für dieſes Werk, deſſen weſentlicher Charakter Einfachheit iſt, ſchon zu künſtlich erſcheinen, und unſere Nibelungen-Strophe geradezu unmöglich ſein, da die Dichtung nicht ſtrophiſch gedacht iſt. Die Treue der Nachbildung ſind wir aus Unkenntniß des Originals nicht im Stande, zu beurtheilen; aber das wollen wir mit Freude bezeugen, daß die Sprache auf uns im Ganzen durchaus den Eindruck macht, wie der ehrwürdige Roſt des Alterthums.

Der Gang des Gedichtes, das ſeinem Inhalte nach in drei Hauptabenteuer mit einigen eingeſtreuten kleinen Epiſoden zerfällt, iſt ein ſehr einfacher.

Hrodgar, der greiſe König der Dänen, hat eine herrliche Königshalle errichten laſſen, um dort mit ſeinen Getreuen täglich am Methe ſich zu erfreuen und den Harfenklängen und Liedern der Sänger zu lauſchen. Gegen dies Wonneleben erhebt ſich der Neid Grendels, des „einſam wandelnden" teufliſchen Unholds aus dem Geſchlechte des brudermörderiſchen Kain. Allnächtlich ſtürmt er in den goldenen Prunkſaal, verſchlingt 15 der dort ſchlummernden Helden und führt 15 andere als Beute in ſein düſteres Reich im Grunde eines unzugänglichen Moores. Gramvoll trauert der alte König über den Tod der Seinigen, den keiner der Tapferen zu rächen im Stande iſt. Da hört Beowulf, ein edler Kämpe des Gothenkönigs Hygelac, von dieſem Unheil und fährt über das Meer, um den Kampf mit dem Scheuſal zu unternehmen. Auf's freundlichſte von König und Königin aufgenommen und bewirthet, erwartet er mit ſeinen wenigen Begleitern im Saale die Nacht. Grendel naht und tödtet einen der letzteren; wie er aber ſeine Hand nach Beowulf's Lager ausſtreckt, wird dieſe von der nervigen Fauſt des Helden gepackt. Nach wüthendem Ringkampfe gelingt es Grendel, zu entrinnen, doch todeswund, denn Hand und Arm muß er zurücklaſſen.

*) Beowulf. Angelſächſiſches Heldengedicht, überſetzt von Moritz Heyne. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1863.

Digitized by Google

Schon glaubt der hocherfreute Hrodgar des Leides überhoben zu ſein, als in der folgenden Nacht die grauſige Mutter Grendel's, „die Wölfin des Meeres,“ racheſchnaubend heranſtürmt und einen ſchlafenden Helden aus dem Saale als Raub davonſchleppt. Der König klagt gramerfüllt dem tapfern Beowulf ſeine neue Noth und ſchildert ihm den grauſen Aufenthalt jener Unholde:

„Sie haben inne unerforſchtes Land,
Der Wölfe Klüfte, wind'ge Bergabhänge,
Und ſchauervolle Sümpfe, wo der Bergſtrom
Herunter von des Kapes Nebelkrone
Zur Ebne ſtürzt. Nicht ferne iſt's von hier
Zum Meere, über dem die Wälder hangen,
Die rauſchenden, in Wurzeln feſt; das Waſſer
Beſchatten ſie. Da kannſt du jede Nacht
Ein feindlich Wunder ſehn, im See ein Feuer;
Da lebt kein noch ſo weiſes Menſchenkind,
Der ſeine Tiefe weiß, und wenn einmal
Der hörnerſtarke Hirſch, der flücht'gen Schrittes
Die Heide mißt, gehetzt von Hunden, aufſucht
Des Waldes Schutz, von ferne her gejagt,
So läßt er lieber an des Meeres Ufer
Sein Leben, ehe er, hinein ſich ſtürzend,
Sein Haupt verbirgt. Da iſt es nicht geheuer:
Der Wogen Strudel ſteigt da gräßlich auf
Bis zu den Wolken, wenn der Wind dahertreibt
Gewitternebel, bis die Luft erdröhnt,
Die Himmel weinen.“

Beowulf erklärt ſich auch zu dieſem Kampf bereit, und am folgenden Morgen geleitet der König mit ſeinen Mannen den tapfern Helden zur Schreckensſtätte. Längs dem Walde zogen ſich über ein dunkles Moor die Spuren der Unholdin, wo ſie den beſten der däniſchen Männer geſchleift.

Da überſchritt
Der edle Held die ſteilen Felsgeklüfte,
Die ſchmalen Steige, enge Schreckenspfade,
Noch ungekannte Wege, ſteile Höhen
Und Nichſenhäuſer viele. Vorwärts ging er,
Von wenigen der Trefflichen begleitet,
Die Gegend zu erforſchen, bis er plötzlich
Dahin gelangte, wo des Bergwalds Bäume
Hinüberhingen über graue Felſen,
Ein ſchauervoll Gehölz; tief unten ſtand
Die See von Blute trüb. — —
Und längs des Waſſers ſah man viel Gewürm,
Seedrachen, ungeheure, ſchwimmend ſtreifen
In dem Geklüft der Felſen Nichſe liegen,
Die oft zur Frühzeit bringen böſen Weg
Den Schiffenden, Gethier und Ungeheuer.

Hier empfiehlt Beowulf, im Falle daß er aus dem Kampfe nicht wiederkehre, ſeine Mannen der Vaterhuld des Königs und ſtürzt ſich in die See hinab. In einem Saale auf dem Grunde des Meeres findet er das ſchreckliche Weib. Sein Schwert verſagt ihm an der feſten Hornhaut deſſelben: ſchon liegt er ſelbſt am Boden; doch rafft er ſich wieder auf, reißt ein Rieſenſchwert von der Wand und erlegt mit ihm die grimme Meereswölfin. Den ganzen Tag hatte der König unterdeſſen droben am Strande auf ſeine Wiederkehr gewartet. Da ſah er die Fluth von neuem Blutſtrom hoch aufwallen, und unter Klagen und Trauer kehrte er mit ſeinen Kriegern zurück, denn ſie glaubten den Helden verloren. Am folgenden Tage aber kommt er, mit ſchweren Siegeszeichen beladen, ans Land geſchwommen und wird im Triumphe vor den hocherfreuten König geführt. Dieſer ſpendet Lob und Ehre ihm, als dem beſten aller Ritter; doch da er ihn liebt wie einen Sohn, ſo fügt er folgende Ermahnung hinzu:

„Wende Deinen Blick
Stets auf des Mannes Höchſtes! Dieſen Spruch
Hab' ich für dich gethan als ein in Jahren
Gereifter Mann. Ein Wunder iſt's, zu ſagen,
Wie der Allmächt'ge dem Geſchlecht der Menſchen
In ſeiner Großmuth Weisheit ſpendet, Gut
Und Heldenſchaft: er waltet über Alles!
Da läßt er auf Beſitz zuweilen gehen
Des Menſchen hoher Abkunft Herzgedanken:
Er giebt im Stammland ihm der Erde Wonnen,
Läßt ihn der Mannen Herrſcherburg beſitzen,
Und Länder, weite Reiche unterwirft
Er ihm, daß ſein Verſtand zu blöde iſt,
Derſelben Gränze zu ermeſſen; Fülle
Umgiebt ihn und durch nichts, durch Krankheit nicht,
Noch Alter je gehemmt, bekümmert weder
Geheimer Kummer ihm das Herz, noch zeigt
Sich irgend Feindſchaft, kriegeriſcher Haß;
Es kehrt die ganze Welt ſich ihm zu Willen.
Nichts Leides kennt er, bis in ſeinem Innern
Der Uebermuth ihm wächſt und ſproſſet, wenn
Der Wächter ſchläft, der Seele Hirt; es iſt
Der Schlummer, durch Anfechtungen genähet,
Zu ſicher und zu nahe der Verderber,
Der des Geſchoſſes Pfeile tückiſch ſendet.
Dann iſt die Bruſt, die bergende, verwundet
Vom bittern Stachel: nicht mehr widerſteht er
Durch des verruchten Geiſtes räthſelhafte
Gebote dem Verderben: was er lange
Beſeſſen hat, das dünkt ihm jetzt zu wenig,
Er geizt im böſen Herzen, giebt nicht mehr
Für Kampfverpflichtung goldgetriebne Ringe:
Was künftig ihm beſtimmt iſt, das vergißt er
Und ſetzt es hintenan; Gott hat ihm lange,
Des Glanzes Heer, der Ehren Theil verliehen.
Zu Ende aber trifft ſich's, daß der Leib
Gebrechlich hinſinkt, todtgeweiht zerfällt:
Ein andrer nimmt das Reich, der ohne Gram
Die Schätze austheilt, alte Koſtbarkeiten
Des Herrſchers, ohne Wehe thut er das.
Vor ſolchem Frevel ſchirm Dich, Beowulf,
Der Männer beſter! und das Schön're wähle,
Den ew'gen Lohn: nicht hege Uebermuth,
Berühmter Held! Nun währet eine Weile
Die Fülle Deiner Heldenkraft; doch einſt
Geſchieht alsbald, daß Krankheit oder Schwert
Der Stärke Dich berauben, oder Klauen
Des Feuers oder Uebermacht der See,
Des Schwertes Angriff oder Speeresflug,
Das grauſe Alter, oder es vergeht
Der Augen Glanz im Dunkel; plötzlich dann
Beſieget Dich der Tod, o Herr der Krieger!“

Reich beſchenkt, kehrt darauf Beowulf mit den Seinigen heim. Hier wartet ſein bald noch höhere Ehre. König Hygelac entſchläft, und bald nach ihm ſtirbt auch ſein junger Sohn. Da wird Beowulf, der mit dem Königshauſe verwandt und verſchwägert iſt, von den Gothen zum Könige erkoren. — Lange Jahre hatte er mit Kraft und Milde geherrſcht, und ſchon war das hohe Alter ihm genaht. Da entdeckte einſt ein Flüchtling, der ſich ins Gebirge rettete, eine Felſenhöhle, in welcher ein gewaltiger Drache zahlloſe Schätze bewachte. Da das Unthier ſchlief, ſo gelang es

Digitized by Google

dem Manne, etwas davon zu erbeuten. Fortan fuhr der Drache allnächtlich feuerſchnaubend durch die Lüfte und rächte ſich an vieler Menſchen Leben. Da unternimmt dee alte Held für ſeines Volkes Heil und Wohlfahrt den ſchweren Kampf gegen dieſen Feind. Mit Todesahnung zieht er zum Gebirge und ruft das Ungeheuer aus ſeiner Schlucht hervor. Furchtbar iſt der Kampf; die glühende Lohe droht den Helden zu verzehren. Seine Begleiter entfliehen; nur Einer vermag es nicht; er gedenkt der Güte und Freundlichkeit des lieben Herrſchers und ſtürzt ihm zur Hülfe ſich nach. Den vereinten Kräften Beider gelingt der Sieg. Doch zu tief und ſchwer iſt die Wunde, die des Drachen Kralle der Bruſt des alten Helden geſchlagen hat. Er fühlt ſein Ende nahen. Raſch läßt er ſeinen Gefährten die reichen Schätze aus der Höhle holen; denn damit wollte er ſeinen Treuen lohnen. Sich weidend an dieſem Anblick und im Bewußtſein eines ſchönen Sieges zum Beſten ſeines Volkes, gab er ſeinen Geiſt auf. Unter Thränen und lauten Klagen wurde der Körper des edlen Königs auf hochgethürmtem Scheiterhaufen den Flammen übergeben.

Da nun bereiteten der Gothen Helden
Am Abhang einen Hügel, hoch und breit,
Den Wogenſchiffern weit hinauszuſehen,
Und bauten völlig innerhalb zehn Tagen
Des Kampfberühmten Grab. Der Brände beſten
Umgaben ſie mit einem Wall, ſo würdig,
Wie ihn der Männer weiſeſte erſannen.
Sie legten in den Hügel Ring und Schmuck,
Die Kleinod' alle, wie ſie aus dem Horte
Die Kampfesmuthigen vorher genommen.
Da ritten um das Grab die ſtreitestapfern,
Der Edelinge Schaar, in Allem zwölf;
In Kummer klagten ſie, den König lobend;
In wahrem Spruche ſagten ſie vom Helden,
Verkündeten ſein ritterliches Weſen
Und prieſen mächtig ſeine Heldenthat.
So ziemt es ſich, daß man den lieben Herrn
Mit Worten lobe und im Herzen ihm
Ein liebendes Gedächtniß wahre, wenn er
Den todverfallnen Leib verlaſſen muß.
Alſo betrauerten die Gothenleute
Des Herrſchers Fall, die lieben Herdgenoſſen;
Sie ſprachen, aller Weltenkön'ge ſei er
Der mildeſte und menſchenfreundlichſte,
Den Mannen lind, nach Lob am meiſten ſtrebend.

So ſchließt das Gedicht zwar mit inniger Klage. Doch bleibt das erhebende Bild des ſtarken und milden Helden, der ein treuer Schutz und Hüter ſeines Volkes war, mit dem Siegeskranze geſchmückt, in dem Herzen des Leſers zurück, und wir freuen uns herzlich, daß durch das Verdienſt des Herrn Moritz Heyne nun auch das größere Publikum ſich an dieſem edlen deutſchen Werke erfreuen kann.

England.

Der Großfiſchmarkt in London.
(Billingsgate.)

London iſt alles Mögliche, unter Anderem aller möglicher Markt: immerwährender, unaufhörlicher Tag-, Nacht-, Wochen-, Jahr- und Weltmarkt; zu jeder Jahreszeit Oſter- und Michaelis-Meſſe. Es giebt nie eine Stunde im Tage oder Jahre, in welcher nicht etwas feilgeboten und gekauft würde. Am heiligen Sonntage, wenigſtens Morgens, iſt's mitten unter Polizei und Verbot am ſchlimmſten. Die Sonnabend-Nacht- und Sonntags-Morgen-Märkte verſorgen die Menge, die Millionen, hauptſächlich für die Woche. Auch wird jede Nacht hindurch in jeder Stunde auf der Straße und in weit offenen Läden und Liederlichkeits-Inſtituten ge- und verkauft, gegeſſen und getrunken. Auf den Straßen dauern Auſtern und andere See-Delikateſſen, geröſtete Kartoffeln und dergl. bis nach Mitternacht. Und dann ſind ſchon die großen, blechernen Straßen-Kaffee-Behältee mit friſcher Labe bereit, den müden, obdachloſen Vagabunden oder Unglücklichen für ihren letzten Halb-Penny heißes Cichorienwaſſer zu kredenzen.

Auch kommen dann ſchon die häuſerhohen Fuder von Früchten, Blumen und Gemüſen ſchwer und duftig durch die Straßen gerumpelt, alle nach der Centralſtelle Coventgarden. Und unten auf der mächtig heranfluthenden Themſe klappen und klatſchen, wie ſeit Jahrhunderten, jede Nacht, nur immer zahlreicher, die braunen Segel einer ganzen Flotte von Gravesend herauf, reichlicher für einen Tag mit einer Aerndte aus dem Meere beladen, als vielleicht ganz Deutſchland mit ſeiner vernachläſſigten Seefiſcherei in einem ganzen Jahre ſelber aus dem unerſchöpflichen Aerndtefelde zu ſchöpfen vermag.

Es iſt die Seefiſchflotte Londons, die auf dee ſtillen, ewig lebendigen Waſſerſtraße der Themſe heranwächſt, um, wie jede Nacht, in Billingsgate den täglichen Fiſchbedarf für London abzuliefern. Noch ſchläft London, wie es ſcheint. Die Penny-Dampfboote, die den ganzen Tag wie Schwalben auf der gepeitſchten Themſe umherfliegen, liegen zuſammengehuddelt an den Ufern. Die rieſigen Waarenlager und Großgeſchäfte ſind ungeheuer diebesfeſt geſchloſſen und die lange Säulenwand des Zollhauſes hat nicht ein einziges ihrer vielen Fenſteraugen offen. Selbſt der knurzige Thurm der Kohlenbörſe ſcheint ſich ſchläfrig zuſammengekauert zu haben. In den Docks liegen die Tonnen Wein, Cognak und ſonſtiger Spirituoſen, die Lattenkörbe mit Früchten u. ſ. w. wie dicht zuſammengepferchte, unabſehbare Schafheerden. In den engen Cityſtraßen trapſt blos mit ſchweeem Schritt der einſame Policeman und zieht und zerrt im Vorbeigehen immer wieder an den dicken Eiſenbarren der Ladenfenſter, um ſich zu überzeugen, daß ſie auch wirklich diebesfeſt halten. Hier und da begegnen ihm bekannte Diebe und Nachtwandlerinnen mit Gin-Geſichtern. Aber er thut ihnen nichts, ſo lange ſie blos wandern, und trinkt wohl gar ſeinen Cichorien-Mokka aus derſelben Quelle.

London ſchläft, wie es ſcheint. Alle ſoliden Häuſer, Läden und Augen ſind geſchloſſen. Aber kommt nur in die rechten Gegenden des Nachtlebens, z. B. in die Nachbarſchaft von Coventgarden und Billingsgate: Läden weit offen, ſcheunthorweit offen, heraus- oder vielmehr hineinfordernd offen, ohne eine einzige Scheibe in der ganzen Front, ſondeen mit luſtig gähnender Hahaha-Mauloffenheit jeden Nachtwanderer anlachend und einladend. Das ſind die Shops oder Schuppen, die Dich ſättigen, um Dich durſtig zu machen, das ſind die Schuppen der Fiſchgerichte, die bei uns größtentheils nur als Gerüchte vorkommen. Welche Bündel und Haufen fabelhafter Fiſche, geräuchert, geſalzen und friſch, lachen aus dieſen weiten Shops hervor! Getrocknete, geſalzene, geräucherte und friſche Häringe, Bloaters*) aus Yarmouth, „gekipperte" See-

*) Schwer überſetzbare Benennungen, die wir deshalb beibehalten, da, wenn es auf Unterſcheidung ankommt, die engliſchen Namen wieder zu Hülfe genommen werden müſſen.

Digitized by Google

fiſche, Pilchards, Muſſels, Periwinkels, Shrimps, Sprotten, Lachſe, Hummern, rieſengroße Seeſpinnen, unbekannte Delikateſſen des Meeres in Fäſſern, Körben, Tonnen, Haufen, Paketen und Bündeln, in Millionen, in Myriaden.

Da viele dieſer ehemaligen Bewohner ſalzigen Waſſers getrocknet ſind, ſo wirken Trockenheit und Salz ganz beſonders auf den Durſt. Es iſt daher kein Wunder, daß die blaugeſchürzten Eigenthümer dieſer Fiſch- und Auſtern-Shops nicht ſelten mitten aus ihren Reichthümern hervor um die Ecke ſchlüpfen, um im nächſten Nacht-Bier- und Gintempel ihre Andacht zu verrichten und nationale Mittel gegen den Durſt einzunehmen. Manche begnügen ſich auch mit der auf der Straße feilgebotenen Abkochung aus Cichorien, Pferde- (d. h. bei uns Sau-) Bohnen und gebranntem Korn, die unter dem Namen Kaffee gekauft und nicht aus Taſſen, ſondern pintenweiſe — ein Nöſel auf einmal — getrunken wird.

Dicht an Billingsgate iſt eine Schlüpfe, ein Gäßchen, genannt Darkhouse Lane — Dunkelhausgaſſe — mit der Darkhouſe-Taverne, ſtets die ganze Nacht offen, wie die Namensvetterin auf dem Nachts lebendigen großen Fleiſchmarkte Newgate. Die anderen drei: Bowlers, Bacons und Simpſon's nehmen einen höheren Rang und beſſeren Platz auf dem prachtvoll moderniſirten Billingsgate-Fiſchgroßmarkte ein.

Das Wort Billingsgate iſt ſo wichtig und weſentlich in der engliſchen Sprache und Literatur, daß man gut thut, zu ſagen, was es bedeute.

Um gelehrt anzufangen, bemerken wir, daß der König altheidniſcher Briten, Belin mit Namen, das Waſſerthor und den Fiſchhafen Londons, jetzt genannt Billingsgate, vier Jahrhunderte vor Chriſti Geburt erbaut haben ſoll. Da Fiſchweiber und Fiſchmärkte überall in einem beſtimmten Rufe ſtehen, konnte es auch im Laufe der vielen Jahrhunderte nicht fehlen, daß Billingsgate mit ſeiner Bevölkerung, Sprache und Sitte als Muſter des Plebejen und Gemeinen ein feſtes Gepräge gewann, ſo daß Jeder wußte, was es heiße, wenn Shakſpeare oder irgend ein anderer Dichter Jemanden mit Billingsgate-Anſpielungen traktirte. Das alte iſt nun freilich verſchwunden. An die Stelle der alten Schuppen, Ställe, Schmutzereien und Hütten, die bis vor etwa 20 Jahren den Großfiſchmarkt von London charakteriſirten, iſt eine architektoniſch großartige Verkaufshalle mit Dach und Thurm, und eine luftige, reinliche Räumlichkeit mit einem Springbrunnen in der Mitte getreten, ſo daß die vornehmſten Herren nicht anſtehen, hierher zu kommen, um bei Simpſon's an einem der täglich zweimal wiederholten Ordinair-Fiſch-Diners (à 18 Pence oder 15 Sgr.) Theil zu nehmen und dazu ein Glas des berühmten Simpſon'ſchen kalten Punſches zu trinken.

Freilich jetzt, d. h. zwiſchen 1—5 Uhr des Nachts, iſt nicht viel Platz für vornehme Herrſchaften. Die Fahrzeuge der Flotte landen und löſchen in fieberhafter Schnelligkeit, holländiſche Schiffe mit Aalen, Nordſeeboote mit Hummern, Schiffe von Hartlepool, Whitſtaple, Harwich, Groß-Grimsby u. ſ. w., klobige, kauernde, faßartige, aber auch ſehr faßliche Laſtwagen des Meeres, die ſich immer dichter heranſchieben, durch fliegende Brücken mit dem ſteinernen Bollwerk verbunden und in einer Miſchung von Gaslicht und Morgenroth von unzähligen maſſiven privilegirten Trägern gelöſcht werden. Dabei kann man das ſeit Jahrhunderten berühmte Billingsgate-Engliſch in ganzer Fülle und Friſche hören, aber ſelten etwas davon verſtehen, auch wenn man mit der Ausdrucksweiſe des gemeinen Lebens und Volkes vertraut iſt. Das friſche, ſtets für die vornehme Welt und die Literatur produktive Straßen-Engliſch miſcht ſich hier ſtark mit nautiſchen Ausdrücken, mit der eigenen, mächtigen Seemanns-, Salz- und Süßwaſſerſprache. Ich will hierbei eine Bemerkung machen, die ich genial und treffend von einem Anderen gehört habe. Die engliſche Sprache iſt ungemein produktiv an neuen, treffenden, meiſt ſchlagend witzigen Ausdrücken, die ſich fortwährend in die höhere Umgangs- und Literaturſprache einbürgern. Dickens und andere draſtiſche Volks-Schriftſteller ſchöpften ihren beſten Reichthum an friſchen Worten und Anſchauungen aus den Polizeigerichtshöfen, in denen Verbrecher und Vagabunden und gemeine Leute von der Straße ihre unſtudirte, aus der Tiefe und Niedrigkeit des Lebens ſprudelnde Beredſamkeit entwickeln. Sie ſind die beſten Wort- und Witz-Lieferanten. Anderswo, alſo auch in Deutſchland, iſt's ebenſo; nur daß unſere meiſten Literaten ſich der gebildeten Mittelmäßigkeit wegen, um parlamentariſcher Bläſſe willen, zu ſehr an bereits ausgemünzte und abgeſcheuerte Phraſen und Formen halten und neue Anſchauungen und Worte aus dem Leben als unparlamentariſch vermeiden. Auch laſſen Redaktionen und Verleger nicht leicht originale Kraft und Friſche zu.

Doch zurück in den maleriſchen Tumult des beginnenden Billingsgate-Marktes! Straßen- und Seewaſſer-Engliſch, der Duft friſcher Mackarelen und von Theer und Pech, gelbbraune Segel und morgenrother Himmel, Taue, Takelagen, Körbe, Fiſche, Leinwandhoſen, Waſſerſtiefeln, blaue Schürzen, ſchwer trapſende Füße, Nachtluft und Düfte aus den „Halts" der Fiſcherflotte miſchen ſich in dramatiſcher Konfuſion. Dabei ſchlägt's auch mit der Zeit fünf Uhr von der großen Billingsgate-Glocke herunter, fünf elektriſche Schläge, die durch alle Glieder des Fiſch-Publikums zucken, denn nun geht's los. Die nicht privilegirten Fiſch-Auktionatoren eilen aus Bacon's Taverne heraus mit ihren langen, ſtarken Conto-Büchern, die ſie bei'm Zuſchlagen an den Meiſtbietenden als Hammer brauchen, und ſuchen ihre Bühnen auf in der Mitte von hölzernen Bänken und umgeben von eifrig herandrängenden Menſchen und Haufen beſchuppter Seeungeheuer, unter denen aber auch die populären Häringe, ganz friſch und eingeſalzen (obgleich Jemand ſagte, das Meerwaſſer ſei ſo ſalzig wegen der vielen Häringe darin), fette Lachſe und ſonſtige alte Bekannte nicht fehlen.

Die meiſten Leute drum herum haben ihre orthodoxen blauen Fiſchhändlerſchürzen um und kleine Augen im Kopfe. Ob vielleicht eine Art von phyſiologiſcher Sympathie zwiſchen den kleinäugigen Waſſerbewohnern und ihren Händlern herrſchen mag, ſo daß ſie im zeitlebigen Umgang mit ihnen unwillkürlich ſo fiſchäugig werden?

Wir überlaſſen die Antwort darauf anderen Leuten und ſind ganz Auge für die nun raſch und friſch ſich entwickelnde achtfache Verauktionirung.

Wir halten uns an einen. Er ſteht in ſeinem „box", auf ſeinem Katheder, ſeiner Auktions-Kanzel. Um ihn herum ſtehen in dichten Haufen auf Bänken die „doubles" von plaice, soles, haddocks, whitings, mackarels, herrings" und „offal". Ein „double" oder „Doppelt" iſt ein länglichrunder Korb, nach unten abnehmend, gefüllt mit 3—4 Dutzend Fiſchen. „Offal", Abfall, heißt jeder Haufe verſchiedener, mehr oder weniger beſchädigter, aber natürlich ebenfalls noch ganz friſcher Fiſche. Auf ein Zeichen des Auktionators packt ein muskulöſer Kerl ein Paar „doubles" und wirft ſie ſich auf beide Schultern, daß ſie vom Publikum genau geſehen werden können und nun beginnt das Bieten.

„Soles", Soolfiſche, eigenthümlich rauhe und flache Kreaturen, gehen manchmal für 4 Schillinge pro „double" (1 Thlr. 10 Sgr.)

Digitized by Google

ab und werden nicht ſelten ein Paar Stunden darauf für 2—3 Pfund (20 Thaler) im Einzelnen verkauft, ſo daß man ſieht, was für ein Geſchäft der Fiſchhandel iſt, von welchem wir in unſerer Trägheit noch gar keine Ahnung haben, obwohl wir mit ordentlichem „Fiſchfang auf hoher See" und einiger Organiſation landeinwärts alle Tage unſere friſchen Seefiſche bis Berlin, Leipzig, Dresden u. ſ. w. eſſen könnten.

In früherer Zeit wurden in Billingsgate einmal 40 Guineen (280 Thaler) für 100 Mackarelen geboten. Jetzt wird dieſelbe Menge oft für eben ſo viel Schillinge zugeſchlagen. Die „plaice"-Fiſche gehen für 1 Schilling 6 Pence bis 4 Schillinge für jedes „double" ab.

„Offals" oder Abfälle werden nur von den Fiſchbrateen gekauft, beſonders von dem Rothſchild der zahlreichen Fiſchbrater-Race, der weit im Norden, im populären, plebejen „Somers Town" wirthſchaftet. Der lange, hagere, gelbliche Mann mit einem brennend rothen und gelben Taſchentuche um ſeinen ſcheckigen, ſchmutzigen Hemdenkragen, der kaltblütig und ſpielend beinahe in einem Athem bis 20 Doubles von Abfällen und bis 30 Scheffel „periwinkles" und „whelks" (zwei Arten von Meeresſchnecken) kauft, um ſie mit Profit wieder an Tauſende von kleinen Bratfiſchhändlern und Verkäufern auf der Straße abzulaſſen, das iſt der Rothſchild der Offaliſten und „Bumbarees."

Bumbaree's ſind in dieſem gewerbefreien Lande gedeihende, ungelernte, ungelehrte und unkonceſſionirte, völlig freie Geſchäftsleute, die weiter nichts thun, als Fiſche vom Auktionator zu Billingsgate kaufen und ſie im erſten, beſten, für 6 Pence gemietheten stall, offener Bude, mit Profit an Wiederverkäufer und „Brater" verkaufen. Jeder Menſch kann mit ein Paar Thalern ein Bumbaree werden und es weit bringen.

Nicht alle Fiſche werden in Billingsgate verauktionirt. Dazu privilegirt ſind blos folgende: plaice, soles, friſche haddocks, skates, maids, cod und ling, letztere beide Sorten in Bündeln zu 3—4 Stück, die an Fäden durch die Floſſen zuſammengebunden ſind.

Die friſchen Häringe werden auf den Schiffen ſelbſt in „langen Hunderts" (d. h. zu 130) und in Fünf-Wurfen (mit jedem Wurf 5) verkauft, Aale in rafts oder Zügen zu 20 Pfund, Sprotten ſcheffelweiſe und in „Tindals" à 1000 Scheffel. Im Winter werden jede Woche mehrere ſolche „Tindals" und vielleicht jeden Tag ein Tindal zu 1000 Scheffeln verkauft und wohlfeil und wohlſchmeckend von den Reichſten und Aermſten gegeſſen. Für 3 Pence oder 2½ Sgr. kann man ſich über und über, in- und auswendig mit gebratenen Sprotten einölen. Sie werden eine Minute auf einer Drahtpfanne übers Kohlenfeuer gehalten und mit den Fingern gegeſſen. Wer dazu Meſſer und Gabel brauchte, würde für ebenſo barbariſch gelten, als Jeder, der beim Fiſcheſſen ein Meſſer in die Hand nähme.

Lachſe und Lachsforellen kommen in Fäſſern (im Sommer in Eis) per Eiſenbahn und werden durch Privat-Kontrakt für ſo und ſo viel pro Pfund an Wiederverkäufer abgelaſſen. Dieſer ariſtokratiſche Fiſch wird nicht der Demüthigung des Hammers unterworfen.

Die ungeheure Maſſe von getrockneten und geräucherten Fiſchen, die uns aus unzähligen Fiſch- und Auſterläden (oder Speiſe-Anſtalten) entgegenduften, kommen meiſt (wenigſtens am beſten) von Yarmouth. Die meiſten Verkäufer auf den Straßen räuchern ſich ihre friſch gekaufte Waare ſelbſt und zwar in ſchilderhausförmigen Kaſten von Draht, an welchen die friſchen Fiſche ringsum angereiht werden. Dann wird ein Kohlenfeuer unten in die Mitte gemacht und mit Mahagoniſpänen ſo lange beſtreut, bis die Räucherung vollendet iſt.

Unter den Käufeen und Verkäufern von Billingsgate fiel mir ein ſonderbares Individuum auf, das blos Häute von abgelederten Sool-Fiſchen (soles) für den feſten Preis von 4½ Pence pro Pfund kaufte und nichts Anderes. Dieſes eigene beſchränkte Geſchäft hat gleichwohl eine ungeheure Ausdehnung. Alle Fiſchhändler bringen ihre Sohl-Häute zu ihm und er verkauft ſie wieder centnerweiſe für Raffinir-Zwecke.

Kruſtaceen und Mollusken, alſo krebs- und ſchneckenartige Seethiere, werden in anderen traditionellen Formen verhandelt. Was die populäre, von jedem Bettler bis in die Nacht hinein auf der Straße gegeſſene Auſter betrifft, ſo giebt es außer den allgemeinen „natives" noch native pearls, eingeborene Perlen, Jerſeys, Old Barleys und Commons, gemeine. Sie werden immer auf den Auſterſchiffen ſelbſt aus erſter Hand gekauft und zwar ſcheffelweiſe. Vermöge einer alten, myſteriöſen Gerechtigkeit, muß jeder Käufer für jeden Scheffel 4 Pence an einen ſtets anweſenden Mann abgeben. Niemand weiß, warum und wofür und wozu, aber deshalb verweigert ihm doch Niemand dieſe Steuer. Ebenſo läßt ſich's jeder Käufer gefallen, daß er ſeine Waare nicht ſelbſt ans Ufer tragen darf, ſondeen ſie, 4 Pence pro Scheffel, von privilegirten „shoremen" (Ufermännern) ans Land bringen laſſen muß, ſo daß dem Käufer für jeden Scheffel 8 Pence Abgaben entſtehen. Dies vertheuert aber den allgemein beliebten Artikel nicht merkbar. Jeder in London kann Auſtern von früh bis tief in die Nacht hinein eſſen, entweder vornehm zum Wein, oder billiger in einem der unzähligen Auſtern-Shops, oder noch billiger mit Eſſig und Pfeffer gleich auf der Straße von der Tiſch-Karre des herumfahrenden, bis tief in die Nacht ausrufenden Hökers.

Da Krebſe und Auſtern ihre Zeiten haben, erſtere in den Monaten ohne, letztere in denen mit „r", iſt die jedesmalige Eröffnung der Auſtern-Saiſon ein echtes Volksfeſt auf allen Straßen, beſonders in der Nähe von Billingsgate und den tiefen, alten Straßen in der Nachbarſchaft der London-Brücke, in deren Regionen man auf vielſtufigen Steintreppen hinaufſteigen muß. Die echten Auſtern-Enthuſiaſten ſteigen dann aber lieber hinunter, um ſich mit Matroſen, Krethi und Plethi weiblichen, männlichen und unerwachſenen Geſchlechts um den Tiſch auf der Straße zu drängen und zu warten, bis der aufgeſtreifte, nackte Arm und das blitzſchnelle Auſternbrechermeſſer des Händlers ihm ſein Dutzend für 5 Sgr. aufbricht und mit der Hand präſentirt. Aus der Eſſigflaſche und Pfefferbüchſe kann er ſich ſo viel dazu nehmen, als er will. Oder der junge Auſtern- und Schönheitsliebhaber wartet wohl auch, bis die dralle Gehülfin und Tochter des geſchäftigen Vaters ihn mit derber Antwort auf eine derbe Schmeichelei mit den zwölf oder vierundzwanzig vollen Auſterſchaalen-Präſentirtelleen bedient. Manchmal ſind ſie auch billiger als ½ Pence (5 Pfennige) das Stück, ſo daß jede Kaſſe und Klaſſe ſich alle Tage mit der wohlſchmeckenden, friſchen, nahrhaften Delikateſſe gütlich thun kann. Und ich habe einen Ungar in London gekannt, der ſeinen unerſättlichen Appetit auf dieſe lebendigen Sahntorten des Meeres dadurch befriedigte, daß er faſt jede Mitternacht mit einem großen Sacke ausging und den Ausrufern ihre Reſte ſpottbillig abkaufte, bis der Sack voll oder kein Ueberbleibſel mehr zu haben war.

Ja, die Engländer genießen und würzen ihr Leben prächtig durch unerſchöpfliche, alle Morgen friſche Aerndten aus dem Meere. Was ſie außer Fiſchen und Auſtern noch an mussels (Seemuſcheln), „winkles" (periwinkles), Krebſen, Hummern und „shrimps" (heuſchreckenartigen Meerkrabben) und ſonſtigen Schnecken, Muſcheln, Mol-

Digitized by Google

luſken und Meerdelikateſſen verzehren, das geht für unſere Begriffe und Magen ins Fabelhafte.

Wir wollen eben nur noch ſagen, daß die drei Arten „mussels": holländiſche, Exeters und Shorehams, in großen Säcken à 3 Ctr. zu 3—5 Schillingen pro Sack, die vier Sorten „winkles": ſchottiſche, Clays, Inſel Wight- und Maldens, ſcheffel- und gallonenweiſe, Krebſe in „Kits" (langen, flachen Körben) oder in Portionen zu zwanzig, Hummer in Zwanzigern und „doubles" in Billingsgate en gros verkauft werden.

In einigen benachbarten Gäßchen, darunter Love lane (Liebesgäßchen), giebt es große Kochanſtalten für die rohen, friſchen Krebs- und Molluskenthiere, wo ſich jeder Wiederverkäufer, der's nicht ſelbſt dazu hat, ſeine Waare zu 4 Pence pro Scheffel gar und ſalzig kochen läßt. Krebſe und Hummern werden ebendaſelbſt, 6 Pence für je zwanzig, geſchäftsmäßig raſch todt gebrüht und roth gekocht, während alle anderen Thiere durch den Tod blaß werden.

Nun möcht' ich noch das Talent haben, zu ſagen und zu ſchildern, wie dieſe Millionen von Meeresbewohnern jeden Morgen in Tauſende von Läden mit Marmorplatten und Eis, in Hunderttauſende von Küchen, auf Millionen Tiſche und Tafeln und in Millionen Magen wandern, wie auch die Aermſten alle Tage von der täglich friſchen Aerndte aus dem Meere ihren Antheil bekommen und ſich mit Hülfe einer großen geröſteten Kartoffel (die alle Abende — „all hot" — ganz heiß durch alle populären Straßen hindurch ausgeſchrien und à ½ Penny ohne, à 1 Penny mit Butter maſſenweiſe bis gegen Morgen abgeſetzt werden) ſatt und warm eſſen können, wie Andere neben ihnen ſchon ihr erſtes Frühſtück als Kaffee auf der Straße genießen, während Dieſe erſt zu Nacht eſſen, wie in anderen Straßen und auf anderen Plätzen ſich während der Nacht der täglich friſche Gemüſe-, Frucht- und Blumenmarkt, der lebendige und todte Fleiſchmarkt immer wieder hinreichend für 3 Millionen Menſchen füllt und mit jedem anbrechenden Morgen ganze Armeen von dienſtbaren Geiſtern ſich meiſterhaft durch die 3100 Straßen vertheilen und vor jeder Thüre Fiſche, Fleiſch, Gemüſe, Früchte und jedes Bedürfniß ausſchreien und auf einen Wink raſch und billig befriedigen.

Ja, wer das ordentlich ſagen und ſchildern könnte, der würde zugleich der Welt das Geheimniß verrathen, wie die Bevölkerungsmaſſe manches Königreichs, hier in Einer Stadt vereinigt, gerade deshalb ſo ſicher, bequem und hinreichend jeden Morgen und jeden Tag 24 Stunden lang mit allen möglichen Bedürfniſſen und Luxus-Gegenſtänden verſorgt wird, weil Niemand durch Polizei, Konzeſſion und ſonſtige Regierungsweisheit gehindert wird, ſich zu nähren und jedes Nahrungs- und Lebensbedürfniß Anderer zu befriedigen.

Die periodiſche Preſſe Englands.

Schon früher wurde in dieſen Blättern darauf hingewieſen, von wie mächtigem Einfluſſe eine an ſich nicht ſehr bedeutende finanzielle Maßregel, die Aufhebung der Papierſteuer, auf die Entwickelung der engliſchen Preſſe, namentlich derjenigen, welche beſtimmt iſt, in die breiteren und tieferen Maſſen zu dringen, geweſen iſt. Wir ſind heute in der Lage, noch genaueres ſtatiſtiſches Material zu bieten, welches aus den Angaben der größeren Londoner Verlagshandlungen und Zeitungs-Verleger erwachſen iſt, zuſammengeſtellt von John Francis, deſſen frühere Ueberſichten weſentlich dazu beigetragen haben, die ſchwankende Majorität im Parlament der Aufhebungs-Bill zu ſichern und ſo die letzte chineſiſche Mauer der „Intelligenz-Beſteuerung" in England zu ſtürzen.

Der durchſchnittliche Umſatz der in London erſcheinenden Tagesblätter beläuft ſich jetzt auf zuſammen 248,000 Exemplare, alſo wöchentlich 1,488,000; jährlich 77,376,000 Nummern. Die Times allein zieht ſeit Aufhebung der Papierſteuer durchſchnittlich 13,000 Nummern mehr ab. Im Gegenſatze zu der deutſchen Weiſe ſuchen nämlich die engliſchen Zeitungen ihr Haupt-Abſatzfeld im Verkauf einzelner Nummern, deren Auflagen nach Zeit und Umſtänden manchmal ſehr bedeutend variiren.

Die wöchentlichen Journale hat Francis ihrem Inhalte nach in 10 Unterklaſſen gruppirt und giebt deren Geſammt-Auflage, wie folgt, an:

1,149,000	von	ſolchen, die weſentlich politiſche, aber auch andere Artikel bringen;		
510,400	„	politiſchen Journalen;		
252,500	„	Journalen für Sport ꝛc.;		
47,000	„	Zeitſchriften für Acker- und Gartenbau;		
44,050	„	„	„	Bau- und Ingenieur-Wiſſenſchaft;
40,750	„	Zeitſchriften für Literatur und Kunſt, auch literariſche Journale mit politiſchen Leitartikeln einbegriffen;		
15,300	„	Zeitſchriften für Medizin, Chemie, Pharmazie;		
12,000	„	„	„	Rechtswiſſenſchaft;
8,500	„	„	„	Muſik;
183,700	„	„	„	Theologie, wiſſenſchaftliche ſowohl, als erbauende;

alſo 2,263,200 Höhe der Geſammt-Auflage aller wöchentlichen Journale, wobei diejenigen, welche im engliſchen Bücherverkehr als „Magazines" bezeichnet werden, nicht mit einbegriffen ſind.

Das giebt alſo jährlich die Anzahl von 117,686,400 Nummern und zuſammen mit den oben angegebenen Tagesblättern eine Totalſumme von 195,062,400, gegen 118,799,200 im Jahre 1860, demnach einen Zuwachs von 76,263,200 Nummern. Außerdem wird in einer Londoner Offizin noch der weſentliche und allgemeine Theil von 400 Lokalblättern gedruckt, welche in einer Auflage von je 800 Exemplaren in kleinen Orten Englands ausgegeben werden.

Bereits in den Jahren 1830 und 1831 wurden verſchiedene Verſuche gemacht, billige volksthümliche Wochenſchriften für Unterhaltung und Belehrung einzuführen und beſonders wurde dieſes Ziel von der „Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe" (Society for the Diffusion of Useful Knowledge) ins Auge gefaßt. Aber faſt alle Verſuche ſcheiterten; nur 2 Journale von den vielen damals begründeten erſcheinen noch heut, das „Mechanic's Journal & Magazine," das in gewerblichen Kreiſen ſehr verbreitet iſt, und „Chambers's Journal," das eine Circulation von 60,000 Exemplaren beſitzt.

Die Agitation für die Reformbill brachte eine mächtige Bewegung und ein faſt leidenſchaftliches Leſebedürfniß hervor, und mit Umgehung der Stempelſteuer erſchienen zu jener Zeit billige Neuigkeiten-Berichte. Dieſe Berichte fanden in jeder Stadt des Königreichs ſehr raſch eine große Anzahl von Käufern, obwohl die Regierung deren Verbreitung mit allen Mitteln zu hemmen ſuchte. Es entſtand der in der engliſchen Preſſe wohlbekannte ſogenannte „Stempelkrieg," eine Bewegung von großer Tragweite, in Folge deren in den Jahren 1832 bis 1835 nicht weniger als 500 Perſonen eingekerkert wurden. Auch Henry Hetherington, Verleger und Drucker der Zeitſchrift: „The Poor Man's Guardian" mußte vor einem

Digitized by Google

beſondern Tribunale des Court of Exchequer, welchem Lord Lyndhurſt präſidirte, erſcheinen. Er führte ſeine Sache ſelbſt und wurde freigeſprochen. Dieſer wichtige Urtheilsſpruch ebnete den Weg für die bald darauf folgende Umgeſtaltung in der engliſchen Preß-Geſetzgebung, welcher man zum großen Theile mit den Aufſchwung und Erfolg der engliſchen Zeitungspreſſe verdankt.

Vorher aber hatte Hetherington noch manche unliebſame Begegnung. Die Polizei bewachte ängſtlich ſeine Thür, ohne jedoch in das Innere ſeines Hauſes eindringen zu dürfen. Wenn er nun gerade nicht im Gefängniſſe ſaß, ſuchte er verſtohlen in ſeine Arbeitsbureaux zu gelangen, oft als Quäker verkleidet, ließ dann Ballen mit Makulatur, ſcheinbar mit Beobachtung äußerſter Vorſicht, hinausſchaffen und benutzte die Zeit, während welcher die Polizei mit Durchſuchung dieſer für ihn werthloſen Packete beſchäftigt war, um auf anderem Wege die wirkliche Kontrebande ſicher zu befördern.

Was die „Magazine“ anbetrifft, ſo hat deren Geſammt-Auflage im Jahre 1831 ſchwerlich die Zahl von 125,000 überſchritten. Vergleichen wir damit den gegenwärtigen Stand, ſo finden wir ſchon in dem wöchentlich erſcheinenden ein ganz erſtaunliches Wachsthum.

Nach Klaſſen geordnet, finden wir als religiöſe 15 wöchentlich erſcheinende Publikationen mit einer Geſammt-Auflage von 489,600; technologiſche, pädagogiſche und allgemein bildende Journale, von denen manche auch Unterhaltungs-Lektüre bringen, giebt es 32 mit 734,000 Exemplaren. Eigentliche Unterhaltungs-Journale mit artiſtiſchen und muſikaliſchen Beilagen erſcheinen wöchentlich 13 mit einer Geſammt-Auflage von 1,053,000.

Dann kommt das eigenthümliche Feld der grauſigen Mord- und Räubergeſchichten zu Waſſer und zu Land, der romantiſchen Erzählungen, der Berichte von beſonders intereſſanten Hinrichtungen, „very nice murders“ u. dergl., welche nicht eigentlich als Journale, aber doch regelmäßig wöchentlich erſcheinen. Sie figuriren mit durchſchnittlich 8 Stück und 195,000 Exemplaren wöchentlich.

Intereſſant iſt es ferner, die Einwirkung der liberaleren Preßgeſetze auf unmoraliſche Schriften (Erotica) zu verfolgen. Dieſe ſchienen allerdings bei Aufhebung der Papierſteuer einen friſchen Anlauf zu nehmen, ſanken aber bald ſehr weit unter ihren früheren Stand zurück. Vor 3 Jahren wurden wöchentlich 52,000 Exemplare von direct unmoraliſchen Schriften gedruckt; gegenwärtig ſind es noch 9000; eine Erſcheinung, die ſich übrigens auf dem Kontinent und auch ſonſt in der Kulturgeſchichte vielfach wiederholt. Die Zeiten, in welchen die Preſſe durch äußeren Druck oder innere Fäulniß verkommen iſt, ſind ſtets die Blüthentage der Erotica.

Die ſogenannte „freidenkende“ Literatur erreicht in ihren wöchentlichen Publikationen die Zahl von 5000 noch nicht.

Laſſen wir nun die Monthly Magazines noch Revue paſſiren, ſo zeigen dieſelben analoge Verhältniſſe.

Der wiſſenſchaftlichen Theologie und Erbauung dienen 84 Publikationen mit zuſammen 1,469,500 Auflage. Eine andere Klaſſe, ebenfalls mit religiöſem Hintergrunde, doch auch Unterhaltungs-Lektüre bietend, zählt 22 Monatsſchriften mit 400,000 Exemplaren. Mäßigkeits-Literatur iſt durch 20 Publikationen in 793,500 Exemplaren vertreten und verfolgt meiſt die Tendenz, durch Belehrung und Ueberzeugung die Ausbeutung der Mäßigkeits-Prinzipien zu fördern und gouvernementale Einmiſchung zurückzuweiſen. Der Unterhaltungs-Lektüre und technologiſchen Literatur dienen 19 Zeitſchriften mit 338,500 Auflage. Eigentliche „Magazine“ giebt es 54 mit 224,850 Exemplaren; von bedeutenden Buchhändler-Firmen herausgegebene bringen eine Auflage von 363,250; im Ganzen dürfte der Verbrauch von monatlichen Magazines mindeſtens viermal ſo groß ſein, als in den Jahren 1830—1831.

Die Verleger, welche die Grundlage dieſer Statiſtik mit großer Bereitwilligkeit geliefert, ſind: Chambers, Chapman & Hall, Wallis, Caſſel, Routledge u. A. Wir entnehmen dieſelben dem engliſchen Bookseller, 1864, Nr. 5. E. S.

Frankreich.

A. Gabourd's „zeitgenöſſiſche Geſchichte.“ *)

II.

Ludwig Philipp und die Herzogin von Berri.

Ludwig Philipp ſaß bereits zwei Jahre auf dem Thron. Die Bourboniſten begriffen ſehr wohl die Schwierigkeiten ſeines Regiments und ſuchten daſſelbe überall zu erſchüttern; der Heerd dieſer Verſuche war nicht mehr der Wohnſitz des exilirten Königs Karl X., ſondern der Hof oder vielmehr das Lager der Herzogin von Berri in Maſſa. Karl X. ſah nur mit Mißtrauen auf die Unternehmungen der Herzogin, er forderte ſie auf, Nichts zu thun, ſondern zu ihm nach Schottland zurückzukehren; ſie folgte der Einladung nicht und der König ſchickte einen ſeiner Vertrauten, den Herzog von Blacas, der ſie vor allen übereilten Schritten warnen ſollte. Die Herzogin ſuchte ſich dieſes Wächters zu entledigen, und begann ihre Operationen.

Bei dieſen war von Discretion nicht die Rede: die „Royaliſten,“ wie ſie ſich nannten, bewaffneten ſich unter freiem Himmel und ſagten dem Erſten Beſten: nächſtens würde die Erhebung des „Königthums“ wieder erfolgen. In Italien waren das ganze diplomatiſche Corps und die Conſuln, ihre Gehülfen, von den Plänen der Herzogin unterrichtet, und natürlich ebenſo der Geſandte Ludwig Philipp's in Rom. Man wußte, daß die Herzogin an eine Landung an der franzöſiſchen Küſte dachte; nur kannte man den Ort noch nicht. Ludwig Philipp ließ im Mittelmeer einige Fahrzeuge kreuzen, welche die Einſchiffung verhindern ſollten.

Indeß nahte der entſcheidende Moment: die Agenten des Hofes von Maſſa waren längs des Meerbuſens von Genua zerſtreut, Banquiers liehen ihnen die nöthigen Gelder; die Herzogin zählte auf ihre Anhänger am Turiner Hofe, namentlich auf den Marquis Pallavicini, den Vertrauten des Königs Karl Albert, deſſen Unvorſichtigkeit auch einen Moment den Hof von Turin kompromittirte. Die Herzogin hatte ihren Palaſt zu Maſſa noch nicht verlaſſen, als bereits Herr von Saint-Prieſt in Livorno ankam, um den Erfolg der Expedition zu ſichern. Zunächſt galt es, einen geheimen und ſicheren Weg ausfindig zu machen: in Livorno fand ſich ein Privatdampfer, der Carlo-Alberto, der öfter den Weg zwiſchen Livorno und Genua gemacht hatte; Herr von Saint-Prieſt hatte unter dem Titel eines Herzogs von Almazan ſich mit dem Capitain in Beziehung geſetzt, um das Fahrzeug zu einer Vergnügungsreiſe nach Barzelona und Gibraltar zu miethen. In dem Vertrage, der zu Stande kam, gab der Herzog ſein Gefolge auf dreizehn Perſonen an; es waren dies (natürlich ſämmtlich unter falſchen Namen) der Graf Kergorlay und ſein Sohn, de Bourmont, de Sala, Offiziere der königlichen Garde, die Herzogin von Berri, Fräulein Lebeſchu, ihre alte Hofdame, der

*) Histoire contemporaine par Amédée Gabourd. Paris, Firmin Didot Frères, 1864. (Vergl. No. 34 des Magazins.)

Digitized by Google

Graf Mesnard und einige Perſonen von geringerer Wichtigkeit. Am 25. April 1832 um drei Uhr Morgens ſegelte man nach Frankreich und die Fahrt war glücklich. Indeß während die Herzogin ſich Marſeille näherte, war bereits der Präfekt des Departements der Rhone-Mündung und der Commandant der Militair-Diviſion vorbereitet, das Unternehmen zu vereiteln.

Am Abend des 28. April kam man an der Küſte von Marſeille an; das Ausſchiffen erfolgte in der Nacht nur unter mannigfachen Gefahren. Das Meer ging hoch: man dirigirte das Schiff zunächſt nach einem nahgelegenen Punkte, an dem ſich leicht landen ließ. Es war wichtig, daß man vor Tagesanbruch auf dem Feſtlande war: indeß als man ſich näherte, bemerkte man ein rothes Licht, das die Anweſenheit einer Zollwache verrieth; man ſteuerte alſo auf einen anderen Punkt los. Die Herzogin mußte über große zerklüftete Felſen klettern, Schluchten überſpringen: indeß man kam doch ans Land und ſchlich nach einem vorher ausgewählten iſolirt gelegenen Hauſe, das einige (franzöſiſche) Meilen von Marſeille entfernt iſt. Die Sonne ſtand ſchon ſehr hoch, als man daſelbſt ankam, auf das Höchſte ermüdet und abgeſpannt. Nach kurzer Raſt ſchickte die Herzogin zwei Vertraute nach Marſeille und ließ dem Chef des royaliſtiſchen Comités daſelbſt ſagen, daß ſie angekommen ſei und die Erfüllung der Verſprechungen erwarte, welche ſie zu ihrem Unternehmen veranlaßt hätten. Noch an demſelben Abend brachte ein Bote folgendes Billet: „Heil über die glückliche Ankunft! Marſeille wird ſich morgen erheben!" Die royaliſtiſche Partei liebte die Illuſionen.

In der Nacht vom 29. zum 30. April hatten die Behörden zu Marſeille die Poſten verdoppeln laſſen und das Militair in den Kaſernen konſignirt. Die Verſchworenen glaubten ſich entdeckt, und überſtürzten daher ihre Aktion: am 30ſten 5 Uhr Morgens begab ſich eine bewaffnete Verſammlung nach der Kirche Saint-Laurent, nahm die Trikolore fort und pflanzte das legitimiſtiſche Zeichen auf; zugleich ertönte überall die Sturmglocke und rief die Getreuen, indeß es kam nur ein ſehr kleines Häuflein. Die große Maſſe, welche ſich um die Kirche ſammelte, beſtand nur aus Neugierigen. Zwei- oder drei tauſend Menſchen, die ſich in der nächſten Nähe der Verſchworenen befanden, riefen: Es lebe Heinrich der Fünfte! und richteten ihre Blicke auf das Meer, als erwarteten und begrüßten ſie ein Schiff. Der Poſten, der ſich in der Nähe des Quarantaine-Gebäudes befand, wurde überfallen, die Mannſchaften entwaffnet und gemißhandelt, man riß ihnen die Kokarden ab, die Trikolore ward auch hier durch die legitimiſtiſche Farbe erſetzt: das war der einzige Sieg, welchen die Royaliſten davontrugen.

In der Stadt ſelbſt hatten ſich bei dem Rufe: Es lebe Heinrich V.! Es lebe das Kreuz! verſchiedene Gruppen gebildet. Die größte zog unter Führung eines alten Oberſten der königlichen Garde, de Lachaud, vor den Juſtizpalaſt, der von einer Abtheilung Linien-Truppen unter dem Lieutenant Chazal beſetzt war. Chazal kommandirte: Geladen! Fällt das Bayonnet! Bei dieſer Demonſtration flohen die Meiſten, Chazal ſtürmte nun mitten in die Menge und verhaftete Einige von denen, die laute Drohungen vernehmen ließen, darunter den Oberſt de Lachaud, und einen früheren franzöſiſchen Conſul zu Nizza, de Candolle. Die Menge, welche ſich ihrer Führer beraubt ſah, ſtob auseinander, und als die Garniſon und die Nationalgarde im Eilſchritt herbeikamen, fanden ſie kein Angriffsobjekt mehr: die Ruhe war völlig hergeſtellt.

Auf dem Carlo-Alberto beobachtete der Kapitän mit Hülfe eines Fernrohrs, was ſich in Marſeille zutrug: er bemerkte von der Höhe des Maſtes eine lebhafte Bewegung, er ſah das weiße Banner auf dem Thurme von Saint-Laurent, ſah dies Banner nach einigen Stunden erſetzt durch die Trikolore und begriff, daß die Emeute unterdrückt war.

In ihrem kleinen Hauſe erwartete die Herzogin mit einer Angſt, welche ſie nicht zu unterdrücken vermochte, Nachrichten aus Marſeille; am 30. vier Uhr Nachmittags kam endlich ein Bote mit dem lakoniſchen Billet: „Der Verſuch iſt mißglückt, man muß Frankreich verlaſſen". „Frankreich verlaſſen, rief die Herzogin, das ſcheint nicht nothwendig; dieſen Ort allerdings verlaſſe ich, um dieſe braven Leute, welche mich aufgenommen haben, nicht zu kompromittiren." Sie gab den Befehl zum Aufbruch, und als ſie das Haus verließ, ſagte ſie zu den Herren, deren Begleitung ſie abgelehnt hatte: „Uns bleibt die Vendee, dort hoffe ich, Sie zu ſehen." Zwei Tage und zwei Nächte irrte ſie umher, immer in Furcht, den Zollſoldaten in die Hände zu fallen. Endlich fand ſie Aufnahme in dem Landhauſe des Herrn von Bonrecueil; man verſchaffte ihr einen Paß, und den 4. Mai reiſte ſie nach dem Weſten.

In tiefſtem Incognito paſſirte ſie Nimes, Montpellier, Narbonne und Carcaſſonne; in Toulouſe bot ihr ein Getreuer ein ſicheres Aſyl an, in dem ſie den günſtigen Augenblick zu einem Aufruf an die ſüdliche Bevölkerung abwarten ſollte, die Herzogin lehnte ab. Sie hatte in Toulouſe eine politiſche Unterhaltung, in welcher man ſie darauf aufmerkſam machte, daß die Vendee mit Soldaten vollgepfropft ſei: „Die Vendee vollgepfropft mit Soldaten? entgegnete ſie; gut! deſto beſſer! Ich kenne Viele von ihnen, die in der Garde waren: ſie werden nicht auf mich ſchießen. Die Vendee hat mein Wort, ich werde es halten!" Sie zeigte ſich immer ſtolz darauf, die Aufgabe einer Margarethe von Anjou, einer Maria Stuart und Henriette von England zu erfüllen. Die Regierung Ludwig Philipp's glaubte, die Herzogin habe ſich auf den Carlo Alberto geflüchtet, der nach Corſika ſteuerte und den ſie verfolgen ließ; als ſie ihren Irrthum erkannte, war die Herzogin bereits in der Vendee und hatte das Signal zur Erhebung gegeben. Ein Advokat von Nantes hatte es übernommen, allen Führern den Befehl der Herzogin zu überbringen: der 24. Mai war der beſtimmte Tag; die Herzogin folgte ihrem Emiſſär und begab ſich zunächſt nach dem Schloß de la Prueille bei Montaigu. Sie trug das Coſtüm der jungen Bauern von Poitou; ihre blonden Haare waren unter einer ſchwarzen Perrücke verborgen; ſie nannte ſich Petit Pierre. In dieſem Coſtüm kam ſie am 21. Mai zu Meliers an, bei Nantes, auf einem Schloß, das Herrn de la Roche Saint-André gehörte. — Hier begann für ſie eine Reihe bitterer Täuſchungen.

Die meiſten Legitimiſten der Vendee hatten zu dem Unternehmen der Herzogin kein Vertrauen; ſie waren der Anſicht, es werde mißglücken und die aktive Regierung werde daſſelbe ausbeuten, um die Legitimität vollends zu ruiniren; überdies hatten ſie direkte Anweiſung von Karl X., ſich ſtill zu verhalten. Nur einige Wenige wiegten ſich in Illuſionen: ſie erwarteten, die meiſten Regimenter würden zu ihnen übergehen, ſobald ſie nur das weiße Banner ſähen. Die Vendee ſelbſt war für eine Erhebung gar nicht vorbereitet: die Städte waren bewaffnet, die Käufer der Nationalgüter hatten die Macht in Händen. Allerdings bewahrte die Menge die alten Traditionen, die Anhänglichkeit an die Religion und die alten Farben; aber es fehlte der alte Eifer und auch die Majorität war gelichtet. Das Landvolk wollte nicht zu den Waffen greifen, weil es zum Erfolge derſelben nicht das mindeſte Vertrauen hatte; das Militär, die Nationalgarde, die Beſitzer der Nationalgüter, waren eng liirt mit dem beſtehenden

Digitized by Google

Regime, und die Erhebung konnte auch nach der Anſicht der Maſſe nur bei einem gleichzeitigen europäiſchen Kriege Erfolg haben.

Die Herzogin hatte von dem Marquis von Coislin im Namen mehrerer einflußreichen Royaliſten ein Memoire empfangen, das die Schwierigkeiten der Situation darlegte und zu dem Schluß kam: die Erhebung würde im Verlauf eines einzigen Monats die letzte Hülfsquelle der Legitimität ruiniren. Wollte man dingegen warten, ſo würde das Elend, welches der jetzigen ſchlechten Aerndte unausbleiblich folgen müßte, die beſtehende Regierung in Verlegenheit bringen; vielleicht erfolge eine Erhebung in Paris oder ein allgemeiner Krieg, dann wäre es Zeit. Indeß die Herzogin blieb taub und verharrte auf dem 24. Mai.

Die legitimiſtiſchen Führer in Paris blieben nicht unthätig; ſie entſandten Herrn Berryer nach der Vendee, der der Herzogin jede Aktion entſchieden widerrathen ſollte. Sie wich nicht; nur in der Zeit gab ſie nach, und ſchrieb an den Marſchall von Bourmont: „Ich habe beſchloſſen, mich Euch anzuvertrauen, ich rechne auf Euch; bereitet Alles vor zu der Erhebung, die in der Nacht vom 3. zum 4. Juni erfolgen ſoll. Alle Muthigen rufe ich zu mir. Gott wird uns beiſtehen bei der Errettung des Vaterlandes. Keine Gefahr, keine Anſtrengung wird mich entmuthigen!" Dieſe Depeſche war unterzeichnet: Marie Caroline, Regentin von Frankreich. Allein ihrem Rufe folgte nur ein Theil der Führer; der andere entſchuldigte ſich mit der Unmöglichkeit des Erfolges, und ſo entſtand keine Armee, ſondern eine Anzahl vereinzelter Banden.

Die Regierung hatte den Aufenthalt der Herzogin erfahren: den 1. Juni wurden die Arrondiſſements von Laval, Chateau-Gonthier und Vitre in Belagerungszuſtand erklärt, am 3. Juni die benachbarten Departements. Die Liberalen und Republikaner ſahen mit Freuden die Energie der Regierung. Der Kampf brach los, die einzelnen Banden wurden angegriffen und zerſtreut; die Herzogin flüchtete unter tagelangen harten Entbehrungen nach dem Schloß eines ihrer Anhänger, Herrn de Rouvion, und begab ſich von dort nach Nantes.

Die Regierung wußte nur, daß die Herzogin ſich im Departement der unteren Loire aufhielt. Dies Departement wurde verwaltet von dem Grafen Saint-Aignan, einem Gentleman, von dem die Regierung nicht glaubte, daß er den Polizeidienſt, die Herzogin aufzuſuchen und gefangen zu nehmen, ſehr eifrig betreiben würde. Thiers, der eben Miniſter des Innern geworden war, erſetzte ihn daher durch Duval, einen harten Mann.

Die Herzogin bewohnte in Nantes eine Manſarde im dritten Stock; in der Manſarde fand ſich in einem Winkel des Kamins ein Verſchlag, der 1793 conſtruirt worden, verdeckt aufgeſtellt war, und etwa vier Fuß im Quadrat hatte.

Von ihrem Hofe in Maſſa aus hatte die Herzogin verſchiedene Agenten an die europäiſchen Höfe ausgeſchickt, um dieſelben zu einer thätigen Aktion für die Bourbons zu veranlaſſen; die Agenten ſtanden noch immer mit ihr in Verbindung, und einer von ihnen beſchloß, ſie an die Regierung zu verrathen. Thiers mußte ſich der fatalen Aufgabe unterziehen, mit dieſem Verräther in Beziehung zu treten; man einigte ſich, derſelbe ſolle unter falſchem Namen nach Nantes gehen und ſtellte feſt, daß der Herzogin kein Leid geſchehen, daß ſie ihrem Stande gemäß behandelt, und daß allen Kompromittirten das Leben geſchenkt werde. Ein ſehr geſchickter Polizeiagent folgte dem Agenten der Herzogin nach Nantes; es fand zwiſchen dem Agenten und der Herzogin eine Unterredung ſtatt, und kurz darauf war das Gebäude von allen Seiten cernirt. Ein treuer Diener der Fürſtin hatte kaum Zeit, ihr zuzurufen: „Madame, retten Sie ſich, Sie ſind entdeckt!" Sogleich eilte die Herzogin in den Verſchlag und mit ihr drei Vertraute, Fräulein von Kerſabiec, de Mesnars und Guibourg. In dieſem Augenblick hatten die Durchſuchungen begonnen: man durchwühlte das Haus nach jeder Richtung: die Möbel, Alkoven, Kamine, Dachſtuhl — erfolglos; und doch hatte man die Ueberzeugung, daß die Herzogin in dem Hauſe verborgen war. In dem Speiſeſaal ſtand ein Tiſch mit ſechs Gedecken, friſch ſervirt, man fand außerdem einen an die Herzogin gerichteten Brief, der eben geöffnet worden ſein mußte. Sollte man das Haus demoliren, wenn es nicht gelang, die Verborgene aufzufinden? Wenigſtens war das der Befehl von Thiers.

Um Mitternacht zog ſich Duval, der Präfekt, der ſelbſt die Nachſuchungen geleitet hatte, zurück, auf das Höchſte ermüdet, mit dem Befehl, während der Nacht jedes Zimmer auf das Sorgfältigſte zu bewachen. Zwei Gendarmen waren in der Manſarde poſtirt; es war ſehr kalt, die Gendarmen machten Feuer, die Platte und die Mauer des Kamins wurden heiß, die Wärme theilte ſich dem Verſchlage mit, deſſen Wände ſo heiß wurden, daß man die Hand nicht auf ſie legen konnte. Die Herzogin wollte ſich nicht gefangen geben, indeß die Hitze wurde unerträglich und einigemal fing ſelbſt ihr Kleid zu brennen an; ſie hatte nur die Wahl, ſich zu verrathen, oder zu erſticken. Man entſchloß ſich endlich, und klopfte laut an die Wand. „Was giebt's da? frug einer der Gendarmen. „Wir ergeben uns" antwortete Fräulein von Kerſabiec, „löſchen Sie das Feuer aus, wir wollen öffnen!" Die Herzogin ſchritt zuerſt heraus, abgemattet, daß ſie ſich nicht aufrecht zu halten vermochte (ſechzehn Stunden hatten die vier Perſonen in einem Raume zugebracht, der kaum für eine Perſon ausreichte und ſechzehn Stunden waren ſie nicht im Stande geweſen, einmal ihre Stellung zu ändern), ſie verlangte nach dem General Dermoncourt und ſagte ihm: „General, ich ergebe mich Ihnen und baue auf Ihre Loyalität. Trennen Sie mich nicht von meinen Gefährten!"

Die Herzogin wurde nebſt den anderen Gefangenen nach dem Schloſſe geführt, ohne daß in der Stadt die geringſte Aufregung ſich kundgab. Das Gouvernement erkannte, daß es nicht wohl anging, die Herzogin in Nantes, mitten im Inſurrektions-Schauplatz, gefangen zu halten; man wählte das Schloß Blaye auf den Höhen an der Garonne. Der General Drouet d'Erlon kündigte der Fürſtin die bevorſtehende Ueberſiedelung an, die Reiſe ſollte zur See zurückgelegt werden. Eine Brigg wurde zur Dispoſition geſtellt, die Herzogin beſtieg dieſelbe, begleitet von allen Autoritäten der Stadt, theils aus Ehrerbietung, theils zur Ueberwachung. Man wagte nicht, die Aufſicht einem einzigen Oberſten der Gensdarmerie zu übertragen; mehrere höhere Polizeibeamte und Offiziere waren ihnen beigegeben. Während der Fahrt ſelbſt zeigte ſich die Herzogin gefaßt, ruhig, ſelbſt heiter; ſie ſprach wiederholt von ihrer Lage, doch nie mit Bitterkeit. Am fünften Tage kam man zum Ausfluß der Garonne und mit ernſtem aber gefaßtem Blick betrachtete die Fürſtin das Schloß, deſſen Mauern im Abendſonnenſchein freundlich hernieder glänzten. Die Aufmerkſamkeit der Parteien folgte ihr: die Royaliſten klagten die Regierung der ungerechtfertigten Strenge an, mit welcher die Bewachung erfolge; die Demokraten beſchwerten ſich bitter über die großen Umſtände, welche man mit den Gefangenen mache. Nach ihrer Meinung handelte es ſich einfach um Caroline Berri, wie es ſich früher bei Ludwig XVI. um Ludwig Capet gehandelt hatte; man mußte ſie vor ein gewöhnliches Geſchworenengericht ſtellen und wenn ſie, wie unzweifelhaft, wegen verſuchten Umſturzes der beſtehenden Regierung verurtheilt war, mußte man das Urtheil vollziehen. Man kann nicht leugnen: die

Digitized by Google

Majorität der Kammer dachte ebenſo und es bedurfte des laut und entſchieden ausgeſprochenen Gegenwillens des Königs, um das Geſchick von ihr abzuwenden.

Indeß ein unerwarteter Zwiſchenfall löſte alle Schwierigkeiten. Die Herzogin hatte ſich während ihres Aufenthalts in Italien zum zweiten Mal verheirathet, die Ehe jedoch geheim gehalten; der Gemahl war ein neapolitaniſcher Edelmann. Durch die im Auslande vollzogene Verbindung mit einem Ausländer hatte ſie aufgehört franzöſiſche Staatsbürgerin zu ſein; ſie konnte den Titel einer Regentin Frankreichs nicht mehr beanſpruchen und ihre politiſche Rolle war beendet! Sie hatte aus Rückſicht für ihre Kinder erſter Ehe die zweite Vermählung verheimlicht; es war dies jedoch jetzt nicht mehr möglich, da ſie ihrer Niederkunft entgegen ſah.

Die Legitimiſten behaupteten, weder die Ehe noch die bevorſtehende Entbindung ſeien eine Wahrheit, Alles Erdichtung der beſtehenden Regierung, um die Herzogin zu verderben. An die Ehe glaubte eigentlich Niemand, und der Verfaſſer deutet an, daß er gleichfalls ſie für nicht wirklich geſchloſſen betrachte. Indeß die Form und das Dekorum wurden gewahrt: die Herzogin gebar als legitime Gemahlin des Grafen Hektor Lucheſi-Palli am 10. Mai 1833 in Blaye eine Tochter. Die Regierung hatte fortan kein Intereſſe, einen Prozeß wegen Inſurgirung des Landes anzuſtrengen; am 8. Juni ſchiffte die Herzogin ſich nach Palermo ein und verweilte eine Zeit lang beim Grafen Lucheſi-Palli. Die Ausſöhnung mit ihrer Familie wurde verzögert, doch wurde es ihr ſchließlich verſtattet, zu ihren Kindern zurückzukehren. „Mag die Frau Herzogin von Berri, hatte Karl X. geſagt, nach Palermo gehen, mag ſie vor den Augen der Welt in ehelicher Gemeinſchaft mit dem Grafen Lucheſi leben; dann wird man den Kindern ſagen, daß ihre Mutter wieder geheirathet hat, und dann mag ſie zu ihren Kindern kommen!“

So geſchah es, und Ludwig Philipp war von einer ſchweren Sorge befreit.

Portugal.

Portugieſiſche Volkslieder und Romanzen.*)

Die uns vorliegende Sammlung beſteht theils aus fünfundzwanzig Romanzen und Lendas, welche dem Liederbuch von J. B. de Almeida Garret (14. und 15. Bändchen ſeiner Werke, Liſſabon, 1851) entlehnt worden ſind, theils aus Poeſien, welche der Ueberſetzer ſelbſt während ſeines Aufenthaltes in Portugal, 1818—1852, geſammelt hatte. Wir wählen als Probe ſeiner Behandlung von den erſteren „das Hirtenmädchen“, eine neuere Schäferromanze, wie ſie das Volk unter dem Namen Xacara beſonders liebt, von den letzteren „die heilige Iria“, ein echtes Volkslied, welches der Verfaſſer in Liſſabon von einer Dame erhielt und oft ſingen hörte. Wir geben vom Original den Anfang.

A pastorinha.

— „Dios vos salve, Rosa, que fazeis aqui?“
— „Procuro o meu gado, que eu aqui perdi.“
— „São gentil senhora a guardar o gado!“
— „Senhor, jo nascemos para esse fedo.“
— „São altas montanhas, corre alli periga;
Diga me, menina, se quer vir commigo?“
— „Não he bem discreto, quem da tal conselho,
Querer que se perca da gado hum ovelho.“

Das Hirtenmädchen.

„Grüß dich Gott, ſchön' Röschen, ſag' was thuſt du hier?“
— Ich verlor ein Lämmchen hier im Waldrevier.“
„Ein ſo feines Mädchen muß die Schafe hüten?“
— „Herr, das will mein Stand ſo, und ich bin zufrieden.“
„Doch hier iſt's gefährlich auf den ſteilen Höhen,
Sag' mir, liebe Kleine, willſt du mit mir gehen?“
— „Ihr ſeid unverſtändig, ſprecht ihr ſolche Worte!
Soll das Lamm verſchmachten an dem wüſten Orte?“
„So iſt's nicht gemeinet zu der Heerde Schaden,
Will dich nur zum Ausruhn auf ein Stündchen laden.“
— „Ein Geſpräch, wie dieſes laſſ' ich mir nicht gelten,
Wenn ich mich verſpäte, wird mein Herr nicht ſchelten?“
„Sag' ihm, liebe Kleine, ein gewalt'ger Regen
Und ein ſchwer Gewitter kam mir hier entgegen.“
— „Nein, ich mag nicht lügen, muß die Wahrheit ſagen,
Daß mich aufgehalten eure Liebesklagen.“
„Hörſt du nicht, mein Dienchen, ein Gebrüll von Thieren?“
— „Ach, das ſind die Lämmer, die ich thät verlieren.“
„Wart', ich will ſie holen, ſieh, ich laufe wacker,
Reißt mir auch die Kleidung auf dem ſtein'gen Acker.“
— „O wie macht euch Sorge euer Strumpf von Seide!
Seht euch vor, zerreißt nichts in der ſtrupp'gen Haide.“
„Kleid und Strumpf und Alles will ich gern d'ran geben,
Kann ich dir gefallen, mein geliebtes Leben.“
— „Ei, da kömmt mein Lämmchen, kömmt die ganze Heerde!“
„Sieh, mein Glück iſt's, daß ich hier dein Diener werde.“
— „Herr, quält mich nicht länger, macht euch auf die Reiſe,
Gleich kömmt auch mein Dienſtherr mit der Veſperſpeiſe.“
„Laß' ihn immer kommen, was kann's Großes geben!
Wollen ſagen, Liebchen, daß ich kam ſo eben.“
— „Herr, geht eurer Wege, müßt mich nicht mehr kränken,
Will euch nicht mehr ſehen, nicht mehr an euch denken.“
„Dann leb' wohl, du falſche, allerliebſte Kleine,
Bleib' mit deinen Schafen im Gebirg alleine.“

— „Komm nur her, mein Lieber, bleib' hier ohne Bangen,
Blind iſt ja die Liebe, giebt mich dir gefangen.“

Raſten dort im Schatten bei der Sonne Glut,
Thun die Mädchen ſpröde, doch ſind ſie uns gut.

Der Ueberſetzer hat den Garretſchen Text dieſes Liedes nach einer ebenfalls in Liſſabon erhaltenen Abſchrift hier und da geändert. Zu der Legende „Tod der heiligen Iria“ giebt er folgende Erklärung: „Die heilige Iria, Sancta Irene, wird als Märtyrerin beſonders in der Stadt Santarem am Tajo verehrt und ſoll auch dort ihr Grab haben, die Stadt, das alte Scalabis, leitet ihren chriſtlichen Namen davon ab. Die kunſtloſe Erzählung iſt einfach wie eine Geſchichte des alten Teſtaments. Der Estrado und die Almofada, ſtatt der Stühle, ſind jetzt noch portugieſiſcher Gebrauch auf dem Lande. Das blaue Gewand iſt das der Pilger.“ Das reizende Lied ſelbſt lautet:

Die heilige Iria.

I.

Ich ſaß auf meinem Bänkchen eines Tages
Und nähte ſtill an der geflocht'nen Matte,
Mit goldnem Fingerhut, ſilberner Nadel.
Da kam ein Reiter und um Herberg' bat er.
Ich gab zur Antwort ihm: die könnt ihr haben;
Wenn es mein Vater will, mir ſoll's gefallen.

*) Portugieſiſch und deutſch mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Chriſt. Fr. Bellermann. Nachgelaſſenes Manuſkript des Verfaſſers. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1864.

Digitized by Google

Und bald richt' ich ihm zu im Haus die Tafel,
Der Becher iſt von Gold, ſilbern die Kanne;
Bereite denn ihm auch im Haus ein Lager
Mit goldnem Vorhang und ſilbernem Dache.
Doch in der Nacht ward unſer Haus verrathen,
Und von uns Dreien ſchleppt' er mich von dannen.
Hoch im Gebirg that er an mich die Frage,
Der freche Reitersmann: wie iſt dein Name?
„Im Vaterhaus Iria voller Adel,
Hier im Gebirg Iria, die Verlaſſ'ne."
Dort hat er mich beraubt, hat mich erſchlagen,
Und unter einem Roſenbuſch verſcharret.

2.

Und wieder kam er einſt nach ſieben Jahren:
„Ihr Hirtinnen, um Gotteswillen ſaget,
Was für ein Kirchlein iſt das dort im Walde?'
„„Der heiligen Iria Grabeskammer,
Die einſtmals dort ein Räuber hat erſchlagen
Und unter einem Roſenbuſch verſcharret.""
„O heilige Iria, Heißgeliebte,
Vergieb mir, und ich bleibe nun dein Pilger."
„„Vergeben meinem Mörder kann ich nimmer,
Der mich gleich einem Schlachtlamm hat erwürget.""
„O heilige Iria, Heißgeliebte,
Vergieb mir und ich bleibe nun dein Pilger."
„„So leg' ein blau Gewand an wie der Himmel,
Verſtoße Gott mich, wenn ich dich verſtieße.""

Die Sprichwörter, welche im Anhang gegeben werden, dürften zwar ſämmtlich in dem vortrefflichen Vocabulario Portuguez-Latino p. D. Raphael Bluteau, 8 vol. Lisbo'a 1716, zu leſen, indeſſen, da dieſes Werk hier zu Lande äußerſt ſelten iſt, noch ziemlich unbekannt ſein. Einige ſanden wie auch in Bohns Polyglot of foreign proverbs, z. B.:

Deixa fazer a Deos, que he Santo velho,
(Laß' Gott machen, denn er iſt ein alter Heiliger).

und:

Se queres bo'n fama, não te toma o sol na cama.
(Willſt du guten Namen, finde die Sonne dich nicht im Bette.)

Von den neumitgetheilten lautet das originellſte:

Quando o enfermo diz: Ai!
O medico diz: Dai!

Wenn der Kranke ſagt: O weh!
Sagt der Doktor: Gieb her!

Ida von Düring

Orient.

Der Prieſter Johannes in Sage und Geſchichte.*)

Es liegt uns die ſehr gründliche, ſtreng quellenmäßige und doch recht angenehm zu leſende Erſtlings-Arbeit eines jungen Gelehrten vor, welcher eine räthſelhafte mittelalterliche Perſönlichkeit kritiſch zu beleuchten unternommen hat. Der Verfaſſer iſt ein Bruder des um die Entzifferung der aſſyriſchen Schriftdenkmale ſehr verdienten Profeſſor Julius Oppert in Paris.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts verbreitete ſich in Europa das Gerücht, es herrſche tief in Aſien ein überaus mächtiger chriſtlicher König, der ſich Presbyter Johannes betitelte. Dieſer ſollte verſchiedene muhammedaniſche Fürſten beſiegt haben und nun zum Schutze der Kreuzfahrer heranrücken. Otto von Freiſingen erwähnt ihn zuerſt, geſtützt auf das Zeugniß des 1145 nach Europa gekommenen Biſchofs von Gabala, welcher den prieſterlichen König oder königlichen Prieſter mit ſmaragdenem Szepter regieren, zu dem (in Hochaſien ſehr früh verbreiteten) neſtorianiſchen Chriſtenthum ſich bekennen und von den drei Magiern des Evangeliums abſtammen ließ. Etwa zwei Jahrzehnde ſpäter kam ein ſehr weitſchweifiges lateiniſch abgefaßtes Sendſchreiben an die abendländiſchen Fürſten zu Tage, deſſen Verfaſſer niemand Geringeres als der Presbyter ſelbſt ſein ſollte. Obſchon dieſe, wahrſcheinlich von einem Neſtorianer verfaßte Epiſtel mit ihren Ungeheuerlichkeiten lebhaft an die fabelhaften Reiſen des Sindbad erinnert, ſo beſtimmte doch die Beſorgniß vor der damals ſehr bedrohlichen Macht der Seldſchuken Weſtaſiens Papſt Alexander VI., im Jahre 1177 eigenhändig an den angeblichen oder vorgeblichen Prieſter Johannes zu ſchreiben. In dieſem Briefe, den ſein eigner Leibarzt beſtellen ſollte, zeigte der Papſt ſeine Bereitwilligkeit, den hohen Adreſſaten zur römiſchen Kirche zu bekehren, da man vorausſetzen durfte, das Chriſtenthum deſſelben ſei noch nicht wahrhaft echt und allein ſelig machend. Von dem Schickſal dieſer Sendung ins Blaue iſt nichts bekannt geworden.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die Weltſtürme der Mongolen etwas nachließen, ſchickte Papſt Innocenz IV. fromme und muthige Mönche nach Inneraſien, damit ſie die Sitten des fürchterlichen Steppenvolkes einigermaßen milderten und, wo möglich, den chriſtlichen Glauben unter ihnen anpflanzten. Ein Hauptzweck dabei war, in den Mongolen tüchtige Verbündete gegen die Muhammedaner zu gewinnen; denn ſo lange es noch mächtige muhammedaniſche Staaten in Vorderaſien gab, verknüpfte Europäer und Mongolen ein gemeinſames Intereſſe, und eine Zeit lang wurden ſogar Botſchaften zwiſchen den Päpſten, den Königen Frankreichs und den Groß-Chanen ausgewechſelt.

Ein anderer Zweck dieſer Miſſionen war die Aufſuchung des noch keineswegs verſchollenen Prieſters Johannes, da dieſer Titel auf alle Könige des angeblichen chriſtlichen Staates Inneraſiens forterben ſollte. Obgleich nun die meiſten Reiſenden behaupteten, der Letzte des Geſchlechtes ſei im Kampfe wider Tſchinggis-Chan gefallen, ſo erhielt ſich doch der Glaube an die Fortdauer jener Prieſterkönige mit großer Zähigkeit. Aber die damaligen mangelhaften und verworrenen Kenntniſſe geographiſcher und ethnologiſcher Art führten zu den wunderlichſten Mißgriffen, die wir der Kürze wegen hier übergehen. Endlich vereinigten ſich die Gelehrten darüber, daß der Presbyter Johannes aus einem gewiſſen Ung-Chan (genauer Wang-Chan)*) fabrizirt ſei, einem Fürſten des Stammes Kerait in der nordöſtlichen Mongolei, der nach Bar-Hebraeus' und Raſchideddin's (ſ. w. u.) Zeugniß zum Chriſtenthum ſich bekannte und, aus einem treuen Bundesgenoſſen des Tſchinggis zuletzt deſſen Feind geworden, im Kampfe wider ihn Herrſchaft und Leben einbüßte.

Herr Oppert erzählt nach Mirchond's perſiſchem Geſchichtswerke die Beziehungen jenes Wang-Chan zu Tſchinggis, und wir

---

*) Der Prieſter Johannes in Sage und Geſchichte, ein Beitrag zur Völker- und Kirchenhiſtorie und zur Heldendichtung des Mittelalters. Von Dr. Guſtav Oppert. Berlin, Springer, 1864.

*) Wang-Chan iſt bloßer Titel des betreffenden Fürſten geweſen, zuſammengeſetzt aus zwei einfacheren, aber gleichbedeutenden Titeln, dem tatariſchen Chan und dem aus China überkommenen Wang.

Digitized by Google

ſind mit ihm einverſtanden, wenn er daraus die Unhaltbarkeit der eben erwähnten Hypotheſe folgert. Weder Wang-Chan, noch ſeine Vorfahren nahmen je eine ſo hervorragende Machtſtellung ein, daß ſie einen großen Ruf im Abendlande erlangen konnten. Auch hat der Keraiten-Häuptling niemals mächtige muhammedaniſche Fürſten beſiegt. Wenn der Verfaſſer aber hinzuſetzt, es werde weder in perſiſchen, noch in oſtaſiatiſchen Hiſtorikern erwähnt, daß die Keraiten je Chriſten geweſen, ſo ſteht ihm wenigſtens das Zeugniß Raſchideddin's, des berühmten Hofhiſtorikers der Mongolen in Perſien entgegen, der ſogar von allen mongoliſchen und türkiſchen Stämmen nur die Keraiten als Chriſten bezeichnet.*) Daß ſie Buddhiſten geweſen (wie Herr Oppert an mehreren Stellen behauptet), dafür giebt es gar keine Autorität; auch iſt dies höchſt unwahrſcheinlich, da der Buddha-Glaube ſelbſt zu den Mongolen erſt ſpät im dreizehnten Jahrhundert und von Tibet her gekommen.**)

Nach Abweiſung der Anſprüche des Keraiten-Fürſten wendet ſich Herr Oppert zu dem Beweiſe, daß die „Prieſter Johannes“ aus den Kur-Chanen oder Kara-Chitajer entſtanden ſeien.

Als die Macht des aus Tunguſien entſtammten Volkes Chitan (Chitai, Catai) in Nord-China gebrochen war, gründete ein flüchtig gewordener Magnat dieſes Volkes früh im zwölften Jahrhundert im öſtlichen Turkiſtan einen neuen Staat, der bis zu Anfang des dreizehnten beſtand, und welcher beſonders unter ſeinem Stifter der Schrecken der weſtlich angränzenden muhammedaniſchen Staaten wurde. Der letzte Kur-Chan dieſes Staates war ein fürſtlicher Flüchtling vom Volke Naiman, den die Mongolen Tſchinggis-Chans vernichteten.***)

Schon Rubruquis thut eines „Coir-Chan“ als Oberhauptes eines Volkes Cara-Catai Erwähnung. Aus dem neſtorianiſch-chriſtlichen Nachbarvolke Naiman ſollte ein bloßer Hirte König von Cara-Catai mit dem Titel „König Johannes“ geworden ſein. Ein Bruder (!) deſſelben, Unc, ſei ihm in dieſer Würde gefolgt (!), aber dem Tſchinggis erlegen. In dieſen Angaben iſt Mehreres ganz falſch, aber den Uſurpator von Cara-Chitai darf Rubruquis „König Johannes“ nennen, da er Thronfolger des letzten Kur-Chan geweſen.

Sehr nachdrücklich ſpricht für die Identität der Kur-Chane mit dem Presbyter Johannes beſonders der Umſtand, daß Otto von Freiſingen (vergl. oben) dieſen „vor wenigen Jahren“ (alſo um 1141) die königlichen Brüder Samjar glücklich bekämpfen und Ekbatana erobern läßt. Es iſt hier ohne Zweifel an die Niederlage zu denken, welche der großmächtige Seldſchucken-Sultan Sandſchar im Jahre 1141 durch den erſten Kur-Chan erlitt. Dieſer Sandſchar hatte eine Zeitlang ſeine zwei Brüder zu Mitregenten ſeines gewaltigen Reiches gehabt. Bis nach Ekbatana (wo übrigens ein Neffe des Sandſchar als Statthalter reſidirte) ſind die Cara-Chitaier zwar nicht vorgedrungen, aber nach Abulfeda fiel der Schützling des Kur-Chan's, Schach Atſys von Chareßen, in Choraßan ein und plünderte den Schatz des Sandſchar.

Mirchond bemerkt in ſeinem Berichte einmal beiläufig, daß die Tochter des letzten rechtmäßigen Herrſchers von Cara-Chitai — die er dem flüchtigen Kutſchluk zur Ehe gab — Chriſtin geweſen. Dieſe Notiz iſt leider die einzige, aus der man ſchließen kann, daß die Kur-Chane und ihre Nation zum Chriſtenthum ſich bekannt. Iſt der Schluß richtig, ſo macht uns auch der Titel Presbyter wenig zu ſchaffen, denn nach Rubruquis empfingen faſt alle Individuen neſtorianiſchen Glaubens in Mittelaſien die Prieſterweihe. Der Titel Kur-Chan wurde im Abendlande mit Juchanan, der ſyriſchen Form von Jochanan, d. i. Johannes, verwechſelt,*) wobei noch zu berückſichtigen, daß die mittelalterliche Sage den Apoſtel dieſes Namens, auf eine bekannte Stelle des Evangeliums geſtützt, bis zur erwarteten Wiedererſcheinung Chriſti fortleben ließ.**)

Wie nachhaltig der Eindruck des Namens Cara-Chitai in Inneraſien geblieben, erhellt aus dem merkwürdigen Umſtande, daß in Kuldſcha (Gouvernement Ili, im alten Dſungaren-Lande) die dort anſäßigen oder dahin verwieſenen Chineſen gewöhnlich Cara-Chitajer genannt werden.***)

Ein Anhang: „Ueber die Urſprünge der Parcival- und Gral-Sage“ möge bei anderer Gelegenheit Beſprechung finden. Sch.

Kleine literariſche Revue.

— **„Briefe an Ludwig Tieck.“**†) Wir empfangen ſoeben die beiden erſten Bände der von Karl von Holtei herausgegebenen Briefe von fünfhundert mehr oder weniger berühmten oder bekannten Männern und Frauen an Ludwig Tieck. Sechszig Jahre lang war der Dichter des „Phantaſus“ ein in Deutſchland und in der ganzen literariſchen Welt gefeierter Name. Franzoſen und Engländer, Dänen und Schweden, Ruſſen und Amerikaner korreſpondirten mit ihm, und zwar oft um ſeine Anſichten über Fragen ihrer eigenen Literaturen kennen zu lernen. In Deutſchland gab es vom Jahre 1792 bis zum Tode Tieck's kaum Einen literariſch berühmten Namen, der nicht mit ihm in Verbindung ſtand. So finden ſich in den erſten Bänden, welche die Buchſtaben A bis M umfaſſen, vier Briefe von Göthe, zwölf Briefe von Hardenberg (Novalis),

*) In Ermangelung des perſiſchen Textes müſſen wir Beréſin's genaue ruſſiſche Ueberſetzung citiren, wo man in dem die Kerait betreffenden Artikel (S. 94) lieſt: „Die Lehre Jeſu — Friede über ihm — gelangte zu ihnen und ſie bekannten ſich zu derſelben.“

**) Daß das perſiſche Wort but aus Buddha entſtanden, iſt aus verſchiedenen Gründen ſehr annehmbar (vergl. Schott's Abhandlung über die annamiſche Sprache, 1855, S. 17); aber die Perſer verſtehen darunter Götzen jeder Art, im Gegenſatze zu dem einen und wahren Gotte; es hat alſo den umfaſſendſten Gebrauch.

***) Siehe Schott's akademiſche Abhandlung über das Reich Cara-Chitai (1849). Die Benutzung dieſer Arbeit würde Herrn Oppert überzeugt haben, daß keineswegs „alle chineſiſchen Hiſtoriker den Untergang dieſes Reiches völlig falſch fixiren“ Man lieſt nämlich daſelbſt (S. 513 des betreffenden Bandes): „Eine im Jahre 1699 gedruckte Geſchichte der Mongolen in China, das Juan-szy, erzählt (Buch I., Bl. 3—4), Kutſchluk ſei im zwölften Jahre des Niag-tſung (1206) an den Irtyſch geflohen, habe daſelbſt zwei Jahre ſpäter eine neue Niederlage erlitten und nun bei dem [Cara-] Chitan ein Aſyl geſucht. Andere chineſiſche Quellen laſſen dieſen Naiman-Fürſten ſchon im Jahre 1201 dieſes Reich zerſtören [uſurpiren], welche Angabe den meiſten übrigen widerſpricht und zugleich die ganze chronologiſche Folge der Thaten des Tſchinggis verrückt.“

*) Kur-Chan bedeutet nicht „großer Fürſt,“ ſondern „Volks-Fürſt,“ und fällt inſofern zuſammen mit Il-Chan, wie die mongoliſchen Beherrſcher Perſiens ſich betitelten.

**) Wem die Verwechſelung von Kurchan mit Juchan [an] bedenklich ſein ſollte, dem ſei geſagt, daß der Laut r im Munde der Türken nicht ſcharf vibrirt iſt, alſo am Ende der Silben leicht überhört wird.

***) Erman's Archiv, Band XX., S. 287.

†) Ausgewählt und herausgegeben von Karl von Holtei. Erſter und zweiter Band. Breslau, Eduard Trewendt, 1864.

Digitized by Google

einundzwanzig Briefe von **Alexandee von Humboldt** — um von vielen Namen nur einige zu nennen. Wir behalten uns vor, auf dieſen reichen Schatz von Mateeialien zur Geſchichte der zeitgenöſſiſchen, europäiſchen Literatur ausführlicher zurückzukommen und zweifeln nicht, daß das Buch in weiten Kreiſen Deutſchlands und des Auslandes mit Freuden begrüßt werden wird.

— **Der franzöſiſche Buchhändler Hachelte.** Dee Chef einer der bedeutendſten franzöſiſchen Verlags-Buchhandlungen, Herr **Louls Hachette** in Paris, iſt am 31. Jull, 64 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Er wae ein Mann von vortrefflichem Charaktee, großer wiſſenſchaftlicher Bildung und außerordentlicher, erfolgreicher Thätigkeit. Männer aus allen Ständen und Berufsklaſſen, Staatsmänner, Gelehrte und Literaten, Buchhändler, Buchdrucker und einfache Arbeiter waren am 2. Auguſt an ſeinem Sarge in der St. Severins-Kirche zahlreich verſammelt, um dem allgemein hochgeachteten Hingeſchiedenen den Tribut ihrer Huldigung darzubringen. Urſprünglich hatte ſich Hachette dem Berufe des Univeeſitäts-Lehrers gewidmet, aus welchem er durch eine politiſche Gewalt-Maaßregel der Bourbonen gedrängt wurde. Nicht einmal ein Penſionat zu begründen geſtaltele ihm damals die Regierung; er ward daher im Jahre 1826 Buchhändler, indem er ein älteres, kleines Geſchäft kaufte, dem er das Motto gab: „Sic quoque docebo" — ein Motto, das er bald durch ſeinen Verlag zur Wahrheit machte. Es waren zunächſt namentlich die griechiſchen und römiſchen Klaſſiker, deren Texte er mit großer Sorgfalt redigiren ließ und von denen er auch treffliche franzöſiſche Ueberſetzungen herausgab. Daran reiheten ſich neue lateiniſche und griechiſche Wörterbücher, gründliche Lehrbücher aller Art, Spezial-Zeitſchriften für den Unterricht, wie die Revue de l'instruction publique, welche vorzugsweiſe „Hachettes Journal" genannt wurde, das Manuel général de l'instruction primaire u. a. Seit dem Jahre 1850 hat Hachette mit dieſen klaſſiſchen auch den allgemein literariſchen und wiſſenſchaftlichen Verlag verbunden. Wir nennen von dieſen Verlags-Artikeln nur die Bibliothèque variée, Bibliothèque des chemins de fer (500 Bände), die Collection des guides-itinéraires (eine Art von „Bädeker" in 150 Bänden), das Dictionnaire des contemporains" und andere ähnliche Konverſations-Lexika, die neue, nach der Original-Handſchrift revidirte Ausgabe der Mémoires de Saint-Simon etc. Hachette war zugleich Präſident des franzöſiſchen Buchhändler- und Buchdrucker-Vereins (Cercle des libraires etc.), ſowie der Gründer und Leiter zahlreicher, die gegenſeitige Aufhülfe der Gewerbetreibenden bezweckender Vereine. Auch im Auslande wird der Tod dieſes großen Buchhändlers tief empfunden und betrauert werden.

— **„Diplomatiſche Geſchichle der Jahre 1813—15."*)** Das unter dieſem Titel vor Kurzem erſchienene Buch iſt ein überaus lehrreicher Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Befreiungskriege, indem es den glorreichen Thaten des Kriegsſchwertes die kläglichen Thaten der Diplomatenfeder gegenüberſtellt, welche letzteren durch beglaubigte Aktenſtücke erläutert werden. Das Verhältniß der drei Alliirten zu einander wird dadurch in manchen Punkten in ein ganz anderes Licht geſtellt, als es in den überlieferten hiſtoriſchen Darſtellungen erſcheint, und beſonders die Perſönlichkeiten des Kaiſers Alexander I., Metternich's und Hardenberg's erhalten dadurch eine eigenthümliche, ihnen allerdings nicht immer günſtige Beleuchtung. Namentlich werden auch ſämmtliche Verfaſſungs-Entwürfe für den deutſchen Bund mitgetheilt, die dem Wiener Kongreſſe vorgelegen, die jedoch ſämmtlich, ſofern ſie einen **Bundesſtaat** mit Volksvertretungen anzubahnen geeignet waren, durch die Intriguen Metternich's beſeitigt wurden. Aus den ebenfalls mitgetheilten Verhandlungen über den zweiten Pariſer Frieden geht hervor, daß, mit Ausnahme der preußiſchen und einiger anderen deutſchen Staatsmänner, ſämmtliche Vertreter der europäiſchen Diplomatie unter den nichtigſten Vorwänden darauf hinarbeiteten, dem beſiegten Frankreich diejenigen Abtretungen zu erſparen, welche damals von Deutſchland zum Schutze ſeiner Weſt-Gränze als unerläßlich verlangt wurden.

— **Thalès Bernard's Geſchichte der Poeſie.*)** Der geſchätzte franzöſiſche Kritiker und Literarhiſtoriker Thalès Beenard hat mit dieſem Buche den Franzoſen einen großen Dienſt erwieſen. Er zeigt der franzöſiſchen Poeſie, die es liebt, ſich in ausgetretenen Geleiſen zu bewegen, neue Bahnen, auf denen ſie friſche Kränze zu pflücken vermag. Er macht ſie mit den Volksliedern anderer Nationen, mit denen der Deutſchen, der Slaven, der Albaneſen, der Eſten ꝛc. bekannt und empfiehlt den jungen Dichtern Frankreichs, aus dieſem unverfälſchten Borne der Natur zu ſchöpfen, um der franzöſiſchen Poeſie neue Anziehungskraft und Schönheit zuzuführen. Was **Herder's** „Stimmen der Völker" den Deutſchen geweſen, ein anregender Springquell neuer populärer Dichtungen, das ſoll die Bernard'ſche Anthologie — denn eine ſolche iſt es ebenſo gut, als eine „Geſchichte" und ein „Lehrbuch" zu nennen — den Franzoſen werden. Die poésie populaire bildet in der Darſtellung des Herrn Bernard zwar die letzte, aber augenſcheinlich die mit der meiſten Sorgfalt von ihm behandelte Abtheilung, welcher zwei andere Abſchnitte: die „poésie antique" und die „poésie moderne" vorangehen. In einem folgenden Bande will der Verfaſſer auch noch eine Sammlung von Volksliedern der Ruſſen, der Polen, der Ungarn, der Provençalen und der Bearner mittheilen.

— **Novelliſtik.** Neue Novellen, die entwedee das Ausland zum Gegenſtande haben, oder aus dem Ausland in Deutſchland eingeführt worden, ſind:

„Hoffnungen in Peru." Roman von Ernſt Freiherrn von **Bibra**. (Unter den Deutſchen in Süd-Amerika ſpielend.) 3 Bde.**)

„Das Geiſterhaus in New-York." Roman von **Mathilde Franziska Anneke**. (Die geheimnißvolle Geſchichte eines reichen Erben und einer italiäniſchen Sängerin unter den Yankees.) Ein Band von 307 S.***)

„Der Rechte." Erzählung von **Marie Sophie Schwartz**. Aus dem Schwediſchen von Auguſt Kretzſchmar. (Ein in Schweden ſpielender Roman.) 4 Bändchen.†)

„Mathilde, oder ein gefallſüchtiges Weib." Erzählung von **Marie Sophie Schwartz**. Aus dem Schwediſchen von Auguſt Kretzſchmae. (Ein Bändchen von 216 S., abwechſelnd in Italien und in Schweden ſpielend.)††)

— **Archiv für Buchdruckerkunſt.** Zu den vielen techniſchen Journalen, welche die Gegenwart hervorgebracht hat, geſellt ſich

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

*) Histoire de la poésie, par Thalès Bernard. 1 vol. de 850 pages. Paris, Dentu. 10 fr.

**) Jena und Leipzig, Hermann Coſtenoble.

***) Jena und Leipzig, Hermann Coſtenoble.

†) Leipzig, F. A. Brockhaus.

††) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

neuerdings auch ein „Archiv für Buchdruckerkunſt,“ *) welches, nach dem vorliegenden erſten Hefte zu urtheilen, eine hervorragende Stelle einzunehmen verſpricht. Von dem Ernſte und der rechten Würdigung des Zeitbedürfniſſes giebt die Abſicht des Herausgebers, Buchdruckereibeſitzers Waldow in Leipzig, ſeinen Leſern neben den techniſchen auch wiſſenſchaftliche, auf die Geſchichte des Buchdrucks bezügliche Beiträge zu bieten, günſtiges Zeugniß, und in dieſer Hinſicht dürfen wir das Unternehmen in einem der Literatur gewidmeten Blatte zur Beachtung empfehlen. Für die folgenden Hefte wird unter Anderem eine größere Abhandlung über den „Holzſchnitt als geſchichtliche Macht“ angekündigt, und zwar aus der Feder Auguſt von Eye's, Vorſtandes der Kunſtſammlung des germaniſchen Muſeums zu Nürnberg, der auf dieſem Gebiete als einer unſerer erſten Kenner bekannt iſt und ſich als ſolchen namentlich durch ſeine umfaſſende und gediegene Monographie über Albrecht Dürer bewährt hat. Wird das Archiv durch ſolche Arbeiten in den Kreiſen der Berufsgenoſſen anregend und belehrend wirken, ſo wird es ihm auch außerhalb dieſer Kreiſe an theilnehmender Berückſichtigung gewiß nicht mangeln.

Literariſcher Sprechſaal.

In welchem patriarchaliſchen Zuſtande das Ländchen Lauenburg mit ſeinen 19 Quadratmeilen und 50,000 Einwohnern während des ſeit den deutſchen Befreiungskriegen verfloſſenen halben Jahrhunderts ſich befand, iſt daraus zu entnehmen, daß die däniſche Regierung in dieſer Zeit dort Alles ſo beſtehen ließ, wie ſie es vorgefunden und durchaus nichts gethan hat, um eine Gemeinſamkeit der Intereſſen Lauenburgs mit denen des benachbarten Holſtein herbeizuführen. Lauenburg hat ſein eigenes Münzweſen, ſeine eigene Kirchenverfaſſung, ſein eigenes Geſangbuch, ſein eigenes Volljährigkeitsalter, ſeine eigenthümlichen bäuerlichen Verhältniſſe, ſein mittelalterliches Landzollweſen, welches nach den dermaligen Verhältniſſen die Ausländer günſtiger ſtellt als die Inländer, ſeine ſcharf geſchiedene Zollgränze gegen Holſtein, ſeine eigene Domicil-Geſetzgebung, ſeine mittelalterliche Gewerbe-Geſetzgebung, die dem Landſchuſter und Landſchneider verbietet, ſich bei Ausübung ſeines Gewerbes der natürlichen Hülfe ſeiner Ehefrau oder ſeines Sohnes zu bedienen. Lauenburg iſt in Heimats-Armenſachen gegen die übrigen Theile der däniſchen Monarchie, ſelbſt gegen das benachbarte Holſtein als Ausland hingeſtellt geweſen, und ein Holſteiner, der in Lauenburg einziehen wollte, mußte ebenſo behandelt werden wie ein Chineſe. So wie anderen Gränzländern, die unter das Scheeremeſſer der Diplomaten gefallen ſind, ſo iſt es auch Lauenburg ergangen; es hat nicht allein das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem größeren Staate niemals aufkommen können, das Gefühl, ein eigner kleiner Staat zu ſein, hat ebenfalls nicht aufkommen durfen. Das Ländchen hat ſich im Laufe der Jahrhunderte weſentlich in ſeinen Gränzen verändert, ganz abgeſehen davon, daß es von Lübeckiſchen und Strelitz'ſchen Enklaven durchſchnitten iſt. Das Amt Steinhorſt hat in einer langen Periode, bis 1740, nicht zum Herzogthume Lauenburg gehört. Die Hälfte mancher Dörfer und mehrere Güter ſind lange Jahre unter Lübeckiſcher Staatshoheit geweſen. Die Stadt Mölln ward erſt in unſeren Tagen wieder in den ſtändiſchen Verband aufgenommen, und bei Abtretung Lauenburgs an Dänemark wurde der auf dem andern Elbufer liegende Theil von Lauenburg ganz abgeſchnitten und verblieb bei Hannover.

*) Archiv für Buchdruckerkunſt und verwandte Geſchäftszweige. (Heft 1. Erſter Jahrgang. Mai 1864.) Leipzig, Druck und Verlag von A. Waldow. gr. 4.

Kürzlich ſind auch in Mecklenburg ähnliche Pfahlbauten wie in der Schweiz aufgefunden worden, die aus den älteſten Zeiten herzurühren ſcheinen und vielleicht viertauſend Jahre alt ſind. Man ſchreibt darüber aus Schwerin:

„Im Mai 1864 entdeckte Herr Buſch eine große Pfahlbau-Anlage in einem Torfmoor bei Wismar, in der Nähe des Stadtgutes Müggenburg. Hier liegt noch der ganze Pfahlbau der Steinperiode mit allen dazu gehörigen Alterthümern in ſehr großer Anzahl. Das ausgedehnte Moor bei Wismar iſt ungefähr 16 Fuß tief. In der Tiefe liegt auf Thon eine 10 Fuß dicke Schicht von waſſerhaltigem, jedoch feſtem, torfartigem, ſchwarzem Moder. Bis zur Höhe dieſer unterſten Schicht, welche in uralten Zeiten den Spiegel eines Sees gebildet haben wird, reichen die Pfähle der Pfahlbauten, und innerhalb der Pfahlringe und neben denſelben liegt auf dem Grunde der geſammte Hausrath der ehemaligen Bewohner. Dieſe unterſte Moder- oder Pfahlbautenſchicht wird von einer ehemaligen Raſenſchicht von etwa 1 Fuß Dicke bedeckt, welche nichts enthält. Auf dieſer Mittelſchicht, welche ſchon in grauer Vorzeit die im tiefen Grunde ſtehenden Pfahlbauten mit Vergeſſenheit verhüllt hat, iſt eine reine Torfſchicht von etwa 5 Fuß Dicke gewachſen. Um zur Erkenntniß eines Pfahlbaues zu kommen, mußte die ganze Moder- und Torfmaſſe bis zur Tiefe von 16 Fuß bis auf den Grund ausgegraben werden, was bei dem ſtark andrängenden Grundwaſſer und langen, heftigen Regengüſſen in der erſten Hälfte des Monats Juli große Schwierigkeiten hatte. Am 6. Juli und in den folgenden Tagen lag aber das Pfahlwerk eines runden Hauſes von ungefähr 14—16 Fuß Durchmeſſer klar frei. Die Pfähle von Eichenholz ſind jetzt etwa 10 Fuß hoch und 6—7 Zoll dick und ſtehen gegen 2 Fuß weit von einander entfernt. Das Holz iſt ſchwarz und von dem Moder ſchwer zu unterſcheiden; es iſt beim Aufdecken weich wie letzterer und zerbricht oft bei der geringſten Berührung, jedoch erhärtet es wieder an der Luft. Auf den jetzigen oberen Raſendecken des Moores liegt außerordentlich viel Holz von dieſen ſchwarzen Pfählen, welche hier in ſehr großer Anzahl geſtanden haben. In und bei dem oben erwähnten runden Pfahlfundament ſind in kurzer Zeit bis jetzt ſchon außerordentlich viele Alterthümer der Steinzeit gefunden, viele Pfähle von Eichenholz, einige auch an der Oberfläche verkohlt, 14 Keile aus Feuerſtein, 2 Schmalmeißel aus Feuerſtein, 1 Säge aus Feuerſtein, 4 angearbeitete Feuerſteinblöcke zu Geräthen, 10 Feuerſteinſpäne zu Meſſern, viele Splitter und Stücke von Feuerſtein, 1 Streitaxt aus Diorit, 2 ausgeſchliffene ſchöne Schleifſteine aus altem rothen Sandſtein, 2 kugelförmige Reibſteine aus feinkörnigem Granit und altem Sandſtein, 1 linſenförmiger Glättſtein aus Thonſchiefer, 1 runde Mühlſteinplatte aus Lava, viele Gefäßſcherben, Holzkohlen, viele vollſtändige Haſelnüſſe, vollſtändige und angearbeitete Hirſchgeweihe, abgehackte Hirſchhorn-Enden zu Geräthen, außerordentlich viele zerhackte und geſpaltene Thierknochen, Rehgeweihe, Stierhörner, Schafhörner, viele Thierzähne der verſchiedenſten Art, ganze Schädel von kleinen Thieren, z. B. ein Hundeſchädel und ein Biberſchädel, und Anderes. Beim Fortſchreiten der Torfarbeit im jetzigen und in den künftigen Jahren werden die Alterthümer ſich ohne Zweifel ſehr mehren, da es ſcheint, als wenn die Grabung erſt bis gegen die Mitte der runden Pfahlfundamente vorgeſchritten iſt.“

Digitized by Google

Zu Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ſind erſchienen:

Lehrbücher

der franzöſiſchen und engliſchen Sprache

von

Dr. **Bernhard Schmitz,**

Gymnaſiallehrer und Lector der franzöſiſchen und engliſchen Sprache an der Univerſität zu Greifswald.

Franzöſiſches Elementarbuch, nebſt Vorbemerkungen über Methode und Ausſprache.

Erſter Theil: Vorſchule der franzöſiſchen Sprache. Vierte, ſorgfältig durchgeſehene Auflage. 1861. (8¼ Bogen) gr. 8. 10 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik und Uebungsbuch für mittlere Klaſſen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13¾ Bgn.) gr. 8. 15 Sgr.

„Beſtimmtheit, Kürze und Ueberſichtlichkeit ſind die Vorzüge dieſes Elementarbuchs."

Pädagog. Reform.

Engliſches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Ausſprache. Ein Lesebuch, mit welchem man auch ſelbſtändig die engliſche Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, mit deutſchen Aufgaben vermehrte Auflage. 1864. (9 Bog.) gr. 8. 10 Sgr.

Engliſche Grammatik, nebſt einer literariſchen Einleitung in das Studium der engliſchen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. 1853. (22 Bogen.) gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf., deſſen Bücher Niemand, der für die Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen ein Intereſſe hat, ignoriren darf, iſt durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherlitteratur bereits rühmlichſt bekannt. Seine in dritter Auflage erſchienene „Engliſche Grammatik" iſt unſtreitig eine der gediegenſten."

Pädagog. Archiv.

Engliſches Leſebuch aus den bedeutendſten engliſchen Dichtern und Proſaikern von Shakſpeare bis Macaulay mit einer Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Litteratur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Ausſprache; nebſt einer beſonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bgn.) gr. 8. 25 Sgr.

„Dieſe mit Geſchick und Geſchmack veranſtaltete Sammlung des durch ſeine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfaſſers iſt durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbſtunterricht recht brauchbar. Pädagog. Reform.

Die engliſche Ausſprache in möglichſt einfacher und zuverläſſiger Darſtellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder engliſchen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbſtunterricht. gr. 8 geh. 15 Sgr.

„Von beſonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Intereſſe gründlich befriedigende, endlich zuverläſſigere Darſtellung. Pädagog. Archiv.

Fr. Gedike's Franzöſiſches Leſebuch für mittlere Claſſen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigſte, verbeſſerte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8 12½ Sgr.

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meiſterhaften an ſich."

Allgem. Schulzeitung.

Proſpecte über dieſe Bücher liefert auf Verlangen jede Buchhandlung; den Herren Lehrern ſtehen auf direkte Mittheilung Exemplare gratis zur geneigten Prüfung zu Dienſten. (461)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Heilandes

an Chriſtenkinder.

Eine Feſtgabe in ſiebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. (458)

Nach dem Engliſchen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage.

Mit einem Holzſchnitt gez. von Ludwig Richter, geſchnitten von A. Gaber.

1856. 32. eleg. kart. mit Goldſchnitt 8 Sgr.

„Das ſind Worte, durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde." St. Galler Blätter.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (459)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotiſchen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre ſein, beſonders wenn es wie dieſes — aus den beſten Quellen geſchöpft — ſo reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten iſt. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur beſtens empfehlen, da es die weiteſte Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiſer durch die deutſche Volksſchriften-Literatur.

Im Verlage von George Weſtermann in Braunſchweig erſcheinen:

Weſtermann's

Illuſtrirte Deutſche Monatshefte

für das

geſammte geiſtige Leben der Gegenwart.

Gr. 8. Velinpap. Geheftet. Preis pro Quartal 1 Thlr.

15 Bände ſind bereits erſchienen. Preis jedes Bandes 2 Thlr.

Wir dürfen uns bei der heutigen Aufſtellung unſers Programms über die Tendenz dieſer Zeitſchrift, die ſeit ihrer erſten Nummer die Löſung ihrer großen Aufgabe mit Kraft und ſicheren Schrittes angeſtrebt hat, — mit einiger Genugthuung auf das bisher Geleiſtete zurückwenden. Für die vielen Tauſende derjenigen unſerer Leſer, die mit wachſender Theilnahme unſer Unternehmen bisher begleitet haben, und von denen uns zahlreiche Zeichen der Anerkennung geworden, bedarf es, wie wir hoffen und vertrauen, keiner erneuten Zuſicherungen für das, was wir ferner zu leiſten gedenken.

Unſere Motive, unſre Auffaſſung, unſer Streben, bleiben unverändert, und — wir dürfen es dankbar hinzufügen — unter der unausgeſetzt wachſenden Zahl der mitwirkenden Kräfte wächſt die Gewähr für eine weitere Entwicklung und Bedeutung unſeres Unternehmens auf's Erfreulichſte. Die Regiſter der erſten zwölf Bände weiſen über zweihundert Mitarbeiter nach.

Wir dürfen deshalb mit gutem Grunde hoffen, daß die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte noch viele neue Freunde finden, und alſo in mannigfach neue, ihnen bisher nicht geöffnete Kreiſe eindringen werden.

An dieſe richten wir noch Folgendes:

Die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte haben es ſich zur Aufgabe gemacht, ein Central-Organ für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung zu ſein. — Sie wollen alle die Reſultate der Wiſſenſchaft vortragen, ſoweit ſolche in des Volkes Blut und Leben übergehen können; ſie wollen mit Tiefe und Wahrheit die Einfachheit und allgemein verſtändliche Form der Darſtellung verbinden: ſie wollen, mit kurzen Worten, die Bildung zu populariſiren ſuchen. — Sie widmen ſich nicht nur der allgemeinen Unterhaltung, ſondern ſie beſchäftigen ſich auch mit den verſchiedenen Zweigen der Naturwiſſenſchaften und ihren Einflüſſen auf die Culturzuſtände. Sie berichten über Kunſt, Literatur und geſellſchaftliches Leben, über Erzeugniſſe und intereſſante Erſcheinungen auf dem Gebiete der Induſtrie, des Handels und Völkerverkehrs, und vergegenwärtigen ſowohl in Ueberſichten wie in ſpeciellen Ausführungen die auf all dieſen Feldern ſtattfindenden Bewegungen und Fortſchritte. — Mit Sorgfalt ausgeführte Illuſtrationen kommen der Phantaſie und dem Verſtändniß des Leſers zu Hilfe.

Die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte wollen in jeder Familie zu Hauſe ſein, ſie werden die Stunden der Muße beim traulichen Zuſammenſein bilden und veredeln helfen, ſie werden unterhaltend belehren, und belehrend unterhalten. Sie werden fortfahren, indem ſie alles menſchliche Wiſſen, Denken und Streben zu umfaſſen ſuchen, für Geiſt und Gemüth jene Schätze zuſammentragen und Jedem zuführen zu helfen, dem die Bildung und Pflege ſeiner geiſtigen Befähigung ein Bedürfniß, und die Theilnahme an den raſtlos vorwärts ſtrebenden Bewegungen in allen Richtungen des menſchlichen Geiſtes unentbehrlich iſt, und ſo das gediegenſte und nützlichſte Familienbuch ſein für alle Stände des gebildeten deutſchen Volkes, eine ſich fortwährend bereichernde Hausbibliothek des mannigfachſten Inhalts von bleibendem Werthe.

Subſkriptions-Bedingungen.

Die Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte erſcheinen zu Anfang jedes Monats in großem Lexikon-Octav-Format. Jedes Heft in einer Stärke von 7 bis 8 Bogen reich und geſchmackvoll ausgeſtattet. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der unglaublich billige Preis für jedes Heft von wenigſtens 112 Seiten des größten Octav-Formats in doppelten Columnen beträgt nur 10 Sgr. — Vierteljährlich 1 Thlr. — Die Subſcribenten brauchen ſich nur zur Abnahme eines Quartals zu verpflichten. — Die bisher erſchienenen 87 Hefte ſind ebenfalls noch durch alle Buchhandlungen zu beziehen. — Jeder Band iſt auch elegant gebunden zu haben. (460)

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung von „Aus den Tauern." Berg- und Gletscher-Reisen in den österreichischen Hochalpen. Verlag von Carl Gerold's Sohn in Wien.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** Nro. 36.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 4. September **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Das Zeitungsweſen und die Journaliſten in Oeſterreich. I. Einförmigkeit und Mangel an politiſchen Parteien 562

Frankreich.

Janet gegen Darwin. I. Die Entwickelung des Auges 564

England.

Zur Phyſiologie des Schlafes 566

Italien.

Das Brigantenthum in Neapel 568

Indiſcher Archipel.

Dr. Karl Scherzer's Novara-Reiſe. Die Nikobariſchen Inſeln 570

Kleine litterariſche Revue.

Der große norddeutſche Kanal 574
Oeſterreichs Betheiligung am Welthandel . 574
Oeſterreichs Handelspolitik 575

Literariſcher Sprechſaal 575

Zweiter unveränderter Abdruck:

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON **HERMANN GRIMM.**

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (456)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

The Roman and the Teuton.

A Series of Lectures delivered before the University of Cambridge.

By

Charles Kingsley.

Gr. 8. Cloth. 4 Thlr.

Words and Places

or

Etymological Illustrations of History, Ethnology, and Geography.

By

Iſaac Taylor.

8. Cloth. 4 Thlr. 5 Sgr. (453)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage der S. Schropp'schen Landkarten-Handlung (L. Beringuier) in Berlin ist so eben erschienen:

Neuer

Unzerbrechlicher Erdglobus

von

Professor Dr. **Kiepert.**

1864.

12 Zoll im Durchmesser. Auf elegantem Fussgestell.

Preis 5 Rthlr.

(Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung des In- und Auslandes.) (454)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Indische Skizzen.

Vier bisher in Zeitschriften zerstreute Vorträge und Abhandlungen

von

Albrecht Weber.

Nebst einer Schrifttafel. 1857. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Diese Arbeiten des sehr geachteten Sanskritforschers sind für Alle, die für Fragen der ältesten Völkergeschichte Sinn haben, von hohem Interesse. Sie behandeln in einer jedem Gebildeten zugänglichen Form die neueren Forschungen über das alte Indien, über den Buddhismus, die Verbindungen Indiens mit den Ländern im Westen, endlich den semitischen Ursprung des indischen Alphabets.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (457)

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Vie de Jésus. Examen critique de son histoire, par le docteur Fréderic Strauss. Traduit par E. Littré, avec un long avant-propos du traducteur. 2 très-forts volumes in 8. 3e edit. française. Paris, L. Ladrange, 1864. 15 Fr.

Annuaire philosophique, examen critique des travaux de physiologie, de métaphysique et de morale accomplis dans l'année 1864. (Journal paraissant en 12 livraisons). Paris, Ladrange. 6 Fr.

Anne-Paule-Dominique de Noailles, Marquise de Montague. (Histoire d'une exilée de 1792). 1 vol. Paris.

Etudes sur l'histoire de l'art (Serie I et II). Par L. Vitet, de l'Académie française. 2 vol. Paris.

Le cheval de Phidias. Causeries athéniennes. Par Victor Cherbulliez. 1 vol. in 18. Paris.

Raphaël et l'antiquité. Avec une introduction sur l'histoire de l'art chrétienne. Par F. A. Gruyer. 2 vol. Paris.

Des gelées printanières, de leur causes etc. Par le colonel F. J. Lugen. 1 vol. Paris.

Du commerce et du progrés de la puissance commerciale de l'Angleterre et de la France au point de vue de l'histoire, de la législation et de la statistique, d'après les sources et les données officielles, par Ch. Vogel. Prem. vol. Strasbourg.

Oeuvres complètes de Frédéric Bastiat. Tome septième. Essais, ébauches et correspondance.

Histoire de la comédie. Période primitive. (Comédie des peuples sauvages. Théatre asiatique. Origines de la comédie grecque.) Par Edelstand du Méril.

Histoire de Paris, suivie de Paris agrandie. Par Emile de la Bédollière. Paris. 3 Fr.

Description géologique du Dauphiné. Par Charles Lory, professeur à la faculté des sciences de Grenoble. (455)

Im v. J. erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber Schillers Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (Allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung) von Dr. **F. A. Brandſtäter,** Professor am Gymnasium zu Danzig. gr. 4. geh. 12 Sgr.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes, die Europa, die Grenzboten, die Blätter f. literar. Unterhaltung und viele andere Blätter haben sich über diese kleine Schrift überaus günstig ausgesprochen, die jedem Verehrer Schillers angelegentlich empfohlen werden darf. (458)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Das Zeitungsweſen und die Journaliſten in Oeſterreich.

I.

Einförmigkeit aus Mangel an politiſchen Parteien.

Obzwar in Oeſterreich gegenwärtig für die Tagespreſſe mehr geſchrieben wird, denn je, und die Zahl der Journaliſten mit jedem Tage wächſt, ſo kann es dem unbefangenen Beobachter doch unmöglich entgehen, daß die öſterreichiſche Publiciſtik, die politiſche ſowohl wie die nichtpolitiſche, ſich in einem Zuſtande befindet, den wir als den des Verfalles zu bezeichnen nicht anſtehen würden, wenn wir nicht die Hoffnung hegten, daß dieſe Erſcheinung nur eine vorübergehende, durch das Zuſammenwirken mannigfacher Umſtände herbeigeführte ſei. Man wird vielleicht dieſes hart klingende Urtheil dem weitern Inhalte dieſer Zeilen widerſprechend finden, denn wir werden Gelegenheit haben, mancher ausgezeichneten, der Tagespreſſe gewidmeten Kraft ehrenvolle Erwähnung zu thun, allein der Widerſpruch iſt nur ein ſcheinbarer; ja die Anerkennung des *Einzelnen* wird uns nicht hindern, obigen über das *Ganze* gefällten Ausſpruch aufrecht zu erhalten.

Wenn wir beurtheilen wollen, ob ein Buch gut oder ſchlecht ſei, müſſen wir unterſuchen: einerſeits ob es einen beſtimmten Zweck habe und dieſen erfülle, andererſeits woraus es beſtehe, reſpektive welches die Mittel ſind, durch welche der Zweck erreicht werden ſoll. Sind Mittel und Zweck tadelnswerth, dann iſt das Verdikt ein gerechtfertigtes. Hätte die Tagespreſſe keinen andern Zweck, als das Publikum mit Nachrichten über die Tagesereigniſſe zu verſorgen, die belletriſtiſche Publiciſtik keine andere Aufgabe, als ein gewiſſes Quantum Leſematerial zu liefern, dann wären wir einer Unterſuchung der Mittel überhoben und könnten der öſterreichiſchen Publiciſtik unſer unbedingtes Lob zollen, denn was das raſche Mittheilen von Neuigkeiten betrifft, ſteht ſie nicht nur gegen die Preſſe keines Landes, etwa mit alleiniger Ausnahme Englands, zurück, ſondern wir wären ſogar geneigt, ihr in der deutſchen Preſſe den erſten Rang einzuräumen. Ebenſo werden wir keinen Anſtand nehmen, zu behaupten, daß die belletriſtiſche Publiciſtik dem leſebedürftigen Publikum ein ſehr weitläufiges Material biete. Allein wir brauchen wohl nicht erſt zu betonen, daß ſowohl die politiſche als die nicht politiſche Preſſe auch andere Zwecke zu verfolgen habe, und wir werden zeigen, daß die Fehler unſerer Preſſe zum Theil grade aus dem Streben abzuleiten ſind, jene Zwecke zu erreichen, die wir unmöglich als die *eigentlichen* der Publiciſtik gelten laſſen können.

Faſſen wir zunächſt die politiſche Preſſe ins Auge. Der Zweck der Tagespreſſe beſteht offenbar in der Beleuchtung der politiſchen Ereigniſſe, durch welche Miſſion ſich der Journaliſt von dem die Ereigniſſe bloß aufzählenden *Chroniſten* unterſcheidet und wodurch er ſeiner Arbeit erſt die *tagesgeſchichtliche Bedeutung* giebt. Die Beleuchtung hat aber wieder einen doppelten Zweck: einmal wirklich dunkle Partieen aufzuhellen und dem Leſer in lichtvoller Darſtellung vorzuführen; andererſeits die Gebrechen der Politik ans Licht zu ziehen. Stets bleibt die Aufgabe des Publiciſten auf dieſe beiden Ziele gerichtet, und von je mehr Geſichtspunkten aus ein Gegenſtand beleuchtet wird, deſto klarer wird das Verſtändniß und in deſto höherem Grade erfüllt die Publiciſtik in ihrer Geſammtheit ihre Aufgabe. Natürlich kann ein Gegenſtand nur dann von verſchiedenen Geſichtspunkten beleuchtet werden, wenn die Männer mit der Leuchte verſchiedene Standpunkte einnehmen.

Betrachten wir nun die öſterreichiſche Publiciſtik, ſo werden wir auf den erſten Blick eine Uniformität gewahr, als trügen wirklich alle Schreiber *eine* Livree — eine Uniformität, die um ſo auffallender iſt, als ja Jedermann weiß, daß es nirgends eine größere Vielgeſtaltigkeit gebe, als in Oeſterreich, wo ſie aber in der That nur in *nationalen* Fragen hervortritt, und daß der ſogenannte öſterreichiſche Standpunkt, auf welchen dieſe Uniformität zurückgeführt werden könnte, nirgends ſo ſehr perhorreszirt wird, als eben in Oeſterreich ſelbſt.

Woher alſo die Erſcheinung, daß in der Regel die Leitartikel ſämmtlicher öſterreichiſcher Blätter, ſobald ſie irgend ein allgemeineres Thema, durch welches nicht gerade nationale Fragen berührt werden, behandeln, eine wahrhaft ſeltſame Uebereinſtimmung an den Tag legen, die oft ſo groß iſt, daß ſie ſich bis auf ganze Gedankenreihen, ja auf dieſelben Schlagwörter erſtreckt? Iſt etwa die öſterreichiſche Preſſe mundtodt, und ſind etwa alle Journale gezwungen, aus demſelben Loch zu pfeifen? Bei allen Fehlern und aller drakoniſchen Strenge unſeres Preßgeſetzes, das, nebenbei geſagt, zu den mangelhafteſten und verfehlteſten Preßgeſetzen Europa's gehört, wird dies doch Niemand behaupten wollen! Nein, die Uniformität iſt keine zufällige; ſie iſt eine natürliche und entſpringt aus dem *Mangel an politiſchen Parteien*. Daß es keine politiſchen Parteien in Oeſterreich giebt, brauchen wir wohl nicht erſt zu beweiſen, denn es kann dies füglich als eine allgemein bekannte Thatſache angeſehen werden, und wir würden uns erſt dann veranlaßt finden, den Beweis zu führen, wenn Jemand behaupten wollte, daß es politiſche Parteien in Oeſterreich gebe. Das Aufſtellen einer ſolchen Behauptung haben wir aber nicht zu fürchten. Sind doch ſolche Parteien auch im Reichsrath bisher nicht hervorgetreten, wenn wir nicht jene Gruppe, die ſich in der Negation quand même zuſammenfand, um Anſtandshalber, weil es in allen Parlamenten eine ſolche giebt, eine *Oppoſition* zu bilden, eine politiſche Partei nennen wollen.

Wo es aber keine Partei giebt, da giebt es folgerichtig auch *keine Partei-Standpunkte*, kann es alſo auch keine *Partei-Organe* geben. Die politiſchen Ereigniſſe werden alſo von der öſterreichiſchen Preſſe, da es keine anderen Partei-Standpunkte, als etwa die nationalen giebt — und wir ſprechen hier von der deutſchen Preſſe Oeſterreichs — auch nicht von verſchiedenen Standpunkten beurtheilt. Die öſterreichiſche Preſſe erfüllt mithin den Zweck der Publiciſtik, die politiſchen Ereigniſſe von verſchiedenen Geſichtspunkten aus zu beleuchten, *nicht*; ſondern alle Journale nehmen mehr oder weniger denſelben Standpunkt ein; ſie unterſcheiden ſich eigentlich nur ſtyliſtiſch, indem das eine für ein auf einer höheren, das andere für ein auf einer niedrigeren *Bildungsſtufe* ſtehendes Publikum ſchreibt, das eine daher *lokaler*, das andere allgemeiner gehalten iſt. Wäre der Bildungs-Unterſchied geringer, ſo fiele für manche Journale die Bedingung ihrer Exiſtenz ganz weg, und ſie würden überflüſſig. Es genügte, wenn für das geſammte Leſepublikum nur ein einziges Journal erſchiene. Man wende uns nicht ein, daß hierdurch ein Monopol geſchaffen würde. Dieſes Monopol exiſtirt faktiſch und befindet ſich im Beſitz zweier oder dreier Journal-Eigenthümer, dieweil ſie ihr „Geſchäft“ zur richtigen Zeit begonnen, dabei reich geworden, und ſich nun im Beſitze ſolcher Mittel befinden, daß ſie ihrem Publikum mehr bieten

Digitized by Google

können, oder wenn ſie es nicht thun, wenigſtens könnten, als die andern Journal-Eigenthümer, deren Organe nur dann eine größere Verbreitung zu finden vermöchten, wenn ſie eben einer politiſchen Partei dienen würden, was ſie aber aus dem einfachen Grunde nicht können, weil, wie geſagt, die Parteien fehlen.

Was wir hier vom „Monopol“ geſagt, iſt nicht figürlich oder als eine Hyperbel zu nehmen, ſondern eine unleugbare Thatſache, die dadurch nicht aufhört, eine ſolche zu ſein, daß die andern Journale trotzdem neben den durch das Monopol begünſtigten fortexiſtiren; denn erſtens exiſtiren ſie eben im Verhältniſſe zu der großen Rente, welche die Monopol-Journale ihren Beſitzern ſichern, nur kümmerlich, und verdanken ſelbſt dieſe dürftige Exiſtenz nur dem großſtädtiſchen Leben in der Reſidenz und den größern Provinzſtädten. Mit einem Worte, ſie dienen dem Leſe-Luxus, während ſich die auf das Leſebedürfniß baſirten Journale in dem Beſitze der Monopoliſten befinden. Wenn zum Beiſpiel irgend Jemand, der auf dem Lande oder ſelbſt in der Hauptſtadt lebt, das Bedürfniß hat, auf ein Blatt zu abonniren, ſo kömmt ihm gar nichts Anderes in den Sinn, als je nach der Bildungsſtufe, auf welcher er ſteht, eines der Monopol-Journale zu halten. Alle Anſtrengungen der andern Journale ſind dieſem tief eingewurzelten Umſtande gegenüber vergebens, und jedes neue Unternehmen kann ſchon im vorhinein als ein verunglücktes bezeichnet werden. Manche Verſuche, die im Laufe der letzten Jahre in dieſer Richtung gemacht worden, beſtätigen dies zur Genüge.

Die Wirkungen der Erſcheinung, daß die Publiciſtik in Oeſterreich ihren eigentlichen Zweck nicht erfüllt, ſondern lediglich die Mittheilung von Nachrichten, die mehr oder weniger von demſelben Standpunkte aus beleuchtet werden, zu ihrer Aufgabe gemacht hat, äußern ſich in mannigfacher Weiſe: vor Allem in dem Zurücktreten der Perſönlichkeiten und dem Herabſinken derſelben zu literariſchen Fabrik-Arbeitern, welche dem Fabrikherrn die nach der Jahreszeit gangbaren Stoffe liefern, und je nach ihrer Geſchicklichkeit bezahlt werden. Von einem Fabrik-Arbeiter aber kann man natürlich weder jene Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand, noch jenen Schwung erwarten, welche die Sprache des Mannes kennzeichnen, den es drängt, für ſeine Ueberzeugung einzutreten, einem Gedanken Bahn zu brechen, eine Partei zu ſchaffen oder zu ermuthigen. Der Mitarbeiter eines öſterreichiſchen Blattes thut in der Regel nur ſeine Pflicht, und wenn er ein Mann von Charakter iſt, ſucht er eben ſeine Pflichterfüllung möglichſt mit ſeiner Ueberzeugung in Einklang zu bringen. Böswillige wollen behaupten, daß auch dies bei Vielen nicht der Fall ſei. Außer den ſtändigen bezahlten Mitarbeitern, ſchreibt aber ſelten irgend Jemand, es ſei für einen Privatzweck oder eben auch nur des Erwerbes willen, für ein Journal. So lange nun die Zeitungen ihre bisherigen eingeſchulten Haupt-Mitarbeiter — es ſind meiſt Leute die ſeit dem Jahre 1848 publiciſtiſch beſchäftigt ſind — beſitzen, können ſich dieſe Organe auf ihrer bisherigen Höhe erhalten. Bekanntlich aber haben Journaliſten und Federn die Eigenſchaft gemeinſam, daß ſie ſich mit der Zeit abſtumpfen. — Was nun dann, wenn dieſer Fall eingetreten ſein wird? Man wird uns erwiedern: „Es giebt doch wohl einen Nachwuchs!“ Ja wohl giebt es einen Nachwuchs. Hiemit ſind wir bei einem Kapitel angelangt, das eine beſondere Beachtung verdient, denn wir werden bei näherer Betrachtung des journaliſtiſchen Nachwuchſes ſehen, daß mit dem Umſtande, daß die öſteerreichiſche Publiciſtik ihren Zweck nicht erfüllt, noch ein zweiter Uebelſtand im engſten Zuſammenhange ſteht, nämlich daß ſie Gefahr läuft, auch bezüglich ihrer wichtigſten Mittel zu verarmen, und wenn wir Eingangs von dem Verfalle unſerer Publiciſtik geſprochen, ſo haben wir dies nicht ohne Rückſicht auf den ſich bereits jetzt in ſehr fühlbarer Weiſe geltend machenden Mangel an Kräften gethan.

Der öſterreichiſche Journalismus unterſcheidet ſich dadurch von demjenigen anderer Länder, daß ſelten außer den ſtabilen Mitarbeitern irgend Jemand für ein Blatt ſchreibt. Selbſt brennende Tagesfragen, die mit der hohen Politik gar nichts gemein haben, werden in unſern Journalen ſelten von Fachmännern behandelt, denen es zunächſt zukäme, ihre Meinung auszuſprechen. Dieſe Herren ſchreiben wohl zuweilen, wenn eine ſolche Frage an der Tagesordnung iſt, ein Buch oder eine Broſchüre, bei Leibe aber keinen Aufſatz für ein Tagesblatt. Wenn ſich ab und zu irgend eine außerhalb der Journaliſten-Innung ſtehende Perſönlichkeit herbeiläßt, einem Tagesblatte einen Artikel zu liefern, ſo iſt dies immer ein Ereigniß. Die ungariſche Preſſe allein macht in Oeſterreich in dieſer Beziehung eine Ausnahme. Da nun dieſer Fall ſehr ſelten oder gar nicht eintritt, ſo bleiben die Zeitungen in allen Fragen auf ihre ſtabilen Mitarbeiter angewieſen, welche die öffentliche Meinung machen. Die Zeitungen geben mithin in der Regel nur den individuellen Anſichten ihrer ſtabilen Mitarbeiter Ausdruck, und das Publikum hat ſich auf dieſe Weiſe gewöhnt, dieſes oder jenes Journal eben nur zur Hand zu nehmen, um zu erfahren, was Herr X oder Herr Y über dieſen Gegenſtand ſagt. Natürlich wird hierdurch die Aufgabe des Journalismus geradezu auf den Kopf geſtellt, während die Abſtinenz der Fachmänner in einem natürlichen Cauſalnexus zu den früher angeführten Thatſachen ſteht, aus welchen wir die Urſachen des Verfalles unſerer Publiciſtik abzuleiten verſuchten.

Nun wäre die Lage noch immer nicht ſo ſchlimm, wenn die ſtabilen Mitarbeiter, die kontraktlich zur Ventilirung aller Tagesfragen und noch einiger darüber verpflichtet ſind, in der Erfüllung ihrer Aufgabe etwas mehr erblicken möchten, als eben die Erfüllung ihres Kontraktes. Bei Vielen iſt dies in der That der Fall; Manche werden durch ihre anderweitige Lebensſtellung, ſowie durch den Umſtand, daß ihnen eben das Publikum genau nachrechnen kann, was und wie ſie ſchreiben, angeeifert, wirklich etwas mehr zu leiſten, als wozu ſie eben ihr Chef, der in der Regel die Journal-Unternrhmung geradezu gewerbemäßig betreibt, anhalten kann. Es ſind das meiſtens Leute der alten Garde, die im Jahre 1848 zur Fahne der Publiziſtik geſchworen, ſeitdem allerdings verſchiedene Phaſen durchgemacht, aber, wenngleich ſie ihre Ueberzeugung gewechſelt, doch wenigſtens ihrer jeweiligen Ueberzeugung Ausdruck gaben. Allein auch dieſe alte Garde wird immer kleiner; ſie iſt faſt decimirt und an ihre Stelle droht ein fürchterliches Geſchlecht von Nachzüglern zu treten. Iſt es an und für ſich ſchon traurig, daß ſich der Publiziſtik als ſolcher nur noch Diejenigen zuwenden und die Lücken der ſich lichtenden Reihen auszufüllen anſchicken, die in der Tagespreſſe lediglich ein „rentables Geſchäft“ erblicken, ſo iſt es doppelt traurig, wenn ſich gerade Diejenigen derſelben zuwenden, die ſich bei einiger Selbſtkenntniß und richtiger Schätzung ihrer Mittel eingeſtehen müſſen, daß ſie zur Ergreifung keines Handwerkes geringere Veranlaſſung haben, den Muth es aber dennoch zu ergreifen nur aus der völligen Unkenntniß der Aufgabe, der ſie ſich unterziehen und aus dem Schutze ſchöpfen, den ihnen die Anonymität gewährt. Wir wollen nicht leugnen, daß Uebung den Meiſter mache; wenn aber junge Leute, wie das in Oeſterreich der Fall iſt, glauben, das „Zeitungsſchreiben“ laſſe ſich einüben, wie jedes andere Handwerk und deshalb

Digitized by Google

als Volontairs in Redaktionen eintreten, ſo mögen dieſe wohl von ihrem Handwerks-Standpunkt aus Recht haben; wir bedauern aber, daß ſich der Journalismus — und wir verſtehen unter demſelben denn doch etwas Höheres — aus dieſer Sorte rekrutirt. Wenn Jemand, der niemals die Nadel geführt, bei einem Schneider, oder Jemand, der nie eine Zange in der Hand gehabt, bei einem Schloſſer Beſchäftigung ſuchte, ſo würde dieſer ihn einfach abweiſen. Ein Redaktions-Bureau ſoll aber eine Freiſtätte für Jedermann ſein, der ſich, obwohl, vielleicht ſogar weil er nichls gelernt hat, zum Journaliſten befähigt glaubt?

Da ſich nun aber einmal bei der Beurtheilung des Journalismus Perſonen und Dinge nicht trennen laſſen, ſo ſei es uns verſtattet, den Leſer in die einzelnen Laboratorien zu führen, zu welchem Zwecke unſer nächſter Artikel eine Revue der einzelnen bedeutenderen Zeitungen Oeſterreichs liefern ſoll.

Frankreich.

Janet gegen Darwin.

I.

Die Entwickelung des Auges.

Die Freunde und die Gegner des Materialismus ſind beide darin einig, daß er ſeine weſentlichſte Stütze in dem Fortſchreiten der Naturwiſſenſchaften findet. Die Coincidenz iſt für das gegenwärtige Jahrhundert allerdings nicht zu leugnen, der cauſale Zuſammenhang aber läßt ſich beſtreiten. Indeſſen wir wiſſen es aus vielfachen Erfahrungen: der Streit führt nicht zur Ueberzeugung des Gegners, und wir wollen daher nur konſtatiren, daß gerade die Führer der naturwiſſenſchaftlichen Bewegung unſeres Jahrhunderts die verpönte „doppelte Buchführung“ aufrecht erhielten. Sie leugneten und leugnen noch heut, daß die Geologie z. B. dem religiöſen Gefühl zu nahe trete, wenn ſie die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte als eine allegoriſche darſtellt. Wir wählen abſichtlich dieſes handgreifliche Beiſpiel, weil wir die Ueberzeugung haben, daß noch in unſerem Jahrhundert die erſehnte Entwicklung der Theologie ſich vollziehen wird — die Entwicklung, kraft deren die Theologie dem Verſtande geben wird, was des Verſtandes iſt, und ſich beſchränken wird auf die Bedürfniſſe des Gemüths mit ſeinem Sehnen und ſeinem Entſagen, wo keine Logik beweiſt, aber auch keine Logik beſtreitet.

Allein mit dieſer unſerer Hoffnung und Ueberzeugung ſtehen Diejenigen, die ſie hegen, ziemlich iſolirt da; das große Publikum entwickelt ein erſtaunliches Intereſſe für die Entdeckungen von Paſteur, für die Hypotheſen oder Theorien (wie man will) von Darwin. Der Unbefangene frägt: „Und wenn Ihr nun wißt, ob die mikroſkopiſchen Pflänzchen und Thierchen aus Keimen entſtehen oder ohne dieſe Keime; und wenn Ihr nun wißt, daß alle Geſchöpfe ſich im Laufe von Millionen Jahren aus wenigen Arten entwickelt haben, oder daß jede Art ihr ganz beſonderes Stamm-Eltern Paar gehabt hat — ſeid Ihr daeum den Fragen näher gerückt, um welche es Euch zu thun iſt? Iſt damit das Daſein Gottes bewieſen oder widerlegt? Geſetzt, die Menſchen ſtammen von den Affen ab durch „natürliche Züchtung“ und die Affen von der tiefer ſtehenden Gattung und ſo fort — wißt Ihr darum mehr von der Entſtehung des Mutterthieres? Ob es von einem Schöpfer gebildet oder von ſelbſt entſtanden? Und wenn Ihr das wißt, ſind dann Eure Bedenken gehoben, ob mit dem Tode des Leibes neues Leben beginnt oder uranfängliche Nacht?“ —

Indeß die bei weitem größere Zahl der Gebildeten bringt jene Fragen in unmittelbaren Zuſammenhang mit einander: ſteigt die Wahrſcheinlichkeit, daß die Well geſchaffen von einer Allweisheit, ſo wächſt auch das Vertrauen zur Allgüte, zum eigenen Geſchick und zur ſchrankenloſen Fortentwicklung des Ichs.

Die Hypotheſen Darwins ſtehen ſeit drei Jahren im Vordergrund der materialiſtiſchen Naturauffaſſung; der Vortrag von Häckel auf der letzten deutſchen Naturforſcher-Verſammlung in Stettin, die Entgegnung von Volger, der Feuereifer hier und dort waren Symptome der Bewegung, die deutlich genug ſprachen. Doch iſt, ſo weit wir dies zu beurtheilen vermögen, in Deutſchland das Intereſſe für jene Hypotheſen nur mäßig; unſer Jahrhundert hat gerade in Deutſchland eine große Zahl ſo geiſtreicher, aber auch ſo künſtlicher Theorien über Schöpfung und Weltall ſeitens der Naturphiloſophen entſtehen ſehen, daß eine neue nicht leicht Enthuſiasmus erweckt. In Frankreich und England hingegen, wo man die deutſchen Syſteme erſt aus zweiter Hand empfing, iſt die Theilnahme für Darwins Anſchauungen eine außerordentlich rege: man diskutirte ſie wenig: man nahm ſie bald an, und die Gegner derſelben ſtießen allerorten auf eine kompakte Majorität, die im Laufe des letzten Jahres wohl noch gewachſen iſt.

Die Revue des deux Mondes gehört zu den entſchiedenen Gegnern; ſie brachte kürzlich einen ziemlich ausführlichen von Paul Janet unterzeichneten Artikel, der die Darwinſchen Hypotheſen vom philoſophiſchen und vom naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt aus erörtert und ſchließlich einen Verſuch macht, jene allgemeinen Geſichtspunkte auf zwei beſtimmte Fälle anzuwenden, auf die Theorie Darwins von der Bildung des Auges bei den höheren Thieren und auf die Theorie von der Entſtehung der Inſtinkte. Die Beiſpiele vereinigen zugleich in glücklicher Weiſe das rein naturwiſſenſchaftliche mit dem philoſophiſchen Gebiet, und wir heben ſie deßhalb heraus.

Es handelt ſich für Darwin um den Nachweis, daß das Auge, d. h. der vollkommenſte optiſche Apparat, entſtanden iſt durch „natürliche Züchtung“, d. h. durch eine Aufeinanderfolge zufälliger Modifikationen. Er ſelbſt ſchreckte zunächſt vor dieſer Aufgabe zurück. „Beim erſten Blick“, ſagt er, „ſcheint es geradezu abſurd, anzunehmen, daß das Auge durch natürliche Züchtung entſtanden ſei; das Auge, das ſo wunderbar befähigt iſt, mehr oder weniger Licht in ſich einſtrömen zu laſſen, ſich beliebigen Entfernungen zu akkommodiren, die ſphäriſche und chromatiſche Aberration zu korrigiren — doch die reifere Erwägung führt über dies Gefühl des Bangens mit Sicherheit hinweg!“

Verſuchen wir Darwin in ſeinen Schiüſſen zu folgen. Er ſtützt ſich auf die Thalſache, daß die Entwicklungsſtufe des Geſichtsorganes im Thierreich eine von der niederen Organiſation zur höheren ſtetig fortſchreitende iſt. Zunächſt giebt es nur einen optiſchen Nerven, der durch die Lichtwellen in Erregung geſetzt werden kann — dieſen Ausgangspunkt kann man ſich vorſtellen als durch einen Zufall entſtanden; es bedarf dazu nicht der Annahme einer mit Bewußtſein nach einem Plane ſchaffenden Kraft. Daß die unzählbaren Kombinationen der organiſchen Materie in einem beſtimmten Entwickiungs-Moment ein Organ bilden, welches für Licht empfindlich iſt, gleich einer Daguerreotyp-Platte, muß als möglich zugegeben werden. Man kann ſich nun weiter vorſtellen, daß der mit dieſer wunderbaren Eigenſchaft begabte Nerv unter den verſchiedenſten Verhältniſſen eine Reihe von Modifikationen

Digitized by Google

erfährt, von denen einige ihm und dem ganzen Thier förderlich ſind, andere aber ſchädlich. Die ſchädlichen Modifikationen müſſen im Lauf der Zeit diejenigen Individuen und Spezies, bei welchen ſie ſich fixiren, auf eine tiefere Entwickelungsſtufe herabdrücken, die förderlichen auf eine höhere erheben. Zugleich haben jene die Tendenz, die geſammte Lebensfähigkeit der Spezies zu verringern, dieſe geben ihren Spezies größere Dauer und größere Widerſtandskraft — jene müſſen daher nach Jahrtauſenden allmählich verſchwinden, dieſe ſich beſtändig vervollkommnen. Es werden daher eine ſehr große Anzahl von eigenthümlichen Geſichtsorganen bereits völlig verſchwunden ſein, ohne Spuren auf der Erde zurückgelaſſen zu haben, und die noch vorhandenen werden große Variationen zeigen müſſen, wie wir dieſe ja auch aus den Forſchungen der Zoologen, namentlich durch die bahnbrechenden Unterſuchungen von Johannes Müller, kennen. Alle die vorhandenen Variationen können aber ſehr wohl die Reſultate der natürlichen Verhältniſſe ſein, welche, ohne Zuthun irgend einer dritten Kraft, auf ſie eingewirkt haben — warum ſoll man daher nicht annehmen, daß die Natur, die ja immer die einfachſten Mittel wählt, auf dieſem Wege durch einfaches Wirkenlaſſen der mannigfachſten Urſachen die Stufenleiter der Geſichtsorgane gebildet habe!

Das iſt der Gedankengang bei Darwin.

Bei einer Prüfung deſſelben muß man zunächſt einräumen, daß die Konſtitution der Geſichtsorgane im Thierreich eine äußerſt mannigfache iſt. Johannes Müller unterſcheidet drei Hauptformen. Bei der erſten beſtehen die Augen nur aus einem optiſchen Punkt, einem wahrnehmenden Nerven ohne jeden Brechungs-Apparat; die geſammte Wahrnehmung beſteht nur in der Unterſcheidung des Hellen vom Dunkeln. Die höhere Stufe ermöglicht die Wahrnehmung der Form und es wird dies auf zwiefache Weiſe erreicht. Eine Fläche, welche wahrgenommen werden ſoll, können wir uns zuſammengeſetzt denken aus einer unendlich großen Zahl von äußerſt kleinen Flächen oder Punkten; jeder Punkt ſchickt nach allen Seiten Lichtſtrahlen aus und kann als Punkt nur geſehen werden, wenn alle von ihm ausgehenden Strahlen durch brechende Apparate (Medien) wieder in einen einzigen Punkt vereinigt werden, oder wenn nur ein einziger der von ihm ausgehenden Strahlen in das Auge gelangt. Dieſes Letztere iſt nun der Fall bei allen Inſekten-Augen; ſie haben nicht gleich den höheren Thieren eine einfach gewölbte Hornhaut, ſondern anſtatt derſelben eine große Zahl ganz kleiner Kugelabſchnitte, ſo klein, daß von jedem Punkt einer leuchtenden Fläche nur eine kleine Menge Licht in das Auge dringen kann; hinter jedem Kugelabſchnitt liegt ein kleiner Kegel, deſſen Seitenwände mit ſchwarzem Pigment bedeckt ſind; hinter den Kegeln liegt die wahrnehmende Netzhaut, die Ausbreitung der Sehnerven. Von den Punkten einer leuchtenden Fläche dringen nun Lichtſtrahlen in jeden Kegel, aber diejenigen Strahlen, welche ſchief in einen Kegel eindringen, werden von dem ſchwarzen Pigment der Seitenwände verſchluckt, nur diejenigen Strahlen, welche gerade in der Axe des Kegels ankommen, gelangen zur Netzhaut und werden wahrgenommen; das ſo zuſammengeſetzte facettirte, muſiviſche Auge ſieht daher einen Gegenſtand niemals als ein Ganzes, ſondern ſtets als ein ſehr nahes Beieinander kleiner Flächen, etwa wie uns der geſtirnte Himmel erſcheint. Bei der vollkommenſten Art der Augenformation werden die Kegel erſetzt durch einen Konzentrirungs-Apparat für die eindringenden Lichtſtrahlen: die Linſe; hier werden alle Strahlen, welche von einem Punkt der leuchtenden Fläche ausgehen, wieder in einen Punkt vereinigt, hier reiht ſich daher auf der Netzhaut Punkt an Punkt ohne Unterbrechung zu einem Bilde zuſammen. Die Kegel ſind iſolirende Apparate, ſie wählen von den vielen Lichtſtrahlen des Punktes einen einzigen aus; die Linſe iſt ein einſammelnder Apparat, der alle Strahlen umfaßt — aber beide Apparate entſprechen genau den einſchlagenden optiſchen Geſetzen.

Man kann demnach, ohne den Thatſachen irgend einen Zwang anzuthun, eine allmähliche Stufenfolge der organiſchen Bildungen von der einfachſten bis zum Linſenſyſtem zugeſtehen — und Darwin legt ja auf dieſe Stufenfolge den Hauptaccent — aber ſtreitet denn die Erſcheinung einer allmählichen Stufenfolge irgendwie gegen die Annahme eines Planes? Iſt nicht vielmehr bei Annahme einer ſchöpferiſchen und ordnenden Intelligenz das Geſetz des unmerklichen aber ſtetigen Fortſchritts das weiſeſte und das am meiſten naturgemäße? Die Idee des Fortſchritts enthält in ſich die Tendenz der Vollendung — und behaupten, daß die Vollendung herrührt von der beſtändigen Komplikation der Phänomene, heißt den Begriff der Vollendung zuſammenwerfen mit dem Begriff der Vielgeſtaltigkeit. Es ſcheint aber vielmehr ein feindliches Verhältniß zwiſchen dieſen Begriffen obzuwalten: in dem Grade, in welchem die Phänomene ſich auf das Vielfachſte verflechten, wächſt die Schwierigkeit, ein methodiſches und reguläres Ergebniß zu erzielen. Wenn ich drei Steine auf einen Tiſch werfe, ſo können ſie ſehr leicht die Spitzen eines regulären Dreiecks beſchreiben; wenn ich hundert Steine werfe, ſteht es tauſend gegen eins, daß ſie nicht zu einer regulären Figur niederfallen. Wenn wir annehmen, daß das Auge ſich bildet durch eine einfache, wenn auch unbegrenzte Addition der Phänomene, ſo iſt es viel wahrſcheinlicher, daß das Auge eine Verſchlechterung oder gar eine Zerſtörung erfährt, als daß es ſich vervollkommnet.

Und zeigt die Entwicklung des Auges wirklich eine ununterbrochene Stufenfolge? Von den beiden höheren Syſtemen, dem der iſolirenden Kegel und dem der ſammelnden Linſe läßt ſich dies allerdings annehmen, und Darwin erwähnt ſelbſt einige Fälle, wo ein Uebergang ſtattfindet, wo die Kegel eine Linſen-Geſtalt annehmen — aber der weſentlichſte Punkt iſt der Uebergang des niedrigſten Syſtems zu einem der beiden höheren! Von einem ſolchen Uebergang citirt Johannes Müller kein Beiſpiel und auch Darwin weiß keins beizubringen. Wie entſteht aus Augenpunkten, die nur Sonnenſchein von Finſterniß unterſcheiden, ein optiſcher Apparat, ein koniſcher oder ein linſenartiger, der die Fähigkeit giebt, eine Form zu erkennen? Darwin fühlt natürlich ſelbſt, daß ihn die Thatſachen im Stich laſſen, und ſo verſucht er, die Kluft durch eine Hypotheſe auszufüllen: „Wir müſſen uns, ſagt er, einen Sehnerv gelagert denken hinter einem dichten Lager durchſichtiger Gewebe, welche gleichfalls durchſichtige Flüſſigkeiten einſchließen; wir können uns dann weiter vorſtellen, daß die durchſichtigen Gewebe und Flüſſigkeiten allmählich ihre Dichtigkeit verändern, aber freilich nicht alle in gleicher Weiſe; die dichteſten formen ſich dann ſchließlich zur Linſe, die weniger dichten zum Glaskörper!“ Welche Vorausſetzungen! Und wie unendlich hypothetiſch! Und wenn man das Uebrige thun und die Vorausſetzungen zugeben wollte — hätte Darwin mehr gewonnen als einen Uebergang vom unterſten Syſtem zum höchſten (dem dritten)? vom linſenloſen Auge der unterſten Thiere zu dem ſammelnden der höchſten? Wie entſteht denn das koniſche Syſtem mit ſeinen Facetten? Sollen dieſe auch aus einer allmählichen Verdichtung entſtehen? Und das ſchwarze Pigment an ihren Wänden, welches alle unbrauchbaren Strahlen abſorbirt, etwa auch?

Digitized by Google

Und wo ſich im Thierreich Uebergänge finden vom Kegel- zum Linſen-Syſtem, da wied dennoch das Sehvermögen des Thieres nicht beeinträchtigt: der optiſche Appaeat thut ſeine Pflicht; das deutet mit Macht auf einen Plan, nach dem er gebildet worden. Sollte Darwin Recht haben, ſo hätte er unter dieſen Uebergangs-Appaeaten eine große Zahl nachweiſen müſſen, welche den optiſchen Geſetzen widerſprechen; denn die natüeliche Züchtung wird doch nicht zufällig nur ſolche Formen bilden, welche gerade der Strahlenbrechung und Sleahlenſammlung günſtig ſind. Ee hätte Kegel nachweiſen müſſen mit hellen Wänden ohne Pigment, die freilich trotz der ſorgfältigen Konſtitution dem Auge nicht die Möglichkeit gegeben haben wüeden, eine Form zu erkennen. Er hätte uns Augen zeigen müſſen mit konkaven Kryſtalllinſen, welche die Lichtſtrahlen zeeſtreuen, anſtatt ſie zu ſammeln; er hätte brechende Medien nachweiſen müſſen, deren Dichtigkeit geringer iſt als die Dichtigkeit des Elements, in welchem das Thier lebt. Dieſe Wideeſprüche gegen die Idee odee gegen den Plan hätte er auffinden müſſen und in großer Anzahl, um die Annahme der Bildung des Auges durch natüeliche Züchtung, d. h. durch Zufall, glaublich zu machen. Die materialiſtiſche Natur-Auffaſſung geräth ſtets in Aufregung, wenn man von den Zwecken der Schöpferkraft ſpricht; das Auge, ſagt ſie, iſt nicht geſchaffen, um zu ſehen, ſondern es iſt da und es hat die Fähigkeit zu ſehen — aber wenn es nicht gebildet worden iſt zu jenem Zwecke, dann hätte doch wohl allmählich eine große Zahl von Modifikationen entſtehen müſſen, die gae keine Beziehung zur Funktion des Sehens hätten. Annehmen, daß ſolche ungünſtige Modifikationen entſtanden aber ſämmtlich ſammt den ganzen Thier-Spezies zu Grunde gegangen wären, — heißt doch, es ſich gar zu bequem machen; denn man muß ſich doch vorſtellen können, daß die Modifikation, welche die Sehfähigkeit eines Thieres verringert, der Lebensfähigkeit des übrigen Organismus nicht feindlich iſt — warum ſollte alſo dee ganze Organismus erliegen? Wenn wie ſehen, daß zahlreiche Thiergattungen mit Augenpunkten, ohne alle optiſchen Medien, ſeit Uranfang der Welt leben — warum ſollten ſie nicht leben können, wenn ſie heut plötzlich Kegel, aber mit durchſichtigen Seitenwänden ohne Pigment, erhielten, die freilich ihre Sehfähigkeit nicht ſteigerten, aber ſie auch nicht verringerten? Ja, es könnte die Depotenzirung des Geſichtsſinnes ausgeglichen werden durch eine Potenzirung anderer Organe, ſo daß alſo abſolut kein deſtruieendes Moment entſtände!

Wenn aber die Phyſiologie überall Geſichtsorgane zeigt, die bis in die kleinſten Details paſſend füe die Funktionen gebildet ſind, ſo kann der geſunde Menſchenverſtand nicht anders als der philoſophiſch gebildete: er muß annehmen: die Konſtruktion iſt planmäßig angelegt worden.

England.

Zur Phyſiologie des Schlafes.

Die Westminster Review beſpricht in einem „The Physiology of Sleep“ überſchriebenen Artikel mehrere Schriften, die vom Schlafe als phyſiologiſchem Zuſtand handeln. Wir heben daraus Folgendes hervor.

„Jedermann hat eine allgemeine, auf perſönliche Erfahrung gegründete Vorſtellung von dem, was unter Schlaf verſtanden wird. Und doch, ſo ſonderbar es ſcheinen mag, iſt es keineswegs leicht, von dieſem alltäglichen, aber wahrhaft wundeebaren Zuſtande eine genügende Beſcheeibung, viel wenigee noch eine genaue Definition zu geben. Wie Sir H. Holland*) bemerkt, iſt es ſelbſt ſchwer, „auszumitteln, was ſein vollkommenſter, ſein am meiſten vom Wachen entfernter Zuſtand iſt.“

Einige behaupten, wir beſäßen wäheend des Schlafes Bewußtſein, Andere, wir ſeien bewußtlos. Einige verſichern, wir träumten ſtets, wenn wie ſchlafen, Andere, daß Träume nue zwiſchen Schlaf und Wachen vorkommen. In der That waltet über dieſe und viele andere mit unſerem Gegenſtande verknüpfte Punkte unter den veeſchiedenen Schriftſtellern die möglichſt größte Meinungsverſchiedenheit ob. Dieſe Meinnngsverſchiedenheit mag bis zu einem gewiſſen Grade durch die folgenden Betrachtungen erklärt weeden:

Erſtlich unterſcheiden ſich die Schlaferfahrungen verſchieden gearteter Individuen in derſelben Weiſe, wenn auch nicht im ſelben Grade, wie ihre Erfahrungen vom Wachen; und deshalb mögen verſchiedene Beobachter, weil jeder nach ſeiner eigenen Erfahrung urtheilte, zu etwas verſchiedenen Schlüſſen gekommen ſein.

Sodann iſt „der Schlaf kein einheitlicher Zuſtand(?), ſondern eine Reihe fluktuirender Zuſtände“; und ſo mag es gekommen ſein, daß Einige dieſe Phaſe, Andeee eine andere als die vollkommenſte beobachtet haben mögen.

Drittens miſchen ſich philoſophiſche und religiöſe Theorien in die Frage.

Sir H. Holland und Mr. Durham,**) welche den Gegenſtand von vollkommen verſchiedenen Geſichtspunkten aus betrachten, drücken ihre Anſichten in Betreff der Natur des Schlafes in ſehr verſchiedener Weiſe aus. Der Erſtere betrachtet den Schlaf in ſeinem allgemeinſten, der Letztere in ſeinem ſpeziellſten Woetſinne. Sir Henry Holland ſcheeibt, wie folgt:

„Schlaf im allgemeinſten und beſtimmteſten Sinne des Ausdruckes muß nicht als ein einzigee Zuſtand, ſondern als eine Reihe von Zuſtänden in beſtändiger Veränderung betrachtet werden. Dieſe Veränderung beſteht dabei nicht allein in den verſchiedenen Graden, in welchen derſelbe Sinn oder daſſelbe Geiſtesvermögen ihm verfällt, ſondern auch in den verſchiedenen Peoportionen, in welchen dieſe verſchiedenen Kräfte zur ſelben Zeit unter ſeinem Einfluſſe ſtehen. Wie verbinden daher alle die Erſcheinungen, wie entfernt und regelwidrig ſie auch ſcheinen mögen, durch ein gemeinſames Prinzip mit einander, — von den köeperlichen Handlungen des Somnambulen; dem lebhaften, aber unzuſammenhängenden Gedankenzuge, der durch unſere Eindrücke erregt wird; der gelegentlich ſcharfen Thätigkeit des Verſtandes, und der Stärke der Erregung — bis zu dem tiefen Schlafe, in welchem Sinneneindrücke empfangen werden, worin kein Wille ſich geltend macht, und beim Erwachen kein Bewußtſein, keine Erinnerung zurückbleibt von den Gedanken oder Gefühlen, die im Geiſte vorhanden waren. Anſtatt manche dieſer Thatſachen als Ausnahmen oder Anomalien zu betrachten, iſt es gerathener und vernunftgemäßee, nur ſolche Definitionen vom Schlaf aufzuſtellen, die ſie alle in ſich ſchließen.“ —

Andererſeits ſagt Me. Durham:

„Pſychologiſch betrachtet denke ich, Schlaf mag am beſten als ein Zuſtand erklärt werden, in dem Wille, Sinn und Bewußtſein ſuspendirt ſind, abee durch die Anwendung eines Reizmittels leicht wiedee hergeſtellt werden können. „Nue der Schlaf iſt ge-

*) On Sleep. By Sir M. Holland.

**) The Physiology of Sleep. By A. E. Durham.

Digitized by Google

ſund," ſagt Dr. Wilſon Philip, „aus dem man leicht geweckt werden kann." „Wenn unſere Ermüdung derartig iſt, daß er ſehr tief wird, ſo nimmt er etwas vom Weſen der Krankheit an." —

„Phyſiologiſch betrachtet kann der Schlaf am füglichſten angeſehen werden als jener beſondere Zuſtand cerebraler Unthätigkeit, welche weſentlich zuſammenhängt mit der Ernährung und dem Erſatze der Gehirnſubſtanz."

Dieſe Beſchreibungen — denn Definitionen kann man ſie ſchwerlich nennen — vom Schlaf ſind einander keineswegs entgegengeſetzt, wie es auf den erſten Blick erſcheinen könnte. Beide können, denken wir, als richtig angenommen werden, obwohl keine derſelben die ganze Wahrheit enthält. Sir H. Holland ſpricht offenbar von aktuellem, wirklichen Schlaf, Mr. Durham vom Schlaf-Typus, vom Schlafe, wie er ſein ſoll. Der eine beſchreibt daher den Schlaf, wie er gewöhnlich vorkommt; der andere den vollkommenſten Schlaf, wie man ihn ſich denken muß.

Jeder Theil des Körpers, deſſen Thätigkeit vital, und nicht rein mechaniſch iſt, macht abwechſelnde Perioden von Ruhe und Thätigkeit durch. Jedermann weiß, daß es unmöglich iſt, vermittelſt unterſtützungsloſer Muskelſpannung irgend welches Glied längere Zeit gerade zu halten. Nach einer gewiſſen Zeit der Thätigkeit verlangen die Muskeln eine verhältnißmäßige Zeit der Ruhe. Ebenſo iſt es mit den Sinnesorganen, dem Gehirn und jedem anderen vitalen Theile. Jeden Tag lehrt uns die Erfahrung, daß dies wahr iſt; die Phyſiologie zeigt uns, es müſſe ſo ſein.

Während jeder dieſer Thätigkeitsperioden leidet das Zellengewebe des betreffenden Theiles und verzehrt ſich; während der Ruhe wird es genährt und der Abgang erſetzt. Zeitweiſe Unthätigkeit ſcheint für vollſtändigen Erſatz weſentlich zu ſein. Verſchiedene Theile deſſelben Organes, z. B. verſchiedene Theile eines Muskels oder des Gehirnes, dürfen zweifelsohne in derſelben Zeit in verſchiedener Lage ſein, ein Theil thätig und ſich abnutzend, der andere in Ruhe und ſich neu herſtellend; aber es iſt Grund zu glauben, daß für dieſelben Theile die zwei Zuſtände, Thätigkeit und Abnutzung einerſeits, und Ruhe und Erſetzung andererſeits nicht gleichzeitig eintreten können; oder jedenfalls, wenn ſie es thun, nur eine Zeitlang, inſofern nämlich früher oder ſpäter die Abnutzung die Oberhand gewinnt über den Erſatz.

Wir hören bisweilen den Ausdruck, „die Lampe des Lebens." Das Gleichniß iſt keineswegs ein ſchlechtes. Wenn eine Lampe gehörig zurecht gemacht und angezündet iſt, beginnt chemiſche Thätigkeit. Dieſe Thätigkeit währt eine Zeitlang; das Oel wird verzehrt; es entwickelt ſich Hitze und das Licht kommt zum Vorſchein. Nach und nach muß friſches Oel zugegoſſen und die Lampe geputzt werden. Während ſie brennt, muß man die Verbrennungsprodukte — die neuen von der chemiſchen Action gebildeten Subſtanzen, beſeitigen, wenn ſie nicht bald die Flamme auslöſchen ſollen. Ebenſo iſt es mit den Geweben unſeres Körpers. Ob die chemiſchen Veränderungen, welche in der Flamme der Lampe vorgehen, die Urſache von Licht und Hitze, oder ob Hitze und Licht die Urſache von chemiſchen Veränderungen ſind, können wir nicht ſagen. Ebenſo wenig können wir ſagen, ob die chemiſchen Veränderungen, die in gewiſſen Organen unſeres Körpers vorgehen, Urſache oder Folge ihrer funktionellen Thätigkeit ſind. In beiden Fällen iſt es vollkommen gewiß: die beſonderen chemiſchen Veränderungen ſind unzertrennlich verbunden mit den mehr ſichtbaren Erſcheinungen; und wenn das Material verbraucht iſt, oder wenn durch irgend eine andere Urſache die normalen Prozeſſe der chemiſchen Thätigkeit geſtört oder gehemmt werden, ſo modifiziren ſich die anderen Erſcheinungen, oder hören gänzlich auf.

Bewußtſein, Sinnesthätigkeit, Wille, Fühlen und Denken treten in Verbindung mit funktioneller Gehirnthätigkeit auf. In Begleitung damit finden chemiſche Veränderungen im Gehirn ſtatt, welche nothwendig zur Aufbrauchung gewiſſer Theile ſeiner Subſtanz führen. Um dieſen Verluſt zu erſetzen, iſt alſo zeitweiſes Aufhören der funktionellen Thätigkeit erforderlich. Funktionelle Thätigkeit des Gehirnes alſo, wie ſie ſich in Sinn, Denken, Fühlen, Wollen manifeſtirt, verbunden mit Aufbrauchung von Hirnſubſtanz, kann betrachtet werden als die weſentliche pſychologiſche und phyſiologiſche Bedingung des vollkommenen Wachzuſtandes; und Ruhe des Gehirnes, verbunden mit Erſetzung und Nährung der Hirnſubſtanz, kann als die entſprechende Bedingung des vollkommenen Schlafes betrachtet werden.

Nach dem Geſagten wird es klar ſein, daß zwiſchen dem Zuſtande des Gehirnes während des Schlafes und ſeinem Zuſtande während des Wachens große und greifbare Unterſchiede ſtattfinden müſſen. Sir Benjamin Brodie meint, daß es nicht möglich ſei, dieſelben empiriſch zu erkennen und nachzuweiſen; damit ſtimmt aber Mr. Durham nicht überein; er meint, daß man darüber wohl etwas Zuverläſſiges nachweiſen könne.

„Während des Schlafes, ſagt er, iſt das Gehirn verhältnißmäßig blutarm, und das Blut der Gefäße im Kopfe iſt nicht bloß der Quantität nach vermindert, ſondern bewegt ſich auch mit verminderter Schnelle."

Caldwell, welchen Durham citirt, führt den Fall von einer Frau in Montpellier an, die durch Krankheit einen Theil der Hirnſchaale verloren, ſo daß das Gehirn und ein Theil der Membranen bloß lagen. Wenn ſie in tiefem, feſten Schlafe lag, blieb das Gehirn im Schädel faſt regungslos; ſowie ſie träumte, erhob es ſich, und wenn ihre Träume (beim Erwachen erzählte ſie's) lebhaft oder intereſſant waren, wurde das Gehirn durch die Schädelöffnung in die Höhe getrieben.

Blumenbach beſchreibt ebenfalls Fälle, wo er, bei Verluſt von Schädeltheilen, ein Sinken des Gehirns während des Schlafes und ein Anſchwellen mit Blut, wenn der Leidende erwachte, wahrnahm. Indeſſen dergleichen Fälle ſind ſo ſelten, daß ſie kaum in Betracht kommen, und ſich oft aller Beobachtung entziehen. Mr. Durham hat, um die Streitfrage auszumachen, zu dem Mittel gegriffen, das Magendie, Orfila und andere berühmte Phyſiologen angewandt, nämlich zu jenen ſchrecklichen Viviſektionen an Thieren, welche den hohen Eifer für die Wiſſenſchaft, aber zugleich ſehr wenig menſchliches Gefühl bekunden. Er hat zahlreiche Hunde chloroformirt, ihnen ein Stück Hirnſchale abgenommen und dann weitere Experimente gemacht. Inwiefern die erlangten Reſultate Aufſchlüſſe über den „geſunden Schlaf" der Thiere und des Menſchen geben, da ein ſo behandeltes Thier jedenfalls ſich im abnormen Zuſtande und in der Krankheit befindet, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Mr. Durham findet ſeinen obigen Satz beſtätigt; auf die ausführlichen Einzelheiten können wir hier nicht eingehen.

Unſchuldigerer Natur ſind die Beobachtungen, welche man an kleinen Kindern machen kann, bei denen die Schädelknochen noch nicht feſt verwachſen ſind. Man findet z. B., daß die Nähte des Schädels, wenn das Kind ſchläft, leichte Vertiefungen bilden, umgekehrt, wenn es wacht, kleine Erhöhungen, und man kann daraus ſchließen, daß die geringere oder größere Blutmenge Urſache dieſer Erſcheinungen iſt. Jedermann weiß auch, daß man ſchlecht ſchläft,

Digitized by Google

wenn man erhitzte Backen und pochende Schläfe hat, während Hände und Füße kalt ſind und ein Gefühl von Fröſteln über den ganzen Leib verbreitet iſt. In dieſem Falle ſind die Gefäße des Gehirns offenbar voll und die Blutcirkulation thätig; andererſeits iſt es ebenſo gut bekannt, daß Kühle des Kopfes bei Wärme in den Extremitäten unabänderlich mit behaglichem Schlafe verbunden ſind. In manchen Fällen von Schlafloſigkeit, die von Ueberreizung des Gehirns herrührt, wirkt nach Mr. Durham's Behauptung ein warmes Bad, ein Fußbad in heißem Waſſer, wie ein Zauber.

Italien.

Das Brigantenthum in Neapel.

Das ſüdliche Italien zieht fortwährend die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, da von der Herſtellung einer ſtaatlichen Ordnung dort noch gar keine Rede iſt und ſicher noch manche Jahre verſtreichen werden, bevor die italiäniſche Regierung nur ſo weit gelangt, der dort herrſchenden Unordnung wenigſtens bis zu dem Grade abzuhelfen, daß die neapolitaniſchen Provinzen wieder ſolche geordnete Verhältniſſe darbieten, wie ſie dieſelben unter der Herrſchaft der Bourbons beſaßen. Ueber die neapolitaniſchen Zuſtände hat Niemand mehr Licht verbreitet, als Marc Monnier, ein franzöſiſcher Schriftſteller, welcher ſeit Jahren in Neapel lebt und ſich das Studium des Landes und der Bevölkerung ganz vorzüglich zur Aufgabe geſtellt hat. Von ihm hat die Revue des Deux Mondes eine ganz vorzügliche Arbeit über dieſen Gegenſtand veröffentlicht, der wir ein paar Abſchnitte entlehnen wollen, wobei wir nur bedauern, daß die Uebertragung außer Stande iſt, die trefflichen Schilderungen des Originals treu wiederzugeben.

Zunächſt entwirft der Verfaſſer in wenigen Zügen die Phyſiognomie des italiäniſchen Brigantenthums, das ſich zu allen Zeiten im Neapolitaniſchen gefunden hat, doch immer nur ſporadiſch auftrat, während es jetzt in Folge einer politiſchen Revolution, nach welcher die beſiegte Partei es nicht verſchmäht hat, Banditen unter ihre Fahnen zu enrolliren, epidemiſch geworden iſt. Dann fährt Marc Monnier fort:

„Nachdem die italiäniſche Macht in Neapel errichtet war, nachdem das regelmäßige Heer die Belagerten von Capua bis Gaëta gejagt hatte, erlaubte Franz II., ohne das nutzloſe Unglück vorherzuſehen, das er über ſein Land bringen würde, die Organiſation bewaffneter Banden; aber dieſe erſten Banden, die beſonders von Soldaten und Gensdarmen gebildet wurden, waren rein politiſch und ſie wurden von Männern befehligt, deren man ſich nicht zu ſchämen brauchte. Unter dieſen Letzteren kann man den Grafen Emile de Chriſten erwähnen. Der neapolitaniſche General Luvara verſchmähte es nicht, eine dieſer Expeditionen zu befehligen, in der ſich einige wahrhafte Royaliſten als muthige Männer ſchlugen. Ohne Zweifel hatten ſich ſchon einige ſchlechte Elemente in dieſe Parteigänger-Truppen eingeſchlichen; die saccheggiatori (Plünderer) Giorgi's rekrutirten ſich theilweiſe in den Bagnos; aber man muß dieſen erſten Ausbruch gleichwohl von den traurigen Unbeſonnenheiten, die ſpäter folgten, unterſcheiden. Was den Parteigängerkrieg betrifft, welcher während der Belagerung von Gaëta in der Nähe der römiſchen Gränzen verſucht wurde, ſo hängt derſelbe nicht mit der Geſchichte des Brigantenthums zuſammen.

Das wahre neapolitaniſche Brigantenthum, das man ſpäter umzuformen und dem man eine militäriſche Organiſation aufzuzwingen ſuchte, rekrutirte ſich Anfangs unter früheren Galeeren-Sträflingen. Mehrere von ihnen waren während der Revolution aus den Gefängniſſen entwiſcht. Andere waren durch das letzte Dekret des Königs Franz II. begnadigt worden; Einige hatten ſich den Garibaldianern angeſchloſſen und man hatte ſie vor Gaëta kämpfen ſehen. Nach dem Kriege verlangten ſie Gratifikationen und Anſtellungen; die Regierungs-Behörde prüfte ihre Anſprüche und ſchickte die Sträflinge in die Gefängniſſe zurück. Um dieſem Schickſale zu entgehen, flüchteten ſie ſich in die Wälder und bildeten Banden. In dieſer Weiſe begannen mehrere Briganten ihre Laufbahn, unter Anderen der berüchtigte Crocco, der zum Ritter des heiligen Georg und zum General en chef aller Straßenräuber erhoben wurde. Er war einer der Erſten, welcher den Krieg gegen die italiäniſche Regierung begann. Die Verabſchiedung der Truppen nach der Uebergabe von Gaëta verſtärkte die Banden, jedoch weniger als man es geglaubt hat. Eine gute Zahl bourboniſcher Soldaten, die in ihre Dörfer zurückkehrten, aber unfähig waren, den Pflug und den Hammer wieder zu ergreifen, ſchloſſen ſich den Banden an, welche ſchon anfingen, die Landſtraßen unſicher zu machen. Hierzu kamen die, welche bereit waren, weiter zu dienen, und ſich bei den Behörden in ihren Dörfern einfanden, ſowie ſie einberufen wurden; aus Mangel an Militär-Depots, in die ſie aufgenommen werden konnten, wurden ſie oft wieder nach Hauſe geſchickt. Das begegnete Manchem von ihnen dreimal, und ſie wurden Briganten, weil man ſie als Soldaten nicht einſtellte. Andere machten ſich, mit einem Abſchiede verſehen, den geſchickte Fälſcher ihnen für zwei Ducati gefertigt hatten, aus dem Staube. Als die Ordnung wieder hergeſtellt war und dieſer Betrug entdeckt wurde, fing man an, die Zahl derer zu muſtern, welche in Folge eines gefälſchten Abſchieds von dem Soldatendienſte frei geworden waren, und es gab deren dreißigtauſend. Alle dieſe Umſtände trugen zur Vergrößerung der Banden bei; die zwei Elemente aber, aus denen ſie Anfangs zuſammengeſetzt waren, konnten ſich nie mit einander verſchmelzen oder übereinſtimmen. Die meiſten Soldaten verließen, man muß das zu ihrem Lobe ſagen, das Feld; nur die früheren Verbrecher und die geborenen Diebe blieben zurück.

In dieſem Zuſtande fand die Reaktion die Banden, als ſie den Entſchluß faßte, ſie zu benutzen und ſie zu lenken; doch die Sache kehrte ſich um, denn die Banden zogen von der Reaktion Nutzen und ließen ſich nicht von ihr führen. Die Bergbewohner wieſen das Geld aus Rom und Neapel nicht zurück und willigten ein, die weiße Fahne aufzupflanzen; ſie ließen ſich aber nie zügeln oder an Disziplin gewöhnen; ihr einziger Gedanke war Plündern.

Was bedeutet nun dieſer Bauernkrieg? Welche Urſachen haben ihn hervorgerufen und aufrecht erhalten? Vor Allem der traurige Zuſtand auf dem Lande, die Unwiſſenheit, das Elend, der Haß gegen den Bürgerſtand und dann die auf die Revolution gegründeten tollen Hoffnungen, die aus Rom gekommenen Aufreizungen und zuletzt und vor allem Anderen die Furcht.

Beginnen wir mit dem Zuſtande, der auf dem Lande in den Dörfern herrſchte, und erinnern wir an das, was dieſe noch vor drei Jahren waren. In dem Grade, wie man ſich von Neapel entfernte, ſah man allmählich nicht bloß die Pracht der großen Stadt, ſondern ſelbſt den Schein eines civiliſirten Landes verſchwinden. Die Eiſenbahnen nahmen nach einer oder zwei Stunden ein Ende, und an ihre Stelle traten ſtaubige Landſtraßen, die am Fuße der Gebirge ſich in ſchmutzige Wege zuſammenzogen, aus denen zuletzt Fußpfade wurden, die nur von Maulthieren erklettert werden

Digitized by Google

konnten. In einer Entfernung von etwa zwanzig Stunden von der Hauptſtadt traf man ganze Provinzen, wo, mit Ausnahme der großen Landſtraße von Neapel, keine Verbindungsſtraßen ſich fanden. Dem kleinſten Cabriolet war es und iſt es jetzt noch unmöglich, ſich in den ſüdlichen Theil der Baſilicata hineinzuwagen und von dort die Meeresküſte zu erreichen. Dieſe Provinz, welche eben ſo groß wie Toscana, iſt gewiſſermaßen von den übrigen Provinzen iſolirt. Von ihren 124 Gemeinden ſind 91 aller Straßen beraubt, und andere noch mehr vernachläſſigte Provinzen beneiden ihr Loos. Noch im Jahre 1861 fand ſich nicht die kleinſte Straße, welche aus den Abruzzen nach Apulien geführt hätte; um von Chieti nach Foggia zu gelangen, mußte man über Neapel dahin reiſen, was ohngefähr daſſelbe iſt, als wenn man von Paris aus nur über Bordeaux ſich nach Lyon begeben könnte. Der Uebelſtand war für den Reiſenden, welcher viel Geld auszugeben hat, von keiner großen Bedeutung, wohl aber für die Schäfer, die im Jahre zweimal ihre Heerden aus einer Provinz in die andere treiben. Sie mußten dieſe Reiſe machen, indem ſie die Felſen erkletterten. Ein Banditen-Anführer Namens Tamburinno erwartete ſie mit ſeiner Bande und erhob von ihnen ein Wegegeld nach der Kopfzahl ihrer Heerden. Man denke ſich den Zuſtand dieſer verlaſſenen Dörfer, wo es oft einer ganzen Tagereiſe bedurfte, um aus dem einen Dorfe ins andere zu gelangen. Jedes geſellige Band war in dieſer wilden Zerſtreuung unmöglich, und gehäſſige Nebenbuhlerſchaften, welche noch dauern und zu den wichtigſten Urſachen des Brigantenthums gehören, traten an die Stelle jener Beziehungen der Intereſſen und der Familie, wie man ſie in anderen Ländern zwiſchen den benachbarten Dörfern ſo häufig findet. Jede Gemeinde des Königreichs glich einer Feſtung und faſt einem Kloſter, in welches die Bevölkerung ſich eingeſchloſſen ſah. Was ließ ſich wohl von einer ſolchen Abſperrung hoffen, in welche nichts eindrang, um dieſe trägen Maſſen zu erleuchten? Der König Ferdinand hat es mit ſeiner eigenen Hand geſchrieben: er wolle keine Elementarſchulen in Orten haben, welche bloß von Bauern bewohnt würden. So viel in Betreff der Dörfer; was ſoll man aber erſt von den Gegenden ſagen, wo die Hirten ein förmliches Nomadenleben führten und in der Mitte ihrer Heerden ganz allein und thieriſch lebten und ſo ganze lange Monate bloß auf ſich angewieſen waren, ohne ein lebendes Weſen zu finden, mit dem ſie reden konnten?

Die Unwiſſenheit iſt ohne Zweifel ein ſehr bedenkliches Uebel; ein anderes noch weit tieferes iſt der Mangel. Der Bauer oder Cafone, wie man ihn ſpottweiſe nennt, lebt in einer Armuth, die faſt unglaublich iſt. In Apulien, z. B. in Foggia, Cerignola, San Marco in Lamis, beſteht eine unterſte Klaſſe von Proletariern, die man Terrazzani, Leute ohne Feuer und Wohnort, nennt, welche, wenn ſie nicht ſtehlen, nicht leben könnten. Maſſari ſagt: „Bloß in der Stadt Foggia leben mehrere Tauſend Terrazzani. Große Güter, aber kein Pächter und viele Elende, die nicht wiſſen, wo ſie ihr Brot finden ſollen. Die Terrazzani und die Cafoni, ſagte uns der Direktor der Domänen in Foggia, haben Brot von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß unſere Hunde nichts davon freſſen würden.“ Ich könnte hinzufügen, daß ich in der Umgegend von Neapel Arbeiterinnen gekannt habe, für welche das Brot ſelbſt ein Luxusgericht war. Nun hegen dieſe armen Leute, die in einer ſo gehäſſigen Weiſe von den Reichen ausgebeutet werden, einen tiefen Haß gegen die Galantuomini, d. h. gegen den Bürgerſtand.

Was unter ähnlichen Bedingungen denkende Menſchen in Verwunderung ſetzen muß, iſt nicht, daß dieſes endemiſche Brigantenthum in einen Bürgerkrieg ausgeartet, ſondern daß dieſer Bürgerkrieg erſt ſo ſpät ausgebrochen iſt. Dieſelben Elemente der Auflöſung waren ſchon zu den Zeiten Ferdinands II. vorhanden; wie ging es nun zu, daß dieſer nichts weniger als ſehr geſcheidte Monarch 30 Jahre lang König blieb und auf dem Throne ſtarb? Um dieſe Frage zu beantworten, werden einige Worte genügen, und wir wollen den König ſelbſt ſprechen laſſen: „Wenn ich mein Königreich verlaſſen werde,“ ſagte er eines Tages zum Fürſten Dentice, „ſo werde ich meinen Nachfolgern fünfzig Jahre der Anarchie hinterlaſſen.“ Ferdinand fühlte das Uebel, that aber nichts, um es zu bekämpfen, ſondern begnügte ſich damit, den gewaltſamen Ausbruch deſſelben zu vertagen. Er verfolgte den Bürgerſtand, hätſchelte die Armen, unterſtützte die Prieſter, und indem er die energiſchen Männer, welche Briganten geworden ſein würden, anwarb, bildete er aus denſelben ſein Heer, ſeine Polizei und ſeine Miliz für die Dörfer. Die Folge davon war, daß dieſe zu Brigaden formirten rohen Geſellen beinahe das thaten, was die Wölfe thun würden, wenn man ihnen die Bewachung der Schaafheerden anvertraute. Ferdinand ſtarb und Franz II. wurde gezwungen, ſeinem Lande eine Konſtitution zu geben. Sofort brach auf mehreren Punkten ſeines Königreichs der Bürgerkrieg aus. In Bovino zum Beiſpiel fand ein Volksaufſtand gegen die Reichen ſtatt, und dabei gab es ſchon Plünderung und Blutvergießen. Garibaldi, der ſich durch drei Siege zum Herrn Siziliens gemacht hatte, ſetzte auf den Kontinent über; ſofort ſtürzte das von dem verſtorbenen König aufrecht erhaltene prachtvolle Gerüſt zuſammen, und ſelbſt der Clerus betete das neue Licht an.

Das Volk, welches gewohnt war, in den Revolutionen nur Komplotte der Bourgeoiſie zu ſehen, welche politiſche Freiheiten forderte, von denen es für ſeinen Theil gar nicht wußte, was es damit anfangen ſollte, glaubte, endlich ſei ſeine Stunde gekommen, und wenigſtens dieſesmal hätte man ſich um des Volkes willen erhoben, und in Folge deſſen wurde es aufrichtig Garibaldiſch und iſt es noch. Die Herſtellung der regelmäßigen Gewalt täuſchte alle ſeine Hoffnungen. Es hatte irgend eine ſoziale Entſchädigung erwartet und ſah ſtatt ihrer eine politiſche Umgeſtaltung kommen. Anſtatt Garibaldi's und der rothen Hemden gab man ihm ein uniformirtes Heer und einen abweſenden König; anſtatt des ihm für alle Tage zugeſicherten Brotes einen Winkel Erde in der Sonne, und um es in ſeinen Mußeſtunden aufzuheitern, gab man ihm, an Stelle der wöchentlich einen oder zwei Prozeſſionen mit Fackeln und Fahnen, ein Parlament in Turin, Verordnungen wegen Zuſammenrottungen, das beſchränkte Stimmrecht, das Geſchwornengericht für Prozeſſe über Verbrechen und tauſend andere Wohlthaten, die ihm ganz gleichgültig waren und um die es ſich gar nicht kümmerte; dann gab man ihm noch Preßfreiheit, und es konnte nicht leſen! Es ſagte ſich mit Bitterkeit: Wieder eine Revolution der Bourgeoiſie!

Eine Revolution der Bourgeoiſie! Das war die vorzüglichſte Klage des armen Volkes nach dem Aufſtand von 1860, der in ihren Augen nichts weiter war, als eine Fortſetzung des Aufſtandes im Jahre 1848. Es war eine im Volke ſehr beglaubigte Meinung, daß dieſe Revolutionen bloße Differenzen zwiſchen der Bourgeoiſie und dem Souverän ſeien, was ſogar ſo viel Glauben fand, daß die Führer der Lazzaroni, als die liberale Verſchwörung im Jahre 1859 einige Schritte that, um ſich die Mitwirkung derſelben zu ſichern, unzweideutig antworteten: „Wir werden uns euch unter der Bedingung anſchließen, daß ihr das Treiben von 1848 nicht wieder anfangt, und daß es auch etwas für uns giebt.“

Digitized by Google

Das neapolitaniſche Volk erhielt nichts von dem Allen; dagegen ſah es den populären Helden, der ihm ſo viel verſprochen hatte, abreiſen und den re galantuomo — was von ihm als „König der Sbirren" aufgefaßt wurde — ankommen, der ihm befahl, ſich ruhig zu halten, und der an gutgekleidete Männer Stellen und Dekorationen vertheilte. Natürlich war das eine ſehr bittere Enttäuſchung; aber in den Provinzen und ganz beſonders auf dem Lande gab es Oppoſition, welche durch eine gerechtere Unzufriedenheit hervorgerufen worden war. Der Bourgeois wurde daſelbſt wirklich der König des Dorfes; es bildete ſich eine Oligarchie von kleinen Gutsbeſitzern, die früher unterdrückt waren, und die nunmehr mit der ganzen Bitterkeit eines lange unterdrückten Zornes ihrerſeits unterdrückten.

Der einfache Dorfbewohner, der Bauer, der Hirt blieben indeſſen eben ſo arm wie ehedem; die frühere Unwiſſenheit hatte nicht in einigen Tagen beſeitigt werden können, und ſo dauerte das frühere Elend mit allen ſeinen unheilvollen Aufreizungen fort. Zu gleicher Zeit war der Zügel zerriſſen, der Verkehr war frei; Colporteurs verkauften Pulver und Kugeln, Büchſen und Revolvers. Nun erwachte der alte Haß plötzlich, welcher früher durch Liſt oder mit Gewalt im Zaume gehalten worden, aber durch die Revolution aufgeſchüttelt und zügellos geworden war, und der ſich jetzt bis zur Wuth ſteigerte.

Die Dörfer, welche ſich ſeit fünfzig Jahren um ein Feld oder um einen Wald ſtritten, die Familien, welche ſich um einer Rangfrage willen einander befeindeten, benutzten die allgemeine Aufregung, um handgemein zu werden; jeder Privatgroll nahm eine politiſche Maske an, jede perſönliche Rache befriedigte ſich im Namen Viktor Emanuel's oder Franz des Zweiten. Wenn in den Zeiten der Bourbons ein muthloſer Dorfjunker einen Feind hatte, ſo denuncirte er denſelben als einen Liberalen und beförderte ihn mit Hülfe dieſes Mittels auf die Galeeren. Dieſelben Denunciationen wurden unter der neuen Regierung fortgeſetzt; nur wurde der Mann, den man zu beſeitigen wünſchte, angeklagt, ein Anhänger der Bourbons zu ſein. Daraus ſind viele Ungerechtigkeiten, Verfolgungen und Niederträchtigkeiten hervorgegangen. Nun waren aber die Wälder nahe, die Gebirge boten den Unterdrückten, die an nichts weiter dachten, als die Flucht, einen ſichern Zufluchtsort, und dort bildeten ſich dann Banden, welche von Stunde zu Stunde wuchſen, alle Opfer der Geſellſchaft — Uebelthäter und Dürftige, Galeerenſklaven und Soldaten — an ſich zogen, ihnen Feſte, Piaſter, Mädchen, Waffen, Mittel der Rache und Blut zu vergießen, kurz Alles, was ſie nur wünſchen mochten, verſprachen. So bildete ſich oder vielmehr ſo erſtand jenes Brigantenthum von Einheimiſchen wieder, welches wirklich bedenklich, wahrhaft ſchrecklich iſt und das nur gelegentlich eine politiſche Färbung annimmt, aber mehr oder weniger unter allen Dynaſtien fortdauern wird, ſo lange das Volk Hunger leidet."

Indiſcher Archipel.

Dr. Karl Scherzer's Novara-Reiſe.

Die Nikobariſchen Inſeln.

Vor einiger Zeit tauchte in den Zeitungen das Gerücht auf, Dänemark wolle die nikobariſchen Inſeln an Preußen abtreten, um ſich Schleswig zu erhalten und auf dieſe Weiſe den deutſch-däniſchen Konflikt wegen der Elbherzogthümer zu löſen.

Von wem auch dieſer Vorſchlag ausgegangen ſein mag, eine ernſtliche Hoffnung auf Durchführung deſſelben kann ſelbſt der Urheber nicht gehegt haben. Immerhin aber wird es wegen dieſer ſonderbaren Combination ſich empfehlen, Näheres über die nikobariſchen Inſeln zu erfahren, ſei es auch nur, um zu wiſſen, daß — hätte Dänemark wirklich daran gedacht, die angeblichen Eroberungsgelüſte Preußens mit den Kokosnüſſen jener Eilande zu befriedigen, — ein derbes deutſches Sprichwort wieder einmal im Rechte geweſen wäre, das Sprichwort nämlich: „Wer Luſt hat zu tauſchen, hat Luſt zu täuſchen!" Dänemark könnte kein beſſeres „Geſchäft" machen als dieſen Tauſch, weil es die nikobariſchen Inſeln gar nicht mehr beſitzt und dem Könige von Preußen mit gleichem Rechte z. B. die beſte Provinz der Vereinigten Staaten hätte anbieten dürfen.

Eine ſehr ausführliche und anziehende Monographie der nikobariſchen Inſeln finden wir ganz apropos in dem Werke: „Reiſe der öſterreichiſchen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858 und 1859 unter den Befehlen des Kommodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Beſchreibender Theil von Dr. Karl von Scherzer"*) — ein Werk, das ſich überhaupt durch wiſſenſchaftlich gründliche und zugleich anſprechend geſchriebene Darſtellungen aus jener Reiſe auszeichnet.

Die Novara ankerte am 23. Februar 1858 an der Inſel Kar-Nikobar und verließ nach 32 Tagen die Inſelgruppe, nachdem die gelehrten Mitglieder der Expedition mit Unterſtützung der Schiffs-Offiziere nach allen Seiten hin die ſorgfältigſten Unterſuchungen über Land und Leute des Archipels angeſtellt hatten.

Wir heben aus dem Berichte des Herrn von Scherzer über dieſen verhältnißmäßig langen Aufenthalt der Expedition daſelbſt dasjenige heraus, was von allgemeinerem Intereſſe ſcheint. Wenn daraus eine Art Robinſonade entſteht, ſo wird das doch der Wahrhaftigkeit unſerer Mittheilungen bei dem Leſer keinen Eintrag thun.

Die nikobariſchen Inſeln mit ihren etwa 6000 Einwohnern liegen zwiſchen 6° 50' und 9° 10' n. Br. und vom 111. bis 112° ö. L. von Ferro oder 93 bis 94° von Grenwich. Sie bilden die unterbrochene Verlängerung der centralen Gebirgskette von Sumatra nach Norden zu und halten ziemlich die Mitte auf der Linie zwiſchen den ſüdlichen Spitzen der beiden Oſtindien. Durch dieſe Lage wurden die Inſeln raſch in den großen Verkehr auf der Seeſtraße zwiſchen Europa und Oſtaſien hineingezogen. Es wird daher nicht wunderbar erſcheinen können, daß dieſelben den Seefahrern bereits ſeit länger als tauſend Jahren bekannt ſind.

Als die erſten Beſucher, von denen man beſtimmtere Kunde hat, werden arabiſche Kaufleute bezeichnet, welche auf ihren Fahrten nach dem ſüdlichen China das erſte Mal im Jahre 851, das zweite Mal im Jahre 877 n. Chr. auf dieſen zu jener Zeit unter dem Namen Megabalu oder Legabalu bekannten Inſeln landeten. Schon dieſen Beſuchen haben wir den Anfang der Literatur über die Inſelgruppen zu verdanken. Abu-Zeyd-Haſſan, einer der Unternehmer, gab einen umſtändlichen Bericht über dieſe Reiſe, den Euſebius Renaudot in das Franzöſiſche überſetzt und unter dem Titel veröffentlicht hat: Anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs mahométans qui y allérent dans le IXe s. Traduit de l'Arabe avec des remarques par Eus. Renaudot. Paris chez Coignard. 1718. — Nach Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung wurden die Nikobaren häufig von Oſtindienfahrern berührt, ohne daß da-

*) Wien, Carl Gerolds Sohn. 1864. Sogenannte Volksausgabe.

Digitized by Google

durch die Kenntniſſe über dieſen wichtigen Archipel vermehrt worden wären. — Im Jahre 1602 verweilte der engliſche Schiffskapitän Lancaſter zehn Tage auf den Nikobaren. Er fand daſelbſt Bäume, die vermöge ihres Umfanges und ihrer Höhe Schiffbauholz für die größten Fahrzeuge liefern konnten. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts erſchien der Schwede Köping in dem Archipel. Sei es, daß damals die Fabel von geſchwänzten Menſchen die Phantaſie der ſeefahrenden Abenteurer überall beſchäftigte, ſei es, daß die eigenthümliche Kleidung der Eingebornen, nämlich ein langes, ſchmales Stück Zeug, das um den Leib gewunden rückwärts hinabhing, das Auge täuſchte, kurz, Köping glaubte in den Bewohnern geſchwänzte Menſchen zu erblicken. — Erſt mit dem Auftreten Dampiers in den indiſchen Gewäſſern, jenes eben ſo kühnen wie wahrheitsliebenden Seefahrers, wurden die Nachrichten über die Inſeln verläßlicher. Dampier giebt eine höchſt umſtändliche Beſchreibung ſeiner abenteuerlichen Schickſale von dem Augenblicke an, wo er das europäiſche Corſarenſchiff verließ, um auf einer der Inſeln Hülfe zu ſuchen, bis zu der Zeit, wo er in einem Canoë mit ſieben ſeiner Leidensgefährten nach einem furchtbaren Sturme bald todt die Nordſpitze von Sumatra erreichte. — Im Jahre 1708 beſuchte der engliſche Kapitän Owen unfreiwillig dieſen Archipel, indem er ſich nach dem Stranden ſeines Schiffes auf eine der Inſeln rettete. Zum erſten Male berichtet jetzt die Geſchichte von Gewaltthätigkeiten, welche ſich die Eingebornen gegen Fremdlinge zu Schulden kommen ließen. Owen wurde von denſelben getödtet, offenbar, weil er ſelbſt gegen die Wilden mit Gewaltthätigkeiten vorgegangen war. Seinen Gefährten wurde keinerlei Unbill zugefügt.

Den erſten Verſuch einer Niederlaſſung auf den Nikobaren machten die Jeſuiten im Jahre 1711. Sie unterlagen aber alle den ſchädlichen klimatiſchen Einflüſſen, und die wenigen Bekehrten ſanken bald wieder ins Heidenthum zurück. Gleiches Schickſal hatten alle ſpäteren Verſuche von Europäern, die Inſeln zu koloniſiren. Weder das Intereſſe des Handels, noch der religiöſe Eifer von Miſſionären der verſchiedenſten Konfeſſionen, namentlich auch der mähriſchen Brüder, vermochte die Ungunſt des Klimas zu überwinden, und ſo findet ſich noch heute nicht ein einziger Europäer dauernd auf den Inſeln.

Der zweite Verſuch einer europäiſchen Niederlaſſung geſchah im Jahre 1756 durch den däniſchen Lieutenant *Tank*, welcher von der ganzen Inſelgruppe im Namen des Königs von Dänemark Beſitz ergriff, dieſelben Friedrichs-Inſeln nannte und auf der Nordſeite von Groß-Nikobar die erſte Kolonie gründete. Im Jahre 1760 wurde dieſelbe von Tank's Nachfolger nach der Inſel Komorta verlegt, aber bald darauf auch hier wegen der Ungeſundheit des Klima's wieder aufgegeben. Seitdem hat die däniſche Regierung den Nikobaren wiederholte Aufmerkſamkeit zugewendet, theils durch geiſtliche Miſſionen, theils durch wiſſenſchaftliche Unterſuchungen. Aber erſt am 25. Januar 1846 geſchah auf Rangkouri durch den Kapitän *Steen-Bille* die feierliche Beſitzergreifung der Inſelgruppe im Namen des Königs von Dänemark. Zwei Eingeborne, Luhr und Angre, Vater und Sohn, Erſterer auf der Inſel Malakka, Letzterer in Enuang wohnhaft, wurden bei dieſer Gelegenheit als Häuptlinge inſtallirt, ein Jeder mit einem Stock mit der Chiffre Chriſtian VIII. bekleidet und mittelſt eines in engliſcher und däniſcher Sprache ausgefertigten Dokumentes über ihre Obliegenheiten unterrichtet, welche hauptſächlich im Aufziehen der däniſchen Flagge beim Anlaufen fremder Schiffe im Hafen von Hangkouri beſtanden. — Nach dem Ableben Chriſtian's VIII. zeigte ſich indeß die däniſche Regierung bei der damals herrſchenden politiſchen Strömung nicht geneigt, die Nikobaren durch eine dauernde Beſiedlung faktiſch in Beſitz zu nehmen; vielmehr ſandte ſie im Jahre 1848 die königliche Corvette Valkyrien nach dem Archipel, um *Flaggen und Stöcke wieder abzuholen*. *Dänemark hat alſo den Beſitz der Inſeln ſchon ſeit ſechszehn Jahren aufgegeben.* In Folge deſſen haben nach Thorton's Gazetteer of India die Häuptlinge der Inſel Kar-Nikobar die engliſche Flagge geheißt und durch engliſche, in Maulmein anſäſſige Kaufleute den Wunſch ausſprechen laſſen, ſich unter den Schutz der britiſchen Krone ſtellen zu wollen. Dieſe Mittheilung ſcheint, inſofern dieſelbe das Benehmen der eingebornen Häuptlinge betrifft, ungenau. Die Einwohner hiſſen zwar irgend eine Flagge, die man ihnen ſchenkt, weil ſie gern die Europäer nachzuahmen ſuchen und ſich dadurch gegen die Anſprüche anderer Nationen geſichert glauben; aber ſie fürchten nichts mehr als eine wirkliche Beſitznahme ihrer Inſeln und ſind bei dem Erſcheinen eines Kriegsſchiffes ſtets ungemein beſorgt, ſich ihrer Freiheit und ihrer Kokosnüſſe beraubt zu ſehen. Ja, es herrſcht ſogar unter ihnen die wahrſcheinlich durch ſchlaue Häuptlinge verbreitete Sage, daß, wenn ſich ein Europäer bei ihnen niederließe, ſogleich alle Kokosnüſſe von den Bäumen fallen und ſie dadurch ihres wichtigſten Nahrungsmittels für immer beraubt werden würden. Wahrſcheinlicher dagegen iſt es, daß engliſche Schiffskapitäne, welche mit dieſen Inſeln verkehren, zur größeren Sicherung ihres ſo einträglichen Handels mit Kokosnüſſen bei der oſtindiſchen Regierung Vorſtellungen machten, wie dies in letzterer Zeit mit den Andamanen geſchehen iſt. Alle Anzeichen ſprechen dafür, daß dieſer Fall ſehr bald eintreten wird.

Das vorzüglichſte Produkt der Nikobaren iſt die Kokosnuß. Vor ihr verſchwindet Alles, was die Inſeln ſonſt noch bieten. Die üppige Vegetation, welche auf den meiſten der Inſeln in ungeſtörter Freiheit wuchert, wird vollſtändig in den Schatten geſtellt von dem dichten Kranze der herrlichen Palmen auf ſchlanken Stämmen, die, mit Tauſenden von Nüſſen belaſtet und, genügſam auf dem Korallenſande des Ufers ſich ausbreitend, den Menſchen verführeriſch zum Aufenthalte einladen. Ohne die Kokospalme wären die Inſeln wahrſcheinlich noch heute unbewohnt. Sie gewährt den Einwohnern die meiſten ihrer Bedürfniſſe; ſie giebt ihnen faſt ausſchließlich die Nahrung, und nur bei feierlichen Gelegenheiten gehen die Eingebornen von ihrer einfachen Pflanzenkoſt zu Fleiſchſpeiſen über; dann holen ſie in altteſtamentariſcher Weiſe ein Thier, d. h. ein Schwein oder Huhn, aus dem Walde und verzehren es gemeinſchaftlich. Die Kokospalme liefert ihnen ferner allerhand Geräthſchaften, leider auch ein berauſchendes Getränk, und vielleicht würde ſie auch für Bekleidung ſorgen, wenn die Bewohner einer andern Kleidung bedürften als die ihnen die Natur oder der Zufall verabfolgte. Die Kokospalme iſt der ganze Reichthum dieſer Inſulaner, und der Handel mit ihren Nüſſen bürgert nach und nach europäiſche Genüſſe, europäiſche Bedürfniſſe und europäiſche Laſter bei ihnen ein. In dieſer Beziehung iſt es intereſſant zu erfahren, welchen Werth die Eingebornen den importirten Artikeln beilegen. Sie gaben z. B. auf Groß-Nikobar für eine Hirſchfängerklinge im Werthe von 1½ Dollars 300 Paar reife Kokosnüſſe; für ein amerikaniſches Meſſer 50 Paar, für eine Muskete 500, für eine Doppelflinte 2500 Paar; für einen großen Löffel 150, für dreißig Fuß Silberdraht 2500, für ein Faß Rum ebenſoviel, für eine Flaſche Arrak 10, für drei Stangen Tabak 100, für eine Lampe 500, für einen Sack Reis 100, für ein Halstuch 300 Paar u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe werden jährlich gegen 5 Millionen Stück reifer Kokosnüſſe gegen europäiſche Fabrikate ausgetauſcht. Gegenwärtig

Digitized by Google

iſt die Kokospalme die einzige Pflanze, welche von den Eingebornen, wenigſtens auf Kar-Nikobar, gepflegt wird. Indeß unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß, je mehr die Inſeln in die Handelsbeziehungen mit Europäern hineingezogen werden, die Bewohner auch der Kultivirung des Innern ihrer Heimat, wo die Kokospalme nicht zu gedeihen ſcheint, ſich befleißigen müſſen. Das wird dann zunächſt zur Pflege des Zuckerrohres Veranlaſſung geben, das ſchon jetzt im wilden Zuſtande auf den Inſeln wächſt.

Unſer lebhafteſtes Intereſſe nehmen jedoch die Eingebornen ſelbſt in Anſpruch. Obgleich ſchon ſeit einem Jahrtauſend mit den Kulturvölkern des Weſtens in Verbindung, ſind ſie doch noch heute die vollkommenſten Naturmenſchen. Allerdings mag ihr erſter Anblick nicht den günſtigſten Eindruck auf denjenigen Europäer machen, der den Werth der Menſchen nach dem Glanze von Promenaden- oder Salon-Toiletten mißt. Sie erſcheinen dem Fremdling wie eine ausgewählte Schaar von Vagabonden, welche ſich hier in der Tropennatur vollends der Verwilderung hingeben. Man denke ſich eine Anzahl dieſer Inſulaner neugierig am Strande hocken, ihre urſprüngliche höchſt einfache Bekleidung, nämlich ein langer, ſehr ſchmaler Streifen aus dunkelblauer Leinwand, den ſie um den Leib winden, zwiſchen den Beinen nach rückwärts ziehen, am Gürtel befeſtigen und hinten herabhängen laſſen; dieſe Bekleidung ſahen wir vervollſtändigt durch einzelne alte Toilettenſtücke, die ſie von europäiſchen Kapitänen zum Geſchenk erhielten. Der Eine präſentirt ſich in einem ſtark durchlöcherten Rocke, ein Anderer preßte ſeine bisher freien Beine in ein Paar Unausſprechliche; ein Dritter hat ſich in den Beſitz eines Hemdes geſetzt und außerdem ſein Haupt mit einem zerknillerten ſchwarzen Cylinderhute gekrönt; hier ſieht man einen blauen Frack mit blanken Knöpfen aus den Pariſer Salons ſeine Tage auf dem ſonſt nackten Körper eines braunen Häuptlings beenden, dort die letzten Reſte einer Matroſenjacke auf dem Rücken eines nikobariſchen Jünglings verwittern. Dazu tragen dieſe Männer von meiſt großer wohlproportionirter Geſtalt und dunkelbronzener Hautfarbe langes pechſchwarzes Haar, das ihnen in eigenthümlicher Schönheit bis über die Schultern herabhängt. Einige halten blanke Säbelklingen, Andere lange hölzerne Spieße mit Spitzen aus Thierknochen in der Hand. Und um das wunderliche Bild vollſtändig zu machen, erſcheint der Mund jedes Eingebornen von unbeſchreiblicher Häßlichkeit durch den ekelerregenden Gebrauch des Betelkauens völlig verunſtaltet.

Bei näherem Verkehr verſchwindet aber das Abſchreckende dieſer Geſtalten. Die Eingebornen zeigen ſich ungemein friedfertig und von Feindſeligkeit, wie von übergroßem Mißtrauen, weit entfernt. Als die Novara bei Kar-Nikobar landete, ſtanden etwa dreißig Männer in dem beſchriebenen Koſtüm am Ufer und ſchrieen den Fremdlingen mit ſichtbarer Aufregung ſchon von weitem in gebrochenem Engliſch zu: „Good friend? no fear?“ gleichſam als wollten ſie erſt die Beſtätigung abwarten, daß ſie wirklich gute Freunde vor ſich hätten. Als ſie nur noch zwanzig Schritte entfernt waren, übergaben Einige von ihnen, welche Häuptlinge zu ſein ſchienen, ihre Säbelklingen den Umſtehenden und kamen den Europäern freundlich entgegen, indem ſie ihnen die Hand zum Gruße reichten. Dieſer friedliche Empfang hat ſich ſpäter zu einem ganz freundſchaftlichen Verkehr ausgebildet.

Faſt jeder Eingeborne brachte, wenn er ſich den Europäern vorſtellte, ein ſchmutziges, zerknittertes Zeugniß zum Vorſchein, welches ſeinen ehrlichen Charakter und ſeine Redlichkeit im Handel mit Kokosnüſſen beſtätigen ſollte und von einem oder dem anderen Schiffskapitän herrührte, der hier gegen verſchiedene Waaren dieſe Früchte eingekauft hatte, um ſie in Oſtindien oder Ceylon zu verwerthen. Die meiſten dieſer Zeugniſſe waren in engliſcher Sprache abgefaßt; nur ein einziges deutſches, von dem Kapitän eines Bremer Schiffes, und ein holländiſches kamen den Mitgliedern der Expedition zu Geſicht. Dieſe Zeugniſſe enthalten zuweilen auch höchſt drollige Bemerkungen über die betreffenden Perſönlichkeiten. Einer der Erſten, welcher unſern Weltreiſenden die Hand zum Willkommen reichte, war ein Eingeborner, der ſich Kapitän Dickſon nannte. In dem Zeugniſſe, welches er überreichte, ſtand unter andern: „Kapitän Dickſon, obſchon ein lumpig ausſehender Kerl, iſt doch ein Mann von Gehalt.“ In einem zweiten Zeugniſſe hieß es: „Er wird dem nahenden England Ehre machen.“ Dieſe Certifikate enthalten gleichzeitig verſchiedene wichtige Winke, namentlich in Bezug auf das Verhalten mit den Eingebornen, auf die beſten Ankerplätze, auf die Schwierigkeiten an der Küſte zu landen, auf das Verhältniß der begehrteſten Tauſchgegenſtände zu der Anzahl der gelieferten Kokosnüſſe u. ſ. w.

Die flüchtigſte Unterhaltung mit den Inſelbewohnern beweiſt, daß Dieſelben öfters und vorzugsweiſe mit engliſchen Schiffskapitänen verkehrt haben, welche ihnen einige Kenntniſſe in der engliſchen Sprache und gewiſſe humane Begriffe beigebracht zu haben ſcheinen. Als die Novara-Reiſenden ihnen zu verſtehen gaben, daß ſie als Freunde unter ihnen erſchienen, erwiderten ſie in gebrochenem Engliſch: „Nicht blos Freunde, Brüder! Alle Brüder. Alle nur Einen Vater und Eine Mutter!“ Jeder zündete dann mit großer Freude eine der ihnen geſchenkten Cigarren an, während ſie die übrigen in Ermangelung eines anderen Behälters in den Oeffnungen ihrer weit durchlöcherten Ohrläppchen aufbewahrten und ſodann mit größter Freigebigkeit, als Zeichen ihrer Gaſtfreundſchaft, eine Anzahl junger Kokosnüſſe von Bäumen holten und deren flüſſigen Inhalt den Reiſenden zum Trinken darreichten. Trotz dieſer Gaſtfreundſchaft war jedoch bei Allen eine große Angſt und Aufregung erkennbar, und den Schluß ihrer Reden bildeten immer die ſtereotypen Fragen, was die Ankömmlinge denn eigentlich bei ihnen wollten, ob ſie Kokosnüſſe zu kaufen wünſchten und ob ſie bald wieder fortgingen?

Wir haben bereits einen Kapitän Dickſon unter den Eingebornen kennen gelernt. Der Humor engliſcher Schiffskapitäne ſcheint ſich darin gefallen zu haben, alle Eingebornen mit den Namen berühmter Männer auszuſtatten. So lernten unſre Reiſenden auch einen Kapitän John, Kapitän Morgan, Kapitän Douglas, Doktor Criſp, Lord Nelſon, Lord Byron u. ſ. w. kennen. Wenn indeß dieſes Verfahren auch auf die Eitelkeit der Inſulaner berechnet ſein mag, ſo iſt doch der Einfluß der Engländer auf die Inſulaner ein überwiegend günſtiger geweſen. Einzelne Kapitäne ſind nicht dabei ſtehen geblieben, die Kenntniß der engliſchen Sprache unter den Eingebornen zu befördern; ſie haben auch die Grundlagen des Chriſtenthums hergeſtellt und ſind dabei glücklicher geweſen, als die däniſchen und franzöſiſchen Miſſionäre. — Ein Eingeborner, der Kapitän John, zeigte den Novara-Reiſenden eine Bibel, welche er von dem engliſchen Kapitän Green zum Geſchenk erhalten hatte und an welcher er mit rührender Einfalt hing. „Das iſt mein Jeſus Chriſtus!“ ſagte er voll blinden Vertrauens auf die Wunderkraft der heiligen Schrift; „wenn ich mich krank fühle, lege ich dieſes Büchlein unter meinen Kopf und dann werde ich wieder geſund!“ Der brave Mann konnte weder leſen, noch war er ſich bewußt, was eigentlich in dem Buche gedruckt ſtand; aber er ſchien inſtinktmäßig zu fühlen, daß es kein gewöhnlicher Inhalt ſei, und hielt das Geſchenk hoch in Ehren gleich einem

Digitized by Google

Talisman. Das Büchlein enthielt auf dem erſten Blatte einige Verſe von Greens Hand und einige Lobreden auf die Bewohner von Kar-Nikobar, „das tugendhafteſte Volk, welches dem Kapitän Green während achtunddreißigjähriger Seereiſen vorgekommen," mit der Bemerkung ſchließend: „Wie ſchade, daß ſie keinen geiſtlichen Lehrer haben!"

Die Novara-Reiſenden konnten dieſen Ruf der Tugendhaftigkeit beſtätigen. In ihrem Verkehr mit den Fremden zeigten ſich die Bewohner von Kar-Nikobar als ein kindliches, unwiſſendes, aber biederes, zutrauliches Volk ohne Ehrgeiz und Wiſſensdrang, aber auch ohne Scheelſucht und Neid. Wenn ſie ſich je gegen Europäer ein Verbrechen zu Schulden kommen ließen, ſo geſchah dies ſicher mehr aus Nothwehr als aus bloßem Hange zum Böſen. Als ein Eingeboener gefragt wurde, auf welche Weiſe auf der Inſel Verbrecher beſtraft würden, entgegnete er höchſt naiv: „Wir begehen deren nicht, wir ſind alle gut; — aber in eurem Lande muß es viele böſe Menſchen geben, wozu braucht ihr ſonſt ſo viele Kanonen und Gewehre?" Solche Einfachheit übertrifft wahrlich noch diejenige von Seume's Canadier, „der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte." Aber noch höher ſteigt unſre Bewunderung, wenn wir das Weſen der wirklichen Eingeboenen betrachten. Leider vermag unſer Gewährsmann über das ſchöne Geſchlecht der Nikobarer nur vom Hörenſagen zu berichten; denn während des ganzen Aufenthalts der Novara in dem Archipel war es nicht gelungen, eine weibliche Geſtalt anders als durchs Fernrohr zu erblicken. So vertraulich die Männer ſich zeigten, ſo ſcheu flohen die Frauen mit den Kindern vor den Europäern in die Wälder. Nicht Furcht allein treibt ſie in ihre Verſtecke; die gewöhnliche, angeborene Neugierde der Frauen überwindend, hält ein hohes Sittlichkeitsgefühl ſie ab, ſich vor Europäern blicken zu laſſen, die ſie übrigens den Eingebornen gegenüber als Weſen niederer Gattung anſehen. Dieſe Scheu und dieſe geringe Achtung vor den weißen Männern rührt höchſt wahrſcheinlich von allerlei Unzukömmlichkeiten her, die ſich die Matroſen von Handelsſchiffen gegen die Eingebornen zu Schulden kommen ließen, und iſt ein ſchöner Zug von Zartgefühl in dem Charakter dieſer ſogenannten Wilden.

Im Uebrigen ſollen die Nikobarerinnen, im Gegenſatz zu den Männern, die Haare ganz kurz geſchoren haben und auf ihren braunen, mit Oel geſalbten Körper blos um die Lenden ein Stück weißen oder rothen Calico winden; auch ſoll ihre Schönheit weit unter ihrer Tugendhaftigkeit ſtehen.

Die Dörfer der Nikobaren, aus den gewöhnlichen runden, verräucherten und berußten Hütten beſtehend, liegen ſtets in der Nähe der Meerküſte in der Region der Kokospalme. Das Innere ihrer Inſel — wir ſprechen hier insbeſondere von Groß-Nikobar — iſt den Eingeboenen eben ſo unbekannt geblieben wie den Reiſenden, welche von der Undurchdringlichkeit der tropiſch verwachſenen Wälder abgehalten wurden, das Innere der Inſel zu durchforſchen. Ja, ſo weit geht die Unwiſſenheit der Inſulaner hinſichtlich der Verhältniſſe ihrer Scholle, daß ſich bei ihnen die Sage erhält, es befinde ſich im Innern der Inſel eine andere Menſchenrace blos mit einem Auge mitten auf der Stirn, welche keine feſten Wohnſitze haben, die Nächte gleich Thieren auf Bäumen zubringen, und ſich blos von den Früchten und Wurzeln des Waldes nähren.

Die innere Einrichtung der Hütten iſt höchſt einfach. Im Hintergrunde zeigt ſich eine Art von Feuerheerd, und auf dieſem ſtehen verſchiedene Gefäße aus Thon, welche von der benachbarten Inſel Tſchaura importirt werden. An den Dachbalken hängen ausgehöhlte, paarweiſe zuſammengebundene Kokosnußſchalen, als Waſſergefäße dienend, ſowie zierlich geflochtene Körbe und die wenigen Habſeligkeiten der Familie, endlich einige Früchte, Betelblätter und Taback, als Opfergaben für die Iuai oder böſen Geiſter, im Falle dieſe einen Beſuch machen und nach ſolchen Dingen gerade ein Gelüſte tragen ſollten. Mehr nach vorn, gegen den Eingang der Hütte zu, ſtecken an der Seitenwand als Zeichen von beſonderem Reichthum Säbelklingen, Wurfſpieße und Ruder. Außerdem liegen noch geflochtene Strohmatten am Boden, welche nebſt kleinen hölzernen Schemeln ſtatt Kopfkiſſen zum Schlafen dienen. Die Hütte enthält Raum für etwa dreißig Perſonen. Auf der Inſel Nangkauri halten die Eingeboenen in ihren Hütten eine Menge roh geſchnitzter und roth oder mit Ruß beſchmierter Figuren, die, mit drohenden kämpfenden Geberden dargeſtellt, beſtimmt ſind, die böſen Geiſter zu vertreiben.

Dieſe Schnitzereien ſcheinen im Allgemeinen die einzige Beſchäftigung der Inſulaner zu ſein, welche über die nächſtliegenden perſönlichen Bedürfniſſe hinausgeht. Nur auf Tſchaura wird eine Art von Induſtrie mit Topfwaaren getrieben. Dieſe ziemlich unfruchtbare Inſel beſitzt mehr Bewohner, als ihre Bodenfläche zu ernähren im Stande iſt, und hier liegt offenbar der intereſſante Fall vor, daß die an ſich traurige Erſcheinung von Uebervölkerung den erſten Anſtoß zu einer induſtriellen Thätigkeit der Bewohner gegeben und die Letzteren dadurch aus dem rohſten Naturzuſtande auf die nächſthöhere Stufe geiſtiger Entwickelung gehoben hat. Leider war es den Novara-Reiſenden nicht vergönnt, die Inſel Tſchaura zu beſuchen und die gewerbthätigen Bewohner derſelben näher kennen zu lernen.

Es würde hier am Platze ſein, von dem Geiſtesleben der Inſulaner zu ſprechen, die, wie wir geſehen, durchaus nicht ohne Fähigkeiten ſind. Indeß bietet der Bericht in dieſer Beziehung äußerſt wenig Material, und wir beſchränken uns daher darauf, der nikobariſchen Feſte zu gedenken, bei deren Einrichtung der Einfluß einer reichen Phantaſie nicht zu verkennen iſt.

Ein Volk, das eigentlich das Jahr als eine ununterbrochene Reihe von Feiertagen kennt, ſchafft ſich natürlich auch möglichſt viele Feſte. Die Veranlaſſung zu den nikobariſchen Feſten kann nicht verfehlen, den europäiſchen Feſtfreunden zu imponiren. Bei uns wird der Eintritt eines beſonderen Freudentages feſtlich begangen. Beſondere Freudentage mögen aber den Nikobaren ſelten erſcheinen, und ſo feiern ſie denn allerhand Unglückstage. Wenn z. B. ein Eingeboener vom Baume fällt, von einer Schlange gebiſſen wird, ſich ſonſt verwundet oder gar ſtirbt, ſo ſtellen die Nikobaren ſogleich jegliche Arbeit ein und feiern ein ſogenanntes Urakafeſt. Der Beginn der Regenzeit ſteht mit einem vierzehntägigen, das Ende derſelben aber mit einem höchſt luſtigen Feſte im Kalender der Inſulaner. Schon mehrere Wochen vor dieſer Feier wird nämlich eine große Anzahl von Schweinen in kleine Ställe geſperrt, um am Feſttage in einem eingezäunten Raum ausgelaſſen und daſelbſt von jungen, muthigen oder vielmehr muthwilligen Eingebornen gereizt und mit Spießen gepeinigt zu werden. Die Jugend von Kar-Nikobar ſcheint einen beſondern Ruhm darein zu ſetzen, die Schweine wild zu machen und ſich in einen förmlichen Kampf mit denſelben einzulaſſen, ſo daß nicht ſelten ernſte Verwundungen vorkommen. — Wenn dieſe nichts weniger als äſthetiſchen Spiele, dieſe Karrikaturen der Stiergefechte, eine Zeitlang gedauert haben, ſo werden die Schweine getödtet, am Feuer gebraten und von Kämpfern und Zuſchauern verzehrt.

Ein nicht minder eigenthümliches und noch mehr barbariſches Feſt wird faſt zu derſelben Zeit gefeiert. Es werden die Gebeine

Digitized by Google

der Verſtorbenen ausgegraben, welche bereits ein Jahr lang in der Erde lagen. Hierauf bringt man dieſelben in eine Hütte, ſetzt ſich im Kreiſe herum und ſchreit und heult wie am Sterbetage des Verblichenen. Während dieſer Trauerſcenen wird gewöhnlich dem Todtenſchädel eine brennende Cigarre in das knöcherne Gebiß geſteckt und dieſer ſodann wieder begraben; die Gebeine aber werden ins Meer oder tief in den Wald geworfen und gleichzeitig als Zeichen der Trauer eine Anzahl Kokospalmen umgehauen und deren Früchte nach allen Winden zerſtreut. Die Trauernden wollen dadurch wahrſcheinlich das Ueberwältigende ihres Schmerzes, den Lebensüberdruß und die Gleichgültigkeit ſelbſt für die koſtbarſte Naturgabe andeuten, und ſie würden ſich in der That eines ihrer wichtigſten Nahrungsmittel berauben, möchte es ſich bei der Leichtigkeit der Verbreitung dieſer Seeuſerpalme nicht fügen, daß die im Kummer zerſtreuten Nüſſe raſch Wurzel ſchlagen und in wenigen Jahren als nahrungſpendende Waldzierden ſich wieder erheben!

Dieſes Inſelleben in üppiger Tropennatur ruft lebhaft die Fahrten des Robinſon in das Gedächtniß zurück. Und in der That fehlt unſerer Erzählung auch der Robinſon ſelbſt nicht. Unſre Novara-Reiſenden gewahrten eines Tages auf Kar-Nikobar plötzlich am fernen Strande zwei Männer in europäiſcher Kleidung, mit Flinten über die Achſel gehängt, welche, von einem Troß nackter Eingebornen begleitet, auf die Reiſenden zukamen. Einer derſelben, ein hübſcher, ſtattlicher junger Mann, ſprach die Oeſterreicher franzöſiſch an und gab ſich als Supercargo einer ſardiniſchen Brigg aus Singapore zu erkennen, die hier eine Ladung Kokosnüſſe erwarb. Er ſelbſt war Franzoſe, ſein Begleiter ein Sarde. Beide waren bei der erſten Begegnung ungemein beſangen und bleich, wahrſcheinlich aus Freude und Ergriffenheit, ſich auf ſo einſamen Punkten unverhofft mit Weißen zuſammenzufinden; bald aber fühlten ſie ſich behaglich, und leiſteten unſeren Reiſenden in der Folge um ſo größere Dienſte, als ſie bereits ſeit längerer Zeit unter den Eingebornen lebten und von Dieſen ſchon ganz als die ihrigen betrachtet wurden.

Dieſe trauliche Einſamkeit wird indeß bald einem regen Verkehr Platz machen, wenn England ſich auf den Nikobaren eingebürgert haben wird. Wir ſehen im Geiſte ſchon die Wälder gelichtet, das Zuckerrohr, die Baumwollenſtaude, den Kaffeebaum in ſorgſamer Pflege, Faktoreien und Hafenſtädte an Stelle der Hütten, üppiges Leben an Stelle der jetzigen Frugalität — und von dem freien Volke der Nikobaren, dem tugendhafteſten Volke der Erde, wird man bald nur noch im Märchen zu erzählen wiſſen.

G. H.

Kleine literariſche Revue.

— **Der große norddeutſche Kanal.***) An dem Tage, an welchem der König von Preußen in Wien angekommen war, am 20. Auguſt, las man Folgendes in einem der verbreitetſten unabhängigen Blätter der öſterreichiſchen Hauptſtadt: „Es giebt nur Einen Titel, unter welchem Preußen die Erlangung eines Rechtes in Schleswig-Holſtein anſtreben kann. Dieſer beſteht in der Ungunſt, mit welcher die Natur ſeine Häfen, in der Gunſt, mit der ſie diejenigen von Schleswig-Holſtein bedacht hat. Die Seetüchtigkeit der preußiſchen Marine darf wohl als ein allgemein deutſches Intereſſe gelten. Preußen darf offen anſtreben, eine Oſtſee-Macht erſten Ranges zu werden. Der Schutz des deutſchen Handels im Allgemeinen; die Sorge, daß die Politik der ſkandinaviſchen Staaten nicht in ein deutſch-feindliches Geleiſe gezogen werde; die Aufgabe, eine der ruſſiſchen vollkommen ebenbürtige Seemacht im Baltiſchen Meere zu erhalten — das ſind allerdings legitime Ziele einer geſunden preußiſchen Politik. Daß Deutſchland hier erſetzen dürfe, was die Gunſt der Natur Preußen verſagte; daß einige der ſchleswig-holſteiniſchen Häfen, ohne den ſouveränen Rechten des Herzogs jener Lande weſentlich zu nahe zu treten, der preußiſchen Marine nützlich und dienſtbar gemacht werden, dürfen wir gern zugeben."

Wir haben uns ſehr gefreut, ein ſolches Zugeſtändniß, das allerdings nur die Anerkennung einer jedem deutſchen Vaterlandsfreunde unzweifelhaften Wahrheit enthält, in einem ſüddeutſchen, in einem öſterreichiſchen Blatte zu finden. Weſentlich ſtimmt damit überein, was in der unten näher bezeichneten Schrift über den großen norddeutſchen Kanal geſagt iſt. Darin ſind alle Projekte, die bisher in Bezug auf die Linie und die Endpunkte des Kanals gemacht worden, vergleichend zuſammengeſtellt. Schon im Jahee 1820 wurde ein Kanal zur Verbindung der Trave bei Lübeck mit der Alſter bei Hamburg projektirt, der jedoch, da man damals noch nicht an die Möglichkeit einer deutſchen Kriegsflotte dachte, nur für kleinere Schiffe berechnet war und daher jetzt ebenſo, wie die meiſten anderen der zwölf älteren und neueren Projekte, keinen praktiſchen Werth mehr hat. Auf der Seite der Nordſee wird die Elbmündung ſchon darum jedem direkten Küſtenpunkte als Endpunkt vorzuziehen ſein, weil dadurch die Uebelſtände von Ebbe und Fluth für den Kanal vermieden werden. Auf der Seite der Oſtſee ſcheint allerdings der Kieler Hafen auch in militäriſcher Hinſicht der geeignetſte Endpunkt zu ſein. Wir verweiſen auf die ſehr objektiv gehaltene Schrift, die in mannigfacher Hinſicht Belehrung darbietet.

— **Oeſterreichs Betheiligung am Welthandel.** Der bekannte Trieſter Großhändler R. Revoltella hat Betrachtungen und Vorſchläge über Oeſterreichs Betheiligung am Welthandel drucken laſſen*), in denen er auf die dringende Nothwendigkeit hinweiſt, 1) dem öſterreichiſchen Handel neue Abzugs-Kanäle nach dem Auslande zu eröffnen, zu dieſem Zwecke Handels- und Schifffahrts-Verträge mit nicht-europäiſchen, insbeſondere mit oſtaſiatiſchen Regierungen abzuſchließen, die öſterreichiſchen Konſulate in transatlantiſchen Ländern zu vermehren und See-Expeditionen mit dem ausdrücklichen Zwecke der Anknüpfung neuer Handelsverbindungen auszurüſten; 2) im Innern die Valute wieder herzuſtellen, den Zolltarif zu reformiren und die Communikationsmittel, namentlich die Eiſenbahnen zwiſchem dem Binnenland und der Seeküſte, zu vermehren.

Der Verfaſſer weiſt auf die Rührigkeit der Adriatiſchen und Mittelländiſchen Seehäfen des Königreichs Italien hin, hinter welchen Oeſterreich nicht zurückbleiben dürfe, wenn es nicht ſeinen Welthandel ganz einbüßen wolle. „Was es bedeutet," ſagt er, „wenn ſich der Handelszug im Adriatiſchen Meere von der öſterreichiſchen Seeküſte ab in italiäniſche Häfen lenkte, daß hierdurch die ganze politiſche Machtſtellung Oeſterreichs in der Adria in ihren Grundfeſten erſchüttert würde, bedarf wohl kaum einer nähern Begründung. In unſerem Zeitalter des Poſitivismus üben die materiellen Intereſſen die ſtärkſte Anziehungskraft und ent-

*) Der große norddeutſche Kanal zwiſchen Oſtſee und Nordſee. Eine Zuſammenſtellung der verſchiedenen Kanalprojekte. Mit Karte und Plan. Kiel, Schwers'ſche Buchhandlung, 1864.

*) Trieſt, H. F. Münſter'ſche Buchhandlung (W. Eſymann), 1864.

Digitized by Google

ſcheiden über die Geſchicke der Staaten. Noch ſteht Oeſterreich in dem ſchon begonnenen Kampfe um das kommerzielle Uebergewicht im Adriatiſchen Meere im Vortheil; daß Italien mit ſeinen Eiſenbahnen viel ſüdlicher als der Kaiſerſtaat reicht, wird durch die längere Strecke der wohlfeileren Waſſerkraft nach öſterreichiſchen Häfen und unſern längſt vollendeten Schienenweg über die Alpen noch immer aufgewogen. Wenn aber gegneriſcherſeits mit einer außerordentlichen — nur durch die im Hintergrunde liegenden politiſchen Zwecke erklärlichen — Rührigkeit Alles aufgeboten wird, jene Nachtheile zu überwinden, und unſererſeits Nichts geſchieht, unſere natürlichen Vortheile zu benützen, ſo kann das Endreſultat leider nicht zweifelhaft ſein.

— **Oeſterreichs Handelspolitik.***) Die vorliegende Schrift eines Profeſſors an der Wiener Handels-Akademie, des Herrn Dr. Franz Neumann, iſt ein recht ſchlagender Beweis für die Macht der volkswirthſchaftlichen Ideen unſerer Zeit, die, trotz aller Gegen-Beſtrebungen der Hochſchutzzöllner, auch in Oeſterreich Boden gewinnen. Der Verfaſſer iſt nicht bloß prinzipiell für Handelsfreiheit, ſondern er weiſt auch die Nothwendigkeit nach, die Schutzzoll-Politik, als unheilvoll und jede Entwickelung der Induſtrie hemmend, in Oeſterreich gänzlich aufzugeben. Er iſt ferner ganz entſchieden dafür, daß der Kaiſerſtaat, der mit ſeinem Völker-Conglomerat nicht immer dieſelbe Richtung mit dem Zollverein zu verfolgen berufen iſt, ſeine Autonomie auf volkswirthſchaftlichem Gebiete ſich bewahre und unabhängig vom Zollverein ſeinen Zolltarif reformire. Er ſchlägt vor, daß zu dieſem Behufe zunächſt ein Zollkongreß aus allen Kronländern einberufen werde, der aus Vertretern der Urproduktion, der Induſtrie und des Handels einerſeits und der Konſumenten andererſeits beſtehe.

*) Oeſterreichs Handelspolitik in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von Profeſſor Dr. Franz Neumann. Wien, Gerold, 1864.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Revue des deux Mondes brachte in ihrer Lieferung vom 1. Auguſt unter dem Titel: La Belgique et la crise nouvelle einen höchſt leſenswerthen Aufſatz über die belgiſche Frage, den wir um ſo wärmer empfehlen dürfen, als er aus der Feder eines der erſten Publiziſten Südniederlands gefloſſen iſt. Herr Emil von Laveleye, ein Freund und durch Mäßigung ſich auszeichnender Parteigenoſſe des Profeſſors Laurent in Gent, hat in jenem Aufſatze die ſtaats- und freiheitsgefährlichen Angriffe des belgiſchen Klerus auf die Grundlagen der modernen Geſellſchaft am Faden einer treuen hiſtoriſchen Entwickelung ſonnenklar aufgedeckt, und jedem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts ernſt und eindringlich gezeigt, wohin dieſe Drachenſaat prieſterlicher Ueberhebung zuletzt führen muß. Die Religion, als Fangball politiſcher Umtriebe gebraucht, ſchwindet in Belgien immer mehr aus den Gemüthern; denn die 3000 Kanzeln, 6000 Beichtſtühle, 15,000 Mönche und Nonnen und 100,000 Mitglieder von Laienbrüderſchaften befördern die Verweltlichung des Katholizismus, ſtatt ſie zu hindern. Seit der katholiſchen Generalverſammlung von Mecheln, vom 18. bis 23. Auguſt 1863 handelt es ſich für die Ultramontanen um Gewinnung von Korporationsrechten für die Klöſter, d. h. um die Wiederherſtellung der todten Hand! Belgiens vornehmſter Juriſt, der klerikale Herr von Gerlache, hat dies auf jenem Katholikenkongreß unumwunden eingeräumt. So iſt denn ohne Scheu an den Tag getreten, was 1857 in der merkwürdigen Schrift „La Mainmorte et la Charité“ des pſeudonymen Jan van Damme, welche den liberalen Finanzminiſter Frère-Orban zum Verfaſſer haben ſoll, den Anhängern des ſozialen Fortſchritts warnend verkündigt wurde. Glücklicherweiſe haben jedoch die jüngſten allgemeinen Wahlen zur Repräſentanten-Kammer ein für die liberale Partei ſo günſtiges Reſultat geliefert, daß für jetzt die befürchtete Kataſtrophe einer neuen Verfinſterung in Belgien und eines daraus hervorgehenden, politiſchen, Alles verheerenden Orkans abgewandt zu ſein ſcheint.

Ein ſchlichter, ſüddeutſcher Gewerbetreibender, der Goldwaaren-Fabrikant Moritz Müller in Pforzheim, der an der Spitze des dortigen Arbeiter-Bildungs-Vereins ſteht, läßt es ſich ſeit zehn Jahren angelegen ſein, im Volke und namentlich unter den Arbeitern die Rohheit, die Unwiſſenheit, die Genußſucht und die Selbſtſucht zu bekämpfen, zu welchem Zwecke er auf ſeine Koſten Volksſchriften in Form von Flugblättern drucken und vertheilen läßt, von welchen letzteren uns das vor kurzem erſchienene dreihundertſte vorliegt. Daſſelbe ſpricht ſich über die jetzt auf religiöſem Gebiet obſchwebenden Fragen aus und erklärt ſich ebenſo gegen die eifernde Orthodoxie, wie gegen die flache Aufklärung und die frivole Glaubensloſigkeit. Er weiſt auf Leſſing hin und auf das, was Letzterer dem deutſchen Volke von dem rechten Glauben geſagt, der in der Liebe Gottes und in dem Wohlwollen gegen alle Menſchen ohne Unterſchied beſteht. Dieſes Flugblatt iſt zugleich ein Vorwort zu einem Vortrage, den der Verfaſſer im Arbeiter-Bildungs-Verein über die das Leben Jeſu behandelnden Werke von Strauß, Renan und Schenkel halten wollte.

Von D. Schenkel's (badiſchen Kirchenraths und Profeſſors der Theologie in Heidelberg) „Charakterbild Jeſu“*) iſt ſoeben die dritte Auflage erſchienen. In dieſem Buche, das zum Theil einer Widerlegung der rationaliſtiſchen Auffaſſung Renan's gewidmet iſt, zeichnet der Verfaſſer nach bibliſchen Quellen das Lebensbild des Erlöſers nach ſeiner geſchichtlichen und im edelſten Sinne des Wortes menſchlichen Seite. Die Verlagshandlung hat den Preis der neuen Auflage auf Einen Thaler herabgeſetzt, während das Werk in den früheren beiden Auflagen 2⅔ Thlr. gekoſtet hat.

Es dürfte von Intereſſe für Freunde ausländiſcher Literatur ſein, daß ein größeres dahin einſchlagendes Sammelwerk — eine Bibliothek ausländiſcher Klaſſiker — in neuen, mit großer Sorgfalt ausgewählten Uebertragungen vorbereitet wird, (vom Bibliographiſchen Inſtitut in Hildburghauſen). Unter Anderem wird eine neue Shakſpeare-Ueberſetzung (von Jordan) darin enthalten ſein, welche Vorzügliches verſpricht. Für Schriftſteller, die in der Ueberſetzungskunſt ſich auszeichnen, bietet ſich an dieſem Unternehmen eine gewiß willkommene Gelegenheit der Betheiligung.

*) Das Charakterbild Jeſu. Ein bibliſcher Verſuch, von D. Schenkel. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

Digitized by Google

Konfirmations-Geſchenk.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Herzens.

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben

von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (459)

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, reſp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr., reſp. 1 Thlr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (460)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862. (467)

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Zehnte Auflage 1857) mit Titelbild in Stahlſtich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, geſtochen von Chr. Hoffmeiſter. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. In engl. Einband 17½ Sgr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie", ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (461)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung 5 Bogen gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (462)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen: (463)

Ueber die chinesische Verskunst von Wilhelm Schott. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1857. gr. 4. 16 Sgr.

Es werden die mannigfachen Verhältnisse des Reimes in der alten chinesischen Dichtung, wie auch die rythmischen Gesetze, denen der neuere chinesische Vers unterliegt, ausführlich dargelegt. Die zahlreichen Beispiele, welche in chinesischen Schriftzeichen mit daneben gesetzter Aussprache und wortgetreuer Uebersetzung gegeben sind, liefern zugleich anziehende Proben von dem Inhalt der alten und neuen Poesie der Chinesen.

Im Verlage von **George Weſtermann** in Braunſchweig ſind erſchienen:

Pfarrius, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Kl. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus), **Die Leute aus dem Walde,** ihre Sterne, Wege und Schickſale. Ein Roman in 3 Bänden. Kl. 8. eleg. geh. 5 Thlr.

Raabe, W., (Jakob Corvinus), **Unſeres Herrgotts Canzlei.** Eine Erzählung in zwei Theilen. 2 Bde. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, O., Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung. 2 Bände. Kl. 8. eleg. geh. 2 Thlr. 20 Ngr. (464)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen.

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates

von

F. Voigt,

Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebd. mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt. — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen." Literar. Centralblatt.

„Der durch ſeine geographiſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte Profeſſor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geſchichtsbuch folgen laſſen, das ſich durch gewiſſenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, ſowie durch knappe, kernige und namentlich unprätentiöſe Darſtellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfaſſer um die Sache und nicht um ſeine Perſon zu thun geweſen iſt: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont ſehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfaſſer bei Conzipirung und Niederſchreibung ſeines Buches als ein beſonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zuſammenhanges zwiſchen der märkiſchen und der deutſchen Geſchichte, dann die objektive Darſtellung des Thatſächlichen unter Ausſchließung alles anekdotiſchen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

(465)

Gleich günſtig ſprechen ſich über das Buch alle pädagogiſchen Blätter ohne Ausnahme aus.

Allen Kaufleuten,

☞ ſowie den der Handlung Befliſſenen ☜

wird die bei **W. Levyſohn** in Grünberg (ſeit 1856) erſcheinende Zeitſchrift:

Der Kaufmann,

Zeitſchrift für Verbreitung kaufmänniſcher Kenntniſſe,

angelegentlichſt empfohlen. — Preis: vierteljährlich 15 Sgr. = 54 Xr. rh.

Erſcheinen: wöchentlich in Stärke von wenigſtens 1 Bogen.

Inhalt: Waarenkunde — Comtorwiſſenſchaft — Technologiſches — Bezugsquellen — Handelsrechtliches u. ſ. w.

Eine Ausgabe in Monatsheften erſcheint zu demſelben Preiſe. (466)

Zu beziehen durch alle Poſtanſtalten und Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 37.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 11. September **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Der moderne Reiſeroman 578
Das Zeitungsweſen und die Journaliſten in Oeſterreich. II. Achtzehn Wiener Zeitungen und einige andere 579

Böhmen.

Czechiſche Briefe aus Böhmen. Der Sozial-Roman 581

Ungarn.

Ladislaus Szalay 583

Frankreich.

Janet gegen Darwin. II. Der Inſtinkt . 585

England.

Maria Stuart's Bibliothek 587

Orient.

Hebräiſch-bibliſche Literatur. Maſſoretiſches 589

Kleine literariſche Revue.

Das Juli-Königthum und das Kaiſerthum in Frankreich 590
Max Müller's ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen 590
Zur Naturgeſchichte der Sage 591
Literariſcher Sprechſaal 591

Im unterzeichneten Verlage erschien im v. J.:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er v o r z u g s w e i s e u n t e r s o l c h e n d e m d e u t s c h e n L e s e r m i n d e r b e k a n n t e n wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (485)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Cyclopaedia of useful arts,

Mechanical and chemical, Manufactures, Mining, and Engineering.

Edited by **Charles Tomlinson.**

Two volumes, illustrated with 40 steel engravings, and 2500 wood engravings.

Royal 8vo. 15 Thlr. (481)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

So eben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher

für

Politik und Literatur.

September 1864.

Inhalt: Wilhelm Wackernagel, Schleswig-Holſtein und der Nord-Oſtſee-Kanal. C. R. Die neueſten Vorgänge unter den ruſſiſchen Altgläubigen. J. C. Berglus, die Fortſchritte des Britiſchen Indiens. Reinhold Bechſtein, die deutſche Philologie in Jacob Grimm's Todesjahr (Schluß). Rudolf Roſt, über die romaniſchen Sprachen. G. Witz, Virchow's Forſchungen über die letzten Formelemente des Lebens (Schluß). Dr. Karl Richter, Schiller's Bürgerrecht in Frankreich. J. C. Klein, Ed. Hildebrandt's neueſte Reiſebilder.

Abonnements-Bedingungen: Die deutſchen Jahrbücher für Politik und Literatur erſcheinen vom Jahre 1864 an in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1⅓ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr. (480)

Berlin, im September 1864. **J. Guttentag.**

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Die Werke des Troubadours,

in provenzalischer Sprache.

Herausgegeben von Dr. **C. A. F. Mahn.**

Lyrische Abtheilung. Zweiter Band. Lieferung 3. 15 Sgr.

Es ist dies Werk nicht mit den Gedichten der Troubadours zu verwechseln, von dem drei Bände vollständig vorliegen. Die Lieferung 2 von obigem erschien 1857. (484)

Neue Erſcheinungen der amerikaniſchen Literatur.

The Life of Philidor, Musician and Chess-player. By *George Allen*, Greek Professor in the University of Pennsylvania. With a supplementary essay on Philidor, by *Tassilo von Heydebrand und der Lasa*, Envoy Extraordinary of the King of Prussia at the court of Saxe-Weimar. Philadelphia, Butler & Co. 1½ Doll.

Spots on the Sun, or the Plumbline-Papers. Critical examinations of difficult passages of Scripture. By the Rev. *T. M. Hopkins*. Auburn, William Moses. 1 Doll.

Husband and Wife, or the Science of Human Development through inherited tendencies. New-York, G. W. Carleton. 1½ Doll.

Palmoni, or the Numerals of Scripture a Proof of Inspiration. A free inquiry. By *M. Mahan*, D. D. and Professor. New-York, Appleton. 75 C.

History of Charles the Bold, Duke of Burgundy. By *John Foster Kirk*. 2 vols. Philadelphia, Lippincott. 6 Doll.

Industrial Biography, Iron Workers and Tool-makers. By *Samuel Smiles*. Boston, Ticknor & Fields. 1½ Doll.

Henry Ward Beecher in England. Speeches and addresses delivered to English audiences. Boston, Ticknor & Fields. (483)

Asher & Co. in Berlin und London

halten nachstehends billige, correct und elegant gedruckte Ausgaben der beliebtesten englischen Classiker stets auf Lager:

Lord Byron's Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.
Bunyan (John), The pilgrims progress and holy war; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.
Cowper's (William) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.
Milton (John) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.
Moore's (Thomas) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.
Scott's (Walter) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.
Shakspeare's (William) Complete Works; with portrait. 2 vols. 2 Thlr. 20 Sgr.
Wordsworth's (William) Poetical Works; with portrait and illustrations. 1 Thlr. 10 Sgr.

Sämmtlich in elegantem englischen Leinwandband mit Goldschnitt. (478)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Der moderne Reiſeroman.

Hat Jemand großr Reiſen nach fremden Ländern und Erdtheilen gemacht und beſitzt er dabei die rechte Gabe, zu ſehen und zu hören, wer wollte dann ſeinen Mittheilungen nicht lauſchen, die drs Intereſſanten und Merkwürdigen eine unendliche Menge enthalten müſſen? Die wrltumſpannendr Wiſſenſchaft wird dabel ihre Ausbeule finden; der Auswanderungsluſtige, der Handelsmann, der Miſſionar wird Rath und Belehrung aus ſeinen Berichten ſchöpſen; den ganzen Geſichtskreis kann er bei Tauſenden von Menſchen außerordentlich erweitern; ja, drm Steuerrade der Zeit vermag er vielleicht einen neuen Stoß zu ertheilen, Segen und Glück über virle Grſchlechter zu verbreiten; — wird er aber auch einen guten Roman ſchreiben können? Man verzeihe uns die Frage, die hoffentlich den meiſten Leſern, wie uns ſelbſt, nicht minder überflüſſig erſcheinen wird, wie die ſich von ſelbſt' einſtellende Antwort: „Nein, das wird er nicht können, es ſei denn, daß er der Muſr Geſchenk, die Kunſt zu fabuliren, ſchon vorher in ſeinem Buſen trug; die Reiſen thun es nicht!“ Und doch ſind wir in unſerer literariſchen Entwickelung gegenwärtig bereits auf den Punkt gelangt, daß weder jene Frage, noch die Antwort uns als völlig müßig erſcheint. Zeuge dafür iſt uns jene Maſſe von Reiſeromanen, mit denen wir überfluthet ſind und noch in jedem Jahre aufs Neue verſorgt werden, ſo daß wir bei jedem ankommenden Schiffe ſchon befürchten möchten, es möchle in dem Reiſeſacke eines Touriſten das Embryo zu einem neuen Romane mit ſich führen.

Kürzlich nahmen wir in dieſen Blättern Veranlaſſung, uns über die Schwierigkeit und das Bedenkliche des biographiſchen Romans mit einigen Worten auszulaſſen. Haben wir dort nicht umhin gekonnt, denſelben, wie er heute gehandhabt wird, als eine Entartung zu bezeichnen, ſo müſſen wir bei der beliebten Gattung der Reiſeromane behaupten, daß ſie auf dem beſten Wege iſt, faſt jegliches poetiſches und künſtleriſches Bewußtſein einzubüßen. Drr Roman, dieſe letzte liebliche Herbſtblume, die uns von dem blühenden Garten der Poeſie noch geblieben, wird geradezu als eine Form angeſehen, die ſich von ſelber mache, wozu es keiner Künſtlerhand, keiner dichteriſchen Seele bedürfe, gut genug, um alle möglichen Notizen hineinzuſtopfen, die man, wiſſenſchaftlich zu verarbeiten, nicht aufgelegt oder fähig iſt, und ſonſt ſachgemäß zum Nutzen und Frommen des Publikums zuſammenzuſtellen, für nicht geiſtreich genug hält. Mit Staub, Schwriß und Kohlendampf bedeckt und von der Tropenſonne gebräunt, dringen die Herren des kraſſen Realismus in Hemdsärmeln in die den Muſen geweihte Halle ein, machen mit dreiſten Ellenbogen ſich rechts und links Bahn und bringen Papageien, Affen, Aligatoren, Cactus und große Seeſchlangen mit hinein; eine allzelt ſchauluſtige Menge ſtürmt ihnen nach, erfüllt lärmend dir Galerien und ſpendet mit Mund und Hand lauten Beifall den neuen Günſtlingen des Tages, die lachend zu ihren noblen Gönnern hinaufſchaurn; denn die Muſe iſt entflohen.

Der Roman hat, wie alle Poeſie, den Menſchen zum Gegenſtande. Die Geheimniſſe und Abgründe des menſchlichen Herzens, die Menſchenſeele als Produkt des eigenen Willens und der gewaltigen Macht der Schickſale, Zeiten und Verhältniſſe, das iſt ſein Gebiet. Recht eigentlich iſt er dazu berufen, die abgekürzte Chronik des Zeitalters zu liefern und ihm in idealem Bilde ſelnen Spiegel vorzuhalten, Allem, was in ihm von tieferer, weitgreifender Bedeutung lrbl, dem Guten, wie dem Häßlichen, dem Hohen, wie dem Niedrigen, dem Großen und Erhabenen, wie dem Kleinen und Lächerlichen, in typiſchen Geſtalten ſeinen ſeelenvollen, ſprechenden Ausdruck zu geben. Dazu bedarf es eines hohen Verſtandes, eines Sehrrblickrs, der bis in das innerſte, geheimſte Leben der Seele klar zu ſchauen und das in ihr ſich Geſtaltende zu erkennen vermag; es bedarf eines tiefen, warmen Gemüthes und einer ſtarken, poetiſchen Geſtaltungskraft. So ausgerüſtet, wird der Romandichter hineingreifen ins volle Menſchenleben und des Intereſſanten genug zu ergreifen wiſſen. Denn reich und überreich iſt unſere Zeit an Gegenſätzen, an Umwandlungen und Uebergängen in allen Sphären des Lebens und Denkens. Da bedarf es nicht greller, fremdartiger Dekoralionen, nicht der Vorträge über Länder- und Völkerkunde, noch Reden in fremden Zungen. Denn auch hier gilt das goldene Wort:

> An's Vaterland, an's theure, ſchließ' dich an:
> Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
> Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.

Will der Dichter uns aber hinüberführen in ferne Erdtheile, nun gut, die Muſe vermag ihm auch dorthin zu folgen. Dann wird er aber die ſchwierige Aufgabe haben, die tiefen inneren Bezüge zwiſchen der fremden Natur und der eigenthümlichen Entwickelung des Menſchen und zugleich den in allen Zonen und in allen Geſtalten ſich gleichbleibenden Urgedanken des Menſchen uns darzuſtellen, auf daß wir den brüderlichen Herzſchlag vernehmen und mit ihm empfinden. Unſere Reiſeromane liefern uns aber oft ſchon wenig mehr als große, bunte Couliſſen, zwiſchen denen ein Stück von gänzlicher Bedeutungsloſigkeit ſich hinſchleppt.

Wenden wir uns nun mit wenigen Worten zu einem neuen Werke der bezeichneten Gattung, ſo geſchieht dies nicht in dem Sinne, als wollten wir es als ein beſonders prägnantes Beiſpiel für alle die Verirrungrn büßen laſſen, denen nach unſerer Meinung die Gattung entgegengeht. Wir haben die Gefahren, die auf dieſem Wege drohen, bezeichnen und auf die beſſere Straße hinwriſen wollen; wie weit aber der Einzelne auf dem falſchen Pfade vorgeſchritten, dies ausführlich nachzuweiſen, verbietet die Tendenz dieſer Blätter. Wir haben sine ira et studio geſprochen und wollen es weiter thun.

Herr Gerſtäcker nimmt das Verdienſt in Anſpruch, wie einſt Herrn von Bibra, ſo jetzt einen neuen Reiſenden veranlaßt zu haben, auch auf dieſem Felde die Feder zu ergreifen und ſeine Erfahrungen in Form eines Romans mitzutheilen, und unter dieſen Auſpizien iſt das Erſtlingswerk eines Herrn, der unter dem malaviſchen Namen Ati Kambang auftritt, erſchienen, das uns nach langer Seereiſe nach Auſtralien führt.*) Der Zeitpunkt iſt vor der Entdeckung der Goldminrn gewählt, und die Hauptſache bildet die Schilderung der Phyſiognomie des Landes, der Niederlaſſungen der Deutſchen und wendiſchen Einwanderer und des Lebens der räuberiſchen Buſchbewohner mit ihren Verbindungen in der Stadt. Wir wollen keinen Augenblick verkennen, daß für den, welcher aus anderen ähnlichen Büchrrn nichl ſchen die Hauptzüge dieſer Gemälde kennt, viel Neues und Intereſſantes darin enthalten ſein wird; ja anch der Kundige wird ſich an der

*) „Auf fremder Erde.“ Ein Roman von Ati Kambang. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerſtäcker. 3 Bände. Jena und Leipzig, bei H. Coſtenoble, 1864.

Digitized by Google

lebendigen humoriſtiſchen Darſtellungsweiſe des Verfaſſers erfreuen. Aber der Roman ſelbſt iſt durchaus unbedeutend. Der intervenirende Heros, der bei den Hauptwendepunkten ſtets als deus ex machina erſcheint, bleibt eine durchaus nebelhafte Erſcheinung, die ſchemenartig auftritt und verſchwindet. Die übrigen Perſonen ſind faſt ſämmtlich, bis etwa auf eine, von der Art, daß ſie nur als Nebenfiguren in einem künſtleriſchen Gebilde ihre Stelle finden könnten. Dabei hat es den Anſchein, als wenn der Verfaſſer einen Zweig der Fabel in einem zweiten Werke noch nach Indien hinüberführen will; denn den großen Unbekannten hat er bereits mit einem Schützlinge dorthin abgehen laſſen, und der Verfaſſer iſt, wie Herr Gerſtäcker uns mittheilt, auch dort bekannt. Wir unſererſeits möchten ihm gern das ganze weitläufige Gebäude dieſer Romane ſchenken, wenn er ſeine auf fremder Erde gewonnenen Anſchauungen und Erfahrungen uns ohne die Emballage in einfacher und ſachgemäßer Weiſe zu genießen geben wollte.

Einen bedeutenden Gegenſatz hierzu bilden die Werke Balduin Möllhauſen's, und große Freude macht es uns, unſere Leſer bei dieſer Gelegenheit wiederum nachdrücklich auf dieſen Schriftſteller hinzuweiſen. Zwar liebt auch er es, zu ſeinen Romanen Fortſetzungen zu geben auf Koſten der künſtleriſchen Einheit des einzelnen Werkes. Sein letztes Werk, „Der Mayordomo,"*) ſteht im Zuſammenhange mit dem „Flüchtling" und „Halbindianer." Wir glauben, daß der Raum von vier Bänden hinreichend ſein dürfte, um einen in ſich vollkommen abgerundeten Roman zu umfaſſen, und lieben durchaus nicht die mächtigen Trilogien und Tetralogien in dieſer Gattung, die wohl ſelten aus dem künſtleriſchen Gewiſſen hervorgegangen ſind, und Nichts würde uns erfreulicher ſein, als wenn Herr Möllhauſen bei ſeinen ſpäteren Werken dieſe Form aufgeben und immer mehr die Abrundung des künſtleriſchen Ganzen als die Hauptthat des Dichters erkennen wollte. Daß er den Sinn dafür in ſich trägt, hat er in ſeinen kleinen Novellen, „Palmblätter und Schneeflocken," aufs Glänzendſte bewieſen.

Was wir aber an dieſem Schriftſteller in hohem Grade ſchätzen, das iſt die echt poetiſche Grundanlage und der ideale Zug. Daher finden wir bei ihm wahrhaft poetiſche Bilder und ergreifende Scenen von außerordentlicher Schönheit und Kraft, denen wir mit geſpannteſter Seele und vollem Entzücken folgen. Dieſe Vorgänge, dieſe lieblichen und hohen Geſtalten, die oft von einem leiſen elegiſchen Hauche umfloſſen ſind, im Verein mit der Pracht und Größe der umgebenden Natur, die ſelten ein Dichterpinſel mit ſo weiſer Kunſt, noch ſeit Sealsfield irgend Jemand mit ſo vollen, ſaftigen Farben gemalt hat, bilden ein entzückendes Ganze, das unſere Phantaſie mit magiſchen Kreiſen umſchlingt. In der That, wir können es nicht faſſen, nicht begreifen, wie ein weitverbreitetes Journal, an welchem Männer von dem edelſten Geſchmacke ſich betheiligen, das genannte Werk Möllhauſen's als leere Länder- und Völkerkunde zu bezeichnen vermochte.

Das Zeitungsweſen und die Journaliſten in Oeſterreich.

II.

Achtzehn Wiener Zeitungen und einige andere.

Was zunächſt die offizielle Preſſe betrifft, ſo hat ſich in den letzten Jahren Manches geändert. Die offizielle Preſſe zählt in Oeſterreich faſt nicht mehr, wenn vom Journalismus die Rede iſt; ſie dient faktiſch nur zur Veröffentlichung von Regierungsakten und rein amtlichen Publikationen. Die Tagesgeſchichte liefert ſie nur nebenbei für ihren gleichfalls offiziellen Leſerkreis und beſchränkt ſich eben auf die Mittheilung des Thatſächlichen mit Weglaſſung eben deſſen, was der offizielle Leſerkreis nicht zu erfahren braucht, und das beſſer vor ihm verſchwiegen bleibt. So hält man es wenigſtens mit der „K. K. Wiener Zeitung", die bei alledem für denjenigen, der über die Ereigniſſe kein Raiſonnement will, das vollſtändigſte Quellenblatt in Oeſterreich iſt.*) Der Rahmen der offiziellen Provinzblätter iſt etwas weiter, denn dieſe haben neben ihrer amtlichen Eigenſchaft auch noch den Zweck, den neben ihnen erſcheinenden Provinzialblättern Konkurrenz zu machen, was den meiſten um ſo leichter gelingt, als letztere in der Regel eben nur das lokale Intereſſe befriedigen, im Uebrigen aber ihren Stoff aus den Journalen der Hauptſtadt ſchöpfen, an welche Quelle der Leſebedürftige ohnehin ſelbſt geht. Die Regierung bedient ſich in der Regel für die Kundgebung ihrer Anſichten nicht der offiziellen, ſondern der offiziöſen, der halb- und viertelofffiziöſen und da auch die meiſtens ſogenannten unabhängigen Blätter, was die Aufnahme von aus Regierungsquellen ſtammenden Nachrichten betrifft, nicht ſpröde ſind, auch letzterer.

Unter den offiziöſen Blättern ſteht die „General-Korreſpondenz" obenan. Sie erſcheint lithographirt zu Mittag und des Abends und nebenbei noch einmal mit franzöſiſchem Text. Sie iſt ſo wie die Berliner „Zeidler'ſche Korreſpondenz" eigentlich keine Zeitung, ſondern nur ein Journal blos für die Redaktionen, denen ſie neben den offiziellen Communiqués und offiziöſen Korreſpondenz-Mittheilungen — ſie wird in der Regel von der Regierung jedoch nur zu Berichtigungen und in beſonders wichtigen Momenten zu Aufklärungen benutzt — einen Auszug aus den in Wien erſcheinenden Blättern, ferner während der Reichsraths- und Landtags-Seſſionen Referate über die Verhandlungen bringt. Als Redakteur fungirt Dr. Müller. Sie ſteht direkt unter dem Preßbureau und wird adminiſtrativ von dem auch publiziſtiſch in hervorragender Weiſe thätigen Miniſterial-Sekretär Dr. Falke geleitet. Hauptmitarbeiter derſelben iſt der bekannte Zeitungs-Korreſpondent Dr. Brühl, der urſprünglich als Mitredakteur des feudalen „Vaterland" nach Wien berufen wurde und der dann in das offiziöſe Lager überging. Brühl iſt der betriebſamſte Journal-Korreſpondent Wiens und verſorgt die Mehrzahl der auswärtigen Journale, gleichviel welcher Färbung, mit Mittheilungen, für welche er zum Theil in der Staatskanzlei die Materialien erhält. Man könnte faſt ſagen, er habe das Korreſpondenz-Weſen in Wien monopoliſirt. Der „General-Korreſpondenz" am nächſten ſteht die als Abendblatt der Wiener Zeitung erſcheinende „Abendpoſt." Dieſe hat, ſeitdem Herr Ernſt von Teſchenburg, ein Publiziſt von feiner Bildung, die Leitung erhalten, einen bedeutenden Aufſchwung genommen. Die Leitartikel der „Abendpoſt" geben den unmittelbaren Regierungs-Anſchauungen, ſowohl was die innere als was die auswärtige Politik anbelangt, Ausdruck. Oft tragen ſie geradezu den Charakter von Manifeſten und ſind in dieſem Falle, wenn ſie Fragen der auswärtigen Politik behandeln, aus der Feder des Regierungsraths Dr. Karl Weil gefloſſen, der, durch mannigfache

---

*) Der Mayordomo. Erzählung aus dem ſüdlichen Kalifornien und Neu-Mexico, von Balduin Möllhauſen. 4 Bde. Leipzig, H. Coſtenoble, 1863.

*) Das literariſche Beiblatt der „Wiener Zeitung," die Oeſterreichiſche Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben, iſt ſo reichhaltig und intereſſant, wie kein anderes uns bekanntes Beiblatt irgend einer Zeitung, ſei es in Oeſterreich, oder in anderen Ländern. D. R.

Digitized by Google

politiſche Schriften als ein bedeutender älterer Publiziſt bekannt, ſeitdem Hofrath Max von Gagern dieſes Amt niedergelegt hat. die Preßangelegenheiten der Staatskanzlei leitet. Auch die „Abend-Poſt“ ſteht unter dem Preßbureau des Staatsminiſteriums und übt der Chef des erſteren, Hofrath Fiedler, unmittelbaren Einfluß auf dieſelbe.

Die Brücke zu den nicht offiziöſen Blättern bildet der „Botſchafter“, der, urſprünglich von Fröbel und Kolatſchek, welcher Letztere ſich ſeitdem zurückgezogen, als großdeutſches Blatt begründet, das Organ des Herrn von Schmerling iſt. Der „Botſchafter“ wird von dem bekannten Schriftſteller Friedrich Uhl redigirt, der das Blatt, was die Gediegenheit ſeines Inhaltes betrifft, ſehr emporbrachte und ihm zu jenem Anſehen verhalf, das es unſtreitig in Deutſchland genießt. Die bedeutendſte Kraft dieſes Blattes iſt Julius Fröbel, aus deſſen Feder die Mehrzahl der der deutſchen Frage gewidmeten Artikel ſtammen, während die Mehrzahl der ſonſtigen politiſchen Angelegenheiten, beſonders die Verfaſſungsfragen, von Dr. Granitſch, einem geiſtvollen jüngeren Publiziſten, behandelt werden. Neben dieſen ſind auch der auf belletriſtiſchem Gebiete in weiteren Kreiſen als Autor mehrerer ſchätzbarer Publikationen bekannte Carl von Thaler und der national-ökonomiſche Schriftſteller Dr. Theophil Pisling bei dieſem Blatte in hervorragender Weiſe thätig.

Dem „Botſchafter“ am nächſten ſteht die „Conſtitutionelle öſterreichiſche Zeitung“, die vor Jahresfriſt in das Eigenthum und die Redaktion des durch ſeine in das Börſenfach einſchlägige Schriften bekannten volkswirthſchaftlichen Schriftſtellers Adolph Neuſtadt übergegangen. Leitartikler des Blattes iſt der wie Neuſtadt ſeit mehr als zwei Dezennien auf publiziſtiſchem Gebiete thätige Dr. Raphael Baſch, der zu der alten Garde öſterreichiſcher Jouenaliſten zählt und ſich durch Charakterfeſtigkeit und Konſequenz, die ſich in ſeinen gediegenen Arbeiten ausſpricht, das wohlverdiente Vertrauen unſeres Pubiikums erworben hat. Seitdem Dr. Orges die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung“ niedergelegt und nach Wien überſiedeit iſt, widmet er gleichfalls ſeine Feder dieſem Blatte. Die „Conſtitutionelle öſterreichiſche Zeitung“, die, nebenbei geſagt, auch einen reichhaltigen volkswirthſchaftlichen Theil hat, iſt vor Allem ein ſpezifiſch öſterreichiſches Organ und vertritt, an dem großöſterreichiſchen Standpunkte feſthaltend, die Entwickelung der Verfaſſung auf rentraliſtiſcher Baſis.

In dieſem Punkte ſtimmt auch die Kuranda'ſche „Oſtdeutſche Poſt“ mit ihr überein, die jedoch, der Stellung ihres Leiters gemäß, mehr als Organ der Reichsrathslinken erſcheint und, wenn gleich mit Mäßigung, der Entwickelung der liberalen Ideen und einer dieſer angemeſſenen auswärtigen Politik mit Entſchiedenheit das Wort redet. Ihr eigentliches Gebiet iſt die hohe Politik und auf dieſem ſteht ſie in fortwährendem Kampfe mit dem Grafen Rechberg. Natürlich iſt Kuranda ſelbſt die Seele des Blattes, deſſen zweiter Leitartikler Dr. Walter Rogge iſt. Die Redaktion hat Dr. Schmidt, und ſehr wohlthätigen Einfluß auf dieſelbe Dr. Hildebrand, der aber ſelbſt leider wenig ſchreibt.

Einige Verlegenheit, wohin wir es einreihen ſollen, bietet uns gegenwärtig das größte und verbreitetſte Blatt Oeſterreichs, die „Preſſe.“ Bekanntlich ſind die Hauptmitarbeiter dieſes Blattes, die Herren Friedländer und Etienne, aus der Redaktion getreten und haben ſich ihnen auch Dr. Lecher und mehrere Andere angeſchloſſen, um ein neues Journal, die „Neue freie Preſſe“, zu gründen. Dieſes, das ſehr großartig zu werden verſpricht, wofür ſchon die Namen der beiden Herausgeber bürgen, deren Erſterer die Seele des volkswirthſchaftlichen und der inneren Politik gewidmeten Theiles der alten „Preſſe“ war, während Etienne die auswärtigen Fragen in geiſtvoller Weiſe behandelte, wird erſt vom September ab erſcheinen. Auch iſt es ihnen geglückt, beliebte Federn, wie die von Berthold Auerbach, für ihr Feuilleton zu gewinnen. Die alte „Preſſe“ iſt aber auch in der Reorganiſation begriffen.*) Herr Zang war bisher ſehr glücklich in der Acquiſition neuer Kräfte; ein Zufall wollte es, daß ſich gerade um dieſelbe Zeit ein Publiziſt, der unſtreitig lange Zeit hindurch die glänzendſte Feder in Oeſterreich führte, Eduard Warrens, wieder der Publiziſtik zuwandte und Zang ihm die Spalten ſeines Blattes öffnen konnte. Neben Warrens hat die Behandlung auswärtiger Fragen der ehemalige Redakteur der „Oeſterreichiſchen Korreſpondenz“, Joſeph Tuwora, übeenommen. Die oberſte Leitung des Blattes führt Dr. Seiffert, ein langjähriger Mitarbeiter der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“; für die Behandlung der inneren Fragen hat Herr Zang gleichfalls eine tüchtige Feder, den bisherigen Hauptmitarbeiter des „Wiener Lloyd“, Herrn Wravani, gewonnen.

Der „Lloyd“, früher „Neueſte Nachrichten“, ruht nun lediglich auf den Schultern ſeines Eigenthümers, D. Bernhard Friedmann, unter deſſen Leitung er von einem kleinen Blättchen zu einem großen Journale herangewachſen, das, ſtreng oppoſitionell, den Dualismus vertritt und deshalb das deutſche Organ der Ungarn iſt. Als ſolches wird es aber demnächſt eine Konkurrenz von einem neuen Blatte erhalten, das der Publiziſt Moritz Haas — unter dem Namen Ludoſi Hauptmitarbeiter des ungariſchen offiziellen Sürgeny — wie es heißt unter den Auſpizien des ehemaligen Iudex curiae Grafen Apponyi — herausgeben wird.

Entſchiedener föderaliſtiſch und deshalb mit allen Nationalitäten und Nationalitätchen Oeſterreichs kokettirend, iſt der demokratiſch gehaltene „Wanderer“, bekanntlich eines der älteſten Journale Oeſterreichs. Dem gegenwärtigen Herausgeber, Dr. Moritz Graß, muß man, wie man auch ſonſt über die Haltung des Blattes denken mag, jedenfalls eine ſtreng konſequente Haltung nachrühmen. Die auswärtigen Fragen werden im „Wanderer“ zumeiſt von Dr. Broſch, einem gewiegten, aber in die radikalen Prinzipien des Organs, dem er ſeine Feder widmet, verrannten Journaliſten, behandelt, während ſich mit den inneren Fragen der beſonders mit den ungariſchen Angelegenheiten ſehr vertraute und durch mehrere anonym erſchienene Monographien bekannte Dr. Falk beſchäftigt.

An die großen Blätter reiht ſich auch ein ſehr friſches, erſt ſeit wenigen Monaten erſcheinendes Jouenal, die „Verfaſſung“, gegründet von dem Herausgeber der „Allg. mediziniſchen Zeitſchrift,“ Dr. Kraus, an. Es iſt das Organ der Reichsraths-Oppoſition von der Farbe der Fraktion Schindler, Tſchabuſchnig, Skene ꝛc. Redakteur deſſelben iſt ein ehemaliger Mitarbeiter des „Fremdenblattes“, Dr. Koſka. Die Seele des Blattes iſt aber Dr. Herzel, ein aus der Berliner Schule hervorgegangener, äußerſt begabter Pubiiziſt, deſſen ſchneidige, geiſtvolle Arbeiten dem Blatte binnen kurzer Zeit, beſonders in den auswärtigen Journalen, Anerkennung erwarben.

Eine Spezialität bildet das feudale „Vaterland“, ein Ableger der Berliner „Kreuzzeitung“, deren Ueberſetzung ins Oeſterreichiſche es urſprünglich war, als es noch lediglich als Vorkämpfer

*) Ihr neues Beiblatt, die „Feierſtunde,“ iſt gerade nicht geeignet, ihr neue Leſer zuzuführen, oder die alten zu feſſeln. D. R.

der hiſtoriſch-politiſchen Individualitäten und als Organ der Partei Clam-Thun auftrat. In neuerer Zeit iſt das „Vaterland“ geradezu eine Filiale der Kreuzzeitung, d. h. ein in Oeſterreich erſcheinendes preußiſches Blatt, mit Einem Worte das Wiener Organ des Herrn von Bismarck geworden. Redigirt wird es von dem gleichfalls aus Berlin hierher verpflanzten Dr. Keip. Neben dem „Vaterland“ und mit ihm in vielen Stücken übereinſtimmend, erſcheint auch der ultramontane „Volksfreund“, das Blatt des Severinus-Vereins, ein Organ für Judenfreſſerei und Verdummung, und im Verborgenen blüht noch die gleichfalls derſelben Richtung huldigende „Schnelipoſt.“

Eine nicht unwichtige Rolle ſpielen neben den genannten großen Zeitungen in Wien die Penny-Blätter theils durch den Einfluß, den ſie in Folge ihrer weiten Verbreitung in Wien auf die große Maſſe ausüben, theils durch die Haltung ihrer Leitartikel. Wenn man den Inhalt dieſer Blätter von heute mit ihrem Inhalt noch von vor wenigen Jahren vergleicht, ſo ſieht man, welche Fortſchritte die Heranbildung des Publikums gemacht, obzwar ſich, was den Geſchmack betrifft, noch manches wünſchen und verbeſſern ließe. Dieſe Blatter ſind Landſteiner's „Morgenpoſt“, die Hügel'ſche „Vorſtadtzeitung“ und Heine's „Fremdenblatt.“ Die beiden erſten widmen, ihrer Beſtimmung gemäß, den kommunalen Intereſſen einen ſehr großen Raum, ſind aber auch ihrer politiſchen Haltung wegen beachtenswerth. Die „Morgenpoſt“, deren leitende Kraft, Herr Szaps, zu den beſten Federn Wiens zählt, iſt entſchieden liberal und oppoſitionell, letzteres ein wenig par force. Zu ihren Hauptmitarbeitern gehört der beliebte Luſtſpieldichter Sigmund Schleſinger. Die „Vorſtadtzeitung“, deren Leitartikler die Herren Pechhöfer und Hemſen ſind, iſt, da ſie in auswärtigen Angelegenheiten ihre Inſpirationen aus dem auswärtigen Amte holt, auf dieſem Gebiete beſſer unterrichtet, als es in der Regel Volkszeitungen zu ſein pflegen.

Das „Fremdenblatt“, deſſen Eigenthümer Guſtav Heine, der Bruder Heinrich Heine's, durch dieſes Unternehmen ein Millionär geworden, ſich aber nicht blos durch dieſe materielle Eigenſchaft von ſeinem unſterblichen Bruder unterſcheidet, iſt das verbreitetſte Blatt Wiens, wozu namentlich die Vollſtändigkeit ſeiner lokalen Mittheilungen und die aus der Feder des Redakteurs Wilhelm Wiener ſtammenden Sonntags-Briefe eines Müßiggängers und endlich der Reichthum an Annoncen, durch welchen es ſeine Aufgabe als Volksblatt in vollſtem Maße erfüllt, das Ihrige beigetragen. Zu der Regierung, welcher der Einfluß dieſes Blattes nicht entgangen, ſteht es in einem zwar unabhängigen, aber freundlichen Verhältniſſe, was für erſtere um ſo weniger zu unterſchätzen iſt, als das Fremdenblatt immer mehr zu einem politiſchen Blatte heranwächſt, ſeitdem einer unſerer älteſten und gewiegteſten Publiziſten, Iſidor Heller, früher Herausgeber des „Fortſchritt“ und durch mannigfache Broſchüren bekannt, die Leitung des politiſchen Theiles übernommen.

An dieſe Blätter reiht ſich noch eine Anzahl von Pennyblättern, welche den erwähnten Konkurrenz zu machen verſuchen und unter denen die „Glocke“, ſeitdem der bekannte Gelehrte Dr. Giehne die Leitung übernommen, die meiſte Beachtung verdient.

Von der Provinz-Journaliſtik iſt wenig zu berichten, da wir die fremdſprachigen Journale für diesmal von unſerer Rundſchau ausgeſchloſſen und die beachtenswertheſten Partei-Organe in den betreffenden Landesſprachen erſcheinen, wovon nur das in Prag in deutſcher Sprache erſcheinende Čechenblatt, die „Politik“, eine Ausnahme macht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es den gebildeten Čechen, die ihrer Mutterſprache oft nicht mächtig ſind, bequemer iſt, eine deutſche Zeitung zu leſen, und nur auf dieſe Weiſe den konfuſen čechiſchen Tendenzen Verbreitung verſchafft werden kann.

Das verbreitetſte deutſche Blatt in Böhmen iſt die „Bohemia“, das ſich neben dem von Kuh herausgegebenen „Tagesboten“ in erfreulicher Weiſe der Vertretung der deutſchen Intereſſen gewidmet hat. Ein drittes deutſches Blatt Böhmens, die „Morgen-Poſt“, iſt in der letzten Zeit in den Zeitungen öfters todt geſagt worden, ein Beweis, wie wenig die deutſche Partei in Böhmen für die Unterſtützung ihrer eigenen Sache thut. Nicht ohne Bedeutung iſt in Böhmen die „Reichenberger Zeitung“, bis vor Kurzem von dem bekannten National-Oekonomen Alexander Penz redigirt, die in Nordböhmen eine große Verbreitung hat.

Mähren beſitzt in dem „Mähriſchen Korreſpondenten“ ein wackeres gegen die in dieſem Kronlande auftauchenden čechiſchen Beſtrebungen gerichtetes Blatt. Ebenſo hat Steyermark in der „Grätzer Tagespoſt“ ein ſehr gut redigirtes und in dieſer Provinz ſehr einflußreiches Journal. In Ungarn iſt der „Peſter Lloyd“ das bedeutendſte in deutſcher Sprache erſcheinende Blatt, das beſonders auf volkswirthſchaftlichem Gebiete vorzügliche Artikel bringt.*) Neben dem „Lloyd“ erſcheint ſeit einigen Monaten ein zweites großes deutſches Blatt in Peſt: der „Peſter Bote“, das große Anſtrengungen macht, die bereits von günſtigen Erfolgen belohnt ſind und das in erſter Linie beſtrebt iſt, in Ungarn für die Verfaſſung zu plaidiren.

Im Uebrigen beſitzt, wie wir bereits im Eingang erwähnt, jede Provinz ein Regierungsblatt, welches das Leſebedürfniß zu befriedigen beſtimmt iſt. Manche dieſer Blätter, wie z. B. die „Prager Zeitung“, die nur halbamtliche „Triester Zeitung“, die „Ungariſchen Nachrichten“ ſind ſogar recht gute Journale, die oft auch in weiteren Kreiſen Beachtung verdienen und finden. Was ſonſt an deutſchen Zeitungen in den öſterreichiſchen Provinzen erſcheint, kömmt über das Niveau des Lokalanzeigers nicht hinaus, zählt alſo nicht, wenn vom öſterreichiſchen Journalismus die Rede iſt.

Das Feuilleton haben wir für diesmal von unſerer Betrachtung ausgeſchloſſen, weil der uns gegönnte Raum ein näheres Eingehen, deſſen es wohl werth iſt, nicht geſtattet. Wir gedenken aber nächſtens dem „Feuilleton in Oeſterreich“ und ſeinem Einfluſſe auf die belletriſtiſche Literatur einen beſondern Artikel zu widmen.

R. F.

Böhmen.

Čechiſche Briefe aus Böhmen.

Der Sozial-Roman.

Geſpenſter- und Räubergeſchichten, hier und da auch durch Ritterromane à la Dellaroſe ergänzt und erweitert, das waren die allererſten Produkte der literar-hiſtoriſchen Periode vom Jahre 1774—1846. Das waren auch nebſt der Bibel und den Pſalmen- und Evangelienbüchern die einzigen Druckſchriften, welche dazu beſtimmt waren, das Volk zu belehren, zu unterhalten und vor

*) Kürzlich brachte der Peſter Lloyd als Beilage eine von Ludwig Schoch angefertigte graphiſche Darſtellung der Preiſe des Weizens ſeit zehn Jahren, die als eine ſtatiſtiſche Muſterarbeit angeſehen werden kann.

D. R.

Digitized by Google

Allem Wißbegierde und Luſt zum Leſen in den Schichten der Ungebildeten zu erwecken. Freilich es war ein verzweifeltes und höchſt unpädagogiſches Mittel; indeſſen es lag im Geſchmacke damaliger Zeit, welcher Geſchmack namentlich von Deutſchland ſich herübergepflanzt hatte. Auch war das Mittel das einzige und hat inſofern zu kühnen Hoffnungen berechtigt, als es vor Allem auf die Phantaſie zu wirken verſprach, und dieſe iſt ja gleich rege bei Gebildeten ebenſo, wie bei Ungebildeten. Die Geſpenſter- und Räuber-Geſchichten waren der Köder, welcher die Menge anlocken ſollte; um das hatte es ſich ja vorerſt gehandelt, denn das wußte man, daß das Leſen durch Gewohnheit zum Lebensbedürfniß werde, und auf dieſe Rechnung hin konnte und wollte man ſpäterhin auch den Verſtand beſtürmen und durch vernünftigere Schriften die Urtheilskraft des leſenden Publikums ſchärfen und überhaupt Sinn für Schönes, Wahres und Erhabenes im Volke wecken. Der Plan iſt auch gelungen und es iſt wirklich ſtaunenswerth, die Fortſchritte in dieſer Richtung mit der kurzen Spanne Zeit, welche der Bildungsprozeß erfordert, zu vergleichen. Und gar wenn man die literariſchen Zuſtände der jetzigen Tage mit denen vor kaum hundert Jahren vergliche, was für ein Abſtand zwiſchen ehedem und jetzt, was für ein ungeheuerer Fortſchritt in einer Zeitperiode, die keine hundert Jahre umfaßt und nebenbei ſo große Bedrängniſſe unſeres nationalen Lebens aufzuweiſen hat, daß es den Literarhiſtoriker ſchier bedünkt, er ſchriebe ſtatt Geſchichte ein langes und peinliches Martyrologium.

Schon in den 30er Jahren dieſes Jahrhunderts bekundet ſich ein beſſerer Geſchmack in den Leſerkreiſen; ſie vertragen eine poetiſch-natürlichere Koſt und werden von den Schriftſtellern durch die hiſtoriſche Erzählung und Novelle auf den eigentlichen hiſtoriſchen Roman vorbereitet. Statt des Phantaſtiſch-Geſpenſtigen tritt das Heroiſch-Romantiſche in die Schranken; die Ritter lüften ihr Viſir und laſſen die geſpenſtige Maske fallen; ſie werden Menſchen, welche nur das edle oder unbändige Weſen vor Anderen auszeichnet; ſie werden Menſchen, die der Reiz romantiſcher Poeſie verklärt und die durch mondſcheinſichtige, ſchmachtende Liebe in unſeren Vorſtellungen nur noch mehr gehoben werden. Dieſe hiſtoriſchen Rittergeſchichten bildeten den natürlichen Uebergang zur hiſtoriſchen Novelle und zum eigentlichen hiſtoriſchen Romane.

Der hiſtoriſche Roman hatte bei uns in Böhmen guten Grund und Boden; er fand Anklang im Publikum und weckte und beſchäftigte auch viele ſchriftſtelleriſche Talente, aber zur vollen Blüthe, zum Glanz und Ruhm hat es der hiſtoriſche Roman in Böhmen nie gebracht. Er blieb, trotz der bedeutenden Talente eines Sabina und Chocholouſek, immer in den mittleren Regionen und blieb, trotz der Ueberfülle hiſtoriſchen Stoffes, immer nur ein Aſchenbrödel unter den hiſtoriſchen Romanen der Weltliteratur. Woher dieſe Erſcheinung, wird man fragen. Die einfachſte Erklärung geben wiederum die Zeitverhältniſſe und die traurigen Preßzuſtände in Böhmen während der nicht lange verfloſſenen Jahre. Eben während der Periode, welche am geeignetſten geweſen wäre, den hiſtoriſchen Roman zu ſchaffen, war die Cenſur für Erzeugniſſe der böhmiſchen Literatur beſonders ſtreng und mochte eine Verklärung der böhmiſchen Geſchichte durchaus nicht leiden(!) Als aber die neue, immerhin freiere und beſſere Aera, die ſich etwa vom Jahre 1860 datirt, hereingebrochen, da war es ſchon mit dem hiſtoriſchen Roman vorbei. Der hiſtoriſche Roman iſt wohl eine ſelbſtändige, für ſich abgeſchloſſene poetiſche Gattung; er gehört unſtreitig zu den Meiſterſtücken der Dichtkunſt, wie denn die Romane von Walter Scott überhaupt zu den vollkommenſten Werken der Weltliteratur gehören; aber im Allgemeinen iſt er doch nur als Vorläufer und Bahnbrecher für den Sozialroman zu betrachten und unterſcheidet ſich vom letzteren nur durch Zeitverhältniſſe. Der hiſtoriſche Roman ſchildert fertige Thaten, längſt fertige, der ſoziale Roman erſt werdende Geſchichte, und wie das Werdende ſchon dadurch, weil es uns am nächſten ſteht und mit unſerem eigenen Geſchick eng verbunden, wichtiger für uns iſt und unſer Intereſſe völlig einnimmt, ſo iſt auch der Sozialroman, die eigentlichſte Errungenſchaft der neueſten Zeit, welcher das Leben und Weben der Gegenwart, das Ringen der Menſchen nach einer beſſeren, gerechten und Alle beglückenden Weltordnung darſtellt, zum mächtigſten Hebel der Aufklärung geworden. Der Kampf der verſchiedenen Elemente, das bunte Gewühl des geſellſchaftlichen Lebens, das ſind die herrſchenden Momente und Konflikte des Sozialromanes, und der Schauplatz der Handlung iſt die ganze civiliſirte Welt. Frankreich war ehedem das Vaterland des Sozialromans, Frankreich war es, wo die erſten ſozialen Kämpfe entbrannten, Frankreich war es, wo der Uebermuth der Großen und der Haß der armen Unterdrückten zuerſt wie Stahl und Kieſel an einander ſchlugen, ſo daß die heftig ſprühenden Funken im mächtigen Feuerbrande, der die halbe Welt entzündete, aufloderten — ſeitdem iſt die große ſoziale Frage zum Gemeingute Aller geworden, und ſo iſt auch der Boden für den ſozialen Roman überall vorbereitet. Bei uns in Böhmen waren die Verhältniſſe freilich ſpießbürgerlicher als anderswo; die dumpfe, von ſumpfigen Ausdünſtungen geſchwängerte Atmoſphäre ſchien alles regere Leben betäubt und die Gemüther eher in Taumel als in bewußte Regſamkeit verſetzt zu haben; allein es war nur eine ſcheinbare Stille, es war nur Gewitterſchwüle, die ſich allmählich konzentrirt, um Blitze voll von zündendem Feuer zu zeugen und die lebloſen Maſſen zu elektriſiren. Es ſind nicht mehr die idylliſch-naiven und harmlos-unſchuldigen Dorfgeſchichten in der Manier Auerbach's, die beſonders glücklich durch die Schriftſtellerin Bozena Nemcová und den chriſtlich-frommen Pater F. Pravoda tradirt, unſeren literariſchen Markt beherrſchen; nein, auch ernſte ſoziale Fragen werden geweckt und mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge behandelt. K. Paſabina, der hochbegabte Literarhiſtoriker und beliebte Romanſchriftſteller, der unermüdliche und gründliche Denker, iſt der Begründer des ſozialen Romanes. Er hat Alles, was dem Autor ſozialer Romane unentbehrlich: er hat Phantaſie, Erfindungsgabe, Erzählertalent, Ironie und Sarkasmus; nur Eines hat er im Uebermaße, und das iſt Philoſophie. Philoſophie iſt ſeine ſchwächſte Seite, weil er den Trieb zur Grübelei und Reflexion nicht zu zügeln vermag und auf Koſten des philoſophiſchen Grübelns die Handlung ſchmälert und in den Hintergrund verſetzt. An dieſem heilloſen Uebel leidet ſein größter, von ihm mit aller Liebe und Hingebung geſchaffener Roman, den er Na poušti (In der Wüſtenei) betitelt und in Kober's ſlaviſcher Roman-Bibliothek (Slovanské Besedy) im Jahre 1863 erſcheinen ließ. Der Roman handelt von den geheimen Geſellſchaften, die, ähnlich dem Freimaurerorden, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in Böhmen thätig waren, und mit ihrer Thätigkeit wird hier das Aufleben des böhmiſchen Nationalgeiſtes in Verbindung gebracht. Leider wird das eigentliche Weſen der geheimen Verbindungen nur ſehr matt beleuchtet und darum kann man die Konſequenzen ihrer Thätigkeit, welche die Ereigniſſe des 48. Jahres in Böhmen herbeigeführt haben ſollen, nicht recht verfolgen. Der Roman ſchließt natürlich mit dem Anfange des Jahres 1848, indem er nur des erſten Sturmausbruches erwähnt und auf ihn als auf eine Errungenſchaft der vorangegangenen Handlung hindeutet.

Digitized by Google

Glücklicher auf dieſem Felde war der junge talentvolle Dichter Guſtav Pfleger, deſſen wir gelegentlich bei Beſprechung der romantiſchen Dichterſchule rühmend gedachten. Er hat auch als dramatiſcher Schriftſteller Erfreuliches geleiſtet, allein ſein glücklicher Genius hat ihm ein dankbareres Feld angewieſen; ſein guter Stern hat ihm den Roman und vorzüglich den Sozialroman als Fundgrube für ſein ungemein elaſtiſches Talent bezeichnet und hier hat der Dichter das Beſte, was unſere Literatur bis jetzt aufzuweiſen hat, geleiſtet. Der erſte höchſt glückliche Anlauf zum eigentlichen Sozial-Roman geſchah in dem zweibändigen Werke Ztraceny zivot (Ein verlorenes Leben), welches kurz vor dem erſtgenannten Romane ebenfalls in Kober's Original-Romanbibliothek erſchienen. Der Roman ſchildert das eiſerne Polizei-Regime Bach's nach den Stürmen des 48er Jahres und das öde Leben, welches dem erſten Freiheitsrauſche folgte. Beſonders glücklich charakteriſirt ſind die zwei unverſöhnlichen Elemente, das ſich aufopfernde, nach Thaten dürſtende radikale und das ſchweigſam duldende, mühſam arbeitende konſervative Element. Der begeiſterte Apoſtel des erſteren wird freilich zum Märtyrer; er muß aus Böhmen, ſeinem Vaterlande, fliehen und ſtirbt in Italien im Kerker, in den er als Rebell, der für die Sache des jungen Italiens gekämpft und verwundet eingefangen wurde, verdammt wird; aber ein ſchöneres Morgenroth verklärt ſein Grab und es verkündet, daß die Sache der Freiheit noch nicht verloren iſt.

Heuer erſchien von Guſtav Pfleger ein neuer, im ſtrengſten Sinne des Wortes Sozial-Roman. Er führt den Titel Zmalého světa (Aus der kleinen Welt) und führt uns mitten hinein in die kläglichen geſellſchaftlichen Verhältniſſe der hartgedrückten, vernachläſſigten und zum größten Theile auch verwahrloſten Arbeiterklaſſe. Wir ſchauen den ſchnöden Uebermuth der herzloſen Fabrikherren, ihren gränzenloſen Geiz und daneben die armen, unter der Bürde übermäßiger und ſchlecht belohnter Arbeit ſchmachtenden und geiſtig wie körperlich ruinirten Arbeiter. Ihr trauriges Loos wird durch herzergreifende und doch dem wirklichen Leben entnommene Scenen und Ereigniſſe lebhaft veranſchaulicht, und dieſem ewigen Hinſiechen und langſamen Abſterben der Armen wird der Uebermuth und der Ueberfluß ihrer Arbeitgeber, die doch nur vom Schweiße der Armuth leben und durch Bedrückung der Arbeiter (?) reich geworden ſind, entgegengeſtellt. Eine meiſterhafte Figur, ein Prophet und Führer, taucht unter den geächteten Arbeitern auf. Er lehrt ſie Ordnung lieben, erweckt in ihnen das ſchlummernde Bewußtſein menſchlicher Würde, lehrt ſie Muth und Zutrauen gewinnen und verſchafft ihnen durch eigene Geiſtesſtärke ein milderes Loos. So vergeht eine geraume Zeit im anſcheinenden Frieden, bis das Jahr 1845 erſcheint und in den Kattundruckereien unerwartet die Perrotinen eingeführt werden. Der Kattundruck, der ehedem durch Handarbeit bewerkſtelligt wurde, wird von nun an durch die Maſchine verrichtet und dieſer Umſchwung macht einige Hundert Handdrucker ſammt ihren Familien brotlos. Die Fabrikherren jauchzen, daß ſie ſich des gefährlichen Pöbels, wie ſie die Arbeiter nennen, entledigt, und träumen ſchon im Voraus von neuen, unermeßlichen Reichthümern. Die brotloſen und ſchnöde vertriebenen Arbeiter aber ſchwören Rache, ſie verſammeln ſich vor den Fabriken, ſtürmen und zerſtören die gehaßten Maſchinen (?). Natürlich werden ſie vom einſchreitenden Militär angegriffen und vertrieben. Im Kampfe fällt die Hauptfigur des Romans, der Arbeiterführer, und mit ihm ein junger Arbeiter, ein intelligenter Jüngling, der die fortſchreitende Bildung und das auflebende Nationalbewußtſein unter den Arbeitern vertritt. Selbſtverſtändlich iſt auch dieſe Arbeiterbewegung in Verbindung mit dem erwachenden Volksbewußtſein gebracht, und eine nicht unbedeutende Rolle ſpielt darin ein demokratiſch geſinnter Graf (wahrſcheinlich Bubna), welcher als opferwilliger Agitator für die nationale Sache, als Matador der Freiheit und vorzüglich als menſchenfreundlicher Unterſtützer der Armen auftritt. — Das iſt in Kürze gefaßt der Inhalt des höchſt intereſſanten, dreibändigen Romans von Guſtav Pfleger. Natürlich iſt das vorhandene Material durch dieſes Werk keinesfalls erſchöpft und wird auch durch hundert ebenſo gediegene Werke nicht erſchöpft werden. Der Romanſchriftſteller, der ſich das ſoziale Leben unſeres Landes als Stoff gewählt, hat eine unendlich geräumige Baſis und er wird jederzeit ein dankbares und anhängliches Publikum finden. Möge Guſtav Pfleger, der ſo glücklich angefangen, auf dieſer Bahn weiter fortfahren und ſein produktives Talent zum Beſten unſerer Literatur ſo viel als möglich verwerthen. Nur Eines noch wünſchen wir im Intereſſe der Romane ſelbſt: Die Handlung möge mehr dramatiſch gehalten und die handelnden Perſonen mehr durch ihre Handlungen und Reden als durch lange und breite Beſchreibung und Erzählungsweiſe charakteriſirt werden. Dadurch wird man auch den zumeiſt läſtigen Reflexionen ausweichen und des Leſers Denkvermögen und Phantaſie werden dabei angeregt und zu ſelbſtſtändiger Thätigkeit angewieſen.

Ungarn.

Ladislaus Szalay.*)

Die irdiſchen Ueberreſte des erſten Hiſtorikers Ungarns liegen wohl ſeit einigen Wochen in der kühlen Erde, aber die tiefe Trauer, die ſchon bei der erſten Nachricht von dem Tode des Dahingeſchiedenen alle Schichten der Geſellſchaft ergriffen, hat ſich noch immer nicht gelegt und findet in der geſammten ungariſchen Preſſe tagtäglich neuen Ausdruck. Und zwar nicht ohne Grund, denn, wie „Koszoru" richtig bemerkt, — Szalay nahm ſowohl im öffentlichen Leben als auch in der Literatur Ungarns eine in ihrer Art vereinzelte Stellung ein. In ihm vereinigten ſich ſolche Gegenſätze zu einem harmoniſchen Ganzen, welche wir ſonſt in dem Entwickelungsgange unſerer Kulturverhältniſſe größtentheils iſolirt und mit einander im Kampfe begriffen zu ſehen pflegen. Er war ein Gelehrter und zugleich ein Staatsmann; ein hervorragender Redner und gründlicher Fachmann, ein Philoſoph und Geſchichtsforſcher und dabei ein Mann von Geſchmack, der nach künſtleriſchen Formen ſtrebt; ein muthiger Verfechter der modernen europäiſchen Ideen und zugleich ein Kenner der hiſtoriſchen Entwickelung; der erſte wirkliche Redner des Bürgerthums, doch — wie er ſelbſt erklärte — nicht deshalb, damit dieſe Klaſſe alleinherrſchend werde, ſondern damit ſie die Einſeitigkeit der übrigen mildere. Er ſuchte nicht die Popularität bei der großen Menge, und ſelbſt damals wollte er ſich durch dieſe nicht heben, als ſeine Prinzipien triumphirten. Ihm war weder die Geburt noch das Schickſal günſtig. Kälte, ſelbſt Hohn begegnete ihm auf ſeinen politiſchen und literariſchen Wegen, aber er fand endlich die Genugthuung, daß auch ſeine Gegner die von ihm hoch getragenen Prinzipien anerkannten, um ſich denſelben anzuſchließen. Auf Grund einer vielſeitigen Erfahrung, gründlicher Studien und wiederholter Reiſen kannte er ebenſo die Ver-

*) Nach der Oeſterreichiſchen „Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben."

Digitized by Google

hältniſſe des Auslandes wie ſeiner eigenen Heimat, und während er hier befruchtend wirkte, war er in Folge ſeiner vielfachen Verbindungen mit den hervorragenderen Gelehrten des Auslandes zugleich gewiſſermaßen ein würdiger Repräſentant der ungariſchen Wiſſenſchaft auch jenſeits der Gränzen Ungarns. Auch als Menſch war er ein achtungswerther Charakter, der Beſcheidenheit mit männlichem Selbſtgefühl, Strenge mit Gerechtigkeit, Höflichkeit mit Aufrichtigkeit vereinigte, aber in jeder Richtung charakteriſirt ihn das Beſtreben, die ungariſche Nationalität, Verfaſſung und Literatur mit den großen Ideen der europäiſchen Civiliſation in Einklang zu bringen. Dieſem Beſtreben opferte er ſein ganzes Leben, dies ließ er ſeiner Nation als Vermächtniß zurück. So war der Mann, den wir verloren haben.

Szalay's Leben war eine lange Zeit nichts anderes, als ein fortwährender Kampf der verſchiedenen, oft ſogar entgegengeſetzten Elemente, die, ſeinem Geiſte und ſeiner vielſeitigen Bildung entſprungen, mit einander ſtritten, bis endlich nach erfolgtem Ausgleich der Schriftſteller und Staatsmann in jener edlen Geſtalt daſtand, in der wir ihn kannten. Er iſt am 18. April 1813 in Ofen geboren, wo ſein Vater Statthalterei-Sekretär war. Schon in ſeiner Kindheit und während ſeiner Jugend war er der Einwirkung entgegengeſetzter Factoren ausgeſetzt. Zuerſt beſuchte er die Schule ſeiner Vaterſtadt, ward aber bald nach Stuhlweißenburg geſchickt, wo er zwei Jahre zubrachte und ſo ſeine erſten Kenntniſſe unter theils deutſchen, theils ungariſchen Elementen ſich erwarb. Seine Jugend bietet dieſelbe Erſcheinung. Die excentriſch-ungariſche Richtung Stephan Horváth's wirkte auf ihn eben ſo begeiſternd wie Kazinczy, der den europäiſchen Geiſt nach Ungarn zu verpflanzen bemüht war. Und in der That giebt es unter den ungariſchen Schriftſtellern und Staatsmännern kaum Einen, in dem die ſpezifiſch ungariſche und ſpezifiſch europäiſche Kultur ſo harmoniſch ſich ausgeglichen hätte, wie in Szalay. Es ſcheint, daß ſchon die erſten Eindrücke ſeines Knaben- und Jugendalters ganz geeignet waren, um aus ihm einſt den muthigen Reformator, der die veralteten Inſtitutionen der ungariſchen Verfaſſung bekämpft, andererſeits aber auch den gründlichen Hiſtoriker zu bilden, der an den Ereigniſſen der Vergangenheit ſeine, bald verzweifelnde und bald zu ſanguiniſche Nation ermuthigt oder ſich mäßigen lehrt. Kazinczy und Szemere wurden ſeine Freunde, als er aus der Schule getreten und ſeine erſten poetiſchen Verſuche machte und dieſelben ſo wie einige kritiſche Artikel in den damaligen Journalen und Taſchenbüchern, bald aber auch ſelbſtändig veröffentlichte (ſo z. B. Bimbok, 1831. — Alphonse levelei, 1832. — Fridrik es Katt, 1833). Später verließ er das Feld der Poeſie, indem er fühlte, daß er nicht „zum Dichter geboren", doch blieben dieſe Verſuche nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung ſeines Styls. Durch dieſe wurde er in die Geheimniſſe der erneuten ungariſchen Schriftſprache eingeführt, durch ſie erhielt auch ſeine Proſa Leichtigkeit und Schwung. Nach beendeten Studien iſt Szalay — der damals allgemein herrſchenden Sitte gemäß — Jurat geworden, bald darauf Statthalterei-Sekretär und endlich Advokat, aber nicht auf lange Zeit. Der früh reif gewordene ernſte Jüngling blickte auf das öffentliche Leben Ungarns und fand es leer. Dies ſchmerzte ihn tief, wie damals alle Einſichtigen, aber er hoffte eine beſſere Zukunft nicht von jenen Ideen, welche unſere Redner in den Komitats- und Landtagsſälen verkündeten. Wie er in einem Journal-Artikel ſelbſt geſteht, war nur Ein Menſch und nur Ein Buch auf ihn von Einfluß, nämlich das Werk Széchenyi's, genannt „Hitel." Das hat ihn zu einem Vorkämpfer der Reformen gemacht, doch deshalb ging er nicht in die ſtürmiſchen Komitatsſäle, noch geſellte er ſich zu den Aufwieglern, ſondern zog ſich zurück in ſein Arbeitszimmer, um die großen Ideen der europäiſchen Civiliſation zu ſtudiren; er machte wiederholt Reiſen ins Ausland, um die Inſtitutionen des neueren europäiſchen Staatslebens kennen zu lernen. Er trat als Rechtsphiloſoph auf und ſchrieb in dieſer Periode faſt ausſchließlich Werke, welche in dieſes Fach einſchlagen (ſo z. B. Themis. Értekezések a jog es közgazdaság köreben. 1837—1839. — Budapesti Szemle. 1840. — A büntetö eljárásról különös tekintettel az esküdtszékekre. 1840). Hierdurch hat Szalay ein Gebiet betreten, das vor ihm ganz brach lag; er trachtete einem Mangel abzuhelfen, den wir noch heute tief empfinden. Aber das Publikum empfing ihn kalt, ſeine Unternehmungen ſind geſcheitert. Der erſte Rechtsphiloſoph Ungarns, den ſelbſt bis zum heutigen Tage Niemand übertroffen hat, blieb unbekannt — ein Schickſal, das alle jene trifft, die, indem ſie neue Ideen verkündigen, in den ſtrengen Gränzen der Wiſſenſchaft bleiben, ſich den Tagesleidenſchaften nicht unterordnen, nicht zu dem Publikum herunterſteigen, ſondern daſſelbe zu ſich zu erheben trachten. Szalay's Name iſt nur allmählich berühmt geworden. Zu allererſt wurde er nicht durch das große Publikum, ſondern durch die Akademie ausgezeichnet, die ihn im Jahre 1836 zum korreſpondirenden und zwei Jahre darauf zum ordentlichen Mitgliede gewählt, ferner durch den 1840er Landtag, deſſen ſtrafrechtlicher Ausſchuß Szalay zum Schriftführer ernannte.

Die Jahre 1843 bis 1848 bildeten die wichtigſte Periode in dem Leben Szalay's. Aber der Nation iſt er beſonders als Hiſtoriker bekannt. Es iſt möglich, daß er als Schriftſteller auf dieſem Gebiete die meiſten Verdienſte ſich erworben, aber andererſeits kann man nicht leugnen, daß er als Journaliſt, als der entſchiedenſte Vertreter einer neuen politiſchen Partei, den größten Einfluß auf die Geſchicke der Nation ausgeübt hat. Auf dem 1843—1844er Landtage trat er als Deputirter der Stadt Karpfen auf; man hörte ihn an, aber einen Erfolg hatten ſeine Reden nicht. Im Jahre 1845 übernahm er die Redaktion des „Pesti Hirlap" und — die Zahl der Pränumeranten ſank bis 500. Seine Genoſſen empfingen ihn mit Hohn, als einen Gelehrten, der ſich in die Politik mengt, und verdächtigten ihn, daß er die Oppoſition ſprengen wolle. Seine Partei zählte nur wenige ſeiner Freunde, dieſe waren aber von der Hoffnung einer beſſeren Zukunft erfüllt und kaum vergingen vier Jahre, ſo hatte das ganze Land ſeine Ideen angenommen und das Prinzip der Centraliſation in ihr Geſetzbuch eingetragen. Die Aufwiegler ſchöpften ihre Wiſſenſchaft aus den Werken des verhöhnten Gelehrten, und der Wahlſpruch der kleinen Partei wurde zum Schlagworte der Anführer erhoben. Die Ideen Szalay's ſind populär geworden, aber nicht ſein Name. Die Wirkungen dieſer Ideen haben Alle geſehen, aber nur Wenigen iſt die Quelle bekannt, der ſie entſtrömten. In dieſer Periode erſchienen von ihm zwei größere Werke: Publicistikai dolgozatok, 1847; und Szónokok es státusférjfiak könyve, 1846—1847. Seine journaliſtiſche Thätigkeit war auch bezüglich der Form von großer Bedeutung. Er war der Erſte, der im Gegenſatze zu der damals üblichen Phraſenhaftigkeit der Leitartikel die europäiſche Form einheimiſch zu machen ſuchte und dadurch der Journaliſtik auch in dieſer Beziehung eine andere Richtung gab.

Das Jahr 1848 brachte Szalay auf die diplomatiſche Laufbahn, wo er Gelegenheit fand, neue Seiten ſeiner außerordentlichen Fähigkeiten an den Tag zu legen. Er wurde von der ungariſchen Regierung nach Frankfurt geſchickt als Vertreter derſelben bei der Centralgewalt Deutſchlands. Im Jahre 1849 zog er ſich in die

Digitized by Google

Schweiz zurück, wo er ſich in das Studium der ungariſchen Geſchichte vertiefte. Dort blätterte er in den beſtaubten Urkunden und Folianten; dort betrachtete er vom rechtsphiloſophiſchen Standpunkte die großartigen Momente in der hiſtoriſchen Entwickelung der europäiſchen Völker. Und dieſer doppelte Standpunkt iſt es eben, der den hiſtoriſchen Arbeiten Szalay's einen ſolchen Werth verleiht und ihn zum erſten Hiſtoriker Ungarns erhebt. Die erſten Bände ſeiner „Geſchichte Ungarns“ ſind 1851 bis 1853 in Leipzig erſchienen, die er — in ſeine Heimat zurückgekehrt — in Peſt fortſetzte. Das Erſcheinen dieſes Werkes hat der vaterländiſchen Geſchichtsforſchung neuen Anſtoß, neuen Schwung gegeben. Doch ſtand er immer in erſter Reihe und war der fleißigſte unter Allen, was die folgenden, während eines Dezenniums von ihm geſchriebenen Werke beweiſen: **Magyar történelmi emlékek, 1856—1860; — Adalékok a magyar nemzet történetéhez a XVI. században, 1859. — Verancsics Antal minden munkái, 1857—1860. — A magyar történelemhez. Erdély es a porta, 1861; — II. Rákóczy bujdosása, 1862; — Gr. Eszterházy Miklós, 1863.** — Im Jahre 1861 betrat er wieder die politiſche und publiziſtiſche Laufbahn und nahm als Deputirter der Stadt Peſt am Landtage Theil. Zu derſelben Zeit ſchrieb er: **A horvát kérdéshez, 1861; — Fiume és a magyar országgyülés, 1861; — A magyarországi szerb telepek jogviszonya az államhoz. 1862.** Dieſe unermüdliche Thätigkeit, ſowie die vielfachen Geſchäfte, welche Szalay als Sekretär der ungariſchen Akademie zu beſorgen hatte, mußten ſeine ohnedies nicht ſtarke Geſundheit allmählich untergraben. Die Aerzte empfahlen ihm den Gebrauch der Wildbader Bäder, wohin er ſich auch im Juni begab, ohne ſeine Geſundheit wieder zu erlangen. Er wollte in ſeine Heimat zurückkehren, kam aber nur bis Salzburg, wo er am 17. Juli ſtarb. Seine irdiſchen Ueberreſte wurden nach Peſt gebracht und am 22. Juli im Beiſein einer ungeheuren Menge Trauernder zur Erde beſtattet.

Der Verluſt iſt eben ſo groß, als die Trauer der ganzen Nation, als das Vermächtniß, welches er uns zurückließ. Dies iſt das Beſtreben, unſere ſozialen, literariſchen und Kulturzuſtände mit den Ideen des gebildeten Europa's in Einklang zu bringen — ein Beſtreben, von deſſen Gelingen die Zukunft Ungarns abhängt.

Frankreich.

Janet gegen Darwin.

II.

Der Inſtinkt.

Bei der Bildung eines materiellen Organs, das da entſteht, bevor noch der Organismus vollendet iſt, kann eine Modifizirung von dem Willen des Organismus natürlich nicht ausgehen: es wirken allein die Außen-Geſetze. Bei der Entſtehung des Inſtinkts iſt die Frage ſeiner Bildung eine komplizirtere.

Seit langer Zeit betrachtet man den Inſtinkt als eine ererbte Gewöhnung. Darwin ſchließt ſich dieſer Anſchauung an; nur wendet er wieder die natürliche Züchtung an. „Zuvörderſt, ſagt er, gilt von den Inſtinkten daſſelbe, was von den materiellen Organen gilt: jede Modifikation in den Gewohnheiten einer Spezies kann für die geſammte Lebensleiſtung vortheilhaft ſein; die Spezies wird dadurch kräftig, kräftiger als eine andere, der die Aneignung jener Modifikation nicht gelingt: die weniger kräftige wird daher zu Grunde gehen. Nun kann man zwar durch direkte Beobachtung eine Modifikation der Inſtinkte nicht nachweiſen, aber einige indirekte Wahrnehmungen ſcheinen jene Annahme zu ſtützen: nämlich die Gradation der Inſtinkte. So zeigt z. B. die Erzeugung des Honigs durch die Bienen drei verſchiedene Typen, die in gleichmäßigen Abſtufungen in einander übergehen: zunächſt die Hummeln, welche Honig und Wachs in ihren hohlen Bäumen bereiten, dann unſere Hausbienen, welche in der Konſtruktion ihrer Zellen ein mechaniſches Problem wunderbar genau löſen, und endlich die amerikaniſchen Bienen, eine Mittelgattung, welche zwiſchen unſeren Bienen und den Hummeln ſteht. Kann man nicht hierin den Fingerzeig einer allmählichen Entwickelung des Inſtinkts ſehen, welcher von dem einfachſten Bau in der Höhlung eines Baumes allmählich zum kunſtvollen Bienenſtock fortſchritt? Es wird dieſe Auffaſſung unterſtützt durch die Thatſache, daß Bienen, welche aus dem Stock in ungünſtigere Verhältniſſe verſetzt werden, allmählich ihre Gewohnheiten ändern, ihren Bau immer weniger kunſtvoll einrichten und ſich ſchließlich den Hummeln in hohem Grade nähern.“

Man muß zuvörderſt einräumen, daß die Theorie, welche den Inſtinkt als eine erbliche Gewöhnung auffaßt, nicht ohne ernſte Prüfung verworfen werden darf — aber freilich iſt der Beweis und der Gegenbeweis ein äußerſt ſchwieriger. Die Modifikationen des Inſtinkts, welche man untee gewiſſen Umſtänden beobachtet, würden nicht nothwendig gegen die andere Annahme ſtreiten, daß ein primitiver Inſtinkt jedem Thier mitgegeben ſei: denn die Natur, welche der Spezies den Inſtinkt zu ihrem Schutze gab, kann in ihrer ewigen Fürſorge den Inſtinkt an und für ſich modifizirbar gemacht haben, an und für ſich, ohne Zuthun des Willens, der Einſicht oder der Erfahrung der Spezies. Die ausgekrochene Ente ſetzt inſtinktiv ihre Füße ſo, daß ſie gehen kann; kommt ſie in's Waſſer, ſo ſetzt ſie dieſelben völlig anders; den veränderten äußeren Bedingungen entſpricht eine Modifikation des Gebrauchs der Organe. Wenn die Natur dem Vogel den Inſtinkt gegeben, aus beſtimmten Materialien ſein Neſt zu konſtruiren, ſo hat ſie natürlich auch die Möglichkeit bedacht, daß dieſe Materialien vielleicht einmal nicht zur Stelle ſind.

Indeß das ſind nur Möglichkeiten, keine Beweiſe. Der wichtigſte Einwand hingegen iſt dieſer: Nach Darwin hat ſich die Modifikation des Inſtinkts, die anfangs eine zufällige geweſen iſt, durch Vererbung fortgepflanzt und ſo fixirt — aber was iſt denn eine zufällige Modifikation des Inſtinkts? das iſt eine zufällige Aktion! Kann aber eine zufällige Aktion, d. h. eine ſolche, welche nicht in der Organiſation begründet iſt, ſich erblich übertragen? Hier tritt der Unterſchied zwiſchen der Modifikation eines materiellen Organs und der des Inſtinkts recht lebhaft hervor: die erſtere, ſo geringfügig ſie auch ſein mag, und wäre es nur die Färbung einer Feder, iſt permanent und dauert durch das ganze Leben; ſie iſt in feſter Weiſe mit der Organiſation verbunden und ihre Vererbung ſcheint begreiflich. Dieſe organiſche Baſis fehlt dem Inſtinkt; er iſt nichts anderes, als eine beſtimmte Aufeinanderfolge von Thätigkeiten; eine Veränderung des Inſtinkts iſt daher eine beſondere Aktion, welche ſich zufällig in die Aufeinanderfolge einſchiebt — wie ſoll man ſich vorſtellen, daß dieſe Aktion, und mag ſie ſich noch ſo oft während des Lebens wiederholen, der eigenen Organiſation ſo einpräge, daß ſie ſich auf die Descendenten übertragen ließe? Wir ſehen wohl, daß Aeltern auf ihre Kinder ihre eigenthümlichen Gewohnheiten übertragen (und wie viel kommt hier auf Rechnung der bewußten, abſich[illegible] Nachahmung), aber wir ſehen nicht, daß ſie auch zufällig[illegible] vererben.

Digitized by Google

Wenn man noch zweifelhaft wäre, daß Darwin bei der Entſtehung der Inſtinkte den Zufall eine Rolle ſpielen läßt, die weit über das berechtigte Maaß hinausgeht, ſo ließe ſich am geeignetſten das Beiſpiel erwähnen, welches er ſelbſt zitirt: der Inſtinkt des Kukuk. Das Weibchen legt die Eier in ein fremdes Neſt: dieſe inſtinktive Aktion gilt aber nur von dem europäiſchen Kukuk, nicht von dem amerikaniſchen. Darwin konjekturirt, daß der europäiſche Kukuk einſtmals es eben ſo gemacht habe, wie heut noch der amerikaniſche. „Nehmen wir an, ſagt er, daß der europäiſche Kukuk zuweilen zufällig ſeine Eier in ein fremdes Neſt gelegt; wenn die Brüt-Henne oder ihre Kleinen irgend welchen Vortheil daraus gezogen, wenn das junge Vögelchen ſich kräftiger entwickelte bei dem zufälligen Irrthum des Inſtinkts ſeiner Mutter, ſo konnte dieſe zufällige Thatſache ſehr leicht eine für die Gattung vortheilhafte Gewöhnung herbeiführen; denn alle Analogie veranlaßt uns zu dem Glauben, daß die ſo erzogenen Küchlein mehr oder weniger die Abweichung des Inſtinkts ererbt haben, welche ihre Mutter veranlaßte, ſie ſelbſt Fremden anzuvertrauen!" Hier wird alſo eine ganz zufällige Aktion als übertragbar durch Vererbung angeſehen — würden die Zoologen von Fach dies wirklich für möglich halten?

Man müßte eine außerordentliche Anzahl von Thatſachen beibringen, um die Theorie von den erblichen Gewohnheiten auf ihr richtiges Maaß zu fixiren; wir wollen indeß nur Eine erwähnen, welche jeder derartigen Theorie zu widerſtreiten ſcheint: nämlich der Inſtinkt der Nekrophoren. Dieſe Thiere haben die Gewohnheit, ſobald ſie ihre Eier gelegt, Leichname von Thieren aufzuſuchen, und ſie neben die Eier zu legen, damit die kleinen Thierchen, ſobald ſie ausgekrochen, gleich ihre Nahrung finden; einige Spezies der Gattung legen ſogar die Eier in die Kadaver ſelbſt. Das Unbegreifliche hierbei iſt, daß die Mütter, welche dieſen Inſtinkt haben, niemals ihre Kinder ſehen werden, wie ſie auch ihre eigenen Mütter niemals geſehen haben; ſie können daher unmöglich wiſſen, daß dieſe Eier einſtmals Thiere von ihrer eigenen Geſtalt ſein werden, und können daher auch unmöglich die Bedürfniſſe dieſer Weſen vorausſehen. Bei anderen Inſekten, z. B. bei den Grabweſpen, iſt der Inſtinkt noch wunderbarer: es haben nämlich die Mütter eine Lebensweiſe, welche völlig verſchieden iſt von der ihrer Kleinen; die Mütter ſind Herbivoren, die Kleinen ſind Carnivoren. Sie können daher nicht einmal nach ihrem eigenen Beiſpiel die Bedürfniſſe der Larven vermuthen. Wird man vielleicht auch hier auf eine erbliche Gewöhnung zurückgehen? Und muß man nicht annehmen, daß der Inſtinkt von Anbeginn an völlig entwickelt geweſen iſt? Eine Spezies, welche dieſen Inſtinkt nicht gehabt hätte, würde ſehr früh haben erliegen müſſen; die jungen Grabweſpen z. B. hätten, kurz nachdem ſie ausgekrochen, keine Nahrung gefunden und die Nahrung weit zu ſuchen, fehlt es ihnen an Kraft. Wollte man behaupten: die Larven wären von Hauſe aus eigentlich Herbivoren geweſen, die Mütter hätten zufällig, verleitet von einem ſonderbaren Geſchmack, ihre Eier in Kadaver gelegt, und die auskriechenden Larven, in dieſer Umgebung geboren, hätten ſich an dieſe Nahrung allmählich gewöhnt, wären aus Herbivoren Carnivoren geworden, dann hätte die Larve, ſobald ſie ſelbſt Mutter geworden, die Gewohnheit, ihre Eier in Kadaver zu legen, verlaſſen, hätte aber, durch einen Reſt von Ideen-Aſſoziation veranlaßt, Kadaver geſucht, um ſie neben ihre Eier zu legen, und dies Alles ohne einen ihr ſelbſt bewußten Plan — man vervielfältigt auf ſo erſchreckende Weiſe die Zahl der glücklichen Zufälle, welche ein ſolches Reſultat hätten herbeiführen können, daß man wohl beſſer thut, einfach einzugeſtehen: man wiſſe es nicht!

Trotz der zahlreichen Einwendungen, welche wir gegen die Theorie von Darwin erhoben haben, nehmen wir doch ſchließlich nicht entſchieden gegen dieſelbe Partei: denn kompetent ſind nur die Zoologen. Wir ſind weder für noch gegen die Verwandlung der Spezies, weder für noch gegen die natürliche Züchtung. Der einzige poſitive Schluß unſerer Erörterung lautet: kein Prinzip, (weder das Zuſammenwirken der äußeren Einflüſſe, noch die Gewöhnung, noch die natürliche Züchtung) kann die organiſchen Lebensäußerungen erklären ohne Zuhülfenahme einer Schöpferkraft. Die natürliche Züchtung, die nicht geleitet wird, die nur den Geſetzen eines Mechanismus folgt, ſcheint nur ein neuer Name für den alten Zufalls-Begriff des Epikur; aber die natürliche Züchtung, geleitet durch einen weiſen Willen mit Hülfe providentieller Geſetze, dieſe kann allerdings das Mittel ſein, um von einer niedrigeren Stufe zu einer höheren zu führen, um die Formen zu verbeſſern, um das Leben im Univerſum zu vervollkommnen. Wir möchten an Darwin ſelbſt die Frage richten: welches Intereſſe hat er daran, die natürliche Züchtung als eine zufällige, nicht von höherer Hand geleitete aufzufaſſen? Welches Intereſſe hat er daran, jede ſchöpferiſche Kraft durch zufällige Aktionen zu erſetzen? Wir begreifen das nicht! Geſtehe er zu, daß bei der natürlichen Züchtung ebenſo gut wie bei der künſtlichen eine Wahl und eine Leitung walte — und ſein Prinzip wird mit Einem Schlage mächtig und bedeutſam. Indem ſeine Hypotheſe den Vortheil hätte, die Wiſſenſchaft von der Nothwendigkeit zu befreien, für jede Schöpfung der Arten die perſönliche Intervention Gottes anzurufen, würde ſie dennoch dem Univerſum die allgütige Vorſicht erhalten und die Welt nicht dem blinden und harten Zufall unterwerfen.

Nach unſerer innerſten Ueberzeugung widerſpricht das Geſetz der natürlichen Züchtung keineswegs der Annahme einer ſchöpferiſch wirkenden Vorſehung. Schon vor Darwin erkannte ein ausgezeichneter Botaniker, Naudin, der die plaſtiſche Thätigkeit der Natur in der Bildung der Spezies verglich mit der ſyſtematiſchen Züchtung des Menſchen, die Bedeutung der natürlichen Züchtung, aber er erkannte auch, daß ſie allein nicht Alles erkläre. „Wir müſſen, ſagt er, zurückgehen auf jene geheimnißvolle Macht, die, ſelbſt unbegränzt, tödtlich für die Einen, beglückend für die Anderen, für alle Ewigkeit die Geſtaltung und die Lebensdauer aller Weſen feſtſetzt, ſo daß der Einzelne in Harmonie ſich befindet mit dem All; jene allweiſe Macht, die die Harmonie des Alls hervorruft dadurch, daß ſie den Einzelnen mit ſich ſelbſt harmoniſch ſein läßt!"

Der Fehler, welchen wir in der Theorie Darwin's entdeckt zu haben glauben, liegt in dem übermächtigen Einfluß, welchen er dem Zufall einräumt. Und dieſer Fehler — er iſt ein Fehler unſerer ganzen Zeit! In der Geſchichte, in der Philoſophie, in der Kritik ſehen wir das Accidentelle zur Bedeutung des Prinzips erhoben und es war zunächſt nur die Uebereinſtimmung zwiſchen den Prinzipien Darwin's und dem Geiſte der Zeit, welche uns Zweifel an der wiſſenſchaftlichen und definitiven Bedeutung ſeiner Theorie einflößte. Und je länger wir uns mit derſelben beſchäftigten, deſto unwahrſcheinlicher wurde ſie uns. In dem Leben des Einzelnen ſchon ſpielt der Zufall nur eine ſekundäre Rolle — iſt es glaublich, daß in der geſammten Natur weniger Stetigkeit und Folgerichtigkeit gelten ſolle, als im Leben des Menſchen, daß ihre Entwickelung, ja ſelbſt ihre Exiſtenz von glücklichen Zufälligkeiten abhängen ſolle?

Zwei Auffaſſungen von der Welt und ihrem Werden machen ſich heut beſonders bemerkbar. Nach der einen iſt das All nur eine

Reihe von Urſachen und Wirkungen: am Anfange aller Zeiten beſtand eine gewiſſe Materie mit gewiſſen primitiven Kräften, dieſe Kräfte riefen gewiſſe Phänomene ins Daſein, dieſe Phänomene führten zu neuen Erſcheinungen, die neuen wieder zu neuen und ſo fort ohne Ziel, aber auch ohne Gränze. Die Welt, welche wir heut ſehen, iſt demnach die Wirkung jener primitiven Kräfte, die durch Zufall wegen der Gränzenloſigkeit der Zeit allein all das Große und Schöne des Alls geſchaffen. Nach der anderen Auffaſſung iſt die Welt gleichſam ein lebendes und organiſirtes Weſen, das ſich nach einer beſtimmten Idee entfaltet und das, von Stufe zu Stufe ſich erhebend, einem Ideale zueilt, welches in ſeiner abſoluten Vollendung freilich niemals erreicht werden kann. Jede Stufe iſt nicht nur herbeigeführt und bedingt durch die vorausgehende, ſie hat auch die nächſtfolgende nach einheitlichem Geſetze beſtimmt. Die Natur erhebt ſich nach dieſer Anſchauung aus der todten Materie in die Sphäre des Lebens und des Gedankens; ſie iſt kein rohes Spiel, in dem das zufällige Hin- und Herſchieben der Steine den Erfolg bedingt, ſie hat vielmehr einen Plan, der ſich nach vorausbeſtimmten Zielen hin entfaltet.

Laſſen ſich dieſe beiden Anſchauungen vereinigen? Kann die Auffaſſung einer Urſache und ihrer Wirkung auch eine Auffaſſung des Mittels und ſeines Zweckes werden? Kann der todte Mechanismus der Natur das organiſche Geſetz entfalten, welches der Geiſt verlangt? Der einzige Weg, die Gegenſätze zu verſöhnen, liegt in der Annahme, daß ein bewußter Gedanke gewollt und gebildet hat. Und dieſer Gedanke regelt das All, er war von Anfang an und wird ſein bis zum Ende, und was da lebt und was da wirkt, iſt dieſes Gedankens voll. Ob dieſer Gedanke immanent iſt dem All oder nicht, ob er das All von Innen heraus lenkt oder außerhalb deſſelben ſteht, ob er ein reelles Weſen oder Eins mit dem All — wir ſind über die Beantwortung dieſer Fragen gar nicht im Zweifel: ein Ideal kann nur wirken, wenn es iſt, ein Gedanke kann nur ſein Ziel erreichen, wenn er weiß, wohin er ſtrebt. Aber gewählt muß werden: zwiſchen der Lehre vom fataliſtiſchen Mechanismus und der Lehre einer ewigen Vorſehung giebt es keine Vermittelung, aber auch kein Drittes. Viele Männer, und es ſind wahrlich nicht die ſchlechteſten, möchten vor ſich ſelbſt den Abhang verhüllen, der ſie zum Atheismus hinzieht, indem ſie der Natur ein Leben zuſchreiben, einen Inſtinkt, eine Seele, und dieſer Weltſeele eine ihr ſelbſt unbewußte Tendenz zum Guten — aber ſie täuſchen ſich ſelbſt. Machen ſie Front gegen den Materialismus, ſo müſſen ſie ihn abſchwören, in welches Gewand er ſich auch kleidet — können ſie das nicht, ſo führt ihr Weg ſie immer mehr abſeits vom Spiritualismus: tertium non datur.

England.

Maria Stuart's Bibliothek.

Im erſten Bande ſeiner engliſchen Geſchichte hat Leopold Ranke mit Meiſterhand das Bild der beiden Königinnen in Albion gezeichnet, der ſchottiſchen Maria und der engliſchen Eliſabeth, die in dem Gegenſatze ihrer Charaktere und bei den Konflikten ihrer perſönlichen und politiſchen Stellung einen „Anblick ohne Gleichen" gewähren. „Sie waren Beide von hoher Geiſtesbildung. Von Maria hat man franzöſiſche Gedichte, von einer Wahrheit des Gefühls und einer Einfachheit der Sprache, die damals in der Literatur ſelten wurden. Ihre Briefe ſind friſche und beredte Ergüſſe momentaner Stimmungen und Wünſche; ſie machen Eindruck, auch wenn man weiß, daß ſie nicht vollkommen wahr ſind. Sie hat ihre Freude an lebendiger Diskuſſion, wo ſie gern einen ſcherzhaften, zuweilen einen familiären Ton anſchlägt, aber ſich immer den Gegenſtänden gewachſen zeigt. Auch von Eliſabeth hat man einige verſificirte Zeilen, nicht gerade von poetiſchem Schwunge, noch von ſehr harmoniſchem Ausdruck, aber voll hoher Gedanken und Entſchlüſſe. Ihre Briefe ſind kunſtvoll in ihren Anſpielungen und Gegenſätzen, keine verſtändliche Produktionen des Nachdenkens, gedrungen und inhaltsreich. Sie war der gelehrten Sprachen kundig, hatte die alten Klaſſiker ſtudirt und Eines und das Andere überſetzt, manches von den Kirchenvätern geleſen; in ihren Aeußerungen erſcheint zuweilen eine Anſchauung des inneren Zuſammenhanges zwiſchen Geſchichte und Ideen, die in Erſtaunen ſetzt. In der Converſation ſuchte ſie vor Allem ein Gefühl von ihren Vorzügen und Vollkommenheiten hervorzubringen, eine perſönliche Huldigung zu erwecken, nach der ſie in tiefſter Seele Verlangen trug. Sie ſpielte mit dieſen Gefühlen, Maria machte Ernſt damit. Maria beſaß jene Naturgewalt weiblichen Reizes, welche gewaltſam, wenn auch nicht nachhaltige Leidenſchaft erweckt. Zwiſchen dem Wunſch, einen Gemahl zu finden, der ihre Intereſſen fördern könnte, und dieſen leidenſchaftlichen Wallungen, von denen ſie auch ſelbſt ergriffen wird, ſchwankt ihr perſönliches Leben. Das hindert ſie jedoch nicht, den Geſchäften der Regierung alle Aufmerkſamkeit zu widmen. Mit gleichem Eifer arbeiten die beiden Königinnen in ihrem geheimen Rath, und nur mit Männern intimen Vertrauens berathen ſie ſich; die Entſchlüſſe, welche gefaßt werden, ſind immer die ihren. Eliſabeth giebt mehr der Weisheit erprobter Rathgeber nach, wiewohl auch dieſe ihrer Gnade keinen Augenblick ſicher ſind und einen ſchweren Stand bei ihr haben. Maria ſchwankt zwiſchen voller Hingebung und leidenſchaftlichem Haß; faſt immer wird ſie von einem unbedingten Vertrauen auf den beherrſcht, der ihren Wünſchen entgegenkommt. Eliſabeth läßt die Dinge an ſich kommen, Maria iſt ewig unruhig und unternehmend. Auch Eliſabeth iſt einmal im Feld erſchienen, um in einer großen Gefahr den Muth ihrer Truppen zu beleben. Maria hat an der lokalen ſchottiſchen Fehde perſönlich Antheil genommen: an der Spitze eines kleinen feudalen Heerhaufens hat man ſie Feinde anſprengen ſehen, die Piſtolen am Sattel."

Mir trat dies Bild lebhaft vor die Seele, als ich in dieſen Tagen den ſtattlichen Band in die Hände bekam, den der Marquis von Dalhouſie als ſeinen diesjährigen Beitrag zur Ballantyne Society mit allem dieſer bibliophilen Geſellſchaft entſprechenden Aufwande typographiſcher Kunſt veröffentlicht hat. Er enthält die Inventarien, welche die ſchottiſche Königin zu verſchiedenen Zeiten über ihr bewegliches Hab und Gut aufnehmen laſſen, und welche ſie vielfach mit eigenhändiger Namensunterſchrift vollzogen hat. Mitten unter dem Gewimmel ſchwer verſtändlicher Garderoben- und Toilettenausdrücke, aus denen aber doch recht deutlich zu erſehen iſt, wie wenig die Königin es verſchmähte, ihre Reize durch dieſe weiblichen Künſte zu erhöhen, findet ſich auch ein Verzeichniß ihrer Bücherſammlung in Holyrood Palace, dem Schloſſe, in dem ſie ihre eigentliche Königs-Reſidenz gehabt, in dem ſie mit Heinrich Darnley gelebt, mit Rizzio geſungen und mit Knox disputirt hat; jener wundervollen kleinen Romanze in Stein, in welcher noch heute jeder Raum ihr Andenken, oft in ſchauervollen Zügen, trägt. Dies Inventar iſt im November 1569 für den Regenten Murray, ihren Halbbruder, aufgenommen, achtzehn Monate nach ihrer Flucht

nach England. Es iſt weder genau, wenigſtens nicht, wenn man heutige bibliothekariſche Anſprüche zum Maßſtab nimmt, noch vollſtändig, denn wie an dem übrigen Hausrathe, ſo möchte wohl auch an den Büchern der entflohenen Königin manches durch Fanatismus oder Habgier untergegangen ſein. Indeſſen, ſowie es iſt, erſcheint es doch in vielfacher Hinſicht von großem Intereſſe. Es iſt nicht bloß der eigenthümliche Reiz, mit dem uns nun einmal Alles berührt, was wir von der Perſon dieſer geiſtvollen und unglücklichen Herrſcherin erfahren, auch nicht bloß der immer ſehr merkwürdige Einblick, den uns dies Verzeichniß ihrer Bücher in den Charakter und die Bildung der Königin und ihrer Zeit gewährt. Was mir am anziehendſten erſcheint, iſt dies, daß es ein unmittelbares Zeugniß iſt von einem Literaturzuſtande, von dem alle abſtrakte Kenntniß und alles Einzelwiſſen doch nur ſehr ſchwer ein lebendiges Geſammtbild zu geben vermag. Es iſt die Zeit, in der aus dem allgemeinen mittelalterlichen Latein heraus die Volksſprachen auch literariſch ſich emancipirten und zu ſelbſtändigen Einzelweſen herausbildeten, die Zeit, in der ſprachlich und ſachlich die neue Zeit ſich von dem Mittelalter ſchied, der Beginn aller nationalen Literaturen im Gegenſatz zu der univerſalen Weltanſchauung, mit der die Kirche, über den Nationalitäten ſtehend, alle Völker und alle Bildung des Mittelalters gleichmäßig zu erfüllen geſtrebt hatte. Was uns dies Verzeichniß lebendig vor Augen führt, ſind nicht bloß die gewaltigen Gegenſätze, in denen ſich das Zeitalter der Maria Stuart und der Eliſabeth, Philipp's II. und des Oraniers, der Kirchenverbeſſerung und der Kirchenſpaltung bewegte, und in denen die literariſchen Kräfte rangen; es kann uns, da es den geiſtigen Beſitz einer Königin und einer hochbegabten und hochgebildeten Königin darſtellt, die wirklich auf des Lebens Höhen wandelte, als ein Repräſentant des geſammten literariſchen Genius dienen, der damals das Leben der gebildetſten Menſchen erfüllte. Kommt nun noch dazu, daß dies Inventar für den Bücherfreund manch ſeltenes oder ſelten gewordenes Kleinod benennt, ſo möchte ich es am liebſten ganz anführen können, in ſeinem kurioſen altſchottiſchen Engliſch und in ſeiner ſonderbaren Anordnung, zumal es in dem Bande der Ballantyne Society wohl nicht vielen Leſern des „Magazin" zu Geſicht kommen wird.

Das Inventar weiſt drei Abtheilungen auf: Griechiſch, Lateiniſch und moderne Sprachen. Das Griechiſche iſt charakteriſtiſch für das Zeitalter, in dem noch die großen Schwingungen der Renaiſſance nachzitterten. Die Königin beſaß Homer, Herodot, Sophokles, Euripides, Iſokrates, den ganzen Plato, nebſt einem Bande Commentare dazu, den Demoſthenes, die Geographie des Ptolemäus, mit Wilibald Pirkheimer's lateiniſcher Ueberſetzung, den Athenäus und zwei Ausgaben von Lucian. Ferner den Poemander des Hermes Trismegiſtus, die griechiſche Grammatik des Clenardus, und des Budaeus Commentarien der griechiſchen Sprache, den Buttmann damaliger Zeit, von dem Georg Buchanan, Maria's gelehrteſter Landsmann, ſagte:

Gallia quod Graeca est, quod Graecis barbara non est
Utraque Budaeo debet utrumque suo.

Ferner das Diktionar des Heſychius und die Progymnasmata des Aphtonius, beides geſchätzte Handbücher für damalige Studenten des Griechiſchen. Endlich von theologiſcher Literatur die evangeliſche Vorbereitung des Euſebius von Cäſarea, die Homilien des heiligen Chryſoſtomus zu den Pauliniſchen Briefen und eine Ausgabe der Epiſteln des heiligen Ignatius.

In Ueberſetzungen waren ferner vorhanden lateiniſch: der Diodorus Siculus, Diogenes Laertes und noch einmal Ptolemäus; franzöſiſch: Herodot, Xenophon's Cyropädie, die Ethik des Ariſtoteles, Plato's Timäus und Sympoſion, die Olynthiſchen Reden des Demoſthenes, Hippokrates, ein Theil des Plutarch, Herodian und die Aethiopica des Heliodor, bekanntlich der Hauptroman, den wir aus der klaſſiſchen Literatur übrig haben, und als „Histoire des loyales et pudiques amours de Théagenes et de Chariclée" in jenem Zeitalter von hohem Ruf und gutem Einfluß.

Lateiniſch iſt weniger gut vertreten. Wir haben den Cicero de officiis und drei Bände ſeiner Werke auf Pergament, neun andere in vergoldetem Einbande, zwei Ausgaben des Virgil, Horaz, Livius, Cornelius Nepos und Commentare dazu. Dann der heilige Auguſtin und der Boethius, die Hauptphiloſophie des Mittelalters, ein paar lateiniſch-franzöſiſche Wörterbücher und die Cornucopia des Perotti, eine der beliebteſten, lateiniſchen Grammatiken der Zeit. Reichlicher iſt das mittelalterliche und moderne Latein vertreten; neben ſcholaſtiſchen und theologiſchen Werken finden wir die berühmte Nürnberger Chronica Chronicorum, das üblichſte Handbuch der Univerſalgeſchichte, des Boccaz Genealogia Deorum und die unübertreffliche Ueberſetzung der Pſalmen von Georg Buchanan. In italiäniſchen Ueberſetzungen ſind Salluſt und die Ovidiſchen Metamorphoſen, in franzöſiſchen ebenfalls Salluſt, Ovid's Epiſteln, Lucanus, Suetonius, mehrere Leben der Päpſte und das Lob der Narrheit von Erasmus von Rotterdam da.

Gehen wir zu den neueren Sprachen, ſo haben wir den Decameron, den Orlando furioſo, die Aſolani von Peter Bembo und ein Gedicht über die Belagerung von Troja, den Roman von Opier, dem Dänen, und das „goldene Buch" des Biſchofs Antonio de Guevara. Spaniſch iſt eine Chronik und der Cancionero de Romances, ſowie in franzöſiſcher Ueberſetzung der Dialog über die Liebe, von Leo, dem Hebräer, und die gefeierten Romane Palmarin und Amadis de Gaul vorhanden. Weit zahlreicher iſt natürlich das Franzöſiſche vertreten. Es war ja die Mutterſprache der Königin. Da iſt des Sieur Froiſſart famoſe Chronik, das Geſchichtsbuch des Monſtrelet und das, in welchem Jean Lemaire, der belgiſche Poet und Hiſtoriker, die Abſtammung der Franken von dem Sohne Hektor's von Troja nachgewieſen hat; ferner la Mer des Histoires, eine Geſchichte Karl's des Großen, die des erſten Kreuzzuges, Chroniken und Geſchichten von Frankreich, Lothringen, Savoyen und Schottland und andere hiſtoriſch-politiſche Werke. Wir haben da die Romane Jaſon, Lanzelot vom See, Giron, den Adligen, Gadifer und Perceforeſt und die endloſen Fortſetzungen des Amadis; des Alain Chartier Lieder, die Gedichte der Königin von Navarra, jene „Marguerites de la Marguerite des Princesses," und, hervortretend aus der Maſſe dichteriſcher Werke, die großen Namen von Rabelais, Marot und Ronſard; Ronſard, der das erſte Buch ſeiner Gedichte der Königin gewidmet und von ihr ſchon aus der Gefangenſchaft in Fotheringhay dafür ein Silbergeſchirr im Werthe von zweitauſend Kronen erhalten hat mit der Inſchrift: A Ronsard l'Apollon des Français, und den ſie als ihren Lehrer in der franzöſiſchen Dichtkunſt ganz beſonders verehrte.

Engliſch hat Maria Stuart erſt während ihrer Gefangenſchaft ernſtlich getrieben. Unter ihren Büchern ſind nur drei in der Landesſprache nachzuweiſen, ein Katechismus, die Parlamentsakten der Königin Maria von England und die des Königs Jacob V. von Schottland, ihres Vaters.

Beſonderer Beachtung werth iſt der Antheil, den die Königin auch in ihrer Privatlektüre an dem großen theologiſchen Streite nahm, der ihre Zeit erfüllte. Wir finden unter ihren Büchern Luther's Enarrationes in Genesin, in vier Folianten, die evangeliſchen

Digitized by Google

Harmonien des älteren Oſiander, die Schrift des reformfreundlichen Kurfürſten Hermann von Köln über die Kirchenverbeſſerung, des italiäniſchen Proteſtanten Pier Martino Vermigli Schrift über das Abendmahl, Calvin's Inſtitutionen und ſeine Vertheidigung der Verbrennung des Servet, jenes Juſtizmordes, von dem Gibbon mit Recht geſagt hat, daß er ihn tiefer ſchmerze, als die Hekatomben, die in den Autodafés der ſpaniſchen Inquiſition umgebracht worden ſind. Von der anderen Seite haben wir die orthodoxen Schutzſchriften des René Benoiſt, Doktors der Sorbonne, und nachmals Beichtvater Heinrich's IV., die Rede, welche der Onkel der Königin, der Kardinal von Lothringen, gegen Theodor de Beza auf dem berühmten Religionsgeſpräche zu Poiſſy gehalten, und ein Gebetbuch eines anderen Kardinals aus dem Hauſe Guiſe, des Großonkels der Königin, der in den Straßen Roms ſo fürſtliche Almoſen zu vertheilen pflegte, daß einſt ein blinder Bettler, den ſeine Freigebigkeit traf, ausgerufen haben ſoll: Du biſt entweder Chriſtus, oder der Kardinal von Lothringen!

Eine geneigte Leſerin, die ſich glücklich durch dieſe Maſſe von Büchertiteln durchgearbeitet hat, fragt vielleicht mit leiſem Grauen, ob denn die Königin dieſe gelehrten Bücher, auch die griechiſchen und lateiniſchen, geleſen haben kann? Nun, in Maria Stuart's Bücherſpind wird manches auch mehr zum Schmuck, als zur wirklichen Benutzung geſtanden haben. Aber daß ſie Griechiſch und Lateiniſch verſtanden, halte ich für zweifellos, denn beides gehörte damals ebenſo ſelbſtverſtändlich zu den Unterrichtsgegenſtänden einer gebildeten jungen Dame, wie heutzutage Engliſch und Franzöſiſch. Man erinnere ſich nur, was Ranke von Eliſabeth ſagt. Und um nur noch von engliſchen Damen ein paar Beiſpiele anzuführen: Johanna Gray galt für eine gründliche Kennerin des Griechiſchen und hat, jung wie ſie war, vortreffliche Ueberſetzungen aus dieſer Sprache hinterlaſſen. Lady Burleigh, die Frau von Eliſabeth's Staatsſekretär, ſprach und ſchrieb fertig Griechiſch, und ihre Schweſter, die Mutter von Franz Bacon, hat in derſelben Sprache mit Prälaten korreſpondirt und lateiniſche Bücher tadelloſer ins Engliſche überſetzt, als neulich Lady Wallace die Mendelsſohnſchen Briefe. Von Maria Stuart ſind ſchriftſtelleriſche Leiſtungen in den klaſſiſchen Sprachen nicht bekannt; daß ſie ihrer mächtig war, lag in der Richtung der Zeit und wird durch den Katalog ihrer Bibliothek beſtätigt. Man braucht ſie aber darum noch nicht für eine Gelehrte zu halten. Ebenſo irrig wäre es, den Damen unſerer Zeit vorzuwerfen, daß ſie an Bildung hinter ihren Schweſtern des 16. Jahrhunderts zurückſtehen.

Es läßt ſich hierüber Beſſeres nicht ſagen, als was Macaulay in dem Eſſay über Franz Bacon ſchreibt. „Wir wollen den Damen des 16. Jahrhunderts und ihren Vollkommenheiten bei Leibe nicht zu nahe treten. Aber wer ſie auf Koſten unſerer Frauen erhebt, vergißt einen ſehr nahe liegenden und ſehr weſentlichen Umſtand. Wer damals nicht Griechiſch und Lateiniſch leſen konnte, hatte überhaupt nichts oder beinahe nichts zu leſen. Italien war das einzige Land, das eine Art Literatur beſaß. Alle leſenswerthen Bücher in allen übrigen modernen Sprachen Europa's würden kaum ein mäßiges Spind gefüllt haben. England hatte keine Shakſpeare'ſchen Stücke und keine Feenkönigin, Frankreich keine Eſſays von Montaigne, Spanien keinen Don Quixote. Was gab es denn in wohlbeſetzten Bibliotheken an engliſchen und franzöſiſchen Büchern, als Johanna Gray und Eliſabeth erzogen wurden? Chaucer, Gower, Froiſſart, Contius, Rabelais, das iſt beinahe die ganze Liſte. Eine Frau mußte damals klaſſiſche Bildung erhalten oder ganz ungebildet bleiben. Ohne Kenntniß wenigſtens einer alten Sprache konnte damals Niemand eine klare Vorſtellung von dem erlangen, was in dem politiſchen, literariſchen und religiöſen Leben ſeiner Zeit vorging. Latein war für jene Zeit alles das und mehr als alles, was das Franzöſiſch für das 18. Jahrhundert geweſen iſt. Es war ſo gut die Sprache der Höfe wie die der Schüler. Es war die Sprache der Diplomatie, es war die der theologiſchen und politiſchen Debatte. Wer es nicht verſtand, war von aller Bekanntſchaft ausgeſchloſſen, nicht bloß mit Virgil und Cicero, oder mit den ſchweren Traktaten über kanoniſches Recht und ſcholaſtiſche Theologie, ſondern auch mit den intereſſanteſten Memoiren, Staatsſchriften und Pamphleten ſeiner Zeit, ja ſelbſt mit der bewundertſten Poeſie und den populärſten Flugblättern über brennende Tagesfragen, mit Buchanan's Lobgedichten, mit den Dialogen des Erasmus und mit Hutten's Briefen.“

Die Bibliothek von Maria Stuart iſt ein Zeugniß davon, daß dies Bild, übertrieben wie es in einzelnen Zügen nach der Art des Verfaſſers der Geſchichte von England iſt, doch im Großen den literariſchen Charakter der Zeit wiedergiebt, und darum iſt ihr Katalog von einem Intereſſe, das den perſönlichen Antheil an ihrer Beſitzerin überwiegt. P. D. Fiſcher.

Orient.

Hebräiſch-bibliſche Literatur.

Maſſoretiſches.*)

Unter „Massora“, das wörtlich Ueberlieferung heißt, verſteht man in der Wiſſenſchaft den Inbegriff von traditionellen, Anfangs mündlich fortgepflanzten, ſpäter aber ſchriftlich fixirten Bemerkungen jüdiſcher Schriftgelehrten über den Text der heiligen Schrift, und hat es demnach die Massora vorzugsweiſe mit der äußeren Form der heiligen Schrift, und mit Beſtimmungen über deren Rechtſchreibung zu thun. Indeſſen, wenngleich zunächſt nur auf die einzelnen Buchſtaben des Bibeltextes ſich erſtreckend, enthält ſie doch auch vielfache Bemerkungen über Sätze, Satzformen und Verſe, wie über die Abſchnitte und Bücher der heiligen Schrift, und liefert dadurch für die Textkritik, für hebräiſche Grammatik, Lexikographie und Exegeſe ein reiches Material, ſo daß ſie von jeher bei Bibelforſchern in hohem Anſehen ſtand. Allein ſo ſehr man auch von ihrem Werthe überzeugt war, ſo konnte ſie doch nur von Wenigen benutzt werden, ſo lange ſie ſich neben dem Bibeltexte nur in Handſchriften vorfand; zum Gemeingute wurde ſie erſt, als im Jahre 1525 ein jüdiſcher, ſpäter zum Chriſtenthume übergegangener Gelehrter, Namens Jacob ben Chajim ſie in der rabbiniſchen Bibel edit. Bomberg zu Venedig zum erſten Male im Druck erſcheinen ließ. In dieſer wie in den ihr folgenden ſpäteren Ausgaben erſcheinen die maſſoretiſchen Angaben, wie in den Bibelhandſchriften, theils über, theils unter, theils neben dem Texte, und nur die allgemeinen Angaben nebſt den Bemerkungen, für welche im Texte kein Raum war, finden ſich am Ende der Bibel alphabetiſch geordnet nachgetragen.

*) Das Buch Ochlah W'ochlah (Massora). Herausgegeben, überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen nach einer, ſoweit bekannt, einzigen in der Kaiſerlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Handſchrift von Dr. S. Frensdorff, Oberlehrer der Bildungsanſtalt für jüdiſche Lehrer in Hannover. Hannover, Hahn'ſche Hofbuchhandlung, 1864.

Digitized by Google

Außer dieſer dem Texte Seite für Seite ſich anſchließenden Zuſammenſtellung maſſoretiſcher Angaben iſt die Maſſora abrr auch in beſonderen Werken ſelbſtändig bearbeitet worden, und unter dieſen nimmt, ſo weit dieſelben uns bisher bekannt ſind, das ſo eben erſchienene und nach ſeinem Anfange alſo genannte Buch Ochlah W'ochlah ſowohl wegen ſeinrs Inhaltes, in Folge deſſen es von den älteſten jüdiſchen Grammatikern als höchſte maſſoreliſche Autorität angeführt wird, als auch weil es für die gedruckte Maſſora die weſentlichſte Grundlage bildet und bei den vielen Fehlern, die ſich in dieſe eingeſchlichen haben, für dieſelbe als ſicherſtes Korrektiv gelten kann, den erſten Rang ein. Dieſes Buch aber ſchien, nachdrm es noch von dem berühmten Elias Levita als Hauptquelle ſeiner maſſoretiſchen Arbeiten benutzt worden war, verſchwunden zu ſein und galt ſeit drei Jahrhunderten als verloren, bis Herr Dr. Frensdorff, von Herrn B. Goldberg in Paris aufmerkſam gemacht, daß es ſich unter den Handſchriften der dortigen kaiſerlichen Bibliothek vorfinde, ſich vor zwei Jahren nach Paris begab und daſelbſt dieſrs, ſo weit bekannt, als Unicum vorhandene Manuſcript abſchrieb, ſpäler bearbeitete und nunmehr publizirte.

Darf nun ſchon die Herausgabe eines ſo ſchätzbaren Werkes an und für ſich als ein Vrrdienſt um die Wiſſenſchaft angeſehen werden, ſo erſcheint letzteres um ſo größer, wenn man erwägt, wie der ſeit mehreren Dezrnnien mit dem Studium der Maſſora beſchäftigte und darum vor vielen Anderen zu einer Bearbeitung derſelben berufene Herausgeber dieſes Werk erſt durch ſeine Erläuterungen dem Publikum verſtändlich gemacht und, abgeſehen von den beiden Vorworten in deutſcher und hebräiſcher Sprache, in denen er ſich über die Beſchaffenheit des ſeiner Publikation zu Grunde liegenden Manuſkripts, wie über den Werth des Buches ſelbſt in eingehender Weiſe ausſpricht, durch einige ſehr lehrrelche Abhandlungen den Werth deſſelben bedeutend erhöht hat. In dieſen wird über die Maſſora, deren Bedeutung, Zweck, Einthrilung und Ausdrucksweiſe, wie auch über das Verhältniß der Maſſora zu dem Buche Ochla W'ochla ausführlich gehandelt und jedr Angabe des letztern mit der der gedruckten Maſſora mit vieler Gründlichkeit und faſt mikrologiſcher Genauigkeit verglichen, wobei ſich herausſtellt, wie häufig dieſe korrumpirt iſt und das richtige Verſtändniß derſelben erſt durch unſer Buch ermöglicht wird. Aber auch für dirſes ſelbſt und um den Gebrauch deſſelben auch den Ungeübterrn zugänglich zu machen, iſt von Herrn Dr. Frrnsdorff Vieles geſchehen, indem er eine jede maſſoretiſche Ueberſchrift überſetzt, jedes Schlagwort mit den erforderlichen Vokalen verſehen, die angeführten Schriftſtellen nach Büchern, Kapiteln und Verſen der heiligen Schrift verzeichnet und manuigfache unrichtig abgetheilte und daher verworrene Stellen durch eine anſchaulicherr Darſtellung einleuchtender zu machen verſucht hat. Der ganze Werth der Leiſtungen des Herausgebers iſt indeß nur durch das Studium des Buches ſelbſt erſichtlich, das allen Denen, welche dir häufig ſo verſchlungenen Gänge maſſoretiſcher Forſchungen an der Hand eines zuverläſſigen Führers zu durchwandern und auf dem von letzterem gebahnten Wege weiter zu ſchreiten beabſichtigen, um ſo nachdrücklicher zu empfehlen iſt, als von der Theilnahme des Publikums das Erſcheinen der ausführlichen Bearbeitung der Maſſora, mit welcher Herr Dr. Frensdorff ſeit einer Reihe von Jahren beſchäftigt iſt, abhängt. Auch der Verlagshandlung zollen wir unſere Anerkennung dafür, daß ſie das, einen ſeit langrr Zeit wenig gepflegten Literaturzweig behandelnde Werk im Intereſſe der Wiſſenſchaft auf ſo ſplendide Weiſe ausgeſtattet hat. Dr. M. Wiener.

Kleine literariſche Revue.

— Das Juli-Königthum und das Kaiſerthum in Frankreich. Ein Miniſter Napoleon's III. hatte bekanntlich die Dreiſtigkeit, in der letzten Seſſion des franzöſiſchen „geſetzgebenden Körpers“ vor aller Welt die Behauptung aufzuſtrllen, daß Frankreich Alles, was es an Macht, Anſehen und Nationalreichthum beſitze, der kaiſerlichen Regierung zu danken habe, während das ihr vorangegangene Juli-Königthum nichts, ja gar nichts geleiſtet habe. Ein Miniſter Ludwig Phillpp's, der greiſe Graf v. Montalivet, hat ſich veranlaßt gefunden, auf jene durch den Monitour weiter getragene Brhauptung eine Erwiderung zu ertheilen und die Beweiſe für ſeine Gegenbehauptung in einer Schrift von 260 Seitrn niederzulegen.*) „Nichts,“ nennt ſich dieſe Schrift, nach dem Schlagworte des Gegners, dem eine Reihe von hiſtoriſchen Thatſachen und ſtatiſtiſchen Zahlen vorgeführt wird, deren Richtigkeit er nicht beſtreiten kann und die unumſtößlich beweiſen, daß Frankreich in den Jahren 1830—48 nicht bloß mehr Freiheit, mehr Intelligenz, mehr Selbſtgefühl und mehr ſittliche Macht beſaß, als jetzt, ſondern daß zu jener Zeit auch in der Geſetzgebung Frankreichs, wie in der Verwaltung, die gewaltigſten Fortſchritte und Reformen bewirkt und die Keime gelegt wurden, deren Früchte jetzt das Land genießt; ja, daß Frankreich damals auch in der ganzen Welt von Allen, an deren Ehre, Achtung und Werthſchätzung ihm allein etwas gelegen ſein kann, geehrt, geachtet und als Muſterſtaat geprieſen wurde. Man muß die Schrift, die der ehrwürdigen Königin Marie Amélie gewidmet iſt, leſen, um ſich von der Kraft und Wahrheit derſelben durchdringen zu laſſen.

— Max Müller's ſprachwiſſenſchaftliche Vorleſungen. Profeſſor Max Müller in Oxford hat ſoeben eine zweite Serie ſeiner geiſtvollen Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache in England erſcheinen laſſen.**) Es ſind abermals zwölf Vorträge über die Geſchichte, die Etymologie und den Zuſammenhang der Sprachen als organiſcher Schöpfungen, die hier dem Studium dargeboten werden, und zwar ſind es die Ariſchen oder Indogermaniſchen Sprachen, auf die ſich diesmal die Ausführung der in der erſten Serie niedergelegten allgemeinen Prinzipien beſchränkt. Wir kennen dieſe Fortſetzung bisher nur aus den Berichten, die das Atheneum darüber giebt, erſehen daraus jedoch von Neuem, daß die Wiſſenſchaft der Sprache, wie ſie in Deutſchland von Wilhelm von Humboldt, von Jakob Grimm, von Bopp gegründet worden, in Max Müller den würdigſten Interpreten und Apoſtel für die anglo-amerikaniſche Welt gefunden hat. Das Athenaeum ſagt am Schluſſe ſeiner Anzeige: „Wir können nicht ſchließen, ohne unſere Bewunderung für das Werk als ein Ganzes, ſowie über die herkuliſche Arbeit des Grlehrten zu erkennrn zu geben, der hier nicht bloß die gründlichſte Kenntniß zahlreicher Sprachen und eine bewundernswerthe Macht übrr unſrre eigene, ihm, als einem Ausländer, fremde Sprache an den Tag gelegt hat, ſondern der auch mit vielen anderen Wiſſenſchaften auf das Innigſte vertraut ſich zeigt. Obwohl voll origineller und tiefer, philoſophiſcher Gedanken, iſt doch die Ausdrucksweiſe Max Müller's überall ſo klar und

*) Rien! Dix-huit années de gouvernement parlementaire, par le Comte de Montalivet, ancien Ministre. Paris, Michel Lévy, 1864.

**) Lectures on the Science of Language, delivered at the Royal Institution of Great Britain in February, March, April and May 1863. By Max Müller. Second Series. London: Longman.

Digitized by Google

durchſichtig, daß wir ihm mit Vergnügen bei ſeinen oft mühſeligen Unterſuchungen folgen, während er ebenſo anziehend für ein gemiſchtes Auditorium, wie für den wiſſenſchaftlichen Leſer iſt."

— **Zur Naturgeſchichte der Sage.** *) Der Verfaſſer des vorliegenden Buches iſt durch ſeine mythologiſchen Arbeiten, die ſich namentlich an Röth anſchließen und ſich durch manche abweichenden Anſichten von denen der norddeutſchen kritiſchen Schule unterſcheiden, hinreichend bekannt. Obgleich wir in mancher Beziehung ſeine Ideen theilen, ſo können wir doch nicht umhin, zu erklären, daß uns das vorliegende Werk nicht zu ſeinen beſſeren Leiſtungen gehört. Ein ſolches Zuſammenwerfen aller möglichen Sagenkreiſe, Kulten, Nationalitäten und Zeiten, ein ſolches athemloſes Wühlen in allen möglichen Mythus-Fragmenten iſt uns noch nicht vorgekommen. Wenn das „Naturgeſchichte der Sage iſt," (kann es eine ſolche geben?), dann möchten wir die Naturgeſchichte der Natur ſehen. Was aber in wilder Etymologie mit allen möglichen alten Sprachen, mit Sanskrit, Zend, Griechiſch, Hebräiſch, Aegyptiſch, Altdeutſch geleiſtet wird, geht über allen Begriff hinaus.

„Ocham, (?) Cham iſt zum Namen der Aegypter ſelbſt geworden, und denſelben Agathodämons-Namen (Ocham oder Ogan) wiederholen die Patriarchen, Ochma, Chna oder Kanaan, Achämenes und Achäos. Cameſene war der älteſte Name Italiens. Aus Cham, Charma wird Hermes, und an ihn ſchließen ſich die Völkernamen der Hermionen, Hermunduren, Germanen. Höchſter Gott der Germanen war Hermes Agathodämon (unter dem Namen Wodan). Nach anderen Agathodämons-Namen, Amun und Num, nannten ſich ſeine Verehrer die Ammonier und Numidier u. ſ. w. u. ſ. w." Sapienti sat. — „Iſrael, Dan, Danaos, Daunus, Chet, Kuſch, Aſſur, Medus, Indos, Aeolus, Pelasgos, Italos, Megareus, Eleios, Kar, Samos u. ſ. w. ſind ſämmtlich Kronosnamen." (S. 57.) „Kadmos, Ogyges, Janus, Odyſſeus, Menelaus, Odin, Dſchemſchid, Nala u. ſ. w. ſind lauter Agathodämons-Formen" (S. 128), die überhaupt die Hauptrolle ſpielen. Die Vorſtellung von Agathodämon, von dem wir blutwenig wiſſen, iſt überhaupt eine phantaſtiſche.

Kurzum, Herrn Braun's Gelehrſamkeit iſt eine rieſige, dabei aber das gerade Gegentheil von klar. Dieſes Urtheil glauben wir mit gutem Gewiſſen verantworten zu können.

Literariſcher Sprechſaal.

Auch im Bodenſee ſind in neueſter Zeit uralte Pfahlbauten entdeckt worden, worüber die Leipziger „Illuſtrirte Zeitung" (vom 20. Auguſt) berichtet, die zugleich einige Abbildungen von den aufgefundenen Alterthümern enthält. Eine Bucht des Bodenſees, der Ueberlinger See genannt, iſt beſonders reich an ſolchen Funden, welche die Aufmerkſamkeit der bedeutendſten Alterthums-Forſcher auf ſich gezogen haben. Es ſind über 1200 Stück, Werkzeuge und Waffen von Stein, die man bereits an den beiden Pfahlwerken von Nußdorf und Maurach geſammelt hat. Der Nußdorfer Pfahlbau nimmt ein Viereck von etwa drei Morgen des ſeichten Ufers ein, mit ungefähr 3000 Pfählen, welche durchſchnittlich zwei Fuß von einander abſtehen. Das Mauracher Pfahlwerk nimmt etwa acht Morgen mit über 5000 Pfählen ein. Unter den aufgefundenen Werkzeugen befinden ſich mehrere Sägen aus Feuerſtein von 1½ bis 4 Zoll Länge, mit hölzernen, geöhrten Handhaben, wobei das Sägeblatt mittelſt Pech in der Einfaſſung befeſtigt iſt. So viel bekannt, wurden in keinem anderen Pfahlbau der Schweiz und anderwärts ſolche wohlerhaltene, geſchmackvoll geformte Werkzeuge gefunden. In dem Pfahlwerke von Maurach fand ſich auch eine kupferne Axt, das einzige Werkzeug von Metall unter den in den Bodenſee-Pfahlbauten bisher aufgefundenen Gegenſtänden. Bemerkenswerth iſt, daß hier, wie in der Schweiz, Beile aus Nephrit, einem aus dem Orient ſtammenden Material, gefunden worden; auch eine durchlöcherte Bernſtein-Kugel von der Größe eines Hühner-Eies fand ſich — was ein Beweis zu ſein ſcheint, daß die Pfahlbau-Bewohner mit handeltreibenden, fernen Nationen in Verbindung waren.

Ein ſchönes Zeugniß für die von den Südſtaatlern Nordamerikas und anderen Freunden der Sklaverei vielfach beſtrittene Thatſache, daß der Neger ſich auch für die freie Arbeit eigne, findet ſich in dem von uns früher angezeigten Reiſeberichte von Kreyher über die Preußiſche Expedition nach Oſtaſien. Der Verfaſſer, der den blühenden Zuſtand der Kolonien auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung preiſt und der dortigen engliſchen Regierungsweiſe ein unbedingtes Lob ſpendet, läßt ſich über die Bevölkerung wie folgt aus: „Zu dieſen weißen Bewohnern des Kaps kommen nun noch die zahlreichen Farbigen, die in der Kapſtadt ſelbſt wohl ein volles Drittheil der Kopfzahl ausmachen. Es ſind nicht etwa Hottentotten und Kaffern, ſondern Neger und Neger-Miſchlinge, die von der alten Sklaven-Bevölkerung abſtammen und noch fortwährend durch die befreiten Paſſagiere der genommenen Sklavenſahrer vermehrt werden. Sie ſind faſt ſämmtlich Chriſten, haben völlig dieſelben perſönlichen Rechte, wie jeder Weiße, und ſind als Dienſtboten oder freie Arbeiter in der zufriedenſtellendſten Lage. Wie ganz anders ſieht dieſes immer vergnügte Volk hier aus, wo man ihm ſeine Menſchenrechte wiedergegeben hat, und z. B. in Braſilien, wo Herr Burmeiſter ſeine gelehrt-geiſtreichen Betrachtungen darüber anſtellte, ob ſie wohl ſo recht eigentlich Menſchen ſeien. Schwarze und weiße Arbeiter ſtehen hier an Einer Ramme, ſchwarze und weiße Matroſen ſitzen auf Einer Ruderbank, ſchwarze und weiße Kinder gehen in Eine Schule, und die gelehrteſten Argumente werden Niemanden bewegen, an der Menſchlichkeit Jemandes zu zweifeln, weil ſeine Haut ſchwärzer iſt, als die unſere. Freilich iſt ein echtes, naturwüchſiges Negergeſicht gerade kein Muſterbild von Schönheit, und man bekommt manchmal einen leiſen Schrecken, wenn ſich zufällig eine ſchlanke, aufgeputzte Frauengeſtalt umwendet. Je beſſer erzogen und gebildet ſie aber ſind, deſto mehr verlieren ſich dieſe widrig rohen Formen, und ich erinnere mich z. B. an eine junge, ganz dunkelfarbige Lehrerin in einer Miſſionsſchule, deren feine, geiſtige, anziehende Züge gleichſam nur noch die Verklärung des Negertypus bildeten und vollkommen ſchön genannt werden durften."

---

*) Naturgeſchichte der Sage. Rückführung aller religiöſen Ideen, Sagen, Syſteme auf ihren gemeinſamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel, von Julius Braun. München, Friedr. Bruckmann's Verlag, 1864.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ſind erſchienen:

Lehrbücher
der franzöſiſchen und engliſchen Sprache

von

Dr. Bernhard Schmitz,

Gymnaſiallehrer und Lector der franzöſiſchen und engliſchen Sprache an der Univerſität zu Greifswald.

Franzöſiſches Elementarbuch, nebſt Vorbemerkungen über Methode und Ausſprache.

Erſter Theil: Vorſchule der franzöſiſchen Sprache. Vierte ſorgfältig durchgeſehene Auflage. 1861. (8¼ Bogen) gr. 8. 10 Sgr.

Zweiter Theil: Grammatik und Uebungsbuch für mittlere Klaſſen. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1862. (13¾ Bgn.) gr. 8. 15 Sgr.

„Beſtimmtheit, Kürze und Ueberſichtlichkeit ſind die Vorzüge dieſes Elementarbuchs."

Pädagog. Reform.

Engliſches Elementarbuch, mit durchgängiger Bezeichnung der Ausſprache. Ein Lehrbuch, mit welchem man auch ſelbſtändig die engliſche Sprache leicht und richtig erlernen kann. Dritte, mit deutſchen Aufgaben vermehrte Auflage. 1864. (9 Bog.) gr. 8. 10 Sgr.

Engliſche Grammatik, nebſt einer literariſchen Einleitung in das Studium der engliſchen Sprache überhaupt. Dritte Auflage. Neue Bearbeitung. 1853. (22 Bogen.) gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfaſſer, deſſen Bücher Niemand, der für die Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen ein Intereſſe hat, ignoriren darf, iſt durch andere werthvolle Bereicherungen der Schulbücherliteratur bereits rühmlichſt bekannt. Seine in dritter Auflage erſchienene „Engliſche Grammatik iſt unſtreitig eine der gediegenſten."

Pädagog. Archiv.

Engliſches Leſebuch aus den bedeutendſten engliſchen Dichtern und Proſaikern von Shakſpeare bis Macaulay mit einer Ueberſicht der Geſchichte der engliſchen Literatur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Ausſprache; nebſt einer beſonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen. Zweite, neu bearbeitete Auflage. 1863. (25 Bgn.) gr. 8. 25 Sgr.

„Dieſe mit Geſchick und Geſchmack veranſtaltete Sammlung des durch ſeine Lehrbücher und Kritiken vortheilhaft bekannten Verfaſſers iſt durch die erläuternden Anmerkungen auch für den Selbſtunterricht recht brauchbar. Pädagog. Reform.

Die engliſche Ausſprache in möglichſt einfacher und zuverläſſiger Darſtellung nach Sheridan, Walker, Knowles und Smart. Eine Zugabe zu jeder engliſchen Grammatik, ein Leitfaden für den Lehrer, wie für den Selbſtunterricht. gr. 8. geh. 15 Sgr.

„Von beſonderem Werthe. Es giebt in der That keine klarere, einfachere und gleichwohl tieferes Intereſſe gründlich befriedigende, endlich zuverläſſigere Darſtellung." Pädagog. Archiv.

Fr. Gedike's Franzöſiſches Leſebuch für mittlere Claſſen. Herausgegeben von Dr. **Bernhard Schmitz.** Zwanzigſte, verbeſſerte Auflage. 1864. 15 Bogen. 8. 12½ Sgr.

„Alles was uns auf dem Gebiete der modernen Sprachen von Dr. Schmitz dargereicht wird, hat Hand und Fuß und trägt den Stempel des Tüchtigen, des Meiſterhaften an ſich."

Allgem. Schulzeitung.

Proſpecte über dieſe Bücher liefert auf Verlangen jede Buchhandlung; den Herren Lehrern ſtehen auf direkte Mittheilung Exemplare gratis zur geneigten Prüfung zu Dienſten. (486)

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt." Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten (487)

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Bei **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſchichte
des
Orientaliſchen Alterthums

von den älteſten Zeiten bis auf die Perſerkriege.

Von **F. Puhle.**

Mit einer Tabelle und zwei Karten. 15 Bogen. geh. 22½ Sgr.

Zu zuſammenhängender und anſprechender Darſtellung, frei von gelehrtem Apparat, die unbeſtrittenen Reſultate der neueren Forſchungen auf dieſem Gebiete vorzuführen, war der Hauptzweck des Verfaſſers bei Abfaſſung des vorliegenden Buches. Daſſelbe iſt ſowohl für diejenigen gebildeten Laien beſtimmt, die ohne Muße für das Studium der betreffenden größeren Geſchichts- und Reiſewerke die Reſultate der neueren Forſchungen auf dieſem Gebiete kennen lernen möchten, als auch für Lehrer und ſtrebſame Schüler der oberen Gymnaſialclaſſen. (482)

In **J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vorſchule der Völkerkunde

und der

Bildungsgeſchichte

von **Dr. Lorenz Diefenbach.**

47¼ Bogen gr. 8. geh. Preis Rthlr. 3. 20 Sgr. oder fl. 6. 24 kr. rhein.

Die Gegenwart mit ihren Nationalitätsfragen und ihrem großartigen Völkerverkehr verlangt von jedem Gebildeten einen tieferen Einblick in das Weſen der Völker, als ihn die bisherigen Lehrbücher der Völkerkunde zu gewähren vermochten. Es fehlt noch an Schriften und an öffentlichen Vorträgen, welche dieſe Wiſſenſchaft in ihrem vollen Umfange, alſo auch in ihren Beziehungen zu der Naturforſchung, der Sprachwiſſenſchaft, der Kulturgeſchichte in allen ihren Verzweigungen, in einem großen Geſammtbilde darſtellen. Das unter obigem Titel auftretende Werk eines anerkannten Gelehrten, der zugleich die Gabe lebendiger Anſchauung und Schilderung beſitzt, nennt ſich nur „Vorſchule", weil es vor Allem die Grundzüge jenes wiſſenſchaftlichen Gebäudes zeichnet. In der That aber bildet es ſchon eine bündige Encyclopädie der Völkerkunde und giebt die wichtigſten Eintheilungen der Racen und der Volksſtämme, die Lehre von der Sprache, die Natur- und Entwickelungsgeſchichte des Volksthums in Lebensweiſe, Geſellſchaft, Staat, Glauben, Literatur und Kunſt. Kritiſche Auswahl des überreichen Stoffes verbindet ſich mit der eigenthümlichen Auffaſſung und Beleuchtung des Verfaſſers. (479)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates

von **F. Voigt,**

Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebd. mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt. — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen." Literar. Centralblatt.

„Der durch ſeine geographiſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte Profeſſor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geſchichtsbuch folgen laſſen, das ſich durch gewiſſenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, ſowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöſe Darſtellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfaſſer um die Sache und nicht um ſeine Perſon zu thun geweſen iſt: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont ſehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfaſſer bei Concipirung und Niederſchreibung ſeines Buches als ein beſonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zuſammenhanges zwiſchen der märkiſchen und der deutſchen Geſchichte, dann die objektive Darſtellung des Thatſächlichen unter Ausſchließung alles anekdotiſchen Beiwerks." Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg. (488)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 38.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 18. September **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Schulze-Delitzſch und die Vorſchuß-Vereine in Frankreich 594

Frankreich.

Edmond About über den Fortſchritt unter Napoleon III. 597

England.

Die Königin der „Senſations"-Belletriſtik." 600

Afrika.

Speke's Reiſewerk in deutſcher Ueberſetzung. Die Nilquellen und das Negerland . . . 601

Weſtindien.

Cuba und die Sklaven-Emanzipation . . 604

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen 605

Kleine literariſche Revue.

Dieſſeits und jenſeits des Oceans . . . 606
Ernſt Scherenberg's „Stürme des Frühlings." 606
Die Himmelſtraße, eine altdeutſche Dichtung. 606

Literariſcher Sprechſaal 607

Neue Erſcheinungen der ruſſiſchen Literatur.
(In russischer Sprache.)

Die Belagerung von Sebastopol, 1854—1856. Vom preussischen Artillerie-Officier Waigalt nach amtlichen französischeu und englischen Quallen zusammengestellt, und auf kaisarlichen Befehl in's Russische übersetzt. Petarsburg. 5 Thlr.

Bobrovskij, P. Das Gouvernement Grodno. Zwai sehr starke Bände nebst Beilagen. Petersburg. 16 Thlr.

Dänemark, seine gegenwärtiga politische und militairische Bedentung, und die schleswig-holsteinsche Frage. Petersburg. 1 Thlr.

Gorski, P. Die slavischen Handschriften in der Synodal-Bibliothek zu Moskau. Erster und zweiter Theil. Moskau. (495)

Kojałowić M., Die Union von Lublin, oder dia letzte Union Litthauens und Polens. Petersburg. 18 Sgr.

Krasnov, N. Das Land des donischen Heeres. Mit 4 Karten. Petersburg. 3 Thlr.

Meyer, D. J. Das russische Bürgerrecht, nach den Bestimmungen der neuesten Gesetzgebung. Petersburg. 5 Thlr.

Sjemjentowskij, N. Kiew, seina Heiligthümer, Alterthümer und Markwürdigkaiten. Mit 55 Abbildungen. Kiew. 4 Thlr.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

BELL AND DALDY'S
POCKET VOLUMES,
A SERIES OF SELECT WORKS OF FAVOURITE AUTHORS.

The intention of tha Publishers is to produce a Series of Volumes adapted for generai reading, moderate in price, compact and elegant in form, and executed in a style fitting them to be permanently preserved.

They do not prefess to compete with the so-called cheap volumes. They believe that a cheapness which is attained by tha use of inferior type and paper, and absence of editorial care, and which results in volumes that no one cares to keep, is a false eheapness. They desire rather to produce books superior in quality, and relatively as cheap.

Each volume will be carefully revised by a cempetent editor, and printed at the Chiswick Press, on fine paper, with new type, and ornamants and initial letters specially designed for the series.

The Pocket Volumes will include all classes of Literature, both copyright and non-copyright; Biegraphy, History, Voyages, Travels, Poetry, sacred and secular, Books of Adventure and Fiction. They will include Translations of Foreign Books, and also such American Literature as may be considered worthy of adoption.

The books will be issued at short intervals, in paper covers, at various prices, from 10 Sgr. to 1 Thlr. 5 Sgr. and wall bound in cloth top adge gilt at 5 Sgr. per volume extra.

Now Ready.

Burns's Poems. 25 Sgr.
Burns's Songs. 25 Sgr.
Walton's Complete Angler. 25 Sgr.
Sea Songs and Ballads. By Dibdin, and others. 25 Sgr.
White's Natural History of Selborne. 1 Thlr.
Coleridge's Poems. 25 Sgr.
The Robin Hood Ballads. 25 Sgr.
The Lieutenant and Commander. By Capt. Hall. 1 Thlr.
The Midshipman. By Capt. Hall. 1 Thlr.
Southey's Life of Nelson. 25 Sgr.
George Herbert's Poems. 20 Sgr.
George Herbert's Works. 1 Thlr.
Longfellow's Poems. 25 Sgr.
Lamb's Tales from Shakspeare. 25 Sgr.
Milton's Paradise Lost. 25 Sgr.
Milton's Paradise Regained and other Poems. 25 Sgr.
Well Bound in cloth, 5 Sgr. extra.

Preparing.

The Conquest of India. By Capt. Hall.
Walton's Lives of Donne, Wotton, Hooker, &c.
Gray's Poems.
Goldsmith's Poems.
Goldsmith's Vicar of Wakefield.
Henry Vaughan's Poems.
Other Works are in Preparation.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (494)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue Britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*

Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg. No. 8. *Août* 1864.

I. Les fouilles de Pompée. — II. Le journal d'une dame de qualité. — III. Le pays basque. — IV. Les arbres et les fleurs chez les paiens et chez les chrétiens. I. Arbres. — V. Don Fulane (3e extrait). — VI. Les musées italiens. Milan. Venise. Florence. Rome. Naples, par M. Nadault de Buffon. (1re partie. Milan). — VII. Poésie. Lise la fière. — VIII. Correspondance d'Allemagne. — IX. Correspondance d'Italie. — X. Correspondance de Londres. — XI. Correspondance de Belgique. — XII. Chronique et Bulletin bibliographique. (489)

Neue Erſcheinungen der ſpaniſchen Literatur.

Biarritz y sus alrededores. Por de Mariano Vargara. (Ferma el tome VIII de la biblioteca de viaje.) Madrid.

Dios, el socialismo y la libertad. Folleto politico, por D. Mariano de Fresneda, redactor de El Pueblo Madrid.

Memoria sobre las industrias del lino y del cañamo en la esposicion de Loudres de 1862. Por D. German Losada.

El panteismo germano-frances. Apuntes criticas sobre las doctrinas filosóficas de Mr. Ernesto Renan, per D. Luis Vidart. Madrid.

Sermon, predicado el dia 22 de Mayo de 1864 à la associacion de labradores de Madrid, por el presbitere D. Antonio Ruiz y Ruiz. Madrid.

La verdad en la cuestion sobre la enseñanza. Por R. y. P. 60 p. in 4. Madrid. (496)

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

La sainte Alliance et l'Allemagne. Etude sur le duché et la maison de Saxe-Cobourg-Gotha. Par J. Guirandet. 48 p. Paris, Amyot.

Chants populaires de la Provence, recueillis et annotés par Damase Arbaud. Aix.

Histoire de la révolution et de l'empire, par Amédée Gabeurd. 2e édition. Empire. T. 1. 512 p. Paris, Lecoffre.

Louis XVI., Marie Antoinette et Mme. Elisabeth. Lettres et documents inédits publiés par F. Feuillet de Conches. T. 1. LVIII et 501 p. Paris, Plon.

Notes sur la Lorraine allemande. Les corporations de Fénétrange. Par Louis Benoit. Nancy. (497)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Schulze-Delitzſch und die Vorſchuß-Vereine in Frankreich.

Es iſt ſicher als ein Triumph der deutſchen Sozialwiſſenſchaft und des ſittlichen Ernſtes deutſcher Volksfreunde zu betrachten, daß in neuerer Zeit die Idee der Volksbanken, der ſogenannten Vorſchußvereine nach den Prinzipien von Schulze-Delitzſch, in Frankreich den Sieg über alle anderen, den Arbeiter-Kredit im Auge habenden Ideen davongetragen hat, die dort ſeit einem Menſchenalter genährt und verbreitet wurden. Wir bringen nachſtehend einen Artikel der Revue des deux Mondes vom 15. Auguſt, den wir ohne weiteren Kommentar wörtlich wiedergeben:

„Soziale Probleme, die ſeit längerer Zeit bereits von der Tagesordnung öffentlicher Beſprechungen verſchwunden waren, beginnen von Neuem die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Die Beſonnenheit, die jetzt in den Gemüthern vorherrſchend iſt, geſtattet uns heutzutage, mit kaltem Blut an die Erörterung von Fragen zu gehen, die vor ſechzehn Jahren das Volk leidenſchaftlich erregten. Man erinnert ſich wohl noch des Anſehens, welches nach der Revolution von 1848 die Zauberworte „Arbeiter-Aſſociationen“ und „Organiſation der Arbeit“ beſaßen. Es gereicht unſeren Volkswirthen zur Ehre, daß ſie ſich weder von den früheren Uebertreibungen einerſeits, noch von der ſeitdem eingetretenen Entmuthigung andererſeits haben bewegen laſſen, die Büchſe ins Korn zu werfen. Nicht minder macht es ihnen Ehre, daß ſie, nachdem ſie die Einzigen geweſen waren, welche gegen die Utopien des Sozialismus öffentlich proteſtirt und auf die Gefahren deſſelben hingewieſen hatten, jetzt wieder die Einzigen in Frankreich ſind, die auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft fortfahren, das große Problem der Arbeit zu erörtern.

Dieſen Männern iſt es zu verdanken, daß die eingeſchüchterte Mehrzahl wieder Muth bekömmt, daß man wiederum an das Studium der Arbeiterfrage geht und die im Sturme der früheren Zeit unerledigt gebliebenen Aufgaben nun wirklich zu löſen verſucht.

Damit in Uebereinſtimmung, hat die Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften im vorigen Jahre als Preisfrage geſtellt: die Unterſuchung des Kredits in ſeinem Verhältniſſe zur Arbeit und zur Wohlfahrt der mittelloſen Volksklaſſen. Die bei dieſer Gelegenheit gekrönte Preisſchrift *) bezeichnet die Arbeiter-Aſſociationen als einen der kräftigſten Hebel, deſſen ſich die Arbeiter bedienen können, um ſich bis zum Wohlſtand zu erheben, und citirt die von dieſen Vereinen in England und Deutſchland erreichten Reſultate.

Die Arbeiter-Vereine zerfallen in drei verſchiedene Hauptarten, neben denen allerdings noch viele andere Arten gedacht werden können: in Kreditvereine, Conſumvereine und Produktions-Vereine. Von dieſen bieten die letztgedachten allerdings die meiſten Schwierigkeiten dar. Im Jahre 1848 glaubten viele Arbeiter, nachdem ſie bereits durch traurige Erfahrungen über die Richtigkeit des ſogenannten Rechts auf Arbeit belehrt worden waren, in der Aſſociation das Mittel gefunden zu haben, ſich von der „Tyrannei der Kapitaliſten und Unternehmer“ zu emanzipiren und ihre Arbeitslöhne dadurch bedeutend zu erhöhen. Es war dies eine Täuſchung, von der ſie ſehr bald zurückkamen; von den 300 Aſſociationen, die ſich damals bildeten, und von denen 31 Staats-Unterſtützungen im Belaufe von 890,000 Fr. erhielten, giebt es jetzt nur noch etwa zwanzig. Die Urſache dieſes Mißerfolges iſt weniger in den politiſchen Umſtänden, als in den Verhältniſſen zu ſuchen, unter denen ſich dieſe Aſſociationen gebildet hatten. Gerade der Zweck, den ſie verfolgten, nämlich die Entbehrlichmachung des Kapitals, mußte ſie ins Verderben führen. Der Theorie nach erſcheinen die Arbeiter-Aſſociationen auf Grundlage einer Betheiligung der Arbeiter auch an dem Unternehmer-Gewinn allerdings möglich, aber in der Praxis ſtoßen ſie auf Schwierigkeiten, die nur von ganz intelligenten, vorzugsweiſe begabten Arbeitern beſiegt werden können. Während bei Unternehmungen gewöhnlicher Art nur dem Meiſter Vorſicht, Umſicht, Thätigkeit und Spekulationsgeiſt obliegen, werden bei Aſſociationen dieſe Eigenſchaften von den Arbeitern ſelbſt verlangt. Außerdem müſſen ſie unbedingtes Vertrauen zu denjenigen haben, die ſie zu ihrem Vorſtand erwählten, und die höchſte Achtung vor den Rechten Anderer — was Alles leider den franzöſiſchen Arbeitern nur zu oft abgeht. Von Natur zum Mißtrauen und Oppoſitionmachen geneigt, ertragen ſie nicht leicht die Autorität von ihresgleichen, und fehlt es ihnen nur zu häufig an der nöthigen Ruhe, um ihre gemeinſamen Angelegenheiten zu erörtern. Sie haben in dieſer Beziehung noch Manches zu erlernen. Eine andere Schwierigkeit iſt die der Geſchäftsleitung, welche Männer von Intelligenz und Thätigkeit erheiſcht — Eigenſchaften, die zu ſelten ſind, als daß diejenigen, die ſie beſitzen, nicht auch etwas anſpruchsvoll ſein ſollten. Gewöhnlich haben diejenigen, die ſich durch ihre Tüchtigkeit auszeichneten, ſehr bald wieder die Aſſociation verlaſſen, wenn ſie anderwärts eine vortheilhaftere Stellung fanden; die Zurückgebliebenen beuteten dann das Unternehmen zu ihrem Nutzen aus oder ließen es an ihrem Mangel an Umſicht zu Grunde gehen. Viele Arbeiter, die ſehr gute Geſchäftsführer hätten ſein können, nahmen Anſtand, die Funktion anzunehmen, weil ſie fürchteten, die Handarbeit, die ſie ernährte, zu verlieren und ſich nach einigen Jahren außer Stande zu ſehen, dieſe Arbeit wieder aufzunehmen.

Solche Schwierigkeiten ſind es, welche die Auflöſung faſt aller im Jahre 1849 begründeten Aſſociationen herbeigeführt haben. Unter denjenigen, die ſich bis zum heutigen Tage erhielten, befinden ſich gleichwohl einige, welche proſperiren, wie die der Tiſchler und Stuhlmacher, der Inſtrumentenbauer, der Bijouterie-Arbeiter und insbeſondere die der Maurer, deren Geſchäfts-Umſatz ſich, Dank einigen ausnahmsweiſe für ſie günſtigen Umſtänden, auf mehr als 1½ Millionen Francs beläuft.

Gewiß ſind die Arbeiter-Aſſociationen für gemeinſame Produktion nicht immer zur Erfolgloſigkeit verurtheilt; aber vor allen Dingen müſſen es ſich die Arbeiter klar machen, daß ſie bei dieſer Form von Aſſociationen nicht allein der Selbſtſorge nicht überhoben ſind, ſondern im Gegentheil dabei mehr, als bei der Arbeit für Unternehmer, ſelbſt ſorgen müſſen und Nichts von Anderen erwarten dürfen. Mit der größeren Freiheit iſt auch immer die größere Verantwortlichkeit verbunden.

Es giebt freilich einige Induſtrie-Zweige, namentlich ſolche, die ſehr bedeutende Kapital-Vorſchüſſe oder ſpezielle Kenntniſſe erheiſchen, welche der Aſſociation, wie wir ſie eben bezeichneten, ſtets verſchloſſen bleiben werden; es giebt dagegen aber auch andere, die nur dadurch gewinnen können, daß ſie durch Aſſociationen betrieben werden. So beſitzen wir in der Landwirthſchaft bereits ein merkwürdiges Beiſpiel in dem Betriebe der Käſereien im Jura.

*) Le crédit populaire, par A. Batbie. Paris, Cotillon & Guillaumin, 1864.

Digitized by Google

Die Aſſociationen zum gemeinſamen Ankaufe von Conſumtions-Artikeln, obwohl ſie nicht mit gleichen Schwierigkeiten wie die Produktions-Vereine zu kämpfen haben, ſind gleichwohl in Frankreich auch noch nicht recht vorwärts gekommen; ebenſowenig in Deutſchland, ungeachtet der Bemühungen von Schulze-Delitzſch, ſie in dieſem Lande einzuführen. In England dagegen ſind ſie ſehr zahlreich. Der deutſche Profeſſor Huber hat in einer uns vorliegenden Schrift über dieſen Gegenſtand das Vorhandenſein von 800 ſolchen Aſſociationen in England konſtatirt. Mit Hilfe eines gemeinſamen Fonds, der durch Subſkription gebildet iſt, kaufen ſie die für das Leben nothwendigen Gegenſtände en gros und verkaufen ſie den Mitgliedern wieder en detail. Sie bieten Letzteren den dreifachen Vortheil, ſich Lebensmittel von guter Qualität zu niedrigen Preiſen verſchaffen zu können, ihre Sparpfennige in einem rentablen Unternehmen vortheilhaft anzulegen und durch Anſammlung der Dividenden ein Kapital ſich zu ſchaffen. Einige dieſer Aſſociationen haben mit dem Verkauf von Lebensmitteln auch allerlei Produktionszweige, z. B. Kornmühlen, verbunden. Die Geſammtzahl der aſſociirten engliſchen Arbeiter hat ſich im Jahre 1858 auf etwa 45,000 und die Summe des Geſchäfts-Umſatzes auf 500,000 Pfd. St. belaufen. Eine der blühendſten Aſſociationen, die der „Pioniere von Rochdale," im Jahre 1844 von 28 Perſonen gegründet, zählte 1859 an 3000 Mitglieder und beſaß ein Kapital von 30,000 Pfd. Sterl., angelegt in Spinnereien und anderen Etabliſſements. Sie machte jährlich für 109,000 Pfd. Geſchäfte und vertheilte 10,000 Pfd. an Dividenden. Die Aſſociation der Spinnereien von Leeds macht jährlich für 60,000 Pfd. Sterl. Geſchäfte.

Andere Länder ſind, wie geſagt, in dieſer Hinſicht weniger begünſtigt, als England. Es giebt indeſſen in Zürich eine Aſſociation dieſer Art, die mit ihrem Lebensmittel-Magazin eine Bäckerei und einen Ausſchank verbunden hat, und die im Jahre 1861 für 801,883 Fr. verſchiedene Lebensmittel debitirt hat. Andererſeits theilt Herr Caſimir Perrier in einer kürzlich erſchienenen Schrift (Les sociétés de cooperation) mit, daß in Grenoble ſeit dem Jahre 1851 ein Conſumverein exiſtirt, der ſeinen Mitgliedern Speiſen verabreicht, die in einer gemeinſamen Küche bereitet werden, und zwar können die Speiſen zu Hauſe oder auch in Speiſeſälen genoſſen werden, die mit der Anſtalt verbunden ſind. Dieſelbe hat es nicht auf Gewinn, ſondern nur auf Deckung ihrer Koſten abgeſehen. Im Jahre 1863 war die Anzahl der Mitglieder 450; die Einnahmen beliefen ſich auf 130,000 Fr. und gewährten etwa 5000 Fr. Ueberſchuß über die Ausgaben. Die Eiſenbahn-Geſellſchaft von Orleans hat für ihre Beamten eine ähnliche Einrichtung ins Leben gerufen, die ſehr gute Reſultate liefert.

Die dritte Art von Aſſociationen bilden die Kredit- oder Vorſchuß-Vereine, und mit dieſen beſchäftigt ſich Herr Batbie in ſeiner obengedachten Schrift vorzugsweiſe. Sie haben den Zweck, den arbeitenden Klaſſen zu Kredit und Wohlſtand zu verhelfen, und machen demzufolge den Wohlthätigkeits-Anſtalten, ſowie den Sparkaſſen und den Vereinen zu gegenſeitiger Aufhilfe, eine Konkurrenz, die für das allgemeine Beſte nur förderlich ſein kann.

Pfandleih-Anſtalten gehören eigentlich nicht in die Kategorie der Kredit-Aſſociationen, aber ſie haben in einigen Ländern, namentlich in England, zur Bildung von Darlehns-Vereinen (loan societies) beigetragen, welche ſich dieſen Aſſociationen in gewiſſer Beziehung ſehr annähern. In England iſt das Pfandleih-Geſchäft, ohne Gegenſtand eines Monopols zu ſein, einem geſetzlichen Reglement unterworfen, mit welchem ein Maximaltarif verbunden, der gleichwohl für die Geldbedürftigen ſo onerös iſt, daß in Folge deſſen beſondere Geſellſchaften entſtanden, die zum Theil auf Aktien und zum Theil auf Aſſociirungen gegründet worden, und die zu beſſeren Bedingungen Geld ausleihen. Viele dieſer loan societies ſind ſogar das Werk frommer, religiöſer Vereine und Sekten. Sie verleihen Geld ohne Caution zu einem Zinsfuß, der 12 Prozent nicht überſteigt, und zwar in Summen von nicht über 13 Pfd. Sterl., die vermittelſt wöchentlicher Abſchlags-Zahlungen zurückerſtattet werden. Sie ſind für die arbeitenden Klaſſen eine wahre Wohlthat geweſen und haben viel dazu beigetragen, daß die durch die Baumwollen-Noth herbeigeführte Kriſis von den Arbeitern überwunden wurde.

Die Zahl dieſer Darlehns-Geſellſchaften beläuft ſich in England auf 703, die, nach einem von John Tidd Pratt dem Unterhauſe vorgelegten Bericht, zuſammen ein Vermögen von 210,139 Pfd. (beinahe 1½ Millionen Thaler) beſitzen und im Jahre 1862 161,150 Darlehne im Belaufe von 764,987 Pfd. (über 5 Millionen Thaler) bewilligt hatten. Die Darleiher hatten 37,220 Pfd. Zinſen gezahlt, wovon die Aktionäre 26,179 Pfd. erhielten, während nach Abzug der Koſten ein Reingewinn von 6,584 Pfd. verblieb.

In Deutſchland ſind die Kredit-Aſſociationen der Arbeiter nicht minder blühend, als in England, doch ruhen ſie dort auf einer ganz anderen Baſis. Die Gründung dieſer Aſſociationen verdankt Deutſchland einem der merkwürdigſten Männer dieſes Landes, dem Herrn Schulze-Delitzſch. Dieſe Vereine, auch „Volksbanken" genannt, obwohl ſie nichts gemein haben mit der Inſtitution, die vor fünfzehn Jahren in Frankreich dieſen Namen getragen, haben ſo unerwartete und ſo vortheilhafte Reſultate gehabt, daß ſie die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich gezogen, die an dem ſozialen Fortſchritt ein Intereſſe nehmen. In Deutſchland gilt Herr Schulze-Delitzſch gewiſſermaßen als die Perſonifikation der Mittelklaſſen, deren liberale Geſinnungen er auch in der Politik vertritt. Kürzlich hat eine National-Subſkription von 50,000 Thalern die Anſtrengungen des Mannes belohnt, der, ohne Vermögen, ohne Staats-Unterſtützung, ſein Vaterland mit einem Inſtitut ausgeſtattet, das nach zehn Jahren einen Geſchäfts-Umſatz von mehr als 100 Millionen jährlich macht.*)

Die Vorſchuß-Vereine ſind ein indirektes Erzeugniß der Jahre 1848 und 1849. Man erinnert ſich, daß die ſozialiſtiſche Bewegung, nachdem ſie Frankreich aufgewühlt, über den Rhein ſich ausgedehnt und, wie bei uns, auch in Deutſchland die arbeitenden Klaſſen, die ſo leicht in Feuer und Flammen zu ſetzen ſind, in große Aufregung verſetzt hatte. Wie bei uns, wandten ſie ſich auch dort an den Staat, um ihren wirklichen oder eingebildeten Leiden ein Ende zu machen. Mehr als ſechzehnhundert Bittſchriften dieſer Art wurden an das deutſche Parlament in Frankfurt gerichtet. Schulze-Delitzſch, dem die unvolkswirthſchaftlichen Ideen und Begehren dieſer Petitionen ſofort einleuchteten, und der zugleich von den wirklichen Bedürfniſſen, die ihnen zum Grunde lagen, und von der Nothwendigkeit, ihnen abzuhelfen, überzeugt war, wies ſchon damals darauf hin, daß den Arbeitern nur durch Selbſthilfe, durch ihre eigene, intelligente Thätigkeit Heil erwachſen könne. Nachdem der vollſtändige Sieg der Reaktion dem bisherigen preußiſchen Kreisrichter die erforderliche Muße

*) Bekanntlich hat Herr Schulze-Delitzſch den Ertrag dieſer National-Subſkription nicht unbedingt angenommen, ſondern das Kapital zum größten Theil fundirt, um dadurch indirekt ſeine Beſtrebungen im Intereſſe des Arbeiterſtandes zu fördern. D. R.

Digitized by Google

verſchafft hatte, ging er an das Werk, um ſeine eigenen Ideen auszuführen.

Von dem Gedanken ausgehend, daß da, wo eine Anzahl von Perſonen, Jeder für ſich betrachtet, keinen Pfennig Kredit bekomme, dieſe, ſobald ſie ſich aſſociiren und ſolidariſch verbindlich machen, hinreichendes Vertrauen einflößen, um Darlehne zu bekommen, ſchlug er die Gründung von Banken vor, deren Geſellſchafts-Fonds aus folgenden Faktoren beſteht: 1) Kapitalien, welche die Aſſociation aufnimmt, und 2) monatliche, von den Mitgliedern einzuzahlende Beiträge, wozu ein kleines Eintrittsgeld kömmt. Auf dieſe Weiſe konſtituirt, macht die Bank jedem ihrer Aſſociés Vorſchüſſe — ohne Bürgſchaft, ſo lange das Darlehn die Summe ſeines Guthabens nicht überſchreitet, und gegen perſönliche Verbürgung eines oder mehrerer anderen ſicheren Mitglieder, ſobald die Darlehns-Summe größer iſt. Der Darleiher zahlt an die Bank einen Zins, der zwiſchen 4 und 8 Prozent variirt, ſowie eine Proviſion von ¼ Prozent monatlich.*) Hierdurch wird der Aſſociation ein Gewinn zugeführt, der nach dem Jahresſchluß als Dividende unter ihre Mitglieder vertheilt wird.

Der Mechanismus dieſer Banken iſt, wie man ſieht, ein ſehr einfacher, und die Vortheile, die ſie gewähren, ſind in die Augen ſpringend. Wie auch Herr Paſſy, als Berichterſtatter über das Werk des Herrn Batbie, bemerkt, fungiren dieſe Anſtalten gleichzeitig als Sparkaſſen und als Vorſchuß-Banken. Die Verpflichtung des Arbeiters, monatliche Einzahlungen zu machen, veranlaßt ihn, einen Theil ſeines Tagelohns in Kapital zu verwandeln. Außerdem wird er durch die Nothwendigkeit, ſich vorkommenden Falles unter ſeinen Mitbürgern einen oder mehrere Bürgen zu verſchaffen, genöthigt, ſeine Handlungsweiſe ſtreng redlich zu erhalten. Endlich verleiht ihm der perſönliche Antheil, den er an dem Geſchäfte hat, mit dem Gefühle der eigenen Verantwortlichkeit auch ein gewiſſes erhebendes Selbſtgefühl.

Die moraliſchen Erfolge ſind demnach viel wichtiger noch, als die materiellen. Letztere ſind ein Ausfluß jener feſten volkswirthſchaftlichen Geſetze, welche aller Produktion und jeder Vermehrung des Nationalreichthums zum Grunde liegen. Alle Produktion, werde ſie nun durch Aſſociationen oder durch Unternehmer, die das Arbeitslohn hergeben, vermittelt, bedarf zweier unentbehrlicher Elemente: des Kapitals und der Arbeit. Iſt eines dieſer Elemente gegen das andere in einem Mißverhältniß, ſo wird auch ihr reſpektiver Antheil an der Produktion in einem Mißverhältniß ſich befinden. Wenn die zur Verfügung ſtehenden Kapitalien im Verhältniß zu der Zahl der Arbeiter nicht erheblich ſind, ſo ſinkt der Tagelohn der Letzteren, während der Zinsfuß ſteigend iſt. Letzterer dagegen fällt ſeinerſeits, wenn das der Arbeit zu Gebot ſtehende Kapital im Verhältniß zu der Zahl der Arbeiter ſich vermehrt hat. Damit alſo die Produktion ihr Maximum erreiche, muß es in der Welt ſo wenig als möglich müßige Kapitalien und müßige Hände geben, d. h. es müſſen alle ſozialen Kräfte gleichzeitig in Thätigkeit ſein. Außerdem muß aber auch unter dieſen Kräften ein gewiſſes Gleichgewicht herrſchen, das nicht verletzt werden kann, ohne daß dadurch große Uebel herbeigeführt werden. Wenn nun zu allen Zeiten viele unthätige Kapitalien vorhanden ſind, ſo giebt es auch andererſeits ſtets Arbeiter, welche Beſchäftigung ſuchen. Die Einen in Verbindung zu bringen mit den Anderen, die Annäherung jener beiden Elemente der Produktion zu erleichtern — das iſt das Ziel geweſen, das ſich Schulze-Delitzſch geſteckt hatte, und dieſes Ziel hat er vollſtändig erreicht, indem die Banken durch die Erſparniſſe, zu denen ſie die Arbeiter nöthigten, ſelbſt zur Bildung von Kapitalien beitrugen, die ſonſt in unproduktiver Weiſe verausgabt worden wären.

Ein Beweis übrigens, wie ſehr dieſe Banken einem wirklichen Bedürfniß entſprechen, und wie richtig die Idee iſt. auf der ſie ruhen, iſt ihre außerordentliche Ausbreitung und Entwickelung in Deutſchland. Die erſten Verſuche wurden im Jahre 1850 zu Delitzſch, dem Wohnorte des Herrn Schulze, und zu Eilenburg, einer benachbarten kleinen Stadt, gemacht. Mehrere Jahre dauerte es, bevor in weiteren Kreiſen von dieſen Verſuchen geſprochen wurde. Die Arbeiter zweifelten daran, daß ſie durch ſo unbedeutende Opfer, wie man von ihnen verlangte, wirklich große Vortheile würden erlangen können. Und was die Gebildeten betrifft, ſo glaubten ſie in den neuen Banken ein Werk jenes Sozialismus zu erblicken, der ſie im Jahre 1848 ſo ſehr erſchreckt hatte, und ſie hüteten ſich darum, für die Sache Propaganda zu machen. Inzwiſchen zogen die Reſultate, welche die erſten Verſuche ſchon nach einigen Jahren lieferten, ſehr bald die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich, und es wurden nun nach demſelben Prinzipe zahlreiche Vereine gegründet. Im Jahre 1858 gab es bereits 120 Vorſchuß-Vereine in voller Thätigkeit, und zwar in den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands. Im Jahre 1859 war die Zahl derſelben auf 183, 1860 auf 257, 1861 auf 364 geſtiegen, und jetzt giebt es deren mehr als 500 mit etwa 140,000 Mitgliedern. Mit einem Geſellſchafts-Kapital von 16 Millionen Francs, das den Societären gehört, und mit einem Darlehns-Kapital von 12 Millionen Francs machen die Vorſchuß-Vereine einen Geſchäfts-Umſatz von mehr als dreißig Millionen jährlich.

Außer dieſen Vorſchuß-Vereinen hat Schulze-Delitzſch auch Conſumvereine, wie in England, zu gründen verſucht, doch, wie geſagt, ohne großen Erfolg. Die Aſſociationen für gemeinſamen Ankauf von Rohſtoffen, etwa 200 verſchiedene Gewerbe umfaſſend, wie Schuhmacher, Weber, Tiſchler, Schneider ꝛc., ſcheinen in Deutſchland mehr Zukunft für ſich zu haben. So beſitzt z. B. die Aſſociation der Möbeltiſchler in Berlin in einer der Hauptſtraßen dieſer Stadt ein großes Haus, das als allgemeines Magazin dient, wo die von den Mitgliedern fabrizirten Möbel aufgeſtellt ſind und für Rechnung eines Jeden verkauft werden. Die Aſſociation erhebt vorweg 10 Prozent vom Verkaufspreis, von welchen 8 Prozent als Handlungskoſten, ſowie zur Verzinſung und Tilgung der aufgenommenen Kapitalien, verwendet werden, während die verbliebenen 2 Prozent am Ende jedes Jahres als Dividende an die Aktionäre zur Vertheilung kommen. Dieſe Aſſociation, deren Möbel wegen ihrer Eleganz berühmt ſind, macht im Durchſchnitt einen Jahres-Umſatz von 60,000 Thaler und hat im Jahre 1861 tauſend Thaler Dividende vertheilt.

Alle dieſe verſchiedenen Vereine ſind durch ein Centralbüreau verbunden, deſſen Leitung Herr Schulze-Delitzſch ſich vorbehalten hat, und das eine ſtatiſtiſche Ueberſicht ihrer Thätigkeit gewährt. Was als das beſondere Verdienſt dieſer Einrichtungen angeſehen werden darf, iſt der Umſtand, daß ſie ſich ohne irgend einen fremden Beiſtand gebildet haben. Ihrer perſönlichen Thätigkeit, ihrer Entbehrung und Sparſamkeit allein haben die Arbeiter das Kapital zu verdanken, das ſie beſitzen, und dies iſt auch für die Zukunft eine Bürgſchaft für ihren Erfolg, deren Wichtigkeit ihnen einleuchtend iſt, denn ſie haben bisher noch allen Aufforderungen,

*) Letzteres iſt nicht ganz richtig; nur diejenigen Vorſchuß-Vereine, die einen niedrigen Zins (4 Prozent) erheben, laſſen ſich zur Deckung ihrer Koſten eine ſolche Proviſion bezahlen. D. R.

Digitized by Google

ſich die Mitwirkung des Staates zu verſchaffen, Widerſtand geleiſtet. Es iſt dies ein unermeßlicher Fortſchritt in den Ideen der arbeitenden Klaſſen, welchen wir mit Freuden konſtatiren, und der übrigens nicht bloß in Deutſchland ſtattgefunden hat. In Brüſſel hat ein im September 1863 zuſammenberufenes Arbeiter-Meeting, welches die Regierung um die Stiftung von Penſionen zu Gunſten der Arbeiter-Invaliden, und zwar vermitteiſt einer Auflage auf das Kapital, angehen ſollte, einſtimmig gegen dieſes Projekt ſich erklärt. Selbſt in Frankreich fangen die Arbeiter an, zu begreifen, daß ſie vom Staate nichts weiter zu fordern haben, als die Freiheit der Arbeit, wie ſie in Nord-Amerika herrſcht; denn noch immer finden ſich in unſerer Geſetzgebung die ernſteſten Hinderniſſe gegen die Ausbreitung ſolcher Kreditvereine, wie die deutſchen von Schulze-Delitzſch.

Allerdings giebt es deren bereits fünfunddreißig in Paris, von denen der älteſte, die Société mère du credit mutuel, aus dem Jahre 1857 datirt. Anfangs als bloße Sparkaſſe auftretend, iſt ſie durch wöchentliche Beiträge von 1—2 Fr. zu einem Kapital von 12,000 Fr. gelangt, mit Hilfe deſſen ſie ihren Mitgliedern 150,000 Fr. Vorſchüſſe machen konnte. Bis jetzt hat dieſe Sozietät lediglich mit eigenen Fonds operirt, ohne daß ſie anderwärts eine Anleihe zu machen brauchte. Die anderen Vereine dieſer Art gehen faſt in derſelben Weiſe zu Werke, wie der ebengedachte. Kürzlich hat Herr Beluze eine „Arbeits-Kreditbank" gegründet, welche die Aufgabe hat, den Arbeiter-Aſſociationen, die kein ausreichendes Kapital beſitzen und Kredit bedürfen, einen ſolchen zu gewähren. Dieſe Bank macht zugleich ihren eigenen Aktionären Vorſchüſſe, ſo daß ſie zugleich ein auf Gegenſeitigkeit beruhender Vorſchuß-Verein und eine Bank für andere Aſſociationen iſt.

Endlich hat ſich in neueſter Zeit hier ein „Comité zur Förderung cooperativer Vereine" gebildet, das aus lauter Männern beſteht, die, ſo verſchieden auch ihre politiſchen Stellungen und Anſichten ſind, ſich doch ſtets durch lebhafte Theilnahme für die Intereſſen des Volkes ausgezeichnet haben. Der Vorſitz in dieſem Comité iſt dem Herrn Batbie übertragen. Daſſelbe hat es ſich unter Anderem zur Aufgabe gemacht, dem franzöſiſchen Publikum die guten Erfolge vor Augen zu halten, welche die Volks-Kreditvereine im Auslande und beſonders in Deutſchland davongetragen.

Zu demſelben Zwecke hat Herr Wolowski eine Anzahl von Vorträgen im Pariſer Gewerbe-Inſtitut (Conservatoire des Arts et Métiers) gehalten. Dem Arbeiter-Auditorium, vor welchem er ſprach, ſuchte er alle mit dieſen Aſſociationen verbundenen Vortheile einleuchtend zu machen; gleichzeitig warnte er ſie jedoch vor jeglicher Illuſion, bei welcher Gelegenheit er an die ſchönen Worte Franklin's erinnerte: „Wer euch ſagt, daß ihr zu irgend einem Fortſchritt anders, als durch Arbeit und Sparſamkeit gelangen könnt, den hört nicht an! er iſt ein Giftmiſcher!"

Hoffen wir, daß ſo viele Bemühungen unſerem Lande gute Früchte tragen, ſo daß wir in Bezug auf den Volkskredit weder die Deutſchen, noch ein anderes Volk zu beneiden brauchen."

Frankreich.

Edmond About über den Fortſchritt unter Napoleon III.*)

Das in der Mitte des 19. Jahrhunderts ſo unendlich oft gebrauchte und auch gemißbrauchte Wort „Fortſchritt" beurkundet ſeine Zaubermacht bald in Spanien, bald in Deutſchland, bald in Frankreich. Letzteres hat ſeinen Reichthum an regſamen und leicht beweglichen Geiſtern nie verleugnet; für den gewaltigen Fragekaſten, welchen die geniale Nation ſtets in Bereitſchaft hält, fehlte es nie an Stoff und nie an ſchlagfertigen Antwortgebern. Wer hätte von der unermüdlichen Feuilleton-Beredſamkeit des kampfluſtigen Edmond About nicht vernommen und wer hätte, nachdem er etwas von ihm geleſen, je glauben können, daß Herr About irgend ein großes Prinzip unbehandelt, ſeine Gegner ſagen: unverſchont ließ? Der „Fortſchritt" iſt ein viel zu großes Prinzip, als daß er auf die Dauer Herrn Edmond About entgehen konnte. Er iſt ihm nicht entgangen. Dieſer Schriftſteller, dem man die Ehre anthut, ihn zur „inſpirirten Oppoſition" zu rechnen, d. h. zu jener Sorte von Helden des „Siècle", deren „Demokratie" die Vogelſcheuche der „edleren Demokratie" bilden ſoll, iſt kein ſo ganz oberflächlicher Denker und die Aufmerkſamkeit George Sand's, welche er auf ſich zu ziehen wußte, bürgt einigermaßen dafür. Auch der überſchwängliche Alexandre Dumas iſt ganz begeiſtert für Edmund About. In einer Pariſer Zeitung ließ er kürzlich Folgendes mit fetter Schrift drucken: „Herr Edmond About hat wieder ein Buch geſchrieben, das ein Meiſterwerk iſt. Wir haben dieſes Buch von 489 Seiten, ohne uns zu unterbrechen, in einem Zuge durchgeleſen. Wir erklären unter Verantwortlichkeit unſerer Intelligenz, daß dieſes Buch eines der ſchönſten Bücher ſei, die jemals geſchrieben worden. Ganz Frankreich, ganz Europa, Alles, was auf dem Erdboden denkt und lieſt, wird dieſes Buch leſen."

Herr Edmond About hat dieſes Buch, dem er im Lapidarſtyl den lakoniſchen Titel: „Le Progrès" verlieh, George Sand gewidmet und in der Widmung offen eingeſtanden, daß ſie es geweſen, die ihn zu einer „beſcheidenen Meinungsäußerung über die großen Angelegenheiten des Lebens" befeuert hat, indem ſie ihm rieth, etwas Ernſthaftes zu ſchreiben! Er hat in der That einen „dicken Band", ſeinem Selbſtlobe nach, „ohne Rhetorik, ohne Leidenſchaft, ohne Berechnung, ohne auf- und abſteigende Schmeichelei" geliefert. Seine Feder hat ſehr ernſthafte Dinge beſprochen, und es wäre eine falſch angebrachte Gelehrſamkeits-Prüderie, dieſer Feder das Talent für ernſthafte Dinge abzuerkennen.

Herr About redet vom Fortſchritt; es fragt ſich, von welchem Fortſchritt? Unterhält er uns von dem Fortſchritt der Künſte und Wiſſenſchaften, von den Eroberungen im Reiche der „reinen Idee", von der Macht des Gedankens oder von der Macht des Schwertes: will er uns den geiſtigen oder den materiellen Fortſchritt empfehlen?

Wenn man ſo blos obenhin die Ueberſchriften einer ganzen Schaar von Kapiteln verfolgt und Wohlſtand, Arbeit, Recht, Genoſſenſchaftsweſen, Unwerthe des Bodens, Unwerthe der Geſellſchaft, Städte und plattes Land, Eigenthum u. ſ. w. aufgezählt findet, möchte man mit einer geiſtreichen jungen Frau, deren idealiſtiſches Bedenken das 13. Kapitel eröffnet, der Vermuthung Raum geben,

*) Edmond About, Le Progrès. Paris, L. Hachette et Co. 1864. 1 vol. gr. in-8. de 489 pages.

Digitized by Google

daß hier nur der materielle Fortſchritt zu Worte kommen ſoll. Und jenes 13. Kapitel, das vom Fortſchritt in den Wiſſenſchaften, den Künſten und den Sitten, und das 14., welches von der Erziehung handelt, ſcheinen allerdings gegen obige Stoffmaſſen nur ein geringes Gegengewicht zu bilden. Aber, kritiſcher Leſer, der Du es auch einmal ſo machen ſollſt, wie ſo manche Kritiker vom Fach, die von einem Buche nichts — als die Kapitel-Ueberſchriften, die Vorrede, die erſte und die letzte Seite leſen (was ihre Geduld und ihren Fleiß ſchon hinlänglich erſchöpft), erwäge nun außerdem noch die Ueberſchriften „der Staat“, „das Budget“, „die Erziehung“, „die Strafe“, „die Politik und der Krieg“, und wenn Du dergeſtalt die Programme des 10., 12., 14., 15. und 16. d. h. letzten Kapitels in Dich aufgenommen haben wirſt, ſo möchteſt Du mir vielleicht beipflichten, wenn ich den Fortſchritt, von welchem Herr Edmond About reden will, den ſozialen Fortſchritt nenne. Dieſes Buch iſt weder in die Philoſophie, noch in die alte Politik, noch in die engere Sphäre der Nationalökonomie einzuordnen, ſondern es gehört offenbar den Wünſchen und den Bedürfniſſen der modernen Geſellſchaft an, und ſollte es überhaupt den Anſprüchen einer Wiſſenſchaft genügen, ſo paßt es allein in den noch etwas weiten und weichen Rahmen der neuen „Geſellſchafts-Wiſſenſchaft.

Allein, wenn dieſe Wiſſenſchaft eine Zukunft haben ſoll, ſo muß ſie ſehr viel vorausſetzen, ſehr viel in Obacht nehmen und mit den höchſten Angelegenheiten der Menſchheit in Verbindung treten. Ein ſozialer Fortſchritt, der nicht zugleich ein religiöſer, moraliſcher, intellektueller, iſt eine Lüge von Anfang, ein inhaltleerer Begeiff oder, am mildeſten ausgedrückt, eine Oberflächlichkeit. Das iſt freilich kein Satz, welcher den „poſitiven Geiſtern“ der neuen Realiſtenſchule Frankreichs, den Edmond About, den Champfleury, den Comte, ſonderlich gefällt. Ueber den religiöſen Fortſchritt gehen ſie buchſtäblich zur Tagesordnung über, und Nordbahn-Aktien ſcheinen weitmehr Tagesordnung zuſſein, als Religion. Mit liebenswürdigſter, wohlgefälligſter Offenheit charakteriſirt Edmond About in der Einleitung ſeinen Standpunkt: „Wir beſtreiten nicht das Daſein einer übernatürlichen Welt, wir erwarten, daß es bewieſen werde, und bis dahin ſchließen wir uns in die Schranken der wirklichen ein (iſt das nicht vielleicht Beſchränktheit?). Hier, innerhalb eines engen Horizonts, der entvölkert iſt von lachenden Erſcheinungen und drohenden Geſpenſtern, ſuchen wir aus beſcheidenen Verhältniſſen und einem kurzen Leben Nutzen zu ziehen.“ (!!)

Man bemerke wohl, wie beſcheiden das junge und jüngſte Frankreich geworden iſt, nachdem ſeine ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Glückſeligkeits-Apoſtel ſich in der ſterblichſten Weiſe bloßgeſtellt haben. Dieſer beſcheidene Standpunkt, der nach den Juni- und Dezembertagen des Jahres 1848 an das franzöſiſche Speichwort: „chat échaudé craint l'eau froide“ (ein verbrühter Kater fürchtet das kalte Waſſer) ganz unwillkürlich erinnert, hat nichts mit Dogmen zu ſchaffen, denn alle theologiſchen Syſteme „vom roheſten Fetiſchdienſt bis zum reinſten Chriſtenthum“ wollen eine abſolute Löſung des „großen Problems“ (nämlich von Glück und Wohlfahrt) und ſie beginnen mit der Forderung eines Glaubensaktes d. h. nach Edmond About „einer partiellen Abdikation der menſchlichen Vernunft.“ Er, About, ſpeicht „zur Erde im Namen der Erde“, er und ſeine Freunde, die „Poſitiviſten“, haben kein Recht, eine ſolche Abdikation zu fordern; indem ſie „nichts ohne Beweis behaupten“, keine Hypotheſe dulden, müſſen ſie oft mit unvollkommenen Löſungen der Aufgabe ſich begnügen. Aber gerade dieſe unvollkommenen, dieſe „natürlichen“ Löſungen hätten den großen Vorzug, für Jedermann: bei allen Völkeen, unter dem Einfluſſe jeder Religion und jedes Klima's, annehmbar zu ſein. Deshalb empfiehlt unſer Autor „ein Syſtem rein praktiſcher Regeln, fern von Dogma und Uebernatürlichkeit,“ als eine ſehr nützliche Sache!

Herr About iſt dergeſtalt, wie es vielen Menſchen geht, in Einem Athem ſehr beſcheiden und ſehr anſpruchsvoll. Er will zwar den Himmel unangetaſtet laſſen, aber Dinge lehren, die unter jedem Himmelsſtriche Geltung haben können. Das iſt wahrlich keine Kleinigkeit. Ein „Fortſchritt“, der ſo weite Strecken umfaßt, hat etwas zu bedeuten. Dieſer „Fortſcheitt“ würde freilich ſehr unpraktiſch klingen, wenn er an Chineſen oder Tibetanern aufgezeigt würde; man erweiſt den Fortſchritt klarer an Menſchen, die bereits ein wenig fortgeſcheitten ſind, z. B. an Franzoſen, die doch einem Franzoſen die allernächſten Erdenſöhne. Das erſcheint um ſo praktiſcher, als es jene bitterböſe Wahrheit verſchleiern hilft, welche die bitterböſe Logik lehrt, nämlich, daß Umfang und Inhalt eines Begriffes im umgekehrten Verhältniß ſtehen. Ein unmittelbar und ſofort die ganze Erde umfaſſender Fortſchritt wird höchſt wahrſcheinlich nicht gar tief in den Keen der Zuſtände einſchneiden können, er wird mehr die Oberfläche der Dinge, mehr das Aeußere der vielgeſtaltigen Menſchengruppirung berühren, vielleicht den Leuten eine ſoziale Uniform anziehen helfen, die auf jede Witterung berechnet iſt. Nun kennt Herr Edmond About am beſten die franzöſiſchen Witterungsverhältniſſe, nicht die in den Tagen der Fronde oder in dem goldenen Zeitalter Ludwig's XIV., ſondern die der Gegenwart. Er beſchränkt alſo ſeine Fortſchrittsgedanken, weiſe und beſcheiden genug, auf das heutige Frankreich, auf das Frankreich Napoleon's III. Den übrigen „Fortſchritt“ der Welt läßt er laufen, wohin er will, wenn er nicht zufällig die franzöſiſche Bahn einſchlagen ſollte.

Wir gönnen gewiß dem franzöſiſchen Volke alles nur erdenkliche Glück, vor Allem aber Ruhe und Ordnung, Stetigkeit und vernünftige, des geſetzlichen Maßes bewußte, durch Mäßigung auch geſicherte Freiheit; denn Europa hat oft erfahren, wie verhängnißvoll die Unzufriedenheit der Franzoſen wirkt. Wir wünſchen dieſem genialen Volke das ſpurloſe Verſchwinden jener chimäriſchen Köpfe, welche der zeitgemäßen Entwickelung des Staatslebens die unnützeſten Hinderniſſe bereiten, und inſofern Herr Edmond About von dieſen Phantaſten ſich abwendet, inſofern wollen wir ſeine Rathſchläge aufmerkſam anhören und ihm die Nichtbeachtung der übrigen Länder Europa's auf Grund der europäiſchen und ſelbſt mehr als europäiſchen Wichtigkeit Frankreichs verzeihen. Dem braven About gebirten Klugheit und Taktgefühl, daß er einige Abneigung wider den Umſturz bekunde, mindeſtens was Frankreich anlangt; er bemerkt ſehr richtig, daß die Omnibus zu weit beſſeren Zwecken erſchaffen ſind, als zum Umſturz und Barrikadenbau (S. 86), er durchſchaut S. 87 ſogar das Fortſchrittswidrige der Revolutionen, da ſie „immer etwas zerbrechen, verbrennen oder zerſtören“ und folglich ſelbſt im Falle der kleinſtmöglichen Verwüſtung den gewohnten Gang der Dinge aufhalten. Welch' großartige Auffaſſung, die davor zurückſchreckt, daß „etwas zerbrochen, verbrannt oder zerſtört werde“! Welche rührende Sorgfalt für Omnibus- und Droſchkenbeſitzer! Wäre dieſe Sorgfalt nur beſtändiger und folgerechter! Auf Seite 486, drei Seiten vor dem Schluß des Ganzen, predigt er als Aufgabe des zweiten Kaiſerreichs den allgemeinen Revolutionskrieg, die bewaffnete Intervention in die Angelegenheiten aller Völker, die Be-

Digitized by Google

freiung Venetiens, die Befreiung Polens, die Losreißung Ungarns, die Beglückung Deutſchlands und jenes nie vergeſſene Panacee: das allgemeine Stimmrecht. Jedoch giebt er den Landsleuten zu all dieſen verlockenden Zukunftsgerichten einen eſſigſauren Beiſatz: er verlangt den Verzicht auf die Politik der natürlichen Gränzen! — —

Furchtſame Gemüther werden ohne Zweifel einander ins Ohr flüſtern: „Das iſt am Ende ein offiziöſes Programm!“ „Ein gutes Stück Italien iſt ſchon befreit worden durch bewaffnete Intervention und allgemeines Stimmrecht, die ungariſche Frage iſt bei'm Angriff auf daſſelbe Oeſterreich, welches Venetien „geknebelt hält“, mit der italiäniſchen leicht in Verbindung zu bringen, von der polniſchen iſt in den Tuilerien bereits viel geredet worden und die Verträge von 1815 hat ein erlauchter Mund, gerade als von Polen die Rede war, ſchlechtweg für durchlöchert erklärt.“ „Und Herr About behauptet ſogar mit dem Rechte vollendeter Thatſachen, daß alle ſeine Prophezeiungen betreffs der neuen Karte von Europa nebſt vielen anderen eingetroffen ſind!“ — Wir glauben, die Furchtſamen thun der Politik des Herrn About denn doch zu große Ehre an. Man denke ſich nur das arme Frankreich, das auf Ein Mal ganz Europa, blos England ausgenommen (dem Herr About höchſt großmüthig die Rolle des paſſiven Zuſchauers gönnt), befreien und beglücken, in Deutſchland allein 35—36 Regierungen abſetzen und über dieſes Deutſchland hinweg zwiſchen Rußland, Oeſterreich und Preußen einen lebensfähigen Polenſtaat begründen ſoll, nachdem Polen binnen einer tauſendjährigen ſelbſtändigen Geſchichte kein eben glänzendes Talent für politiſches Leben gezeigt hat!! Wir glauben, dieſe Anmuthung iſt Unvernunft und darum dem begabteſten Staatsmann Europa's nicht zuzutrauen. Die Rolle des Weltbefreiers, mag ſie an Heinrich's IV., des klügſten Bourbon, Ideen erinnern oder nicht, würde Frankreich die ungeheuerſten finanziellen Opfer auferlegen und, was noch verhängnißvoller iſt, den Kaiſer Mächten in die Hände arbeiten laſſen, die ſeinem Throne am allergefährlichſten ſind. Denn vom 2. Dezember 1849 datirte die „Rückkehr zur Ordnung“ (nach Carl von Forſter's Ausdruck) auf dem geſammten Kontinent, und wenn die Sozialdemokratie dies dem Urheber des Umſchwungs je verzeihen könnte, ſo hat ſie Waſſer ſtatt Blut in ihren Adern. Bei „Rothen“ eine ſeltſame Vorausſetzung. —

Das Wahre an der Divination des Hrn. About beſchränkt ſich unſeres Erachtens darauf, daß er einzelne Anklänge der Napoleoniſchen Politik belauſcht haben mag, Einiges, das nach Präcedenzfällen weniger ſchwer zu errathen ſcheint; aber ein tollkühner Gedanke wäre es wahrlich, wollte man annehmen, der vorſichtigſte Schachſpieler Europa's hätte ſeine geheimſten Abſichten und ſeinen geſammten Schlachtplan der plauderhaften Feder eines Skribenten zweiten Ranges anvertraut, eines ſolchen, der ohnehin ſeine republikaniſchen Neigungen offen zur Schau trägt und dasjenige als Zielpunkt des kaiſerlichen Frankeichs hinſtellt, was die „rationelle“ Linke hofft und erwartet und was ſie dem Kaiſer oktroyiren möchte, um ihn mit dem monarchiſchen Prinzip zu ſeinem eigenen Verderben für ewig zu entzweien!

Uebrigens iſt die Revolutionspredigt des Herrn E. About ſchwerlich ſehr ernſthaft gemeint. Das erhellt nicht etwa aus ſeiner Betonung der freien Selbſtbeſtimmung der Völker (denn man weiß, daß dergleichen oft nur literariſche Redensart iſt), ſondern aus dem Hauptinhalt des ganzen Buches, das ja den friedlichen Fortſchritt behandelt. All' die ſchönen Reformen des Hrn. About, die er ſo freigebig anempfiehlt, würden leere Hirngeſpinſte ſein, wenn der Krieg die Nation zwänge, ihre Menſchen- und Vermögenskraft auf auswärtige Unternehmungen vom rieſigſten Maßſtabe zu konzentriren und allein Dem zu leben, was ein neues Europa, und nicht Dem, was das heutige Frankreich bedarf.

Unſer Autor iſt nicht ſelten in ſeinem „Fortſchritt“ ein warmer Vertheidiger der kaiſerlichen Regierung, wie es einem Mitarbeiter an der Revue contemporaine wohl anſteht, und da er, obſchon unter den Demokraten, zu den Vertheidigern des Bonapartismus gehört, ſo ſind wir verſichert, daß er auf ſeine Schlußexpektorationen geringeren Werth legt, als auf die Vorſchläge und Anregungen, welche er für das Gedeihen der inneren Entwickelung Frankreichs in Bereitſchaft hält.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Hr. About einige der dringendſten Nothwendigkeiten dieſer inneren Entwickelung ganz richtig erkennt. So ſagt er S. 177, 178 in einem Satze, der zugleich auf ſeinen imperialiſtiſchen Standpunkt ein helles Licht wirft:

„Ein Publiziſt, der einen recht ſchönen Weg gemacht hat (denn er herrſcht heute über 36 Millionen Menſchen), hat folgende Worte geſchrieben, die man mit goldenen Buchſtaben in alle unſere öffentlichen Denkmäler eingraben ſollte: „Man muß jene unheilvolle Tendenz vermeiden, welche den Staat antreibt, das ſelber auszuführen, was die Privaten ebenſo gut und beſſer, als er, beſorgen können.“ —

Napoleon's III. Verurtheilung der franzöſiſchen Centraliſation iſt gewiß von der höchſten Bedeutung und ein wahrer Troſt Angeſichts der Zukunft. Auch iſt dieſer Ausſpruch, ob taktvoll oder nicht, an einer nicht unbedeutenden Stelle eingeſchaltet, nämlich da, wo About die Koloniſation von Staatswegen und in specie das Verunglücken der Algieriſchen Staatskoloniſation (mit Elſäſſer Bauern) draſtiſch genug ſchildert. Man könnte faſt behaupten: das ganze Werk des Hrn. About ſei dem Kapitel von der Decentratiſation gewidmet; immer wieder kommt er in den verſchiedenſten Wendungen, bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen darauf zurück, und dieſer Eifer ehrt ihn ohne Frage. Wenn das Buch nur deshalb geſchrieben wäre, um, im Einverſtändniß mit dem denkenden Oberhaupte des Verwaltungsorganismus, die Selbſtthätigkeit der Privaten anzuſpornen, ſo wäre das Buch, trotz der Schlußphraſeologie, ein ſegensreiches Buch. Zwar wäre es in jedem Falle nur die breitere Ausführung der Kerngedanken, die Odilon Barrot in ſeinem köſtlichen Büchlein „De la centralisation et de ses effets“ 1861 niedergelegt hat. Aber dem Herrn Leonce de Lavergne iſt ſein Verdienſt unverkürzt gelaſſen.

Wie dem auch ſei, 'es wimmelt bei About von Betonungen der privaten Selbſtthätigkeit. In dem Kapitel „Die Städte und das flache Land“ weiß er die Hülfloſigkeit des franzöſiſchen Bauern, an dem die moderne Volkswirthſchaft ſpurlos vorübergegangen ſcheint, meiſterhaft anſchaulich zu machen. Die Rechnung dieſes Bauern iſt die Rechnung des Tagelöhners, der von der Hand in den Mund verdient und ſich den Teufel um Eiſenbahnen, Dampfſchiffe und Aſſociationen kümmert. Allein gerade in der Genoſſenſchaft erblickt About mit Recht einen gewaltigen Hebel des materiellen Fortſchritts. Er zeigt uns die Vortheile der Aſſociation zuweilen in einer etwas burlesken Manier, z. B. wenn er auf Heller und Pfennig nachweiſt, um wie viel billiger und angenehmer die Commis voyageurs leben könnten, wenn ſie ſich zuſammenthäten und Klubhäuſer in Paris und in den Provinzial-Hauptſtädten bauen, eine gemeinſame Küche und einen gemeinſamen Weinkeller halten wollten, oder wenn er anräth, alle Leihbibliothekare Frank-

Digitized by Google

reichs möchten einen Buchanstauſch-Kartell ſchließen, damit man (vielleicht wieder der ſo zärtlich geliebte Commis voyageur?) in Paris ein Buch leihen und in Orleans oder Bordeaux ein anderes dafür eintauſchen könne, alſo durch ganz Frankreich von Leihbibliothek- zu Leihbibliothek-Station führe! Es iſt auch buchſtäblich wahr, daß das Freiwilligkeitsſyſtem an den Omnibus auffallende Wirkungen erzielt und daß, wenn „der Staat einen Gensdarmen oder Profoßen als Kondukteur" anſtellen wollte, bei Weitem geringere Wirkungen die Folgen wären, ja ſogar Alles „ſich auf die Fiacres ſtürzen würde." Das klingt nun freilich ſehr kindlich-einfach, aber es ſind demonstrationes ad hominem, welche das Buch wie ein rother Faden durchziehen und auf die kindliche Anſchauungsweiſe des Landmanns und Kleinbürgers nicht ſchlecht berechnet ſind.

Man leſe das Kapitel „Die Unwerthe des Bodens" (les nonvaleurs de la terre) und man wird an dem farbenſatten Bilde der Urbarmachung des Landes (im Gironde-Departement ſüdweſtlich von Bordeaux die Küſte entlang) den klaren Beweis finden, daß Herr About in der That ernſthafte Dinge ernſthaft zu behandeln verſteht und Sinn und Geſchick hat für die großen Umwandlungen der Erdoberfläche, welche die rege Selbſtthätigkeit des Privatfleißes und der Genius des Einzelnen in unſerem Jahrhundert, oft bis ans Wunder ſtreifend, verkörpert hat. Jene 300,000 Hektaren Landes, trocken im Sommer, im Winter überſchwemmt, unangebaut und ungeſund zu jeder Jahreszeit, waren bis vor wenigen Jahren in Bauſch und Bogen etwa 900,000 Franken werth, ſo viel als auf dem Montmartre bei Paris gerade Eine Hektare koſtet! Ein ſchlichter Ingenieur Namens Chambrelent, hat dieſem hoffnungsloſen Boden ruhmreiche Früchte abgewonnen, er hat in der wilden Einöde die Anſiedelung Saint-Alban begründet, Fichten und Eichen heben ihre Wipfel in die Lüfte, wo ſonſt auf Meilen kein Baum und kein Strauch zu ſehen war; ſelbſt der Weinſtock gedeiht jetzt an der ſonſt ſo unwirthlichen Küſte, und Herr About träumt ſchon, daß der Medoc bald bis an den Fuß der Pyrenäen reichen werde.

Die materiellen Fortſchritte unſeres Jahrhunderts, die ein Chambrelent bei Bordeaux, ein ſpekulativer Rheder Kaspar Malo bei Dünkirchen (wo der kulturerſtickende Dünenſand in Kleeboden umgeſchaffen wurde) dem ſtaunenden Auge der Zeitgenoſſen enthüllt hat, gewähren, was auch über die Einſeitigkeit des materiellen Fortſchritts geklagt wird, eine kräftige Ermunterung, ſie feuern an, daß der Einzelne ſeine Kraft meſſe mit den Hinderniſſen der Natur und gegebener Verhältniſſe, und es iſt, bei genauer Erwägung, gar keine Sorge zu hegen, daß auch die innere, rein geiſtige Seite des Problems auf die Dauer vernachläſſigt werde. Schon About hat hier die Aufgabe der Wiſſenſchaft, die der Ehe, der Familie, die der Religion, wenigſtens berührt; hoffen wir, daß andere Autoren des geiſtreichen Volkes ihm den Zuſammenhang der ſeeliſchen mit den phyſiſch-ökonomiſchen Problemen ebenſo einleuchtend klar machen werden!

Trauttwein von Belle.

England.

Die Königin der „Senſations-Belletriſtik."

Erſt zog der männliche Blondin, der ſeine Frau auf einem 200 Fuß hoch gezogenen Seile im Cryſtall-Palaſte hin und her zu hucken pflegte, ungeheure Maſſen Zuſchauer an, hernach aber noch mehr der „weibliche Blondin." Was Wunder, daß ein Senſations-Belletriſtrik-Blondin weiblichen Geſchlechts ebenfalls von bewundernden und ſtaunenden, fiebererregten Maſſen umdrängt wird, Alle geſpannt und geſpannter und athemlos gaffend und ſtaunend, was nun endlich aus allen dieſen halsbrechenden Kunſtſtücken und Verwickelungen werde und wer und wie Viele den Hals brechen.

Der Geſchmack für ſolche Kunſtſtücke iſt in beiden Fällen getadelt worden. Freilich de gustibus non est disputandum. Guter Geſchmack und faſhionableſte Mode in einer Zeit iſt unerträglich in einer anderen. Welch weibliches Weſen hätte es vor Eugenia's Mutterſchaft gewagt, ſich mit Stahlreifen aufzuſchwellen? Und wie Wenige haben den Muth behalten, ohne dieſe hohle Geſchwulſt zu erſcheinen bis in dieſe Tage, wo wenigſtens einige königliche und ſonſt ſouveräne Damen dieſe entſetzliche Aufpluſterung von ſich und ihrer Umgebung verbannt haben. Die kannibaliſchen Gladiatorenkämpfe des Alterthums, die blutigen Turnier-Heldenthaten des Mittelalters, grauſame Stiergefechte, zartes weibliches Sticken und Stricken an Fenſtern und auf Balkonen, von wo man 20—30 Köpfe abguillotiniren ſah — das Alles war ſeiner Zeit faſhionable und wird's wieder, ſobald Schauſpiele ähnlicher Art aufgeführt werden, wenn auch vielleicht in anderer, modernerer Form. Wenigſtens ſcheint mir der heißhungrige Geſchmack des faſhionablen Englands, beſonders des weiblichen, wie eine ſubtile Miſchung von dergleichen Grauſamkeiten, wie eine Geſchmackseinrichtung der Art. Die „Senſations"-Belletriſtik verdankt ihre höchſte Popularität einem Geſchmacke für das Grauſame und Verbrecheriſche, für die Folterung Anderer und der ſchönen Leſerinnen ſelbſt. Miß Braddon, Verfaſſerin von „Lady Audleys Secret," der kindlich jungfräulich-unſchuldigen Mörderin und halben Irrenhäuslerin, iſt ſeitdem Königin der Senſations-Belletriſtik geworden und Collins, als zu ſchwach mit ſeinem ſehr ſtarken Senſations-Tabak, durchgefallen bei Beſetzung dieſes Thrones.

Worin ihr Vorzug, ihre Zauberkraft eigentlich liegt, mögen die Götter wiſſen. Ich gehöre wenigſtens in dieſer Beziehung zu den Philiſtern, die auch nicht herauskriegen konnten, aus welcher Quelle die Rieſenkraft Simſons floß. Vielleicht ſteckte ſie auch in Haaren, in den Haaren, bei welchen ſie uns und ihre Verbrecher in ſozialem Schmutze, an jeden Galgen oder lieber am Galgen und ſchwachen Detectives hinweg in Sicherheit und Myſterien ſchleppt? Mag ſein! Sicher aber iſt die ungeheure Zauberkraft, welche dieſe Königin mit ihren Senſations-Romanen ausübt, beſonders über Damen. Ob ſie Alle eine geiſtige Verwandtſchaft mit den Tugenden ihrer Königin fühlen, mit dieſer Virtuoſität in verbrecheriſchen Intriguen, Myſterien, Kunſtſtücken des Beſchleunigens, Flüchtens und Verſteckens?

Allerdings mag ſie ſehr viel von ihrem Ruhme und Erfolge der bis zur Erſchöpfung getriebenen genialen Kunſt des „Puffens," des Reklamemachens verdanken; aber das erklärt durchaus nicht ihre königliche Herrſchaft und Zauberkraft. Auch Sprache, Styl, Schilderungs-, Charakteriſirungs-, dramatiſches Schwung-Talent geben keinen Anhalt. Sie iſt ſogar mittelmäßig oder nachläſſig in dieſen Tugenden, denen andere Schöngeiſter ihren Werth und Ruhm verdanken. Sie ſucht gewiſſermaßen im Gegentheile ſolcher dichteriſchen Eigenſchaften ihre Force. Von Charakteriſtik und konſequenter Durchführung derſelben iſt nichts zu ſehen. Im Gegentheil läßt ſie ihre Helden ſogar gern aus der Rolle in eine entgegengeſetzte fallen. Sie giebt den Fauſt und Mephiſtopheles in Einer Perſon. So darf man auch nicht an Wahrſcheinlichkeit in der Naturwahrheit denken. Es muß immer ganz wunderbar kom-

Digitized by Google

men, ganz ſo, daß man's vorher für unmöglich gehalten hätte. Die Quinteſſenz oder Subſtanz ihrer Force iſt aber das Verbrechen. Sie wirft ihre Geſchöpfe und deren Handlungen, Leiden und Intriguen meiſt in die Regionen des „ſozialen Böhmens," der Liederlichkeit, und unter Menſchen, wo die Detectives ihre ſehnlich verlangten Leute für das Criminalgericht ſuchen. Wir athmen faſt immer in der unheilvollen Atmoſphäre von Falſchmünzern und Mördern oder ſuchen mit ſchlauen Detectives nach ſolchen Helden, die verurtheilt und ſicher eingekerkert waren, aber wie durch Zauberei entkommen ſind. Kommen wir ja in beſſere Geſellſchaft, ſo finden wir göttliche Schönheiten von Töchtern, aber voll von Racheplänen („avenging daughters" ſind ſeit Collins' Magdalen in „No Name" ein förmlicher, ſehr geſuchter Roman-Modeartikel geworden), wüthende, intriguirende Liebhaber und unentwirrbare Netzwerke von Verwickelungen, durch welche wir athemlos hindurchgetrieben werden, aus denen wir in Fieberangſt herauszukommen ſuchen, ſo daß wir im Galopp leſen und verzweifelt hoffen, endlich aus dem Gewirr heraus zu einer Entwickelung und Auflöſung zu kommen und am Ziele halb ohnmächtig zuſammenzubrechen. Prächtig! Aber welche Menſchenquälerei! Gegen Thiere dürfte man ſich wegen der Vereine gegen deren Quälerei ſo etwas nicht ungeſtraft erlauben.

Freilich, wenn's die Herrſchaften nun einmal ſo haben wollen und gar nicht genug davon kriegen können, warum ſollte man das Angebot für ſo brennende Nachfrage verbieten, Angebote, für welche mehr als fürſtliche Civilliſten bezahlt werden?

Und ſo müſſen wir uns wohl auch den neueſten Roman der enſations-Königin gefallen laſſen: „Henry Dunbar." By the Author '„Lady Audleys Secret. (3 vols. London, Roxwell and Co.) Henry nbar mit ſeiner melodramatiſchen Kunſt, ſeinen kriminal-poli-zehen Kunſt-Dialogen, ſeinen liebenswürdigen Ungeheuern un-erblicher Rächerinnen, ſeinen blauen, braunen und beſonders gra Mode-Augen, den koketten rothen Häckchen an Schlafſchuh und ſonſtigen Negligée-Priſen. Die Puchenin iſt freilich nur e Art Collins'ſcher „Magdalen" und jüngere Schweſter von „Elea.'s Victory;" aber ſonſtige Ungeheuerlichkeiten, lächerliche Unwaheinlichkeiten, ja faktiſche und logiſche oder phyſiſche Unmöglichten häufen ſich allerliebſt und thürmen ſich zu ſolchen unermehen Chimboraſſos ohne Zweck auf, daß wir auch mit Staunennd in Fieber durch die drei Bände hindurch Spießruthen len mußten, obgleich wir das Buch jeder Zeit hätten wegwerfenönnen. Daß wir's nicht thaten, iſt unſere Schwäche und die Zerkraft der Senſations-Königin, die deshalb Königin iſt, weil auandere Kriminal-Schöngeiſter beinahe ſo ſchön das Verbrechen herrlichen, aber nicht ſo meiſterhaft, indeß doch alle gierig geleſeerden. „Die Apotheoſe des Verbrechens" iſt ziemlich überall ebteſtes Unterhaltungsfutter, vielleicht weil, nach Bettina, der rbrecher des Staates eigenſtes Verbrechen iſt und die Opfer des aates eigentlich unſchuldig ſind. Wer weiß?

Afrika.

Speke's Reiſewerk in deutſcher Ueberſetzung.*)

Die Nilquellen und das Negerland.

Wir haben in dieſen Blättern bereits zu ſeiner Zeit von den Entdeckungen in Betreff der Urſprünge des Nilſtrom's berichtet, welche der engliſche Afrika-Reiſende, Kapitän Speke, auf ſeiner letzten Forſchungsreiſe gemacht; jetzt liegt uns das Reiſe-Tagebuch, das er nach ſeiner Rückkehr in England veröffentlicht hat, in deutſcher Ueberſetzung vor, und wir ergreifen die Gelegenheit, unſeren Leſern daraus einiges Intereſſante mitzutheilen.

Die Erwartungen, welche die erſten Nachrichten vom Gelingen dieſer Expedition erweckt hattten, ſind allerdings durch die ſpäter bekannt gewordenen Reſultate derſelben nicht ganz befriedigt worden; das Haupträthſel, die Entdeckung der eigentlichen Nilquellen, iſt noch immer nicht gelöſt; aber es würde ungerecht ſein, wenn man in Abrede ſtellen wollte, daß dieſe wichtige Frage ihrer Löſung einen bedeutenden Schritt näher gerückt ſei. Dabei darf man nie die ungeheuren Schwierigkeiten vergeſſen, welche die muthigen Reiſenden zu überwinden hatten, trotzdem dieſe Expedition mit den bedeutendſten Hülfsmitteln unternommen war.

Kapitän Speke's dritte Expedition nach Afrika hatte, wie er ſelbſt ausdrücklich ſagt, den Zweck, die Wahrheit ſeiner Behauptung nachzuweiſen, daß der Victoria N'yanza, den er am 30. Juli 1858 entdeckt hatte, ſich vermuthlich als die Quelle (?) des Nils herausſtellen werde. Gleich bei ſeiner Rückkehr nach London betrieb er das neue Unternehmen, für welches Sir R. J. Murchiſon, welchem Speke ſeine Karten vorlegte, ſich alsbald lebhaft intereſſirte. Auf ſeinen Antrag ließ ſich die Geographiſche Geſellſchaft von London bereit finden, daſſelbe zu unterſtützen. Nachdem Speke vor derſelben einen Vortrag über die Geographie in Afrika gehalten, fand eine Beamtenſitzung der Geographiſchen Geſellſchaft ſtatt, in welcher die von dem Reiſenden vorgelegten Pläne zu der neuen Erforſchungs-Expedition geprüft und begutachtet wurden.

Einige hielten es für den beſten Plan, wenn Speke den Nil aufwärts ginge; doch dieſem widerſetzte er ſich, weil Fahrten auf dieſer Tour, obwohl häufig genug verſucht, doch ſtets verunglückt ſeien. Wenn man ihm, ſagte er, auf der Stelle 5000 Pfund Sterling auf einmal geben wolle, ſo werde er Ende des Jahres nach Zanzibar zurückgehen, wieder nach Kazé reiſen und die nöthigen Unterſuchungen des Victoria N'yanza vornehmen. Er machte ſich dabei anheiſchig, noch drei Jahre in jenem Lande zu bleiben, die Waſſerzuflüſſe zu erforſchen, die Waſſerſcheiden zu unterſuchen, den See zu befahren und Sammlungen in allen Zweigen der Naturgeſchichte zu machen. Die Geographiſche Geſellſchaft meinte indeß, 5000 Pfund Sterling ſei eine zu große Summe, um ſie von der Regierung erwarten zu können. Speke erklärte ſich hierauf mit der Hälfte zufrieden und ſagte, daß er, was auch die Expedition koſten möge, für den Reſt ſelbſt ſtehen und unter allen Umſtänden das, was er angefangen, vollenden oder beim Verſuch ſeinen Untergang finden wolle.

Die Ausführung des Unternehmens verzögerte ſich indeſſen; denn Speke erhielt die Bewilligung der 2500 Pfund Sterling und

*) Die Entdeckung der Nilquellen. Reiſetagebuch von John Hanning Speke, Kapitän der engliſchen Armee in Indien. Aus dem Engliſchen überſetzt; mit zwei Karten, zwei Stahlſtichen und zahlreichen Holzſchnitten. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

die Ernennung zum Anführer der Expedition erſt nach Ablauf voller neun Monate. Er ſchrieb nun dem engliſchen Konſul in Zanzibar, Oberſt Rigby, die erſte Sendung ſeiner Gegenſtände (Glasperlen und Meſſingdraht u. ſ. w. als Artikel für Geſchenke) nach dem Innern, wo er ſie dann ſpäter ſelbſt in Empfang zu nehmen gedachte, abgehen zu laſſen.

Das indiſche Departement der Regierung gab ihm ferner fünfzig Artillerie-Karabiner mit Gurten und Bajonnetdegen und 20,000 Kugeln Munition. Ebenſo erhielt er die nöthigen Meßinſtrumente, reiche Geſchenke für die Häuptlinge, namentlich goldene Uhren für die angeſehenſten Araber, welche die letzte Expedition freundlich unterſtützt hatten. Ein alter Freund und Jagdgenoſſe aus Indien, Kapitän Grant, ſchloß ſich als Begleiter an und erhielt ſeine Ernennung durch Vermittelung von Oberſt Sykes, damals Vorſitzenden eines Comité der Geographiſchen Geſellſchaft.

Ziemlich zu derſelben Zeit kam Herr Petherick, ein Elfenbeinhändler, in England an, der viele Jahre auf dem Nile zugebracht hatte, und erbot ſich aus freien Stücken, Boote nach Gondokoro zu ſtellen und in der Zwiſchenzeit Leute den weißen Fluß aufwärts zu ſenden, Elfenbein zu ſammeln und möglicherweiſe beim Abwärtskommen der Expedition behülflich zu ſein — ein Verſprechen, dem er freilich nicht nachkam.

Am 27. April ſchifften ſich Speke und Grant an Bord der nach Indien gehenden Dampffregatte Forte in Portsmouth ein und kamen nach einer langwierigen Seereiſe, auf der ſie Madeira und Rio de Janeiro berührten, am 4. Juli am Kap der guten Hoffnung an, wo ſie der Gouverneur der Kolonie, Sir George Grey ſehr freundlich und liebevoll aufnahm. Er war ſelbſt ein alter Reiſender, der ſeine Sporen in Auſtralien verdient hatte. Auf ſeinen Antrag bewilligte das Parlament des Kaplandes der Expedition die Summe von 300 Pfund Sterling zu dem Zwecke, Bagage-Maulthiere zu kaufen. Ebenſo veranlaßte er den General-Lieutenant Wyngard, zehn Freiwillige von dem berittenen Kap-Jäger-Corps zur Reiſebegleitung zu kommandiren. So um zwölf Maulthiere und zehn Hottentotten reicher, ſegelte die Expedition auf der Schrauben-Dampfkorvette Briſk am 16. Juli nach Zanzibar ab, wo man nach einigen Verzögerungen am 17. Auguſt ankam.

Konſul Rigby hatte daſelbſt bereits Alles zur Aufnahme ſeiner Gäſte vorbereitet. Die Stadt, die Speke bei unruhigen Verhältniſſen verlaſſen, fand er in voller Ruhe; die Hauptneuigkeiten des Ortes waren, daß zu den früher hier errichteten Konſulaten — dem engliſchen, franzöſiſchen und amerikaniſchen — noch ein viertes für Hamburg — gekommen, daß der deutſche Reiſende, Dr. Roſcher, im Innern des Landes ermordet worden und daß Oberſtlieutenant von der Decken eine neue Expedition vorbereitete, um Roſcher's Projekt auszuführen. Ebenſo hatte Oberſt Rigby vor dreizehn Tagen ſechsundfünfzig Laſten Zeuge und Glasperlen unter gehöriger Obhut nach Kazé abgehen laſſen.

Das Erſte, was die Reiſenden thaten, war, daß ſie dem Sultan von Zanzibar, Said Madjid, ihre Aufwartung machten. Er empfing ſie ſehr leutſelig und verſprach, ſie mit allen in ſeiner Macht ſtehenden Mitteln zu unterſtützen.

Nachdem die Hottentotten, die Mauleſel und das Gepäck gelandet waren, begann das Werk der Vorbereitung alles Ernſtes. Es beſtand in Prüfung der Sextanten, Beſtimmung des Ganges der Uhren, Unterſuchung der Kompaſſe und Siedethermometer, Anfertigung von Zelten und Packſatteln, Beſtellung von Vorräthen von Glasperlen, Zeugen und Meſſingdraht, und Wahl von Dienern und Trägern.

Der früher ſchon in Speke's Dienſten geweſene Caſila Baſchi oder Karawanen-Hauptmann, wurde wiederum zu dieſer Stellung ernannt. Das Faktotum der Expedition war gleichfalls ein alter Bekannter, Bombay, der, wie drei alte Matroſen, die er engagirte, Hinduſtani verſtand. Dieſe Leute mit Einſchluß der Hottentotten bildeten den Kern. Nun wurde Befehl gegeben, ſo viele Wanguana, d. h. freigelaſſene Negerſklaven, als nur möglich zu engagiren. Dieſelben ſollten als Laſtträger und zu andern erforderlichen Dienſtleiſtungen verwandt werden und die Expedition bis Aegypten begleiten, von wo ihnen die koſtenfreie Zurückſendung nach Zanzibar zugeſichert wurde.

Im Anhange iſt der mit dieſen Eingebornen in Zanzibar geſchloſſene Vertrag ſammt einer Liſte ihrer Namen, der Höhe ihrer Beſoldung und anderer wichtiger Angaben mitgetheilt. Mit den Hottentotten, die alle gut holländiſche und engliſche Namen haben (z. B. Mitholder, Vandermerve, Janſen, Peters, Middleton) werden ihrer 86 aufgeführt. Von dieſen deſertirten indeß ſpäter an verſchiedenen Orten allein 40, eine Anzahl, namentlich die Hottentotten, wurden vom Innern aus zurückgeſchickt, ſtarben oder blieben als krank zurück. Nur 12 von ihnen bewährten ſich die ganze Reiſe über und wurden in Aegypten dem Abkommen gemäß ausgezahlt. Um die großen Abgänge an Leuten zu ergänzen, engagirte man im Innern hier und da noch 22 Perſonen, von denen 5 bis nach Aegypten aushielten, ſo daß die Zahl der Eingebornen, welche bis ans Ende treu blieben, 18 betrug.

Speke hat dieſe 18 Getreuen in Alexandrien auf einem Bild photographiren laſſen, welches im Holzſchnitt beigegeben iſt.

Ein ſonderbarer Anblick, dieſe theils kauernden, theils ſitze den, theils ſtehenden halbnackten, theils mit Büchſen, theils mit ſe primitiven Lanzen verſehenen ſchwarzen Geſtalten zu ſchauen, in de ſo ziemlich alle Typen der Negerrace vertreten ſind. Auch das Bild welches die vier zur Expedition gehörigen Negermädchen und Fr en nach einer Photographie darſtellt, iſt nicht ohne maleriſchen eiz.

In einem zweiten Anhange finden wir ein Verzeichni der Waaren nebſt ſpezifizirtem Werth, welche zuerſt von Zanzib nach Kazé vorausgeſchickt wurden, und dann des Beſitzthums, lches die Expedition ſelbſt mitnahm. Die erſte Sendung beſt aus 56 Trägerlaſten. An Tragelohn und Lohn an die zwe Negerführer wurden allein 611 Dollar vorausbezahlt, wobei d Werth der Waaren ſelbſt noch keine 1000 Dollar ausma. Die zweite Waarenladung betrug 100 Menſchenlaſten, wurde von 100 Pagazi oder Wanyamecézi-Trägern, welche 92 Dollar im voraus bekamen, unter Speke's eigener Führung tgeſchafft. Dieſe Ladungen beſtanden zum größten Theil aus rſchiedenen Zeugen und Geweben, wie ſie in Innerafrika ge chlich ſind, Weſten, Mützen, verſchiedene Glasperlenarten, nam lich Kupfer- und Meſſingdraht, der dort ziemlich die Stelle des ldes vertritt.

Aus dem Angeführten kann man ſich ſchon ei Begriff von der Schwierigkeit der Expedition und der Sch fälligkeit ihrer Bewegungen machen. Kein Wunder, wenn dieſe ſchlepperei den Trägern zu ſchwer und langweilig wurde, und nn ſie bei paſſender Gelegenheit entliefen. Andererſeits ſorg reilich die Raubgier und die Unverſchämtheit der Negerhäu nge und Könige dafür, daß ſich dieſe Laſten ſehr bald mindert nd die Karawane ſehr erleichtert weiter zog. Sie verſtanden ſo trefflich, Durchgangszölle zu erheben und Paßſchwierigkeiten machen, ſo gründlich, daß alles andere Derartige dagegen in chatten tritt.

Das erſte Land, wohin die große, aus 215 ann, 12 Maulthieren, 3 Eſeln und 22 Ziegen beſtehende Karaw kam, hieß Uzaramo.

Digitized by Google

Hier kniffen indeß, trotz ihres Fahneneides, gleich am erſten Tage zehn Männer aus, weil ſie fürchteten, der weiße Mann, den ſie für einen Kannibalen hielten, könne ſie im Innern verſpeiſen.

Von nun ab geht es in die wüſte Wildniß, in das unbekannte barbariſche und kannibaliſche Mohrenland hinein. Wir ſind hier nicht mehr im Stande, das Einzelne zu verfolgen.

In der Einleitung hat Kapitän Speke ein Geſammtbild des äquatorialen Afrika, ſo weit er es aus Augenſchein kennen gelernt, zu entwerfen geſucht. Im Ganzen iſt der Eindruck kein beſonders erfreulicher. Wir haben hier die Menſchheit auf ihrer tiefſten Naturſtufe oder in ihrer tiefſten Entartung vor uns. Dabei wird indeß die Bildungsfähigkeit der Neger nicht in Abrede geſtellt. „Zu ſagen, ein Neger ſei unfähig unterrichtet zu werden, iſt eine einfache Albernheit, denn die wenigen Knaben, welche in unſern Schulen unterrichtet worden ſind, haben ſich ſogar noch ſchneller an Auffaſſung beim Lernen gezeigt, als unſere eigenen. Dabei iſt, bei ihnen untereinander, die Größe ihrer Verſchlagenheit und ihrer Schlagfertigkeit in ſcharfen Antworten geradezu wunderbar; beides zeigt ſich beſonders darin, daß ſie es vorziehen, mit großem Geſchick in ſehr paſſender Weiſe zu lügen, und zwar mit einer ſo naiven Art, daß ſie äußerſt amüſant ſind."

Merkwürdig ſind die Mittheilungen über das mittelafrikaniſche Klima, die nun folgen. Wir erfahren daraus, daß es unter dem Aequator keineswegs ſo heiß iſt, als man geneigt ſein dürfte anzunehmen. Die große, durch die ſenkrecht fallenden Sonnenſtrahlen erzeugte Hitze wird nämlich auf der Oſtküſte in der Nähe von Zanzibar durch die Regengüſſe, die dem Laufe der Sonne nach Norden und Süden folgen, gemäßigt. Dieſe Regen währen nicht länger als vierzig Tage an jedem Orte, den die Sonne paſſirt; dabei wehen die Winde von Südweſt und Nordoſt nach den durch die ſenkrechte Stellung der Sonne erhitzten Gegenden. Im Centrum des Kontinents bis mit 5° vom Aequator findet man dagegen die Regen viel andauernder; ſo fällt z. B. in 5° ſüdlicher Breite während der ganzen ſechs Monate, in denen die Sonne im Süden ſteht, beſtändig Regen, und Speke hörte, daß daſſelbe auch in 5° nördlicher Breite ſtattfindet. Am Aequator dagegen, oder vielmehr etwas nördlich davon, regnet es mehr oder weniger das ganze Jahr durch, am meiſten indeß zur Zeit der Aequinoctien. In der trockneren Jahreszeit wehen die Winde, die ziemlich unbeſtändig ſind, ſo kalt, daß die Sonnenwärme zu ertragen iſt. In Folge hiervon und wegen der Höhe des Plateaus von 3000 Fuß iſt die Temperatur der Atmoſphäre im Ganzen ſehr angenehm. Speke legte ſeine ganze Reiſe in dicker wollener Kleidung und zu Fuße zurück, und ſchlief jede Nacht in Decken.

Um nun auf die Eingeborenen zurückzukommen, ſo unterſcheidet der Reiſende den echten, plattnaſigen, backentaſchigen (?) Neger und die ſogenannten Wahuma, ein, wie es ſcheint, aus Abyſſinien gekommenes Erobervolk, das meiſt die Züge einer höheren Race beſaß und ſie noch jetzt nicht, trotz ihrer langjährigen Vermiſchung mit den eigentlichen Negern, verloren hat.

„Die Neger ſind über dieſe ganzen Breiten gut vertheilt, finden ſich aber nirgend in dichten Gemeinden. Ihr Regierungsſyſtem iſt meiſtens von patriarchaliſchem Charakter. Einige ſind Hirtenvölker, die meiſten aber Ackerbauer. Häuptlinge herrſchen in den Dörfern und kleinen Gemeinden, welche Schiedsrichter in allen häuslichen und politiſchen Fragen ſind. Sie haben ſowohl Diſtrikts- als Dorfhäuptlinge, aber keine Könige, wie die Wahuma. Ein ſolcher Diſtriktshäuptling herrſcht abſolut, jedoch in bedeutendem Maße von ſeinen „Graubärten" geleitet, die ſich beſtändig an ſeinem Wohnorte befinden und ſich mit ihm über die Staatsangelegenheiten beſprechen. Die Graubärte ſenden die Befehle der Häuptlinge unter den Dorfhäuptlingen herum, welche geſtraft werden, ſobald ſie keine Folge leiſten. Deshalb wird allen Befehlen ziemlich gut gehorcht.

Nur Ein Umſtand droht das Land zu verderben, und dies iſt der Krieg. Zunächſt wird er durch die Polygamie verurſacht, welche eine Familie von Halbbrüdern hervorbringt, von denen jeder ſtrebt, ſeinem Vater in der Herrſchaft zu folgen, und daher mit jedem Anderen kämpft, wobei ſein Hauptziel iſt, Sklaven und Rinder zu erbeuten. Dann erhält ſie die Sklaverei fortwährend im Kampfe und verringert ihre Zahl. . . .

Nimmt man die Neger alle zuſammen, ſo findet man keine ſehr ausgeſprochenen oder großen Verſchiedenheiten unter ihnen. Es iſt wohl wahr, jeder Stamm hat ſeine Eigenthümlichkeiten. Der eine beſchneidet z. B. ſeine Zähne oder tättowirt ſich das Geſicht in einer von der der übrigen verſchiedenen Art und Weiſe. Aber bei der fortwährenden Kreuzung mit Sklaven geht viel von dieſem Einfluſſe verloren; auch verlieren ſie ihre Stammes-Eigenthümlichkeiten ſelbſt in Folge der vorherrſchenden Wanderungen aus den Augen, die durch Krieg oder Theilung der Regierung eintreten. Wie es mit den Abzeichen der Stämme ſich verhält, ſo ſteht es auch mit den Waffen; die am meiſten im Gebrauch befindlichen ſind der Speer, Aſſagé, Schild, Bogen und Pfeil. Es iſt richtig, die einen ziehen dieſe, die anderen jene vor; in keiner Weiſe ſehen wir aber den Muth der Stämme durch den Gebrauch irgend einer beſonderen Waffe beſtimmt werden, denn die Tapferſten brauchen den Pfeil, welcher die gefürchtetſte Waffe iſt, während die Schwächſten ſich auf den Speer beſchränken. Handelsrouten ſind für einen Reiſenden die ſchlechteſten Wege — Straßen exiſtiren in den hier berührten Gegenden nicht — weil nicht bloß die Gaſtfreundſchaft des Volkes durch die häufige Berührung mit Reiſenden abgekühlt, ſondern auch ihr natürliches Ehrgefühl und ihre Lauterkeit durch den Umgang mit halbciviliſirten Handelsleuten verderbt, ihre Habgier vergrößert iſt, und weil der Anblick von Feuerwaffen aufhört, ſie zu erſchrecken.

Von beträchtlichem Einfluß iſt die Gewalt, welche der Magier (Mganga) beſitzt; er lenkt den Sinn der Könige. Sie ſind in der That ein Fluch für die Reiſenden; denn wenn es ihren Neigungen entſpricht, ſie außerhalb des Landes zu halten, ſo brauchen ſie nur alle Arten von Unglück vorherzuſagen — wie Trockniß, Hungersnoth oder Krieg — als Folge davon, daß jene ihre Augen auf das Land werfen, und Häuptlinge, Volk, Alle miteinder werden ihnen glauben; denn wie man leicht denken kann, richten bei unaufgeklärten Leuten übernatürliche, imaginäre Prophezeihungen mehr aus, als ſachliche Gründe. Das Inſtrument, mit dem ſie wahrſagen, ſo einfach es erſcheinen mag, iſt das Horn einer Kuh oder Antilope (Uganga), welches ſie mit magiſchem Pulver füllen, das gleichfalls Uganga heißt. Vor einem Dorfe in den Boden geſteckt, glaubt man, daß es hinreichend Kraft beſitze, vor dem Angriffe eines Feindes zu ſchützen.

Einfach dadurch, daß der Magier es in der Hand hält, giebt er vor, Alles, was verloren gegangen oder geſtohlen worden iſt, entdecken zu können, und es ſind Beiſpiele bekannt geworden, wo es vier Mann mit unwiderſtehlicher Gewalt mit ſich fortriß bis zu einem Diebe, den es dann bearbeitete und völlig ſeiner Sinne beraubte. Der Glaube an die Macht des Zaubers hat ſich ſo feſt in den Geiſt der Eingeborenen eingeprägt, daß ſie den Magier für Stöcke, Steine oder Schlamm bezahlen, die er für ſie zube-

Digitized by Google

reitet hat. Sie glauben, daß gewiſſe Blumen, in der Hand gehalten, ſie nach irgend etwas Verlorenem hinführen werden, wie die Stimme gewiſſer Thiere, Vögel oder Säugethiere, ihnen Glück bringe oder ſie vor Gefahr waene. Mit dem äußerſten Wohlbehagen bauen ſie eine zwergige Hütte auf dem Felde und legen etwas Korn darauf, um den böſen Geiſt geneigt zu machen, und geſtatten ihm, die Früchte ihree Arbeit zu ärndten, und auch dies nennen ſie ihr Uganga oder Kieche.

Sie haben aber auch noch viele andeee und ſcheeckliche Gebeäuche. In unruhigen Zeiten z. B. ſchlachtet der Magier, wenn er durch die Betrachtung des Blutes und der Knochen eines zu dieſem Zwecke geſchlachteten Huhnes die Gewißheit erhäit, daß ein Krieg beabſichtigt wird, ein kleines Kind und läßt dann, nachdem er es dee Länge nach auf einen Weg gelegt hat, die Krieger auf ihrem Wege zum Kampfe dae über ſchreiten, um durch dieſes Opfee ihnen den Sieg zu ſichern. Ein anderer dieſer außerordentlich barbariſchen Gebräuche findet dann ſtatl, wenn ein Häuptling ſeinen Nachbar mit Krieg zu überziehen wünſchl und den Magier herbeiruft, um eine günſtige Zeit zum Losſchlagen zu entdecken. Der Doktor ſtellt ein geoßes irdenes Geſäß halbvoll Waſſer über ein Feuer, legt übee deſſen Oeffnung einen Roſt von Stöcken und auf dieſen dichl neben einander ein kleines Kind und ein Huhn, bedeckt dann beide mit einem gleich geoßen iedenen Geſäß wie das erſte, nur umgekehrt, um den Dampf darin zu halten, und brennt das Feuer an. Hat es eine Zeit lang gekocht, dann ſieht er nach, ob ſeine Opfer noch am Leben ſind oder todt. Sind ſie bereits todt, dann muß dee Krieg verſchoben werden, leben ſie aber noch, muß er ſofort beginnen.

Zu dieſen Extremen nimmt man abee nicht oft ſeine Zuflucht, denn die Eingeborenen ſind gewöhnlich mit einfachen Mitteln zufrieden, wie mit dem Schlachten einer Ziege ſtatt eines Kindes, um darüber wegzuſchreiten. Um irgend ein ihren Wohnungen ſich nahendes Unheil abzuwenden, wied ſchon ein zertretener Feoſch, oder iegend eine andere ſolche Abgeſchmacktheit in den Weg gelegt als ein ſpecifiſches Mittel betrachtet.

Wie der Neger ſo viel Jahrhunderte lang, ohne fortzuſchreiten, hat leben können, ſcheint wunderbar, da alle Afrika umgebenden Länder im Vergleiche ſo vorgeſcheitten ſind, und nach dem voewärts ſtrebenden Zuſtand der Welt zu urtheilen, wird man zu der Annahme geführt, daß der Neger entwedee bald aus ſeiner Dunkelheit heraustreten oder durch eine ihm überlegene Raçe erſetzt werden muß. Könnte man eine Regierung bilden, wie die engliſche in Indien, ſo würden ſie gerettet; ohne eine ſolche aber, füechte ich, iſt wenig Ausſicht voehanden, denn augenblicklich kann ſich der Afrikaner weder ſelbſt helfen, noch von Andern helfen laſſen, weil ſein Land ſich in einem beſtändigen Zuſtande von Unruhe befindet, und ee zu viel naheliegende Soege, nach ſeiner Nahrung zu ſehen, hat, als daß er an irgend etwas Anderes denken könnte. Wie ſeine Väter von je handelten, ſo handelt er. Ee nutzt ſeine Frau durch Arbeit aus, verkauft ſeine Kinder, macht Alle, an die ee Hand legen kann, zu Sklaven, und begnügt ſich, wenn er nicht um das Eigenthum Anderer kämpft, damit, zu trinken, zu ſingen, wie ein Pavian zu tanzen nnd die trüben Sorgen zu vertreiben. Nur Wenige machen baumwollenes Zeng oder arbeiten in Holz, Eiſen, Kupfer und Salz; ihr Geſetz ſchreibt ihnen eben vor, ſo wenig als möglich zu thun und nicht mehr áufzuſpeichern, als der Bedarf der nächſten Jahreszeil erfoedert, damit nicht ihre Häuptlinge oder Nachbarn es begehren und es ihnen enteeißen.

Ich muß hinzufügen, daß Sklaverei eine bedeutende Ueſache der Faulheit iſt; es werden durch dieſelbe die Herren zu ſtolz, um zu arbeiten, damit man ſie nicht etwa ſelbſt für Sklaven halte. In Folge hiervon gehen die Frauen den häuslichen Arbeiten nach — Brauen, Kochen, Koen mahlen, Töpfe und Körbe machen, das Haus und die Rinder behüten — außerdem helfen ſie den Sklaven beim Landbau oder zuweilen ſelbſt beim Hüten der Heeeden."

Den Lichtpunkt dee ganzen Expedition bildet der Aufenthalt derſelben an dem Hofe des freundlichen Königs Rumanika von Karagué. Welche Schickſale mußten die Reiſenden erdulden, wie oft wurden ſie von den frechen, unverſchämten Häuptlingen, von welchen der Durchzug zu erkaufen war, geplündert, ja beraubt und einmal ſogar von dem ſchon erreichten Punkte (der Hauptſtadt Kazé) zurückgetrieben! Nun hörten Unterdrückungen und Erpreſſungen auf. In dem Könige Rumanika (aus der Wahuma-Raçe) lernen wie wirklich einen Mann von überlegener Geiſteskraft und von Charakter kennen. In ſeinem Lande werden keine Steuern von Fremden erhoben, die Karawane wurde auf ſeinen Befehl eegelmäßig von den Dorfbeamten mit dem Nöthigen verſorgt, der König ſelbſt aber beannte voe Begierde, die weißen Männer zu ſehen und zu bewirthen. Als dieſelben anlangten, erzeigte er ihnen wirkliche Gaſtfreundſchaft, und obwohl in den lächerlichſten Irrthümern und höchſt kindiſchen Vorſtellungen aufgewachſen, äußerte er doch das lebhafteſte Intereſſe, ſich zu belehren, von fremden Ländern, von den Künſten und Wiſſenſchaften der weißen Menſchen zu erfahren. Freilich ſtellte dieſer intelligente Schwarze an unſere Reiſenden nebenbei die kleine Bitte, ſeinen ihm unbequemen Bruder, der als Thronbewerber auftrat, wenn es ſein könnte, durch eine kleine Zauberfoemel und dergleichen zu beſeitigen. Tödten wollte er ihn dabei eigentlich nicht, da Brudermord allerdings hier zu Lande ein großes Verbrechen ſei, er wolle ihm nur die Augen ausſtechen und ihn dann laufen laſſen.

Weſtindien.

Cuba und die Sklaven-Emanzipation. *)

Die unheilvolle Feage der Negerſklaverei, die ein blühendes Land in den ſcheecklichſten Krieg geſtürzt hat, den man ſeit Menſchengedenken kennt, entwickelt ſich in immer größeren Dimenſionen und ſcheint ihrer Löſung entgegenzugehen. Von der Entſcheidung in Nordamerika hängt die Entſcheidung im ganzen amerikaniſchen Kontinente ab. Die vorliegende Schrift iſt ein Beweis dafüe, daß man es fühlt, daß den Sklavenbeſitzeen auf Cuba und ſonſt in den ſpaniſchen Kolonien, ſo zu ſagen, das Feuer ſchon auf die Nägel beennt, daß man die Löſung der Feage bereits als nicht länger aufzuſchiebende Nothwendigkeit betrachtet. Den Bewohnern von Cuba ſteht namentlich das Beiſpiel von S. Domingo als deohende Warnung vor Augen. „Seine ſtets blutigen Wunden (ſagt der Verfaſſer) grüßen jeden Tag die Wunden unſeres Cuba's und ihee Zahl führt uns ſtels neue Thaten einer zügelloſen Rache voe Augen." Das Triumphgeſchrei dieſer Afrikanee wied unſeren Sklaven leicht veenehmbar weeden, ſobald ſie darauf Achl geben; ein einziger, ſcheinbar verirrter Funke dieſes Brandes kann in unſeeem Vaterlande niederfallen, hiee in dem leicht entzündbaeen Centrum

*) Cuba y la emancipacion de sus esclavos, por D. Durama de Ochoa. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

einer ungerecht unterdrückten Race. Nur wenige von uns Cubanern haben ſich bisher darüber Sorgen gemacht, denn die Verſenkung in den Gelderwerb, der Genuß einer thatſächlich ungeſtörten Ruhe, das Vertrauen auf die Regierungstruppen haben uns ganz und gar blind gegen die Konſequenzen gemacht, welche das traurige Beiſpiel von S. Domingo unter uns haben kann. Die Revolution unſerer Sklaven im Jahre 1844, welche, von freien Farbigen angezettelt und begünſtigt, zum Glück noch entdeckt wurde, ehe noch ihre weitangelegten Pläne ihr Zerſtörungswerk vollführten, erſchien uns blos als eine traurige Epiſode einer Handel Mißvergnügter; die Erſchießung des Dichters Placido (Schwarzer) als Rädelsführers und die Beſtrafung anderer Angeklagter, die unter der Peitſche ſtarben, ſchien uns eine genügende Beſchwichtigung."

Die Schrift iſt alſo ein Nothſchrei; die weiße Bevölkerung, die ſich in bedeutender Minderheit befindet, ſieht mit Schrecken der Zukunft entgegen, die ihr möglicher Weiſe ſelbſt den Untergang bringen kann.

Wir finden über die Negerſklaverei und die damit zuſammenhängenden geſellſchaftlichen Zuſtände Cuba's alles Mögliche zuſammengeſtellt; auch die Einführung von Chineſen und indiſchen Kuli's wird beſprochen. Der Transport, namentlich der Erſteren, iſt nicht viel menſchlicher als jener der Negerſklaven; der außerordentlich aufſeſſige Charakter der Chineſen macht ganz ungewöhnliche Maßregeln nöthig. Mehrere ſolcher Schiffe ſind nämlich bereits durch Aufſtände und Meuterei von den Chineſen genommen worden und, um ſolchen Vorfällen zuvorzukommen, greift man zu den ſtrengſten Mitteln: Schildwachen unter dem Gewehr, mit Kartätſchen geladene Kanonen u. ſ. w. — Dieſe Chineſen bilden alſo ein ſehr gefährliches Element in der cubaniſchen Bevölkerung und können den Negern leicht die nöthige Intelligenz leihen, die dieſen fehlt. Die indiſchen Kuli's werden dagegen als weit friedlicher und ungefährlicher gelobt.

Uebrigens werden die Chineſen völlig als Sklaven behandelt; auch ſprechen die Landbeſitzer in ihrer Weiſe nicht von Miethen und Vermiethen, ſondern von comprar und vender (Kaufen und Verkaufen) dieſer angeblich freien Arbeiter — ganz alſo dieſelbe Weiſe, wie man mit unſeren deutſchen Landsleuten in Braſilien zu verfahren pflegt.

Der Verfaſſer empfiehlt bei Löſung der Sklavenfrage ſeiner Regierung namentlich die Maßnahmen, welche Holland in Surinam getroffen hat. Am Schluſſe wendet er ſich in einer ſehr lebhaften Apoſtrophe an das chriſtliche und katholiſche Spanien und beſchwört es, dieſem gegen alle Dogmen des Chriſtenthums verſtoßenden Inſtitute ein Ende zu machen. Namentlich verweiſt er als auf ein glänzendes Beiſpiel auf die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Rußland unter Alexander II.

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen.*)

6. Wie die rothen Roſen entſtanden.

Im Anfange gab es auf Erden nur weiße Roſen. Auch der Roſenſtrauch, der in Bethlehem an der Krippe des göttlichen Kindes ſtand, trug während Alles mit Schnee bedeckt war, nur milchweiße Blüthen, die ringsum einen ſilbernen Schein ergoſſen. Schneeweiß blühte auch der Roſenbuſch, der auf Golgatha nahe dem Kreuze des ſterbenden Heilandes ſtand. Allein da rannen aus den heiligen Wunden des Erlöſers die Blutstropfen herab, und alsbald waren die weißen Roſen hochroth gefärbt. Seitdem trug der Strauch alljährlich nur rothe Roſen die gar köſtlich dufteten. Und ſo giebt es nun weiße und rothe Roſen, und zum Preiſe des Heilandes blühen beide wunderbar in der Chriſtnacht eine Stunde lang, während alle anderen Pflanzen kahl und dürr unter dem Schnee ſchlafen.

7. Der Hagedorn.

Ehedem trug der Hagedorn keine Blüthen. Als aber einſt die Juden ſeine Zweige abſchnitten, um ſie zur Dornenkrone für das heilige Haupt des Erlöſers zu flechten, war er darob ſehr betrübt und fing zu weinen an. Da erbarmte ſich ſeiner der ſterbende Sohn Gottes und verwandelte deſſen Thränen in zarte Blüthen von ſchneeweißer Farbe. Von dieſer Zeit an iſt der Hagedorn alljährlich in der heiligen Leidenswoche mit weißen, ſchneeflockengleichen Blüthen geſchmückt. Wer ſie erblickt, möge andächtig des Leidens unſeres lieben Herrn und Heilandes gedenken!

8. Chriſtus und der Teufel.

Zu jener Zeit, als Chriſtus noch allein auf Erden wanderte, begegnete er einſt auf einer grünen Wieſe dem Teufel, der ebenfalls allein den Erdkreis durchzog. Da begann der Teufel zu ſprechen: „Meiſter, es iſt doch nicht gut, allein zu wandern. Laß uns zuſammengehen!" Ob dieſer Worte war der Herr Jeſus ſehr erzürnt und rief: „Weiche von hinnen, du Erzfeind meiner Werke, denn mit dir will ich keine Gemeinſchaft haben!" Darauf fing der Teufel zu bitten an: „So gieb mir wenigſtens ein Thier aus deiner Schöpfung, das mich auf meiner Wanderung begleiten würde, und dir wähle auch eines, auf daß du nicht einſam wandelſt!" „Das möge geſchehen," ſagte Jeſus. „Nimm dieſe Geige und hebe zu ſpielen an. Jenes Thier, das, von deinen Klängen angelockt, aus dieſem Haine hervorkommt, ſoll dir gehören und allzeit dir folgen!" Der Teufel erfaßte die Geige und ſpielte eine wilde, hölliſche Weiſe auf. Nach einer Weile rauſchte es im Gebüſch, und eine große, ſchwarze Schlange kroch hervor. „Das iſt dein Thier," ſagte Jeſus, „das ſoll dich begleiten. Nun aber will auch ich ein Thier mir wählen!" Und der Sohn Gottes nahm die Geige und ſpielte eine wunderliebliche Weiſe. Alsbald kam ein allerliebſtes milchweißes Lamm aus dem Haine zum Vorſchein. „Das iſt mein Thier," ſagte der Herr Jeſus, und das Lamm hüpfte zu ihm heran. Darauf ging der Teufel zornig nach links, und die Schlange folgte ihm, Jeſus aber ſchritt nach rechts, und ihn begleitete das weiße Lamm. Deshalb gehört noch heute die Schlange dem Teufel an, das Lamm aber iſt dem Herrn Jeſus geweiht. Auf des Teufels Geheiß lauert die böſe Schlange dem Lamm auf und ſucht es zu verderben. Doch Chriſtus, der Herr, wird es beſchützen in Ewigkeit.

9. Der Marienring und die Chriſtuskrone.

Vor vielen hundert Jahren thronte in Prag eine Frau Königin, die war jung und wunderhold und badete an jedem ſchönen Sommertage im kühlen Moldauſluſſe. Einmal jedoch erhob ſich ein Sturm, die Wellen ſchäumten und tobten, und die arme Königin gerieth in große Gefahr. Schon begann ſie in die Tiefe zu ſinken, und nur ihr langes, goldenes Haar ſchwamm obenauf, als ſich plötzlich der dunkle Himmel öffnete und die heiligſte Jungfrau

*) Vergl. Nr. 31 des Magazins.

Digitized by Google

Maria, das holdſelige Jeſukindlein am Arme, unter großem Glanze herniederſchwebte. Alsdann tauchte ſie ihre ſchneeweiße Hand in die Wellen, erfaßte die ſinkende Königin, trug ſie an das grüne Ufer und kehrte wieder in den Himmel zurück. Allein bei jener rettenden That war der heiligſten Jungfrau der leuchtende Diamantring vom Finger herabgeglitten und dem Jeſukindlein die goldene Sternenkrone vom Haupte gefallen: ſie ſanken auf den dunklen Stromgrund und kamen bis zur Stunde nicht wieder ans Sonnenlicht. Einmal aber werden zwei fromme Jünglinge ſie beim Baden auffinden. Wer von den beiden den diamantnen Marienring findet, wird König von Böhmen werden; wer aber die goldene Chriſtuskrone hinaufholt, den wird man in Rom zum Papſte machen. Alsdann wird Böhmen das reichſte und mächtigſte Reich der Erde ſein. Und wenn einmal König und Papſt geſtorben ſind, dann gelangen beide in die himmliſche Reſidenz.

10. Die ſtolze Schäferin.

Es war einmal eine junge Schäferin, die war ſehr ſchön, aber auch ſehr ſtolz. Sie beſaß eine Heerde weißer Lämmer und hütete ſie auf grünem Anger. Eines heißen Tages kam ein ehrwürdiger Greis zu ihr und ſprach: „Du liebe, holde Tochter, reiche mir einen Trunk kühlen Waſſers.“ Allein die Schäferin antwortete trotzig: „Ich habe kein Töpfchen und keinen Krug und kann dir kein Waſſer reichen!“ Da blickte der Greis die Lügende gar wunderſam an, und augenblicklich war ſie und ihre Heerde in weiße Steine verwandelt. So ſteht die ſtolze Schäferin noch heute dort auf dem Grünanger, allen Menſchen zur Warnung. Der Greis aber war der Herr Jeſus, der jedes ſtolze Herz verabſcheut.

11. Chriſtus und die Himmelsſoldaten.

Das, was ich Euch nun mittheilen will, hat mir einmal ein gutes Altmütterchen erzählt, das ſolches als junges Mädchen mit eigenen Augen geſehen hat, und Ihr dürfet es daher ruhig für wahr halten. In der heiligen Weihnacht, Schlag zwölf Uhr, ſollen nämlich hoch in den Lüften die Himmelsſoldaten ſichtbar werden. Es ſind zahlloſe, herrlich geſchmückte Reiter, die unter den Klängen einer wunderſchönen Muſik einherziehen: Mann und Roß glänzen wie Feuer und bedecken die Wälder und Felder unten mit mächtigem Lichte. An ihrer Spitze reitet eine königliche Geſtalt auf einem Pferde, das wie die Sonne leuchtet; ſie ſelbſt iſt weiß wie der Schnee und hält eine große Fahne in der Hand. Mit der erſten Glockenſtunde verſchwindet der ganze wunderbare Zug in den fernen Gebirgen. Der königliche Reiter auf dem Sonnenpferde ſoll der Herr Chriſtus ſein, der mit ſeinen Himmelsſoldaten den Einzug in die Welt hält, um wider die Feinde Gottes zu ſtreiten.

Alfred Waldau.

Kleine literariſche Revue.

— **Dieſſeits und jenſeits des Oceans.** Guſtav Struve, der bekannte badiſche Publiziſt, der nach zwölfjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nach Deutſchland zurückgekehrt iſt, giebt jetzt hier in zwangloſen Heften eine periodiſche Schrift „zur Vermittelung der Beziehungen zwiſchen Amerika und Deutſchland“ heraus.*) Jedes der bisher erſchienenen Hefte beſchäftigt ſich in der erſten Hälfte mit amerikaniſchen und in der zweiten mit europäiſchen, ſpeziell mit deutſchen Zuſtänden. Der Verfaſſer iſt in Amerika vollſtändig zum Republikaner geworden, und ſo weit er die Zuſtände in den Vereinigten Staaten, wo der republikaniſche Standpunkt legal und berechtigt iſt, von dieſem Standpunkte betrachtet, werden wir ihm mit Theilnahme und Aufmerkſamkeit folgen. Er iſt mit den Dingen dort viel beſſer vertraut, als die meiſten anderen Deutſchen, die darüber ſchreiben. Seine Artikel über Gründung von Staaten und Städten in Amerika, über Städte-Vergrößerung, über die Verſorgung der Städte mit Waſſer, über ſtädtiſche Eiſenbahnen, über das amerikaniſche Wehrſyſtem, über die Deutſchen in Amerika und die Arbeiter-Verhältniſſe, über die Sklavenfrage und die Verwendung der freigelaſſenen Sklaven werden auch in Deutſchland gewiß mit Theilnahme ſowohl, als mit Vortheil geleſen werden. Weniger möchte dies mit ſeinen Artikeln über Deutſchland und das alte Europa der Fall ſein. Die Leſer dürften Herrn Struve auf dieſem Gebiete leicht denſelben Vorwurf machen, den er den meiſten deutſchen Federn macht, die über Amerika ſchreiben. Er iſt auf dieſem Gebiete ein Fremder, oder ihm doch fremd geworden, und verſteht davon wenig mehr, als geborene Engländer oder Amerikaner, die darüber ſchreiben. Was und wie er hier von ſeinem Standpunkte aus ſieht und urtheilt, mag ſubjektiv ganz wahr und achtungswürdig ſein; objektiv iſt es jedoch meiſtens oberflächlich, unzutreffend und darum von nur geringem Werth.

— **Ernſt Scherenberg's „Stürme des Frühlings.“***) Die Freunde des Dichters werden mit Vergnügen dieſe neue Muſengabe aus ſeiner Hand empfangen. „Altes Leid“ in Liedern ſchließt mit der Ermuthigung:

> Laß muthig deines Schiffes Bug
> Des Lebens Brandung theilen —
> Die Wunden, die die Welt dir ſchlug,
> Kann auch die Welt nur heilen,

und geht dann mit einigen „deutſchen Liedern“ an das Vaterland zu „neuem Leben“ über. Die Dichtung „Verbannt,“ die bereits in beſonderem Abdruck erſchien und ſich viele Theilnahme erwarb, iſt dem vorliegenden Bändchen ebenfalls beigefügt. Es ſind die Lieder eines politiſchen Flüchtlings über das Meer, die wehmüthigen Laute eines Heimatloſen, die letzten Worte eines in der öden Fremde Verſcheidenden, deren edle poetiſche Haltung ihnen überall Freunde gewinnen wird. Auch zur Compoſition ſcheinen uns die Lieder ſehr geeignet, deren erſtes mit den Worten ſchließt:

> Sei ſtark, mein Weib, und weine nicht!
> Gieb, Knabe, mir die Hand:
> Die Küſte dort im Abendlicht —
> Das war dein Vaterland!

— **Die Himmelſtraße, eine altdeutſche Dichtung.** Im Auguſt-Hefte der „Nordiſchen Revue,“ von Wilhelm Wolfſohn,**) giebt der ruſſiſche Oberbibliothekar, Dr. R. Minzloff, Nachricht über eine in der kaiſerlichen Bibliothek zu St. Petersburg befindliche altdeutſche Pergament-Handſchrift, angeblich aus dem Jahre 1383, welche auf 86 Blättern in 4. ein religiös-philoſophiſches Gedicht, „die Himmelſtraße“ enthält, deſſen Verfaſſer ſich nicht genannt und das, ungeachtet ſeines poetiſchen, wie ſeines literargeſchichtlichen Werthes, bisher gänzlich unbekannt geblieben zu ſein ſcheint.

*) Dieſſeits und jenſeits des Oceans. 1.—3. Heft. Coburg, F. Streit's Verlagsbuchhandlung, 1864.

*) Stürme des Frühlings. Neue Gedichte von Ernſt Scherenberg. (Ein Bändchen von 132 S. in 32.) Berlin, Heinr. Schindler, 1864.

**) Leipzig, Veit u. Co., 1864.

Digitized by Google

Ueber die Tendenz des Gedichtes ſprechen ſich die erſten Verſe deſſelben in folgender Weiſe aus:

Daz buch sol une ein bekant
Ez ist die himmel straze genant
Unde leret und wiset den menschen eben
Den rechten weg zu dem ewigen leben
Und Got zu in daz himmelrich
Da freide ist ane ende ewiklich.

Auf Blatt 12 iſt Nachſtehendes von des Menſchen freiem Willen geſagt:

Got hat dem menschen in disem leben
Eigen vrien willen geben
Daz er meg dun und lazen mit.
Anders het der mensche auch nit
Uf erden keine eigenschaft
Von einer naturlichen craft.
Alle eine andern habe
Die nimmet man im wol abe:
Ere und gut und waz er hat
Sin gelieder und wez er geleisten mag.
Den eigen willen im nieman
Genemmen meg oder kan.
Er mag in keren und wenden
Wu er hin will zu allen enden.
Den willen het Got uns menschen gelazen
In solicher meinunge und mazen.

Literariſcher Sprechſaal.

Abgeſehen von der in unſerem heutigen Eingangs-Artikel beſprochenen Preisſchrift des Herrn A. Batbie, iſt das Volkskredit-Syſtem von Schulze-Delitzſch auch von dem bekannten Publiziſten E. Seingnerlet in Frankreich kommentirt und warm empfohlen worden. In einer Reihenfolge von Artikeln im Journal le Temps hat derſelbe die wahren Freunde der Handwerker und der Arbeiter ſeines Vaterlandes aufgefordert, in ähnlicher Weiſe, wie Schulze-Delitzſch in Deutſchland der Arbeit fruchtbringendes Kapital verſchafft hat, auch in Frankreich vorzugehen. „Man möge nur immerhin, ſagt er, klein anfangen, wie Schulze in Delitzſch und Eilenburg angefangen. Rien de grand n'a de grand commencement, heißt es bei de Maiſtre; von dieſer Regel wird es in der Geſchichte der Menſchheit kaum Eine Ausnahme geben. Crescit occulto velut arbor aevo, iſt und bleibt der Wahlſpruch jeder großen Inſtitution."

Die in Berlin vor einiger Zeit unter berathender Mitwirkung des Herrn Schulze-Delitzſch zuſammengetretene Productiv-Aſſoziation der Shawl-Weber hat ſich jetzt als „Verein ſelbſtändiger Stuhlarbeiter" konſtituirt, und zwar unter der Handelsfirma ihres Geranten G. Petri (Grüner Weg Nr. 4), der den Verkauf der von der Genoſſenſchaft fabrizirten Shawls, Tücher und anderen Wollenwaaren beſorgt. Der Verein, der die Beachtung des Publikums in hohem Grade verdient, ſagt in einem uns vorliegenden gedruckten Circulare:

„Wenn der ungeheuere, durch die Anwendung der Dampfkraft und des Maſchinen-Betriebs erfolgte Aufſchwung der Induſtrie von unberechenbarem Segen für den Volkswohlſtand geweſen, ſo läßt ſich doch nicht verkennen, daß der handwerksmäßige Gewerbs-Betrieb dadurch nach und nach zu Grabe getragen wird und die betreffenden Gewerbetreibenden — ſoweit ſie nicht Vermögen genug haben, ſich der Mittel zu bedienen, welche die Konkurrenz und die Anforderung an ihre Produktionskraft nothwendig machen — gezwungen ſind, nach und nach ihre bisherige Selbſtändigkeit aufzugeben und zum Fabrikarbeiten zurückzugreifen. Auch wir haben dieſe bittere Erfahrung machen müſſen; weit entfernt aber, unſer Heil in jenen verkehrten Beſtrebungen zu ſuchen, womit viele unſerer Leidensgenoſſen ein gänzliches Verkennen ihrer wahren Intereſſen bekundeten, gingen wir von der lebensvollen Ueberzeugung aus, daß wir Hülfe nirgend anders als in uns ſelbſt zu ſuchen hätten, und eine dreijährige Erfahrung lehrt uns, daß wir uns hierin nicht getäuſcht haben. Es iſt uns während dieſer Zeit durch Fleiß und Sparſamkeit, durch Auferlegen aller möglichen Entbehrungen gelungen, ein Kapital zu ſchaffen, welches uns, verbunden mit unſerer ſolidariſchen Verhaftung, innerhalb der geſetzlichen Beſtimmungen, die Mittel in die Hand giebt, mit der Groß-Induſtrie in Konkurrenz zu treten."

Die neueſte Nummer der Zeitſchrift des ſtatiſtiſchen Büreau in Berlin bringt aus der Feder des Geh. Regierungsraths (früheren Miniſterialraths) Jacobi in Liegnitz einen für alle Freunde des Gewerbeſtandes höchſt anziehenden Aufſatz über die auf dem Prinzipe des Genoſſenſchafts-Weſens gegründete Wollengarn-Spinnerei, Tuchwalkerei und Appretur-Anſtalt der Tuchmacher in Sagan. Urſprünglich bloß eine gemeinſame Walkerei, iſt dieſe, nachdem das Sozietäts-Gebäude im Jahre 1841 abgebrannt war, zu einer vollſtändigen Fabrik für die vorgedachten drei Zwecke erweitert worden, und zwar mit einem urſprünglichen Koſten-Aufwande von 48,362 Thaler. Im Jahre 1842 waren es 47 Meiſter, die ſich bei dem Unternehmen betheiligten und die ſolidariſch ſowohl für die Beſchaffung des Kapitals, als für die auf dem Gebäude laſtende Hypothekenſchuld verantwortlich waren. Gegenwärtig iſt die Zahl der bei der Fabrik betheiligten Meiſter 85, von welchen 51 mit 316 Geſellen und 126 Lehrlingen auf etwa 500 Stühlen wöchentlich mindeſtens tauſend Stück Tuch liefern. Das gemeinſame Vermögen der Fabrik beträgt nach der letzten Bilanz 200,817 Thaler, wovon 120,373 Thaler zum Dividenden-Fonds gehören und in den ſtatutenmäßigen Friſten zur Vertheilung kommen ſollen. Das Beiſpiel der Saganer Tuchmacher iſt ſo aufmunternder Art, daß es auch anderwärts nachgeahmt zu werden verdient. Es iſt aus dieſem Beiſpiel erſichtlich, wie es der Handwerkerſtand anzufangen hat, um mit den mächtigen Fabrik-Herren zu konkurriren. Die Macht der Genoſſenſchaft iſt es, die dem einzelnen, mittelloſen, aber rechtlichen und darum kreditfähigen Arbeiter die Vortheile des Kapitaliſten verſchafft. Hilf dir ſelbſt, ruft die Volkswirthſchaft der tüchtigen Arbeitskraft zu, ſo wird dir der Himmel helfen

Von des engliſchen Kardinal Wiſeman „Erinnerungen an die letzten vier Päpſte und an Rom zu ihrer Zeit", welche Herr Profeſſor Dr. Reuſch im Auftrage des Verfaſſers ins Deutſche übertragen, iſt ſoeben die dritte Auflage der deutſchen Ueberſetzung erſchienen.*) Wir haben nach dem Erſcheinen der erſten Auflage im Jahre 1858 ſehr eingehend über dieſes Buch berichtet, das einen Theil der Sammlung von ausgewählten Werken der katholiſchen Literatur Englands bildet. In demſelben Verlage erſchien M. Thomſon's ebenfalls hauptſächlich für katholiſche Leſer geſchriebene Novelle „Die Hexe von Melton-Hill" in dritter und deſſelben Verfaſſers „Margaret Danvers, oder die Bajadere" in zweiter Auflage.

*) Köln, J. P. Bachem, 1864.

Digitized by Google

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr. (501)

Bei E. H. Schröder in Berlin iſt ſoeben erſchienen:

Anakreon's Lieder.

Im Versmaße der Urſchrift überſetzt

von

Karl Uſchner.

16. (XII, 70 S.) geh. 10 Sgr. Eleg. geb. mit Goldſchnitt 15 Sgr.

Der durch ſeine trefflichen Ueberſetzungen des Ovid und Homer vortheilhaft bekannte K. Uſchner übergiebt hiermit den Freunden der Poeſie und des Alterthums eine mit beſonderer Vorliebe bearbeitete Ueberſetzung des Anakreon. Das elegant ausgeſtattete Büchelchen wird ſicherlich denſelben wohlverdienten Beifall finden, welcher den früheren meiſterhaften Uebertragungen Uſchner's ſo allſeitig zu Theil geworden iſt. (491)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedächtnissreden.

Brandis (Chriſtian Auguſt), Gedächtnissrede auf Friedr. Wilh. Joseph v. Schelling. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Grimm (Jacob), Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

— — **Rede auf Wilhelm Grimm** und **Rede über das Alter,** gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpap. 8. geh. 20 Sgr.

Exemplare des ersten, November v. J. erschienenen Abdrucks in gr. 8. (ohne die Bilder) sind, soweit der geringe Vorrath reicht, zum Preise von 12 Sgr. zu erhalten.

Rudorff (A. A.), Gedächtnissrede auf Friedrich Carl von Savigny. Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1862. gr. 4. geh. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (502)

Bei Ambr. Abel in Leipzig iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mecklenburg's Volksſagen.

Geſammelt und herausgegeben

von

Dr. **A. Niederhöffer,**

Mitgl. d. Ver. für Mecklend. Geſch. u. Alterthumsk.

4 Bde. (67 Bog.) Broſch. Preis n. 2 Thlr.

Dieſe Sammlung iſt ein Volksbuch im beſten Sinne des Wortes. Der reiche Schatz köſtlicher Sagenſtoffe iſt hier nicht in breite, verwäſſernde Erzählungen verwandelt, ſondern ganz ſchlicht und einfach wiedergegeben, ſo daß dies Werk, ſchätzbar für den Alterthumsfreund, zugleich ein vortreffliches Unterhaltungsbuch bildet und als ſolches dem geſammten deutſchen Volke (nicht blos den Bewohnern des Landes dem dieſe Sagen angehören) empfohlen werden kann. (494)

Verlag der S. Schropp'schen Landkartenhandlung (L. Beringuier) in Berlin.

Dechen, Dr. H. von, K. Ober-Berghauptmann, **geologische Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen.** Im Auftrage des Königlichen Handels-Ministeriums herausgegeben. 31 Sectionen. Maassstab 1 : 80,000. Preis à Section 1 Thlr.

In jeder Buchhandlung liegt eine Probe-Section nebst Prospectus zur Ansicht bereit. Erschienen sind bis jetzt 31 Sectionen. Jede Section wird einzeln gegeben.

Wichtig für Staats-Oeconomen, Bergleute, Land- und Forstwirthe. (493)

Chronik der Gegenwart.

Rundſchau auf dem Gebiete von Staat, Kirche und Geſellſchaft

für alle Stämme und Stände Deutſchlands,

redigirt von den Herausgebern

F. Reher und **J. Strobel.** (492)

Eine zuſammenhängende in Monatsheften erſcheinende Geſchichte unſerer Tage in Leben und Literatur mit eingehenden hiſtoriſch-politiſchen und literaturgeſchichtlichen Erörterungen über die hervorragendſten Fragen, Ereigniſſe und Erſcheinungen der Gegenwart. — Die bis jetzt erſchienenen Hefte enthalten außer einer jedesmaligen politiſchen Revue, Abhandlungen ſtaats-, völker- und kirchenrechtlicher, ſowie geſchichtlicher Natur, Statiſtik, Nationalökonomie, hiſtoriſchen Roman, Politik, Kritiken, literariſche Rundſchau ꝛc.

Zu beziehen durch jedes **Poſtamt** und jede **Buchhandlung,** — **L. Finſterlin** in München.

Abonnementspreis pro Vierteljahr 45 kr. oder 15 Ngr., pro Jahr 3 fl. oder 1⅓ Thlr.

Konfirmations-Geſchenk.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Herzens.

von **J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben

von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (499)

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, reſp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr., reſp. 1 Thlr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann."

Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für allgem. Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen." 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft." (498)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

OBRAS ESCOGIDAS

DE

DON JUAN EUGENIO HARTZENBUSCH.

Edicion alemana dirigida por el autor.

2 Tomos. Con el retrato del autor. 2 Thlr. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese von Hartzenbusch, einem der gefeiertsten lebenden spanischen Dichter, selbst besorgte Originalausgabe einer Auswahl seiner Werke bietet den Liebhabern der spanischen Literatur eine reiche Sammlung von Erzählungen, Fabeln, Gedichten und Dramen. Die Sammlung ist auch zum Verkauf in Spanien selbst autorisirt. Das dem ersten Bande beigegebene Porträt des Verfassers in Stahlstich ist auch einzeln zum Preise von 10 Ngr. zu beziehen.

Das Werk bildet zugleich Band XIV und XV der von der Verlagshandlung unter dem Titel: „Coleccion de autores españoles", herausgegebenen Sammlung spanischer Werke, wovon bis jetzt folgende Bände erschienen sind:

Fernan Caballero, Clemencia.
Fernan Caballero, La Gaviota.
Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha, 2 tomos.
Fernan Caballero, La familia de Alvareda. Lágrimas.
D. Antonio de Trueba, El libro de los Cantares.
A. Herrmann, Composiciones jocosas en prosa.
Fernan Caballero, Cuentos y poesias populares andaluces.
D. Antonio de Trueba y la Quintana, El Cid Campeador.
D. Antonio de Trueba, Las Hijas del Cid.
José Marmol, Amalia. 2 tomos.
Fernan Caballero, Relaciones.
Fernan Caballero, Elia ó la España treinta años ha.

Jeder Band kostet geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Sammlung ist vollständig oder in einzelnen Bänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (490)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

1864. **Magazin** No. 39.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 25. September **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Aus dem Orient, von Heinrich Brugſch . . 610
Feigenblätter, eine Umgangs-Philoſophie von Bogumil Goltz 611

Frankreich.

Guizot über das Weſen der Religion, Gott und Moſes 613

Italien.

Sang und Klang in den Straßen von Rom 616

Rußland.

Charkow, die Hauptſtadt der Ukraine . . . 618

Schweden.

Neue Gedichte vom Propſt Mellin . . . 621

Kleine literariſche Revue.

Der britiſche Staat eine Spar-Bank und Altersverſorgungs-Anſtalt 622
Die evangeliſchen Slowaken Ungarns . . 622

Literariſcher Sprechſaal 622

Mit dieſer Nummer endet **das** laufende Quartal. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebenſten Erſuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Beſtellung auf das nächſte Quartal möglichſt bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern **zu** erleiden.

Im Verlage von Karl Czermak in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ce qu'une femme doit être.
Réflexions sur l'éducation
par
Mme. Ve. Leprince de Beaufort,
née Csse. de Beaufort,
Membre de l'académie des Belles-Lettres de Falaise, de l'académie de statistique; de l'académie de l'industrie et de plusieurs sociétés savantes.
16. VI. und 56 Seiten geh. 45 kr. Oe. W. — 9 Sgr.
Elegant gebunden 75 kr. Oe. W. — 15 Sgr.

Das Büchlein, im elegantesten Französisch geschrieben, reiht sich in Tendenz und Sprache den allgemein geschätzten Schriften der Luise Büchner, Julie Burow, Elise Polko etc. durchaus würdig an. Dasselbe hat nicht verfehlt in gebildeten Damenkreisen das regste Interesse wachzurufen und wurde auch von der Kritik lobend anerkannt. (505)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Lectures
on the
Science of Language
delivered at the
Royal Institution of Great Britain
in 1863.
By **Max Müller,** M. A.
Second series.
With 31 wood cuts.
Roy. 8vo. Cloth. 6 Thlr.

The
Annual Register;
a
review of public events at home and abroad,
for 1863.
New Series.
Roy. 8vo. Cloth. 6 Thlr.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (510)

Bei S. Hirzel in Leipzig erſchien ſoeben:

Mikrokosmus
Ideen zur Naturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit.
Verſuch einer Anthropologie
Von
Herrmann Lotze.
Dritter (und letzter) Band.
8. Preis 3 Thlr. (512)

Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur.

Chronicles and Memorials of Great Britain and Ireland during the Middle Ages. Year-Books of the Reign of King Edward I. Edited by A. J. Horwood. 606 p. London, Longman. 10 s.

Secession in Switzerland and in the United States compared. By J. Watts (de Peyster) London. 1 s. 6 d.

Index the The Times and to the topics and events of the year 1863. By J. Giddings. 199 p. London, Freeman, 7 s. 6 d.

An Inquiry into the Character and Origin of the Possessive Augment in English and its Cognate Dialects. By James Manning. London, Trübner.

An English Catalogue of Books published from January 1835 to January 1863. Compiled by Sampson Low. London, Low & Co. (516)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche
Classiker des Mittelalters.
Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von
Franz Pfeiffer.
Erster Band. **Walther von der Vogelweide.**
8. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Die Sammlung, deren erster Band hiermit vorliegt, wird dem deutschen Volke neue, sorgfältige, das Verständniss erleichternde Ausgaben der schönsten mittelhochdeutschen Dichtungen in ansprechender Ausstattung und zu billigem Preise darbieten.

Der erste Band, enthaltend die Gedichte **Walther's von der Vogelweide,** eingeleitet, herausgegeben und erklärt von Franz Pfeiffer, ist nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst auch Unterzeichnungen auf die ganze Sammlung angenommen werden. (503)

Im Verlage von L. Hachette & Co. in Paris erschienen:

About, Edm., Salon de 1864. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
— — Madelon. 3. éd. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Deslys. L'héritage de Charlemagne. 2 vol. in 18. br. 6 fr.
Enault, L., Olga. 1 vol. in 18. br. 3 fr.
Figuier. La terre et les mers. 2. éd. 1 vol. gr. in 8. br. 10 fr.
— — La terre avant le déluge. 4. éd. 1. vol. gr. in 8. br. 10 fr.
Jurien de la Gravière. Voyage en Chine pendant les années 1847—1850. 2. éd. 2 vol. in 18. br. 7 fr.
Legrelle. Holberg considéré comme imitateur de Molière. 1 vol. in 8. br. 6 fr.
Moüy, Ch. de. Le roman d'un homme sérieux. 1 vol. in 18. br. 3 fr.
L'Obole des conteurs. Publication de la société des gens des lettres. 1 vol. in 18. br. 3 fr. 50 c.
Robert. Le combat de l'honneur. 1 vol. in 18. br. 3 fr.
Roland, Mme., Mémoires. Nouv. éd. revue et complétée par Faugère. 2 vol. in 18. br. 7 fr. (507)
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Aus dem Orient, von Heinrich Brugſch.*)

Die anziehenden ſieben Vorträge, die Heer Dr. Heinrich Brugſch im Laufe einiger Jahre im „wiſſenſchaftlichen Verein“ von Berlin über das alte und neue Aegypten, über Pyramiden und Hieroglyphen, über Germanen und Perſer gehalten, liegen uns zum erſtenmale gedruckt vor und werden gewiß in weiten Kreiſen mit demſelben Vergnügen geleſen werden, das ſie den Zuhöeren im engeren Kreiſe gewährt haben.

Der gelehrte Aegyptolog, der zugleich, wie Adalbert Kuhn, H. Steinthal, Max Müller und einige andere ſeiner begabten Altersgenoſſen, ein Jünger und Apoſtel der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft iſt, welche mit ihren Leuchten, Hammern und Meißeln in die entlegenſten Schachte ſprachlicher Denkmäler und Ueberlieferungen gedrungen, hat hier in eleganteſter und anſprechendſter Form einige Reſultate ſeiner Forſchungen vorgelegt. Frühzeitig mit der Kunſt vertraut, die Geheimniſſe der Vorwelt, wie ſie in den Papyrusrollen und auf den Steinen des alten Aegyptens enthalten ſind, zu entziffern, erzählt uns Heinrich Brugſch hier in anſpruchsloſeſter Weiſe — als ob er eine Novelle aus dem Franzöſiſchen überſetzte — was er Erhabenes und Anmuthiges geleſen, welche Weisheit er aus den ewigen Quellen des Lichtes und des Lebens geſchöpft, an denen einſt auch der älteſte Gotteslehrer, an denen Moſes geſeſſen, der dasjenige, was die auf ihr Wiſſen ſtolzen und eiferſüchtigen Aegypter als tiefes Geheimniß bewahrten, zum Gemeingut der Menſchheit gemacht hat.

Wunderbar und übeeraſchend aber iſt es in der That, daß ſich in jenen Papyrusrollen und auf jenen Steinen Zeugniſſe für die Wahrheit der bibliſchen Erzählung finden, unverwerfliche Zeugniſſe, die hier in Aeußerungen von Zeitgenoſſen dieſer Erzählung vorliegen. Eine Papyrusrolle, die ſich im British Museum befindet, enthält Baurechnungen des Schreibers Pimbſa über Arbeiten der Jsraeliten an einer der von Moſes erwähnten Zwingburgen, Pithum (die auf ägyptiſch „Pachtum“ heißt) und Ramſes, wobei es wörtlich heißt: „Summe der Bauten zwölf (bekanntlich die Zahl der Stämme Jsraels), ausgeführt von den Leuten, die, um Ziegel zu ſtreichen, aus ihern Wohnplätzen herangezogen wurden zu den Arbeiten an der Stadt. Sie machten iher Zahl an Ziegeln täglich, ohne auszuruhen von ihern Ziegelarbeiten, bis dieſelben vollendet waren. In ſolcher Weiſe iſt dem Auftrage Folge geleiſtet, den mein Heer gegeben hat.“ Die Arbeiter werden ſehr häufig „Apuru“ genannt, in welchem Worte man das ſemitiſche „Eber“, Hebräer erkannt hat. Unter der Aufſicht ägyptiſcher, als Polizei fungirender Miethstruppen von libyſcher Herkunft, „Mazai“ genannt, wird eine Schaar von Apuru bezeichnet, die in den Steinbrüchen Werkſteine zu dem Bau von Ramſes brechen. In zwei andern Papyrusrollen, die ſich in Leyden befinden, haben ſich briefliche Mittheilungen ägyptiſcher Schreiber am Hofe des Pharao (Aegyptiſch Per-āa und Pher-ao, „hohes Haus“) Ramſes II. (Seſoſtris) erhalten, worin es heißt: „Möge mein Herr Befriedigung darin finden, daß ich dem Auftrage, den mir mein Herr gegeben, Folge geleiſtet, welcher Auftrag lautete: Uebergieb die Nahrung den Soldaten, ebenſo wie den Apuru, welche die Steine nach der Stadt Ramſes-Miamun, des Wahrheitliebenden, ziehen und die dem Hauptmann der Polizei, Ameneman, untergeordnet ſind.“ Ebenſo werden in einer Felſen-Inſchrift von Hamamât achthundert Apuru als Erd- und Stein-Arbeiter unter der Aufſicht der „Mazai“ bezeichnet.

Auch ein Kartel-Vertrag des Pharao Ramſes II. mit dem ſemitiſchen Könige der Hethiter hat ſich erhalten, worin es heißt: „Wenn die Unterthanen des Königs Ramſes zum Könige der Hethiter kommen, ſoll der Letztere ſie nicht aufnehmen, ſondern dieſelben zwingen, zu Ramſes, dem Könige Aegyptens, zurückzukehren.“ Herr Brugſch meint, daß der Inhalt dieſes Vertrages kommentirt werde durch die Worte der Bibel, welche den Pharao ausrufen läßt: „Woblan, wir wollen ſie mit Liſt bekämpfen, daß ihrer nicht ſo Viele werden; denn wenn ſich ein Krieg erhöbe, dann möchten ſie ſich zu unſern Feinden ſchlagen und wider uns ſtreiten und zum Lande ausziehen.“ — Auch mag jener Vertrag vielleicht mit ein Grund geweſen ſein, warum Moſes nach dem Auszuge aus Aegypien vorerſt noch in der Wüſte blieb.

Das Vorſtehende, wie ſehr vieles andere Intereſſante und Neue aus den Mumien-Gräbern, iſt in dem Vortrage über „Moſes und die Denkmäler“ enthalten. Ein anderer Vortrag: „Was ſich die Steine erzählen,“ führt uns in die Pyramiden-Gräber, deren Granit- und Felſen-Wände gleich beim Eintritte uns in Hieroglyphen-Schrift die Mahnung zurufen: „O, die ihr lebet auf Erden, die ihr noch liebet das Leben und den Tod haſſet, wenn ihr eintretet in dieſes Grab und ſchauet dieſen Stein, ſo lobet und preiſet die Gottheit eures Landes; überlaſſet einſt gern den Kindeen und Kindeskindern Amt und Würden und legt euch hochbetagt zur Ruhe nieder, wie dieſer Verſtorbene, für deſſen Angedenken ihr ein Gebet ſperchen möget.“

Die Steine in den Pyramiden-Gräbern ſperchen es aus, was die ägyptiſchen Prieſter als ein tiefes Geheimniß bewahrten: daß die Gottheit eine Ewige, Ungetheilte, vom Anfang an Beſtehende, alle Dinge Erſchaffende ſei, daß Namen ſie nicht nennen, daß ſie den verklärten Seelen als das auch von Moſes ſo bezeichnete „Ich-bin-der-ich-bin“ ſich offenbaer. Nur den Eingeweiheten ward dieſe reine Lehre kund gethan, und die Gräberſteine rufen den Jüngern der Myſterien warnend zu: „Das iſt ein ſehr verborgenes Buch, laß es niemanden irgendwo jemals wiſſen, ſage es keinem Menſchen, laß es kein Auge ſehen, kein Ohr hören, nur du allein ſollſt es wiſſen, ſammt dem, der es dich gelehrt hat.“

In einem dritten Vortrage zu den Papyrusrollen wieder zurückkehrend, theilt uns Brugſch aus denſelben ein altägyptiſches Märchen mit. Das vierzehnte Jahrhundert vor Chriſti Geburt ſah in Theben, am Hofe des Pharao Ramſes Miamun, viele Poeten und Literaten. Es fehlte auch nicht an einem ägyptiſchen Homer, der mit dichteriſcher Begeiſterung die Kriege und Siege ſeines Königs und Herrn beſang und im Liede verherrlichte. Als unerreichbar durch den Glanz ſeines Styles ward der Dichter Kagabu angeſehen, der vom Pharao den Titel eines „Hüters der Bücheerollen“ erhalten hatte. Durch ſeine Sorgfalt ſind urſprünglich viele der Papyrusrollen aufbewahrt worden, die bis auf unſere Zeit gekommen und die jetzt in viele Bibliotheken und Muſeen zerſtreut ſind.

Im Jahre 1852 war eine Madame d'Orbiney aus London auf einer Reiſe in Italien durch Kauf in den Beſitz eines ſchön geſchriebenen altägyptiſchen Papyrus gekommen. Auf ihrer Heimkehr legte ſie die braune Rolle mit ihren ſeltſamen Schriftzügen, welche neunzehn Seiten füllten, dem berühmten franzöſiſchen Aegyptologen Vicomte de Rougé vor, der den Inhalt des Papyrus als ein altägyptiſches Märchen bezeichnete und eine Mittheilung darüber in

*) Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Werner Große, 1864.

Digitized by Google

der Revue archéologique machte. Dieſe Mittheilung verſchaffte dem Papyrus d'Orbiney, wie er ſeitdem genannt wird, in den Augen der Kenner einen ſo großen Werth, daß die Beſitzerin jetzt einen ſehr hohen Preis dafür verlangte. Da die franzöſiſche Regierung dieſen nicht zahlen wollte, ſo wanderte der zerbrechliche Schatz nach England, wo die reichen Mittel des British Museum nicht nur die Erwerbung der Rolle geſtatteten, ſondern auch eine möglichſt genaue Copie des Originals in einer ſplendiden Publikation der gelehrten Welt zugänglich machte.

Herr Brugſch iſt es, der von dieſem über dreitauſend Jahr alten Märchen zum erſtenmal eine vollſtändige Uebertragung liefert und jetzt auch deutſchen Leſern zugänglich macht, was ein Zeitgenoſſe von Moſes, der ägyptiſche Schriftgelehrte Annana, für das Kind des Pharao Ramſes Miamun, den Prinzen Seti Mernephta — einen wahrſcheinlichen Spielgenoſſen des nachmaligen großen Geſetzgebers der Israeliten — geſchrieben hat. Daß die alten Aegypter das Märchen zu den beſten Schriften ihrer damaligen Literatur zählten, beweiſt ein kritiſches Nachwort am Schluſſe, worin es heißt, daß dieſes Werk wegen ſeiner Vorzüglichkeit den berühmten Schriften von Kagabu, Kora und Meremapu beigeſellt werde.

Der Styl und der Ausdruck des Märchens erinnern allerdings an die Naivetät, an die Satzbildung und mitunter auch an die Wortbildung der moſaiſchen Urkunde. Der Inhalt des Märchens iſt jedoch gerade nicht ſehr anziehend für moderne Leſer. Den Grundſtoff bildet eine ganz ähnliche Scene, wie die zwiſchen Joſeph und der Frau des Potiphar, wie ſie in der Bibel erzählt wird, doch iſt dieſelbe in einen Rahmen von wunderlichen Thiergeſtalten eingefaßt, wie ſie nur der altägyptiſchen Phantaſie eigenthümlich iſt, und die gegen die erhabene und doch natürliche Einfachheit der bibliſchen Erzählungen ſehr abſticht. Das Märchen iſt und bleibt aber gleichwohl ehrwürdig durch ſeinen Urſprung, wie durch ſein nachweisbar hohes Alter.

Der vierte Vortrag: „Germanen und Perſer", verſucht es, die indogermaniſche Verwandtſchaft der beiden Völker und Sprachen in den iraniſchen und altdeutſchen Heldenliedern, ſowie in den Naturbildern und Kunſtdenkmälern Perſiens, nachzuweiſen, in welchem Lande Herr Brugſch als preußiſcher Geſandtſchafts-Attaché, ebenfalls längere Zeit geweilt und Studien gemacht hat. Gemeinſame Vorſtellungen, offenbar von den Anſichten über den Götter-Cultus nnd die den Göttern geheiligten Thiere ausgegangen, theilen Germanen und Perſer über die Bedeutung gewiſſer Thiere und über deren Verhältniß zu den Menſchen, und dieſe Vorſtellungen ſind von ihnen in Sitte und Sage unverkennbar deutlich erhalten.

In Bezug auf den Aberglauben ſtehen die heutigen Perſer noch auf der Stufe des germaniſchen Mittelalters, und ſie verharren ſo zäh darin, daß ſelbſt in offizieller Weiſe demſelben ſtrenge Rechnung getragen werden muß. Der Schah iſt ſtets von Hof-Aſtrologen umgeben, die aus den Sternen weiſſagen müſſen, ob dieſe oder jene Handlung zu einer beſtimmten Zeit glücklich oder unglücklich vollführt werden kann. Kein europäiſcher Geſandte wird empfangen, ohne daß die Aſtrologen des „Mittelpunktes des Weltalls" (des Schah) die Stunde der Audienz nach der Stellung und dem Einfluß der Geſtirne genau berechnet und beſtimmt haben. Die perſiſchen Aſtrologen geben noch heutzutage ſolche Kalender heraus, worin alle glücklichen und unglücklichen Tage des Jahres verzeichnet ſind, wie ſie Tycho de Brahe und Kepler für ihre Zeit haben bearbeiten müſſen.

Körperbildung, Charakter und geiſtige Anlagen bieten ebenfalls viel Analoges und Gleichartiges bei Germanen und Perſern dar. „Der Perſer iſt kein ſtiller, ernſter, in ſich gekehrter und brütender, ſemitiſcher Patriarch, ſondern eine bewegliche, heitere, lebensluſtige, lachende Perſon von ungewöhnlicher Verſtandesſchärfe und ſchlagendem Witze, eine Verkörperung der dichteriſchen Fiction des heitern Mirza Schaffy, wie ihn Bodenſtedt in ſeinen „Tauſend und Ein Tag im Orient" ſo trefflich und ſcharf gezeichnet. Die Mirza Schaffys laufen in allen Gaſſen der perſiſchen Städte umher; leider findet ſich nicht immer ein Bodenſtedt, um das geiſtige Bild in ſo gelungener Weiſe zu photographiren."

Dieſen vier Vorträgen gehen drei andere voran, welche das heutige Aegypten: „einen Tag und eine Nacht in Kairo," „das Nilboot" und „eine Wüſtenreiſe", zum Gegenſtand haben. Auch dieſe Scenerien hat der Verfaſſer mit objektiver Treue und mit anſpruchsloſer Kunſt geſchildert. Sie bilden zuſammen mit jenem Einblick in altägyptiſche Myſterien, Märchen und Weisheitslehren und mit der poetiſch-hiſtoriſchen Hinweiſung auf die gemeinſame Völkerwiege der kaukaſiſchen Race ein wahres, literariſches Schatzkäſtlein „aus dem Orient". J. L.

Feigenblätter, eine Umgangs-Philoſophie von Bogumil Goltz.*)

Bogumil Goltz, der Schriftſteller, der zugleich Bogumil Goltz der Menſch iſt (eine nicht bei allen Schriftſtellern geläufige Erſcheinung), hat uns nach langem Harren und unverſchuldetem Steckenbleiben des 2. und 3. Bandes ſeiner „Feigenblätter" (urſprünglich: „Hinter den Feigenblättern") betitelten Umgangs-Philoſophie den vollen Strauß derſelben in die Hände gelegt und eine Fluth von Gedanken und Ahnungen auf's Neue über uns ergoſſen. Wir haben es in dieſer Zeitſchrift offen bekannt, daß wir zu den Freunden und Werthſchätzern des urwüchſigen Dichters gehören, aber auch klar angedeutet, daß wir keine blinden Verehrer ſind, weil wir aus Bogumil Goltz keine ſociale Dogmatik extrahiren mögen, ſondern in ihm nur den Charakter, den Freimuth, den ehrlichen Menſchenkenner lieben und außerdem, wie in allen Dingen, ſo zumal in der Literatur: — das audiatur et altera pars!

Der unſcheinbare Bürger von Thorn, und nach ſeinem eigenen Ausſpruch „weſtpreußiſche Junker", iſt nicht durch irgend eine Laune des literarhiſtoriſchen Genius in die Welt geſchleudert worden. Da thäte man ihm bitter Unrecht! Goltz vertritt eine nothwendige Richtung unter Deutſchlands Dichtern und Denkern, ſeitdem aus dem individuellen Leben unſerer Schöngeiſter und Hausphiloſophen (das um 1830 ſein Grablied hören mußte), ſich der breite Strom der allgemeinen, der politiſchen, der ſocialen Intereſſen und, was die Bildung des Einzelnen betrifft, eine gewiſſe Schablonenmäßigkeit entwickelt hat. Ich glaube, es war ein Rathſchluß des lieben Gottes, daß hart an der Oſtgränze deutſcher Kultur, in einem fernen, halbpolniſchen Erdwinkel ein Mann die Feder ergriff, der den Kampf mit der wüſten Allgemeinheit entſchieden, ja unerbittlich aufnahm und einem nivellirenden Zeitalter von rings gleichartigem Gepräge die ſonderthümlichen Erfahrungen einer in ſich gefeſteten und ſehr von ſich ſelbſt durchdrungenen Einzelnatur entgegenſtellte.

*) Feigenblätter ꝛc., Zweiter Band: Diagnoſen, Signalements und Verdikte für exakte Menſchenkenntniß; Dritter Band: Umgangs-Philoſophie. Berlin, 1864. A. Vogel u. Comp.

Digitized by Google

Bogumil Goltz hat in hervorragendem Grade ſeine eigene literariſche Aufgabe, einen perſönlichen Beruf unter den Dichtern und Denkern, er iſt ein Schriftſteller, der für eine ganz beſtimmte Richtung ſo und nicht anders geſchaffen ward. Die heutige Welt der Maſſenparteiung, der Centraliſation, der Socialdemokratie und der Induſtrie-Aktien braucht Menſchen, denen ein durchaus ſelbſtändiger Trieb innewohnt, die ſtatt bei jeder neuen Naturerfindung vor Entzücken aus der Haut zu fahren, ihren Mitmenſchen den Glauben an die Uebernatur predigen und ihnen den Spiegel einer Wahrheit vorhalten, die keine Raumverkürzung und keine Zeiterſparniß erſchöpft, den Spiegel jener Wahrheit, von der Schiller begeiſtert ausruft:

In die Tiefe mußt du ſteigen,
Soll ſich dir das Weſen zeigen.

Wir ſind ſehr in die Breite gegangen in unſerer heutigen Zeit und alle unſere Entdeckungen gehen in die Breite des Erdballs oder des Himmelsgewölbes. Iſt es da nicht gut und nützlich, wenn auch die andere Seite, das Recht des Innenmenſchen, die ſo verachtete Seele, das Gemüth und der Humor, ihren Vertheidiger finden? Mancher möchte behaupten: das thun ja ſchon unſere philoſophiſchen Syſteme, unſere Dialektiker, Metaphyſiker und logiſchen Abſtraktionsmenſchen, unſere treuen Schildknappen der Methode, der Klaſſicität und der Alterthümlichkeit. Allein ſo hoch der Werth, die Würde und die Weihe der Wiſſenſchaft anzuſchlagen ſind, es iſt doch lange nicht genug, daß die Weisheit des Lehrſtuhls der ſtudirenden Jugend ein Privatcolleg vorträgt, bei welchem die Jugend leider nur all' zu oft einſchläft. Es muß auch einmal ein Mann zu den Leuten reden, d. h. es müſſen wir Alle mit und ohne Amt, mit und ohne Doktorgrad, mit und ohne Ehefrau, Parteiſtandpunkt und Aktienkapital, einmal uns tüchtig abkanzeln laſſen über den reichen Stoff unſerer zeitgemäßen Thorheiten, Ueberhebungen, Lieblingsgedanken und Geſammtabenteuer. Die Berechtigung hierzu fließt aus der Kraft einer lebenswahren, friſchen und muthvollen Auffaſſung des Menſchenbildes. Eine ſolche beſitzt Bogumil Goltz, ob ihn auch hin und wieder eine hypochondriſche Grille anwandelt und ſein Muth ſtellenweis bitterer Unmuth wird.

Die neue Strafpredigt, die von einer bornirten Kapuzinerpredigt wie der Geiſt vom Fleiſch ſich unterſcheidet, führt näher ins Einzelne und Praktiſche aus, was Goltz in dem Buche: „Die Bildung und die Gebildeten, eine Beleuchtung der modernen Zuſtände" (Berlin, 1864, Otto Janke) markig angedeutet hat. In den „Feigenblättern" geht er dem Menſchlein ſchärfer zu Leibe, er verfolgt es erbarmungslos in all' ſeine Schlupfwinkel und giebt ein oft wohlgetroffenes, gewiß nie geſchmeicheltes Conterfei des großen Staats- und Geſellſchaftsbürgers, des tauſendfältigen Vereinsmitgliedes, des nach dem Goltziſchen Sprachlexikon „geleitartikelten oder leitartikelnden Genius". Das apodiktiſche Urtheil iſt das Lebenselement unſeres Dichters, und das hat augenſcheinlich ſeine Gefahren, die wir keinen Augenblick weder verkennen noch beſchönigen dürfen. Doch es iſt Mannheit in dieſem Thurmbau energiſcher Sätze, die oft neben Hand und Fuß noch einen ſehr gewichtigen und gewaltigen Rumpf haben. Selbſt wo die Wahrheit einer Bemerkung auf die Spitze getrieben wird, läßt man ſich den kühnen, klirrenden Schwert-Hieb gefallen, weil eine derbe, biedere und kerndeutſche Fauſt ihn austheilt.

Jedes Buch hat ſeinen „Herzpunkt", in welchem der Verfaſſer den Schrein ſeines Innerſten öffnet und das Lebensprinzip ſeiner geſammten Weltbetrachtung offenbart. Bei einem Bogumil Goltz iſt der nicht gar leicht zu treffen, denn er liefert nicht wie die engliſchen Romanſchreiber es machen, an auserleſenen Plätzchen genial zerſtreute Sentenzen, ſondern ſein ganzes Werk iſt ein Gefüge von ſolchen, ein fortlaufender Faden von Beobachtungen der Wirklichkeit, die — es iſt manchmal um der Häufung willen jammerſchade — keine Fabel, keine Erzählung, keine ausgedachte Romantik unterbricht. Die ſchweren Maſſen der Kernſtellen drängen ſich zu ſtark. Indeſſen es giebt Leuchten in dieſem Urwalde „exakter Menſchenkenntniß." — Hören wir ihn ſelbſt:

„Die „geſcheuteſten Leute" begreifen heute nicht mit Konſequenz bis in das Gewiſſen hinein, daß der Untergrund des ſinnlichen, des endlichen Lebens: die überſinnliche Welt und die Unendlichkeit iſt; daß die Augenblicke in der Ewigkeit gehalten ſind, daß jede vereinzelte Thätigkeit und Vorſtellung ihre Kraft und Wahrheit von dem „allgemeinen Leben" bezieht, mit dem ſie korreſpondirt, zu deſſen Augenblicken ſie gehört.

„Der Verſtand" kann alſo nur in dem Maaße und in der Weiſe ein Verſtehen des Göttlichen, des Abſoluten und Lebendigen ſein, als er mit Seele, Gemüth und Gewiſſen korreſpondirt! Ohne dieſen Kontakt bliebe der Verſtand ein abſtrakter Prozeß, ohne Reflexion der ſinnlichen Formen, ein auf die Endlichkeit und Aeußerlichkeit bezogener Geiſt. Wir meinen und fühlen mit unſern „hallenden Worten von Erde", ſobald wir in Freude oder Schmerz bewegt, von Glaube und Liebe erregt ſind, doch das große, ganze, unendliche Leben, wenn wir auch nur einzelne Dinge und Augenblicke benennen! Im einzelnen Baum, in einem Blatt, einer Blume, in einem Grashalm: entzückt uns ja doch das Wunder der Vegetation! In der Geliebten umarmt der Mann nicht nur eine beſtimmte Perſon, ſondern ſeine andere Menſchenhälfte, das Weib, die ewig junge Eva; ſie dolmetſcht dem Geliebten die Natur, macht ſeinen dürren Schulverſtand flüſſig und leiht ihm den Witz, welcher die Prozeduren abkürzt. Die vereinzelten Erſcheinungen, die Augenblicke, die Vorſtellungen und Begriffe wären nichts und würden nichts wirken, wenn ſie nicht mit dem ganzen Leben aus einem Wuchſe wären, wie die Gliedmaaßen und alle innern Organe mit dem Leibe und wie der Leib mit Seele, Wille und Geiſt.

„Es iſt eine Täuſchung des ſinnlichen, von Seele und Gemüth abgelöſten Verſtandes: wenn wir iſolirte Dinge, Kräfte und Wirkungen wahrzunehmen, wenn wir eine iſolirte Situation zu erleben vermeinen. Jede ſcheinbar vereinzelte Kraft vermag eine ſolche nur dadurch zu ſein, daß ſie eine Weltkraft, ein Mikrokosmus iſt, der ſich einen Augenblick zu einem Gravitationspunkt des allgemeinen Lebens gemacht hat. Im Reiche des Geiſtes ſehen wir Urſachen und Wirkungen, Mittel und Zwecke, primäre und ſekundäre Kräfte, Lichter und Licht-Reflexe nie ſo im Zuſammenhange, wie in der ſinnlichen Welt; in dieſer erblicken wir den Arm und den Mann, der eine Kraftäußerung ausübt, oder ſeinen Hebel und den Boden, der ſeinen Stützpunkt abgiebt; — aber in der ſittlichen Welt nehmen wir oft eine bohrende Spitze wahr, auch wohl den Arm, der das Inſtrument handhabt, jedoch ſelten den Körper und keinmal den unſichtbaren Prozeß, welcher dem Körper die Lebenskraft, die Nervenkraft, die Willenskraft zuführt. — Nur Vernunft und Gewiſſen ſagen uns, daß der Menſch ſeine Kraft aus der Geſellſchaft, aus der Zeit, aus der Geſchichte, aus dem Schöpfer und aus der ganzen Natur bezieht; daß es Gott iſt, der im Vogel ſingt, im brünſtigen Hirſche ſchreit; daß wir durch göttliche Kraft hören und ſehen; daß wir nur mit dem göttlichen

Digitized by Google

Willen wollen, mit Seinem Verſtande denken, „„daß wir in ihm leben, weben und ſind.““

— Dieſe Stelle, die wir ausführlich wiedergeben, weil ſie eine der Hauptleuchten des Buches darſtellt, gewährt einen klaren Emblick in die Seele unſeres Verfaſſers und läßt den ſittlichen Ernſt erkennen, welcher ſeinen Humor durchweht. Hier iſt nichts von Stückwerk, nichts von Zerriſſenheit bemerkbar! Es ergreift uns ein Schwung der Sprache, der uns an ſich ſelbſt bezeugt, daß der Dichter von der idealen Ganzheit und Harmonie der Dinge ein geheiligtes Bild im Buſen trägt und daß die auf den ſchöpferiſchen Mittelpunkt bezogene Einheit des Lebens ihn über die kleinlichen Gegenſätze von Heute und Geſtern hinaushebt. — Aber ſo allgemein gefaßt iſt ſeine Philoſophie doch nur ſelten. Wo die Selbſtcharakteriſtik des Dichters gegen die Charakteriſtik ſeiner Figuren zurücktritt, da ſteht es anders. Die „Feigenblätter“ ſind kein Buch voll lyriſcher Lobgeſänge auf die Weisheit und Allgüte, welche jenſeits der Sphäre irdiſchen Witzes und menſchlicher Bosheit ihren Thron aufgeſchlagen; nicht gen Himmel, ſondern auf die Erde und den oft recht elenden und jammerhaften Erdenbürger ſchaut Goltz; die Unſumme der bunten Phyſiognomien, die jeder Tag ihm entgegenbrachte, hat ihm ebenſo viele Studienköpfe in die Werkſtatt geliefert, und er hat ſie mit treuem Pinſel gemalt. Der praktiſche Menſch tann etwas lernen aus dieſen „Feigenblättern“; ja, er kann Gutes und Gedeihliches in Menge lernen.

Daß Bogumil Goltz ein Stubengelehrter ſei, ward ſchwerlich einmal behauptet, gewiß nie von irgend einer Perſon, die irgend eine Seite ſeiner Schriften bei wachem Geiſte geleſen hat. Obgleich es in allen Werken des Dichters von Spuren der umfaſſendſten Kenntniſſe wimmelt, iſt ihr ſchönſter Vorzug das Gepräge der Unmittelbarkeit, der Lebensfriſche, der Unbefangenheit eines denkend gereiſten, durch mannigfaltigen Aufenthalt und tauſendfachen Verkehr in ſeiner Anſchauung bereicherten Mannes. Goltz verſteht es, *zu ſehen!* Er hat den Leuten verſchiedenſter Artung, Fühlung und Stellung ihre Praktiken abgelauſcht. Als Gutsbeſitzer in Weſtpreußen, als Geſchäftsmann in Polen und Rußland, als literariſcher Touriſt in Deutſchland, Frankreich und im Orient, als Kleinſtädter in Aegypten und als Weltbürger in Gollub und Thorn hat er einen Schatz von Erlebniſſen, Erfahrungen, pſychologiſchen Beobachtungen eingeſammelt, jede Wahrnehmung ſofort auf einem Zettelchen verzeichnet, den unabläſſig ſich füllenden Inhalt ſeines Papierkorbes zu Büchern verarbeitet und durch ſolches an Jean Paul's Gedanken-Herbarium erinnerndes Verfahren ein buntes Moſaik von Seelenſkizzen hergeſtellt.

Jedermann hat *ſeine* Weiſe, wofern er ſelbſtändig zu handeln pflegt. Bogumil Goltz hat ſeine höchſt Goltziſche Weiſe und das iſt ſein Recht und ſein Ruhm. Er iſt ein Mann von echtem Schrot und Korn, der *nicht* dem Allerweltsgeſchmack dient und der von ſeinen Zeitgenoſſen die Krone des reifen Alters: herzliche Achtung und aufmerkſame Beachtung, verlangen darf!

Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Guizot über das Weſen der Religion.*)

Gott und Moſes.

Die berühmten Schriften von *Renan* und *Strauß*, welche in jüngſter Zeit der denkenden Welt einen neuen Zündſtoff des Geiſteskampfes geboten, haben auch *Guizot*, den ernſten, ſtrengen Calviniſten, vermocht, in die Arena zu treten und in ſeinen „Betrachtungen über das Weſen der chriſtlichen Religion“ den Kampf aufzunehmen. Wenn er auch die Namen der Männer nicht nennt, ſo merkt man doch gleich in den erſten Worten der Vorrede, wem eigentlich ſeine Arbeit gilt.

„Seit neunzehn Jahrhunderten, beginnt er, hat die chriſtliche Religion viele Angriffe erlitten und überſtanden, einige heftiger, als die, deren Gegenſtand ſie heute iſt, aber keinen ernſter. Während achtzehn Jahrhunderte ſind die Chriſten nach der Reihe Verfolgte oder Verfolger geweſen: Verfolgte als Chriſten, Verfolger gegen jeden, der nicht Chriſt war, als Chriſten ſich gegenſeitig verfolgend. Die Verfolgung iſt nach Zeiten und Ländern mehr oder minder grauſam, mehr oder minder unbeugſam und eindringend geweſen; aber wie verſchieden auch die Staaten, die Kirchen oder die Züchtigungen waren, wie ſtrenge oder milde in der Praxis, das Prinzip blieb ſtets daſſelbe. Nachdem die chriſtliche Religion unter der Kaiſerherrſchaft des heidniſchen Staates Achtung und Märtyrerthum erduldet, iſt ſie wieder unter dem Schutze des bürgerlichen Geſetzes aufgelebt und iſt durch die Waffen des weltlichen Armes vertheidigt worden. Jetzt lebt ſie unter dem Schutze der Freiheit; ſie hat es mit dem freien Gedanken, mit der freien Diskuſſion zu thun. Sie iſt aufgefordert, ſich zu vertheidigen, ſich zu ſchützen, fortwährend gegen Jedermann ihre moraliſche und geſchichtliche Wahrheit, ihre Anſprüche an den Verſtand und an die Seele zu beweiſen. Dieſe Kundgebung muß für Alle, Katholiken, Proteſtanten oder Juden, Chriſten oder Philoſophen, frei ſein und darf Niemandes Rechte oder Güter des bürgerlichen Lebens beſchränken. Die religiöſe Freiheit, d. h. die Freiheit, zu glauben, verſchieden zu glauben oder gar nicht zu glauben, iſt freilich in verſchiedenen Staaten noch unvollkommen angenommen oder gewährleiſtet, aber es iſt offenbar, daß ſie ſtets mehr allgemein, daß ſie endlich das Gemeingut der ganzen civiliſirten Welt werden muß. Und der Grund dafür iſt, weil ſie nicht iſolirt ſtehen kann; ſie behauptet ihren Platz in der großen geiſtigen und ſozialen Revolution, welche nach einer mehrhundertjährigen Gährung und Vorbereitung hervorgetreten und ſich in unſeren Tagen erfüllt hat. Der Geiſt der Wiſſenſchaft, das demokratiſche Uebergewicht und die politiſche Freiheit ſind die weſentlichen Charaktere und die unbeſiegbaren Beſtrebungen dieſer Revolution. Dieſe neuen Gewalten können in kraſſe Irrthümer fallen und gewaltige Fehler begehen, die ſie immer theurer werden bezahlen müſſen; aber ſie ſind einmal entſchieden in die moderne Geſellſchaft eingetreten; die Wiſſenſchaften werden fortfahren, ſich in voller Unabhängigkeit ihrer Methoden und ihrer Reſultate zu entwickeln; die Demokratie wird ſich in den Stellungen, die ſie erobert, und in den Wegen, die ihr geöffnet worden, behaupten; die politiſche Freiheit wird ſich, trotz ihrer Stürme und ihrer Verrechnungen, dennoch mehr

*) Méditations sur l'essence de la religion chrétienne. Par M. Guizot. Paris, Michel Lévy Frères; Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

oder weniger langſam, als die nothwendige Garantie aller erlangten Güter und aller möglichen Fortſchritte, in der Geſellſchaft geltend machen. Das ſind jetzt die herrſchenden Thatſachen, denen ſich alle öffentlichen Inſtitutionen anbequemen und mit welchen alle moraliſchen Gewalten in Frieden leben müſſen."

Wir ſehen, Herr Guizot hat in ſeiner unfreiwilligen Muße etwas gelernt, nämlich die Macht der Verhältniſſe, die Anſprüche der Demokratie und der politiſchen Freiheit (wenn auch mit etwas bitterſüßer Miene), anzuerkennen.

Dieſer Probe, fährt Herr Guizot fort, muß ſich auch die chriſtliche Religion unterziehen, und er geht nun daran, dieſe Prüfung vorzunehmen. Er will dies in vier „Betrachtungen" oder vielmehr Unterſuchungen thun, deren erſte uns vorliegt. Aber bei dieſer frommen und heilſamen Arbeit verſpricht er ſich weder einen ſchnellen, noch einen vollſtändigen Erfolg; der chriſtliche Glaube wird ſich behaupten und fortpflanzen, allein er wird im Schooße der Geſellſchaft nicht den Unglauben und den Zweifel unterdrücken; er wird ſich im Kampfe daran gewöhnen müſſen, ihre Gegenwart zu ertragen; die Herrſchaft der Freiheit iſt weſentlich gemiſcht vom Guten und Böſen, von Wahrheit und Irrthum; die entgegenſtehenden Ideen und Geſinnungen erzeugen und entwickeln ſich gemeinſam. „Ich bin nicht gekommen," ſpricht Jeſus, „der Erde den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert." Und dieſes Schwert Jeſu, das iſt die chriſtliche Wahrheit, den menſchlichen Irrthum und die Unvollkommenheit bekämpfend; der Sieg, jedoch der in dem fortwährenden Kampfe ſtets unvollkommene Sieg, das iſt die Bedingung, der ſich die Vertheidiger der chriſtlichen Wahrheit im Schooße der Freiheit hingeben müſſen.

Herr Guizot meint es, wie wir ſehen, gut und wohl auch ehrlich; ob es ihm aber gelingen wird, den Kampf ſiegreich ausfechten zu helfen, müſſen wir abwarten, bis uns das ganze Werk vorliegt. So viel wir aus dem erſten Theile zu entnehmen vermögen, hegen wir einige beſcheidene Zweifel. Der uns vorliegende Band umfaßt den erſten Theil ſeiner „Betrachtungen," und zwar über das Weſen der chriſtlichen Religion; (die natürlichen Probleme, die chriſtlichen Dogmen: die Schöpfung, die Vorſehung; die Erbſünde, die Fleiſchwerdung, die Erlöſung, das Unnatürliche, die Gränzen des Wiſſens, die Offenbarung, die Inſpiration der heiligen Schrift, Gott nach der Bibel, Jeſus Chriſtus nach dem Evangelium). Dabei ſteht er von aller direkten und perſönlichen Polemik ab, weil die Perſönlichkeiten die Fragen nur verwirren und vergiften; er will nur Ideen, nicht Perſonen bekämpfen. Die zweite Reihe der „Betrachtungen" ſoll der Prüfung von der Authenticität der heiligen Schriften gewidmet ſein; die dritte Reihe wird ſich mit dem jetzigen Zuſtand, dem inneren und äußeren der chriſtlichen Religion befaſſen, und endlich die vierte die Zukunft und den Weltenſieg derſelben beſprechen.

Guizot ſchließt ſeine Vorrede mit dem frommen Wunſche, „daß, nachdem er 34 Jahre ſeines Lebens in heißer Arena im Kampfe für die Herſtellung der politiſchen Freiheit und die Handhabung der geſetzlichen Ordnung zugebracht und in den Arbeiten und Prüfungen dieſes Kampfes erfahren habe, was der chriſtliche Glaube und die chriſtliche Freiheit vermögen, ihm Gott in der Ruhe ſeiner Zurückgezogenheit geſtatte, ſeine übrigen Tage und Kräfte dieſem Glauben und dieſer Freiheit zu weihen; dies dünke ihm die heilſamſte Gnade und größte Ehre, die ihm die göttliche Güte gewähren könne."

Wir billigen in Guizot dieſen frommen Eifer und das gute Streben; allein wir zweifeln nach dem bisher Gegebenen, ob er der rechte Mann dafür ſei. Guizot iſt ein ernſter Denker, ein fleißiger Forſcher, ein guter Schriftſteller und verſteht es, anzuregen. Dennoch hat uns das Werk, ſo weit es uns bis jetzt vorliegt, unbefriedigt gelaſſen, weil es ſich in ſeinen Hauptzügen und Reſultaten kaum über das Niveau eines im naivſten Kinderglauben befangen Einherwandelnden erhebt. Wir verlangen von einem denkenden Schriftſteller zwar nicht immer, daß er uns ganz neue Bahnen öffne oder führe, aber das können wir fordern, daß er uns nicht die altbetretene, ſtaubige und ausgetretene Landſtraße zeige oder führe, auf welcher uns kein friſcher, erhebender Gedanke erquickt. Wir wollen nicht mit Guizot um ſeine naive Strenggläubigkeit rechten, die ihn in den Hauptreſultaten die Worte der Bibel zu buchſtäblich nehmen läßt (das mag ſeine Sache ſein), aber er gebe auch dem denkenden Leſer nicht allgemein Triviales, das wohl in ein Compendium für Schüler gehört, nicht aber in „Betrachtungen über das Weſen der Religion." Guizot wird oft ſehr breit und flach und zuweilen, ſcheint es uns, hat er ſich die Betrachtungen ſehr bequem gemacht und ſeinen Gedanken eine Erholung gegönnt, während er verſchiedene Bibelſtellen in einen loſen Zuſammenhang bringt. Doch iſt nicht zu verkennen, daß einzelne Partien des Buches, mehr als Epiſoden, mit Geiſt und Geſchmack bearbeitet ſind und wohl geleſen zu werden verdienen. Dahin gehört z. B. die ſiebente „Betrachtung": „Gott nach der Bibel," und wir heben hieraus die zweite Nummer (die erſte heißt: „Gott und Abraham") hervor: „Gott und Moſes," weil ſie, wenn auch nicht viel Neues, doch in gedrängter Kürze viel Schönes enthält. Nachdem Guizot von „Abraham geſagt, daß ſich an deſſen Namen die wahre Kenntniß von Gott und der Glaube an ſeine thätige und ununterbrochene Gegenwart und Vorſehung, als die zwei großen religiöſen Thatſachen, knüpfen, fährt der Verfaſſer alſo fort:

„Moſes wird aus den Wellen des Nil durch die Tochter Pharao's ſelbſt gerettet; er wird zu Heliopolis, inmitten der Pracht des Hofes erzogen und in den Wiſſenſchaften der ägyptiſchen Prieſter unterrichtet. Er hat dem Herrſcher Aegyptens gedient, er hat ſeine Truppen befehligt und für ihn den Krieg gegen die Aethiopier geführt; er hat einen ägyptiſchen Namen Oſarſiph oder Tiſithen erhalten;*) Alles ſcheint dahin zu zielen, aus ihm einen Aegypter zu machen, aber er bleibt ein treuer Iſraelit, treu dem Glauben und der Beſtimmung ſeiner Brüder. Ihre Unterdrückung kränkt ihn; er rächt einen der Unterdrückten, indem er ſeinen Unterdrücker tödtet. Die Unterdrückten haben Furcht und verleugnen ihn, ſtatt ihn zu ſchützen. Moſes entflieht aus Aegypten, begiebt ſich in die Wüſte zu einem Stamme nomadiſirender Araber, die Midianiten, Abkömmlinge Abraham's, wie er. Ihr Häuptling, der Scheich des Stammes, Jethro (auch Chobab genannt), nimmt ihn väterlich auf und giebt ihm ſeine Tochter Sephora zur Frau. Der ſtolze Iſraelit, welcher nicht Aegypter hatte bleiben wollen, wird Araber und führt während mehrerer Jahre ein Nomadenleben bei einem gaſtlichen Stamme. Auf der Halbinſel Sinai irrt Moſes mit den Dienern und Heerden ſeines Schwiegervaters umher; mitten in dieſer Halbinſel, einſtens eine Provinz des Pharaonenreiches, aber wieder in den Beſitz der arabiſchen Hirten

*) So nennt ihn der ägyptiſche Geſchichtſchreiber Manetho; die jüdiſche Legende legt Moſes 10 Namen bei, aber keinen der obigen; auch läßt ſie ihn, ſtatt gegen die Aethiopier, für dieſe gegen die Aegypter ſiegreich kämpfen. (Dr. B. Beer: Leben Moſes, nach Auffaſſung der jüdiſchen Sage. Ein Fragment.) Der Moſes, der gegen die Aethiopier gekämpft, war, wie neuere Forſchungen ergeben, ein Anderer.

Digitized by Google

gekommen, erhebt ſich der Sinai, der Berg, an den ſich ſeit unvordenklicher Zeit, unter den ihn umgebenden Völkerſchaften, heilige Ueberlieferungen knüpfen, wie an den Berg Ararat in Armenien und an den Himalaya in Indien. An dieſem verehrten Orte, vor einem flammenden Buſche, hört Moſes, das Herz voll Glaubens, Gott, der ihn ruft und ihm befiehlt, zu gehen, um ſein Volk, die Kinder Iſrael, aus Aegypten zu ziehen. Wie einſt Abraham, iſt Moſes beſcheiden, und an ſich zweifelnd, ſpricht er: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehen und die Kinder Iſrael aus Aegypten ziehen ſoll? . . . . Wenn ich zu ihnen komme nnd zn ihnen ſagen werde: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch geſchickt, und ſie ſagen: Wie iſt ſein Name? was ſoll ich ihnen ſagen?“ Darauf ſagte Gott zu Moſes: „Ich bin, der ich bin; er ſagte auch: Du wirſt alſo zn den Kindern Iſrael ſagen: Der, welcher ſich nennt: Ich bin, hat mich zu euch geſchickt.“ (2. Moſes, Kap. 3, V. 13. 14.) Moſes glaubt nnd gehorcht; der Befreier Iſraels hat von Jehovah ſeine Miſſion empfangen und bemüht ſich nue noch, ſie ausznführen.

In Gegenwart ſolcher Thatſachen, vor dieſer Verbindnng Gottes mit dem Menſchen in demſelben Werke, werden die Gegner des Uebernatürlichen ausrufen: „Wozu dieſe Miſchung der göttlichen und der menſchlichen Handlung? Bedarf Gott erſt der Mitwirkung der Menſchen, und kann er nicht, wenn er will, ſelbſt und durch ſeine Allmacht alle ſeine Pläne durchführen?“ Ich meinerſeits würde ſie fragen, ob ſie wiſſen, warum Gott den Menſchen geſchaffen und ob er ſie in das Geheimniß ſeiner Abſichten hinſichtlich der Werkzeuge zugelaſſen, die er bei ſeinen Plänen anwendet? Es iſt gerade das Privilegium des Menſchen, der zugleich untergebene und doch freie Genoſſe Gottes zu ſein und durch ſein eigenes Wirken in die Pläne Gottes einzugreifen, deren unendlich kleinen Theil er ſeinem Verſtande offenbart und ſeiner Arbeit vorbehalten hat. Weſtaſien und ſeine Geſchichte ſind voll des Namens von Moſes; Juden, Chriſten und Muhammedaner nennen ihn den erſten Propheten, den großen Geſetzgeber, den großen Gotteskenner; überall auf dem Schauplatze der Ereigniſſe bewahren die Orte ſein Andenken auf; der Reiſende begegnet dem Moſesbrunnen, der Moſesſchlucht, dem Moſesberge, dem Moſesthale. In anderen Ländern und anderen Jahrhunderten wurde dieſer Name als der ruhmvollſte gegeben, welchen die Heiligen erhalten konnten; der heilige Petrus iſt der Moſes der chriſtlichen Kirche genannt worden, der heilige Benedict der Moſes der Mönchorden, Ulphilas der Moſes der Gothen. Was hat Moſes gethan, um einen ſo hohen und ſo bleibenden Ruf zu erhalten? Er hat keine Schlachten gewonnen, er hat keine Gebiete erobert, er hat keine Städte gegründet, er hat keine Staaten beherrſcht, er war nicht einmal ein durch Beredſamkeit gewandter und mächtiger Menſch. „Ach, Herr,“ ſpricht er zum Ewigen, „weder von geſtern, noch von vorgeſtern bin ich ein Mann, der eine leichte Sprache hätte, ſelbſt ſeit Du zu Deinem Diener geſprochen; denn ſchwer von Mund und von Zunge bin ich.“ (2. Moſes 4, 10.) Es giebt in dieſer Geſchichte nicht Eine große menſchliche Handlung, nicht Ein großes Ereigniß, das die That des Menſchen wäre. Alles iſt die That Gottes und Moſes bei dieſer Gelegenheit nur der Dolmetſcher und das Werkzeug Gottes; dieſer Miſſion hat er ſeine Seele und ſein Leben geweihet; nur unter dieſem Titel allein iſt er mächtig und wirkt, ſo weit er als Menſch es vermag, an einem unendlich größeren und dauernden Werke mit, als das aller Helden und aller Herren der Welt iſt.

Ich kenne kein treffenderes Schauſpiel als das des unerſchütterlichen Glaubens und der unerſchöpflichen Energie des Moſes in der Verfolgung dieſes Werkes, welches nicht ſein eigenes iſt, und in welchem er nur das ausführt, was er empfangen hat; er gehorcht weit mehr, als er befiehlt. Die Hinderniſſe, die Verſtöße häufen ſich vor ihm; er ſieht ſich umfangen von den Schwächen, vom Unglauben, von den Scheingebilden, von der Eiferſucht, von den Empörungen ſeines Volkes, ſeiner eigenen Familie, er ſelbſt hat Augenblicke der Traurigkeit und Unruhe. Er ruft zum Ewigen: „Was ſoll ich dieſem Volke thun? es fehlt wenig, daß ſie mich nicht ſteinigen; . . . ich bitte Dich, laß mich Deine Herrlichkeit ſchauen.“ Und Gott erwiedert ihm: „Ich werde all meine Güte vor deinem Angeſicht vorüberziehen laſſen; aber du wirſt nicht mein Antlitz ſehen können, denn kein Menſch kann mich ſehen und leben.“ (2. Moſes 17, 4; 28, 18—20.) Und Moſes vertraut auf Gott und fährt fort, zu triumphiren, indem er gehorcht.

Das Werk der Befreiung iſt vollendet; Moſes hat das Volk Iſrael aus Aegypten geführt und die erſten Gefahren und die erſten Leiden der Wüſte überwunden. Sie ſchreiten in die gebirgige Gruppe der Halbinſel Sinai vor; von Thal zu Thal kommen ſie an dem Eingang eines breiten, von hohen Bergſpitzen umgebenen Thalbeckens an. Jene Spitze, welche die weiteſte Ausſicht bietet, iſt bedeckt von gewaltigen Felsblöcken, wie wenn der Berg durch ein Erdbeben wäre umgekehrt worden. Ein tiefer Spalt theilt die Spitze in zwei Gipfel. Die untengelegene Ebene iſt der genau bezeichnete Platz für das iſraelitiſche Lager. Das Beſtehen einer ſolchen Ebene im Angeſicht eines ſteilen Berges ſtimmt ganz mit der bibliſchen Erzählung, um einen ſtarken Beweis zu liefern, nicht nur, daß dies der Ort der Scene, ſondern auch, daß dieſe Scene durch einen Augenzeugen beſchrieben iſt. Das langſame und feierliche Herannahen an dieſen Ort, wie an ein natürliches Heiligthum, ſcheint eine paſſende Vorbereitung für das folgende Ereigniß zu ſein. Eine Linie von hochangeſchwemmtem Boden am Fuße des Gipfels erinnert an die Gränzen, welche, nach dem 2. Buche Moſes, das Volk abhalten ſollten, den Berg zu berühren (Kap. 19, 12). Die Ebene iſt nicht ungleich, gebrochen und gerade geſchloſſen, wie faſt alle, welche ſich in dieſer Gruppe finden; ſie bietet eine lange und tiefe Biegung, in welcher das Volk ſich aufſtellen und ſeitwärts halten konnte. Der Hügel, welcher ſich wie ein unermeßlicher Altar im Angeſichte des ganzen Volkes erhebt und ſich am Himmel abſpiegelt von einem Ende der Ebene bis zum andern, iſt in ſeiner einſam ſtehenden Größe das Abbild jenes Berges, welcher „nicht berührt werden ſollte,“ und von deſſen Höhe herab „die Stimme Gottes“ weithin im ganzen Stamme gehört werden konnte, der auf dieſem Punkte durch das Zuſammentreffen aller benachbarten Thäler noch vergrößert wurde. Hier iſt in Wahrheit unter allen Partien der Halbinſel ein abgeſchloſſenes Heiligthum wie am Ende der Welt, fern von Tumult und der Verwirrung irdiſcher Dinge.*)

So war ſchon vor 3300 Jahren und ſo iſt noch jetzt der Ort, wo Moſes dieſes Geſetz der zehn Gebote von Gott empfing und es dem Volke Iſrael gab, welches noch heute in allen chriſtlichen Kirchen wiederhallt wie als erſte Baſis des Glaubens und als Sittenregel der chriſtlichen Völker.

Die Hebräer waren in dem Augenblicke, da der Dekalog das Fundament ihres Glanbens wurde, in einer Kriſis ſozialer Umbildung und nahe daran, aus einem Hirten- und Nomadenſtande

*) Sinai und Paläſtina in Verbindung mit ihrer Geſchichte, von Arthur Stanley, Dechant von Weſtminſter, S. 42, 43. London, 1862 (engliſch).

Digitized by Google

in den Stand des Ackerbaues und der feſten Niederlaſſung überzugehen. Es ſcheint, daß in einer ſolchen Epoche die politiſchen Einrichtungen eines Volkes, die Grundlagen ſeiner Regierung, ſeine natürlichſte und wichtigſte Angelegenheit ſeien. Der Dekalog bleibt dem aber ganz fremd und enthält nicht die entfernteſte Anſpielung darauf. Es iſt ein ausſchließlich religiöſes und Sittengeſetz, das ſich bloß mit den Pflichten gegen Gott und gegen Seinesgleichen beſchäftigt und übrigens, durch ſein Stillſchweigen hierüber, alle Regierungsformen zuläßt, welche der innere oder äußere Zuſtand der Geſellſchaft gebieten oder erzeugen kann. Es iſt dies etwas Großartiges, wie es ſich nirgends in den urſprünglichen Geſetzen entſtehender Staaten wiederfindet, und worin ſich offenbar die göttliche Quelle deſſelben enthüllt; der Dekalog wendet ſich an die Natur und an die ſittliche Beſtimmung des Menſchen; er will deſſen Seele und innere Freiheit regeln und überläßt ſeine äußere und bürgerliche Stellung allen Wechſeln des Ortes und der Zeit.

Ein anderer Charakter dieſes Geſetzes iſt nicht weniger originell, nicht minder erhaben; es ſtellt Gott und die Pflichten gegen Gott an die Spitze des Lebens und der Pflichten der Menſchen, es vereinigt auf das Innigſte die Religion und die Sittenlehre und betrachtet ſie als unzertrennlich. Mögen die Philoſophen ſie ſcheiden, indem ſie ſie ſtudiren, mögen ſie in der menſchlichen Natur das Prinzip oder die beſonderen Prinzipien der Moral an ſich und ſeitens der Religion betrachten, das Recht hat die Wiſſenſchaft; aber das iſt eben nur eine wiſſenſchaftliche Arbeit, eine Scheidung der Seele, welche ſich nur an einen Theil ihrer Fähigkeiten wendet und ſie nicht in der Geſammtheit und Wirklichkeit ihres Lebens auffaßt. Das ganze und lebendige menſchliche Sein iſt natürlich zugleich moraliſch und religiös; das Sittengeſetz, das es in ſich findet, bedarf eines Urhebers und Richters; dafür iſt Gott die Quelle und der Bürge, das Alpha und das Omega der Moral. Mag der oder jener Metaphyſiker Gott vergeſſen, indem er doch das Sittengeſetz anerkennt, mag der oder jener Menſch die Sittlichkeit erkennen und achten, während er der Religion fremd bleibt, es geht; der menſchliche Geiſt kann ſich mit einer ſo kleinen Doſis Wahrheit begnügen. Der Menſch vergißt und verſtümmelt ſich ſelbſt ſo leicht! Sein Gedanke iſt ſo leicht unvollſtändig, inkonſequent, verdunkelt und irregeleitet durch ſeine Leidenſchaft und ſeine Freiheit! Aber das ſind nur Ausnahmszuſtände des Geiſtes, wiſſenſchaftliche Abſtraktionen; die Menſchen verfallen allgemein und für die Dauer nicht darein; im natürlichen Leben und in der Praxis des Menſchen ſind Moral und Religion nothwendig verbunden, und es iſt eben einer der göttlichen Charakterzüge des Dekalogs, wie eine der Urſachen ſeines dauernden Anſehens bei ſo vielen Jahrhunderten, daß er zur Baſis ihrer innigen Vereinigung verkündet und genommen worden iſt.

Weiterhin ſpricht Guizot noch davon, daß „Moſes nie in ſeinem eigenen, noch im Namen einer menſchlichen Macht oder eines Theils des hebräiſchen Volkes ſpricht, ſondern Gott allein iſt's, welcher ſpricht und befiehlt.“ Moſes berichtet dem Volke nur deſſen Worte und Befehle. Moſes iſt nur der Dolmetſcher des göttlichen Willens; der Pentateuch iſt die Geſchichte und das Gemälde der perſönlichen Regierung Gottes über das Volk Iſrael.

Zuletzt kommt Guizot auch noch auf das Wort und den Begriff der „Theokratie“ zu ſprechen, und er zeigt noch, wie dieſer zuerſt von Joſephus geſchaffene Ausdruck für die moſaiſche Regierungsform von den Gelehrten der Neuzeit, Ewald in Deutſchland, Milman und Arthur Stanley in England, Nicolas in Frankreich, immer nur in dem Sinne genommen ſei, daß er nicht etwa eine Prieſterherrſchaft im Gegenſatz zur königlichen Gewalt bedeute; denn in der moſaiſchen Geſetzgebung ſeien die Prieſter nicht die Diener und Werkzeuge des göttlichen Willens, ſondern Gott herrſcht und regiert durch ſich allein, er giebt den Hebräern Geſetze. Moſes iſt zwar der Vermittler zwiſchen Gott und dem Volke, aber das Volk ſelbſt iſt Augenzeuge der Geſetzes-Offenbarung; es hat daſſelbe freiwillig angenommen, und in dem Bündniſſe, welches zwiſchen dem Ewigen und der Familie Jacob's geſchloſſen worden iſt, iſt Moſes, wenn man den Ausdruck geſtatten will, nur der öffentliche Beamte, welcher den Vertrag aufgeſtellt hat; dazu kommt, daß Moſes ſelbſt außerhalb der Prieſterkaſte blieb, und endlich, daß die Sorge, die Geſetzgebung zu erhalten, zu verbeſſern und ausführen zu laſſen, keineswegs den Prieſtern anvertraut worden war.

„Es iſt,“ ſo ſchließt Guizot dieſe Betrachtung, „eine einzig daſtehende Thatſache in der Weltgeſchichte. Die Idee Gottes iſt bei allen Völkern die Quelle der Religionen; aber überall, außer bei den Hebräern, iſt die Quelle kaum hervorgetreten, als ſie ſchon auf Abwege kommt und ſich trübt. Die Menſchen nehmen die Stelle Gottes ein; ſein Name dient dazu, alle Arten von Anmaßungen und Lügen zu verdecken; bald bemächtigen ſich prieſterliche Körperſchaften der ganzen bürgerlichen und religiöſen Herrſchaft über die Völker, bald herrſchen weltliche Gewalten und unterjochen den Glauben und das religiöſe Leben. Nichts dergleichen in der moſaiſchen Regierungsform; ihr Urſprung und ihre Grund-Prinzipien verurtheilen und bekämpfen von vornherein ſolche Abirrungen: nirgends eine herrſchende Prieſterſchaft, nirgends eine weltliche unterdrückende Gewalt; Gott iſt der beſtändig gegenwärtige und alleinige Gebieter; Alles wird zwiſchen Gott und dem Volke verhandelt durch Vermittelung eines einzigen Menſchen, welchen Gott inſpirirt, an welchen das Volk glaubt, und der keine andere Autorität beanſprucht, als die der Offenbarungen, die er empfängt. Hier iſt nicht eine menſchliche That; ebenſo wie der Gott der Bibel der wahre Gott iſt, ebenſo iſt die Religion, die vom Sinai durch Moſes zum Gotterwählten Volke herabſteigt, die wahre Religion, beſtimmt, die Religion des Menſchengeſchlechts zu werden.“ K.

Italien.

Sang und Klang in den Straßen von Rom.

Rom iſt die Stadt des Epos, nicht der Lyrik. Der mächtige Zauber der Vergangenheit ruht auf ihr; er zieht die Herzen und Sinne derer, die dort weilen, an ſich und lenkt ihre Beſtrebungen unabweisbar auf das Studium der Geſchichte hin, die nirgends ſo körperhaft und greifbar in die Gegenwart hineinragt als dort. Große Geſchichtswerke verdanken dem unmittelbaren Eindrucke dieſes hiſtoriſchen Odems von Rom ihre Entſtehung. Wir wiſſen den Tag und den Ort, wo Edward Gibbon, von dieſem Odem begeiſtert, die Geſchichte des Verfalles und des Unterganges von Rom zu ſchreiben beſchloß. Wir wiſſen, daß Jahrhunderte vor ihm der Anblick der Ruinen von Rom den größten Geſchichtsſchreiber des mittelalterlichen Italiens, den Florentiner Giovanni Villani, zum Beginn ſeiner Hiſtorien trieb. Bis in die neueſte Zeit hinein hat ſich dieſer Impuls an Männern aller Völker wiederholt; ich nenne neben dem Florentiner und dem Briten nur noch als

Digitized by Google

den jüngſten ihrer Nachfolger unſern Zeitgenoſſen und Landsmann Ferdinand Gregorovius, der uns in der Vorrede zur „Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter" erzählt, daß ihm der Gedanke zu ſeinem Werke, der Fortſetzung Gibbon's, wie dieſem in der uralten wunderbaren Kirche Santa Maria von Araceli, oben auf dem Kapitol hoch über dem Forum, gekommen iſt.

Gedichte hat die ewige Stadt, zu groß für das Maß des Lyrikers, nur wenige angeregt, und unter den Dichtern Italiens ſind von jeher nur ſelten geborene Römer anzutreffen geweſen. Seltſam genug, daß auch die ſpärlichen Blüthen, die uns in der neueſten Zeit eine junge römiſche Dichterſchule gebracht hat, ihr Wachsthum zumeiſt fremden Einflüſſen zu danken haben, der Bekanntſchaft mit der engliſchen und deutſchen Poeſie, die auch zu den Ultramontanen allmählich Eingang gefunden hat. Der römiſche Muſenalmanach, deſſen neulich in dieſen Blättern gedacht wurde, legt ein redendes Zeugniß davon ab, ein Zeugniß zugleich von dem völlig unrömiſchen Geiſte, der dieſe jungrömiſchen Geſänge erfüllt.

Es wäre indeſſen völlig irrig, aus dieſem Mangel an römiſcher Poeſie in der Literatur einen Schluß auf die Phyſiognomie der Stadt oder auf den Charakter ihrer Bewohner zu ziehen. Auf den Straßen und Plätzen Roms iſt genug lebendige Poeſie anzutreffen. Ich meine nicht die Poeſie des unausſprechlichen Kontraſtes, den die Vergangenheit Roms mit ſeiner heutigen Geſtalt bildet, nicht die Poeſie der Ruinen, obſchon ſie nirgends einen erhabeneren Thron hat als hier, auf den zertrümmerten oder verfallenden Rieſendenkmälern zweier Weltreiche. Auch nicht die Menge der Geſtalten, die von allen Völkern und Zeiten hier zuſammenſtrömt und die in dem bunten Gewirr ihrer oft originellen Figuren für den Griffel des Dichters nicht minder reichen Stoff darzubieten vermöchte, als für den des Malers; ſondern ich rede von der Poeſie, die in Sang und Klang auf den Straßen und Plätzen der alten Roma erſchallt, einer Poeſie, die freilich von der ſteifen Muſe jener Arkadien-Schäfer, Hirten und wie die altehrwürdigen Akademien der zünftigen Dichter Roms alle ſonſt heißen mögen, himmelweit verſchieden iſt, die aber für die Literatur einen unendlich höheren Werth hat, als die kunſtgerechten Fabrikate jener akademiſchen Reimſchmiede. Sang und Klang in Rom! Man muß ihn freilich in Roms Straßen und Plätzen aufſuchen, denn in den Büchern iſt von ihm nichts zu finden, weder bei den Einheimiſchen noch bei den Fremden, die doch, beſonders wenn ſie ſelber unter irgend einem hochtönenden Namen der Mitgliedſchaft einer Akademie theilhaftig geworden ſind, ſelten verfehlen, von den feierlichen Sitzungen, den ſtiftungsmäßigen Wettgeſängen und all' dem Schnickſchnackſchnurr jener Ueberreſte der Renaiſſance mit gebührendem Reſpekt Erwähnung zu thun. Aber dafür leben die Akademien nur in den Büchern; der Sang und Klang der römiſchen Straßen dagegen prägt ſich dem Gedächtniſſe jedes Beſuchers der ewigen Stadt unauslöſchlich ein als ein Zug in dem großen Bilde, das ihm bleibt, wenn er über die Alpen heimgekehrt iſt; er iſt eine der Erinnerungen, an die man nur zu rühren braucht, um Rom, das Rom, in dem man gelebt hat, wieder vor die Seele zu rufen.

Es iſt December, auf dem Soracte liegt Schnee, aber die Luft iſt mild und in den Vignen von Porta Pia trinkt man den weißen Wein von Orvieto im Freien und ſieht das bunte Gewühl der Spaziergänger vorbeiziehen. Mit ihnen kehren wir in die Stadt zurück; da hemmt an der erſten beſten Straßenecke eine Gruppe unſern Schritt und eine eigenthümliche ſchrille Melodie trifft unſer Ohr. Es ſind die Pifferari; ſie ſind zur Adventszeit aus ihren Bergen dort hinten, dal regno, wie ſie das ehemalige Königreich Neapel noch nennen, gekommen, um vor den Bildern der Madonna die Novena zu blaſen. Da ſtehen ſie, die unzertrennlichen Zwei, wie wir ſie zu Hauſe ſo oft in Kunſtausſtellungen und Maler-Ateliers geſehen haben, der Alte mit der Zampogna, dem Dudelſacke der Appenninen, und der braune Schwarzbart mit dem piffero, jener weltbekannten Pickelflöte, die er ſo eifrig fingert und bläſt, daß ihm die Schweißtropfen unter dem ſpitzen Filzhute hervorrinnen. So kommen ſie Jahr für Jahr paarweiſe um die Weihnachtszeit nach Rom und blaſen vor dem Standbilde der Madonna, neun Tage zu ihrer Ehre, und neun Tage zur Ehre des Heilandes, Alle daſſelbe Lied mit derſelben einfachen Melodie, die vielleicht eine der älteſten Volksweiſen von Italien iſt. Für Liebhaber mögen die Worte, von den Naſallauten der Abbruzzen befreit, hier einen Platz finden.

Tu Verginella figlia di Sant' Anna,
Che in ventri tuo portasti il buon Gesù;
E lo partoristi sotto la campanna,
E dov' mangiao'no lo bue e l'asinello.

Quel angelo gridava: Venite, Santi!
Ch'è andato Gesù dentro la campanna;
Ma guardata Vargine beata,
Che in ciel in terra sia nostr 'avvocata!

San Giuseppe andava in compagnia,
Il trovò al partorir di Maria.
La notte di Natale è notte Santa —
St. Padre e l'Figliuolo e lo Spirito Santo.
Sta la ragione che abbiamo cantato;
Sia a Gesù bambino rappresentato.

Zwiſchen jedem Verſe wird ein ſonderbares kleines Ritornell geblaſen, und das Ganze ſchließt mit einem eigenthümlich feierlichen Adagio.

Aber laſſen wir unſre Rhapſoden aus dem Ciociarenlande die Runde mit dem Hute machen und die Bajocchi und halben Bajocchi ärnten, die ihnen den Rückweg in die bergige Heimat verſüßen werden. Die Novena iſt kaum verklungen, da hören wir den fröhlicheren Klang der Violine. Unterſtützt von dem Geraſſel eines Tamburins, begleitet ſie ein langes Lied, das ein blinder Alter mit ſeiner Frau vorträgt, während das kleine Mädchen, eine Enkelin vielleicht, das Tamburin dazu ſchlägt. Das alte Ehepaar iſt gut bei Stimme und ſchont ſie nicht; nach Leibeskräften ſingen ſie abwechſelnd, erſt er einen Vers, dann ſie die Antwort, denn die Ballade, die Du auch für einen Bajocho gedruckt bei ihnen haben kannſt, iſt ein Dialog zwiſchen Liebenden, oder vielmehr mit ihrem vollen Titel, eine „canzonatta Nuova, sopra un marinaro, che da l'addio alla sua promessa sposa mentre egli deve partire per la via di Levante. Sdegno, pace e matrimonio degli medesimi con intercalare sull aria moderna. Rime di Francesco Calzaroni" (neues Lied von einem Seemann, der ſeiner verlobten Braut Lebewohl ſagt, weil er nach der Levante fahren muß. Zorn, Verſöhnung und Hochzeit derſelben mit verſchiedenen Ereigniſſen, nach einer neuen Melodie in Reime gebracht von Fr. C.) Und geziert iſt dies neue Lied mit einem Holzſchnitt unter dem Titel, der ein Schiff mit vollen Segeln zeigt. Oder ſie ſingen bibliſche Dialoge, wie den von Jeſus und der Samariterin, den Göthe uns in der italiäniſchen Reiſe mitgebracht hat, oder auch die Mordthaten der Saiſon, oder „ein moraliſch Lied", von der „Reue der jungen Männer nach der Hochzeit" oder von Federigo dem Spieler, der auf dem unvermeidlichen Holzſchnitte mit weitgeſpreizten Beinen ſteht, im Küraß, einen rieſigen Säbel an der Seite und zwei Straußenfedern auf dem Hute.

Digitized by Google

Aber es ſingen und ſpielen in Rom nicht bloß die, die ein Gewerbe daraus machen. Arbeit und Erholung, Freud und Leid, jede Leidenſchaft, die dies leicht bewegliche Volk ergreift, macht ſich im Geſang Luft. Wer hat nicht, wenn er italiäniſche Bauern bei ihrer Arbeit ſah, etwa in den blühenden Schluchten des Volsker-landes oder in dem reichen Tiberthale von Perugia und Aſſiſi oder im tusciſchen Val d'Arno, dem Garten Italiens, die einfachen Melodien weit hin ſchallen hören, mit denen Jung und Alt hier bis an die Bruſt im goldenen Korn ſtehend, dort unten den Wein-geſängen beim Traubenſammeln, den langen heißen Tag verkürzt? Wer da in Italien war, erinnert ſich nicht, wie dann, wenn die Abendkühle kam, die jungen Männer und Mädchen bis in die Nacht hinein auf der Landſtraße oder unter der alten Cypreſſe am Brunnen vor dem Thor auf und nieder wandelten und jene Klänge der Guitarre und der Mandoline ſangen? Wie auf der einſamen Campagne oder in den ſtillen Waldthälern des Appennin der Hirt, auf ſeinen Stab geſtützt, unter ihm ſeine Schafe, ſein Lied weit in die ſtille Abendluft erſchallen ließ und wie dann nicht ſelten von ferne ein ähnlicher Sang antwortete und der Wettkampf der Ritornelle begann? Die ewige Stadt iſt nicht ärmer an Sang und Klang als das Land. Da ſitzt der Schuhflicker an der Straßen-ecke; ſein Tiſchchen mit dem Licht vor ſich arbeitet er bis in die Mitternacht, aber ſein luſtiges Lied ſtockt nicht, und von dem Keſſelſchmiede, der da gegenüber, natürlich auch im Freien, ſeinen Hammer führt, kommt manche kräftige Antwort. Spaziergänger bleiben ſtehen; ein Ausfall des witzigen Schuſters, der den Cyclopen zu Boden zu ſtrecken ſcheint, wird mit lautem Bravo und Händeklatſchen belohnt, aber da rafft der ſcheinbar Beſiegte ſich auf und ſingt gleichmüthig den Takt klopfend eine geharniſchte Erwiderung, die die Lacher auf ſeine Seite bringt. Oder an der nächſten Ecke, dort wo aus marmornem Löwenrachen das Waſſer in das Becken hinabplätſchert, iſt's nicht wieder ein Wettgeſang, diesmal weiblicher Stimmen? Wir kommen näher; es ſind die Wäſcherinnen — denn auch dies Handwerk arbeitet hier sub Jove, wie in homeriſchen Zeiten die Königstöchter — ſie ſingen ſich über dem Brunnen einander zu und ihr Lied verklingt erſt, wenn ſie ihre Körbe ſtolz auf dem Haupte tragend den Heimweg angetreten haben.

Aber wir treten aus dem engern Gewirr der Straßen hinauf, wir ſehen im Mondlichte den Triton des Bernini den ſchönen lautloſen Waſſerſtrahl hoch in die Luft blaſen. Es iſt die Piazza Barberini, und Licht winkt uns aus mancher Oſteria. Laßt uns zu Zio Pepe gehen, der die Maccaroni ſo vortrefflich alla Napoletana kocht. Gäſte genug ſitzen in dem kleinen Raume, Arbeiter, die Jacke auf der Schulter und den Kalabreſer auf dem Kopfe; die ſchwarzen Augen glänzen und die Hände gehen in die Höhe, wie einer mit der alten Padrona des Hauſes in ein Witzgefecht geräth, in dem er wohl ſicher den Kürzern ziehen wird. Im Nebenzimmer die gleiche Geſellſchaft, ſie haben Guitarre und Mandoline bei ſich, und laſſen ſich alle Melodien von dem jetzt regierenden Opernkönig von Italien, Maeſtro Verdi, vorklingen. Wir mengen uns unter ſie; man erkennt uns als Fremde, aber man reſpektirt unſre gute Abſicht und iſt höflich, ja bald vertraulich. Die letzte Arie war ſo ſchön, und der Orvieto von Meiſter Pepe iſt gut — wie wär's, wenn ihr Reime machtet, Signori? Eine Improviſation, nun wohl, Guitarre und Mandoline ſpielen eine Melodie in Ottave rime, und der kräftige Krausbart uns gegenüber hebt mit lauter Stimme an eine Strophe zu recitiren. Kaum iſt das kleine Ritornell der Inſtrumente vorbei, ſo beginnt ein Anderer die Erwiderung, und ihm entgegnet wieder der Erſte. Da miſcht ſich ein Dritter ein, der in ein paar Strophen über beide herfällt, aber ein vierter Gaſt, ein Karrenführer, wie wir hören, nimmt ſich der Bedrängten an, natürlich in Strophen. So geht das Gefecht wohl eine halbe Stunde hin und her, von dem lauten Zuruf der Hörer oft unterbrochen, in Verſen, die an Wohllaut wenig zu wünſchen übrig laſſen und deren Ideen, natürlich Wein und Liebe, Geſang und Muſik, doch auch weit über das hinaus gehen, was Fremde ſich von dem niederen Volke in Italien und ſeiner Geiſtesbildung vorzuſtellen geneigt ſind. Manches iſt originell, und auch wo Reminiscenzen und Gemeingut den Inhalt bilden, wird es doch mit einer naiven Friſche und Lebendigkeit vorgebracht, und ſelten fehlt der eigenthümliche italiäniſche Witz, den man wohl nirgends beſſer vertreten findet als in Rom, der Vaterſtadt der Epigramme und der Pasquinaden.

Sollen wir zum Schluſſe der Serenaden gedenken, die Galanterie, Liebe und Eiferſucht in Rom allnächtlich laut werden laſſen? Meiſt iſt es der Liebhaber ſelbſt oder ein Freund, der von der unvermeidlichen Guitarre und Mandoline begleitet, das einfache Lied ſingt; oft iſt's aber auch ein Verſchmähter oder Eiferſüchtiger, der ſeine Leidenſchaft, in einer Serenata di gelosia, in bitteren Spottverſen ertönen läßt. Weithin vernehmbar iſt der Klang, wenn die Sänger mit ihren Freunden beim Schwirren der Inſtrumente die Straße auf- und abgehen. Stehen ſie dann unter dem Fenſter ihrer Schönen, ſo ſammeln ſich dichte Gruppen Vorübergehender um ſie, den Geſang zu hören. Oft ſcheinen ſie ihre Gefühle hauptſächlich durch die Kraft ihrer Lungen beſtätigen zu wollen. So ein sospiro d'amore iſt drei Straßen weit zu hören, und mit den zarten, ſehnſuchtsvollen Worten ſteht die Stentorſtimme des „Seufzenden" nicht ſelten in einem ungemein komiſchen Widerſpruche.

F.

Rußland.

Charkow, die Hauptſtadt der Ukraine.

Wer ſich über die Verhältniſſe Südrußlands unterrichten will, dem empfehlen wir dringend das unten angezeigte Reiſewerk von A. Petzholdt,*) welches zwar zunächſt auf die Darſtellung der landwirthſchaftlichen Zuſtände Rußlands berechnet iſt, daneben aber auch eine Menge höchſt intereſſanter und gründlicher Schilderungen von anderen Gegenſtänden, z. B. der Handelsverhältniſſe, der Fabrik- und übrigen gewerblichen Unternehmungen, der Bildungsanſtalten, der geographiſchen und hydrographiſchen Verhältniſſe ꝛc. in den von dem Verfaſſer durchreiſten Gegenden enthält.

Petzholdt, welcher bereits im Jahre 1849 eine Reiſe in das Innere des europäiſchen Rußland, vorzugsweiſe in die großruſſiſchen Gouvernements unternahm, unterſuchte nunmehr in wiſſenſchaftlicher Weiſe auch das ſüdliche und weſtliche Rußland, und zwar im Auftrage des Miniſteriums der Volksaufklärung, was ihm ein viel reicheres, über das Gebiet der Landwirthſchaft oft weit hinausgehendes Feld der Beobachtung eröffnete. — Er veröffentlicht das vorliegende Werk ausdrücklich für deutſche Leſer,

*) Reiſe im weſtlichen und ſüdlichen europäiſchen Rußland im Jahre 1855, von Alexander Petzholdt. Mit in den Text gedruckten Holzſchnitten und Karten. Leipzig, Hermann Frieſe, 1864.

Digitized by Google

weil er glaubt, daß man in Deutſchland ruſſiſche Zuſtände noch viel zu wenig kenne. Und in der That müſſen wir bekennen, daß die uns hier dargebotenen Nachrichten, namentlich über gewerbliche Verhältniſſe Südrußlands und über die von der ruſſiſchen Regierung dort eingerichteten Bildungsanſtalten, einen wahrhaft imponirenden Eindruck gemacht haben, ſo daß wir überzeugt worden ſind, Rußlands ſüdliche Provinzen gehen noch einer großen Zukunft entgegen.

Herr Petzholdt verfolgte ſeine Reiſe von Dorpat aus über Riga, Dünaburg und Witebsk nach der landwirthſchaftlichen Lehr-Anſtalt zu Gorki im Mohilew'ſchen Gouvernement; von da über Tſchernigow nach Kiew, von hier längs des rechten Dniepr-Ufers nach Jekaterinoslaw und in das tauriſche Gouvernement, wo die Beſichtigung der an der Molotſchna liegenden Menoniten-Kolonien, ein Hauptziel der Reiſe, längeren Halt gebot. Nach einem Abſtecher an der Südſeite der Krim, zunächſt in der Abſicht angeſtellt, um das Auftreten der Weinreben-Krankheit zu ſtudiren, ging die Reiſe längs der Küſte des Aſow'ſchen Meeres nach Mariupol, von wo der Verfaſſer eine nördliche Richtung einſchlug, um die deutſchen Anſiedelungen, ſowie die Colonien der Juden zu beſuchen; er berührte dann die Jekaterinoslaw'ſche Lehrferme, ſowie die Weliki-Anatol'ſche Kronförſterei, wendete ſich dann nach der kaiſerlichen Eiſengießerei von Lugan, ging über Bachmut nach Charkow und kehrte über Kursk, Orel, Tula, Serpuchow, Moskau und Petersburg nach Dorpat zurück.

Aus dem reichhaltigen Materiale, welches Petzholdt auf dieſer Reiſe ſammelte, heben wir ſeinen Beſuch von Charkow hervor, weil dieſe Stadt in ihrer raſchen Entwickelung dem Leſer am beſten ein Bild von den intellectuellen und materiellen Zuſtänden Südrußlands zu geben im Stande iſt, und weil ſie uns als ein neuer Beleg zu unſerer ſchon früher geäußerten Bemerkung gilt, daß das Aufblühen gewiſſer Städte im ruſſiſchen Reiche mit der oft bewunderten Entfaltung der neueren amerikaniſchen Städte wetteifert.

Im Jahre 1663 gegründet, wurde Charkow unter der Regierung von Katharina II. zur Hauptſtadt der Ukraine, des heutigen Gouvernements Charkow, erhoben, und es ſcheint wenig zu fehlen, ſo wird es mit Odeſſa um den Rang, welche der beiden Städte für den Süden von Rußland die größte Bedeutung habe, ſtreiten können. Offenbar liegt der Grund dieſes Aufblühens in der Lage der Stadt, wodurch Anlaß gegeben wurde, daß ſich hier der interne Haupthandel zwiſchen dem Süden und Norden Rußlands concentrirte, wie die große Bedeutung der Charkow'ſchen Meſſen beweiſt, die an Größe des Umſatzes nur von der Meſſe zu Niſhni-Nowgorod und zu Irbit im Gouvernement Perm übertroffen werden.

Es wird die Vergleichung ermöglichen und zugleich die Bedeutung der ruſſiſchen Meſſen überhaupt in das rechte Licht ſtellen, wenn wir einen Blick auf die Summen werfen, welche den Umſatz auf dieſen Meſſen vom Jahre 1851 repräſentiren.

Der Werth der Waaren, welche auf dieſen Meſſen *ausgelegt* wurden, betrug nämlich:

in Niſhni-Nowgorod	60,976,000	Silberrubel,
in Irbit	35,531,000	"
in Charkow		
Januarmarkt	12,770,000	"
Auguſtmarkt	5,192,000	"
Oktobermarkt	3,346,000	"
Juni-Wollmarkt	1,388,000	"

und der Werth der Waaren, welche *verkauft* wurden:

in Niſhni-Nowgorod	53,690,000	Silberrubel,
in Irbit	28,741,000	"
in Charkow		
Januarmarkt	7,938,000	"
Auguſtmarkt	1,922,000	"
Oktobermarkt	1,586,000	"
Juni-Wollmarkt	1,377,000	"

„Die mit Sicherheit zu erwartende Steigerung der Wohlhabenheit und Wichtigkeit Südrußlands wird auf noch weitere Steigerung der Wohlhabenheit von Charkow den günſtigſten Einfluß ausüben, ſo daß kaum bezweifelt werden darf, daß der Stadt Charkow eine glänzende Zukunft bevorſteht. — Die im Jahre 1848 auf 43,726 ſich belaufende Einwohnerzahl betrug bereits im Jahre 1852 nicht weniger als 54,201, war alſo in fünf Jahren um mehr als den fünften Theil geſtiegen; ja im Jahre 1855 ſollte dieſelbe bis nahe an 70,000 angewachſen ſein. Mag auch dieſe letztere Angabe etwas übertrieben ſein, ſo ſteht doch ſo viel feſt, daß man es mit einer Stadt zu thun hat, welche in rapidem Wachsthum ſich befindet, wie auch der Hinblick auf die überall unternommenen Neubauten zweifellos darthut.

Dabei liegt Charkow weder am Meere, noch an einem großen Fluſſe, ſondern an dem Vereinigungspunkte zweier unbedeutender Gewäſſer, nämlich da, wo das Lopanflüßchen in die Charkow ſich ergießt; letztere fällt in das Udy-Flüßchen, welches ſich endlich mit dem Donez vereinigt, um mit ihm das Aſowſche Meer zu erreichen. Charkow genießt alſo nicht einmal die ungeheuren Vortheile der Schifffahrt; es wächſt lediglich durch den Verkehr im Binnenlande, welcher nur unterſtützt wird durch die ungemeine Fruchtbarkeit, deren ſich die umliegende Ukraine erfreut. Allerdings iſt die Möglichkeit einer Schiffsverbindung mit dem Aſowſchen Meere nicht ausgeſchloſſen, wenn man ſich nämlich zu dem vernünftigen Entſchluſſe erheben könnte, den Donez wieder ſchiffbar zu machen, wie er es früher gleich anderen bedeutenden Flüſſen in jenen Gouvernements, z. B. dem Oskol, geweſen iſt. Dieſe Flüſſe ſind aber jetzt zum Theil verſandet, wozu die Ausrottungen der Wälder beigetragen haben mögen; zum Theil durch Ablagerung von Miſt, Stroh und Reiſig ſeicht gemacht; denn da Stroh und Miſt bei der natürlichen und unverſiegbaren Fruchtbarkeit des Bodens nicht als Dünger, auch nicht, wie in den Steppengegenden, als Brennmaterial gebraucht werden, ſo ſucht man ſich dieſer ſonſt ſo geſuchten Materialien zu entledigen, indem man ſie in die Bäche wirft, von wo ſie zum empfindlichen Nachtheil für den größeren Verkehr in die ſtärkeren Flüſſe geleitet werden. Was könnte Charkow werden, wenn man die Flüſſe reinigte und Ausfuhrwege zu ihnen baute!

Der Bedeutung von Charkow als Hauptſtadt der Ukraine angemeſſen, ſind die wiſſenſchaftlichen Anſtalten des Ortes.

Die beſondere Aufmerkſamkeit unſeres Reiſenden zog die dortige Univerſität auf ſich. Er lernte den Rektor, jetzigen Curator, Voigt und den Profeſſor Kotſchetoff näher kennen und hätte das fünfzigjährige Jubiläum der Univerſität mitfeiern können, das in dem Jahre ſeines Aufenthaltes begangen werden ſollte.

Die Anſtalt wurde im Jahre 1805 unter Alexander I. und auf den Wunſch des Charkow'ſchen, Jekaterinoslaw'ſchen und Cherſon'ſchen Adels, welcher zu ihrer Begründung bedeutende Summen geſpendet hatte, eröffnet und im Jahre 1854 im Ganzen von 470 Studirenden beſucht, von denen 123 der juriſtiſchen, 223 der mediziniſchen,

Digitized by Google

34 der hiſtoriſch-philologiſchen und 80 der phyſiko-mathematiſchen Fakultät angehörten.

Die Univerſität beſitzt eine geſchmackvolle und zweckmäßig in einem einzigen großen Saale aufgeſtellte Bibliothek von über 50,000 Bänden und außer den gewöhnlichen wiſſenſchaftlichen Sammlungen und einem botaniſchen Garten auch eine eigene Buchdruckerei, welche 2 Setzer und 4 Drucker beſchäftigt. Im Allgemeinen machte die Anſtalt, wenn ſie auch die Bedeutung der benachbarten Kiew'ſchen Univerſität noch nicht erreicht, doch den günſtigſten Eindruck auf Petzholdt, der von ihr die volle Ueberzeugung mit fortnahm, daß ſie unter den ruſſiſchen höchſten Bildungsanſtalten durchaus nicht die letzte ſei.

Nach der Univerſität erregte die Veterinärſchule Charkow's die lebhafteſte Aufmerkſamkeit unſeres Reiſenden, zumal dieſe Anſtalt durch einen äußerſt ſtattlichen, ja prachtvollen, ſoeben vollendeten Neubau in eine neue Phaſe erweiterter Wirkſamkeit getreten war. Sie kann als ein Muſter derartiger Anſtalten gelten, da auch ihre inneren Einrichtungen dem glänzenden Aeußeren durchaus entſprechen. Als beſonders lobenswerth erſcheint es, daß beinahe für jedes einzelne der vorzutragenden Fächer ein beſonderes Auditorium vorhanden iſt, wodurch der große Vortheil erreicht wird, daß es dem betreffenden Profeſſor leicht iſt, ſeine mit Demonſtrationen verbundenen Vorträge den Zuhörern möglichſt nützlich zu machen. Er hat vollkommene Zeit und den nöthigen Raum, Alles was zum beſſeren Verſtändniß des Vortrages von der experimentellen oder demonſtrativen Seite beitragen kann, gehörig zu beſorgen, und iſt ſicher, daß eingeleitete Experimente nicht mit der heutigen Vorleſung unterbrochen oder aufgeſtellte Apparate nicht unmittelbar nach dem Schluß des Vortrages fortgeſchafft zu werden brauchen, wie es nicht ſelten bei anderen Lehranſtalten aus Mangel an Auditorien der Fall iſt. Bei der Charkow'ſchen Veterinärſchule ſcheint man dem wichtigen Grundſatze zu huldigen, daß bei dem Vortrage aller vornehmlich in das Gebiet der Naturwiſſenſchaft gehörenden Lehrfächer das „Sehen" mindeſtens ebenſo wichtig iſt, als das „Hören," und es wird, wenn die betreffenden Vorträge nicht im höchſten Grade inſtruktiv ſind, die Schuld nicht auf die Lokalität geſchoben werden können. So ſind z. B. im botaniſchen Auditorium die zahlreichen Futterpflanzen in getrockneten Exemplaren größten Formates unter Glas und Rahmen aufgeſtellt, alſo den Zuhörern ſtets vor Augen.

Die verſchiedenen Sammlungen der Anſtalt, zum Theil noch im Entſtehen begriffen, boten vielfaches Intereſſe dar; die Bibliothek iſt höchſt elegant und durchaus nicht unbedeutend, die zootomiſche Sammlung beſonders durch Gefäß- und Nervenpräparate ausgezeichnet, zu einem phyſikaliſchen Kabinet der Anfang gemacht, und ebenſo verdient die ebenfalls ganz neue Apotheke beſondere Erwähnung wegen ihrer geſchmackvollen Anordnung. Die Docenten der Anſtalt, namentlich die der verſchiedenen Hülfsfächer, ſind größtentheils Univerſitäts-Profeſſoren.

Charkow beſitzt außerdem zwei Gymnaſien, ein geiſtliches Seminar und ein zur Erziehung adeliger junger Damen beſtimmtes Inſtitut. Alle dieſe Anſtalten ſind in Gebäuden untergebracht, welche durch ihre Schönheit ebenſowohl Zierden der Stadt abgeben, als ſie durch ihr Aeußeres den augenfälligen Beweis liefern, daß die Regierung keine pekuniären Mittel ſcheut, wo es gilt, geiſtige Bildungsſtätten zu begründen.

Wie in jeder Gouvernementsſtadt von Rußland, befindet ſich auch in Charkow eine von dem Miniſterium der Reichsdomänen reſſortirende Behörde, Domänenhof genannt, welche die Pflicht hat, die landwirthſchaftlichen Bedürfniſſe ihres Gouvernements dem Miniſterium mitzutheilen und umgekehrt die Befehle des Miniſteriums zur Ausführung zu bringen, und es iſt die nicht genug zu lobende Einrichtung getroffen, daß bei jedem Domänenhofe eine Sammlung von Ackergeräthſchaften und landwirthſchaftlichen Maſchinen (in Modellen), ſowohl der in dem betreffenden Gouvernement landesüblichen, als der für letzteres zur Einführung empfohlenen fremden (gleichgiltig ob ruſſiſch oder ausländiſch) aufgeſtellt ſein ſoll. In gleicher Weiſe ſollen auch die in dem Gouvernement erzeugten Rohſtoffe aller drei Naturreiche, ſowie die Produkte wenigſtens der erſten Verarbeitung derſelben ausgelegt ſein. Dieſe Sammlungen ſind, abgeſehen von ihrem ſonſtigen Werthe und Nutzen, in hohem Grade geeignet, das Intereſſe des Reiſenden in Anſpruch zu nehmen, inſofern man mit *einem* Blicke die Kulturverhältniſſe des Gouvernements erkennen oder doch wenigſtens vermuthen und demgemäß ſeine weiteren Nachforſchungen arrangiren kann. Der Domänenhof in Charkow bot in dieſer Beziehung nicht viel Bemerkenswerthes dar, da außer einer Anzahl Modellen von Ackerwerkzeugen, denen man im ruſſiſchen Reiche, durch Cankrin verbreitet, überall begegnet, nur noch eine kleine Sammlung von den im Gouvernement vorkommenden techniſch wichtigen Mineralien vorhanden war.

Um vollſtändig zu ſein, dürfen wir die eine Meile nördlich von Charkow gelegene Lehrferme nicht übergehen.

Die Lehrfermen Rußlands haben den Zweck, tüchtige, praktiſche Arbeiter für die Landwirthſchaft zu bilden, und ſtellen das dar, was man in Deutſchland eine Ackerbauſchule, beſſer noch „Knechtſchule," in Frankreich eine Ferme-Ecole nennen würde. In ſolchen Lehrfermen werden arbeitstüchtige junge Leute aus dem Stande der Bauern von 16—20 Jahren aufgenommen und in allen für den Landmann wichtigen Arbeiten praktiſch unterrichtet und erhalten im Laufe des Winters Unterricht in der Religion, im Leſen, Schreiben und Rechnen, in der ruſſiſchen Sprache und den Grundſätzen der Landwirthſchaft, ſo weit ſie für den Bauer paſſend und nöthig ſind. Im Jahre 1855 gab es in Rußland acht Lehrfermen, und zwar in den Gouvernements Wologda, Samara, Tambov, Gorki (mit dem dortigen landwirthſchaftlichen Inſtitute verbunden), Kaſan, Charkow, Saratow und Jekaterinoslaw. Außerdem giebt es noch in Petersburg und Moskau ähnliche Anſtalten, welche jedoch in mancher Beziehung anders organiſirt ſind.

Alle dieſe Fermen wurden in der Zeit von 1843—1849 gegründet. Jede derſelben ſollte für eine gewiſſe Anzahl von Gouvernements tüchtige Arbeiter bilden, welche gerade mit derjenigen Art von verbeſſerter Landwirthſchaft, wie ſie für dieſe Gouvernements paßt, vertraut gemacht würden, wie denn auch ſelbſtverſtändlich die Aufgabe, zu ermitteln, welches für jeden klimatiſch und ſonſt wie verſchiedenen Theil von Rußland die am meiſten zuſagenden Kulturmethoden ſeien, mit dieſen Anſtalten verbunden iſt. Zwei derſelben, nämlich diejenigen von Samara und Jekaterinoslaw ſind inzwiſchen geſchloſſen worden, und zur Aufhebung derjenigen von Wologda werden ebenfalls bereits Anſtalten getroffen; auch ſteht eine Reorganiſation dieſer ganzen Angelegenheit in Ausſicht.

Die Baulichkeiten der Ferme von Charkow ſind, ſowohl was die Anordnung rückſichtlich ihrer gegenſeitigen Lage, als was die Ausführung derſelben betrifft, ausgezeichnete, und keine der Herrn Petzholdt bekannten Fermen gewährte dem Reiſenden, was das Aeußere ihrer Erſcheinung anlangt, einen ſo ſchönen und durch die

Digitized by Google

Symmetrie ihrer Hauptgebäude wohlgefälligen, ja beinahe großartigen Anblick, wie die Charkow'ſche Ferme. Die nähere Beſichtigung der inneren Einrichtung mit Allem, was zur Wirthſchaft im engeren und weiteren Sinne gehört, ſtörte das günſtige Vorurtheil, welches durch das ſchöne Aeußere hervorgerufen ward, keineswegs, vielmehr befriedigte das Ganze unſern Reiſenden vollkommen.

Die Lage der Stadt iſt in Folge der unebenen Terraingeſtaltung eine ſehr maleriſche, da es viele Standpunkte theils im Innern der Stadt, theils außerhalb derſelben giebt, von wo aus man einen bald größeren, bald kleineren Theil derſelben überſehen kann. Der wichtigſte Theil der Stadt liegt auf der anſehnlichen Höhe, welche ſich von Norden her gleich einem Vorgebirge bis zur Vereinigung des Lopan mit der Charkow vorſchiebt; er iſt das Centrum der Stadt, um welches ſich die übrigen Stadttheile in mächtigem Gürtel herumlegen, und der Blick auf dieſen Stadttheil gehört zu den ausgezeichnetſten großſtädtiſchen Anſichten. Die Stadt iſt im Allgemeinen regelmäßig angelegt, und faſt alle Hauptſtraßen ſind mit Pflaſterung und Trottoir verſehen. Um die in dieſer Hinſicht bemerkbaren Fortſchritte würdigen zu können, muß man wiſſen, wie frühere Reiſende die Stadt fanden. Noch im Jahre 1840 giebt Blaſius in ſeinem Reiſewerke folgende Schilderung von Charkow:

„Charkow beſitzt nicht einen einzigen Pflaſterſtein und mußte ſich zur Zeit des Ueberganges in den Winter mit einem ganz dreiweichen Straßenpflaſter von zwei bis drei Fuß Höhe begnügen. Ohne Waſſerſtiefeln war es nicht möglich, trockenen Fußes auf dem reingefegten Trottoir zur Seite zu gehen. So viel möglich, hatte man den Straßenkoth auf der Mitte der Straße zu kleinen Bergen aufgehäuft, um die Paſſage zu beiden Seiten möglich zu machen. Auf dieſen paſſirbaren Stellen, zur Seite der Kothhügel, lag der Moraſt nur etliche Fuß hoch, ſo daß die Droſchken mit genauer Noth vorwärts konnten. Ohne Droſchke durfte ſich Niemand auf die Straße wagen. Die Häuſer, auch die anſtändigſten, waren nur dadurch zugänglich gemacht, daß man das Trottoir und die anliegenden Theile der Straße mit Miſt befeſtigt hatte. Durch alles dieſes war hier eine nachahmungswürdige Schuleinrichtung hervorgerufen, die wohl ſchwerlich anderswo ihres Gleichen haben wird. So wie man ſonſt wohl Hundstagsferien wegen großer Hitze angeſetzt hat, waren hier weniger aſtronomiſch, als terreſtriſch beſtimmte Dreckferien eingerichtet. Das Gymnaſium hatte ſeit vierzehn Tagen, die Univerſität ſeit acht Tagen Dreckferien. Es würde ebenſo zwecklos geweſen ſein, zu erwarten, daß jeder Student oder Gymnaſiaſt ſich eine Droſchke zum Beſuche der Kollegien halte, als daß er ſich der Lebensgefahr des Straßenpflaſters ausſetze. Und ſo hätten ſich die Ferien ohnehin von ſelber, ohne Befehl, einſtellen müſſen.“ — Die Zeit der Dreckferien iſt jetzt vorüber.

Endlich ſcheint auch das geſellige Leben in Charkow ein ſehr angenehmes zu ſein, da, abgeſehen von den vielen Elementen zur Hervorrufung eines geſelligen Verkehrs, welche in der großen Zahl von Profeſſoren, Lehrern und Beamten gegeben ſind, noch die zahlreiche wohlhabende und zum Theil ſehr reiche Kaufmannſchaft, ſowie der, namentlich während des Winters, in Charkow lebende Adel des Gouvernements mit in Anſchlag gebracht werden muß. „Hätte ich,“ ſo ruft der Verfaſſer aus, „nur dem Gefühle perſönlicher Behaglichkeit nachgeben und danach meine Abreiſe von Charkow bemeſſen wollen, wahrhaftig, ich ſäße wahrſcheinlich noch jetzt dort, wie es mit einem meiner Begleiter, dem Maler, der Fall geweſen iſt, der ſich hier ſo gut gefiel, daß er der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, dazubleiben.“

Schweden.

Neue Gedichte vom Probſt Mellin.*)

Der greiſe Dichter Schwedens, Probſt G. H. Mellin, mit dem wir die Leſer dieſer Zeitſchrift in den im Jahre 1860 darin veröffentlichten „ſchwediſchen Skizzen“ bekannt zu machen ſuchten, hat zur Freude ſeiner zahlreichen Verehrer noch einmal in die Saiten ſeiner Leier gegriffen, und ſie hat ſo voll, friſch und rein wie früher getönt. Da die poetiſche Sündfluth, die bei uns noch immer höher und höher ſteigt, Schwedens meerumſpültes Land noch nicht mit überſchwemmt hat, ſo ſind dort Gedichte aus der Feder und dem Herzen Mellin's noch ein Ereigniß — vielleicht weil ſie durch ihre Reinheit und Zartheit ſich in den Gegenſatz zu den Frivolitäten gewiſſer Herren vom Feuilleton des „Aftonbladet“ ſetzen, die ſeiner Zeit hier genügend gewürdigt worden ſind. Aus demſelben Grunde aber verdient die kleine Sammlung, die freilich äußerlich in ihrer beſcheidenen Ausſtattung nichts mit dem Prunke unſerer deutſchen poetiſchen Erſcheinungen gemein hat, auch in Deutſchland einige Aufmerkſamkeit, und daher möge eine kurze Probe aus derſelben in Urſchrift und Ueberſetzung hier Platz finden:

Tvenne ljus.

Mitt ljus är, säger Gud, uti din hand:
Ditt ljus, o menska, står uti min hand.
Din själ hon är ditt ljus, som jag har tändt:
Mitt ljus är ordet, som jag dig har sändt.
Och om mitt ljus du håller rent och kärt,
Min nåds beskärm jag åt ditt ljus beskärt.

Deutſch:

Zwei Lichter.

Mein Licht iſt, ſo ſpricht Gott, in deiner Hand:
Dein Licht, o Menſch, das ſteht in meiner Hand.
Die Seele iſt dein Licht, von mir entzündet,
Mein Licht das Wort, das ich dir hab' verkündet.
Und wenn mein Licht du hält'ſt recht lieb und werth,
Wird meiner Gnade Schirm einſt deinem Licht beſcheert.

Aus dem Inhalte des erſten Gedichtes: „An meine Geſangsmuſe,“ ſchöpfen wir die Vermuthung, daß Mellin noch weitere poetiſche Gaben bringen wird. Ihm gehen die Welt-Angelegenheiten zu unruhig durcheinander; die Völker leiden, majeſtätiſch rollt des Krieges Donner im Süden wie im Norden, tiefe Schatten ziehen über die Länder, und Keiner ahnt, was ihr Erſcheinen bringen kann: „Komm,“ ruft er ſeiner Muſe zu, „laß uns fliehen, laß von der Welt uns trennen; wie Indiens Vögel bauen wir ein Neſt, hängt es auch nur mit einem Faden an der Palme; dort wollen wir im Schatten uns verbergen, um frei zu ſein und in poetiſcher Ruhe!“ — Hoffentlich genügt ſeiner Muſe auch die nordiſche Buche, um in ihrem Schatten unbeirrt von den Kämpfen der Welt den ſchwediſchen Dichtergarten weiter bepflanzen zu helfen!

G. H.

*) Några Nya Smärre Dikter, af G. H. Mellin. Helsingborg, E. T. Borg, 1864.

Digitized by Google

Kleine literariſche Revue.

— Der britiſche Staat eine Spar-Bank und Alterverſorgungs-Anſtalt. England hat in neueſter Zeit gegen die ſonſt von ihm befolgte Regel des laisser aller und laisser faire, eine volkswirthſchaftliche Inſtitution eingeführt, die von außerordentlichen Folgen ſein kann. Ein engliſcher Aſſekuranz-Beamter, Herr Marcus N. Adler, giebt darüber, ſowie über die dem Parlamente in dieſer Beziehung vorgelegte Bill, belehrende Auskunft in einer Schrift, in welcher zugleich einige Nachrichten über die Geſchichte des Leibrenten- und Lebensverſicherungs-Weſens enthalten ſind.*) Die Idee der Lebensverſicherungen und der Sterbekaſſen iſt, wie neuere Entdeckungen und die Forſchungen des engliſchen Hiſtorikers Herrn Kenrick dargethan, bereits den Römern bekannt geweſen. Zur Zeit des Kaiſers Hadrian gab es in Lanuvium, nach dort ausgegrabenen Tafeln, welche die Statuten enthalten, eine Anſtalt, bei welcher man monatlich 3 Aſſe einzahlte, um nach dem Tode den Hinterbliebenen eine Summe von 300 Seſterzien zur Beſtreitung der Leichenbeſtattungs-Koſten zu ſichern. In Folge nun einer in der jüngſten Seſſion dem engliſchen Parlamente vorgelegten Bill wird es künftig möglich, daß Arbeiter von ihren Verdienſten monatlich kleine Einzahlungen beim Staate (vielleicht bei den Poſtämtern) machen, um nach einer gewiſſen Anzahl von Jahren (mindeſtens ſechzehn) eine gewiſſe jährliche Penſion bis zu höchſtens hundert Pfd. Sterl. zu beziehen. Die engliſchen Poſtämter haben bereits ſeit einigen Jahren die Befugniß, Spar-Einlagen anzunehmen. Der Staat, der alſo ſchon eine große Sparbank der Arbeiter iſt, wird nunmehr durch die neue Einrichtung auch ihre Invaliden-Verſorgungsanſtalt, ſofern die Arbeiter bei Zeiten daran denken, ſich durch kleine monatliche Einzahlungen eine künftige Jahres-Rente zu ſichern. Herr Adler weiſt in ſeiner Schrift, die wir namentlich allen Verſicherungs-Fachmännern empfehlen, nach, daß der Staat durch dieſe Inſtitution den beſtehenden Lebensverſicherungs-Anſtalten nicht allein keine Konkurrenz machen und keinen Schaden zufügen, ſondern ihnen vielmehr durch Gewöhnung der unbemittelten Klaſſen, Erſparniſſe zu machen und Renten-Zuſicherungen zu erwerben, ein großes neues Publikum zuführen wird, da die Regierung durch die ihr auferlegten geſetzlichen Beſchränkungen den Lebensverſicherungs-Geſellſchaften jede Verſicherung wird überlaſſen müſſen, welche die Summe von hundert Pfund überſteigt.

— Die evangeliſchen Slowaken Ungarns.**) Wenn dieſe kleine, im vorigen Jahre in deutſcher Sprache erſchienene Schrift nicht übertreibt, ſo befinden ſich, ungeachtet des kaiſerlichen Religions-Patentes vom 1. September 1859, die evangeliſch-lutheriſchen Slowaken Ungarns in einem Zuſtande ſchrecklicher Unterdrückung, und zwar nicht durch die Regierung oder durch die katholiſche Kirche, ſondern durch die ihnen im Glauben nahe ſtehenden reformirten Magyaren, die mit ihren kirchlichen Unions-Projekten politiſche Magyariſirungs-Pläne verbunden haben, welche ſie mit der ganzen Gewalt der überlegenen Bildung und des überlegenen Reichthums gegen die armen Slowaken durchzuſetzen ſuchen. Während es nämlich in Ungarn über anderthalb Millionen Reformirte, faſt ausſchließlich Magyaren mit einer geringen Anzahl von Deutſchen giebt, zählt die lutheriſche Kirche nur 830,000 Bekenner, und zwar 436,000 Slowaken, 15,000 Slovenen, 202,000 Deutſche, und 177,000 Magyaren. Unter dieſen wiſſen ſich die Deutſchen als die Intelligenteſten am beſten gegen die nationale und Glaubens-Propaganda der Reformirten zu wehren, obwohl es auch unter den jungen deutſchen Fortſchritts-Freunden manche Ueberläufer giebt, die ſich zum Theil magyariſche Namen geben und die der Verfaſſer als „Magyaronen" bezeichnet. Auch der bekannte Gelehrte Hunfalvy ſoll zu den Letzteren gehören und als Deutſcher Hunsdorfer geheißen haben. Tavaſſy hieß früher Teichengräber, Szépréty hieß Schönwiesner, Szalaghy hieß Lauf ꝛc. Zu den ſlawiſchen „Magyaronen" werden v. Koſſuth, v. Pulſzky, v. Benyowsky gezählt, wie ſich denn überhaupt unter den evangeliſchen Slowaken die Adeligen ſehr häufig von ihren armen bürgerlichen Glaubensbrüdern abwenden. Mitunter erinnert das Verfahren der magyariſchen Beamten in den ſlowakiſchen Gemeinden an das der däniſchen Beamten in den Gemeinden Schleswigs. So wurde in der aus 16000 lutheriſchen Slowaken beſtehenden Gemeinde Szarvas vom dortigen Stadtnotar, einem Magyaronen Namens Hellebrand, angeordnet, daß monatlich einmal magyariſch gepredigt werde. Da aber die Kirche ſtets leer blieb, wenn eine ſolche Predigt vorher angekündigt war, ſo unterließ man fortan dieſe Ankündigung, und ohne daß das ſlowakiſche Volk eine Ahnung hatte überraſchte der Geiſtliche daſſelbe nach dem ſlaviſchen Choral mit einer ihm unverſtändlichen magyariſchen Predigt. Dadurch entſtand Unruhe, das Volk wollte die Kirche verlaſſen, aber an den Kirchthoren waren Panduren aufgeſtellt, die Niemand hinausließen. Auch wurden die Widerſtrebenden hier, wie in mehreren anderen Gemeinden, als Unruhſtifter beſtraft. Das iſt allerdings arg und verdient, daß es auch im übrigen Europa bekannt und als einer freien Nation unwürdig bezeichnet werde.

*) Some Considerations on the Government Life Annuities and Life Assurances Bill. By Marcus N. Adler, M. A., Fellow of the Institute of Actuaries etc. London, 1864.

**) Die Märtyrerkirche der evangeliſch-lutheriſchen Slowaken im Jahre des tauſendjährigen Jubiläums, hiſtoriſch geſchildert von Lic. theol. Johannes Bordis. Erlangen, Andreas Deichert, 1863. 156 S.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Verſammlung deutſcher Tonkünſtler in Karlsruhe (vom 22.—26. Auguſt) hat ſich auf dem betreffenden Gebiete als ein Ereigniß von ungewöhnlicher Tragweite ergeben. Weſentlich unterſchied ſich dieſe Zuſammenkunft von unſeren „Muſikfeſten" dadurch, daß dieſelbe eine für die Beſprechung wichtiger muſikaliſcher Zeitfragen beſtimmte Generalverſammlung von Mitgliedern einer über ganz Deutſchland verbreiteten, feſtgeſchloſſenen Körperſchaft war, nämlich des ſeit einer längeren Reihe von Jahren bereits unter immer günſtigeren Auſpizien u. a. unter materieller Förderung durch mehrere regierende Fürſten — beſtehenden „allgemeinen deutſchen Muſikvereins."

Angeregt von der muſikaliſchen Fortſchritts-Richtung, hatte dieſer, auf die maßgebendſten künſtleriſchen Geſichtspunkte baſirte, in großen Umriſſen, entſprechend der Bedeutung unſeres allgemeinen Vaterlandes, angelegte Verein in der erſten Zeit ſeines Beſtehens dieſelben Kämpfe, wie die betreffende Richtung. Das in ſolchen Fällen ſtets nur zu bereitwillig ſich regende Vorurtheil ſah Ausſchreitungen dieſer Richtung als Grundſätze derſelben an und übertrug dieſe jedenfalls zu voreilige Anſchauung auf eine Genoſſenſchaft, die ja hauptſächlich Vermittelung und Ausſöhnung der Gegenſätze anbahnen will. Dieſe Abſicht nun trat bei der diesjährigen Verſammlung in unerwartet erfreulichem Grade hervor. Nie gab bisher irgend ein Muſikfeſt ſo umfaſſende Gele-

Digitized by Google

genheit zu perſönlicher Annäherung, zumal zur Ausgleichung der nord- und ſüddeutſchen Anſchauungen. Schon nach wenigen Tagen war zwiſchen dem Norden und Süden eine dauernde Harmonie angebahnt, beſiegelt durch den nunmehr ſofort maſſenhaft erfolgenden Beitritt neuer Mitglieder.

Viel trug auch jedenfalls die *Unparteilichkeit* bei, welche, entſprechend den Statuten des Vereins, bei der Wahl der zur Aufführung gebrachten Werke durchgeführt worden war. Sich auch darin von den üblichen Muſikfeſten unterſcheidend, daß der deutſche Muſikverein jenen das Vorführen älterer Werke gänzlich überläßt, brachte derſelbe auch diesmal mit geringen Ausnahmen nicht nur ganz neue Produktionen lediglich von ſeinen eignen Mitgliedern, ſondern zugleich auch überwiegende Werke von noch keineswegs entſchieden hervortretender Fortſchrittsrichtung. Ueber welchen Reichthum an Kräften (ſowohl Komponiſten als Virtuoſen von Bedeutung) aber der Verein bereits verfügt, ging daraus hervor, daß nur einem kleinen Theil der durch die Qualität ihrer Leiſtungen Berechtigten Gelegenheit zu öffentlicher Produktion geboten werden konnte, eine Thatſache, deren Wahrheit die ferneren Verſammlungen erſt evident ergeben werden.

Endlich aber hat ſich der deutſche Muſikverein auch bereits zu *internationaler* Bedeutung erhoben. Sein Mitglieder-Verzeichniß ergiebt die Betheiligung von (diesmal größtentheils anweſenden) Künſtlern und Künſtlerinnen oder Kunſtfreunden aus Amerika, England, Rußland, Ungarn, Italien und anderen außerdeutſchen Regionen; er iſt daher wohlbefähigt, deutſche Kunſt und künſtleriſchen Fortſchritt weit über Deutſchlands Gauen hinaus fruchtbringend zu verpflanzen im Intereſſe geiſtiger Anregung und Fortbildung. 3.

Das Feuilleton der Wiener „Preſſe" warnt in dieſem Monate bereits zum zweitenmale in einem zwar witzig ſein ſollenden, jedoch im Grunde völlig geiſtloſen Artikel vor einer Wiederholung von *Vergnügungszügen der Wiener nach Berlin*. In einer dieſer Diatriben gegen das „kritiſche" Berlin behauptet die Wienerin, daß die Berliner „Volkszeitung" gegen das Durcheinanderwerfen der deutſchen Stämme mittelſt der Eiſenbahn-Vergnügungszüge ſei und am liebſten die Oeſterreicher mittelſt Separat-Train nach Ofen ſpediren möchte. Am Schluſſe des Artikels ſagt die „Preſſe":

„Wenn wir endlich dahin gelangt ſein werden, uns ſo recht deutſch einig zu fühlen, und dennoch das Bedürfniß empfinden werden, uns noch ferner zu verbrüdern — wohin ziehen wir dann mit unſeren Vergnügungszügen? Dann — nun dann ziehen wir zu den Zulu-Kaffern, oder zu den Mooris nach Neuſeeland; wir werden gewiß freundlich aufgenommen werden — *aber nur ja nicht nach Spree-Athen!*"

Daß die — wie Figura zeigt — in Wien noch nicht ausgeſtorbenen Phäaken einen Zug zu den Zulu-Kaffern und Neuſeeländern haben, iſt ganz natürlich. Doch darum wird ſich die große Mehrzahl der Wiener, die heutzutage durch ihren deutſchen, intelligenten Charakter auch unſerem Schiller ganz andern Reſpekt einflößen würden, nicht davon zurückhalten laſſen, die deutſche Schweſterſtadt *an der Spree* zu beſuchen. In Berlin ſind die Wiener ſtets herzlich und gaſtlich aufgenommen worden, wie namentlich auch die *öſterreichiſchen Turner* bezeigen können, die ſich bei dem großen deutſchen Turnfeſte im Jahre 1861 in Berlin befunden haben. Selbſt *zur Zeit* der Phäaken iſt das für das Berliner Theater geſchriebene Holtei'ſche Liederſpiel „Die Wiener in Berlin," worin die Gemüthlichkeit Wiens auf Koſten des kritiſchen, karrikirten Berlin hervorgehoben wird, mit einem ſelbſt nach hundert Vorſtellungen noch nicht erſchöpften Beifall aufgenommen worden. Kein berliner Blatt hat jemals ſolche herausfordernde und dabei lächerliche Diatriben gegen die große ſüddeutſche Schweſterhauptſtadt gebracht, wie jetzt die Wiener „Preſſe" gegen Berlin. Die berliner Preſſe wird ſich darum gewiß nicht zurückhalten laſſen, auch in der Folge Böſes mit Gutem zu vergelten.

Das von dem penſionirten Poſtbeamten Herrn *W. Hendel* herausgegebene *Poſt-Wochenblatt**) enthält in ſeiner Nummer vom 14. September mehrere Berichtigungen in Bezug auf einen Artikel „Bilder aus dem Londoner Verkehrsleben", der in der „Gartenlaube" geſtanden und worin namentlich mehrere Hinweiſungen auf das Poſtweſen in Deutſchland daſſelbe in einem unrichtigen Licht dargeſtellt hatten. Unter Anderem war auch für den deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein die einſtufige Portotaxe empfohlen worden. In dieſer Hinſicht bemerkt das Poſt-Wochenblatt: „Die großen Vortheile der einſtufigen Portotaxe werden von Niemand verkannt, obgleich die dreizonige Brieftaxe doch auch wohl Einiges für ſich hat. Zwiſchen dem 5000 Quadratmeilen umfaſſenden Großbritannien und dem viermal ſo großen deutſchen Poſtverein, der einzigen Verbindung, in welcher ſich die ganze öſterreichiſche und die ganze preußiſche Monarchie mit den übrigen deutſchen Ländern vereinigt haben, dürfte ein bedeutender Unterſchied ſein. Derſelbe rührt namentlich davon her, daß in England die Mehrzahl der Briefe Handels- und Geſchäftsbriefe ſind, während dieſelben bei uns nur die kleinere Hälfte ausmachen. Bei der äußerſt mangelhaften Volksbildung korreſpondiren in England beinahe nur die Fabrikanten, Kaufleute und die höheren Stände, während in Deutſchland ſich alle Schichten der Bevölkerung der Poſt bedienen. Sieht nun die „Gartenlaube" nicht ein, welche große Ungerechtigkeit in der Einführung der einſtufigen Portotaxe liegen würde? Der Landmann, der kleine Gewerbsmann ſollte für ſeine Briefe, die ſich nur in engen Kreiſen bewegen, eben ſo viel bezahlen, als der Großhändler, der mit den entfernteſten Orten des Poſtvereins in fortwährendem Briefwechſel ſteht? Ein Brief von Leipzig nach Halle und ein ſolcher von Leipzig nach Herrmannſtadt in Siebenbürgen ſollten daſſelbe Porto koſten? . . . . . Daß man im deutſchen Poſtverein mit den ermäßigten Taxen für Kreuzband-Sendungen noch viel weiter gegangen, als in England, weiß die „Gartenlaube" nicht, ſonſt würde ſie wohl nicht ſo ſehr beklagen, daß man bei uns die Hill'ſche „book-post" nicht eingeführt."

Dem Dichter *Karl Beck* in Wien iſt von der öſterreichiſchen Regierung in Anerkennung ſeiner „ausgezeichneten, dem Geſammtvaterlande bleibend zur Ehre gereichenden Leiſtungen auf dem Gebiete der Poeſie" (wie ihm der Staatsminiſter, Freiherr von Schmerling angezeigt) eine einjährige Penſion von 600 Gulden bewilligt worden. Hoffentlich wird es nicht bei dem Einen Jahre verbleiben.

*) Techniſch-praktiſch-literariſches Organ für Poſt-, Telegraphen- und Eiſenbahn-Beamte. Wöchentlich ein halber Bogen. Preis 10 Sgr. vierteljährlich. Cammin in Pommern.

Digitized by Google

Bei Ambr. Abel in Leipzig iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mecklenburg's Volksſagen.

Geſammelt und herausgegeben von

Dr. A. Niederhöffer,

Mitgl. d. Ver. für Mecklenb. Geſch. u. Alterthumsk.
4 Bde. (67 Bog.) Broſch. Preis n. 2 Thlr.

Dieſe Sammlung iſt ein Volksbuch im beſten Sinne des Wortes. Der reiche Schatz köſtlicher Sagenſtoffe iſt hier nicht in breite, verwäſſernde Erzählungen verwandelt, ſondern ganz ſchlicht und einfach wiedergegeben, ſo daß dies Werk, ſchätzbar für den Alterthumsfreund, zugleich ein vortreffliches Unterhaltungsbuch bildet und als ſolches dem geſammten deutſchen Volke (nicht blos den Bewohnern des Landes dem dieſe Sagen angehören) empfohlen werden kann. (509)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Brugſch (H.), Wanderung nach den Natronklöstern in Aegypten. Vorlesung gehalten am 10. März im wissenschaftlichen Verein in der Singakademie zu Berlin. 1855. 16. geh. 6 Sgr. (514)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (515)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von A. Freyſchmidt in Caſſel erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Caſſler Namenbuch
von **Hoffmann von Fallersleben.** 10 Sgr.

Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrten ꝛc. Geſchichte. (506)
von **O. Strieder.** 1. 1. u. 2. Heft à 12 Sgr.

Verlag der S. Schropp'ſchen Landkartenhandlung (L. Beringuier) in Berlin.

Fix, W., Territorialgeſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates, nebſt 10 hiſtoriſchen Karten. Carton. 1 Thlr.

— — **Ueberſichten zur äußeren Geſchichte des Preuß. Staates.** Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der vaterländiſchen Geſchichte. Mit einer color. Karte. Preis 1⅓ Thlr.
Die Karte allein 20 Sgr.

— — **Wandkarte** zur Geſchichte des Preuß. Staates. Druck vom Königl. lithogr. Inſtitut zu Berlin. Preis 5⅔ Thlr., auf Leinwand gezogen in Mappe 8⅓ Thlr., mit den Ueberſichten 10 Thlr., aufgezogene Exemplare mit Rollſtäben 9 Thlr., mit den Ueberſichten 10⅔ Thlr.

Obige Werke ſind von den hohen Unterrichtsbehörden der Preuß. Lehranſtalten zur Anſchaffung empfohlen, da ſie eine mit großem Fleiße zuſammengeſtellte, außerordentlich reiche Fülle von Thatſachen erwähnen, die in dieſer überſichtlichen Form Lehrern und Lernenden das Studium der vaterländiſchen Geſchichte ſehr erleichtert. (508)

In unſerm Verlage iſt ſoeben erſchienen:

Friedrich Wilhelm's des Großen Churfürſten Winterfeldzug in Preußen und Samogitien gegen die Schweden im Jahre 1678—79.

Ein Beitrag zur brandenburgiſchen Kriegsgeſchichte
von **Auguſt Rieſe,**
Major u. Bataill.-Command. im 2. Schleſ. Gren.-Regt. Nr. 11.
Mit einer Karte des Kriegsſchauplatzes.
gr. 8. geheftet. Preis 22½ Sgr.

Der Verfaſſer ſagt im Vorwort: „Er war es, der gleich groß als Held wie als Chriſt den Ruhm der Brandenburger nicht allein in allen Gauen Deutſchlands, auch in den Niederlanden, Ungarn, Polen, Dänemark und Livland, ja ſelbſt im fernen Afrika verbreitete, der Polen, Schweden, Türken und Franzoſen abwechſelnd die Schärfe des brandenburgiſchen Schwerts, die Wucht brandenburgiſcher Hiebe fühlen ließ, der ſelbſt den brandenburgiſchen Wimpel zur See geehrt und ſeinen Feinden furchtbar machte. — Es ſei daher mir geſtattet, aus dem mit reichen Siegeskränzen geſchmückten Leben dieſes Helden nur eine kleine Epiſode vorzuführen, welche den hohen, energiſchen, thatkräftigen Geiſt des Kurfürſten veranſchaulicht, eine Epiſode, die in glänzenden Zügen darſtellt, wie Er Alles, was Er wollte, ganz wollte, und wie Er inmitten der Schrecken eines wahrhaft furchtbaren Winters an der Spitze ſeiner braven Reiter mit Sturmesſchnelle herabbrauſend die Schaaren Seiner Feinde mit dem rächenden Schwerte der Vergeltung vor ſich hintrieb und Seinen lange und ſchwer heimgeſuchten Landen dadurch endlich Ruhe vor Seinen bisher gefährlichſten Feinden, den Schweden, für dauernde Zeiten ſchaffte."

Berlin, den 14. September 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). (513)

Geſellſchaftsreiſe
nach
Aegypten
auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünſchen entſprechend wird die Unternehmung der Geſellſchaftsreiſen nach Konſtantinopel und Athen, welche ſich großer Theilnahme und des beſten Erfolges erfreuten, nun auch die erſte Geſellſchaftsreiſe **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „öſterreichiſchen Lloyd" in Trieſt organiſiren.

Die Abreiſe von Trieſt erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte
einſchließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reiſe u. ſ. w. iſt:

400 Gulden.

Das Reiſe-Programm
iſt zu erhalten in der Gerold'ſchen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerſtraße), an den auch alle Briefe zu richten ſind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer Redakteur der „Wiener Zeitung." (511)

In J. D. Sauerländer's Verlagsbuchhandlung in Frankfurt a. M. iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Volkswirthſchaft und ihr Verhältniß zu Geſellſchaft und Staat.

Von
Dr. Carl Dietzel,
Profeſſor an der Univerſität zu Heidelberg.
gr. 8. geh. 25 Bogen à 2 Thlr. = 3 fl. 30 kr.

Der Verfaſſer, durch ſeine früheren Schriften (Syſtem der Staatsanleihen ꝛc. ꝛc.) als Begründer einer neuen Richtung in der Nationalökonomie und der Staatswiſſenſchaft bekannt, führt in dieſem Werke eine vollkommene Neugeſtaltung der Volkswirthſchaftslehre durch, indem er die Volkswirthſchaft als die umfaſſendſte Grundlage des ganzen Volkslebens und als die Hauptentwicklungsform der Menſchheit darſtellt. Er zeigt in klarer und ſcharf beſtimmter Ideenentwicklung, wie dieſelbe aus den letzten Gründen des menſchlichen Daſeins hervorgeht und wie ſie mit ihrem allmäligen Fortſchreiten die Geſellſchaftszuſtände und den Staat aus ſich erzeugt.

Von beſonderem Intereſſe dürfte ſeine Darſtellung des Verhältniſſes der Volkswirthſchaft zum Staate ſein, wodurch er dieſe ſchwierige Frage unſerer Gegenwart glücklich löſt. Während ſeine früheren Arbeiten hauptſächlich zu einer Reform der Finanzwiſſenſchaft geführt haben, dürfte dieſes Werk ſich als ebenſo unentbehrlich für den Staatsgelehrten und den Staatsmann, wie für den Nationalökonomen erweiſen, und wird zugleich weil die meiſten bisherigen volkswirthſchaftlichen Schriftſteller dieſes Gebiet vollſtändig vernachläſſigen, neben jeder anderen Volkswirthſchaftslehre benutzt werden müſſen.

Indem der Verfaſſer zugleich die eingreifenden Beziehungen der Volkswirthſchaft zu den wichtigſten Fragen des öffentlichen Lebens ausführlich nachweiſt und mit lebhaften Farben den durch ſie im letzten Jahrzehnt herbeigeführten Aufſchwung des öffentlichen Lebens in Deutſchland zeichnet, bietet er jedem Gebildeten, welcher ſich für die Fragen des politiſchen und ſocialen Lebens intereſſirt, eine eben ſo anziehende als lehrreiche Lektüre. (504)

Dieser Nummer liegen bei ein Prospekt betreffend: **Isis. Der Mensch und die Welt. Verlag von Otto Meissner in Hamburg** und ein Verzeichniss: **Neuester Verlag** von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** 1864. Nr. 2.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** Nr. 40.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin — Sonntag, den 2. Oktober — 1864.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Deutſche Charaktere, von Guſtav Kühne . 626

Frankreich.
Zur Molière-Literatur. Molière's Werke . 629

England.
Eine Galerie engliſcher Celebritäten . . . 634

Siam.
Der Buddhismus nach der Erklärung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen 636

Orient.
Kritiſche Text-Ausgabe des Talmud . . . 637

Kleine literariſche Revue.
Ein Schreiben Ludwigs XVI. über Dichter-Ehren 638
Kardinal Wiſeman's Vorſchlag zu einem Shakſpeare-Denkmal 638
Die Briefe Joachim Imhof's 638
Zur Schach-Literatur 639

Literariſcher Sprechſaal 639

Neue Erſcheinungen der franzöſiſchen Literatur.

Charlotte Corday. Tragédie en cinq actes et en vers, par J. B. Salles, deputé Girondin (écrite en 1793). Editée par G. Moreau-Chaslin. In 4. Paris, Miard.

Memoires inédits de Dumont de Bostaguet, gentilhomme Normand, publiés par M. M. Charles Read et Fr. Waddington. (Concernant la révocation de l'édit de Nantes et les expéditions de Guillaume III en Angleterre et en Irlande.) 1 vol. Paris, Michel Lévy.

Les six mariages de Henry VIII, par Jules d'Argis. In 18. Paris, Hetzel.

Miles Byrne, Memoires d'un exilé irlandais de 1798, edités par sa veuve, traduits de l'anglais par A. Hédouin. Paris et New-York.

Les problèmes de la nature. Par Aug. Langel. Paris, Baillière.

La prédicante des Cévennes. Par Madame Louise Figuier. Paris, Hachette. (528)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth, 21 Thlr.

Separate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches — 1790—1803.
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (526)

Zweiter unveränderter Abdruck.

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,

GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN

VON

JACOB GRIMM.

HERAUSGEGEBEN VON HERMAN GRIMM.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin. (527)

So eben ist erschienen und von der unterzeichneten Buchhandlung zu beziehen:

Die Werke der Troubadours in provenzalischer Sprache, herausgegeben von Dr. K. A. F. Mahn. Lyrische Abtheilung. Band II., Lief. 3. 15 Sgr.

Die Werke der Troubadours, von denen jetzt $2\frac{2}{3}$ Bände (à 2 Thlr.) fertig sind, enthalten, ausser den von Rochegude in seinem Parnasse Occitanien und von Raynouard in seinem Lexique Roman veröffentlichten Gedichten, hauptsächlich die in Raynouard's jetzt sehr selten und wegen ihres hohen antiquarischen Preises fast unzugänglich gewordener Choix enthaltenen Gedichte. Ein Supplement dazu bilden die Gedichte der Troubadours von demselben Herausgeber, von denen 3 Bände (à $2\frac{1}{3}$ Thlr.) vollendet sind, welche die bisher unedirten Gedichte aus den Handschriften herausgegeben liefern. Von der epischen Abtheilung der Werke der Troubadours ist der Text des Girart de Rossilho nach der einzigen Pariser Handschrift in 3 Lieferungen vollständig erschienen ($1\frac{1}{3}$ Thlr.). Ausserdem sind veröffentlicht die Biographieen der Troubadours in provenzalischer Sprache. 15 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (524)

Neue Erſcheinungen der holländiſchen Literatur.

Bato. Tijdschrift voor jongens. Redacteur W. Martin Westerman. (12 afleveringen à 4—5 blad.) Amsterdam, Gebr. Kraay. 5 fl.

Alcibiades, Franciscus van Assisi en Heinrich Zschokke, als typen van drie tijdperken voorgesteld. Amsterdam, van Kesteren.

L. van den Broek, nagelaten en verspreide gedichten. Met eene aanprijzende voorrede en eene schets van's dichters leven als mensch en dichter, door H. Maronier. Rotterdam, H. Nijgh. 3 fl.

Eene wet op de Marine, aanbevolen, door W. H. A. Wesselink. Utrecht, Broese.

De Industrieel. Tijdschrift tot verbreiding van het nieuwe en wetenswaardige op het gebied van natuurkunde, werktuigkunde, technologie, telegrafie, fotografie, meteorologie &c. Onder redactie van J. H. van Koten. Amsterdam, Brinkman. 3 fl. 90 c.

De inrigtingen voor onderwijs in de taal-, en volken-kunde van Nederlandsch Indie, te Delft en te Leiden. 's Gravenhage, M. J. Visser. 15 c. (529)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Deutſche Charaktere, von Guſtav Kühne.*)

Deutſchland führt ſeit geraumer Zeit ein wenig beneidenswerthes Daſein. Es glaubt die Früchte einer großen Zeit zu genießen, ohne gleichwohl aus ihnen die Rieſenbäume erziehen zu können, welche daraus hervorzugehen und das Dach unſres nationalen Gebäudes zu bilden beſtimmt waren. Die Mauern zu dieſem Gebäude wurden mit unvergleichlicher Feſtigkeit in die deutſche Erde geſenkt und zur Höhe geführt; dem neunzehnten Jahrhundert ſchien es vorbehalten zu ſein, dem Gebäude Abſchluß und Weihe zu geben. Aber bis jetzt ſahen wir uns vergeblich nach dem Baumeiſter um, der das Werk zu Ende führen möchte. Inzwiſchen aber ſind die Mauern, den Trümmern unſerer mittelalterlichen Burgen gleich, mit einer Fluth von Schlingpflanzen überzogen, durch welche hindurch die Bauſteine kaum mehr zu erkennen ſind.

Wir fühlen Alle das Bedürfniß, Deutſchland auszubauen. Der Verſuch, das Vaterland auf ganz neuen Grundlagen hoch emporzurichten, iſt mißlungen, und ſo ſehen wir uns denn gezwungen, die alten feſten Mauern wieder aufzuſuchen, den Wuſt von Schlingpflanzen, von Staub und Gerölle hinwegzuräumen und zu ſehen, was wir davon noch gebrauchen können. Wir machen da überraſchende Entdeckungen. Vieles iſt uns durch dieſe Ausgrabungen zu recht freudigem Verſtändniß gelangt; gar Manches aber, was ſich mit dem Nimbus der Größe und der Unvergänglichkeit umgeben hatte, hielt die ſcharfe Luft des 19. Jahrhunderts nicht aus und zerbröckelte unter den Händen der Ausgräber.

Den Arbeiten von Palleske, der unſern Schiller, von Lewes, der den Altmeiſter Göthe, von A. Stahr, der Leſſing ausgrub, ſchließen ſich die Arbeiten von Guſtav Kühne an, deſſen „deutſche Charaktere“ uns auf die Trümmer des literariſch und politiſch geſtürzten Deutſchlands führen.

Hier ſitzen wir, nicht wie jene tieffühlenden Juden, die auf der Stätte von Jeruſalem das verlorene Vaterland beweinen; nicht wie die Veteranen des erſten Kaiſerreichs, die vor der Aſche ihres Heros den Untergang ihres Weltreichs und ihres Ruhmes betrauern — wir ſitzen auf unſern Trümmern und erheben uns auf ihnen zu dem Selbſtbewußtſein, daß uns, wenn auch die Schöpferkraft des vorigen Jahrhunderts verloren ging, doch das Ringen nach Wahrheit, die Kraft der Kritik geblieben iſt, die wir anwenden, ſei's auch, um mit ihr die Säulen unſerer eigenen Gottheiten umzuſtürzen. Dieſen Eindruck kann ich nicht verbannen, während ich es unternehme, die deutſchen Charaktere Kühne's in gedrängter Kürze den Leſern des „Magazin“ vorzuführen. — Hier ſind ſie:

Im erſten Theile des Werkes finden wir aus der Aufklärungsperiode Friedrich den Großen, Leſſing, Mendelsſohn, Kant; im zweiten Theile aus dem Zeitalter der Revolution Kaiſer Joſeph II., Mozart, Klinger, der nach Rußland überging, Georg Forſter, der nach Frankreich flüchtete und dem hier eine Ehrenrettung zu Theil wird, endlich den armen wahnſinnigen Hölderlin.

Schon in dieſer Auswahl liegt eine Kritik. Friedrich der Große, der Fürſt der Aufklärung, iſt umgeben gerade von denjenigen Männern, welche ihm bei ſeinem Reformwerke treue Gehülfen hätten ſein können, welche er aber aus unbegreiflichem Stolze verſchmähte; und Joſeph, der Revolutionär auf dem Throne, ſuchte zwar, fand aber nicht die rechten deutſchen Herzen zu ſeinem Werke, und ihm ſind daher Männer beigegeben, welche — mit Ausnahme von Mozart — vor Deutſchlands Zerfahrenheit ſich in die Arme des Auslandes flüchteten oder in ſich ſelbſt den Untergang fanden.

An Friedrich den Großen, an den bedeutendſten Mann des Zeitalters, hat Kühne den höchſten Maßſtab ſeiner Kritik gelegt. Noch nie hat der große König aus deutſcher Feder ſo herbe Urtheile erfahren, ſo rückſichtsloſes Gericht über ſich ergehen laſſen müſſen. Die Kritik nimmt hier die Schärfe des Diamanten an, ſie ſchneidet tief ein und unter ihrer harten Behandlung droht der Gegenſtand ihrer Experimente zu zerbrechen.

Mit der höchſten Anerkennung der blendenden Vorzüge Friedrichs, den er ſogar von dem vulgären Vorwurfe der Freigeiſterei und der Irreligioſität befreit, paart Kühne den Nachweis, wie ſchädlich für die nationale Entwickelung Deutſchlands, deſſen Todtengräber Friedrich geweſen, wie verkehrt, wie verderblich in ihren Folgen ſelbſt für Preußen die Wirkſamkeit des Königs war. Daß der Staat Friedrichs des Großen den Stürmen der nachfolgenden Revolutionszeit nicht widerſtand, iſt die Schuld ſeines philoſophiſchen Schöpfers. Dieſer Staat trug den Keim des Unterganges ſchon während ſeines Wachsthums in ſich, weil er ohne Rückſicht auf die nothwendige innige Verbindung mit Deutſchland errichtet und einzig auf die Perſönlichkeit Friedrichs gegründet war. „Preußens Weiterentwickelung im böſen wie im guten Sinne war ein Abfall von Friedrich's Prinzipien, im böſen Sinne, weil ſein Nachfolger den verſtandeshellen lichten Tag in eine ſchwächliche Dämmerung verkehrte; im guten Sinne, weil mit dem Aufgebot des dritten Friedrich Wilhelm, mit dieſem Einverſtändniß,*) der Staat könne nicht mehr dem Volke helfen, das Volk müſſe den Staat erretten, die abſolute Königsherrſchaft endete und der Volksſtaat in Preußen begann, beginnen ſollte. Denn nicht erſt bei Jena und Auerſtädt ging der Staat Friedrichs des Großen zu Grunde; von ſeiner aufgeklärten Despotie ſchwand ſchon unter ſeinem Nachfolger der Athemzug freien Geiſtes bei feſtgehaltener Form des unumſchränkten Königthums, und aus dem gerühmten Muſterſtaate der Aufklärung ward eine in ſich ſelbſt verknöchernde Maſchine. Friedrichs Freiheit war eben nur ſeine eigene Freiheit. Als man Quanz, Friedrichs Meiſter auf der Flöte, beglückwünſchte, den König in der Muſik zu unterrichten, ſchüttelte er den Kopf und meinte, der König liebe eigentlich gar nicht die Muſik, ſondern die Flöte und eigentlich nicht die Flöte, ſondern nur ſeine Flöte! — Friedrichs freie Maximen wurden keine Staatsgrundgeſetze, keine Formen für den freien, ſich ſelbſt regierenden Staat; die Maſchine die er ſelbſt nur in Gang ſetzte, ſtand ſtill, ſobald er ſein Auge ſchloß; ſein letztes Wort war: Ich bin es müde, über Sklaven zu herrſchen!“

In dieſer bitteren Schale liegt ohne Zweifel ein noch mehr bitterer Kern von Wahrheit. Dennoch iſt nicht zu überſehen, daß die glänzende Aerndte Preußens in den Jahren 1810—1815 nur aus Friedrichs Saat hervorgehen konnte. Friedrichs letztes Wort war vielleicht ſein ſchlimmſter Irrthum. Sein Scharfſinn täuſchte ſich über die deutſche Natur auch in ſeinem Volke: er brauchte nicht über Sklaven zu herrſchen. Die Erhebung im Jahre 1813 würde ihm bewieſen haben, daß er ſich nicht Sklaven, ſondern freie Männer erzogen hatte.

---

*) Deutſche Charaktere. Von Guſtav Kühne. Zum erſten Male geſammelt. 2 Theile. Leipzig, Ludwig Denicke, 1864.

*) Eingeſtändniß?

Digitized by Google

Noch ſchärfer ſpricht ſich Kühne über Friedrichs Verhalten gegenüber der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft aus.

In faſt jeder Literaturgeſchichte iſt zu leſen, welchen Einfluß der König auf die Entwickelung der deutſchen Dichtkunſt gehabt. Aber offenbar nur wider ſeinen Willen hat ſich dieſer Einfluß geltend gemacht, weil Friedrich wider ſeinen Willen ein deutſcher Mann war. Daß er nicht einmal die urkräftigſten deutſchen Geiſter, ſoweit ſolche in ſeinem eigenen Reiche das geiſtige Feld beſäeten, daß er nicht einmal Leſſing, Mendelsſohn und Kant an ſich zog, um Deutſchlands Geiſt kennen zu lernen, das allerdings drückt mindeſtens die Bewunderung für ſeinen gerühmten Scharfſinn nieder. Er, deſſen Naſe Kühne draſtiſch genug mit einem Alles herausbohrenden Pfropfenzieher vergleicht, mußte jene Accoucheurs des wiedergeborenen Deutſchlands finden. „Sein Verhalten zur deutſchen Literatur, die um ihn her aufkeimte", ſagt Kühne, „würde — wie ſeine Entfremdung von dem Geſchlechte der Frauen — der Vergeſſenheit anheimfallen können, hätte dieſer deutſche „Salomo des Nordens" ſeine Schrift über deutſche Dichtung und Wiſſenſchaft (De la littérature allemande des defauts qu'on peut lui reprocher, quelles ce sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. Berlin, 1780), eine Schrift, die er anfänglich blos für ſeinen Miniſter Herzberg aufſetzte, dann aber in die Mutterſprache überſetzen ließ, nicht ſelbſt zum Druck gegeben, ihm und der Nation zur bleibenden Schmach; ihm, weil ſein eigenſinniger Trotz nicht überwinden konnte, was er als Jüngling wahrgenommen, noch einmal als Greis, eh' er darüber abſprach, zu prüfen; — der Nation zur Schmach, weil dieſe Schrift ein dauerndes Zeugniß iſt, daß ihr angeblich größter Fürſt ſeine größte Unwiſſenheit in heimiſchen Dingen gleichſam von oben herab proklamirte und in einer ſouveränen Naivetät über deutſche Kultur und Dichtung zu einer Zeit abſprach, in welcher nicht blos mit Klopſtock, Winckelmann und Wieland, ſondern mit Leſſing in ſeiner Vollendung und mit Göthe in ſeinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unſerm Dichten und Denken angebrochen war."

Hier folgt eine Kritik dieſer Schrift, zu welcher der Verfaſſer ſeine Lanzen von der ſtärkſten Gattung wählt. Indeß mit dieſem Eifer, jene unglückliche Schrift vor dem 19. Jahrhundert noch einmal in den Sand zu ſtrecken, dehnt Kühne den Kampf mit einer als todtgeboren und als längſt begraben zu betrachtenden Mißgeſtalt offenbar zu weit aus. Friedrich hat hier geirrt und bewieſen, wie leicht der Irrthum auch auf dem Throne iſt. Noch ſteht es aber dem 19. Jahrhundert nicht wohl an, in dieſer Weiſe den Stab über Friedrich zu brechen. Indem es ſühnen wollte, was Friedrich geſündigt hatte; indem es Leſſing und Kant einen Platz auf ſeinem Denkmal zu Berlin einräumte, konnte ſich dieſe erleuchtete Zeit nicht einmal ſo hoch erheben, ein längſt gerichtetes Vorurtheil über Bord zu werfen: ſie ſchloß Moſes Mendelsſohn, den Freund Leſſings, den liebenswürdigen Philoſophen von Berlin, aber freilich auch den Juden Mendelsſohn, von dem Denkmale aus, wo ihm ein Stand neben Leſſing und Kant gebührte!

Uebrigens konnte Kühne ſeinen Eifer um ſo mehr zügeln, als Deutſchlands Literatur ſchon damals ſich ſelbſt wehrte. Die Schmähſchrift blieb nicht ohne Erwiderung und „der von Europa nicht beſiegte Preußenkönig wurde auf heimiſchem Boden mit bürgerlichen deutſchen Waffen geſchlagen." „Und in der That", ſo ſagt der Verfaſſer zum Schluß, „Friedrich war auch auf anderen Gebieten bereits überwunden, überholt und abgethan. Im Handel und Wandel hatte ſich ſeine Schöpfung überlebt, ſein ganzer Staat ſich in ſich ſelbſt verknöchert, noch eh' er das große helle Auge ſchloß, das Alles durchforſcht haben wollte, um es nach ſeinem Kopfe zu ordnen. . . . . Die Aufklärung ſeines Regiments wie ſeine ganze Perſönlichkeit wurde zur Karrikatur ihrer ſelber (!). Und Preußens Größe ging nicht Hand in Hand mit Deutſchlands Neugeſtalt. Den Schöpfungen Friedrichs fehlte der nationale Segen; ſie waren negirender Art; ſelbſt die letzte ſeiner Thaten, der Fürſtenbund, beſtätigte eher den Untergang Deutſchlands(?) als deſſen Wiedergeburt."

Mit dieſem Urtheil das Eſſay ſchließen, heißt die ganze Thätigkeit, das ganze Daſein Friedrichs verdammen. Es iſt die erſte Säule, die der Verfaſſer umſtürzt. Glücklicherweiſe giebt der große König noch Stoff zu anderen Urtheilen, und es lebt, wie ſein Andenken zeigt, in ſeinen Schöpfungen noch ein fruchtbarer, nicht blos negirender Geiſt, den auszurotten keiner Kritik gelingen wird, ein Geiſt, der hoffentlich mit ſeiner vollen Kraft und Wucht zur Geltung kommen wird, wenn es ſich einſt um die endliche Löſung der Frage über Deutſchlands Schickſal handelt.

In Leſſing betrachtet Kühne den deutſchen Aeſthetiker. Die ungeheure Begabung dieſes „großen Friedrich in der Literatur" findet er in dem Gemiſch deutſcher und ſlaviſcher Elemente, in dem Gemiſch von tiefer Gründlichkeit und lebendiger Beweglichkeit, das ſich in Leſſings Weſen glücklich vereinigt. Leider hat unſer Jahrhundert die volle Erbſchaft Leſſings erhalten, ohne ſie auszunutzen. Die allzeit muſtergültige, klare und ſcharfe Proſa, die der Meiſter geſchrieben, hat dem Ausdrucke eines leidenſchaftlicher bewegten, reicheren, aber auch weicheren und breiteren Lebens das Feld räumen müſſen. Das 19. Jahrhundert hat dem „Volksredner mit der Feder" Denkmale geſetzt, nur um eine Pflicht zu erfüllen, oder, wie der Verfaſſer ſagt, um ein Schamgefühl mehr los zu werden. Das beſte Denkmal würde man Leſſing widmen, wenn jeder Maler und Bildhauer den Laokoon, jeder Schauſpieler die Dramaturgie, jede Schule das Wort Nathans: „Um wie viel leichter andächtig ſchwärmen, als gut handeln ſei", zur Grundlage der Beſtrebungen nähme! „Aber wir ſprechen von Erbſchaft und Vermächtniß in Dingen des Geiſtes und nennen Leſſings Geſetze eine Hinterlaſſenſchaft an alle Künſtlernaturen, doch nur um einzuſehen, daß Leſſings Geſetze deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit den Romantikern weit hinter ſich laſſen."

Leſſings Einfluß war nicht von längerer Dauer, als die Schöpfungen ſeines Rivalen auf ſtaatlichem Gebiete. Aber während der Verfaſſer Friedrich dem Großen ſelbſt alle Schuld an der Vergänglichkeit ſeines Staatsbaues aufzubürden ſucht, hat in Bezug auf Leſſing das deutſche Volk den Vorwurf auf ſich zu nehmen, daß es Leſſings Grundſätze nicht für die Ewigkeit in ſich aufgenommen hat. Daher die Mahnung an das deutſche Volk, Leſſings Werke von neuem auf ſich einwirken zu laſſen. „Auf Leſſing zurückgehen", ſagt Kühne, „heißt fortſchreiten. Dabei darf man nicht blind ſein gegen ſeine Lücken. Ein nachgebornes Geſchlecht hat die Lücken Leſſings zu füllen. Denn zu einer deutſchen Aeſthetik ſind in Leſſing nur die Grundzüge, iſt nicht der geſammte Codex gegeben. Verſagt war ihm die Erkenntniß und das Element der Muſik; verſagt war ihm auch die Lyrik; wo er lyriſch iſt, ſpitzt ſich ihm Inhalt und Form epigrammatiſch zu; verſagt waren ihm die Elemente des geſammten deutſchen Mittelalters, ſo daß die Poeſie unſerer Romantiker hier nachzuholen ihre Aufgabe fand. Verſchloſſen blieb ihm endlich die Erkenntniß der religiöſen Offenbarung. In dieſen vier Elementen, Muſik, Lyrik, deutſchem Mittelalter und deutſcher Erkenntniß der Offenbarung, hat das nachge-

Digitized by Google

borne Geſchlecht ſeine Miſſion fiuden müſſen, um den vollen Gehalt deutſcher Volksthümlichkeit zu erſchließen."

Dem Freunde Leſſings, dem Sokrates des 18. Jahrhunderts, Moſes Mendelsſohn, flicht der Verfaſſer den ſchönſten Ehrenkranz. Der „edelſte Vertreter des aufgeklärten Berlin" erſcheint in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit, in ſeinem ganzen Adel, in ſeiner völlig aus ihm ſelbſt zur bedeutſamſten Wirkſamkeit gekommenen Thätigkeit, in ſeinem Kampfe mit den Vorurtheilen des 18. Jahrhunderts, kurz in ſeiner ganzen hehren Perſönlichkeit vor uns. In dieſe Harmonie greift mißtönend nur die Hinweiſung auf Mendelsſohns Stellung zum Cheiſtenthum ein. Mendelsſohn hat, ſo ſagt der Verfaſſer an einer Stelle, den eigentlichen Lebenspunkt des Chriſtenthums nicht verſtehen können, und zwar, nicht weil er Jude, ſondern weil er Rationaliſt (?) war. Wie ſich hiermit die andre Stelle reimt, nach welcher Mendelsſohn, als Lavatee an ihm ſeinen plumpen Bekehrungsverſuch gemacht, ſich plötzlich durch und durch als Jude gefühlt haben ſoll, feſtgewachſen mit dem Schickſal ſeines Volkes, theilnehmend am Kreuze, das er mit ſeinen Brüdern nicht bekannte, ſondern trug, und wie Kühne dieſe Behauptung mit dem Satze motiviren kann, daß Niemand ſich ganz dem Schoße, der Luft ſeines Herkommens entwinde — das iſt mir, ich bekenne es, nicht klar geworden. Die Art und Weiſe, wie Mendelsſohn die Bekehrungsverſuche von ſich wies, beweiſt ebenſo ſchön wie evident, daß er damals weder mehr noch weniger Jude war, wie vor der Zeit von Lavaters gutgemeintem Angriffe. Mendelsſohn, der Philoſoph, der Sokrates des 18. Jahrhunderts, erhob ſich nicht allein über Lavaters Glauben, „der die Wohlthaten des Chriſtenthums lediglich in den Wunderwerken ſuchte", ſondern über das konfeſſionell geſpaltene Chriſtenthum der Neuzeit überhaupt, ebenſo wie er ſich über das Judenthum ſeiner Zeit erhob. „In welcher glücklichen Welt würden wir leben, wenn alle Menſchen die Wahrheiten annähmen und ausübten, welche die beſten Chriſten und die beſten Juden gemein haben!" In dieſem Ausrufe, den er an Lavater adreſſirte, lag Mendelsſohns Glaubensbekenntniß. Man hätte ihn mit gleichem Rechte einen guten oder ſchlechten Chriſten, wie einen guten oder ſchlechten Juden nennen können — ein Standpunkt, der in unſerer Zeit, wo man ſich mehe in der Ausdehnung der Gegenſätze als in der Vereinigung zu einmüthiger Gottesverehrung gefällt, freilich nicht mehr nach Verdienſt gewürdigt zu werden pflegt.

Wir gehen zu Kant über. Kühne weiſt ihm ſeinen Standpunkt in der Aufklärungszeit an; man kann ihn aber mit gutem Rechte der Revolutionszeit einreihen. Auf dem Gebiete des abſtrakten Denkens machte Kant im Jahre 1781 mit ſeiner „Kritik der reinen Vernunft" die Revolution, wie ſie acht Jahre ſpäter im politiſchen Leben gemacht wurde, oder, wenn es erlaubt iſt, H. Heine's kühn-frivoles Wort zu citiren: in jenem Werke hat Kant den lieben Gott guillotinirt, wie etwa zehn Jahre ſpäter Louis Capet ſein Haupt verlor. Indeß ſoll übee die Frage, wohin Kant gehört, der allgemeine Feiede nicht geſtört werden. Der Mann „an ſich" ſoll uns beſchäftigen.

Da finden wir denn den Nachweis, daß Kants ganze Philoſophie eine große Täuſchung wae. Ihe tiefſter Irrthum war eine Vorwegannahme, ein Vorurtheil, nämlich die Annahme, die Wahrheit ſtecke hintee der Erſcheinung verborgen, das Abſolute hinter der Form der Welt. — Schon die erſte Unterſuchung Kants, ob das Denken überhaupt möglich, und die Frucht der Unterſuchung, daß unſere Denkkräfte unfähig ſeien, die Dinge „an ſich" zu erkennen, beruhte auf einer Täuſchung, inſofern dieſe Unterſuchungen ſelbſt ſchon Denken ſind! — Wenn Kant ferner in ſeiner Kritik der eeinen Vernunft an der Exiſtenz Gottes zweifelt, ſo ſetzte dieſer Zweifel die Exiſtenz Gottes geradezu voeaus. Die Kritik der peaktiſchen Vernunft endlich, welche der Menſchheit die ihr durch die Kritik der eeinen Vernunft geraubte Gottheit wieder zuführen ſollte, verfehlt dieſen Zweck gänzlich, denn ſie ſtellt es in jedes Menſchen Belieben, ſich ſeinen Gott zu ſchaffen; ſie ſagt: Ich will einen Gott, und er iſt da, muß da ſein. In dieſee Form wäre Gott nur die Frucht individueller Vorſtellung. Außerdem muß auffallen, daß Kant aus ſeinem Herzensbedürfniſſe heraus allmählich immer mehr von dem zugab, was die „Kritik der reinen Vernunft" geleugnet; ſelbſt Chriſtus, der ſich Sohn Gottes nannte, wird ihm „nicht unmöglich". — Dieſe ſeiner Zeit auch von Herder ſcharf gerügte Inkonſequenz charakteriſirt die ganze Kant'ſche Thätigkeit: Kant ſchuf nicht wie Hegel ein abgeſchloſſenes Syſtem; ſeine Schlüſſe laſſen überall abſichtlich noch Arbeit für künftige Geſchlechter übrig; ſo wird ſeine Thätigkeit zur unaufhörlichen Analyſe, welcher alle Syntheſis fehlt.

Zu den Männern der Revolutionszeit übergehend, werden wir uns auf Kaiſer Joſeph und auf Mozart beſchränken können.

Was Joſeph II. betrifft, ſo ſtimmt Kühnes Urtheil mit dem allgemeinen Urtheil überein, Joſeph wurde nicht verſtanden, theils weil man ſeine Reformen nicht verſtehen wollte, theils weil man die Art und Weiſe iheer Durchführung nicht verſtehen konnte. Seine Bemühungen, die ganze im Volksherzen eingeniſtete Herrſchaft der Prieſter über die Gemüther auszurotten, mußten an dem unüberwindlichen Widerſtande derjenigen ſcheitern, denen es noch in unſeren Tagen mit einem Konkoedate gelungen iſt, einen Staat im Staate Oeſterreich zu errichten. Sie mußten ſcheitern, weil Joſeph irrthümlich die geſunde Vernunft für ſo mächtig, die Menſchheit füe ſo reif hielt, daß über Nacht der alte morſche Bau der Welt ſich in ein lachendes Haus voll Glück, Heiterkeit und allgemeiner Bruderliebe verwandeln werde. Joſeph konnte nicht verſtanden werden, weil er ſeine Freiheiten ohne alle Menſchenkenntniß und mit Hülfe von Gewaltthätigkeiten einführen wollte. Aber durch Dekrete allein läßt ſich kein Volk reformiren, und Friedrichs II. Wort, Joſeph thue immer den zweiten Schritt, bevor er den erſten grthan, war eine ſchlagende Wahrheit für die Joſephiniſchen Reformen. Kühne ſeinerſeits ſieht den Grundfehler Joſephs darin, daß er Friedrich als ein nachahmungswerthes Vor- und Muſterbild betrachtet habe. Was Friedrich mit kaltem, nüchternem Verſtande geleiſtet, wollte Joſeph allein mit dem edelſten und wärmſten Herzen erreichen. Wie ſchwer mußte er für ſeinen Wahn büßen! Dieſer Wahn koſtete ihm das Herz, das ihm über dem Scheitern ſeiner beſten Pläne brach.

Viele ſeiner Schöpfungen ſah Joſeph ſelbſt noch in das Grab ſinken; Manches mußte er ſelbſt noch zertrümmern, was er mit Begeiſterung aufzubauen geſucht hatte. Das Uebrige iſt inzwiſchen auch längſt untergegangen; aber Joſephs Geiſt geht noch im Volke um, das an ihn glaubt — bald wird der gute Kaiſer zur ſchönen Mythe geworden ſein.

Von den Todten zu den Lebendigen, zu den Unſterblichen!

Es iſt Mozart, zu deſſen Künſtlerhöhe wir von dem Grabe einer großartig auf dem Throne erdachten Schöpfung hinaufſchauen. Mozart iſt unſterblich in ſeinen Werken; wer vermöchte dem zu widerſprechen? Wenn dieſer Revolutionär in der Muſik, als welchen ihn Kühne zur Geltung beingt, nicht überall anerkannt wird, wenn man z. B. in Paris die Meiſter Gluck, Beethoven und — Roſſini und nicht auch Mozart als Apoſtel der Muſik

Digitized by Google

preiſt,*) ſo iſt das wahrlich weder Mozarts noch Kühnes Schuld. Mozart iſt, ſo ſagt Kühne mit Recht, wie kein Anderer der Tondichter der Liebe. Er war und blieb es nach allen Lichtſeiten und Schattirungen der Charakteriſtik hin; die Muſik der Liebe hat in ihm von der ſeraphiſchen Empfindung bis zur ſkurrilen Sinnlichkeit herab ihre ganze volle Scala erſchloſſen. Das iſt es, was Mozart unſterblich macht: ſeine Muſik wird der Ausdruck der Liebe in allen Zeitaltern ſein. Hierin ſteht Mozart unerreicht da. Aber der alte Streit, ob Mozart, ob Beethoven größer ſei, findet bei Kühne eine friedliche Löſung: beide Meiſter ſtehen neidlos nebeneinander. Mozart iſt uns der Glückſpender, der Seligmacher, der mit ſeiner Grazie, mit ſeinem Humor entzückt, wo Beethoven mit ſeinem unerbittlichen Tiefſinn uns bannt. Beethoven überladet nicht ſelten die hypochondriſche Schwere ſeines Gedankenganges, während Mozart ſcheinbar ſpielend, ein ſanguiniſcher Verſchwender, ſein Höchſtes ausgiebt, das Tiefſte lachend dahinſchüttet. Gleich ſehr getrieben von Leidenſchaft ſind Beide; aber Beethovens Dämon reißt hin und erſchüttert, wo Mozarts Grazie beglückt. So ergänzen ſich Beide auf der Höhe deutſcher Tonkunſt.

Seltſam, Friedrichs des Großen Staat iſt vergangen; Leſſing lückenhaft und halb vergeſſen; Kants Philoſophie nichts als ein großartiger Irrthum; Joſephs Schöpfungen verſchüttet — alle dieſe Säulen umgeſtürzt; nur unſer Mozart, unſre deutſche Muſik unſterblich. Wehe, wenn Kühne in dieſem Sinne den Satz für unſer Vaterland geſchrieben hat, und wenn es ein prophetiſches Wort iſt: Ein Volk, das nur Muſik treibt und ſchafft im Gebiete des Geiſtes, iſt ein ſehr aufgelöſtes. Ihre Illuſion und ihre Tünche, die ſie über offenes und geheimes Verbrechen breitet, halten nicht vor, klopft die Weltgeſchichte oder die Noth des Lebens an die Thür! G. H.

Frankreich.

Zur Molière-Literatur.

Molière's Werke.**)

Eine Pariſer Verlagshandlung, welche durch die prachtvolle Ausſtattung der von ihr herausgegebenen Werke ſchon ſeit langen Jahren bei allen Bücherfreunden in hohem Anſehen ſtand, der Verlag der Herren Gebrüder Garnier, hat ein Unternehmen in's Werk geſetzt, welches mit Fug und Recht auf die unbedingteſte Anerkennung nicht nur des gebildeten Franzoſen, ſondern aller Literaturfreunde Anſprüche erheben darf. Die Herren Garnier beabſichtigen, von den Werken aller franzöſiſchen Klaſſiker in reichſter Ausſtattung neue, im Texte vollſtändig nach den Original-Ausgaben revidirte und geſichtete, mit eingehenden Kommentaren, Charakteriſtiken der Autoren u. ſ. w. verſehene Ausgaben zu veranſtalten und auf dieſe Weiſe nach und nach dem Publikum eine franzöſiſche Klaſſiker-Bibliothek zu bieten, wie wohl ſchwerlich eine zweite gefunden werden kann. Die Namen der Autoren, welche mit der Herausgabe dieſer Werke beauftragt ſind, bürgen dafür, daß die Verlagshandlung ihrem Verſprechen, nur durchaus gediegene, ſorgfältige und geiſtvolle Arbeiten zu liefern, in Wahrheit nachkommen wird. Wenn ich erwähne, daß der geiſtreiche und gelehrte Profeſſor der franzöſiſchen Literatur an der Pariſer Sorbonne, Herr Saint Marc Girardin die Herausgabe des Racine, daß der ebenſo ſcharfe Politiker wie elegante Literarhiſtoriker Herr Prevoſt-Paradol vom „Journal des Débats“ die des Montaigne, der witzige und gediegene Feuilletoniſt des „Moniteur“, Herr Sainte-Beuve, die des „Gil Blas“ von Leſage übernommen hat, ſo wird man zugeben müſſen, daß es kaum möglich war, unter den jetzt lebenden Literarhiſtorikern Frankreichs mit Recht geachtetere und ihrer ſchönen Aufgabe würdigere Namen zu finden.

Den Reigen dieſer Klaſſiker-Sammlung hat der Dichter eröffnet, der unbeſtritten auf dem Felde der Poeſie Frankreichs größter, recht eigentlich nationaler Ruhm iſt und bleiben wird, der herrliche, unſterbliche Molière. Der neue Herausgeber der Molière'ſchen Komödien iſt ein Herr Louis Moland, den ich erſt in dieſer großen, mit bedenklichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpften Arbeit als einen beleſenen, gewiſſenhaften und ſcharfſinnigen Gelehrten kennen gelernt habe.

Molière's ſammtliche Werke in dieſer neuen Ausgabe werden ſieben Bände in Groß-Oktav von je 500 Seiten faſſen — der erſte mir vorliegende Band, den ich mit Liebe und Sorgfalt durchſtudirt und mit den beſten bisherigen Molière-Ausgaben, namentlich mit Anger's mühſamer Arbeit *) und mit Taſchereau's vortrefflichen Kommentaren **) gewiſſenhaft verglichen habe, enthält außer der Einleitung (avertissement) über die Anordnung der Geſammtarbeit, eine zweihundert Seiten lange Abhandlung über Molières Leben und Schaffen, die beiden groben, derben, ungeſchliffenen, Molière zugeſchriebenen Poſſen — Viktor Hugo würde ſie „Sünden, die Molière vor ſeiner Geburt begangen hat“, nennen: — Le Médecin volant und La Jalousie du barbouillé, und endlich die beiden erſten formgerechten Luſtſpiele: L'étourdi und le dépit amoureux.

Der Kultus für die Größen der Vergangenheit iſt in Frankreich wohl nie reger geweſen, als in der Neuzeit. Sainte Beuve übertreibt nicht, wenn er ſagt, daß „ein jeder Menſch, der leſen lernt, ein neuer Leſer des Molière iſt,“ und gewiß wird unſerer ſonſt ſo leichtfertigen Zeit von einer ſpäteren Generation das reelle Verdienſt zuerkannt werden, daß ſie unabläſſig und liebevoll bemüht war, den unveräußerlichen Nationalſchatz, die klaſſiſche Dichtung, in dem gebührlichen Anſehen zu erhalten, viel Neues, wenig Gekanntes oder Unbekanntes aus dem Dunkel der Bibliotheken an's Licht zu ziehen, und alle die Materialien herbeizuſchaffen, welche um die verehrten Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts neuen Glanz verbreiten mußten. So geneigt der Deutſche auch ſein mag, dieſe traditionelle, kindliche Verehrung der Franzoſen, inſofern ſie dieſelbe den Tragöden Racine und Corneille angedeihen laſſen, übertrieben und unpaſſend zu nennen, können wir dieſe demüthige Bewunderung, ſobald ſie dem lieben Molière gezollt wird, wohl begreifen und theilen. Deshalb haben die franzöſiſchen Molière-Ausgaben auch in Deutſchland verdiente Beachtung gefunden und ſind auch bei uns Gegenſtand eingehender Beſprechungen und Kritiken geworden.

Mit dem Anfang dieſes Jahrhunderts lag die Molière-Literatur in Frankreich noch ſehr im Argen. Außer Voltaire, der im Jahre 1765 in Amſterdam den Molière'ſchen Text mit einer kurzen Bio-

*) La Musique à Paris. Par Albert de Lassalle et Ed. Thoinan. Paris, Marizot, 1864.

**) Prachtausgabe mit Kommentaren von Louis Moland. 7 ſtarke Bände in Groß-Oktav, mit Stahlſtichen. Paris, 1863—64. Garnier.

*) Oeuvres de Molière avec un commentaire etc. par Mr. Anger, de l'Académie française. Paris, 1819.

**) Histoire de la vie et des ouvrages de Molière par Mr. Jules Taschereau. Paris, 1825.

Digitized by Google

geaphie des großen Dichtees und einigen wenigen aber anſpruchsvollen kritiſchen Bemerkungen begleitet hatte, verdient eigentlich nur die 1773 von Bret kommentirte Ausgabe hervorgehoben zu werden, die das vorhandene, leider ſpärliche Material über das Leben und Wirken des Dichters ziemlich objektiv und kritiklos enthielt. Anger, von der Akademie, war eigentlich der erſte, der eine geiſtvolle Arbeit von wirklich bedeutendem literariſch-hiſtoriſchem Werthe über Molière ſcheieb. Seine obengenannte Ausgabe, deren erſter Band im Jahre 1819 erſchien und die im Jahre 1825 vollendet war, iſt unſtreitig noch heute eine der vorzüglichſten der geſammten Molière-Literatur. Anger ſtellte nach den Original-Ausgaben, die während Molière's Leben erſchienen waren, den urſprünglichen Text wieder her, der durch die willküelichen und gewöhnlich ſehr ungeſchickten Abänderungen ſchon in der erſten Ausgabe von „Molières ſämmtlichen Werken“ (1682. Herausgegeben von Lagrange, Schauſpieler und Regiſſeur in Molières Geſellſchaft) ſehr gelitten hatte. Anger ordnete mit Einſicht und Kenntniß das vorhandene Material, verbannte die unſinnigen, von Grimareſt aufgetiſchten Anekdoten und zog aus den wenigen zuverläſſigen Angaben, dem Regiſter von Lagrange und einigen zerſtreuten Außerungen, die ſich in den Werken der Zeitgenoſſen vorfinden, reichlich Früchte; beſonders aber charakteriſirte er den Dichter in ſcharfſinniger und gelungener Weiſe aus ſeinen Werken ſelbſt, die bei Molière allerdings mehr, wie bei jedem andern rein individueller Natur, ein getreuer Spiegel ſeines Lebens, ſeiner Gedanken und Empfindungen, ſeiner bittern Kämpſe und frohen Triumphe ſind. Alle ſpäteren Herausgeber, beſonders auch Aimé Martin ſtehen mehr oder minder auf Anger's Schultern. Auch Taſchereau, der gleichzeitig mit Anger ſeine „Geſchichte Molières und ſeiner Werke“ veröffentlichte, folgte den Spuren des gereiften Akademikers, wußte jedoch durch eine überſichtliche, muſterhafte Anordnung des Stoffes und durch Heranziehung neuer, bis dahin gänzlich unbekannter Dokumente, die er zum großen Theil dem unermüdlichen und glücklichen Forſcher Beffara und ſonſtigen gelehrten Freunden verdankte, ſeinem ausgezeichneten Werke einen hohen, eigenthümlichen Werth zu verleihen. Taſchereau veröffentlichte unter andern intereſſanten Dokumenten auch zum erſtenmal den Hirtenbrief des Erzbiſchofs von Paris, Mſgr. Hardouin, gegen die Aufführung des Tartüffe. Ich behalte mir die Mittheilung dieſes merkwürdigen, in Deutſchland wohl wenig gekannten Aktenſtückes für einen ſpäteren Artikel, den ich in dieſen Blättern über „Molière und die Geiſtlichkeit“ veröffentlichen werde, vor.

Nach dieſen trefflichen Vorarbeiten fand der Herausgeber der neuen Molière-Prachtausgabe bei Garnier, Herr Louis Moland die meiſten Schwierigkeiten ſchon gelöſt. Jetzt iſt es nicht mehr die Aufgabe eines Molière-Herausgebers, Stoff zu ſuchen, oder die Spreu vom Weizen zu ſondern; dem Herausgeber liegt es jetzt ob, das Geſichtete zu verarbeiten, ihm durch lebendige Darſtellung und Friſche der Auffaſſung ein neues, eigenthümliches Gepräge aufzudrücken. Soweit wir nach dem erſten Bande urtheilen dürfen — und ich glaube, ein Urtheil iſt ſtatthaft, da der erſte Band die ausführliche Abhandlung über Molières Leben und Wirken enthält — hat Herr Moland ſeine Aufgabe auch richtig verſtanden und mit Glück gelöſt. Er haſchte in der Anordnung der Geſammtheit nicht nach verkehrter Originalität, ſondern adoptirte ohne Weiteres Anger's vernünftiges Syſtem, d. h. er ſpricht ſich zunächſt in dem „Avertiſſement“ über den Charakter ſeiner Arbeit aus, gibt dann die Geſchichte des Dichters und der Dichtungen, freilich weit eingehender als Anger, und theilt dann den Text der Luſtſpiele mit, mit kurzen Anmerkungen und den Textvarianten verſehen. Wie Anger, widmet er einem jeden Luſtſpiele eine beſondere Abhandlung, in der die Geſchichte der Komödie, ihre Entſtehungsweiſe, ihr Erfolg, und ihre literariſche Bedeutung in Betracht gezogen werden, mit dem einzigen Unterſchiede, daß Anger dieſe Abhandlungen auf den Text des Luſtſpiels als „Notices historiques et littéraires“ folgen laßt, Moland dieſelben als „Notices préliminaires“ einem jeden Luſtſpiele voranſchickt.

Moland äußert ſich über ſeine Auffaſſung einer Molière'ſchen Geſchichtsſchreibung ſehr verſtändig wie folgt: „Die einzigen authentiſchen Dokumente, welche wir über Molière beſitzen, ſind: das Regiſter des Schauſpielers Lagrange für alle Theaterangelegenheiten und die Vorrede zur Ausgabe von Molière's ſämmtlichen Werken aus dem Jahre 1682*) ebenfalls von Lagrange, früherem Kameraden des großen Komikers, und von Pinot, der gleichfalls Molières Freund geweſen war. Der erſte biographiſche Verſuch datirt aus dem Jahre 1705, alſo 32 Jahre nach dem Tode Molières, und rührt von einem unzuverläſſigen, aller Kritik baaren Schriftſteller her, von dem Boileau in einem Anfluge ſchlechter Laune ſagte: „Er täuſcht ſich in Allem und weiß nicht einmal die Sachen, die alle Welt kennt.“ Dieſer erſte Biograph Molières, Le Gallois de Grimareſt, hat ſich darauf beſchränkt, alle Gerüchte ohne Unterſchied aufzuleſen, die über Molière verbreitet waren und die mündliche Ueberlieferung bewahrt hatte. Trotzdem muß man zu dieſer Kompilation, wie ſie nun eben iſt, greifen und ſich derſelben bedienen, weil ſie einzig und alleinig iſt und Boileau, der dieſelbe mit ſo ſcharfen Worten kritiſirte, es nicht für der Mühe werth hielt, uns ſelbſt die Thatſachen zu melden, die zu ſeiner Zeit alle Welt kannte.“

Herr Moland hätte ſich nicht nur auf Boileaus Autorität zu berufen brauchen, um der Grimareſt'ſchen Anekdotenjagd, die der Autor „La vie de Mr. de Molière“ zu nennen beliebte, die gebührliche Mißachtung zu Theil werden zu laſſen; wenigſtens hätte er den ganzen charakteriſtiſchen Paſſus aus dem Boileau'ſchen Briefe an Broſſette anführen ſollen, den ich, da auch deutſche gelehrte Zeitſchriften und Bücher mit Anekdoten über Molière, aus Grimareſt's Sammelſurium geſchöpft, angefüllt ſind, hier wörtlich und vollſtändig wiederholen will. Boileau ſcheieb (1706), kurz nach dem Erſcheinen des Grimareſt'ſchen Libells, an ſeinen Freund Broſſette folgendes: „Was das „Leben Molière's“ betrifft, ſo verdient dieſes Werk, offen geſtanden, nicht, daß man davon ſpreche. Es rührt von einem Menſchen her, der auch gar nichts von Molières Leben kannte; er täuſcht ſich in allem, und weiß nicht einmal die Sachen, die alle Welt kennt.“ Einige Jahre ſpäter ſchrieb Jean Baptiſte Rouſſeau ebenfalls an Broſſette: „Das angebliche „Leben Molières“ iſt ſeit ſeiner Geburt in allgemeine Verachtung geſunken, da es nichts Anderes iſt, als eine unverdauliche Zuſammenſtoppelung kleiner Erbärmlichkeiten, Unrichtigkeiten und elender Details, die des Sujets ebenſo unwürdig ſind, wie der Lektüre.“ Später verlangt er, daß von einer damals veranſtalteten Ausgabe der Molière'ſchen Werke, bei der er einen Theil der Arbeit übernehmen wollte, „das elende „Leben Molières“ ausgeſchloſſen bleiben ſolle, dem es ſowohl an Wahrheit, wie an Styl, wie an

*) Vor kurzem wurde in Gent auf einer Bücherauktion ein Exemplar dieſer ſeltenen Ausgabe mit Elzeviriſchen Lettern, und vom Buchhändler nicht beſchnitten (das „non rogné“ verleiht ſeltenen Schriften in den Augen der Bibliophile einen Werth, der gar nicht mehr normirt werden kann) für den ungeheuren Preis von über 5000 Franken öffentlich verkauft.

Anm. d. Refer.

Digitized by Google

geſundem Menſchenverſtand gänzlich gebreche, ein Werk, welches geeigneter wäre, den berühmten Autor lächerlich und verächtlich zu machen, als das mindeſte Licht über ſeine Schriften und Perſon zu verbreiten.“ Derſelbe J. B. Rouſſeau ſagt endlich in einem Briefe an Chauvelin: „Abgeſehen davon, daß dies angebliche „Leben Molières“ in einem bejammernswerthen Style geſchrieben iſt, ſind auch die geſchichtlichen Züge, mit denen es gefüllt iſt, ſo niedrig und eines Namens, wie Molière, ſo unwürdig, daß, ſelbſt wenn man gar nicht wiſſen ſollte, daß der größte Theil derſelben aus der Luft gegriffen iſt, ſchon die Lektüre allein hinreichen würde, um uns die Zeit, die wir mit dem Leſen derſelben vergeudet haben, bedauern zu laſſen.“

Dieſer bittern und maßgebenden Kritiken ungeachtet, hat die Grimareſt'ſche Schrift eine beträchtliche Anzahl von Ausgaben erlebt und ſteht noch heute bei ſo manchem Literarhiſtoriker in ebenſo unverdientem wie unbegreiflichem Anſehen. Der Bearbeiter des Artikels „Molière“ im Konverſationslexikon von Brockhaus hat ſich nicht geſcheut, dieſer unlautern Quelle einige, gelinde geſagt zweifelhafte Mittheilungen zu entnehmen.

Der neue Biograph Molières, Herr Louis Moland, verwirft Grimareſt nicht ganz und gar, aber er weiſt ihm eine ſehr untergeordnete Stellung an und macht jedesmal, wenn er zu dieſem unglücklichen und langweiligen Schwätzer ſeine Zuflucht nehmen muß, vorſichtigerweiſe ſeine Reſerven. So müſſen wir dieſe ſonſt ſo verdächtige Quelle gelten laſſen, denn Herr Moland bemerkt mit Recht, daß, wollte der Biograph nur aus den authentiſch als zuverläſſig und ſtichhaltig erwieſenen Quellen ſchöpfen, der Bericht dürftig, trocken und nothgedrungen langweilig werden müßte. Einige Data aus dem Lagrange'ſchen Regiſter, einige kurze Notizen aus den Vers-Memoiren von Loiret und den Schriften der Zeitgenoſſen — das iſt ſo ziemlich das vollſtändige, unbeſtreitbar brauchbare Material zu einer Molière-Biographie, und aus dieſen trockenen, unzuſammenhängenden und zerſtreuten Berichten und Andeutungen läßt ſich allerdings kein lebensfriſches, richtiges Bild von dem vielbewegten, ereignißreichen Leben des großen Dichters entwerfen. Um die Phyſiognomie des Menſchen zu erfaſſen, den Charakter und Geiſt völlig zu verſtehen, um den logiſchen Zuſammenhang zwiſchen dieſen Ereigniſſen wirklich zu finden, muß man cum grano salis auch die unzuverläſſigere, aber trotzdem charakteriſtiſche Geſchichte, den „Roman Molière's“ will ich es mit Fournier nennen, auszubeuten wiſſen: Moland nennt dieſe Geſchichte, dieſen Roman, der in der Tradition fortlebt, die „Legende Molière's“: Es hat ſich, ſchreibt er, in der Stille der poſitiven Geſchichte, eine Art Legende gebildet, die ſich bemüht hat, die Geſchichte zu erſetzen. Dieſe Legende, die in allen ihren Einzelheiten vor einer ſtrengen Prüfung allerdings nicht beſtehen kann, zeigt dennoch inmitten der größtentheils ſehr gewagten Anekdoten, aus denen ſie zuſammengeſetzt iſt, einen auf Wahrheit beruhenden Fond. Sie erläutert oft, was ohne ſie unerklärlich bleiben würde, und erhellt, was ohne ſie Finſterniß wäre, und es iſt unmöglich, dieſelbe ganz unberückſichtigt zu laſſen! Sie iſt ein Werk, welches nun einmal da iſt, mit dem man ſich vertraut gemacht und das man gebilligt hat, wie die Phyſiognomie des großen Komöden ſelbſt, die durch das Erz, den Marmor und den Stich populär geworden iſt, trotz aller ſtatthaften Conteſtationen.

Die Biographie Molière's, die ſehr intereſſant und in einem eleganten und korrekten Franzöſiſch geſchrieben iſt, kann ich natürlich an dieſer Stätte nicht eingehender beſprechen. Wenn es mir gelungen iſt, die Auffaſſungsweiſe des Autors durch obige Andeutungen charakteriſirt zu haben, muß ich meine Aufgabe als erledigt betrachten. Nur einen Punkt möchte ich hervorheben, eine Frage des beſtändigen Streites, über die ſich die Gelehrten noch lange nicht geeinigt haben und wohl ſchwerlich jemals einigen werden.

Ich meine die Frage, ob Armande Grésinde Béjard, Molières Gattin, eine Tochter oder Schweſter von Madeleine Béjard, von Molières früherer Geliebten, geweſen ſei. Die Aeſthetik und Pietät ſträuben ſich allerdings, Molières Gattin als eine Tochter ſeiner früheren Geliebten anzuerkennen, und es iſt ſehr erklärlich, daß man ſich bemüht hat, Armande als eine Schweſter der 25 Jahre älteren Madeleine auszugeben. Zufällig entdeckte Beffara die Dokumente, die dieſe Auffaſſung ſehr bekräftigten. Es war der Heiratsakt Molières, der Heiratsakt Amandes (mit ihrem zweiten Gatten, dem Schauſpieler Guerin) und endlich der Todtenſchein Armande's. Auf allen dieſen Aktenſtücken wird Armande als eine Tochter von Joſeph Béjard und Marie Hervé bezeichnet, — man könnte hiernach die Frage als entſchieden betrachten. Indeſſen — ich habe dies in einem früheren Artikel über „Molière und Armande Béjard“*) auszuführen mich bemüht — ſcheinen mir dieſe freilich offiziellen Aktenſtücke, im Grunde genommen, doch herzlich wenig zu beweiſen. Es ſteht feſt, daß Madeleine, falls ſie das Kind wirklich geboren, ihres Verhältniſſes mit dem Baron de Modcue wegen, alles Intereſſe daran haben mußte, dieſe Geburt zu verheimlichen. Es iſt nicht undenkbar, daß die 45 Jahr alte Theatermutter ihrer Tochter den Liebesdienſt erwieſen habe, ihr Enkelchen für ihr Töchterchen auszugeben. Der Geburtsſchein Armande's fehlt. Das erſte offizielle Aktenſtück, welches den Namen Armande trägt, iſt der erwähnte Akt über die zwiſchen ihr und Molière vollzogene Heirat. Daß Armande, die in früheſter Jugend ihre Mutter als eine ältere Schweſter betrachtete, über ihr wahres Verhältniß mit Madeleine aufgeklärt ſein konnte, iſt möglich, jedenfalls mußte es aber ihr ſowohl, wie beſonders auch Molière ſelbſt daran gelegen ſein, den alten Irrthum beſtehen zu laſſen; denn die Vermählung wurde in Gegenwart von Molières Vater und Schwager vollzogen, die den Akt mit unterzeichnet haben, und es liegt auf der Hand, daß es Molière erwünſchter war, ſeiner Familie gegenüber, die Braut für ein legitimes Kind der Eheleute Béjard (der alte Béjard war inzwiſchen geſtorben) auszugeben, als für eine natürliche Tochter ſeiner frühern Maitreſſe. Die Möglichkeit einer Namens- und Elternſchaft-Subſtituirung iſt mithin vorhanden. Die Civilſtandsregiſter wurden ſehr ſchlecht geführt; bei den wichtigſten Akten fehlen die Daten; die Orthographie der Eigennamen gränzt an das Fabelhafte; um nur ein Beiſpiel anzuführen, will ich hier Molières Familiennamen Poquelin, in allen Schreibvarianten, wie er ſich auf dieſen offiziellen Civilſtandsakten vorfindet, wiedergeben; da heißt es bald Pouguelin, bald Poeguelin, Poguelin, Poquelin, Poclin, Poclain, Pauquelin! Ebenſo verhält es ſich mit den Namen Béjard, Creſſé u. ſ. w. und dies giebt einen Begriff von der damaligen amtlichen Buchführung. Von einer gewiſſenhaften Kontrole war natürlich ebenſo wenig die Rede und deshalb vermag ich dem amtlichen Charakter dieſer Aktenſtücke keine allzugroße Bedeutung beizulegen.

Hierauf allein ſtützt ſich die Verſion, daß Armande Madeleines Schweſter geweſen ſei; zahlreichere und triftigere Argumente ſprechen für die Behauptung, Armande ſei eine Tochter Madeleine's geweſen.

Zunächſt muß bemerkt werden, daß alle älteren Biographen,

*) Magazin f. d. Literatur des Auslandes, No. 1 u. 2 d. J.

Digitized by Google

ohne Ausnahme, Armande eine Tochter Madeleines nennen. Grimareſt, auf deſſen Ausſage ich allerdings nicht das geringſte Gewicht lege, Voltaire, der mit größerer Autorität ſpricht, ferner der Verfaſſer der famense comédienne, freilich gleichfalls nicht ganz unverdächtig, aber in dieſem Falle doch nicht ohne Autorität, denn das Pamphlet erſchien 12 Jahre vor dem Tode Armande's, ohne daß auch nur der Verſuch gemacht wäre, dieſe Angabe zu widerlegen, melden übereinſtimmend auf das beſtimmteſte, daß Armande eine Tochter Madeleine's geweſen ſei.

Eine ununterbrochene Tradition von 150 langen Jahren bezeichnet Armande als Madeleine's Kind. Weder Molière ſelbſt, noch Armande, noch die imtimſten Freunde des Dichters bemühen ſich, dieſe Ausſage zu widerlegen, obgleich eine ſolche Widerlegung im Intereſſe Molière's ſelbſt ſehr erwünſcht, ja ſogar dringend nothwendig geweſen wäre.

Montfleury, ein bekannter Schauſpieler der mit Molières Geſellſchaft rivaliſirenden Schauſpielertruppe des „Hôtel de Bourgogne" war in einem Molière'ſchen Gelegenheitsſtücke „limprompta de Versailles" von dem großen Dichter wegen |ſeiner Uebertreibungen lächerlich gemacht worden. Montfleury, das Pretotyp des leichtempfindlichen, eiferſüchtigen Komödianten, fühlte ſich getroffen, tödtlich verletzt und ſchwur Rache. Sein Sohn ließ eine ſchlechte grammatiſche Kontroverſe vom Stapel, in der Molière ſeinerſeits lächerlich gemacht werden ſollte. Da er ſah, daß dies nichts nutzte, griff er zur Infamie. Er klagte Molière an, ſeine Tochter geheiratet zu haben. Dieſer niederträchtigen Verleumdung verdankt Montfleury ſeine erbärmliche Unſterblichkeit.

Was erſehen wir aber ſchon aus der Möglichkeit einer ſo frevelhaften Verleumdung? Daß die Mutter von Molière's Gattin nur Madeleine ſein konnte, mit der Molière früher ein Liebesverhältniß unterhalten hatte. Wenn auch, nachgewieſenermaßen, Molières Verhältniß zu Madeleine erſt nach Armande's Geburt den allervertranteſten Charakter annahm, die Beſchuldigung Montfleurys mithin als eine der niedrigſten Verleumdungen offenbart ward, ſo wäre es doch rein undenkbar, daß Montfleury die Schamloſigkeit ſo weit hätte treiben können, Molière der Blutſchande zu zeihen, wenn er nicht durch Molière's früheres Verhältniß zu Madeleine, durch ſeine ſpätere Ehe mit Armande und durch das Familienverhältniß zwiſchen Madeleine und Armande, zwiſchen der Mutter und Tochter, in den Augen des blöden Publikums einen Anſchein von Berechtigung und Wahrſcheinlichkeit erlangt hätte. Auf etwas mußte ſich die Verleumdung doch berufen können. War Armande nicht Madeleine's Tochter, ſo war die Verleumdung an ſich ſo gehaltlos, daß ſie niemals hätte ausgeſprochen werden können, beſonders nicht vor dem Gerichte. — Und weshalb hätte Molière, um ſich von dem ſchmählichen Verdacht zu reinigen und ſeine unſaubern Gegner niederzuſchmettern, nicht den Geburtsſchein Armande's vorgelegt? Molière konnte es nicht, weil Armande in Wahrheit die Tochter ſeiner frühern Geliebten und eines unbekannten Provinzialen war! Er mußte umſtändliche Beweiſe aufbringen; ſein beſter Vertheidiger war nur ſein tiefſittlicher Charakter, der, aller leichtſinnigen Jugendſtreiche ungeachtet, flecken- und makellos geblieben iſt.

Der Schein war gegen ihn; und deshalb findet ſich dieſelbe ingeniöſe Verleumdung, die Molière zum Gatten ſeiner Tochter ſtempelt, in verſchiedenen Schriften aus dieſer Zeit wieder.

Im Jahre 1670 erſchien ein Pamphlet gegen Molière: „Elomire, (Anagramm von Molière) hypochondre, on les médecins vengés," von einem ſehr obſkuren Autor, Namens Le Boulanger de Chaluſſay, in dem ſich folgende Liebenswürdigkeiten vorfinden:

Elomire. (Molière).

Je ne suis point cocu ny ne le sçaurois
Et j'en suis, Dieu mercy, bien asseuré.

Bary.

Peut-estre.

Elomire.

Sans peut-estre; qui forge une femme pour soy,
Comme j'ay fait la mienne, en peut jurer sa foy.

Bary.

Mais quoyque par Arnolphe Agnès*) ainsi forgée,
Elle l'eust fait cocu, s'il l'avait épousée.

Elomire.

Arnolphe commença trop tard à la forger
C'est avant le berceau qu'il y devoit songer
Comme quelqu'un l'a fait.

L'Orviétan.

On le dit.

Elomire.

Et ce dire
Est plus vray qu'il n'est jour. . . . .

Die Verleumdungen fanden auch kurz nach dem Tode des großen und edlen Dichters eine traurige Wiederholung. Im Jahre 1676 (alſo drei Jahre nach Molières Tode) wurde Armande, gelegentlich eines von Lulli angeſtrengten Prozeſſes, als Zeugin verhört und „eine Waiſe ihres Gemahls, eine Wittwe ihres Vaters**)" genannt!

Das Grundloſe dieſer ehrenrührigen Schmähungen nachzuweiſen, gehört nicht in den Rahmen dieſer Arbeit. Die Thatſache, daß Molière nicht Armandes Vater war, ſteht Gottlob feſt und Ludwig XIV. ſanktionirte ſie dadurch, daß er die Pathenſchaft bei Molières erſtem Kinde übernahm. Ich habe dieſer Schmähungen auch nur gedacht, einmal um zu zeigen, zu welchen niedrigen und ſchmutzigen Waffen Molières Feinde griffen, zweitens weil ſie mir zur Konſtatirung und Begründung meiner Anſicht, daß Armande Madeleines Tochter ungeachtet des Civilſtandsregiſters geweſen ſei, unabläſſig nothwendig erſchien. Ich wiederhole, daß, wenn Armande Madeleines Tochter nicht geweſen wäre, ſchon die Möglichkeit einer Beſchuldigung, wie ſie Molières Feinde verſuchten, von vornherein ausgeſchloſſen geweſen wäre.

Noch will ich eines charakteriſtiſchen Paſſus gedenken, weil er von Molière ſelbſt herrührt. In dem Impromptu de Versailles, einem Gelegenheitsſtücke von untergeordnetem Werthe, aber inſofern von großer Bedeutung, als in demſelben Molière ſelbſt uns einen Blick hinter die Couliſſen ſeiner Bühne verſtattet, ſich ſelbſt und ſeine geſammte Truppe unter ihren rechten Namen auf die Bühne bringt und charakteriſirt, beklagt ſich Molière, daß er das Stück „l'Impromptu" auf Befehl des Königs ſo ſchnell habe anfertigen müſſen, und zittert vor der erſten Aufführung, von der er ſich wenig Gutes verſpricht.

Mademoiſelle Béjard (Madeleine) erwidert: „Wenn Ihnen das ſo große Unruhe verurſacht, ſo hätten Sie Ihre Vorſichtsmaßregeln beſſer treffen ſollen, und nicht in einem Zeitraum

*) Arnolph und Agnes ſind bekanntlich die beiden Hauptfiguren aus Molières: école des femmes. Agnes überliſtet ihren Wohlthäter und Erzieher Arnolph und heiratet den jungen Horaz.

**) „Orpheline de son mari, veuve de son pére." Memoires pour le Sieur Guichard, intendant-général des bâtiments de S. A. R. MONSIEUR. 1676 p. 109. — Siehe auch Taschereau, 2 Buch, Seite 57.

Digitized by Google

von acht Tagen das zu thun unternommen haben, was Sie gethan haben."

Molière: „Wie ſoll ich mich deſſen erwehren, wenn es ein König mir befohlen hat."

Madeleine Béjard: „Wie? durch eine ehrfurchtsvolle Entſchuldigung, es ſei unmöglich, in der bewilligten Friſt die Aufgabe zu erfüllen. Ein jeder Andere würde an Ihrer Stelle auf ſeinen Ruf bedacht ſein und ſich hüten, ſich bloszuſtellen, wie Sie es thun. Wenn die Sache ſchlecht abläuft, wie wird es Ihnen dann ergehen? Und wie werden Ihre Feinde dies auszubeuten wiſſen?"

Anger bemerkt ſrhr treffend zu dieſem Paſſus: „Dieſrr würdevolle und vorwurfsvolle Ton, in dem ſich doch ein großes Wohlwollen zeigt, iſt in dem Munde von Molières Schwiegermutter ganz der geeignrte einer Frau, der die Vermögens- und Rrputations-Intereſſen ihres Schwiegerſohnes am Herzen liegen mußten, ſei es auch nur in Betracht der Wohlfahrt ihrer Tochter." Bei der Dürftigkeit der Quellen ſind in dee That bei Molière dergteichen Symptome Thatſachen.

Man wird mir verzeihen, den Leſer bei dieſer Familienfrage ſo lange aufgehalten zu haben. Sie ſchien mir au ſich intereſſant genug; gleichzeitig wollte ich auch den Vorwurf zurückweiſen, der vor Kurzem von ſehr unberuſener Seite gegen meine Behauptungen in Nr. 1 und 2 des „Magazins für die Literatue des Auslandes" erhoben wurde.

Es iſt zu bedauern, daß ſich Herr Moland in dieſer Sache die Arbeit etwas zu leicht gemacht, ſich nur auf die amtlichen „Civilſtandsregiſter," deren Unzuveeläſſigkeit ihm wahrlich brkannt ſein mußte, berufen und ohne Weiteres Armande zu einer Schweſtee Madeleinrs gemacht hat. Ich ſehe gern hierin ein Zeichen der Achtung und Verehrung vor Molières Geöße, doch ſcheint mir, wäre es Kleingeiſterei und Engherzigkeit, Molières Ruhm und Ehre dadurch beſchattet zu ſehen, daß er dem Drange ſeines Herzens folgend, ſich im reiferen Alter mit dem leidenſchaftlich geliebten Kinde der Frau vermählte, die 15 Jahre vorher Molières Geliebte gewrſen war.

Die Reviſion des Textes iſt in der neuen Ausgabe auf's ſorgfältigſte gepflegt. Herr Moland hat hier ein beſtimmtes Syſtem verfolgt, welchem ich vor allen vorherigen den Vorrang einräume. Er hat unter deu Ausgaben, die zu Molières Zeiten ſelbſt erſchienen und ſehr wahrſcheinlich vom Verfaſſer nachgeſehen wurden, diejenige gewählt, die rr für die korrekteſte und fehleefreieſte hiett, und hat dieſen Text ohne irgend welche Abänderungen, ohne zu den bisweilrn gefälligeren und grammatikatiſch richtigeren Lesarten anderer guter Texte zu greifrn, von der erſten bis zue letzten Srite abgedruckt.

Außer dieſer editio princeps hat er die Varianten der beiden andern Originaltexte, der letzten Ausgabe, die zu Molières Lebzeiten erſchien, und der Lagrange'ſchen Ausgabe, die zu Molièrrs ſämmtlichen Werken (1682) ſorgfältig angegeben und mit dem Datum verſehen, ſo daß dieſer Text rine vollkommen klare und anſchauliche Ueberſicht über die drei erſten Urtexte bietet. Bisher hatte man gewöhnlich Lagranges Text abgedruckt, der bisweilen auf ſeltſame Weiſe das Molière'ſche Original entſtellt und korrumpirt hatte. Anger hat in dieſer Beziehung das Verdienſt der Initiative; er war der erſte, der dieſen bis zum Anfang des Jahehunderts allgemein acceptirten Text mit der frühern Ausgabe vergtich und die willkürlichen Verballhoenungen Lagranges aus Molièrrs Werken verbannte. Um ſich eine Idee zu machen, mit welcher Nonchalance der Herausgeber von 1682 mit Molières Verſen umſprang, theile ich nur folgendes Beiſpiel mit.

In dieſer Ausgabe von 1682 ſagt im „Etourdi" (III. Akt 5. Szene) der Diener Mascarille zu Celie:

> Ah! voilà tout le mal! C'est cela qui nous perd.
> Ma foi, mon cher patron, je vous le dis encore
> Vous ne serez jamais qu'une pauvre pécore!

Der ganze Paſſus iſt nutzlos, der letzte Vers eine platte Triviatität, die man im Molière gar nicht anzutreffen hofft. Zum Glück iſt dies auch Lagrange'ſche Poeſie! Der Urtext bringt anſtatt der obigen drel geiſtloſen, niedrigen Verſe, folgende pikante und luſtige Strophen, die in jeder Beziehung der Lagrange'ſchen „Verbrſſerung" vorzuziehen ſind.

> Je crois que vous serez un maitre d'arme expert;
> Vous savez à merveille, en toutes aventures,
> Prendre les coutre-temps et rompre les mésures.

Beſonders aber hat es mich in der Moland'ſchen Ausgabe gefreut, daß er in ſeinen grammatikaliſchen Kommentaren decenter und vorſichtiger geweſen iſt, als alle ſeine Vorgänger. Es verleidet Einem ſchier die Lektüre des ſonſt ſo vorzüglichen Werkes von Anger, wenn man in den Anmerkungen alle zwei Seiten leſen muß, daß Molière gegen die Grammatik der Akademie geſtrauchett und volksthümliche Inkorrektheiten niedergeſchrieben hat. Die akademiſche Pedanterle ſteckt aus dem Anger'ſchen Löwen gar zu oft ihr langes graues Ohr hervor. Molière iſt nicht nur ein großer Dichter; er iſt auch ein korrekter Dichter, dee ein vollendet ſchönes Franzöſiſch ſchrieb, der aber allerdings der Wahrheit und Kraft des Dialogs bisweilen die ſtarren Regeln einer unbeholfenen Geammatik opferte. Der franzöſiſche Gelehrte, der dies als einen Fehler rügt, iſt und bleibt ein Pedant; der deutſche wird es Molière nur als ein neues Verdienſt aneechnen können. Welcher Deutſche wird z. B. Goethe kritiſieen wollen, daß er im „Fiſcher" Wörter wie „wellenathmend", „feuchtverklärt", „wohlig" gebraucht habe, die ſchwerlich in einem deutſchen Lexikon vor Goethe zu finden ſind, daß er im „Fauſt" gar: „Wer ruft mir," konſtruirt habe? Auch in dieſer Beziehung können die Franzoſen noch ſo manches von uns erlernen.

Ueber die prachtvolle Ausſtattung der Garnier-Moland'ſchen Ausgabe will ich nur wenig ſagen. Es iſt eine Prachtausgabe in des Wortes wahrer Bedeutung; auf vorzüglichem Papier typographiſche Votlendung. Auch die Stahtſtiche ſind ſehr ſchön. Mit Molières Portrait kann ich mich jedoch nicht recht befreunden. Der Dichter iſt in höflicher Weiſe idealiſirt. Sein Kopf iſt ſalongeeechter, courfähiger geworden, wohl geeignet, einer ſentimentalen Penſionärin den Kopf zu verdrehen, aber er hat den ſchönen, männlichen Charaktee eingebüßt, den das Miguard'ſche Portrait im Louvre ausſpricht. Das wundervolle, ernſte Auge, der etwas ſinntiche Mund ſind den konventionellen Schönheitsbegriffrn zum Opfer gefallen. — Ich will nicht ſchließen, ohne dieſe Molière-Ausgabe den Freunden der franzöſiſchen Literatur noch einmal auf das wärmſte zu empfehlen.

Paul Lindau.

Digitized by Google

England.

Eine Galerie engliſcher Celebritäten. *)

Die Photographie, die unſere Salons in Quaſi-Bibliotheken umwandelt, deren ſchöne in koſtbarſter Faſſung prangende Bücher, ſogenannte Albums, uns alle Erſcheinungen der ſichtbaren Kunſt und Natur, Landſchaften und Bauwerke, die Schätze der Muſeen und Gemäldegalerien, die intereſſanteſten Perſönlichkeiten der Künſtler- und Gelehrten-Welt und den heimiſchen Kreis der Freunde vor das Auge zaubert, bietet uns ein neues Zeugniß ihrer vielſeitigen Anwendbarkeit und Beliebtheit. „Bildniſſe ausgezeichneter Männer in Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur,“ iſt der Titel des prächtig ausgeſtatteten Werkes, deſſen erſter Band vor uns liegt.

Die nach dem Leben treu photographirten, von Erneſt Edwards gelieferten Porträts von 24 der ausgezeichnetſten noch lebenden oder wenigſtens erſt kürzlich verſtorbenen Männer, die als Schriftſteller, Künſtler und Gelehrte ſich einen zum Theil über die engere engliſche Heimat hinausgehenden Namen gemacht haben, werden uns in bunter Reihenfolge vorgeführt. Jedem dieſer Porträts iſt eine biographiſche Skizze des Dargeſtellten beigegeben, die uns in möglichſter Kürze ein Bild ſeines Lebens entwirft.

Wenn wir einen überſichtlichen Blick auf dieſe „Men of Eminence“ werfen, ſo zeigt ſich uns zuerſt:

Graf Stanhope, geb. 1805, der ſchon unter dem Namen Lord Mahon bekannt geweſene Schriftſteller und ſpätere Peer, deſſen Geſchichte Englands vom Frieden zu Utrecht bis zum Frieden von Verſailles zu den klaſſiſchen engliſchen Geſchichtswerken gezählt wird. Seine Betheiligung an den meiſten wichtigen Fragen ſeiner Zeit, ſowie ſeine Wirkſamkeit als einer der Exekutoren des literariſchen Nachlaſſes Sir Robert Peel's, iſt bekannt.

Ihm folgt der Geologe Sir Charles Lyell, geb. 1797, der Verfaſſer der „Principles of Geology,“ der ſeine wiſſenſchaftlichen Studien über Norwegen, Belgien, die Schweiz, Nord- und Süd-Deutſchland, die vulkaniſchen Regionen Cataloniens, und in Nordamerika, von Canada bis zur Mündung des Miſſiſſippi, ausdehnte.

Sein Nachbar iſt der Bildhauer John Henry Foley, geb. 1818, der außer durch ſeine Phantaſie-Schöpfungen „Juno und Bachus,“ „der Jüngling am Strom“ u. v. a. ſich durch die Statuen von Hampden und Selden für das neue Parlaments-Gebäude und die im Jahre 1856 vollendete Gruppe des ehemaligen General-Gouverneurs von Indien, Lord Hardinge auf ſeinem Schlachtroß, ausgezeichnet hat. Ende des vorigen Jahres iſt er an Stelle des verſtorbenen Profeſſor Ritſchel Mitglied der belgiſchen Kunſt-Akademie geworden.

Ihm zunächſt ſteht der berühmte Verfaſſer von „Vanity Fair,“ William Makepeace Thackeray, in Calcutta im Jahre 1811 geboren, der erſt ſeiner Neigung zur Malerei gefolgt war, ehe er ſich zum beliebten Satyriker und Novelliſten Englands aufſchwang. Die Biographie ſagt von dem ſeitdem Geſchiedenen, daß er zuletzt mit einer neuen Erzählung aus der Zeit der Regierung der Königin Anna beſchäftigt geweſen ſei.

Auf ihn folgt der Generaldirektor der geologiſchen Unterſuchungen des vereinigten Königreichs, Sir Roderick Impey Murchiſon, geb. 1792, von dem geſagt wird, daß er nicht allein im Alter von 71 Jahren noch Geſundheit und Geiſtesgabe in ungeſchwächtem Maße beſitze, ſondern in dieſem vorgeſchrittenen Alter die brillanteſte der großen Zahl von Arbeiten ſeines thätigen Lebens geliefert habe. Die Klaſſifikation der bergigen Felsmaſſen des ſchottiſchen Hochlandes iſt das letzte Werk des berühmten Verfaſſers des „Siluriſchen Syſtems,“ der in früheren Jahren ſich den Rang eines Dragoner-Rittmeiſters unter Wellesley und Moore erworben hatte. Auch unter den Geographen genießt er hohe Achtung, namentlich wegen ſeiner Theilnahme an den Forſchungen nach Franklin und ſeiner warmen Unterſtützung Livingſtone's.

Nach ihm erblicken wir den Architektur- und Landſchaftsmaler David Roberts, geb. 1796, der als Stuben- und Dekorations-Maler ſeine Laufbahn beginnend, in der Architektur des Morgen- und Abendlandes den Hauptgegenſtand ſeiner großen Studien und Erfolge fand.

Ihm ſchließt ſich der gelehrte Profeſſor William Whewell an, geb. 1794, als Mathematiker auch in Deutſchland anerkannt, der nach langjährigen Studien der Mineralogie und Chemie ſich der Philoſophie, und zwar hauptſächlich Kant, zuwandte und bei ſeiner vielſeitigen Thätigkeit noch Zeit fand, Göthe's „Hermann und Dorothea“ und Auerbach's „Frau Profeſſorin“ ins Engliſche zu überſetzen.

Ein verhältnißmäßig großes Kapitel iſt dem Naturforſcher Richard Owen, geb. 1804, gewidmet, ſeinen Verdienſten um vergleichende Anatomie, Paläontologie und Zoologie und um die außerordentliche Vermehrung der Sammlungen John Hunter's, die im Jahre 1799 vom Parlament dem College of Surgeons mitgetheilt wurden, und denen ihr Curator Owen durch ſeine berühmten Kataloge ihre große Bedeutung verliehen hat. Er war es auch, der im Jahre 1835 die Exiſtenz der Trichinen entdeckte. Seit 1856 ſteht Owen an der Spitze des naturgeſchichtlichen National-Muſeums, für deſſen Ausdehnung und Vergrößerung in einer Englands würdigen Weiſe er ſich energiſch intereſſirt.

Es folgen nun George Gilbert Scott, geb. 1811, der Wiedererwecker und würdige Meiſter gothiſcher Baukunſt, auch in Deutſchland bekannt durch die nach ſeinem Plan gebaute neue Nikolaikirche in Hamburg und den Entwurf zu einem Rathhauſe daſelbſt; der Aegyptologe Sir Gardner Wilkinſon, geb. 1797, der neben dem Hauptgegenſtande ſeiner Studien, dem mehrfach von ihm bereiſten Aegypten, noch mannigfache andere archäologiſche Forſchungen in ſeinen zahlreichen Werken darlegt, und nach ihm der Direktor der Königl. Gärten in Kew, Sir William Jackſon Hooker, geb. 1785, der, obwohl wiſſenſchaftlicher Botaniker von Bedeutung, doch den Blick immer auf das Nützliche richtete, indem er botaniſche Produkte fremder Klimate ſammelte und verwerthete und ſeine etwas abſtruſe Wiſſenſchaft dem Volk zur Belehrung und Ergänzung zugänglich machte.

In die Reihen der erſten Männer der Wiſſenſchaft tritt nun der Muſiker William Sterndale Bennett, geb. 1816, der auch in Deutſchland bekannte Komponiſt der „Waldnymphe“ und der „Najaden.“ Nach Vollendung ſeiner muſikaliſchen Studien und ſeiner erſten Compoſitionen, nach Haydn's und Mozart's Muſtern, hatte er das Glück, Mendelsſohn kennen zu lernen, unter deſſen freundſchaftliche Protection er ſich nach Leipzig begab. Hier ſpielte er oft in den Gewandhaus-Konzerten und kehrte nach zwei Jah-

*) Portraits of Men of Eminence in Literature, Science and Art, with Bibliographical Memoires. Edited by Lovell Reeve F. L. S. — London, Reeve & Co. Leipzig, Ludw. Denicke.

Digitized by Google

ren ernſten Studiums nach London zurück, wo er als Komponiſt, Klavierſpieler und Muſiklehrer hochgeſchätzt wird.

Ihm folgt Dr. Robert Gordon Latham, geb. 1812, gleich bekannt als Philologe, wie als Mediziner, deſſen Doppelneigung zu philologiſchen Studien, die er in mancherlei Werken bethätigt, wie zur Medizin, die er auch praktiſch ausübte, ſich ſchließlich in ethnographiſchen Studien vereinigte. Sein Hauptwerk, das, vom Datum der Biographie ab, in wenigen Wochen erſcheinen ſollte, iſt eine ſeit mehreren Jahren bearbeitete neue Ausgabe von Samuel Johnſon's „Dictionary."

Das folgende Blatt zeigt uns William Ferguſſon, geb. 1808. In früher Jugend ſchon als Lehrer der Anatomie und praktiſcher Wundarzt bekannt, iſt er jetzt, nach dem Tode ſeines großen Nebenbuhlers Robert Liſton, unbeſtritten der erſte mit allen Ehren überhäufte engliſche Operateur.

Auf ihn folgt der Maler Salomon Alexander Hart, bekannt durch ſeine theils der Geſchichte, theils dem jüdiſchen und katholiſchen Ritual entlehnten Sujets. In Folge ſeines größten, in der Compoſition ausgedehnteſten Bildes „Jane Grey's Hinrichtung auf Tower Hill" wurde er 1841 Akademiker. Nach einer Reiſe nach Italien und Deutſchland und ernſten Studien daſelbſt, wandte er ſich wieder ſeinem Lieblingsthema, den Illuſtrationen jüdiſcher Ceremonien und Scenen des alten Teſtaments zu, ohne jedoch andere Sujets zu vernachläſſigen. Im Jahre 1855 eröffnete er als Profeſſor der Malerei in der Königl. Akademie ſeinen erſten Curſus.

Nach ihm erblicken wir den Dichter Robert Browning, geb. 1812, faſt ebenſo bekannt durch ſeine Frau, die Dichterin Eliſabeth Harriet Browning, als durch ſeine eigenen etwas excentriſchen Dichtungen. Er hat ſowohl Tragödien, wie „Strafford," „Stradella," „König Victor und König Karl" u. a. m., als auch lyriſche Gedichte und dramatiſche Romanzen geſchrieben. Den letzten und ſonderbarſten Theil ſeiner Thätigkeit bildet die Veröffentlichung eines langen, einleitenden Eſſays zu 25, angeblich aus der Feder Shelley's gefloſſenen Briefen. Der ſeitdem verſtorbene Mr. Moxon, der ſie auf einer Auktion gekauft hatte, veranlaßte Browning zur Herausgabe; aber die zufällig von Mr. Palgrave entdeckte geſchickte Täuſchung — er enthält nämlich in einem der angeblichen Briefe Shelley's einen Artikel von Palgrave's Vater für die Quarterly Review — bereitete beiden Herren großen Aerger. Das Buch mußte ebenſo, wie die angeblichen Briefe Byrons, aus dem Buchhandel zurückgezogen werden.

Dem Dichter folgt der Zoologe und Botaniker, Münchener Ehrendoktor phil., John Edward Gray, geb. 1808, der, wie ſeit drei Generationen ſchon ſeine Ahnen, den naturwiſſenſchaftlichen Fortſchritt in ſeinem Vaterlande fördern half. Er ſteht an der Spitze der zoologiſchen Sammlungen des Britiſchen Muſeums und hat als ſolcher den Anfang zu einer langen Reihe von Katalogen der verſchiedenen Sektionen derſelben gemacht, den annäherndſten Verſuch zu einem „Systema Naturae" unſerer Tage. Doch ebenſo bemerkenswerth wie ſeine wiſſenſchaftlichen, vielſeitigen Leiſtungen, ſind ſeine edlen Bemühungen um Erziehung und Wohlfahrt des Volkes. Er befürwortete aufs Eindringlichſte in Schriften und vor Parlaments-Comités die liberalere Zulaſſung zum Britiſchen Muſeum und zu anderen Sammlungen, Kunſtgalerien, Hampton-Court und den Gärten von Kew, die Errichtung von Parks und Spielplätzen in großen Städten, kleiner, gutgeordneter, zoologiſcher Muſeen für die Provinzen und bequemer, wohlgebauter Kaffee- und Theehäuſer. Als er in Blackheath wohnte, organiſirte er einen Gewerbeverein in Greenwich, dem er Vorträge hielt, wenn er Abends aus dem Muſeum kam, und deſſen Mitglieder er auf gemeinſchaftlichen Ausflügen das Buch der Natur ſtudiren lehrte.

Es folgt nun ein zweiter Bildhauer, E. H. Baily, geb. 1788, berühmt durch ſeine Werke „Eva an der Quelle," „die ſchlafende Nymphe" u. ſ. w., auch bedeutend als Porträtbildhauer.

Bei Gelegenheit der unlängſt begangenen Shakſpearefeier verdient James Orchard Halliwell, geb. 1820, als einer derjenigen genannt zu werden, die das Verſtändniß des großen Dichters gefördert haben. Seine Neigung zu literariſchen und antiquariſchen Unterſuchungen veranlaßte ihn nicht nur zu zahlreichen Werken über Shakſpeare, ſondern auch zur Herausgabe mehrer Chroniken und der „Nursery Rhymes of England." Seinen perſönlichen Bemühungen iſt es hauptſächlich gelungen, den letzten Aufenthalt Shakſpeare's, die Gärten von New-Place in Stratford, für das Publikum zu ſichern und im Jahre 1861 einen Shakſpearefonds zum Ankauf aller von Shakſpeare bewohnt geweſenen und dadurch geweihten Stätten und zur Errichtung einer Shakſpeare-Bibliothek nebſt Muſeum zu begründen.

Das nächſte Bild zeigt uns den Naturforſcher Thomas Huxley geb., 1825, Profeſſor der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie am Königl. College of Surgeons und Dr. phil. von Breslau. Er benutzte ſchon in früher Jugend auf einer als Arzt mitgemachten Reiſe die Riffe und Inſeln der nördlichen und öſtlichen Küſten Auſtraliens zu erfolgreichen, naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen. Er iſt der Verfaſſer eines auch ins Deutſche überſetzten Werkes: „Der Platz des Menſchen in der Natur," und ein Verbreiter der Darwin'ſchen Theorie.

Ihm folgt James Ferguſſon, geb. 1808, bekannt durch ſein „Illuſtrirtes Handbuch der Architektur" und die „Geſchichte der modernen Bauſtyle." Auf einer Reiſe nach Indien ſtudirte er indiſche und andere aſiatiſche Architektur. Sein Eſſay über ein neues Fortifikations-Syſtem und ſeine Schriften „The Peril of Portsmouth" und „Portsmouth Protected" erregten zu ihrer Zeit großes Aufſehen.

Das nächſte Blatt zeigt uns den Reverend F. D. Maurice, geb. 1805, einen Geiſtlichen, der weder der High Church, noch der Low Church, oder der Broad Church Englands angehört und doch eine außerordentlich geachtete Stellung in ſeinem zahlreichen Verehrer-Kreiſe einnimmt. Er iſt der Verfaſſer einer Menge theologiſcher und kirchengeſchichtlicher Schriften; ſeine theologiſchen Eſſays waren es, die ihm beide bis dahin am Kings College von ihm eingenommenen Lehrſtühle geraubt haben. Eine Zeit lang hat er auch das Athenäum edirt und einen Roman „Eustace Conway" geſchrieben. — Mr. Maurice bemühte ſich um die Organiſation eines auf chriſtlichen Grundſätzen ruhenden Arbeitervereins und erklärte dieſe Grundſätze in einer Reihe von Vorträgen im Jahre 1854, kurz nach Errichtung des Working Men's College, deſſen Vorſteher er iſt.

Ihm folgt der berühmte Phyſiker Michael Faraday, geb. 1791, deſſen Name mit denen von Oerſted und Ampère ſtets als Hoherprieſter der elektriſchen Wiſſenſchaft genannt werden wird. Es giebt kaum Einen Zweig chemiſcher oder phyſikaliſcher Wiſſenſchaft, den ſein Schritt für Schritt fortſchreitender Geiſt nicht durchdrungen hätte. Mit großer Begeiſterung werden auch ſeine wiſſenſchaftlichen Vorträge im Königl. Inſtitut geſchildert.

Den Schluß der Sammlung bildet George Cruikſhank, geb. 1792. Der Maler des letzthin in London ausgeſtellten Bildes

Digitized by Google

„Die Anbetung des Bachus,“ iſt derſelbe Georg, der vor einem halben Jahrhundert als Karrikaturenzeichner die Stadt durch Darſtellungen der Thorheiten ſeines Zeitalters beluſtigte und ſieben Jahre ſpäter einige faſhionable Laſter der Georg'ſchen Aera, als „Tom's und Jerry's Abenteuer im Londoner Leben“ geißelte, der vor Allen Charles Dickens durch ſeine bewundernswerthen Illuſtrationen der „Skizzen“ und Oliver Twiſt zur Berühmtheit verhalf, und der viel tauſend junge Herzen durch ſeine reizenden Kinderſtubenbilder, ſeine ausgezeichneten himmliſchen, irdiſchen, engliſchen und teufliſchen Feen und Zauberer ergötzte. Das Kapitel über den zum alten Moraliſten gewordenen Künſtler, deſſen Hauptaufgabe ein Kampf gegen den Dämon des Trunks geworden — die beiden Meiſterwerke Cruikſhank's „The Bottle“ und „The Drunkards Childern“ werden den berühmten pſychologiſchen Zeichnungen Hogarth's ebenbürtig an die Seite geſtellt — ſchließt mit einigen warmen Worten Thackeray's über denſelben.

Siam.

Der Buddhismus nach der Erklärung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen.

Die Literatur über die preußiſche Expedition nach Oſtaſien iſt bekanntlich auch mit dem Reiſeberichte eines Geiſtlichen bereichert worden. Der Schiffsprediger der Arkona, Herr Kreyher, hat in einem Bande von etwas über 400 Seiten ſeine Erlebniſſe während der Expedition niedergelegt.*) In einer leichten, gefälligen Schreibweiſe iſt dasjenige wiederholt, was Werner, Spieß, Heine u. ſ. w., deren Werke wir nach und nach hier beſprochen haben, zu berichten ſich veranlaßt ſahen: wie froh man war, endlich die etwas unheimlich gewordenen Geſtade Japans verlaſſen zu können, wie man ſich an den chineſiſchen Küſten langweilte, wie der Chef der Expedition, Graf zu Eulenburg, in der feierlichen Audienz vor dem Könige von Siam eine ebenſo komiſche, wie mühſelige und unbehagliche Sitzſtellung eingenommen, um nicht auf Knie und Stirn ſich Sr. Majeſtät nahen zu müſſen, u. ſ. w.

Neu iſt dasjenige, was der proteſtantiſche Geiſtliche uns über den Kampf der Religionen und Konfeſſionen in Oſtaſien mittheilt. Denn einen Kampf müſſen wir das Beſtreben faſt aller Religionen und Konfeſſionen nennen, ſich im fernen Oſten geltend zu machen. Buddhismus, Confuzianismus, katholiſche, proteſtantiſche, hochkirchliche, baptiſtiſche Chriſten-Miſſionen machen ſich gegenſeitig das Feld ſtreitig, und ſelbſt der Muhammedanismus treibt heimlich und phantaſtiſch ſeinen Spuk in den konfus und konfuziſch abgerichteten Köpfen.

Dieſer Kampf würde in China wahrſcheinlich bereits zu Gunſten eines dort freiwillig erwachſenden Chriſtenthums entſchieden ſein, hätten nicht die orthodoxen chriſtlichen Miſſionen und die hohen Politiker an der Seine und Themſe gleichzeitig und in gleicher geiſtig beſchränkter Rückſichtsloſigkeit ihre Waffen gegen Tieng-wong und ſeine chriſtliche Revolution gerichtet; die Miſſionen, weil Tieng-wong nicht die abendländiſche Schablone von chriſtlicher Kirche auf die chineſiſchen Gemüther drücken wollte; Frankreich, weil es ſich von den Folgen der katholiſchen Miſſion den mächtigſten Einfluß auf China verſpricht, und England, das freilich den Taipings bereits ſeine Unterſtützung zugeſagt hatte, hielt wieder einmal ſein Wort nicht, weil — nun weil es nicht mehr in ſeinen Kram paßte! Durch die Kurzſichtigkeit fremden Einfluſſes geht vorausſichtlich eine Bewegung zu Grunde, welche in dem alten Zopfreiche China eine ganz neue ſoziale Ordnung auf friſcher, geiſtiger Grundlage großartig aufzurichten verſprach.

Alle dieſe Verhältniſſe ſpiegeln ſich treu ab in den Kreyherſchen Berichten. Aber obgleich der Verfaſſer, natürlich mit großer Vorliebe, die religiöſe Richtung der Völkerbewegung am Stillen Ocean verfolgt, ſo würde derjenige ſich doch täuſchen, welcher hinter dieſen Studien etwa die gewöhnlichen frömmelnden Miſſionsſeufzer vermuthen wollte. Der Schiffsprediger iſt voll Intereſſe für ſein proteſtantiſches Chriſtenthum, aber er betrachtet ohne Vorurtheile, mit friſchem, hiſtoriſchem Blicke, die Entwickelung des religiöſen Lebens in jenen Regionen.

Natürlich iſt Herr Kreyher auch von dem geheimnißvollen Weſen des Buddhismus angezogen worden; er hat ſich bemüht, in das vielfach mit phantaſtiſchen Gebräuchen verhüllte Innere dieſer dunklen Lehre einzudringen, und er giebt uns das Reſultat ſeiner Forſchungen in einer kurzen, gedrungenen Erklärung, deren Prüfung wir den Philologen überlaſſen wollen, die aber im Hinblick auf die eigenthümlichen geiſtigen Verhältniſſe der oſtaſiatiſchen Völker jedenfalls dem weiteren Forſchen zum Wegweiſer dienen mag.

Zu den Betrachtungen über den Buddhismus gab ein Beſuch des angebeteten weißen Elephanten in Bangkok die beſondere Veranlaſſung. Der Buddhismus mit dem Kultus des weißen Elephanten, heißt es, hat ſich in Siam ganz rein erhalten und bildet dort nicht einen kümmerlichen Nebenkultus, wie in China und Japan, ſondern die eigentliche Staatsreligion. Alle Bewohner des Landes, mit Ausnahme der Gebirgsſtämme der Laos und Karenen, ſind ihm eifrig ergeben, und er beſitzt eine unbedingte Herrſchaft über die Sitten und die ganze Weltanſchauung des Volkes.

Und doch iſt der Buddhismus gar nicht einmal ein wirkliches Religionsſyſtem, ſondern nur eine Philoſophie wie der Confuzianismus, welche nach orientaliſcher Art zugleich Lehre und Lebensweiſe iſt. Sein Grundgedanke iſt, daß alle Formen und Erſcheinungen der ſinnlichen Welt leerer Schein und Täuſchung ohne wahre Realität ſeien, und daß das einzig Reale nur das reine beſtimmungsloſe Sein, die Exiſtenz in der Abſtraktion von jeder Qualität ſei. Dieſer auch in unſeren philoſophiſchen Syſtemen ſo vielfach angewendete Begriff iſt, was man im buddhiſtiſchen Sinne das Abſolute oder die Gottheit nennen könnte. An der Entſtehung der ſinnlichen Erſcheinungswelt kann dieſelbe indeſſen ihrer Idee nach keinen Antheil haben; jene iſt vielmehr nur das Reſultat eines finſteren, unergründlichen Fatums. Das Univerſum entſteht durch die innere Kraft gewiſſer ewiger Geſetze, welche die Welt aus dem Chaos bilden, ſie in unmerklicher Steigerung durch Aeonen hindurch zu einem Zuſtande höchſter Blüthe und dann wieder ebenſo zurück zu völliger Auflöſung führen, um dieſelben Wandelungen in einer Reihe fortzuſetzen, die weder Anfang, noch Ende hat. Aus dieſer Lehre wird die buddhiſtiſche Moral erklärlich. Alle beſtimmten geiſtigen Zuſtände und Erregungen: Begeiſterung, Liebe, Hoffnung, Freude ebenſo gut wie Haß, Neid, Schmerz, Verzweiflung, ja überhaupt Gedanke, Gefühl, Wille, Thätigkeit ſind nur Trübungen des wahren Glückes,

*) Die preußiſche Expedition nach Oſtaſien in den Jahren 1859 bis 1862. Reiſebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher, ehemal. Schiffsprediger an Bord Sr. Majeſtät Schiff „Arkona.“ Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1864.

Digitized by Google

beſtandloſer Wahn, Eitelkeit der Eitelkeiten, und ſomit das eigentliche Uebel, das Böſe. Der höchſte Zuſtand des Geiſtes iſt Erhebung über alle dieſe beſonderen Beſtimmtheiten, Verſenkung in das reine Sein, Aufgehen in das Abſolute. Die Siameſen nennen dieſen Zuſtand Nipan und ſind der Meinung, daß Buddha ſich jetzt in demſelben befinde. Obwohl nun der Begriff dieſes Nipan Alles zu enthalten ſcheint, was eine völlige Vernichtung bezeichnet, ſo iſt doch die herrſchende Vorſtellung die, daß Buddha darin ein ewiges Leben führe. Um dieſes Ziel nun gleichfalls zu erreichen, muß man vor allen Dingen den Geiſt mit der großen Wahrheit von der Irrealität aller Dinge völlig durchdringen und ſo allmählich von jeder Affektion durch dieſelbe frei zu werden, ſich eine völlige Apathie anzueignen ſtreben. Dieſe Aufgabe, welche die ſtrengſte Selbſtverleugnung und den ausdauerndſten Ernſt in der Contemplation erfordert, kann nicht etwa während eines Lebens, ſondern erſt nach einer Wanderung der Seele durch wenigſtens vierzigtauſend Thierleiber gelöſt werden. Die buddhiſtiſche Moral verbietet daher nicht nur die gewöhnlichen ſündlichen Thaten und Leidenſchaften, ſondern eigentlich jede menſchlich-natürliche Regung der Seele, jeden rein menſchlichen Trieb. Da ſie nun aber hierdurch in Widerſpruch mit den Forderungen des wirklichen Lebens geräth, ſo iſt ſie genöthigt, ſich in eine niedere und höhere, jene für das Volk, dieſe für die Prieſter, zu theilen. Die erſtere beſchränkt ſich auf die allgemeinen ſittlichen Vorſchriften, zu denen das Verbot der Tödtung eines Thieres, hervorgegangen aus der Lehre von der Seelenwanderung, hinzutritt, obwohl daſſelbe natürlich nur unvollkommen beobachtet werden kann; die letztere fordert das klöſterliche Zuſammenleben in völliger Armuth, Unthätigkeit und Eheloſigkeit mit ſteter Uebung der Contemplation.

„Eine ödere, troſtloſere Weltanſchauung kann gewiß nicht leicht erſonnen werden. Und doch wie wunderbar gemiſcht iſt darin die phantaſtiſche Weisheit der Weiſen mit dem tiefen Gefühl der Verwerflichkeit und des Elends der gegenwärtigen Menſchennatur ſammt der Sehnſucht nach Erlöſung und dem wahren Frieden, den die Welt nicht geben kann. Wie vortrefflich populär iſt jene Unterſcheidung der Volksmoral von derjenigen der Geweihten, welche der Menge die ſittliche Anſtrengung ſo bequem macht! Und die Kahlheit des Syſtems weiß ſie ſich ſchon durch die mythologiſchen Gebilde ihrer Phantaſie, die ſich überall an daſſelbe angeſetzt haben, auszuſchmücken. So iſt es zu erklären, daß der Buddhismus eine ſo ungeheure Verbreitung finden konnte."

Aber die Geweihten! Man ſollte meinen, daß bei den übermenſchlichen Forderungen, welche die buddhiſtiſche Lehre an ihre höheren Bekenner ſtellt, nur wenige Schwärmer ſich dem Wahne der buddhiſtiſchen Entmenſchlichung hingeben würden. Dennoch ſollen in Bangkok allein über 10,000 Mönche oder Talapoinen leben, alle darauf bedacht, ſich in die Contemplation des reinen Seins oder, was dem gleich iſt, des reinen Nichts zu verſenken. Das kommt offenbar daher, weil auch die ſcheinbar ſo formlos daſtehende Lehre eine praktiſche Uebung bedingt, in welcher man zu einer Menge von Formen, Gebräuchen, Gewohnheiten und Vorſchriften gelangt iſt, deren Beachtung manchem der Bekenner ſchon als Aufſchwung in den Zuſtand des reinen Seins gelten mag. Der Zuſtand des reinen Seins läßt ſich anlernen. Dies beweiſt auch der Umſtand, daß für die Uebertretung gewiſſer Geſetze entſprechende Strafen feſtgeſetzt ſind, wie denn z. B. jeder Talapoin, der ein Weib berührt, ohne Weiteres hingerichtet wird. Die größte apathiſche Gleichgiltigkeit gegen alle Wechſelfälle des Lebens, im Großen wie in den kleinſten Vorkommniſſen des Tages, iſt eine der Hauptvorſchriften Buddhas, und ſie da zur Schau zu tragen, wo die Bedürfniſſe und Leidenſchaften der menſchlichen Natur am heftigſten aufzutreten pflegen, gilt als unbedingtes Erforderniß für das Anſehen eines Talapoins. Dies zeigt ſich täglich auf den Straßen von Bangkok. Denn da die Arbeit den Weiſen in der Höhe der Betrachtungen ſtört, ſo erwerben ſich alle Talapoinen ihren Unterhalt nur durch den Bettel. Jeden Morgen ergießen ſich ihre Schaaren in die Stadt, wo ſie vor jedem Hauſe ihre Schüſſel, ohne ein Wort zu ſagen, hinhalten, um ſie von den Gläubigen füllen zu laſſen, worauf ſie ebenſo ſtill davongehen. Daſſelbe Benehmen beobachten ſie auch, wenn ſie, wie von den materialiſtiſchen Chineſen ſehr häufig geſchieht, ohne Gabe abgewieſen werden. Ihr Geiſt iſt ebenſowenig für den Stolz, wie für die Scham, ſo wenig für die Dankbarkeit, wie für den Haß empfänglich. Man könnte ſagen, in den ewigen Contemplationen ſei ihre Seele verflüchtigt, und an das reale Leben gemahne ſie periodiſch nur der ſehr uncontemplatoriſch knurrende Magen, der den Automatenkörper dann durch die Stadt jagt.

Auch Herr Kreyher betont, wie wir ſchon früher, die Aehnlichkeit ſolcher Erſcheinungen mit manchen Einrichtungen des römiſchen Katholicismus. Nur des Katholicismus? ſo fragen wir. Es finden ſich Aehnlichkeiten genug mit den Grundformen der ganzen chriſtlichen Kirche. Buddha iſt eigentlich nur ein den Ideen der Oſtaſiaten angepaßter Jeſus. Sein frommer Lebensgang, ſeine Moral, ſeine Himmelfahrt, ſein Aufgehen in dem ewigen Leben eines reinen Seins, ſeine Anbetung als Gottheit und vieles Andere findet ſich in der chriſtlichen Lehre konform bis auf die Verehrung ſeiner Mutter. Gebt den Buddhiſten die Offenbarung der göttlichen Liebe, und ihr werdet dort ein Chriſtenthum zur üppigſten Blüthe heranwachſen ſehen. Ob das ſo leicht ſein wird, wenn ihr dieſe Offenbarung mit der Lehre von der Dreieinigkeit Gottes, von der unbefleckten Empfängniß Maria's, von der Verſtoßung aller Ungläubigen, mit dem Haß der Konfeſſionen und anderen Dogmen verſetzet, liegt freilich tief verborgen im Nebel der Zukunft.

Orient.

Kritiſche Text-Ausgabe des Talmud.

In Nr. 32 des „Magazin" wird auf eine neue Talmud-Ausgabe hingewieſen, die ſich durch typographiſche Ausſtattung, wie durch den reichen Gehalt der Kommentarien und Additamente auszeichnet. Jedoch wird dem Herausgeber (A. Salomon in Tilſit) empfohlen, noch größere Sorgfalt auf die Korrektur zu verwenden. Die ſo nöthige Sorgfalt auf beſſere Korrektur iſt aber nicht bloß dieſer, ſondern auch den anderen, jetzt erſcheinenden Talmud-Ausgaben (deren in jetziger Zeit nicht weniger als fünfzehn in Preußen, Oeſterreich und Rußland unter der Preſſe ſind) zu empfehlen. Dieſer Mangel an Korrektur darf jedoch nicht bloß den jetzigen Herausgebern zur Laſt gelegt werden, ſondern es liegt hier der Grund an den früheren Abdrücken. Der Talmud fand nämlich bei ſeiner ungemeinen Verbreitung durch ſeine Verehrer und Bearbeiter eine ebenſo ungemeine Verehrung, die an jedem Worte wie ſie frühere Ausgaben und Abdrücke boten, mit einer gewiſſen Pietät hing, ſo daß die älteren Fehler in ſpäteren Ausgaben zu Erbfehlern wurden. Es iſt aber eine kritiſche Sichtung des ur-

Digitized by Google

ſprünglichen Textes nach Manuſkripten und früheſten Ausgaben eben ſo nothwendig als empfehlenswerth. Denn mehr noch als die Drucker und Korrektoren hat ſich ſpäter die Cenſur an dem urſprünglichen Texte verſündigt, die, wo ſie denſelben nicht völlig geſtrichen, die ſonderbarſten, oft ſinnentſtellenden Quiproquo's eingeſchoben hat.

Gegenwärtig erſcheint in Berlin eine Ausgabe des babyloniſchen Talmuds, welche mit größter Sorgfalt und kritiſcher Sichtung den urſprünglichen Text (ohne alle Kommentare) wiedergeben will. Zum erſten Male ſeit 320 Jahren wird dem Kundigen hier ein kritiſch bearbeiteter Text dargeboten, der durch ſorgfältige Korrektur und typographiſche Einrichtungen unter allen bisherigen Ausgaben alleinſteht. Der Herausgeber, Herr F. Lebrecht, erſcheint durch ausgebreitete Sprach- und Sachkenntniß, durch langjährige Beſchäftigung mit dem kritiſchen Studium des Talmud und durch klare Auffaſſung der ihm geſtellten Aufgabe völlig gewachſen. Er hat bereits als Probe eine „kritiſche Leſe verbeſſerter Lesarten und Erklärungen zum Talmud“*) veröffentlicht, welche für den ſicheren Takt und die pietätvolle Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher der Herausgeber verfährt, ein Zeugniß iſt. Derſelbe hat vor Allem alte Handſchriften und die prima editio, ſowie alle ihm zu Gebote ſtehenden anderen, darauf bezüglichen Werke benutzt und verglichen, um den reinen und richtigen Text wieder herzuſtellen. Er hofft dadurch ebenſo einen wiſſenſchaftlichen, als einen gemeinnützigen Zweck zu fördern, und wie einſt Heyne und Wolf durch ihre kritiſchen Bearbeitungen und Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker eine neue Bahn für das Studium derſelben eröffneten, ſo will Herr Lebrecht den bisherigen und ſpäteren Ausgaben des Talmud ihren rechten kritiſchen Werth verſchaffen. Um dabei der Pietät gegen das Werk nirgends zu nahe zu treten und den prüfenden Kennern nicht vorzugreifen, verweiſt er ſeine kritiſchen Bemerkungen ſämmtlich unter den Text. Es bleibt nur zu wünſchen, daß das Werk (welches in 40—50 Bogen den ganzen Talmud-Text nebſt Anmerkungen enthalten wird) Anerkennung und Förderung finde. K.

*) Berlin, W. J. Peiſer, 54 S. gr. 8. 1864.

Kleine literariſche Revue.

— **Ein Schreiben Ludwigs XVI. über Dichter-Ehren.** In der von Feuillet de Conches herausgegebenen, bei Plon in Paris erſcheinenden, intereſſanten Sammlung bisher ungedruckter Briefe Ludwigs XVI., der Königin Marie Antoinette und der Prinzeſſin Eliſabeth befindet ſich folgendes an Amelot gerichtete Schreiben des unglücklichen Königs:

„Verſailles, 5. April 1782.

„....... Ich habe es nicht vergeſſen, daß ich der Protector der franzöſiſchen Akademie bin, deren Denkſchrift ich mit beſonderem Intereſſe geleſen habe. Der große Dichter Racine hat ſeinen Ruhm mit der Akademie getheilt, und es war daher ihre Pflicht, mich darauf aufmerkſam zu machen, daß die Familie dieſes großen Mannes nicht ganz erloſchen und daß ſeine Enkelin, die Frau v. Harriague, eine Perſon von Verdienſt und geringem Vermögen iſt und dabei eine zahlreiche Familie zu verſorgen hat. Ich will ihr ſofort eine Penſion von 1200 Livres bewilligen. Ich habe es ſtets bedauert, daß die Werke jener genialen Dichter, welche die Ehre und ein unſchätzbares Beſitzthum der Nation ſind, ihre Hinterbliebenen in Dürftigkeit laſſen, während ſo viele Andere ſich daran bereichern. Was ich vor fünf Jahren für die Regelung der Autoren-Rechte gethan, iſt leider weit davon entfernt geblieben, allen ſolchen Unzuträglichkeiten abzuhelfen. Ludwig.“

— **Kardinal Wiſeman's Vorſchlag zu einem Shakſpeare-Denkmal.** Nr. IV. der engliſchen Vierteljahrsſchrift The Fine Arts*) bringt aus der Feder des kunſtliebenden Kardinals Wiſeman ein „Proposal for a Tercentenary Memorial of Shakspeare.“ Was zunächſt den Ort des künftigen Denkmals betrifft, ſo meint der Kardinal, es ſei Stratford am Avon zu abgelegen und darum von Fremden zu wenig aufgeſucht, London dagegen zu maſſenhaft und zu anſpruchsvoll, um ein geeignetes Terrain für das Denkmal des größten Dichters der neueren Zeit zu ſein. Es ſollte dies überhaupt kein vereinzeltes, an irgend einem gegebenen Punkte aufzuſtellendes und daher immer nur für eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Menſchen erreichbares Denkmal ſein. Vielmehr wird von dem Kardinal vorgeſchlagen, eine neue, vollſtändige Ausgabe von Shakſpeare's Werken und zwar in einer Weiſe zu veranſtalten, wie es bisher, ſowohl was Text und Druck, als was die Illuſtrationen betrifft, noch keine giebt. Kardinal Wiſeman macht in dieſen Beziehungen beſondere, näher eingehende Vorſchläge. Was die Illuſtrationen betrifft, ſo verlangt er für jedes Drama ein von einem berühmten Meiſter gemaltes und von einem berühmten Kupferſtecher geſtochenes Blatt, ferner für jeden Akt ein ähnliches polychromiſches Bild, wie in Doyle's „Chronik von England,“ und für jede Seite eine dem Inhalte angemeſſene Randverzierung, die ſich den verſchiedenen Zeitaltern der Kunſt, in welchen Shakſpeare's Dramen ſpielen (dem altgriechiſch-aſiatiſchen, klaſſiſch-griechiſchen, etruskiſchen, römiſchen, ägyptiſchen, keltiſchen, ſkandinaviſchen, mittelalterlich-engliſchen, ſchottiſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen, dem der italiäniſchen Renaiſſance, dem venetianiſchen ꝛc.) anzuſchließen haben. Der Kardinal räth, daß man zur Ausſchmückung des Werkes die Mitwirkung Deutſchlands, „des Landes der Schiller und Schlegel, welches Shakſpeare ſo vollſtändig verſtehe und zu würdigen wiſſe“, in Anſpruch nehmen möge. Die Koſten dieſer großartigen Ausſtattung ſollen durch freiwillige Subſcriptionen aufgebracht werden, damit das Werk ſelbſt zu einem auch für minder Bemittelte erreichbaren Preiſe verkauft werden könne. Sollte man dann außerdem auch noch eine Statue errichten wollen, ſo würde allenfalls der Platz vor dem Britiſh Muſeum in London als geeignet ſich empfehlen.

— **Die Briefe Joachim Imhof's** an ſeine Vetteen in Nürnberg, welche Herr Prediger Knaake in Heiligenſtadt als „Beiträge zur Geſchichte Kaiſer Karl's V.“ veröffentlicht hat**), liefern einige nicht unintereſſante Züge zu dem Bilde des Krieges, wie er im ſechzehnten Jahrhundert in Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden geführt wurde. Es koſtet allerdings einige Mühe, ſich durch das nicht eben korrekte und elegante Deutſch des alten Soldaten hindurch zu arbeiten — die Anmerkungen des Herrn Knaake ſind in keiner Hinſicht ausreichend — doch wird man ſich für dieſe Mühe durch manche Notiz über die Waffen und die Kriegführung jener Zeit, ſowie über die Sitten und Unterhaltungen in damaligen Kriegslagern, wo deutſche mit ſpaniſchen Truppen zuſammen kam-

*) London, Chapman & Hall. Leipzig, Ludwig Denicke.

**) Beiträge zur Geſchichte Kaiſer Karl's V. Briefe Joachim Imhof's an ſeine Vettern zu Nürnberg aus den Feldzügen 1543, 1544 und 1547, mitgetheilt von F. K. F. Knaake. Stendal, Franzen u. Große, 1864.

Digitized by Google

pirten, belohnt finden. Die Briefe ſind aus der Rheinpfalz, dann aus Roermonde, Venloo, Cambray, Antwerpen, Lützelburg (Luxemburg), Ligny, St. Dizier und demnächſt wieder aus verſchiedenen deutſchen Städten (Wittenberg, Halle ꝛc.) datirt und gedenken faſt aller der verſchiedenen Landsknecht-Heere des damaligen Europa. Namentlich iſt die Belagerung von Feſtungen ein Gegenſtand mehrfacher Schilderungen.

— **Zur Schach-Literatur.** Zwei aus dem Engliſchen überſetzte Schriften, die über neuere Schach-Matadore und deren Kampfſpiele Auskunft geben und zugleich viele belehrende Darſtellungen der Schachſpiel-Kunſt enthalten, ſind kürzlich in Berlin erſchienen.*) Die bei dem berühmten Londoner Schachturnier von 1862 von Anderſen, Paulſen, Steinitz, Owen, Barnes, Dubois u. A. geſpielten Partien werden in der einen, von J. Löwenthal, Sekretär des St. George-Schachklubs in London, herausgegebenen Schrift geſchildert, während die andere „Paul Morphy's Schachſpielkunſt" zum Gegenſtande hat. In der letzteren, die eine „praktiſche Anleitung zur leichten und gründlichen Erlernung des regelrechten Schachſpiels" darbietet, wird zugleich eine Preis-Aufgabe von Paul Morphy mitgetheilt, zu deren Löſung die Verlagshandlung einen Preis von zehn Thalern und zwei Preiſe von fünf Thalern (in Büchern) ausgeſetzt hat.

Literariſcher Sprechſaal.

In den Tagen vom 15—17. Auguſt wurde in Mainz der diesjährige Vereinstag der deutſchen Genoſſenſchaften abgehalten. Der Anwalt derſelben, Herr Schulze-Delitzſch, ſtattete pro 1863 den Jahresbericht ab, wonach ſich die Anzahl ſämmtlicher Genoſſenſchaften in Deutſchland jetzt auf 1150 beläuft, worunter 662 Vorſchuß- und Kredit-Vereine, 172 Rohſtoff-Anſchaffungs- und Produktiv-Genoſſenſchaften und 66 Konſum-Vereine der Anwaltſchaft namentlich bekannt ſind. Der Geſammt-Verkehr dieſer Genoſſenſchaften im Jahre 1863 wird auf vierzig Millionen Thaler angeſchlagen, wozu ihnen ein Betriebs-Kapital von 12—14 Millionen Thaler zu Gebot ſtand, von welchen mindeſtens 2½ Millionen ihnen ſelbſt gehörten, das Uebrige aber durch Kredit aufgenommen war. Die Mitglieder-Zahl ſämmtlicher 1150 Vereine wird auf 200,000 berechnet. Von 372 dieſer Vereine liegen der Anwaltſchaft die Rechnungs-Abſchlüſſe vor, die von ihr zu ſtatiſtiſchen Ueberſichten ihrer Wirkſamkeit zuſammengeſtellt worden ſind. Auch über die Theilnahme, welche die deutſche Genoſſenſchafts-Bewegung im Auslande, namentlich in Frankreich, Belgien, Italien, Rußland und ſelbſt in Aegypten gefunden, wurden Mittheilungen gemacht.

Dr. R. Perkmann, deſſen in der „Oeſterreichiſchen Revue" enthaltene „Studien aus Südtirol" wir im „Magazin" (Nr. 4 und 5 d. J.) im Auszuge mitgetheilt, macht bei Gelegenheit der kürzlich in Tirol entdeckten, gegen die Deutſchen gerichteten Verſchwörung auf die in dieſem Lande mit jedem Jahre zunehmende Ausdehnung der italiäniſchen Sprache und der italiäniſchen Sympathien aufmerkſam. Das Städtchen Meran iſt jetzt ſchon vom italiäniſchen Idiom ſo durchzogen, wie es im Jahre 1849 nur erſt die Handelsſtadt Bozen war. Mit hoher Befriedigung blicken die Italianiſſimi auf die Fortſchritte ihrer Sprache in einem einſt rein deutſchen und für ihre Beſtrebungen ſo wichtigen Landſtriche und immer weiter nach Norden hin richten ſie ihre nationalen Wünſche und Beſtrebungen. Herr Dr. Perkmann erblickt namentlich in der religiöſen Intoleranz Tirols, in der den vermögenden Deutſchen, welche meiſtens Proteſtanten ſind, dort verweigerten Niederlaſſung, während die Italiäner aus dem Süden haufenweis einwandern, den Hauptgrund dieſer zunehmenden Verwälſchung Tirols. Am Schluſſe ſeines in Wiener Blättern enthaltenen Artikels ſagt Herr Dr. Perkmann:

„Es kann Niemand einfallen, gegen die Verbreitung einer Sprache oder Nation Gewalt- oder Zwangsmittel in Vorſchlag zu bringen. Und doch iſt es ein unabweisbares Gebot der Politik von Seite deutſcher Staaten, Alles von deutſchem Boden fernzuhalten, was, wenn auch erſt in ſpäterer Zukunft, eine Gefahr für das Vaterland, für die Integrität und Sicherheit Deutſchlands in ſich birgt, namentlich dann, wenn es frühzeitig genug geſchehen kann, wo man noch keine wohlerworbenen Rechte von Privaten dadurch zu verletzen braucht. Fragt man nach den Mitteln, welche zur Fernhaltung des fremden Elements von deutſchem Boden am geeignetſten erſcheinen, ſo ergeben ſie ſich aus den Urſachen, die zur Herbeiführung deſſelben am meiſten beigetragen haben. Das Hauptgebot aber beſteht darin, daß dieſem Prozeſſe zwiſchen den beiden Sprachen und Nationalitäten vollſtändig freier Lauf gelaſſen werde. Bisher iſt der Kampf ein ungleicher, ein ungerechter geweſen. Denn, wie geſagt, das deutſche Kapital, die deutſche Arbeit und Intelligenz hatten nur bedingungsweiſe und dadurch ſehr beſchränkten Zutritt in Südtirol, während Italien dieſe Faktoren ohne Hinderniſſe in die Arena führen durfte. Wäre das deutſche Bundesgeſetz, das doch auch für Tirol Geltung hat, und das in Oeſterreich neuerdings ausgeſprochene Prinzip der Gleichberechtigung aller Konfeſſionen im geſammten Kaiſerſtaate auch hier zur Ausführung gekommen — ohne Zweifel würden die nationalen und ſprachlichen Verhältniſſe andere, dem germaniſchen Weſen günſtigere ſein. Mögen deutſche Gemeinden nicht mehr, wie es geſchehen, abgewieſen werden, wenn ſie um deutſche Lehrer und Prediger, ſtatt der wälſchen, bitten! Möge der Kampf zwiſchen beiden Elementen, zwiſchen der deutſchen und der italiäniſchen Kulturkraft, mit gleichen Mitteln geführt werden dürfen! Sobald er ein von beiden Seiten vollſtändig freier zu werden anfängt, ſind wir nicht mehr im Zweifel, wohin ſich der Sieg neigen wird."

Auch im nördlichen Italien, im Garda-See, ſind Pfahlbauten aufgefunden worden. Bei den Baggerungen in dieſem See, in der Nähe der öſterreichiſchen Feſtung Peſchiera, ſtieß man ſchon vor mehreren Jahren auf eine Maſſe uralter Pfähle, und fiſchte mit der Maſchine eine große Menge von Bronce-Gegenſtänden und Geſchirrtrümmern heraus, von welchen der öſterreichiſche Hauptmann im Genieſtabe, Kofferſitz, eine Sammlung anlegte, die er dem kaiſerlichen Antiken-Kabinet ſchenkte. Den Ort des Fundes hat in dieſem Sommer der Cuſtos Baron Sacken aus Wien genau unterſucht, welcher ihn bei weiterem Baggern nach allen Verhältniſſen und verſchiedenen Funden als einen bedeutenden Pfahlbau aus dem Bronce-Zeitalter erkannt hat. Im Ganzen wurden zwiſchen den gruppenweiſe beiſammenſtehenden Pfählen Hunderte von Waffen, Geräthen und Schmuckſachen, beſonders viele Nadeln aus goldglänzendem Erz gefunden, nebſt Gefäßen, Holz, Kohlen, Knochen und allerlei Abfällen, welche bezeugen, daß vor alten Zeiten Menſchen auf dieſen Pfählen ihre Wohnungen hatten. Es iſt dies der erſte in dieſen Gegenden entdeckte, durch alle Umſtände ſichergeſtellte Pfahlbau.

*) Berlin, Verlag von S. Mote, 1864.

Digitized by Google

Im G. Grote'ſchen Verlage in Hamm iſt ſoeben erſchienen:

Natur und Geiſt.

Geſpräche zweier Freunde über den Materialismus und über die real-philoſophiſchen Fragen der Gegenwart.

In allgemein verſtändlicher Form von Dr. **Louis Büchner,** Verfaſſer von „Kraft und Stoff", „Phyſiologiſche Bilder" ꝛc.

2. verbeſſ. Aufl. Preis 1 Thlr. (523)

Verlag von L. Wiedemann, Leipzig.

Göll, Dr. H., Kulturbilder aus Hellas und Rom. 2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 25 Sgr.

Shirreff, E., Intellectuelle Erziehung und ihr Einfluß auf den Charakter und das Glück der Frauen. 1 Thlr. 25 Sgr.

Boz (Dickens), Geſ. Werke, Volks-Ausgabe in 62 Bänden à 5 Sgr.

Anderſen's, Sämmtl. Werke, Volks-Ausgabe in 24 Bänden à 5 Sgr.

— — In Spanien. 1 Thlr. 10 Sgr. (520)

Im Verlage von A. Freyſchmidt in Caſſel erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Caſſler Namenbuch

von **Hoffmann von Fallersleben.** 10 Sgr.

Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrten ꝛc. Geſchichte. (521)

von **O. Strieder.** l. 1. u. 2. Heft à 12 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

D. Harrwitz:

Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (531)

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken.

Literar. Centralblatt 1862. (467)

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben. (530)

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Elfte Auflage.

Die beiden erſten Bände dieſes Werks (Heft 1—20) liegen jetzt vollſtändig vor (A. bis Belgrad).

Der Subſcriptionspreis beträgt

5 Neugroschen für das Heft von 6 Bogen,
1 Thlr. 20 Ngr. für den Band,
1 Thlr. 28 Ngr. für den Band in Leinwand,
2 Thlr. für den Band in Halbfranz.

In einer Ausgabe auf Velinpapier:

2 Thlr. 15 Ngr. für den Band,
3 Thlr. für den Band in Halbfranz.

Das bisher Erſchienene iſt in allen Buchhandlungen vorräthig, wo fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden und ein neuer Proſpect zu haben iſt.

☞ Subscribentensammler und Colporteure erhalten von jeder Buchhandlung lohnende Vortheile. ☜ (522)

Zu Gelegenheits-Geſchenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Geſellſchaftsreiſe

nach

Aegypten

auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünſchen entſprechend wird die Unternehmung der Geſellſchaftsreiſen nach Konſtantinopel und Athen, welche ſich großer Theilnahme und des beſten Erfolges erfreuten, nun auch die erſte Geſellſchaftsreiſe **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „öſterreichiſchen Lloyd" in Trieſt organiſiren.

Die Abreiſe von Trieſt erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte

einſchließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reiſe u. ſ. w. iſt:

400 Gulden.

Das Reiſe-Programm

iſt zu erhalten in der Gerold'ſchen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wollnerſtraße), an den auch alle Briefe zu richten ſind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung." (519)

In unſerem Verlage iſt ſoeben erſchienen:

Einleitung in das Studium der Nationalökonomie.

Von **F. O. Freiherrn von Roedenbeck.**

gr. 8. Preis 22½ Sgr.

Der Verfaſſer war nach ſeiner amtlichen Stellung eine kurze Zeit lang berufen, junge Männer, welche in den Verwaltungsdienſt eintraten, über das Maß zu prüfen, in welchem ſie ſich auf dem Gebiete der Nationalökonomie vorbereitet hatten. Dieſe Vorbereitung erſchien nun in den meiſten Fällen als eine ungenügende, und einen der Gründe hierfür glaubte der Verfaſſer in dem Mangel an Handbüchern zu finden, aus denen auf eine einfache und überſichtliche Weiſe eine erſte Orientirung in den Elementen der Wiſſenſchaft geſchöpft werden kann. Die meiſten der vorhandenen Werke, wie Ad. Smith, Say, Rau, Roſcher, Wirth, ſind viel zu umfangreich und viel zu reichhaltig, um für ein erſtes Vorbereitungsſtudium auch nur einigermaßen bewältigt werden zu können. Man führte es deshalb in den meiſten Fällen an, daß die kurze Zeit, welche überall nur der Vorbereitung anheimfällt, auch eben nur benutzt ward, um in Eile Einiges von der Oberfläche abzuſchöpfen und dem Gedächtniß zu übergeben, wie es nach muthmaßlicher Erwartung gerade hinreichend ſein möchte, in der bevorſtehenden Prüfung die ſelbſtempfundene Blöße zu decken. Ein anderes Hinderniß, welches nach des Verfaſſers Meinung dem Aneignen nationalökonomiſcher Kenntniſſe, zumal in weiteren Kreiſen entgegenſteht, iſt, daß die meiſten Lehrbücher mit einer Trockenheit geſchrieben und nach einem Schematismus behandelt ſind, welches beides dem Anfänger ſo leicht die Fortſetzung verleidet, eine Klippe, welche auch die neueſte übrigens ſehr werthvolle Erſcheinung auf dieſem Gebiete: v. Mangoldt, Grundriß der Volkswirthſchaften, Stuttgart 1863, nicht vermieden haben dürfte. Dies waren die Beweggründe, welche den Verfaſſer veranlaßten, eine Skizze, welche er zunächſt für ſeine eigne Prüfungsaufgabe ſich entworfen hatte, in ſpäteren Mußeſtunden etwas weiter auszuführen, ſo daß ſie dazu dienen könnte, allgemein für den Anfänger als ein handlicher und doch in die Elemente der Wiſſenſchaft mehr einſteigender Leitfaden zu dienen. Er bemühte ſich dabei, vor Allem zwei Dinge zu vermeiden, nämlich zunächſt nicht zu viel und zu vielerlei zu geben, und dann das, was er giebt, nicht in zu trockener Weiſe.

Berlin, 12. September 1864. (525)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker.)

Beilage zu dieser Nummer: Verzeichniss von Unterrichtsbüchern aus dem Verlage von W. Violet in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 41.

für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 9. Oktober **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Aeſthetiſche Vorträge von A. W. Grube. Göthe und Schiller in der Gegenwart . 642

England.

Die engliſche Korreſpondenz über Wiſſenſchaft und Glauben 643

Britiſche Forſchungen über Ortsnamen . . 644

Ungarn.

Städtebilder aus Oberungarn. Der Eliſabeth-Dom zu Kaſchau 646

Belgien.

Die katholiſche Reaktion im Zeitalter der Religionskriege 647

Süd-Amerika.

Soziale und kirchliche Zuſtände in Uruguay 651

Kleine literariſche Revue.

Homer und die Aeſthetik 654

Kulturbilder aus Hellas und Rom . . . 654

Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen 654

Der Sozialismus vom ultramontanen Standpunkte 655

Literariſcher Sprechſaal 655

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller,
gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck.

1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (547)

Neue Erſcheinungen der engliſchen Literatur.

W. H. Ainsworth, Cardinal Pole, or the Days of Philip and Mary. New edition. Chapman and Hall 5 s.

The History of the Cotton Famine, from the fall of Sumter to the passing of the public works act. By the Rev. Arthur Arnold. London, Saunders & Co. 18 s.

Life in Java, with sketches of the Javanese. By William Barrington d'Almeida. 2 vols. London, Hurst.

Ten Days in a French Parsonage in the Summer of 1863. By George Musgrave. London, Low. 16 s.

What let to the Discovery of the Source of the Nile. By John Henning Speke. Edinburgh, Blackwood. 14 s. (544)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth. 21 Thlr.

Separate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches — 1790—1803.
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (545)

In unserm Verlage ist erschienen:

BIBLIOGRAFIA
DEI LAVORI PUBBLICATI IN GERMANIA
SULLA
STORIA D'ITALIA
DI
ALFREDO REUMONT.

1863. 30½ Bg. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Die gegenwärtige Bibliographie der deutschen Arbeiten über italienische Geschichte ist keine blosse Aufzählung von Titeln, sondern zugleich ein Repertorium der mannigfaltigsten historischen und literarischen Notizen, welche so die politische und Kirchengeschichte wie die Literär- und Kunstgeschichte umfassen. Vieljährige Beschäftigung mit den verschiedenen Zweigen der auf Italien sich beziehenden Literatur aller Nationen hat den Verfasser in den Stand gesetzt, ein für Bibliotheken schwer entbehrliches, für alle Freunde der historischen Wissenschaften innerhalb wie ausserhalb Deutschlands und Italiens so nützliches wie bequemes Handbuch zu liefern.

Königliche Geheime Ober-Hof-Buchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (546)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot*.

Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg.

No. 9. *Septembre* 1864.

I. La science du langage. — II. Les arbres et les fleurs chez les païens et chez les chrétiens. 2. Les fleurs. — III. Le collége et les écoliers de Winchester. — IV. Pierre La Marche ou Walker. — V. Jérémie Gotthelf. 1. Le miroir de la vie du paysan. 2. Pierre Kaser. — VI. Don Fulano (4 extrait). — VII. Les musées Italiens. Par M. Nadault de Buffon. (2e partie. Florence). — VIII. Poésie anglaise. (Au Papillon.) — IX. Pensées diverses. — X—XIII. Correspondances d'Italie, d'Espagne, de Londres, de Belgique. — XIV. Chronique et bulletin bibliographique. (542)

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Beſſer'ſche Buchhandlung) in Berlin, 7 Behrenſtraße, erſchien ſoeben:

Mittheilungen über das ſoziale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay.

von

Dr. Otto Wanſch,
Garniſon-Prediger und Stadtpfarrer zu Pillau (früher Pfarrer zu Montevideo).

gr. 8. 28 Bogen. Geheftet. Preis 2 Thlr.

Der Verfaſſer hat während ſeines mehrjährigen Aufenthalts in Uruguay Gelegenheit gehabt, dieſes Land aus eigener Anſchauung gründlich kennen zu lernen. In ſeinem Werke giebt er ein lebhaftes, anziehendes Gemälde der Geſchichte und der ſämmtlichen heutigen Zuſtände jenes Landes. Das Werk, dem allſeitige Anerkennung ſchon jetzt zu Theil ward, empfiehlt ſich nicht nur Allen die mit Amerika wiſſenſchaftlich ſich beſchäftigen, die für die Auswanderung Intereſſe haben, die Uruguay insbeſondere kennen lernen wollen, ſondern es wird auch jeden gebildeten Leſer durch die Fülle feſſelnder Schilderungen und durch die lebhafte Darſtellung gewinnen. (534)

Früher erſchien:

C. A. G. Freiherr **von Richthofen** (Preußiſcher Miniſter-Reſident): Die äußeren und inneren politiſchen Zuſtände der **Republik Mexiko** ſeit deren Unabhängigkeit bis auf die neueſte Zeit. 1859. Geheftet 2⅔ Thlr.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Aeſthetiſche Vorträge von A. W. Grube.*)

Göthe und Schiller in der Gegenwart.

Wenn des Lebens Fluß in friedlich murmelnden Wogen an uns vorüberzieht und ſtilles Behagen unſre Seele umfängt, oder wenn wir mißmuthig dem Gange der Dinge den Rücken wenden, weil böſe Geſtirne ſie beherrſchen, und wir ſeufzend uns aus des Tages verwirrendem Lärm und drückender Schwüle nach des Lebens Bächen ſehnen, dann flüchten wir in den Hain Göthe'ſcher Dichtung.

Sogleich umſäuſelt Abendwindeskühle,
Umhaucht uns Blumenwürzgeruch und Duft;
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle!

Tief beſchwichtigt wird unſre Seele; der Schönheit Wunderbilder ſteigen vor uns auf und üben ihre Zaubermacht. Dagegen wenn des Lebens Wogen hoch gehen, die zornig brauſenden Fluthen Dämme und Deiche bedrohen, wenn es auch für den Einzelnen gilt, für die höheren Güter Gut und Leben einzuſetzen, wenn Recht und Freiheit blutigen Kampf erheiſcht, oder die Wahrheit ein muthiges Zeugniß verlangt, dann tönen unſers Schillers Dichtungen mächtig an unſer Herz, ſchlagen Funken aus dem Erz unſrer Bruſt, und von den Schwingen ſeines Geiſtes in den Lüften umrauſcht, eilen wir dorthin, wohin Pflicht und Gewiſſen uns ruft, hin zur männlichen That.

Die höhere Aeſthetik freilich hat ſeit dem Auftreten der romantiſchen Schule faſt bis in die Mitte unſers Jahrhunderts Göthe als den unbedingt und allein Vollkommenen verehrt, während ſie über den zweiten Genius im Allgemeinen ein vornehmes Schweigen beobachtet. Doch in dem letzten Jahrzehend hat ſich das Urtheil bedeutend geklärt. Wie Rietſchels Meiſterhand beide Heroen zu Einem Standbilde vereint hat, ſo erkennt man gegenwärtig, daß erſt durch den tiefgreifenden Gegenſatz Beider das moderne Bewußtſein ſeinen vollſtändigen poetiſchen Ausdruck gefunden hat. Göthe gewinnt uns durch liebevolle Entfaltung ſchöner, harmoniſch geſtalteter Individualitäten und höchſte Formvollendung, Schiller dagegen ſtrebt zum ſittlichen Ideale empor; Jener wendet ſich ab vom Streite des Lebens und der Geſchichte und verſenkt ſich in die alle Weſen durchſtrömende Urmacht der Natur, Dieſer tritt mit gehobener Bruſt mitten hinein in die Kämpfe der Menſchheit und feiert in idealen Charakteren den zur ſittlichen Freiheit geborenen Menſchen; Jener giebt in lyriſcher und epiſcher Form das Selbſterlebte und von außen Empfangene wieder, bei Dieſem herrſcht der Trieb zur dramatiſchen Darſtellung des Heroiſchen.

Fragen wir uns aber, wer von Beiden gegenwärtig in tieferem Zuſammenhange mit unſerm nationalen Bewußtſein ſteht, ſo ſind wir unſerſeits überzeugt, daß in demſelben Grade, als in dem Herzen der Nation das ſittliche Ideal und das Ringen nach den höchſten Gütern der Menſchheit mehr gilt, als egoiſtiſche ſchöne Selbſtbefriedigung, auch die Sympathie mit dem männlichen, thatkräftigen Dichtergeiſte Schiller's eine größere ſein wird. Denn ſo ſchwer auch das Geſtändniß von unſern Lippen ſich löſt, bekennen müſſen wir, daß der Göthe'ſchen Poeſie bei all ihrer künſtleriſchen Vollendung und all ihrem unendlich ſüßen Zauber eine Weltanſchauung und Philoſophie zu Grunde liegt, die uns im Innerſten widerſtrebt und die, ſo hoffen wir, nie und nimmer vollſtändig werden wird. Denn dieſe reißt in ihrer Konſequenz dem Menſchen die Krone vom Haupte, die er als freies, ſich ſelbſtbeſtimmendes Weſen trägt, würdigt ihn herab zu einem bloßen Produkte der Natur, zwingt alles menſchliche Treiben unter das Geſetz ſtarrer Nothwendigkeit, macht die Entwickelung ſelbſt zu einer vegetativen, die mit organiſchem Trieb unfrei Blätter und Blüthen treibt und Früchte bringt, und giebt zuletzt dem höher organiſirten Individuum das Recht, gleich berechtigte Weſen zu ſeinem Genuſſe und zum Zwecke ſeiner höheren Entwickelung zu verbrauchen. Das ſind Anſchauungen, die der geſunde Sinn des Volkes, wo er ſie wittert, ſtets zurückweiſen wird.

In weiteren und weiteren Kreiſen dagegen gewinnt die bewußte Verehrung Schiller's an Terrain. Ihm, dem wir in der Jugend Tagen unſre Seele hingaben, ihm reichen wir jetzt als Mann mit klarer Erkenntniß Hand und Herz, ihm, der mit ſtets wachſendem Eifer bis zu ſeinem letzten Athemzuge bemüht war, jenes Königthum der Menſchheit mit aller Pracht der Poeſie würdig zu feiern. Sein Ideal iſt das unſre, ja das der ganzen nach einer freien und ſittlichen Entfaltung des Staatslebens ſtrebenden Menſchheit. Daher jubelte ganz Deutſchland ſo ſtolz und froh an des Dichters Säkularfeier, deſſen Geiſt tauſendſtimmig an jenem Tage hinabrief: „Seid einig, einig, einig!“

Wie ſollten wir nun nicht, wenn wir einem tüchtigen, wackern Bemühen begegnen, dem großen Dichter einen feſteren und ſtolzeren Sitz in dem Herzen der Nation zu bereiten, daſſelbe mit inniger Freude begrüßen? Ein ſolches nämlich finden wir in den uns vorliegenden „Aeſthetiſchen Vorträgen“ des durch vielfache Schriften allgemein bekannten A. W. Grube. In dem erſchienenen erſten Bändchen behandelt derſelbe Göthe's Elfen-Balladen (Erlkönig, Fiſcher) und Schiller's Ritter-Romanzen (Taucher, Handſchuh, Kampf mit dem Drachen, Ritter Toggenburg, Graf von Habsburg). Er thut dies in ebenſo takt- und geſchmackvoller, wie erſchöpfender Weiſe, mit ſo feinem Kunſtſinn und ſolcher Herzenswärme, daß er nach unſerm Urtheile jedes andere Werk ähnlicher Art übertrifft; denn vortrefflich iſt es dem Verfaſſer gelungen, „bei dem Eindringen in den Bau und Ideengehalt der Gedichte und Erläuterung des Einzelnen ſtets das Ganze, die Seele des Gedichtes, ſein poetiſches Leben dem Gefühle und der Phantaſie in lebendiger Gegenwart zu erhalten,“ ſo daß der Leſer mit gehobener Stimmung, als ſei das Schöne nun erſt recht ihm geſchenkt, von der Betrachtung jedes einzelnen Gedichtes ſcheidet. Und ſo können wir nicht anders, als hoffen, daß der verdienſtvolle Verfaſſer, wenn er auf dieſem Wege fortfährt, in den weiteſten Kreiſen bei Jung und Alt außerordentlich viel zur innigeren und ſeelenvolleren Erfaſſung der Dichterwerke beitragen und dadurch dem Einfluß einer vornehmen, abſprechenden, die Liebe ertödtenden negativen Kritik vorbauen wird. Vor Allem erſcheint uns das Letztere bei den Dichtwerken unſers Schiller von Wichtigkeit, für die es den Aeſthetikern noch immer ſo ſchwer wird, den richtigen Maßſtab zu finden. Von den Romanzen deſſelben ſagt er vortrefflich: „Sie haben alle einen gemeinſamen Grundzug. Wovon ſingen ſie? Sie ſingen nicht von „ſeliger, goldener Zeit“ als einer verlorenen, mit dem Zauber romantiſcher Phantaſie künſtlich zur Gegenwart gemachten, ſondern von dem aus energiſchem Stre-

*) Erſtes Bändchen: Göthe's Elfen-Balladen und Schiller's Ritter-Romanzen. Iſerlohn, J. Bädeker. 1864.

Digitized by Google

den nach dem Ideal immer neu erblühenden, dem ſittlichen Menſchengeiſte in ſeiner alle Naturſchranken durchbrechenden, alle Hemmniſſe überwindenden, alle Erdengüter in den Schatten ſtellenden, ewig gegenwärtigen Seligkeit; ſie ſingen von „Freiheit, Männerwürde, von Treue und Heiligkeit, vom Adel des ſittlich gehobenen, von der Schwere der Sinnlichkeit befreiten Gefühls, vom Gott in der Menſchenbruſt. Die Liebe in ihrer ſittlichen Reinheit und Schönheit iſt es, wie ſie im Bund mit der Ehre zu den allerkühnſten Thaten begeiſtert oder auch ſo ſehr das Herz eines edlen Ritters erfüllt, daß ſie, nachdem ihr der Gegenſtand verſagt iſt, doch noch in Form der Sehnſucht das Leben zu erheitern vermag; die Ehre als ſittliches Weſen der thatkräftigen Manneſeele, die Freundestreue, die ſich bis zum Tode bewährt und in ihrer unbedingten Opferwilligkeit ſelbſt des Tyrannen menſchenverachtenden Egoismus und Hochmuth überwindet; die Heiligkeit des Sängers, wie ſie dem rohen Frevler ſich als rächende Nemeſis erweiſt und andererſeits der höchſten weltlichen Macht erſt die rechte ideale Weihe giebt, indem dieſe ihr unbedingt huldigt; die Treue und Frömmigkeit des Dieners, die für die Argliſt des böſen Dieners zum Verhängniß wird; die ſich ſelbſt verleugnende chriſtliche Demuth, welche den tapferſten Helden erſt zum Würdigſten macht — das alles ſind lauter ethiſche und religiöſe Ideale, von denen der „idealiſtiſche" Dichter auch als Menſch begeiſtert iſt, die er als poetiſchen Gehalt in überlieferten Stoffen der Geſchichte und Sage zu erkennen und mit ſeinem herrlichen Dichtergenius zu den ſchönſten und reichſten Bildern zu geſtalten vermochte." Und im Vergleiche mit den Göthe'ſchen Balladen ſagt er: „Man hat mit Recht den männlichen Ton der Schiller'ſchen Romanzen hervorgehoben; er berührt uns, wenn wir uns längere Zeit der ſchmelzenden weiblichen Schönheit der Göthe'ſchen Gedichte hingegeben haben, erfriſchend, erhebend und ſtärkend mit dem vollen Eindruck der zwar weniger abgerundeten und reizenden, als ſchärfer markirten, das ſtärkere, vollere Geiſtesleben offenbarenden männlichen Schönheit... Balladen wie Göthe's Erlkönig und Fiſcher, wo die Menſchenſeele in den Schauern des Phantaſielebens oder im Reiz der Naturmacht verſinkt, lagen ganz außer Schiller's Sphäre, und noch weniger mochte er das Thema Geſchlechtsliebe in allen möglichen Variationen behandeln, oder mit Geſpenſtern ſpielen und Märchen dichten. Er hat auch ein Auge und Ohr für das Naturleben und weiß es ganz beſonders in dieſen Romanzen ſo wahr, treu und lebendig zu ſchildern, daß wir auch darin ſeine Dichtergröße bewundern müſſen. Aber er ſchildert es uns nicht in ſeiner verlockenden, ſinnbethörenden Macht, auch nicht als Lyriker, wie es im Herzen der Menſchen ſingt und klingt, ſondern als Dramatiker, wie es (im Taucher und Handſchuh) in ſeiner furchtbaren Macht und Größe den Heldenmuth und die Heldenkraft auf die ſtärkſte Probe ſetzt, oder wie es (im Kampf mit dem Drachen) den größten Muth, die größte Beſonnenheit und Beharrlichkeit zugleich in die Schranken fordert, oder wie es in ſeiner Gewalt und Widerwärtigkeit ſich verſchworen zu haben ſcheint, die Eile des Wanderers zu hemmen (Bürgſchaft). So furchtbar und übermächtig aber auch die Natur dem Menſchen entgegentreten mag, ſie wird von einer noch ſtärkeren Macht überwunden, von der Idealität des Menſchenherzens, das auch da noch Triumphe feiert, wo der Held (wie in Taucher und den Kranichen des Ibykus, wo die Mörder die kalte, geiſt- und herzloſe Naturgewalt repräſentiren), mit ſeiner leiblichen Schwachheit unterliegt."

Als Beiſpiel, wie weit es heute noch deutſche Kritiker in ihrem wegwerfenden Urtheil auch über die beſten Gedichte Schiller's zu bringen im Stande ſind, führt Hr. G. die Worte an, mit denen der Verfaſſer einer „ſonſt werthvollen" Broſchüre „Ueber Schiller's Lyrik" den Grafen von Habsburg charakteriſirt: „Verſifizirte Stelle des Chroniſten Tſchudi von 1266, faſt wörtlich, mit einigen hinzugefügten hiſtoriſchen Unrichtigkeiten." Wahrlich, wenn ſo etwas noch möglich iſt, dann iſt noch viel zu thun. Mit vollem Recht preiſt unſer Verfaſſer gerade dieſe Romanze als ein nationales Hochbild, das alles Schöne der vorangegangenen in ſich vereinigte. „Schiller's Graf von Habsburg vor Allem, ſagt er zuletzt, iſt Fleiſch von unſerm Fleiſch und Geiſt von unſerm Geiſt, genommen aus dem Herzen des deutſchen Volkes, geſtaltet von einem Dichter, der wie kein anderer vor und nach ihm die Ideale der Nation mit dem Herzen gedichtet und darum das deutſche Volk ſo ſtark im Herzen ergriffen hat."

Schließlich wollen wir nicht vergeſſen, zu betonen, daß der Verfaſſer dringend davor warnt, die Jugend zu früh Schiller'ſche Romanzen leſen und herſagen zu laſſen, früher, als ein tieferes Verſtändniß möglich iſt, als das Pathos nicht bloß im Gefühl, ſondern auch im Geiſt einen Wiederhall findet. Gerade der Schule ſchreibt er es als Schuld zu, wenn die Nachhaltigkeit dieſer Gedichte beeinträchtigt wird, indem ſie ſelbige zu früh überliefert oder in ungeeigneter Weiſe zu grammatiſchen und ſtiliſtiſchen Uebungen benutzt.

England.

Die engliſche Korreſpondenz über Wiſſenſchaft und Glauben.

Dieſe zuerſt im Londoner Athenaeum veröffentlichte Korreſpondenz iſt zu bezeichnend für das gegenwärtige Stadium der theologiſchen Kontroverſe gegen die Wiſſenſchaft, als daß wir ſie in unſerer Zeitſchrift ganz ignoriren dürften. Ein Verein von Männern, an deren Spitze die Herren Capel H. Berger und Profeſſor John Stenhouſe in London ſtehen, hatte an die bekannteſten britiſchen Gelehrten ein Schreiben gerichtet, worin ſie erſucht wurden, eine Erklärung folgenden Inhalts zu unterzeichnen:

„Wir, die unterzeichneten Jünger der Naturwiſſenſchaft, wünſchen unſer aufrichtiges Bedauern darüber auszuſprechen, daß die Forſchung nach wiſſenſchaftlicher Wahrheit heutzutage von Manchen dazu mißbraucht wird, die Wahrheit und Echtheit der heiligen Schrift anzuzweifeln. Wir denken, daß das im Buche der Natur geſchriebene Wort Gottes, und Gottes Wort, wie es in der heiligen Schrift enthalten iſt, wie ſehr ſie von einander abweichen mögen, doch unmöglich einander widerſprechen können. Wir können nicht vergeſſen, daß die Phyſik nichts Fertiges iſt, ſondern ſich nur im Zuſtande des Fortſchritts befindet und daß wir gegenwärtig mit unſerem, durch die Endlichkeit beſchränkten Verſtande nur dunkel, wie durch ein Glas, zu ſehen vermögen, und wir glauben zuverſichtlich, daß eine Zeit kommen wird, wo die Menſchen ſehen werden, daß die beiden Bücher in allen Einzelheiten übereinſtimmen. Wir können nicht umhin, es zu beklagen, daß die Naturwiſſenſchaft von Vielen, die kein Studium aus ihr machen, nur wegen der übelberathenen Weiſe, in der Manche ſie in Oppoſition zur heiligen Schrift ſetzen, mit Mißtrauen betrachtet wird. Wir glauben, es iſt die Pflicht jedes Jüngers der Wiſſenſchaft, die Natur einfach zur Aufhellung der Wahrheit zu erforſchen; und wenn er findet, daß einige ſeiner Reſultate dem geſchriebenen Wort oder vielmehr

Digitized by Google

ſeiner eigenen, möglicher Weiſe irrigen Auslegung deſſelben widerſprechen, ſollte er nicht anmaßlich behaupten, daß ſeine eigenen Schlüſſe richtig und die Angaben der Schrift unrichtig ſein müſſen; er ſollte lieber die beiden neben einander ſtehen laſſen, bis es Gott gefällt, uns die Art, wie ſie mit einander in Einklang gebracht werden können, einſehen zu laſſen, und anſtatt auf den anſcheinenden Abweichungen zwiſchen Wiſſenſchaft und Bibel zu beſtehen, wäre es beſſer, ſich im Glauben auf die Punkte zu ſtützen, in denen ſie übereinſtimmen.“

Mehr als zweihundert Gelehrte, worunter die Herren David Brewſter, Oberſt Rawlinſon, Dr. Balfour, James Glaiſher, haben dieſe Erklärung bereits unterzeichnet. Viele andere namhafte Männer jedoch haben es abgelehnt, und zwar unter der ausdrücklichen Verwahrung gegen jede derartige Demonſtration, die weder der Würde der Religion, noch der der Wiſſenſchaft entſpreche. Wir theilen hier zwei dieſer ablehnenden Schreiben mit:

1. Sir John Herſchel.

Mein Herr! Ich erhielt ſchon vor einiger Zeit eine zu unterzeichnende Erklärung zugeſchickt, die in ihrer Faſſung, oder jedenfalls in ihrer Tendenz mit der von Ihnen überſandten gleichlautend war. Ich hielt es für das Beſte, ſie ohne Notiznahme wegzulegen. Aber da man ſie mir aufdringt, muß ich, um der Wiederholung eines ähnlichen Verſuches zuvorzukommen, die Unterzeichnung ausdrücklich ablehnen und erklären, daß ich die Aufforderung, irgend eine religiöſe Doctrin oder Darſtellung öffentlich und ſchriftlich, wie ſorgſam oder vorſichtig die Erklärung auch gefaßt ſein mag, anzunehmen oder zu verwerfen, zu billigen oder zu mißbilligen (mit anderen Worten, meinen Namen unter ein religiöſes Manifeſt zu ſetzen), für eine Verletzung jener geſellſchaftlichen Rückſichtnahme halte, welche die Freiheit der religiöſen Meinung in England mit beſonderer Heiligkeit hütet. Zugleich verwahre ich mich dagegen, daß meine Weigerung, Ihre Erklärung zu unterzeichnen, etwa als ein Bekenntniß des Atheismus oder Unglaubens gedeutet werde. Meine Anſichten über das Verhältniß zwiſchen Bibel und Wiſſenſchaft ſind der Welt ſeit langer Zeit bekannt, und ich habe keinen Grund, daran etwas zu ändern oder ihnen zuzufügen. Aber ich halte die jetzige Demonſtration geradezu für ſchädlich, weil ſie die direkte Tendenz hat, durch Aufſtellung eines neuen Schibolet, eines neuen Eides religiöſer Parteigängerſchaft, in die ſchon allzuſehr geſpaltenen Beziehungen der chriſtlichen Welt ein neues Element der Zwietracht zu bringen. Ich leugne nicht, daß das Schriftſtück, um deſſen Unterzeichnung ich angegangen bin, mit augenſcheinlicher Sorgfalt und Vorſicht aufgeſetzt iſt. Aber keine Feinheit der Faſſung, keine Kunſt der Sprache vermag den hundertſten Theil jener Sinnesſchattirungen zu ſcheiden, in denen die weltweiteſten Verſchiedenheiten des Denkens über ſolche Gegenſtände liegen können, oder kann verhüten, daß das noch ſo ſanft und anſcheinend gerecht ausgeſprochene Bedauern Tauſenden ſchätzenswerther und wohlmeinender Männer mit aller Schärfe feindſeliger Kontroverſe in die Ohren klinge.

2. Sir John Bowring.

Claremond, bei Exeter, 27. Auguſt.

Werther Herr! Mit dem Geiſt des Schriftſtückes, zu dem ich meinen Beitritt zu erklären erſucht werde, bin ich im Allgemeinen von Herzen einverſtanden. Daß alle Wahrheiten ſchließlich harmoniren müſſen — daß Eine Wahrheit nicht im Widerſpruch mit einer andern ſtehen kann, das ſind Sätze — Axiome vielmehr — die ſich nicht beſtreiten laſſen; zu verkünden, daß man ſie für richtig hält, wäre eben ſo überflüſſig, wie bekannt zu machen, daß man mit dem Reſultat eines mathematiſchen Beweiſes übereinſtimme. Aber es ſcheint mir, der Zeitpunkt iſt gekommen, wo wir bemüht ſein müſſen, uns von jedem dogmatiſirenden Glauben — allen erzwungenen Bekenntniſſen, allen vorgefaßten Schlüſſen, allen vertuſchenden Erklärungen zu emanzipiren, unſere Forſchungen und Ueberzeugungen mit Ausdauer bis zu ihrer nothwendigen Konſequenz zu verfolgen und Andere zur Uebung deſſelben Rechtes und zur Erfüllung derſelben Pflicht aufzumuntern. Ich weiß nicht, wie man dem Gang der Wahrheit und den Intereſſen der Religion beſſer dienen kann, als indem man der Forſchung den größten Spielraum geſtattet. Es iſt nicht möglich und, wäre es möglich, nicht wünſchenswerth, Vergleiche zwiſchen den geſchichtlichen Offenbarungen der Vergangenheit und den wiſſenſchaftlichen Entdeckungen der Gegenwart zu verhindern. Die Bibel muß an das offene Tageslicht gebracht — muß aus der Finſterniß, zu der die ehemalige Autorität ſie verdammt hat, hervorgeholt, muß mit kundiger Forſchung geprüft, und aus der Haft ſtreitender Unwiſſenheit erlöſt, von ihren Spinngeweben geſäubert und ihren Verfälſchungen gereinigt werden. Nichts Geringeres ſollte vernünftigerweiſe Denjenigen genügen, die da glauben; mehr können, die da zweifeln, billiger Weiſe nicht verlangen; aber im Intereſſe Aller darf man ſo viel fordern. Es iſt keine „Anmaßung“, die Schlüſſe, zu denen man durch nüchternes, ernſtes und ehrfürchtiges Studium gelangt iſt, der Welt mitzutheilen, mögen die Schlüſſe ſein, welche ſie wollen. Die beſte Hoffnung für den „Glauben“ — Hoffnung oder Troſt — wird am Ende gefunden werden, wenn man den geiſtigen Fähigkeiten, mit denen Gott uns geſegnet hat, im ganzen Reich des Gedankens ihren größten Einfluß und ihre weiteſte Wirkſamkeit gönnt. Indem wir Alles prüfen, werden wir im Stande ſein, das Beſte zu behalten, und wir können vollkommen ſicher ſein, daß die großen Wahrheiten, die den Stürmen und Stößen wildbewegter Jahrhunderte getrotzt haben, kommende Zeitalter hindurch ungebrochen fortbeſtehen werden.

Kritiſche Forſchungen über Ortsnamen.*)

Der wackere engliſche Gelehrte, Herr Iſaac Taylor hat ſich in dem vorliegenden, „Worte und Orte“ betitelten Werke die ſchwere Aufgabe geſtellt, mit Hülfe der Wortforſchung die Urgeſchichte eines Theiles der europäiſchen Nationen ſowie des von ihnen noch jetzt oder früher bewohnten Gebietes zu enthüllen und hat er hierbei mit ſcharfem, ſichtendem Blick alle nur denkbaren Hülfsmittel der Wiſſenſchaft in Anſpruch genommen. Selbſtverſtändlich iſt ſeine Heimat Großbritannien am meiſten berückſichtigt worden und auch mit einer größeren Landkarte bedacht, welche mittelſt farbigen Untergrundes und entſprechend gefärbter Punkte die Vertheilung der nachweislich keltiſchen, angelſächſiſchen, däniſchen und norwegiſchen Ortsnamen veranſchaulicht. Eine kleinere Karte Spaniens deutet das Auftreten der arabiſchen Lokalnamen auf der pyrenäiſchen Halbinſel an und eine ähnliche von Frankreich giebt eine Ueberſicht der Ortsnamen deutſchen Urſprungs in dieſem Lande, während eine große Karte von der Normandie ſpeziell ſich mit den rein ſkandinaviſchen Bezeichnungen der ſeit Jahrhunderten

*) Words and Places· or Etymological Illustrations of History, Ethnology and Geography. By the Rev. Isaac Taylor, M. A. — London and Cambridge: Macmillan and Co., 1864. Leipzig, Ludw. Denicke.

Digitized by Google

franzöſiſch klingenden Dorf- und Städtenamen dieſer Provinz beſchäftigt.

Doch nicht blos korrectes Neues bringt das aus allen möglichen (genannten!) Quellen geſchöpfte Buch, ſondern auch Berichtigungen alter wiſſenſchaftlicher, oder populärer Irrthümer, wobei das Fehlerhafte der ſeither beliebten Schlußfolgerungen oder Ueberſetzungen nachgewieſen und, was das Beſte iſt, etwas Richtigeres oder doch einleuchtender Scheinendes an Stelle des alten Irrthümlichen geſetzt wird; ja der Verfaſſer giebt ſich die Mühe, aus dem Namen den Urſprung gewiſſer Erzeugniſſe der Natur und Induſtrie, ſowie die ehemalige oder noch jetzt vorhandene Beſchaffenheit mancher Oertlichkeiten mit überzeugender Klarheit nachzuweiſen, wie z. B. das den Kelten ſchon bekannte Vorhandenſein von Salzquellen und Salzlagern in einigen Strichen Deutſchlands.

Zur Vervollſtändigung unſerer Anzeige, die wegen der Fülle des in dem Buche enthaltenen Stoffes nur kurz ſein kann, geben wir dem geneigten Leſer einige Stellen deſſelben in deutſcher Ueberſetzung.

„In der Theorie nimmt man an, daß, wenn Nationen verſchiedener Sprache oder verſchiedener Dialekte derſelben Sprache nacheinander eine und dieſelbe Gegend bewohnen, die erſten Anſiedler den Fluß, an deſſen Ufern ſie ſich niedergelaſſen hatten, mit einem Worte ihrer Sprache bezeichneten, welches „das Waſſer" oder „der Fluß" bedeutete. Wenn dann die erſte Sprache durch fremde Eindringlinge oder den Lauf der Zeiten verändert wurde, dann hielt man das betreffende Wort für einen Eigennamen und ein anderes für „Fluß" oder „Waſſer" wurde hinzugefügt. Dieſer Proceß muß ſich beim Einwandern jedes neuen Stammes wiederholt haben, denn nur ſo iſt die ſeltſame Zuſammenhäufung gleichbedeutender Worte als Bezeichnung ſo vieler Flüſſe erklärlich und es hat ohne Zweifel bei folgenden bekannteren und mehr modernen Namen Statt gefunden:

„Beim Dur-beck in Nottinghamſhire und beim Dur-bach in Deutſchland iſt die erſte Silbe das keltiſche dwr oder Waſſer; die teutoniſchen Koloniſten, welche in beiden Ländern die Kelten aus dem Beſitze vertrieben, fragten nach dem Namen des Fluſſes und, da ſie hörten, er hieße Dwr, d. h. Waſſer, hielten ſie das Wort natürlich für einen Eigen- ſtatt für einen Gemeinnamen und fügten ihm das deutſche Wort beck oder bach, ein Fluß, bei. In den Namen Eskwater und Dourwater in Yorkſhire haben wir eine engliſche Zufügung zu den keltiſchen Wurzeln esk und dwr.

„Der Isbourn, der Eaſeburn, der Aſhbourne, der Waſhburn und der Ouſeburn zeigt uns das engliſche burne, welches an die verſchiedenen Modifikationen des keltiſchen uisge (Waſſer) gehängt iſt.

„Im Namen Wansbeckwater finden wir zuerſt wan, die etwas verdorbene Form des welſchen afon (Waſſer), das s iſt vielleicht ein Ueberbleibſel des gadheliſchen uisge und das teutoniſche beck wurde wie beim Durbeck von den angelſchen Koloniſten hinzugefügt, worauf ſpäter, da die Bedeutung von Wansbeck verſchollen war, noch das engliſche water dazu kam und ſomit die wunderliche Anhäufung von Flußwaſſerflußwaſſer entſtand.

„Der Berg an der Quelle der Yarrow wird Mountbenjerlaw genannt, der urſprüngliche keltiſche Name war ben yair, d. h. Yarrow Hügel, dann fügten die Angeln ihr hlaw, ebenfalls Hügel, hinzu und zuletzt wurde ihm noch das anglo-normänniſche mount verliehen.

„Im Brindon Hill in Somerſetſhire haben wir zuerſt das kymriſche bryn, ein Hügel, dann das ins Sächſiſche übergegangene keltiſche dun, faſt gleichbedeutend mit bryn, und das engliſche hill kam hinzu, da weder bryn noch dun allgemein verſtanden wurden.

„Pendlehill in Lancaſhire iſt in ähnlicher Weiſe aus drei ſynonymen Worten gebildet, aus dem kymriſchen pen, dem nordiſchen holl und dem engliſchen hill. In Pentlowhill in Eſſex liegt als erſtes das keltiſche pen, als zweites das angelſächſiſche hlaw, und als drittes das engliſche hill. Die Namen Pinhow in Lancaſhire, Penhill in Somerſetſhire und in Dumfriesſhire ſind ähnliche Häufungen von Hügel-Hügel-Hügel.

„Mongibello, der ſiziliſche Name des Aetna, beſteht aus dem arabiſchen gebel, ein Berg, und dem italiäniſchen monte, was daſſelbe bedeutet.

„Die Trajansbrücke über den Tajo heißt La Puente de Alcantara, alſo hat auch dort derſelbe Proceß ſtattgefunden, denn al cantara bedeutet „die Brücke" auf arabiſch, während das ſpaniſche la puente genau daſſelbe Ding bezeichnet.

„Auch im Namen der Stadt Nagpoor haben wir nagara, eine Stadt, und pura, ebenfalls eine Stadt.

„Das Val de Nant in Neuchâtel enthält das keltiſche nant und das franzöſiſche val; Holmin-Island hat drei Synonime, nämlich das nordiſche holm, das keltiſche innis und zuletzt das engliſche island, alſo dreimal Inſel."

Ebenſo intereſſant wie dieſe philologiſchen Auflöſungen geographiſcher Bezeichnungen, ſind die auf entgegengeſetztem Wege bewirkten Erklärungen philologiſch unmißdeutbarer, aber mit ihrer Umgebung im Widerſpruch ſtehender Ortsbezeichnungen mit Hülfe der geſchriebenen Geſchichte und der Geologie, wie die der vielen „Hafen" oder „Meer" anzeigenden Plätze, bei denen jedoch von beiden Dingen heute keine Spur mehr zu entdecken iſt; doch müſſen wir es uns verſagen, auch hiervon einige Proben zu geben.

Zum Schluſſe können wir nicht umhin, den von Iſaac Taylor praktiſch ausgeführten Gedanken der gelehrten Welt Europa's zur Beherzigung zu empfehlen, denn wir ſind der Anſicht, daß ſich nur in ſolcher Weiſe die dunkle oder ſogenannte vorhiſtoriſche Zeit Europa's erhellen läßt. Wir Deutſchen haben auf dieſem Gebiete, beſonders für Deutſchland, ſchon manches Anerkennenswerthe geleiſtet, doch müßten vereinte Kräfte noch viel Größeres in allen Ländern hervorbringen. Wenn ſich z. B. eine Geſellſchaft von gelehrten Forſchern, um einſeitige Deutungen zu vermeiden, in die Arbeit derart theilte, daß je drei Germaniſten, Helleniſten, Romaniſten, Slaviſten, Orientaliſten und Kelten jeden einzelnen geographiſchen Namen einer etymologiſchen Prüfung unterzögen, worauf dann jedes dieſer gelehrten Triumvirate unter ſich erſt über die Zuläſſigkeit einer oder zweier Deutungen in dem übernommenen Sprachfelde entſchiede und ſchließlich die ſämmtlichen Arbeiten einem Schiedsgerichte von Sprachforſchern, Archäologen und Geologen unterbreitete, damit dieſes das ungeheure Material ſichtete, durch beſondere Anmerkungen den Vorzug der Löſung eines mehrfach deutbaren Namens in dieſer oder jener beſonderen Sprache empföhle, die hiſtoriſche „Fährten-Karte" entwürfe und das Ganze zum Drucke vorbereitete. Auf ſolche Weiſe müßte es doch gelingen, die Fußſtapfen der längſt verſchollenen Völker und Stämme, welche einſt Europa durchwanderten oder ſeine Küſten betraten, ſo klar aufzuſpüren und allen Blicken offen zu legen, als ob ſie mit Lapidarſchrift in unvergänglichen Marmor gehauen wären — es wäre die Geſchichte der Geſchichte!

Franz Maurer.

Digitized by Google

Ungarn.

Städtebilder aus Oberungarn.

Der Eliſabeth-Dom zu Kaſchau.

Die reichhaltige „Oeſterreichiſche Revue" enthält längere Mittheilungen aus Ungarn unter dem Titel: „Deutſche Städtebilder aus Oberungarn" von Dr. F. A. Lehner, die viel Intereſſantes darbieten. Wir entnehmen daraus das Folgende, indem wir dabei von den mehr perſönlichen Erlebniſſen des Verfaſſers abſehen und uns vorzugsweiſe an das Sachliche halten.

Herr Dr. Lehner nimmt ſeinen Ausgangspunkt von dem Badeorte Pyſtjan mit ſeiner ausnehmend wirkſamen Schwefelquelle, welche neun Meilen von Diószeg, einer Station der Wien-Peſter Eiſenbahn, liegt. Es giebt hier noch lateiniſch redende Bauern. Der alte Eſimo, ein wohlhabender Bauer und früher Richter (Schulze), der in ſeiner Jugend ſeine vier Schulen zu Tyrnau beſucht hatte (quatuor scholas suas Tirnaviae percurrit), ſeiner Abſtammung nach Slovak, ſprach ſtets Latein mit dem Reiſenden. „Felix bonum mane precor, domine spectabilis! quomodo dominatio vestra quievit?" hieß es des Morgens früh, und „me commendo humillime," beim Abſchied. Seine fünf Söhne hingegen hatten alle bereits Deutſch gelernt, ohne Zweifel in der Erwägung, daß ihnen in dem aufblühenden Badeorte, der bereits von Moldauern, Wallachen, Ruſſen, ja ſelbſt von Preußen aus beſucht wird, dieſes mehr nützen könne, als das urweltliche Latein.

Eine hübſche Sitte, von welcher der Reiſende auf der Fahrt nach der Bahnſtation durch ſeinen Kutſcher, einen Sohn des erwähnten Eſimo, erfuhr! Es fielen ihm nämlich die netten, reichlich weiß angeſtrichenen, und mit phantaſtiſchen Blumen in bunten Farben verzierten Bauernhäuſer des anſehnlichen Dorfes Drahowec auf. — Die bunte Ornamentirung der Häuſer liegt nämlich den Mädchen ob, und die am Allerſchönſten herausgeputzten zeigen, wenn nicht eine Braut, ſo doch eine heiratsfähige Tochter an. Wer ſollte unter ſolchen Umſtänden nicht Luſt zum Heiraten bekommen?

In Diószeg wohnen keine Slovaken, die ſonſt überwiegend die Dorfbevölkerung der Umgegend bilden, ſondern Ungarn und „Schwaben", d. i. Deutſche, in abgeſonderten Bezirken; auch dieſe tragen indeß vollſtändig die ungariſche Tracht.

Der Verfaſſer iſt Künſtler, wie es ſcheint, Architekt, und der Zweck ſeiner Reiſe, die er von Peſt aus in Geſellſchaft von Fachgenoſſen machte, die Beſichtigung oberungariſcher Baudenkmäler. Denn die „Central-Kommiſſion für Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmäler" läßt es ſich ſehr angelegen ſein, den Vorwurf von Oeſterreich abzuwälzen, der noch 1862 in einem kunſtgeſchichtlichen Werke gegen daſſelbe ausgeſprochen wurde, nämlich daß es eine kunſthiſtoriſche terra incognita ſei.

In Ofen wurde die neue Oberrealſchule beſichtigt, ein recht braver gothiſcher Bau von Petſchnigg, den indeß, wie andere „deutſche" Profeſſoren, das Loos betroffen hat, von der ungariſchen Regierung zur Dispoſition geſtellt zu werden. An der Maria-Himmelfahrtskirche hat ſich trotz der vielen Zerſtörungen und Umbauten manches Gothiſche gerettet, das Beachtung verdient. In der Nähe dieſer Kirche befindet ſich als eine Merkwürdigkeit auch noch das Grab eines türkiſchen Heiligen, das vertragsmäßig von der öſterreichiſchen Regierung im Bauſtande erhalten wird, und das noch alljährlich ein oder der andere fromme Türke beſucht.

Das Ziel des folgenden Tages war Kaſchau.

„Die Fahrt ging bald durch jene Gegenden, wo der eigentliche Magyar wohnt, durch Kumanien, über die Theiß, jetzt (im Hochſommer) ein unbedeutender, reizloſer, mühſam durch den Staub dahinſchleichender Fluß, durch die Hortobagyer Pußta, an Debreczin vorbei. Eine endloſe Ebene, in normalen Jahren ein wogendes Gras- und Fruchtmeer, jetzt (1863) eine verbrannte Wüſte, von keinem Schafe, keinem Rinde, keinem Pferde belebt. Das Troſtloſe des Anblicks wurde durch die in Staub vergrabenen, weit auseinander liegenden Dörfer und Städte, mit kümmerlich grünendem Baum- und Buſchwerk nur erhöht; einen namenlos traurigen Anblick boten aber die hin und wieder an der Bahn auftauchenden calviniſchen Friedhöfe — kleine Flächen ohne Mauer oder Zaun mit hochaufgeſchütteten Grabhügeln ohne Kreuz und Monument, ohne Blumen oder Gebüſch, das Kopfende des Entſchlafenen blos mit einem niedern rohen Holzpflock bezeichnet.

„Die Fee der Pußta, die von Petöfi gefeierte Délibáb, die uns unabläſſig links und rechts begleitete und oft prächtige Bilder von See und Wald in die Wüſte hinzauberte, konnte uns nur eine Zeitlang feſſeln; die unbarmherzige Sonne machte uns auch hierfür ſtumpf. Einmal wurde unſere Aufmerkſamkeit von einem Cſikos (Pferdehirt) feſtgehalten, der auf einem prächtigen Pferde, mit einem zweiten an der Hand, eine gute Weile mit der Locomotive um die Wette galoppirte. Das wilde Haar, die flatternden weiten Hemdärmel und Gattjen (weite Leinwandhoſen), der wehende Dollman, die lang hinziehende Staubwolke hinter ihm gaben eine vollendete Wüſtenerſcheinung." ....

Dem Reiſenden fallen in der Ferne künſtliche Hügel auf, die das Volk für Türkenwarten erklärt. Oft liegen mehrere reihenweiſe neben einander, und die größere Wahrſcheinlichkeit iſt, daß es Grabhügel aus der Heidenzeit ſein mögen.

Endlich zeigen ſich im Norden Umriſſe eines fernen Berges. Es iſt der mit Jubel begrüßte „Tokaier Berg." Bald iſt man in dem weitberühmten Tokai, wo indeß auch bereits bayeriſch Bier geſchenkt wird.

In Kaſchau macht die Ankunft von zehn Paſſagieren im Gaſthofe kein geringes Aufſehen; die Aufnahme iſt aber eine nur ſehr kühle. Am andern Morgen klärte ſich's auf. Man hatte die Jünger der Architektur für eine wandernde Schauſpielertruppe gehalten.

Der nächſte Gang galt dem Dome, der ſchon während der Nacht beim Hereinfahren vom Bahnhof durch ſeine ſchwere dunkle Maſſe imponirt hatte. Die vollſtändig freie Lage des Baues auf dem Hauptplatze der Stadt geſtattet den unverkümmerten Anblick aller ſeiner Seiten.

Die Kirche heißt „Eliſabethdom"; denn ſie iſt, wie die „Eliſabethkirche" in Marburg, derſelben heiligen Landgräfin von Thüringen gewidmet, die als geborene Ungarin bald nach ihrem Tode auch in Ungarn verehrt wurde. Nach Kaſchau brachten die von Béla IV., dem Bruder der heiligen Eliſabeth, nach dem Abzug der Mongolen (1242) ins Land gerufenen Deutſchen — Thüringer —, die in die verödete Stadt einzogen — die Verehrung der Heiligen mit. Eine Urkunde vom Jahre 1283 ſpricht bereits von einer Eliſabethkirche in Kaſchau; damit kann aber nicht der gegenwärtige Dom gemeint ſein, der in ſeinen älteſten Theilen höchſtens aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ſtammt. Der gewöhnlichen Ueberlieferung zufolge wurde er von Eliſabeth, Gemahlin des Königs Karl Robert, im Jahre 1324 zu Ehren ihrer heiligen Patronin gegründet.

Der Meiſter dieſes Domes iſt unbekannt; weder Urkunde noch Sage weiß ſeinen Namen zu nennen. Vor einigen Jahren hat man

Digitized by Google

die Vermuthung aufgeſtellt, es ſei der franzöſiſche Architekt Villard de Honneconrt, der ſich von 1244 bis 1247 in Ungarn aufhielt, und wirklich läßt der Grundriß des Domes das Syſtem der franzöſiſchen Gothik nicht verkennen; da aber der eigentliche Bau ſich ins 14., ja bis ins 15. Jahrhundert hinein erſtreckt, ſo hat man dieſe Vermuthung dahin beſchränkt, daß der genannte Meiſter bei ſeiner Berufung nach Ungarn (die er ſelbſt bezeugt) wohl nur den Plan dazu geliefert haben möge; die ſpäteren Meiſter hätten ſich bei der Ausführung an die Kunſtweiſe ihrer Zeit gehalten.

Als ſolche ſpätere Meiſter werden namhaft gemacht: Stephan Krom, der in der Bauhütte bei St. Stephan in Wien ſeine Kunſt erlernt hatte, ſodann Nikolaus Krompholz, ein Schleſier, und Simon und Johann Plattfuß. Die Vermuthung, die Villard de Honnecourt zum erſten Architekten und Entwerfer des Planes macht, ſteht noch auf ſehr ſchwachen Füßen. Lübke in ſeiner Geſchichte der Architektur vermuthet, daß das Bauwerk eine Nachahmung der Liebfrauenkirche in Trier ſei.

Doch, wie dem auch ſei, der Eliſabethdom iſt das herrlichſte Denkmal mittelalterlicher Baukunſt in Ungarn, und eine der merkwürdigſten gothiſchen Bauten überhaupt, von deutſcher Frömmigkeit eingegeben, von deutſchen Meiſtern geleitet, und von deutſchen Händen ausgebaut. Zu den beſonders großen Kirchen gehört er indeſſen nicht: denn er iſt nur 186 Fuß lang (St. Stephan in Wien 333') und 124' (St. Stephan 222') breit. Er bildet in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt eine kreuzförmige Baſilika mit fünf Schiffen, deren jedes nach Oſten polygon abſchließt. — Eine beſondere Eigenthümlichkeit! —

Einen prachtvollen Anblick gewähren die drei Giebelfronten der Kirche, obwohl verſchiedenen Zeiten und Stilnüancen angehörend. Den Hauptſchmuck des Innern bildet das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von Stephan Krom ausgebaute, etwa 60' hohe, einen ſechsſeitigen Thurm vorſtellende Sakramentshäuschen, das dem berühmten der Nürnberger St. Lorenzkirche nicht viel nachſteht, ſowie der prachtvolle Hauptaltar, ein großer Flügelaltar, der in Nürnberg verfertigt ſein und Gemälde von Michael Wohlgemuth, ja von Albrecht Dürer enthalten ſoll. Wenn er geöffnet iſt, zeigt er Scenen aus dem Leben der heiligen Eliſabeth, wird er geſchloſſen, ſo ſtellen ſich die Hauptmomente der Leidensgeſchichte Chriſti dar. Außerdem finden ſich noch einige Flügelaltäre mit Schnitzwerken von minderer Bedeutung.

Der Kirchenſchatz enthält neben einigen Prachtgewändern beſonders einige ſchöne Kelche aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die mit eine Zierde der Wiener archäologiſchen Ausſtellung vom Jahre 1860 waren.

Selbſtverſtändlich hat der Dom im Laufe der Jahrhunderte die mannigfachſten Schickſale erlebt. Belagerung, Brand, Vernachläſſigung, Verballhornung haben ſich wie überall auch hier die Hand gereicht, um eine Reſtauration dringend nothwendig zu machen. Eine ſolche wurde denn auch im Jahre 1856 vorbereitet, und im Jahre 1859 begonnen. Dieſelbe iſt im Ganzen befriedigend ausgefallen, wenigſtens was das Aeußere betrifft.

Dagegen iſt bei der Ausſchmückung des Innern des Guten etwas zu viel geſchehen. Die ganze Kirche, Wände, Pfeiler, Gewölbe ſind (allerdings in gothiſchen Muſtern) mit den ſchreiendſten Farben in bunteſter Abwechſelung bemalt; hoch auf der ſüdlichen Wand prangt in einem bunten Rahmen von allerlei Wappen gefaßt die Transfiguration nach Raphael in koloſſalen Dimenſionen al fresco, in der Vorhalle beim Südportal ſchmückt die rechte Wand ein Freskogemälde, Konſtantin, wie er das Kreuz in den Wolken erblickt, darſtellend, auf der linken Wand richtet der heilige Stephan das Kreuz unter ſeinen heidniſchen Unterthanen auf. Ganz moderne Kompoſition und Ausführung. Als Künſtler iſt Fr. Geyling beigeſchrieben. Hoch am Nordgiebel glänzen drei koloſſale Heilige über und über glänzend vergoldet, ich glaube drei ungariſche Nationalheilige, die ſich in ihrem blitzenden Gewande allerdings weit ſichtbar machen. An derſelben Ueberfülle von Glanz in Farbe und Vergoldung laborirt einer der kleineren Flügelaltäre im Innern, und auch der im Ganzen nicht gerade unglücklich reſtaurirte Hochaltar hat einen goldenen Tabernakel.

Nahe beim Dome ſteht die kleine Michaelskirche, ein Kleinod der früheren Gothik, welche das Entzücken der kunſtverſtändigen Geſellſchaft erregte. Außerdem wurde die Franziskanerkirche beſucht, ein geräumiger gothiſcher Bau in allen Verhältniſſen, aber im Innern noch ärger mit bunten Farben ausgeſchmiert, als der Dom — ebenſalls erſt in ganz neuer Zeit. Grün, Weiß, Roth wiegt vor und es ſcheint, daß beſonders die Franziskaner in Ungarn mit den Nationalfarben neuerer Zeit eine eigene Art kirchlicher Symbolik treiben; denn auch in Tyrnau haben ſie ihren Zopfthurm grün-weiß-roth angeſtrichen. Einer der Herren meinte im Scherze, die Kirche komme ihm vor, wie ein mit Huſarenſchnüren beſetztes Meßgewand. Uebrigens beſteht die Bevölkerung Kaſchau's keineswegs durchgängig aus Magyaren. Der Stamm und Kern des Bürgerthums iſt im Grunde noch ebenſo deutſch wie vor 600 Jahren. Im Gaſthauſe, im Kaffeehauſe, in der Buchhandlung, im Laden wird man nur deutſch angeredet, wenn auch Slovaken und Magyaren jetzt die Mehrheit bilden.

Belgien.

Die katholiſche Reaktion im Zeitalter der Religionskriege. *)

Im 19. Jahrhundert wird das Wort „Religion" ebenſo oft genannt, als im 18. das Wort „Philoſophie!" Wir wollen damit nicht ſagen, daß auf ein philoſophiſches Jahrhundert ein weſentlich religiöſes gefolgt ſei, aber unleugbar ſteht feſt, daß die religiöſen Intereſſen wieder ſtark in den Vordergrund getreten ſind, oder will man recht genau ſein, wenigſtens die Intereſſen der Konfeſſionen. Glaube und Bekenntniß bilden Faktoren unſeres Daſeins, mögen wir eine freiere oder engere Stellung zu beiden einnehmen. Während man im vorigen Jahrhundert die Philoſophie zur Religion machte und einen Humanitäts-Kultus entwickelte, macht man im 19. Jahrhundert die Religion zu einer Philoſophie, d. h. man verarbeitet ihr Material philoſophiſch und erhebt auch wohl gar, wofern man ſich dem Dogmatismus hingiebt, den Glauben zum Ausgangspunkt der Wiſſenſchaft. Dies iſt niemals früher in ſo prinzipieller Weiſe der Fall geweſen. Die grundſätzlich konfeſſionelle Wiſſenſchaft iſt in der That eine Schöpfung der heutigen Zeit. Ob ſie derſelben zur beſonderen Ehre gereicht, bleibe unerörtert. Für den hiſtoriſchen Betrachter der Dinge liegt die Frage anders. Der Hiſtoriker bemerkt gegenwärtig, daß die Konfeſſionen den alten Kampf mit friſcher Kraft aufgenommen haben, die Fortgeſchrittenen unter uns meinen: den letzten Entſcheidungskampf! Wie dem auch ſei, die Konfeſſionen ſind heutzutage Gegenſtände von praktiſcher Wichtigkeit.

*) Etudes sur l'histoire de l'humanité, par F. Laurent, professeur à l'université de Gand. Tome IX.: Les guerres de religion. Bruxelles, Paris, Leipzig, A. Lacroix, Verboeckhoven, 1863. 518 p.

Digitized by Google

Die einzelnen Kirchen verkörpern ſoziale Elemente, deren die Politik ſich bedienen muß, wenn ſie nicht ihrerſeits der Politik ſich bedienen. Ueberall wo der Katholicismus Anhänger hat, ſieht man eine „katholiſche Partei“ auftauchen und rührig wirken, und überall wo der Proteſtantismus tief gewurzelte Pflanzungen beſitzt, drängt eine ſpezifiſch lutheriſche oder calviniſche Partei an die Oberfläche des Staatslebens. Der arme Staat wird zuweilen ordentlich wild herumgezerrt. Möchten doch die Einen alle ſozialen Formen und Normen auf die Stufe vor der Reformation zurückſchrauben, wogegen Andere für die Epoche proteſtantiſcher Orthodoxie, d. h. für das 17. Jahrhundert ſchwärmen und ihnen jene Staatsweisheit, welche das weſtfäliſche „Friedensinſtrument“ wiederſpiegelt, für das unübertreffliche Ideal einer geordneten Geſellſchaft gilt! Wir böſen Zweifler denken freilich, daß die Geſchichte der Menſchheit weder mit 1517, noch mit 1648 abgeſchloſſen war.

Man darf es getroſt annehmen: ein Buch, welches die katholiſche Reaktion im Zeitalter der Religionskriege behandelt, iſt ein zeitgemäßes Buch! Denn der große Prozeß zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Chriſtenheit hat ein neues Stadium beſchritten, iſt wieder in vollem Gange und ſteht mitten im Gewühl der bunten ſozialen Gruppen. Der Kampf zwiſchen abſoluter Autorität und geſetzlicher Freiheit, welcher am reinſten und klarſten auf religiöſem Felde ſich ausdrückt, reicht von den Schlachten Guſtav Adolfs bis zur Schwelle der politiſchen Neugeſtaltung Deutſchlands und er ſetzt ſich nicht bloß bei uns, ſondern in ganz Europa fort. Jene Frage, wie es kommt, daß die alten Kirchen-Parteien, wenn auch, Gott ſei Dank, nicht das Schwert, ſo doch die Waffe des Geiſtes von Neuem wider einander ſchwingen, findet ihre Erledigung durch die von der Geſchichte diktirte Entſcheidung, ob überhaupt irgend eine Partei und wer alsdann in den blutigen Glaubenskriegen geſiegt hat. Das Reſultat der Schlachten, welche ſich Ligue und Hugenotten, Spanien und Niederland, Liga und Proteſtanten, Inquiſition und Ketzerthum, Jeſuitismus und Denkfreiheit lieferten, iſt für das heutige Streit-Verhältniß der Parteien unweigerlich ein zwingendes Präjudiz. Es erklärt uns vor Allem, warum es noch einen Katholicismus giebt. Das iſt vielen Proteſtanten ein Räthſel und ſollte dem aufmerkſamen Auge kein Räthſel ſein.

Herr Profeſſor Laurent in Gent hat ſich ein ſchönes Verdienſt erworben, indem er das Zeitalter der Religionskriege uns jüngſt kulturhiſtoriſch vorgeführt. Mit dem neunten Bande ſeiner Etudes sur l'histoire de l'humanité, den er „Les guerres de religion“ betitelt hat, erweiſt er ſich ganz auf der Höhe des philoſophiſch erweiterten Standpunktes, von dem ſeine Schilderungen des alten Orients (Band 1), von Hellas und Rom (Band 2 und 3) und ſeine tiefdurchdachte Kritik der Reformation (Band 8) am würdigſten zeugen. An letztere ſchließen ſich ſeine „Religionskriege“ recht harmoniſch an. Es iſt eine wohlthuende Empfindung, wenn man die ſichere Beherrſchung eines reichen Stoffes dem Autor an jeder Zeile anfühlt. Vielleicht iſt hier keine ſo gewaltige Maſſe deſſelben zur Verwendung gelangt, als etwa in dem vierten Theile der „Studien,“ der das Chriſtenthum (der erſten 5 Jahrhunderte) darſtellt und wo Laurent den innerſten Kern ſeiner Denk-Souveränetät zu vertheidigen hatte. Bei den „Religionskriegen“ war eine ſo üppige Entfaltung von Argumenten nicht nöthig, weil der Autor einen großen Vorrath an ſolchen aus den Anlagen zur vorangegangenen Studie ſchöpfen konnte. Die Religionskriege ſind ja eben nur die Fortſetzung des Reformations-Dramas. Nichtsdeſtoweniger muß man auch an der letzten Arbeit des berühmten Verfaſſers die ſorgfältige Benutzung aller ihm irgend zugänglichen Quellen und gleichzeitigen Schriftſteller lobend hervorheben. Laurent's Kenntniß der deutſchen, engliſchen, italiäniſchen und niederländiſchen Sprache hat gediegene Früchte getragen. Kein Geſchichtſchreiber franzöſiſcher Zunge vermag es ihm in dieſer Beziehung gleich zu thun.

Laurent iſt ein Deutſcher an Gründlichkeit, ein Franzoſe an ſtyliſtiſcher Gewandtheit. Die innige Anerkennung, welche ein Mann von den publiziſtiſchen Eigenſchaften eines Robert von Mohl ihm zu Theil werden läßt, verdient er vollkommen und nach jeder Richtung. Mag ſeine Auffaſſung des Chriſtenthums nicht die unſrige ſein (wie ſie auch von dem jetzigen Bundestagsgeſandten Badens ſeiner Zeit bekämpft worden iſt), uns freut doch überall das beharrliche Streben nach Unparteilichkeit und ſachlicher Tiefe, genauer Motivirung des Urtheils. Wir wollen an den Grundgedanken dieſer „Religionskriege“ einige Proben von Laurent's Detailmalerei anſchließen.

Sagen wir es zuerſt: die jenen furchtbaren Kriegen gewidmete Studie iſt keine Streitſchrift wider den Jeſuitismus, wie dies von dem Werke „L'Eglise et l'Etat“ behauptet werden muß; allein ſie hat dennoch ihren Schwerpunkt in dem Bilde der katholiſchen Reaktion, welche die Religionskriege heraufbeſchwor und vorzüglich von den Jeſuiten ausging; folglich iſt ſie allerdings ein im eminenten Sinne das Syſtem der Hierarchie antaſtendes Unternehmen. Es kann dies nicht anders ſein, wenn man die ewigen Grundſätze der Glaubens-, Gewiſſens- und Denkfreiheit zu Leitſternen der Forſchung erkor und beim Verfolg des objektiven Ganges der Ereigniſſe die unausweichliche Wahrnehmung macht, daß die Kämpen der traditionellen Kirche die Angreifer waren. Alle Urkunden der Geſchichte bezeugen den katholiſchen Urſprung der Religionskriege. Nie iſt es dem Proteſtantismus eingefallen, mit dem Schwerte in der Fauſt eine allgemeine Ausrottung des „Römiſchen Götzendienſtes“ (altrechtgläubig geſprochen) zu verſuchen, nie hat er einen allgemeinen Kreuzzug wider den „päpſtlichen Antichriſt“ gepredigt. Das Schwert Luther's und Calvin's war die Bibel. Die Reformation floß aus dem Glaubensbedürfniß der Menſchheit. Wohl haben ſpäter die Fürſten an einzelnen Stellen die Bewegung an ſich geriſſen, ein hoheitliches „Reformationsrecht“ ausgebildet und Männer von dem Schlage eines Heinrich VIII. die heilige Gewiſſensſache zu ſelbſtſüchtigen Zwecken ausgebeutet; aber dies geſchah erſt, nachdem der innere Anſtoß auf die Gemüther längſt gegeben und die Verwirklichung der reformatoriſchen Idee längſt betrieben war. Die traurigſte, ja verhängnißvollſte Rolle in dem großen Drama haben nicht proteſtantiſche, ſondern katholiſche Herrſcher geſpielt. Und es verringert ihre Verantwortlichkeit nur ſehr gelinde, daß ſie, Philipp II. ausgenommen, Werkzeuge ihrer Beichtväter, des Papſtthums und des Jeſuitenordens waren.

Eine der üppigſten Blüthen der „katholiſchen Wiſſenſchaft“ iſt die „katholiſche Geſchichtſchreibung,“ an der ſelbſt Proteſtanten, z. B. der nunmehr in ſeiner totalen Unwiſſenheit enthüllte Preußenfreſſer Onno Klopp, mitarbeiten. Die „katholiſche Geſchichtſchreibung“ iſt die leibhaftige Umkehr der Geſchichte. Herr Profeſſor Laurent hat ihr arg an den Blättern gerupft und ihr zur gravitationsmäßigen Wiederumkehr der Umkehr tüchtig den Kopf zurechtgeſetzt. Vergebens bemühen ſich die edlen Gottesſtreiter, der Haltung der Kirche des 16. und 17. Jahrhunderts einen toleranten Charakter zu leihen. Kaum hatte Luther dem Papſtthum den Fehdehandſchuh ins Antlitz geſchleudert, ſo flammten die Scheiterhaufen zu Brüſſel, Wien und Paris. In der Ketzerverfolgung

Digitized by Google

ſah die Kirche eine Pflicht, eine „Pflicht der barmherzigen Grauſamkeit“ nach dem klaſſiſchen Ausdruck, den der Pariſer Univerſitätskanzler Gerſon aufbrachte, als er einſt wegen Huſſen's Ketzerei an den Erzbiſchof von Prag ſchrieb. Bei Luther's Auftreten gedachte die Sorbonne des ehemaligen Hortes ihrer Korporation. „Dir gottloſe und lügenhafte Anmaßung der Ketzer muß mit Ketten und Zuchtruthen, ja mit Feuer und Flammen, ſtatt mit der Vernunft, gebändigt werden,“ meinte die hohe Fakultät. Das war kein Privatwunſch. 1559 erneuerte Papſt Paul IV. alle gegen die Ketzer erlaſſenen Dekrete und befahl, daß ſie „in Ewigkeit zu beobachten und in friſcher Uebung zu erhalten ſeien,“ und fügte hinzu, daß „alle Biſchöfe, Grafen, Barone, Könige und Kaiſer, welche jetzt oder in Zukunft dem Schisma ſich zuwenden, rechtskräftig ihrer Würde und Macht entkleidet, ihrer Grafſchaften, Baronien, Königreiche und Kaiſerthümer entſetzt ſind.“ Ein ſeltſamer Beweis von Toleranz! Seine „Perpetuität“ erweiſt die letzte Formel des Eides, den die Biſchöfe leiſten, und die ſie noch immer verpflichtet, „aus allen ihren Kräften die Ketzer, die Schismatiker und diejenigen zu verfolgen, welche Rebellen gegen den heiligen Stuhl ſind.“ (Pontificale Romanum, Romae, 1595.)

Zwar muß eingeräumt werden: auch den Reformatoren und ihren Anhängern fehlte der Begriff der Toleranz. Theodor von Beza nannte die Gewiſſensfreiheit ein „teufliſches Dogma.“ Calvin erſchöpfte ſich zum Zweck der „Widerlegung der Irrthümer des Michael Servet“ (Laurent citirt Calvini Opera, Tom VIII. p. 511—516) in Geißelungen des „Verbrechens der Ketzerei.“ Indeſſen praktiſche Konſequenzen hatte das proteſtantiſche Ketzerrecht nur in vereinzelten Fällen, als z. B. dem jenes Michael Servet. Gegen die katholiſchen Scheiterhaufen, die zu Hunderttauſenden geleuchtet haben, kommen die paar proteſtantiſchen gar nicht in Betracht. Das empfinden die modernen Fürſprecher der alten Kirche äußerſt bitter. Kühn genug erklären ſie, daß die Chriſtusfeindliche Philoſophie die Kirche und das heilige Officium verleumdet habe! Ein Voltaire (ſeine meiſterhafte Kritik der Autodafé's ſteht im Essai sur les moeurs, chap. 140), konnte er anders, als verleumden? Nicht die Kirche, heißt es bei De Maiſtre, ſondern der Staat hat die blutigen Menſchenopfer gebracht! Denn: ecclesia non sitit sanguinem. Die Inquiſition ſei kein religiöſes, vielmehr ein politiſches Inſtitut geweſen. Welche überraſchende Neuigkeit! De Maiſtre iſt nicht der Einzige, der ſie erzählt. Herr Hefele in ſeinem „Kardinal Ximenes“ berichtet, daß die ſpaniſche Inquiſition eine Staats-Inquiſition war, weil die Inquiſitoren Diener des Staates und nicht Diener der Kirche geweſen ſeien. Eigenthümlicher Staatsdienſt dieſer Inquiſitionsdienſt! Die Wahrheit an der Sache beſchränkt ſich darauf, daß Papſt Sixtus IV. den ſpaniſchen Königen die Ernennung des General-Inquiſitors geſtattete (ipsum verbum), der General-Inquiſitor aber, nach Torquemada's Vorgang immer ein Dominikaner-Prior, ſeine Unter-Inquiſitoren ſelbſtändig ernannte. Der von Ferdinand dem Katholiſchen eingeſetzte Inquiſitionsrath hatte in geiſtlichen Sachen nur berathende Stimme; es iſt von keinem Kanoniſten der Welt beſtritten worden, daß die Ketzerei zu den „geiſtlichen Sachen“ gehört, indem ſie ein „geiſtliches Verbrechen“ ausmacht; folglich war der Klerus der Entſcheidende bei der Inquiſition, und der ingeniöſe Gedanke des Herrn Hefele zerfällt in Spreu.

Iſt die ſpaniſche Inquiſition ein fauler Fleck, ſo preiſt man dagegen ultramontanerſeits die Milde der italiäniſchen Inquiſition. Betrachten wir dieſe. Als Luther's Reformation in Italien Eingang fand, kam den Eifrigen die Prozedur der bisherigen Glaubensgerichte allzu langſam und ſchwachmüthig vor. Der Kardinal Carafa, nach jeſuitiſchem Selbſtlob von Ignatius Loyola lebhaft unterſtützt, verlangte die Errichtung eines allgemeinen oberſten Glaubens-Tribunals für die ganze Chriſtenheit, und Paul III. bewilligte wenigſtens ein ſolches, aus Kardinälen zuſammengeſetzt, für Italien; er erlaubte ihm, man traut ſeinen Augen kaum, wohl zu ſtrafen, aber nicht zu begnadigen! (Bullarium Magnum, Tom I. p. 762.) Der unerbittliche Carafa ward General-Inquiſitor, die Inquiſition verbreitete ſich blitzſchnell über die Halbinſel; nur die Apoſtaſie rettete vor dem Henker, und der einzige Unterſchied beſtand darin, daß man zu Venedig ertränkte, was man anderswo verbrannte! Italiens Himmel ward roth von den Flammen der Scheiterhaufen, und Kardinal Carafa, als Paul IV., Papſt! Deſſen Augapfel war die Inquiſition. Um ihres Argwohns willen verfolgte er ſelbſt Kardinäle, wie den Legaten Pole, Nuntius in England, und den Kardinal Morone, der während ſeiner ganzen Regierungszeit im Kerker ſchmachten mußte. Noch ſterbend empfahl Paul IV. dem heiligen Collegium ſein Lieblingsinſtitut, nachdem er es dem Franzoſenkönige Heinrich II. auf das Wärmſte ans Herz gelegt. — Unter dem Dominikaner-Papſt Pius V. erreichte die Wuth der Inquiſition ihren Gipfel. „Kein Mitleid mit den Heretikern, ſie ſind Feinde Gottes!“ war Pius' V. Wahlſpruch. Jetzt ging es an die Abſchlachtung der Wiſſenſchaft in deren Vertretern, den gelehrten Humaniſten. Der freiſinnige Palearius ſtarb den Märtyrertod. Pius' V. Regiment waltete als Schreckensherrſchaft; es verging zu Rom kein Tag, an dem nicht verbrannt, gehangen oder geköpft wurde. Die Gefängniſſe waren ſo überfüllt, daß neue gebaut werden mußten!

Jene Apologie der Inquiſition, die Hefele mit ſtoiſcher Kaltblütigkeit unternommen, iſt ein heuchleriſches Machwerk. Es hätte ein weltlicher Richter einmal wagen ſollen, einen Angeklagten freizuſprechen, den die Inquiſition der Ketzerei ſchuldig befunden und zur letzten Aburtheilung ihm übergeben hatte! Die Empfehlung des Verdammten an die Nachſicht des Laienrichters wurde vom Inquiſitor zwar nie vergeſſen, aber ſie war, nach Fleury (Droit ecclésiastique, Tom I. p. 93) nur „stylus curiae“ (!!), und gegenüber der Rechtsanſicht, daß der freiſprechende Laien-Richter ſich ſelbſt der Ketzerei ſchuldig machte, die grauſamſte Grauſamkeit, die härteſte Ironie! Immer und ewig bleibt ſtehen, daß Italiens Inquiſition einen Giordano Bruno wegen ſeines philoſophiſchen Forſchergeiſtes in Venedigs Mauern gemordet, daß ſie Spanien entvölkert und gelähmt, dem Katholicismus den Ruhm der Menſchlichkeit auf Jahrhunderte entriſſen hat. Wenn die Reformation einer Rechtfertigung bedurfte, ſo hat die millionenfache Gewaltthat der Inquiſition ſie vollauf geliefert.

Der deutſche Kaiſer Karl V., den die „katholiſche Wiſſenſchaft“ in einen Heros verwandelt, war zugleich König von Spanien in der Blüthezeit der Inquiſition. Von ihm datirt Niederlands Freiheitskämpfer Marnix de Saint-Aldegonde (vergl. Gachard, Guillaume le Taciturne, Tom III. p. 245), die religiöſe und politiſche Tyrannei, welche die Niederlande in Feſſeln ſchlug. Was er an Deutſchland vorhatte, das haben (Planck, Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche, Theil 2 S. 153) Frankreich und die Türken verhindert, Frankreich mit Einbuße deutſcher Gebiete! Nur zu wahr iſt es, daß Franz I. von Frankreich und Sultan Soliman den Proteſtantismus von dem Untergange gerettet haben, den Karl V.

Digitized by Google

ihm geſchworen. Die Sache hing an einem Haar. Wenn der ſchlaue Politikus, Moritz von Sachſen, ſtatt länger auf die größere Gunſt des Kaiſers zu hoffen, nach glücklich erlangtem Kurhut es nicht vorgezogen hätte, ſich Heinrich II. von Frankreich in die Arme zu werfen und Verräther an Kaiſer und Reich zu werden, ſo wäre der Proteſtantismus verloren geweſen, denn nie wäre dann ein Augsburger Religionsfriede (1555) geſchloſſen worden. Ein politiſcher Ränkeſchmied, welcher die Entſcheidungsſchlacht bei Mühlberg (1547) gegen ſeine Glaubensgenoſſen entſchieden hatte, ein dem Reich erbfeindlicher König, der in ſeiner Hauptſtadt Paris die Ketzer mit Wonne braten ließ (Pauls IV. Empfehlung der Inquiſition hatte ja gefruchtet), und der natürliche Feind des Chriſtusglaubens, der türkiſche Großherr, waren von der Vorſehung zu Rettern des „gereinigten Evangeliums“ berufen. Dieſe furchtbare Demüthigung hat kein Anderer, als Kaiſer Karl V., nicht etwa dem deutſchen Lutherthum, ſondern dem eigenen Chriſtenthum angethan!

Ueber des Sohnes Rolle bei der Fortführung des väterlichen Werkes dürften die Hiſtoriker einig ſein. Was auch immer katholiſirende Schriftſteller ausgedacht haben, um Philipp's II. Ehre und Anſehen vor der geſitteten Welt wiederherzuſtellen, es iſt an ihm der Beiname „Dämon des Südens“ haften geblieben und wird ferner haften bleiben bis ans Ende der Dinge. Die neu entdeckten Briefwechſel des Königs haben ſeine gräuelvolle Schuld nicht vermindert. Seine Haltung in Betreff der Niederlande iſt womöglich noch in ein ſchärferes Licht getreten. Er ſoll nur ein einziges Mal in ſeinem Leben ſo recht von Herzen gelacht haben: das geſchah, als er die Nachricht von der Pariſer Blut-Hochzeit, von der Bartholomäusnacht, empfing! (Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange, Supplément, p. 125.) Wenn ein Niederländer dieſe Thatſache aufbewahrt hat, ſo iſt es Vergeltung. Philipp II. haßte die niederländiſchen Sectirer und Patrioten ſo grimmig, daß er ſelbſtverfertigte ſehr genaue Denunziations-Regiſter und Perſonal-Beſchreibungen von Ketzern und Hochverräthern an die Statthalterin (Herzogin von Parma) nach Brüſſel ſandte. Das aber erzählt kein Niederländer, ſondern der ihn bewundernde Jeſuit Strada, De bello Belgico, lib. IV. — Philipp II. war ein tüchtiger Poliziſt, zur Noth auch ein guter Verſchwörer. In einem großartigen Plane war Papſt Pius V. ſein Mitverſchworener. Man ging mit der edlen Abſicht um, Eliſabeth von England aus dem Wege zu räumen! Hierauf zielte die Sendung des Nuntius Rudolfi an den König ab. Und die katholiſche Majeſtät breitete den Mordplan ihrem Staatsrath unter, bei dem er kein Wort der Mißbilligung fand. Der König aber theilte den Plan ſeinem Herzog Alba mit und ſchilderte ihm das Unternehmen, welchem die Befreiung der Maria Stuart zur Folie diente, als eine Rache Gottes, als eine heilige Unternehmung, für welche der Papſt bereit ſei, den letzten Kirchenkelch und das letzte Meßgewand zu opfern! (Gachard, Correspondance de Philipp II., Tom. II. p. 185—199.) Die Ehrenrettung Philipps wird nach ſolchen eigenhändigen Geſtändniſſen etwas ſchwer.

Philipp II. iſt nicht nur für die Gräuelthaten in Spanien und in den Niederlanden verantwortlich, er war auch die geheime Triebfeder der katholiſchen Reaktion in England ſowohl (deſſen „blutige Maria“ ſeine Gemahlin ward), als namentlich in Frankreich. Es iſt gegenwärtig ein unbeſtreitbares Faktum, daß Frankreichs katholiſche Partei ſeit dem Jahre 1561 geheime Verbindungen mit der ſpaniſchen Krone unterhielt. Giebt es doch auf der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris die authentiſche Abſchrift einer Urkunde, welche den Titel führt: „La Supplique des très-humbles et très-obéissants clergé, bourgeois, marchands et menu populaire de la ville, cité et université de Paris, préservés et gardés par la grâce spéciale de Dieu jusques à ce jourd'hui de la vénéneuse et mortifière poison luthérienne,“ von 1561 datirt und an König Philipp II. gerichtet! Von den Pariſer Pfarrern war es bei den Zeitgenoſſen bekannt, daß ſie geradezu im Solde Philipp's ſtanden! Ein Brief des Herzogs von Alba an denſelben vom Jahre 1567, den Gachard (Correspondance de Philippe II., Tom. I. p. 593) publizirt hat, belehrt uns, daß jener verherrlichte Liguiſtenführer, Karl von Guiſe, Kardinal von Lothringen, dem ſpaniſchen Herrſcher auf Grund des Rechtes der engliſchen Gemahlin und alſo mit Nichtachtung des ſaliſchen Geſetzes den Thron von Frankreich anzubieten wagte. Man kann es kaum glauben, dieſes Kronen-Angebot ſei aus Eifer für die katholiſche Religion gemacht worden, wenn man ſich der von Dupleſſy-Mornay (in den Mémoires de la ligue, Tom. I. p. 81) bezeugten Thatſache erinnert, daß der Herr Kardinal den lutheriſchen Fürſten Deutſchlands gegenüber eine große Bewunderung für die Augsburgiſche Konfeſſion an den Tag legte, ja das Lutherthum in Frankreich einzuführen verſprach!! Gar nicht unwahrſcheinlich, denn nach des ernſthaften De Thou und anderer katholiſcher Gewährsmänner Zeugniß, waren die drei Guiſen (die Herzöge Franz und Heinrich, wie der Kardinal Karl von Lothringen) die ärgſten Blasphemanten und Kirchenſchänder der Welt. Ihr anſtößiger Lebenswandel bildete den grellſten Kontraſt zu ihrem Religions-Fanatismus. Und dennoch war es Franz von Guiſe, der das Blutbad von Saſſy (1562) anzettelte und ſo das Signal zu dem erſten franzöſiſchen Bürgerkrieg gab! Der Antheil des Herzogs Heinrich von Guiſe an der ſcheußlichen Bartholomäusnacht wird keine Gleißnerei und Schönrednerei (à la Ciceronianus Marcus Antonius Muretus!) von den Tafeln der Geſchichte waſchen. Es bleibt die Schuld des prämeditirten Mordes Tauſender von Hugenotten und des patriotiſchen Coligny ewig an dem Andenken der Guiſen, Katharina's von Medici und Karls IX. von Frankreich haften. Die Mitwiſſenſchaft des Papſtes Gregors XIII. iſt bis heute unwiderlegt geblieben.

Wir verzichten auf die Vorführung des Gemäldes der über Deutſchland verhängten Reaktion des Katholicismus. Die Haupt-Anklage wider die Proteſtanten, ſie hätten das Reich an das Ausland preisgegeben, indem ſie den Reichsfeind herbeigerufen, fällt auf die Urheber der Proteſtanten-Verfolgung, auf die Jeſuiten, zurück. Was aber inſonderheit die Einmiſchung Frankreichs anlangt, ſo haben nicht deutſche Fürſten, ſondern Guſtav Adolf, der Schwedenkönig, dieſelbe zu verantworten, und der Sieg dieſes genialen Herrſchers, der im Begriff ſtand, drei Viertheile von Deutſchland unter ſeine Fahnen zu ſammeln, hätte das franzöſiſche Bündniß unzweifelhaft unſchädlich gemacht. Der blutigſte Vorwurf laſtet auf Kaiſer Ferdinand II. Dieſer zu Ingolſtadt erzogene Jeſuitenzögling brach die böhmiſche Konſtitution, den berühmten Majeſtätsbrief, zerriß die Freiheiten der böhmiſchen Proteſtanten und Utraquiſten und ſchleuderte die Fackel des Bürgerkrieges mit eigener Hand in die deutſchen Gauen. Die Böhmen haben heute gut klagen über die Beeinträchtigung ihrer Nationalität. Als die katholiſchen Waffen den „Weißen Berg“ vor Prag geſtürmt (1620), wälzte ſich die katholiſche Reaktion der Jeſuiten erdrückend über die ſlaviſchen Kronländer Habsburgs. Die böhmiſche Perle ward zerſchlagen. 30,000 Familien wanderten aus, um den Gewaltthaten der Kroaten und den Bekehrungen der Je-

Digitized by Google

ſuitenpatres zu entgehen. Die Zahl der Ortſchaften ſank von 30,000 auf 11,000. Alle proteſtantiſchen und huſſitiſchen Schriften wurden verbrannt; ein Jeſuit rühmte ſich, allein für ſeine Perſon 60,000 Bände ins Feuer geworfen zu haben! Die böhmiſche Literatur ward unter ſolchen Schlägen faſt vernichtet. Das war keine Tyrannei der eingewanderten Deutſchen, es war die antinationale Frucht der katholiſchen Reaktion. Die Geſchichte offenbart es mit Gluthbuchſtaben, und die Geſchichte iſt dazu da, um aus ihr zu lernen! Trauttwein von Belle.

Süd-Amerika.

Soziale und kirchliche Zuſtände in Uruguay.

Die Republik Uruguay in Südamerika hat in neuerer Zeit, nachdem man den Vorſchlag gemacht, die deutſche Auswanderung vornehmlich in dieſes von der Natur hoch begünſtigte Land hinzulenken, die Augen des deutſchen Publikums lebhafter auf ſich gezogen. Auch unſere Blätter haben ſich zu wiederholten Malen mit den Schriften über dieſes Land, namentlich mit dem betreffenden Buche des Generalkonſuls Sturz, beſchäftigt.

Das uns vorliegende Buch*) beſchäftigt ſich ebenfalls mit dieſem Lande, in welchem leider der Bürgerkrieg aufs Neue ausgebrochen iſt. Dem Verfaſſer deſſelben wurde, wie wir in der Vorrede erfahren, im Jahre 1857 der Auftrag zu Theil, nach Montevideo zu gehen, um als Paſtor eine deutſch-evangeliſche Gemeinde zu ſammeln. Einige deutſche Kaufleute hatten nämlich die Bildung einer ſolchen Gemeinde gewünſcht und mehrfach an den Evangeliſchen Oberkirchenrath zu Berlin geſchrieben, um die Sendung eines Geiſtlichen bittend. Als der Verfaſſer nach längerer Thätigkeit in die Heimat zurückgekehrt, theilte man ihm vielfach mit, daß die Republik Uruguay Gegenſtand des Intereſſes für große Kreiſe geworden ſei und daß man die deutſche Auswanderung auf dieſes Land hin zu richten gedenke. Theilweiſe hatte man bereits in Montevideo hierüber geſprochen und nicht allein einſichtige Privatleute, ſondeen auch die Regierung des Landes billigte ſolche Beſtrebungen.

Was den Verfaſſer betrifft, ſo können wir ihm das Lob eines ſcharfſichtigen und unparteiiſchen Beobachters nicht vorenthalten und dies geſchieht ganz beſonders in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten, die in dem Buche eine bedeutende Rolle ſpielen. Seine Erfahrungen als proteſtantiſcher Geiſtlicher in dem wenigſtens der äußeren Form nach katholiſchen Lande waren nicht die erfreulichſten, die Art und Weiſe, wie die einheimiſche Geiſtlichkeit Proſelyten unter den Proteſtanten zu machen ſucht, und manches Andere ſcheint nicht dazu angethan, einen proteſtantiſchen Geiſtlichen, und einen orthodoxen dazu, mit beſonderen Sympathien zu erfüllen, und doch iſt es dem Verfaſſer gelungen, den dortigen Zuſtänden auf den Grund zu ſehen und das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. Wir citiren gleich von vornherein das nachfolgende charakteriſtiſche Urtheil:

„Jeder gerechte Beurtheiler der ſüdamerikaniſchen Staats- und Geſellſchaftszuſtände, Jeder, der dieſes eigenthümlich bunte und chaotiſch durcheinander wogende Gähren vielſeitiger Geſtaltungstriebe aus eigener Anſchauung kennt, muß ſich dahin ausſprechen: alles Würdige, alles Geſunde, alles Zukunftsreiche, alle Tugenden, alle ehrwürdigen Erbſchaften dieſer Länder und Völkerſchaften ruhen auf der alten Vergangenheit, auf jener romantiſchen, ſtarken und von der Vorſehung geordneten Vermählung des altſpaniſchen und des mittelalterlich-katholiſchen Geiſtes, dagegen alles Unglück, alle Parteikämpfe, alle Ungerechtigkeiten, alles vorzeitige Streben, nach vortrefflich klingenden Konſtitutions-Muſtern eine Geſellſchaft zu ordnen, welche für ſie durchaus noch nicht reif war, alle Streitigkeiten zwiſchen Staat und Kirche, alle Widerſprüche in den Familien, im Volksleben, kurz Alles, was das weltbekannte Elend dieſer reichen und ſchönen Republiken ausmacht, läßt ſich meiſtens auf ein zu frühzeitiges Vertaſſen der alten Traditionen, auf Mangel einer geſunden Volkserziehung nach modernen Grundſätzen, auf das Fehlen des evangeliſchen Prinzips, das an die Stelle der bröcklich gewordenen alt-katholiſchen Lebensformen zur Erzeugung eines neuen Lebeus treten könnte, auf den Geiſt der falſchen Philoſophie des 18. Jahrhunderts zurückführen, auf jenes Nachwirken eines in Europa allmählich veraltenden Humanismus, der bald zum Spott und bald zu einem charakterloſen Wohlwollen erzieht, den Egoismus der Parteihäupter nicht ſittlich bändlgt und als einziges Ziel des Strebens den zahlreichen Generälen, Präſidenten, Prätendenten, Diktatoren u. ſ. w. ſchamloſe Bereicherung zeigt.

„Im Ganzen bekämpfen ſich auf allen Lebensgebieten altſpaniſcher katholiſcher Geiſt und moderne aufgeklärte Humanität. Die im Laufe der Geſchichte gekommene Vermittelung, das evangeliſche Prinzip, ſtößt beide Parteigruppen ab. Den Einen iſt es ruchlos, den Andern zu ernſt. Ab und zu vertheidigen etliche Aufgeklärte den Proteſtantismus mit zweifelhaftem Wortſinn. Dann ſehen ſie in ihm nur einen Feind der altbewährten ſpaniſchen und katholiſchen Traditionen. Namentlich wenn ſie durch Engländer und Amerikaner viel Geld verdient haben, erweitert ſich ihre Seele zu ſolcher verwegenen Entſchloſſenheit. Oder ſie faſſen ihn als eine volksmäßige und etwas zurückgebliebene Weiſe auf, dieſelben Ideen ſchüchtern und ſtammelnd auszuſprechen, die ſie in viel reinerer, modernerer und ausgebildeterer Form als Denkende beſitzen.

„Wenngleich die vielgerühmte Toleranz ſie zu dem Proteſtantismus hinzieht, ſo lieben ſie es doch mehr, wenn ihre Frauen und Kinder und das geringe Volk ſich mit den Formen des Katholizismus beſchäftigen, bei welchem die Kirchenfeſte, die Blumen, die Lichter, die Teppiche, die Opernmelodien eine ſo große Rolle ſpielen. . . . . . . Sie ſehen in der Religion nur ein Beruhigungsmittel des Volkes und namentlich der Frauen. Die Kirche iſt ihnen ein Inſtitut, welches an glorreichen Schlachttagen und ſonſt ein Tedeum ſingen läßt! —

„Wenig hat der (gläubige) Proteſtantismus von der Aufklärung, von der Bildung, von der Humanität, von dem Zerbröckeln altkatholiſcher Lebensformen und von dem Mißtrauen gegen Rom zu hoffen.“

Folgende Stelle über die ſpaniſche Sprache, welche an die Erläuterungen über den altſpaniſch-katholiſchen Geiſt anknüpft, iſt ſchön:

„Die edle ſpaniſche Sprache, auf römiſchem Granitgrund ſich erhebend, leiſe aus dem Erhabenen in des Schmelzende und Zarte übergehend, ſchön in jedem unſchönen Munde und ſelbſt in der Wildniß und auf der öden Pampa, an ſittliches Streben der Jahrtauſende durch eine ſtolze, große Würde erinnernd, die Melodien einer nachtumhüllten, rachetrunkenen Liebe oft ſchwermüthig aus-

*) Mittheilungen über das ſoziale und kirchliche Leben in der Republik Uruguay von Dr. Otto Wevich, Garniſonprediger und Stadtpfarrer zu Pillau. Berlin 1864. Wilh. Hertz (Beſſer).

Digitized by Google

tönend, da wo die Schwerter zucken oder aus dem dunkelrothen Gewand des wüſten Gauchos die Dolche blinken; dieſe klare, freie Sprache, an das lichte Firmament, wenn der ganze Himmel warm leuchtet, und an die ſüß träumende Poeſie des ſinnenbefangenden Vollmonds und an vielfarbigen Sonnenglanz erinnernd, der über weiße Häuſer und dunkelgrüne Orangen gleitet, dieſe männerſtarke Sprache, die zutraulich und doch wie wilder Schwerterklang ertönen kann, ſie veredelt und reinigt viel.“

Im Ganzen iſt der Eindruck, den wir aus dieſen Schilderungen von dem Charakter der Landeseinwohner ſpaniſcher Abkunft erhalten, derſelbe, den man ſonſt überall von den Schilderungen kreoliſchen Lebens in Südamerika bekommt.

„Die Revolution der ſpaniſchen Republiken, die Trennung vom Mutterlande mag in den verſchiedenen Gegenden des lateiniſchen Amerika's andere Erſcheinungen mit ſich geführt haben, andere in Chile und den La Plata-Staaten, als in Mexiko; für Mexiko mag man an der republikaniſchen Staatsform verzweifeln und die wahrhaft konſtitutionelle Monarchie verlangen, für Chile und die La Plata-Länder mag man an eine zukünftige geſunde republikaniſche Entwickelung der Staatsverhältniſſe glauben; Jeder aber, der die Zuckungen und Kriſen des politiſchen Lebens in einem ſüdamerikaniſchen Staate beobachtet und der Urſache der Parteibildungen auf den Grund gegangen iſt, wird zu der Anſicht kommen, daß alle dieſe Länder zu früh frei geworden ſind. Der Uebergang aus dem Drucke der ſpaniſchen Bevormundung in ein ganz freiſinniges Selbſtverwaltungsſyſtem war ſo unvermittelt, die einzelnen leitenden Perſönlichkeiten, welche ſich zu Trägern der neuen Idee machten, entbehrten ſo ſehr der ſittlichen Kraft und der Selbſtloſigkeit, Andere ſahen ſich ſo wenig verſtanden von den Maſſen, namentlich von den Miſchlingen und ihren Häuptern, daß bei der ungeheuren Ausdehnung der Ländermaſſen, welche zu einem Staate zuſammengefügt wurden, Unordnungen, Sinnloſigkeiten, Widerſprüche der ärgſten Art nur das Naturnothwendige, ja beſtändige Revolutionen das Sachgemäßeſte waren.

„Es machen viele dieſer Staaten entſchieden den Eindruck frühreifer Kinder. Es giebt in Europa Knaben von 12 Jahren, welche in den Wald gehen, um heimlich zu rauchen, während ihr Vater an ein hohes Amt oder irgend etwas Wohllöbliches, Hochlöbliches, Hohes oder Verehrliches ſchreibt. Der Schatten der Bäume verbirgt das kühne Thun des ſouveränen Knaben. So machen es viele ſüdamerikaniſche Staaten. Wenn England, wenn Frankreich, wenn die Vereinigten Staaten nichts ſehen, wenn keine Kriegsſchiffe lauernd im Hafen liegen, um die tollen Knabenſtreiche ſüdamerikaniſcher Staatsmänner etwas zu beaufſichtigen, damit nur ja nicht die Bäume in den Himmel wachſen oder etwa ja ein Staat ſich einmal unterfange, ſelbſtändige Handelspolitik zu treiben, dann wird viel von Nationalruhm geſprochen (la gloria de la patria, la independencia del pays, los heroes de nuestra libertad u. ſ. w.), dann wirft man aller Welt den Fehdehandſchuh hin, dann wird man anzüglich, ſelbſt gegen England, läßt wohl auch vom Krämervolke einige verletzende Redensarten fallen. Man will kühn die Ehre der Nation rächen, die Souveränetät des Landes von einem Anderen, auch von dem Mächtigſten, nimmer angreifen laſſen. Eine einzige Viſite des engliſchen Geſchäftsträgers bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ändert plötzlich den Ton aller Zeitungen. An Worten iſt man reich und arm an Thaten. . . . .

„An dem unvermittelten Uebergange aus ſpaniſcher Kolonialherrſchaft in freies Staatsweſen leidet das ſittliche, das ſoziale und kirchliche Leben dieſer Länder. . . . .

„Spanien und die ſo eng verbundene römiſche Kirche mußten gleichzeitig angegriffen werden, als die Sehnſucht nach Unabhängigkeit mächtig das lateiniſche Amerika durchſchüttelte. Seit der Zeit kämpft der Katholizismus gegen eine gefürchtete Idee, nämlich gegen ſeine Zerſtückelung in einzelne Nationalkirchen, und gegen Alles, was allmählich dahin führen muß. . . . .“

Der Verfaſſer ſtellt ſich hierin auf die Seite der römiſchen Kirche und äußert ſich mit großer Bewunderung über die Willenskraft und den Heldenmuth der dieſelbe verfechtenden Prieſter (wozu der größte Theil des einheimiſchen Klerus nicht gehört), der an die Zeiten der erſten Kirche unter der Feindſchaft der römiſchen Kaiſer erinnere. Dieſer Geſichtspunkt wird Manchem ziemlich ſonderbar vorkommen, indeſſen iſt er im Verfolge des Buches ſo ausführlich erläutert, daß ein Mißverſtändniß nicht zu befürchten ſteht. Die ſtreng römiſchen Prieſter ſind in Südamerika mitten in der Verſumpfung des ſittlichen Lebens, bei der Grundſatzloſigkeit der höheren Stände und der Verkommenheit des einheimiſchen Klerus immer noch das Salz der Erde und die lebendige Stimme des Gewiſſens. — Man muß nur ausführlich leſen, was die kleinen Tyrannen dieſer Freiſtaaten für ſonderbare Einfälle haben und wie ſie mit den Biſchöfen und mit dem Klerus überhaupt umſpringen, ſelbſt da, wo ſie von denſelben eigentlich gar nicht genirt werden.

In Paraguay z. B. durfte noch unter dem vorigen Präſidenten Lopez, der Ende 1862 ſtarb, keine Funktion in der Kathedralkirche von Aſſuncion vorgenommen werden ohne Erlaubniß deſſelben. Derſelbe Mann unterſagte durch öffentliches Dekret, das unter Trommelſchlag verkündigt wurde, dem Biſchofe, der, nebenbei geſagt, ſein eigner Bruder (Don Fr. Baſilio Lopez) war, den Gebrauch eines Thronhimmels in der Kirche, die Anlegung des großen Meßgewandes, das Läuten der Glocken beim Eintritt deſſelben in die Kirche und andere Dinge, die im katholiſchen Kultus ſelbſtverſtändlich ſind. Der Buenos-Ayres knechtende Roſas, der ſeine Wohlthäter und Nebenbuhler mit gleicher Seelenruhe mordete, hielt ſich einen Kaplan, dem er ſelbſt anſtatt des Chorknaben zur Meſſe diente, gerieth dabei aber in ſeiner Tyrannenlaune auf die wahnwitzigſten Einfälle. So z. B. veröffentlichte er in den Zeitungen ein Dekret, worin er, kraft ſeiner Autorität als Präſident der Republik, Art. I. die bisherigen Schutzheiligen von Buenos-Ayres San N. N. und San N. N. abſetzte, Art II. dafür San N. N. und San N. N. einſetzte und ihnen alle Ehren, Feſte und Privilegien ihrer Vorgänger gewährte. Verjagung, Einkerkerung der Prieſter und namentlich der Biſchöfe, welche gegen die ganz willkürliche, oft rein poſſenhafte Behandlung der Kultus-Angelegenheiten Einſpruch erhoben, iſt etwas ganz Gewöhnliches.

Der Grund zu dieſen Verhältniſſen liegt zum Theil in geſchichtlichen Präcedentien. Die Päpſte hatten den ſpaniſchen Königen, als ihren treueſten Anhängern, in ihren indiſchen Kolonien und Reichen ganz beſonders große Konzeſſionen gemacht und Rechte eingeräumt. Das königliche Patronat umſchloß ſehr ausgedehnte Machtbefugniſſe kirchlicher Art und die Könige hatten bei Vakanz der Bisthümer faſt freie Hand.

Dieſes königliche Patronatsrecht iſt mit der Umänderung der ſtaatlichen Verhältniſſe natürlich auf die republikaniſchen Präſidenten übergegangen und hat denſelben ein Mittel in die Hand gegeben, die Kultus-Angelegenheiten faſt vollſtändig zu beherrſchen. Dazu kam, daß die Geiſtlichkeit, theils weil ſie in Spanien geboren, theils weil ſie durch das Mutterland enger mit Rom zuſammenhing, im Ganzen mehr zur königlichen Partei hielt und alſo in Oppoſition zu der neuen Ordnung der Dinge ſtand.

Digitized by Google

Man hält ſich in Europa vielfach über den traurigen Stand des Katholizismus in den ſüdamerikaniſchen Kreolenſtaaten, über dieſe kindiſchen Aeußerlichkeiten, die Prozeſſionen, die Opernmuſiken, die Illuminationen, die durch den entſetzlichen Brand von St. Jago de Chile eine ſo traurige Berühmtheit erlangt haben, u. dergl. auf; man thut aber Unrecht, wenn man ſolche Zuſtände rein aus dem Verfalle des römiſchen Katholizismus daſelbſt ableiten will; es iſt Syſtem, es iſt Staatsraiſon darin; den leitenden Männern iſt daran gelegen, den Kultus zu einem Schauſpiele und Zeitvertreibe für Schwachköpfe, Weiber und Kinder zu machen und die Geiſtlichkeit in der öffentlichen Meinung und den Augen der Gebildeten als eine verächtliche Menſchenklaſſe zu diskreditiren. Letzteres gelingt ihnen um ſo leichter, als ein großer Theil des Klerus aus unwiſſenden, ſittenloſen und ſelbſt irreligiöſen Menſchen beſteht. Die ſchönſten Illuminirer, Feſtordner, Prozeſſionenmacher u. dergl. Leute ſind etwa keineswegs ultramontane Fanatiker und intriguirende Jeſuiten, ſondern Leute von Welt, kirchliche Lebemänner.

Der Verfaſſer giebt eine ganze Kirchengeſchichte von Montevideo in den letzten Jahren und dabei machen wir eine ſehr intime Bekanntſchaft mit ein Paar geiſtlichen Charlatanen dieſer Art, welche die Hauptkirche daſelbſt faſt zum Theater umgeſchaffen und geſtützt auf den weltlichen Arm ernſtere Beſtrebungen des General-Vikars zu vereiteln wußten. Ein völliges Schisma fand in dieſer Zeit ſtatt, das ſich um zwei Kirchen gruppirte. Die Regierung hatte ihren offiziellen Tempel, die Hauptkirche (la Madriz), und der General-Vikar mit der ihm treuen Mehrheit der Geiſtlichkeit den ſeinen; die Regierungskirche, an der ſechs bis acht widerſpenſtige Geiſtliche fungirten, war mit dem Interdikte belegt. Die Hauptveranlaſſung zu dieſen Zerwürfniſſen gab der Pfarrer der Madriz-Kirche ab, eine ſehr wichtige Perſönlichkeit in Montevideo und neben ſeinen geiſtlichen Qualitäten, die ihn gleich hinter den Biſchof rangirten, überdies noch Senator. Seine Verdienſte als kirchlicher Regiſſeur, Arrangeur von Blumen, Guirlanden, Lichtern, Ordner im Teppichlegen und Stuhlbeſetzen u. ſ. w. werden ſehr anſchaulich geſchildert. Da dieſer große Mann in der Redekunſt nur Mäßiges leiſtete, ſo hatte er ſich mit einem zweiten Manne ſeines Schlages verbunden, der durch ſeine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit imponirte, und den vereinten Anſtrengungen beider gelang es, die Kirche zur faſhionabelſten in ganz Uruguay zu machen.

Mit dem einheimiſchen Klerus iſt es, wie geſagt, ſehr übel beſtellt; Leute aus den niederen Ständen, Bediente u. dergl. geben ſich ein paar Jahre bei einem Pfarrer in die Lehre und treten, wenn ſie die Weihen empfangen, ihr Amt an. Außerdem ſucht der Ausſchuß der Geiſtlichkeit in Italien und Spanien hier ſein Fortkommen. Zu predigen verſtehen ſehr wenige und daher kommt es, daß ſolche, die hierin Einiges leiſten, ſehr geſucht ſind und von einzelnen Gemeinden für ſehr hohes Honorar für ein beſtimmtes Feſt eingeladen werden.

Ein ſpaniſcher Prieſter, dem der Ruf ungewöhnlicher Gelehrſamkeit vorausging, machte aus dieſem Predigen ein völliges Gewerbe, indem er für das Honorar von 20, 30 oder 50 Thalern in dieſer oder jener Stadt bei feſtlichen Gelegenheiten predigte. Pater Gonzales — ſo hieß derſelbe — war aber auch Philoſoph und erbat ſich bei einem Miniſter, einem jungen Manne, der den Pariſer Elegant ſpielte, die Erlaubniß aus, an der Univerſität (!!) Vorleſungen über Philoſophie zu halten — ein ganz neuer, unerhörter Gegenſtand in Montevideo — er machte auch ſeine Sache gar nicht ſchlecht, ſprach, ſtatt im landläufigen Schwulſte zu faſeln, klar und verſtändig, aber am Schluſſe kam heraus, daß er ſich mit fremden Federn geſchmückt hatte. Er ließ mit großer Dreiſtigkeit den gehaltenen Vortrag drucken und zwar unter dem Titel: „Annalen der Akademie der Philoſophie und der freien Künſte zu Montevideo, Heft I.“ —

Er hatte ſich die Freiheit genommen, den in neuerer Zeit berühmt gewordenen ſpaniſchen Philoſophen Balmes abzuſchreiben. Auch ſeine Abendzirkel für Aeſthetik auf der Univerſität hatten Unglück. Die jungen, wißbegierigen Leute wollten mit ihrem Meiſter Disputationen anknüpfen, und da verſagte dieſem ſeine Wiſſenſchaft. Der Fremdling verſchwand und Akademie, Aeſthetik, Philoſophie und alle pompöſen Ankündigungen waren nach zwei Monaten gänzlich vergeſſen.

Die Schilderung der Univerſität und der daran abgehaltenen Examina klingt nicht gerade ſehr erbaulich; trotz der pompöſen Namen, trotz der Fülle der Unterrichtszweige befindet ſich doch Alles im allerelementarſten Zuſtande. Indeß Univerſität muß ſein, und auf etwas Schwindel kommt es eben ſo wenig an, als im Lande der Yankees, wenn auch der Schwindel im Unterrichtsweſen dort einen weſentlich verſchiedenen Charakter hat.

Algebra heißt es und die vier Spezies ſind es: letztere reichen vollſtändig aus, um die glänzendſten Geſchäfte zu machen. In Uruguay braucht man wahrſcheinlich eine Univerſität, um prachtvoll ſpaniſch klingende akademiſche Grade zu ertheilen und den verſchiedenen politiſchen Don's einen Anſtrich von Gelahrtheit zu verleihen. Praktiſch ſind übrigens auch dieſe Südamerikaner, und wenn auch nicht im Arbeiten, ſo doch im Geſchäftchenmachen.

Das junge Mädchen verheiratet ſich oft mit 14 Jahren und der junge Mann muß mit 14 Jahren bereits ſein Geld verdienen. Meiſtens wird er Kaufmann und deshalb muß er ſpaniſch und franzöſiſch, auch wohl engliſch und deutſch ſprechen. Wenn er ſich nur verſtändlich macht, und dreiſt iſt er von Natur, ſo wird er ſich ſchon helfen. Mit welcher Wonne ſagt dann die Mutter: „Mein Sohn verdient ſchon eine halbe Onza den Monat. Ein ſolches Gefühl kann eine europäiſche Mutter ſchwerlich nachempfinden.“ —

Mit Schulegehen werden die Jungen nicht ſehr geplagt; was ſie lernen, iſt nicht weit her, aber doch erhalten ſie ihre Erziehung. „Der Vater führt ſeinen Sohn oft ins Theater, da ſieht und hört er Alles mit früh gereifter Kennermiene an Schauſpielen, Opern, Ballets. Schon ſehr früh kritiſiren die Knaben Schauſpieler und Sänger, wie auch Prediger und Generale.“

Natürlich werden aus ihnen famoſe Stutzer und Staatsmänner. „Wie ſie das Theater beſuchen, ſo ſtudiren ſie auch; wie ſie ſpazieren reiten, ſo denken ſie auch; wie ſie ſich elegante Kleider anlegen, ſo empfinden ſie auch. Es geht Alles hübſch ohne Nachtwachen, Sorgen und Schmerzen ab. Wenn ſie von einer Erfindung leſen, ſo glauben ſie, ſie hätten es ſelber erfunden.“

So viel über Land und Leute. Es gäbe noch eine Menge Punkte, über die wir hier ſprechen könnten, allein der uns zugemeſſene Raum erlaubt es uns nicht.

Gegen das Ende des Buches kommt der Verfaſſer auch auf die deutſche Einwanderung zu ſprechen und äußert ſich darüber ziemlich hoffnungsvoll. Freilich iſt ſeine Vermuthung, daß das Land in Zukunft von politiſchen Kämpfen und Revolutionen verſchont bleiben werde, nicht eingetroffen. Viele deutſche und engliſche Kaufleute, welche in Montevideo wohnhaft ſind, ſprechen ſich zwar vorſichtig über den Erfolg einer Koloniſation, aber doch ſtets günſtig über die Einwanderung aus Eine kompakte Einwanderung muß es zu etwas bringen; Ackerbaukolonien, weiſe dirigirt, müſſen hier gelingen, dies iſt das Urtheil vieler erfahrener Leute. Die von

Digitized by Google

Herrn Radolfo Schmidt im Auftrage des Herrn Wilhelm Fender in Baſel gegründete Ackerbaukolonie Nueva Helvetia hat bis jetzt fleißigen und ſittlichen Landleuten einen angenehmen Aufenthalt gewährt. Dicht neben ihr befindet ſich die Kolonie von 60 Waldenſerfamilien, denen allerdings durch eine Aktiengeſellſchaft, die reichen Gewinn ziehen wollte, harte Bedingungen auferlegt wurden, die ſich indeß bei der großen Fruchtbarkeit des Bodens raſch aus ihren Verpflichtungen herausarbeiteten. Die Arbeiten und Vorſchläge des früheren braſilianiſchen Generalkonſuls, Herrn J. J. Sturz, der nun Generalkonſul für Uruguay in Berlin iſt, finden eine günſtige Beurtheilung. Wir haben in unſeren Blättern verſchiedene Male davon geſprochen.

Kleine literariſche Revue.

— **Homer und die Aeſthetik.***) Es iſt ein löblicher Zweck, den der Verfaſſer des unten näher bezeichneten Werkchens verfolgt, der Zweck nämlich, das Augenmerk der Eltern und Lehrer einmal nachdrücklicher auf die äſthetiſche Erziehung zu lenken und die Methode zu entwickeln, wodurch dieſelbe erfolgreich in Haus und Schule eingeführt werden kann. Die abſolute Grundlage der äſthetiſchen Erziehung erblickt der Verfaſſer in der Ausbildung des epiſchen Sinnes, desjenigen Organes der Phantaſie, welches bei den Völkern ſowohl, als bei dem einzelnen Individuum vor der lyriſchen und dramatiſchen Stimmung erwacht. Dem entſprechend werden die Ilias und die Odyſſee, welche die reinſte Norm der epiſchen Poeſie ſind und die größte Verwandtſchaft mit der jugendlichen Phantaſie haben, als unentbehrliche und unerſetzliche äſthetiſche Bildungsmittel dargeſtellt. Für andere Anſtalten als Gymnaſien iſt natürlich eine Ueberſetzung zu Grunde zu legen. Selbſtverſtändlich kann mit der Lektüre des Homer nicht begonnen werden, derſelben muß die Pflege des Naturſinnes und des Verkehrs mit der Natur, ſowie die Pflege des geſelligen Spiels vorangehen. Die erſte poetiſche Koſt, die auf der Grundlage des innigen Verkehrs mit der Thierwelt gereicht werden ſoll, iſt die Fabel, das Thiermärchen, das Thierepos. Die Pflege des geſelligen Spiels bezweckt zumeiſt Erweckung des echten Genoſſen- und Kameradengeiſtes, lehrt Unterordnung und fordert Selbſtgefühl, Muth, Klugheit und Raſchheit. Die Anſichten des Verfaſſers über die eigentliche Homer-Lektüre ſind zwar nicht durchaus neu, ihre Befolgung wäre aber vielleicht im Stande, unſere Zeit ein wenig über den Standpunkt der reich vergoldeten lyriſchen Anthologien und des unvermeidlichen ſentimentalen Klaviergeklimpers zu erheben, überhaupt eine gründlichere äſthetiſche Bildung anzubahnen. Beſonders beherzigenswerth iſt, was der Verfaſſer über das Zeichnen ſagt. Der letzte Abſchnitt des Büchleins behandelt Homer als die Vorſchule für die Göthe-Lektüre.

— **Kulturbilder aus Hellas und Rom.** Mehr und mehr ſcheint diejenige Klaſſe der Philologen im Abſterben begriffen, die den logiſchen Nutzen der Sprachſtudien als den einzigen betrachten und ihren Schülern durch ein todtes Regel- und Formelweſen den Geſchmack an den Schätzen von Hellas und Latium für immer gründlich verbittern. Dagegen nimmt die Zahl derjenigen zu, die, weil ihnen die Sprache die edelſte und duftigſte Blüthe der geiſtigen Entwickelung einer Nation iſt, neben der formalen Erklärung eines Schriftwerkes die reale nicht nur berückſichtigen, ſondern vielmehr in dieſer die ſicherſte und nothwendigſte Grundlage für jene finden. Unter den literariſchen Erſcheinungen der Gegenwart, die als ein Beweis für dieſe Richtung der Philologie gelten können, nimmt einen rühmlichen Platz das Buch ein, deſſen erſter Band unter dem obigen Titel kürzlich im Verlage von E. Wiedemann zu Leipzig die Preſſe verlaſſen hat. Der Verfaſſer, der ſich unter ſeinen Fachgenoſſen bereits einen guten Namen erworben, wird ſicherlich durch dieſe neueſte Gabe die Zahl ſeiner dankbaren Freunde vermehren, und zwar nicht bloß unter den Gelehrten, ſondern überhaupt unter Allen, die auf eine allgemeine, höhere Bildung Anſpruch machen. Sind die „Kulturbilder" doch vorzugsweiſe für letztere berechnet, was ſchon daraus hervorgehen dürfte, daß der Verfaſſer es für überflüſſig gehalten hat, ſein Buch mit derjenigen Beigabe auszuſtatten, in der ſo Viele den eigentlichen Schmuck eines gelehrten Werkes zu erblicken ſcheinen: wir meinen erläuternde Bemerkungen und Angabe der Quellen. Dennoch wird der kundige Leſer ein genaues und ſorgſam prüfendes Studium derſelben nirgends vermiſſen, wie überhaupt das ganze Buch ein beredtes Zeugniß von dem umſichtigen Fleiß ablegt, mit welchem der Verfaſſer in das geiſtige und geſellſchaftliche Leben des klaſſiſchen Alterthums und auch des nachfolgenden, ſogenannten ſilbernen Zeitalters eingedrungen iſt. Es gilt dies natürlich nur von dem Inhalt; der Styl dagegen iſt durchaus modern, im guten Sinne dieſes Wortes, und erinnert nirgends an jenen fremdartigen Zwang, den leider ſo oft noch in der Gegenwart deutſch ſchreibende Philologen unſerer Mutterſprache anthun. Wie glücklich es aber der Verfaſſer verſtanden, überall den modernen Standpunkt feſtzuhalten, von welchem aus er uns den Blick in die ſo entfernt liegenden Zeiten eröffnet, dies deuten ſchon nicht wenige der Ueberſchriften an, unter denen er die verſchiedenen Theile ſeines reichhaltigen Stoffes zuſammenfaßt. So weiß er uns ganz Anziehendes zu erzählen von „den Profeſſoren und Studenten und von dem Muſik-Dilettantismus der römiſchen Kaiſerzeit," von „den geſelligen Spielen," den „Banquiers, Banken und Geldkriſen" von „den Handwerkern, Fabrikanten und Zünften," von „den griechiſchen Milizen und Landsknechten," von „der Polizei" u. A. Im Ganzen enthält der erſte vorliegende Band achtzehn derartige Aufſätze, von denen, wie der Verfaſſer ſelbſt am Ende ſeines Vorwortes angiebt, einige, wenn auch zum Theil in weniger ausgeführten Skizzen, ſchon früher im „Ausland" und in den „Grenzboten" veröffentlicht worden ſind — und, wie wir wohl mit gutem Rechte hinzufügen dürfen, auch in dieſer erſten Geſtalt ſich die allgemeine Zufriedenheit der Leſer erworben haben. P. M.

— **Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen.** Das kürzlich ausgegebene Heft des „Arbeiterfreund"*) iſt beſonders reich an volkswirthſchaftlich und ſozialwiſſenſchaftlich anziehenden Artikeln. Es iſt zwar hauptſächlich wieder der wackere Herausgeber, Herr K. Brämer, allein, der den ganzen preußiſchen „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſen" vertritt; gleichwohl iſt kaum ein einziger Zweig des wichtigen Themas der Arbeiter-Genoſſenſchaften und der Arbeiter-Bildung darin unvertreten. Die in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Aufſätze betreffen: 1) die Bildung der Arbeiterkinder; 2) die Stellung der Ultramontanen zur Arbeiterfrage; 3) die belgiſchen Genoſſenſchaften zu gegenſeitiger Hülfe; 4) die deutſche Arbeiter-Bewegung unſerer Tage; 5) der Verein für Familien- und Volks-Erziehung in Berlin; 6) die Baugenoſſenſchaften; 7) kleinere Mittheilungen über Arbeiter-

*) Die äſthetiſche Erziehung und Homer als die Grundlage derſelben. Dargeſtellt von Dr. Chriſtian Semler. Dresden, Ehlermann. 1864.

*) Zeitſchrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. Zweiter Jahrgang, zweites Heft. Berlin, Otto Janke 1864.

Digitized by Google

Bildungsvereine ꝛc. und 8) die inneren Angelegenheiten des Centralvereins, über welche Angelegenheiten freilich nicht viel mitzutheilen iſt — es müßte denn ſein, daß die nächſte ordentliche General-Verſammlung der Mitglieder am 27. October d. J. in Berlin ſtattfinden wird.

— **Der Sozialiſmus vom ultramontanen Standpunkte.** Gegenüber den individualiſirenden und in gewiſſem Sinne ariſtokratiſchen Tendenzen der Evangeliſchen in Frankreich hat ein Theil des katholiſchen Klerus zu jeder Zeit mit ſeiner Popularität in den unteren Volksſchichten renommirt, und von Zeit zu Zeit liebäugelt auch wohl ein höher geſtellter Partei-Genoſſe mit den Wünſchen und Anſchauungen der Populace. Freilich muß er dabei ſo grobe Täuſchungs-Mittel anwenden, muß ſo toll ins Zeug und in kraſſe, ungereimte Behauptungen gehen, daß ſelbſt unſere Feudalen in dieſer Beziehung bei ihm noch lernen könnten.

Einem ſolchen Verſuch, bei dem man nicht weiß, ob die Keckheit des Autors oder die vorausgeſetzte Naivetät des Leſers mehr zu bewundern iſt, enthält auch ein kürzlich in Luxemburg erſchienenes franzöſiſches Buch vom ultramontanen Standpunkte.*)

Die Einleitung verweiſt auf ein früheres Werk deſſelben Verfaſſers, welches zum Zweck hat, den Beweis zu führen, daß bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein die katholiſche Kirche Trägerin der Civiliſation geweſen ſei; die vier erſten Theile des vorliegenden Werkes verdammen die reformatoriſchen, philoſophiſchen und revolutionären Doktrinen der vier letzten Jahrhunderte nebſt ihren Urhebern und Verbreitern zum tiefſten Pfuhl der Hölle, und das fünfte Buch enthält wieder eine Glorifikation der römiſchen Kirche, namentlich auch des weltlichen Papſtthums.

Bezeichnend iſt der Schluß mit einer Apoſtrophe an die Gegner: „Revolutionäre! Es iſt genug des Zornes, der Galle, der Verheerungen. Eure Schritte haben überall zu tiefe Spuren gelaſſen, als daß euer Andenken je vergeſſen werden könnte! Ihr habt den Ruhm erhalten, nach dem ihr geiztet, ſeid zufrieden. Stoßet um's Himmels Willen die Welt nicht noch mehr dem Abgrunde zu.... Achtet den Prieſter als den beſcheidenen Pionier der Civiliſation ... Entſchließt euch in euer früheres Dunkel zurückzukehren: die Welt wird aufathmen und die ſoziale Umwälzung vollendet ſein.“

Uebrigens erweiſt ſich der Verfaſſer nicht unbekannt mit der theologiſchen Literatur, namentlich Deutſchlands. E. S.

Literariſcher Sprechſaal.

Der vom Prof. Dr. Brugſch herausgegebenen „Zeitſchrift für ägyptiſche Sprache und Alterthumskunde“**) wird von dem franzöſiſchen Aegyptologen Vicomte de Rougé das Prognoſtikon geſtellt, daß ſie, „als eine der intereſſanteſten wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, die Kenntniß des alten Aegyptens außerordentlich erweitern und die Zahl der gelehrten Aegyptologen überall vermehren werde.“ Gleichzeitig theilt der Vicomte in der gedachten Zeitſchrift (Juni 1864) ein Bruchſtück des von ihm auf ſeiner letzten Reiſe in Aegypten aufgefundenen altägyptiſchen Gedichtes „Pentaur“ mit. Ferner iſt in derſelben Nummer nähere Mittheilung über den von dem ſchleſiſchen Reiſenden Herrn Dümichen im Tempel von Edfu aufgefundenen geographiſchen Kalender enthalten, der ſehr viel zur Aufhellung der altägyptiſchen Geographie beitragen kann. Auch dieſem Reiſenden giebt der Vicomte de Rougé, der mit ihm in Edfu zuſammentraf, ein ſehr ſchmeichelhaftes Zeugniß. Herr Dümichen befindet ſich jetzt in Luxor, auf der rechten Seite des alten Theben, wo er ebenfalls mit dem Studium von Denkmälern und Inſchriften beſchäftigt iſt.

— Die neue Geſammt-Ausgabe von Berthold Auerbach's Schriften*) ſchreitet raſch ihrer Vollendung entgegen. Kürzlich ſind der neunzehnte und der zwanzigſte Band erſchienen, erſterer neben einigen Novellen unter dem gemeinſamen Titel „Deutſche Abende“ ein paar treffliche, anregenden, tiefen Gedanken reiche Beiträge zur Beurtheilung Leſſing's, Schiller's und Goethe's, und letzterer eine Charakteriſtik J. P. Hebel's enthaltend, wobei der Verfaſſer Gelegenheit hat, ſich über Volksſchriften, über „die Dichtung aus dem Volke“ und die „Dichtung für das Volk“ auszuſprechen — was aus der Feder Auerbach's, als ein Einblick in des Dichters der Schwarzwalder Dorfgeſchichten eigene Kunſtwerkſtätte, um ſo anziehender iſt. Gewiß kann es für die gewählte Bibliothek ſinniger Frauen, denen es um eine edlere, dem Herzen wohlthuendere Unterhaltung zu thun iſt, als die meiſten modernen Romane darbieten, kein werthvolleres, angenehmeres Geſchenk geben, als dieſe „geſammelten Schriften Berthold Auerbach's“.

Im Intereſſe der Reiſenden, welche durch Geſundheitsrückſichten gezwungen ſind, ein mildes Klima für die Wintermonate aufzuſuchen, machen wir auf eine treffliche kleine Schrift des Dr. Schaer, hannoverſchen Regierungs-Badearztes in Rehburg, aufmerkſam, die ſo eben unter dem Titel: „Klimatologiſche Skizze über Pau“ erſchienen iſt.**) Wir haben bereits früher in dieſen Blättern auf den genannten Kurort im ſüdlichen Frankreich hingewieſen und können dies mit beſtem Gewiſſen wiederholen, indem wir die Schrift von Dr. Schaer empfehlen; ſie wägt in der unparteiiſchſten Weiſe alle Vortheile und Nachtheile des Klima's von Pau ab und giebt auch Fingerzeige, für welche Grade von Bruſtleiden es am heilſamſten wirkt. Dr. Schaer iſt, als Badearzt, ein tiefer Kenner der traurigen Krankheiten der Lunge und Athmungswerkzeuge geworden und hat aus rein menſchenfreundlichem Intereſſe mehrjährige Winterſtudien in Pau gemacht, deren Reſultate die obige Schrift mittheilt. Kranke mit aufgeregtem und überreiztem Nervenſyſtem, geſtörter Blut-Cirkulation, ſei es, daß letztere in Folge des erſten allein oder durch materielle Störung der Lungen und namentlich des Herzens bedingt iſt, werden ſich in Pau beſonders wohl fühlen. Jedoch rathen wir ihnen, die Schrift ſelbſt zu leſen, damit ſie auch von den praktiſchen Rathſchlägen über die Art der Reiſe u. ſ. w. Vortheil ziehen können. Dr. Schaer iſt neben unſerm berühmten Landsmann, Profeſſor Traube in Berlin, der kundigſte Wohlthäter aller Bruſtkranken, und es iſt für dieſelben gewiß die troſtreichſte Ausſicht, daß er auch den nächſten Winter in Pau zubringen wird, wo er namentlich deutſchen Kurgäſten ſeine milde Fürſorge angedeihen läßt. J. v. H.

*) L'Eglise, la Réforme, la Philosophie et le Socialisme au point de vue de la civilisation moderne, par Eugène Mahon de Monaghan. Luxembourg, Bruck.

**) Leipzig J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung. Preis für 12 Lieferungen jährlich 2⅔ Thlr.

*) Stuttgart. Cotta, 1864.

**) Bremen, Eduard Hampe.

Digitized by Google

So eben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher für Politik und Literatur.
October 1864.

Inhalt: Eduard Lasker, Vor und nach der Regentſchaft. I. — Ludwig Noack, Der Feind im Weinberge des Herrn (Strauß und Renan) I. — Ludwig Bamberger, Ein Vademecum für deutſche Unterthanen. — Hermann Reuchlin, Für Thron und Altar. Ein Miniaturbild aus Carmona. — Em. Emeras, Ein belletriſtiſcher Papſt. — Alfred Woltmann, Die Berliner Kunſtausſtellung des Jahres 1864. I. — H. B. Oppenheim, Ein Wort über politiſche und ſtaatsbürgerliche Pflichterfüllung.

(543)

Die deutſchen Jahrbücher ꝛc. erſcheinen in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.
Berlin, im October 1864. **J. Guttentag.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Humboldt (Wilhelm von) Rom.

Ein Gedicht. Zweite Auflage. gr. 8. 7½ Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (548)

Verlag von **J. Guttentag** in Berlin.
Soeben iſt neu erſchienen:

Bilder aus dem Alterthume.
Fortſetzung.

Cleopatra.
von
Adolf Stahr.
Gr. 8vo. Eleg. geheftet. Preis 2 Thlr.

Im vorigen Jahre erſchien:

G. E. Leſſing.
Sein Leben und ſeine Werke.
Von
Adolf Stahr.
Vermehrte und verbeſſerte Volks-Ausgabe. Dritte Aufl. 1864. 2 Bde. Geh. 2 Thlr., geb. 2⅔ Thlr. (535)

Soeben erſchien:

Waitz, Georg, Kurze Schleswig-holſteiniſche Landesgeſchichte. Gr. 8. VII und 203 S. Geh. Preis 1 Thlr. (541)
Kiel. **Ernſt Homann.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

Lehrbuch des Schachspiels
von
D. Harrwitz,
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritsky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (549)

Geſellſchaftsreiſe
nach
Aegypten
auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünſchen entſprechend wird die Unternehmung der Geſellſchaftsreiſen nach Konſtantinopel und Athen, welche ſich großer Theilnahme und des beſten Erfolges erfreuten, nun auch die erſte Geſellſchaftsreiſe **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „öſterreichiſchen Lloyd“ in Trieſt organiſiren.

Die Abreiſe von Trieſt erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte
einſchließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reiſe u. ſ. w. iſt:

400 Gulden.

Das Reiſe-Programm
iſt zu erhalten in der Gerold'ſchen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerſtraße), an den auch alle Briefe zu richten ſind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung.“ (538)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. **H. Steinthal.** Zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen. (24 Bogen.) 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

„Da die Darstellung der Art ist, dass man dem Verfasser fast überall ohne besondere Vorkenntnisse zu folgen vermag, so ist diese Schrift ganz vorzüglich geeignet, einem jeden, der Sinn für das eigenthümliche Leben der Sprachen mitbringt, die grosse Mannigfaltigkeit des menschlichen Sprachbaues, auf feste Gesichtspunkte zurückgeführt, summarisch vor Augen zu führen. — Wir scheiden von dem Verfasser mit Dank für reiche Belehrung und Anregung.“ — (550)
Literar. Centralblatt.

Im Verlage von Heinrich Schindler in Berlin erſchien ſoeben: (536)

Keuſch, Dr. R. Die nordiſchen Götterſagen. Mit Holzſchnitten von L. Pietſch. 8. geh. 20 Sgr.

Im G. Grote'ſchen Verlage in Hamm iſt ſoeben erſchienen:

Hiecke, R. H. Reden und Aufſätze. Herausgegeben von Dr. G. Wendt, Director des Gymnaſiums zu Hamm. Mit Hiecke's Portrait. Preis 1 Thlr.

Im vorigen Jahre erſchien:

— — **Geſammelte Aufſätze zur deutſchen Literatur.** Herausgeg. von Dr. G. Wendt. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr. (540)

Soeben erſchien bei Theodor Thomas in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Alter des Menſchengeſchlechts
auf der Erde und der Urſprung der Arten durch Abänderung, nebſt einer Beſchreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Engliſchen des **Sir Charles Lyell** von Dr. **Louis Büchner.** Autoriſirte deutſche Uebertragung nach der dritten Auflage des Originals. Mit zahlreichen Holzſchnitten. 30 Bogen. Preis: Broch. 2⅓ Thlr. Gebd. 2⅔ Thlr. (537)

Nunmehr liegt **vollſtändig** in prächtiger Ausſtattung vor und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Preußiſche Expedition nach Oſt-Aſien
während der Jahre 1860—1862.
Reiſe-Skizzen aus Japan, China, Siam und der indiſchen Inſelwelt
von
Guſtav Spieß,
Kommiſſar an Bord Sr. Maj. Schraubenkorvette „Arcona.“

Mit 8 Tondbildern, vielen Porträt-Tableaus und 120 Illuſtrationen.

Vollſtändig: Preis elegant geheftet 3 Thlr. = 5 Fl. 15 Kr. rh. In reich vergoldetem engl. Einband 4 Thlr. = 7 Fl. rh.

In dieſem Reiſebericht liegt dem Publikum ein Werk vor, welches für jeden Gebildeten, namentlich aber für die kaufmänniſchen Kreiſe von hohem Intereſſe iſt. Der Verlauf jener denkwürdigen Expedition iſt ſo friſch geſchildert, daß der Leſer gewiſſermaßen ein Begleiter ihrer intereſſanten Fahrten und Ergebniſſe wird. Nicht nur daß das Buch durch ſeine große Anzahl von Illuſtrationen auf das Auge des Beſchauers beſonderen Reiz ausübt, ſondern es wirkt auch anregend, zuerſt durch die Fülle der ſich aneinander reihenden Schilderungen von Erlebniſſen, ſodann durch Beleuchtung der Verhältniſſe von Handel und Verkehr und einer reich entwickelten Induſtrie in jenen entfernten Ländern im äußerſten Oſten Aſiens, dabei zu mannichfachen Unternehmungen auffordernd. Der größere Theil der gelungenen Illuſtrationen wurde nach am Orte ſelbſt aufgenommenen Handzeichnungen und Photographien gefertigt. (539)

Otto Spamer's Verlagshandlung.

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung von **„Deutsche Bibliothek, herausgegeben von Heinrich Kurz.“ Verlag von J. J. Weber in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 42.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 16. Oktober **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Briefe an Ludwig Tieck. Das deutſche Theater und die Shakſpeare-Ueberſetzungen . . . 658
Ein Eiſenbahn-Sanitätsbericht 660
Ein Wort über Steinkohlen in deutſchen Hauptſtädten 661

Frankreich.

Der Stand des Volksunterrichts in den Mädchenſchulen 662
Bibliographie der auf Liebe, Frauen und Heirat bezüglichen Werke 664

England.

Thackeray's Biographie 665

Italien.

Der Koſtenpunkt 667

Kleine literariſche Revue.

Die ruſſiſchen Finanzen 669
Lehrſtuhl für Volkswirthſchaft in Paris . . 670
Braſilien und Uruguay 670
Das altnordiſche Leſebuch 670
Literariſcher Sprechſaal 670

Im Verlage von Firmin Didot frères, fils & Cie in Paris sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lettres de la Marquise du Deffand à Horace Walpole. Nouvelle édition revue et complétée sur l'édition originale de Londres 1810 et précédées d'une notice sur Mme du Deffand par Mr. A. Thiers. 2 vol. in-18o. 2 Thlr.

Le Roman de la Rose par Guillaume de Lorris et Jean de Meurig. Nouvelle édition revue et corrigée par Francisque-Michel. 2 vol. in-18o. 2 Thlr. 20 Sgr. (557)

Das Werk ist im alten Französisch des 14. Jahrhunderts gedruckt, alles Unverständliche jedoch durch Noten, Anmerkungen und Uebertragungen in's heutige Französisch erläutert.

Weſtermann's

Illuſtrirte Deutſche Monatshefte

eröffnen mit October ein **neues Abonnement** mit Nr. 1 der zweiten Folge. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

Subſcriptionen werden in allen Buchhandlungen und Poſtanſtalten angenommen. (559)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth. 21 Thlr.

Seperate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches — 1790—1803.
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (560)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Leben der Griechen und Römer

nach antiken Bildwerken dargestellt

von (556)

Ernſt Guhl und **Wilhelm Koner.**

Handbuch

der baulichen, gottesdienstlichen, Kriegs- und Privat-Alterthümer der Griechen und Römer.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 535 in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. 49½ Bogen. geheftet. Preis 4 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr. (566)

Sold by all the principal booksellers on the Continent.

COLLECTION OF

BRITISH AUTHORS

TAUCHNITZ EDITION.

Vol. 1—742.

Each volume is sold separately at the very low rate of ½ Thaler = 2 Francs = 50 Cop.

This Collection will contain the new works of the most admired English and American Writers, immediately on their appearance, with copyright for continental circulation.

LAST NEW PUBLICATIONS.

ENOCH ARDEN, etc., by Alfred Tennyson, 1 vol.
FRANK FAIRLEGH, 2 vols.
OUR MUTUAL FRIEND, by Chs. Dickens, vol. 1.
GEOFFRY HAMLYN, by Henry Kingsley, 2 vols.
SENSE AND SENSIBILITY, by Jane Austen, 1 vol.
SACRED ALLEGORIES, by the Rev. W. Adams, 1 vol.
ZOE'S 'BRAND', by the Author of "Recommended to Mercy", 2 vols.
HARD CASH, by Charles Reade, 3 vols.
THE POETICAL WORKS OF WORDSWORTH, 2 vols.
TOO STRANGE NOT TO BE TRUE, by Lady Fullerton, 2 vols.
JOHN LAW, by W. H. Ainsworth, 2 vols.
HAUNTED HEARTS, by the Author of „the Lamplighter," 1 vol.
THE TRIAL, by the Author of „the Heir of Redclyffe," 2 vols.
HENRY DUNBAR, by M. E. Braddon, 2 vols.
THE SMALL HOUSE AT ALLINGTON, by Trollope, 3 vols.
MAURICE DERING, by the Author of „Guy Livingstone," 1 vol.
BARBARA'S HISTORY, by Miss Edwards, 2 vols.
TARA, by Capt. Meadows Taylor, 3 vols.

IN THE PRESS:

LORD OAKBURN'S DAUGHTERS, by Mrs. Wood.
BEATRICE, by Miss Julia Kavanagh. (561)

In der J. C. Krieger'ſchen Buchhandlung in Caſſel erſchien ſoeben:

Aus dem Leben des K. Boyer. Oberſten Karl Freiherrn von Ditfurth. Beitrag zur Geſchichte der Kriege von 1792—1809. gr. 8. Mit 2 Karten. Preis 25 Sgr. (555)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Briefe an Ludwig Tieck.*)

Das deutſche Theater und die Shakſpeare-Ueberſetzungen.

Wir kommen auf dieſe in Nr. 35 des „Magazin“ bereits kurz angezeigte Briefſammlung zurück, um deren Anſchaffung Allen zu empfehlen, die ſich für die Geſchichte der deutſchen Literatur in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts und insbeſondere für die des deutſchen Theaters lebhaft genug intereſſiren, daß ihnen die Behandlung dieſer Geſchichte durch eine einzelne, wenn auch noch ſo talentvolle und objektive Feder nicht genügt. Hier liegt dieſe Geſchichte, von hundert Federn dargeſtellt, vor, und zwar meiſtens von ſolchen Federn, die ſelbſt mitgewirkt am Theater und an der Literatur. Allerdings erzählen ſie uns nur, was ſich eben in dem Augenblicke, da ſie geſchrieben, begeben hatte, aber wie uns das Bild einer Schlacht, die uns ein Augenzeuge ſchildert, der ſelbſt mitgefochten, mehr zu intereſſiren und zu feſſeln vermag — obwohl es eben nur einzelne Epiſoden der Schlacht ſind, die er darſtellt — als das ausgeführte Gemälde eines Künſtlers, oder eines ſtrategiſch gelehrten Geſchichtſchreibers, ſo können auch dieſe an Tieck zu literariſchen, oder dramatiſchen Zwecken gerichteten Briefe mehr Intereſſe für die Zeitgenoſſen haben, als manches Geſchichtsbuch, das über dieſe Periode der Literatur geſchrieben iſt.

Ludwig Tieck bekleidete viele Jahre das Amt eines Dramaturgen an der Dresdener Hofbühne, und beſonders in dieſer Zeit wandten ſich viele Autoren, namentlich dramatiſche Schriftſteller und Künſtler, an den berühmten Redacteur der „Dramaturgiſchen Blätter“, deren maßgebendes Urtheil vielfach neben das von Leſſing's „Hamburgiſche Dramaturgie“ geſtellt wurde.

Kein deutſcher, kein ausländiſcher Autor von literariſchem Rufe kam nach Dresden, ohne den trefflichen Ueberſetzer und Erklärer Shakſpeare's, ohne den liebenswürdigen klaſſiſchen Vorleſer in dem Eckhauſe auf dem Alten Markte aufzuſuchen, und keiner reiſte von dort wieder ab, ohne den Namen Tieck's, mit Lorbeer umwunden, in ſein Gedächtniß einzutragen. Sicher durfte der Dichter auf dankbare Briefe von jedem ſeiner für Poeſie und Schönheit empfänglichen Beſucher zählen.

Wir finden unter den zweihundert Korreſpondenten der uns vorliegenden beiden erſten Bände folgende mit der dramatiſchen Literatur und Kunſt in Verbindung ſtehende Namen: St. Aubin, Karoline Bauer, Bauernfeld, Bernhard von Beskow, Graf von Brühl, Frau von Chezy, Payne-Collier, Matthäus von Collin, Deinhardſtein, Eduard Devrient, Carl Devrient, Joh. Joach. Eſchenburg, Guſtav Freytag, Eduard Genaſt, W. A. Gerle, Göthe, Grabbe, Hering (Wilibald Alexis), Charlotte von Hagn, Hebbel, Ludwig Heiberg, Holtei, Karoline Jagemann, Iffland, Karl Immermann, Alex. Kaufmann, Hans Köſter, Friederike Krückeberg, Küſtler, Heinrich Laube, Karl Lebrun, Ludwig Löwe, Otto von der Malsburg, Felix Mendelsſohn-Bartholdy und Meyerbeer.

Die reichſte Ausbeute für Geiſt und Herz liefern die ſiebenzehn Briefe Karl Immermann's, denen auch einige Briefe ſeiner vortrefflichen Gattin hinzugefügt ſind. Immermann hatte damals in Düſſeldorf jenes berühmte Muſter eines Stadttheaters gegründet, das den Beweis lieferte, wieviel eine wahrhaft äſthetiſche Theaterleitung, die von einem gebildeten Publikum unterſtützt wird, bei ſelbſt ſehr eingeſchränkten finanziellen Hülfsmitteln (an deren Knappheit leider das Theater zuletzt untergehen mußte) zu leiſten vermag. Hätte ſich damals in Düſſeldorf, wie in Berlin, Weimar oder Dresden, ein fürſtlicher Mäcen gefunden, der den Ausfall der Theaterkaſſe deckte — ſo wäre dort das bisher vergebens geſuchte deutſche National-Theater hergeſtellt worden.

Immermann giebt in den Briefen an Tieck über den Fortgang ſeiner Verſuche Nachricht. Die Erfahrungen, die er mit dem profanum vulgus der Zuſchauer und mit dem nicht minder alles Poetiſche mit Füßen tretenden Volke der Schauſpieler macht, ſind eben nicht ermuthigend für den freiwilligen Theater-Direktor. Aber ſeine Begeiſterung für das Ideale und Schöne iſt ſo groß, daß er immer von Neuem wieder an ſeine Verſuche geht, das Publikum wie die Schauſpieler heranzubilden. Hören wir einmal zunächſt, wie ſich Immermann im Jahre 1834, nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin über den dortigen verdorbenen Theater-Geſchmack ausſpricht. Er ſchreibt:

„In Berlin lernte ich zwar Ihren Freund Steffens kennen, ſah ihn aber für meinen Wunſch zu wenig, wie das in der großen Stadt, wo Jeder nur in ſeinem Kreiſe ſich bewegt, bei kurzem Aufenthalte zu geſchehen pflegt. Das jetzige Treiben dort hat mir wenig gefallen; ich glaube auch kaum, daß es Ihnen behagen würde. Es fehlt durchaus an einem großen, durchgreifenden Intereſſe, ſei es für Gegenſtände des öffentlichen Lebens, ſei es für Kunſt und Wiſſenſchaft. Was man jetzt dort Liebe zur bildenden Kunſt neunt, iſt auch ſo weit nicht her; wenigſtens klagten gerade die erſten Künſtler, die mir in dieſer Hinſicht ihr Vertrauen ſchenkten, über Mangel an erwärmenden Begegnungen in dieſer Sphäre. Hier, wie in den übrigen Kunſt-Sphären iſt nichts ſichtbar, als eine gewiſſe unruhige Lebendigkeit, eine Beſchäftigung mit den Dingen ohne Glauben und Enthuſiasmus.

„Was die ſogenannten Dichter und Literaten betrifft, ſo ſind ſie unter aller Kritik. Dieſe Leute halten von ſich und von Anderen nichts; damit iſt ihr Weſen hinreichend gezeichnet.

„Der Sinn für Poeſie und ein gewiſſer, freierer Literatur-Geiſt könnte ſich, der Natur der Sache nach, nur durch ein bedeutendes Theater, das ſich wunderbare, neue, tiefſinnige Aufgaben ſtellte, wieder erwecken laſſen. Und da iſt nun, wie ich glaube, auf zwei Menſchenalter hin, methodiſch verwüſtet worden. Die Berliner Bühne hat keine Fehler mehr; ſie iſt negativ geworden, ſie ſtagnirt.

„Ich habe Manches geſehen, was ganz gut geſpielt ward, aber Alles war Routine, Dienſt, Reglement, und nirgends konnte ich den Funken eines Talents, das ſich auf eigenthümliche Weiſe Luft machen wollte, erblicken. Einiges, wie „Wallenſtein“, „Kaufmann von Venedig“, war ſo ſchlecht und geiſtlos, daß ich mich ſchämen würde, es hier in Düſſeldorf ſo mit meinen Anfängern zu produziren. Im „Kaufmann von Venedig“ gab Rott den Shylock — von dem er ja einmal bei Ihnen ſagte, er ſpiele ihn ganz hoch und ernſt — noch mehr als gekniffenen Schacherjuden, als weiland Devrient.*)

*) Ausgewählt und herausgegeben von Karl v. Holtei. Vier Bände. Erſter und zweiter Band. Breslau, Ed. Trewendt, 1864.

*) Wir möchten hier gegen dieſe Bemerkung in Bezug auf Ludwig Devrients Darſtellung des Shylock Proteſt einlegen. Unſere Erinnerung an den Shylock des genialen deutſchen Schauſpielers ſagt uns poſitiv, daß er, abweichend von den damals uns bekannten engliſchen Darſtellern dieſer Rolle, den von den vornehmen Venezianern getretenen Wurm, der ſich krümmt und bäumt, nicht aber den Schacherjuden gab, wie ihn die Engländer auffaßten. D. R.

Digitized by Google

„Dieſer Zuſtand der Dinge iſt um ſo mehr zu beklagen, als eigentlich die ganze Stadt ein Bedürfniß nach einem guten Theater hat, ohne welches ſie ja auch weniger, als jede andere exiſtiren kann. Die Häuſer ſind voll, und man nimmt auf Berliniſche Weiſe Theil, ſelbſt an der gegenwärtigen Mittelmäßigkeit. Es ließe ſich alſo wohl hoffen, daß, wenn die Anſtalt die Sache aus dem Geſichtspunkte der gegenwärtigen deutſchen Kultur griffe, für eine Reihe von Jahren wieder etwas Beſſeres dort entſtehen könnte.

„Mein hieſiges Theater-Projekt, deſſen Realiſirung ich Ihnen eben gern melden wollte und leider noch nicht melden kann, beruht gerade darauf, die Literatur und die Poeſie wieder mil der Bühne in Verbindung zu ſetzen. Es iſt dies nicht unmöglich, wenn man die Sache vorſichtig erfaßt und nicht zuvlel auf einmal von den Leuten verlangt. Hin und wieder muß man ſich auch accommodiren können; wenn man aber das thut, ſo weiß ich durch ſelbſt gemachte Erfahrungen, daß die Menſchen nicht ſo unempfänglich für Feineres und Tieferes ſind, als ſie gemacht werden.

„So werde ich z. B., wenn mein Theater zu Stande kommt, gleich im erſten Winter Ihren Bläubart bringen und bin über den Erfolg ganz ruhig. Ich werde mich aber nach der Lehre des geſtiefelten Katers richten, nämlich gar nicht ſo thun, als ob dies etwas Beſonderes wäre, es mit dem übrigen Repertoir ſacht herankommen laſſen, und die neue Speiſe ſoll genoſſen ſein, ehe man noch gewußt, daß ſie zubereitet worden iſt.

„Bis mir die Leitung im Ganzen vertraut wird, fahre ich fort, hier im Einzelnen thätig zu ſein. Ich habe nach meinen Ideen „Egmont“, „Nathan“, Braut von Meſſina“ und „Andreas Hofer“ in die Szene geſetzt, wobei mir Seydelmann aus Stuttgart ſehr behülflich war, der eine Zeitlang hier gaſtirte. Ich habe Sie nie von ihm ſprechen hören; wenn Sie ihn nicht kennen, ſo thut es mir leid. Mir iſt er eine neue, wahrhaft künſtleriſche Erſcheinung, die durch harmoniſches Zuſammenwirken von Verſtand und Phantaſie, Präciſion und weiſe Beſchränkung immer etwas höchſt Wohlthuendes hat. Sein Carlos im „Clavigo“ iſt nach meinem Gefühl ein Meiſterſtück, wie man nur eines auf der Scene ſehen kann. Groß und ſonderbar, abweichend von der gewöhnlichen Darſtellungsweiſe, faßt er den Mephiſtopheles in Göthe's „Fauſt“, und in leichten, komiſchen oder hiſtoriſchen Maslen iſt er unübertrefflich.“

Die Düſſeldorfer Briefe Immermann's reichen vom 18. Juli 1831 bis zum 15. Juli 1840, alſo bis wenige Wochen vor ſeinem am 26. Auguſt erfolgten Ableben. Sie enthalten auch viele intereſſante Aufſchlüſſe über ſeine eigenen poetiſchen Schöpfungen, namentlich über den „Merlin“, die „Epigonen“, das „Trauerſpiel von Tyrol“ und den „Alexis.“ Wir lernen auch hieraus den edeln Dichter, der die Poeſie nur um ihrer ſelbſt willen liebte, immer mehr ſchätzen und lieben.

Shakſpeare, ſeine Bearbeitung für die deutſche Bühne und der in Düſſeldorf gemachte Verſuch, ſeine Stücke auf einem Theatergerüſt der Shakſpeare-Zeit und mit den einfachen ſceniſchen Hülfsmitteln der letztern aufzuführen, bildet ebenfalls ein Hauptthema der Korreſpondenz. Tieck ſchreibt darüber an Immermann (in einem ausnahmsweiſe auch von dem Erſteren hier abgedruckten Briefe): „Im Weſentlichen bin ich gewiß mit Ihrer Einrichtung der Bühne (zur Aufführung des „Macbeth“) einverſtanden. Was könnte doch geſchehen, wenn man allenthalben guten Willen hätte und die Herren Komödianten nicht, trotz des ewigen Kunſtgeſchwätzes, ihre eigene kleine Perſon weit höher, als Shakſpeare und Göthe ſchätzten. Von Garrick und Schröder kann bei dieſer verwöhnten Eitelkeit ſchon gar keine Rede mehr ſein! Nur daß Sie bei dem ſchwachen Macbeth von Schiller haben Hülfe ſuchen müſſen, thut mir leid. Wenn Sie einmal Zeil haben und vergleichen, werden Sie finden, daß dort — ganz nach Eſchenburg gearbeitet — der Sinn in den größten Momenten und bedeutendſten Stellen ein ganz anderer iſt; Sie werden finden, daß ich auch von den Engländern in der Erklärung großer Poeſie-Worte abweiche. Auch haben wir uns bemüht, die Verſe ſelbſt ſprachfähig zu machen: ſie klingen, wo es ſein muß, rund und voll.“

Ueber die Art und Weiſe, wie Shakſpeare zu überſetzen ſei, laſſen wir hier einen an Tieck gerichteten Brief des talentvollen Alexander Kaufmann, eines jungen Rheinländers (aus Bonn) folgen, der zu jener Zeit in Berlin lebte, wo er mit Heinrich Stieglitz und Moritz Veit befreundel war, und damals vom „Lear“ eine Ueberſetzung geliefert hatte, die ſich auch Tieck's unbedingten Beifall erwarb. Kaufmann ſchrieb am 4. Juli 1829 an Tieck:

„Wenn ich gleich nur zu gut fühle, daß es mir unmöglich wird, jetzt ſchon die hohen Anforderungen, die Sie — und gewiß auch ich ſelbſt — an einen Ueberſetzer des großen Dichters mache, überall zu befriedigen, ſo kann ich doch ſchon jetzt bemerken, welchen wohlthätigen Einfluß das immer wiederholte Streben nach dieſem Ziele auf meine Arbeit übt.

„Aus der beiliegenden Probe des König Lear, die in den letzlen Tagen ganz umgearbeitet wurde, werden Sie gewiß mit Freude bemerken, daß Ihre Saat nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen iſt, daß dieſelbe im Ganzen der, wegen ihrer Worttreue gerühmten Voſſiſchen Ueberſetzung von 1819 in dieſer Hinſicht nicht nachſteht und zuweilen noch wörtlicher iſt, ohne der Sprache jene Gewalt anzuthun, die dem Voſſiſchen Shakſpeare ſo ſehr ſchadet.

„Ich halte es für die erſte Pflicht des Ueberſetzers, den Sinn, die Intention, im Ganzen die Totalwirkung einer Stelle, namentlich ihr eigenthümliches Leben in Sprache und Rhythmus wiederzugeben und erſt für eine zweite, dies — ſoweil es die Natur unſerer Sprache zuläßl — mil denſelben Worten und Stellungen zu thun, wie ſie das Original hat; ich bin der Meinung, daß man ſogar unermüdet ſtreben müſſe, Beides zu erreichen, daß aber im Kolliſionsfalle die letztere Rückſicht der erſteren weichen müſſe.

„Es kann, wenn ich hier von Nachahmung des Rhythmus im Ganzen rede, natürlich nicht meine Anſicht ſein, daß man ſklaviſch Alles nachahmen müſſe, denn es giebt natürlich eine Menge Stellen, wo auf den beſtimmten Rhythmus kein großes Gewicht gelegt werden kann, wo ein anderer eben dieſelbe Wirkung hervorbringt, und der eben gewählte mehr aus der Beſchaffenheit der Sprache, als aus dem Gegenſtand oder einer beſondern Intention des Dichters hervorgeht. Noch weniger aber konnte mich bei der Arbeit die ſchülerhafle Befolgung eines hergebrachten Versſchemas verleiten, an die Stelle einer genialen Unregelmäßigkeit des Originals die oft ſo höchſt wirkſam iſt, jene nüchterne Regelmäßigkeit treten zu laſſen. Denn bei Shakſpeare, wie bei jedem wahren Dichter entſcheidet nur der Gegenſtand über die Form, er giebt ſich gleichſam von ſelbſt dasjenige Gewand, das ihm am beſten paßl. Gebrauch der Proſa und des Verſes, im Allgemeinen ſowohl, als die Behandlung jeder dieſer Formen insbeſondere, folgt lediglich jener höheren Rückſicht, dem Charakter des Sprechenden, dem Inhalt ſeiner Rede, der Situation, der Gemüthsſtimmung; und gerade dieſes innige Verwachſen der Form mit ihrem Gegenſtand zeichnet neben ſo vielem Andern den großen Dichter vor Allen aus, und muß vorzüglich vom Ueberſetzer nachzuahmen geſucht werden.

Digitized by Google

„Es hat mich daher ſehr gewundert, daß Schiller die ganze erſte Scene des fünften Aktes im Macbeth, die für das Erwähnte den augenſcheinlichſten Beweis giebt, dadurch ihrer Wahrheit beraubt hat, daß er ſie in regelmäßigen Jamben wiedergab. Dies wie manches Andere machte mich glauben, daß er wohl nur der proſaiſchen Ueberſetzung gefolgt iſt und dieſelbe für den Gebrauch der Bühne eingerichtet und verſifizirt habe, ohne dabei das Original zu vergleichen. Denn ſonſt hätte er gewiß gefühlt, wie ſehr hier die mannigfaltig wechſelnde Form motivirt iſt, wie die leichte Konverſations-Proſa der den Akt beginnenden Reden des Arztes und der Kammerfrau durch den Gegenſtand bedingt ſind, wie ſich aber auch dieſelbe, wenn der Arzt aus den Erforſchungen des Zuſtands der Nachtwandlerin allgemeine Bemerkungen zieht, hebt, und mehr rhythmiſchen Klang erhält, und namentlich, welchen Kontraſt hierzu die Reden der Lady Macbeth bilden.

„In unruhigen, abgebrochenen, heftig hervorſtürzenden Lauten, einzeln rhythmiſch, aber zerriſſen wie ihr Gemüth, und ſcheinbar ohne Verbindung wie ein Traum, malt ſich ihre ganze Seelenqual; dann wieder dazwiſchen die ruhig beobachtenden Bemerkungen und Formen des Arztes, und die theils gewählteren Antworten der mehr in das wahre Geheimniß eingeweihten Kammerfrau und endlich die rhythmiſche Schlußſtelle der Lady Macbeth, wo ihre Seele durch den einen Gegenſtand des Königsmordes ganz in Anſpruch genommen iſt und ihre Rede zuſammenhängend wird, und nach ihrem Weggehen die allgemeinen Betrachtungen des Arztes wegen des gehobenen Gegenſtandes in Verſen und in vollem Reim ſchließend. Das iſt kein Zufall und noch weniger, wie vielleicht manche der Herren Editoren „glauben", „an extreme negligence in numbers." Nein das iſt die Freiheit des Genius, der mit dem Kunſtwerk zugleich ſeine Regel ſchafft.

„Es bedarf übrigens nicht ſo auffallender Stellen, um das Geſagte zu beweiſen, die Belege ſind im ganzen Shakſpeare zerſtreut, oder vielmehr der ganze Shakſpeare iſt nur ein Beleg dazu. Sie verzeihen mir gewiß dieſe Ausführung, da Sie ihr Motiv wohl durchſchaut haben. Aus meinem unfertigen Manuſkript konnten Sie zwar ſehen, was mir gelungen war und was nicht, aber nicht wonach ich ſtrebte, und ſelbſt viele der Mängel, die Sie mir in dieſem Manuſkript anmerkten, waren in meinem eigenen Manuſkript, das ich zurückhielt, ſchon verbeſſert, und ſehr leid war mir's, dieſe Beſſerungen wegen der ſchnellen Abreiſe des Herrn Profeſſor von Raumer nicht abſchreiben zu können.

„Ihren Rath, mich mit Shakſpeares Zeitgenoſſen bekannt zu machen, habe ich ſogleich befolgt, während meiner Krankheit den größten Theil der in der „Continuation of Dodsley's old plays" enthaltenen Stücke von Marlowe, Lily, Marſton, Decker, Chapman u. A. geleſen und daraus manches Schätzbare für den Shakſpeare gelernt und mir geſammelt. Jetzt ſtudire ich Ben Jonſon in der trefflichen Gifford'ſchen Ausgabe und werde mit dieſen Studien immer fortfahren, da ich ſehe, wie nothwendig ſie ſind. Ich hätte dies gewiß ſchon früher gethan, wären mir nicht in Potsdam alle dieſe Werke, ſo wie überhaupt auch für den Shakſpeare aller kritiſcher Apparat abgegangen. Ich konnte dort bei meiner Ueberſetzung nur die Fleiſcher'ſche Ausgabe benutzen, da ich leider keine andere beſaß; was alſo dieſelbe von ſchlechten Leſearten und Emendationen in ihrem Text hat, das ging in meine Ueberſetzung über, nicht aus eigener Wahl, und weil ich den Editoren zu ſehr vertraute, (denn die ertappt man ja, wie ich mich ſchon aus früheren Studien überzeugt hatte, überall auf Verkehrtheiten) ſondern weil mir die Leſearten der alten Ausgabe fehlten, und mir alſo nichts übrig blieb, als meiner Ausgabe zu folgen. Ich hatte mir jedoch die Vergleichung der alten Ausgaben und die Erforſchung des Urtextes, ſowie die Abänderung meiner Ueberſetzung nach dieſem Reſultat bis zu meiner Ankunft in Berlin vorbehalten und habe mir nun die Varianten der großen Folio von 1623 von Macbeth und Lear ſchon geſammelt. Die andern alten Ausgaben jedoch konnte ich nicht bekommen, und auch in den neueren engliſchen Ausgaben, die ich bis jetzt verglichen, fand ich keine vollſtändige Angabe der Varianten. Die meiſten derſelben haben gar keine, und auch diejenigen, die dergleichen haben, ſind mehr bedacht, die gewählte Leſeart zu vertheidigen, als dem Leſer zur eignen Wahl und Beurtheilung einen vollſtändigen Apparat zu geben. Die Baſeler Ausgabe ſcheint mir noch die vollſtändigſte, aber auch hier vermiſſe ich die Angabe der abweichenden Versabtheilung, und ſelbſt wo ich ſie verglichen habe, oft die Angaben der Leſearten der Folio. Es würde mir höchſt erfreulich ſein, wenn Sie mir hierin Ihren gütigen Rath ertheilen wollten."

Tieck's Anſichten über Shakſpeare haben ſogar engliſche Kritiker und Herausgeber ſeiner Werke kennen zu lernen geſucht, wie ein Brief Payne Collier's aus der Zeit beweiſt, wo dieſer noch nicht verſucht hatte, die ſtets rege Wißbegier der Engländer nach neuen Nachrichten über Shakſpeare durch eigene Fabrikationen zu befriedigen. Der berühmte ſchwediſche Dramatiker Bernhard von Beskow ſagt in einem Briefe an Tieck vom 28. Februar 1835, daß er ſich in England, wo er lange gelebt, nicht weniger als ſiebenundzwanzig ſtarke Bände mit verſchiedenen engliſchen Kritiken und Erklärungen Shakſpeares angeſchafft, daß ihm jedoch kein Engländer den großen Dichter ſo richtig aufgefaßt und erklärt zu haben ſcheine, als Tieck, der, wie der Genius der Deutſchen überhaupt, den fremdländiſchen Genius ſich vollſtändig zu aſſimiliren wiſſe.

Wir glauben durch dieſe wenigen Proben hinlänglich dargethan zu haben, wie reichhaltig und belehrend die vorliegenden Briefe ſind. Holtei ſagt mit Recht, daß dieſe Briefe für die Nachwelt ein Zeugniß ſein werden, in welchem Lichte Ludwig Tieck ſeit dem Beginn ſeines poetiſchen Jugendlebens bis zum Abſchluß hohen Alters als Dichter, als Gelehrter, als Kritiker, als Vorleſer, als Dramaturg, als Menſch, Freund, Rather, Förderer, Wohlthäter, bei drei Generationen ſeiner Mitwelt geſtanden.

Der wackere, alte Holtei, der ausdrücklich aus Graz wieder nach Schleſien gekommen war, um hier ein Jahr lang, in der Nähe der einzigen Tochter Tieck's, dieſe Briefe zu ordnen, mit eingeſtreuten, biographiſchen und andern Notizen auszuſtatten und demnächſt druckfertig zu machen, hat ſich dadurch den Dank aller Freunde des verſtorbenen Dichters und der deutſchen Literatur des verfloſſenen halben Jahrhunderts erworben. J. L.

Ein Eiſenbahn-Sanitätsbericht.

Die Oeſterreichiſche Südbahn-Geſellſchaft veröffentlicht einen von ihrem Oberarzt, Herrn Dr. Richter in Wien, verfaßten Bericht über den Geſundheits-Zuſtand ihres Perſonals und über den Sanitätsdienſt, welcher letztere nach dem Muſter der großen franzöſiſchen Eiſenbahnen organiſirt und viel praktiſcher und vorſorglicher für das Publikum, wie für die Eiſenbahn-Beamten, als auf andren öſterreichiſchen und deutſchen Bahnen eingerichtet iſt.

Vierzehn Tabellen geben zum Theil in Zahlen, zum Theil in graphiſcher Darſtellung, eine genaue Darlegung aller einſchlägigen

Digitized by Google

Verhältniſſe. Es handelt ſich allerdings um kein kleines Perſonal: 11,660 Köpfe ſind es, welche die Geſellſchaft arzneilich zu verpflegen hat. Es wäre intereſſant, die Sanitäts-Verhältniſſe dieſes bedeutenden Perſonals mit einem entſprechenden Theil der öſterreichiſchen, oder einer andern Armee zu vergleichen; wir müſſen darauf verzichten, da es ſich hier nicht um ein Referat für ein Fach-Journal handelt und können nur aus dem mit großer Sorgfalt nach einem genau überdachten Plane zuſammengeſtellten Material einige intereſſante Details hervorheben.

Es waren während des Jahres 1863 von dem ganzen Perſonal (11,660 Köpfen) überhaupt einmal krank 7680 Köpfe und zwar von den 8980 Köpfen der nördlichen und öſtlichen Gruppe der Bahnlinien (Wien, Trieſt, Kärnthen, Ungarn, Croatien) 5000 Kranke; von den ſüdlichen Bahnen (Italien und Südtyrol) bei einem Perſonal von 2679 Köpfen waren krank 2680. Das Prozent-Verhältniß der ſüdlicheren Bahnen iſt alſo im Allgemeinen ein ungünſtigeres.

Die Kranken ſind geſchieden in ſolche, welche, trotz ihrem Leiden, ihre Dienſte noch verſehen konnten, und in Schonungs-Kranke; Erſtere bilden den bei weitem größten Theil. Abſtrahiren wir von jenen Leichtkranken, ſo waren von dem geſammten Perſonal der Linie Wien-Trieſt und Kärnthen krank 14, von der Ungariſch-Croatiſchen 23, in Nordtirol 29, von der Linie Italien und Südtirol dagegen 96 Prozent.

Das Reſumé der Heilreſultate konſtatirt zunächſt, daß keine einzige Krankheits-Gruppe mit einem über das Normale ſteigenden Mortalitäts-Verhältniß belaſtet iſt. Ja, ſelbſt die Summe der Verletzungen, dieſe ſo ſehr gefürchtete Rubrik der mediziniſchen Eiſenbahn-Statiſtik, ſammt dem ſich ergebenden Mortalitäts-Verhältniß iſt mit einem nur ſehr geringen Quotienten verzeichnet. Von 100 Verletzten wurden völlig geheilt 94, es ſtarb 1. Die Todesfälle in Folge von Verletzungen waren überdies in vorwiegender Mehrzahl nicht im Dienſt oder, wenn im Dienſt erfolgt, dann durch eigene Unvorſichtigkeit der Betroffenen.

Von den verſchiedenen Kategorien des Perſonals erkrankten von den Beamten auf den nördlichen Bahnen 39 Prozent, von den Amts- und Kanzleidienern 94, von den Kondukteuren und Packern 115, von den Bahnwächtern 74, von den Stationsaufſehern 24, von den Wagenſchiebern 54, von den Maſchinenführern, Wärtern und Heizern 115, von den Bahnarbeitern und Tagelöhnern 45 Prozent. Auf den italiäniſchen Bahnen iſt der Prozentſatz überall größer, ſo beiſpielsweiſe bei den Wagenſchiebern 213 Prozent.

Die Sanitäts-Verhältniſſe der nördlichen Bahnſtrecken erſcheinen nach dem Bericht abſolut günſtig. Es lag leider nicht in der Natur des Berichtes, die Verhältniſſe zu erörtern, welche auf den italiäniſchen Strecken der Südbahn eine verhältnißmäßig und abſolut ſo hohe Mortalität hervorriefen. Vielleicht beſpricht der Herr Verfaſſer ſpäter einmal die urſächlichen Momente dieſer nationalen Abweichung. Jedenfalls aber hat derſelbe in ſeinem Berichte ſehr viel intereſſantes Material zur Geſundheits-Statiſtik der Eiſenbahn-Beamten geliefert — eines Zweiges der Statiſtik, der, obwohl er ein ſehr naheliegendes, praktiſches Intereſſe darbietet, bisher faſt noch gar nicht bearbeitet worden iſt.

Ein Wort über Steinkohlen in deutſchen Hauptſtädten.

„Sind die engliſchen Steinkohlen beſſer als die ſchleſiſchen?" *)

Mit der Beantwortung dieſer Frage beſchäftigt ſich eine uns vorliegende, von dem oberſchleſiſchen berg- und hüttenmänniſchen Verein veranlaßte und von dem Lehrer an der Bergſchule zu Tarnowitz, Herrn Grundmann, verfaßte kleine Schrift.

In den nördlichſten und nordöſtlichen Provinzen des preußiſchen Staates, wo die nahe Seeküſte die wohlfeilere Herbeiführung der engliſchen Steinkohlen möglich macht, hat bisher, trotz der ſehr niedrigen Frachtſätze, zu welchen jetzt die preußiſchen Eiſenbahnen die ſchleſiſchen, die weſtfäliſchen und die Saar-Kohlen befördern, der ausſchließliche Verbrauch der engliſchen Steinkohlen nicht beeinträchtigt werden können. Aber auch in Berlin, wo die engliſche Steinkohle mindeſtens ebenſo viele, wo nicht mehr Frachtkoſten veranlaßt, als die einheimiſche, und wo der Marktpreis für engliſche Steinkohlen den für ſchleſiſche bedeutend überſteigt, hat die erſtere noch nicht überall von der letzteren verdrängt werden können. Vielfach iſt hier noch das Vorurtheil verbreitet, daß die ſchleſiſche Kohle der engliſchen an Güte nachſtehe und daß für gewiſſe Zwecke, z. B. bei der Gewinnung des Leuchtgaſes, die engliſchen Fettkohlen durch die ſchleſiſchen nicht zu erſetzen ſeien. Dieſem Vorurtheile nun tritt der Verfaſſer der vorliegenden Schrift entgegen, indem er an der Hand der Wiſſenſchaft und der Experimentation den Beweis liefert, daß, was den Brennwerth betrifft, die beſten Sorten der oberſchleſiſchen Steinkohlen den beſten Sorten der engliſchen mindeſtens gleichſtehen, die minder guten engliſchen aber von den minder guten oberſchleſiſchen in einigen Eigenſchaften ſogar übertroffen werden. Selbſt die engliſche Gasbeleuchtungs-Geſellſchaft in Berlin hat während der Dauer des letzten däniſchen Krieges Verſuche mit oberſchleſiſchen Steinkohlen gemacht, die nicht zum Nachtheil der letzteren ausgefallen ſind.

Während Berlin auf dieſe Weiſe durch die Konkurrenz fortdauernd beſſer und billiger mit Steinkohlen verſehen wird, was nicht wenig zum Aufſchwunge ſeiner Induſtrie beiträgt, hat die Stadt Breslau den ganz unbegreiflichen und gar nicht zu entſchuldigenden Fehler begangen, ein Octroy von allen Steinkohlen zu erheben, die dort verbraucht werden. In der Nähe der großen Kohlen-Reviere gelegen, hat dieſe große Stadt mit ihren zahlreichen Bildungsmitteln und Gewerben mehr Gelegenheit, als die meiſten anderen deutſchen Hauptſtädte, ihrer Induſtrie in der Weiſe der großen Städte Englands den größten Aufſchwung zu verleihen — aber der Stadt Breslau iſt es um eine jährliche Mehreinnahme von 40—50,000 Thlrn. zu thun, und darum hat ſie ſeit dem Jahre 1859 eine Steuer auf die Steinkohlen gelegt, was natürlich ſo gut als ein Hemmſchuh für die Induſtrie iſt.

Wien bezieht jetzt ebenfalls ſeinen Steinkohlen-Bedarf aus Oberſchleſien. Leider fehlt es dort jedoch aus ſehr natürlichen Gründen an der engliſchen Konkurrenz, und darum muß die öſterreichiſche Hauptſtadt, die den oberſchleſiſchen Steinkohlen-Lagern viel näher liegt, als die preußiſche, das ihrer Induſtrie ſo unentbehrliche Brennmaterial noch einmal ſo theuer bezahlen, als Berlin. Die „Kaiſer Ferdinands-Nordbahn" beutet nämlich ihr „ausſchließliches Privilegium" auf die unvolkswirthſchaftlichſte Weiſe aus. Sie ſchadet dadurch nicht bloß dem öſterreichiſchen Gewerbefleiß, ſondern auch ſich ſelbſt auf das Empfindlichſte; denn ihr Güter- und beſonders ihr Kohlenverkehr würde den gegenwärtigen Umfang deſſelben um das Dreifache überſteigen, wenn ſie die Fracht-Tarif-

*) Breslau, Verlag von Ed. Trewendt, 1864.

Digitized by Google

ſätze um die Hälfte reduzirte. Die Erfahrung aller Eiſenbahnen außerhalb Oeſterreichs hat Jeden, der ſehen will, überzeugt, daß die Rentabilität der Bahnen durch hohe Frachtſätze nur benachtheiligt wird. Unmöglich aber kann Oeſterreich das „ausſchließliche Privilegium" der Nordbahn auch fernerhin, wie bisher, zum Schaden ſeines Gewerbefleißes ausnutzen laſſen.

Wir entnehmen nachſtehende Zuſammenſtellung einer öſterreichiſchen Quelle: „Oeſterreich iſt der verhältnißmäßig kleinſte Kohlen-Konſument auf dem Kontinente. Frankreichs Konſum erreicht 304 Millionen Zollcentner, von denen es 116 Millionen aus dem Ausland einführen muß. Der Konſum des Zollvereins iſt von 116 Mill. Centner im Jahre 1848 auf 297 Mill. Centner im Jahre 1857 geſtiegen, der Preußens allein von 96,4 Mill. Centner im Jahre 1848 auf 249 Mill. Centner. Gegenwärtig hat es Preußen bereits dahin gebracht, daß es den fünften Theil der ungeheueren Kohlen-Production Englands erzeugt. — Der Kohlen-Konſum Oeſterreichs dagegen erreichte 1848 nur 12,8 Mill. Wr. Centner, und ſteigerte ſich bis incluſive 1862 nur auf 81,3 Mill. Centner. Gegen 27 kr. Gruben-Preis für die beſte Steinkohle in Preußen, ſtellt die beſte öſterreichiſche der Nordbahn ſich auf 40 kr. Gegen 9 kr. der beſten Braunkohle dort, ſtellt ſich die beſte hier, in der Alpengruppe auf 47 kr., in den Sudeten und Karpathenlanden auf 20 kr. Aerger aber wird die Kohle noch durch den Frachtpreis vertheuert. Bei ganzen Wagenladungen zu 200 Centnern werden von den verſchiedenen Bahnen für die gleiche Meilenzahl, nämlich für 10 Meilen von 10—19 kr. in allen Preisſtufen berechnet — für 15 Meilen von 10—25 kr. — für 20 Meilen von 14—32 kr. — für 25 Meilen von 22—35 kr. — für 30 Meilen von 24—41 kr. — für 35 Meilen von 28—47 kr. — für 40 Meilen von 32—54 kr."

Sind denn aber nicht auch noch andere Wege, als der der Nordbahn, von Wien nach Schleſien aufzufinden? Die ſchleſiſche Steinkohle von Waldenburg liegt der öſterreichiſchen Gränze ſehr nahe, und eine Eiſenbahn von Wien über Znaim und Iglau nach Pardubitz würde, unter Vorausſetzung des Ausbaues der kurzen Strecke zwiſchen Schwadowitz und Waldenburg, die Kaiſerſtadt ſehr bald in den Beſitz wohlfeilerer Steinkohlen bringen. J. L.

Frankreich.

Der Stand des Volksunterrichts in den Mädchenſchulen.

Wiederholt haben wir Gelegenheit gehabt, in dieſen Blättern das Recht zu beleuchten, mit welchem Frankreich beanſprucht, an der Spitze der Civiliſation zu ſtehen; wir haben nachgewieſen, wie vielfach die moraliſchen und geiſtigen Lücken der modernen imperialiſtiſchen Geſellſchaft ſind. In Frankreich ſelbſt iſt man ſich in den Kreiſen, die keine Veranlaſſung haben, in die Lobpoſaune der neuen Aera zu ſtoßen, klar genug über dieſe Lücken. Die Revue des deux Mondes z. B. hat in den letzten Jahren die öffentlichen Schäden blos gelegt und ſcharf kritiſirt. Man ſcheute ſich, gegen dies Journal Gewalt anzuwenden: der goldene Eſel mußte dieſe Feſtung ſtürmen, die vom 1. Januar 1865 ab das Feldgeſchrei aus dem Preßbüreau des Miniſteriums des Innern empfangen wird.

Heut darf dort noch die liberale Feder ſchreiben: wir finden in einem der letzten Hefte einen Artikel von der Hand des Akademikers Jules Simon über den Stand des öffentlichen Unterrichts für Mädchen, der dringende Abhülfe für die großen Schäden verlangt, und wir geben gern einen kurzen Auszug aus der Abhandlung des beredten Mannes, um ſo lieber, als wir dabei nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung an unſere heimiſchen Zuſtände denken dürfen.

Im heutigen Frankreich, ſagt Herr Simon, wird mit den Revenüen nicht ſparſam umgegangen; Uebelwollende behaupten ſogar, daß das Kapital angegriffen werde. Frankreich unterhält 400,000 Soldaten, zuweilen ſogar 420,000, die Marine zählt 259 Kriegsſchiffe ſtatt der 188, welche das Normalbudget anführt; die Gehälter der Großwürdenträger werden verdoppelt, verdreifacht, ja ſelbſt vervierfacht; ganze Flotten befinden ſich in China, in Cochinchina, in Mexiko, ganze Armeen in Mexiko und Rom. Wie weit entfernt ſind wir von den Zeiten, in welchen eine ſparſame Kammer eine ganze Seſſion hindurch debattirte wegen einer Summe von 6000 Francs: wer ſpricht heut von einem ſolchen Nichts? Die Einheit, um welche es ſich heut handelt, iſt die Million. Wir verſenken 300 ſolche Einheiten in Mexiko, wir haben deren 26 zur Unterſtützung des neuen Theaters verwendet. Wir finden jedes Jahr in dem unerſchöpflichen Schatze Frankreichs 1,500,000 Fr. für die Theater von Paris, 15 Millionen für die Zuchthäuſer, 5 Millionen und mehr für die Strafkolonie von Cayenne. Da die Millionen uns nichts mehr koſten, könnten wir nicht auch für das magere Budget des öffentlichen Unterrichts noch 5 oder 6 Millionen finden?

Das letzte Exposé der Lage des Kaiſerreichs weiſt nach, daß 600,000 Kinder im reiferen Alter gar keinen Unterricht empfangen, und daß unter denen, welche nominell als Schulkinder figuriren, eine ſehr große Anzahl gar nichts lernt.

Und unter denjenigen Kindern, welche gar keinen Unterricht empfangen, waren mehr als Dreiviertel Mädchen.

Ganz Frankreich hat 37,874 öffentliche Schulen für Knaben und nur 13,991 für Mädchen; es hat 37,500 Gemeinden: nehmen wir an, daß die 13,991 Mädchenſchulen vertheilt ſind in eben ſo viele Gemeinden (was offenbar eine viel zu günſtige Annahme iſt), ſo bleiben 23,509 Gemeinden übrig, in welchen alle öffentlichen Mädchenſchulen fehlen. Allerdings bleiben für dieſe Fälle noch die gemiſchten Schulen übrig: es giebt deren 18,147, in welchen 360,000 Mädchen Unterricht empfangen. In vielen Ländern des nördlichen Europas hat man das Prinzip der gemiſchten Schulen acceptirt: für Frankreich paſſen ſie nicht.

Die 13,991 Mädchenſchulen befinden ſich übrigens durchaus nicht in einem blühenden Zuſtande. Der Staat garantirt ihnen ihre Exiſtenz nicht: ſie ſind allein auf den guten Willen der Gemeinden angewieſen. Das letzte Exposé verſichert, daß die Lehrerinnen im Durchſchnitt eine Revenüe von 665 Fr. haben, d. h. für den Tag 1 Fr. 85 Centimes. Aber dieſe Rechnung, welche ein erträgliches Daſein nachwieſe, iſt falſch. Dieſen Durchſchnitt zu erreichen, hat man die Geſammt-Einkünfte zuſammengezählt und durch die Zahl der Lehrerinnen getheilt: man hat die verhältnißmäßig ſehr bedeutenden Beſoldungen der Lehrerinnen von den Inſtituten der größeren Städte mit eingerechnet, und dies Mißverhältniß zwiſchen dem Reichthum einer Minorität und dem Elend der Majorität hat die mittlere Zahl vollſtändig gefälſcht. Wir wollen nicht verſuchen, die Fälſchung wieder gut zu machen, wir wollen uns an eine andere Thatſache halten. Der Miniſter wollte das jährliche Gehalt jeder Lehrerin auf 500 Fr. erhöhen, allein die Berechnung ergab, daß für dieſen Zweck die Summe von 1,600,000 Fr. nothwendig wäre. Die Kammer ſchreckte vor dieſer Summe zurück:

Digitized by Google

es wäre gerecht geweſen, ſie zu verdoppeln. 4756 Lehrerinnen haben ein Jahreseinkommen zwiſchen 340 und 400 Fr., d. h. täglich 94 Cent. oder 1 Fr. 10 Cent., und dieſe gehören keineswegs zu den am ſchlechteſten beſoldeten. Diejenigen, welche die Ziffer von 340 noch nicht erreichen, ſind täglich auf 60 bis 75 Cent. angewieſen, für Wohnung, Kleidung und Unterhalt. Sie dürfen nicht betteln, das würde ihren Stand herabſetzen, ſie dürfen aus gleichem Grunde auch kein öffentliches Almoſen empfangen — wie leben ſie? wie können ſie leben?

Es iſt wahrlich ſchlimm genug, daß man dieſem Jammer gegenüber an Sparſamkeitsrückſichten denken muß: denn das iſt eine mörderiſche Sparſamkeit, die ſo viele arme Frauen zum Hunger verdammt. Würde denn das Brot dieſer 5000 Lehrerinnen das Budget um Milliarden vergrößern? Es iſt nicht bloß eine Sache der Gerechtigkeit und Humanität gegen dieſe Frauen, die den hochklingenden Namen Lehrerin tragen und den hohen Beruf haben, die künftigen Bürgerinnen und Mütter zu bilden; es handelt ſich in gleichem Maaße um das Wohl dieſer Zöglinge, deren Lehrerinnen ſchlecht vorbereitet ſind für ihren Beruf, meiſt in ſchlechter Stimmung, weil ſie Hunger leiden, und mit Sehnſucht nach einer Gelegenheit ſpähen, ihren ganzen Beruf aufzugeben.

Man hat dieſe letzterwähnten Uebelſtände längſt begriffen und einige Anſtrengungen gemacht, beſſere Lehrerinnen zu gewinnen. Frankreich hat 83 Normalſchulen (Seminare), in welchen 3304 Zöglinge zu Lehrern ausgebildet werden, hingegen nur 61 Inſtitute für weibliche Zöglinge, und die Zahl dieſer beträgt 1541.

Dieſe 61 Inſtitute beſtehen zu mehr als zwei Drittheilen nur aus Vorbereitungsſchulen von geringer Lehrfähigkeit. Man muß wünſchen, daß dies Mißverhältniß zunächſt beſeitigt werde. Die Lehrerinnen an den Inſtituten müſſen beſſer ſein, und man wird mit ſehr geringen Opfern beſſere gewinnen können, denn im Allgemeinen macht man in jenem Stande keine großen Anſprüche. Aber damit ein Inſtitut gedeihe, bedarf es auch der Zöglinge, und um Zöglinge zu gewinnen, muß man dieſen eine Laufbahn eröffnen. Ein Drittel der Kommunal-Lehrerinnen hat täglich 90 Centimes zu verzehren: man muß geſtehen, das iſt nicht verlockend. Um dies beſcheidene Gehalt zu gewinnen, muß eine Frau alle Tage ſechs Stunden lang kleine Kinder leſen und ſchreiben lehren: das iſt eine ſehr ermüdende Beſchäftigung. Sie hat keine Hoffnung auf ein Avancement, denn in die beſſeren Stellen wählen die ſtädtiſchen Behörden am liebſten jüngere Kräfte, nicht ältere, die bereits die Friſche verloren haben, und die Friſche verliert ſich ſehr raſch. Und hat ein ſolch armes Geſchöpf ohne Geld, ohne Avancement wenigſtens das Gefühl der Sicherheit und Würde in ihrer armen Schule? Nicht im Geringſten! Sie iſt von aller Welt abhängig, vom Bürgermeiſter, vom Pfarrer, vom Schulinſpektor, von den Eltern; der Pfarrer braucht ſie gar nicht abzuſetzen, er ſagt nur ein Wort, und der Orden ſchickt einige Schweſtern in die Gemeinde, welche eine geiſtliche Schule begründen.

Das iſt die Lage einer Frau, die aus dem Inſtitut in die Fremde gegangen iſt, in der Fremde lebt, ohne Eltern, ohne Freunde, vielleicht ohne einen einzigen Menſchen, mit welchem ſie über diejenigen Gegenſtände, die ſie intereſſiren, ſprechen könnte, denn in dem ganzen Dorfe iſt vielleicht nicht Eine Frau, die leſen kann. Allerdings hat ſie eine vom Staate garantirte Zufluchtsſtätte, wenn ſie 30 Jahre thätig geweſen und 60 Jahre alt iſt, 60 Jahre! Der Geſetzgeber hat nicht daran gedacht, was es heißt, dreißig Jahre lang Unterricht zu ertheilen bei einem täglichen Einkommen von 18 Sous!

Den Inſtituten fehlt es daher an weiblichen Zöglingen und in ſehr vielen Landgemeinden fehlt es in Folge deſſen an fähigen Lehrerinnen. An ihrer Stelle findet man unglückliche Frauen, welche der Verluſt ihrer Männer oder ihres Vermögens in Dürftigkeit geſtürzt hat und welche nur mit größter Mühe den niedrigſten Grad der Lehrfähigkeit ſich aneignen. Daher kommt es denn, daß die meiſten Landſchulen von geiſtlichen Schweſtern geleitet werden.

Solcher geiſtlichen Schweſtern finden ſich in Frankreich 40,500 — das iſt eine ganze Welt, die aus den verſchiedenſten Elementen zuſammengeſetzt iſt und ſich aus allen Klaſſen der Geſellſchaft rekrutirt. Sie bilden verſchiedene Genoſſenſchaften; mehrere von dieſen ſind an und für ſich reich und nehmen nur wohlerzogene und vermögende Mitglieder auf. Außerdem treiben ſie zur Vermehrung ihrer Einkünfte irgend ein Gewerbe, und die meiſten von ihnen werden gezwungen, ein ſehr arbeitſames Leben zu führen. Faſt jede Genoſſenſchaft hat ein Penſionat oder eine Schule, und dieſe Schulen können den privaten mit großem Erfolg den Rang ablaufen, da ſie das Schulgeld geringer normiren wegen ihrer übrigen Einkünfte.

Die Statiſtik ergiebt nun in der That, daß drei Viertel der Knaben in Laien-Schulen erzogen werden, mehr als die Hälfte der Mädchen dagegen von den geiſtlichen Schweſtern. Die Geiſtlichkeit legt darauf großes Gewicht: ſie hat die Erziehung der Frauen zur größeren Hälfte in ihren Händen; ſie flößt ihnen Eifer für die Religion ein, und wenn die Frauen auch nur in ſeltenen Fällen etwas über ihre Männer vermögen, ſo vermögen ſie doch Alles bei ihren Kindern, und die Folgen dieſes Einfluſſes liegen klar am Tage: In dem nur noch nominell katholiſchen Lande, wo der Indifferentismus alle Klaſſen der Geſellſchaft ergriffen hat, vom Philoſophen an bis zum Arbeiter, werden doch noch alle Kinder getauft und nehmen ihr erſtes Abendmahl, die Ehen werden in der Kirche eingeſegnet, und bei jedem Begräbniß wird das Gebet des Geiſtlichen gewünſcht. Iſt das ein Beweis der Inkonſequenz der Menſchen? Nein, das iſt der Triumph des Einfluſſes der Frauen.

Wir wollen uns im Intereſſe der Erhaltung der Religioſität darüber freuen, aber wir wollen auch nicht die großen Gefahren der Erziehung durch überwiegend geiſtlichen Einfluß vergeſſen, und wir wollen namentlich nicht vergeſſen, daß auch die geiſtlichen Schweſtern dem Grundübel der extenſiv unzureichenden Bildung nicht abhelfen. „Ich wage zu behaupten, ſagte 1862 Herr Michel Chevalier, daß auf dem Lande unter der ländlichen Bevölkerung zwiſchen dreißig und vierzig Jahren kaum Einer auf Zehn von Zeit zu Zeit ein Buch öffnet, um daraus etwas zu lernen. Unter den Frauen kaum Eine auf Zwanzig!“ Herr Chevalier ſpricht von Perſonen im Alter zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren. Es iſt glücklicherweiſe wahr, daß die Zahl der Ungebildeten ſich mit jedem Jahre verringert und daß ſich in gleichem Maaße das Mißverhältniß der Bildung bei Männern und Frauen verringert: aber dieſe Verringerung erfolgt mit einer troſtloſen Langſamkeit. Die Statiſtik von 1861 ergiebt ein Reſultat, mit dem ſelbſt der unerſchütterlichſte Optimismus nicht zufrieden ſein könnte: bei 100 Eheſchließungen betrug die Zahl der Männer, welche ihren Namen nicht unterſchreiben konnten, 29, und die der Frauen 44; auf dem Lande allein bei 100 Eheſchließungen 32 Männer und 48 Frauen. Nun bedenke man, daß ſehr Viele, die ſonſt weder ſchreiben noch leſen können, doch noch ihren Namen zu ſchreiben wiſſen. Wer wird noch zweifeln, daß man Alles aufbieten müſſe, um beſſere Lehrerinnen zu gewinnen?

Digitized by Google

Man ſucht für die Frauen möglichſt viele Laufbahnen zu eröffnen: die Laufbahn einer Erzieherin eignet ſich am meiſten für ſie, weil ſie darin am eheſten Gelegenheit haben, Pflichten einer Mutter zu erfüllen. Die 360,000-Mädchen, welche heut noch in den gemiſchten Schulen zuſammen mit Knaben unterrichtet werden, müſſen zunächſt ihre eigenen Lehrerinnen haben — dieſe Umänderung iſt zunächſt nöthig, weil die Eltern dieſer Mädchen noch in der Lage ſind, überhaupt eine Lehrerin bezahlen zu können. Die Zahl der Mädchenſchulen muß der der Knabenſchulen gleichkommen: die Knaben-Erzieher verlangen ein Budget von mehreren Millionen, die Lehrerinnen von einigen Hunderttauſenden. Oder iſt die Geſellſchaft etwa nicht intereſſirt bei der Frage von dem Unterricht der Mädchen? Allerdings haben die Frauen des Mittelſtandes nicht den Beruf, Geld zu erwerben, aber ſind die Frauen des vierten Standes nicht Arbeiter wie ihre Männer? Und da ſie eine geringere Körperkraft haben, iſt es nicht gerecht, daß ſie wenigſtens die Vortheile einer gleichmäßigen geiſtigen Erziehung genießen?

Das dringendſte Bedürfniß für die ſociale Geſellſchaft der Gegenwart iſt die Befeſtigung der guten Sitten, und das wirkſamſte Mittel, dieſes Ziel zu erreichen, iſt eine gute Erziehung der Frauen, auf daß der Mann ſein Haus liebgewinne und das Kind bei ſeiner Mutter außer der Pflege des Körpers auch eine gewiſſe Nahrung für den Geiſt finde. Logiſcherweiſe wird man zunächſt für eine allgemeine Verbreitung des primitiven Unterrichts ſorgen: das Budget muß belaſtet werden, und es handelt ſich um Opfer, die das Land bringen muß. Das wollen wir gern einräumen — aber wir behaupten, an dem Budget für den öffentlichen Unterricht darf nicht geſpart werden! Der Kriegsminiſter verlangt jährlich 27 Prozent des geſammten Budgets, der für den öffentlichen Unterricht erhält nur Ein Prozent. Den Volksunterricht ſparen, heißt an der Moral ſparen wollen!

So weit Heer Jules Simon. Wir meinen, die Wahrheit deſſen, was er ſagt, und die Nothwendigkeit deſſen, was er verlangt, liegt klar am Tage. Die Majorität der Gebildeten in Frankreich ſtimmt ihm bei, die meiſten Generalräthe haben im September d. J. ſich für Einführung des obligatoriſchen Unterrichts ausgeſprochen. Die gleißneriſche „France" bekämpft dieſen Vorſchlag mit großer Energie. Sie verbaerikadirt ſich hinter der Maske des Liberalismus: „Schulzwang, ſagt die France; der Menſch in Europa ſoll zur Bildung gezwungen werden! Entſetzlich! Wo bleibt da die individuelle Freiheit?" Man glaubt einen jungen Studenten zu hören, dem ſein Profeſſor die erſten Begriffe des Naturechts in ſeinen abſtrakten Grundlinien beigebracht hat!

Glücklicherweiſe iſt die Geſellſchaft rührig. Es iſt ein großes Verdienſt der Redaktion des „Siècle", mit Eifer für die Volksſchulen und für die Errichtung von Leſeſälen für Erwachſene zu kämpfen; ſchon 1863 begann das „Siècle" die bedeutendſten franzöſiſchen Klaſſiker für das Volk herauszugeben. Die „National-Bibliothek", wie ſie die Verleger nannten, erſchien gleich im erſten Jahre in 24 Bänden, und Auflagen von 12,000 Exemplaren erwieſen ſich als unzureichend. (Der Band für 2 Sgr.!)

Möchte das Unternehmen weiterhin gedeihen!

Bibliographie der auf Liebe, Frauen und Heirat bezüglichen Werke.*)

Daß Frankreich ſich als das klaſſiſche Land des modernen Frauen-Kultus betrachtet, iſt bekannt und in gewiſſem Sinne anerkannt, ob mit Recht oder Unrecht, darüber ſind die Meinungen getheilt. Vorliegendes Werk iſt eine bibliographiſche Kurioſität, die immerhin ihr berechtigtes Intereſſe hat und von ſehr großem, jedenfalls von weit größerem Werthe für Sammler und Literaturfreunde ſich erweiſen würde, wenn nur ein wenig „deutſche Gründlichkeit" darin waltete. Es werden die Titel mit kurzen Kommentaren, zum Theil Inhalts-Anzeigen von über 6000 Werken gegeben, da alle, wenn ſie auch nicht grade wiſſenſchaftlichen Werth beſitzen, doch als Zeichen der Zeiten, denen ſie entſproſſen, von Wichtigkeit ſind.

Bekanntlich haben unſer Geſchmack und unſer Feingefühl in ſolchen Dingen manche Wandlung erfahren. Worte, die Shakſpeare noch zur Zeit der jungfräulichen Königin ganz unbedenklich brauchen konnte, würden im heutigen England den Autor, der ſich ihrer bedienen wollte, moraliſch unfehlbar zu Grunde richten.

Die Frage der Vielweiberei beſchäftigte namentlich im 18. Jahrhundert viele Köpfe und Sinne. So befaſſen ſich namentlich zwei engliſche Werke mit dieſem wichtigen Problem. Sie ſind betitelt: „Reflections on Polygamy and the Encouragement given to that practice by the Old Testament," von Delamy (London 1737), und „Thelyphthora, or a Treatise on Female Ruin" von Dr. Maclan. Der letztere Autor, ein Doctor der Gottesgelahrtheit, verfocht mit bibliſchen ſowohl als philanthropiſchen Gründen ſeine Sache mit ſolcher Beredſamkeit, empfahl den Männern ſo dringend, ſich der Unterhaltung mehrerer Frauen zu befleißigen, daß ſeine Anhänger, die ſich namentlich aus den höheren Klaſſen rekrutirten, in allen Ländern großen Einfluß gewannen. Auch ein nachmaliger König von Schweden befand ſich unter ſeinen Gläubigen, und man ſoll ernſtlich daran gedacht haben, dieſe „bibliſche" Inſtitution in jenem Lande einzuführen. Wie Richard Still in ſeinem Buche „Vom Segen der Vielweiberei" erzählt, wurden dieſe Intentionen vom Adel mit großer Freudigkeit begrüßt, ſcheiterten aber dennoch an dem Widerſtande der Landesvertretung.

Gegen weibliche Eitelkeit und weibliche Schwächen ſind zu allen Zeiten eine Menge von Büchern und Schriften erſchienen; obwohl ein großer Theil derſelben aus der Feder geiſtlicher Schriftſteller gefloſſen iſt, kommen doch die gröbſten Zoten darin nicht allzu ſelten vor. George Abbot, Erzbiſchof von Canterbury, eine weltbekannte theologiſche Berühmtheit ſeiner Zeit und als einer der Bibel-Ueberſetzer vom Könige deſignirt, veröffentlichte folgendes Buch: „Der Impotenz-Caſus in einer merkwürdigen Unterſuchung von anno 1613 und der Prozeß zwiſchen Robert, Graf Eſſex und Lady F. Howard", in welchem eine Menge höchſt obſcöner Einzelnheiten vorkommen.

Lord Auckland gab ſeine eigenen „Reden für die Bill zur Verhinderung und thunlichſten Beſtrafung des Ehebruchs" heraus, in welchen er ſich mit einer ſkandalöſen Offenheit ausſpricht.

Unter „Morale Réligieuse" bringt der Bibliograph auch ein 1678 erſchienenes engliſches Werkchen: „A just and reasonable Reprehension of Naked Breasts and Shoulders, by Edward Cooke" und einen „Discours particulier contre les filles et femmes desbraillées, découvrant

*) Bibliographie des Ouvrages, relatifs a l'amour, aux femmes, au Mariage. 2e. édition, revue, augmentée, corrigée p. le Comte J... Paris, J. Gay.

Digitized by Google

leur Sein et portant des Moustaches“ von P. Juvernay (Paris 1637). Letzteres Werk, obwohl nur Broſchüre, iſt mit 36 Francs angezeigt, da es ſelten und geſucht iſt.

Wir können zum Schluß unſer Eingangs ausgeſprochenes Urtheil nur wiederholen, daß eine ſyſtematiſchere Anordnung und ſorgfältigere Sichtung des Stoffes den Werth des Werkes ganz bedeutend erhöht haben würde, und halten den dankbaren Gegenſtand der Aufmerkſamkeit wiſſenſchaftlich gründlicher deutſcher Bibliographen beſtens empfohlen. Wenn Graf J. es unternimmt, die Novellen und Romane anzuführen, welche in den Bereich ſeines Werkes zu gehören ſcheinen, ſo dürfte dazu mindeſtens der fünfzigfache Umfang des „Bibliographiſchen Lexikons“ nöthig ſein. Die Zuſammenſtellung, welche er jetzt giebt, iſt eine trockene, aus Brunet oder einem anderen Fachwerke gezogene Titel-Abſchrift. Mit wenigen Ausnahmen behandeln alle Romane und Novellen „Weiber und Liebe“, und eine nur annähernde Vollſtändigkeit würde den Stoff in's Ungeheuerliche wachſen laſſen. Man müßte alſo darauf wohl von vornherein verzichten. Ebenſo was populäre Medicin, die giftige Wucherpflanze großer Städte betrifft, iſt eine genaue und ſorgfältige Auswahl zu treffen, um nicht mit verſchiedenen Titeln deſſelben Werkes und mit allzu unbedeutenden Produktionen den Katalog unnöthig zu belaſten. Sonſt aber gewiß ein dankbarer Stoff, um die trockene Praxis des Bücherſtaubes gelegentlich ein wenig zu beleben. E. S.

England.

Thackeray's Biographie.

Nachdem die Preſſe des Tages, des Monats und des Vierteljahrs dem unverhofft aus dem Leben gerufenen berühmteſten Humoriſten Englands nekrologiſche und biographiſche Ehren angethan, wird an einer großen und ausführlichen Charakteriſtik deſſelben gearbeitet. Inzwiſchen iſt auch ein „Life of Thackeray“ von Theodor Taylor erſchienen, welches eine Lücke zwiſchen den Schilderungen der Tagespreſſe und der großen Biographie ausfüllen ſoll. Wir finden darin manches Neue, was auch Leſer und Kenner Thackeray's vielleicht zum erſten Male vernehmen. Deshalb geben wir eine Auswahl aus Taylor's Buche zum Beſten.

William Makepeace Thackeray ſtammt von dem berühmten Thackeray ab, der Kaplan des Prinzen Friedrich, des Vaters George III., war. Der jüngſte Sohn dieſes Geiſtlichen, ebenfalls William Makepeace, erwarb ſich ein Vermögen in Indien durch „Schüttelung des Pagodenbaumes“, und ſandte hernach ſeinen Sohn Richmond ebenfalls nach Indien, um es eben ſo zu machen. Unſer Humoriſt iſt der einzige Sohn dieſes Richmond und wurde 1811 in Calcutta geboren. Schon im ſiebenten Jahre ward er nach England geſandt, um hier etwas zu lernen. Während der Schul- und Univerſitätszeit war ſein Vater geſtorben, ſeine Mutter hatte wieder geheiratet. Beide hatten ihm ein hübſches Vermögen überwieſen, ſo daß er bald aus eigenen Mitteln ſelbſtändig zu leben und zu ſtreben begann. Es zog ihn nach Weimar zu Göthe, in den klaſſiſchen Kreis der Poeſie und Schönheit. Hier machte er die Bekanntſchaft Göthe's und des Weimarer Hofes auf eine originelle Weiſe. Die Herrſchaften wollten eines ſchönen Juni-Vormittags in einem verſteckten Walde unweit Weimar, wie ſie oft gethan, auf einer mitgebrachten Bühne Theater ſpielen. Unterwegs hatte ſich Göthe den Fuß verrenkt und konnte weder ſtehen, noch gehen, noch ſpielen. Da ſahen ſich die Prinzeſſinnen traurig um, wie ſie wohl den Apollo Göthe erſetzen könnten, und ſahen dabei weiße Beinkleider und endlich einen ganzen langengliſchen Jüngling durch eine Stelle des Waldes ſchimmern. Die Erſcheinung wurde theils als ein Eindringling, theils als ein möglicher Retter arretirt und vor die Geſellſchaft gebracht, zwiſchen welcher Göthe mit ſeiner großen Naſe und ſeinem kommandirenden Geſicht maleriſch hingegoſſen lag und ſeufzte. Der Jüngling ward examinirt und dann von den Prinzeſſinnen halb überredet, halb gezwungen, ſofort die Rolle Göthes zu übernehmen und ſie wenigſtens zu leſen. Der Jüngling war Thackeray. So ſoll er mit dem Weimarer Hofe und Göthe und den übrigen Dichtergrößen bekannt und bald ſehr befreundet worden ſein.

Lewes erzählt uns in ſeinem Leben Göthe's, daß Weimar'ſche Albums noch jetzt mit Stolz Bilder und Karrikaturen aufbewahren, die Thackeray damals zeichnete. Als er viele Jahre ſpäter in der Fülle ſeines Rufes Weimar wieder beſuchte, fand er noch viele ſorgfältig aufbewahrt, und mit beſonderer Freude vernahm er, daß Göthe dieſelben mit vielem Intereſſe in Augenſchein genommen habe.

In ſeinem 19. Jahre war er zuerſt bei Göthe geweſen, wie er in einem Briefe an Lewes erzählt. „Dieſe merkwürdige Audienz“, ſchreibt er, „fand in einem kleinen Vorzimmer ſeiner Privatwohnung ſtatt; dieſes war ringsum mit antiken Abgüſſen und Basreliefs bedeckt. Er hatte einen langen dunkelgrauen Ueberrock an, ein weißes Halstuch um und ein rothes Band im Knopfloche. Er hielt beide Hände über den Rücken zuſammen, juſt wie in einer von Rauchs Statuetten. Sein Ausſehen war ſehr heiter, klar und roſig. Außerordentlich dunkle Augen, durchdringend und glänzend, ſagten mir ordentliche Furcht ein, und ich erinnere mich, daß ich ſie mit den Augen des Roman-Helden in „Melmoth the Wanderer“, der uns Jungen vor dreißig Jahren aufreizte, mit den Augen dieſes Individuums verglich, der mit einem gewiſſen Jemand ein Bündniß ſchloß, wodurch ihm dieſe Augen in all ihrem furchtbaren Glanze bis ins hohe Alter geſichert blieben. — Jeder von uns (es waren mehrere junge Engländer da) der Bücher oder „Magazine“ von England erhielt, ſchickte ſie ihm, und er durchſtudirte ſie ſehr eifrig. Die Großherzogin, eine Dame von merkwürdiger Begabung, hatte die Güte, dergleichen Bücher von uns zu borgen, uns ihre eigenen zu leihen, und zu uns jungen Leuten über Literatur und literariſche Beſtrebungen zu ſprechen. In der Achtung, die man an dieſem Hofe dem Patriarchen der Literatur erwies, lag etwas Veredelndes für Unterthan und Fürſt zugleich. Mit einer fünfundzwanzigjährigen Erfahrung ſeit dieſen glücklichen Tagen und einer Bekanntſchaft von einer ungeheuren Maſſe der verſchiedenſten Menſchen muß ich doch geſtehen, daß ich niemals eine Geſellſchaft ſo einfach, ſo mildthätig, ſo höflich und „gentlemanlike“ gefunden, als die der lieben kleinen Sachſenſtadt, wo der gute Schiller und der große Göthe lebten und begraben liegen.“

Thackeray wurde es ſeitdem nie müde, von dieſer glücklichen Zeit ſeines Lebens zu erzählen und dabei zu verweilen.

Mit ſeiner Mündigkeit ward er Herr über 20,000 Pfund Sterling, mit denen er bald darauf in Paris lebte, zeichnete, malte, ſtudiete, und wovon er in ſeinem „Philip on his Way through the World“ Manches benutzte. Dann verarbeitete er ſeine Pariſer Lebens- und Kunſtſtudien zu Beiträgen für „Frasers Magazine.“ Aber erſt mit ſeinen „Yellowplush Papers“ zog er die erſte Aufmerkſamkeit auf ſeine komiſche Kraft und ſatiriſche Fineſſe. Die Entſtehung dieſer berühmten „Kritik“ haben wir einem kleinen

Digitized by Google

Buche zu verdanken, das Thackeray Behufs einer Beſprechung für Fraser's Magazine in die Hände bekam: „My Book or the Anatomy of Conduct, by John Henry Skelton." Anatomie des Betragens und Benehmens. Das war ſchon ſehr herausfordernd für den jungen Anatomen der höheren Geſellſchaft. Und der Verfaſſer, ein Rentier gewordener Tuchhändler, der ſich der feſten Ueberzeugung hingegeben hatte, daß er berufen ſei, Englands Alberti und Knigge, der Lehrer der Menſchheit in der Kunſt der Etikette zu werden! Skelton war bereits eine Notabilität Londons geworden. Seine Geſellſchaften und Diners, zu denen er berühmte Namen und die feinſten Damen einzufangen ſuchte, um ſie glänzend zu bewirthen und ihnen den „master of deportment", den uns Dickens als Mr. Turveydrop auf idealem Boden vorführt, in ſeiner Perſon lebendig und leibhaftig zu zeigen, wurden ſo lange beſucht und beſpöttelt, bis ihm das Geld ausging. Aber er ſcharrte die letzten Ueberbleibſel ſorgfältig zuſammen und zeigte ſich ſtets in den beſten Straßen zur faſhionabelſten Zeit in der eleganteſten Kleidung und in vornehmſter Haltung, bis er 1837 die Welt mit ſeiner „Anatomy of Conduct" beglückte.

Thackeray's Kritik erſchien in der Form eines Briefes von Charles Yellowplush Esq. in Grosvenor Square, dem ariſtokratiſchſten Platze Londons. Sie machte unerhörtes Glück, ſo daß der Verfaſſer gebeten ward, ſeine ſocial-humoriſtiſchen Kritiken und Schilderungen fortzuſetzen. So erſchienen 1838 die eigentlichen Yellowplush Papers mit Illuſtrationen vom Verfaſſer ſelbſt. Zwei Jahre vorher hatte er ſich an Dickens gewandt und ihm Zeichnungen zu den „Pickwicks" angeboten, aber ohne Erfolg. Um dieſelbe Zeit führte er den unglücklichen Plan aus, eine Zeitſchrift auf eigene Koſten, den „Constitutional and Public Ledger" herauszugeben. Sie fiel beinahe Chartiſtiſch aus und verzehrte in kurzer Zeit faſt ſein ganzes Vermögen. Gleichzeitig mit dieſem Unglück erſchien ſein „Paris Sketch-book," das ihn ganz beſonders charakteriſirt. Er hatte es in einer Vorrede ſeinem Pariſer Schneider, Mr. Arebry, in der Rue Richelieu gewidmet. Dieſer war ihm juſt in ungelegenſter Zeit mit einer Rechnung gekommen. Thackeray ſagte, daß juſt heute unmittelbare Bezahlung ihm ſehr ſchwer fallen werde.

„Mon Dieu," rief der edle Ritter von Nadel und Scheere, „machen Sie ſich darum keine Sorgen! Wenn Sie Geld brauchen, wie dies einem Gentleman in fremdem Lande leicht paſſiren kann, ſo ſag' ich Ihnen, daß eine Tauſendfranknote ganz zu Ihrem Dienſte ſteht." Thackeray nahm das generöſe Anerbieten an und bezahlte hernach ebenſo generös, und widmete ihm in einer beſonderen Dedikation mit Angabe von Namen und Nummer ſein „Sketch-book."

„Weder Geſchichte noch Erfahrung," heißt es darin, „machen uns mit viel ſolchen Thatſachen bekannt, die mit Ihrer Handlungsweiſe verglichen werden können. Dieſe Gefälligkeit von Ihnen, einem mir Fremden und meinem Schneider, erſchien mir ſo erſtaunlich, daß Sie mir die Veröffentlichung Ihres Verdienſtes und Ihres Namens für die engliſche Nation verzeihen müſſen. Laſſen Sie mich hinzufügen, Sir, daß Sie erſte Etage wohnen und Ihre Sachen ausgezeichnet ſind und ſitzen und Ihre Preiſe mäßig und gerecht erſcheinen. So erlauben Sie mir, dieſes Buch als einen beſcheidenen Tribut meiner Bewunderung zu Ihren Füßen zu legen."

Thackeray wußte jede edele Handlung und Generoſität eben ſo ſehr zu würdigen, als ſelbſt reichlich auszuüben. Der ſtrebende Künſtler und der bedürftige Schriftſteller hatten oft genug Urſach, die Offenheit ſeines Herzens und ſeiner Kaſſe im Stillen zu preiſen. Schon in Paris, als er faſt alle ſein Geld verloren hatte und noch keinen Ruhm und Honorar beſaß, war er für Eine Schneider-Großmuth hundertfach wohlthätig.

Als ich eines Morgens, ſchreibt einer ſeiner Freunde, in ſein Zimmer im Hotel de Briſtol trat, fand ich ihn damit beſchäftigt, mehrere Napoleons in eine Pillenſchachtel zu thun. Die Aufſchrift war: „Eine Pille zu nehmen gelegentlich."

Was thun Sie da? fragte ich.

„I, da iſt eine alte Perſon hier, ſagt, ſei ſehr krank und unglücklich, und ich habe ſie ſtark in Verdacht, daß ſie juſt dieſer Art von Medizin bedürfe. Dr. Thackeray wird ihr die Pillen ſelbſt bringen. Kommen Sie mit" —

Wer die Schachteln und die goldenen Pillen darin, die er zeitlebens verſchrieb und ſelbſt vertheilte, alle zählen könnte, würde eine hübſche Liſte bekommen.

Thackeray hatte in der alten Charter-House-Schule (City von London) ſeine Gymnaſial-Bildung gewonnen und in Cambridge ſtudirt. Aber er „promovirte" eben ſo wenig, als Tennyſon, ſo daß dieſe beiden Größen ihren magiſchen Namen ohne die Zauberei der Buchſtaben B. A. („Bachelor of Arts," was man ſchwach mit „Dr. phil." in's Deutſche überſetzen könnte, obgleich Erſteres mehr gilt, auch in geldlicher Hinſicht) auf eigene Weiſe errangen. Wie Tennyſon als Student in Cambridge ſeinen erſten Band veröffentlichte, gab auch Thackeray dort, 18 Jahre alt, mit einem Commilitonen ein ſtudentiſches komiſches Journal heraus: "The Snob: a Literary and Scientific Journal", Studentenwitz in Proſa und Verſen mit den eigenthümlichen Kunſtausdrücken, die ſich auf jeder Univerſität ausmünzen. Snob iſt im deutſchen Univerſitäts-Sinne theils ein Kameel (der nicht zu einer Verbindung gehört) theils ein Philiſter, im Gegenſatz zu den „Nobs" (von nobilis), forſchen, flotten Kerls überhaupt. Doch iſt „Snob" auch ein unüberſetzbares Mehr, wie wir aus Thackeray's ſpäteren „Snob-Papers" erfahren.

Uebrigens machte er von ſeinem Studenten-Leben ſpäter wenig Kapital; dagegen blieb ihm die alte Charter-House-Schule zeitlebens lieb und theuer, wie man oft in ſeinen Werken findet, und er fehlte nie beim Stiftungsfeſte, ſelbſt nicht beim letzten, vierzehn Tage vor ſeinem Tode.

Thackeray mußte lange kämpfen, ehe ihm die ſpäter ziemlich plötzlich kommende Anerkennung und Würdigung zu Theil ward, ganz umgekehrt, wie Dickens, der mit den erſten „Pickwicks" der populärſte Schriftſteller ward. Die Kauſtik und Bitterkeit Thackerays quoll gewiß zum Theil aus ſeinen vergeblichen Kämpfen um Anerkennung, welche die gemeine Menge und das Heer von Buchhändlern untergeordneter Mittelmäßigkeit reichlich ſpendete, während er namenlos Band auf Band ſchrieb, die jetzt wie unſterbliche Schätze der feinſten Literatur hervorgeſucht und genoſſen werden. „Vanity Fair", womit endlich der Ruhm plötzlich kam, mußte er noch von Verleger zu Verleger hauſiren tragen, bis es endlich einer aus Gnad' und Barmherzigkeit annahm. Hernach ging's freilich prächtig. Aber wie lange hatte er kämpfen müſſen und wie bald ward er, ſchon greis und weißhaarig, aus der mühſam errungenen Ehre ſeines Namens, der Schönheit und Glückſeligkeit eines vollendeten Haus- und Familienlebens abberufen! Man wird ihm nun wohl bald ein würdiges Denkmal ſetzen, da man fühlt, daß man auch in Bezeugung der letzten Ehren zu wenig gethan und ſeinen leiblichen Ueberreſten die Ruheſtätte unter den dahingeſchiedenen Größen des Reichs verſagt hat, in Weſtminſter. — Die 1500 Menſchen, — darunter die beſten und berühmteſten und Dickens mit den heißeſten Thränen und der erſten Hand voll Erde auf ſeinen

Digitized by Google

Sarg hinunter auf dem Gottesacker-Parke von Kenſal-Green am zweiten Weihnachtstage — waren allerdings keine geringe Trauer- und Ehrenbezeigung, ebenſowenig wie die reiche, warme Einſtimmigkeit der Preſſe über ſeine Größe und den Adel und die Schönheit ſeines Lebens, ſeines Herzens.

Nachdem er in der Nacht vorher in ſeinem neuen Romane die letzten Worte geſchrieben: „And my heart throbbed with an exquisite bliss" (Und mein Herz ſchlug in höchſter Beſeligung) hatte er ſich zu Bett gelegt, wo ihn am Morgen des heiligen Abends die Seinigen todt fanden, die Seinigen, darunter ſeine Mutter. Von ſeinen beiden Töchtern iſt die eine Verfaſſerin des anonym erſchienenen Romans: „Elisabeth's Story". Das von ihm begründete „Cornhill-Magazine" fand ſofort einen ſo ungeheueren Erfolg, daß die Verleger dem Tennyſon jede Zeile Poeſie mit einer Guinee (7 Thaler) und der Miß Evans, Verfaſſerin von „Adam Bede" 3000 Pfund (etwa 20,000 Thaler) für das Privilegium, anboten, ihren neueſten Roman zuerſt im Magazin abzudrucken, unbeſchadet einer ſofort nachher erſcheinenden ſelbſtändigen Ausgabe. Doch gab er nach zwei Jahren die Redaktion auf, weil ihm zu jedem der Tauſende von unannehmbaren Beiträgen nein zu ſagen, oft den Frieden und die Arbeit eines ganzen Tages gekoſtet. Er wollte nicht mehr redigiren, ſondern ſchaffen. Mitten darin ward er plötzlich abberufen.

Ich ſah ihn 1853 zuerſt, einen großen, ſchon etwas grauhaarigen Mann mit einem ungemein weit ausgearbeiteten Kopfe und Geſicht, in welchem alle Beſtandtheile, zumal die großen, gutmüthigen und ſchalkiſch ſcheinenden Augen (weit von einander, wie im Geſicht jedes großen Malertalents) in großer Fülle und Uebervollſtändigkeit vertreten waren. Sieben Jahre ſpäter fand ich ihn ſchon ſehr weiß und die herrlichen Augen hinter einer Brille, auch etwas zu ſtark in Körper, apoplektiſch, zu viel Fleiſch und Blut für den ſitzend ſchaffenden Geiſt, ſo daß ihn und England plötzlich der Schlagfluß wie aus heiterſtem Himmel traf. H. B.

Italien.

Der Koſtenpunkt.

Das einige Italien hat, wenn unſer altes Sprichwort wahr iſt, viel Ehre, denn es hat viel Feinde. Feinde ringsum in der That, drinnen und draußen, den Papſt und Mazzini, Oeſterreich und die Kreuzzeitung, die Traubenkrankheit und den Typhus. Den einen ſeiner Befreier, den Mann der Ideen und Pläne, den Staatsmann par excellence, das diaboliſche Genie, wie ihn ſelbſt die bitterſten Gegner bewundernd nannten, tödtet inmitten ſeiner Rieſenarbeit der Aderlaß, jener alte Charonsſtab der italiäniſchen Aerzte. Den Andern, den Mann der That, den Cincinnatus unſeres Zeitalters, den Helden künftiger Sagen und Legenden, reißt ein verhängnißvolles Geſchick zum Aufſtande, und heftet ihn, vom Blei ſeiner Waffenbrüder getroffen, mit ſiechem Fuß wie Philoktet an die Scholle ſeiner einſamen Inſel. Todt iſt Farini, der Diktator der Emilia; drohende Erblindung bannt Ricáſoli, den Leiter Toskana's, Cavour's Nachfolger als Premier, in die Zurückgezogenheit ſeiner Villen: kaum ein Luſtrum iſt vergangen ſeit Villafranca und Marſala, und faſt keiner der Männer jener Tage handelt noch heut in dem Drama der Geſchichte Italiens. Der Tod iſt ein Bundesgenoß der Feinde Italiens, und wer iſt Italiens Bundesgenoß?

Da miei amici guarda mi Iddio!

Indeß trotz aller dieſer Schickſalsſchläge iſt Italien, das Königreich, deſſen Untergang ſo oft unfehlbar verkündet worden iſt, noch immer am Leben. Wunden, die von berühmten Leichenbeſchauern der Politik für abſolut tödtlich erklärt wurden, ſind verheilt, andere vernarben unter den Händen, die ſich bemühen, ſie offen zu erhalten. Kein Menſch iſt unentbehrlich auf dieſer Erde, und keiner ſo groß, daß er ſein Volk nach ſich zöge in das Grab. In den Bahnen, die Cavour's Geiſt vorgezeichnet, leiten Epigonen ſein Werk der Vollendung zu. Nélatons Sonde und die Bäder von Iſchia heilen Garibaldi's Knöchel, die Zeit ſeinen Groll. Mazzini wird alt, kriegt das Podagra und kann ſeine kosmopolitiſche Maulwurfsrolle nicht länger durchführen; Antonelli vergißt über der Sorge für ſeine Nepoten die Erneuerung der vatikaniſchen Bannſtrahlen, und Er — er denkt ernſtlich daran, die Truppen, die den allerheiligſten Vater vor der Liebe ſeiner getreuen Unterthanen beſchützen, nach zweijähriger Kündigung abzuberufen. Eine Hoffnung aber bleibt den Gegnern Italiens noch. Eins iſt noch, was Italien, das Land der Künſte und der Poeſie, mit proſaiſcher Langweiligkeit zu Grunde richten, was wie eine plumpe Bauernkeule dem Ritter, deſſen Panzer die ſchärfſten Pfeile des Schickſals abſtumpft, den Garaus machen muß, und das iſt — der Koſtenpunkt.

Italien, ſo rechnen ſie, kann es nicht bezahlen. Es kann die Koſten ſeiner Reorganiſation — der Artikel pflegt koſtſpielig zu ſein — nicht erſchwingen. Es hat Talent, ſogar Genie, es hat, was noch mehr iſt, Glück; aber es hat kein Geld. An dem Tage, wo der Finanzminiſter des re galantuomo den letzten Thaler aus ſeiner Taſche nimmt, werden ſeine Italiäner ſich ihren Franz, Ferdinand, Pius u. ſ. w. wieder holen, und die Chimäre dieſes Königreichs wird ſpurlos vergehen wie eine kindiſche Seifenblaſe.

Die Unglückspropheten! Aber haben ſie nicht Recht? In Geldſachen hört in Italien erſt recht die Gemüthlichkeit auf, und wer wollte es der idealſten Begeiſterung verargen, wenn ſie von dem nimmerſatten Säckel des Steuerreceptors allmählich abgekühlt wird? Die Koſten der Wiedergeburt rechnen nach Hundertmillionen. Anleihen auf Anleihen werden gemacht, aber ſie und ein Finanzminiſter nach dem andern verſchwinden in dem ſtets offenen Charybdis-Rachen des Deficits. Gebt mir vier Jahre Zeit, ſagte neulich der letzte in der Reihe zum Parlament, und ich will Alles bezahlen: die 375 Millionen von unſerm letzten Deficit, die 100 Millionen, die wir jährlich im Extraordinarium, und die 425 Millionen, die wir hoffentlich im Ordinarium noch deficit dazu machen werden, in Summa alſo zwölfhundert Millionen (natürlich Francs). Ich will ſie bezahlen, denn ich werde mir 700 Millionen borgen und ich werde die andern 500 Millionen herbeiſchaffen aus unſern eigenen Mitteln, Erſparniſſen und ſteigenden Einnahmen. Minghetti's Siebenhundertmillionen-Anleihe iſt gelungen, das wiſſen wir Alle. Wird er die 500 Millionen ſparen und mehr einnehmen? Wird er das Deficit kleiner, den Nationalreichthum größer machen, wird er die Schulden, die er ſo reichlich macht, bezahlen können? Oder hat Cavour umſonſt gelebt, Garibaldi umſonſt gelitten, und iſt das Königreich Italien wirklich eine Seifenblaſe?

Die Antwort auf alle dieſe Fragen liegt theils im Schooße der Götter, theils in Ritter Correnti's ſtatiſtiſchem Jahrbuch von Italien. Die Götter allein wiſſen, ob Italiens nächſte Zukunft frei ſein wird von den innern und äußern Stürmen, die ſeiner organiſchen Entwickelung verhängnißvoll werden, die das Inein-

Digitized by Google

anderleben der neugefügten Glieder ſeines Staatskörpers ſtören oder gar vernichten könnten. Aber ob Italien, wenn ihm friedliches Fortſchreiten beſchieden iſt, die innere Kraft beſitzt, auch jene finanziellen Schwierigkeiten zu bewältigen, ob ſeine politiſche Wiedergeburt durch die wirthſchaftliche gerechtfertigt und geſegnet werden wird, das mag menſchliche Vorausſicht an der Hand mehrjähriger Erfahrung ſich getrauen zu beantworten. Umſtändlich, wie es die Sache verdient, wird es an anderen Orten geſchehen. Hier mögen nur einige Andeutungen über die wirthſchaftlichen Hülfsmittel Italiens Platz finden. Wir entlehnen ſie jenem vortrefflichen Annuario statistico, das neulich ſchon, aber nach anderer Richtung hin, die Leſer dieſer Blätter mit den Ergebniſſen der fünfjährigen Verwaltung des neuen Italiens bekannt gemacht hat.

Alſo ſparen. Das neue Königreich überkam von den proviſoriſchen Regierungen eine üble Erbſchaft. Im erſten Anlaufe der Reorganiſation mehr darauf bedacht, alte Beſchwerdepunkte abzuſtellen, ſich und die neue Lage der Dinge der Bevölkerung zu empfehlen, hatten ſie ſplendid gewirthſchaftet. Sie hatten lokale Ausgaben auf den Staatsſchatz übernommen, hatten die Aemter vermehrt und die Beſoldungen erhöht; manche Steuer war erlaſſen worden, andere durch die Thatſache der Einigung von ſelbſt in Wegfall gekommen. Jedes Reformiren wird hier natürlich die perſönlichſte Empfindlichkeit wach rufen, jede damals gewonnene Freiheit mit Hartnäckigkeit vertheidigt werden. Was je geſpart werden kann, das wird durch die Nothwendigkeit für die nationale Entwickelung zur Selbſtwehrhaftigkeit und Selbſtmündigkeit mehr als aufgewogen. Armee und Flotte verſchlingen enorme Summen, viel größere als unter dem ancien régime; aber ſoll der neue Staat wehrlos ſein? Für den Volksunterricht, für die höheren Erziehungsanſtalten, Akademien, Univerſitäten, wird unvergleichlich mehr aufgewendet als früher; aber giebt es productivere Ausgaben? Ferdinand II. von Sicilien ließ die Schullehrer bei Gehältern von 20 bis 50 Thlr. hungern; das iſt ſeinem Sohne wahrlich ſchlecht bekommen! Das gegenwärtige Regiment nimmt gerade in den ſüdlichen Provinzen die Organiſation dee Volksſchule mit Nachdruck in die Hand und ſcheut keine Koſten; man hat das Wort Cavours noch in gutem Andenken, daß es für Neapel keine beſſern Gensd'armen giebt als den Schulmeiſter.

Sparen, das wird alſo nicht heißen können die Ausgaben vermindern, ſondern die Einnahmen erhöhen. Man hat zuerſt zur Erhöhung der Steuern gegriffen. Eine allgemeine Einkommenſteuer, auf Renten, Gehälter, Penſionen, geiſtliche Pfründen gelegt, bringt etwa 30 Millionen. Die Ausgleichung der Grundſteuer, vom Parlamente nach Kämpfen angenommen, die, wenn nicht an Langwierigkeit, doch ſicher an Heftigkeit denen im preußiſchen Landtage über dieſen Punkt gleich kamen, ſoll nicht nur zur gleichmäßigen Entwickelung der nationalen Kräfte beitragen, ſondern auch, indem ſie die Steuerlaſt im Einzelnen erleichtert, den Ertrag derſelben um 90—110 Millionen ſteigern — Maßregeln, die, wenn ihre Ausführung in dem Geiſte geſchieht, aus dem ſie hervorgegangen ſind, ohne Zweifel zur beſſern Zukunft der italiäniſchen Finanzen beitragen werden, die aber für die nächſte Zeit nicht ausreichen, das Problem zu löſen. Jeder weitere Druck an der Steuerſchraube aber könnte zum Gegentheil, zu einer wirklich großen und unmittelbaren Gefährdung des Ganzen führen.

Sparen, das wird alſo im Weſentlichſten geſchehen müſſen durch Erhöhung des Nationaleeichthums, durch Erſchließung der nationalen Hülfsquellen. Und hierfür iſt im Laufe von fünf Jahren Großes geſchehen; zu allererſt mit Recht für die Herſtellung der Verbindungswege, das unerläßlichſte politiſche Bindemittel in dem langgeſtreckten, ſo verſchieden gearteten, ſich durch Jahrhunderte ſo entfremdeten Leibe der Halbinſel, und die wichtigſte und wirkſamſte Hülfe für Handel und Induſtrie. Schon neulich ſind die erſtaunlichen Zahlenreſultate der italiäniſchen Eiſenbahnverwaltung angegeben worden; dieſe Zahlen weiſen nach, daß das neue Königreich ſein Schienennetz bereits verdreifacht hat und bald, in drei Jahren, verſechsfacht haben wird. Dieſe Zahlen gewinnen Leben, wenn man ihnen auf der Karte folgt. Im Jahre 1859 beſaß Italien, außer dem lombardiſch-ſardiniſchen Syſtem, nur die vereinzelten kleinen Schienennetze von Toskana und das noch kleinere um Neapel, letzteres eigentlich ohne jede Bedeutung für das Land, blos zur größeren Bequemlichkeit des Hofes und der Reſidenz. Jetzt gehen Schienenſtränge auf beiden Seiten der Halbinſel beinahe ununterbrochen entlang, die untereinandee durch zahlreiche Querbahnen, quer über und unter den Appenninen hindurch, in Verbindung geſetzt werden. Ancona, ſonſt ein abgelegener, ferner, halborientaliſcher Hafen, iſt durch die Linie, die es ſchnurgrade über Péſaro, Rimini, Forti, Bologna, Parma, Piacenza mit Mailand und Turin verbindet, das adriatiſche Thor des Königreichs geworden. Bari, Brindiſi, Tarent, Namen die ſeit den Kreuzzügen verſchollen waren, gewinnen Leben beim Pfiff des Dampfwagens, der neue Bewohner, neue Reichthümer in ihre verfallenden Mauern führt, der ihre Häfen mit neuer Thätigkeit erfüllt. Eine Eiſenbahn verjagt das Fieber aus den Maremmen von Toskana, eine andere legt den Brigandaggio zwiſchen Rom und Neapel lahm und feſſelt, alles Sträuben iſt vergebens, den Stuhl Petri mit immer unlöslicheren Banden an das einige Italien. Eiſenbahnlinien werden das Innere von Sicilien, noch bis vor kurzem unwegſam und unwirthlich wie kein anderes Land in Europa, durchſchneiden; ſie werden in die Thäler von Sardinien zu jener Bevölkerung, die noch immer in Sprache und Sitte ſarazeniſches Gepräge trägt, ſich und der Civiliſation Eingang verſchaffen.

Gleicherweiſe iſt das neue Königreich bemüht geweſen, die Wege auf dem Meer, das ſo ſehr mit Unrecht das unfruchtbare genannt wird, zu bahnen, die alten Verbindungslinien, Häfen, Leuchtfeuer, Tonnenwerk u. dergl. zu verbeſſern, Neues hinzuzufügen. Auch hierin hatten die alten Zuſtände Stoff für einige Herkules-Arbeiten hinterlaſſen. Auf jammervolle und elendigliche Weiſe hatte die bourboniſche Regierung alt berühmte Häfen ihrer Küſten verſanden und verkommen laſſen; Städte, die einſt den Welthandel auf ihren Märkten und Rheden geſehen, Syrakus, Agrigent, Tarent, Brundiſium, Amaifi waren verödet und ausgeſtorben. Wozu auch? Die Feinde ſollten ja nicht in's Land, weder ihre Ketzereien noch ihre Waaren; kein Mittel, ſie abzuhalten, war erprobter, unbeſtechlicher, als der Verfall der Häfen. Auch hier hat man in der neuen Aera rüſtig die Hand an's Werk gelegt. Bedeutende Arbeiten haben große Häfen des Landes verbeſſert: Spezzia, Livorno, Ancona, Brindiſi ſind ſchon jetzt bedeutende Sitze des mittelländiſchen und des levantiniſchen Verkehrs. Auch den kleineren Seeſtädten iſt die Aufmerkſamkeit der Regierung zugewendet. Zwiſchen Ancona und Alexandria iſt ein internationaler Dampfſchiffdienſt eingerichtet worden, der den Schiffen des Lloyd (von Trieſt) Konkurrenz macht. Italiäniſche Dampfer verbinden Palermo und Neapel mit Genua und Livorno; ſie beleben die Häfen von Sicilien, Syracus, Marſala, Ageigent durch eine kräftig aufblühende Küſtenſchifffahrt.

So ſind zu Land und zu Waſſer die Straßen in Angriff genommen, auf denen der Handel Italien's noch einmal ſich in den großen Weltverkehr, aus dem er ſo lange verſchwunden war, ein-

Digitized by Google

reihen ſoll. Für ſeinen Aufſchwung iſt der allerweſentlichſte Schritt ſchon durch die Einigung und den Wegfall der unzähligen particulariſtiſchen Zollſcheerereien geſchehen. Eine Handelsmarine wie die italiäniſche, die an 16000 Schiffe, darunter freilich die größte Zahl Küſtenfahrer, und ein Volk von genügſamen, gewandten und wackern Seeleuten beſitzt, kann ſich aber auch außerhalb mit Ehren ſehen laſſen. Die große Schifffahrt hat ſich in dem Luſtrum, von dem wir reden, erheblich vermehrt; ſie hat nach England, nach den atlantiſchen Häfen von Europa und Afrika, nach Braſilien und den Mündungen des la Plata hin bedeutend an Ausdehnung und Gehalt gewonnen. Ihr und dem italiäniſchen Handel überhaupt würde das Zuſtandekommen des Kanals von Suez eine Zukunft eröffnen, welche die alten Tage der fürſtlichen Seeſtädte der Halbinſel zu erneuern verſpricht. Schon jetzt wird aber dem italiäniſchen Kaufmann durch den Handelsvertrag mit Frankreich ein weiter Wirkungskreis zugewieſen. Dieſer Vertrag beruht auf ſehr liberalen Tarifſätzen und wird zur Hebung der Landes-Induſtrie nicht wenig beitragen.

In dieſer Beziehung iſt ebenfalls noch das weiteſte Feld offen. Viel geſchehen iſt bis jetzt durch Errichtung von Schulen, Unterſtützung von Vereinen, Einführung von Maſchinen und Modellen für die Landwirthſchaft, ſowohl von Seiten der Regierung, als auch durch die großen Grundbeſitzer, wie denn die Förderung des Landbaues glücklicherweiſe ganz allgemein zu den noblen Paſſionen des großen grundbeſitzenden Adels gehört. Graf Cavour, der unermüdliche Reispflanzer von Leri, war auch darin ſeinen Standesgenoſſen ein leuchtendes Vorbild. Die Zahl der Maſchinen zum Betriebe der Landwirthſchaft hat ſich ſehr beträchtlich vermehrt. Große Canaliſations- und Austrocknungs-Arbeiten ſind mehrfach im Gange. Der Kanal Cavour, zwiſchen dem Po, der Dora Baltea und dem Ticino, wird den Ertrag der Ländereien, die ihn umgeben, um jährlich zehn Millionen (immer Francs) erhöhen. Ein Fürſt Torlonia gewinnt durch die Ableitung des See's von Fucino in den Abbruzzen Tauſende von Hektaren des prächtigſten Alluviumbodens. Allenthalben nimmt man den Boden, von dem bisher ein Sechstel wüſt lag, in Dienſtbarkeit. Nicht mindere Anſtrengungen werden für die Hebung des Viehſtandes gemacht. Man ergänzt und erneuert die vorhandenen Raſſen durch Kreuzung und durch Einführung engliſchen und ungariſchen Zuchtviehes.

Alle dieſe Maßregeln verſprechen eine nachhaltige und ſtetige Vermehrung des Nationalreichthums. Sie werden ſchon dadurch auch dem erſtarrten Gewerbfleiße des Landes neues Leben in die Adern gießen. Italien hat wenig Fabriken; auch wird es, ſchon wegen des Mangels an Kohlen, hierin niemals im Stande ſein mit den großen Induſtrieländern, England, dem Zollverein, der Schweiz, zu wetteifern. Aber ſeine Induſtrie hat eigenthümliche Gebiete, auf denen ſie der Steigerung in hohem Grade fähig iſt. Da iſt die Ausbeutung der Seide durch Manufaktur und Tapiſſerie, die jetzt noch vorzugsweiſe von deutſchen Händen beſorgt wird; die Strohflechtereien, die Stein- und Glasarbeit, überhaupt das ganze unerſchöpfliche Feld des Bergbaues, der dem Lande bei tüchtiger Leitung und ausreichendem Kapital die bedeutendſten Schätze zuſtrömen laſſen wird. Auch hierin iſt ein kraftvoller Anfang gemacht. Seit der Gründung des Königreichs haben ſich zahlreiche Aktien- und andere Geſellſchaften gebildet, die ſich die Ausbeutung und Hebung dieſer Induſtriezweige vorzugsweiſe gern zum Ziele nehmen. Die Autoren des annuario statistico rechneten im Jahre 1863 377 induſtrielle Geſellſchaften, die zuſammen ein Kapital von anderthalb Milliarden repräſentiren, wovon auf die Eiſenbahn-Compagnien eine Milliarde, auf die Kredit-Geſellſchaften 225 Millionen kommen.

Die Entwickelung der Kredit-Inſtitute verſpricht dem Handel und der Induſtrie mit der Zeit die fehlenden Kapitalien zuzuführen. Die Landesbank, aus der Fuſion der Banken von Genua und Turin entſtanden, hat Provinzial-Direktionen errichtet in Mailand 1859, in Palermo und Neapel 1861; ſie zählt in den verſchiedenen Städten ſchon neunzehn Kommanditen, und vereinigt ſich nach dem Geſetz der letzten Seſſion, gegenwärtig mit der Bank von Toskana zu einem großen centralen Staats-Inſtitute als Bank von Italien, neben der die provinzialen und lokalen Sparkaſſen und Bankvereine eine gleichfalls ungemein geſteigerte und einflußreiche Thätigkeit fortſetzen. So iſt z. B. das Depot der Sparkaſſe von Mailand ſeit 1859 von 50 Millionen auf mehr als hundert geſtiegen.

Hiermit mag dieſe Ueberſicht ſchließen. Lediglich den materiellen Fortſchritten des neuen Königreichs gewidmet, wird ſie doch die Ueberzeugung gewähren, daß Italiens innere Erſtarkung im Zunehmen, daß auch auf dem finanziellen und wirthſchaftlichen Gebiete die Wiedergeburt eine ſegensbringende geweſen und auch hier der Wahlſpruch der Reformen bewährt iſt: Italia farà da se.

P. D. Fiſcher.

Kleine literariſche Revue.

— **Die ruſſiſchen Finanzen.** In der Revue des deux Mondes befindet ſich ein von L. Wolowski unterzeichneter Artikel, der ein wirklich trauriges Bild von den Geldverhältniſſen des Zarenreiches entwirft und recht dazu angethan iſt, Rußland allen Kredit in Frankreich und anderwärts abzuſchneiden. Freilich iſt die genannte Revue nicht die Autorität, auf deren Urtheil die Welt der Banquiers etwas giebt; ſie iſt überhaupt kein Blatt, dem man unbedingten Glauben ſchenken darf, denn wäre Alles wahr, was ſie ſchon behauptet hat, dann wären z. B. die Deutſchen eine Nation brutaler Räuber, die nur aus feiger Habgier über das edle, ehrliche Völkchen der Dänen hergefallen und ihm ſein „rechtmäßiges Eigenthum“ Schleswig-Holſtein geraubt haben. Doch dem ſei wie ihm wolle — daß die ruſſiſchen Finanzen, trotz der letzten Anleihe von 100 Millionen, nicht glänzend ſtehen, weiß wohl ſo ziemlich jeder, der eine Zeitung leſen kann und einigermaßen urtheilsfähig iſt; es hätte daher kaum eines ſo glänzenden Apparates von Worten und Zahlen bedurft, wie der Aufſatz des Herrn Wolowski ihn bringt, um dieſe einfache Thatſache darzuthun. Aber auch dieſes hat ſein Gutes, denn — ob Zufall oder Abſicht, ob wahr oder unwahr, jene Zahlen geben gleichzeitig ein getreues Bild der Finanzen des franzöſiſchen Kaiſerreiches, ja bisweilen ſtimmen ſogar die Einzelheiten, die angeführten Summen, mit denen überein, die Frankreich, trotz aller finanziellen Künſte und Umſchreibungen, von ſeinem eigenen Budget nicht verſchwinden machen kann. Nur herrſcht hierbei der Unterſchied, daß das weſtliche Kaiſerreich für ſein Geld etwas hat und der mächtigſte Staat iſt, während Rußland für ſein Geld nur eine rohe Bureaukratie, ein hungerndes und ſchlecht ausgerüſtetes Heer, beſtändige Völker- und Menſchen-Verfolgungen im Innern, mit Einem Worte gar nichts hat, was zu beſitzen ſich lohnte. Aber arm iſt Rußland trotzdem nicht, obſchon Herr Wolowski dies behauptet! Rußlands Unglück liegt vielmehr nur in dem Krebsſchaden, den es in ſeiner durch und durch korrumpirten Bureau-

Digitized by Google

kratie beſitzt, welche maſſenhaft die Staatsgelder unterſchlägt, leider aber in dem koloſſalen Zarenreiche noch einige Menſchenalter hindurch nicht zu beſeitigen ſein wird. Uebrigens ſind die finanziellen und hiſtoriſchen Rückblicke des Artikels auf die Zeit vor und bis zum Krimkriege und von da bis zum jüngſten polniſchen Aufſtande (der nicht ohne Abſicht ſo oft erwähnt wird) ſehr intereſſant, obſchon man die Inſpiratien herausfühlt.

— **Lehrſtuhl für Volkswirthſchaft in Paris.** Bereits im Jahre 1819 wurde in Paris bei der damaligen Normal-Hochſchule (Ecole normale supérieure) ein Lehrſtuhl für Volkswirthſchaft gegründet, der jedoch bei der durch klerikale Einflüſſe im Jahre 1822 bewirkten Schließung jener Hochſchule wieder aufgehoben wurde. Vergebens hat man ſich in den letzten vierzig Jahren bemüht, den verſchiedenen Regierungen Frankreichs die Nothwendigkeit der Wiederherſtellung eines ſolchen Lehrſtuhles einleuchtend zu machen. Der Miniſter Salvandy, der letzte Unterrichts-Miniſter Ludwig Philipps, war im Begriffe, dieſer Forderung nachzugeben, als die Revolution von 1848 ausbrach. Napoleon III., der ſtets geſundere volkswirthſchaftliche Ideen, als ſeine Miniſter und die meiſten Franzoſen hatte, glaubte doch die Vorurtheile gegen die Wiſſenſchaft der politiſchen Oekonomie, von welcher man einerſeits die Wiedererweckung des Socialismus und Communismus und andererſeits den Sieg der Freihandels-Theorie fürchtete, ſchenen zu müſſen. Erſt ſeit einigen Jahren, ſeit dem Abſchluſſe der auf liberalen volkswirthſchaftlichen Prinzipien ruhenden Handelsverträge mit England, Belgien, Italien und Preußen, hat es der Kaiſer als ſeinen beſtimmten Wunſch ausgeſprochen, daß unter den Gewerbetreibenden und namentlich auch unter den Arbeitern die geſunden Grundſätze der Volkswirthſchafts-Lehre mehr und mehr verbreitet werden möchten. In Bordeaux, Montpellier und Nizza wurden aus Privatmitteln Lehrſtühle für dieſe Wiſſenſchaft gegründet. In Paris war dieſelbe zwar in der Akademie und im Collége de France, doch nicht auch beim Univerſitäts-Unterricht vertreten. Dieſe Lücke iſt nunmehr ausgefüllt, indem durch kaiſerliche Dekrete vom 17. September ein Lehrſtuhl für Volkswirthſchaft und Staatsrecht an der Rechts-Fakultät von Paris gegründet und dieſer dem Profeſſor Dr. Batbie übertragen wird.

— **Braſilien und Uruguay.** Zwiſchen dieſen beiden ſüdamerikaniſchen Staaten iſt es, nachdem Braſilien mehrere Jahre vergebens gegen die liberalen Grundſätze Uruguay's in Betreff der Sklaven-Arbeit und hinſichtlich der religiöſen Toleranz angekämpft, nunmehr zu einem entſchiedenen Bruche gekommen; Braſilien, deſſen Diplomatie über ganz Europa verbreitet iſt, hat dadurch auch ein leichtes Mittel in der Hand, den Nachbarſtaat zu verleumden und in der öffentlichen Meinung herabzuſetzen, wogegen die vereinzelten Stimmen in der europäiſchen Preſſe, wie z. B. die der Herren Eliſée Reclus und Charles Expilly in Paris, des Herrn Sturz in Berlin u. A. kaum etwas vermögen. Die Regierung von Uruguay hat deshalb für nöthig gehalten, die ganze diplomatiſche Korreſpondenz, die ſeit einigen Monaten zwiſchen den beiden Regierungen ſtattgefunden und die endlich zu dem gegenwärtigen Bruche geführt hat, zu publiziren.*)

Es geht aus dieſen Aktenſtücken hervor, daß die Regierung der „orientaliſchen Republik“ nicht verabſäumt, Alles zu thun, was zur Sicherheit des Lebens und des Eigenthums der in Uruguay befindlichen, oder noch einwandernden Ausländer, ſeien es nun Braſilianer oder Europäer, gereichen kann, und daß die braſilianiſche Regierung keinerlei Grund hat, ſich über ſie zu beklagen. Dagegen iſt es unzweifelhaft, daß ſich der braſilianiſche Kaiſerſtaat die ſchreiendſten Gewalt-Maaßregeln gegen die Nachbar-Republik geſtattet, und daß es hauptſächlich ſeine Schuld iſt, wenn Europa bisher noch keine weitgreifenden Handels-Verbindungen mit Uruguay anzuknüpfen in der Lage war.

*) Documentos diplomaticos. Mision Saraiva. Montevideo, Imprenta de la Reforma pacifica, 1864. 75 p. en 4.

— **Das altnordiſche Leſebuch,** welches von dem Profeſſor Franz Ed. Chr. Dietrich in Marburg aus der ſkandinaviſchen Poeſie und Proſa bis zum 14. Jahrhundert zuſammengeſtellt und mit einer literariſchen Ueberſicht, ſowie mit Grammatik und Gloſſar verſehen worden, liegt jetzt in der zweiten, umgearbeiteten Auflage vor uns.*) Für Philologen iſt dieſes Buch eine recht werthvolle Gabe, denn die mannigfaltigen Bruchſtücke von den Liedern der Edda an bis zum norwegiſchen Triſtramliede bilden eine hübſche überſichtliche Sprachentafel, aber auch für bloße Liebhaber nordiſcher Literatur, die nur einer oder der anderen modernen ſkandinaviſchen Sprachen mächtig ſind, iſt das Werk empfehlenswerth; denn wir glauben, daß ſie bei einiger Aufmerkſamkeit die verſchiedenen Sprachproben verſtehen werden, wenn ſie die beigegebene, ziemlich eingehende Grammatik, den Grundriß der altnordiſchen Literatur, beſonders aber das kurzgefaßte Wörterbuch, ſowie die Analyſe der ſchwierigeren Strophen und die Bemerkungen zum Hákonarmál fleißig befragen. Der antiquariſche Inhalt des Buches entzieht ſich ſelbſtverſtändlich der modernen Kritik, doch dürfen wir zur Ehre des gelehrten Herausgebers ſagen, daß er in der Wahl der Stücke recht glücklich geweſen, und heben wir von den vielen Urkunden beſonders den vollſtändigen Vertrag der Union zu Kalmar, nach dem däniſchen Original von 1397, und die Anerkennung der Königin Margaretha von den norwegiſchen Ständen, aus dem Jahre 1388, als vorzüglich intereſſant hervor.

Ein Freund der altnordiſchen Literatur in Finnland macht uns bemerklich, daß neben den in Nr. 16 des „Magazin“ erwähnten ſkandinaviſchen Männern, die ſich um dieſe Literatur verdient gemacht, auch der in Chriſtiania lebende Ivar Aaſen, der eine Grammatik der altnordiſchen Sprache geſchrieben, in Deutſchland bekannt zu werden verdiene.

Literariſcher Sprechſaal.

In Agram, der Hauptſtadt des „dreieinigen“ kroatiſch-ſlaveniſch-dalmatiniſchen Königreichs, findet jetzt eine landwirthſchaftliche und Gewerbe-Ausſtellung ſtatt, die bis Ende Oktober dauern wird. Natürlich haben, bei den noch ſehr primitiven Kulturzuſtänden dieſes ſüdſlaviſchen Trifoliums, die Gewerbe-Erzeugniſſe deſſelben noch einen ganz untergeordneten Charakter. Nur 1,65 Prozent der Geſammt-Bevölkerung lebt vom Gewerbebetriebe. Die meiſten Bewohner des Königreichs verfertigen ſich ihre Kleidungsſtücke ſelbſt. Dagegen ſind die Natur-Erzeugniſſe des Landes mit ſeiner günſtigen Lage und ſeiner, wenn auch noch nicht durch intelligente Behandlung geförderten Fruchtbarkeit zum Theil reich und üppig zu nennen. Ein Haupterzeugniß bildet der Wein; von 3866 Nummern der Ausſtellung gehören 716 der Wein-Produktion an. Die ſyrmiſchen Weine, im Handel als „Unter-Karlowitzer“ bekannt, gewiſſe dalmatiner Weine, wie der „Malvaſier“, der „Refosco“ u. a. ſind vortrefflich, doch iſt die Behandlung der Trauben

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

und des Getränks im Ganzen ſo ungenügend, die Quantität wird in ſo unverſtändiger Weiſe auf Koſten der Qualität gefördert, daß die Preiſe ſich auf niedrigſter Stufe halten und der Eimer der dortigen Ungarweine durchſchnittlich nicht mehr als fünf Gulden gilt. Von Bergwerks-Produkten findet ſich *Galmei* (Zink) bei Warasdin, deſſen Anbau eine *belgiſche* Geſellſchaft in Entrepriſe genommen, während eine *ſchweizeriſche* bei Pozega auf *Erdöl* (Petroleum) baut. Schwefel, Gips, Marmor, hydrauliſcher Kalk werden an verſchiedenen Punkten des Landes gewonnen. Auf einem Gebiete von 902 öſterreichiſchen Quadratmeilen zählt das Königreich 2,053,993 Einwohner, alſo nur 2264 auf die Quadratmeile. Von der ſchulpflichtigen Jugend des Landes beſuchten im Jahre 1852 nur 24,6 und im Jahre 1863 38,3 Prozent die Schule, während in Krain 56, in Kärnten 76, in Steiermark 87,3, in Böhmen 96,3 und in Nieder-Oeſterreich 98,6 Prozent die Schulen beſuchen.

Von der zu *San Francisko* in *Kalifornien* erſcheinenden, hauptſächlich den politiſchen und ſozialen Intereſſen des *Judenthums* gewidmeten, großen Zeitung The Hebrew, redigirt von *Philo Jacoby*, ſind uns einige Nummern zugegangen, die in der That eine bemerkenswerthe Erſcheinung ſind. Die Artikel ſind nämlich abwechſelnd in engliſcher und in deutſcher Sprache geſchrieben und gedruckt. Auch unter den Privat-Anzeigen erſcheint ein Theil in deutſcher Sprache. Anfangs waren die deutſchen Artikel in gleicher (Antiqua-) Schrift, wie die engliſchen, gedruckt. Die neueſten Nummern bringen dieſe Artikel jedoch in gothiſcher (Fraktur-) Schrift. In *Berlin* beſitzt die Zeitſchrift einen Spezial-Korreſpondenten, der ihr unter Anderem ein genaues Verzeichniß der Namen der preußiſchen Soldaten moſaiſcher Religion mitgetheilt, die bei Erſtürmung der Düppeler Schanzen und in den anderen Gefechten des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges gefallen reſp. verwundet worden. Dem in Berlin verſtorbenen Rabbiner Dr. *Sachs* hat die Zeitung mehrere Artikel in engliſcher und in deutſcher Sprache gewidmet. Wir bemerken, daß, wie wir aus dem Hebrew ſelbſt erſehen, unter den 379,994 Einwohnern Kaliforniens nur 77,707 ſich befinden, die dort geboren ſind. Unter den nicht dort Geborenen befinden ſich 21,000 Deutſche, 12,000 Engländer, 3700 Schotten, 33,000 Irländer, 5500 Anglo-Amerikaner, 9000 Mexikaner und 35,000 Chineſen. In San Francisko ſelbſt ſind mehrere Schulen, in welchen das Deutſche die Unterrichtsſprache iſt.

Die von *L. Philippſon* herausgegebene „Zeitung des Judenthums" bringt eine aus *St. Petersburg* vom 1. Auguſt datirte Korreſpondenz, in welcher der wohlwollenden, aufgeklärten Regierung des Kaiſers Alexander II., unter Hinweiſung auf das, was in neueſter Zeit in Rußland und beſonders in Petersburg für die ſittliche Hebung und die bürgerliche Gleichſtellung der Juden geſchehen, mit großem Lobe gedacht wird. In St. Petersburg, wo Kaiſer Nikolaus vor 35 Jahren die dort wohnenden, anſäſſigen und gewerbfleißigen Juden — wie z. B. den Buchhändler *Aſher*, den Juwelier *Friedeberg* und viele Andere — ohne Erbarmen austreiben ließ, befindet ſich jetzt eine zahlreiche jüdiſche Gemeinde, die im vorigen Jahre einen deutſchen Rabbiner, Dr. Abraham Neumann aus Riga, mit 3000 Rubel Gehalt angeſtellt und eine „*Geſellſchaft zur Verbreitung der Bildung unter den Juden Rußlands*" gegründet hat. Gleichzeitig wird jedoch in dem gedachten Korreſpondenzberichte Klage geführt über die mangelhafte jüdiſche Gemeinde-Verwaltung, die in Geldſachen dem ſchlechten Beiſpiele zu folgen ſcheint, das in Rußland von den meiſten öffentlichen Behörden gegeben wird.

An dem im „Magazin" Nr. 39 S. 621 in ſchwediſcher Urſchrift und deutſcher Uebertragung, als Probe aus *Mellin's* neuen Dichtungen abgedruckten ſinnigen Gedichte „Zwei Lichter" gehört nur das abendländiſche Gewand dem modernen Dichter; Gedanke aber und Ausdruck, mit nur geringer Abweichung, gehören einem jüdiſchen Denker, der vor beiläufig ſechzehnhundert Jahren in Paläſtina gelebt hat. Er heißt *Bar-Kappara* und war ein Zeitgenoſſe und Freund Rabbi Jehuda's, des Heiligen, Redacteurs der Miſchna. Der Midraſch (Jalkut II. Bl. 134c.) zitirt einen ſeiner Ausſprüche, den wir in wortgetreuer Ueberſetzung wiedergeben: „Bar-Kappara ſagte: Die Seele und die Gotteslehre ſind dem Lichte verglichen: Von der Seele heißt es: Ein Licht Gottes iſt die Seele des Menſchen (Spr. 20, 17); von der Lehre: Eine Leuchte iſt das Gottesgebot und die Lehre ein Licht. (Daſ. 7, 22.) Der Heiliggebenedeite ſpricht: Mein Licht iſt in deiner Hand und dein Licht in meiner Hand; wahrſt du das Meinige, ſo wahre ich das Deinige."

Der engliſche Civil-Ingenieur D. W. Haskoll hat zwei Werke über „Eiſenbahn-Bau" (Railway Construction, 2 vols.) und über „Eiſenbahnen in England und im Orient (Railways in England and in the East, 2 vols.) herausgegeben, die beide mit zahlreichen Abbildungen ausgeſtattet ſind und zuſammen nicht weniger als fünf Guineen (35 Thaler) koſten.*) Herr Haskoll, der bei der Eiſenbahn zwiſchen Smyrna und Aidin in Klein-Aſien als Ingenieur angeſtellt war, hat viele Erfahrungen in Bezug auf den Einfluß geſammelt, den in den heißeren Ländern die Wärme auf Eiſen-Konſtruktionen, namentlich beim Brückenbau übt, und in dieſer Hinſicht wird ſein zweites Werk vielleicht einigen Nutzen gewähren können.

„*Weſtermann's illuſtrirte deutſche Monatshefte*" haben mit ihrer Oktober-Nummer eine „neue Folge" begonnen, deren erſtes Heft wiederum ſehr reich an belehrenden und unterhaltenden Artikeln iſt. Wir nennen davon eine rührend-heitere Geſchichte von *Wilhelm Raabe* (Jacob Corvinus); ferner die „Bilder aus dem deutſchen Studentenleben", von *Joh. Huber*; „Ein Pfarrhaus vor 50 Jahren", „Das Schloß *Tegel* und ſeine Kunſtſchätze", von *E. H. Riegel*; „Die neueſte Beſtimmung der Entfernung der Erde von der Sonne", von *J. H. Mädler*; „Die Bildung der Rhein-Inſeln", „Die erſte Fahrt des Panzerſchiffes Paſſaic", „Göthe in Breslau" ꝛc. ꝛc.

Das *Illuſtrirte Familienbuch* des Oeſterreichiſchen Lloyd bewährt auch mit ſeinem neuen Bande den alten Ruhm, in Beziehung auf künſtleriſche Ausſtattung ſowohl, als literariſch werthvollen Inhalt. Es bringt in ſeinen neueſten Nummern Literatur-Berichte von Levin Schücking, die wir beſonderer Aufmerkſamkeit empfehlen, und manches Wiſſenswerthe aus Natur und Leben, Sage und Geſchichte. E. Schmidt-Weißenfels lieferte eine Abhandlung über die franzöſiſchen Arbeiter-Aſſociationen; die beliebteſten deutſchen Novelliſten ſind Mitarbeiter des „Illuſtrirten Familienbuchs."

*) Leipzig, Ludwig Denicke, wo das zweite Werk allein für 20 Thaler zu haben iſt.

Digitized by Google

Bei dem Verfasser Dr. **A. Mahn** in Berlin, Neuenburgerstrasse No. 8, ist erschienen: Die **Kunst** oder **Methode**, Sprachen auf die leichteste, schnellste und gründlichste Art zu erlernen, theoretisch dargelegt und praktisch auf die **Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Lateinische, Griechische** und **Deutsche** Sprache (letztere für Ausländer) angewandt. 2 Thlr. Jede Sprache ist in grösserem Umfange auch einzeln zu haben. Diese Methode ist die leichteste und wirksamste sowohl beim Unterricht überhaupt als auch für den Selbstunterricht, und berücksichtigt hauptsächlich und zuerst die Umgangssprache. Die Aussprache, namentlich des Französischen und Englischen, ist nach einem genauen, kritisch festgestellten und sogleich auf den ersten Blick verständlichen System bezeichnet. Das Werk wird gegen portofreie Uebermachung des Betrages kostenfrei zugesandt, und ist auch durch Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin zu beziehen.

Bei Carl Gerold's Sohn in Wien erſchien ſoeben in billiger Volksausgabe:

Zur Diätetik der Seele.

Von

Ernſt Freiherrn von Feuchtersleben.

26. Auflage. 16. Eleg. geb. Preis 12 Sgr.

Der außerordentliche Erfolg dieſes Geiſt und Gemüth athmenden Werkes, für deſſen hohen Werth wohl am deutlichſten der Umſtand ſpricht, daß ſeit ſeinem erſten Erſcheinen 25 Auflagen vollſtändig vergriffen ſind, hat die Verleger veranlaßt, das Buch durch Herausgabe einer billigen Volksausgabe nun auch den weiteſten Kreiſen zugänglich zu machen. Das Werkchen, welches ſich bei ſeiner eleganten Ausſtattung und ſeinem billigen Preiſe namentlich auch zu Geſchenken eignet, iſt in allen Buchhandlungen vorräthig. (552)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Herzens.

von

J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Miniaturausgabe (16. Aufl. 1861) in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 20 Sgr. (563)

Beſſere Ausgaben mit L's Bildniß, Biographie, reſp. Widmungsblatt und Schriftbild, in engl. Einbd. mit Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr., reſp. 1 Thlr.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann."

DICTIONARIES.

A complete Dictionary of the English and German languages for general use. By *W. James.* Fifteenth Stereotype Edition. 8vo sewed 1⅓ Thlr.

A complete Dictionary of the English and French languages for general use. By *W. James & A. Molé.* Seventh Stereotype Edition. 8vo sewed 2 Thlr.

A complete Dictionary of the English and Italian languages for general use. By *W. James & Gius. Grassi.* Fourth Stereotype Edition. 8vo sewed 1⅓ Thlr.

Selections from British Authors in Prose and Poetry. By *Edward Moriarty.* 16mo sewed ⅓ Thlr.

BERNHARD TAUCHNITZ; LEIPZIG.
And sold by all Booksellers. (562)

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illuſtrirter Kalender für 1865.

Jahrbuch der Ereigniſſe, Beſtrebungen und Fortſchritte im Völkerleben und im Gebiete der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe. 20. Jahrgang. Mit 67 in den Text gedruckten Abbildungen, 12 Sternkarten und 12 Monatsvignetten.
Preis 1 Thlr. In engl. Einband. 1⅓ Thlr.

Novitäten der Preſſe:

Prof. Karl Biedermann. Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert. 2. Band. Deutſchlands geiſtige, ſittliche und geſellige Zuſtände. Zweiter Theil.

Deutſche Bibliothek. Sammlung ſeltener Schriften der älteren deutſchen Nationallitteratur. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz. VII. Band: Das Rollwagenbüchlein. Von Georg Wikram. Mit Einleitung, Lesarten, Anmerkungen und Wörterverzeichniß. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz.

Charles Dickens (Boz). Unſer gemeinſchaftlicher Freund. Roman in vier Büchern. Mit 40 Illuſtrationen von Marcus Stone. Deutſche, autoriſirte Ausgabe von Marie Scott. (Erſcheint in 20 Monatslieferungen à 6 Ngr.)

Ida von Düringsfeld. Für Dich. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. In elegantem Einband.

Franz von Elsholtz. Veteranen-Lieder. Zur Erinnerung an die deutſchen Freiheitskriege von 1813—1815.

Prof. Camille Flammarion. Das bewohnte Welten-All. Die Bedingungen der Bewohnbarkeit der Himmelskörper vom aſtronomiſchen, phyſiologiſchen und naturphiloſophiſchen Standpunkt. Deutſch bearbeitet von Dr. Adolf Drechsler. Mit 6 Tafeln Illuſtrationen.

Heinrich Gretſchel. Katechismus der Phyſik. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Prof. Dr. J. Honegger. Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts in ihrer Entwicklung dargeſtellt.

Fr. Kohler. Der Gasmeiſter für Jedermann. Anleitung zur Gasbeleuchtung im Geſchäfts- und Hausgebrauch. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen.

Latomia. Freimaurerische Vierteljahrsschrift. Herausgegeben von den B. B. **H. Th. Schletter** und **J. F. L. Th. Merzdorf.** XXIII. Band. 3. u. 4. Heft.

Dr. Max Schasler. Die Schule der Holzſchneidekunſt. Geſchichte, Technik und Anwendung der Holzſchneidekunſt. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen. (Erſcheint am 15. November.)

Franz von Schober. Gedichte. Zweite, verbeſſerte Auflage.

Sigm. Schüller. Die Schule des Feuerlöſchweſens. Mit 78 in den Text gedruckten Abbildungen.

Friedr. Seidel. Die Frithiofſage. Der Jugend erzählt. Mit Illuſtrationen nach Originalzeichnungen.

Dr. Fr. v. Tſchudi. Das Thierleben der Alpenwelt. Naturanſichten und Thierzeichnungen aus dem ſchweizeriſchen Gebirge. Siebente verbeſſerte Auflage. Mit 24 Illuſtrationen in Tondruck nach Originalzeichnungen von E. Rittmeyer und W. Georgy und dem Portrait des Verfaſſers.

Einladung zum Abonnement auf die

Illuſtrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten über alle Zuſtände, Ereigniſſe und Perſönlichkeiten der Gegenwart; über Tagesgeſchichte, öffentliches und geſellſchaftliches Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt, Muſik, Theater und Mode.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 16 Folioſeiten.
Mit jährlich über 1000 in den Text gedruckten Abbildungen.
Vierteljährlicher Pränumerationspreis 2 Thaler. (554)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist neu erschienen: (565)

Jacob Grimm: Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,
gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, herausgeg. von Herman Grimm. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). Velin. 8. geh. 20 Sgr.

Geſellſchaftsreiſe

nach

Aegypten

auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünſchen entſprechend wird die Unternehmung der Geſellſchaftsreiſen nach Konſtantinopel und Athen, welche ſich großer Theilnahme und des beſten Erfolges erfreuten, nun auch die erſte Geſellſchaftsreiſe **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „öſterreichiſchen Lloyd" in Trieſt organiſiren.

Die Abreiſe von Trieſt erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte
einſchließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reiſe u. ſ. w. iſt:

400 Gulden.

Das Reiſe-Programm

iſt zu erhalten in der Gerold'ſchen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerſtraße), an den auch alle Briefe zu richten ſind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung." (553)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 43.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 23. Oktober 1864.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Der Staatskanzler Hardenberg 674
Griechenland.
Die franzöſiſche Hochſchule in Athen. I. Deutſche, Franzoſen und die klaſſiſchen Sprachen 675
Italien.
Die Reiſen und die Schauſpiele der alten Römer 677
Orient.
Zur Geſchichte des Judenthums 679
Ungarn.
Michael Horváth: Urſprung und Herkommen der Magyaren 681
England.
Zur engliſchen Roman-Literatur 684
Kleine literariſche Revue.
Die öſterreichiſche Wochenſchrift 686
Der Plan der Schöpfung 686
Das Mittelländiſche Meer und Nord-Afrika 686
Vorſchule der Aeſthetik von Ludwig Eckardt 686
Literariſcher Sprechſaal. 687

Im Verlage von L. Hachette & Cie in Paris erschienen:

Écrivains, les grands, de la France. Nouvelles éditions publiées sous la direction de M. Regnier. Environ 200 volumes in 8., br. à 7 fr. 50 c. le volume.

Es erschienen bis jetzt:

Oeuvres de Corneille. Tomes I à VIII.
Oeuvres de Malherbe. Tomes I à III.
Lettres de Mme de Sévigné. Tomes I à IX.

Histoire populaire contemporaine de la France. Tome Ier. 1 vol. gr. in 8. illustré. br. 6 fr.

Diese in 2 Bänden vollständige Geschichte bildet die Fortsetzung zu der im vorigen Jahre in demselben Verlage erschienenen Histoire populaire de la France. 4 vol. gr. in 8. br. 24 fr.

Lacroix, P., Histoire de la vie et du règne de Nicolas I. Empereur de Russie. Tome I. 1 vol. gr. in 8. br. 12 fr. 50 c.

Dieses Werk wird 5 Bände umfassen, die in Zwischenräumen von 5—6 Monaten erscheinen werden.

Taine, H., Histoire de la littérature anglaise. 4 vol. in 8. br. 30 fr.

(575)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Thomas de Quincey's Works.

Second edition, in 15 vols. crown 8vo., cloth, 21 Thlr.

Separate Volumes, each 1 Thlr. 15 Sgr.

1. Confessions of an English Opium-Eater.
2. Recollections of the Lake Poets.
3. Last Days of Immanuel Kant.
4. The English Mail-Coach.
5. Dr. Samuel Parr, etc.
6. Richard Bentley, etc.
7. Protestantism and other Essays.
8. Leaders in Literature.
9. The Caesars and other Essays.
10. Style and Rhetoric.
11. Coleridge and Opium Eating.
12. Speculations, Literary and Philosophic.
13. Letters, Conversation, etc.
14. Autobiographic Sketches. 1790—1803
15. Biographies, with a complete General Index to the entire Works.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (576)

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in Berlin iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das höhere Schulweſen
in
Preußen.
Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Darſtellung,
im Auftrage des Miniſters der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten
herausgegeben
von
Dr. L. Wieſe,
Geh. Ober-Regierungs- und vortragendem Rath im K. Miniſterium der geiſtl., Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Mitglied der K. Ober-Militär-Studien-Kommiſſion.

Mit einer Ueberſichtskarte, die Vertheilung der höheren Schulen in Preußen darſtellend.

47½ Bogen in Lexicon-Format.
Preis 4 Thlr. 10 Sgr. (573)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller,
gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859.
Dritter Abdruck. (577)
1860. Velinpapier. gr. 8. eleg. geh. 8 Sgr.

In unſerm Verlage erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der bildenden Künſte
von
Dr. Carl Schnaaſe.
VII. Band 711 S. 8. mit 83 Holzſchn. 6 Thlr.

Geſchichte der Revolutionszeit
von 1789 bis 1795
von
Dr. Heinrich von Sybel.
2. Aufl. 1.—3. Band. geh. 9 Thlr.
Verlagshandlung von **Julius Buddeus** in Düſſeldorf. (570)

Bei S. Hirzel in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Chroniken der deutſchen Städte
vom 14. bis ins 16. Jahrhundert.
Herausgegeben
durch die hiſtor. Kommiſſion bei der K. Akademie der Wiſſenſchaften in München.
Dritter Band:
Nürnbergiſche Chroniken, Dritter Band.
Herausgegeben
von
Prof. K. Hegel in Erlangen.
Mit hiſtoriſchen und ſprachlichen Erläuterungen, Gloſſar und Regiſtern.
gr. 8. Preis 2 Thlr. 20 Sgr. (572)

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** ist erschienen:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues von Dr. H. Steinthal, a. o. Prof. für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen.“ 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Herr Prof. Schweizer-Sidler in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„In innerster Ueberzeugung dürfen wir die Anzeige des vorliegenden Buches damit beginnen, dass wir erklären, nach unserer Meinung sei es in jeder Beziehung ein Meisterwerk und ein Schmuck der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands. Dem hohen Ernste der Forschung und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche nicht selten erhebenden Schwung gewinnt, aber voll von Ideen, sich nie in seichtem Pathos verläuft.“ (578)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Der Staatskanzler Hardenberg.*)

Unter den großen Namen, welche Preußens und mit ihm Deutſchlands Wiedergeburt in den Tagen der Fremdherrſchaft bezeichnen, ſtrahlen heller als alle andern jene Lichtſterne unſerer inneren Entwickelung: Stein und Hardenberg! Das Andenken dieſer beiden Männer, die weit ihrer Zeit vorauseilten, wird immerdar ein geſegnetes bleiben, wo die Herzen friſch und fröhlich ſchlagen und der deutſche Geiſt freie und unverkümmerte Bahn hat. Vielleicht ſind wir noch nicht ſo hoch geſtiegen, um der Bedeutung dieſer Helden des Rechts und Geſetzes den würdigſten Maßſtab entgegentragen zu können, und ich glaube bei den trüben Wirren der Neuzeit allerdings, daß dem ſo iſt: dann aber iſt es doppelte Pflicht, das Leben und Wirken dieſer Tapfern vor Augen zu halten und Troſt zu ſchöpfen aus ihrer Thatkraft, aus ihrem Muthe, aus ihrem Glauben an den Biederſinn und an die Zukunft deutſcher Nation!

Ein Leben Hardenbergs zu ſchreiben, iſt gewiß keine kleine Aufgabe. Der Andre der Dioskuren, Stein, empfing in dem rühmlichſt bekannten Werke von Pertz ein aus der Tiefe des preußiſchen Staatsweſens geſchöpftes Abbild, zu welchem ein ungeheures, doch wohlgeſichtetes Material Geſtalt und Farbe geliefert hat. Ein ſo hohes Ziel der Geſchichtsſchreibung hat F. Arndt, der Autor des uns vorliegenden Buches: Hardenbergs Leben und Wirken, nicht erreichen wollen und können; er hat ſich mit einer populären Darſtellung begnügt.

Die Forſchungen der letzten Jahre, wie ſie Häuſſer in der dritten Auflage ſeiner deutſchen Geſchichte niedergelegt, boten dem Verfaſſer den Grundſtock für eine neue Anſchauungsweiſe ſeines Helden, und den Standpunkt des älteren Biographen Kloſe überſchritten zu haben, darf er ſich allerdings rühmen. Eine edle, feſte, gedrungene Sprache zeichnet das Buch aus. Ueberall iſt das Gefühl für Preußens und Deutſchlands Ehre merkbar und wirkſam. Der Autor hängt mit ganzer Seele an der Idee der Neuzeit, er iſt den Strebungen des modernen Fortſchritts auf's Innigſte und Eifrigſte zugethan und jede Seite wirft den Reflex dieſer lebhaften Stimmung. Mag er hin und wieder etwas ſcharfer Ausdrücke ſich bedienen, die vielleicht zum Wohle der objektiven Haltung des Ganzen zu vermeiden waren: man hat an keiner Stelle eine tendenziöſe Verletzung der Unparteilichkeit vor ſich, wenn auch die Gründe für das Benehmen der Gegner Hardenbergs nicht durchweg mit voller Klarheit entwickelt ſind. Dieſe Kritik hätte aber ein weiteres Zurückgehen auf Preußens Zuſtände vor der Regierung Friedrich Wilhelm III. erfordert und dergleichen lag unſtreitig außerhalb des Planes einer ſummariſchen Erzählung.

Die beſte Eigenſchaft der neuen Biographie des großen Staatsmannes iſt die Präziſion und überhaupt die Wahrheitsliebe, welche die Charakterzeichnung offenbart. Nicht allein ward Hardenberg mit Luſt und Liebe geſchildert, ſondern auch gerecht, offen, freimüthig, ohne Schönrednerei und doch künſtleriſch abgerundet. Hardenberg's Charakter ſtellt ſeinem Biographen Schwierigkeiten entgegen, welche dem Weſen einer fein organiſirten, ſenſitiven, ſehr empfänglichen und ſehr unbeugſamen Natur entſpringen: der knorrige Eichenſtamm, an den Stein's markige Geſtalt erinnert, zeigt leichter erkennbare Züge, ſein Wuchs und ſeine Haltung laſſen ſeine Stärke und Größe ſchon von Ferne richtig veranſchlagen. Das Buch von F. Arndt giebt häufig zu verſtehen, wie wenig Hardenberg auf warme Anhänglichkeit und vertrautes Eingehen in ſein innerſtes Gedankengewebe rechnen durfte; bei einem Niebuhr fand er 1810 (in der Finanzreorganiſation) den heftigſten und rückſichtsloſeſten Widerſtand; ſein bisher treuſter Vertheidiger Wilhelm von Humboldt fiel 1815 in der wichtigſten Frage, der Verfaſſungsfrage, was die Generalkontrole der Finanzen betraf, von ihm ab und trat auf die Seite der bitterſten Angreifer. Nur die kriegeriſchen Wiederherſteller des preußiſchen Staates: Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau waren ſeltſamer Weiſe am erſten geneigt, dem Staatskanzler Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Von Blücher geſchah es einſt bei einem feierlichen Anlaß. Auf einem Feſtmahl zu Ehren der ruſſiſchen Fußgarden, die 1814 nach dem Pariſer Frieden in ihre Heimat zurückkehrten, bat der Marſchall Vorwärts um die Erlaubniß, die Geſundheit des Fürſten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen. Er hob beſonders den Geiſt hervor, den Hardenberg den Verwaltungs-Behörden einzuflößen gewußt, und durch den er jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich geweſen ſei, in der Lage, in welcher das Vaterland ſich befunden, das zu leiſten, was wirklich geleiſtet worden; „dieſem von Sr. Durchlaucht hervorgebrachten Geiſt ſei es beizumeſſen, daß man im preußiſchen Staate jetzt nicht wiſſe, wo der Kriegerſtand aufhöre und der Bürgerſtand anfange; dieſe glückliche Verſchmelzung ſei ein charakteriſtiſches Denkmal der gegenwärtigen Epoche; er wünſche, daß jene Verſchmelzung unaufhörlich bleibe, und verſichere den Fürſten der Anerkennung und der achtungsvollen Ergebenheit des geſammten Heeres.“

Blücher hatte ganz richtig aufgezeigt, was der Kern von Hardenberg's Wirken ausmachte: es war der Geiſt der Sammlung und Einigung aller Kräfte des Staates und der Geſellſchaft. Durch Hardenberg war der Bauernſtand zu einer edleren Menſchenwürde erhoben worden. Stein's Werk der Mündigſprechung des Bürgers der Stadtgemeinden hatte Hardenberg mit Entſchiedenheit fortgeſetzt; er hatte unhaltbare, dem Zeitbedürfniß widerſtrebende Privilegien beſeitigt; er hatte den wahren Adel einer politiſchen und Geiſtes-Ariſtokratie gewürdigt und dem Beamtenkörper den Stempel einer hochſinnigen Humanität aufgeprägt, welche ihn Jahrzehnde hindurch vor den Beamtungen der civiliſirteſten Staaten Europas auszeichnete; er hatte mitten im Strudel des furchtbarſten Völkerſturmes und des ſchmählichſten Verfalls der Monarchie Friedrich's des Großen nie einen Augenblick am Vaterlande verzweifelt, nie ſeine perſönlichen Schwächen mit dem Geſammtwohl in Konflikt gebracht, immer das Beſte und Edelſte gewollt und die Aufgaben des modernen, von philoſophiſchem Weltbürgerthum begründeten Preußens auf das Großartigſte gewürdigt.

Ohne Hardenberg gab es kein 1813!

Was auf ſein Privatleben traurige Schatten warf, iſt von ſeinem Biographen F. Arndt nach Gebühr getadelt, aber dem erleuchteten Staatsmanne gegenüber in angemeſſenen Hintergrund gerückt worden. Hardenberg hat Tugenden geübt, welche ſeine Fehler gern überſehen laſſen; er war ein bewußter Kämpfer der Zeitbewegung, ein bereitwilliges Werkzeug der erhabenſten Zwecke der Vorſehung: darum Ehre ſeinem

*) Hardenberg's Leben und Wirken. Nach authentiſchen Quellen von F. Arndt. Berlin. Verlag von H. R. Fahliſch. Juni 1864. Ein Band von IV. und 276 S.

Digitized by Google

Kampfe, Ehre ſeiner bürgerlichen Heldengröße und ein achtungsvoll entblößtes Haupt vor ſeinem Grabmal! — —*)

Trauttwein von Belle.

Griechenland.

Die franzöſiſche Hochſchule in Athen.

I.

Deutſche, Franzoſen und die klaſſiſchen Sprachen.

Leſſing ſagte einmal: der fleißige Deutſche macht die Kollektanea, die der witzige Franzoſe nutzt. Der deutſche Patriotismus, der heutzutage kitzlich genug geworden iſt, um ſich ſo wenig als möglich von ſeinem Nachbar beſchämen zu laſſen, wird dieſen Ausſpruch gern als veraltet zurückweiſen wollen. Iſt es doch faſt hundert Jahre her, daß ihn Leſſing fällte, zu einer Zeit, wo es demſelben Leſſing noch erlaubt war, ſich zu wundern, wie man in Deutſchland eine Nationalbühne ſchaffen wolle, da es doch Eine deutſche Nation gäbe. Es iſt denn auch wirklich beſſer geworden, wenn auch nur erſt ſeit Kurzem. Deutſche Gelehrte haben Werke geſchrieben, an denen der Franzoſe neben dem Inhalt auch die Form anerkennt. Denn an unſerer Gelehrſamkeit hat er nie gezweifelt, nur hat in ſeinem Munde das Eigenſchaftswort la docte (Allemagne), das er uns zum Ueberdruß zu hören giebt, einen Beigeſchmack von „ſchwerfällig." An einem Volke, das auf den Schein, auf die Toilette ſo viel Werth legt, das die Mode erfunden hat und deſſen Höflichkeit ſprichwörtlich geworden, darf es nicht wundern, wenn es auch in literariſchen Dingen ein Feinſchmecker iſt. Ohne Eleganz des Ausdrucks, ohne Gefälligkeit der Form darf in Frankreich kein Werk auf Erfolg rechnen. Der natürliche Geſchmack des franzöſiſchen Volkes iſt nicht der einzige Erklärungsgrund, wenn er auch der erſte iſt; die Erziehung hat viel dazu gethan. Die klaſſiſche Literatur ging von den vornehmen Kreiſen aus, dem Hofe und den Salons, und die hier herrſchende Geſellſchaft zwang ſelbſt die tragiſche Muſe Racine's die Sprache des guten Tones zu reden. Wie ſehr der Styl, die Form, das Blendende des Ausdrucks Alles überwog, ſagt uns die bekannte Anekdote von Buffon, der ſeine feinſten Manſchetten und prächtigſten Ringe anlegte, um ſich zu einem glänzenden Style zu begeiſtern. Die klaſſiſche Literatur aber iſt in den franzöſiſchen Bürgerſchulen (denn das ſind die Gymnaſien, in die jedes Kind von nur etwas vermögenden Aeltern geſchickt wird, ſelbſt wenn es keine gelehrte Carrière machen ſoll) ein Hauptzweig des Unterrichts geworden. Der franzöſiſche Schüler ſtudirt und kommentirt Voltaire, Montesquieu, die eleganten Kanzelredner wie Maſſillon, kurz alle klaſſiſchen Proſaiſten; er lernt auf die Form Gewicht legen, ſein eigner Styl bildet ſich, denn vor Allem pflegt der Lehrer den Geſchmack; die Sprache des Unterrichts iſt die Mutterſprache.

Wie iſt es in Deutſchland? Schon von Tertia an (ich ſpreche nach meinen Erinnerungen) geſchieht die Erklärung der klaſſiſchen Autoren in lateiniſcher Sprache, die Ausgaben ſelbſt ſind lateiniſch kommentirt, auf Geſchmack und Styl wird bei der Ueberſetzung gar keine Rückſicht genommen; deutſche Schriftſteller — kleine Proben ausgenommen, die man etwa beim Unterricht in der deutſchen Literaturgeſchichte giebt — werden nie erklärt. Freilich iſt der Deutſche auch auf Koſten ſeiner Mutterſprache der größte Sprachgelehrte geworden, während der Franzoſe über die Pflege der ſeinen alle fremden Sprachen, todte wie lebende, vernachläſſigt; denn jedes Ding hat ſeine Schattenſeite. Was die lebenden Sprachen betrifft, ſo beſitzt die ſlaviſche Raçe bekanntlich die größte Fertigkeit, ſich dieſelben anzueignen; doch ſcheint dieſe Fertigkeit eher eine Schwäche als eine Kraft; ſie wurzelt in dem Mangel energiſcher Originalität; die Ruſſen namentlich ſind im Nachahmen faſt Meiſter. Auch hätten ſich vor Sebaſtopol ruſſiſche Offiziere, in franzöſiſcher Uniform verkleidet, als Spione in's feindliche Lager ſchleichen können, ohne erkannt zu werden — ſo täuſchend vollkommen beſaßen ſie Geiſt und Laut der franzöſiſchen Sprache.

Aber auch von den Aſiaten läßt ſich der Franzoſe hierin beſchämen; Araber, Aegypter, Perſer lernen ſeine Sprache ſprechen; er allein lernt keine fremde. Wir „ſchwerfälligen" gebildeten Deutſchen verſtehen das leichte franzöſiſche Idiom hinlänglich, um eine Zeitung oder einen Roman zu leſen; gelehrte Werke werden nicht mehr überſetzt, der Deutſche lieſt ſie im Original, und in den gebildeten Ständen findet man überall Perſonen, die ein Geſpräch in franzöſiſcher Sprache führen können; ja man kann die Deutſchen zu Hunderten zählen, die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben haben, und mag immerhin mancher Germanismus, ſogar mancher Fehler mit unterlaufen, ihre Gedanken haben doch den Ausdruck gefunden, durch den ſie dem Franzoſen verſtändlich ſind.

Wie ſieht es dagegen in Frankreich aus? Nun, die Antwort fällt leicht, die Franzoſen bekennen es ſelbſt, daß ihre Unkenntniß fremder Sprachen nachgerade eine Schmach wird. In den Handelsſtädten wird hier und da wohl etwas Engliſch geradebrecht und an den Gränzen verſteht man natürlich auch Spaniſch und Italiäniſch; unter den Fakultäts-Profeſſoren giebt es auch Gelehrte (ich nenne Villemain, Guizot, St. René-Taillandier, Demogeot, Philarète Chasles u. ſ. w.) die die engliſche und italiäniſche Literatur in den Originalen ſtudirt haben; der Perſonen aber, die aus reinem Bildungs-Bedürfniß dieſe Sprachen lernen, wenn auch neuerdings das Engliſche in Mädchen-Penſionaten „Mode" geworden, ſind ſo wenig und das Reſultat ihrer Studien iſt ſo gering, daß an einen Vergleich mit denſelben Studien bei andern Völkern nicht zu denken iſt.

Was nun vollends das Deutſche betrifft, ſo laſſen ſich in Frankreich vielleicht zehn, vielleicht — nein, es laſſen ſich nicht zwanzig Gelehrte finden, die ein deutſches Werk ſo fließend leſen können, als man in Deutſchland franzöſiſche lieſt. Von den übrigen Geſellſchafts-Klaſſen will ich gar nicht ſprechen. Zwar iſt ſeit dreißig Jahren ein gewaltiger Fortſchritt gemacht worden — ich habe ihn vor einiger Zeit anderswo auf die anerkennendſte Weiſe geſchildert, — indem die deutſche und die engliſche Sprache an den Staatsgymnaſien eingeführt worden ſind. Aber erſtens waren die alten Vorurtheile noch zu gewaltig, von den übrigen im franzöſiſchen Naturell wurzelnden Schwierigkeiten nicht zu reden, ſodann fing man den Unterricht zu ſpät an — in Tertia — um den gewünſchten Erfolg zu erzielen. Auch hat der jetzige Miniſter des öffentlichen Unterrichts den Beginn dieſes Unterrichts auf Sexta feſtgeſetzt und überhaupt iſt die Erkenntniß des Bedürfniſſes lebhaft erwacht, ſo daß ſicher in einigen Jahren der Deutſche nicht mehr die Höflichkeit zu haben braucht, den ihn beſuchenden

*) Damit auf die Sorgfalt des Autors kein ungerechtfertigter Vorwurf falle, bemerken wir ad vocem „Baſeler Friede von 1795," daß die Angabe, die Grafſchaft Mark ſei in demſelben an Frankreich abgetreten worden, von einem böſen Druckfehler herrührt: es muß heißen „Grafſchaft Mörs," nur dieſe liegt auf dem linken Rheinufer!

Anmerk. des Referenten.

Digitized by Google

Franzoſen franzöſiſch anzureden. Wie es aber heute ſteht, hat es der Franzoſe erleben müſſen, daß — um nur von gelehrten Studien zu ſprechen — ein Deutſcher, Diez, die gründlichſte provenzaliſche Grammatik, daß ein Deutſcher, Zeuß, die erſte Grammatik der Urſprache Frankreichs, des Keltiſchen, geſchrieben hat, daß zwei neue Wiſſenſchaften, die vergleichende Sprachwiſſenſchaft und die vergleichende Mythologie, von deutſchen Sprachgelehrten gegründet worden ſind, lauter Arbeiten, die ohne Kenntniß der lebenden Sprachen nicht möglich geweſen wären.

Was die todten Sprachen betrifft, (ich meine hier die klaſſiſchen: das Lateiniſche und Griechiſche), ſo flieht der Franzoſe alle Pedanterei, nur manchmal auf Koſten der Gründlichkeit; beide überläßt er den Deutſchen. Was die Gründlichkeit betrifft, ſo hilft er ſich, Leſſing's Worten gemäß, mit den deutſchen Arbeiten; ſind doch eine Menge Ausgaben klaſſiſcher Schriftſteller von Deutſchen lateiniſch kommentirt, und iſt ja ein philologiſches Werk, z. B. ein Lexikon, deutſch abgefaßt, ſo findet man eben hier und da Jemanden, der bereitwillig genug iſt, die betreffenden Stellen in's Franzöſiſche zu überſetzen. Die lateiniſche Sprache iſt die Mutter des Franzöſiſchen, ſie wird denn auch gepflegt, das Lehrerperſonal iſt dem deutſchen gewachſen; wer indeß kein Fachſtudium daraus macht, vergißt es ziemlich ſchnell, und ſelten kann ein Mann von Welt, der löblicher Weiſe gelehrte Studien liebt, unter denen die archäologiſchen am meiſten gepflegt werden, beim Quellenforſchen eine Ueberſetzung entbehren. Was aber das Griechiſche betrifft, ſo ſieht es ſchwach aus; ein Jahr nach beendigten Gymnaſialſtudien kann ſelten Jemand noch einen griechiſchen Autor leſen, und obgleich Frankreich zu allen Zeiten große Helleniſten beſeſſen hat, ſo iſt doch im Allgemeinen die Kenntniß des Griechiſchen im franzöſiſchen Gelehrtenſtande viel geringer als im deutſchen. Und dennoch hat Frankreich einen großen Vorzug vor Deutſchland. Die Kenntniß der klaſſiſchen Welt, wenigſtens der lateiniſchen, iſt in den gebildeten Ständen Frankreichs verbreiteter als bei uns, Dank den zahlreichen eleganten Ueberſetzungen, die von allen namhaften Autoren (Plutarch ſo gut wie dem heil. Auguſtin) exiſtiren. Ich betone das Wort elegant; die deutſchen Ueberſetzungen ſind holpricht und ſagen Niemanden zu, außer den Schülern, die eine Eſelsbrücke brauchen; die franzöſiſchen laſſen ſich wie ein heimiſches Werk leſen. Nur die poetiſchen Werke ſind auszunehmen, denn die ausgezeichneten Ueberſetzungen der griechiſchen Tragödien, wie ſie Minkwitz gegeben hat, ſind in Voltaire's Sprache unmöglich. Was ferner die Ausgaben der klaſſiſchen Autoren betrifft, ſo ziehe ich die franzöſiſchen den deutſchen vor, obgleich die erſteren viel aus den unſern geſchöpft haben. In einer franzöſiſchen Schulausgabe des Sophokles z. B. wird fortwährend auf die meines ehemaligen Lehrers, Prof. Wunder in Grimma, hingewieſen und manche Erklärung benutzt, aber manche auch geiſtreich kritiſirt und Alles geſchmackvoll, ſtatt in ſtaubigem Latein, in fließender Mutterſprache entwickelt. In Betreff der Ausgaben muß ich auf einen gewaltigen Kontraſt aufmerkſam machen. Die meiſten franzöſiſchen Geſammtausgaben eines Schriftſtellers ſind in der Regel (wie in der bekannten Sammlung von Panckoucke) mit der Ueberſetzung und zahlreichen Erläuterungen verſehen; die Schulausgaben aber ſind nicht vollſtändig; man hat ſie im Intereſſe der Moral von den allzu „antiken“ Stellen gereinigt. Da aber der Lehrerſtand eine korrekte, vollſtändige und wohlfeile Ausgabe braucht, ſo findet ſeit einigen Jahren der Teubner'ſche und Tauchnitz'ſche Verlag in Frankreich einen gewaltigen Abſatz. Daneben aber behelfen ſich, was griechiſche Autoren anlangt, die Schüler und leider auch manche Lehrer mit einer Gattung von Ausgaben, die der Verderb aller gründlichen philologiſchen Kenntniß iſt. In demſelben ſteht nämlich nicht nur eine gute Ueberſetzung unter dem Texte, ſondern auch eine andre demſelben Wort für Wort folgende auf der Nebenſeite. Das war nun freilich Alles nicht immer ſo.

Auf das Fieber der Renaiſſance folgten die ernſten Studien von Port-Royal; Racine las und lernte einen ganzen griechiſchen Roman auswendig. Die „griechiſche Grammatik von Port-Royal“, verfaßt von Dom Claude Lancelot (geb. in Paris 1615, geſt. im Exil zu Quimperlé 1695, der auch eine lateiniſche Grammatik geſchrieben hat), blieb bis auf dieſes Jahrhundert im Gebrauche. Daneben aber erſchien ein ſeltſames Werk, das in Deutſchland wohl wenig bekannt, doch jeden Schulmann intereſſiren wird und ſich bis auf den heutigen Tag in den Gymnaſien erhalten hat; erſt von dieſen Oſtern an hört es auf, Schulbuch zu ſein. Es iſt Le jardin des racines grecques réunies par Claude Lancelot et mises en vers par Louis Isaac le Maistre de Saci. (Der letztere, geiſtlicher Direktor der Nonnen zu Port-Royal, geb. in Paris 1613, geſt. 1684, iſt bekannt durch ſeine Bibelüberſetzung, die er während ſeiner Gefangenſchaft in der Baſtille begann, wo er 1666 eingeſchloſſen wurde). Das Buch, zuerſt 1657 erſchienen, beſteht aus 216 zehnzeiligen Strophen und enthält die griechiſchen Wurzelwörter*) mit ihrer Bedeutung; die Ueberſetzung iſt bizarr und oft mit Flickwörtern verſetzt, aber grade dadurch prägt ſie ſich dem Gedächtniß ein. Der Schüler lernt ſo mehr ſpielend eine Menge Wörter, von denen die übrigen abgeleitet werden; und das iſt der Grund, warum ein ausgezeichneter Gelehrter, Herr Ad. Regnier, noch unlängſt eine neue Ausgabe davon, bereichert mit Abhandlungen, beſorgt hat; geſchöpft hat er dieſe Bereicherungen zum großen Theil aus einem deutſchen Werke, dem etymologiſchen Wörterbuche der griechiſchen Sprache von Dr. Wilh. Pape (Berlin 1836). Der Merkwürdigkeit wegen will ich die erſte Dekade hier geben:

A fait un prive, augmente, admire.
'Αάζω, j'exhale et j'aspire.
"Αβαξ, comtoir, damier, buffet.
'Αβρός, lâche et mou, beau, bien fait.
'Αβρότη, nuit, temps où l'on erre.
'Αγαθός, bon, brave à la guerre.
'Αγάλλω, pare, orne et polit.
"Αγαν, trop ou beaucoup se dit.
'Αγανακτέω, je m'indigne.
'Αγαπᾶν, aimer te désigne.

Bis auf die Revolution blieb der Gymnaſialunterricht ungefähr dem deutſchen ähnlich, in den höheren Klaſſen ſprach man lateiniſch, von den franzöſiſchen Schriftſtellern zog man nur die Kanzelredner in den Unterricht. Ein Fortſchritt geſchah durch den berühmten Rollin (1661 bis 1741; 1694 Rektor der Univerſität Paris), der den Unterricht in der Geſchichte einführte; doch diente dieſelbe mehr als Beleg zur Sittenlehre denn als wirklich hiſtoriſche Wiſſenſchaft. Aus der Reſtauration ging auch der Umſchwung des Unterrichts hervor. Unter der Revolution gab Villemain durch ſein Beiſpiel der Behandlung den Anſtoß zur Einführung der franzöſiſchen Schriftſteller in die Gymnaſien; Guizot ſetzte für den Geſchichtsunterricht in den höhern Klaſſen, wo er bisher von dem Klaſſenlehrer gegeben wurde, einen eignen Profeſſor ein. Der philologiſche Unterricht wurde dadurch gehoben, daß 1824 die Uebung im Ueberſetzen aus dem Franzöſiſchen in's Griechiſche vorgeſchrieben

*) oder was Lancelot irrthümlich dafür hielt.

Digitized by Google

wurde. Dies machte nämlich die Beſorgung eines guten Lexikons nöthig. Bisher hatte man ſich mit dem höchſt mangelhaften griechiſch-lateiniſchen Wörterbuche beholfen, das der Philolog und Rektor des Gymnaſiums zu Leyden, Cornelius Schrevelius (geb. zu Harlem um 1615, geſt. 1664 oder 67), im Jahre 1645 herausgegeben hatte und das 1809 von Quénon ins Franzöſiſche überſetzt worden war. In demſelben Jahre gab Joſeph Planche (geb. in Paris 1769, geſt. 1853), Profeſſor am Collège de Bourbon — jetzt Lyceum Bonaparte — das erſte griechiſch-franzöſiſche Wörterbuch heraus, in deſſen Vorrede er ſagt: „Wie manches Mal hat Herr Le Chevalier, gleich bewandert in den alten wie neuern Sprachen, ſich nicht ein Vergnügen daraus gemacht, mir ſofort die Stellen aus dem griechiſch-deutſchen Wörterbuche Schneider's u. a. zu überſetzen. Darauf erſchien 1824 von demſelben unter Mitarbeit der Herren Alexandre und Dufoucompret ein franzöſiſch-griechiſches Wörterbuch, während Herr Alexandre ſeinerſeits ein ebenfalls auf Schneider's, Paſſow's und andrer deutſchen Philologen geſtütztes griechiſch-franzöſiſches Wörterbuch herausgab, das 1844 die neunte Auflage erlebte und jetzt auf allen Gymnaſien eingeführt iſt. Nicht minder auf deutſchen Fleiß geſtützt iſt die griechiſche Grammatik Burnouf's, deren erſte Ausgabe 1813 erſchien und durch die endlich die alte Grammatik von Port-Royal verdrängt wurde. Charakter und Erfolg des heutigen Unterrichts habe ich ſchon gezeichnet. Ich komme nun auf Leſſing's Ausſpruch zurück.

So mangelhaft es auch mit der Philologie in Frankreich deutſcher Gründlichkeit gegenüber ausſieht, ſo viel die franzöſiſche Gelehrſamkeit hierin deutſchem Fleiße verdankt, die Ausbeute iſt in Frankreich immer beſſer ausgefallen. Welch großer Unterſchied zwiſchen dem von dem berühmten Hermann in Leipzig geleiteten griechiſchen Seminar und der Pariſer Normalſchule — Fakultät zur Bildung von Univerſitäts-Profeſſoren —! Wie geſchmackvoll iſt hier der Unterricht, wie führt er in das Verſtändniß des antiken Geiſtes, der antiken Civiliſation ein! Und trotz der wahrhaft erſchrecklichen Gelehrſamkeit, die wir beſitzen, iſt es uns doch nie eingefallen, eine Anſtalt, wie die franzöſiſche Hochſchule in Athen, l'Ecole française d'Athènes, zur Ausbildung unſrer Lehrer und Helleniſten, zur tieferen Erforſchung der griechiſchen Welt zu gründen. Wenn hervorragende Männer wie Otfried Müller, Göttling u. ſ. w. von richtigem Geſchmack getrieben wurden, die griechiſchen Autoren an Ort und Stelle zu ſtudiren, ſo überließ man ſie ihrem Schickſal. Und doch ſaß ein deutſcher Königsſohn auf Griechenlands Thron. Nun, an Königen und Königsſöhnen fehlt es dem deutſchen Volke nicht, nur an Einem fehlt's ihm, was aber Alles iſt: an einem deutſchen Staate. Auch unſre deutſche Gelehrſamkeit, die uns in der ganzen Welt berühmt gemacht hat, läßt uns denſelben nicht vermiſſen, im Gegentheil bedarf ſie ſeiner erſt zu ihrer Vollendung. Was hätten deutſche Gelehrte nicht erforſcht, ſie, denen kein Jota in der ganzen griechiſchen Literatur entgeht, wenn ihnen eine deutſche Hochſchule zu Athen offen geſtanden hätte! Ich will ihnen denn die Geſchichte und die Bedeutung dieſer franzöſiſchen Anſtalt ſchildern. Ein Bericht von E. Vinet im Journal de l'instruction publique erleichtert mir die Mühe.

Hermann Semmig.

Italien.

Die Reiſen und die Schauſpiele der alten Römer.*)

Die politiſche Geſchichte Rom's iſt wie keine andere von den verſchiedenſten Standpunkten aus betrachtet und durchforſcht worden, ſo daß ſie zu einem gewiſſen Abſchluſſe gekommen iſt. Die Kulturgeſchichte ſteht hierin der politiſchen weit nach. Die verſchiedenartigſten Stoffe, die ſie umfaßt, laſſen eine einheitliche Behandlung weniger zu. Sie zerfällt in ſo viele geſonderte Disciplinen, als es Aeußerungen des Volkslebens giebt, und wenn auch einzelne derſelben ſchon treffliche Bearbeiter gefunden haben, ſo bleibt doch für andere noch Vieles zu thun. Das gilt namentlich von der Sittengeſchichte. Eine Geſammtanſchauung kann hier nur aus der Betrachtung der einzelnen konkreten Erſcheinungen gewonnen werden. Je genauer und vollſtändiger die Darſtellungen der einzelnen Partieen ſind, deſto beſtimmter und treuer wird ſich von ſelbſt das Geſammtbild des Volkes aus ſeinen Sitten, Neigungen und Gewohnheiten ergeben. Zu dieſem Zwecke behandelt das unten angezeigte Werk, deſſen zweiter Theil uns vorliegt, die Sittengeſchichte Roms aus der Zeit der erſten Kaiſer, in geſonderten Abſchnitten einzelne Richtungen des römiſchen Volkslebens in einer genau begränzten Zeit auf ebenſo erſchöpfende wie anziehende Weiſe vorführend. Die Darſtellungen, die dieſer Theil bringt, betreffen die Reiſen und die Schauſpiele der Römer, beide die beſten Gradmeſſer des Kulturzuſtandes eines Volkes; denn der größere oder geringere Hang zu Reiſen läßt auf eine größere oder geringere geiſtige und induſtrielle Regſamkeit des Volkes ſchließen, und aus der Beſchaffenheit der Schauſpiele, an denen ein Volk Geſchmack findet, kann man am beſten den Grad der ethiſchen und äſthetiſchen Bildung deſſelben erkennen.

Gleich zu Anfang tritt der Verfaſſer dem bisherigen Vorurtheile entgegen, daß die Römer nur ſelten und ausnahmsweiſe gereiſt ſeien. Nirgends und zu keiner Zeit iſt vor Einführung der Eiſenbahnen mehr gereiſt worden, als in den erſten Jahrhunderten nach Chriſto. Dazu forderte beſonders die Sicherheit und Regelmäßigkeit des Verkehrs in Folge des Weltfriedens, die Großartigkeit des Straßenſyſtems und die verhältnißmäßige Schnelligkeit, mit der man reiſte, auf. Der Zweck der Reiſen war ebenſo mannigfaltig, wie bei uns. Es reiſten Beamte in ihrem Berufe und Kaufleute in ihren Geſchäften; wiſſenſchaftliche Reiſen wurden theils von Fachgelehrten, theils von jungen Leuten zur Ausbildung nach den berühmteſten Studienſitzen unternommen; Sophiſten und Rhetoren, Künſtler und Virtuoſen reiſten, um durch Vorträge und Vorſtellungen Ruhm und Geld zu ärndten; man reiſte zu religiöſen Feſten und Feierlichkeiten und endlich der Geſundheit und Erholung wegen in Bäder und andere Luſt und Zerſtreuung bietende Orte. Nicht minder häufig waren Reiſen von Touriſten, die blos aus Wanderluſt, aus dem Verlangen nach Veränderung, nach neuen Eindrücken, nach Bildung und Unterhaltung unternommen wurden. So groß aber auch der Hang zu Wanderungen war, ſo daß ſelbſt Kaiſer wie Hadrian ihm nicht widerſtehen konnten, blieben die Reiſen doch nur auf die römiſche Welt beſchränkt, und auch hier ſchlugen die meiſten Touriſten nur die Richtung nach dem

*) Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms in der Zeit von Auguſt bis zum Ausgange der Antonine. Von Ludwig Friedländer, Prof. in Königsberg. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1864.

Digitized by Google

Oſten und Süden ein, nach Griechenland, Kleinaſien und Aegypten. Ueberall boten da Tempel und Muſeen, Kunſtſammlungen, Naturſeltenheiten, ethnographiſche und hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, Reliquien aus der Heroenzeit die reichſte Gelegenheit, Schauluſt, Neugier und Wißbegierde zu befriedigen. Fremdenführer, zuweilen gebildete Männer, meiſt aber Leute, die ihr Geſchäft handwerksmäßig betrieben und ihre auswendig gelernten Erklärungen und nach dem Geſchmacke der Menge erfundenen Geſchichtchen in größter Ausführlichkeit herſagten, fanden ſich faſt an jedem Orte, die Reiſenden mit den Merkwürdigkeiten bekannt zu machen.

Bei den Reiſen der Römer trat das Kunſtintereſſe gegen das hiſtoriſche zurück. Man ſah mehr auf die Berühmtheit des Werkes oder des Künſtlers, als auf den wirklichen Werth. „Wer eine Statue oder ein Bild einmal geſehen hat, geht befriedigt weiter und kehrt nicht wieder," heißt es in einer Taciteiſchen Schrift. Man ſah, um geſehen zu haben, und auch in dieſer Beziehung glichen die damaligen Römer den heutigen Engländern ebenſo ſehr, als in dem eifrigen und gewiſſenhaften Aufſuchen hiſtoriſcher Erinnerungen.

Mehr als das Kunſtintereſſe trieb das Intereſſe an der Natur die Römer bei ihren Reiſen. Das antike Naturgefühl unterſcheidet ſich von dem modernen am meiſten durch ſeinen religiöſen Charakter. Wie ſehr auch der alte Götterglaube im Laufe der Jahrhunderte geſunken war: in der Einſamkeit und Stille der Natur, wo man ſich der Gottheit näher und von ihrem Walten unmittelbar berührt oder ihres Schutzes bedürftig fühlte, regten ſich religiöſe Empfindungen öfter und ſtärker, als im Lärm und Gewühl der Städte. Dazu kam das Intereſſe der Oertlichkeiten, die von Dichtern verherrlicht worden oder durch ſeltene Naturerſcheinungen berühmt waren. Häufig ſuchte man auch Gegenden ihrer Naturſchönheit wegen auf. Schöne Meeres-, See- und Flußufer lockten die Römer nicht blos zu vorübergehenden Beſuchen, ſondern zur Anlegung bleibender Wohnſtätten, wozu ſie gern hohe Punkte wählten, welche weite und mannigfaltige Ausſichten beherrſchten. Im Allgemeinen ſuchte man liebliche und heitere Landſchaften, Thäler und Hügelländer, Abhänge der Vorberge. Das Verſtändniß für die Schönheiten des Hochgebirges fehlte den Alten. Die Alpenwelt in der Schweiz erregte ihnen ähnliche Empfindungen, wie den neueren Reiſenden etwa die Eiswüſten des Nordpols, nur ohne die jetzige Bewunderung für die ſchauerliche Erhabenheit ſolcher Scenen. Das Gefühl für das Wilde und Romantiſche in der Natur iſt erſt ſeit dem vorigen Jahrhundert in Europa allgemein.

Eine ſolche Erweiterung, ja Umgeſtaltung des Naturgefühls konnte nur aus einem weſentlich veränderten Verhältniß der Menſchen zur Natur hervorgehen. Die moderne Betrachtung ahnt in der Natur eine Seele, von der die menſchliche nur ein Theil oder der ſie doch innig verwandt iſt. Darum erblickt ſie in den unendlich mannigfaltigen Erſcheinungen der Sinnenwelt Spiegelbilder ihrer eigenen wechſelnden Zuſtände; ſie meint die Sprache der Natur belauſchen und verſtehen zu können, ſie ſucht und findet in ihrer immer gleichen Stille, Reinheit und Größe eine ſtets bereite Zuflucht vor dem Gewühl, dem Schmutz und der Kleinlichkeit des menſchlichen Daſeins. Die neueſte Zeit hat ſich gerade in die Erſcheinungen und Scenen mit Vorliebe verſenkt, die zu ihren titaniſchen Gefühlen, zu ihrer namenloſen Sehnſucht, zu ihrer Luſt an Schmerz, Zerriſſenheit und Verzweiflung zu ſtimmen ſchienen. So fremd wie dieſe ſubjektive Betrachtung dem Alterthum war, ſo fremd war ihm auch die äſthetiſche, die in der Landſchaft ein von der Natur gleichſam in künſtleriſcher Abſicht geſchaffenes und mit einer beſtimmten Individualität begabtes und beſeeltes Ganze ſieht. Auch die Betrachtungsweiſe iſt eine ſehr moderne, wenigſtens hat die auf ihr beruhende Landſchaftsmalerei ſich als ſelbſtändig darſtellende Kunſt doch erſt im 17. Jahrhundert entwickelt. An den zahlreichen trefflichen Naturbeſchreibungen, die wir aus dem Alterthum haben, vermiſſen wir durchaus den landſchaftlichen Sinn. Die Aufmerkſamkeit iſt mehr auf die einzelnen Erſcheinungen, als auf ihr Zuſammenwirken zum Ganzen gerichtet. Vor Allem fehlt ganz und gar — und dies iſt der weſentliche Unterſchied zwiſchen der heutigen und der antiken Naturbeſchreibung — die Hervorhebung der Wirkungen des Lichtes und ihrer Modifikationen durch das Medium der Luft. Daß die Luftperſpektive ſich in der alten Malerei eben ſo wenig entwickelt hat, wie die Linearperſpektive, kann nur daran liegen, daß das Bedürfniß nicht vorhanden war, die betreffenden Erſcheinungen zur Darſtellung zu bringen.

Mit der Beſchränkung des Naturgefühls der Alten auf ein enges Gebiet der Erſcheinungen hängt auch, wie es ſcheint, die Beſchränkung ihrer Reiſen auf ein verhältnißmäßig enges Ländergebiet zuſammen, wozu noch kommt, daß zu Reiſen in die Ferne wirkſame Anregungen fehlten. Landſchaftliche Bilder, die die Sehnſucht nach fernen Ländern hätten erregen können, gab es nicht. Die Kultur exotiſcher Gewächſe beſchränkte ſich auf einige Palmen und Fruchtbäume; gruppenartige Zuſammenſtellungen exotiſcher Pflanzen, die ein Bild der tropiſchen Vegetation im Kleinen zu geben vermocht hätten, waren nicht vorhanden. Man ließ überhaupt im Gartenbau die Natur nicht frei walten, ſondern zwängte ſie in künſtliche Formen, wie noch heute in Italien.

Der zweite Abſchnitt handelt von den Schauſpielen. Der Aufwand und die Mannigfaltigkeit der Schauſpiele geben den beſten Maßſtab für die Großartigkeit des damaligen Roms und ſind vorzugsweiſe charakteriſtiſch für die geiſtigen und ſittlichen Zuſtände der Römer. Urſprünglich zur Verherrlichung der Götter beſtimmt, hatten ſie ihre religiöſe Bedeutung längſt eingebüßt und waren ſchon in den letzten Zeiten der Republik das wirkſamſte Mittel zur Erwerbung der Volksgunſt. Den Kaiſern dienten ſie, das Volk in guter Stimmung zu erhalten. Sie waren zugleich ein Surrogat der früheren Volksverſammlungen. Die verſammelte Maſſe gab in denſelben den Kaiſern ihre Ab- oder Zuneigung, ihre Wünſche, Bitten und Beſchwerden zu erkennen, und ſie benutzte ſie häufig zu eigentlichen politiſchen Demonſtrationen. Den Kaiſern boten ſie Gelegenheit, mit dem Volke perſönlich zu verkehren, deſſen Zuneigung durch Huld und Herablaſſung zu gewinnen. Die bedeutenden Koſten der Spiele laſteten, abgeſehen von den kaiſerlichen Schauſpielen, deren Aufwand die Provinzen trugen, auf dem Senatoren-Stande; denn die von der Staatskaſſe gezahlten Zuſchüſſe gewährten nur eine geringe Entſchädigung. Die Ausſtattung der Spiele war eine Steuer der Ariſtokratie zu Gunſten des Proletariats, die nicht wenig dazu beitrug, allmählich die vornehmen Familien zu Grunde zu richten. Mit den Spielen waren Bewirthungen und Geſchenke an das Volk verbunden.

Der entſittlichende Einfluß der Schauſpiele beſchränkte ſich nicht auf die unteren Klaſſen; ſelbſt Perſonen aus den höheren und höchſten Ständen ſchämten ſich nicht, öffentlich als Gladiatoren, Schauſpieler, Sänger und Tänzer aufzutreten. Die Parteien für die Wettkämpfenden in dem Circus erwuchſen allmählich zu Faktionen, die ſpäter in Conſtantinopel eine religiöſe und politiſche Färbung annahmen und das Reich mit Aufruhr erfüllten. Noch weit verderblicher wirkten die Gladiatorenkämpfe und Thierhetzen im Amphitheater. Das Betrübendſte iſt, daß wir in der ganzen rö-

Digitized by Google

miſchen Literatur kaum einer Aeußerung des Abſcheues begegnen, den die heutige Welt gegen dieſe unmenſchlichen Luſtbarkeiten empfindet. Nur der Philoſoph Seneca hat ſich in der Auffaſſung auch dieſes Gegenſtandes zu einem allgemeineren menſchlichen Standpunkte erhoben und nennt dieſes Spiel geradezu einen Mord. Wie ſelbſt auf beſſere Gemüther das Anſchauen ſolcher Kämpfe eine unwiderſtehliche Wirkung übte, davon erwähnt Auguſtinus ein merkwürdiges Beiſpiel. Einer ſeiner Freunde, Namens Alypius, ein junger Mann von guten Sitten, hielt ſich in Rom auf, um die Rechte zu ſtudiren. Er begegnete eines Tages einigen Freunden, die ihn trotz ſeines Sträubens mit freundlicher Gewalt in's Amphitheater führten. Er, ein Chriſt, rief wiederholt, ſie könnten ſeinen Leib zwar dahin ſchleppen, aber nicht ſeine Seele; er werde mit geſchloſſenen Augen daſitzen und in Wirklichkeit abweſend ſein. Er befolgte ſeinen Vorſatz; aber als ein ungeheueres Geſchrei, durch irgend einen Zufall des Kampfes veranlaßt, ſein Ohr traf, ließ er ſich von Neugier verleiten, die Augen aufzuſchlagen, und, ſagt Auguſtinus, ſeine Seele wurde von einer ſchwereren Wunde getroffen, als der Leib deſſen, den zu ſehen er begierig war, und er fiel jammervoller als der, bei deſſen Fall ſich jenes Geſchrei erhoben hatte; denn mit dem Anblick des Blutes ſog er Unmenſchlichkeit ein, er wendete ſich nicht ab, er heftete den Blick darauf, er ward von der blutigen Wolluſt berauſcht. Was ſoll ich noch mehr ſagen? Er ſah zu, er ſchrie, er entbrannte, er nahm jenen Wahnſinn mit ſich fort, der ihn zum Wiederkehren ſtachelte."

Die Schauſpiele des Amphitheaters verbreiteten ſich durch das ganze römiſche Reich; jede irgend bedeutende Stadt hatte ihre Arena. In Griechenland ſetzte die größere Bildung und Geſittung des Volkes anfänglich der Einführung der Fechterſpiele einen lebhaften Widerſtand entgegen. Allmählich gewöhnte ſich das Volk an ſie, und ſie boten den Reichen ein Mittel, ſich der Volksgunſt bei Bewerbung um Aemter in ihrer Heimat zu verſichern. Die Gebildeten waren einſtimmig in ihrer Verdammung. Viel leichter fanden die Spiele Eingang in Kleinaſien und im eigentlichen Orient, mit Ausnahme von Paläſtina. Die Juden waren das einzige Volk im römiſchen Reiche, das ſich von den Spielen, die die idumäiſchen Könige auch in Jeruſalem und anderen Städten einführten, immer voll Abſcheu abgewandt hat. Das Chriſtenthum vermochte nur allmählich die alte Welt von dieſen blutigen Schauſpielen zu entwöhnen. Im Orient hörten die Gladiatorenkämpfe gegen Ende des vierten Jahrhunderts auf; in Rom ſoll ſie der Kaiſer Honorius 404 aufgehoben haben. Die Thierhetzen dauerten im Orient wie im Occident bis in das ſechste Jahrhundert fort.

Das Intereſſe für die Theaterſpiele war ein weit geringeres, als für die Spiele des Circus und des Amphitheaters. Die Bühne konnte ihre Anziehungskraft für die Maſſe nur durch rohe Beluſtigung und raffinirten Sinnenkitzel behaupten und trug ſo zur Corruption und Verwilderung Roms nicht am wenigſten bei. Nur die niedrigſten Gattungen des Dramas, die Atellane und der Mimus, behaupteten ſich auf dem Theater. Die kunſtmäßige Tragödie und Komödie war nur auf eine kleine Minorität der Gebildeten angewieſen. Seit dem zweiten Jahrhundert nahmen die Stelle der Trauerſpiele nur Geſangsſcenen und pantomimiſche Tänze ein. Die allgemeine Verſtändlichkeit pantomimiſcher Darſtellungen auch für die des Lateiniſchen und Griechiſchen Unkundigen trug gerade in Rom mit ſeiner aus allen Ländern zuſammengefloſſenen Bevölkerung dazu bei, dieſer Gattung den Eingang und bald die Herrſchaft auf der Bühne zu verſchaffen. Die Gegenſtände waren mythologiſch und nur ausnahmsweiſe hiſtoriſch, am beliebteſten Liebesgeſchichten, oft von der ſchlüpfrigſten Art. Statt der früheren einfachen Flötenbegleitung führte der Pantomime Pylades unter Auguſtus eine rauſchende Orcheſtermuſik aus Blaſe- und Saiteninſtrumenten ein. Außer den Pantomimen wurden auch in Muſik geſetzte Gedichte vorgetragen und ſogenannte Pyrrhiche aufgeführt, Tänze, die in verſchiedenen Gruppirungen, Verſchlingungen und Löſungen beſtanden und zuweilen auch mythologiſche Stoffe darſtellten, ganz ähnlich unſerem modernen Ballet. Die Schauſpieler, Sänger und Tänzer, die meiſt Sklaven oder Freigelaſſene waren und für bürgerlich ehrlos galten, ſchwangen ſich trotzdem zu ſehr glänzenden Stellungen auf. Man häufte auf ſie Ehrenbezeugungen und Belohnungen, ſie erfreuten ſich oft der Gunſt der Kaiſer und Kaiſerinnen, und ihre Geſellſchaft wurde von Perſonen höherer Stände eifrig geſucht. Die Rivalität bedeutender Künſtler führte auch im Theater Parteiungen herbei, die oft zu Theatertumulten Veranlaſſung gaben.

Am ſpäteſten bürgerten ſich in Rom die griechiſchen Kämpfe und Spiele der Athleten ein. Der Widerwille der Römer gegen die griechiſche Gymnaſtik und Athletik beruhte zunächſt auf dem Schicklichkeitsgefühl, dem die Nacktheit für unanſtändig galt, und der Mißbilligung aller nicht auf die Ausbildung für den Kriegsdienſt gerichteten Körperübungen, ſodann auch auf der Beſorgniß, es könnte die Jugend wie in Griechenland ſich durch die Gymnaſien an ein müßiggängeriſches Leben gewöhnen. Es betheiligten ſich daher erſt ſpät, ſeit Nero und Domitian, auch einzelne Freie an den Uebungen, zumal die bürgerliche Stellung der Athleten eine günſtigere war, als die der übrigen Schauſpieler. In den griechiſchen Provinzen erfreuten ſich die Athleten, beſonders die in den Kampfſpielen gekrönten, mancher ſelbſt von den Kaiſern anerkannten Privilegien, und je mehr durch Aufnahme griechiſcher und orientaliſcher Kulturelemente die völlige Auflöſung des eigentlichen Römerthums befördert wurde, deſto mehr ſchwand auch in Rom die Abneigung und Oppoſition gegen das Athletenthum, die im dritten Jahrhundert völlig aufgehört zu haben ſcheint. M.

Orient.

Zur Geſchichte des Judenthums.

In zwölf Vorleſungen hat Herr Dr. Geiger die Geſchichte des Judenthums einem gebildeten Kreiſe von Zuhörern vorzutragen verſucht*), und wenn er in der erſten Vorleſung über „das Weſen der Religion" im Allgemeinen und in der zwölften über die Juden „in der Zerſtreuung" ſpricht und dabei auch die Entſtehung und die Entwickelung des Chriſtenthums und deſſen kirchliche Welt-Macht zu Gegenſtänden ſeiner Vorleſungen macht, ſo läßt ſich wohl denken, daß (auf 156 Seiten) nicht ſowohl Thatſachen, Geſchehniſſe, als vielmehr Reſultate der Forſchungen aus der Geſchichte des Judenthums geboten werden ſollen, und es ſind auch nur, ſo zu ſagen, „die Spitzen der Ergebniſſe" geſchickt zuſammengefaßt und vorgeführt, die aber Zeugniß von dem denkenden und forſchenden Geiſte des Verfaſſers geben. An einzelne Männer und Erſcheinun-

*) Das Judenthum und ſeine Geſchichte. In zwölf Vorleſungen. Nebſt einem Anhang: Ein Blick auf die neueſten Bearbeitungen des Lebens Jeſu. Von Dr. Abraham Geiger, Rabbiner der iſraelitiſchen Gemeinde zu Frankfurt a. M. Breslau, 1864. Verlag der Schletter'ſchen Buchhandlung (H. Skutſch). X. und 181 S.

Digitized by Google

gen anknüpfend, reiht Herr Geiger ganze Perioden und Phaſen der Geſchichte an, ſo daß dieſe Männer ihre ganze Zeit charakteriſiren. Der Verfaſſer ſelbſt nennt deshalb dieſe Vorleſungen geſchichtliche Betrachtungen, die einen tieferen Hintergrund bemerklich machen und die ernſten Studien, welche ihnen zu Grunde liegen, durchblicken laſſen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Verfaſſer ſo manche Worte und Begriffe, welche in früherer Zeit oder urſprünglich in ganz anderem Sinne geſprochen und aufgefaßt, ſpäter aber faſt gewohnheitsmäßig nachgeſprochen und bei veränderten Zeiten und Verhältniſſen beibehalten und mißverſtanden oder mißdeutet wurden, wieder auf ihre urſprüngliche Bedeutung zurückgeführt hat, indem er ihre Entſtehung und Entwickelung klar nachgewieſen. „Gerade weil die Begebenheiten, ſagt der Verfaſſer, welche hier behandelt werden, von dauerndem Einfluß geworden, haben ſich Vorſtellungen über ſie gebildet, die man als vollkommen geſichert betrachtet, ſo daß eine jede Abweichung von ihnen höchſt auffallend erſcheint. Es wird den Meiſten ſehr ſchwer, unbeirrt von ſpäterer Auffaſſungsweiſe, ſich in die Zeit der Ereigniſſe und in die damals herrſchende Richtung zu verſetzen und offenen Blickes das zu betrachten, was geweſen, und nicht, was ſpäter daraus geworden; man identifizirt vielmehr die gegenwärtige, nach dem Verlaufe von etwa zwei Jahrtauſenden entwickelte Gedanken-Richtung mit der früheren; man faßt Worte und Begriffe, die zur Zeit ihres erſten Gebrauches einen ganz anderen Sinn hatten, in demjenigen auf, welcher ihnen ſpäter allmählich beigelegt wurde und nun herrſchend iſt. Lieſt man nun die alten Schriften, welche jene Ausdrücke enthalten, mit Feſthaltung des heutigen Sprachgebrauchs, ſo gelangt man nothwendig zu argen Mißverſtändniſſen; dennoch ſperrt man ſich dagegen, wenn die urſprüngliche Bedeutung aufgezeigt und, gemäß dieſer, dann auch die ganze damalige Gedankenrichtung beleuchtet wird. Die Worte: „Phariſäer", „dieſe Welt", „die zukünftige Welt", „Gottesreich" und ähnliche gehören in dieſe Gattung von Worten, die in ihrer Begriffsbeſtimmung eine bedeutende Umwandelung erfahren haben. . . . Wollen wir das Alterthum begreifen, ſo müſſen wir ſeine Sprach- und Denkweiſe verſtehen und es nicht mit unſerem Maßſtabe meſſen."

Ueber „Phariſäer und Sadducäer" hat ſich der Verfaſſer früher in einer auch in dieſen Blättern*) beſprochenen Broſchüre ausgeſprochen und hier nur in Kürze die Reſultate jener Schrift dargelegt. Zum näheren Verſtändniß des oben Geſagten mag hier ſtehen, was Herr Dr. Geiger über den Begriff „zukünftige Welt" ſagt. Dieſes Wort, welches ſpäter in das ſo vielfach mißverſtandene Wort „Himmelreich" iſt umgewandelt worden, hat die größten Begriffsverwirrungen und die gröbſten Extravaganzen in der wirklichen Welt erzeugt. Hören wir unſeren Verfaſſer darüber: „Geſunde Zeiten, geſunde Völker haben das entſchiedene Bewußtſein ihrer geiſtigen Kraft, ſie fühlen die Unendlichkeit und Ewigkeit des Geiſtes bereits in der Gegenwart; die tüchtige geiſtige Kraft iſt ſo mächtig, daß ſie, alles Endliche überwiegend, keiner weiteren Bürgſchaft für ſich bedarf. Geſunde Zeiten, geſunde Völker kommen nicht darauf, den Geiſt als ein ſchwächliches Gebräu zu betrachten, als ein Gemiſch von Stoffwechſel, Nervenſaft und Blutkügelchen; ſie ſind ſich ihrer geiſtigen Selbſtändigkeit, der ſiegenden Macht, die in derſelben liegt, der Beſtimmtheit und Geſondertheit des Geiſtes vollkommen bewußt. Aber eben deshalb denken ſie nicht immer an die Zukunft, träumen nicht, wie es ſich ſpäter geſtalten wird, bereits in der Gegenwart tragen ſie die geiſtige Macht mit ihrer ſiegenden Kraft in ſich, eine jede Minute iſt für ſie eine Unendlichkeit, da in ihr der Entwickelungsſtoff liegt für alle ſpäteren Zeiten. Solche Zeiten und ſolche Völker blicken auf die Zukunft als auf ein nothwendiges Ergebniß der Gegenwart, wohl wiſſend, daß, was ſie lebendig bewegt, ſeine Verwirklichung finden wird und muß, da es ihnen nun ſchon ein Gegenwärtiges iſt. Krankhafte Menſchen, krankhafte Zeiten oder Religionen denken unabläſſig an die Zukunft, ſtellen dieſe in den Vordergrund. Aus der Gegenwart, in der ſie der Macht entbehren, den regen Wunſch zu verwirklichen, flüchten ſie in die Zukunft, zu der ſie einen natürlichen Uebergang nicht finden, die ſie um ſo heißer erſehnen, um ſo ausgeſchmückter ſich erträumen. Es wird anders werden, iſt ihr ewiger Troſt: je ſchwächer das gegenwärtige Vertrauen, je dichter die dichtende Phantaſie für eine glänzende Zukunft.

„Das Judenthum kennt ſolche Schwächlichkeit nicht, es hat die tiefe und innerſte Ueberzeugung von dem vollen und geiſtigen Leben; die Ebenbildlichkeit des Menſchen, ihm von Gott aufgeprägt, iſt ihm keine andere, als eine geiſtige. Die Beſtimmtheit, mit der immer von der geiſtigen Macht geſprochen wird, ſowohl von dem geiſtig lebendigen Gott, als von dem durch den Geiſt lebendigen Menſchen, dieſe tiefe Ueberzeugung, von der alle Schriften durchweht ſind, iſt Bürge für den Glauben des Judenthums, daß der Geiſt ein ewiger iſt und nicht abgeſchnitten wird. Aber in den Vordergrund drängte es dieſen Glauben nicht, es bezeichnete dieſe Erde nicht als ein Jammerthal, malte nicht den jenſeitigen Lohn aus; es verlangte nie, daß man dieſe Erde zerſtöre als ein Nichtiges und Sündiges, es wollte nicht, daß das Erdenleben zerknickt werde, weil es blos eine Prüfung ſei. Dieſe krankhafte, ſentimentale Stimmung kennt das Judenthum nicht. Daß es den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele in ſich trägt und weiter entwickelt, dafür bürgt ſelbſt der grübelnde Verfaſſer des Kohelet; er ſpricht zwar darüber, wie über alles Andere, ſeine Bedenken aus, aber gerade, daß er ſie ausſpricht, iſt ein Zeugniß dafür, daß der allgemein verbreitete Glaube war: der Geiſt des Menſchen ſteigt nach oben. Es kehrt der Staub zur Erde zurück, wie er geweſen, der Geiſt aber kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben. So iſt dieſer Glaube kräftigend, veredelnd, ermannend, ohne die Gegenwart zu tödten und niederzudrücken."

Gegen die Unterjochung und Vernichtung der Wiſſenſchaft durch den Glauben, gegen die Verherrlichung der Unwiſſenheit, gegen das Lob der Armen an Geiſt, gegen den Strahl, der über den Mangel an Weisheit ſich ergoß, kämpften und proteſtirten noch bis in das 9. Jahrhundert die zerſprengten Trümmer des philoſophiſchen (neuplatoniſchen, neupythagoräiſchen) Heidenthums. Aber ſo mächtig vernichtend die Kirche auch gegen das Heidenthum auftrat, am Judenthume brach und bricht ſich noch heute ihre Macht; der Geiſt, der das Judenthum ins Leben rief, er ſchmiegte ſich keiner äußeren Gewalt, keinen noch ſo verführeriſchen Lockungen; und irdiſch gebeugt und geſchwächt, blieb es geiſtig friſch in ſich geſtählt, und ſeine nie raſtende Wiſſenſchaft bot allen äußeren Anfechtungen Trotz; durch alle Länder wandernd und aller Orten wohnend, haben die Juden in ihrer Religion in einer jeden Zeit ihre Lebenskraft erkannt und gefunden und ſich zu allen Zeiten einen Fond von geiſtiger Begabung, ſittlicher Anregung und ſittlicher Kraft bewahrt und ſo ihre geſchichtliche Miſſion nie verleugnet; ohne dieſe geſunde Lebenskraft in ſich hätten ſie neben dem Chriſtenthume mit ſeiner Macht und ſeiner Gewalt ſchon längſt hinſiechen müſſen. Dieſe Miſſion hat das Judenthum noch und es wird ſie auch erfüllen. —

In einem „Anhange" wirft der Verfaſſer einen „Blick auf die

*) 1863 Nr. 35.

Digitized by Google

neueren Bearbeitungen des Lebens Jeſu", und nachdem er zuerſt über die Leiſtungen der „Tübinger Schule" geſprochen, geht er näher auf die Arbeiten von Renan und Strauß ein und weiſt mannigfach ihre Schwächen nach. Aber mit vollem Rechte wirft er Beiden ihre ſelbſtgefällige Unkenntniß des Judenthums vor; insbeſondere legt Strauß dem Griechenthume Vorzüge bei, die dem Judenthume angehören. Er hat von den großen Leiſtungen der neueeen Zeit zur Kenntniß des Judenthums keine Kunde und, wie vor 29 Jahren, läßt er ſich noch heute von Eiſenmenger und Gfröree Stellen zutragen. „Er theilt zwar eine ſolche Unkenntniß mit der ganzen deutſchen chriſtlichen Wiſſenſchaft; aber faſt überbietet er dieſe noch an Ignorirung aller neuen Forſchungen auf jüdiſchem Gebiete und man ſieht ihm das Wohlgefallen an, das Judenthum mit tiefſtem Schatten zu überziehen." . . . . „Die Unkenntniß zu überwältigen, kann nur den fortgeſetzten Bemühungen der waheen Wiſſenſchaft gelingen. Abſprechend über Gegenſtände zu urtheilen, zu deren ſelbſtändiger Erforſchung es an den nöthigen Vorausſetzungen und Fähigkeiten gebricht, würde man ſich wahrlich auf jedem anderen Gebiete doppelt und dreifach bedenken; nur dem Judenthume gegenüber glaubt man mit ſouveräner Willkür zu Weeke gehen zu dürfen. Möge von allen Seiten mit Ernſt daran gegangen werden, das jüdiſche Alterthum gründlich und unbefangen zu erforſchen und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen." K.

Ungarn.

Michael Horváth: Urſprung und Herkommen der Magyaren.*)

Die Vorſtellungen, die in einem Theile von Deutſchland und noch mehr im übrigen Europa über Ungarn, das ungariſche Volk, ſeine Abſtammung und Geſchichte viel verbreitet ſind, zeichnen ſich eben nicht durch beſondere hiſtoriſche Wahrheit aus. Am bekannteſten iſt Ungarn als die Heimat der Huſaren, der Schnürröcke, der gewichsten Schnurrbärte und der wandernden Drahtbinder. Der Landmann des öſtlichen Deutſchlands weiß auch, daß die Kaſtratoren des Schwarzvieh's hin und wieder (früher faſt allgemein) ihr Doktordiplom jenſeits der Karpathen erworben; die Hausfrau kennt die ungariſchen Pflaumen und Wallnüſſe; der Mann, dem es die Mittel erlauben, ſchätzt auch die Tugenden des Ungarweines, der Kavallerie-Offizier die ungariſche Bartwichſe. Außerdem treiben ſich, durch die ungariſch-deutſchen Poeten und Publiciſten erzeugt, eine Anzahl irrationeller Vorſtellungen in der geiſtigen Atmoſphäre umher, die das Land und ſein Volk im romantiſchen Sinne erſcheinen laſſen: Zigeuner, Ragoczy, Czárdás, Tſchikoſch, Honvéd u. ſ. w. Mit dieſen Kenntniſſen kann man indeſſen ſchon Aufſehen machen; es giebt heute noch nicht wenig gebildete, auf Schulen geweſene Leute, denen man etwas Neues ſagt, wenn man ihnen mittheilt, daß es in Ungarn ſehr viele Völkerſchaften giebt, daß die eigentlichen Ungarn, zum Unterſchiede von den anderen in ihrem Lande wohnenden Völkerſchaften, Magyaren heißen, und daß dieſe Magyaren keine Slaven ſind, und keine Spea che reden, welche dem Polniſchen oder Böhmiſchen verwandt iſt. Der Irrthum, daß die Magyaren Slaven ſind, iſt noch viel verbreitet und ſcheint unausrottbar.

Aber zu welchem Stamme gehören dann die Magyaren?

Zum ugriſch-finniſchen — zum uraliſch-tatariſchen Stamme — wie man will. — Aber wie ſoll man deutlich machen, was ugeiſch-finniſch — uraliſch-tatariſch iſt? Iſt das nicht, ein Räthſel durch ein noch größeres erklären? Sage man alſo liebee, die Ungarn ſind Hunnen, die Ungarn ſind, wenn man will, Türken, chriſtliche Türken neben muhammedaniſchen, ſo wird man ſich ungefähr klar gemacht haben.

Wie die Hunnen in der Geſchichte auftreten, iſt im Allgemeinen bekannt. Die Alten würden die Hunnen Scythen genannt haben; ſie waren für damalige Zeit das, was heutzutage noch die Kalmücken, die Kirgiſen, die Nogaier, die Mongolen, die in China herrſchenden Mandſchu's ſind; kriegeriſche Nomaden, deeen Hauptſtärke in ihrer zahlreichen und gewandten Reiterei beſtand. Noch heute ſitzt der ungariſche Nationalreiter, das Prototyp des Huſaeen, auf dem hohen mit Lammfell ausgeſchlagenen Sattelgeſtell, in dem auch der chineſiſche Lehnsmann, der Mandſchuh, ſitzt; er trägt denſelben Filzkalpak, der gerade jetzt als ungariſches Hütchen Mode geworden, er trägt denſelben zu beiden Seiten ſenkrecht herabhängenden ſchwarzen Schnurrbart, und häufig noch dieſelben dicken, fetttriefenden Haarzöpfe; kurz die Aehnlichkeit iſt, trotz tauſendjähriger und längeeer Trennung, nicht verloren gegangen, und wir können uns vorſtellen, daß die Reiterſchaaren, mit denen Attila, und ſpäter Almus und Arpád in Pannonien einritten, nicht weſentlich verſchieden ausgeſehen haben werden.

Die älteſten Ueberlieferungen der Magyaren ſind allerdings dunkel und mit Fabeln gemiſcht, die erfunden worden ſind, um das Volk aus der moſaiſchen Völkertafel abzuleiten. Wahrſcheinlich war es ein Geiſtlicher, der den Stammvätern der Hunnen und Magyaeen, dem Hunvor und dem Magyar, zweien Brüdern, den wüſten, gottloſen Eroberer Nimrod zum Vater gab, dee ſie in Evila (Havila) mit ſeinem Weibe Enet gezeugt haben ſoll. Von da mußten ſie natürlich erſt nach Noeden (an den Kaukaſus) auswandern. Ein Anderer hätte ihnen ebenſo gut und beſſer den Gog und Magog, den Ahnherrn der Scythen, Maſſageten, Alanen u. ſ. w. zum Vater geben können.

Die Verwandtſchaft der Hunnen mit den Magyaeen ſcheint indeſſen außer Zweifel zu ſtehen, ja die Letzteren ſcheinen ihre Anſprüche auf das Land an der mittleren Donau geradezu von den Hunnen geerbt und abgeleitet zu haben. Als nach Etele's (Attila's) Tode das hunniſche Reich zerfiel, und zwiſchen ſeinen Söhnen Aladar und Cſaba Streit entſtand, wurden die Völkee des Erſteren ganz aufgerieben, worauf der Letztere, von den aufſtändiſch gewordenen Völkern verjagt, mit etwa 15,000 Mann nach dem griechiſchen Reiche floh und beim Kaiſer Marcian Aufnahme fand, da er ſelbſt der Sohn einer griechiſchen Prinzeſſin war. Auf dieſem Zuge trennten ſich einige Tauſend Hunnen von Cſaba und retteten ſich in die Gebirge im Oſten des heutigen Siebenbürgens. Dieſes ſind die Vorfahren der heutigen Szekler. Als die Magyaren ſpäter über die Karpathen einbrachen, ſchloſſen ſich dieſelben ſofort an ihre Stamm- und Sprachgenoſſen an und veeſchmolzen mit ihnen. Cſaba führte ſpäter die Reſte ſeines Volkes in die alte Heimat, an den Don, zurück, und ſoll bis zu ſeinem Tode nicht müde geworden ſein, die Magyaren anzufeuern, das Reich Attila's wiedee herzuſtellen.

Die Magyaren ſind alſo Brüdee der Hunnen und der denſelben verwandten ſcythiſchen Völkerſchaften, der Unnuguren, Uturguren, Chazaren, Petſchenegen, Bulgaren (die ſich ſpäter ſlaviſirt haben), Uzen u. ſ. w.

---

*) Kurzgefaßte Geſchichte Ungaens, von Michael Horváth, in deutſcher Ueberſetzung. Zwei Bände. Peſt, 1863. Guſtav Heckenaſt.

Digitized by Google

Die damaligen Sitze des magyariſchen Volkes ſcheinen am Aſow'ſchen Meere und an den Mündungen des Don geweſen zu ſein, daher in den einheimiſchen Schriftdenkmälern dieſes Land den Namen Dontumogoria oder das doniſche Ungarn führt. Sie treten hier als Bundesgenoſſen der Chazaren in allen jenen Kämpfen auf, welche dieſe ſeit dem Ende des fünften Jahrhunderts mit Perſern und Arabern im Kaukaſus führten.

Das geſammte Volk beſtand aus 108 Geſchlechtern und zerfiel in ſieben beſondere Stämme oder Horden, deren Namen folgende ſind: Nyék, Kürt, Tarján, Jenö, Kara, Kaza und Megyer. Von den Letzteren mag die Benennung der Magyaren herrühren. Jeder Stamm hatte ſeinen eigenen Heerführer; dieſe ſieben Heerführer hießen im Munde des Volkes die ſieben Magyaren. Keiner unter ihnen beſaß einen Vorrang vor dem Andern; er war mit ſeinem Stamme ganz unabhängig, aber ſie ſtanden im Gegenſatz zu den umwohnenden, ihnen feindlichen Völkern in innigſter Bundesgenoſſenſchaft.

Dieſes Volk nun lebte viele Jahre ruhig in ſeiner an fiſchreichen Flüſſen und von Wild bevölkerten Wäldern geſegneten Heimat und ernährte ſich von Viehzucht, Jagd und Fiſchfang. Landbau trieb es nicht, und auf die Kunſt, Häuſer zu bauen, verſtand es ſich nicht, ſondern lebte unter Zelten und zog von Weide zu Weide. Ihre Kleider bereiteten ſie aus Leinwand, ſowie aus den Fellen der Wieſel, Marder, Lämmer und anderer Thiere. Die Sitte des Volkes in jener grauen Vorzeit war ſo fromm, ſanft und untadelig, daß die Sünde unter ihnen kaum angetroffen wurde. Niemand begehrte das Gut eines Anderen, denn Alle waren reich. Sie beſaßen große Heerden, hatten Nahrung und Kleidung im Ueberfluß und ermangelten des Goldes und Silbers nicht, da ihnen ſolches die Flüſſe lieferten. Aber im Laufe der Zeiten erlitten ihre harmloſen Sitten durch die häufige Berührung mit andern Völkern große Veränderungen. Sie verwilderten in häufigen Kriegen, wurden grauſam und rachgierig und bald beſtand ihre liebſte Beſchäftigung in Krieg und räuberiſchen Abenteuern, die ſie gemeiniglich unter ſchrecklichen Verwüſtungen ausführten.

Was ihre Religion betrifft, ſo hat man die Bemerkung gemacht, daß dieſelbe auf eine iraniſch-zoroaſtriſche Grundlage zurückweiſt. Sie iſt verhältnißmäßig rein, einfach und von anthropomorphiſcher Mythologie frei. Sie beteten ein höchſtes Weſen an, das Alles erſchaffen hat, erhält und regiert. Sie opferten ihm auf Hügeln oder im Dunkel der Haine Rinder und Pferde, namentlich als höchſtes Opfer einen weißen Hengſt. — Die Opfer nannten ſie Aldomás. Das höchſte gute Weſen nannten ſie mit einem wahrſcheinlich altiraniſchen Namen Isten (vd. huvastana, der durch ſich Beſtehende?), das böſe Prinzip Armány (iran. Archiman, Angromainjus) oder Ordög (Teufel). Außerdem verehrten ſie die Luft, das Waſſer, das Feuer, die Erde, namentlich aber die dem guten Weſen geweihte Sonne. Sie glaubten an die Unſterblichkeit der Seele und an ein beſſeres Leben im Jenſeits. Die Todten begruben ſie meiſt an Flüſſen oder auf Hügeln, und begingen ihr Begräbniß mit Todtenmahl und Geſang. Beim Eide, der ihnen ſehr heilig galt, ſprachen ſie Verfluchungen aus und öffneten ſich dabei eine Ader. Ihre Prieſter, Magier oder Wahrſager (táltos, jós) weiſſagten aus Eingeweiden geſchlachteter Thiere, waren Räthe der Fürſten, Aerzte und Dichter. Das Volk begegnete ihnen mit unbegränzter Verehrung.

Im Anfange des neunten Jahrhunderts hieß einer der ſieben Fürſten in Dontumogeria Oegyek (Ugek); dieſer nahm im Jahre 819 die Tochter eines Heerführers, Emeſe, zur Gattin, und ſie gebar ihm einen Sohn, den man Almos nannte. Emeſe hatte während ihrer Schwangerſchaft einen wunderbaren Traum. Ein Adler ſchwebte auf ihren Schooß herab, und bald ſah ſie einen ſchimmernden Bach daraus hervorquellen, der ſich weit fort nach fernen Ländern zog. Die Traumdeuter wahrſagten daraus, daß aus der Frucht ihres Leibes in fernem Lande mächtige Könige entſpringen würden. Das Kind wurde deshalb Almos (álom, Traum) genannt, und wuchs zu einem an Leibe wie an Geiſte gleich herrlichen Manne heran. Sein Antlitz war dunkel, aber ſchön geformt; große ſchwarze Augen blitzten unter ſeiner Stirn, ſein Wuchs war hoch und ſchlank, ſeine Hände ſehnicht mit langgeſtreckten Fingern. Dabei war er gütig, wohlwollend, freigebig, ritterlich und weiſer als alle übrigen Volkshäupter.

Im Jahre 884 erſchienen die von den Uzen aus ihren Sitzen verdrängten Petſchenegen dieſſeits der Wolga, und zwangen die Magyaren zur Auswanderung. Auf Schläuchen ſetzten ſie über den Don und ließen ſich am nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres im Lande Lebedia, das den Chaſaren gehörte, nieder. Der Fürſt dieſes Volkes nahm die Magyaren gaſtlich auf und ſchloß mit ihnen ein Bündniß gegen die Uzen und Petſchenegen; auch gab er einem der Siebenmagyaren eine Tochter zur Ehe.

Die Magyaren blieben in Lebedia nur drei Jahre. Die Petſchenegen folgten ihnen über den Don und jagten ſie weiter; denn ſie waren weit ſchwächer, als jene, auch fehlte es ihnen an der nöthigen Einheit des Oberbefehls. In der Schlacht beſiegt, ſpalteten ſie ſich in zwei Theile; der eine, kleinere, ging über den Don zurück und ließ ſich im Kaukaſus in der Nähe Perſiens nieder; der andere, größere, wanderte nach Weſten, ſchwamm über den Dnieper und ließ ſich in Atelköz, d. h. Land zwiſchen Flüſſen, d. h. in Beſſarabien und der Moldau, nieder, Länder, welche die Flüſſe Bug, Dnieſter, Pruth und Sereth durchſchneiden.

Auf den Rath des befreundeten Chanes der Chaſaren, der den Hauptgrund der Schwäche des ungariſchen Volkes im Mangel der Einheit erblickte, wählten nun die Stammhäupter und Geſchlechter einen wirklichen König. Die Namen der den Vertrag abſchließenden Woiwoden ſind folgende: Almos, der Vater Arpád's; Elöd, der Vater des Szabolcs; Ond, der Vater Ete's; Tas, der Vater Lel's; Huba, von dem das Geſchlecht der Szemere abſtammt; Kond, der Vater von Czörsz und Töhötöm, deſſen Söhne Gyula und Zambor waren.

Sie wählten den Sohn des weiſen und im höchſten Anſehen ſtehenden Almos, den im kräftigſten Mannesalter ſtehenden tapfern und verſtändigen Arpád, zu ihrem Könige und hoben ihn nach Art der Chaſaren auf den Schild. Alle ſchwuren Treue ihm und ſeinem Geſchlechte, das nach ihm dem Geſetze nach bis zum Ausſterben herrſchen ſollte, indem ſie ſich dabei die Arme ritzten und einige Blutstropfen in ein heiliges Gefäß fallen ließen. Dann ſprachen ſie den Fluch über Alle, welche dieſen Vertrag brechen würden.

Die Byzantiner führten um jene Zeit Krieg mit Simeon, dem Fürſten der Bulgaren, einem den Magyaren verwandten Scythenvolke, das aus denſelben Gegenden gekommen war. Gegen dieſe warb nun Kaiſer Leo durch ſeinen Heerführer Niketas die Magyaren als Hülfsvölker an. Auf einer griechiſchen Flotte, die dahin gekommen war, ſetzten im Jahre 888 die Ungarn über die Donau und ſchlugen unter Anführung eines Sohnes von Arpád die Bulgaren in drei Schlachten. Nach Verwüſtung des Landes kehrten ſie mit Beute beladen nach Atelköz zurück.

Kaiſer Leo ſelbſt beſchreibt in ſeinem Buche über die Kriegskunſt die Kampfweiſe der „Türken" — ſo nennt er die Ungarn

Digitized by Google

überall — ſehr ausführlich und iſt voll Lobes über ſie. Es iſt dieſelbe Fechtweiſe, die von Hunnen, Parthern, Mongolen berichtet wird, und die wir ſpäter auch von den Ungaen in Deutſchland geübt ſehen — das ungariſche Huſarenthum mit Pfeil und Bogen. Mit ſchwerer Infanterie ließen ſie ſich nicht gern ein.

Die Bulgaren aber waren ebenſo klug wie die Byzantiner. Ihr Fürſt beeilte ſich, mit Dieſen Frieden zu ſchließen, und den Magyaren ihre alten Feinde, die Petſchenegen, auf den Hals zu hetzen. Die Erſteren hatten im folgenden Jahre einen Raubzug gegen die ſlaviſchen Stämme des heutigen Galiziens unternommen und nur einen geringen Theil ihrer Kriegsvölker daheimgelaſſen. Dieſen überfielen die Bulgaren vom Süden und die Petſchenegen vom Norden her zu gleicher Zeit, vernichteten ihn und verheerten das Land, wo ſich die Petſchenegen ſelbſt ſofort anſäſſig machten. Als die Nachricht davon zu dem Heere im Norden gelangte, verging dieſem die Luſt zur Rückkehr nach Atelköz, wo die Magyaren kaum zwei Jahre heimiſch geweſen waren. Arpád und ſeine Heerführer machten nun den Plan, den Ruthenen, die ſich vor kurzer Zeit unter ruſſiſchen Heerführern (Warägiſchen Normannen von Kiew) von dem Joche der Chaſaren frei gemacht hatten, einige ihrer Gegenden wegzunehmen; Dieſe indeß verbündeten ſich mit dem chaſariſchen Stamme der Kumanen, der ſich gegen ſeinen Fürſten empört hatte, nach Andern mit den ſlaviſchen Paloczen. Es kam zur Schlacht, und die Magyaren ſiegten. Die Geſchlagenen baten um Gnade und um Schonung ihres Gebiets, dagegen riethen ſie den Siegern, ſich doch nach Pannonien zu wenden und das alte Reich Etelés (Attila's), deſſen Herrlichkeit ſie mit lockenden Farben ſchilderten, in Beſitz zu nehmen. Das Unternehmen war nicht allzuſchwer, denn Pannonien war ſehr getheilt. Im Nordoſten herrſchte der berühmte großmähriſche König Svatopluk, das Uebrige beſaßen Fürſten bulgariſchen, chaſariſchen und wallachiſchen Stammes.

Sich zur Eroberung ihrer neuen Heimat anſchickend, verbanden ſich die Magyaren aus Atelköz mit den chaſariſchen Kumanen, die gleichfalls unter ſieben Stammhäuptern ſtanden, außerdem mit ſlaviſchen Paloczen zu Einer Nation. Das geſammte Wandervolk gelangte hierauf, von Ruthenen geleitet, zur Stadt Ladomer (in Ladomerien), deren Fürſt mit reichen Geſchenken entgegenkam; nach einer Raſt von drei Wochen zog es weiter nach Galizien, deſſen Fürſt gleichfalls Tribut zahlte. Als man hier einen ganzen Monat Raſt hielt, kamen Geſandte der ſiebenbürgiſchen Szekler, um das ſtammverwandte Volk zu begrüßen, und es einzuladen, das Reich Attila's wieder herzuſtellen. Ihr oberſter Ban Zandirhám erkannte Arpád als König an.

Noch im Jahre 889 ſtieg das Wandervolk, von galiziſchen Bogenſchützen und 3000 Bauern, welche die Wälder lichten und den Pfad bahnen mußten, geleitet, durch den Verezker Paß über die Karpathen, und längs des Laufes der Latoroza (Nebenfluß der oberen Theiß) in das heutige Bereger Comitat hinab. Den erſten Ort, den Arpád nach ſo vieler Mühe einnahm, nannte man Munkács (munka, Arbeit). Er wurde auf der vierzigtägigen Raſt, die man daſelbſt hielt, ſofort befeſtigt. Denn der weiſe Arpád dachte gewiß daran, ſich im Falle des Mißlingens einen Rückzug zu ſichern.

Die Eroberung Pannoniens ging ſehr raſch vor ſich; nach allen Richtungen hin wurden Heerhaufen geſchickt, die das ganze Land bis zur Theiß und Bodrog in Beſitz nahmen. Wie es dabei hergegangen ſein mag, davon meldet der patriotiſche Schriftſteller nichts, der ſpäter die Verheerungen der Mongolen unter Batu Chan ſo anſchaulich ſchildert. Die eingeborene ſlaviſche Bevölkerung huldigte meiſt ohne den mindeſten Widerſtand; innerhalb Jahresfriſt war ein großer Theil Ungaens magyariſch, und den einzelnen Stämmen wurden ihre Sitze zugetheilt, die ſich ſtets an eine feſte Burg anlehnten, um die Unterworfenen im Zaume zu halten. Noch heute ſind die Namen der Paloczen (an der Mátra), der Jazygen und Kumanen an ihren früheſten Siedlungs-Orten erhalten.

Einen Gegner hatte Arpád nur zu fürchten, und einen ſehr mächtigen, den König Svatopluk, den Herrſcher des großmähriſchen Reiches, das damals auf der Höhe ſeiner Macht ſtand und ſelbſt das deutſche Reich bedrohte, welches damals den Karolinger Arnulf zum Könige hatte. Arnulf und Arpád fanden beide ihren Vortheil in einem Bündniſſe gegen Svatopluk. Derſelbe mußte ſeine Kräfte theilen und verlor ſein Land von der Waag bis an die March und die Donau an die ſiegreichen Magyaren. — Nicht lange darauf ſtarb der mähriſche Barbaroſſa, auf deſſen einſtiges Erwachen vom Schlafe die ungariſchen Slovaken harren, und das großmähriſche Reich zerfiel.

In den ſüdlichern Strichen, zwiſchen der Theiß, der Donau bis zu den Alpen hin herrſchte indeß noch der mächtige Bulgarenfürſt Zalán aus dem Geſchlechte des Kean, der das Land einſt erobert hatte. Dieſer rief die Hülfe der Griechen an, und mit einer byzantiniſchen Heeresabtheilung vereint, rückte er dem ſtolzen Arpád entgegen; auf der Haide von Alpár kam es zur Schlacht und die Magyaren, an den Bulgaren die ihnen in Atelköz widerfahrene Schmach rächend, waren vollſtändig ſiegreich. Zalán floh nach Bulgariſch-Weißenburg.

Nach dieſem Siege führte Arpád ſeine Heeresmacht an den See Körtvel und an den Wald Gyümölcsös, wo er mit ſeinen Großen Berathung pflog. Auf dieſem erſten Reichstage der Magyaren wurden die Grundzüge der Landesregierung, namentlich die Eintheilung des Landes in Burgbezirke (Komitate) feſtgeſtellt. Die zahlreich vorgefundenen Burgen bildeten die Stützpunkte der fremden Macht; ſo viele Burgherrn ſo viele königliche Lehnsmänner; das umliegende Land wurde an das angeſiedelte Kriegsvolk in kleineren Theilen als Lehn ausgegeben.

Arpád zog hierauf wieder an die Donau und reſidirte auf der Inſel Czepel, die ihm wegen ihrer Sicherheit gefiel, und wo er ſich prächtige Häuſer aufführen ließ. Seine Feldherren ſetzten die Eroberung weiter fort, ja ihre Schaaren ſchweiften bis nach Philippopel und bis Durazza am Adriatiſchen Meere. Hierauf nahm Arpád Buda oder Ofen, die alte Stadt Attila's (Etzelnburg) ein, wo die Magyaren Staunen über die gewaltigen Steinbauten ergriff. Der Einzug war ein ſehr luſtiger; mehrere Tage lang fanden bei Geſang und Muſik üppige Schmauſereien Statt.

Den letzten einheimiſchen Fürſten gewann Arpád durch Diplomatie: eine Heirat ſeines Sohnes Zsolt mit dem ganz jungen Töchterlein des Marot machte den Bräutigam zum Erben des Landes zwiſchen der Körös und Maros.

Arpád ſtarb im Jahre 907. Sein Leichnam wurde der Sitte gemäß verbrannt und die Aſche an einem Bache bei Ofen begraben. Nach der Bekehrung des Volkes zum Chriſtenthume wurde an der Stelle eine Kirche erbaut, welche den Namen der weißen Kirche der Jungfrau Maria erhielt.

Schon unter Arpád hatten die Magyaren angefangen, jene verheerenden Raubzüge in die Nachbarländer zu unternehmen, die aus der deutſchen Geſchichte ſo wohl bekannt ſind, und ihren Namen gefürchtet und verhaßt gemacht. Da man glaubte, daß das Kriegs-

Digitized by Google

glück der Ungarn an Arpád's Perſon gefeſſelt ſei, und nach ſeinem Tode ihm ein unmündiger Sohn, der oben erwähnte Zsolt, folgte, ſo machten im ſelben Jahre noch die Deutſchen einen Verſuch, die Magyaren aus Pannonien zu vertreiben; er mißglückte jedoch, und die ſiegreichen Ungarn rächten ſich. Auf einem Plünderungszuge verwüſteten ſie Sachſen (Meißen), Thüringen bis nach Bremen hin. Von nun an beginnen die bekannten Züge in immer ſteigender Heftigkeit, bis die Niederlagen bei Merſeburg und auf dem Lechfelde ihnen zuerſt zeitweiſe, ſodann für immer hierzu die Luſt benahmen.

Den Trümmern der bei Augsburg geſchlagenen Ungarn, welche in die Heimat kamen, ging es ſchlechter, als es den Spartiaten zu gehen pflegte. Sie wurden daheim als die Trauermagyaren (gyászmagyarok) verhöhnt und zur Knechtſchaft verdammt. Ihre Nachkommen irrten als heimatloſe Bettler im Lande umher, bis ſie endlich der erſte chriſtliche König Stephan dem Kloſter des heiligen Lazarus zu Gran zuwies. Seit dieſer Zeit wurden ſie die Armen des heiligen Lazarus genannt.

Dieſe gute Lehre von Augsburg machte die Magyaren friedliebend und für die Aufnahme der abendländiſchen Geſittung geneigt. Ein Menſchenalter ſpäter, und das Chriſtenthum fand Eingang. Ein Ordensgeiſtlicher aus Schwaben, Namens Wolfgang, war der erſte Prediger des Evangeliums; bald darauf nahm Biſchof Pellegrin von Paſſau — der berühmte Biſchof Pellegrin des Nibelungenliedes — das Werk der Bekehrung in die Hand, und ſchickte Prieſter und Mönche nach Ungarn, wo namentlich die Sklaven und Leibeigenen der Ungarn Chriſten waren und wurden. Dies geſchah um 974. Bereits 993 taufte Adalbert, Erzbiſchof von Prag (der berühmte Apoſtel der Preußen), den Sohn Geizas und Sarolta, ſeiner erſten Gemahlin, auf den Namen des erſten Märtyrers Stephan — dies iſt der erſte chriſtliche König der Ungarn, der hochgefeierte heilige Stephan (István), dem ſpäter ſein Volk nachfolgte.

Stephan war auch ein großer Freund der Deutſchen, und zahlreiche deutſche Adlige lebten an ſeinem Hofe, die hohe Würden bekleideten und Ahnherren ungariſcher Adelsfamilien wurden.

Die Chriſtianiſirung der Magyaren ging indeß nicht ohne Schwierigkeit von Statten, und Stephan hatte mit ſtarkem Widerſtande und ſelbſt Empörungen zu kämpfen, die ſich faſt noch mehr gegen fremde Einflüſſe, als gegen das Chriſtenthum kehrten.

Am 15. Auguſt des Jahres 1000 wurde Stephan mit ſeiner Gemahlin Giſela zu Gran feierlich als König von Ungarn gekrönt, und zwar mit der vom Papſt ihm geſchickten Krone, die noch jetzt Nationalheiligthum iſt — deren Verſchwinden durch Koſſuth und ſpäteres Wiederauffinden ſeiner Zeit in den Zeitungen berichtet wurde.

Seit jener Zeit gehören die Ungarn der europäiſchen Völkerfamilie an. Sie haben im Laufe der Jahrhunderte ſehr abwechſelnde Schickſale erfahren, aber zu allen Zeiten, ſelbſt in der trübſten, iſt der Magyar unter der weit überwiegenden Mehrzahl nicht magyariſcher Bewohner Ungarn's, Magyar geblieben — ein herrſchendes Volk mit ausgeſprochenem Stolze unter den Beſiegten Arpád's. Der Magyar iſt der Edelmann, der Slave, Wallache, Raize u. ſ. w. der Beſiegte, der Untergebene — und der Deutſche — hospes, Gaſt. Die neuen Ideen ſind in Ungarn ein zweiſchneidiges Schwert — die Magyaren wollen eine Nationaleinheit herſtellen, indem ſie allen Uebrigen zumuthen, ihre Sprache und Sitte anzunehmen, ſie wollen ihren materiellen Sieg auch auf das geiſtige Gebiet ausdehnen — aber die Mehrzahl der Nichtungarn, namentlich die Slaven, die ringsum zahlloſe Stammgenoſſen haben, können den Magyaren auf Grund der Geſchichte zurufen, daß ihre ganze Exiſtenz in Ungarn eine Anomalie iſt, — die Magyaren berufen ſich auf ihr hiſtoriſches Recht; aber dieſes Recht iſt durchaus feudaler Natur und auf das Vorhandenſein einer herrſchenden Race baſirt. Die Abneigung der andern Stämme gegen die Magyaren iſt keineswegs geſchwunden, und nur die politiſche Unſchuld oder Unreife, wenn man will, hat die Letzteren vor ſtärkeren Anfechtungen durch die Erſteren bewahrt.

Wenn die Magyaren auf Lockerung des Verhältniſſes mit Oeſterreich, reſpect. Deutſchland, fortwährend dringen, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie thun. Ein Blick in ihre Geſchichte lehrt, daß ſie die Anlehnung an Deutſchland nicht entbehren können, und daß dieſe allein es iſt, welche ihre Nationalität bis jetzt bewahrt hat. In Bezug auf dieſe können die Magyaren nur conſervativ ſein. Sie wiſſen das auch und thun danach, aber gerade das Bewußtſein ihrer Schwäche iſt es, welches ſie antreibt, zu Mitteln zu greifen, ihre Nationalität zu ſtärken, die durchaus verfehlt ſind. Um den übrigen Bewohnern Ungarns die magyariſche Sprache etwa in der Weiſe aufzudrängen, wie die Dänen den Schleswigern das Däniſche u. ſ. w., dazu ſind die Magyaren viel zu ſchwach, und die heutige Zeit, die alle Nationalitäten in ihrer Beſonderheit begünſtigt, nicht dazu angethan.

Die Geſchichte Ungarns von M. Horváth, welcher wir im Obigen meiſt gefolgt ſind, verdient Jedem, der ſich darüber genauer unterrichten will, empfohlen zu werden; ſie iſt einfach, klar und anſpruchslos geſchrieben; den magyariſchen Standpunkt, gegen den ſich vielleicht Manches einwenden ließe, wird man begreiflich finden. Nur eine Unart, die ſich auch vielfach in polniſch-deutſchen Büchern geltend macht, möchten wir rügen, die Nichtüberſetzung gewiſſer Eigennamen, die im Deutſchen ihre beſondere feſte Form haben. Nicht jeder Leſer wird z. B. herausbekommen, daß die Stadt Alamocz dieſelbe iſt, welche wir deutſch Olmütz (mähriſch Holomuc) nennen.

England.

Zur engliſchen Roman-Literatur.

In meinem letzten Bericht über die engliſche Unterhaltungs-Literatur hatte ich die Schattenſeite derſelben hervorgehoben und es ſind ſeitdem mehrere Tagblätter damit beſchäftigt geweſen, in ähnlicher Weiſe die Fehler der ausländiſchen Literatur aufzuzählen.

Fehler aufſuchen, finding faults, wie die Engländer ſo charakteriſtiſch ſagen, iſt ein leichtes Geſchäft; man findet ſehr bald Vergnügen daran und vergißt, ſtrenge, lautre Gerechtigkeit dabei zu üben.

Allerdings iſt es wahr, daß die neueſte engliſche Unterhaltungs-Literatur viele Schattenſeiten hat, aber im Vergleich zu der franzöſiſchen, ja ſogar im Vergleich zu der deutſchen, beſitzt ſie dennoch mehr Licht als Schatten.

Es kann namentlich nicht genug hervorgehoben werden, daß in den grellen, immer nur nach Effekt und nach Spannung jagenden Bildern doch nie die Sittlichkeit verletzt wird, nie Schilderungen vorkommen, die man den Augen der Jugend verbergen möchte. Miß Braddon iſt namentlich in ihren Romanen ſtets bemüht geweſen, ihre Heldinnen vor jeglichem Verbrechen gegen die Sittlichkeit im

Digitized by Google

engeren Sinne zu bewahren, wenn ſie auch ſonſt nicht gerade zarte Rückſichten nahm und ſogar Mordverſuche vorkommen ließ, um geheimnißvoll und feſſelnd zu ſein.

Der neueſte Roman von Miß Braddon, Eleanor's Victory, iſt übrigens als ein Fortſchritt zu bezeichnen; es handelt ſich diesmal nicht um die Verbrechen der Heldin, wenn ſie auch noch ein gut Theil an Unweiblichkeit leidet. Das Verlangen nach Rache, wie es in dieſem Roman geſchildert wird, kann in einem weiblichen Herzen unmöglich einen ſo hohen Grad erreichen; es iſt dem innerſten Weſen der Frauennatur zuwiderlaufend. Dieſen Mißgriff abgerechnet, hat Miß Braddon in dieſem Romane in der That faſt alle ihre frühern Fehler vermieden, und es iſt vollſtändig zu begreifen, daß ſie den Beifall der Leſewelt ärndtet, ja ſogar vor Collins und den übrigen Erfindern des „geheimnißvollen“ Romans den Preis errungen hat.

Miß Braddon beſitzt eine wahre Meiſterſchaft in der Zeichnung von kleinen, feinen Charakterzügen, die das Innere des Menſchen darſtellen. Der alte vornehme Verſchwender, deſſen Tod den Knotenpunkt und das Räthſel des Romans bildet, iſt eine ſo vollendet ſchön gezeichnete Figur, daß man das baldige Verſchwinden deſſelben nur bedauern kann. Er hat ein großartiges Vermögen verbraucht, ſeinen Kindern gar nichts hinterlaſſen und vergleicht ſich dennoch immer mit König Lear, der den Seinigen Königreiche gab und doch als Bettler von ihnen verſtoßen wurde. Das Komiſche dieſer Vergleichung gränzt indeſſen an das Tragiſche durch die harten Vorwürfe, die dem alten liebenswürdigen Thoren von einer ſeiner Töchter gemacht werden. Es iſt die einzige, die in der Lage iſt, ihn unterſtützen zu können, aber ſie thut es in der liebloſeſten und unkindlichſten Weiſe. Die Empfindungen des armen alten Mannes ſind ſo vortrefflich naturwahr und ergreifend geſchildert, daß man mit ihm weinen möchte und die tragiſche Idee vom Schmerz des mißhandelten Vatergefühls, welche der große Menſchenkenner Shakſpeare in ſeinem Lear ſo meiſterhaft verkörperte, mit erneuter Klarheit begreift.

Die hartherzige Tochter hat übrigens leider ganz das Richtige getroffen mit ihren Vorwürfen und darum gewiſſermaßen Recht in ihrem großen Unrecht. Sie überſendete dem Vater eine Summe Geldes, um die Koſten der Erziehung ſeines Lieblingstöchterchens, ihrer nachgeborenen Stiefſchweſter, zu beſtreiten und ermahnt ihn in harten Ausdrücken, dies Geld nicht zu verſchwenden, wie er es ſo oft ſchon gethan, denn es ſei das letzte, was ſie für ihn und ſein Kind hergeben werde. Tief gekränkt eilt der alte Mann, die für ihn ungewöhnlich große Summe ſicher zu deponiren; es gelingt ihm jedoch nicht wegen eines ganz zufälligen Hinderniſſes, und am Abend deſſelben Tages kann er der Verſuchung nicht widerſtehen, mit dem Gelde ſein Glück zu machen. Er geht in Geſellſchaft zweier Gauner zu einem heimlichen Hazardſpiel und verliert Alles, wahrſcheinlich von einem ſeiner Mitſpieler betrogen. Seine Selbſtvorwürfe, gepaart mit der Erinnerung an die harten Worte der Tochter, treiben ihn zum Selbſtmord. Sein jüngſtes Kind bleibt in tiefſter Armuth zurück und erfährt die Todesart des Vaters, wie auch die Betrügerei ſeines Mitſpielers. Im erſten Augenblick der Verzweiflung ſchwört das vierzehnjährige Mädchen dieſem Letztern die bitterſte Rache. Nach unendlichen Bemühungen gelingt es ihr, den Namen und Stand deſſelben zu ermitteln; ihr ganzes Leben iſt fortan der Erfüllung ihres Racheſchwures gewidmet. So ſpannend und intereſſant einzelne Szenen auch ſind, ſo bleibt eben doch eine geſchraubte Unnatur und Unweiblichkeit in der Heldin, für die man deshalb keine tiefere Sympathie empfinden kann.

Die Einzelheiten des Romans ſind ſo vortrefflich, daß man doppelt bedauert, dem Ganzen dieſen Makel aufgedrückt zu ſehen.

Die Blicke in das engliſche Familienleben ſind für die deutſchen Leſer ſtets von beſonderem Reiz, denn in England iſt die Familie auf beſtimmtere, ſtreng abgemeſſene Formen baſirt, als es in Deutſchland der Fall iſt. Die Würde und Heilighaltung derſelben hängt weſentlich mit den Vorſchriften dieſer Formen und Geſetze zuſammen. Das deutſche Familienleben iſt gewiß das formloſeſte aller Nationen; es wird mehr mit dem Herzen als mit dem Verſtande regiert. Die Schwäche des erſtern ſchadet unſern Kindern aber nur zu oft; die Abweſenheit von Zucht und Furcht macht ſich bei der jetzigen Jugend nur zu ſehr bemerkbar. Strenge iſt für die Seele das, was Mäßigkeit für den Leib iſt: die nothwendige Bedingung von Kraft und Geſundheit.

In dem engliſchen Familienleben gelten nicht nur den Kindern gegenüber ſtrengere Formen als bei uns, ſondern auch zwiſchen den Ehegatten herrſcht eine Geſetzgebung der Etikette, die von den heilſamſten Folgen iſt für Anſtand und ehelichen Frieden. Wie vortrefflich iſt allein ſchon die Vorſchrift, daß zu Tiſche Jedermann in ſorgfältigem Anzuge erſcheinen muß, während der deutſche Ehemann es ſich oft nicht übel nimmt, im Schlafrock mit ungewaſchenen Händen ſich zum Mittagseſſen niederzuſetzen. Die üble Laune und die ſchlechte Gewohnheit, das Eſſen zu tadeln, ſind den Ehemännern im Schlafrock meiſtens eigen, denn ſie haben es nicht gelernt ſich zu überwinden und ſind in ihrer Häuslichkeit auch geiſtig im Schlafrock. Unſer alter Jean Paul verſtand es meiſterhaft, dieſe Tyrannen der Familie zu ſchildern, die in derſelben nur Furcht, aber keine Achtung hervorrufen. Doch wer lieſt heute des edlen deutſchen Klaſſikers Romane? wer verſteht das angeführte Beiſpiel?

Und ſeit er vergeſſen iſt, haben auch die Deutſchen es immer mehr verlernt, Familien-Romane zu ſchreiben; ſie machen es ſich bequem, indem ſie die engliſchen überſetzen.

Auch die Franzoſen widmen ſich ſogar jetzt mehr als die Deutſchen dem Lebenselement, welches die Familie darbietet; ihre neueſten Romane ſowie ihre Dramen geben Zeugniß davon. Seltſamer Weiſe hat es lange gedauert, bis die deutſche Kritik davon Notiz genommen hat. Erſt die ſtarken Wirkungen und Erſchütterungen der Erzeugniſſe von Octave Feuillet erregten eine allgemeinere Aufmerkſamkeit, weil ſie auf der Bühne vor einem großen Publikum erſchienen, Dank der Vermittelung des Herrn von Hülſen. Die eigentliche Kritik hat ſich nicht damit befaßt, nur Zeitungsberichte und flüchtige Journalartikel urtheilten darüber ab.

Es war merkwürdig, wie viel mißverſtandene ſittliche Entrüſtung über Montjoye, den Mann mit der eiſernen Stirn, laut wurde. Octave Feuillet hat in ihm nur durchaus die abſchreckende Seite der modernen Geldmenſchen gezeichnet und würde ſich ſehr wundern, wenn man ihm ſelbſt daraus ein moraliſches Vergehen machen wollte, wie namentlich die Berliner Zeitungen es verſuchten. Daß die Charakterzeichnung meiſterhaft iſt, wird ſchon durch das eifervolle Mißverſtändniß der Kritiker bewieſen, die da glaubten, der Verfaſſer ließe durch ſein Geſchöpf ſeine eigene Meinung verfechten. Das Stück wurde für unmoraliſch verſchrieen und enthielt doch nur einen Feldzug für die Moralität.

Die Familienbande, gegen die Montjoye ſich verſündigte, ſind doch ſchließlich die Rettungsanker für ihn, und es giebt doch wohl ſchließlich kein anderes modernes Drama, worin die Macht der Liebe zwiſchen Eltern und Kindern lebenswahrer und ergreifender geſchildert wird, als gerade dieſes Stück von Octave Feuillet. Ein

Digitized by Google

anderes von ihm, die moderne Ehe, verfolgt eine ähnliche Tendenz; die Verſündigung gegen die Familienheiligkeit geht darin von der Frau aus, deren Strafe jedoch härter iſt, wie die des Mannes in Montjoye. F. v. H.

Kleine literariſche Revue.

— **Die öſterreichiſche Wochenſchrift.** Die „Oeſterreichiſche Wochenſchrift für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben",*) deren wir bereits öfter in unſern Blättern mit Anerkennung gedachten und deren Redaktion ſeit Kurzem aus der leitenden Hand des Direktors R. v. Eitelberger in die des Stadt-Archivars C. Weiß, eines rühmlichſt bekannten Kunſt- und Literatur-Hiſtorikers, übergegangen iſt, kömmt ihrer Aufgabe, dem wiſſenſchaftlichen Bedürfniß des heutigen Oeſterreich durch ſorgſame Pflege der literariſchen Kritik zu entſprechen, ſtets mehr und mehr nach. Bei der großen Verbreitung dieſer Wochenſchrift, die, außerdem daß ſie der „Wiener Zeitung" in ſechstauſend Exemplaren beiliegt, auch im Separat-Abonnement verſandt wird, kann die Wirkſamkeit und der Einfluß derſelben ſehr bedeutend ſein. Die letzten Nummern brachten unter Anderm mehrere Artikel über „die Lehre von den Steuern", von dem Miniſterialrath Dr. v. Hock, der dabei de Parieu's Traité des impôts considérés sous le rapport historique, économique et politique zum Grunde gelegt hat. Nicht minder intereſſant iſt ein Bericht über die neuen Realgymnaſien der Stadt Wien, der in drei Artikeln zu dem erfreulichen Ergebniſſe führt, daß das Bedürfniß deutſcher, wiſſenſchaftlicher Bildung in der öſterreichiſchen Hauptſtadt in ſtetem Wachſen begriffen und durch keinerlei klerikale Einflüſſe zurückzuhalten iſt. Referate über die Verhandlungen der verſchiedenen gelehrten Geſellſchaften und Akademieen des Kaiſerſtaats, ſowie Berichte über den Büchermarkt und neue Erſcheinungen der Kunſt finden ſich in jeder Nummer der reichhaltigen „Wochenſchrift."

— **Der Plan der Schöpfung.****) Herr H. de Madiis, ein franzöſiſcher Schweizer, veröffentlicht ein kleines Heft philoſophiſcher Betrachtungen als den Anfang eines Werkes, welches zunächſt die Geſetze des materiellen Weltalls, dann die der geiſtigen Welt erörtern und nachweiſen wird, daß die pſychiſchen und phyſiſchen Geſetze einander bedingen und mit einander übereinſtimmen. Herr Madiis beſitzt — ſo viel läßt ſich aus dem erſten Hefte bereits erkennen — umfaſſende naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe; ſein philoſophiſcher Standpunkt iſt der eines dogmatiſch Gläubigen. Wir in Deutſchland haben ein bitteres Lehrgeld bezahlt, wir haben kein rechtes Vertrauen mehr zu einem Philoſophen, der uns die Harmonie des Weltalls, des materiellen und des geiſtigen, expliziren will; wir haben uns mühſam zu der Erkenntniß hindurchgearbeitet, daß die Entdeckung eines einzigen neuen Naturgeſetzes mehr Heil für das geiſtige und leibliche Wohl der Menſchen bringt, als die ſchönſten philoſophiſchen Syſteme. Wir ſind darum gegen alle ſolche Bücher etwas mißtrauiſch. Iſt der Verfaſſer wirklich ein unterrichteter Mann und kein Schwärmer, ſo erkennt er ſehr bald, wie eng die Gränzen unſeres Wiſſens gezogen ſind; den Mangel der Erkenntniß ergänzt er dann durch die Harmonie ſeines Gemüthes oder ſeiner Phantaſie und füllt mit dieſer Harmonie die Lücken der poſitiven Darſtellung aus. Iſt der Verfaſſer ein Myſtiker oder ein Dogmatiker, ſo ſind alle poſitiven Kenntniſſe von ſeinem aprioriſtiſchen Standpunkte angeordnet und dienen nur zur Verherrlichung ſeiner Anſicht, welche er fertig hatte, bevor er an die Gruppirung des Materials ging.

Wir wollen das Erſcheinen des ganzen Werkes abwarten und dann urtheilen, ob es Herrn de Madiis gelungen iſt, etwas Neues zu geben, das eine nüchterne Kritik nicht zu ſcheuen hat.

— **Das Mittelländiſche Meer und Nord-Afrika.** Die ſoeben erſchienene Schlußlieferung der neuen Ausgabe von Stieler's Hand-Atlas*) bringt uns zwei ſehr intereſſante Blätter, das eine die weſtliche Hälfte der Länder des Mittelländiſchen Meeres, alſo Portugal, Spanien, Italien, Tripoli, Tuneſien, Algerien und Marocco umfaſſend, während uns das öſtliche Blatt die Türkei, Griechenland, Klein-Aſien, Kurdiſtan, Perſien, Arabien, Meſopotamien, Syrien, die Sinai-Halbinſel, Aegypten und Libyen darbietet und öſtlich bis zum Aſowſchen, Kaspiſchen und Perſiſchen Meere reicht. Beide Blätter, im Maßſtabe von 1:7,500,000, von A. Petermann gezeichnet, führen uns den Mittelpunkt des älteſten Völker- und Kultur-Kreiſes mit ſeinen Radien in einer ſo überſichtlichen und anſchaulichen Weiſe vor, wie keine andere geographiſche Karte. Es ſind in dieſe Blätter alle Reſultate der neueren Forſchung und Publikation eingetragen. Neben den Terrain-Verhältniſſen, unter Beigabe zahlreicher Höhenzahlen, veranſchaulichen dieſe durch ſaubern Stich ſich auszeichnende Karten die Topographie des Seebodens, in den afrikaniſchen Ländern die Ausdehnungen des Tell oder Kulturlandes, der Steppen der Sahara und innerhalb dieſer die Regionen der Sanddünen. Die Hydrographie Afrikas iſt ſtreng unterſchieden, je nachdem ſie aus permanenten Flüſſen oder aus nur periodiſchen Flüſſen und Wadis, oder aus wenig bekannten Flüſſen beſteht. Eben ſo ſind die Salz- und periodiſchen Seen von den Süßwaſſer- und permanenten Seen unterſchieden. Das weite Osmaniſche Reich, deſſen Regierung ſich in keiner Weiſe um die Kunde ihres Landes kümmert, das in dieſer Beziehung weit hinter China und Japan zurückſteht, iſt hauptſächlich durch Aufnahmen und Erforſchungen engliſcher, ruſſiſcher, franzöſiſcher und deutſcher Reiſenden und Kartenzeichner in die geographiſche Welt eingeführt, wobei namentlich unſerm Landsmanne, Dr. Heinrich Kiepert, ein auch von Petermann gewürdigtes, großes Verdienſt zu vindiziren iſt. Kiepert's vortreffliche Karten der Türkei, von Klein-Aſien, Armenien und Kurdiſtan in ſeinem „neuen Hand-Atlas" ſind in den vorliegenden Blättern mit Recht vorzugsweiſe zu Rathe gezogen. Auch dem bekannten ruſſiſchen Reiſenden, P. v. Tſchiſchatſchew, hat Petermann die verdiente Anerkennung zu Theil werden laſſen.

— **Vorſchule der Aeſthetik von Ludwig Eckardt.****) Eine Lehre vom Schönen in ſchöner Form vorgetragen zu ſehen, gehört nicht zu den häufigen Erfahrungen des Zeitalters. Hat aber gar warme Begeiſterung für den Gegenſtand, ein tiefes ethiſches Gefühl von der Weihe der Kunſt einem Aeſthetiker ſeine Sätze diktirt, ſo darf man dies ein recht ſeltenes Ereigniß nennen. Beide Eigenſchaften vereinigt die Vorſchule der Aeſthetik, welche Herr Prof. Ludwig Eckardt in Karlsruhe, der Dichter des „Sokrates", aus einem

*) Wien, in Kommiſſion bei Carl Gerold's Sohn. Poſtverſendungs-Preis jährlich 5 Gulden.

**) Recherches sur le plan de la création et la structure de l'ame par H. de Madiis. Leipzig, Brockhaus, 1864.

*) Gotha, Juſtus Perthes, 1864.

**) Vorſchule der Aeſthetik. Zwanzig Vorträge von Ludwig Eckardt. Mit 150 Holzſchnitten und vielen Muſikbeilagen. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung, 1863—1864.

Komplex von 20 im Winter von 1862 auf 63 gehaltenen Vorträgen zuſammengeſtellt und mit trefflichen Illuſtrationen verſehen, 1863 bis 1864 dem Druck übergeben hat. Dieſe Vorſchule zeichnet nicht blos ihre edle, körnige, fließende Sprache und der poetiſche Hauch aus, der über das Gedankengewebe ausgegoſſen, ſondern auch das ernſthafte Streben des Autors, der Wiſſenſchaft des Schönen ein tieferes und feſteres Fundament zu graben, auf welchem der Wunderbau der Kunſt ſtolz und kühn ſich gen Himmel erheben mag. Herr Prof. Eckardt hat die Aeſthetik um einen neuen Standpunkt, um friſche Quellen der Erbauung bereichert und ſeine Idee, welche den Genuß und die Freude am Schönen dem Gemüth zu einem wahrhaften Kultus ſtempelt, wird gewiß achtbare Anhänger und eingehende Erörterung finden. T. v. B.

Literariſcher Sprechſaal.

— Es iſt kein erfreuliches Zeichen für das Kulturleben Oeſterreichs, daß die „Proteſtantiſchen Blätter für das evangeliſche Oeſterreich“, eine Wochenſchrift, welche ſeit dem 4. April 1863 die Geſammtintereſſen der evangeliſchen Kirche Oeſterreichs ebenſo humanfreiſinnig als kräftig vertrat, mit Nr. 39 vom 24. September d. J. urplötzlich den Kampfplatz verlaſſen mußten. Herr Pfarrer Fiſcher, Prediger an der evang. Stadtkirche zu Wien und an der Gumpendorfer Kirche, hat in der gedachten Nummer durch den Mund des Verlegers (Firma Tendler) die Gründe entwickelt, welche nach dem Ausſcheiden ſeiner Mitherausgeber (Prof. Dr. Lipſius, Senior Porubsſky und Lic. Dr. Wilkens) ihn verhindert haben, ein Unternehmen weiter fortzuſetzen, das, wie er ſagt, „den Betheiligten nur Mühe, Arbeit und Sorge, Anfechtung und Widerwärtigkeit gebracht und das heute noch auf die Erfüllung aller der Hoffnungen und Verheißungen wartet, mit denen um ſeine Wiege eine Wagenburg geſchlagen wurde.“ — Wir glauben annehmen zu dürfen, daß Herr Pfarrer Fiſcher nicht ohne dringende Noth den Rückzug beſchloſſen hat. Das den Proteſtanten in Tyrol verweigerte Niederlaſſungsrecht ſcheint der Prüfſtein des kirchlichen Liberalismus der „neuen Aera“ und die „Klärung der Situation“ geweſen zu ſein. Wir ſtehen 244 Jahre nach der Schlacht am Weißen Berge bei Prag. Noch heute alſo heißt es: vae victis! —

Wir brachten vor einiger Zeit einen Bericht über ein Werk von E. Caro: „Die Gottesidee“, welches eine eingehende Kritik des Lebens Jeſu von Renan enthielt. Wir ſagten von dem Caro'ſchen Werke, es erinnere in der Form ſeiner Darſtellung und dem politiſchen und religiöſen Standpunkt an die Werke der deutſchen Autoren, welche vom Proteſtantismus und aus dem norddeutſchen Lager zum Katholizismus und nach Oeſterreich übergetreten. Das Buch von Caro enthält, wie die Werke der gedachten deutſchen Autoren, Beweiſe von außerordentlichem Scharfſinn: die Schwächen des Gegners werden mit Luchs-Augen entdeckt, hervorgezogen und an den Pranger geſtellt; Witz, Ironie, beſonders aber ſittliche Entrüſtung werden aufgeboten, um den Gegner lächerlich zu machen und ſeine Verdammung ſeitens „aller Gutgeſinnten“ zu erwirken. Der Leſer wird, ſo lange der Verfaſſer ſich nur in der negirenden Kritik bewegt, in hohem Grade gefeſſelt; man kann das bedeutende Talent nicht leugnen und man iſt auf das geſpannt, was der Autor Poſitives beibringen werde. Aber was erfahren wir von ihm? Nichts, als was wir im Grunde ſchon vorweg wußten: daß er nämlich an die Nothwendigkeit der heutigen Religionsformen glaubt, weil er dieſen Glauben als nothwendig für die Menſchheit erkennt. Herr Caro glaubt im Grunde ſelbſt nicht an das, was er für das Poſitive ausgiebt. Aber woher dieſe Verleugnung des Geiſtes? Wir wußten nicht, wer Herr Caro war — jetzt leſen wir in den Zeitungen „Herr Caro, Verfaſſer der Gottesidee, ein ſehr geſchätzter Mitarbeiter (das glauben wir) der France, wird zum Erzieher des kaiſerlichen Prinzen ernannt werden. Nun freilich — dann iſt es klar, warum mit der Negation bei ihm die Logik aufhörte. Herr Caro ſchreibt nicht für die Wahrheit, ſondern für Zwecke, für welche er die Wahrheit zurechtſchnitzelt. Er folgt einem glücklichen Meiſter. Das iſt die civiliſatoriſche Miſſion des Imperialismus!

Die ruſſiſchen Elementarſchulen gehen einer ſehr wohlthätigen Reform entgegen. Ein kürzlich erſchienener kaiſerlicher Ukas enthält in 43 Paragraphen größtentheils ſehr liberale Beſtimmungen — die wahrſcheinlich von der mecklenburgiſchen Regierung als viel zu liberal für ihr deutſches Land angeſehen werden dürften. Wir wollen nur einige wichtigere Beſtimmungen hervorheben, nachdem wir zuvor darauf aufmerkſam gemacht, daß der Ukas weder die Pflicht der Gemeinden, Schulen zu errichten, noch die, ſie zu beſuchen, ausſpricht. Es ſteht jeder Gemeinde frei, um die Eröffnung einer Elementarſchule einzukommen, ſobald ſie hinlängliche Mittel zur Erhaltung derſelben nachweiſt und im Beſitz eines Schulhauſes iſt. Sie darf auch um Unterſtützung von Seiten der Regierung bitten. Die bis jetzt beſtehende Abgabe unter dem Namen „Schulbeitrag“ iſt in eine andere, beſſer und gerechter zu vertheilende umzuwandeln. Perſonen, die geiſtlichen Orden und Kongregationen angehören, ſowohl männlichen als auch weiblichen Geſchlechts, dürfen nicht als Lehrer und Lehrerinnen fungiren. Sonſt aber darf Jeder, ohne Unterſchied des Standes und der Religion, Lehrer dieſer Elementarſchulen ſein, ausgenommen jedoch an den Schulen der griechiſch-unirten Gemeinden, welche ſchlechtweg als ruſſiſche bezeichnet werden, bei denen nur Ruſſen (vor Allem, fügt der Ukas mildernd hinzu, griechiſch-unirten Bekenntniſſes) zu Lehrern ernannt werden können. Der Unterricht wird in jeder Elementarſchule in der von der Ortsbevölkerung geſprochenen Sprache ertheilt. Es wird demnach ruſſiſche, polniſche, deutſche, jüdiſche, littauiſche und tatariſche Schulen geben. Bei gemiſchter Bevölkerung hat das Regulirungs-Komité zu entſcheiden, welche Sprache die der Schule ſein ſoll. Der Religions-Unterricht kann auch von Nichtgeiſtlichen ertheilt werden. — In Folge eines andern Ukaſes, welcher ſchwere Strafen des Kriminalkodex mildert, wird die Brandmarkung abgeſchafft, die dieſer Nikolai'ſche Kodex im Königreich Polen eben erſt eingeführt hatte. Die körperliche Züchtigung, die das frühere polniſche Strafgeſetzbuch ebenfalls nicht gekannt hatte, und die erſt von dem Nikolai'ſchen eingeführt worden war, wird gleichfalls abgeſchafft. Die Strafzeit für den Dienſt in den bürgerlichen Sträflings-Kompagnien für das Königreich Polen, ebenfalls eine Schöpfung des Kaiſers Nikolaus, iſt erheblich reducirt. Ebenſo iſt der Arreſt in den Korrektionshäuſern um $\frac{1}{3}$, reſpektive $\frac{1}{2}$ reducirt. Auf die nach den alten Beſtimmungen Verurtheilten hat die neue Aenderung nur inſofern Anwendung, als ſie ihre Strafe noch nicht angetreten haben.

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Geſenius, Dr. W., Director einer höheren Töchterſchule in Stettin, Lehrbuch für den erſten Unterricht in der engliſchen Sprache. 16 Bogen in 8. Preis 22½ Sgr.

Dieſes ſehr praktiſche Unterrichtsbuch, welches in kurzer Zeit ſchon in mehreren Schulen Eingang gefunden, ſei hiermit allen Lehrern der engliſchen Sprache angelegentlichſt empfohlen. (574)

Bremen, im October 1864.

Hermann Geſenius.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates

von

F. Voigt,

Profeſſor an der Königl. Realſchule zu Berlin.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (579)

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt. — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen." Literar. Centralblatt.

Bei Fr. W. Grunow in Leipzig erſchien und iſt in jeder Buchhandlung vorräthig:

Beta, H., Deutſche Früchte aus England. 2 Bde. broch. 2⅓ Thlr.

Der Verfaſſer verlebte zehn Jahre in England, von wo er durch draſtiſche Schilderung engliſchen im Gegenſatz zu deutſchem Erdruſs, in den geleſenſten Blättern rühmlichſt anerkannt ward, da er weſentlich zur Kräftigung deutſchen Selbſtgefühls beitrug. (576)

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden gebd. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben. (580)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Neuer Roman von Charles Dickens.

Unſer gemeinſchaftlicher Freund.

Roman in 4 Büchern von Charles Dickens (Boz).

Mit 40 Illuſtrationen von Marcus Stone.

Deutſche, autoriſirte Ausgabe von Marie Scott.

Vollſtändig in 20 Monats-Lieferungen à 6 Ngr.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. (567)

Die erſten 5 Lieferungen ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

SERIES FOR THE YOUNG

TAUCHNITZ EDITION.

Each volume ½ Thaler = 2 Francs.

Kenneth; or, the Rear-Guard of the Grand Army. By the Author of „the Heir of Redcliffe." With Frontispiece, 1 vol.

Our Year: A Child's Book, in Prose and Verse. By the Author of „John Halifax, Gentleman." Illustrated by Clarence Dobell, 1 vol.

Ministering Children. A Tale dedicated to Childhood. By Maria Louisa Charlesworth. With Frontispiece, 1 vol.

Three Tales for Boys By the Author of „John Halifax." With a Frontispiece by B. Plockhorst, 1 vol.

The Little Duke. Ben Sylvester's Word. By the Author of „the Heir of Redcliffe. With a Frontispiece by B. Plockhorst, 1 vol.

The Stokesley Secret. By the Author of „the Heir of Redcliffe. With a Frontispiece by B. Plockhorst, 1 vol.

Tales from Shakspeare. By Charles and Mary Lamb. With the Portrait of Shakspeare, 1 vol.

Countess Kate. By the Author of „the Heir of Redcliffe." With Frontispiece, 1 vol.

Ruth and her Friends. A Story for Girls. With Frontispiece, 1 vol.

BERNHARD TAUCHNITZ; LEIPZIG.

And sold by all Booksellers. (569)

Im Verlag von **J. A. Schloſſers** Buch- und Kunſthandlung in Augsburg iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Max der Erſte, König von Bayern.

Sein Leben und Wirken.

dargeſtellt von Dr. **J. M. Söltl,** k. geh. Haus-Archivar, Profeſſor an der Ludwigs-Maximilians-Univerſität in München, des bayer. Verdienſt-Ordens vom heil. Michael Ritter I. Cl.

Dritte ganz umgearbeitete Auflage.

Gr. 8 Elegant broſchirt 24 Sgr., hübſch in Leinwand gebunden 1 Thlr. 6 Sgr.

Wer denkt bei der Erinnerung an den edelſten erſt aus unſerer Mitte geſchiedenen König nicht an Max I., dem ſein geliebter Enkel freudig und ſegensreich nachſtrebte? Max I. war es ja, der Bayern neu geſtaltete und erhob, der am conſtitutionellen Leben ſeines Volkes ſich erfreute, den religiöſen Frieden einführte und ſchützte, Kunſt und Wiſſenſchaft pflegte und den Grund legte zu Bayerns geiſtiger und materieller Wohlfahrt. Dieſes alles wird lebendig in dem vorliegenden Buch geſchildert, das gewiß jeder Familie willkommen ſein dürfte. (571)

CABINET EDITION OF ENGLISH CLASSICS.

16mo. Cloth gilt edges.

Byron, Childe Harold	1 Thlr.	Shakespeare, Hamlet	⅓ Thlr.
Scott, The Lady of the Lake	1 -	- Romeo & Juliet	⅓ -

BERNHARD TAUCHNITZ; LEIPZIG.

And sold by all Booksellers. (568)

Geſellſchaftsreiſe

nach

Aegypten

auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünſchen entſprechend wird die Unternehmung der Geſellſchaftsreiſen nach Konſtantinopel und Athen, welche ſich großer Theilnahme und des beſten Erfolges erfreuten, nun auch die erſte Geſellſchaftsreiſe **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „öſterreichiſchen Lloyd" in Trieſt organiſiren.

Die Abreiſe von Trieſt erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte

einſchließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reiſe u. ſ. w. iſt:

400 Gulden.

Das Reiſe-Programm

iſt zu erhalten in der Gerold'ſchen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tuvora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerſtraße), an den auch alle Briefe zu richten ſind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung." (566)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

1864. **Magazin** №. 44.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 30. Oktober **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die Walhalla Nordalbingiens 690
Frankreich.
Die franzöſiſche Hochſchule in Athen. II. Die Protection der Wiſſenſchaft durch Frankreich 692
England.
Höhere Schulen in England 694
Deutſche Früchte aus England. Von H. Beta. Zehn Jahre in London 697
Mexiko.
Die Armee, das Freiheitsfeſt und der Popokatepetl 699
Ungarn.
Emerich Madách 702
Kleine literariſche Revue.
Jacob Grimm's kleinere Schriften . . . 702
Staats- und Verfaſſungsrecht 703
Italiäniſche Ueberſetzung von Platen's Geſchichte von Neapel 703
Graf v. Sievers und Rußland unter Katharina II. 703
Literariſcher Sprechſaal 703

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La Russie au XVIe Siècle
par
Giles Fletcher
Ambassadeur d'Elisabeth d'Angleterre.
Avec une introduction
par
Charles du Bouzet.
2 tomes en un vol. in 12. broch.
Preis 1 Thlr.
Paris, September 1864. (591)
A. Franck'sche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HANDBUCH DER NEUEREN UND NEUESTEN
FRANZÖSISCHEN LITERATUR.
FÜR DEN SCHUL- UND PRIVATUNTERRICHT
HERAUSGEGEBEN VON
KARL GRÆSER.
In zwei Bänden. 8. Geh. Jeder Band 20 Ngr. Gebunden in einem Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Für Engländer erschien das Werk unter dem Titel: (588)
A THESAURUS OF FRENCH LITERATURE SUBSEQUENT TO THE GREAT REVOLUTION. Especially adapted for the use of schools, for self-instruction, and for private reading. By Ch. Græser. In two volumes. Each volume 20 Ngr. Bound in one volume 1 Thlr. 20 Ngr.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Now ready, in small foolscap 8vo.

BELL AND DALDY'S

ELZEVIR SERIES

OF STANDARD AUTHORS.

MESSRS. BELL AND DALDY, having been favoured with many requests that their Pocket Volumes should be issued in a larger size, so as to be more suitable for Presents and School Prizes, have determined upon printing New Editions in accordance with these suggestions.

They will be issued under the general title of „Elzevir Series," to distinguish them from their other collections. This general title has been adopted to indicate the spirit in which they will be prepared, that is to say, with the greatest possible accuracy as regards text, and the highest degree of beauty that can be attained in the workmanship.

They will be printed at the Chiswick Press, on fine paper, with rich margins, and will be issued in tasteful binding at prices varying from 1 Thlr. 5 Sgr. to 2 Thl.

Most of the Volumes already published in the „Pocket Volumes" will be issued in this Series, and others of a similar character will be added. Some will contain a highly finished Portrait, or other Illustration.

Now ready.

Burns's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Coleridge's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Longfellow's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Shakespeare's Plays. Carefully edited by Thomas Keightley, Esq. Vol. I. II. and III. à 1 Thl. 20 Sgr.

This edition will be completed in six volumes before the end of the year.

Shortly.

Walton's Lives.
Milton's Paradise Lost.
Walton's Angler.
Washington Irving's Sketch Book.
— — *Tales of a Traveller.*
And others. (586)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Beſſerſche Buchhandlung) in Berlin, 7 Behrenſtraße erſchienen ſoeben nachfolgende Werke von

Paul Heyſe:

Meraner Novellen. Fünfte Sammlung der Novellen. Zweite (Miniatur-) Auflage. Preis geh. 2 Thlr., in Goldſchn. geb. 2 Thlr. 12 Sgr.
Inhalt: Unheilbar (ein Mädchentagebuch), der Kinder Sünde der Väter Fluch der Weinhüter.

Eliſabeth Charlotte. Schauſpiel in fünf Akten. Der dramatiſchen Dichtungen Erſtes Bändchen. 8. geh. 25 Sgr.

Im vorigen Jahre erſchienen: (585)

Geſammelte Novellen in Verſen. 8. geh. Preis 1 Thlr., geb. in Goldſchnitt 1 Thlr. 12 Sgr.
Inhalt: Die Braut von Cypern, die Brüder, König und Magier, Margherita Spoletina, Urica, die Furie, Rafael, Michelangelo Buonarotti, die Hochzeitsreiſe an den Walchenſee.

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Beſſerſche Buchhandlung) in Berlin, 7 Behrenſtraße erſchien ſoeben:

Sonne, Mond und Sterne.
Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeſchichte der Urzeit
von
Dir. Prof. Dr. **F. L. W. Schwartz.**
Eleg. geh. gr. 8. (XX und 298 S.)
Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Der Verfaſſer führt ſeine im „Urſprung der Mythologie" entwickelten Theorien von den Anfängen mythologiſch-heidniſcher Religionsvorſtellungen mit ſpezieller Beziehung auf griechiſche und deutſche Mythologie hier weiter aus. Indem er hierbei auf die Anſchauungen zurückgeht, welche ſich die Urzeit von den Himmelskörpern und Himmelserſcheinungen gemacht, giebt er zugleich indirect eine Art Antekosmos. So wendet ſich das Buch ſowohl an das Intereſſe der Mythologen und Theologen, wie an das der Cultur- und Naturhiſtoriker, abgeſehen davon, daß es zugleich indirect eine Zuſammenſtellung ſignifikanter Natur-Anſchauungen aus den Dichtern der verſchiedenen Völker enthält.

Früher erſchienen in gleichem Verlage von demſelben Verfaſſer:

Dr. F. L. W. Schwartz. Der Urſprung der Mythologie dargelegt an griechiſcher und deutſcher Sage. 1860. geh. 1 Thlr. 21 Sgr.
— — Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutſchland, beſonders die Mark Brandenburg und Mecklenburg. 2. Aufl. 1862. geh. 24 Sgr. (584)

Deutſchland und das Ausland.

Die Walhalla Nordalbingiens.

Es iſt eine ſonderbare Sache mit dem landläufigen Urtheil oder Vorurtheil, welches ſich im Gang der Zeiten über dieſes und jenes Land feſtzuſtellen pflegt — und das dann mitunter plötzlich durch irgend eine mehr oder weniger auffallend in die Erſcheinung tretende Thatſache oder Perſönlichkeit widerlegt wird. Ich meine hier zunächſt die *ungünſtigen* Vorurtheile, die über einzelne Länder im Schwange gingen und gehen. Wie verrufen war Galliläa — „was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ Und dann kam, als Antwort auf dieſe Frage, der Meſſias einer Welt aus dem obſkuren Neſt. Der Leute Meinung über die Geiſteskräfte der Bewohner des deutſchen Landes Schwaben kulminirte in dem Mythus von jenen Sieben und ihren tollen Streichen. Da kam aus demſelben Lande Dentſchlands idealſter und nationalſter Dichter?

Von den Bewohnern der nordalbingiſchen Lande hat man im Allgemeinen immer eine gute Meinung gehabt. Treu, feſt und bieder ſeien ſie, ſagt man und nicht mit Unrecht. Aber daß man ihnen in Kunſt, Poeſie und Wiſſenſchaft keine großen Stücke zugetraut, beweiſt das Wort: „Holsatia non cantat!“

Aber auch da iſt die Widerlegung nicht ausgeblieben, wenn auch nicht gerade durch eine einzig gewaltige, Alles überragende Erſcheinung. Noch ſind, in Folge der neueſten kriegeriſchen Vorgänge und auf Grund treu-feſter Deutſchbewährung in langen Leidensjahren ſchwerer Bedrückung durch Fremdlinge, alle Augen auf dieſe Lande gerichtet. Der Augenblick iſt günſtig, zu prüfen, was an jenem Worte iſt, einen Blick in die Walhalla ihrer geiſtigen Produktionskraft zu werfen, jener Männer zu gedenken, die daſelbſt in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Kirche nnd Politik, in Dichtung und Leben eine hervorragende Stellung einnahmen und einnehmen. Hier und da freilich iſt eine Geſtalt darunter, deren Wiege oder Grab dort nicht zu ſuchen iſt, die daſelbſt nur die Epoche ihrer beſten Kraft und Bedeutung erlebte — nun ja, dafür haben dann andere Länder auch dorther geliehen bekommen nnd es gleicht ſich aus.

Die Verſammlung der Büſten und Bilder der Walhalla Nordalbingiens eröffnet als Alterspräſident der Abt *Anſuerus*, der im Jahre 1066 mit 22 Kloſterbrüdern von den Wenden geſteinigt wurde. Nicht weit von Ratzeburg, am Wege nach dem Dorfe Buchholz, bezeichnet ein ſteinernes Kreuz mit unleſerlicher Inſchrift die Stelle, wo er den Märtyrertod erlitt. Die geiſtigen Thaten der edleren Söhne des Mittelalters beſtanden ja vorwiegend in Dulden mit Begeiſterung, in Trotz der Demuth und Sterbensfreudigkeit. Auf demſelben Gebiet erwuchs die Bedeutung *Vicelin's*, der bald die Stelle jenes Abtes im Kampf gegen die Wenden vertrat. Ihm verdankt die Mitte und der Oſten Holſteins die Einführung und Feſtigung des Chriſtenthums. Aus der Reihe der Schüler Vicelins tritt dann *Helmold*, Pfarrer zu Boſau, hervor, deſſen Thaten ſchon friedlicheren Charakter tragen. Er gab in der „Slaviſchen Chronik“ vom achten Jahrhundert bis 1170 wichtige Beiträge auch zur Landesgeſchichte Nordalbingiens.

Das Reformationszeitalter eröffnet *Hermann Taſt*, geb. in Huſum 1490, dort katholiſcher Vikar. Unter einer Linde des Kirchhofs predigte er 1522 das Evangelium, und ward ein gewaltiger Förderer der neuen Lehre. Um's Jahr 1523 predigte zu Meldorf *Heinrich Zütphen*, der in Wittenberg zu Luther's Füßen geſeſſen. In einer Dezembernacht 1524 legten die Dominikaner des Meldorfer Kloſters eine Leiter an das noch heute vorhandene Pfarrhaus, knebelten den Pfarrer und entführten ihn nach Heide, woſelbſt er auf einer Koppel — jetzt ein Kirchhof — den Tod durch's Feuer erlitt. An jener Stelle hat die Heider Gemeinde den 25. Juni 1830 einen Obelisk errichtet. Die Säule hat am Piedeſtal eine Votivtafel mit der Inſchrift: „Dem Glaubenshelden Heinrich von Zütphen, der dieſes Feld durch ſein Blut geheiligt, geboren im Jahre 1488, geſtorben den 11. September 1524. — *Johann Neocorus* aus Wörden, ſeit 1850 Paſtor zu Buſum in Dithmarſchen, ſchrieb eine werthvolle *Chronik von Dithmarſchen*, — ſpäter wieder von Dahlmann mit kritiſchen Bemerkungen und erläuternden Randgloſſen herausgegeben. *Caspar Dankwerth*, Bürgermeiſter in Huſum, gab 1652, eine Landesbeſchreibung der Herzogthümer Schleswig und Holſtein mit Landkarten und Proſpekten vom Mathematiker Johann Meyer heraus. Der Mann ſtarb angefeindet in bitterer Armuth. *Heimreich*, 1652 Prediger auf Nordſtrand, iſt *Geſchichtſchreiber der Frieſen*. *Tycho de Brahe*, der freilich wenig rühmlich bekannte Gegner des Copernikus und ſeines Syſtems, wohnte von 1594 bis 1596 auf Schloß *Wandsbeck*. Die Thurm-Sternwarte mit Tycho's Büſte ſtand noch lange. In Skandinavien nennt man den Tag, an dem Jemanden alles conträr geht, den Tycho-Brahe-Tag.

Bis dahin und beſonders im 17. Jahrhundert, das den deutſchen Boden mit Blut tränkte, konnten Wiſſenſchaft, Kunſt und Civiliſation nicht eben die erſte Geige ſpielen. Mit dem Aufſchwung der deutſchen Sprache, mit der Morgenfriſche der Literatur im 18. Jahrhundert wurde es anders.

Aus der wieder größeren Friedensſtille des Lebens heraus konnte auch Nordalbingiens Muſe zu größrem Selbſtbewußtſein gedeihen. Da tritt uns zuvörderſt *Carſten Niebuhr* entgegen, Sohn eines Hofbeſitzers zu Lüdingworth im Lande Hadeln, geb. 17. März 1733, geſt. 15. April 1815. Im Jahr 1761 machte er auf dem Kriegsſchiff „Grönland“ die wiſſenſchaftliche Expedition nach Arabien mit, lebte ein Jahr in Aegypten, beſuchte den Sinai, entwarf eine Karte der beiden Arme des Nils, maß die Höhe der Pyramiden, unterſuchte nautiſch das Fahrwaſſer des rothen Meeres, copirte Hieroglyphen auf Obelisken und Sarkophagen und zog ſich in der Wüſtenei bei Perſepolis, durch Abzeichnen der Inſchriften an dem ſchwarzen polirten Marmor, eine Augenentzündung zu. Im Jahre 1772 erſchien ſeine *Beſchreibung von Arabien*. Im folgenden Jahr wurde er Landſchreiber von Süderdithmarſchen und wohnte von da bis zu ſeinem Tode in Meldorf, woſelbſt ſeine Leiche im Dom beigeſetzt wurde. Sein Sohn *Barthold Georg Niebuhr* hat des Vaters Leben der Welt erzählt, (zuerſt in den Kieler Blättern von 1816.) Niebuhr, der Sohn, ward 1776 geboren, ſtudierte zu Kiel die Rechte, und trat ſpäter aus dem däniſchen Staatsdienſt in den preußiſchen. Von 1816—24 war er preußiſcher Geſandter in Rom und ſtarb 1831 als Profeſſor der Geſchichte in Bonn, außerdem als Linguiſt und Philologe, Staatsmann, Juriſt und Cameraliſt, Philoſoph und Archäologe geſchätzt, 13 Sprachen redend und ſchreibend — ein Gelehrter erſten Ranges. Seine Biographie verdanken wir ſeiner eigenen Feder.

Unter den Hiſtorikern und Staatsmännern treten uns noch die Namen *Hegewiſch*, *Suhm* und *Chriſtiani* entgegen. Erſterer ſtarb 1812 als Profeſſor in Kiel, die Letzteren behandelten die Geſchichte Dänemarks. Vor Allen aber leuchtet hier der Stern *F. C. Dahlmann's*, dieſes treu-feſten Kämpen reinſter Geiſtes-

Digitized by Google

ritterſchaft, wie Wenige. Geboren 1785 zu Wismar, geſtorben zu Bonn 1862. Sein Leben und Wirken iſt zu bekannt, um es hier des Näheren berühren zu dürfen. Dem Verfaſſungsweſen ſeiner Heimatlande galt ſein tiefſter Ernſt und ſein beſter Eifer. Ihm zur Seite ſteht Prof. Nicol. Falck, geb. 1784 zu Tondern, geſt. 1850 zu Kiel als Profeſſor der Rechte, „ohne glänzende Gabe des Vortrags, doch Gold im Munde," ebenfalls verdient um vaterländiſche Intereſſen. In den mathematiſchen und arithmetiſchen Wiſſenſchaftszweigen ſteht, neben Carſten Niebuhr, Heinrich Chriſtian Schumacher, geb. zu Barmſtedt 1780, geſt. zu Altona 1850, berühmt durch ſeine Pendelbeobachtungen, und Pet. Andreas Hanſen, Direktor der Sternwarte bei Gotha, geb. in Tondern 1795, Arithmetiker Zacharias Daſe aus Hamburg, der berühmte Kopfrechner. Den Beſtrebungen Heinrich Karl v. Schimmelman's — erſt Kaufmann, dann in den Grafenſtand erhoben, Beſitzer von Wandsbeck, daſelbſt beigeſetzt im Mauſoleum — verdankt man den Bau des Schleswig-Holſteiniſchen Kanals. — Die Bedeutung Heinrich Barth's, des berühmten Afrikareiſenden, — ein „Hamburger Kind" — iſt, gleich derjenigen Dahlmann's, zu bekanut, um hier genauer berückſichtigt zu werden. J. C. E. Eckermann in Kiel bot 1794 in ſeinen theologiſchen Beiträgen eine Prüfung der Kantiſchen Philoſophie.

Heinrich Müller, geb. zu Jöpl im Amte Flensburg, Direktor des Schullehrerſeminars in Kiel, ſchrieb ein Handbuch der Katechetik von bleibendem Werthe. Dem um die Bildung der Volksſchullehrer und Prediger Hochverdienten haben dankbare Schüler einen Denkſtein auf ſeinem Grabe errichtet. Auguſt Tweſten, geboren in Glückſtadt 1789, ein Schüler Schleiermachers, und Verfaſſer einer Dogmatik. Joh. Andreas Cramer, der geiſtliche Liederdichter und Herausgeber des Schleswig-Holſteinſchen Geſangbuchs, von 1774 bis 1788 zu Kiel lebend und wirkend. Dichter geiſtlicher Lieder ſind ferner: die Paſtoren Bockmeyer in Marne, geſt. 1838, Freudentheil in Hamburg, geſt. 1853, Aſchenfeld in Flensburg, geſt. 1856, und beſonders Morath zu Mölle im Lauenburgiſchen. Desgleichen der ſehr bekannte Claus Harms, geb. 25. Mai 1778 zu Fahrſtedt im Süderdithmarſchen, als Hauptpaſtor in Kiel, geſt. 1. Februar 1855. Er ſchrieb die „95 Theſes", Winter- und Sommerpoſtille, „Krieg nach dem Kriege" (1814) Paſtoraltheologie, Germon u. a. m. Er liebte Paradoxen und war ein Paradoxon, von mächtiger Wirkung in Wort, Schrift und That. D. J. W. Olshauſen, geb. 1766 in Nordheim, 1794 Diakonus zu Oldesloe, 1801 Hauptprediger in Glückſtadt, geſt. 1823 als Superintendent in Eutin; hat als Pädagog vieles für die Schulen geleiſtet. Jakob Georg Chriſt. Adler, geb. 1756 auf Aenis, geſt. als General-Superintendent von Holſtein, ein „weiſer Prieſter," der in der Kirche Raum für Alle wollte, und „auf alle Klaſſen der Bevöllerung einen Zauber übte"; man verdankte ihm auch eine neue Kirchenagende. Heinrich Zeiſe, Pfarrer an der Heiligengeiſt-Kirche in Altona, geſt. 1794, der mit Vorliebe Plattdeutſch predigte in der Weiſe Abraham a Sancta Clara's, ein Original durch und durch. Wenn es ihm Sommers zu heiß war, predigte er in Hemdsärmeln, ſeinen Rock an den Nagel hängend, „mi is datt to hitt, ju könnt dat ok ſo maken." Ein ähnlicher Mann war „Papa Smid," Paſtor zu Eddelack: „Ihr Eddelacker ſollt nicht meinen, daß euch im Himmel nur ſo die blanken Speziesthaler in die Hand gezählt werden." Sodann der merkwürdige Paſtor Oertling, geb. 1757 in Rendsburg, Prediger in Bornhöved, der eine Flugmaſchine konſtruirte, ſeine Dienſtmagd damit aus der Bodenluke herabließ, und der, als Vorläufer von Moleſchott, Vogt und Büchner, behufs praktiſcherer Stoffverwendung verlangte, daß von dem Sargdeckel der Beerdigten eine Röhre ausgehe und über den Grabhügel hinausrage.

Die Reihe der Vertreter der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte eröffnet der poetiſche Altmeiſter Friedrich von Hagedorn, geb. 1708 zu Hamburg, geſt. 1754, der es verſtanden hat, über das Philiſterthum und die Perrücken ſeiner Zeit herzhaft zu lachen. „Johann, der muntre Seifenſieder!" Unter der Eiche auf der Harvſtehuder Höhe (jetzt Philoſophenhöhe genannt) war ſein Lieblingsplatz. Friedrich Gottlieb Klopſtock, Meſſiasſänger, geſt. zu Hamburg 14. März 1803, begraben zu Ottenſen. Sein Wohnhaus in der Königsſtraße Hamburg's war bis 1855 in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erhalten; jetzt iſt es moderniſirt, aber eine Marmortafel bezeichnet die Stätte.- Matthias Claudius, der berühmte Wandsbecker Bote, Asmus omnia secum portans, geb. zu Reinfeld, geſt. zu Hamburg, begraben zu Wandsbeck; alldort ſein Denkmal von rothem Granit im Wandsbecker Gehölz. Heinrich Chriſt. Boje, geb. zu Meldorf 1744, der bekannte Herausgeber der Göttinger Muſenalmanache. Er ſtarb zu Meldorf als Landvogt; das Haus, in welchem er geſungen und geſeufzt, ſoll noch vorhanden ſein. Joh. Heinrich Voß, der Sänger der „Louiſe", mit Claudius von 1755—78, in Wandsbeck lebend, ſpäter Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln, geſt. zu Heidelberg. Die Brüder Chriſtian Stolberg (geb. 1748 in Hamburg, geſt. bei Eckernförde 1821) und Friedrich Leopold Stolberg (geb. zu Brandſtedt 1750, geſt. in Weſtfalen 1819.) J. D. Gries, der renommirte Ueberſetzer aus dem Spaniſchen und Italiäniſchen, geb. 1755 zu Hamburg. Auch Leſſing gehörte ja einige Jahre Nordalbingien an. Herrn Göze habe ich oben übergehen wollen. Ludwig Schröder, der berühmte Schauſpieler und Dirigent des Hamburger Theaters, geſt. 1816. Heinrich Wilhelm Gerſtenberg, der Dichter des „Ugolino", geb. zu Tondeen 1737, geſt. zu Altona 1[illegible]. Joachim Heinrich Campe, der Begründer der Robinſonaden-Literatur in Deutſchland. Joh. Gottwerth Müller, der Verfaſſer des „Siegfried von Lindenberg", in welchem Roman er dem damaligen Junkerthum zu Leibe geht, geb. zu Hamburg 1743, geſt. zu Itzehoe 1828. Joh. Chriſt. Biernatzky, geb. zu Elmshorn 1795, geſt. zu Friedrichſtadt 1840, wohin er 1825 von der Weſtſee-Hallig Nordſtrandiſchmoor, wo er zuerſt eine Predigerſtelle bekleidete, berufen wurde. Er erlebte auf dem ſchutzloſen Eilande die Sturmfluth des Februar 1825, verlor mit den Andern ſeine Habe, aber nicht ſeinen Glauben. Wir haben von ihm die ſeelenvollen Novellen „die Hallig" „der braune Knabe", „der Weg zum Glauben". Einen Gegenſatz zu ihm bildet Harro Harring, geb. in Huſum 1798, Philhellene, demagogiſcher Philanthrop, Verfaſſer der „Fahrten eines Frieſen", der „Briefe aus Griechenland", der Gedichtſammlung „Blüthen" und anderer Schriften. Wo er geſtorben iſt, weiß ich nicht. Bürgermeiſter Hinſche zu Bergedorf bei Hamburg, als Dichter Winfried genannt, Mitarbeiter des norddeutſchen Muſenalmanachs von 1816. G. P. Schmidt von Lübeck, geb. zu Lübeck 1766, geſt. 1849 in Altona, Sänger des köſtlichen Liedes vom Menſchenherzen. Seine „Lieder" erſchienen 1821 geſammelt. Der Dichter und Novelliſt Prutzel aus Oldesloe. Theodor Storm, aus Huſum, der hochbegabte Poet der Novellengedichte „Immenſee", „Hinzelmeier" u. a. m. Seine „Gedichte" erſchienen in 4. Auflage. Heinrich Zeiſe in Altona, Verfaſſer vieler bekannter Gedichte und der „Reiſeblätter aus dem Norden". Friedr. Dörr aus Schleswig, Verfaſſer des Feſtidyll's „Chriſtabend." Ludwig Walesrode aus Altona, politiſch-oppoſitioneller Schriftſteller. Daß ihm auch edel-poetiſche Fonds eigen, bewies er in dem Märchen „der Storch von Nordenthal." Claus Groth, geb. 1819 in Heide.

Digitized by Google

der bekannte platt-deutſche Dichter des „Quickborn“ und der „Vertellen.“ Sophie Dethleffs aus Heide, Verfaſſerin ebenfalls plattdeutſcher Poeſien. Emanuel Geibel, geb. zu Lübeck 18. Oktober 1815, Sohn des „ſeelenvollſten Predigers von Nordalbingien.“ Es genügt, den Namen dieſes beliebten Dichters zu nennen.

Joh. W. v. Archenholz, der Geſchichtſchreiber des ſiebenjährigen Krieges, lebte ſeit 1793 in Hamburg und Altona, ſtarb 1812 zu Oejendorf als Landwirth und iſt auf dem Kirchhofe zu Steinbeck begraben. Leonhard Wächter (Veit Weber) der Pädagog, Verf. von „Sagen der Vorzeit“, geſt. 1837 in Hamburg. Paſtor Hanſen in Wandsbeck, gelehrter Verfaſſer einer „Wandsbecker Chronik“ und der „Bilder aus den Herzogthümern.“ Profeſſor Schleiden in Jena, iſt aus Hamburg gebürtig. Dr. O. Beneke, geſt. in Hamburg, Verfaſſer der „Hamburgiſchen Geſchichten und Denkwürdigkeiten.“ Prof. Müllenhoff in Berlin, Bearbeiter der Sagen der Herzogthümer. In Eutin lebte der Maler Tiſchbein, von dem das werthvolle Gemälde „Chriſtus, die Kinder ſegnend“ herrührt. Maler Friedrich Overbeck, geb. 1789 zu Lübeck, benutzte ebenfalls bibliſche Stoffe zu ſeinen Compoſitionen. Orgelvirtuos C. H. Zöllner, geſt. 1836 in Wandsbeck. Auch Karl Maria von Weber gehört hierher, geb. 1786 zu Eutin, geſt. 1826 in London, Tondichter des „Oberon“ und „Freiſchütz.“ Eine Seitenniſche dieſer unſerer Walhalla zeige ſchließlich auf die Büſten zweier im Leben thätigen Männer: Graf Blücher-Altona, Neffe des Marſchall Vorwärts, geb. 1764, geſt. 1845, Altona's tapferer Vertheidiger gegen Davouſt 1813, und ſodann Friedrich Perthes, der Buchhändler, deſſen Name ja auch weit über die Gränze klang.

So ſehen wir denn, daß dieſe Lande doch gewiß ein ziemlich reiches Kontingent zur Halle des Ruhmes deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Poeſie, mit Einſchluß einiger dem Leben naheſtehender Berufsfächer, ſtellen und daß dem Worte „Holsatia non cantat“ keine Geltung gebührt, wenigſtens heute nicht mehr. Das war's, was hier nachgewieſen werden ſollte. Ob einmal ein ganz beſonderes nordalbingiſches Meteor auftaucht und den Beweis eindringlicher, weil mit eigener, glänzender Produktivität, übernimmt, müſſen wir abwarten.

Hugo Oelbermann.

Frankreich.

Die franzöſiſche Hochſchule in Athen.

II.

Die Protection der Wiſſenſchaft durch Frankreich.

Im Jahre 1846 ſprach man in Pariſer Blättern von einem Plane, deſſen Ausführung nach den Worten Sainte-Beuve's „ebenſo ehrenvoll für die franzöſiſche als für die griechiſche Regierung“ ſein würde. Danach handelte es ſich um die Stiftung eines dauernden Bandes zwiſchen der franzöſiſchen Univerſität und dem wiedergebornen Vaterlande der Hellenen, um einen Zuſammenhang zwiſchen dem Studium des Griechiſchen in Frankreich und dem neu blühenden Studium dieſer Sprache in deren Heimat, um ein literariſches Konkordat zwiſchen dem Lande der lateiniſchen Zunge und der Erde Athens. In der That, am 11. September 1846 gründete eine königliche Ordonanz, gezeichnet von Salvandy, eine Fortbildungsſchule für das Studium der griechiſchen Sprache, Geſchichte und Alterthumswiſſenſchaft zu Athen. Die Schule beſtand aus Zöglingen der Normalſchule, die ihr Profeſſorats-Examen (examen d'agrégation) beſtanden hatten, unter der Leitung eines Fakultäts-Profeſſors oder eines Mitgliedes des Inſtituts; dieſelben ſollten zwei, wohl auch drei Jahre in Athen zubringen; der Miniſter behielt ſich das Programm ihrer Studien und deren Kontrole vor. Die Mitglieder der Schule konnten in Athen öffentliche unentgeltliche Vorleſungen über franzöſiſche und lateiniſche Sprache und Literatur, ſelbſt in den Anſtalten der griechiſchen Univerſität hören. Schon im folgenden Jahre 1847 ſchifften ſich mehrere Zöglinge der Normalſchule unter Direktion des Herrn Daveluy nach Athen ein, wo der dortige franzöſiſche Geſandte Piscatory die Anſtalt unter ſeinen Schutz nahm.

Nach zweijährigem Beſtehen erſchien die erſte Einrichtung völlig ungenügend. Was Anfangs nur eine Fortbildungsſchule geweſen war, konnte und ſollte faſt den Rang einer Akademie einnehmen, denn von ſo günſtig geſtellten jungen Gelehrten durfte man ſchon ernſte Reſultate erwarten, die der Wiſſenſchaft von unmittelbarem Nutzen wären. Der Unterrichts-Miniſter, Herr v. Parieu, erließ denn am 26. Januar 1850 folgenden Beſchluß:

„Die franzöſiſche Hochſchule zu Athen verdankt ihre Entſtehung einem Gedanken, dem ähnlich, der die Schule zu Rom gegründet hat, und deren Zöglinge an die Akademie der ſchönen Künſte jedes Jahr Arbeiten als Beläge ihres Fleißes und Fortſchrittes ſchicken. In Erwägung nun, daß im Intereſſe der Hochſchule und ihrer Mitglieder dieſe Einrichtung nicht unfruchtbar bleiben darf, ſondern der Gelehrſamkeit ernſte und öffentlich beſtätigte Ergebniſſe zu liefern hat, iſt beſchloſſen: Jedes Mitglied der franzöſiſchen Hochſchule zu Athen hat vor dem 1. Juli jedes Jahres an den Miniſter des öffentlichen Unterrichts eine Denkſchrift über einen Punkt der Archäologie, Philologie oder Geſchichte einzureichen, den man aus einem Verzeichniß von Fragen zu wählen hat, das die Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften der Genehmigung des Miniſters vorlegen wird.“

Am 30. Januar ſchrieb denn auch der Miniſter an dieſe Akademie, daß es ſeine Abſicht ſei, ihr die Leitung dieſer Hochſchule zu übertragen. Die Helleniſten und Archäologen des Inſtituts traten nun ſofort in eine Kommiſſion zuſammen, der ſich Guizot als Präſident der franzöſiſchen Akademie beigeſellte. In Folge der Berichterſtattung, die bis 1859 Herrn Guignaut, dem gelehrten Kommentator Creuzers, zufiel und ſeitdem die Aufgabe des Philologen Egger iſt, erließ der damalige Präſident der Republik am 7. Auguſt 1850 ein Decret, das nicht nur alles bisher für die Hochſchule Gethane beſtätigte und, zum erſten Male, in dem Budget von 1851 einen Kredit dafür feſtſetzte, ſondern auch, was vorzüglich zum Gedeihen der Anſtalt beitrug, anordnete, daß jedes Mitglied derſelben ein Jahr und länger zu Nachforſchungen und Ausgrabungen in Griechenland und andern klaſſiſchen Ländern des Orients und Occidents verwenden ſolle.

Das kaiſerliche Decret vom 9. Februar 1859 ordnete und erweiterte von Neuem die Thätigkeit der Hochſchule. Die Stiftung einer Sektion für die Naturwiſſenſchaften hat ſich zwar wenig erfolgreich erwieſen, ſehr lobenswerth aber — denn Italien iſt die Vorhalle Griechenlands — iſt die Beſtimmung, daß die jungen Profeſſoren auf ihrer Reiſe nach Athen drei Monate in Rom, Neapel und Florenz zubringen ſollen. Außerdem ſchuf das Decret eine Sektion für Architektur, die aus Zöglingen der Schule zu Rom beſteht, welche letzteren ihre Studien in Athen fortſetzen ſollen. Dieſe gemeinſame Thätigkeit, dieſes Zuſammenleben von Künſtlern, Architekten und Philologen, kann für das Verſtändniß des

Digitized by Google

griechiſchen Alterthums, für die geſchmackvolle Auffaſſung deſſelben und die Rückwirkung auf nationale Bildung und Literatur nur ven dem größten Vertheil ſein. Wie nöthig wäre eine ſolche Schule unſeren deutſchen pedantiſchen Philologen! Und wenn irgendwo, ſo hätte ein ſelcher Plan in dem Lande gefaßt werden ſellen, das mit der griechiſchen Sprache und dem griechiſchen Alterthum vertrauter iſt, als jedes andere, in Deutſchland. Wenn wir aber die Künſtlerlaunen König Ludwigs ven Bayern ausnehmen, um was bekümmern ſich die deutſchen Regierungen, die in der Regel von dem beſchränkteſten, geiſtesdürrſten Büreaukratismus beherrſcht und geleitet werden! Frankreich allein hat bis jetzt einen ſolchen Gedanken gefaßt und ausgeführt, obgleich er auch hier im Anfang mit einer gewiſſen Kälte aufgenommen wurde. Und wer weiß, vielleicht hat gar ein Deutſcher erſt zu dieſem Gedanken den Anſtoß gegeben, denn um ihn recht in's Licht zu ſtellen, beruft ſich Herr Vinet, deſſen Schilderung ich im Auszuge gab, auf einen Ausſpruch Otfried Müllers in deſſen „Archäologiſchen Mittheilungen aus Griechenland“ (Frankfurt a. M., 1843). Die größten Gedanken, die der Weltgeſchichte ihren Gang vorgezeichnet haben, ſind faſt alle von Deutſchen ausgegangen und fremde Völker haben ſie ausgeführt, weil das erbärmliche Ausbeulungsſyſtem, das man in Deutſchland Verwaltung nennt, jeden freien Aufſchwung erſtickt.

Betrachten wir nun noch die Thätigkeit und den Einfluß der Hochſchule zu Athen. Nur ein Theil ihrer Arbeiten iſt in gelehrten Zeitſchriften erſchienen; von dieſen will ich folgende anführen: Edmond About, Denkſchrift über die Inſel Aegina (Archives des missions scientifiques et littéraires, t. III.). — Edouard Barbier, der h. Chriſtodules und die Reform der griechiſchen Klöſter im elften Jahrhundert. Paris, Hachette 1863 (als Broſchüre erſchienen). — Bertrand, Skizze über die Schutzgötter der griechiſchen und trojaniſchen Heroen in der Iliade, Rennes 1858 (Broſchüre). — Beulé, Denkſchrift über drei Inſchriften zu Olympia (Archives, t. II.); zwei Berichte über die Akropolis (Arch., t. III); die Münzen von Athen (Mémoires de la Société des antiquaires de France, t. XXIII.); die Bildhauerei in Geld und Elfenbein und die Minerva des Phidias (Revue des deux Mondes, 1850). — Bontan, über Topographie und Geſchichte von Lesbos (Archives, t. V.) — Emil Burnouf, der alte Pnyx zu Athen; die Propyläen; der See Kopaïs (Arch., t I.); das Parthenon (Revue des d. M. 1847). — De la Coulonche, Denkſchrift über die Wiege der macedoniſchen Macht von den Ufern des Haliacmon bis zu denen des Arius (Revue des Sociétés savantes, t. IV et V. 1858). — Fuſtel de Coulanges, Bericht über die Inſel Chios (Archives, t. V.); Polybius oder das von den Römern eroberte Griechenland, Amiens, 1858, in 8. — Girard, Denkſchrift über Euböa (Arch., t. II.). — Victor Guérin, Beſchreibung der Inſel Patmos und der Inſel Samos, Paris, Durand 1856, in 8.; Studie über die Inſel Rhodus, Doctoratstheſis, ibidem. — Henriot, über die Topographie der Damen Attikas (Archives, t. IV.). — Heuzey, der Berg Olympus und Akarnanien, Paris 1863, in 8. — Lacroix, die Inſeln des Aegeiſchen Meeres (l'Univers pittoresque, t. 38.). — Charles Lévêque, die Denkmäler Athens und die archäologiſchen Studien in Griechenland (Revue des d. M., 15. Auguſt 1851). — Mézières, Denkſchriften über den Pelion und den Oſſa (Archives, t. III) — Weſcher, das Denkmal des Dexileos in Athen (Revue archéologique, octobre 1863). — u. ſ. w. Die Mehrzahl der Forſchungen und Arbeiten iſt aber leider nicht in's Publikum gedrungen, ſondern in den Berichten enthalten, die von der mit der Prüfung betrauten Kommiſſion an die Akademie erſtattet werden. Es iſt dies ſicher ein Nachtheil, da mit dem Mangel an Oeffentlichkeit auch das Intereſſe des Publikums abnimmt.

Man hat die Hochſchule zu Athen ganz treffend als eine ununterbrochene wiſſenſchaftliche Sendung gekennzeichnet; in der That bilden die letzten funfzehn Jahre eine fortlaufende Kette von Forſchungen und Nachgrabungen, die den Archipel, die großen griechiſchen Inſeln und das ganze Feſtland, den noch türkiſchen Norden mitinbegriffen, umfaſſen, abgeſehen noch von wiſſenſchaftlichen Ausflügen nach Aegypten und Kleinaſien. Von den mehr als dreißig Gegenſtänden, die von der Akademie der Inſchriften ſeit 1851 zur Prüfung und Nachforſchung empfohlen worden ſind, haben die meiſten eine ernſthafte, durch Arbeiten beſtätigte Pflege gefunden. Mit Recht ruft Herr Vinet bei dieſer Betrachtung aus: „Wenn ich dieſe Summe von gelehrten Forſchungen überdenke, Forſchungen, die zuweilen mit Gefahr verknüpft, immer mehr oder minder ſchwierig, mit ſo wenig Koſten von Neulingen ausgeführt worden ſind, ſo bewundere ich dies Ergebniß und erkenne an, wie ſehr ſich die Akademie der Inſchriften dazu Glück zu wünſchen hat.“

Doch war auch nichts gerechter, als die Erwartung ſo trefflicher Reſultate. Die Bildung, die der Student der Philologie (das iſt nach deutſcher Redeweiſe der Zögling der Normalſchule) erhält, iſt ausgezeichnet, und nur die hervorragendſten Köpfe werden zur athenienſiſchen Schule zugelaſſen. Die Jugend ſelbſt iſt ein Vortheil, ſie ſchließt die gelehrte Bildung nicht aus, fügt im Gegentheil die Begeiſterung und Empfänglichkeit hinzu, die den Schwung jeder Thätigkeit erhöht. Der Anblick des Bodens, wo einſt das Volk wandelte, das uns einen Sophokles und Phidias gegeben, das Einathmen der Luft, an der ſich Thucydides und Demoſthenes groß ſogen, ſchärft das Auge des Forſchers, und oft findet er durch Intuition die Löſung von Räthſeln, die ſich bei dem Qualm der Studierlampe nie erſchloſſen hätten. Immer aber ſteht die oberſte Gelehrten-Geſellſchaft Frankreichs, eine der erſten der Welt, den jungen Reiſenden zur Seite, ſtachelt ſie an, zeichnet ihnen Bahnen vor, ermuntert ſie und ſtärkt ihr Selbſtgefühl durch Anerkennung ihrer Arbeiten. Eine Seite der Helleniſtik ſcheint vernachläſſigt, die Philologie; aber die Akademie der Inſchriften hat die Lücke bemerkt und ſpornt zu ihrer Ausfüllung an. Sie verlangt u. a., daß man in den griechiſchen Dialekten die Ausdrücke für Gewerbe und Künſte ſammle und ſie mit dem Wörterbuche des alten Grammatikers Pollux vergleiche. Dieſes Jahr ſollen die Verſchiedenheiten der Ausſprache in den Provinzen Griechenlands, ihre etwaige Verwandtſchaft mit den alten Dialekten und die Veränderungen der Verkehrsſprache ſtudirt werden; wo möglich möchte die Akademie den Unterſchied aufheben, der zwiſchen der Ausſprache der weſteuropäiſchen Schulen und der der heutigen Griechen beſteht. Bei dieſer Gelegenheit bekennt Herr Vinet ſelbſt, daß die eigentliche Philologie, trotz einzelner tüchtiger Arbeiten, in Frankreich nicht in ſonderlichem Anſehen ſteht, und beklagt, daß die eigentlichen Philologen (les professeurs agrégés de grammaire, die an den Gymnaſien mit Quarta, Quinta und Sexta betraut ſind; die obern Klaſſen gehören den agrégés de lettres) von der atheniſchen Hochſchule ausgeſchloſſen ſind.

Die erſten Jahre (1847—49) wurden von Emil Burnouf, Henriot und Ch. Lévêque glänzend eingeweiht; wie befruchtend der Aufenthalt in dieſem geweihten Lande wirkt, zeigt das von der franzöſiſchen Akademie gekrönte Werk Lévêque's, die Wiſſenſchaft des Schönen, zu dem der Verfaſſer „von der Sonne Homers“ begeiſtert wurde.

Digitized by Google

Im Jahre 1850 durchforſchten die Herren Bertrand, Mezières und Beulé den Peloponnes, der erſte wählte ſich Argolis, die pelasgiſchen Bauten und den Aeskulaptempel zu Epidaurus, der zweite durchforſchte beſonders Lakonien und Meſſenien und ſchilderte ſeine Reiſe in den Etudes sur le Péloponèse (Paris, Didot 1855, 1 vol. in 8.). Der dritte, Herr Beulé, jüngſt wieder durch ſeine Forſchungen auf dem Boden Karthagos bekannt geworden, wobei ihn der Verfaſſer des Romans Salambo, Herr Flaubert, begleitete, hat ſich durch ſein Werk l'Acropole d'Athènes (Paris, Didot 1854, 2 vol. in 8.; neue Ausgabe in Einem Bande 1863) einen europäiſchen Ruf erworben; wer von den deutſchen Philologen daſſelbe noch nicht kennt, leſe es bald. Was würde Leſſing ſagen, der große Verfaſſer des „Laokoon", wenn er alle dieſe Ergebniſſe der franzöſiſchen Gelehrſamkeit ſähe! Aber vergeſſen wir nicht, daß dieſer ſein „Laokoon" auf der Pariſer Normalſchule ſtudirt wird.

Alle wetteiferten von 1852—62 dem Beiſpiele Beulé's nach; die griechiſche Inſelwelt erfreute ſich eines ſorgfältigen Studiums; originell und vortrefflich ſind die Forſchungen von Herrn Bazin über Anatolien, von Herrn Heuzey über Akarnanien und die des Heren de la Coulonche über Arkadien, von Vinet die Auvergne des Peloponnes genannt. Und in der That iſt der Vergleich treffend; beides ſind Gebirgsländer und ihre rauhe Natur nährte den Sinn für Unabhängigkeit und ſchützte ſie zugleich; bäuriſch waren die Arkadier wie die Auvergnaten, das Centrum der Geſittung war für beide nördlich, Athen dort, Paris hier. Selbſt Otfried Müller, hochgeſchätzt von den franzöſiſchen Gelehrten, hatte dem witzigen Edmond About in Aegina noch Arbeit übrig gelaſſen, wenn auch das Hauptergebniß von des Letzteren Aufenthalt in Griechenland ein ganz anderes und zwar politiſches Intereſſe hat, ich meine ſeine Satire über den Hof des Königs Otto.

Auch das byzantiniſche Griechenland wird nicht vernachläſſigt. Heer Lebarbier durchwühlt die Kloſterbibliotheken zu Patmos, auf Berg Athos, in Jeruſalem. Heer Deville bereiſt die Seeküſten Thraziens; Herr Ghebart (ſicher ein deutſcher Name, aus Gebhardt verſtümmelt; wandern doch Tauſende aus der Heimat aus, weil für große Thätigkeit in den kleinen Stätchen, deren Unterthanen für die Ausſteuer ihrer Prinzeſſin ſich beſteuern laſſen müſſen, kein Raum iſt) ſtudirt in Argolis Schule und Styl Polyklets; Heer Foucart ſchildert uns Delphi und ſetzt das Werk Otfried Müller's fort, der 1840 die Grundmauer der ſüdlichen Seite des Tempels entdeckt hatte. Dieſer hatte ungefähr zehn Meter Länge bloßgelegt, der junge Franzoſe hat vierzig andre Meter an der Grundmauer enthüllt, deren ungeheure Blöcke ungefähr 440 Inſchriften bewahren, und zwar ſechs Amphiktyonen-Beſchlüſſe, zwölf Stadturkunden von Delphi und 422 Urkunden für Befreiung von Sklaven. Siehe Inscriptions recueillies à Delphes et publiées pour la première fois sous les auspices de Son Exc. M. Rouland, Ministre de l'I p. par C. Wescher et P. Foucart. Paris, Didot 1863, 1 vol, in 8. Der ſchon erwähnte Weſcher hat ſich namentlich um die Entzifferung verdient gemacht und erweckt große Hoffnungen als Philologe.

So umfaſſen denn die Arbeiten dieſer Gelehrten-Kolonie das ganze griechiſche Alterthum: Aeſthetik, Architektur, Geographie, Philologie, und kein Zweifel, ſo gelehrt wir ſind, mit all unſrer Büchergelehrſamkeit werden wir zuletzt in dem Studium Griechenlands hinter den Franzoſen zurückbleiben, wenn wir nicht gleiche Anſtrengungen für die Erziehung und Bildung unſrer Helleniſten machen. Der Aufenthalt allein in der Heimat des griechiſchen Genius kann unſern Philologen auch den Sinn für die Form, die Feinheit des Geſchmacks geben, wodurch ſich, ſchon nach Leſſing's Ausſpruch, der franzöſiſche Gelehrte vor dem deutſchen auszeichnet. Vielleicht ſchlummert dieſer Sinn nur in unſrer Natur, denn die Arbeiten eines Böttiger, Ad. Stahr u. ſ. w. tragen ja unverkennbar ſeinen Stempel; es bedarf nur der Pflege, der Erziehung. Iſt doch ſelbſt Göthe, der Typus des wiedergeborenen Hellenenthums, erſt durch Erziehung das geworden, was er iſt. Aber auch hier, wie in allem Andern, liegt unſer Heil einzig in unſrer politiſchen Erlöſung; Millionen Kräfte, die in unſrer Zerſplitterung jetzt elend verkümmern, werden die Welt in Erſtaunen ſetzen, wenn ſie Raum gefunden haben werden in einem deutſchen Staate.

Hermann Semmig.

England.

Höhere Schulen in England.*)

Es iſt dankenswerth, daß wir die unten verzeichnete amtliche Schrift, einen parlamentariſchen Bericht über die neun alten engliſchen Schulen, bekommen haben. Zwar über den allgemeinen Charakter der engliſchen Anſtalten hat uns Dr. L. Wieſe, vortragender preuß. Miniſterialrath für Gymnaſial- und Realſchulweſen, in ſeinen „Deutſchen Briefen über Engliſche Erziehung" (Berlin, Wiegandt und Grieben) treffliche Aufſchlüſſe gegeben; auch iſt durch Prof. Voigt's „Mittheilungen über das Unterrichtsweſen Englands und Schottlands" (Halle, Fricke) einiges gute Material hinzugekommen, wenn auch weniger für die engliſchen höhern Schulen. Aber eine Arbeit, wie die jetzt in Rede ſtehende, war doch ein anderswie nie zu beſchaffendes Werk. Eine königliche Commiſſion von ſieben Männern hat es zuſammengeſtellt, Lord Clarendon war der Vorſitzende der Commiſſion, die andern Mitglieder waren Lord Devon, Lord Lyttelton, Ed. Twisleton, H. Northcote, Thompſon und Vaughan, der frühere Rektor von Haerow, Schüler des edlen Rektor von Rugby, Thomas Arnold. Die Commiſſion, den 18. Juli 1861 ernannt, trat ſchon am 20. Juli zuſammen, im Oktober ſandte ſie gedruckte Fragen und Schemata zur Ausfüllung an die Curatorien der Schulen, an die Rektoren und an die Lehrer. Sodann, im Sommer 1862, machte ſich die Commiſſion auf, um mit eigenen Augen die Schulen zu ſehen — es ſind 4 Schulen in London ſelbſt: Weſtminſter, Charterhouſe, St. Pauls und Merchant Taylors und 5 auswärtige, Eton, Wincheſter, Harrow, Rugby, Shrewsbury — wobei ſie auf Rugby drei Tage, auf die andern Schulen 1 — 2 Tage verwandte. Auch wurden gegen 130 Perſonen über einzelne Dinge von der Commiſſion mündlich befragt. Der vorliegende Band enthält einen allgemeinen Theil (S. 4 — 56) und einen ſpeziellen, in welchem die einzelnen Anſtalten der Reihe nach ausführlich beſprochen werden, ſo daß die Commiſſion jedesmal mit Vorſchlägen ſchließt, die für die Schule nach ihrer Meinung heilſam wirken müſſen. Die ganze Art der Behandlung iſt ein Zeugniß von der Gewiſſenhaftigkeit und dem Wohlwollen jener Männer; ſie zeigt auch in ihrem Gebiet, daß die Engländer die eigenthümliche Natur und Entwickelung ihrer Inſtitutionen mit

*) Report of Her Majestys Commissioners appointed to inquire into the revenues and management of certain colleges and schools and the studies pursued and instruction given therein. Vol. I. London 1864 Fol. 338 p.

Digitized by Google

Pietät betrachten, aber doch auch mit Ernſt daran denken, ihnen durch allmähliche Verbeſſerungen den höchſten Grad von Brauchbarkeit und Angemeſſenheit für die heutigen Bedürfniſſe zu verleihen.

Wie ſehr die Commiſſion bemüht geweſen iſt, hinter die Sache zu kommen, ergiebt ſich auch daraus, daß ſie von der Kriegs-Verwaltung offiziellen Aufſchluß darüber erbeten hat, mit welchem Erfolge ſich die Zöglinge der ihnen überwieſenen 9 Anſtalten der militäriſchen Laufbahn gewidmet haben. Zudem haben ſich die Herren mit den neuern Schulen in Verbindung geſetzt, welche die alten Sprachen in expeditiverer Weiſe abmachen, um deſto mehr Mathematik und moderne Bildung zu pflegen. Die Reſultate dieſer Forſchungen ſind mit Offenheit dargelegt worden.

Die alten Schulen, deren Stiftung meiſt zwiſchen 1400 und 1600 fällt, ſind von beſonderen Curatorien (governing bodies) umgeben, zum Theil aus dem Vorſtand und Gliedern einer gelehrten Körperſchaft beſtehend, wie in Eton, zum Theil aus zerſtreut wohnenden angeſehenen Männern, welche ſich um die Schule eben nicht viel im Einzelnen kümmern. Staats-Anſtalten ſind es alſo nicht in unſerm Sinn, aber nichts deſto weniger öffentliche Schulen. Es fehlt ihnen weder die nöthige Stabilität der Einrichtungen, noch ſind ſie abgeſperrt von den Regungen ſocialer und wiſſenſchaftlicher Natur, welche auf die nationale Denkungsart umbildend einwirken. Der Satz, der bei uns ſonderbarer Weiſe einiges Glück gemacht hat, „wer die Schule habe, der habe die Zukunft", würde in eines Engländers Munde einen eigenthümlichen Sinn annehmen. Er müßte doch ſagen, die Nation habe die Schulen, und auch der Mächtigſte könne die Nation nicht zwingen.

Die Curatorien ſind nach der Meinung der Commiſſion hier und da beſſer zu conſtituiren. Ihre Rechte ſind nicht gleichmäßig beſtimmt. Der Rektor einer Schule hat meiſt folgende Rechte: er handhabt Disciplin und Weiſe des Unterrichts möglichſt unabhängig, beſtimmt die Zahl der Klaſſen, die Schulzeit, die Schulbücher, die freizugebenden halben und ganzen Schultage; die Anſtellung und Entlaſſung aller Lehrer iſt ſeine Sache allein. Dafür wird er aber auch nicht auf Lebenszeit angeſtellt, ſondern kann von dem Curatorium entlaſſen werden.

Bei uns iſt der Direktor auch mit einem ziemlichen Maß von Rechten ausgeſtattet nach unten hin, das heißt nach der Verwendung der Lehrer hin. Nach oben ſind ſeine Rechte bald zu Ende; da ſorgt für ihn die Provinzialbehörde, nimmt ihm die Freiheit, aber auch die Verantwortlichkeit und die Ausſicht, ſchuldlos und ohne Penſion entlaſſen zu werden. Was für unſere Schulen beſſer wäre, das jetzige Syſtem oder das engliſche, iſt nicht ganz leicht zu beantworten.

Die meiſten jener engliſchen Schulen haben eine urſprüngliche Zahl von Freiſtellen, ſei es in Bezug auf Unterricht allein, oder ſei es auch in Bezug auf die Station. Selbſt in dem letztern Falle muß der Zögling noch manches zahlen, in Eton z. B. 49 L. St., während freilich die Nichtſtipendiaten eine jährliche Rechnung von 150—210 L. St. (1000—1400 Thlr.) haben. In Eton iſt es nämlich am allertheuerſten. Die Stipendiaten bilden einen untergeordneten Theil der ganzen Zahl; ſo ſind in Eton 70 (1861) Stipendiaten neben 722 vollzahlenden Schülern, in Harrow 33 neben 431 ꝛc. Die Stipendiaten haben meiſt eine alterthümliche Tracht, und ſcheinen auf dieſelbe, wie auch die Lehrer, Werth zu legen. Weil ſie ferner meiſt einer etwas ärmern ſocialen Klaſſe angehören, ſtehen ſie in den untern Klaſſen oft mit den übrigen Schülern nicht auf gutem Fuße, aber in den obern Klaſſen gleicht ſich das aus: „da wird der Menſch nur gewogen." Alle 9 Schulen umfaßten Weihnachten 1861 nur 2696 Schüler. Das würde nach dem Maß der preuß. Gymnaſien, Progymnaſien und Realſchulen der 22. Theil der Schüler von England und Wales ſein, die eine höhere Ausbildung genießen. Die meiſten Schüler werden alſo in andern Schulen gebildet, die meiſt nach dem Muſter jener alten formirt ſind und von ihnen die Lehrer bekommen. Urſprünglich waren jene alten Schulen lateiniſch-griechiſche Schulen; daß die altklaſſiſche Richtung ſich auch in der modernen Zeit ihren Ehrenplatz behauptet hat, ſchreibt die Commiſſion zunächſt dem innern Werth dieſer klaſſiſchen Bildungsſtoffe zu, ſodann der engliſchen Liebe zu dem einmal Beſtehenden, endlich dem Zuſammenhang der Schulen mit den Univerſitäten, die in England den klaſſiſchen Typus nicht ſo bald, wie unſre Fakultäten es thun, ablegen.

Es wird indeß jetzt auf allen 9 Schulen auch Mathematik gelehrt; auch iſt mit Ausnahme von Eton überall Franzöſiſch oder Deutſch weſentlicher Unterrichts-Gegenſtand. In Rugby und Charterhouſe iſt Franzöſiſch und Deutſch obligatoriſch gemacht; auch Naturkunde findet ſich faſt überall. Hebräiſch und Zeichnen iſt nur in Merchant-Taylors zu den ordentlichen Gegenſtänden des Unterrichts gerechnet. Die klaſſiſchen Studien werden in ähnlichen Uebungen betrieben, wie bei uns. Lateiniſche und griechiſche Verſe gelten mehr als bei uns; lateiniſche Aufſätze weniger. Lateiniſche und griechiſche Stellen auswendig lernen, beſonders Poeſie, iſt in jenen Schulen eine bis in die oberſten Klaſſen fortgeſetzte Uebung. Im Franzöſiſchen wird zugeſtandener Maßen wenig geleiſtet; Geſchichte und Geographie kommt als ſyſtematiſcher Gegenſtand nur in Harrow und Rugby vor, und da auch kaum. Man giebt einige Umriſſe, und in den obern Klaſſen weiſt man auf hiſtoriſche Monographien hin, examinirt auch wohl darüber und ſetzt Preiſe aus.

Die Unterrichtszeit iſt im Allgemeinen gering; in Eton hat ein Schüler der obern Klaſſen wöchentlich 14—15 Stunden Unterricht, oder vielmehr noch weniger, da viele ganze oder halbe Tage ausfallen; natürlich ſind außerdem noch Arbeitsſtunden feſtgeſetzt. In Harrow iſt 22 Stunden, in Rugby 20 Stunden Unterricht. Da die Ferien 14—15 Wochen betragen (in Preußen 10½ Wochen) ſo iſt die Arbeit der Quantität nach unbedeutend; die Qualität iſt auch nicht immer deſto beſſer, wie folgendes Verhör zeigt:

Frage: Nehmen wir an, daß eine Stelle in Homer, etwa 50 Zeilen, für die Unterrichtsſtunde zu präpariren wäre, was würde ein Schüler, der nicht beſonders fleißig oder beſonders faul, ſondern ein Durchſchnittsſchüler wäre, dann machen? Antwort: Er würde ſich ein crib (Eſelsbrücke, Ueberſetzung) verſchaffen.

Frage: Würde dies das erſte crib ſein? Ja.

Frage: Dann würde er (bei bleibenden Schwierigkeiten) zu ſeinem Tutor gehen, damit ihm dieſer helfe? Ja wohl, zum Vorüberſetzen. Wenigſtens die Unterſekunda (the lower part of the fifth) und die Klaſſen darunter thaten es, die höhern Klaſſen nicht.

Frage: Würde zwiſchen den obern und untern Klaſſen wohl ein Unterſchied ſein in Hinſicht der Nothwendigkeit, ein crib zu benutzen? Nein, ich glaube nicht.

Frage: Würde es eine Ausnahme ſein, wenn ein Schüler lieber eine halbe Stunde oder länger ſich an einer Stelle abmühte, bevor er zu ſeinem Tutor ginge, um ſie ſich vorconſtruiren zu laſſen? Ja, nicht viele Schüler pflegten es ſo zu machen.

Man ſieht, wie Schüler ſich allenthalben ähnlich ſind.

Die Commiſſion glaubt, daß ein Schüler, der ſich auszeichnen will durch Preiſe ꝛc., ohne dabei ſeine Spielzeit zu verkürzen, in

Digitized by Google

Eton und Harrow täglich 6 Stunden arbeitet, in Rugby etwa 7. In Preußen rechnet man in Internaten 10—11 Stunden täglich und bei fleißigen Schülern noch mehr Zeit. Um ſo etwas wie ſorgfältige Präparation möglichſt zu ſichern, iſt man in England auf verſchiedene Mittel gekommen. In Eton wird faſt bis zur Spitze der Schule jede Lektion zweimal durchgenommen, einmal beim Tutor und einmal in der Klaſſe. In den andern Schulen iſt dieſe Praxis gemildert oder verboten. Die Verſetzungen in die höhere Klaſſe geſchehen nach ſehr verſchiedenen Principien. Die Commiſſion iſt mit dieſer Mannigfaltigkeit einverſtanden; nur das Verſetzen bloß auf Grund des ſo und ſo langen Aufenthalts in der Klaſſe tadelt ſie, freilich mit Recht. Die Leiſtungen der engliſchen Schulen im Wiſſen ſind ſchon früher als ſehr mittelmäßig bezeichnet worden. Nebenbei iſt es für uns auffallend, daß auch die Univerſitäten dadurch veranlaßt worden ſind, tiefer hinab zu ſteigen. Ein ſehr erfahrener Direktor Dr. Moberly zu Wincheſter will die Schüler gern jünger auf die Univerſität ſchicken, 18 Jahr alt, ſtatt 19. Er ſagt: I own I think, the course of training at Oxford is too boyish for that age. Bei uns iſt nicht bloß Trendelenburg der Meinung, ſondern noch manche andere einſichtsvolle Pädagogen, man ſolle die Schüler lieber noch ein wenig langer in der Prima feſthalten, damit ſie mit mehr Nutzen den akademiſchen Vorleſungen folgen könnten.

Von den Gegenſtänden des Unterrichts ſpricht die Commiſſion in einer Weiſe, die uns nichts Auffallendes darbietet. Intereſſant iſt aber, daß ſie theoretiſch das Italiäniſche dem Deutſchen vorzieht; nur praktiſche Rückſichten, ſagt ſie, ſeien für das Deutſche, beſonders der Wunſch der Eltern. Zudem lerne man das Italiäniſche faſt von ſelbſt, während das Deutſche ſchwer ſei. Endlich lerne man, weil die Deutſchen ſo viele und gute Ueberſetzungen beſäßen, durch das Deutſche viel aus anderen Literaturen.

Was das Verhältniß der Stunden betrifft, ſo abſtrahirt die Commiſſion aus engliſchen Verhältniſſen folgende Zahlen, neben welche wir in Klammern die preußiſche Verhältnißzahl ſetzen. Wenn die Geſammtſtundenzahl auf 18 geſetzt wird, ſo kommen davon auf alte Sprachen, Geſchichte und Religion 11 ($12\frac{2}{3}$) Stunden, auf Mathematik 3 ($2\frac{2}{3}$), auf neuere Sprachen 2 ($1\frac{1}{3}$), auf Naturwiſſenſchaft 2 ($1\frac{1}{3}$) Stunden. Die Commiſſion ſagt bei Gelegenheit ihrer Vertheidigung der alten Sprachen für alle Schulen, in Preußen zögen viele Eltern, die ihre Söhne dem Handel oder den Gewerben beſtimmten, doch das Gymnaſium der Realſchule vor. Die Thatſache iſt richtig, kann aber wohl von einem Engländer nicht verſtanden werden. Wir wiſſen, daß die Lehrpraxis der Gymnaſien viel älter, ausgebildeter und ſtabiler iſt, als die der Realſchulen, bei denen faſt Alles an den jedesmaligen Lehrern liegt; zudem hat der Staat im Civil- und Militärdienſt den Gymnaſien Prämien und Berechtigungen zugewieſen, welche die den Realſchulen beigelegten einſchließen, ſomit die Zukunft des Schülers mehr ſichern. Von dieſem Umſtand hat der Engländer kaum eine Ahnung.

Ein ſehr warmes Kapitel widmet die Commiſſion der phyſiſchen Erziehung, d. h. den Spielen, den neuerdings aufgekommenen Exercier- und Schießübungen (in den rifle-corps). Es iſt bekannt, wie reich dieſes Gebiet engliſchen Schullebens iſt, und es iſt nicht bloß Schulleben, ſondern das nationale Leben treibt dieſe jugendlichen Spiele mit ihren athletiſchen und ethiſchen Wirkungen immer wieder hervor.

Die Disciplin liegt in den engliſchen Anſtalten faſt überall mit in den Händen der ältern Schüler; in Rugby und Harrow iſt der Einfluß der oberſten Klaſſe im Laufe der Zeit eher gewachſen; in Eton dagegen, der vornehmſten Schule, iſt er faſt ganz geſchwunden, indem die Lehrer mit den Eltern der Zöglinge der Meinung ſind, man komme ohne dieſe Mitwirkung eben ſo gut, ja beſſer durch. Die Commiſſion iſt für die alte Praxis, wo ſich ein ſolches Helferſyſtem einmal gebildet hat, will aber nichts vorſchreiben.

Auch das Dienſteleiſten der jüngern Schüler (das fagging-system) beſpricht die Commiſſion. Es ſind zum Theil Dienſte, die der Jüngere (als „Fuchs“ in deutſchen Internaten bezeichnet) dem Ganzen leiſten muß, beim cricket-Spiel das „fielding“ u. ſ. w., theils und meiſtens ſolche, die er dem ältern Schüler, ſeinem master, perſönlich erweiſt, wie Beſtellungen ausrichten, Aufwarten bei Thee und Diner, u. A. Die Commiſſion ſtellt das Princip auf, daß dies alte fagging in den Fällen, wo man gegenwärtig Bediente nehmen würde, fortzufallen habe, im Allgemeinen aber ſei es, gemildert durch die verfeinerte Lebensſitte der heutigen Zeit, eine gute Sache, nicht erniedrigend für die Jüngern, und die Aeltern nicht zur Tyrannei verleitend oder zum Hochmuth. Die Beziehung zwiſchen fag und master ſei meiſt freundlich und erzeuge öfters Freundſchaften fürs ganze Leben; man lerne gehorchen und befehlen. Die Lehrer würden die Mißbräuche ſchon verhüten.

Das Verhältniß zwiſchen Lehrern und Schülern findet die Commiſſion befriedigend, beſonders in Folge des Tutorenſyſtems, wonach jeder Zögling, wie in Schulpforte und dem Joachimsthalſchen Alumnat, meiſt ſeine ganze Schulzeit hindurch einem Lehrer perſönlich nahe ſteht, während ſonſt raſcher Wechſel ihn mit den verſchiedenſten Klaſſen und Lehrern zuſammenführt. Körperliche Züchtigungen kommen ſeltener vor als ſonſt, doch in Eton iſt das flogging noch ziemlich häufig. Im Allgemeinen ſagen die abgehörten Zeugen aus dem Gebiete der engliſchen Univerſitäten aus, daß das ſittliche Verhalten der Studenten, wie es jetzt iſt, ein vortheilhaftes Licht fallen laſſe auf den ſittlichen Zuſtand und Einfluß der alten Schulen gegenüber der früheren Zeit. Beſonders wird Thomas Arnolds Einfluß als entſcheidend anerkannt. Was den Religions-Unterricht angeht, ſo wird überall vernünftiger Weiſe auf bibliſche Geſchichte ein Hauptnachdruck gelegt, und das Neue Teſtament geleſen; auch Sonntags iſt eine förmliche Religionsſtunde eingerichtet. Um die Schüler nicht zu verleiten, den Sonntag anſtrengend zu arbeiten, wird Montags ein großer Theil des Unterrichts auf Religion verwendet. In Wincheſter lieſt der Rektor jeden Morgen mit ſeinen ſämmtlichen Diviſionen (80 Schülern) im griechiſchen Neuen Teſtament. In Harrow ſind Preiſe für bibliſches Wiſſen ausgeſetzt. Die Theilnahme der Zöglinge an dem heiligen Abendmahl iſt vollkommen freiwillig und ohne jede Controle, iſt aber ſehr anſehnlich, beſonders um die Zeit, wo die Confirmationen in der Anſtalt ſtattfinden. Die Lehrer ſind meiſt Geiſtliche und predigen oder leſen Predigten vor, die auf die Schüler berechnet ſind und gerade weil ſie das allgemeine und Salbungsvolle mit dem Verſtändlichen und Schulmäßigen vertauſchen, meiſt mit Aufmerkſamkeit angehört werden. Die Commiſſion ſagt, Mancher werde ſich als Mann deſſen bewußt, daß er in der Schulkapelle die ſtärkſten und bleibendſten religiöſen Eindrücke empfangen habe. Noch wichtiger iſt, was die Commiſſion hinzufügt: In allen Penſionshäuſern (zu 20—40 Zöglingen) wird regelmäßige Andacht gehalten. Auch glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Zöglinge, wenn ſie in den Schlafſälen ihr Gebet verrichten wollen, in dieſer häuslich überlieferten Sitte nicht nur nicht geſtört, oder dabei verhöhnt werden, ſondern daß überhaupt die Unterlaſſung dieſer Gebete eine Ausnahme iſt. In Rugby ſagt ſogar ein Zeuge aus,

Digitized by Google

daß tein Zögling gern als ein ſolcher in den Augen der Andern erſcheinen wolle, der das Gebet unterließe. Der Senior des Schlafſaals gebietet zur Zeit des Gebets Ruhe.

Was die Beſoldungsverhältniſſe betrifft, ſo iſt die Commiſſion der Ueberzeugung, daß man den Rektoren nach ihrem Einkommen und ihrer ganzen Bedeutung eine hohe Stellung anweiſen müſſe; auch findet ſie, daß einige Schulen wie Shrewsbury zu geringe Dotationen haben und Penſionsſätze und Schulgeld erhöhen müſſen. Im Allgemeinen iſt das Einkommen der Lehrer in England aus einem Fixum und einem „Stücklohn“ zuſammengeſetzt, d. h. aus einem Ueberſchuß, der nach der Zahl der Schüler und Penſionäre, die der betreffende Lehrer zu halten berechtigt und angewieſen iſt, alſo gleichſam mit der gelieferten Arbeit wächſt. Die folgenden Zahlen ſind daher nur approximativ.

Einkommen	in Eton Thlr.	Winchester Thlr.	Weſtminſter Thlr.	Charterhouſe Thlr.	St. Pauls Thlr.
des Rektors	26,666	20,000	7820	8000	6000 [1])
des Lehrers nach ihm	14,666	9,333	4200	5333	3000 [2])
Rechnung des Zöglings	1000—1400	760	630	645	—

Einkommen	Merchant-Taylors Thlr.	Harrow Thlr.	Rugby Thlr.	Shrewsbury Thlr.	
des Rektors	6666	26,666	19,713	13,333	
des Lehrers nach ihm	3500	9300	10,780	3750	
Rechnung des Zöglings	Schulgeld 66⅔	950-1200	600—800	666	

Wenn wir leſen, daß die Direktoren in Preußen zwiſchen 900 bis 2900 Thlr. Gehalt haben, die erſten Oberlehrer 750 bis 1500, ſo iſt nicht blos hinzuzufügen, daß dieſe Beträge mit 2½ etwa multiplicirt werden müßten, um den engliſchen Geldwerth auszugleichen, ſondern auch dies, daß wenn es unſeren Direktoren und Lehrern Sitte und Amt geſtatteten, Häuſer mit Penſionären zu halten, ſie ihr Einkommen ziemlich auf eine der engliſchen entſprechende Höhe bringen könnten. Uebrigens ſtecken in der Ausbildung des engliſchen Lehrers, wie aus den Rechnungen der Schüler und der Studenten hervorgeht, ſehr viel höhere Kapitalien als bei uns*), die dann im Gehalt natürlich wieder hervortreten müſſen. Obwohl unſre Culturaufwendungen ſich ſehr dazu eignen, auf das Militärbudget hinzuweiſen, ſo wäre es doch thöricht, den Staat für die geringe Ausſtattung unſrer Schulen verantwortlich zu machen. Im Gegentheil iſt ein Culturſtandpunkt in Ausſicht zu nehmen, wo die Schulgenoſſenſchaften den Staat veranlaſſen, die Steuern für Schul- und Cultuszwecke den Bürgern lieber zu erlaſſen, dafür aber auch die **Leitung der erziehenden Schulen** aus ſeinen Händen zu geben, oder vielmehr ſie in Aufſicht und **Pflege** zu verwandeln. Doch das iſt bis jetzt eine ziemlich ketzeriſche Anſicht. Der liebe Staat ſoll eben Alles thun, wenn nicht predigen, ſo doch erziehen. Es giebt noch Leute, die meinen, wenn man dem centralen Staate die Erziehungskunſt abſpreche, ſo wolle man die Kirche mit der Leitung der Schule beauftragen, das wäre allerdings um nichts beſſer, oder ſogar noch ſchlimmer. Doch das auszuführen iſt hier nicht der Platz.*)

1) und zwei Häuſer, die Commiſſion will 20,000 Thlr. anſetzen.

2) Die Commiſſion will beträchtlich mehr.

*) Senior berechnete die Erziehungskoſten eines gemeinen engliſchen Arbeiters zu 266 Thlr., eines Gentleman zu 14000 Thlr. Im alten Aegypten waren die Aufziehungskoſten eines Mannes nach den Angaben des Diodorus Siculus **fünf** Thaler.

*) Die richtige Anſicht von der Sache finde ich in: **Dörpfeld**, die freie Schulgemeinde. Gütersloh, 1863.

Deutſche Früchte aus England.**)

Von H. Beta.

Zehn Jahre in London.

Die in den vorliegenden beiden Bänden enthaltenen Reiſe- und Lebensſkizzen aus England rühren von unſerm, den Leſern dieſer Zeitſchrift ſeit einer Reihe von Jahren bekannten Mitarbeiter, Herrn Dr. H. **Beta** her, deſſen regelmäßige literarliche Monatsberichte aus London vom Jahre 1851 bis zum Jahre 1861 in dieſen Blättern abgedruckt waren und ſich des weiteſten Beifalls zu erfreuen hatten. In Nr. 25 u. ff. von 1864 haben wir mit der Ueberſchrift „Erinnerungen eines Flüchtigen“ einige Kapitel aus dem zweiten Bande des vorliegenden Werkes mitgetheilt, denen wir auch noch das nachſtehende zur Empfehlung des Buches folgen laſſen, das gewiß überall, wo es Eingang findet, mit ungetheiltem Intereſſe geleſen werden wird.

„Juſt weil man zehn Bände ſehr ſtark und ſtoffreich damit füllen könnte und ich bereits viel mehr Waare davon nach Deutſchland importirt habe, lauter willkommene und gut honorirte, von Millionen Freunden und Feinden in Detail gekaufte und nie für übertheuert oder mit Baumwolle reſp. Waſſer gefälſcht, eher manchmal für zu ehrlich gehaltene Artikel, juſt deshalb wollen wir hier kurzen Prozeß und wenig Worte machen.

„Niemand wandelt ungeſtraft unter Palmen,“ aber auch nicht unbelohnt. Die „Palmen“ ſtehen hier für alles durch Klima und Kultur eigene, von der Heimat abweichende Ausland. Bildet dieſes, wie England zu Deutſchland, einen Gegenſatz und eine Ergänzung zu der heimatlichen Welt, wird dieſe Strafe auch bald zum Lohne.

Dies hab' ich ſehr genau erfahren, ſehr gründlich und vielſeitig durchlitten und genoſſen juſt zehn Jahre lang mit allen ſeinen vielen Tagen und Stunden und Minuten und Schickſalen und mannigfaltigſten Wandelungen, Weh- und Wohlthaten.

Wie mich elenden einzelnen Tropfen das Lebensweltmeer Londons erſt verſchlang und doch als etwas Fremdes, Unaſſimilirbares, wie ein feindliches Atom von allen Seiten abſtieß und umherwarf! Das war ja Alles ſo ungeheuerlich, unfaßlich, unverſtändlich, fremd und feindlich! Alle dieſe drei Millionen Engländer hatten fortwährend und überall, wo man ging und ſtand und hinſah, die Frechheit, Engländer zu ſein mit lauter engliſchen Einrichtungen und ſogar einer engliſchen Sprache, die ich in Deutſchland ſchon ſeit zwanzig Jahren gelernt hatte, ohne daß ſie mir oder ich ihnen

**) Deutſche Früchte aus England. Erzählungen und Erlebniſſe, von H. Beta. Zwei Bände. Leipzig, F. W. Grunow. 1864.

Digitized by Google

ein Wort verſtanden! Und wenn ſie mich ja verſtanden, lachten ſie mich aus. Alles, Alles ſo Engliſch und eigen und gar nichts von meinem geliebten Deutſchland und das Meiſte gegen Deutſche und deren Sitten und Gebräuche. Wie konnten mich die Flegel ſogar an meinem deutſchen Barte zupfen und ihn mir abkaufen wollen, um eine Bürſte daraus zu machen?

Ein Franzoſe mit einem ſehr ſtarken Borſtenwalde in der Phyſiognomie wollte ſich dieſen Hohn nicht gefallen laſſen und ſchlug um ſich. Es war gerade in der Nähe der Springbrunnen-Baſſins auf dem Trafalgar-Platze. Sie packten den „bloody foreigner“ und warfen ihn in's Waſſer.

Aber Gott ſei Dank, dafür haben wir uns gründlich gerächt, Monſieur! Wir Fremde überſchwemmten London im ewig denkwürdigen, Kulturepoche machenden Weltinduſtrie-Ausſtellungsjahre und zeigten den ſtets glattraſirten, blos backenbärtigen, „rothborſtigen Barbaren“ überall und alle Tage eine ſo ungeheuere Menge der ſchönſten Bärte, daß ſich erſt die Engländerinnen und dann auch die Gentlemen in ſie verliebten und den Saulus-Paulus-Prozeß mit der Zeit maſſenweis aus ihren Geſichtern hervorwachſen ließen. Der Herzog von Cambridge, Charles Dickens und einige andere große Geiſter fingen an, ſich nicht zu raſiren. Künſtler und Literaten folgten, und jetzt giebt's keinen unabhängigen Gentleman in England mehr, der nicht ſtolz darauf wäre, in der Bart-Kultur die grimmigſten Demokraten-Borſtigkeiten Deutſchlands zu übertreffen.

Dies iſt ein komiſches, oberflächliches Beiſpiel, aber gut und faßlich, von den ſegensreichen Saulus-Paulus-Prozeſſen, die ſich aus dem Konflikte verſchiedener Völker-Kulturen entwickeln. Es geht tiefer und weiter, wie dieſes Beiſpiel ſelbſt, da man ſich leicht denken kann, daß ſolche radikale Umwandlungen um Mund, Naſe und Kinn nicht ohne innere Metamorphoſe wachſen.

Ja, die Engländer haben ſeit dem großen Exhibition-Jahre ſehr viel Gutes vom Continente, beſonders aber von Deutſchland, gelernt und angenommen, viel mehr Gutes und Schönes, als wir von ihren entſchiedenen Vorzügen. Während ſich England langſam und mehrfach gründlich mit deutſcher Kultur befreundete, ſo daß in allen beſſeren Familien und Schulen deutſche Sprache, Literatur und Erziehung unerläßlich geworden ſind, lernte ich unvermerkt eine engliſche Eigenthümlichkeit nach der andern verſtehen und lieben und würdigen, dagegen manche erſt ſchmerzlich vermißte deutſche Gemüſe und Gemüthlichkeiten als Barbareien oder Micheleien verachlen. Dies galt beſonders ſolchen altgermaniſchen Sitten, Geſetzen und Gebräuchen, von denen ich in Deutſchland nur die durch aufgezwungenes Römer- und byzantiniſches Despotenrecht, durch Polizei- und Militairſtaaterei verkrüppelten und ausgezehrten Reſte kennen gelernt hatte und ich in England in friſcher Kraft und „Selbſtregierung“ geſund und ſtark entwickelt, als ſich von ſelbſt verſtehendes Eigenthum und Recht jedes Einwohners allgegenwärtig fand, wie Luft und Licht. Andrerſeits iſt vieles altgermaniſche Freithum in England ſo inſulirt, iſolirt und merkantil-induſtriell verflacht und vernüchtert worden, daß ich mit meinem Haſſe dagegen gern viel freigebiger war, als mit meiner Liebe für die Vorzüge, da ich von der Forderung ausging, daß die Engländer ſeit beinahe zwei Jahrhunderten „aus dem Gröbſten herausgehauen“ und im vollen Beſitze der Mittel und Werkzeuge für die Kultur der Freiheit und Humanität, durch die rückſichtsloſe Geldmacherei und brutale Schacher-Politik ſich ganz beſonders an ſich ſelbſt und Europa verſündigen und den Schacherjuden in Handel und Wandel, wie in der Politik, das Handwerk legen müßten.

Dies gab nun ein ziemlich reiches Leben von Haß und Liebe, wovon ich bald dieſes, bald jenes Stück und Erlebniß nach Deutſchland ſchickte, ſo daß hier darüber bald wüthend räſonnirt, bald dazu Beifall geklatſcht ward. Ernſt Keil in Leipzig und J. Lehmann können ein Lied davon ſingen.

Wie ich freilich wieder in Deutſchland war, erſchienen mir nicht ſelten auch die widerwärtigſten Anglicismen wie in einer Glorie. Summa Summarum lebt man da drüben in einer alten, feſten, ſtark und frei ausgebildeten Kultur, während wir vor lauter Politik und Polizei noch gar nicht dazu kommen können, an Verwirklichung der ſocialen und ſittlichen, der geſundheitlichen und häuslichen Annehmlichkeiten und Schönheiten nur zu denken, die in England längſt ausgeführt und zum Theil bis in's Kleinſte entwickelt und Gemeingut geworden ſind. Die Details dieſer Vorzüge lernt man blos kennen und würdigen, wenn man dort, wie es mir und meiner Familie mit der Zeit gelang (und juſt allen Andern auch, Vielen noch viel beſſer), eine eigene Häuslichkeit gründet, ſich ein eigenes, engliſches Haus einrichtet und mitten unter den andern ſelbſtändigen, liebenswürdigen, ſtillen Familien die Wonne und das Lebensglück eines wirklich eigenen Heerdes auf freiem Boden und zwiſchen lauter unabhängigen, einander nie ſtörenden, gebildeten Hausſtänden Jahre lang genießt und dann ſpäter in eine deutſch-großſtädtiſche, beſonders Berliner Miethskaſerne ziehen muß. Ja, dann merkt man gehörig, was engliſcher Comfort, engliſche Freiheit heißt.

Deutſche Vorzüge und Tugenden in ſolchen engliſchen Häuslichkeiten und Freiheiten — das iſt mein Ideal. Ich habe es als Wirklichkeit genoſſen, beſcheiden in meinem eigenen Häuschen mit Vor- und Hintergarten (und billiger als mein Verſchlag in der jetzigen Berliner Miethskaſerne), ſchöner bei David Born, Karl Blind, Freiligrath, ſogar bei Faucher, beſonders aber im Hauſe Kinkels, des liebenswürdigſten Virtuoſen in anmuthiger Verſchmelzung deutſchen Geiſtes und Gemüthes mit der Nobleſſe, Unabhängigkeit und behaglichen Subſtantialität, welche den engliſchen „Gentleman“ als Hausherrn, Gatten, Familienvater und Gaſtfreund auszeichnen. Engliſche Familien mit deutſchen Vorzügen und in liebenswürdigem Bemühen, deutſche Kulturblüthen zu acclimatiſiren, ſchweben in rührenden, unbeſtimmten, flüchtigen Bildern vor meiner Seele. Es war ſo hübſch, wenn die Ladies bei meiner Frau deutſche Sprache und Kochkunſt lernten und dafür mit Plumpudding-Recepten, Paſteten, Kompoſitionen oder guten Regeln für's Röſten der Fleiſchkeulen vor'm freien Feuer ſich dankbar erwieſen.

Man muß Jahre lang ſolche und alle mögliche Details des engliſchen und deutſchen Lebens in deſſen Gegenſätzen, Aehnlichkeiten und Einwirkungen hin und her erlebt, durchſprochen, gegen Angriffe vertheidigt und Eins durch das Andere korrigiren und verſchönern, dieſe Verſchönerung praktiſch kennen gelernt haben, um zu würdigen, was ich damit meine, wenn ich für ein lebhaftes, gründliches und vielſeitiges Tauſchgeſchäft zwiſchen engliſcher und deutſcher Kultur und Lebensweiſe ſchwärme. Wir importiren damit durchaus gar nichts Fremdes, denn die Schönheiten dieſer engliſchen Kultur und Lebensweiſe ſind echt germaniſch, bei uns verkommen, dort in Freiheit und Pflege zu üppigen Blüthen und Früchten gezogen.

Wie herrlich gedeihen die meiſten Deutſchen drüben! Der Haß der Stockengländer quillt aus dieſer Ueberlegenheit deutſchen Geiſtes, Genies und Geſchicks in engliſcher Freiheit und auf engliſchem Boden. Tauſende ſind hinüber gegangen, gehetzt und verkommen in

Digitized by Google

deutſcher Polizeiwirthſchaft und ſind bald mächtige, große, reiche Geſchäftsleute und Producenten geworden. Ein urſprünglich verkommener Deutſcher hat die jetzt durch einen Stockengländer demoraliſirte Großmacht der „Times“ begründet. Die noch größere Großmacht der Reuter'ſchen Telegramme ſind das Werk eines bankerotten deutſchen Buchhändlers. Das erſte und bis jetzt einzige kosmopolitiſche Geſchäft mit den Zeitungen aller Zungen und Zonen iſt die Schöpfung eines Kurheſſen, H. Bender, der in Kurheſſen gewiß noch heute Unteroffizier wäre. Jetzt iſt ſein Geſchäft in der kleinen Straße hinter dem kosmopolitiſchen Leicester Square Brennpunkt aller Zeitungen der Welt und das Anzeige-Bureau für den kosmopolitiſch gewordenen Weltverkehr. Deutſche Kaufleute und Handelsfirmen in der City von London, in Mancheſter und Liverpool bewegen jährlich Tauſend-Centnerlaſten deutſchen Ueberfluſſes in alle Welt, wofür ſie den Deutſchen zu Hauſe bezahlen, was ihnen mangelt und ihnen deshalb vermöge der zauberhaften Maſchinerie des Verkehrs-Kosmopolitismus vor die Thür gefahren wird.

Ja, wenn die Deutſchen zu Hauſe mit engliſcher Freiheit und Kultur arbeiten und produciren dürften, würden ſich die Vorzüge Deutſchlands erſt zeigen und uns zur mächtigſten, gebildetſten Nation erheben, aber ohne dieſe Einbürgerung des in England jetzt iſolirten und inſulirten Germanenthums ſchwerlich.

Ich habe ſeit 1851 in meiner Weiſe literariſch in dieſem Sinne zu wirken geſucht. Und hier denke ich mit Dankbarkeit und Freude daran, daß mir Ernſt Keil gleich im Anfange freundſchaftlich die Hand hinüber reichte und mir die Gartenlaube als Organ bot. Während der erſten Jahre, als die Gartenlaube unter der mächtigen, enthuſiaſtiſchen Redaktion des Begründers und Eigenthümers ihren Anflug zu 180,000 Abonnenten nahm, iſt ſelten eine Nummer ohne einen Beitrag von mir erſchienen. Ich bin ſtolz darauf und ſchreibe dies jetzt mit Stolz nieder, um ſo lieber, als mir Freund Keil ſelbſt wiederholt geſtand, daß ich ihm redlich und ausdauernd behülflich geweſen ſei, die Gartenlaube zum volksthümlichſten und einheimiſchſten Organe aller Deutſchen im In- und Auslande zu verbreiten.

Nächſtdem hat ſich der Redakteur und Eigenthümer des älteſten und verbreitetſten kosmopolitiſchen Literatur-Organs, Direktor Lehmann, immer gefreut, daß ich ihm zehn Jahre lang regelmäßig meine Monatsberichte für's „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ſchickte, ich glaube mit keiner einzigen Ausnahme, wohl aber mit mancher Extra-Sendung. Auch die Herren Weber und Brockhaus in Leipzig, Duncker in Berlin, Heilbronn in Hannover, Hofrath Dr. von Meyer und Baumann in Petersburg, Dr. Ule in Halle u. ſ. w. haben theils regelmäßig, theils in einzelnen größeren Maſſen für Bände engliſche Erlebniſſe, Materialien, Studien und Erzählungen für das deutſche Publikum drucken und vervielfältigen laſſen. Dadurch iſt — nun im Ganzen über zwölf Jahre lang — ein Material aufgehäuft und in alle Winde verſtreut worden, von welchem einige Bände ſo gefüllt werden können, daß ſie ſich wohl mit Nutzen und Vergnügen leſen laſſen, zumal da manches Ungedruckte und Nachgereifte hinzugekommen iſt.

Die beiden jetzt erſchienenen Bände ſind ein Anfang mit zum Theil erlebten Erzählungen, in denen ſich die Wechſelwirkungen des Lebens und der Literatur Englands und der Sinn des deutſchen Verfaſſers bemerkbar machen. Nachfolgende Bände ſind ſo vorbereitet, daß ſich engliſche und deutſche Kulturphaſen in ihrem Streben, ſich durch einander zu ergänzen und uns Beiden förderlich zu werden, beſtimmter geſtalten und individualiſiren. Ich denke, man wird's mit Intereſſe leſen und manchen Wink, manche warme, erlebte Thatſache und Ausherzung (auf Deutſch: Expektoration) mit Vortheil wieder zu Herzen und in die Hand nehmen.

Die Engländer ſind uns in Acclimatiſirung deutſcher Vorzüge weit voraus, beſonders ſeit den Schillerfeſten im Kryſtall-Palaſt, als deren Schöpfer mich der liebe, deutſche Bildhauer Graß in Marmor verewigen wollte. Aber dieſer deutſche Sänger-Chor mit der Freiligrath'ſchen Cantate, dieſe Rede Kinkels, dieſer nie in England geſehene Fackelzug Abends, dieſe deutſchen Geſänge und Turnerfeſte, dieſes freudige, deutſche Leben in London ſeit dem erſten Schillerfeſte iſt mir lieber als aller Denkmals-Marmor.“

Mexiko.

Die Armee, das Freiheitsfeſt und der Popokatepetl.

Der zweite Theil der „Reiſen in Mexiko“*) von Herrn v. Müller, deren Widmung Se. Majeſtät der Kaiſer Maximilian I. anzunehmen geruht hat, liegt uns in prächtiger Ausſtattung vor, und wir können ſagen, daß ſein Inhalt die Erwartungen übertrifft, welche der erſte aus mehrfachen Gründen erweckt hatte.

Wir ziehen nun in Mexiko ſelbſt ein:

„Der erſte flüchtige Eindruck, den ich von Mexiko gewonnen hatte, war ein recht angenehmer, wenn auch weit entfernt, jenes enthuſiaſtiſche Entzücken hervorzurufen, mit dem andere Reiſende von der unvergleichlichen Pracht der Hauptſtadt ſprechen. Es iſt wahr, ihre Straßen ſind Straßen, ſind außergewöhnlich breit, gerade, ziemlich gut gepflaſtert und meiſt mit bequemen Trottoirs verſehen; die Häuſer, mit Ausnahme einiger meiſt öffentlicher Gebäude, in mauro-hiſpaniſchem Stil erbaut; die Läden und Schaufenſter häufig reich ausgeſtattet, wenn auch jener Luxus, jene Pracht und Eleganz, woran man in Europas und Amerikas Hauptſtädten gewöhnt iſt, nicht gefunden wird. Dennoch ſchien mir der Verkehr für eine Stadt von 200,000 Einwohnern, die der Mittelpunkt der Verwaltung eines Reiches iſt, welches viermal die Größe Frankreichs hat, nicht lebhaft genug, und der Grund davon mag einerſeits in der verhältnißmäßigen Ausdehnung der Stadt, andrerſeits in dem Umſtande liegen, daß die meiſten Häuſer nur zwei Stockwerke haben, und von einer einzigen Familie bewohnt werden. Außerdem tragen die Vorſtädte nicht dazu bei, die Schönheit der Stadt zu erhöhen; denn in dieſen letztern ſtimmen die langen, aber ungepflaſterten, mit Staub und Koth bedeckten Straßen und die hüttenartigen, von der ärmern Volksklaſſe bewohnten Gebäude die Bewunderung des Reiſenden bedeutend herab.“

Mit eben ſo nüchternen Augen betrachtet der Reiſende das ſchöne Geſchlecht in Mexiko, deſſen Reize von Andern oft zum Himmel erhoben worden ſind.

„Nüchtern und ehrlich geſprochen, kann man durchgehends die Mexikanerinnen nicht ſchön nennen. Wohl haben ſie ſchwarze, brennende herausfordernde Augen; allein bei näherem Umgang findet man, daß der Geiſt fehlt, um deren Feuer wirkſam zu unterhalten. Kleine graziöſe Hände und Füße, das nationale Erbtheil ihrer mauriſchen und ſpaniſchen Ahnen, zeichnen ſie vortheilhaft aus; aber die Geſichtszüge ſind bei Frauen und Mädchen durchſchnittlich unſchön, und wenn auch die höheren Stände leidlichere und manch-

*) Reiſen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexiko von Baron J. W. v. Müller. 2. Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1864.

Digitized by Google

mal angenehme Züge zeigen, ſo konnte ich doch unter Hunderten von Frauenzimmern, welche ich täglich auf den Märkten von Mexiko ſah, kaum ein einziges wirklich ſchönes Mädchen entdecken. Die leidlich hübſchen aber verdarben den günſtigen Eindruck durch den Rebozo, das lange, ſchmale Tuch, welches wie der Schleier im Orient, faſt die Hälfte des Geſichts verhüllt."

„Was aber noch weit mehr dazu beiträgt, an ſich gefällige Züge und Formen in der Maſſe des Gewöhnlichen verſchwinden zu laſſen, ſind die ſchlechtgekämmten Haare, der Schmutz und das Unkleidſame des Anzugs"... wir haben genug! — „Was die Sittlichkeit anbelangt, ſo gereicht es in Mexiko einem Manne wirklich zum Vorwurf, wenn er ausſchweifend iſt, da er Verführung als Entſchuldigung nicht geltend machen kann." — Wie es weiter unten heißt: „die Proſtitution lohnt ſich hier als Gewerbe nicht." Schönes Sittenzeugniß!

Die Schuld dieſer traurigen Immoralität tragen, wie Herr v. Müller ſagt, ganz beſonders die unzähligen Welt- und Kloſtergeiſtlichen. Bei der notoriſchen Entartung des Klerus in Mexiko mag etwas Wahres daran ſein, nur hätte vielleicht auch hierin einige beſchränkende Vorſicht obwalten können; denn manche Geſchichten, die uns hier von dem Treiben der Geiſtlichkeit gegeben werden, ſind jedenfalls mehr oder minder romantiſche Produkte oder Erfindungen des Parteihaſſes, an dem es in Mexiko nicht mangelt. Zucht- und Sittenloſigkeit iſt überhaupt der durchgehende Charakterzug der amerikaniſchen Kreolenſtaaten, und es ſcheint in der That, als ob der dortigen Menſchheit jedes Gefühl für Sitte, Zucht und Ordnung abhanden gekommen wäre.

Seit der Losreißung vom Mutterlande iſt die Sache ſchlimmer geworden, und zwar in Folge der inneren und äußeren Haltloſigkeit, welche die Republik im Gefolge hatte. „Vor der Losreißung von Spanien hielt das Mutterland in dieſer ſeiner reichſten Kolonie ein ausgezeichnetes Heer. Erſt während des Befreiungskrieges ſank daſſelbe auf die tiefe Stufe der Zuchtloſigkeit herunter, auf der es heute ſteht. Nachdem die erſten Verſuche, das ſpaniſche Joch abzuſchütteln, mit übermächtiger Gewalt unterdrückt worden waren, organiſirten einzelne Männer kleinere Banden, welche die folgenden Jahre hindurch gegen die Heere der Regierung einen Guerillakrieg führten, von Zeit zu Zeit die Gebirge und unzugänglichen Schluchten, in welchen ſie Zuflucht und Sicherheit fanden, verließen und den Spaniern oft empfindlichen Schaden zufügten. Dieſe Schaaren unterſchieden ſich indeß von wirklichen Räuberbanden ſehr wenig und waren Freund und Feind gleich gefährlich.

Nach dem Sturze Kaiſer Iturbide's, welcher geborner Mexikaner, aber ſpaniſcher General geweſen war, glaubte die ihm folgende republikaniſche Regierung, die Freiheitskämpfer belohnen zu müſſen. Dieſes war auch nicht mehr als billig, aber in der Art der Belohnung ſelbſt lag ein verhängnißvoller Fehler. Alle dieſe ehemaligen Räuberhauptleute, mochten ſie auch eine noch ſo kleine Bande angeführt haben, legten ſich jetzt den Titel Kapitän, Oberſt oder General bei, und als ſolche wurden ſie, obgleich es ihnen meiſt an allen militairiſchen Kenntniſſen gebrach, in die Armee aufgenommen und bezogen die ihrem Range entſprechenden Beſoldungen. Obgleich dieſe Veteranen allmählich ausſtarben, ſo blieb der Unfug mit den Offizierspatenten doch beſtehen. Jeder, der durch Waffenthaten, Reichthum, Rang oder Bekanntſchaften Einfluß beſaß, benutzte dieſen, einem Vetter, einem Freunde ein Hauptmann's- oder Oberſten-Patent zu verſchaffen. So kam es, daß in einer Armee, die auf dem Papiere 36,000 zählte, in der Wirklichkeit aber keine 10,000 auf den Beinen hatte, ſich 30,000 (sic?) Offiziere und mehrere tauſend Generale (!!!) befanden, die alle ihre Beſoldung zogen oder wenigſtens forderten.

Danach würden auf einen Gemeinen etwa drei Offiziere und vielleicht auf zwei oder drei Gemeine ein General kommen. — Schöne Wirthſchaft, ſelbſt wenn's nicht den zehnten Theil ſo arg wäre, wie es hier dargeſtellt wird!

Santa-Ana, der als Diktator verſchiedene Mal das Land beherrſchte, trieb mit Offizierspatenten, wie mit allen öffentlichen Aemtern, den ſchamloſeſten Handel. Nach den offiziellen Angaben ſtellte er 13,000 Offizierspatente aus, in Wirklichkeit aber mehr als doppelt ſo viel. Unter ſolchen Umſtänden konnte es nicht ausbleiben, daß ſich heute im Offizier-Corps Leute befinden, die in andern Ländern aus der guten Geſellſchaft verbannt wären; daß die Geſetze der Ehrenhaftigkeit und vor Allem der Disciplin verloren gingen und die Armee ein williges Werkzeug in der Hand deſſen wurde, der ſie bezahlte oder reiche Benie zuſicherte. Außerdem iſt eine Folge der fortwährenden Finanzverlegenheiten und der zahlloſen Unterſchleife, daß die Beſoldungen mangelhaft oder lange Zeit gar nicht ausbezahlt werden, wodurch Geld und Belohnung auch für rechtſchaffene Offiziere faſt unwiderſtehliche Verlockungen bilden.

Was die gemeinen Soldaten betrifft, ſo giebt es in Mexiko keine geregelte Conſcription. Soll die Armee ergänzt werden, ſo ergeht auf geheimem Wege an die Diſtriktsbeamten der Befehl zum Preſſen. Dieſe inſtruiren die Ortsbehörden, und nun überfällt bald hier, bald dort eine Abtheilung Soldaten unverſehens ein Dorf, und führt von jungen Männern, was ſich eben findet, gewaltſam fort. Gebunden werden die Gepreßten an die Garniſonen abgeliefert, wo ſie innerhalb der Kaſerne in ſtrengſter Ueberwachung gehalten und ſogar ihrer Kleider beraubt werden, um eine Flucht zu verhindern.

Nachdem man ſie einigermaßen angewöhnt glaubt und da man ſie nicht ewig eingeſperrt halten kann, läßt man ſie an's Tageslicht und giebt ihnen Waffen. Dieſer Tag iſt für die meiſten der Vorabend der Deſertion und der Erlös für die Waffen ein Nothpfennig für die Reiſe. Am Abend des Tages, an welchem der betreffende Offizier dieſe Rekruten zum erſten Mal vor die Stadt zum Exerciren geführt, kehrt er meiſt mit 25 Procent von den Ausgerückten zurück. —

Man ſieht, wie Abſcheulichkeit und Lächerlichkeit nahe an einander gränzen. Es iſt das ruſſiſche Syſtem in Schildaer Weiſe ausgeführt.

„Der mexikaniſche Soldat iſt im höchſten Grade genügſam, trägt leicht und ohne Murren alle Strapazen und hält dem Feind vortrefflich Stand. Sein äußeres Erſcheinen iſt ſo mannigfaltig, daß ſich nichts Allgemeines darüber ſagen läßt. Jeder Soldat zieht an, was er hat; nur in der Hauptſtadt und unmittelbar unter den Augen der Regierung und der Europäer ſieht man Uniformen, aber deren ſo vielerlei, daß die Garniſon Mexiko's, zumal wenn ſie aus Veranlaſſung einer politiſchen oder religiöſen Feierlichkeit in Galla erſcheint, die vollſtändigſte Muſterkarte aller europäiſchen Heere bildet. Im Uebrigen und Allgemeinen unterſcheidet ſich der Soldat aber wenig von Leperos und andern Proletariern.

„Als Eigenthümlichkeit der mexikaniſchen Armee dürfen wir noch anführen, daß auf Märſchen beinahe jedem Soldaten ſeine Frau folgt. Dieſe Weiber ſchleppen, außer ihren Kindern, die Bagage und den Küchenapparat des Soldaten, und bilden einen weſentlichen Beſtandtheil des Heeres; ſie ſollen unter den beſtehenden Verhältniſſen von großem Nutzen ſein. Dies erklärt ſich

Digitized by Google

dadurch, daß die Verproviantirung nur in Maisrationen beſteht, welche jedem Soldaten zugemeſſen werden. Der Mais muß aber, ehe er genoſſen werden kann, durch eine lange und mühevolle Handarbeit zuerſt in einen Mehlbrei und letzterer durch Backen in die bekannten Tortillas verwandelt werden. Dieſes Geſchäft liegt den Frauen ob, welche dem auf dem Marſche begriffenen Corps voraneilen und ihre Vorbereitungen zum frugalen Mahl derartig treffen, daß der Mann beim Einrücken ſein Eſſen fertig findet.“

Dieſes hinderte indeß die Mexikaner keineswegs, das Feſt der Freiheit und Unabhängigkeit mit allem Pompe einer europäiſchen Hauptſtadt zu feiern. Herr v. Müller war gerade während dieſes Feſtes in Mexiko anweſend.

„Frühmorgens ſchon weckte Kanonendonner und ein mehr als gewöhnliches Geläute zahlloſer Glocken die Schläfer Mexiko's. Schon drängte ſich die ſonſt gerade auch nicht öde Straße entlang eine ungeheure Menge geputzter Menſchen. Tambours wirbelten Straße auf Straße ab den Generalmarſch, Nationalgarden en grande tenue eilten ihren verſchiedenen Sammelplätzen zu, Indianer trabten vermiſcht mit andern Landbewohnern im Gänſemarſch vorbei, Karren mit Eßwaaren, unter ihnen die herrlichſten Tropenfrüchte, wurden in der Richtung der Alameda fortgeſchafft. Prachtvolle Karoſſen, Züge der ſchönen Kavalleriegarde, Linien-Infanterie in geſchloſſenen Kolonnen, weißgekleidete Zöglinge der Mädchenſchulen, lange Reihen muntrer Knaben, ihre Lehrer an der Spitze, functionirende Civilbeamte, Poliziſten, Offiziere aller Grade und Waffen in Paradeanzug, wogten in bunter, ununterbrochener Folge unter meinem Fenſter vorüber…

„Bald darauf befand ich mich auch inmitten des glänzenden Gewühls, das bei ſolchen feierlichen Anläſſen die Suite des Gewalthabers bildet. Obgleich jener Reichthum und jene Mannigfaltigkeit der Uniformen (sic! vgl. oben), jene Maſſe der Großkreuze und anderer Dekorationen fehlte, die ich in Petersburg, Paris und andern Orten von den Großwürdenträgern des Hofs, den Beamten und Offizieren des Gefolges bei großen Staatsaktionen entfalten ſah, ſo boten doch die ſchönen Geſtalten, die gebräunten, ausdrucksvollen Geſichtszüge derer, welche die ſchlichte und nichts weniger als imponirende, aber doch bürgerlich würdige Figur des Señor Comonfort als Rahmen umgaben, ſowie der eigenthümliche, wenn ich ſo ſagen darf, tropiſche Hauch, der über dem Ganzen ausgegoſſen lag, ein hübſches, freundlich erregendes Bild.

„Die Kathedrale war gedrängt voll. Im Hauptſchiff bildete die Stadtgarde auf der einen, die leichte Infanterie auf der andern Seite ein Spalier, das außerhalb durch Linien-Infanterie ſich bis zum Nationalpalaſt fortſetzte. Der Erzbiſchof in pontificalibus, aſſiſtirt von dem geſammten Kapitel, celebrirte das Hochamt, deſſen außerordentliche Pracht durch die herrliche Muſik einer Meſſe von Pergoleſe — wie ich glaube — noch mehr gehoben wurde.

„Nach Beendigung deſſelben begab ſich der Präſident zuerſt in den Nationalpalaſt zurück, ſtieg dort zu Pferde und ritt, gefolgt von der ganzen Suite, dem diplomatiſchen Corps und der Garde zu Pferd, nach dem Amphitheater, welches im Rondel der Alameda errichtet war. Hier hielt ein ſchöner Mann mit kräftiger, ſonorer Stimme den üblichen Panegyrikus der Revolution und ihrer Helden, während eine ziemlich inhaltsleere Proklamation des Präſidenten an die anweſenden Herren und unter die Truppen vertheilt wurde. Leider konnte ich wenig oder gar nichts von der mit höchſt pathetiſchen Geſten vorgetragenen Rede verſtehen; doch ſagten mir meine Freunde, ſie ſei ein Meiſterſtück hochtrabender Gemeinplätze geweſen.

„Das Truppendéfilé der Linie und Nationalgarde, welches nun ſtattfand, bot zwar einem an ruſſiſche und preußiſche Prunkparaden gewöhnten Auge nur Stoff zu ſtetem Tadel, den ich auch nicht undeutlich in den Zügen meiner Nachbarn, zweier fremder Offiziere, zu leſen vermeinte; allein der Anblick der kraftvollen und doch leichten Geſtalten, die legère und trotz der manchmal ſehr defekten Uniformen ſtolz graziöſe Haltung, beſonders aber die wahrhaft bewundernswerthe Führung ſämmtlicher Berittenen, entſchädigte für den Mangel gedrillter Steifheit und Korporals-Accurateſſe.“

Das Bankett der Nationalgarde und Linie, die damit verbundene Speiſung von etwa 1500 Schulkindern auf Koſten des (Gemeindeſäckels), die prachtvolle Illumination mit Feuerwerk, welches Alles in der Alameda ſtattfand, wollen wir mit kurzen Worten erwähnen. Das Menſchengewühl erinnerte an New-York und London. Die koloſſale Büſte Iturbide's in bengaliſcher Flamme, die Inſchriften „Libertad“ und „Independencia“ in blendendem Lichte unter Pauken- und Trompetenſchall der Militär-Orcheſter aufgerollt, dazu Guitarrenſpiel, Tanzen, Lachen, Improviſationen eines beliebten Dichters — was will man mehr? — Mexiko amüſirt ſich trotz der im Lande herrſchenden Anarchie, ja dieſelbe ſcheint für das Land den Reiz des Gemüthlichen zu haben. Wer eigentlich in Mexiko regiert, wie man regiert, oder ob man überhaupt regiert, daraus wird man beim beſten Willen nicht geſcheidt; jedenfalls iſt eine unendliche Minderzahl der Bewohner an dem Unfuge betheiligt, den man dort mit politiſchen Begriffen und Dingen treibt; die große Maſſe iſt vollkommen indolent. Sie muß es ſein, wo man ein Rekrutirungsweſen treibt, wie das oben beſchriebene; was aber die Indianer betrifft, ſo wird uns hier verſichert, daß ihr Loos unter dieſer vielköpfigen, ſtets wechſelnden Herrſchaft weit trauriger iſt, als unter der ſpaniſchen Regierung, und das läßt ſich auch denken. Den vorläufigen Untergang der mexikaniſchen „Freiheit und „Unabhängigkeit wird man ſchwerlich Urſache haben, ſehr zu bedauern, wenn auch andrerſeits nicht gerade begründete Hoffnung iſt, daß das Syſtem der Ordnung, welches ſich unter Napoleoniſchem Schutze dort eingeführt hat, große Erfolge haben wird. Auch die Zuchtloſigkeit hat ihre Reize.

Herr von Müller machte von Mexiko aus Reiſen und Ausflüge, auf denen er manches Intereſſante erlebte, und reiche Ausbeute für die Wiſſenſchaft machte. So beſtieg er z. B. im Januar 1857 den berühmten Vulkan Popokatepetl, von dem eine Vignette eine recht hübſche Anſicht giebt. Die Beſteigung war mit großen Schwierigkeiten verknüpft; denn der Berg ragt hoch in die Schneelinie hinein, ſo daß der Weg zuletzt nur über Eis- und Schneeflächen geht. Ganz im Gegenſatze zu dem früher beſtiegenen Orizaba, bot der Krater des Popokatepetl faſt ein freundliches Bild dar. Die Sonne ſchien hell und erwärmend und erleuchtete, an den bunten Geſteinen der Kraterwände wiederſtrahlend, den Boden des Schlundes vollkommen. Nur das unheimliche Brauſen aus der Tiefe und die ſenkrecht aufſteigenden Rauchſäulen der Reſpiraderos (der Zuglöcher) erinnerten an die vulkaniſche Thätigkeit des Berges. Nach einem Rundgang um den Krater beſtimmte Herr v. Müller den Umfang deſſelben auf etwa 8000 Fuß; die Tiefe des Kraters, der in vollkommen ſenkrechten Wänden abfällt, 1393 Fuß. Das ſauber in Stahl geſtochene Titelkupfer gewährt ein an Ort und Stelle aufgenommenes Bild dieſes ſchrecklichen Kraters.

Digitized by Google

Aus drei mächtigen Schloten ſteigen weiße und blaue Dämpfe auf und flüſſiger Schwefel quillt aus ihnen hervor. Daher ſind die Kraterwände, namentlich an der öſtlichen Seite mit einem mächtigen Schwefelüberzug von hochgelben Kriſtallen bedeckt, und nach Ausſage von Leuten, welche die Sammlung des Schwefels als Gewerbe betreiben, ſollen die drei Reſpiraderos täglich 9 Ctr. reinen Schwefel ausſtoßen. Hiernach ſcheint es, daß der Boden des Kraters zugänglich iſt und der Berg ſehr häufig beſtiegen wird. Mexiko hat alſo an dem Schwefel des Popokatepetl eine nicht zu verachtende Finanzquelle.

Die Wanderungen unſeres Reiſenden gingen bis an's ſtille Meer und waren mit Schwierigkeiten aller Art verknüpft. Einen intereſſanten Anblick gewährt der in Abbildung beigegebene Buſſadero am ſtillen Ocean, eine Klippe hart am Meeresgeſtade, welche ähnlich wie der Geiſer in Island aus zwei Löchern hohe, dicke Waſſerſtrahlen emporſendet.

Ungarn.

Emerich Madách.

In dieſen Blättern wurde ſeiner Zeit die im Jahre 1862 erſchienene dramatiſche Dichtung: „Az ember tragediája“ (Die Tragödie des Menſchen) von Emerich Madách angezeigt — und heute ſind wir in der traurigen Lage, die Leſer in einem gedrängten Lebensabriß mit dem Dichter ſelbſt bekannt zu machen, deſſen Leben nach verhältnißmäßig kurzer Dauer am 5. Oktober d. J. ſein Ende fand.

Madách, der Sohn eines begüterten und einflußreichen Edelmannes, erblickte zu Alſó-Sztregova im Neograder Komitat am 20. Januar 1823 das Licht der Welt. Seine Studien abſolvirte er in Peſt, von wo auch ſeine erſten poetiſchen (lyriſchen) Verſuche datiren. Doch die Kenntniß dieſes Umſtandes haben wir nur der Mittheilung eines Freundes des Verſtorbenen zu verdanken, da Madách vor der Eingangs genannten Dichtung keines ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe veröffentlichte, — vielmehr die meiſten derſelben mit einer bis zur Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt gehenden Strenge verbrannte. — Nachdem er ſeine Studien abſolvirt hatte, ging M. nach ſeiner Heimat zurück, wo er, als einer der liberalſten und populärſten Redner des Neograder Komitats bald eine der einflußreichſten Rollen ſpielte. Auch als Publiciſt betheiligte er ſich am politiſchen Leben Ungarns, indem er in hieſigen politiſchen Blättern Leitartikel veröffentlichte, die er jedoch nie mit ſeinem Namen erſcheinen ließ.

Im Jahre 1846 heiratete er, und genoß eine glückliche Häuslichkeit, bis die Revolution, ohne daß er an derſelben thätigen Antheil genommen hätte, auf ſein Leben und ſein Lebensglück zerſtörend einwirkte. Mit Gefahren verbundene Gaſtfreundſchaft, die er nach beendeter Revolution ausübte, zog ihm eine mehrmonatliche Gefangenſchaft zu, und während derſelben ging ſein eheliches Glück verloren. Nach Beendigung ſeiner Gefangenſchaft lebte er wieder den Muſen, und das erſte Produkt, mit welchem er in die Oeffentlichkeit trat, „die Tragödie des Menſchen“, begründete ſeinen Ruf als Dichter und Denker. Möge der abſolute Werth dieſer Dichtung welcher immer ſein, — für die ungariſche Literatur iſt ſie dadurch eine Epoche machende Erſcheinnung, daß darin zum erſten Male ein nationaler Dichter vom Geſchick der ganzen Menſchheit, anſtatt von den Intereſſen der Nation, inſpirirt iſt, und von dieſem Geſichtspunkte aus war die „Tragödie des Menſchen“ von doppeltem Gewicht dadurch, daß ſie in einer Zeit erſchien, wo die patriotiſche Phraſe, die ſchon das Zerrbild der patriotiſchen Idee war, in ihrer höchſten Blüthe ſtand.

In ungariſchen Blättern begegnen wir oft der Behauptung, daß Madách auch eine „Komödie des Menſchen“ geſchrieben habe. Unſeres Wiſſens aber beruht dieſe Angabe auf einem vielleicht dadurch veranlaßten Irrthum, daß M. ein humoriſtiſch-dramatiſches Gedicht: „Tündérálom“ (Feentraum) nahezu vollendet hinterließ, das dem Inhalt, wenn auch nicht dem Titel nach, allerdings als ein Gegenſtück zur „Tragödie des Menſchen“ zu betrachten ſein mag. Nach einem Bruchſtück dieſer Dichtung, welches vor einiger Zeit in dem von Arany redigirten belletriſtiſchen Wochenblatt „Koszorü“ erſchienen iſt, können wir mittheilen, daß darin die Poeſie durch die ungariſche Märchenkönigin „Ilona“ perſonifizirt erſcheint, die vor ihrem phantaſtiſchen Hofſtaat über die dahingeſchwundenen Zeiten klagt, in welchen die Feen auf Erden noch heimiſch waren, — während jetzt die Proſa der Zeit ſich in Dampfkeſſeln, Zeitungen ꝛc. breit macht. Zu ihrer Beruhigung wird ihr jedoch von einer ihrer Feen die Exiſtenz eines Poeten angezeigt, welcher beweiſt, daß die guten alten Zeiten noch nicht ganz verſchwunden ſeien.

Wie es ſcheint, hatte Madách vor, in dieſem Gedicht die nie erſterbende Poeſie und die proſaiſchen Erſcheinungen der Zeit in einem humoriſtiſchen Nebeneinander vorzuführen. Jedenfalls werden wir nicht verfehlen, über den „Tündérálom“, ſobald er uns fertig vorliegen wird, dieſen Blättern einen Bericht zukommen zu laſſen. Für jetzt bleibt uns nur übrig zu berichten, daß die ſterbliche Hülle des Dichters am 7. d. M. in der Madách'ſchen Familiengruft zu Alſó-Sztregova im Beiſein der Intelligenz des ganzen Neograder Komitats beigeſetzt wurde, das in ihm auch einen ſeiner Deputirten verlor, als welcher M. auf dem Landtag 1861 eine der glänzendſten Reden der „Beſchlußpartei“ hielt.

Peſt. A. Dux.

Kleine literariſche Revue.

— **Jacob Grimm's kleinere Schriften.** Soeben hat ein Buch die Preſſe verlaſſen, das gewiß im Auslande ebenſo wie in Deutſchland mit offenen Armen aufgenommen werden wird. Der erſte Band von Jacob Grimm's kleineren Schriften, ſeine Reden und Abhandlungen enthaltend, wird gleichzeitig mit der gegenwärtigen Nummer dieſes Blattes durch die Verlagshandlung verſandt.*) Jacob Grimm ſelbſt hatte, wie aus ſeinem in der Vorrede von C. Müllenhoff mitgetheilten Schreiben an die Verlagshandlung vom 12. Februar 1862 hervorgeht, die Abſicht, ſeine akademiſchen Schriften, „die ſich wohl in zwei Bänden zuſammen gut ausnehmen und wechſelweiſe beleuchten würden,“ zu ſammeln und herauszugeben, doch wollte er „noch ein oder zwei Jahre“ damit warten. „Ich hoffe,“ heißt es am Schluſſe dieſes Schreibens, „endlich noch die Freude zu haben, dieſe verhältnißmäßig kleine Arbeit zu verrichten.“ Leider war ihm dies nicht vergönnt. Aber in ſeinem Sinne und Geiſte wird dieſe Geſammt-Ausgabe von

*) Kleinere Schriften von Jacob Grimm. Erster Band. (VI. u. 412 S. gr. 8.) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlags-Buchhandlung (Harrwitz und Gossmann, 1864.)

Digitized by Google

ſeinem Schüler und Freunde C. Müllenhoff und von ſeinem Neffen Herman Grimm beſorgt, welcher Letztere auch einzelne Stücke mit erläuternden Einſchaltungen ausgeſtattet hat. Der vorliegende erſte Band, auf den wir natürlich noch zurückkommen werden, enthält folgende Abhandlungen und Reden: 1) Jacob Grimm's Selbſtbiographie; 2) „Ueber meine Entlaſſung" (in Göttingen); 3) Italiäniſche und ſkandinaviſche Eindrücke; 4) „Frau „Aventiure klopft an Benecke's Thür"; 5) „Das Wort des Beſitzes; 6) Rede auf Lachmann; 7) Rede auf Wilhelm Grimm; 8) Rede über das Alter; 9) Ueber Schule, Univerſität, Akademie; 10) Ueber den Urſprung der Sprache; 11) Ueber Etymologie und Sprachvergleichung; 12) Ueber das Pedantiſche in der deutſchen Sprache; 13) Rede auf Schiller; 14) Anhang: a) Gedanken, wie ſich die Sagen zur Poeſie und Geſchichte verhalten; b) Jean Paul's neuliche Vorſchläge, die Zuſammenſetzung der deutſchen Subſtantive betreffend; c) Erbſchafts-Theilung (ſerbiſch).

— **Staats- und Verfaſſungsrecht.** Es darf wohl als ein erfreuliches Zeichen für die wachſende Theilnahme an der Ausbildung unſeres Staatsrechtes betrachtet werden, daß Ludwig v. Rönne's Werk über das Verfaſſungsrecht der preußiſchen Monarchie, deſſen zweite Abtheilung erſt im vorigen Jahre ausgegeben wurde, jetzt bereits in zweiter Auflage erſchienen iſt. Allerdings hat aber auch in einer Zeit, in welcher die Rechts- und Verfaſſungs-Interpretation zur Macht- und Partei-Sache geworden, gerade ein ſolches Werk, das von einem objektiven Standpunkte die Geſchichte der Verfaſſung, ihrer Entſtehung und ihrer Reviſion an der Hand des vorliegenden legislatoriſchen Materials verfolgt und die ratio legis in den verſchiedenen Phaſen der Geſetzgebung nachweiſt, eine doppelte Bedeutung und Wichtigkeit. Nicht bloß für Abgeordnete und Wahlmänner, ſondern auch für jeden politiſch gebildeten Staats-Angehörigen, dem das Rechtsleben ſeines Staates und die organiſche, naturgemäße Fortbildung deſſelben am Herzen liegt, hat ein Werk, das vom Standpunkte der Wiſſenſchaft und der Geſchichte aus, die Normen zu ermitteln und feſtzuſtellen ſucht, nach denen vorkommendenfalls Differenzen in der Auffaſſung dieſer oder jener Rechtsbeſtimmung der beſtehenden Verfaſſung zu beurtheilen und zu entſcheiden ſind, ein ſehr naheliegendes Intereſſe. In Folge der verſchiedenen Partei-Darſtellungen in den das große Publikum beeinfluſſenden öffentlichen Blättern herrſcht nichts weniger, als Klarheit in den Köpfen über die wichtigſten Fragen des Staats- und Rechtslebens, und zwar iſt dieſer Mangel an Klarheit ebenſowenig auf der vorwärts, als auf der rückwärts drängenden Seite der politiſchen Arena wegzuleugnen. Es wird daher ein Werk, wie das Rönne'ſche, das von jeder tendenziöſen Abſicht freizuſprechen iſt, jetzt und zu allen Zeiten eine ſehr willkommene Erſcheinung ſein.

— **Italiäniſche Ueberſetzung von Platen's Geſchichte von Neapel.***) Die Ueberſetzungen deutſcher Geſchichtswerke in das Italiäniſche folgen raſch auf einander. Es iſt nicht lange, daß wir der Ueberſetzungen von Mommſen's römiſcher Geſchichte und des erſten Bandes von Gervinus' Geſchichte des 19. Jahrhunderts erwähnten. Ihnen reiht ſich in neueſter Zeit eine Bearbeitung der Befreiung Griechenlands (nach Gervinus Band 5 und 6) und eine Ueberſetzung von Wolfgang Menzel's Geſchichte von Europa an. Sehen wir ſonach den Antheil der Italiäner an den Arbeiten unſerer Hiſtoriker ſich auf allgemeine oder doch Italien nur indirekt berührende Gebiete erſtrecken, ſo erſcheint es nicht verwunderlich, daß ſie ſich das Buch eines deutſchen Poeten, das der Darſtellung einer italiäniſchen Spezial-Geſchichte geweiht iſt, anzueignen beſtrebt geweſen ſind. Platen liebte Neapel, deſſen zauberiſche Küſten ihn zu ſeinen ſchönſten Gedichten begeiſtert haben, er hat Jahre lang dort gelebt und allgemeine Anerkennung in den gebildeten Kreiſen, ja perſönliche Theilnahme und Freundſchaft gefunden, die ſich lange über ſein Grab hinaus erhalten haben. Die Ueberſetzung ſeiner Geſchichte von Neapel (ſie betrifft bekanntlich nur die Regierungszeit der Königin Johanna II. und den Beginn des Erbfolgeſtreits, 1414—1443) iſt ein Zeichen davon, daß ſein Name noch jetzt in gutem Klange dort ſteht. Sie hat zum Verfaſſer den als hiſtoriſchen Schriftſteller rühmlich bekannten Profeſſor an der Univerſität zu Neapel, Tommaſo Gar, dem es gelungen iſt, Platens eleganten, etwas gedrängten Styl vortrefflich wiederzugeben. Gegenſtand und Urſprung des Werkes rechtfertigen den Wunſch, daß es in Deutſchland auch in dieſer Geſtalt Freunde finden möge, und darf es namentlich als italiäniſches Leſebuch Lernenden, die bei der Auswahl proſaiſcher Lektüre nicht ſelten in Verlegenheit ſind, empfohlen ſein.

— **Graf v. Sievers und Rußland unter Katharina II.***) Das vorliegende Buch iſt ein Auszug aus dem größeren Werke deſſelben Verfaſſers: „Ein Ruſſiſcher Staatsmann," welches in den Jahren 1857 und 1858 in vier Bänden erſchien, und in dieſen Blättern ausführlicher beſprochen wurde. Es fand dieſes Werk, welches ziemlich die ganze, namentlich die diplomatiſche Geſchichte Rußlands unter Katharina II. umfaßt, und was die Palaſtintriguen von St. Petersburg und die Theilung Polens betrifft, eine reiche Quelle der Belehrung iſt, damals unter dem kompetenten Publikum nicht geringen Beifall; namentlich ſprach ſich Varnhagen von Enſe darüber ſehr anerkennend aus. Er erklärte dieſe Mittheilungen für die reichſten und ausführlichſten Beiträge zu Rußlands innerer Geſchichte, an welche bisher die meiſten Schriftſteller kaum gerührt hätten. In der kürzeren Faſſung ſcheint das Werk noch gewonnen zu haben.

Literariſcher Sprechſaal.

Reiſeſkizzen und Novellen von Ernſt Freiherrn von Bibra.**) Wir machen beſonders auf die erſte Novelle „Im Walde" aufmerkſam, die in Deutſchland ſpielt, liebenswürdige Figuren enthält und ein pſychologiſch intereſſantes Motiv recht ſauber und anmuthig durchführt. Andere Erzählungen ſind Skizzen in der bekannten friſchen und munteren Weiſe des Verfaſſers, die uns Natur und Leben in Chile veranſchaulichen ſollen. Als beſonders humoriſtiſch heben wir unter ihnen die „ſüdamerikaniſche Reiſe des Dr. Weſſen" hervor.

Eine recht gelungene Ueberſetzung des Prisoner of Chillon iſt von M. von der Marwitz in dem deutſchen Verlage von Richard Leſſer, (Vevay und Lauſanne) erſchienen. Mit einer hiſtoriſchen Einleitung ausgeſtattet, welche die Schickſale des wirklichen Gefangenen, des frommen und heldenmüthigen Franz von Bonnivard, in der Kürze angiebt, mag das Heftchen manchem deutſchen Beſucher des Inſelſchloſſes zu einer lieben Erinnerung werden.

*) Storia del Reame di Napoli narrata dal conte Augusto di Platen e tradotta dal Tedesco da Tommaso Gar. Napoli, presso l'editore Alb. Detken. 1864.

*) Graf Jakob Johann v. Sievers und Rußland zu deſſen Zeit. Von Karl Ludwig Blum. Mit vier Kupferſtichen. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1864.

**) 4 Bändchen. Jena und Leipzig, H. Coſtenoble, 1864.

Digitized by Google

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

SECOND LIVRE DE LECTURE,
DE VERSION ET D'INSTRUCTION
ALLEMANDE.

A l'usage des familles et des écoles françaises, pouvant servir de thèmes aux élèves allemands.
Par **B. SESSELMANN**,
Professeur à l'école supérieure de Nancy.
8. Geh. 12 Ngr.

Seinem „Premier livre de lecture", das bereits in vielen öffentlichen und Privatschulen Eingang gefunden hat, lässt der Verfasser hier einen zweiten Cursus folgen. Das Werkchen ist zunächst ebenfalls ein für französische Schulen bestimmtes Lese-, Uebersetzungs- und Unterrichtsbuch, jedoch so eingerichtet, dass es auch von deutschen Schülern und Schülerinnen als ein nützliches und erleichterndes Hülfsmittel zur Erlernung der französischen Sprache gebraucht werden kann. (587)

In unſerem Verlage iſt erſchienen:

Lug und Trug.
Vom Standpunkte des Strafrechts und der Geſchichte dargeſtellt von Dr. **Leonhard Freund.**
Erſter Band:
Lug und Trug unter den Germanen.
Von den älteſten Zeiten bis zum Erlöſchen der Herrſchaft der Karolinger.
1863. 20½ Bogen 8. geh. Preis 1 Thlr. 7½ Sgr.
Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (593)

Für Jäger und Jagdliebhaber.
In unſerem Verlage iſt erſchienen:
Humoriſtiſche Jagdgedichte
von **Wilhelm Bornemann.**
Aus den hinterlaſſenen Handſchriften des verſtorbenen Dichters geſammelt und herausgegeben von **Carl Bornemann.**
Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. Elegant geb. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bilder aus dem Jägerleben
von **D. von Winterfeldt.**
Mit 7 Illuſtrationen nach Zeichnungen von C. Steffeck.
8½ Bogen Royal-4. in illuſtrirtem Umſchlag.
Geh. 1 Thlr. Elegant gebund. 1 Thlr. 25 Sgr.
Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (592)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten.

Lehrbuch des Schachspiels
von
D. Harrwitz,
enthaltend die
Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verf. u. A.
21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (595)

Geſellſchaftsreiſe
nach
Aegypten
auch zum Aufenthalte über Winter in Cairo.

Zahlreichen Wünſchen entſprechend wird die Unternehmung der Geſellſchaftsreiſen nach Konſtantinopel und Athen, welche ſich großer Theilnahme und des beſten Erfolges erfreuten, nun auch die erſte Geſellſchaftsreiſe **nach Aegypten** u. z. im Einvernehmen mit dem „öſterreichiſchen Lloyd" in Trieſt organiſiren.

Die Abreiſe von Trieſt erfolgt den 28. November 1864.

Der Preis einer Theilnehmerkarte
einſchließlich der Fahrten, Verpflegung während der Dauer der ganzen Reiſe u. ſ. w. iſt:
400 Gulden.

Das Reiſe-Programm
iſt zu erhalten in der Gerold'ſchen Buchhandlung am Stefansplatze in Wien. — Auskünfte ertheilen: Herr Franz Tavora, Redakteur in Wien (Stadt, Neubad No. 6, Eingang durch die Wallnerſtraße), an den auch alle Briefe zu richten ſind, oder Herr Dr. Leopold Schweitzer, Redakteur der „Wiener Zeitung." (582)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Kleinere Schriften von Jacob Grimm.
Erster Band: **Reden und Abhandlungen.**
26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr. (594)

Dieser erste Band enthält die allen Gebildeten zugänglichen Schriften, deren Erscheinen sicher nicht bloss die zahlreichen Verehrer des unvergesslichen Mannes mit Freude begrüssen werden.

Freytags neuer Roman.

Bei S. Hirzel in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (589)

Die verlorene Handſchrift.

Roman in fünf Büchern
von
Guſtav Freytag.
In drei Bänden. Preis: 4½ Thlr.
Erſter und zweiter Band.

Der dritte Band wird in Kurzem nachgeliefert.

So eben erſchien in Ferd. Dümmlers Buchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin:

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich Baron de la Motte Fouqué.**

Dreizehnte Auflage. Miniatur-Ausgabe mit Titelbild in Stahlſtich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter. In engl. Einbd. mit Goldſchnitt und Deckelpreſſung. 1 Thlr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie", wie Schwab und Klüpfels Wegweiſer ſie nennt, ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (596)

Bei Fr. W. Grunow in Leipzig iſt ſoeben complet geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schmidt, Julian, Geſchichte des geiſtigen Lebens in Deutſchland von Leibnitz bis auf Leſſing's Tod. 1681—1781. 2 Bde. Preis 7 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch entwickelt den innern Zuſammenhang der deutſchen Dichtung mit der großen Bewegung auf dem Gebiete des religiöſen, politiſchen und ſocialen Lebens. Es ſtellt das allgemeine Leben der Nation in dem Leben, Denken und Empfinden ihrer bedeutendſten Menſchen dar. Es ſchließt ſich der Zeit nach — rückwärts — deſſelben Verfaſſers „Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod" ergänzend an, iſt jedoch, wie es der Stoff bedingt, ſtreng hiſtoriſch behandelt und bildet auch für ſich ein geſchloſſenes Ganzes. (583)

Durch alle Buchhandlungen und durch jedes Postamt ist zu beziehen:

Zeitung des Vereins
Deutscher Eisenbahn-Verwaltungen.
Red.: **Dr. W. Koch.** — Commissionair: **J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung** in Leipzig.
Wöchentlich eine Nummer à 1—1½ Bogen. gr. 4.

Preis vierteljährlich 1 Thlr. — Inserate werden à 1½ Ngr. pr. Zeile, 1300 Beilagen in 4. zu den durch den Buchhandel und die Eisenbahnen bezogenen Exemplaren für 2 Thlr. angenommen. (590)

Die Eisenbahn-Vereins-Zeitung, welche sich, wie die Zunahme ihrer Abonnentenzahl zeigt, immer mehr in die Gunst des Publikums zu setzen gewusst hat, bringt ausser den offiziellen Bekanntmachungen der deutschen Eisenbahn-Verwaltungen in Leitartikeln aus den bewährtesten Federn, in zum grossen Theil offiziellen Korrespondenzen sämmtlicher deutscher Eisenbahn-Verwaltungen und künftig in einem möglichst pikanten Feuilleton Alles, was für das direct oder indirect bei den Eisenbahnen interessirte grosse Publikum von Wichtigkeit ist. Alle das Eisenbahnwesen betreffenden finanziellen, national-ökonomischen, statistischen und juristischen Tages-Fragen sowie die neuen technischen Erfindungen des Eisenbahnwesens werden in ihr besprochen. Auch das Dampfschifffahrts-, Post-, Telegraphen- sowie das übrige Verkehrswesen Deutschlands und des Auslandes findet in der Zeitung thunlichst seine Vertretung.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt betreffend: **„Gott in der Natur"** von **Dr. G. Hartwig. C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.**

Verantwortlicher Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krause in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 45.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 6. November **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.

Richard Böckh's Sprachkarte vom preußiſchen Staat . . . 706
Das Städteweſen im Großherzogthum Poſen 707
Sagenbuch der Lauſitz . . . 708

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen . . . 709

Rußland.

Die Mennoniten an der Molotſchna . . . 710

England.

Wärme als Faktor der Bewegung. Nach Profeſſor John Tyndall . . . 713

Frankreich.

Kosmopolitiſche Emigranten-Literatur. Fürſt Dolgorukov über Perſigny . . . 714

Aegypten.

Aus Dendera . . . 717

Kleine literariſche Revue.

Schleswig-Holſteins Landesgeſchichte . . . 718
Zur Küſtenvertheidigung . . . 718
Pierre Scudo . . . 718
„Einfache Geſchichten“ . . . 718

Literariſcher Sprechſaal . . . 719

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Jacob Grimm:

Kleinere Schriften.

Erster Band: *Reden und Abhandlungen.*
26¼ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier.
Eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Selbstbiographie. — Meine entlassung. — Italienische und skandinavische reiseeindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savignys doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — Ueber etymologie und sprachvergleichung. — Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Dieser erste Band enthält die für alle Gebildeten anziehenden Schriften, deren Erscheinen sicher nicht blos die zahlreichen Verehrer des unvergesslichen Mannes mit Freude begrüssen werden. (607)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

Now ready, in small foolscap 8vo.

BELL AND DALDY'S

ELZEVIR SERIES

OF STANDARD AUTHORS.

MESSRS. BELL AND DALDY, having been favoured with many requests that their Pocket Volumes should be issued in a larger size, so as to be more suitable for Presents and School Prizes, have determined upon printing New Editions in accordance with these suggestions.

They will be issued under the general title of „Elzevir Series,“ to distinguish them from their other collections. This general title has been adopted to indicate the spirit in which they will be prepared, that is to say, with the greatest possible accuracy as regards text, and the highest degree of beauty that can be attained in the workmanship.

They will be printed at the Chiswick Press, on fine paper, with rich margins, and will be issued in tasteful binding at prices varying from 1 Thlr. 5 Sgr. to 2 Thl.

Most of the Volumes already published in the „Pocket Volumes“ will be issued in this Series, and others of a similar character will be added. Some will contain a highly finished Portrait, or other Illustration.

Now ready.

Burns's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Coleridge's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Longfellow's Poems, price 1 Thl. 15 Sgr.
Shakespeare's Plays. Carefully edited by Thomas Keightley, Esq. Vol. I. II. and III. à 1 Thl. 20 Sgr.

This edition will be completed in six volumes before the end of the year.

Shortly.

Walton's Lives.
Milton's Paradise Lost.
Walton's Angler.
Washington Irving's Sketch Book.
— — Tales of a Traveller.
And others. (603)

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Als reichhaltigstes Sammelwerk und vorzüglichstes Orientirungsmittel für Kenntniss und Studium der deutschen Literatur empfiehlt sich die, in diesem Sommer vollständig erschienene

Bibliothek

der deutschen Klassiker

in 25 Oktav-Bänden,

enthaltend eine kritische Auswahl von Meisterwerken deutscher Dichter und Denker, ein Gesammtbild des deutschen Schriftschatzes, begleitet von einer vollständigen, jede Literaturepoche einleitenden Literaturgeschichte Biographieen, Charakteristiken und Porträts sämmtlicher Autoren in elegantester Ausstattung und folgender Anordnung:

Band I. Dichtungen der Hohenstaufenzeit.
- II. Volksliteratur der Reformationszeit.
- III. Dichtungen des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.
- IV—XIII. Klassische Periode. 10 Thle.
- XIV—XVIII. Periode der Romantiker. 5 Theile.
- XIX—XXI. Deutsche Lieder- und Ependichter der Neuzeit. 3 Theile.
- XXII. Die deutschen Dramatiker d. Neuzeit.
- XXIII—XXIV. Die Roman- und Novellendichter der Neuzeit. 2 Thle.
- XXV. Denker und Forscher der Neuzeit.

Preis: 25 Bände complet, elegant in engl. Leinen gebunden 30 Thlr., geheftet 23⅓ Thlr.

Preis der einzelnen Bände:

Band I., IV., XIV., XVI., XIX., XX.—XXIV. geheftet à ⅔ Thlr.
- II., III., V—XIII., XVII., XVIII. geheftet 1 Thlr.
- XV., XXV. geheftet à 1⅓ Thlr.

Zu vorstehenden Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Seit 1. October d. J. neues Abonnement auf

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.
Herausgegeben von
Karl Andree.
Siebenter Band in 12 Lieferungen à ¼ Thlr.

Derselbe erscheint halbmonatlich in Lieferungen von je 4 Bogen, reich illustrirt und mit Karten- und Stahlstich-Beilagen. Zwölf Lieferungen bilden einen Band.

Erschienen ist Band I—IV. Probe-Nummern und Prospecte durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen. (606)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Richard Böckh's Sprachkarte vom preußiſchen Staat.*)

Was iſt Wahrheit? So fragte einſt der römiſche Landpfleger die Hohenprieſter eines Volkes, das ſeine beſten Männer um der Wahrheit willen zu opfern bereit war, und: was iſt Wahrheit? — ſo können auch wir oft und täglich Behauptungen gegenüber fragen, die zu erweiſen nie ganz möglich iſt, an die zu glauben, Parteiſache iſt. Was iſt ein Volk? So können auch wir fragen, und wer wird Wahrheit antworten? Was iſt hier Wahrheit? Schon der Begriff wird verſchieden feſtgeſtellt. Anders vom Sprachforſcher, anders vom Philoſophen, anders vom Theologen und anders vom Juriſten. Der Eine ſagt, ein Volk ſei nichts anderes, als die Menge der Regierten, der Andere giebt zu, daß verſchiedene Völker unter Einer Regierung ſtehen, der Dritte muß endlich einräumen, daß ein Volk verſchiedene Obrigkeiten haben kann. Die Lehre vom göttlichen Recht der Könige hat ſich des Volksbegriffes angenommen, und die Lehre von den ſogenannten natürlichen Gränzen muß eine andere Erklärung aufſtellen. Der große Rechtslehrer Savigny giebt nicht weniger, als vier Erläuterungen des Begriffes Volk. Und das Alles in einer Zeit, die auf das Genaueſte den Begriff feſtgeſtellt wiſſen will, die auf den Begriff des Volkes große ſtaatsrechtliche Wirkungen erbaut weiß, und jene Wirkungen dem Begriffe anpaſſen will, wo dies nicht ſchon geſchehen iſt. Wer iſt es denn nun, der die Arten und Unterarten der Völker klaſſifizirt, wer kann den gewonnenen Klaſſen die Individuen anpaſſen? Und täglich ändern ſich die Kennzeichen. Epochenweiſe mehr oder minder ſchnell wechſeln die zur begrifflichen Feſtſtellung nöthigen Grundbedingungen. Auswanderung, Einwanderung, Miſchung der Familien durch Heirat, Aenderung der Sprache durch dieſe einzelnen Bedingungen — das Alles ſteht niemals ſtill. Und die Wiſſenſchaft kann nichts, als einen momentanen Zuſtand fixiren, ſo wie der Photograph verfährt mit der ſich ſtets ändernden Phyſiognomie des Urbildes; und erſt aus vielen ſolchen fixirten Momenten wird der denkende Beſchauer im Stande ſein, ſich das äußere Weſen des Gegenſtandes zuſammenzuſetzen, und — wird auch nicht ſicher vor Irrthum ſein. Die jüngſten Tage haben gelehrt, daß auch die Sprache es nicht iſt, die über den Stamm entſcheidet, denn in Schleswig ſind Leute gekommen, die nicht ein Wort deutſch ſprachen, und es in däniſchen Worten ausſprachen, daß ſie nicht Dänen, ſondern Deutſche ſeien. Und das Schweizervolk — es hat keine Landesſprache, und ſpricht die Idiome der Nachbarn, und wer wollte leugnen, daß es ein Volk iſt! Hier wirken die verſchiedenſten Bedingungen gleichzeitig: die althergebrachte Einheit in Sitten, Geſetzen und Religion, die räumliche Zuſammengehörigkeit, die ſtaatliche gleicherweiſe, und endlich die Einheit der Sprache. Treffen nicht alle Bedingungen zuſammen, ſo wird Unbehaglichkeit entſtehen, und haben ſich, wie in unſern Tagen, Getrennte durch ſtaatliche Einigung wieder als zuſammengehörig fühlen gelernt, oder Verbundene, denen die Vereinigung zuwider war, das Band derſelben zerſchnitten, ſo wird jene Unbehaglichkeit in Aktion übergehen.

Das iſt der augenblickliche Zuſtand in Europa. In Irland, und in Schleswig, in Polen und Ungarn, in Italien und Griechenland, bei den Skandinaviern und den Slowaken, im Dappenthal und bei den Ruthenen will man zuſammenhalten, und trennen je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, hier das, was man für zuſammengehörig hält, dort das, was man für nicht zuſammengehörig hält.

Daher iſt es vor allen Dingen nöthig, daß die Wiſſenſchaft ſtets in der Lage ſei, jene Augenblicks-Bilder aufzunehmen, und hier werden ſich mehrere Disziplinen die Hand reichen, um die thatſächliche Feſtſtellung zu beſorgen. In erſter Linie ſteht hier die Statiſtik, und zu dem Material, welches ſie ſammelt und feſtſtellt, gehört die räumliche Vertheilung derer, die eine Sprache ſprechen. Der ſtatiſtiſche Kongreß und die einzelnen ſtatiſtiſchen Kontrol-Anſtalten haben die Wichtigkeit ſolcher Aufſtellungen gewürdigt, und mit Freude begrüßen wir unter den Arbeiten dieſer Richtung das vorliegende Werk eines gelehrten Berliner Statiſtikers, des Regierungsrathes Böckh, die nach den Zählungsaufnahmen im Jahre 1861 im Auftrage des k. ſtatiſtiſchen Bureaus daſelbſt bearbeitete Sprachkarte des preußiſchen Staates.

In den beiden vortrefflich ausgeſtatteten Blättern dieſer Karte wird dem Auge auf das Ueberſichtlichſte in Farben die Vertheilung der Einwohner nach ihrer Familienſprache veranſchaulicht. Der gelbe (deutſche) Hauptton nuancirt ſich nach der ſlaviſchen Seite hin in Schattirungen zum rothen, mit der littauiſchen Bevölkerung zum blauen Farbengrunde, ſo daß die rein deutſche, rein polniſche, die überwiegend deutſche oder überwiegend polniſche Bevölkerung ſehr klar ins Auge fallen und bis in die genaueſten Details ſich abheben. In kleineren Seiten-Karten ſind die wattoniſchen Elemente in der preußiſchen Rheinprovinz und die Vertheilung der Sprachen über ganz Deutſchland in überſichtlicher Weiſe beigegeben. Das vornehmſte Intereſſe nimmt natürlich die Vertheilung der Deutſchen und Polen in der Provinz Poſen, ſowie den angränzenden Stücken von Weſtpreußen und Oberſchleſien in Anſpruch. Durch eine ziemlich gerade Linie von Kulm bis Goldapp wird im äußerſten Oſt das Deutſche vom ſlaviſchen Element ſo geſchieden, daß nördlich von dieſer Linie nur Deutſch geſprochen wird, ſüdlich gemiſchte Diſtrikte beginnen, die meiſt bis an die Landesgränze reichen. Einzelne deutſche Enklaven ſind noch in ruſſiſch Polen. Ueberwiegend ſlaviſche Mundarten ſprechen ferner die öſtlichen Theile der pommerſchen Kreiſe Lauenburg und Butow und das ſich an ſie ſchließende Stück Weſtpreußens von der Tuchler Heide bis gegen Stargard, endlich einige Anwohner des Putziger Wieks. Zwiſchen Poſen, Rogaſen, Gneſen und bis nach Inowrazlav hin iſt eine wahrhaft babyloniſche Vermiſchung der Farben, ſüdlich wiegt dann das Polniſche vor, nur ſind viele Städte mit den umliegenden Landſchaften als rein oder vorzugsweiſe deutſch bezeichnet, ſo Moszyn, Xionz, Pleſchen, Jaroszyn, Oſtrowo, Kempen u. A. Weſtlich von Pinne und Rackwitz ſpricht die Bevölkerung deutſch, und gleicherweiſe in der Linie von Liſſa bis Rawitſch, ja ſelbſt öſtlich von dieſer Linie erſtreckt ſich ein rein deutſcher Arm bis nach Krotoſchin, Feſtenberg und Mittelwalde (Medzibor). Von Namslau aus theilt eine faſt gerade Linie bis zur öſterreichiſchen Gränze bei Zülz Schleſien dergeſtalt, daß weſtlich Alles rein deutſch, öſtlich aber die ländliche Bevölkerung polniſch (waſſerpolniſch) und im Süden und Südweſten dieſes Theiles auch czechiſch und mähriſch ſpricht, während die Städte — Oppeln, Koſel, Gleiwitz, Beuthen, Ratibor u. ſ. w. — in rein deutſchen Enklaven liegen. Im Weſten des Leobſchützer Kreiſes endlich wird nur deutſch geſprochen.

Jenſeits der ruſſiſchen Gränze geht von Peiſern aus und

*) Sprachkarte vom preußiſchen Staat, bearbeitet von Richard Böckh. 2 Blätter. Berlin, Dietrich Reimer, 1864

Digitized by Google

nördlich von Kaliſch ein wohl ſieben Meilen langer deutſcher Streifen in ſüdöſtlicher Richtung.

Von dieſen Sprachgränzen und Miſchungen aus wenden wir den Blick nach der Lauſitz, in welcher wir der rothen (ſlaviſchen) Farbe wieder begegnen. Rechts und links von der Spree zwiſchen Bautzen und dem Spreewalde, und in weiteſter Ausdehnung zwiſchen Weſt und Oſt von Senftenberg bis Muskau wohnen Wendiſch redende Landleute, und nur die Städte dazwiſchen, wie Peitz, Kottbus, Spremberg, Hoyerswerda, Wittichenau, Muskau, ſind deutſch und in deutſcher Umgebung, wie denn auch von Kottbus und Spremberg weſtwärts ſchon die unvermiſchte deutſche Bevölkerung beginnt.

Was die Littauer betrifft, ſo wohnen ſie öſtlich vom kuriſchen Haff gemiſcht mit Deutſchen, und zwar ſind ſüdlich von Tilſit viele vereinzelte Littauiſche Landſchaften. Zwiſchen Tilſit und dem Haff wohnen meiſt Deutſche. Nördlich von Tilſit überwiegen zwiſchen Landesgränze und Meer die Littauer, nur Memel und Umgegend wieder reden Deutſch.

Um ſchließlich auf die Wallonen zu kommen, ſo ſind dieſelben ſüdweſtlich von Aachen, in ſtrenger Linie von den Deutſchen geſchieden. Gemiſchte Bezirke ſind hier nirgends. Innerhalb der preußiſchen Gränze reden gegen 10800 Perſonen, welche um Malmedy herum wohnen walloniſch, während jenſeits der Gränze im Luxemburgiſchen deutſch geſprochen wird, und zwar in ziemlich gerader Linie von St. Vith bis nach Longwy hinab.

Dies iſt das äußere Bild, welches die mit unendlicher Sorgfalt gefertigte Karte giebt.

In einer beigegebenen Erklärung iſt eine vortreffliche Ueberſicht, aus welcher die der Karte entſprechenden Zahlen zu entnehmen ſind. Das Reſultat iſt Folgendes. Im ganzen preußiſchen Staat ſind 71,286 Ortſchaften mit 18,222,848 Einwohnern, darunter 15,718,656 deutſcher Sprache, 2,504,192 anderer Volksſprache, davon 137,404 der littauiſchen (einſchließlich 414 der kuriſchen) Sprache, 2,214,888 Einwohner der polniſchen Sprache (einſchließlich des mazuriſchen und des kaſzubiſchen Dialektes); 58,880 Einwohner der cechiſchen und bez. der mähriſchen Sprache, dieſer letzteren insbeſondere im Kreiſe Leobſchütz und in dem rechts der Zinna gelegenen Theil des Kreiſes Ratibor; 82,232 Einwohner (in der Lauſitz) der wendiſchen Sprache, und 10,788 der walloniſchen Sprache angehörig.

Der Verfaſſer verſpricht ſpäter einen Text zu dieſer intereſſanten Karte zu geben.

Wir wünſchen, daß mit dieſem Werk der Anfang einer für alle Länder und Völker hochwichtigen genauen Aufſtellung der Sprachenvertheilung gemacht ſei, und es wird auch dieſe Karte nicht verfehlen, Nutzen zu ſtiften. Bei vielen — insbeſondere aber bei den deutſch-polniſchen — Sprachſtreitigkeiten wird ein Fingerzeig auf die Karte genügen, und das letzte Wort ſprechen. L. L.

Das Städtewesen im Großherzogthum Poſen.*)

Das Gränzland Poſen war Jahrhunderte lang zwiſchen Deutſchen und Slaven ein ſtreitiges Gebiet. Seit acht Jahrhunderten haben die Erſteren hier eine Stellung erobert, welche ſie den Vorzügen germaniſcher Bildung verdanken. Der deutſche Mann iſt in den Oſtmarken der Warthe und Netze nicht ein rechtloſer Fremdling oder ein gewaltſamer Uſurpator; er iſt dereinſt von den polniſchen Feudalherren ſelbſt ins Land gerufen worden, um die Wälder zu roden, die Sümpfe zu trocknen, den Boden urbar zu machen, Handels-Erwerb und Handwerks-Geſchicklichkeit in wüſte Einöden zu verpflanzen. Ohne den deutſchen Fleiß wäre dieſes Stück Erde noch heutigen Tages eine kaum hier und da vom Anbau unterbrochene Wildniß, eine halbe Barbarei, ein ungeheures Jagdrevier polniſcher Großen und ein Dienſthaus leibeigener Bauern.

Wer die Geſchichte des polniſchen Reiches und ſeiner Beziehungen zu Deutſchland vor ſeinem geiſtigen Auge vorübergleiten läßt, wird uns mit obiger Behauptung buchſtäblich Recht geben. Das Land Poſen iſt eine friedliche Eroberung des deutſchen Geiſtes und Armes; die Theilungen Polens haben nur gerettet oder beſiegelt, was bereits durch eine Reihe von zehn und mehr Menſchenaltern vorhanden und an zähen Wurzeln befeſtigt war. Man kann es beklagen, daß die polniſche Nation nicht allein auf ureigene Kraft geſtützt ſich emporzurichten, ſich zu entwickeln, ſich zu ſittigen vermochte, und es iſt auch gewiß der Keim ihrer Kataſtrophen geweſen, daß die Mannigfaltigkeit ihrer Bevölkerungs-Elemente geiſtig und phyſiſch unverſchmolzen blieb, aber dieſer Mangel rechtzeitiger Durcharbeitung der gegebenen ſozialen Grundſtoffe drückt nun einmal nach Abſchluß ihres Staatslebens der polniſchen Geſellſchaft einen unvertilgbaren Stempel auf. Was in Jahrhunderten verſäumt ward, kann nicht mehr nachgeholt werden, und die deutſche Anſiedelung, welche ſelbſtändig ausgeſchieden, wird man vergebens in das alte Joch polniſcher „Adelsdemokratie“ zurückbannen.

Ein vom beſten Geiſte beſeeltes und wahrhaft gediegenes Werk des Leipziger Hiſtorikers Profeſſor Heinrich Wuttke: „Städtebuch des Landes Poſen“ genannt, bietet unmittelbare Veranlaſſung, die Verhältniſſe der bunten Gränzmark objektiv zu betrachten und die Fundamente der Germaniſirung Poſens kennen zu lernen. Von adminiſtrativen Nachhülfen ſchweigen wir. Das Räthſel der im Zeitenlauf immer troſtloſeren Abhängigkeit des polniſchen Volkes und der gleichen Schritt haltenden Verdeutſchung der Gränzmarken, Großpolen ſogar miteinbegriffen, löſt ſich ſehr einfach, wenn man erwägt, daß Polens Bürgerſtand geradezu deutſch oder doch mit deutſchen Bildungen tief durchſetzt iſt, überall nach deutſchen Sitten, Gewohnheiten und Rechtsregeln ſein Daſein geſtattet und ſeine Einrichtungen getroffen hat. Da das Landrecht der polniſchen Nation kein anderes als das Landrecht des Sachſenſpiegels war, den ein barbariſches Latein in Jus Polonorum Saxonicum verwandelt hatte, ſo mußte naturgemäß das Stadtrecht der polniſchen Städte das alte Magdeburger Recht ein (Jus municipale Saxonicum), vielleicht auch das „ſächſiſche Weichbild“ ſein. Herr Profeſſor Wuttke führt im erſten Theil ſeines Städtebuches eine große Anzahl von Urkunden auf, in welchen polniſche Herrſcher und Magnaten einzelnen Poſener Städten das Magdeburger Recht bewilligen. Der Verfaſſer hat unſägliche Mühe angewandt, dieſe Sammlung von ſtädtiſchen Freibriefen zu vervollſtändigen; aber — mag die Zerſtreuung, Zerſplitterung und Verzettelung der polniſchen Archive und ſtörrige Zurückhaltung von gewiſſer Seite eine umfaſſendere Wiedergabe in dieſem Codex diplomaticus vereitelt haben — was wir leibhaftig ſehen und leſen können, beſtätigt uns auf jedem Blatte die Macht der Herrſchaft deutſcher Rechtsgedanken, wie überhaupt deutſcher Kultur in den Städten Großpolens. Wo die alten Urkunden durch Brand, Plünde-

*) Städtebuch des Landes Poſen von Heinrich Wuttke. Leipzig, in Kommiſſion bei Hermann Fries. 1864. Ein Quartband von X. und 172 Seiten.

Digitized by Google

rung und andere in der polniſchen Republik häufige Zwiſchenfälle abhanden gekommen waren, da zeigen die neueren Freibriefe, welche die verlornen erſetzen ſollten, durchgängig das Muſter norddeutſcher Uebung und Satzung; ſie ſind auch nicht polniſch, ſondern lateiniſch gegeben; denn das Lateiniſche war die Staatsſprache zum Heil und Wohl von Millionen altpolniſcher Unterthanen, welche (z. B. die Ruſſinen oder Ruthenen, die Lithauer, die Podoller, die Rothreußen) das Polniſche nicht verſtanden! Von den deutſchen Anſiedlern des Weſtgürtels wurde dies in den Glanzzeiten der Republik auch in keiner Hinſicht gefördert; erſt, als die Anarchie immer wilder um ſich griff, das polniſche Junker- oder ſogenannte „Polakenthum“, jener Kleinadel, der in den ſtürmiſchen „Landboten“ ſeine Vertretung gefunden, immer mehr ſich breit machte, begann man in den Städten zu poloniſiren und man war anno 1772 ſchon hübſch weit damit gekommen, als plötzlich der eherne Arm Friedrichs des Großen der Slaviſirung des deutſchen Bürgerthums einen feſten Riegel vorſchob. Doch ſind einzelne Spuren dieſes Prozeſſes an poloniſirten deutſchen Bürgerfamilien kenntlich; die Sympathie für den polniſchen Adel, für die Reſtauration Polens ꝛc. haben unter den Deutſchen einzig in dieſen ganz ſonderbar gearteten Kreiſen ihren Urſprung und ihre Nahrung.

In dem erzählenden Theile ſeines Werkes malt uns Herr Wuttke die nationalen Kämpfe, Schwankungen und Metamorphoſen bis auf die Gegenwart in friſchen, lebenswahren Farben.

— — Roland, der Rieſ', am Rathhaus zu Bremen
Steht er als Standbild ſtandhaft und wacht

lautet ein ſchöner Vers unſeres greiſen Heldenſängers Rückert am Anfang eines Liedes, das die Kulturbedeutung der Rolandsſäule verherrlicht. Der deutſche Held Roland, ein Wahrzeichen deutſchen Rechts und deutſcher Sitte, oft auch des Blutbanns der Stadtgemeinde, hat viele Rundreiſen durch die nordiſchen Gaue zurückgelegt; dicht neben dem Rathhauſe ward in den Städten altſächſiſchen Rechtes ſein Standbild aufgepflanzt; ſo findet man ihn an der Warta und an der Weichſel; in der Stadt Poſen hat der gute Roland gerade die rechte Stelle bekommen.

Dem Parteigeiſte mögen dergleichen hiſtoriſche Wahrzeichen unbequem ſein: allein danach fragt die Wirklichkeit nichts, und die Menſchheit geht unbekümmert ihren Weg, ob die alten Formen wanken und verweſen und ob das vor ſich geht, was der Dichter in den Worten bezeugt:

Völker verrauſchen,
Namen verklingen,
Finſtere Vergeſſenheit
Breitet ihre mächtigen Schwingen
Ueber ganze Geſchlechter aus.

Derſelbe Dichter verkündet auch die machtvolle Lehre:

Wir wir leben, unſer ſind die Stunden
Und der Lebende hat Recht.

Warum hat der polniſche Adel dereinſt ſeine Zeit nicht beſſer benutzt? Sollen Diejenigen, welche den Boden ſeiner Väter aus barbariſcher Wildniß in urbare und wegſame Stätten gewandelt, für fremde Verſäumniß büßen und ſlaviſche Art annehmen, die ſich frei nicht behaupten konnte? Wir wünſchen gewiß dem Polen Gleichberechtigung auf der Scholle, die er mit dem deutſchen Anſiedler theilt; nimmermehr aber kann das Ideal des in den Gränzen von 1772 wiederhergeſtellten Polens (etwa nach der 1859 unter den Auſpizien des Fürſten Adam Czartoryski herausgegebenen Karte) im 19. Jahrhundert Fleiſch und Bein empfangen. Es iſt ebenſoſehr ein von der Menſchlichkeit diktirter Wunſch, daß die patriotiſche Ueberſchwenglichkeit Einzelner, die freiwillig oder durch Terrorismus gezwungen von jenem Ideal nicht ablaſſen wollen, bei den Mächtigen Gnade und Verzeihung finde: andererſeits jedoch iſt es unerläßliche Pflicht der Polen, daß ſie das uralte, wohlerworbene Recht ihrer deutſchen Mitbürger achten lernen. Die Geſchichte redet für alle Denkenden, mögen ſie dieſelben zu Rathe ziehen! Was die Statiſtik, zumal das gewaltige, treu und redlich geſammelte Material des Herrn Wuttke, berichtet, das hat im April 1848 ſein Daſein durch kernhafte That erwieſen: das Poſener Deutſchthum in dem Strudel der Unruhen von dem tapfern Freiherrn Kolbe von Schreeb auf die rechte Bahn gelenkt, hat ſeine Ausbreitung und ſeine Lebenskraft ſo energiſch bewährt, daß großpolniſche Idealismen in das Reich der Träume verbannt werden müſſen.

Sagenbuch der Lauſitz.*)

Man iſt jetzt allenthalben in unſerm Vaterlande eifrig bemüht, die Reſte des alten heidniſchen Glaubens unſrer Vorfahren aufzufinden, da die Zeit doch nicht mehr allzufern ſein dürfte, in welcher ſie unrettbar verloren ſein werden, wie es mit ſo vielen Ueberlieferungen bereits eingetreten.

„Es wiederholt ſich, was die Sage erzählt von den Heimchen, daß ſie flohen vor dem harten Schall der Kirchenglocken. Jetzt flieht auch die Sage von ihnen vor dem Geräuſch der Dampfmaſchine.“ — Man hat deshalb ganz beſondere Urſache, jenen Sammlern Dank zu wiſſen für ihre ſo mühſame und ſo wenig Ausbeute gewährende Arbeit.

Intereſſanter aber wird dieſelbe noch, wenn ſie an der Gränze zweier Völkerſtämme ſtattfindet, die in ſo feindlicher Berührung gelebt, wie die Deutſchen und die Wenden.

Wir können an dieſem Orte nur im Allgemeinen den reichen Inhalt erwähnen, der, wie geſagt, ein doppeltes Intereſſe erregt, da deutſches und ſlaviſches Heidenthum ſich hier begegnet. Herr Karl Haupt, der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, äußert ſich darüber folgendermaßen: „Von den Göttern dieſer deutſchen Urbevölkerung weiß freilich ſelbſt die Sage nicht mehr viel zu erzählen. Es liegt dies in der geiſtigeren Art des germaniſchen Götterglaubens. Bei uns kommt aber dazu die frühzeitige Verſchmelzung mit ſlaviſcher Nation und Religion. Dieſe Verſchmelzung wurde erleichtert durch eine gegenwärtig faſt evident bewieſene, urſprüngliche Verwandtſchaft beider Stämme. Es iſt daher in den meiſten Fällen ſchwer zu ſagen: dies iſt germaniſch und jenes iſt ſlaviſch. Nur in der unvermiſcht gebliebenen Wendei, dieſer ſlaviſchen Volks- und Sprachinſel, finden wir einige rein national gebliebene Idole mit den alten Götternamen, und es iſt eine ſehr intereſſante Wahrnehmung, daß dieſelben ihr geſpenſtiges Daſein bis auf den heutigen Tag friſten.“ Und weiter: „Von dem deutſchen Götterhaushalt iſt eigentlich nur das Geſinde übrig geblieben: die Zwerge.“ Solch ein ausgeſprochen deutſches Gepräge haben beſonders die ſüdlichen Gebirgsgegenden, das Königshainer und das Zittauer Gebirgsland.

*) Sagenbuch der Lauſitz. Von Karl Haupt, Kand. des Predigtamts. 2 Theile. Gekrönte Preisſchrift der Oberlauſ. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Görlitz, 1863.

Digitized by Google

Der erſte Theil der vorliegenden Arbeit handelt von den Götter-, Dämonen-, Teufelsſagen, Spuckgeiſtern und Geſpenſtern, Zauberſagen, Schätzen und Wunderſagen; der zweite Theil von Völker-, Helden-, Schild- und Ortsſagen. In einem Anhange dazu erhalten wir noch eine gute Anzahl von Legenden und deutſcher und wendiſcher Märchen. Wir können die Lektüre und das Studium dieſer Sammlung nur auf's eifrigſte empfehlen. Unbefriedigt wird Niemand es aus der Hand legen. Wir mögen es uns und dem Leſer nicht verſagen, eine kleine Probe mitzutheilen. Wäre ſie nicht zu lang, ſo ſollte hier die merkwürdige Sage (I. Nr. 107. S. 99.) vom „Nachtſchmied zu Görlitz" folgen; anſtatt derſelben wolle man mit einer kleinen und luſtigen vorlieb nehmen (II. Nr. 272. S. 420.).

Die Weißenberger Butterſchnitte.

„Es wollte aber der Churfürſt nach Polen fahren, und die Straße ging unten bei Weißenberg vorbei. Und ſie ſtanden Alle unten und warteten, und der Bürgermeiſter hatte eine große Bittſchrift in der Taſche, die er dem Churfürſten überreichen wollte. Und ſie mußten ſehr lange warten und ſetzten ſich hin am Wege und zogen große Butterſchnitte aus der Taſche und aßen; aber der Bürgermeiſter aß nicht. Auf einmal kam ein Wagen gefahren, und er war ſchon vorbei, da merkten ſie es erſt, daß es der Churfürſt war. Und ſie liefen Alle hinterdrein, und der Bürgermeiſter war voran. Und er zerrte an ſeiner Taſche und riß, um die Bittſchrift herauszuziehen, aber er erwiſchte nur die Butterſchnitte, die wae in Papier eingewickelt, und warf ſie in den Wagen. Und der Wagen fuhr weiter. Aber nach vier Wochen kriegten ſie einen großen Brief aus Warſchau und mußten ſchweres Poſtgeld dafür bezahlen. Und in dem Briefe war die Butterſchnitte; die kriegten ſie wieder und eine dicke Naſe. Und davon ſchreibt ſich's, daß man ſagt: Er hat eine Butterſchnitte bekommen."

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen.*)

12. Das verwünſchte Mädchen.

In einer dunkeln und ſtürmiſchen Nacht kam der Herr Jeſus in Bettleegeſtalt in ein reiches Bauerngehöft und bat um Unterſtand. Es war aber Niemand mehr wach als die Haustochter, die einen ſtolzen und harten Sinn beſaß, ſo daß ihr kein Menſch im ganzen Dorfe hold war. Sie wies den Bettler zornig ab und, als dieſer ſeine Bitte wiederholte, kettete ſie die Hofhunde los und ließ durch ſie den Armen aus dem Hofe hetzen. Da erzürnte ſich aber der Heiland über ſie und auf ſein Geheiß öffnete ſich plötzlich die Erde und die böſe Dirne ſtürzte in die ſchwarze Tiefe. Dort muß ſie nun leiden und ſchmachten und darf nur alljährig in der heiligen Marterwoche emporſteigen, wo ſie hernach nächtlich umzieht als welker Geiſt, der um Erlöſung fleht. Dieſe kann jedoch erſt dann erfolgen, wenn der junge Weichſelbaum, der an der Stelle erwächſt, wo das Mädchen verſank, ſo groß ſein wird, daß man aus ihm Bretter ſchneiden und daraus eine Wiege machen kann. Der Knabe, welcher zuerſt in dieſer Wiege liegen wird, vermag das verwünſchte Mädchen zu erlöſen. Wenn er aber das Werk nicht vollbringt, ſo muß das Mädchen während jeder heiligen Leidenswoche umziehen, ſo lange die Welt ſein wird.

*) Vergl. Nr. 31 und Nr. 38 des Magazin.

13. Die verwünſchte Bäuerin.

Jeſus und St. Peter kamen einmal in das Gehöft einer Bäuerin, die im ganzen Dorfe wegen ihres Geizes und ihrer Bosheit übel beleumundet war. Als ſie die beiden Wandeeer durch den Hofraum ſchreiten ſah, verſteckte ſie ſich raſch in die Kammer, um nicht den vermeintlichen Bettlern ein Brod oder ein Almoſen geben zu müſſen. Dieſe aber wußten, was die Bäuerin vorhabe, und kehrten daher um. Da ſie wieder draußen waren, ſpuckte die Bäuerin zum Fenſter hinaus und rief ihnen ſpöttiſch nach: „Guck — guck!" Damit wollte ſie gewiſſermaßen ſagen: Schaut, ſchaut, wie ich Euch getäuſcht habe! Dieſer Spott verdroß den heiligen Peter ſehr und er ſagte zu ſeinem Meiſter: „Herr, laß ſie doch das werden, was ſie ſchreit!" Der Herr Jeſus antwortete: „Es geſchehe alſo!" Alsbald war die boshafte Bäuerin in einen grauen Guckuck verwandelt, flog ſchreiend auf und davon und muß nun zur Strafe „Guck — guck" rufen bis zum Tage des jüngſten Gerichts.

14. Die Eſpe.

Als unſer Herr Chriſtus, mit Dornen gekrönt, blutend am Kreuze hing, da trauerte die ganze Schöpfung; die Sonne verfinſterte ſich, Felſen barſten, und Thiere und Pflanzen zitterten. Nur die Eſpe ſtand ſtolz und regungslos in der Nähe des heiligen Kreuzes und ſpottete der Trauer aller anderen Bäume und der Leiden des Heilands. Dafür aber wurde die übermüthige Eſpe von dem ſterbenden Herrn verdammt, Tag und Nacht vor Furcht und Schmerz zu zittern, und ihre Nachkommen ſollten ein zaghaftes Geſchlecht bleiben bis an das Ende der Welt. Daher kommt es, daß die Eſpe ſelbſt im heiterſten Sommerſonnenſchein vor jedem Windhauch erſchrickt, und wo Alles in Wald und Flur ſich freut, da zittern die Zweige und Blätter der Eſpe.

15. St. Peter und die Zimmerleute.

Chriſtus und St. Peter gingen einmal an einem Dorfwirthshauſe vorbei, wo eben die Zimmerleute bei Spiel und Tanz ihren luſtigen Jahrtag hielten. „O Herr", ſagte St. Peter, der ſehr gern tanzte, „laß uns doch in dieſem Wirthshauſe einkehren." Der Herr Jeſus ſagte: „Lieber Petrus, die Unterhaltung am Tanzboden paßt nicht für uns." Weil jedoch St. Peter nicht nachließ zu bitten, ſo meinte der Heiland: „Nun ſo gehe hinein, aber nur auf ein Viertelſtündchen; ich werde mich auf dieſen behauenen Baumſtamm ſetzen und Dich allda erwarten." Als nun St. Peter frohen Muthes ſich entfernen wollte, klebte ihm der Herr Jeſus insgeheim eine Geige auf den Rücken. Wie nun jener in die Schänke trat, riefen die Zimmerleute: „Siehe da, ein neuer Spielmann!" St. Peter, der ſelbſtverſtändlich von der Geige gar keine Ahnung hatte, trat unter die Mädchen und wollte das hübſcheſte zum Reigen bitten. Allein damit waren die Zimmerleute keinesfalls einverſtanden: ſie begehrten vielmehr, er möge ihnen friſch eine ſchöne Tanzweiſe aufſpielen. „Ich bin ja kein Muſikus!" rief St. Peter ärgerlich und wollte weiter tanzen. Da meinten die Zimmerleute, er gedenke ſie zum Beſten zu halten, und wurden grob. Es dauerte nicht lange und ſie ſchlugen ſchon vor Erbitterung auf St. Peter's Rücken los, daß die arme Geige in hundert Stücke zerbrach. Zu guter Letzt ergriffen ſie den heiligen Mann und ſetzten ihn ſehr unſanft vor die Thür. Als nun der Bedauernswerthe wieder zu ſeinem Meiſter zurückkehrte, rief er zürnend aus: „O Herr, ſind das doch grobe Klötze, dieſe Zimmerleute! Siehe nur, wie ſie mich zugerichtet haben! Wenn es in meiner Macht ſtände, ſchlüge ich ihnen zur Strafe armlange Nägel in die Bäume ein!" Da gab ihm der Herr Jeſus zur Antwort: „Lieber Petrus, das wäre denn

Digitized by Google

doch zu viel: vorläufig machen wir ihnen harte Aeſte in die Baumſtämme. Dadurch ſind ſie empfindlich genug geſtraft!“ — Seit dieſem Tage wachſen auf den Bäumen harte Aeſte, welche die Aexte der Zimmerleute ſchartig und ſtumpf machen.

16. Die Getraide-Aehren.

In uralter Zeit, als die Menſchen noch fromm und gut waren, reichten die Getraide-Aehren des Feldes vom Erdboden bis zur Spitze hinauf, ohne den platten, dünnen Halm zu haben, wie heutzutage. Die Menſchen wurden aber immer pflichtvergeſſener und ruchloſer, mißachteten die edlen Gottesgaben und ſchoben große Kugeln aus Weizenmehl gegen Kegel von Butter. Lange ſah der Herr Jeſus vom Himmel dieſem ſündhaften Treiben zu; endlich ging doch ſeine Langmuth zu Ende und er beſchloß, die böſen Leute recht empfindlich zu züchtigen. Nun befahl er einem Engel, daß er hinabziehe und mit dem Feuer des Himmels die langen Aehren anzünde, damit die gottloſen Menſchen ihres vorzüglichſten Nahrungsmittels beraubt würden. Als aber die heiligſte Himmelskönigin Maria wahrnahm, was der Engel zu thun im Begriffe ſtand, ſtieg ſie eilends von ihrem goldenen Throne zur Erde herab, erfaßte mit ihrer ſchneeweißen Hand noch rechtzeitig die flammende Aehre an ihrem oberſten Ende und flehte zugleich ihren göttlichen Sohn um Erbarmen für die Menſchen an. Und weil die heilige Muttergottes gar ſo rührend bat, ſo übte der Herr Jeſus Gnade und ließ die Getreide-Aehren nicht weiter brennen, ſo daß die oberſten Körner unverſehrt blieben. Und ſo kommt es, daß heutzutage eine jede Aehre nicht länger iſt, als eine Handbreite.

17. Wie die Eule entſtand.

In einem Dorfe lebte einmal eine Bäuerin, die war eine ſeelengute Frau, von deren Thüre ein Armer nie unbeſchenkt ging. Sie hatte aber eine junge Tochter, die war ein böſes, ſchnippiges Ding, das einem Bettler nicht einmal eine harte Brodkrume vergönnte. Zu dieſen Leuten kam nun eines Tages der Herr Jeſus, natürlicherweiſe als dürftiger Wandersmann, und weil die Bäuerin eben den Teig zum Brode ſäuerte, ſagte er bittend: „Liebe Frau Mutter, machet doch auch für mich ein kleines Brod!“ Die Bäuerin verſprach ſolches dem Fremden und ſagte, er möge nach einer Stunde wiederkommen, dann werde das Brod ſchon gebacken ſein. Der Herr bedankte ſich geziemend und ging fort, während die Bäuerin ein hübſches Stück Teiges zu dem verſprochenen Brode zu kneten begann. Als ſie ſich aber auf einige Augenblicke aus der Stube entfernte, ſprang die ſchlimme Tochter, die dem Fremden die Gabe nicht gönnte, hinzu, ſtahl behend die Hälfte des Teiges und warf ſie zornig weg. Allein die gerechte Strafe für dieſe menſchenfeindliche Handlung folgte ihr auf dem Fuße nach, denn der allwiſſende Heiland verwandelte die böſe Dirne in einen häßlichen Nachtvogel, der jetzt nur in einſamen Wäldern und düſtern Einöden hauſet und nur im Abendzwielicht oder des Nachts ausfliegt, um die Menſchen zu ängſtigen. Das iſt die Geſchichte von der Entſtehung der Nachteule.

Alfred Waldau.

Rußland.

Die Mennoniten an der Molotſchna.

Nicht minder intereſſant, als die deutſchen Kolonien bei St. Petersburg, welche unlängſt in dieſen Blättern geſchildert worden ſind,*) dürften für jeden Deutſchen die Niederlaſſungen der Mennoniten an der Molotſchna ſein, über welche der Profeſſor A. Petzoldt in ſeinem kürzlich erſchienenen Werke, „Reiſe im weſtlichen und ſüdlichen europäiſchen Rußland im Jahre 1855“**) Ausführliches mitgetheilt hat.

Bekanntlich war es Menno Simonis, welcher im Jahre 1530 einen großen Theil der zerſtreut lebenden ſogenannten „Taufgeſinnten“, die ihres Glaubens wegen ſchon die mannigfaltigſten Verfolgungen erlitten hatten, in wohlgeordnete Gemeinden ſammelte, und ſo die Sekte bildete, welche ſich nach ihm „Mennoniten“ nannte, und es ſich zur Aufgabe machte, die apoſtoliſche Kirche in ihrer urſprünglichen Reinheit wieder herzuſtellen. Bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts finden wir Mitglieder dieſer Sekte in den Danziger, Marienburger und Elbinger Niederungen angeſiedelt, wo ſie die ihnen zum Erbeigenthum überlaſſenen ſumpfigen Gegenden urbar machten und durch Fleiß und Betriebſamkeit mit der Zeit in die fruchtbarſten Ländereien verwandelten.

Die Erklärung Friedrich's II. vom Jahre 1740, daß alle Mennoniten, welche ſich in Königsberg und anderen Orten Preußens niederlaſſen wollten, unbedingte Aufnahme finden ſollten, zog neue Einwanderer aus Holland herbei, aber die mancherlei Beſchränkungen, welche ihnen die preußiſche Regierung ſpäter auferlegte, veranlaßten viele Mennoniten, an eine abermalige Auswanderung zu denken.

Als daher die Kaiſerin Katharina im Jahre 1786 eine Aufforderung zur Ueberſiedelung nach Rußland erließ, beſchloſſen ſchon 1789 nicht weniger als 346 mennonitiſche Familien derſelben Folge zu leiſten. Die Kaiſerin verhieß ihnen vollkommene Freiheit des Glaubens, Vertheilung von Land zu 65 Deßjatinen***) für jede Familie; einen Geldvorſchuß zur Unterhaltung auf dem Wege bis zur erſten Aerndte und zur wirthſchaftlichen Einrichtung einer jeden Familie; Holz zum Aufbau der Häuſer und Getraide zur Ausſaat, mit der Bedingung, Alles dieſes der Krone nach Ablauf der Freijahre der beſtimmten Taxe gemäß wieder zu erſtatten; eine zehnjährige Befreiung von allen Abgaben, die ſich nachher nur auf 15 Kopeken für jede Deßjatin belaufen ſollten; Befreiung von Fuhren, Arbeiten und Einquartierungen, ausgenommen bei Durchmärſchen, Freiheit zur Anlegung von Fabriken, Erlaubniß zum Handel, in Gilden und Zünfte zu treten, den Staatsverordnungen gemäß, und Freiheit des Branntweinbrennens und Branntweinverkaufes in den Kolonien zum Nutzen der Gemeinde-Einkünfte; Leiſtung der Eide nach ihren Gebräuchen; Befreiung für immer vom Militärdienſt und Schutz vor allen Beleidigungen.

Die erſten Einwanderer gründeten bei der Inſel Chortitz am unteren Dniepr im Jakaterinoſlaw'ſchen Gouvernement 7 Kolonien, und da ihnen ihre Rechte und Freiheiten von den Kaiſern Paul und Alexander nicht nur beſtätigt, ſondern auch auf alle ſpätern mennonitiſchen Anſiedler und deren Nachkommen ausgedehnt wurden, verließen in den Jahren 1803—6 wiederum 362 Familien Preußen, um ihren Glaubensbrüdern zu folgen. Sie erhielten im tauriſchen Gouvernement im Melitopol'ſchen Kreiſe am Molotſchna-Flüßchen unter denſelben Bedingungen, wie die erſten Einwanderer, Land angewieſen, und wenn auch in Preußen bereits 1801 eine Milderung der früheren Beſchränkungen eingetreten war, ſo dauerten doch die Auswanderungen der Mennoniten nach Südrußland fort.

*) S. 117, 136, 155, 166 des „Magazin“ von d. J.

**) Leipzig (H. Fries) 1864. Vgl. Nr. 39 des „Magazin“, S. 618.

***) 1 Deßjatin = 4,2789 preuß. Morgen oder 1,0925 Hektaren.

Digitized by Google

ſo daß die Anſiedlung an der Melotſchna im Jahre 1855 aus 17,148 Seelen oder 1991 Familien beſtand, welche in 50 Kolonien zwiſchen den Flüßchen Molotſchna, Tokmak und Juſchander unweit des Aſow'ſchen Meeres wohnen.

Eine jede Kolonie ſtellt, je nach der größeren oder geringeren Anzahl von Bauernwirthen, ein größeres oder kleineres, aber ſtets plan- und regelmäßig gebautes Dorf vor, in welchem die einzelnen an einander ſtoßenden Bauerhöfe zu beiden Seiten einer breiten, die Länge des Dorfes durchſchneidenden Straße liegen.

Die Gehöfte ſind gleichfalls ſämmtlich nach demſelben Muſter angelegt, und beſtehen aus einem Hofraum mit den Wohn- und Wirthſchaftsgebäuden, einem Garten, einem Viehplatz und Dreſchplatz. Die dazu gehörigen Felder, deren jeder Wirth 20—24 Deßjatinen beſitzt, ſchließen ſich in der Regel unmittelbar an der hintern Seite des Gehöftes an, wenn nicht die Ortslage eine Aenderung nothwendig machte. Ebenſo befinden ſich die Wieſen, von denen jeder Wirth je nach der Güte derſelben 5 — 10 Deßjatinen hat, an den geeignetſten Stellen, während die Steppe gemeinſchaftlich als Weide benutzt wird. Da das Land völlig holzleer, ja ſelbſt ohne einen Strauch war, als die Mennoniten ſich dort niederließen, ſo haben ſie bei jedem Bauernhofe Waldbäume angepflanzt, und dieſe den einzelnen Wirthen gehörigen Waldparzellen ſind gewöhnlich ſo angelegt, daß ſie mit einander zuſammenhängen und einen mit der Reihe der Gebäude parallel laufenden Waldſtreifen zwiſchen den Gehöften und Ackerländereien bilden.

Die Wohn- und Wirthſchaftsgebäude ſind noch ganz ſo, wie die Mennoniten ſie in ihrer deutſchen Heimat gehabt: gewiſſermaßen unter *einem* Dach. Das Wohnhaus iſt aus gut gebrannten Ziegeln erbaut, und zwar hat man meiſtens abwechſelnd rothe und hellgelbe Ziegelſteine dazu genommen, was ſehr hübſch ausſieht, da man die Außenſeite ohne Bewurf und Anſtrich läßt. Das Dach, in deſſen Giebel ſich gewöhnlich noch ein Zimmer befindet, iſt ebenfalls von Ziegeln, und der hochgeſperrte Bodenraum dient zum Aufbewahren der ausgedroſchenen Getraide-Vorräthe und einiger Haus- und Wirthſchaftsgeräthe.

Der unmittelbar an das Wohnhaus angebaute Stall iſt aus Holz und mit Stroh gedeckt, bisweilen aber auch aus Ziegeln aufgeführt und mit Dachpfannen gedeckt. Auf dem Boden deſſelben wird das zur Winterfütterung des Viehes beſtimmte Heu aufgehoben, und hinter dem Stallraum, aber mit dem Stall noch unter Einem Dach, befindet ſich ein Raum, der zur Aufbewahrung von allerlei Hausgeräthen und zum Unterbringen der Brennmaterialien, der Schweine und dergleichen dient.

An dieſe Baulichkeiten ſchließt ſich, entweder in gerader Linie fortlaufend, oder einen rechten Winkel bildend, die Scheune an, welche ſtets von Holz und ſtrohbedacht, und an ihrem äußerſten Giebel mit einer ſchönverzierten, hochaufgerichteten Spitze verſehen iſt, die eine Wetterfahne trägt.

Im Wohnhaus ſelbſt führt die Hausflur gerade aus in die Küche, während zu beiden Seiten je ein Zimmer liegt, von denen das eine zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie, und das andere zu beſonderen Zwecken, wie z. B. als Extrazimmer für den Hausherrn, dient. An das erſte ſchließt ſich hinten noch das Schlafzimmer, ſowie das Wirthſchafts- oder Speiſezimmer an.

In jedem Hauſe befindet ſich ein Keller, zu welchem man von der Hausflur oder von der Küche aus gelangt, und aus letzterer führt auch ein Gang in's Stallgebäude.

In dieſen befindet ſich außer der Schlafkammer für die Knechte und den Abtheilungen für das Vieh ſtets noch ein freier Raum, welchen man gewöhnlich zum Aufſtellen einer Häckſelſchneidemaſchine benutzt, wenn man in den Scheunen keinen Platz dazu hat. Auch der Brunnen nebſt Pumpe wird häufig im Stalle angebracht, falls man nicht vorzieht, ihn im Flur des Wohnhauſes oder in der Küche zu haben. Selten nur befindet er ſich noch auf dem Hof im Freien, wie es früher Sitte war.

Die Scheune endlich enthält eine große Tenne, welche weit genug iſt, um das Dreſchen mittelſt einer von zwei Pferden gezogenen ſteinernen Walze vorzunehmen, und neben der Dreſchtenne ein Fach zum Einlegen der Garben, ſowie einige Nebenräume zum Aufbewahren von Futtervorräthen, wie Heu, Häckſel u. ſ. w. Während des Winters wird die Tenne zur Aufſtellung der Häckſelſchneidemaſchine, ſowie zur Unterbringung der Wagen, Ackergeräthſchaften und dergleichen benutzt, welche den Sommer hindurch im Schafſtall ſtehen, der, durch eine feſte Wand von den übrigen Räumen des Scheunengebäudes getrennt, einen beſonderen auf den Hof führenden Ausgang hat.

Tritt man in das Wohnzimmer einer Mennoniten-Familie, ſo ſieht man an der dem Eingang gegenüber liegenden Wand, die gewöhnlich ein Fenſter nach dem Garten zu hat, den Spiegel, und unter demſelben eine mit drei großen blanken Meſſingnägeln verzierte, oft bunt bemalte Truhe, in welcher die Hausfrau ihre Habſeligkeiten und Koſtbarkeiten birgt. Zur Seite der Eingangsthür ſteht ein mächtiger Kachelofen und neben ihm befindet ſich ein Wandſchrank, in deſſen oberer Abtheilung hinter Glasthüren die Porzellan-Geräthſchaften aufgeſtellt ſind, deren man ſich bei feierlichen Gelegenheiten bedient. Im Hintergrunde zwiſchen den beiden nach dem Schlaf- und dem Wirthſchaftszimmer führenden Thüren hängt die in den Kolonien gefertigte Schwarzwälder Uhr. In der einen Ecke, hinter dem Ofen, iſt die ſogenannte Hölle und ein in der Mauer eingelaſſener Wirthſchaftsſchrank, welcher ſich auch auf der andern Seite, von der Wirthſchaftsſtube aus, öffnen läßt, und in der andern Ecke ſteht zum Staat ein unbenutztes gewaltiges Himmelbett mit dunklen Gardinen, in welchem ſich ein thurmhoher Vorrath von Federbetten befindet. An der vierten Wand des Zimmers, welches zwei nach den Hof gerichtete Fenſter hat, ſteht das Sopha, vor welchem ein Tiſch aufgeſtellt iſt, und dieſe Einrichtung, verbunden mit derſelben Einfachheit, derſelben Ordnung und derſelben echt holländiſchen Reinlichkeit, trifft man in jedem Hauſe wieder, mag der Beſitzer auch noch ſo reich ſein.

Denn nicht ſelten kann man das Vermögen einer mennonitiſchen Bauernfamilie auf Hunderttauſende ſchätzen, weil der Mennonit ein ebenſo ausgezeichneter Landwirth und Viehzüchter, wie Gärtner und Forſtwirth iſt, und dabei höchſt nüchtern und ſparſam lebt. Schon das Fahren durch eine Mennoniten-Kolonie genügt, um ſogleich zu erkennen, welche Ordnung und Sauberkeit überall herrſcht, indem die nur durch niedrige Gitter von der breiten Dorfſtraße getrennten Gehöfte den vollen Einblick in Hof und Garten geſtatten, und wer ein Gehöft beſucht, wird ſtets den Wirth in ſchlichtem Rock, die Frau in einfacher Bauernkleidung antreffen, und eingeladen werden, an einem einfachen, wenngleich kräftigen Mahle Theil zu nehmen. Niemals wird man einen Mennoniten ſchimpfen oder fluchen hören, niemals ihn ſpielen, tanzen oder trinken ſehen, aber ebenſowenig wird man durch ein zur Schau tragen religiöſen Weſens, durch fortwährendes Citiren von Bibelſprüchen und Plärren von Gebeten geſtört werden, und erſt wenn man das Bethaus betritt, deſſen Inneres durchaus matt und ſchmucklos iſt, wird man bemerken, daß man ſich unter einer Sekte befindet, deren kirchlicher Ritus ein beſonderer iſt. Unſittliche Sub-

Digitized by Google

ſetzte werden, wenn Ermahnungen nichts fruchten, aus der Gemeinde ausgeſchloſſen, und müſſen, ſobald ſie ſich wirklich gebeſſert haben, die Wiederaufnahme in die Gemeinde nachſuchen. Indeſſen gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn irgend ein Vergehen unter den Mennoniten vorkömmt, da ſie unter ſich ſowohl, wie mit ihren Nachbarn in Frieden und Eintracht leben, Hülfsbedürftige unterſtützen, wo ſie können, und alle Rechtshändel, welche nicht eine Waiſe oder ein Mündel angehen, ihren religiöſen Grundſätzen gemäß für unerlaubt halten. Sie ſind daher ebenſo gute Staatsbürger, als loyale Unterthanen, und ertragen Unglücksfälle ohne Klagen und Murren, weil ſie dieſelben als Schickungen Gottes betrachten. In den Schulen wird Leſen, Schreiben, Rechnen (namentlich Kopfrechnen), Singen, bibliſche Geſchichte, Geographie und Weltgeſchichte gelehrt und den Kindern zugleich das Hochdeutſche beigebracht, indem man in den Familien ſtets plattdeutſch und nur mit Fremden ruſſiſch oder hochdeutſch ſpricht.

Die Lehrer ſind darauf angewieſen, ſich ihren Unterhalt ſelbſt zu verſchaffen, da der Lehrſtand, nach dem Glauben der Mennoniten, für eine göttliche Einrichtung gilt, und es deshalb nicht geſtattet iſt, einen Lehrer für die Verrichtung ſeines Amtes zu belohnen. Sie treiben demzufolge noch ein Gewerbe oder Ackerbau.

Im Ganzen rechnet man in den Mennoniten-Kolonien an der Molotſchna 1327 ackerbautreibende Familien oder eigentlich „Wirthe", und 541 Profeſſioniſten, von denen jedoch die Leineweber, im Jahre 1854 fünfundſechszig — ihr Handwerk blos nebenbei ausüben. Den meiſten Verdienſt haben die Schmiede (96), Stellmacher (61) und Sattler (12). Den wenigſten die Bäcker, deren es 1854 einen einzigen gab.

In 350 gewerblichen Anſtalten, unter denen man 50 Windmühlen, 7 Tretmühlen, 18 Grützmühlen, 49 Oelpreſſen, 99 Seidehaspel-Anſtalten, 35 Ziegelbrennereien, 10 Kalkbrennereien, 11 Färbereien und Druckereien, 7 Eſſigbrauereien, 2 Bierbrauereien u. ſ. w. findet, wird nicht nur für die Bedürfniſſe der Mennoniten-Kolonien, ſondern auch zur Ausfuhr in die umliegenden nicht mennonitiſchen Kolonien und Güter gearbeitet, und in der landwirthſchaftlichen Lehranſtalt zu Juſchanlee werden ohne Unterſchied ruſſiſche und katariſche Lehrburſchen aus den Krondörfern angenommen, um ſie zu Muſterwirthen auszubilden.

Ebenſo befindet ſich in der von den Mennoniten verwalteten Berdianskſchen Kron-Muſterplantage eine Gärtnerſchule, welche alljährlich eine Anzahl junger Ruſſen und Tataren zu Gärtnern bildet.

Die Einnahmen, welche den Kolonien aus dem Verkauf der landwirthſchaftlichen Produkte erwachſen, beliefen ſich ſelbſt im Jahre 1854, wo ſie wegen des Krieges kaum ein Drittel des vorhergehenden Jahres betrugen, auf 161,426 Silberrubel, und zwar:

für 11081 Tſchetwert*) Getraide . .	38,929	R.
„ Heu und Stroh	7,762	„
„ Leinſamen, Kartoffeln u. ſ. w. .	820	„
„ 549 Pferde		
„ 741 Stück Rindvieh . .	33,645	„
„ 5057 veredelte Schafe		
„ 7755 Pud**) Butter		
„ 151 „ Käſe . .	24,629	„
„ 5208 „ Wolle	36,641	„
„ 95 „ Seide	19,000	„
	161,426	Rubel.

*) 1 Tſchetwert = 0,4774 preuß. Scheffel oder 0,2621 Hektoliter.

**) 1 Pud = 40 ruſſiſche Pfund. 1 ruſſiſch Pfund = 0,87558 preuß. Pfund oder 0,40952 Kilogramm.

Dazu kam noch der Erlös für 73,770 Stück Wald- und Maulbeerbäume, 5890 Stück Obſtbäume, 362 neue und gebrauchte Wagen, 200 neue und gebrauchte Pflüge und verſchiedene andere landwirthſchaftliche Geräthſchaften, welche nach auswärts verkauft wurden, und von denen die gebrauchten Sachen allein über 18,000 Rubel brachten. Für die Bäume nahm man über 1000 Rubel, für friſches Obſt 5269, und für die neugefertigten Wagen und Geräthſchaften 15,764 Rubel ein, wogegen man 1855 nicht weniger als 70,000 Rubel aus den auf Beſtellung von auswärts gearbeiteten Wagen und landwirthſchaftlichen Geräthen löſte.

In den Gärten, welche zu jedem Gehöft gehören, pflegt man Gemüſe, Tabak, Wein, Obſt, Maulbeer- und andere Bäume anzubauen und zu ziehen, den Gemüſe-, Wein- und Tabaksbau jedoch auf den perſönlichen Bedarf zu beſchränken, weil es, trotz der ſogenannten Jahresdienſtboten, die man miethet, und deren Zahl ſich 1855 auf 180 nichtmennonitiſche Koloniſten, 681 Ruſſen und 737 mennonitiſche Dienſtboten belief, an Arbeitskräften fehlt. Die Wege und Abtheilungen des Gartens ſind mit heckenförmig beſchnittenen Maulbeerbäumen eingefaßt, während die Straßenſeite ſtets mit Holzbirnbäumen bepflanzt iſt. Da keiner dieſer Gärten eine von Natur geſchützte Lage beſitzt, hat man bei einigen verſucht, ſie künſtlich durch Anpflanzung von Waldbäumen zu ſchützen, welche zur Abhaltung der Steppen-Winterſtürme vortreffliche Dienſte leiſten.

An den Straßen von einer Kolonie zur andern hat man zu beiden Seiten des Weges reihenweis Ulmen und Silberpappeln gepflanzt, die Kirchhöfe ſind durch Hecken eingefaßt und planmäßig von Baumalleen durchſchnitten, die Dämme mit Weiden bepflanzt und die Plätze bei den Bethäuſern und Schulen mit hohen Bäumen verziert.

Der Waldſtreifen, welcher ſich bei jedem Dorfe befindet, beſteht aus Hoch- und Niederwald, indem jeder Wirth die halbe Deßjatine Land, die zu Baumpflanzungen beſtimmt iſt, zur Hälfte mit Waldbäumen, zur Hälfte mit Maulbeerbäumen bepflanzt hat.

Außerdem ſind für die Zwecke der Seidenraupenzucht theils von ganzen Gemeinden, theils von einzelnen Wirthen an paſſenden Stellen beſondere Maulbeerplantagen angelegt worden, und zum Bedarf für Nachpflanzungen und neue Baumanlagen hatte man ſchon 1854 nicht weniger als 635,903 Stück Wald- und 2,409,212 Maulbeerbäume in Baumſchulen ſtehen, da man auf der freien Steppe keinen Waldbaum aus Samen ziehen kann.

Auf dem, einem Mennoniten gehörigen, Gute Juſchanlee hat man ſogar Anſtalten getroffen, eine 29 Deßjatinen große Waldanlage in Schläge zu theilen und zu benutzen, und die mennonitiſchen Stellmacher und Tiſchler ziehen das Holz der dort gewachſenen Ulmen und weißen Akazien den von auswärts eingeführten Hölzern vor.

Die Mennoniten haben demnach die vielbeſprochene ſtaatswiſſenſchaftliche Frage, ob es möglich ſei, die ſüdruſſiſchen Steppen zu bewalden, praktiſch gelöſt, und zugleich gezeigt, wie weit man es mit Fleiß, Sittlichkeit und Ordnung bringen kann. Denn in ganz Rußland giebt es keinen Landſtrich, wo eine ſo gleichmäßig hohe Kultur des Bodens und der Bevölkerung herrſcht, wie an der Molotſchna, und wohin man in den an die mennonitiſchen Kolonien gränzenden Diſtrikten blickt, macht ſich der Einfluß derſelben geltend, langſam zwar vorwärtsſchreitend, wie es in der Natur der Sache liegt, aber deutlich ſichtbar, und jedenfalls zum Segen des Landes.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Digitized by Google

England.

Wärme als Faktor der Bewegung.

Nach Profeſſor John Tyndall.*)

Der alte Standpunkt, von dem man die Kräfte als ſtoffliche Subſtanzen betrachtet hatte, iſt als überwunden anzuſehen. Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus u. a., die man bisher mit dem ſich ſelbſt widerſprechenden Namen „unwägbare Stoffe“ = immaterielle Materien bezeichnet hat, reihen ſich jetzt, nach allgemeiner Uebereinſtimmung, den reinen Kräften an: es ſind verwandte und wandelbare Formen der Bewegung in dem Stoffe. Die früheren Vorſtellungen, daß das Licht aus bewegten Körperchen beſtehe, daß Wärme, Elektrizität, Magnetismus durch die Vermittelung verſchiedener Fluiden erzeugt würden, haben ihrer Zeit gute Dienſte geleiſtet; ſie haben das Ihrige beigetragen, die Theorie der Kräfte über ihre engen Schranken hinaus zu fördern, und ſind nun zu den verbrauchten und abgegriffenen Meinungen zu legen, die nur dem Kindesalter der Wiſſenſchaft angemeſſen waren. Der Mann iſt dem Flügelkleide entwachſen. Mit dem veränderten Standpunkte, von dem wir die Naturerſcheinungen betrachten, verändern ſich die Grundbegriffe der Wiſſenſchaft, indem wir an die Stelle ſtofflicher Subſtanzen dynamiſche Vorgänge ſetzen.

Die neue Theorie, zu deren befähigteſten Auslegern Profeſſor Tyndall gehört, iſt in der Formel ausgedrückt: „Beſtand und Wechſelwirkung der Kräfte.“ Beſtand der Kräfte will ſagen, daß die Kräfte unzerſtörbar ſind, daß der Trieb der Kräfte eben ſo wenig wie ein Atom des Stoffes vernichtet werden kann, daß die Summe der Thätigkeiten im Univerſum ſtets unvermindert in derſelben Höhe bleibt. Dieſes Prinzip charakteriſirt Faraday vortrefflich als „das höchſte Geſetz in der Naturwiſſenſchaft, wie wir ſie begreifen können.“ Unter Wechſelwirkung der Kräfte verſtehen wir die Wandelung oder den Uebergang der einen Kraft in die andere. So erregt Wärme Elektrizität, dieſe wiederum Magnetismus, chemiſchen Prozeß, Licht. Oder erwecken wir Magnetismus, ſo kann er Elektrizität und dieſe weiter Wärme, chemiſchen Prozeß, Licht hervorrufen. Oder wir beginnen mit einem chemiſchen Prozeß und es erfolgt derſelbe Zug von Wirkungen.

Es war längſt bekannt, daß Maſchinen keine Kraft ſchaffen, ſondern nur das, was ihnen zuertheilt wird, mittheilen, vertheilen, verwenden, und daß ferner ein beſtimmtes Maß Brennſtoff einem beſtimmten Maß Wirkung, die eine Dampfmaſchine hervorbringt, genau entſpricht, das heißt, daß eine gegebene Quantität chemiſcher Kraft des Brennſtoffes eine entſprechende Quantität Wärme und dieſe wiederum eine entſprechende Quantität mechaniſcher Wirkung erzeugt. Dieſes Prinzip der Aequivalenz waltet aber in den Umwandlungen aller Formen der Kraftäußerung. Man hat die Lehre von dem Beſtand und der Wechſelwirkung der Kräfte auf verſchiedene Weiſe zu erläutern geſucht, keine aber hat ſie ſo überzeugend begründet, als die Unterſuchung der Beziehungen zwiſchen Wärme und Mechanismus. Eine kalte Kugel mit einem kalten Schmiedehammer auf kaltem Amboß geſchlagen, wird allmählich glühend heiß. Eiſerne Platten, von einem Waſſerrade an einander geriebenen, gaben ſo reichliche, nachhaltige Wärme, daß ſie ein Zimmer in einer Fabrik behaglich heizten. Ein ſchnell umgedrehtes verſchloſſenes Gefäß brachte das darin enthaltene Waſſer zum Sieden. Welches iſt nun die Quelle der Wärme in dieſen Fällen? Die alte Hypotheſe vom Caloricum bleibt hier die Erklärung ſchuldig; denn vorausſetzen, daß in den geriebenen Eiſenplatten ein unendlicher, unerſchöpflicher Vorrath von Wärme gebunden iſt — das kann nur die bodenloſeſte Willkür. Es ſteht vielmehr feſt, daß die durch Zuſammenſtoß und Reibung erzeugte Wärme nicht von der Beſchaffenheit der in Bewegung geſetzten Körper, ſondern von der Kraft abhängt, die zu ihrer Erzeugung angewandt wird.

Wenn die Bewegung eines Körpers gehemmt wird, ſo iſt ſeine Kraft nicht zerſtört, ſondern ſie nimmt bloß eine andere Form an. Wenn der Schmiedehammer, der auf die Bleikugel geſchlagen hat, in Ruhe kommt, ſo iſt ſeine mechaniſche Kraft nicht verſchwunden, ſondern einfach in Wärme verwandelt; und könnte alle die von ihm erzeugte Wärme geſammelt werden, ſo würde ſie, in mechaniſche Kraft verwandelt, gerade hinreichen, den Hammer zu der Höhe zu erheben, von der er niedergefallen war. So, wenn Körper an einander gerieben werden, kommen die Theilchen ihrer Flächen in Zuſammenſtoß, die mechaniſche Kraft iſt aufgehoben und erſcheint als Wärme — Friktionswärme. Die Wandlung der Wärme in mechaniſche Bewegung und umgekehrt läßt ſich an einem Eiſenbahnzuge auf das Einleuchtendſte erläutern. Die durch Verbrennung erzeugte Wärme in der Lokomotive verwandelt ſich in die Bewegung der Wagen. Was iſt aber zu thun, wenn der Zug halten ſoll? Seine mechaniſche Kraft kann nicht zerſtört, ſie kann nur verwandelt werden. Man ſetzt alſo die Bremſe ein und der Zug wird dadurch in Ruhe gebracht, daß man die Bewegung in Wärme verwandelt; das bezeugen Rauch und Funken, die durch die Reibung entſtehen. Da nun mechaniſche Bewegung und Wärme ſich wechſelſeitig erzeugen, ſo müſſen ſie nothwendig durch eine gemeinſame Eigenſchaft verwandt ſein. Die dynamiſche Theorie behauptet: beide ſind Arten der Bewegung, daher ſie leicht in einander wandelbar ſind. Wenn eine bewegte Maſſe gehemmt oder angehalten wird, ſo iſt ihre Kraft nicht aufgehoben, ſondern die kompakte handgreifliche Bewegung iſt in unendlich viele Theilchen zerſtreut, die ſich den Atomen der Maſſe mittheilen, wachſende Schwingungen hervorbringen und als Wärme erſcheinen. Die klare Schlußfolge ergiebt ſich: Wärme iſt kein Fluidum, ſondern eine Bewegung unter den Atomen der Materie.

Das führt dann weiter zu der wichtigen Frage: Welches iſt das äquivalente Verhältniß zwiſchen der mechaniſchen Bewegung und der Wärme? Mit anderen Worten: Wie viel Wärme wird von einer gegebenen Quantität mechaniſcher Kraft erzeugt? Dem Engländer Dr. Joule gebührt die Ehre, dieſe Frage beantwortet und das numeriſche Verhältniß durch Experimente feſtgeſtellt zu haben. Er bewies, daß ein Pfundgewicht, das 772 Fuß fällt und dann ruhet, ſo viel Wärme erzeugt, um ein Pfund Waſſer einen Grad ſteigen zu machen. Dieſes Reſultat iſt ſeitdem unter dem Namen: das mechaniſche Aequivalent oder Joule’s Geſetz bekannt.

Die Feſtſtellung des Prinzips der Beziehung zwiſchen Mechanismus und Wärme iſt einer der wichtigſten Erfolge der fortſchreitenden Wiſſenſchaft. Es lehrt uns, daß die Bewegungen, die wir um uns ſehen, nicht getrennte, zuſammenhangloſe Vorgänge ſind, ſondern ſich als Ringe in die unendliche Kette der Kräfte einreihen; daß, wenn Körper in Bewegung geſetzt werden, dies auf Koſten irgend einer vorangegangenen Kraftäußerung geſchieht, und daß, wenn ſie in Ruhe kommen,, die Kraft nicht erſtorben iſt, ſondern

*) Heat considered as a Mode of Motion, being a Course of Twelve Lectures delivered at the Royal Institution of Great-Britain, by John Tyndall, F. R. S, Professor of National Philosophy in the Royal Institution. London, 1863 (Leipzig, Ludw. Denicke).

Digitized by Google

in andren Formen ſortlebt. Jede Bewegung, die wir wahenehmen, hat ihren Wärmewerth, und, wenn ſie aufhört, ſo iſt ein Aequivalent von Wärme das unwandelbare Ergebniß. Trifft eine Kanonenkugel die Seite eines Panzerſchiffes, ſo bekundet ein erfolgter Lichtblitz, daß der Zuſammenſtoß die Bewegung der Kugel in intenſe Wärme verwandelt hat; und ſpringen wir vom Tiſche auf den Boden, ſo empfinden wir eine leicht geſteigerte Temperatur in unſerem Körper — der in beiden Fällen erzeugte Wärmegrad iſt auf die Bethätigung des Joule'ſchen Geſetzes zurückzuführen.

Dieſes bis zur Evidenz erwieſene Prinzip hat der Thermotik neues Intereſſe zugewendet und ihr einen mächtigen Impuls gegeben. Aus dieſer Grundidee entfaltet Profeſſor Tyndall, wie aus einem kräftigen Lebenskeim ſeine Theorie und macht in dem Schluß-Kapitel ſeines Werkes die Anwendung auf das Planetenſyſtem. Die Experimente Herſchel's und Pouillet's über die Quantität der Wärme, welche die Erde von der Sonne empfängt, bilden den Ausgangspunkt ſeines Kalküls, wonach jene hinreichen würde, 300 Kubikmeilen eiskaltes Waſſer zum Sieden zu bringen, und doch kommt auf die Erde von der Geſammt-Wärmekraft, welche die Sonne ausgiebt, nur $\frac{1}{2,300,000,000}$, nach welchem Verhältniſſe das Total der ſonnenſtrahlenden Wärme hinreichen würde, in der Stunde 700,000,000,000 Kubikmeilen eiskaltes Waſſer zur Siedhitze zu bringen. Die Spekulation hatte ſich kaum getraut, an den Urſprung dieſer überwältigenden Summe der Kraftäußerung ihre Fühlfäden zu ſtrecken, als das mechaniſche Aequivalent der Wärme der Löſung der Frage eine neue Ausſicht erſchloß. Alle Bewegungen der Himmelskörper ſind ungeheure Vorräthe von Wärme in Potenz, die ſich ſofort als wirkliche Wärme offenbart, wenn jene gehemmt oder aufgehalten werden. Denken wir uns an der Sonnen- und Planeten-Flächen eine Bremſe geſetzt, die durch ihre Reibung deren Axenbewegung hemmte: ſo würde die ſo erzeugte Wärme hinreichen, die der Sonne entſtrahlende Wärme auf 116 Jahre zu unterhalten. Da die Erde 8000 Meilen im Durchmeſſer hält, ſechſtehalb Mal ſchwerer iſt als Waſſer und auf ihrer Bahn 68,000 Meilen in der Stunde fortrollt: ſo würde ihre plötzlich geſtauete Bewegung eine Glut erzeugen, die im Stande wäre, 14 Kugeln aus Steinkohlen von ihrem Umfange zu verbrennen. Fiele ſie auf die Sonne, ſo würde der Stoß eine Hitze hervorbringen, die der Verbrennung von 5400 Erdgloben aus feſter Kohle gleichkäme, und ſo ausreichen, die Sonnenwärme auf beiläufig hundert Jahre zu unterhalten. Kämen alle Planeten ebenfalls durch Zuſammenſtoß auf der Sonne in Ruhe, ſo würden ſie einen Aufwand an Wärme für eine Periode von 45,598 Jahre zu beſtreiten vermögen. Es wird nun behauptet, daß die Sonnenwärme wirklich durch den Zuſammenſtoß meteoriſcher Körper mit der Sonnenfläche erzeugt wird, doch müſſen wir in Betreff der Erörterung dieſer Hypotheſe unſere Leſer auf das Buch ſelbſt verweiſen.

Die geſchichtliche Darſtellung Tyndall's, in welcher er den Antheil, der verſchiedenen Forſcheen an der Faſſung und Begründung der neuen Krafttheorie gebührt, beſpricht, hat einen hitzigen Wortkampf in den wiſſenſchaftlichen Journalen hervorgerufen. Der Angelpunkt des Streites ſcheint zu ſein, wem die Palme der Autorſchaft zuzuerkennen: dem Engländer Dr. Joule oder dem Deutſchen Dr. Mayer. Tyndall ſtellt den Deutſchen ſehr hoch, der die Anſicht à priori mit großer Genauigkeit und Gedrängtheit entwickelt habe; räumt aber dagegen dem Engländer das Verdienſt ein, das Geſetz der Aequivalenz von Mechanismus und Wärme durch Experimente zur Gewißheit erhoben zu haben. Damit ſind aber ſeine engliſchen Kritiker nicht zufrieden; ſie ſprechen die ganze ungetheilte Ehre für ihren Landsmann an. Die Wahrheit iſt, daß hier, wie ſo oft in der Geſchichte der Wiſſenſchaft, der Fall vorliegt, wo die Entdeckung mehr der Epoche als dem Individuum angehört. Im Wachsthum des wiſſenſchaftlichen Gedankens trat der Zeitpunkt der Entfaltung des Prinzips ein. Mehrere Meiſter der Forſchung in verſchiedenen Ländern bemächtigten ſich ſeiner und förderten gleichzeitig, ohne von einander zu wiſſen, den verborgenen Schatz zu Tage. Iſt aber individuellen Anſprüchen Rechnung zu tragen und Jedem der gebührende Antheil zu beſcheiden, ſo dürfte Amerika der Rang vor Britannien und Germanien eingeräumt werden. Denn nach Tyndall's geſchichtlichem Zeugniß, war es der Amerikaner Benjamin Thompſon — ſpäter vom Kurfürſten von Bayern unter dem Namen Graf Rumford geadelt — der zuerſt nach experimentalem Beweiſe mit bündiger Klarheit die neue Lehre verkündete. Zur Zeit der amerikaniſchen Revolution ging er nach Europa und der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſich weihend, gründete er das königliche Inſtitut von Großbritannien. Davy war ſein Genoſſe und zum Theil, die neue Wärmetheorie betreffend, ſein Schüler. Er verwarf das Dogma vom Caloricum, bewies durch Experimente die Wandlung mechaniſcher Kraft in Wärme und gelangte zu numeriſchen Ergebniſſen, die, trotz ſeiner noch rohen Experimente, den jetzt feſtgeſtellten Thatſachen merkwürdig nahe kommen. Mittelſt Pferdekraft ließ er eine Kanone um einen ſtählernen Bohrer drittehalb Stunden drehen und erzeugte dadurch eine ſolche Hitze, daß $18\frac{3}{4}$ Pfund Waſſer von 60 auf 112 Grad ſtieg. Er ſtellte nun über die Natur der Wärme folgende Betrachtungen an, die Tyndall wörtlich anführt:

„Was iſt Wärme? Exiſtirt eine Subſtanz von feurigem Fluidum? Giebt es ein Ding, das man füglich Caloricum nennen mag? Wir haben geſehen, daß eine ſehr beträchtliche Menge Wärme durch Reibung zweier Metallſcheiben an einander erregt und in ſtetiger Strömung, ununterbrochen, nie ausſetzend, ohne irgend ein Zeichen von Verminderung und Erſchöpfung nach allen Richtungen unterhalten werden kann. Bei der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes dürfen wir des merkwürdigſten Umſtandes nicht vergeſſen, daß die Quelle der durch Friktion erzeugten Wärme in dieſen Experimenten unerſchöpflich erſcheint! Es iſt kaum nöthig daran zu erinneen, daß ein Etwas, das ein iſolirter Körper oder ein iſolirtes Syſtem von Körpern fortdauernd, unbeſchränkt hervorbringt, unmöglich eine ſtoſſliche Subſtanz ſein kann, und es erſcheint mir äußerſt ſchwierig, wo nicht ſchlechterdings unmöglich, uns einen Begriff zu machen von einem anderen Weſen, das unter dieſen Experimenten erregbar und mittheilbar wäre, außer von der — Bewegung."

Frankreich.

Kosmopolitiſche Emigranten-Literatur.

Fürſt Dolgorukov über Perſigny.

Wenn Literatur und Schriftenthum in ihren natürlichen Bedingungen nur auf dem Boden erblühen können, der ihre Heimat iſt, ſo wachſen und wurzeln ſie doch auch außerhalb der von Sprache und Sitte ihres Landes gezogenen Gränzen, aber meiſt ſind es unnatürliche Zuſtände, welche ihr Gedeihen auf fremder Erde begünſtigen, und nicht ohne Intereſſe iſt es, die Wurzeln dieſer exotiſchen Pflanzen bloßzulegen und die Geſetze ihres Wachsthums zu entwickeln.

Digitized by Google

Abgeſehen von der Literatur, welche ſich in den Kolonien, nicht geiſtig, aber materiell unabhängig von der des Mutterlandes entwickelt und meiſt in Nachdrücken und Nachbildungen der heimiſchen Produktionen beſteht, hat ſich eine andere entwickelt, die in dem fremden Lande nur den geſchützten Druckort, im alten Heimatlande aber ihre hauptſächlichſte Verbreitung und Einwirkung auf die vaterländiſchen Zuſtände ſucht. Dieſes Schriftenthum iſt in unſeren Tagen zu entſchiedenerer Entwickelung und Geltung gelangt, als in irgend einer vorhergehenden Periode, und dürfte in Wahrheit kein bedeutungsloſes Zeichen unſers „papiernen" Zeitalters ſein. A. Herzen's „Kolokol" verſucht in London die revolutionare ruſſiſche Gemeinde zu verſammeln; Karl Vogt ſchickt aus der Schweiz, aber bezeichnend genug: im Frankfurter Verlage „Andeutungen zur gegenwärtigen Lage", mit denen er freilich nur ſein eigenes, früher ſchon hinlänglich feſtgeſtelltes politiſches testimonium paupertatis wieder einmal gehörig beſiegelt und unterſchreibt. Victor Hugo ſendet von ſeiner Inſel bald wilde Zornausbrüche, bald wehmüthige Klagen, bald Freunden und Feinden gleich unverſtändliche Phantaſien, weil ihnen der Hintergrund des hierarchiſchen Bodens, die Anregungen der volksbelebten Hauptſtadt und auch wieder die innere Befriedigung fehlen, hinüber nach dem ſchönen Frankreich, und Mazzini ſucht durch Dolch und Kugel und belebtes Wort den Haß und Groll gegen die vermeintlichen Unterdrücker ſeines Vaterlandes zu pflegen.

Was als einheitliches Charakteriſtikum dieſer Emigranten-Literatur zunächſt in's Auge ſpringen muß, iſt eine ſo natürliche Folge der Verhältniſſe, unter denen ſie aufwächſt, daß die Abweſenheit befremden würde. Sollen die Machthaber im Vaterlande etwas anderes als Haß von denen erwarten, die ſie in Elend und Verbannung trieben? Dürfen die Landsleute Schonung ihrer Schwächen verlangen von Einem, der mit Verbitterung und Groll im Herzen von ihnen ſchied? Darf man von ihm, der oft in der Fremde mit harter Arbeit ſeinen Lebensunterhalt erwerben muß, rechtſchaffen fordern, daß er die Freiheiten des Volks, die Forderungen der Kunſt, Abrundung und Leichtigkeit ſtets beachte?

Daher in jenen exotiſchen Literaturpflanzen meiſt ein verbitterter, giftiger Saft, daher die ſcharfen Stachel und der ſtarke, eher aufreizende als angenehme Duft, daher die unſtäte Flüchtigkeit, welche alle jene Produktionen auszeichnet.

An dieſen allgemeinen Fehlern leidet auch ein vorliegendes neues Buch des Fürſten P. Dolgorukov,*) der durch ſeinen ſkandalöſen Prozeß genügend bekannt geworden iſt; es hat noch einige beſondere, die wir hier bezeichnen wollen und die das Gute, was es bringt, reichlich überwuchern.

Statt in kritiſcher Objektivität ſich über ſeinem Stoffe zu halten, verliert er ſich darin, und wenn eine Partei-Ergreifung in einer Sache, die uns noch unmittelbar ſo nahe ſteht, durchaus nicht abſolut zu tadeln iſt, ſo ſollte doch der voreingenommene Standpunkt nicht in ſo verletzender Weiſe zu Tage treten, wie in dem Werke des ruſſiſchen Fürſten. Zugegeben, daß die Napoleoniſchen Kreaturen keine Schonung und Rückſicht verdienen, ſo ſind doch im Großen und Ganzen ihre Gegner nicht viel beſſer, und daß, trotz aller Gemeinheit, das gegenwärtige Gouvernement in Frankreich nicht ohne Berechtigung iſt, daß es eine innere und logiſche Nothwendigkeit in ſich trägt und vielleicht eben für unſere Zeiten und Verhältniſſe das einzig Mögliche war und iſt, ſcheint aus den politiſchen Kombinationen der letzten beiden Jahre mit ſehr großer Evidenz hervorzugehen. Nicht das abſolute Beſte iſt in der Politik und im Volksleben auch das Tauglichſte und Zweckdienlichſte; wohl aber zeigen ſich diejenigen Regierungen als die ſtärkſten nach Außen und Innen, welche, vereinzelte Widerſprüche nicht ſonderlich beachtend, die Ziele feſt in's Auge faſſen, die der Zeitgeiſt und die Strebungen ihres Volkes ihnen bezeichnen und welche zu ihrer Erreichung alle unruhigen Kräfte und Elemente binden und verwenden.

Können wir als Buch das vom Fürſten Dolgorukov geſchriebene, gedruckte, verlegte und herausgegebene erſte Bändchen ſeiner auf mehrere Lieferungen berechneten Studien nicht ſonderlich rühmen, geht ihm namentlich jede der Eigenſchaften ab, welche wir von einem rechten Geſchichtswerk zu fordern berechtigt ſind, ſtößt es durch häufig ganz überflüſſige und widerlich pathetiſche Deklamationen und allzu heftige Polemik, ſo wie durch abgeſchmacktes Lob, welches über Parteigenoſſen ungemeſſen ausgegoſſen wird, den deutſchen Leſer vielfach zurück, und trägt es, um alle Kritik in wenige Worte zuſammenzufaſſen, ganz unverkennbar das Gepräge aller liebenswürdigen und unliebenswürdigen Eigenſchaften des ſlaviſchen Charaktertypus, und vorherrſchend nur den letzteren, ſo bringt es dafür auch manchen intereſſanten und pikanten Zug, den wir nicht ungern der Geſchichte unſrer „böſen, bedenklichen Zeit" einzeichnen.

Da iſt z. B. eine Charakteriſtik Perſigny's, die wir hier wiedergeben. Sie findet ſich zerſtreut an mehreren Stellen des Buches, in welchem übrigens eine ſachliche und chronologiſche Gruppirung nirgends hervortritt. Daß das Buch franzöſiſch geſchrieben iſt, darf nicht befremden, daß aber ſo entſetzlich viele Druckfehler und auch falſche Wendungen und Worte vorkommen, befremdet allerdings.

„Jean Gilbert Victor Fialin wurde am 11. Januar 1808 zu St. Germain-Lespinaſſe, Laon-Departement, geboren, kam im Juli 1826 auf die Kavallerie-Schule nach Saumur, aus der er, im Oktober 1826, als Marechal-des-Logis in das 4. Huſaren-Regiment eintrat. Verſchiedene Klagen ſcheinen zu ſeiner Verſetzung in's 3. Huſaren-Regiment Anlaß gegeben zu haben, die er jedoch nicht abwartete, da er ſeinen Abſchied nahm. Er wandte ſich nach Paris, wo er durch Verwendung des Polizei-Präfekten Baudet eine Stelle bei der Redaktion des Journals „Le Temps" erhielt.

„Da ihm der Name Fialin zu gemein erſchien, ließ er ſich Fialin von Perſigny und ſpäter Herr von Perſigny nennen. Mangel an literariſchem Talent machte ſeine Stellung zu einer ſehr untergeordneten. Wenn er ſich auch Vicomte von Perſigny nannte, ſo gab ihm der Titel doch kein Talent, und eine Broſchüre, die er über die Geſtüte von Bayern und Württemberg losließ, fiel vollſtändig in's Waſſer.

Da er ſich nun eine Stellung um jeden Preis erobern mußte, verſuchte er's mit dem Bonapartismus. Zu dieſem Zwecke zeigte er die Herausgabe einer Monatsſchrift „L'Occident français, par M. le Vicomte de Persigny" an. Ein Advokat, Chauvin-Belliard, ſteckte ſich in die Koſten der erſten Nummer dieſer famoſen Revue, aber dieſe erſte Nummer war ſo unbedeutend und gemein, daß Herr Chauvin-Belliard es für klug hielt, die für den Druck der zweiten Nummer beſtimmten Gelder zurückzuhalten, womit denn der „franzöſiſche Weſten" in den Windeln ſtarb. Von Hülfsmitteln entblößt, ohne Geld, beſchloß der ſogenannte Vicomte von Perſigny, ſich jetzt in die militairiſche Politik zu werfen und, da er nichts zu verlieren hatte, ſelbſt auf Koſten der Freiheit und Würde ſeines

*) La France sous le régime Bonapartiste, par le prince Pierre Dolgoroukow. Londres, Stanislas Thorewski. Gedruckt bei Fürſt Dolgorukov. Preis 5 Sgr.

Digitized by Google

Landes etwas zu werden. Nicht geiſtlos, aber mit einem ſtarken Sparren (fêlé) hält er Unverſchämtheit für Talent, Geſchwätz für Beredſamkeit und Heftigkeit für Energie. Wie alle Menſchen ſeines Schlages, redet er ſich leicht Sachen ein, die nicht exiſtiren und niemals exiſtirt haben. Obwohl er dem abſcheulichſten Despotismus dient, bildet der arme Halbnarr ſich ein, daß er liberal iſt; er glaubt, engliſche Sitten nachzuahmen und engliſchen Bräuchen zu folgen, während er Dinge begeht, die ihn in England in's Tollhaus bringen würden. Zuletzt gelang es ihm, ſich ſelbſt von der wirklichen Exiſtenz von Ahnen zu überzeugen, die er niemals gehabt hat, von denen er aber mit der lebhafteſten Ueberzeugung ſpricht. Es iſt um ſo luſtiger, dieſen Fialin die Rolle eines großen Herrn ſpielen zu ſehen, als ſeine ariſtokratiſchen Prätenſionen ſich wahrlich nicht mit ſeinen pöbelhaften und lächerlichen Manieren vertragen.

„Er iſt ein Menſch ohne Skrupel, der vor Nichts zurückſchreckt und Alles ſeinem Ehrgeiz opfert. Als während ſeiner Berliner Miſſion ein Diplomat die Bemerkung machte, daß die Anhänger der beiden königlichen Linien ſeinem Gouvernement doch noch ernſtliche Schwierigkeiten machen könnten, antwortete er, indem er an dem Kamin ſein rechtes Bein in die Höhe hob und im offnen Salon ſich kratzte: „Wenn die Legitimiſten und Orleaniſten uns zum Aeußerſten bringen, hetzen wir die Rothen auf ſie und die freſſen ſie mit Haut und Haar." Er ſprach das klaſſiſche Wort im Salon des ruſſiſchen Geſandten Baron Peter von Meyendorff, aus deſſen eignem Munde wir (Dolgorukow) es 1855 in St. Petersburg vernahmen.

„Anfang 1835, ungeduldig endlich eine politiſche Rolle zu ſpielen, erhielt Fialin von Herrn Belmontet einen Empfehlungsbrief an den Prinzen Louis. Mit dieſem Briefe verſehen, eilte er nach Arenenberg, präſentirte ſich vor der Königin Hortenſe und dem Prinzen Louis, erſchöpfte ſich in hochtrabenden Phraſen und verſicherte der Königin und dem Prinzen, daß die franzöſiſche Nation begierig die Wiederherſtellung des Kaiſerreichs wünſche, und der Neffe Napoleon's, nach der Ausſage des prahleriſchen Abenteurers, nur nöthig hätte, ſich den Truppen zu zeigen, um ſie unaufhaltſam mit ſich fortzureißen, wie ſein Onkel bei der Rückkehr von Elba. — Man glaubt ſo leicht, was man wünſcht, und wartet auf das, was man für wahrſcheinlich hält! Prinz Louis entſchloß ſich, einen Verſuch mit bewaffneter Hand zu wagen, und ſeine Mutter gab ihre Einwilligung.

„Napoleon III., den man nach ſeinen erſten Unfällen lange Zeit ſehr unterſchätzt hat, den man nach langen Jahren der Haft und Verbannung für einen völlig unfähigen Menſchen hielt, was er nicht war, wird jetzt, da das Glück ihm gelächelt hat, für ein großes Genie ausgegeben, was er noch weit weniger iſt. Er hat Geiſt, Kenntniſſe und eine unermeßliche Portion Schlauheit, eine beiſpielloſe Geduld und vollſtändige Skrupelloſigkeit in der Wahl ſeiner Mittel. Immer unentſchieden, fortwährend unentſchloſſen, verbirgt er ſeinen Mangel an Muth und ſeine fortwährenden Zögerungen unter einer ſprüchwörtlich gewordenen Schweigſamkeit und gilt für tief, weil er wenig ſpricht. Das Schweigen eines mächtigen Mannes gilt dem großen Haufen als Weisheit, und Stummheit für Geſchicklichkeit. Napoleon III. iſt der vorſichtigſte und unzuverläſſigſte Menſch, der jemals exiſtirt hat, und trägt kein Bedenken, Millionen Leben ſeinen ſelbſtſüchtigen Berechnungen aufzuopfern, wovon die unglücklichen Polen Zeugen ſind.

„Zäh in ſeinen Ideen und Plänen, aber ſehr furchtſam von Charakter, hat er in allen Perioden ſeines Lebens und in allen Lagen den Einfluß der Perſonen, die ihn umgaben, und namentlich jener unternehmungsluſtigen Abenteurer empfunden, die ihr Geſchick an das ſeine gefeſſelt haben. Ohne den Einfluß dieſer Abenteurer würde er aus freier Entſchließung niemals den Straßburger, noch den Boulogner Putſch, noch den Staatsſtreich vom 2. December unternommen haben.

„Mehr als ein Jahr lang durchzog der ſogenannte Vicomte Perſigny, Fialin, die rheiniſchen Bäder und die öſtlichen Departements von Frankreich, beſuchte die Kaſernen, die Wirthshäuſer und ſuchte die Unzufriedenen der unterſten Klaſſen auf. Um alle dieſe Wege machen zu können, wechſelte er Namen, Paß und Kleider, bediente ſich hier ſeines falſchen Grafentitels und machte großen Aufwand mit dem Gelde ſeines Herrn in Arenenberg. Anderswo erſchien er mit dem Namen und Koſtüm eines alten Kriegsmannes, oder auch, was ihm bei der Gewohnheit ſeiner Manieren am beſten behagte, er ſpielte die Rolle eines Handelsreiſenden, der mit Waarenproben hauſirte. Verſchiedene Militairs ſchloſſen ſich dem Komplotte an: in Straßburg Oberſt Vaudray, Kommandant des 4. Artillerie-Regiments, und Lieutenant Laity, in Paris ein legitimiſtiſcher Offizier, v. Brue, in Nancy: v. Gricourt, ebenfalls Legitimiſt.

„Gegen Ende des Sommers 1836 kam Prinz Louis nach Baden, wohin ſich Fialin und ein anderer Verſchworener, Kommandant Pasquin, ebenfalls begaben. Man beſchloß einen Handſtreich auf Straßburg mit Hülfe des Oberſten Vaudray zu wagen (Laity iſt Senator, Vaudray iſt als ſolcher geſtorben, Gricourt Kammerherr; was aus v. Brue und Pasquin geworden, wiſſen wir nicht). Fialin und Gricourt gingen ihrem Herrn nach Straßburg voraus. Dieſer ſelbſt kam am 28. Oktober dort an und ſtieg in der Wohnung Gricourt's ab. Sonnabend den 29. gab es bei Fialin eine Art Kriegsrath zur Vertheilung der Rollen: es wurde entſchieden, daß Kommandant Pasquin eine Feldzeugmeiſter-Uniform anziehen ſollte und Fialin die eines Hauptmanns vom Generalſtabe; am folgenden Morgen, Sonntag den 30. Oktober, ſollte die Maskerade bei guter Zeit ſich entfalten. (Referent hörte während eines längern Aufenthalts in Straßburg von einem alten jovialen Bürger dieſer Stadt, der ſelbſt unter Napoleon I. gedient, häufig die Anſicht ausſprechen, daß der einzige Grund zum Mißlingen des Napoleoniſchen Putſches die frühe Stunde, als zu welcher noch alle Schnapsläden geſchloſſen waren, geweſen ſei. Gewiß iſt, daß bei einiger Vorbereitung die Sache in der überwiegend bonapartiſtiſch geſinnten Stadt wohl Unterſtützung gefunden haben dürfte; ehe aber die Bürger nur etwas erfuhren, war ſchon Alles vorbei, und in der Art und Weiſe der Ausführung, welche in Scene geſetzt wurde, war es allerdings ein reines Poſſenſpiel.) — Um 5 Uhr Morgens ließ Oberſt Vaudray ſein Regiment in's Gewehr treten, verbot, die Offiziere vorher zu unterrichten, und wendete ſich direkt an die Truppen, indem er ihnen mittheilte, daß eine Revolution in Paris ausgebrochen, Louis Philipp vom Thron geſtürzt und Napoleon III. zum Kaiſer ausgerufen ſei; den Soldaten und namentlich den Unteroffizieren wurden Belohnungen in Geld und Beförderungen verſprochen. Gegen 6 Uhr kam Prinz Louis mit ſeinen Anhängern. Er hatte ſich eine Uniform gleich derjenigen ſeines Onkels machen laſſen und trug ein Hütlein wie das des Kaiſers; geſchmückt war er mit dem Cordon der Ehrenlegion und Generals-Epauletten. Er hielt eine Anſprache und ließ vier getrennte Detaſchements abrücken. Das erſte, geführt von Fialin, beſetzte die Präfektur, ein ſtattliches feſtes Gebäude am Quai Maſſéna, und verſicherte ſich des Präfekten vom Niederrhein, Choppin d'Arnou-

Digitized by Google

ville, während ein zweites den Militair-Gouverneur, ein drittes den Kommandanten des 8. Artillerie-Regiments aufhob und ein viertes die Druckerei besetzte, aus welcher die Proklamationen in die Welt gehen sollten. Mit dem größern zurückgebliebenen Reste des 4. Artillerie-Regiments marschirte der Prinz in Person gegen die feste Infanterie-Kaserne in der Steinthors-Vorstadt, wo damals das 46. Regiment (Linien-Infanterie) lag. Dieser Marsch wurde äußerst fehlerhaft, in großer Unordnung durch enge Straßen statt geschlossen mit klingendem Spiele am breiten Quai entlang, ausgeführt und machte von vornherein einen höchst lächerlichen Eindruck. Unterwegs stieg der Prinz die Treppe zum General-Lieutenant Voirol, der die 5. Militair-Division kommandirte, hinauf, trat mit mehreren seiner Freunde in dessen Kabinet und rief ihm zu: „Tapferer General, lassen Sie sich umarmen, erkennen Sie Napoleon III. in mir." Aber Voirol stieß ihn heftig zurück und schalt ihn heftig aus. Der Prinz ließ ihm einen Offizier und 12 Artilleristen zur Bewachung zurück. Die 46er staunten nicht wenig, als sie, eben aufgestanden und noch halb im Schlafe, die Artilleristen mit dem Rufe: Vive l'empereur! anrücken sahen. Doch die lächerlich aufgeputzte Gestalt an deren Spitze im Kostüm des ersten Kaisers, aber mit einem von Besorgniß und Aufregung entstellten Gesichte, blaßgrün und, wie ein späterer Senator sagte, mit der Miene eines Papageis, der etwas verkehrt verschluckt hat, machte nur mittelmäßigen Eindruck. Sie ließen sich nicht überreden, und während die Verschworenen ihre Beredsamkeit erschöpften, um sie zum Uebertritt zu bewegen, kam Oberstlieutenant Talandou. Der energische Offizier ließ sofort die Thore der Kaserne schließen, rief seine Soldaten zur Ordnung, ging dem Prinzen entgegen und schrie ihm zu: „Elender Hanswurst, wie kannst du hier zum Verrath auffordern?" wobei er das Cordon der Ehrenlegion von dessen Brust, die Epauletten von seinen Schultern riß und sie mit Füßen trat. Die Soldaten warfen sich nun auf die Anhänger des Prinzen und nahmen sie ohne erheblichen Widerstand gefangen. In der Depesche des Generals Voirol im Moniteur vom 2. November 1836 heißt es: „In einer Minute war Louis Napoleon Bonaparte festgenommen, mit den Elenden, welche seine Partei ergriffen hatten, und die Dekorationen, mit denen sie bekleidet waren, ihnen entrissen." — Fialin, genannt v. Persigny, kam, als hier die Sache bereits entschieden war, entfloh den Gensd'armen, die ihn verfolgten, und rettete sich über die Kehler Brücke nach Deutschland."

Bekannt ist, daß Ludwig Philipp die Sache mit außerordentlicher Milde behandelte und den Napoleoniden, reichlich mit Reisegeld versehen, nach Amerika spedirte, von wo er jedoch unverzüglich wieder nach England zurückkehrte, um neue Komplotte zu schmieden.

Dolgorukow erzählt weiter, daß bei der Landung in Boulogne, wo ein im Hute Napoleon's verborgenes Stück frisches Fleisch den Adler, welchen man im Käfig mitbrachte, veranlaßte, um das Haupt des Prätendenten zu fliegen, Fialin v. Persigny sich höchst tölpelhaft benahm und, nachdem er in der Sitzung am 29. September 1840 den Richtern erklärt, „er habe nichts mehr zu sagen, er habe seinen Kopf hierher gebracht, man möge ihn nehmen," sie am nächsten Morgen förmlich um Verzeihung bat u. s. w. —

Sei es genug hiermit. Die zum Theil wörtlich übersetzten Stellen werden besser zeigen, in welchem Sinne und Geist das Buch gehalten ist. E. E.

Aegypten.

Aus Dendera.

Die „Zeitschrift für Aegyptische Sprach- und Alterthumskunde"*) wird, da Herr Dr. Heinrich Brugsch als preußischer Konsul nach Kairo geht, fortan von Herrn Prof. Dr. Lepsius in Berlin, unter Mitwirkung des Herrn Brugsch, redigirt werden. Die neueste Lieferung (September 1864) enthält, außer einer Abhandlung des bisherigen Herausgebers: „Ueber den Ost- und Westpunkt des Sonnenlaufes nach den altägyptischen Vorstellungen", neue interessante Mittheilungen aus Aegypten von unserem schlesischen Landsmanne, Herrn Dümichen, d. d. Dendera, Ende Juli 1864, über die letzten Reisen und Arbeiten desselben. Der muthige, an Entbehrungen und Mühsalen aller Art leidende, junge Aegyptolog schreibt unter Anderem:

„Die Zahl der von mir gesammelten Inschriften beträgt nunmehr 700, wenn die Zahl Tausend voll ist, kehre ich heim. Wenn ich sage 700 Inschriften, so meine ich damit nicht kleinere Sätze, sondern längere Texte, von einer Länge bis zu 250 Fuß, Texte, deren Erwerbung mir zum Theil nicht leicht geworden, ja, es ist mancher darunter, bei dem ich geradezu mein Leben auf's Spiel gesetzt habe. Sie werden staunen, wenn ich Ihnen bei unserer, so Gott will, baldigen Zusammenkunft von meinen Eroberungen Bericht erstatten werde. Ich habe bei meinem Einsammeln mein Augenmerk besonders auf alles Geographische gerichtet. Die Zahl meiner Städtelisten beträgt gegenwärtig 42, zum größten Theil mit höchst interessanten Begleittexten. Wie die Liste von Edfu, mit den Unterabtheilungen in Mer, Uu und Pehu, habe ich noch drei aufgefunden, zwei davon ganz und gar erhalten, so daß nur etwa zwei Namen fehlen, die aus der Edfu'er Liste zu ergänzen sind; die dritte ist leider nur an ihrem Ende vollständig. Ebenso erschien es mir wichtig, alle Nil-Listen zu sammeln und habe ich deren bis jetzt 25, die meisten in Begleitung ungemein lehrreicher Texte. An historischen Texten nebst Völkerlisten bin ich nicht minder reich; auch eine nicht unbedeutende Zahl von Kalendern aus den verschiedensten Epochen habe ich kopirt. Sorgfältig habe ich ferner in Tempeln und Gräbern die größeren Opferlisten, welche ein philologisches Interesse darboten, gesammelt, und in Bezug auf Maaße und Gewicht geben einige meiner Texte herrliche Aufschlüsse. Zu einer besonderen Aufgabe auf meiner ganzen Reise habe ich es mir gemacht, überall in den Tempeln die längeren Umschriften, welche sich an den Außenmauern, an den Pylonen, an den Architraven, in den einzelnen Sälen und Zimmern, wie an den Pfosten der Thüren befinden, zu sammeln, und bin ich auf diesem Wege zu ganz eigenen Ergebnissen gelangt. Eine mühevolle Arbeit war es, das muß ich sagen, denn die Umschriften unten, waren meistens von den Kopten zerhackt oder verklebt, und in Folge dessen das Kopiren höchst schwierig, und die oberen Umschriften andrerseits so hoch, daß ich jeden einzelnen Buchstaben mir mühsam mit dem Fernglase herunterholen mußte. Doch jetzt freue ich mich, daß ich die Geduld nicht verloren, denn das komparative Studium dieser Umschriften giebt sehr wichtige Aufschlüsse über eine Menge von Dingen, deren Kenntniß das Verständniß der Tempeltexte ungemein fördert. Eine ganz besondere Ausbeute hat in dieser Beziehung der Tempel von Dendera ergeben, in welchem

*) Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

ich nun bereits vierzig Tage unausgeſetzt arbeite. Meine Wohnung iſt auf dem Dache, die Hitze der jetzigen Jahreszeit macht jedoch den Aufenthalt zu einem keineswegs angenehmen. Auch bin ich wieder mitten in der Wüſte, denn das Dorf iſt wohl eine Stunde entfernt, und ſolche Stationen ſind wegen Herbeiſchaffung des Waſſers und anderer Bedürfniſſe höchſt fatal. Nachdem ich die Säle und 32 Zimmer des Tempels, ebenſo wie die beiden großen Treppen, Alles von oben bis unten mit Inſchriften bedeckt, durchgearbeitet, wobei ich, wie Sie wohl denken können, reiche Beute gemacht, habe ich mich geſtern in das ſpecielle Reich der Fledermäuſe begeben, d. h. in die geheimen Kammern und Gänge, welche ſich im Innern der Mauern befinden. Das Studium dieſer Räume iſt eine wahre Höllenarbeit, einmal bei der jetzigen Hitze, wo der von Afrika's Sonne durchglühte Sandſtein förmlich Feuer ſprüht, etwa die Temperatur des höchſten Stadiums eines Dampfbades, und dazu noch der kaum zu ertragende Geruch, welchen die Bewohner dieſer Räume, Millionen und aber Millionen von Fledermäuſen, verurſachen."

Kleine literariſche Revue.

— **Schleswig-Holſteins Landesgeſchichte.***) Wenn ein ſo geachteter, deutſcher Hiſtoriker, wie Georg Waitz, ſich herbeiläßt, die Spezialgeſchichte eines deutſchen Ländchens zu ſchreiben, ſo iſt dies jedenfalls dankbar aufzunehmen, beſonders in dem vorliegenden Falle, da hier die Geſchichte des Ländchens nicht auch, wie etwa in Heſſen, Baden oder Naſſau, mit der allgemeinen Kulturgeſchichte Deutſchlands in ſteter Parallele zu halten iſt. Sehr früh bereits mußte dieſe nordalbingiſche Mark einem nichtdeutſchen, manchmal ſogar Deutſchland feindlichen Intereſſe dienen; das deutſche Reich kümmerte ſich wenig um Holſtein und gar nicht um Schleswig, und es iſt ein wahres Wunder, daß ſich deſſenungeachtet ein ſo reges deutſches Nationalgefühl in dieſen Provinzen erhalten hat. Die hiſtoriſche Darſtellung, die uns Georg Waitz von den älteſten Zeiten bis zum Ausſterben des däniſchen Mannsſtammes in den Herzogthümern geliefert, wird viel dazu beitragen, jene für die Geſchichte des Einfluſſes deutſcher Kultur ſo wichtige Erſcheinung zu erklären. Auch dient ſie beiläufig dazu, das Recht der eingeborenen Auguſtenburgiſchen Dynaſtie auf die Thronfolge in Schleswig-Holſtein Jedem, der an dieſem Rechte noch zweifeln möchte, einleuchtend zu machen.

— **Zur Küſtenvertheidigung.** Der Hauptmann in der preußiſchen See-Artillerie, Herr v. Teichmann-Logiſchen, hat unter dem Titel, „Ueber die Anlage von Küſten-Batterien, den artilleriſtiſchen Dienſt in denſelben und ihr Gefecht gegen Schiffe"**), eine Schrift herausgegeben, die zwar hauptſächlich für Fachmänner beſtimmt, aber ſo populär geſchrieben iſt und ſo viel allgemein Wiſſenswerthes enthält, daß auch ein Laie Belehrung aus ihr ſchöpfen kann und jedenfalls beim Leſen des Büchleins zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Aufgabe der See-Artillerie eine weſentlich verſchiedene von derjenigen der Feſtungs- und Feld-Artillerie iſt, daß ferner die Mannſchaften und Offiziere einer plötzlich aus irgend welcher Binnenfeſtung an den Seeſtrand kommandirten Feſtungs-Batterie, ſeien ſie noch ſo tüchtig, ihre neue und äußerſt ſchwierige Aufgabe nicht annähernd in dem Maße erfüllen können, wie dies See-Artilleriſten vermögen, die aus der Küſtenvertheidigung ein Hauptſtudium machten und das gründlich kennen lernten, von dem der Feſtungs- und Feld-Artilleriſt unmöglich Kenntniß gewinnen konnte, nämlich die Beſchaffenheiten der Kriegsſchiffe, ihre Schwächen, Stärken, Manöver, Schnelligkeit, Chancen bei dieſem oder jenem Wetter, ferner die Tiefen des nächſtbelegenen Meeresgrundes, das Diſtancenehmen nach der unendlichen Fläche hin, wenn ſich das feindliche Schiff von vorn, von hinten oder von der Seite zeigt, und unzählige Dinge mehr, die gegenüber von ſo gewaltigen Gegnern, wie Kriegsdampfer, unumgänglich nöthig zu wiſſen ſind. Wir dürfen uns durch die Erfolge nicht täuſchen laſſen, welche auch in dieſem Feldzuge unſere braven Land-Artilleriſten gegen däniſche Kriegsſchiffe errangen — bekommen wir einmal mit Franzoſen oder Engländern oder auch nur mit Ruſſen zu thun, dann können wir uns auf Küſtenangriffe gefaßt machen, gegen welche die zaghaften und ſchwachen Verſuche der Dänen nur Kinderſpiel waren. Auf dieſe Ausſicht die Aufmerkſamkeit der Nation zu lenken, ſcheint uns die Aufgabe der verdienſtvollen Schrift zu ſein, deren Ertrag übrigens zum Beſten der Kronprinz-Stiftung beſtimmt iſt und ſchon dieſerhalb reichliche Verbreitung verdiente. Von dem reichen Inhalte heben wir zum Schluß noch die folgenden, auch für Nichtmilitairs intereſſanten Abſchnitte hervor: „Detaillirte Beſchreibung der verſchiedenen Schiffstheile und die Unterſchiede der mannigfaltigen Schiffsmodelle; Einrichtung einer Strandbatterie; der Kampf; Zuſammenſtellung der Dimenſionen der Kriegsſchiffe, vom Dreidecker bis zum Kanonenboot, und die Höhe ihrer Maſten, ſowie das Hervorragen ihrer Rümpfe aus dem Waſſer, und eine Zuſammenſtellung der bisher erzielten Reſultate der verſchiedenartigſten Geſchoſſe bei ungleichen und gleichen Schußweiten gegen gepanzerte und ungepanzerte Schiffswände aller Stärken."

— **Pierre Scudo.** Seinem Landsmanne und journaliſtiſchen Kollegen Fiorentino iſt kürzlich auch der bekannte muſikaliſche Kritiker der Revue des deux Mondes, Herr P. Scudo, in das Grab gefolgt. Er ſtarb im Irrenhauſe zu Blois im 59. Jahre ſeines Alters. Er war zuerſt als Komponiſt aufgetreten und hatte ſich durch die glückliche Kompoſition einer Romanze, Le fil de la Vierge, einen Ruf erworben. Ausſchließlich der muſikaliſchen Literatur ſich widmend, arbeitete er zwar hauptſächlich für die genannte Revue, doch außerdem auch für einige andere Journale. Sein Roman Le chevalier Sarté iſt ebenfalls der muſikaliſchen Literatur beizuzählen. Seine Eſſays hat er unter den Titeln: „L'art ancien et musical", „Nouveaux melanges de critique et de littérature musicales" geſammelt und dieſe haben zum Theil mehrere Auflagen erlebt.

— **„Einfache Geſchichten"**, ſo heißt ein kleines, elegant ausgeſtattetes Buch, das wirklich das enthält, was ſein Titel beſagt.*) Auf 326 Seiten in Duodez erzählt uns Friedrich Ruperti elf Geſchichten, die, trotz ihrer Einfachheit, mannigfaltig und feſſelnd ſind. Einige haben eine tragiſche Pointe, wie „ein Todesfall auf dem Meere", „das Judenmädchen"; andere ſind humoriſtiſcher Art, wie der „vierzigſte Geburtstag eines Schwaben", „ein Junggeſell"; alle aber ſind von dem Aroma der Poeſie und der Sittlichkeit angehaucht und dürfen daher auch jüngeren Leſern und Leſerinnen in die Hand gegeben werden.

*) Kurze ſchleswig-holſteinſche Landesgeſchichte, von Georg Waitz. Kiel, Ernſt Homann, 1864.

**) Berlin, Voſſiſche Buchhandlung, 1864.

*) Einfache Geſchichten. Von Friedrich Ruperti. Bremen, J. G. Heyſe, 1864.

Digitized by Google

Literariſcher Sprechſaal.

Zoroaſter und Profeſſor Pietraſzewski.

Der Artikel, den wir in unſrer Nr. 32 über „die deutſche verbeſſerte Ueberſetzung der Bücher des Zoroaſter“ von Dr. Profeſſor Pietraſzewski brachten, hat zu Reklamationen von Seiten des Herrn Verfaſſers geführt. Es iſt uns darüber ein aus der Zeitſchrift: „der Gedanke“ (Bd. V. Heft 3) abgedruckter Aufſatz zugegangen, welcher die Ueberſchrift führt: „Wie der gelehrte Fachmann mit unzünftigen Entdeckungen verfährt“, in welchem eine Zurückweiſung unſerer Anſichten verſucht wird. Um Herrn P. zu zeigen, daß wir uns nicht weigern, über einmal ausgeſprochene, und wohl überlegte Sätze Rede und Antwort zu ſtehn, ferner um das Publikum in den Stand zu ſetzen, ſich ein ganz objektives Urtheil zu bilden, wollen wir, ganz unberührt von den uns ertheilten Ehrenprädikaten, die Sache hinſtellen, wie ſie liegt; wir wollen auch nicht eine Spur von perſönlicher Gereiztheit verrathen, nicht Einen Ausdruck gebrauchen, den man als verletzende Ironie deuten könnte.

Herr P. glaubt unſere Beurtheilung ſeines Buches aus perſönlichen und allerlei anderen unedlen Motiven ableiten zu müſſen, und er ſucht dieſe Perſönlichkeit ſelbſt in Dingen, die ſie ſchwerlich errathen laſſen. „Liegt nicht, ſagt er (S. 6) die größte Unverſchämtheit darin, ihn (den Verfaſſer), einen Siebzieger, dadurch beſchimpfen zu wollen, als ſei er nur ein Dolmetſcher.“ — Antwort: daß Herr P. bereits ein Siebziger ſei, wußten und ahnten wir gar nicht; es würde dieſe Kenntniß allerdings nicht ohne Einfluß auf die Form unſrer Beurtheilung geweſen ſein. Wir wußten blos aus öffentlichen Blättern, daß Herr P. Dolmetſcher bei der preußiſchen Geſandtſchaft nach Perſien geweſen; da wir ihn nun in der Anzeige ſeines Buches mit vollen Titeln als Doktor, Profeſſor, Mitglied der Jagelloniſchen Univerſität in Krakau, Ritter des Löwen- und Sonnenordens eingeführt, ſo liegt auf der Hand, daß an eine „Beſchimpfung“ auch nicht im Traume gedacht iſt, um ſo weniger, als der Redacteur dieſer Blätter ſelbſt ſeit einem Menſchenalter die Funktionen eines amtlichen Dolmetſchers bekleidet; daß uns demnach auch keine Unverſchämtheit zur Laſt gelegt werden kann. Den Ausdruck „nur ein Dolmetſcher“ haben wir nicht gebraucht.

Ferner müſſen wir in Abrede ſtellen, die Abſicht gehabt zu haben, Herrn P. als Polen und in ihm die polniſche Nation zu verunglimpfen. Die Thatſache iſt die, daß Herrn Pietraſzewski's Nationalität und ſeine Arbeit über Zoroaſter, wie er ja auch gar nicht leugnet (S. 4), in enger Wechſelbeziehung ſtehen. Sind wir nun z. B. überzeugt, daß in dieſem Buche ein phantaſtiſches — oder ſagen wir lieber — ideales Slaventhum vorliegt, ſo werden wir doch das Recht haben, dies mit dem ihm zukommenden Namen ſlaviſch oder polniſch zu bezeichnen. Getroffen könnten ſich doch nur diejenigen Stammesangehörigen fühlen, die für dergleichen Anſchauungen ſchwärmen. Sind wir in Deutſchland überhaupt gewohnt, ähnliche Erſcheinungen, die wir für Auswüchſe übermäßigen germaniſchen ‚National-Eifers halten, ganz ohne Umſtände zu kritiſiren, wie ſollte in dem Falle, wo es ſich um andere Nationalitäten handelt, eine Ausnahme ſtattfinden müſſen?

Auf dem Titelblatte werden wir, da keine andere Perſon gemeint ſein kann, als „gelehrter Fachmann“ eingeführt. Für einen ſolchen muß uns alſo Herr P. nach dem Eindrucke, den unſer Aufſatz auf ihn gemacht, halten. Auf S. 6 vermuthet er als ſeinen Gegner einen „Philologen von Fach“, und entſagt ſelbſt dabei dem Anſpruche, ein ſolcher ſein zu wollen. Andrerſeits wird S. 1 geſagt, daß wir, ein unbekannter ungenannter Jemand, unſere „überſtrömende Ignoranz durch gelehrten Schaum bedecken.“ —

Dies ſcheint einen Widerſpruch zu enthalten; indeß, wenn wir weiter zuſehen, ſo finden wir, daß für Herrn P. überhaupt Philologen von Fach und gelehrte Fachmänner mit Ignoranten ſynonym zu ſein ſcheinen. Wir hatten in unſerm Artikel geſagt: „Wenn Herr P. Recht hat, ſo ſind offenbar die gefeierteſten franzöſiſchen und deutſchen Gelehrten Einfallspinſel, und die ganze univerſelle Sprachwiſſenſchaft Humbug.“ Herr P. bemerkt dazu, daß wir hier noch die engliſchen Gelehrten, die über die Zendſprache geſchrieben haben, hätten hinzunehmen können (S. 7). Wir hatten geſagt, daß in dieſem Buche nichts von den Sagengeſtalten und Mythen wie z. B. von Gajomart, Tamuraph, Feridun u. ſ. w. vorkomme, über deren Vorhandenſein doch alle Gelehrten übereinſtimmen. — „Jawohl,“ ſagt Herr P. „Gajomart, Tamuraph und alles weiter Angeführte ſind höchſt falſche, irrthümlich hinein interpretirte Vorſtellungen — oder vielmehr Unſinn.“

Er verſpricht der Welt „ein Luſtſpiel vorzuführen“, er wolle „blos verſchiedene Ueberſetzungen, namentlich die Spiegel'ſche, auf gebrochnen Seiten mit der ſeinigen abdrucken laſſen, damit die Menſchheit in Jubel und Staunen gerathe, wie es möglich ſei, ſo viel Unverſtändliches und Unverſtandenes als Ueberſetzung auszugeben.“

Dieſen Triumph wollen wir Herrn P. gönnen. Das Publikum aber wird hieraus abnehmen, inwiefern eine Klage über den Ton der Beurtheilung gerechtfertigt iſt, wenn man ſolche Artigkeiten verſchwendet, oder ob für dieſe Sache überhaupt ein Gerichtshof vorhanden ſei. Wie weit ſich Herr P. hinreißen läßt über das Ziel hinauszuſchießen, beweiſt eine Stelle, die derſelbe jetzt durch einen Druckfehler erklärt haben will. Er läßt nämlich im 8. Jahrhundert (verdruckt für 5.) perſiſche Satrapen die Lechen in Perſien hart bedrücken und ſagt, daß wir aus dieſem Druckfehler „die haarſträubendſten Ungeheuerlichkeiten geſchichtlicher Unwiſſenheit (d. h. doch wohl: den Vorwurf) gegen ihn geſchleudert.“ — Man bittet, dieſe Stelle, Seite 506 des „Magazin“, nachzuleſen; man wird finden, daß hinter perſiſchen — (Satrapen) ein sic!!! eingeklammert iſt, und ſonſt auch nicht **Ein Wort**. Dies ſind alſo nach der Erklärung des Hern P. „haarſträubende Ungeheuerlichkeiten geſchichtlicher Unwiſſenheit.“

Aus einer ſolchen Lebendigkeit der Phantaſie wird Vieles verſtändlich und wir glauben dem Verfaſſer jetzt vollkommen, ausnahmsweiſe und bedingungslos, daß er nicht nach einem apokryphen Texte, ſondern, wie er behauptet, nach dem Spiegel'ſchen Wort für Wort überſetzt, daß die Erklärung, wie er aus drei Verſen des Urtextes, oder der anderen Ueberſetzer, zehn zu entziffern im Stande iſt, vollkommen ſtichhaltig ſei, daß in Zoroaſter's Büchern von den Lechen, von ihrer Auswanderung nach dem Bernſteinlande, von Fabriken, Apotheken, Schulen und noch vielen andern Dingen die Rede ſei, von denen man ſich bisher nichts träumen ließ, und da in uns der Herr Verfaſſer einen „gelehrten Fachmann“ zu vermuthen für gut findet, ſo nehmen wir, was die verbeſſerte Zendgrammatik und die angewandte Ueberſetzungskunſt betrifft, gern den Vorwurf überſtrömender Unwiſſenheit auf uns.

Der Verfaſſer
der Kritik des Pietraſzewski'ſchen Zoroaſter.

Digitized by Google

Verlag von Stilke & van Muyden in Berlin.

Soeben erschien:

Pierſon, W., Preussische Geschichte. Mit einer historischen Karte von *H. Kiepert.* 39 Bogen gr. 8. 2 Thlr., elegant gebunden 2½ Thlr.

Tieferes Eingehen auf die **Kulturgeschichte,** eine **lebendige** und nach **allen** Seiten **freimüthige** Darstellung, das sind die Vorzüge dieses bis auf die **neueste** Zeit fortgeführten Werkes. (602)

Daraus einzeln:

Kiepert, H., Historische Karte des brandenburgisch-preussischen Staates. In Farbendruck. Fol. Preis in Umschlag 6 Sgr.

Kühns, F. J., Geschichte der Gerichtsverfassung und des Processes in der Mark Brandenburg vom X. bis zum Ablauf des XV. Jahrhunderts. I. Band. 20 Bogen gr. 8. Preis 2 Thlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen, in Berlin bei **F. Schneider & Co.,** 19 Unter den Linden.

Im Verlag von Friedrich Fleiſcher in Leipzig erſchien: (598)

Kloſe, Karl Ludwig (aus deſſen Nachlaſſe) Wilhelm I. von Oranien, der Begründer der niederländiſchen Freiheit; mit einer Würdigung des Oraniers von Heinrich Wuttke. Preis 2 Thlr.

Jung, Alexander, Fr. Wilh. Joſeph v. Schelling und eine Unterredung mit demſelben im Jahre 1838 in München. Preis 15 Ngr.

Hoppe, J., Profeſſor Dr., Die Dankbarkeit der Kranken. Eine Volksſchrift über das Geſchäft, über die Perſonen und über die ſocialen Verhältniſſe in der ärztlichen Praxis. Preis 22½ Ngr.

Ahlfeld, Dr. Friedrich, Zeugniſſe aus dem innern Leben. Predigten. Dritter Band. Zweite Auflage. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Bagge, Oskar, Die ſpekulative Weltanſchauung auf dem Thüringer Kirchentag. Eine Streitſchrift für und wider Herrn Ober-Conſiſtorialrath und Ober-Hofprediger Dr. Schwarz zu Gotha. Preis 12 Ngr.

Kneſchke, Dr. Emil, Zur Geſchichte des Theaters und der Muſik in Leipzig. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Waitz, Dr. Theodor, Anthropologie der Naturvölker.
I. Band: Ueber die Einheit des Menſchengeſchlechtes und den Naturzuſtand des Menſchen. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.
II. Band: Die Negervölker und ihre Verwandten. Preis 3 Thlr. 15 Ngr.
III. Band: Die Amerikaner. 1. Hälfte. Preis 3 Thlr.
IV. Band: Die Amerikaner. 2. Hälfte. Preis 3 Thlr. 22½ Ngr.

C. v. S., Geiſterweſen. Preis 15 Ngr.

Hirſchel, Dr. Bernhard, Sanitätsrath, Der homöopathiſche Arzneiſchatz in ſeiner Anwendung am Krankenbette. Für Familie und Haus. Vierte verbeſſerte und verm. Auflage. Preis 22½ Ngr.

— — Neue Zeitſchrift für homöopathiſche Klinik. Jährlich 24 Nummern. Preis 3 Thlr.

Vogel, Director Dr., Des Kindes erſtes Schulbuch. Zunächſt für die Elementarklaſſe der Leipziger 1. Bürgerſchule beſtimmt. Neunte veränderte und verbeſſerte Auflage. Preis 4 Ngr.

Vanderhauſen, Th., Ideen zu einem Syſtem der Hiſtoriographie. Preis 8 Ngr.

Altenberg. Ein Roman in 8 Büchern. 4 Bde. Preis 6 Thlr.

Vogel, Director Dr., Deutſches Leſebuch für Schule und Haus. Erſte Abtheilung. Funfzehnte völlig umgearbeitete Auflage Preis 7½ Ngr.

Peiper, C. R. S., Promethea, carmen, in quo disputatur de optima eruditi vitae socia. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Herwerden, Henricus, van. Nova addenda critica ad Meinekii opus, quod inscribitur fragmenta comicorum Graecorum. Preis 11 Ngr.

In der C. G. Lüderitz'schen Verlagsbuchhandlung (A. Charisius) in Berlin erschien soeben:

van der Brugghen, Ancien Ministre de la Justice des Pays-Bas. — ÉTUDES SUR LE SYSTEME PÉNITENTIAIRE IRLANDAIS. Revu après la mort de l'auteur et accompagné d'une préface et d'un appendice par *Fr. de Holtzendorff.* 1864. 2 Thlr. (600)

In unſerem Verlage erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Joh. Friedrich Reichardt.

Sein Leben und ſeine muſikaliſche Thätigkeit.

Dargeſtellt von

H. M. Schletterer. (599)

42 Bogen groß Oktav. broſch. fl. 6 rhein. od. 3 Thlr. 15 Sgr.

In dem vorliegenden Buche wird zum erſten Male das Leben und Wirken eines Mannes eingehender Darſtellung unterzogen, der gleich bedeutend als Komponiſt und Schriftſteller war, durch ſeine amtlichen Stellungen einen wichtigen Einfluß auf die Kunſtentwicklung ſeiner Zeit ausübte und in Folge eigenthümlicher Verkettung der Umſtände mit faſt allen hervorragenden Perſonen ſeiner Periode in die intimſten Beziehungen treten konnte. Ein achtungswerther Künſtler, ein talentvoller Schriftſteller, ein unerſchrockener Patriot und ein edler Menſch hatte er doch das traurige Geſchick, verkannt und — vergeſſen zu werden. Ihn nach allen Seiten hin treu zu ſchildern und ihm verdiente Theilnahme wieder zuzuwenden, iſt Zweck dieſer Arbeit, die durch einverleibte Bruchſtücke der Reichardt'ſchen Autobiographie in feſſelnden Zügen ein bewegtes Jugendleben und einen intereſſanten Abſchnitt unſerer Kulturgeſchichte behandelnd weſentlich bereichert erſcheint.

Augsburg, im Herbſte 1864. J. A. Schloſſer's Buch- und Kunſthandlung.

In unſerem Verlage iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Entwickelung

der

deutſchen Poëſie

von Klopſtocks erſtem Auftreten bis zu Goethe's Tode.

Von

Johann Wilhelm Loebell.

Dritter Band.

Leſſing.

Nach des Verfaſſers Tode herausgegeben von

Dr. A. Koberſtein.

8. geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Braunſchweig. (601)

C. A. Schwetſchke und Sohn.

(M. Bruhn.)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien soeben:

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen. Ein Vortrag in der germanistisch-romanistischen Section der in Hannover tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29. September 1864 gehalten von *K. A. F. Mahn,* Dr. geh. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Perthes in Gotha.

Soeben erſchien: (604)

Polenz, G. von, Geſchichte des franzöſiſchen Calvinismus bis zur Nationalverſammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handſchriftlichen Quellen.

4. Band enthaltend: Die Geſchichte des politiſchen franzöſiſchen Calvinismus. Von der Thronbeſteigung Heinrichs III. 1574 bis zum Tode Heinrichs IV. 1610. Preis 5 Thlr.

Daſſelbe. 1. bis 4. Band. Preis 16 Thlr.

Im unterzeichneten Verlage erschien und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden:

Sophoclis, tragoediae. Ad optimorum librorum fidem iterum recensuit et brevibus notis instruxit *C. G. A. Erfurdt.* Vol. IV. Editio III. e. s. t.

Sophoclis Electra. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit *Godofredus Hermannus.* Editio III. Editio altera denuo typis exscripta. 8. 15 Bogen Velinpapier. 25 Ngr. (605)

Verlag von Ernst Fleischer (R. Hentschel) in Leipzig.

In unſerem Verlage iſt bis jetzt erſchienen:

Amtlicher Bericht über die Induſtrie- und Kunſt-Ausſtellung zu London im Jahre 1862,

erſtattet nach Beſchluß der Kommiſſarien der Deutſchen Zollvereins-Regierungen.

Erſtes bis vierzehntes Heft. Preis 7 Thlr. 8½ Sgr. 109½ Bogen gr. 8. (2 Sgr. für den Bogen bei Entnahme des **ganzen Berichts,** 2½ Sgr. für den Bogen bei Entnahme **einzelner Hefte.**)

Inhalt nebſt Angabe der Einzelpreiſe: I. Heft. 1. Kl. Bergbau, Steinbrucharbeiten, Metallurgie und Mineralien. 6½ Sgr. II. Heft. 16 Kl. Muſikaliſche Inſtrumente. 13 Sgr. III. Heft 10 Kl. Civilbau und Bau-Vorrichtungen. 15½ Sgr. IV. Heft. 11. Kl. Militär-Genieweſen, Ausrüſtungsgegenſtände, Geſchütze und Fahrzeuge, kleine Waffen ꝛc. 12. Kl. Schiffbaukunſt und Schiffsgeräthſchaften. 18½ Sgr. V. Heft. 29. Kl. Unterrichts- und Erziehungsgegenſtände. 12½ Sgr. VI. Heft. 13. Kl. Phyſikal. und mathem. Inſtrumente. 14. Kl. Photograph. Apparate u. Photographieen. 15 Kl. Zeitmeßinſtrumente: Uhren. 21½ Sgr. VII. Heft. 2 Kl. Chemiſche Produkte; pharmazeut. Stoffe und Präparate. 4 Kl. Animal. und vegetabil. Subſtanzen zur Bearbeitung in den Gewerben. 1 Thlr. 2 Sgr. VIII Heft. 30. Kl. Hausgeräth u. Tapezierer-Arbeiten, einſchließlich Papier-Arbeiten, und Papiermaché. 34. Kl. Glaswaaren. 35. Kl. Töpferwaaren. 14. Bog. 1 Thlr. 5 Sgr. IX. Heft. 7. Kl. Arbeitsmaſchinen und Werkzeuge. 9 Bog. 22½ Sgr. X. Heft. 18 Kl. Baumwollenſtoffe. 19. Kl. Flachs- und Hanfſtoffe. 20. Kl. Seide und Sammet. 21. Kl. Wollene und gemiſchte Waaren. 8. Bog. 20 Sgr. XI. Heft. 28. Kl. Papier, Papier- und Papparbeiten, Schreibmaterialien, Buchdruck und Buchbinderarbeiten. 36. Kl. Toilettenkäſten, Neceſſairs, Reiſetaſchen, Reiſekoffer ꝛc. 6. Bog. 15 Sgr. XII. Heft. 6. Kl. Wagen. 32. Kl. Stahl und Stahlwaaren. 33. Kl. Arbeiten in edlen Metallen, Nachahmungen und Juwelierarbeiten. 7. Bog. 18 Sgr. XIII. Heft. 22. Kl. Teppiche. 23. Kl. Gewebte, geſponnene, gefilzte und andere Zeuge als Druck- und Färbeproben. 24. Kl. Tapiſſerie, Spitzen und Stickereien. 25. Kl. Häute, Pelze, Federn und Haare. 26. Kl. Leder, einſchließlich Sattlerwaaren und Pferdegeſchirr. 27. Kl. Bekleidungsgegenſtände. 9½ Bog. 23½ Sgr. XIV. Heft. 3. Kl. Nahrungsmittel, einſchließlich Spirituoſen und Tabacke. 6½ Bog. 17 Sgr.

Berlin, den 28. September 1864.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker.) (609)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 46.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von

Joſeph Lehmann.

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 13. November **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereln ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die engliſche Sprache und Literatur in Deutſchland 722
Mandſchuiſch-deutſches Wörterbuch 723
England.
Ein neuer Roman von Charles Reade. Hard Cash 724
Nord-Amerika.
Zur Geſchichte Europa's in Amerika. I. Die Hugenotten und die Indianer in Florida 726
Frankreich
Internationale Schulen 729
Ein Geſpräch mit Meyerbeer über die Muſik der Zukunft 731
Italien.
Rudolf Gottſchall: Reiſebilder aus Italien 732
Platen's Grab 733
Kleine literariſche Revue.
Die vlamiſche Bewegung in Belgien . . . 733
Die engliſchen Genoſſenſchaften im J. 1863 734
Ein allgemeines Alphabet 734
Rudolf Gottſchall's „Maja" 734
Populäre Medizin 734
Literariſcher Sprechſaal 734

Verlag von Germer Baillière in Paris.

Revue des cours littéraires
de la France et de l'Étranger.

Littérature. — Philosophie. — Théologie. — Éloquence. — Histoire. — Législation. — Esthétique. — Archéologie.

Revue des cours scientifiques
de la France et de l'Étranger.

Physique — Chemie. — Zoologie. — Botanique. — Anatomie. — Physiologie. — Géologie. — Paléontologie. — Médecine.

Diese seit Anfang December 1863 erscheinenden Journale haben sich in Frankreich des grössten Beifalles zu erfreuen. Beide Journale enthalten Originalartikel und Bearbeitungen von den berühmtesten Schriftstellern wie: Ph. Chasles, E. Laboulaye, Himly, A. Franck, A. Maury, J. Oppert, Saint-René-Taillandier, Milne-Edwards Vicomte d'Archiac, Payen, Bouchut, Flourens und andere.

Dieselben erscheinen wöchentlich und beträgt der Abonnementspreis

für beide Journale zusammen:	6 Monate	20 fr.
	1 Jahr	35 -
für jedes Journal einzeln:	6 Monate	12 -
	1 Jahr	20 -

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (617)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

CHEAP EDITIONS OF
STANDARD WORKS.

Jane Eyre. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Shirley. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Villette. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Wuthering Heights and Agnes Grey. By *Emily* and *Anne Brontë.* With Preface and Memoirs of the Sisters. By *Charlotte Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d* cloth.
The Tenant of Wildfell Hall. By *Anne Brontë.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
The Professor. To which are added the Poems of *Currer. Ellis,* and *Acton Bell.* Now first collected. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
The Life of Charlotte Brontë. By *Mrs. Gaskell.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Sylvan Holt's Daughter. By *Holme Lee.* Author of „Against Wind and Tide," „Kathie Brande," &c. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Autobiography of Leigh Hunt. Edited by his Eldest Son. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Kathie Brande: The Fireside History of a Quiet Life. By *Holme Lee.* 2*s.* 6*d.* cloth.
Lectures on the English Humourists. By *W. M. Thackeray,* Esq. Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cl.
The Town: its Memorable Characters and Events. By *Leigh Hunt.* Post 8vo. Forty-five Wood Engravings. 2*s.* 6*d.* cloth.
The School for Fathers; an old English Story. By *Talbot Gwynne.* Post 8vo. 2*s.* cl.
Paul Ferrol; a Tale. By the Author of „IX Poems by V." Post 8vo. 2*s* cloth
Deerbrook; a Tale of English Country Life. By *Harriet Martineau.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cl.
A Lost Love. By *Ashford Owen.* Post 8vo. 2*s* cloth.
Romantic Tales. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
Domestic Stories. By the Author of „John Halifax." Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
After Dark. By *Wilkie Collins.* Post 8vo. 2*s.* 6*d.* cloth.
British India. By *Harriet Martineau.* 2*s.* 6*d.* cl.
The Political Economy of Art. By *John Ruskin.* 2*s.* 6*d.* cloth.
The History of Henry Esmond. By *W. M. Thackeray.* Post 8vo. 6*s.* cloth.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (614)

Im Verlag von S. G. Liesching in Stuttgart erſchienen ſoeben und ſind jederzeit durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe gegen den Materialismus.

Von
Dr. Friedrich Fabri
(in Barmen).

Zweite, mit zwei Abhandlungen
„über den Urſprung und das Alter des Menſchengeſchlechts"
vermehrte Auflage.
gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Sgr.

Die anerkannt lebendigſte Gegenſchrift gegen den Materialismus vom Standpunkte des geoffenbarten Wortes; durch den früheren wie durch den neuhinzugekommenen Inhalt von großem Intereſſe für Alle, welche ſich über eine der wichtigſten Fragen der jetzigen Zeit orientiren wollen.

Semiten und Indogermanen
in ihrer Beziehung zu
Religion und Wiſſenſchaft.
Eine Apologie des Chriſtenthums
vom Standpunkte der Völkerpſychologie.
Von
Rud. Friedr. Grau,
lic. theol. Repetent und Privatdocent der Theologie zu Marburg.
gr. 8. Geh. 1 Thlr. 2 Sgr.

Eine hervorragende Schrift — ausgezeichnet durch ihre geiſtvollen und tiefdurchdachten Ausführungen auf einem Gebiete, welches in der Gegenwart durch die von Strauß und Renan vertretenen Anſchauungen eine beſondere Bedeutung gewonnen hat. Nicht blos Theologen, ſondern auch Laien werden reiche Belehrung aus dem Buche ſchöpfen. (610)

Revue germanique et française,
Septième année. Tome trentième.
Première Livraison. 1er Juillet 1864. (620)

La divinité de Jésus-Christ (*Albert Réville*). — Les Héritiers de M. de Cavour (*F. J. Perrens*). — Réformes sociales en Allemagne (*Elie Reclus*). — Fidés (deuxième partie (*Paul Deltuf*). — La nouvelle Vie de Jésus du docteur Strauss (*A. Nefftzer*). — M. F Wöhler (*L. Grandeau*). — Bulletin bibliographique et critique (*A. Pierson*). — Varia. — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — Chronique politique (*Prévost Paradol*).

Preis des Jahrganges 14 Thlr.

A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die engliſche Sprache und Literatur in Deutſchland. *)

Unter dieſem Titel hat der als Herausgeber der „Atlantis“, und einer Reihe andrer die engliſche Literatur betreffenden Schriften rühmlichſt bekannte Karl Elze, als Feſtſchrift zur 300jährigen Geburtsfeier Shakſpeare's, eine Broſchüre erſcheinen laſſen, in der er Anſichten und Wünſche ausſpricht, die nicht nur uns ſeit lange am Herzen lagen, ſondern auch ſicherlich in weiten Kreiſen in Betreff des deutſchen Unterrichtsweſens als zu den Erforderniſſen der Gegenwart gehörig erachtet werden. Wir halten es daher für eine Pflicht, auch unſerſeits durch Verbreitung derſelben eine weitere Erwägung des Gegenſtandes zu veranlaſſen.

Nachdem nämlich der Verfaſſer in gedrängter Weiſe die vielfachen, ununterbrochenen Wechſelbeziehungen zwiſchen Deutſchland und England auf merkantilem, politiſchem und kirchlichem Gebiete von dem Mittelalter an durchlaufen, führt er die bedeutſamen Einwirkungen vor, welche unſre Literatur von der engliſchen empfangen, und weiſt nach, wie ganz im Gegenſatz zu den von den Höfen und dem Adel in das Volk eingedrungenen Einflüſſen der franzöſiſchen Literatur, deren fremdartiger Geiſt unterjochend und entſittlichend auf uns gewirkt hat, gerade die der engliſchen Literatur es waren, welche, unſerm Geiſtesleben ſtammverwandt, ſtets eine nationale Kräftigung in uns förderten und eine befreiende, ſittlich veredelnde Macht auf uns ausübten. Mit Recht haben daher alle ernſten Deutſchen ſich gegen die Gallomanie erhoben und die Satyriker gegen ſie ihre Geißel geſchwungen, während kein Patriot ſich der Verehrung des in der engliſchen Literatur wehenden Geiſtes verſchloſſen hat. Denn aus demſelben germaniſchen Volkscharakter hervorgegangen, iſt ſie uns, wie keine andre auf Erden, verwandt, und wo ſie ſich abweichend von der deutſchen entwickelt hat, dient ſie derſelben als naturgemäße Ergänzung. Ihr Realismus verſchmilzt ſich mit unſerm Idealismus. Sie ruht auf derſelben Grundlage ſittlichen Ernſtes, proteſtantiſch-religiöſer Weltanſchauung, wiſſenſchaftlicher Strebſamkeit und edlen Gefühls für das Schöne und Gute, wie die unſrige. Da ferner die engliſche Sprache eine Weltſprache geworden iſt, und die gegenſeitigen materiellen und geiſtigen Beziehungen und Wechſelwirkungen der Kulturvölker in ſtets fortſchreitendem Wachsthum begriffen ſind, ſo iſt gegenwärtig für jeden wahrhaft Gebildeten die Kenntniß der engliſchen Sprache und Literatur eine unerläßliche Bedingung geworden.

Doch erſt mit dem Aufblühen der Realſchulen wurde das Engliſche auch ein Zweig des öffentlichen Unterrichts, und bis auf dieſen Tag ſind die Realſchulen die hauptſächlichſten Pflanzſtätten deſſelben geblieben. Von hier hat es ſich dann ſeinen Weg in die polytechniſchen und Handelsſchulen, ſowie in die höheren Töchterſchulen gebahnt, während es auf den Gymnaſien, den Pflanzſtätten unſers Gelehrtenſtandes und wiſſenſchaftlicher Ausbildung, entweder gar nicht, oder nur nebenſächlich, als Gegenſtand facultativen Unterrichts, betrieben wird und dem Franzöſiſchen der Vorzug eingeräumt iſt.

Im letzteren erkennt der Verfaſſer ein offenbares Unrecht und ſpricht ſich, wenn nach der Anſicht der klaſſiſchen Schulmänner nur Eine moderne Sprache am Gymnaſium gelehrt werden kann, entſchieden für das Engliſche aus. Doch verlangt er auf unſern Gymnaſien, und darin ſchließen wir uns ihm aus vollem Herzen an, nichts, als was die Engländer „fair play“ nennen, d. h. gleichen Wind und gleiche Sonne mit der franzöſiſchen. „Franzoſen und Engländer, ſagt er, ſind die beiden beſtimmenden Nationen Europas. Die Franzoſen ſtehen an der Spitze der romaniſchen, die Engländer, wenigſtens was politiſche Geltung, Handel und Gewerbthätigkeit anlangt, an der Spitze der germaniſchen Völker. Letzteren muß man eine überwiegende Stellung ſogar für die Welt einräumen, da ſie durch ihre täglich wachſende Kolonialmacht und ihre Ausbreitung über alle Theile der Erde ſich einen unleugbaren Einfluß auf faſt alle Länder erobert haben. Wenn nun die Weltanſchauung eines Volks, ſein Denken und Fühlen, ja ſein eigenſtes, innerſtes Weſen ſich unleugbar in ſeiner Sprache und Literatur ausgeſprochen findet, ſo folgt, daß nur die Bekanntſchaft mit dieſen den Weg zum Verſtändniß einer Nation bahnen kann. Wenn daher es ſchon für den wahrhaft Gebildeten ein nicht mehr abzuweiſendes Erforderniß iſt, ſich einige Kenntniß der beiden bedeutendſten Kulturvölker der Gegenwart anzueignen, ſo gilt dies in noch weit höherem Maße für den Gelehrten. Er darf dem Gange der Civiliſation und der Entwickelung der Menſchheit kein Fremdling bleiben und muß ſich die Sprachen der beiden leitenden Völker zu eigen machen. Die Wiſſenſchaft hat keine iſolirte Exiſtenz mehr; ſie lebt und gedeiht in einem unaufhörlichen Hinüber und Herüber, und nicht mehr in klöſterlicher Abgeſchloſſenheit, ſondern Hand in Hand ſtreben die Nationen den höchſten Zielen des Wiſſens und der Bildung zu. Wer ſich den hieraus fließenden Folgerungen für unſer höheres Unterrichtsweſen eigenſinnig verſchließen wollte, würde die Gymnaſien zu Abrichtungs-Anſtalten für den Beamtenſtand herabdrücken.“

Mit vollem Rechte verlangt der Verfaſſer daher eine völlige Gleichſtellung des Franzöſiſchen und Engliſchen auf den Gymnaſien, einen obligatoriſchen, keinen bloß fakultativen Unterricht im Engliſchen, und zwar von der Quarta oder Tertia auf. Ohne Zweifel hat die Ausführung dieſer Forderung in Bezug auf den Gymnaſial Lehrplan ihre bedeutenden Schwierigkeiten; iſt jedoch die Berechtigung und Nothwendigkeit derſelben erſt allſeitig erkannt, ſo muß ſich auch die Form ihrer Erfüllung finden, und zum Beweiſe, daß der engliſche Unterricht auf den Gymnaſien durchführbar iſt, verweiſt der Verfaſſer auf die Gymnaſien zu Bremen und Lübeck.

Natürlich hängt mit dieſer Forderung ein zweite ungertrennlich zuſammen, nämlich die, daß der Staat auf den Univerſitäten die nöthigen Einrichtungen treffe, um tüchtige Lehrer der modernen Sprachen heranzubilden und überhaupt ein gründliches Studium der modernen Philologie nach den Principien der klaſſiſchen anzuregen. „Denn wenn wir, ſagt der Verfaſſer, fragen, wo und wie die Lehrer der modernen Sprachen ſich ihre Fachbildung aneignen, ſo tritt uns die außerordentliche Thatſache entgegen, daß ſie der großen Mehrzahl nach Autodidakten in ihrem Fache ſind, weil die moderne Philologie noch immer nicht von Staatswegen anerkannt und in den Kreis der akademiſchen Studien als gleichberechtigtes Glied aufgenommen iſt. Es iſt unglaublich, aber wahr. Schon vor 20 Jahren hat der verewigte Dr. Mager mit ſeiner umfaſſenden Kenntniß des Unterrichtsweſens und der Schärfe ſeines philoſophiſchen Geiſtes dieſes Unweſen einer eingehenden Beleuchtung unterworfen und den Weg zur Beſſerung gezeigt. Leider umſonſt, denn die Sache iſt im Ganzen beim Alten geblieben. Wenn ſie alſo wiederum zur Sprache gebracht wird, ſo kann es nicht aus

*) Die engliſche Sprache und Literatur in Deutſchland. Eine Feſtſchrift zur 300jährigen Geburtsfeier Shakſpeares Von Karl Elze. Dresden, L. Ehlermann, 1864.

Digitized by Google

dem Kitzel, etwas neues vorzubringen, geſchehen — denn ſie iſt nicht neu — ſondern nur in der Hoffnung, daß der Tropfen endlich den Stein aushöhlen möge.

Die Regel iſt die, daß während für die klaſſiſche Philologie aufs beſte und reichſte geſorgt iſt, der angehende Student der modernen Philologie der Unterweiſung der Lektoren überlaſſen wird. Ueber das Inſtitut der letzeren braucht kein Wort mehr verloren zu werden. Die bekannte Thatſache, daß ein — im übrigen untadeliger — Leipziger Lektor noch vor 20 Jahren ſich und die Seinigen durch den Nebenverdienſt der Tanzmuſik ernähren mußte, ſpricht wahrlich laut genug. Es mögen ganz brauchbare Lehrer unter ihnen ſein — wir ſprechen nicht gegen Perſonen; ſo viel aber ſteht unumſtößlich feſt, daß das Inſtitut ſelbſt unverträglich iſt mit der Würde der Wiſſenſchaft und völlig untauglich zur Heranbildung moderner Philologen. Allerdings beſtehen ausnahmsweiſe einzelne wenige Profeſſuren für moderne Philologie (mit beſonderer Anerkennung muß in dieſer Hinſicht Tübingen genannt werden); allein ſie ſind entweder für die romaniſche Philologie ausſchließlich beſtimmt, oder ſie umfaſſen das Geſammtgebiet der modernen Sprachen und Literaturen. Dieſes iſt aber viel zu ausgedehnt, und ſeine einzelnen Theile ſind viel zu heterogen, als daß ſie von Einem Gelehrten gleichmäßig und mit Erfolg beherrſcht werden könnten. Wendet er ſich der ſprachlichen Seite zu, ſo wird er unwillkürlich in die komparative Philologie hineingezogen. Widmet er ſich dagegen vorwiegend literargeſchichtlichen Studien, ſo geräth er auch hier in Gefahr, ſich zu zerſplittern und, anſtatt Eine Literatur zu ergründen, ſich in äſthetiſirende Vergleichungen zu verlieren. Auf keinen von beiden Wegen können Lehrer der modernen Sprachen, wie wir ſie brauchen, gebildet werden.

Das, was wir brauchen, ſind geſonderte Profeſſuren für die engliſche wie für die franzöſiſche (romaniſche) Philologie, ganz nach Analogie der getrennten griechiſchen und lateiniſchen Profeſſuren. Daß ein ſolcher Lehrſtuhl vollſtändig ſeinen Mann in Anſpruch nehmen würde, ergiebt ſich, wenn wir uns ſeine Thätigkeit als Docent wie als Forſcher und Schriftſteller veranſchaulichen. Ein Profeſſor der engliſchen Philologie würde etwa folgende Kollegien zu leſen haben: Angelſächſiſche Grammatik und Erklärung angelſächſiſcher Schriften; engliſche Grammatik und Erklärung engliſcher Autoren; engliſche Literaturgeſchichte; engliſche Antiquitäten; engliſche Geographie (vom hiſtoriſchen Standpunkte) und Geſchichte; ſchottiſche Sprache und Literatur; die engliſche Literatur in Amerika, u. ſ. w. Was die Erklärung engliſcher Autoren anlangt, ſo iſt ſie keineswegs mit Shakſpeare abgethan; ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen in der dramatiſchen Poeſie, Marlowe, Ben Jonſon Beaumont und Fletcher u. A., verdienen nicht minder Berückſichtigung. Aber auch die übrigen Zeiträume der engliſchen Literatur dürfen nicht vernachläſſigt werden, und Chaucer, Spenſer, Dryden, Milton, Addiſon, Pope, Burns u. A. müſſen den Studioſen der engliſchen Philologie vorgeführt werden. Daß alle dieſe Schriftſteller nach ſtreng philologiſcher Methode geleſen und erklärt werden müſſen, darüber ſind alle Kenner einig.

Zur Bildung einer von den Univerſitäten ausgehenden, auf ſtreng philologiſcher Grundlage ruhenden Schule iſt ferner die Errichtung von akademiſchen Seminaren für die modernen Sprachen nöthig, genau nach dem Muſter der für die klaſſiſchen Sprachen Was haben die modernen Sprachen verbrochen, daß ihnen allein dieſes Bildungsmittel für ihre künftigen Lehrer vorenthalten wird, während die neueſte Zeit hiſtoriſche, chemiſche, ja ſogar ſtaats- und landwirthſchaftliche Inſtitute dieſer Art hat entſtehen ſehen? In den Seminaren für moderne Philologie müſſen die Mitglieder im mündlichen und ſchriftlichen Gebrauche der Sprache, in der Erklärung der Schriftſteller und in der ſelbſtſtändigen Erforſchung und Bearbeitung einzelner Partien aus der Literaturgeſchichte, den Antiquitäten u. ſ. w. geübt werden. Alles dies iſt ſo ſelbſtverſtändlich, ſo ſehr durch das Vorbild der klaſſiſchen Seminare gegeben, daß man darüber gar keine Worte zu verlieren braucht.

Beide Profeſſuren nebſt dem Seminar würden ſich Alles in Allem, auf den kleineren Univerſitäten mit 2000 Thlr., auf den großen mit 2500 Thlr. beſtreiten laſſen, eine wahre Kleinigkeit! Für die vorzüglichſten Seminariſten würde davon alljährlich ein Reiſeſtipendium von 3—400 Thlr. auszuſetzen ſein, welches an die Bedingung der rite beſtandenen Promotion geknüpft werden könnte, und welches abwechſelnd einem engliſchen und einem franzöſiſchen Philologen verliehen werden müßte.

Deutſchland iſt die Studirſtube der Welt. Soll hier die ausgebreitetſte Sprache der germaniſchen Völkerfamilie, die künftige Weltſprache, als welche ſie Jacob Grimm bezeichnet hat, die ebenbürtige Zwillingsſchweſter unſrer Mutterſprache, ſoll die Literatur, welcher wir ſo zahlreiche und herrliche Anregungen und einen ſolchen Sporn zur eigenen nationalen Entwickelung verdanken — ſoll, fragen wir, dieſe Sprache und Literatur bei uns noch immer der ſprachmeiſterlichen Empirie preisgegeben bleiben? Iſt ſie der gelehrten Erforſchung und Behandlung etwa weniger fähig oder würdig, als das an unſern Univerſitäten vertretene Chineſiſche und Mongoliſche?" —

Das ſind etwa im Auszuge die Hauptgedanken des verdienſtvollen Schriftchens. Sie ſind mit ſo beredter Zunge, mit ſo redlichem Eifer für die Ehre der Wiſſenſchaft, ſo klar und einleuchtend entwickelt, daß ſie nothwendig in weiten Kreiſen überzeugend wirken müſſen und wir uns nicht der Hoffnung entſchlagen können, in baldiger Zeit ſie auch ihre Verwirklichung nach ſich ziehen zu ſehen.

Mandſchuiſch-deutſches Wörterbuch.

Das mandſchu-tunguſiſche Kaiſerhaus in China ſcheint nun, Dank britiſcher Unterſtützung, die patriotiſchen Rebellen nicht mehr unmittelbar fürchten zu müſſen, und europäiſche Geſandtſchaften tröſten es für die ausgeſtandenen Bekümmerniſſe. Eine neue freudige Genugthuung würde dem vielgeprüften jungen Kaiſer vielleicht aus der Kunde erwachſen, daß die Mutterſprache ſeiner erlauchten Ahnen (denn die heutigen Mandſchu verſtehen wenig mandſchuiſch mehr) in Europa immer eifriger angebaut wird. Der vielſeitig unermüdliche Sprachgelehrte, Freiherr Conon von der Gabelentz, bereits vor einigen und dreißig Jahren grammatiſcher Bearbeiter des Mandſchu, hat im gegenwärtigen Jahr ein bündiges Wörterbuch dieſer kräftigen und wohltönenden Sprache (231 eng gedruckte Seiten, Leipzig bei Brockhaus) vom Stapel laufen laſſen. Auf etymologiſche Anordnung und Vergleichung anderer tatariſchen Idiome iſt, ſo nahe ſie oft gelegen, nothwendiger Beſchränkung halber verzichtet, aber keine überlieferte Bedeutung ungeprüft geblieben. Seit mehr denn 80 Jahren hatte der Liebhaber des Mandſchu, ſofern ihm die vortrefflichen in China abgefaßten und chineſiſch erklärten Mandſchu-Wörterbücher nicht zugänglich, oder nicht verſtändlich waren, mit dem äußerſt konfuſen und unkritiſchen Dictionnaire des Pater Amyot ſich behelfen müſſen. Der Reverend Ruſſell, Mezzofanti's iriſcher Biograph, erhebt dieſes lexikaliſche Monſtrum an

Digitized by Google

irgend einer Stelle zum Rang eines Standard Work (!), und glaubt obendrein, es ſei — chineſiſch!!

Sollte Jemand nach dem Werthe ſolcher Arbeiten für Europa ſich erkundigen, ſo bemerken wir: 1) daß chineſiſche Texte mit Hülfe der meiſterhaften mandſchuiſchen Ueberſetzungen, die es von vielen derſelben giebt, weit beſſer als ohne ſolche ſich verſtehen laſſen; 2) daß die mehrerwähnte Sprache ein wichtiges Glied bildet in der gewaltigen Kette der ſogenannten tatariſchen, altaiſchen oder turaniſchen, die durch Caſtrén, Ahlqviſt, W. Schott, Hunfalvy u. A. ſchon vielfach beleuchtet worden ſind.

England.

Ein neuer Roman von Charles Reade.

Hard Cash.

Der Autor von „It is never too late to mend", „Love me little, love me long" u. ſ. w. hat ein neues Werk auf den Markt gebracht, das er ein „matter-of-fact romance" zu deutſch (nach Hackländer) eine „ganz wahrhaftige Geſchichte" nennt.*) Wahr oder erfunden, ſie iſt anziehend genug, um ihr eine eingehende Beſprechung zu widmen. Reade zeigt in manchen Eigenſchaften und Mängeln, wie auch in der Wahl ſeiner Stoffe eine gewiſſe Aehnlichkeit mit unſerem, neuerdings durch königliche Ungnade wieder viel beſprochenen Hackländer. Bei Beiden zeigt ſich dieſelbe kritikloſe Anhäufung von an ſich gutem, aber wenig verarbeitetem Material, bei Beiden herrſcht jene ſprungweiſe Darſtellung, die mehr berechnet iſt, das Intereſſe des Leſers zu ſpannen, als zu befriedigen; wie denn überhaupt ein üppiger Bilder- und Farbenreichthum beide Schriftſteller kennzeichnet. Reade ſowohl als Hackländer ſtellen die äußere Wahrſcheinlichkeit unter die innere Wahrheit und Nothwendigkeit und gerathen dabei zuweilen mit beiden in die Brüche. — Man findet bei ihnen ſelten ſtrenge, feſt durchgebildete, ſcharf gezeichnete Charaktere, dagegen einen großen Reichthum an Perſonen und raſch wechſelnden Scenen, lebhaften Darſtellungen und Schildereien; man vermißt dramatiſche Anordnung und künſtleriſche Gruppirung, zuweilen ſelbſt logiſchen Schluß und naturgerechte Folgen, findet dafür angenehm fließende Unterhaltung und ſpannende Situationen.

Der Titel „Hard Cash" iſt unüberſetzbar, wenn auch eine deutſche Ueberſetzung bereits angezeigt iſt und vielleicht mehrere demnächſt erſcheinen werden. Iſt es „hartes" ſauer erworbenes Geld, erworben mit ſaurem Schweiße und zuſammengekittet mit dem Blute der unterdrückten Nationen, wie der größere Theil des britiſchen Reichthums? Iſt es hartes, fluchbeladenes Geld, das mit ſeinem Gewichte den Beſitzer zu Boden zieht, nach deſſen Erwerbe Alle trachten und ſchmachten und deſſen Beſitz erſt einen Einzigen glücklich macht? Wir haben in unſerm deutſchen „Baar" keinen recht paſſenden Ausdruck, welcher zugleich alle die Nebenbedeutungen einſchließt, die ſich dort mit der engliſchen Bedeutung verbinden. Die Geſchichte iſt wie der Titel, ſo „engliſch", daß ſie nur jenſeits des Kanals ihre volle Würdigung finden kann.

Sie beginnt in Barkington, auf dem Landſitze Albion-Villa, die von Mrs. Dodd, der Frau des Kapitäns David Dodd und ihren beiden Kindern Edward und Julia bewohnt wird. Kapitän Dodd befindet ſich zur Zeit, da unſere wahrhaftige Geſchichte anfängt, mit ſeinem guten dreimaſtigen Schiffe Agra in Hongkong. Er hat von Calcutta aus geſchrieben, daß er die 14,000 L. Erſparniſſe ſeines vielbewegten und vom Glück begünſtigten Seemannslebens zu baarem Gelde gemacht hat und nun in einem Taſchenbuche feſt in geöltes Leder eingenäht, unter dem unvermeidlichen Flanellhemd auf dem bloßen Leibe trägt. Er hat noch eine Fahrt zu machen, dann kommt er als Paſſagier vom Kap nach Hauſe zurück, um mit den Seinen zu leben. — Seine Frau Lucy, geborene Fountain, iſt nicht unbemittelt und die von ihm mitgebrachte Hard Caſh wird die Zukunft ſeiner Kinder ſichern. — Edward Dodd hat eben Eton College verlaſſen und außer Cricket dort nicht viel gelernt; er ſelbſt zeigt keine ſonderliche Neigung, eine hohe Schule zu beziehen, ihm würde das rauhe Gewerbe ſeines Vaters weit beſſer paſſen, aber Mutter und Schweſter, welche Letztere ihm den größern Theil ſeines Latein beigebracht hat, beſtimmen ihn dennoch nach Oxford zu gehen. Er macht dort die Bekanntſchaft eines jungen Landsmannes, Namens Alfred Hardie, der in allen andern Univerſitäts-Disciplinen ihm überlegen iſt, nur nicht in den Zweigen des edlen Sport zu Waſſer und Land. Bei einem großen Wettrudern der beiden Univerſitäten und der Londoner Ruderklubs wird Edward Dodd vor Mutter und Schweſter als Sieger gefeiert, erhält aber gleichzeitig die Nachricht, daß er im Examen durchgefallen iſt. Hardie beweiſt ihm ſeine uneigennützige Freundſchaft und gewinnt dadurch bei der mütterlichen Schweſter ſeines Freundes einen Stein im Brett. Während der Ferien ſpinnt ſich in Barkington das zarte Verhältniß weiter, und bald kommt es zwiſchen den jungen Leuten, nicht unbemerkt von der wachſamen Mutter, zur Erklärung, die zu einem allerſeits gewünſchten Verlöbniß zu führen ſcheint, da Mrs. Dodd ſchließlich nichts Ernſtes einzuwenden hat und Alfred für ſeinen abweſenden Vater, den Bankier von Barkington, gutſagt.

Wider Vermuthen aber trifft von dieſem ſonſt ſo liebevollen und zärtlich um das Wohl ſeiner Kinder beſorgten Vater die entſchiedenſte Weigerung in einem an Mrs. Dodd gerichteten Schreiben ein, und zwar ohne für dieſe Weigerung irgend einen Grund zu geben. Frau Dodd verbietet in Folge deſſen dem jungen Hardie ihr Haus und erklärt ſich das Verhalten des alten Geldmenſchen, der einſt ein Mitbewerber um ihre Hand geweſen iſt, dadurch, daß er die in Ausſicht ſtehende Schwiegertochter für nicht reich genug hält. Eine wohlwollende und mütterliche Freundin ihrer Kinder, vertröſtet ſie dieſe nun auf die Rückkehr des Vaters, deſſen 14,000 L. „loose money" (flüſſiges Kapital) wohl die Waagſchale zu Gunſten glücklicher Allianz wiegen werden, denn auch der herkuliſche Edward hat Zeit gefunden, ſich mittlerweile in Alfred's Schweſter Jane, die im Chriſtenthum ebenſo ſehr wie ihr jugendlicher Verehrer im Rudern excellirt, zu verlieben.

Die Hard Cash im Flanellhemd des Schiffskapitäns am Bord der Agra hat indeſſen viele gar merkwürdige Schickſale durchgemacht und den alten Seemanns-Aberglauben, daß baar Geld und Pfaffen am Bord den Schiffen Gefahren bringen, vielfach gerechtfertigt. Von Piraten angegriffen, vertheidigt Kapitän Dodd ſeine Agra dadurch, daß er dem einen der Angreifer vor den Wind kommt und ihn überſegelt, während er den andern viel mit ſeinen Kanonen beſchäftigt. In jenem Heldenkampfe verwundet, wird er ſeines Schatzes im Schlafe durch einen Malaien beraubt, der jedoch von einem Neger der Schiffsbemannung entwaffnet und zur Rückgabe gezwungen wird. Im Sturm fällt ſein Schatz in's Meer, ſchon tröſtet er ſich damit, daß nach altem Seemannsglauben Schiff und Leben dadurch gerettet ſind; da bringt ihn ein Schiffsjunge glücklich und wunderbar erhalten, nur etwas naß vom Salzwaſſer,

*) Hard Cash, by Charles Reade. 3 vols. Leipzig, Tauchnitz, 1864.

Digitized by Google

wieder an Bord. Sein Nachfolger im Kommando iſt ein Pfuſcher, der im Kanal bei günſtigem Winde, nahe dem erſehnten Hafen, das Schiff zu Grunde gehen läßt. Die Mannſchaft wird zum großen Theile durch Kapitän Dodd's Entſchloſſenheit und Umſicht gerettet, er ſelbſt landet an Frankreichs Küſte. Dort, auf dem Wege nach Boulogne, den er zu Fuß zurücklegt, hat ſein theures Gut die letzte Anfechtung auf fremder Erde und trügeriſchen Wellen zu beſtehen; mit rieſenhafter Anſtrengung und gutem Glück erwehrt er ſich zweier Strandräuber, die bei jenem Schiffbruch in ihrer Hoffnung auf reiche Beute hauptſächlich durch ihn getäuſcht, jetzt an ihm ſelbſt ſich ſchadlos zu halten ſuchen. Nach zweijähriger Abweſenheit betritt er den engliſchen Boden und jetzt, eilend um noch vor der Kunde vom Schiffbruch der Agra in die Arme der Seinen zu fliegen, ehe Lloyd's Liſt mit ihrer fatalen, kurzen Notiz über „lost ships“ bekannt geworden iſt, will er dennoch erſt das Geld, das ihm bisher ſo viel Ungemach bereitet hat und nun ſo große Freude bereiten ſoll, in die alte Barkington-Bank tragen, deren Beſitzer ſeit zwei Generationen die Hardies ſind. Er kennt natürlich die jüngſten Beziehungen des gegenwärtigen Chefs zu ſeinem Hauſe noch nicht.

Richard Hardie, der einſtige Mitbewerber um Lucy Fountain, jetzt Frau Dodd, hat ſchon als Mann von 25 Jahren ſich als Bankier erſten Ranges bewährt. Sein Kredit iſt faſt unbeſchränkt; alle Erſparniſſe ſeines Kreiſes ſind bei ihm angelegt. Eben dieſes Vertrauen auf ſein Glück und ſeinen oft bewährten hellſehenden Verſtand verleitet ihn zu einer kühnen und gewagten Spekulation; er fälſcht ſeine Bücher, um Verluſte zu verbergen. Mit der eiſernſten Stirn und kaltem Herzen geht er immer abwärts auf der Stufenleiter der Gewiſſenloſigkeit, bis er dahin gelangt, den Bankbruch heimlich vorzubereiten und unbemerkt bedeutende Summen für den unvermeidlichen Fall bei Seite zu ſchaffen. In dem Augenblicke, wo er mit ſeinem Kaſſirer Skinne, der ſich in das Geheimniß einzudrängen gewußt hat, die nahen Möglichkeiten beſpricht, bringt Dodd ſein Geld. Ruhig empfängt es der Bankier, läßt einen Schein ausſtellen über 14,010 *L.* 10 Sch. 6 P. und entläßt den Argloſen mit der ernſten Würde, welche er in allen Lebenslagen bewahrt hat.

Sein Entſchluß iſt gefaßt. Der Bankbruch war am Morgen ſchon vollendete Thatſache und die Einlage des Kapitäns konnte denſelben nicht verhindern. Er wollte dieſe Einlage als Privatſache behandeln und ſich und ſeine Kinder damit, durch die vorher von ihm verhinderte Verbindung mit den Dodds eine Zukunft ſichern. — Der brave Kapitän wird auf ſeinem Wege von der Bank nach Haus durch den Gärtner Maxley aufgehalten, deſſen Sohn er einmal das Leben gerettet hat. Eben dieſer Sohn hat aus Amerika geſchrieben und die ſicherſten Daten über Hardie's nahen Fall mitgetheilt. Vater Maxley hat in Folge deſſen ſeine Einlage von 900 *L.* ſchon heute zurückgezogen, freilich aber, da er nicht leſen kann, Hardie's eigene Noten dafür genommen. Halb raſend vor Wuth eilt Kapitän Dodd in die Bank zurück, erlangt, da Bitten nicht fruchten, durch fürchterliche Drohungen ſein Kapital zurück, aber in dem Augenblicke, da er es in Empfang nehmen will und mit der andern Hand ſeine Quittung hinhält, bekommt er konvulſiviſche Zufälle und ſinkt nach heftigen Zuckungen leblos zu Boden. Niemand iſt mehr im Bankgebäude. Skinne und Hardie ſind bald darüber einig, wie die Sache zu behandeln iſt. Zwei Träger werden gerufen und beordert, den Körper nach Albion Villa zu tragen. Dorthin hat Lloyd's Liſt ſchon Schrecken getragen, jetzt eben aber Alfred Hardie die frohe Botſchaft gebracht, daß er den verloren geglaubten Kapitän Dodd wohlbehalten auf der Straße geſehen; da bringt man ſeinen bewegungsloſen Körper. Aerztliche Hülfe iſt raſch zur Hand und es zeigt ſich, daß noch Leben in dem Todtgeglaubten iſt. Langſam nur erwacht der ſchlummernde Funke und das erſte Wort, das er hervorſtößt, als er in einer ſtillen Mitternacht zum halben Bewußtſein ſich aufrafft, iſt: „Hardie, du Schuft.“ Nur Julia hat das ſchreckliche Wort vernommen; der Kapitän entrinnt dem leiblichen Tode nur, um in Wahnſinns-Nacht zu verſinken.

Hardie's Bankbruch hat unſägliches Leid über die Stadt und das Land auf viele Meilen in der Runde gebracht. Wohlhabende Leute werden durch ihn zu Bettlern und verſinken in Verzweiflung und Gram; alte, ehrwürdige Perſonen werden ihrer letzten Hoffnungen beraubt und wandern ins gemeinſame Spital, die Selbſtmorde mehren ſich in Stadt und Gegend, und die Tollhäuſer füllen ſich mit ſolchen, die mit ihrem Gelde auch ihren Verſtand verloren haben. Der Gärtner Maxley, der ſich ſeine 900 Pfund noch am Tage vor dem öffentlichen Bankbruch zurückgeben ließ, aber in Hardie's eigenen Noten, die natürlich jetzt auch nicht das Mindeſte mehr werth ſind, iſt unter Letzteren. Seine Frau ſtirbt, er wird wahnſinnig. — So greift dieſe Treuloſigkeit eines Einzelnen furchtbar in alle Verhältniſſe ein und bringt den Wohlſtand einer ganzen Gegend herunter. Die Bücher weiſen nach, daß Richard Hardie ein Vermögen von 8000 *L.* geopfert hat, um den Anſprüchen ſeiner Gläubiger gerecht zu werden. Niemand darf ihn öffentlich des Betruges anklagen; die Hard Cash des Kapitän Dodd ſcheint vergeſſen.

Da, in einer heißen Fiebernacht, als Frau und Tochter übermüdet das Wärteramt einer bezahlten Pflegerin übertragen haben, gelingt es dem Kranken zu entwiſchen, und in weißem Nachtgewande rennt er unaufhaltſam bis vor Hardie's Thür, ruft ihm unter ſchrecklichen Drohungen zu, ſein Geld zurückzugeben. Zitternd vor der geſpenſtiſchen Erſcheinung entgegnet ihm der Bankier: „Still, ſtill! ich bringe es gleich!“ — da bricht unter der übermenſchlichen Anſtrengung der Nachtwandler zuſammen und Julia findet ihn ebenſo ſcheinbar völlig todt wie damals, als man ihn nach Hauſe gebracht. — Wieder glaubt ſich der gewiſſenloſe Bankier in Sicherheit, aber ein Fenſter hat ſich neben dem ſeinigen geöffnet; ſein Sohn hat die nächtliche Unterhaltung gehört und iſt Mitwiſſer des furchtbaren Geheimniſſes geworden, doppelt gefährlich für ſeinen hohen Rechtsſinn und ſeine Liebe für Julia.

Nachdem Alfred ſich ſichere Ueberzeugung von der Schuld ſeines Vaters verſchafft, ſchwankte er nicht länger in der Wahl ſeines Weges. „Die Straße des Rechts iſt mit ſo klarem Lichte umfloſſen, daß, wer immer zögert, ſicher nicht auf rechtem Wege geht“, iſt ſein Wahlſpruch. Er theilt zunächſt den Dodds, die aus des Vaters wirren Reden und dem Umſtande, daß ein ledernes Taſchenbuch ſich ſorgſam verwahrt in ſeiner Kleidung fand, den Hergang mit und läßt eine gerichtliche Ceſſion ausſtellen, welche eine ihm zugefallene Erbſchaft von 10,000 *L.* auf Miß Julia überträgt, wogegen ſein Vater im Beſitze der unrechtmäßig feſtgehaltenen Hard Cash bleibt, bis vielleicht ſein eigenes Gewiſſen ihn zur Rückgabe zwingen wird. — Nach ſolchen Prämiſſen wird es nicht ſchwer, Mr. Dodd's Zuſtimmung zur Ehe zwiſchen Alfred und Julia, ſelbſt gegen des alten Hardie's Willen, zu erlangen und der Hochzeitstag wird feſtgeſetzt. Alle Vorbereitungen ſind getroffen, die Gäſte zur Stelle, die Braut geſchmückt, nur der Bräutigam fehlt. — Vielleicht wartet er ſchon in der Kirche. Der Zug ſetzt ſich dahin in Bewegung. Er iſt nicht da. In ſeinem Hauſe erfährt man, daß er

Digitized by Google

an demſelben Morgen, zwei Stunden vor der zur Trauung anberaumten Zeit, in Begleitung zweier Herren nach London abgereiſt iſt.

So iſt die Familie Dodd zum zweiten Male der Verzweiflung anheim gegeben, diesmal völlig mittellos. Vergebens ſuchl man nach einem Grunde für Alfred's Verhalten. Edward bekämpft das Geſchick mil entſchloſſenem Muthe und flößt auch den Frauen einen Theil ſeiner Zuverſicht ein. Sie arbeiten für ihr Brot, Edward zuletzt als Feuerwehrmann. Einſt bricht Feuer im Drayton Houſe, wo ſein Vater als Kranker behandelt wird, aus. Nach glücklicher Bekämpfung des Brandes zeigl es ſich, daß zwei Irre die günſtige Gelegenheit zur Flucht benutzt; Kapitän Dodd iſt der eine, der andere hieß — Alfred Hardie. Auf Anſuchen ſeines verbrecheriſchen Valers und eines Onkels iſt er auf Grund jener projektirten Ceſſion für irrſinnig erklärt. Als Wahnſinn wird auch Alles behandelt, was er über den Schatz des gleichfalls wahnſinnigen Kapitän Dodd vorbringt.

In ſeiner Abweſenheit hat im väterlichen Hauſe die Remeſis ein furchtbares Urtheil geſprochen. Jane, ſeine fromme Schweſter, das einzige Weſen, das Richard Hardie wirklich liebte, wird von dem durch ſeinen Bankbruch wahnſinnig gewordenen Gärtner Maxley, dem er zuletzt noch einen Platz im Aſyl für Geiſteskranke verweigert, erſchlagen. Auf ihrem Todtenbette wünſcht ſie den Bruder zu ſehen, um Frieden und Verſöhnung zu ſtiften; da aber ohne Zuſtimmung des Onkels der junge Mann nicht aus dem Irrenhauſe befreil werden kann, bleibt ihr dieſer Troſt verſagt. Ihr Valer, der am Krankenlager des geliebten Kindes die beſten Vorſätze faßte, gleitet, nachdem ſie vom Leben geſchieden, in die alten, fluchbeladenen Bahnen zurück und ſtürzt ſich mil ſeinem betrügeriſch erworbenen Gut in den wildeſten Strudel der Geſchäfte.

Kapitän Dodd befindel ſich wieder in ſeinem Elemente. Er heißt William Thompſon und kennt keine Erinnerung ſeines frühern Lebens mehr. Er iſt Matroſe auf einem von ſeinem Vetter Bazalgette kommandirten Kriegsſchiffe und dort wird bei einem erneuten epilepliſchen Zufalle durch die Medaille der Humane Society, die er auf der Bruſt trägt, ſein wahrer Name entdeckl und ſein Erinnerungsvermögen wieder hergeſtellt.

In dem Augenblicke, da er nach Hauſe zurückkehrl, geht auch dort die Geſchichte zu Ende. In öffentlicher Gerichtsſitzung wird Alfred's Geiſtesklarheit konſtatirl, die Evidenz der übergebenen Hard Cash feſtgeſtelll, ſchließlich auch noch die Quittung darüber in den Händen des ehemaligen Kaſſirers Noah Skinue aufgefunden und gemüthlich

„ſetzl ſich die Tugend zu Tiſch, wenn ſich das Laſter erbricht."

Damit auch die geſchäftliche Genauigkeit der Hard Cash nicht fehle, ſind Facſimile der Quittung an geeigneler Stelle dem 2. Bande in ihrer urſprünglichen Geſtalt und dem 3., ſo wie ſie in des todten Kaſſirers Händen gefunden wurde, beigefügt. — Der alte Hardie hat in ſeinen Spekulationen 60,000 L. gewonnen, aber ohne Freude an dem erworbenen Gule, wird er von der bei Leulen ſeines Schlages nicht ungewöhnlichen fixen Idee, daß er nicht ſatt zu eſſen habe, beherrſcht. Er bittet den Sohn, der von ſeinem koloſſalen, aber geheim gehaltenen Reichlhum nichls weiß, ihm Wohnung, Brot und wöchenllich eine Guinea zu geben, wofür er ihm all' ſeinen Beſitz adlritt. Er ſitzl dann finſter brütend, bis Sonntags die Guinea kommt, die er nicht auszugeben wagt.

Alfred, ein endlich glücklicher Gemahl ſeiner lieblichen und angebeteten Julia, bezahlt mil dem unerwarteten Schatze ſämmtliche Schulden der allen Bank von Barkinglon und gründet in Gemeinſchaft mit Edward Dodd eine neue, die bald des unbegränzten Vertrauens der Stadt und Gegend wieder ſich erfreut.

Endreſultat: 1 Todtſchlag, 3 wirkliche und 2 vorausgeſetzte Wahnſinnige, 1 Hochzeit; man ſiehl: die Mittel mit denen ſich drei Bände ſpannender Situalionen herſtellen laſſen, brauchen nicht eben ſehr umfangreich zu ſein.

Von Nebenfiguren ſind Fullalove, der Yankee, Veſpaſian, der Neger, Ramgolam und Mr. Beresford mit mehr Geſchick und Konſequenz gezeichnet, als ſonſt Herr Charles Reade der Mühe werth hält, anzubringen. E. S.

Nord=Amerika.

Zur Geſchichle Europa's in Amerika.

I.

Die Hugenotten und die Indianer in Florida.

1 Am 25. Juni 1564 ankerte ein franzöſiſches Geſchwader zum zweiten Male*) oberhalb der Mündung des St. Jean. Es beſtand aus drei Fahrzeugen von 60—120 Tonnen Gehalt und war mit Menſchen vollgepfropft, den Oberbefehl führte René de Laudonnière, ein religiöſer Mann, ein vortrefflicher Seeoffizier. Er ſtammte aus einem edlen Geſchlechte zu Poitou, das mit dem Hauſe Châtillon**) befreundet war. Sein Bild zeigt uns eine ſchlanke, an den Maſt gelehnle Figur, Stiefeln, die übers Knie reichen, einen niedergekrämpten Federhut, geſchlitztes Wams und kurzen Rock. Auf ſeinem mageren, ovalen Geſicht mit krauſem Knebelbart, kurzgeſtutztem Kinnbart ſcheint ein gedankenvoller, trüber Zug ſein künftiges Schickſal vorahnend anzudeuten.

Das Zwiſchenjahr ſeit Ribaut's Reiſe war für Frankreich ein unheilvolles. Von den friedlich einſamen Ufern des St. Johann war er in ein bluttriefendes Land heimgekehrt. Doch der Karneval der Bigotterie und des Haſſes halte eine Pauſe gemacht. Der Frieden von Amboiſe war unterzeichnet; der wilde Mönch würgte ſeine giftige Galle hinunler, der Krieger ſleckte ſein Schwert, der Meuchler ſeinen Dolch ein; die feindlichen Häupter ſchüttellen einander die Hände und bargen ihren gegenſeitigen Groll unter einer lächelnden Maske. Der König und die Königin-Mutter, hilflos millen in dem verderbendrohenden Sturm der Parteien, ſchmeichelten Condé hier, den Guiſen dort; liehen heute dem Kardinal von Lothringen ihr Ohr, und lauſchten morgen den Kundſchaften Beza's. Coligny war wieder obenauf bei Hofe. Dieſe Gelegenheit benutzte er für die Ausführung ſeines Lieblingsplanes einer überſeeiſchen Koloniſation. Mit Mühen und Eifer wurden die Leute für das Unternehmen geworben. Dem Namen nach waren es lauter Hugenotten: Soldaten, die ihre Löhnung aus dem königlichen Schatz erhielten, Handwerker, Handelsleute; dieſen ſchloß ſich eine Schaar freiwilliger Jünglinge aus dem Hugenotten-Adel, deren ſonſt raſtloſes Schwert ſeit dem Frieden in der Scheide roſtete.

Allein dem Bau fehlte der Grundſtein: in dem ganzen Zuge war kein einziger Feldbauer, deren es überhaupt wenig unter den Hugenotten gab, da das franzöſiſche Landvolk zäh an dem alten Glauben klebte. Abenteuerluſtige Junker, ſorgloſe Soldaten, unzufriedene Gewerbsleute — das waren die Menſchen, die für ihr

*) Zwei Jahre früher hatte unter den Auſpizien Coligny's ein Verſuch ſtattgefunden, zu Port-Royal eine Hugenotten-Kolonie zu gründen. Der Führer der Expedition hieß Ribaut.

**) Coligny wae das Familienhaupt dieſes Hauſes.

Digitized by Google

Vaterland und ihre Religion ein neues Reich jenſeit des Meeres gründen wollten.

Mit einigen Offizieren und zwölf Gemeinen landete Laudonnière an demſelben Punkte, wo vor ihm Ribaut gelandet war, und als ſein Boot ſich der Küſte näherte, ſahen ſie einen indianiſchen Häuptling herbeirennen, der ihnen ſchon aus der Ferne einen Willkommengruß entgegenjubelte. Es war Saturiona, der wilde Potentat, der einige dreißig Dorfſchaften am untern St. Johann und nördlich längs der Küſte beherrſchte. Mit ihm kamen zwei tapfere Söhne und hinter ihm ſchaarte ſich ein Schwarm Eingeborener in rauh gegerbten, mit allerlei rohen Bildern in grellen Farben gezierten Wildhäuten. Sie umdrängten die Reiſenden mit ſtrahlenden Geſichtern und hellem Jauchzen. Beſonders kannte der königliche Saturiona kein Maß für den Ausbruch ſeiner Freude; da er in dem franzöſiſchen Führer einen Sohn der Sonne erblickte, der vom Himmel geſtiegen ſei, ihm gegen ſeinen großen Rivalen Utina beizuſtehen.

Ganz in der Nähe ſtand die ſteinerne Säule mit eingegrabenen Lilien, die bei der vorigen Reiſe hier aufgerichtet worden. Die Indianer hatten das geheimnißvolle Steinbild mit Blättern bekränzt und davor auf den Boden Mais als Opfer beigeſetzt. Mit Liebe und Verehrung gedachten ſie der ſtahlbekleideten Männer, die, vor zwei Sommern, Jean Ribaut an ihre Geſtade geführt hatte.

Fünf Meilen oberhalb des St. Johann, an dem Südufer, erhebt ſich etwa 40 Fuß hoch ein Hügel, der kühn in das breite und träge Gewäſſer vorſpringt. Jetzt heißt er St. John's Bluff. Hierher drangen die Franzoſen durch einen dichten, halbtropiſchen Wald, erklimmten die ſchroffe Anhöhe und überblickten da ihr Kanaan.

Eine neue Ueberraſchung ſtand ihnen bevor. Das den Sterblichen ſonſt beſchiedene Loos der Lebensdauer war in dieſem geſegneten Klima um das vierfache vergrößert. Auf einem Streifzuge nämlich ſtieß Laudonnière's Lieutnant Ottigny auf einen Trupp Eingeborener, die ihn freundlich zu ſich einluden. Ein ſtattlicher Indianer trug ſie durch die unwegſamen Moräſte auf dem Rücken nach einer Wohnung, in welcher ſich ihm eine wunderbare Schau darbot: ein greiſer Häuptling, Stammvater von fünf lebenden Generationen, der nach ſeiner Verſicherung bereits zweihundert und funfzig Jahre zurückgelegt hatte! Das Staunen Ottigny's und ſeiner Leute ſteigerte ſich aber bis aufs äußerſte, als ſie in einem andern Winkel den Vater des Häuptlings entdeckten, der faſt zum Gerippe zuſammengeſchrumpft, erblindet und kaum mehr der Sprache mächtig, nach dem Naturlauf, wie die Indianer verſicherten, noch dreißig bis vierzig Jahre leben konnte.

Die Beſchaffenheit der Gegend und der Menſchen ſchien demnach die Reiſenden einzuladen, hier ihre Hütten aufzuſchlagen. Die Felder rings um die indianiſchen Dörfer boten reichliche Nahrung an Mais, Bohnen und Pfeben, während der Fluß eine bequeme Straße öffnete zu den Gold- und Silbergruben, die in den Viſionen der Abenteurer ſo lockend winkten. Indeß um ſich und ſeinen Gefährten vollkommen genug zu thun, lüftete Laudonnière die Anker und befuhr einige Zeit die benachbarten Küſten. Zurückgekehrt und in ſeinem erſten Eindrucke beſtärkt, drang er mit einem Theil ſeiner Mannſchaft tiefer in's Land, um die Gegend näher zu unterſuchen. Es war ein heißer Tag, die Sonne ſtach empfindlich durch die wollenen Kappen und die ſchweren Wämſer, bis ſie der Schatten der tiefen Fichtenhaiden aufnahm, wo die unbewegte, ſchwüle Luft mit dem harzigen Duft geſchwängert iſt und wo der mit dem abgefallenen Laub bedeckte Boden keinen Schall der Tritte wiedergiebt. Doch wie ſich der Trupp in dieſer Stille fortbewegte, ſprang das Wild von allen Seiten auf. Als ſie endlich aus dem dunkeln Dickicht in das helle Sonnenlicht traten, lag vor ihnen eine weit ausgedehnte Flur, von einem Bache durchrieſelt und mit einem Wall hochſtämmiger Waldbäume umſchloſſen. Sie nannten es das Laudonnière-Thal. Der Nachmittag war faſt vorüber und die Sonne dem Niedergang nahe, als ſie das Flußufer erreichten. Von geſammelten Reiſern und Blättern machten ſie ein Lager und ſchliefen den Schlaf erſchöpfter Fußwanderer.

Durch Trompetenſchall bei Tagesanbruch geweckt, verrichteten ſie ihr Morgengebet in einem gemeinſam angeſtimmten Pſalm und gingen dann an ihr Werk: an den Bau einer Feſte, wozu dieſer Platz erſehn war. Es war eine Strecke trocknen Bodens, am Rande des Fluſſes, unmittelbar oberhalb des St. John's-Bluff, ſo daß ſie zur Rechten das Bluff,*) zur Linken einen Moraſt, vorn den Fluß und hinten den Wald hatten.

Stromauf kamen Böte mit Arbeitern und Werkzeug, Zelten, Zehrung und Kanonen. Die Ingenieure bezeichneten den Grundriß in Dreieckform; und Alle, von den adligen Volontären bis herab zum geringſten Handwerker legten Hand an. An der Flußſeite wurde ein Pfahlwerk als Schutzwehr angelegt; an den beiden andern Seiten zog man einen Graben und führte vom Wall aus Faſchinen, Erde und Raſen auf. An jedem Vorſprungswinkel ſtand ein Bollwerk, und in einem derſelben war das Magazin. Ein innerer, geräumiger Wohnplatz war mit verſchiedenen Gebäuden zu Wohnungen und Speichern umgeben. An der Seite nach dem Fluſſe zu wurde ein Haus mit bedeckten Hallen für Laudonnière und ſeine Offiziere gebaut. Zu Ehren Karls IX. nannte man die Feſte Fort Carolina.

Dieſe gewaltigen Vorbereitungen erfüllten indeß „den Herrn des Landes“ — wie ihn die „brevis narratio“ titulirt — Saturiona, als er es erfuhr, mit Mißtrauen. Und noch lag Alles wüſt und wirr um das im Entſtehen begriffene Werk, als die erſchreckten Franzoſen die anſtoßenden Höhen des St. Jean von nackten Kriegern wimmeln ſahen. Der vorſichtige Laudonnière ließ ſeine Leute in Schlachtordnung antreten und augenblicklich ſtatt Axt und Spaten zu Hakenbüchſe und Lanze greifen. Der indianiſche Potentat kam herbei: eine hohe, athletiſche Geſtalt — Le Moyne, Verfaſſer der oben angeführten lateiniſchen Geſchichte der Expedition und Künſtler zeichnete ſein Bild aus dem Gedächtniß — tättowirt mit dem Abzeichen ſeines Ranges, einen Federſchmuck auf dem Haupte, Perlenſchnüre um den Hals, an ſeinem Gürtel, dem einzigen Kleidungsſtück, klimperten Metallzierrathen. So ſchritt er einher in königlich ſtolzer Haltung, umringt von einer Kriegerſchaar, voraus ein Trupp ſchwerbewaffneter Jünglinge, gefolgt von zwanzig Muſikanten, die auf Querpfeifen einen entſetzlichen Diskord blieſen. Zur Stelle angelangt, kauerte er in einer Affen-Attitude — wie ſie Le Moyne bezeichnet — auf den Boden. Die Unterhandlung begann und man war genöthigt, den mangelhaften, geradebrechten Worten durch Zeichen und Mienen nachzuhelfen. Es kam dann ein Bundesvertrag zu Stande und Laudonnière beging die Unklugheit, dem Häuptling Beiſtand gegen deſſen Feinde zuzuſagen. Saturiona, vollkommen zufrieden geſtellt, befahl ſeinen Indianern den Franzoſen bei dem Werke zu helfen. Sie gehorchten freudigen Muthes und ſchon nach zwei Tagen waren alle Gebäude des Forts nach Landesart mit Palmettolaub eingedeckt.

Ein Wort über dieſe Wilden. In der Halbinſel Florida gab es mehrere Genoſſenſchaften und mit dreien davon kamen die

*) Ein hohes, ſteiles Ufer.

Digitized by Google

Franzoſen in Berührung. Die erſte war diejenige unter dem vorerwähnten Häuptling, Saturiona, die nächſte war die mächtige der Thimagoa, über die ein Häuptling Altina herrſchte. Ihre vierzig Ortſchaften lagen zwiſchen den Seen und Wäldern um den St. Johann. An der Spitze der dritten ſtand „König Potanu“, deſſen Gebiet ſich weſtlich und nordweſtlich von St. Johann erſtreckte. Dieſe drei Gemeinſchaften befehdeten einander in Todfeindſchaft. Ihr geſellſchaftlicher Zuſtand war gegen den der nomadiſchen Jägerhorden im Norden ein vorgeſchrittener. Den Acker beſtellten die Frauen; die eingebrachten Feldfrüchte, Mais, Bohnen und Pfeben, wurden in öffentlichen Scheunen aufbewahrt; davon lebten ſie neun Monate im Jahr; während der Winterzeit zerſtreuten ſie ſich und jagten in den Wäldern.

Die Dörfer beſtanden aus Haufen von Hütten mit Palmettolaub gedeckt. In der Mitte befanden ſich die Wohnungen der Häuptlinge, weit größer als die übrigen, mitunter auf einem Erdaufwurf erbaut und von Pfählen eingeſchloſſen, zu denen terraſſirte Gänge von einigen hundert Ellen führten. Noch ſind Ueberreſte davon zu ſehen, ſowie künſtliche Höhen, wo die Eingeborenen wie die Huronen und andere Stämme, die Gebeine ihrer Todten in beſtimmten Abſtänden beiſetzten.

Der hervorſtechende Zug ihrer Religion war die Sonnenverehrung und wie bei den übrigen wilden Stämmen wimmelt es bei ihnen von „Heil-Männern“, die die Verrichtungen des Prieſters, des Arztes und des Zauberers in ſich vereinen.

Ein gewiſſer Stände-Unterſchied war ſehr ſcharf markirt. Ihre Häuptlinge, deren Würde erblich war, führten bisweilen eine faſt abſolute Macht. Jedes Dorf hatte ſeinen Häuptling, die einem gemeinſamen Stammoberhaupt untergeordnet waren. In der Sprache des franzöſiſchen Erzählers waren es Könige oder Herren, Vaſallen eines der großen Monarchen, Saturiona, Utina oder Potanu. All dieſe Stämme ſind nun erloſchen und es hält ſchwer, die Stammverwandtſchaft genau nachzuweiſen.

Doch wieder auf unſere Kolonien zurückzukommen: das Fort war beinah fertig, ihr Bündniß mit Saturiona geſchloſſen und die Goldjäger brannten vor Begierde, im Innern des Landes nach den geträumten Schätzen zu graben. Zu dieſem Behufe fuhr Lieutenant Ottigny mit wenigen Kriegern in einem Segelboot den Fluß hinauf. Mit ihm gingen zwei Indianer, fröhlich wie zu einem Feſte, ſchon zum voraus in der Luſt ſchwelgend, durch die Zauberwaffen ihrer Verbündeten die verhaßten Timagoa blutig zu züchtigen. Wie empfindlich ſollten ſie enttäuſcht werden!

Sanft gleitete das Boot über die dunkeln Fluthen des St. Johann. Zwei Jahrhunderte ſpäter fuhren die Bertrams, Vater und Sohn, dieſelbe Waſſerſtraße und zündeten am Ufer ihre nächtlichen Beiwachtfeuer an. Hier ſtreifte Audoban umher mit ſeinem Skizzenbuch und ſeiner Flinte. Sie alle hinterließen die Denkwürdigkeiten ihrer Wanderungen, aus denen der Leſer der friſche Hauch der Wälder und Gewäſſer anweht. Ottigny aber war der erſte Weiße, der ſeine Barke über den jungfräulichen Fluß ſteuerte. Vor ihm weiteten ſich die Gewäſſer zu einem mächtigen See, und längs der niedrigen Ufer, auf vorſpringenden Spitzen, an den Säumen tiefer, vom Winde geſchützter Buchten, erhoben ſich die majeſtätiſchen Formen einer üppigen Pflanzenwelt. Hier ragte die Mangolia über die Waldbäume weg; nur waren ſie jetzt des Schmuckes der prachtvollen Blätter beraubt, die, wenige Wochen früher, an dem grünen Laubdom wie Silberſterne geſchimmert hatten.

Von dem Saume des anſtoßenden Moores ſtreckte die Cypreſſe ihre hochſtämmigen Säulen mit dem laubreichen Baldachin darüber; von den Armen der Eiche und Fichte herab wallte das graue ſpaniſche Moos wie ein Trauergewand, das ſich in den leiſen Lüftchen wiegte. Hier weidete ſich das Auge an dem tropiſchen Gefieder der Palme, dem Dunkelgrün der gewaltigen Lebenseiche, den funkelnden Grotten der wilden Pomeranzen, den Jasmingehängen im ſchattigen Dickicht, den ſcharlachnen trompetenförmigen Blumen der Bigonia.

Nicht minder ſtrotzte der Fluß vom thieriſchen Leben. Aus den beſchatteten Höhlen hervor flatterte und ſchimmerte das buntfarbige Geflügel. Der Waſſerabe, der Pelikan, der Reiher ſtreiften über das Waſſer, oder ſchritten auf dem kieſigen Strande umher. In der Moräſte Schilfgraſe lag der Alligator, ſeine ſcheußlichen Glieder der Länge nach ausgeſtreckt, oder ruderte mit ausgeſpannten Krallen träg und tückiſch hinter dem Boote her, aber ſich in den Wellen wiegend, und zwar der Oberfläche ſo nah, daß jede Schuppe, jede Falte der hornartigen Haut ſichtbar war. Wenn die Reiſenden bei Sonnenuntergang das Boot an's Land lenkten und unter den Waldhallen das Lagerfeuer anzündeten, ſo erſcholl die Küſte von dem Gebrüll der koloſſalen Eidechſen, der Forſt wiederhallte von dem gräßlichen Eulenkonzert, und mit dem Morgenroth erweckte ſie, eingehüllt in die aufſteigenden ſchwülen Dünſte, das Geſchrei der wilden Truthähne, fern und nah.

Zwanzig Meilen hatten unſre Abenteurer ſo auf dem Fluſſe zurückgelegt, als ſie in einem nicht zu großen Abſtande drei Kanots mit Indianern des Stammes Timagoa erblickten. Alsbald geriethen die zwei Indianer, ihre Reiſegefährten, in eine fieberhafte Aufregung. Mit blitzenden Augen griffen ſie nach Schwert und Lanze und bereiteten ſich zum Kampfe. Aber der kluge Ottigny hemmte abſichtlich den Lauf des Bootes und gab ſo den Timagoa Zeit, an's Land zu rudern und ſich in's Gebüſch zu flüchten. Ottigny näherte ſich den Kanots, legte einige Kleinigkeiten hinein und zog ſich dann etwas zurück, um die Folgen abzuwarten. Da faßten die Flüchtlinge ein Herz und kehrten, Schritt bei Schritt, zurück. Eine freundliche Unterhandlung ward eröffnet und ſchloß zur Zufriedenheit beider Parteien, aber zum höchſten Verdruß der beiden Saturiona-Indianer.

Ottigny kehrte nach Fort Carolina zurück und vierzehn Tage ſpäter fuhr ein Offizier Namens Vaſſeur ſtromauf, um den eingeleiteten Verkehr mit den Timagoa zu verfolgen. Denn die Franzoſen, in der Meinung, daß das Timagoa-Gebiet zwiſchen ihnen und den Goldgruben liege, waren keineswegs gewillt, dieſem Stamme feindlich zu begegnen und Laudonnière bereute ſchon das dem Saturiona verpfändete Wort.

Vaſſeur begrüßten bei ſeiner Annäherung zwei Indianer vom Ufer aus mit lautem Zuruf; ſie luden ihn in ihre Wohnung ein. Er nahm die Einladung an, und durch die Fruchtfelder und den Pfählerhag einer indianiſchen Stadt, unter dem Zudrang eines ſtaunenden Volkshaufens zur Wohnung des Häuptlings Mollna, geleitet, wies man ihm den Ehrenplatz an, und bewirthete ihn reichlich mit Fiſch und Brod.

Nach beendetem Mahl eröffnete Mollna das Geſpräch. Er ſei, ſagte er, einer der vierzig Vaſallen-Häuptlinge des großen Utina, Beherrſcher aller Timagoa, deren Krieger goldne und ſilberne Waffen trügen. Er ſprach dann von ſeinen Feinden, dem mächtigen und gefürchteten Potanu und noch zwei Königen der fernen, an Edelſteinen und Gold unſäglich reichen Appalachiſchen Gebirge. — Vaſſeur verfolgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit die ihm dunkle und nur durch das lebhafte Mienenſpiel erläuterte Rede des Häupt-

Digitized by Google

tings; kaum aber hörte er von den Appalachiſchen Schätzen, ſo fing er Feuer und verſprach, ſich mit Utina gegen die zwei Potentaten in dem Gebirge zu vereinigen, und Molina verſprach dagegen im Namen der Häuptlinge Utina's, daß jeder den franzöſiſchen Bundesgenoſſen einen Haufen Gold und Silber, zwei Fuß hoch, liefern werde. Während alſo Laudonnière durch feierliches Verſprechen an Saturiona gebunden war, ging Vaſſeur mit deſſen Todfeind einen Vertrag ein.

Bei ſeiner Rückkehr trat in der Nähe der Feſte ein Häuptling auf ihn zu und befragte ihn über ſein Benehmen gegen die Timagoa. Vaſſeur erwiderte, er ſei über ſie hergefallen und habe eine unglaubliche Metzelei unter ihnen angerichtet. Anfangs zweifelnd, doch durch einen Feldwebel, François la Caille, der ſein Schwert zog, damit wüthend umherfuchtelte, und ſo Angriff, Verfolgung, Tödtung der Feinde pantomimiſch darſtellte, endlich überzeugt, führte ſie der Häuptling in ſeine Hütte und ſetzte ihnen einen wohlſchmeckenden Trank vor, womit die Indianer diejenigen, die ſie beſonders ehren wollten, zu bewirthen pflegten.

Saturiona indeß, durch ſeine franzöſiſche Allianz ermuthigt, hatte ſeine Vaſallen zum Kriege aufgeboten, und aus allen Enden ſeines waldigen Reiches kamen ſie auf ſeinen Ruf herbei. Zehn Häuptlinge mit fünfhundert Mann bivouakirten am St. Johann. Jetzt erinnerte Saturiona Laudonnière an deſſen Verſprechen; allein dieſer gab anfangs ausweichende Antwort und verweigerte endlich unumwunden die Erfüllung des Pakts. Seine Wuth unterdrückend, entſchloß ſich der Häuptling allein in's Feld zu rücken.

In der Nähe des Fluſſes ward ein Feuer angezündet und auf jeder Seite ein großes Faß mit Waſſer geſetzt. Saturiona ſtand, rings um ihn auf dem Raſenplatz kauerten ſeine Häuptlinge; die fünfhundert Krieger, die lang herabwallenden Haare mit Federn geziert, oder mit Wolfs-, Panther-, Bären- und Adlerhäuten bedeckt, bildeten den äußerſten Kreis. Saturiona richtete ſein Geſicht, durch den wildeſten Ausdruck der Wuth und des Haſſes gräßlich verzerrt, gegen des Feindes Land, dann murmelte er einige Worte für ſich; dann heulte er eine Anrufung ſeines Gottes, der Sonne: dann beſprengte er die Verſammlung mit Waſſer aus dem einen Gefäße, ſtürzte das andere über das Feuer, daß es erloſch: „So“ rief er, „möge das Blut unſrer Feinde vergoſſen und ihr Leben ausgelöſcht werden!“ Und jetzt brach die Menge in ein wahres Wolfsgeheul aus, daß die Geſtade davon wiederhallten.

Nach vollbrachter Ceremonie rückten ſie aus und kehrten ſchon in einigen Tagen ſiegreich heim, mit dreizehn Gefangenen und einer Anzahl Skalps, die an einem Pfoſten vor des Königs Wohnung aufgehängt wurden. Die einbrechende Nacht brachte ein allgemeines Volksfeſt mit Tanz und Jubel, Paukenlärm und Schmauſen.

Laudonnière, entſchloſſen, ſich um jeden Preis Utina zum Freunde zu machen, kam auf den Gedanken, ihm zwei von den Gefangenen zurückzuſenden. Den folgenden Morgen ſchickte er alſo eine Ordonnanz an Saturiona mit dem Verlangen, zwei Gefangene auszuliefern. Der erſtaunte Häuptling ſchlug das Anſinnen rund ab, hinzufügend, er ſei den Franzoſen keine Gunſt ſchuldig, da ſie ihm ſo ſchmählich ihr Wort gebrochen. Laudonnière zog hierauf perſönlich an der Spitze von 20 Soldaten in die Stadt, ſtellte eine Wache vor den Eingang der Häuptlings-Wohnung, trat mit ſeinen Hakenbüchſenſchützen ein, und ſetzte ſich ohne Umſtände an den höchſten Platz. Hier ſaß er, um ſein Mißfallen kund zu geben eine halbe Stunde wortlos. Endlich brach er das Schweigen und brachte ſeinen Wunſch vor. Einige Minuten ſchwieg Saturiona; dann bemerkte er kalt, der Anblick ſo vieler Bewaffneten habe die Gefangenen verſcheucht. Laudonnière wiederholte ſein Verlangen entſchieden, und ſo ging Athor, des Häuptlings Sohn, hinaus und kam ſofort mit den zwei Indianern herein. Laudonnière führte ſie nach Fort Carolina. Saturiona, Wohlwollen heuchelnd, ſchickte nach wie vor Geſchenke in das Fort, im Innern aber kochte der Groll über die erlittene Beſchimpfung, die er nimmer vergaß.

Hauptmann Vaſſeur mit dem Fähnrich Arlac, einem Feldwebel und zehn Gemeinen ſchifften ſich ein, um Utina die Pandoragabe zu überbringen. Mit feurigen Dankſagungen aufgenommen, wurden ſie von dem Potentaten, der von ſeinen Verbündeten Nutzen zu ziehen eilte, dringend eingeladen, ſich ſeinem Zuge anzuſchließen. Arlac und fünf Gemeine blieben demnach bei ihm und der Reſt kehrte unter Vaſſeur wieder nach dem Fort zurück.

Die Krieger waren auf dem Sammelplatz, die Tänze waren getanzt, die Geſänge waren geſungen und die wilde Rotte trat den Marſch an. Die Wildniß, durch welche ſie zog, hat bis auf den heutigen Tag ihr eigenthümliches Gepräge beibehalten: die finſtere Fichtenöde, wo mancher Wandrer jämmerlich verhauchte, indem ſein ſtieres Auge vergeblich nach einem Faden ſuchte, aus dieſem erbarmungsloſen, eintönigen Labyrinth herauszukommen. Aber auch dieſe Wüſte hat ihre Oaſen und Lichtungen, wo ſich traubenvolle Weinranken um die Lebenseiche winden, wo die Luft den ſüßen Waldgeruch athmet und von lieblichem Vögelgeſang ertönt. Dann kamen weiter die tiefen Cypreſſenſümpfe, wo dunkle Baumſtämme ſich gleich Säulen eines ungeheuern Grabgewölbes thürmen, aber ein undurchdringlicher Laubhimmel, unten ein ſchwarzer, von Wurzeln durchzogener Moraſt. Ein Trauerſchleier hüllt das Ganze ein; kein Athem, kein Laut zu hören, bis der Tauchſprung eines Alligators das Waſſer hochauf ſpritzt und der dumpfe Schall auf einen Augenblick die Todesſtille unterbricht. — Aus dieſer düſtern und ſeelenverdüſternden Region traten ſie endlich in die ſonnenlichte, heitere Savanna. Bis an die Bruſt durch das wogende Grasmeer watend, weidete ſich das Auge an dem überſchwänglichen Reichthum und der bunten Pracht der Pflanzenwelt, in Baum, Strauch und Blume.

Auf dem ganzen Wege waren Utina's Indianer ſtets voran; als ſie aber das feindliche Gebiet betraten, fielen die beſcheidenen Krieger in den Nachzug und überließen den Ehrenpoſten großmüthig ihren Verbündeten.

Sie erblickten eine offene, ſchlecht angebaute Landſchaft, eine Stadt mit großer Umpfählung, wie alle indianiſchen Wohnplätze. Ihr Anrücken war bemerkt worden und Potanu's Streiter, keineswegs eingeſchüchtert, rannten in Schwärmen ihnen entgegen. Allein der Anblick der bärtigen Fremden, Blitz und Knall der Feuerwaffen, der Sturz ihres voranziehenden Häuptlings, den Arlac's Kugel vor den Kopf getroffen, erfüllten ſie mit Beſtürzung und ſie flohen über Hals und Kopf hinter ihre Verſchanzungen. Die Timagoa ſetzten ihnen mit hellem Geſchrei nach und drangen im wirren Durcheinander zugleich mit ihnen in die Stadt, wo ſich jetzt Mord, Raub und Feuer einander ablöſten, um das Verwüſtungswerk zu vollbringen. Dann kehrte die Bande triumphirend heim.

Frankreich.

Internationale Schulen.

Wir hatten vor zwei Jahren einen Bericht beſprochen, den der General-Sekretair der „Europäiſchen Geſellſchaft für den interna

Digitized by Google

tionalen Unterricht", Herr Eugen Rendu, herausgegeben hatte und der den Plan anregte, in Frankreich, Deutſchland, Italien und England je eine internationale Schule anzulegen, welche den Knaben und Jünglingen die Erlernung der fremden Sprachen erleichtern ſollte. Der Plan war bis in's Detail ausgearbeitet, die großen Vortheile ſeiner Verwirklichung waren namentlich für Frankreich hervorgehoben; die Geſellſchaft befürwortete zunächſt die Gründung einer Schule in der Nähe von Paris und verlangte eine Subvention vom Staate, falls dieſer es nicht vorziehen ſollte, die Sache ganz in ſeine Hand zu nehmen.

Wir waren begierig, zu erfahren, ob die franzöſiſche Regierung dem Plane ein geneigtes Ohr ſchenken würde: lange Zeit drang Nichts darüber in die Öffentlichkeit; jetzt finden wir in der Revue de l'instruction publique eine lange Mittheilung, aus der hervorgeht, daß eine ſolche Schule aus Privatmitteln in der Nähe von Paris vor einiger Zeit wirklich geſtiftet worden und daß ihr Beſtehen geſichert iſt.

Der Direktor dieſer Schule, Herr Jules Brandt, hat über ſeine Anſtalt einen Bericht an den General-Sekretair der „Europäiſchen Geſellſchaft" erſtattet; dieſen Bericht veröffentlicht die Revue, und wir wollen die weſentlichſten Punkte deſſelben mittheilen.

„Der Geſichtspunkt, von dem ich bei Gründung meiner Anſtalt ausging, ſchreibt Herr Brandt, war derſelbe, den Sie, Herr General-Sekretair, feſtgeſtellt hatten: „„Ein Europäer darf heut in keinem Lande Europas ſich fremd fühlen. Wir bedürfen aus verſchiedenen und ſämmtlich ſehr wichtigen Gründen eines Unterrichts-Syſtems, welches der großen und univerſellen Revolution Rechnung trägt, die ſich ſeit einem halben Jahrhundert vollzogen hat in den intellektuellen, kommerziellen, ökonomiſchen und politiſchen Beziehungen der Völker."" Das Syſtem war dieſes: „„In den verſchiedenſten Ländern werden Schulen errichtet, deren Unterichts-Folge auf das Genaueſte nach Einem Plane feſtgeſtellt iſt; in jeder Schule werden mehrere Sprachen praktiſch geübt; der Zögling, der aus einer beſtimmten Klaſſe der Schule des einen Landes in die eines anderen Landes überſiedelt, erfährt in ſeinem Unterricht keine andere Veränderung, als daß er an einem anderen Orte unterrichtet wird.""

„Ich erkannte ſehr wohl, „„mit welcher Genugthuung die Familien die außerordentlichen Vortheile der neuen Einrichtung begreifen würden: ihre Söhne knüpfen in der Kindheit und Jugend Beziehungen mit Kameraden an, die berufen ſind, eines Tages hervorragende politiſche, adminiſtrative, kommerzielle und induſtrielle Stellungen in den verſchiedenſten Landern beider Hemiſphären einzunehmen.""

„Um dieſen großen Zweck zu erreichen, mußte man vor Allem eine Anſtalt ſchaffen und wirken laſſen, welche die Theorie bewähren ſollte und zugleich als Typus gelten konnte.

„Die Anſtalt, welcher ich vorſtehe, liegt zu St. Germain en Laye, in einer der geſundeſten und ſchönſten Gegenden der Umgebung von Paris. Es iſt möglich, für den Unterricht alle Hülfsquellen der großen Stadt zu benutzen und doch zugleich alle Gefahren zu vermeiden, welche der Aufenthalt in der Stadt ſelbſt für junge Leute mit ſich bringt.

„Wie in den engliſchen Anſtalten von Eton und Oxford, werden auch in der meinigen die körperlichen Uebungen, welche die Konſtitution kräftigen und das Gemüth friſch erhalten, mit der größten Sorgfalt überwacht: Fechten, Turnen, Reiten und Schwimmen, Alles wird entweder in der Anſtalt ſelbſt oder in deren unmittelbarer Nähe vorgenommen. Zwei Ruderboote, welche zum Hauſe gehören, ſtehen zur Verfügung der jungen Leute, doch wird keine Ruderübung vorgenommen ohne Aufſicht eines Schiffsmeiſters.

„Die Organiſation der Studien entſpricht dem in Ihrem Bericht entworfenen Plane; meine eigene Erfahrung, welche ich während eines fünfundzwanzigjährigen Unterrichtens in Deutſchland, England und Frankreich geſammelt habe, und meine Kenntniß der Sprachen dieſer drei Länder erleichterten mir dieſe Organiſation weſentlich.

„Mein Zweck iſt ein doppelter: vollſtändige Kenntniß und Gebrauchsfähigkeit der fremden Sprachen — und zugleich Kombination der Sprachſtudien mit ernſten klaſſiſchen Studien und mit Vorbereitungen zu den verſchiedenen Prüfungen, welche in den verſchiedenen Ländern Europas für den Eintritt in die mannigfachen Laufbahnen erforderlich ſind.

„Das Studium der lebenden Sprachen wird beſonders begünſtigt durch das Zuſammenleben von Schülern verſchiedener Nationalität: zwei Stunden täglich ſind den Sprech-Uebungen gewidmet, es werden hier nicht allein die Regeln der Syntax und die Prinzipien der Grammatik durchgenommen, ſondern es wird der Sprech-Unterricht mit dem Unterricht der gewöhnlichen anderen Gegenſtände verbunden. Sobald die Zöglinge eine hinreichende Kenntniß der von ihnen erwählten Sprache erlangt haben, wird in dieſer Sprache ihnen ein beſtimmter literariſcher oder wiſſenſchaftlicher Curſus vorgetragen.

„Diejenigen Disziplinen, welche der primäre Unterricht und das klaſſiſche Studium verlangt, werden mit der größten Sorgfalt gelehrt. Wir ſind überzeugt, daß die vielen Stunden, welche gewöhnlich der Erlernung des Lateiniſchen und Griechiſchen gewidmet werden, den erwarteten Nutzen nicht haben; wir verkennen keinesfalls den hohen Werth dieſer Sprachen für die Geſammtbildung, aber wir meinen, daß vor dem Beginn dieſes Unterrichts die Zöglinge erſt genaue und umfaſſende Vorſtellungen von den Grundſätzen ihrer Mutterſprache haben ſollten. Bei einer ſolchen Vorbereitung finden die jungen Leute viel mehr Geſchmack an den alten Sprachen, als man leider in der Regel bei ihnen wahrnimmt: ſie lernen alsdann vergleichen und urtheilen, und worauf es wohl hauptſächlich ankommt: ſie lernen denken.

„Ein Grund, weßhalb ſo oft in vielen ſonſt vorzüglichen Anſtalten doch kein rechter Erfolg erzielt wird, liegt darin, daß die Lehrer genöthigt ſind, ihre Aufmerkſamkeit auf eine zu große Anzahl von Schülern zu vertheilen. Es war deßhalb mein Grundſatz, daß eine Klaſſe nie mehr als zwanzig Köpfe zähle, und dieſem Grundſatz werde ich (eventuell durch wiederholte Theilung der Klaſſen) auch treu bleiben, wenn der Beſuch meiner Anſtalt ſich bedeutend ſteigern ſollte.

„Ich war bei der Auswahl der Lehrer und bei Einrichtung der Unterrichtsverhältniſſe darauf bedacht, die Beziehungen des Lehrers zu den Schülern wie die eines Vaters oder eines älteren Bruders zu geſtalten; und ich konſtatire gern, daß auch der Geſammtbildungsgrad der Lehrer für Zeichnen, Geſang und Muſik, abgeſehen von ihren techniſchen Fertigkeiten, ſie auf Eine Stufe mit den übrigen Profeſſoren ſtellt.

„Die ganze innere Einrichtung der Anſtalt zielt darauf ab, in den Zöglingen das Gefühl ihrer perſönlichen Würde, aber auch ihrer perſönlichen Verantwortlichkeit lebendig zu erhalten. Die Frage, wie es mit dem Religionsunterricht zu halten, iſt in dem Sinne Ihres Berichts gelöſt worden: „„Wir wünſchen, daß ein tief religiöſes Gefühl die Gemüther ſtärke und belebe. Die Lehrer werden mit der größten Gewiſſenhaftigkeit jedes Wort vermeiden,

Digitized by Google

welches die eine oder die andere Religion bloßſtellen könnte; und die Prieſter aller Konfeſſionen werden allein den Unterricht in den nach dem Kultus geſchiedenen Sektionen ertheilen. Aber wenn wir die religiöſe Toleranz als das Grundprinzip der nationalen Schulen hinſtellen, ſo verlangen wir doch auch ausdrücklich, daß Alles vermieden werde, was die Religioſität zur Indifferenz herabdrücken könnte.“ “

„Nach dieſen Grundſätzen nimmt die Anſtalt von Saint Germain Zöglinge auf, die nach dem oben ausgeſprochenen Plane unterrichtet werden; ſie nimmt aber außerdem auch externe Schüler an. Unter jenen haben wir zehn junge Engländer, darunter mehrere aus den höchſten Schichten der Geſellſchaft, welche aus Eton und Oxford nach meiner Anſtalt übergeſiedelt ſind. Mehrere dieſer Zöglinge haben bereits in ihrer Heimat ſchwierige Examina rühmlich beſtanden.

„Meine Anſtalt iſt inſofern national, als ſie Zöglinge aus verſchiedenen Nationalitäten enthält und als der Unterricht in den lebenden Sprachen gut genug organiſirt iſt, um praktiſche Reſultate zu erzielen, ohne daß eine Auswanderung in die betreffenden Länder nöthig iſt. Natürlich repräſentirt ſie nur den erſten Schritt zur Ausführung des großen Planes, den Ihr Bericht aufgeſtellt hat; aber die Unterrichts-Methode ermöglicht den Wechſel der Zöglinge und ihre Ueberſiedelung nach anderen Ländern, ſobald erſt in England, Deutſchland, Italien und Spanien ähnliche Anſtalten errichtet ſind.“

* * *

An ihren Früchten ſollt Ihr ſie erkennen — haben wir beim Leſen und Schreiben obiger Zeilen oft gedacht. Herr Brandt verſpricht ſehr viel: wir wünſchen aufrichtig, daß die Adreſſe eines Mannes wie Eugen Rendu uns vor Reklamen bewahre.

Wir haben ſchon vor zwei Jahren erwähnt: wir hätten bei dem Plane des Herrn Rendu das Bedenken, es möchte bei der wandernden Lebensweiſe ſo junger Leute und bei der hauptſächlichen Richtung des Unterrichts auf Stärkung des Gedächtniſſes und der formalen Sprachgewandtheit, Gemüth und Charakter verflachen. Allerdings kann eine außerordentliche Sorgfalt des Dirigenten und der Lehrer dieſe Gefahr verringern, und wir wünſchen daher der Anſtalt des Herrn Brandt ein zunehmendes Gedeihen.

Wir freuen uns, gleichzeitig berichten zu können, daß gegenwärtig auch in Deutſchland eine internationale Schule errichtet wird. Dr. Zöller in Bruchſal (Baden) veröffentlicht ſoeben den Proſpekt des auf Aktien gegründeten Unternehmens. Die Schule nimmt Knaben jeder Nation und Religion nach zurückgelegtem zwölften Lebensjahre auf, „in deren Beruf es liegt, mit gleicher Fertigkeit Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch verſtehen, ſprechen und ſchreiben zu lernen.“ Täglich vier Stunden Schulunterricht für die Sprachen, zwei bis drei Stunden für die übrigen Disziplinen. Der Kurſus iſt dreijährig. Die Klaſſen der erſten beiden Jahre theilen ſich nach den Sprachen. Das erſte Jahr lehrt nur eine fremde Sprache; das zweite Jahr vertheilt ſich in vier Klaſſen: 1) eine franzöſiſche für die deutſchen Zöglinge, 2) eine andere franzöſiſche für die engliſchen Zöglinge, 3) eine engliſche für die deutſchen und franzöſiſchen und 4) eine deutſche für die franzöſiſchen und engliſchen. Das dritte Jahr richtet ſich nach dem Beruf der Zöglinge: für den kaufmänniſchen eine Handelsklaſſe, für den literariſchen eine Literatenklaſſe.

Dieſe Anſtalt iſt auf je 20 Zöglinge von jeder der drei Nationen eingerichtet. Die Penſion beträgt für das Schuljahr vom 1. Oktober bis 10. April 450 Gulden; Zöglinge, für die ein beſonderes Zimmer und die Koſt am Tiſch des Lehrers gewünſcht wird, zahlen 600 Gulden.

Ein Geſpräch mit Meyerbeer über die Muſik der Zukunft.

Herr Henri Blaze de Bury, der in der Revue des deux Mondes der Nachfolger Scudo's als muſikaliſcher Referent geworden, bringt im erſten Oktober-Hefte dieſer Revue einen Artikel über die „Afrikanerin“, dieſe ſeit vielen Jahren fertige und noch immer nicht zur Aufführung gekommene Oper des verſtorbenen Meiſters. Bei dieſer Gelegenheit theilt der plauderhafte Franzoſe ein Geſpräch mit, das er mit Meyerbeer über Richard Wagner und die Muſik der Zukunft gehabt. Allerdings iſt es weniger Meyerbeer als Herr Blaze de Bury, den wir über den Gegenſtand hören. Jedenfalls iſt aber, was wir hier daraus mittheilen, charakteriſtiſch für die Art der Auffaſſung jener Muſik von Seiten der franzöſiſchen Kritik.

„Wenn wir, ſagt Herr Blaze de Bury, mit Meyerbeer über Muſik plauderten, war es mein eifrigſtes Beſtreben, ich geſtehe gern: meine ganze Kunſt, ihn zur Aeußerung ſeiner eigenſten Empfindungen, ſeiner weder von offiziellem Verſchweigen noch von offiziöſer Liebenswürdigkeit beeinflußten, wahren Meinung zu bewegen. Man weiß, wen er unter den Todten am meiſten bewunderte: Bach, Mozart, Beethoven waren ſeine Götter. Den Lebenden ließ er wohlwollende Gerechtigkeit widerfahren; bei vollem Enthuſiasmus für die Einen und Achtung für die Anderen, hatte er Sympathie für Alle, ſelbſt diejenigen inbegriffen, die die Welt nicht für ſeine Freunde hielt.

Ein einziger Name hatte das Privilegium, ihn zu reizen, das war der Name Richard Wagner's, den er nicht nennen hören konnte, ohne ſofort von einer unangenehmen Empfindung ergriffen zu werden, die er, trotz ſeiner ſonſtigen Diskretion und der Geſchicklichkeit, auch die unſcheinbarſten Eigenſchaften eines Jeden mit dem Mikroſkop herauszufinden, ſich auch nicht ſcheute, auszuſprechen.

Es macht mir daher auch nichts ſo viel Spaß, als die Berührungspunkte, die man ſich abquält, zwiſchen dem Komponiſten des „Propheten“ und dem Sänger des „Tannhäuſer“ herauszuklügeln. Man wäre ſchön bei Meyerbeer angekommen, wenn man ihm ſeine verwandtſchaftlichen Aehnlichkeiten mit dem früheren Orcheſter-Chef des Königs von Sachſen demonſtrirt hätte. Jedoch ſelbſt auf dieſem Felde wagte ſeine angeborene Zurückhaltung keine allzu weiten Zugeſtändniſſe, und nur einem unwillkürlich entſchlüpften Satz, einer wie ein Funke aus der Diskuſſion hervorſpringenden Gegenantwort verdankte man die Offenbarung ſeines wahren Gefühls.

Ich entſinne mich eines Tages, als er, um Antworten auf meine Fragen auszuweichen, mit mir ein Verhör anſtellte.

„Aber warum erklären Sie ſich denn nicht ſelbſt über dieſe Muſik? Sie waren in Weimar, als die erſte Aufführung des „Tannhäuſer“ ſtattfand, und ſo weit ich Sie kenne, haben Sie nicht bis zum heutigen Tage mit der Feſtſtellung Ihrer Meinung gewartet.“

„Nein, ſicherlich nicht, ich habe dieſe Muſik gehört, ſie macht mich todt. Je mehr ich davon höre, deſto unmöglicher iſt es mir, etwas Anderes als eine Myſtifikation in ihr zu ſehen. Die Muſik der Zukunft — Sie kennen meine Anſicht darüber — iſt Fidelio, Wilhelm Tell, der Freiſchütz und die Hugenotten. Es giebt in

Digitized by Google

den von Herrn Wagner angenommenen Theorien keine Idee, die nicht ſchon früher von Beethoven, Weber, Roſſini oder Ihnen in's Werk geſetzt worden wäre, aber dafür giebt es auch wieder im „Fidelio“, im „Wilhelm Tell“, im „Freiſchütz“ und im „Propheten“ eine Menge Sachen, die Heer Wagner und ſeine Schule von ihrem Syſtem geſtrichen haben, weil ſie ſie nicht in ihre Partituren ſetzen konnten. Und gleichwohl . . . .“

„Aha, es giebt ein „gleichwohl“.

„Ja, Meiſter, es giebt ein „gleichwohl“, für mich wenigſtens, der ſo viele große Meiſter irren ſah, ſo viele berühmte Kritiker und begabte Dilettanten Orakel ausſprechen hörte, die die Zukunft Lügen ſtrafte.“

„Aber das Publikum! Geſtehen Sie, daß daſſelbe ein ſehr ernſtes Kriterium iſt?“

„Ernſt, ja, aber nicht unfehlbar, das beweiſen der in Rom ausgepfiffene „Barbier von Sevilla“ und der einſt im Odeon ausgeziſchte unſterbliche „Freiſchütz.“

„Das bedeutet alſo,“ ſagte Meyerbeer, „nach Ihrer Anſicht, daß früher oder ſpäter der Tag kommen wird, an dem Wagner's „Tannhäuſer“ mit dieſen beiden Meiſterwerken zugleich genannt werden wird.“

„Gott verhüte, daß mein Ausnahmefall ſolche Konſequenzen zuläßt. Mit der Kunſt, die Gegenwart zu ennuyiren, zu reizen, zu betäuben, gewinnt man doch noch lange kein Anrecht auf die Zukunft. Wenn ich den Barbier von Sevilla Roſſini's mit dem Barbier von Paëſiello vergleiche, ſo finde ich im Werke des Neueren Schätze von Ideen und Formen, von der die Vergangenheit nichts wußte. Daſſelbe iſt vom „Freiſchütz“ zu ſagen, deſſen romantiſche Tendenzen von einem Publikum nicht goutirt wurden, das die Opern der Weigl, Müller und Winter noch in den Ohren hatte. Nun frage ich Sie, kann man all das auf Richard Wagner anwenden? Gewiß nicht. Der Komponiſt des „Tannhäuſer“ iſt nur in ſeinen Theorieen ein Revolutionär; denn ſeine Muſik lehrt uns nichts, was uns Beethoven und Weber nicht ſchon früher und beſſer geſagt hätten. Wie dieſe Muſik jetzt iſt, wird ſie in zehn, in dreißig Jahren ſein, ſie hat uns keine Geheimniſſe zu offenbaren, und das iſt's, was ich ihr vorwerfe. Wir leſen in dieſer Muſik wie in einem offenen Buche, ſowohl ihre leider nur negativen Eigenſchaften, als ihre aller Perſönlichkeit entbehrenden Fehler; mitunter iſt ſie gut, oft langweilig, aber niemals unverſtändlich. Die Melodie, wenn man zufällig das Glück hat, einer zu begegnen, trägt durchaus keinen beſonderen Charakter. Alles das könnte eben ſo gut von Weber und von Ihnen ſein und würde unbeachtet in der „Euryanthe“ und im „Propheten“ vorübergehen.“

„Nun wohl, das nenne ich reden! rief Meyerbeer aus und fügte dann nach kurzem Stillſchweigen lächelnd hinzu: „Nur frage ich Sie, was mit einer ſolchen Sprache aus Ihrem bisherigen Zögern, Ihren Skrupeln werden ſoll?“

„Sie ſehen, ich entſchlage mich ihrer leichten Kaufs.“

„Ja, im tête-à-tête!“

„Sie wollen mir vorwerfen, ich hätte nicht den Muth meiner Meinung? Glauben Sie das nicht! Je mehr mich dieſe Muſik langweilt, deſto weniger erſcheint es mir gerathen, mit in die Fragen einzugreifen, die man ihr zu Gefallen anzuregen beliebt; man muß ſich niemals von gewiſſen, die Menge herbeiziehenden Lockpfeifen fangen laſſen, und wozu ſoll man auch, wenn man im Grunde genommen nur eine gründliche Gleichgültigkeit empfindet, ſich öffentlich gegen einen Mann erklären, der trotz alledem ſein Geſchäft verſteht?“

„Sind Sie deſſen ſo gewiß, daß er ſein Geſchäft verſteht?“ unterbrach mich Meyerbeer maliciös.

„Ei, ich ſetzte es voraus.“

„Wer hat es Ihnen geſagt?“

„Jemand,“ antwortete ich ihm und nannte den Namen eines Komponiſten jenſeits des Rheins, deſſen liebenswürdige Partituren ſeit einigen Jahren die Runde durch Europa machen.

„Ach, dieſer „Jemand“ hat es Ihnen geſagt,“ fuhr Meyerbeer mit einem Geſichtsausdruck fort, in dem ſich die feinſte Ironie, mit der unerſchütterlichen Autorität des Meiſters miſchten. „Und erlauben Sie mir die Frage, ſind Sie denn deſſen ſo ganz ſicher, daß er, dieſer „Jemand,“ ſein Geſchäft verſteht?“

Italien.

Rudolf Gottſchall: Reiſebilder aus Italien.*)

Wieder ein deutſcher Poet, der ſeine Römerfahrt gemacht und ſie, die italiäniſche Reiſe ſeines Herrn Vorfahren in Apollo und Italien in der Hand, geſchrieben hat! Cosi fan' tutti, aber doch Jeder auf ſeine eigene Manier, bald auf hohem Kothurn, bald die Pritſche ſchwingend, Viele das hohe Pferd der Kunſtkritik und nicht Wenige auch das Steckenpferd romantiſch hiſtoriſcher Sentimentalität reitend. Unſer Verfaſſer hat ſich dagegen, eine rara avis unter den Jüngern des Parnaß, dem niederen Geſchlechte ſimpler Touriſten angeſchloſſen und erzählt uns die Eindrücke ſeiner Reiſe in ſchlichter Proſa friſchweg, wie er ſie, im raſchen Fluge ſcheint es, in ſich aufnahm, ohne ſich viel mit dem Ballaſt eingehender Betrachtung über das Geſehene zu beſchweren. Es kam ihm darauf an, die Phyſiognomie der einzelnen Städte, wie ſie ſich dem Wanderer bei flüchtigem Aufenthalt darſtellten, feſtzuhalten und zu veranſchaulichen, und er hat in dieſem Sinne Skizzen von Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel, Genua und Mailand entworfen, die manchen friſchen Zug zu den ausführlichen Schilderungen Anderer beitragen. Vor der großen Maſſe der Reiſeliteratur zeichnen ſich dieſe Reiſebilder indeſſen, wie leicht zu ermeſſen, in mancher Beziehung aus; dem Dichter war's doch nicht möglich, ſich ganz zu verleugnen; es zog ihn in die Theater, in die literariſchen Salons und er bringt uns von dort mancherlei, was dem Reiſenden gewöhnlichen Schlages entgeht, in angenehmem Geplauder mit. Schade, daß es nicht in ſeinem Plane oder in ſeiner Muße lag, die literariſchen Zuſtände des jungen Königreichs, die in gewaltiger Gährung begriffen ſind, näher zu erforſchen und die Gegenſätze, die ſich auch auf dieſem Gebiete in hoch erregter Lebendigkeit, ja Schärfe, gegenüber ſtehen, eingehender zu ſchildern. — Von dem enthuſiaſtiſchen Ton, den er an den Wanderbüchern Anderer zu tadeln findet, hat ſich Herr R. Gottſchall mit einer Konſequenz freizuhalten gewußt, die eine andere Eigenthümlichkeit ſeines Buches ausmacht; er wollte den Humor, wie er ſagt, nicht zu Hauſe laſſen und hält denn auch wirklich, mitunter etwas monoton, an ihm feſt, ſelbſt da, wo andere, höhere Regungen das Menſchenherz zu bewegen pflegen. Das ſtört mitunter, namentlich da dieſer beſtändige Reiſebegleiter nicht der Humor eines Yorick iſt, dem, wenn er lacht, eine Thräne im Auge ſteht, ſondern ein wohlbehäbiger und bequemer Geſell mit einer Neigung zu jenen Witzen, die man ſchlecht nennt, womit man ſagen will, daß ſie gut ſind, aber in Italien hie und da, ſo in Rom, nicht gerade am rechten Platze ſind. Dieſer Fehler, wenn es überhaupt Vielen als Fehler erſcheint, verſchwindet aber gegen die ſtete Mun-

*) Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1864.

Digitized by Google

terkeit und Friſche, mit der ſich Gottſchall den augenblicklichen Eindrücken hingiebt, und die Lebendigkeit, mit der er das bunte Schauſpiel der italiäniſchen Gegenwart vorzuführen verſteht, Eigenſchaften, die nicht verfehlen werden, ſeinem Buche Freunde zu erwerben. Wie kommt es doch, daß daſſelbe typographiſch ſo viel Malheur erfahren hat? Es wimmelt von Druckfehlern, und Gänſefüßchen ſind ſo maſſenhaft und ſo launiſch angebracht, daß man beim Leſen förmlich darüber ſtolpert.

Platen's Grab.

Platen hat vom Schickſal, das ihm bei ſeinen Lebzeiten nicht eben hold gelächelt, eine Sühne empfangen, das ſchönſte Grab, in dem je ein deutſcher Dichter ruhte. Er ſtarb, man weiß es, auf einer Reiſe durch Sicilien, in Syrakus, gaſtfreundlich gepflegt im Hauſe des wackeren Ritters Maria Landolina. In der Vigna dieſes Edeln liegt er begraben, in der herrlichen blühenden Einöde, da einſt die Weltſtadt Syrakus geſtanden, Angeſichts der Berge, die ihre Burgen trugen, umringt von den wenigen, unvergänglichen Denkmälern, die, wie das Theater und der Circus, die Waſſerleitung und die Steinbrüche, in Felſen gehauen, jeder Macht der Zeit trotzen, und nahe dem leuchtenden Meer des Südens, deſſen unſägliche Schönheit er ſo vielfach beſungen. Von ſeinem Grabe aus blickt man auf das arme kleine Syrakus von heute, dem von der alten Herrlichkeit nichts geblieben iſt, als der Name und der weite öde Hafen, und deſſen ſchönes Rund ſo viele klaſſiſche Erinnerungen, Nymphen und Flußgötter, Anexus und Cyane, Nicias und Archimedes, Griechen und Karthager und Römer lebendig werden. Aufwärts und abwärts folgt der Blick den ſanften Linien der Küſte weithin, ins Unbegränzte ſchweifend, und findet nur im Norden eine Schranke an den mächtigen weißen Rücken des Aetna, den der griechiſche Dichter des Himmels mächtige Säule nennt.

Er liegt im Garten begraben, nicht in einem jener engen heißen Blumen-Labyrinthe der Steinbrüche, die ſich ſonſt hier wohl zur Ruheſtätte der Ketzer hergeben, ſondern in einem freien weiten Weinberg, oben an, mit dem Blicke auf den Aetna und das Mittelländiſche Meer. Lorbeer ſprießt aus ſeinem Grabe, Myrthen ſtehen blühend daneben, und irre ich nicht, eine der Palmen, die doch auch in Sicilien ſelten ſind. Ritter Landolina hat dem Freunde dieſen ſchönſten Platz in ſeiner Beſitzung eingeräumt und um ſich des edlen Gaſtes in jeder Hinſicht werth zu erweiſen, ihm ein Monument aus Marmor aufgerichtet, deſſen lateiniſche Inſchrift den Grafen als Deutſchlands Horaz feiert. Man mag darüber denken wie man will; manchem mag vielleicht auch wunderlich ſcheinen, daß auf dem Grabſtein das Wappen der Platen-Hallermünde in größtem Format, aus buntem ſicilianiſchen Geſtein ausgelegt, mit aller heraldiſchen Umſtändlichkeit prangt, während ein Bildniß des Dichters fehlt: aber kein Deutſcher wird ohne Rührung und Stolz an dieſem Grabe ſtehen, das einem deutſchen Dichter um ſeiner Kunſt willen von einem hochherzigen Freunde geſetzt worden iſt.

Schon als ich das Grab ſah, vor etwa drei Jahren, hatte ſich die Moſaik der Wappenfelder mehrfach gelockert und auch die Inſchrift war hier und da beſchädigt. Landolina iſt längſt todt. Der Garten gehört Nachfolgern, die ſich um ſeine Verehrung für Platen wenig kümmern mögen. So iſt's denn nicht verwunderlich, daß das Denkmal ſeinem Verfalle raſch zugeeilt iſt. Aber mit Freuden darf man es begrüßen, daß die Deutſchen in Sicilien zu ſeiner Erhaltung thätig werden. Der Prediger der deutſchen evangeliſchen Gemeinde in Meſſina (ſie iſt von den dortigen deutſchen und ſchweizer Kaufherrn ohne Zuthun geiſtlicher Behörden des Vaterlandes gegründet und hat bereits Filialen in Catania und Syrakus), Herr Dr. Hartwig hat es übernommen, den Stand der Sache zur allgemeinen Kenntniß von Platen's Freunden zu bringen. Er fordert ſie auf, zur Wiederherſtellung und Erhaltung ſeines Denkmals beizuſteuern und ihre Beiträge an die Handlung von Kloſtermann und Genzenbach zu Meſſina einzuſenden. Auch wer von der Denkmälerwuth unſerer Tage unberührt iſt, wird die Fürſorge um das Grab des in der Ferne Dahingeſchiedenen gerecht finden. Vielleicht tragen dieſe Zeilen dazu bei, den Aufruf unſerer Landsleute in Sicilien weiter zu verbreiten und ihrer Aufforderung zur Erhaltung des ſchönſten deutſchen Dichtergrabes Eingang zu verſchaffen.

P. D. Fiſcher.

Kleine literariſche Revue.

— **Die vlamiſche Bewegung in Belgien.***) Daß die germaniſch-niederdeutſche Bewegung im Königreich Belgien immer größere Fortſchritte macht, beweiſt der erfreuliche Umſtand, daß ſelbſt die bisher im Rufe einer franzöſirenden Stimmung und Haltung ſtehende Brüſſeler Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte allmählich für das vlamiſche Weſen ſich zu erwärmen anfängt. Eine und dieſelbe Nummer ihres diesjährigen „Bulletin“ brachte unter der Rubrik „Communications et lectures“ zwei tüchtige Vertheidigungen des Rechtes der niederdeutſchen Sprache, von zwei der angeſehenſten Mitglieder der gelehrten Körperſchaft verfaßt. Die erſte, „die Einheit der Sprache in Belgien“ betitelt, war von dem bekannten Baron Kervyn de Lettenhove (Herausgeber der Memoiren Karl's V.) gegen eine von Leclercq verfaßte „Notiz“ gerichtet worden; ſie widerlegt mit ſchlagenden Gründen die Befürchtungen, welche Leclercq vom Standpunkte der Staats-Einheit den vlamiſchen Wünſchen gegenüber ausgeſprochen hat; ſie zeigt, daß dieſe Einheit durch die Verwirklichung des vlamiſchen Programms von 1840 nicht im Geringſten gefährdet wird. — Die andere Denkſchrift „Von der Stellung der vlamiſchen Sprache in Belgien“ hat den biedern Snellaërt zum Urheber; ſie giebt ein Gemälde von den Ungerechtigkeiten, den Rechtsverkürzungen, den tauſendfachen politiſchen, ſozialen wie juriſtiſchen Benachtheiligungen, denen die Vlamingen, wofern ſie des ihnen fremden Franzöſiſch unkundig, von ihren eigenen belgiſchen Landsleuten ausgeſetzt ſind.

Snellaërt dringt energiſch darauf, daß der Artikel 23 der belgiſchen Verfaſſung, der den Gebrauch der in Belgien üblichen Sprachen für fakultativ erklärt und nur für die Handlungen der Staatsbehörden und der richterlichen Gewalt eine Reglementation dieſer unmittelbarſten Lebensäußerung des denkenden Geiſtes geſtattet, endlich zur Wahrheit werde. Nicht länger dürfe der vlamiſche Bauer, der vlamiſche Arbeiter wie ein geduldeter Fremdling behandelt werden, dem man einen Dolmetſcher beigiebt, während er, auf dem Boden ſeiner Väter ſtehend, vom Richter die Kenntniß ſeiner Sprache (die von 57 Prozent aller Belgier geſprochen wird) verlangen könnte.

Unter der Herrſchaft der alten brabanter Konſtitution, der ehrwürdigen **Joyeuse Entrée** (Blyde Inkomsten), iſt dies übrigens

*) Bulletin de l'Académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique, 33e année, Tome 17, No. 6.

Digitized by Google

anders geweſen. Es war ein Grundrecht der Brabanter, in ihrer Sprache vom Richter gehört zu werden; die Räthe am Conseil souverain de Brabant (Hoghe Raëd van Brabant) waren auf die gleichmäßige Fertigkeit in der vlamiſchen, franzöſiſchen und rheiniſch-plattdeutſchen Sprache ausdrücklich und feierlichſt verpflichtet.

T. v. B.

— **Die engliſchen Genoſſenſchaften im Jahre 1863.** Ohne die Konſumvereine und die Produktiv-Geſellſchaften in den engliſchen Fabrik-Diſtrikten wäre das von der Baumwollen-Noth hervorgerufene Elend gewiß von der verderblichſten Art geweſen. Nach dem Ausbruche des amerikaniſchen Bürgerkrieges hatten die Gegner der neuen Genoſſenſchaften den Ruin und den Untergang aller „cooperative societies“ verkündet. Aber das Gegentheil iſt eingetreten. Nach dem kürzlich von Holyoakes — dem britiſchen Schulze-Delitzſch — veröffentlichten Berichte, belief ſich im Jahre 1863 bei 381 Genoſſenſchaften dieſer Art der Umſatz auf 2,600,000 Pfund (16⅔ Mill. Thlr.). In Lancaſhire allein giebt es 117 und in Yorkſhire 96 ſolcher Geſellſchaften. Jene 381 societies zählen zuſammen 108,000 Mitglieder und beſitzen ein Grundvermögen von 793,500 Pfd. bei einem aufgenommenen Kapital von nur 229,000 Pfd. Der Gewinn-Ueberſchuß betrug 213,600 Pfd. Die bekannte älteſte Genoſſenſchaft der „Pioniere von Rochdale“ hat auch im Jahre 1863 ſehr gute Geſchäfte gemacht. In den vier Jahren von 1860—63 hat ſie einen Geſammt-Ueberſchuß von nicht weniger als 118,000 Pfd. geliefert, obwohl ſie, trotz der Baumwollen-Noth, ihre Arbeitslöhne nicht herabſetzte und länger arbeiten ließ, als irgend eine andere Fabrik der Umgegend. An unbeſchäftigte, arme Arbeiter hat dieſe Genoſſenſchaft im vorigen Jahre 1500 Pfd. (10,000 Thlr.) vertheilt.

— **Ein allgemeines Alphabet.***) Der im Auguſt 1858 zu Darmſtadt verſtorbene Geheimrath Dr. Schleiermacher hatte im Jahre 1827 um den Preis konkurrirt, welchen die von der Pariſer Akademie zur Vollziehung des Teſtaments des Grafen v. Volney beſtellte Kommiſſion für die Bildung eines „harmoniſchen Alphabets“ nach den Abſichten des Teſtators ausgeſetzt hatte. Die von Schleiermacher eingeſandte Denkſchrift wurde gekrönt; ebenſo ein weiteres Mémoire sur l'influence de l'écriture sur le langage (1835). Ein Proſpektus, den Schleiermacher damals mit abdrucken ließ, entwickelte die Grundſätze, auf welche er ſein Alphabet harmonique gründete. Daſſelbe ſollte ſo vollkommen ſein, daß jeder der fremden Sprache einigermaßen kundige Leſer im Stande ſein ſollte, jeden mit dem harmoniſchen Alphabet geſchriebenen Text unmittelbar wieder in die Originalſchrift zu übertragen. Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, hat Schleiermacher ein Alphabet aufgeſtellt, welches geeignet iſt, ſämmtliche aſiatiſche und ſlaviſche Sprachen, ſowie das Walachiſche, Koptiſche, Aethiopiſche und Amhariſche in Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets (natürlich mit modifizirenden Zeichen) zu transſkribiren.

Von dem Nachlaſſe des Verfaſſers ſind diejenigen Manuſkripte hier abgedruckt worden, die völlig druckfertig waren. Eine dritte Abtheilung, die Keilſchriften, Zend, Pärſi, Pehlwi, u. ſ. w. umfaſſend, iſt vorläufig Manuſkript geblieben.

*) Das harmoniſche oder allgemeine Alphabet zur Transſkription fremder Schriftſyſteme in lateiniſcher Schrift, zunächſt in ſeiner Anwendung auf die ſlaviſchen und ſemitiſchen Sprachen, von dem im Jahre 1858 verſtorbenen Großherzoglich Heſſiſchen Geheimenrath Dr. Andreas Auguſt Ernſt Schleiermacher. Unveränderter Abdruck des von dem Verfaſſer hinterlaſſenen Manuſkripts. Darmſtadt, Hofbuchhandlung von G. Jonghaus 1864.

Der vorliegende Band umfaßt 568 Seiten in groß Quart und enthält eine maſſenhafte Gelehrſamkeit, die gewiß der Wiſſenſchaft ſehr nutzbar werden dürfte. Ungemeine Gründlichkeit auf einem faſt unabſehbaren Felde iſt ſchwer zu verkennen.

— **Rudolf Gottſchall's „Maja.“***) Die politiſch-philoſophiſchen Lebens-Anſchauungen der Hindus, wie ſie Kalidaſa in ſeiner „Sakuntala“ abgeſpiegelt, hat Rud. Gottſchall in ſeiner neueſten Dichtung zum Gegenſtande der Erzählung gemacht. Es ſind indiſche Märchen, wie „die Tochter der Thugs“, „Dichter und Königin“ (worin Kalidaſa ſelbſt die Hauptfigur iſt), „der Einſiedler“ und „der Paria“, die Maja ihrem Geliebten, dem Engländer Harry, erzählt und die in der That ebenſo von der Erfindungsgabe, wie von dem Verſifications-Talent des Dichters, ein neues ſchönes Zeugniß ſind. Die Abenteuer und Gefahren Harry's, denen die Märchen Maja's als poetiſche Epiſoden dienen, erinnern zwar etwas an den Humbug und die Münchhauſiaden eines Armand und anderer transatlantiſcher Erzähler, thun jedoch dem poetiſchen Eindrucke des Ganzen keinen weſentlichen Eintrag.

— **Populäre Medizin.** „Die Wahrheit kann warten“ und „Nacht und Morgen in der Heilkunſt“ zwei populäre mediziniſche Vorträge,**) in denen der Verfaſſer den geſammten Aerzten den Vorwurf macht, daß ſie Nichts verſtänden oder ſich abſichtlich der Erkenntniß der Wahrheit verſchließen, weil dieſe ſo „einfache“ Wahrheit ſie aller hergebrachten lateiniſchen Würden entkleiden würde. Die Wahrheit befindet ſich, nach Anſicht des Herrn Verfaſſers, in ſeinem Beſitz und dem eines kleinen Häufleins Eingeweihter, die mit Semmel, Wein, kalten Umſchlägen und Bädern alle heilbaren Krankheiten heilen. Wir können in dieſem Streit nicht Richter ſein, und dies Journal iſt kein mediziniſches: aber im Intereſſe der leidenden Menſchheit ſei ein Wort uns noch geſtattet. Wenn der Herr Verfaſſer wirklich glaubt, daß ſeine Heilmethode die beſſere iſt, ſo ſei er unermüdlich in dem Bemühen, dies den Fachmännern zu beweiſen: denn zur Entſcheidung der Frage ſind nur Fachmänner kompetent. Bringt man jedoch eine Fachfrage auf den großen Markt vor die Laien, ſo macht man nur den Charlatanen Konkurrenz und verdient mit Recht den Vorwurf, man wolle nicht Wahrheit geben, ſondern nur Reclame machen. Es iſt recht erfreulich, daß die Gelehrten den Dünkel der Geheimnißkrämerei ablegen und die Oeffentlichkeit iſt eine ſchöne Sache, aber wer techniſche Fach-Streitfragen in einer Volksverſammlung zur Abſtimmung und Entſcheidung bringt, der handelt nicht weiſe.

Literariſcher Sprechſaal.

Die Revue du Monde Colonial enthält einen Artikel über die franzöſiſche Naturaliſation der algeriſchen Iſraeliten, aus welchem hervorgeht, daß ſeit der Eroberung Algeriens eine große Revolution in den Sitten der dreißigtauſend dort einheimiſchen Iſraeliten eingetreten. Sie ſprechen jetzt nicht bloß faſt ſämmtlich Franzöſiſch neben dem verdorbenen Spaniſchen und Arabiſchen, das ſie von ihren Vätern ererbt, ſondern ſie kleiden ſich auch in franzöſiſche Tracht, haben die Civil-Ehe eingeführt und ihrer alten

*) Maja. Ein Lotosblumenkranz. Dichtung von Rudolf Gottſchall. Breslau, Eduard Trewendt, 1864.

**) Von Dr. med. Paul Kadner. Bautzen, Schmaler und Pech, 1864. 8. 32 S.

Digitized by Google

rabbiniſchen Gerichtsform entſagt, obwohl es noch vorkömmt, daß Einzelne aus Unwiſſenheit die mittelalterliche Eidesleiſtung more judaico verlangen. Um nun die Scheidewand, die ſie noch von ihren franzöſiſchen Beſchützern trennt, vollends niederzureißen, haben jetzt die Vorſtände der größeren jüdiſchen Gemeinden Algeriens bei der Regierung den Antrag geſtellt, daß alle in dieſem Lande geborenen Iſraeliten als Franzoſen naturaliſirt werden mögen, in Folge deſſen ſie auch der Conſcription, von der ſie bisher befreit waren, unterliegen würden. Die genannte Revue ſagt: „Der Fanatismus, der jetzt, ſo zu ſagen, das ausſchließliche Vorrecht der muſelmänniſchen Bevölkerung iſt, wird von dem Tage ab, wo das fortſchrittsfreundliche, liberale Frankreich die Juden Algeriens naturaliſirt haben wird, wodurch ſie in den Augen jener Bevölkerung, wie in den eigenen, moraliſch ſehr gehoben würden, natürlich zurücktreten müſſen. Dank der Stellung, welche ein großer Theil der Juden ſeit 34 Jahren in unſerer Kolonie einnimmt, wo ſie ſtets die beſten Dollmetſcher der franzöſiſchen Ideen waren, werden ſie alsdann auch unter den Arabern das Beſtreben erwecken, ſich mit dem Titel franzöſiſcher Bürger auch die zahlreichen, damit verbundenen Vortheile zu erwerben. Nur durch eine ſolche Fuſion kann und wird eine Zeit der Intelligenz, der Geſittung und der Wohlfahrt für unſere Kolonie in Algerien herbeigeführt werden, eine Zeit, in der nicht mehr wie bisher die einheimiſche Bevölkerung eine Art von Staat im Staate bilden wird.“

In Leipzig erſcheint ſeit dem 1. Oktober d. J. in ruſſiſcher Sprache, jedoch mit deutſchen Erklärungen verſehen, eine „Ruſſiſche Bibliographie“, redigirt und verlegt von Ernſt Amandus Zuchold. Dieſe nach Maßgabe des Stoffes in zwangloſen Nummern zum Preiſe von 3 Sgr. erſcheinende Bibliographie iſt dazu beſtimmt, die ruſſiſche Literatur im mittleren und weſtlichen Europa bekannt zu machen und zu deren Verbreitung beizutragen. Ein Theil der ruſſiſchen Literatur erſcheint ſeit einigen Jahren gar nicht mehr in Rußland ſelbſt. London, Paris, Berlin und Leipzig ſind Druck- und Verlags-Orte für zahlreiche Werke in ruſſiſcher Sprache geworden. Es ſcheint daher nicht bloß für das mittlere und weſtliche Europa, ſondern auch für Rußland, ein Unternehmen, wie das vorliegende, worin die geſammte ruſſiſche Bibliographie concentrirt iſt, ein wahres Bedürfniß zu ſein.

Nr. 1112. der Leipziger Illuſtrirten Zeitung vom 22. Oktober iſt beſonders reich an intereſſanten Original-Abbildungen. Wir nennen davon: 1) William Hogarth's Bruſtbild, nach ſeiner eigenen, höchſt charakteriſtiſchen Radirung; 2) „Das Lever“ aus Hogart's berühmten Cyklus: „Die Heirat nach der Mode.“ Es ſind jetzt gerade hundert Jahre ſeit dem Tode des unvergleichlichen engliſchen Genremalers verfloſſen († 26. Oktober 1764), der, ob der Meiſterſchaft, mit der heutzutage die Xylographie und die Photographie ſeine Werke wiederzugeben vermögen, nicht wenig erſtaunen würde. Dieſen ſäkularen Illuſtrationen gegenüber ſtehen zwei andere, deren Gegenſtände ſo recht eigentlich unſerer Zeit angehören: 1) Nadar's Rieſenballon und ſeine jüngſte Luftfahrt in Brüſſel (26. Sept.), nach einer gelungenen, das Aufſteigen des „Géant“ mit ſeiner Arche und ſeinen zahlreichen Luftreiſenden vollſtändig veranſchaulichenden Zeichnung von Leo v. Elliot, und 2) das Entgleiſen einer Lokomotive und eines Perſonenzuges auf der ſächſiſch-bayeriſchen Eiſenbahn am 10. Oktober d. J., nach einer Zeichnung von L. Preller. Auch dieſe Darſtellung giebt, wie die erſtere, den kritiſchen Augenblick, das bewegende Moment, mit großer Geſchicklichkeit wieder. Für wiſſenſchaftliche Leſer, die nicht bloße sight-seers ſind, bringt dieſelbe Nummer, unter der Ueberſchrift „Neuere Germaniſten“ das Portrait Adalbert Kuhn's mit einer eingehenden Ueberſicht ſeiner Leiſtungen auf ſprachwiſſenſchaftlichem und mythologiſchem Gebiete.

Der ſoeben erſchienene dritte Band des „Buches der Erfindungen“*) bringt ein wenig beachtetes anregendes Beiſpiel von dem geradezu deſtruktiven Einfluß, welchen hohe Zölle in Handel und Wandel ausüben. Früher waren Apfelſinen in England mit einem Zoll von 1½ s. pro Scheffel belaſtet. Die Folge davon war, daß in Spanien und Portugal gerade die ſchönſten, größeſten und werthvollſten Früchte weggeworfen und der Fäulniß preisgegeben wurden, weil ſie bei ihrem anſehnlichen Volumen in zu geringer Zahl das kleine Maß gefüllt und die Steuer nicht aufgebracht haben würden. — Jetzt führen 200 ſchöne Klipper dem nebelreichen Albion jährlich 300 Millionen Apfelſinen zu, wovon 100 Millionen etwa in London bleiben, wie man denn dort überhaupt zu allen Jahreszeiten Südfrüchte durchgehends billiger kauft, als in Deutſchland. — Spanien, das nun unter den engliſchen Einfuhrzöllen nicht mehr in dem Maße leidet, wird durch die eigenen in noch viel höherem benachtheiligt. Der ganze reiche Süden verſorgt ſich von Gibraltar aus mit eingeſchmuggelten Waaren und viele der höchſten Zollbeamten beziehen ganz zufrieden und offenkundig ihren Antheil an dem in ſolcher Weiſe erzielten Gewinne.

Auch in Wien iſt jetzt ein Apoſtel des Spiritismus aufgetreten, den der Ruhm der Herren Home, Allan Cardec und Mummler in England, Frankreich und Nord-Amerika nicht hat ruhig ſchlafen laſſen. Herr Gottlieb Dämmerung — ſo nennt ſich dieſes Wiener Medium — hat uns ſeine „Erklärungs-Verſuche aus der nun höchſt wahrſcheinlichen Exiſtenz der ſideriſchen elektriſchen Naturweſen“ zugeſchickt, woraus wir unter Anderm erfahren, daß unſere Erde die Ausſicht hat, noch in dieſem Jahrhundert einen zweiten Mond zu bekommen, der aber erſt in einigen Decennien für die heutigen Fernröhre ſichtbar werden wird, während einige wenige Medien ihn bereits früher „durch odiſch-ſideriſche Mittel“ zwiſchen den Hyaden und Plejaden erblicken werden.

Von Emerſon's jüngſtem und reichſtem Werke, dem „Conduct of Life“, deſſen Original ſowohl als deſſen deutſche Ueberſetzung wir bereits in dieſen Blättern mehrfach der Aufmerkſamkeit unſerer Leſer empfohlen haben, iſt kürzlich auch eine franzöſiſche Ueberſetzung von X. Eyma erſchienen.**)

---

*) Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Induſtrien. Rundſchau auf allen Gebieten der gewerblichen Arbeit. Dritter Band: Die Gewinnung der Rohſtoffe aus dem Innern der Erde, von der Erdoberfläche ſowie aus dem Waſſer. Reich illuſtrirt. Leipzig und Berlin, O. Spamer.

**) R. W. Emerson, The Conduct of Life (London, Smith Elder) — Die Führung des Lebens. In's Deutſche übertragen. (Mühlberg, Schneider.) Les lois de la vie; traduit de l'Anglais par X. Eyma (Bruxelles, Verboeckhoven).

Digitized by Google

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Die letzten Lebensjahre

Ludwig's des Vierzehnten.

Vorſtudie

zu einer Geſchichte

der Regentſchaft Philipp's von Orleans

von

Dr. Wilhelm F. H. Krohn.

Ein Band eleg. Groß-Octav-Format. Eleg. broch. 2⅓ Thlr.

Die Regierung Ludwig's XIV. ſteht in der Weltgeſchichte einzig in ihrer Art da. Die Höhe der Macht, zu der ſie emporſtieg, der gewaltige Umſchwung an der Grenze des Jahrhunderts, der tragiſche Ausgang machen ſie zu einem der feſſelndſten Abſchnitte in der Geſchichte der Völker. Der Verfaſſer hat es verſtanden, die Ereigniſſe mit lebendigen Zügen zu ſchildern. Auf eine Menge gleichzeitiger Quellen, namentlich Memoiren und andere authentiſche Aufzeichnungen geſtützt, entwirft er vor dem Auge des Leſers ein getreues Bild von den handelnden Perſonen des größten Dramas. Zumal die Hauptperſonen: der König ſelbſt, Frau von Maintenon, der Herzog von Orleans, werden mit dramatiſcher Lebendigkeit eingeführt. (612)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die (611)

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21⅓ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Tagebuch

Dietrich Siegismund's von Buch.

Beitrag zur Geſchichte

des Großen Kurfürſten von Brandenburg,

aus den Jahren 1674 bis 1683.

Nach dem Urtexte im Königl. Geheimen Staats-Archive zu Berlin bearbeitet und herausgegeben

von

Guſtav von Keſſel,

Major z. D. der Königl. Preuß. Armee.

2 Bände eleg. Lexikon-Octav-Format. Eleg. broch. 4⅓ Thlr.

Der Verfaſſer des „Tagebuchs" war Reiſemarſchall, Kammerherr und beſonderer Vertrauter Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürſten von Brandenburg. Buch war außerdem auch Vertrauter Carl Emil's, des verſtorbenen, und Friedrich's, des damals lebenden Kurprinzen. Seine Talente als Militär, ſein ehrenwerther, feſter Charakter machen ſeine täglichen Aufzeichnungen, ſelten in damaliger Zeit, zur vorzüglichſten Quelle einer Geſchichte des großen Kurfürſten. Das Tagebuch iſt noch niemals veröffentlicht worden. Es iſt reich an Notizen für fremde große und kleine Höfe und für noch blühende Familien.

Für Geſchichtsfreunde und Militärs, wie für alle höher Gebildeten iſt das Werk von höchſtem Intereſſe und bringt ganz neue Aufſchlüſſe über die damalige Zeit. (613)

Seine Majeſtät König Wilhelm I. von Preußen nahm die Widmung gnädigſt an.

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lord Byron's Werke.

Ueberſetzt

von

Otto Gildemeiſter.

In ſechs Bänden. (619)

Band 1 und 2. broch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Soeben iſt in meinem Verlage erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe

über (615)

Shakſpere's Hamlet.

Von

Hermann Freiherr von Frieſen.

8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, den 8. September 1864.

B. G. Teubner.

Im Verlage von Fr. Karafiat in Brünn erſchien ſoeben, und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (616)

Gräfin Kielmannsegge

und Kaiſer Napoleon Buonaparte I.

Geſchichtlicher Memoiren-Roman von

Eduard Maria Oettinger.

4 Bände, 96 Bogen ſtark, elegant geheftet. Mit den wohlgelungenen Porträts der Gräfin Kielmannsegge und des Napoleon Buonaparte, genannt Ernſt Graf.

Preis 10 fl. 80 kr. öſt. W. oder 6 Thlr. 20 Sgr. oder 11 fl. 40 kr. ſüdd. W.

Im vorigen Jahre erſchien von demſelben Verfaſſer über denſelben Stoff eine Broſchüre, die ſo großes Aufſehen erregte, daß binnen wenigen Monaten 5000 Expl. verkauft waren; der Beweis ſtand feſt, daß die Perſönlichkeit der Gräfin Kielmannsegge und ihre Beziehungen zu Napoleon I. ein großes und allgemeines Intereſſe erweckten.

Empfehlenswerthe Jugendſchriften

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Die Sagen des claſſiſchen Alterthums. Erzählungen aus der alten Welt von H. W. Stoll. 2 Bände. Mit 90 Abbildungen. Elegant gebunden 3 Thlr. Broſchiert 2 Thlr. 12 Ngr.

Dieſe neue Darſtellung des reichen Sagenſchatzes des claſſiſchen Alterthums, welcher von unſerer Jugend und jedem Gebildeten gekannt zu werden verdient, zeichnet ſich vor den bisherigen Arbeiten ähnlicher Art dadurch aus, daß ſie ſich an die alten Ueberlieferungen möglichſt eng anſchließt und den Geiſt des Alterthums, wie er in den alten Dichtwerken lebt, wiederzugeben ſucht. Die beigegebenen Abbildungen ſind nur von antiken Kunſtwerken hergenommen.

Die Götter und Heroen des claſſiſchen Alterthums. Populäre Mythologie der Griechen und Römer. Von **H. W. Stoll.** 2. Auflage. 2 Bände mit 42 Abbildungen. Elegant gebunden 2 Thlr. Broſchiert 1 Thlr. 15 Ngr.

(Anerkannt das beſte Buch über dieſen Gegenſtand.)

Anderſen's ſämmtliche Märchen. Prachtausgabe mit 125 Holzſchnitten. 7. Auflage. Elegant gebunden 2⅓ Thlr.

Anderſen's ausgewählte Märchen für die Jugend. Mit zahlreichen Holzſchnitten. 10. Auflage. Elegant cartonniert 1 Thlr.

Sigismund Rüſtig, der Bremer Steuermann. Ein neuer Robinſon, nach Marryat. Mit vielen Illuſtrationen. 9. Auflage. Cartonniert 24 Ngr.

Columbus. Die Entdeckung Amerikas für die deutſche Jugend erzählt von C. Göhring. Mit 11 Stahlſtichen. 4. Auflage. Cartonniert 1⅓ Thlr.

Das Leben und Wirken Friedrichs des Großen, für die reifere Jugend geſchildert von Carl Weidinger. 4. Auflage. Mit 12 Stahlſtichen. Cartonniert 1 Thlr.

Andreas Hofer und ſeine Kampfgenoſſen, oder die Geſchichte Tirols im Jahre 1809. Von **Carl Weidinger.** 3. Auflage. Mit Stahlſtichen. Cartonniert 1 Thlr.

Der heilige Chriſt. Das rechte Weihnachtsbuch für gute Kinder. Mit colorierten Bildern. 3. Auflage. Cartonniert 15 Ngr.

Die Lebensbedürfniſſe des Menſchen, ihre Erzeugung und ihre Bereitung. Belehrungen eines Großvaters für die wißbegierige Jugend. Mit 52 Holzſchnitten und 6 colorierten Bildern. 2. Auflage. Cartonniert 1 Thlr.

Ulrich von Hutten, der Streiter für Deutſchlands Freiheit in ſeinem Leben und Wirken für das deutſche Volk und die reifere Jugend dargeſtellt von **C. Göhring.** Mit 7 Stahlſtichen. 8. Cartonniert 1⅓ Thlr.

Deutſchlands Schlachtfelder oder Geſchichte ſämmtlicher großen Kämpfe der Deutſchen. Von **C. Göhring.** 2. Auflage. Mit vielen Holzſchnitten und Stahlſtichen. 8. Cartonniert 1⅓ Thlr.

Choix des contes pour la jeunesse par H. C. Andersen. Traduits par Ch. Brandon. 2ième édition. Avec beaucoup d'illustrations. Cart. 1⅓ Thlr.

Le livre des petits enfants. Nouvel alphabet, contenant des alphabets variés, des leçons gradués jusqu'à la lecture courante, un recueil de notions usuelles, des contes moraux, historiettes, fables, poésies &c. Par **Ch. Brandon.** Avec beaucoup d'illustrations. 3ième édition. Cartonniert 22½ Ngr.

Sigismond Rustig ou le naufrage du pacifique. Nouveau Robinson par le Capitaine Marryat. 2ième édition. Avec 94 gravures. Cartonniert 1⅓ Thlr.

☛ **Dieſe Jugendſchriften dürfen vorzugsweiſe der Beachtung aller derjenigen Eltern und Lehrer empfohlen werden, welche bei der Wahl der ihren Kindern und Zöglingen in die Hand zu gebenden Bücher nicht bloß auf eine elegante äußere Ausſtattung ſehen, ſondern vornehmlich auch auf den inneren Gehalt einigen Werth legen. In beiden Beziehungen ſind dieſelben von der Kritik und durch ihre ſeitherige große Verbreitung in vielen Auflagen als muſtergiltig anerkannt.** (618)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss von photographischen und Kupferstich-Werken aus Friedrich Bruckmanns Verlag in München.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. # Magazin für die Literatur des Auslandes. No. 47.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des und In- Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 20. November **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die Adreſſe der engliſchen Handelskammern an die öſterreichiſchen 738
Die Revue des deux Mondes in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage 739
England.
Enoch Arden, von Alfred Tennyſon . . . 739
Frankreich.
Aus Paris, von Paul Lindau. Victor Hugo und ſeine letzten romantiſchen Dichtungen. I. 742
Schweiz.
Leopold Robert 744
Portugal.
Die erſte portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie 745
Nord-Amerika.
Zur Geſchichte Europa's in Amerika. II. Franzöſiſcher Wind, herannahender Sturm 748
Kleine literariſche Revue.
„Oeſterreichs Zukunft" 749
William Pierſon's „Preußiſche Geſchichte" 750
Goethe's Jugend auf franzöſiſchem Theater 750
Aug. Scheler's franzöſiſche Etymologieen . 750
Dr. Levyſohn's „Kritiſche Blätter" . . . 751
Payne's Illuſtrirter Familien-Kalender . . 751
Literariſcher Sprechſaal 751

Revue germanique et française,
Septième année. Tome trentième.
Deuxième livraison. 1er Août 1864.

Les Evangiles apocryphes (*Michel Nicolas*). — Lettres de Henri Heine (*Charles Berthoud*). — Histoire de Charles-le-Hardi (*Adolphe de Circourt*). — Fidès. fin (*Paul Deltuf*). — La Légende gothique du Juif errant (*Champfleuri*). — Poésie. Double Famille. (*André Lefevre.*) — L'Espagne au XVIe siècle. (*Alphonse Feillet.*) — Bulletin bibliographique et critique (*J. M. Guardia*). — Courrier de Londres (*Phillips*). — Varia. — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — Chronique politique (*Prévost-Paradol*).

Troisième Livraison. 1er Septembre 1864.

Sommaire. La Revanche du Hasard. Nouvelle. (*Charles Dollfuss.*) — Le Code civil et la Liberté (*J. Milsand*). — Causerie sur les Arts (*Louis Viardot*). — Philosophie de l'Histoire littéraire (*F. Baudry*). — Etude sur le Bhagavad-Gita. Troisième partie. (*A. Barth.*) — Levana. Quatrième partie. (*J. P. Richter.* — Culture des Eaux (*E. Margollé*). — Varie. — Bulletin bibliographique et critique (*Michel Nicolas*). — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — Chronique politique (*Prévost Paradol*). (628)

Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

DEDICATED, BY SPECIAL PERMISSION, TO H.R.H. THE PRINCESS OF WALES.

MEMORIAL OF THE MARRIAGE
OF
H.R.H. THE PRINCE OF WALES
AND
H.R.H. the PRINCESS
ALEXANDRA of DENMARK.
By W. H. RUSSELL, LL. D.,
Late Special Correspondent of „The Times,"
ILLUSTRATED
BY AN EXTENSIVE SERIES
OF CHROMO-LITHOGRAPHS
FROM WATERCOLOUR DRAWINGS
BY
ROBERT DUDLEY,
AND THREE VIEWS
OF THE VOYAGE TO ENGLAND,
BY O. W. BRIERLY.

Folio. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt.
Preis 5 £ 5 sh.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (625)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

Jacob Grimm:
Kleinere Schriften.
Erster Band:
Reden und Abhandlungen.
26¼ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier.
Eleg. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Selbstbiographie. — Meine entlassung. — Italienische und skandinavische reiseeindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savignys doctorjubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule, universität, akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — Ueber etymologie und sprachvergleichung. — Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Dieser erste Band enthält die für alle Gebildeten anziehenden Schriften, deren Erscheinen sicher nicht blos die zahlreichen Verehrer des unvergesslichen Mannes mit Freude begrüssen werden. (630)

Nicolaische Verlagsbuchhandlung in Berlin.
Soeben ist bei uns erschienen:

Fr. Kreyſſig,
Studien zur französischen Kultur- und Literaturgeschichte.

Inhalt: Béranger. — Scribe und seine Schule. — Joseph de Maistre und Lamennais. — Châteaubriand. — Staël. — Guizot. — George Sand. — Victor Hugo in der Verbannung und Ludwig Napoleon.

Geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Sgr.

Der verdienstvolle Verfasser (rühmlichst bekannt durch seine vortrefflichen „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke") schildert in dem vorliegenden neuen Werke in einer Reihe ungemein anziehender Vorträge die zeitgenössischen französischen Zustände und Personen, und entwirft auf diese Weise ein getreues Bild des grossen historischen Dramas jenseits des Rheines, dem vor Allem die deutschen Völker, als nicht unbetheiligte Zuschauer, mit Interesse beiwohnen. — Ohne Zweifel wird auch dieses neue Werk unseres Verfassers bei dem gebildeten Publikum die verdiente Anerkennung finden! (627)

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
Nouvelle Série. 4me année. 15 Thlr. pr. Jahrg.
No. 10. *Octobre* 1864. (629)

I La réforme postale, son histoire et ses résultats. — II. Les spectacles à Rome. — III. Don Fulano (5e et dernier extrait). — IV. L'ophiolatrie ancienne et moderne. (Le culte du serpent.) — V. Néron était-il un monstre? — VI. L'oiseau de Paradis. — VII. Les musées italiens par M. Nadault de Buffon. (Florence. Fin.) — VIII. Poésie (La voute céleste). — Correspondances d'Espagne, d'Italie, d'Allemagne, de Londres. — Chronique et Bulletin bibliographique.

Preis-Herabſetzung. (626)

L. Erk, Deutſcher Liederhort. Auswahl der vorzüglichſten deutſchen Volkslieder aus der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. (Ladenpreis 2 Thlr. 20 Sgr.) Herabgeſ. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

J. Mützell, Geiſtliche Lieder der evangeliſchen Kirche aus dem 16. Jahrhundert nach den Original-Drucken herausgegeben. 3 Bde. (Ladenpreis 6⅔ Thlr.) Herabgeſ. Preis 2 Thlr.
Berlin. Th. Chr. Fr. Enslin.

Deutſchland und das Ausland.

Die Adreſſe der engliſchen Handelskammern an die öſterreichiſchen.

Der Verein der (21) Handelskammern Großbritanniens hat an die Handelskammern Oeſterreichs eine Adreſſe erlaſſen, in welcher auf die Segnungen der Handelsfreiheit im Gegenſatze zu den Vorurtheilen, die darüber noch in Oeſterreich verbreitet und maßgebend ſind, hingewieſen wird. Wir können nur wünſchen, daß der mit dieſer Adreſſe ausgeſtreute Same in den Ländern Oeſterreichs auf einen fruchtbaren Boden falle, denn auch uns, die wir dem Zollvereine angehören, liegt der Wunſch nahe, daß unſere Nachbarn im Kaiſerſtaate durch die Adoptirung geſunderer, volkswirthſchaftlicher Grundſätze ihren Nationalreichthum vermehren und ſich dadurch befähigen mögen, mit der ganzen übrigen Welt Handelsverträge auf liberaler Baſis abzuſchließen.

Mußte doch auch England harte Kämpfe ausfechten, ſagt die Adreſſe, ehe es der Segnungen des Freihandels ſich erfreuen durfte. Allerdings ſagt man, England habe ſeinen ſtreng protektioniſtiſchen, nicht ſelten ſogar prohibitiven Tarif in eilfter Stunde erſt aufgegeben, nachdem es unter ſeinem Einfluſſe ſeine induſtrielle Superiorität und Handelsgröße gegründet, und daß es eben dadurch in der Lage war, die fremde Konkurenz zuzulaſſen, ohne ſeine vielfachen agrikolen und induſtriellen Intereſſen gefährden zu müſſen. Und doch, meint die Adreſſe, dürfte die Annahme trügen, daß die Stellung des größten Theils der engliſchen Arbeit es war, welche die volle Anwendung freihändleriſcher Prinzipien für England weniger gefährlich werden ließ, als die minder tief gewurzelte Induſtrie in anderen Staaten für dieſe fürchten läßt. Es dürfe hier nicht der Einfluß des Freihandels auf die Fabrikate Englands im Allgemeinen in Betracht kommen, ſondern ſpeziell auf jene Zweige der Arbeit, deren Gedeihen gerade in der Protektion allein baſirt ſchien. Als ſolche aber galten nicht allein, wie in Oeſterreich jetzt noch, die Manufakturen in Papier und manchen anderen Zweigen, ſondern auch die Agrikultur und die Schiffsrhederei. Alle die guten Gründe, die Oeſterreich jetzt noch für die Fortdauer des Protektionsſyſtems aufwendet, ſie galten nicht minder in England.

Welche Oppoſition, führt die Adreſſe weiter aus, hatte nicht ſchon die Kornbill, die Vorläuferin des allgemeinen Freihandels, beſtehen müſſen, und zwar die der hervorragendſten Kreiſe der Geſellſchaft, die in der Veränderung der damals beſtandenen Korngeſetze ihren Ruin und den ihrer Pächter ſehen wollten. Die Landwirthe ſagten, hier bedinge die Arbeit höhere Löhne, hier ſei der Grundbeſitz höher beſteuert und das Leben an und für ſich ſchon theurer als auf dem Kontinent, daher ihnen die Konkurrenz mit den fremden Produzenten unmöglich werden müſſe. Was wurde damals nicht Alles prophezeit! Verwilderung der Ländereien und, durch Reduktion des Pachtſchillings, Entwerthung des Grundbeſitzes, Gefährdung Englands durch die totale Abhängigkeit vom Auslande, in die es ſeiner Ernährung wegen gerathen werde! — Und wie haben die Erfahrungen von achtzehn Jahren dieſe Meinungen rektifizirt. — Wie viele und weite Strecken wurden in reiches Ackerland umgeſtaltet, die früher nur als Weide gedient. Eine fortdauernde Steigerung des Ländereiwerthes hob dieſen auf ſeine jetzige, in der Geſchichte Englands beiſpielloſe Höhe, in Folge der adäquat geſteigerten Pachtſchillinge. Vor der Aufhebung der früheren Korngeſetze mußten mindeſtens in jedem vierten Jahre Parlaments-Kommiſſionen ſich mit der Noth unter den Agrikultur-Treibenden beſchäftigen. Es iſt ſeit damals nicht mehr nöthig geworden, denn auch die Lage der Pächter hatte ſich bedeutend gebeſſert. Die Kornbill hat die Wohlfahrt aller an der Agrikultur Intereſſirten geſteigert, die jetzt nicht mehr jenen Schwankungen ausgeſetzt ſind, vor denen die früheren beſchränkenden Geſetze ſie zu ſchützen doch nicht vermochten.

Nicht geringere Klagen hatten aber auch viele Induſtrielle, namentlich der Papier-Manufaktur erhoben, gelegentlich der Freigebung der allgemeinen fremden Konkurenz — des Ueberganges zum perfekten Freihandel. Den meiſten und nachhaltigſten Widerſtand konnten die Schiffsrheder leiſten, weil ſelbſt hervorragende und dem Freihandel ſehr ergebene Staatsmänner ſich ihrer Oppoſition anſchloſſen, wenngleich mehr aus politiſchen, denn ökonomiſchen Motiven. Gegenüber der quantitativ unbedeutenden Landarmee Englands wurde der ungeſtörte Beſtand einer mächtigen Flotte als Nothwendigkeit anerkannt, und ebenſo, daß die ſeemänniſche Beſatzung für die Flotte beſſer und billiger zu erzielen ſei unter dem Schutze der nationalen Schiffahrt, daher dieſer ſelbſt auf Koſten der allgemeinen Wohlfahrt erhalten werden ſollte. Die Handelsrheder ihrerſeits machten aber ihre Furcht vor gänzlicher Ausſchließung vom Handel durch die Konkurrenz geltend, weil in England die Stempel, dann die Löhne der Schiffbauer und Seeleute höher ſeien, ferner, daß ſie ihre Stellung ohnehin nur mühſam noch behaupten könnten, und allerdings waren die Klagen über die Noth dieſes Standes ſchon durch mehrere Jahre häufiger, als die irgend eines anderen Gewerbes. Und doch mußten die veralteten Geſetze der beſſeren Einſicht über die berechtigten Forderungen der Zeit weichen. Die Aufhebung der Schiffsakte nöthigte die Rheder zu zweckmäßigerem Baue ihrer Fahrzeuge ſowohl, als auch zu noch höheren Löhnen. Gleichwohl datirt der Aufſchwung der Handelsmarine gerade von damals, aber auch ihre Betheiligung an der allgemeinen Wohlfahrt anſtatt des gefürchteten Ruines derſelben.

Aus alledem zieht nun die Adreſſe folgende Moral: „Nunmehr iſt Jedermann überzeugt, daß nur auf dem auf Alle vertheilten Vortheil auch der der Einzelnen baſirt ſei, und daß dieſe richtige Vertheilung nur aus der völligen Freigebung der Verkehrs erfolge. Mit der Eröffnung der Konkurrenz warten, bis irgend eine Induſtrie aus ſich ſelbſt zur Vollkommenheit gediehen — heißt nur die Fortſchritte derſelben hemmen. Die Proſperität Englands, auch ſchon vor der Freigebung der Konkurenz, war gleichwohl nicht ein Erfolg des Protektions-Syſtems. Sie war ein Erfolg der Energie, des Fleißes und der harten Arbeit der engliſchen Induſtriellen, errungen trotz der ſie beengenden Feſſeln der Protektion. Nur dem Freihandel, der ihm für Import und Export neue Wege eröffnet, dankt es England, daß es den durch die plötzliche Baumwollnoth über ſeine Manufaktur-Bezirke hereingebrochenen Drangſalen rechtzeitig und wirkſam begegnen konnte.“

In der Nutzanwendung des Geſagten auf Oeſterreich ſagt die Adreſſe dieſem letztern: Euer auswärtiger Verkehr, ſo ſehr er ſich ſeit Kurzem gehoben, iſt, mit dem Englands und Frankreichs verglichen, doch nur unbedeutend. Während unſer Handel mit dem Zollvereine, den Hanſeſtädten, und namentlich mit Frankreich, ſeit dem zu beiderſeitigem Nutzen geſchloſſenen Handelsvertrag in fortwährender Zunahme begriffen, iſt der Verkehr Englands mit Oeſterreich in ſteter Abnahme; — dem müßte nicht ſo ſein in Oeſterreich, mit ſeiner ſo großen, agrikol und induſtriell ſo ſehr befähigten Bevölkerung, bei der großen Fruchtbarkeit der meiſten ſeiner Provinzen, ſeinem Reichthum an Mineralien und ſeinen andern ſo viel-

Digitized by Google

fachen Hilfsquellen, und nur der Tarif iſt Urſache dee Unfruchtbarkeit ſeines Handels, ſeines geringen auswärtigen Verkehrs im Allgemeinen und mit England insbeſondere. Zumal ſeit auf der Londoner Ausſtellung von 1862 die öſterreichiſchen Induſtrie-Erzeugniſſe einen ſo hervorragenden Rang behauptet, daß das allgemeine Urtheil die Mehrzahl derſelben jenen der Konkurrenten gleichgeſtellt und in vielen Fällen über dieſe, in Qualität ſowohl als Billigkeit — wurde es eine Ueberzeugung, daß kein Staat von der Konkurrenz ſo wenig zu fürchten und ſo viel zu gewinnen habe, als gerade Oeſterreich. Um ſo unverſtändlicher wurde aber dem Publikum die Thatſache, daß ein Staat mit ſo vorgeſchrittener Induſtrie bei ſolchen Zollſätzen verbleiben könne, die nur Feſſeln ſind ſeiner eigenen Entwickelung. — „Es fällt uns nicht ein", ſagen die Mandatare der engliſchen Arbeit den Handelskammern in Oeſterreich — „es fällt uns nicht ein, Euch über Euren Beruf, die Wohlfahrt Eurer Komitenten zu heben, belehren zu wollen, wir haben Euch nur Thatſachen aufgezählt, für die wir hier mit den aus unſerer offiziellen Statiſtik erhobenen Ziffern die Beweiſe liefern."

Die Revue des deux Mondes in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage.

Der Artikel „die ruſſiſchen Finanzen" in No. 42 des Magazins weiſt darauf hin, daß die Revue des deux Mondes ſo liebenswürdig iſt, uns Deutſche aus Anlaß des däniſchen Krieges für ein Volk von Räubern zu halten. Das Urtheil der Revue, auf welches ſich dieſe gelegentliche Bemerkung bezieht, finden wir in dem zweiten Septemberhefte d. J. in einem Aufſatze: „Deux négotiations diplomatiques" mit der Unterſchrift des Herrn Julian Klaczko. Es wird darin die ſogenannte ſchleswig-holſteiniſche Frage, die glücklicherweiſe rechtlich niemals eine Frage geweſen iſt, mit der Theilung Polens auf Eine Linie geſtellt und die Nothwendigkeit betont, daß zur Sühne ſolcher Miſſethaten ein engliſch-franzöſiſches Bündniß die Richter-Herrſchaft in Europa wieder antrete. Schon ein Mal — durch den Krimkrieg — habe dieſes Bündniß ein großes europäiſches Unglück verhütet. Bedauerlich ſei nur, daß der genannte Krieg, ebenſo wie ſpäter der italiäniſche Befreiungskrieg, ſein Villafranca gehabt, und dadurch ohne durchgreifende Wirkung ein vorzeitiges Ende gefunden habe; noch bedauerlicher aber, daß ſeitdem zwiſchen England und Frankreich eine gewiſſe Zurückhaltung herrſche, neben der ſich täglich klarer ein gemeinſamer Wille abzeichne, welcher die drei nordiſchen Höfe beſeele und ihre Schritte leite. Ob dieſe gemeinſame Richtung nun Bund, ausdrückliche Uebereinſtimmung oder ſtilles Einverſtändniß heiße, darauf komme wenig an. Klar ſei vor Allem, daß Herr von Bismarck mit kühnen Plänen vorgehe, zu welchen Graf Rechberg ſchließlich Ja, Fürſt Gortſchakow aber nicht gerade Nein ſage. Ohne allzu peſſimiſtiſch zu denken, ſei doch ſchwer zu verkennen, daß wir zu dieſer Stunde weit von den Ausſichten ſeien, die der Krimkrig dem Rechte und der Gerechtigkeit eröffnet — Verheißungen, welche die italiäniſche Befreiung noch habe halten wollen. Um den Abſtand zu ermeſſen, welchen die kontinentale Politik in dieſer bedauerlichen Richtung auch nur in den letzten zwölf oder dreizehn Monaten durchlaufen, genüge es, ſich in das Gedächtniß zurückzurufen, daß noch das Jahr 1863 mit einer impoſanten Aktion begonnen habe, um ſoweit als möglich die Frevelthat (iniquité) verfloſſener Jahrhunderte — die Theilung Polens — zu ſühnen. Nun, das laufende Jahr ſei nicht allein gezeichnet durch die völlige Vernachläſſigung dieſer Sache, ſondern auch beſtimmt, eine andere, gleich ungerechte Theilung eines alten, reſpektablen Staates, die Zerſtückelung der däniſchen Monarchie, in ſeine Geſchichte eintragen zu laſſen.

„Gott wolle uns nicht an der Zukunft verzweifeln, noch an dem nahen Triumph der Gerechtigkeit zweifeln laſſen" — ſo ruft Herr Klaczko aus. „Das Recht und die Freiheit haben mehr als Ein Mal eine theilweiſe Verdunkelung erlitten, ohne von ihrem Glanze und ihrer Macht zu verlieren. Wir können auch nicht annehmen, daß Frankreich und England definitiv auf ihr Einvernehmen verzichtet haben; und endlich erinnern wir uns daran, daß die Alberoni ſich nicht lange haben halten können, ſelbſt nicht in einem ſo weichlichen und nachläſſigen Jahrhunderte, wie das achtzehnte war.

„Die Wiederherſtellung der Allianz zwiſchen den beiden großen Völkern (?) des Abendlandes iſt ein ſouveräner Schutz und eine ſo gebieteriſche Nothwendigkeit der Civiliſation, daß ſie nicht zögern wird, ſich, ungeachtet aller Hinderniſſe, zu verwirklichen, und alle neuen Unfälle werden nur geeignet ſein, das Ziel beſſer zu erreichen und zu behaupten.

„Schon fängt dieſe Ueberzeugung an, ſich vielen rechtſchaffenen Leuten einzuprägen; ſie kann nicht verfehlen, immer allgemeiner zu werden, und wir wollen unſer beſcheidenes Theil beitragen, ſie zu befeſtigen; indem wir die Urſachen auseinanderſetzen, welche einen ſo wenig befriedigenden Zuſtand herbeigeführt haben, und indem wir den ſtufenweiſen Gang der Ereigniſſe verfolgen, welche mehr als Eine Hoffnung zertrümmert haben" u. ſ. w. — worauf zunächſt die Erörterung der polniſchen Frage folgt.

Aufrichtig geſagt, thut es uns leid, die Revue des deux Mondes in das allgemeine Kläffen der franzöſiſchen und engliſchen Zeitſchriften einſtimmen zu ſehen. Blätter von den Anlagen und Beſtrebungen, wie wir ſie ſonſt in der Revue gern geachtet haben, ſollten nicht ſo leichtfertig und weihelos in das Heiligthum der Geſchichte eintreten, um die Scheidung der Elb-Herzogthümer aus einer unnatürlichen Verbindung mit Dänemark der Theilung Polens gleichzuſtellen. Auch muß der Standpunkt, von welchem aus die Revue die Bewegungen in beiden Welten muſtert, in der That gerechtes Befremden erregen, wenn die Revue die durchaus verſchiedene Stellung überſieht, welche das deutſche Volk ſelbſt in den Angelegenheiten von Polen einerſeits und von Schleswig-Holſtein andrerſeits einnimmt. Allein ein ſolches Befremden löſt ſich in guten Humor auf, ſobald wir ſehen, daß Herr Klaczko in ſeinem Artikel z. B. auch jene famoſe Ball-Unterredung zwiſchen Herrn von Bismarck und dem damaligen Vicepräſidenten des preußiſchen Abgeordnetenhauſes, Herrn Behrend, worin der preußiſche Premier die Geheimniſſe ſeiner Politik in Bezug auf Polen über das Parquet des Ballſaales gleiten ließ, ganz ernſthaft als treffliches Material für ſeine Geſchichte verarbeitet. Auf dieſe Weiſe wird die franzöſiſche Geſchichtſchreibung freilich immer nur Romanſchriftſtellerei bleiben! G. H.

England.

Enoch Arden, van Alfred Tennyſon.*)

In einer kleinen Seehafenſtadt Englands wuchſen drei Kinder in drei befreundeten Häuſern und Familien mit einander auf

*) Enoch Arden; and Other Poems. By Alfred Tennyson, Poeta laureatus (London: Mokon).

Digitized by Google

Annie Lee, das niedliche kleine Mädchen, und Philipp Ray, des Müllers einziger Sohn, und Enoch Arden, eines derben Seemanns Junge, verwaiſt durch einen winterlichen Schiffbruch. Jeder der beiden Jungen, zur Mannheit reifend, feſſelte ſein Herz an dieſes eine Mädchen. Aber ſie liebte Enoch, ſo daß ſie ſich endlich verheirateten. Sie bekamen mit der Zeit einen Jungen und ein Mädchen, und der Hausſtand wurde durch des Vaters Fleiß in guten Verhältniſſen gehalten. Aber einmal brach er bei der Arbeit ein Bein, und während er lag, gebar ihm ſein Weib einen andern Sohn, ein kränkliches Kind. Auch kroch während der Zeit eine andere Hand über ſein Geſchäft und nahm ihm das Brod.

Sie wurden, ohne ſeine Schuld, arm. Da bietet ſich ihm, dem Enoch Arden, eine lohnende Stelle auf einem nach China abſegelnden Schiffe. Er nimmt ſie aus Liebe zu den Seinen an, nachdem er durch Verkauf ſeines Bootes der Frau einen kleinen Laden eingerichtet, damit ſie während ſeiner Abweſenheit davon leben könne.

Es iſt ein ſchrecklicher Abſchied. Annie meint, ſie werde ihn nie wiederſehen.

Da erhob ſich Enoch, umarmte ſein ſinkendes Weib mit Kraft, küßte die vor Wunder ſtarrenden Kleinen, nur nicht das kränkliche Kind, das nach einer Nacht fieberiſcher Wachſamkeit endlich eingeſchlafen war. Annie ſchnitt ein Löckchen von des Kindes Stirn und gab's ihm. Dies behielt er für alle künftige Zeit. Und nun ergriff er haſtig ſein Bündel, wehrte mit der Hand und ging ſeinen Weg.

Die arme Annie hatte kein Glück mit ihrem Laden; ſie war nicht erzogen für Handel und Schacher. Und das dritte Kind ſtarb nach einiger zögernden Kränklichkeit. Die kleine unſchuldige Seele flog dann unvermerkt davon, wie ein bisher gefangener Vogel aus dem Käfig.

Während ſie das Kind begrub, ſchlug Philipp's treues Herz, das nach ihrem Frieden hungerte, da er ſich ſo lange fern gehalten und ſeit Enoch's Scheiden nicht ein einziges Mal auf ſie geblickt hatte. „Nun kann ich ſie ſehen, gewiß," ſagte Philipp, „und ihr etwas behülflich ſein."

Er geht deshalb zu ihr und bittet ſich's als eine Gunſt aus um Enoch's willen, die Kinder zur Schule zu ſchicken, denn es würde ihm bei ſeiner Rückkehr wehe thun, wenn alle die koſtbaren Morgenſtunden verloren wären, und es würde ihn im Grabe ſchmerzen, wenn er wüßte, ſeine Kinder liefen wild umher, wie die Füllen auf dem Felde.

Und ſo läßt ſie die beiden Kinder auf Philipp's Koſten in die Schule gehen. Aber er, in Furcht vor müßigem Leumund und um Annie's willen, überſchreitet nur ſelten ihre Schwelle. Doch lernen ihn die Kinder, aufwachſend, lieben und nennen ihn „Vater Philipp". Dann, nach zehnjähriger langer Abweſenheit, erſchien ihnen Enoch unbeſtimmt wie ein Traumbild, ſchwach wie eine Geſtalt, die in früher Morgendämmerung fern am Ende der Straße hinabzieht, wer weiß wohin?

Endlich, nach mehr als zehnjähriger edler Zurückhaltung und Aufopferung gewinnt Philipp ſeinen Lohn und heiratet Annie. Enoch gilt für todt, iſt für todt erklärt, als todt beweint worden.

Aber Enoch iſt nicht todt. Wie ein zweiter Robinſon lebt er, ſchiffbrüchig, allein auf eine ſonſt unbewohnte tropiſche Inſel geworfen, zehn lange Jahre in Fülle der Naturgaben, aber hungernd nach Heimat und Weib und Kind und eines Segels harrend auf dem weiten Meere.

Berge, bewaldet bis zur Spitze, die grünen Plätze, ſonniger Stellen Gewinde hindurch und hoch empor wie Pfade zum Himmel, des ſchlanken Cocos hängende Federkrone, den Farbenblitz von Inſekt und Vogel, die Wonne langer Schlinggewächſe, ſich windend um ſtattliche Stämme und bis zur Gränze am Meere, die Glorie und Gluthen des breiten Gürtels um die Inſel und die Welt — das Alles ſah er; aber was er gern geſehen hätte, ſah er nicht: kein freundlich Menſchenantlitz. Selbſt nicht hören konnt' er eine liebe Stimme; er hörte nur das Gekreiſch von Myriaden rundumfliegender Meeresvögel, das meilenlange Gerolle der Wogen donnernd gegen die Klippe, bewegtes Geflüſter rieſiger Bäume, ſich verſchlingend und blühend im Gemiſch, oder die Eile des Sturzbaches, wenn er ſeewärts ging oder den ganzen Tag lang in der meerwärts ſtarrenden Schlucht ſaß, ein ſchiffbrüchiger Seemann, harrend auf ein Segel. Von Tag zu Tag kein Segel, aber von Tag zu Tag den Sonnenaufgang gebrochen zu purpurnen Schäften zwiſchen Palmen und Farren und Abgründen, der Blendſchein auf den Waſſern oſtwärts, der Blendſchein auf ſeiner Inſel über ſich, der Blendſchein auf den Waſſern weſtwärts, dann die Sterne, ſich rundend am Himmel, der hohler heulende Ocean und wieder die purpurnen Schäfte des Sonnenaufgangs — immer wieder — aber kein Segel.

Er ſieht die tropiſche Pracht mit ſeinen leiblichen Augen, aber vor ihm bewegen ſich die Phantome von Dingen, bekannt weit ab auf einer dunkleren Inſel: die Kinder, deren Geplauder, Annie, das kleine Haus, die aufſteigende Straße, die Mühle, die blättervollen Gaſſen, der Eſchenbaum und die einſame Halle, das Pferd, das er trieb, das Boot, das er verkaufte, die kalten Novembermorgen und die thauig dunkelnden Niederungen, naſſe Regenſchauer, der Geruch abſterbender Blätter und das dumpfe Seufzen des bleifarbenen Meeres. Einmal vernahm er auch in ſeinem Ohrklingen, wiewohl ſchwach, doch heiter — weit, weit weg — das Klingen ſeiner heimatlichen Kirchenglocken. Wäre Gott nicht mit ihm geweſen, er hätte ſterben müſſen an Einſamkeit.

Endlich, endlich ein Segel, ein Segel, ein Schiff, ein Schiff, das näher kommt, ein Schiff, das landet, um Waſſer einzunehmen und den in Einſamkeit alt Gewordenen wieder in ſeine Jugendheimat zu führen. Braun, niedergebeugt, alt und unkenntlich kommt er endlich bei Nacht in der kleinen Hafenſtadt, ſeinem Geburtsorte, ſeiner Heimat an und nimmt Herberge in einem Gaſthauſe, deſſen Wirthin er kennt, ſie nicht ihn. Dieſe Frau, Miriam Lane, erzählt ihm in munterem Geplauder das ganze Schickſal ſeiner Frau, ihre Heimat und ihr jetziges Glück. Ueber ſein altes Geſicht geht kein Schatten, keine Bewegung, während ſie erzählt. Blos als ſie mit den Worten geendet: „Enoch, der arme Mann, war weit weg, iſt verſchollen und verloren," ſchüttelte er ſein graues Haupt ſchmerzlich und wiederholte murmelnd: „Verſchollen und verloren!" und dann wieder nach innen flüſternd: „Verloren!"

Feſt entſchloſſen, ihr Glück nicht zu zerſtören, ſehnt er ſich gleichwohl, ſeines Weibes Antlitz wieder zu ſehen, ſtiehlt ſich Abends im Finſtern durch den Garten nach ihrer Wohnung und blickt verſtohlen durch die Ladenritzen des Fenſters nach ihrer glücklichen Häuslichkeit.

Taſſen und Silbergeſchirre ſtrahlten und ſchimmerten auf dem geputzten Schüſſelbrette. So heimiſch und friedlich war dieſer Herd. Und auf der rechten Seite des Feuers ſah er Philipp, den abgewieſenen Bewerber früherer Zeiten, ſtark und roſig, mit einem Kinde auf ſeinem Knie. Und über ihrem zweiten Vater beugte ſich ein Mädchen, eine ſpätere, aber ſchlankere Annie her, blondhaarig und groß, und mit hoch gehobener Hand ließ ſie ein Bänd-

Digitized by Google

chen mit einem Ringe am Ende vor dem Geſicht des Brüderchens hin- und herſchwingen, das Kind zu amüſiren. Es griff mit ſeinen geringelten Aermchen immer nach dem Ringe und immer vorbei, und ſie lachten. Und auf der linken Seite ſah er, wie oft die Mutter nach ihrem Kinde blickte und ſich dann wieder wandte, um mit ihrem großen Sohne zu ſprechen, der neben ihr ſtand, hoch und ſtark, und ihn nur Liebes zu fragen, denn er lächelte.

Als nun ſo der todte Mann, zum Leben gekommen, ſein Weib — ſein Weib nicht mehr — anſah und das Kind ſah, ihr Kind, doch nicht das ſeinige, auf des Vaters Knie, und all' die Wärme, den Frieden, die Glückſeligkeit und ſeine eigenen Kinder, groß und ſchön, und ihn, jenen Andern, Herrn an ſeiner Stelle, Herrn ſeiner Rechte und der Liebe ſeiner Kinder, ſo fing er an zu wanken und zu zittern, obgleich ihm Miriam Lane ſchon Alles erzählt hatte — weil geſehene Dinge mächtiger ſind als gehörte — zu wanken und zu zittern und hielt ſich an einem Baumaſt und fürchtete, daß er einen ſchrillen, furchtbaren Schrei herausſtoßen müßte, der in einem Augenblicke, wie der Stoß des Weltgerichts, all' dieſe Glückſeligkeit des Heerdes zerſchmettern würde.

Er wandte ſich deshalb leiſe, wie ein Dieb, daß der Sand nicht unter ſeinem Fuße knirſche, und fühlte ſich entlang an der Gartenmauer, um nicht niederzubrechen, bewußtlos hinzuſtürzen und dann gefunden zu werden, und kroch zur Gartenthür und öffnete ſie und ſchloß ſie ſo leiſe, wie eines kranken Mannes Thür, hinter ſich und kam hinaus auf's offene Feld. Und hier wollt' er niederknieen, aber ſeine Kniee waren zu ſchwach, ſo daß er vorwärts niederfiel und ſeine Finger in die naſſe Erde grub und betete. —

Seit dieſer Zeit verkommt Enoch Arden und verſchrumpft dem Tode zu, den er ſo ſehnlich herbeiwünſcht. Auf ſeinem Todtenbette vertraut er endlich der Miriam Lane an, wer er iſt. „Sieh deine Kinder, eh' du ſtirbſt!" ſchreit ſie, aber nach einer kurzen Pein der Verſuchung weiſt er dies, ſein letztes Glück, ſtandhaft zurück.

„Weib, beunruhige mich nicht zuletzt, ſondern laß mich halten meinen Vorſatz, bis ich ſterbe. Setz' dich nieder. Merk auf und verſtehe, ſo lange ich Kraft zum Sprechen habe. Ich trage dir jetzt auf, ihr zu ſagen, wenn du ſie ſiehſt, daß ich ſtarb und ſie ſegnete, für ſie betete, ſie liebte, liebte wie damals, als ſie ihr Haupt neben das meinige legte. Und ſage meiner Tochter Annie, die ich ſo ähnlich ihrer Mutter ſah, daß mein letzter Athem geſpendet ward, ſie zu ſegnen und für ſie zu beten. Und ſage meinem Sohne, daß ich, ihn ſegnend, ſtarb. Und ſage auch zu Philipp, daß ich ihn ſegnete. Er meint' es ſtets nur gut mit uns. Und wenn meine Kinder mich, den ſie kaum lebend kannten, im Tode ſehen wollen, laß ſie kommen, ich bin ihr Vater. Aber ſie darf nicht kommen, denn mein todtes Geſicht würde ſie all' ihr Leben nachher beunruhigen. Und nun, da iſt blos Einer von meinem Blute, der mich umarmen wird in jener Welt. Das iſt ſein Haar. Sie ſchnitt es ab und gab es, und ich hab' es immer mit mir getragen durch alle dieſe Jahre und dacht' es mit mir ins Grab zu nehmen. Doch nun hab' ich meinen Sinn geändert, denn ich werd' es ſehen, mein Kind, in Seligkeit. Darum nimm es, wenn ich dahin gegangen, und gieb es ihr, denn es wird ihr ein Troſt ſein und ein Zeichen für ſie, daß ich er bin."

In der dritten Nacht hierauf, während Enoch ſchlummert, bewegungslos und bleich, und Miriam wacht, da kommt ein ſo lauter Ruf des Meeres, daß alle Häuſer im Hafen erklingen und er aufwacht, ſich aufrichtet, ſeine Arme ausbreitet und mit lauter Stimme ruft: „Ein Segel! Ein Segel! Ich bin gerettet!" und zurückfällt und nie wieder ſpricht.

Das iſt — mit einigen Ueberſetzungen der reimloſen Verſe in Proſa, das neue Haupt- und Titular-Gedicht des engliſchen poeta laureatus Alfred Tennyſon, der in poetiſcher Unabhängigkeit auf der ſchönſten engliſchen Inſel Wight lebt und die meiſten Schönheiten ſeiner Inſular- und Robinſon-Dichtung dort geſehen und in poetiſcher Schönheit wiedergeboren haben mag. Auch die „tragiſche Idylle" ſelbſt mag er viel aus wirklichen Erlebniſſen in engliſchen Seehäfenſtücken verdichtet haben. Tennyſon's neuer Band iſt in 40,000 Exemplaren unter's Publikum gekommen. H. B.

* * *

Wir laſſen dieſer Anzeige nachſtehende uns von Herrn Prof. **Märcker** mitgetheilte poetiſche Ueberſetzung der „Locke", eines der charakteriſtiſcheren Gedichte der in dem vorliegenden Bande enthaltenen „Other Poems", folgen:

Die Locke, von Alfr. Tennyſon.

I.

„Ihr Locken, ihr Locken,
Die ihr ſo golden lacht!
O, gieb mir Eine, Eine nur,
Sie küſſ' ich Tag und Nacht;
Nie wandelt kalt in's Silbergrau
Sie aller Zeiten Macht.
Wie Gold wird ſie glänzen ſo klar und ſo rein,
Sie flammt und ſie funkelt wie Demantſtein,
Bis alle Kometen verlieren den Schein,
Kein Stern mehr angefacht."
„Nimm ſie, mein Lieb, hör', was ſie ſpricht:
Nicht ich, nicht ſie die Treue bricht."

Mein Löcklein, mein Löcklein,
Das mir ſo goldig lacht,
Nie wandelt kalt in's Silbergrau
Dich aller Z.iten Macht;
Ob ein Burſch mir winkt, mich ein Mädchen lockt;
Ob ein Thor mir ſagt: Hab' Acht!
Denn die Furcht und die Zweifel ſind all' entfloh'n,
Und ich ſchwöre hinfort bei der Liebe Thron,
Daß wegen der Küſſe nur Zweifel mir droh'n,
Und der Furcht wird im Kuß nicht gedacht."
„Küß ſie, mein Lieb, hör', was ſie ſpricht:
Mit ihr nur meine Treue bricht."

II.

O Löcklein, o Löcklein,
Dich küßt' ich Tag und Nacht,
Und Löcklein, o Löcklein,
Das ſtets ſo goldig lacht!
Doch Löcklein, o Löcklein,
Dich bleicht der Zeiten Macht.
Was ruft in's Ohr man mir ſo laut:
Auf die ich wie auf Gold gebaut,
Iſt einem Andern angetraut,
Getraut, getraut.

O Löcklein, o Löcklein!
Der Roſe gleich ſie ſtand,
Als Löcklein, o Löcklein,
Sie nahm das theure Pfand,
Und Löcklein, o Löcklein,
Sie ſprach im Druck der Hand:
„Komm, küſſ' ſie, Lieb, hör', was ſie ſpricht:
Mit ihr nur meine Treue bricht."
O goldner Trug, treu warſt du nicht,
Du falſches Licht.

Digitized by Google

O Löcklein, o Löcklein,
  Muß ich nicht ſchmähen? ſprich!
Denn Löcklein, o Löcklein,
  Wie bitter kränkſt du mich?
Drum Löcklein, o Löcklein,
  Der Flamme weih' ich dich.
Denn ſag', was haſt du mich gelehrt?
Haſt meinen Glauben all' verkehrt.
Brenn', gleißendes Lügner, ſei verzehrt;
  Verzehrt, verzehrt.

F. A. Märcker.

Frankreich.

Aus Paris, von Paul Lindau.*)

Victor Hugo und ſeine letzten romantiſchen Dichtungen.**)

I.

Es liegt mir fern, in den nachfolgenden Zeilen eine ergründende Kritik über Victor Hugo's geſammte ſchöpferiſche und geſellſchaftliche Wirkſamkeit ſchreiben zu wollen. Nicht den ungeſtümen Reformator, der mit ſeiner Vorrede zu „Cromwell" die feſt geſchloſſene Phalanx des Klaſſizismus durchbrach, nicht den kühnen und genialſten Vertreter der romantiſchen Richtung in der Lyrik, im Roman und im Drama, nicht den Schöpfer der „Feuilles d'automne", von „Notre Dame de Paris" und „Hernani" — mit einem Worte, nicht den Victor Hugo von 1830, auch nicht den Viktor Hugo von 1848, den Sozialiſten, den ſtolzen Verbannten und raſenden Pamphletſchreiber will ich hier beſprechen — nur ſeiner beiden letzten großen Werke, der „Légende des Siècles" und der „Misérables" will ich in möglichſter Kürze hier gedenken, aus der Vergangenheit nur das wählen, was zur Bezeichnung der Stellung, die Victor Hugo für das dichteriſche Frankreich einnimmt, erforderlich ſcheint, und dennoch, glaube ich, wird dieſer Verſuch als ein Beitrag zur Würdigung von Victor Hugo's Geſammtarbeit betrachtet werden können, weil, um einen Ausdruck des Dichters ſelbſt zu gebrauchen, all die verſchiedenen Blüthen auf demſelben lebenskräftigen wunderlichen Stamm gediehen ſind, weil alle, ſammt und ſonders, die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ihres Urſprungs treu gewahrt haben.

Victor Hugo's ſchöpferiſcher Genius iſt eben:

„Toujours la même tige, avec une autre fleur."

Viktor Hugo gehört zu den ſeltenen Menſchen, deren Name kaum ausgeſprochen werden kann, ohne augenblicklich auf enthuſiaſtiſche Verehrung oder unerbittliche Feindſchaft zu ſtoßen. Seit dem Augenblick ſeines erſten Auftretens bis auf die heutige Stunde hat die Leidenſchaft, die dieſer Name überall, wo er nur genannt wird, hervorzurufen weiß, nicht nur nicht nachgelaſſen, ſondern hat ſich wo möglich in den letzten Jahren durch ganz beſondere, von der Literatur unabhängige Umſtände noch geſteigert, und ſo wird denn einer jeden Zeile, die aus Hugo's Feder fließt, augenblicklich eine ganz außerordentliche Bedeutung beigelegt. Daß auch Viktor Hugo einmal etwas Gewöhnliches, Alltägliches ſchreiben könne, das will Niemandem in den Sinn kommen. Die Einen müſſen in ſeinen Schriften ſofort eine nie erreichte Meiſterſchaft erkennen, die Anderen ruhen nicht eher, als bis es ihnen gelungen iſt, in denſelben Schriften eine nie dagewieſene Verworfenheit und Ruchloſigkeit nachzuweiſen. Nur in einem Punkte berühren ſich die Extreme: Gegner wie Verehrer betrachten Victor Hugo als eine außerordentliche, abſonderliche Erſcheinung.

In der That iſt es nicht leicht, einem Hugo'ſchen Werke gegenüber die Ruhe zu bewahren, die zu einer beſonnenen Beurtheilung deſſelben unumgänglich nothwendig iſt; es iſt nicht leicht, ſeine Licht- und Schattenſeiten in richtigen Verhältniſſen hervortreten zu laſſen; ſich einerſeits vor überſchwänglichem Lobe zu wahren und andrerſeits auch vor allzu unbarmherziger Rüge immer auf der Hut zu ſein, denn der Tummelplatz, in dem ſich der Hugo'ſche Geiſt am Wohlſten gefällt, iſt gerade das Bizarre, Abſonderliche, Ungewöhnliche — dort wählt er ſeinen Stoff — und die Mittel, mit denen er dieſen Stoff behandelt, ſind gleichfalls nicht die gewöhnlichen, einfachen, natürlichen. Wie leicht wird man daher bei der Lektüre eines Hugo'ſchen Werkes von dem Dichter ſelbſt aus dem feſten, ſicheren Geleiſe herausgeriſſen und in eine fremde Welt verſetzt, die fremde Empfindungen in uns erweckt. Gilt es nun, aus dieſen immer wechſelnden, bald wohlthätigen, bald verletzenden Empfindungen einen Schluß zu ziehen und über das Werk in ſeinem Ganzen ein motivirtes Urtheil zu fällen — ſo iſt die Verlegenheit groß. Die Waage ſchwankt unruhig hin und her, ſenkt ſich bald nach rechts, bald nach links, ohne einen wirklichen Ruhepunkt finden zu können. Alles, was wir wiſſen, iſt, daß wir oft entzückt, oft entrüſtet, ſelten, faſt niemals gleichgültig dem Dichter auf ſeinen abenteuerlichen, kecken Streifzügen gefolgt, erſchöpft, verwirrt, betäubt, mit halb trüben, halb heiteren Reiſe-Erinnerungen an einem ungewiſſen Ziel angelangt ſind und, ohne gerade die Beſchwerden der überſtandenen Fahrt zu beklagen, dennoch wenig Luſt verſpüren, uns noch einmal dieſer gefahrvollen Führung anzuvertrauen.

Verwirren, betäuben, blenden, ermatten — in dieſen vier Worten läßt ſich wohl ziemlich vollſtändig der Eindruck wiedergeben, den die Hugo'ſchen Dichtungen auf den Leſer hervorbringen, und blenden und betäuben ſcheint auch der Zweck zu ſein, den die Hugo'ſche Poeſie verfolgt.

Als Hugo gegen die ſogenannte „klaſſiſche" Schule auftrat, weil er in ihr einen namenloſen, blaſſen und kränkelnden Abklatſch der Antike erkannte, als er mit aufrichtiger, jugendlicher Begeiſterung Leben und Feuer in die Poeſie hineinbringen wollte, glaubte er ſich auch ſchon befähigt und auserſehen, das Werk des Reformators ſelbſt zu vollbringen, und dieſer Irrthum wurde entſcheidend für ſeine geſammte dichteriſche Thätigkeit. Hugo hielt ſich für einen vollkommenen Dichter, er war aber in Wahrheit eine in der Poeſie gerade in ihrer koloſſalen Unvollkommenheit und gleichzeitigen Großartigkeit einzig daſtehende Erſcheinung. Vom wahren Dichter hat Hugo nur das Aeußerliche, dies aber in einer erſtaunlich großen, künſtleriſchen, man kann ſagen, unerreichbaren Weiſe. Die Tiefe der Seele, des Gemüths, die Wahrheit der Empfindung, das Innerliche des Dichters, tritt in ſeinen Dichtungen ſo ſehr in den Hintergrund und wird durch den äußern Glanz der Farben, durch die Pracht des Ausdrucks ſo verwiſcht, daß es ganz verſchwindet, wenn es überhaupt vorhanden war. In den äußerlichen Mitteln, in Form, in der Sprache, im „Style", wie die

*) Unter dem Titel „Aus Paris" werden nächſtens im Verlage von Kröner in Stuttgart „Beiträge zur Charakteriſtik des gegenwärtigen Frankreichs" von Paul Lindau erſcheinen, die in folgende vier Haupt-Abſchnitte zerfallen: 1) Aus dem öffentlichen Leben; 2) Aus dem geſellſchaftlichen Verkehr; 3) Aus der Kunſt- und Dichterwelt; 4) Deutſche Elemente in Frankreich. Wir theilen daraus Nachſtehendes als Probe mit.

**) La Légende des Siècles. 2 Bände. Paris, 1860, Michel Levy. Les Misérables. Roman in 10 Bänden. Brüſſel, 1862, Lacroix, Verboeckhoven & Comp.

Digitized by Google

Franzoſen ſagen, iſt Victor Hugo ein Künſtler, ein Poet; ſein innerer Gehalt iſt nichtig und gewöhnlich und erſcheint nur in dem glänzenden Gewande, mit dem der Dichter die Blöße umhüllt, in majeſtätiſcher Grandezza. Die Sprache, die doch nur der Accent, das Organ, der Ausdruck der wahren Poeſie ſein ſoll, iſt bei Victor Hugo die Poeſie ſelbſt und allein die Poeſie. Was für den Bildhauer der Marmor, was für den Maler die Farben ſind, das iſt für Victor Hugo die Sprache, das Wort. Victor Hugo iſt kein Dichter, er iſt ein Bildner; ſein Styl iſt plaſtiſch und heißfarbig, er meißelt aus der Sprache Gebilde von erſtaunlichem Relief und verleiht ihnen eine wunderſame Glut und Pracht der Farbe. Aber hinter dieſem Relief und hinter dieſer Farbenpracht ſteht kein großer Gedanke, keine tiefe Empfindung, und Guſtav Planche übertreibt nicht, wenn er ſagt, daß man in den geſammten lyriſchen Dichtungen Hugo's auch nicht Eine Seite finden könne, die einem aufrichtigen Gefühle, einem klar gefaßten Gedanken entſprungen ſei, trotz der wunderbaren Schönheiten im Ausdrucke, die uns faſt in jeder Zeile Victor Hugo's entgegentreten. Sein Herz und ſeine Einbildungskraft ſind botmäßige Vaſallen des bei ihm allgewaltigen Wortes. Wie aus dem Zuſammenſtoß der Kieſel Funken ſprühen, ſagte derſelbe Kritiker einſt in einem Artikel der „Revue des deux Mondes", ſo wollte Hugo aus dem Zuſammenſtoß der Worte das Gefühl und die Empfindung hervorſprühen laſſen. Durch das Murmeln ſeiner harmoniſchen Strophen verleitet, glaubte er, er habe die Poeſie unter das Joch ſeiner Laune gebeugt, und allezeit würde er dieſelbe, ſobald er nur Luſt habe, zu ſingen, dienſtfertig und bereit finden, wie die Saiten einer Harfe. Von Beifall berauſcht flößten ihm die Männer, die ſich die Mühe geben, zu leben, zu fühlen und zu arbeiten, bevor ſie ſich an die Maſſen wenden, die ſich allen Prüfungen der Studien und der Leidenſchaft unterwerfen, bevor ſie aus der Stille des Studirzimmers heraustreten auf den öffentlichen Markt — dieſe ernſten, ſorgenden, wacker arbeitenden Knappen in dem Schacht des heiligen Geiſtes flößten ihm Mitleid ein. Die Folge davon war, daß ſeine in der Form ſo prachtvollen Gedichte eben nur geniale, vollendete Stilübungen geblieben ſind, herrliche Farbenſpiele.

Im Reichthum der Sprache kann weder ein Dichter der Vergangenheit noch irgend ein Dichter der Gegenwart mit Victor Hugo verglichen werden; aber reiche Leute zeigen gern eine goldſtrotzende Börſe, und Victor Hugo zeigt zu oft, wie reich er iſt. Ueberhäufte Epitheta, Aufzählungen, die gar kein Ende nehmen, Vergleiche, die allen Ländern, allen Völkern, dem Thier- und Pflanzenreiche, dem Ozean und dem Himmel entlehnt ſind, immer wechſelnde Bilder für einen und denſelben Gegenſtand, berühren uns gar ſeltſam in allen Victor Hugo'ſchen Werken. Wäre es nicht zu großartig, es wäre wahrhaftig lächerlich. Sobald er einfach iſt, ſind ſeine Beſchreibungen prachtvoll, aber nur in den allerſeltenſten Fällen kann ſich Victor Hugo dazu entſchließen, mit uns auf unſerer ſchlichten Erde zu bleiben. Es iſt dies eben die ſtreng logiſche Konſequenz ſeiner Gedankenarmuth.

„Und wo es an Gedanken fehlt,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein."

Dieſes Wort fehlt ihm niemals; es gehorcht ihm willig, und auf den erſten Blick hin erſcheint es faſt, als ob der Faden der Inſpiration bei Hugo niemals abriſſe. Aber dies iſt ein Irrthum. Nur die Technik, die Gewalt über die Sprache verſagt dem Dichter nie ihre Dienſte. Unter dem Vorwande einer erhabenen Weltanſchauung, die dem Laien nicht zugänglich iſt, beſonders aber weil es ihm peinlich wäre, in ſchlichtem Franzöſiſch verrathen zu müſſen, daß ſeine Gedanken nie recht klar gefaßt ſind, daß ſeine Gefühle und Empfindungen in einem chaotiſchen Durcheinander in ſeinem Innern herumwirbeln, ſetzt ſich der große Mann auf den Luftballon dieſer ihm nie fehlenden Sprache, und ſteigt und ſpricht, und erhebt die Stimme, je mehr er ſteigt, und ſteigt ſo hoch, daß er als ſchwarzes Pünktchen ganz entſchwindet, und ſpricht ſo viel, daß er ſelbſt nicht mehr daraus klug wird. Wie oft haben wir Luſt, ihm ſeine eigenen Worte zuzurufen: „Nicht ſo weit! nicht ſo hoch! laßt Euch herunter! bleibt ein Menſch, bleibt Adam!"

„Pas si loin! pas si haut! Redescendons. Restons
„L'homme, restons Adam!"

Die ſchrecklichſte Ausgeburt dieſes grauſenhaften Gallimathias, das der Dichter für poetiſche Inſpirationen, Gedankentiefe und philoſophiſche Tiefe gelten laſſen möchte, iſt gerade ſein allerletztes Buch: „William Shakeſpeare" überſchrieben, das eine zu gründliche Kritik in Deutſchland gefunden hat, als daß ich mich veranlaßt fühlen könnte, dieſes Werk in eingehender Weiſe zu beſprechen. Einer unſerer gediegenſten und gelehrteſten jungen Kritiker, Karl Frenzel, ſchloß ſeine vortreffliche Beſprechung dieſer Hugo'ſchen Schrift mit den Worten: „Auf wenigen Blättern redet ein Dichter, auf hundert andern Polonius. Die hochklingende Phraſe tödtet den Inhalt, eine Metapher verdrängt die andere, alle zuſammen verſchlingen den Gedanken." „Eine Walpurgisnacht" nannte die „Revue des deux Mondes" in einer kurzen Kritik das Werk; eine Walpurgisnacht — ja, aber eine langweilige, in der nach dem erſten Tanz ſich alle Hexen, alte und junge, in weißbärtige, alte Männer verwandeln, und Neſtor, der nie enden kann, den Vorſitz führt. Eine Bereicherung der Shakeſpeare-Literatur iſt dieſe Sammlung von Abhandlungen nicht, den wahren Shakeſpeare hat Victor Hugo nie von Angeſicht zu Angeſicht, er hat ihn immer nur als rieſigen Schatten geſehen."

So hart dieſe Worte auch ſcheinen mögen, Jeder, der auch nur vierzig Seiten von Victor Hugo's „Shakeſpeare" geleſen, wird dieſelben nicht nur als eine berechtigte, ſondern ſogar ſehr milde Kritik des Werkes betrachten müſſen. Nicht mit der Walpurgisnacht, ſondern mit dem Zauberkatechismus der Hexe möchte ich das Buch vergleichen und faſt bei jedem Satze dem Prediger ohne Ende mit Fauſt's Worten in die Rede fallen:

„Mich dünkt, der Alte ſpricht im Fieber",

aber das Buch iſt nicht zu Ende, und die vielen vollgeſchriebenen Seiten geben uns die troſtloſe Antwort:

„Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch:
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommener Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen."

Gottlob hat Victor Hugo in ſeinen früheren Werken nicht einen ganz ſo furchtbaren Mißbrauch mit der Sprache getrieben, wie in dieſem letzten, „Shakeſpeare" genannten, in dem wirklich „ein ganzes Corps von hunderttauſend Narren" ſein Unweſen treibt. Gleichwohl berührt dieſer Mißbrauch ſelbſt in ſeinen ſchönſten Werken, zu denen „la Légende des Siècles" und die „Misérables" ohne Zweifel gerechnet werden müſſen, an mehr als Einer Stelle auf das Allerunangenehmſte. Es wird ſich mir Gelegenheit bieten, im Laufe der Beſprechung dieſer Werke auf dieſen Unfug zurück zu kommen. — —

Die Aufgabe, die ſich der Dichter für ſeine neueſten poetiſchen

Digitized by Google

Schöpfungen geſtellt hat, eben ſo großartig wie unerreichbar, an deren Erfüllung er die hoffentlich noch langen Jahre, die ihm das gütige Geſchick beſcheiden wird, zu verwenden beabſichtigt, iſt folgende: Er will das „Weſen“ (l'Etre) „in ſeiner dreifachen Geſtalt: Menſchlichkeit, Uebel und Unendlichkeit“ (l'Humanité, le Mal, l'Infini) ſchildern. Die „Légende des Siècles“ ſoll die erſte dichteriſche Verkörperung dieſer verwegenen und ziemlich unklaren Idee bilden; ſie ſoll der poetiſche Ausdruck des „Weſens“ in ſeiner erſten und greifbarſten Geſtalt, in der „Menſchlichkeit“ ſein, der erſte der drei Geſänge, die das Ganze bilden ſollen. Die beiden anderen Werke, die alſo das „Weſen“ in der „Geſtalt des Uebels“ und der „Unendlichkeit“ zum dichteriſchen Vorwurf haben würden, ſollen „la fin de Satan“ und „Dieu“ heißen. Die Titel ſind alſo ſchon gefunden.

Hat nun Hugo mit dieſer erſten Serie ſeinen Zweck erreicht? Iſt ſeine „Légende des Siècles“ eine „Geſchichte des Weſens in der Geſtalt der Menſchlichkeit?“ Erſieht man daraus, wie er behauptet, die Entwickelung der Menſchheit von tiefſter Vergangenheit bis auf heute, bis auf die Zukunft ſogar? Sind die Erzählungen, die der Dichter aus den ſtaubigen, vergilbten Pergamenten der alten Zeiten an's Licht gezogen hat, charakteriſtiſch für die vergangenen Jahrhunderte? Iſt der dreizehnte Abſchnitt ſeines Werkes: „Maintenant“ ein Bild unſerer Gegenwart? Wird unſere Zukunft „pleine mer“ und „plein ciel“ ſein? Iſt mit einem Worte die „Weltlegende“, was ſie nach ihrem Titel, wie nach dem kühnen Verſprechen des herausfordernden Dichters, ungefähr ſein müßte, eine Zuſammenfaſſung und Fortſetzung der Bibel?

Die Frage ſtellen, heißt ſchon ſie verneinen. Der Titel war zu keck, die Aufgabe für Menſchenkräfte nicht durchführbar, das Ziel unerreichbar, die pomphafte Vorrede nichts als eine hohle, nichtige Deklamation — kann aber eine falſche Benennung, kann ſelbſtiſcher Uebermuth, ich gehe ſogar weiter, kann dieſer verfehlte Zweck der poetiſchen Schönheit des Werkes Eintrag thun? Ob die Kathedrale dem h. Petrus oder der h. Magdalena geweiht iſt, ihre Benennung hat mit der architektoniſchen Ausführung nichts zu ſchaffen; und wenn der Baumeiſter, ſtatt einer mauriſchen Kuppel, einen gothiſchen Bogen wölbt, ſo verfehlt er allerdings ſeinen Zweck und irrt ſich, aber ſein Irrthum kann ein Meiſterwerk ſein.

Victor Hugo hat ſich als Philoſoph und Geſchichtsſchreiber zeigen wollen; er iſt aber weder das eine noch das andere, ſondern immer der alte großartige und einſeitige Dichter, dem wir in allen ſeinen Werken wieder begegnen. Er hat Geſchichte lehren und die Logik in der Weltgeſchichte poetiſch veranſchaulichen wollen, aber ſeine Phantaſie, ein wildbrauſender Gießbach, hat das Hinderniß der geſchichtlichen Treue bald mit ihren Wogen überfluthet und das Felſenbett aufgeſucht, in dem ſie ſich heimiſch fühlt. Ich habe das Geheimniß nicht entdeckt: Hugo's wahres Element iſt alles, was grauſig, ſchaurig, geſpenſterhaft, außergewöhnlich, ſeltſam iſt; ſeine Muſe iſt der genialſte Ausdruck der Bizarrerie, und dieſer alten Quelle ſind faſt alle Gedichte ſeiner neuen Sammlung entſprungen. Die Menſchheit iſt gottlob beſſer, als ſie Hugo ſchilderte. Das Wort Schrecken und Verbrechen ſteht nicht auf jedem Blatte der Weltgeſchichte, wie auf jeder Seite der Hugo'ſchen „Weltlegende“, und große Seelen ſtehen in jener nicht ſo vereinzelt da, wie Roland in dieſer.

Die Vorliebe für die abſonderlichen Stoffe, die Hugo mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit aus dem Grauenerregenden und Entſetzlichen zu ſeinen dichteriſchen Vorwürfen wählt, erkläre ich mir folgendermaßen: Victor Hugo malt und wirkt ſtets durch Gegenſätze, durch grellfarbige Kontraſte. Wie im Einzelnen, ſo giebt dieſer ſonderbare Dichter auch im Großen durch antithetiſche Form ſeinen Gedanken und Abſichten den Ausdruck und die Farbe, die er ihnen verleihen will. Er ſegnet den Frieden, indem er den blutigen Krieg in allen ſeinen Schrecken malt; zur Verherrlichung der Tugend erregt er in uns den Abſcheu vor dem Laſter; er verflucht den grauſigen Tyrannen, um die lichte Freiheit zu beſingen. Da Victor Hugo nun als Dichter nur edle, reine Zwecke verfolgen kann, behandelt er faſt ausſchließlich gräßliche und ſchreckliche Gegenſtände. So paradox dies erſcheinen mag, es iſt dies eine Wahrheit, die auf alle ſeine Schöpfungen begründet iſt, und ganz ſpeziell auf ſeine beiden letzten bedeutenden: „la Légende des Siècles“ und „les Misérables.“

Abgeſehen von dem Verſtoß, daß die „Weltlegende“ ihrem Titel und ihrer Tendenz nicht entſpricht, daß ſie nichts weniger iſt, als eine Geſchichte des „Weſens in der Geſtalt der Menſchlichkeit“, iſt dieſes Werk doch eine großartige und ſchöne Schöpfung, die uns für ſo manche ſeichte und ſchwülſtige Produkte der heutigen franzöſiſchen Poeſie auf das Glänzendſte entſchädigt. Alle der Hugo'ſchen Muſe eigenthümlichen Schönheiten finden dort ihre Vertreter, und vielleicht ſogar häufiger als in den früheren Dichtungen; ja dieſe Schönheiten ſind ſo vielfach, ſo überwiegend vertreten, daß ich dieſes Werk ohne Bedenken den gelungenſten Schöpfungen des Meiſters an die Seite ſtelle, und als ſolches zu den glücklichſten Kindern der franzöſiſchen Poeſie überhaupt zähle; leider aber fehlt es auch nicht an den bekannten unnatürlichen Schroffheiten, Verkehrtheiten, Uebertreibungen und in einem Phraſendelirium ſchlecht verhehlter Unklarheiten. Ich will mich nicht auf eine Prüfung der einzelnen Gedichte einlaſſen. Dieſelben ſtehen, obwohl an und für ſich ſelbſtändig, doch mit einander in engem Verbande und ſind, wie der Dichter ſelbſt ſagt, durch den „geheimnißvollen Faden des menſchlichen Labyrinths“: den Fortſchritt, aneinander gereiht und chronologiſch neben einander geſtellt, von der Mutter der Menſchen: Eva, bis zur Mutter der Völker: Revolution. Lange Seiten, ja Bände müßte ich füllen, wollte ich auf alle Eigenthümlichkeiten in dieſem Gedichtbuch, Schwächen wie Vorzüge, aufmerkſam machen.

Schweiz.

Leopold Robert.*)

Unſere Zeit hat bei ihren vielen Mühen, Geſchäften und Beſtrebungen eigentlich nicht ſo recht Zeit dazu, ſich mit Todten zu beſchäftigen, die nicht blos von geſtern datiren; indeſſen da einer unſerer beſſeren deutſchen Ueberſetzer ſich die Arbeit der Liebe nicht verdrießen ließ, uns deutſch zu wiederholen, was ein Franzoſe über den ſchweizer Maler geſagt hat, welcher in Rom ſchuf, in Florenz liebte und in Venedig ſtarb, ſo mögen auch wir wohl einige Augenblicke daran wenden, uns ein Geſchick, das vor faſt dreißig Jahren die allgemeinſte und ſchmerzlichſte Theilnahme erregte, noch ein Mal mitfühlend zu vergegenwärtigen.

Die Biographie von Leopold Robert iſt, um ſo zu ſagen, nichts als eine pſychiſche Krankheitsgeſchichte, und wenn man ſie verfolgt, ſo wundert man ſich nicht im geringſten über den tra-

*) Sein Leben, ſeine Werke und ſein Briefwechſel, nach Feuillet de Conches, von Edmund Zoller. Hannover, Rümpler, 1864.

gischen Ausgang, den ſie genommen, ſondern nur darüber, daß ſie dieſen Ausgang nicht ſchon um Vieles früher erreicht hat.

Am 19. Mai 1794 im Canton Neuchatel zu La Chaux-de-Fonds geboren, war Leopold dem Charakter nach Schweizer, den Sympathieen nach dagegen Franzoſe. In Paris machte er bei ſeinem Landsmann Charles Girardet und bei David ſeine erſten Studien, in Paris erwarb er ſich, zwanzig Jahre alt, die erſte Auszeichnung, den zweiten großen Preis in der Kupferſtecherkunſt, denn Robert führte zuerſt den Griffel und vertauſchte ihn erſt 1816 — wo er, plötzlich Preuße geworden, ſich als Fremder aus der Concoursliſte geſtrichen und ſo der Hoffnung auf den erſten Preis beraubt ſah — mit dem Pinſel, welchem er ſeinen Namen danken ſollte.

Anfangs allerdings geſchah das nur, weil Robert Geld brauchte. Das väterliche Haus war ein kleines, die elterliche Familie keine reiche. Das Handwerk eines Uhrgehäusmachers wirft nicht ſo viel ab, um mit Gemächlichkeit zwei Töchter und drei Söhne zu ernähren, beſonders wenn einer von dieſen ſechs Jahr lang in Paris erhalten werden muß. Als daher Robert aus Paris, wo ihm durch das Schließen von David's Atelier die Heimſtätte genommen worden war, nach ſeiner angebornen Heimat zurückkehrte, malte er um des Erwerbes willen ſeine Landsleute in Oel, aber im Grunde betrachtete er ſich noch immer als Kupferſtecher, und ſelbſt nach Rom ging er nur mit der Abſicht, ſich in dieſer Kunſt zu vervollkommnen. Erſt als er in Rom Freunde aus Paris wiederfand, die mit allen Gedanken nur Maler waren, wagte er, ſich ſeiner eigentlichen Neigung hinzugeben und ſich entſchieden der Malerei zu widmen.

Sie lohnte ihm den Muth, mit welchem er ſich ihr anvertraute. Bereits 1822, alſo nach einem nur vierjährigen Aufenthalte in Rom, konnte er ſeinen jüngeren Bruder Aurel zu ſich kommen laſſen, um aus dem Uhrmacherlehrling einen Künſtler zu machen. Nicht minder gelang es ihm, ſeiner Familie die Summe zu erſtatten, welche ſeine Erziehung ihr gekoſtet, und ſich mit Herrn Roulet de Mézerac auszugleichen, der ihm großmüthig die Gelder zu den drei erſten Jahren in Rom vorgeſtreckt hatte. Robert hatte ein Genre ergriffen, welches damals noch neu war: die Räuber. Es gefiel und trug ein; im Salon des Louvre erregte es die Aufmerkſamkeit von Paris. Robert war auf dem für ihn einzig richtigen Wege: der idealiſirten Nachahmung der Realität. Er hatte den Weg bei einem Bilde gefunden, das er aus Irrthum unternommen hatte: Corinna, wie ſie auf dem Cap Miſene improviſirt. Nachdem er ſich unſäglich abgequält, die Hauptgeſtalt zu erfinden, ſetzte er an ihre Stelle einen Volksdichter, machte ſo ſein erſtes, großes Bild, und wußte, was er ſollte und konnte.

Alles Glück, lauter Glück, und doch ſehen wir ihn bei dem nächſten größeren Unternehmen: „Die Rückkehr vom Feſte der Madonna dell' Arco" wieder ganz in derſelben Unſicherheit wie vor der Corinna, aus welcher der „Improviſator" wurde. Dieſes Gemälde war ein „elendes", jenes iſt ein „ewiges" Bild. Bei beiden hat der Künſtler an ſich zu halten, um ſie nicht zu zerreißen. Wir legen den Finger auf den kranken Fleck in ſeinem geiſtigen Organismus. Es war ein ungeſunder Ehrgeiz, kein unedler, keiner, der blos aus Eitelkeit entſprang, im Gegentheil ein ehrlicher, redlicher, der Nichts begehrte, als Verdientes, aber darum doch ein ungeſunder. Mehr wollen, als man vermag, iſt immer eine Krankheit, und an dieſer Krankheit litt der arme Robert. Er wollte ſchaffen, ohne eigentlich ein Schöpfer zu ſein. Wie ſogar ſein gewiſſermaßen elegiſch parteiiſcher Biograph zugeſteht, malte er, wie man Moſaik macht. Er ſelbſt ſagt, er habe nie aus dem Stegreif malen können. Das bedeutet mit einfachen Worten: er brachte nicht durch Inſpiration, ſondern nur durch Kombination etwas hervor, wenigſtens wo es ſich um größere Kompoſitionen handelte. Ein einziges Mal genoß er beim Komponiren wahrhaftes Glück bei ſeinen „Schnittern", welche in ſeinem Cyklus der Jahreszeiten den Sommer repräſentirten, während das „Feſt" den Frühling dargeſtellt hatte. Es hat jedes Talent, wie jede Blume, einen Hauptmoment ſeiner Entfaltung, wo es ſeiner ſelbſt froh wird, weil es ſeiner ſelbſt gewiß iſt: für Leopold manifeſtirte ſich dieſe Konzentration ſeines Daſeins eben in dem Schnitterbilde aus den pontiniſchen Sümpfen, welches 1831 im Salon des Louvre ausgeſtellt wurde und dem Künſtler alle nur möglichen Ehren des Triumphes eintrug.

Aber von dieſem Höhenpunkte ſank ſeine Weſenheit raſch wieder tiefer und tiefer bis in die hoffnungsloſeſte Melancholie, beſonders als er erſt in Venedig war, einer jener todten, ſchönen Städte, welche wie Denkmäler einer andern Zeit in dem Gewirr unſerer Gegenwart ruhen. Wer nicht melancholiſch iſt, kann es am Canale grande ohne Mühe werden, und Leopold brauchte wahrlich keines ſolchen Lokals, um die Tragödie der verzweifelnden Entmuthigung mit der ſchrecklichſten Naturwahrheit durchzuſpielen. Auch iſt die Kompoſition ſeines Winterbildes, in welchem er den venetianiſchen Typus zur Anſchauung bringen wollte, wie im „Feſt" den neapolitaniſchen und in den Schnittern den römiſchen, eine wahre Agonie der Konception allein, von den Qualen und Aengſten der Ausführung gar nicht erſt zu reden. Es peinigt förmlich, wenn man in ſeinen Briefen wieder und wieder leſen muß, wie er zuerſt den Carneval in Venedig malen will, und dann eine Fiſcherausfahrt von Chioggia malt, anfänglich im Karneval mit Masken, dann ohne Masken, blos im Winter, wie er immerfort entwirft und verwirft, malt und wieder abſchabt, und endlich nur fertig wird, um wenige Monate ſpäter mit demſelben Meſſer, welches ihm ſo oft dazu gedient hatte, das Ergebniß ſeiner Anſtrengungen über Nacht zu vernichten, am 20. März 1835 ſeinem Leben ein blutiges und unerwartetes Ende zu machen.

Wenn wir dieſe Kataſtrophe gänzlich unausgemalt laſſen, ſo iſt das, weil wir wünſchen, daß ſie im Buche ſelbſt geleſen werde, wie wir überhaupt wünſchen, daß dieſes Buch deutſchen Leſern nicht umſonſt durch einen ſolchen Ueberſetzer zugänglich gemacht worden ſei. Es iſt keine, wie man zu ſagen pflegt, intereſſante Lektüre, dazu iſt es zu ernſt; es erfordert jene Art von Sammlung, mit welcher man Grabmonumente zu beſuchen pflegt. Aber es wird den Ernſt einiger Stunden, welchen es dem Leſer koſtet, reichlich durch den tiefen Einblick lohnen, den es in eine, wenn auch leidende, ſo doch reine, edle, echte Künſtlerſeele gewährt.

J. v. D.

Portugal.

Die erſte portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie.*)

Eine bisher nur wenig gekannte und faſt gar nicht durchforſchte Periode der portugieſiſchen Poeſie war die Zeit jenes Dionyſiſchen Dichterkreiſes, welcher gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts für Portugal eine Kunſt- und Hofpoeſie ſchuf, die freilich

*) Ueber die erſte portugieſiſche Kunſt- und Hofpoeſie, von Friedrich Diez. Bonn, bei Eduard Weber, 1863.

Digitized by Google

nach kurzer Blüthr wieder unterging, die aber mit doppeltrm Rechte die erſte genannt wird: einmal, weil vorher von einer eigentlichen poetiſchen Literatur in Portugal nicht wohl die Rede ſein kann (wenigſtens iſt uns nichts aufbewahrt; ſogar etliche Volkslieder, die aus dieſer Vorzeit ſtammen ſollen, wollen die Gelrhrten nicht als echt anerkennen) und dann, weil jene geſellige Kunſtpoeſie, deren Mittrlpunkt die Höfe Johanns II. und Emanuels waren, eigentlich nicht eine Fortſetzung der Dionyſiſchen, ſondeen etwas Neugeſchaffenes war.

Der Dionyſiſche Dichterkreis beſtand nicht etwa, wie es zu jener Zeit oft vorkam, aus fahrenden Sängern, die ihre Lieder am Hofe des Königs vortrugen, ſondeen der König und die Infanten waren ſelbſt Dichter und ihnen ſchloß ſich ein Dichterkreis an, der eben ſo aus Großen und Voenehmen des Reichs wie aus geringeren Leuten beſtand.*)

Dieſe intereſſante Erſcheinung der älteſten Kunſtlyrik drr Portugieſen unterwirft Fr. Diez, der treffliche Kenner romaniſcher Sprache und Literatur, in dem unten näher bezeichnrten Schriftchen einer Unterſuchung in Bezug auf ihren Urſprung, wie auf ihre Ausbildung. Die Reſte jener Dichtungen, auf welche ſich einr ſolche Unterſuchung zu ſtützen hat, ſind freilich noch zirmlich ſpärlich. Aus riner vaticaniſchen Handſchrift, welche auf 210 Blättern die Lieder von nicht wenigrr als 127 Dichtrrn enthält, ſind erſt 20 die Gedichte des Königs Dionys enthaltende Blätter edirt. Unter den übrigen 126 Dichtern finden ſich neben des Königs Söhnen und virlen Großen des Reiches auch Ritter, Knappen, Spielleute, Bürgrr, Handwerker und Geiſtliche. Das Perſonal iſt alſo wie bei den Troubadours, nur die Frauen fehlen. Eine zweite Handſchrift mit 286 Liedern wird gegenwärtig in der königlichrn Bibliothek von Ajuda aufbrwahrt und iſt zum erſten Male 1823 theilweiſr durch Karl Stuart (damals britiſcher Botſchafter zu Paris), zum zweiten Male 1849 vollſtändig durch F. A. v. Vaenhagen (damals angeſtellt bei der braſilianiſchen Geſandtſchaft am ſpaniſchen Hofe) veröffentiicht worden. Man ſchreibt ſämmtliche Lieder dieſer Handſchrift, unſerer Meinung nach auf wenig gewichtige Gründe geſtützt, dem Grafen D. Pedro von Barcellos, einem Sohne des Königs Dionns, zu.

Die Herausbildung der älteſten portugieſiſchen Kunſtlyrik geſchah nicht ohne provenzaliſchen Einfluß, wie es denn eine ziemlich alte literär-hiſtoriſche Sage iſt, daß die poetiſche Kunſt von den Provenzalen zu den Spaniern und Portugieſen gekommen ſei. Fr. Diez erweiſt dieſen Einfluß theils aus äußern, theils aus innern Gründen. Zu den erſtern rechnet er vor Allem die Erziehung des Königs Dionys, die auf Verordnung des Vaters zum Theil von franzöſiſchen Lehrern beſorgt ward, ſowie den freundſchaftlichen Verkehr zwiſchen den Höfen von Portugal und Aragon. Nunes de Leao ſagt in ſeiner „Cronica d'El Rei Dom Diniz (1600)" geradezu, daß König Dionys und ſeine Zeitgenoſſrn die Provenzalen nachgeahmt hätten. Indeſſen laſſen ſich nachgeahmtr oder gar überſetzte Lieder oder Stellen in den bis jetzt edirten Erzeugniſſen portugieſiſcher Kunſtpoeſie ſchwerlich aufzeigen.

Die inneren, für einen provenzaliſchen Einfluß ſprechenden Gründe müſſen in dem Inhalte und in der Form der Gedichte geſucht werden. Was die letztere betrifft, ſo iſt die Sprache ohne allen Zweifel mit Wörtern und Formrn gemiſcht, die durch den Umgang mit der fremden Poeſir eingeführt ſchrinen. Selbſt die provenzaliſche Orthographir ſcheint nicht ohne Einfluß auf die portugieſiſche geweſen zu ſein. Weiterhin weiſt der Verfaſſer des vorliegenden Büchleins provenzaliſche Einflüſſe nach durch Unterſuchungen über Vers, Silbenzählung, Reim, Strophenbau und Strophenzahl, Unterſuchungen, in denrn wir ihm hier nicht folgen können. Angeführt werde hier jedoch, was der Verfaſſer über Refrain und Geleite ſagt.

„Der Refrain iſt in der älteſten portugieſiſchen Kunſtlyrik zu einer Bedeutung gelangt, wie kaum irgend anderswo. In ihm iſt nationales Element anzuerkennen, von welchem ſich die vornehmen Dichter nicht frei zu machen vermochten. Denn in dieſem Stück gingen ihnen die Provenzalen nicht voran: ſie machten vom Refrain bekanntlich nur einen mäßigen Gebrauch. Darum hütet ſich auch Dionys ihn in einer auf provenzaliſcher Weiſe gedichteten Canzone oder in einer andern, worin er mit den Provenzalen wetteiſert, anzuwenden. Nordfrankreich begünſtigt ihn mehr. Wäre es uns vergönnt, die dichteriſchen Leiſtungen Portugals vor der erſten Kunſtpoeſie zu überſehen, wir würden den Refrain ohne Zweifel in ausgebreiteter Wirkſamkeit erblicken.

„Der Provenzale gab dem Liede gewöhnlich auch noch einen kleinen Epilog, ein Geleite mit (tornada, franz. envoi). Es iſt meiſt an den Gegenſtand des Gedichtes, nicht ſelten an den Liederboten, aber auch an irgend eine Perſon, welcher der Verfaſſer eine kleine Huldigung darbringen will, oder wie im Italiäniſchen, an das Lied ſelbſt gerichtet. Zuweilen legte der Verfaſſer ſeinen Namen in der Tornada nieder. Ihre Form betrachtet, beſteht ſie aus einer unvollſtändigen Strophe, deren Reimſtellung die des Schluſſes der vollſtändigen wiederholt. Bei den Franzoſen that die volle Strophe denſelben Dienſt, wiewohl auch die halbe mit provenzaliſcher Reimſtellung in Anwendung blieb. Bei den Portugieſen findet das Geleit im provenzaliſchen Sinne des Wortes nicht ſtatt und konnte es nicht, da hier die eigenthümlichen Verhältniſſe des Troubadours, durch die es bedingt war, nicht ſtattfanden. Seine Stelle vertritt ein kleiner Zuſatz, der das Thema des Ganzen nicht verläßt und oft grammatiſch mit der letzten Strophe zuſammenhängt. Er beſteht aus zwei bis drei Verſen, ſelbſt aus einem, und wiederholt die Reimſtellung oder den Reim der letzten Verſe der Schlußſtrophe, alſo auch des Refrains."

Bezüglich des Inhalts der erſten portugieſiſchen Kunſtlyrik iſt ſchon oben geſagt, daß in den gedruckt vorliegenden Reſten derſelben Ueberſetzungen und Nachahmungen provenzaliſcher Lieder nicht vorkommen. Wenn nun auch die noch ungedruckten Reſte keine Proben ſolcher Aneignungen aufweiſen ſollten, ſo würde doch dieſer Umſtand noch nicht hinreichen, eine Ausbildung der portugieſiſchen Lyrik im Geiſte und nach dem Muſter der Troubadour-Poeſie zu verneinen. Und doch muß dies geſchehen. Der Verfaſſer ſagt darüber:

„So gewiß die Anregung über die Pyrenäen herüberkam, ſo gewiß der Portugieſe der fremden Technik huldigte, ſo wenig Eifer hatte er, in die Ideenwelt der Troubadours einzudringen oder ſich ihres Styles zu bemächtigen. Vielleicht fehlte es an Luſt oder Talent zu dieſem Wettſtreit, vielleicht iſt der Grund darin zu ſuchen, daß die eigenthümlichen günſtigen Bedingungen des ſüdfranzöſiſchen Sängerlebens fehlten. Man darf indeſſen bei der Würdigung der portugieſiſchen Lyrik den rechten Geſichtspunkt nicht verlieren. Die provenzaliſche Kunſtpoeſie war aus der Volkspoeſie emporgewachſen; ſie hatte eine nationale Grundlage, eine

*) König Dionys von Portugal, genannt „der Gerechte" und „der Anbauer" regierte von 1279 bis 1325. Er war der Gründer der Univerſität Coimbra und der erſte König von Portugal, welcher eine Flotte auf Expeditionen ausſandte. D. R.

Digitized by Google

naturgemäße Entſtehung. Die luſitaniſche war eine Pflanze aus fremdem Samen: ſo ſchnell ſie aufgeſchoſſen war, ſo ſchnell verſchwand ſie, ohne, wie es ſcheint, irgend eine Nachwirkung zu hinterlaſſen. Dieſe ihre fremde Abkunft war ihren Pflegern wohl bewußt: ſie ſuchten daher einen nationalen Boden für ſie zu gewinnen, indem ſie die neue Kunſt der Volkspoeſie annäherten Daher namentlich die reiche Anwendung der Refrains, der Geſprächsform und, was wichtiger iſt, die mehrfach vorkommende getreue Nachahmung des Styls der Volkslieder. Daher aber auch der Verzicht auf fremde Ideen und ſolche Liedergattungen, die in dem Leben der Nation keinen rechten Anhalt hatten."

Im Verlaufe ſeiner Darſtellung will nun der Verfaſſer nicht eine Charakteriſtik des Inhaltes dieſer Literatur geben, die ohnehin mißlich wäre, da wir nur Fragmente zur Vergleichung und Unterſuchung vor uns haben. Er will nur einige aus dem Inhalt genommene Züge berühren, und wir folgen ihm hierin.

Zumeiſt auffällig iſt die Einförmigkeit und Gedankenarmuth, welche in den Gedichten der betreffenden Periode herrſcht. Ein und derſelbe Gedanke wird oft in jeder Strophe des Liedes ohne bedeutende Anderswendung deſſelben wiederholt. Eben ſo bemerkbar macht ſich jene Gedankenarmuth, wenn man die Lieder in ihrer Geſammtheit betrachtet; es fehlte den Portugieſen eben das die Phantaſie anregende Wanderleben des Troubadours, und wenn auch ein Theil der Schuld in Betreff dieſer Gedankenarmuth auf die außerordentliche Vorliebe für den Refrain fällt, ſo ſind doch bei den Provenzalen auch die Refrainlieder unzweifelhaft reicher an Ideen. „Bei Dionys, ſagt der Verfaſſer, iſt der wiederholte Vortrag des Gedankens faſt zum Modell des Liedes geworden, es iſt epigrammatiſch, der ausgeſprochene Gedanke wird im Verlaufe des Gedichts einige Mal mit irgend einer geringen Wendung wiederholt, aber nicht weiter ausgeführt."

Als Beleg dafür diene folgendes Lied des Königs in der ſprachgewandten Ueberſetzung unſeres Verfaſſers, für die derſelbe in großer Beſcheidenheit kein anderes Lob als das der Treue in Anſpruch nimmt.

„Man giebt mir wohl, o Dame, Schuld,
Ich dichtete aus Liebe nicht,
Nein, weil ich Luſt hätt' am Gedicht.
Nie ſchenke Gott mir ſeine Huld,
Wenn Luſt am Dichten hin mich reißt;
Die Lieb' iſt's, die mich dichten heißt.

Und die euch das geredet ein,
Die Luſt ſei meines Dichtens Trieb,
Euch gelt' es nicht, die mir ſo lieb —
Die lügt. Nie will ich glücklich ſein,
Wenn Luſt am Dichten hin mich reißt;
Die Lieb' iſt's, die mich dichten heißt.

Denn wer da ſagt, mein Dichten ſei
Für euch nicht, die ſo lieb mir iſt,
Mir ſei das Dichten ſüße, wißt,
Der lügt. Nie ſtehe Gott mir bei,
Wenn Luſt am Dichten hin mich reißt;
Die Lieb' iſt's, die mich dichten heißt.

In dem folgenden Liede nimmt der Refrain die größere Hälfte der Strophe ein, und es bleibt ſomit für andere Gedanken ohnehin wenig Raum.

Da hart mich drängt der Liebe Qual,
So ſagt mir, Dame, doch einmal,
Warum geht euch mein Leid nicht nah?
O Unglückstag, wo ich euch ſah!
Warum geht euch mein Leid nicht nah?

Da ſolche Pein mir ward zu Theil,
So ſagt, mein Licht ihr und mein Heil,
Warum geht euch mein Leid nicht nah?
O Unglückstag, da ich euch ſah!
Warum geht euch mein Leid nicht nah?

O, ſprecht, ihr meines Herzens Pein,
So wahr euch Gott ſoll gnädig ſein,
Warum geht euch ꝛc.

Ach, dieſes meiner Augen Licht,
Bei Gottes Huld, verhehlt mir's nicht,
Warum geht euch ꝛc.

Wie an Gedanken, ſo fehlt es auch an poetiſchem Schmuck; das epitheton ornans fehlt natürlich ganz, das Gleichniß findet ſich nur ſelten. Doch darf nicht vergeſſen werden, daß wir wahrſcheinlich nur die Lieder zweier Dichter vor uns haben und daß ſich in den Liedern der Spielleute und bürgerlichen Sänger, die der Veröffentlichung noch entgegenharren, vielleicht mehr Originalität und mehr realer Inhalt findet.

Die in den Liedern enthaltenen Liebeshuldigungen ſind die aus der Kunſtlyrik des Mittelalters überhaupt bekannten. Gedichte in erzählender Form ſind ſelten, während Gedichte in dialogiſcher Form öfter in den vorliegenden Sammlungen vorkommen. Daß auch religiöſe Lieder geſungen worden ſind, läßt ſich aus dem Inhaltsverzeichniſſe der vaticaniſchen Sammlung ſchließen, in welchem auch Kleriker genannt werden.

Zum Schluſſe ſei noch ein Gedicht mitgetheilt, in welchem ausnahmsweiſe ein Gleichniß durchgeführt wird und welches außerdem auch ein Beiſpiel für den Schluß bietet, der die provenzaliſche Tornada erſetzen ſoll.

Wie viele ſetzt das Meer durchwallen hier,
Die wähnen, Meer ſei doch die größte Noth
Der Welt, nicht wiſſend, was uns ſonſt bedroht.
Doch andrer Weiſe grad' ergeht es mir:
So wirkt die Noth der Liebe, daß ich jäh
Die große Meeresnoth vergeſſ' und ſeh'.

Die allergrößte Noth, mit der man ringt,
Iſt der der Liebe, wem ſie fiel zum Loos,
Des Todes und des Meeres Noth iſt groß,
Doch der Art nicht. D'rum ſag' ich unbedingt:
So wirkt die Noth der Liebe, daß ich jäh
Die große Meeresnoth vergeſſ' und ſeh'.

Die größre Noth in jener, meiner Treu,
Von allen, die da werden, waren, ſind.
Wer nicht verliebt und anders iſt geſinnt,
Sagt nein dazu. Doch ich ſag' ohne Scheu:
So wirkt die Noth der Liebe, daß ich jäh
Die große Meeresnoth vergeſſ' und ſeh'.

In der die größre Noth, die jene Noth
Des Meers verſcheucht, das vielen bringt den Tod.

Daß der Verfaſſer die zahlreichen Proben nicht nur in ſeiner Ueberſetzung, ſondern auch im Urtexte mitgetheilt hat, iſt bei der Seltenheit und Unzugänglichkeit der betreffenden Ausgaben ſehr dankenswerth. Eben ſo werden die Gelehrten dem Verfaſſer für

Digitized by Google

den dem Büchlein beigegebenen kurzen Abriß der altportugieſiſchen Grammatik, ſo wie für das kleine Gloſſar, Dank wiſſen.

A. N—r.

Nord-Amerika.

Zur Geſchichte Europa's in Amerika.

II.

Franzöſiſcher Wind, herannahender Sturm.

In dem Fort, dem Frankreich im Kleinen, traten indeß nur zu bald Parteiungen, Verſchwörungen und Aufruhr in's Leben; Hoffnungen waren vereitelt, überſpannte Erwartungen auf nichts herabgeſtimmt. Nicht Eroberung und Gold, ſondern ein trübſeliges Weilen in einer winzigen Feſte, an einem heißen, ungeſunden Waſſer, bei harter Arbeit, ſchlechter Koſt und der Ausſicht auf Hungersnoth. Nichts unterbrach das drückende Einerlei, als ein hin und wieder vorbeifahrendes Kanot, oder ein auftauchender Alligator. In Haufen zuſammenſtehend, ſtachelten die Unzufriedenen einander zur Wuth auf und zogen über den Befehlshaber los.

Die jungen Edelleute namentlich, die ſich, in der Erwartung einer reichen Goldärndte, auf eigene Koſten equipirt hatten, raſeten vor Verdruß und Ungeduld. Das religiöſe Element, bei der früheren Hugenotten-Auswanderung nach Braſilien ein ſo mächtiger Hebel, war bei dieſer Kolonie ſehr ſchwach vertreten; den Meiſten war es mehr um ihre Fortuna, als um ihren Glauben zu thun; wenn es auch einige ernſte Bekenner der kalviniſtiſchen Lehre darunter gab, die ſich laut und bitter darüber beklagten, daß man keinen Geiſtlichen ihres Bekenntniſſes mitgeſandt habe. All dieſe Beſchwerden wurden dem Kommandanten aufgebürdet. Seine Mißgriffe und Irrthümer ſcheinen aus Charakterſchwäche und unklarer Urtheilskraft hervorgegangen — verhängnißvolle Mängel in einer ſolchen Stellung!

Die wachſende Unzufriedenheit fand ihre leitende Spitze in einem gewiſſen Roquette, der vorgab, er habe durch eine Wünſchelruthe eine Gold- und Silbergrube am obern St. Johann entdeckt, und ohne Laudonnière wäre ihr Glück gemacht; denn außer dem Königsantheil von anderthalb Millionen, würden auf jeden zehntauſend Kronen kommen. Er zog viele Soldaten in die Verſchwörung, und auch ein Edelmann, Namens Genze, ein Vertrauter Laudonnière's, ſchloß ſich ihr an. Mit einer aus einem alten Hemde verfertigten Fahne und wohlbewaffnet zogen ſie zur Arbeit auf den Wall und paßten hier die Gelegenheit ab, den Kommandanten zu tödten. Doch dieſer, von einem Unwohlſein befallen, mußte das Zimmer hüten und erſchien nicht auf dem Platze. Nun ſuchte Genze den Apotheker zu überreden, in die dem Erkrankten verſchriebene Arznei Arſenik zu miſchen, fand aber taube Ohren. Eben ſo mißlang ein andrer Mordanſchlag, ihn durch ein unter ſeinem Bette verſtecktes Fäßchen Pulver in die Luft zu ſprengen. Als endlich dieſe Machinationen verrathen wurden, floh der Verbrecher in die Wälder, und ſchrieb von dort aus an Laudonnière einen Brief mit ſeinem reuevollen Geſtändniß.

Zwei von den Schiffen kehrten inzwiſchen nach Frankreich zurück, und nur das dritte, der „Breton", ankerte gegenüber der Feſte. Die Unzufriedenen benutzten die Gelegenheit, Anklagen gegen Laudonnière, den ſie des Unterſchleifs, der Günſtlingswirthſchaft und der Tyrannei bezüchtigten, in die Heimat zu ſenden.

Anfangs September war Kapitain Bourdet, anſcheinend ein Abenteuerer auf eigene Hand, hier eingetroffen. Als er nun am 10. November heimſegelte, vermochte ihn Laudonnière, ſieben oder acht ſeiner unzufriedenen Soldaten mitzunehmen; dafür ließ ihm Bourdet einige ſeiner Matroſen zurück. Ein unglückſeliger Tauſch! Dieſe Piraten brachten einige von den Leuten Laudonnière's auf ihre Seite, ſtahlen ihm zwei Piaſter, worauf ſie ſeeräuberiſche Ausflüge nach Weſtindien machten. An der Küſte von Kuba nahmen ſie ein kleines ſpaniſches Fahrzeug; mußten aber, vom Hunger gezwungen, in Havanna einlaufen und ſich ergeben. Um die Gunſt der Behörden zu gewinnen, berichteten ſie ihnen Alles, was ſie von der Lage und den Zwecken ihrer Landsleute in Fort Carelina wußten, und ſo ward hier der Blitz geſchmiedet, der bald auf die unglückliche Kolonie geſchleudert werden ſollte.

An einem Sonntagmorgen erſchien Laudonnière, von François de la Caille im Namen der ganzen Geſellſchaft erſucht, auf der Parade, den unzertrennlichen Ottigny zur Seite. Da trat La Caille vor und bat um die Erlaubniß, eine Schrift vorzuleſen. Sie begann mit Betheuerungen der Pflichttreue und des Gehorſams; dann folgten Klagen über harte Arbeit, Hunger, nicht gehaltene Verſprechungen, und ſchloß mit dem Geſuch, den Bittſtellern zu geſtatten, auf dem im Hafen liegenden Schiffe längs der ſpaniſchen Küſte zu kreuzen, um Nahrungsmittel durch Raub, oder „auf andere Weiſe" zu beſchaffen. Mit Einem Worte: die Blume der Kolonie wünſchte das Piratenhandwerk zu ergreifen.

Laudonnière ſchlug das Geſuch ab, verſicherte ihnen aber, ſofort nach Vollendung der Schanzen eine ernſtliche Durchforſchung der Apalache vorzunehmen und zwei im Bau begriffene kleine Fahrzeuge auszuſenden, um bei den Indianern Nahrungsmittel einzutauſchen. Mit dieſem Beſcheide mußten ſie ſich vorderhand begnügen; allein die Gährung dauerte fort und das Komplott nahm an Umfang und Stärke zu. Der Sprecher der Unzufriedenen, als er ſah, wohinaus ihre Anſchläge liefen, brach mit ihnen und ſchloß ſich den übrigen pflichtgetreuen Offizieren: Ottigny, Vaſſeur, Arlac deſto enger an.

Eine bedenkliche Krankheit warf Laudonnière von neuem auf's Lager. Die Unzufriedenen benutzten dieſe Gelegenheit, die beſten Soldaten auf ihre Seite zu bringen. Der Rädelsführer war ein gewiſſer Fourneaux, von edler Geburt, aber, wie Le Moyne verſichert, ein habſüchtiger Heuchler. Er ſetzte eine Schrift auf, die von 66 Namen unterzeichnet ward. La Caille widerſetzte ſich kühn den Verſchworenen und ſie beſchloſſen ſeinen Tod. Sein Stubengeſell Le Moyne, der ebenfalls zu unterzeichnen ſich geweigert hatte, bekam einen Wink von einem Freunde, daß er beſſer thäte, ſein Quartier zu wechſeln. Er warnte nun La Caille, der in das Gehölz entwiſchte. Tief in der Nacht drang Fourneaux mit zwanzig Mann, alle bis an die Zähne bewaffnet, gewaltſam in das Zimmer des kranken Kommandanten, und ihm die Hakenbüchſe auf die Bruſt ſetzend, verlangte er die Genehmigung zu einer Kreuzfahrt gegen die ſpaniſchen Inſeln. Laudonnière behielt ſeine Faſſung und wies das Anſinnen mit Feſtigkeit zurück. Da riſſen ſie ihn mit Flüchen und Androhungen aus dem Bette, legten ihn in Ketten, ſchleppten ihn zum Thore der Feſte hinaus, warfen ihn in ein Boot und ruderten mit ihm zu dem im Fluſſe ankernden Schiffe.

Zwei andere Banden gingen in die Quartiere Ottigny's und Arlac's, entwaffneten dieſe und befahlen ihnen bei Todesſtrafe bis zur folgenden Nacht nicht ihre Zimmer zu verlaſſen. Kleinere Rotten waren inzwiſchen daran, die treugeſinnten Soldaten zu

Digitized by Google

entwaffnen. Das Fort war vollſtändig in der Hand der Meuterer. Fourneaux ſetzte eine Vollmacht für die von ihm beabſichtigte Kreuzfahrt auf, die nun Laudonnière unterzeichnen ſollte. Er weigerte ſich anfangs; aber krank, gefangen und von den Meuterern bedroht, wenn er nicht einwillige, ihm den Hals abzuſchneiden, gab er endlich nach.

Die Bucaniere beeiferten ſich nun, die beiden kleinen Fahrzeuge zu vollenden, und in vierzehn Tagen waren ſie ſegelfertig, ausgerüſtet und verſehen mit des Königs Geſchütz, Munition und Proviant; Trenchant, ein vorzüglicher Steuermann, wurde gezwungen, mitzugehen. Das nächſte Lieblingsziel war die Plünderung einer gewiſſen Kirche auf einer ſpaniſchen Inſel, die ſie während der mitternächtlichen Meſſe der Weihnachtsfeier zu ſtürmen ſich vorſetzten, um ſo einen dreifachen Zweck zu erreichen: erſtens eine reiche Beute, zweitens die Beſtrafung des Götzendienſtes, drittens Rache an dem Erzfeinde ihrer Partei und ihres Glaubens. Am 10. Dezember gingen ſie unter Segel, wobei ſie es nicht an Hohn und Schmähung gegen die Zurückgebliebenen fehlen ließen, die ſie zugleich mit gebührender Züchtigung bedrohten, wenn ſie ihnen bei ihrer triumphirenden Rückkehr etwa den Einzug in das Fort wehren wollten.

Kaum waren ſie abgeſegelt, als der unglückliche Laudonnière in ſeiner Vereinſamung durch die Hand ſeiner ſtandhaften Freunde Ottigny und Arlac erfreut wurde. Sie führten ihn in die Feſte zurück und er nahm wieder ſeine Stelle ein. Das Kommando wurde reorganiſirt und neue Offiziere ernannt. Die Kolonie war kläglich zuſammengeſchmolzen; allein das böſe Blut war abgelaſſen und eine innere Gefahr für ſie nicht mehr zu fürchten. Mit dem völligen Ausbau der Feſte, mit der Verfertigung zweier neuer Fahrzeuge an Stelle der geraubten, und in dem freundlichen Verkehr mit den wilden Stämmen fern und nah, vergingen die Wochen bis zum 25. März, wo ein Indianer die Nachricht einbrachte, daß ein Fahrzeug in Sicht wäre. Laudonnière ſandte ein Boot aus, um zu recognosciren. Der Fremde ankerte an der Flußmündung. Es war eine ſpaniſche Brigantine, bemannt mit den rückkehrenden Meuterern, die, verhungert und herabgeſtimmt, ſich gern auf Bedingungen einzulaſſen bereit waren. Da aber ihre Haltung Laudonnière nicht ganz geheuer erſchien, ſo ſchickte er La Caille mit dreißig Soldaten ab, die auf dem Boden des Fahrzeuges verſteckt lagen. Die Piraten, die nur zwei bis drei Leute auf dem Deck ſahen, ließen das Boot unbeſorgt nah herankommen. Wie beſtürzt aber waren ſie, als die dreißig Mann plötzlich an Bord ſprangen und ſie packten, bevor ſie zu den Waffen greifen und ſich zur Wehr ſetzen konnten. Ueberwältigt, verzweifelt und betrunken wurden ſie unter ſtrenger Bewachung an's Land gebracht. Ihre Geſchichte war bald erzählt. Anfangs hatte ihnen das Glück gelächelt. An der Küſte von Kuba nahmen ſie eine Brigantine mit Wein und Proviant. Nächſtdem ſtießen ſie auf eine Karavelle, die ſie ebenfalls eroberten. In einem Dorfe auf Jamaika landend, plünderten und ſchwelgten ſie eine volle Woche. Kaum ſtachen ſie wieder in See, als ihnen ein kleines Fahrzeug in den Wurf kam, das den Gouverneur der Inſel an Bord hatte. Trotz der verzweifelten Gegenwehr wurde es genommen und eine reiche Beute dazu. Sie dachten auch von dem Gouverneur ein erkleckliches Löſegeld zu erpreſſen; aber der ſchlaue Spanier überliſtete ſie. Unter dem Vorwande, wegen der für ihn, wie für die Affen und Papageien, die er mit ſich führte, verlangten Summe Vorkehrungen zu treffen, erbat er ſich die Erlaubniß, Anweiſungen an ſeine Gemahlin zu vermitteln. Die Folge war, daß bei Tagesanbruch drei wohlgerüſtete Schiffe über ſie herfielen und ihnen die Beute abjagten. Die Piraten wurden theils niedergehauen, theils gefangen, bis auf ſechsundzwanzig, die die Anker ihrer Brigantine kappten, und die hohe See gewannen. Unter dieſen befanden ſich der Rädelsführer Fourneaux und glücklicher Weiſe der wackere Trenchant. Dieſem, begierig in das Fort Karolina, von wo er wider Willen entführt worden war, zurückzukehren, gelang es während der Nacht auf Florida zuzuſteuern. Beim unerwarteten Anblick des St. Johann hatten die darüber raſenden und verzweifelten Räuber nur die Wahl, entweder vor Hunger umzukommen, da ihr Vorrath auf der Neige war, oder Hilfe im Fort zu ſuchen. Sie wählten das Letztere. Einige Schläuche ſpaniſchen Weines waren noch übrig; hier, vor der Ausſicht auf den Strick, fraterniſirten Adlige und Gemeine in einem gräßlich luſtigen Trinkgelage. Vom Weine erhitzt, führten ſie hier zur Selbſtverſöhnung eine Gerichtsſcene auf. Einer ſtellte den Richter, ein Anderer den Kommandanten vor; Zeugen wurden aufgerufen, Anwälte plaidirten für und wider. „Sagt, was Ihr wollt“, bemerkte Einer auf die Rede des Vertheidigers, „aber ich will Laudonnière nimmer einen ehrlichen Kerl heißen, wenn er uns nicht Alle hungern läßt.“

Sie hatten einige Hoffnung, von den Indianern an der Flußmündung Eßwaaren zu erſtehn und dann wieder abzuſegeln; doch ſie war durch den jähen Angriff La Caille's vereitelt worden.

Ein niedergeſetztes Kriegsgericht ſprach über Alle das Schuldig aus. Fourneaux und drei andere wurden zum Strang verurtheilt.

„Kameraden!“ redete Einer der Verurtheilten die Soldaten an, „werdet Ihr dabeiſtehn und es ruhig anſehn, wie wir abgeſchlachtet werden?“

„Das ſind keine Kameraden von Meuterern und Rebellen!“ erwiderte Laudonnière.

Auf die Fürbitte ſeiner Umgebung jedoch änderte er den Richterſpruch und begnadigte ſie zu Pulver und Blei.

Eine Riege Arquabuſiere trat vor, das Zeichen erfolgte, eine Salve knatterte und die Schuld der Gerechtigkeit war bezahlt, die Ordnung im Fort Karolina hergeſtellt.

Kleine literariſche Revue.

— **„Oeſterreichs Zukunft.“** *) So heißt eine aus Wien uns zugegangene Druckſchrift, die an die eben ſtattgefundene Modifikation des öſterreichiſchen Kabinets einige auch für das geſammte übrige Deutſchland anziehende Betrachtungen knüpft. Es iſt wahr: mit dem Ausſcheiden des Grafen von Rechberg, des großen Reaktionairs von 1850, des Wiederherſtellers des däniſchen Staatsrechts in Schleswig-Holſtein und des Haſſenpflug'ſchen in Kurheſſen, iſt den deutſchgeſinnten Oeſterreichern ein ſchwerer Stein vom Herzen gefallen. Aber wird Herr Graf von Mensdorf-Pouilly wirklich den Muth haben, die Pferde am öſterreichiſchen Staatswagen vorn ſtatt, wie die ſpaniſch-italiäniſchen Camarillas ſeit den Tagen Karl's V., hinten anzuſpannen? Wird ſeine auswärtige Politik harmoniſch mit der im Innern ſein? Wird er ſich entſchließen, ebenſo mit dem Konkordat, wie mit dem verderblichen Schutzzoll-Syſtem zu brechen? Von der Entſcheidung dieſer Fragen hängt allerdings die Zukunft Oeſterreichs ab. Der Verf. der vorliegenden Schrift iſt augenſcheinlich ein freiſinniger Mann, der im Innern des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats volle Freiheit der Bewegung und vollſtändige Gleich-

*) Oeſterreichs Zukunft. Ein Nachwort zur öſterreichiſchen Miniſterkriſis. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1865.

Digitized by Google

heit des Rechtes will, doch auch er wagt es nicht, gleich den uns bekannten unabhängigen Organen der öſterreichiſchen periodiſchen Preſſe, ſich über dieſen Punkt ganz frei auszuſprechen. Nur andeutungsweiſe giebt er es zu erkennen, indem er räth, die Homogenität der bisher ſo auseinandergehenden und ſich widerſprechenden Theile des Kaiſerſtaates dadurch herbeizuführen, daß allen Staatsbürgern in Ungarn, wie in den deutſch-ſlaviſchen Ländern Oeſterreichs eine direkte Theilnahme am Verfaſſungsleben gewährt wird. Dem Verfaſſer zufolge iſt jetzt die Reihe an Oeſterreich, moraliſche Eroberungen in Deutſchland ſowohl, als im ganzen übrigen Europa zu machen; es habe dazu die beſte Gelegenheit, indem es durch ſeine vermittelnde Lage, wie durch ſeine vermittelnden Prinzipien, den Weſten und den Oſten Europas ebenſo verbinde, wie auseinanderhalte, und indem es durch ſein Eingehen auf die Napoleoniſche Idee des Kongreſſes die allgemeine Entwaffnung und damit zugleich den allgemeinen, friedlichen Fortſchritt herbeiführen helfe.

— **William Pierſon's „Preußiſche Geſchichte."***) Die Zahl der populären Geſammtdarſtellungen der preuß. Geſchichte iſt wieder durch eine neue vermehrt worden, welche aus der Feder eines geborenen Preußen von engliſcher Abſtammung, des Berliner Jugendlehrers W. Pierſon, gefloſſen iſt. Man kann dieſem Produkte das Lob einer fleißigen Detailarbeit, ſowie eines klaren, feſten und gedrungenen Styles nicht abſprechen; auch iſt die Auffaſſung der gegebenen Thatſachen ſeitens des Darſtellers, wenigſtens was die älteren Perioden der Geſchichte von Brandenburg-Preußen betrifft, meiſtentheils die rechten, von der geraden Linie altpreußiſcher Tradition vorgezeichneten Pfade gegangen: der Autor nimmt ein warmes, inniges Intereſſe an dem Wohl und Wehe des norddeutſchen Großſtaates und er verleugnet in dieſem Punkte ſeine fremdländiſche Herkunft ſo ſehr, daß er Preußens unmittelbare Machtſtellung und ſelbſtändige Bedeutung eher zu vergrößern, als zu unterſchätzen ſcheint. Dieſer keineswegs anglomaniſchen Stimmung hält aber die ſehr geringe Meinung, welche Herr Pierſon von Deutſchlands politiſcher Leiſtungskraft und von der realen Energie der deutſchen Einheitsbeſtrebungen hegt, ein unſerm nationalen Bewußtſein nicht allzu ſchmeichelhaftes Gleichgewicht. Die Annahme, Preußen ſei ſeit dem Großen Kurfürſten in Deutſchland ſtets Alles in Allem geweſen, kann uns nicht tröſten, weil der Autor ſtellenweiſe vergißt, daß Preußen eben nur ſeiner ehrenfeſten Vertretung und treuen Wahrnehmung der echt deutſchen Intereſſen ſeinen ſtaatlichen Aufſchwung verdankt. Ein einziger Blick auf die dem Buche beigegebene, übrigens vortreffliche, Karte lehrt, daß der moderne Preußenſtaat auf eine deutſche Politik angewieſen iſt, ſich von ſeinen Blutsverwandten nicht iſoliren darf. Ohne die Vorausſetzung einer politiſchen Verbrüderung der Deutſchen iſt Preußens territoriale Konfiguration (drei völlig getrennte Parzellen!) geradezu eine Unmöglichkeit!

Herr Pierſon hat den Faden der Erzählung bis in den Herbſt 1864 fortgeführt; der letzte ſchleswig-holſteiniſche Krieg und ſein Ausgang ſind noch mit geſchildert. Wir können, ſo ſehr auch der Autor ſich um einen mittleren Standpunkt bemüht hat, dieſe Ausdehnung des Inhalts keine glückliche nennen. Die Zeit unparteiiſcher Würdigung deſſen, was die Gegenwart an Ereigniſſen brachte, liegt noch weit vor uns; die Geiſterſchlachten, die von 1815 bis heute geliefert worden, ſind in friſchem Gedächtniß, die meiſten Mitkämpfer aus der Regierungsperiode Friedrich Wilhelm's IV., recht viele ſogar aus der Friedrich Wilhelm's III. weilen heute noch unter den Lebenden; Alle, die etwas gelten und galten, haben auf die eine oder andere Art Partei ergriffen und die Beſſeren gewiß nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen. Wo könnte da eine kaltblütige, ſtreng wiſſenſchaftliche Behandlung aufkommen? Und wo dieſe noch ihrer Stunde harrt, iſt die volksmäßige Darſtellung um ſo mehr verfrüht, ſie, welche erſt den geebneten Spuren der gelehrten Forſcher langſam nachfolgt und immer auf geſicherten Reſultaten fußt. Herr Pierſon hätte ſeinem freiſinnigen Konkurrenten, dem wackeren Ferdinand Schmidt, nachahmen und bei 1815 Halt machen ſollen!

Kleinere faktiſche Irrthümer, die meiſt in das Gebiet der Kriegsgeſchichte einſchlagen, (z. B. wenn Herr P. in der Schlacht bei Wartenburg das preuß. Leibregiment Nr. 8 von der Brigade Horn als Garderegiment anſieht und dem Aehnliches) wollen wir dem Autor gern verzeihen. Eine neue Auflage wird hoffentlich manche Verbeſſerung aufweiſen und alsdann wünſchen wir, wird den Winken einer unbefangenen und unabhängigen Kritik ſegensreiche Beachtung geſchenkt ſein. T. v. B.

— **Goethe's Jugend auf franzöſiſchem Theater.** Herr Blaze de Bury, deſſen Geſpräch mit Meyerbeer über die Muſik der Zukunft wir in der vorigen Nummer des „Magazin" mittheilten, hat ein mit muſikaliſchen Einlagen ausgeſtattetes Drama, La jeunesse de Goethe, geſchrieben das im Pariſer Odeon-Theater zur Aufführung kommen ſoll. Die muſikaliſchen Einlagen ſind von Meyerbeer componirt, in deſſen Nachlaß ſich das Manuſcript mit den Compoſitionen gefunden hat. Es ſcheinen in dieſem Stücke Erinnerungen an die Zeit vorzukommen, in welcher Goethe die erſten Anfänge ſeines „Fauſt" gedichtet, denn Meyerbeer ſoll mit Rückſicht auf ſeine Compoſitionen zu dieſer „Jugend Goethe's" geſagt haben: „So iſt es mir denn auch vergönnt geweſen, mein Wort über Goethe's Fauſt zu ſagen."

— **Aug. Scheler's franzöſiſche Etymologieen.** Als ein vortreffliches Hülfsmittel zum wiſſenſchaftlichem Studium der franzöſiſchen Sprache empfehlen wir das etymologiſche Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache von Dr. Aug. Scheler.*) Es iſt ein Auszug aus des Verfaſſers Dictionnaire d'Etymologie française, das ſeine Entſtehung dem Wunſche des Verfaſſers verdankte, das, was die neuere Wiſſenſchaft, vertreten durch deutſche Gelehrte, wie Dietz, Diefenbach, Mahn, Fuchs u. A., errungen, den Franzoſen zugänglich und genießbar zu machen. Damit nun auch in Deutſchland die in gelehrten Werken oder Zeitſchriften zerſtreuten neueren Ergebniſſe für das größere Publikum, namentlich für die Schule, verwerthet werden, hat der Verfaſſer vorliegenden Auszug veranſtaltet. „Ich fand dadurch, ſchreibt er in dem Vorwort, Gelegenheit, einestheils die mittlerweile erkannten Unvollkommenheiten des Dictionnaire zu beſeitigen und dann und wann auch neu erworbene Erkenntniſſe an den Mann zu bringen, anderntheils dem theuren Vaterlande, in welchem es mir nur neun Jahre meines Lebens — aber, Gott ſei Dank, neun Schuljahre — zu leben vergönnt war, einen Tribut treuer, dankbarer Ergebenheit abzutragen." Wir zweifeln nicht, daß durch einen fleißigen Gebrauch des nützlichen Buches dem Verfaſſer der Beweis geliefert werden wird, wie das Vaterland die Dankbarkeit ſeiner Söhne zu achten weiß. Herr Dr. Scheler lebt in Brüſſel, wo er, als Bibliothekar

*) Preußiſche Geſchichte von William Pierſon. Mit einer hiſtor. Karte von H. Kiepert. Berlin, Stilke und van Muyden, 1865. 1 Bd. gr. 8. v. IV. und 626. S.

*) Brüſſel und Leipzig. Aug. Schnée. 1865.

Digitized by Google

des Königs der Belgier, ein würdiger Vertreter der deutſchen Wiſſenſchaft iſt, welcher er dort auch in mancher Beziehung zu nützen weiß.

— Dr. **Levyſohn's „Kritiſche Blätter.“** Dieſes ſeit nunmehr vier Jahren in anſpruchsloſem Gewande und für einen äußerſt billigen Preis*) zu Grünberg in Schleſien erſcheinende Blatt entſpricht dem Bedürfniſſe Derer, die mit einer Ueberſicht aller neuen literariſchen Erſcheinungen zugleich eine kurze Andeutung über den Inhalt und den Werth eines Theiles dieſer Erſcheinungen zu haben wünſchen. Das Publikum dieſer Blätter beſteht wahrſcheinlich meiſtens aus ſolchen gebildeten Männern, die, wie Gutsbeſitzer, Landprediger, Förſter ꝛc., vereinzelt leben und keine Gelegenheit haben, größere Journale zu leſen. Sie werden durch die „kritiſchen Blätter“ ziemlich au courant mit Allem gehalten, was auf dem deutſchen literariſchen Markt erſcheint. Wir glauben, daß die Redaktion, die übrigens mit Umſicht verfährt, wohl daran thun wird, ſtets nur jenes Publikum im Auge zu behalten; ſie wird dadurch den Kreis ihrer Leſer befriedigen und in Folge deſſen auch ſtets vergrößert ſehen, während eine Erweiterung ihres Wirkungskreiſes nur die Anſprüche an ſie vermehren würde, denen ſie, bei dem beſcheidenen Preiſe des Blattes, unmöglich zu genügen vermöchte.

— **Payne's Illuſtrirter Familien-Kalender** für das Jahr 1865 iſt wiederum bei dem billigen Preiſe, zu dem er geliefert wird,**) überraſchend reich ausgeſtattet. Die Illuſtrationen ſowohl als der Text ſind von der mannigfaltigſten Art und ganz geeignet für das große Kalender-Publikum, das, außer den Stahlſtich-Prämien, auch noch baare Prämien zu erwarten hat. Dafür hat dieſer Familien-Kalender aber auch eine Auflage von 150,000 Exemplaren, von denen ein Theil unter den Deutſchen in Amerika abgeſetzt wird.

Literariſcher Sprechſaal.

Das neueſte Heft (Oktober 1864) der „Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde“†) enthält unter Anderm einen an Dr. Heinrich Barth gerichteten Brief des Naturforſchers Dr. Schweinfurth aus Suakin in Nubien, worin dieſer über die Reſultate ſeiner Reiſe von Koſſeir, am Rothen Meer entlang, durch das Gebirge bis an den Golf von Berenice und nach Suakin Bericht erſtattet. Der deutſche Naturforſcher hat dem ägyptiſchen Gouvernement Aufſchlüſſe über fünfzehn Brunnen ertheilt, die er auf ſeiner Reiſe durch die Wüſte in ſein Itinerar eingetragen. Mit Hülfe dieſer Brunnen dürfte es möglich ſein, das viele Vieh, das aus dem Süden nach dem durch die Viehſeuche außerordentlich mitgenommenen Aegypten geſchafft werden ſoll, zu Lande nach Koſſeir zu treiben.

*) Die „Kritiſchen Blätter“ erſcheinen alle 14 Tage ½ bis 1 Bogen ſtark, zum vierteljährlichen Abonnements-Preiſe von 5 Sgr. Grünberg in Schleſien, bei W. Levyſohn.

**) Preis in Sachſen 5 Ngr., in Preußen geſtempelt 10 Sgr. Leipzig, Dresden, Berlin und Wien, A. H. Payne.

†) Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. Berlin, Dietr. Reimer.

Die „Oeſterreichiſche Wochenſchrift“ weiſt auf den ſeltſamen Gebrauch ungariſcher, böhmiſcher und galiziſcher Muſikalien-Verleger hin, die einen Nationalſtolz darein ſetzen, die Titel der bei ihnen erſcheinenden Werke nur in ihren reſpektiven Landesſprachen vorzudrucken, wodurch ſie dieſen Muſikalien die Verbreitung in der übrigen Welt faſt unmöglich machen. Mit Ausnahme von Heckenaſt in Peſt, halten alle ungariſchen Muſikalien-Verleger mit Zähigkeit an ihren magyariſchen Noten-Ueberſchriften feſt und verſchmähen es, denſelben auch nur eine deutſche, franzöſiſche oder italiäniſche Ueberſetzung beizufügen. Denſelben ſelbſtgenügſamen Gebrauch finden wir in neueſter Zeit auch häufig in Prag, Lemberg und Krakau. Sobald derlei „nationale“ Verleger ihre Muſikalien nur auf den kleinen Markt ihrer Nation einſchränken wollen, eine weitere Verbreitung derſelben verachtend, haben ſie natürlich mit ihrer ſprachlichen Ausſchließlichkeit vollkommen Recht. Kein Menſch nimmt dann weiter Notiz davon, und derlei Prager, Peſter, Lemberger Verlagsartikel, möge ihr Inhalt vielleicht der köſtlichſte ſein, exiſtiren für das übrige Europa nicht. Zu verwundern bleibt es dann noch immer, daß jene Nationen gar kein Verlangen hegen ſollten, den Schatz ihrer Muſik, die doch eine allgemeine Sprache iſt, auch von den Kulturvölkern gekannt und beachtet zu wiſſen. Wenn ſie aber dieſen Wunſch hegen und dennoch bei ihrem exkluſiven Titelweſen verharren, dann iſt ihr Verfahren wahrhaft verkehrt. Wir haben neulich auch eine intereſſante, bei Hofmeiſter in Leipzig geſtochene Sammlung von 100 kleinruſſiſchen Volksliedern geſehen, deren Herausgeber, Anton Kocipinsky, in der (kleinruſſiſch geſchriebenen) Vorrede ausdrücklich den Wunſch ausſpricht, es möchten dieſe Lieder, deren Poeſie und Muſik eine weite Verbreitung verdienen, auch bei anderen Nationen Eingang und Würdigung finden. Er verſchmäht es aber, dem Titel der Sammlung eine deutſche, franzöſiſche, italiäniſche oder engliſche Ueberſetzung beizufügen, oder auch nur die Ueberſchriften der Lieder zu verdolmetſchen, woraus man wenigſtens auf den Hauptinhalt der Gedichte ſchließen könnte. Der Violinſpieler Reményi, welcher ſein halbes Leben auf Reiſen zubringt, um ſeiner Kunſt in Deutſchland, England und Frankreich Anerkennung zu verſchaffen, läßt ſeine Compoſitionen (Klavier- und Violinſtücke) lediglich mit ungariſchen Titeln drucken. Die Folge davon iſt, daß außerhalb Ungarns kein Menſch das Titelblatt dieſer Compoſitionen auch nur umwendet.

Der wohlfeilen Ausgabe von „Klaſſikern des In- und Auslandes“, die bei A. Hofmann & Comp. in Berlin erſcheint, ſind kürzlich auch Immermann's „Epigonen“ (2 Bände*) und deſſen „Andreas Hofer, der Sandwirth von Paſſeyer“**), angereiht worden. Wir können es nur willkommen heißen, daß dadurch die Werke des leider zu früh der Welt entriſſenen Immermann mehr und mehr zum Gemeingute des deutſchen Volkes gemacht werden.

*) Preis 27 Sgr. **) Preis 6 Sgr.

Digitized by Google

Literariſche Feſtgeſchenke.

Luiſe, Königin von Preußen. Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Luiſe, Königin von Preußen. Ihr Leben, Leiden und Sterben dem Volke erzählt von **Friedrich Adami.** 8. geh 20 Sgr. in engl. Einbd. mit Deckelpreſſung 1 Thlr.

Fouqué (Friedrich von): Undine. Illuſtrirte Ausgabe (12. Auflage. 1860). Mit 70 Holzſchnitten. Mit des Dichters Biographie, Portrait und Facſimile. gr. 8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reicher Vergoldung und Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (13. Aufl. 1864) mit Titelkupfer in engl. Einbd. m. Goldſchn. 1 Thlr.
Volks-Ausgabe (11. Auflage 1859). geh. 10 Sgr.; in engl. Einbd. 17½ Sgr.

Weltlich Evangelium. Ein Blüthenkranz deutſcher Lyrik. Dritte Aufl. Mit Titel in Holzſchnitt. In engl. Einbd. m. Goldſchn. 1 Thlr.

Krummacher, Ad., Harfenklänge. 1857. gr. 12. in engl. Einbd. m. Goldſchn. 1 Thlr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von **C. W. Hufeland,** Leibarzt ꝛc. Pracht-Ausgabe (15. Aufl. 1860) mit einer biographiſchen Einleitung von **A. Krummacher,** mit L's Portrait in Stahlſtich; Farbendrucktitel u. in engl. Einbd m. Goldſchn. 1 Thlr. 10 Sgr.
Miniatur-Ausgabe (16. Auflage 1861) in engl. Einband mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Worte des Heilandes an Chriſtenkinder. Eine Feſtgabe in ſiebzehn Kinderpredigten von Frauenhand. Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage. 1856. 32. kart. mit Goldſchnitt 8 Sgr.

Philipp Jacob Spener und ſeine Zeit. Eine kirchenhiſtoriſche Darſtellung von **Wilhelm Hoßbach,** Dr theol., Conſiſtorialrath, Prediger ꝛc. 3. Aufl. 1861. 2 Thle. gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der heilige Johannes Chryſoſtomus von Dr. **A. Neander.** Dritte verb. Auflage. Neue Ausgabe. Zwei Thle. 1858. geb. 2 Thlr.

Geſchichte der griechiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile. (66¾ Bg.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Geſchichte der römiſchen Literatur. Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (65 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Geſchichte des brandenb.-preußiſchen Staates von **F. Voigt,** Prof. 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr., in Kattun gebund. 2 Thlr. 10 Sgr.

Lehrbuch des Schachſpiels von **D. Harrwitz,** enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Andersen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verf. u. A. 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz u. Goßmann) in Berlin. (634)

Stuttgart. Bei uns iſt erſchienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Oswald, Joh., Bilder aus der deutſchen Geſchichte. Zur Unterhaltung und Belehrung für die reifere Jugend und das Elternhaus. 8. br. 1 fl. oder 18 Sgr.

Mit kundiger Hand hat der Herausgeber bei dem großen Material die richtige Auswahl getroffen, mehrere poetiſche Stücke eingeflochten und einen Anhang, die ſchönſten vaterländiſchen Gedichte enthaltend, beigegeben. Bei ſo reichem und anregendem Inhalte, billigem Preiſe und hübſcher Ausſtattung, wird dieſes echte deutſche Buch gewiß viele Freunde finden. (633)

Chr. Belſer'ſche Verlagshandlung

So eben erſchien im Verlage von S. G. Liesching in Stuttgart und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Witukind.

Eine Erzählung aus den Sachſenkriegen Karls des Großen.
Von
Georg Rapp.

Mit einem Umſchlagbild. Fein cartonirt. 27 Sgr

Eine für die reifere Jugend beiderlei Geſchlechts, wie für Erwachſene gleich anziehende Erzählung aus einer der größten Epochen der deutſchen Volks- und Kirchengeſchichte. Bei dem Mangel an Büchern, welche nicht blos Unterhaltung ſondern auch Belehrung und Förderung bieten, darf der vorliegende Verſuch um ſo größere Beachtung in Anſpruch nehmen. (623)

Kritiſche Blätter.

IV. Jahrgang.

Vollſtändige Ueberſicht der neueſten literariſchen Erſcheinungen, nach Wiſſenſchaften geordnet.
Recenſionen aus allen Fächern: Kurz! Kernig! Unabhängig! Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide!

Erſcheinen alle 14 Tage für vierteljährlich
nur 5 Sgr.
Grünberg, Verlag von W. Levyſohn.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten. (631)

Neue hiſtoriſche Werke.

Im Verlage von Duncker und Humblot ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leopold Ranke, Engliſche Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Band 5. Preis 3 Thlr. 20 Sgr.

Jahrbücher der Deutſchen Geſchichte, herausgegeben von der königl. hiſtoriſchen Kommiſſion in München.

Dümmler, Geſchichte des Oſtfränkiſchen Reichs Band II. Die 1 ten Karolinger. Konrad I. Preis 4 Thlr.

Früher ſind erſchienen: (624)

Dümmler, Geſchichte des Oſtfränkiſchen Reichs. Bd. I. Ludwig der Deutſche. Preis 5 Thlr.

Hirſch, Jahrbücher des Deutſchen Reichs unter Heinrich II. Band I. 2. Preis 8 Thlr 5 Sgr.

Hahn, Jahrbücher des Fränkiſchen Reichs 741—752. Preis 2 Thlr.

Waitz, Jahrbücher des Deutſchen Reichs unter Heinrich I. Neue Bearbeitung. Preis 2 Thlr.

So eben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher für Politik und Literatur. November 1864.

Inhalt: Friedrich Kapp, Friedrich der Große, England und die Vereinigten Staaten. I. — Friedrich Noack. Der Feind im Weinberge des Herrn (Schluß) — F. H., Preußiſche und engliſche Städteverfaſſung. — M. E. Leſſing, Für die Gebildeten gegen Bogumil Goltz. — Alfred Woltmann. Die Berliner Kunſtausſtellung des Jahres 1864 (Schluß). — Die Jeſuiten in Naſſau. I. von einem Rheinländer. (632)

Die deutſchen Jahrbücher ꝛc. erſcheinen in monatlichen Heften von 8 bis 9 Bogen in gr. 8. Vierteljährlicher Abonnementspreis (für 3 Hefte) 1⅔ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.
Berlin, im November 1864. **J. Guttentag.**

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchienen folgende **neue Werke** in der **Deutſchen Romanbibliothek** in

Wohlfeilen Volks-Ausgaben:

Im Buſch.

Auſtraliſche Erzählung
von
Friedrich Gerſtäcker.

3 Bände. Claſſikerformat. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.
(Würde nach früheren Romanpreiſen 4 Thlr. gekoſtet haben.)

Das Mormonenmädchen.

Erzählung
aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857—58
von
Balduin Möllhauſen.

6 Bände. Claſſikerformat. broch. 2¼ Thlr.
(Würde nach früheren Romanpreiſen 6—7 Thlr. gekoſtet haben.)

Enthält außer den ſo vielfach anerkannten und belehrenden Naturſchilderungen, welche dieſes Mal vorzugsweiſe das wunderbar zerklüftete Hochland zwiſchen Neu-Mexiko und Californien und deren Bewohner betreffen, zahlreiche in eine ſpannende Erzählung vereinigte charakteriſtiſche Züge des Mormonenthums und ſeiner Anhänger.

Ein deutſcher Landsknecht der neueſten Zeit.

Aus dem Leben eines Verſtorbenen, nach deſſen hinterlaſſenden Papieren
bearbeitet von
Julius von Wickede,
Rittmeiſter a. D.

1. Band: Die Feldzüge von 1848 bis 1850 in **Schleswig-Holſtein.**
2. Band: Kriegsdienſte und Reiſen in Braſilien und anderen ſüdamerikaniſchen Staaten. Eintritt in die ruſſiſche Armee. Der orientaliſche Krieg.
3. Band. Die k. k. öſterreichiſche Armee 1859 in Italien. Eintritt in päpſtliche Dienſte 1860. Eintritt in die Dienſte der conföderirten Staaten von Nord-Amerika. Kämpfe in den Jahren 1861 und 1862.

3. Bände. Claſſikerformat. broch. **2 Thlr.**
(Würde nach früheren Romanpreiſen ca. 5 Thlr gekoſtet haben.) (622)

Beilage: Proſpekt der **Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten** von **O. F. Gruppe. Friedrich Bruckmann Verlag in München.**

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 48.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin — Sonntag, den 27. November — 1864.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Die große Karte der Welt (Chart of the World) und die neue Mercator-Karte von Herm. Berghaus 754
Das öſterreichiſche Steinöl (Petroleum) und deſſen Produkte 756
Frankreich.
Die hiſtoriſche Geſellſchaft in Straßburg und Colmar 758
Aus Paris, von Paul Lindau. Victor Hugo und ſeine letzten romantiſchen Dichtungen. II. 759
England.
Die deutſche Bühne in London im Jahre 1852 762
Der Kreuzzug von Richard Löwenherz . . 763
Nord-Amerika.
Zur Geſchichte Europa's in Amerika. III. Die Roth, der engliſche Sklavenhändler, die ſpaniſche Macht 764
Kleine literariſche Revue.
General La Marmora und Garibaldi . . 765
Peter von Köppen 766
Bryant's amerikaniſche Gedichte 766
Eine engliſche Anthologie 766
„Himmel- u. Höllenfahrten eines Kleinſtädters“ 766
Deutſche Orthographie 766
Literariſcher Sprechſaal 767

Billige neue Ausgaben
classischer historischer Werke.

Macaulay, History of England. 4 Bde., geb. in engl. Leinwand 16 Shilling.
Tytler, History of Scotland, from Alexander III. to the Union. 4 Bde., geb. in engl. Leinwand 18 Sh. 6 P.

Vorräthig bei (638)
A. Asher & Co.
Berlin, London,
U. d. Linden 70. 13 Bedford Street Covent Garden.

Franzöſiſche Literatur.
Nouvelles publications de la librairie académique Didier & Comp. à Paris.

Oeuvres de M. Pierre Lebrun, de l'Académie française. 4 vol. in 12. 14 fr.
La Thebaide des Grèves. Par Hipp. de Morvonnais. Nouvelle édition, suivie de poésies posthumes. 3½ fr.
Histoire morale des femmes, Par Ernest Legouvé, de l'Académie française, 4e édition. 3½ fr. (647)
La pluralité des mondes habitées. Étude ou l'on expose les conditions d'habitabilité des terres célestes au point de vue de l'astronomie, de la physiologie et de la philosophie naturelle. Par C. Flammarion. 3e édition. 4 fr.

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

In November will be published, price 3s. 6d.
THE GLOBE EDITION OF
SHAKESPEARE'S
COMPLETE WORKS
In One Compact Volume, Royal fcap. 8vo, beautifully printed on toned paper and bound in extra cloth,
EDITED BY
W. G. CLARK and W. ALDIS WRIGHT.

In announcing this volume of the Globe Edition *of the complete works of* SHAKESPEARE, we believe we are justified in saying that considering the author, the quality of editorial work, printing, paper and binding, *no cheaper volume was ever offered to the public.* From the conscientious care and pre-eminent knowledge and skill which the editors have brought to the work, we believe it is as near an approach to an immaculate text as has yet been given. A new Glossary, with references to places where words are used in various senses, has been specially prepared for this edition by Rev. J. M. Jephson.

The toned paper was made expressly for the book by Messrs Dickinson, whose care in helping to realize our idea of a paper which should combine beauty of texture and opaqueness with the requisite thinness we gratefully acknowledge.

Mr Clay, the Cambridge University printer, also kindly and efficiently entered into and forwarded our views, procuring in adequate quantity a new and beautiful fount of a type which has already gained public approval, and he has bestowed the greatest care throughout on reading and press work.

Mr Burn, the binder, with his characteristic good taste and scrupulous care has produced a binding which for strength and elegance is worthy of the work. The result, we trust, of the united efforts of editors, paper-makers, printers and binders, is an edition of Shakespeare which every Englishman of the tolerably educated classes, from the intelligent mechanic to the peer of the realm, might gladly possess. It is fine enough for the latter, and cheap enough for the former.

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (641)

Nicolaische Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Soeben ist erschienen:
Das Leben und die Lehren
des
Mohammad.
Nach bisher grösstentheils unbenutzten Quellen bearbeitet
von
A. Sprenger, Professor in Bern.
Band III. (Schluss). Preis 4⅔ Thlr., für alle 3 Bände 12 Thlr.

Das vorliegende religionsgeschichtliche Werk ist eine **Leistung ersten Ranges.** Der gelehrte Verfasser hat seinen vieljährigen Aufenthalt in Indien als **Vorsteher aller mohammedanischen Hochschulen** eifrigst benutzt, um sich auf sein Unternehmen, die **Geschichte des grossen moslimischen Propheten** zu schreiben, tüchtig vorzubereiten. **Ein Kenner der theologischen Literatur der Araber und Perser, wie ein zweiter in Europa wohl nicht existirt,** hat er ein unermessliches, bis jetzt meist noch gar nicht gekanntes Quellenmaterial zusammengebracht, durchforscht und gesichtet, und darauf hin eine der **wichtigsten Erscheinungen der Weltgeschichte** auf eine höchst unparteiische, klare und anschauliche Weise in diesem Werke zur Darstellung gebracht. Darum ist **dies Werk,** welches eine Masse interessanter Details bietet, das allerlei Excurse enthält, und welches auch alle wichtigen Stellen des Koran in frischer Uebertragung mittheilt, nicht sowohl allen
Theologen, Historikern u. Orientalisten,
sondern jedem Gebildeten angelegentlichst zu empfehlen. Besonders werden es aber die
öffentlichen Bibliotheken
nicht entbehren können. (639)

Oeſterr. Wochenſchrift
für Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentl. Leben.
(Wien. In Kommiſſion bei C. Gerold.)

Nr. 46 u. 47. **Zeisberg, H.** Oeſterr. Geſchichte im Zeitalter der Babenberger. — **Le Play:** La Réforme sociale en France. — **K. Fiſcher** über Leſſings Nathan d. Weiſen. — **Unger u. Kotſchy:** Die Inſel Cypern. — **H. Lorm:** Deutſche Erzähler.

Kleine liter. Anzeigen. — Kunſtnotizen. — Vom deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Büchermarkt. — Sitzungsberichte. (643

Preis jährlich 4 Thlr.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die große Karte der Welt (Chart of the World) und die neue Mercator-Karte von Herm. Berghaus.

Faſt gleichzeitig ſind in dem kartographiſchen Inſtitut von Juſtus Perthes in Gotha eine große Weltkarte in acht Blättern (Pr. 4 Thlr.) und eine kleinere auf einem Blatte (Pr. 1⅓ Thlr.), beide in Mercators Projection, erſchienen, die als epochemachende Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kartographie bezeichnet werden dürfen.

Die größere Karte giebt, weil ſie hauptſächlich für die Seefahrer der ganzen Welt beſtimmt iſt und ihre Verbreitung vorzugsweiſe in Großbritannien und deſſen Kolonien zu erwarten hat, in engliſcher Sprache die Namen der Meere, Länder, Gebirge ꝛc. Dies wird jedoch ihrem Werth in Deutſchland keinen Eintrag thun, da die wenigen Ausdrücke die den Deutſchen, welche nicht Engliſch verſtehen, vielleicht nicht verſtändlich in einem deutſchen Begleitworte erklärt ſind. Die Erwartung, daß dieſe Karte beſonders in England großen Anklang finden werde, hat ſich übrigens bereits in dem Maße bewährt, daß im Laufe von acht Monaten drei Auflagen nothwendig geworden und jetzt ſchon zwiſchen 6—7000 Exemplare der Chart of the World im Publikum ſich befinden.

Die neue Weltkarte iſt aber auch für unſere Welt der Lokomotiven, der Dampfſchiffe und der elektriſchen Telegraphen ein überaus zeitgemäßer und nützlicher Wegweiſer durch dieſe Welt. Jene drei Verkehrs- und Verbindungs-Mittel bilden, ſich gegenſeitig ergänzend, einen vollſtändigen, um die Welt gezogenen Ring der Kultur und des Verkehrs aller Nationen der Erde. Wer alſo dieſen Ring in ſeinen nächſten, wie in ſeinen ſicherſten Dimenſionen und Richtungen zu zeichnen und als geographiſche Norm feſtzuſtellen weiß, der darf in der That als Welt-Geograph bezeichnet werden, und dieſes Prädikat werden wir, nachdem wir uns mit dieſer Karte näher bekannt gemacht, Herrn Hermann Berghaus mit vollem Rechte beilegen können.

Während die bisher vorhandenen Erdkarten ſich hauptſächlich beſtrebten, die Binnenländer mit ihren Verkehrsſtraßen ausführlich darzuſtellen, wobei das Meer ziemlich leer gelaſſen, oder doch nur mit den Linien älterer Entdeckungsreiſen ausgefüllt wurde, allenfalls auch wohl, neben der Angabe der Meeres-Strömungen, die von den Segelſchiffen am Meiſten befahrenen Paſſagen enthielt, giebt die Chart of the World in erſter Linie eine Ueberſicht des durch Segel- und Dampfkraft vermittelten, regelmäßigen Verkehrs zur See. Sie entſpricht in dieſer Beziehung dem praktiſchen Zweck einer See-Poſtkarte, ähnlich den Eiſenbahn-Karten für den binnenländiſchen Verkehr.

Die Packet-Dampfſchifffahrts-Linien treten auf dieſer Karte in farbigen Darſtellungen in den Vordergrund. Die bunte Begränzung der Staaten iſt durch die lichtbraune Bedeckung der Länderräume gemildert — Land und Waſſer gehen klar auseinander.

Auf blauem Grunde ſind durch verſchieden weite, lichte Linien die langſamen Triſten, Treibſeen (drifts) von den tieferen Strömungen (currents) und den noch ſchnelleren Hauptſtrömen des Meeres unterſchieden; ebenſo ſind die von dieſen angeſchwemmten Krautwieſen der Seegräſer (kelp) und Tange (sea-weed) durch beſondere Bezeichnungen kenntlich gemacht.

Die Eismeere ſind, je nach dem Vorkommen des Pack-Eiſes oder des beſtändigen Eiſes, dunkel- oder hellblau punktirt, die Gränzen des Treibeiſes (drifting ice) durch zackige Linien bezeichnet.

Von Tiefſeemeſſungen ſind die wichtigſten, ſowie die tiefſten Stellen unterſeeiſcher Telegraphen-Leitungen angegeben. Gränze der Tiefe iſt die Linie von hundert Faden Tiefe.

Die Karte iſt nach Oſt- und Weſt-Länge durch den Meridian der Sternwarte von Greenwich, nicht durch den von Ferro, halbirt, weil alle ſeefahrende Nationen, mit Ausnahme der Franzoſen, den Meridian von Greenwich für die Zeitbeſtimmung angenommen haben. Außerdem gewährt dies auch den Vortheil, daß es die große öſtliche Ueberland-Route im Zuſammenhange läßt und dem äußerſten Nord- und Oſtpunkt des aſiatiſchen Kontinents mit Kamtſchatka und der auſtraliſchen Inſelwelt den geeigneten Platz an der rechten Seite des Blattes gewährt.

Die Karte giebt alle wichtigen Küſtenpunkte und eine vollſtändige Ueberſicht der großen Staaten und ihrer Kolonien, während kleinere Staaten des Binnenlandes — damit nicht ein zu buntes Gewirr die Ueberſicht ſtöre — vielfach (wie namentlich in Deutſchland) zuſammengezogen ſind.

Die Seeverkehrs-Straßen ſind in folgender Weiſe dargeſtellt:

Die Linien des Dampfpacket-Dienſtes ſind durch Kolorirung von den meiſtbefahrenen Paſſagen der Segelſchifffahrt unterſchieden und hervorgehoben.

Den Segelſchiff-Curſen iſt, außerdem daß ſie nach Hin- und Rückfahrt (von Europa und Nordamerika aus) und für die nordatlantiſche und die Oſtindien-Fahrt auch für entgegengeſetzte Jahreszeiten, verſchieden bezeichnet ſind, die durchſchnittliche Fahrtdauer nach Tagen, aus neuen Logbuch-Auszügen beigefügt.

Bei den Packet-Dampfſchiff-Curſen iſt, neben den Entfernungen zwiſchen den Stationen nach Seemeilen und den Ueberfahrtszeiten nach Tagen, bei kürzeren Strecken ſogar nach Stunden, die Flagge der Schiffe und die Frequenz ihrer Fahrten angegeben.

Gegen dreißig verſchiedene, ſehr einfache Signaturen, zu welchen noch die Kolorirung kömmt, bilden den Ausdruck für dieſe Angaben. Die farbige Bezeichnung macht ſich namentlich bei den nach der Geſellſchaft benannten Poſtdampfer-Linien von längerer Fahrt geltend.

Der erſte Blick zeigt, daß der Betrieb der gleichartigen Linien auf der ungeheuern Strecke vom Engliſchen Kanal bis zum äußerſten Oſten Chinas und Auſtraliens Ein Unternehmen, daß der Dienſt der kaiſerlich-franzöſiſchen Meſſagerie-Geſellſchaft von Bordeaux bis zum ſüdlichſten Atlantiſchen Handelsplatze Süd-Amerikas und von Marſeille bis zum größten Handelsplatze des äußerſten Oſtens reicht.

An den großen Handels- und Verkehrs-Plätzen in breiten Bündeln zuſammenlaufend, gruppiren ſich die Seepoſt-Curſe nach folgenden vier Hauptrichtungen:

1) die nordatlantiſche Fahrt;
2) die ſüdatlantiſchen Poſten;
3) die öſtliche Ueberland-Route;
4) die weſtliche Ueberland-Route.

Von den an die Dampfſchifffahrt ſich unmittelbar anſchließenden und dadurch die Kommunikationswege ergänzenden Eiſenbahnen, überländiſchen und unterſeeiſchen Telegraphen-Linien ſind die größeren, dem internationalen Verkehr dienenden mit Einſchluß der projektirten und noch nicht völlig ausgeführten, angegeben.

Die Berghaus'ſche große Weltkarte bietet alſo — und jede Be-

Digitized by Google

ſchreibung bleibt hinter dem anſchaulichen Bilde weit zurück — auf durchaus wiſſenſchaftlicher Grundlage eine allgemeine Ueberſicht von Land und Meer, hauptſächlich aber eine Darſtellung der Bahnen des Weltverkehrs durch Segelkraft, Dampfkraft und Elektro-Magnetismus.

Daß die Karte, während nach Norden der Parallel von 80 Grad, jenſeits der äußerſten Eskimo-Sitze, den Schluß bildet, nach Süden nur bis zum 60. Grade der Breite reicht, erklärt ſich, abgeſehen von der Rückſicht auf nicht zu unbequemes Format, ſchon dadurch, daß letzterer Parallel, über welchen hinaus die Geographie nur einzelne kurze Küſtenlinien, abwechſeind mit oft unabſehbaren Eismaſſen aufweiſt, weil über d.e ſüdlichſten Gränzen menſchlicher Wohnſitze und des Schiffsverkehrs hinaus liegt, weshalb auch ohne Beeinträchtigung des Raumes hier kleine Ueberſichten der die Schifffahrt ſo nahe angehenden, magnetiſchen Mißweiſung (declination) und die auf dem Meere vorherrſchenden Luftſtrömungen Platz finden konnten.

Neben Angabe der Linien gleicher Gezeiten (tides, Ebbe und Fluth, nach Whewell) dienen die in den oberen Ecken der Karte angebrachten Plangloben dazu, indem ſie uns Land und Meer im richtigen Flächenverhältniß zeigen, die der Mercator-Projektion eigenthümliche Verdehnung der Formen nach den Polen zu in der Anſchauung auszugleichen.

Nächſt Großbritannien haben, dem Vernehmen nach, Rußland, Skandinavien, Belgien, Holland, Italien und die Schweiz große Beſtellungen auf die Chart of the World gemacht. In Nord-Amerika hat Profeſſor Whitney vor etwa zehn Jahren eine Weltkarte nach Mercator's Projection entworfen, auf welcher der amerikaniſche Kontinent den Mittelpunkt bildet, während die öſtliche Seite mit Europa und Weſt-Aſien abſchließt, Nord- und Oſt-Aſien aber, ſowie Auſtralien, auf der weſtlichen Seite der Karte ſich befinden. Nach Oſt- und Weſt-Länge iſt dieſe Karte durch den Meridian der Sternwarte von Waſhington getheilt. Natürlich ſchmeichelt es den Yankees, ſich als Mittelpunkt der Welt dargeſtellt zu ſehen. Herr Whitney bewies auch in den ſeiner Weltkarte beigegebenen Erklärungen, daß nicht London und andere europäiſchen Häfen, ſondern New-York von den Haupt-Ausgangsquellen aller Welt-Handelsſtraßen, z. B. von Kalkutta, Melbourne, Liſſabon und Liverpool, am Vortheilhafteſten zu erreichen ſei und daß, nachdem die große Eiſenbahn von San Francisco in Kalifornien nach New-York vollendet ſei, der Handel ebenſo von China, Japan und Oſtindien, als von Auſtralien und Neu-Seeland, nach Europa am Nächſten und Beſten über New-York ſeinen Weg nehmen würde. Die Ausführung dieſer kühnen amerikaniſchen Welthandels-Pläne iſt vorläufig noch, wie es ſcheint, in Folge des ſeit drei Jahren wüthenden Bürgerkrieges vertagt, doch dürften ſie nach Beendigung deſſelben um ſo thätiger wieder aufgenommen werden. Allerdings ſind die Engländer nichts weniger als geneigt, dieſe Anſprüche New-Yorks und der Amerikaner, der Handels-Mittelpunkt der Welt zu ſein, anzuerkennen, und der Redacteur dieſer Blätter hat ſelbſt vor einigen Jahren in der Geographiſchen Geſellſchaft in London einem Vortrags-Cyklus beigewohnt, worin die Ideen und Berechnungen des Herrn Whitney einerſeits von ihm ſelbſt und einigen ſeiner gelehrten Landsleute demonſtrirt und andererſeits von den berühmteſten engliſchen Autoritäten, wie Sir R. Murchiſon, Mr. Major u. A., bekämpft und für amerikaniſche Chimären erklärt wurden. Es waren beſonders die entgegengeſetzten Meeresſtrömungen, dann die Monſune und Paſſate, die man als ſolche Momente nachwies, welche — abgeſehen von der in Abrede geſtellten, jedoch von Herrn Whitney mit Bändern und Zollſtock nachgewieſenen, kürzeren Diſtanzen — die See-Wege von Oſtindien, China und Auſtralien über Nord-Amerika nach Europa unpraktiſch machen ſollen.

Uns Deutſchen kann es natürlich ganz recht ſein, wenn einmal die Amerikaner als Konkurrenten der Engländer im oſtaſiatiſchen und auſtraliſch-europäiſchen Weltverkehr auftreten. Einſtweilen wollen wir uns jedoch mit der vortrefflichen, von allen Zukunfts-Projekten ſich fern haltenden Weltkarte von Hermann Berghaus, der nach wie vor das alte Europa zum Mittelpunkte der Welt und des Kulturlebens der Völker macht, genügen laſſen.

Hoffentlich werden nunmehr aber auch die deutſchen Hanſeſtädte, die ſich bisher mit den ſchlechten engliſchen und amerikaniſchen See- und Weltkarten begnügten, deren ſie ſich ausſchließlich bedienen, dieſe gegen die verbeſſerte Berghaus'ſche Chart of the World vertauſchen. Es muß ja jedem Deutſchen eine Freude ſein, daß ein Erzeugniß deutſcher Wiſſenſchaft und deutſcher Technik einen ſo allgemeinen Anklang in der ſeefahrenden und in der Handelswelt gefunden hat. Dreihundert Jahre ſind jetzt gerade verfloſſen, ſeitdem unſer deutſcher Landsmann Gerhard Mercator in Köln die erſten Weltkarten nach ſeiner Projection erſcheinen ließ, die ſeitdem maßgebend für alle nautiſchen Weltkarten der großen See- und Handelsſchifffahrt geblieben. Ein anderer Deutſcher iſt jetzt, nicht minder maßgebend, an die Stelle Mercator's getreten.

Nächſt Herrn Herm. Berghaus ſind auch die Herren F. von Stülpnagel, als Zeichner, und die Herren Eberhardt und Weiler als Kupferſtecher zu nennen, die ſich große Verdienſte um die Herſtellung der neuen großen Karte erworben haben.

Die kleinere Weltkarte des Herrn Herm. Berghaus iſt nicht mit engliſcher, ſondern mit deutſcher Nomenklatur ausgeſtattet. Sie iſt keineswegs eine bloße Wiederholung der großen Karte in kleinerem Maaßſtade, ſondern von einem etwas davon abweichenden Standpunkt entworfen und enthält ſogar mancherlei, was entweder auf der großen Karte nicht zu finden iſt, oder was ihr für uns Deutſche, wegen ſeiner leichteren Ueberſichtlichkeit einen Vorzug verleiht.

Unter Anderm iſt die vollſtändige Poſtſchifffahrts-Verbindung um die Erde, von der bisher nur etwas mehr als zwei Drittel des ganzen Umfanges beſtand und noch beſteht, die aber im März 1865 in ihrer ganzen Ausdehnung ins Leben treten wird, auf dieſer Karte bereits angegeben. Man wird hiernach eine Dampf-Reiſe um die Welt über Panama und Suez in vier Monaten, und auf der Route um das Vorgebirge der Guten Hoffnung und um das Kap Horn in vier Monaten und einer Woche machen können.

Als Beiſpiele neuerer Erd-Umſchiffung in den beiden entgegengeſetzten Richtungen ſind auf dieſer Karte (gelb) der Curs der Novara-Reiſe, die in öſtlicher Richtung ſtattgefunden hatte, und der der ſchwediſchen Fregatte Eugenie, die in weſtlicher Richtung gefahren war, (blau) eingetragen. Es waren dies die letzten unter Segel ausgeführten wiſſenſchaftlichen Weltreiſen. Die Dauer der Fahrten betrug bei der Novara im Ganzen 849 Tage, wovon 551 Tage unter Segel, bei der Eugenie 643 Tage, wovon 416 in See. Die Fahrtzeit für die einzelnen Strecken ergiebt ſich aus der, den Curslinien von fünf zu fünf Tagen beigeſetzten Zahlen. Aus einer Vergleichung der Tage auf der öſtlichen mit denen auf der weſtlichen Curslinie erhält man die Beſtätigung der bekannten Annahme, daß auf einer öſtlichen Weltreiſe ein Tag im Kalender ge-

Digitized by Google

wonnen, auf einer weſtlichen dagegen ein Kalender-Tag verloren wird.

Auch auf dieſer Karte iſt der im März 1865 vollſtändig herzuſtellende Gürtel regelmäßiger Dampfſchiff-Verbindungen um die Erde, mit den kurzen Unterbrechungen bei Suez und Panama, wo die Schiffſahrt durch Eiſenbahnen ergänzt wird, in beiden (d. h. öſtlichen und weſtlichen) Richtungen eingetragen. Die Länge dieſer Linien iſt auf 24,880 Seemeilen berechnet, wovon bei der Reiſe über Suez und Panama reſp. 193 und 42 Meilen auf die beiden Eiſenbahnen kommen. Die Dauer einer ſolchen Weltreiſe per Dampf würde für die Fahrt ſelbſt, wie wir bereits vorhin bemerkt, über Suez und Panama vier Monate und auf der Route nach Auſtralien und um das Kap Horn zurück vier Monate und eine Woche dauern.

Im Beſitze einer oder der anderen dieſer beiden Weltkarten, werden wir fortan jedem Berichte über große neue Weltreiſen genau mit dem Auge folgen und uns in jedem Augenblicke die Verhältniſſe vergegenwärtigen können, unter denen die Weltfahrer ihre ſchwierige Aufgabe erfüllen.

Der Verlagshandlung, dem alten berühmten kartographiſchen Inſtitut von Juſtus Perthes in Gotha, gebührt übrigens für die ebenſo in wiſſenſchaftlicher, wie in techniſcher Hinſicht dem deutſchen Fleiße zur Ehre gereichenden, beiden Werke unſer Dank nicht minder, als den Männern, die dabei unmittelbar beſchäftigt waren.

Das öſterreichiſche Steinöl (Petroleum) und deſſen Produkte.

Die Erſchließung der Steinöl-Quellen der Vereinigten Staaten, welche durch Jahrtauſende dem Menſchen-Auge verborgene Natur-Reichthümer an's Tageslicht förderte, der rapide Fortſchritt, den die Steinöl-Induſtrie ſeit Ende des Jahres 1859 bis zum heutigen Tage dort gemacht, die wilde Spekulation endlich, welche zu Anfang d. J. 1861 bereits ſich dieſes in Europa noch wenig gekannten Artikels bemächtigte und viele Millionen Dollars in Anſpruch nahm, waren der äußere Anlaß, daß man auf dem europäiſchen Kontinente, welcher ebenfalls ſehr beachtenswerthe Mengen dieſes Produktes beſitzt, aufmerkſam wurde und — wenngleich mit nicht zu leugnendem Mißtrauen — an die Aufſchließung von Erdöl-Adern Hand zu legen begann.

Seit 1861 datirt auf dem Kontinente eine in dieſer Richtung erfreuliche Regſamkeit, trotzdem die von Oelraffineurs und Photogen- und Solarölfabrikanten gegen das Steinöl in allen nur erdenklichen Arten ausgehende publiziſtiſche Reklame, wozu leider die Preſſe, gegen das öffentliche und national-ökonomiſche Intereſſe ihre Hand geboten, — nicht wenig bei ängſtlichen Gemüthern beigetragen hat, dieſen in vieler Hinſicht vortrefflichen Leuchtſtoff für öffentliche und häusliche Zwecke zu diskreditiren.*)

*) Wir ſind der Meinung, daß der Konſum des Rüböls durch die Konkurrenz des Petroleums kaum beinträchtigt werden wird. Das Bedürfniß einer hellen Beleuchtung von Wohn- und Arbeitsräumen, von öffentlichen Straßen und Gebäuden, wächſt mit der wachſenden Kultur in ſo rapider Weiſe, daß ohne die Auffindung des Petroleum die Preiſe des Rüböls, das übrigens immerhin einige häusliche Vorzüge gegen das Erſtere, wie gegen das Steinkohlen-Gas, beſitzt, gewiß auch in den letzten Jahren wiederum ſehr geſtiegen wären. Allerdings wird ſich der Landbau fortan mit etwas beſcheideneren Preiſen des Oelſamens (Rapſes) begnügen müſſen. D. R.

Indeſſen bricht das Praktiſch-Gute unaufhaltſam ſich ſeine Bahn.

Galizien birgt unſchätzbare, bis jetzt kaum von der Oberfläche zum kleinſten Theil gewonnene Mengen Erdöls, abgeſehen von Mengen in der Tiefe.

An vielen Orten Ungarns und Kroatiens iſt Erdöl gefunden und darauf geſchürft worden; und wenngleich die, außerhalb Galiziens geförderten Steinöle bei Weitem den galiziſchen an Qualität und Leuchtwerth nicht gleichkommen, ſo bieten die jetzt bekannten ungariſchen und kroatiſchen Steinöle immerhin rationelle Baſis genug für eine zu gründende bergmänniſche Exploitation.

Die Deſtillation von galiziſchem und von ungariſchem Erdöl gab folgende durchſchnittliche Reſultate:

a) Galiziſche Nafta.

200 Netto-Gramm wurden der Deſtillation unterworfen, und erhielt man:

						Spez.-Gew.
bis 200° Celſius	44,50	Gramm	=	22,25	Proc.	0,765
Von 200 - 300°	53,20	"	=	26,60	"	0,856
" 300 - 360°	23,21	"	=	11,60	"	0,875
" 360 u. darüber	25,25	"	=	12,62	"	0,915
Rückſtand	43,55	"	=	21,75	"	
Gas und Verluſt	10,34	"	=	5,17	"	
	200,0	Gramm	=	99,99	Procent.	

Paraffin-Gehalt etwas über zwei Procent des Oelgewichtes.

b) Ungariſche Nafta.

Von 1037,3 Netto-Grammes erhielt man durch fraktionnirte Deſtillation.

Von 71° bis 125° C. = 34,49 Gr.
" 125° " 200° " = 22,79 "

					Spez.-Gew.
Zuſammen:	57,28 Gr.	=	5,52	Proc.	0,765
Von 200° bis 255° C.	= 61,90 "	=	5,76	"	0,780
" 250° " 277° "	= 86,40 "	=	8,53	"	0,790
" 277° " 300° "	= 78,50 "	=	7,52	"	0,810
" 300° " 360° "	= 78,90 "	=	7,60	"	0,865
" 360° " 400° "	= 63,95 "	=	6,16	"	0,850
" 400 u. darüber	= 86,85 "	=	8,38	"	0,845
" 400 u. darüber	= 54,80 "	=	5,28	"	0,850
Rückſtand	= 449,80 "	=	43,26	"	
	1017,88		98,10%		
Gas, Waſſer und Verluſt:	19,42		1,82%		

Galizien, vorzüglich der Oſten, iſt in dieſer Richtung mit einem den Kapitaliſten ermunternden Beiſpiele vorangegangen, obgleich heute, trotz der hunderttauſende geförderten Centner Erdöl's, ſich nicht behaupten läßt, daß **nur ein Einziger** der dortigen Oel-Grundbeſitzer die amerikaniſchen Erfahrungen ſich zu Nutze gemacht hätte. **Bis heute exiſtirt in ganz Galizien keine einzige Bohrung auf Erdöl!***) trotzdem die, in Hinſicht der primitiven Schachtabteufung und Gewinnung des Oeles ſelbſt — im Allgemeinen immerhin günſtig zu nennende Ausbeute der Brunnengräber auf die Tiefe weiſt.

In Ungarn und Kroatien ſind die Vorboten der Oeladern in der Tiefe, als ſtarke Kohlenwaſſerſtoffgas-Entwickelung, Vorkommen von Erdwachs (Ozokerin und Hatchettin) — ja ſelbſt das Zutagetreten des Erdöls beim Graben von Trinkwaſſerbrunnen und Tiefſtützen

*) Eine im Sandez'er Kreiſe in der Nähe des Ortes Klecżany ausgeführte bis auf 136' Teufe gebrachte Bohrung von 10" Durchmeſſer (!!) iſt wegen ihrer irrationellen Dispoſition völlig erfolglos geblieben und liegt das Bohrloch gegenwärtig trocken.

Digitized by Google

— noch nicht mit Aufmerkſamkeit und derjenigen Intelligenz beobachtet worden, welche das Vorkommen eines ſo wichtigen Naturprodukts zweifelsohne erheiſcht. Eine rationelle Schachtteufung bis zum feſtern, maſſigen Geſtein und Bohrungen von mittlerem Diameter, aber genügender Teufe dürften in Galizien, Ungarn und Kroatien Reſultate ergeben, welche eine hierfür verwandte Kapitalsanlage in Folge der primitiven Zuſtände dieſer Kronländer und beſonderer Rückſichtsnahme auf Wohlfeilheit des Holzes (Nutz- und Brennholzes) und der Arbeitslöhne ſtets rentabel erſcheinen laſſen.

Die öſterreichiſche Erdöl-Induſtrie hat eine nicht zu unterſchätzende Zukunft und verſpricht für die in ſo mancher Hinſicht, ſowohl in kultur-hiſtoriſcher Beziehung als auch bezüglich des in ſeinem Keime dort erſtickten Handels und Verkehrs, — gegenüber andern Kronländern'z. B.: Böhmen, Mähren, Steyermark, Nieder-Oeſterreich ꝛc. ungünſtig ſituirten Länderſtrecken, eine Quelle des National-Wohlſtandes, eine Förderung für die im Stillſtand begriffene Civiliſation, — endlich der Schlüſſel zu werden für die durch den Mangel von Verkehrs-Wegen im Schoße der Erde ſchlummernden mannigfaltigen montanen Induſtriezweige.

Nachdem das Erdöl der Walachei a priori durch ſeine hohen Tranſitſpeſen und den beim Import nach Oeſterreich zu leiſtenden Zoll früher kaum im Stande war mit galiziſchen Produkten die Konkurrenz zu beſtehen, hat der jüngſt edirte, auf Ausfuhr-Artikel der Moldau und Walachei 5procentigen Werthzoll beſtimmende Akt des Fürſten Cuſa den Import nach Oeſterreich unmöglich gemacht, — zugleich aber auch der Intelligenz einen Fingerzeig gegeben, dieſen Artikel ſowohl in Galizien als auch in Ungarn und Kroatien erſchöpfend auszubeuten.

* * *

Die Verarbeitung des Roh-Erdöls durch rationelles Deſtilliren ergiebt folgende Produkte.

1) Petroleum, Aether und Petroleumſprit.
2) Raffinirtes Petroleum in zwei Qualitäten.
3) Rohes Paraffinöl.
4) Rohes Paraffin.
5) Reſiduum.

Werden die erhaltenen zwei Qualitäten Leuchtöl und die sub 1, 3, 4 und 5 angeführten Halbfabrikate direkt verwerthet, ſo ergiebt ſich für die Unternehmung ein Reingewinn von fl. 6 bis fl. 8 pro Centner Rohöl; oder wenn man die Ankaufskoſten der rohen Waare auf gleichen Preis anſchlägt — von 100 Procent.

Wird das rohe Paraffinöl indeſſen verarbeitet, und zwar durch geeignete Miſchung mit fetten Oelen zu Maſchinen-Schmierölen, — unterzieht man das rohe Paraffin einer Raffination, bei welcher der Petroleumſprit eine integrirende Rolle ſpielt, — iſt man ferner, geſtützt auf die neueſten Erfahrungen der Gas-Technik, darauf bedacht, die ſich in größeren Mengen anhäufenden Rückſtände zu vergaſen: ſo dürfte eine Kapitals-Anlage ſich in kurzer Zeit verdreifachen.

Die Maſchinenöle aus Paraffinöl hergeſtellt, ſind für alle Maſchinen, mit Ausnahme der mechaniſchen Webſtühle und Spindeln, ein ausgezeichnetes und beliebtes Schmiermaterial.

Die Kerzenfabrikation hat aus dem Paraffin der bituminöſen Schiefer, der Dog-head und Candle-Coal, aus zwei prägnanten Gründen, keine Erfolge erzielt.

Einmal war man genöthigt, durch koſtſpielige und weitläuftige Deſtillationsprozeſſe mit theuren Materialien das Paraffin als theures Hauptprodukt zu gewinnen, — während das erhaltene Paraffin der Erdöl-Fabrikation ein von ſelbſt reſultirendes Nebenprodukt iſt, deſſen Reinigung allein Arbeit und Kraft erfordert; —

Zum Andern iſt das aus bituminöſen Mineralien gewonnene Paraffin von einem durchſchnittlichen Schmelzpunkte von 43,3° Celſ., der es für Leuchtzwecke nicht durchgehends anwendbar erſcheinen läßt — während das Erdöl-Paraffin eine größere Dichtigkeit hat und in Folge eines höheren Schmelzpunktes zur Kerzenfabrikation vorzüglicher wird. Im Allgemeinen läßt ſich annehmen, daß das Petroleum die hohen Paraffinpreiſe dergeſtalt herabdrücken wird, daß die Herſtellung von Paraffinkerzen mit denen aus Stearin einſt gleichen Schritt gehen werde.

Höchſt wichtig iſt endlich der Rückſtand der Deſtillation zur Herſtellung von Petroleum-Leuchtgas, resp. als verkäufliches Vergaſungs-Material.

Es hat bisher das Nichtgelingen der Konſtruktion geeigneter ſicherer, vor Exploſionen ſchützender Vergaſungs-Apparate die allgemeine Einführung des Petroleum-Gaſes gehindert, trotzdem das Bedürfniß, vorzüglich in mit Erdöl-Quellen geſegneten Gegenden, ein lebhaft empfundenes iſt.

Erſt in jüngſter Zeit iſt es gelungen, einen Gas-Apparat zu conſtruiren, welcher hinſichtlich der oben erwähnten Erforderniſſe vollkommen genügt und welcher geeignet erſcheint, der Verbreitung des Petroleum-Gaſes Vorſchub zu leiſten.

Der im September 1864 für die öſterreichiſche Monarchie patentirte Univerſal-Gas-Apparat von Ellenberger und Below baſirt in ſeiner Konſtruktion auf der Vergaſung von Fabrikations-Rückſtänden und zeichnet ſich nicht nur durch die überraſchend ſchnelle Gas-Entwickelung, durch die vorzügliche Leuchtkraft des erzeugten Gaſes und den auffallend geringen Konſum, — ſondern auch durch die überaus einfache konſtruktive Anordnung ſeiner Theile, durch die daraus reſultirende leichte Anwendbarkeit und ſeine Wohlfeilheit ganz beſonders aus.

Für die Petroleum-Induſtrie iſt dieſer Apparat von ganz beſonderer Wichtigkeit.

Nicht nur daß den Deſtillations-Rückſtänden als Vergaſungs-Material ein erhöhter Werth gegeben wird und die Kalkulation an und für ſich günſtiger ſich ſtellt, — ſondern es darf auch ferner angenommen werden, daß die Städte mittlerer Einwohnerzahl der Erdöl produzirenden Provinzen Oeſterreichs, welche leider der Segnungen einer anderen, als der primitivſten Oelbeleuchtung kaum theilhaftig werden, durch die Einführung des Petroleum-Gaſes werden in den Stand geſetzt werden, ſich eine billige Gasbeleuchtnng zu ermöglichen.

Nach den angeſtellten Verſuchen ergaben:

100 Zollpfund Petroleum-Rückſtand 1000 Kub.' ſächſ. Gas = 806,4 Kub.' engl. von einem zwiſchen 0,6 bis 0,8 variirenden Gewicht und einem drei- bis vierfachen Lichteffekte bei gleichem Konſume als Kohlengas, — oder von dem 3. und 4. Theil von Kohlengas-Konſum bei gleichen Lichteffekten. Mit einem Konſum von 1,8 K.' beginnend und bis 3,8 K.' per Stunde ſich ſteigernd, zeigte ein Argandbrenner mit 32 Oeffnungen am Bunſen'ſchen Photometer einen Lichteffekt von 16 bis 24 Stearinkerzen, von denen 6 auf 1 Pfd. gehen; — während Kohlengas bei einem Konſum von 5 K.' engl. 10 bis 15 Lichtſtärken zeigte.*)

---

*) Ueberraſchende Reſultate hat neben der Petroleum-Gaserzeugung der Apparat mit Oedenburger grober und kleiner Braunkohle ergeben; die grobe ergab in 1 Stunde 55 Minuten per Z.-Ctr. 485 Kub.-Fuß engl. Die Kleinkohle ergab in 1 Stunde 43 Minuten per

Digitized by Google

Das Gas aus Petroleum enthält keine ſchweflige Säure, weder Ammoniak noch Kohlenſäure und braucht deshalb keiner chem. Reinigung unterworfen zu werden.

Hinſichtlich der Zeit, welche nothwendig iſt, einen gewiſſen Kub.-Raum mit Gas zu füllen, ſo verhält ſich dieſe bei Petrol.-Gas zu dem erforderlichen Zeitaufwande bei Kohlengas wie 50:100 oder **1:2.**

Ganz beſonders anwendbar wird ferner das Petrol.-Gas für portative-Beleuchtungszwecke ſein. Auf 15 Atmoſphären komprimirt, wird es bei ſeiner drei- bis vierfachen Leuchtkraft für eine intendirte Anzahl Brennſtunden auch entſprechend die drei- bis vierfache Brenndauer von auf gleiches Volum komprimirten Steinkohlen-Gaſen haben. Die in England jüngſt gemachten günſtigen Verſuche mit komprimirtem Gaſe dürften für die Einführung von Kompreſſions-Petroleum-Gas zur Beleuchtung von Bahnzügen und Dampfern ermunternd wirken und das Augenmerk des Kapitals und der Intelligenz auf die Wichtigkeit des Steinöl-Gaſes und jene erwähnten Patent-Univerſal-Gas-Apparate lenken.

Eduard Schmidt.

Frankreich.

Die hiſtoriſche Geſellſchaft in Straßburg und Colmar.*)

Der dem Elſäſſer erbeigenthümliche und ihm recht aus dem Herzen kommende Sinn für die Thaten und Spuren ſeiner Väter, ein Sinn, welcher ſich auch in der franzöſiſchen Form kräftig bewahrt hat und unaufhörlich friſche Blüthen treibt, hat ſeinen Sammel- und Stützpunkt an der hiſtoriſchen Geſellſchaft des Elſaſſes (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace), die, wie vielleicht kein anderer europäiſcher Gelehrten-Verein, tief in die Schichten des Volkes eingreift und zu ihren ſtrebſamen und eifrigen Förderern Männer zählt, welche dem praktiſchen, dem Geſchäftsleben angehören, aber gern ihr Theil zur Verbreitung der Kunde einer geliebten Heimat und zur Erhaltung ihrer Denkmäler beitragen.

Wo ein ſo ſchöner Zug der Gemüther wirkſam iſt und die Wiſſenſchaft nicht allein ſteht, wo der Forſcher ſich nicht ſagen braucht, er ſei „unter Larven die einzig fühlende Bruſt," wird um ſo zwangloſer etwas Tüchtiges geleiſtet und von ſolchen Leiſtungen giebt die Zeitſchrift der hiſtoriſchen Geſellſchaft (Bulletin de la Société p. l. c. d. m. hist. d'Alsace) ein reichhaltiges Abbild. Die Aufſätze der Mitglieder, welche überall das regſte Intereſſe für den Gegenſtand und gründliche Sachkenntniß bezeugen, ſind würdig der ſchönen, faſt prächtig zu nennenden Ausſtattung des Blattes, die mit engliſchen Unternehmungen ähnlicher Art zu wetteifern ſcheint. Es wimmelt hier von gediegenen Schilderungen und der Horizont derſelben iſt keineswegs auf das Elſaß zu beſchränken. Denn die Betrachtung der Verhältniſſe dieſer Gränzmark, verweiſt uns unmittelbar auf die Geſchichte Deutſchlands, Lothringens, Frankreichs im Allgemeinen und der Schweiz im Beſondeen; das Elſaß am grünen Rheinſtrom iſt ein Lichtkern, von welchem Strahlen hiſtoriſcher und ethnographiſcher Einſicht und Erkenntniß in allen Richtungen der Windroſe ausgehn. Nicht umſonſt hat es die Vorſehung zu einem Janus geſtempelt.

Allein das Räthſel, warum die Betheiligung an den Arbeiten der hiſtoriſchen Geſellſchaft eine ſo umfaſſende und mannigfache, iſt leicht erklärt. Der praktiſche Zweck der Vereinigung giebt uns Aufſchluß. Damit einige ausgezeichnete Köpfe ihre antiquariſchen Studien fördern können, dazu pflegen ſelten oder nie Beamte, Geiſtliche, Sachwalter, Fabrikanten, Kaufleute, Gutsbeſitzer und Rentner, Offiziere und Baumeiſter ſich in Bewegung zu ſetzen und Hand an's Werk zu legen. Dergleichen geſchieht höchſtens für eine große Handlung der Vaterlandsliebe, die ohne zahlreiche Beihülfe nicht zu Stande kommen würde. Und es iſt auch eine That der Vaterlandsliede, die im Elſaß Perſonen aller Grade und Berufsklaſſen um die Fahne der Alterthumsforſchung verſammelt. Allerdings iſt es einem ausgedehnten Kreiſe bewußt, daß man auf einem Boden ſteht, den vielerlei Kulturen durch die Jahrhunderte und Jahrtauſende bebaut haben, eine keltiſche der römiſchen, eine fränkiſche der ſchwäbiſch-deutſchen Epoche voranging: aber es handelt ſich den Elſäſſer Archäologen nicht blos um Ausgrabungen alter Münzen, Schauſtücke, Werkzeuge, Gefäße und Standbildchen, ſondern der Sinn dieſes Strebens iſt gleichzeitig und ſogar vorzugsweiſe auf die Erhaltung der ehrwürdigen Reſte der Vergangenheit, zumal der Baudenkmäler des Elſaſſes," gerichtet. Die Burgen und Schlöſſer, die Abteien und Klöſter, die Kirchen und Kapellen gothiſchen und des älteren romaniſchen Styls will der Elſäſſer nicht verfallen laſſen; er will ſich noch in ſpäter Zukunft erfreuen an dem Anblick der Rieſenbauten, die ſeine Väter unternommen; er will nicht, daß jene Ruinen, welche maleriſch die Felſen des Vogeſus krönen, dem Wetter und den Stürmen zum Raube werden. Dieſer äſthetiſch-patriotiſche Sinn hat die „Geſellſchaft zur Erhaltung der hiſtoriſchen Denkmäler des Elſaſſes" in's Leben gerufen und ſie hat, wie man ſieht, einen praktiſchen Zweck, für den ſich Männer und Frauen jeden Standes und ſowohl denkende Köpfe als fühlende Herzen degeiſtern können.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung und ein Wahrzeichen der Stärke des elſaſſiſchen Patriotismus, daß die hiſtoriſche Geſellſchaft ſowohl das romaniſche als das germaniſche und andrerſeits ebenſowohl das proteſtantiſche als das katholiſche Element der Bevölkerung vereinigt. Altelſäſſer und Altfranzoſen begegnen ſich an dieſem Mittelpunkte in der gleichen Anhänglichkeit an den Boden, auf welchem ſie gemeinſam leben; Katholiken und Proteſtanten vergeſſen ihre harten Principien-Kämpfe um eines gemeinſamen Strebens willen, das beider Parteien Herz billigt und erwärmt. Das Mitglieder-Verzeichniß von Ende November 1863 bietet im Hinblick auf dieſe Verſchmelzung der Gegenſätze höchſt intereſſante Daten. Die beiden Präfekten der elſaſſiſchen Departements, Herr Migneret für den Niederrhein, Herr Odent für den Oberrhein, ſind ſelbſtverſtändlich Ehren-Präſidenten der Geſellſchaft, aber es iſt gewiß auffallend, wenn man bei dem altfranzöſiſchen Namen Migneret den Vermerk „Stifter der Geſellſchaft" lieſt und alſo ein eigenſtes Werk des autonomen und an ſeiner Wurzel germaniſtiſchen Provinzialgefühls durch den amtlichen Vertreter der franzöſiſchen Staats- und Geſammtheits-Intereſſen nicht blos befördert, ſondern ſogar angeregt

---

Z.-Ctr. 571 Kub.-Fuß engl. Leucht-Gas, welches von Anfang bis zu Ende eine ſilberhelle Weiße zeigte. — An Nebenprodukten wurden erhalten:

Von der Groben . . . 15 Pfd. }
Von der Kleinkohle . . 13 Pfd. } Theer und Waſſer.

Der feſte Rückſtand hat keine Aehnlichkeit mit Koks und iſt zur Feuerung unbrauchbar.

Die Gas-Erzeugung ſpart hinſichtlich der Zeit 60% gegen Kohlengas. Photometriſche Meſſungen ſind noch nicht angeſtellt worden.

*) Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. II. Série. Tome I, livr. 1—3, Tom II, livr. 1. 2. Paris et Strasbourg, Veuve Berger-Levrault et fils, 1862—64. — 5 cahiers gr. in 8º.

Digitized by Google

findet. Hierin ſpiegelt ſich offenbar ein richtiger Takt und eine entſchloſſene, ſelbſtgewiſſe Vorurtheilsfreiheit, welche, indrm ſie auf die gegebenen Verhältniſſe und die thatſächlichen Bedürfniſſe eingeht, volle Anerkennung verdient. Denn es giebt nur Eine Staatsweisheit und die lautet: Beobachtung und Verwerthung des Gegebenen!

Geſchäftsführender Präſident der Geſellſchaft und zwar ſeit deren Entſtehung, die in das Jahr 1855 fällt, iſt der im „Magazin“ öfters genannte Herr Ludwig Spach, (Proteſtant), Ober-Archivar der Präfektur und Präſident der literariſchen, ſowie Sekretair der polytechniſchen Geſellſchaft. Neben ihm ſteht als Vicepräſident der katholiſche General-Vicar der Diöceſe, Herr Schirr, der in dem deutſch geſchriebenen (ſeit 1858 durch die franzöſiſche Union alsacienne erſetzten) „Katholiſchen Kirchen- und Schulblatt für das Elſaß“ mehrfach eine gute germaniſtiſche Ader bekundet hat; dann als Sekretär ein Arzt, Dr. med. Eißen, als Schatzmeiſter der Architekt des Münſterſtifts Klotz, und als Archivar der erſte Bücherkenner des Elſaſſrs, der gleich ſeinem Freunde Spach in dieſen Blättern bei verſchiedenen Anläſſen rühmlich erwähnte Buchhändler Herr Friedrich Karl Heitz, proteſtantiſcher Konfeſſion. Dieſe Perſonen bilden das Büreau des Verwaltungs-Ausſchuſſes der Geſellſchaft. Unter den ſonſtigen Mitgliedern der Adminiſtration eröffnet den Reigen der von 1855 her deutſchen Leſern nicht unbekannte Baron Arthur von Schauenburg, Mitglied des Generalraths des Niederrhein-Departements, weiland der ſtreitbare katholiſche Angreifer des großen evangeliſchen St. Thomasſtiftes, jetzt ein höchſt eifriger Archäolog, der die äſthetiſche Seite der Geſellſchaftszwecke lebhaft vertritt. Außerdem nennen wir beſonders den geiſtreichen Abbe Straub, ebenfalls als Verfechter des äſthetiſchen Standpunktes.

Man ſieht aber: es ſind Gegenſätze vorhanden und ſie ſind durch guten Willen allein nicht zu bannen. Im Leben ſind ſie in der That ſchroff und ſelbſt bei Werken patriotiſcher Hingebung machen ſie ſich zuweilen geltend und laſſen inmitten einer gemiſchten Bevölkerung die Nothwendigkeit einer feſten, ſtreng unparteiiſchen Leitung empfinden. Dies war den braven Elſäſſern doppelt fühlbar, als die Einſetzung eines Unter-Ausſchuſſes für das Oberrhein-Departement rathſam ſchien. Die Wahl des Herrn Véron-Réville, Raths am kaiſerl. Gerichtshofe zu Colmar, zum Vorſitzenden des Oberelſäſſiſchen Unter-Comité's war eine durchaus glückliche zu nennen. Er iſt ein Geiſt, ebenbürtig dem Herrn Spach, ein gediegener Germaniſt, ein unbefangener Kenner der alten Rechtsgewohnheiten und der alten Verfaſſung des Landes, wovon ſein 1857 publicirter „Essai sur les anciennes juridictions d'Alsace“, ein tüchtiger Anfang zu einer elſäſſer Landes- und Rechtsgeſchichte den klaſſiſchen Beweis geliefert hat. Wenn wir nun ſagen, daß Herr Ignaz Chauffour, 1854—55 der feurige Vertheidiger und gelehrte Rechtsbeiſtand des Straßburger Thomasſtiftes in ſeinem Kampfe gegen die katholiſche Stadtverwaltung, eines der hervorragendſten Mitglieder des Verwaltungs-Ausſchuſſes von Colmar iſt, ſo wird man uns einräumen daß die Gegenſätze, welche im Schoße der hiſtoriſchen Geſellſchaft ſich berühren, ſcharfe, ſchneidige Kanten darbieten und daß viel Einſicht und Charakterſtärke zu ihrer Ausgleichung erfordert werden. — Die beiden Juriſten und Rechtshiſtoriker Véron-Réville und Ignaz Chauffour ſchreiben franzöſiſch, ein drittes Mitglied jenes Unter-Comité's ſchreibt aber deutſch: das iſt wieder ein neuer Gegenſatz, den der wackere Auguſt Stöber, Profeſſor am Gymnaſium der erſt 1798 an Frankreich gelangten Stadt Mülhauſen, verkörpert. Dieſer elſaſſiſche Dichter deutſcher Zunge giebt die „Alſatia“ betitelten „Beiträge zur elſaſſiſchen Geſchichte, Sage, Sitte und Sprache“ heraus, die ſchöne deutſche Revüe des Elſaſſes, welcher ſich die allerdings weit vielſeitiger unterſtützte franzöſiſche Revue d'Alsace des Herrn Liblin zu Colmar entgegenſtellt. Herr Liblin iſt ebenfalls Mitglied des oberelſaſſiſchen Verwaltungsrathes, und ſo fehlt nichts an der Abrundung der Antitheſe. — —

Ein Reiſender, der heute, nach zehnjähriger Abweſenheit die Fluren des Elſaſſes wiederſieht, muß an den Thürmen der Berge, den Schlöſſern, Klöſtern und Kapellen die ſchonende Hand einer Pflegerin wahrnehmen, welche wieder aufrichtet, was einzuſtürzen droht, die in Staub geſunkenen Trümmer abräumt, morſche Mauerwerke auffriſcht, eingeriſſene Lücken ausfüllt, dem alten Styl entſprechende Ergänzungsbauten aufführt, die Romantik der Lage durch Baumpflanzungen erhöht und im Innern der Kirchen und Schlöſſer die Reſte von Bildern und Statuen zu neuem Leben erwachen läßt. Die hiſtoriſche Geſellſchaft des Elſaſſes hat ſtill und beſcheiden, ohne lärmendes Aufſehn zu erregen, ſchon bedeutende Summen auf die Reſtauration der Denkmäler der Vergangenheit verwendet. Jeder Bericht in der jährlichen General-Verſammlung (Anfang December jeden Jahres) iſt ein ſelbſtredendes Zeugniß für dieſe raſtloſe Thätigkeit. Was an der berühmten Hohenkönigsburg (bei Kintzheim, an der Grenze von Ober- und Niederelſaß), was an den Schlöſſern Hohen-Landsberg, Greifenſtein, Hugſtein, Egisheim, St. Ulrich, was an der Abtei-Kirche von Weißenburg, an der Kirche von Andlau und einer ganzen Reihe andrer ehrwürdigen Gotteshäuſer geſchah, braucht dem Elſäſſer nur erwähnt zu werden, um ihn an die Wohlthaten zu erinnern, welche die hiſtoriſche Geſellſchaft der Verſchönerung ſeiner heimatlichen Erde ſpendet. Aber die Geſellſchaft verfügt auch durch Vermittelung der beiden Präfekten über Fonds, aus denen Belohnungen für verdiente Geſchichts- und Alterthumsforſcher, für Ausgrabungen und Wiederherſtellungen von Denkmälern ertheilt werden. Der praktiſche Zweck des Unternehmens iſt hierbei wieder recht einleuchtend. Die Reſultate, welche den Eingeweiden der Erde abgewonnen wurden, ſind der mannigfaltigſten Art und entdecken den ganzen Reichthum, den dieſer althiſtoriſche Boden umſchließt. So iſt z. B. die Kenntniß der alten Römerſtraßen und die der Bauwerke von Argentoratum, Argentovaria, Tres Tabernae (jetzt Zabern oder Saverne) durch die Mühwaltung der Geſellſchaft weſentlich gefördert worden und hat ſich unter Anderm ein gelehrter Genie-Offizier, Herr Oberſt von Morlet, in dieſer Richtung Verdienſte erworben. Die Idee, Verſchönerungs-, Erhaltungs- und Forſcher-Zwecke zu verbinden, iſt ſo glücklich und erſprießlich, daß ſie auch in Deutſchland werkthätig nachgeahmt werden ſollte.

Trauttwein von Belle.

Aus Paris, von Paul Lindau.

Victor Hugo und ſeine letzten romantiſchen Dichtungen.

II.

Die „Weltlegende“ iſt im Exil entſtanden, in dem gaſtfreien Hauteville-Houſe auf Guernſey, und Frankreich gewidmet:

„Livre! qu'un vent t'emporte
En France, où je suis né.
L'arbre deraciné
Donne sa feuille morte!“

Der große Dichter täuſcht ſich, Gott ſei Dank, und er weiß ſelbſt am beſten, daß er ſich täuſcht. Das Blatt iſt nicht todt!

Digitized by Google

Hugo iſt und bleibt noch immer einer der impoſanteſten Dichter Frankreichs und ragt rieſengroß über die ſchwindſüchtigen Dichterlinge ſeines Landes hervor, wie die knorrige Eiche über niedriges Geſtrüpp; zwar ſind die Aeſte ſeltſam verwildert, aber doch hat der ganze Baum etwas Majeſtätiſches, Gebieteriſches, der Gipfel iſt Nachbar der Wolken, umdunkelt vom Nebel, und wie weit die Krone ihre kühnen Zweige in die „Unendlichkeit“ und „Unermeßlichkeit“ auszuſtrecken wagt, kann der kleine Erdenbewohner nicht wiſſen.

Unter den fünfzehn Abſchnitten, in die die „Weltlegende“ getheilt iſt, iſt der romantiſche Helden-Cyclus vielleicht als der gelungenſte zu betrachten. Die kecke, etwas prahlende Bravourſprache ſeiner mittelalterlichen Helden gelingt ihm in herrlicher Weiſe. „Le mariage de Roland“ und „Aymerillot“ ſind wahrhafte Meiſterwerke, kleine Epen in klangvollſten und kernigſten Verſen, in geharniſchter Sprache.

Ueberhaupt iſt auch in dieſer ganzen Gedichtſammlung wiederum die Sprache, der Stil, das Aeußerliche der Poeſie das wahrhaft Werthvolle daran. Die Verſe ſind faſt immer ſchön, kern- und klangvoll; allerdings ſchlägt ſein Hammer ſeltener an die andächtige Glocke der Feiertage, als an die des Sturmes und der armen Sünder. Kein Geheimniß der Wirkung durch Wortmalerei iſt ihm unbekannt; er verſteht die Imitation und Alliteration meiſterhaft; es ſingt und klingt, es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht gar oft bei ihm, und wahrhaft wunderbar iſt es, wie er den ſchwerfälligen, hartnäckigen, an ſich ganz unrhythmiſchen Alexandriner zu beleben weiß. Freilich nimmt er ſich auch ſeine Freiheiten, die er zum Entſetzen der akademiſchen Zöpfe in Frankreich eingeführt hat. Er genirt ſich gar nicht, Folgendes z. B. zu ſchreiben:

„On disait, qui sont ils? d'où viennent ils? Ils sont
Ceux qui paraissent, ceux || qui jugent, ceux qui vont.“

Der armen Cäſur nach der ſechſten Sylbe ergeht es, wie man ſieht, ziemlich ſchlecht, aber welche Bewegung kommt durch dieſe Freiheit auch in den Vers! Oft bemerkt man in ſeinen gewöhnlich ſo reichen Reimen ſogenannte „chevilles“, d. h. Gedankenopfer, die er dem Reime bringt, ein Wort, welches offenbar nur da ſteht, um auf ein anderes zu reimen, oft auch lächerliche Effekthaſchereien, die an die Spielereien ſeiner unbärtigen Jugend erinnern, ſo z. B. der Vers:

„Toi les poux dans tes trous, toi les rois dans tes antres.“

eine harmloſe Uebung zur Volubilität, die ſich im Deutſchen durch „ſechs und ſechzig Schock ſächſiſcher Schuhzwecken“ wiedergeben ließe. Aber dieſe Spielereien vergißt man gern neben den wunderbaren ſprachlichen Schönheiten. Das gewichtige und ſchwere Herabtropfen des Blutregens im „Kanut“ iſt eine vollendete Wortmalerei; man hört das Schlachtgeſchrei der von Roland verwundeten Schurken:

„Flots d'assaillants toujours repoussés, blessés, morts!
Cris de rage! ô carnage! ô terreur! corps à corps. . .“

Und welche zauberiſche Harmonie liegt in den Verſen, die das Verhallen eines Liedes ſchildern:

La mélodie encore quelques instants se traine
Sous les arbres bleuis par la lune sereine,
Puis tremble, puis expire; et la voix qui chantait
S'éteint, comme un oiseau se pose. Tout se tait.

Das merkwürdigſte Gedicht der „Weltlegende“, auf das ich eine beſondere Aufmerkſamkeit verwenden werde, ein Gedicht, welches den Zweck hat, der poetiſche Ausdruck des geſammten Hugo'ſchen Strebens zu ſein, welches alle hervorragenden Eigenſchaften, leidigen Schwächen, alle ſeltſamen Schönheiten und barocken Schroffheiten des Dichters in ſich vereint, dieſer Hugo'ſche Mikrokosmos heißt „le Satyre“ und iſt von dem Romantiker in das Zeitalter der wahren Romantik, in das ſechzehnte Jahrhundert, in die Renaiſſance verlegt worden. Das Gedicht zerfällt in einen Prolog und in vier Abſchnitte, die aus mir ganz unverſtändlichen Gründen die folgenden ſonderbaren Ueberſchriften tragen: Le Bleu, Le Noir, Le Sombre, L'Etoilé.

Der Prolog erzählt, wie ein Satyr in einem Walde auf dem heiligen Berge Olymp verſteckt lebte, jagte, träumte, Unfug trieb. Niemand kannte ihn. Viktor Hugo braucht neunzehn Verſe, um alle Flüſſe, Bäume und Winde aufzuzählen, die den Satyr nicht kannten, und ungefähr ſechzig Verſe, um alle Bäume, Flüſſe und Winde aufzuzählen, mit denen der ziegenfüßige Don Juan ſein verliebtes Unweſen trieb. Ueber die Streiche des Fauns erzürnt, packte ihn Herkules bei den Ohren und führte ihn vor den Richterſtuhl des unſterblichen Jupiters.

„Als der Satyr auf dem roſigrothen Gipfel ſtand und den Anfang der Himmelsleiter erblickte, da zitterte er, ſo bezaubernd ſchön war es. Obgleich er kaum an der Schwelle jener Strahlen- und Blitzhöhle, die Jupiter beherrſcht, gelangt war, ſah er ſchon den Azur des Himmels, Nachbar der Plejaden. Mit offenem Munde ſchaute er, wie einen Bienenſchwarm, welche Nacktheiten in endloſen Reigen an ſich vorüberſchwirren, all jene Gottheiten, die wir Wolken nennen. Es war zur Stunde, wo die Sonnenroſſe hervortraten. Der Himmel, ganz zitternd von dem ruhmſtrahlenden Erwachen, öffnete beide Flügel ſeiner klangvollen Pforte; da erſchienen ſie, weiß, ſchaurig von Morgenröthe. Hinter ihnen blitzte hervor, wie ein furchtbarer Ball mit Augen überſäet, die Runde des großen Strahlenwagens; man gewahrte den Arm des göttlichen Lenkers. Aquilon hatte den Wagen ſo eben beſpannt. Die vier feurigen Roſſe reckten ihre goldene Bruſt hervor und bäumten ſich bei ihrem erſten Schritte zwiſchen dem Dunkel und der erleuchteten Zone. Von ihren Mähnen, aus denen Perlen, Saphire und Demanten ſprühten, die in den Elementen zerſtoben, ſchüttelten die drei erſten Roſſe mit ſtolzem Blick, mit flammenden Nüſtern, Thautropfen in den Tag, das letzte ſchüttelte die Sterne in die Nacht.“

Der Faun, nachdem er all dieſe wunderbaren Schönheiten angeſchaut hat, dringt muthig vorwärts; der Vorhang, der ihn von den unſterblichen Göttern trennt, theilt ſich, und er erblickt vor ſich, in ihrer unendlichen Freude, bei Nektar und Ambroſia, die ewig jungen, ewig glücklichen Olympier. Herkules ſchiebt den Faun „auf das blaue Pflaſter der himmliſchen Zone.“ Sobald die Götter den häßlichen, ſchmutzigen, verſchmitzten Geſellen erblicken, brechen ſie in das ungeheure Gelächter aus, das Homer geſchildert hat. Viktor Hugo giebt wiederum eine zwei Seiten lange Beſchreibung über dies Gelächter. Jupiter verzeiht dem Satyr ſeine ſchlechten Streiche, weil er gelacht hat, er legt ihm jedoch die Strafe auf, vor der verſammelten unſterblichen Geſellſchaft ein Lied vorzutragen. Der Faun nimmt Merkurs Flöte und beginnt einen ſchaurig geheimnißvollen Geſang anzuſtimmen. „Der Adler, der allein nicht gelacht hat, hob den Kopf auf.“ Er ſang weiter, ruhig und traurig. Die Thiere im Walde blieben ſtehen und ſteckten ihre Köpfe lauſchend aus dem Gebüſch hervor. Der Satyr beſang die ungeheure Erde. In einer furchtbaren Begeiſterung erklang ſein wildes Lied von Liebe und Haß, vom Chaos, von der Ordnung, von der Seele, vom Geiſt: „O Götter, hört dies

Digitized by Google

Wort: Seele! Unter dem rauſchenden Baum, unter dem ſchreienden Ungethüm ſpricht etwas. Die Seele iſt's. Sie ſtammt aus dem Chaos. Ohne ſie kein Wind, ſondern Dunſt, keine Welle, ſondern Sumpf! Die Seele, die aus dem Chaos kommt, theilt es. Dieſes iſt nur verwirrter Umriß, die Seele iſt das ordnende Prinzip. Das Weſen iſt zunächſt halb Thier, halb Wald; aber die Luſt kann Geiſt werden, der Menſch erſcheint. Der Menſch? Was iſt dieſe Sphinxgeſtalt? Er beginnt mit Weisheit und endet, o Geheimniß! — mit Wahnwitz. O Himmel, den er verlaſſen hat, gieb ihm ſein goldenes Zeitalter wieder!"

Die unſterblichen Götter, die dieſen Geſang beſſer zu verſtehen ſcheinen als wir, ſind hingeriſſen, bezaubert, entzückt. Der Faun fährt in derſelben Weiſe fort, in wahnſinniger Begeiſterung, und Venus ruft erſchrocken aus: „Er iſt ſchön!" Der Faun ſingt weiter; er beſingt den Menſchen, jenes „dunkle Abenteuer" — acht Seiten unverſtändlicher, großer Worte! — Der Faun wird rieſengroß, größer als Polyphem, größer als Typhon, größer als Titan, größer als Athos; „der unermeßliche Raum ging in dieſe ſchwarze Geſtalt hinein." Er wird größer und größer, auf ſeiner Stirn erbleicht „ein ſeltſamer Oſt", ſein Haar wird ein Wald, Wogen, Flüſſe und Seen ſprudeln aus ſeinen tiefen Hüften hervor, ſeine beiden Hörner gleichen dem Kaukaſus und dem Atlas, Blitze mit dumpfem Schall umzucken ſein Haupt, auf ſeinen Schenkeln zittern Wälder und Felder, und ſeine Unförmlichkeiten werden zu Gebirgen; Hirſche und Tiger klettern an ſeinem Körper herauf u. ſ. w. Und der Faun ruft endlich: „Platz dem All! ich bin Pan! Jupiter, auf die Knie!"

Das iſt der Inhalt dieſes ſeltſamen Gedichtes, das, wie ich ſchon ſagte, zu den charakteriſtiſchſten poetiſchen Erzeugniſſen Viktor Hugo's gezählt werden muß. Wir haben es hier, dies glaube ich wenigſtens, mit einem vollſtändigen poetiſchen Glaubensbekenntniß des Romantikers zu thun. Das, was Victor Hugo in ſeiner berühmten Vorrede zu „Cromwell" als Prinzip für die neue Dichtung, für die Poeſie unſerer Zeit aufſtellte, das, was er in allen ſeinen Dramen verkörpern wollte, das hat er hier in das Gewand ſeines Gedichts „le Satyre" gekleidet. Der langen und in mythologiſcher Allegorie ſehr verworrenen Rede kurzer Sinn iſt eben auch hier nur das alte, von Victor Hugo gepredigte Grundgeſetz des Romantismus, d. h. nach Hugo, des wahrhaft poetiſchen Ausdrucks unſerer Zeit: „Alles, was in der Natur iſt, iſt auch in der Kunſt, die Poeſie unſerer Zeit, d. h. das Drama, iſt eine Verſchmelzunng des Erhabenen mit dem Grotesken."

Was anders iſt nun der Satyr mit ſeinen grotesken Bockshörnern und Bocksfüßen und ſeiner erhabenen Begeiſterung, als die verkörperte Verſchmelzung des Erhabenen mit dem Grotesken? Und dieſe Verſchmelzung, die hier im Gedichte Fleiſch und Blut angenommen hat, wird eben großartig, allbeherrſchend in ihrer grotesken Häßlichkeit und in ihrer erhabenen Schönheit. Zuerſt verlacht, zuletzt bewundert, wächſt dieſes erſtaunliche Zwitterweſen rieſengroß empor, es wird das All, πᾶν, und Jupiter muß ihm zu Füßen liegen. Das iſt der Satyr oder, wenn wir dies Wort aus dem Victor Hugo'ſchen in's Verſtändliche überſetzen wollen: das romantiſche Drama. Das Prognoſtikon, welches der zuverſichtliche Prophet dem Romantismus, dem Allbeherrſcher, ſtellt, iſt, wie man ſieht, mehr als glänzend. Er ſelbſt wähnt, er ſei dazu auserſehen, der Apoſtel dieſer neuen poetiſchen Allmacht zu werden.

Wenn wir nun aber all dieſe pomphaften Worte, all dieſe neuen Grund- und Lehrſätze recht in der Nähe betrachten, „das Weſen in ſeiner Menſchlichkeit" ſtudiren, wozu uns die „Légende des Siècles" ja förmlich herausfordert, ſo ſchrumpft die Bewunderung vor dem großen Reformator, vor dem Pan, doch auf eine winzige Kleinigkeit zuſammen. Aus der Löwenhaut ſtreckt die kleine perſönliche Eitelkeit, der aufgeblaſene Dünkel das verrätheriſche Ohr unklug hervor. Victor Hugo hält ſich für einen Geiſtesgenoſſen Shakſpeare's und glaubt, daß er für unſer Jahrhundert daſſelbe werden werde, was Shakſpeare für das ſeinige war. Es iſt bei ihm zu einer vollkommen fixen Idee ausgeartet, daß er der Shakſpeare des neunzehnten Jahrhunderts werden müſſe; ſein ganzes gelegentlich der Shakeſpeare-Feier veröffentlichtes Werk hatte keinen andern Zweck, als dieſen unmöglichen Nachweis zu verſuchen. Schon früher hatte er den Grundſatz aufgeſtellt, daß ein jedes Jahrhundert binomiſch ſei: A | B, daß neben dem Manne der That ſtets der Mann des Gedankens ſtände, neben Luther Shakſpeare, neben Richelieu Corneille, neben Cromwell Milton, neben Napoleon — — —?? d. h. Victor Hugo, „Weßhalb könnte jetzt nicht ein Poet auftauchen, der zu Shakſpeare daſſelbe ſein würde, was Napoleon zu Karl dem Großen iſt?" Mit dieſer beſcheidenen Anfrage ſchloß Viktor Hugo ſeine Vorrede zu Marion Delorme. Wenn wir uns dies Alles vergegenwärtigen, ſo wird uns der Inhalt des „Satyr" nicht mehr räthſelhaft ſein.

Den unſerer Jetztzeit gewidmeten — „Maintenant" überſchriebenen Abſchnitt in der „Légende des Siècles" hat Victor Hugo dazu benutzt, eine andere ſeiner Lieblingsideen in poetiſcher Geſtalt durch zwei Gedichte auszudrücken. Das größere dieſer Gedichte, unſtreitig das bedeutendere, vielleicht das ſchönſte der ganzen Sammlung, führt den Titel: „les pauvres gens." Es erzählt in wahrhaft ergreifend ſchönen, wunderbar dramatiſchen Verſen die einfach rührende Herzensgeſchichte, wie zwei arme Leute, die ſelbſt nicht wiſſen, wie ſie ihre Kinder nähren und kleiden ſollen, ſich eines armen Weſens annehmen, das durch den Tod der immer kränkelnden Mutter zur hülfloſen Waiſe geworden iſt. Es iſt eine Geſchichte des „Elends", dem hochherzigen Mitgefühl, das der Dichter für unverſchuldetes Dulden und Leiden empfindet, entſtammt, demſelben Gefühle, welches die Mutter von ſo vielen anderen herrlichen Werken Hugo's geworden iſt. Die Bitte für die Armen „Pour les Pauvres", um aus den zahlreichen Gedichten dieſer Art nur eines, das ergreifendſte, anzuführen, „Le dernier jour d'un condamné", „Jean Gueux", „Le crapaud" und „Les pauvres gens" aus der „Weltlegende" — und endlich, in großartiger Anlage und großartiger Entwickelung ſein neueſter Roman „Les Misérables" — all dieſe bedeutenden poetiſchen Erzeugniſſe Hugo's, dieſes edlen Fanatikers des „Elends", ſind aus derſelben Quelle entſprungen und behandeln, wenn man von den Einzelnheiten abſieht, im Grunde genommen genau daſſelbe Thema; es ſind literariſche Kontrapunkte über daſſelde ſchaurige Motiv, das Elend, die bleiche, blaſſe Miſère.

Dieſer neueſte Roman, der in Frankreich und in der ganzen Welt ein ungewöhnliches Aufſehen erregt hat, der, in alle Sprachen der Welt überſetzt, ſich mit Windesſchnelle über die beiden Hemiſphären verbreitete, iſt noch zu lebendig in dem Geiſte eines jeden gebildeten Leſers, als daß ich es für nöthig erachtete, mit der geduldigen Ausführlichkeit, auf welche dies großartige Werk Anſpruch erheben könnte, die einzelnen Theile, ihrem innerlichen und äußerlichen Werthe nach, eingehend zu beſprechen. Ich fühle mich um ſo weniger dazu veranlaßt, als ich im Weſentlichen auf eine Wiederholung des bereits Geſagten angewieſen wäre. Auch in dem Verfaſſer der „Misérables" habe ich den alten Victor Hugo unverändert wiedergefunden, mit denſelben Vorzügen, die ich an dem

Digitized by Google

Verfaſſer der „Weltlegende“ bewunderte, mit denſelben Schwächen, die mich früher verletzten.

Victor Hugo's Vorzüge und Mängel ſind überhaupt faſt in einem jeden ſeiner Werke gleich ſtark vertreten. Mit dem Alter haben ſich bei unſerm Dichter die hervorragenden Eigenſchaften in gleichem Maße entwickelt, wie ſeine excentriſchen Schwächen, und ſo wird der Geſammteindruck, den ſeine Jugendwerke auf uns machten, faſt identiſch mit dem aus dieſem neueſten Werke ſeiner hohen Reife ſo eben gewonnenen. Einen wirklich neuen Zug habe ich in den Misérables noch nicht zu entdecken vermocht. Hugo iſt eben auch hier der alte wohlbekannte Sonderling, den Salvandy ſchon 1841 bei ſeiner Aufnahme in die Akademie als „oft glücklich, immer blendend, ungleichartig aber hervorragend, originell und ſchroff“, ſo treffend charakteriſirte.

(Wir müſſen, was die Ausführung dieſer Kritik der „Misérables“ betrifft, auf das vortreffliche Buch ſelbſt verweiſen, da uns leider der Raum fehlt, von derſelben noch mehr als den nachſtehenden Schluß mitzutheilen.)

Es geht unſerm Dichter, wie es ſo manchem großen Manne ſchon ergangen iſt. Er verkennt ſeine wirkliche Größe und bildet ſich auf ſeine Schwächen große Stücke ein. Hugo iſt Alles, nur kein ſozialer Reformator — er iſt der poetiſche Phantaſt, der in ſeiner eigenen, ihm allein gehörigen Welt abgeſchloſſen für ſich lebt, und der unſere faktiſche und praktiſche Welt nach dem Muſter ſeiner Hirngeſpinnſte zuſchneiden will. Laſſen wir die ſozialen Fragen ganz außer Acht und betrachten wir das jüngſte Werk Victor Hugo's eben nur als das Erzeugniß eines reichen, glühenden, phantaſtiſchen Geiſtes, ſo werden wir vielleicht, wenn wir auch nicht auf die Abſicht des Dichters eingehen, gerade den richtigſten Maßſtab an das Verdienſt des Werkes legen.

Es treibt mich zum Schluſſe dieſer ſchon zu langen Beſprechung; es konnte ja nicht meine Abſicht ſein, wie ich am Eingang ſchon bemerkte, eine erſchöpfende Kritik ſchreiben zu wollen. Wenn es mir gelungen iſt, in möglichſt richtigen Verhältniſſen die Licht- und Schattenſeiten dieſes ſeltſamen Talentes hervortreten zu laſſen und in dem wilden Getoſe der Hugo'ſchen Poeſie einigermaßen kritiſche Ruhe zu bewahren, darf ich meinen Zweck als erreicht betrachten.

„Les rayons et les ombres“, iſt der Titel eines Hugo'ſchen Gedichtbuches. „Strahlen und Schatten“ iſt auch der kürzeſte und bündigſte Ausdruck für die geſammten dichteriſchen Erzeugniſſe des Hugo'ſchen Genius, um ſo bezeichnender, als dieſer Ausdruck gleichzeitig eine Antitheſe iſt. Strahlen und Schatten, blendendes Licht und dunkle Umnachtung!

England.

Die deutſche Bühne in London im Jahre 1852.

Eine der anziehendſten Denkſchriften zum Gedächtniſſe von Shakeſpeare's dreihundertjährigem Geburtstage iſt uns erſt kürzlich zugegangen. Es iſt der Vortrag, welchen Dr. Heinrich Künzel am 23. April im „Freien Deutſchen Hochſtift für Wiſſenſchaften, Künſte und allgemeine Bildung“ in Frankfurt a. M. gehalten.*) Verbunden iſt dieſer Vortrag, der in der künſtleriſchen, ſittlich-religiöſen und politiſchen Weltanſchauung Shakeſpeare's den Einfluß des großen Briten auf die drei größten dramatiſchen Dichter deutſcher Nation: Leſſing, Göthe und Schiller, nach ihren eigenen Bekenntniſſen, aufzeigt, mit einem Rückblick auf die deutſche Bühne in London im Jahre 1852, die durch die Bemühungen des Herrn Künzel dort eingeführt wurde, und zwar mit einem Erfolge, wie er nicht glänzender gedacht werden kann. Die deutſchen Bühnenkünſtler wagten es, in Shakeſpeare's Heimat Shakeſpeare's Dramen aufzuführen, und ſie erlebten den Triumph, daß man ihre Darſtellungen hoch über die der Engländer ſtellte.

Graf Ellesmere (früher Lord Francis Egerton), der bekannte hochgebildete Gelehrte und erſte engliſche Ueberſetzer von Göthe's Fauſt, ſchrieb nach der zweiten Aufführung des Egmont an Ritter Bunſen: I never saw a troop which acted with such perfection. Hamlet und Fauſt bildeten die Glanzpunkte dieſer Vorſtellungen. Hamlet war für Emil Devrient ein Prüfſtein ſeiner Kraft und geiſtigen Auffaſſung, und zwar vor einem Publikum der erſten lebenden Künſtler und Gelehrten Englands. Unter den Zuſchauern befanden ſich Charles Kean, der Sohn des berühmteſten engliſchen Hamlet, der 74jährige Charles Kemble, Young, der früher ebenfalls den Hamlet mit großem Erfolg gegeben hatte, Macaulay, Thomas Carlyle, Graf Ellesmere u. A. Der alte Charles Kemble ſchrieb am folgenden Tage an Emil Devrient ein Briefchen in deutſcher Sprache, worin es heißt: „Mein lieber Herr Devrient, ich komme, um Ihnen zu Ihrer glücklichen Vollführung Hamlet's meinen Glückwunſch abzuſtatten. Ich war ganz bezaubert davon. Mit vieler Hochachtung Euer Freund und Kamerad Charles Kemble.“

Charles Kean, der die deutſche Geſellſchaft zu einer klaſſiſchen Darſtellung des „King John“ in ſein Prinzeß-Theater eingeladen hatte, wo er damals mit ſeiner Gattin, der früheren Miß Ellen Tree, die erſten Rollen gab, blieb in der herzlichen, neidloſen Anerkennung ſeiner deutſchen Kollegen nicht zurück. Er ſchrieb über ſie: „Wir, ſo anhänglich an die Kunſt, der wir unſer Leben gewidmet, haben mit der größten Befriedigung dieſelbe in unſerem eigenen Lande von den Darſtellern eines andern Landes ſo ſchön verherrlicht geſehen. Da unſere Nationen durch ihren gemeinſamen Urſprung und eine Sprache, die aus derſelben Wurzel kömmt, Verwandtſchaft anſprechen können, ſo hoffen wie, daß Shakeſpeare, Schiller und Göthe ſtets fortdauernd beiderſeitig mit Gefühlen eines ſtammverwandten Geiſtes bewundert werden.“

Nicht weniger ſchmeichelhaft ſprach ſich Mrs. Fanny Kemble über Devrient's Darſtellung des Hamlet in einem Briefe an Frau v. Bunſen aus. Sie ſtellt ſeine Auffaſſung ſelbſt über die ihres großen Oheims, deſſen Statue, wie die von Garrick, in der Weſtminſter-Abtei aufgeſtellt iſt. „Ihr großer dramatiſcher Künſtler,“ ſchrieb ſie, „iſt der einzige Hamlet, den ich je — ſo weit ich es eben für möglich halte — die erſtaunlichen Anforderungen der Rolle erfüllen ſah.“

Am 19. Juni 1852 wurde Emil Devrient als Ehrenmitglied des Garrick-Clubs aufgenommen, und das Feſteſſen vereinigte die Elite der engliſchen dramatiſchen Künſtler und Schriftſteller.

Neben Devrient ſpielten damals in London die Herren Kühn, Wiesthaler, Graes Limbech, Schradov; die Damen Schäfer und Stolte. Letztere, als Germania, hatte bei der Eröffnung der deutſchen Bühne den zu Ehren Shakeſpeare's von Dr. Künzel gedichteten Prolog mit außerordentlichem Beifall geſprochen.

Herr Dr. Künzel verſpricht, nächſtens eine ausführliche Ge-

*) William Shakeſpeare. Zum Gedächtniß ſeines dreihundertjährigen Geburtstages am 23. April 1864. Von Heinrich Künzel. (Mit vier Photographien Shakeſpeare's nach dem Portraitſtich von Droeshout, der Büſte zu Stratford, dem Genre-Portrait und dem Bilde von Janſen.

Digitized by Google

ſchichte dieſer deutſchen dramatiſchen Kunſt-Epiſode in England mit den damit verbundenen intereſſanten Urkunden zu liefern. Es bilden die kurzen Mittheilungen, die er uns darüber in der vorliegenden Schrift giebt, einen ſo erfreulichen Kontraſt zu den unangenehmen literariſchen und politiſchen Begegnungen deutſcher und engliſcher Publiciſten neueſter Zeit, daß wir den Verfaſſer nur aufmuntern können, durch die verſprochene Schrift Etwas zur Wiederannäherung und Verſöhnung der Gemüther beizutragen.

J. L.

Der Kreuzzug von Richard Löwenherz.

Zu den zahlreichen Denkmälern des engliſchen Alterthums, die unter den Auſpicien des jetzigen Master of the Rolls, Sir John Romilly, ans Licht getreten ſind, gehört auch der unlängſt erſchienene erſte Band der Chroniken und Urkunden aus der Regierung Königs Richard Löwenherz, der einen ſehr ausführlichen und charakteriſtiſchen Bericht eines Augenzeugen über den Kreuzzug dieſes tapferſten und ritterlichſten der engliſchen Könige enthält.*) Als Autor wird von Einigen Guido mit dem Beinamen Adduanenſis, von Anderen Gottfried Vinſauf genannt, während der Herausgeber, Mr. Stubbs, ſich für Richard, Canonicus der heil. Dreieinigkeit zu Altgade, entſcheidet. So viel iſt ſicher, daß ſeine Memoiren ſchon dem alten Giraldus Cambrenſis bekannt waren, der ſie als „ein Werk von hiſtoriſcher Treue, in einem klaren Styl und mit ausgezeichnetem Geſchmack geſchrieben“, bezeichnet. Ein ſo hobes Lob verdient nun freilich die Latinität des Verfaſſers nicht; bedenkt man aber, daß er aller Wahrſcheinlichkeit nach im erſten Decennium des 13. Jahrhunderts ſchrieb, ſo wird man ihn als einen für ſein Zeitalter ſehr gebildeten und kenntnißreichen Mann erkennen müſſen.

Siebenundachtzig Jahre nach der Eroberung von Jeruſalem durch die frommen Schaaren Gottfrieds von Bouillon hatte die unglückliche Schlacht von Hittin, 4. Juli 1187, die Ungläubigen von neuem zu Herren der heiligen Stadt gemacht. Nichts konnte den Kummer, die Scham und die Entrüſtung überſteigen, von der ſich die Chriſten des Weſtens bei der Kunde von dieſem Ereigniß ergriffen fühlten. Der Papſt ſoll vor Schmerz geſtorben ſein, und Fürſten und Völker empfanden es wie eine ihnen perſönlich zugefügte Schmach. Die allgemeine Aufregung wurde durch ein Bild von Jeruſalem geſteigert, auf welchem die Pferde der Moslem als im heiligen Grabe ſtallend abgebildet waren, und welches die Runde durch ganz Europa machte. Man hielt es nicht für nöthig, die Thatſache zu veröffentlichen, daß die Schlacht von Hittin und der Verluſt des „wahren Kreuzes“ durch den zur Zeit eines Waffenſtillſtandes unternommenen Angriff Reinhold's von Chatillon, des chriſtlichen Fürſten von Kerak, auf eine Karawane muſelmänniſcher Pilger herbeigeführt wurde — welche Treuloſigkeit Saladin dadurch rächte, daß er, wie unſer Verfaſſer berichtet, dem Schuldigen mit eigner Hand den Kopf abhieb. Die Macht des Gefühls, das den Weſten durchdrang, geht am ſchlagendſten aus dem Umſtande hervor, daß es zwei Männer von ſo entgegengeſetztem Charakter und ſo widerſtreitenden Intereſſen wie Richard von England und Philipp von Frankreich zu einem gemeinſchaftlichen Unternehmen vereinigen konnte. Kaiſer Friedrich Barbaroſſa war ihnen noch zuvorgekommen, der ſich mit 130,000 Deutſchen und Italiänern aufmachte, um den Sieg des Halbmondes über das Kreuz zu rächen. Allein der alte Kaiſer ertrank am 10. Juni 1190 im Kalcydamus, und von ſeiner mächtigen Armee erreichten nur 5000 unter ſeinem Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, das gelobte Land. Die einzige Hoffnung der Chriſtenheit beruhte daher auf der Expedition Richard's und Philipp's. Kaum waren jedoch die beiden Fürſten in Sicilien angekommen, als eine Fehde ausbrach, die in ihren Folgen dem Unternehmen verderblich wurde.

Wenn man unſerem Chroniſten trauen darf, ſo wäre dieſer Zwiſt, der mehr als Alles zum Fehlſchlagen des Kreuzzuges beitrug, durch ein zufälliges Mißverſtändniß über den Preis einer Semmel zwiſchen einem Hökerweib in Meſſina und einem Soldaten Richard's entſtanden — alſo ein neues Beiſpiel von „großen Wirkungen aus kleinen Urſachen.“ Die Frau, die ſich übervortheilt glaubte, erhob ein ſolches Geſchrei, daß die Bürger von Meſſina ſich um die Streitenden ſammelten und, für ihre Landsmännin Partei nehmend, den Engländer halbtodt ſchlugen. „Auf Anſtiftung des alten Feindes des menſchlichen Geſchlechts“ (antiqui humani generis inimici procuratione) entwickelte ſich aus dieſem geringen Keim ein weites Feld der Zwietracht, das mit Strömen von Blut bewäſſert wurde. Es war offenbar, was man heute eine Macdonald-Affaire nennen würde, nur daß Richard Löwenherz weniger mit ſich ſpaßen ließ, als der alte Pam und der kleine John Ruſſell. Richard nahm Meſſina „in kürzerer Zeit als der Prieſter die Frühmeſſe herſagt“, plünderte die Stadt und verbrannte die ſicilianiſche Flotte. Philipp war mit dieſer Behandlung eines chriſtlichen Volkes nicht einverſtanden, die entente cordiale zwiſchen Frankreich und England erlitt einen argen Stoß, und dem Mangel an Einigkeit zwiſchen den beiden großen Alliirten, welcher ſich ſeitdem fühlbar machte, iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß Jeruſalem den Ungläubigen nicht entriſſen wurde. Nachdem Richard die Sicilianer gezüchtigt hatte, ſegelte er am 10. April 1191 von Meſſina ab, und da er ſich von Iſaak Komnenus, dem Kaiſer von Cypern, beleidigt glaubte, ſo landet er auf dieſer Inſel, wirft die cyprlotiſchen Griechen über den Haufen, beſetzt Limaſol und fordert den Kaiſer zum Zweikampf, was dieſer ohne Rückſicht auf das preußiſche Ehrengericht ablehnt. Wie Meſſina in der Zeit einer Frühmeſſe eingenommen wurde, wird ganz Cypern in vierzehn Tagen erobert, der Kaiſer in ſilberne Ketten gelegt, ſeine Tochter von Richard für gute Priſe erklärt und überhaupt große Beute gemacht. Unweit der ſyriſchen Küſte trifft der raufluſtige König dann noch auf ein mit Kriegsmunition beladenes türkiſches Schiff, welches er nach hartnäckigem Kampf in den Grund bohrt.

Kein Wunder, daß die Ankunft eines Fürſten, dem der Ruf ſolcher Thaten voranging, die Hoffnungen der Chriſten Paläſtina's neu belebte, und daß ſie ihn als „desideratus cunctis gentibus“ begrüßten. Von dem Tage ſeiner Landung in Acre (8. Juni 1191) bis zu dem ſeiner Abfahrt (9. Oktober 1192) bietet der Heldenmuth Richard's, ſeine Todesverachtung, der furchtloſe Geiſt, den er ſeinen Leuten einzuflößen wußte, und der Schrecken, den ſein bloßer Name in die Reihen der Feinde trug, ein unerſchöpfliches Thema für den Chroniſten, den ſeine glühende Bewunderung für den tapferen König gegen die Fehler deſſelben blind macht. Die Ermordung von 2700 Saracenen, die nach der Einnahme von Acre als Geißeln für die gefangenen Chriſten überliefert wurden und die hauptſächlich auf Betrieb Richard's ſtattfand, wird von ihm folgendermaßen erzählt: „König Richard, welcher ſtets nach der völligen Unterdrückung der Türken, der Zähmung ihrer eitlen Anmaßung, der Niederwerfung

---

*) Itinerarium Peregrinorum et Gesta Regis Ricardi. Edited by W. Stubbs. London, 1864. (Berlin, A. Asher & Co. Leipzig, Ludwig Denicke.)

Digitized by Google

des muhamedaniſchen und der Aufrichtung des chriſtlichen Geſetzes ſtrebte, befahl die 2700 Geißeln am Freitag nach der Himmelfahrt Mariä (20. Auguſt 1191) herauszubringen, damit ſie geköpft würden. Ohne Verzug und voll Eifer ſpringen die Vollſtrecker des Urtheils hinzu, um ihr Amt zu verrichten; dankbar, daß durch die göttliche Gnade es in ihrer Macht ſteht, den Tod ſo vieler Chriſten zu rächen, die den Pfeilen und Wurfgeſchützen der Türken erlegen ſind.“ Es iſt die Kaltblütigkeit dieſes Gemetzels, nicht die Zahl der Opfer, was den mit der Geſchichte der Kreuzzüge vertrauten Leſer empört. Im erſten Kreuzzuge allein ſollen 600,000 Pilger umgekommen ſein; im zweiten verloren Kaiſer Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich faſt ihr ganzes Heer, und in dem dritten, von dem hier die Rede iſt, fielen nach der Verſicherung unſeres Autors wenigſtens 100,000 Mann, während 300,000 (?) in Acre Hungers ſtarben. „Aber,“ fügt er hinzu, „wer kann an dem Seelenheil ſo vieler Edlen und Barone zweifeln, welche täglich dem von ihren eigenen Kaplanen verrichteten Gottesdienſte beiwohnten?“ Die Niedergeſchlagenheit des Volks über die Abreiſe Richard's war eben ſo gränzenlos als die Freude über ſeine Ankunft. Es ſcheint jedoch, daß es nicht an Spottliedern auf ihn fehlte, die im Lager geſungen wurden. Der König hielt den Herzog von Burgund für den Urheber dieſer Gaſſenhauer, und ließ als Erwiderung ſatiriſche Verſe auf den Herzog verfertigen, für welche es an Material nicht fehlte (quia superabundans suppetebat materia), da die Kreuzfahrer, neben Hinterliſt und Grauſamkeit, ſich trotz der täglich gehörten Meſſen auch durch grobe Unſittlichkeit auszeichneten. So erzählt der Verfaſſer ſelbſt, daß der Biſchof von Beauvais die Frau des noch lebenden Humfried III. mit Konrad von Montferrat, Fürſten von Cyrus, getraut habe, obgleich derſelbe ſchon zwei Frauen hatte, und daß Balduin, Erzbiſchof von Canterbury, vor Gram über die Sittenloſigkeit in der Armee erkrankte und bald darauf ſtarb.

Die ferneren Veröffentlichungen des Record Office werden vermuthlich neue Aufſchlüſſe über die Rückkehr Richard's nach ſeinen Staaten und ſeine Gefangenſchaft in Deutſchland bringen, denen wir mit Intereſſe entgegenſehen.

Nord-Amerika.

Zur Geſchichte Europa's in Amerika.

III.

Die Roth, der engliſche Sklavenhändler, die ſpaniſche Macht.

Während die Meuterei in der Kolonie brütete, ward ein gewiſſer La Roche Ferrière als Agent oder Kundſchafter zu den mehr entlegenen Stämmen ausgeſandt. Klug, kühn und raſtlos unternehmend, drang er von Stadt zu Stadt vor und behauptete, an die geheimnißvollen Appalachen gelangt zu ſein. Er ſchickte nach dem Fort aus Federn gewebte Zeuge, Köcher mit koſtbarem Fell überzogen, goldgeſpitzte Pfeile, Keulen von einem dem Beryll oder Smaragd ähnlichen Steine und andere Trophäen ſeiner Wanderungen. Ein Edelmann, Namens Grotaut, verfolgte die Spur und drang bis in das Gebiet der Hoſtaqua, die drei- bis viertauſend Krieger in's Feld ſtellen konnten, und ſie erboten ſich, mit Hülfe von hundert Arquebuſierern alle Könige der anliegenden Gebirge zu überwinden und ſie mitſammt ihren Gottheiten den Franzoſen zu unterwerfen. Beſcheidener nahm ſich ein anderer Abenteurer, Peter Gambie, im Hauſe Coligny's erzogen und jetzt unter Laudonnière dienend. Dieſer geſtattete ihm den Tauſchhandel mit den Indianern, und er wußte dieſe Vergunſt mit ſolchem Erfolg auszubeuten, daß er Reichthümer ſammelte, der Buſenfreund des Häuptlings Edilano wurde, deſſen Tochter heiratete und in deſſen Abweſenheit ſtellvertretend regierte. Da aber ſein Regiment ſtark zum Deſpotismus neigte, vermerkten es ſeine Unterthanen übel und ſchlugen ihm mit einem Beil das Gehirn ein.

Während des Winters brachten die Indianer aus der Nachbarſchaft des Kap Kanaveral nach dem Fort zwei Spanier, die vor fünfzehn Jahren nach der ſüdweſtlichen Spitze der Halbinſel verſchlagen worden. Sie gingen wie die Indianer, d. h. gar nicht gekleidet, und ihr Haar hing ungeſchoren und wild den Rücken herab. Sie erzählten ſeltſame Dinge von dem Stamme, unter dem ſie geweilt hatten; von einem Könige der Kalos, gewaltig an Geſtalt und Stärke, in deſſen Gebiet ſie geſtrandet wären. In einem ſeiner Dörfer befinde ſich eine ſechs Fuß tiefe und wie ein Oxhoft breite Grube, die mit dem reichen Strandgute der an den Riffen und Geſtaden verunglückten Spanier angefüllt ſei. Der Monarch ſei zugleich Prieſter und Zauberer, der Gewalt über die Elemente habe. In jedem Jahre entziehe er ſich auf einige Zeit dem Anblick der Menſchen und halte geheimen Zwieſprach mit den übernatürlichen oder hölliſchen Mächten. Jedes Jahr opfere er ſeinen Göttern einen Spanier, den ihm das Seeglück an ſeine Küſte zuwerfe. Er ſtehe in engem Bündniß mit dem mächtigen Oataqua, der in der Nähe des Kap Kanaveral reſidirt, und der ſeine Tochter, ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, ſeinem großen Bundesgenoſſen zur Frau gegeben. Als aber die Braut mit ihren Brautjungfrauen, von einer auserleſenen Kriegerſchaar geleitet, nach dem Lande des Kalos zog, wurde ſie von einem wilden, ſtreitbaren Stamm, der die Inſel Sarropa bewohnt, überfallen, die Krieger in die Flucht geſchlagen und die Jungfrauen in die waſſergeſchützten Feſten entführt, geheiratet und, wie verſichert wird, „über die Maßen geliebt.“

Nehmen wir indeſſen den am Schluſſe des erſten Kapitels abgebrochenen Faden wieder auf. Utina, der durch den Augenſchein die furchtbare Wirkung der franzöſiſchen Feuerwaffen kennen gelernt, bat Ottigny, ihn mit zehn Büchſenſchützen bei einem neuen Zuge gegen Potanu zu unterſtützen. Schlau ließ er wieder vor den goldgierigen Abenteurern den früheren Köder ſpielen, daß er, ſo verſtärkt, ihnen den Weg zu den Appalachiſchen Minen bahnen werde. Ottigny biß an und ſtellte dreimal ſo viel Leute, als verlangt wurden. Dreihundert Timagou und dreißig Franzoſen nahmen ihren Marſch durch die Fichtenheide. Utina's Wahrſager jedoch, der mitzog, hätte das ganze Unternehmen um ein Haar vereitelt. Als der Zug ſich in Bewegung ſetzen wollte, kniete er auf Ottigny's Schild, um die Erde nicht zu berühren, und mit gräßlichen Geſichtsverzerrungen, krampfhaften Zuckungen und ſchauerlichem Geheul verkündete er den angſterſtarrten Kriegern, daß ſie in ihr Verderben gehen, wenn ſie einen Schritt weiter ſetzen. Utina war ſofort bereit umzukehren, aber Scheu vor den Spöttereien Ottigny's hielt ihn zurück. Auch ſeine Leute ermannten ſich und ſetzten ihren Marſch fort. Bald ſtießen ſie auf Potanu mit ſeinem Heere. Le Moyne zeichnete ein Bild des Treffens. Im Vordergrunde focht Ottigny im Zweikampf mit einem rieſenhaften Indianer, der mit geſchwungener Keule einen Streich auf den befiederten Helm ſeines Gegners führte; doch dieſer, ſich mit ſeinem Schilde deckend, unterlief ihn und bohrte ihm ſein Schwert in die Bruſt. Die Hakenbüchſe that ihr Werk. Paniſcher Schrecken, Ge-

Digitized by Google

metzel und reiche Skalp-Aerndte. Allein keine Ueberredungskunſt konnte Utina dahin bringen, ſeinen Sieg zu verfolgen. Er ging nach Hauſe und tanzte um ſeine Trophäen, und die Franzoſen kehrten voll Verdruß nach Fort Carolina zurück.

Es begann nun eine traurige Periode: „von dem Wind, den ſie geſäet, ärndteten ſie den Sturm,“ Eroberung, Geld, kriegeriſche Beſchäftigungen, war das einzige Ziel, das ihnen vorgeſchwebt hatte; nicht eine Scholle war vom Spaten umgekehrt. Ihre Vorräthe waren aufgezehrt; die erwartete Zufuhr blieb aus; Saturiona haßte ſie als die Bundesgenoſſen ſeines Todfeindes, und von der geſetzloſen Soldateska gemißhandelten Unterthanen jauchzten ob dem Elend der Kolonie. Nur mit Mühe und um enorme Preiſe waren die ſpärlichen Lebensmittel zu erlangen. „Oft,“ ſagt Laudonnière, „waren unſere armen Soldaten genöthigt, das Hemd vom Leibe hinzugeben, um von den Indianern einen Fiſch zu erſtehen. Wenn ſie dann den Wilden Vorſtellungen machten, ſo lachten die Hallunken aus vollem Halſe und riefen ihnen höhniſch zu: „Wenn Deine Waare ſo koſtbar iſt, dann iß ſie, und wir werden unſere Fiſche ſelber eſſen.“

Sie wandten ſich an Utina, der ihnen zwei Siege zu verdanken hatte; Alles aber, was ſie erlangen konnten, war eine kärgliche Sendung von Lebensmitteln. Auch ein bewaffneter Einfall in ſein Gebiet, ſelbſt ſeine Gefangennehmung brachte keine weſentliche Verbeſſerung ihrer traurigen Lage; der Hunger und die Verzweiflung erreichten in der Feſte den höchſten Grad. Da, am 3. Auguſt, erblickte Laudonnière vom Hügel herab an der Mündung des Fluſſes ein großes Schiff, dem bald drei kleinere folgten. Er theilte die Kunde ſofort ſeinen Leuten im Fort mit, und die ausgehungerten Gerippe ſprangen entzückt auf und tanzten vor Freude, in die ſich jedoch bald ein banges Gefühl miſchte: Wer waren die Gäſte? Kamen ſie aus der Heimat mit der längſt erſehnten Zufuhr? Oder waren es Spanier, die, ſtatt Speiſ' und Trank, Feuer und und Eiſen brachten? — Mit nichten; es war ein engliſches Geſchwader unter dem Kommando des „ehrenfeſten tapfern Ritters“, der, als er vor zehn Monaten von Plymouth unter Segel ging, ſeiner Mannſchaft in dem Tagesbefehl einſchärfte: „Dienet Gott täglich, liebet einander, geht mit Eurer Zehrung ſparſam um, bewahret das Feuer, haltet gute Kameradſchaft.“ Und die Mannſchaft zeigte ſich ihres Führers würdig. So vielen Seegefahren glücklich entgangen, ſtand ſie offenbar wie der fromme Chroniſt da. „Fahrt ſacht, unter dem Schirm des allmächtigen Gottes, der ſeine Auserwählten nimmer zu Schanden werden läßt.“ Und dieſe Gott erwählten waren die Pioniere jenes ſcheußlichen Handels, der ſein ſchwarzes Gift noch ungebornen Geſchlechtern einimpfte, der in ſeinem Schooße für Jahrhunderte Zwietracht und Tod trug, einen halben Welttheil mit Heeresgetöſe und brudermörderiſchem Schwertergeklirr füllte. Und an der Spitze dieſer Heiligen ſtand der Vater des engliſchen Sklavenhandels — Sir John Hawkins.

Er hatte aus Guinea eine Ladung ſchwarzes Menſchenfleiſch und ſie in Hiſpaniola mit großem Nutzen an den Mann gebracht, indem er die eiferſüchtigen Spanier durch Schwert, Luntenbüchſen und Feldſchlangen gezwungen, ihm freien Handel zu gewähren und ihm obendrein das Zeugniß auszuſtellen, daß er ſich als friedlicher Kaufmann benommen habe. Mit reichem Gewinn heimkehrend, ſah er ſich genöthigt, aus Mangel an friſchem Waſſer in den Hafen von Fort Carolina einzulaufen. Die Hugenotten und die Engländer band ein doppeltes ſympathetiſches Band: beide haßten die Pfaffen, beide haßten die Spanier. Die verkümmerte Garniſon begrüßte Hawkins als ihren Erlöſer. Dieſer war heimlich erfreut, als er erfuhr, daß ſie Florida verlaſſen wollen; obgleich ſie ihm, um nicht ſeine Habgier zu reizen, das Geheimniß der Appalachiſchen Goldgruben nicht verriethen, ſo gelüſtete ihn doch, dieſe reiche Domaine ſeiner königlichen Gebieterin zu erwerben. Sein Anerbieten, freie Rückfahrt auf ſeinen Schiffen, wies Laudonnière, aus Rückſichten der Ehre und Klugheit, zurück. Aber von ſeinen Leuten, die ſich dieſe Gelegenheit, aus ihrem Elende herauszukommen, nicht wollten entgehen laſſen, hart bedrängt, entſchloß er ſich endlich zur Annahme eines andern Vorſchlages: Hawkins trat ihm eines ſeiner Schiffe ab, verſah ſie mit Reiſezehrung und nahm das Feſtungsgeſchütz und was ſonſt nicht mehr der Garniſon von Nutzen war, an Zahlungsſtatt an und ſchied dann von den dankbaren Inſaſſen des Forts, goldne Meinungen von ſeinem Edelſinn zurücklaſſend.

Die Koloniſten warteten nun ſehnlichſt günſtigen Wind ab, um unter Segel zu gehen, als das Herannahen eines Geſchwaders ſignaliſirt wurde, und zwar in einer ſo drohenden Haltung, daß die kaum Aufathmenden von Neuem in Angſt und Schrecken geriethen. Denn, hatte das Geſchwader feindliche Abſichten, ſo war bei der entblößten Feſte an keinen Widerſtand zu denken. Doch bald ſollte ſich das Bangen in Freude wandeln. Es waren franzöſiſche Schiffe unter Führung des wackern Ribaut. Auch das Räthſel ſeiner drohenden Erſcheinung war bald gelöſt: es war eine von den Umſtänden gebotene Vorſicht. Die ſchon oben erwähnten in die Heimat zurückkehrenden Schiffe hatten nämlich ein Gewebe von Anklagen gegen Laudonnière mitgebracht: er ward der Anmaßung, der Tyrannei, der Grauſamkeit, ja des Planes beſchuldigt, ſich hier eine ſelbſtändige, unabhängige Herrſchaft zu gründen. Wie freute ſich der brave Ribaut, all dieſe Bezüchtigungen in ihrer Haltloſigkeit zu erkennen! — Zugleich übergab er Laudonnière einen Brief von Coligny, der ihn in höflichen aber kurzen Worten aufforderte, das Kommando niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren, um ſeinen Namen von den angeworfenen Flecken zu reinigen, und dazu war er auch, trotz der freundſchaftlich dringenden Vorſtellungen Ribaut's zu bleiben, feſt entſchloſſen, als den Aermſten Körperabſpannung und Seelenleiden wieder auf's Krankenlager warfen, und um das Maaß voll zu machen, gab die zärtliche Pflege einer Dienerin ſeinen Feinden Anlaß, ihn bei dem ſittenſtrengen Admiral zu verdächtigen.

Inzwiſchen wurden Vorräthe ausgeladen, Zelte aufgeſchlagen, Frauen und Kinder an's Land gebracht, Indianer miſchten ſich in das Gewühl, ein geſchäftiges Treiben belebte die ſonnigen Ufer des Stromes, als — wie ſich Laudonnière ausdrückt — hinter dem heitern Morgen der verjüngten Hoffnung ſich ein ſchwarzes Gewölk zuſammenzog.

In der Nacht zum 4. September bemerkte die Mannſchaft auf dem Flaggenſchiff Ribaut's ein ungeheuer mit Feuerſchlünden geſpicktes Schiff durch die Finſterniß auf ſie zuſteuern und von den Steven entfaltete ſich in der düſterſchweren Luft das unheilverkündende Banner Spaniens — das die Kataſtrophe des Dramas der franzöſiſchen Lilien in Florida nur allzubald herbeiführte.

Kleine literariſche Revue.

— **General La Marmora und Garibaldi.** In einer treffenden Charakteriſtik des jetzigen italiäniſchen Premier-Miniſters, Generals La Marmora, ſtellt die „Neue Züricher Zeitung“ dieſen Soldaten in folgender Weiſe dem General Garibaldi gegenüber: „Niemand

Digitized by Google

wird an der vollkommenen Ehrenhaftigkeit La Marmora's zweifeln, ſo wenig als irgend ein Italiäner, welcher Partei er auch angehöre, an der uneigennützigen Vaterlandsliebe Garibaldi's zweifelt — und doch welcher Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Männern! Beide dienen ihrem Lande, aber Jeder in einer von derjenigen des Andern ganz verſchiedenen — ja, man kann ſagen, entgegengeſetzten Weiſe. Was Garibaldi als Aufopferung fordert, das wird von La Marmora als Schwindel verworfen. Dieſer beobachtet in der kritiſchſten Lage die größte Einfachheit; jener tritt auch im gewöhnlichen Leben mit einem gewiſſen theatraliſchen Weſen auf. Bei Garibaldi iſt alles Denken vom Gemüth beherrſcht, bei La Marmora jeder Wunſch dem Pflichtgefühl unterthan. Der Erſte läßt ſich von ſeinem Napoleon-Haß ſelbſt auf Koſten Italiens hinreißen; der Andere iſt dankbar für die Dienſte, die ſeinem Vaterlande von Napoleon geleiſtet worden und erwartet deren noch mehr. In dem jetzigen Freiſchaaren-Zuge von Friaul erblickt der Premier-Miniſter eine Demoraliſation, der Premier der Oppoſition dagegen den erſten Schritt zur völligen Befreiung Italiens."

— **Peter von Köppen.** Ruſſiſche Blätter melden den Tod des berühmten Statiſtikers und Alterthumsforſchers Peter v. Köppen, der ſich vor einigen Jahren, um ſeine Geſundheit in einem milderen Klima wieder herzuſtellen, auf ein ihm von dem Kaiſer geſchenktes Gut in der Krim zurückgezogen hatte, wo er am 4. Juni d. J. geſtorben iſt. Köppen war 1793 in Charkow geboren, abſolvirte ſeine Studien auf der dortigen Univerſität und beſchäftigte ſich dann lange mit der Alterthumskunde Rußlands, über welche er ſowohl in ruſſiſcher als in deutſcher Sprache, unter Anderem in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur", gründliche Unterſuchungen veröffentlichte. Später wandte er ſich als Mitglied der Petersburger Akademie ganz den ſtatiſtiſchen Wiſſenſchaften zu, für die ſeine Arbeiten in Bezug auf Rußland als epochemachend bezeichnet werden können. Zu denſelben gehören das erſchöpfende Werk über die „neunte Volkszählung" (Девятая ревизія. Petersb. 1857), die Schrift über die Deutſchen der Petersburgiſchen Gouvernements (1850) und vieles Andere. Auch zu dem jetzt unter der Leitung Semenov's erſcheinenden großen geographiſch-ſtatiſtiſchen Lexikon des ruſſiſchen Reichs hat Köppen die meiſten Vorarbeiten geliefert.

— **Bryant's amerikaniſche Gedichte.***) Wir haben dieſe deutſche Uebertragung des nächſt Longfellow in Amerika am Meiſten gefeierten, lyriſchen Dichters mit wahrem Vergnügen geleſen. Theilweiſe zuerſt im „Bremer Sonntagsblatt" abgedruckt, haben dieſe Uebertragungen dort des amerikaniſchen Dichters Aufmerkſamkeit und Zuſtimmung erregt, und er ſchreibt darüber an den deutſchen Bearbeiter, Dr. Adolf Laun: „The translations seem to me admirable both in regard to their fidelity, and the possession of that grace and spirit without which the most exact metrical version of any poem is of little value." Wir können dieſem Urtheil nur beitreten: der deutſche Ueberſetzer hat in der That mit der Treue des Wortſinnes den Geiſt und die Anmuth einer urſprünglichen poetiſchen Darſtellung zu verbinden gewußt. Seine Einleitung bildet einen ſehr belehrenden literargeſchichtlichen Rückblick auf die lyriſche Poeſie der Amerikaner überhaupt und auf William Cullen Bryant insbeſondere.

— **Eine engliſche Anthologie.***) Herr Profeſſor Thomas Solly iſt ſeit langer Zeit einer der geachtetſten Lektoren der engliſchen Sprache und Literatur in Deutſchland. Eine von ihm für deutſche Leſer und Leſerinnen veranſtaltete Auswahl engliſcher und amerikaniſcher Poeſieen iſt ſicher als geſchmackvoll und zweckmäßig zu empfehlen. Wir haben hier eine zwar kleine, aber ungemein werthvolle Sammlung engliſcher Dichtungen vor uns, die größtentheils dem gegenwärtigen Jahrhundert angehören; nur wenige ältere, gewiſſermaßen hiſtoriſche Erinnerungen an Shakſpeare, Marlow, Raleigh, Pope, Swift ꝛc. befinden ſich dabei. Mit den geſchätzten engliſchen Anthologieen von Freiligrath und von Elze, ſowie mit der British Lyre und dem Golden Treasure hat die vorliegende Sammlung verhältnißmäßig nur wenige Stücke gemein. Die liebenswürdige engliſche Dichterin, Miß Adelaide Anne Proctor, deren in dieſem Jahre erfolgtes Ableben in England große Trauer erregt hat, werden viele deutſche Leſer erſt durch dieſe Sammlung kennen lernen. Die Ausſtattung des Buches iſt eines engliſchen Coronal würdig und macht es zu einem Geſchenke für den Frauen-Leſetiſch ganz geeignet.

— **„Himmel- und Höllenfahrten eines Kleinſtädters"****) Der Verfaſſer dieſer Schrift, die auf jeder ihrer 63 Duodez-Seiten dem Leſer Etwas zu denken, zu empfinden, zu bewundern und zu verabſcheuen giebt, iſt ein „Kleinſtädter" im Sinne des von ihm als Herr und Meiſter verehrten Dichters Bogumil Goltz; d. h., wie dieſer die Pyramiden und die ägyptiſchen Königsgräber, ſo ſchildert Otto Spielberg Himmel und Hölle, nicht gleich den Groß-Darſtellern der Poeſie und der Weltbeſchreibung, ſondern gleich den realiſtiſchen Klein-Skizzenzeichnern Cruikſhank oder Grandville. Otto Spielberg iſt ein Poet, der Proſa ſchreibt, in die aber hochpoetiſche Bilder und Reimverſe vielfach verflochten ſind. Aus der elenden, armſeligen Umgebung, in der er aufgewachſen, hat er ſich ein Herz voll tiefer Empfindung für das Göttliche und das edel Menſchliche gerettet. Er beſitzt in hohem Grade die Gabe, die verſchiedenen gegenſeitigen Beziehungen der Dinge und der Perſonen raſch zu überblicken, zu gruppiren und in einer gefälligen oder blendenden Form darzuſtellen. Aber er iſt noch zu jung; er iſt noch in der Entwickelung begriffen; es fehlt ihm noch die nöthige Ruhe, der maaßvolle Charakter, der der Phantaſie zur Seite ſteht und in der Fülle ſich darbietender Kombinationen das wahrhaft Schöne und Anſprechende herauszufinden und feſtzuhalten weiß. Sein Schriftchen iſt eine merkwürdige Zuſammenſtellung von Stylproben eines friſchen, gährenden, aber noch völlig unregulirten Geiſtes, von dem man, wenn das, was ihm bis jetzt entſchieden noch abgeht, zur rechten Zeit ſich mit ihm verbindet, Ungewöhnliches einmal erwarten kann.

— **Deutſche Orthographie.**†) In dem vorliegenden Werkchen behandelt der Verfaſſer die Lehre von der deutſchen Rechtſchreibung in ſieben Briefen, die folgenden Inhalt haben: I. Kürze und Länge des Stammvokals, Schärfung und Erweichung des konſonantiſchen Auslautes, Doppelung des Selbſt- und Mitlautes. II. Die Lehre vom ſtummen und vom geſchriebenen Dehnungs-H. III. Vom diph-

*) Amerikaniſche Gedichte von William Cullen Bryant, in deutſcher Nachbildung nebſt Einleitung von Adolf Laun. Bremen, J. G. Heyſe, 1863.

*) A Coronal of English Verse, or a Selection from English and American Poets. By Thomas Solly, Professor and Lecturer on English Literature at the University of Berlin. Berlin, Haude u. Spener (Weidling) 1864.

**) Von Otto Spielberg. Leipzig, Hermann Luppe, 1865.

†) Briefe über die Rechtſchreibung, gerichtet an eine deutſche Frau. Von E. L. Rochholz. Aarau, J. J. Chriſten, 1864.

Digitized by Google

thongiſchen ie und vom nhd. Dehnungs-ie. IV. Das Zwickauern der Gebildeten und die Orthographie der deutſchen Zeitungen. V. Der Mitlauter; das ß und das ſſ in den Daß-Sprachen und in den Dat-Sprachen. VI. Zweck und Regeln der Interpunktion. VII. Deutſche Schrift und große Anfangsbuchſtaben. Etwas weſentlich Neues bietet der Verfaſſer nicht, ſein Standpunkt in dieſer ewig heiklig bleibenden Frage iſt zumeiſt derſelbe, den Schleicher in ſeinem Buche: „Die deutſche Sprache“ einnimmt. Die Einkleidung des ſpröden Stoffes war für den Verfaſſer doppelt ſchwierig, da er die Briefe für deutſche Frauen beſtimmte; ob es ihm ſtets gelungen, dem zu entgehen, was er ſich ſelbſt in dem an die Spitze des Buches geſtellten Horaziſchen Motto:

— — — male si mandata loqueris,
Aut dormitabo aut videbo —

zuruft, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Mindeſtens muß man ſagen, daß das Buch nicht nur denkende, ſondern auch ziemlich gebildete Frauen vorausſetzt. Insbeſondere werden bei der Kürze, mit der einzelne Fragen abgehandelt werden, Begriffe vorausgeſetzt, die man einer Frau, die ſich noch nicht eingehend mit deutſcher Sprache beſaßt hat, füglich nicht zutrauen kann. So glauben wir z. B. kaum, daß die Auseinanderſetzung über das ie im Präteritum der reduplicirenden Verba den meiſten der Leſerinnen einleuchtend ſein werde. Ob aber dieſe neueſte Appellation in Sachen der Orthographie den gewünſchten Erfolg haben wird, ob das, was zur Zeit noch Niemand möglich geweſen iſt, die Anbahnung einer Einigkeit in der deutſchen Orthographie nämlich, nur durch die Mütter erreicht werden wird, das glauben wir, ganz abgeſehen von des Verfaſſers Standpunkte in dieſer Frage, den gerechteſten Zweifeln unterwerfen zu dürfen.

Literariſcher Sprechſaal.

Die wichtige Frage der Häuſerbau-Genoſſenſchaften im Intereſſe einer billigen Wohnungs-Beſchaffung für die arbeitenden Klaſſen beſchäftigt jetzt ſowohl die vom Kongreſſe deutſcher Volkswirthe niedergeſetzte Kommiſſion zur Berathung dieſer Frage, als den Central-Verein in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. Der Vorſitzende des letzteren, Herr Präſident Dr. Lette, hat an die gedachte Kommiſſion ein im ſiebenten Hefte der „Arbeiterfreund“ abgedrucktes Anſchreiben erlaſſen, worin die Geſichtspunkte erörtert werden, auf welche zunächſt die thatſächlichen und ſtatiſtiſchen Erhebungen zu richten, die für die Entſcheidung der Frage maaßgebend ſind. Es ſollen zunächſt über die Einrichtungen und Erfolge der in Deutſchland und im Auslande bereits beſtehenden Baugenoſſenſchaften, Baugeſellſchaften und Baubeförderungs-Vereine, ſowie über die Einrichtung zweckmäßiger und geſunder Wohnungen, genaue Materialien geſammelt und über die der Bildung ſolcher Vereinigungen in einzelnen Staaten etwa entgegenſtehenden, geſetzlichen und adminiſtrativen Hinderniſſe Berichte erſtattet werden. Herr Dr. Lette empfiehlt zu dieſem Zwecke, daß jene Kommiſſion, ſowie Jeder, der an der Erwägung und Entſcheidung der Frage der Häuſerbau-Genoſſenſchaften ein Intereſſe nimmt, 1) ſich aus perſönlicher Kenntniß der eigenen Orts- und Landesverhältniſſe über die Zuſtände der ländlichen und der der ſtädtiſchen Wohnungs-Verhältniſſe der arbeitenden Klaſſen äußere; 2) ſich, ſoweit ihm dazu Gelegenheit geboten, über die betreffenden Verhältniſſe auch anderer Länder aus beſter Quelle informire und 3) eventuell ſeine Anträge, auch wegen der etwa noch zu ergänzenden und zu beſchaffenden Materialien, der ſtändigen Deputation des volkswirthſchaftlichen Kongreſſes bis zu deren im Februar 1865 in der Sache zuſammentretenden Konferenz überſende.

Die ſeit einigen Jahren in Paris erſcheinende Revue du Monde Colonial*) hat ſeit dem Monat April d. J. ihren Wirkungskreis erweitert, indem ſie die geſammte Kolonialwelt und nicht, wie bis dahin, blos die Kolonien der Franzoſen in politiſcher, ſozialer und emigratoriſcher Hinſicht umfaßt. Ihr jetziger Redakteur, Herr A. Noirot, iſt ein vielſeitig gebildeter, von jeder nationalen Beſchränktheit freier Mann und ſteht daher hoch über ſeinen meiſten franzöſiſchen und engliſchen Kollegen der periodiſchen Preſſe, die überall, wo die franzöſiſche und reſp. die engliſche Nation mit anderen Nationalitäten in Berührung und Konflikte kömmt, die größte Unwiſſenheit und dabei eine widerwärtige Rohheit an den Tag legen. Herr Noirot giebt durch mehrere von ihm ſelbſt geſchriebene Artikel ſeiner Revue zu erkennen, daß er gegen fremde Nationen gerecht zu ſein verſtehe und daß er namentlich die Kultur-Elemente, welche die Deutſchen nach anderen Welttheilen tragen, ſehr hoch zu ſchätzen wiſſe. Unter Anderm wird in dieſer Revue von mehreren Seiten beſtätigt, daß Braſilien wegen ſeiner kirchlichen Intoleranz und wegen der unter den dortigen ariſtokratiſchen Landbeſitzern herrſchenden Vorliebe für die Sklavenzucht ein ſchlechter Koloniſations-Boden für Deutſche ſei, während dagegen die benachbarten Länder am Laplata-Strom viel größere Bürgſchaften in jener Beziehung darbieten.

Als ein Seitenſtück zu der vortrefflichen, über die ganze literariſche Welt außerhalb Englands verbreiteten, Tauchnitz'ſchen Copyright-Edition der beſten engliſchen Autoren, haben wir die bisher von W. E. Drugulin herausgegebene, hauptſächlich amerikaniſchen Schriftſtellern gewidmete Dürr'ſche Collection of Standard American and British Authors zu bezeichnen. Es liegen uns davon neuerdings in ſchön gedruckten Octavbänden (von etwa 300 Seiten zum Preiſe von einem halben Thaler) vor:

Guy Waterman. A Novel. By John Saunders. 2 vols.
The Works of Henry W. Longfellow. Vol. I. Poems.

Beide Abdrücke ſind als Authorized und reſp. Copyright-Edition bezeichnet.

---

*) Revue du monde colonial, asiatique et americain. Organ politique des deux mondes Publiée sous la direction de M. A. Noirot. Paris, Bureau de la Revue.

Digitized by Google

Zu Feſtgeſchenken empfohlen!

Soeben erſchien bei Jul. Bädeker in Iſerlohn und iſt in allen Buchhandlungen vorräthig:

Pharus am Meere des Lebens.

7. Auflage mit Titelbild von G. Süs und Dedikationsblatt von Ad. Schmitz. Preis geh. 1⅓ Thlr., f. geb. mit Goldſchn. 2⅓ Thlr.; in f. Kalblederb. m. Präge 2⅔ Thlr.; in Prachtb. m. Schloß 4 Thlr.

— — Daſſelbe. 2. Theil oder Neue Folge. 3. Auflage, in gleicher Ausſtattung und zu gleichen Preiſen.

A. W. Grube's äſthetiſche Vorträge. 1. Bdchen. Goethe's Balladen und Schiller's Romanzen. elegant geb. 25 Sgr. (648)

So eben erſchien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutſcher Lyrik.

Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe.

Mit einem Titel in Holzſchnitt. (649)

In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

„Die wahre Poeſie kündigt ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge des Lebens in Vogelperſpektive vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen." Göthe.

Weihnachtsgeſchenke.

Anderſen, H. C., Neue Märchen und Geſchichten. Min.-Ausgabe. Geh. 15 Sgr. eleg. geb. mit Goldſch. 24 Sgr.

Archenholz, J. W. v., Der ſiebenjährige Krieg. Mit Porträt und Karte. 8. Auflage. In illuſtr. Umſchlag geh. 1 Thlr. eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenſchatz des deutſchen Volkes. Geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 9 Sgr., eleg. geb. mit Goldſchn. 1 Thlr. 12 Sgr.

Solly, A coronal of English verse. Or a selection from English and American poets. Eleg. geh. 1 Thlr. 12 Sgr., in reichstem Relief-Einband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Hermann Leſſing äußert ſich folgendermaßen in der Monatspoſt vom 17. Octbr. 1864:

„An Blumenleſen aus der engliſchen Poeſie herrſcht kein Mangel, zu den ſorgfältigſt redigirten möchte jedoch eine uns vorliegende Sammlung engliſcher und nordamerikaniſcher Gedichte gehören, die Prof. Thomas Solly, Rector an der hieſigen Univerſität, veranſtaltet hat. Sie nennt ſich „A Coronal of English Verse (Berlin, Hauder und Spener, 1864)" und enthält auf 312 Seiten eine Elite der kleineren lyriſchen Werke Englands. Da die Verlagshandlung bei der Ausſtattung nicht geſpart, ſondern Papier, Druck und Einband dem Muſter der beſten Londoner Ausgaben nachgebildet hat, dürfte ſich der zierliche Almanach zu einem gewählteren Geſchenke für Töchter gebildeter Familien eignen. Auch der Herausgeber, einer unſerer geachteſten Lehrer, ſcheint bei der Wahl der Gedichte von dieſem Geſichtspunkte ausgegangen zu ſein." (644)

Haude u. Spener'ſche Buchh. (F. Weidling), 30, Bernburger Straße, Berlin.

Im Verlage der Theiſſing'ſchen Buchhandlung in Münſter iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reinke, L. Dr. Aus dem Orient.

8. 41⅓ Bogen. Geh. 1 Thlr. (642)

So eben erſchien:

Engliſche Gedichte

für den Schulgebrauch zuſammengeſtellt und mit Wörterbuch verſehen

von

Dr. Gleim,

Rektor der ſtädtiſchen höheren Töchterſchule auf der Taſchenſtraße in Breslau.

Zweite vermehrte Auflage.

Preis geh. 20 Ngr.

ELEGANT EXTRACTS

from the most celebrated British poets

by **Dr. Gleim**

A new enlarged edition.

Preis in elegantem Leinwandbande mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Das erſtere hat ſich als ein ſehr praktiſches Schulbuch bewieſen und iſt in Folge deſſen in vielen Anſtalten eingeführt.

Ueber die

physikalische und philosophische

Atomenlehre

von

Guſtav Theodor Fechner.

Zweite vermehrte Auflage.

gr. 8. Preis geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.) (636)

In meinem Verlage erſchien:

Amerikaniſche Gedichte.

Deutſch von **Friedrich Spielhagen.**

Zweite Auflage.

Preis elegant gebunden mit Goldſchnitt 1 Thlr. broſchirt 20 Ngr.

Leipzig, October 1864. (640)

Friedrich Löwe.

Im Verlage von Hermann Coſtenoble in Jena und Leipzig erſchien und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Beaumarchais.

Hiſtoriſcher Roman

von

A. E. Brachvogel.

4 Bde. Octav-Format. broch. 5 Thlr.

Caron de Beaumarchais, den Deutſchen durch Goethe's **Clavigo**, den **Barbier von Sevilla** und die **Hochzeit des Figaro** bekannt, von den Franzoſen unter ihre Klaſſiker geſtellt, iſt der Held von Brachvogel's neuem hiſtoriſchen Romane. Um und zum Theil mittels ſeines Helden Beaumarchais ſehen wir die ganze Epoche des Roccoco-Frankreich von 1758 bis 85 und den Beginn der großen Umwälzung vor uns vorüber gehn. Brachvogel hat die reichen Originalquellen der Zeit zu einem dichteriſchen Geſammtbilde verwebt, aus dem Beaumarchais und ſeine Suſanne, Target, Morelly, Ludwig XV., der Dauphin, M. de Pompadour, Choiſeul, Conti, Naſſau-Siegen, das herrlich-rührende Bild der Lamballe, Ludwig XVI. und Antoinette und die Orleans Vater und Sohn hervortreten. (637)

Von demſelben Verfaſſer erſchienen früher:

„Adalbert vom Babanberge." Trauerſpiel. „Narziß". Trauerſpiel. „Der Usurpator." Trauerſpiel. „Benoni." Roman. „Der Trödler." Roman. „Ein neuer Falſtaff." Roman.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Das Statistische Seminar

des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus in Berlin.

von **Dr. Engel.**

gr. 8. geheftet. Preis 6 Sgr. (650)

Diese Schrift ist der Wiederabdruck zweier zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Aufsätze. Der erste bildet einen Theil des Inhalts einer im Jahre 1862 in No. 7 und 8 der Zeitschrift des Königlich preussischen statistischen Bureaus veröffentlichen Abhandlung, betitelt: „Ueber die neuesten Fortschritte in der Organisation der amtlichen Statistik in Preussen"; der andere Aufsatz erschien unter dem Titel dieser Broschüre in der Doppelnummer 8 und 9 des IV. Jahrganges (1864) der nämlichen Zeitschrift. Beide zusammen dürften genügen, die spezielle Auskunft zu ersetzen, welche neuerdings mehrfach über das hier errichtete statistische Seminar verlangt wurde.

Berlin, den 14. October 1864. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Ergänzungsheft I. zur Zeitschrift des Königlich Preussischen Statistischen Bureaus,

redigirt von **Dr. Ernſt Engel,**

enthaltend:

Beiträge zur Statistik des Danziger Handels. Vom Kgl. Regier.-Rath Oelrichs in Danzig.

Um die vorliegende, in gegenwärtiger Zeit doppelt interessante Monographie, welche (Angesichts der Ueberfülle des Stoffs für die Zeitschrift des Königl. Statistischen Bureaus) wegen ihres lehrreichen und nicht zu verkürzenden Details den Monatsnummern nicht einverleibt werden kann, dem Leserkreis der Zeitschrift dennoch zuzuführen, wird sie im Anschluss an diese zum Preise von 12 Silbergroschen hiermit ausgegeben. Bei dem stetig wachsenden Interesse an der Statistik und dem ebenso erfreulichen Wachsen der Zahl gediegener Mitarbeiter an der Zeitschrift wird die Redaction in der Lage sein, von Zeit zu Zeit ähnliche, in sich selbstständige Arbeiten als Ergänzungshefte zur Zeitschrift zu veröffentlichen. Ist diesen Heften ohne Zweifel die ausgedehnteste Verbreitung zu wünschen, so ist doch kein Abonnent der Zeitschrift zur Abnahme derselben verpflichtet.

Ferner ist so eben erschienen:

Preussische Statistik. Herausgegeben in zwanglosen Heften vom Königl. Statist. Bureau in Berlin.

VI. Heft. Die Witterungserscheinungen des nördlichen Deutschlands im Zeitraume von 1858 bis 1863, dargestellt von H. W. Dove. 17½ Bogen Royal 4. Mit 7 Karten. Preis 2 Thlr. (651)

Berlin, den 18. October 1864. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Dieser Nummer liegen bei: 1) Prospect betreffend die **Methode Toussaint-Langenscheidt.** 2) Verzeichniss von **Photographieen** und **Globen** der **J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** №. 49.

für die Literatur des Auslandes.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des und In-Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 4. December **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Das deutſche Kriegsweſen der Urzelten . . 770
Ein Winterfeldzug im Jahre 1678 . . . 771

England.
Franz Müller und die engliſche Preſſe . . 772

Nord-Amerika.
Zur Geſchichte der Abolitioniſten-Partei . . 774

Mexiko.
Mexiko und ſeine gemiſchte Bevölkerung. Charakter der Indianer 777

Dalmatien.
Dalmatiniſches Inſelleben 779

Kleine literariſche Revue.
Literariſche Weihnachten 781
Zur Geſchichte der Jungfrau von Orleans . 782
Simplicianiſche Schriften 782

Literariſcher Sprechſaal 783

Im Verlage von **Firmin Didot frères, fils & Co.** in Paris ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Les Rêves dangereux par Mme. *Emmeline Raymond*, Rédactrice de la Mode-illustrée. 1 vol. in 18. broch. Preis 1 Rthlr.

Auch diese Erzählung eignet sich ihrer Tendenz wegen, wie die bereits früher erschienenen Werke derselben Verfasserin, als:

Lettres d'une marraine — Journal d'une jeune fille pauvre — Histoire d'une famille — ganz besonders zur Lectüre für junge Damen und empfiehlt sich daher zur herannahenden Weihnachtszeit als geeignete Festgabe.

Ferner erschien die Fortsetzung von:

Noël des Vergers, L'Etrurie et les Etrusques ou dix ans de fouilles dans les maremmes Toscanes. Bd. II. Text und Atlas in Fol., enthaltend: (Appendice épigraphique. — Explication des Monuments. — Carte et Planches.) Preis 13 Thlr. 10 Sgr.

Hiermit ist das Werk vollständig. — Der **Preis** eines completen Exemplars, 2 Bände Text **und** Atlas in Fol., ist 26 Thlr. 20 Sgr. (652)

Buchhandlung von **Ludwig Denicke** in Leipzig.

THE CAMBRIDGE SHAKESPEARE.
Now ready, Vol. V. 8vo. Cloth, 10*s*. 6*d*.
THE WORKS OF
WILLIAM SHAKESPEARE.
EDITED BY
WILLIAM GEORGE CLARK,
AND WILLIAM ALDIS WRIGHT.
To be completed in 8 vol., demy 8vo. each 10*s*. 6*d*.

„An Edition on a plan which differs altogether from that adopted by any — a plan so excellent in itself, and so well carried out, that we have no hesitation in saying that it is likely to be, when completed, the most useful one to the scholar and intelligent reader which has yet appeared." — *Athenæum.*

„We regard the appearance of the Cambridge Shakespeare as an epoch in editing the works of the foremost men in the dramatic world. Besides many positive virtues in this edition, the hitherto prevailing errors are avoided. The gross blunders and unauthorized fancies of generations of editors are banished from the text; the more tolerable or the less noxious conjectures are removed to the notes; space is allowed and justice is rendered to all former labourers in the editorial field He who is indifferent to verbal criticism may read in peace an orthodoxe text; and he who is curious in such matters will find various readings supplied to him in full measure." — *Saturday Review.*

Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (661)

Bei **C. Ed. Müller** in Bremen ist erschienen:

NEU-GUINEA
und seine Bewohner.
Von
Otto Finsch.
Preis: 1 Thlr. 15 Sgr. (662)

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hermann, C., Professor, **Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte.** Eleg. broch. 20 Sgr.

Von demselben Verfasser erschienen früher in gleichem Verlage:

Der pragmatische Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie. Eleg broch. 10 Sgr.

Die Theorie des Denkvermögens. Elegant broch. 15 Sgr.

Dresden. (655)
Rudolf Kuntze's Verlagsbuchhandlung.

A. ASHER & CO.

BERLIN — Unter den Linden 20
LONDON — 13 Bedford Street Cov. Gard

empfehlen nachstehend verzeichnete auf ihrem Berliner Lager stets vorräthige (653)

ILLUSTRIRTE WERKE

der englischen Literatur als ganz besonders zu Geschenken geeignet:

BEAUTIES OF POETRY and gems of art. Poems, songs and ballads. Illustrated by English ar-artists. . . . . £ 0. 7. 6.

BIRKET FOSTERS Pictures of English Landscape. With 30 beautiful illustrations. fcp. 4to. £ 1. 1. 0.

DOYLE (JAMES E.). A Chronicle of England. B. c. 55 — A. D. 1485. Illustrated by colour printed Engravings — large 4to. £ 2. 2. 0.

EARLY ENGLISH POEMS from Chaucer to Pope. Illustrated with upwards of 100 Engravings on wood &c. small 4to. . . . . £ 1. 1. 0.

FAVOURITE POEMS by gifted bards. Illustrated. small 4to. . . . . £ 1. 1. 0.

GOLDSMITH (O.) Poetical Works, with Illustrations by Birket Foster printed in colour. fcp. 4to. £ 1. 1. 0.
— Illustrated. roy. 8vo. cl. gilt. £ 0. 10. 6.

HOME THOUGHTS and home scenes in original poems by Jean Ingelow, Dora Greenwell, Tom Taylor & others. With pictures by Houghton &c. 4to. . . . . £ 1. 1. 0.

LEECH (JOHN). Pictures of Life and character from the Collection of Punch. obl. fol. 3 parts. £ 1. 16. 0.

LONGFELLOW poetical Works. Illustrated by Gilbart. 4to. . . . . £ 1. 1. 0.
— Illustrat. by Foster. roy. 8vo. £ 0. 15. 0.

PICTURES of English life, with engravings after original Studies and descriptive poetry by F. G. Watts. imp. 4to. Drawings by Barnes. £ 0. 14. 0.

SCOTT (SIR W.). Marmion. 8vo. „ 0. 18. 0.
— Lady of the lake. 8vo. . „ 0. 18. 0.
— Lay of the last minstrel. . „ 0. 18. 0.
— Lord of the Isles. . . . . . „ 0. 18. 0.

SHAKESPEARE GALLERY. A series of 94 beautiful photographs with corresponding text from Shakespeares works. fcp. 4to. £ 2. 2. 0.

TESTAMENT, THE NEW, of our Lord and Saviour Jesus Christ. With engravings on wood from designs of Fra Angelico, Pietro Perugini, Titian, Raphael & others. 4to. £ 3. 3. 0.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Das deutſche Kriegsweſen der Urzeiten.

Von jeher hat das preußiſche Heer den Ruhm gehabt, Kriegsführer zu beſitzen, die nicht nur das Schwert, ſondern auch die Feder tüchtig zu gebrauchen verſtanden. Es hat von den Zeiten des großen Kurfürſten an nie an Männern gefehlt, die die Kriegsgeſchichte und die Kriegswiſſenſchaft mit Sachkenntniß und Talent behandelt haben. Natürlich haben die Meiſten in ihren Forſchungen und Darſtellungen ſich blos auf ihre Gegenwart oder ihre nächſte Vergangenheit beſchränkt; das Kriegsweſen entfernter Zeiten zu erforſchen, lag ihren meiſt praktiſchen Zwecken fern. Erſt in der neueſten Zeit iſt man zu der Erkenntniß gekommen, daß, wie die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten eines Volkslebens überhaupt, ſo auch die ſeines Kriegsweſens ihren Grund in dem Volksgeiſte haben, der immer derſelbe bleibt, wie ſehr auch die Hülle, die ihn umſchließt, der Anſtoß, der ihn weckt, und die Mittel, deren er ſich bedient, wechſeln mögen. Man hat daher die Nothwendigkeit erkannt, bis auf die Uranfänge eines Volkes zurückzugehen, um dieſen Volksgeiſt als den urſprünglichen, ſelbſt ſchon aus ſeinen erſten Aeußerungen erkennbaren nachzuweiſen. Hierdurch hat die Erforſchung der Urzuſtände eines Volkes neben der hiſtoriſchen noch eine höhere, nationale Bedeutung erhalten, und in dieſem Sinne hat einer der ausgezeichnetſten Fachmänner, Herr General von Peucker, es unternommen, das deutſche Kriegsweſen in den Urzeiten zu ſchildern,*) eine Arbeit, die nicht bloß zum Zwecke hat, unſere Kenntniß des deutſchen Alterthumes zu bereichern, ſondern das Nationalbewußtſein zu wecken und zu ſtärken.

Es liegt uns von dem Ganzen der dritte Theil vor: „Wanderung über die Schlachtfelder der deutſchen Heere der Urzeiten." Er umfaßt die Urzeit bis zum Beginne unſerer Zeitrechnung. Der Herr Verfaſſer ſagt in der Einleitung: „Nachdem in den erſten beiden Theilen des Werkes: „Das deutſche Kriegsweſen der Urzeiten", die ſtaatsrechtlichen und die organiſatoriſchen Grundlagen des vorliegenden Gegenſtandes beleuchtet worden ſind, hat der Verfaſſer geglaubt, ſich von dem Verſuche einer Erörterung des deutſchen Kriegsweſens auch vom kriegsgeſchichtlichen Standpunkte nicht entbinden zu können, ſondern auf dem Felde der geſchichtlich beglaubigten Thatſachen die Beweiſe für die in den erſtgedachten beiden Richtungen aufgeſtellten Behauptungen aufſuchen und darlegen zu müſſen. Aus dem Dunkel der germaniſchen Urzeiten treten die Schlachtfelder als die wichtigſten beglaubigten Zeugniſſe für den deutſchen Nationalcharakter, wie für das deutſche Staats- und Volksleben hervor. Die Blitze der deutſchen Waffen, welche in jenen heißen Kämpfen mit der römiſchen Weltmacht zur Zeit, als letztere in ihrer höchſten Blüthe ſtand, und gegen eine Vereinigung der größten geiſtigen und materiellen Kräfte der damaligen Zeit, von den bewaldeten Höhen und aus den zerklüfteten Schluchten des nordweſtlichen Deutſchlands aufflammen, verklären die kriegeriſchen Tugenden unſrer Urahnen, ihre glühende Vaterlandsliebe, ihre Begeiſterung für nationale Freiheit und Selbſtſtändigkeit mit einem in ſo ungebrochenem Glanze in Jahrtauſende hineinſtrahlenden Lichte, daß die ganze germaniſche Urzeit dadurch erhellt wird. Inmitten jener Sonderung der niemals zu einer geſchloſſenen politiſchen Gemeinſamkeit vereinigten deutſchen Stämme und jener eiferſüchtigen Bewahrung einer ſpröden Selbſtändigkeit, welche die verhängnißvolle Grundlage für die ſpätere Zerriſſenheit Deutſchlands geworden iſt, ſehen wir nichts deſto weniger in den Schlachtreihen der deutſchen Heere der Urzeiten, in der Bildung und Geſtaltung deutſcher Eidgenoſſenſchaften und Waffenbündniſſe für die Vertheidigung der höchſten nationalen Güter des Lebens, jenes nicht hoch genug anzuſchlagende vermittelnde Band, durch welches, unter Aufrechthaltung aller volksthümlichen Sonderelemente der einzelnen Stämme, doch die Gemeinſamkeit im Leben und in der Geſinnung erhalten blieb und jene ideale Einheit gerettet wurde, welche die einzelnen vielfach geſpaltenen Glieder endgültig zum Mittelpunkte der geſammten Entwicklung des Abendlandes und zur Centralmacht Europa's zuſammengeknüpft und zu jener hohen weltgeſchichtlichen Stellung erhoben hat, auf welche Deutſchland ſchon von der Natur angewieſen iſt. . . . In den deutſchen Schlachtfeldern der Urzeiten wurzelt die ganze zweitauſendjährige Vergangenheit unſeres Vaterlandes und jenes hiſtoriſche Bewußtſein des deutſchen Volkes, durch welches es bereits unzählige Male im tiefſten Unglücke mit neuer Siegeskraft geſtählt worden iſt. Sie ſind die Grundlage, auf welcher ſich das fernere hiſtoriſche Leben nicht nur Europa's, ſondern der ganzen alten Welt entwickelt hat. In der deutſchen Kriegsverfaſſung der Urzeiten dürfen wir demnächſt politiſche Staatsformen erkennen, welche den Vergleich mit denen der gebildetſten Völker des Alterthums nicht zu ſcheuen haben. Die Erhebung der allgemeinen Wehrpflicht zur höchſten nationalen Ehre, die kriegeriſchen Gefolgſchaften, das darauf ſich entwickelnde Beneficialweſen und das aus der ſtaatsgrundgeſetzlich herangebildeten Erblichkeit des letzteren hervorgegangene Lehnsweſen wurden die Träger jener politiſchen Staatsformen des Abendlandes, unter deren Entwicklung das deutſche Reich über ein Jahrtauſend lang die herrſchende Macht Europa's geworden iſt. Eine Wanderung über die Schlachtfelder der Urzeiten gewährt daher nicht blos dem Krieger, ſondern auch dem Geſchichtsforſcher und überhaupt jedem denkenden Vaterlandsfreunde ein mehrfaches Intereſſe und es wird das deutſche Herz mit um ſo größerem Rechte auf einer ſolchen Wanderung mit Freude und Stolz erfüllt, als Alles, was wir aus dem Dunkel jener Zeit erfahren haben, uns durch Feindes Mund überliefert worden iſt und wir daher mit Gewißheit vorausſetzen dürfen, daß wir nur den kleinſten Theil des Großen und Herrlichen wiſſen, welches uns nationale Ueberlieferungen erhalten haben würden. Und doch bilden ſelbſt dieſe einzelnen Strahlen, welche aus jenem Dunkel der deutſchen Urzeiten von den Schlachtfeldern aufleuchten, eine Glorie um das Haupt des deutſchen Vaterlandes, die an blendendem Glanze keinem Sternenkranze nachſteht, welchen die Geſchichte geflochten hat."

Referent iſt nicht ſelber Fachmann; er kann ſich alſo über das rein Militairiſche kein Urtheil anmaßen; wohl aber glaubt er ſich berechtigt, die Meiſterſchaft des Verfaſſers in der vollſtändigen Zuſammentragung und Verarbeitung des Materials, in der hiſtoriſchen Kritik, in der ſtofflichen Anordnung und ſprachlichen Darſtellung anzuerkennen. Es hat uns dieſes Buch, das doch einen unſerer Zeit ſo fern liegenden und wegen der Lückenhaftigkeit der Ueberlieferungen ſo ſchwierigen Gegenſtand behandelt, einen ſo reinen Genuß gewährt, wie ſelten eines. Man merkt es ihm an, daß es mit Liebe und Begeiſterung geſchrieben iſt. Bei aller tüch-

*) Das deutſche Kriegsweſen der Urzeiten in ſeinen Verbindungen und Wechſelwirkungen mit dem gleichzeitigen Staats- und Volksleben, vom General von Peucker. 2 Theile, Berlin, Decker, 1860. — Dritter Theil: Wanderung über die Schlachtfelder der deutſchen Heere der Urzeiten. Erſter Theil. Berlin, Decker, 1864.

Digitized by Google

tigen Gelehrſamkeit, von der es zeugt, iſt es doch frei von jedem gelehrten Prunke und weiß vielmehr durch eine würdige und geſchmackvolle Form den Fehler zu vermeiden, der ſo oft die tüchtigſten Werke dem größeren Publikum ungenießbar macht. Zur Beſtätigung unſeres Urtheils fügen wir eine kleine Probe aus dem Abſchnitte: „Kritiſcher Rückblick auf die Schlachten der Cimbern und Teutonen" bei:

„In dieſen erſten geſchichtlichen Ueberlieferungen germaniſcher Kämpfe, durch welche die Römer in der Größe der Gefahr, die über Rom's Haupt geſchwebt, die Germanen achten, ja ſo fürchten lernten, daß noch viele Jahrhunderte lang die Erinnerung an ſie als die furchtbarſte im römiſchen Volke fortlebte und das höchſte Entſetzen ein cimbriſcher Schrecken, terror Cimbricus, genannt wurde, erſcheinen die germaniſchen Heere allerdings zunächſt nur als die Repräſentanten gewaltiger roher Naturkräfte, deren mächtige und ungeſtüme Aeußerungen weder durch das Band der Kriegszucht angemeſſen vereinigt und zuſammengehalten wurden, noch durch kriegswiſſenſchaftliche Bildung diejenige Geſammtwirkung vermittelt erhielten, zu welcher alle nöthigen Grundlagen in ihnen ruhten. Gewähren jene Ueberlieferungen uns auch keine Einzelheiten über Heeresgliederung und Gefechtsweiſe und lernen wir aus ihnen die germaniſchen Heere nur in der Geſammtthätigkeit großer Maſſen kennen, ſo dürfen wir ihnen doch das Zeugniß einer beginnenden rationellen und geordneten Ausbildung des Kriegsweſens nicht verſagen. . . .

„Von den Schlachten der Cimbern und Teutonen bietet insbeſondere diejenige auf dem Raudiſchen Felde mehrere Anhaltspunkte dar, welche einer näheren Betrachtung nicht unwerth ſind. Die regelmäßige Gliederung ihres tiefgeſtellten Schlachthaufens, der geordnete Anmarſch deſſelben auf weite Entfernung, die Entwicklung der keilförmigen Angriffskolonne aus der durch die Flankendeckungen gebildeten viereckigen Phalanx, das Zuſammenhalten der Reiterei zu einem großartigen Maſſengebrauch, die beabſichtigte Art ihrer Verwendung durch eine große Flankenbewegung, verdienen bemerkt zu werden. Ebenſo zeigen, bei ihrem Vordringen durch die Alpenpäſſe, die Anlegung des Dammes in die Etſch und die zur Zerſtörung der Verbindungsbrücke getroffenen Vorkehrungen ein richtiges Auffaſſen derjenigen örtlichen Verhältniſſe, auf welche es bei Bekämpfung der feſtverſchanzten feindlichen Stellung ankam, ſowie derjenigen Hülfsmittel, durch welche dabei einer Verſchwendung von Blut vorgebeugt werden konnte, zu welcher germaniſche Heere immer geneigt waren. Ihre verlorenen Schlachten ſcheinen niemals mit einer regelloſen Flucht geendet, ſondern der Kampf bis zur letzten Möglichkeit fortgedauert zu haben. Der größte Theil dieſer geſchlagenen Heere deckte als Leichen das Schlachtfeld; nur eine weit geringere Zahl fiel als Gefangene in des Feindes Hand, und unter dieſen war noch der Troß und der ganze nicht ſtreitbare Theil jener Volksheere mitbegriffen.

„Der Jubelruf, mit welchem ſie, nach der Verſicherung der alten Geſchichtſchreiber, das Schlachtfeld in der Hoffnung betraten, daß ihnen dort jener ruhmvolle Tod beſchieden ſein würde, welcher allein ihnen die Pforten ewiger Seligkeit erſchließen konnte; die innige Freudigkeit, mit welcher ſie daher auf dem Felde der Ehre ſtarben; die aufopfernde Todesverachtung, mit welcher ſelbſt die Frauen des teutoniſchen Heeres den Kampf aufnahmen, als ihre Männer zum Lager zurückgedrängt wurden; die tragiſchen Kämpfe der Frauen in der cimbriſchen Wagenburg bis zum Erlöſchen des letzten Scheines einer möglichen Rettung, ſei es durch Gewalt der Waffen, oder durch vertragsmäßigen freien Abzug, oder durch Aufnahme in den Prieſterdienſt zur Erhaltung unentweihter Ehre; der demnächſtige heldenmüthige Entſchluß dieſer Frauen, ſich und ihre Kinder dem Tode zu weihen, um nicht lebend des Siegers Beute zu werden; ſowie die Entſchloſſenheit, mit welcher auch die gefangenen teutoniſchen Frauen, als ihre Bitte, ſie den veſtaliſchen Jungfrauen zum Geſchenke zu ſenden, damit ſie ſich unbefleckt erhalten könnten, nicht gewährt wurde, ſich, nachdem ſie ihre kleinen Kinder an Steinen zerſchmettert, in der darauf folgenden Nacht erdolchten oder erdroſſelten, ſind lebendige Zeugniſſe für die große moraliſche Stärke dieſer Volksheere. Keine Gier nach Beute, welche den ſpäteren germaniſchen Heeren in mehreren Fällen den bereits errungenen Sieg wieder entriß, befleckte die erſten Repräſentanten germaniſcher Kriegskraft. Was ihnen in der Schlacht an der Rhone an todtem und lebendem Gut in die Hände fiel, wurde von ihnen durch Vernichtung den Göttern geopfert.

„Endlich aber dürfen wir auch nicht überſehen, daß durch dieſe gigantiſchen rohen Naturzuſtände ein wahrhaft ritterlicher Geiſt wehte. Die freiwillige Gewährung eines mit einem feierlichen Eide bekräftigten freien Abzuges für die mit den Schanzen an der Etſch in die Hände der Sieger gefallene Beſatzung derſelben, und zwar lediglich als ehrende Anerkennung feindlicher Tapferkeit; das Heranreiten des cimbriſchen Feldherrn an das römiſche Lager, um Namens ſeines Heeres, welches vergeblich bis dahin die gewünſchte Schlacht erwartet hatte, auf Beſtimmung von Zeit und Ort für den nationalen Entſcheidungskampf anzutragen, ſind Züge, welche der Blüthezeit des Ritterthums Ehre machen würden.

„War es auch den erſten geſchichtlichen Repräſentanten germaniſcher Kriegskraft nicht beſchieden, ſieggekrönt das erſtrebte Endziel zu erreichen, ſo umleuchtet ſie doch der ungetrübte Glanz einer langen Reihe herrlicher Siegesthaten, ſo ſtehen ſie doch ſelbſt in ihrem Untergange noch ſo achtunggebietend da, ſo hat ſelbſt noch in ihrem Falle ihre Heldenhand den germaniſchen Namen mit ſolchen Rieſenzügen in die Tafeln der Geſchichte eingezeichnet, daß Deutſchland nicht impoſanter als durch ſie zum erſten Male in den Gang der Weltereigniſſe eingreifen konnte, und daß es auf ihren Untergang mit gutem Rechte eben ſo ſtolz wie auf viele ſeiner ſpäteren Siege ſein kann."

M.

Ein Winterfeldzug im Jahre 1678.*)

In den Kriegen Ludwig's XIV. gegen das deutſche Reich hatten ſich vorzugsweiſe die Brandenburger den Franzoſen gefährlich erwieſen, und die franzöſiſche Politik beſtrebte ſich daher vor Allem, dieſe läſtigen Gegner unſchädlich zu machen. Dazu bediente ſie ſich der Schweden.

Schweden hatte ſchon 1674 ſeine Truppen in Pommern anſehnlich verſtärkt, hatte ohne vorangegangene Kriegserklärung unter dem nichtigſten Vorwande — der Kurfürſt wäre Urſache, daß ſich der Krieg am Rhein verlängere — im Rücken der Brandenburger noch im November 1674 von Pommern aus jene Diverſion Wrangel's gegen die Marken unternommen, die durch die Niederlage bei Fehrbellin 1675 ein ſo ſchnelles Ende finden ſollte.

In Folge der Gewandtheit des franzöſiſchen Geſandten in Stockholm, General-Lieutenants v. Feuquieres, und durch die In-

*) Ein Winterfeldzug in Preußen und Samogitien 1678. Ein Beitrag zur brandenburgiſchen Kriegsgeſchichte vom Major Rieſe. Berlin, R. v. Decker, 1864.

Digitized by Google

triguen der Miniſter Lindſkiold und de la Gardie, welche für den jugendlichen König Karl XI. die auswärtige Politik der Regierung eigentlich leiteten, kam ein Bündniß zwiſchen Schweden und Frankreich gegen Brandenburg und Dänemark zu Stande.

Schweden hatte dieſes Bündniß in wahrhaft leichtſinniger Weiſe geſchloſſen und ſich zu einem Kriege verpflichtet, der faſt ausſchließlich für Frankreichs Intereſſe geführt wurde; es hatte dies zu einer Zeit gethan, in welcher nicht nur das ganze Reich in drückendſter Geldverlegenheit war, ſondern in der auch das ganze Wehrſyſtem an Unordnung litt und in der Verwaltung eine bis dahin unerhörte Schlaffheit überhand genommen hatte.

Seit Auguſt 1675 war der Krieg zwiſchen Brandenburg und Dänemark auf der einen Seite und Schweden auf der anderen entbrannt, und da die Brandenburger auch hier höchſt bedenkliche Fortſchritte machten, ein Entſatz Pommerns aber von der See her durch die wiederholten Niederlagen der ſchwediſchen Flotten ſehr erſchwert worden, hatten die Franzoſen den Plan angeregt, daß die Schweden von Liefland her in das herzogliche Preußen einfallen und auf ſolche Weiſe die brandenburgiſche Heeresmacht aus Pommern dorthin ablenken ſollten. Man traf auch ſeitens der Schweden alle nöthigen Anſtalten. Man ſchloß am 1. Auguſt 1677 durch franzöſiſche Vermittelung ein Bündniß mit Polen (das ſich ſchon ſeit zwei Jahren insgeheim mit Frankreich verbündet hatte), nach welchem dieſes das herzogliche Preußen erhalten und nur die Feſtung Memel an Schweden abtreten, dagegen aber das ſchwediſche Heer durch 2000 Reiter, 1000 Dragoner und 3000 Mann Fußvolk verſtärken ſollte. Man forderte Frankreich auf, daß dieſes in die weſtlichen Beſitzungen des Kurfürſten am Rhein und in Weſtfalen einfalle, und erhielt außerdem noch von Frankreich die Zuſage, daß der Marquis von Bethune mit franzöſiſchem Gelde bei Danzig 3—4000 Mann anwerben und den Schweden zuführen würde.

Die fremde Hülfe blieb aus, die Schweden begannen den Kampf allein und wurden geſchlagen. Die Details des Feldzuges müſſen in der kleinen Schrift ſelbſt nachgeleſen werden. Nur das wollen wir erwähnen, daß die Leiſtungen des brandenburgiſchen Heeres, an deſſen Spitze der Kurfürſt ſelbſt ſtand, außerordentlich waren. In kaum 40 Tagen, einſchließlich der Ruhetage, hatte dieſes Heer mit höchſter Hingabe und Opferfreudigkeit über 100 deutſche Meilen zurückgelegt, bei einer Kälte, welche in wenigen Tagen ſelbſt das friſche und kuriſche Haff gefrieren ließ, bei abwechſelndem Regen und Schneegeſtöber, bei unzureichender Verpflegung, auf elenden Land- und Waldwegen voll von ſchwierigen Defileen.

Die Schweden wurden überall geſchlagen, flohen und ließen den Siegern ein bedeutendes Kriegsmaterial zurück.

England.

Franz Müller und die engliſche Preſſe.

London, 14. November 1864.

Heute früh 8 Uhr wurde Franz Müller in Mitte der Stadt auf offener Straße vor dem Newgate-Gefängniß gehängt. Ich werde Ihren Leſern keine Schilderung geben von dem Treiben des vornehmen und niederen Pöbels während des Sonntags und der letzten Nacht; dieſe Schilderungen ſind oft genug wiederholt worden und der Umſtand allein, daß in der größten Stadt der Welt mitten in der City, in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts noch jährlich ſolche Schauſpiele öffentlich ſtattfinden, genügt, um den Bildungsgrad desjenigen Volkes beurtheilen zu können, welches ſich ſo gern das „civiliſirteſte der Welt" lobpreiſen läßt.

In den letzten beiden Nummern des Morning Star, des einzigen unparteiiſch und nicht deutſch- oder fremd-feindlich geſinnten Blattes, befinden ſich zwei Briefe aus Berlin, worin der Korreſpondent des Morning Star ſich beklagt, daß die Kreuz-Zeitung und auch einige liberale Blätter die Müller'ſche Angelegenheit zu einer nationalen machen. Der Korreſpondent beklagt ſich, daß die deutſchen Zeitungen nur einſeitig den Kriminalfall mitgetheilt hätten, beſonders ſei die hieſige lithographirte Korreſpondenz ſchuld, daß das deutſche Volk gegen England aufgeregt, nicht an die Unparteilichkeit engliſcher Polizei, engliſcher Gerichtshöfe und einer engliſchen Jury glaube.

Ich nehme hiermit offen Partei für die Kreuz-Zeitung und will mich bemühen, nachzuweiſen, daß wir vollſtändig berechtigt ſind, uns in dieſer traurigen Angelegenheit über Ungerechtigkeit zu beklagen.

Sehr ungern erwähne ich hier, das Betragen der engliſchen Zeitungen mit Ausnahme des Morning Star in der Schleswig-Holſteinſchen Affaire; weil bei der gemüthlichen Anſchauungsweiſe deutſcher Zeitungsleſer ich leicht in den Verdacht kommen könnte, hier zwei Angelegenheiten mit einander zu vermiſchen, die dem Anſcheine nach nicht zuſammen gehören. Aber wer die wiſſentlichen Entſtellungen, die groben maaß- und ſinnloſen Beleidigungen, die willkürlich verweigerte Aufnahme aller von deutſcher Seite gemachten Entgegnungen der engliſchen Preſſe kennt, wird zugeſtehen, daß eben durch dieſe Preſſe ein Bruch zwiſchen beiden Nationen herbeigeführt wurde, der ſchwer, vielleicht niemals mehr zu heilen iſt.

Um nur ein kurzes Bild zu geben, erwähne ich hier die Berichte der engliſchen Korreſpondenten aus Jütland. Der Daily Telegraph, ein Pennyblatt mit mindeſtens 80,000 Abonnenten, gab die günſtigſte Schilderung von den Preußen ungefähr ſo, als wenn Jemand ſagte: „Die preußiſchen Soldaten ſind nicht ſolche Barbaren als man im Allgemeinen glaubt, ſie eſſen die däniſchen Kinder nicht roh, ſondern braten ſie erſt." —

Da jeder Engländer perſönlich nur über dasjenige nachdenkt, was ihn perſönlich berührt, — denn im Denken iſt hier ebenfalls die Arbeitstheilung eingeführt — ſo wird das Ueberlegen und Vergleichen den Zeitungen überlaſſen, es iſt ja das Geſchäft (Business) der Zeitungsſchreiber und hierin liegt die unendliche Macht der Preſſe; man glaubt ihr, weil's gedruckt iſt. Die Zeitungen müſſen Maſſen abſetzen, und dies können ſie bei dem billigen Preiſe nur, wenn ſie der großen kaufenden Kundſchaft ſchmeicheln — Senſation iſt das beſte Mittel.

So bearbeitet und von allen Seiten von Haß gegen die Deutſchen erfüllt, empfing das Volk die Nachricht, daß ein Deutſcher den frechen Mord begangen habe, und ich fordere hiermit öffentlich den Korreſpondenten des Morning Star auf, mich zu widerlegen, wenn ich behaupte, daß die Times, Telegraph, Standard, Daily News, Advertiser, Herald und jenes Schmutzblatt, Lloyds Weekly News, das wöchentlich in 200,000, ſage zweimalhunderttauſend Exemplaren verkauft wird — während der ganzen Zeit wo der Droſchkenkutſcher Matthews ſeine Denunziation gemacht, bis zum Tage der Schwurgerichts-Sitzung immer und immer wieder die ſchmählichſten Beleidigungen gegen die German

Digitized by Google

brachten. Der Telegraph ſchrieb in einem Leitartikel Folgendes „Wir ſind beruhigt und froh, daß ſolch eine Mordthat von keinem Engländer ausgeübt werden konnte, daß es ein Deulſcher, ein Foreigner war.“ Der damals noch nicht angeklagte, noch auf hoher See nach Amerika weilende Müller, wurde ſtets als der „deutſche Mörder“ bezeichnet, und der alte Grundſatz, „daß Niemand für ſchuldig erachtet wird, ſo lange er nicht überführt iſt“, wurde von der engliſchen Preſſe völlig mit Füßen getreten.

Demnach iſt die Anſicht der Kreuz-Zeitung und die aller anderen Blätter, daß wir Deutſche dieſen Kriminalfall als eine nationale Angelegenheit beurtheilen ſollen, bisher ſchon gerechtfertigt. Sie wird es aber um ſo mehr, wenn wir den Fall ſelber gründlich und unparteiiſch unterſuchen, und nicht ohne Grund hat der hieſige Deutſche Rechtsſchutz-Verein dieſen Fall mit einer Aufopferung von Geld, Zeit und Geiſtesarbeit zu einer nationalen Ehrenſache gemacht. Ich habe die Ehre, Mitgründer des Vereins zu ſein, und wir erkannten ſofort, daß bei dem engliſchen Gerichtsverfahren und bei der hieſigen vorurtheilsvollen Anſicht gegenüber den Deutſchen, es unſere Aufgabe war, den Kriminalfall zu lichten. Wir wollten Wahrheit, — nur Wahrheit, und wäre nur irgendwie die klare Anſicht von der Schuld Müller's bei uns überwiegend geweſen, wahrlich wir würden keine 4 bis 500 Pfd. Sterling daran gewagt haben, ihn zu vertheidigen; wir hätten uns begnügt, ihm die gewöhnliche Rechtshülſe zu gewähren, wie dies jedem armen Deutſchen gegenüber, der es den Statuten des Vereins gemäß verdient, geſchieht.

Aber nein; wir erkannten ſofort, noch bevor Müller aus Amerika zurückgebracht wurde, daß wir hier erſt unterſuchen und wenn nöthig, mit Energie handelnd auftreten mußten, und ich erkläre nochmals als Mitglied des Vereins, daß ich der Anſicht des geſammten Comité's war, den Engländern gegenüber in nationalem Intereſſe die Beweisführung der Unſchuld mit allen uns zu Gebote ſtehenden Mitteln anzutreten. Im hieſigen National-Verein (aus deſſen Mitte der Rechtsſchutz-Verein hervorging) wurde der Antrag eingebracht, den Rechlsſchutz-Verein mit allen uns zu Gebote ſtehenden Mitteln zu unterſtützen und ich hatte damals den Auftrag, über dieſen Antrag zu berichten und ihn zu befürworten. Obgleich damals nur die beſchwerenden Ausſagen von Seiten Matthews und der Frau (?) Repſch betreffs des einen im Eiſenbahnwagen gefundenen Hutes und das Auffinden des Käſtchens, worin die ausgetauſchte Uhrkette eingewickelt war, vorlagen, andererſeits die entlaſtenden Ausſagen der Wirthsleute Blyth und des Freundes von Müller, eines Nebengeſellen Namens Haffa, zu meiner Beurtheilung gegeben waren, alſo Umſtände, welche nicht genügen konnten, damals ſchon ein nur maßgebendes Urtheil abzugeben, kam ich dennoch nach reiflicher Ueberlegung zu dem Schluſſe — den Antrag: den Rechtsſchutz-Verein von Seiten der hieſigen National-Vereinsmitglieder zu unterſtützen, zu befürworten.

Wie berechtigt wir waren, die Angelegenheit zu einer nationalen zu machen, beweiſen folgende Thatſachen: Herr Lee, der zu der gebildeten Bürgerklaſſe gehört, und welcher den ermordeten Herrn Briggs perſönlich kannte, kam etwas ſpät mit ſeiner Ausſage hervor, daß er im Wagen, worin der Ermordete ſaß, zwei Leute geſehen, wovon der Eine dick, ſtark und unterſetzt, der Andere groß, mit ſchwarzem Bart geweſen, aber er kam doch überhaupt freiwillig, während die beiden Hauptentlaſtungs-Zeugen, die Eldred und ihre Wirthin, die Jones, gar nicht kamen; dieſe mußten erſt während der Zeit, wo Müller noch zur See war, von den Vereins-Mitgliedern unter den ſchwierigſten Verhältniſſen aufgefunden werden, dieſe Frau Jones und Eldred, welche Müller kannten und wußten, daß er kurz vor der Mordthat in ihrem Hauſe in Camberwell war. Alſo nur die maßloſen Anſchuldigungen der engliſchen Preſſe waren die Urſache, daß Niemand mit den zur Aufklärung der Unſchuld beauftragten Mitgliedern etwas zu thun haben wollte.

Die barſche beleidigende Antwort des Huthändlers Digance (in der Börſe): „Ich will mit dem Mörder nichts zu thun haben“; dieſes Mannes, welcher behauptet, er verkaufe keine anderen Hüte als zu einer Guinee (21 Shillinge) das Stück und der überführt wurde, daß er am anderen Tage Herrn v. Erlanger einen Hut zu 14 Shillinge verkaufte, mithin alſo auch an Müller einen ſolchen zu 14½ Shillinge verkauft haben kann, endlich das erſt drei Tage vor der Hinrichtung eingereichte Zeugniß des Kleiderfabrikanten Herrn Richard Stevens beweiſen zur Genüge, daß die einſeitigen, ſtets mit den Worten „deutſcher Mörder“ wochenlang gebrachten Verdammungsurtheile der engliſchen Preſſe ihre Wirkung gethan haben.

Das eben erwähnte, mit anderen nach der Verurtheilung eingegangene Entlaſtungszeugniß, welches dem Staats-Sekretär mit der Bitte, einen Aufſchub zu gewähren, übermittelt wurde, lautete wie folgt:

„Ich Richard Stevens wohnhaft Nr. 1 Swithins Lane in der City von London, Schneider, bin mit Franz Müller genau bekannt. Müller war mein Arbeiter vom 7. November 1863 bis den 7. Mai 1864 inbegriffen. Während dieſer Monate kam Müller täglich nach meinem Laden, um ſich Arbeit zu holen und ſo oft er kam wegen Empfangnahme der Arbeit, er ohne Unterlaſſung ſtets den Hut abnahm und vor mich auf den Ladentiſch ſtellte. Ich hatte mehrere Male Gelegenheit ſeinen Hut mit meinen eigenen Händen bei Seite zu ſtellen; dieſer Hut blieb ſtets während der Zeit meines Zuſammenſeins mit Müller und während ich die Arbeit für ihn zuſchnitt, in meiner Nähe. Ich erinnere mich wohl noch des Ausſehens des Hutes (I well remember the style of hat) (beſonders im Betreff des Futters), den er beſtändig trug, und ich ſah niemals während jener Zeit, wo ich mit ihm in Verbindung ſtand und wo ich Gelegenheit hatte, ſeinen Hut zu ſehen, jenes „abſonderliche Futter“, wodurch die Frau Repſch und Herr Matthews Müller's Hut identifiziren. Im Gegentheil, ich erkläre ausdrücklich, daß das Futter durchaus nicht übereinſtimmt mit der Beſchreibung desjenigen Futters, wonach die Repſch und der Matthews den Hut als dem Müller gehörig bezeichnen. Müller handelte ſtets nebenbei mit Uhren und Ketten; ich äußerte mich einſtmals gegen ihn, daß er außer der Schneiderei noch Juwelier ſei und erinnere mich deſſen noch um ſo genauer, weil ich ihm auf ſein Anſuchen einmal ein Pfund vorgeſchoſſen habe, um eine Uhr kaufen zu können, aus deren Wiedererlös er einen Profit erwartete.“

Warum kam dieſer wichtige Zeuge nicht früher vor? — „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferſtehen.“ —

London, 15. November 1864.

Drei Stunden ſpäter, nachdem ich meinen Brief von geſtern an Sie zur Poſt geſandt hatte, erhielt ich die Abendblätter mit dem vollſtändigen Berichte der Hinrichtung. Frau und Kinder ſtanden ſprachlos an meiner Seite, als ich mit zitternder Stimme die groß gedruckten Worte las: „Müller hat ſeine Schuld eingeſtanden.“ — Es bedurfte einiger Zeit, um Ruhe und Faſſung zu erlangen, denn es gab wohl kein deutſches Haus in London, keine Familie, von der ärmſten bis zur reichſten, wo nicht die unglück-

Digitized by Google

liche Müller'ſche Affaire nach allen Richtungen hin beſprochen wurde, und die überwiegende Mehrheit ſprach ſich für ſeine Unſchuld aus. Selbſt die Zweifelnden erklärten, daß Müller nach allgemein bekannter engliſcher Gerichtspraxis kein unparteiiſches Verhör und Urtheil gehabt.

Heute bin ich in der Lage, nach ruhiger Ueberlegung und nach Durchleſen aller Berichte, endlich nach einer erhaltenen, ausführlichen Nachricht vom Prediger Herrn Cappel, Ihnen meine feſtſtehende Ueberzeugung auszuſprechen, daß Franz Müller's letzte Worte kein Geſtändniß enthalten, vielmehr die Betheuerung ſeiner Unſchuld. Meine von Anfang an vorurtheilsfrei gehegte Anſicht von Müller's Unſchuld iſt durchaus nicht erſchüttert, und werde ich zur Beſtätigung deſſen, was ich geſtern geſchrieben, nämlich die auffallend beleidigende und rückſichtsloſe Behandlung, welche wir Deutſche von Seiten der engliſchen Preſſe (mit Ausnahme des Star) erhielten, durch fernere Belege nachweiſen.

Die Berichte in den meiſten Blättern lauten heute über die letzten Augenblicke des Unglücklichen ziemlich gleich. Folgendes iſt eine treue Ueberſetzung aus dem Daily Telegraph:

„Nachdem der Henker dem Verurtheilten im Zimmer die Hände auf dem Rücken zuſammengebunden, wurde Müller geſagt, daß er ſich drei oder vier Minuten niederſetzen könne; er blieb aber aufrecht ſtehen in voller Länge. Paſtor Dr. Cappel betete mit ihm in deutſcher Sprache und ermahnte ihn, die Wahrheit zu ſagen, aber ohne Erfolg.

„Es war demnach nur noch die einzige Hoffnung übrig geblieben, daß Müller ſeine Schuld erſt dann eingeſtehen werde, wenn er wirklich auf dem Schaffot ſtehen wird, und dieſe Hoffnung wurde erfüllt. (?) Außer dem Gefängniß-Prediger und dem Henker war der lutheriſche Geiſtliche, Dr. Cappel, ihm zur Seite, Herr Cappel, der ſich ſo viele Mühe gegeben, ihn zur Reue zu bewegen, welches die einzige Genugthuung wäre, die er auf Erden ſeinen Mitmenſchen geben könne. Die wahrhaft erhabene Aufgabe, welche dem Pfarrer geſtellt war, konnte nicht mit mehr effektvollem Ernſt, mit mehr pathetiſcher, erhabener Würde ausgeführt werden. Er rührte den Gefangenen; mit milder doch feſter Art ermahnte er ihn zur Wahrheit, er ergriff die gebundenen Hände des ſterbenden jungen Mannes in aufregender Ueberredung. — **„Ich bin unſchuldig.“** antwortete der Verurtheilte. Dieſe Worte ſprach Müller mehr als einmal bevor er hinaus aufs Schaffott ging. Die Menge um das Schaffott pfiff, tobte und ſchrie; luſtiges, grell ſchallendes Gelächter wurde gehört, ſo unzweifelhaft, daß uns keine andere Wahl bleibt, als (to record the fact) das Faktum zu berichten. Als der Henker nun draußen auf dem Schaffott die ſchreckliche weiße Kappe (in Form einer baumwollenen Nachtmütze) über des Verurtheilten Geſicht zog', flüſterte der Unglückliche nochmals: **„Ich bin unſchuldig.“**

„Müller,“ — ſagte der deutſche Geiſtliche in des jungen Menſchen Landesſprache, — „in wenigen Augenblicken wirſt Du vor Gott ſtehen, ich frage Dich nochmals, zum letzten Male, biſt Du ſchuldig oder unſchuldig?“ **„Ich bin unſchuldig.“** war die Antwort. „Du biſt unſchuldig?“ wiederholte Dr. Cappel, die nächſten Worte kamen bebend aus dem Munde des Verurtheilten, er ſagte: **„Ich bin unſchuldig, Gott weiß, was ich gethan!“**

„Dr. Cappel wiederholte die Worte des Mannes; „Gott weiß, was Du gethan, weiß Gott, daß Du die That begangen?“

„Die Lippen des Sterbenden bewegten ſich ſichtbar unter der ſchrecklichen Kappe, und er ſagte: **„Ich habe es gethan.“**

„Chriſtus ſei Deiner Seele gnädig.“ rief der Prediger. Müller rief, als die Fallthüre unter ſeinen Füßen fiel: „Mein Gott, ich bin es überzeugt.“ und war todt.

„Ohnmächtig rief der Geiſtliche, der die gebundenen Hände Müller's bis zuletzt berührt hielt: „Bekannt — bekannt — Gott ſei Dank!“

„Müller's Leichnam hing noch dem Gebrauche gemäß eine Stunde auf offener Straße unter dem Schreien, Toben und Jauchzen des brutalen Pöbels und wurde, nachdem ihm die Kleider abgeſchnitten und verbrannt worden, Nachmittags mit ungelöſchtem Kalk in der Mördergruft des Gefängniſſes begraben.“

Ich habe meinen deutſchen Mitbürgern gegenüber heute in Vorſtehendem einen Bericht gegeben, der aus einer uns Deutſchen nicht günſtigen, weit verbreiteten Zeitung entnommen iſt, und frage Kriminaliſten, Aerzte und Gelehrte, ob die letzte Aeußerung des Verurtheilten, mit dem Stricke am Halſe, der Kappe über Augen, Naſe und Mund gezogen, unter dem Schreien, Toben, Pfeifen, Lachen und Lärmen von nahezu zwanzigtauſend Zuſchauern, die bis wenige Fuß Abſtand vom Schaffott ſtanden, von dem tief ergriffenen, zitternden Pfarrer auch richtig gehört werden konnten? Ich frage, ob der Verurtheilte die letzte Frage des Pfarrers verſtanden haben konnte unter den eben geſchilderten Verhältniſſen, ob er überhaupt noch zurechnungsfähig war?

Vor Schluß dieſes Briefes erhalte ich die Abend-Ausgabe des Star und gebe Ihren Leſern genau die letzten Worte zwiſchen Dr. Cappel und Müller, wie ſolche deutſch in der engliſchen Zeitung gedruckt ſind.

The following are the exact words in German that passed between Dr. Cappel and Müller: —

Dr. Cappel: Müller, in wenigen Augenblicken stehen Sie vor Gott, ich frage Sie nochmals, und zum letzten Male: Sind Sie schuldig oder unschuldig?

Müller: Ich bin unschuldig.

Dr. Cappel: Sie sind unschuldig?

Müller: Gott weiss, was ich gethan habe.

Dr. Cappel: Gott weiss, was Sie gethan haben? Weiss er auch, dass Sie dies Verbrechen gethan haben?

Müller: Ya; ich habe es gethan.

Meine fernere Aufgabe, wird ſein, eine Schilderung zu geben von der Art und Weiſe des Gerichtsverfahrens, beſonders aber wie der Rechtsſchutz-Verein von dem theuer bezahlten Vertheidiger und ſeinen Konſorten behandelt wurde.

Die hinterlaſſene verſiegelte Schrift von Müller wurde dem Collegium der Aldermen der City übergeben; das Collegium beſchloß heute, dieſe Schrift nicht zu veröffentlichen. Warum?

„Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferſtehen“

Nord-Amerika.

Zur Geſchichte der Abolitioniſten-Partei.*)

An Büchern über amerikaniſche Zuſtände iſt kein Mangel; wir haben deren ſeit einer Reihe von Jahren in unſeren Blättern hinreichend viele zu beſprechen gehabt. Das vorliegende Werk ſchließt ſich den beſten unter ihnen an, und wenn auch viele andere weit intereſſanter zu leſen ſein mögen, ſo hat dieſes doch den Vorzug großer Gründlichkeit und Objektivität.

*) Die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Vergangenheit und Gegenwart in ſozialer, politiſcher und finanzieller Beziehung. Von H. Löhnis. Leipzig, E. H. Mayer; Köln, M. Lengfeld, 1864.

Digitized by Google

Es iſt nicht leicht, ſich ein richtiges Urtheil über amerikaniſche Zuſtände zu bilden.

Im Allgemeinen wohl kann man die beſtimmenden Faktoren, die waltenden Kräfte, die allgemeine Phyſiognomie des Landes herausfinden; ſie geht durch alle Schilderungen, ſo entſchieden ſie auch gefärbt ſein mögen, hindurch, aber ſowie man in's Einzelne eingehen will, alsbald erheben ſich für den Fernſtehenden Schwierigkeiten, die nicht leicht zu beheben ſind. Das amerikaniſche Parteitreiben dringt über den Ozean herüber, der Parteiſtandpunkt der Berichterſtatter (und dieſe pflegen in der Regel gerade nicht kühle Beobachter zu ſein) ſucht uns ſelbſt hineinzuziehen in den Kampf der Parteien, deren allgemeine Prinzipien vielfach mit den unſrigen übereinſtimmen.

Um ſo erfreulicher iſt es, einmal ein Buch vor ſich zu haben, welches ganz objektiv die Thatſachen giebt, wie ſie vorliegen, ohne Eifer und Galle, ohne Bewunderung und Uebertreibung. Kaufmänniſche Zwecke verfolgend, brachte der Verfaſſer zwei Jahre bis Ende 1851 am La Plata zu, machte darauf eine dreijährige Reiſe durch ſämmtliche ſüdamerikaniſche Republiken, durch Braſilien, Weſtindien, Mexiko, Kalifornien und die Vereinigten Staaten 1854 ließ er ſich in New-York nieder und blieb daſelbſt bis er 1859 ſeinen geſchäftlichen Wirkungskreis an dieſem Orte mit ſeinem gegenwärtigen in London vertauſchte. Seitdem beſuchte er noch zweimal die Vereinigten Staaten und 1861 auch Kuba.

Der Verfaſſer hat es ſich angelegen ſein laſſen, namentlich die Sklavenfrage und die finanziellen Verhältniſſe des Landes zu ſtudiren. Was den letzten Punkt betrifft, ſo wird das Buch beſonders Finanzleuten ſehr erwünſcht ſein; denn an poſitiven Zahlen und Daten mangelt es darin nicht.

Was die Sklavenfrage betrifft, wollen wir hier einen Abſchnitt hervorheben, der für uns ein weſentliches Intereſſe hat, nämlich den Abſchnitt über die Partei der Abolitioniſten, welche den Anlaß zu der jetzigen traurigen Spaltung gegeben hat. Natürlich geben wir nur das für uns Wichtigſte.

Schon im Jahre 1670 verſuchten die Quäker in Pennſylvanien Mitgliedern ihrer Sekte das Halten von Sklaven zu verbieten; doch ſcheiterten ihre Bemühungen, denen rein humane und religiöſe Motive zu Grunde lagen, an den ſich ſtärker geltend machenden materiellen Intereſſen. Als Partei traten die Abolitioniſten zum erſten Male im Jahre 1787 in einem Akte von politiſcher Wichtigkeit hervor, nämlich zur Zeit, als der Konvent in Philadelphia mit Abfaſſung der Konſtitution beſchäftigt war.

Als 1790 bei'm Kongreß in Waſhington Petitionen zur Abſchaffung der Sklaverei eingereicht wurden, welche von zahlreichen meiſt von Quäkern geſtifteten Vereinen ausgingen, wurden dieſelben an ein Komité verwieſen, und dieſes ſtattete ſeinen Bericht darüber dahin ab, daß die Centralregierung keine Befugniß habe, über die Sklaverei in den einzelnen Staaten zu verfügen; das Recht, hierüber Beſchlüſſe zu faſſen, ſtehe den einzelnen Staaten ſelbſt zu. Dieſe Erklärung wiederholte der Kongreß 1860, um ſich gegen den Vorwurf zu verwahren, einen Emanzipationskrieg zu führen.

Am 18. Dezember 1818 petitionirten im Kongreß Miſſouri um Aufnahme als „Staat" auf gleichem Fuße mit den Urſtaaten. In dem Territorium exiſtirte Sklaverei; er wollte alſo als Sklavenſtaat eintreten, während ſich in den alten Staaten Konnektikut, New-Hampſhire, Pennſylvania und Rhode-Island inzwiſchen die Sklaverei von ſelbſt ziemlich verloren hatte, weil die weiße Bevölkerung ſo dicht und die Arbeitslöhne ſo niedrig geworden waren, daß viele Sklaven-Beſitzer es vorzogen, ihre Sklaven nach dem Süden zu verkaufen.

Schon damals ſtanden ſich die Parteien ſehr ſchroff und feindlich gegenüber. Die Abolitioniſten wollten, daß hinfort lebenslängliche Sklaverei nur Strafe für begangene Verbrechen, und daß alle in der Union geborenen Sklavenkinder mit Eintritt des 25. Lebensjahres frei ſein ſollten. Der Gegenantrag der Legislatur von Miſſouri lautete auf Ausweiſung aller freien Neger aus dem Gebiete des Staates.

So kam es denn im Auguſt 1821 zu dem Beſchluſſe, der als Miſſouri-Kompromiß bekannt iſt; — einem Beſchluſſe, der, weil er keiner von beiden Seiten gerecht wurde, den Keim zu dem jetzigen Bürgerkriege in ſich trug.

Danach wurde Miſſouri als Staat aufgenommen unter der Bedingung, daß in ihm keine Geſetze erlaſſen werden ſollten, durch welche irgend ein freier Bürger der Vereinigten Staaten in Ausübung ſeiner ihm durch die Unionsverfaſſung garantirten Rechte verhindert werde und daß nördlich vom 36° 30′ Breitegrade die Sklaverei abgeſchafft ſein ſolle.

Am 30. Januar 1832 wurde die New-England oder Maſſachuſetts Anti-Slavery-Society gegründet, welche den Ausgangspunkt einer Agitation bildete, die mehr als jede andere an der gegenwärtigen Spaltung der Union ſchuld iſt. Sie bildet den Grundſtock einer Menge von Geſellſchaften, in denen die von der Geſetzgebung und allem direkten politiſchen Einfluſſe ausgeſchloſſene, dabei aber ebenſo weltliche und ehrgeizige Geiſtlichkeit der verſchiedenen Sekten eine Befriedigung ihrer Thatenluſt ſuchte. Am 2. Oktober 1833 wurde, zwar nicht ohne Oppoſition der beſſern Klaſſen, die New-York-City-Anti-Slavery-Society gegründet, und Anfang Dezember deſſelben Jahres in Philadelphia eine National-Anti-Slavery-Konvention zuſammenberufen, welche durch 60 Abgeordnete aus den zehn Staaten: Maine, New-Hampſhire, Vermont, Maſſachuſetts, Rhode-Island, Konnektikut, New-York, New-Jerſey, Pennſylvania und Ohio beſchickt wurde.

Bei dieſer Zuſammenkunft wurde die American-Anti-Slavery Society organiſirt, welche folgende Grundprinzipien annahm:

1. Sofortige unbedingte Emancipation als das Vernünftigſte, Zweckmäßigſte und Wohlthätigſte für alle Parteien.

2. Freigebung ohne Entſchädigung und Vergütung. Da freie Arbeit billiger als Sklavenarbeit iſt, haben die Sklavenhalter bei der Emancipation obenein pekuniären Vortheil.

Mit Flugſchriften aller Art wurden nun die Staaten überſchwemmt und die Zahl der Miſſionäre nahm zu. Ihre Thätigkeit trug auch bald wieder Früchte. Am 28. Juni 1835 brach ein Negeraufſtand in Miſſiſſippi aus. Er wurde unterdrückt und nach einigen Monaten war die Ruhe wieder hergeſtellt. Die Selbſterhaltung in einem ſo wenig bevölkerten Lande von großer Ausdehnung gebot ſtrenge Maßregeln, um einer Wiederholung ähnlicher Auftritte vorzubeugen. Auf Verbreitung aufrühreriſcher Proklamationen wurden harte Strafen geſetzt und es fand in den verſchiedenen Sklavenſtaaten, die ſich deshalb enger an einander ſchloſſen, bald eine ſtrenge Ueberwachung aller Reiſenden ſtatt. Um Leben und Eigenthum zu ſchützen, ſchloß ſich der Süden gegen den Norden förmlich ab.

Die Society verdoppelte ihre Thätigkeit. 1836 zählte ſie 250 Abtheilungen in 13 Staaten und 18 Monat ſpäter war die Zahl der Untervereine auf 1006 gewachſen, denen große Geldmittel zu Gebote ſtanden.

Die Aufregung wurde ganz fieberhaft und führte zu fanati-

Digitized by Google

ſchen Erzeſſen; doch auf die Ueberſpannung folgte die unausbleibliche Abſpannung. Handel und Verkehr geriethen durch den Abſchluß des Südens ins Stocken und dies bewirkte im Norden eine Reaktion. Es kam in New-York, Norwich, Newark und Philadelphia zu Straßenkämpfen, zwiſchen Negern und Negerfreunden auf der einen und dem praktiſchen und vorurtheilsloſen Volke auf der andern Seite. Kurz, die öffentliche Meinung ſchlug auf einmal gründlich um; ſelbſt der damalige Präſident Andrew Jackſon ſah ſich veranlaßt, beim Kongreß eine Propoſition zu bevorworten, welche die Verſendung von Schriften und Bildern, die ſich auf Sklaverei bezogen, durch die Poſt nach denjenigen Staaten, die dergleichen durch ſpezielle Geſetze verboten, für ungeſetzlich erklärte.

Im Jahre 1838 war die Zahl der Abolitioniſten-Vereine auf 2000 gewachſen, mit 200,000 Mitgliedern. Einen bedeutenden Zuwachs erhielten ſie durch die vielen deutſchen Einwanderer, die von Hauſe meiſt einen Haß gegen Alles, was Schranke und Feſſel heißt, mitbrachten und, von Freiheits- und Gleichheits-Ideen ſchwanger, nur zu ſehr geneigt waren, ihre Sympathien blindlings den Negerſklaven zuzuwenden.

Die Abolitioniſten gewannen um dieſe Zeit als politiſche Partei Anſehen. Bewerber um öffentliche Aemter buhlten um ihre Unterſtützung und um ihre ſich täglich mehrenden Stimmen bei den Wahlen. John Quincy Adams, der Führer der Abolitioniſten im Kongreß, der ſchon 1831 durch ſeine Anträge in demſelben die Senatoren der ſüdlichen Staaten veranlaßt hatte, mit dem möglichen Austritte derſelben aus der Union zu drohen, ſtellte 1839 den Antrag, die Konſtitution dahin zu ändern, daß 1. vom 4. Juli 1842 alle erbliche Sklaverei abgeſchafft, 2. mit Ausnahme von Florida kein neuer Sklavenſtaat aufgenommen werden, 3. daß am 4. Juli 1845 die Sklaverei auch im Diſtrikt von Kolumbia abgeſchafft ſein ſolle.

Eine Majorität konnten dieſe Vorſchläge nicht finden; da ſtellte er ſpäter den Antrag, die Union aufzulöſen und die Sklavenſtaaten von den freien zu trennen. Allgemeine Entrüſtung war die Folge und ein Gegenantrag auf Adams Ausſtoßung aus dem Hauſe wurde geſtellt, der aber nach mehrtägiger Debatte auch nicht durchging.

So ging der erſte offizielle Vorſchlag auf Trennung der Union vom Norden aus.

Abermalige Aufregung entſtand bei Gelegenheit der Annexion von Texas. Schon ſeit 1829 hatten die ſüdlichen und weſtlichen Staaten für die Annexion von Texas agitirt, um ihren Einfluß als Sklavenſtaaten zu ſtärken. Natürlich arbeitete man im Norden dagegen, ebenſo England, das in Texas ein zukunftreiches Baumwollenland ſah. Annexion lag damals im Geiſte der Zeit, und ungeachtet alles Widerſtandes im In- und Auslande wurde unter dem Präſidenten Tyler 1846 Texas als Staat aufgenommen. Dies wurde von Mexiko als casus belli erklärt; es kam zum Kriege unter Polk, und der folgende Friede brachte die Vereinigten Staaten in den Beſitz aller Territorien vom Rio Grande bis zum Stillen Ocean, Kalifornien inbegriffen.

Eine fortlaufende Quelle von Zwiſtigkeiten bildeten die zahlreichen Entweichungsfälle von Sklaven, die, von den Abolitioniſten unterſtützt, im Norden Zuflucht ſuchten und fanden. Eine ganze Klaſſe von Männern und Frauen im Norden machte, theils aus Philanthropie, theils bezahlt von den Abolitioniſten-Vereinen, das Sklavenbefreien und Verbergen zum Geſchäfte. Dieſes Treiben, das, wie man es auch beleuchten möge, formell ungeſetzlich war, zog Klagen und Verurtheilungen der Befreier nach ſich, welche natürlich dieſelben in den Nordſtaaten mit dem Glanze des Märtyrerthums umgaben und die Sache eher förderten, als hinderten.

Seit der Einverleibung der mexikaniſchen Territorien, wo bereits die Sklaverei abgeſchafft war, entwickelte ſich das Drama immer ſchneller. Die Aufnahme von Kalifornien als Staat wurde nur abgewartet, um eine 16. Stimme zu den 15 zu gewinnen, und ſo die 15 Sklavenſtaaten zu überſtimmen. Die Sklavenſtaaten proteſtirten natürlich dagegen, und drohten mit dem Austritt aus der Union.

So kam es 1850 zu den berühmten Kompromiß-Maßregeln, der ſogenannten von Henry Clay eingebrachten Omnibus-Bill. Kalifornien wurde danach als freier Staat aufgenommen, dagegen der Erlaß ſtrengerer Geſetze zur Wiedereinbringung entlaufener Sklaven, und das Verbot aller Agitation im Diſtrikt Kolumbien mit einem Verbot des Sklavenverkaufs daſelbſt verbunden.

Die Abolitioniſten geriethen in völligen Aufruhr, als dieſe Bill durchging, tauſende von Reden wurden verbreitet, die zum offnen Widerſtande aufforderten; die Konſtitution ſelbſt, auf die ſich der Süden fortwährend berief, wurde als ein Vertrag mit Tod und Hölle bezeichnet; Verſammlungen wurden gehalten von Weißen und Negern, in denen jedem Sklavenhalter der Tod gedroht wurde, der es wagen würde, dieſe infamen Verordnungen zur Ausführung zu bringen; die Zahl der nach Norden flüchtenden Sklaven, denen man die Mittel zur Flucht nach Kanada lieferte, nahm in allarmirendem Grade zu.

Im April 1851 wurde in Boſton zuerſt offener Widerſtand gegen die Ausführung des Auslieferungsgeſetzes geleiſtet. Ein aus Georgia entlaufener Sklave Namens Sims, den die Regierung in Boſton verhaftet, wäre durch einen Volksauflauf befreit worden, wenn die Regierung nicht Militärgewalt angewendet hätte. Der Sklave wurde zurückgeliefert. In Pennſylvania ereignete ſich ähnliches, nur daß dort der ſeinen Sklaven verfolgende Herr ſammt ſeinem Sohne getödtet wurde und der Sklave entkam. Aehnliche Scenen wiederholten ſich an den verſchiedenſten Orten.

Dadurch machten ſich die Abolitioniſten abermals mißliebig und verloren an Einfluß. Ihr Präſidentſchafts-Kandidat Wale erhielt 1852 nur 152,000 Stimmen, während 1848 ihr Kandidat van Buren über 290,000 Stimmen erhalten.

1853 und 1854 ſtieg bei Gelegenheit der Errichtung einer Territorial-Regierung für Nebraska (eingeſchloſſen Kanſas) die Aufregung abermals aufs Höchſte. Man ging damit um, den Miſſouri-Kompromiß zu annulliren, und machte wenigſtens den Verſuch dazu. Nachdem man im Kongreſſe über den Modus der geſetzlichen Regelung der Sklavenfrage in dieſen Gebieten debattirt hatte, war während der Vertagung deſſelben vom März bis December 1855 Kanſas der Schauplatz der größten Exzeſſe, indem zwiſchen freesoilers und proslavery-Männern die offne Fehde ausbrach.

Ein berühmter Rechtsfall, der vor den oberſten Gerichtshof kam, der Dred-Scott Fall, 1854, der zu Gunſten des Südens entſchieden wurde, machte in dieſen Zeiten ungewöhnliche Senſation. Man dachte im Norden vielfach an eine Löſung der Union und freiwillige Trennung von den Sklavenſtaaten. Eine 1857 zu Worcheſter in Maſſachuſetts zuſammentretende Konvention, auf welcher Wendell Philipps eine Hauptrolle ſpielte, zog dieſen Gedanken ernſtlich in Erwägung.

Endlich, am 17. Oktober 1859, erfolgte der bekannte gewaltſame Ueberfall von Harpersferry in Virginien durch John Brown mit ſeiner aus Weißen und Negern beſtehenden Schaar, welcher zu dem Bruche zwiſchen Norden und Süden vollends das Signal gab. Brown wurde überwältigt und am 2. December 1859 gehängt.

Digitized by Google

Er galt ſortan als Märtyrer der abolitioniſtiſchen Sache. Abraham Lincoln erhielt bei dieſer gegenſeitigen Aufregung zu unverſöhnlichem Haſſe 1,865,840 Stimmen, und das blutige Loos war geworfen; ein Bürgerkrieg war entſchieden, der zu den entſetzlichſten gehört, welchen die Geſchichte kennt, der alle Gräuel barbariſcher Zeiten vor den Augen der Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts erneuert.

Die amerikaniſchen Nicht-Abolitioniſten ſagen: „Der Zweck der engliſchen Agitation iſt keineswegs die Wohlfahrt der Sklaven, ſondern die Vernichtung der Sklavenarbeit und die Zerſtörung der Baumwollkultur in Amerika, um ſie durch ihre eignen Pflanzungen in Indien zu erſetzen.“

Was die Parteien in Amerika ſelbſt betrifft, ſo heben wir folgende kurze Charakteriſirung derſelben hervor.

Vor der Trennung des Südens zerfielen dieſelben in vier Hauptgruppen, in Republikaner, Demokraten, Sklavenhalter und ihr Anhang, und Abolitioniſten. Die Republikaner in den Vereinigten Staaten ſind daſſelbe, was wir in Europa die Konſervativen nennen, d. h. die Majorität der beſitzenden Klaſſen, die in ihren politiſchen Anſichten daran feſthalten, daß es der Hauptzweck des Staates ſei, Schutz der Perſon und des Eigenthums zu gewähren, den zu erfüllen verſchiedene Wege eingeſchlagen, mannigfache Mittel angewandt werden können.

Die Demokraten in den Vereinigten Staaten ſind mehr unſern Radikalen zu vergleichen, als den Liberalen; denn, was wir liberal zu nennen pflegen, das ſind in Amerika auch die Republikaner. Die Demokraten ſind aber die Gleichheitsmänner, die Weltverbeſſerer, die Theoretiker, und zu der Partei gehört bei weitem die Mehrzahl der jüngſten europäiſchen Einwanderung, die ganze irländiſche und der größte Theil der deutſchen.

Die Sklavenhalter mit ihrem Anhange bilden jenen Volkstheilen gegenüber eine Ariſtokratie, die auch ſchon in der Konſtitution dadurch Anerkennung gefunden hat, daß die Sklavenſtaaten berechtigt ſind, für drei Fünftel der Sklaven, die ſonſt nicht als Bürger, ſondern nur als Eigenthum gelten, zu ſtimmen — freilich, und darauf iſt Gewicht zu legen, ſind die Sklavenſtaaten auch im Verhältniß dieſer additionellen Stimmen ſtärker beſteuert wie die freien Staaten.

Mexiko.

Mexiko und ſeine gemiſchte Bevölkerung.

Charakter der Indianer.

In der Revue du Monde Colonial, Asiatique et Américain finden wir eine Reihe intereſſanter Aufſätze über das heutige Mexiko und ſeine Bewohner, welche einen Herrn Karl von Gagern, allem Anſchein nach Mitglied der bekannten deutſchen Familie, zum Verfaſſer haben.

In ſeinem erſten Artikel ſpricht ſich der Verfaſſer über die erſten Urſachen des mexikaniſchen Unglücks aus, und findet dieſelben in der Eroberung des Cortez und den ſie begleitenden Umſtänden. Er wirft den Geſchichtſchreibern vor, daß ſie einem Cultus huldigten, welcher unzählige Culte überlebt habe, nämlich der Anbetung des Erfolges, und daß ſie, durch die Bewunderung des Erfolges verführt, dem ſprichwörtlich den Jeſuiten zugeſchobenen, eigentlich aber ſeit dem Anfange der Geſchichte geltenden und geübten Prinzipe huldigten, nach welchem der Zweck die Mittel heilige. „Dieſem Manne iſt es gelungen; folglich war er tüchtig; ein anderer iſt geſcheitert, folglich war er verrückt“; das iſt ihre Logik. Man öffne jedes beliebige Geſchichtsbuch, und man wird neben der Schilderung der Helden die ſchrecklichen Worte leſen: „Vae victis!“ Wehe den Schwachen! — Die Anwendung auf Cortez läßt ſich leicht machen, er war ein gold- und ruhmgieriger Abenteurer, der an der Spitze brutaler menſchlicher Scheuſale von Kuba nach Mexiko ging, es verrätheriſcher Weiſe eroberte und, die edelſte Gaſtfreundlichkeit mißbrauchend, durch die grauſamſten Mittel, durch die ſchrecklichſten Verbrechen ſeine Herrſchaft gründete. Alſo war Cortez ein Held.

Herr v. Gagern polemiſirt ſodann gegen die beiden Geſchichtſchreiber des Cortez, Michel Chevalier und Prescott, welche bei der Bewunderung ihres Helden von einer ganz verſchiedenen Perſpektive ausgehen.

Michel Chevalier ſieht in Cortez den Kreuzfahrer, den Glaubenskrieger und entſchuldigt damit die zahlloſen Gräuel, die er und ſeine Schaaren an den Indianern verübt haben; dem Amerikaner Prescott, der natürlich für dieſen ſpaniſch-katholiſchen Cortez kein Intereſſe hat, imponirt das ſtiermäßige, dumme Drauflosgehen das „going ahead“ ſeines Helden. Die Mittel und Wege ſind verſchieden, aber der Zweck und das Ziel iſt daſſelbe. Die Spanier haben die Indianer aus Glaubenseifer und Geldgier unterjocht und gemißhandelt; die Yankees haben ſie zu Ehren des goldenen Kalbes und ihrer Lotter-Civiliſation ausgerottet.

Dieſelbe Ungerechtigkeit, behauptet Herr von Gagern, aber im entgegengeſetzten Sinne, findet ſtatt in der Schätzung des heutigen Mexikos.

„Alſo ſeit länger als vierzig Jahren — ſagte man bei Beginn der fremden Intervention — erfreut ſich das Land ſeiner Unabhängigkeit, und ſtatt daß es ohne Erſchütterungen im Wege des Fortſchrittes ginge, ſieht man es endloſen Kriſen, wiederholten Pronunciamientos und fortwährenden Revolutionen zum Raube hingegeben. Der Bürgerkrieg iſt ſein Normalzuſtand geworden. Und man kam zu dem Schluſſe: Mexiko iſt unfähig, ſich zu regieren und muß durch eine franzöſiſche Armee und einen öſterreichiſchen Erzherzog regenerirt werden.

„Obſchon die Vorſtellung, welche man ſich in Frankreich von der Anarchie macht, die in der mexikaniſchen Republik ſeit der Unabhängigkeits-Erklärung bis auf unſere Zeiten geherrſcht hat, ohne Zweifel ſehr übertrieben iſt, ſo iſt es doch unbeſtritten, daß dieſes Land ſeit 1821 nur in ſeltenen Pauſen ruhig geweſen. Geben wir für den Augenblick dieſe Anarchie als wahr zu, und unterſuchen wir hier das Recht nicht, welches ein Volk haben kann, ſich in die inneren Angelegenheiten eines anderen zu miſchen, ſelbſt um es glücklich zu machen, ſo glauben wir doch nicht zu viel zu ſagen, wenn wir den Plan, Mexiko zu regeneriren, ganz ausnahmsweiſen Zuſtänden zuſchreiben, in denen ſich dieſes Land befand.

„Die Verwüſtungen, welche der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten angerichtet hat, ſind bereits nach drei Jahren ohne Widerrede tauſendmal ſchrecklicher, und die Folgen dieſes Rieſenkampfes üben einen tauſendmal direkteren und unheilvolleren Einfluß auf die Völker des europäiſchen Weſtens aus, als die vierzig Jahre mexikaniſcher Revolutionen. Warum nehmen dieſe Nationen ſolchen Anſtand, hier zu interveniren und dieſem entſetzlichen Blutvergießen Einhalt zu thun? Warum beeilen ſie ſich nicht, an dieſer Republik den ruhmvollen Titel: „Vertheidiger der geſchändeten Menſchheit“ zu verdienen? warum werfen ſie ſich nicht zwiſchen die Streitenden wie die Sabinerinnen zwiſchen Gatten und Väter? und wenn ihre

Digitized by Google

Bitten und ihr Rath machtlos bleiben, warum erzwingen ſie nicht mit Waffengewalt ein Schiedsrichteramt?"

Der Grund, weshalb man in Mexiko zu interveniren gewagt hat, liegt in ſeiner Schwäche; dieſe Schwäche mit den anderweitigen Gebrechen des Landes aber hat ihre Urſache:

1. in der unvollſtändigen Verſchmelzung der Racen, welche die mexikaniſche Bevölkerung ausmachen,
2. in der unheilvollen Erbſchaft, welche die alten Herren des Landes, die Spanier, hinterlaſſen haben.

Hierauf kommt der Verfaſſer auf die Racen zu ſprechen; er verwirft die Blumenbach'ſche Eintheilung derſelben und ſtellt eine neue auf, die freilich manche Bedenklichkeit haben dürfte. Ihm zufolge ſind die Menſchen einzutheilen in die

Aufſteigende (ascendante),
die Culminirende (culminante),
die Abſteigende Race (descendante).

Die Negerrace ſtellt nach dieſer Eintheilung genau den Typus der Kindheit, die kaukaſiſche den der Männlichkeit, die amerikaniſche, die mongoliſche und malaiiſche den des Greiſenalters dar.

„In Mexiko haben wir es vorzüglich mit der aufſteigenden und abſteigenden Race und den aus der Kreuzung beider entſtandenen Meſtizen zu thun. Die afrikaniſche aufſteigende Race findet ſich in ſo vollſtändiger Minderheit, daß man nicht nöthig hat, ſie als ein Element zu zählen, welches einen merkbaren Einfluß auf die mexikaniſche Bevölkerung üben könnte; denn im Anfange dieſes Jahrhunderts überſchritten die reinen Schwarzen nicht 10,000 Köpfe, und da ſeit dieſer Zeit nur eine einzige Einwanderung von etwa 2500 freigelaſſenen Sklaven aus Kuba ſtattgefunden hat, ſo ſind ſie durch Miſchung theils mit den Weißen, theils mit den Indianern faſt verſchwunden und Mulatten oder Zambos geworden.

„Noch weniger merkbar iſt der Einfluß des aſiatiſchen Elements. Durch die häufige Verbindung, welche zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft zwiſchen Acapulco und den philippiniſchen Inſeln beſtand, hatte ſich eine gewiſſe Anzahl von Chineſen und Malaien in Neu-Spanien niedergelaſſen; aber da ſie ſeit der Lostrennung keine Verſtärkung erhalten haben, haben ſie ſich mit den Landeseingebornen um ſo leichter verſchmolzen, als auch ſie zur abſteigenden Race gehören.

„Es iſt ungeheuer ſchwer, die Zahl zu beſtimmen, welche gegenwärtig die mexikaniſche Bevölkerung erreicht hat. Man ſpricht gewöhnlich von acht Millionen Einwohnern, die auf einem Gebiete, viermal größer als Frankreich, zerſtreut ſind; wir glauben aber, daß dieſe Zahl ſehr übertrieben iſt, und daß man in Wirklichkeit nur ſieben Millionen zählen kann."

„Humboldt zufolge, ſchienen 1803 die reinen Eingebornen zwei Fünftel zu bilden; es will uns indeſſen bedünken, daß der berühmte Reiſende ſich in dieſer Rechnung getäuſcht hat; es iſt außer Zweifel, daß mehr als drei Fünftel reine Indianer ſind. Demnach bleiben zwei Fünftel für die Weißen und die Meſtizen, und wenn man die Leichtigkeit in Betracht zieht, mit welcher man in Mexiko Leute zur ungemiſchten weißen Race rechnet, die in ihren Adern einen guten Theil indianiſches Blut haben, ſo kann man gewiß ſein, daß die Zahl der echten Kaukaſier kein Zwölftel der ganzen Bevölkerung beträgt."

Von den weiteren politiſch-ſocialen Betrachtungen, die der Verfaſſer hier anknüpft, wollen wir hier abſehen; ſie ſind etwas ſtark theoretiſch, und die Zukunft der Racen, der aufſteigenden, kulminirenden und abſteigenden, die Abſorption der übrigen durch die kaukaſiſche, die hier gelehrt wird, wollen wir auf ſich beruhen laſſen. Unſere kaukaſiſche Humanität mit der wächſernen Naſe findet ſich ſehr leicht mit den Thatſachen ab, die ſich leider hier und da herausgeſtellt haben; aus dem überraſchend ſchnellen Zuſammenſchmelzen der eingebornen Racen überall da, wo ſich der moderne Europäer einniſtet, ſchließt die ſtets bereite Naturwiſſenſchaft ſofort auf ein Naturgeſetz, zufolge deſſen die minder hoch organiſirten Menſchen- oder Halbaffenarten ganz von ſelbſt vor dem kaukaſiſchen Normalmenſchen ſchwinden müſſen, und die Humanität, die ſonſt weichmüthig zu klagen gewohnt iſt, faßt ſich einen philoſophiſchen Muth, um auf der Höhe des Jahrhunderts zu bleiben. Das Geheimniß, weshalb die minder ſtark organiſirten Racen ſchwinden, iſt leicht zu begreifen: ſyſtematiſche Ausrottung durch Pulver und Blei (vgl. Nordamerika, Neuſeeland), Hunger, Blattern, Syphilis ohne ärztliche Hilfe und Branntwein; — das ſind die höchſt greifbaren und fühlbaren Miasmen, an denen dieſe Naturvölkchen untergehen.

Sehr ſachgemäß dagegen ſind wieder die Mittheilungen über die mexikaniſchen Indianer.

„Obgleich ſich dieſelben noch heutzutage in eine Menge Stämme theilen, die ganz und gar von einander verſchieden ſind und deren faſt zahlloſe Sprachen nur geringe Verwandtſchaft unter einander zeigen, ſo weiſen ſie nichtsdeſtoweniger eine typiſche Verwandtſchaft nicht nur untereinander, ſondern auch mit den übrigen amerikaniſchen Stämmen von Kanada bis Patagonien, und ſelbſt mit andern Völkern der abſteigenden Race, wie mit den Mongolen und den Malaien, auf. Aus dieſer Aehnlichkeit haben viele gelehrte Ethnographen, wie de Guignes, Horn, Scherer, und mit einer gewiſſen Einſchränkung auch Humboldt auf einen gemeinſamen aſiatiſchen Urſprung geſchloſſen.

„Der indianiſche Typus iſt namentlich für einen Europäer leicht zu erfaſſen, der, betroffen von einer von der ſeinigen ſo verſchiedenen Geſichtsfarbe, unter dieſer Eintönigkeit des Kolorits die Verſchiedenheit der individuellen Züge nicht ſo leicht bemerkt. Hier muß man noch hinzufügen, daß es, nach der ſehr richtigen Bemerkung A. v. Humboldt's, bei wenig civiliſirten Völkern, wie es die Indianer ſind, mehr eine Stamm- und Hordenähnlichkeit, als eine individuelle Phyſiognomie giebt, weil die geiſtige Kultur am meiſten dazu beiträgt, die Züge zu modificiren.

„Es ſteht feſt, daß die einheimiſche Race von Mexiko gegenwärtig an Geſittung der zur Zeit der Expedition des Cortez nachſteht; doch darf man nicht vergeſſen, daß im alten Reiche von Anahuac die große Maſſe des Volkes beinahe ebenſo entwürdigt war, wie ſie jetzt iſt, ausgenommen in gewiſſen Gegenden, welche verſtanden hatten, ihre Unabhängigkeit gegen die Kaiſer des mächtigen Tenochtitlan zu behaupten. So z. B. in Tlascala, wo die Formen einer republikaniſchen Organiſation das Bewußtſein der Menſchenwürde entwickelt hatten. Unter den Azteken und den von ihnen unterworfenen Völkern fand man, wie in jedem wenig civiliſirten Staate, eine aus Prieſtern und Adligen beſtehende Minderheit, welche herrſchte und ohne Bedenken die Maſſe der Nation ausbeutete, welche um ſo tiefer ſtand, als ſie aus gänzlichem Mangel an Laſtthieren genöthigt war, ſich ſelbſt allen den Arbeiten zu unterziehen, welche ſelbſt die Eskimo von Thieren verrichten laſſen.

„Golddurſt von der einen und Fanatismus von der anderen Seite rotteten faſt gänzlich die privilegirten Klaſſen und folglich die Bildung der aztekiſchen Geſellſchaft aus; ſo zwar, daß die kleine Zahl lebender Exemplare dieſer wunderbaren Autochthonen-Civiliſation Mexikos ſich bald mit dem Reſte des gemeinen Volkes, welches mit der ſpaniſchen Eroberung nur die Herren wechſelte, zuſammengeworfen ſah.

Digitized by Google

„Viertehalbhundert Jahr der Knechtſchaft haben alſo keine merkbare Veränderung an den bereits verthierten Indianeen hervorbringen können.

„Wir wollen uns hier nicht mit den wilden Stämmen der Apachen, Komanchen, Lipanen und Seris, welche periodiſch die Staaten von Neu-Leon, Coahuila, Durango, Chihuahua und Sonora verheeren, noch auch mit den rebelliſchen Mayas der Halbinſel Yucatan beſchäftigen, weil ſie ſich gänzlich in barbariſchem Zuſtande befinden und nicht zur mexikaniſchen Bevölkerung gehörig betrachtet werden können. Wir werden nur den unterworfenen Indianer, den moraliſch ganz verſchiedenen indio manso ſchildeen, obwohl er phyſiſch ihm ſehr ähnlich iſt. Dieſelbe fahle, dunklere oder hellere Kupferfarbe, dieſelben ſchwarzen, ſtarken, ſchlichten Haare, derſelbe Mangel des Bartes, derſelbe unterſetzte Körper, daſſelbe lange, ſchiefgeſchlitzte Auge, dieſelben hervorſpringenden Backenknochen, dieſelben dicken, fleiſchigen Lippen, dieſelbe flache Naſe.

„Der mexikaniſche Indianer iſt der ganz beſondere Typus der abſteigenden Race. Er kommt als Greis zur Welt, obwohl der dünne Bart, ſeine weniger zum Runzeln geneigte Haut und die Schwärze ſeiner ſeltener ergrauenden Haare, ihm bis zu einem ſehr vorgerückten Alter ein gewiſſes jugendliches Anſehen erhalten. Jeder Reiſende wird betroffen von dem ernſten, nachdenklichen Ausdrucke, den er im Geſichte, ſelbſt des indianiſchen Kindes bemerkt, während umgekehrt der Neger ſelbſt im Alter ſtets etwas Kinderartiges in ſeinem Gebahren hat. Die Freude des Indianers iſt trübe, ſeine Traurigkeit finſter. Das Siegel des Todes iſt auf ſeine von der Stunde ſeiner Geburt an geſenkte Stien gedrückt. Er ſcheint eine dunkle Ahnung von dem Verhängniſſe zu haben, das auf ſeiner Race laſtet und ihn dazu beſtimmt, aus der Welt zu verſchwinden. Sein Rücken iſt ſtets wie unter einer für ſeine Kräfte zu ſchweren Laſt gebeugt, ſein Gang iſt ſchleppend. Wenn er ſtehen bleibt iſt ſeine Haltung nicht ſtolz aufrecht, er kauert ſich nieder, als wollte er den Raum vermindern, den er auf Erden einnimmt.

„Sein Blick haftet feſt am Boden, gleichſam als ſuchte er da inſtinktmäßig den Ort, wo er die ewige Ruhe finden ſoll. Dennoch iſt er körperlich von kräftiger Konſtitution, obſchon ſeine Muskelkraft der des Negers nachſteht. Er kann mehr tragen und aushalten, als arbeiten und ſich anſtrengen, er iſt mehr paſſiv als activ. Bei ſeiner großen Mäßigkeit und ſeiner Koſt, die faſt durchaus dem Pflanzenreiche entnommen iſt und unabänderlich aus Mais, beſonders in der Form von Tortillas, ſchwarzen Bohnen, Bananen und Chile (rothem oder grünem ſpaniſchem Pfeffer) beſteht, iſt er ſelten körperlicher Mißbildung ausgeſetzt und erfreut ſich einer ausgezeichneten Geſundheit. Die Fortpflanzungs-Fähigkeit der Indianer iſt bedeutend, aber dabei die Sterblichkeit unter den kleinen Kindeen ſehr ſtark. Sie kann auf Rechnung der zu frühen Heiraten, der ausſchließlichen Pflanzennahrung geſetzt werden. Der Indianer iſt weniger zum Trinken geneigt, als man allgemein glaubt. Wenn er den gegorenen Saft des Maguay, den Pulque, das Nationalgetränk, oder Zuckerrohr-Branntwein (chinguerito) im Uebermaaße trinkt, ſo thut er es, um im Rauſche einen Augenblick ſeine traurige Lage zu vergeſſen. Er iſt wenig mittheilſam, er flieht die Berührung mit Weißen, die er als Räuber betrachtet, die ihm ſein Land genommen. Er ſondert ſich ſelbſt von Leuten ſeiner eigenen Race ab. Er iſt Einſiedler aus Neigung und Feind der Geſelligkeit. Er hat wenig Bedürfniſſe und übertrifft in dieſer Hinſicht weit den Diogenes, deſſen Bedürfnißloſigkeit aus Reflexion, wahrſcheinlich aus Eitelkeit hervorging und eine Art Schauſpielerei war. Bei dem Indianer iſt dieſe Verachtung nicht künſtlich, ſondeen natürlich und inſtinktmäßig. Er beraubt ſich nicht ſeiner Bedürfniſſe durch die Kraft ſeines Willens; er hat keine und verſteht ſie gar nicht; er iſt indolent und apathiſch, falls er nicht entweder von geiſtigen Getränken oder von einem Ausbruche ſeiner Leidenſchaft geſtachelt wird. Letztere ſind um ſo ſtärker, als ſie ſelten und von kurzer Dauer ſind. Warum ſollte er ſein gewöhnliches Phlegma ablegen, wenn er gar keinen Zweck zu erreichen hat? Er iſt arbeitſam, wenn man ihn zum Arbeiten nöthigt. Er iſt ſtoiſch im höchſten Grade, er leidet ohne ſich zu beklagen; er fürchtet den Tod nicht. Warum ſollte er ihn fürchten, da ihm das Leben gar keine Freude bietet? Jedem Stoße, jedem Angriffe, jedem Unglück ſetzt er die Kraft der Trägheit — vis inertia entgegen. Er erſcheint ſanft und demüthig gegenüber dem Weißen, aber dieſe Demuth iſt oft nur Verſtellung, und oft verſteht er, ſich bei dieſer Gelegenheit zu rächen. Er iſt von ungemeiner und ceremonieller Höflichkeit nicht blos gegen die, welche er als über ſich ſtehend betrachtet, ſondern auch bei Perſonen ſeines eigenen Standes. Er ſchließt ſich ſchwer an, obwohl er ſich mit trauriger Leichtigkeit trennt. Er iſt wenig erfinderiſch, aber er beſitzt ein merkwürdiges Talent der Nachahmung und eine unerſchöpfliche Geduld. Deshalb zeichnet er ſich in jeder mechaniſchen, ſitzenden und minutiöſen Induſtrie aus. Sein Verſtand iſt früh reif, bleibt aber auch zeitig ſtehen, wobei man freilich den unzureichenden Unterricht in Anſchlag bringen muß. Denn die Geſchichte Mexikos bietet mehrfache Beiſpiele, wo Eingeborene ſich durch ihre Talente und ungeheure Kenntniſſe ausgezeichnet haben.

„Was zu beweiſen ſcheint, daß die geiſtigen Fähigkeiten des Indianers keineswegs ſchwach ſind, iſt die Leichtigkeit, mit welcher er die Gedanken Anderer erräth. Denn er beobachtet ſtets, er ſieht durch die niedergeſchlagenen Augenwimpern, er lauſcht im Schlafe; dies, vereint mit ſeiner Verſtellungskunſt, ſeiner Schweigſamkeit einer unerſchütterlichen Ruhe, macht ihn zu einem Muſter aller Diplomaten. Doch iſt er hartnäckig bei ſeiner Verdummtheit; er weiſt jede Verbeſſerung, die ihm von Seite der Weißen kommt, zurück — timet Danaos et dona ferentes. Er will ihnen nichts ſchuldig ſein, er will ſein Recht unverſehrt bewahren, ſie zu verfluchen für die zahlloſen Nichtswürdigkeiten, die ſie ihm ſeit der Eroberung angethan haben und ihm noch anthun. Selbſt der Katholicismus, den er nothgedrungen angenommen hat, iſt für ihn nur ein willkommener Schleier, unter welchem er ſeinen alten Götzenglauben verbirgt.“ —

Der Indianer will Indianer bleiben in der ganzen Fülle ſeiner Gewohnheiten, in der Fülle ſeiner Erniedrigung, aber auch in der Fülle ſeines Haſſes gegen die Weißen.

Dalmatien.

Dalmatiniſches Inſelleben.

Die Inſelgruppen im Norden des Adriatiſchen Meers und an der dalmatiniſchen Küſte ſind für deutſche Naturforſcher vielfach anziehend. Es birgt das Meer, das ſie umſtrömt, einen ſeltenen Reichthum von Geſchöpfen aller Art, Fiſche ſowohl, als auch vorzüglich die wunderlichen Gebilde der Seeſterne und Seegurken, Mollusken und Strahlthiere, in deren Erforſchung die letzten Decennien ſo Bedeutendes geleiſtet haben, für die aber immer noch

Digitized by Google

ſo viel zu thun iſt. Zu den Forſchern, die von den günſtigen Verhältniſſen dieſer Gewäſſer neulich noch angelockt worden ſind, gehört unſer gelehrter Landsmann Profeſſor A. E. **Grube** in Breslau, der im vorigen Jahr einige Wochen im Archipel des Quarnero auf der Jagd nach Aneliden, Amphipoden und Iſopoden zugebracht und uns, außer ſeiner zoologiſchen Ausbeute, ein anziehendes Bild ſeines dortigen Aufenthalts zurückgebracht hat. Er fand gaſtfreundliche Aufnahme in Luſſin piccolo, der aufblühenden Hafenſtadt des langgeſtreckten Felſeneilandes Luſſin, das im italiäniſchen Kriege als Station der franzöſiſchen Flotte oft genannt worden iſt. Die Stadt, die jetzt ſchon gegen 6000 Einwohner, mehr als die Hälfte der ganzen Inſel zählt, baut ſich um das Südende des Hafens auf, an dem die Höhen ſo raſch emporſteigen, daß in der Ebene kaum Platz iſt für den Kai und die Piazza. Platz für Roſſelauf oder Wagen iſt auf Luſſin nicht mehr als auf dem homeriſchen Ithaka, und das Viergeſpann würde ein Telemach von Luſſin ebenfalls als ein Gaſtgeſchenk ablehnen müſſen. Nur 3 oder 4 Perſonen halten überhaupt ein Pferd; Fuhrwerk giebt es gar nicht auf Luſſin. Dafür tritt die Barke ein, die Alles in Allem iſt, und zur Aerndte, beſonders um die Weinleſezeit, die Familien zu froher Feier auf einen oder ein paar Tage nach ihren entlegenen Beſitzungen führt.

Schiffahrt und Rhederei iſt es, die den Ort belebt und reich macht. Es war ein Arzt im Anfang dieſes Jahrhunderts, Leonardo Capponi, der den Unternehmungsgeiſt und die Thätigkeit der Männer von Klein-Luſſin in dieſe Bahn gelenkt hat. Man rechnet, daß Luſſin piccolo über 100 größere Seeſchiffe beſitzt, und, die Küſtenfahrer eingerechnet, mehr als ein Fünftel der ganzen öſterreichiſchen Handelsmarine. Faſt ununterbrochen ſind die Werfte mit im Bau begriffenen Fahrzeugen beſetzt, zu denen das Holz aus den kroatiſchen Bergwäldern kommt. Beſonders günſtige Konjunkturen für die Schiffahrt bot der Krimkrieg, aber auch außer ſolchen ungewöhnlichen Zeiten iſt der Handel in lebhafteſter Bewegung. Mit wie vielen Männern, ſagt Dr. Grube, habe ich mich unterhalten, die im ſüdlichen und nördlichen Frankreich, in England, in Konſtantinopel und Alexandrien geweſen waren. Oefters machen beſonders in den erſten Jahren der Ehe die Frauen dieſe Reiſe mit. Dies mehrt den regen Sinn, die Intelligenz der Bevölkerung, legt ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die ſonſt etwas klein zugeſchnittenen Verhältniſſe der Inſel in die Waagſchale, und hebt Luſſin über die Schweſterinſeln des Quarnero. Dabei ſind die Sitten einfach, die Menſchen ſchlicht, arbeitſam und gefällig. Der ganze Zuſchnitt des Lebens iſt vom Luxuriöſen fern und ſtimmt gut zu dem patriarchaliſchen Grundton der Bevölkerung, den ſie ſich bei ihren Berührungen mit dem Welthandel erhält. Der deutſche Naturforſcher fühlte ſich durch die Sauberkeit, Arbeitſamkeit und Herzlichkeit des Hauſes, das ihn gaſtfreundlich aufgenommen, an ſein Vaterland erinnert. Dabei beſteht die Bevölkerung faſt durchaus aus Slaven, die aus dem Verkehr mit Italien wenig mehr als die Sprache angenommen haben. Neben dem Italiäniſchen wird in der Schule, z. B. in der Navigationsſchule, die eigentliche Landesſprache, Illyriſch gelehrt; zuweilen hört man es auch von Gebildeten ſprechen, aber die Schriftſprache iſt das Italiäniſche. Klima und Vegetation nehmen auf Luſſin den dalmatiniſchen Charakter an; Wein und Oel bilden den Hauptertrag des Kalkbodens. In der ganzen Stadt exiſtirt kein Brunnen; jedes Haus hat ſeine Ciſterne, die neben der Küche liegt, und alljährlich mit großer Sorgfalt gereinigt zum Theil vortreffliches Waſſer giebt.

Die zweite Stadt der Inſel, Luſſin grande, ſteht mit ihren etwa nur 2000 Einwohnern weit hinter der Schweſterſtadt zurück. Die ältere iſt von der jüngeren überflügelt worden, wie Venedig, das einſt über den Quarnero geherrſcht, jetzt von Trieſt. Das Städtchen erhebt ſich auf ſchnell anſteigenden Höhen um einen freilich äußerſt einzigen, ſchmalen, gegen Norden offenen Hafen, an deſſen Ende eine Piazza von den kleinſten Dimenſionen; aber ſogleich beim Eingange dieſes Hafens begrüßt den Ankommenden eine ſtattliche von hohen Cypreſſen umgebene Kirche in römiſchem Stil, und auf dem entgegengeſetzten Ufer ein alter Rund-Thurm mit breiter Mauerkrone, einſt ein Wehr gegen die Raubanfälle der Kroaten. Die unanſehnlichen Straßen des Orts — denn in der breiteſten können nicht mehr als 4 Perſonen neben einander gehen — werden zum geringſten Theil von den Häuſern ſelbſt, in der Regel von niedrigen zu einem kleinen Hof gehörigen Mauern umgeben, und auf dieſem mit Quaken gepflaſterten, von Geſträuch und Bäumen gartenartig umfaßten Hof erhebt ſich das Haus ſtattlich, ſelbſt bei kleineren Dimenſionen. Citronenbäume und blühende Agarenſchäfte, ſie und die Krone einer Dattelpalme tragen dazu bei, dem Ort eine italiäniſche Phyſiognomie zu verleihen. Ganz italiäniſch iſt es auch, daß abendlich die Bewohner an dem großen Pozzo communale, dem von gewaltigen Akazien beſchatteten Stadtbrunnen, aus der Nähe und Ferne zuſammentreffen, auf und ab zu wandeln, oder auf den Steinbänken ringsum plaudernd und ſingend zu ſitzen. Außer dieſem Schatz iſt Luſſin grande der reicheren Schweſterſtadt durch die Kathedrale überlegen. Man wird in einem ſo kleinen Ort durch die reiche Ausſchmückung des Innern mit Marmoraltären, Skulpturen und guten Bildern venezianiſcher Meiſter überraſcht. Man ſchreibt eins dem Vivarini, ein anderes, eine Madonna addolorata, dem Titian zu; ein Basrelief, die Madonna mit einem Heiligen, ſoll von Sanſovino, dem Erbauer des Prokuratoren-Palaſtes in Venedig, herrühren, und die ſchöne Madonnenſtatue von Canova gemeißelt ſein — alles Umſtände die von dem Gemeinſinn und der Wohlhabenheit der Groß-Luſſineſen ein ehrenvolles Zeugniß ablegen.

Der Wunſch, den engen und flachen Meeresarm, der Luſſin von Cherſo trennt, zu durchforſchen, führte den Profeſſor nach dem Norden der Inſel. Hier lernen wir das muntere und einfache Leben der Bewohnerſchaft von Nereſine kennen, einem fröhlichen Dörfchen am Meer in anmuthiger Landſchaft, mit freundlichen, wohlgemuthen Menſchen. Wenige Schritte von ſeiner Wohnung lag ein offner Platz, auf ihm unter alten Maulbeerbäumen ein Brunnen, der Schatz von Nereſine. Da traf ſich das ganze Dorf: vor Sonnenaufgang ſchon kamen die entfernt wohnenden Frauen und Mädchen mit ihren Kupfergefäßen auf dem Kopf, um Waſſer zu ſchöpfen, und plauderten; von 8 und 9 Uhr ab ward es ſtiller und der Platz während des Sonnenbrandes faſt verödet, dann aber ſtrömte es wieder von allen Seiten hinzu, man ſchwatzte und ſcherzte, und ein alter fideler Kauz, der mit einer wahren Stentorſtimme gebrochene engliſche und franzöſiſche Brocken hineinſchleuderte, war der Vater der Dorfbörſe.

Neſelin liegt an dem ſchmalſten Punkte der Meerenge, die hier überbrückt iſt, die Stadt Oſſero am Fuße des gleichnamigen Berges, der den Norden der Inſel beherrſcht. Einen größeren Gegenſatz als dieſes Oſſero und Nereſine kann es auf ſo kurze Entfernung kaum geben. Es iſt als ob eine böſe Fee über Oſſero ihren Fluch ausgeſprochen hätte! Unter lauter Trümmern und wüſten Plätzen ſpärliche Häuſer, die ſich mühſam zu ein paar Straßen zuſammenordnen und gegen welche eine ſtattliche Kirche und ein großer Palaſt einen grellen Kontraſt bilden. Alles verlangt hier nach dem

Digitized by Google

Segen des heiligen Gaudentius, der einſt an dieſer Stätte als Biſchof thronte, und deſſen Bildſäule noch an dem Eingange der Kirche prangt; aber in irdiſchen Dingen ſcheint ſich dieſer Segen nicht beſtätigen zu wollen. Es mag ſein, daß die Steine des Monte Oſſero, in deſſen Höhle der Heilige als Einſiedler gelebt, alle giftigen Thiere vertreiben. Aber wahr iſt, daß, ſo weit der Abendſchatten dieſes Berges fällt, das Fieber auf Luſſin, wie auf Cherſo ſeine Geißel über die elende Bevölkerung ſchwingt. Aus dem flachen Meere ſteigt dieſe Plage auf, das hier einer unter Waſſer geſetzten Wieſe gleicht, und deſſen Ausdünſtungen unter dem glühenden Sonnenſtrahl noch durch die ſteilen und hohen Bergwände erhöht werden. Sie hat den unter der Herrſchaft des Markuslöwen noch blühenden Ort, nachdem er durch die Kämpfe mit den Genueſern hart gelitten, allmählich ſo entvölkert, daß er jetzt wohl nicht mehr als 150 Menſchen zählt.

Ein paar letzte Ausflüge lehren uns den Garten und den Weinberg der Inſel kennen. Jener, der fruchtbarſte Theil von Luſſin, iſt die einzige zuſammenhängende Ebene. Hier finden ſich Felder, Pferde, Rinder, alles Dinge, die man ſonſt auf Luſſin vergeblich ſucht. Das Grün der Weingärten, der Myrten, des Lorbeers, Epheu und Erdbeerbäume faſſen die kleine Beſitzung angenehm ein, während unten gegen das Meer hin ſich Olivenpflanzungen und Feigen ausbreiten. Das Mobiliar des Hauſes war nicht für viele Perſonen eingerichtet und Vorräthe waren nicht vorhanden. Aber die fröhlichen Menſchen auf Luſſin wiſſen ſich zu helfen; aus Brettern und Maisſtrohſäcken werden Tafel und Sitze improviſirt, ein Picknick aus Schinken, Makaroni, Frittole und Paſta frola zuſammengeſetzt und zuletzt bei trefflichem Muskatwein ein luſtiger Reimkampf gehalten. — Der Weinberg von Luſſin aber iſt die kleine Inſel Sanſego. Der feine Diluvialoder Alluvialſand dieſer Inſel, auf Höhen und Schluchten von Nummulitenkalk ſich ablagernd, bildet einen prächtigen Boden für den Weinſtock, deſſen Reben alle Höhen und Terraſſen der Inſel bedecken. Der Verfaſſer beſuchte die Inſel zur Zeit der Weinleſe, und er giebt ein lebhaftes Bild von dem Treiben und Getümmel. Wie Ameiſen zogen Frauen und Männer mit ihren Körben auf dem Kopf in ganzen Reihen bergauf bergab; unten landete Barke auf Barke und auf dem ſchmalen Vorlande, das die Straße der Ortſchaft einnimmt, arbeiteten unter freiem Himmel die Keltern des Biſchofs von Veglia. Denn dieſem Prälaten, der allerdings auch alle Grund-Abgaben der Inſel zu zahlen hat, fließt ein Viertel des ganzen Weinertrags von Sanſego zu. Von allen Seiten eilten die Bewohner, ihr Deputat Trauben in die Keltern zu ſchütten. Sie ſind die einfachſten von der Welt; in einem großen, aus ſtarken, ſenkrechten Rohrſtäben gebildeten Behälter, drücken zwei Männer, wacker mit den Füßen ſtampfend, den Rebenſaft aus. Die ſo bearbeiteten Trauben kommen in einen andern eben ſo einfach konſtruirten Behälter aus ſpiral verbundenen Schifftauen und werden einer von kräftigen Armen gehandhabten Preſſe unterworfen; durch die Zwiſchenräume der Windungen fließt der Moſt in die Wannen und Butten ab, Alles auf offener Straße im dichteſten Gedränge. Die Aerndte liefert im Durchſchnitt 1800 Bacile, das Bacile zu 45 Boccali, deren eins etwa einem Wiener Maaß gleichkommt. Heitere Luſt belebte das Volksgetümmel und die einzelnen Geſellſchaften; alle Munterkeit des ſlaviſchen Stammes wurde laut und vereinte ſich mit italiäniſcher Neckluſt, und noch auf der Rückfahrt tönten aus dem dichten Kreiſe, der an dem niedrigen Borde der Barke Platz gefunden, die Gondolierlieder von Neapel und Venedig weit über das Meer:

Mare c'è placido,
Vento si caro
Scortar fa i triboli
Ai marinaro,
Che va cantando
Con armonia:
Vieni Lucia, vieni Lucia.

Dr. Grube hat es nicht verſchmäht, ein paar dieſer Lieder, auch ein ſlaviſches, mit ihren Melodien unter ſeine Meergewürme aufzunehmen. Man wird es ihm Dank wiſſen; es iſt ein freundlicher Schluß des hübſchen Bildes, das er uns von ſeinem Aufenthalte auf Luſſin gezeichnet hat.

F.

Kleine literariſche Revue.

— **Literariſche Weihnachten.** Mit dem erſten Dezembertage iſt auch wieder eine ganze Anzahl goldener, literariſcher Früchte reif geworden, deren Aerndtetag das herzgewinnende Weihnachtsfeſt iſt. Wir nennen hier vorläufig einige dieſer Erſcheinungen, von denen einzelne wohl ſpäter noch einer ausführlicheren Beſprechung in dieſen Blättern unterzogen werden:

Berthold Auerbach's geſammelte Schriften.*) Mit den beiden Erzählungen „Joſeph im Schnee" und „Edelweiß", die zu den beſten Arbeiten des genialen Dichters gezählt werden, iſt nun die neue Geſammt-Ausgabe ſeiner Schriften zum Abſchluß gelangt. In dieſen zweiundzwanzig Bänden liegt uns eine reiche Welt voll Freud und Leid, voll Gemüth und Geiſt, voll Lieben und Leben vor. Vieles davon iſt in andere Sprachen überſetzt worden und hat auch im Ausland Anklang gefunden. Aber das volle, tiefere Verſtändniß dafür hat man nur in Deutſchland und kann man hier nur haben, da das, was aus dem innerſten Fühlen und Denken einer Nation heraus für dieſelbe geſchrieben iſt, auch nur von dieſer vollſtändig nachgefühlt und verſtanden werden kann. Eine edlere und preiswürdigere Weihnachtsgabe, als dieſe 22 Bände, die zuſammen nur elf Thaler koſten, giebt es kaum.

Gedichte der Gräfin v. Egloffſtein.**) In zweiter Auflage wird uns hier eine poetiſche Spende dargeboten, die ganz beſonders zu einem Weihnachtsgeſchenk für religiöſe weibliche Gemüther geeignet iſt. Die vor zwei Jahren verſtorbene Dichterin war während ihres ganzen Lebens körperlich eine leidende Dulderin, doch geiſtig wußte ſie ſich in dem Glauben an eine höhere Beſtimmung ihrer Seele friſch und poetiſch zu erhalten. Auch eine große Formgewandtheit iſt den Dichtungen nicht abzuſprechen, die ſchon darum mit Befriedigung geleſen werden. Gewiß wird auch dieſe von den Freunden der Verſtorbenen beſorgte zweite Ausgabe bald ebenſo raſch vergriffen ſein, wie die vor kaum einem Jahr erſchienene erſte.

Das alte und das neue Mexiko.***) Der Verleger der rühmlichſt bekannten „Illuſtrirten Jugend- und Hausbibliothek", Herr Otto Spamer in Leipzig, hat hier im Vereine mit einem

*) 21. u. 22. Band. Stuttgart, Cotta, 1864.

**) Aus einem Tagebuche. Gedichte der Gräfin von und zu Egloffſtein. Zweite Auflage. Weimar, Hermann Böhlau, 1865.

***) Das alte Mexiko und die Eroberung Neuſpaniens durch Ferd. Cortez. Nach W. Prescott, Alex. v. Humboldt u. A. bearbeitet von Th. Armin. Mit über 120 Illuſtrationen, 6 Tonbildern ꝛc. (XIV. u. 376 S.)

Das heutige Mexiko. Land und Volk unter Spaniens Herrſchaft, ſo wie nach erlangter Selbſtändigkeit. Von Th. Armin. Mit 150 Illuſtrationen und 6 Tonbildern. (XII. u. 427 S.) Leipzig, Otto Spamer, 1865.

Digitized by Google

umſichtigen Autor ein Werk in zwei Bänden hergeſtellt, das als eine wahrhafte Bereicherung unſerer belehrenden Jugend-Literatur bezeichnet werden darf. Es iſt allerdings keine Jugendſchrift im engeren Sinne des Wortes; namentlich der zweite Band, der mit einer Hinweiſung auf das zweite Kaiſerthum in Mexiko die Miſſion des Kaiſer Maximilian und die Zukunft der Monarchie in Amerika beſpricht, ſetzt bereits eine gewiſſe Kenntniß der Zeit und der politiſchen Ereigniſſe, und demnach auch eine gewiſſe Altersreiſe voraus. Gleichwohl wird dieſes Buch ebenſo für die reifere Jugend, wie für Alle, die an der Gründung des neuen mexikaniſchen Kaiſerthums ein Intereſſe nehmen, eine ſehr anziehende Lectüre ſein.

Der Waldläufer, von Gabr. Ferry.*) Es iſt die fünfte Auflage dieſer in Deutſchland nicht minder, als in den transatlantiſchen Ländern beliebten Erzählungen aus dem amerikaniſchen Waldleben, die uns hier vorliegt. Der deutſche Bearbeiter, der leider zu früh verſtorbene Julius Hoffmann, hat dieſe Schilderungen der Indianer und ihrer Begegnungen mit weißen Abenteurern, Jägern und Goldſuchern deutſchen Leſern unterhaltender gemacht, als ſie im Originale ſind. Die Verlagshandlung hat das Buch mit ſchönen, illuminirten Kupferſtichen ausgeſtattet.

Robinſon Cruſoe in neuer Bearbeitung.**) Defoe's vor anderthalb Jahrhunderten geſchriebenes Meiſterbuch der Belehrung und Unterhaltung der Jugend für die heutige, mit ganz anderen geographiſchen, phyſiologiſchen und volkswirthſchaftlichen Kenntniſſen ausgeſtattete Zeit zu bearbeiten, war eine anziehende Aufgabe für pädagogiſche Schriftſteller, und dieſe iſt von Herrn F. A. Gräbner, der ſich dabei des Rathes und der Zuſtimmung des Profeſſors Dr. Ziller in Leipzig und des Direktors Dr. Kühner in Frankfurt a. M. zu erfreuen hatte, in der zweckmäßigſten Weiſe gelöſt worden. Neben dem vorliegenden, für die Privatlectüre der Jugend ganz beſonders ſich eignenden „Robinſon Cruſoe“ hat Herr Direktor E. Barth in Leipzig nach denſelben Grundanſchauungen einen „Schul-Robinſon für ſieben- bis neunjährige Knaben“ bearbeitet.

„Der goldene Traum, oder Leben und Treiben in den Goldminen Kaliforniens.“***) Was iſt nicht Alles über das kaliforniſche Goldland gefabelt und von ſeinen Schätzen geträumt worden! Hier liegt uns ein ſolcher goldener Traum mit nüchternem Erwachen vor. Zwei Jahre aus dem Leben eines Goldſuchers ſind in dieſem Buche mit der Treue einer engliſchen Skizze à la Hogarth oder Cruikſhank gezeichnet. Die Moral des Buches iſt, daß der Goldſucher Edward Sinten nach ſeinem Vaterlande England zurückkehrt und dort eine beſcheidene Erdſcholle und eine kleine Ackerwirthſchaft viel anziehender und beglückender findet, als alle Goldgruben von Kalifornien.

— **Zur Geſchichte der Jungfrau von Orleans.** Wir haben neulich einer Darſtellung der Kreuzzüge Richard's Löwenherz gedacht, die zu den Publikationen gehört, für welche die in den engliſchen Staatsarchiven enthaltenen Dokumente das Material liefern. Ein noch allgemeineres geſchichtliches Intereſſe hat eine aus derſelben Quelle hervorgegangene Sammlung von Urkunden und Aufzeichnungen über den Krieg der Engländer und Franzoſen im 15. Jahrhundert,†) der im Großen und Ganzen auch denjenigen, die ſich mit der Geſchichte, und namentlich mit der Geſchichte des Mittelalters, wenig beſchäftigen, durch die Gebilde Shakſpeare's und Schiller's hinlänglich bekannt iſt. In der Wirklichkeit verlieren dieſe Kämpfe allerdings viel von dem romantiſchen Zauber, mit welchem ſie die Phantaſie der Dichter bekleidet hat. Was uns nämlich in den jetzt veröffentlichten Schriftſtücken am meiſten auffällt, iſt der geringe Raum, den die Thaten der Jungfrau von Orleans in denſelben einnehmen. Auf das Reſultat des langjährigen Zwiſtes zwiſchen England und Frankreich haben ſie ſo gut wie gar keinen Einfluß; Johanna's ephemere Erſcheinung, in der die wenigen Momente von dem Entſatz von Orleans bis zur Krönung Karl's VII. in Rheims den Glanzpunkt bilden, läßt in den Ereigniſſen kaum eine Spur zurück, und drei Jahre nach ihrem Tode iſt die Lage Frankreichs faſt ebenſo verzweifelt, wie vor ihrem Auftreten. Wenn, wie Schiller ſeinen Dauphin ſagen läßt, ihm verheißen worden, daß ein Weib ihn zum Sieger machen werde über ſeine Feinde, ſo hat Jacqueline (Jacobäa) von Holland mehr Anſpruch auf den Namen ſeiner Retterin, als das begeiſterte Mädchen von Domremy — freilich nur mittelbar und ohne ihren Willen. Ihre Verbindung mit dem Herzog von Glouceſter und die Gefahr, die reichen Provinzen Hollands und Hennegaus in die Hände eines Nebenbuhlers übergehen zu ſehen, war es, welche Philipp „den Guten“ zum Abfall von England bewog und ihn beſtimmte, ſich mit dem Mörder ſeines Vaters zu verſöhnen und den Vertrag von Arras zu ſchließen, der die Sachlage vollſtändig veränderte. Die Beredſamkeit der Jungfrau hatte daran natürlich keinen Antheil; ſie war längſt todt, als der „königliche Herzog von Burgund“, der ſie den Engländern ausgeliefert hatte, zu den Franzoſen überging und ſeine Waffen gegen ſeine bisherigen Bundesgenoſſen kehrte. Vierzehn Tage nach dem Traktat von Arras ſtarb der Regent Bedford am gebrochenen Herzen; bald darauf zogen Karl und Philipp in Paris ein, wo ſie von den Bürgern mit dem Ruf: Es lebe der König und der Herzog von Burgund! empfangen wurden; die kleine engliſche Beſatzung, die ſich in der Baſtille hielt, mußte kapituliren, und da die Engländer zu ſchwach waren, einer ſo mächtigen Allianz zu widerſtehen, ſo verloren ſie allmählich nicht allein die von Heinrich IV. gemachten Eroberungen, ſondern auch die Landestheile, die ſie ſeit den Zeiten Eduard's III. in Frankreich beſeſſen hatten, mit alleiniger Ausnahme von Calais. Noch unheilvoller waren die Folgen, welche dieſe Ereigniſſe auf die inneren Angelegenheiten Englands hervorbrachten. „Die Leute, welche in den franzöſiſchen Kriegen gedient hatten, kehrten verhärtet und entmenſcht zurück, gewöhnt an Blutvergießen, unbekannt mit anderen Geſetzen, als mit denen des Stärkern, reif für jede Schandthat, zu der ſie verwendet werden konnten. Hieraus entſtand der eigenthümliche Charakter der Grauſamkeit, der die Kriege der Roſen bezeichnete; denn die Scenen, die bei St. Albans und Wakefield ſtattfanden, waren nur die Wiederholungen zahlloſer Trauerſpiele, die man in Frankreich und der Normandie aufgeführt und denen man in England Beifall geklatſcht hatte.“

— **Simplicianiſche Schriften.** Von der in redactioneller, wie in typographiſcher Hinſicht ausgezeichneten, neuen Ausgabe der „Simplicianiſchen Schriften“, deren wir in Nr. 22 des „Magazin“

*) Für die Jugend bearbeitet von Julius Hoffmann. Zwei Theile in Einem Bande. (X. u. 560 S.) Mit 12 Kupfern. Fünfte Auflage. Breslau, Ed. Trewendt, 1865.

**) Robiſon Cruſoe. Mit Unterſtützung von Gelehrten und Schulmännern für die Jugend bearbeitet von F. A. Gräbner. Mit 48 Illuſtrationen. Leipzig, Verlag für erziehenden Unterricht, 1865.

***) Von F. M. Ballantyne. Für die Jugend bearbeitet von W. Jeep. Mit 4 Bildern in Farbendruck. Breslau, Ed. Trewendt, 1864.

†) Letters and Papers illustrativa of the Wars of the English in France during the Reign of Henry the Sixth. Edited by the Rev. J. Stevenson. London 1864. (Berlin, Asher; Leipzig, Denicke.)

Digitized by Google

ausführlich gedachten, iſt ſoeben der dritte und vierte Band erſchienen.*) Sie enthalten unter Anderm die Lebensbeſchreibungen der „Landſtreicherin Courage“ und des „ſeltſamen Springinsfeld“, die Geſchichte vom „Vogelneſt“, die luſtigen Anekdoten aus dem „Ewig-währenden Kalender“ und endlich „des weltberuſenen Simpliciſſimi Prahlerei und Gepräng mit ſeinem Teutſchen Michel“, welche letztgedachte Abhandlung auch in ſprachgeſchichtlicher Hinſicht von hohem Werth und Intereſſe iſt.

Literariſcher Sprechſaal.

— Deutſcher Rechtsſchutzverein in London. Der erſt ſeit Kurzem ins Leben geruſene deutſche Rechlsſchutzrerein in London hat ſeine Kräfte übermäßig anſtrengen müſſen, um den Müller'ſchen Prozeß durch alle ſeine Phaſen zu leiten. Die Anerkennung aber, die ſeinem Wirken überall im deutſchen Vaterlande gezollt wurde, hat ihm den Beweis geliefert, daß das Bedürfniß, aus dem er hervorgegangen, in der Heimat die richtige Würdigung gefunden; und durch die Theilnahme, die ihm von allen Seiten her geworden, hat er auch in ſeiner alle Kräfte anſpannenden Thätigkeit eine wichtige moraliſche Stütze gewonnen. Ein ſpäter zu veröffentlichender Bericht wird darthun, was der Verein ſeit ſeiner Entſtehung geleiſtet, und welchen Segen er über alle die armen, meiſt erſt kurze Zeit hier weilenden Deutſchen ausgießt, die durch Unkenntniß der Sprache oder Verhältniſſe, durch Liſt, Betrug oder tauſend andere Umſtände in Prozeſſe verwickelt werden, ohne daß ſie die Mittel beſitzen, ſich den nöthigen Rechtsbeiſtand zu verſchaffen. Mit Dank erkennen wir die nachdrückliche Unterſtützung an, die uns während unſeres Beſtehens von den in England lebenden Landsleuten zu Theil gewoeden; ſollen wir aber auf dem begonnenen Wege ſortſchreiten, ſo iſt es nothwendig, daß Menſchenfreunde unſeres Vaterlandes uns außer der moraliſchen auch materielle Hülfe angedeihen laſſen. Wir wenden uns daher an alle Ländee unſerer Heimat, die den deutſchen Namen auch in der Fremde hochgehalten wiſſen wollen, mit der Bitte um Unterſtützung unſeres Vereins. Die Redaktion der „Spener'ſchen Zeitung“ in Berlin wird die Güte haben, auch die kleinſte Gabe für uns in Empſang zu nehmen. London, 15. November 1864.

Im Auftrag des deutſchen Rechtsſchutzvereins:
Victor v. Erlanger, Schatzmeiſter.

Der „Bayeriſchen Zeitung“ entnehmen wir nachſolgende Angaben aus dem Berichte des Secretairs der hiſtoriſchen Kommiſſion der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften über die Publikation des verfloſſenen Jahres: Außer einem Hefte „Nachrichten der hiſtoriſchen Kommiſſion, Jahrgang V. Stück 1“ (Beilage zu v. Sybel's Hiſtoriſcher Zeilſchrift Bd. X.) ſind von den durch die Kommiſſion herausgegebenen Schriften in den Buchhandel gekommen: Quellen und Erörterungen zur bayeriſchen und deutſchen Geſchichte, Bd. III. Abth. 2, Bd. IX. Abth. 1 und 2 (womit das Werk abgeſchloſſen iſt). S. Hirſch, Jahrbücher des deutſchen Reichs unter Heinrich II., Bd. II. (Vollendet von H. Pabſt.) — K. Hegel, Chronikeu der deulſchen Städle vom 14. bis ins 16. Jahrhundert Bd. II. und III. — Forſchuugen zur deutſchen Geſchichte, Bd. IV. — Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Erſte Lieferung, enthaltend Geſchichle des allgemeinen Staatsrechts und der Politik von J. C. Bluntſchli und Geſchichle der Mineralogie von F. v. Kobell. — Mit Unterſtützung der Kommiſſion iſt herausgegeben: J. G. Lehmann, Urkundliche Geſchichte der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, Bd. II. Im Druck vollendet wurde die Geſchichte der Land- und Forſtwirthſchaftslehre von K. Fraas; ſie wird mit der Geſchichte der Geographie von O. Peſchel, welche ſich unter der Preſſe befindet, die zweite Lieferung der Geſchichte der Wiſſenſchaften bilden. Von Dümmlee's Geſchichte des oſtfränkiſchen Reichs iſt der zweite, abſchließende Band im Druck nahezu beendet nnd wird in wenigen Wochen dem Publikum übergeben werden.

Die Berichte, die im weiteren Verlauf der Verhandlungen die Leiter der einzelnen Unlernehmungen erſtatleten, legten dar, wie dieſelben faſt ſämmtlich ſo weit vorgerückt ſeien, daß umfaſſende Publikationen in Ausſicht ſtehen. Für die Herausgabe der erſten Bände der „Reichstags-Akten“ iſt durch die Mühwaltung des Herausgebers Prof. Weizſäcker und ſeiner Hülfsarbeiter (Dr. K. Menzel, Dr. J. Reber und Reichsarchiv-Praktikant A. Schäffler) das Material jetzt ſo weit bearbeitet, daß der erſte Band der Preſſe übergeben werden kann. Auch der Druck der „Hanſeſchen Rezeſſe“ von 1354—1436, die unter Oberleitung des Dr. Lappenberg von Prof. Junghans in Kiel bearbeitet ſind, wird, nachdem mit der Buchhandlung C. H. Schwetſchke und Sohn in Braunſchweig eine erwünſchte Vereinbarung wegen des Verlags getroffen iſt, alsbald ſeinen Auſang nehmen. Von der Sammlung der „hiſtoriſchen Lieder“ iſt nach den Mittheilungen des Herausgebers, Kabinetsraths v. Liliencron in Meiningen, der erſte Band bereits unte der Preſſe; den Verlag dieſes Werkes hat die Buchhandlung F. C. W. Vogel in Leipzig übernommen. — Für die unter Prof. Hegel's Leitung veranſtaltete Sammlung der oberdeutſchen Stadt-Chroniken ſind die Arbeiten ununterbrochen fortgeſetzt worden. Zunächſt werden zwei Bände Augsburger Chroniken, für welche beſonders Dr. Frensdorff thätig geweſen iſt, herausgegeben werden. Zugleich wird ein vierter Band der „Nürnberger Chroniken“ unter Mithülfe des Dr. v. Kern vorbereitet, und auch die Bearbeitung der „Münchener Chroniken“ iſt von dem Hülfsarbeiter Dr. K. Schröder in Angriff genommen worden. Die Edition der „Lübecker Chroniken,“ welche, unter Oberleitung des Dr. Lappenberg, Prof. Mantels in Lübeck beſorgt, iſt ſo weit vorgeſchritlen, daß jetzt der Druck des erſten Bandes zu beginnen hat. Von den „Jahrbüchern des deutſchen Reichs“ lagen zwei Abtheilungen in dee Handſchrift vor: Die Einleitung in die Karolingiſche Geſchichte von Dr. E. Bonnell und die Geſchichte Karl's des Großen bis 781 von Dr. S. Abel. Andere Ablheilungen des Unternehmens ſind inzwiſchen mehr oder weniger der Vollendung entgegengerückt, ſo daß ſich in nicht langer Zeit die bereits erfolgten Publikationeu mindeſtens bis zum Schluß der Periode der Saliſchen Kaiſer werden vervollſtändigen laſſen. Der gewaltige Stoff, der für die Herausgabe der „Wittelsbachiſchen Korreſpondenz“ früher angeſammelt, iſt auch in dieſem Jahre für die Herausgeber Prof. Cornelius, Reichsarchiv-Direktor Löher, Dr. Kluckhohn und ihre Mitarbeiter Dr. v. Druſſel, Fr. Kirchner, Dr. Rittee und Dr. Rohling ſehr vermehrt worden; einige Partieen ſind faſt vollendet. Die wichtige Korreſpondenz Kurfürſt Friedrich's III. von der Pfalz wird von Dr. Kluckhohn nächſtens in zwei Bänden herausgegeben werden. Direktor Löher hofft, die geſammte Korreſpondenz Herzog Albrechl's V. von Bayern in wenige Bände zuſammendrängen und in einiger Zeit publiziren zu können. Auch Prof. Cornelius ſtellt in Ausſicht, der nächſten Plenarverſammlung vielleicht zwei Bände des ihm übertragenen Antheils, der pfälziſchen und bayeriſchen Korreſpondenz des 17. Jahrhunderts, in der Handſchrift vorzulegen.

*) Deutſche Bibliothek. Sammlung ſeltener Schriften der älteren deutſchen National-Literatur. Herausgegeben und mit Erläuterungen verſehen von Heinrich Kurz. Fünfter und ſechſter Band. Grimmelshauſen's Simplicianiſche Schriſten. III. und IV. Leipzig, J. J. Weber, 1864.

Digitized by Google

Bei **A. G. Steinhauſer** in Prag iſt ſoeben erſchienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Der Fortſchritt

in politiſcher u. national-ökonomiſcher Beziehung
von
Edmond About. (664)
gr. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Der geiſtreiche Verfaſſer verſichert das Beſte, was er zu leiſten vermöchte, in dieſem Werke zum Wohle der Menſchheit niedergelegt zu haben.

In der Verlags-Expedition von **Fr. August Credner**, k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in Prag, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die polnische Insurrection 1863 vor Europa.

Autorisirter Abdruck der Antwort der „Kölnischen Zeitung“ auf den Artikel des Herrn von Mazade in der Revue des deux Mondes.
8. geh. 7½ Sgr.

Bibliotheca transsilvanica, Verzeichniss der über Siebenbürgen erschienenen Bücher, Landkarten &c. Nebst einem Anruf des Herausgebers zur Unterstützung der Auswanderung nach Siebenbürgen. 8. geh. 6 Sgr. (656)

Spieß, A., Göthe's Leben und Dichtungen. Im Zuſammenhange dargeſtellt. Mit Portrait. Geheftet 2 Thlr. Elegant in rothe Leinwand gebunden 2 Thlr. 12 Ngr.

Spieß, A., Schiller's Leben und Dichtungen. Mit Portrait. Geh. 2 Thlr. Elegant in rothe Leinwand gebunden 2 Thlr. 12 Ngr.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

In der reichen Literatur über Göthe und Schiller behaupten die Schriften von **A. Spieß** über das Leben und die Werke derſelben einen ehrenwerthen Platz. Darſtellung und Urtheil, durch Wärme und Zartſinn gehalten, ſind vorzüglich geeignet das heranwachſende Geſchlecht, insbeſondere Frauen und Töchter in das Verſtändniß beider Dichter einzuführen und dabei Sinn und Herz zu bilden. Die auf's Schönſte gebundenen Exemplare empfehlen ſich ganz beſonders zu Geſchenken. (665)

In der Verlags-Expedition von **Fr. August Credner**, k. k. Hof-Buch- und Kunsthändler in Prag, sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sacher-Masoch, Leopold,
Kaunitz.
Ein kulturhistorischer Roman. 2 Bde. 8. geh. 2 Thlr.
I. Band. Kaunitz u. Voltaire.
II. Band. Die Epigramme Friedrich des Grossen.

Der Sommerfeldzug des
Revolutionskrieges in Siebenbürgen im Jahre 1849.
8. geh. 24 Sgr.

Polnische Revolutionen.
Erinnerungen aus Galizien. 8. 1863. geh. 1 Thlr. 18 Sgr.

Se. k. k. Apost. Maj. der Kaiser von Oesterreich haben Allergnädigst geruht, dieses Werk für Allerhöchst Ihre Privat-Bibliothek anzunehmen.

Sacher-Masoch, Leopold,
Der Emissär. (657)
Eine galizische Geschichte. 8. geh. 14 Sgr.

Verlag von **Otto Meissner** in Hamburg:

ISIS.
Der Mensch und die Welt.
Von
C. Radenhausen.
4 Bände, 143 Bogen gr. 8.
7 Rthlr.

Inhalt der vier Bände: Entstehung der Vorstellungen und Begriffe. — Gott in der Geschichte. — Der Mensch und die aussersinnliche Welt. — Geist und Unsterblichkeit. — Böse und Gut. — Pflicht, Sünde, Gewissen. — Lohn und Strafe. — Erlösung. — Christenthum. — Wissenschaft und Religion. — Vater und Sohn. — Gespräch über Gott und Unsterblichkeit. - Liebe und Ehe. — Das Leben im Verbande. — Heranbildung der Menschheit. — Heranbildung der Welt. — Verhältnisse der Welt. — Glück und Unglück. — Alte und neue Welt. — Schlussfolgerungen.

Die angesehensten Kritiker haben den gediegenen, reichhaltigen und belehrenden Inhalt dieses Werkes mit Wärme jedem Gebildeten empfohlen, der an der Hand eines sachkundigen und zuverlässigen Führers über die höchsten Fragen der Menschheit Belehrung sucht. (658)

Im Verlage des Unterzeichneten iſt ſoeben erſchienen:

Literatur und Cultur des XIX. Jahrhunderts.

In ihrer Entwicklung dargeſtellt von
Dr. **J. J. Honegger.**

Einleitung. Charaktere des Zeitalters.
I. Das franzöſiſch-europäiſche Kaiſerreich (bis 1813).
II. Die Freiheitskriege und das Schwanken im politiſchen Leben (bis 1823).
III. Die ausgebildete Reſtauration.
IV. Das Julikönigthum und das junge Europa (bis 1860).
V. Die Gegenwart.

In Umſchlag broſchirt: Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Leipzig, J. J. Weber. (659)

Mit der heute versandten 3. Abtheilung ist nun vollständig, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundriss
der
Römischen Litteratur.
Von
G. Bernhardy.
Vierte Bearbeitung.
8. geh. Preis 4 Thlr. 8 Sgr.

Braunschweig, 1. November 1864.
C. A. Schwetschke und Sohn.
(M. Bruhn.) (660)

In dem Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses** in Halle erschien: (663)

Geschichte
des
Wuchers in Deutschland
bis zur
Begründung der heutigen Zinsengesetze (1654).
Aus handschriftlichen und gedruckten Quellen
dargestellt von
Max Neumann,
Dr. jur. utr., Privatdocenten für deutsches Recht und Civilprocess an der Universität Breslau.
41 Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Empfehlenswerthe Verlagsartikel von Hermann Mendelsſohn in Leipzig.

B. Auerswald, Botaniſche Unterhaltungen zum Verſtändniß der heimatlichen Flora. Vollſtändiges Lehrbuch der Botanik in neuer und praktiſcher Darſtellungsweiſe. Mit 50 Tafeln und 432 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite weſentlich umgearb. und verm. Auflage.
Preis der Ausgabe mit ſchwarzen Tafeln geh. 2 Thlr. 15 Sgr. geb. 2 Thlr. 27 Sgr.
„ „ „ „ halbcolor. „ „ 3 „ 15 „ „ 3 „ 27 „
„ „ „ „ colorirten „ „ 5 „ — „ „ m. Goldſch. 5 Thlr. 15 Sgr.

Gleim, Dr., Elegant extracts from the most celebrated british poets. A new enlarged edition. Preis eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

Franz Kugler, Geſchichte Friedrichs des Großen. Mit 400 Illuſtrationen, gezeichnet von Adolph Menzel. Volksausgabe. Elegant cartonnirt 2 Thlr.

— Prachtausgabe, neue Auflage, vermehrt durch ſechs Abbildungen der Feldherren Friedrichs, Schlachtpläne und eine von Dr. H. Lange entworfene Ueberſichtskarte des ſiebenjährigen Krieges. Preis geh. 4 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. mit Goldſchnitt 5 Thlr. 10 Sgr.

Felix Mendelsſohn Bartholdy, Briefe aus den Jahren 1830—1847. 2 Bde.
1. Band: **Reiſebriefe aus den Jahren 1830—1832.** Herausgegeben von Paul Mendelsſohn Bartholdy in Berlin. 7. Auflage. Preis geh. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 10 Sgr., eleg. geb. mit Goldſchnitt und einer Photographie, Mendelsſohn auf dem Sterbebette darſtellend, 3 Thlr. 15 Sgr.
2. Band: **Briefe aus den Jahren 1833—1847.** Herausgegeben von Paul Mendelsſohn Bartholdy in Berlin und Dr. Carl Mendelsſohn Bartholdy in Heidelberg. Nebſt einem chronologiſchen Verzeichniſſe der ſämmtlichen Compoſitionen Mendelsſohns, zuſammengeſtellt von Dr. Julius Rietz. 5. Auflage. Preis geh. 2 Thlr. 15 Sgr., geb. 2 Thlr. 25 Sgr., eleg. geb. mit Goldſchnitt 3 Thlr.

Moritz Willkomm, Dr. und Professor an der Königl. S. Academie zu Tharand, Führer ins Reich der deutschen Pflanzen. Eine leicht verständliche Anweisung, die in Deutschland wildwachsenden und häufig angebauten Gefässpflanzen leicht und sicher zu bestimmen. Mit 7 lithograph. Tafeln und 645 Holzschnitten nach Zeichnungen des Verfassers. Preis eleg. geh. 3 Thlr., geb. mit charakteristischem Golddruck 3 Thlr. 10 Sgr. (654)

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Hierzu ein Beiblatt.

AUSWAHL

von

literarischen und künstlerischen Festgeschenken

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Die hier aufgeführten Schriften und Kunstwerke sind in den meisten Sortimentsbuchhandlungen vorräthig und können, soweit dies nicht der Fall, leicht rechtzeitig beschafft werden, da sie zum bei weitem grössten Theile in Berlin oder Leipzig vorräthig sind.

Inhalt:

Jugendſchriften. 666, 668—671, 673, 674, 681, 683, 692, 704.
Erbauliche Schriften. 675—681, 689, 695.
Kunſtwerke 684, 686—688, 692, 697, 698.
Geſchichte und Biographie. 673, 690, 691, 698, 699, 700—705, 710.
Literatur. 683, 690, 692—694, 696, 701, 705, 707, 708, 710—714.
Unterhaltungs-Schriften. 693, 696, 711.
Naturgeſchichte und Erdkunde 705, 709, 710.

Verlag von Enslin in Berlin.

Dante Alighieri. Die Hölle.

Für das deutſche Volk bearbeitet
von
Julius Braun.
2 Thaler.

Eine von der Kritik als vorzüglich anerkannte Ueberſetzung. Die Einleitung und der Kommentar erleichtern weſentlich das Verſtändniß der Dichtung. (712)

Verlag von Enslin in Berlin.

Perle del Parnaso lirico italiano

date in luce
dal
Cav. Fedele Fabbrucci.

geh. 1⅓ Thlr.; gebund. mit Goldschnitt 1⅔ Thlr.

Allen Freunden der italienischen Sprache wird diese Blüthenlese der schönsten Gedichte willkommen sein. Die zierliche Ausstattung macht das Buch vorzugsweise für ein Festgeschenk geeignet. (713)

Empfehlenswerthe Werke.

Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt."

Literar. Centralblatt 1862.

Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten von Prof. Dr. **Eduard Munk.** Zweite umgearb. Ausg. Zwei Theile. 1863.8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben. (714)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Empfehlenswerthe Jugendſchriften.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.

☞ Die nachſtehenden Jugendſchriften zeichnen ſich nicht nur durch ihren inneren, durchweg ſittlichen und belehrenden Gehalt vortheilhaft aus, ſondern auch in Betreff ihrer äußeren gediegenen, ja eleganten Ausſtattung. Sie ſind auf ſchönem weißem und feſtem Velinpapier mit großen deutlichen Lettern ſauber gedruckt und mit anſprechenden, von tüchtigen Künſtlern entworfenen und von namhaften artiſtiſchen Inſtituten ausgeführten bunten Bildern geziert. — Die Einbände ſind geſchmackvoll und dauerhaft.

Für das zartere Jugendalter:

Karl Fröhlich,

Mutterherz, du goldener Stern! Silhouetten und Reime ꝛc. 4. Preis 18 Sgr. — **Buntes Allerlei,** Reim' und Bildchen, nagelneu ꝛc. 4. Preis 18 Sgr. — **Neue Silhouetten-Fibel.** 4. Preis 18 Sgr.

Lina Morgenſtern,

Die Storchſtraße, 100 Bilder aus der Kinderwelt in Erzählungen und Liedern ꝛc. Preis 1⅓ Thlr.

Louiſe Thalheim,

Miſch-Maſche — Plaudertaſche. Ein Bilderbuch. 4. Preis 1 Thlr. — **Liederborn.** 23 Kinderlieder. 4. Preis 1 Thlr.

Für Knaben von 12—15 Jahren:

Julius Hoffmann,

Der Waldläufer. Erzählungen aus dem amerikaniſchen Waldleben. Preis 2⅓ Thlr. — **Die Anſiedler auf Van Diemens Land.** Preis 1 Thlr. — **Europäiſche Bilder und Skizzen.** Preis 1⅓ Thlr.

Hübner-Trams,

Der Gnom. Ernſt, Scherz und ſinnige Spiele. 3 Jahrgänge 1862, 1863 und 1864. Preis à Jahrg. 1⅓ Thlr.

W. Jeep,

Der goldene Traum oder Leben und Treiben in den Goldminen Californiens. Preis 1 Thlr.

Karl Müller,

Die jungen Boers im Binnenlande des Caps der guten Hoffnung. Preis 1⅓ Thlr. — **Die jungen Büffeljäger** auf den Prairien des fernen Weſtens von Nord-Amerika. Preis 1⅓ Thlr. — **Die jungen Canoëros** des Amazonen-Stroms. Preis 1⅓ Thlr. — **Esperanza** oder die jungen Gauchos in den Pampas am Fuße der Andes. Preis 1⅓ Thlr. — **Die jungen Pelzjäger** im Gebiete der Hudſonsbay-Compagnie. Preis 1⅓ Thlr.

Wilhelm Steen,

Der König der Wälder oder Tecumseh und der Prophet. Preis 1⅓ Thlr. — **Prairieblume unter den Indianern.** Preis 1⅓ Thlr.

Für Mädchen von 12—14 Jahren:

C. Merx,

Schloß und Hütte. Eine Erzählung ꝛc. Preis 1 Thlr.

Hedwig Prohl,

Erfreue und nütze. 3 Erzählungen. Preis 1 Thlr. — **Samenkörner für junge Herzen.** 3 Erzählungen. Preis 1 Thlr. — **Ernſter Sinn in bunten Bildern.** 3 Erzählungen. Preis 1 Thlr.

Für Mädchen von 14—16 Jahren:

Julie Hoffmann,

Mythologie der Griechen und Römer. Mit 63 Holzſchnitten von A. Guber und R. Brend'amour, nach klaſſiſchen Originalen gezeichnet von A. Brüner. In Umſchlag geb. Preis 1⅓ Thlr. In engl. Leinwand geb. Preis 1⅔ Thlr.

Mary Oſten,

Junge Mädchen. 4 Erzählungen. Preis 1 Thlr.

(666)

Die obigen Jugendſchriften ſind in den meiſten deutſchen Buchhandlungen vorräthig auf Lager und können Eltern und Erziehern zur eignen Durchſicht und Prüfung vertrauungsvoll empfohlen werden.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Worte des Heilandes
an Chriſtenkinder.

Eine Feſtgabe in ſiebzehn Kinderpredigten, von Frauenhand. (667)

Nach dem Engliſchen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage. Mit einem Holzſchaitt gez. von Ludwig Richter, geſchnitten von A. Guder.

1856. 32. eleg. kart. mit Goldſchnitt 8 Sgr.

„Das ſind Worte, durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde.“ St. Galler Blätter.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung erſchien:

Stier, G, Ungariſche Märchen und Sagen. Aus der Erdélyiſchen Sammlung überſetzt. (668) Velinpapier. gr. 16. elegant geheftet. 17½ Sgr.

Vorräthig in allen Buch-, Kunst-

Prämiirt auf der Londoner Welt-Ausſtellung 1862.

ZEICHEN-VORLAGEN
von **Wilhelm Hermes**
in BERLIN. (669)

und Zeichen-Materialhandlungen.

Stoll, H. W., Geſchichte der Hohenſtaufen. Für die Jugend bearbeitet. Mit 6 illuminirten Bildern. Cartonirt. Wiesbaden, Kreidel's Verlag. Preis 1 Thlr.

Durch die anziehende Darſtellung der intereſſanteſten Zeit unſerer vaterländiſchen Geſchichte iſt dies Buch eines der vortrefflichſten für die heranwachſende Jugend. (670)

Verlag der Weidmannſchen Buchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oscar Pletſch,

Gute Freundſchaft. Eine Geſchichte für Damen, aber für kleine. In 21 Bildern erzählt. Holzſchnitt von Profeſſor H. Bürkner in Dresden. **Zweite Auflage.** quer 4. Eleg. cart. Preis 1 Thlr.

Wie's im Hauſe geht nach dem Alphabet. In 25 Bildern. Holzſchnitt von Profeſſor H. Bürkner.

Ausgabe Nr. 1 mit durchlaufendem Alphabet. **Dritte Auflage.** Hoch 4. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Ausgabe Nr. 2 ohne Buchſtaben und in einzelnen Blättern. Hoch 4. In eleganter Mappe. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Was willſt du werden? In 40 Bildern. Holzſchnitt von Prof. H. Bürkner.

Erſte Reihe in 22 Bildern. 4. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Zweite Reihe in 18 Bildern. 4. Elegant cartonnirt. Preis 25 Sgr. (671)

Die gediegenen und allgemein beliebten Bücher aus dem (672)

Jugendſchriften Verlag

von **Winkelmann & Söhne** in Berlin

ſind ſtets in allen Buchhandlungen vorräthig.

Feſtgeſchenk.

In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Helleniſcher Heldenſaal,
oder
Geſchichte der Griechen in Lebensbeſchreibungen nach den Darſtellungen der Alten,
von
Ferdinand Bäßler. (673)

Zweite Auflage mit 32 in den Text gedruckten Holzſchnitten. 23 Bog. Imp. 8.

In illuſtr. Umſchl. geh. Preis: 2 Thlr. In engl. Einb. Preis: 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfaſſer ſagt im Vorwort: „Die weltgeſchichtliche Bedeutung des helleniſchen Volkes, die Größe und Folgewichtigkeit ſeiner Thaten und Geſchicke iſt es nicht allein, was eine tiefer eingehende und auch das Einzelne erfaſſende Kenntniß dieſes Abſchnitts der Univerſalgeſchichte zu einem weſentlichen Momente der höheren Bildung macht; ſondern eben ſo ſehr iſt es die edle Form, in welcher uns dieſer koſtbare Inhalt von den Alten ſelber überwieſen worden iſt. Die reine Epik ihrer Erzählung, die vollendete Plaſtik ihrer Darſtellung, die hohe Einfachheit ihrer Empfindungsweiſe, der nüchterne Sinn ihrer Auffaſſung der Lebenserſcheinungen, gepaart mit Großheit der Denkart und Wärme des patriotiſchen Gefühls, verleihen den Geſchichtsſchreibern Griechenlands einen pädagogiſchen Werth, welchen in unſeren Tagen kein Unbefangener noch verkennen wird und deſſen Ausbeutung für die Erziehung unſerer Jugend und die Bildung unſeres Volkes nicht länger mehr verabſäumt werden darf ꝛc. Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Neue gediegene Jugendſchriften
für Weihnachten,
aus dem Verlage von **C. C. Meinhold u. Söhne in Dresden,**
die in allen Buchhandlungen vorräthig ſind:

Die Kinderlaube, I. Band. Ein Weihnachtsbuch mit Erzählungen, Schilderungen, Lebensbeſchreibungen, Briefen und Gedichten. Erzählt für den Familienkreis von einem Kinderfreunde. 12 Bogen Text mit 136 ſchwarzen u. 4 bunten Bildern. Preis 24 Ngr.

Dieſelbe, II. Band. Ein Weihnachtsbuch mit Erzählungen, Märchen, Bildern aus der Geſchichte, dem Volksleben, aus der Naturkunde, ferner Reiſeſkizzen, Lebensbeſchreibungen, Räthſel, Rechnenaufgaben, Gedichte, Rebus und Muſikbeilagen. 36 Bogen Text mit 175 ſchwarzen und 4 Farbendruckbildern. In dauerhaftem Einband. Preis 1⅓ Thlr.

Dieſelbe, III. Band. Wie der zweite Band wird auch der dritte in illuſtrirten Monatsheften mit ſchwarzen und bunten Bildern erſcheinen, enthaltend: Erzählungen, Märchen, Bilder aus der Geſchichte, der Länder-, Völker- und Gewerbekunde, dem Volksleben, der Naturkunde, ſowie auch Reiſeſkizzen, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer und Frauen, Muſikbeilagen, Räthſel, Rebus, Fabeln und Gedichte. Außerdem empfangen die erſten Löſer der in einzelnen Heften gegebenen Preisaufgaben Prämien an guten Büchern ꝛc. Preis vierteljährlich 9 Ngr.; einzelne Hefte 4 Ngr. Das erſte Heft wird zu Weihnachten ausgegeben.

Frühling, Sommer, Herbſt und Winter. Bilderbuch für gute Kinder. Mit vielen Illuſtrationen und einer Leſe- und Schreibfibel. Von Moritz Heger, Verfaſſer des „Zuckerdütenbuches“ ꝛc. Geziert mit 8 colorirten Bildern. Preis 24 Ngr.

Meinhold's illuſtrirte Groſchenbibliothek für die deutſche Jugend. 1.—3. Bändchen. Preis à 5 Ngr.

Fleurs de Noël pour mes petites amies. Par Thiucu Hartung. Mit vier fein colorirten Bildern. 8. Preis 12 Ngr.

Kinderſchaubühne, von A. W. v. Zuccalmaglio. Illuſtrirt von G. Süs in Düſſeldorf. Mit Muſikbeilagen von H. d'Alquen. Enthält 8 fein colorirte Originalbilder. 4. Preis 24 Ngr. — Inhalt: 1. Die Mäuschen. 2. Die Zicklein. 3. Der Kohlhaſe. 4. Der Eſel, dem zu wohl iſt. 5. Die Schwalben. 6. Die Martinsgans. 7. Lautenſchläger Eſel. 8. Der Verſucher. 9. Mit den Wölfen heulen. 10. Muſikbeilagen.

Länder und Leute. Schildernde Reiſeberichte, Bilder und Scenen aus der Erd- und Völkerkunde nach den neueſten und klaſſiſchen Berichten als Leſebuch bearbeitet für den Haus- und Schulgebrauch. Zugleich ein paſſendes Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenk von einem Kinderfreunde. Zwei Bände. Mit 8 bunten Bildern. Preis pro Band 24 Ngr.

Wiegenklänge, von Auguſt Lubrecht, Paſtor zu Suderburg. Illuſtrirte Weihnachtsgabe für junge Mütter. 8. Gewöhnl. Ausgabe 15 Ngr. Feine Ausgabe, in engl. Leinen mit Goldpreſſung und Goldſchnitt 24 Ngr. Enthaltend 63 Gedichte, von welchen wir hier nur einen Auszug geben: Schlaf, mein Liebchen, ſchlaf auch du! — Gute Nacht! — Wenn der Vater kommt. — Die liebe, gute Mutter. — Das Kind, wie's Vöglein im Neſte. — Bär und Bienlein. — Was wird aus dem Kindlein werden? — Wenn die Mutter den Buben herzt. — Wenn der Vater den Buben herzt. — Das Kind ein Engel. — An der Wiege des Erſtgeborenen. — Wenn's Kind noch ſchäkern will. — Wenn's Schweſterchen wiegt. — Wenn das Kind nicht ſchlafen will. — Mutterliebe. — Des Kindes Schutzengel. — Beim Verſteckenſpielen. — Wenn die Mutter mit Thränen wiegt. — Das Kind an der Bruſt. — Wenn du lütju Töffel ſlapen ſchalt. — Wenn die Mutter ermüdet. — Wächter's Abendlied. — Des Kindes Aeuglein. — Wo mein Schatz, da iſt mein Herz. — Vom Lämmlein. — Der Mutter Abendſegen. — An der Wiege des kranken Kindes. (674)

Digitized by Google

Im Verlage von Wiegandt u. Grieben in Berlin ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weihnachts-Predigten

des

General-Superintendent Dr. Hoffmann.

Preis 1 Thlr. (675)

Eine edle, klare Sprache, durchſichtige Ordnung des Stoffes, geiſtvolle Schriftauslegung, ein lebendiges Hineinführen und Eindringen zeichnen dieſe homiletiſche Arbeit aus, welche allen Predigern und chriſtlichen Haushaltungen empfohlen ſein mag!

Müllensiefen's

Zeugnisse von Christo,

sind jetzt vollständig in einer neuen wohlfeilen Ausgabe erschienen. Die ersten vier Bände enthalten Predigten auf alle Sonntage des Kirchenjahrs. Die ersten Bände sind bereits in 5. und 6. Auflage erschienen, jeder der 6 Bände wird auch einzeln zu 20 Sgr. verkauft; **zu Festgeschenken** werden dieselben stets elegant in Leinwand gebunden vorräthig gehalten zum Preise von 27½ Sgr.

Die Darmstädter Kirchenzeitung sagt von diesen Predigten: „Sie sind johanneisch lichte und tiefsinnige Zeugnisse, die Recensent mit wahrer Jüngerfreude begrüsst. Der treue Zeuge predigt aus so innerlich gesundem Glauben, in so ungefärbter Liebe und heiliger Einfalt, mit so reicher, feiner, ungeblendeter Seelen- und Lebenskenntniss, in so heilig reiner, schöner, rein und klar fliessender, oft gewaltig hinreissender Rede, dass wir diese Predigtsammlung in recht viele Familienkreise wünschen.“ Predigern können dieselben als Muster einer Predigtweise empfohlen werden, die zu den Gebildeten in ihrer Sprache redet und doch eben so sehr einfachen Christen zur Erbauung dient. (676)

Wenige Biographieen der neueren Zeit haben sich so viele und so warme Freunde erworben, als die kürzlich im Verlage von L. Rauh in Berlin in einer zweiten, eleganten und wohlfeileren Ausgabe, unter dem Titel:

Aus dem Leben
eines Frühvollendeten

erschienenen, in der der **Professor W. Beyschlag** in Halle seinem als Pfarrer in Neuwied frühverstorbenen Bruder ein herrliches Denkmal setzt. Das reiche Seelenleben eines idealen Geistes, der sich allem Edlen und Schönen hingiebt, dessen von Stufe zu Stufe aber immer deutlicher hervortretende Grundstimmung eine religiöse ist, wird in dem Buche geschildert, und zwar in einer so eingehenden herzgewinnenden Weise, wie es nur ein Bruder konnte; dabei erinnerte die grosse psychologische Kunst der Darstellung überall an den grossen Frankfurter Landsmann des Verfassers. Ausser diesem persönlichen gewährt aber das Buch auch ein reiches allgemeines Interesse. Alle die grossen Ereignisse und Fragen, die auf religiösem, theologischem und politischem Gebiet in den letzten Jahrzehnten die Gemüther bewegten, kommen in eingehender Weise zur Sprache; nach dieser Seite werden Viele in dem Buche eine Aufklärung finden, die sie um so mehr befriedigen wird, als die Dinge hier nicht gelehrt, sondern in dem Sinne eines nach Wahrheit und Frieden suchenden Gemüths behandelt sind. Man sieht, der Inhalt des Buchs ist ein nach vielen Seiten hin reicher. Wer daher ein Buch sucht, das die edelste Unterhaltung und zwar eine nicht zerstreuende, sondern im tiefsten Sinne sammelnde gewährt, dem sei dies Lebensbild empfohlen. (677)

Müllensiefen's tägliche Andachten

erschienen jetzt, zwei Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, bereits in dritter unveränderter Auflage, jeder Band wird einzeln für 2 Thlr. verkauft. Auch sind **zu Festgeschenken** elegant in Leinwand mit Deckelvergoldung gebundene Exemplare vorräthig, jeder der beiden Bände kostet gebunden 2 Thlr. 12½ Sgr., eleganter 2 Thlr. 15 Sgr., mit Goldschnitt 2 Thlr. 20 Sgr. Auch kann man das Werk ohne Preiserhöhung in Lieferungen à 5 Sgr. beziehen. (678)

Evangelischen Familien sei dasselbe mit den Worten des *Dr. F. W. Krummacher* empfohlen, der von demselben sagt: „Müllensiefens Andachten scheinen unter dem Eindrucke des Seherwortes entstanden zu sein: „Redet mit Jerusalem freundlich,“ und gleichen jenem linden sanften Sausen, in welchem der Herr einst seinem Propheten nahte; und wo sie eine freundliche Aufnahme finden, da wird es nicht fehlen können, dass sie den Frieden Gottes in die Herzen pflanzen, und auf alle Verhältnisse des Lebens einen weihenden und heiligenden Einfluss üben werden.“

Worte des Herzens

von

J. C. Lavater.

Für

Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland.

Pracht-Ausgabe (15. Aufl. 1860) mit Biographie von A. Krummacher, L's Porträt in Stahlſtich, in engl. Einbd. 1 Thlr. 10 Sgr.
Kabinetsausgabe (17. Aufl. 1862) mit L's Bildniß in Kupferſtich, Widmungsblatt und Facſimile; in engl. Einband mit Goldſchnitt. 1 Thlr.
Miniatur-Ausgabe (16. Aufl. 1861) geh. 10 Sgr., in engl. Einband mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann.“ (679)

Theolog. Repertor.

Krummacher (Adolf). — Harfenklänge.

1857. gr. 16. in engl. Einbande mit Goldſchnitt. 1 Thlr. (680)

„Dieſe lieblichen Lieder und Geſänge, in denen tiefer Gehalt und gewählte, klangvolle Sprache ſich harmoniſch einen, werden ſich ſelber genugſam empfehlen.“ Deutſche Zeitſchrift ꝛc.

Auswahl von Büchern zu Feſtgeſchenken

aus dem Verlage von

S. G. Lieſching in Stuttgart.

Auguſtinus, des heiligen, Bekenntniſſe. Aus dem Lateiniſchen von **Georg Rapp**. Vierte Aufl. mit 1 Photographie nach Ary Scheffer. Geh. 27 Sgr., geb. 1 Thlr. 4 Sgr.

Pracht-Bibel ohne Bilder. Die heilige Schrift Alten und Neuen Teſtaments nach Luther's Ueberſetzung. Ausgabe in **Groß-Quart**, auf feinem Velinpapier in Linieneinfaſſung. Mit Initialen, zwei Titeln in Holzſchnitt und einem Dedicationsblatt in Farbendruck von **O. Pletſch**. In Maroquin gebunden mit Goldſchnitt und reicher Vergoldung 9⅔ Thlr. (Auch in koſtbareren Einbänden mit verſilberten oder vergoldeten Beſchlägen — direkt bei der Verlagshandlung.)

Biſchof Cyprian. Ein dramatiſches Gedicht. Elegant geb. 24 Sgr.

Gerok, K., Pfingſtroſen. Carton. mit Goldſchnitt 1 Thlr. In Leinwand geb. 1 Thlr. 4 Sgr.

Luiſe v. Plönnies, Ruth. Eine bibliſche Dichtung. Miniatur-Format. Eleg. cart. 12 Sgr.

Luiſe v. Plönnies, Lilien auf dem Felde. (Religiöſe Dichtungen.) Miniatur-Format. Fein cartonirt in mehrfarbigem Umſchlag 1 Thlr. 3 Sgr. In ganz Leinwand mit Goldſchnitt und Verzierungen 1 Thlr. 6 Sgr.

Luther's geiſtliche Lieder, herausgegeben von **Phil. Wackernagel**. Kleine Pracht-Ausgabe. Mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von **Guſtav König**. Gebunden 1 Thlr.

Paulus Gerhardt's geiſtliche Lieder. (Herausgegeben von **Phil. Wackernagel**.) In größerem und kleinerem Format, broſch. und gebd. von 12 Sgr. bis zu 1⅔ Thlr.

Heliand. Sächſiſche Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert. Uebertragen von **Georg Rapp**. Eleg. cart. 1 Thlr.

Otfried von Weiſſenburg, Evangelienharmonie. Aus dem Althochdeutſchen von **Georg Rapp**. Fein cartonirt 28 Sgr.

Rapp, Georg, Witukind. Eine Erzählung aus den Sachſenkriegen Karls des Großen. Fein cartonirt 27 Sgr. (681)

Für Architekten, Künſtler ꝛc.

In unſerem Verlage iſt erſchienen:

Aus Schinkel's Nachlaß.

Reiſetagebücher, Briefe und Aphorismen.

Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß ſämmtlicher Werke Schinkel's und einem Katalog des künſtleriſchen Nachlaſſes verſehen von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Vier Bände. 110½ Bogen gr. 8. geheftet. Mit 4 Portraits und 1 Skizze in Photographie, 1 Facſimile, 2 Plänen in Steindruck und 22 in den Text gedruckten Holzſchnitten.

Preis 9 Thlr. 20 Sgr.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (682)

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Leben der Griechen und Römer

nach antiken Bildwerken dargestellt

von

Ernſt Guhl und **Wilhelm Koner.**

Handbuch

der baulichen, gottesdienstlichen, Kriegs- und Privat-Alterthümer der Griechen und Römer.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 535 in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. 49½ Bogen. geheftet. Preis 4 Thlr.

Adelbert von Chamiſſo's Werke.

Fünfte vermehrte und berichtigte Auflage.

Neue elegante Octav-Ausgabe in 6 Bänden.

Preis 3 Thlr. (683)

Elegantes Damengeſchenk.

Bei J. G. Bach in Leipzig iſt erſchienen:

Illuſtrirtes Koch-Notiz-Buch,

zum Einſchreiben von Kochrecepten.

Zu jedem Buchſtaben ein auf das Kochen bezügliches Sprüchwort in prachtvollem Farbendruck illuſtrirt.

Eleg. gebunden mit Goldſchnitt à 2½ Thlr.

Ferner:

Deutſche Kunſt

in Bild und Lied. (684)

7. Jahrg. Geb. m. Goldſchn. 5 Thlr., geh. 3½ Thlr.

In der C. G. Lüderitz'ſchen Verlagsbuchhandlung, A. Chariſius, in Berlin erſchien ſoeben:

Jura und Genferſee. Novellen von **Rob. Schweichel.** 1865. 388 Seiten. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfaſſer führt in dieſen Erzählungen — die Eindrücke und Beobachtungen ſeines vieljährigen Aufenthaltes in der franzöſiſchen Schweiz gleichſam abſchließend — den Leſer in die Uhrmacherdiſtrikte des Jura und in das vielfach bewegte Leben Genf's, geſellſchaftliche Verhältniſſe des letzteren ſchildernd, welche ſich dem gewöhnlichen Blick tief verbergen. Auch dieſe Erzählungen zeichnen ſich durch die poetiſche Durchdringung realer Verhältniſſe aus, welche der erſten Novellenſammlung u. d. T. **„In Gebirg und Thal“** überall in Deutſchland eine ſo ehrenvolle Aufnahme verſchafft haben. (685)

Vor einigen Monaten erſchien:

In Gebirg und Thal. Novellen von **Rob. Schweichel.** 1864. 424 Seiten. 8. 1 Thlr. 21 Sgr.

Inhalt: Das weiße Kreuz in Ormont, Der Schmuggler, Die Wildheuerin.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Beethoven's sämmtliche Werke.

Erste vollständige, schöne und correcte Ausgabe in 24 Serien.

In brochirten oder eleganten Sarsenetbänden.

Daraus für grössere Kreise:

			broch. Thlr.	broch. Ngr.	eleg. geb. Thlr.	eleg. geb. Ngr.
Streichquartette in Partitur.	(Serie 6.)	No. 1—17.	11	6	12	10
Streichquartette in Stimmen.	(Serie 6.)	No. 1—17.	16	21	18	15
Pianoforte, Quintett u. Quartette.	(Serie 10.)	No. 1—5.	5	24	6	20
Trios f. Pianof., Viol. u. Vcell.	(Serie 11.)	No. 1—13.	14	—	15	20
Sonaten etc. f. Pianof. u. Viol.	(Serie 12.)	No. 1—12.	8	21	9	10
Sonaten etc. f. Pianof. u. Vcell.	(Serie 13.)	No. 1—8.	5	12	6	12
Werke f. d. Pianof. zu 4 Händ.	(Serie 15.)	No. 1—4.	1	6	1	21
Sonaten für Pianoforte allein.	(Serie 16.)	No. 1—38.	15	—	16	15
Variationen für das Pianoforte.	(Serie 17.)	No. 1—21.	5	24	6	10
Kleinere Stücke f. d. Pianoforte.	(Serie 18.)	No. 1—16.	3	9	3	25
Lieder u. Gesänge m. Pianof.	(Serie 23.)	No. 1—43.	5	—	5	18

Die übrigen Serien enthalten: 1. Symphonien, 2. Andere Orchesterwerke, 3. Ouverturen, 4. Für Violine und Orchester, 5. Für fünf und mehrere Instrumente, 7. Für Violine, Bratsche und Violoncell, 8. Für Blasinstrumente, 9. Für Pianoforte und Orchester, 14. Für Pianoforte und Blasinstrumente, 19. Kirchenmusik, 20. Dramatische Werke, 21. Cantaten, 22. Gesänge mit Orchester, 24. Lieder mit Pianoforte, Violine und Violoncell. — Ausführliche Prospecte sind durch alle Buch- und Musikalienhandlungen unentgeltlich zu erhalten. (686)

Aeſthetiſche und kunſtgeſchichtliche Werke.

Zu Feſtgeſchenken empfohlen!

Populäre Aesthetik von Dr. **Carl Lemcke**, Docent a. d. Univ. Heidelberg. Mit Illustr. 1865. br. 2 Thlr. 12 Sgr. eleg. geb. 2 Thlr. 24 Sgr.

Charakterbilder aus der Kunſtgeſchichte von **A. Wolfg. Becker.** Mit 200 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Zweite vermehrte Auflage. 1865. br. 2½ Thlr. eleg. geb. 2¾ Thlr.

Kunſt und Künſtler des 16., 17. u. 18. Jahrhunderts. Biographien und Charakteriſtiken von **A. Wolfg. Becker.** Mit vielen Illuſtrat. in Holzſchn. 3 Bände (1863—65) br. 10 Thlr. eleg. geb. 11½ Thlr.

Jeder Band (Jahrhundert) dieſes Prachtwerkes iſt auch einzeln zu haben.

Geschichte der Plastik von Dr. **Wilh. Lübke**, Prof. d. Kunstgesch. in Zürich. Mit 238 Illustr. in Holzschn. br. 5½ Thlr. eleg. geb. 6½ Thlr.

Geschichte der Architektur von Dr. **Wilh. Lübke.** Mit 448 Holzschnitt. Zweite verbesserte u. vermehrte Aufl. br. 5. Thlr. eleg. geb. in Hlbfrzbd. 5½ Thlr.

Die Meiſterwerke der Kirchenbaukunſt. Eine Darſtellung der Geſchichte des chriſtl. Kirchenbaues. Von Dr. **Carl von Lützow,** Prof. a. d. k. k. Akademie in Wien. Mit vielen Abbildungen in Tondruck. br. 3½ Thlr. eleg. geb. 4 Thlr.

Vorſtehende durch innern Werth und feine Ausſtattung ausgezeichnete Werke (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig) ſind in jeder Buchhandlung zu haben. (687)

Sinnvolle Festgeschenke in Prachtausstattung.

(Verlag von Franz Lobeck in Berlin.)

DEUTSCHE LIEDERGESTALTEN. Gez. von **G. Bartſch.** Ganze Figuren, color., in Medaillonrund. Zwölf Blatt, Royal-Fol., mit Text und einem verzierten Blatt zum Einschreiben einer Widmung. In eleg. Mappe (Cambric mit Goldrand). Preis 10 Thlr.

Inhalt: Abschied (Uhland). Das Erkennen (Vogl). Der Schmied (Uhland). Goldschmieds Töchterlein (Uhland). Haidenröslein (Groth). Der Bettler (Hebel). Die Erwartung (Schiller). Die Mutter am Christabend (Hebel). Die Schleichhändler (Immermann). Der gute Kamerad (Uhland). Edelknabe und Müllerin (Göthe). Soldaten-Abschied (Hoffmann von Fallersleben).

DEUTSCHE MAERCHENGESTALTEN. Gez. von **G. Bartſch.** Ganze Fig., color., in Medaillonrund. Vier Blatt Royal-Fol. mit Text. Vierte Auflage. In eleg. Carton. Preis 3 Thlr. Inhalt: Aschenbrödel. Rothkäppchen. Schneewittchen. Dornröschen.

LIEBESFRUEHLING. Gez. von **G. Bartſch.** Dichtung von **R. Behnike.** Zweite vielfach veränderte Auflage.

Motto:

„Maiensonne, Maienwonne! wenn die milden Lüfte kosen.
Füllet sich das Herz mit Sehnen, füllet sich der Hain mit Rosen.
Von des Himmels Bogen nieder thaut ein neues Licht; es schweben
Stillgeschäftig Frühlingsgeister, werken rings verjüngtes Leben.“

Vier Blatt Royal-Fol. mit Textbl. und verziertem Widmungsblatt. In elegantem, das Titelmotto illustrirendem Carton. Preis 3 Thlr.

Mit grossem Glücke haben diese Kunstwerke das allgemeine Bedürfniss nach schönen und sinnvollen, dabei nicht zu theuren, künstlerischen Festgaben getroffen, namentlich wird in den oft so schwierigen Fällen der Auswahl für Damen nicht leicht etwas Sinnigeres gefunden werden können. (688)

Digitized by Google

Für den Weihnachtstiſch!

(689)

Bei dem Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lebensgedanken

von

Henry Ward Beecher

nach dem 43. Tauſend des Engliſchen Originals überſetzt.

8. broch. Preis 1⅓ Thlr., geb. in Goldſchnitt 2 Thlr.

Inhalt: **Grund**: 1. Gott. — 2. Natur, Menſch. — 3. Sünde, Gewiſſen. — 4. Chriſtus. — 5. Bibel. — 6. Bekehrung, Erweckung. — 7. Religion, Chriſtenthum.

Aufbau: 8. Aufgabe und Ziel. — 9. Gebet. — 10. Licht. — 11. Liebe. — 12. Leben. — 13. Freude. — 14. Leid. — 15. Prüfung, Kampf, Reife.

Gemeinſchaft und Vollendung: 16. Familie. — 17. Chriſtenheit und Kirche. — 18. Gottesdienſt und Theologie. — 19. Volk, Staat. — 20. Zeit Tod. — 21. Hoffnung, Jenſeits.

Dieſes Werk, in welchem der geiſtreiche Bruder der Verfaſſerin von „Onkel Toms Hütte“ ſeine reichen Lebenserfahrungen mit ſeltener Klarheit und Offenheit in aphoriſtiſchen Gedanken niedergelegt hat, machte bei ſeinem Erſcheinen und noch fortwährend ſowohl in England als Nordamerika das größeſte Aufſehen, und es wurden in Folge deſſen in kürzeſter Zeit dort 43,000 Expl. abgeſetzt.

Es wird dieſes Werk der deutſchen Nation in einer aus ſachkundiger Feder gefloſſenen Ueberſetzung zum erſten Male geboten.

Berlin, 1864. G. W. F. Müller.

Im Verlage von Wilhelm Hertz (Beſſer'ſche Buchhandlung) in Berlin, 7 Behrenſtraße erſchienen ſoeben nachfolgende Werke von

Paul Heyſe:

Meraner Novellen. Fünfte Sammlung der Novellen. Zweite (Miniatur-) Auflage. Preis geh. 2 Thlr., in Goldſchn. geb. 2 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: Unheilbar (ein Mädchentagebuch), der Kinder Sünde der Väter Fluch, der Weinhüter.

Eliſabeth Charlotte. Schauſpiel in fünf Akten. Der dramatiſchen Dichtungen Erſtes Bändchen. 8. geh. 25 Sgr.

Im vorigen Jahre erſchienen:

Geſammelte Novellen in Verſen. 8. geh. Preis 1 Thlr., gebunden in Goldſchnitt 1 Thlr. 12 Sgr.

Inhalt: Die Braut von Cypern, die Brüder, König und Magier, Margherita Spoletina, Urica, die Furie, Rafael, Michelangelo Buonarotti, die Hochzeitsreiſe an den Walchenſee.

Ludwig Hahn:

Geſchichte des preußiſchen Vaterlandes. Mit Tabellen und Stammtafeln. Sechſte vermehrte Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr. Gebunden 2 Thlr.

Werner Hahn:

Geſchichte der poetiſchen Literatur der Deutſchen. Ein Buch für Schule und Haus. 2. Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr. Geb. 1 Thlr. 25 Sgr.

Theodor Fontane:

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. 2 Theile.

1. Theil: Die Grafſchaft Ruppin. Teltow Barnim. 2. vermehrte Auflage. geheftet 2 Thlr. 10 Sgr., gebunden 2 Thlr. 20 Sgr. (690)

2. Theil: Das Oderland. Barnim, Lebus. geh. 2 Thlr., geb. 2 Thlr. 10 Sgr.

Feſtgeſchenk.

Volks-Ausgabe. 3 Bde. 109¼ Bog. Pr. 2 Thlr.

Geſchichte Friedrichs des Großen von Thomas Carlyle.

Deutſch von J. Neuberg. I. bis III. Band. 8.

Gebunden mit goldgepreßtem Deckel Preis 2 Thlr. 15 Sgr (691)

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin.

Zu Feſtgeſchenken vorzugsweiſe geeignet:

Kaulbach's Shakspeare-Gallerie in Kupferstichen von Eichens, Gonzenbach, Hoffmann, Jacoby und Schäffer. Gross-Royal-Folio. Lieferung I. **Macbeth** (3 Blatt). 12 Thlr. — Lief. II. **Der Sturm** (2 Blatt). 8 Thlr. — Lief. III. **König Johann** (3 Blatt). 16 Thlr.

W. v. Kaulbach's Shakspeare-Album in photographischen Abbildungen nach den **Handzeichnungen des Künstlers**. Dritte Ausgabe. Klein Folio. Lief. I. **Macbeth** (3 Blatt). 3¾ Thlr. — Lief. II. **Der Sturm** (2 Blatt). 2½ Thlr. — Lief. III. **König Johann** (3 Blatt). 3¾ Thlr. — Lief. IV. Blatt I (Julius Cäsar's Tod). 1¼ Thlr.

Inhalt: Macbeth, Banco und die Hexen. — Lady Macbeth schlafwandelnd. — Macbeth zum letzten Kampf sich waffnend. — Miranda, Fernando, Prospero. — Kaliban, Stephano, Trinkulo. (Aus dem Sturm.) — König Johann und Philipp von Frankreich vor Angers. — Prinz Arthur und Hubert de Burgh. — Tod des Königs Johann im Klostergarten zu Swinstead. (Aus König Johann.) — Julius Cäsar's Tod.

Kaulbach's Compositionen zu Shakspeare's Dramen in Visitenkarten-Format. 9 Blätter. 3 Thlr.

☞ Diese reizenden kleinen Albumblätter geben die ganze Schönheit der Original-Compositionen auf eine durchaus befriedigende Weise wieder. Der Inhalt ist mit dem des „Shakspeare-Album“ gleich.

W. v. Kaulbach, Die Ermordung Julius Caesar's. Photogr. v. Joseph Albert in München. Ausg. No. I. 8 Thlr. No. II. 5 Thlr. No. III. 1½ Thlr.

Calderon's Schauspiele, übersetzt von J. D. Gries. 9 Bde. Neue Taschen-Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Dichters. Geh. 6 Thlr.

☞ Die beste und vollständigste Uebersetzung des unsterblichen Calderon.

Inhalt: Das Leben ein Traum. — Die grosse Zenobia. — Das laute Geheimniss. — Der wunderthätige Magus. — Eifersucht das grösste Scheusal. — Die Verwickelungen des Zufalls. — Die Tochter der Luft, in zwei Theilen. — Die Dame Kobold. — Der Richter von Zalamea. — Drei Vergeltungen in Einer. — Hüte dich vor stillem Wasser. — Die Locken Absalons. — Der Verborgene und die Verkappte. — Des Gomez Aria's Liebchen. — Der Arzt seiner Ehre. — Der Maler seiner Schmach. — Des Namens Glück und Unglück.

Th. Körner's sämmtliche Werke. Neue Taschen-Ausgabe in 4 Bänden. Mit dem Bildnisse des Dichters. Geh. 1⅔ Thlr. Eleg. gebunden 2⅓ Thlr.

Th. Körner's Leyer und Schwert. Neue illustrirte Pracht-Ausgabe. Mit einem Vorworte von Ad. Stahr. In gross Quartformat, auf gefärbtem feinen französischen Cartonpapier, mit dem Bildnisse des Dichters, in Stahlstich, einer Abbildung seiner Grabstätte bei Mondbeleuchtung, in Farbendruck, und 50 anderweitigen Illustrationen zu den einzelnen Gedichten, in schön. u. Holzschnitten. — Sehr elegant gebundene Exemplare mit Goldschn. u. Goldpressung auf den Deckeln. Pr. 5 Thlr.

☞ Zu Festgeschenken, sowohl durch innern Gehalt, als auch durch prachtvolle äussere Ausstattung ganz vorzüglich geeignet.

Th. Körner's Leyer und Schwert. Neue Taschen-Ausgabe. Mit Portrait. Eleg. gebunden. 20 Sgr.

Eberhard: Jeanette et les poulets. Traduit de l'allemand par Mme la Baronne de la Motte-Fouqué. Elegant broch. 22½ Sgr.

Millin's mythologische Gallerie. Eine Sammlung von mehr als 750 antiken Denkmälern, Statuen, geschnittenen Steinen, Münzen und Gemälden, auf den 191 Original-Kupferblättern der französischen Ausgabe. 2 Bände. Sauber gebunden. 8 Thlr.

☞ Ein für das Studium der antiken Kunstdenkmäler unentbehrliches Handbuch.

Kreyssig: Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke. 3 Bände. 6 Thlr.

☞ Der neueste und anerkannt beste Commentar zu den Werken des grossen britischen Dichters.

Kreyssig: Studien zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte. 2½ Thlr. Inhalt: Beranger. Scribe. Jos. de Maistre. Lamennais. Chateaubriand. Staël. Guizot. G. Sand. V. Hugo. Napoleon III.

☞ Neuestes Werk des berühmten Auslegers Shakspeare's.

Goethe: Geistesworte aus Goethe's Werken, herausgegeben von L. v. Lancizolle. Elegante Miniatur-Ausgabe. 25 Sgr.

Goethe: Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen. Fortsetzung der obigen Schrift. Von L. v. Lancizolle. Eleg. Min.-Ausgabe. 1¼ Thlr.

Goethe's vier Jahreszeiten. Gedichtet 1796. Gedeutet 1860 von Martin. Elegante Miniatur-Ausgabe. 1 Thlr.

☞ Goldkörner und Perlen unseres grössten Dichters und aus dessen schönster Zeit.

Goethe: Das Pfarrhaus von Sesenheim. Ein Liederspiel von Eduard Schüller. Elegant geheftet. 15 Sgr.

☞ Eine gemüthvolle, sehr interessante dramatische Arbeit, welche die Liebesgeschichte Goethe's mit Friederike Brion zum Gegenstande hat.

Moses Mendelssohn: Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele. 7. Aufl. in Miniatur-Format. Sauber gebunden. 1 Thlr.

Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin. (692)

Digitized by Google

Feſtgeſchenke.

Büchner, Luiſe. **Dichterſtimmen** aus Heimath und Fremde. 2. reich illuſtr. Auflage. Relief-Einband. 2 Thlr.
— — Pracht-Ausgabe. Reicher Relief-Einband mit Schloß 3 Thlr.
— **Die Frauen und ihr Beruf.** 3. Aufl. 24 Sgr. Eleg. geb. 1 Thlr.

Eſche, Luiſe. **Aus der Frauen- und Mädchenwelt.** Mit Titelbild. Relief-Einb. 27 Sgr.
Haideroſe. Illuſtrirt von Sonderland. Relief-Einband 1 Thlr. 10 Sgr.
— **Margareth.** Mit Titelb. Rel.-Gbd. 25 Sgr.

Frauenbrevier für **Haus und Welt.** Auswahl der beſten Stellen aus namhaften Schriftſtellern über Frauenleben und Frauenbildung. Mit Titelbild. Rel.-Gbd. mit Goldſchn. 2⅓ Thlr. In feinſtem Saffian mit verſilb. Doppelſchloß 3⅓ Thlr.

Wildermuth, Polko u. Eſche. **Erzählungen für den Sylveſterabend.** 2. Aufl. Mit Titelbild von Thumann. Relief-Einband. 27 Sgr.

Verlag der G. Grote'ſchen Buchhandlung in Hamm. (693)

☛ Auf ein zierliches und gediegenes Weihnachtsgeſchenk, **durchaus für junge Damen geeignet**, wollen wir hiermit die Leſer dieſes Blattes aufmerkſam machen; es iſt das als Feſtgabe zur 300jährigen Geburtstagsfeier Shakſpeare's von der Lüderitz'ſchen Buchhandlung (A. Charisius) in Berlin ausgegebene **Shakſpeare-Album** von dem Schulrath **Alberti.** Das Charakteriſtiſche dieſer vortrefflichen und ſinnigen Ausleſe aus den erhabenen Gedanken des großen Briten iſt, daß das Buch in ſeiner ſyſtematiſchen Anordnung als ein Führer durch's Leben zu gebrauchen iſt, wie auch der Titel daſſelbe ſehr richtig als die **Welt- und Lebensanſchauung Shakſpeare's** bezeichnet. In dem hübſch geſchmückten Goldſchnitt-Einbande (Pr. nur 1 Thl. 10 Sgr.) ziert das Buch jeden Weihnachtstiſch. (694)

Eine sehr interessante Monographie über Weihnachten erschien kürzlich in dem Verlage von **L. Rauh** in Berlin unter dem Titel: (695)

Weihnachten,

Ursprung, Bräuche und **Aberglauben** von Prof. **Cassel**, Lic. theol. Die scharfsinnige und gelehrte Untersuchung führt den Leser zugleich in die Urgeschichte und Entstehungsweise der andern christlichen Hauptfeste ein. Der zweite Theil enthält eine grosse Fülle sinniger Bräuche und Sitten besonders des deutschen Mittelalters, die sich auf Weihnachten beziehen, und ist es auch bei vielen dieser gelungen, jene Partei zu widerlegen, die altchristliche Bräuche auf das Heidenthum zurückführen möchte, und den christlichen Charakter derselben ans Licht zu stellen. Prof. Cassel, bekannt als der Verfasser der eddischen Studien, der Geschichte des Judenthums (Ersch & Gruber), besitzt durch seine ausgebreiteten Kenntnisse der altjüdischen, christlich theologischen und altdeutschen Literatur eine vorzügliche Befähigung zu diesem Werke. Um jedem Gebildeten anziehend und belehrend zu sein, ist das Werk selbst in lebendiger Darstellung geschrieben, der gelehrte Apparat in die Anmerkungen am Schluss des Werks verwiesen. Der Preis ist bei eleganter Ausstattung ein überaus billiger (für 456 Seiten, 28½ Bogen, 28 Sgr.) Das Werk eignet sich sehr wohl zu einem Weihnachtsgeschenk.

E. C. Brunn's Verlag in Münſter.
Durch alle Buchhandlungen ſind nachſtehende, beſonders zu Feſtgeſchenken ſich eignende Werke zu beziehen.

von
Theodor Storm.
broch. 22 Sgr. 6 Pf., gebd. mit Goldſchn. 1 Thlr.

Skizzenblätter von **Eliſe Polko.**
broch. 1 Thlr. 15 Sgr., gebd. mit Goldſchnitt 2 Thlr.

Marſchall, P. V., Das Weib wie es ſein ſoll. Ein Frauenſpiegel. Ueberſetzt von Dr. P. Grüne. broch. 22½ Sgr., eleg. geb. 1 Thlr.

Orlog, A. v., Bunte Falter. Novelliſtiſche Bilder aus dem Reiſe- und Badeleben. broch. 1 Thlr. 7½ Sgr., gebd. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 24 Sgr.

Quednow, Math., Weihnachtsgeiſter. Dichtung und Wahrheit. eleg. cartonnirt mit Goldſchnitt 12 Sgr., elegant gebunden 20 Sgr.

Storm, Th., Im Schloß. broch. 15 Sgr. gebd. mit Goldſchnitt 27 Sgr.

— — Immense or the old man's Reverie. Translated by H. Clark. broch. 12 Sgr., gebunden mit Goldſchnitt 20 Sgr.

St. Thomas, M., Gedichte. 4. Auflage. broch. 1 Thlr. (696)

Bei Firmin Didot frères, fils & Co. in Paris erschien so eben:

GEMÄLDE-GALLERIE

oder

Werke und Lebensbeſchreibung der berühmteſten Maler,

Enthaltend 1300 Umrisse der vorzüglichsten Gemälde

von

Michel Angelo, Baccio Bandinelli, Daniel di Volterra, Corregio, Tizian, Albano, Leonardo Da Vinci, Guido Reni, Paul Veronese, Dominichino, Raphael, Lesueur, Le Poussin und **Antike Gemälde.**

Vollständig in 160 Lieferungen je zu 8 bis 9 Stichen nebst begleitendem Texte, im Ganzen 12 Bände in 4. bildend. Preis jeder Lieferung 12 Sgr. Da das Werk bereits vollendet ist, so steht dem regelmässigen wöchentlichen Erscheinen der einzelnen Lieferungen durchaus kein Hinderniss im Wege. Die **1. Lieferung** von **Michel-Angelo**, sowie ausführliche Prospecte sind in allen Buchhandlungen vorräthig. (697)

Empfehlenswerthe Feſtgeſchenke.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Hauslexikon. **Encyklopädie praktiſcher Lebenskenntniſſe für alle Stände. Dritte durchaus neu bearbeitete Auflage. Mit eingedruckten Holzſchnitten und** alphabetiſchem Regiſter über alle darin vorkommenden (an 30,000) Gegenſtände. Vollſtändig in 6 Bänden. Geb. Preis 12 Thlr.
Ein praktiſches Univerſalwerk, welches keiner Haushaltung, beſonders aber in keinem Ritter- oder Landgute fehlen ſollte.

W. A. Mozart, **von Otto Jahn. Vollſtändig in 4 Theilen, mit 5 Bildniſſen, Facſimile von W. A. Mozart's Handſchrift und 10 Notenbeilagen. gr. 8.** cart. 13 Thlr.

Haſe, Karl, **Neue Propheten,** (Jungfrau von Orleans — Savonarola — das Reich der Wiedertäufer). Zweite Auflage. 8. In engl. Einband 2 Thlr. 6 Ngr.
— — **Franz von Aſſiſi.** Ein Heiligenbild. 8. geb. 1 Thlr.
— — **Catharina von Siena.** Ein Heiligenbild. 8. geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bildniſſe berühmter Deutſchen. **Dreißig Grabſtichel-Blätter, nach den beſten Originalen. Vollſtändig in 10 Lieferungen, aber eleg.** gebunden Preis 15 Thlr.
Inhalt: J. S. Bach. Händel. Gluck. Winckelmann. Kant. Klopſtock. Leſſing. Haydn. Wieland. Herder. Göthe. Blumenbach. Mozart. Schiller. Fichte. Jean Paul. W. v. Humboldt. Schleiermacher. A. von Humboldt. Beethoven. Hegel. Tieck. Schelling. Niebuhr. Rauch. Schinkel. J. Grimm. Uhland. Cornelius. Rückert.
Jedes Blatt einzeln, in größerem Formate, 22½ Ngr.

Bildniſſe berühmter Tonkünſtler. **Erſte und zweite Lieferung enthaltend die Bildniſſe von Bach, Händel, Gluck, Mozart, Beethoven** und **Haydn.** Preis der Lieferung 1⅓ Thlr.

Portrait v. Felix Mendelssohn Bartholdy: Nach dem Gemälde von *Eduard Magnus* lithogr. von *G. Feckert.* Gross Folio. Ein Blatt von künstlerischer Vollendung. Pr. 3 Thlr., vor der Schrift 5 Thlr. 20 Sg.

Mendelssohn-Bartholdy, Felix, Lieder und Gesänge für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. Elegant gebunden 6 Thlr. 15 Ngr. (698)

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg**, der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin“ mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (699)

Luiſe, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (700)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einbd. 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotiſchen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre ſein, beſonders wenn es wie dieſes — aus den beſten Quellen geſchöpft — ſo reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten iſt. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur beſtens empfehlen, da es die weiteſte Verbreitung verdient.“

Bernhardy's Wegweiſer durch die deutſche Volksſchriften-Literatur.

Verlag der Weidmann'ſchen Buchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dahlmann, F. C., Geſchichte der franzöſiſchen Revolution bis zur Stiftung der Republik. Dritte Auflage. Mit dem Bildniſſe Mirabeau's. geh. Preis 1 Thlr. 3 Sgr. in eleg. Einband 1⅓ Thlr.

Dahlmann, F. C., Geſchichte der engliſchen Revolution. Sechſte Auflage. Mit dem Bildniſſe John Hampden's. geh. Pr. 1 Thlr. in eleg. Einband 1⅓ Thlr.

Dahlmann, F. C., Zwei Revolutionen. 2 Bände. geh. Preis 2 Thlr. in eleg. Einband 2⅔ Thlr. (701)

Sadi's Roſengarten. Aus dem Perſiſchen überſetzt von G. H. F. Neſſelmann. Elegant in farb. Umſchlag. cart. Preis 1⅓ Thlr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Voigt (F.), Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staates.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (702)

„Der durch ſeine geographiſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte Profeſſor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geſchichtsbuch folgen laſſen, das ſich durch gewiſſenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, ſowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöſe Darſtellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfaſſer um die Sache und nicht um ſeine Perſon zu thun geweſen iſt: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont ſehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfaſſer bei Concipirung und Niederſchreibung ſeines Buches als ein beſonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zuſammenhanges zwiſchen der märkiſchen und der deutſchen Geſchichte, dann die objektive Darſtellung des Thatſächlichen unter Ausſchließung alles anekdotiſchen Beiwerks.“

Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

In unſerem Verlage erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Max der Zweite, König von Bayern.

Ein Bild des Unvergeßlichen

von

Dr. **J. M. Soeltl**, (703)

kgl. geh. Haus-Archivar, Profeſſor an der Ludwigs-Maximilians-Univerſität in München, des bayer. Verdienſt-Ordens vom heil. Michael Ritter I. Claſſe.

Mit einem Titelbild, gr. 8. Elegant broſchirt. Preis 1 fl. 30 kr. rhein. oder 27 Sgr.

☛ Das Buch enthält, da der Verfaſſer gemäß ſeiner Stellung die zuverläſſigſten Berichte erhalten konnte, womit er von allen Seiten freundlichſt unterſtützt wurde, nicht nur die Schilderung der für Bayern und Deutſchland ſeit dem Jahre 1848 ſo erfolgreichen Ereigniſſe, ſondern auch eine Menge intereſſanter bisher wenig bekannter Züge aus dem öffentlichen und Privatleben des höchſtſeligen Königs, in welchem ſich wie überhaupt in ſeinem Leben und Wirken ſeine unwandelbare Liebe zu ſeinem Volke und ſein unermüdetes Streben für die Einigung Deutſchlands kund gibt.

Augsburg, im November 1864. J. A. Schloſſer's Buch- und Kunſthandlung.

Als **hervorragend gute**, zu Festgaben für die reifere Jugend sowohl wie für Erwachsene ganz vorzüglich geeignete Bücher sind die nachstehenden geschichtlichen Schriften des bekannten Volks- und Jugendschriftstellers **Ferdinand Schmidt** zu bezeichnen:

Preussens Geschichte in Wort und Bild. Ein Hausbuch für Alle. Illustrirt von **L. Burger**. Wohlfeile Volksausgabe, den unverkürzten Inhalt und sämmtliche (167) Illustrationen der grossen, in zwei Auflagen bis auf wenige Exemplare vergriffenen, 2 Frsdr. kostenden Dedikations-Ausgabe enthaltend, nur 4 Thlr., in Prachtb. 4 Thlr. 25 Sgr.

Die Freiheitskriege. Fünfte Auflage. In symbolischem Farbendruckumschlag elegant cart. 25 Sgr. (Vier Auflagen wurden innerhalb eines Jahres vergriffen.)

Der siebenjährige Krieg. Mit 13 Illustrat. von **L. Burger**. Vierte verm. Auflage. In illustr. Umschlag eleg. cart. 15 Sgr. (Innerhalb eines Jahres vergriffen sich 3 Auflagen.)

Wie aussergewöhnlich diese vortrefflichen und schön ausgestatteten Schriften dem Bedürfnisse nach gediegener, für Jung und Alt geeigneter geschichtlicher Lectüre gerecht zu werden verstanden haben, davon geben, ausser den einmüthigen Aussprüchen der Presse und der pädagogischen Notabilitäten, die rasch auf einander folgenden Auflagen ein beredtes Zeugniss.

Verlag von Franz Lobeck in Berlin. (704)

Empfehlenswerthe Weihnachtsartikel

aus dem Verlage von Veit u. Co. in Leipzig.

Geſchichte

der Preußiſchen Politik

von **Joh. Guſt. Droyſen.**

Gr. Okt. Fünf Bände. Preis 15 Thlr. 15 Ngr. Daraus einzeln: **Der Staat des großen Kurfürſten.** Bd. I. u. II. Preis 5 Thlr. 15 Ngr.

Das Leben

des Feldmarſchalls

Grafen York von Wartenburg

von Joh. Guſt. Droyſen.

Vierte Auflage. Mit dem Portrait York's, geſtochen von L. Jacoby u. 6 photolithographirten Plänen. 2 Bde. in Oktav. 48 Bog. Preis 2 Thlr. 15 Sgr. Geb. Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Schleswig-Holſteiniſche Erinnerungen

beſonders aus den Jahren 1848—1851.

Von Otto Fock. Gr. Okt. XII. u. 363. S. Geb. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Mémoires

du

Comte de Senfft,

ancien Ministre de Saxe.

Epoque de l'Empire.

1806—1813.

Avec Portrait. Royal-Octav. VIII. u. 250 S. Eleg. geh. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Reise im Orient

von H. Petermann.

Zwei Bände, Lex.-Oct. XII. u. 880 S. Mit einem Titelbilde: Druse u. Drusin, und einer Karte zu den Reisen, entworfen von H. Kiepert. Eleg. broschirt. Preis 7 Thlr.

Hausreden

von **Leopold Schefer.**

Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Eleg. geb. mit Goldſchnitt Preis 2 Thlr.

Laienbrevier

von **Leopold Schefer.**

Zwölfte Auflage.

Mit Schefer's Portrait und einer biographiſchen Skizze: Leopold Schefer's Leben und Werke von W. v. Lüdemann.

Taſchenf. geb. m. Goldſchn. Pr. 2 Thlr.

Schiller's und Körner's Freundſchaftsbund:

Von **Hermann Marggraff.**

Geh. Pr. 15 Ngr.

Schiller's Briefwechſel mit Körner.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

4 Bände. 8. 10 Bogen. Broſch. Preis 2 Thlr. Geb. Preis 3 Thlr.

Anleitung

zum rationellen Botaniſiren

von

B. Auerswald.

Mit 52 Holzſchnitten. Broſchirt. Preis 20 Ngr.

Handbuch der Schach-Aufgaben

von

Max Lange.

Geheftet. Preis 3 Thlr. 10 Ngr. Elegant geb. Preis 3 Thlr. 20 Ngr.

Handbuch des Schachſpiels

von **P. R. von Bilguer.**

Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von

von der Laſa.

Mit dem Portrait P. R. von Bilguer's. Nach dem Gemälde von Fiſcher in Schwerin, lithogr. von A. Schieferdecker.

Lexicon-Oktav. X. u. 590 S. (705)

Geh. 3 Thlr. 24 Ngr. Geb. 4 Thlr. 6 Ngr.

Digitized by Google

Verlag von L. Rauh in Berlin.

Volksbibliothek

der griechischen und römischen Classiker in deutscher Uebertragung, zweite wohlfeile Ausgabe. Unter diesem Titel kündigt sich eine Sammlung an, die bereits bei ihrem ersten Erscheinen den Beweis geliefert hat, dass sie mit Recht sich „Volksbibliothek“ nennt; unter allen Schichten des deutschen Volkes hat sie sich Tausende von Freunden erworben, und zwar weil sie es verstanden hat, auch solchen, denen die Sprache und Geschichte der Alten fremd sind, den Genuss an der unerreichten Schönheit der Werke der antiken Dichter, Redner und Geschichtsschreiber zu eröffnen. Ausführliche Biographieen, Einleitungen zu jedem Werk und Anmerkungen, die jede sachliche Schwierigkeit erklären, machen Alles auch dem Ungelehrten verständlich. Dass die Auswahl reich und vorzüglich zeigt ein Blick auf das Inhaltsverzeichniss, das bei jeder Buchhandlung gratis zu haben. Dass die Uebersetzungen gelungen, dafür bürgen die berühmten Namen der in dem Inhaltsverzeichniss angegebenen Uebersetzer. Die ca. 8000 Seiten umfassende Sammlung erscheint in 18 Lieferungen à 5 Sgr. vollständig. Der Bogen kostet somit circa 2 Pfennige! (Der Sophokles kostet z. B. vollständig nur 10 Sgr., in andern Ausgaben 2 Thlr. und mehr.) Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung. Die erste Lieferung ist erschienen und liegt zur Ansicht aus. (707)

In jeder Buchhandlung iſt vorräthig:

Charis. Griechiſche Anthologie
in deutſcher Ueberſetzung.
Ausgew. für Frauen von Berta Aleebl.
Nebſt kurzer Geſchichte der griechiſchen Poeſie und mythologiſchem Anhang. (708)
Preis eleg. geb. u. in Carton 3 Thlr.
Verlag von Hugo Kaſtner in Berlin.

Feſtgeſchenke.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.
durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Hartwig, G., Gott in der Natur oder die Einheit der Schöpfung. Darſtellung für Gebildete aller Stände. Mit Holzſchn. Geh. 2 Thlr. Eleg. in Lwd. geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hartwig, G., Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darſtellung für Gebildete aller Stände. Mit Farbenbild. u. Holzſchn. 477 S. Geh. 2 Thlr. 4 Ngr. Eleg. in Leinw. geb. 2 Thlr. 16 Ngr.

Hartwig, G., Die Inſeln des großen Oceans im Natur- und Völkerleben dargeſtellt. Mit 4 Bild. u. 3 Karten. 544 S. Geh. 3 Thlr. Eleg. in Lwd. geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Hartwig, G., Die Tropenwelt im Thier- und Pflanzenleben dargeſtellt. Mit 6 Bildern in Irisdruck. 483 S. Geh. 3 Thlr. Eleg. in Leinw. geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Hartwig, G., Der hohe Norden im Natur- und Menſchenleben dargeſtellt. Mit 1 Karte. 484 S. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr. Eleg. in Leinw. geb. 2 Thlr. 24 Ngr.

Alle dieſe Bücher **Hartwigs** eignen ſich durch ihre elegante Ausſtattung, beſonders in den ſchönen Einbänden, vorzugsweiſe zu Geſchenken, und ſind dieſelben ganz beſonders denen zu empfehlen, die neben einer anſprechenden Außenſeite auf Wahl und Anordnung belehrenden Stoffes, und anſchauliche, anſprechende Darſtellung Werth legen. Auf dieſe Weiſe eignen ſich dieſe Bücher auch vortrefflich in die Hand der erwachſenen, nach höherer Ausbildung ſtrebenden Jugend. (709)

Die C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung (A. Chariſius) empfiehlt zu Feſtgeſchenken:

Heinrich von Kleiſt's Politiſche Schriften und andere Nachträge zu ſeinen Werken. Mit einer Einleitung zum erſten Mal herausgegeben von **Rudolf Köpke** (Prof.). 1862. 1 Thlr.

Aus dem Nachlaſſe Ludwig Tieck's werden hiermit die letzten Funde zur Vervollſtändigung der Schriften des gefeierten Dichters (Politiſche Satyren, Politiſche Aufrufe, Erzählungen, Anekdoten, Verſe ꝛc.) zum erſten Male veröffentlicht.

O. Fr. Gruppe (Prof.), Reinhold Lenz, Leben und Werke. Mit Ergänzungen der Ludwig Tieck'ſchen Ausgabe. 1861. 1 Thlr. 21 Sgr.

Der Verfaſſer ſagt in ſeinem Vorwort:

Obwohl das Ganze eine literariſche Forſchung iſt, ſo liegt die Sache doch ſo eigenthümlich, daß ſie das vollſtändige Romaninteresse beſitzt, ja mit dem Reiz des Räthſelhaften und Geheimnißvollen. Wir bekommen ein gut Stück intereſſanteſten Lebens und die verſchiedenſten Charaktere; an Leidenſchaften, Verwickelungen und Kataſtrophen, an Rührendem und Ergreifendem fehlt es nicht. Und welche Perſonen ſpielen in dieſem Roman? Die erſten Heroen der deutſchen Literatur, und er ſteigt auf bis in die verſchwiegenen Regionen des Hoflebens. Fürchte man keine Indiskretion.

C. A. von Klöden (Prof. Dr.), Abriß der Geographie. Dritte neu bearbeitete Auflage. 1861. 28 Bogen gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr. In Halbleinw. gebund. 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieſe kleine Geographie empfiehlt ſich beſonders durch großen Reichthum und große Zuverläſſigkeit des Materials, iſt auch zum Nachſchlagebuch vollſtändig genug.

K. F. von Klöden, Die Mark Brandenburg unter Kaiſer Karl IV. bis zu ihrem erſten Hohenzollernſchen Regenten, oder: **Die Quitzows und ihre Zeit.** Zweite Auflage. 1846. 4 Bde. mit Abbild. (früher 10 Thlr.) 4 Thlr.

Gedenkbuch für das Leben. Text von Dr. Al. Schmidt. Mit einem Stahlſtich von C. Begas und 8 Tafeln Zeichnungen von Ad. Menzel. Neue Ausgabe. 1861. Lex. 8. Eleg. gebd. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Buch iſt mit weißem Papier durchſchoſſen, um zugleich als Chronik zu dienen für alle wichtigen inneren und äußeren Ereigniſſe. (710)

Literariſche Feſtgaben.
Aus dem Verlage von Eduard Trewendt in Breslau.

Karl von Holtei's Erzählende Schriften.

Geſammt-Volks-Ausgabe. Miniatur-Format.

34 Bde. Eleg. broch. 10 Thlr. 15 Sgr. In 13 engl. Leinwdb. eleg. gebd. 13 Thlr. 22½ Sgr.

Inhalt: **Kriminalgeſchichten** 6 Bde. — **Noblesse oblige** 3 Bde. — **Vagabunden** 3 Bde. — **Chriſtian Lammfell** 5 Bde. — **Ein Schneider** 3 Bde. — **Die Eſelsfreſſer** 3 Bde. — **Kleine Erzählungen** 5 Bde. — **Vierzig Jahre** 6 Bde.

Supplement: **Noch ein Jahr in Schleſien.** Anh. z. d. „Vierzig Jahren“. 2 Bde. 20 Sgr.

Theodor Mügge's Romane und Novellen.

Geſammt-Ausgabe in 40 Bänden. 8. Elegant broſchirt. Preis per Band 15 Sgr.

Erſchienen ſind bisher: **Der Chevalier** 3 Bde. — **Touſſaint** 5 Bde. — **Erich Randal** 4 Bde. — **Afraja** 3 Bde. — **Tänzerin und Gräfin** 3 Bde. — **Die Vendéerin** 2 Bde. — **Weihnachtsabend** 1 Bd.

Die deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhiſtoriſch und kritiſch dargeſtellt
von
Rudolph Gottſchall.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. 3 Bde. gr. 8. Eleg. br. 4 Thlr. 15 Sgr.

Elegante Miniatur-Ausgaben.

Blüthenkranz neuer deutſcher Dichtung.
Herausgegeben von **Rudolph Gottſchall.**
5. Aufl. Höchſt elegant geb. Preis 2 Thlr.

Blüthenkranz morgenländiſcher Dichtung.
Herausgegeben von **Heinrich Jolowicz.**
Höchſt eleg. geb. Preis 2 Thlr.

Hugo v. Blomberg. Bilder und Romanzen. Eleg. br. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Rudolph Gottſchall. Carlo Zeno. Eine Dichtung. 2. Aufl. Eleg. geb. 2⅓ Thlr.

Rudolph Gottſchall. Maja. Ein Lotosblumenkranz. Eleg. geb. 27 Sgr.

Karl von Holtei. Gedichte. 5. vermehrte Aufl. Eleg. broſch. 1 Thlr.

Karl von Holtei. Schleſiſche Gedichte. 8. verb. u. ſehr verm. Aufl. Eleg. geb. 1⅓ Thlr.

Karl von Holtei. 600 Sprüche aus Jean Paul's Werken. In Reime gebracht. Eleg. cart. 27 Sgr.

Karl von Holtei. Stimmen des Waldes. 2. verm. Aufl. Eleg. broſch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit Goldſchn. 1⅔ Thlr.

Auguſt Kahlert. Gedichte. Mit dem Portrait des Dichters. Eleg. broſch. 18 Sgr.

Emil Rittershaus. Gedichte. 2. ſtark verm. Aufl. Höchſt eleg. in Moſaikband gebunden 2 Thlr.

Moritz Graf Strachwitz. Gedichte. 5. Geſammt-Ausg. Sehr eleg. geb. 2⅓ Thlr.

Robert Urban. Der Hausgeiſt. Eine nachdenkliche Geſchichte. Eleg. broſch. 15 Sgr.

(711)

1864. **Magazin** No. 50.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 11. December **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtvereine ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt:

Deutſchland und das Ausland.
Eines deutſchen Malers Weltreiſe 794
Buntes Land 795
England.
Hauptmomente in der Entwickelung der engliſchen Literatur. Nach H. Taine. I. Die Literaturgeſchichte ein Spiegel der Geiſtesentwickelung 796
Ungarn.
Ueber den Urſprung der Magyaren. I. Sprachliche Momente nach Paul Hunfalvy 798
Italien.
Präſident von Kirchmann: Erinnerungen aus Italien 800
Nord-Amerika.
Der freie Menſch und die freie Arbeit in den Vereinigten Staaten 801
Japan.
Rudolf Lindau's Japanfahrt. Zur Geſchichte Japans und ſeiner Verfaſſung . 803
Kleine literariſche Revue.
Literariſche Weihnachten. Alfred v. Reumont. Präſident Lincoln. Albert Wild's Theorie und Praxis der Lotterie-Anleihen . . . 806
Literariſcher Sprechſaal 807

Revue germanique et française.

Tome trente-unième. Première livraison. 1er Octobre 1864.

L'Église et la Révolution (*V. Chauffour-Kestner*). — Les Evangiles apocryphes. Troisième article (*Michel Nicolas*). — Etudes sur la famille Palatine (*Guillaume Depping*). — Confidences d'une puritaine. 1. (*Max Valrey*). — Les Etats provinciaux sous Louis XIV. (*E. Bonnemère*). — Mon Journal (*Charles Dickens*). — Poésie: La Villa romaine (*A. Lefèvre*). — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — Chronique politique (*Prévost-Paradol*). —

Deuxième livraison. 1er Novembre 1864.

Dialogue sur Dante et Göthe. Deuxième article (*Daniel Stern*). — Lettres à une amie (*G. de Humboldt*). — Les Etats provinciaux sous Louis XIV. Fin. *E. Bonnemère*). — Confidences d'une puritaine. 2. Partie. (*Max Valrey*). — Le Congrès international (*A. Réville*). — Hubert et Jean van Eyck (*F. de Villars*). — Poésie: Le Chant de Mignon (*L. Ratisbonne*). — A propos de la nouvelle Vie de Jésus de David Strauss (*Charles Dollfuss*). — La Confession d'une nonne (*Marc Monnier*). — Courrier d'Allemagne (*E. Seinguerlet*). — Chronique littéraire (*L. de Ronchaud*). — (718)

Preis des Jahrganges 14 Thlr.
A. Franck'sche Buchhandlung in Paris.

Buchhandlung von Ludwig Denicke in Leipzig.

THE LAKE COUNTRY.
By
E. L. Lynton.
With 100 Illustrations drawn and engraved on wood, by *W. J. Linton*, from sketches taken by himself expressly for this work,
and a map.
A handsome quarto Volume, printed on tinted paper and richly bound in cloth gilt.
Price 7 Thlr.

THE CORNHILL GALLERY,
CONTAINING
ONE HUNDRED ENGRAVINGS
FROM DRAWINGS ON WOOD,
(Being Designs for the Illustrations of „The Cornhill Magazine.")
BY
F. LEIGHTON. J. MILLAIS. G. DU MAURIER. J. N. PATON. F. SANDYS. G. A. SALA. W. M. THACKERAY. F. WALKER.
ENGRAVED
BY
The Brothers DALZIEL, W. J. LINTON, and J. SWAIN.
and printed in tint, on cardboard, size 13 in by 10 in.
Price: Handsomely bound, with gilt edges 7 Thlr. (720)
Direct oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In Louis Gerſchel's Verlagsbuchhandlung in Berlin iſt erſchienen:

Bilder aus der Fremde.
Für die Heimath gezeichnet
von
Lothar Bucher.

Zwei Bände. 1862. 63. 8. Eleg. geh. Originalpreis für jeden Band 2 Thlr.

Inhalt: I. Ein Tag in Frankreich. — Kent. — Paris. — Die Ausſtellung von 1855. — Die Inſel Wight. — Nach Conſtantinopel. — Aus Deutſchland. II. Die Londoner Induſtrie-Ausſtellung 1862.

Der zweite Band iſt auch unter beſonderem Titel erſchienen.

Der Preis des Werkes iſt bis zu Ende d. J. auf 1 Thlr. 10 Sgr. für jeden der beiden Bände ermäßigt. — Sie enthalten eine Auswahl aus den Aufſätzen, die ſ. Z. im Feuilleton der Berliner National-Zeitung als geiſtreiche und lebendig geſchriebene Artikel ſo großes Aufſehen erregten. In Buchform erſchienen, fanden ſie nicht minder den Beifall aller angeſehenen Blätter. (723)

In meinem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Epistolae obscurorum virorum
et
dialogus novus et mire festivus ex obscurorum virorum salibus cribratus.
Elegante Taschenausgabe. Zweite Auflage.
16. geh. Preis 1 Thlr.,
in Leinwand gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Defensio Joannis Pepericorni
contra
famosas obscurorum virorum epistolas.
Ortuini Gratii
lamentationes obscurorum virorum.
Elegante Taschenausgabe.
16. geh. Preis 1 Thlr.

Elegante, handliche Ausgaben, welche einen nach den ältesten Drucken von E. Böcking revidirten correcten Text bieten.

Leipzig, 1. November 1864. (721)
B. G. Teubner.

So eben iſt ausgegeben:

Deutſche Jahrbücher für Politik und Literatur.
Dezember 1864.

Inhalt: Eduard Lasker, Vor und nach der Regentſchaft. II. — Friedrich Kapp, Friedrich der Große, England und die Vereinigten Staaten (Schluß). — Ev. Emeros, Rom im Mittelalter. — Hermann Kurz, Der Bundestag von Altgriechenland. — Robert Springer, Auguſt Comte und die franzöſiſchen Poſitiviſten. — H. B. Oppenheim, Zum Abſchied. (719)

Abonnementspreis für 3 Hefte (von 8—9 Bogen) 1½ Thlr. — Einzelne Hefte 18 Sgr.

Berlin, im Dezember 1864. **J. Guttentag.**

Buchhandlung von Schmaler u. Pech in Bautzen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Geſchichte der Serben und Bulgaren.
Von **A. Hilferding.** Aus dem Ruſſiſchen. I. Abtheil. 24 Ngr. II. Abtheil. 18 Ngr.

Dieſes Werk iſt das erſte, welches eine Specialgeſchichte der Bulgaren bringt, und zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß für daſſelbe auch alle bezügl. ſlaviſchen Quellen benutzt werden.

Rjecnik iz knjizevnich starina srpzkich napisao **D. Danicic.** 3 Bde. Belgrad 1863—1864. br. Preis 15 Thlr.

Grammatika ruskoho jazyka (kleinrussisch) Napisal **M. Osadca.** 2. verb. Aufl. Lemberg. 1864. br. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (716)

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Eines deutſchen Malers Weltreiſe.

Eduard Hildebrand, deſſen Aquarellen mit Recht in neueſter Zeit die Aufmerkſamkeit Berlins in Anſpruch nahmen, hat eine Weltreiſe illuſtrirt, die uns über Trieſt, die Joniſchen Inſeln und Aegypten, als Vorſtationen, nach Aſien führt; die Wunder von Indien und Ceylon weichen vor den noch größeren von Siam und Manila, und endlich werden wir nach China und Japan geführt, um, wenn wir alle dieſe großen Eindrücke in uns aufgenommen, über Kalifornien, Mexiko, Panama in die Atlantiſchen Gewäſſer und die Heimat zurückzukehren. Keine geringe Reiſe!

Und beredter als mancher wortreiche Strabo hat es der Künſtler mit der ſtummen Farbenkunſt verſtanden, uns einzuführen in die orientaliſche Pracht Aegyptens, in die Hitze der ſüdaſiatiſchen Gewäſſer, in das betäubende Treiben der chineſiſchen Städte und Häfen und in das ſo lange geheimnißvoll geweſene und nun ſo intereſſant gewordene Japan.

Die Nadel der Cleopatra, die Citadelle Cairos, ſie erinnern an noch öfter geſehene Darſtellungen des Orients, aber ſchon die Architektur der Inder verſetzt uns in eine neue Welt geheimer Pracht, die es uns erklärt, wenn den Verfaſſeen der Tauſend und Einen Nacht das Wunderland Indien noch über die eigene und gewohnte Pracht der arabiſchen Städte hinaus jenes romantiſch-ſehnſüchtige Staunen ablockte, welches ihre Schilderungen athmen.

Da iſt der Kronentempel von Agra. Keiner unſerer geſchickteſten Maler hat es noch verſtanden, größere Effekte mit den prächtigſten Dekorationen zu erzielen, als dieſer lichte Bau von weißem Stein mit röthlichen Verzierungen, mit ſeiner gewaltigen Symmetrie, die in Kuppeln, Pfeilern, Thürmen und leichten Wölbungen ſo rieſengroß und ſo überſichtlich ausgedrückt iſt.

Da iſt Benares mit ſeinen tauſend Thürmen, durchfloſſen von den vornehmen, heiligen Fluthen des Ganges, und die rothen Thürme, die das Braminen-Viertel bezeichnen, zeigen faſt redend an, daß wir uns in der Stadt alter prieſterlicher Würde befinden. Wie anders Bombay, der moderne, farbenreichere Handelsplatz, deſſen übermäßig breite Straßen jene um Palmen, die zu den Dächern herausſehen, erbauten Häuſer enthalten. Kokospalme und Banane leenen wir nun nicht in einzelnen Treibhaus-Exemplaren kennen, ſondern in ganzen Wäldern, wie auf Ceylon, wie bei Allahabad.

Dieſer freundliche Ort mit der Elephantenpoſt, der barockeſten Poſtanſtalt, die man je ſah, wo die gewaltigen Thier-Omnibus maſſenhaft auf die Reiſegeſellſchaft und ihr ſchweres Gepäck in aller Gemüthlichkeit harren, läßt uns zuerſt Bekanntſchaft ſchließen mit jenem wunderbaren vierfüßigen Rieſen, der in Siam als Heiliger verehrt wird und im Süden Chinas die gemeinſten Dienſte verrichtet. Wie aus dem Leben gegriffen, ſehen wir hier die griesgrämlichen grauen Elephanten einen Baumſtamm auf der Landſtraße dahinſchurren und ziehen, der zerhauen, manche unſerer „Klafter“ Holz abgeben dürfte, und das, als ob es der Mühe nicht lohnte, um der federleichten Laſt willen ſich bei 36° Réaumur in Bewegung zu ſetzen. Ein praktiſcher Bube hat die Miene des alten Rüſſelträgers wenigſtens ſo verſtanden; denn ohne die Laſt merklich zu mehren, ſpreizt er ſeine Beine ſo breit er kann, um auf dem alten Stamme einen gefährlichen Ritt zu verſuchen. Ebenſo fremd wie dieſe Nutzanwendungen der Thierkraft, iſt für uns die Art der Schiffbaukunſt und ihrer Benutzung. Ich habe Schiffe geſehen, deren Inneres Zimmer aus einem Palais zu enthalten ſchien, Schiffe, in denen ganze Compagnieen alter Matroſen ihre letzten Ruhetage in idylliſcher Stille verlebten, und es iſt mir nicht fremd, daß die Miſſiſippi-Schiffe ganze Theater mit Bühne, Schauſpieler-Wohnung ꝛc. enthalten: aber im Grunde bleiben die Schiffe in unſeren „beiden Welten“ dennoch formloſe, rundliche Kaſten, deren Geſtalt den Künſtler noch nicht zu neuen Schöpfungen erregt hat. Seht Euch aber einmal jene Schiffe in den chineſiſchen Gewäſſern an, dieſen Wechſel und Reichthum an Farben, Form, an aller Pracht! Das iſt eine ganze, von uns noch nicht ausgeübte Kunſt! — In dem übervölkerten Siam ſind ganze Dorfſchaften auf Schiffe und Gewäſſer verlegt, und Garten und Feld ſchwimmt mit der Familie zuſammen auf dem Waſſer umher. In China aber iſt ſelbſt die Verführung auf das unbeſtändige Element der Wellen verlegt. Die Blumenſchiffe, man ſieht es ihnen faſt von Außen an, was für eine Fülle von Sinnenreiz für alle Fibern, die ſich dem Schönen zu entzünden bereit ſind, ſie enthalten. Betritt ein ſolches Blumenſchiff und der Teufel ſelbſt wird Dir zurufen:

> Du ſollſt, mein Freund, für Deine Sinnen
> In einer Stunde mehr gewinnen,
> Als in des Jahres Einerlei.

Wie anders wieder jene farbeneinheitliche, große Mandarinen-Dſchunke von Siam, wie anders die ſingaleſiſchen Fiſcherboote von Ceylon mit den parallel ſchwimmenden Bäumen, die dazu dienen, das Segel über eine gehörige Waſſerbreite zu ſpannen.

Aber nicht Alles ſieht uns mit ſo fremden Augen an, was an den Gewäſſern des Reiches der Mitte vorgeht. Da iſt Macao mit ſeinen chriſtlichen Domen, das uns faſt an Neapel erinnert, und Hong-Kong, deſſen Lage mit der Genuas wetteifern kann. Und dort vor Allem Shang-hai, der Sammelplatz deutſchen Handels, deſſen Theegarten über dem Waſſer manchen gemüthlichen Hamburger an ſeinen Alſterpavillon erinnert haben mag.

Eine wunderbare Vermittelung bekannter und wildfremder Eindrücke bietet das Treiben auf dem Fluß bei Canton. Ein Hafenleben, faſt den holländiſchen Häfen gleichend! Das drängt ſich, rudert, ruft in hundert Sprachen, und alle dieſe tauſend und tauſend Menſchen bunt durcheinander ſind halb Leute von europäiſchem, halb von chineſiſchem Zuſchnitt in Tracht, Haltung und ſelbſt an der Form ihrer Schiffe zu erkennen.

Noch toller und bunter iſt der Strudel in den chineſiſchen Städten ſelbſt. Die ſchmalen, dicht vollgedrängten Straßen ſehen aus, als würde ein ewiges Feſt gefeiert. An Fahnen, Bändern und Lappen in den bunteſten Farben, die in jeder Länge zu allen Fenſtern herunterhängen, ſtehen die mannigfaltigen Anpreiſungen aller verkauflichen Waaren und dargebotenen Genüſſe. Die pomphafteſten unſerer Ladenſchilder ſind Muſter gedrängter Beſcheidenheit gegen dieſe Fahnen-Schreihälſe. Herr Johann Hoff, wollte er den Malz-Extrakt in China einführen, müßte erſt einige hunderttauſend Ellen rother, knallgelber, blauer und grüner Stoffe weben und mit allen den Atteſten und Beſtellbriefen hoher und niederer Perſonen bemalen laſſen. Und doch — nichts Neues unter der Sonne! Wer beträte die Hauptſtraßen Pekings, ohne an die Boulevards erinnert zu werden, wem fiele nicht das Treiben in den Haupt-Arterien Londons ein? Selbſt jener Quadrant findet ſich in Pekings „runder Straße“ wieder, und in der Hauptſtraße von Tient-Sien iſt wie am temple-bar das alte Stadtthor ſtehen geblieben und ſteht mitten im modernen Verkehr als ein ehrſames Denkmal der alten Zeit.

Der Maler mit dem ſcharf beobachtenden Auge führt uns allüberall hin, wo es gilt, das Weſen jener Völker kennen zu lernen. Hier auf dem einſamen Friedhof mit ſeinen Leichenſteinen, dort in das Theater. Das wunderliche Bretlergerüſt, welches den enormen Zuſchauerraum einnimmt, iſt überall dicht beſetzt. Auf den Balken in der Luft ſchweben einzelne Exemplare der ſchauluſtigen Menge. Auf der hell erleuchteten Bühne ſcheint ein Tanz vor ſich zu gehen; und der Ernſt der Aufführung erinnert an das Innere jenes Tempels, dem Theater nicht unähnlich gebaut, auf deſſen Bühne die Prieſter faſt dramatiſch agiren.

Ueberall dieſelbe bunte Lebenswahrheit, welche denn auch die wenigen Bilder aus Japan beleben. In Jokohama ſcheint eine Geſandtſchaft feierlich empfangen werden zu ſollen. Denn auf jedem Hauſe, über jedem der zeltartig geſchweiften Dächer ſteht eine hohe, mit einem friſchen Kranz bekrönte Stange. In Nagaſaki lernen wir den Hafen und die großen Docks kennen. Auch der Gipfel des wunderbaren heiligen Berges über den Wolken fehlt nicht, jener Gipfel, deſſen geheimnißvolle Darſtellung ſich auf ſo vielen japaneſiſchen Geräthen aufs Haar gleicht. Wer jene ſehr gleichmäßig uniformirte Geſandtſchaft kennen gelernt, die unſere Lande beſuchte, wird ſich über die Mannigfaltigkeit der japaneſiſchen Trachten wundern, die bei Armen im Sommer ſich auf die äußerſten Gegenſätze, Schuh und Hut, beſchränkt, beim Reichen und insbeſondere bei den Frauen, die bunten chineſiſchen Koſtüme noch überbietet.

Wohin wir mit dem Maler ſchauen, ob wir von den Dächern Cairos die Sonne über der fernen Wüſte untergehen ſehen, ob wir zwiſchen den unheimlichen Gewäſſern der Ladronen-Inſeln ferne Piratenſchiffe erblicken, ob wir vor dem mit drei Dächern überthürmten Tempel des Himmels bei Peking weilen, oder die gemüthliche holländiſche Straße in der Sonnengluth Manilas durchwandern, oder ob wir endlich auf dem Dampf-Omnibus die breiten Straßen des neuen St. Francisco durchfliegen, — ſtets haben wir die gleiche Empfindung der wahren Wiedergabe der Natur und beneiden den Mann,

der vieler Menſchen Städte und Länder geſehen,

ohne daß ihm der Erderſchütterer Poſeidon eine feindliche Heimfahrt bereitet hätte, und der es verſtanden, gleich dem Sonnengott Apollo ſelbſt, die ganze Welt mit Farben zu beleben, ohne daß der eiferſüchtige Gott ihm alle die lieben Gefährten getödtet!

Möge die ſchöne Bilderſammlung, dieſer lehrreiche orbis pictus, einen würdigen Ort für eine dauernde ungetrennte Aufſtellung finden!

L. L.

Buntes Laub.*)

Wenn des Herbſtes kühner Pinſel das Laub bunt färbt und die Sonne mit ihrer allen Schein vernichtenden Klarheit immer kürzere Bahnen wandelt, dann bricht die ſchöne Zeit an, in der an langen traulichen Abenden die Phantaſie ihr magiſches Scepter ſchwingt. Mit erhöhter Empfänglichkeit begrüßen dann die jungen Herzen einen Zweig der Literatur, der all ihren tauſend Tag- und Nachtträumen Nahrung und Geſtaltung giebt. Die frohe Jugend hat noch nicht im Ernſt des Lebens und der Arbeit gelernt, die ihr angewieſene beſcheidene Stelle in der Welt einzunehmen; nur für ſie iſt die Erde geſchaffen, ihr offenbart die Natur ihren wunderbaren Organismus, ihre geheimnißvollen Kräfte, die nur Symbole ihrer perſönlichen Wünſche, ihres eigenen Gemüthszuſtandes ſcheinen; die tauſend Stimmen aus der Tiefe des Waldes, von der Höhe der Berge, die im Weltgeräuſch ungehört verklingen, finden Verſtändniß und Antwort im gläubigen Kinderherzen.

So wird auch das bunte Laub, das Marie Mindermann im Walde der Märchenpoeſie für die Jugend geſammelt hat, dieſer eine freundliche willkommene Spende ſein. Die Erzählerin bietet uns ein Büchlein mit acht Sagen, Arabesken und Märchen bunten Inhalts in anmuthiger, feſſelnder, wenn auch nicht neuer Form, aus dem Reich der Geiſter, Menſchen, Thiere und jener todten Gegenſtände, denen Anderſen's liebenswürdige Feder für alle Zeilen Leben eingehaucht hat. Die Verfaſſerin giebt uns keine unheimlichen Nachtſtücke des Natur- und Seelenlebens, ſondern friedliche, lebensfriſche Bilder. Ihre Geiſter ſind gute Geiſter, die den Menſchen hold ſind; Geſchwiſter- und Kindesliebe, Fleiß und Geduld und Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt ſind die Triebfedern ihrer menſchlichen jungen Helden. Iſt ja einmal, wie in der Schleswigſchen Sage „Niß Puck" ein Kobold den Menſchen feindlich geſinnt, ſo ſind dieſe Menſchen ein zähes, hartherziges, angliſches Ehepaar, das die wohlgemeinte Tracht Prügel, die der jähzornige kleine Niß Puck ihm austheilt, redlich verdient hat, und nach dieſer handgreiflichen Lehre dem Muſterbild eines Neffen denn auch wirklich die verſchloſſenen Herzen öffnet. Wenn die Prunkſucht und die Gewiſſenloſigkeit der reichen Leute auch in der allerliebſten Lebens- und Leidensgeſchichte des Kanarienvogels gegeißelt werden, ſo beſteht doch die Strafe für all dieſe Sünden nur im Davonfliegen des kleinen gefiederten Sängers und die ſchlimmen Fehler der Prahlerei und des Hochmuths kommen vor dem Fall — eines Fingerhuts und einer Scheere.

Außerordentlich anſprechend erzählt die Verfaſſerin in dem Märchen „Ein dürres Blatt", die ruhmvolle Geſchichte eines abgefallenen, ſchutzloſen, verhöhnten Pappelblattes, das durch ſeinen wunderbaren Bau in dem Knaben Alexander den Trieb zu jener herrlichen Wiſſenſchaft weckte, die das kleinſte Blättchen im unermeſſenen Weltenraume mit derſelben ehrfurchtsvollen Bewunderung, demſelben hingebenden Fleiß erforſchte, wie den gewaltigen Ocean und die Gebirge der alten und neuen Welt, jener Wiſſenſchaft, die den kleinen ſinnigen Knaben zu dem viel bewunderten, allverehrten Gelehrten erhob. Ebenſo anziehend ſchildert uns die Arabeske „Am See" das wunderbare Erwachen der Muſik in der Kinderſeele mitten im kindiſchen Spiel und der Wald-Einſamkeit, den zum Bewußtſein gerufenen mächtigen Drang der eigenen Bruſt, der die kleine Thereſe von Innen heraus zu jener berühmten Meiſterin auf der Geige heranbildete. Am liebſten begleiten wir die Verfaſſerin in dieſen kleinen Erzählungen aber auf ihren Wanderungen durch den ſchönen grünen Wald an den See, das Gebirge, die ſie mit aller Märchenpracht beredt zu ſchildern weiß, hören mit ihr die Vögel ſingen und ſehen mit ihr die Wunderkräuter blühen. — Befriedigt und erfriſcht werden die jungen Leſer dies Büchlein aus Händen legen.

---

*) Buntes Laub. Sagen, Arabesken und Märchen für die reifere Jugend, von Marie Mindermann. Bremen, A. D. Geisler, 1864.

England.

Hauptmomente in der Entwickelung der engliſchen Literatur. Nach H. Taine.*)

I.

Die Literaturgeſchichte ein Spiegel der Geiſtesentwickelung.

„Die Geſchichte iſt ſeit hundert Jahren in Deutſchland, ſeit ſechzig Jahren in Frankreich umgeformt worden und zwar durch das Studium der Literatur. Man hat entdeckt, daß ein literariſches Werk nicht ein einfaches Spiel der Phantaſie, nicht die iſolirte Laune eines einzelnen für ſeinen Gegenſtand erwärmten Kopfes, ſondern eine Copie der Sitten und ein Merkmal des Geiſteszuſtandes einer beſtimmten Zeit ſei. Man hat daraus geſchloſſen, daß man aus den literariſchen Denkmälern die Art und Weiſe, wie die Menſchen vor mehreren Jahrhunderten gedacht und empfunden haben, wieder auffinden könne. Man hat den Verſuch angeſtellt, und er iſt gelungen. Indem man über die Denk- und Empfindungsweiſe vergangener Zeiten nachdachte, gelangte man zu dem Urtheile, daß hierin Thatſachen erſter Ordnung liegen, daß ſich an ſie die größten Ereigniſſe anſchließen, daß ſie dieſe erklären, wie dieſe wiederum von jenen erklärt werden, und daß man von nun an ihnen in der Geſchichte einen Platz und zwar den höchſten einräumen müſſe. Dies iſt geſchehen, und ſeitdem hat ſich Alles in der Geſchichte geändert: der Gegenſtand, die Methode, die Hülfsmittel, die Auffaſſung der hiſtoriſchen Geſetze und Urſachen.“

Mit dieſen Worten leitet der Franzoſe Herr Taine ſein wichtiges Werk über die Geſchichte der engliſchen Literatur ein. Wir haben vor Kurzem unſere Leſer auf die geiſtreiche Schrift des Profeſſors Steinthal: „Philologie, Geſchichte und Pſychologie in ihren gegenſeitigen Beziehungen“, aufmerkſam gemacht**), deren Reſultat iſt, daß Völkerpſychologie und Geſchichte wahrhaft zuſammenfallen und daß der Hiſtoriker in der That der Völkerpſychologe und umgekehrt iſt. Was hier gefordert wird, die Völkerpſychologie zur Grundlage der Geſchichte zu machen, iſt von Taine auf die ſpecielle Geſchichte der engliſchen Literatur zur Anwendung gebracht worden, und zwar mit dem glücklichſten Erfolge.***)

Der erſte Schritt in der Geſchichte iſt, wie Taine ſagt, daß man die Vergangenheit aus der Anſchauung gleichzeitiger Menſchen kennen lerne. Der körperliche und ſichtbare Menſch iſt nur das Bild, an dem wir den inneren und unſichtbaren Menſchen erkennen. Die Zuſtände und Thätigkeiten des inneren Menſchen haben gewiſſe allgemeine Arten zu denken und zu empfinden zur Urſache. Wie man, um die Geſammtheit der mineralogiſchen Species zu erfaſſen, zuerſt einen regelmäßigen Körper mit ſeinen Flächen und Ecken betrachten und daran die zahlloſen Umformungen, deren er fähig iſt, kennen lernen muß, ſo wird man ähnlich, wenn man die Geſammtheit der hiſtoriſchen Varietäten erfaſſen will, zuerſt eine menſchliche Seele im Allgemeinen mit ihren zwei oder drei Grundfähigkeiten betrachten und daraus die Grundformen, die ſie darſtellen kann, abnehmen müſſen. Es ergeben ſich hieraus zugleich die Gränzen, innerhalb welcher die Civiliſationen wie die Kryſtalle nothwendig eingeſchloſſen ſind.

In der menſchlichen Seele exiſtiren zuerſt Bilder oder Vorſtellungen von Gegenſtänden. Dieſe bilden den rohen Stoff, deſſen Fortentwickelung eine doppelte iſt, je nachdem die Vorſtellungen zu einer allgemeinen Auffaſſung oder zu einem thätigen Entſchluſſe hinführen. In dieſem beſchränkten Kreiſe bewegen ſich die menſchlichen Verſchiedenheiten. Wie klein auch die Elemente für ſich ſind, ſo ungeheuer groß erſcheinen ſie in der Maſſe. Die geringſte Veränderung in den Faktoren bringt die rieſenhafteſte Veränderung in den Produkten hervor. Je nachdem die Vorſtellung beſtimmt und abgerundet oder verworren und verſchwimmend iſt, je nachdem ſie in ſich eine größere oder kleinere Zahl von charakteriſtiſchen Merkmalen des Gegenſtandes konrentrirt, je nachdem ſie die Triebfeder gewaltiger Willensäußerungen iſt oder eine beruhigende und beſänſtigende Kraft beſitzt, wird der ganze Gang der menſchlichen Maſchine ein anderer ſein und ſich in anderen Wirkungen äußern. Wenn die allgemeine Auffaſſungsweiſe, an welche die Vorſtellung geknüpft iſt, ein einfaches, trockenes Wahrnehmen iſt, wie bei den Chineſen, ſo wird die Sprache eine Art Algebra, die Religion und die Poeſie bleiben auf einer niederen Stufe, die Philoſophie beſchränkt ſich auf eine Art von verſtändiger und praktiſcher Moral, die Wiſſenſchaft auf eine Sammlung von nützlichen Vorſchriften, Eintheilungen, Gedächtnißregeln; der ganze Geiſt nimmt eine poſitive Richtung. Wenn im Gegentheil die allgemeine Auffaſſungsweiſe ein poetiſches und bilderreiches Schaffen, ein lebendiges Symboliſiren iſt, wie bei den ariſchen Völkern, ſo wird die Sprache eine Art von farbiger und wechſelnder Epopöe, worin jedes Wort eine Perſönlichkeit iſt; die Poeſie und die Religion bieten die herrlichſten Gebilde von unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit, die Metaphyſik entwickelt ſich in die Weite und Tiefe ohne Rückſicht auf poſitive Anwendung; der ganze Geiſt, trotz aller Abwege und unvermeidlichen Irrthümer, ſtrebt nach dem Schönen und Erhabenen und bildet ſich ein edles und harmoniſches Ideal, das fähig iſt, alle Liebe und Begeiſterung des Menſchengeſchlechtes um ſich zu vereinigen. Wenn hingegen die allgemeine Auffaſſungsweiſe zwar poetiſch, aber ungezügelt iſt, wenn der Menſch zu den Vorſtellungen nicht ſtufenweiſe, ſondern nur durch plötzliche Intuition gelangt, wenn die originelle Thätigkeit nicht in einem regelmäßigen Fortſchreiten, ſondern in gewaltſamen Exploſionen ſich kund giebt, dann fehlt, wie bei den ſemitiſchen Völkern, die Philoſophie, die Religion erfaßt nur einen die Welt regierenden Gott, die Wiſſenſchaft kann ſich nicht bilden, weil der Geiſt zu ſtarr und zu abgeſchloſſen iſt, als daß er die zarten Abſtufungen der Natur reproduciren könnte, die Poeſie beſteht nur in einer Folge von heftigen und großartigen Exklamationen, die Sprache iſt unfähig zu rhetoriſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen, der Menſch überläßt ſich dem lyriſchen Enthuſiasmus, der ungezügelten Leidenſchaft, der fanatiſchen Handlung.

Betrachtet man den Uebergang der Vorſtellung zum Entſchluſſe, zur Willensäußerung, ſo wird man ebenſo mannigfache Unterſchiede finden, je nachdem der Eindruck des Vorgeſtellten ein lebhafterer

*) Histoire de la littérature Anglaise. Par H. Taine. Tome I. — II. Paris. Libraire de C. Hachette et C. 1863.

**) Magazin 1864, Nr. 23 S. 356 und Nr. 34, S. 530.

***) Es iſt charakteriſtiſch für die franzöſiſche Akademie, daß dieſe Gelehrten-Zunft, nach einer Erklärung, die kürzlich ihr beſtändiger Sekretär, Herr Villemain, in ihrer öffentlichen Jahres-Sitzung abgegeben, dem ausgezeichneten Werke des Herrn Taine nur darum nicht den Bordinſchen großen Preis zuerkannte, weil die Mehrheit der akademiſchen Zöpfe die philoſophiſchen Anſichten, die der Verfaſſer von der Literatur und ihrer Geſchichte hat, nicht zu theilen vermag. Dagegen, oder vielleicht in Folge deſſen iſt Herr Taine kürzlich vom Miniſter des kaiſerlichen Hauſes, Marſchall Vaillant, zum Profeſſor der Kunſtgeſchichte und der Aeſthetik an der von dieſem Miniſter reſſortirenden kaiſerlichen Kunſtſchule ernannt worden. D. R.

Digitized by Google

iſt, wie bei den Völkern ſüdlicher Klimate, oder ein ſchwächerer, wie bei Völkern des Nordens; je nachdem er unmittelbar zur Handlung reizt, wie bei barbariſchen Stämmen, oder erſt allmählich, wie bei den civiliſirten Nationen; je nachdem er des Wachsthums, der Beharrlichkeit, der Hinneigung fähig iſt. Das ganze Syſtem der menſchlichen Leidenſchaften, alle Bedingungen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, alle Quellen der Arbeit und der Thätigkeit leiten ſich von hier ab. Ebenſo iſt es mit den anderen urſprünglichen Verſchiedenheiten. Ihre Folgen umfaſſen das, was wir Civiliſationen nennen, und wir können ſie mit jenen algebraiſchen Formeln vergleichen, die in einer präciſen Form das Geſetz der ganzen Kurve enthalten. Dieſes Geſetz erfüllt ſich nicht immer; es treten zuweilen Störungen ein; aber daraus folgt nicht, daß das Geſetz falſch ſei, ſondern nur, daß es nicht rein hat wirken können. Eine Race iſt ausgewandert, wie das ariſche Volk, und die Veränderung des Klima's hat bei ihm die ganze geiſtige Oekonomie und die ſociale Organiſation verändert. Ein anderes Volk iſt unterworfen worden, wie die Angelſachſen, und die neue politiſche Stellung hat bei ihm Gewohnheiten, Fähigkeiten, und Neigungen hervorgerufen, die es früher nicht hatte. Allein alle dieſe und viele andere Umſtände modifiziren zwar die urſprüngliche Auffaſſungsweiſe und die Vorſtellungen, können ihnen aber keine weſentlich andere Beſchaffenheit geben. Daher kann die totale Bewegung jeder ausgeſprochenen Civiliſation betrachtet werden als die Wirkung einer permanenten Kraft, die in jedem Augenblicke ihre Thätigkeit nach den Umſtänden, unter denen ſie wirkt, ändert. Dieſe permanente Kraft liegt in der Race, und wird modifizirt durch das Medium, in dem die Nation lebt, und durch die Zeit, in welcher ſie wirkt. Die Geſchichte iſt demnach ein pſychologiſches Problem, das nur ähnlich wie in der Phyſik ein mechaniſches Problem gelöſt werden kann.

Der Verfaſſer hat die engliſche Literatur gewählt, weil ſie eine noch lebende iſt, die ſich der unmittelbaren Beobachtung hingiebt, und weil ſie für die Franzoſen um ſo lehrreicher erſcheint, als der ſcharf ausgeſprochene Charakter beider Völker die Verſchiedenheit um ſo mehr in die Augen fallen läßt. Außerdem bietet die Betrachtung der engliſchen Civiliſation den Vortheil, daß in ihr die Wirkungen der Nationalität, des Klimas, der fremden Invaſion und anderer temporellen Einflüſſe mit einer Entſchiedenheit wie nirgends ſonſt auftreten.

Es iſt uns nicht möglich, in dem kurzen uns geſtatteten Raume dem Verfaſſer auf ſeinem langen Wege durch das ganze Gebiet der engliſchen Literatur zu folgen; auch würden einzelne Proben von der Behandlung des einen oder anderen gefeierten Schriftſtellers kaum genügen, ein Bild von der Art des Verfaſſers zu geben, da ſie, aus dem Zuſammenhang geriſſen, eben das organiſche Ineinandergreifen der ganzen Darſtellung, worin das Hauptverdienſt des Werkes liegt, nicht erkennen laſſen würden. Wir beſchränken uns daher auf einige allgemeine Charakteriſtiken der Hauptmomente in der Entwickelung der engliſchen Literatur.

Während andere germaniſche Stämme in Gallien, Italien und Spanien ſich ſchnell romaniſirten, haben die Sachſen in Britannien ihre urſprüngliche Sprache und Sitte beibehalten und ein Germanien in das fremde Land hineingetragen. 150 Jahre nach der Eroberung entſteht eine Literatur, die nicht ſchafft, ſondern aus den Schätzen des Alterthums das kompilirt, excerpirt und erklärt, was im Stande iſt, das Volk der Barbarei zu entreißen (Beda Venerabilis, Alcuin, Joh. Erigena). Die junge Pflanzung wird von den Dänen zerſtört und erſt Alfred der Große beginnt, wie Karl der Große, eine neue Civiliſation, indem er einzelne, namentlich moraliſche Bücher nicht ſowohl überſetzen, als vielmehr umſchreiben und der Fähigkeit ſeines urkräftigen, aber in der geiſtigen Auffaſſung beſchränkten Volkes anpaſſen läßt. Die fremde antike Bildung kann keine Wurzel faſſen, denn der phantaſtiſche Deutſche kontraſtirt zu ſehr mit dem verſtändigen Lateiner. Ihm fehlt die heitere Laune, die expanſive Leichtigkeit, das Gefühl für die ſinnliche Schönheit. Der phlegmatiſche Körper zieht einen ebenſo phlegmatiſchen Geiſt in ſich, der ſich ſchwer einem geregelten und natürlichen Gedankengang hingeben kann. Fehlt ihm das Gefühl für das Schöne, ſo iſt dafür das Gefühl für das Wahre um ſo lebhafter. Der tiefe und verwundende Eindruck, den er durch die Berührung mit der Außenwelt erhält und den er nur durch einen Schrei ausdrücken kann, wird ihn ſpäter von der lateiniſchen Rhetorik der romaniſchen Völker befreien und ihn zu den Dingen auf Unkoſten der Worte hinführen. Unter dem Zwange des Klimas und der Einſamkeit und aus der Gewohnheit des Widerſtandes iſt ſein Ideal ein anderes, wie bei den Romanen. Männliche und moraliſche Triebe haben die Herrſchaft über ihn gewonnen und unter dieſen das Bedürfniß der Unabhängigkeit, der Geſchmack an dem Ernſten und Strengen, die Neigung zur Hingebung und Verehrung, der Kultus des Heroismus. Das ſind die Elemente einer langſamen, aber deſto geſunderen Civiliſation, die weniger auf das Angenehme und Elegante, als auf das Rechte und Wahre gegründet iſt. Die Kultur hat ebenſo wenig, wie das Chriſtenthum den angeborenen Geiſt der Nation alteriren können. Der Einfall der Normannen bringt mit neuen Menſchen neue Ideen; aber die Sachſen übertreffen an Zahl bedeutend die Eroberer. Das Heer der Normannen zählte gegen 60,000 Mann, während die ſächſiſche Bevölkerung vielleicht 2 Millionen betrug. Ein Aufgehen der Sachſen in die Normannen war ſchon dadurch unmöglich. Vergebens führten dieſe ihre Sitten und ihre Poeſie ein; die Sprache blieb immer eine germaniſche, wenn auch ein Drittel der Worte franzöſiſch iſt. Nach drei Jahrhunderten ſind die Eroberer die Eroberten; ſie haben das Franzöſiſche vergeſſen und ſind Engländer dem Blute und der Sprache nach.

Die Normannen, obgleich wie die Sachſen germaniſchen Urſprungs, hatten in Frankreich den franzöſiſchen Geiſt aufgenommen. Dieſer franzöſiſche Geiſt iſt der Gegenſatz des deutſchen. Der Franzoſe erfaßt einen Gegenſtand oder ein Ereigniß ſchnell und deutlich; die Bewegungen ſeines Geiſtes ſind wie die ſeines Körpers zierlich und gewandt. Von Anfang an hält er ſeine Ideen feſt, aber vertieft ſich nicht in dieſelben; er iſt frei von allen Träumereien. Keine Nation iſt weniger poetiſch als die franzöſiſche. In ſeinen epiſchen Gedichten will der Franzoſe keine Bilder und Vergleichungen, nur Thatſachen; er will wiſſen, ob der Held den Verräther tödten, ob der Liebhaber die Geliebte heiraten wird; er geht ſchnell zum Ziele, ohne ſich durch Beſchreibungen und Betrachtungen aufzuhalten. Sein Styl iſt durchaus ohne Schmuck und ohne Bilder. Ein zweiter Zug iſt: er kann nur das begreifen, was ihm in einer zuſammenhängenden Ideenfolge vorgeführt wird. Er geht immer Schritt vor Schritt die gerade Straße. Der Inſtinkt der Ordnung iſt ihm angeboren. Ohne Studium weiß er gleich von Anfang das Complicirte in ſeine Beſtandtheile zu zerlegen und dieſe zu ordnen. Wie barbariſch er auch in der älteren Zeit ſein mag, ſeine Intelligenz entwickelt ſich in ihm unbewußt. Nichts Klareres als der Styl, der in dem alten Mährchen und den erſten franzöſiſchen Gedichten, in den Chroniken von Villehardouin, Joinville und Froiſſart, den Schöpfern der Proſa, herrſcht.

Digitized by Google

Die Grazie iſt etwas Nationales und kommt von jener angeborenen Zartheit, die vor dem Disparaten einen unüberwindlichen Abſcheu hat. Alles Gewaltſame widerſtrebt dem Inſtinkt der Franzoſen; ſie vermelden es in Werken des Geſchmackes wie der Wiſſenſchaft; ſie wollen, daß die Empfindungen wie die Ideen ſich in einander ſchlingen und verbinden; ſie tragen in Alles jenen maßvollen, vorzugsweiſe feinen Geiſt, der ſie vor allen anderen Völkern auszeichnet. Selbſt bei einem traurigen Gegenſtande hüten ſie ſich, die Rührung auf das Aeußerſte zu treiben. Sie vermeiden alle hohen Worte. Man kann von ihrer Poeſie ſagen, was man von gewiſſen Gemälden geſagt hat: es macht ſich Alles aus Nichts. Im Leben wie in der Literatur ſucht der Franzoſe die heitere Zerſtreuung, nicht die ſinnliche Luſt oder die Gemüthsbewegung. Er iſt luſtig, nicht vergnügungsſüchtig, ein Feinſchmecker, nicht ein Vielfraß; er faßt die Liebe als einen Zeitvertreib, nicht als einen Rauſch; er pflückt ſie wie eine ſchöne Frucht, von der man koſtet und die man dann liegen läßt; am liebſten, wenn dieſe Frucht eine verbotene iſt. Er lacht gern, beſonders auf Unkoſten Anderer. Der kleine Vers ſeiner Fabliaux hüpft und ſpringt frei und ungebunden, wie ein Schüler, der aus der engen Schulſtube auf die Straße tritt; er macht ſich luſtig über die Kirche, die Mönche, die Großen und die Frauen. Der Spott des Franzoſen hat nichts Bitteres, man hält ihn für Naivetät; er nennt die Sache nicht bei ihrem Namen, ſondern läßt ſie errathen; man verzeiht ihm, wie dem Reineke Fuchs, Alles, weil er Geiſt hat. Das Bedürfniß zu lachen, iſt ein nationaler Zug und zwar ein ſo eigenthümlicher, daß die Fremden, die ihn nicht verſtehen, daran Anſtoß nehmen. Dieſe Freude an dem Heiteren gleicht nicht der groben phyſiſchen Luſt; ſie ſchärft den Verſtand und bildet den Geſchmack. Die Fabliaux ſind voll von Wahrheiten über die Männer und noch mehr über die Frauen, über die niederen und noch mehr über die höheren Stände. Sie enthalten eine Art von verſteckter und kühner Philoſophie, die ſich über das Conventionelle wegſetzt und ſich gegen jede Macht auflehnt. Dieſer Geſchmack hat nichts gemein mit der offenen Satire, die häßlich erſcheint, weil ſie grauſam iſt; im Gegentheil, er ruft die gute Laune hervor; man erkennt bald, daß es der Spötter nicht böſe meint, daß er nicht verletzen will; er ſticht wie eine Biene ohne Gift, einen Augenblick nachher denkt er nicht mehr daran; nöthigen Falles macht er ſich ſelbſt zum Gegenſtande des Spottes. Sein ganzes Streben iſt, in ſich und in uns ein funkenſprühendes Feuer angenehmer Ideen zu unterhalten. Wer erkennt nicht, wie in dieſer pſychologiſchen Beſchaffenheit des franzöſiſchen Geiſtes die Gründe aller Vorzüge und Mängel der franzöſiſchen Literatur liegen? Hieraus erklärt ſich die Unfähigkeit der Franzoſen zur großartigen Poeſie, die plötzliche und dauernde Vervollkommnung der Proſa, die Vortrefflichkeit aller Gattungen der Converſation und der Beredtſamkeit, die Herrſchaft und die Tyrannei des Geſchmackes und der Mode, die Kunſt der Anordnung und Entwickelung, die Gabe maßvoll, klar, unterhaltend und piquant zu ſein. Wie man Ideen ordnen müſſe, und welche Ideen vorzugsweiſe anziehen und feſſeln, darin ſind die Franzoſen die Lehrer Europa's geworden. Und das war es, was die Franzoſen des 11. Jahrhunderts ihren unterworfenen Sachſen gewaltſam beibringen wollten.

Die Eroberung der Normannen hat dem Charakter und der Geſchichte des engliſchen Volkes den politiſchen und praktiſchen Geiſt verliehen, der es von den anderen germaniſchen Völkern unterſcheidet. Die Normannen haben die Sachſen unterwerfen, aber nicht vernichten können. Faſt zwanzigmal ſtärker an Zahl als ihre Sieger, haben die Sachſen gelitten und gekämpft für ihre Exiſtenz, für ihre Sitten, Gewohnheiten und Geſetze, und in dieſem langen Kampfe haben ſie Geduld, richtige Beurtheilung der Umſtände, wie alle Fähigkeiten und Neigungen ſich angeeignet, wodurch die Freiheit errungen und Staaten gegründet werden. Die Energie und der kriegeriſche Muth hat ihrem Geiſte die thätige und poſitive Richtung verliehen, die ſie lange für eine höhere und feinere Kultur unempfänglich machte. Die Literatur der Sachſen beſchränkte ſich auf rohe Verſuche im Epos, Liede und in der Ballade und auf einzelne proſaiſche Schriften über politiſche und religiöſe Reformen (John Forteſcue, Plomenan, Wiclef). Die normänniſche Literatur begnügte ſich mit Kopien und Nachbildungen franzöſiſcher Originale. Getrennt von dem Stamme vertrocknete bald dieſer Ableger franzöſiſcher Literatur. Nur Einen großen Dichter hat ſie hervorgebracht, Jeffrey Chaucer, faſt Franzoſe ſeinem Geiſte nach und ganz Franzoſe ſeinem Style nach.

Ungarn.

Ueber den Urſprung der Magyaren.

I.

Sprachliche Momente, nach Paul Hunfalvy.

Die Nr. 43 des „Magazin" von 1864 brachte einen längeren Artikel über „Urſprung und Herkommen der Magyaren." Da aber die dort aufgeſtellten Anſichten dem heutigen Standpunkte der Sprach- und Geſchichtsforſchung nicht entſprechen und geeignet ſind, auf Ungarns wiſſenſchaftliche Beſtrebungen ein ſchiefes Licht zu werfen, indem ſie veraltete Daten neu auffriſchen, ſo wolle man mir nachſtehende Notizen geſtatten. Vorher jedoch erklären wir, daß dieſe Bemerkungen keineswegs den magyariſchen Hiſtoriker, M. Horváth treffen, denn dieſer achtungswerthe Geſchichtsſchreiber hat in der neuen Bearbeitung ſeines Werkes, wovon bereits ſechs Bände erſchienen, ſeine frühere, compendiöſe Behandlung der ungariſchen Geſchichte als ungenügenden Verſuch bezeichnet, der nur in Folge einer Indiscretion dem deutſchen Publikum in der vom „Magazin" beſprochenen Geſtalt übergeben wurde.

Es giebt keine hiſtoriſche Frage, welche ſo vielfältig behandelt wurde, als die über Urſprung und Herkunft des magyariſchen Volkes; keine der Fragen hat aber auch eine ſo vielfache Löſung erfahren, ohne daß auch nur Eine die Wiſſenſchaft vollkommen befriedigt hätte. Wenn wir auch von den Arbeiten des vorigen Jahrhunderts abſehen, ſo bleibt uns immer noch eine faſt unüberſehbare Maſſe von Broſchüren, kleinen und großen Abhandlungen übrig, um eben ſo viele verſuchte Löſungen des hiſtoriſch-ethnographiſchen Räthſels zu bieten. Beſonders heftig wogte der Kampf im Lande der Magyaren ſelbſt, und wenn das Ausland in der beregten Frage bereits früher ſchon auf richtiger Fährte anlangte, ſo trägt hieran nur die Heißblütigkeit ſchuld, mit der man in Ungarn den Streit unterhielt, und die durch eine mißverſtandene Eitelkeit ſtets neue Nahrung empfing. Im Allgemeinen theilten ſich die Streiter in zwei Hauptparteien, in Hunnophilen und Finnophilen, welch letztere im Lande ſelbſt von jeher nur höchſt ſporadiſch vorkamen, dagegen im Auslande die Mehrzahl bilden. An der Spitze der Partei ſteht der vielfach geſchmähte Schloezer, der in ſeiner Ueberſetzung des älteſten ſlaviſchen Chroniſten Neſtor*) aus dem

*) Neſtor, Ruſſiſche Annalen, in ihrer ſlavoniſchen Grundſprache verglichen, überſetzt und erklärt von L. A. Schloezer. 5 Theile. Göttingen 1802—1809.

Digitized by Google

11. Jahrhundert die finniſche Verwandtſchaft der Magyaren behauptete. Ihm folgten in Deutſchland die meiſten Hiſtoriker, ſo namentlich Müller (Der ugriſche Volksſtamm, Berlin 1837), Neumann (Die Völker des ſüdlichen Rußlands, Leipzig 1847). Klaproth, Schaffarick u. A., während er in Ungarn nur Feinde und Anfechter fand und man bis heute auf ihn nur übel zu ſprechen iſt. Vereinzelt ſteht da der treffliche Pray und Gyarmathi, der eine als Hiſtoriker, der andere als Grammatiker, welche Beide ohne nationale Vorurtheile der Wahrheit die Ehre gaben. Denn ſo ſteht die Sache: man ſchämt ſich der Verwandtſchaft mit den rothhaarigen Finnen und den Wogulen von kalmukiſcher Geſichtsbildung. Selbſt ein ſo eminenter Geſchichtsforſcher wie M. Horváth bringt dieſe Gründe gegen die finniſche Stammverwandtſchaft vor und ſucht mit Aufwand vieler Gelehrſamkeit den finniſchen Urſprung zu retten. Vergeblich! Die Wiſſenſchaft pflegt nicht die Schoßkinder kindiſcher Vorurtheile. Alle die ſüßen Träumereien einer romantiſchen Jugend zerſtieben wie Seifenblaſen vor dem rauhen Sturme wiſſenſchaftlicher Unterſuchung. Wer aber ſollte nicht ſchon dadurch ſchlimmen Verdacht hegen, wenn er ſah, daß man auf dem ganzen Erdenrunde herumſpähte, um würdige Ahnen zu finden. Da hörten wir den hochbewunderten, von Beleſenheit ſtrotzenden Stephan Horváth, wie er ſeinen gläubigen Anhängern verkündete, im Lande der Pharaonen, unter dem Schatten der Pyramiden habe die Wiege der Magyaren geſtanden. Georg Fejér führte doch nach Perſien, in das Land der Parther, und beweiſt, nur hier hätte man die Heimat ſeines Volkes zu ſuchen; aber nein! ein Nachtreter St. Horváth's beſchreibt uns ganz ernſthaft das glückliche Arkadien als Urſitz der Magyaren, oder wir werden gezwungen, ſelbſt an die Verwandtſchaft des auserwählten Volkes mit dem Volke der Magyaren zu glauben, und in einer Sitzung der ungariſchen Akademie vom Jahre 1862 wurde von demſelben phantaſiereichen Mitgliede direkt ausgeſprochen: Abraham ſei ein Vollblut-Magyare geweſen. Das Lächeln, womit die Gelehrten-Geſellſchaft dieſe Phantaſtereien ihres Mitgliedes aufnahm, dient uns als Fingerzeig, wie ernſte Männer in Ungarn ſelbſt über derartige Ausſchreitungen denken, und giebt damit die beſte Hoffnung, daß die Anhänger der Groß-Ahnen-Theorie immer geringer werden. Ausgeſtorben iſt die Partei freilich bis heute nicht, von Zeit zu Zeit giebt ſie noch ein verſtecktes Lebenszeichen, wie z. B. das akademiſche Mitglied J. v. Podhradezky in ſeinem werthloſen Kommentar über den anonymen Notar des Königs Bela, oder Herr v. Bartal, der mit Leib und Seele auf die ſkytiſch-parthiſch-finniſche Verwandtſchaft ſchwört.

Die größten Feinde finden dieſe Groß-Ahnen-Süchtigen aber an den Philologen der neueren Schule. Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat den ganzen Bau zertrümmert; es fängt an Licht zu werden. Welchen Kampf dieſe Wiſſenſchaft hier zu Lande durchzufechten hat, beweiſt ſchon der Umſtand, daß es der alten Schule noch gelungen iſt, ſogar die Redaktion des im Erſcheinen begriffenen großen ungariſchen Wörterbuches unter ihrem Einfluſſe zu behalten. Aber gerade hier wurde ihr ſcheinbarer Sieg zur gänzlichen Niederlage. Die allgemeine Verurtheilung, welche die erſten Hefte erfuhren, bewogen die Verfaſſer des Wörterbuches zur flehentlichen Bitte, man möge ſie doch allerſeits unterſtützen, und ſie traten ziemlich niedergeſchlagen den Rückzug an. Als Führer der neueren Sprachwiſſenſchaft in Ungarn aber glänzt Paul Hunfalvy, der im Vereine mit Fabian, Riedl, Budenz u. A. am Ausbau einer vergleichenden Grammatik der altaiſchen Sprachen rüſtig fortarbeitet. Hunfalvy nun iſt es, der vor Kurzem auch die vielfach ventilirte Abſtammungsfrage wieder auffaßte, und die Reſultate ſeiner Forſchung ſind es, die wir nachſtehend den geehrten Leſern in Kürze mittheilen wollen.

Hunfalvy's Arbeit befindet ſich im 61. Hefte der trefflich redigirten „Peſt-Ofner Revue“*) und führt den Titel: „A magyarok eredete“, d. i. Urſprung der Magyaren. Die „Einleitung“ führt aus, daß die Herkunft eines Volkes nur durch zweierlei Hilfsmittel zu erforſchen iſt: durch Erforſchung und Vergleichung der verwandten Sprachen und auf hiſtoriſchem Wege durch die Betrachtung und Würdigung der hiſtoriſchen Zeugniſſe, zu denen in gewiſſem Sinne und angemeſſener Beſchränkung auch Traditionen und Volksſagen gerechnet werden dürfen. Die ſprachlichen Beweiſe ſind den hiſtoriſchen an Werth überlegen, denn ſie reichen bis auf eine Zeit zurück, wohin des Hiſtorikers Fackellicht nicht mehr zu dringen vermag. Auch ſind ſie unabhängig von willkürlicher Beeinfluſſung und Verfälſchung. Aus dieſem Grunde ſucht der Verfaſſer auch zuerſt den Urſprung der Magyaren auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Sprachvergleichung zu erforſchen und wendet ſich erſt dann in zweiter Linie an die hiſtoriſchen Beweiſe. Seine erſte Frage lautet: Was bezeugen die Sprachen vom Urſprunge der Magyaren?

Eine geringe Kenntniß des magyariſchen Idioms iſt hinreichend zur Erkenntniß, daß wir es hier mit einer von den übrigen gebildeten Sprachen Weſteuropas weit abweichenden Kulturſprache zu thun haben, und es war nur einer kindiſchen Wortſpielerei möglich, zwiſchen den übrigen europäiſchen Sprachen und der magyariſchen Aehnlichkeit zu entdecken. Nur St. Horváth's fruchtbare Phantaſie konnte die Sachſen zu Stammverwandten der Magyaren machen. Die magyariſche Sprache gehört nämlich nach den evidenten Beweiſen der neueren Sprachwiſſenſchaft der altaiſchen (oder turaniſchen) Sprachfamilie an. Dieſe zahlreiche, geographiſch weit verbreitete Sprachfamilie begreift nach M. Müller nicht allein die ſogenannten finniſch-türkiſchen und mongoliſchen Dialekte in ſich, ſondern es gehören dazu auch die noch vielfach unerforſchten, faſt unzähligen Einzeldialekte der malayiſch-auſtraliſchen Inſelwelt. Für unſern Gegenſtand kommen jedoch nur drei Sprachzweige dieſer Familie zur Betrachtung: die finniſche, ugoriſche und türkiſche Sprachgruppe. Zur erſteren zählt man neben dem eigentlich Finniſchen (dem Suomi) noch das Lappiſche, Eſtniſche und Livländiſche; zur ugoriſchen Gruppe gehört die Sprache der Wotjaken, Mordvinen, Magyaren, Wogulen und Oſtjaken. Der türkiſche Sprachzweig zerfällt in den türkiſchen (osmaniſchen), tſchuwaſchiſchen, jakutiſchen, kojbatiſchen und karagaſſiſchen Dialekt. Die eingehende Unterſuchung dieſer Sprachgruppen ergiebt als geſichertes Reſultat, daß dieſe Sprachen ſowohl in Bezug auf Wortbildung, als hinſichtlich des grammatiſchen Baues, untereinander eben ſo, ähnlich ſind, als ſie andrerſeits ſich von der ariſchen und ſemitiſchen Sprachfamilie weſentlich unterſcheiden. Der Verfaſſer weiſt dieſe Aehnlichkeit nach am Zahlworte, an den Benennungen der Theile des menſchlichen Körpers, an den primitiven Thätigkeitsnamen (Verba), den Namen von natürlichen Dingen (Elemente, Himmelskörper, Lufterſcheinungen, Metalle, Feld- und Gartenfrüchte u. ſ. w.), an den Geſchlechts- und Verwandtſchafts-Namen, den Benennungen der Beſchäftigungen und endlich an dem ähnlichen Ausdrucke der Religionsbegriffe.**) Am Schluſſe dieſer

*) „Budapesti Szemle. Szerkeszti és kiadja Csengeri Antal.“ Peſt, G. Emich. Jährlich 10 Hefte.

**) Bei dieſer Gelegenheit weiſt er auch entſchieden die ariſche Abſtammung des Wortes „isten“ (Gott) zurück und erweiſt deſſen altaiſche Verwandtſchaft.

Digitized by Google

Unterſuchungen, auf deren Einzelheiten wir uns nicht einlaſſen dürfen, folgt eine lehrreiche Darſtellung des grammatiſchen Baues der finniſch-ugoriſch-türkiſchen Schweſterſprachen. Alle drei ſind gekennzeichnet durch den Mangel eines grammatiſchen Geſchlechts, durch die Beachtung der Vokalharmonie und durch die Suffigirung oder Agglutinirung, gemäß welcher ſelbſtändige Wurzeln zu einander treten, um ſo ein neues Wort zu bilden oder von neuer Beziehung anzuzeigen, während dieſer Akt in den ariſchen und ſemitiſchen Sprachen durch innere Lautveränderung (Ablaut) oder durch Beugung (Ableitung, Flexion) geſchieht. Dieſes Grundgeſetz ſcheidet durchgehends die altaiſche Sprachfamilie von den andern Sprachſtämmen ab.

Tritt man nun der altaiſchen Sprachfamilie näher, ſo ſcheidet ſie ſich, wie ſchon bemerkt, gleich den übrigen Familien in einzelne Sprachzweige, von denen für uns die finniſch-ugoriſch-türkiſchen Sprachgruppen die wichtigſten ſind. Obwohl nun dieſe Gruppen oder Zweige zu einer Familie gehören, ſo ſtehen ſie doch unter einander in näherer oder entfernterer Verwandtſchaft, und zwar hat die Unterſuchung ergeben, daß der ugoriſche Sprachzweig dem finniſchen näher ſteht als dem türkiſchen. Auf demſelben Wege gelangt man aber auch zu der Einſicht, daß die magyariſche Sprache viel nähere Beziehungen zu dem ugoriſchen Zweige hat, als zum finniſchen, alſo eigentlich keine finniſche, ſondern eine ugoriſche (oder ugriſche) Sprache iſt, und zwar ſchließt ſie ſich innerhalb dieſer Gruppe am nächſten an die Sprache der Wogulen an. Trotzdem enthält die magyariſche Sprache zahlreiche Wort- und Sprachformen, durch welche ſie der türkiſchen Gruppe näher tritt, und es folgt ſchon hieraus, ohne die Nothwendigkeit anderweitiger Beweiſe, daß ſie auch mit dieſer Gruppe ſpäter in längerer Verbindung geſtanden.

Für unſern ethnographiſchen Zweck folgert nun der Verfaſſer aus dieſen ſprachwiſſenſchaftlichen Thatſachen: die altaiſche Sprachverwandtſchaft läßt ſich nicht anders erklären, als durch Gemeinſamkeit und Nachbarſchaft der Niederlaſſungen und durch natürliche Vermiſchung der einzelnen Sprachglieder. Nur aus gemeinſchaftlichen Sätzen konnten die gleichen Zahlworte und alle jene Namen und Verba entſtehen, deren unverkennbare Verwandtſchaft nachgewieſen wurde. Ja, es leuchtet ein, daß dieſes Beiſammenſein um ſo länger gedauert haben muß, je ſtärker die Unterſchiede ſind, welche die altaiſche Sprachfamilie von den ariſchen und ſemitiſchen Sprachfamilien trennen. Wo dieſer erſte gemeinſchaftliche Wohnſitz geweſen, läßt ſich freilich nicht genau geographiſch beſtimmen, wahrſcheinlich am Altai. Dem anfänglichen Beiſammenwohnen folgte darauf eine Trennung derart, daß die Träger der finniſch-ugriſch-türkiſchen Sprachzweige ſich gen Weſten wandten. Die urſprüngliche Gemeinſchaft löſte ſich in einzelne Stämme, die neuerdings wieder lange Zeit benachbart lebten, während deſſen ſich der beſondere Charakter der einzelnen Sprachzweige vollſtändig entwickelte. Am erſten löſte ſich der türkiſche Zweig ab, ihm folgte der ugoriſche, dann der finniſche. Die vergleichende Sprachforſchung giebt uns nun die Gewißheit, daß die magyariſche Sprache nach der erſten Trennung mit dem ugoriſchen Sprachzweige in enger Verbindung lebte, und zwar, daß ſie hier als nächſte Verwandten die Sprache der Wogulen hatte, woraus folgt: die Vorfahren der heutigen Magyaren müſſen vor dem Beginne ihrer Geſchichte mit dem ugriſchen Volke der Wogulen in enger (nicht blos räumlicher, ſondern auch leiblicher) Verbindung geſtanden haben. Die Zeit und Thatſächlichkeit dieſer Verbindung fällt zum Theil außerhalb des Kreiſes hiſtoriſcher Erkenntniß, iſt aber nichtsdeſtoweniger richtig; denn das iſt ja eben der Vortheil ſprachwiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, daß ſie uns mit Sicherheit bis in die vorgeſchichtliche Zeit zurückführen.

Italien.

Präſident von Kirchmann: Erinnerungen aus Italien.*)

Dieſe Erinnerungen knüpfen ſich an eine ſechswöchentliche Reiſe, welche der Verfaſſer im Sommer dieſes Jahres durch einige Hauptſtädte Italiens, Rom und Neapel einbegriffen, geführt hat; Eindrücke meiſt perſönlicher Art, friſchweg geſammelt und mit munterer Wanderlaune erzählt; ein Buch, das ganz und gar nicht nach einem „trockenen“ Juriſten ausſieht. Es ſind lauter Erlebniſſe, bunt, wie ſie das Kaleidoſkop Italiens nur bei ſo ſchneller Fahrt entrollen kann: hier eine Audienz bei Pio Nono, da ein Beſuch bei Garibaldi (auf Iſchia, mit ſo viel Beſuchern aus Neapel, daß der arme General nichts thun konnte, als immerfort ſeinen Namen ſchreiben), der Veſuv und Pompeji, das Peter-Paulsfeſt und Albano, das Alles an dem Faden einer kleinen, wenn nicht ſelbſt erlebten, ſo doch ſelbſt erfundenen Novelle angereiht, zwiſchen einer ſchönen Schifferstochter aus Capri und einem nicht minder ſchönen jungen Polen, und am Schluſſe eine richtige Heirat: das ſind die „heſperiſchen Blätter“, die uns dies Bändchen bringt. Es iſt recht ein Buch für den „general reader“, wie ſie es in England nennen; und wer da ein Stündchen unſers nordiſchen Winters in blaue Luft und Sonnenſchein überſetzen will, dem mögen dieſe Erinnerungen beſtens empfohlen ſein. Er wird nicht erwarten, viel Neues über ein Land zu erfahren, über das er ſchon ſo viel geleſen hat. Ihn (den geneigten Leſer der „Erinnerungen“) werden wir auch nicht erſt zu bedeuten haben, daß ſich Land und Leute in ſechs Wochen nicht grade erſchöpfend ſtudiren laſſen, denn der Leſer iſt natürlich ſelbſt „gereiſt“ und weiß, was es auf ſich hat. Und grade mit Italien iſt es eine eigne Sache. Leute, die lange dort geweſen ſind, meinen, daß nirgends der erſte Eindruck des Volkslebens, der Geſellſchaft, der politiſchen, kirchlichen, literariſchen, kurz überhaupt der geiſtigen Bewegung mehr täuſche als in Italien. Sie behaupten, daß das Italien der Gegenwart, bei uns noch immer verſchrieen ſeit den Tagen des ſeligen Sebaldus Nothanker, in ſeinem Werthe und ſeiner Tüchtigkeit erſt recht erkannt werde, wenn man länger im Lande bleibe. Doch das ſind Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen, und Anſprüche, die ein Verſtändiger an das Wanderbuch eines Eiſenbahn- und Dampfſchiffreiſenden nicht machen wird.

Er wird ſich auch nicht wundern, wenn die Urtheile dieſes Buchs hin und wieder bedeutend von dem abweichen, was man wohl ſonſt lieſt, z. B. über Rom. Herr von Kirchmann nennt den Eintritt in Rom die größte von den Enttäuſchungen, die der Deutſche in Italien erfährt. Er ſah bei der Einfahrt nichts als eine moderne Stadt zweiten Ranges, und er hat dieſen fatalen Eindruck während der ganzen Dauer ſeines Aufenthalts augenſcheinlich nicht wieder los werden können. Nun iſt Rom eine Stadt, die man in acht Tagen allenfalls, Gott weiß es freilich mit was für Noth! „ſehen“ kann. Aber ſehen und genießen iſt zweierlei, und der Zwiſchenraum iſt in Rom größer als irgendwo ſonſt. Es giebt ja Städte genug, denen ein Vielgereiſter gleich

---

*) Berlin, bei Julius Springer, 1865. 218 S.

vom Bahnhofe aus aufs Schärfſte anſieht oder doch anzuſehen meint, weß Geiſtes Kind ſie ſind. Dazu gehört Rom eben nicht, denn ſein Genius loci ſitzt nicht auf dem Bahnhofe, iſt auch etwas ſpröde gegen Gäſte, die nach der Ankunft ſchon wieder an die Abreiſe denken. Es iſt im Ganzen ein langſamer Genius; die Jahrtauſende laſten auf ſeinen Flügeln und machen ihn gleichgültig gegen die Ungeduld und die Schnellſeitigkeit unſrer eiligen Gegenwart. Aber er iſt weder modern noch zweiten Ranges, ſondern ſehr antik, ſehr klaſſiſch, ſehr first rate, und bei näherer d. h. längerer Bekanntſchaft mit einem ſo eigenthümlichen Charakter begabt, daß man ihm keinen ſeiner Mitgenien an die Seite ſtellen kann.

Wir würden dieſe Lanze für Roms alten Adel nicht brechen, wenn unſer Touriſt ſich darauf beſchränkt hätte, ſeine achttägigen römiſchen Reminiscenzen, modern und zweiten Ranges wie ſie ſind mitzutheilen. Aber er lacht die aus, die länger dort zu thun haben, und das darf ihm nicht ungeſtraft hingehen. Es handelt ſich hier um ſein Kapitel von den deutſchen Künſtlern in Rom. Sollte die nichts weniger als ſchmeichelhafte Schilderung, zu der ſich Herr v. Kirchmann gedrungen gefühlt hat, nach Rom zu unſeren Landsleuten in die Fontana Trevi gelangen, ſo wird es einen heitern Abend geben, und ich ſtehe dem Herrn Präſidenten nicht dafür ein, daß muntere Geſellen Scheu tragen werden, das große Karikaturen-Album der deutſchen Künſtlerſchaft auf ſeine Koſten zu bereichern. Sollte es erlaubt ſein, über zahlreiche Männer zu urtheilen, ihre Lebensweiſe, ihr künſtleriſches Vermögen, die Beweggründe, die ſie an Rom feſſeln, zu kritiſiren, wenn man ein paar Tage in Rom war, und das zu einer Zeit, wo die meiſten deutſchen Künſtler außerhalb Roms waren? Oder läuft nicht eine Darſtellung, die ſich auf ſo handgreiflich ungenügende Quellen ſtützt, trotz aller ſcharfſinnigen Bemerkungen, die ſich dem geübten Auge des Schnellreiſenden darbieten, Gefahr, das große Publikum vollſtändig irre zu führen? Wie übertrieben die Schattenſeiten ſind, die Herr v. Kirchmann dem deutſchen Künſtlerleben in Rom beimißt, geht am klarſten daraus hervor, daß von Jahr zu Jahr, trotz des beklagenswerthen Mangels an thatkräftiger Förderung aus dem Vaterlande, den deutſchen Kunſtwerkſtätten in Rom Werke entſprießen, die dem deutſchen Namen Ehre machen. Und das iſt denn auch der Beweis zugleich, daß es mit dem Leben in Rom für Künſtler doch etwas mehr auf ſich hat, als es Herrn v. Kirchmann auf den erſten Blick ſcheinen mochte. Wer dies Etwas recht faßlich vor Augen haben will, der kann es z. B., um nicht an Größere und Aeltere zu erinnern, gar reizend beſchrieben finden in dem erſten Bande der Mendelsſohn'ſchen Briefe. Ich kann es nicht unterlaſſen, ein paar Zeilen anzuführen. Indem ſie dieſe Bemerkungen ſchließen, mögen ſie Zeugniß ablegen für Rom und für die deutſchen Künſtler in Rom gegen das haſtige Urtheil des modernen Touriſtenthums.

„Den verlangten Bericht," ſchreibt Felix an Profeſſor Zelter, als er ſchon mehr als einen Monat in Rom gelebt hatte, „von hier anzufangen, wird mir ein wenig ſchwer. Der Eindruck des ganzen Rom iſt ſo ernſthaft, ſo durch und durch ins Innere dringend und ſo heiter erhebend, wie man ſich das Leben des Alterthums vorſtellen möchte; *andere* Trümmer ſind niederſchlagend und melancholiſch, die Ruinen *hier* ſind die feſteſten Denkmäler einer reichen Vergangenheit, und wenn mich anderswo Alles an die Zerſtörung und den Untergang erinnerte, ſo freue ich mich hier der ewig bleibenden Größe und Allgewalt. So ſteht das Koloſſeum und die Baſilika des Konſtantin da, und jeder Menſch, der ſieht, wie Alles das auch von Menſchen gemacht iſt, muß ſich erhoben fühlen. Ich verdanke dem, was nicht die eigentliche Muſik iſt: den Ruinen, den Bildern, der Heiterkeit der Natur, am meiſten Muſik."

Sollte das nicht den Malern und Bildnern auch paſſiren?

Und die Campagna, die Herr v. Kirchmann die berüchtigte Campagna nennt! Felix Mendelsſohn, der kein Enthuſiaſt war und kein gedankenloſer Bewunderer, ſelbſt nicht von Rom, ſchreibt von der Campagna:

„Neulich war ich auf Ponte Nomentano. Das iſt eine einſame verfallene Brücke in der weitlinigen, grünen Campagna. Manche Ruinen aus den Römerzeiten, manche Wartthürme aus dem Mittelalter ſtehen da auf den langen Wieſenreihen umher. Am Horizont erheben ſich dann alle die Berge, jetzt theils mit glänzendem Schnee bedeckt, von den Wolkenſchatten in ihrer Farbe und Geſtalt phantaſtiſch verändert, und die himmliſch luftige Erſcheinung des Albanergebirges, das wie ein Chamäleon ſich während des Blickes verwandelt, — wo man auf Meilenweite die kleinen weißen Kapellchen auf dem dunkelſchwarzen Berggrunde ſchimmern ſieht, bis zum Paſſioniſtenkloſter auf dem Gipfel; und wo man verfolgen kann, wie dort der Weg durch Gebüſch ſich windet, dort der Berg zum Albaner-See abfällt, dort eine Eremitenwohnung aus den Bäumen hervorguckt; — es iſt ſo weit wie Potsdam von Berlin, ſage ich als guter Berliner, aber es iſt wie ein ſehr liebliches Traumbild, ſage ich im Ernſt. Da ſteckt die Muſik darin, da tönt's und klingt's von allen Seiten ...."

Ja wohl, da ſteckt Muſik darin!

P. D. Fiſcher.

Nord-Amerika.

Der freie Menſch und die freie Arbeit in den Vereinigten Staaten.

Die Arbeit, welche der gegenwärtige Krieg innerhalb der amerikaniſchen Union erfordert, iſt nicht blos eine Arbeit auf dem Schlachtfelde, denn dieſer Krieg bedeutet eine innere Entwickelung im Geiſte der Menſchheit: der Gedanke der Inferiorität der afrikaniſchen Race ſoll ausgetilgt werden, und ihn theilen nicht allein die Junker der Südſtaaten und ihre Anhänger in England und Frankreich, ſondern ſelbſt viele Naturforſcher. Der welthiſtoriſche Kampf in der Union hat deshalb unter den Heeren auch die Kämpfer auf dem Gebiete der Geiſtesfreiheit ins Feld gerufen; eine ernſthafte Literatur, deren Sichtung einer ſpäteren Generation anheim fällt, hat die einſchlägigen ſtaatlichen, wirthſchaftlichen und anderen Fragen nach allen Seiten hin beleuchtet und iſt fortwährend mit deren Aufſtellung beſchäftigt. Eine der gewichtigſten betrifft die *Sklavenarbeit* und die Gegenſtände der Produktion, welche ihr unterliegen, namentlich die der Baumwolle.

Wir glauben deshalb dem Verlangen der Leſer dieſer Blätter zu entſprechen, wenn wir ſie auf die neueſte Schrift des ehemaligen Kanzlers der Univerſität in Michigan, *Herrn Henry P. Tappan* aufmerkſam machen, welche für die wiſſenſchaftlichen und ſtaatsrechtlichen Grundlagen zur Beurtheilung der ganzen Sachlage ein reiches und theilweiſe ganz neues Material bietet. Henry Tappan iſt unter ſeinen Landsleuten beſonders durch ſein umfaſſendes philoſophiſches Werk „On the Will" bekannt geworden, über welches in der philoſophiſchen Geſellſchaft in Berlin von mir ausführliche Mittheilung gemacht iſt und wovon ſich ein Auszug

Digitized by Google

in deren Zeitſchrift: „Der Gedanke" befindet. (Jahrg. 1864, Hft. 3. und 4.)

Aus Tappan's neueſter Schrift wird es zur ferneren Kenntnißnahme genügen, den hier folgenden Eingang mitzutheilen.

F. A. Märcker.

* * *

Der furchtbare Kampf, welcher jetzt in Amerika gekämpft wird, iſt ein Kampf zwiſchen freier Arbeit und Sklaven-Arbeit, oder um beſtimmter zu ſprechen: ein Kampf zwiſchen den Prinzipien, welche einander gegenüber dieſe Formen der Arbeit beherrſchen.

Die Arbeit iſt überall frei, wo der Arbeiter über ſeine perſönliche Kraft und über ſein Geſchick zur Arbeit frei gebietet und ſie frei für ſein eigenes Kapital in irgend welcher Art der Thätigkeit verwendet, oder, wenn er ſelbſt kein Kapital beſitzt, dieſelben gegen Lohn an einen Andern verdingt, der Kapital beſitzt, aber nicht arbeiten mag oder deſſen Kapital den Umfang ſeiner eigenen Arbeitskraft überragt, ſobald dieſes ohne Beihülfe bleibt.

Die Arbeit iſt unfrei, wo der Arbeiter weder Kapital beſitzt, noch über ſeine perſönliche Kraft und ſein Geſchick zur Arbeit frei verfügt, ſondern wo er ſelbſt ein Theil des Kapitals als Eigenthum eines Andern iſt. Hier verſchwindet der Unterſchied zwiſchen Arbeit und Kapital, inſofern man nicht etwa den Aufſeher der Sklaven als Arbeiter betrachtet, gerade wie die Viehtreiber und die Lenker von Maſchinen Arbeiter ſind.

Das Prinzip, welches die freie Arbeit lenkt, iſt nichts Geringeres als das Prinzip der Menſchenrechte, das Prinzip, wonach alle menſchlichen Weſen gewiſſe unveräußerliche Rechte beſitzen, wie: Leben, Freiheit und das Streben nach Glückſeligkeit, und zwar ſo, daß die perſönliche Freiheit das Grundrecht iſt, welches dem Leben ſeine gerechte Sicherheit und ſeinen Werth giebt und welches allein das Streben nach Glückſeligkeit möglich macht.

Das Prinzip, welches die Sklavenarbeit lenkt, iſt das der abſoluten Gewalt, das Prinzip, welches am letzten Ende die Bedingungen und Beziehungen menſchlicher Weſen ſo beſtimmt, daß Gewalt Recht giebt, ein Grundſatz, wonach Wenige Alles beſitzen und Viele beherrſchen, welcher Grundſatz in ſeinen letzten Folgeſätzen zur Autokratie wird, ſo daß Einer Alles beſitzt und Alle beherrſcht.

Die Fundamental-Prinzipien, welche ſich in Amerika entgegenſtehen, ſind demnach Demokratie und Autokratie.

Der Kampf zwiſchen dieſen Prinzipien hat von jeher den großen politiſchen und ſocialen Kampf in der Welt ausgemacht. Abſolute Autokratie und reine Demokratie ſind ſelten als die Folgen dieſes Kampfes in der Welt erſchienen. In dem Verlauf deſſelben hat ſich ein conſtantes Fortſchreiten der letzteren gegen die erſtere gezeigt, und dieſes hat zu gewiſſen Kompromiſſen und Vereinigungen geführt. Unter dieſen erſcheint als die wohlthätigſte die konſtitutionelle Monarchie, in welcher die Menſchenrechte anerkannt ſind und wo die Autokratie eine erbliche Form annimmt unter der Beſchränkung durch die wachſamen Vertreter des Volks.

In Amerika war eine Demokratie entſtanden, welche auf den breiteſten Grundlagen ruht, die jemals die Geſchichte geſehen hat. Eine neue Welt, durchaus unbehindert durch die Vorgänge vergangener Jahrhunderte und frei von den feudalen Unzulänglichkeiten, die andere Völker gleich erblichen Krankheiten überkommen haben, konnte leicht und angemeſſen zum Felde eines Verſuchs gemacht werden, bei dem die ganze Menſchheit betheiligt iſt.

Bevor ein Jahrhundert verſtrichen war, iſt dieſer Verſuch, während er in erfolgreicher Weiſe die Möglichkeit der Demokratie ans Licht ſtellte, Eigenthum, Reichthum und Glück unter Viele zu theilen und Bildung unter den Millionen des Volkes zu verbreiten, plötzlich durch einen Aufruhr von den furchtbarſten Dimenſionen und der mit gleichem Geſchick und Muth geleitet wird, unterbrochen worden.

Dieſes Ereigniß findet ſeine Erklärung, wenn wir uns die Thatſache vor Augen ſtellen, daß die ſogenannte reine Demokratie in Amerika in der That ein Verſuch war, die reine Demokratie eines Theiles des Landes mit dem abſoluteſten Despotismus in dem anderen Theile zu vereinigen. Jeder Sklavenhalter iſt auf ſeinem eigenen Grunde ein Autokrat; er gebietet zugleich über Kapital und Arbeit; ſein Wille iſt ungeſchriebenes Geſetz und eine unwiderſtehliche Macht. So wurde das Prinzip der Autokratie im Süden zur Reife gebracht, während im Norden das der Demokratie unbehindert war, wie das Licht und der Hauch des Himmels.

Daher war die Demokratie in Amerika nicht ſolch ein Kompromiß und eine Verſöhnung der ſich entgegenſtehenden Prinzipien, wie wir ſie in der konſtitutionellen Monarchie wahrnehmen, wo die Autokratie ſich mit den Formen und dem Glanze der Macht begnügt, ſondern es war eine wirkliche aktive Autokratie, welche mit einer wirklichen aktiven Demokratie in demſelben Hauſe lebte. Die ſich entgegenſtehenden Prinzipien, und zwar in ihrer intenſivſten Erſcheinung, wie ſie ſich in der abſoluten Sklavenarbeit und in der abſolut freien Arbeit darſtellten und ihre Rechte und Freiheiten in ganz beſtimmten Abtheilungen auseinanderhielten, traten in dieſelbe Nationalität ein. Obgleich die Sklaverei in Griechenland und Rom Prinzipien und Neigungen zur Reife brachte, welche den Weg für den Despotismus bereitete, der an die Stelle der Republiken trat, ſo war ſie doch dort eine allgemeine Einrichtung, durch welche nicht ein Streit der Meinungen genährt wurde. In Amerika jedoch war die Sklaverei eine Ausnahme und eine begränzte Einrichtung und ſtand immer im Gegenſatz zur freien Arbeit. Während dieſe auf der einen Seite hoffte, daß ihr edler und milder Einfluß allmählich auf friedlichem Wege die andere vertilgen würde, war ihr Widerſacher entſchloſſen, zu leben, ſich auszubreiten und zu herrſchen. Als die Sklavenarbeit ſich in der Union nicht weiter ausbreiten und in ihr herrſchen konnte, trennte ſie ſich, um ein eignes Reich zu gründen. So brachen die beiden feindlichen Prinzipien in offenem Kriege gegen einander los; die eine Kraft zerriß die Union, die andere ſtrebt, ſie zu erhalten. Auf weſſen Seite ſteht in dieſem Kampf das Recht? Wer wird die Oberhand behalten? Unter welchen Bedingungen kann eine Wiederherſtellung der Union von Dauer ſein?

Mir ſind in Europa Viele begegnet, welche die Auflöſung der amerikaniſchen Union ſicher verkündeten; beſonders ſind es Engländer, welche ſich dieſer Prophezeiung hingeben; ſie ſprechen ſcherzhafter Weiſe von den aufgelöſten Staaten. Dieſe ihre Prophezeiung wird in der Regel von zwei Bemerkungen begleitet, die darauf abzielen, zur Reſignation aufzufordern oder gar Troſt zuzuſprechen: erſtens daß es unverſtändig iſt zu hoffen, in Amerika die Einheit eines ungeheuern Territoriums zu erhalten, während man es in Europa unausführbar gefunden habe, und daß die Vertheilung der Vereinigten Staaten unter verſchiedenen Nationalitäten gegen den allgemeinen Lauf der Geſchichte ſprechen würde, zweitens aber, daß eine ſo gewaltige Macht, wie ſie die dauernde Vereinigung dieſer Staaten zu Einer Nationalität erzeugen müſſe, die Sicherheit der anderen Staaten gefährden würde, oder, um uns einer techniſchen Phraſe zu bedienen, ſie würde das Gleichgewicht der Macht verrücken.

Meine Antwort hierauf war wahrſcheinlich derjenigen gleich,

Digitized by Google

welche viele meiner Landsleute bei ähnlichen Diskuſſionen gegeben haben. Die Prophezeiung ſelbſt habe ich der Widerlegung nicht der Mühe werth gehalten, ſondern habe gewöhnlich denen, welche ſie ausſprachen, die Genugthuung gelaſſen, ſich daran zu erfreuen, da ich ja weiß, daß man alle Vorherſagungen dem Reich der Zukunft überlaſſen muß. Weil aber die beiden begleitenden Bemerkungen einige Fundamental-Fragen in ſich ſchließen und den Hintergrund haben, daß wir zu ihrer Ausführung mitwirken ſollten, indem wir mit gutem Anſtande das aufgeben, wovon man ausſpricht, daß es eben ſo angemeſſen als unvermeidlich ſei, ſo fand ich mich natürlich in eine Diskuſſion hineingezogen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit erſuchte ich meinen Gegner, auf der Karte eine angemeſſene Theilungslinie unſers Territoriums zu ziehen, und ich bat ihn, die Flüſſe oder die Gebirgszüge zu bezeichnen, die eine natürliche Scheidung zwiſchen den nördlichen und den ſüdlichen Staaten bilden. Da es eine ſolche natürliche Scheidung nicht giebt, ſo konnte er nur die Wahl zwiſchen zwei Auskunftsmitteln bieten, nämlich den Süden ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſo wie er es fordert, oder den Verſuch zu machen, durch Unterhandlungen eine imaginäre Theilungslinie zu beſtimmen.

Die Einwürfe gegen das erſte Auskunftsmittel ſind mannigfach. Indem der Süden verlangte, daß man ihn ſich ſelbſt überließe, forderte er für ſich den ganzen Theil unſres Landes, wo die Sklaverei beſtand, alſo mit Einſchluß des Diſtrikts von Columbia mit der Hauptſtadt der Nation. Ebenſo ſchließt dieſe Forderung den Miſſiſipi und die ungeheuern Territorien auf ſeiner Weſtſeite in ſich. Mehr als die Hälfte des nationalen Gebietes mit den Feſtungen und öffentlichen Vorräthen, welche es in ſich ſchließt, mit Inbegriff der ungeheuern Linie der Seeküſte, die ſich von den Vorgebirgen von Delaware ſüdwärts erſtreckt und den Golf von Mexiko in ſich ſchließt, wurde ſo gefordert, um eine gewaltige auswärtige Macht zu bilden mit einer imaginären Gränzlinie von nicht weniger als fünfzehnhundert Meilen.

Henry P. Tappan.

Japan.

Rudolf Lindau's Japan-Fahrt.*)

Zur Geſchichte Japans und ſeiner Verfaſſung.

„Eine Reiſe um Japan" hat unſer Landsmann, Herr R. Lindau in Paris, ein Mitarbeiter des „Magazin", das Werk in franzöſiſcher Sprache genannt, in welchem er die Reihe von Artikeln über Japan, die er vor einiger Zeit in der Revue des deux Mondes veröffentlichte, zu einem Ganzen zuſammengefaßt hat. Auf dieſe gründliche Studie iſt in dem „Magazin" bereits vorläufig aufmerkſam gemacht worden. Nun uns das Werk vorliegt, müſſen wir es als das Beſte bezeichnen, was wir über japaniſche Verhältniſſe geleſen haben. Möge man ſich durch den Titel nicht verführen laſſen zu glauben, daß Herr Lindau Japan nur im Vorüberſegeln und aus der Ferne kennen gelernt und matte Beobachtungen mit franzöſiſcher Phantaſie zu oberflächlicher Lektüre zuſammengetragen habe. Ein zweijähriger Aufenthalt in Japan, verbunden mit mehreren Reiſen in das Innere dieſes Landes, befähigte unſeren Landsmann, tief in den Charakter des Inſelvolkes zu blicken, die ſeltſamen Ereigniſſe, welche ſeit kaum einem Jahrzehend ſich Japan zu dem Schauplatze eines wechſelvollen, nicht ſelten blutigen Dramas erkoren, in ihrer geſchichtlichen Entwickelung zu betrachten und daraus einen Schluß auf die Zukunft dieſes intereſſanten Landes zu ziehen.

Allerdings gewinnt das Werk dadurch an Bedeutung, daß es uns rund um Japan herumführt und uns auch mit denjenigen Theilen der Inſeln und ihrer Meere bekannt macht, welche bis jetzt von den Europäern wenig beſucht werden konnten. Das Hauptintereſſe concentrirt ſich jedoch in den Beziehungen der Japaneſen zu den Eindringlingen des Abendlandes. Wir kannten bisher meiſt nur die äußere Seite dieſer Beziehungen; was ſozuſagen hinter den Couliſſen vorging, welche Ränke unter der Oberfläche des täglichen Verkehrs geſponnen wurden, welche Aufregung ſich des ganzen Landes und aller Gemüther, ſelbſt bis in den kaiſerlichen Palaſt zu Kioto hinein, ſich bemächtigt hatte, welche Leidenſchaften in den Parteien des Fortſchritts und der Reaktion wirkten, wie ſie hier zum politiſchen Morde, dort zum freiwilligen Opfertode für Ehre und Vaterland antrieben, und wie alle Ereigniſſe die Richtung zu einer ſozialen wie politiſchen Revolution nehmen — darüber ſind ſelbſt die Europäer in Japan lange Zeit im Unklaren geblieben. Hier erhalten wir eine anziehende und klare Schilderung dieſer feinen und doch gewaltig wirkenden Beziehungen. Zu ihrem Verſtändniß werden wir in die japaneſiſche Geſchichte der letzten Jahrhunderte zurückgeführt, mit welcher wir uns daher zunächſt beſchäftigen müſſen.

Wir erblicken da ein Schauſpiel, das in Aſien ſeit Jahrtauſenden aufgeführt zu werden pflegt. Die ſchwachen Träger einer heruntergekommenen Dynaſtie liegen im Kampfe mit ihren höchſten Beamten, denen die Verwaltung weitläufiger Provinzen anvertraut iſt. Allmählich gewöhnt, in dieſen Provinzen unumſchränkt zu herrſchen, betrachten ſich dieſe Beamten (Daimionen) ſchließlich als die Herren ihrer Gebiete; ſie machen ſich unabſetzbar, ihre Würde erblich; ſie ſagen dem Kaiſer (Mikado) geradezu den Gehorſam auf und nehmen nicht Anſtand, unter ſich Bündniſſe gegen ihn zu ſchließen. Die Mikadonen ſehen ſich genöthigt, vertraute Männer, die Chiogune oder Taikune, gegen die rebelliſchen Unterthanen zu ſenden, um ſie zum Gehorſam zurückzubringen. Mehrere Generationen hindurch währt der Kampf, und die Chiogune bewähren dabei lange Zeit eine ſchätzbare Treue. Allein endlich wird die Verſuchung zu ſtark, und ſie mißbrauchen die Vollmacht, mit welcher ſie ausgeſtattet ſind; ſie fangen an, den Krieg gegen die Daimionen auf eigene Rechnung anſtatt zu Gunſten ihres Herrn zu führen, und ſie erringen auf dieſe Weiſe eine Macht, welche ſich im Laufe der Zeit zur vollſtändigen Herrſchaft des ganzen Landes ausgebildet hat. Der Knotenpunkt dieſer politiſchen Umwälzung fällt in eine Zeit, wo auch Europa, und zwar von religiöſen Kämpfen, erſchüttert wurde.

Im Jahre 1598 gelangte Hieas zur Würde des Taikuns. Aus einem jungen Geſchlechte ſtammend, Beſitzer eines der kleinſten Fürſtenthümer, jedoch als Verwalter von fünf anderen Provinzen zu anſehnlicher Macht emporgekommen, fand er bei den Daimionen entſchloſſenen Widerſtand: nicht einmal als ihres Gleichen wollten ſie ihn betrachten, vielweniger noch ſich ihm unterordnen. Dreizehn Jahre führte Hieas den Krieg gegen dieſe aufſäſſigen Herren. Das Glück begünſtigte ihn dabei; er verjagte mehrere von ihnen aus ihren Provinzen, und nur achtzehn der Daimionen, welche ſich verbunden und eine beträchtliche Armee

*) Un voyage autour du Japon. Par Rodolphe Lindau. Paris, Hachette et Cie. 1864.

Digitized by Google

gegen ihn aufgebracht hatten, hemmten ihn in ſeinem Siegeslauf. Die Sonne ſeines Lebens neigte ſich zum Untergange und er fürchtete ſich mit Recht, in einer Schlacht den Preis einer langen und ruhmreichen Laufbahn auf's Spiel zu ſetzen. Uebrigens ſtark genug, um ſeinen Ehrgeiz zu überwinden, entſchloß er ſich, einige Konzeſſionen zu machen. Ohne daß ſein Stolz darunter zu leiden hatte, ließ er die Verbündeten zu einer Unterredung einladen. Dieſe begrüßten ſeine Eröffnungen mit lebhafter Befriedigung und unterzeichneten jenen berühmten Vertrag, welcher noch heute den Namen der Gongenſama-Geſetze führt. Der vollſtändige Text dieſer Verfaſſung Japans iſt noch nicht bekannt. Um ſich aber einen Begriff von der Mannigfaltigkeit zu machen, welche in den Beziehungen zwiſchen dem Taikun und jedem der „großen Daimionen“ herrſcht, muß man wiſſen, daß Hieas mit jedem derſelben beſonders verhandelt hatte und daß daher die Verfaſſung Japans ſich auf achtzehn beſondere Verträge ſtützt.

Die Gongenſama-Geſetze, welche das geſpaltene und ſo lange beunruhigte Reich zum erſten Male wieder vereinigten, wurden dem Mikado zur Genehmigung vorgelegt, welcher ſich in den einigen Willen ſeiner Vaſallen fügen mußte. Dieſe Geſetze verminderten übrigens nicht ſeine äußere Majeſtät; ſie ließen ihn in unbeſtrittenem Beſitze ſeines Titels und verliehen ihm alle Ehren der königlichen Macht. In der That aber verlor der Mikado das Recht, irgend einen ſeiner Lehnsleute abzuſetzen; doch behielt er die Befugniß, jedem Daimio die Inveſtitur ſeines Lehns zu bewilligen, und kein Taikun konnte in Funktion treten, bevor er die Beſtätigung ſeiner Vollmacht erhalten hatte. Ferner kam man darin überein, — und dies wurde ſpäter ſehr verhängnißvoll — daß keine Reform, ſofern ſie eine Veränderung der Verfaſſung in ſich ſchließt, ausführbar ſei, bevor der Mikado ſie ſanktionirt haben würde.

Der Hof von Japan blieb in Kioto, die Regierung dagegen wurde nach Jedo verlegt, und der Taikun übernahm die Zügel derſelben als Chef der Exekutivgewalt. Der Mikado wurde darin durch den vereinten Körper der achtzehn Daimionen vertreten. Dieſe waren, um der Macht des Taikuns ein Gegengewicht zu geben, gezwungen, in beſtimmten Zeiten in der zweiten Hauptſtadt des Reiches zu wohnen. Unterthanen des Mikado und nicht des Taikuns, hatten ſie zwar Pflichten gegen dieſen zu erfüllen, allein auch er war ihnen verantwortlich für alle Maßregeln, welche das öffentliche Intereſſe berührten. Vertreier des alten Adels, Pairs von Japan, unabhängig und ſouverain von Mikado's Gnaden, fuhren die Daimionen fort, in dem Taikun lediglich einen hohen Beamten des Reichs zu ſehen; ſie betrachteten ihn als einen Parvenü, welcher zeitweilig mit den Regierungsgeſchäften betraut wird. Dieſe Anſchauung, welche nicht wenig den Ideen unſres vaterländiſchen Adels gleicht und ſpäter in dem Verkehr zwiſchen Japan und den Fremden einen feſten Knoten von Verwickelungen geſchürzt hat, rechtfertigt ſich allerdings zum Theil durch die Stellung, welche die Gongenſama-Geſetze dem Taikun haben verleihen wollen.

Denn legitimer Herrſcher iſt der Mikado, der Taikun iſt in der That nur einer ſeiner Großwürdenträger; er nimmt den Platz eines Major domus ein und iſt mit der Verwaltung des Reiches betraut, ohne in irgend einer Weiſe legislative Macht zu haben. In der politiſchen Ständeordnung iſt der Taikun nicht allein dem Mikado, ſondern auch mehreren Großwürdenträgern untergeordnet, ja ſogar den achtzehn „großen“ Daimionen. Wenn die Taikune im Laufe der Jahrhunderte dennoch im ruhigen Beſitze einer Macht geblieben ſind, welche unvermeidlich Eiferſucht und Haß zwiſchen ihnen und den Daimionen hervorrufen mußte, ſo muß man die Erklärung dieſes ſeltſamen Umſtandes in den Geſetzen ſuchen, durch welche Hieas, der Gründer der herrſchenden Taikun-Dynaſtie, ſeine Intereſſen mit denjenigen verſchiedener japaneſiſcher Fürſten verbunden hat; er machte dieſe Intereſſen ſolidariſch, indem er die Stellung und die Unabhängigkeit der Daimionen von der Stellung und der Unabhängigkeit des Taikuns abhängig machte. Die achtzehn „großen“ Daimionen ſind in der That, wie wir geſehen, Uſurpatoren ihrer ſouveränen Stellung ebenſo wie der Taikun.

Wurde die Macht des Taikuns von den Daimionen immer nur thatſächlich anerkannt, ſo wußte er ſich dafür zu rächen; er demüthigte ſie, indem er einen neuen Adel von nicht geringer Macht hervorrief. Die „kleinen“ Daimionen, 344 an der Zahl, und 80,000 Hattomotonen oder Kapitäne, verdanken dem Taikun ihr Daſein. Als Vaſallen ſollten dieſe neuen Edlen ihm huldigen, ihm Tribut zahlen, ſich einer militairiſchen Aushebung unterwerfen und in gewiſſen Fällen, wenn der Lehnsherr es verlangte, ihm ihre Lehne zurückgeben.

Fügen wir noch hinzu, daß der Taikun von einem Rath der Fünf umgeben iſt, durch welchen die exekutive Gewalt repräſentirt wird, und daß in wichtigen Angelegenheiten die großen und kleinen Daimionen zu einer Verſammlung einberufen werden, welche ſelbſt Verfaſſungs-Veränderungen beſchließen kann — ſo haben wir in allgemeinen Zügen ein Bild der Verfaſſung, wie Japan ſie in den Gongenſama-Geſetzen erhalten hat. Für unſern Zweck iſt noch die bekannte Thatſache wichtig, daß nach dieſen Geſetzen die Fremden unbedingt von Japan ausgeſchloſſen bleiben ſollen.

Aus dieſen Anführungen, ſo allgemein ſie immerhin gehalten ſind, werden wir zwei Schlüſſe ziehen dürfen: einerſeits nämlich, daß die Gewalt des Taikuns, wenn ſie ſich auch im Laufe der Jahrhunderte thatſächlich zu einer faſt unumſchränkten Herrſchaft ausgebildet hat, geſetzlich dennoch genau begränzt iſt, und andrerſeits, daß dieſe Gränzen von dem Taikun überſchritten wurden, als er die Verträge mit den Amerikanern, Franzoſen und Engländern ſchloß, ohne dazu die Autoriſation des Mikado erhalten zu haben.

Wir werden nun ſehen, welche Folgen dieſe Sachlage für die Entwickelung des dortigen Verfaſſungslebens gehabt hat und noch nach ſich ziehen wird.

Die Ankunft der Fremden und der tragiſch endende Kampf, welcher daraus zwiſchen dem damaligen freiſinnigen Regenten Ikammono-Kami und dem ariſtokratiſch-reaktionären Fürſten von Mito, ſowie ſpäter zwiſchen dem fremdenfreundlichen Miniſter Ando und dem fanatiſchen Fremdenhaſſer Hori, dem Verwalter der auswärtigen Angelegenheiten, entſprungen war, hatten das Reich in zwei Parteien geſpalten, bereit, ſich den Krieg zu erklären. Die Nachricht von dieſen Wirrniſſen war natürlich auch in den kaiſerlichen Palaſt zu Kioto gedrungen. Der regierende Mikado, den man als einen jungen, thatkräftigen Mann ſchildert, hatte mit dem lebhafteſten Intereſſe den Gang der Ereigniſſe verfolgt. Zum erſten Male vielleicht eröffnete ſich dem legitimen Kaiſer die Gelegenheit, in den vollen Beſitz ſeiner Hoheitsrechte wieder einzutreten, die Macht und den Reichthum der Regierung von Jedo zu ſchmälern, die Beleidigung, von dort eine Penſion annehmen zu müſſen, zu rächen, den ganzen königlichen Einfluß wieder zu gewinnen und aufzuhören, ein Scheinkönig zu ſein. Die mächtigſte und populärſte der beiden Parteien war diejenige Faktion, welche ſich dem Taikun und ſeinen Reformen feindlich entgegenſtellte. Es handelte ſich alſo für den Mikado nur darum, ſich an die Spitze

Digitized by Google

der reaktionären Bewegung zu ſtellen und in ſich ſelbſt das patriotiſche Prinzip zu perſonificiren, deſſen Märtyrer Mito und Hori geworden waren. Geheime Agenten des Mikado begaben ſich demnach zu den Daimionen, welche von der Volksſtimme als dem Hofe von Jedo widerſtrebend bezeichnet wurden. Dieſe Daimionen wurden aufgefordert, ſich mit dem Kaiſer zu verbinden, indem man ſie darauf hinwies, wie eng ihre Intereſſen mit den ſeinigen verknüpft ſeien. Zugleich ließ man verſchiedene Pamphlete umhergehen, in der zweifelloſen Abſicht, die Daimionen zum Kriege gegen den Taikun aufzuſtacheln.

Die Daimionen, von der unaufhörlich wachſenden Macht des Taikuns ſchon ſeit langer Zeit in Eiferſucht und Mißtrauen gehalten, liehen den Worten der Agenten natürlich ein ſehr geneigtes Ohr. Mehrere von ihnen verbanden ſich und begaben ſich in corpore nach Kioto, wo ſie am 26. Mai 1862 ankamen. Sie brachten dort öffentlich eine Anklage gegen den Taikun an; ſie beſchuldigten ihn, als ein untreuer Diener des legitimen Herrſchers die Gongenſama-Geſetze verletzt zu haben, und baten den Mikado, die Sache zu unterſuchen und den Schuldigen zu beſtrafen. Der Mikado, der dieſe Klage erwartet hatte, ſandte alsbald einen ſeiner Beamten nach Jedo. Dieſer kommt am 12. Juni 1862 dort an, um ein Schreiben zu übergeben, in welchem der Taikun aufgefordert wird, ſich umgehend nach Kioto zu begeben, um ſich dort vor ſeinem Herrn über die gegen ihn angebrachte Beſchuldigung zu rechtfertigen.

Der Taikun Minomolo-Jemotſchi verſucht zunächſt eine Abänderung dieſes Befehls herbeizuführen. Er beauftragt den Miniſter und Mitglied des Raths der Fünf, Kuſe-Jamatono-Kami, eine hochmüthige Antwort nach Kioto zu überbringen; allein Jamatono bittet inſtändig, mit dieſer Miſſion verſchont zu werden, und er entleibt ſich, als der Taikun dennoch auf ſeiner Anordnung beſteht. An ſeiner Statt wird ein andrer Großwürdenträger, Sakkai-Wakaſſano-Kami zum Botſchafter ernannt. Er reiſt ſofort ab, allein kaum in Kioto angekommen, umringt von den treuen Dienern des Mikado, welche ihm ſeinen Gehorſam gegen den Taikun als einen Verrath an dem legitimen Herrſcher vorwerfen, verläßt ihn der Muth. Nach einer kurzen Konferenz mit den Bevollmächtigten des Mikado, welche ihn zwingen, um Gnade zu bitten, weil er die Befehle des Taikuns befolgt, kehrt er nach Jedo zurück und öffnet ſich den Leib, um von ſeiner Familie die Schande der ſicher zu erwartenden Ungnade abzuwenden. Die Folge dieſer beiden Selbſtmorde iſt ein neues Attentat auf das Leben des Miniſters Ando, jenes Hauptes der liberalen Partei.

Jetzt erſt begreift der Hof von Jedo, wie mächtig die Partei des Mikado geworden und daß der Augenblick, ihr offenen Widerſtand zu leiſten, vorübergegangen iſt; ja, ſchon haben es mehrere Daimionen gewagt, ſchriftlich ausdrücklich zu erklären, daß ſie ihre Reſidenz nicht mehr in Jedo nehmen würden; man bricht alſo auch auf jener Seite die Gongenſama-Geſetze, um ſich von der Macht und der Aufſicht des Taikuns zu befreien.

Angeſichts einer ſo bedenklichen Lage ſieht ſich der Taikun zu umfaſſenden Konzeſſionen gezwungen. Er ſchickt einen neuen Geſandten, Masdairi-Hokino-Kami, einen höchſt verſchlagenen Mann, mit einer friedlichen Botſchaft nach Kioto. Der Taikun erklärt ſich bereit, den Befehlen des Kaiſers nachzukommen; allein er fordert, daß dieſe Befehle ihm durch einen hohen Beamten, durch einen wirklichen Geſandten des Mikado, überbracht werden; ferner, daß darin der Beſchuldigung, welche die Daimionen gegen ihn angebracht, in keiner Weiſe Erwähnung geſchehe, und endlich, daß man ſeiner Reiſe den Schein eines Höflichkeitsbeſuches verleihe und bewahre. Ein ſolcher Beſuch war ein ſehr glücklich gefundener Vorwand, weil der Taikun vor Kurzem erſt eine Schweſter des Mikado geheiratet hatte und nach japaneſiſcher Sitte der neue Gatte der Familie ſeiner Frau ſeine Aufwartung zu machen hat. — Der Mikado erklärte ſich mit dieſem Verlangen einverſtanden; er hatte ſich ohne Zweifel geſagt, daß es gefährlich ſein müſſe, ſeine Forderungen an einen ſo mächtigen Fürſten, wie der Taikun immerhin iſt, zu weit zu treiben, und daß er für den Augenblick wohl ſich damit zufrieden ſtellen müſſe, ihn gedemüthigt zu haben, indem er ihn zwang, die Oberherrſchaft des legitimen Kaiſers anzuerkennen. Einer der höchſten Würdenträger des Hofes von Kioto, Ohara-Salemmono-Kami, reiſt alſo nach Jedo, wo er im Anfang des Monat Juli 1862 eintrifft; er hat zahlreiche Konferenzen mit den Gliedern des Staatsraths und kehrt nach Kioto zurück, nachdem er das ausdrückliche Verſprechen erhalten hat, daß der Taikun ſich binnen Jahresfriſt zum Mikado begeben werde.

Man wird die Bedeutung dieſer Thatſachen nicht unterſchätzen dürfen. Sie legen zunächſt ein Zeugniß dafür ab, wie trefflich die Staatsmänner von Japan mit den diplomatiſchen Künſten vertraut ſind und wie auch bei ihnen der Grundſatz herrſcht, die Mittel friedlicher Verhandlungen zu erſchöpfen, bevor man zum offenen Kampfe um das ſtreitige Ziel die Zuflucht nimmt. Demnächſt aber, und das iſt das Wichtigere, wird ſich aus dieſen Vorgängen die Beendigung einer thatſächlichen Doppelherrſchaft ergeben, welche ſich in unnatürlicher, alſo ſchädlicher Weiſe in die Verfaſſung von Japan eingeſchlichen hat. Entweder tritt der Taikun in ſeine verfaſſungsmäßig beſchränkte Stellung als Führer der Staatsgeſchäfte zurück, oder er geht als Beſieger des Mikado und als Alleinherrſcher von Japan aus dem Kampfe hervor. Die Entſcheidung hierüber bereitet ſich ohne Zweifel durch den Beſuch des Taikuns beim Mikado vor.

„Ohne das Ergebniß dieſes Beſuchs abzuwarten,“ — ſagt der Herr Verfaſſer mit Recht am Schluſſe des 8. Kapitels, — „kann man ſchon jetzt erkennen, daß die Unterredung des Taikuns und des Mikado, wenn ſie auch einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten Japans ausüben muß, doch nicht alle Schwierigkeiten beenden wird. Der Taikun iſt in der That zu mächtig, um freiwillig einer Macht zu entſagen, welche er und ſeine Vorfahren ſeit mehr als zwei Jahrhunderten ausgeübt haben. Der Mikado ſeinerſeits wird ſich nicht ohne einen hartnäckigen Kampf die Gelegenheit entgehen laſſen, welche ſich eben jetzt darbietet, ſeiner Familie die frühere Macht wieder zu verſchaffen. Eine Thatſache aber wird gewonnen: daß nämlich die gegenwärtigen Wirren in Japan ſich zum Vortheil Europas wenden werden. Wen immer auch die Ereigniſſe zum Herrn von Japan erheben mögen, er wird ſich entſchloſſen an die Spitze derjenigen Partei ſtellen müſſen, welche durch eine neue Politik den Fortſchritt des Reiches ſichern will. Das fremde Element, welches bereits in Japan eingedrungen iſt, wird daraus nicht wieder vertrieben werden können. Mit oder wider Willen wird die japaneſiſche Regierung im Verkehr mit dem Abendlande bleiben müſſen, und aus dieſem Verkehre werden unzweifelhaft innigere, freundſchaftlichere Beziehungen hervorgehen. Was die Eroberungsſucht in den frühſten Zeiten der menſchlichen Geſellſchaft, was der Glaube im Mittelalter erwirkt hat, das ſchafft heutzutage der Handel. Als weſentlich civiliſatoriſcher Bote der modernen Zeiten verfährt der Handel freilich anders, als ſonſt der Nationalſtolz und die religiöſe Begeiſterung; aber er erreicht dasſelbe Ziel. Wenn die haſtige Thätigkeit unſrer Kaufleute nicht

Digitized by Google

immer ſo hohe Sympathien hervorruft, wie das Heldenthum der Krieger und die Aufopferung der Apoſtel, ſo dienen dieſe Männer doch mit ihrem verſtändigen und fruchtbaren Eifer nicht weniger der Sache der abendländiſchen Civiliſation; ſie verbreiten weithin das Licht, deſſen Heerd ihr Vaterland iſt; ſie tragen den Einfluß europäiſchen Fleißes in die entfernteſten und barbariſchſten Gegenden, und die beſte Garantie von Lebenskraft, welche in dieſem Augenblicke die japaneſiſche Geſellſchaft darbietet, liegt darin, daß mitten in dieſem Volke europäiſche Händler ſich befinden, und daß es ſich einen immer größeren Antheil an den Ideen und Verſuchen anzueignen weiß, welche aus den Handelsbeziehungen zwiſchen Japan und dem Abendlande entſpringen." G. H.

Kleine literariſche Revue.

— **Literariſche Weihnachten.** Wir fügen den in der vorigen Nummer empfohlenen Schriften noch folgende hinzu:

„Für Dich! Lieder von Ida v. Düringsfeld."*) Die geiſtvolle Dichterin, die in ſo vielen Blumengärten des Auslandes Beſcheid weiß, bietet uns hier einen im eigenen Garten gepflückten Strauß anmuthiger deutſcher Blüthen an, und er wird gewiß von vielen Seiten dankbar angenommen werden. Kinder- und Volkslieder, Legenden und Sprüche, wie ſie die Verfaſſerin in Gemeinſchaft mit ihrem Gatten, Herrn Baron v. Reinsberg-Düringsfeld in allen Ländern zu ſammeln liebt, ſind hier abwechſelnd mit Worten des Herzens, mit ſcherzhaften und ernſten Dichtungen zuſammengeſtellt und unter folgende Ueberſchriften gebracht: 1) Buch des Mädchens; 2) Buch der Braut; 3) Buch der Frau; 4) Buch der Wandrerin. Die Ausſtattung des Büchleins iſt ganz im Geſchmacke der in demſelben Verlag erſcheinenden, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen „Deutſchen Bibliothek."

„Illuſtrirtes Spielbuch für Mädchen."**) Da iſt eine ganze kleine Welt für kleine und auch für größere Mädchen: da ſind Spiele und Beluſtigungen im Zimmer und im Freien; da ſind Anleitungen für weibliche Handarbeiten mit Flecht-, Stick-, Filet-, Häkel- und Putzmacher-Muſtern im Kleinen, ganz ſo, wie wir ſie für die erwachſenen Damen in den illuſtrirten Modezeitungen „Bazar", „Victoria" ꝛc. im Großen ausgeführt finden. Da ſind auch wie dort allerlei Räthſelſcherze und Rebus, Landſchafts-, Blumen- und Muſik-Räthſel und endlich viele, viele Abbildungen, die mindeſtens ebenſo ſchön ſind als diejenigen, die von Mama und Tante im „Bazar" und in der „Victoria" bewundert werden.

„Der gelehrte Spielkamerad."***) Nach dem von ihm ſelbſt aufgeſtellten Grundſatze, daß das Spiel des Knaben eine praktiſche Verwerthung des Unterrichts ſein ſoll, hat Herr Hermann Wagner hier mit kundiger Hand Winke gegeben, wie die Knaben ihren Unterricht praktiſch verwerthen können. Das Buch ertheilt ihnen Anleitung zur Gründung von Naturalien- und anderen Sammlungen, zum Ausſtopfen von Thieren, zum Präpariren von Pflanzen und Inſekten, zur Gärtnerei auf eigenen Beeten, zur Anlegung und Erhaltung von Aquarien und Vivarien, phyſikaliſchen Experimenten und zu gefahrloſen, chemiſchen Beluſtigungen. Das Ganze iſt wirklich ungemein lehrreich und unterhaltend und wird auch von vielen Erwachſenen mit Nutzen und Vergnügen geleſen werden.

*) Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber, 1865.

**) Zur geſelligen Unterhaltung an langen Winterabenden, von Marie Leske. Mit über 500 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Otto Spamer, 1865.

***) Ein Supplement zum Spielbuch für Knaben, herausgegeben von Hermann Wagner. Mit über 200 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Otto Spamer, 1865.

„Entdeckungsreiſen in der Heimat."*) Der Verfaſſer der in der vorſtehenden Notiz angezeigten Schrift iſt noch einen Schritt weiter gegangen, indem er mit ſeinen jungen, wißbegierigen Freunden eine Entdeckungsreiſe, und zwar keine imaginaire, ſondern eine wirkliche, angetreten hat. Er iſt mit ihnen nach dem Süden, auf die deutſchen Alpen Oberbayerns und Tyrols gezogen, wo er ihnen Alles zeigt und in lehrreicher Weiſe illuſtrirt, was dieſe Gebirgs-Landſchaften Erhabenes und Anmuthiges, Eigenthümliches und Ueberraſchendes in den drei Reichen der Natur darbieten. Der Verfaſſer verwahrt ſich zwar dagegen, daß er einen „Bädecker", einen „Alpenführer", habe ſchreiben wollen, aber ſein Buch wird gleichwohl nicht blos Knaben, ſondern auch Erwachſenen, die eine Alpenreiſe unternehmen, angenehm und nützlich ſein können.

— **Alfred von Reumont** veröffentlicht im Archivio Storico Italiano Nr. 36. eine Fortſetzung ſeiner bibliographiſchen Notizen der in Deutſchland erſchienenen Werke zur italianiſchen Geſchichte, welche zugleich ein Supplement ſeines im vorigen Jahr hier bei Decker herausgegebenen und im „Magazin" beſprochenen ſchätzbaren Werkes: Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia ſind, indem ſie theils einige ältere Werke nachtragen, theils aber die nicht unbeträchtliche Ausbeute der in den beiden letzten Jahren veröffentlichten deutſchen Schriften zuſammenſtellen.

— **Präſident Lincoln.** Bei Gelegenheit von Abraham Lincoln's Wiederwahl zum Präſidenten der Vereinigten Staaten — die dieſer augenſcheinlich nur ſeiner noch zeitig genug erfolgten, politiſchen Schwenkung und der moraliſchen Nullität ſeines Mitbewerbers Macclellan zu verdanken hat — ſchreibt der unſeren Leſern durch ſeine Amerika-Schilderungen bekannte Herr Adolph Douai in einem Bericht an die „Deutſchen Blätter": „Abraham Lincoln iſt der getreue Typus des durchſchnittlichen anglo-amerikaniſchen Volkscharakters — er vertritt den Mittelſtand und die Mittelmäßigkeit, durchaus nicht die Höhen und Tiefen der Geſellſchaft. Es fehlen ihm die Urſprünglichkeit und die Selbſtbeſtimmung, die Kühnheit und die Folgerichtigkeit, die Durchbildung und der Reichthum an Mitteln des Genies ebenſo ſehr, wie die entgegengeſetzten Eigenſchaften des Pöbels. Geboren von armen Weißen im Sklavenſtaate Kentucki, iſt er als neunjähriger Knabe mit den Seinen in den ſüdlichen, ungebildetſten Theil des Freiſtaates Illinois ausgewandert und hat er nie eine Schule beſucht. Er iſt als ländlicher Tagelöhner aufgewachſen und hat ſich mühſelig zum Handwerks-Advokaten, Winkel-Politiker und zuletzt zum Führer der Whigs im Staate Illinois herausgearbeitet. Lincoln wurde 1860 zum Präſidentſchafts-Kandidaten der republikaniſchen (Fortſchritts-) Partei ernannt, eben weil er ein verhältnißmäßig unbekannter, der äußerſten Rechten wie der äußerſten Linken ſeiner Partei noch am wenigſten anſtößiger Emporkömmling war, und er ward ſchließlich zum Präſidenten gewählt, weil der auf Rebellion ſinnende Süden die Wahl eines Fortſchritts-Mannes zum Vorwande ſeiner Sonderbunds-Bewegung machen wollte und die ſogenannte demokratiſche (Rückſchritts-) Partei abſichtlich ſprengte."

*) Eine Alpenreiſe, mit ſeinen jungen Freunden und Freundinnen unternommen von Hermann Wagner. Mit 110 Abbildungen ꝛc. Leipzig, Otto Spamer.

Digitized by Google

— **Albert Wild's Theorie und Praxis der Lotterie-Anleihen.** *) Zum erſten Male begegnen wir hier einer vom Standpunkte der Finanzwiſſenſchaft und der Volkswirthſchafts-Lehre ausgehenden Kritik des Lotterie-Anleihe-Syſtems und der namentlich an deutſchen Börſen ſehr verbreiteten Looſe von Staats-, Stadt- und ſtandesherrlichen Anleihen dieſer Art. In England, wo alle Staats-Lotterien längſt aufgehoben, ſind auch die Lotterie-Anleihen perhorreſcirt. In Oeſterreich dagegen, deſſen Finanzwirthſchaft von jeher auf lockerer Baſis ruhte, hat nicht blos der Staat ſeit einem halben Jahrhundert, ſondern haben in neuerer Zeit auch die Eſterhazy, die Windiſchgrätz, die Palffy, die Clary ꝛc. ꝛc. die Lotterie-Anleihen als geſchickte Angelhaken benutzt, um Goldfiſche einzufangen. Andere deutſche Staaten ſind dem Beiſpiele Oeſterreichs gefolgt, und auch Rußland, Polen, Schweden, die Schweiz, Italien, die Städte Paris, Brüſſel, Bordeaux, Mailand, Oſtende, Augsburg, Trieſt, Ofen ꝛc. haben es nicht verſchmäht, auf dieſem Wege Hinz und Kunz zu ihren Gläubigern zu machen. Am 1. Januar 1864 gab es in Europa 51 Lotterie-Anlehen, die einen Schuldenſtand von mehr als 440 Millionen Thaler repräſentiren, welche in ſogenannten Looſen von 10 Francs bis zu 500 Gulden öſterreichiſch, theils in Maſſen auf dem großen Geldmarkte circuliren, theils vereinzelt in ganzen, halben, viertel und ſelbſt fünftel Schuldſcheinen in den Händen des Publikums ſich befinden, das auf ein Lächeln der Göttin Fortuna ſpekulirt.

Herr Dr. Albert Wild ſpricht ſich in ſeinem Buche zunächſt über das Weſen der Lotterie-Anleihen und über die Normalbedingungen eines guten Anlehns dieſer Art aus, giebt ſodann belehrende Winke für Käufer ſolcher Papiere hinſichtlich der dabei zu beobachtenden Vorſichts-Maßregeln und theilt endlich genaue Berechnungen des Werthes jedes einzelnen Lotterie-Anlehns in ſeinen verſchiedenen Phaſen mit. Wir zweifeln nicht, daß das Buch einen großen praktiſchen Werth habe, und obwohl wir von volkswirthſchaftlichem Standpunkte aus Gegner der Lotterieen und aller Lotterie-Anleihen ſind, glauben wir doch die Berechnungen des Herrn Wild Jedem empfehlen zu dürfen, der ſich über jene Materie zu belehren wünſcht.

*) Die europäiſchen Lotterie-Anlehen. Anleitung zur Kenntniß aller bei Lotterie-Anlehen vorkommenden Geſchäfte und Berechnungen ꝛc. mit einer Kritik der einzelnen Anlehen. Von Dr. Albert Wild. Heft I. u. II. Roſenheim und Leipzig, E. Huber.

Literariſcher Sprechſaal.

In allen öſterreichiſchen Blättern finden ſich jetzt Klagen über wachſende Verarmung in den verſchiedenſten Kronländern des Kaiſerſtaates, und zwar auch in ſolchen Gegenden, die, wie das Land an der Enns oder Unter-Steiermark, früher ſtets für blühende Provinzen galten. Ueberall finden Feilbietungen und gerichtliche Verkäufe von ſtädtiſchen und ländlichen Realitäten ſtatt, und beſonders auf dem Lande iſt man mit aller Arbeit kaum im Stande, halbweges ſein Leben zu friſten. Ganz ähnliche Klagen gehen uns aus den Städten und Dörfern des benachbarten Rußlands und Polen zu. Hier wie dort wird nicht blos über Geldmangel und Steuerdruck, ſondern auch über totale Verarmung und Noth geſeufzt. Aehnliche Urſachen haben, wie es ſcheint, in beiden Reichen, in Rußland wie in Oeſterreich, ähnliche Folgen herbeigeführt. Die falſche Handelspolitik beider Länder, die — anſtatt der Agrikultur-Erzeugniſſe ihres trefflichen Bodens durch Zulaſſung fremder Manufaktur-Erzeugniſſe den Abfluß in fremde Länder zu erleichtern — die Zuführung ausländiſchen Reichthums, der die Form von verarbeiteten Natur-Erzeugniſſen hat, vollſtändig verbieten, hat ſowohl den Abfluß der Silber-Valuta aus beiden Staaten, als die allmähliche Verarmung des konſumirenden Publikums zur Folge gehabt, neben welcher freilich die durch Schutzzölle begünſtigte Minorität der Fabrikanten ſich bereichert hat. Nur durch radikale Aenderung ihrer Handelspolitik, durch anſehnliche Herabſetzung ihrer Zolltarife und durch Abſchließung liberaler Handelsverträge mit ihren Nachbarn werden ſowohl Rußland als Oeſterreich im Stande ſein, der zunehmenden Verarmung ihrer Länder ein Ziel zu ſetzen.

Das ſiebente Heft des „Arbeiterfreund“*) iſt wiederum ſehr reich an Beiträgen zur Kenntniß und Verbeſſerung der Arbeiter-Zuſtände. Außer den bereits erwähnten Mittheilungen des Präſidenten Dr. Lette in Bezug auf die Häuſerbau-Genoſſenſchaften, iſt darin auch deſſen im Auftrage des Berliner Central-Vereins erſtatteter Bericht über die Stellung dieſes Vereines zu der Frage der Arbeiter-Vereinigungen behufs Einſtellung der Arbeit abgedruckt. Herr Dr. Dühring liefert eine volkswirthſchaftliche Unterſuchung der neueſten Lehren über den Arbeitslohn, die zu dem Ergebniß führt, daß der allgemeine Trieb, die Löhne zu erhöhen, nicht nur mit den allgemeinen Intereſſen verträglich, ſondern ſogar ein großes Mittel ihrer Förderung ſei. Eine von paradoxen Behauptungen nicht freie, wiewohl geiſtreich durchgeführte Beſprechung iſt die des Dr. H. Schwabe über die nachtheiligen Wirkungen der Arbeitstheilung. Herr Dr. Guſtav Eberty zeigt das auch in unſerem Blatte früher ausführlich beſprochene Werk über die arbeitenden Frauen (L'ouvrière) von Jules Simon in verdienter, anerkennender Weiſe an. Herr K. Brämer erſtattet zwei Berichte über die Verhandlungen des Kongreſſes deutſcher Volkswirthe in Hannover und über den Verband der Erwerbs- und Wirthſchafts-Genoſſenſchaften von Berlin, welchem letzteren Berichte ſich eine anziehende Mittheilung des Herrn J. Neumann über den erſten, in Berlin gemachten Verſuch der Gründung eines Konſumvereins mit Markenſyſtem anſchließt. Dieſer Verſuch ſcheint vollkommen gelungen, da er ſeit ſeiner Gründung im Monat Mai 1863 mit jedem Tage mehr an Ausdehnung und Vertrauen gewonnen hat. Die Konſumvereine mit Markenſyſtemen unterſcheiden ſich von den nach dem Muſter der engliſchen „Stores“ eingerichteten Viktualien-Magazinen für Rechnung und zum Vortheile der Arbeiter inſofern, als ſie nicht die Anſtellung beſonderer, verantwortlicher Lagerhalter und Rendanten erforderlich machen und als ſie nicht auch mit dem Riſico möglicher Verluſte an dem Unternehmen verbunden ſind. Der „allgemeine Konſumverein Berlin“ hat vorläufig mit drei Bäckern, zwei Kolonialwaaren-Händlern, zwei Schlächtern, einem Poſamentier, drei Cigarren-Händlern, einem Apotheker und Droguiſten einem Brennmaterialien-Händler, einer Badeanſtalt und einer Coaks-Fabrik Verträge abgeſchloſſen, wonach die Mitglieder des Vereins von den Kontrahenten ihre Bedürfniſſe gegen feſtgeſtellte, niedrige Preiſe beziehen, die in Marken von 1 bis 5 Sgr. entrichtet werden. Die Marken werden vom Vereine, der einen beſtimmten Rabatt erhält, eingelöſt, und dieſer Rabatt wird alljährlich als Gewinn unter die Mitglieder des Vereins pro Rate ihres Konſums vertheilt. Der Plan iſt ſo einfach als möglich und verdient überall nachgeahmt zu werden.

*) Zeitſchrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. Herausgegeben von K. Brämer. Berlin, Otto Janke, 1864.

Digitized by Google

So eben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luſt und Leid.

Geſchichten aus unſeren Tagen.

Von

Bernhard Woerner.

Mit vielen Illuſtrationen.

Zweite verbeſſerte Auflage.

3 Bde. kl. 8. broch. 5 fl. 15 kr. rhein. oder 3 Thlr., hübſch in Halbfranz gebd. 7 fl. rhein. oder 4 Thlr. NB. Jeder auch einzeln à 1 fl. 45 kr. rhein. oder 1 Thlr.; gebunden 2 fl. 20 kr. rhein. oder 1⅓ Thlr.

Zwei ſtarke Auflagen binnen Jahresfriſt ſind gewiß ein ſeltener Erfolg bei Erzählungen und geben wohl im Vereine mit den übereinſtimmenden Empfehlungen der faſt geſammten deutſchen und deutſchamerikaniſchen Preſſe den beſten Beweis, wie ſehr der Verfaſſer es verſteht, der Menſchen Luſt und Leid, die ſich ſo häufig im Leben begegnen und ausgleichen, lebendig, wahr und draſtiſch zu ſchildern.

☛ Der dritte Band wurde auf vielſeitiges Verlangen ohne Illuſtrationen, dagegen mit bedeutend verſtärkter Bogenzahl ausgegeben.

J. A. Schloſſer's Buch- und Kunſthandlung in Augsburg. (725)

Für

Freunde humoriſtiſcher Lectüre.

A. von Winterfeld:

Der ſtille Winkel.

Komiſcher Roman in vier Bänden. In illuſtr. Umſchlag geh. Preis 5 Thlr.

Von dem Verfaſſer ſind in unſerem Verlage früher erſchienen:

Geheimniſſe einer kleinen Stadt. Komiſcher Roman. Zwei Bände. eleg. geh. in illuſtr. Umſchlag. 1863. 2 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Erſter Band: 1. Die gute, alte Zeit. — 2. Poſemuckel. — 3. Der Stein der Weiſen. — 4. Der neue Doctor. — 5. Die Regentenfamilie. — 6. Die Staatsviſite. — 7. Die Abend-Reſſource.

Zweiter Band: 1. Eine Feldblume. — 2. Aufklärungen. — 3. Aug' um Auge. — 4. Acht Monate. — 5. Die erſte Schreckenskunde. — 6. Poſemuckel in tauſend Aengſten. — 7. Die Berathung. — 8. Die Präſervative. — 9. Hochzeit. — 10. Schluß.

Das Mannecken P..s von Brüſſel. Eine Humoreske. In farb. Umſchlag geh. 1863. 15 Sgr.

Lieutenant Falſtaff und wie es ihm bei den Damen erging. Militäriſche Humoreske. In illuſtr. Umſchlag geh. Preis 15 Sgr.

Die Wohnungsſucher. Komiſcher Roman. 1863. 2 Bde. in illuſtr. Umſchlag geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Käthchen aus der Kirchgaſſe. 1863. 8. geh. 15 Sgr.

Unter der Preſſe.

Cadettengeſchichten. Mit 49 Illuſtrationen von Ludwig Burger. (726)

Louis Gerſchel's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Brockhaus, Weihnachtskatalog für 1864,

ein wegen ſeiner Reichhaltigkeit an gediegenen Werken beſonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literariſcher Feſtgeſchenke, iſt in allen Buchhandlungen gratis zu haben

Als paſſendſtes Feſtgeſchenk, das auf keinem Weihnachtstiſch fehlen ſollte, empfehlen wir:

Carl Steffens Volkskalender für 1865.

Fünfundzwanzigſter Jahrgang. Zweite Auflage. (727)

Mit 8 Stahlſtichen und 4 Illuſtrationen in Holzſchnitt. Preis 12½ Sgr.

Mit dieſem Jahrgange feiert der beliebte Kalender ſein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum. Derſelbe bietet eine ganze Reihe von intereſſanten Beiträgen der beliebteſten Erzähler, namentlich von **Julius Rodenberg**, **E. A. Brachvogel**, **Karl Auguſt Heigel**, **Max Ring**, **Spielhagen**, **Franz Wallner**; ferner ernſtere Artikel von **Schulze-Delitzſch**; **A. E. Brehm**, **Karl Ritter von Scherzer**, **Karl Ruß**, **Julius Rodenberg**, Dr. **Hermann Vogel**, **D. Philipp** u. A. über wichtige techniſche, praktiſche und volkswirthſchaftliche Gegenſtände, mit Illuſtrationen von **G. Bartſch** und **Burger**.

Louis Gerſchel's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Bei Gustav Heckenast in Pest ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NOUVEAU DICTIONNAIRE

français-hongrois et hongrois-français

d'aprés les meilleurs ouvrages publiées jusqu'à ce jour et spécialement d'aprés le dictionnaire français de **Mozin**.

Troisième édition revue et considérablement augmentée.

Tome premier. — Partie française-hongroise.

(415 p. petit — 8.) Broch. 1 Thlr.

Geschichte der Ungrischen Literatur im Mittelalter,

von Dr. **Franz Toldy**,

königl. Ung. Rathe, ord. Mitgl. der Ungr. Akademie der Wiss., Präfect der kön. Ungrischen Universitäts-Bibliothek, Prof. der Ungr. Literatur, corr. Mitglied der kais. Akademie der Wiss. und vieler in- und ausl. gelehrten Gesellschaften.

Aus dem Ungrischen übersetzt von Moritz Kolbenheyer.

(8. 292 Seiten.) Geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr.

Kurzgefasste Geschichte Ungarns.

Von **Michael Horvath.**

In deutscher Uebersetzung.

Zwei Bände. — (8. 392. 359 Seiten.) Geheftet 2 Thlr. (715)

Im Verlage von Wiegandt u. Grieben in Berlin iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Serbien und die Serben.

Nach Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet von

D. von Coelln,

Pfarrer der evangeliſchen Gemeinde zu Belgrad.

20½ Bgn. Mit einem Titelbilde und einer Karte. Preis 1 Thlr. 10 Sgr. (717)

E. C. Brunn's Verlag in Münſter.

Soeben erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Weſthoff, Ferd., Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfaſſende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unſterblichkeit. gr. 8. VIII. u. 448 S. broſchirt. 2 Thlr. (722)

In Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien so eben:

JACOB GRIMM: KLEINERE SCHRIFTEN.

ERSTER BAND: REDEN UND ABHANDLUNGEN.

26½ Bogen. gr. 8. Geleimtes Velinpapier. Eleg. geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herr Professor *Robert Prutz* begrüsst in dem „Deutschen Museum" das Erscheinen dieses ersten Bandes u. a. mit folgenden Worten:

„Ein höchst werthvolles Geschenk hat die Verlagsbuchhandlung den Verehrern des heimgegangenen Begründers und Altmeisters der deutschen Alterthumskunde — und welcher Gebildete, ja wer, der überhaupt ein Herz hat für den Ruhm und die Ehre der deutschen Nation, möchte sich zu diesen Verehrern nicht zählen?! — so eben gemacht durch die von ihr veranstaltete Sammlung der „Kleineren Schriften von Jacob Grimm."

„Es ist eine köstlich reife Garbe, welche die Hand des Herausgebers hier zusammengebunden, den wahren Reichthum dessen aber, aus dessen Schätzen sie uns gespendet wird, begreifen wir erst, wenn wir uns erinnern, dass diese Abhandlungen und Reden, wie werthvoll, ja zum Theil wie unschätzbar an sich, in der geistigen Werkstatt ihres Urhebers doch nur gleichsam Abschnitzel und beiläufige Erzeugnisse waren."

„Das aber ist ja eben das Kennzeichen des wahren, echten Genius, dass auch die kleinste und scheinbar zufälligste seiner Hervorbringungen jederzeit seinen vollen Stempel trägt; auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass grade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (728)

Dieser Nummer liegen bei: 1) Ankündigung betr. die **Deutsche Volksbibliothek der Griechischen und Römischen Classiker**. Verlag von **Krais und Hoffmann** in **Stuttgart.** 2) **Auswahl zu Festgeschenken geeigneter Bücher**, erschienen in der **C. F. Winterschen Verlagshandlung** in **Leipzig** und **Heidelberg.**

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Hierzu ein Beiblatt.

Digitized by Google

ZWEITES VERZEICHNISS
von
literarischen und künstlerischen Festgeschenken
vorräthig in allen Buchhandlungen.

Zu Weihnachts-Geſchenken

empfiehlt die Verlagshandlung Duncker und Humblot, Franzöſiſcheſtraße 20a.:

Becker's Weltgeſchichte. Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe. Herausgegeben von Adolf Schmidt, ordentlichem Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Jena. Mit der Fortſetzung von Eduard Arnd. 18 Bde. Preis 12 Thlr.

Dieſer nun vollſtändig erſchienenen achten Auflage hat ihr neuer Herausgeber Adolf Schmidt die möglichſte Vollendung gegeben, indem die wichtigen Forſchungen auf hiſtoriſchem Gebiete, welche die gelehrten Werke der letzten beiden Decennien herbeigeführt haben, für dieſes populäre Geſchichtswerk verwerthet ſind. Es hat aber auch dieſe neue Auflage ihren alten früheren Reiz populärer und feſſelnder Darſtellung bewahrt, ſo daß Becker's Weltgeſchichte ungeachtet aller Concurrenz-Werke das hiſtoriſche Lieblingsbuch des deutſchen Publikums geblieben iſt.

Arnd, Ed., Geſchichte der letzten vierzig Jahre. 2. wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 1 Thlr. 18 Sgr.

— — Geſchichte der Jahre 1848—1860. 1 Thlr.

Beitzke, Dr. Heinr., Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. 3 Bände, mit einer Ueberſichtskarte des Feldzuges von 1813 und des Feldzuges von 1814 in Frankreich. gr. 8. geheftet. 4 Thlr.

Duncker, Max, Geſchichte des Alterthums. 2. Auflage. Band 1—4. 13 Thlr. 20 Sgr.

Keferſtein, Dr. H., Hiſtoriſch-biographiſche Charakter- und Zeitbilder aus Leopold Ranke's ſämmtlichen Werken. Ein hiſtoriſches Leſebuch. 1 Thlr. 15 Sgr.

Külb, Ph. H., Länder- und Völkerkunde in Biographien. 4 Bde. 5 Thlr.

Ranke, Leop., Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation. 3. wohlfeile Ausgabe. 5 Bde. 7 Thlr. 15 Sgr.

— — Engliſche Geſchichte, vornehmlich im 16. u. 17. Jahrhundert. Bd. 1—5. 18 Thlr.

— — Die Osmanen und die ſpaniſche Monarchie. 3. Auflage. 3 Thlr.

— — Die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. 3 Bände. 4. Auflage. 8 Thlr. 20 Sgr.

Schmidt, Ad., Zeitgenöſſiſche Geſchichten. Frankreich von 1815—1830. Oeſterreich von 1830 bis 1848. 3 Thlr. 20 Sgr.

Varnhagen von Enſe, fünf Biographien. 2 Bände. 4 Thlr.

Daraus einzeln: (731)

Biographie des Generals von Seidlitz 1 Thlr. 5 Sgr.

Biographie des Generals von Winterfeld 1 Thlr. 10 Sgr.

Biographie der Königin Sophie Charlotte 1 Thlr. 10 Sgr.

Biographie des Feldmarſchalls Graf v. Schwerin 1 Thlr. 10 Sgr.

Biographie des Feldmarſchalls Jakob Keith 1 Thlr. 15 Sgr.

Kaulbach's weltberühmte Compositionen.

Der Babelthurm.	Die Kreuzfahrer.
Homer und die Griechen.	Die Hunnenschlacht.

In meisterhaften Stichen à 11⅓ Thlr., zusammen für 40 Thlr. — In Photographien nach diesen Stichen à 3 Thlr. in allen Buch- und Kunsthandlungen.

Alexander Duncker in Berlin. (732)

Geſchichte der römiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freude ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenſoſ ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet ſoſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt.“ Literar. Centralblatt 1862. (733)

Geſchichte der griechiſchen Literatur.

Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten

von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅓ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten: (734)

C. Wernicke's Geſchichte der Welt.

Dritte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

1.—3. Band. Elegant geheftet 6 Thlr.

Erſter Theil: **Die Geſchichte des Alterthums.** Eleg. geh. 2 Thlr.
Zweiter Theil: **Die Geſchichte des Mittelalters.** Eleg. geh. 2⅓ Thlr.
Dritter Theil: **Die Geſchichte der Neuzeit I.** Eleg. geh. 1⅔ Thlr.

Dies ausgezeichnete Werk iſt beſonders geeignet, die Kenntniß der **geſchichtlichen Thatſachen** und, durch die Verbindung mit der **Culturgeſchichte** aller Völker, **der fortſchreitenden Entwickelung des Menſchengeſchlechtes** in anziehender und feſſelnder Darſtellung durch alle Schichten und Kreiſe der Geſellſchaft zu tragen. Der überaus niedrige Preis ermöglicht die Anſchaffung faſt unter allen Verhältniſſen. Die raſch hintereinander nothwendig gewordenen — ſtets mit beſonderer Sorgfalt verbeſſerten — Auflagen verbürgen den Werth und die Brauchbarkeit dieſer Weltgeſchichte.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin iſt erſchienen:

Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staats.

von

F. Voigt.

1860. (41 Bgn.) gr. 8. 2 Thlr.; in engl. Einbd. mit Deckelpreſſung 2 Thlr. 10 Sgr. (735)

„Der durch ſeine geographiſchen Arbeiten rühmlichſt bekannte Profeſſor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geſchichtsbuch folgen laſſen, das ſich durch gewiſſenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, ſowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöſe Darſtellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfaſſer um die Sache und nicht um ſeine Perſon zu thun geweſen iſt: die Wahrheit über die Eitelkeit!

Das kurze Vorwort betont ſehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfaſſer bei Concipirung und Niederſchreibung ſeines Buches als ein beſonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zuſammenhanges zwiſchen der märkiſchen und der deutſchen Geſchichte, dann die objektive Darſtellung des Thatſächlichen unter Ausſchließung alles anekdotiſchen Beiwerks.“ Schulblatt f. d. Provinz Brandenburg.

„Droyſen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich dieſe dem Leſer vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat ſeine Aufgabe trefflich gelöſt. — — Auch die Darſtellung der zwiſchen liegenden Zeit, für die Voigt am meiſten auf ſich ſelber angewieſen war, jener Zeit, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unſeres Jahrhunderts, von der Thronbeſteigung des großen Kurfürſten bis zum Tode des großen Königs, kann ſich dem Anfange und Ende ſehr wohl zur Seite ſtellen. Literar. Centralblatt.“

Digitized by Google

Feſtgeſchenk für junge Mädchen!

Im Verlage von Schmidt & Spring in Stuttgart erſchien: (736)

Blüthen u. Bilder für junge Mädchen. Von **Mary Oſten**. Mit 8 Bildern in Oelfarbendruck. Eleg. in Leinwand gebunden und geſchmackvollem Carton. Preis 2⅙ Thlr.

Fünfte verbeſſerte Auflage!

Im Verlage von Schmidt & Spring in Stuttgart erſchien:

Naturgeſchichte

für die Jugend beiderlei Geſchlechts bearbeitet von **F. Martin.**

Mit 262 Abbildungen auf 32 Tafeln. Eleg. geb. Preis 1⅙ Thlr. (737)

Feſtgeſchenk!

Im Verlage von Schmidt & Spring in Stuttgart erſchien:

Der Fährtenſucher. Frei nach Aimard für die Jugend bearbeitet von **Adolar Borneck**. Mit 16 colorirten Bildern. 2 Bde. Elegant cartonn. 3 Thlr.

Auf eine höchſt anziehende und ſpannende Weiſe ſind in dieſem Buche das Leben und die Abenteuer mit den Indianern Süd-Amerika's geſchildert. (738)

Feſtgeſchenk!

Pracht-Ausgabe!

Im Verlage von Schmidt & Spring in Stuttgart erſchien:

Lederſtrumpf-Erzählungen

nach **Cooper.**

Für die Jugend bearbeitet von **Franz Hoffmann.**

Mit 16 Stahlſtichen. Prachtvoll gebunden. Preis 2⅙ Thlr. (739)

Fünfte Auflage.

Feſtgeſchenk!

Im Verlage von Schmidt & Spring in Stuttgart erſchien:

Die 15 entſcheidenden Schlachten der Welt von **Marathon bis Waterloo.** Von **E. S. Creaſy.** Nach der 10. Auflage des Originals bearbeitet von A. Seubert. Cartonnirt. 1 Thlr. (740)

Feſtgeſchenk.

Die ſchönſten Mährchen der 1001 Nacht. Für die reifere Jugend bearbeitet von **Franz Hoffmann.** Mit 16 colorirten Bildern. Vierte Auflage. In elegantem Umſchlag cartonnirt. 2 Thlr. (741)

Feſtgeſchenke für das jüngere Alter!

Im Verlage von Schmidt & Spring in Stuttgart erſchienen:

150 moraliſche Erzählungen für kleine Kinder. Von **Franz Hoffmann.** Mit 16 color. Bildern. 10. Aufl. Cart. 1 Thlr.

Das bunte Buch. Neue 150 moraliſche Erzählungen für kleine Kinder. Von **Franz Hoffmann.** Mit 16 color. Bildern. 7. Auflage. Cartonnirt. 1 Thlr.

Märchen u. Fabeln für kleine Kinder. Von **Franz Hoffmann.** Mit 16 colorirten Bildern. Fünfte Auflage. Cartonnirt. 1 Thlr. (742)

Worte des Heilandes

an Chriſtenkinder.

Eine Neujahrsgabe in ſiebzehn Kinderpredigten von Frauenhand. Nach dem Engliſchen.

Zweite mit einigen Liedern vermehrte Auflage.

Mit einem Holzſchnitt gez. von Ludw. Richter, geſchnitten von A. Gaber.
1856. 32. eleg. cart. mit Goldſchnitt 8 Sgr.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin. (743)

„Mit herzlicher Freude zeigen wie dieſe kleine ernſte Gabe an, die in der Hand einer frommen Mutter recht ſegensreich wirken kann. Das ſind Worte, durchhaucht von ächter Religioſität und ſo paſſend für das zarte Gemüth, wie ſie nur eine ächte Frau ſprechen kann. Möchte es manchen Kindern ſo gut werden, daß ihnen am Sonntage eine ſolche kleine Predigt vorgeleſen würde!"

St. Galler Blätter.

Worte des Herzens

von **J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Pracht-Ausgabe (15. Aufl. 1860) mit Biographie von A. Krummacher, L's Porträt in Stahlſtich, in engl. Einbd. 1 Thlr. 10 Sgr.
Kabinetsausgabe (17. Aufl. 1862) mit L's Bildniß in Kupferſtich, Widmungsblatt und Facſimile; in engl. Einband mit Goldſchnitt. 1 Thlr.
Miniatur-Ausgabe (16. Aufl. 1861) geh. 10 Sgr., in engl. Einband mit Goldſchnitt 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

„Dieſe Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürſtin, und nachdem von dieſer dem berühmten Arzt Hufelaad die Herausgabe zu einem milden Zweck geſtattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken, wie ſie dieſem edlen Herzen ſo leicht entſtrömten. Mit Verſen wechſeln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leſer ſich wahrhaft erquicken kann." (746)

Theolog. Repertor.

Krummacher (Adolf). — Harfenklänge.

1857. gr. 16. in engl. Einbande mit Goldſchnitt. 1 Thlr. (747)

„Dieſe lieblichen Lieder und Geſänge, in denen tiefer Gehalt und gewählte, klangvolle Sprache ſich harmoniſch einen, werden ſich ſelber genugſam empfehlen." Deutſche Zeitſchrift ꝛc.

Feſtgeſchenk.

Meine Lieder.

Den Freunden aufgezeichnet.

Min.-Ausg. m. illuſtr. Titel u. bunt. Einfaſſung. Geh. Preis 1 Thlr., eleg. geb. mit Goldſchn. Preis 1⅓ Thlr.

Dieſe Sammlung iſt aus den beliebteſten componirten Liedern unſerer deutſchen und auch fremden Dichter zuſammengeſtellt, die Dichter und Komponiſten ſind jedem Liede beigedruckt.

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker), Berlin. (745)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Luiſe, Königin von Preußen.

Dem deutſchen Volke gewidmet. Dritte, umgearbeitete Ausgabe. Miniatur-Ausgabe, geſchmückt mit dem in Reliefmanier geſtochenen Portrait-Medaillon der Königin, in engl. Einbd. mit Goldſchnitt. 1859. 2 Thlr.

Die erſte Ausgabe der hier zum drittenmale vor das Publikum tretenden Biographie der Königin Luiſe kam bekanntlich aus der Feder der Frau **v. Berg,** der Freundin und Geſellſchafterin der Monarchin. Dem Verf. war es vergönnt, neue Briefe der Königin „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" mitzutheilen, die allein ſchon hinreichend wären, dieſer Biographie einen dauernden Werth zu ſichern. (744)

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Stimmen vom Jordan u. Euphrat.

Ein Buch für's Haus.
Von
Dr. Michael Sachs.
Mit Beiträgen von Moritz Veit.
16. geh. 1 Thlr.; in engl. Einbd. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 10 Sgr.

Das Buch zerfällt in Sagen und Erzählungen; Betrachtungen, Parabeln und Hymnen; Gedanken und Sprüche. (748)

Louis Gerſchels Verlagsbuchhandlung in Berlin.

So eben erſchien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutſcher Lyrik.
Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe.
Mit einem Titel in Holzſchnitt. (749)
In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

„Die wahre Poeſie kündigt ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge des Lebens in Vogelperſpektive vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen.“ Göthe.

Zu Feſt-Geſchenken (750)

empfiehlt die Verlagshandlung von J. Guttentag in Berlin:

In einſamen Stunden. Erbauliches und Beſchauliches in Liedern. 5. Auflage. In Prachtband 1⅓ Thlr.
Saat und Garben. Zur Beachtung und Betrachtung aus deutſchen Proſaikern. 4. Auflage. In Prachtband 1⅓ Thlr.
Freudvoll und leidvoll. Liebesgrüße von nah und fern. 2. Auflage. In Prachtband 1⅓ Thlr.
Leſſing's Leben und Werke. Von Adolf Stahr. Vermehrte und verbeſſerte Volks-Ausgabe. Dritte Auflage. 1861. 2 Bände. Eleg. geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.
Briefe über Muſik an eine Freundin von Louis Ehlert. 27 Sgr.
Künſtlerbriefe. Ueberſetzt und erläutert von Ernſt Guhl. 2 Bände. Eleg geh. 4 Thlr. 27½ Sgr. Fein gebunden 5 Thlr. 15 Sgr.
Die Frauen in der Kunſtgeſchichte. Von Ernſt Guhl. Eleg. geh. 1⅓ Thlr., fein geb. 1⅔ Thlr.
Vorträge und Reden kunſthiſtoriſchen Inhalts. Von Ernſt Guhl. Aus ſeinem Nachlaſſe. Geb. 1 Thlr.
Dante's göttliche Komödie. Metriſche Ueberſetzung mit Erläuter., Abhandl. u. Regiſter. Von Aug. Kopiſch. Zweite Ausg. Mit Dante's Bildniß. Eleg. geb. 2⅔ Thlr.
Bilder aus dem Alterthume. Von Adolf Stahr. I. Tiberius. II. Cleopatra. Eleg. geb. Jeder Theil 2 Thlr.
Leſſing's Nathan der Weiſe. Von David Friedrich Strauß. Eleg. geb. 15 Sgr.
Schiller in ſeinem Verhältniß zur Wiſſenſchaft. Von Carl Tweſten. Geb. 25 Sgr.
Von Bach bis Wagner. Zur Geſchichte der Muſik. Von A. Reißmann. Geb. 2. Sgr.
Die Aeſthetik des Klavierſpiels. Von Dr. Adolph Kullak. Eleg. geb. 2⅓ Thlr.
Zur Tonkunſt. Abhandlungen von Ernſt Otto Lindner. Geb. 1 Thlr. 28 Sgr.

Zum Chriſtfeſt.

Schriften zur Unterhaltung, Belehrung und Erbauung

aus dem Verlag von Heyder u. Zimmer in Frankfurt a. M. (751)

Glaubrecht, O., Erzählungen für das Volk. 16 Bdchn. cart. 5 Thlr. 21 Ngr. Anna. 5. Aufl. 5 Ngr. Die Schreckensjahre. 4. Aufl. 8 Ngr. Die Heimkehr. 5. Aufl. 10 Ngr. Der Kalendermann. 3. Aufl. 12½ Ngr. Leiningen. 2. Aufl. 10 Ngr. Der Zigeuner. 2. Aufl. 9 Ngr. Die Goldmühle. 7 Ngr. Zinzendorf. 3 Thle. 1 Thlr. Erzählungen aus dem Heſſenlande. 2. Aufl. 10 Ngr. Das Haidehaus. 10 Ngr. Ein böſes Jahr. 10 Ngr. Die Heimatloſen. 1 Thlr. Neue Erzählungen aus dem Heſſenlande. 10 Ngr. Das Waſſergericht. 10 Ngr.
Goltz, B., Das Menſchen-Daſein. 2 Bde. gr. 8. 1⅓ Thlr.
Guth, H., Euthanaſia. Gedenkbüchlein für Kranke. 15 Ngr.
Haen, W. O. v., Auch ein Menſchenleben. Erzählung. 2. Aufl. cart. 7½ Ngr.
— — Nothpfennig. 2. Aufl. cart. 5 Ngr.
Lödell, Dr. J. W., Hiſtoriſche Briefe. 1⅓ Thlr.
Paſſavant, J. K., Briefwechſel mit Sailer und Diepenbrock. 20 Ngr.
Pfaff, Dr. Fr., Schöpfungsgeſchichte. Mit Holzſchnitten und 1 Karte. 2⅓ Thlr.
Porchat, J. J., Drei Monate unter dem Schnee. Tagebuch eines Knaben aus dem Jura. Mit Vorwort von O. Glaubrecht. 2. Aufl. Mit 1 Bilde. 9 Ngr.
Perlen aus Shakſpeare, nach Schlegel's u. Tieck's Ueberſetzung. cart. 8 Ngr.
Rückert, Fr., Haus- und Jahreslieder. 2 Bände. 2 Thlr.
Schubert, Dr. G. H. v., Altes und Neues. Neue Folge. 2 Bde. 3. Aufl. 2⅓ Thlr.
— — Biographien und Erzählungen. 3 Bände. 3 Thlr.
Stöber, C., Die barmherzigen Steine. Erzählungen. 8. cart. 12½ Ngr.
Thierſch, Dr. H., Erinnerungen an E. A. v. Schaden. (Leben. Briefe aus Italien, London und Paris ꝛc.) 1⅓ Thlr.
Treumund, J., Vogelbärbchen. Eine Erzählung aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. 12 Ngr.
Wackernagel, Ph., Tröſteinſamkeit in Liedern. 3. Aufl. broch. 15 Ngr. geb. 1 Thlr.
— — Edelſteine deutſcher Dichtung und Weisheit im XIII. Jahrhundert. Mit Wörterbuch. 2. Aufl. gr. 8. 1⅓ Thlr.

Andreä, J. V., Die Kämpfe des chriſtlichen Herkules. 10 Ngr.
Bunyan, Der Chriſten Wallfahrt nach der himmliſchen Stadt. 4. Aufl. broch. 5 Ngr. Velinpapier geb. 18 Ngr.
Fuchs, Dr. H., Der Hausaltar. Morgengruß und Feierabend in chriſtlichen Familien. 2. Aufl. broch. 18 Ngr. geb. 1 Thlr.
Thierſch, Dr. H., Ueber chriſtliches Familienleben. 4. Aufl. 20 Ngr.
Luther, Ueber chriſtliche Kinderzucht. Herausgegeben von J. Schiller. 8 Ngr.
Sudhoff, K., In der Stille. Poeſie. broch. 1⅓ Thlr. geb. 2 Thlr.
— — In der Stille. Proſa. broch. 1⅓ Thlr. geb. 2 Thlr.

Seit Kurzem liegt in einer neuen Geſammt-Ausgabe vollendet vor, die in der Univerſitäts-Buchhandlung von **Karl Winter** in **Heidelberg** erſchienene:

Geſchichte der Welt vor und nach Chriſtus,

mit Rückſicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Induſtrie der welthiſtoriſchen Völker.
Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargeſtellt von
Dr. Heinrich Dittmar.

Bd. I. II. Geſchichte der alten Welt, 3 Thlr 6 Ngr. Bd. III. IV. Geſchichte des Mittelalters, 3 Thlr. 18 Ngr. Bd. V. VI. Geſchichte der neueren und neueſten Zeit, 4 Thlr.

Namen- und Sachregiſter zu H. Dittmar's Geſchichte der Welt. 20 Sgr.

Die hervorragende Stellung, welche die geſchichtliche Literatur in unſeren Tagen einnimmt, iſt ein Beweis, daß der Werth einer zuſammenhängenden hiſtoriſchen Kenntniß und ſomit eines geſchichtlich begründeten Verſtändniſſes der gegenwärtigen Zuſtände immer allgemeiner gewürdigt wird.

Es dürfte daher Vielen willkommen ſein, hiermit auf ein Werk aufmerkſam gemacht zu werden, welches dieſem Bedürfniß nicht allein in unpartheiiſchſter Weiſe Befriedigung gewährt, ſondern auch durch ſeine für das allgemeine Verſtändniß berechnete einfach-edle Darſtellung, klare überſichtliche Gruppirung, taktvolle Auswahl des Intereſſanten und durch ſeinen milden ächt chriſtlichen Geiſt ſich vor vielen anderen ein Anrecht darauf erworben hat, einen weſentlichen Beſtandtheil von bleibendem Werth in jeder Hausbibliothek zu bilden.

Weniger Bemittelten aber ſeien für die gegenwärtige Feſtzeit insbeſondere zwei kleinere Schriften deſſelben Verfaſſers empfohlen, welche zur Gewinnung geſchichtlicher Kenntniſſe, in der allgemeinen wie in der vaterländiſchen Geſchichte, geeignet ſind. Es iſt dies deſſen

Weltgeſchichte in einem leicht überſchaulichen, in ſich zuſammenhängenden Umriſſe für den Schul- und Selbſtunterricht. 9te bis auf die neueſte Zeit ergänzte Auflage; und die

Deutſche Geſchichte für Schule und Haus dargeſtellt. 5te verb. Aufl., **beide à 1⅓ Thlr.**

Ueber den Werth der Dittmar'ſchen Bücher möge folgendes Urtheil angeführt ſein: „Aus mehr als einem Grund müſſen dieſe Geſchichtswerke zu den ausgezeichnetſten gerechnet werden, die wir für einen gründlichen, gediegenen Geſchichts-Unterricht beſitzen. Wie ſchon die äußere Einrichtung ſich als ſehr praktiſch erweiſt, ſo iſt noch mehr der Inhalt mit ſehr glücklichem Takt gewählt, und die neueſten Forſchungen ſind mit ausdeutender Sachkenntniß berückſichtigt, während ſich in dem Ganzen zugleich eine kernige, deutſch-patriotiſche Geſinnung abprägt.

Es iſt dem Verfaſſer ſomit gelungen, in dieſen neuen Ausgaben die in unſeren Tagen doppelt werthvollen Eigenſchaften einer nützlichen belehrenden, wie einer angenehm unterhaltenden, Geiſt und Herz veredelnden Lectüre zu vereinigen. Daher ſeien dieſe Bücher wiederholt auf das Lebhafteſte, den weiteſten Kreiſen der Leſer unſeres Volkes und ſeiner Lehrer empfohlen!“ (752)

Zu Geſchenken ſich eignende Exemplare in geſchmackvollen Einbänden ſind ſogleich zu beziehen.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch des Schachspiels

von

D. Harrwitz,

enthaltend die

Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verf. u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin. (753)

In Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

Anthologie der Schachaufgaben.

Eine Sammlung

der besten Schachaufgaben

und Studien der verschiedensten Art.

Herausgegeben von

Jean Dufresne.

Nebst Original-Beiträgen von A. Anderssen.

Preis 2 Thlr. eleg. geb. 2½ Thlr.

Als Anhang hierzu erschien soeben:

Die Probleme

des Londoner Schachturniers von 1862

nebst deren vollständigen Lösungen enthaltend:

sämmtliche Preis-Probleme nebst einer Auswahl der besten Aufgaben derjenigen Bewerber, die keinen Preis erhielten

von

Jean Dufresne.

Elegant geheftet. Preis 15 Sgr.

Der Verfasser dieser Werke hat sich das Ziel gesteckt, aus der grossen Zahl der Schachaufgaben, die in den verschiedenen Werken und Zeitschriften sich zerstreut befinden, eine Auswahl zu treffen, und damit eine Blüthenlese der ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der Aufgaben zusammenzustellen. Der Werth der Beiträge des Herrn Anderssen, des berühmten Siegers auf den Londoner Schachturnieren von 1851 und 1862, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. (754)

Verlag von Joh. Urban Kern in Breslau.

Die kleinen Börſen-Spekulanten. Geſellſchaftsſpiel für die Jugend. Von **Guſt. Fritz.** Mit 18 Karten u. 3 Würfeln. Jn Etui 20 Sgr.

Der Photograph auf Reiſen. Bilderſpiel für große und kleine Geſellſchaften Von **Guſt. Fritz.** Mit 20 Karten 15 Sgr.

Fritz, G., Figuren-Theater. Sammlung kleiner Vorſtellungen für Kinder, mit Figuren leicht ausführbar. 12 Hefte. 8. Jedes Heft à 6 Sgr.
— **Die geſellige Kinderwelt.** Enthalt. 80 Kinderſpiele, 100 Pfänderauslöſungen, 40 Schnellſprechſätze, 150 Sprichwörter ꝛc. 15 Sgr.

Engel, Fr., Das Feſt-Theater für die Jugend. 2 Hefte. 8. 12 Sgr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Alphabet des Lebens. Eleg. geb. 22½ Sgr.

Seidelmann, W., Aehrenkranz. Sammlung der geiſtreichſten Stellen. cart. 27 Sgr.

Buch, das, der Patiencen und der Orakelſpiele. 8. geh. 9 Sgr. (755)

Bei uns erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Amt und Welt.

Erzählungen aus dem deutſchen Dienſtleben

von

Bernard Waerner.

Erſter Band. 8. 8. Elegant broſchirt, Preis 1 fl. 36 kr. rhein. oder 1 Thlr. Jn elegantem Halbfranzband 2 fl. 12 kr. rhein. oder 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfaſſer, deſſen „Luſt und Leid“ in drei Bänden nach kaum Jahresfriſt in unſerem Verlage zwei ſtarke Auflagen erlebte, führt die Leſer mit dieſen neuen Erzählungen „Amt und Welt“ auch auf ein neues, noch wenig bebautes Feld, das wohl dieſelbe Berechtigung wie die Dorfgeſchichten-Literatur hat, um mit ihnen aus dem unerſchöpflichen Schachte des deutſchen Dienſt- und Berufslebens in all' ſeinen Abſtufungen Licht- und Schattenbilder heraufzuholen, wie ſie der Menſch, ſein Handeln und Denken, und das kreiſende Rad der Zeit zeichnen. (756)

Der Verfaſſer, ſelbſt „Dienſtmann“, wie er ſich in der Vorrede zu ſeinem Buche ausdrückt, legt hiermit die Früchte langjähriger Beobachtung und Erfahrung dem geehrten Leſerkreiſe vor. Möge das Buch die weiteſte Verbreitung finden, und dem 2. Bande, der im nächſten Jahre erſcheinen ſoll, raſch Bahn brechen! —

Augsburg, im November 1864. J. A. Schloſſer's Buch- und Kunſthandlung.

Zu Feſt-Geſchenken empfiehlt Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Undine.

Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Pracht-Ausgabe (Zwölfte Auflage 1860) mit 70 Holzſchnitten nach Zeichnungen von Adalbert Müller, ausgeführt von A. Gaber. Mit des Dichters Biographie, Porträt und Facſimile. Lex.-8. in engl. Einband 1 Thlr. 10 Sgr.; in reich vergoldetem Einbande m. Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Ferner ſind folgende Ausgaben erſchienen:

Kabinets-Ausgabe (Elfte Auflage 1859) eleg. geh. 10 Sgr. Jn engl. Einband 17½ Sgr.

Miniatur-Ausgabe (Dreizehnte Auflage 1864) mit Titelbild in Stahlſtich nach einer Zeichnung von Ludwig Richter, geſtochen von Chr. Hoffmeiſter. Jn engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Dieſe liebliche Erzählung „das reizendſte und tiefſte Märchen, reinſter Ausdruck romantiſcher Poeſie“, ſchildert die Natur der Nixen, wie ſie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunſt der Frauen in hohem Grade erworben. (757)

Digitized by Google

Paged wrong from here.

1864. # Magazin für die Literatur des Auslandes. No. 51.

Beſtellungen nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von **Joſeph Lehmann.**

Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 18. December **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.

Die politiſchen Parteien in Deutſchland und Gneiſt's Engliſches Staatsrecht . . . 810

Die Seelenſtörungen und die Humanität in ihrer Behandlung 810

Schweiz.

Jean Jacques Porchat 812

England.

Hauptmomente in der Entwickelung der engliſchen Literatur. Nach H. Taine. II. Die Zeit der Emancipation des Geiſtes . . 814

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen 817

Ungarn.

Ueber den Urſprung der Magyaren. II. Hiſtoriſche Momente 818

Finnland.

Neueſte Erſcheinungen der finniſchen Literatur 820

Nord-Amerika.

Eheliche Verhältniſſe der Indianer und Neger Amerika's 820

Kleine literariſche Revue.

Weihnachts-Literatur. Der Dichter Landor. Deutſch-engliſches Handelskorreſpondenz-Lexikon. Ergänzungsblätter zu jedem engliſchen Handwörterbuch 822

Literariſcher Sprechſaal 823

F. A. Brockhaus, Sort. u. Antiquarium, Leipzig.

Revue britannique. *Revue internationale* reproduisant les articles des meilleurs écrits périodiques de la Grande-Bretagne et de l'Amérique, complétés par des articles originaux, sous la direction de M. *Amédée Pichot.*
No. 11. *Novembre* 1864.

Le coeur de Londres. — Les chevaux de course en Angleterre (Origines du cheval anglais). — L'Afrique sauvage. — La légende des inventeurs I. — Le fer et la civilisation — La fiancée aux cheveux d'or, avec un Prologue par le Directeur de la Revue. — Les Sirènes (Appendice à l'histoire de la Fiancée aux cheveux d'or.) — Poésiees du 2. Novembre. — Pensées diverses. — Correspondences de Belgique, d'Allemagne, de Londres. — Chronique scientifique. — Chronique et Bulletin bibliographique. —
Preis für den Jahrgang 15 Thlr. (761)

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ſind ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Urkunden und Actenstücke
zur Geschichte des
Kurfürsten Friedrich Wilhelm
von Brandenburg.

Auf Veranlassung Sr. K. Hoheit des Kronprinzen von Preussen.

Politische Verhandlungen.
Erster Band.
Herausgegeben
von
Dr. **B. Erdmannsdörffer.**
Brosch. 4 Thlr. 20 Sgr.

Das Leben
des
Feldmarſchalls
Grafen Neithardt von Gneiſenau
von
G. H. Pertz.

Erſter Band.
1760 bis 1810.
(Mit einem Kupfer und einer Karte.)
Broſch. 3 Thlr. 10 Sgr.; in Leinwand geb. 3 Thlr. 20 Sgr. (759)

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Oeſterreichiſche Wochenſchrift
für
Wiſſenſchaft, Kunſt und öffentliches Leben.
(Wien in Commiſſion bei C. Gerold's Sohn)

Inhalt von Nr. 48—50.

Zeisberg, Dr. H., Oeſt. Geſchichte im Zeitalter der Babenberger. III. — **Bucher,** Bruno: Neue Romane (G. Freitag: Die verlorne Handſchrift. Edmund Höfer, Altermann Ryke. H. Lewald, Von Geſchlecht zu Geſchlecht.) — **Tſchermak,** Morenzi's Zwölf Fragmente über Geologie. — Dr. **Wiesner,** Zur Geſchichte des Mikroscops. — **Dollinger's** Papſtfabeln. — **A. Beer:** Friedländer's Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms. — **K. Weiß,** Die Architectur des neuen Wien. — **H. Hochſtetter,** Ueber Pfahlbauten. — **K. Lombel,** Ueber Steffens Geſchichte der welſchen Literatur. — **Zingerle,** Zur Geſchichte der Venediger.

Literariſche und Kunſt-Notizen. — Vom Büchermarkt. — Sitzungsberichte. (760)

10 Ngr. Das Banting-System. 36 Xr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben in zweitem unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Korpulenz.

Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. Mit Benutzung der Erfahrungen von William Banting von Dr. Julius Vogel, Professor der Heilkunde in Halle.

Von welcher Bedeutung das Banting'sche Heilverfahren ist, möge man aus dem nachstehenden Artikel der „Augsburger Zeitung" Nr. 329 vom 24. Nov. 1864 ersehen: „London, den 21. November. Seitdem hier bekannt geworden ist, dass der Kaiser der Franzosen sich dem in letzter Zeit so berühmt gewordenen „Banting-System" ergeben, und sich mit Hrn. Banting persönlich in Verbindung gesetzt hat, um diesen Wohlthäter der korpulenten Menschheit über die Entwicklung der kaiserlichen Cur regelmässig zu benachrichtigen, scheint hier alle Besorgniss vor Friedensstörungen und politischen Ueberraschungen verschwunden zu sein. Denn wenn Louis Napoleon es nur halb so ernsthaft mit seiner Cur nimmt wie Aeltermann Mechi, der mit Hülfe des Banting-Systems bereits 48 Pfund an Gewicht verloren zu haben behauptet, so wird er kaum Zeit haben, sich mit Politik zu beschäftigen, sondern seine Zeit zwischen Hühneressen und Verdauungspromenaden theilen, das Schwert und die diplomatische Feder beiseite legen und sich statt dessen mit Wage und Blutcirculationsbürste beschäftigen müssen. So viel ist gewiss, dass leidenschaftliche Emotionen und ehrgeizige Pläne mit dem Banting-System unverträglich sind. Wenn daher der Friedensmensch für den gegenwärtigen ruhigen Anblick der Weltgeschichte Hrn. Banting zu Dank verpflichtet zu sein glaubt, so beweist das nur den hohen Respect, den er vor der Macht und Fähigkeit des Kaisers der Franzosen hegt. Die Börsenwelt ist zwar noch immer sehr empfindlich, und hat immer erst einige Zeit nöthig, um die Theorie, dass jeder neue Bankerott eine neue Aufforderung zum Vertrauen und eine neue Garantie der Sicherheit enthalte, zu verdauen; aber im Ganzen haben die beunruhigenden Gerüchte, welche seit einigen Monaten tagtäglich in der City Schrecken verbreiteten, nachgelassen, und der Novembernebel äussert die Wirkung des Banting-Systems auf Jedermann, indem er beruhigt und die Energie und Speculationswuth auf ein bescheidenes Mass reducirt." (758)

Ludwig Denicke in Leipzig.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Die politiſchen Parteien in Deutſchland und Gneiſt's engliſches Staatsrecht.*)

Unter dem in der Anmerkung genannten Titel iſt in Berlin ein Buch erſchienen, das einen jungen Livländer, Namens Karl Walcker, einen begeiſterten Schüler des Rechtslehrers Gneiſt, zum Autor hat. Die Idee, das Werk eines noch lebenden Politikers zum Maßſtab für den Werth und den Charakter gegenwärtiger Parteien auszuwählen, hat allerdings einen warmen Anſtrich von jugendlichem Autoritätsglauben, aber, mag es auch nur ſein guter Genius oder ein glücklich angelegter politiſcher Inſtinkt geweſen ſein, der den jungen Publiciſten in ſeinem Lehrer den Meiſter kerniger Staatsweisheit erkennen ließ — Herr Karl Walcker hat immerhin, was die hohe Würdigung von Gneiſt's Kardinalſchrift anlangt, ein richtiges und gerechtes Urtheil gefällt. Der Gneiſt'ſche Standpunkt der Politik und des Staatsrechts ward bisher von keinem Publiciſten Deutſchlands, von keinem Englands überſchritten, und es iſt grade der politiſch-ſittliche Werth von Gneiſt's Forſchungen und Findungen, aus dem reichen Schatze des öffentlichen Lebens einer großen Nation geſchöpft, der dieſen Ergebniſſen deutſchen Ernſtes und deutſcher Tiefe eine fruchtbare Zukunft ſichert.

Den jugendfriſchen Autor hat übrigens ein gewaltiger Arbeitseifer beſeelt; es wimmelt in dem Buche von Citaten, die indeſſen keineswegs müßige Schnörkel ſind, vielmehr zur Selbſtcharakteriſtik der Perſonen und Parteien das Beſte und Geeignetſte beitragen. Dieſe Art compilatoriſchen Verfahrens ſtand auch dem Jugendalter des Kritikers vortrefflich an; er iſt dadurch in den meiſten Fällen der Schwierigkeit ausgewichen, dem Meiſter eine perſönliche Anſicht des Schülers aufzubürden oder andrerſeits des Meiſters Urtheil für ein geiſtiges Eigenthum des Schülers auszugeben. Denn die vorliegenden Zuſammenſtellungen kommen unzweifelhaft auf Rechnung des Schülers, da Gneiſt mit anderweitigen Studien beſchäftigt iſt. Ganz und gar freilich konnte die angedeutete Ambiguität nicht vermieden werden.

Ueberraſchen wird es gewiß eine große Zahl von Kennern und Bewunderern Gneiſt's, daß wir ihn hier aus dem Buche eines intimen Schülers in der Geſtalt eines modernen Prinzipien zugänglichen, aber vorwiegend der Tory-Partei angehörenden Charakters erblicken. Gneiſt, ein ſchier Peelitiſcher Tory, iſt eine intereſſante Neuigkeit, die ſchwerlich aus einem flagranten Mißverſtändniſſe des ſtrebſamen Schülers zu erklären wäre. „Der reformirten Tory-Partei gehört Englands Zukunft an,“ lautet ein bedeutungsvoller Satz von Gneiſt; dieſer Satz ſcheint ſeine tiefgehende, perſönliche Ueberzeugung, vielleicht ein Glaubensbekenntniß zu enthalten. Schauen wir mit offenem Auge, ob der berühmte Rechtslehrer ſubjektiv richtig gekennzeichnet ward und ob er objektiv recht haben wird. T. v. B.

*) Kritik der Parteien in Deutſchland vom Standpunkte des Gneiſt'ſchen engliſchen Verfaſſungs- und Verwaltungsrechts. (XII. u. 408 S.) Berlin, Julius Springer, 1864.

Die Seelenſtörungen und die Humanität in ihrer Behandlung.*)

„Die Fortſchritte, welche die Wiſſenſchaft in dem Gebiete der Seelenheilkunde während der letzten Jahrzehnde gemacht hat, ſind leider allzuwenig ins Publikum gedrungen. Dieſes verharrt noch immer in ſeiner alten Anſicht über Irre und Irren-Anſtalten, kann noch immer nicht durchweg zu der Ueberzeugung gelangen, daß Irr ſein nicht eine Schande, ſondern eine Krankheit des Gehirns iſt, die nicht mehr entehrt, als eine Lungenentzündung oder ein Nervenfieber — es kann ſich noch nicht zu der Anſchauung erheben, daß Seelenſtörungen wie alle anderen Krankheiten behandelt werden müſſen, daß Irren-Anſtalten nicht Gefängniſſe ſind zur Einſperrung dieſer Unglücklichen, ſondern Kurorte, die zweckmäßigſten Aufenthaltsorte zu ihrer Geneſung. In dieſer mangelnden Aufklärung ſind die vielen Schwierigkeiten begründet, welche ſich bei der größten Mehrzahl der Kranken einer zweckentſprechenden Verpflegung und Behandlung entgegenſtemmen, welche ſchließlich dahin führen, daß die bei weitem größte Mehrzahl der Seelengeſtörten ungeheilt bleibt und daß die Geſammtſumme derſelben, wie die Statiſtik aller Länder nachweiſt, im fortwährenden Steigen begriffen iſt. Alle Veränderungen der Behörden, ſo wohlgemeint ſie auch ſein mögen, ſind nicht im Stande, dieſe Kalamität auf einmal zu beſeitigen; ſie wird nur allmählich ſchwinden, wenn das Publikum gründlich über Alles belehrt wird. Zu dieſer Belehrung und Aufklärung einen kleinen Beitrag zu liefern, hat die deutſche Geſellſchaft für Pſychiatrie und gerichtliche Pſychologie eine hierauf bezügliche Preisfrage ausgeſchrieben; die beſte Beantwortung derſelben iſt die vorliegende kleine Schrift!“

Mit großer Bereitwilligkeit zeigen wir mit den eigenen Worten der Vorrede dieſes Buch an, um auch unſererſeits einen kleinen Beitrag zu liefern zur Ausrottung ſchädlicher Vorurtheile. Die falſchen Anſichten über Irre und Irren-Anſtalten haben Tauſende, welche hätten gerettet werden können, zu einem traurigen Daſein und einem traurigen Ende verdammt, und wenn die Berechtigung, mediziniſche Diskuſſionen aus den Fachräumen ins große Publikum hinauszutragen, auf irgend einem Punkte unzweifelhaft iſt, ſo iſt ſie es gewiß auf dem Gebiete der Geiſteskrankheiten.

Das Buch beginnt mit einer Diskuſſion über die Beziehungen des Geiſtes zum Körper: es wird die Abhängigkeit beider von einander nachgewieſen und die Unmöglichkeit ausgeſprochen, die Art der Verbindung derſelben zu erkennen. Es folgt ein Abriß der krankhaften Seelenerſcheinungen, eine Darſtellung der einzelnen Formen der Geiſteserkrankungen und ihrer Urſachen. Zum Schluß giebt der Verfaſſer die wichtigſten Grundzüge einer rationellen Behandlung. Eine Verbreitung dieſer Grundzüge iſt das wichtigſte Moment in der vorliegenden Frage, und wir wollen deshalb einen kurzen und möglichſt überſichtlichen Auszug derſelben in Folgendem geben.

Als oberſter Grundſatz in der Behandlung von Geiſtesſtörungen gilt überall die Humanität. Die grauſamen Einrichtungen früherer Zeiten ſind heut faſt unbekannt; der Irre iſt nicht mehr Gegenſtand des Hohnes oder der Verachtung; wir erblicken in ihm nur den Kranken und Unglücklichen, dem wir zu Schutz und Hülfe verpflichtet ſind.

Im Umgang mit Geiſteskranken iſt Vorſicht anzuempfehlen. Der Kranke, welcher unter dem Einfluſſe krankhafter Gemüthsſtimmungen, Sinneseindrücke und Vorſtellungen ſteht, begeht zuweilen

*) Die Seelenſtörungen, von Dr. Eduard Ricker. Erlangen, Ferdinand Enke 1864.

Digitized by Google

bedenkliche Handlungen. Sobald wir daher die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Jemand, der unſerer Sorge anvertraut iſt, geiſteskrank geworden, ſucht man auf eine ſchonende, aber doch ausgiebige Weiſe ſein ganzes Thun und Treiben zu überwachen. Seine anſcheinende Ruhe und Beſonnenheit ſoll uns nie zur Sorgloſigkeit beſtimmen. Am wenigſten bedenklich ſind im Allgemeinen die Tobſüchtigen; ſie ſind in der Regel gutmüthig und harmlos, ſo lange ſie nicht gereizt werden; auch ſuchen ſie ſelten ihre Pläne zu verheimlichen, weshalb man etwa eintretenden Verkehrtheiten leicht vorbeugen kann. In ihrer emſigen Geſchäftigkeit ſtiften ſie jedoch zuweilen Schaden, laſſen ſich auch in leichtſinniger Verwegenheit nicht ſelten zu tollkühnen Unternehmungen hinreißen. Weit mehr Aufſicht bedürfen die Melancholiſchen, beſonders wenn ſie bereits an Sinnestäuſchungen leiden. In dieſem Zuſtande ſoll man ſie nie aus den Augen laſſen und ſie möglichſt bald einer Anſtalt anvertrauen: man glaubt nicht, welche Verſchlagenheit hinter dem verſchloſſenen oder oft anſcheinend gleichgültigen Weſen mancher Kranken ſich verbirgt. Am häufigſten werden Melancholiſche ſich ſelbſt gefährlich; es giebt Kranke, welche Tag und Nacht auf nichts Anderes ſinnen, als ſich um's Leben zu bringen. Die ſchrecklichſten Todesarten ſind ihnen oft die willkommenſten.

Mit dieſen Mahnungen zur Vorſicht ſei aber keineswegs geſagt, daß man Furcht haben ſolle im Umgange mit Geiſteskranken. Im Gegentheil: Vertrauen iſt wohlthuend und erweckt wieder Vertrauen. Die Vorſicht, welche man anwende, gleiche mehr der väterlichen Ueberwachung: wie man Kinder zu verwahren hat, welche noch nicht zur Vernunft gekommen ſind, ſo ſoll man ſich auch des Kranken annehmen, welcher derſelben beraubt iſt. Alſo Liebe und Theilnahme, aber nicht Härte oder gar Grauſamkeit: ein freundliches Wort wirkt oft mehr als alle Gewaltmaßregeln. Die Kranken erkennen für die Dauer ſehr wohl, wer es gut mit ihnen meint: ſelbſt dem erſtorbenen Gemüth des Verrückten und Blödſinnigen thut es wohl, wenn er mit Güte und Freundlichkeit behandelt wird, wenn man für ſeine kleinen Bedürfniſſe ſorgt und ein theilnehmendes Herz hat für ſeine Schmerzen und Kümmerniſſe; man ſei daher nicht unwillig über ſeine tauſendfachen Verkehrtheiten oder ſeine Unfolgſamkeit. Iſt es nöthig, ſeinem Eigenwillen entgegenzutreten, ſo geſchehe es mit Sanftmuth, aber mit Ernſt und ſtrenger Konſequenz. Nie ſoll man ſich zum Zorn hinreißen laſſen: man verliert dadurch in den Augen der Patienten, die in der Regel für alle Schwachheiten und Blößen anderer Menſchen ſcharfblickend ſind, die Achtung und das Vertrauen, deſſen man zu ihrer Heilung ſo ſehr bedarf.

Freilich iſt es oft ſchwer, den richtigen Gleichmuth ſtets zu bewahren. Es giebt Kranke, welche die Geduld ihrer Angehörigen auf die härteſte Probe ſtellen, die falſch und hinterliſtig ſind, die Wohlthaten mit dem ſchnödeſten Undank belohnen und für ihre beſten Freunde nichts haben als Schimpfworte und Mißhandlungen. Aber auch hier ſoll man nicht vergeſſen, daß es ſich um Kranke handelt, daß ihre Worte und Handlungen Folge eines geſtörten Geiſteslebens ſind und daß die Unglücklichen in geſundem Zuſtande ſich gewiß ganz anders benehmen würden. Man hat ja Geduld und Mitleid mit einem Fieberkranken, wenn er auch noch ſo unbändig iſt in ſeinem Delirium, während doch die Geiſtesſtörung nichts anderes iſt, als ein länger dauerndes Delirium.

Was die pſychiſche Behandlung betrifft, ſo hüte man ſich vor einem allzugeſchäftigen Verfahren und ſuche die Geneſung nicht durch ein beſtändiges Einwirken auf den Kranken zu erzwingen. In den allermeiſten Fällen iſt abſolut geiſtige Ruhe die Hauptſache. Wie einem erkrankten Auge der Lichtreiz unangenehm und ſchädlich iſt, ſo wirkt auf das gereizte Gehirn der Mangel an Ruhe und Enthaltſamkeit von allen ſtärkeren Eindrücken ungünſtig; der Kranke fühlt dies auch ſelbſt und ſucht meiſt die Einſamkeit. Man halte ihn daher fern von Lärm und Geräuſch, quäle ihn nicht mit geiſtigen Anſtrengungen. Sehr verkehrt ſind die Verſuche, die Kranken zum Zweck ihrer Heilung auf alle mögliche Weiſe zerſtreuen zu wollen, was man namentlich oft bei Melancholiſchen verſieht. Man möchte ihnen mit Gewalt andere Gedanken beibringen, man hofft ihnen durch Reiſen, Geſellſchaften, Theater Erheiterung zu verſchaffen und ſie ihren kranken Ideenkreiſen zu entziehen. Dieſe Maaßregeln bewirken in der Regel das Gegentheil von dem, was man beabſichtigt; die trübe Verſtimmung iſt in dem Zuſtande des Kranken begründet, ſie folgt ihm, wohin er auch gehen mag; die allgemeine Fröhlichkeit erheitert ihn nicht: ſie macht ihm den Kontraſt zwiſchen der Außenwelt und ſeinem eigenen traurigen Zuſtande noch anſchaulicher. Auch der häufige Beſuch von Freunden und Bekannten, ſowie vieles Sprechen und Zureden iſt dem Kranken entſchieden nachtheilig. Doch tröſte man den Kranken über ſein Schickſal, ſuche ihn zu überzeugen, daß körperliches Unwohlſein die Urſache ſeiner Verſtimmung, und ermahne ihn, den ärztlichen Rathſchlägen zu folgen. Zugleich ſuche man ihn von der beſtändigen Beobachtung ſeines eigenen Zuſtandes abzulenken; am beſten gelingt dies durch eine zweckmäßige körperliche Beſchäftigung.

Sehr vorſichtig ſei man mit Religionsübungen und unterlaſſe ſie in friſchen Fällen gänzlich, wenn der Kranke nicht ausdrücklich danach verlangt. Dem Kranken iſt eine Sammlung des Gemüths, wie ſie zur Andacht nothwendig iſt, meiſtens unmöglich, und die vergeblichen Verſuche verſetzen ihn oft in die größte Verzweiflung. Die tröſtenden, verſöhnenden Worte eines vernünftigen Geiſtlichen wirken dagegen häufig wohlthuend und tragen zur Beruhigung mancher Kranken bei.

Zeigen ſich Wahnvorſtellungen oder Sinnestäuſchungen, ſo verſuche man nicht, denſelben mit Vernunftgründen entgegenzutreten. Die Sinnestäuſchungen haben für den Kranken eine zwingende Gewalt eben ſo wie unſere Wahrnehmungen für uns; wir werden ſie ihm ebenſowenig ausreden können, als wir uns das beſtreiten laſſen, was wir geſehen und gehört haben. Am Einfältigſten ſind die Verſuche, mit grobem Betrug, wie er zuweilen in Romanen vorgeführt wird, einen Kranken von ſeinem Wahne heilen zu wollen. Man bleibe vielmehr im Verkehr mit Geiſteskranken ſtets bei der Wahrheit; man ſuche nicht, ſie zu überliſten und mache ihnen kein falſchen Vorſpiegelungen. Was man ihnen verſprochen hat, ſoll man ihnen gewiſſenhaft halten; die meiſten Kranken haben dafür ein gutes Gedächtniß.

Auch das ſogenannte Eingehen in die Ideen des Kranken iſt ſchädlich. Es kann nur zur Befeſtigung derſelben dienen und nützt in keinem Falle. Am beſten iſt es, ſo wenig wie möglich Notiz davon zu nehmen, bei dem Erſcheinen derſelben dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben oder ganz ſtillzuſchweigen.

Das Univerſalheilmittel für die allermeiſten Fälle von Seelenſtörung iſt die alsbaldige Verſetzung in eine geeignete Anſtalt. Der Kranke wird dadurch den häufig ſo ſchädlichen Einwirkungen der Angehörigen entzogen, er iſt geſchützt vor der Neugierde und dem Spotte roher Menſchen und lebt unter beſtändiger Aufſicht. Alle Einrichtungen ſtreben dahin, ihn auf das Zweckmäßigſte und Schonendſte zu behandeln; die hier herrſchende Ordnung und Regelmäßigkeit imponirt ihm und mahnt ihn mit unſichtbarer Gewalt zur Fügſamkeit. Er ſieht, daß es hier nicht möglich iſt, ſich ſeinen

Digitized by Google

Launen zu überlaſſen, daß ein und daſſelbe Geſetz für Alle bindend iſt, und was oft alle Gewaltmaaßregeln zu Hauſe nicht vermochten, das bewirkt hier der freundliche Zuſpruch und die gewaltige Macht des Beiſpiels. Es geſchieht nicht ſelten, daß die aufgeregteſten Kranken ſich unter dieſem Einfluß ſofort beruhigen und daß die Geneſung beginnt mit dem Tage des Eintritts in die Anſtalt. . .

Iſt der Kranke der Anſtalt anvertraut, ſo überlaſſe man die weiteren Maaßregeln ruhig den dortigen Aerzten und erwarte nicht, daß ſchon nach kurzer Zeit eine günſtige Entſcheidung erfolgen ſoll. Raſche Heilungen kommen zwar vor, gehören aber zu den Seltenheiten. In der Regel vergehen Monate, zuweilen ſelbſt Jahre, bevor Heilung erfolgt. In den meiſten Fällen ſind Beſuche der Angehörigen während des Entwickelungs-Stadiums ſchädlich; ſie erinnern den Kranken aufs Neue an frühere Verhältniſſe und veranlaſſen unnöthige Gemüths-Aufregungen.

Für manche Kranke iſt die Rückkehr nach Hauſe trauriger als der Aufenthalt in der Irrenanſtalt. Ihre geringe Habe iſt durch den langen Aufenthalt in der Fremde aufgezehrt, oder die Kundſchaft des Handwerksmanns hat ſich verloren, oder der Geneſene findet zu Hauſe eine ſehr unfreundliche Aufnahme: man wirft ihm in liebloſer Weiſe vor, was er durch ſeine Krankheit verſchuldet, die Summen, welche er gekoſtet, und die Mühe und Verlegenheit, welche er ſeinen Angehörigen bereitet hat. Dieſe Verhältniſſe ſind für einen eben Geneſenen, deſſen Gemüth noch nicht vollſtändig erſtarkt iſt, natürlich ſehr ungünſtig. Mißmuth und Verzweiflung bemächtigen ſich ſeiner und ſtürzen ihn von Neuem ins Unglück.

Freilich iſt es in vielen Fällen ſchwer, in manchen ganz unmöglich, die Hinderniſſe zu beſeitigen, welche den eben aus der Anſtalt Zurückkehrenden zu Hauſe erwarten; namentlich wird dies bei dem beſten Willen dem Einzelnen ſetten gelingen. Um ſo größer würde der Nutzen ſein, welchen ein Verein zum Schutz und zur Unterſtützung ſolcher Unglücklichen entfalten könnte. Es ſind bereits derartige Beſtrebungen mehrfach aufgetaucht! auch jetzt wird noch immer dafür gekämpft; die Theilnahme iſt aber nicht allgemein genug geweſen. Ein ſolcher Verein, welcher ſich überhaupt zum Schutz und zur Unterſtützung der außerhalb der Anſtalt lebenden Geiſteskranken verpflichtet, müßte ſich beſonders auch der Geneſenen annehmen, ihnen in ihren Bedrängniſſen mit Rath und That an die Hand gehen; er müßte den mittellos gewordenen Familienvater mit Geldmitteln unterſtützen, bei Arbeitern für paſſende Unterkunft ſorgen und den Geſchäftsmann durch Ertheilen von Aufträgen von Neuem in das Vertrauen des Publikums einführen.

Die meiſten Menſchen werden einem eben aus der Anſtalt entlaſſenen Patienten mit einer gewiſſen Befangenheit gegenübertreten. Sie betrachten ihn theils mit unverhohlenem Mißtrauen, theils fürchten ſie, ihn durch jede Erinnerung an die Zeiten ſeiner Krankheit zu verletzen. Dies iſt beides nicht nöthig. Einem wirklich Geheilten iſt die Erinnerung an ſeine überſtandene Krankheit zwar traurig, aber ſelten peinigend. Er freut ſich der Geneſung und ſcherzt oft ſelbſt über ſeine früheren Verkehrtheiten. Man kann ganz unbefangen mit ihm darüber reden, wird aber natürlich vermeiden, Vorfälle zu berühren, die ihn in Verlegenheit ſetzen würden. Im weiteren Umgange ſoll man heftige Gemüthseindrücke jeder Art von dem eben Geneſenen fern halten, dagegen Geiſt und Körper durch fortwährende, nicht zu anſtrengende Thätigkeit beſchäftigen.

Schweiz.

Jean Jacques Porchat.

Im vorigen Frühjahr ſtarb in ſeinem Landhauſe Florency bei Lauſanne ein ausgezeichneter waadtländiſcher Gelehrter und Literator, Jean Jacques Porchat, ein Sechziger. Wenige Jahre nachdem er ſeine Studien vollendet, erhielt er an der Akademie zu Lauſanne eine Anſtellung als Profeſſor der Rechte. Nach dem Tode eines ſeiner älteren Kollegen ging er zur Profeſſur der lateiniſchen Sprache und Literatur über. Dieſe war ſeinem Wiſſen, ſeinem Geſchmack, ſeinem feinen Sinn, ſeinem dichteriſchen Talent angemeſſener. Mit mehr Anmuth als Kraft begabt, vermochte er ſeine Zuhörer anzuziehen, nicht ihnen ganz zu genügen: die jungen Republikaner vermißten den Einfluß des mächtigen, den römiſchen Schriftſtellern innewohnenden Geiſtes.

Im Jahre 1837, bei einer Neugeſtaltung des öffentlichen Unterrichts, wurde die lateiniſche Profeſſur dem berühmten polniſchen Dichter Mickiewicz übertragen, der ſie nur zu bald gegen eine Anſtellung in Paris vertauſchte. Porchat nahm eine Wiederberufung nicht an. Er verbrachte mit den Seinen mehrere Jahre in der franzöſiſchen Hauptſtadt, wo er ſeine Zeit zwiſchen Privatunterricht und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten theilte.

Der Tod ſeines reichbegabten einzigen Sohnes (er hinterließ drei Töchter), der nach glänzenden Studien als angehender Arzt in Paris ſich ſchon auszeichnete, traf ihn mit einem Seelenſchmerz, von dem er nie genas. Dem Zuge des Schweizergemüthes folgend, kehrte er zurück in ſeine Heimat. In ländlicher Zurückgezogenheit, im Genuſſe des häuslichen Friedens und der ſchönen Natur, in der Nähe der übriggebliebenen alten Freunde, vollführte er während ſeiner letzten Lebensjahre eine für die Pariſer Buchhandlung Hachette übernommene ſchwierige Arbeit: die Ueberſetzung der Werke Göthe's.

Als Schriftſteller wirkte Porchat nach mehreren Richtungen. Am Wenigſten gelangen ihm einige Verſuche in den Tagesblättern. Sein Weſen war nicht geeignet, an den Kämpfen der Geſellſchaft ſich zu betheiligen, nicht einmal an den milderen Kämpfen im Schlafrock und Pantoffel. Sein innerſtes Wollen war Menſchlichkeit, Liebe, Friedſeligkeit; der Grundton ſeines Denkens, ſeines Gefühles Zartſinn, geiſtreiche Anmuth. Nur in den Schranken der Sittlichkeit wußte ſeine Begabung ſich zu entfalten. Selbſt ſeine Ueberſetzung Tibull's geſtattet bei einem ſo reinen, dichteriſch angeregten Gemüth keine Einwendung gegen dieſes Urtheil. Als Fabeldichter trat er unter dem Namen Valamont auf. Später ließ er den durchſichtigen Schleier fallen, als er einen neuen Band ähnlicher Gedichte veröffentlichte: „Glanures d'Esope, recueil de fables, deren dritte Auflage, ſchön ausgeſtattet, 1840 in Paris erſchien.

Auf dieſem Felde fand er ſich ſo recht zu Hauſe. Er brauchte nicht, wie viele Andere, La Fontaine oder irgend welche Vorgänger zum Muſter zu nehmen; er konnte ſein eigener Meiſter ſein; die Erfindungsgabe war hinreichend, die Beobachtung der Menſchen eindringend und fein; die Anlage der einzelnen Fabeln iſt ſinnig, die Erzählung, das Zwiegeſpräch raſch, die dichteriſche Färbung des Styls dem jedesmaligen Gegenſtand angemeſſen; nie etwas Gemeines, wie wir es bei neueren, ſelbſt belobten Fabeldichtern oft wahrnehmen. Die reine, gediegene, durch Atticismus gewürzte Sprache verrieth keinen fremden Himmelsſtrich, das heißt, der über der Pariſer Barrière ſich erſtreckt.

Digitized by Google

Aehnliche Eigenſchaften des Gemüthes und des Geiſtes empfehlen einige in ungebundener Rede geſchriebene, volksthümliche **Kinder-Erzählungen**, welche die in dieſem Fache ſeichte, franzöſiſche Literatur bereichert haben: *Trois mois sous la neige. Les Colons du rivage. La sagesse du hameau.* Wie die Fabeln, haben dieſe Schriften in Frankreich mehrere Auflagen erlebt.

Auf einem ganz verſchiedenen Felde, im **Trauerſpiel**, verſuchte Porchat alle ſeine Kräfte, nicht ohne Glück, doch nicht mit vollem Erfolg. In dem Drama **Winkelried** hatte er nicht nur die Bühne im Auge, ſondern auch die ſchweizeriſchen Schulen und die Verbreitung vaterländiſcher Geſinnungen. Im Intereſſe der Jugend und ſeines Gedichtes umkränzte er den eher epiſchen als dramatiſchen und höchſt einfachen Gegenſtand mit Erzählungen, perſönlichen und Sittenzügen, welche die alten Chroniken ihm an die Hand gaben, und die vereint ſich zu einem nationalen Gemälde geſtalteten. Sonderbar, daß der Dichter den ſterbenden Schultheiß von Luzern, Gundoldingen, von dem Schlachtfelde auf die Bühne bringen läßt und das von ſeinem Blut befleckte und von ſeiner Hand feſtgehaltene Banner nicht erwähnt, das heute noch in dem Archiv von Luzern als Heiligthum aufbewahrt wird! Das mag denen gefallen, zu denen P. nicht gehörte, für die ein hiſtoriſcher Name ein Sinnbild iſt, und das vaterländiſche Blut in den Adern ein Mythus. Der Hauptgegenſtand, wenn nicht mit epiſodiſchen Scenen ausgeſchmückt, hätte nicht hinreichenden Stoff zu fünf Aufzügen dargeboten. Warum überhaupt das Gemälde nach dem Rahmen und nicht der Rahmen nach dem Gemälde bemeſſen werden ſoll, iſt nicht leicht zu begreifen. Wenn die Reden im „Winkelried" manchmal zu gedehnt ſcheinen, ſo muß man doch erkennen, daß P.'s Verſe, reich an edlen und patriotiſchen Gedanken, in ſchöner, wohlklingender Sprache dahinfließen.

Ein zweites Trauerſpiel, *La Mission de Jeanne d'Arc, drame en cinq journées, en vers*, iſt eine unabhängige, ganz individuelle Bearbeitung dieſes oft behandelten Gegenſtandes. Weder in der Auffaſſung des Charakters der Johanna und der ganzen Anlage der Handlung, noch in den Einzelheiten, iſt P. in die Fußſtapfen Schiller's getreten. Weit entfernter iſt er noch von einem franzöſiſchen Vorgänger zur Zeit des erſten Kaiſerreichs d'Avrigny, der in ſeiner „Jeanne d'Arc à Rouen", keinen Zollbreit von der Einheit des Ortes abgewichen, und ſeine beklagenswerthe Heldin keine Minute ſpäter als die vierundzwanzig geſetzlichen Stunden hat ſterben laſſen, aber dieſen engen Raum mit zierlichen, wohlklingenden Alexandrinern und dichteriſcher Leerheit ausgefüllt hat. Das Drama P.'s iſt nicht nur in fünf gewöhnlichen Aufzügen eingetheilt, ſondern dem Titel gemäß in wirklichen jornadas, die ebenſoviel Zeitabſchnitte der Geſchicke Johanna's darſtellen. Jeder Tag trägt den Namen des Ortes, wo die Handlung vor ſich geht. Der erſte, **Domremi**, führt uns in die häuslichen Verhältniſſe der Heldin ein. Heldin iſt ſie ſchon, da ſie, im Kampfe mit Eltern und Geſchwiſtern, dem innern Triebe, der Stimme des Gewiſſens und des Geſchickes gehorcht. Nur einer ihrer Brüder, der treuherzige, einfache Pierre, von der göttlichen Berufung ſeiner Schweſter überzeugt, begleitet ſie unwandelbar. Das ländliche, fromme Familiengemälde iſt mit Liebe ausgemalt. So erhaben auch die Weihe Johanna's — rationaliſtiſch aufgefaßt von der Feder eines Geſchichtſchreibers wie Michelet — bleiben kann, hat doch P. vorgezogen, ihr eine objektive Göttlichkeit beizulegen: ſie beſitzt z. B. die Begabung, nicht nur den Seelenzuſtand des falſchen Prieſters Loyſeleur zu erkennen, ſondern auch die ſchwarze That, die er in Gemeinſchaft mit dem königlichen Sterndeuter Magiſtri vollbracht, den Mord des Herzogs von Orleans. — Die II. Abtheilung, **Chinon**, läßt uns im königlichen Schloſſe dieſer Stadt einem geheimen Anſchlag der beiden Böſewichter gegen Johanna beiwohnen, in der ſie eine ihnen feindliche Macht wittern. Johanna wird als Beſeſſene den Doktoren der Kirche verdächtig gemacht. Vor den verſammelten Hof geführt, erkannte ſie den hinter Andern ſich verbergenden König. Sie ſelbſt wird, ſo wie ihre überirdiſche Sendung an dem reinen gottgeweihten Herzen, an dem kindlich himmliſchen Sinne erkannt. Die Offenbarung eines geheimen Gedankens des Königs überzeugt ihn von der göttlichen Berufung des heldenmüthigen Mädchens. Wie die Stimme Gottes, läßt ſich auch die Stimme des Volkes durch den Mund ihres Bruders und ihrer ritterlichen Begleiter vernehmen. — Der dritte Tag ſpielt in **Orleans**; es iſt der heiße Tag des Kampfes. Hier erblicken wir Johanna unter den verſchiedenen Charakteren der Krieger; wir bewundern ihren Heldenmuth, ihre Beſcheidenheit und Menſchlichkeit; ſie wird verwundet, ſie ſchenkt Leben und Freiheit den Gefangenen, unter dieſen ihren beiden Todfeinden. — In der vierten Abtheilung der Handlung ſitzt Johanna ſchon ſeit fünf Monaten auf dem Schloſſe **Le Crotoy**, als Gefangene des Grafen Johann von Luxemburg, deſſen Ehrgeiz jeden Augenblick bereit iſt, ſie den Engländern auszuliefern, er, wie Burgund, ein Erbfeind Frankreichs und zugleich unmittelbarer Lehnsherr des Dorfes Domrémi und der Familie Johanna's. In den „ſchönen Tagen von Reims" hat Johanna durch die Krönung des Königs ſeine Macht gehoben und befeſtigt, die ſeiner Gegner gebrochen. Ihr Einfluß allein, als Geſandte des Himmels, kann den Monarchen bewegen, Luxemburg und Burgund des Lehnsverhältniſſes zu entheben und als ebenbürtig anzuerkennen. Um dieſen Preis erhält ſie ihre Freiheit. Die Scene geht am Fuße des Schloſſes vor ſich, im Schatten hoher Bäume, wo die arme Gefangene, nach ſo langer Haft zum erſten Male wieder Gottes ſchöne Natur erblickt und freie Luft athmet, ihr Bruder iſt zugegen; er hat ihrer Seele die Heimat vorgeführt, den kranken Vater, die ſchwächliche Mutter, zwei verwundete Brüder. Auf den Vorſchlag des Grafen, die Sache des Königs zu verrathen, um frei nach dem väterlichen Heerd zu ziehen, antwortet Johanna:

> Oh! de la liberté qu'un sourire a de charmes!
> Oh! dans cette prison que j'ai versé de larmes!
> Errer sous les grands bois tout le jour, et le soir
> Sur le penchant d'un mont pour admirer; s'asseoir
> Dans un lit de son choix, dormir avec l'attente
> De l'essor matinal: souvenir qui me tente!...
> (Au comte.)
> Vous offrez à mes yeux mon chère frère; avec lui
> Chez les miens il me semble arriver aujourd'hui.
> Je vois mon père infirme, appuyé sur ma mère,
> S'empresser... à pas lents... J'entends sa voix si chère...
> O mes saintes, pardon! vos célestes accents
> Ne m'ont semblé jamais plus doux, plus caressants.
> Je l'entends ... Il bénit l'enfant qui fit sa peine...
> (Avec une ferme résignation.)
> Seigneur, dans votre tour il faut qu'on me ramène.

Der fünfte Aufzug führt uns nach **Rouen**. Johanna erſcheint zuerſt in der Schloßkapelle, wo, unter der Leitung Magiſtri's der Prozeß geführt und verfälſcht wird; ſpäter im Kerker, den ſie nur verläßt, um zum Tode zu gehen. Loyſeleur, von Gewiſſensbiſſen gemartert, bekehrt ſich; Magiſtri ſtirbt in ſataniſcher Wuth, von einem Blick Johanna's wie niedergedonnert. Ob die

Digitized by Google

Schöpfung dieſer beiden Böſewichter und ihr Einfluß auf das Geſchick der Heldin glücklich erdacht ſei, ſcheint mir zweifelhaft. Jedenfalls iſt die ganze Behandlung eine eigenthümliche, die wohl dem romantiſchen Charakter des Gegenſtandes entſprechen mag.

Mit der Freiheit der neuen dramatiſchen Schule hat P., nach dem Beiſpiele Racine's, Chöre mit ſeinem Drama verbunden. Jeden Aufzug ſchließt ein Chor, meiſtens aus dem Volk gebildet, was dem urſprünglichen Gedanken dieſes dramatiſchen Elementes entſpricht. Obſchon im Winkelried mit Geſchick angebracht, paſſen doch die Chöre beſſer zu der myſtiſch-religiöſen Färbung der Mission de Jeanne d'Arc, die ſowohl die Seele des Volkes, als die Handlung lyriſch hebt. So beachtenswerth auch dieſe Chöre ſind, fehlt ihnen doch oft der lyriſche Schwung, die Seelenmuſik, durch welche Racine's Verſe die geſammte alte Lyrik der Franzoſen überflügeln.

In heitern oder zarten Liedern, in Gelegenheits-Gedichten und im Lobe verdienſtvoller Männer, auf den Gefilden des Vaterlandes, am Heerde der Freundſchaft, unter dem beſcheidenen Dache des ehelichen Glückes iſt P.'s lyriſches Talent zu Hauſe. Den Beweis liefert ein Band geſammelter Gedichte aus verſchiedenen Zeiten, den er in den erſten Monaten dieſes Jahres herausgab: Jacques Porchat, Souvenirs poétiques de Valamont. (Lauſanne, 1864.) Einige dieſer Gedichte, in denen er den Ton der philoſophiſchen, manchmal heitern Epiſtel anſchlägt, gehören zu den vorzüglichſten, und bezeichnen ſeine eigentlichſte Begabung als Dichter. Auch dürfen wir als das gelungenſte und zugleich ſchwierigſte poetiſche Werk P.'s die Ueberſetzung der Epiſtel an die Piſonen des Horaz nennen. Zweimal in zehn Jahren wagte er ſich an dieſes Unternehmen; denn in dem eben erwähnten Bande beſitzen wir nicht nur eine neue Auflage, ſondern zum Theil eine neue Ueberſetzung, die an Treue, Gedrängtheit und Leichtigkeit kaum etwas zu wünſchen übrig läßt.

Nachdem Porchat in Frankreich noch mehr durch eine vortreffliche, mit Geſchmack geſchriebene Ueberſetzung von Leopold Ranke's franzöſiſcher Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert, bekannt geworden, betraute ihn der Buchhändler Hachette mit der Ueberſetzung der ſämmtlichen literariſchen Werke Göthe's, (die naturgeſchichtlichen mithin, ſowie die verſchiedenen Korreſpondenzen ausgenommen). In ſtrenger Zurückgezogenheit widmete er von nun an Zeit, Kräfte und muſterhafte Sorgfalt dieſer wichtigen Arbeit. Obſchon der deutſchen Sprache vollkommen mächtig, unterließ er nicht, ſich über ſchwierige Stellen oder Anſpielungen, ſelbſt durch Korreſpondenzen mit Deutſchland, Aufklärung zu verſchaffen. Die Ueberſetzung der proſaiſchen Werke, ſowie der Gedichte in erzählender oder ſonſt leichter zu behandelnder Form wie Hermann und Dorothea und mehrerer dramatiſcher Gedichte, iſt meiſterhaft. Wo aber die Poeſie die innerſte Eigenthümlichkeit in Gedanken, Gefühl, Sprache und Melodie, in Tiefe und Zartſinn, in Genialität und rein perſönlicher Auffaſſung des menſchlichen Lebens und des Seelenlebens ausdrückt, kann man keinem Talente zumuthen, Göthe noch einmal, und zwar auf fremder Erde, erſtehn zu laſſen. Von dem Ueberſetzer des Fauſt, der Balladen, der Lieder, darf nur begehrt werden, daß er den mit der deutſchen Zunge unbekannten Leſern die Gedanken möglichſt treu wiederzugeben und durch den Reiz und die kunſtvolle Handhabung ſeiner Sprache ſie vermuthen laſſe, in welcher ſchönen Form ſich ſo ſchöne Gedanken haben entfalten mögen. Dies leiſtet Porchat mit ſeltenem Geſchick. Wer mehr verlangt, lerne fleißig vier Jahre lang Deutſch und leſe dann Göthe ſelbſt.

Die Vorrede der Oeuvres complètes de Goethe zeugt von der bewundernden Liebe, mit welcher der Ueberſetzer in das Weſen und die Seele des deutſchen Dichters eingedrungen; nicht minder von der Verehrung, die er dem Streben und dem Wirken dieſes über alles Kleinliche erhabenen, nach allem Edlen ſehnſuchtsvollen Geiſtes zollte.

In drei Jahren, in zehn Groß-oktav-Bänden, vollendete P. eine Aufgabe, die nicht weniger Muth als Fähigkeit erforderte. Er genoß eine kurze Zeit noch die Abendruhe nach vollbrachtem Tagewerk, otium cum dignitate, freute ſich im Kreiſe der Seinigen der Anerkennung, die ihm zu Theil wurde, und entſchlief nicht ohne Schmerzen, aber ruhig, im Bewußtſein eines ehrenvoll thätigen Lebens, in der Hoffnung einer ſeligen Zukunft. E. Monnard.

England.

Hauptmomente in der Entwickelung der engliſchen Literatur. Nach H. Taine.

II.

Die Zeit der Emancipation des Geiſtes.

Die Zeit der Renaiſſance bringt, wie in ganz Europa, ſo auch in England eine große geiſtige Umwälzung auf dem Gebiete der Kunſt und Literatur, wie auf dem religiöſen Gebiete hervor. Vor 14 Jahrhunderten hatte die griechiſche Sittenloſigkeit, die römiſche Despotie und die Auflöſung der antiken Welt den großen aber düſteren Gedanken von der menſchlichen Ohnmacht und Hinfälligkeit entſtehen laſſen, der ſich in der ſtoiſchen Reſignation, in der epikureiſchen Sorgloſigkeit, in dem alexandriniſchen Myſticismus und in der chriſtlichen Erwartung des Reiches Gottes ausſprach. Die Welt iſt ſchlecht und verderbt: entgehen wir ihr durch Unempfindlichkeit, durch Betäubung, durch Ekſtaſe oder durch die Hoffnung auf ihr baldiges Ende und den Beginn des Reiches Gottes. Seit dem vierten Jahrhundert erſetzt allmählich die todte Regel den lebendigen Glauben. Das chriſtliche Volk überliefert ſich der Geiſtlichkeit, dieſe dem Papſte; die chriſtliche Meinung unterwirft ſich den Theologen, dieſe den Kirchenvätern: das chriſtliche Leben beſchränkt ſich auf die Erfüllung der Werke und dieſe wieder nur auf die äußeren Gebräuche. Die Religion, flüſſig in den erſten Jahrhunderten, gerinnt zu einem ſtarren Kryſtalle, worüber ſich eine Lage heidniſchen Schuttes gebreitet hat. Die Theokratie und die Inquiſition, die Vorrechte des Klerus, das Verbot der Bibel, der Kultus der Reliquien, der Ablaßkram treten nach und nach auf. Statt der Religion iſt nur noch die Kirche vorhanden, ſtatt des freien Glaubens die Orthodoxie, ſtatt der moraliſchen Inbrunſt die feſtbeſtimmte, äußere Andachtsübung, ſtatt der freien Bewegung des Herzens und des lebendigen Gedankens die ſtrenge Disziplin. Das ſind die dem Mittelalter eigenthümlichen Züge. Die Wiedergeburt des Menſchenthums geht von den Laien aus. Amerika und der Seeweg nach Indien ſind entdeckt, die Geſtalt der Erde und das Weltſyſtem erkannt, die moderne Philologie gegründet, die Erfahrungswiſſenſchaften geſchaffen, die Künſte und die Literatur reifen einer neuen Aerndte entgegen, die Religion wird in ihrem Weſen umgewandelt. Ein eigenthümlicher Zug dieſer Zeit iſt es, daß man die Dinge nicht ſtückweiſe und iſolirt oder durch ſcholaſtiſche und mechaniſche Klaſſifikation erfaßt, ſondern im Ganzen, unter allgemeinen und umfaſſenden Geſichtspunkten, mit jenem Eifer und ſympathiſchen Geiſte, der den Gegenſtand in allen Theilen durchdringt, ihn ſich aneignet, aſſimilirt, ſein Bild ſo lebendig in ſich aufnimmt, daß es nothwendig in einem Kunſt-

Digitized by Google

werke oder in einer Thatſache wieder hervortritt. Luther und der heilige Ignatius, Michael Angelo und Shakſpeare tragen nicht eine abſtrakte, partielle und trockene Idee in ſich, ſondern ein Ideal, das, im Geiſte vollendet, drängt an das Tageslicht zu kommen. Das iſt das große Jahrhundert Europa's, der wunderbarſte Moment menſchlichen Wachsthums. Wir leben noch von ſeinem Safte, und ſeine Triebkraft iſt noch in uns wirkſam.

Die Wiedergeburt des klaſſiſchen Alterthums iſt die Auferſtehung der heidniſchen Idee und des Kultus der Schönheit und der Kraft. Sie ſetzt einen verbeſſerten Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft voraus. So lange das allgemeine Elend auf der Menſchheit laſtete, ruhte der Fluch auf dem Erdenleben und man ſuchte den Troſt in einer anderen Welt. Sobald ſich die Leiden milderten, fing man an, ſich mit dem gegenwärtigen Leben auszuſöhnen, Vertrauen zu ſich ſelbſt zu faſſen, die Energie, das Genie, alle die wirkſamen Fähigkeiten, die an dem irdiſchen Glücke arbeiten, zu lieben und zu bewundern. In England hat unter Heinrich VIII. und Eliſabeth die Monarchie die Kraft gewonnen, den Frieden in der Geſellſchaft herzuſtellen und zu erhalten. Mit dem Frieden erſcheinen die nützlichen Künſte, der Handel, der bürgerliche Wohlſtand, der Geſchmack an häuslicher Bequemlichkeit und an Verſchönerung der Umgebung. Nicht der Beſitz, ſondern der Erwerb giebt den Menſchen das freudige Gefühl ihrer Kraft. Dieſe Freude äußert ſich in vermehrtem Aufwande, in der reicheren Kleidung, in den geſuchteren Genüſſen der Tafel, in der Feier von Feſten, zu deren Verſchönerung alle Künſte aufgeboten werden. Unter Eliſabeth und Jakob I. wurden die glänzendſten Hoffeſte gegeben, an deren mythologiſchen und allegoriſchen Darſtellungen, Schauſpielen, idylliſchen Scenen, Kämpfen die Großen ſelbſt ſich betheiligten. Noch iſt England nicht das puritaniſche, ſondern das luſtige England (merry England), das ſich ganz der Freude und dem Lebensgenuſſe hingiebt. Die heidniſche Welt iſt wieder aus dem Grabe erſtanden; nach der ſchrecklichen Nacht des Mittelalters mit ihren düſteren Legenden von Geſpenſtern und Verdammten ſtrahlt der Olymp wieder im hellen Lichte. Noch einmal entzücken die heroiſchen und ſchönen Götter die Herzen der Menſchen. Von Italien aus hatte ſich mit den Schriften der Alten ihr Geiſt über Europa verbreitet. Das chriſtliche Ideal wird von dem heidniſchen verdrängt, und dieſes iſt: der geſunde, kräftige Menſch, der mit allen Mitteln verſehen iſt, ſeine Wünſche zu befriedigen und das Glück hier auf Erden zu finden. Dieſe Idee ſpiegelt ſich in den Künſten wie in der Poeſie.

In England iſt die Renaiſſance die Wiedergeburt des ſächſiſchen Geiſtes. Sie beginnt mit Surrey, den man den engliſchen Petrarca genannt hat, weil er, wie dieſer, der erſte Humaniſt und moderne Dichter iſt, der dem neuen Geiſte ſeinen Ausdruck gegeben hat. Dieſer Ausdruck iſt zuerſt fremdartig, überladen, voll Antitheſen und witzigen Vergleichungen. Man trifft ihn überall gleichzeitig bei Ronſard und d'Aubigné, bei Calderon, Gongora und Marini. Das Hauptlehrbuch dieſer phraſenreichen Sprache war Lyly's Euphuès, l'anatomie de l'esprit, 1580. Der Euphuismus iſt ein charakteriſtiſches Merkmal der Zeit. Ueberſtrömende Fülle und ungezügelte Phantaſie ſind Kennzeichen aller Literaturen der Renaiſſance-Zeit; am ausgeprägteſten aber erſchienen ſie in England, weil die germaniſche Race, nicht wie die romaniſche durch den Geſchmack an harmoniſcher Form gezügelt, den kräftigen Ausdruck dem ſchönen vorzieht. Einer der erſten Meiſter in dieſer Art von überſtrömender und feſſelloſer Poeſie iſt Philipp Sidney. Er iſt nur ein einzelner Krieger in dem großen Heere von Dichtern, worunter Helden wie Spenſer und Shakſpeare und ſonſt wackere Streiter wie Breton, Donne, Drayton, Lodge, Greene, die beiden Fletcher, Beaumont, Ben Jonſon, Marlowe, Wither, Warner, Daviſon, Carew, Suckling, Herrick u. A. Der poetiſche Hang iſt auch in den Proſaikern vorhanden. Selbſt der größte Denker dieſer Zeit, Francis Bacon, gelangt zur Wahrheit, nicht durch Argumentation, ſondern durch Intuition. Cogitata et visa, der Titel einer ſeiner Schriften, könnte der Titel aller ſeiner Werke ſein. Sein Hauptwerk, Novum Organon, beſteht aus einer Reihe von Aphorismen, wiſſenſchaftlichen Dekreten, oft in poetiſchen Bildern und räthſelhaften Abkürzungen, ähnlich den ſibylliniſchen Verſen.

Dieſe bunte Welt ſpiegelt ſich am treueſten im Theater wieder, welches die ſchönſte und eigenthümlichſte Frucht der engliſchen Renaiſſance iſt. Vierzig Dichter und unter dieſen etwa zehn Männer von überlegenem Geiſte, vor Allen Shakſpeare, der größte aller Künſtler, welche je mit Worten Seelen dargeſtellt, haben für das Theater gearbeitet; mehrere hundert Stücke, darunter gegen 50 Meiſterwerke, ſind uns erhalten. Das Drama durchwandert alle Gebiete der Geſchichte, der Dichtung und der Phantaſie; es umfaßt die Tragödie, die Komödie, die Paſtorale, ja ſelbſt das Spiel des Traumes; es ſtellt alle Stufen menſchlicher Zuſtände, alle Launen menſchlicher Phantaſie dar; es drückt Alles aus bis auf die unbedeutendſten Gefühle, die die Wirklichkeit erregt, und die allgemeinſten und wichtigſten Reflexionen, welche Aufgabe der Philoſophie ſind. Es hat ſich losgeſagt von jeder Theorie, ſich frei gemacht von jeder Nachahmung; es hat ſich bis in die geringſten Partien dem herrſchenden Geſchmacke hingegeben und dem Verſtändniſſe des Volkes angepaßt. Es iſt ein Drama rieſenhaft und mannigfaltig, fähig durch ſeine Schmiegſamkeit, durch ſeinen Inhalt und ſeine Form das genaue Gepräge des Jahrhunderts und der Nation aufzunehmen und zu bewahren.

Neben der heidniſchen Renaiſſance tritt die religiöſe Wiedergeburt in der Reformation auf, die zugleich ein Proteſt iſt gegen die von dem wiedererſtandenen Heidenthum geförderte Sittenverderbniß. In ihrer Fortentwickelung bequemt ſich die Reformation dem Charakter der Völker an, unter denen ſie herrſchend wird. Sie wird ſcholaſtiſch bei den Deutſchen, politiſch in der Schweiz und in Holland, praktiſch in England. Der engliſche Proteſtantismus findet ſein Ideal in dem ſtrengen Worte des alten Teſtamentes. Er verpflanzt den Gott des alten Bundes in das moderne Gewiſſen; es iſt nicht der poetiſche Gott des heidniſchen Senſualismus, noch der myſtiſche Gott des chriſtlichen Spiritualismus; es iſt der moraliſche Gott der Hebräer, der Gott des Geſetzes und der Gerechtigkeit, der nicht den Glauben ſondern die That verlangt. In der rauheſten und praktiſchſten Form tritt dieſer Proteſtantismus in dem Puritanismus auf, der jede Spekulation von ſich weiſend ſich nur auf das Handeln beſchränkt, das menſchliche Leben in eine ſtarre Disziplin zwängt, der menſchlichen Seele einen beſtändigen Kampf auflegt, der menſchlichen Geſellſchaft eine mönchiſche Strenge vorſchreibt, das Vergnügen verbietet, die Thätigkeit empfiehlt und das Opfer verlangt. Er iſt es, der den Moraliſten, den Arbeiter und den Bürger bildet. Die große engliſche Idee iſt die Ueberzeugung, daß der Menſch vor Allem eine moraliſche und freie Perſon iſt, und da er allein in ſeinem Gewiſſen und in Gott die Richtſchnur ſeines Handelns findet, muß er ſich ſeiner Aufgabe, in ſich und außer ſich Sittlichkeit und Freiheit zu gründen und zu erhalten, mit aller Beharrlichkeit und Unbiegſamkeit durch einen beſtändigen Widerſtand gegen das Entgegengeſetzte und einen un-

Digitized by Google

aufhörlichen Zwang ſeiner ſelbſt hingeben. Vergebens ſtößt dieſer Rigorismus anfänglich durch ſeine Uebertreibung und Tyrannei ab; bald wird er herrſchend und er mildert ſich im Laufe der Zeit und bequemt ſich allmählich der menſchlichen Natur an. Der Fanatismus des Puritanismus wandelt ſich ſo in die Laien-Moral um und gewinnt alle Volksſympathie, weil er mit allen nationalen Inſtinkten übereinſtimmt.

Dieſer neue Proteſtantismus unterſcheidet ſich von dem antiken Chriſtenthume, daß jener in einer aufblühenden Geſellſchaft, dieſes in einer abſterbenden Welt auftrat. Daher empfiehlt er lebendige Thätigkeit ſtatt einer geiſttödtenden Aſketik; daher geſteht er dem Verlangen nach Erdenglück ſeine Berechtigung zu, ſtatt die Abtödtung des Fleiſches zu gebieten; daher achtet er die Ehe, die Arbeit, die Vaterlandsliebe, die Prüfung, die Wiſſenſchaft, alle natürlichen Neigungen und Fähigkeiten, ſtatt daß das antike Chriſtenthum das Cölibat empfahl, das Zurückziehen von der Welt, die Verachtung des Irdiſchen, die Ekſtaſe, die Gefangennehmung der Vernunft und die Verſtümmelung des Herzens forderte. Durch dieſe Infuſion des modernen Geiſtes hat der Proteſtantismus ein neues Blut erhalten, und er bildet heute mit der Wiſſenſchaft die beiden Bewegungsorgane und gleichſam ein Doppelherz des europäiſchen Lebens.

Die Wiedereinſetzung des Weltlichen in ſeine Rechte ſchließt die Reinigung des Herzens nicht aus; im Gegentheil: gerade nach dieſer Seite richtet die Religion in England ihre Hauptwirkſamkeit Man hat die byzantiniſchen Spitzfindigkeiten und Diſtinktionen fallen laſſen und hält ſich von der deutſchen Spekulation fern. Es herrſcht allein der Gott des Gewiſſens. Alle weibiſchen und ſüßlichen Beziehungen ſind in dem Verkehr mit Gott verbannt. Man findet in Gott nicht den Seelen-Bräutigam, den Liebhaber und Tröſter, wie er in der Nachfolge Chriſti und bei den Herrnhutern erſcheint. Ein männlicher Geiſt durchweht die Gebete und die Predigten; man erkennt die Einwirkung des alten Teſtamentes und beſonders der Pſalmen. Gott iſt nicht der Herzensfreund, dem man ſeine geringfügigen Wünſche und ſeinen kleinlichen Kummer mittheilt; er iſt nicht ein König, deſſen Verwandte und Hofleute man zu gewinnen ſucht und von dem man nur Gunſtbezeugungen und Gnadenſtellen zu erlangen hofft. Man ſieht in ihm den ernſten Gott, der über unſere Pflichterfüllung wacht. Was man von ihm bittet, iſt die Kraft zur Tugend, zur inneren Heiligung, durch die man fähig wird, das Gute zu thun. Was man von ihm weiß, iſt nur, daß er vollkommen gerecht iſt, und ein ſolches Wiſſen genügt, in allen Ereigniſſen des Lebens die Wege Gottes zu erkennen, die zu dem Reiche der Gerechtigkeit führen.

Der größte Dichter dieſer Zeit, John Milton, iſt zugleich Poet und Proteſtant. Er erhielt von der hinſterbenden Zeit den poetiſchen Hauch und von der beginnenden Zeit die ſtreng politiſche und religiöſe Richtung. Sein Styl und ſeine Ideen ſind hiſtoriſche Momente; ſie vereinigen Vergangenheit und Zukunft, die Ereigniſſe und Gefühle mehrerer Jahrhunderte und einer ganzen Nation.

Die Reſtauration unter Karl II. und die Einführung der franzöſiſchen Kultur verſcheuchen das religiöſe Element von der Bühne der vornehmen Welt, aber es lebt im Volke fort. Die klaſſiſche Periode von Karl II. bis zur franzöſiſchen Revolution iſt das Zeitalter der feinen Eleganz, die zuletzt in gemeine Liederlichkeit ausartet und des rückſichtsvollen Zweifels, der endlich zum brutalen Atheismus wird. Der franzöſiſche Geſchmack kann nicht feſten Boden gewinnen. Die regelmäßige Tragödie wird zur leeren Deklamation, das feine Luſtſpiel zur Schule der Schamloſigkeit und des Laſters. Von dieſer Literatur ſind nur einzelne wiſſenſchaftliche Werke in gedrängter Darſtellung und gutem Style von bleibendem Werthe. Faſt gleichzeitig mit den Stuarts wird auch die frivole Lebensanſchauung aus England verbannt. Die liberalen und moraliſchen Grundſätze greifen wieder Platz. Die Literatur des 18. Jahrhunderts iſt ganz konſervativ, auf den Nutzen berechnet, von moraliſcher Tendenz und beſchränktem Geiſte. Zwei Mächte geben ihr die Richtung: eine allgemeine europäiſche und eine ſpeziell engliſche. Auf der einen Seite herrſcht das Talent der rhetoriſchen Analyſe und die Rückſicht der literariſchen Würde, die der klaſſiſchen Zeit eigenthümlich ſind; auf der anderen der Hang zur praktiſchen Anwendung und die Energie einer genauen Beobachtung, Eigenſchaften des engliſchen Geiſtes. Daher jene Vortrefflichkeit und Originalität der politiſchen Satire, der parlamentariſchen Rede, des gründlichen Eſſay's, des moraliſchen Romans, und aller der Gattungen, welche einen offenen, geſunden Verſtand, einen guten, korrekten Styl und das Talent, Anderen zu rathen, ſie zu überzeugen oder auch ſie zu verletzen, erfordern; daher aber auch die Schwäche oder die Ohnmacht des ſpekulativen Gedankens, der wahren Poeſie, eines originellen Theaters und aller der Gattungen, die einen großen, freien Forſchungstrieb und eine uneingenommene Phantaſie verlangen.

Mit der fortſchreitenden Kultur und dem wachſenden Wohlſtande wird die öffentliche Meinung wie die Literatur immer ernſter bis zur Unduldſamkeit. Die langen Kriege gegen die franzöſiſche Revolution treiben den Rigorismus in der Moral bis zum Exzeß. Ein despotiſcher, aber heilſamer Koder von beſtimmten Grundſätzen, von einem feſtgeſtellten Uebereinkommen und von unangreifbaren Meinungen ſorgt dafür, daß die Engländer nicht von der nationalen Bahn weichen, ſondern immer ſicher auf ihr wandeln. Dadurch ſind ſie im Stande, ſich ſelbſt zu bezwingen und für ſich ſelbſt zu ſorgen. Sie betrachten das Leben als Moraliſten und Oekonomiſten, gleichſam wie ein enges Kleid, in dem man mit Anſtand einhergehen ſoll, aber auch zugleich wie ein gutes Kleid, das man ſich ſo fein als möglich ſchaffen muß. Reſpektabel und komfortabel, das ſind die beiden Worte, die alle Triebfedern in ſich ſchließen, welche den Engländer zum Handeln bewegen.

Gegen den beſchränkten geſunden Menſchenverſtand und gegen die pedantiſche Strenge erhebt ſich eine Empörung. Zugleich mit der univerſellen Erneuerung des menſchlichen Denkens und Vorſtellens ergießt ſich von Neuem der tiefe poetiſche Quell, der im 16. Jahrhundert ſo reich gefloſſen iſt, über das 19. Jahrhundert. Eine neue Literatur tritt zu Tage, belebt von den Lehren der Philoſophie und Geſchichte. Der größte engliſche Dichter des 19. Jahrhunderts, Lord Byron, hört nicht auf, ſeine Zeitgenoſſen mit Schmähungen und Sarkasmen zu verfolgen. Von allen Seiten verſuchen in der wiſſenſchaftlichen, wie in der ſchönen Literatur, in der Praxis wie in der Theorie, im Privatleben, wie im öffentlichen die mächtigſten Geiſter den kontinentalen Ideen Eingang zu verſchaffen; aber ſie ſind ebenſo Patrioten, wie Neuerer, ebenſo konſervativ, wie revolutionär. Wenn ſie an Religion, Konſtitution, Sitten und Wiſſenſchaften rütteln, ſo geſchieht es nicht, um ſie zu zerſtören, ſondern ſie zu erweitern. England iſt fertig. Das weiß es ſelbſt, das wiſſen auch jene Männer des Fortſchrittes. Wie es jetzt iſt, gegründet auf die ganze nationale Geſchichte und auf alle nationalen Inſtinkte, iſt es fähiger als irgend ein Land Europa's, ſich umzuformen, ohne ſich umzuſchmelzen, ſich ſeiner Zukunft hinzugeben, ohne mit ſeiner Vergangenheit zu brechen. Heute, wo

Digitized by Google

die großen hiſtoriſchen Gewaltthaten der Zerſtörung und der Knechtung faſt unmöglich geworden ſind, kann jede Nation ihr Leben nach ihrer Lebensauffaſſung geſtalten und entwickeln. Die Zufälligkeiten eines Krieges oder einer Erfindung haben nur noch auf Einzelheiten Einfluß. Jetzt zeichnen die nationalen Neigungen und Fähigkeiten allein die Nationalgeſchichte in großen Zügen vor. Wenn 25 Millionen Menſchen das Gute und Nützliche auf eine beſtimmte Weiſe auffaſſen, ſo iſt das Gute und Nützliche in dieſer Weiſe das, was ſie ſuchen und endlich erlangen.

Will man ermitteln, in welchem Sinne das Beſtehende ſich ändern wird, ſo muß man unterſuchen, in welchem Sinne die allgemeine Auffaſſung ſich ändern wird. Seit drei Jahrhunderten geht eine allgemeine Revolution in der menſchlichen Intelligenz vor, gleich jenen regelmäßigen und gewaltigen Erhebungen, welche, indem ſie einen Continent verrücken, zugleich alle Geſichtspunkte mit verrücken. Wir wiſſen, daß die poſitiven Entdeckungen immer wachſen. Sie beginnen bereits die Kenntniß des Menſchen neu zu geſtalten, alſo, daß ihre praktiſchen Anwendungen und ihre philoſophiſchen Conſequenzen unaufhörlich an Ausdehnung gewinnen und endlich ſich über den ganzen Menſchengeiſt erſtrecken werden. Aus dieſer Geſammtheit um ſich greifender Wahrheiten geht ebenfalls eine originelle Auffaſſung des Guten und Nützlichen und folglich auch des Staates und der Kirche, der Kunſt und der Induſtrie, der Philoſophie und der Religion hervor. Dieſe hat ihre eigenthümliche Macht, wie die alte Auffaſſung die ihrige hat; ſie iſt wiſſenſchaftlich, während die alte national iſt; ſie ſtützt ſich auf erwieſene Thatſachen, wie die alte auf feſtgeſtellte Verhaltniſſe. Schon offenbart ſich die gegenſeitige Oppoſition, und ſchon beginnt die gegenſeitige Transaction, und wir können im Voraus behaupten, daß der nächſte Zuſtand der engliſchen Civiliſation von der Divergenz oder Uebereinſtimmung beider Auffaſſungen abhängen wird. M.

Böhmen.

Böhmiſche Chriſtusſagen.*)

18. Die Geburt des Heilandes.

Die heilige Maria pilgerte über den weiten Erdkreis, während ihr jungfräulicher Leib mit dem göttlichen Kinde geſegnet war. Da kam ſie in eine fremde Stadt, woſelbſt ſie ein Nachtlager ſuchen wollte. Sie trat in ein Schenkenhaus ein und ſprach: „Lieber Wirth, gewähre mir ein Nachtlager.“ — „Ach, liebes Herz,“ entgegnete ihr der Wirth, „ich kann Dich bei mir nicht über Nacht beherbergen, denn in meiner Stube zechen die Trunkenbolde und ſpielen Karten, zechen und ſpielen die ganze Nacht.“ — Betrübt ging die heilige Maria weiter und kam in eine kleine Gaſſe zu einem Schmied, den ſie alſo anredete: „Lieber Schmied, gewähre mir ein Nachtlager.“ — „Ach, liebes Herz,“ entgegnete ihr der Schmied, „ich kann Dich bei mir nicht beherbergen, denn ich muß die ganze Nacht hämmern und das Feuer ſchüren.“ — „Lieber Schmied,“ fragte die heilige Maria, „ſage mir, warum Du die ganze Nacht hämmerſt und wach bleibeſt?“ Und der Schmied gab zur Antwort: „Ich muß die großen eiſernen Nägel hämmern, womit ſie den Chriſtus, der bald geboren werden ſoll, an's Kreuz ſchlagen werden.“ Ob dieſen Worten erſchrak die heilige Maria heftig und eilte von dannen. Hernach verbarg ſie ſich in einem Stalle, wo Kuh und Ziege ruhten. Dort aber genas alsbald die reine Jungfrau des göttlichen Kindes Jeſus Chriſtus. Sie gebar es auf einem dürftigen Strohlager, umwand es mit Windeln und legte es in die Krippe. In der Frühe kam des Schmiedes Töchterlein zur Stelle. „Du mein trautes Schmiedtöchterlein,“ ſagte die heilige Maria, „komm und wiege in den Schlaf mein neugebornes Knäblein!“ — „Ach, wie könnte ich es wiegen,“ antwortete die Tochter traurig, „ich habe ja keine Hände!“ — „Wohlan,“ erwiederte die Mutter Gottes, „ſo berühre die Windeln meines Kindes, und der Herrgott wird Dir Hände geben.“ — „Ach, ich ſehe die Windeln nicht,“ ſagte die Tochter noch trauriger, „denn ich habe keine Augen.“ — „So berühre die Krippe und der Herrgott wird Dir Augen geben.“ Die Schmiedtochter that alſo, und augenblicklich hatte ſie Hände und Augen. Da lief ſie eilig nach Hauſe und ſpielte mit den Händen und lachte mit den Augen. „O mein liebes Töchterlein,“ fragte der Vater erſtaunt, „wo nahmeſt Du die Händchen und Aeuglein her, die weißen Händchen und die blauen Aeuglein?“ — „Ach Vater, lieber Vater,“ ſagte die Tochter, „die ſchöne junge Frau hat mir ſie gegeben, welche Dich geſtern Abend um ein Nachtlager gebeten hatte. Das iſt ja Maria, die Mutter des neugebornen Jeſu!“ Da lief der Schmied voll Beſtürzung in den Stall, kniete vor der heiligen Maria nieder und bat mit gefaltenen Händen um Gnade für ſeine Schuld. „Ach, hätte ich geahnt, daß Du die Mutter Gottes ſeieſt, dann hätte ich Dir ein ſchneeweißes Lager bereitet. Ich hätte Dich geführt in ein Gemach von Gold und Silber; das eigene Haupt aber hatte ich auf kalte Steine gelegt und die Füße auf ſpitzige Dornen! Nun bin ich aber nicht würdig, noch ferner auf Erden zu wandeln, und verdiene, in das hölliſche Feuer geworfen zu werden.“ Allein die heilige Maria tröſtete den Verzagenden mit milden Worten und ſagte: „Deine Reue öffnet Dir die Pforten des Himmels.“ Von dieſer Stunde an war der Schmied gläubig und fromm und hämmerte nicht mehr die drei eiſernen Nägel.

19. Jeſus und die Sünderin.

An einem ſchönen Tage luſtwandelt der Herr Jeſus mit ſeinen zwölf Apoſteln durch die grünen Auen. Da trafen ſie ein Mädchen, das aus einem Brunnen friſches Waſſer ſchöpfte. Der Heiland ſprach: „Reiche mir von dieſem Waſſer, o Mädchen, damit wir uns Hände und Füße waſchen.“ Allein das Mädchen weigerte ſich, den Krug darzureichen indem es ſagte: „Das Waſſer iſt nicht rein, denn das welke Baumlaub iſt hineingefallen.“ Jeſus entgegnete hierauf: „Das Waſſer iſt wohl rein, aber Deine Ehre, o Mädchen, iſt es nicht. Neun Männer hatteſt Du bereits und keinem warſt Du angetraut und mit jeglichem haſt Du ein Kind getödtet. Deinetwegen kamen neun arme Kinder in's Waſſer und neun Männer in's hölliſche Feuer!“ Bei dieſer Rede erſchrak das Mädchen ungemein und ſank vor dem Meiſter auf die Knie, ohne ein Wort ſprechen zu können. Jeſus aber ſagte: „Gehe hin in das Haus des Herrn, bekenne vor dem Altare knieend Deine Schuld und dann wird Dir die gerechte Buße auferlegt werden.“ Weinend entfernte ſich das Mädchen. Als es jedoch den Gottesacker betrat, begannen die Glocken von ſelbſt zu läuten und wunderbar zu rufen, als hätten ſie die Sünderin erkannt. Unverzagt ſchritt ſie weiter. Als ſie die Kirche betrat, da kehrten ſich die Heiligenbilder auf den Wänden um und die Altäre thaten ein Gleiches, denn ſie mochten nicht von der Frevlerin betrachtet werden. Die Wachskerzen aber

*) Vgl. Nr. 31., 38.u. 45. des Magazins.

Digitized by Google

und die ewige Lampe erloſchen, deun ſie mißgönnten der Frevlerin ibreu hellen Schein. Dieſe trat nun vor das Bild Gottes hin und kniete nieder. In demſelben Augenblicke war ſie in eine Bildſäule von Stein verwandelt! — Dieſes ſchaurige Wunder ließ der Herr Jeſus geſchehen, allen Jungfrauen zur Mahnung, damil ſie ja ihren grünen Kranz bewahren mögen!

20. Jeſus und der Zöliner.

Jeſus ging über Feld, um ſeine Apoſtel zu ſuchen. Bald hatte er zwölf fromme Männer um ſich geſchaart, die ihn getreu auf ſeinen Wanderungen begleiteten. Da kam er einmal mit ihnen auf der Heerſtraße zu einem Zöllner, und weil es ſehr heiß war, bat er dieſen um einen kühlenden Labetrunk. Bereitwillig brachte der Zöllner einen Krug mit klarem Brunnenwaſſer, und Alle erquickten ſich daran. Hierauf ſagte Jeſus zu dem Zöllner: „Willſt Du nicht mit uns gehen und nach dem Calvarienberge wallfahrten?“ Der Zöllner antwortete: „Es dünkt mir beſſer, hier den Zoll einzunehmen, als mit Euch nach dem Calvarienberge zu pilgern.“ Ob dieſer Rede war der Heiland betrübt, doch ſagte er zu dem Zöllner weiter: „Weil Du uns durch einen ſo friſchen Labetrunk geſtärkt haſt, ſo wähle Dir eine Belohnung dafür, und ich werde ſie Dir gerne gewähren!“ Da lachte der Zöllner und ſagte: „Wenn Du ein ſo mächtiger Herr biſt, ſo verlange ich vier Tonnen mit blanken Goldmünzen gefüllt, dann vier Chöre ſingender Engel und endlich das ganze himmliſche Königreich!“ Darauf antwortete Jeſus zürnend: „Wahrlich, dieſer Belohnung biſt Du nicht würdig, und ich kann ſie Dir nicht gewähren, denn Deine Seele iſt voll der böſen Sünde. Aber blicke jetzt nach der Höhe und hernach in die Tiefe und wähle Dir Eins von dem, was Du erſchauſt!“ Da blickte der Zöllner begierig empor und, o heiliges Wunder: er ſah den Himmel offen in ſeiner goldenen Herrlichkeit und ſah die Schaaren der lichten Engel und der Seligen, die vor dem Sonnenthrone des Schöpfers wunderſchöne Pſalmen ſangen! Faſt geblendet von der überirdiſchen Pracht, blickte er in's Thal und o Schrecken: dort unten ſah er die Hölle brennen und qualmen, und erblickte die ſchwarzen Teufel und die Seelen der Verdammten! Da ward er todtenblaß vor Angſt und fiel vor dem Meiſter auf die Knie und flehte reuig um Vergebung: „Hätte ich gewußt, daß Du der Sohn Gottes biſt, ich wäre Dir ſogleich nach dem Calvarienberge gefolgt!“ Doch Jeſus, der Erbarmende, tröſtete ihn liebreich und ſagte: „Lieber Zöllner, Dir ſoll verziehen ſein! Weil nun die Reue in Dein Herz eingekehrt iſt, ſollſt Du dereinſt in das himmliſche Freudenreich eingehen!“ Und der bekehrte Zöllner ließ Haus und Hof ſtehen und pilgerte frommen Sinnes mit dem Heilande und deſſen zwölf Apoſteln nach dem Calvarienberge.

Alfred Waldau.

Ungarn.

Ueber den Urſprung der Magyarn.

II.

Hiſtoriſche Momente.

Bruchſtücke einzelner Nachrichten über die Verbindung der Magyaren mit dem ugriſchen Volke haben ſich übrigens auch noch in den ſpärlichen Urkunden ungriſcher Vorgeſchichte erhalten. Ihre Prüfung und Verwerthung iſt Gegenſtand des zweiten Theiles vorliegender Abhandlung, deren Hauptreſultate wir wie bisher ſummariſch angeben wollen.

Die älteſten ungriſchen Chroniken reichen nicht über das 12. Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung zurück, denn der vielbenannte anonyme Notar irgend eines Königs Bela, den man ſeit hundert Jahren durch zwei Jahrhunderte auf und ab jagte, gehörte aller Wahrſcheinlichkeit zufolge dem dritten Könige dieſes Namens an und fällt damit in die Periode nach 1196, da er ſich „quondam bone memorie gloriosissimi bele regis hungarie notarius“ nennt. Seine Glaubwürdigkeit iſt aber ſo geringe, daß wir nach eigener Ueberzeugung völlig einem ſeiner Kritiker (Dr. E. Rösler) beiſtimmen, wenn er ſagt: „Den Anonymus muß man vollſtändig entbehren lernen, denn nicht einmal für die Aufſtellung eines Kapitels mythiſche Zeit könnte er dienen, da ſich gleich mit der Einwanderung der Magyaren in Ungarn anderwärts ſichere hiſtoriſche Nachrichten vorfinden, die ihm widerſprechen und den mythiſchen Schleier zerreißen.“ Auch Hunfalvy läßt den Anonymus nur dort als hiſtoriſche Quelle gelten, wo er durch ausländiſche Chroniſten beſtätigt wird. Die nächſte Chronik iſt die des Magiſters Simon Keza, die aber erſt in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts fällt und daher ebenfalls nur ſehr weniges bietet zur Aufhellung der älteſten magyariſchen Geſchichte. Für die Abſtammungsfrage ſind aber noch ſehr wichtig die Mittheilungen einiger Mönche aus dem 13. Jahrhundert, und zwar des Dominikaners Julianus, der gegen Ende der Regierung Andreas II. († 1235) mit drei Gefährten die traditionell in Erinnerung bewahrten heidniſchen Stammesbrüder der Magyaren in „Groß-Hungarien“ aufſuchte, und des vom Papſte Innocenz IV. an den Groß-Khan der Mongolen abgeſandten Franziskaners Giovanni dal Piano de Carpine (Joannes de Plano Carpini). So abweichend im Einzelnen nun die Nachrichten dieſer Geſchichtsquellen ſein mögen, ſo laſſen ſie ſich doch im Allgemeinen dahin vereinen, daß ſie den urſprünglichen Sitz der Magyaren vor ihrem Zuge nach dem Weſten in die Nähe der Wolga und des Urals verſetzen, und es iſt dem Verfaſſer gelungen, dieſes Gebiet mit Hilfe der Sprachvergleichung auch geographiſch näher zu beſtimmen.

Das „Dentu-Mogoria“ des Anonymus oder die Gebiete „Dentia“ und „Mogoria“ des Simon Keza entſprechen vollkommen der „Ungaria magna“ des Dominikaners Julianus und der „Bascardia“ des Franziskaners Carpini. Es lag dieſes Gebiet aber nicht am Don, wie es in Nr. 43 des „Magazin“ heißt, ſondern am Irtyſch. Die Heimat der Magyaren aber dehnte ſich von der Wolga und Kama über den Ural bis zum Tobol, Irtyſch und Ob. Hier allein haben wir deren Gemeinſchaft mit dem ugriſchen Volke zu ſuchen, hier entwickelte ſich das Volk der Magyaren in ſeinem beſondern Charakter heran. Die Stellung der Magyaren in Dentu-Mogoria war derart, daß ſie den ſüdöſtlichſten Flügel der ugriſchen Völker- und Sprachengruppe bildeten, während im Südweſten die Mordwinen ſaßen. Dies war etwa um 800 v. Chr. Vielleicht waren ſie ſchon damals ſüdweſtlich den Chazaren benachbart. Als ſie ſpäter ihren früheren Wohnſitz verließen, zogen ſie nach dem Südweſten des chazariſchen Reiches. Die näheren Nachrichten über dieſen Auszug und deſſen Veranlaſſung verdanken wir den Aufzeichnungen des purpurgebornen Kaiſers Konſtantinus (Constantinus Porphyrogenetus), regierend von 911—959. Dieſer kannte das Volk der Magyaren aus eigener Anſchauung und war im Stande, auch von den übrigen Völkern im Norden des Schwarzen Meeres die beſte Auskunft zu geben, da es eine Hauptrichtung byzantiniſcher Politik war, mit den barbariſchen Nationen Beziehungen derart zu unterhalten, daß man abwechſelnd eine gegen die andere hetzte eine gegen die andere mißbrauchte.

Digitized by Google

Konſtantinus berichtet nun, daß die Türken — ſo nennt er die Magyaren — nach ihrem Auszuge aus dem Urſitze in Lebedia wohnten, wo der Fluß Chidmos iſt, den man auch Chirgyios nennt. „Damals nannte man ſie noch nicht „Türken“, ſondern „Sabartoiasphaten“. Sie waren in ſieben Geſchlechter getheilt, hatten weder einen heimiſchen noch fremden Herrn, ſondern Fürſten, Wojwoden (Führer), unter denen Lebedias, Schwiegerſohn des Khans der Chazaren, der hervorragendſte war. Drei Jahre lebten ſie mit den Chazaren verbündet, als dieſe im Vereine mit den Uzen, die augenſcheinlich öſtlich angränzten, die Petſchenegen aus ihren Wohnſitzen vertrieben, die nun von den Uzen beſetzt wurden. Die vertriebenen Petſchenegen fielen auf die „Sabartoiasphalen“ und ſagten deren Kriegsſchaaren auseinander; in Folge deſſen zog ein Theil (der Türken) gegen Oſten nach Perſien zu, der andere aber beſetzte mit Lebedias das Gebiet Atelkuzu, wo jetzt (i. e. von 946 n. Chr.) die Petſchenegen wohnen. Kurze Zeit darauf berief der Chazaren-Khagan den Lebedias zu ſich und trug ihm unter ſeiner Oberherrſchaft die Fürſtenwürde über die Türken an. Lebedias aber dankte für die Freundſchaft und empfahl an ſeine Stelle den Salmutzes oder deſſen Sohn Arpad.

„Der Khagan war's zufrieden. Lebedias ſchickte nun Abgeordnete an die Türken, die nach Berathung mit denſelben lieber den Arpad zu ihrem Fürſten wählten, indem ſie ihn nach Chazaren-Sitte auf dem Schilde emporhoben. So führten ſie die Fürſtenwürde bei ſich ein, denn vor Arpad hatten die Türken keinen Fürſten.

„Zu derſelben Zeit entſtand unter den Chazaren Zwietracht, die Geſchlechter befehdeten einander, und eines davon, die Kabaren, trennten ſich von den übrigen und ſchloſſen ſich an die Türken. Darum lehrten die Kabaren den Türken die chazariſche Sprache, welche ſie bis heute bewahren; aber auch ihre eigene Sprache, die türkiſche, haben ſie bewahrt. — Nach der Vereinigung der Kabaren beſtand die Nation aus acht Stämmen oder Geſchlechtern, nämlich: aus den Kabaren, den Geſchlechtern Neke, Megere, Kurtigermati, Tarjani, Genakh, Kare und Kaſſe; die Kabaren verlangten den Vortritt in der Schlacht. Damals (886) berief Kaiſer Leo die Türken gegen die Bulgaren an der Donau, welche in drei Schlachten beſiegt wurden.“

Von den ſpäteren Kämpfen der Magyaren mit Arnulf*) gegen die Mähren erwähnt Konſtantinus nichts; er weiß nur, daß der Bulgarenkönig Simeon die Petſchenegen gegen die Türken hetzte und dieſe Todfeinde der Magyaren in deren Abweſenheit ihre Wohnſitze einnahmen. Hierauf zogen die Türken in ihr heutiges Land, indem ſie die Söhne Swatopluks beſiegten.

Das ſind in Kürze Konſtantin's Nachrichten über die Vorgeſchichte der Magyaren. Sie weichen in Vielem von den einheimiſchen Traditionen ab, und es war ſeit je eine Siſyphus-Arbeit ungriſcher Geſchichtsſchreiber, die Fabeleien ihres lieben Anonymus mit den Angaben Konſtantin's zu vereinbaren. Anſtatt aber die ſpäteren ungriſchen Chroniſten an den gleichzeitigen Aufzeichnungen des Kaiſers zu prüfen, hat man vielfach des Kaiſers Nachrichten mittelſt der einheimiſchen Traditionen gemeſſen. Das Reſultat konnte darum auch niemals befriedigen. Um nun aber obige Nachrichten des griechiſchen Kaiſers richtig zu verſtehen, müſſen wir dieſelben mit einigen Bemerkungen begleiten.

*) Hunfalvy ſagt: „Davon: daß Arnulf die Magyaren gegen die Mähren gerufen habe“ u. ſ. w. Nach Dümmler's Unterſuchungen iſt die Angabe von der Berufung der Magyaren durch Arnulf hiſtoriſch nicht ſtichhaltig.

Die geographiſche Lage von „Lebedia“ läßt ſich nicht eruiren, und erſcheint Hrn. Hunfalvy wahrſcheinlich, daß wir darunter mit „Utelkuzu“ ein und daſſelbe Gebiet zu verſtehen haben, da Konſtantinus ſelbſt mit der Lage beider Gebiete wenig im Reinen iſt. Iſt dieſe Bemerkung richtig, ſo haben wir „Lebedia“ oder „Utelkuzu“ zwiſchen der Wolga (Utel, Etel, Itil) und der Kama zu ſuchen, von wo aus ſpäter die Magyaren neben Kiew vorbei gen Weſten zogen. Einleuchtend iſt ferner, daß die Magyaren länger als bloße „drei Jahre“ in Lebedia (oder Utelkuzu) gewohnt haben müſſen, da es erſtlich unbegreiflich iſt, wie die Magyaren, die doch vor Arpad keinen Fürſten anerkannten, gerade nach dem Wojwoden Lebedias ihr Gebiet benannt haben ſollen, und zweitens bleibt es ſehr zweifelhaft, ob ein Beſitz von drei Jahren hingereicht hat, um in Konſtantinopel eine geographiſche Erinnerung zu hinterlaſſen. Unerklärbar für uns iſt der frühere Name der Magyaren, „Sabartoiasphaten“, dagegen beſtätigt Konſtantinus die Tradition des Anonymus von den ſieben Geſchlechtern der Magyaren.

Es könnte Wunder nehmen, warum Konſtantinus die Magyaren „Türken“ nennt, während doch ihre Sprache deutlich beweiſt, daß ſie nicht zum türkiſchen Sprachzweige gehören. Doch iſt dieſer Umſtand leicht erklärlich, wenn man die beiden hiſtoriſchen Thatſachen von dem Beiſammenwohnen der Magyaren mit den Chazaren und von dem Anſchluſſe der Kabaren beachtet. Alſo waren die Chazaren ein türkiſches Volk? Hunfalvy bejahte dieſe Frage entſchieden und erklärt dies auch aus den in der magyariſchen Sprache vorfindlichen türkiſchen Anklängen. So ſtützt auch hier der ſprachliche Beweis in entſcheidender Weiſe die hiſtoriſchen Daten. Konſtantinus kennt nur die Magyaren nicht blos als Verbündete der Chazaren, ſondern er weiß auch, daß die chazariſchen Kabaren ſich mit den Magyaren vereinigten und dadurch die Chazaren-Sprache allgemein verbreitet ward. Dies alſo der Grund, weshalb Konſtantinus die Magyaren „Türken“ nennt.

Der Anonymus weiß nichts von der Vereinigung der Kabaren mit den Magyaren, dagegen erzählt er den Anſchluß zweier kumaniſchen Geſchlechter. Indeſſen um 888 gab es noch keine Kumanen oder Palóczen im ſüdlichen Rußland; Konſtantinus und Neſtor wiſſen nichts davon. Wahrſcheinlich hat der dreihundert Jahre ſpäter lebende fabelreiche Notarius die Kabaren mit den Kumanen verwechſelt oder die ſpäter eingewanderten Kumanen nach ihm geläufiger Sitte in die Zeit Arpad's verſetzt.

Was iſt es nun aber mit der ſkytho-hunniſchen Verwandtſchaft? Steht dieſe wirklich „außer Zweifel“ und ſind die Magyaren „Brüder der Hunnen“? wie dies in dem deregten Aufſatze in Nr. 43 dieſer Zeitſchrift behauptet iſt. Herr Hunfalvy berührt auch kurz dieſe Frage, aber ziemlich ernüchternd für die Hunnophiten. Er meint, die Verwandtſchaft mit den Hunnen und Avaren läßt ſich wohl behaupten, aber nicht — beweiſen. Der ſprachwiſſenſchaftliche Faden iſt hier zerriſſen und die hiſtoriſchen Daten bieten keine ſichere Gewähr. Was aber die Gleichheit der Sitten und der äußeren Erſcheinung betrifft, gemäß welcher die Abendländer Hunnen, Avaren, Magyaren und Mongolen für ein und daſſelbe Volk hielten, ſo erinnern wir an Humboldt's Wort (Kosmos I. 492): „Die Aehnlichkeit der Sitten iſt, wo die Natur des Landes den Hauptcharakter der Sitten hervorruft, ein ſehr unſicherer Beweis der Stamm-Aehnlichkeit. Das Leben in der Steppe erzeugt bei Türken (Ti, Tukiu), bei Baſchkiren (Finnen), bei Kirghiſen, bei Torgod und Dſungaren (Mongolen) dieſelben Gewohnheiten des nomadiſchen Lebens, denſelben Gebrauch von Filzzelten, die auf Wagen fortgeführt und bei den Viehheerden aufgeſchlagen

Digitized by Google

werden.“ Auch in Süd-Rußland iſt die Stabilität der Völkerverhältniſſe ſo bedeutend, daß neuere Reiſende und Geographen in derſelben eine vollſtändige Interpretation der Schilderungen Herodot's gefunden haben.

Indem wir zum Schluſſe eilen, bleibt uns nur noch Einiges zu erwähnen übrig. Wie nämlich in jenem von uns widerlegten Aufſatze veraltete Nachrichten über Urſprung und Herkommen der Magyaren nach M. Horváth zum Beſten gegeben worden, ſo treffen wir auch für die erſte Geſchichtsperiode der Magyaren manchen alten runzeligen Bekannten wieder. Da iſt die Fabel von der Unterwerfung ruthenischer und galiziſcher Völker, das Märchen von der Erbauung von Munkács; von der Unterjochung eines Bulgarenfürſten Zalan, der griechiſche Hilfe erhalten haben ſoll (!); ebenſo begegnet uns auch der „erſte Reichstag der Magyaren“ auf der Puſzta Szer, d. i. „Ordnung“, wieder und noch viele andere unmögliche Dinge. Die hiſtoriſchen Arbeiten Dümmler's, Büdinger's, Dudik's u. A. haben dergleichen Dinge längſt als Fabeln herausgeſtellt. J. H. Schwicker.

Finnland.

Neueſte Erſcheinungen der finniſchen Literatur.

Die vor ungefähr einem Menſchenalter von der höheren Geſellſchaft Finnlands noch perhorrescirte finniſche (Suomi-) Sprache iſt ſeit vollſtändiger Ausbeutung der reichen Schätze altfinniſcher Volkspoeſie allmählich vom Aſchenbrödel zur gebietenden Fürſtin geworden, ſo daß ſelbſt die ſogenannten „exakten“ Wiſſenſchaften des weiland verachteten Bauern-Idioms nicht ferner ſich ſchämen. Die ſtolze Schwedin muß ihrer ehemaligen Kammerzofe aus turaniſchem (altaiſchem, tatariſchem) Geſchlechte gern oder ungern huldigen, und bald wird ein Schriftſteller Finnlands auf Entſchuldigungen ſinnen müſſen, wenn er im Idiome der früheren Beherrſcher des Landes etwas drucken läßt. Die Hyperboreer zwiſchen den zwei großen Golfen der Oſtſee gehen inſofern ganz den Weg ihrer Urverwandten, der Magyaren, bei denen bald kein Buch und kein Büchlein in einer anderen als der magyariſchen Sprache das Tageslicht erblicken dürfte, zu nicht geringem Verdruſſe ſolcher Gelehrten des Auslandes, denen es nur um den Inhalt der Bücher zu thun iſt, während ihnen Zeit oder Luſt, oder auch Beides fehlt, um das Magyariſche zu erlernen.

Das Meiſte und Bedeutendſte erſcheint auf Koſten der wackern „literariſchen Geſellſchaft“ zu Helſingfors. An wiſſenſchaftlichen Werken von neueſtem Datum ſind uns dorther zugekommen: Kemian oppi aloitelijoille, d. i. Lehrbuch der Chemie für Anfänger, von Stöckhardt, überſetzt von Krohn (über 400 Seiten in groß Octav); Suomalainen meri-sanakirja, d. i. finniſches See-Wörterbuch (W. der Nautik), von Stjerncreutz, überſetzt von Rothman (484 Seiten im ſelben Format). Das ſchwediſche Wort ſteht voran, und es folgen Definitionen und Erläuterungen in finniſcher Sprache, zuletzt ein ausführliches finniſch-ſchwediſches Wortregiſter. Ferner: La' in-opillinen käsikirja yhteiseksi sivistyksiks', d. i. Handbuch der Rechtsgelehrtheit zur Aufklärung des Publikums, ſchwediſch geſchrieben von Palmen und überſetzt von dem berühmten und verdienſtvollen E. Lönnrot, mit ſchwediſch-finniſchem Regiſter aller juriſtiſchen Ausdrücke (259 Seiten).

Herr Koskinen, über deſſen großes hiſtoriſches Werk: „Der Keulenkrieg“ (nuijasota) wir ſchon früher in dieſem Magazin (1861, Nr. 50) berichtet haben, hat unter dem Titel: Tiedot, Suomen-suvun muinaisuudesta (Kunden aus der Vergangenheit der Suomi-Völker, 1862) allen Nachrichten des Alterthums und Mittelalters über wirkliche oder wahrſcheinliche Völker von finniſchem Stamme nachgeſpürt, und Herr Krohn in ſeinem Suomenkielinen runollisuus Ruotsinvallan aikana, die „finniſche Poeſie im Zeitalter der Schwedenherrſchaft“ (1862) zum Gegenſtande gelehrter Nachforſchungen gemacht. Die in Jahresbänden herauskommende gelehrte Zeitſchrift Suomi, deren ehemaliger ſchwediſcher Titel Tidskrift i fosterländska ämnen (Z. über vaterländiſche Gegenſtände) ſchon 1863 dem finniſchen Kirjoitukzia isän-maallisista aineista (Abhandlungen über v. G.) hatte weichen müſſen, enthält dieſes Mal nur eine ſchwediſch geſchriebene Abhandlung, ein opus posthumum des verdienten Tangſtröm, das werthvolle Beiträge zur Geſchichte ſeines Vaterlandes, mit beſonderer Beziehung auf Geſetzkunde und finniſche Ueberſetzungen legislativer Sammlungen enthält. Die folgende Arbeit iſt ein finniſcher Reiſebericht Skogman's, der, um Volksſagen zu ſammeln, einen Theil des inneren Finnlands durchwandert.

Dem erſten Bande von Ueberſetzungen einer Auswahl ausländiſcher Bühnenſtücke iſt im vorigen Jahre ein zweiter gefolgt. Dieſer enthält außer Schiller's Kavalnus javakkaus, d. i. Kabale und Liebe,*) des Norwegers Holberg Jeppe paa Bjerget,**) des Engländers Sheridan „Sankt Patrik's-Tag“, Th. Körner's „Die Sühne“, und Kneiſel's „Lieder der Muſikanten“. Der Ueberſetzer des Schiller'ſchen Dramas iſt Herr Oſanen (Ahlqwiſt), den wir als Reiſebeſchreiber, Sprachforſcher, Verfaſſer einer meiſterhaften Uebertragung von Schiller's Glocke u. ſ. w. bereits kennen und ſchätzen gelernt.

Zu den neueſten „Beſorgungen“ (toimitukset) der Akademie von Helſingfors gehören auch eine griechiſch-finniſche und franzöſiſch-finniſche Grammatik, desgleichen ein lateiniſch-finniſches Wörterbuch.

Aus der vielverſprechenden (ſchwediſch abgefaßten) Erſtlings-Arbeit eines jungen finniſchen Gelehrten,***) des Herrn Otto Donner, der, um das Sanskrit zu ſtudiren, nach Berlin gekommen iſt, werden wir bei Gelegenheit Etwas mittheilen. Sch.

Nord-Amerika.

Eheliche Verhältniſſe der Indianer und Neger Amerika's.

Aus einem intereſſanten Werke voll geſunder Anſichten über Ehe und eheliche Verhältniſſe†) theilen wir Nachſtehendes über das eheliche Leben in Amerika mit.

Bei den Eskimos iſt ein Zuſtand der Eheloſigkeit unbekannt: jede Frau findet ihren Mann; tüchtige Jäger, d. h. bei den dortigen Zuſtänden zugleich vermögendere Männer, heiraten zwei

*) Man würde ſich gröblich irren, wenn man in dem urfinniſchen Worte kavalnus (Argliſt) unſer „Kabale“ wiederfinden wollte. Kavala (eſtniſch kaval) argliſtig, wovon es als Abstractum abgeleitet iſt, war ſchon Eigenthum des finniſchen Landvolks, als die gebildeten Völker Europas noch lange nicht das Wort „Kabale“ beſaßen.

**) Jeder wird wiſſen, was hier gemeint iſt, wenn wir den däniſchen Titel mit: „Der Trunkenbold ein Weilchen im Paradieſe“ vertauſchen.

***) Dieſe iſt betitelt: Indernas föreställningar om verldsskapelsen jemförda med Finnarnes, d. h. Vorſtellungen der Hindus von der Weltſchöpfung, verglichen mit denen der Finnen.

†) Geſchichte, Natur- und Geſundheitslehre des ehelichen Lebens, von Dr. Eduard Reich. Kaſſel, 1864.

Digitized by Google

Frauen, ohne daß dieſe Polygamie dem ehelichen Frieden Eintrag thäte. Bei den Eheſchließungen werden beſondere Formen nicht eingehalten: die Braut begiebt ſich in die Hütte des Bräutigams. Der Mann hat das Recht, ſein Weib zu verſtoßen.

Bei den Indianern Nord-Amerika's werden die Ehen nicht auf Zeitlebens geſchloſſen: jeder Theil kann zu jeder Zeit den anderen verlaſſen, deshalb ſind auch mit der Verheiratung keine Gelübde, keine Verſprechungen oder Ceremonien verbunden. Mann und Weib theilen die Beſorgung der Geſchäfte des Hauſes und der Beſtellung des Feldes und die Frau iſt im vollen Sinne des Mannes Gehülfin. Je mehr ein Mann für ſeine Frau thut, je mehr er ihr ergeben iſt, deſto höher achtet man ihn. Wenn eine Frau in intereſſanten Verhältniſſen auf eine beſondere Speiſe Luſt hat, ſo geht der Mann oft zehn bis fünfzehn Meilen weit, um dieſelbe zu beſorgen. Im Jahre 1762, erzählt Heckewelder, war ich Zeuge von einem merkwürdigen Beiſpiel dieſer Neigung der Indianer. Es war damals Hungersnoth im Lande und eine kranke Indianerin bezeigte großes Verlangen nach einem Gerichte Wälſchkorn. Ihr Mann hatte gehört, daß ein Handelsmann zu Unter-Sandusky ein wenig davon beſäße, gleich machte er ſich zu Pferde dorthin auf den Weg (eine Entfernung von 100 engl. Meilen) und kam mit etwas Wälſchkorn zu Fuß zurück: ſein Pferd hatte er für das Korn vertauſcht, ſeinen Sattel trug er mit zurück. Dieſer übermäßigen Romantik entſpricht in vielen Fällen die Ehewerbung. Die beiderſeitigen Aeltern beſchenken einander mit Nahrungsmitteln, welche dem Fleiß des Mädchens und des Mannes ihren Urſprung verdanken; dann verrichten ſie Haus- und Feldarbeit gemeinſchaftlich und beſteht die beiderſeitige Neigung fort, ſo folgt Verlobung und Ehe. Wenn aus irgend einem Grunde des Mißfallens eine Eheſcheidung erfolgen ſoll — es geſchieht dies übrigens ſelten — ſo zeigen die Gatten ihren Verwandten die Abſicht an und nennen zuweilen auch die Gründe der Rechtfertigung ihres Verfahrens. Die Zeugen, welche bei der Verheiratung gegenwärtig geweſen waren, finden ſich an dem Tage, wo ihre Gegenwart erbeten worden, in dem Hauſe ein, jeder bringt das ihm ehedem gegebene Stück von dem bei der Verheiratung zerbrochenen Stabe mit und wirft es in Gegenwart Aller in's Feuer. Dies iſt die Trennungs-Ceremonie; die eine Hälfte der Kinder geht mit der Mutter, die andere bleibt beim Vater; iſt die Zahl der Kinder eine ungerade ſo folgt die größere Hälfte der Mutter. Vielweiberei iſt geſtattet, die Häuptlinge beſonders haben einen Serail von ſechs bis zwölf Frauen. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß ein Indianer zwei Schweſtern heiratet, ja zuweilen ſämmtliche Schweſtern eines Hauſes ohne Störung der Eintracht. Die jüngeren Frauen ſind gegen die älteren unterwürfig und diejenigen, welche keine Kinder haben, verrichten für die glücklicheren die niedrigſten Geſchäfte, ſo daß ihr Zuſtand faſt an den der Sklaverei ſtreift.

Bei den Nadoweſſiern muß der Bräutigam, wenn er nicht ſchon über die Jahre hinaus oder früher ſchon verheiratet war, beim Vater der Braut ein Jahr lang als Knecht dienen. Nach Ablauf dieſer Zeit werden die Liebenden vor einer Verſammlung von Häuptlingen und Kriegern für Ehegatten erklärt.

Bei den Delawaren und Irokeſen wurde frühzeitig geheiratet: die Jünglinge traten im achtzehnten, die Mädchen im vierzehnten Jahre in die Ehe; niemals geſtattete man Verbindungen unter Blutsverwandten.

Bei den Oneiden galten die Töchter völlig als ſachliches Eigenthum des Vaters; ihr eigener Wille kam beim Heiraten nicht in Betracht, der Bräutigam mußte ſeine Braut erdienen oder erkaufen. Es kommen Fälle vor, wo Indianerinnen kriegsgefangene Fremde heirateten. Ehe aber eine ſolche Verbindung geſchloſſen werden konnte, mußte das Mädchen den fremden Mann an Kindes ſtatt annehmen.

Die Musrogulgen verheirateten ſich nur auf ein Jahr, pflegten indeß nach Ablauf dieſer Zeit die Ehe zu erneuern, ſo daß Eheſcheidungen — falls nicht die Ehe kinderlos — ſelten vorkamen. Die Vielweiberei war geſtattet; Ehebruch wurde ſtreng beſtraft. Die Ehewerbung geſchah in folgender Weiſe: Der Mann nahm einen langen Stab, trug ſein Geſuch bei den Anverwandten ſeiner Geliebten vor und ſteckte alsdann das Rohr vor dem Hauſe ſeiner Zukünftigen in die Erde; giebt dieſe ihm Gehör, ſo ſteckt ſie einen ähnlichen Stab neben jenen, die Verwandten kommen zuſammen, die Stäbe werden gewechſelt, die Ehe iſt geſchloſſen und die Stäbe werden als Eheſchließungs Dokumente ſorgſam aufbewahrt. Ein neugeborenes Kind wird dem Vater faſt niemals gezeigt; als Grund dieſer Vorenthaltung führen die Frauen an: das Neugeborene iſt meiſt ſehr häßlich, der Vater könnte bei dem Anblick eine Abneigung gegen das Kind faſſen. Wie in der ganzen Welt, wird auch bei den indianiſchen Weibern der Witwenſtand als etwas höchſt Trauriges und Schreckliches betrachtet. Je früher die Witwe nach dem Tode ihres Mannes heiratet, deſto höher glaubt ſie das Andenken des Verſtorbenen zu ehren. Es gehört zu den hohen Ehren, die Witwe eines berühmten Kriegers zu heiraten! die Frau erwählt den zweiten Gemahl und hat zumeiſt das Vergnügen, ihre Wahl angenommen zu ſehen.

Trägheit oder ſchlechtes Betragen eines Indianers iſt auch ſeiner Mutter, Schweſter oder Tochter nachtheilig und vermindert bei den beiden letzteren die Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirat. Der Indianer hält gute oder böſe Eigenſchaften für erblich, wiewohl er glaubt, daß ſolche Fehler bei paſſender Behandlung gänzlich gehoben werden können. Der Tadel trifft in ſolchem Falle die Weiber, die man einer Pflicht-Verſäumniß bei der erſten Erziehung beſchuldigt; man ſagt: eine Frau, die ihr Vaterland liebt und ihre Pflicht erfüllt, kann nie Mutter eines ſchlechten Indianers ſein.

Von den Ayowas erzählte der Herzog Wilhelm von Würtemberg 1823: Es dürfen ſich nie zwei Perſonen aus derſelben Sekte heiraten. Hat ein junger Indianer in der Familie einer anderen Sekte eine Wahl getroffen, ſo geht er auf die Jagd, bemächtigt ſich eines Wildes, das er ſeinem Vater oder nächſten Anverwandten überbringt, der es ſodann an dem bezeichneten Orte im Namen des Abſenders abliefert. Nach einiger Zeit erſcheint der Bewerber und wenn er ſich überzeugt hat, daß ſein Wild zubereitet iſt und er zu dem Feſte eingeladen wird, ſo iſt dies ein Beweis, daß ſein Antrag angenommen iſt. Hierauf wählt ſein Vater die Pferde und andere Gegenſtände, welche zum Hochzeitsgeſchenk beſtimmt ſind, und bringt ſie in die Wohnung der Braut: es folgt alsbald die Hochzeitsfeier. Hat die Frau durch Erbſchaft einen größeren eigenen Beſitz, ſo iſt ſie nicht gezwungen, mit ihrem Gatten in ſeinem Hauſe zu wohnen.

Die Ehe der Negerſklaven wird ſchon aus materiellen Intereſſen von allen Plantagen-Beſitzern gleichmäßig begünſtigt, und da jene Intereſſen allein maßgebend ſind, darf man ſich über die Folgen von Unſittlichkeit: Unfrieden und Scheidung, wundern? — Jedes Kind empfindet ſchon die Schmerzen der Sklaverei, noch ehe es geboren wird, denn die Mutter muß oft bis zum letzten Wehemonat hart im Felde arbeiten. Auf allen Plantagen beſtehen ſogenannte Baby-rooms d. h. Säuglings-Anſtalten, in denen die Sklavenkinder aufgezogen werden. Jede Negerin iſt die Amme

Digitized by Google

ihres Kindes und genießt oft auch die Ehre, den jungen Sprößling der zarten, ſchmächtigen Pflanzersfrau zu nähren, was einen ſeltſamen Kontraſt zu der ſonſt herrſchenden Anſicht von der inferioren, der Thiernatur ſich nähernden Race bildet. Auffallend aber iſt, daß die Negermütter die Kinder ihrer Beherrſcherinnen mit noch größerer Sorgfalt und Liebe pflegen als ihre eigenen, und trotz einer zuweilen barbariſchen Behandlung kommt ein Fall der Rache ſelten vor. Obwohl manche Neger-Familie ſechs bis acht Kinder hat, kommt doch kaum die Hälfte über das Säuglingsalter hinaus; die meiſten ſterben an Krankheiten der Haut und des Unterleibes.

Kleine literariſche Revue.

— **Weihnachts-Literatur.** Wir reihen den früher unter dieſer Rubrik empfohlenen Büchern auch noch die folgenden an:

Jugendbibliothek von Ferdinand Schmidt.*) Die Literatur der Jugendſchriften hat an dem wahrhaften Volksſchriftſteller Ferdinand Schmidt einen würdigen und einſichtigen Vertreter gefunden. Auch in dieſem Jahre ſehen wir den Weihnachtstiſch durch ſein Wirken neu bereichert; es iſt vorzugsweiſe das den braven Gellert in ſeiner anſpruchsloſen Gemüthlichkeit ſchildernde Büchlein, in welchem wir dieſe Bereicherung finden. Schmidt's Jugendbibliothek ſtellt an Herder's, an Fichte's, an Mozart's, an Gellert's Beiſpielen den jungen Herzen eine Muſterſammlung aufſtrebender Geiſter dar; er berührt alle edlen Saiten der unbefangenen Menſchenbruſt, und indem er die Vaterlandsliebe vor Allem betont, offenbart er das Bewußtſein der großen Idee, daß der Lehrer in den Knaben und Jünglingen, in den zukünftigen Müttern die Bürger und Bürgerinnen des deutſchen Vaterlandes heranbilden ſoll.

Geſchichtsbilder aus dem deutſchen Vaterlande.**) Herr Ferd. Schmidt giebt bekanntlich ſeit einigen Jahren im Verein mit einigen namhaften Autoren unter dem Titel „Geſchichtsbilder aus dem deutſchen Vaterlande" eine Reihe von erzählenden Darſtellungen aus dem Kulturleben unſeres Volkes heraus, welche der Form nach ſich dem hiſtoriſchen Roman annähern, deren Inhalt aber den beſten Gewährsmännern der modernen Geſchichtsforſchung entlehnt iſt. Innerhalb dieſes Rahmens hat der Herausgeber einen ſehr wichtigen Cyclus ſelbſtthätig übernommen: vier geſchichtliche Erzählungen (der Winterkönig, Wallenſtein, Guſtav Adolf, der weſtfäliſche Friede) ſchildern uns in lebendigen, von patriotiſcher Begeiſterung durchglühten Farben den dreißigjährigen Krieg, das furchtbare Drama des Untergangs der alten Reichsherrlichkeit. Der vorliegende III. Theil: „Guſtav Adolf", iſt als der Kern des Geſammtbildes zu betrachten, denn hier gipfelt das tragiſche Moment des Rieſenkampfes in der Perſon jenes ritterlichen Schwedenkönigs, deſſen Heldengeſtalt, Gott ſei Dank, noch nicht von großdeutſch-ultramontanen Schriftſtellern aus dem Herzen des deutſchen Volkes verdrängt ward und, ſo lange Deutſchland ſich ſelber ehrt, auch nie werden wird. T. v. B.

„Im Sonnenſchein", von F. W. Wulff.***) Auf 77 in Maroquin und Goldſchnitt gebundenen Sedez-Seiten finden ſich hier einige anmuthige, kleine Dichtungen, dem Hauſe, der Familie und dem öffentlichen Leben gewidmet.

*) Berlin, Hugo Kaſtner. Bis jetzt 31 Bändchen, jedes zu 7½ Sgr.

**) Guſtav Adolf, geſchichtliche Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, von Ferd. Schmitt. Der Geſchichtsbilder aus dem deutſchen Vaterlande 7. Band. Berlin, Max Böttcher.

***) Hamburg, Robert Kittler, 1865.

Wanderungen und Skizzen, von Karl Seifart.*) Wir haben dieſe vortrefflichen, hiſtoriſchen und romantiſchen Lebens- und Charakter-Skizzen bereits in ihrer erſten Auflage nach Verdienſt gewürdigt und empfohlen (Mag. 1863, Nr. 27). In der gegenwärtigen zweiten Auflage hat der Verfaſſer der „Altdeutſchen Geſchichten" zwei neue Skizzen geliefert, deren erſte einen „deutſchen Regulus", einen Helden-Jüngling aus dem 11. Jahrhundert, in die Erinnerung der Gegenwart zurückruft, während die andere uns in ein niederſächſiſches Landſtädtchen führt, wo uns „ein geheimnißvolles Bild" aus der Zeit des Weſtfalen-Königs Hieronymus enthüllt wird. Wir können nur wiederholen, was wir früher von dem Verfaſſer geſagt, daß er ein, ſeiner ſittlichen Aufgabe ſtets ſich bewußter, den beſten Zielen unſerer Zeit nachſtrebender Bürger des deutſchen Vaterlandes ſei.

— **Der Dichter Landor.** Am 17. September d. J. verſchied zu Florenz der Neſtor der engliſchen Dichter, Walter Savage Landor, im 90. Jahre ſeines Lebens und im 72. ſeiner literariſchen Thätigkeit. Er war ein Altersgenoſſe von Coleridge und Southey, gleich welchen er ſeine Laufbahn 1793 mit einem Bändchen Gedichte eröffnete, in denen ſich die republikaniſchen Ideen abſpiegeln, welche die franzöſiſche Revolution in der Jugend Englands hervorrief. Coleridge und Southey bekehrten ſich ſpäter zur ſtarrſten Form des Toryismus, und Letzterer ſtarb ſogar als Hofdichter, aber Landor, obwohl ein Mann von alter Familie und großem Grundbeſitz — oder vielleicht gerade deshalb, weil er nicht wie Jene mit den Sorgen des Lebens zu kämpfen hatte — blieb bis ans Ende ſeinen jugendlichen Ueberzeugungen treu, für die er nicht allein mit der Feder, ſondern auch mit ſeiner Perſon einſtand. Bei Ausbruch des ſpaniſchen Freiheitskrieges im Jahre 1808 führte er ſelbſt eine Schaar Freiwilliger den bedrängten Patrioten zu Hülfe und erhielt dafür von der Junta in Cadix das Patent eines ſpaniſchen Brigadegenerals, welches er jedoch, als Ferdinand VII. eine Lücke in der Verfaſſung entdeckte, durch welche er wieder in den Abſolutismus hineinſchlüpfte, mit einem beißenden Schreiben an dieſen zurückſandte. Landor's Hauptwerk ſind die „Imaginary Conversations", die eine Fülle von geiſtreichen Gedanken enthalten, welche nur durch einen etwas manierirten Styl entſtellt werden. Uebrigens war er ein Original im echten Sinne des Wortes, und noch in hohem Alter verwickelten ihn ſeine Excentricitäten in einen anſtößigen Prozeß, der ihn zwang, ſein Vaterland zu meiden und den Reſt ſeines Lebens in Italien zu verbringen. Hier ſchrieb er auch ſeine „Heroic Idyls and other Poems", welche noch im Jahre 1863 erſchienen und eine ſeltene Jugendfriſche in dem 88jährigen Dichter verrathen. Wie es heißt, hat er Memoiren hinterlaſſen, von denen man ſich viel Intereſſantes verſprechen darf, da er als Feind oder Freund mit faſt allen politiſchen und literariſchen Notabilitäten ſeiner Zeit in Berührung gekommen iſt. Zu ſeinen wärmſten Verehrern gehörten Byron und Shelley, die, obwohl viel jünger als er, ihm längſt im Tode vorangegangen ſind.

— **„Deutſch-engliſches Handelskorreſpondenz-Lexikon."****) Es liegt uns hier die erſte Lieferung eines überaus praktiſch eingerichteten, ganz den Bedürfniſſen der Handelskorreſpondenz entſprechenden, deutſch-engliſchen Lexikons vor. Der kaufmänniſche Geſchäftsſtil iſt in allen Sprachen ein vom gewöhnlichen Briefſtil abwei

*) Kaſſel und Göttingen, Georg H. Wigand. Zweite vermehrte Auflage. 1865.

**) Von Friedrich Noback und Thomas John Graham. Erſte Lieferung, von A bis Benöthigt (72 S.). Pr. 6 Sgr. Leipzig, Adolf Gumprecht. 1865.

Digitized by Google

chender. Lange bewegte er ſich ausſchließlich in den Geleiſen und Formen, die ſeit einigen Jahrhunderten bei den Italiänern (Genueſern und Venezianern) üblich waren, deren techniſche Wörter und Wendungen eben ſo in die Korreſpondenz, wie in die Buchführung der anderen Handelsvölker übergegangen waren. Allmählich iſt jedoch der italiäniſche Einfluß daraus verdrängt und durch den der engliſchen Geſchäftsſprache erſetzt worden. Ein engliſcher Korreſpondent iſt für jedes deutſche Handlungshaus, das überſeeiſche Geſchäfte macht, eine Nothwendigkeit, wenn es auch in allen Welttheilen deutſche Firmen giebt, mit welchen Deutſch korreſpondirt werden kann. Aber die meiſten engliſchen Wörterbücher, wenn ſie auch zuweilen beſondere Rubriken für techniſche Ausdrücke des Handels haben, ſind für den Bedarf des Handels-Korreſpondenten ungenügend. Dieſer ſucht nicht blos nach einzelnen Wörtern, ſondern nach ganzen Wendungen und Begriffen, wie ſie eben nur im Handelsſtande üblich ſind. Und dieſem Bedürfniſſe entſpricht das vorliegende Lexikon, das von zwei bewährten Lehrern, einem Deutſchen und einem Engländer, verfaßt iſt, vollſtändig. Wir wählen hier als Beiſpiel ein Wort, wie es uns zufällig im erſten Bogen der erſten Lieferung vorliegt, das Wort Ablaufen:

Kein Schiff konnte bei dem Sturm ablaufen:	No vessel could part to sea in such a storm.
Der Wechſel iſt abgelaufen:	The bill falls due.
Das Geſchäft iſt noch leidlich für Sie abgelaufen:	You have after all come off pretty well in this transaction.
Der Termin iſt noch nicht abgelaufen:	The term has not yet expired.
Laſſen Sie die Einlage gefälligſt ſogleich ablaufen:	Please to have the enclosure forwarded immediately.
Der abgelaufene Monat:	Last month; ult. (ultimo).
Ablaufstag:	Day of expiration.

— **„Ergänzungsblätter zu jedem engliſchen Handwörterbuch.“ *)** Dieſes kleine Wörterbuch im Formate der Tauchnitz Editions enthält die Erklärung von Wörtern und Ausdrücken aus dem Alltagsleben, die bei den neueren und neueſten Schriftſtellern vorkommen und über welche die vollſtändigſten Wörterbücher keine Auskunft geben. Die engliſchen Autoren, denen dieſe Wörter und Ausdrücke entlehnt ſind, gehören zu den geleſenſten unſerer Zeit. Neben Wörtern aus dem Alltagsleben finden ſich Ausdrücke des ſogenannten Slang (der Reklame, der Bettelei, des Schwindels, der Diebe ꝛc.), veraltete, von neueren Schriftſtellern wieder eingeführte Ausdrücke, geographiſche Eigennamen, deren Ausſprache weniger bekannt iſt ꝛc.

Literariſcher Sprechſaal.

Das Archivio Storico Italiano, die Schöpfung des vor zwei Jahren verſtorbenen, um die Pflege der italiäniſchen Literatur hochverdienten Buchhändlers G. P. Vieuſſeux, wird in Zukunft ſeinen Wirkungskreis dadurch erweitern, daß es von der königlichen Deputation für die Vaterländiſche Geſchichte der Provinzen Toscana, Umbrien und der Marken zum amtlichen Organ für die Veröffentlichung ihrer hiſtoriſchen Arbeiten beſtimmt worden iſt. Außer den Abhandlungen hiſtoriſchen und kritiſchen Inhalts der bedeutendſten italiäniſchen Schriftſteller, die das Journal zu einer der beſten Zeitſchriften in Europa machen, und den Publikationen aus den reichhaltigen Archiven von Florenz, wird das Archivio fortan alſo auch die Studien jener im Anfang des vorigen Jahres durch die italiäniſche Regierung eingeſetzten Kommiſſion dringen, welche ſich nach dem zunächſt geſteckten Ziele mit der Geſchichte des Mittelalters, vom Ausgange der Römerzeit bis zum Schluſſe des ſechszehnten Jahrhunderts, zu befaſſen haben. Nach dem Auszuge des Reglements der Kommiſſion ſcheint es, daß ein vorwiegender Theil ihrer Arbeiten auf die Sammlung und Herausgabe der geſchichtlichen Quellen gerichtet ſein wird. Denn als die vorzugsweiſen Publikationen werden kritiſche Ausgaben der wichtigeren Chroniſten und Geſchichtsſchreiber, auszugsweiſe oder vollſtändige Mittheilung diplomatiſcher Urkunden, ſtädtiſche Statuten, Regiſter und bibliographiſche Nachweiſungen hervorgehoben. Die Deputation beſteht aus 24 Mitgliedern und einer nicht begränzten Zahl von Correſpondenten. Der dirigirende Ausſchuß, gebildet aus dem Präſidenten, March. Gino Capponi, vier Vice-Präſidenten: Prof. Bonaini, Florenz, Ritter Carlo Minutoli, Lucca, Graf Lorenzo Leonii, Todi, und Ritter Gant de Minicis, Fermo, ſowie einem Sekretär, Ritter Marco Tabarrini, iſt vom Könige ernannt. Aehnliche Deputationen für die Pflege der provinziellen Spezial-Geſchäfte ſind, nach dem Muſter der zu Turin ſchon lange beſtehenden, gleichzeitig eingeſetzt in Bologna, Parma und Modena, und enthält das neueſte Heft des Archivio einen Katalog der in den Sitzungen und Verſammlungen dieſer Deputationen gehaltenen Vorträge und Vorleſungen.

„Ueber die wahren Urſachen vom Verfall der deutſchen Theater“ hat Herr F. Rohde in einer Schrift von 52 S. eine „Mahnung an Alle, denen die Bildung Deutſchlands am Herzen liegt,“ erſcheinen laſſen.*) Der Verfaſſer betrachtet die in Deutſchland, nach dem Vorgange der franzöſiſchen Theater, eingeführten Tantièmen der Bühnendichter, ebenſo wie die von verſchiedenen Seiten ausgeſetzten Preiſe für das beſte Drama für zweckwidrig, ja geradezu für die Urſachen des Verfalls unſeres Theaters. Wir möchten hierauf jedoch erwidern, daß der Verfall des deutſchen Theaters älter iſt, als die Einführung der Tantièmen und die Gewährung von dramatiſchen Prämien. Herr Rohde ſchlägt die Gründung einer äſthetiſchen Behörde, einer „Oberintendantur der deutſchen Theater“ vor, welche dafür Sorge tragen ſoll, daß die Bühnen ihre hohe Aufgabe erfüllen und ohne deren Genehmigung keine neue dramatiſche Dichtung zur Aufführung gebracht werden darf — alſo eine Art von Theater-Obercenſur-Kollegium unter den Augen des hohen Deutſchen Bundestages. Nun, das fehlte uns gerade auch noch zum einigen Deutſchland!

*) Von A. Pineas. Hannover, Karl Meyer, 1864. (80 S. in 12.)

*) Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Reinhold Beiſt.

In meinem Verlage erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Commersbuch
für den deutſchen Studenten.
Elfte revidirte und vermehrte Auflage.

8. geh. 25 Ngr. — In Leinwand gebunden 1 Thlr. 2½ Ngr. — Prachtvoll gebunden mit den deutſchen Farben und dem Reichsadler 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: I. Burſchenlieder, Trinklieder, Vaterlandslieder. II. Hospitium, Bummel- und Trinklieder, Liebes-Leid und Freud, Abſchied und Wanderſchaft.

Eine aus dem akademiſchen Leben hervorgegangene Sammlung, die ſich ſowohl auf Univerſitäten als auch bei anderen höheren Lehranſtalten einer immer zunehmenden Gunſt erfreut. Dieſe neue Auflage iſt wiederum durch einige koſtbare Lieder vermehrt worden.

Leipzig, 30. October 1864. (763)
B. G. Teubner.

Als Festgeschenk empfohlen!

REDE AUF WILHELM GRIMM UND REDE ÜBER DAS ALTER,
GEHALTEN IN DER KOENIGL. AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
VON
JACOB GRIMM.
HERAUSGEGEBEN VON **HERMAN GRIMM.**
Zweiter unveränderter Abdruck.

Mit zwei Photographieen (der Brüder Grimm). 1864. Velinpapier. 8. eleg. geh. 20 Sgr.

Ein diesen beiden Reden gewidmeter Artikel in den Preuss. Jahrbüchern (1863 December) schliesst mit den Worten:

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt worden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte.“ (764)

In meinem Verlage erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Systematical Vocabulary
and
Guide to English Conversation.

Anleitung zum Engliſch-Sprechen vermittelſt einer das Lernen und Behalten erleichternden Anordnung der Wörter und Redensarten, mit beſonderer Berückſichtigung der Synonymik des neueren Sprachgebrauchs.

Für Schulen und zum Privatgebrauch.
Von
H. Sauer,
Lehrer der engliſchen Sprache in Elberfeld.
Zweite vermehrte und mit Dialogen verſehene Auflage.
8. geh. Preis 18 Ngr.

Ein in vielen Lehranſtalten bereits eingeführtes Schulbuch, welches nach der Methode von Ploetz bearbeitet iſt und ſich deſſen „Vocabulaire systematique et Guide de conversation française“ genau anſchließt.

Vorſtehern von Lehranſtalten und Lehrern der engliſchen Sprache, welche das Buch einzuführen beabſichtigen, ſtelle ich gern ein Freiexemplar zu vorheriger Prüfung zur Verfügung.

Leipzig, 29. October 1864. (765)
B. G. Teubner.

Soeben erſchien in der Frantz'ſchen Buchhandlung (G. Looſe) in Halberſtadt und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bilder aus dem Römiſchen Alterthum,
oder
Octavian, Antonius und Cleopatra.
Von
A. Wolterſtorff, Dr. phil.
Preis 22½ Sgr.

Der Verfaſſer behandelt in dieſem Werke die ſtürmiſchen Zeiten, die unmittelbar nach Cäſar's Ermordung folgten bis zum Untergange der Kleopatra. Der Kampf des Octavian und des Antonius um die Weltherrſchaft wird in anziehender, klarer, ſtets ſpannender plaſtiſcher Schilderung dargeſtellt. Man fühlt ſich von lebhafter Theilnahme ergriffen für die energiſche, umſichtige, nie das Ziel aus den Augen verlierende Thätigkeit Octavians. Ueberall hat man den freieſten Ueberblick; das ganze Getriebe der Parteien wird bloß gelegt; die Geſchichte jener Zeit enthüllt ſich Schritt vor Schritt den Augen der Leſer. Wir empfehlen aus Ueberzeugung dieſe „Bilder“ Jedem zur Lectüre, der Intereſſe nimmt an einer der großartigſten Epochen der Weltgeſchichte. Druck und Ausſtattung ſind tadellos. (766)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Buch der Reiſen und Entdeckungen.
Separat-Ausgabe à Band von 18—24 Bogen: geh. 1⅜ Thlr. — Fl. 2. 24 kr. rh. In engl. Einb. 1⅔ Thlr. = Fl. 3 rh.

Neu erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reiſen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens und der angrenzenden Länder Central-Aſiens. Nach Aufzeichnungen von **T. W. Atkinſon, A. Th. v. Middendorf, G. Radde u. A.** Herausgegeben von **A. v. Etzel** und **H. Wagner.** Mit über 120 Text-Abbildungen, Tonbildern ꝛc.

☞ Ein außerordentlich intereſſantes und ſpannendes Buch.

Cook der Weltumſegler. Leben, Reiſen und Ende des Kapitäns James Cook, insbeſondere Schilderung ſeiner drei großen Entdeckungsfahrten. Herausgegeben von Dr. **Karl Müller.** Mit 120 Text-Abbildungen und 5 Tondruckbildern.

Im vorigen Jahre erſchien:

Die neueſten Entdeckungsreiſen an der Weſtküſte Afrika's. Mit Berückſichtigung der Reiſen, Abenteuer und Jagdzüge von **P. B. du Chaillu, L. Magyar C. J. Anderſſon.** Mit 110 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern, ſowie 2 Ueberſichtskarten.

Hieran ſchließen ſich nachſtehende früher erſchienene, reich illuſtrirte Bände zu demſelben Preiſe von 1⅜ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh. pro Band geheftet und 1⅔ Thlr. = 3 Fl. rh. pro Band in elegant engl. Einband:

Kane, der Nordpolfahrer. Dritte Auflage.
Livingſtone, der Miſſionär. Zweite Auflage.
Dr. Ed. Vogel, der Afrika-Reiſende. Zweite Auflage.
Die Nipponfahrer oder das wiedererſchloſſene Japan.
Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang. (767)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. In Berlin durch die Expedition der Verlagsbuchhandlung, Zimmerſtr. 33.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Geſchichte der römiſchen Literatur.
Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Drei Theile (68 Bog.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.; in 3 Bänden geb. 3 Thlr. 10 Sgr.

„Mit Freuden ſchließt ſich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor ſeinem vollſtändigen Erſcheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für ſehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenſtande zu wecken. Die Ueberſetzungen ſind faſt durchweg leicht und angenehm zu leſen; die Auswahl läßt ebenfalls ſelten etwas zu wünſchen übrig und bietet faſt überall des Charakteriſtiſchen eine ſo reiche Fülle, daß der Leſer die beigefügten Urtheile nicht nur zu verſtehen, ſondern mit einiger Selbſtändigkeit zu würdigen im Stande iſt.“ Literar. Centralblatt 1862. (762)

Geſchichte der griechiſchen Literatur.
Für Gymnaſien und höhere Bildungsanſtalten
von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günſtige Aufnahme, die der erſten Auflage dieſes Buches zu Theil geworden, war für den Verfaſſer ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmoniſchen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetiſchen Stücken meiſt die Versform des Originals wiedergegeben.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt betreffend die **Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.** Neuere Zeit. München, Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 2) Beilage betr. **Steffens Volkskalender für 1865** Louis Gerschels Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

1864. **Magazin** No. 52.

für die Literatur des Auslandes.

Beſtellungen
nehmen alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Herausgegeben von
Joſeph Lehmann.
Dreiunddreißigſter Jahrgang.

Sendungen
wie Briefe ſind franco durch die Poſt oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Berlin Sonntag, den 25. December **1864.**

Von dieſer Zeitſchrift erſcheint wöchentlich eine Nummer von zwei Bogen in Quartformat; Preis jährlich 4 Thlr., vierteljährlich 1 Thlr., wofür dieſelbe im ganzen deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein ohne Portoaufſchlag geliefert wird. Anzeigen werden die dreiſpaltige Zeile mit 2 Sgr. berechnet.

Inhalt.

Deutſchland und das Ausland.
Zur Geſchichte von Erfurt 826
Frankreich.
Deutſche Romane aus franzöſiſcher Geſchichte. Die Dame von Payerne 827
England.
Zur Beurtheilung Milton's 828
Italien.
Eine illuſtrirte Beſchreibung der römiſchen Katakomben in Rom 829
Nord-Amerika.
Draper's Geſchichte der geiſtigen Entwickelung Europa's. Einfluß des Klimas auf die Menſchen 829
Aegypten.
Die Aegypter der Gegenwart 832
Perſien.
Die erotiſche Poeſie bei den Perſern . . . 834
China.
Das Leben in Shanghai 836
Kleine literariſche Revue.
Die Fremdwörter in Luther's Bibelſprache 838
Gindely's Rudolf II. und ſeine Zeit . . . 838
Valentin Weigel 838
Die alte Gerichtsverfaſſung der Mark Brandenburg 838
Die japaniſche Sage 838
Literariſcher Sprechſaal 839

Benachrichtigung.

Mit dieſer Nummer endet der laufende Jahrgang. Den geehrten Abonnenten wird dies mit dem ergebenſten Erſuchen in Erinnerung gebracht, ihre geneigte Beſtellung auf das erſte Quartal des neuen Jahrgangs möglichſt bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.

Titel und Inhalt für die zweite Hälfte des Jahrganges folgen unberechnet nach.

Bilderwerke von Ludwig Richter
zu Feſtgeſchenken beſonders geeignet:
Neuer Strauß für's Haus. Ausgabe in weißem Carton. 2 Thlr. 15 Ngr.
Vaterunſer in Bildern. 2 Thlr.
Schiller's Lied von der Glocke in Bildern. 2 Thlr. 20 Ngr.
Der Sonntag in Bildern. 2 Thlr. 15 Ngr.
Chriſtenfreude in Lied und Bild. Elegant geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Für's Haus:

Frühling	1 Thlr.	15 Ngr.	Vel.-Ausgabe	2 Thlr.
Sommer	1 "	15 "	"	2 "
Herbſt	1 "	15 "	"	2 "
Winter	1 "	15 "	"	2 "

Verlag von J. Heinrich Richter in Dresden.
Vorräthig in allen Buchhandlungen. (774)

Bei Gustav Heckenast in Pest ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

NOUVEAU DICTIONNAIRE
français-hongrois et hongrois-français
d'après les meilleurs ouvrages publiées jusqu'à ce jour et spécialement d'après le dictionnaire française de **Molé**.
Troisième édition revue et considérablement augmentée.
Tome premier. — Partie française-hongroise.
(415 p. petit — 8.) Broch. 1 Thlr.

Geschichte der Ungrischen Literatur im Mittelalter,
von Dr. **Franz Toldy**,
königl. Ung. Rathe, ord. Mitgl. der Ungr. Akademie der Wiss., Präfect der kön. Ungrischen Universitäts-Bibliothek, Prof. der Ungr. Literatur, corr. Mitglied der kais. Akademie der Wiss. und vieler in- und ausl. gelehrten Gesellschaften.
Aus dem Ungrischen übersetzt von
Moritz Kolbenheyer.
(8. 292 Seiten.) Geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr.
(771)

Kurzgefasste
Geschichte Ungarns.
Von **Michael Horvath.**
In deutscher Uebersetzung.
Zwei Bände. — (8. 392. 359 Seiten.) Geh. 2 Thlr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien soeben:

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen. Ein Vortrag in der germanistisch-romanistischen Section der in Hannover tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 29. September 1864 gehalten von *K. A. F. Mahn*, Dr. geh. 10 Sgr.

Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft.
Verantwortlicher Redacteur *J. E. Schmaler*.
Zweiter Band. Drittes Heft.

1. *A. Mosbach*, Ueber den Zunamen des Peter Wlast. — Die griechischen Bischöfe in Bulgarien. — *A. v. Hilferding*, Ein unedirtes Zeugniss eines Zeitgenossen über Vladimir den Heiligen und Boleslav den Kühnen. — *J. Chanjenko*, Ueber Kleinrussische Sprache und Literatur. — *V. Lamanskij*, Serbien und die südslavischen Provinzen Oestreichs. — Kurze Nachrichten. — Sbornik. — Slavische Novitäten (Nr. 3). — (777)
Jährlich 6 Hefte (36 Bogen) Preis 4 Thlr.

10 Ngr. Das Banting-System. 36 Kr.

Im Verlage des Unterzeichneten ist soeben in zweitem unverändertem Abdruck erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Korpulenz.
Ihre Ursachen, Verhütung und Heilung durch einfache diätetische Mittel. Mit Benutzung der Erfahrungen von William Banting von Dr. Julius Vogel, Professor der Heilkunde in Halle.

Von welcher Bedeutung das Banting'sche Heilverfahren ist, möge man aus dem nachstehenden Artikel der „Augsburger Zeitung" Nr. 329 vom 24. Nov. 1864 ersehen: „London, den 21. November. Seitdem hier bekannt geworden ist, dass der Kaiser der Franzosen sich dem in letzter Zeit so berühmt gewordenen „Banting-System" ergeben, und sich mit Hrn. Banting persönlich in Verbindung gesetzt hat, um diesen Wohlthäter der korpulenten Menschheit über die Entwicklung der kaiserlichen Cur regelmässig zu benachrichtigen, scheint hier alle Besorgniss vor Friedensstörungen und politischen Ueberraschungen verschwunden zu sein. Denn wenn Louis Napoleon es nur halb so ernsthaft mit seiner Cur nimmt wie Aeltermann Mechi, der mit Hülfe des Banting-Systems bereits 48 Pfund an Gewicht verloren zu haben behauptet, so wird er kaum Zeit haben, sich mit Politik zu beschäftigen, sondern seine Zeit zwischen Hühneressen und Verdauungspromenaden theilen, das Schwert und die diplomatische Feder beiseite legen und sich statt dessen mit Wage und Blutcirculationsbürste beschäftigen müssen. So viel ist gewiss, dass leidenschaftliche Emotionen und ehrgeizige Pläne mit dem Banting-System unverträglich sind. Wenn daher der Friedensmensch für den gegenwärtigen ruhigen Anblick der Weltgeschichte Hrn. Banting zu Dank verpflichtet zu sein glaubt, so beweist das nur den hohen Respect, den er vor der Macht und Fähigkeit des Kaisers der Franzosen hegt. Die Börsenwelt ist zwar noch immer sehr empfindlich, und hat immer erst einige Zeit nöthig, um die Theorie, dass jeder neue Bankerott eine neue Aufforderung zum Vertrauen und eine neue Garantie der Sicherheit enthalte, zu verdauen; aber im Ganzen haben die beunruhigenden Gerüchte, welche seit einigen Monaten tagtäglich in der City Schrecken verbreiteten, nachgelassen, und der Novembernebel äussert die Wirkung des Banting-Systems auf Jedermann, indem er beruhigt und die Energie und Speculationswuth auf ein bescheidenes Mass reducirt." (770)

Ludwig Denicke in Leipzig.

Digitized by Google

Deutſchland und das Ausland.

Zur Geſchichte von Erfurt.*)

Das Jahr 1864 hat dem alten ehrwürdigen Erfurt eine eigenthümliche Säkular-Erinnerung gebracht: im Jahre 1664 wurde die Selbſtändigkeit dieſer deutſchen Reichsſtadt zu Grabe getragen, nachdem es dem Kurſtifte Mainz nach Jahrhunderte langen, offenen und geheimen Beſtrebungen gelungen war, die ſtolze Stadt in die Reichsacht zu bringen, die Exekution über dieſelbe verhängen zu dürfen, ſie zu erobern und dem Kurfürſtenthum Mainz einzuverleiben.

Dieſe Erinnerung, deren wehmüthiger Charakter nur durch das Andenken an Dalbergs Verdienſte um Erfurt gemildert wird, hat eine bibliographiſche Schrift hervorgerufen, welche den Blick der Geſchichtsforſcher von neuem auf die hiſtoriſchen Schätze, auf die pergamentnen und papiernen Monumente von Erfurt zu lenken geeignet iſt. Dieſes Werk, deſſen Titel wir unten vollſtändig wiedergeben, enthält nach einem gedrängten Rückblick auf die wechſel- und bedeutungsvolle Geſchichte von Erfurt und deren bisherige Behandlung eine Zuſammenſtellung deſſen, was von Erfurt und über Erfurt durch Schrift, Druck, Stich, Pinſel ꝛc. zu Tage gefördert worden iſt — Werke genug, um mit ihren Titeln und kurzen kritiſchen Anmerkungen einen ſtattlichen Band zu füllen.

Wie die Kunſt, ſo hat auch die Geſchichtsforſchung ihre Lieblingsſtätten. Zu ihnen gehört Erfurt. Von Alters her gab es dort Leute, welche es für nöthig fanden, das niederzuſchreiben, was ſich in und um Erfurt zugetragen hatte. Anfangs beſchäftigten ſich damit nur die gelehrten Mönche der dortigen Benediktiner- und Dominikaner-Klöſter; ſpäter drang das Schreibwerk auch in die Bürgerhäuſer ein. Eine große Anzahl von Annalen und Chroniken iſt von dieſen Schreibkundigen auf die Nachwelt übergegangen. Die Bibliotheca Erfurtina des Herrn Herrman zählt nicht weniger als hundert und fünf ſolcher Schriften auf, deren älteſte, nach Pertz anſcheinend von einem Mönche des Erfurter Peterkloſters geſchrieben, der den Kaiſer Lothar auf ſeinem zweiten Feldzuge nach Italien begleitet haben muß, den Titel „Annales Erphesfurdenses ab a. 1125 — 1137“ führt. Die berühmteſte jener Schriften aber iſt das Chronicon S. Petri vulgo Sampetrium Erfurdense ab Anno Christi XXXI. sive potius ab Anno MXXXVI. usque ad Annum MCCCLV. Dieſer Niederſchrift verdankt Erfurt die wichtigſten Nachrichten über ſeine Vorzeit.

Dem Sinne für Geſchichtsſchreibung entſprach in dem früheren Erfurt auch der Sinn für Geſchichtsleſung. Die Neigung der Bürger, ſich in die vaterſtädtiſche Vergangenheit zu vertiefen, ging im Mittelalter noch Hand in Hand mit dem lebendigen Intereſſe zur Gegenwart, mit der Hingebung an die kommunalen Angelegenheiten. Der Stolz auf die wechſelvolle Entwickelung der heimatlichen Scholle verband ſich mit der Sorge um die Wohlfahrt des Gemeinweſens. Heute finden wir in den Städten leider nur noch in wenigen Exemplaren jenen Bürger, der, von der Chronik ſeiner Heimat zu einem zähen (jedoch nur kommunalen) Konſervatismus erzogen, die mittelalterige Selbſtändigkeit der Städte gern allen Städteordnungen unſres centraliſirenden Zeitalters vorzieht. Dazu gehört — was wir heute in den meiſten Städten vermiſſen — das innige Verwachſen des Individuums mit dem Wohl und Wehe der Gemeine, das dem Mittelalter ſo wohl anſtand. In Erfurt war ehedem, wie ſchon die oft auftauchenden inneren Zwiſtigkeiten ſchließen laſſen, das Gemeindeleben ungemein rege, weil es mit der Kenntniß von der Vergangenheit der Gemeinde genährt wurde. Wie würdig eines reichsſtädtiſchen Bürgers klingt es, wenn ein ausgezeichneter Geſchichtsſchreiber jener Stadt (Erhard) ſagen kann: „Ein hervorſtechender Zug der Erfurter war die Liebe zur Vaterſtadt, gegründet im tiefen Gefühl ihrer Würde; und damit hing eine unbegränzte Neigung für die Kenntniß und Aufbewahrung vaterländiſcher Geſchichte zuſammen. Nächſt der Bibel, dem Geſangbuche und dem Kalender war daher faſt in jedem nur einigermaßen über die gemeinſten Verhältniſſe erhabenen Hauſe eine Stadtchronik das vierte Buch; daher die Menge der Abſchriften Erfurter Chroniken aus älterer Zeit und die vertraute Bekanntſchaft der Erfurter, auch aus niederen Ständen, mit ihren einheimiſchen Geſchichten“ ꝛc. Das iſt freilich auch in Erfurt anders geworden. Aber bis heute iſt doch der Sinn für Forſchung, Vergleichung und Ergänzung der vaterſtädtiſchen Geſchichte in den gebildeten Kreiſen wach geblieben. Dafür legen die zahlreichen Verſuche der Neuzeit, ein erſchöpfendes Geſchichtswerk über Erfurt herzuſtellen, das günſtigſte Zeugniß ab. Dabei hat man vielſeitig erkannt, wie innig die Erfurter Vergangenheit mit derjenigen des geſammten Vaterlandes verknüpft iſt und welch hohe Wichtigkeit die Quellen zur Erfurter Geſchichte auch als Quellen der Reichsgeſchichte haben. In der That erſcheint die Bedeutung dieſer Stadt von früheſter Zeit an ſo weitgreifend, daß jeder Chroniſt ſich verſucht fühlen mußte, ſeine Niederſchreibungen auch auf die Begebenheiten im Reiche auszudehnen. Dieſe Bedeutung hat Erfurt bis in die neueſte Zeit zu bewahren geſucht. In ſeinen Mauern begrüßte es den erſten deutſchen Reichstag, der, ſo viel bekannt, von Ludwig den Deutſchen nach dem Vertrage von Verdun ausgeſchrieben wurde; und genau tauſend Jahre ſpäter mußte es in ſeinen Mauern den letzten Verſuch wagen ſehen, die nationale Einheit Deutſchlands auf dem Wege der Vereinigung zwiſchen Fürſten und Völkern wieder herzuſtellen. In dieſen Rahmen, der ſich noch tief in die Zeit vor Karl dem Großen hinein erweitert, läßt ſich ein gutes Stück deutſcher Geſchichte faſſen. Ging doch ſelten ein Gewitter, das Deutſchland in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, vorüber, ohne Erfurt, das im Herzen des Reiches gelegene, in Mitleidenſchaft zu ziehen. In der großen Kaiſerzeit, in der Reformation, in den Religions- und in den Revolutionskriegen — überall iſt Erfurt der Schauplatz wichtiger Begebenheiten. Die hochgebildete, aber auch ſtets wohlbefeſtigte und ſchlagfertige Stadt erblickte abwechſelnd den Kampf gewandter Zungen auf Reichs- und Kirchenverſammlungen und den Kampf eherner Waffen; ja ſelbſt in der Geſchichte des deutſchen Handels ſtellt Erfurt ſich in den Vordergrund; denn hierher ſetzte Karl der Große ſchon 805 einen Handelsaufſeher, um den Handel mit den benachbarten ſlaviſchen Völkerſchaften zu überwachen, und an Erfurt verlieh derſelbe Fürſt zuerſt das Stapelrecht, um jenen Handel zu ſichern.

Wer alſo auch die vielen Anfänge, eine Geſchichte von Erfurt zu ſchreiben, zur Vollendung bringen will, wird mehr oder minder Erfurt immer zum Mittelpunkte einer Reichsgeſchichte machen müſſen. Deshalb nimmt eine Ueberſicht der Quellen zur Erfurter Geſchichte, wie das vorliegende Werk, ein weit über die Spezialhiſtorie hinausgehendes Intereſſe in Anſpruch.

Die Herrmann'ſche Schrift, mit der gerühmten alten Erfurter Liebe zur Vaterſtadt verfaßt, iſt der Erfolg weit ausgedehnter

*) Bibliotheca Erfurtina. Erfurt in ſeinen Geſchichts- und Bildwerken, vorgeführt von Karl Herrmann, Stadtrath ꝛc. Erfurt, Karl Villaret, 1863.

Digitized by Google

Bemühungen. Ihr Inhalt hat aus nicht weniger als drei und vierzig Bibliotheken, Archiven und Privatſammlungen zuſammengeſtellt werden müſſen. Gleichwohl vermag es dem Geſchichtsforſcher nicht die Gewißheit der Vollſtändigkeit zu gewähren. Viele wichtige Urkunden und Zeichen der Vorzeit ſind zerſtreut und vergraben; ſie harren noch der Erkennung und Auferſtehung. Manches mag in das Ausland gebracht worden ſein. In Frankreich und Schweden dürften ſich noch manche unbekannte Materialien für die Geſchichte von Erfurt finden, wenn auch in dieſer Beziehung die Forſchungen des Dr. L. Prowe in den ſchwediſchen Archiven und Bibliotheken nicht gerade reichliche Ausbeute geliefert haben.*) Was dem Auslande angehört, hat ſich natürlich der ordnenden Hand des Verfaſſers entzogen; leider aber auch wichtiges Material, das noch in ſeiner unmittelbaren Nähe liegt. So enthält, wie uns der Verfaſſer ſelbſt mittheilt, das Archiv des Doms oder Stifts Beatae Mariae Virginis zu Erfurt einen bedeutenden Schatz von Urkunden und ſonſtigen Literalien, ohne den Geſchichtsforſchern bisher erſchloſſen zu ſein. Der Verfaſſer wünſcht dringend, daß mittelſt eines genauen Verzeichniſſes eine Ueberſicht jener Schätze gewonnen werden möge. Nun wohl; dem Streben des in ſeiner Vaterſtadt hochgeachteten Verfaſſers und ſeinem kundigen Blicke ſollte es doch unſchwer gelingen, das hiſtoriſche Gold dieſer Schätze flüſſig zu machen und in die Werkſtätten deutſcher Geſchichtsſchreibung hinüberzuleiten. Eine würdige Aufgabe, um die Bibliotheca Erfurtina zum Abſchluß zu bringen! G. H.

Frankreich.

Deutſche Romane aus franzöſiſcher Geſchichte.
Die Dame von Payerne.

Das ſiebzehnte Jahrhundert hat die Blüthe des franzöſiſchen Geiſtes entfaltet; es ſtand am Scheidewege des letzten Glanzes mittelalterlicher Romantik und moderner Verſtandesrichtung. Es giebt kaum eine Epoche der Geſchichte, die ſich mehr zur Darſtellung und Ausmalung eignete, als dieſes Jahrhundert voll Königsglanz und Adelsübermuth, voll männlicher Tapferkeit und weiblicher Schönheit, voll Gedankentiefe und Schwärmerei, voll Geiſt, Witz und Satyre.

Wollte man alle die klangvollen Namen nennen, die als Träger dieſer reichen Zeit bekannt geworden ſind, man würde ein langathmiges Verzeichniß aufſtellen müſſen, aber jeder einzelne Name gäbe hinreichenden Stoff für einen intereſſanten biographiſchen Roman her, wie einfach er auch erzählt würde. Beiläufig, aber beklagend ſei es hier geſagt, daß die meiſten heutigen Schriftſteller, welche ſich dieſer neuen Spielart des Romans bemächtigt haben, durchaus auf Irrwegen wandeln und Alles verderben, weil ſie nicht einfach ſein zu dürfen ſich einbilden; indem ſie von ihren eigenen Erfindungen hinzuthun, zerſtören ſie den allmächtigen Reiz der Wahrheit.

Von den neueſten Bearbeitern der franzöſiſchen Geſchichte iſt jedenfalls Georg Heſekiel der bedeutendſte; ſein letzter Roman, die „Dame von Payerne“**), namentlich ſpielt mitten im Glanzpunkt des ſiebzehnten Jahrhunderts, zwar noch vor der Thronbeſteigung des großen Ludwig, aber doch ſchon während des Durchbruchs der neuen Bildung.

Die Literatur begann um dieſe Zeit ſich als ſelbſtändige Macht neben die Politik zu ſtellen und auf das Leben des Hofes wie des Bürgerthums Einfluß zu gewinnen. Romane, Gedichte, Satyren und Fabeln waren von ſtärkerer Wirkung als Geſetze und langjährige Gebräuche. Die Damen und die Poeten trachteten nach der Herrſchaft in der vornehmen Welt.

Der Roman Heſekiels führt die Leſer mitten in die Geſellſchaft, die durch dieſes literariſche Element bewegt wurde. Das Hôtel Rambouillet mit ſeinen Verehrern und ſeinen Gegnern erſcheint auf dem Schauplatz und der berühmte Roman „Aſträa“, deſſen wir bereits mehrfach in dieſen Blättern erwähnten, wird weitläufig vom Autor beſprochen. Jedoch iſt es zu bedauern, daß derſelbe mehr zu den Gegnern, als zu den Verehrern von Rambouillet gehört und ſich faſt nur in ſatyriſcher Weiſe darüber äußert. Es iſt richtig, daß der große Molière in ſeinen précieuses ridicules Einige der Damen von Rambouillet lächerlich gemacht hat, aber es geſchah in einer ſpätern Zeit, als die Affektation überhand genommen und die anfängliche ſchwunghafte Richtung durch Nachahmungen ſchon von ſelbſt ins Komiſche gezogen war.

Es iſt in der That nicht genug zu bedauern, daß Heſekiel bei ſeinem großen Talent für hiſtoriſche Portraitmalerei nicht die glänzenden Namen hervorgehoben hat, welche anfangs den Ruhm von Rambouillet begründeten. Nur Einer wird genannt, aber ſeine Bedeutung nicht im Mindeſten charakteriſirt; es iſt der Prinz von Marſillac, der nachherige Herzog von Larochefoucault. Es iſt beinahe eine Verſündigung gegen dieſen feinſten Geiſt der geſammten franzöſiſchen Literatur, daß er nur zu einer ganz gewöhnlichen, ja ſogar untergeordneten Romanfigur verwendet worden iſt.

Die Hauptfiguren des Sittenromans von Heſekiel ſind neben der Dame von Payerne ein paar Geſellen, die durchaus nichts Eigenthümliches aus jener Zeit an ſich tragen. Der Marquis von Moriameß und der Modewaarenhändler und Intrigant, Meiſter Touſſaint, könnten eben ſo gut ein Jahrhundert früher oder ſpäter als Romanfiguren gebraucht werden, wenn ſie nicht eben überhaupt ſchon zu verbraucht wären.

Die Dame von Payerne, eine reiche Erbtochter aus der Gascogne, iſt entſchieden die originellſte Geſtalt des Romans, aber man verliert ſehr ſchnell das Intereſſe an ihr, weil ſie die Beute des allergewöhnlichſten Verführers wird und ohne ſichtlichen Kampf, ohne irgend ein entſchuldigendes Motiv ihren Gatten verläßt, um dem elenden Marquis zu folgen.

Die Verwickelungen, um Spannung zu bewirken, paſſen überhaupt nicht in den Roman von hiſtoriſcher Färbung, ein Autor von der Geltung Heſekiel's hätte ſie ſich erſparen ſollen; er hat dadurch ſein Buch eigentlich in die traurige Gattung gebracht, welche man ſprichwörtlich als „nicht Fiſch, nicht Fleiſch“ bezeichnet. Für ungebildete Leſer enthält es zu viel Unverſtändliches und für gebildete zu viel Ungenießbares. Das Beiwerk, die Genauigkeit der Sittenſchilderung, die Beſchreibung der Trachten, iſt vortrefflich und zeugt von eifrigem Studium des hiſtoriſchen Materials. Heſekiel hat ſich ſtets hierin ausgezeichnet und wir möchten deswegen einen Ausſpruch des geiſtvollen Dänen Ingemann über Walter Scott auf Heſekiel anwenden: „er iſt größer im Kolorit als in der Kompoſition.“ Bei den Romanen aus der franzöſiſchen Geſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts kann man die letztere entbehren; darum ſollte Heſekiel ſeine Begabung für erſteres mehr verwerthen.

F. v. H.

*) Mittheilungen aus ſchwediſchen Archiven und Bibliotheken, von Dr. L. Power. Berlin, 1853.

**) Die Dame von Payerne. Sittenroman von Georg Heſekiel. Berlin, 1864.

Digitized by Google

England.

Zur Beurtheilung Milton's.

In neuerer Zeit hat man den Dichtungen Milton's gegenüber einen weſentlich veränderten Standpunkt eingenommen, und ein neues Intereſſe iſt dadurch für dieſelbe erwacht. Durch Macaulay's Verdienſt und Liebert's treffliche Arbeit iſt man von der rein äſthetiſchen Bemeſſung, die ſeinen poetiſchen Schöpfungen nach unſern heutigen Anforderungen nicht günſtig ſein konnte, auf die lebendigere hiſtoriſche Erfaſſung des Dichters und ſeiner Werke hingelenkt worden; man hat begonnen, die ganze Geſtalt ſeines Geiſtes im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit zu betrachten und iſt erſt dadurch in den Stand geſetzt worden, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Und in der That, niemand konnte durch eine ſolche Auffaſſung mehr gewinnen als dieſer heroiſche Denker und Dichter. Denn Milton ſchwebt als ein erhabener Genius über dem ganzen mächtig gährenden Strome ſeiner Zeit; ſein Geiſt iſt der ideale Körper ſeines Jahrhunderts; alles Große, Bedeutungsvolle und Gewaltige, das in den verſchiedenen Sphären des lebendigen Menſchengeiſtes damals ſich zu regen begann und nach ſeiner Geburt ſich ſehnte, das tönt in den Saiten dieſer großen Seele nicht nur wieder, nein, es entſtand in ſeinem prophetiſchen Geiſte oder gewann in ihm eine Geſtalt, geläutert von den Schlacken der Zeit und unverzerrt von dem einſeitigen Drängen und Ausſchreiten der Parteien; und wenn ſeine Gedanken nicht Fleiſch wurden, als er lebte, wenn der Strudel der Bewegung unter der Macht der Verhältniſſe ſeine krauſen, eigenwilligen Bahnen einſchlug, ſo blieb Milton's Geiſt, vermöge der ihm einwohnenden Idealität, als Sternbild am Himmel ſtehen, um dem künftigen Menſchenſchifflein Bahn und Richtung zu weiſen; ſein Wort ſchallte hinüber über die enge Schranke der Gegenwart, um in ſpäteren Zeiten ſeine Erfüllung zu finden. Nicht die Schönheit war die Göttin des Dichters, wiewohl ſie jedes Wort ſeiner Seele durchwehte, nicht die Vollendung eines weiſe gemeißelten Kunſtwerks ſchaffte ſeinem Herzen innerſte Befriedigung; vielmehr ſpiegelt ſich in ſeinen Werken ſeine Stellung zum Kampfe der Zeit, und der prophetiſche und regenerirende Funke iſt es, der ſie ahnungsvoll durchleuchtet. Wenn wir, wiewohl es nicht leicht iſt, dieſem Lichte unabläſſig zu folgen bemüht ſind, dann eröffnen ſich uns die Pforten dieſes tiefen und eigenthümlich ſchaffenden Geiſtes. Was Milton dabei als poetiſcher Künſtler verliert, gewinnt er durch die Größe ſeiner Individualität. Religion und Freiheit in innigſter Verſchmelzung iſt das Fundament ſeiner Seele. Alles, was er auf den verſchiedenſten Gebieten des Geiſtes und Lebens gedacht und geſchrieben hat, findet hierin ſeine Wurzel; und ſuchen wir uns die ganze geiſtige Geſtalt des Mannes vorzuſtellen, ſo iſt die auf jenes Fundament gegründete Einheit und Conſequenz wie von Künſtlers Hand aus Erz gegoſſen, ein unendlich hehres Bild. So ſtand er da mitten in ſeiner Zeit, deren mächtige Regung ihm ein Paradies verhieß. Doch Satan ſtieg zur Erde, lockte die Menſchen auf falſche Wege, und das Paradies war verloren. Da fuhr der Geiſt des blinden Sängers mit altteſtamentlichem Grimm über die entweihte Stätte und die Verführer her, das geſunkene Menſchengeſchlecht aber führte er tröſtend und verheißend aus Eden in das Land der Sorge und Entſagung.

Groß und hehr ſteht das Bild des Mannes in unſrer Seele, und nur mit gehobener, weihevoller Stimmung treten wir an ſeine Werke, wo jedes Wort zu jenem Bilde ſtimmt.

Einen kleinen Beweis aber, wie die ſtete Berückſichtigung des innigſten Zuſammenhanges zwiſchen Milton's Dichtungen und ſeiner Zeit ſelbſt das Räthſelhafte in ihnen zu löſen und für das künſtleriſch Verfehlte eine Begründung und Erklärung zu finden vermag, gewährt uns ein Vortrag über Milton's dramatiſche Dichtungen, den Herr Dr. A. Schmidt in Königsberg i. Pr. gehalten und ſpäter veröffentlicht hat.*) Eine ausführliche Beſprechung findet darin der Comus, ein Maskenſpiel, das 1634 von dem 26jährigen Dichter verfaßt und zu Ludlow-Caſtle, dem Wohnſitz des Grafen von Bridgewater und Lordpräſidenten von Wales, von den Kindern des letzteren aufgeführt wurde. Jeder, der das Stück heute lieſt, wird empfinden, wie ſehr die Handlung durch lange Reden moraliſchen Inhalts gehemmt wird, und ſich unangenehm dadurch berührt fühlen. Herr Dr. Schmidt äußert ſich über dieſes merkwürdige Stück folgendermaßen: „Man hat dies kleine Drama das Meiſterſtück in ſeiner Gattung genannt, etwa mit demſelben Rechte, wie man den Don Quijote und die Hamilton'ſchen Contes die Meiſterſtücke des Ritterromans und Mährchens genannt hat. Denn in Wahrheit hat der Comus eine polemiſche Abſicht; er iſt ein Proteſt gegen den Ton, welcher bei den unmittelbaren Nachfolgern Shakſpeare's die Bühne zu beherrſchen begann. Stücke wie Ben Jonſon's Volpone und Epicoene, oder Maſſinger's und Fletcher's Jungfrauentragödie, oder Thierry und Theodoret, in denen geradezu das Unanſtändige und Obſcöne mit Vorliebe ausgemalt wurde, rechtfertigten nur zu ſehr den Zorn, welchen die Puritaner gegen das ganze Theaterweſen hegten und zur Zeit ihrer Herrſchaft ausließen. Speciell richtet ſich der Comus gegen eine Art von lyriſch-dramatiſchen Spielen, welche damals bei Hofe ſehr beliebt waren und beſonders von Ben Jonſon, dem Hofdramaturgen und poeta laureatus, auf Beſtellung geliefert wurden. Dieſe ſogenannten Masken, in denen Götter, Nymphen, Satyre, Flüſſe, Städte, Mond, Sonne und Sterne, allerhand allegoriſche Figuren, und namentlich auch Thiere, dargeſtellt durch Menſchen mit den entſprechenden Thierköpfen, unter großem ſceniſchem Aufwand aufzutreten pflegten, und welche keine andere Beſtimmung hatten, als frohe Ereigniſſe in der königlichen Familie zu verherrlichen oder ſonſt den höchſten Herrſchaften des Landes Vergnügen zu bereiten, geben uns einen ſehr niedrigen Begriff von dem Anſtandsgefühl und der Sittlichkeit am Hofe Jacobs und Carls I. Ben Jonſon hat einzelnen ſeiner Masken das Verzeichniß der Perſonen beigedruckt, welche bei der Aufführung mitwirkten; wir finden darunter die vornehmſten Damen, die Königin ſelbſt miteingerechnet, Reden und Lieder vortragend, welche ſich jeder Mittheilung entziehen. Im beſten Fall waren die Maskenſpiele platt, nichtig und ekelhaft ſchmeichleriſch, in der Regel frivol und ſinnlich, nicht ſelten noch ſchlimmer als das. Milton nun dichtete das ſeinige, in welchem man zahlreich die beſtimmteſten Beziehungen auf die Ben Jonſon'ſchen findet, zur Verherrlichung der Tugend und Unſchuld und zur Beſchämung jener Poeſie, welche die Sinnenluſt als höchſtes Glück und echte Lebensweisheit pries, und gab ihm in offenbar ſatyriſcher Abſicht den Titel Comus, als ob es beſtimmt wäre, den Senſualismus Ben Jonſons und ſeiner Nachtreter noch zu überbieten. Wahrſcheinlich lehnte ſich die Dichtung an beſtimmte Ereigniſſe an, über die wir keine Nachricht haben; die Annahme, daß die Kinder des Grafen von Bridgewater, für welche die Hauptrollen geſchrieben waren, in den höchſten Geſellſchafts-

*) Milton's dramatiſche Dichtungen. Eine Vorleſung von Dr. A. Schmidt. Königsberg, 1864. W. Koch.

Digitized by Google

kreiſen der Hauptſtadt eigenthümliche Erfahrungen gemacht hatten, wirft ein ſo helles Licht auf die Einkleidung des Plans, daß ſie faſt unabweislich iſt. Das Stück machte zu ſeiner Zeit den tiefſten Eindruck und circulirte Jahre lang in unzähligen Abſchriften, bis es, nicht auf des Dichters, ſondern ſeines Freundes, des Muſikers Lawes Betrieb, 1637 anonym im Druck erſchien. Die Kritik der folgenden Jahrhunderte, welche nicht mehr den moraliſchen, ſondern den äſthetiſchen Maßſtab anlegte, hat gegen die dramatiſche Anlage die begründetſten Ausſtellungen gemacht; aber gerade die am härteſten getadelten Stellen ſind nach meiner Meinung diejenigen, um derentwillen Milton das Ganze ſchrieb." — Wir glauben, daß dieſe Abſicht des Dichters, die merkwürdiger Weiſe Allen, die über Milton und ſeine Dichtungen geſchrieben, ſelbſt dem ſcharfſinnigen Macaulay verborgen geblieben iſt, ſo handgreiflich iſt, daß Herr Dr. Schmidt uns nicht zu viel zu ſagen ſcheint, wenn er meint, ſie brauche nur ausgeſprochen und kaum bewieſen zu werden um ſofortige Anerkennung zu finden.

Uebrigens können wir nicht unterlaſſen, die Leſer auf die vortreffliche Ueberſetzung großer Abſchnitte aus dem Comus und dem Samſon Agoniſtes, die der Verfaſſer in der kleinen Schrift bietet, aufmerkſam zu machen, zumal da von dieſen beiden Stücken noch kaum irgend eine erträgliche Ueberſetzung bis jetzt erſchienen iſt.

Italien.

Eine illuſtrirte Beſchreibung der römiſchen Katakomben in Rom.*)

Freunde der chriſtlichen Alterthumskunde machen wir auf das hervorragende Werk aufmerkſam, welches der gelehrte Forſcher der Katakomben von Rom, Ritter Giov. Battiſta de Roſſi, im Auftrage des Papſtes herausgiebt und welches eine vollſtändige Beſchreibung und Erläuterung der wunderbaren, unterirdiſchen Nekropolis von Rom zu geben verſpricht. Cavaliere Roſſi, ſeit vielen Jahren mit der Ueberwachung der Katakomben betraut und um dieſelben durch gründlichſte Studien, wie auch durch bedeutende Entdeckungen hoch verdient, iſt ſicherlich zur Herausgabe eines Werkes am beſten berufen und befähigt, das für das unterirdiſche Rom von nicht minderer Bedeutung ſein wird, als es die Beſchreibung von Bunſen, Platner, Gerhard und Genoſſen für die obere Stadt iſt. Dies große Stadtbuch von Rom, ein unvergängliches Denkmal deutſchen Fleißes und deutſcher Gelehrſamkeit, war nur möglich, weil es ſich auf die allſeitige Erforſchung der Topographie, der Geſchichte, der ſtädtiſchen Einrichtungen des alten Rom, auf die Ergebniſſe eines glänzenden Aufſchwunges der römiſchen Alterthumswiſſenſchaft ſtützen konnte. Zu einem ähnlichen Abſchluß iſt für die chriſtliche Archäologie die Zeit noch nicht gekommen. Denn bis jetzt iſt weder der vorhandene Stoff mit gleicher Genauigkeit geſichtet worden, noch ſind die Quellen der chriſtlichen Alterthümer nur annähernd ähnlich ausgebeutet. Vielmehr lehren die höchſt bedeutenden Erweiterungen, welche die Kenntniß der Katakomben grade in den letzten Jahrzehnden, insbeſondere durch die Ausgrabungen bei St. Caliſto und die Auffindung des Grabes der heiligen Cäcilia erfahren hat, daß noch gar Vieles in den unendlichen, dunkeln Gängen unter der ewigen Stadt auf ſeine Wiedererweckung harrt.

Wird daher das Werk des Ritters Roſſi, wie groß es immer angelegt ſei, in der Geſchichte der chriſtlichen Archäologie nicht als ein abſchließendes gelten können, ſo tritt es ſeinen großen Vorgängern, einem Boſio, den man den Columbus der Katakomben genannt hat, Bottari, der im 18. Jahrhundert glänzend weiterführte, was jener im 16. großartig begonnen, Marchi, der in unſern Tagen wirkte, ebenbürtig an die Seite. Für die Erweiterung ihrer Forſchungen ſteht jetzt nicht nur das größere Gebiet der Katakomben ſelbſt zu Gebote, ſondern auch die Aufſchlüſſe über das geſammte Leben des Alterthums, die Ergebniſſe einer einheitlichen Philologie, die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaft und die Vollendung der techniſchen Hülfsmittel. Der erſte Band der Roma sotterranea cristiana, der zugleich, da er die allgemeinen Grundlagen der Kenntniß von den Katakomben entwickelt, als ein ſelbſtändiges Werk gelten kann, enthält eine eingehende Geſchichte der Erforſchung des unterirdiſchen Rom, ferner eine ausführliche Abhandlung über die alten chriſtlichen Begräbnißplätze überhaupt und insbeſondere in Rom, mit einem ſehr reichhaltigen, urkundlichen Nachweis über die älteſte Topographie derſelben, dann die Beſchreibung der berühmten Katakomben von St. Caliſto, die zu den allerälteſten von Rom gehören und deren neuerliche Erweiterungen eben deshalb von beſonderer Wichtigkeit ſind. Angehängt iſt eine Arbeit des Signor Michele Stefano de Roſſi, Bruders des Verfaſſers, über die Geologie und die Architektur der Katakomben, welche den hiſtoriſchen und archäologiſchen Erforſchungen ergänzend zur Seite geht. Vierzig Tafeln in Farbenſteindruck, wie das Buch ſelbſt in Großquarto, dienen zur Veranſchaulichung der Ergebniſſe, indem ſie die Malereien, Sculpturen, die Struktur und die Architektur, die hauptſächlichſten Inſchriften, an denen dieſe Grabkammern des chriſtlichen Rom ſo reich ſind, wiedergeben. Der Preis des Bandes, mit dem dazu gehörigen Atlas der Abbildungen, koſtet zwölf römiſche Scudi (65 Francs 50 Cent.).

Nord-Amerika.

Draper's Geſchichte der geiſtigen Entwickelung Europas.*)

Einfluß des Klimas auf die Menſchen.

„Geſchichte der geiſtigen Entwickelung von Europa", dies iſt der Titel eines größeren Werkes, das einen Amerikaner zum Verfaſſer hat, und in mehrfacher Hinſicht an die früher von uns beſprochene Geſchichte der Civiliſation in England von Buckle, namentlich was ihre ſtark materialiſtiſche Grundanſchauung betrifft, erinnert. Die Amerikaner ſind mit dem Gebiete der Philoſophie der Geſchichte ziemlich vertraut und trauen ſich eine beſondere Befähigung für dieſes Feld der Erkenntniß zu. Wir haben hier Gelegenheit, mit einer hervorragenden Erſcheinung dieſer Richtung bekannt zu werden.

Um ein Werk mit dieſem Titel ſchreiben zu können, bedarf es eines Umfanges von poſitiven Kenntniſſen, zu deren Anſammlung

*) La Roma sotterraoea cristiana, descritta ed illustrata dal Cav. G. B. de' Rossi, publicata per ordine della Santità di N. S. Papa Pio Nono. Tom. I. Roma, Cromo-Litografia Pontificia. 1864. (Die deutſche Buchhandlung von J. Spithöfer in Rom führt Beſtellungen aus. In der Buchhandlung von A. Alter u. Co. in Berlin befindet ſich ein Exemplar des erſten Bandes zur Anſicht)

*) History of the Intellectoal Developement of Europe. By John William Draper. M. D., LL. D. etc. etc. In two volumes. London, Bell aod Daddly. Leipzig, Ludwig Denicke, 1864.

Digitized by Google

ein ganz außergewöhnlicher Kopf vonnöthen iſt; eine ganze Encyklopädie muß in dieſem Kopfe Platz haben. Außerdem würde derſelbe eine geiſtige Verdauungsfähigkeit beſitzen müſſen, die noch über ſeinen Umfang hinausginge — nämlich wenn die Tiefe der Arbeit ihrer Ausdehnung in die Breite nachkommen ſollte. — Ein ernſter, tiefer Geiſt, welcher der Frage, um die es ſich hier handelt, lange prüfend in's Geſicht geſchaut, dürfte den Muth verlieren, ſich mit ihrer Löſung zu befaſſen. — Indeſſen giebt es auch eine leichtere Methode, dergleichen Aufgaben zu löſen. An Köpfen, welche mit encyklopädiſchen Kenntniſſen de omnibus rebus et quibusdam aliis vollgepfropft ſind, fehlt es heutzutage nicht, und in Amerika, wo das oberflächliche Scheinwiſſen mit vollſtändiger Naturburſchen-Naivetät kultivirt wird, iſt vollends daran kein Mangel. Die chronologiſche Folge der Jahrhunderte, die feſtſtehende Gliederung der geſchichtlichen Perioden, die Idee des ſtetigen Fortſchrittes der Menſchheit, endlich frühere ähnliche Arbeiten, welche eine Gliederung und Sichtung des Stoffes enthalten, geben den Faden her, eine wohlverſehene Bibliothek thut das Uebrige. Wir haben auch in Deutſchland ſolche mit großer Geſchicklichkeit zuſammengeſtellte Werke aufzuweiſen, in welcher Beziehung wir z. B. C. Radenhauſens „Iſis, der Menſch und die Welt.“ *) nennen.

Den Eindruck eines beſonders tiefen Philoſophen macht auch Herr J. W. Draper nicht, am Wenigſten da, wo von der Schätzung des griechiſchen Geiſtes, wo er von Philoſophen und dem Werthe ihrer Lehren ſpricht. Das Werk ſoll nach des Verfaſſers Abſicht, eine Vervollſtändigung ſeines Werkes über „die menſchliche Phyſiologie“ bilden, worin der Menſch als Individuum behandelt wird, während er ihn hier in ſeinen ſocialen Verhältniſſen betrachten will. Im Ganzen, können wir ſagen, ſind die hervorſtechenden Partien des Buches diejenigen, wo der Verfaſſer mit den exakten Wiſſenſchaften, mit den greifbaren Ergebniſſen der Aſtronomie, Geologie, Phyſiologie, Ethnographie, Statiſtik u. ſ. w. zu thun hat, alles Andere dient nur dazu, um das jetzt angebrochene Zeitalter der reinen Wiſſenſchaft einzuleiten und zu verherrlichen, welches, natürlich genug, der weſtlichen Hemiſphäre angehört. Aſien und Europa waren nöthig, um die amerikaniſche Intelligenz hervorzubringen. Daher ſchließt das Werk mit einem Extrakte aus allen modernen Naturwiſſenſchaften, mit Abhandlungen über Nervenſyſtem, Theorie des Lichtes, Fortſchritte der Chemie u. ſ. w. Das letzte Kapitel handelt von der Zukunft Europas.

Trauriges Prognoſtikon! „Europe is inevitably hastening to become what China is. In her we may see what we shall be like when we are old!“ — Europa und ſpäter Amerika verfallen dem Schickſal, das zu werden, was China iſt; die fortbewegenden Kräfte der Civiliſation hören auf, die lebendigen Quellen, mit denen der Geiſt geſpeiſt wurde, trocknen ein, eine allgemeine Erſtarrung und Verknöcherung ergreift alle ſocialen Lebensformen, Kunſt, Wiſſenſchaft u. ſ. w. Die Menſchheit hat geiſtig ausgelebt, hat alle idealen Illuſionen überwunden, ſie kriebelt und wiebelt fortan in ameiſenhafter Thätigkeit weiter, um ganz im Materialismus, in der Sorge für das tägliche Brot, oder in der Befriedigung ihrer leiblichen Genüſſe aufzugehen. Alle geiſtige Beſchäftigung iſt Kopiren und Wiederkauen des Alten, tauſendfach Dageweſenen. Alſo weſentlich die Buckle'ſche materialiſtiſche Weltanſchauung; das höchſte Glück der alten Philoſophen, über das ſo unendlich viel geſprochen und geſchrieben worden, beſteht im Genuſſe des Fleiſches muſterhaft gezüchteter Preisrinder u. ſ. w.

Chineſen werden wir alſo, und zwar, was das Spaßhafteſte iſt, gerade durch das, auf was wir am ſtolzeſten ſind. Der Chineſe iſt uns unendlich voraus, er beſitzt ſeit langer Zeit, was wir erſt ſeit heute und geſtern errungen haben; er iſt religiös vollkommen tolerant und indifferent; er ehrt nicht den Adel der Geburt, ſondern den Adel der Gelehrſamkeit und Geſchäftskenntniß, er hat keine hohe Achtung vor dem Waffenhandwerk und kriegeriſchen Thaten; dagegen iſt die Volksbildung auf das Beſte organiſirt.

„Die Organiſation der Volksbildung iſt das herrſchende Prinzip. Ein breiter Grund iſt gelegt in der allgemeinen Volkserziehung Jeder Chineſe ſoll leſen und ſchreiben lernen; der Weg zu ſtaatlicher Beförderung ſteht Allen offen. Verdienſt, wirkliches oder ſcheinbares, iſt der einzige Paß zum Eintritt in Aemter. Ihre Gliederung beſtimmt einzig und allein den ſocialen Rang. Die Regierung iſt auf Grund geiſtiger Fähigkeiten organiſirt.“ .....

Folgt eine Schilderung des komplizirten Examinationsſyſtems, welches in China herrſcht. „Die Abſicht dabei iſt, eine dominirende Kontrole über den Geiſt (intellect) zu üben.“

Da haben wir's: der chineſiſche Geiſt hat ſich in einer ſtereotyp gewordenen, verſteinerten Wiſſenſchaft und Weltanſchauung verpuppt, und dieſe Wiſſenſchaft, büreaukratiſch organiſirt, läßt keine ureigne, individuelle Freiheit und Selbſtändigkeit mehr aufkommen. Wenn bei uns die praktiſche exakte Wiſſenſchaft, welche keine religiöſe oder philoſophiſche Hallucinationen mehr duldet, auf dem todten Punkte angelangt ſein wird, über den ſie nicht mehr hinaus kann, wenn die philoſophiſche Weltanſchauung mit Kosmogonie, Erdentſtehung, Anthropologie, Socialiſtik, Statiſtik, Mechanik fertig ſein wird — und es ſind Anzeichen vorhanden, daß ihr die Ideen auszugehen anfangen — dann beginnt das Chineſenthum, die Mumiſirung, die Schabloniſtik und die gelehrte, wiſſenſchaftliche, kritiſche Gedankenloſigkeit.

Allerdings ſucht der Verfaſſer dieſes höchſt traurige Prognoſtikon etwas zu mildern, indem er darauf hindeutet, daß die chriſtliche Religion die Europäer wohl nicht ganz auf den chineſiſchen Standpunkt und in die Troſtloſigkeit des Buddhismus werde verſinken laſſen, indeſſen, was er darüber ſagt, ſind höchſtens ein Paar gutgemeinte Redensarten. Obgleich er ſehr viel über die Religion in allen Formen, über Heldenthum, Judenthum, Chriſtenthum, Katholizismus, die Reformation u. ſ. w. ſagt und philoſophirt, ſcheint er doch im Ganzen über die Zukunft der Religion ebenſo unklar zu ſein, wie es heutzutage ſehr viele Leute ſind.

Die Stärke des Buches liegt alſo, wie geſagt, in der phyſikaliſchen und phyſiologiſchen Auffaſſung der Menſchengeſchichte: daher wollen wir uns zu dieſer wenden und hier einen Abſchnitt mittheilen, der ſich ganz beſonders dazu eignet.

Das zweite Kapitel handelt von Europa, ſeiner Topographie und Ethnologie.

„Europa iſt geographiſch eine Halbinſel und geſchichtlich ein Anhängſel an Aſien.

Es iſt aufgebaut an dem letzten Drittel einer ungeheuren Achſe von Gebirgen, welche in einem durchbrochenen und unregelmäßigen Laufe vom japaniſchen Meere bis zur Bucht von Biscaya reicht. Von den Seiten dieſer Kette gehen Halbinſelzüge nach Süden und ausgedehnte Hochebenen nach Norden. Der höchſte Punkt in Europa iſt der Montblanc, 15,000 Fuß über dem Meeresſpiegel.

*) 4 Bände. Hamburg, O. Meißner, 1863.

Die Erhebungsachſe iſt nicht zugleich die Achſe der Figur; der Abfall nach Süden iſt weit kürzer und ſteiler als nach Norden. Die endloſen Ebenen Aſiens ſetzen ſich fort durch Deutſchland und Holland. Ein Heer kann vom ſtillen Ocean bis zum atlantiſchen eine Strecke von mehr als ſechstauſend Meilen durchziehen, ohne eine Erhebung von mehr als wenigen hundert Fuß (den Ural?) auf ſeinem Wege zu finden. Der Abfall von Aſien nach Europa zu wird im Allgemeinen durch die mittlere Erhebung beider Kontinente über den Meeresſpiegel angezeigt. Für Aſien beträgt ſie 1132 Fuß, für Europa 671.

Durch den ihnen offenen Zugang haben ſich die aſiatiſchen Horden zu wiederholten Malen über den Weſten ergoſſen.

Mit einer Fülle von Quellen und Hauptwäſſern, aber ohne irgend einen Strom, der ein ernſtliches Hinderniß bildete, hat dieſer Strich eine für militairiſche Bewegungen geeignete Temperatur. Sie fällt im Allgemeinen zuſammen mit der Iſotherme von 50° und hält ſich an die nördliche Gränze, jenſeits welcher der Wein zu gedeihen aufhört und ſich das Wildſchwein nicht mehr findet.

In dieſer Weiſe konſtruirt, iſt Europa von Aſien aus nicht leicht zugänglich, eine Thatſache von nicht geringer Bedeutung in ſeiner alten Geſchichte; dagegen iſt es im Innern oder von einem ſeiner Theile zum andern ſehr leicht zugänglich. Noch mehr, ſeine Küſtenlinie iſt ſo gebrochen, hat ſo viele tiefe Buſen und Buchten, daß im Verhältniß zu ſeinem Flächeninhalte ſeine Küſtenentwickelung bedeutender iſt, als die jedes andern Kontinents.

In dieſer Hinſicht iſt ſein Gegenſatz zu Afrika in die Augen fallend. Auf je 156 Quadratmeilen Flächeninhalt hat Europa eine Meile Seeſtrecke; Afrika hat eine Meile auf 623 Quadratmeilen. Dieſe ungeheure Küſtenentwickelung vermehrt natürlich ſeine innere wie äußere Zugänglichkeit ungemein.

Die mittlere jährliche Temperatur der europäiſchen Länder, ſüdlich von dem erwähnten Gebirgszuge iſt 60° bis 70° F.; nördlich davon nimmt die Hitze allmählig ab, bis an dem äußerſten Rande der Küſten von Nowaja Zemlja der Boden beſtändig gefroren bleibt. Wie an anderen Theilen der Erdkugel entſpricht das Klima den Breitegraden nicht, ſondern wird durch verſchiedene Urſachen geſtört, worunter vornehmlich der große atlantiſche Golfſtrom und die Wüſte Sahara zu rechnen ſind.

Die letztere verleiht dem Süden von Europa eine ungewöhnlich hohe Hitze und der erſteren, Irland, England und dem ganzen Weſten eine mildere Temperatur. Mit einander vereint drängen ſie die jährlichen Iſothermen weiter nach Norden hinauf.

Wie es in Europa keine Wüſten giebt, ſo giebt es auch keine jener undurchdringlichen Wälder, wie man ſie in tropiſchen Gegenden ſieht. Von den weſtlichen Küſten Portugals, Frankreichs, Irlands vermindert ſich nach Oſten zu die Feuchtigkeit, und wenn wir nach Aſien kommen, verſchwindet ſie in der Wüſte Gobi. Es giebt hier keine ungeheure, gleichartige geographiſche Flächen, wie in Aſien, und deshalb keine weitausgebreitete Gleichförmigkeit von Menſchenracen.

Aber durch den Golfſtrom und den Südweſtwind wird nicht bloß einzig die Temperatur des europäiſchen Feſtlandes erhöht, ſeine üppige Vegetation hängt von ihm ab; denn üppige Vegetation wird neben andern Urſachen vornehmlich durch genügenden Regen bedingt. Ein Ueberfluß an Regen giebt Südamerika ſeine erſtaunlichen Wälder; der Mangel daran Auſtralien ſeine ſchattenloſen Bäume mit ihren verſchrumpften und ſchmalen Blättern. Mit dem Abnehmen der Feuchtigkeit werden die grünen Gärten Frankreichs in Gobi durch holzige, mit grauem Flaume bedeckte Pflanzen erſetzt. Phyſikaliſche Verhältniſſe beherrſchen eben ſowohl die Pflanzen- als die Thierwelt.

Die weſtlichen Länder Europas werden durch den Einfluß des Südweſtwindes des Golfſtroms und ihre Höhenzüge mit reichlichem Regen verſehen und haben eine günſtige mittlere Jahrestemperatur; doch je näher wir der Oſtgränze kommen, deſto mehr vermindert ſich die Zahl der Regentage, die abſolute jährliche Qualität von Regen und Schnee wird geringer und die mittlere Jahrestemperatur iſt niedriger.

Auf der atlantiſchen Seite der norwegiſchen Gebirge iſt beſtändiger Regen. Die jährliche Waſſertieſe iſt dort 82 Zoll, aber auf der entgegengeſetzten Seite der Berge nur 21 Zoll. Aus ähnlichen Urſachen iſt Irland feucht und grün, und in Cornwallis dauern Lorbeer und Kamelia den Winter im Freien aus.

Es giebt ſechs Maximum-Regenſtellen: Norwegen, Schottland, das ſüdweſtliche Irland und England, Portugal, das nordöſtliche Spanien und die Lombardei. Sie entſprechen wieder beſtimmten Gebirgen. Im Allgemeinen nimmt die Menge des Regens vom Aequator nach den Polen zu ab; aber ſie wird ſtark modifizirt durch den ſtörenden Einfluß hoher Gebirgsrücken, welche in vielen Fällen die Wirkungen der Breite faſt ganz aufheben. Die Alpen üben auf die Meteorologie von ganz Europa ihren Einfluß.

Berge beſtimmen alſo nicht blos die abſolute Qualität des Regens, ſie haben auch Einfluß auf die Zahl der Regentage im Jahre. Das Eintreten einer Regenzeit hängt ab von der Maſſe der in der Luft vorfindlichen Feuchtigkeit, und deshalb tritt ſie an der Küſte des atlantiſchen Meeres häufiger ein, als im Innern, wo der Wind in einem minder feuchten Zuſtande anlangt, da ein großer Theil der Feuchtigkeit an den Bergen hängen geblieben iſt, die den Wind höher hinaufzugehen zwingen. So hat man an der Oſtküſte von Irland 208 Regentage im Jahre, in England etwa 150, zu Kaſan 90 und in Sibirien blos 60.

Wenn die atmoſphäriſche Temperatur hinlänglich niedrig iſt, ſo fällt das verdichtete Waſſer in der Form von Schnee herab. Im Allgemeinen nimmt die jährliche Schneetiefe und die Zahl der Schneetage nach Norden hin zu. In Rom zählt man jährlich 1½ Schneetage, in Venedig 5½, in Paris 12, in St. Petersburg 171. Alles, was Einfluß auf die Vertheilung der Wärme hat, muß auch Einfluß auf den Schneeniederſchlag haben. Darunter gehören der Golfſtrom und die örtliche Höhe. Deshalb iſt an der portugieſiſchen Küſte der Schnee eine ſeltene Erſcheinung; in Liſſabon hat es von 1806 bis 1811 nicht geſchneit.

Der Unterſchied zwiſchen der Sommer- und WinterTemperatur nimmt nach dem Innern des Kontinentes zu; die Regenmenge, die auf dem Gebirgszuge am größten iſt, nimmt ſowohl gegen Norden als gegen Süden zu ab, und ebenſo, wenn wir von Weſten nach Oſten gehen. Dieſe Thatſachen zeigen uns, wie voll Europa von phyſikaliſchen Gegenſätzen iſt und wie viele Klimate es aufweiſt. Es folgt daraus nothwendig, daß es voll modifizirter Menſchen ſei.

Auf der ganzen Erde beeinfluſſen phyſiſche Umſtände das menſchliche Geſchlecht. Sie machen den Auſtralier zu einem Wilden, machen den Neger unfähig, ein Alphabet oder das Rechnen zu erfinden und über den Hexenglauben hinauszukommen. Sie ſind Urſache, daß die Tataren faſt ganz von Milch leben, während der amerikaniſche Indianer ſie verabſcheut. Sie machen die zwergiſchen Urbewohner von Europa zu inſtinktmäßigen Bergleuten und Erzgräbern. Eine künſtliche Beherrſchung der Temperatur

Digitized by Google

durch Wohnungen, warm für den Winter und kühl für den Sommer; Veränderungen in der Kleidung, je nach den Jahreszeiten, und vor Allem das Vertrautſein mit dem Feuer haben den Menſchen in Stand geſetzt, ſich in allen Klimaten zu behaupten. Die Erfindung künſtlichen Lichtes allein hat die mittlere Gränze ſeines Lebens hinausgerückt. Indem ſie ihm die Nacht nutzbar machte, hat ſie durch den geſellſchaftlichen Verkehr, den ſie beförderte, ſeine Sitten gemildert und ſeinen Geſchmack verfeinert — ja, hat vielleicht mehr als jedes andere Ding ſonſt ſeinen geiſtigen Fortſchritt gefördert. Dieſe Dinge gehören zu den erſten Bedingungen, welche die Geſittung veranlaßt haben. Verſchiedenheit natürlicher Bedingungen giebt Anlaß zur Bildung verſchiedener Volkstypen; künſtliche Erfindungen veranlaſſen wiederholte Modifikationen. Wo es viele verſchiedene Klimate giebt, dort wird es auch viele verſchiedene Menſchenformen geben. Hierin liegt die Erklärung der Energie europäiſchen Lebens und der Entwickelung ſeiner Civiliſation.

Kann Jemand den Einfluß regneriſcher Tage auf unſere induſtriellen Gewohnheiten und unſere Gemüthsſtimmung leugnen, ſelbſt in einem civiliſirten Staate? Mit wie viel größerer Stärke müſſen ſolche meteorologiſche Zufälligkeiten früher auf die ſchlecht geſchützten, ſchlecht gekleideten und ſchlecht behauſten Barbaren gewirkt haben? Kann Jemand die zunehmende Schwierigkeit der Exiſtenzmöglichkeit leugnen, wenn wir von den ſüdlichen Halbinſeln nach den rauheren Strichen des Nordens kommen? Es beſteht ein Zuſammenhang zwiſchen der mittleren Jahreswärme eines Ortes und der Eßbegierde ſeiner Bewohner. Der Sicilianer iſt zufrieden mit einer leichten Mehlſpeiſe und ein wenig Obſt; der Norweger verlangt eine kräftige Fleiſchnahrung. Der Lappländer verlangt obenein noch Bärenfett, Fiſchthran und Wallfiſchſpeck.

Die Witterung beeinflußt in nicht geringem Grade die Moralität; der inſtinktmäßige Hang zur Trunkenheit iſt eine Wirkung der Breite. Nahrung, Behauſung, Kleidung ſtehen in einer beſtimmten Beziehung zu den Iſothermen.

Aus ähnlichen Gründen ſtreben die Einwohner von Europa jedes Jahr mehr und mehr gleichartig zu werden. Klima und Witterungs-Unterſchiede werden durch künſtliche Erfindungen immer mehr ausgeglichen; und nicht blos eine Aehnlichkeit der Gewohnheiten, ſondern auch eine Aehnlichkeit der phyſiologiſchen Konſtitution iſt die Folge davon. . . . .

An den ſüdlichen Ausläufen des Hauptgebirges ſpringen die geſchichtlichen Halbinſeln Griechenland, Italien, Spanien hervor. Der erſteren gehört unverkennbar der Anfang der europäiſchen Geſittung an. Die alten Griechen behaupteten im patriotiſchen Sinne, daß ihr Klima das für die Menſchen am Beſten geeignete ſei; jenſeits der Berge nach Norden zu herrſche eine cimmeriſche Finſterniß, ein ewiger Winter. Dort war das Reich des Boreas, des ſchaurigen Tyrannen. In der Urzeit hielt der Menſch den Froſt für ſeinen Todfeind. Phyſiſche Erfindungen ſetzten ihn in den Stand, denſelben zu überwinden, und jetzt beſteht er einen weit ſchwierigern und zweifelhaftern Kampf mit der Hitze.“ . . . .

Nachdem der Verfaſſer noch über das ſchwarze und das Aſovſche Meer geſprochen, kommt er auf die Klimaveränderungen zu ſprechen, die in Folge der Erhebungen des Feſtlandes, namentlich des aſiatiſchen, wo die Wüſte Gobi einſt ein mit dem Kaspiſchen Meere und der Oſtſee in Verbindung ſtehendes Seebecken war, geſchehen ſein ſollen. Durch ſolche Erhebungen haben ſich Flora und Fauna ungemein verändert, namentlich aber habe das Waſſer immer mehr und mehr abgenommen. Durch den Mangel an Waſſer ſeien dann die aſiatiſchen Horden, die Mongolen u. a., veranlaßt worden, ihr Land zu verlaſſen, und dies ſei die Haupturſache der furchtbaren Einfälle der Mongolen u. a. Völker in Europa.

Wie uns ſcheinen will, geht dieſe Geſchichts-Auffaſſung etwas ſtark in's Blaue, und der Verfaſſer ſcheint auch gefühlt zu haben, daß er auf dieſem Punkte Widerſtand erfahren werde.

„Dieſen topographiſchen Veränderungen, ſagt er, weit mehr als politiſchen Einflüſſen ſollten wir viele jener berühmten mongoliſchen Einfälle zuſchreiben. Bisher hat man dieſe Ereigniſſe gewöhnlich einer zeitweiſen Uebervölkerung Centralaſiens oder dem Ehrgeize kriegeriſcher Häuptlinge zugeſchrieben. . . . . Die großen Einfälle aſiatiſcher Horden in Europa ſind viel zu heftig und ſtoßartig, als daß man ſie von dem ſtetigen Drucke einer Uebervölkerung ableiten könnte, und zu ausgedehnt für bloße kriegeriſche Aufregung.“ — Alſo Attila, Dſchingiskhan, Tamerlan wären danach Produkte des central-aſiatiſchen Durſtes!

Herr Draper vergißt nur ganz den Beweis zu führen, daß gerade zur Zeit, als jene Auswanderungen ſtattfanden, in Aſien große Erdrevolutionen ſtattgefunden haben. Die Erhebung eines ganzen Kontinents um Hunderte, vielleicht um Tauſende von Fuß iſt doch wohl keine Sache, die plötzlich und dabei ſo ganz unmerklich vor ſich geht; auch ſind wir über die Detailumſtände der Art und Weiſe, wie manche dieſer großen Eroberungszüge begonnen, keineswegs ſo ganz im Dunkel, als es nach der berührten Stelle ſcheinen dürfte. Es giebt ſogar mongoliſche Schriftſteller. Ob dieſe die Pläne Dſchingiskhan's mit dem plötzlich eintretenden Waſſermangel in Verbindung bringen, wiſſen wir nicht, glauben aber ſchwerlich.

Der Verfaſſer geht hierauf zur Bevölkerung Europas über, die er in eine doppelte theilt. Auch er nimmt an, daß die vorariſche Bevölkerung eine mongoliſche geweſen. Was er hierauf von dem indo-germaniſchen Stamme, von ſeiner Einwanderung, namentlich ſeiner Sprache u. ſ. w. ſagt, enthält für uns nichts Neues und ſcheint vornehmlich auf dem Werke von Max Müller über Sprachwiſſenſchaft zu beruhen.

Hierauf wird zu dem älteſten Griechenthum übergegangen und von deſſen Religion, Mythologie u. ſ. w. geſprochen. Natürlich kommt auch der Buddhismus, das Aegypterthum und der ganze Orient zur Sprache. Die ganze Weltgeſchichte zieht in ihren Haupterſcheinungen unſeren Blicken vorüber.

Aegypten.

Die Aegypter der Gegenwart.

Dr. Schuchardt's orientaliſche Reiſebilder, deren vollſtändigen Titel wir unten wiedergeben,*) ſind die Früchte einer jener Wallfahrten nach dem Orient, welche, eine mehr als tauſendjährige Schwäche des Abendlandes, in neuerer Zeit zum guten Tone europäiſcher Touriſten gehören.

Dieſe Schwäche nahm in verſchiedenen Jahrhunderten verſchiedene Formen an. Die Römer zogen nach dem Orient in der Abſicht, die Orbis terrarum in eine Orbis Romae zu verwandeln. Chriſt

*) Orientaliſche Reiſebilder. Andeutungen und Anleitungen, um in kurzer Zeit und für wenig Geld recht viel Orientaliſches kennen zu lernen. Von Dr. Theodor Schuchardt. Leipzig, Oskar Leiner, 1864.

Digitized by Google

liche Pilger ſuchten unter dem Vorwande frommer Gewiſſensbedürfniſſe bie Sehnſucht nach den poetiſch geahnten Wundern des Orients zu ſtillen. Die Kreuzfahrer, dieſer „Bouillon“ der abendländiſchen Männerſchaft, ſtrömten nach dem großen Schlachtenkreiſe der Racen am Mittelmeere, um nach manch ſüßem Abenteuer ihr Herzblut im heiligen Lanbe neben Milch unb Honig fließen zu laſſen. Die Wallfahrer der Neuzeit überfluthen die klaſſiſchen Felder des Oriénts, um an den Trümmern vieltauſendjähriger Kultur das Maaß — für die Kleinheit des gegenwärtigen Geſchlechts zu nehmen unb die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die brei wunderbarſten Erſcheinungen des Orients, der Aufbau der ägyptiſchen Architekturkoloſſe, die Harmonie griechiſcher Bildung und bie Idee des Chriſtenthums, noch immer in unbegreiflicher Höhe vor uns ſtehen.

Aegypten zumal wird uns immer wunderbarer, je größere Erfolge die dortigen Forſchungen auf dem archäologiſchen und hiſtoriſchen Felde erzielen. Die Hieroglyphen waren nicht die einzigen Räthſel, die Aegypten dem Witze ber abendländiſchen Weiſen zu löſen aufgab. Unter Anderm iſt z. B. bie Frage noch offen, wie Aegyptens Rieſenbauten haben hergeſtellt werden können und ob ihre Herſtellung uns, bie wir doch den Dampf und tauſend andere Hülfsmittel der Mechanik haben, überhaupt möglich ſein würde. Aber ein weit tieferes Räthſel tritt an uns heran, wenn wir, was ſehr nahe liegt, die Trümmer ägyptiſcher Bauten mit den Trümmern der dortigen Bevölkerung vergleichen.

Hierzu liefern Dr. Schuchardt's Reiſebilder ein überreiches Material. Nicht umſonſt erinnert der Titel des Werkes an unſre vulgäre Jahrmarkts-Literatur: wir werden darin recht eigentlich auf den Jahrmarkt des öffentlichen Lebens in Aegypten geführt. Obwohl mit einer glühenden Neigung für die geſchichtlichen Denkmäler und landſchaftlichen Schönheiten des Nillandes beſeelt, hat der Verfaſſer doch ſeine Studien hierauf nicht beſchränkt, ſondern auch dem orientaliſchen Volksleben, insbeſonbere der ägyptologiſchen Bevölkerung einen beträchtlichen Theil ſeiner Zeit und ſeines Nachdenkens gewidmet. Ihm iſt auch gerade für das Volksleben eine ſehr glückliche Sprache eigen, und während er ben Forſchungen eines Lepſius und Brugſch, ſo wie den neuſten Entdeckungen Mariette's, mit beinahe ſchwärmeriſcher Pietät bis in die feinſten Einzelheiten folgt, leiht er ſeinem Humor über das öffentliche Leben der ägyptiſchen Städte, über die Sitten, Gebräuche unb ſozialen Zuſtände der jetzigen Bewohner Aegyptens u. ſ. w. Worte, welche auf der volksthümlichen Tonleiter mit den Kraftausdrücken bes Shakſpeare'ſchen Coriolan wetteifern.

Freilich wird der Reiſende in Aegypten, auch wenn er ſich ausſchließlich der Vergangenheit dieſes myſtiſchen Landes widmen wollte, überall von der Gegenwart in ihrer widerlichſten Fratze an- und aufgehalten. — Aegypten iſt das Land der Extreme, aber in keinem Falle iſt dieſe Thalſache ſo auffällig, als wenn man die ſtolzen Pyramiden, dieſe ewigen Wahrzeichen der Kultur am Rande der todten Wüſte, mit den jammervollen Geſtalten zuſammenhält, welche heute das ägyptiſche Proletariat bilden. Dr. Schuchardt hat dieſen Kontraſt mit den intenſivſten Farben gemalt. Schon das Bakſchieſch, bieſe ſchrecklichſte der ägyptiſchen Landplagen, giebt ihm Stoff zu einem höchſt humoriſtiſchen Bilde, deſſen Hintergrund freilich mit all dem Jammer und Elend angefüllt iſt, gegen welches die Bakſchiſch-Forderungen ja nur die natürliche Verſicherungsanſtalt ſind. — Das Straßenleben überhaupt und was davon nicht zn trennen iſt, das Leben in den Moſcheen mit ſeiner eigenthümlichen Beweglichkeit iſt unſerm Reiſenden eine höchſt ergiebige Quelle der bunteſten Skizzen. Aber immer weicht der Reiz, den dieſes Leben auf die Sinne ausübt, enblich der Empfindung des Ekels vor den Rohheiten dieſes orientaliſchen Daſeins. Das Ange gewöhnt ſich noch leicht an die regelloſe Mannigfaltigkeit des Treibens auf den Straßen ägyptiſcher Hauptſtädte; dagegen wollte das Ohr unſeres Reiſenden ſich hartnäckig den muſikaliſchen Genüſſen des Orients verſchließen. Der Deutſche liebt die Harmonie, ſelbſt wenn ſie von einem Leierkaſten geboten wirb. Aber der Aegypter, von Alters her nicht ſonderlich ber Melodie und bem Akford ergeben, läßt unter bem Namen „Muſik“ einen Lärmen aus der Umgegend der Hölle paſſiren. Als ſolcher erſchien dem Reiſenden wenigſtens die Muſik, die als Begleitung von Hochzeits- unb Beſchneldungs-Zügen ibm begegnete. Wie viel mehr von bem Charakter des Hölliſchen mußte nicht jenes permanente durcheinandergellende Geſchrei an ſich tragen, mit weichem der Araber alle ſeine Handlungen zu begleiten pflegt — jenes Geſchrei, bas ſchon aus der friedlichſten Stimmung heraus jedem europäiſchen Trommelſell gefährlich iſt, als Ausbruck des Zorns oder der Wuth aber den wilden Thieren der Wüſte abgelauſcht zu ſein ſcheint!

Die Scenen, in welchen ſich ſolche Entmenſchlichungen zeigen, müſſen auf die Dauer nothwendig elnen höchſt traurigen Einbruck machen. Allein dieſer Eindruck wurde in unſerem Reiſenden verwiſcht durch die Betrachtung derjenigen, welche vor Allen zur Aufrechterhaltung menſchlicher Würde beruſen ſind: durch die Betrachtung der Derwiſche.

Dr. Schuchardt war Zeuge ihrer religiöſen Handlungen auf den Straßen wie in den Moſcheen. Seine Beſchreibung derſelben flößt uns eine tiefe Verachtung gegen eine Religion ein, welche ſich in ſolche Formen zu hüllen liebt. Derſelben Empfinbung giebt unſer Reiſende nach, wenn er ſich über das Gebahren der Diener Allahs mit kaum verhehlter Satyre ergeht. Er glaubt, die Derwiſche in heulende und tanzende eintheilen zu müſſen, unb führt uns von der erſteren Klaſſe ein ausgezeichnetes Exemplar vor, elnen Derwiſch, der bei feierlicher Begleitung eines Beſchneidungszuges in ſeiner Stimme den Tonſchatz des geſammten Thierreichs vereinigte unb bald als Singvogel, bald als Kater, bald als zirpende Grille, bald als Schwein oder Tiger erſchien.

In Kairo lernte Dr. Schuchardt bie andere Klaſſe der Derwiſche in dem berühmten Kloſter der tanzenden Derwiſche kennen; er wohnte dort ihrem myſteriöſen Tanze bei, und wenn ſeine Beſchreibung von dieſem „Unfug“ zu ſeinen gelungenſten Schilderungen zählt, ſo iſt ſie doch auch eine im höchſten Grade erſchreckende. Dieſer unſaubere Tanz, der als muhammedaniſcher Gottesdienſt gilt, iſt in dieſer Form kaum etwas Anderes, als der Tanz, zu welchem ſich die wildeſte Völkerſchaft des Erdenrunds um ein Opfer ihres Fanatismus vereinigt. Und die Sitte bei religiöſen Handlungen iſt der beſte Maßſtab für den Bildungsgrad eines Volkes!

Unſer Reiſende wollte das Volk auch in ſeiner Häuslichkeit beobachten. Er ließ ſich daher nicht abſchrecken, in die ſchlechteſte Höhle der Fellah, unter die Zelte der Beduinen, in die Hütten der Araber zu kriechen. Er fanb da freilich nicht viel Erfreuliches. Schamloſe Frauen, nackte Kinder, Ungeziefer in Fülle, ber Schmutz in ſchauderhafter Ueppigkeit; Erbhöhlen als Wohnungen, Lumpen an Stelle der Kleibung, ber Fraß der Thiere oft als Nahrung der Menſchen. Was ber Verfaſſer einer Beſchreibung für werth erachtet, läßt immerhin noch Spuren von Menſchlichkeit erkennen; ſchon ſchlimmer iſt, was er z. B. bei Erwähnung gewiſſer Kaffeehäuſer von Kairo mehr ahnen ais ſehen läßt; wo er aber, wie über Dinge, die er in arabiſchen Höfen der dortigen Vorſtädte

Digitized by Google

ſah, ſich ſelbſt zum Schwelgen verurtheilt, da mag das Entſetzen den dichteſten Schleier feſt darüber zuſammenhalten!

Allein mit dem bloßen Sehen war Dr. Schuchardt nicht befriedigt. Er fand die weſtöſtlich gemiſchten Gerichte der ägyptiſchen Hotelküchen zu europäiſch üppig, und es gelüſtete ihn nach einfacher Araberſpeiſe. Er ſuchte und fand ſie auf dem Lande bei Fellah und Beduinen. — Den erſten Verſuch machte er bei einem Fellah, bei dem er einige Stücke Vieh entdeckte, und bei dem er daher eine gewiſſe Wohlhabenheit vermuthete. Er ſendet ſeinen Eſeltreiber Ibrahim als Parlamentair in die Höhle und wird nun von dem Beſitzer, einem jungen aber entſetzlich unreinlichen Manne, zum Eintritt eingeladen. Er folgt, aber ſchon jetzt ſchwindet ſein Appetit, da ee mit anſehen muß, wie zwei Weiber, ſehr gegen das muſelmänniſche Geſetz, dicht an ſeiner Seite ihre Garderobe durch Anlegen zerlumpter blauer Ueberwürfe ohne alles Schamgefühl vervollſtändigen. Zwei gänzlich nackte Kinder vertreten das Geſchlecht der Zukunft. Die ganze Geſellſchaft avancirt nun gegen einen in der Ecke ſtehenden dampfenden Keſſel, welcher innen und außen mit einer Schmutzkruſte überzogen iſt. In demſelben kocht Reis in Waſſer; einzelne unförmliche Stücke Fleiſch ſchwimmen darin umher; ihnen ſieht man deutlich an, daß das betreffende Thier keineswegs mit Beil und Meſſer kunſtgerecht zeelegt, vielmehr echt patriarchaliſch zerriſſen iſt. Meſſer kennt die Familie nicht, daher greift der würdige Hausherr ohne Weiteres in den Keſſel, fängt ein Stück Fleiſch, reißt ſich davon ein Stück ab, wirft das übrige in den Keſſel zurück und verarbeitet das ſeinige mit Händen und Zähnen weiter. Die beiden Frauen, deren eine dem Reiſenden als Typus von Alter, Häßlichkeit und Wildheit gilt, während die andere ihn mehr an die Weiblichkeit erinnert, arbeiten ihrerſeits mit einem an Gier gränzenden Wohlbehagen an anderen Fleiſchſtücken herum, und hin und wieder wird auch den Sprößlingen der Familie ein Stück hingeworfen. Auch Ibrahim nimmt an dem Male Theil; unſer Reiſende aber dankt dafür entſchieden, nachdem er wahrgenommen, daß von der aus Palmblättern und Kameeldünger konſtruirten Decke der Höhle einzelne Stücke in den Keſſel hineingefallen waren.

Es wird dem Leſer nicht entgehen, daß nicht die Armuth an ſich — denn in Europa würde man in ähnlichen Verhältniſſen das Fleiſch vergeblich als gewöhnliche Speiſe ſuchen — ſondern die entſetzliche Roheit, mit welcher ſich dieſes Volk umgiebt, die Verſunkenheit des ägyptiſchen Proletariats kennzeichnet; und als Proletarier muß leider auch der heutige Fellah (Ackerer) betrachtet werden, deſſen Vorfaheen einſt eine ganze Welt mit Nahrung verſorgten! — Von dieſer Roheit liefern die Aufzeichnungen unſres Reiſenden unzählige Beweiſe. Von dem häuslichen Leben haben wir ſo eben ein ſauberes Beiſpiel voe Augen gehabt. Nicht anders geſtaltet ſich dee Umgang im öffentlichen Leben. Mäßigung in ſeinen Handlungen, Rückſichten gegen ſeine Mitmenſchen, Scham in ſeinem Gebahren, Zügelung ſeiner Leidenſchaftlichkeit kennt der ägyptiſche Proletarier nicht. Jede ſeiner Gemüthsbewegungen entwickelt ſich zu beſtialiſchen Erſcheinungen; der Ausbruch ſeines Zornes gleicht der Bosheit einer Hyäne; ſein Haß ſpeit auf das Opfer ſogleich Feuer und Flamme, und in dieſer Wildheit wetteifert das ſogenannte weibliche Geſchlecht glücklich mit demjenigen der Männer.

Wird man von dem Zauber der ägyptiſchen Baudenkmäler, von der Schönheit der Nilufer, von der Pracht der Gärten, von dee bunten und reichen Mannigfaltigkeit der Bazaee und von anderen ägyptiſchen „Wundern“ hingeriſſen, ſo pflegt man wohl Aegypten im Hinblick auf ſeine Nachtſeiten einfach das uralte Land der Extreme zu nennen; aber Jedem muß ſich dabei die Frage aufdrängen, wie ein Land, das von der Natur ſo üppig ausgeſtattet iſt und das ſeinen Bewohnern ſchon vor Jahrtauſenden die Gelegenheit zur Erreichung einer erſtaunlich hohen Kulturſtufe geboten hat, ſpäter eine ſo tief herabſinkende Bevölkerung gebären konnte. — Fallmerayer in ſeinen „Neuen Fragmenten aus dem Orient“*) macht die vampyrartige rückſichtsloſe Regierunhsweiſe der Vieekönige für dieſen Zuſtand verantwortlich. Mit vielem Rechte! Aber mit dieſer Regierung vereinigten ſich verſchiedene andere Momente zur Unterdrückung der Menſchlichkeit in dieſem Volke. Wie nahe liegt es z. B., daß die Religion Muhammed's, indem ſie der Sinnlichkeit den weiteſten Spielraum läßt, ihre Bekenner ſchließlich in den Sumpf der Gemeinheit und viehiſchen Roheit führt und ihnen nirgends einen Anhalt gewährt, ſich daraus wieder zu freier geiſtiger, menſchlich ſchöner Thätigkeit emporzuſchwingen. Gilt dies für den Orient mehr odee weniger allgemein, ſo müſſen wir in Betreff der ägyptokoptiſchen Bevölkerung noch weiter zurückgehen. Wir ſehen dieſelbe durch eine Reihe von Eroberungen unterdrückt, von einer furchtbaren Peſt heimgeſucht und demoraliſirt, die glücklichen Anfänge des Chriſtenthums bald verwiſcht, und noch weiter in der Ferne des graueſten Alterthums erſcheint als erſte Quelle der Entſittlichung dieſes Volkes die altägyptiſche Verfaſſung, deren Kaſteneinrichtung niemals eine Erhebung, nur eine Erſchlaffung und Verwilderung des Volksgeiſtes hervorrufen konnte. Dieſe Kaſteneinrichtung in Verbindung mit lokalen untergeordneten Umſtänden erklärt auch genügend die ſonſt wohl auffällige Thatſache, daß in keinem Lande Kunſt und Wiſſenſchaft ſo wenig auf die allgemeine Bildung der Maſſen eingewirkt haben, wie in Aegypten. Zieht man dabei die altägyptiſche Lehre von der Seelenwanderung in Betracht, ſo muß man erſtaunen, wie raſch und eigenthümlich dieſe Lehre ihrer Erfüllung entgegengegangen iſt. denn nicht erſt nach dem Tode, nein, ſchon im Leben unterwerfen ſich heute die Nachkommen dee alten Aegypter einem wahrhaft thieriſchen Daſein.

G. H.

Perſien.

Die erotiſche Poeſie bei den Perſern.**)

Der unten näher bezeichnete Vortrag bietet in ſchöner Form eine treffliche Charakteriſtik und Ueberſicht der erotiſchen Poeſie bei den Perſern. Ergebniſſe neuer Forſchungen zu bieten, lag nicht in des Verfaſſers Abſicht. Derſelbe geht von dem Satze aus, daß das Wort „Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt,“ ſeine weiteſte Anwendung finde auf das Leben der Völker, wenn dieſe in ihrer Entwickelung bis zu dem Punkte gelangt ſind, wo die Keime einee National-Literatur hervortreten. Die letzten Bedingungen, auf welche die epiſche Poeſie zurückgeht, finden ſich bei allen Völkern vor; ebenſo ſehen wir, daß faſt alle Nationalitäten einen Anlauf genommen haben, die Idee der dramatiſchen Poeſie zu verwirklichen. Wenn aber trotzdem nue einigen Völkern vorbehalten blieb, in dieſes oder jenes Gebiet der Dichtkunſt epoche-

*) J. Th. Fallmerayer's geſammelte Werke, herausgegeben von G. M. Thomas. Leipzig, Engelmann, 1861.

**) Ueber die erotiſche Poeſie bei den Perſern. Ein Vortrag. Von Dr. phil. Camillo Kellner; Dresden, Herrmann Schöpff 1864. (Herausgegeben zum Beſten der Gabelsberger'ſchen Typen-Angelegenheit.)

Digitized by Google

machend einzugreifen, ſo ſind es eben Umſtände äußerer Art, die bei den Einen das Wachsthum begünſtigend, bei den Andern daſſelbe niederhaltend eingewirkt haben. Ein anderes aber, meint der Verfaſſer, iſt es mit der erotiſchen Poeſie, die, weil ſie, ähnlich der Muſik, ein Ausfluß des urſprünglichen menſchlichen Weſens, ſeiner innern Regungen, Empfindungen und Willensthätigkeiten iſt und als ſolche auch dem wahren Weſen, dem Willen des Menſchen am meiſten zuſagt, Jedermann am meiſten zu Herzen ſprechen muß, überall wo es Menſchen giebt, denen das Leben wonnevoll zuwinkt, zur Erſcheinung kommen und freundliche Hörer finden muß.

Intereſſant iſt eine Parallele, die der Verfaſſer hier zieht. Er ſagt: „Wie in dem Leben eines jeden Individuums mit dem Augenblick, wo es ſich im Vollbeſitze ſeiner phyſiſchen Fähigkeiten befindet, plötzlich und mit Einem Schlage eine Erhöhung aller moraliſchen und intellektuellen Eigenſchaften eintritt, die den vor Kurzem noch harmlos beſcheidenen und dem Leben fremd gegenüberſtehenden Menſchen mitten in den Strudel des alltäglichen Treibens hineinzieht, ihn in eine Stimmung des Gemüths verſetzt, die mit der dichteriſchen Begeiſterung in innigſter Beziehung ſteht, und wie dieſe plötzlich erhöhte Stimmung in jeder begabten Menſchenbruſt ſich manifeſtirt, gleichgiltig, ob das Wachsthum des Individuums in die Zeit großer Ereigniſſe fällt, die an ihm wie ein Epos vorüberziehen, oder an denen es ſelbſt thatſächlich wie in einem Drama theilnimmt, — wie alle dieſe Erſcheinungen im Leben des Einzelweſens vorgehen, ſo ſehen wir ein ganz analoges Ereigniß auch im Leben der Nationen, Perioden, in denen ſelbſt Völker, die auf der Bühne der Weltgeſchichte weder als Hauptfaktoren handelnd eintreten, noch überhaupt ſonſt in derſelben eine hervorragende Stellung einnehmen, geiſtig ſo angeregt werden, daß üppig wuchernde Gewächſe der Erotik aller Orten hervorſprießen und ſo auch für die Nationalitäten gewiſſermaßen die Zeit der erſten Liebe ihren Anfang nimmt.“

Einen ſolchen Vorgang nimmt nun der Verfaſſer für Perſien ſeit dem 12. Jahrhundert an, von welcher Zeit an dieſes Land eine faſt 300jährige Blüthe der Poeſie erlebte, wie ſie in Anbetracht ihrer langen Dauer, ſowie der Großartigkeit und des bunten Wechſels ihrer Erſcheinungen faſt in keiner andern Literatur gefunden wird. Alsdann gedenkt der Verfaſſer in der Kürze der Umſtände, die dem Leben der perſiſchen Sprache und Dichtung fördernd oder hindernd entgegenkamen. Während der Herrſchaft der rein-griechiſchen Seleuciden und der orientaliſch-griechiſchen Arſaciden konnte von einer aufrichtigen Pflege echt perſiſchen Weſens und echt perſiſcher Kultur nicht die Rede ſein. Erſt unter den Saſſaniden erfolgte eine Auffriſchung alter Inſtitutionen, der alten Religion und Literatur. Die Sprache, die ſich unter den fremden Herrſchern aller ausländiſchen Beeinfluſſungen muthig erwehrt hatte, kam, wenn auch in verderbter Geſtalt, wieder zur Geſtaltung und wurde Trägerin einer Literatur, die man unter dem Namen Huzvaresh begreift.

Als im Jahre 636 n. Chr. Perſien unter arabiſche Herrſchaft kam und arabiſche Sprache und Literatur herrſchend wurden, war es mit dieſer faſt 400jährigen Blüthe wieder vorbei. Die Reaktion aber, welche gegen jene Unterwerfung ſtattfand und die ſich beſonders in der Spaltung in Sunniten und Schiiten dokumentirt, macht es erklärlich, wie von 850 an, wo nach dem Sturze des Chalifats in Perſien ſich ſelbſtändige Dynaſtengeſchlechter entwickelten, perſiſche Sprache und Literatur in äußerſt überraſchender Reinheit, wenn auch in ſtark abgeſchliffenen Formen, vor allem in dem großen geſchichtlichen Epos des Ferduſi (geb. 940, geſt. 1020) uns entgegentritt. Trotzdem war das Arabiſche für die Geſtaltung der perſiſchen Poeſie, in formeller wie in materieller Hinſicht, nicht ohne Einfluß. Die Sprache wurde durch Aufnahme arabiſcher Elemente in ihrem Wortreichthum glücklich erweitert, und vom 12. Jahrhundert an reicht die Blüthe der perſiſchen Poeſie bis in's 15. Jahrhundert hinein, wo der Name Dſchami den Markſtein einer Literatur bildet, deren Himmel fünf auch von dem Occident als ſolche anerkannte Dichterſterne erſter Größe ſchmücken: Ferduſi, Dſchelaleddin Rumi, Sadi, Hafis und Dſchami.

Nach dieſer kurzen geſchichtlichen Skizze geht der Verfaſſer zur Betrachtung der erotiſchen Poeſie ſelbſt über und hebt beſonders zwei Momente als die charakteriſtiſchen heraus: erſtens den Ausſchluß der Frauen vom öffentlichen Leben, zweitens den Hang der Perſer zum Myſticismus.

Die Unnahbarkeit der perſiſchen Frau konnte jener Gattung des leichteren Liebesliedes, welches den frohen glücklichen Augenblick des Zuſammenſeins erhaſcht und in wenig Worten die Gefühle der Liebeswonne oder tiefer Seelentrauer oder des zarten, ſcherzhaften Gekoſes aushaucht, konnte mit einem Worte der ſogenannten anakreontiſchen Lyrik nicht eben günſtig ſein. So iſt denn auch die romantiſche Frauenliebe bei den Perſern faſt nur auf das Epos beſchränkt. So kommt es, daß in Sadi's „Roſengarten“ in zwanzig Erzählungen, die das Buch der Liebe enthält, nur ein einziges Mal ein Mädchen den Mittelpunkt der Darſtellung abgiebt. Frauenliebe ſoll nicht profanirt werden, Frauenliebe gehört nicht in Gedichte, deren ſich möglicher Weiſe der große Haufen bemächtigt. Dafür wird Gegenſtand für die Poeſie die Liebe ſelbſt, als Regentin des Weltalls, als die mächtigſte Leidenſchaft und das ſtärkſte Motiv für den Willen.

Der eigentliche Erſatz aber für die fehlende Geliebte iſt jene leidenſchaftliche Freundſchaft unter Männern, die auch der griechiſchen Erotik ein ſo eigenthümliches Gepräge verleiht. So beginnt Sadi eine ſeiner Erzählungen im Reiche der Liebe mit den Worten: „In meiner frühen Jugend hatte ich, wie das ſo zu geſchehen pflegt und wie Du weißt, ein Liebesverhältniß mit einem jungen Menſchen von lieblicher Stimme“ u. ſ. w. Als etwas Selbſtverſtändliches bemerkt der Verfaſſer noch, daß dem wahren Dichter, trotz des überſchwänglichen, ſinnlich-phantaſtiſchen Ausdrucks in den Liedern dieſer Gattung nur der reine, edle Eros vorſchweben kann, wie ihn von der realen Seite das griechiſche Sparta und die heilige Schaar Thebens repräſentirt, wie ihn, ideal gefaßt, Plato in ſeinem Gaſtmahl und Xenophon in der Schrift mit dem nämlichen Titel durch Sokrates Mund verherrlicht hat.

Rückſichtlich des zweiten Momentes, der Vorliebe der Perſer für den Myſticismus, für jene philoſophiſche Weltanſchauung, die auf Grund der Alleinslehre ihr Streben darauf richtet, das Leben des Individuums in dem Leben und dem Daſein der Gottheit aufzulöſen und zu vernichten, ſagt der Verfaſſer: „Zu einer Zeit, wo die wilden Mongolenhorden aus dem nördlichen Aſien hereinbrachen und aller irdiſche Beſitz in Frage geſtellt wurde, mußte das Gemüth ſich mit um ſo größerer Freudigkeit in das innere Seelenleben vertiefen, mußte durch die Contemplation der Gottheit und durch das Streben nach geiſtiger Freiheit ein unerſchütterlicher Haltepunkt gefunden werden, der dem Sturze alles Beſtehenden die Waage hielte. Durch ſtrenge Askeſe, durch Entſagung alles weltlichen Treibens ſucht der Sufi — dies iſt der Name für die Anhänger dieſer Richtung — zur innern Erleuchtung, zur unerſchütterlichen Seelenruhe und zur Vereinigung des Menſchengeiſtes

Digitized by Google

mit der Gottheit hindurch zu dringen. Vor der Größe der Gottheit fällt dann die Perſönlichkeit, die Individualiſirung in ihr Nichts zurück: alles Perſönliche erſcheint dann als Beſchränkung und als ein leerer Wahn, in den Augen des begeiſterten Myſtikers iſt ſelbſt das Böſe von dem Guten nur relativ unterſchieden, d. h. es iſt ein niederer Entwickelungsgrad deſſelben, kurz, alle Gegenſtände verſchwinden in dem Grundgedanken der Alleinslehre.

„So kommt plötzlich in die nüchterne Welt der muhamedaniſch-religiöſen Weltanſchauung eine erquickliche Regung, und ein warmer Pulsſchlag treibt zum Ausbruch inniger Gefühle, deren Ausdruck zur grandioſeſten Symbolik greifen muß. Wie in der chriſtlich-myſtiſchen Ausdrucksweiſe die Kirche als die Braut Chriſti hingeſtellt wird, ſo iſt jetzt der Freund, der Geliebte, der Schenke nicht mehr ein menſchliches Weſen: es iſt die Gottheit ſelbſt, — allerdings unter dem Bilde des Geliebten auftretend — nach deren Liebe der Dichter dürſtet. Aber freilich bedarf es längerer Zeit, um dieſes hohen Glückes theilhaftig zu werden:

Mit dem Saum des Kleides ſtreif' ich
Immer an des Freundes Duft,
Aber mit den Blicken greif' ich
Ach, vergebens durch die Luft
Mir ſo nah' und nicht begreif' ich
Wie er mir ſo fern her ruft.
Die Gedanken
Stehn und wanken
Vor der ungeheuern Kluft.

Hat aber der Dichter endlich den Weg über dieſe Kluft gefunden, iſt er aus dem Meere des Irrthums aufgetaucht und kühn der regenbogenfarbigen Täuſchung entflohen, da ſinkt das Kleid von Staub herab, und heilige Reinheit unter dem Symbol des ſpiegelklaren Waſſers umwallt ihn; er kehrt zurück in den Schooß der das All durchdringenden Gottheit.“

Als Repräſentanten dieſer Richtung beſpricht der Verfaſſer die beiden Dichter Dſchelaleddin Rumi (geſt. 1275) und Muhammed Schemſeddin Hafis (geſt. 1389.) Von dem erſtern ſagt er, daß in ſeinem Divan eine die Schranken der Zeit und des Raumes überfliegende Phantaſie den Grundgedanken des Sufismus im reichſten Wechſel der farbenprächtigſten Erſcheinungen aufrolle, den zweiten ſtellt er hin als den Dichter, in dem die einzelnen Stufen der Liebe, von der Frauenliebe an bis zur ſublimſten philoſophiſchen Liebe der Myſtiker, wie in einem Brennpunkte zuſammentreffen. Jene asketiſche Begeiſterung, deren Ausfluß Dſchelaleddin's Gedichte ſind, durchdrang auch Hafis' erſte gottſelige Lieder, bis er in ſeinem höhern Alter mit einem Male in das vollſtändige Gegentheil umſchlug und Lieder bot, die, durchdrungen von überſprudelnder Phantaſie, ſich der Natur, dem Wein, der Frauenliebe, der Freundſchaft zuwenden und die herrſchende orthodoxe Kirche ſammt den Myſtikern angreifen, ohne dabei eine ungeheuchelte Gottergebenheit und Religiöſität zu verleugnen und den Tiefen der Seelenſtimmungen fremd zu werden, Lieder, deren Genuß auch jene Kommentatoren nicht verleiden konnten, die um jeden Preis beweiſen wollten, daß Hafis nie der myſtiſchen Richtung untreu geworden ſei.

Die dem Vortrage eingewebten Proben aus den genannten Dichtern ſind ſehr glücklich gewählte Illuſtrationen deſſelben und verleihen dem an ſich trefflichen Vortrage einen bleibenden Werth.

Schließlich ſei noch bemerkt, daß der Verfaſſer an die Exiſtenz eines in Tiflis verſtorbenen Mirza Schaffy glaubt, und daß der Vortrag in der königlichen Hof-Buchdruckerei von Meinhold und Söhne in Dresden nach dem ſtenographiſchen Manuſkripte abgeſetzt wurde. A. R—r.

China.

Das Leben in Shanghai.

Es bedarf, als allgemein bekannt, wohl kaum vorausgeſchickt zu werden, daß die in chineſiſchen Städten wohnenden Fremden ebenſo vollſtändig abgeſondert von den Chineſen leben, wie dieſe Letzteren im Auslande, wie z. B. in San Francisko und in den Minen Californiens, von den Amerikanern, die überdies mit Geringſchätzung auf den bezopften, gelbfarbigen „Johnny,“ (Spottname der Chineſen) herabſehen. Freilich rächt ſich Johnny dafür durch ſeinen unerſchütterlichen Gleichmuth, durch ſein unverhohlenes Mißtrauen gegen die „Amelikans,“ durch Verlaſſen des Goldlandes bei Lebzeiten, ſobald er ſich etwas erſpart hat, und falls er darin ſtirbt, durch Auswanderung noch nach dem Tode, womit eine Reſurrection nicht gemeint iſt, wohl aber die Hinwegführung ihrer Leichname, oft mehrere Hunderte auf Einmal, in Schiffen, die von San Francisko nach Honkong oder Shanghai in Ballaſt gehen, zurück nach der heimatlichen Erde.

So gering auch die Bedürfniſſe des Chineſen und ſo winzig die Koſten ſeines Unterhalts, muß doch der in China wohnende Fremde, wenn er und ſeine Familie die gewohnten Anſprüche an Bequemlichkeit befriedigen und zu dem bon ton der Geſellſchaft gehören will, das Geld mit vollen Händen ſowohl an ſeine eignen Landsleute als auch an die verſchmitzten Johnnies ſpenden, wovon wir ein Beiſpiel anführen wollen. Schon der oft belachte Martin Farquhar Tupper ſagt in ſeiner Philoſophie der Sprichwörter: „Ein Kindchen im Hauſe iſt eine Quelle der Glückſeligkeit,“ aber in dem modernen Fremden-Viertel einer chineſiſchen Hafenſtadt iſt ein Kindchen eine ſolche Unkoſtenquelle, daß deren Boden zu ergründen keine leichte Aufgabe iſt.

Unſer Berichterſtatter wohnt in Shanghai; ſein Brief datirt vom April 1864, und er ſelbſt ſcheint das unglückliche Familienhaupt zu ſein, deſſen Schickſal er beſchreibt. Zuerſt, ſo klagt er, wenn das „geliebte Weſen“ das Licht der Welt erblickt hat, beanſprucht der dabei thätig geweſene ärztliche Beiſtand ein Geſchenk von 200 Taels, (1 Tael = $1\frac{7}{8}$ Thaler) alſo ca. 370 Thaler. Demnächſt erheiſcht die vornehme Sitte, eine weiße Amme zu miethen. Iſt es eine Säugamme, ſo erhält ſie 50 Dollars (merikaniſche Dollars) pro Monat: iſt es eine Trockenamme, (eine Kinderfrau) ſo iſt 25 Dollars pro Monat ein kaum genügender Lohn. Der drohende Uebelſtand einer häufig eintretenden Verheiratung dieſer Ammen veranlaßt die vorſichtige Mutter, eine regelmäßige Korreſpondenz mit ihrer Frau Mama (wahrſcheinlich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika) zu führen, in der ſich beſtändig die Bitte wiederholt, ihr neue Ammen zuzuſenden. — Hat das „geliebte Weſen“ ſich von der Taufe, die beiläufig 100 Dollars koſtet, erholt, muß daſſelbe Luft ſchöpfen, die kleine Lunge ſoll Sauerſtoff einathmen, und es wird erforderlich, ihn oder ſie fein ſäuberlich in Spitzen, Kanten, Bänder u. dgl. einzuhüllen; eine vorſchriftsmäßige moderne Einrichtung der Art koſtet 500 Dollars. Da das Shanghai-Quartier im Sommer ein wahres Golgatha iſt, in den andern Jahreszeiten aber Typhus und Blattern hier häufiger ſind, als ein gewöhnlicher Schnupfen im übrigen Theile der Welt, ſo wird Papa ein geiziger

Digitized by Google

Tyrann geſcholten, wenn er der Mama nicht 1600 Dollars für Extraausgaben, für Spitzenſchleier und dergleichen Kleinigkeiten zur Verfügung ſtellt.

„Wozu überhaupt Kinder haben, wenn ſie nicht hübſch gekleidet werden können!“ heißt es, und iſt nun unſer „geliebtes Weſen“ fein genug angezogen um ſein Erſcheinen auf dem „Bund“ oder am „Malor“ (Promenaden in Shanghai) machen zu können, wird gleich ein „Palankin“ (Tragbett) für 50 bis 150 Dollars, als durchaus nothwendig, angeſchafft. Dazu gehören die Kulie-Träger des Palankin's, deren vier, in Nanking gekleidet und mit bunten Schäferhüten, wie man auf Watteau'ſchen Bildern erblickt, geſchmückt, die faſhionable Zahl bilden. Manchmal ſoll das „geliebte Weſen“ eine ausgedehntere Spazierfahrt machen, und es würde ganz unpaſſend und outré ſein, wenn die weiße Amme das Wägelchen zöge, daher es die „Ama“ oder chineſiſche Wärterin thut, während die reich geputzte, mit Schleier und Federhut ausſtaffirte Amme wie eine große Dame vorauf ſpaziert. Leider haben die chineſiſchen Ama's die üble Gewohnheit, die ihnen anvertrauten Kinder mit Pſora und verſchiedenen anderen Krankheiten anzuſtecken, ſo daß die „Quellen der Glückſeligkeit“ unſere Herzen, ſtatt mit Roſen und Myrthen, mit Cypreſſen umranken. Ein dem „geliebten Weſen“ gemachter Einzelbeſuch des Arztes koſtet nur 7 Dollars, und wenn der uns ſagt, daß er unſre Hoffnung und unſeren Stolz nicht zu retten vermag, wird der berühmte „Medico“ von Shanghai herbeigerufen, der, von ernſt-traurigem Antlitz, langem und magerem Körper, ſich in ein paar Jahren ein Vermögen von über 100,000 Taels erworben hat.

Summiren wir einmal was es koſtet, in Shanghai ein geliebtes Kleines von der Geburt an im Laufe des erſten Jahres zu unterhalten:

Der Arzt		Doll.	150
Weiße Säugamme	pro Monat 50 Doll.	„	600
„ Kinderfrau	„ „ 25 „	„	300
Chineſiſche Ama	„ „ 15 „	„	180
Taufe		„	100
Spitzen, Bänder u. ſ. w.		„	500
Palankin		„	100
Vier Kulies	pro Monat 8 Doll.	„	384
Perambulator		„	25
Jährliches Honorar des Arztes		„	700
	Total	Doll.	3039

„Iſt das nicht großartig!“ ruft unſer Berichterſtatter aus; „möchte man nicht lieber ein Templer ſein, als ſich in ſolche eher zu niedrig als zu hoch angegebene Unkoſten von Damen ſtürzen laſſen, die wie Dickens ſagt: „ihren Herrn und Gatten lieben und ſich mit kleinen Ablegern der Menſchheit zu umgeben wünſchen.“

Eine eigenthümliche Mode unſrer jungen Fräulein und Bräute in Shanghai iſt, ſich auf dem „Bund“ oder am „Malor“ in kleinen Wagen von Rohrgeflecht, begleitet von einer Freundin herumzutummeln. Elegant und in bauſchigen weißen Roben gekleidet, führen die Damen in den eignen zarten Händen die Zügel der Pferde, und gleichen, indem ſie mit Schnelligkeit dahinſauſen, durchſichtigen weißen Wolken. Täglich ſieht man dieſes an und für ſich recht hübſche Schauſpiel, das aber hinſichtlich der Schicklichkeit viel zu wünſchen übrig läßt. Indeſſen hier heißt es, „da wir einmal im Orient leben, muß unſer Geſchmack mehr oder weniger barbariſch werden.“

Jede chineſiſche Stadt hat ihre Bettler-Könige, die ſehr ſchmutzig aber ſehr reich ſind, und deren Unterthanen nach Zehntauſenden zählen. Unſer Shanghai Bettler-König iſt ein ſehr verſchmitzter Kerl, der ſeit Kurzem den weißen Knopf trägt, und mit der einem Weißknopf-Mandarin gebührenden Ehrerbietung gegrüßt wird. Seine Rangbeförderung verdankt er dem Hohen Fotai der Provinz (Kiang-su), dem neulich 40,000 Taels entwendet wurden, deren Zurückſchaffung er vom Bettler-König verlangte. Der König mit allen Schlichen der Diebswelt bekannt, ſpielt gleichzeitig die Rolle eines Polizei-Chefs, hat jedoch eine eigenthümliche Art dem Miſſethäter beizukommen, indem er zu ihm geht und ſagt: „ſo und ſoviel erhalte ich für Dich oder für Deinen Kopf; wieviel giebſt Du mir, wenn ich Dich laufen laſſe!“ Das Geſchäft kommt zu Stande, wenn der Verbrecher den mächtigen König hinreichend bezahlt, und der Letztere, wenn befragt, verſichert, den Uebelthäter nicht entdecken zu können. In dem erwähnten Falle der 40,000 Taels in Gold gebot indeſſen die Klugheit, den Dieb zu ermitteln. Als dies dem Bettler-König nicht alsbald gelingen wollte, erbat er ſich Erlaubniß, die ihm auch ertheilt wurde, in das Lager der Truppen gehen und dort eine Spielbank eröffnen zu dürfen. Bald waren alle die kaiſerlichen Tapferen mit „Grade oder Ungrade“ und Würfeln beſchäftigt, und der kluge Bettler-König entdeckte mit geringer Mühe den Dieb in dem, der mit goldenen Taels am Meiſten um ſich warf. Binnen einer Woche hatte der Fotai ſeine 40,000 Taels zurück und über dem häßlichen Schädel des Bettler-Königs prangte dafür der weiße Knopf. Das Betteln iſt in China eine geheiligte Beſchäftigung; in manchen Städten erwirbt der Bettler-König jährlich 100,000 Taels. Bei Feſten und namentlich bei Hochzeiten ſchicken ſie eine Deputation in das Haus der Braut und des Bräutigams, und nur gegen angemeſſene Bezahlung kann man ſich von ihnen während der Ceremonie, die drei Tage währt, durch Vermittelung dieſer Abgeſandten loskaufen. Wehe dem, der ſich nicht mit ihnen einigt, denn abſcheuliche Horden, ſchmutziges, abſchreckendes Geſindel, erſcheinen gegen Abend, umlagern das Haus und dringen in deſſen entlegenſte Räume. Dagegen fruchtet keine Einſprache, denn es iſt Landesbrauch und die Parole lautet: „Gieb uns Geld, oder wir verpeſten Dir die Luft und Dein Haus, bis Du vor Ekel krank wirſt!“

Aus den Berichten von der großen Binnenſtadt Hankow, 800 engl. Meilen aufwärts von der Mündung des Jang-tſe-kiang belegen, erſehen wir, daß der Abbé Huc ſowohl, wie auch die London Times, ſich in romantiſchen Schwärmereien gefallen haben, wenn z. B. der Erſtere die Einwohnerzahl Hankow's, mit der Nachbarſtadt Wuchong und der Vorſtadt Han-Jan auf „7,000,000“ veranſchlagt, die Letztere ſogar in ihrem Leitartikel der Hankow City prophezeiht: „daß ſie nächſtens auf Grund der in ihr wohnenden reichen engliſchen Kaufleute und deren Paläſte ſich mit jeder heimatlichen City meſſen könnte.“

Hankow iſt von den Taipings wiederholt zerſtört worden; der jetzige Aufſchwung deſſelben datirt vom Jahre 1861. Die Engländer und Amerikaner haben auf dem Fluſſe Jang-tſe eine bedeutende Zahl von Dampfſchiffen; die amerikaniſchen, von durchſchnittlich 800 Tonnen Gehalt, — es ſind jetzt deren 18 — werden im Januar 1865 noch durch ſieben, in New-York im Bau begriffene Dampfer von je 1000 Tonnen, vermehrt werden.

Aus dem kaiſerlichen Zollamt in Hankow ergeben ſich für 1863 folgende Zahlen:

Total-Werth der Einfuhr	Taels	9,926,317
„ der Ausfuhr	„	12,844,070
Für Zoll eingegangen	„	1,314,002

Seitdem Hankow dem fremden Handel geöffnet worden, gehen große Maſſen Thee, anſtatt den weiten Landweg über Canton zu

Digitized by Google

nehmen, direkt von Hankow nach London (in Schiffen von nicht über 15 Fuß Tiefgang) oder nach Shanghai.

Hankow wird in nicht langer Zeit ein wichtigerer Handelsplatz als Canton werden. Die Ausfuhr von Ziegel-Thee allein nach Rußland betrug im Jahre 1863: 32079 Piculs (1 Picul = 133⅓ Pfund) oder 42,772,000 Pfund. Der Preis deſſelben iſt 6 Taels für ein Picul.

Die Zahl der Einwohner Hankow's iſt etwas über eine Million, unter ihnen ungefähr 200 Ausländer, von denen wiederum 20 Amerikaner ſind.

Der Vertrag zu Nanking im Jahre 1842, für den die ganze Menſchheit den Engländern zu Danke verpflichtet iſt, hat den erſten Keil in die verknöcherte, egoiſtiſche Politik China's getrieben, und jetzt nach 20 Jahren iſt deren Zähigkeit erſt ſo weit überwunden, daß ein Theil des Jang-tſe-kian, „das Kind des Oceans," wie ſie ihn nennen, den Fremden geöffnet iſt. Die Länge des mächtigen, von Weſt nach Oſt ſtrömenden Fluſſes, iſt 3000 engl. Meilen, ſein Flußgebiet umfaßt 740,000 engl. Quadratmeilen, und bietet Raum für eine Bevölkerung von 480 Millionen Seelen. Dampfer von ähnlicher Conſtruktion, wie die ihn jetzt befahrenden, können noch 400 Meilen oberhalb Hankow's laufen; nachdem dort die Stromengen des Jang-tſe paſſirt ſind, würden flachgehende Nachdrucks-Dampfer noch viele hunderte Meilen aufwärts, bis in die entfernteſten, unbekannten Regionen Tibets gelangen können. Welch ein Triumph für den Diplomaten, der den Jang-tſe-kiang von der Mündung bis zur Quelle, und damit den Reichthum des innern himmliſchen Reiches der Welt erſchlöſſe!

Kleine literariſche Revue.

— **Die Fremdwörter in Luther's Bibelſprache.** In einem zu praktiſchen Zwecken verfaßten bibliſchen Wörterbuche,*) welchem aber durchaus ein gediegenes wiſſenſchaftliches Studium zu Grunde liegt, finden wir auch die fremden Beſtandtheile in Luther's Bibelſprache berückſichtigt, und überdies dieſe Entlehnungen, ſoweit ſie eben nicht in dem Werke ſelbſt erklärt wurden, in einem Anhange alphabetiſch zuſammengeſtellt. Es hätte ſich vielleicht empfohlen, hier eine Trennung vorzunehmen zwiſchen den entlehnten Wörtern, die ganz in Fleiſch und Blut unſerer deutſchen Sprache übergegangen ſind, und denen, welchen man die fremde Abſtammung auf den erſten Blick anſieht. Ueber einzelne Etymologien kann man anderer Anſicht ſein als der Verfaſſer, im Allgemeinen aber hat ihm ſeine tüchtige Sprachkenntniß das Richtige treffen laſſen. Wir beſitzen gegenwärtig in unſerem Sprachſchatze natürlich eine weit größere Anzahl von Fremdwörtern, als ſie Luther's Bibel bietet, immerhin ſind aber die hier aufgezählten die gebräuchlichſten, ſo daß ſich Mancher wundern wird, wenn er das Verzeichniß betrachtet, wie viel er eigentlich ſich der fremden Beſtandtheile in ſeiner deutſchen Sprache bedienen muß. Ueberhaupt iſt aus Jütting's Wörterbuche, welches in ſeinem Haupttheile nicht blos eine trockene Aneinanderreihung von Wörtern iſt, ſondern eine Betrachtung über den vorliegenden Stoff anſtellt, recht viel zu lernen, und ſo mag das Werk auch weitern Kreiſen empfohlen ſein.

*) Bibliſches Wörterbuch, enthaltend eine Erklärung der alterthümlichen und ſeltenen Ausdrücke in M. Luther's Bibelüberſetzung. Für Geiſtliche und Lehrer. Von W. A. Jütting, Gymnaſiallehrer zu Aurich. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1864.

— **Gindely's Rudolf II. und ſeine Zeit.***) Von dieſem in unſeren Blättern früher ausführlich angezeigten wichtigen Werke zur Vorgeſchichte des dreißigjährigen Krieges iſt ſoeben die erſte Abtheilung des zweiten Bandes erſchienen. Aus den vorliegenden neuen Quellenforſchungen des Herrn Profeſſors Gindely ergiebt ſich unter Anderm, daß Kaiſer Rudolf II. ſich mit dem ſelbſt nach der böhmiſchen Königskrone ſtrebenden Erzherzog Leopold von Steyermark zu dem Zwecke verbunden hatte, die Macht der böhmiſchen Stände zu brechen, die abſolute Herrſchergewalt in Böhmen zu erlangen und dann die ihm von ſeinem Bruder Mathias entrungenen Provinzen wieder zu gewinnen, während es dem Erzherzog Leopold lediglich darum zu thun war, König von Böhmen zu werden.

— **Valentin Weigel.** Eine hiſtoriſche Monographie J. O. Opel's zur Charakteriſtik Valentin Weigel's,**) eines deutſchen Theoſophen zu Anfang des 17. Jahrhunderts, des Herrn und Meiſters der „Weigelianer", zu deren Schule auch Jacob Böhme gehörte, darf als ein intereſſanter Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Geiſteskultur bezeichnet werden. Der Verfaſſer glaubt in Weigel und den Weigelianern eine Schule erkannt zu haben, welche vorzugsweiſe die Gedanken der Zukunft in Bezug auf Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ausgeſprochen hat. Er ſagt: „Zum erſten Male wurde von Weigel der Gedanke der Weiterbildung der Reformation ausgeſprochen und der Kampf gegen die Schranken begonnen, in welche auch das bürgerliche Leben durch das ſtarre Kirchenthum eingeengt war."

— **Die alte Gerichtsverfaſſung der Mark Brandenburg.** Von einem intereſſanten rechtshiſtoriſchen Werke iſt jüngſt der erſte Band erſchienen, welcher ein, nach der Lage und Beſchaffenheit der Quellen, ungemein ſchwieriges Unternehmen einleitet. Herr Dr. Kühns, Privatdocent des deutſchen Rechts an der Berliner Univerſität, iſt mit dem Anfang einer „Geſchichte der Gerichtsverfaſſung und des Prozeſſes in der Mark Brandenburg"***) vor das Publikum getreten, und es iſt anzunehmen, daß die Wiſſenſchaft dieſe Arbeit in ihrer Vollendung dereinſt als eine Bereicherung erkennen werde. Die tiefen und weitverzweigten Forſchungen von Riedel und die höchſt anerkennenswerthen von Fidicin und von Ledebur haben in dem Buche des Herrn Kühns eine gute Verarbeitung und eine ganz neue Art von Verwerthung erfahren; auch iſt der ſelbſtändige Fleiß des Autors, was Form und Inhalt betrifft, nicht auf der Stufe einer bloßen Kompilation ſtehen geblieben. Die Unterſtützung, welche Männer von dem Range eines von Strampff und Heydemann ſeinem Zwecke angedeihen ließen, iſt allerdings Herrn Kühns' beſte Empfehlung, und wir wünſchen daher aufrichtig, daß die Fortſetzung dem glücklichen Anfang entſprechen möge! T. v. B.

— **Die japaniſche Sage.** In der philoſophiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften legte Herr Dr. Pfizmaier in der Sitzung vom 12. Oktober eine Abhandlung vor unter dem Titel „Die ergänzte japaniſche Sage". Außer dem Werke, das der Verfaſſer ſeinen Abhandlungen über japaniſche Theogonie und die erſten Beherrſcher Japans zu Grunde legte, findet ſich in der k. k. Hofbibliothek ein anderes, auf denſelben Gegenſtand bezügliches Werk: Kami-jo-no maſagoto, „die richtigen Worte der Götter-

*) Rudolf II. und ſeine Zeit, 1600—1612. Von Dr. Anton Gindely, Profeſſor an der Univerſität zu Prag. Band II. Abth. 1. Prag, Karl Bellmann, 1865.

**) Leipzig, Weigel, 1864.

***) Berlin, Stilke und van Muyden, 1865.

Digitized by Google

geſchlechter", das zu Owari im erſten Jahre des Zeitraumes Kuan-ſei (1789) durch Moto-wori-no nobu-taka, einen als Autorität vielfach genannten Alterthumsforſcher, herausgegeben wurde. Dieſes Werk, durchgängig in chineſiſcher Tſao-Schrift und Fira-ka-na geſchrieben, ſtützt ſich vorzugsweiſe auf das klaſſiſche Furu-koto-bumi, die „Erzählung der alten Begebenheiten", während das früher benützte Kami-jo-no maki-no aſi-kabi („die gereihten Schilfknospen der Göttergeſchlechter") die alten Urkunden und Ueberlieferungen ſammelt. Es enthält daher eine Menge Nachrichten, welche in dem zuletzt erwähnten Werke fehlen, und liefert namentlich manche Beiträge zur Kenntniß des auf den urſprünglichen Landesglauben gegründeten Gottesdienſtes der Japaner. Von den einzelnen Abſchnitten, in welche daſſelbe getheilt iſt, ſtimmen einige mit den alten Ueberlieferungen inſofern überein, als ſie die nämlichen Begebenheiten, aber mit Abweichungen, Zuſätzen und Ergänzungen, wieder erzählen. Bei einer durchaus verſchiedenen Schreibweiſe zeigt es häufig auch eine verſchiedene Mundart. Durch die Benützung dieſes Werkes entſtand die gegenwärtige Abhandlung des Verfaſſers, die er unter dem Titel: „Die ergänzte japaniſche Sage" veröffentlicht. Um ſeiner Arbeit neben dem ethnographiſchen und kulturhiſtoriſchen Intereſſe, das ſie beſitzt, auch Wichtigkeit in ſprachlicher Hinſicht zu verleihen, hat er die Tſoa- und Fira-ka-na-Schrift des japaniſchen Textes, deren Zeichen größtentheils von ihm erſt entziffert wurden, in das die Vieldeutigkeit ausſchließende Kata-ka-na umgewandelt und iſt übrigens bei der Sonderung und Erklärung der Zeichenverbindungen wie in ſeiner Abhandlung über die Theogonie der Japaner vorgegangen.

Literariſcher Sprechſaal.

Auf Befehl des Miniſters des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, iſt die ſeit längerer Zeit unterbrochen geweſene Publikation der Archives des missions scientifiques et littéraires wieder aufgenommen worden. In jedem Jahre erſcheint ein ſtarker Band dieſes Archivs, und zwar enthält die kürzlich ausgegebene erſte Abtheilung des erſten Jahrganges folgende Beiträge:

1. Bericht des Herrn Georges Perrot über die Inſel Thaſos;
2. Bericht des Herrn von Mas-Latrie über die in den Archiven von Venedig befindlichen Depeſchen der venetianiſchen Geſandten in Frankreich an die Regierung der Republik;
3. Bericht des Vicomte de Rougé über die älteſten Denkmäler Aegyptens hinſichtlich ihres Alters und ihres Werthes für die Geſchichte der Menſchheit;
4. Bericht des Herrn Carle Weſcher über dieſelben Denkmäler und beſonders über die Inſchriften.

In der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften (mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Klaſſe) erſtattete Herr Profeſſor v. Hochſtetter in der Sitzung vom 20. Oktober einen Bericht über die Reſultate der von ihm im Auftrage der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Klaſſe unternommenen Nachforſchungen nach Pfahlbauten in den Seen von Kärnten und Krain. Trotz des für derlei Unterſuchungen im verfloſſenen Sommer äußerſt ungünſtigen, weil ungewöhnlich hohen Waſſerſtandes der Seen blieben dieſelben doch nicht ohne Erfolg, indem es Dr. Hochſtetter gelang, an vier Seen Kärntens, nämlich am Wörther, Keutſchacher, Rauſchelen und Oſſiacher See, Punkte aufzufinden, wo theils Pfahlwerk, theils ausgebaggerte Gegenſtände, wie Topfſcherben, Haſelnüſſe, Knochen u. ſ. w. auf alte Niederlaſſungen hindeuten. Jedoch nur an einem der von Hochſtetter entdeckten Punkte, am Keutſchacher See unweit Klagenfurt, konnten bis jetzt weitere Unterſuchungen angeſtellt werden. Faſt genau in der Mitte dieſes Sees befindet ſich eine bei gewöhnlichem Waſſerſtand von 4 bis 6 Fuß, derzeit von 10 bis 12 Fuß Waſſer bedeckte Untiefe, auf deren Grund zahlreiche Pfahlrudimente ſichtbar ſind. Mittelſt eines Schleppnetzes hatte Prof. Hochſtetter in Begleitung von Herrn Dr. A. Huſſa aus Klagenfurt halb verkohlte Schalenſtücke von Haſelnüſſen, Stücke gebrannten Lehms, inkruſtirte Holzkohlen und zahlreiche Schalentrümmer von Anodonta vom Grunde zwiſchen den Pfählen aufgefiſcht. Darauf hin hat Herr T. Ullepitſch, Mitglied des Muſeums-Ausſchuſſes in Klagenfurt, im Auftrage des käentneriſchen Geſchichtsvereins, es unternommen, an derſelben Stelle mittelſt Baggerſchaufeln nachzugraben, und war ſo glücklich, ſchon nach kurzer Zeit eine große Menge ſchwarzer, mit eigenthümlichen Zickzackzeichnungen verſehener Topfſcherben und halb gebrannter Stücke von Lehm, der zwiſchen runde Stäbe eingeſchmiert geweſen zu ſein ſcheint, ferner eine runde Glimmerſchieferplatte, einen Wetzſtein und ein Stück von einem Hirſchgeweih an den Tag zu bringen. Dieſe Funde laſſen nicht mehr zweifeln, daß man es hier mit Reſten einer Niederlaſſung aus der älteſten Zeit zu thun hat, und Prof. Hochſtetter ſpricht ſeine Anſicht dahin aus, daß ſicher zu erwarten ſtehe, daß nicht blos am Keutſchacher See, ſondern auch an den anderen erwähnten Seen, an den von ihm bezeichneten Punkten, durch geeignete Grabungen, zu günſtiger Jahreszeit angeſtellt, wirkliche Pfahlbauten mit allen denſelben eigenthümlichen Geräthſchaften und Gegenſtänden aus der ſogenannten Stein- und Bronzezeit, wie an den Schweizer Seen, aufgedeckt würden.

Die Saturday Review, die von Zeit zu Zeit mit vieler Sachkenntniß geſchriebene Ueberſichten der deutſchen Literatur giebt, beſchäftigt ſich in einer ihrer letzten Nummern mit der neueſten Arbeit Stahr's, auf die wir ſelbſt noch in einem beſonderen Artikel zurückzukommen denken. „Dr. Stahr," ſagt die engliſche Zeitſchrift, „hat auf die von ihm verſuchte Rehabilitirung des Tiberius eine Apologie der Cleopatra folgen laſſen. Unſer Haupteinwurf gegen dieſes geiſtreiche und unterhaltende Werk beſteht gerade darin, daß es eine Apologie iſt. Erſtens war keine ſolche erforderlich. Quis vituperavit? Eine unbeſtimmte Anklage des Verraths gegen Antonius wird von allen anerkannten Autoritäten verworfen. Cleopatra iſt eine Lieblingsfigur der Geſchichtsſchreiber und Geſchichtsfreunde, das Urbild eines Charakters, der allerdings von der Vollkommenheit fern war, aber ſeine Irrthümer durch ein Heer von glänzenden Eigenſchaften wieder gut machte, welchen die Mängel nur als Folie dienten, ohne die ſie kaum hätten exiſtiren können. Das allgemeine Urtheil der Nachwelt iſt in Shakſpeare's prachtvoller Schilderung reſumirt, welche der ägyptiſchen Königin ſelbſt wohl ſchwerlich mißfallen hätte und mit welcher auch Herr Stahr zufrieden ſcheint. Trotzdem iſt ſein Werk im Stil einer Rechtfertigungsſchrift gehalten, und er polemiſirt fortwährend gegen Plutarch und andere Autoren, deren Sprache ihm beſtändigen Anſtoß giebt, obſchon er keinen ernſtlichen Verſuch macht, ihre Schlüſſe zu entkräften. Auch iſt dies glücklicherweiſe unmöglich; der Geſchichte die traditionelle Cleopatra rauben, wäre eine Entweihung, deren ſich ſchuldig zu machen Herr Stahr der letzte ſein würde. Der Hauptfehler ſeines Buches entſteht wahrſcheinlich aus ſeiner Parteilichkeit für Antonius, der freilich eines Anwalts viel eher bedarf, als Cleopatra."

Digitized by Google

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'ſches
Converſations-Lexikon
für den Handgebrauch.
Zweite völlig umgearbeitete Auflage.
Vier Bände.
Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 7 Thlr. 20 Ngr.

Die zweite Auflage dieſes von der Kritik durchweg als trefflich anerkannten, allgemein beliebten Werks iſt ſoeben vollſtändig geworden. Daſſelbe hat daher den Vorzug vor ſämmtlichen ähnlichen Werken, daß ſeine Artikel die neueſten Daten enthalten und daß es den hinzugekommenen Stoff bis auf die jüngſte Gegenwart herab in ſich aufnehmen konnte.

In allen Fällen, wo es gilt, ſich ſelbſt oder andern raſch irgend eine Frage zu beantworten oder ein Kunſt- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr im geſellſchaftlichen Umgange, auf Reiſen, bei der Lektüre namentlich von Zeitungen ꝛc., wird ſich das Kleinere Brockhaus'ſche Converſations-Lexikon gewiß als ein treues Nachſchlagebuch bewähren, weshalb es ſich als ein unentbehrlicher Hausſchatz empfiehlt.

Das Werk kann ſowohl auf einmal, geheftet oder gebunden, als auch nach und nach in 40 Heften zu je 5 Ngr. bezogen werden. (773)

In der Hinſtorff'ſchen Hofbuchhandlung in Wismar erſchien ſo eben, zu haben in allen Buchhandlungen: (775)

Illuſtrirte Prachtausgabe
von
Fritz Reuter's Hanne Nütte.
Mit 40 Bildern, gezeichnet von Otto Specter.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Fritz Reuter's Kein Hüſung.
2. Aufl. Geh. 1 Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

In unſerem Verlage ſind erſchienen:

William Shakeſpeare's Sonette
in deutſcher Nachbildung von **Friedrich Bodenſtedt.**

1) **Pracht-Ausgabe,** gr. 8. Velinp. geh. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.
2) **Volks-Ausgabe,** weiß Druckp. geh. 15 Sgr., eleg. geb. 25 Sgr.

„Wenn ſich Muſik und Poeſie verbinden
Geſchwiſterlich in ſüßer Harmonie,
Muß ſich Dein Herz zu meinem Herzen finden:
Du liebſt Muſik, ich liebe Poeſie.
Du liebſt es, Dowland's hehrem Spiel zu lauſchen,
Deß Lautenklang das Herz mit Zauber füllt —
Ich lieb' es, mich an Spenſer zu berauſchen,
Deß Lied die tiefſte Weisheit mir enthüllt;
Du liebſt des Gottes weihevolle Klänge,
Die Dich empor zu höhern Sphären tragen —
Ich liebe ſeine himmliſchen Geſänge
Die, was ich ſelbſt nicht ſagen kann, mir ſagen.
Ein Gott ſchuf beide. Wie ſie ſich verbinden,
Muß ſich Dein Herz zu meinem Herzen finden."

Shakeſpeare's Zeitgenoſſen u. ihre Werke.

In Charakteriſtiken und Ueberſetzungen von
Friedrich Bodenſtedt.

I. Band: John Webſter. II. Band: John Ford. III. Band: John Lilly, Robert Greene und Chriſtoph Marlowe, die drei bedeutendſten Vorläufer Shakeſpeare's und ihre dramatiſchen Dichtungen. 8. geheftet. Preis: à 1 Thlr. 15 Sgr. (Jeder Band wird einzeln verkauft.)

Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (778)

Neueſtes Subſcriptionswerk des Bibliographiſchen Inſtituts.

Bibliothek ausländischer Klassiker
in neuen deutschen Musterübersetzungen.

Inhalt und Anordnung des Werkes:

Der Rahmen dieser Bibliothek nimmt nur **vollständige Stücke** aus den Blüthe-Epochen fremder Literaturen auf, und wählt von den verschiedenen Richtungen: Drama, Lyrik, Epos, Roman etc., auch wieder nur die **hervorragendsten Schriftsteller** aus. Beispielsweise nennen wir von bereits in Angriff genommenen zunächst erscheinenden Bestandtheilen unseres Programms:

Aus der englischen Literatur: **Chaucer's** Canterbury-Geschichten, **Shakespeare's** sämmtliche Dramen; **Milton's** verlorenes Paradies; die besten Werke von **Swift, Pope, Goldsmith**; die grossen Humoristen des vorigen Jahrhunderts: **Sterne, Fielding, Smollet** etc.; **Defoe's** Robinson; **Macpherson's** Ossian; Lustspiele von **Sheridan** u. A.; **Burns'** Gedichte; die vorzüglichsten Romane und poetischen Erzählungen von **W. Scott**; die poetischen Werke von **Lord Byron, Shelley, Thom. Moore** und den vorzüglichsten Dichtern der sogenannten Seeschule, von **Tennyson** u. A.

Aus der französischen Literatur: Die bedeutendsten Lustspiele **Molière's**; eine Auswahl aus den Dramen **Racine's** und **Corneille's**; **Le Sage's** Gil Blas und Hinkender Teufel; **La Bruyère's** Charaktere; die schönsten Erzählungen von **Voltaire** und **Diderot**; die Hauptwerke **Rousseau's**; die Erzählungen von **Bernardin de St. Pierre** und **Chateaubriand**; **Frau v. Staël's** Corinne; das Beste aus den Poesien und Romanen von **V. Hugo, Lamartine, G. Sand, Töpffer** etc.; **Béranger's** Gedichte.

Aus der italienischen Literatur: **Dante's** göttliche Komödie; **Boccaccio's** Decamerone; **Ariost's** Roland; **Tasso's** befreites Jerusalem; Dramen von **Alfieri, Silvio Pellico** etc.; Erzählungen von **Manzoni, Ugo Foscolo** etc.; Poesien von **Leopardi, Giusti** etc.

Aus der spanischen u. portugiesischen Literatur: **Camoens'** Lusiaden; die Romanzen vom **Cid**; eine Auswahl von Dramen aus der Blüthezeit des **altspanischen Theater's**; **Cervantes** Don Quixote; das Beste aus den Werken neuerer Dichter.

Aus dem Alterthum: **Homer's** Epen; die Dramen des **Sophokles** und **Aeschylus**; Auswahl aus **Euripides**; **Plautus'** Lustspiele etc.

Aus den skandinavischen und slavischen Literaturen: **Tegner's** Frithjofsage; ausgewählte Poesien von **Björnstjerne Björnson, Stagnelius**; **Holberg's** Lustspiele, die besten Werke von **Oehlenschläger, Andersen, K. Hauch, Hertz**; ferner von **Lermontoff, Puschkin** etc.

Anvertraut sind diese schweren Aufgaben nur anerkannten „Meistern der Uebersetzungskunst", und nennen wir unter denen, die sich uns bereits an dem Unternehmen verbunden haben: Altmüller, Bartsch, Ehrenthal, Eitner, Moritz Hartmann, Hertzberg, Jordan, Karte, Lobedanz, Rapp, Schäffer, L. Seeger, Spielhagen, Strodtmann, Viehoff, Zoller u. A.

Da jedes aufgenommene Werk **vollständig mitgetheilt wird, bildet es ein** für sich bestehendes, ein oder mehrere Bändchen umfassendes Ganze, reiht sich aber in der äusseren Anordnung und Uniformität der Sammlung planmässig ein. Die zu einer Literatur gehörigen Bände schliessen sich ausserdem wieder zu kleineren Gruppen zusammen. Wo es zum Verständniss und zur richtigen Würdigung eines Werkes nöthig erscheint, werden demselben eine biographische oder literarische Einleitung sowie Noten und Anmerkungen beigefügt.

Art und Weise des Erscheinens:

Die Bibliothek erscheint, obschon auf systematischer Grundlage, doch nicht in systematischer Ordnung, sondern in einer aus verschiedenen Literaturen bunt abwechselnden Folgereihe von Bänden. Monatlich werden 2 solcher Lieferungen ausgegeben, die verschieden sind in Umfang und Preis, je nach der Ausdehnung des Inhalts, und zwar kosten sie im Abonnement wie im Einzelverkauf:

der Bogen Oktav nur ⅓ Sgr. (4 Nkr. östr.)
also Lieferungen von unter 6 Bogen ⅙ Thlr. (30 Nkr. östr.)
„ „ 8—9 „ ⅕ „ (36 „ „)
„ „ 10—11 „ ¼ „ (45 „ „)

Bei einer solchen noch unerreichten Niedrigkeit des Preises ist die Ausstattung eine so würdige und gefällige, wie man sie bisher nur an Pracht-Ausgaben gewohnt war. — Das Abonnement erstreckt sich, da der Umfang der ganzen Bibliothek nicht genau voraus bestimmt werden kann, auf **Serien** von je 50 Lieferungen. Jede Serie schliesst jedoch mit vollständigen Werken ab.

Erschienen:
1. Band, *Shakespeare's* **Macbeth**, deutsch von W. Jordan, 5 Sgr.
2. „ *Tegner's* **Frithjofsage**, deutsch von H. Viehoff, 6 Sgr.

Unter der Presse:
3. Band, *Shakespeare's* **Hamlet**, deutsch von L. Seeger.
4. „ *Töpffer's* **Rosa und Gertrud**, deutsch von K. Eitner. (772)

So eben erſchien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin

Weltlich Evangelium. Ein Blüthenkranz deutſcher Lyrik.
Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. (779)
Mit einem Titel in Holzſchnitt. In engl. Einband mit Goldſchnitt 1 Thlr.

Sinnige Auswahl, der rothe Faden, der das Ganze durchzieht (die Jahreszeiten) unterſcheiden das Büchlein von den meiſten ähnlichen Sammlungen. Die Ausſtattung iſt anſprechend und gefällig.

Dieser Nummer liegt bei ein Prospekt betreffend Camille Flammarion, Die Mehrheit bewohnter Welten. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Joſeph Lehmann in Glogau. — Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.
Druck von Eduard Krauſe in Berlin.

Digitized by Google

13

3

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.

Digitized by Google

3 2044 092 563 824

Digitized by Google